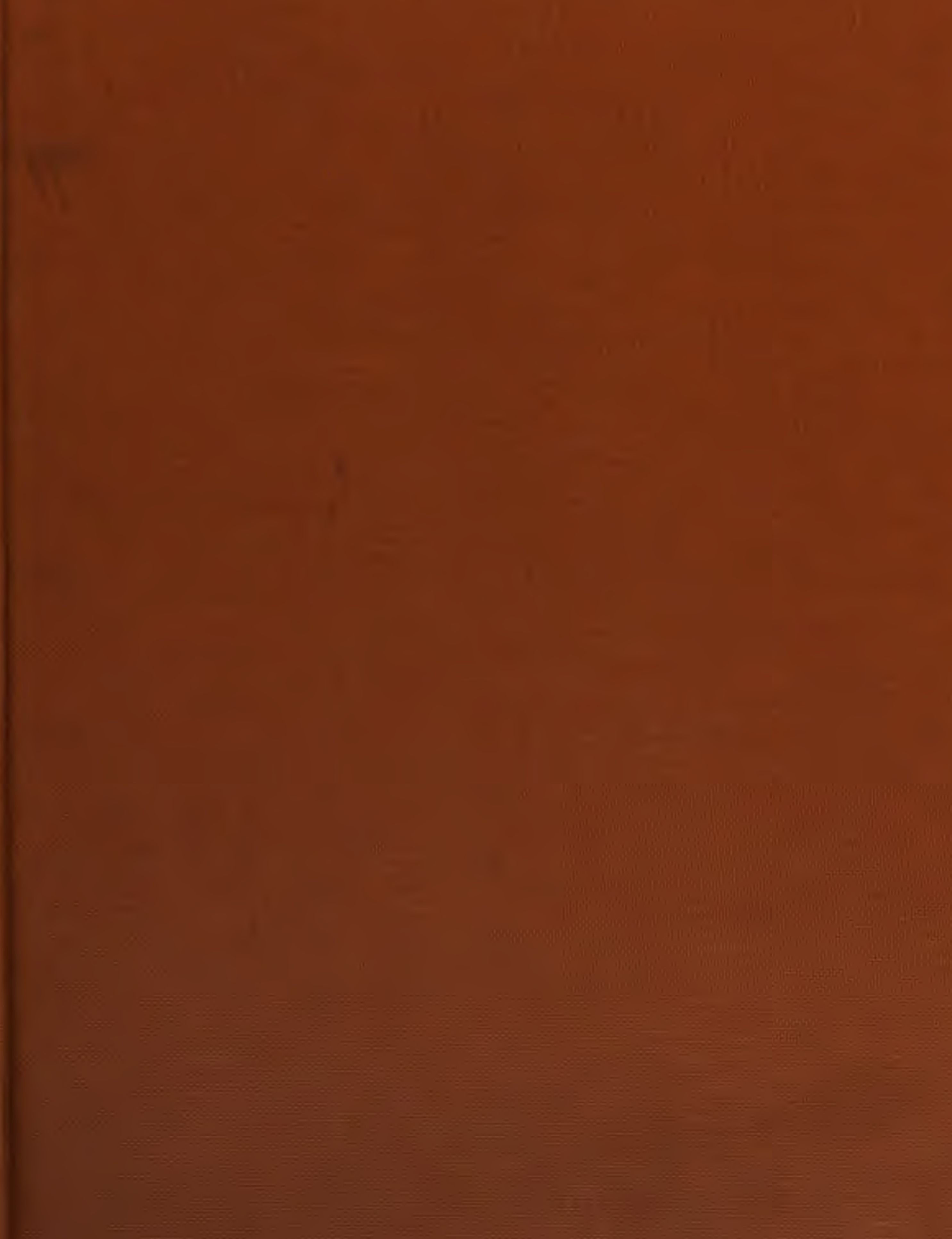



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1861.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1861.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Rückblick auf das Literaturjahr 1860.

Unser jetziges Geschlecht ist durch jene fast ununterbrochene Reihe ungeheuerer Ereignisse und Entwickelungen auf fast allen Gebieten, welche sich seit etwa hundert Jahren am Webstuhle der Zeit abgesponnen hat, so verwöhnt worden, daß es äußerst schwer zu befriedigen ist, und Thatsachen und Hervorbringungen, die zu jeder andern Zeit als etwas Großes gegolten haben würden, nur wie ein gewöhnliches Tagesereigniß betrachtet, von dem man morgen nicht mehr spricht. Als der gewöhnliche Kasten von Post- und Landkutsche durch die erste Schnellpost ersetzt wurde, so war dies eine Neuerung, die vielleicht größeres Aufsehen erregte, als die Einführung der Eisenbahnen, und wenn man jetzt ein Beförderungsmittel von zehnmal größerer Velocität erfände als diese, so würde man davon weniger Wesen machen, als von der ersten Locomotive. Wer von uns hätte es sich in seiner Jugend träumen lassen, daß er noch ein einiges Italien erleben und den Kaiser von China vor einer Hand voll europäischer Soldaten — den vereinigten, ehemals einander todfeindlichen Engländern und Franzosen! — auf der Flucht erblicken würde? Die historischen und noch mehr die culturhistorischen Folgen, welche beide Ereignisse haben werden, dürften sicherlich die ungeheuersten sein; und doch spricht das Publikum von dem italienischen Drama wie etwa von einer Theateraufführung: die Decorationen waren prächtig, die Schlachtscenen gingen gut von statten, das Ensemble war bis auf wenige Störungen ein ausgezeichnetes, der Held, Herr Garibaldi, spielte meisterhaft und wurde lebhaft beklatscht, der Intriguant Herr So-und-so dagegen verdiente ausgezischt zu werden, auch ging es hinter den Coulissen etwas unruhig her, und der letzte Act, der den Erwartungen nicht entsprach, muß für die nächste Wiederholung umgearbeitet und mit einem wirksamern Schluß versehen werden. Von der Einnahme Pekings aber spricht man fast ebenso wenig wie von einem chinesischen Schattenspiel; ja wäre dabei Peking und mit ihm ein halbhunderttausend Chinesen in die Luft gesprengt worden, so wäre dies doch ein glänzender Theatereffect gewesen, von dem sich im Vorübergehen wol sprechen ließe. Würde das Papstthum heute abgeschafft und der Heilige Vater in Rom durch einen preußischen Consistorialrath ersetzt, so würde dies Ereigniß für den Augenblick wol einiges Aufsehen machen; ginge es aber ohne weitere Störung vorüber, sodaß keiner in seinen Handelsspeculationen und seinem Geschäftstreiben Eintrag erlitte, so würde man auch über diese seltsame Umwälzung sehr bald zur Tagesordnung übergehen: man würde davon, wenigstens in Deutschland, nicht so viel und so lebhaft sprechen, als dies in Betreff der Schiller-Lotterie von denen geschehen ist, welche dabei mit einem oder einigen Losen interessirt sind. Denn das ist für einen Deutschen gewöhnlichen Schlags allerdings eine ungeheure Sache, einen Thaler aufs Spiel gesetzt zu haben, um statt der gewünschten eisenachschen Villa vielleicht eine Schlafmütze oder ein Nachtcamisol zu gewinnen, obschon man diese Gegenstände, wie es scheint, in Deutschland noch immer höchst nöthig brauchen kann.

Dasselbe frivole und trotz Schlafmütze und Nachtcamisol neuerungssüchtige Publikum (denn von den wirklich Denkenden rede ich hier nicht) findet sich, weil es keine Erscheinung in seiner tiefern Bedeutung aufzufassen gewohnt ist, auch in der Literatur gelangweilt und möchte auch auf diesem Gebiete täglich etwas Neues und Niedagewesenes erleben. Am liebsten hätte dieses Publikum täglich eine neue Religionslehre und ein neues philosophisches System, welche die Religionslehre und das philosophische System vom vorigen Tage ablösten, täglich eine neue Dichtung wie „Faust" oder „Wallenstein", obschon es um diese sich nicht viel kümmert und sie nur dazu braucht, um den neuern Dichtern zu Gemüthe zu führen, daß ihre Werke nichts taugen, inzwischen aber nicht Goethe oder Schiller, sondern Dumas und E. Feydeau, den

„Kladderadatsch“ und die „Fliegenden Blätter“ liest und nicht die Stücke Shakspeare's, sondern die Stücke der Possendichter D. Kalisch, O. Berg, Hopf, Weyrauch u. s. w. besucht. Aber das absprechende Raisonnement vertreibt die Zeit und zeigt den Standpunkt der eigenen geistigen Ueberlegenheit in so herrlichem Lichte! Und es ist doch wol klar, daß, wer ein Dichtwerk, statt seine Vorzüge und Mängel ruhig gegeneinander abzuwägen, bei dem ersten darauffallenden Kennerblick in Grund und Boden als ein nichtsnutziges verurtheilt, im Stande sein muß, ein Dichtwerk von ganz anderm Werthe zu schaffen, wenn er sich nur dazu herablassen wollte. Aehnlich geht es auch bereits auf dem Gebiete der modernen deutschen Kunst, obschon sie jüngern Datums ist, als die moderne deutsche Poesie. Es hat fast ebenso viele unermüdete Anstrengung gekostet, sie in so kurzer Zeit auf ihre jetzige Höhe zu bringen, als es Anstrengung kostete, die deutsche Poesie auf die hohe Stufe zu bringen, auf der sie sich zu Schiller's und Goethe's Zeit befand und vielleicht nicht viel Stufen niedriger auch jetzt noch befindet. Jene Bilder aus Berlin und Düsseldorf, die man noch zu Ausgang der zwanziger Jahre auf der berliner Ausstellung als etwas Ungeheueres bewunderte, würden dem gegenüber, was seitdem in Bezug auf Technik und Composition geleistet worden ist, jetzt auf einer Ausstellung wahrscheinlich kaum noch beachtet und als ziemlich mittelmäßig angesehen werden. Aber die Menge des Guten, was auf dem Gebiete der Kunst wirklich geleistet wird — wozu sich freilich wie in der Poesie auch vieles Mittelmäßige gesellt, wie dies in Zeiten großer Concurrenz und entwickelter Technik immer der Fall zu sein pflegt —, hat das Publikum verwöhnt und krittelig gemacht, und schon hört man Klagen über den beginnenden Verfall der Kunst, wie man täglich Klagen über den Verfall der Poesie, der Tonkunst, des Dramas und der Schauspielkunst hören kann, gerade als ob es den Deutschen besondern Spaß mache, zu erklären, daß sie fortan für immer und auf allen Gebieten des Kunstschaffens entwickelungsunfähig seien. Es ist daran etwas Wahres, denn nach einer Zeit übermäßiger Anstrengung tritt von selbst für längere oder kürzere Zeit eine Reaction, eine Erschlaffung ein, oder die Talente suchen durch manierirte Auffassung und künstliche Effecte den Beifall eines Publikums zu gewinnen, das der Mehrzahl nach nicht aus gediegenen Kennern, sondern aus solchen besteht, welche sich durch das blos Blendende, zu den Sinnen Sprechende täuschen und bestechen lassen und für das einfach Große und einfach Wahre nur wenig Verständniß haben. So verderben und verführen dann Publikum und Künstler einander wechselseitig und es ist schwer zu unterscheiden, wem man die größere Schuld des beginnenden Verfalls dann zur Last legen soll. Wir für unser Theil möchten sogar das Publikum für den schuldigern Theil ansehen, denn da der Künstler auf den Beifall und auf die Nachfrage eben dieses Publikums angewiesen ist, so ist er nur zu leicht der Versuchung ausgesetzt, sich nach dem Geschmack desselben zu richten, sei es auch nur, um nicht zu verhungern. Wir halten daher den Grundsatz Schiller's, die Kunst sei stets nur durch die Künstler gefallen, nur für halb wahr und insofern für bedenklich, als dieser Grundsatz dem Publikum gestattet, immer auf den guten Geschmack loszusündigen und sich an dem Verfall der Kunst, den es doch in aller Weise fördert, für vollkommen unschuldig zu halten.

Oehlenschläger hat zwar gesagt, „die Zeit macht nicht die Geister, der Geist macht seine Zeit“ (mit Bezug auf Correggio, der aber nicht als „Geist“ seine Zeit, vielmehr dem verkommenden Zeitgeschmack manche Zugeständnisse machte), während Macaulay, dem wir als scharf beobachtenden, die Erscheinungen in ihrem logischen Zusammenhange betrachtenden Geschichtschreiber in diesem Falle mehr Glauben beimessen, umgekehrt behauptete: auch der Genius werde von seiner Zeit gebildet. Das Wahre an der Sache wird wol sein, daß der Genius und die Zeit, der Künstler und das Publikum miteinander im innigsten Wechselverhältniß stehen. Aehnlich wie Macaulay und schon lange vor diesem behauptete Goethe:

> Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens. Der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller darf man nur von der Nation fordern.

Ein andermal fragt er: „Wann und wo entsteht eine classische Nationalliteratur?“ und er antwortet:

> Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet, wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein inwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem Grade der Cultur findet, sodaß ihm seine eigene Bildung leicht wird u. s. w.

Von diesem Standpunkt preist Goethe noch im Jahre 1813 Shakspeare glücklich, daß er einem Volke, einer Zeit angehört habe, welche der Entwickelung eines classischen Autors so überaus günstig gewesen seien. Ueberall, sagt er, kündige sich in Shakspeare „das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige England“ an; Shakspeare habe den Vortheil gehabt, „zur rechten Erntezeit zu kommen“, in einem „lebensreichen protestantischen“ Lande zu wirken, wo der bigote Wahn eine Zeit lang geschwiegen, „sodaß er als ein wahrer Naturfrommer sein Inneres ohne einen Bezug auf irgendeine bestimmte Religion religiös entwickeln durfte“; er habe „zu einer wichtigen und würdigen Zeit gelebt und ihre Bildung wie Verbildung mit großer Heiterkeit dargestellt“. Goethe war sich seines vollen Werthes mit Recht sehr wohl bewußt, aber ebenso gut wußte er auch (und er wußte dies klarer als alle, welche ihn tadelten, weil er sich über die eigentlichen Gründe klarer war als sie), daß ihm wie seinen sämmtlichen Mitstrebenden gewisse Mängel anhafteten, für welche nicht er und seine Mitstrebenden, die sich ja alle die höchsten Ziele

gesteckt hatten, sondern der ganze politische und sociale Zustand des deutschen Volks und der schwankende, grundsatzlose, immer wieder dem Abfall zur Barbarei und Roheit geneigte Geschmack des Publikums verantwortlich waren. Es gibt so manche in Deutschland, welche dem Publikum schmeicheln und ihm einreden, daß es auf der höchsten Stufe der Geschmacksbildung stehe und daß nur seine Dichter und Künstler an dem Verfall der Poesie und Kunst schuld seien, indem sie auf die hohen Tendenzen des Publikums nicht eingingen; es gibt wieder andere, welche von den allgemeinen Zuständen des deutschen Volks die schlimmsten Vorstellungen haben und dabei doch verlangen, daß die Dichter und Künstler aus dieser Trübseligkeit sich Anregung und Stoff zu den erhabensten Schöpfungen holen sollen. Nun, wir für unsere Person wollen die Dichter und Künstler nicht einseitig in Schutz nehmen, aber wir wollen auch nicht einseitig allen Tadel auf sie allein werfen. Es wäre ja vollkommen lächerlich, wenn man sich bemühen wollte nachzuweisen, warum in unsern Zeiten und bei unserm Volke Dichter wie Homer, Sophokles, Dante, Calderon, Shakspeare vollkommen unmöglich seien; Shakspeare ja selbst in England nicht, wie viel weniger in Deutschland! Drurylane und Coventgarden sind für die italienische Oper und das Ballet in Beschlag genommen; das Prinzeßtheater, wo früher noch Shakspeare erscheinen durfte, hat von Kean aufgegeben werden müssen; wie recht hat da der englische Schauspieler Vandenhoff, wenn er bemerkt: „Es ist vergebens, über den Verfall des dramatischen Talents zu schreien, denn der Geschmack des Publikums macht den Schauspieler", und fügen wir hinzu, auch den dramatischen Dichter. Es ist schon jetzt, wenn auch jemand dazu fähig wäre, gar nicht mehr möglich, wie Goethe oder Schiller zu dichten; denn bei allen Uebelständen, an denen Deutschland damals litt, gab es doch zur Zeit unserer classischen Dichter überall in Deutschland Kreise edler Männer und Frauen, die es sich zur gemeinsamen Aufgabe machten, nach humaner Bildung und nach geistiger Freiheit zu streben, den eigenen Geschmack zu vervollkommnen und zu veredeln und den bessern Dichtern fördernd entgegenzukommen. Das erkannte auch Goethe in „Dichtung und Wahrheit" einmal vollkommen an; den Ungeschmack, in den unsere Generation infolge einer Menge mitwirkender Einflüsse versunken ist, hat er nicht voraussehen können. Man denke sich „Torquato Tasso" oder „Iphigenia" und ein jetziges Publikum! Hat doch jede Zeit ihre besondere Gattung von Charakteren, ihre besondern Leidenschaften und Neigungen, Tugenden und Untugenden, Laster und Verbrechen, ja ihre besondern Krankheits- und Wahnsinnserscheinungen, und der Dichter sollte nicht von dem allen aufs mächtigste afficirt werden? Es sollte für ihn keinen Unterschied machen, ob er in einer naiven oder blasirten, in einer gläubig-positiven oder ungläubig-negativen, in einer friedlichen oder kriegerischen, in einer auf die einfachsten Bedürfnisse angewiesenen oder in einer raffinirt erwerb- und genußsüchtigen Zeit lebt? Es sollte auf den Dichter keinen unterscheidenden Einfluß haben, wenn die Gesellschaft um ihn her aus lauter Heroen oder wenn sie aus lauter schmähsüchtigen Thersites besteht?

Knüpfen wir an Goethe's humane, culturhistorische, die letzten Ursachen hervorsuchende, das Kunstproduct wie ein Naturproduct aus der Zeitatmosphäre erklärende und vor jeder einseitigen paradoxen Behauptung sich aufs vorsichtigste hütende kritische Betrachtungsweise wieder an! Die deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, deren wir uns ja so gern rühmen, muß zu dieser Humanität, Billigkeit und Gerechtigkeit führen, oder sie ist nur eine Maske, nur ein Deckmantel für unsere Frivolität, Arroganz, Härte oder Einseitigkeit. Hüten wir uns auch, weil nicht jedes Jahr, nicht alle fünf Jahre eine große originelle Dichtung, ein neues philosophisches System entsteht, gleich zu klagen, daß es nun mit der Bildungs- und Erfindungskraft des deutschen Volks zu Ende sei! Man will damit nur einzelnen wehe thun und man schändet dadurch die Nation selbst!

Indem wir nun zu den einzelnen literarischen Erscheinungen des vorigen Jahres übergehen, bemerken wir nur, daß wir zwar vorzugsweise und mit wenigen Ausnahmen nur diejenigen Schriften berücksichtigen werden, welche mit dem Jahresdatum 1860 bezeichnet sind, daß wir aber doch in einzelnen Fällen, wo es gilt, gleichartige Erscheinungen zusammenzufassen, auch auf das Jahr 1859 zurück- und auf das Jahr 1861 vorgreifen werden.

Zu den Literaturgattungen, welche gegenwärtig mit dem größten Eifer und auch dem verhältnißmäßig größten Erfolg angebaut werden, gehört die biographische Literatur, zu deren Vermehrung in den letzten Jahren noch mancherlei besondere Umstände beitrugen. Zunächst die verschiedenen Jubel- und Säcularfeiern, an denen die letzten Jahre so überaus reich waren. Wir wissen gerade nicht, ob das deutsche Volk vorzugsweise Ursache hat zu jubiliren; aber Thatsache ist, daß sich keins so aufgelegt zeigt, jede Gelegenheit zu einer Jubilarfeier zu ergreifen, als das deutsche. Namentlich ist dies seit etwa zehn oder zwölf Jahren der Fall gewesen. Aus dem politischen Schiffbruch stürzten wir uns in die Rettungsboote der Jubiläen, pflanzten auf jedem die nationale Flagge, zuweilen auch die sehr particularistische Landesflagge auf, und feierten durch Böllerschüsse, Festreden, Festtoaste, Rundgesänge, Illuminationen und Büstenbekränzungen unsere national-deutsche, nicht selten aber auch die preußische, bairische, sächsische, schwäbische oder badische Glorie. Der Deutsche hört sich gern sprechen; er hat ein großes Geschick Festivitäten zu arrangiren, und man sagt, er schmause und trinke auch gern. In solchen Augenblicken ist man ein Herz und eine Seele; wie es nachher aussieht, wollen wir nicht weiter untersuchen. Man wartet jetzt gar nicht mehr das hundertste Jahr des Bestehens irgendeines öffentlichen Instituts ab; 50, ja 25 Jahre seines Bestehens reichen hin, um ein Jubilarfest mit allem Pomp zu begehen und die Herren Banner- und Rappierträger, die Herren Festredner und

Festtrinker hinterher in den illustrirten Zeitungen abbilden zu lassen. Doch handelt es sich, und das wollen wir zur Ehre unserer Nation nicht ungesagt sein lassen, bei diesen Illustrationen immer um die Verherrlichung eines nationalen öffentlichen Elements, während die ähnlichen Darstellungen in den französischen illustrirten Blättern nur dazu dienen dürfen, dem Kaiser und der Kaiserin nebst dem kleinen muthmaßlichen Thronfolger auf seinem Pony allein die Ehre zu geben.

Das großartige Säcularfest zum Gedächtniß Schiller's, das imposanteste, welches bisher das deutsche Volk, das am weitesten verbreitete, welches überhaupt je ein Volk gefeiert (wozu freilich auch mancherlei sehr verschiedenartige Motive und Tendenzen mitwirkten), hat, wie wir alle wissen, eine fast unübersehbare Masse Schiller-Literatur: Biographien, biographische Romane, Prologe, Festdramen, Festreden, Festgedichte u. s. w., hervorgerufen. Das Meiste, was davon veröffentlicht wurde, erschien bereits 1859 und gehört nicht mehr in den Kreis dieser Uebersicht, weshalb wir, um Wiederholungen zu vermeiden, im allgemeinen auf den vorjährigen Rückblick und die betreffenden ausführlichen Artikel über diese Schiller-Festliteratur in d. Bl. verweisen wollen. Als der werthvollste biographische Beitrag ist wol immer noch das umfangreiche, von schönem Enthusiasmus erfüllte Palleske'sche Werk zu betrachten, weil dem Verfasser die meisten Materialien und bisher unbenutzte Familienpapiere und mündliche Traditionen zur Verfügung gestellt waren. Zu bedauern ist nur eine gewisse Ungleichmäßigkeit im Stil und in der Behandlung und daß der Verfasser sein Werk nicht mit derselben Unbefangenheit zu Ende geführt hat, mit welcher er es begonnen hatte. Eine interessante Zusammenstellung der bedeutendsten Festreden, Festgedichte, Prologe u. s. w. findet man in dem von Karl Tropus redigirten, jetzt mit dem zweiten Bande abgeschlossenen „Schiller-Denkmal", welches reichhaltiger und systematischer (nach den Lokalitäten) geordnet ist, als das von Kertbeny veranstaltete münchener Parallelwerk, das sich aber seinerseits durch eine ökonomischere Auswahl und was das Aeußere betrifft, durch ein ansprechenderes Format empfiehlt. Zu den theils später erschienenen, theils uns erst später zugegangenen literarischen Festproducten gehören das von Schäfer und Koradi in Philadelphia herausgegebene amerikanische „Schiller-Album", die in Aarau veröffentlichte Festgabe „Schweizerische Rütli- und Schiller-Feier", der von E. Marcus in der literarischen Gesellschaft Tot Nut en Beschaving zu Amsterdam gehaltene Vortrag: „Schiller, ein Weltdichter" (Amsterdam, Binger, 1860), und Bernhard Endrulat's sehr ausführliches, mit Zeichnungen von O. Speckter ausgestattetes Werk: „Das Schiller-Fest in Hamburg." Ganz frisch kam uns zu das in Schwyz erschienene „Album der Schiller-Feier in Rütli und am Mythenstein 1859 und 1860", welches außer zwei Abbildungen auch die bei der Eröffnung des Schiller-Denkmals am Mythenstein (21. October 1860) gehaltenen Festreden, die Festgesänge, die Beschreibung der Festvorgänge und das Dankschreiben der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm enthält. Ein Verzeichniß der zur Hundertjahrsfeier Schiller's erschienenen Bücher, Kunstblätter, Kunstwerke, Musikalien, Denkmünzen u. s. w. (Nordhausen 1860) veranstaltete Adolf Büchting. Als artistische Festgabe, die aber durch Bilder wie Text bleibendes Interesse zu beanspruchen hat, steht wol die Schiller-Galerie von F. Pecht und A. von Ramberg, welcher dieselben Künstler jetzt das Parallelwerk „Goethe-Galerie" folgen zu lassen im Begriffe sind, obenan. Von besonderm ästhetischen und literarischen Werth ist die Parallele „Schiller und Uhland" von Julius Schwenda, neben der hier noch H. Deinhardt's „Beiträge zur Würdigung und zum Verständniß Schiller's" genannt sein mögen. Zur Kenntniß des persönlichen Kreises, dem Schiller angehörte, dienen die im Cotta'schen Verlage erschienenen Schriften: „Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familienpapieren mitgetheilt", und das Werk: „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", von welchem bisher nur der erste Band ins Leben getreten ist. Episch-lyrisch behandelten die Hauptmomente aus Schiller's Leben Heinrich Mahler in dem Cyklus „Unser Schiller" und Moritz Zille in noch reichhaltigerer Auswahl in „Meister Friedrich".

Ein anderer Classiker, Lessing, hatte ebenfalls sein Jubiläum und zwar in Leipzig am 22. Januar 1860 zum Besten eines auf der Geburtsstätte des großen Autors zu Kamenz zu errichtenden Denkmals. Die von dem Schiller-Verein, der auch das Fest veranstaltet hatte, herausgegebene Schrift: „Die erste Lessing-Feier in Leipzig", enthält die detaillirte Beschreibung der Festlichkeiten und die bedeutungsvollen Festreden von Heinrich Wuttke und dem israelitischen Prediger M. A. Goldschmidt. Hebel's, des alemannischen Dichters Säcularfeier (10. Mai 1860) rief mehrere Schriften hervor, über welche August Boden in Nr. 44 d. Bl. f. 1860 berichtet hat, und unter denen die Schrift von F. Becker: „J. P. Hebel. Festgabe. Nebst Briefen Hebel's u. s. w." die inhaltreichste ist. Eine noch umfangreichere Literatur knüpfte sich an die Säcularfeier Melanchthon's (19. April 1860). Zu den hierauf bezüglichen Schriften gehören: „Philipp Melanthon, wie er leibte und lebte", von Völbeding, „Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands" (zweite Auflage), von H. Heppe, ganz besonders aber „Melanchthon, Praeceptor Germaniae", von A. Planck, die bedeutendste von allen. (Vgl. hierüber den Artikel: „Die neueste Melanchthon-Literatur", von Thaddäus Lau, in Nr. 47 d. Bl. f. 1860.)

Auch die Todesfälle berühmter Männer trugen zur Vermehrung der biographischen Literatur bei. E. Labes schilderte Arndt's Charakter, Leben und Wirken in der Schrift: „Ernst Moritz Arndt. Volksbüchlein. Nebst ungedruckten Briefen", und ein Ungenannter gab in Freiburg im Breisgau ein „Leben Wessenberg's" heraus. Dahin gehören auch die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking" (mit einem Vorwort von Wichern), und die Schrift: „Aus den Papieren einer

Tochter Jung-Stilling's." „Nach Spohr's Tode kam, außer einer nicht sehr bedeutenden, aber pietätvollen Schrift über ihn von dem Franzosen Malebranche, der sein Schüler war, seine Selbstbiographie heraus, die in Lieferungen erscheint, und reich ist an charakteristischen Mittheilungen ebenso wol über den Lebenslauf und den Bildungsgang des großen Tonmeisters als über viele gleichzeitige Fachgenossen wie überhaupt über neuere Musikzustände. Alexander von Humboldt's Leben und Wirken wurde in mehreren Schriften beleuchtet, unter denen wir das „Humboldt-Buch" von W. F. A. Zimmermann, die anonym erschienene Schrift: „Blätter der Erinnerung an Alexander von Humboldt", W. C. Wittwer's „Alexander von Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken", und Hornay's „Alexander von Humboldt. Sein Leben und Wollen für Volk und Wissenschaft" nennen. Nicht alle von diesen Compilationen haben großen Werth; die in Bezug auf die Zusammenstellung der Facten und objective Charakteristik werthvollste Biographie des berühmten Mannes bleibt noch immer das biographische Denkmal von H. Klencke: „Alexander von Humboldt", das bereits in dritter gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen ist. Uebrigens vergleiche man hierüber den Aufsatz von Lessing in Berlin: „Alexander von Humboldt", in Nr. 40 d. Bl. f. 1860 und besonders die beigefügte Charakteristik Humboldt's aus des Berichterstatters eigener Feder. Die biographischen Schriften über den lübecker Syndikus Curtius und über den in Berlin verstorbenen Wirklichen Geheimrath Kortüm nennen wir hier nur flüchtig, nachdem wir ihren Inhalt eben erst in der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs 1860 skizzirt haben.

Das Leben und Wirken Albrecht Dürer's schilderte neuerdings A. von Eye; O. Roquette das Leben und Dichten des unglücklichen Poeten J. Chr. Günther; L. Brunnier gab in seiner Schrift „Klopstock und Meta" ein Lebensbild „zweier echt deutschen und tief christlichen Charaktere", und bemühte sich, in seiner Schrift namentlich die vaterländische Gesinnung des Dichters der Messiade nach Verdienst hervorzuheben; W. von Bippen schilderte in seinen „Eutiner Skizzen" einen verwandten Kreis von Dichtern und Schriftstellern, unter denen namentlich F. L. von Stolberg und der wackere Voß ausführlich charakterisirt sind; Röpe suchte in einer besonders von August Boden auch in d. Bl. mit Erfolg bekämpften und in ihren unhaltbaren Behauptungen widerlegten Schrift vom streiforthodoxen Standpunkt die Partei Ehren-Goeze's gegen Lessing zu nehmen; Heister stellte über Beireis, den halb als Gelehrter berühmten, halb als Charlatan berüchtigten helmstedter Professor „Nachrichten" zusammen, und von Chrysander's vorzüglicher Biographie Händel's erschien der zweite Band, wie von Strauß großartig angelegtem Werke über Ulrich von Hutten der dritte und von Kreißig's verdienstvollen Vorlesungen über Shakspeare ebenfalls der dritte Band. Das Leben eines der berühmtesten englischen Autoren, Walter Scott's, behandelte F. Eberty in einem sehr geschickt zusammengestellten und sehr anziehenden Buche. Einen dritten berühmten englischen Dichter, Milton, charakterisirte G. Liebert, als Verfasser einer liebenswürdigen Schrift über Uhland bekannt, in dem Buche: „Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes." Milton beweist, daß man entschiedener Patriot, sogar entschiedener Parteimann sein und als Publicist für seine Ueberzeugung männlich einstehen und tapfer streiten kann, ohne deshalb aufzuhören ein großer Dichter zu sein, und zwar „Englands idealistischer Dichter", wie man Milton genannt hat. Freilich ist eine solche Erscheinung in England leichter möglich als bei uns.

Die Literatur über Goethe's Leben und Dichtungen wurde auch im letzten Jahre durch dankenswerthe Schriften bereichert. H. Düntzer stellte aus dem ihm zu Gebote stehenden reichhaltigen Material eine gründliche Schrift „Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung" und aus früher bereits erschienenen Aufsätzen eine andere „Neue Goethe-Studien" zusammen, nachdem er schon früher den Briefwechsel zwischen Herder und seiner Gattin während der italienischen Reise des erstern und die Correspondenz zwischen Knebel und seiner Schwester veröffentlicht hatte, welche beide, namentlich der Herder'sche Briefwechsel, auch über Goethe sehr interessante und seinem humanen Sinne zu vorzüglicher Ehregereichenden Mittheilungen enthalten; L. von Lancizolle veröffentlichte eine Anthologie treffender Gedanken aus Goethe's Briefen und Gesprächen als „Fortsetzung der Geisteswörte aus Goethe's Werken"; A. F. C. Vilmar veröffentlichte ein Nachlaßwerk seines verstorbenen Sohnes, des hanauer Gymnasiallehrers Otto Vilmar (gestorben am 6. April 1860), unter dem Titel: „Zum Verständnisse Goethe's", das größtentheils der Auslegung des „Faust" gewidmet ist, mit dessen Erklärung wie mit der Berichtigung anderer Erklärer ausschließlich sich auch Köstlin's Schrift „Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger" beschäftigt, die wieder nebst Asher's, Snetger's, Rinne's u. a. Schriften über „Faust" ganz neuerdings von Düntzer in der Schrift „Würdigung des Goethe'schen Faust" beleuchtet wurde. Goethe's schöne Epigrammenreihe „Vier Jahreszeiten" commentirte Martin in einer eigenen kleinen Schrift; G. Hiecke feierte den Dichter in einem Schriftchen: „Goethe's Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea"; Ferdinand Piper erörterte die Bedeutung Goethe's für das geistige Leben des deutschen Volks in seiner Schrift: „Goethes nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin", und der verstorbene F. Graevell, eine Zeit lang Reichsminister, vertheidigte Goethe's „Farbenlehre" gegen ihre Widersacher und die Newtonisten in der Schrift „Die zu sühnende Schuld gegen Goethe", deren Ertrag er zum Besten einer von ihm in Vorschlag gebrachten Goethe-Stiftung bestimmte. Man sieht, daß neben Schiller's Verdiensten auch diejenigen seines großen Genossen unvergessen bleiben.

Für die genauere Beurtheilung und Kenntniß des Dichters Platen ist das in Nr. 51 d. Bl. f. 1860 ausführlicher besprochene Tagebuch Platen's, das freilich nur bis 1825 reicht, ungemein wichtig, indem es ihn in seinem unermüdlichen Streben nach immer höherer geistiger

und moralischer Vervollkommnung und außerdem von einer ganz neuen Seite, der der bescheidenen Selbsterkenntniß kennen lehrt. Selbstaufzeichnungen aus ihrem Leben gaben neuerdings L. Rellstab in seinem Werke: „Aus meinem Leben", das durch einen dritten Band zu vervollständigen er durch seinen inzwischen erfolgten plötzlichen Tod leider verhindert wurde und das im zweiten Bande namentlich sehr anziehende Mittheilungen über Jean Paul enthält; Theodor Oelckers in seinen Kerkermemoiren „Aus dem Gefängnißleben", Fanny Lewald in ihrer „Lebensgeschichte", von der zwei Bände unter dem Titel „Im Vaterhause" erschienen sind. Eine höchst anziehende Lectüre bietet Wolfgang Müller's Schrift „Karl Immermann und sein Kreis", die den ersten Band seiner „Erzählungen eines rheinischen Chronisten" bildet und auf die wir später ausführlicher zurückkommen werden. Wir haben mehrfach die in unsern prosaischen Zeiten fast wunderliche Erfahrung machen müssen, daß Individuen, welche früher der Romanlectüre mit besonderm Eifer oblagen, später nichts lieber lesen mochten als die Darstellungen aus dem Leben von Dichtern und Künstlern, sobald ihnen erst einmal ein gut geschriebenes Buch dieser Art in die Hand gerieth. Diesen glauben wir Müller's Buch mit Recht und ganz besonderm Nachdruck empfehlen zu dürfen.

Hieran schließen wir wol am natürlichsten die Briefsammlungen an, die theils als biographisches Material, theils zur Kenntniß ganzer vergangener Perioden wichtig sind, zuweilen auch zur Kenntniß der unmittelbaren Gegenwart dienen; denn in der neuesten Zeit ist es mehr und mehr und besonders in Deutschland Brauch geworden, mit der Veröffentlichung der Briefschaften verstorbener berühmter Personen nicht lange zu warten, sondern sie möglichst rasch zu veröffentlichen, was in einzelnen Fällen mit einer so großen Eile geschehen ist, daß man sagen kann: während der Verstorbene auf der einen Seite in die Todtengruft gesenkt worden, sei seine Briefnachlassenschaft auf der andern aus ihrer Todtengruft in die Oeffentlichkeit gestiegen. Ob und inwiefern dies schicklich und statthaft sei und ob nicht der betreffende literarische Erbe und Herausgeber, dessen Händen der Nachlaß anvertraut war, mit dieser Eile in der Preisgebung der Briefe ein Odium auf sich lade, was übrigens seine Sache ist, darüber können verschiedene Ansichten bestehen, und bestehen auch; jedenfalls können aber außerordentliche Zustände und besondere Rücksichten diese Eile rathsam machen, sie erklären und rechtfertigen. Denn die Briefe eines Mannes von Gewicht und Ansehen können, wenn sie heute erscheinen, noch einen heilsamen Einfluß üben, während sie schon morgen vielleicht nur noch als eine Curiosität, als ein Anachronismus gelten würden. In zeitgeschichtlicher Hinsicht hat nun, wie bekannt, die von Ludmilla Assing besorgte Veröffentlichung der an allerlei pikanten Enthüllungen so reichen und für die freie Gesinnung des berühmten Gelehrten so bezeichnenden Briefe Alexander von Humboldt's an Varnhagen eine so enorme Wirkung gehabt und so großes Aufsehen erregt, daß dieses Buch, welches mit einer in Deutschland bei Publicationen dieser Art vielleicht unerhörten Schnelligkeit fünf Auflagen hintereinander erlebte, als das eigentliche und einzige europäische literarische Ereigniß des Jahres 1860 angesehen werden kann. Es hat in gewissen Kreisen die Luft erschüttert und gereinigt, oder doch zu den Reinigungsmitteln, zu denen man sich, wenn auch widerstrebend und zögernd endlich mehr und mehr verstand, einen Anstoß gegeben. Das Buch wurde nicht nur in allen leitenden europäischen Journalen wiederholt und ausführlich besprochen, sondern es erschienen davon auch mehrere Uebersetzungen, französische in Genf und Brüssel, englische in London und Neuyork (die londoner von Freiligrath mit dankenswerthen Noten), und ein dänischer Auszug mit längerer Einleitung von Funch, Oberlehrer in Aarhuus.*) Zur Kenntniß Alexander von Humboldt's als Mensch und Gelehrter enthält auch die erst jüngst erschienene Schrift „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—56" manche interessanten Beiträge. Der anonyme Herausgeber bemerkt: was er mit dieser Veröffentlichung beabsichtigt habe, sei „eine aus mehrjährigem persönlichen Verkehr geschöpfte, individuell treue Darstellung von Humboldt's Persönlichkeit, ein glänzendes Beispiel und Monument der vollendeten Humanität seiner reichen Natur". Aus dem sicherlich sehr reichen Briefnachlaß Varnhagen's, dessen „Denkwürdigkeiten" 1859 noch mit einem neunten, viele interessante Aufschlüsse und Geständnisse über die Reactionsperiode von 1816—19 in Deutschland enthaltenden Bande vermehrt wurde, stammt auch die von Amely Bölte herausgegebene Schrift „Varnhagen von Ense's Briefe an eine Freundin", der es an einzelnen beachtenswerthen Bemerkungen über politische und literarische Zustände keineswegs fehlt und die zugleich dadurch interessant ist, daß sie in die tiefe Verstimmung, in welche sich Varnhagen durch die Unerfreulichkeit, Halbheit und Lauheit dieser Zustände versetzt fühlte, manche überraschende Blicke thun läßt. Psychologisch bedeutsame Aufschlüsse über die Excentricitäten poetischer Naturen wie über die an diesen Excentricitäten mitschuldigen Zeiteinflüsse enthalten die von Koberstein herausgegebenen Briefe Heinrich von Kleist's an seine Schwester Ulrike und die Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte Willhöft. Wir sind über beide mit einem ausführlichern Bericht noch im Rückstande und zwar in Betreff der Stieglitz'schen Briefe, die ein reiches, aber in bemerkenswerther Weise dann und wann in den Ton sinnlicher Aufgeregtheit übergehendes Liebesleben offenbaren, mehr aus innern, von unserer persönlichen Bekanntschaft mit Stieglitz herrührenden Gründen als aus äußern. Doch denken wir beide Briefsammlungen unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt, zu dem sie wol Anlaß geben, demnächst zusammenzufassen. Es wird da-

*) Breve fra Alexander von Humboldt till Varnhagen von Ense. Udvalg med en orienterende Indledning. Ved Cl. Funch (Kopenhagen 1860).

bei die Frage zu beleuchten sein, wie es kommt, daß der ganze Zustand der modernen Gesellschaft und namentlich der berliner, wie sie wenigstens war, wol den Dichter aufzureizen und aufzustacheln, nicht aber, ist er einmal aus dem Gleichgewicht gerathen und zu einem großen Grad der Ueberreiztheit oder Selbstzerrüttung gelangt, ihn zu versöhnen, zu beschwichtigen und zu seiner bessern Natur zurückzuführen die Kraft hat.

Der Uebergang von den Biographien und biographischen Materialien zu der productiven Literatur, zunächst zum Roman, macht sich sehr leicht und zwar vermittelst des biographischen Romans, der gegenwärtig mit besonderm Eifer angebaut wird. Auf dem Gebiete der Romanproduction herrscht überhaupt zur Zeit eine erstaunliche Fruchtbarkeit, die noch bei weitem die Fruchtbarkeit unserer Lyriker und dramatischen Dichter übertrifft. Zwar Romane, die wie Gutzkow's „Ritter vom Geiste“ und „Zauberer von Rom“ (von dem, wie wir nebenbei bemerken, im vergangenen Jahre der siebente und achte Band erschienen und der letzte demnächst in Aussicht steht), oder Gustav Freytag's „Soll und Haben“ allgemeines Aufsehen erregten und zum Mittelpunkt des Gesprächs und der Controverse in den literarisch gebildeten Kreisen wurden, sind in Deutschland sehr selten, ebenso Romane, die wie die Hackländer'schen sich in der Gunst desjenigen Publikums, das zumeist nur nach verständiger Unterhaltung begehrt, dauernd zu behaupten wüßten. Es gibt sehr namhafte Autoren in Deutschland, welche Roman auf Roman in die Welt hinausgehen lassen, ohne daß die Nation als solche davon Notiz nähme; ein gewisser Kreis von Abonnenten in den Leihbibliotheken liest sie, und dann sind sie in der Regel vergessen. Und doch gibt es darunter oft ganz achtbare Arbeiten; und wenn zwar jene bei den Engländern so häufige Gabe, drei oder mehr Bände hintereinander in einem fort spannend und in objectiver Ruhe zu erzählen, in Deutschland im ganzen ziemlich selten ist, wenn nur zu häufig die reale Lebenswahrheit vermißt und die Erzählung zu oft durch Intermezzos des subjectiven Raisonnements unterbrochen wird, wenn die vorgeführten Gestalten nur zu oft etwas Schattenhaftes haben und die aus der bloßen Einbildungskraft und dem blos subjectiven Belieben des Verfassers abstrahirten Situationen und Vorgänge Mangel an Lebenskenntniß und Lebensbeobachtung verrathen, so finden wir doch in den bessern deutschen Romanen, sobald es sich um die höhern geistigen Aufgaben und die idealern Interessen der Menschheit handelt, doch einen viel größern Vorrath von Ideen und Schlaggedanken, als gemeinhin in den englischen. Manche deutsche Romane bestehen fast nur aus abgezogenem Geist, finden aber eben deshalb und wegen der monströsen Form oder der gänzlichen Formlosigkeit, die sich damit zu verbinden pflegt, meist nur wenig Leser. Im ganzen aber müssen wir einen gewissen Fortschritt gegen früher gerade auf dem Gebiete der Romanproduction constatiren: es wird zwar wol mitunter Flaches, Halbes und Verfehltes, aber, was doch auch etwas werth ist, weniger Rohes, Wüstes, absolut Schlechtes hervorgebracht, als dies früher der Fall war, wo, und zwar am meisten in den classischen Zeiten unserer Literatur, die Schlenkert, Laukhardt, Cramer, Spieß und Spießgenossen einen ausgebreiteten Leserkreis hatten. Wer jetzt Lascives lesen will, muß sich an die aus dem Französischen übersetzten Romane eines Feydeau, oder an die freilich mehr fad geschwätzigen und kindisch frechen als lasciven Memoiren der Cancantänzerin Rigolboche halten. Die Muthwilligkeiten und Lascivitäten, die man einigen neuern Producten A. von Sternberg's vorwirft, die aber jedenfalls nicht sein reizendes Novellenwerk über die dresdener Gemäldesammlung verunzieren, sind doch anderer Art, sie sind nicht die ganze Richtung und Strömung des Buchs, sondern gleichen höchstens den Blasen, die dann und wann im Strome auftauchen und an die Oberfläche steigen, um wieder zu verschwinden.

Was speciell den biographischen Roman betrifft, so kann man freilich nicht leugnen, daß an der üppigen Fruchtbarkeit, die gerade auf diesem Gebiete der Romanproduction herrscht, die Industrie einen großen Antheil hat. Kaum hat ein berühmter Mann die müden Augen geschlossen, so findet sich auch jemand, der aus den bekannt gewordenen Daten seines Lebens eine Art Roman zurecht macht, dem man durch irgendeine in die Augen fallende Etikette, z. B. die eines „culturhistorischen Romans“, beim Publikum Eingang zu verschaffen sucht. Einen „culturhistorisch-biographischen“ Roman z. B. nannte H. Rau sein sechsbändiges Werk: „Alexander von Humboldt.“ Selbst noch lebende Celebritäten entgehen dem Schicksal nicht, zu „Leihbibliothekenfutter“ verarbeitet zu werden; so machte Lucian Herbert aus Ludwig Napoleon's politischen Aventuren einen Pseudoroman zurecht, den er „Roman und Geschichte“ nannte, während Jean Charles (Braun von Braunthal) und Max Ring das dunkle Los eines andern Napoleoniden, des Herzogs von Reichstadt, jener zu einem historischen Roman „Napoleon II.“, dieser zu einem „geschichtlichen Lebensbild“ unter dem Titel „Der Sohn Napoleon's“ verarbeiteten. Naturforscher, berühmte Aerzte, Maler, Malerinnen, Sängerinnen, Dichter, Pandurenobersten, Regenten und Regentinnen — sie sind alle willkommen. Wir nennen: „Galileo Galilei“, von Mathilde Raven; „Swammerdam, oder die Offenbarung der Natur“, ein „culturhistorischer“ Roman von H. Klencke; „Lukas Cranach“, von H. von Maltitz; „Angelika Kaufmann“ (anonym); „Faustina Hasse“, ein „musikalischer Roman“ von Elise Polko; „Wolfram von Eschenbach“, von L. Lang; „Henriette Sontag, Künstlerlebens Anfänge“, von Gundling, ein Roman, in welchem die gefeierte Sängerin Sontag mit dem weniger gefeierten Schriftsteller Karl Herloßsohn, dem aber einzelne volksthümlich gewordene Lieder und gemüthvolle humoristische Skizzen ein längeres Andenken sichern werden, als der Sängerin ihre längst verhallten Triller, in Zusammenhang gebracht wird; „Friedrich von der Trenck“, von A. v. L. u. s. w. Unter diesen scheint nur der letztere, der an Interesse der alten Autobiographie nicht gleichkommt, eigentliche Fabrikarbeit zu sein,

während die andern meist oder sämmtlich ihren Ursprung einer tiefern Anregung verdanken mögen, so unter anderm „Galileo Galilei", in dem die Schicksale des Helden und sein wissenschaftlicher Trotz der damaligen Umkehrpartei gegenüber mit größerer Energie zur Anschauung gebracht werden, als man von einer weiblichen Feder erwarten mag, und „Faustina Hasse", worin sich das lebendige und natürliche Erzählungstalent und der musikalische Sinn der Verfasserin bestens geltend machen. Zu den historisch-politischen Romanen gehören, außer den schon erwähnten Napoleonsromanen, das schon auf dem Titel als „biographischer" Roman bezeichnete neueste Product A. von Sternberg's: „Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans", das sich, auch in den weniger keuschen Stellen, stets durch die dem Verfasser eigene, in Deutschland überhaupt seltene natürliche Eleganz der Darstellung auszeichnet; „Erzherzog Johann und seine Zeit", „Erzherzog Johann und Metternich" und „Kaiserin Josephine", von der gern gelesenen Luise Mühlbach; „Zar Paul", von ihrem Gatten Theodor Mundt (wol mehr geistreiche Geschichtsstudie als Roman); „Der letzte deutsche Kaiser", von Franz Carion; „Von Jena nach Königsberg" und „Bis nach Hohen-Zieritz", von Hesekiel, welcher fortfährt, in seinen Romanen Episoden aus der preußischen Geschichte im Geist und Sinne altpreußischer Ritterlichkeit zu verarbeiten. Zeitgeschichtlichen oder socialen Tendenzen huldigen mehrere Romane von A. Meißner, der sich auf dem Gebiete des Romans schnell einen sehr geachteten Namen gemacht und dabei einen bemerkenswerthen Fleiß entwickelt, unter anderm die Jesuitengeschichte: „Zur Ehre Gottes" und „Neuer Adel", zum großen Theile auch „Hans Ibeles", ein Nachlaßroman von Johanna Kinkel, in welchem die Vorgänge bei einer deutschen kleinstaatlichen Revolution und sodann das Leben und Treiben der Flüchtlinge in London einfach lebendig und zum Theil mit gutem Humor geschildert werden. Ein Anonymus hatte sogar den Einfall, einen „naturhistorisch-politischen" Roman unter dem Titel „Der Wunderstein" zu schreiben, worin er, auf Grund der neuern chemischen Forschungen, als einziges Mittel zum Zweck deutscher Einigung die Erfindung einer echten allgemein deutschen Kost empfiehlt. Der Verfasser dieses wunderlichen, nur in Deutschland möglichen Buchs zeigt reiches Wissen und dann und wann auch Spuren von Humor, nur wird das Buch dadurch nicht genießbarer, auch weiß man nicht recht, ob der Verfasser einen Panegyrikus oder eine Satire auf die Lehre vom Stoffwechsel schreiben wollte. Brachvogel's ebenfalls Zeitbeziehungen enthaltender Roman „Benoni" scheint den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Während W. Temme fortdauernd die Criminalromantik pflegt, schrieb Wohlfarth einen pädagogischen Roman „Der Student von Oxford" und die Gräfin Hahn-Hahn im Dienste des Ultramontanismus ihre Erzählung „Maria Regina"; doch sticht die Schleppe des frühern seidenen Salonkleides unter dem härenen Gewande der Askese, das sich die Verfasserin jetzt umgehangen, allzu sichtbar hervor. Das so zeitgemäße Thema von der dämonischen Macht des Geldes behandelten unter anderm E. Willkomm, der auch einen Roman „Verirrte Seelen" verfaßte, in „Moderne Sünden", Paul Stein in „Handwerk und Industrie" (worin der Gegensatz und Conflict zwischen einer ehrenwerthen Handwerkerfamilie und der Familie eines reichen stolzen Fabrikanten dargestellt ist), Luise Ernesti in „Geld und Talent", Gundling in „Satan Gold", Braun von Braunthal in „Die Ritter vom Gelde" (wol ein Gegenstück gegen Gutzkow's „Die Ritter vom Geiste"), A. Schrader in „Börse und Leben" und Otto Ruppius in „Geld und Geist". Der letztere Roman spielt in Nordamerika und führt uns weiter zu den Romanen exotischen Charakters: „Unter dem Aequator", von F. Gerstäcker, „Ralph Norwood" von Armand, „Die Wüstenjäger", von Wachenhusen, „Black Douglas, ein australischer Roman", von Wilhelmine Guischard. Folgende Romane von meist sehr namhaften Verfassern, die zum Theil erst in den letzten Wochen erschienen sind und deren Inhalt uns daher noch nicht wol bekannt sein kann, nennen wir nebeneinander, weil wir sie nicht zu rubriciren wissen: „Roderich, eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812", von O. Müller, „Der Bruder der Braut oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne", von F. von Uechtritz, „Die Erben von Schloß Ehrenfels", von Luise Otto, „Der Sohn des Gärtners", von Philipp Galen, „Armor Spang", von Th. Mügge, „Die Töchter des Vatican" von E. Willkomm, „Problematische Naturen", von F. Spielhagen. Endlich nennen wir noch den Roman „Diana und Endymion", von Natalis Victor (ohne Zweifel einem Pseudonymen), den wir, wie wir offen bekennen, noch nicht gelesen haben, über den aber die „Westminster review" ein auch von uns in Nr. 51 d. Bl. f. 1860 angeführtes überaus günstiges Urtheil gefällt hat. Es geschieht in hohem Grade selten, daß ein deutscher Roman von der englischen Presse in dieser Weise ausgezeichnet wird.

Im allgemeinen wird man allerdings sagen können, daß in der deutschen Literatur durchweg gelungene, rund und voll wie harmonische Kunstgebilde wirkende Romane ebenso selten, als gute, sinnige, in sich gerundete, Erzählungen, die man, meist uneigentlich, auch wol Novellen nennt, häufig sind. Diese Beobachtung ist, wie uns scheint, auch durch das vorige Literaturjahr bestätigt werden. Wir nennen die vielbelobte Novelle von A. Traeger: „Uebergänge", die zugleich einen Uebergang vom Roman zur Novelle bildet, M. Solitaire's orginelle „Erzählungen bei Licht", die Novelletten von Hieronymus Lorm „Intimes Leben", Willkomm's unter dem Titel „Mosaik" gesammelte ausgewählte Erzählungen, die Novellen „Eine Septime" und „Eine oberschlesische Idylle" von dem pseudonymen Marino, Verfasser von „Sanct Florians Rache", Gerstäcker's „Inselwelt", Storm's Novellen „In der Sommer-Mondnacht", E. Höfer's Skizzen und Geschichten „Auf deutscher Erde" und „Deutsche Herzen", in denen sich das bekannte ungewöhnliche Erzählertalent des Verfassers wieder meist glänzend bekundet, während sein Roman „Norien" bewies, daß es zu umfangreichen Compositionen weniger

erreicht; Julie Burow's Novelle „Laute Welt — stilles Herz", Elfried von Taura's (A. Peters') Novellen „Aus Heimat und Fremde", Waldmüller's „Novellen", J. Bacher's „Gesammelte Novellen", Elise Polko's „Neue Novellen", Andersen's, des Dänen, Skizzensammlung „Aus Herz und Welt", reich an anmuthigen Naturschilderungen, aber von koketter Sentimentalität angekränkelt, F. Wehl's „Neue Herzensgeschichten", Luise Otto's historische Erzählungen „Aus der alten Zeit", M. Hutterus' „Harmlose Geschichten", die „Novellen" des rasch beliebt gewordenen Pseudonymen Golo Raimund, von denen der siebente bis elfte Band erschienen sind u. s. w. Die Feldwirthschaft der Dorfnovellistik wird nicht mehr mit demselben Eifer betrieben wie früher, doch erschien eine neue schöne Dorfgeschichte von Berthold Auerbach selbst: „Joseph im Schnee"; Alfred Meißner veröffentlichte „Seltsame Geschichten", die zum größten Theile der Dorfnovellistik angehören, und gab außerdem die Dorfgeschichten des unglücklichen Moritz Reich „An der Grenze" heraus; außerdem nennen wir M. Meyr's „Neue Erzählungen aus dem Ries" und „Thoms. Ein Dorfleben", von Katharina Diez. Zu dem Umfange eines Romans erweitert sich die Dorfgeschichte in dem „Mädchen von Hela" von Fanny Lewald (s. u.). Jüdisches Leben schildern L. Kompert's „Neue Geschichten aus dem Ghetto" und A. Bernstein's zwei zusammen herausgegebene Novellen „Vögele der Maggid" und „Mendel Gibbor", letztere wegen der darin sich offenbarenden tiefen und gründlichen Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des jüdischen Volksstammes besonders beachtenswerth. Der Militärnovellistik gehören an: „Humoristische Soldatennovellen", von A. von Winterfeld, und „Militärisches Bilderbuch", von Heinrich Mahler, das letztere jedoch wol mehr Selbsterlebtes als Selbsterfundenes enthaltend. Prutz hat im „Deutschen Museum" dem Buche Mahler's seinen Platz neben, ja, weil ihm größerer Ernst zu Grunde läge, über Hackländer's „Soldatengeschichten" den Platz angewiesen. Dem Begriffe und Wesen einer Novelle entsprechen übrigens von den Erzählungen, die wir oben angeführt haben, nur wenige, obschon, wie man sieht, die meisten von ihren Verfassern „Novellen" oder auch „Novelletten" genannt werden. In Deutschland weiß jetzt eigentlich nur noch Sternberg eine Novelle zu schreiben, d. h. etwas, was an sich eigentlich ein Nichts ist, so zu erzählen, als ob es etwas Bedeutendes sei, und wieder etwas an sich Bedeutsames so leicht und einfach vorzutragen, als ob es nichts wäre. Am nächsten kommt ihm in dieser schwierigen Kunst wol Paul Heyse; doch nähern sich unter den an seinen „Novellen" enthaltenen Erzählungen vielleicht nur die, welche auf italienischem Boden spielen, dem Muster einer Novelle wie sie sein soll.

Wir haben eben „humoristische Soldatennovellen" genannt, aber wo bleibt der humoristische Roman? Wie steht es mit der komischen und humoristischen Literatur überhaupt? Man muß gestehen, daß die Ausbeute, auf allen übrigen Literaturgebieten so reich, auf diesem Felde eine ziemlich kärgliche ist; wenigstens tritt uns eine umfangreichere Composition, die eine allgemein menschliche Bedeutung oder die Bedeutung eines poetischen Kunstwerks hätte und über die bloße oft nur persönliche Satire gegen Einzelerscheinungen hinausginge, auf diesem Gebiete wol nicht entgegen. Holtei's „Eselsfresser" haben zwar einige komische Episoden, und Peter Fiebig ist sicherlich eine humoristische, nur etwas stark provinziell gefärbte Figur; im übrigen aber ist dieser buntgestickte Roman sehr ernst, bisweilen fast trübselig und dabei so docirend und raisonnirend, wie es sich für einen Roman, dessen barocker Titel schon dem Publikum eine so herausfordernde komische Grimasse macht, schwerlich schickt. Den Humor von Jakob Corvinus, dem die humoristische Ader in kleinern Erzählungen (z. B. in „Halb Mähr, halb mehr!") in ganz ergiebiger und angenehmer Weise fließt, während sie für umfangreichere Romancompositionen ebenfalls nicht auszureichen scheint, und den mehr dunkelschattigen, energischen Humor in M. Solitaire's schon oben erwähnten „Erzählungen bei Licht" haben wir schon in Nr. 44 d. Bl. f. 1860 näher charakterisirt und verglichen. In einem neuen Verlage, dem von H. Oelbermann in Bonn, erschien eine satirische Schrift: „Muckerromantik oder Tagebuch eines Seelensuchers", welche ihre Tendenz durch ihren Titel hinlänglich verräth, und eine Sammlung von satirischen Aufsätzen unter dem Titel „Xenien in Prosa oder die Extrablätter des Genius", worin unter anderm gegen „Dünzermeier" und gegen „Heisepäulchen" oder den „kleinen Goethe" losgegangen und überhaupt die „Kunst, nach München berufen zu werden" sehr stark beleuchtet und carikirt wird. C. L. Werther schrieb eine zweibändige, politische Satire „Kleindeutschland". Auf diese Bücher wie auf einige kleinere Schriften komischer oder satirischer Gattung (darunter „Satyros", ein satirisches Gedicht, in welchem unter anderm auch namentlich „August Montag, der Reale" und sein Gefährte, „eine giftgeschwollene kleine braune Recensentenkröte", lächerlich gemacht werden, „Der Badeort Salzloch", ein schelmisches Buch von dem Verfasser des „Struwwelpeter", „Die Smuelliade", eine Nachahmung der „Jobsiade", „Der Helden Primas und Secunda's Schneekampf" von einem salzwedeler Gymnasiasten Namens Woltersdorf, „Allerhand Humore", von Joseph Wester u. s. w.), wie auch auf das angeblich aus Heinrich Heine's Nachlaß stammende satirische Gedicht „Berlin. Herbstmärchen in 27 Kapiteln", welches F. Steinmann nebst zwei Bänden „Dichtungen von Heine" im Binger'schen Verlage in Amsterdam herausgegeben hat, kommen wir in d. Bl. noch besonders zu sprechen. Wir erwähnen hier vorläufig nur, daß der Bruder Heinrich Heine's, Gustav Heine, gegen diese ganze Veröffentlichung als gegen eine durchaus unberechtigte energisch protestirt und davor als aus dem Nachlaß Heine's gar nicht stammend gewarnt hat. Der Herausgeber gibt in dem Vorwort zu dem Herbstmärchen „Berlin" selbst mit gemüthlicher und deutschester Dreistigkeit zu, daß das Gedicht, in welches sich wahrscheinlich nur sehr wenige Heine'sche Papierschnitzel verloren haben, „aus Heine's Brouillons zusammengestellt und von anderer Hand ergänzt sei". Also, wenn der Ergänzer und Verfälscher in diesem durchweg rohen Product seine Privatsatire gegen

Kalisch und die andern Gelehrten des „Kladderadatsch“, gegen die berliner Judenschaft, gegen Richard Wagner, Prutz, Schücking u. a. loslässt, so soll das Publikum glauben, daß Heine diese Erscheinungen oder Männer seines Dichterzorns und seiner Angriffe gewürdigt habe. Und dabei ist man noch so dreist zu behaupten, daß „Pietät gegen Heine“ zu diesem Verfahren und zu der ganzen Veröffentlichung veranlaßt habe!

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Thomas Babington Macaulay.

Thomas Babington Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Neue Folge. Vier Bände. Braunschweig, Westermann. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Erster Artikel: Macaulay als Essayist.

Am 9. Januar 1860 fand in der Westminsterabtei zu London eine ernste Feierlichkeit statt: der kraftvollste, beliebteste und vielseitigste englische Schriftsteller unserer Zeit wurde mit allen den Ehren, welche Freunde und Bewunderer erzeigen können, zu seiner letzten Ruhestätte eingesenkt. Es gab keinen höhern Lohn für den berühmten Todten, als mitten unter den irdischen Resten einer Reihe von ausgezeichneten Männern beigesetzt zu werden, deren Geschichte er uns so lebendig geschildert, deren Charaktere er so treffend skizzirt; an einem Orte, den er selbst oft in seinen Schriften als das große Nationalmausoleum der Engländer in Ausdrücken erwähnt hatte, welche anzeigten, daß er es für die letzte und höchste Ruhmeskrone eines Briten hielt, an dieser Stelle zur Ruhe gelegt zu werden.

Der Tod Macaulay's war ein großer Verlust für die Literatur; es war gleich, als ob ein Museum oder eine Bibliothek kostbarer Handschriften, von denen keine Copien vorhanden, plötzlich vernichtet wäre. Das ganze reichliche Material, welches durch langjährige Studien eines ausgezeichneten Geistes, der die Spreu von dem Weizen zu sondern verstand, angesammelt und geordnet war, ging damit verloren; denn Macaulay's Sammlungen bestanden nicht blos in Massen einzelner Thatsachen, wie sie sich wol in den Papieren anderer Schriftsteller vorfinden, sondern auch in Analogien, Parallelen und Schlüssen, welche niemand zu entwickeln vermochte als der, welcher sie ausgedacht hatte. In den vier ersten Bänden der „Geschichte von England“ hatte uns Macaulay den Fall Jakob's II. und die Kämpfe Wilhelm's von Oranien mit Frankreich geschildert; wäre ihm eine längere Lebenszeit vergönnt gewesen, so hätten wir Darstellungen der Kriege Marlborough's, Kritiken der Literatur in der Zeit der Königin Anna, Schilderungen der Regierung der George und der Entwickelung der amerikanischen Colonien erhalten, welche, da sie genauer von dem Historiker gekannt waren, wahrscheinlich noch anregender und frappanter geworden wären, als die Darstellung der vorhergegangenen Zeit. Indessen gereicht es uns zur Befriedigung, allen gegentheiligen Nachrichten zum Trotze, hier aus erster und zuverlässigster Quelle mittheilen zu können, daß ein letzter Band der „Geschichte von England“, welcher die Regierungszeit Wilhelm's III. zu Ende führt, binnen Jahresfrist erscheinen wird, und daß die Veröffentlichung dieses Schlußbandes nur durch die Amtsgeschäfte von Sir Charles Trevelyan, dem Schwager Macaulay's, welcher sich die Herausgabe selbst vorbehalten hat, bis vor kurzem aber durch seine Stellung als Gouverneur von Madras an allen literarischen Arbeiten verhindert war, verzögert worden ist. Ein eigenthümliches Verhängniß scheint bestimmt zu haben, daß die Geschichte der Regierung der Königin Anna und der beiden ersten George nicht geschrieben werden soll. Zuerst versuchte es Fox, starb aber, ehe er noch recht in seine Arbeit vertieft war; dann trat Sir James Mackintosh in die Arena, kam aber auch nicht weiter, als das Material zu sammeln; endlich versprach Macaulay die Aufgabe zu lösen, und wahrscheinlich wäre es ihm besser gelungen als Fox und Mackintosh, denen er an Talent für die Geschichtschreibung bedeutend überlegen war und an Kenntniß der betreffenden Zeit wenigstens in keiner Weise nachstand; theils durch mündliche Ueberlieferungen, theils durch die umfassendsten Studien war es ihm gelungen, sich ein so klares Bild jener Zeit zu verschaffen, daß Sidney Smith einmal sagte, für Macaulay müsse es geradezu eine Höllenstrafe sein zu hören, wie jemand falsche Namen und Zahlen aus jener Zeit anführte, und durch Stummheit daran verhindert zu sein, ihn zu widerlegen. Nun ist er auch dahingegangen, ohne sein Versprechen zu halten. Von Alexander von Humboldt, Washington Irving, Leigh Hunt, de Quincey, Hallam und Prescott, welche auch im Jahre 1859 starben, ließen sich wol der Natur der Sache nach kaum noch besondere Thaten im Gebiete des geistigen Lebens erwarten; anders war es mit Macaulay, dessen letzte literarische Arbeiten an Glanz und Vollendung der Darstellung unübertroffen in ihrer Art dastehen, und dessen Alter die Beendigung seines großen Geschichtswerks nicht unmöglich zu machen schien. Jetzt müssen wir uns damit begnügen, dasselbe als einen Torso anzusehen, der, obwol unvollendet, doch ein Zeugniß für die mächtige Hand ablegt, die ihn schuf.

Um Macaulay's Stellung in der englischen Literaturgeschichte recht verstehen zu können, müssen wir einen Rückblick auf die innern Zustände Englands im Anfang dieses Jahrhunderts werfen, welche durchaus nicht so idealisch waren, wie manche Anglomanen glauben. Vom Ausbruch der Französischen Revolution an bis in die zwanziger Jahre hinein, bevor Canning der englischen Politik eine liberale Wendung gab, war eine schreckliche Zeit für diejenigen, welche sich unterstanden, freisinnige Meinungen zu äußern, und zu ehrlich waren, ihre Ansichten für den Hermelin des Lord-Oberrichters oder den Purpur des Prälaten zu verkaufen. Im England unserer Tage wird es noch für impertinent gehalten, wenn ein Mensch, der nicht wenigstens 2—3000 Pf. St. jährliche Einkünfte hat, überhaupt Ansichten über Gegen-

tinde von allgemeinem Interesse hat; damals aber war es noch schlimmer und wurde jeder, der nur eine Silbe gegen die sinnlose Bigoterie der beiden George oder die abscheuliche Tyrannei sagte, welche man gegen das katholische Irland ausübte, mit dem Fischweiberjargon der Französischen Revolution als Atheist, Jacobiner, Brandstifter, Königsmörder verfolgt, und zugleich wie die Pest gemieden. Nur ein Wort gegen irgendeinen Misbrauch zu äußern, den ein Reicher ausübte und unter dem ein Armer litt, war Verrath gegen die Regierung und wurde schnell und bitter gerächt. Die Tories hatten nicht nur alle Stellen im Besitz, sondern auch absolute Macht über ihre Gegner; die durch die Französische Revolution erregten Leidenschaften und Befürchtungen hatten ganz England in ein Lager verwandelt, worin der Belagerungszustand und das Standrecht alle Unzufriedenheit unterdrücken und alle Klagen ersticken sollten. Die Katholiken waren nicht emancipirt, der Corporations- und Testacten noch nicht widerrufen, die Jagdgesetze waren über alle Begriffe grausam, Angeklagte, um deren Leben oder Tod es sich handelte, hatten keinen Vertheidiger vor Gericht; der Sklavenhandel stand in voller Blüte; die Schuldgesetze und die furchtbare Maschinerie des Court of Chancery ruinirten jährlich Tausende von Familien; die Preßfreiheit existirte nur dem Namen nach, und seit 1688 war das öffentliche Leben in England nie so sehr durch Haß verbittert, noch das Privatleben durch politische Feindschaft versauert gewesen. In Schottland war es noch schlimmer als in England; die Staatskirche herrschte dort absolut, es gab keine Volksrepräsentation, indem das Wahlsystem so beschaffen war, als ob man es geradezu zur Erniedrigung des Volks bestimmt und erfunden hätte; öffentliche Versammlungen waren streng verboten und die Geschworenengerichte ganz und gar von den Behörden zusammengesetzt. Die Anhänger der Regierung kamen wol zuweilen zusammen, um Siege zu feiern oder dem Ministerium ein Vertrauensvotum zu geben; aber die Opposition durfte sich nicht zusammenfinden, Opposition war Rebellion, während die Unterwerfung zum Erfolge führte; die Willkür, mit welcher die Polizei gegen das Volk verfuhr, war gerade so groß wie in Frankreich nach dem 2. December.

Unter solchen Verhältnissen lernten sich natürlich die Leute, welche sich gegen das herrschende System auflehnten, um so mehr schätzen. In den Provinzen war freilich alles todtenstill; aber in den größern Städten gab es durchweg Kreise für sich denkender und unabhängiger Männer, welche durch die Französische Revolution und die Aufregung und Discussion der Principien, welche dies Ereigniß mit sich brachte, erweckt waren. Unzweifelhaft war Edinburg der Ort, in welchem am meisten Talent und Jugendkraft beisammen waren. Edinburg war damals noch nicht die modernisirte kosmopolitische Stadt, welche es jetzt ist, sondern eigenthümlicher und abgeschlossener, voll von Sonderlingen und excentrischen Individuen; dazu kam, daß die Engländer durch die Kriege mit Frankreich vom Continent abgeschlossen waren und Edinburg somit ein Lieblingsaufenthalt vieler Leute wurde, welche sich sonst in Deutschland, Frankreich und Italien zerstreut hätten. Die Hauptpersonen in der edinburger Gesellschaft jener Zeit waren Cockburn, Jeffrey, Sydney Smith, Brougham, Horner und andere; Juristen, Philosophen, Schriftsteller und Theologen, welche mit derselben Energie aßen und tranken, womit sie metaphysische und politische Probleme discutirten.' Ihre Köpfe und Mägen waren denen der gegenwärtigen Generation im Durchschnitt bedeutend überlegen, und in der Leichtigkeit ihrer Verdauung näherten sie sich Rabelais. Besonders im Trinken leisteten sie Erstaunliches, sodaß sie sich mit den alten skandinavischen Helden ganz wohl hätten messen können. Ihre von Natur aus meistentheils trockenen und polemischen Geister wurden in ihren freundschaftlichen Gelagen so reichlich begossen, daß ihr Geschmack eine Nuance von der dunkeln Färbung edeln Bordeaux und ihre Tugenden ein starkes Arom nach Whiskeypunsch bekamen. Wie Igel entfalteten sie ihre vollen Proportionen erst dann, wenn sie naß geworden waren, und wie Falstaff hatten sie allen dünnen Getränken Valet gesagt. Auf eine nähere Charakteristik dieser Gesellschaft können wir uns hier nicht einlassen und verweisen wir die, welche sich dafür interessiren sollten, auf Lord Cockburn's „Memorials of his time" und Lady Holland's „Memoir of Sydney Smith".

In diesem Kreise entstand nun die Idee, eine kritische Vierteljahrsschrift zu gründen und darin gegen das herrschende System zu agitiren. Die unwiderstehliche Leidenschaft für Discussion, welche dem Fall der alten Systeme auf dem Continent folgte; das starke Gefühl des Grolls gegen die Tories; der Umstand, daß man nur durch die Presse hoffen konnte, die Unduldsamkeit zu lindern und die politischen Verhältnisse zu bessern; die Erbärmlichkeit der bereits existirenden Journale, welche eine schläfrige, vegetirende Existenz dahinschleppten, und endlich die Menge junger, talentvoller, eng untereinander verbundener Leute, welche brannten, anonym als Autoren aufzutreten: alles dies regte zu dem Unternehmen an und gab von vornherein Aussicht auf Erfolg. Eine solche Vierteljahrsschrift konnte alle Arten von Talenten verwerthen; sie zwang ihre Mitarbeiter nicht zu langwierigen Studien, verpflichtete niemand mehr zu thun, als er konnte, verbarg die Autorschaft und schmeichelte dem Selbstgefühle des Kritikers, welcher ungesehen die Wirkung seines periodischen Donners und Blitzes beobachten konnte. Die erste Nummer erschien am 10. October 1802 und hatte eine elektrische Wirkung; mit jeder folgenden Entladung vermehrte sich die Kraft des Schlags, und da nun einmal eine freie und furchtlose Discussion aller wichtigen Gegenstände angefangen hatte, sah man vertrauensvoll einer bessern Zukunft entgegen. Mit dem Erscheinen der „Edinburgh review" begann eine wichtige Aera in der englischen Literaturgeschichte, mit ihr wurde ein Reich der Kritik gegründet, welches ausgebreiteter in den Gegenständen, kraftvoller in seinen Bestimmungen und vollkommener in der Maschinerie der Verwaltung war, als irgendeine Dynastie des 18. Jahrhunderts, und der beste

Beweis für ihre Wirksamkeit ist die Thatsache, daß alle Maßregeln, welche die „Edinburgh review" empfohlen hat, jetzt eine nach der andern vom englischen Parlamente decretirt und zu Gesetzen erhoben sind.

Die „Edinburgh review" eröffnete übrigens nicht nur eine neue Aera in der literarischen Kritik, sondern ihre Mitarbeiter erfanden auch den „historischen und kritischen Essay", welcher eine ganz neue Art literarischer Composition war, dessen häufiger Anwendung der Erfolg des Journals hauptsächlich zuzuschreiben und der durch Macaulay seine Vollendung erhielt. Essays wurden allerdings schon von Addison und Johnson geschrieben, und manche darunter sind Muster einer reinen und zierlichen Schreibart, ausgezeichnet durch sittliche und richtige Reflexionen und glückliche Ausdrucksweise, während sie nicht so sehr durch Originalität und Tiefe der Ansichten hervorragen. Mit dem Ausbruch der Französischen Revolution aber, dem Entstehen heftigerer Leidenschaften und dem Zusammenstoß der Parteien und Interessen, verschwand diese Art von Essays, wodurch Addison und seine Nachfolger sich so populär gemacht hatten. Das unaufhörliche Moralisiren, die häufige Anwendung der Allegorie, das beständige Haschen nach Abstractionen, welche wir im „Spectator" und „Rambler" finden, werden uns kaum durch den Geschmack Addison's, die Phantasie Steele's und die Kraft Johnson's genießbar gemacht, in untergeordneten Händen wurde es vollends unerträglich. Wo die Geister durch die Menschenrechte aufgeregt, durch die Beredsamkeit von Pitt und Fox gefesselt wurden, wo man der Laufbahn Napoleon's, Wellington's und Nelson's athemlos folgte, da fand man keinen Geschmack mehr an den Delias, Chloës und Phillis der frühern friedlichen und schläfrigen Zeit; wo es hieß: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" da wollten die Erzählungen von der koketten, pruden und verständigen Frau nicht mehr verschlagen. Man verlangte nach Schriften, welche die Sehnsucht einer aufgeregten und begeisterten Zeit nähren konnten, welche die damals herrschenden Ideen unterstützen oder bekämpfen sollten; welche die Erfahrung der Vergangenheit auf die Bestrebungen der Gegenwart anzuwenden, welche zu sagen vermöchten, was man zu fürchten, was zu hoffen habe. Diese Veränderung wurde zuerst durch die „Edinburgh review" dargestellt. Von ihrem ersten Erscheinen an zeigte sie die Kraft des Gedankens, die Furchtlosigkeit der Discussion und Schärfe des Ausdrucks, welche das Vorwalten unabhängiger Gefühle, neuen Verlangens und origineller Ideen anzeigte. Die Kritik nahm einen kühnern und entschiedenern Charakter an; man freute sich, die Prätensionen der Schriftsteller unter der Hand der erbarmungslosen Kritiker auf das richtige Maß zurückgeführt, ihre Irrthümer dargelegt, ihre Eitelkeit beschämt und ihren Stolz gedemüthigt zu sehen. Der kritische Essay war indessen oft nur dem Namen nach eine Kritik; allerdings erschien der Titel eines Buchs immer an der Spitze des Artikels, aber es war in manchen Fällen nur ein Aushängeschild, woran sich eine längere originelle Untersuchung über den Gegenstand schloß, welchen dasselbe behandelte. So trägt einer der besten Essays von Macaulay über Geschichtschreibung, welcher den zweiten Band der „Neuen Folge" eröffnet, den Titel eines Buchs an seiner Spitze, welches im Laufe jener Abhandlung nicht mit einem einzigen Worte erwähnt wird, und enthält blos Macaulay's Ansichten über den Gegenstand. Die literarischen, kritischen und historischen Essays, welche im Laufe der Jahre in der „Edinburgh review" erschienen, sind späterhin zum größten Theil von ihren Verfassern zusammengestellt worden und in besondern Werken herausgegeben und haben dieselben einen dauernden Platz unter den englischen Classikern eingenommen.

Die Eigenthümlichkeit der Macaulay'schen Essays wird sich am besten herausstellen, wenn wir die seiner Vorgänger mit kurzen Worten charakterisiren. Lord Jeffrey, welcher die „Edinburgh review" gründete und fast 30 Jahre lang redigirte, zeichnete sich durch die Billigkeit und Richtigkeit seiner Kritik aus. Er war von Haus aus, wie so viele Schotten, eine rein kritische Natur und hatte schon mit 17 Jahren längere Kritiken über nicht weniger als 50 Autoren geschrieben, welche jedoch nie veröffentlicht sind. Er konnte sehr scharf sein, benutzte indessen dieses Talent nie in muthwilliger Weise, wie denn die meisten seiner Essays den Autor als einen liebenswürdigen und freundlichen Mann charakterisiren. Er hatte einen eisernen Fleiß; mit einer ungeheuern juristischen Praxis, welche ihm acht Monate im Jahre etwa zwölf Stunden täglich kostete, fand er doch noch Zeit, die „Edinburgh review" zu redigiren und ihre Spalten durch 200 längere Artikel aus seiner eigenen Feder zu bereichern, während er zugleich die Abende meistentheils in Gesellschaft zubrachte und so lebendig und launig war, daß man hätte glauben sollen, er habe weiter nichts zu thun, als zu essen, zu trinken und sich zu unterhalten. Er besaß keine bedeutende classische Gelehrsamkeit und stopfte daher auch seine Essays nicht mit Citaten aus alten und italienischen Autoren voll, was von vielen Engländern als ein Mangel, von uns eher als ein Vortheil angesehen wird. Ebenso gut wie sein Geschmack in der Abschätzung literarischer Erscheinungen waren auch die Bilder, mit welchen er die abstrusesten Ideen erläuterte, und die glückliche Leichtigkeit, mit welcher er die schwierigsten Gegenstände behandelte. In allem, was er schrieb, sieht man den innigen Wunsch durchschimmern, Glück, Aufklärung und Bildung unter den Menschen möglichst zu befördern. Er ist derselbe Jeffrey, gegen welchen Byron seine Donnerkeile in dem Gedichte „Englische Barden und schottische Kritiker" schleuderte; Byron's „Hours of idleness" waren nämlich in der „Edinburgh review" arg zerzaust worden, und der edle Lord, der alles eher als Tadel vertragen konnte, explodirte dagegen in gewaltiger Weise und goß die vollen Schalen seines Zorns gegen Jeffrey aus, der beiläufig gar nicht Verfasser jener Kritik war. Später sah Byron indessen ein, daß er einen albernen Streich gemacht, beschrieb seine Entgegnung selbst als eine rasende Rhapsodie voll von übel angebrachter Wuth, und gab Jeffrey im „Don Juan" eine Ehrenerklärung.

Einen sehr bedeutenden Contrast zu den Essays Jeffrey's bilden die Schriften von Sidney Smith, welcher als der größte englische Humorist seit Swift angesehen werden muß. Sein Vater hatte ihn gezwungen Theolog zu werden, aber er hatte sehr wenig Priesterliches in sich, desto bedeutender war sein Witz und Conversationstalent, welches ihn zu dem Liebling der höchsten Kreise der londoner Gesellschaft machte; seine Bonmots wurden wie die Talleyrand's in Frankreich, in ganz England und Amerika wiederholt, und die Ueppigkeit seiner Einbildungskraft zeigte sich in den komischsten Absurditäten und den phantastischsten Bildern; man konnte mit ihm, wie jetzt mit Alexander Herzen, keine drei Worte sprechen, ohne daß die Witze wie Kleingewehrfeuer knatterten. Sydney Smith war kein origineller Geist; sein Talent bestand vielmehr darin, die Ideen, welche andere gehabt hatten, zu diffundiren; er setzte sich in den Besitz der Gedanken anderer Leute, stellte das, was diese jahrelang vorher unklar oder langweilig oder unvollständig gesagt hatten, krystallhell dar, brachte sie in eine Form, welche für das Publikum geeignet war und richtete sofort die allgemeine Aufmerksamkeit darauf. Natürlich kam ihm sein Humor vortrefflich zu statten, und er zerstörte viele Misbräuche und Vorurtheile dadurch, daß er ihre Vertheidiger lächerlich machte. Jetzt liest man seine Schriften nicht mehr, um sich zu belehren, sondern nur noch um sich zu amusiren, und da sie meistens Gegenstände von ephemerem oder doch vorübergehendem Interesse behandelten, werden sie schwerlich so dauernd sein wie die Jeffrey's, welcher mehr über Dinge von dauernder Wichtigkeit schrieb.

Ueber Sir James Mackintosh, welcher auch einer der Hauptarbeiter der „Edinburgh review", war, wollen wir nur wenige Worte sagen. Er hatte viel Gelehrsamkeit, war genau und ausführlich in seinen Auseinandersetzungen, aber ziemlich uninteressant. Er war in der englischen Literatur, was Guizot in der französischen ist, d. h. sein Geist ist durchweg didaktisch und hat gar nichts Dramatisches in sich. In seinen Schriften findet man viele tiefe und richtige Ansichten und originelle Reflexionen, aber seine Schreibart ist schleppend, er setzt zu viel bei dem Leser voraus, bleibt darum dem größern Theil des Publikums unverständlich und läßt es kalt.

Macaulay war von Jeffrey, Sydney Smith und Mackintosh gleich weit verschieden. Sein Geist und Stil waren eigenthümlich und zeigten eine Combination, wie man sie noch nie vorher gesehen hatte. Ungleich Lord Jeffrey besaß er eine ungeheuere Gelehrsamkeit, welche sich aber nie taktlos vordrängte, wie man denn in der That nur bei wirklich passenden Gelegenheiten wahrnahm, daß man es mit einem Geiste zu thun hatte, der sich alle die reichsten Schätze der Poesie und Geschichte, der classischen und modernen Literatur zu eigen gemacht hatte, aber dann allein damit hervortrat, wenn es sich darum handelte, einen Gegenstand zu erklären oder ein Problem zu lösen. Ungleich Mackintosh war er außerordentlich dramatisch und sprach bald mit Poesie zu unserm Herzen, während er gleich darauf unserm Auge die üppigsten Gemälde vorführte. Johnson bemerkte einst, daß es Bücher gäbe, nach deren Lectüre man glauben könnte, gar nichts gelesen zu haben: eine doppelsinnige Aeußerung, welche man sowol auf werthloses Zeug als auch auf Werke vom höchsten Range anwenden kann. In der letztern Beziehung paßt die Aeußerung auf die meisten Schriften Macaulay's. Die Klarheit der Anordnung, die Einfachheit der Gedanken, die Kraft und das Feuer der Sprache und der schöne fließende Stil machen uns ganz vergessen, daß wir den Ansichten eines Schriftstellers folgen, und verwandeln das Lesen unbewußt in einen Proceß des Nachdenkens. Indem der Autor seine Persönlichkeit nie vordrängt, glaubt der Leser seinem eigenen Gedankengange zu folgen; er merkt nicht, daß er nur einem andern nachgeht, sondern fühlt sich von dem leisen spontanen Fluß seiner eigenen Gedanken dahingetragen. Die Ereignisse, welche Macaulay uns erzählt, scheinen fast unter unsern Augen vorzugehen; die Personen, welche er skizzirt, stehen lebensvoll vor uns; die Ansichten, welche er ausspricht, ergeben sich nothwendig und mühelos aus den Thatsachen und Verhältnissen, wie er sie uns darlegt. Sein Ruhm und seine Popularität sind hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben; daß beide dauernd sein werden, läßt sich wol daraus abnehmen, daß er nicht, wie Sydney Smith, über Gegenstände von vorübergehendem Interesse schrieb, sondern sich an die großen Fragen und unsterblichen Namen hielt, welche das Interesse der Menschen immer gebieterisch auf sich ziehen werden. Dante, Petrarca, Milton, Bacon, Machiavelli erweckten zuerst seinen kritischen Geschmack; Clive, Warren Hastings, Friedrich der Große riefen seine dramatische und historische Kraft ins Leben. Und hier ist der Ort zu bemerken, was die eigentliche Schöpfung Macaulay's gewesen ist. Der rein kritische Essay war bereits von Jeffrey und Sydney Smith, der rein historische von Mackintosh, Southey und Hallam dargestellt worden. Aber der eigentlich historisch-kritische Essay, in welchem die historischen Ereignisse und Folgen erst durch kritische Schärfe ans Licht gezogen und dann mit vollendeter Kunst dargestellt werden, diese eigenthümliche Form der literarischen Composition, worin die Geschichtschreibung die lebhaften Züge der Biographie trägt und die Biographie die Breite und das Pragmatische der Geschichtschreibung erhält, ist von Macaulay geschaffen und zugleich zur Vollendung gebracht. In dieser seltenen Kunst hat er viele Nachfolger, aber bisjetzt noch keinen Nebenbuhler gefunden, und es ist schwer zu glauben, daß er darin übertroffen werden wird. Trotz aller Zukunftsschwärmerei glauben wir doch nicht, daß man in der Musik etwas Größeres schaffen wird als Beethoven'sche Symphonien, ebenso wenig wie wir von unsern modernen Malern erwarten, daß sie Bilder schaffen werden, die denen von Rafael, Murillo und Paul Veronese gleichkommen; so mag es uns denn auch gestattet sein, zu bezweifeln, ob Darstellungen wie die, welche Macaulay uns von dem ältern Pitt, Lord Clive und Warren Hastings gegeben hat, jemals übertroffen werden können.

Macaulay's Stil hat, wie die meisten originellen Dinge, bereits eine Schule von Nachahmern hervorgerufen, und sein Einfluß läßt sich in den englischen Zeitungen und Zeitschriften der Gegenwart leicht erkennen. Der Hauptcharakterzug ist die Kürze der Sätze, welche oft der von Tacitus gleichkommt, und die Schnelligkeit, mit welcher neue Ideen und Thatsachen aufeinander folgen. Diese Kunst der Abkürzung und Condensirung der Gedanken ist von keinem modernen Schriftsteller vor Macaulay in solchem Maße ausgeübt worden, und die glückliche Benutzung dieses Talents hat auch viel zu seinem Ruhme beigetragen. Die wichtigsten Ereignisse eines ganzen Lebens werden in ein paar Seiten zusammengedrängt und der Leser erhält mit ein paar Strichen ein so glänzendes und condensirtes Bild von den hervorragendsten Zügen im Charakter und der Geschichte eines Mannes, wie es nur geschaffen werden kann. Neue Ideen, Thatsachen und Behauptungen folgen einander Schlag auf Schlag, und die Genauigkeit der Ausführung und das Zusammendrängen der Begebenheiten in einen kleinen Raum machen die historisch-kritischen Essays Macaulay's zu exquisiten Miniaturporträts und Cabinetstücken. Der Geist wird dadurch in außergewöhnlicher Weise angeregt, und wenn die Art nicht zu weit getrieben wird, hat sie einen überraschenden Erfolg. Wir wollen, um unsere Ansicht zu erläutern, ein paar Stellen aus einigen seiner berühmtesten Essays anführen:

Mit Clive's zweiter Reise nach Indien beginnt das politische Uebergewicht der Engländer in jenem Lande. Seine Geschicklichkeit und Entschlossenheit verwirklichten binnen wenigen Monaten mehr als die prächtigen Traumbilder, welche der Phantasie Dupleix' vorgeschwebt hatten. So ausgedehnte Strecken angebauten Landes, so beträchtliche Einkünfte, eine solche Masse von Unterthanen hatte nicht der erfolgreichste Proconsul dem römischen Reiche hinzugefügt, und niemals wurde so reiche Beute unter Triumphbogen die Via sacra hinab und über das angefüllte Forum zur Schwelle des tarpejischen Jupiter getragen. Der Ruhm derer, welche den Antiochus und Tigranes unterjochten, erbleicht, wenn man ihn mit dem Glanze der Thaten vergleicht, welche der junge englische Abenteurer an der Spitze einer Armee vollbrachte, welche der Zahl nach einer halben römischen Legion nicht gleichkam. Mit Clive's dritter Reise nach Indien beginnt die Reinheit der Verwaltung unsers östlichen Reichs.*) Er führte zuerst einen unerschrockenen und schonungslosen Krieg gegen das riesenhafte System der Bedrückung, Erpressung und Bestechung, welches früher in Indien geherrscht hatte. In diesem Kriege setzte er seine Bequemlichkeit, seinen Ruf und sein glänzendes Vermögen in männlicher Weise aufs Spiel. Das nämliche Gefühl der Gerechtigkeit, welches uns verbietet, die Fehler seines frühern Lebens zu verheimlichen oder zu verringern, zwingt uns zuzugeben, daß diese Fehler auf edle Weise gesühnt wurden. Wenn das, was man der Compagnie und ihren Dienern vorwarf, verschwunden ist; wenn in Indien das Joch fremder Herren, welches anderswo das schwerste Joch ist, leichter erscheint als das irgendeines einheimischen Königshauses; wenn auf jene Horde öffentlicher Räuber, welche früher durch ganz Bengalen Schrecken verbreitete, eine Klasse von Beamten gefolgt ist, welche sich ebenso durch Fähigkeit und Fleiß auszeichnet, wie durch Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und staatsmännischen Geist; wenn wir jetzt sehen, daß Männer wie Munro, Elphinstone und Metcalfe, nachdem sie siegreiche Armeen geführt und Könige ein- und abgesetzt haben, stolz auf ihre ehrenwerthe Armuth aus einem Lande zurückkehren, welches vor Zeiten jedem habgierigen Geschäftsführer die Hoffnung auf unermeßlichen Reichthum gab: so gebührt der Ruhm dafür in hohem Maße Clive. Sein Name steht stolz da in dem Verzeichniß von Eroberern; aber er findet sich auch noch in einem bessern Verzeichniß, nämlich in der Liste derer, welche für die Sache der Menschheit viel gethan und gelitten haben. Dem Krieger wird die Geschichte einen Platz neben Lucullus und Trajan anweisen, während sie dem Reformator nicht den Zoll der Verehrung absprechen wird, womit Frankreich das Andenken Turgot's ehrt, und womit die späteste Generation der Hindus noch die Statue von Lord William Bentinck betrachten wird.**)

*) Hier würde Macaulay der Wahrheit allerdings näher gekommen sein, wenn er gesagt hätte: „die verhältnißmäßige Reinheit der Verwaltung unsers östlichen Reichs“.

**) „Historical and critical essays“, III, 206.

Als Seitenstück dazu geben wir die Beschreibung des Processes von Warren Hastings:

Der Ort war eines solchen Processes würdig. Es war die große Halle des Wilhelm Rufus, die Halle, welche bei der Thronbesteigung von 30 Königen von Jubel erfüllt gewesen war; die Halle, welche die gerechte Verurtheilung Bacon's und die gerechte Freisprechung von Somers gesehen; die Halle, in der die Beredsamkeit Strafford's eine siegreiche Partei, welche von gerechtem Grolle brannte, einen Augenblick in Furcht gesetzt und zerstreut hatte; die Halle, worin Karl I. dem hohen Gerichtshof mit dem ruhigen Muthe entgegengetreten war, welcher seinen Ruf zur Hälfte wiederhergestellt hat. Auch fehlte es weder an civiler noch an militärischer Pracht. Die Zugänge waren mit Grenadieren besetzt; die Straßen wurden durch Cavalerie rein gehalten; den Peers, in Gold und Hermelin gekleidet, gingen Herolde unter dem Wappenkönig des Hosenbandordens voran. Die Richter waren in ihren Staatsroben zugegen, um über Rechtsfragen Rath zu ertheilen. Beinahe 170 Lords, drei Viertheile des Oberhauses, wie es damals zusammengesetzt war, schritten in feierlicher Ordnung von ihrem gewöhnlichen Versammlungsplatze dem Gerichtssaale zu. Der jüngste der anwesenden Barone ging voran: George Elliot, Lord Heathfield, der kürzlich wegen seiner denkwürdigen Vertheidigung Gibraltars gegen die Flotten und Armeen Spaniens und Frankreichs in den Adelsstand erhoben war. Der lange Zug wurde von dem Grafmarschall des Reichs, dem Herzoge von Norfolk, den großen Würdenträgern und den Brüdern und Söhnen des Königs geschlossen. Zuletzt von allen kam der Prinz von Wales, ausgezeichnet durch seine Schönheit und seine edle Haltung. Die grauen alten Wände waren mit Scharlach behangen. Auf den langen Galerien drängte sich eine Zuhörerschaft, wie sie selten die Befürchtungen oder den Eifer eines Redners erregt hat. Aus allen Theilen eines großen, freien, erleuchteten und glücklichen Landes hatten sich Anmuth und weibliche Schönheit, Witz und Gelehrsamkeit, die Vertreter jeder Wissenschaft und jeder Kunst hier zusammengefunden. Um die Königin herum saßen die blondlockigen jungen Töchter des Hauses Braunschweig. Die Gesandten großer Könige und Republiken blickten hier mit Bewunderung auf ein Schauspiel, welches kein anderes Land der Welt aufbieten konnte. Hier sah die Siddons, in der Blüte ihrer majestätischen Schönheit, bewegt auf eine Scene hinab, welche alle Nachahmungen der Bühne übertraf. Hier gedachte der Geschichtschreiber des römischen Reichs der Tage, wo Cicero die Sache Siciliens gegen Verres vertheidigte und wo Tacitus vor einem Senate, der noch einen Schein von Freiheit besaß, gegen den Bedrücker Afrikas donnerte. Hier sah man den größten Maler und den größten Gelehrten des Zeitalters nebeneinander. Das Schauspiel hatte Reynolds von der Staffelei hinweggelockt, welche uns die gedankenvollen Köpfe so vieler Schriftsteller und Staatsmänner und das liebliche Lächeln so vieler edeln Frauen bewahrt hat. Es hatte Parr bewogen, seine Arbeiten in jener dunkeln und

tiefen Mine zu unterbrechen, aus welcher er einen ungeheuern Schatz der Gelehrsamkeit ans Tageslicht gebracht hatte: einen Schatz, der zu oft in der Erde verborgen bleibt, zu oft mit taktlosem unfeinen Prunk zur Schau getragen wird, aber doch kostbar, massiv und glänzend bleibt. Hier erschienen die üppigen Reize der Frau, welcher sich der Thronerbe insgeheim anverlobt hatte. Hier saß auch sie, die schöne Mutter eines schönen Geschlechts, die heilige Cäcilia, deren zarte Züge, durch Liebe und Musik aufgehellt, die Kunst vor dem gemeinschaftlichen Verfall bewahrt hat. Hier waren die Mitglieder jener glänzenden Gesellschaft, welche in den prachtvollen Salons der Mistreß Montague Witzworte citirten, kritisirten und austauschten. Und hier glänzten die Damen, deren Lippen, beredter als die von For selbst, die Wahl zu Westminster gegen den Palast und das Cabinet gewonnen hatten, um Georgiana, die Herzogin von Devonshire.

Die Sergeanten geboten Schweigen. Hastings trat in die Schranken und beugte seine Knie. Und der Angeklagte war dieser großen Versammlung nicht unwürdig. Er hatte ein weites, bevölkertes Land beherrscht, hatte Gesetze gemacht und Verträge abgeschlossen, Armeen ausgeschickt, Fürsten auf den Thron erhoben und abgesetzt. Und an seiner hohen Stelle hatte er sich so benommen, daß alle ihn gefürchtet, die meisten ihn geliebt hatten, und daß selbst der Haß ihm keinen Anspruch auf Ruhm als die Tugend streitig machen konnte. Er sah wie ein großer, nicht wie ein schlechter Mann aus. Eine kleine abgemagerte Gestalt, die aber Würde durch eine Haltung erhielt, welche, obwol sie Ehrerbietung vor dem Gerichtshofe ausdrückte, doch zugleich die zur Gewohnheit gewordene Selbstbeherrschung und Selbstachtung zeigte; eine hohe und geistige Stirn, eine gedankenvolle aber nicht düstere Braue, ein Mund, der auf unerschütterliche Entschlossenheit hinwies, ein blasses und hageres, aber heiteres Gesicht, auf welchem ebenso lesbar wie unter dem Bilde im Rathssaale zu Kalkutta geschrieben stand: „Mens aequa in arduis“: das war der Anblick, welchen der große Proconsul seinen Richtern darbot. *)

Als Gegensatz zu diesen herrlichen Gemälden fügen wir noch die Schilderung der Schwarzen Höhle zu Kalkutta hinzu, welche zeigt, daß mit der Phantasie Ariosto's Macaulay auch die schreckliche Kraft Dante's vereinigen kann:

Dann wurde jenes große Verbrechen begangen, welches denkwürdig war wegen seiner entsetzlichen Abscheulichkeit, denkwürdig aber auch wegen der fürchterlichen Vergeltung, die darauf folgte. Die englischen Gefangenen wurden der Willkür der Wächter überlassen, und die Wächter beschlossen, sie die Nacht in dem Garnisonsgefängniß unterzubringen, einer Kammer, welche unter dem furchtbaren Namen der Schwarzen Höhle bekannt ist. Schon für einen einzigen europäischen Uebelthäter würde dieser Kerker in einem solchen Klima zu eng und eingeschlossen gewesen sein. Er enthielt nur 20 Quadratfuß Raum. Die Luftlöcher waren klein und verstopft. Es war das Sommersolstitium, die Jahreszeit, in welcher die grimmige Hitze Bengalens den Engländern kaum durch luftige Hallen und beständiges Wehen mit Fächern erträglich gemacht werden kann. Die Anzahl der Gefangenen war 146. Als man ihnen befahl, in die Zelle hineinzugehen, glaubten sie, daß die Soldaten scherzten, und da sie infolge des Versprechens des Nabobs, daß ihr Leben ihnen geschenkt werden sollte, in trefflicher Laune waren, lachten und witzelten sie über die Albernheit der Idee. Aber bald entdeckten sie ihren Irrthum. Sie machten Vorstellungen, sie flehten, aber umsonst. Die Wachen drohten alle niederzuhauen, welche zauderten. Mit blanker Waffe wurden die Gefangenen in die Zelle getrieben und die Thür sofort hinter ihnen zugeschlagen und verschlossen.

*) „Historical and critical essays“, II, 245.

Nichts in der Geschichte oder der Dichtung, selbst nicht die Erzählung, welche Ugolino in dem Meere ewigen Eises gab, nachdem er seine blutigen Lippen an der Kopfhaut seines Mörders abgewischt, nähert sich den Schrecknissen, welche von den wenigen berichtet wurden, die diese Nacht überlebten. Sie schrien um Gnade. Sie versuchten die Thür zu sprengen. Holwell, der selbst in dieser äußersten Noth einige Geistesgegenwart behielt, bot den Kerkermeistern große Geldsummen an. Aber die Antwort war, daß nichts ohne die Befehle des Nabob geschehen könne, daß der Nabob schliefe und ärgerlich sein würde, wenn man ihn aufweckte. Dann wurden die Gefangenen toll vor Verzweiflung. Sie traten einander zu Boden, kämpften um die Plätze an den Fenstern, kämpften um das bischen Wasser, womit die grausame Gnade der Mörder ihren Todeskampf verhöhnte, rasten, beteten, lästerten Gott, flehten die Wachen an, unter sie zu feuern. Inzwischen hielten die Kerkermeister Lichter an die Riegel und lachten laut über das wahnsinnige Ringen ihrer Opfer. Endlich verhallte der Lärm in leisem Aechzen und Stöhnen. Der Tag brach an. Der Nabob hatte sein Gelage ausgeschlafen und ließ die Thür öffnen. Aber es dauerte eine Zeit lang, bevor die Soldaten eine Gasse für die Ueberlebenden bilden konnten, indem sie zu beiden Seiten die Haufen von Leichen aufthürmten, an denen das brennende Klima bereits seine ekelhafte Arbeit begonnen hatte. Als endlich ein Ausgang gemacht war, schwankten 23 geisterhafte Gestalten, welche ihre eigenen Mütter nicht erkannt haben würden, eine nach der andern aus dem Beinhause hervor. Man grub sofort eine Grube. Die Leichen, 123 an der Zahl, wurden ohne Unterschied hineingeworfen und mit Erde bedeckt.

Diese furchtbare Schilderung, die uns die Qualen der unglücklichen Opfer fast gradweise miterleben und mitempfinden läßt, findet sich im dritten Bande seiner „Historical and critical essays“.

Julius Althaus.

Ein Roman von Fanny Lewald.

Das Mädchen von Hela. Ein Roman von Fanny Lewald. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1860. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das Treiben und Gebaren der Natur ist oft unbegreiflich genug. Sie scheint oft alle ihre Kräfte zu vereinigen, um irgendein Erzeugniß ihrer schöpferischen Thätigkeit zur herrlichsten Blüte, zur vollkommensten Entfaltung zu bringen, und wenn sie dicht vor dem mit glücklichstem Erfolg erstrebten Ziele steht und kaum noch einen Finger zu rühren braucht, um ihrem Werke die Krone aufzusetzen, dann scheint sich plötzlich die Liebe, mit der sie ihr Geschöpf gepflegt, in den wildesten Haß zu verwandeln und es gefällt ihr, das, was sie mit beharrlicher Sorgfalt der Vollendung nahe geführt, mit blinder Zerstörungswuth wieder zu vernichten. Ueber das üppigste Saatfeld schüttet sie ihr verheerendes Hagelwetter aus, den herrlichsten Fruchtbaum zerschmettert sie mit ihrem Blitzstrahl, und den mit allen Mitteln und Kräften von ihr ausgestatteten, eben in eine segensreiche Laufbahn eintretenden Mann macht sie zur Beute eines mörderischen Fiebers. Das Gefühl der Ohnmacht und eines unzureichenden Verständnisses, mit dem sich der Mensch dieser scheinbaren Willkür und Unvernunft der Natur unterwerfen muß, ist drückend und demüthigend genug; aber doch noch drückender und demüthigender, weil ihn selbst anklagend und beschämend, ist die Empfindung, die ihn überkommen muß, wenn er in Erwägung zieht, wie viel Unheil und Elend er sich selbst verdankt, wie viel zertretene Keime, gebrochene Blüten, zerstörte Ernten lediglich die Früchte seiner Thorheiten, seiner Leidenschaften und vor allem seiner Vorurtheile, seiner Geistesbefangenheit sind. Keine andere Macht stellt sich der Erreichung dessen, was den Menschen wahrhaft zu beglücken vermag, so feindselig und zerstörerisch in den Weg als diejenige, welche in den das Individuum wie die Gesammtheit beherrschenden Vorurtheilen liegt:

denn spürt man den tiefsten Gründen der menschlichen Verirrungen und Verbrechen nach, so findet man, daß sie zuletzt nur selten in wirklicher Bosheit oder angeborener Geistesschwäche, desto häufiger aber in irgendwoher ihm eingeimpften, durch Sitte und Gewohnheit seinem Wesen einverleibten Vorstellungen wurzeln, die in ihm mit einer solchen Uebermacht herrschen, daß sie andere neben sich nicht aufkommen lassen oder ihm wenigstens nicht gestatten, sie mit freier, unbefangener Erwägung ihrem wahren Werthe nach zu prüfen. Es gibt keine Lebenssphäre, die nicht mehr oder minder von dieser Macht tyrannisirt und dadurch um einen beträchtlichen Theil des in ihr zu erreichenden Glücks betrogen würde. In welchen Regionen der Mensch auch leben und streben möge, überall hängen sich die Vorurtheile wie Hemmschuhe an die freie Entfaltung seiner Kräfte, überall stellen sie sich zwischen ihn und seine höchsten Ziele. Hier heißen sie Etikette, Convenienz, Sitte, Privilegium, dort Gewohnheit, Schlendrian, Unwissenheit, Aberglauben u. s. w.; aber wie sie auch heißen mögen, und in welcher Gestalt sie auch auftreten, das Glück, welches sie schaffen, ist überall nur ein scheinbares und oberflächliches, dagegen das Weh, welches sie bereiten, um so thatsächlicher und tiefer.

Diese glückzerstörende Macht der Vorurtheile in einem rührenden Beispiel zu veranschaulichen, ist die leitende Grundidee des vorliegenden Romans, und der begabten Verfasserin ist die Lösung dieser Aufgabe in hohem Grade gelungen. Sie hat sich dazu eine Sphäre gewählt, die man nicht selten wegen der in ihr herrschenden Geistesbefangenheit als glücklich preist; sie greift also, was sie soviel als möglich ausgerottet sehen möchte, gerade da an, wo es viele schützen zu müssen glauben. Der Roman entspinnt sich und verläuft seinem größten Theile nach auf der Halbinsel Hela, welche sich nordwestlich von Danzig in das Meer hineinstreckt und den Meerbusen bildet, der unter dem Namen des Putziger Wieck bekannt ist. Ursprünglich eine Insel und auch jetzt mit dem Festlande nur durch einen schmalen, wegen seines tiefen Dünensandes schwer gangbaren Streifen Landes verbunden, ist sie, wie die Verfasserin selbst erzählt, von jeher und noch bis auf unsere Tage einer verhältnißmäßig großen Abgeschiedenheit anheimgefallen. Demzufolge geht dort das Leben noch mehr als anderswo seinen einförmigen althergebrachten Schritt, und unter den Bewohnern der Insel herrscht noch heute jene altväterische Sitte und Beschränktheit, die der flüchtige Beobachter so gern geneigt ist als die Reste eines sonst untergegangenen Glücks zu betrachten, sei es, weil er meint, es sei damit auch noch die alte Sitteneinfalt verbunden, oder weil er sich durch den poetischen Duft, der über alles mit der Vergangenheit Zusammenhängende ausgegossen ist, verführen läßt, auch das Häßliche und Unheilvolle, was darunter verborgen ist, schön und preiswürdig zu finden. Die Verfasserin unsers Romans hat in diese Verhältnisse einen tiefern Blick gethan. Sie verkennt das Interessante und Poetische, was dieselben in sich schließen, nicht, im Gegentheil, sie hat dafür ein offenes Auge und warmes Herz, und sie weiß uns dasselbe nicht blos in allgemeinen Schilderungen, sondern auch in feinen ausgeführten Charakteristiken mit lebendigen Farben zu vergegenwärtigen. Aber mit demselben Scharfblick bringt sie auch in die unerfreulichen und beklagenswerthen Partien dieser Zustände und erkennt, daß gar vieles von dem, was, von fern gesehen, nur den Eindruck des Idyllischen und Romantischen macht, in der Nähe betrachtet, nur Roheit oder Fäulniß, ein Ausfluß verwerflicher Triebe und eine Quelle herzbrechender Leiden ist.

Die Erzählung, in welcher uns die Verfasserin diese ihre Anschauung der genannten Culturzustände versinnlicht, ist, möge sie aus dem Leben gegriffen oder rein erfunden sein, von überzeugender Wahrheit und hauptsächlich in denjenigen Partien, die wirklich auf Hela spielen — etwa Dreiviertel des Ganzen — von tief eindringender, ergreifender Wirkung. Den Mittelpunkt derselben bildet, dem Titel gemäß, ein Mädchen von Hela, das von seiner Geburt an unter den althergebrachten Sitten und eingerosteten Vorurtheilen der nicht gerade bösartigen, aber abergläubischen, bornirten und engherzigen Helenser eine Reihe der bittersten Leiden durchzumachen hat, bis sie endlich, als sie den für sie unseligen Verhältnissen zu entfliehen sucht und demzufolge auch noch mit den Vorurtheilen der höhern Stände in Conflict geräth, dem Zusammenwirken beider zum Opfer fällt. Derartige Leidensgeschichten haben leicht etwas Trübseliges oder Quälerisches und stumpfen auf die Dauer die Theilnahme des Lesers ab. Von der vorliegenden läßt sich dies aber nicht sagen, obschon so viel nicht zu leugnen ist, daß die Wirkung derselben eine noch wohlthuendere sein würde, wenn sie die Verfasserin noch mehr, als sie gethan, mit erheiternden Elementen und hoffnungerweckenden Wendungen ausgestattet hätte. Man vermißt jedoch Zuthaten dieser Art darum weniger, weil die Leiden, welche Katharina in den verschiedenen Stadien ihres Lebens durchzumachen hat, an sich von ganz eigenthümlichem Charakter sind, und mit denen, welche sonst in Romanen geschildert zu werden pflegen, wenig Aehnlichkeit haben, während sie auf der andern Seite wieder so allgemeine, aus den Verhältnissen so natürlich und nothwendig sich entwickelnde und für jeden verständliche sind, daß sie uns nicht blos durch Neuheit spannen und unterhalten, sondern auch fort und fort zu warmer Mitempfindung nöthigen. In beiderlei Hinsicht sind besonders diejenigen Schicksale von ungewöhnlichem Interesse, welche Katharina als Kind in ihrem Heimatsdorfe Danziger Heisternest und als dienende Magd in dem Fischerstädtchen Hela erlebt. Dort findet schon ihre Geburt unter sehr trüben Verhältnissen statt. Ihre Mutter hatte frühzeitig ihr älterliches Haus in Heisternest verlassen, in Hela gedient und sich von hier nach Danzig verheirathet, erst an einen ältlichen Steuermann und nach dessen Tode an einen damals in Danzig liegenden spanischen Unteroffizier. Dieser war bei der Belagerung im Jahre 1813 gefallen, und die junge Witwe suchte nun ihr väterliches Haus wieder auf, um hier ihre Niederkunft abzuwarten. Sie findet ihren Vater und alle ihre Geschwister gestorben, ihre Mutter krank, stumpf und wegen ihres katholischen Glaubens und des sie verfolgenden Unglücks von den übrigen Dorfbewohnern gemieden, ja halb und halb als Hexe gefürchtet. Unter solchen Umständen wird Katharina geboren, ihre Geburt kostet der Mutter das Leben, und ihre Erziehung fällt der in den trübseligsten Verhältnissen lebenden Großmutter anheim. Je mehr diese von andern geflohen wird, um so inniger heftet sie sich mit ihrer Liebe an das Kind, und sie bethätigt diese Liebe dadurch, daß sie ihm von ihrer todten Mutter und deren herrlicher Wohnung in Danzig, von ihrem schönen Vater und dessen fernem Heimatlande vorspricht und hierdurch die Phantasie des Kindes mit unklaren Wünschen und Hoffnungen erhitzt. Aber gegen diese geträumte Herrlichkeit stach das wirkliche Leben um so düsterer ab. Den Widerwillen gegen die Großmutter übertrug man auch auf ihre Enkelin, und Katharina hatte, abgesehen von den mit der Armuth verknüpften Entbehrungen, auch noch bittere Kränkungen von seiten der Dorfkinder zu erdulden. Selbst des Schulzen Sohn Christian, der sie eigentlich gern mag, äußert seine Neigung zu ihr in so täppischer Weise, daß daraus nur Beleidigungen für sie entspringen. Inzwischen entwickelt sie sich unter diesen traurigen Verhältnissen doch zu einem klugen, kräftigen und schönen Mädchen, und als sie schon einigermaßen herangewachsen, vertraut man ihr auf eine Zeit lang das Geschäft des eben gestorbenen Gemeindeschäfers an. Demzufolge bringt sie nun während des Sommers ihre Tage von früh bis spät im Walde zu und hängt hier ihren Träumereien nach. Sie gelangt dabei auch an das Meer, und in den Gestalten einer Fata-Morgana glaubt sie das Heimatland ihres Vaters, das Ziel ihrer Hoffnungen zu sehen. Auch die Großmutter knüpft an diese Erscheinung allerhand abergläubische Vorstellungen, die sie und Katharina unnatürlich aufregen, es entwickeln sich daraus neue Visionen, und das Ende davon ist, daß die Alte stirbt, worauf Katharina auf deren Betrieb in das Städtchen Hela gebracht wird, um als Magd im Hause der Krämerin zu dienen.

Hiermit beginnt die zweite Periode ihrer Lebensschicksale. Die Krämerin ist eine verständige und wohlwollende Frau, sie duldet keine Träumereien, hält Katharina zur Arbeit und Ordnung an, sorgt dafür, daß sie vom Pastor einen guten Religionsunterricht empfängt, kurz nimmt sich ihrer wie eine Mutter an. Katharina entwickelt sich auch ganz nach ihren Wünschen, sie fühlt sich selbst in ihrer jetzigen Lage wohl, und alles scheint sich gut für sie gestalten zu wollen. Das dauerte jedoch nur so lange, als sie ihrer Kindheit wegen von den andern unbeachtet bleibt. Sobald sie jedoch als erwachsene Jungfrau durch ihre seltene und eigenthümliche Schönheit die Augen der jungen Männer auf sich zu ziehen beginnt, entspinnen sich für sie auf Grund des auch in diesen Kreisen herrschenden Aberglaubens und anderweitiger kleinstädtischer Vorurtheile in kurzem neue Widerwärtigkeiten, und diese steigern sich endlich, als ein nichtsnutziger Neffe der Krämerin vom Militär in das Haus der Krämerin zurückkehrt und dem Mädchen vergeblich nachstellt, dergestalt, daß man sie in den Ruf einer Hexe bringt und sie durch öffentliche Beschimpfungen nöthigt, sich in das Haus des Pastors zu flüchten, wo sie in eine schwere Krankheit verfällt. Hier lernt sie ein junger adelicher Offizier kennen, und dieser veranlaßt aus rein menschenfreundlicher Theilnahme ihre Entfernung aus Hela und Uebersiedelung nach Danzig, indem er seine Schwester, eine verwitwete Baronin, bewegt, Katharina in ihre Dienste zu nehmen.

Bis zu diesem Punkte entwickelt sich der Roman auf der Basis ganz eigenthümlicher Culturverhältnisse und muß insofern als eine ebenso werthvolle wie interessante Bereicherung derjenigen Literatur angesehen werden, welche sich die poetische Reproduction des volksthümlichen Lebens, wie es sich in den verschiedenen Stämmen und Abzweigungen der deutschen Nation verschieden gestaltet hat, zur Aufgabe macht und gewöhnlich, obschon nur einseitig, mit dem Namen Dorfgeschichtenliteratur bezeichnet wird. Von seiten ihrer Form erinnert allerdings diese Erzählung weniger an die genannte Dichtungsgattung: denn die Verfasserin hält sich nicht nur da, wo sie selbst erzählt, sondern auch da, wo sie die von ihr gezeichneten Personen sprechen läßt, durchaus an die allgemeine deutsche Schriftsprache, und verzichtet darauf, ihrem Stil irgendeine dialektische oder volksthümliche Färbung zu geben; aber der Inhalt des Romans in den bisher skizzirten Partien entspricht dem gedachten Genre auf das vollkommenste und rollt uns von dem innern und äußern Leben jenes eigenartigen Inselvölkchens ein mit markigen Figuren und lebendigen Zügen ausgestattetes Bild auf.

Der dritte in Danzig spielende Hauptabschnitt des Romans ist nicht von gleicher Eigenthümlichkeit und ist der Verfasserin auch von seiten seiner künstlerischen Ausführung nicht in gleichem Grade gelungen. Es wird uns darin erzählt, daß Katharina auch im Hause der Baronin das Glück, das man ihr wünscht, nicht erreicht, im Gegentheil noch tiefer einschneidende Herzensleiden erdulden muß, bis sie endlich ihnen erliegt. Auch hier sind es die Vorurtheile, welche in die reinsten Absichten verwirrend und zerstörend eingreifen und statt einer glücklichen Wendung ein unglückliches Ende herbeiführen. Bruno's Empfindungen für Katharina sind ursprünglich wirklich nur die einer menschenfreundlichen Theilnahme; wenigstens schlummern die Keime der Liebe so tief, daß sie ihm selbst nicht zum Bewußtsein kommen. Aber die vornehme Welt vermag daran nicht zu glauben. Man legt dem Protector des schönen Mädchens theils unsittliche, theils standeswidrige Absichten unter, sucht das Verhältniß einerseits zu verdächtigen, andererseits zu untergraben, führt dadurch neue Kränkungen für das Mädchen herbei, zwingt ihn auf diese Weise, sich ihrer nur noch wärmer anzunehmen, und schraubt so nach und nach seine Menschenfreundlichkeit und ihre Dankbarkeit zu tiefern und leidenschaftlichern Gefühlen empor, die zwar weder ihn noch sie zu unlautern Beziehungen oder Wünschen fortreißen, wol aber ihn in Conflicte mit seinen Standes- und Amtsgenossen verwickeln, denen, unter Mitwirkung der von Hela aus in Katharina's Schicksale eingreifenden Elemente, zuerst er und unmittelbar darauf auch sie zum Opfer fällt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Verfasserin auch in diesen Partien ihrem Grundgedanken treu geblieben ist, und daß darin die Fäden im allgemeinen wohl verschlungen und Charaktere wie Seelenzustände trefflich gezeichnet sind. Gleichwol machen dieselben nach dem Vorangehenden einen etwas fremdartigen Eindruck; der Uebergang aus der volksthümlichen Tonart in die des Salonlebens dünkt uns ein wenig zu hart; er hätte wenigstens früher vorbereitet und durch noch andere als die zu Hülfe genommenen Zwischentöne vermittelt werden müssen. Dazu kommt, daß die Art und Weise, wie sich zuletzt alles zum Unglück gestaltet, fast etwas Fatalistisches hat. Allerdings ist es nicht ein blindes Fatum, an dem die Verfasserin alle reinen Tendenzen scheitern läßt, sondern immer nur die aus der Menschenwelt selbst erwachsende Macht der Vorurtheile. Aber gerade darin, daß dieser Macht gegenüber alle bessern und freiern Elemente wie ohnmächtig erscheinen, liegt etwas, was in ähnlicher Weise deprimirend wirkt, wie die unwiderstehliche Gewalt eines blinden Geschicks, und dies ist es besonders, was die Schlußwirkung des Romans nicht als eine so misklanglos ergreifende erscheinen läßt, wie sie sich nach der ursprünglichen Anlage und nach der Zeichnung der Hauptcharaktere hätte gestalten lassen.

Abgesehen hiervon ist der Roman auch in seiner Composition eine sehr wohl angelegte und durchgeführte Arbeit, in der die Schilderungen des äußerlichen Lebens und Treibens auf das innigste und zweckmäßigste mit der Entwickelung der Geschichte und der Zeichnung der Charaktere und psychologischen Zustände verwoben sind. Außerdem müssen wir schließlich noch ganz besonders der Vortragsweise der Verfasserin unsere Anerkennung zollen. Diese ist immer einfach und natürlich und doch nirgends dürftig oder alltäglich. Sie nimmt nie zu künstlichen Verzierungen und Ausschmückungen ihre Zuflucht, und macht doch immer den Eindruck schöner und edler Formen. Sie ist leicht und fließend, aber nicht, wie es so oft der Fall ist, auf Kosten der Innigkeit und Wärme, noch auch der charakteristischen Bestimmtheit und Gegenständlichkeit. Sie verzichtet darauf, durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel die Wirkung des Inhalts zu erhöhen, und gerade durch diese Enthaltsamkeit erzielt sie eine Steigerung der Wirkung, wie sie eine solche selbst durch Anwendung der erfolgreichsten Mittel kaum erreicht haben würde. Wir begegnen diesem Stil sonst vorzugsweise in Memoiren, die ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit, für Erzielung irgendeines Effects bestimmt sind, und man kann ihn daher wol als den Stil des sich selbst explicirenden Inhalts bezeichnen. Unter den frühern Arbeiten der Verfasserin zeigen ihn daher besonders diejenigen, in denen sie die Erzählung der Geschichte dem Helden derselben selbst in den Mund legt. In diesem „Mädchen von Hela" hat sie bewiesen, daß sie ihn mit gleich glücklichem Erfolg auch für die objective Darstellungsform anzuwenden weiß.

Adolf Zeising.

Zur Geschichte des italienischen Feldzugs von 1848.

Hans des berner Milizen Erinnerungen aus dem lombardisch-sardinischen Feldzuge von 1848. Von J. C. Ott. Berlin, Springer. 1860. 8. 1 Thlr.

Ein echtes Schweizerblut: frisch, lustig, tapfer — dabei radical und revolutionär! Warum mit diesen Erinnerungen so lange zurückgehalten worden, wissen wir nicht; da es aber geschehen, so ist der Zeitpunkt für die Veröffentlichung in der zweiten Scenirung des italienischen Kriegs und seiner Begleiterin, der Revolution, gut gewählt. Der Verfasser ist ein berner Milizoffizier gewesen, der „wie Hunderte anderer Freiwilliger dem Grab der Schweizer, dem leichengedüngten Italien zuwanderte, in der Hoffnung, beim eisernen Würfelspiel einen

Ruck in Fortuna's Gunst vorwärts zu kommen oder dann als Kanonenfutter glorreich niederzusteigen in Abraham's Schos. Die Parzen hatten ihm weder Titel noch Gülten, noch sonstige Habhaftigkeitsinstrumente ins zinsumdüsterte Leben hineingewoben." Er erzählt uns dann seine dortigen Schicksale und was er sonst vom Kriege gehört und gesehen. Das letztere ist für uns wichtiger als das erste, und obwol er sagt, daß erst die Hausgeschichte und dann die Kriegsgeschichte in seinem Buche komme, halten wir uns doch lieber an die Episoden der letztern, die uns von einem Standpunkte, welcher bisjetzt in den Werken über diesen Krieg wenig eingenommen worden ist, manches Streiflicht auf dunkle Partien desselben fallen lassen. Die „Hausgeschichte" ist übrigens auch mit einer Frische und gewissen Selbstironie geschrieben, die sich ihre Leser schaffen wird. Ueber die politischen Ansichten des Verfassers rechten wir mit ihm nicht, mag er seinen Enthusiasmus für die „edelste Revolution" behalten, er wird schon verkühlen mit der Zeit. Was er von seinem Vaterlande 1848 verlangt hat, spricht er klar aus: „Welch gewichtiges Wort hättest du kleine Alpenrepublik von dort oben mitreden können in jener Zeit der Völkerunbeholfenheit und fürstlichen Kopflosigkeit!" Und an einer andern Stelle: „Inmitten wankender Throne, flüchtiger Fürsten, zitternder Livreen, meteorähnlich aufstehender Republiken müßig stehen bleiben — nichts thun mit 100000 Mann, davon die Hälfte nach Krieg dürsten, nach einem ehrenvollen, gerechten, heiligen Krieg!..." Dann schilt er auch die Mitglieder der lombardischen Regierung und des sardinisch-lombardischen Kriegsministeriums Schlafmützen, die nicht einen Funken revolutionärer Energie besessen, alles zu sehr mit Handschuhen angefaßt u. s. w. Doch lassen wir ihm das, es soll uns, die wir für unsere Person auf einem etwas andern Standpunkte stehen, nicht abhalten, das, was an dem Werke gut oder interessant ist, anzuerkennen.

Die Schilderung des Treibens in Mailand nach dem Abzuge der Oesterreicher ist sehr treu; der Verfasser schont hier nicht, er mildert die Farben nirgends. Ihm selbst war fast jede Hoffnung auf Anstellung verschwunden, als eine schweizerische Compagnie von Reisläufern einrückte, deren Hauptmann zurücktrat, wie auch die übrigen Offiziere bereits abgegangen waren, weil er diese Bande, die von Disciplin und militärischer Ordnung nichts wissen wollte, zu organisiren verzweifelte. Dies war Hansens Glück: er wurde vom Kriegsminister zum Hauptmann dieser ersten regulären Schweizercompagnie, Jäger, des (noch zu verhoffenden) ersten Schweizercorps ernannt, mit der Bestimmung, selbständig verwendet zu werden, nur dem Oberbefehlshaber der Freischarendivision, General Durando, untergeordnet. Wie es ihm gelungen, seine Compagnie aus den vorhandenen österreichischen Beständen zu uniformiren und zu armiren, mit englischen Gewehren zu bewaffnen und vorzüglich sich unter der zuchtlosen Schar Autorität zu verschaffen, daß er sie auch der Disciplin unterwerfen konnte, ist mit einer glücklichen Mischung von Ernst und Humor, wie sie durch das ganze Buch geht, vorgetragen. Besonders die Verpflegung, die Sorge für das materielle Wohl der Leute diente ihm dabei zum wirksamen Hebel. Unter dem unermeßlichen Jubel des Volks marschirte die Compagnie endlich aus, um an die tiroler Grenze zu rücken. In Brescia erhielt der Chef einige Aufschlüsse über das, was vor einigen Wochen dort vorgefallen und warum der eidgenössische Oberst Allemandi, der von der provisorischen Regierung zum General und Oberbefehlshaber der Freiwilligen ernannt, dort unmöglich geworden war. „Er war ein durch und durch in der Wolle gefärbter italienischer Patriot, er athmete nur für die Befreiung Italiens, besaß unstreitig organisatorisches Talent und hätte z. B. auch ein tüchtiger Oberkriegscommissar werden können, allein es war keine Ader von einem Truppenführer in ihm, am allerwenigsten war er der Aufgabe gewachsen, ein solches Chraustmaust von Völkern zu einem gemeinschaftlichen Zweck operiren zu lassen." So waren die Angriffe auf Riva und gegen Trient hin misglückt, mangelhafte Verpflegung hatte Insubordination erzeugt — bald war Allemandi als Verräther verschrien worden, sodaß ihn die provisorische Regierung mit einer Schutzwache hatte nach Mailand geleiten lassen. An seine Stelle war nun Durando getreten, der Bruder des Oberbefehlshabers der päpstlichen Truppen. Bei ihm meldete sich der Berner, dinirte bei ihm, wobei er in seiner Naivetät wacker auf Carlo Alberto, dessen Freund und Generaladjutant Durando war, loszog, und wurde dann mit seiner Compagnie nach Anfo beordert, von wo er ins Lager auf Ponte Raineri rückte. Die lombardischen Freischaren, besonders die Legion des Todes unter Anfossi, werden von ihm scharf gegeiselt, ihr Treiben fing an, den Schweizern gefährlich zu werden und deren Hauptmann mußte strenge Strafen verhängen. Naiv äußert er sich darüber: „Es ist doch ein eigenthümliches Gefühl, wenn man fast jeder bestehenden Ordnung spinnefeind ist und doch selbst von einer Art von Ordnung leben muß."

Die Compagnie war jetzt dem brescianer Regiment zugetheilt, ohne doch in ihrer Selbständigkeit beschränkt zu sein; sie hielt noch immer den Posten an der Brücke besetzt und wurde des Beobachtens der tiroler Grenze herzlich müde. Das Leben auf dieser Höhe ist sehr ergötzlich erzählt, mit „berndütschen" Brocken, wie überhaupt das ganze Buch, reichlich gespickt. Wie humoristisch der Hauptmann selbst bei groben Vergehen verfuhr, möge die Rede zeigen, die er bei Gelegenheit einer Desertion von sechs Mann hielt, mag sie immerhin Dichtung sein: „Volontaires vaudois und ihr andern Manne vo üser liebe Chüeweib — ihr wißt, daß bereits sechs von euch wegen Aufbegehrens und Anstiftens zum Verlassen der Fahne dort oben sitzen (nach der Festung zeigend), allwo ist Heulen und Zähneklappen; ihr wißt, daß das ganze Corps diese Umtriebe verdammte und dennoch sind in der verflossenen Gewitternacht einige Freiwillige von ihren Posten verschwunden; ihr wißt endlich, daß ich bisher milde Justiz geübt: Nr. 21 hat dem Nr. 9 ein Ohr abgehauen, er sitzt dafür im Felsverlies. Nr. 80 hat ein Maulthier muthwillig erstochen, muß es bezahlen oder absitzen. Nr. 113 wurde katzbetrunken auf dem Außenposten ertappt, der muß Suppe tragen ins Paradies (ein Außenposten mit gefährlichem Zugang). Nr. 52 hat dem Fourier mit Erschießen gedroht, dafür steht er vor Kriegsgericht. Nr. 43 hat gegen seinen Hauptmann Fertig! gemacht, und der sitzt im Spital. Mit den Deserteurs werde ich aber nicht spaßen, notez cela und binnen fünf Tagen zeige ich euch über deren Schicksal eine — Quittung! Der Oberlieutenant commandirt indessen an meiner Statt, denn mich rufen die Interessen unsers Corps nach Mailand. Ueberdies erwartet man morgen ein Treffen und da ist's meine heilige Pflicht, mich euch zu erhalten. (Gelächter und Lebehochs.) Jez, b'hüet ech Gott, Manne, heit Sorg zum Rothe und haltet christliche Zucht und Ehrbarkeit."

Bei dieser Reise nach Mailand, wo er allerdings vier seiner Deserteurs fand, wohnte er dem Einzuge der „Legion von Montevideo" unter Garibaldi bei. „Militärische Gattig machte dieser phantastische Aufzug für uns trockene hausbackene Söhne des Emmenthals nicht." Der Reiter, Garibaldi zur Rechten, mit den feurig flammenden Augen, glatt und jugendlich, war dessen Frau, wie der Schweizer später erfuhr. Jedermann war gespannt, wie und wohin diese Leute mit den rothen Blusen verwendet werden sollten. Hans kehrte unterdessen zu seiner Compagnie zurück, und erhielt nun Befehl, auf den Höhen delle Fontane den Vorpostendienst zu organisiren. Bei einem zweiten Diner, zu welchem er vom General Durando eingeladen war, kam schon damals der Meinungsstreit über die zukünftige Gestaltung Italiens zu Tage, der noch jetzt bei der neuen Lage der Dinge nicht geschlichtet ist. Einige wünschten Karl Albert (wie jetzt seinen Sohn) zum König von Italien mit constitutioneller Verfassung, andere erhoben sich für Gioberti's Idee eines italienischen Staatenbundes nach dem Vorbilde des Deutschen Bundes, wieder andere für die Föderativrepublik, bis eine mystische Person, die im Buche wie der alte Ueberall und Nirgends spukt, „die eine untheilbare italienische Republik proclamirte, die große, wellenumspülte, alpenumgürtete Republik,

absolut und unumschränkt frei vom Var bis zum Isonzo, vom Aetna bis zum Simplon, Roma die Hauptstadt, die Regierung ein Triumvirat". Das war dem General Durando zu stark, er verließ mit seinem Stabe den Saal, wo nun die Säbel blitzten und es ohne die Einsprache des Unitariers zum Kampfe gekommen wäre. Die Scene, wahrscheinlich erfunden, hat ihre innere Wahrheit.

Auf den Höhen 4500 Fuß über dem Meere trieb nun die Schweizercompagnie ihren Vorpostendienst und ihre Freischarenwirthschaft, ohne mit dem Feinde ins Gefecht zu kommen: seit dem Abmarsch aus Mailand, vom 31. Mai an bis zum 30. Juli kam sie aus der beobachtenden Stellung, wie alle Truppen Durando's, nicht heraus und hatte keine Ahnung davon, daß Radetzky die Offensive ergriffen und bereits eine Reihe von Siegen gewonnen hatte. Da erfolgte der Befehl zum Rückzuge, der anfangs nur bis in das früher innegehabte Dorf bestimmt war, bald aber weiter fortgesetzt wurde; Durando's letzter Tagesbefehl überwies die Schweizercompagnie der ersten Colonne Savagnola's, sie sollte Tavernolo besetzen, befestigen und halten. Hier brach in derselben eine gefährliche Meuterei aus: „A bas le capitaine! Au diable la discipline! Mort au coujon bernois!" Es waren 56 Mann, die sich empört hatten. Doch brachte sie der Hauptmann energisch zur Unterwerfung; die drei Rädelsführer wurden gefesselt nach Brescia an das Kriegsgericht abgeführt, den übrigen, nachdem sie 24 Stunden in Arrest gesessen, erließ er die Strafe in einer „Amnestie auf breitester Grundlage". In Brescia erhielt er dann zuerst positive Nachrichten über die verlorene Sache, aber seine Brigade war nirgends mehr zu finden, die Compagnie blieb in Tavernolo ohne Befehl und mußte sich als verrathen und verkauft ansehen. Als der Hauptmann Meldung erhielt, daß drei feindliche Compagnien bereits bis auf anderthalb Stunden gegen ihn vorgerückt, marschirte er endlich in der Nacht ab. Iseo war von flüchtigen lombardischen Freischaren überfüllt, im tollen Wirrwarr und Schießen gelang es ihm nur schwer, seine Mannschaft zusammenzuhalten. Die Auflösung war so groß, daß alle Autorität der Offiziere unter den Lombarden aufgehört hatte, und es nicht blos beim Schimpfen auf sie verblieb, sondern ihr Leben bedroht war. „In Marone", sagt der Verfasser, „geschah endlich, freilich zu spät, dasjenige, was während des ganzen Feldzugs hundertfältig hätte geschehen sollen und zum Verderben des Heeres und seiner Chefs aus unbegreiflicher Blindheit und misverstandener Humanität verabsäumt worden war. Es wurden endlich einmal vier Soldaten erschossen, die nicht nur ihre Kameraden, sondern auch Offiziere mishandelt und beraubt hatten." Der Bernerhauptmann ließ eine solche Execution gegen fünf Deserteurs auf einmal vollstrecken, aber mit blindgeladenen Gewehren: sie soll wenigstens ihre moralische Wirkung nicht verfehlt haben.

Nachdem die Schweizer über den Iseosee geschifft, trafen sie einen Theil ihrer Brigade in Breno wieder an und erhielten einen unerwarteten Zuwachs, indem die Piemontesen und Savoyarden die wenigen Offiziere, die noch bei ihnen waren, fortgejagt hatten und sich den Schweizern anschlossen, welche Annexion ihnen auch zugestanden wurde. Diese und andere Proben erzählt der Verfasser selbst von der freien Disciplin, die er sonst im Gegensatze der erzwungenen preist: wer aus seiner Schrift den freien Militärdienst im Sinne der Freischaren als ersprießlich für den Krieg anerkennen lernt, der muß eben ein Freischärler sein. Weiter ging der Marsch und näherte sich der Schweizergrenze. Das neue „Bataillon" war unter die Befehle des Generals Griffini gekommen, was den Berner Hans aber nicht hinderte, zur Fortschaffung seiner zwei Geschütze der piemontesischen Trainmannschaft 18 Pferde mit Gewalt fortnehmen zu lassen. Die Italiener wehrten sich, es gab blutige Händel und der Schweizerhauptmann bedrohte den General und seinen Stab selbst mit Gewalt, bis ihm die Pferde verabfolgt wurden. Schöne Wirthschaft! Der Herr General avancirte ihn auf eigene Hand kurz darauf zum Major, statt ihn, wie er gefürchtet, vor ein Kriegsgericht zu stellen. In einem Kriegsrathe wurde er aber eingeladen, in welchem mit Stimmenmehrheit beschlossen wurde, durch die Schweiz nach Piemont zurückzukehren. An der Grenze, die zur Aufrechthaltung der schweizerischen Neutralität mit bündnerischen Truppen besetzt war, geschah die Entwaffnung, der sich anfangs die Schweizercompagnie in allen Mundarten widersetzte, bis der Regierungscommissar durch Belassung der Waffen für die Graduirten und der Hauptmann durch Auszahlung des Soldes für noch zwölf Marschtage sie beschwichtigte. Das Geld dazu hatte ihm General Griffini noch in Brescia, ehe sich alles auflöste, auszahlen lassen. „Mittels dieser Operation sah sich der berner Milize Knall und Fall ins Erwachen des verwunschenen Prinzen zurückgeschleudert." Wirklich ist er wieder ins Colonialwaarengeschäft zurückgekehrt, in welchem er nach seiner Erzählung vor seinem Reislauf thätig gewesen ist. Von den Freiwilligen kehrten die meisten nach Hause zurück, wo sie freilich nicht von Thaten erzählen konnten, nur etliche zwanzig schlugen mit den Italienern den Weg ein über den Bernhardin, um in Piemont noch ihr Glück zu versuchen. So hatte diese Compagnie allerdings einen ganz andern Feldzug gemacht, als Debrunner's Füsiliere, die sich nach Venedig geschlagen und auch in ihrem Hauptmann ihren Geschichtschreiber gefunden haben. Hansens Erinnerungen sind dem „Berner Hopfenkränzchen" geweiht, in welchem sie wahrscheinlich schon früher und ausführlicher mündlich vorgetragen worden sind.

Karl Gustav von Berneck.

Napoleon II.

1. Napoleon II. Historischer Roman von Jean Charles (Braun von Braunthal). Zwei Theile. Prag, Kober und Markgraf. 1860. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.
2. Der Sohn Napoleon's. Geschichtliches Lebensbild in zwei Bänden von Max Ring. Berlin, Vogel. 1860. 8. 3 Thlr.

Das gleichzeitige Erscheinen zweier Lebensgeschichten des vor fast 30 Jahren verstorbenen Herzogs von Reichstadt in Deutschland steht wol nicht außer aller Verbindung mit der täglich wachsenden Machtstellung seines Herrn Vetters an der Seine. Einen mächtigen Mann, der das Geheimniß und die Kunst des Regierens so ausgezeichnet versteht, wie Napoleon III., vielleicht zu Dank verpflichten, mag unter allen Umständen angenehm und versprechend sein.

Die beiden Biographien des Herzogs von Reichstadt, welche uns hier vorliegen, und welche sich wie Geschichte und geschichtlicher Roman voneinander unterscheiden, sagen daher auch nur Gutes und Angenehmes von ihm aus. Das Lebensbild von Max Ring nimmt hierbei den Standpunkt der Biographie, das von Jean Charles oder Braun von Braunthal den des historischen Romans ein; es sei uns aber erlaubt, unser Referat mit dem zwar minder wahrheitsgetreuen, aber anziehendern Bilde des letztgenannten Autors zu beginnen, da wir zum voraus der Meinung sein müssen, daß ohne etwas romantische Zuthat eine Darstellung des Thatsächlichen aus dem Leben eines zwar begabten, heißblütigen und strebenden Jünglings von 20 Jahren, den der Tod thatenlos aus dem Leben abrief, kaum ein dauerndes Interesse wird erwecken können, wäre er auch der Sohn eines Cäsars. Braun von Braunthal (Nr. 1) hat dies gefühlt und bei der Umarbeitung seines Originals daher der Romantik dieses Lebens volle Rechnung getragen. Dies zeigt sich sogleich in den Kapitelüberschriften, die mit einem „Räthselhaften Bettler" als Deus ex machina beginnen, in einem „Geheimniß von der Rose" sich fortsetzen und mit einem „vom Blitz getroffenen Adler" und dem „Genius, der die Fackel senkt", schließen, während der dazwischenliegende Zeitraum von einer unglücklichen Herzensneigung und einzelnen thatsächlichen Lebensscenen sprunghaft ausgefüllt wird. Wir können, wie gesagt, diese Behandlung des Stoffs nicht tadeln, da sie ein unterhaltendes und

lesenswerthes Buch vermittelt, was von der geschichtstreuern, aber trockenern Arbeit seines Mitbewerbers nicht immer zu sagen ist. Die Geschichte beginnt zwar etwas seltsam, mit ihrem Ende, d. h. mit der Liebe des zwanzigjährigen Jünglings zu Rosa, der Tochter seines Sprachlehrers Pierre, um sich von hier rückwärts zu der Kindheit des Prinzen zurückzuwenden. Wir sehen dann den schönen, wissensdurstigen, feurigen und begabten Knaben, den Liebling des Kaiserpaars und des Erzherzogs Karl, den Gespielen seiner Kinder, Marie Theresia — nun verwitwete Königin von Neapel — und ihres Bruders Albrecht, den Pflegling des Dr. Malfatti, dessen Sorge um ihn vergeblich wacht; den Schüler des Obersten Prokesch und des Marschalls Marmont, den Gegenstand der verschiedensten französischen Intriguen u. s. w., um endlich wieder bei dem Liebhaber Rosa's anzukommen, bis diese mit ihrem Vater, der sich als der Gardeoberst Saint-Pierre und Missionar der Bonapartisten enthüllt, von Wien nach Parma verbannt wird — was denn das Herz des jungen Herzogs gebrochen zu haben scheint. Mit dieser Geschichte, die alle historischen Verdienste einer Luise Mühlbach'schen Arbeit besitzt und mit dem Wechselruf der Liebenden: „Liebe mich" und „Lebe für mich", schließt der erste Theil, nachdem noch ein Wahrsager erschienen ist, der dem Prinzen den Tod nicht auf dem Felde der Ehre, doch auf dem „Feldbette" verkündet hat. Nach allem diesen romantischen Wirrwarr beschäftigt sich der zweite Theil des Buchs etwas ernster und förmlicher mit der äußern und innern Lebens- und Bildungsgeschichte des Prinzen. Wir werden hierüber weiterhin nach dem zuverlässigern Führer, Max Ring, berichten; denn auf Zuverlässigkeit macht diese Erzählung so wenig Anspruch, daß wir niemals wissen, ob die Worte, die dem Prinzen in den Mund gelegt werden, seine oder seines Biographen Worte sind, und daß, wenn er z. B. sagt: „Ich will schlafen gehen, denn der schlafende Mensch ist immer besser, als der wachende", ganz ungewiß bleibt, ob es der Herzog ist, der diesen banalen Unsinn spricht oder Braun von Braunthal. Genug, dem kranken Prinzen führt endlich die Mutter selbst seine Rosa zu, worüber er natürlich stirbt und zwar in demselben Gemache, das seinem siegreichen Vater einst zum Schlafgemach gedient, an eben der Stelle, wo Napoleon, nachdem er den Frieden dictirt hatte, von seiner Dynastie geträumt, und an eben dem Tage, wo er die Nachricht von dem Tode seines Vaters sieben Jahre früher hier empfangen hatte! Ist dies nun auch wahr oder nur romantische Erfindung? Wir wissen es nicht; denn zuverlässig ist in diesem Buche wol eben nicht viel mehr, als etwa die Grabinschrift auf dem prinzlichen Sarge, welche ihn als in der Blüte seiner Jahre, mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes, mit herrlicher Gestalt, edelm Antlitz, seltener Anmuth der Rede, als einen in Wissen und Trachten ausgezeichneten Jüngling bezeichnet, der schon in der Wiege mit dem Titel eines „Königs von Rom" — unstreitig eine Vorbereitung zur künftigen römischen Kaiserwürde — begrüßt wurde!

Von aller solcher romantischen Zuthat bieten nun die zwei Bände von Max Ring (Nr. 2) wenig dar. An Stelle dessen aber greift dieser Biograph, damit doch auch hier der Stoff zu einem Buche ausreiche, weit tiefer als nöthig war in das Gebiet der Geschichte zurück, malt uns den Vater, wie den Sohn, den Schwarzenberg'schen Brand, den russischen Feldzug, den brennenden Kreml, die Mallet'sche Verschwörung, den Kaiser Alexander, den Verzweiflungskampf von Waterloo u. s. w., lauter Dinge, die gar nicht hierher gehören und die hundertmal erzählt sind, sodaß der blauäugige und blondgelockte Prinz, um den es sich hier doch handelt, erst auf Seite 90 seiner Biographie geboren und nun keine der „Kindereien" uns erspart wird, die der entzückte Papa mit dem Neugeborenen vornimmt. Nachdem dieser denn der Gräfin Montesquiou („Mama Quiou", wie der Prinz sie später nannte) übergeben, auch von der armen Josephine an ihr Herz gedrückt ist, folgt auf fast 200 Seiten der Feldzug von 1812—13 bis zur Thronentsagung von Fontainebleau und dem Marterzug nach Elba, wobei wir dem Verfasser die wunderliche Rolle, die er den Fürsten Schwarzenberg als Gegner Napoleon's spielen läßt, zu verantworten überlassen müssen, so gut wie die Selbstvergiftungsgeschichte, welche er aus Fontainebleau zu berichten weiß. Daß der eben dreijährige Knabe unter anderm die weinende Mutter gefragt haben soll: „Warum weinst du denn, Mama? Hat dir der häßliche Blücher auch weh gethan und dich geschlagen, wie den Papa?" halten wir denn doch für eine mehr als romantische Erfindung. Dies aber ist so ziemlich alles, was wir in diesem ersten Bande von unserm jungen Helden erfahren. Er war ein liebliches Kind, als er, der Prinz von Parma, im Sommer 1814 nach Schönbrunn kam, wo Meneval sein Mentor und der Löwe im Thierpark sein Freund wurden, worauf denn wieder eine lange Schilderung des Wiener Congresses, nach Varnhagen, folgt, die, obgleich sie interessante Züge enthält, doch auch nicht zur Sache gehört. Der Prinz, der frühzeitig eine große Herzensgüte und Anhänglichkeit an seine Erzieher bekundete, lernte von Frau von Montesquiou lesen und französisch, vom Abbé Lanti italienisch und von seinem Kammerdiener, der viel Mühe mit ihm hatte, deutsch. Während eine Schar französischer Emissare aller Art ihn in Schönbrunn umringte — darunter selbst der Sohn der Gräfin Montesquiou als Spion Napoleon's — und der Prinz darauf bestand, Napoleon und nicht Franz genannt zu werden, schwankte seine Mutter, ob sie sich dem Flüchtling von Elba wieder anschließen und seinen Sohn ihm zuführen sollte; die Hundert Tage entschieden jedoch für ihre Unterwerfung unter den Willen der Familie; ein Entführungsplan des Obersten Montesquiou aber misglückte, worauf seine ganze französische Umgebung von ihm getrennt wurde, was den kleinen Mann sehr unglücklich machte. In Paris zum Kaiser ausgerufen und von den Kammern feierlich als solcher anerkannt, lebte der Herzog „Franz von Reichstadt" nun als Gefangener in der Hofburg von Wien. Graf Dietrichstein wurde sein Gouverneur, Foresti und Collin seine Lehrer: ein besonderer Zug aber, der sich in dem armen Knaben entwickelte, war seine Abneigung gegen jede Täuschung, daher auch gegen Fabeln und Märchen, ja gegen Poesie überhaupt. „Das ist nicht wahr", pflegte er zu sagen, „wozu taugt es also." Infolge dieser Eigenthümlichkeit bestand denn auch sein kaiserlicher Großvater, dessen Liebling er war, darauf, daß ihm die Geschichte, auch die seines Vaters, ganz unverfälscht mitgetheilt würde: dieser Liebe des Großvaters bedurfte der Prinz um so mehr, als er durch die Schwäche Marie Luise's nun auch mutterlos geworden war. Indeß entwickelten sich Körper und Geist aufs glänzendste: die Trauer um den Vater war überwunden, der Wunsch ihm ähnlich zu werden aber bildete sich zu einem wahren Cultus seines Andenkens bei ihm aus; er ward Soldat und Hr. von Prokesch sein Lehrer und sein Freund. Nun folgen die Julitage, welche die Stimmung des Prinzen sehr verdüsterten. Träume einer ungezügelten Phantasie nagten an seinem Körper: er hoffte auf eine Berufung nach Frankreich und auf die Erlaubniß dahin zurückkehren zu dürfen; nichts davon war möglich und die widersprechendsten Gefühle und Leidenschaften zerrissen die Brust des Jünglings. Allen Ermahnungen zu ruhiger Betrachtung der Dinge setzte er die Frage entgegen: „Aber was soll aus mir werden?" Verirrungen der Sinneslust, die Leidenschaft für eine verheirathete Frau, dann zu einer Tänzerin (Fanny Elsler, wie angedeutet wird) kamen dazu, seinen Körper zu beschädigen; der Umgang und der Unterricht Marmont's beruhigten dies leidenschaftliche Herz nur wenig, der überreizte Geist fing in beunruhigender Weise an, die Körperkräfte zu untergraben, und da der Herzog, mit Leib und Seele Soldat, sich von seinen militärischen Pflichten keine erließ, so wuchs das Uebel unbemerkt weiter. Selbst in den Choleratagen verließ er seine Kaserne nicht, man mußte ihn fast mit Gewalt nach Schönbrunn bringen. Hier nun fand er selbst an der Poesie Geschmack, aber die Beschäftigung mit Byron und Lamartine, über welche der Verfasser geistreiche Aeußerungen des Herzogs mittheilt, nährte die gefährliche Aufregung seiner Sinne im stillen weiter. Eine neue Leidenschaft, reiner als die vorigen,

und die Wiederaufnahme seiner militärischen Pflichten, kamen hinzu, den kaum Genesenen der entscheidenden Krankheit zuzuführen: der 22. Juli 1832 erlöste endlich „den armen Gefangenen in goldenen Ketten, seine rührende Gestalt mit einer Dulderglorie umgebend", wie der Verfasser etwas poetisch sagt.

Der letzte Theil dieser Erzählung ist unverkennbar nach denselben Quellen bearbeitet, welchen Braun von Braunthal gefolgt ist, und wir möchten daher für ihre Zuverlässigkeit nicht einstehen; inzwischen empfiehlt sich das ganze Bild, welches Max Ring von dem Sohne Napoleon's entwirft, doch mehr als das zuerst erwähnte, durch Geschichtstreue und richtiges Maß, sowie durch eine geordnete und angenehme Darstellung des Thatsächlichen, wenn wir auch der allzu freigebigen Herbeiziehung alles nur möglichen historischen Beiwerks in diese Lebensgeschichte das Wort nicht reden und an der Gattung von „Kaisercultus", die sich hier zuweilen breit macht, besonderes Wohlgefallen nicht finden können. Diesem Cultus, wie man auch immer darüber denken und wie viel man davon dem Sohne gegen den Vater gestatten mag, liegt doch immer eine schlimme Verkennung der sittlichen Weltordnung zum Grunde; und es bessert die Sache nicht, daß man, wie der Verfasser thut, dem Helden unmäßig sentimentale Phrasen in den Mund legt, die er bei der Scheidung von Josephine gesprochen haben soll, sicherlich aber nicht gesprochen hat. Der Verfasser hätte daher unsers Erachtens auch besser gethan, sich aller solcher Seelenergüsse zu enthalten, die Thatsachen allein sprechen zu lassen und mit der Herbeiziehung esoterischer geschichtlicher Vorgänge etwas haushälterischer zu verfahren, als er aus Liebe zu seinen „zwei Bänden" gethan hat. 4.

Notizen.

Die nordamerikanischen Freidenker Parker und Whitman.

Von dem unlängst erfolgten Tode des freisinnigen nordamerikanischen Theologen Theodor Parker scheint die deutsche Presse nicht so Notiz genommen zu haben, als man hätte erwarten sollen. Gerade Deutschland hatte an diesem Manne ein besonderes Interesse und war ihm zu besonderm Dank verpflichtet, da Parker selbst eingestand, ein Zögling deutscher Theologie und Philosophie gewesen zu sein und da er, z. B. in seinen „Zehn Betrachtungen", der deutschen Literatur, was Tiefe, Umfang und Vorurtheilslosigkeit der Forschung betrifft, vor allen andern den Vorzug einräumte. Auch in England hatte Parker, wenn auch nicht unter der eigentlich aristokratischen Klasse, bereits einen beträchtlichen Anhang. Die „Westminster review" spricht ihr tiefes Bedauern über sein zu frühes Dahinscheiden aus: er sei gestorben, nachdem er den schlimmsten Theil seiner Aufgabe erfüllt, denn indem er falsche Glaubenssätze zerstört und die Heuchelei gebrandmarkt, habe er sich nothwendig viele Feinde gemacht. Seine Verfahrungsweise sei oft die rauheste gewesen, aber: „Große Propheten sind in ihren Aeußerungen oft sehr unmanierlich gewesen, und inspirirte Menschen sprechen von den Dingen nicht in conventionellen Formen." Auch sei man in Nordamerika überhaupt an eine rücksichtslosere Manier gewöhnt, als sie in England Brauch und statthaft sei. Im übrigen war Parker, dieser entschiedene Bekämpfer aller leiblichen wie geistigen Sklaverei, in seiner Lehre und Ueberzeugung zwar antidogmatisch und antiorthodox, aber nicht im deutschen Sinne radical und glaubenslos; er hielt z. B., wie der Berichterstatter in der „Westminster review" mit besonderm Nachdruck hervorheben zu müssen glaubt, an dem Dogma von einer persönlichen Fortdauer der Seele nach dem Tode fest. Der Berichterstatter führt mehrere neuere Schriften an, die sich auf Parker und sein Wirken beziehen. Es sind folgende: „Tributes to Theodore Parker, comprising the exercises at the music-hall, on sunday, June 17, 1860. With the proceedings of the New-England anti-slavery convention, at the Melodeon; May 31" (Boston 1860); „Conference of progressive thinkers. Bread cast upon the waters by sowers of thought, for the church of the future. With five sermons by Theodore Parker" (London 1860); „A discourse occasioned by the death of Theodore Parker. Delivered by P. W. Perfitt, in South place chapel, Finsbury on sunday evening, May 27, 1860" (London 1860); „The late Theodore Parker. A discourse delivered in Southplace chapel, Finsbury, on sunday morning, June 3, 1860. By Henry N. Barnett. Published by request" (London 1860).

Dagegen spricht dieselbe londoner Revue über einen andern nordamerikanischen Freidenker ihr unbedingtes Verdammungsurtheil aus; es ist dies Walt Whitman, dessen „Leaves of grass" in Boston erschienen sind und soeben eine vierte Auflage erlebten. Der englische Berichterstatter versichert, in diesem in der Manier Tupper's, d. h. in unregelmäßigen rhythmischen Zeilen geschriebenen Buche treffe man nur hier und da auf einen poetischen Ausdruck in der Wüste rhetorischen Wortschwalls, und es enthalte dabei „more obscenity and profanity", als in irgendeinem Buche ähnlichen Inhalts gefunden werde. Whitman habe sich zum Verkünder der Hegel'schen Sittenlehre gemacht, zum Hohepriester jener Religion, deren erstes und einziges Dogma ist: Homo sibi Deus. Emerson habe viel zu verantworten, daß er es übernommen, die Schrift durch ein enthusiastisches empfehlendes Vorwort bei dem amerikanischen Publikum einzuführen. Daß aber bei diesem zu der von anderer Seite betriebenen Vertheidigung der Polygamie und der Sklaverei nun von dieser Seite auch die Vertheidigung der Emancipation des Fleisches hinzukomme, sei das Symptom einer sittlichen Desorganisation in den Vereinigten Staaten, welches das Schlimmste befürchten lasse. Wir haben noch nicht Gelegenheit gehabt, das Buch selbst kennen zu lernen und vermögen daher nicht zu beurtheilen, ob und inwieweit die „Westminster review" recht hat.

Schicksal eines deutschen Buchs.

Daß die Bücher ihre Geschicke und zwar oft sehr eigenthümliche haben, ist eine alte Erfahrung; eins der merkwürdigsten Geschicke erlebte aber unlängst ein deutsches. Hier das Nähere. Im Jahre 1859 erschien bei Costenoble in Leipzig eine Schrift, deren Titel vollständig lautete: „Die Sterne und die Erde, Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Aus dem Englischen übertragen von W. von Voigts-Rhetz." Der Uebersetzer bemerkt im Vorwort, daß er von der Kühnheit und Originalität der in der kleinen englischen Schrift, mit der ihn ein Zufall bekannt werden ließ, enthaltenen Gedanken dergestalt überrascht gewesen, daß es ihm ein dankbares Unternehmen schien, „dasselbe auch dem mit englischer Sprache und Literatur weniger vertrauten Theile des deutschen Publikums zugänglich zu machen". Der Uebersetzer hebt dann hervor, ein wie bedeutendes Aufsehen diese „sich durchaus von den gewöhnlichen und ausgetretenen Bahnen des Gedankens entfremdende, ihren eigenen und zugleich ganz eigenthümlichen Weg durch ein bisjetzt als mehr oder weniger unnahbar betrachtetes Gebiet verfolgende Schrift im Vaterlande des ungenannten Verfassers gemacht haben müsse", da davon bereits sechs Auflagen und zwar die sechste in 11000 Exemplaren erschienen seien. Voigts-Rhetz findet es im hohen Grade auffallend, daß diese englische Schrift, welcher er weiterhin „ebenso poetische als außerordentliche Gedanken" nachrühmt, nicht bereits längst auch die Aufmerksamkeit des (nicht-englischen) Auslandes auf sich gezogen habe, und spricht den Wunsch aus, daß der Leser in seinem Versuche einer Uebertragung „gewissermaßen einen Act der Gerechtigkeit gegen eine höchst merkwürdige und bisher unverdienterweise außerhalb der Grenzen Englands unbekannt gebliebene Schrift" erblicken möchte. Diese Uebersetzung eines vermeintlich englischen Originals ist nun im Grunde nichts weiter als eine Uebersetzung aus dem Deutschen oder eine sogenannte Rückübersetzung; denn die englische Schrift ihrerseits war nur eine Uebertragung des vor 13 Jahren erschienenen

deutschen Werkchens: „Die Gestirne und die Weltgeschichte“, von Felix Eberty. So erfährt man aus dem Vorwort einer neuen Ausgabe der Voigts-Rhetz'schen Bearbeitung (Leipzig 1860), auf deren Titel sich die Angabe findet: „Ins Deutsche zurückübersetzt“, während in einer Vorbemerkung der nähere Sachverhalt angegeben ist. Der Irrthum des Uebersetzers war dadurch entstanden, daß das ursprüngliche deutsche Original seiner Aufmerksamkeit entgangen und der londoner Buchhändler Baillière keck genug gewesen war, das Originalwerk gegen den erklärten Willen des Verfassers übersetzen zu lassen, ohne doch auf dem Titel oder an irgendeiner Stelle des Buchs anzudeuten, daß er dem Publikum nicht ein englisches Originalwerk, sondern eine Uebersetzung aus dem Deutschen vorlege. Der Verleger der deutschen Uebersetzung spricht zum Schluß der Vorbemerkung das Bedauern aus, „daß dem deutschen Genius erst im Auslande durch sechs Auflagen der englischen Uebersetzung von je 10—11000 Exemplaren die verdiente Anerkennung zu Theil wurde“, und erwartet mit Zuversicht, „daß wenigstens nun nach dem höchst merkwürdigen Schicksal des Schriftchens dieses selbst und mit ihm der geistreiche deutsche Verfasser in seinem Vaterlande eine gleiche Anerkennung finden werden“. An dieses bemerkenswerthe Schicksal der Eberty'schen Schrift, wie an den Umstand, daß davon unsers Wissens weder die englische noch die deutsche Presse bisher viel Notiz genommen haben, knüpfen sich Gedanken eigener und nicht ganz erfreulicher Art.

Die beiden Saltzmann.

Die „Revue d'Alsace“ veröffentlicht in einer ihrer letzten Lieferungen ein an ihren Redacteur gerichtetes Sendschreiben von Matter unter der Ueberschrift: „M. de Saint-Martin, Mad. Boecklin, les deux Saltzmann, Goethe“, das uns zwar nicht aus dieser Revue selbst, aber aus Nr. 270 des „Courrier de Bas-Rhin“, wo es ebenfalls abgedruckt ist, bekannt wurde, und das in seinem Eingange folgende Stelle enthält: „Einer der ausgezeichnetsten Männer aus der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts, Herr von Saint-Martin, nahm im Jahre 1790, dem entscheidendsten seines Lebens, in Strasburg seinen Aufenthalt. In edler Absicht wandte er seine schönen Gaben zu dem Studium der mystischen Wissenschaften an, aber von dem Gebaren und den Ansprüchen einiger geheimen Gesellschaften, denen er sich angeschlossen, wenig und von dem Geist anderer Gesellschaften, die ihn an sich zu ziehen suchten, noch weniger erbaut, warf er sich stracks auf das Studium der Deutschen, um den größten der mystischen Philosophen des 17. Jahrhunderts, Jakob Böhme, lesen zu können. Der junge Offizier schwärmte für diesen, später nicht nur von Schelling und Baader, sondern auch von Feuerbach gefeierten, damals aber noch wenig begriffenen Philosophen in einem Grade, daß er eine Uebersetzung eines Theils seiner Werke unternahm und veröffentlichte.... Zwei strasburger Persönlichkeiten, Frau von Boecklin und Herr Saltzmann waren es, die ihn in das Studium des Mysticismus oder besser der Theosophie des Böhm einweihten.“ Bei dem Namen Saltzmann wird der Leser sicherlich zunächst an jenen „der Actuar“ genannten Saltzmann denken, der Goethe's Tischgenosse und väterlicher Rathgeber in Strasburg war, dem Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ einige liebenswürdige Blätter gewidmet und über den der Strasburger A. Stöber noch vor einigen Jahren eine ganze Schrift veröffentlicht hat. Doch Saltzmann, der Freund Goethe's, des „incomparable poëte“, und Rudolf Friedrich Saltzmann, der Freund St.-Martin's, waren zwei verschiedene Individuen. Dieser, geboren 1749 und herzoglich sächsischer Legationsrath, starb im Jahre 1821, der Actuar Saltzmann, der Freund Goethe's, bereits im Jahre 1812. Aber obschon jener 15 Bände, allerdings ohne seinen Namen veröffentlichte und eine beträchtliche Anzahl von Manuscripten hinterließ, darunter einen Briefwechsel mit Jung-Stilling von 1791—1810, der sich in Matter's Händen befindet und für die Geschichte des Mysticismus während jener Zeit von größtem Interesse sein soll, und obschon der Actuar Saltzmann nichts geschrieben hat, so ist der Theosoph Saltzmann doch so gut wie vergessen oder nur einer höchst geringen Anzahl von Anhängern der Mystik bekannt, während der Actuar eine berühmte Person geworden ist und als Freund Goethe's in der Literatur, d. h. in allen Biographien Goethe's ewig fortleben wird. Ja, es ist der Fall eingetreten, daß man Rudolf Friedrich Saltzmann nach des Namensvetters Tode für diesen angesehen hat. So ging es Heinrich von Schubert, der ihn ein Jahr vor seinem Dahinscheiden, 1821 besuchte und von ihm in rührendster Weise und in bewunderndsten Ausdrücken spricht, aber in dem festen Glauben, daß er den Actuar Saltzmann, den Freund Goethe's, gesehen und gesprochen habe, ohne zu ahnen und zu wissen, daß dieser schon vor acht Jahren gestorben sei. Matter bemerkt zum Schlusse seiner Mittheilung wol sehr mit Recht, daß es endlich Zeit sei, „jener ungerechten Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht glänzend ist und nicht nach einem Theatercoup aussieht“, zu entsagen und jenes grobe Vorurtheil abzulegen, „wonach es nichts Interessantes weiter gibt als solche dramatische Geschichten, die sich an das Andenken großer Namen knüpfen“.

Berichtigung in Betreff Platen's.

Von Hrn. von Loeper in Berlin erhielten wir folgende Berichtigung: „In Nr. 51 der «Blätter für literarische Unterhaltung» heißt es auf der ersten Seite: «Anmaßender, sogar einem Goethe gegenüber, konnte sich wol kein junger Dichter aussprechen, als Platen in seinem Sonett an Goethe vom Jahre 1818.» Dies ist ein Irrthum, und schon die später angeführten Tagebuchstellen aus dem Jahre 1818, wo Platen sein Talent sehr niedrig stellt, sprechen gegen jene Auffassung. Nicht Platen, nicht Platen's Sonett, sondern «das Sonett», die Sonettform spricht zu Goethe. Das Sonett sah «vor Jahren» Goethe sein tiefes Wesen verneinen, und doch hatte Goethe seine, des Sonetts, Gunst erfahren u. s. w. Es kann über die Richtigkeit dieser Auffassung kein Zweifel obwalten und sie liegt so auf der Hand, daß es zu verwundern ist, wie so oft jenes Sonett misverstanden und als eine Anmaßung Platen's betrachtet worden ist.“ Wir gestehen, daß uns in diesem Falle allerdings eine Misdeutung entschlüpft ist, die wir bedauern und über die wir gern uns belehren lassen. Wir haben uns zu diesem Irrthum durch andere, die ihn vor uns begingen, verleiten lassen. Einigermaßen auffallend bleibt es, daß Platen dieses Sonett, in welchem das Sonett als Kunstform in etwas sonderbar pathetischer Weise von seinem „tiefen Wesen“ ein wenig zu stark renommirt, in demselben Jahre dichtete, in welchem er im Mai („Tagebuch“, S. 176) sich dahin aussprach, daß er dem Sonett noch in keiner Sprache habe Geschmack abgewinnen können. Freilich hätten wir es nicht unterlassen sollen, das betreffende Sonett, statt in unsern Excerpten, in Platen's Werken selbst nachzuschlagen und die Ueberschrift genauer anzusehen. Nachdem wir dies gethan und das ganze Sonett nebst Ueberschrift noch einmal gelesen, sehen wir, daß Hr. von Loeper vollkommen im Rechte ist. Wir bereuen unsern Irrthum indeß insofern nicht, als er zu obiger Berichtigung Anlaß gab, die wol geeignet ist, dieser so häufigen Misdeutung jenes Platen'schen Sonetts für immer ein Ende zu machen. Möchte man nur geeignetenfalls ebenso rasch mit „Bestätigungen“ zur Hand sein, als man in Deutschland mit „Berichtigungen“ zur Hand zu sein pflegt. **H. M.**

Bibliographie.

Abu nowas, Divan, nach der Wiener und Berliner Handschrift, mit Benutzung anderer Handschriften herausgegeben von W. Ahlwardt. I. Die Weinlieder. Greifswald, Koch. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Album der Schiller-Feier im Rütli und am Mythenstein 1859 und 1860. Schwyz. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Assessor. Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin, Peters. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Auerbach, B., Joseph im Schnee. Eine Erzählung. Stuttgart, Cotta. 1860. 8. 28 Ngr.

Bandorf, G., Die menschliche Gesellschaft der Gegenwart im Familien-, Gemeinde- und Staatshaushalte. Aus dem Standpunkte der Sittlichkeit, des Rechtes und der Religion beleuchtet. Regensburg, Manz. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Caspari, K. H., Christ und Jude. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert für das deutsche Volk in Stadt und Land. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1 Thlr.

Deutschmann, G., Rübezahls-Schwänke. Prag, Bellmann. 8. 26 Ngr.

Geibel, E., und A. F. von Schack, Romanzero der Spanier und Portugiesen. Stuttgart, Cotta. 1860. 8. 2 Thlr.

Gerkrath, L., Franz Sanchez. Ein Beitrag zur Geschichte der philosophischen Bewegungen im Anfange der neueren Zeit. Wien, Braumüller. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Der italienische Gil Blas. Politisches Zeitbild aus dem letzten Jahrzehend. Von G. Regensburg, Manz. 1860. 8. 13½ Ngr.

Guhl, E., und W. Koner, Das Leben der Griechen und Römer nach antiken Bildwerken dargestellt. 1ste Hälfte: Griechen. Mit 317 in den Text gedruckten Holzschnitten. Zeichnung und Schnitt von K. Baum. Berlin, Weidmann. 1860. Lex.-8. 2 Thlr.

Gründer, G., Olla potrida. Eine Sammlung verschiedener Gedichte sowohl ernsten als launigen Inhalts. 1stes Heft. Lauban, Baumeister. 1860. Gr. 16. 5 Ngr.

Heydrich, M., Prinz Liebchen. Posse in drei Aufzügen. Dresden, Kuntze. 16. 15 Ngr.

— — Tiberius Gracchus. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, Kuntze. 16. 15 Ngr.

Humboldt, A. v., Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—1856. Berlin, Becker. Gr. 8. 25 Ngr.

Kaim, J., Der sächsische Entwurf einer evangelisch-lutherischen Kirchenordnung im Lichte des Protestantismus. Im Anhang: Grundzüge einer evangelischen Kirchenverfassung. Leipzig, Deckmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Kaulich, W., Das speculative System des Johs. Scotus Erigena. Prag. 1860. Gr. 4. 20 Ngr.

Kiesselbach, W., Der Gang des Welthandels und die Entwickelung des europäischen Völkerlebens im Mittelalter. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Klopp, O., Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Lechler, R., Acht Vorträge über China, gehalten an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz. Basel Bahnmaier. Gr. 8. 14 Ngr.

Lenartowicz, T., Die Entzückung. Ein Gedicht. Aus dem Polnischen übersetzt von A. Woycke. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 10 Ngr.

Maiorescu, T. L., Einiges Philosophische in gemeinfasslicher Form. Berlin, Nicolai. Br. 8. 1 Thlr.

Mélena, E., Garibaldis Denkwürdigkeiten, nach handschriftlichen Aufzeichnungen desselben und nach authentischen Quellen bearbeitet und herausgegeben. Zwei Bände. Mit Garibaldi's Porträt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

Mente, W., Von der Pieke auf. Erinnerungen an eine 49jährige Dienstzeit in der Königl. Preuß. Artillerie. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mignet, F. A., Geschichte der französischen Revolution 1789—1814. Deutsch von F. Köhler. Mit 16 Illustrationen. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1860. Gr. 16. 16 Ngr.

Müller, J., Beschreibung der Insel Java nach den Berichten R. J. M. Kussendragers und andern neuen Quellen aus dem Holländischen frei bearbeitet. Mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Berlin, Gross. 1860. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller, O., Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 3 Thlr.

Petermann, H., Reisen im Orient. 1ster Band. Mit 1 Titelbild. Leipzig, Veit u. Comp. 1860. Lex.-8. 3 Thlr.

Plath, C. H. C., Carl Hildebrand Freih. v. Canstein. Zum Theil nach handschriftlichen Quellen. Mit Porträt und Facsimile. Versuch eines Beitrages zur Geschichte des Spenerisch-Franckischen Pietismus. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 20 Ngr.

Pletsch, O., Jahr ein, Jahr aus im Elternhaus. In 40 Bildern. Mit neuen und alten Reimen. Dresden, Richter. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Prosch, E., Sphinx. Räthsel-Gedichte. Neue Folge. Berlin, A. Duncker. 16. 27 Ngr.

Ungarn's gutes Recht. Politisches Memorial und summarische Geschichte Ungarn's vom 9. Jahrhundert bis auf die Gegenwart, mit Rücksicht auf die neuesten österreichischen Zugeständnisse. Nach historischen Quellen und eigenen Erlebnissen von einem Magyaren. Luzern, Straube. Gr. 8. 15 Ngr.

Woycke, A., Proben neuerer polnischer Lyrik und Epik. In den Versmaßen der Urschrift übersetzt und mit literarhistorischen und biographischen Notizen versehen. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Haßler, K. D., Die Beziehungen Gustav Adolphs zu der Reichsstadt Ulm. Urkundliche Darlegung. Ulm. 1860. Gr. 4. 6 Ngr.

Ideen über die Ausführbarkeit einer Tilgung der österreichischen Staatsschuld. Von einem ehemaligen Staatsdiener. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Kreyenberg, Das neue deutsche Kaiserreich. Eine Flugschrift. Jena. 1860. Gr. 8. 2 Ngr.

Liebner, T. A., Die geistliche Tagesordnung christlicher Stände. Predigt vor der Eröffnung des Landtages am 6. November 1860 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten. Dresden, am Ende. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

Maurer, J. C. A. L., Wanderungen durch Oesterreich, Italien und Frankreich im Sommer 1860. Skizzen der Volkszustände und Stimmungen. Berlin, Mai. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und Preußen. Antwort eines deutschen Flüchtlings auf „Preußen in 1860" von E. About. London, Petsch u. Comp. 1860. Lex.-8. 10 Ngr.

Nothwehr. Wien. 1860. 8. 7½ Ngr.

Peip, A., Die Kirchen- und Staats-Parteien. Dresden, am Ende. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das gute Recht Aller. Beitrag zu der evangelisch-protestantischen Kirchenfrage unseres Landes von einem badischen Protestanten. Donaueschingen, Schmidt. 1860. Gr. 8. 4 Ngr.

Schlatter, G. F., Hat der Freimaurer-Orden heute noch eine zeitgemäße Bedeutung? Ein Votum. Mannheim. Gr. 8. 4 Ngr.

Scholl, C., Zur Einigung der Confessionen in der Religion der Humanität. Festrede, am Geburtsfest Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs, gehalten in der freireligiösen (deutschkatholischen) Gemeinde zu Mannheim, Sonntag den 9. September 1860. Mannheim, Löffler. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Vergessene Quellen der Wahrheit. Sieben Vorträge, in der freireligiösen (deutsch-katholischen) Gemeinde zu Mannheim gehalten. Mannheim, Löffler. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Schiller-Feier und Götzendienst. Festrede, auf Wunsch der freireligiösen (deutsch-katholischen) Gemeinde zu Mannheim, gehalten am Sonntag den 11. November 1860. Mannheim, Löffler. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Der Tag von Leipzig, oder Religion und Vaterland. Rede zur Erinnerung an den 18. Oktober 1813, gehalten in der freireligiösen (deutsch-katholischen) Gemeinde zu Mannheim. Mannheim, Löffler. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 10. Januar 1861.

Rückblick auf das Literaturjahr 1860.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Vom Roman und der Humoristik wenden wir uns nun zur Lyrik und zum Drama als zwei Dichtgattungen, über deren Verfall man nicht blos in Deutschland klagt. Vielmehr ist diese Klage eine allgemeine, deren Echo aus allen Ecken und Winkeln der europäischen Presse widertönt. Sicherlich sind diese Klagen nicht ganz unbegründet, wenn dabei auch einige Uebertreibung mit unterläuft und von manchen namentlich darin zu weit gegangen wird, daß sie den Jüngsten Tag aller Poesie überhaupt gekommen glauben und sogar an der Möglichkeit einer Wiedergeburt derselben aus sich selbst verzweifeln. Freilich, die unmittelbare Gegenwart mit ihrem mercantilen, börsenwucherischen, actien- und procentsüchtigen Geiste, ihrem politischen und confessionellen Parteihader, ihren allem Idealismus und dem tiefern Gemüthsleben abholden materialistischen Anschauungen, ihrem vorzugsweise kritischen, zerlegenden oder negirenden Charakter ist der Poesie sehr wenig günstig, und wenn man in verschiedenen Lebenskreisen und an verschiedenen Orten herumgeworfen worden ist, so weiß man oft nicht, wo die eigentlichen Freunde und Freundinnen zu suchen sind, die noch Gedichtbücher kaufen und lesen. Ich getraue mir z. B. nicht in einer mir bekannten Stadt von etwa 70000 Einwohnern, in der für ästhetische Bildung doch alle Mittel und Anstalten vorhanden sind, unter den Erwachsenen auch nur ein Dutzend Personen herauszufinden, die rein poetisch gestimmt wären. Wird man doch unter den modernen Dichtern selbst nicht gerade viele finden, die sich von den gröbern Elementen, unreinen Impulsen und selbstsüchtigen Tendenzen der Zeit ganz unberührt gehalten hätten. Das Schiller-Fest mit seiner Verherrlichung des Idealismus hat hierin so gut wie nichts geändert.

Es gibt keine Gattung der Lyrik, deren Berechtigung man in unserer Zeit nicht angefochten hätte. Lenz, Liebe, Freundschaft, Religion sind in den Augen der meisten antiquirt und keine zeitgemäßen Gegenstände für den modernen Lyriker; auch die Unschuld der Kinderwelt hat man in unsern Tagen in Frage gestellt und sie ihres poetischen Nimbus zu entkleiden gesucht; Trauer, Schwermuth, Naturempfindung sind zu sentimental und weichlich, als daß sie sich für ein so starkgeistiges Geschlecht wie das unserige geziemen möchten. Aber auch das politische Gedicht und das Vaterlandslied werden von vielen für „zopfig“ gehalten; didaktische Tendenzen und rein moralische Zielpunkte als der Poesie unangemessen erklärt, und Ballade und Romanze als „gereimte Erzählungen“ ebenfalls aus dem Gebiete der Poesie hinausgewiesen. Kurz, wenn man auf alle diese Stimmen hören wollte, so gäbe es überhaupt keinen Gegenstand, keinen Affect mehr, welche des Besingens werth wären. Oder haben etwa die chemischen Bestandtheile unserer Nahrungsmittel, der „Stoffwechsel“ und das Verhältniß von Kraft und Stoff Aussicht darauf, das Lieblingsthema unserer Poeten zu werden? Nichtsdestoweniger haben die verschiedenen lyrischen Gattungen ihr bestimmtes kleineres oder größeres Publikum, und wer als Lyriker sein Glück machen will, wird wohl thun, die Bedürfnisse eines gewissen Kreises, z. B. heutzutage des nach Erbauung begierigen Publikums zu befriedigen, und zwar in den möglichst glatten und geschmeidigen Formen und in den zierlichsten Bändchen. Denn das moderne Bücherbret, das zugleich als Wandzierde dienen soll, und das Toilettentischchen vertragen keine schweren Lasten mehr. Auch geschieht es immer seltener, daß man eine Gedichtsammlung blos deshalb kauft, weil sich darin der Charakter einer bestimmten schriftstellerischen Individualität ausprägt oder sie einen Autor in einer neuen Richtung zeigt und so dazu dient, sein Gesammtbild zu vervollständigen. Um solche gewissermaßen literarische Gesichtspunkte kümmert sich ein heutiges Publikum im allgemeinen sehr wenig mehr.

Die „Revue des deux mondes“ enthielt unlängst einen Artikel von Ch. de Mazade unter der Ueberschrift: „L'arrière-saison de la poésie“, welcher zum großen Theil mit unsern oben ausgesprochenen Ansichten übereinstimmt und sie bestätigt, aber zugleich auch beweist, daß dieser Zustand ein europäisches Gemeinleiden ist, dessen Symptome nicht blos in Deutschland, sondern wie überall,

so auch besonders in Frankreich, und hier wahrscheinlich noch mehr als bei uns hervortreten, und daß daher diejenigen sehr unrecht thun, welche dafür nur das Häuflein deutscher Dichter und Lyriker verantwortlich machen wollen. Mazade meint, daß für die Poesie jetzt Frühling und Sommer vorüber seien und daß sie höchstens noch ihren Nachsommer habe. Woran liege dies? In der Theilnahme an der Politik? in den revolutionären Bewegungen? Aber Dante und Petrarca seien auch Politiker gewesen und doch habe Dante die „Göttliche Komödie“ und Petrarca einen Cyklus der zartesten Liebesgedichte hinterlassen; keine Zeit sei bewegter gewesen als das 16. Jahrhundert und doch habe es einen Shakspeare hervorgebracht. Aber leider vernichte der demokratische und industrielle nivellirende Charakter dieser Bewegungen bei dem modernen Menschen das Gefühl seiner Besonderheit, die schöpferischen Fähigkeiten seines Geistes, die Unabhängigkeit seines Denkens, die höhern und zartern Eigenschaften, welche die Wesenheit seines sittlichen Seins und die Originalität seiner Einbildungskraft ausmachten. Doch sei auch die Poesie selbst an ihrem Verfall mitschuldig; sie habe sich zu sehr zum Gegenstande ihrer eigenen Anbetung gemacht, sie habe die Wahrheit, statt sie darzustellen, verzerrt und an Stelle des wahren und einfachen Gefühls und der wirklichen Leidenschaft die Affectation gesetzt; sie habe die sittliche Begeisterung der materiellen Seite der Kunst untergeordnet und in der Erfindung bizarrer Rhythmen und in technischen Fertigkeiten ihre Hauptstärke gesucht; sie habe nicht mehr zum Geist oder zum Herzen, sondern höchstens zu den Sinnen gesprochen oder der frivolen Neigung zum Sonderbaren gefröhnt. Das Uebel liege darin, daß in der modernen Gesellschaft die Entwickelung des sittlichen Bewußtseins mit der Entwickelung der materiellen Arbeit nicht gleichen Schritt gehalten habe.

Wer wollte leugnen, daß dies alles nicht sehr richtig sei? Wer bemerkt nicht auch in Deutschland diesen Hang zum Sonderbaren, zur Erfindung von bizarren Rhythmen, zum Prunk mit glänzenden technischen Fertigkeiten, zur Affectation und zur Verzerrung oder Uebertreibung der Wahrheit? Aber ebenso wenig als zu verkennen ist, daß Poesie und Gesellschaft einander wechselseitig verderben, ebenso wenig ist zu verkennen, daß die Hauptschuld doch wol an der Gesellschaft liegt. Die ganze moderne Bildung, an deren Hervorbringung die Poesie ja doch nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil hat, leidet an Raffinement und Affectation, Ueber- und Verkünstelung, Vorliebe für das Sonderbare, blos äußerlich Brillirende, virtuosenhaft Technische. Dieser anspruchsvolle Bildungszustand schließt natürlich Barbarei des Geschmacks und Gemüths nicht aus, fördert sie vielmehr. Jene gläubige Naivetät, jener Sinn für anspruchslose Einfachheit und jene Fähigkeit zu enthusiastischer Hingebung, welche in Deutschlands wahrhaft gebildeten Kreisen noch zur Zeit des jugendlichen Aufstrebens Schiller's und Goethe's herrschend und dem Gedeihen beider Dichter so förderlich waren, ist nicht mehr vorhanden; vorhanden auch nicht mehr im gleichen Grade jene humane Gesinnung, die man sich damals auch in den höchsten Kreisen zu eigen zu machen trachtete und in deren milder Atmosphäre sich die Poesie so wohl befindet. Was wir an Humanität wirklich noch besitzen, verdanken wir fast ausschließlich jener Zeit der Toleranz, Aufklärung und Humanität, welche von den Altorthodoxen und sogenannten Ultramontanen (die freilich jetzt „jenseit der Berge“ keine sehr lustigen Aussichten haben) so ingrimmig gehaßt wird. Es mangelt unserer Zeit nicht an Leidenschaften, aber diese richten sich entweder nicht aufs Edle, oder sie kranken an ungesundem, nicht einmal naivem Fanatismus, oder sie sind erkünstelt und affectirt und entspringen aus Frivolität, Eitelkeit und Blasirtheit. Dabei fehlt es glücklicherweise nicht an einzelnen glänzenden Beispielen von aufopfernder Hingebung an philanthropische, vaterländische und namentlich wissenschaftliche Zwecke, auch nicht an Anzeichen, daß mächtige zur Reinigung der verdickten Luft bestimmte Stürme und neue Luftströmungen irgendwelcher Art im Anzuge sind. Daß es sich aber bei den oben bezeichneten Uebelständen der Gegenwart um ein europäisches Gemeinleiden, um eine Krankheit der modernen Bildung überhaupt handelt, beweist ja so deutlich als möglich die schon angeführte Thatsache, daß dieselbe Klage über den Verfall der Poesie in allen Ländern gehört wird und daß die übrigen Künste, die Tonkunst, die Gesangskunst, die Schauspielkunst, die Malerei u. s. w. an denselben Uebeln wie die Poesie bereits stark kranken oder nach nur kurzer Blüte zu kranken anfangen.

Dennoch wird auch auf dem Gebiete der Poesie und namentlich auf dem der **Lyrik** manches Gute geleistet, man möchte sagen ganz im stillen oder doch nur von wenigen beachtet. Denn je mehr das Allgemeinpoetische bei einem neuern Dichter seinen Ausdruck findet, und je mehr er es verschmäht, zu raffinirten Hülfsmitteln zu greifen, Schwindelerregendes in der Handhabung der Form zu leisten und Sonderbares statt einfach Gesundes in den Gedanken zu bieten, um so unbeachteter wird sein Gesang bleiben. Die Concurrenz auf dem lyrischen Gebiete ist zwar fortdauernd groß, aber doch, wie es scheint, augenblicklich nicht so groß, als sie in frühern Jahren war und gegenwärtig namentlich auf dem Gebiete des Romans noch ist. Dennoch werden die Lyriker mehr als die Roman- und Dramendichter um ihrer Fruchtbarkeit willen gescholten und lächerlich gemacht. Das „Bremer Sonntagsblatt“ bemerkte unlängst in einer Anzeige der Gedichte von P. J. Willatzen über dieses Thema:

Gönne man doch einem jeden den Versuch seines geistigen Vermögens, und sei man ebenso nachsichtig gegen die Lyriker, wie gegen jeden andern Künstler und Darsteller. Haben wir nicht auch recht viele, und darunter wieder recht viele tüchtige Landschafts-, Porträt-, Genre- und Historienmaler? Haben wir nicht weit mehr Bildhauer als in frühern Zeiten, weit mehr Doctoren der Philosophie, wenn auch weniger Philosophen, als im vorigen Jahrhundert? Haben wir nicht eine recht große Anzahl von Historikern, und zumal von Literarhistorikern, und kann es jemand einfallen die große Menge derselben für ein Unglück anzusehen? Der Schmerzensschrei Deutschlands gegen

die Lyriker geht wol meist nur von denen aus, welche die Aufgabe haben, für irgendein kritisches Blatt die anderthalb Dutzend Lyriker, die jeden Monat der Redaction eingesandt werden, in Bausch und Bogen zu recensiren, und sicher würde sich die geprüfte Seele des gewissenhaftesten Recensenten in unmuthigen Aeußerungen selbst in dem Falle Luft machen, daß ihm lauter Goethe'sche und Schiller'sche Sammlungen zur Kritik vorlägen.

Allerdings leidet das Publikum nicht unter dieser starken Concurrenz, denn was es nicht mag, braucht es ja nicht zu kaufen und zu lesen; aber das Ansehen der Lyrik selbst leidet darunter. Denn je mehr producirt wird, je mehr Gutes oder selbst Treffliches producirt wird — und die mancherlei schönen Festgedichte, womit das Hundertjahrsfest Schiller's verherrlicht wurde, beweisen am besten, wie weitverbreitet heutzutage die Gabe ist, treffende, selbst geistvolle Gedanken in sonore Rhythmen und wohldisciplinirte Verse zu kleiden —, um so mehr büßt die Lyrik an ihrem schon längst erschütterten Rufe ein, eine schwierige Kunst und überhaupt Kunst zu sein. Möge nur kein angehender Dichter, der sich mit einer Gedichtsammlung hervorwagt, von dem Publikum erwarten und verlangen, daß es sein gutes Geld für eine Sammlung von Versen ausgebe, in denen ein ihm bisher ganz unbekannter junger Mensch seine muthmaßlich sehr wenig bedeutenden Lebens- und Herzenserfahrungen auskramt. Die Lyriker haben kein Recht, sich über den Mangel an Kauflust im Publikum zu beklagen, solange sie selbst nicht den letzten Groschen daranwenden, sich die Sammlungen ihrer Mitdichter anzuschaffen. Geschähe das, so wäre bei der großen Menge unserer Lyriker für Absatz reichlich gesorgt. Im übrigen stimmen wir dem Verfasser des obenerwähnten Aufsatzes im „Bremer Sonntagsblatt" bei, wenn er, wol in richtiger Erwägung, daß die Anfänge eines später zu Ruf und Ansehen gelangten Dichters oft auffallend schwach waren, weiterhin bemerkte:

> Wir unsererseits freuen uns innig an jeder neuen Erscheinung im Gebiete der Poesie, sobald sie uns nur in Form und Gedanken so viel Genuß verspricht, daß es die Mühe des Lesens lohnt, und sobald sie mit der Bescheidenheit auftritt, die der Reichthum an gediegenen Werken der deutschen Literatur selbst dem befähigtsten Kopfe zur unabweislichen Pflicht macht; nur wo sich Anmaßung mit der Mittelmäßigkeit und dem Unvermögen verbindet, da sollte die Kritik ihre Waffen in unumschränkter Weise zur Vertheidigung der Würde und Vortrefflichkeit anerkannter Kunstwerke rücksichtslos walten lassen.

Den Verstorbenen gebührt der Vortritt. In vollständiger Sammlung erschienen die Gedichte E. M. Arndt's und aus dem Nachlaß der Freiin Annette von Droste-Hülshoff „Letzte Gaben", neben Gedichten und Balladen Erzählungen und ethnographische Schilderungen aus dem westfälischen Volksleben enthaltend. Zwei Veteranen, L. Lamey in Strasburg, der noch die französische Revolutionsflagge (13. Juli 1790) am Rhein aufpflanzen sah und sie in einer Ode „Die Reichsflagge am Rhein" besang, und F. W. Gubitz gaben ihr poetisches Curriculum vitae unter dem Titel „Gedichte", letzterer in zwei Bänden heraus. Eine eigenthümliche Erscheinung ist der Lombarde C. Cerri, der in seiner Sammlung „Gedichte" beweist, wie sehr er sich in deutsches Gemüth und deutsches Wort eingelebt hat. Aus einem innerlich wie äußerlich vielbewegten Leben, in oft tiefdunkler Färbung, dichtete unter tropischem Himmel der Pseudonymus Dranmor seine „Poetischen Fragmente"; ähnlich suchte Th. Oelckers in seiner langjährigen Haft Trost und Erquickung in der Poesie, deren Gaben er unter dem Titel „Meine Mitgefangenen" veröffentlichte. Julius Hammer schöpfte aus den Anregungen, die ihm osmanische Dichtungen zuführten, seine Sammlung „Unter dem Halbmond". Erbauliches spendete E. Pfeilschmidt in seinen „Drei Friedhofs-Rosen", und Johannes Schrott katholisch Empfundenes und Angeschautes in seinen von O. von Redwitz eingeleiteten, übrigens eigenthümliche Kraft in Gedanken wie Ausdruck bekundenden „Dichtungen". Gemischter Art sind die Gedichtsammlungen von G. von Vincke, H. von Blomberg, Hermann Allmers, P. J. Willatzen u. s. w. Einige früher erschienene Sammlungen erlebten neue Auflagen: Tempeltey's Liederkranz „Mariengarn" eine dritte, Riendorf's lyrische Idylle „Die Hegler Mühle" eine zweite, Ruperti's schätzbare Sammlung „Gedichte" eine zweite vermehrte, und das „Wanderbuch" von Schulze-Delitzsch, dessen Bemühungen um die Beförderung des Associationswesens unter den arbeitenden Klassen ihm einen weitverbreiteten Ruf verschafft haben, ebenfalls eine durchweg erneuerte zweite Auflage. Da in d. Bl. weitere Auflagen von Gedichtsammlungen, die bei ihrem ersten Erscheinen besprochen wurden, nicht eingehender berücksichtigt werden können, so erlauben wir uns hiermit auf die sehr anerkennende Recension über die erste Auflage dieser frischen und gemüthvollen Liedersammlung in Nr. 271 f. 1838 zurückzuverweisen und nur noch hinzuzufügen, daß die Sammlung gegen früher bedeutende Aenderungen und Zusätze erfahren hat, daß z. B. der Abschnitt „Am Meere" ganz neu hinzugekommen ist und daß hier dem Leser ein aus einheitlicher Empfindung hervorgegangenes Ganzes vorliegt. Die lyrischen „Dichtungen" vom Maler Theodor Witting sind schon deshalb eine interessante Erscheinung, weil sie wol das erste deutsche Buch dieser Art und dieses Umfangs sind, welches in Neapel gedruckt wurde; sie erschienen daselbst bei Albert Detken.

Unter den episch-lyrischen Erscheinungen, zu denen Fontane's „Balladen" (s. u.) den Uebergang bilden, erwähnen wir „Hadschi Jurt", vom Prinzen Emil von Wittgenstein; „Historien der Liebe", von A. Böttger, unter welchen sich, wie wir hier vorläufig bemerken (denn wir kommen auf sie, wie auf andere von uns angeführte, bisher noch unbesprochene Erscheinungen später ausführlicher zurück), auch eine Seltenheit, eine humoristische Erzählung in Versen befindet: „Zarte Liebe", in welcher ein höchst burlesker Vorfall im Prachtmaß achtzeiliger Stanzen virtuos behandelt ist; „Eginhard und Emma", von E. Ziehen; „Lanzelot und Ginevra", von W. Hertz; „Franz von Sickingen", von Paul Pressel. Ein von E. Palleske herausgegebenes und bevorwortetes episches Gedicht „Die Geusen" von Seyfferdt verdient schon wegen des eigenthümlichen Umstandes Erwähnung, daß der nur zu früh

verstorbene Verfasser in der holländischen Provinz Ober-Yssel geboren war und nur die letzten 15 Jahre seines Lebens in Deutschland zubrachte. Dem Vorjahre gehören die idyllischen Epen „Mutter und Kind“, von F. Hebbel (in dem sich ein bemerkenswerther Fortschritt des Dichters nach dem Einfachen und Gemüthlichen hin offenbart, während der Bau der Hexameter freilich manches zu wünschen übrig läßt), und „Thekla“, von Paul Heyse, einem noch frühern Gregorovius' vorzügliche Dichtung „Euphorion“ an; wir erwähnen sie hier nur, um zu zeigen, daß die Poesie der Gegenwart auch auf diesem Gebiete nicht arm an Dichtungen ist, denen nur der Nimbus einer classischern Periode fehlt. Unbesprochen blieb bisher in d. Bl. die Rhapsodie „Aus Westminster-Abtei“ von F. W. Rogge, die unter anderm auch einige beredte Strophen über das, was die Briten sind und was die Deutschen sein könnten, und in der zweiten Auflage auch einen Nachruf an Alexander von Humboldt enthält.

Im übrigen haben sich die politische Poesie und die Vaterlandspoesie in letzter Zeit etwas still verhalten; es würde bei der jetzigen zweifelhaften Lage Deutschlands beim Singen politischer Lieder auch nicht viel herauskommen, und was die Kriegspoesie betrifft, so mögen unsere Tyrtäus und Theodor Körner nur immer bis dahin warten, wo sie sich selbst im Feldlager befinden, den Pallasch angeschnallt haben oder mit dem geladenen Gewehr auf dem Posten stehen. Wenn die politische Poesie nicht in Masse kommt, so soll sie uns jedoch als das Symptom politischer Regsamkeit unter unsern Dichtern immerhin willkommen sein. Wir nennen hier nur ein paar Heftchen, die uns gerade zur Hand sind: „Deutsche Klag- und Wecklieder“, von P. Gotthard, und die manches kräftige Gedicht enthaltenden „Zeitklänge“ von Friedrich Beck in München, die übrigens nur zum allerkleinsten Theile der unmittelbaren Gegenwart angehören, deren verhältnißmäßig größte Zahl vielmehr in das Jahr 1847 und früher und dann in die Jahre 1848—50 fällt, sodaß der Sammlung eine Art historischer Bedeutung zuerkannt werden darf.

Große Fruchtbarkeit und eine Concurrenz, bei der im Grunde kein Dichter auf die Dauer seine Geltung behaupten kann, herrschte auf dem Gebiete der dramatischen Poesie. Die meisten der jetzt im Buchhandel erscheinenden Dramen sind entweder mit größerm oder geringerm Erfolg wirklich aufgeführt worden, oder doch nach Kräften für die Bühne eingerichtet und möglichst den Coulissenforderungen angepaßt. Man hat so lange gegen das sogenannte „Buchdrama“ geredet und geschrieben, bis sich endlich das Publikum wirklich entschlossen hat, Dramen gar nicht mehr zu lesen; denn die paarhundert Leser, welche etwa selbst renommirte Dramen noch in Deutschland finden, können kaum als ein Publikum gelten. Eine ganz vereinzelte, mit jedem Lustrum übrigens seltener werdende Ausnahme ist es, wenn es einmal ein oder das andere Drama (wie einige frühere von Gutzkow) zu einer zweiten oder gar dritten Auflage bringt. Mit jener Polemik gegen das sogenannte „Buchdrama“ hat man übrigens nur das glücklich erreicht, daß jetzt ein Drama nur so lange lebt, als es sich auf der Bühne hält, und auf der Bühne hält sich heutzutage ein Drama nur so lange, als es eben Mode ist oder es Schauspieler gibt, welche mit der einen oder der andern darin enthaltenen „dankbaren“ Rolle Beifall zu erzielen hoffen. Die jetzt unter den dramatischen Autoren so sehr eingerissene Manie, bei der Abfassung ihrer Stücke ausschließlich die Bühne und die oft so engherzigen Forderungen der Regie im Auge zu behalten, bestraft sich oft schwer genug, indem ihre Stücke an dauerndem Werth meist ebenso viel verlieren, als sie vielleicht an augenblicklicher Wirkung oder Wirksamkeit gewinnen. Es ist hierbei an das höchst beachtenswerthe Selbstbekenntniß Heinrich von Kleist's zu erinnern:

> Das Urtheil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht; besonders das „Käthchen von Heilbronn“ ist voll Spuren davon. Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung, und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Misgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte. Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schos des menschlichen Gemüths hervorgeht, dasselbe auch nothwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse.

Indeß hat Heinrich von Kleist selbst durch seine großartige, soeben von F. Wehl für die Bühne bearbeitete dramatische Dichtung „Die Hermannsschlacht“ bewiesen, daß, wo ihm ein hoher Zweck vorschwebte, gegen dieses keine andere Rücksicht in Betracht kam. Als er diese Dichtung schuf, war er sich wol bewußt, daß er sie unter den damaligen Zeitverhältnissen nicht für das Theater, nicht für den Druck, ja überhaupt kaum für die Mitwelt schuf. Wir wissen nicht, ob ein neuester dramatischer Dichter fähig wäre, bei der Abfassung eines Stücks von vornherein auf die Möglichkeit einer Aufführung oder der Veröffentlichung durch den Druck Verzicht zu leisten.

Zu denjenigen dramatischen Dichtungen, welche auf bühnliche Darstellung nicht rechnen dürfen, gehört wol ohne Zweifel ein neuer „Faust“, ein dramatisch-didaktisches Gedicht von F. Stolte, über welches wir eine eingehendere Besprechung demnächst bringen werden, und ein anderer „Faust“ von A. Lenburg. Freilich fanden es schon die Alten gewagt, eine Iliade nach der des Homer zu schreiben, und jeder neue „Faust“ nach dem Goethe'schen läuft wol dasselbe Risico, mag er auch sonst seine eigenthümlichen Vorzüge haben. Zu den auf Bühnenverkörperung verzichtenden dramatischen Dichtungen gehört wol auch ohne Zweifel die Tragödie „Die Seleuciden und die Hasmonäer“ (ein Stoff, der auch von Leopold Stein in einem Stücke „Die Hasmonäer“ behandelt wurde), von S. Wiese, der, in den dreißiger Jahren von der Kritik viel belobt, seit längerer Zeit wie verschollen war.

In den für die Bühne bestimmten Stücken wird seit einiger Zeit vorzugsweise eine patriotische Haltung angestrebt, und wenn es schon recht und gut ist, daß das Bühnendrama und mit ihr das Theater einen mehr nationalen Inhalt gewinnt, so blickt doch oft durch diese Stücke die zu deutliche und deshalb verstimmende Absicht

hindurch, vermittelst einiger oft gehörten Redensarten von deutscher Uneinigkeit und Zerrissenheit oder auch von deutscher Treue, Tapferkeit, Biederkeit u. s. w. einen augenblicklichen Applaus zu erhaschen.*) Historische Stücke, die für die Bühne bestimmt sind, zeigen heutzutage selten eine der Geschichte durchweg würdige Auffassung und Durchbildung, denn entweder macht man aus dem historischen Sujet ein politisches Intriguenstück nach Scribe'schem Muster zurecht oder man preßt den Helden zum schmachtenden Liebhaber irgendeiner sentimentalen Jungfrau, die dann schließlich mit einer dem weiblichen Geschlecht in Liebesangelegenheiten nicht gerade eigenen Selbstentsagung auf ihre Liebe Verzicht leistet oder mit ihrem Geliebten zu Grunde geht, was jetzt fast der seltenere Fall ist, da unser heutiges possenliebendes Publikum an erschütternden Katastrophen und rührenden Sterbescenen nur wenig Geschmack zu finden scheint. J. Kruger beklagte in seiner Zeitschrift „Teut" mit Recht, das erotische Moment habe in unserer Dichtung ein solches Uebergewicht gewonnen, „daß noch heutzutage unsere Dramendichter eine Liebesgeschichte für das unumgängliche Erforderniß eines Schauspiels halten". Aber wie kann dies anders sein, da unser Theaterpublikum zur Hälfte aus Frauen und Jungfrauen und außerdem zu einem guten Theile aus jungen Männern besteht, vor denen ein Stück, in welchem die erste und womöglich auch die zweite Liebhaberin nicht beschäftigt wären, keine Gnade finden würde! Schiller, man muß es leider gestehen, hat gerade dieser sentimentalen Lieblingsschwäche des deutschen Publikums die weitgehendsten Zugeständnisse gemacht; aber er schuf sich dann wenigstens ein ideales Liebespaar wie Max und Thekla, er verwickelte wenigstens Wallenstein nicht selbst in ein Liebesverhältniß, wie vielleicht ein neuerer Bühnendichter ohne Bedenken thun würde. Eine schlimme Folge dieser in den Vordergrund gestellten Liebesepisoden ist es dann noch, daß durch sie dem Verfasser der Raum zu einer tiefern psychologischen Entwickelung zu sehr geschmälert wird. Indessen jene in die tiefsten Schachte der Menschennatur niedersteigende Seelenforschung, wie sie den großen dramatischen Dichtern eigen war, jene wunderbare und zuweilen selbst schauderhafte Kenntniß menschlicher Leidenschaften und jene unverbrüchliche naive Wahrheit in der Darstellung derselben, wie sie vor allem Shakspeare besaß, und deren Mangel ein Hauptmangel der neuern Dichter ist, sind heutzutage überhaupt selten. Die Personen in unsern historischen Dramen sind oft nur die debattirenden Vertreter moderner politischer oder socialer Principien und Tendenzen, wie z. B. im „Zunftmeister von Nürnberg", von dem jetzt ziemlich liberal gewordenen Verfasser der „Amaranth" und der „Siglinde", Oskar von Redwitz, der freilich wol einsehen mag, daß mit ultramontanen Sermonen auf der Bühne nicht viel auszurichten ist. Das Stück, das auf verschiedenen Bühnen mit Beifall aufgeführt worden und auch im Druck erschienen ist, hat übrigens sonst manche Verdienste und bezeichnet einen Fortschritt gegen „Philippine Welser". Ueberhaupt fehlt es unsern bessern Bühnendichtern, wenn sie auch das Höchste nicht erreichen und wegen der eigenthümlichen Anforderungen, welche Bühne und Publikum an sie machen, nicht erreichen können, doch auch keineswegs an manchen löblichen Eigenschaften, nicht an Geist, Beweglichkeit und Glanz der Diction. Wir enthalten uns hier jedoch, weitere Titel der im Druck veröffentlichten Bühnenstücke zu nennen, weil unsere Blätter gewohnt sind, die mitzeitige dramatische Literatur in fortlaufenden Uebersichten zu behandeln, und wir in der Beurtheilung der einzelnen Stücke unsern betreffenden Berichterstattern nicht vorgreifen möchten.

Am meisten liegt das Lustspiel darnieder, und das bürgerliche Drama und die bürgerliche Tragödie scheinen ganz ausgestorben zu sein. Wir haben gesehen, daß der Roman sich kaum eine sociale Lebensfrage, einen modernen Conflict entgehen läßt. Dies ist im Drama jetzt keineswegs der Fall. Die Vorurtheile und Gebrechen des Adels und der höchst und allerhöchst privilegirten Stände sind so ausgenutzt worden, daß sie sich kaum noch in neuer Weise behandeln lassen; unsere Bourgeoisie aber, welche zumeist die Theater füllt und sich im Vollgefühl ihres Kapitalwerthes und ihrer damit meist identischen bürgerlichen Sittlichkeit wiegt, zeigt sich gegen die Bloßstellung ihrer Schwächen in einem Grade empfindlich, daß jeden deutschen Theaterdirector ein Schauder überläuft, falls ihm zugemuthet werden sollte, ein Stück aufzuführen, welches die geheimen oder öffentlichen Schwächen der Bourgeoisie, der Börsengesellschaft, der Fabrikbesitzer, des Handelsstandes, der Rentiers, der Couponabschneider u. s. w. mit derselben Energie zeichnete, mit welcher Schiller in „Kabale und Liebe" die faule Hofwirthschaft seiner Zeit gebrandmarkt hat. In Paris, das wir als unfrei schelten, das uns aber vielleich doch früher oder später noch manches sehr bemerkenswerthe Schauspiel aufführen dürfte, ist eine ganze Reihe solcher Stücke zur Darstellung gekommen; sie haben Aufsehen gemacht und zum Theil zahlreiche Wiederholungen erlebt und der verbissene Aerger der davon Betroffenen konnte den Beifall, den sie fanden, und die Wirkung, die sie ausübten, nicht hindern. Nicht so in Deutschland: Gottschall's Lustspiel „Die Welt des Schwindels", das einen sehr glücklichen Stoff, die Law'sche

*) Dieser Art ist nicht der „Philipp Palm" A. Ringler's, den wir vom Verfasser selbst vorlesen hörten und der auch bereits im Buchhandel erschienen ist; auch sicherlich nicht der an verschiedenen Orten Deutschlands mit großem Beifall aufgeführte „Palm" Ludwig Eckardt's, von dem wir Kenntniß zu nehmen noch nicht Zeit und Gelegenheit hatten. Beiden Männern, deren nicht zu verdächtigende vaterländische Gesinnung uns bekannt ist, ist nicht zuzutrauen, daß sie den ohnehin in bühnlich dramatischer Hinsicht, schon wegen der Passivität des Helden, nicht überaus dankbaren und manche Schwierigkeiten bietenden Stoff, den sie behandelten, blos deshalb gewählt hätten, um durch äußerlich aufgesetzte patriotische Redensarten einen wohlfeilen Applaus zu erzielen. Und obschon jetzt selbst die Hoftheater erfreulicherweise sich in der Annahme von Stücken vaterländischer und politischer Tendenz nicht mehr so spröde zeigen wie noch vor etwa zwei Decennien, so sind doch für den Augenblick noch Rücksichten genug vorhanden, welche verhindern dürften, daß die beiden „Palm" auf den ersten Bühnen Deutschlands zur Darstellung gelangen. Gerade diesen Stoff behandeln hieß also auf die glänzendsten und durchgreifendsten Erfolge von vornherein verzichten.

Finanzwirthschaft behandelt, ist unsers Wissens noch nirgends zur Aufführung gekommen, R. Gisete's Schauspiel „Va banque!" das ein besseres Schicksal verdiente, ist mit einer einmaligen Aufführung (in Leipzig) für immer beseitigt, und Ludwig Köhler's Schauspiel „König Mammon" bisher nur in Koburg und Meiningen aufgeführt worden.

Ausschließlich mit dem Theater und der Musik beschäftigt sich die Sammlung der früher in verschiedenen Blättern erschienenen Aufsätze, welche A. von Wolzogen unter dem Titel „Ueber Theater und Musik" erscheinen ließ. Diese Aufsätze sind zum Theil interessant und lehrreich; nur verfährt er in deutscher Weise gar zu absprechend und negirend gegen alle neuern Bestrebungen. Wir sind zwar in ausländischen Blättern zahlreichen Klagen über den Verfall des Theaters und des Dramas begegnet, wir erinnern nur an die Memoiren des englischen Schauspielers Georg Vandenhoff, welche A. von Winterfeld übersetzt und mit zum Theil werthvollen Anmerkungen begleitet hat, und an einen Aufsatz über die „Décadence du théâtre" von Emil Montégut in der „Revue des deux mondes"; aber wir wüßten nicht, daß je in einem ausländischen Journal oder Buche sich diesen Klagen die „innigste Ueberzeugung" gesellt hätte, es sei weit besser, wenn heutzutage auf dem dramatischen Gebiete „gar nichts" geschaffen würde. Im Gegentheil: werdet nicht müde zu schaffen, aber bemüht euch, trotz aller Hemmnisse und Schwierigkeiten, immer Besseres zu schaffen, lautet da der Wahlspruch. Wir verwenden so ungeheuer viel Mittel auf Theateranstalten, und sie sollen nur den verstorbenen Größen und der classischen Literatur des Auslandes zugute kommen; nur der Todte, nicht, wie Schiller will, der Lebende, soll recht haben! Daher werden auch Kotzebue und Iffland von Wolzogen den deutschen Classikern eingereiht, und das Publikum, welches das von Wolzogen vorgeschlagene classische Theater der Zukunft besuchen wird, soll genöthigt sein, die nur noch zum geringsten Theil für ein jetziges Publikum genießbaren Stücke jener beiden dramatischen Autoren — deren Verdienste wir übrigens keineswegs verkennen und von denen unsere neuern Dramatiker freilich vieles lernen könnten —, unter andern auch manche wegen ihrer Frivolität durchaus verwerflichen Compositionen Kotzebue's mit anzusehen, um seinen Geschmack an classischen Mustern des Lustspiels und bürgerlichen Dramas zu bilden! Wie der Verfasser mit der neuesten deutschen Musikrichtung, die er der äußersten Selbstsucht, ja der Gottlosigkeit beschuldigt, umspringt, ist bekannt. So wird der Riß zwischen der Kritik, die zwar die schärfste Controle üben, aber nicht vernichtend verfahren soll, und der literarischen Production immer größer, und wenn die Kritiker den Dichtern zurufen: hört zu schaffen auf! so rufen die Dichter den Kritikern mit ganz gleichem Rechte zu: hört zu kritisiren auf! womit schließlich übrigens dem Wesen nach beides miteinander ein Ende haben würde. Nun ist man aber in Deutschland an einen absprechenden todtenrichterlichen Ton so gewöhnt, daß Anhänger der Wolzogen'schen Richtung (z. B. die „Hausblätter") in „all seinen Urtheilen eine Klarheit, Ruhe und Unparteilichkeit, die auf das wohlthätigste (!) berühren müsse", gefunden haben; d. h. jeder in Deutschland findet das unparteiisch, was seiner Parteiansicht dient, mag es in der Tendenz auch noch so unbillig und im Ausdruck noch so maßlos sein wie es will. Dagegen enthält das Wolzogen'sche Buch Studien über die pariser und londoner Theater, die so instructiv und von solchem Werthe sind, daß schon um ihretwillen das Buch gelesen zu werden verdient.

Auch Fontane's Reiseschrift „Aus England" enthält Studien über londoner Theater, Kunst und Presse und bildet den Uebergang zur *Touristenliteratur*, welcher unter andern desselben Verfassers Schrift „Jenseit des Tweed", Julius Rodenberg's Skizzenbuch „Alltagsleben in England", M. Hartmann's „Bilder und Büsten", K. Elze's „Eine Frühlingsfahrt nach Edinburg", A. Oppermann's „Palermo" beizuzählen sind. A. Stahr's „Herbstmonate in Italien" und F. Gregorovius' „Siciliana", beides treffliche Bücher, Ziegler's Reiseschrift „Meine Reisen im Norden" u. s. w. bilden weiter den Uebergang zu der strengern *Reiseliteratur*, wie B. Möllhausen's „Reisen in die Felsgebirge Nordamerikas", wovon der erste Band erschien, und Avé-Lallemant's auch zur Kenntniß deutscher Colonistenzustände wichtige „Reise durch Nord-Brasilien", deren zwei Bände Fortsetzung und Schluß seiner „Reise durch Süd-Brasilien" bilden. Wir nennen nur diese Schriften aus dem sehr reichhaltigen Waarenlager der Reiseliteratur, für welche die Theilnahme eine sehr lebhafte ist und fortdauernd zu wachsen scheint, je mehr Ocean und Continent bis in die unzugänglichsten, unwirthbarsten und mörderischsten Land- und Wasserwüsten durchforscht werden und je mehr die Kunst anschaulicher und lebendiger Darstellung und die Gabe scharfer Beobachtung bei den Reisenden und Touristen und der Drang nach geographischem und ethnographischem Unterricht bei dem Publikum zunehmen.

Die bis hierher besprochenen Literaturgattungen sind zumeist und zunächst diejenigen, mit denen sich unsere *Literaturgeschichten* zu beschäftigen pflegen; ja manche der angeführten Monographien, Biographien, Briefsammlungen, Tagebücher u. s. w. liefern selbst literarhistorisches Material und beleuchten, wie die zahlreichen Schriften über Schiller und Goethe, die Schriften über den Dichter Günther, über Klopstock und seine Meta u. s. w. die Lebensläufe oder einzelne Schöpfungen berühmter Autoren, oder wie Pippen's „Eutiner Skizzen", Wolfgang Müller's „Immermann und sein Kreis" u. s. w. ganze Dichtergenossenschaften und Literaturgruppen. Aber auch das Feld der *allgemeinen Literaturgeschichte* wurde, wenn auch diesmal besonders nur in neuen, meist vermehrten oder ganz umgearbeiteten Auflagen mit großem Eifer angebaut, und diese neuen Auflagen scheinen doch ihrerseits wieder zur Genüge zu beweisen, daß auch auf diesem Gebiete die Nachfrage des Publikums eine fortdauernd starke ist. Johannes Scherr's „Allgemeine Literaturgeschichte" erlebte nach zehn Jahren eine zweite Auflage (die erste war übrigens nicht weniger als 6000

[illegible] fort), die Geschichte der neuern deutschen Literatur von Rudolf Gottschall, die durch den modernen Standpunkt, den sie einnimmt, und durch die auch der Philosophie gewährte Berücksichtigung eine wesentliche und willkommene Ergänzung aller übrigen Literaturgeschichten bildet und sich auch in den tadelnden oder polemischen Partien durch einen in Deutschland eben nicht sehr gewöhnlichen anständigen und ritterlichen Ton auszeichnet, eine zweite *), und Heinrich Kurz' auf gründlichen Studien beruhende „Geschichte der deutschen Literatur" sogar eine dritte Auflage. **) Bei letzterer, die, wie die Gottschall'sche lieferungsweise erscheint, gesellt sich den übrigen Vorzügen noch das besondere Reizmittel, daß sie nicht nur bei jedem einzelnen Schriftsteller umfangreiche Proben aus seinen Werken und von den hervorragendsten ausführliche Biographien enthält, sondern auch mit deren Bildnissen, den Facsimiles ihrer Handschriften, Abbildungen ihrer Geburtshäuser, Wohnungen, Denkmäler u. s. w. ausgestattet ist. Es ist vielleicht hier der Ort, auf einige mehr für die Schule und den Hausgebrauch bestimmte Leitfaden und Handbücher aufmerksam zu machen, auf die wir dann später nicht wieder zurückkommen werden. Des seinem Zwecke sehr entsprechenden „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte", von Paul Möbius, der in seiner zweiten umgearbeiteten Auflage namentlich auch sich mit einer erschöpfendern und ausführlichern Darstellung der neuesten Literatur bereichert hat und in welchem auch die sonst so sehr vernachlässigte humoristische in besondern Kapiteln behandelt ist, haben wir schon in Nr. 32 d. Bl. f. 1860 etwas ausführlicher gedacht, ebendaselbst auch der für „Schule und Haus" bestimmten „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen", von Werner Hahn, welche sich durch manche Vorzüge für den ihr angewiesenen Zweck wol empfiehlt, zuweilen jedoch, wie namentlich in Bezug auf die Romantiker und humoristischen Schriftsteller, von etwas einseitiger Auffassung ist und dann und wann die wünschenswerthe Benutzung neuester literarhistorischer Specialforschung vermissen läßt. Was nun die Bekanntschaft mit diesen Forschungen und ihre Benutzung, was übersichtliche Anordnung, Vollständigkeit, Gründlichkeit, wie Unparteilichkeit und Vorsichtigkeit des Urtheils betrifft, ist der neuerschienene „Leitfaden" von Heinrich Kurz vielleicht vor allen übrigen derartigen Werken von diesem Umfang und dieser Ausführlichkeit allen, die eines solchen bedürfen, mit bestem Gewissen zu empfehlen. ***) Höchst anerkennens- und beherzigenswerth finden wir den von dem Verfasser im Vorwort in Bezug auf die Beurtheilung der Schriftsteller angegebenen Standpunkt:

„Wenn ich auch die Schwächen einzelner Schriftsteller oder Werke nicht verberge, solche sogar in manchen Fällen, wenn sittliche oder ästhetische Gründe es erheischten, scharf betonte, so herrscht doch im ganzen mildes und anerkennendes Urtheil vor. Es ist nichts verderblicher, als die Jugend zur Absprecherei anzuleiten; es hat dies nicht blos einen unberechenbar nachtheiligen Einfluß auf den Charakter, es macht mit der Zeit sogar unfähig, das Schöne und Gute mit reiner und ungetrübter Freude zu genießen."

Möchte dieser Grundsatz überhaupt ein allgemeinerer werden, als er jetzt noch ist.

Das Interesse, welches d. Bl. von jeher der Wechselwirkung der modernen Literaturen geschenkt haben, bestimmt uns auch, nachträglich einer Schrift von P. Henop zu gedenken, in welcher er sich bemüht, eine übersichtliche Darstellung der Literaturen aller europäischen Völker in Form eines Leitfadens zu geben. Es ist dies sein „Leitfaden zur Literaturgeschichte sämmtlicher neuern europäischen Völker mit Ausschluß der Deutschen. Nebst einer synchronistischen Tabelle". (Basel, Flemming). Der Verfasser spricht sich über seinen Versuch, auf den er einen sehr löblichen Fleiß verwandt hat, im Vorwort sehr bescheiden aus. Die Schrift sei, sagt er, zunächst durch das eigene Bedürfniß des Verfassers entstanden, der sich selbst einen möglichst klaren Ueberblick der modernen Nationalliteraturen habe verschaffen wollen. Sie gehe nicht von einem Fachgelehrten aus (der Verfasser ist Buchhändler), sondern von einem „vielbeschäftigten Geschäftsmanne, der nur die wenigen Augenblicke seiner Erholungszeit dazu benutzen konnte". Indeß glaube er, daß eine solche Darstellung der modernen Nationalliteraturen jetzt vielen erwünscht sei. Er würde es, fügt er bescheiden hinzu, „als den schönsten Erfolg betrachten, wenn dadurch ein besser Berufener veranlaßt würde, eine ähnliche aber gründlichere Darstellung zu liefern". Die so höchst wichtige, die bedeutendsten Umwälzungen auf geistigem, socialem und politischem Gebiete vorbereitende oder in sie eingreifende französische Freidenker- und Aufklärungsperiode behandelte Hermann Hettner in seiner „Geschichte der französischen Literatur", einem jener in Deutschland immer noch seltenen Werke, denen man die Mühen und den Arbeitsschweiß, welche sie gekostet, nicht ansieht (s. darüber Nr. 26 d. Bl. f. 1860), und Ida von Düringsfeld die auch für Deutschland wichtige und interessante vlämische Literaturbewegung in dem umfangreichen Werke „Von der Schelde bis zur Maas".

Die Culturgeschichte gewann durch mehrere werthvolle Arbeiten, z. B. G. Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", die eine zweite Auflage erlebten, und W. Wachsmuth's „Geschichte deutscher Nationalität", welche unter anderm höchst dankenswerthe Untersuchungen über das humoristische Element im deutschen Volke enthält, überhaupt den Charakter des deutschen Volks wie der einzelnen deutschen Volksstämme auf seine Wurzel zurückführt und in seiner geschichtlichen Entwickelung beleuchtet, und dadurch einer richtigern, wenn auch allerdings nüchternern und manche Illusion zerstörenden Beurtheilung der deutschen Nationalität vorarbeitet. Dahin

*) „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf Gottschall" (zweite vermehrte und verbesserte Auflage, erste bis [illegible] Lieferung; Breslau, E. Trewendt, 1860).

**) „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Von Heinrich Kurz" (mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt; dritte Auflage, erste bis [illegible] Lieferung; Leipzig, Teubner, 1860).

***) „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Heinrich Kurz" (Leipzig, Teubner, 1860).

einschlagende Schriften sind auch die von B. Goltz „Die Deutschen" und die „Typen der Gesellschaft", und von K. Heinzen „Die Deutschen und die Amerikaner", die beide viel Richtiges enthalten, aber auch von Einseitigkeiten und Schrullen nicht frei sind. Namentlich leiden die von Goltz, trotz mancher Geistesblitze und richtigen exacten Beobachtungen, an gewissen Gebrechen, die er selbst dem deutschen Volke vorwirft. Er übertreibt im Lob wie im Tadel, geräth dadurch in die seltsamsten Widersprüche und, wo er sich ärgert, in einen schmähsüchtigen Ton, der nichts Literarisches mehr hat, und liebt es namentlich, auf Philosophen, Literaten, Recensenten u. s. w. in wohlfeiler Manier loszuzanken, während er andere Klassen, von denen eigentlich alle Corruption ursprünglich ausging, sichtlich schont. Für die kleinstädtische Philisterei und die Härte und Selbstsucht des Landvolks hat er im übrigen einen ganz richtigen Blick.

Die pragmatische Geschichtsliteratur übergehen wir hier, weil uns dies von der Aufgabe unserer Betrachtung zu weit abführen würde, und nennen nur Max Wirth's in Lieferungen erscheinende „Deutsche Geschichte" als für ein allgemeines Publikum bestimmt und als einen Versuch, mehr das wirthschaftliche Leben der Völker als die politischen Ereignisse zum Ausgangspunkt und zur Grundlage seiner Betrachtung zu nehmen. Eine Hauptquelle der politischen Geschichtschreibung, die **Militärliteratur**, können wir jedoch hier nicht ganz übergehen, da sie auch im größern Publikum viele Liebhaber zu haben scheint und die dahin einschlagenden Schriften sich bisweilen durch eine Frische, Unmittelbarkeit und Lebendigkeit der Darstellung auszeichnen, wie sie den gelehrten deutschen Geschichtswerken nur zu oft fehlt. In letzterer Hinsicht empfiehlt sich namentlich die eben erst erschienene Schrift: „Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen", von Franz vom Thurn. Mehr der eigentlichen Militärhistorie gehören an: „Ferdinand von Schill's Zug und Tod", von G. Bärsch, einem Kriegskameraden Schill's; „Die kursächsischen Truppen im Feldzuge von 1806", von A. von Montbé; „Erinnerungen an das Schwarze Corps", von Franckenberg-Ludwigsdorff; „Der Feldzug des Jahres 1805 und seine Folgen für Oesterreich", von Moriggl, wovon der erste Band erschien; und die beiden Werke von W. Rüstow: „Der italienische Krieg 1859" und „Geschichte des ungarischen Insurrectionskriegs".

Die theologische und überhaupt die streng wissenschaftliche Literatur gehört nicht in den Kreis dieses Ueberblicks, und was den allmählich matter werdenden Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus betrifft, so verweisen wir am besten auf die diese Frage behandelnden Aufsätze von K. Fortlage in d. Bl. Damit sind wir bei dem Gebiet der **Philosophie** angelangt, der wir zum Schlusse noch einen flüchtigen Blick gönnen wollen. Vor allem ist ersichtlich, daß sich unsere Philosophen, aller blos dialektischen Spiegelfechtereien müde, wieder mehr zu dem Fundament der neuern deutschen Philosophie, der Kant'schen, zurückwenden, wie K. Fischer's Vorträge „Kant's Leben und die Grundlage seiner Lehre" und E. Reich's Schrift „Kant's Auferstehung aus dem Grabe" zu beweisen scheinen. Ihrerseits erkennen F. H. Th. Allihn und T. Ziller in den „vielen Mängeln und Fehlern", womit Kant's „Unternehmen" behaftet gewesen, die Veranlassung, „daß seine Nachfolger, die anfangs nur in seinem Geiste fortzuarbeiten meinten, auf andere Bahnen der Philosophie getrieben wurden". Um nun den „progressiven Kantianismus", der in der Richtung von Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel „zu den größten Abenteuerlichkeiten und den bedenklichsten Abirrungen von den Lehren eines vernünftigen Denkens geführt", zu bekämpfen und zu widerlegen, haben sie eine eigene Zeitschrift begründet.*) Die Zeitschrift wirft Fichte unter anderm vor, daß er das absolute Ich apotheosirt habe (und es ist richtig, daß die Selbstvergötterung des Ich seitdem in Deutschland furchtbare Fortschritte gemacht hat); Schelling, daß er mit seiner Naturphilosophie unter seinen Jüngern „eine Art speculativen Deliriums und zugleich das hochmüthige Gebaren den eigentlichen wissenschaftlichen Forschungen gegenüber" erzeugt habe; Hegel, daß durch ihn, „die heilloseste Sophistik" ins Leben gerufen worden sei, die seitdem sogar „als ein legalisirtes, ja noch mehr als ein besonders autorisirtes Thun ihren gedankenverwirrenden Einfluß auf Universitäten und Gymnasien" ausgeübt habe. Es wird hierbei eine Stelle aus Eilers' Werk „Meine Wanderung durchs Leben" citirt, in der es heißt:

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß das Specifische des christlichen Glaubens in der wissenschaftlich gebildeten und denkenden Welt seinen Halt verloren und nur noch in dem zum Denken unfähigen Pöbel wurzele, suchte er (Altenstein) einen Philosophen, welcher der denkenden Welt unter der Form des Christlichen eine philosophische Religion bieten könnte, die durch den Schein des Christlichen zugleich dem Volke annehmlich sei. Einen solchen fand er in Hegel. Die Welt weiß, mit welcher Kraft logischer Verblendungskunst, verbunden mit allertiefster Heuchelei, das Werk vollbracht wurde.

Im Gegensatz zu diesen Dialektikern wird Herbart als derjenige genannt, welcher mit Recht von sich sagen konnte: „Ich stehe nicht auf der einzigen Spitze des Ich, sondern meine Basis ist so breit wie die gesammte Erfahrung." Ein anderes philosophisches Organ, die von C. L. Michelet in Berlin begründete Zeitschrift „Der Gedanke", huldigt ohne Zweifel einer ganz entgegengesetzten Richtung. Inzwischen scheint auch die unzünftige, weil nicht vom Katheder verkündigte Schopenhauer'sche Philosophie eine immer größere Zahl von Jüngern zu finden, wie die Thatsache beweist, daß in den letzten Jahren fast alle seine Schriften neue Auflagen erlebten. Man sieht übrigens aus

---

*) „Zeitschrift für exacte Philosophie im Sinne des neuern philosophischen Realismus. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von F. H. Th. Allihn und T. Ziller" (Leipzig, Pernitzsch, 1860). Es ist uns von dieser Zeitschrift seither nur des ersten Bandes erstes Heft zugekommen, welches zwei längere Abhandlungen enthält: „Die Grundirrthümer des Idealismus in ihrer Entwickelung von Kant bis Hegel, A. Auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie", von C. A. Thilo, und „Ueber das Leben und die Schriften J. F. Herbart's, nebst einer Zusammenstellung der Literatur seiner Schule", von F. H. Th. Allihn.

diesen allen, in welcher wunderlichen Gärung, in welchem chaotischen Mischmasch die widersprechendsten Doctrinen auf diesem Felde gegeneinander stoßen. Wir erwähnen noch G. Biedermann's jedenfalls kühnen und großartigen Versuch, eine „Wissenschaft des Geistes" zu construiren, von welcher der dritte Band: „Die Seelenlehre", erschienen ist; A. Bastian's, des kühnen Reisenden, Werk „Der Mensch in der Geschichte" und Melchior Meyr's ganz neu erschienene Schrift „Gott und sein Reich". Der Verfasser ist der Ansicht, daß der Streit zwischen den Orthodoxen, den specifisch Christlichen, welche nur Gehorsam fordern und nicht einen Buchstaben lassen wollen, und zwischen den Fortschreitenden, welche das Recht der Kritik wahren und üben, eine Ausgleichung nur vermittelst der Philosophie herbeigeführt werden könne, wozu er mit seiner Schrift das Seinige beitragen will. Endlich erwähnen wir noch, daß E. von Lasaulx eine Aesthetik vom philosophischen Standpunkt unter dem Titel „Philosophie der schönen Künste" verfaßt hat.

Sollte sich dieser oder jener Autor in einem der hier in Betracht gezogenen Fächer mit Unrecht übergangen glauben, so möge er bedenken, daß es in einer so großen Gesellschaft kaum möglich ist, jedem seine Aufmerksamkeit und Höflichkeit zu bezeigen und niemand zu übersehen, selbst wenn man den besten Willen hat, keinen anständigen Gast zu vernachlässigen und zurückzusetzen.

Hermann Marggraff.

Aeltere Autobiographien in neuer Bearbeitung.

1. Bartholomäus Sastrow, ein merkwürdiger Lebenslauf des 16. Jahrhunderts. Für jung und alt bearbeitet von Ludwig Grote. Mit Vorwort von Philipp Nathusius. Halle, Fricke. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Friedrich Christoph Oetinger's Leben und Briefe, als urkundlicher Commentar zu dessen Schriften, herausgegeben von K. C. E. Ehmann. Mit Oetinger's Bildniß. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Auf dem Tische eines Recensenten finden sich Bücher aller Art zusammen, und nicht selten liegen Bücher des verschiedensten Inhalts friedlich nebeneinander. Wir sind heute veranlaßt, zwei Arbeiten in einem Artikel zu behandeln, und überdies in einem möglichst gedrängten Artikel, welche beide, wenn man davon absieht, daß sie die Bearbeitungen von Autobiographien sind, nicht das mindeste gemein haben. Der Inhalt wie der Werth der Bücher sind gleich verschieden.

Sprechen wir von dem von Grote bearbeiteten Werke (Nr. 1). Bartholomäus Sastrow ist am 21. August 1520 zu Greifswald geboren. Sein Vater war ein vermögender und angesehener Kaufmann, hatte aber das Unglück, einen andern Bürger zu erschlagen, und obschon die That nur ein Act der Nothwehr gewesen, mußte er dennoch flüchten. Der Vertriebene fand zu Stralsund ein Unterkommen. Seine Familie war in Greifswald geblieben, und der Mutter fiel die Erziehung der Kinder anheim. Bald sollte ihr eine männliche Unterstützung erhalten. Die Stralsunder verjagten nämlich den Großvater unsers Bartholomäus, ihren Bürgermeister Smiterlow, der sich mit großer Energie dem Anschluß der von ihm regierten Stadt an Wullenwever vergebens widersetzt hatte. Als nach dem tragischen Ausgange des demokratischen Bürgermeisters von Lübeck Smiterlow in Stralsund restaurirt war, wurde auch bald darauf Sastrow's Heimkehr nach Greifswald vermittelt. Er war ein strenger, heftiger Mann, leicht zum Jähzorn geneigt, und Bartholomäus mußte unter ihm eine harte Schule durchlaufen. Man hatte den Knaben schon sehr frühe in Greifswald immatriculiren lassen; im Jahre 1539 wurde er auf die Universität Rostock geschickt. Doch blieb er dort nicht lange; er mußte nach Hause zurück, denn den Aeltern, deren Vermögensverhältnisse durch einen überaus langwierigen Proceß sehr heruntergekommen waren, fiel es zu schwer, außer Bartholomäus auch den ältesten Sohn Johannes, der zu Wittenberg studirte, zu unterhalten. Beide Brüder lebten eine Zeit lang im älterlichen Hause, dann begaben sie sich im Jahre 1542 nach Speier, um dort an Ort und Stelle den Proceß des Vaters zu betreiben. Die Streitsache war einem Dr. Engelhardt anvertraut worden, einem Procurator an dem kaiserlichen Kammergerichte. In die Kanzlei desselben mußte Bartholomäus als Schreiber eintreten, weil er von Hause Subsistenzmittel nicht beziehen durfte. Für seine praktische Ausbildung war der sonst sehr strenge und harte Dienst von Werth. Der Bruder hatte ein günstigeres Los gezogen. Ein Dompropst hatte ihn in sein Haus genommen; das dichterische Talent des jungen Magisters trug ihm ansehnliche Protectionen ein, unter anderm beschenkte ihn der Bischof von Augsburg mit einer goldenen Kette, und für ein lateinisches Carmen ward er vom Kaiser sogar nobilitirt und mit dem Lorber gekrönt: eine Auszeichnung, welche freilich damals schon viel von ihrer ursprünglichen Bedeutung verloren hatte. Der Kaiser ertheilte sie fast regelmäßig für poetische Dedicationen, um nur nicht den Dichter mit klingendem Lohn abfinden zu dürfen. So ließ z. B. Karl V. durch seinen Kanzler de Naves einem Johann Stigelius, der ihm gleichzeitig mit Johann Sastrow ein Gedicht eingereicht hatte, die Antwort geben: „Carmen placet Imperatori. Poeta petat, quid velit; habebit. Si volunt esse Nobilis, erit. Si Poeta Laureatus, erit id quoque. Sed pecuniam non petat; pecuniam non habebit."

Die unwürdige Behandlung, welche Bartholomäus Sastrow bei dem Notar Engelhardt erfuhr, trieb ihn in einen andern Dienst. Er fand in der Kanzlei des Markgrafen Ernst zu Pforzheim eine ihm mehr zusagende Stellung, und die angenehmsten Tage von der Welt erlebte er, als ihn der Johannitercomthur Christoph von Löwenstein als Schreiber angenommen hatte, ein ebenso reicher als lebenslustiger Herr, der Bartholomäus mit vielem Wohlwollen behandelte. Das letztere vergalt der Schreiber allerdings übel; er unterhielt mit seines Herrn Maitresse ein Verhältniß. Inzwischen war sein Bruder nach Rom gegangen und war dort plötzlich gestorben. Auf die Nachricht hiervon kündigte Bartholomäus dem Comthur, und von diesem sowol als von der Maitresse reich beschenkt, wandte er sich nach Italien, um die Hinterlassenschaft des Bruders zu holen. Die italienische Reise war mit Abenteuern und Gefahren aller Art verbunden, doch erreichte der Reisende seinen Zweck. Der Cardinal de St. Flore ließ ihm die nicht unbedeutende Hinterlassenschaft des Bruders ausliefern: 25 Kronen in Gold, 3 doppelte Dukaten, 2 Goldgulden, 2 Rosinobel, 1 ungarischen Gulden, 3 Engelotten, eine goldene Kette, welche $20\frac{1}{2}$ Kronen wog, drei goldene Ringe, einen Memorialring und einen Türkisring, die zusammen $7\frac{1}{2}$ Kronen, $\frac{1}{2}$ Thaler und 3 Juller wogen. Ueber den Tod des Bruders selbst konnte Sastrow nichts erfahren, doch empfing er die feste moralische Ueberzeugung, daß jener auf gewaltsame Weise beiseite geschafft worden, weil er so unvorsichtig gewesen, sich als Protestant zu erkennen zu geben. Die Erbschaft des Verstorbenen überlieferte Bartholomäus dem Vater; für die Mühen der Reise erhielt er des Bruders Memorialring.

Der Aufenthalt in der Fremde und die für jene Zeit weiten Reisen verliehen Sastrow einen gewissen Ruf, sodaß ihn die Herzoge von Pommern, Herzog Barnim von Stettin und Philipp von Wolgast, in ihre Kanzlei aufnahmen. Die Gewandtheit des jungen Mannes wurde hier rasch erkannt und ihm eine sehr wichtige Mission übertragen. Die pommerschen Herzoge waren nämlich Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes gewesen; nach der Schlacht bei Mühlberg mußten sie alles von dem Zorne des Kaisers befürchten, sie eilten, dessen Vergebung zu erlangen.

Sastrow ward erlesen, das Werk der Versöhnung zu bewerkstelligen. Die Aufgabe war äußerst schwierig. Von Ort zu Ort mußte der Gesandte dem kaiserlichen Hoflager folgen; die Sache, welche er vertrat, stand verzweifelt schlecht. Dennoch gelang es ihm, nach Beseitigung unzähliger Schwierigkeiten sie zu einem glücklichen Abschluß zu bringen. Nachdem Granvella durch Bestechung als Fürsprecher gewonnen war und die Herzoge trotz des Protestes ihrer Geistlichen das Interim angenommen, bewilligte ihnen der Kaiser die Verzeihung. Die Tüchtigkeit, welche Sastrow bei dem Geschäft bewiesen, hatte zur Folge, daß die Herzoge ihn auch ferner zu diplomatischen Missionen verwandten. In ihrem Dienste verblieb er bis zu Ende des Jahres 1550. Intriguen waren gegen ihn geschäftig, seine offene und derbe Natur hatte ihn mit den meisten Höflingen verfeindet, die schel auf den Parvenu herabsahen; er beschloß, den Fürstendienst aufzugeben, sich zu verheirathen und als Advocat in Greifswald zu prakticiren. Für die mehrjährigen Dienste erhielt er von dem Herzoge Barnim — man denke! — 25 Gulden, von dem Herzoge Philipp 25 Thlr., und von dem letztern noch als Hochzeitsgeschenk vier Rehe und eine Wildsau.

Die erwartete Praxis blieb anfangs aus und mit dem Hausstande war es schlecht bestellt. Allmählich aber fanden sich die Clienten, und ehe ein Jahr verstrichen, war Sastrow der gesuchteste und bestbezahlte Advocat im ganzen Pommerlande. An Naturalien ging ihm mehr ein, als er verbrauchen konnte; das baare Geld, daß er innerhalb der beiden ersten Jahre als Notar verdiente, schätzt er selbst auf 1124 Thlr.: eine Summe, welche in jener Zeit ein Vermögen repräsentirte. Der Rath von Greifswald war beflissen, den gefeierten Juristen in seine Dienste zu ziehen; er trug ihm die Stadtschreiberstelle an. Gleichzeitig wurde ihm jedoch auch von Stralsund die Stadtschreiberei und das Stadtsyndikat angeboten, und für diesen zweiten Antrag entschied er sich trotz des verzweifelten Einredens seiner Frau, welche um keinen Preis ihre Heimat verlassen wollte. Zu Ostern 1555 trat er in sein neues Amt ein, und die Umsicht und Thätigkeit, welche er in diesem Wirkungskreise entwickelte, bewirkte es, daß er 1562 zum Rathsherrn und 1578 sogar zum Bürgermeister gewählt wurde. Als solcher hat er lange Jahre, hochgeachtet und allgemein verehrt, an der Spitze von Stralsund gestanden. Nur gegen das Ende seines Lebens beging er einen Streich, der ihm seine letzten Tage trüben sollte. Als nämlich dem achtundsiebzigjährigen Greise die Gattin gestorben war, gab er ein öffentliches Aergerniß, indem er seine junge Dienstmagd wenige Wochen nach dem Tode der ersten Frau heirathete. Lange währten diese secunda vota nicht. Am 7. Februar 1603 starb Bartholomäus Sastrow, nachdem er sein Leben auf 83 Jahre gebracht hatte.

Während der letzten Jahre seines Lebens hatte sich Sastrow fast ganz von dem Schauplatze der Politik und des öffentlichen Lebens in die Stille des Privatlebens zurückgezogen. Er benutzte die Muße, um aus den fleißig geführten Tagebüchern seine Autobiographie zu schreiben. Unter dem Titel: „Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen lebens, auch was sich in dem Denkwürdiges zugetragen, so er mehrentheils selbst gesehen und gegenwärtig mit angehöret hat, in vier underscheitliche theile von ihm selbst beschriben", verfaßte er das Werk. Der vierte Theil ist leider verloren gegangen, sehr wahrscheinlich mit Absicht beiseite geschafft worden. Denn in diesem Theile handelte Sastrow von der letzten Zeit seiner amtlichen Thätigkeit, d. h. von einer Epoche, wo er diejenigen zu Gegnern hatte, die mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts die Herrschaft in Stralsund erlangten, indem der alte patricische Rath gestürzt wurde, und in deren Händen die Aufbewahrung des Manuscriptes lag. Auch ist es nicht undenkbar, daß die Familienmitglieder des Bürgermeisters, die nachmals auch im Rathe saßen, auf die Beseitigung dieses Theils beflissen gewesen sind, weil derselbe in aller Breite die ihnen anstößige Geschichte von der zweiten Verheirathung ihres Vorfahren erzählte.

Zum ersten male herausgegeben ist das Geschichtswerk von Sastrow im Jahre 1823 durch G. F. Ch. Mohnike und zwar ohne alle Modernisirung in seiner Urgestalt. Die historische Literatur besitzt in dem Werke eine Fundgrube unerschöpflicher Forschung, namentlich für culturgeschichtliche Studien. Sastrow ist der deutsche Froissart des Reformationszeitalters, und seine Arbeit gehört unstreitig zu den interessantesten literarischen Erzeugnissen des 16. Jahrhunderts. Von den gleichzeitigen Geschichtschreibern, wie Beckmann, Sleidan, Beuterus unterscheidet er sich dadurch auf das vortheilhafteste, daß er in einfacher und kunstloser Form, mit naiver Treue das anschaulichste und lebensvollste Mémoire seiner Zeit liefert. Gerade was bei den andern Historikern fehlt, ist bei ihm in reichster Fülle vorhanden; er ist ein Genremaler, der uns mit zufälligen Einzelheiten und kleinen Details bekannt macht. Indem er uns in die verschiedensten Kreise einführt, vermittelt er die tiefsten Einblicke in fast alle Verhältnisse und Zustände des öffentlichen und häuslichen Lebens seines Jahrhunderts. Wie es an den Höfen der Fürsten und in ihren Kanzleien, auf den Reichstagen und den ständischen Versammlungen aussah, wie in den Wirthshäusern, auf den Märkten, auf den Heer- und Landstraßen, wie endlich im Schose der Familie: das alles erfährt man aus Sastrow. Er führt uns in Wohn- und Schlafzimmer, in Küche und Keller, zeigt uns den Kleiderschrank und die Vorrathskammer, mit einem Wort, wir erhalten von ihm die farbenfrischeste Anschauung jener merkwürdigen Epoche. Vielleicht die werthvollste Partie seines Werks bilden die Mittheilungen aus der Zeit seiner diplomatischen Reisen für die Herzoge von Pommern. Eine Geschichte des Interims ohne Sastrow ist ganz unmöglich. Als aufmerksamer und scharfer Beobachter hat er auf jenen Irrfahrten viel gesehen. Er beschreibt das Intriguennetz in der nächsten und unmittelbarsten Umgebung Karl's V., die Bestechungen, die allgemein auf der Tagesordnung standen; wir erfahren, was und wie der Kaiser zu Mittag gegessen, wie ein Fuhrmann den Kaiser gar übel mit der Peitsche tractirt und wie jenem dafür „aus Gnaden" blos die Nase abgeschnitten worden; wir erhalten eine Fülle von einzelnen Zügen und Detailberichten zur Charakteristik nicht allein des Kaisers, sondern auch des gefangenen Kurfürsten und des Kurfürsten Moritz von Sachsen, des Königs Ferdinand von Ungarn und des Königs Philipp von Spanien, des kaiserlichen Raths Granvella und des sächsischen Raths Granvella; wir erhalten ferner so lebendige und anschauliche Beschreibungen von den Zuständen unter den damaligen Diplomaten und von den Vorgängen unter den Lanzknechten, daß wir uns unwillkürlich mitten in jene Zustände und Vorgänge versetzt fühlen; wir wohnen den vielen Festlichkeiten, Schmausereien und Tanzvergnügungen bei, sind Zeugen von der ausgelassenen Ueppigkeit und der tollen Verschwendung, von der Völlerei und dem Saufen, in dem Fürsten und Edle sich gegenseitig zu überbieten strebten. Auf das lohnende Vergnügen in die nähere Erörterung der einen oder der andern Partie einzutreten, müssen wir Verzicht leisten und uns damit begnügen, wenigstens auf einige Abschnitte hingewiesen zu haben, welche die lesenswerthesten Mittheilungen enthalten. Mittheilungen, gleich werthvoll durch ihren Inhalt, wie durch die köstlich naive Art der Darstellung. In die Kategorie solcher wirklich unübertrefflichen Genrebilder dürften zunächst die Berichte über die Volksfeste in den pommerschen Städten an den hohen kirchlichen Festtagen gehören; die betreffende Schilderung findet sich S. 18 fg. Daran schließt sich ein nicht minder interessanter Bericht über ein weltliches Volksfest (S. 40), über das „Maireiten". Wir heben weiter hervor die zwei Teufelsgeschichten und zwei Criminalgeschichten (S. 71), die Geschichte von der Hoffart und der Verarmung der Frau Märle Löbeling (S. 68), die Beschreibung des „Deponirens" (S. 114), d. h. des Actes, dem auf den Universitäten die bemoosten Häupter jeden ankommenden Fuchs unterwarfen; das prächtige Genrestück auf S. 137, wo ein Conterfei von einem Procurator am kaiserlichen Kammergericht mit dem sprudelndsten Humor gegeben wird; die Skizzen

aus dem Leben des kläglichen Herzogs, eines heillosen und berüchtigten Säufers (S. [illegible]), endlich das ganze vierundvierzigste Kapitel, welches sich mit Sastrow's ehelichen Verhältnissen beschäftigt. Wir gestehen, wir sind lange nicht mit gleicher Befriedigung und Genugthuung von der Lectüre eines Buchs gekehrt.

Die Citate im letzten Abschnitt sind natürlich nach Grote gemacht. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Mohnike'sche Ausgabe von Sastrow's Selbstbiographie nur einem gewähltern und kleinern Kreise zugänglich ist. Vielen wird schon die Sprache unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Dazu kommt, daß die Sastrow'sche Arbeit manche Stücke enthält, welche eben nur für den Gelehrten, für den Historiker vom Fach Bedeutung und Interesse haben. Endlich füllt dieselbe in ihrer Urgestalt drei starke Bände, und kann auch deshalb auf keine allgemeinere Verbreitung rechnen. Um dem Buche die letztere zu verschaffen, hat sich Ludwig Grote zu der vorliegenden Bearbeitung verstanden, und wir können hinzufügen, die Aufgabe ist in die besten Hände gefallen. Die Bearbeitung verdient als eine äußerst ansprechende und geschickte gelobt zu werden. Grote hat nur das beibehalten, was zur speciellen Lebensgeschichte Sastrow's oder zur Charakteristik seiner Zeit gehört. Weggelassen wurde dagegen alles rein Historische, so die vielen Staatsverhandlungen, Diplome, Noten, Briefe und andere Urkunden, die Sastrow seinem Werke einverleibt hat. Andererseits hat Grote das von Sastrow Mitgetheilte nicht selten aus anderweitigen, ältern und neuern Schriftstellern ergänzt und in das Ganze einen intimern Zusammenhang zu bringen gesucht, wie ein solcher den modernen Anforderungen entspricht. Die von ihm benutzten Quellen sind unter dem Texte angegeben. Die Ergänzungen beziehen sich namentlich auf die letzten Kapitel, die freilich im Vergleich zu den vorausgegangenen etwas dürftig ausgefallen sind; auf die erklärende Ursache ist bereits hingewiesen. Die drei Bände der Sastrow'schen Selbstbiographie hören mit dem Jahre 1555 auf; die andern Quellen, welche dem Autor sowol für die stralsundische Stadtgeschichte, als für Sastrow's specielle Lebensgeschichte zu Gebote standen, lieferten nur eine geringe Ausbeute. Er hat sich meistens in dieser Partie dem angeschlossen, was Mohnike seiner Ausgabe hinzugefügt hat.

Daß Grote mit besonderm Nachdruck und bei jeder Gelegenheit den kirchlichen Sinn, überhaupt den religiösen Standpunkt Sastrow's betont und hervorhebt, sind wir weit entfernt zu tadeln. Das scharfe Accentuiren dieses Verhältnisses beruht durchaus nicht auf einer persönlichen Willkür; der religiöse Sinn, mit dem Sastrow alles, was in seinen Gesichtskreis fällt, anschaut, auffaßt und behandelt, ist nun einmal ein charakteristisches Kriterium seines Werks. Sastrow lebte nicht nur in einer Zeit, in welcher gewaltig um die Wahrheit gekämpft und gerungen wurde, sondern er war auch selbst vom Lichte der Wahrheit ergriffen, erfüllt und durchdrungen. In diesem Lichte beurtheilt er den Gang der großen Weltbegebenheiten, wie seinen eigenen Lebensgang. Trotz alles Humors tritt in seinem Werke doch überall eine ernste Lebensanschauung hervor, und mit seiner evangelischen Ueberzeugung hält er nirgends hinter dem Berge. Wie er es liebt, seine Erzählung mit allerlei Geschichten und Anekdoten zu durchweben, so nimmt er auch gern die Gelegenheit wahr, um seine erbauliche Betrachtung einzuflechten, und ein eigenthümlicher Reiz und Schmuck seiner Lebensgeschichte ruht in dem einfältigen, kindlichen Glauben, der überall den Hintergrund seiner Darstellung bildet. Nicht einverstanden kann sich dagegen unsere Kritik mit einem andern Punkte der Grote'schen Bearbeitung erklären. Grote faßt Sastrow als einen conservativen Politiker im modernen Sinne, und die politischen Gegner des Mannes sind ihm Demokraten in der heutigen Bedeutung des Worts. Durch diese willkürliche und verkehrte Anschauung fällt auf verschiedene Partien des Buchs ein ganz falsches Licht. Es ist mir gar nicht unwahrscheinlich, daß ich in Bezug auf die Beurtheilung moderner politischen Verhältnisse sehr viele gemeinsame Berührungspunkte mit Grote habe; diese Gemeinsamkeit läßt mich aber keineswegs seine Urtheile über den Kampf, der im 16. Jahrhundert in den meisten deutschen Städten zwischen dem Rath und einer Volkspartei geführt wurde, welche letztere in den ehrenwerthen Zünften und Innungen ihren Kern und Halt hatte, adoptiren. Es ist eine völlig unberechtigte Auffassung, wenn man in jenem Kampfe auf Seite der Volkspartei die destructiven Tendenzen der französischen Revolution sehen will. Die Abschnitte, in denen Grote z. B. von Wullenweber und den Folgen von dessen Politik handelt, bedürfen der Correctur.

Das Vorwort von Philipp Nathusius beschränkt sich auf ein paar Zeilen, in welchen Grote's Arbeit warm empfohlen wird. Wir können nur mit dieser Empfehlung die unsere verbinden.

Man kennt die Worte, die Luther einst von Karlstadt gebrauchte: „Es ist weder Licht noch Gestalt in seinem Schreiben, und möchte einer so lieb einen Weg durch Hecken und Büsche brechen, als solche Bücher durchlesen. Er wirft das Hundertste in das Tausendste, daß es Mühe kostet, ehe man vernehme, was er meine. Der Heilige Geist redet fein hell, ordentlich und deutlich.“ Die Worte sind uns bei der Beschäftigung mit den 53 großen Bogen eingefallen, auf welcher Papierfülle der Herr Pastor zu Unterjesingen bei Tübingen, K. C. E. Ehmann über das Leben Friedrich Christoph Oetinger's handelt (Nr. 2). Ein sehr achtbarer Fleiß ist auf das Buch verwandt worden, das läßt sich nicht verkennen. Ob aber der achtbare Fleiß auch ein fruchtbarer gewesen, das müssen wir entschieden bezweifeln. Der Fleiß bezieht sich lediglich auf das Volumen, auf das Zusammentragen und Anhäufen des Materials. Wir haben es in dem Buche mit einer Selbstbiographie Oetinger's zu thun. Auf die Herstellung des ursprünglichen Textes, auf die Sammlung des umfangreichen Briefwechsels, auf das Beibringen von Documenten und Aufzeichnungen, welche einen Anhalt zur Beleuchtung der sittlichen, religiösen, amtlichen, wissenschaftlichen und literarischen Eigenthümlichkeit Oetinger's gewähren, auf diese Dinge hat Ehmann viel Mühe und Sorgfalt verwendet. Aber das ist auch alles. Von einem Anordnen, Vertheilen, Gruppiren des Stoffs ist bei ihm nirgends die Rede, die völlig ungenießbare Art der antiquirten Darstellung seines Helden wird nirgends gemildert, es ist, um ein Bild anzuwenden, das Material, aus dem ein Haus gebaut werden kann, zu Haufen gefahren, eins über das andere gestapelt, chaotisch und wüst; da habt ihr das Gebäude! Und dabei thut der schwäbische Pastor sich auf seine Architektur nicht wenig zu gute! Mit einem verächtlichen Achselzucken spricht er von dem, „was man wol in modernen biographischen Werken finde“; da sei er anders zu Werke gegangen und sein Fleiß habe ihm „ungesucht in der Nähe und Ferne, selbst in der französischen Weltstadt Freunde erworben“. Diesen Freunden wird von Herzen gegönnt, „wenn sie mit dem Herrn Pastor in Unterjesingen des geistigen Genusses froh werden, der demselben aus seiner mühsamen Arbeit zugewachsen ist“.

Ueber Privatvergnügungen und Privatgenüsse ist nicht zu rechten. Wir glauben an den Genuß des Verfassers, gestehen aber unsererseits, eines ähnlichen Genusses bei der Lectüre seiner Arbeit nicht theilhaftig geworden zu sein. Alles andere eher. Nicht allein, daß die Formlosigkeit des Buchs einen ästhetischen Genuß unmöglich macht, auch wenn wir alle Ansprüche nach dieser Seite hin fallen lassen, der materielle Inhalt des Werks, das Leben und das Wirken des Mannes, mit welchem dasselbe sich beschäftigt, sind von der Art, daß wir uns mit dem Gebotenen zu befreunden außer Stande fühlen.

Friedrich Christoph Oetinger wurde am 6. Mai 1702 zu Göppingen, einem würtembergischen Landstädtchen, geboren. Sein Vater war Stadt- und Amtsschreiber. Ein Oheim von mütterlicher Seite unterrichtete den Knaben. Die Hauptsache dieses Unterrichts bestand in dem Auswendiglernen von geistlichen Liedern: „Einstmals, zwischen dem sechsten und siebenten Jahre, legte ich mich neben ihn nach Gewohnheit schlafen. Ich mußte einen ganzen Rosenkranz von Liedern vor dem Einschlafen

herbeten. Endlich wurde ich etwas ungeduldig und dachte, wenn ich doch auch wüßte, was ich betete. Ich kam an das Lied: «Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele.» Nichts von Betrübniß wissend, wurde ich heftig angetrieben, zu verstehen, was es sei, sich zu Gott aufschwingen. Ich bemühte mich inwendig darum vor Gott, und siehe, da empfand ich mich aufgeschwungen in Gott. Ich betete mein Lied ganz aus; da war kein Wort, welches nicht ein distinctes Licht in meiner Seele zurückließ. In meinem Leben habe ich nichts Fröhlicheres empfunden. Und das hatte in folgender Zeit die Wirkung, daß ich, wenn ein heftiges Donnerwetter mit Schlägen und Blitzen kam, davor sich mein Vater hinter den Umhang des Bettes verbarg, getrost dachte, ich fürchte mich nicht, weil ich weiß, wie man zu Gott betet." Die Zumuthung, welche mit diesem Bericht an unsere Leichtgläubigkeit gemacht wird, scheint doch etwas stark zu sein. Uebrigens war der Oheim ein „purer Orbilius mit Schlagen, Hauen und irraisonnabeln Strafen um zwei oder drei Worte, die ich nicht auswendig konnte", und weil Oetinger unter dessen Leitung sein Leben bis ins vierzehnte Jahr zubringen mußte, machten ihn „Zorn und Grimm so bös, daß er fluchte wie ein hamburgischer Schiffer, und daraus folgte dann ein von Gott abtrünniges Leben und viele Sünden der Jugend, doch immer mit viel Zaum und Bewahrung". Im Jahre 1717 wurde Oetinger dem Klosterprofessor Weißensee zu Blaubeuren zur weitern Ausbildung übergeben; glänzende Zeugnisse begleiteten ihn, als er 1720 in die höhere Klosterschule nach Bebenhausen kam. Fleiß, Sittlichkeit und ein besonderes dichterisches Ingenium wurden ihm nachgerühmt. In Bebenhausen sollte sich der Jüngling entscheiden, ob er Jura, wie es die Mutter wollte, oder ob er Theologie studiren sollte, wie es der Vater verlangte. Bedrängt, sich zu erklären, „fuhr er wie ein Pfeil in seine Kammer, fiel nieder auf die Knie und wollte beten, konnte aber nicht, weil er so viel Neigung zur Welt als zu Gott hatte". Ein andermal aber ging es besser. Er rief Gott von ganzem Herzen an, ihm alle Absichten auf die Welt aus der Seele zu nehmen, und das geschah alsogleich. Er studirte Theologie: „Ich las Godwin's Bücher, schrieb sie auch in ein Compendium und wollte auf einmal den Grund der theologischen Wahrheiten so klar wissen, als ich ehemal das Lied: «Schwing dich auf zu deinem Gott» u. s. w. verstanden. Aber da konnte ich nichts finden. Absonderlich zerplagte ich mich, wie ich doch mit Christi Blut besprengt wäre? Ich wollte es glauben, wenn mich jemand besprengte. Ich wollte wissen, wie Jesus mit Wasser, Blut und Geist gekommen, und wie es zu verstehen? Aber das konnte ich auf keine Weise erlangen, weder im Gebet, noch durch Forschen; es that mir nichts genug. Unter diesem ängstlichen Suchen wurde ich ganz abgezehrt, nahm ab am Leib, und bekam eine Geschwulst am Halse, die nicht zu heilen war und die man mir durch Brennen sollte wegätzen. Darüber mußte ich nach Haus, und da kamen mir vor Augen die in der Jugend begangenen Sünden. Da erfuhr ich die Bußpsalmen und empfand, was David empfunden."

Von 1722—27 finden wir Oetinger zu Tübingen. Er betrieb alle möglichen Disciplinen, „Logik, Metaphysik, Mathematik, Algebra und andere Disciplinen". Vorzugsweise hatte er sich an Bilfinger angeschlossen, dessen Collegium „eine erbauliche und gelehrte Predigt" war. Nach beendigten Universitätsstudien begab er sich in die Heimat, hatte aber dort den Schmerz, bei seiner Ankunft die Mutter zu verlieren. Auf ihren Tod fertigte er ein Gedicht; wir wollen eine Stelle daraus mittheilen zur Probe des damaligen Geschmacks und dabei erinnern, daß Oetinger als ein besonders gewandter Gelegenheitsdichter galt:

Welch ein verborgenes Geschick,
Damit du die Gedanken rührest,
Uns, uns selbst unbewußt, in Liebesseilen führest,
O großer Gott, gibt mir so süße Blick [illegible]
In dein Vorsehungsbuch! Da du längst abgezählet,
Wie weislich du die selbstbeliebten Wege,
Des Eigenwillens süße Stege,
Uns zur Demüthigung gewendet und erwählet.
Wie Simon, der vom Acker heimzugehen,
Und etwa nun auf Ruhebrot gedacht,
Ganz wider Hoffen mußte stille stehen,
Bis man ihn Jesu nach auf Kreuzesweg gebracht,
So ging's mir auch nach Gottes Rath
Indem ich unbewußt auf Kreuzeswege trat.
Schon lange schlug ich eine Lustreis' an,
Mich bei den Meinen zu erquicken,
Es mußte sich ganz unvermuthet schicken,
Durch ein Gefährt auf die gewünschte Bahn;
Und Gott ließ mich noch voller Freuden
An meiner Mutter Wohl die Augen weiden.
Aus großer Freud', aus treuem Lieben
Entsteht, ach, allzu schnell! ein größeres Betrüben.
Die Mutter, welche mich mit ihrer Freundlichkeit,
Mit lieblichem Gespräch von Gottes Weisheitswegen
Mich mehr als jemal ergötzt, macht sich zum Tod bereit u. s. w.

Durch die Bitten der sterbenden Mutter bewogen, widmete sich Oetinger während der nächsten Zeit dem Unterrichte seiner jüngern drei Brüder. Dann treffen wir ihn vielfach auf Reisen. Unter anderm kam er nach Frankfurt a. M., wo er bei einem gelehrten Juden, Cappel Hecht, sich in kabbalistische Studien einließ. Von diesem Juden ließ er sich belehren, daß Plato die Grundbegriffe seiner Philosophie sich aus dem Talmud geholt, Plato sei ein Schüler des Jeremias gewesen. Ob übrigens blos die spitzfindigen Untersuchungen über den Unterschied des „vierten Gesichtes" und des „kleinen Gesichts in Gott"; ob solche und ähnliche Disputationen allein Oetinger so fleißig nach der frankfurter Judengasse getrieben, scheint fraglich: der alte Jude hatte eine hübsche Tochter, von welcher es unter anderm heißt: „Als er mir von Plato so schöne historische Urkunden sagte, kam ich in Verwunderung, sah ihn in Mund und Augen. Es saß aber sein Töchterlein auf der Seite, diese sah mir ebenso in Mund und Augen. Als ich nun auch etwas genau auf sie sah (welche Zartheit des Ausdrucks!), befragte er mich, ob ich nicht wisse, was Hiob gesagt: ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen, daß ich nicht achte auf eine Jungfrau. Ich entschuldigte mich, daß ich ihren Geist, nicht ihr Fleisch angesehen hätte; allein es half nichts, ich mußte unrecht haben. Ich nahm es an." Auf seinen Reisen kam Oetinger auch nach Herrnhut, wo er sich zunächst viel mit den Schriften Jakob Böhm's beschäftigte. Die Autobiographie enthält eine Menge seiner Urtheile über diesen Autor; wir führen ein solches Urtheil an, es dem Leser anheimstellend, ob er im Stande, sich aus den Worten eine Vorstellung von dem zu bilden, was Oetinger über Böhm dachte. Auf S. 69 heißt es: „Meine Sentenz ist, daß Gott Jakob Böhm auf übernatürlichem Weg eröffnet habe die Möglichkeit der Naturkräfte, er habe aber mit unechten Ausdrücken sich selbst verdächtig gemacht; er habe Schlüsse nicht genug unterschieden von seinen Datis, habe Pauli Aestimation seiner Gabe: Ist er im Leibe gewesen, weiß nicht u. s. w., lange nicht besessen, hätte also unzählige Cautelen nöthig, unter welchen die Philosophen wol dürften aufgemuntert werden, Jakob Böhm zu lesen, absonderlich in Rapport mit der Newton'schen Philosophie, als durch welche das bilderhafte Wesen müßte davon abgezogen werden, ohne Beeinträchtigungen der Wahrheiten." Ich für meine Person verstehe dergleichen Zeug nicht; vielleicht sind die Leser glücklicher. „Der Heilige Geist redet fein hell, ordentlich und deutlich", sagt Luther.

Herrnhut und vor allem die Persönlichkeit des Grafen Zinzendorf übte geraume Zeit auf Oetinger eine mächtige Anziehung; im Jahre 1733 hatte er sich zum zweiten male dorthin begeben, aber das Resultat dieses Aufenthalts war, daß er sich definitiv von der Gemeinde lossagte. Er befand, daß die letztere „mehr auf des Herrn Grafen Liedern, denn auf Christus stehe". Doch erfolgte der Bruch ohne gegen-

sitige Bitterkeit; „die herrnhutische Sache“, schrieb Oetinger, nachdem er sich von ihr bereits losgesagt hatte, „ist verdeckt und wichtig. Der Graf glaubt's selbst; seine Actiones sehen aus, als kämen sie aus dem Tollhaus. Er hat nun in seiner Los-Sache eine solche Gewißheit, die er nicht umstoßen lassen kann. Ich sehe wol, warum er ohne Bedenklichkeit handeln muß und durchfahren über Hohes und Tiefes, Subtiles und Grobes. Aber das ist mein Weg nicht.“ Auch als Schriftsteller war Oetinger inzwischen aufgetreten. Unter anderm hatte er das Leben der Therese von Bordeaux aus dem Französischen des Abts Brion übersetzt. Eine Stelle aus Oetinger's Vorwort mag Inhalt und Richtung der Schrift charakterisiren: „In dem Lebenslauf der Jungfer Beata Sturmin wird aller Welt die Leichtigkeit der Nachfolge Jesu in aller Einfalt und Demuth vor Augen gestellt. Nun wird der Welt ein anderes Porträt gezeigt, darin auf dem schwarzen Sammetgrund und auf der weißen Seide der Heiligen zugleich die güldenen Stücke der Tochter Zion hervorschimmern. Nicht als ob Einfalt und Demuth geringer sei, nein, sondern daß man den Reichthum der Herrlichkeit in und aus der souveränen Hand Jesu zugleich ins Gesicht fassen lerne, nach Epheser 1, 18. 19.“ Ferner veröffentlichte er einen „Abriß der evangelischen Ordnung zur Wiedergeburt“, in welchem Buche „die schriftmäßige Einsicht und Ausübung der wahren evangelischen Mystik oder des Geheimnisses des Evangelii nach vier Stufen der Wiedergeburt gezeigt wird“.

Im Jahre 1738 wurde Oetinger als Pfarrer zu Hirsau bei Calw angestellt: „Ich heirathete demnach im sechsunddreißigsten Jahre und zeugte Kinder, nahm mir aber Zeit, erst recht von Grund aus der Wahrheit obzuliegen.“ Ohne Streit können nun einmal Theologen nicht leben, und so sehen wir denn auch den Pfarrer von Hirsau im bittern Hader mit dem Oberamtmann von Calw. Ehmann nimmt bei der Darstellung des Zwistes unbedingt für Oetinger Partei; der Oberamtmann ist nach ihm ein „gewaltthätiger Gegner“, der durch seinen Hauslehrer, einen „bornirten Herrnhuter“, sich gegen den Pfarrer verstimmen läßt. Beurtheilen wir unbefangen die mitgetheilten Thatsachen, so gelangen wir zu einem entgegengesetzten Urtheil: Oetinger arrangirte und betheiligte sich bei verschiedenen Conventikeln, welche den kirchlichen Frieden störten, und der Amtmann that nur seine Pflicht, wenn er deshalb den Pfarrer zur Verantwortung zog. Die hirsauer Gemeinde scheint sich denn auch keineswegs sonderlich gegrämt zu haben, als Oetinger nach Schnaitheim versetzt wurde, wo er eine Menge Bücher ausarbeitete, den „Historisch-katechetischen Vorrath“, „Vorschläge zur allgemählichen Cur der Seelen und des Leibes“ u. s. w. Von 1746—52 fungirte Oetinger als Pfarrer zu Walddorf, wie aus der Biographie hervorgeht, ungleich mehr mit literarischen Arbeiten und Fehden, daneben mit alchemistischen Studien beschäftigt, als mit der Wahrnehmung der Pflichten seines seelsorgerischen Amtes. Die Gemeinde war mit ihm sehr unzufrieden; die Leute meinten, der Pfarrer verunreinige sich durch die Versuche der Goldmacherei und wollten nicht das Abendmahl aus seinen Händen nehmen. Auch verbreitete sich ein böses Gerücht, nach welchem ein Provisor, der seine Tochter im Klavierspiel unterrichtete, nicht allein diese verführt haben sollte, der Provisor hätte auch mit der Mutter, mit Oetinger's Frau, ein strafbares Verhältniß unterhalten. Oetinger selbst erklärt die Behauptung für schwere Verleumdungen, „womit der brüllende Löwe und die alte Schlange auf ihn losgegangen ohne Ursache und vom Zaune herab“. Er fügt dem betreffenden Abschnitte der Autobiographie „Fünf Gebete in Verfolgungen und Verleumdungen“ hinzu. Daran schließen sich einige Bogen Predigtauszüge. Jedenfalls war durch diese Gerüchte Oetinger's Stellung in dem bisherigen Wirkungskreise unhaltbar geworden; er kam 1759 als Dekan nach Herrenberg, von wo er 1766 schied. Der Herzog übertrug ihm in dem genannten Jahre die Prälatur Murrhard, und zwar „aus Rücksicht auf Oetinger's chemische Kenntnisse, welche der Landesherr bei einer in Murrhard zu errichtenden Saline zu benutzen gedachte“. Es kann nach dem Vorausgegangenen nicht weiter befremden, daß auch zu Murrhard Oetinger in verschiedene Streitigkeiten verwickelt war; unter anderm zankte er sich weidlich mit dem Consistorium herum. Seinen letzten literarischen Arbeiten, bei denen Ehmann sehr ausführlich verweilt, vermögen wir ebenso wenig Geschmack abzugewinnen, als den frühern. Auf Bogen 21 wird Oetinger's Hingang erzählt; der Mann starb den 10. Februar 1782 an einem Katarrhfieber. Die weitern 32 Bogen enthalten Beilagen.

Es sei wiederholt, Ehmann hat keine Mühe gescheut, alles Material, das irgendeinen Bezug auf Oetinger hat, zusammenzutragen; allein wir können uns des Bedenkens nicht erwehren, sein Fleiß gilt einem sehr unfruchtbaren Gegenstande. Eine Persönlichkeit, wie diejenige es ist, der das vorstehende Werk gewidmet worden, kann bestenfalls nur in sehr beschränkten Kreisen ein Interesse erwecken; die culturgeschichtliche Bedeutung sowol als die literarhistorische Oetinger's bleibt, wenn dem Manne überhaupt Bedeutung zukommt, eine durchaus untergeordnete. Ausbeute und Gewinn, däucht uns, müssen mit den Anstrengungen einer Arbeit im Verhältnisse stehen. Was aber sind die Ausbeute und der Gewinn, wenn man sich durch dieses Werk von mehr als 50 Bogen hindurchgearbeitet hat? Das Ungenügende der Form in der gewählten Darstellung soll nicht weiter urgirt werden; davon ist weiter oben die Rede gewesen. Nach unserer Meinung hätte es sich ungleich mehr empfohlen, wenn der Herausgeber sich entschlossen, mit Auswahl zu verfahren und die Fülle seines Stoffs kritisch zu durchsichten, wenn er statt eines so voluminösen Bandes eine kleinere Monographie geschrieben hätte. Sowol für die eigentliche Biographie, als namentlich für den ganz übermäßig angeschwollenen Anhang wäre ein solches Verfahren von Nutzen gewesen.

Thaddäus Lau.

Zur Mysterienliteratur Berlins.

1. Criminalnovellen. Erster Band: Aus der Stadtvogtei. Berliner Criminalgeschichten von Temme. Nr. 1. Der Dieb und sein Kind. Berlin, Falckenberg. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.
2. Berliner Fremdenbilder. Niedergeschrieben und aufgezeichnet von Ludwig Clericus. Erstes und zweites Bändchen. Berlin, Schlingmann. 1860. Gr. 16. 17½ Ngr.
3. Berlin im schwarzen Rahmen. Erzählungen aus dem alten und neuen Berlin. Von Karl Löffler. Erstes Heft: Cajetano, Graf von Ruggiero, der Goldmacher. Zweites Heft: Die Sirene von Berlin. Berlin, Thiele. 1860. Gr. 16. Jedes Heft 5 Ngr.
4. Die dunkeln Häuser Berlins. Von Gustav Rasch. Berlin, Vogel und Comp. 1861. 8. 22½ Ngr.

Weltstädte wollen ihre eigene Literatur haben. Diese Literatur ist freilich meist nicht weit her, aber was thut's, es ist doch eine eigene Literatur. Eine Literatur, die sich gern als Weltliteratur geberden möchte und könnte, trüge sie nur den Funken der Poesie in sich, ohne den sie ja nichts anders als ein lokales Schmarotzergewächs bleibt. Auch Berlin geberdet sich als Weltstadt, und auch in ihr treibt das lokale Bedürfniß Pflänzchen der Literatur, die mit der Poesie und Kunst nichts gemein haben, wol nur auf den unersättlichen Trieb nach Unterhaltung berechnet sind. In der guten alten Zeit, da eben Berlin noch nicht um jeden Preis eine Weltstadt zu sein brauchte, kannte man in Berlin zwar auch schon die Anfänge dieser sonderbaren Literatur, die wir weiter unten in einigen Proben zu charakterisiren haben; aber sie waren doch so beschränkt, daß sie sich nur nach wenigen Richtungen hin verzweigten. Heute ist das anders. Damals konnte „Der Beobachter an der Spree“ als der grundeigenste Vertreter der lokalen Weltstadtliteratur gelten. Dieser „Beobachter an der Spree“ existirt auch heute noch, er existirt fast noch in derselben Weise wie ehedem, er wird in seinen Kreisen, die ausgedehnter sind als man glauben möchte, noch Zeile für Zeile, fast Wort für Wort gelesen; doch aber hat er seine Herrschaft

mit vielen Nachkömmlingen theilen müssen, deren Dasein sich ebenso wie die Existenz so und so vieler berliner Liebhabertheater der Controle der gebildeten Welt entzieht, eben weil die gebildete Welt von ihrer Existenz keine Ahnung besitzt, geschweige sich denn mit ihrer Literatur näher beschäftigen möchte. Man schlage z. B. den Wohnungsanzeiger auf. Dort fast am Ende des Buchs finden sich die sämmtlichen berliner Zeitungen und Zeitschriften verzeichnet. Wer staunte nicht, wenn er dort einigen zwanzig belletristischen Zeitschriften begegnet, deren Dasein ins tiefste Dunkel gehüllt ist. Kein irgendwie gebildeter Mann wird nach diesen Blättern greifen, er bekommt sie in seinen Kreisen auch gar nicht zu sehen. Nichtsdestoweniger müssen sie doch irgendwo auf den Tischen einer reducirten Restauration ausliegen, sie müssen in Familien Eingang finden und als willkommene Lectüre betrachtet werden. Wie und wodurch sie sich Eingang verschaffen, wie und wohin sie colportirt werden, das verschlägt nicht, genug daß sie irgendwo ihr Dasein fristen.

Die belletristische Literatur hält sich in gewisser Parallele mit der dramatischen. Berlin ist, sprechen wir das offen aus, berüchtigt wegen seiner ganz sinn- und geistlosen Possen, die sich in den letzten Jahren zu Dutzenden und zum Hohn alles feinen und keuschen Geschmacks auf den Bretern breit gemacht haben. Es ist größtentheils in diesen Possen eine klägliche Witzsuppe prostituirter Gesinnung enthalten, prostituirt schon um deswillen, weil fast allgemein die Ehe und das bürgerliche Familienleben einem verkommenen Geschmack zur willkommenen Zielscheibe des ordinärsten Gelächters dienen muß. Fast dieselben Federn, die mit zweideutigen Couplets um sich werfen, erzeugen nun ja auch die lokale Belletristik. Soll man von dieser etwa Höheres erwarten? Der „Beobachter“ bietet für seinen Leserkreis des Interessanten die Fülle. Es liegt aber nicht allein in den mitgetheilten, sich durch viele Nummern ziehenden Erzählungen, sondern in den kleinern, etwa seitenlangen, humoristisch gehaltenen Stückchen. Sie dienen, das ist offenbar, dem Stadtklatsch. Aber noch einem sehr zahmen und unschuldigen. Denn der „Beobachter“ kommt über fingirte Personen und fingirte Thatsachen nicht hinaus. Sein Stadtklatsch ist und bleibt ein pseudonymer und anonymer.

Solange es kein öffentliches Gerichtsverfahren gab, war dies der einzig mögliche Stadtklatsch. Jetzt haben wir ein öffentliches Gerichtsverfahren, und die Presse fühlt sich verpflichtet, den Gerichtsverhandlungen die größte Theilnahme zu schenken. So segensreich auf der einen Seite die Presse wirken kann, so maßt sie sich doch auf der andern Seite ein übles Recht an, wenn sie um der Oeffentlichkeit willen den Respect vor den Privatverhältnissen irgendwelcher Personen ganz hintansetzt. In dieser Rücksichtslosigkeit aber beruht der neumodige Stadtklatsch. Es ist nichts Zufälliges, daß gerade die Blätter, welche durch ausführliche Mittheilung aller Gerichtsverhandlungen für Gesetz, Recht und Ordnung zu wirken suchen, den Stadtklatsch in seiner auswüchsigsten Weise cultiviren müssen; es ist nichts Zufälliges, daß gerade von diesen Blättern aus ein Spionagesystem über ganz Berlin ausgespannt wird, damit alles, es ereigne sich im Rinnsteine oder auf der Dachkammer, auf der Straße oder im abgelegensten Winkel irgendeines Hauses, brühwarm und in einem pikanten Gewande an die Oeffentlichkeit geschleppt werde. Wer gewinnt da? Und wer verliert da? Da verliert doch wol der eine mit dem andern. Am allermeisten aber der Schriftstellerstand, indem er die Dienstleistung übernimmt. Bleibt der Klatsch nur en détail in kleinen Nachrichten und Bemerkungen, so wirft man ihn unbesehen zur Seite, bläht er sich aber en gros zu einem Buche oder Büchelchen auf, dann wird ihm die Kritik ein ernstes Wort entgegenrufen müssen. Die betreffenden Autoren der Bücher aus der „Mysterienliteratur Berlins“ werden sich zwar entschuldigen, daß sie nun einmal nicht anders als so schreiben könnten, wenn sie ihre Bücher von Berlinern selbst gelesen wissen wollten. Ist es dann aber die Kritik, die Nachsicht üben soll? Oder ist es nicht ihre Pflicht, von der Herausgabe derartiger Bücher abzumahnen, schon um deswillen, weil ein Zeitungsblatt voll spitzfindigen Geklatsches von heute zu morgen oder übermorgen verschwindet, ein Buch aber doch einigen Anspruch auf längere Dauer erhebt?

Das als Vorbemerkungen zu den oben angezeigten [illegible] Werken. Sie mögen wenigstens allgemein andeuten, warum und mit welchen Mitteln diese lokale Belletristik zu wuchern beginnt; sie mögen, wenn das einzelnen Autoren vielleicht noch zur Entschuldigung dienen kann, auch betonen, daß es gerade ein vielgenannter Tourist war, der die lokale Literatur nach einer verwerflichen Seite hin ausbeutete, daß [illegible] mit seiner Miniaturbibliothek „Die Lorette“, „Die Grisette“ u. s. w. (das Bändchen zu 5 Sgr.) [illegible] etwas vormachte, was sie nur plumper und roher nachzumachen streben.

Haben wir uns darauf gesetzt, an dieser Literatur ein gewisses Scharfrichteramt zu üben, so müssen wir mit einem Seufzer bekennen, es sind die vorliegenden Bücher die schlechtesten noch nicht. Im Geiste sehen wir an den Schaufenstern einzelner Läden eine nicht geringe Zahl, die einmal als „Schund“ abgefertigt zu werden verdiente. So summarisch mögen wir mit den vorliegenden noch nicht verfahren, wir werden an sie darum schon einige ausführlichere Bemerkungen zu knüpfen uns genöthigt sehen.

Temme, der vielschreibende, stellt sich mit „Aus der Stadtvogtei“ (Nr. 1) ein. Seine Erzählung betitelt sich: „Der Dieb und sein Kind.“ „Mit dem vorliegenden Bändchen“, so kündigt die Verlagshandlung an, „beginnt die unterzeichnete Verlagshandlung einen Cyklus von Original-Criminalnovellen aus der Feder des in diesem Felde der Literatur so berühmten Dr. Temme. Dieselben werden nicht nur wahre Begebenheiten aus dem berliner Verbrecherleben, in die romantische Form der hier vorliegenden Erzählung gekleidet, enthalten, sondern außerdem auch interessante Criminalbegebenheiten anderer großer Städte, mit besonderer Berücksichtigung der dortigen Personal- und lokalen Gefängniß- und Zuchthausverhältnisse, ebenfalls in belletristischer Form schildern.“ Das ist eine Ankündigung, die wir ohne jeden Zusatz als eine Kritik der vorliegenden Erzählung gelten lassen möchten. Allein der Name Temme nöthigt uns noch einige Worte der Verwunderung ab, um deswillen, weil an ihn ein Lob geknüpft ist, das wir nur mit Frage- und Ausrufungszeichen versehen können. „Aus der Feder des in diesem Felde der Literatur so berühmten Dr. Temme“, heißt es da. Und dies zweideutige Lob läßt Temme auf sich sitzen. Wahrlich, ein feiner Ruhm, auf dem Felde der Literatur berühmt zu sein. Temme mußte schon verschiedene warnende Rufe seiner massenweisen Production wegen hinnehmen. Er beachtete sie entweder nicht oder antwortete gereizt. Es ist gewiß traurig, wenn man zum Unterhalt der Familie die Feder nicht blos führen, sondern mit einer alles verschlingenden Hast führen muß, wie dies Temme mehrfach als Milderungsgrund für seine literarische Thätigkeit anführte. Aber man soll sie dann wenigstens auf Gebieten der Literatur führen, auf denen die große Gefahr, demoralisirend zu wirken, nicht so nahe liegt, als auf dem der criminalistischen Belletristik, wenn denn nun einmal diese Gattung der Unterhaltungsliteratur in der Gegenwart ein besonderes Feld der Literatur ausmachen soll. Wir sind uns sehr wohl der Schwere der Anklage bewußt, die wir gegen Temme im Folgendem erheben, und sie soll auch ihn nicht allein, sondern ebenso sehr die treffen, welche sich mit dem „aus der Feder des in diesem Felde der Literatur so berühmten Dr. Temme“ brüsten können; aber wir sprechen es unverhohlen aus: Temme soll uns dafür den Beweis schuldig bleiben oder ihn höchstens mit sophistischen Gründen decken, daß diese Sorte von Literatur auf das Volk nicht entsetzlich demoralisirend wirke. Der angekündigte Cyklus soll acht bis zehn Bändchen umfassen. Die vorliegende Erzählung stand, bevor sie im besondern Abdruck erschien, schon in der „Preußischen Gerichtszeitung“. Dort werden auch die nachfolgenden zuerst ihre Aufnahme finden. Sie werden von einer Menschenklasse hauptsächlich gelesen, die naiv genug ist, in der romantischen Zuthat, in der oben herausgestrichenen „romantischen Form“ das Wesen

der Dinge zu finden. Wenn auf dem Jahrmarkte ein Charlatan die Schneide eines Messers durch Schlagen auf Stahl verdirbt, dann mit Hülfe eines Streichriemens und einer angepriesenen Salbe die Scharten wieder auswetzt, bis er mit dem Messer wieder ein Härchen durchschneiden kann, so geht der gebildete Mensch ruhig vorüber; die Masse des Volks aber, die naive Masse steht den Kindern gleich, gafft und — läßt sich bethören. Und ganz ebenso wird die naive Masse durch Blendwerksliteratur wie die vorliegende bethört. Weil sie den vollen Glauben an das Gelesene festhält, weiß sie die Zuthaten vom Stoffe nicht zu unterscheiden und verliert den Maßstab für das moralisch Gute und moralisch Schlechte. Am Ende gar möchte ein Drittel oder Viertel dieser Masse in einer solchen Diebsgeschichte gern eine Hauptrolle spielen, denn es kommt ja nur auf den Standpunkt an, von dem man die menschliche Gesellschaft betrachtet, um sich sehr bald über die Moral hinwegzusetzen und, wie das der Dieb factisch thut, sich den ehrlichen, die ganze übrige sich ehrlich nennende Welt aber die unehrliche zu heißen. Wir sollten zum Beleg den Stoff dieses „Der Dieb und sein Kind“ mittheilen. Doch nein, eine Diebsgeschichte ist ja im Grunde wie die andere. Und auch schon der Titel „Aus der Stadtvogtei“ läßt Raub, Mord, Betrug, Flucht und verschiedenes andere ahnen. Das „Kind des Diebes“, vielleicht läßt sich auch dies ohne weiteres vermuthen, fällt natürlich in die Kategorie jener irdischen Engel, die auf Erden niemals, dafür aber immer im Hirne gewisser Novellisten existiren und die in der armseligsten Umgebung immer „so gut“ sind, während die Welt immer „so schlecht“ ist. Die Geschichte spielt zum großen Theil in einer der engsten Straßen Berlins, der Mulacksgasse. Einige Sätze mögen die Darstellungsweise und den Ton des Verfassers charakterisiren. „In der Mitte der Mulacksgasse“, heißt es im zweiten Abschnitte, „liegt ein Haus, schmuziger, rußiger und verfallener, als fast alle die andern. Es heißt der Schmortopf, und es ist das allgemeine Versammlungs- und Vergnügungslokal der Diebe der Mulacksgasse und der Umgegend weit und breit. Jede Nacht wird dort getanzt und die Tanzmusik des Schmortopfs ist es, was die Ausnahme von der Stille der Häuser in der Mulacksgasse macht. Drei Häuser von dem Schmortopf entfernt steht ein .... Haus. Oben in einer Dachkammer dieses Hauses lag an jenem Abende einsam auf einem Bette ein Mädchen. Es war ein Kind von 13 — 14 Jahren. Ein feines, blasses Gesicht. Ein außerordentlich zart und schlank gebauter Körper. Aber es war ein armes Kind; es war ein Krüppel... Aber bildschön war es dennoch, mit seiner schlanken, jugendlichen Gestalt, mit jener so wunderbar zarten, feinen, durchsichtigen Blässe kränklicher Kinder in dem regelmäßigen Gesichte, mit den glänzenden, auch krankhaft glänzenden tiefblauen Augen, mit einer Fülle rabenschwarzen Haares. Es weinte auf seinem einsamen, armen Lager. Es weinte still vor sich hin. Die gefalteten Hände hielt es über der Brust. Es betete auch wol still.“

„Berliner Fremdenbilder“, von Ludwig Clericus (Nr. 2). Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat Ludwig Clericus Ernst Kossak glücklich abgeguckt. Viel mehr aber auch nicht. Mit den Titelvignetten ginge es noch. Sie pulsiren wenigstens von einigem humoristischen Leben. Aber seine Prosa? Ein oft ödes Gerede der Selbstgenügsamkeit. Nichtsdestoweniger rüstet er sich bei jedem neuen Abschnitte mit einem herausfordernden Anlauf zum Ritt ins Land des Humors. Aber seine gemiethete Rosinante ist ein störrisches Ding. Ehe es noch der Verfasser glaubt, liegt er schon im Sande der Alltäglichkeit und quält sich mit langweiliger Beredsamkeit ein Viertelstündchen mühsam nach einem Ruhepunkte. Wir tasten ihm seine humoristischen Studien keineswegs an. Denn Studien scheint Clericus nach bestimmten Seiten hin ziemlich tiefe und gründliche gemacht zu haben. Aber es will bei ihm nur halt nicht mit der wahren Gabe des Humoristen vorwärts. Wer nicht über den Verhältnissen steht, der steht darin oder unter ihnen. So liegt denn auch der Humorist Clericus mitten darin im Pfuhle der berliner Widerwärtigkeit. Im ersten Bändchen erzählt er uns zuerst etwas aus der Naturgeschichte eines werdenden „Juristen“, der seine Examina noch nicht hinter sich hat. Dann regalirt er uns in zwei folgenden Kapiteln: „Der Doctor“ und „Ein paar Theologen“, gleichfalls mit trockenen Auseinandersetzungen über die Lebensweise dieser angehenden Staatsbürger. Der „Wohlhabende Amtmann“ aber, der sich als viertes Stück dieser Mustergalerie anschließt, entzieht sich eigentlich ganz unserer Besprechung und sollte mit Hülfe der Sittenpolizei zur Raison gebracht werden. Noch trister indeß liest sich das zweite Bändchen, zusammengesetzt aus „Ein Maler“, „Studirende“ und „Die Cousine aus der Priegnitz“. O ja, der unglücklichen Geschöpfe, wie diese Cousine aus der Priegnitz eins ist, gibt es in Berlin zu Hunderten. Es verräth aber wenig Menschlichkeit und Nächstenliebe, wenn man den Lebenslauf eines solchen von frivolen jungen Männern verführten Mädchens mit grinsenden Mienen zum Ergötzen abgefeimter Roués weiter erzählen kann. Doch wir thun ja, als wollten wir Clericus' literarische Thätigkeit ganz vernichten! Und gleichwol: hat er denn nicht in gewissen, nächtlichen Orgien gewidmeten berliner Lokalen seine Phantasie zum Heil der humoristischen Literatur mit den üppigsten Anschauungen vollgesogen?! Hat er denn nicht im Demimondethum trotz Hans Wachenhusen die umfänglichsten Studien gemacht?! Und gehört es denn nicht zur saubern Weltweisheit vieler neumodiger berliner Jünglinge, in anständiger Gesellschaft mit näselnder Selbstgefälligkeit von dieser saubern Unsauberkeit orgienhafter Erfahrungen so lange zu schwatzen, bis ihnen — energisch der Mund verboten wird?! Was also weiter! Nun wir bescheiden uns. Und gedenkt Clericus darauf hin frei ins Land der Humoristik hinein weiter zu reisen, so wollen wir ihm herzlich gern das Attest dieser Tiefe und Gründlichkeit mit auf den Weg geben.

Zwei Heftchen von zusammen noch nicht 120 magern Seiten, nicht stärker, liegt für jetzt das „Berlin im schwarzen Rahmen“, von Karl Löffler (Nr. 3), vor uns. Es riecht etwas nach Scheiterhaufen, es klingt etwas nach der Musik zu großen Mordthatsbildern. Doch hat sich Löffler innerhalb einer obschon schaurigen, doch ziemlich erträglichen Romantik gehalten, wenngleich die Lesbarkeit seiner kurzen Erzählungen sich nicht über die kärgliche Belesenheit vorstädtischer Leser erhebt. Löffler schöpfte aus den Chroniken Berlins; was er aus eigener Kraft dazuthat, ist in poetischer Hinsicht blutwenig. Löffler gehört zu den glücklichen Autoren, die keine Ahnung davon besitzen, was sich mit einer Portion nicht einmal schöpferischer poetischer, sondern nur anschaulich vermittelnder poetischer Kraft und mit einem Funken tiefen versöhnlichen Humors aus solchen Stoffen machen läßt. Löffler besaß keine Ahnung davon, und darum konnte er gewiß beide Geschichten ohne Kopfschmerzen in zweimal zehn Stunden zusammenschreiben. Das erste Heft enthält die Geschichte eines pseudonymen Grafen Cajetan von Ruggiero, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Abenteurer an den Hof Friedrich's I. nach Berlin kam. Er gab vor, in Besitz des Geheimnisses der Goldmacherkunst gelangt zu sein. Friedrich I. liebte das Geld bekanntlich sehr und knüpfte mit Cajetan Unterhandlungen an. Dieser versprach ein Probestück. Unglücklicherweise vergaß er das Recept des Geheimnisses und mußte seine Zuflucht zu einer Täuschung nehmen. Durch diese Täuschung gelang zwar das Probestück; da Cajetan nun aber seine Goldmacherkunst zu Gunsten des unersättlichen Königs weiter ausbeuten sollte, mußte er den Verlust des Geheimnisses eingestehen. Er kam dafür an den Galgen. Als ihm der Henker die Schlinge umlegte, wollte er das Geheimniß in seinem Gedächtnisse wiedergefunden haben; er bat flehentlich, den König rufen zu lassen, der Henker aber zog zu, und damit ist uns goldbedürftigen Menschen die letzte Hoffnung geschwunden, jemals in Besitz des alchemistischen Geheimnisses zu gelangen.

Weit aphoristischer und am Schlusse ungenügender ist die Geschichte des zweiten Heftes: „Die Sirene von Berlin.“ Löffler

will diese Geschichte aus einem seltenen Buche, aus Paul Busch's Beschreibungen „großer und erschrecklicher Mordthaten“ geschöpft haben und speciell aus „Curieuse Relation über die zu Berlin a. d. 1722 erschienene grausame Sirene“. „Ich gebe“, setzt er hinzu, „dieselbe hier treu wieder und habe mir nur einige Ausschmückungen erlaubt.“ Und nun diese Relation über die grausame Sirene! Es ging plötzlich im Jahre 1722 in Berlin das Gerede von einer jungen Dame, die junge und alte Männer an sich zu locken wußte und dann verschwinden ließ. Lange konnte man ihr nichts anhaben, lange konnte man sogar ihren versteckten Aufenthalt nicht ermitteln. Endlich gelang das durch List, die „Sirene“ selbst aber entwischte. Was man in ihrer Wohnung fand, waren blutige Menschenköpfe. Bei einem Gelage hoher Herren, zu dem sie unter der Voraussetzung vollkommener Sicherheit erschien, erzählte sie zur Erklärung ihrer Handlungsweise, daß sie im Interesse der Wissenschaft handle, alle Männer, die mit ihr verkehrten, ermorden lasse, die Körper aber nach England behufs anatomischer Studien verkaufe. Dies räthselhafte Weib verschwand, ohne daß es die wohlverdiente Strafe erlitt. „Seitdem“, so schließt der Erzähler, „hörte man nie wieder etwas über die Sirene von Berlin, und besäßen wir die bei Paul Busch erschienene magere «Curieuse Relation» nicht, so wüßten wir heute kein Sterbenswörtchen über eine Erscheinung, die mit zu den seltsamsten im alten Berlin gehört.“ Die Wahrheit werden wir über sie schwerlich wissen!

Wie sich jemand fortwährend in die Brust wirft, begierig, in der Welt auf billige Weise eine große Rolle zu spielen, wie er sich darum in den abgeschabten Mantel der verschossensten Socialistik hüllt, die „Forderungen des 19. Jahrhunderts“ sein drittes Wort sein läßt, wie er überall nergelt und mäkelt, überall splitterrichtet und aller Welt lange Nasen des Vorwurfs anheftet, während er sich zuerst an seine eigene Nase fassen sollte: das alles und noch weit Unvortheilhafteres läßt sich aus dem Buche „Die dunkeln Häuser Berlins“, von Gustav Rasch (Nr. 4), herauslesen. Kann man diesem und andern Herren nicht hinter die Karte blicken, so glaubt man an den Werth ihrer schriftstellerischen Leistungen; kann man es aber, so macht so ein maßloßes, einseitiges Buch wie Rasch's „Dunkle Häuser Berlins“ einen peinlichen, stellenweis einen widerwärtigen Eindruck. Solange Rasch über die Schweiz und Italien schrieb, also über ein Feld, auf dem er nicht von jedem Berliner controlirt werden konnte, da mochten seine übertriebenen Darstellungen hingehen; seitdem er aber eine maßlose Broschüre über das Victoriatheater zu Berlin veröffentlichte zu Gunsten des „königlichen Branddirectors“ und „Ritters hoher Orden“, dermalen commissarischen Directors des genannten Theaters, Herrn Louis Scabell, desselben Herrn, dem das vorliegende Buch gewidmet ist, seitdem fiel sein literarischer Credit ganz bedeutend. Natürlich, wer sich in die Brust wirft und mit der Feder reformatorisch wirken will, der soll doch zu allererst über die kleinste, oder will man über die größte der schriftstellerischen Tugenden zu verfügen haben, er soll „maßhalten“ können. Daß aber Rasch von dieser Tugend fast noch keine Ahnung besitzt oder sie geflissentlich verschmäht, das beweist wieder dies vorliegende Buch.

Das Buch zerfällt in neun Kapitel. Einzelne verfolgen einen social-politischen Zweck, andere einen social-familiären. Dieser, der social-familiäre, tritt vielleicht am prägnantesten im sechsten Kapitel: „Ein Fest der Crême des berliner Proletariats“, hervor, oder besser, dies Kapitel kennzeichnet Rasch's Standpunkt aufs vollständigste. Wir fragen nicht weiter, wie ein Humorist im Geiste Boz' ein solch köstliches Thema behandelt haben würde; wir fragen nicht, wie einsilbig und trocken Rasch's doctrinäre Darstellungsweise: wir stellen nur die Thatsache fest, daß sich diesem Kapitel nach Rasch nur als ein verkappter Aristokrat bloßstellt, als ein solcher, der die Humanität des 19. Jahrhunderts stündlich im Munde führt, trotzdem aber für seine Person nach dem Hautgout der exclusivsten Gesellschaft ringt. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen über die Kapitel: „Ein Siechenhaus menschlichen Elends“ (das berliner Arbeitshaus), „Das Haus der Büßerinnen“, „Das Idiotenhaus“ (das beste aller Kapitel), „Das Schuldgefängniß in der Köpenickerstraße“, „Das berliner Zellengefängniß“. Wir gehen auch dem „Aus dem Familienhause“ und „Ein Haus in der Friedrichsstadt“ vorbei, halten aber noch einmal vor dem „Ein Haus in der Vorstadt“ an, um unser tiefes Bedauern über dies Kapitel auszusprechen. Gefiel uns z. B. an dem „Das Haus der Büßerinnen“ eine halbversteckte religiöse Kokетterie nicht, so hat uns dagegen in dem zuletzt genannten die grenzenlos brüske, inhumane Art der Beurtheilung eines Menschen durch den nur für „Humanität des 19. Jahrhunderts“ ringenden Verfasser geradezu entrüstet, kein Jota weniger als „entrüstet“.

Zum Schlusse noch ein ernstes Wort, da von gewisser Seite mit dem hochheiligen Begriffe der Humanität, das heißt mit dem menschenbeglückenden Inhalte des wahrsten, reinsten Christenthums meist aus Unverstand eine klägliche Spiegelfechterei getrieben wird. Ein Philosoph des Mittelalters sagt: „Wer die Wahrheit nicht sagt um ihrer selbst willen, sondern nur um damit jemand zu verletzen, verdient nicht den Lohn eines Wohlthäters der Menschheit, sondern die Strafe des Verleumders.“ Der Satz ist freilich jetzt ziemlich außer Curs gekommen; es wird aber trotzdem nichts schaden, wenn man ihn gewissen „Eclat suchenden“ und nur „Eclat suchenden“ Leuten ins Notizbuch dictirt, sofern man nur im Stande ist, ihnen unter die Kappe zu blicken und den Widerspruch zwischen ihren Worten und ihren Handlungen aller Welt ad oculos zu demonstriren.

Emil Müller-Samswegen.

Fontane's Studien aus und über England.

1. Aus England. Studien und Briefe über londoner Theater, Kunst und Presse. Von Th. Fontane. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Balladen. Von Th. Fontane. Berlin, Hertz. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

In der sogenannten guten alten Zeit pflegte ein Schriftsteller seine Laufbahn damit zu beschließen, daß er seine „Kleinen Schriften“, „Vermischten Aufsätze“ oder „Gesammelten Abhandlungen“ herausgab. Oft geschah diese Herausgabe erst sogar nach seinem Tode. Heutzutage ist das anders geworden. Wir schreiben, wovon unsere Altvordern keine Ahnung hatten, ganze Massen für den täglichen Bedarf, die dann bald wie Spreu im Winde verwehen. Es ist daher erklärlich, wenn unsere jetzigen Schriftsteller noch mitten in ihrer rüstigsten literarischen Wirksamkeit — zuweilen noch etwas früher — den Trieb in sich fühlen, ihre Beiträge zur Tagesliteratur gewissermaßen unter Dach und Fach zu bringen und ihnen mit dem bald ausgesprochenen, bald nur gedachten Wahlspruche „Collecta revirescunt“ in Buchform ein längeres Leben zu sichern. Weder das Publikum noch die Kritik werden dagegen einen Einwand erheben, wenn dabei gewisse Bedingungen gewahrt werden. Zunächst sollten nämlich derartige kleine Schriften stets durch ein geistiges Band zusammengehalten werden. Sie sollten nicht wie die „Essays“ von Herman Grimm (mögen sein Oheim und der Schatten seines Vaters ihm den undeutschen Titel verzeihen!) in Rösselsprüngen auf den verschiedenen Feldern des großen Wissensgebietes umherspringen, sondern einem bestimmten Fache angehören, wie der Literaturgeschichte, der Aesthetik, der Sprachkunde u. s. w. Zweitens aber sollten sie durch ihre abgerundete Form und künstlerische Vollendung ihr Recht auf ein längeres literarisches Dasein bekunden. Meisterschaft im Stil kann selbst die Zusammenhangslosigkeit des Stoffs vergessen lassen, und in dieser Hinsicht stehen Börne's unvergeßliche Aufsätze noch immer als unübertroffene Muster da.

Legen wir diesen Maßstab an Fontane's Studien und Briefe „Aus England“ (Nr. 1), so zeigt sich, daß die erste unserer Bedingungen von ihnen im ganzen erfüllt wird. Sie haben all

das literarische und künstlerische Leben und Treiben der Engländer auf den drei Gebieten des Theaters, der Malerei und der Tagespresse zum Gegenstande. Fragen wir jedoch, ob sie auch der zweiten Bedingung entsprechen, so bedauern wir, mit nein antworten zu müssen. Man merkt ihnen auf jeder Seite an, daß sie stückweise entstanden und nur dem Bedürfniß des Tags zu dienen bestimmt sind. Am unangenehmsten fällt dies bei den Theaterberichten auf, wo denn auch die Vor- und Rückverweisungen wie die Wiederholungen sich in störendem Maße eingefunden haben. Als rother Faden zieht sich durch sie die Aufmerksamkeit hindurch, welche der Verfasser der Darstellung Shakspeare's auf der heutigen englischen Bühne gewidmet hat. Fast durchgängig gibt er dieser Darstellung den Vorzug vor der Aufführung Shakspeare'scher Stücke auf den deutschen, namentlich den berliner Theatern. Denn auf diese letztern beschränkt sich, wie er in der Vorrede selbst mit Bedauern gesteht, seine Kenntniß des deutschen Theaterwesens. Von besonderm Interesse wäre gewiß eine Vergleichung mit dem dresdener Theater gewesen. Besser, aber noch immer nicht genügend überarbeitet sind die Briefe über die große Kunstausstellung zu Manchester. Der Verfasser bespricht vorzugsweise die Sammlung englischer Porträts und knüpft an die Hauptbilder anziehende Charakteristiken der hervorragendsten englischen Maler seit Hogarth und Reynolds. Bei den Schilderungen des Zeitungswesens endlich, die wir, wenn uns unser Gedächtniß nicht täuscht, früher in der „Preußischen Zeitung" gelesen haben, hat die statistische Anordnung den Verfasser vor Zerfahrenheit bewahrt. Doch zeigt sich gerade hier, wie wenig er an ein stofflich Ganzes gedacht hat, das doch so nahe lag. Hätte er außer den Tages- und Wochenblättern auch die Monats- und Vierteljahrsschriften in den Kreis seiner Besprechung gezogen, so würden wir ihm eine vollständige Darstellung der londoner Journalistik zu verdanken haben. Bei der eingehenden Kenntniß, welche sich der Verfasser während seines vierjährigen Aufenthalts in der englischen Hauptstadt (von 1855—59) von den literarischen Zuständen derselben erworben hat, würde einer solchen aus eigener Anschauung geschöpften Monographie ein bleibender Werth nicht abzusprechen gewesen sein. Denn wir müssen Fontane die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit vielseitiger Sachkenntniß, eindringender Auffassung und klarem Urtheil beobachtet hat. Wir sind nur wenigen und unerheblichen thatsächlichen Unrichtigkeiten begegnet und freuen uns, den Ansichten und Urtheilen des Verfassers zum größten Theil beitreten zu können. Für diejenigen, welche eine nähere Kenntniß der londoner Preß- und Theaterzustände zu erlangen wünschen, enthält sein Buch belehrenden und anziehenden Stoff, und hätte er uns denselben nur in einer besser geordneten und sorgfältiger ausgearbeiteten Form gegeben, so würden wir kaum einen bessern Führer für dieses Fach zu empfehlen wissen. In Bezug auf die Sprache müssen wir, ohne dem potsdamer Verein anzugehören, noch ausdrücklich rügen, daß sich der Verfasser unnöthig vieler Fremdwörter bedient, die er ohne alle Mühe hätte vermeiden können. Wir sind gottlob über die Zeiten hinaus, wo ein mit Fremdwörtern gespickter Stil für eine besondere Zierde galt. Wir fragen Fontane, was wol die Engländer dazu sagen würden, wenn er sein Buch englisch geschrieben und in gleicher Weise mit französischen und deutschen Ausdrücken ausgeputzt hätte?

Es kann auf den ersten Anblick auffallend erscheinen, daß wir auch Fontane's „Balladen" (Nr. 2) unter der allgemeinen Ueberschrift „Studien aus und über England" mit einbegriffen haben. Aber nur auf den ersten Anblick. Denn nicht nur besteht die Hälfte des Buchs (36 Gedichte) aus Nachbildungen englischer Originale, sondern auch von den selbständigen Gedichten des Verfassers behandelt wiederum die Hälfte (17 Gedichte) englische Stoffe. Es findet somit auch auf dieses Werk Anwendung, was wir oben von einer Verbindung der einzelnen (auch hier bereits früher erschienenen) Theile zu einem geistigen Ganzen gesagt haben. Hätte sich der Verfasser entschließen können, die Gedichte nichtenglischen Inhalts zurückzuhalten, so würde sein Buch unbedingt an innerer Einheit und Abrundung gewonnen haben. Wir hätten dann eine Sammlung von Balladen, theils eigenen, theils nachgebildeten, welche sämmtlich der englischen Geschichte und dem englischen Leben entsprossen sind. Mit der Bezeichnung Balladen dürfen wir es übrigens nicht zu genau nehmen, denn es finden sich manche skizzenhafte Gedichte, sogar kleine Bruchstücke größerer Dichtungen darunter, die nichts weniger als den Namen Balladen verdienen. Dahin gehören „Katharina von Medici", „Goodwin Sand", „Harrison", „Melrose", „Linlithgow" u. a., von denen einige sogar in ungereimten Fünffüßlern abgefaßt sind. Andere Gedichte besitzen zwar eine geschlossene Form, wie die acht „Preußenlieder", „Der Wenersee", „Ein Jäger", „Junker Dampf", „Die arme Else" u. s. w., entsprechen aber dessenungeachtet dem Begriff der Ballade ebenso wenig. „Der alte Dessauer" endigt ganz gegen den Geist der Ballade mit einer epigrammatischen Spitze:

> Ich halt' es mit dem Zopf,
> Wenn solche Männer dran.

Ueberhaupt läßt sich der Verfasser bisweilen zu einem Witz und Humor verleiten, der sich mit dem ernsten Balladentone nicht wohl verträgt. So spricht er (S. 9) von Seydlitz' „blanker Plempe"; so sagt er vom Jäger Tod (S. 29):

> Im Völkerkrieg, auf blutigem Feld,
> Ist's, wo er sein Kesseltreiben hält;
> Haß, Ehrsucht und Geizen nach Ruhmesschall
> Sind Treiber im Dienste des Jägers all!

Was die Nachbildungen der englischen Gedichte anlangt, so hat es sich der Verfasser, der sie allerdings selbst als frei bezeichnet, damit außerordentlich leicht gemacht. Er hat sich ohne alle Rechtfertigung Aenderungen, Weglassungen und Zusammenziehungen gestattet, die öfters den ursprünglichen Charakter fast verwischen. Wir verweisen beispielsweise auf die herrliche Ballade „Chevy Chase", die er fast auf die Hälfte des von Percy gegebenen Textes zusammengestrichen hat, auf „Jung Musgrave und Lady Barnard" und den „Aufstand in Northumberland", in denen sich gleichfalls die Scott'schen und Percy'schen Texte kaum wiedererkennen lassen. Wir müssen offen bekennen, daß wir wirklichen Uebersetzungen den Vorzug geben, da sie die fremden Stoffe in ihrem eigenthümlichen Gewande auf unsern Boden verpflanzen, während so freie Nachbildungen weder als das Werk des ursprünglichen Dichters, noch als selbständige Schöpfung des Nachbildners betrachtet werden können. Kann es doch bei einzelnen dieser Bearbeitungen zweifelhaft erscheinen, ob sie besser in der ersten (eigene Gedichte) oder zweiten Abtheilung des Werks ihren Platz gefunden hätten, da auch von den selbständigen Dichtungen sich einzelne stark an englische Originale anlehnen, wie z. B. „Sir Walter Raleigh's letzte Nacht" und „Archibald Douglas". Das letztere ist eine Variation von Leigh Hunt's „Kilspindie", von dem wir eine getreue Uebersetzung in K. Elze's kürzlich erschienener Sammlung „Nach Westen!" gelesen haben, nur daß Fontane den tragischen Ausgang, allerdings in reizvollen Versen, aber gegen den Charakter der Stuart- und Douglas-Zeit, in einen glücklichen verwandelt hat.

Sehen wir von diesen Ausstellungen ab, so können wir nicht leugnen, daß sich des Verfassers anerkanntes lyrisches Talent im einzelnen auch in diesem Werke bewährt hat. Gerade weil wir es mit einem so begabten Dichter zu thun haben, glaubten wir streng gegen ihn sein zu müssen. Wahrhaft dichterische Erfassung des Stoffs, frische und lebendige Darstellung, Herrschaft über Sprache und Vers, die er nur, wie ein übermüthiger Reiter sein Pferd, mitunter zu frei und sorglos behandelt, treten uns überall entgegen. Zu den besten Leistungen in dieser Hinsicht rechnen wir namentlich die Gedichte: „Der Wettersee", „Der Wenersee", „Die Hamiltons", „Der Towerbrand", „Das Trauerspiel in Afghanistan" und „Das Lied des Monmouth". Das letztere faßt in so drastischer Weise den Charakter und das

Schicksal der Stuarts zusammen, daß wir unsern Lesern zum Schlusse diese Stimme „aus England" nicht vorenthalten wollen:

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: Ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuart-Kind,
Es blitzt wie Beil von weiten,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben.

54.

Notizen.

Eine Parallele zwischen England, Frankreich und Preußen.

Noch immer kommen dann und wann die Berichterstatter in englischen Blättern auf die Humboldt-Varnhagen'schen Briefe zu sprechen. So erst unlängst das bekannte Parlamentsmitglied R. Monckton Milnes im Novemberheft von „Fraser's magazine" (das schon im April von der Veröffentlichung dieses Briefwechsels zu einer „The publication-of-letters-nuisance" überschriebenen Betrachtung Veranlassung nahm) in einem Aufsatz „Alexander von Humboldt at the court of Berlin", worin unter anderm auch für Bunsen und „our amiable Prince Consort" Partei gegen Humboldt genommen wird. Folgende Stelle von allgemeinerer Bedeutung scheint uns mittheilungs- und beachtenswerth: „In einem französischen Romane «Barnave» (unsers Erinnerns von dem Bibliophilen Jacob) spielt eine ausgezeichnet geschilderte alte deutsche Baronin eine Rolle, welche Marie Antoinette nach Frankreich begleitet hatte, zuletzt aber durch die Bedrängnisse der Französischen Revolution genöthigt worden war, in die Heimat zurückzukehren und in ihre frühere Stellung und Würde wieder einzutreten. Als nun ihr Sohn ihr dazu Glück wünscht, daß sie ihre Unabhängigkeit jetzt wieder erlangt habe, erwidert sie wehmüthig nichts weiter als die Worte: «Comment vivre sans servir?» Diese Anschauung herrscht mit unglaublicher Kraft in einem Lande, in welchem die Menge der kleinen Höfe das Selbstvertrauen der obern Klassen geschwächt hat, und es möchte nur wenige (?) Deutsche geben, denen diese Neigung zu dienen mit irgendeinem literarischen oder wissenschaftlichen Beruf oder selbst mit dem Bewußtsein sittlichen Werthes unvereinbar erschiene. Etwas von dieser Fähigkeit muß auch in Humboldt selbst gesteckt haben, denn sonst würde er doch schwerlich einen so großen Theil seines Lebens unter den Förmlichkeiten und Erfordernissen eines Hofmanns zugebracht haben." Aus dieser Stellung erklärt übrigens der Verfasser die Bitterkeit und Verstimmung, von welcher Humboldt gegen fürstliche Häuser erfüllt gewesen sei, wie die mancherlei pikanten Anekdoten, die er über sie beibringe und deren eine von dem Großherzog von Weimar als eine „Lüge" erklärt worden sei.

Endlich aber kommt Monckton Milnes doch zu einem für Humboldt und Preußen ehrenvollen Schluß. Er beklagt die große Kluft, die in England zwischen den Männern von geistiger und den Männern von praktischer Thätigkeit bestehe, indem die letztern die geistige Arbeit allzu sehr misachten sich gewöhnten, es versäumten, sich in jenen höhern Fähigkeiten zu vervollkommnen, die allein in unserm Zeitalter einem Individuum das Recht geben sollten, über seine Nebenmenschen die Herrschaft zu üben, und sich dafür lieber in Vergnügungen und in „serious frivolities" herumzutreiben, welche von wirklichen Lastern nicht allzu weit entfernt seien. Andererseits habe aber auch diese Isolirung der literarisch Gebildeten nicht nur veranlaßt, daß manche der vorzüglichsten dichterischen Werke in England durch carikirte Darstellungen von Sitten und Motiven verunstaltet seien, mit denen die betreffenden Autoren nicht hinlänglich vertraut gewesen (welcher Vorwurf übrigens auch auf sehr viele deutsche Darstellungen aus dem wirklichen Leben in demselben oder in noch höherm Grade paßt); diese Isolirung habe auch die Neigung zu ungerechter Auffassung, zu eitler Selbstüberhebung, zu inhumaner Beurtheilung und herber Ironie hervorgerufen. „In Frankreich", fährt der Verfasser fort, „wo die vergeltende Revolution verrottete Einrichtungen und unsinnige Vorrechte bis zum Grunde vernichtet hat und wo wir eine glückliche Regierung erlebten, welche auf den Ansprüchen intellectueller Ueberlegenheit beruhte und die ersten wissenschaftlichen Notabilitäten in den höchsten Staatsämtern verwandte, in demselben Frankreich erblicken wir jetzt das vollständige Uebergewicht materieller Gewalt und materiellen Reichthums, eine eingestandene Verachtung der Ideologen, ganz nach dem Muster des ersten Kaiserreichs, und das Schreckgespenst des Socialismus.... Wer ist so verwegen, vorauszusagen, wie die Stellung der Literatur zur Gesellschaft beschaffen sein wird, wenn eine neue Generation in der jetzigen Umnächtigung alles politischen Lebens aufgewachsen ist, eine Generation, gewöhnt, in der Entwickelung der freien Intelligenz einen Todfeind der öffentlichen Ordnung zu erblicken und die rein geistige Beschäftigung als den Künsten des Calculs oder der Zerstörung untergeordnet anzusehen? In Preußen dagegen war selbst in den schlechtesten Zeiten eine Freiheit der politischen und philosophischen Speculation, welche es Humboldt möglich machte, ein Hofmann ohne Corruption zu sein und jene Ergüsse gelegentlicher Uebellaune mit wahrhaftiger Ergebenheit gegen König und Vaterland zu verbinden."

Alison über deutsche Dichter und Geschichtschreiber.

Von der seltsamen und handwerksmäßigen Art Sir Archibald Alison's, des vielgenannten Verfassers der „History of Europe from 1815 to 1852", berühmte Männer in wenigen Zeilen zu beurtheilen oder zu verurtheilen, brachte die Novemberlieferung von „Fraser's magazine" einige Proben, die uns um so interessanter waren, als sie zumeist deutsche Schriftsteller und Dichter betreffen. Wir führen folgende an:

Rückert. „Ist weder tief und pathetisch wie Goethe, noch ritterlich edel wie Schiller."

Klopstock. „Seine Schöpfungen sind nicht so malerisch und mannichfaltig wie diejenigen Goethe's, noch so erhaben und ritterlich wie diejenigen Schiller's."

Kotzebue. „Hat weder die Heldenseele und den feurigen Geist Schiller's, noch das gewählte Pathos und die tiefe Menschenkenntniß, wodurch Goethe jedermann fesselt."

Körner. „Hat nicht die tiefe Kenntniß des Herzens und die tiefen Lebensanschauungen, welche für Goethe's Werke bezeichnend sind, noch die dramatische Wirkung und die mächtige Beredsamkeit, welche diejenigen Schiller's unsterblich gemacht haben."

Sicherlich wirken diese Urtheile, so nebeneinander gestellt, fast possirlich, namentlich durch die beinahe in denselben Worten immer wiederkehrenden Beziehungen auf Schiller und Goethe, durch die stets nur gesagt ist, was die betreffenden Dichter im Vergleich zu Schiller und Goethe nicht waren oder sind. Kotzebue kommt dabei auf ganz gleiche Linie zu stehen mit Klopstock!

Hier noch eine Alison'sche Parallele zwischen deutschen Geschichtschreibern:

Schiller. „Seine «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs» ist eine klare und gedrängte Erzählung einer höchst wichtigen Epoche in der neuern Geschichte..... Sie ist ein guter Auszug der Ereignisse der betreffenden Periode für den Gebrauch von Schulen und Collegien, und weiter nichts."

Friedrich Schlegel. „Genießt eines sehr großen Rufs in Deutschland..... Seine «Geschichte der Philosophie» ist wenig mehr als ein klarer und gedrängter Abriß der allgemeinen Geschichte für den Gebrauch von Schulen und Collegien. Verglichen mit den Schriften von Machiavelli, Montesquieu oder Guizot, ist sie so gut wie nichts."

Schlosser. „Hat einen sehr großen Ruf in Deutschland erlangt..... Aber stellt man ihn neben Hume oder Robertson, Machiavelli oder Montesquieu, Thucydides oder Tacitus, so zeigt sich sofort seine Inferiorität."

Auch hier fällt, neben der Flachheit und Schnödigkeit des Urtheils, der ärmliche Parallelismus im Ausdruck auf. Alison scheint für irgend verwandte oder gleichartige Erscheinungen immer nur ein einziges Formular zu haben, das er blos auszufüllen braucht. **H. M.**

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1861. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Andlaw, F. Freih. v., Die Frauen in der Geschichte. Ein historischer Versuch. Zwei Bände. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Braun v. Braunthal, Napoleon I. in Wien. Historischer Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Düntzer, H., Neue Goethestudien. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Frischimwald, E., Morgen und Abend. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Frischlin's, J., Hohenzollerische Hochzeit. 1598. Beitrag zur schwäbischen Sittenkunde. Von A. Birlinger. Freiburg im Br., Herder. 1860. Gr. 8. 18 Ngr.

Hofferichter, T., Altes und Neues. Gedichte. 1stes Heft. Lauban, Baumeister. 1860. Gr. 16. 5 Ngr.

Karajan, T. G. v., J. Haydn in London 1791 und 1792. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Kreißle, H. v., Franz Schubert. Eine biographische Skizze. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Krüger, J., Hamburg, wie es weint und lacht. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem hamburger Volksleben in zwölf Bänden. Erster Band. — A. u. d. T.: Hamburg, wie es weint und lacht. Lokal-Novelle. Altona, Verlagsbureau. 1860. 8. 15 Ngr.

Kullak, A., Die Aesthetik des Klavierspiels. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. 11ter Jahrgang. 1861. Düsseldorf, Elkan, Bämmer u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. 4ter Band. 1ste Hälfte: Geschichte des Dekhans, Hinterindiens und des indischen Archipels von 319 n. Chr. Geb. bis auf die Muhammedaner und die Portugiesen. Leipzig, Kittler. Lex.-8. 3 Thlr. 16 Ngr.

Lies und denk'. Von der Verfasserin der „Kleinigkeiten". Aus dem Englischen übersetzt. Winterthur, Lücke. 16. 12 Ngr.

Lionnet, A., Kreuz und Halbmond. Pilgerblicke aus einer Reise durch das Morgenland. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 20 Ngr.

Ludolf von Suchen, Reisebuch ins heilige Land in niederdeutscher Mundart. Herausgegeben von J. G. L. Kosegarten. Greifswald, Koch. 4. 1 Thlr.

Müller, J. B., In freien Stunden. Gedichte. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 16. 1 Thlr.

Munch, A., Die Brautfahrt der Königstochter. Gedicht in zwölf Romanzen. Aus dem Norwegischen übersetzt von F. v. R. Berlin, Haude u. Spener. 16. 27 Ngr.

Odebrecht, K. T., Hans Sachs, ein Mahner und Warner der Deutschen. Ein Vortrag auf Veranlassung des Hülfs-Vereins für das Germanische National-Museum zu Nürnberg gehalten Berlin am 7. März 1860. Berlin, Schröder. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Oesterley, H., Academische Vorlesungen über Theorie der Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr.

Neue schlesische Provinzialblätter. Beiträge zu einer fortlaufenden Culturgeschichte unserer Provinz. Redacteur und Herausgeber: C. Doulin. In zwanglosen Heften. 1ster Jahrgang. 1stes Heft. Breslau. Gr. 8. 5 Ngr.

Reißmann, A., Von Bach bis Wagner. Zur Geschichte der Musik. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 27 Ngr.

Rocholl, R., Das Leben Philipp Nicolai's, weil. Pfarrherrn zu Wildungen, Unna und Hamburg. Berlin, Schlawitz. 1860. Gr. 8. 14 Ngr.

Ruppius, O., Der Prairie-Teufel. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, Besser. Gr. 16. 16 Ngr.

San-Marte, Parcival-Studien. 1stes und 2tes Heft. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 5 Thlr.

Schneider, H. J., Ein Thüringer Vogelschießen. Federzeichnungen. Mit Reimen von F. Henneberg. Gotha, Müller. 1860. Qu. 4. 25 Ngr.

Seydel, R., Der Fortschritt der Metaphysik unter den ältesten ionischen Philosophen. Eine geschichtphilosophische Studie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Smidt, H., Meeresstille und hohe See. Neue Seegeschichten. Berlin, Foerster. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sonnenfeld, F. v., Aus den Schweizerbergen. Neue Geschichten. Glogau, Flemming. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Spiegel, F., Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die traditionelle Literatur der Parsen in ihrem Zusammenhange mit den angrenzenden Literaturen dargestellt. Leipzig, Engelmann. 1860. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Zinzendorf, Graf N. L. v., Geistliche Lieder. Auswahl. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachofen v. Echt, H., Papst Pius IX. im Kampfe mit der Revolution. 1stes Heft. Coesfeld, Wittneven Sohn. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.

Betrachtungen über die Ursachen der Erfolge Napoleons III. im letzten italienischen Feldzuge. Aus dem Französischen. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Kaiser Franz Joseph I. und Europa. Aus dem Französischen. Naumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Lehmann, G., Zur Frage der Neugestaltung der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Das Verhältniß des Staates zu den bildenden Künsten. Zur Reform der Kunstangelegenheiten in Preußen. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen's Kriegsruf oder: Die Kunst, sich mit den Franzosen zu schlagen, ist nicht die, — sie zu schlagen. Französische Antwort auf: Eine militärische Denkschrift von P. F. C. Aus dem Französischen. Naumburg. 8. 6 Ngr.

Rohde, F., Die deutsche Schiller-Stiftung, eine großartige Verirrung der Gegenwart. Dresden, Kuntze. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.

Soll Oesterreich — Venedig verkaufen? Eine Tagesfrage. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 17. Januar 1861.

Charlotte von Schiller.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Erster Band. Mit sechs Abbildungen in Steindruck und Holzschnitt. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Das vorliegende Werk, herausgegeben von Frau von Gleichen, der jüngsten Tochter Schiller's, und Ludwig Urlichs in Würzburg, ist auf zwei Bände berechnet, von denen wir also vorläufig den ersten zu besprechen haben werden.

Das umfangreiche Material, welches Urlichs zur Verfügung stand, ist von demselben von dem Gesichtspunkt aus geordnet worden, daß alles, was sich auf Schiller und Goethe bezog, besonders Schiller's eigene Briefe, vollständig mitgetheilt zu werden verdiene, während von dem Uebrigen alles Charakteristische und Interessante aufgenommen wurde. Ein Grundsatz, mit dem man sich jedenfalls einverstanden wird erklären können.

Der Herausgeber hat ferner Anmerkungen hinzugefügt, die theils direct erläutern, theils durch Verweisung auf die bereits erschienenen Briefwechsel und die andere einschlägige Literatur den Sachverhalt in Bezug auf Personen und Facta aufklären. So sehr diese Bemühung den Dank der Leser verdient, so haben wir doch eine Ausstellung zu machen, die nämlich, daß die Noten zu lakonisch gehalten sind. Das Buch ist doch jedenfalls nicht blos für den Forscher und Literarhistoriker bestimmt, sondern wird auch in den Kreisen des gebildeten Publikums Antheil und Interesse erregen. In diesen Kreisen dürften aber die gegebenen Notizen zur Aufklärung kaum immer hinreichen; denn das größere Publikum ist in den Familienverhältnissen und speciellern Vorkommnissen des weimarischen Kreises keineswegs so vollkommen auf dem Laufenden, um nicht für eingehendere Fingerzeige dankbar zu sein, und die Citate können, so dankenswerth sie für den Forscher sind, für jene Leser nicht den erwähnten Mangel ersetzen, weil gewiß die wenigsten derselben die angezogenen Briefwechsel u. s. w. immer zur Hand haben werden. Für den zweiten Theil also würde der Herausgeber durch eine etwas ausführlichere adnotatio perpetua sich einen noch größern Dank der Mehrheit der Leser erwerben.

Und hieran knüpfe ich gleich noch eine Ausstellung, die freilich nur einen frommen Wunsch, nicht einen Tadel gegen irgendjemand begründen soll. Wie viel angenehmer, handlicher und instructiver wäre es doch, wenn die verschiedenen seit einer Reihe von Jahren erschienenen Briefwechsel einander so hätten eingeordnet werden können, daß die sich entsprechenden Schreiben, Brief und Antwort, aufeinander folgten. So beziehen sich z. B. die in unserm Band mitgetheilten Briefe Lottens an Schiller's Verwandte großentheils auf die in Wolzogen's im vorigen Jahr erschienenen Buch „Schiller's Beziehungen zu Aeltern u. s. w." abgedruckten Schreiben. Wie viel entgeht dem Leser, wenn er Briefe ohne Antworten oder Antworten ohne die vorausgegangenen Briefe liest, und wie weitläufig, wenn er beide Bücher nebeneinander legen und sich das Entsprechende zusammenlesen muß! Wie diesem Uebelstand bei den folgenden Publicationen abzuhelfen, weiß ich nicht anzugeben: ein Uebelstand aber ist diese Einrichtung gewiß. Die dem Buche beigegebenen Bilder sind als Originalien interessant und erfreulich.

Wende ich mich nun zu dem Buche selbst, so versteht es sich von selbst, daß in diesem Fall die Besprechung sich hauptsächlich auf ein Referat des reichen und anziehenden Inhalts zu beschränken haben wird. Es kann nicht meine Absicht sein, die philosophische Richtigkeit der einzelnen Aussprüche der Correspondenten und vorzugsweise Charlottens einer Kritik zu unterziehen. Vielmehr werde ich glauben, meiner Pflicht als Berichterstatter d. Bl. Genüge gethan zu haben, wenn sich aus dem Mitzutheilenden am Ende dem Leser dieses Referats ein klares und möglichst allseitiges Bild der liebenswürdigen Persönlichkeit Lottens dargestellt hat. Nebenbei wird es nicht uninteressant sein, wieder einmal von einer Mitlebenden unserer großen Literaturperiode und zwar einer vollkommen urtheilsfähigen Zeugin einzelne Personen und Zustände, die uns Jetztlebenden in vielen Einzelheiten schon halbwegs mythisch geworden sind, in dem frischen Ton der unmittelbaren brieflichen Mittheilung vor unser Auge geführt und beurtheilt zu sehen.

Die Sammlung beginnt mit einer Reihe von Ge-

dichten, deren Entstehung in den langen Zeitraum von 1785—1819 sich vertheilt. Dieselben sind reflectirenden Inhalts und wir geben als Probe ein Gedicht aus dem Jahre 1815, weil sich in demselben zugleich in rührender Weise die pietätvolle Trauer der Dichterin um denjenigen ausspricht, der den Mittelpunkt aller ihrer Gedanken gebildet hatte. Sie überschreibt es „Klage um Schiller". Der Schluß weicht wunderlich aus der von Anfang gewählten Form und macht auch in Bezug auf den Inhalt beinahe den Eindruck, als ob der eigentliche Abschluß fehle, da die Negation, mit der es jetzt endigt, nicht die erwartete und zu erwartende Versöhnung bietet.

Noch eh' des Todes Flügel mich umschwingen,
Eh' langer Schlaf das müde Aug' verhüllt,
Soll bebend noch dies Trauerlied erklingen,
Wenn schon die höh're Ahnung mich erfüllt,
Was hier der Seele einzig süßes Streben,
Das ist der Weg zum hohen bessern Leben.

Nur durch den Himmel noch mit dir verbunden
Such' ich auf Erden trauernd deine Spur!
Was ich in dir, du hohes Bild, gefunden,
Das gab nur eine göttliche Natur.
Nur aus dem Quell des ewig-großen Guten
Trug dich das Schicksal in des Lebens Fluten.

Du wagtest in des Unermeßnen Tiefen
Mit Kraft und edelm Willen dich voran;
Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
Sie wandelte dein Geist auf rascher Bahn.
Du wolltest nur das Ewige gestalten
Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.

Für eine Welt nicht war das große Wesen,
Nur uns gegeben als ein Unterpfand
Er sollte uns des Lebens Räthsel lösen,
Er zeigen uns des Geistes Vaterland.
Und wie er selbst im Leben, Lieben, Leiden,
So sollen wir das Bessere erstreiten.

Doch eh' das Herz sich diesen Schluß entfaltet,
Vermag es kaum die Welt noch anzuschauen!
Es sieht nur ewig trauernd, neu gestaltet,
Der Täuschung Bild aufs neu sich stets erbauen
Und wendet trauernd von den Lustgesängen
Des Lebens hoch betrübt das wunde Ohr.
Wenn alle sich berauscht zur Freude drängen,
Doch immer herrschend tritt der Gram hervor.

„Der verunglückte fünfte März" heißt der Titel der zweiten Mittheilung. Goethe in den „Tag- und Jahresheften" erzählt zum Jahr 1802 sehr ergötzlich, wie ein von Kotzebue projectirtes, auf die Verherrlichung Schiller's und Goethe's Demüthigung berechnetes Huldigungsfest scheiterte. Es sollte Schiller zu Ehren gefeiert werden, aber dieser „hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte" (Goethe, a. a. O., S. 160). Es sollte zu dem Feste die Dannecker'sche Büste Schiller's von der Bibliothek entlehnt werden, aber „weil man noch nie eine Gipsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe", wurde sie verweigert. Endlich verschloß gar der „Burgemeister" den Saal des Stadthauses, in welchem das Fest gefeiert werden sollte, wodurch er sich, beiläufig gesagt, da er in derselben Zeit, obwol ohne Zusammenhang mit seiner verschließenden Thätigkeit, den Rathstitel erhielt, den Scherznamen „Fürst Piccolomini" erwarb. Auf dieses unterbrochene Opferfest, wie Goethe witzig vergleicht, bezieht sich der Schwank Charlottens, „Der verunglückte fünfte März", in welchem übrigens das Stärkste der Kotzebue beigelegte Name „Herr Firlefanz". Der übrige Inhalt des dramatisirten Scherzes ist frauenhaft gutmüthig, ohne rechte satirische Kraft.

Sehr ansprechend durch Einfachheit und wahres Gefühl sind die „Erinnerungen aus den Kinderjahren", die uns manches anmuthige Bild des vorigen Jahrhunderts vor die Seele malen. Folgende Schilderung des alten Pfarrers ist ein kleines Cabinetstück:

Ein Fest für uns war ein Besuch bei einem alten Geistlichen, dem Beichtvater unsers Hauses, der mit seiner Frau ein patriarchalisches Leben führte. Die runden Fensterscheiben im Zimmer, der große Schrank von Nußbaum mit großen geschliffenen Gläsern besetzt, mit Kirschen von Glas und einer ruhenden Kuh von Porzellan, die eine Butterbüchse war, war mir so lieb und erfreulich als der Kohlkopf in Voßens „Luise". Ein schöner bunter Teppich lag auf dem Kaffeetisch. An der Seite des Zimmers war ein Fensterchen, das in die Küche sehen ließ, wo der Kaffee uns entgegendampfte, oder die schönen Kuchen gebacken wurden. Die Hoffnung, die Erwartung, was uns bevorstände, war für mich wichtig. Wenn der Tisch recht mit den Gaben des Herbstes prangte, saß ich recht gemüthlich und hörte den Gesprächen, die mit Einfalt im Gemüth gehalten wurden, zu und verlor mich in dieser Welt. Wenn um 6 Uhr die große Glocke schallte, wir mochten in welchem Gespräch wir auch wollten begriffen sein, so faltete der alte gute Mann seine Hände und betete laut, wir beteten mit; die alte Frau Pfarrerin ging zu ihm, rief ihm laut ins Ohr, denn er war taub, glückseligen guten Abend Papa! und das vorige Gespräch begann wieder. Um 7 Uhr verließen wir diesen langen Besuch, aber nicht ohne Rührung über die Güte und Einfalt, im edeln Sinn des Wortes, unserer Freunde. Sie kamen auch öfters zu uns, und immer war es die nämliche Art Unterhaltung. Der alte Pfarrer las wenig, doch die Zeitungen, die zuweilen auch unser Gespräch machten, einige theologische Bücher und gelehrte Zeitungen, die ich immer mit einer Art Neugierde und Ehrfurcht ansah, lagen auf seinem Tische.

Der vierte Beitrag nennt sich „Reise nach der Schweiz 1783. Fragment eines Tagebuchs". Bekanntlich wünschte Frau von Lengefeld für Charlotte die Stelle einer Hofdame und da ihr eine solche von der Herzogin Luise von Weimar eventuell zugesagt wurde, brachte die Familie eine Zeit lang in der französischen Schweiz zu, damit die zukünftige Hofdame sich im Französischen vervollkommne und in der Welt sich bewegen lerne. Im Jahre 1783 war Charlotte 17 Jahre alt und so ist denn in der That diese Art Reisebeschreibung, die sie liefert, von köstlicher Naivetät, wie wenn sie über Lavater spricht, den sie besuchen: „Man kann nichts von ihm sagen, sondern muß sich nur seinem Gefühle, das sich nicht mit Worten ausdrücken läßt, überlassen." Doch finden sich auch einige interessante Notizen. Auf dem Hohenasperg spielt ihnen Schubart mit unbeschreiblichem Ausdruck auf dem Klavier vor. Ueber die Karlsschule macht sie die für eine siebzehnjährige Dame des vorigen Jahrhunderts sehr verdienstliche, wenn auch heutzutage oft wiederholte Bemerkung, daß es einem nicht wohl zu Muthe werde, Menschen wie Drahtpuppen behandeln zu sehen. Und als sie nach Schaffhausen kommt,

ruft sie aus: „Der Despotismus verfinstert nicht die Herzen der Bewohner dieses glücklichen Landes!" offenbar noch in schmerzlicher Erinnerung an deutsche und speciell würtembergische Zustände, die sie kennen gelernt. Uebrigens war es auf der Rückreise von diesem schweizer Aufenthalt, daß die Familie Lengefeld auf die Empfehlung der Frau von Wolzogen Schiller in Manheim aufsuchte, von demselben aber erst in dem Moment der Abreise begrüßt werden konnte, da er zufällig nicht zu Hause gewesen war. Damals dachte weder Charlotte noch Schiller, daß sie sich einst angehören sollten.

Die „Blätter aus dem Tagebuche" reichen mit großen Intervallen vom 8. November 1787 bis in das Jahr 1824. Sie sind reich an edeln und fruchtbringenden Gedanken und zugleich von einer überaus wohlthuenden Pietät gegen den großen Mann, der ihr so innig angehörte, durchdrungen. Die fromme Gesinnung, welche sich ausspricht, ist eine durchweg gesunde, einer großen Auffassung des Christenthums entquollene. Interessant ist es, wie sie (unterm 10. April 1805) über Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Tagebücher raisonnirt, dabei vor ängstlich strenger Selbstbeobachtung als dem Weg zum Stolz warnt, aber die Aufrichtigkeit der Lavater'schen Selbstprüfungen (offenbar meint sie: „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst", Leipzig 1771, zweiter Theil, 1773; jener von Zollikofer, dieser von Lavater selbst herausgegeben) entschieden in Schutz nimmt, wenn auch als Ausnahme. Als Probe aus diesen Tagebuchblättern nur ein paar Zeilen vom April 1806, also nicht ganz ein Jahr nach Schiller's Tod, auf welchen der Anfang hindeutet.

Wenn der Schmerz in unserer eigenen Brust, bei dem Verlust unsers höchsten Besitzes, nicht tröstend auf die Hoffnung eines andern bessern Lebens hindeutete, so könnte uns schon die Betrachtung der Welt diese Hoffnung lebendig machen. Wenn wir über den Gang der Wissenschaften und Künste nachdenken, so fällt es uns auf, daß es so viel Zwischenräume in dem Fortschreiten derselben gibt; es ist, als sollte die Natur ihre strebende Kraft versuchen, auszubauen, was zur Vollkommenheit des jetzigen Zustandes gehört, und dann Pausen machen, um entweder den Faden dieses kunstreichen Gewebes nach Jahrhunderten hier wieder anzuknüpfen, oder in einer höhern Existenz erst zu vollenden, was uns die beschränkte unsers Erdenlebens verbietet. Zu welchem Gebäude der große Künstler die Resultate unserer Künste und Wissens auch hier oder dort bedarf, so ruhen unsere jetzigen und künftigen Thaten in der Hand eines liebenden Geistes, dem wir vertrauen sollen, daß er alles zum Bessern stets leitet.

Die Aufzeichnung Charlottens „Schiller's Leben bis 1787" ist die Grundlage für den ersten Abschnitt des Buchs der Frau von Wolzogen über Schiller gewesen: die Erzählung reicht bis zu der Erzählerin Vermählung mit Schiller und ist anmuthig geschrieben.

An diese also schon durch der Schwester Buch bekannten Aufzeichnungen schließen sich „Fragmente über Schiller, Goethe und ihre Zeitgenossen". Das erste Fragment vom 4. August 1806 richtet sich im rührenden Ton an die Kinder, denen Charlotte in diesen Zeilen ein Bild des großen Vaters hinterlassen will. Das zweite bietet in gedrängter Kürze ein so frappantes Bild Schiller's, daß ich mich nicht enthalte, dasselbe hier mitzutheilen. Es datirt vom Februar 1806:

Es ist ebenso unmöglich Schiller's Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenstand, als das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da, sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geist nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf alles in seinem Gemüth mit größerm Reichthum, als es andern erscheinen kann. Jedes Gespräch war beinahe eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höhern Standpunkt stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falsche Anspruch war ihm zur Last; deswegen mag ihn mancher Mensch anders gefunden haben, als er ihn erwartete, weil er diesen Naturen unzugangbar war. Reine vorurtheilsfreie Naturen, die das, was sie fühlten, rein aussprachen, die mit Wahrheit und Innigkeit ihren Zweck verfolgten, diese ehrte er, sie mochten noch so entfernt ihm sein, und suchte mit Liebe und Theilnahme ihnen behülflich zu sein. Es war als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemüths bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hülfe schaffen. Man hätte ihm alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen.

Er war stolz, aber nicht auf kleinliche Vorzüge, sondern er fühlte nur, was er sei, was er leiste. Für kleine Schmeicheleien, für Lob war er nicht empfänglich; er freute sich nur, wenn er anerkannt wurde, weil er gern Menschen fand, die ihn verstanden. Er wußte immer, was er leisten wollte, und daher vertraute er auch seiner eigenen Kraft, die ihn zum Ziele führen würde. Er hat sich nach niemand gebildet, sondern ist sich immer selbst gefolgt. Zwei Geister, die große Kräfte haben, müssen sich in ihrer Bahn begegnen, aber keiner braucht den andern in seinen Kreis hineinzuzwingen. Nur Menschen, die den Reichthum solcher Naturen nicht zu fassen vermögen, können behaupten, Schiller habe sich nach Goethe gebildet. Ein vereinigtes Streben großer Kräfte kann mehr Wirkungen hervorbringen, aber zwei solche genialische Naturen können sich nicht nacheinander bilden.

Wenn man Goethe's und Schiller's Gespräche hörte, so bewunderte man immer an Goethe den Reichthum, die Tiefe und die Kraft seiner Natur, aber an Schiller immer die hohe geistige Kraft, die Resultate der Natur in eine geistige Form zu bringen.

Welche Macht sein Geist über den Körper gewann, zeigt seine Kränklichkeit, sein langes Leiden. Er vergaß aber stets durch die Thätigkeit seines Geistes den Körper, oft wenn er gelitten, was kein anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch seine Reflexionen über fremde Gegenstände gelang es ihm, sich zu vergessen; durch seine Liebe für seine Geliebten, seine Kinder vermochte er oft seinen Schmerz zu lindern; in der frohen Unbefangenheit seiner Kinder vergaß er oft, welchen Schmerz seine Brust bewahrte. In seiner Liebe war er edel und fein, zart und theilnehmend, und doch fest und selbständig; immer muthvoll, wenn er zum Handeln kam. Man möchte wol sagen, daß Jahrtausende dazu gehören, um einen Geist wie den zu wiederholen.

Wo wirkt er jetzt? Welche neue Welt braucht solcher Geister?

Sodann folgt unterm 18. März 1806 ein sehr gereizt gehaltener Aufsatz zur Widerlegung Oemler's, der im Jahr 1805 eine vielfache Irrthümer enthaltende Charakteristik Schiller's herausgegeben. Aus einem folgenden Aufsatz hebe ich nur einige schlagende Gedanken hervor.

Das einache kindliche Leben Schiller's in seiner Jugend, unter Menschen, die ihn nicht zu fassen vermochten, die ihn also durch nichts hinderten, aber ihm auch in nichts zuvorkamen, gab ihm die erste Kraft, meint Charlotte. Und dann ein Urtheil über den Eindruck, den er machte: mit aller Einfachheit, Anspruchlosigkeit seiner Erscheinung übte er immer eine Gewalt auf die aus, die ihn umgaben. Man mochte den hohen Geist zu fassen vermögen oder nicht, man fühlte seine Hoheit und eine gewisse Scheu, etwas Unedles in seiner Nähe zu dulden. Und endlich eine Zusammenstellung der classischen Trias: Goethe, Herder, Schiller:

> Goethe hat in seinen Gedichten die ganze Natur, die er reich und groß anschaut, niedergelegt, und was er dichtet, ist der Ausfluß seiner Natur und kann sich keine andere Natur anmuthen. Seine Einbildungskraft versinnlicht sich die Natur, und in wahren Tönen spricht er jedes Herz an.
>
> Herder hat die Natur, die er in einem erhöhten Sinn ansieht, weil er selbst eine hohe Natur ist, in einer philosophischen poetischen Form wiedergeben wollen; seinen Poesien und seinen Erfindungen fehlt die Sprache, die allgemein verständlich anspricht, weil sie aus einem hochgestimmten Instrument tönt. Es sind nicht oft die Menschen in der Stimmung, die reinen, himmlisch geistigen Töne aufnehmen zu können, wie man sie aufnehmen sollte; deswegen wird man seinen eigentlich poetischen Geist nicht so anerkennen, und weil man kein Organ dafür hat, ihn aufzunehmen, ihn lieber nicht für einen Dichter erkennen wollen.
>
> Schiller vereinigte beides in seinen Werken, was Herder und Goethe einzeln besitzen. Er spricht die Natur aus, und wenn es nicht immer so lebendig warm aus dem Quell der Natur geschöpft erscheint, so ist es nicht, weil die Bilder so hell und klar nicht in seiner Seele standen, sondern weil er das Höchste in der Natur mit dem höchsten Geistigen verbunden darstellen wollte, und dafür fehlt oft denen, die empfangen, die Empfänglichkeit.

Es folgt ein Abschnitt, welcher den Titel führt: „Erinnerungen an Wieland, Herder, Goethe, Schiller." Nach einer Bemerkung des Herausgebers hatte Charlotte Knebel aufgefordert, ein Bild der weimarischen classischen Zeit zu entwerfen; da sich dieser weigerte, entschloß sich Lotte selbst zu diesen Aufzeichnungen. Die Erinnerungen bilden kein abgeschlossenes Gemälde oder eine in sich gegliederte Abhandlung, aber sie bieten in ungezwungener Folge und freier Form höchst schätzenswerthe Mittheilungen einer Augenzeugin, die vieles sehen konnte und sah und das Gesehene auch verstand. Lotte spricht in diesen Blättern über die Herzogin Amalie, deren gewinnendes und doch immer majestätisches Wesen sie charakterisirt. Sie zeigt, wie Klopstock als Barde und heiliger Sänger, indem er Vaterland und Religion zum Mittelpunkt seiner Poesie machte, die wahrhaft poetische Zeit für Deutschland begann. Dann stellt sie ihm Wieland entgegen und es ist erfreulich, wie sie dem Entgegengesetzten gleichmäßig gerecht zu werden versteht. Ich kenne keine bessere Schilderung Wieland's, als die Lotte in diesem Aufsatz gibt. Dann folgt eine Charakteristik Herder's und eine höchst eingehende Abhandlung über Goethe, dessen Leben und Schriften, von ihr in Verbindung gebracht, ihr zu manchem geistreichen Wort Veranlassung geben. Ueber Schiller aber enthält dieser Aufsatz so gut wie nichts.

Die „Bemerkungen über «Eugenia» von Goethe" stellen dieses lange, nicht eben sehr kurzweilige und doch unklare Stück offenbar viel zu hoch. Die Schlußbemerkung gegen einen Gegner des Dramas ist wol gegen Huber gerichtet, der dasselbe bekanntlich marmorglatt und marmorkalt gefunden hatte. Das „Aperçu über Karl" übergehe ich und hebe aus den zwei Aufsätzen über die Frau von Staël nur den einen Gedanken hervor, daß sie in „Corinne" sowie in „Delphine" nur den eigenen Charakter zur Darstellung gebracht habe, um mich nun zu der Hauptabtheilung des Buchs zu wenden, den Briefen.

Die erste Abtheilung stammt aus „Charlottens Brautstand". Wie hübsch steht ihr die kindliche Enttäuschung über weimarische Herrlichkeit: 13. Januar 1790. „Uebrigens habe ich die Menschen hier recht satt, und sie kommen mir ebenso vor als in R., nicht klüger, und wenn man so eine Weile unter ihnen ist, so verliert sich der fremde Anstrich und sie sind comme chez nous." Wie rührend, wenn Schiller, um der chère mère, wie die Schwiegermutter in seinen und Lottchen's Briefen heißt, nicht als einfacher Bürgerlicher entgegenzutreten, seine von Meiningen aus erfolgte Ernennung zum Hofrath anzeigt, 15. Januar 1790. Schaurig dagegen sind die Geschichten, die der unglücklichen Kalb aufgebürdet werden. Aus Eifersucht soll sie (4. Februar 1790), die Briefe, die zwischen dem Brautpaar gewechselt werden, öffnen lassen, und wenn sie in Italien lebte, würde sich Charlotte auch vor einem Dolch nicht sicher glauben (S. 192). Ein anderes mal sieht Charlotte von Kalb aus wie „ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist" (11. Februar). Kurz, man bekommt wirklich Mitleid mit der Armen, die an den genialen Begriffen von Sittlichkeit, wie sie in der classischen Zeit unserer Literatur herrschten, in ihrer Seele scheiterte. Der Auszug aus dem Kirchenbuch in Wenigenjena, welcher diesem Abschnitt angehängt worden ist, beweist, daß Schiller und Lotte am 22. Februar und nicht wie Hoffmeister behauptet am 20. Februar 1790 in der Einsamkeit jener Dorfkirche getraut wurden. Als Curiosum schließlich noch ein „anonymer Brief, den Lotte im Winter 1789 erhielt und einer Bekannten, die auf Schiller's Liebe sich Rechnung machte, zuschrieb":

> Eine Person, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, gibt ihnen den guten Rath, sich nicht so um den Herrn Rath Schiller zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen und sehr viel durch seinen Umgang von dem, was Sie sonst waren, verloren haben. Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem sie alle, einer mehr einer weniger, Phantasten sind und vom wahren Glücke des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht so nach Poeten, sondern bilden Sie sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es gibt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können. Hätte ich das Glück, genauer mit Ihnen bekannt zu sein, würde ich Ihnen dieses mündlich sagen; doch da dieses nicht ist, achte ich mir es als Pflicht, Ihnen dieses schriftlich zu sagen.

Der zweite Abschnitt der Briefe trägt die Ueberschrift „Charlottens Ehe" und enthält nun allerdings eine Menge Familiengeschichten, Einimpfen der Blattern u. dgl. m. Aber auch solche Details interessiren uns bei Schiller,

den wir uns immer nur in idealen Höhen zu denken pflegen und doch gar gern einmal so recht menschlich um Menschliches sich kümmern sehen mögen. Interessant in anderer Rücksicht ist einer der Briefe über seinen Aufenthalt in Weimar im Hause Goethe's:

Ich bringe die meiste Zeit des Tags mit Goethe zu, sodaß ich, bei meinem langen Schlafen, kaum für die nöthigsten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen waren wir von halb 12, wo ich angezogen war, bis nachts um 11 Uhr ununterbrochen beisammen. Er las mir seine Elegien, die zwar schlüpfrig und nicht sehr decent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonst sprachen wir sehr viel von seinen und meinen Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerspielen und dergleichen. Ich habe ihm meinen Plan zu den „Maltesern" gesagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der regierenden Herzogin, wo er ihn spielen lassen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut dazu Rath werden, denn er hat mir viel Lust dazu gemacht, und dieses Stück ist noch einmal so leicht als „Wallenstein". Er hat mich gebeten, seinen „Egmont" für das weimarische Theater zu corrigiren, weil er es selbst nicht wagt, und ich werde es auch thun. Meinen „Fiesco" und „Kabale und Liebe" räth er mir auch nur ein wenig zu retouchiren, daß diese Stücke ein bleibendes Eigenthum des Theaters werden. Was seinen Antheil an den „Horen" betrifft, so hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorräthige Arbeit. Seine Elegien gibt er uns, und zwar gleich für die ersten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeschlagen, einen Briefwechsel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide interessiren, und dieser Briefwechsel soll dann in den „Horen" gedruckt werden.

Die Briefe folgen sich buntesten Inhalts. Unpäßlichkeiten und Krankheiten wechseln mit Dankbriefen für Geschenke der chère mère, so 25. December 1797 für ein glänzendes silbernes Geschenk und eine von ihr selbst gestickte Weste, die sie zu Weihnachten geschickt. Von dem berühmten Schröder aus Hamburg behauptet Schiller, daß er nach der Beschreibung „ein eingebildeter Flegel und ein lederner geistloser Patron" (4. Juli 1800), und auch später findet er, daß mit ihm kein Umgang, „da er mit der Zeit nicht fortgegangen, voll Anmaßung und Vorurtheile" sei. Ein wunderliches Urtheil über einen Mann, den wir Nachlebenden nach Meyer's Buch und sonstiger Tradition für einen der geistvollsten Dolmetscher dichterischer Production zu verehren volles Recht zu haben meinen, den wir als Charakter schätzen und dessen Talent als Bühnenschriftsteller unbestreitbar ist. Unterm 7. März 1801 erzählt Charlotte eine hübsche Anekdote. Ihr Schwager Wolzogen hatte den Herzog nach Berlin zum Carneval begleitet. Dort fragt ihn die Königin über den Roman seiner Frau: „Agnes von Lilien", aus und als er bekennen muß, daß er nur den ersten Theil davon gelesen, schenkt sie ihm ein in Maroquin gebundenes Exemplar, mit den Dedicationsworten verziert: „Dem Gemahl der liebenswürdigen Verfasserin zu ewigem Schimpf und Schande." „Seitdem", setzt Charlotte gutmüthig spottend hinzu, „ist die «Agnes» in diesem Cirkel sehr en vogue und sogar die alte Oberhofmeisterin hat alle Buchläden durchsuchen lassen nach der «Agnes». Da kann Herr Unger (der Verleger) noch etwas absetzen."

Im Jahre 1801 wurde die weimarische Welt durch die Frage bewegt, ob die Jagemann oder die Vohs die Thekla im „Wallenstein" spielen solle. Nur um eine Probe von der Wichtigkeit zu geben, mit der man dergleichen Fragen, die freilich auch mit Verhältnissen in der herzoglichen Familie zusammenhingen, damals behandelte, stehe der Anfang dieser Discussion aus einem Briefe Lottens vom 10. März hier:

Es ist hier eine große Gärung über die Thekla, und ich wünschte der Herzogin wegen, die Geschichte wäre auf irgendeine Art beigelegt, daß sie nicht böse wird, denn wenn Goethe nicht nachgibt, ist es sehr unhöflich, daß sie compromittirt ist. Am Sonnabend im „Oberon" hat es mit der Jagemann und Vohs eine Erklärung gegeben; nach allerlei spitzigen Erklärungen über das Rollenwegnehmen hat die Vohs erklärt, sie wolle der Jagemann die Thekla überlassen, obgleich die Herzogin ihr die schmeichelhaftesten Dinge durch ihren Mann habe sagen lassen; da der Jagemann dieser Ton auffiel, so hat sie hinwiederum erklärt, sie wolle sie nicht spielen. Am Sonntag hat die Herzogin sich sehr gegen die Löwenstern expectorirt und gesagt, sie wäre compromittirt, wenn die Jagemann nicht spielte. Gegen die Frau hat sie sich sehr beklagt, daß Goethe und du sie nicht unterstützt hättet. Die Frau*) hat ihr erklärt, daß du nicht frei beim Theater handeln könntest. Es ist so ein Gewebe von Lügen und Bosheit in dem Ganzen, daß man nicht durchschauen kann. Mir liegt nur am Herzen, dich bei der Herzogin zu rechtfertigen, da du es schuldig bist, weil sie dir zu Gefallen die ganze Unterhandlung angefangen. Wer alles mit hineinschwatzt, weiß der Himmel, denn vorhin war die Frau bei mir und sagte mir im Vertrauen, daß man auch der Herzogin hatte glauben machen, du wolltest lieber der Vohs die Rolle geben. Die Frau wollte, ich soll es dir nicht sagen, die Stein hat es ihr verboten; aber ich finde es nothwendig, dir es zu sagen, weil du zu klug bist, um es nicht zu verschweigen, daß du es weißt und es doch benutzen kannst. Die Frau hat gestern mit Meyer gesprochen darüber, was die Herzogin ihr am Samstag sagte, der es dem Goethe gesagt, und Goethe soll einen Brief diesen Morgen an die Herzogin geschrieben haben. Meyer kommt hernach zu mir und wird mir es unbefangen erzählen. Denn alles ist so passionirt, daß man nichts Klares hört. Ich wollte dir eigentlich rathen, du bätest dir aus von der Direction, daß der „Wallenstein" jetzt ganz ruhen bliebe und ließest ihn erst von Iffland spielen. Da hätte niemand seinen Zweck erreicht. Ueberlege es, wenn es dir vernünftig dünkt, so folge dem Rath, der mir einkam und mir, wie ich es ansehe, der beste Ausweg dünkt.

Das ist nur der Anfang, aber der Leser von heute wird befriedigt sein.

Unterm 16. März 1801 finden wir einen Brief Schiller's, in welchem wir mit Erstaunen, aber nicht ohne Wohlgefallen bemerken, wie der ideale Dichter in ihm nicht den praktischen Mann unterdrückt hat. Er macht nämlich den Vorschlag, chère mère möge doch ihre zu 4 Proc. ausstehenden Kapitalien kündigen und dieselben in würtembergischen Papieren anlegen, die 5 Proc. trügen. Es hat etwas Komisches, Schiller, den wir immer als eine Art antiken Heros betrachten, ein waches Auge auf die Börse richten zu sehen; aber anstößig kann es nur den Thoren sein, die ideales Streben und unpraktische Träumerei für dasselbe zu halten sich gewöhnt haben. Und wie schön zeigt sich neben diesem weltgewandten Sinn unsers edeln Dichters jene kindliche Einfalt, die das Kindesgemüth versteht und an den Aeuße-

*) „Die Frau" ist in diesen Briefen der Spitzname von Lottens Schwester, Frau von Wolzogen.

rungen desselben die reinste Freude hat. Unterm 23. August 1802 rühmt er, wie viel Freude ihm die Kinder machen. Karolinchen ist „erfinderisch in Tournuren, wenn sie gern etwas haben möchte und nicht fordern darf“. Sie erzählt von der Mama, die in „Rudeltat“ (Rudolstadt) sei und Sachen mitbringen werde; bei Tische aber stößt sie jeden Mittag ihr Glas an und läßt Mama leben. „Ernst hat seine große Noth mit den Gewittern und sucht durch Fragen aus dem Papa herauszulocken, ob er für seine Haut was dabei zu fürchten habe.... Er hat mir“, schreibt Schiller weiter, „einen Brief an die Mama dictirt, dem du (Lotte) es ansehen wirst, daß er gewissenhaft aus seinem Munde nachgeschrieben ist.“ Ist das nicht fast mehr, als Heinrich IV., der das Pferd seines Söhnchens spielte?

Wunderlich berührt uns wieder eine Aeußerung Charlottens bei Gelegenheit der Besprechung des Romans „Florentin“ von Friedrich Schlegel's Freundin Dorothea Veit, vom 25. März 1801. Sie findet darin „das ungebundene Gemüth der Verfasserin, darin sie sich aus Freigeisterei über das Sittliche wegsetzt, wie ihre Freunde“. Wenn sie hierbei nur an die 1799 erschienene „Lucinde“ Schlegel's, an Heinse's „Ardinghello“ und ähnliche erinnern wollte, wäre alles in Ordnung; aber sie fügt hinzu: „Die Frühern wie die Spätern; denn Bill und Li (Scherznamen für Wilhelm von Humboldt und seine Gattin) haben auch auf gewisse Art das Schickliche oft mit Füßen getreten und zum wenigsten in ihren Raisonnements es gewollt.“ Wilhelm von Humboldt mit den Schöpfern der naturalistischen Emancipation des Genie von den Geboten der Sittlichkeit auf einem Fuß behandeln zu sehen, darf füglich Verwunderung erregen. Wenn dagegen Schiller, 13. October 1803, bei der ersten Aufführung des „Parasit“ erzählt, der Herzog sei besonders erfreut über das Stück, da er dabei die doppelte Satisfaction genossen, die französische Komödie triumphiren zu sehen und die linkische Art seiner deutschen Schauspieler tadeln zu können, so klingt das zwar für den Augustus des deutschen goldenen Zeitalters auch sonderbar genug, doch mag man bei näherer Ueberlegung wol begreifen, daß dem alten Herrn die Zwecke und Ziele unserer beiden Dichterfürsten bei Hebung des Theaters manchmal allzu ideal erschienen und er sich nach der geistreichen Wirklichkeit der französischen Komödie zurücksehnte.

Wie sehr der Coadjutor Dalberg Schiller's Genius ehrte, dafür zeuge die Correspondenz zweier Jahre, die wir nebst den Angaben und Erläuterungen des Herausgebers hier einrücken, wobei wir nur hinzufügen, daß die unten erwähnte Geldunterstützung am 10. October 1803 im Betrag von 100 Karolinen eintraf.

Schon am 28. August 1802 schrieb Dalberg, der nunmehrige Kurfürst Erzkanzler: „Ihr Brief hat mich unaussprechlich gefreut! Oft hat sich mein Geist an dem Ihrigen gestärkt: oft ergötzten mich die Ergießungen Ihrer erhabenen und keuschen Muse; entflammten in mir die Liebe des Sittlich-Schönen und Guten! und! dann beschlich mich der Wunsch Deutschlands Dank dem ersten deutschen Dichter dereinst zu entrichten: näher bin ich an dem Ziel (doch sehr unter uns gesagt), gesichert ist es nicht ganz! Doch bald hoff' ich Ihnen das zu werden, was ich von ganzer Seele wünsche. Ich empfehle mich dem Andenken Ihrer fürtrefflichen Gemahlin, und bin

Asch., den 28. August 1802.

Ihr aufrichtiger treuer Freund Karl.

Für Fr. v. Kalb werd' ich mich bestens verwenden.“

Nach dieser Erneuerung des „alten Engagements“ (an Körner, IV, 300) hatte Schiller Dalberg die „Braut von Messina“ zugesandt, für die dieser aus Regensburg am 3. März 1803 in folgendem Briefe dankt: „Werthester Freund! Ihr Andenken und das Andenken Ihrer fürtrefflichen Gemahlin und geistvollen Schwägerin freuen mich sehr. Indem ich Ihren hohen Genius bewundere, schätze ich noch mehr die reine Liebe der Tugend und Wahrheit, die in Ihren Schriften athmet und aus Ihrer schönen Seele quillt. Fahren Sie fort, edler Mann! die Zierde unsers Vaterlandes und Zeitalters zu sein, ich bin von Herzen

Regensburg, den 3. März 1803.

Ihr wohlaffectionirter Freund Karl.

Ihren Brief und Meisterwerk erhielt ich gestern.“

Die Geldunterstützung, welche Frau von Wolzogen in „Schiller's Leben“ (S. 316) im allgemeinen erwähnt, gab wol mit Anlaß zu den schönen Strophen, womit Schiller am 25. April 1804 die Uebersendung des „Wilhelm Tell“ begleitete (Werke, II, 419). Eine weitere poetische Huldigung lehnt Dalberg in folgendem Briefe ab: „Hochwohlgeborener Herr Hofrath! Sehr schätzbar wäre mir die zugedachte Ehre! Aber Schiller's erhabene Muse huldige der Tugend: und keinem Sterblichen; dies ist der Wunsch

Asch., den 6. Juli 1804.

Ihres Freundes Karl.“

Der nächste Abschnitt umfaßt „Charlottens Witwenstand und der Dank der Nation“. Zuerst eine Reihe Condolenzschreiben über Schiller's Tod: sehr schöne, tief gefühlte von der Großfürstin Maria, Cotta und dem König Ludwig, ein sehr geziertes und gedrechseltes von Frau von Staël, in dessen französischem Text die wiederholte Anrede my dear madam sich sehr gesucht und bei solchem Anlaß albern ausnimmt.*) Wie wahr und innerlich gerechtfertigt klingt dagegen ein Wort Wilhelm von Humboldt's in einem Brief vom 20. Juli 1805 an den großen F. A. Wolf über den dahingegangenen Dichter: „Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochenem, edelm und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung wird ebenso wenig in langer Zeit wieder aufleben, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden.“ Den größten Raum dieser Abtheilung nimmt aber die Correspondenz mit Zacharias Becker in Gotha ein, dessen unablässiges Bemühen, die bedeutendsten Theater zu Festvorstellungen zu dem Zweck eines Nationaldanks für Schiller's Hinterbliebene zu bewegen, von schönem Erfolge gekrönt wurde. Danach berichtigt sich die, wenn ich nicht irre, von Jördens ausgegangene Mittheilung, daß infolge der Kriegsunruhen aus Becker's Plan nicht allzu viel geworden sei, und wir lernen den braven Patrioten, den Märtyrer Napoleonischer Willkür, den ehrlichen Herausgeber des hausbackenen „Noth- und Hülfsbüchlein“ auch von dieser Seite achten und lieben. „Es

*) In einem spätern Brief an die Erbprinzessin von Mecklenburg erzählt Lotte, Frau von Humboldt habe Coppet besucht, Coppet, „wo die Staël auf dem Lande zu leben wähnt und nicht einmal wußte, daß der Mond auf ihren Balcon schien“.

muß doch einmal", schreibt er an Charlotte, „da in unsern Tagen so viele Bubenstücke im Großen gelingen, auch etwas Gutes, wenigstens im Kleinen zu Stande kommen!" Iffland, ihm ebenbürtig in patriotischer Gesinnung, unterstützte auch seine pietätvollen Bemühungen für die Hinterlassenen des deutschen Dichters eifrigst.

In den folgenden Briefen an „Schiller's Verwandte", besonders Frau Reinwald in Meiningen, spricht sich in rührendster Weise die liebevollste Pietät für Schiller und Schiller's Andenken aus. Mit seinem Tode ist Charlottens Leben abgeschlossen und sie lebt nur noch ihren Kindern. Für uns in Meiningen, die wir mit Liebe jede Reminiscenz an Schiller's Aufenthalt in unserer Gegend pflegen, ist eine Notiz aus einem Brief Charlottens von Werth, welche eine hier im Schwange gehende Tradition bestätigt, daß nämlich Schiller öfter hier in Reinwald's Berggarten verweilt habe, den wir deshalb mit besonderer Theilnahme zu betrachten pflegen. Nun schreibt Lotte (12. October 1797) von ihrem „Lieblingsplätzchen bei den Fichten" in diesem Garten, und so dürfen wir wol annehmen, daß die ehrwürdigen Bäume, die Referent von Jugend auf mit ehrerbietigem Interesse betrachtete, wirklich Schiller einst schon Schatten gegeben.

Wie schön ist das, was Charlotte in Bezug auf öffentliche Verhältnisse ausspricht. Als ihr ihre Schwägerin Luise Franckh, Schiller's zweite Schwester, zur Adelserhebung gratulirt, erwidert sie (29. October 1802): „Wie ich über diese Dinge dachte, habe ich gezeigt, und man wird mir, hoffe ich, nicht zutrauen, daß ich so etwas gesucht hätte; doch ist mir jeder Beweis einer öffentlichen Achtung, der Schiller widerfährt, erfreulich, weil ich gern sehe, daß man seine Verdienste anerkennt. Auch kann man nicht wissen, wozu es bei den Kindern in Zukunft führt." Als Schiller dahingeschieden und lange Jahre vergangen sind, da erfreut sie sich (8. November 1815) noch der allgemeinen Theilnahme und des Segens, der auf dem Namen Schiller, Freunde aus Unbekannten werbend, ruht und nennt es „ein süßes Band der Dankbarkeit, welches sie auf solche Art an die Nation bindet". Auch sonst fühlt sie sich mit dem Geschick des Volks verbunden. Sie freut sich über die Wartburgfeier, findet sie unschuldig und erzählt mit Behagen, wie, als Kotzebue's deutsche Geschichte, die man in das Feuer geworfen, nicht gleich brennen will, der Anführer das Buch mit einer großen Stange hineingestoßen und gerufen habe: „Der Kerl hat zu viel Wasser, drum brennt er so schwer." Auch sonst eifert sie gegen Kotzebue's Treiben, aber dagegen wünscht sie den Minister Stein kennen zu lernen, „denn dieser interessirt und freut sie noch. Nur Geist und Kraft und der Wille für das Gute sind etwas werth."

Mit den letzten Mittheilungen habe ich schon vorausgegriffen, sie sind den „Briefen an Verschiedene" entnommen. Ich kehre zu den Briefen an die Verwandten Schiller's zurück und theile zunächst die Beschreibung seiner letzten Augenblicke aus einem Brief an Luise Franckh vom 12. Juni 1805 mit:

Liebe, gute Luise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte neun Tage! Er war viel ruhiger als sonst, nahm theil, solange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag phantasirte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er that es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags; von Montag Nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasirte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen, kurz, wenn er sich selbst bewußt war, war er liebevoll, freundlich. Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh' ich zu Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin.) Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm, da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute!.... Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasirte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Muth verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut" (ich rief mir die gute Natur unserer geliebten Aeltern zurück); ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief; und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt!

So hatte Gott Schiller's Gebet erhört: „Du von oben herab bewahre mich vor langen Leiden." In demselben Briefe widerspricht Charlotte denen, die behauptet hatten, er producire schwer: „Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen: wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht und er war am glücklichsten in diesem Moment."

Nach den schon oben erwähnten „Briefen an Ver-

schiedene" (Friederike von Gleichen, Frau Griesbach, Karoline von Humboldt) folgt der „Briefwechsel mit dem Freiherrn Friedrich von Stein", „dem von Goethe und Schiller geschätzten Lieblingssohn" der Freundin Goethe's, geb. 1773, gest. 1844. Diese Abtheilung enthält im ganzen weniger Briefe, die sich auf allgemeinere Interessen bezögen; dafür aber gewährt sie einen schönen Einblick in die durchaus liebenswürdige Persönlichkeit Charlottens. *) Ihrem funfzehnjährigen Freunde erzählt sie, daß sie als Kind einen Roman geschrieben, in welchem der Held, nachdem alles zu Ende war, schloß: „Und da starb ich." Und diese kindliche Naivetät hat sie sich gewahrt, auch bei der reichen Bildung, die sie sich erwarb. Unterm 31. März 1803 erzählt sie Uhden, der aus Italien gekommen war, nach, wie ökonomisch der Papst geworden. Er habe statt der Wachskerzen Oellampen eingeführt und habe neben sich ein kleines Wachsstöckchen stehen, das zünde er an, wenn er lesen wolle. Allen Freunden drücke er die Hand und sei erstaunend höflich. „Kurz", schließt sie, „der alte Stolz der Päpste ist verschwunden bei ihm und wenn sich auch ein Kaiser fände, der ihm den Steigbügel halten wollte, so würde er sich nicht darein finden können. Ich bin ordentlich gekränkt, daß die Größe des Papstes verschwindet, denn in der Phantasie war er eine so wunderbare Erscheinung."

Stein seinerseits zeigt sich als eine verständige und tüchtige Natur. Er will arbeitsam und thätig sein, solange er kann und dann im Alter sich „gern erinnern, daß er die vorzüglichsten Männer seines Zeitalters gekannt hatte, daß er die treuesten wärmsten Freunde hatte, daß er die beste Mutter und Großmutter besaß, daß er alles Reine, Schöne und Hohe genossen, daß er seine Gewalt (als Beamter) nicht gemisbraucht und daß er sich vor höherer Gewalt nie unrechtlicherweise gebeugt habe". Gewiß eine Lebensauffassung, die auf eine edle Natur hinweist. Seine Urtheile über literarische Erscheinungen sind durchweg verständig. Ich weiß nicht, ob es auch andern einen so eigenthümlichen Eindruck macht wie mir, wenn ich Werke unserer classischen Schriftsteller, die wir jetzt aus weiter Entfernung als gegebene Factoren unserer eigenen Bildung betrachten, von Zeitgenossen jener als Novitäten besprochen lese. Einige Proben werden die Leser d. Bl. interessiren. Ueber die „Jungfrau von Orleans" unterm 31. October 1801:

Seit ich Sie verließ, wertheste Freundin, sah ich in Leipzig die „Jungfrau von Orleans" und las sie erst hier. Die bürgerlichen Trauerspiele, die wir seither am meisten auf dem deutschen Theater gesehen, haben uns so sehr herabgezogen aus der höhern Sphäre dieser Dichtung, daß ich mich nicht sogleich bei der ersten Vorstellung mit des Dichters Forderung, Wunder zu glauben, versöhnen konnte; doch als ich es las, veränderte ich meine Meinung hierüber, indem ich zugleich zu der überging: daß dieses Stück nicht den bescheidenen Namen eines Trauerspiels, sondern den einer dramatisirten Epopöe verdient. Das schöne Titelkupfer drückt, wie mich dünkt, den Charakter der Jungfrau sehr richtig aus. Es ist eine vollkommene Natur ohne ein weiblich warmes Herz, und so ist sie ganz geschaffen zu einem Organ und Werkzeug höherer Macht. Ein Blick, ein vorübergehendes Gefühl und Schonung ihres Königs Feindes ist ja nur die ganze Sünde, die ihren Fall bereitet. Wie schön ist das Lob des Dichters aus des Königs Munde, wie herrlich kraftvoll und groß ist der Tod des Atheisten Talbot, nebst Dunois' und Karl's Worten nach demselben, wie reizend erhaben zuletzt die Apotheose der Jungfrau aus ihrem eigenen Munde. An der streitlustigen Jungfrau Stelle hätte ich Montgomery's Leben nicht so lange, als sie thut, gefristet; angenehm erinnerte mich jedoch diese Stelle an den Achilles im Kampfe mit den Flüssen, der mit (wo ich nicht im Namen irre) Lykaon, Priamus Sohn, ein ähnliches Gespräch führt.

Für die Mittheilung des „wunderbaren Trauerspiels", die „Braut von Messina", dankt er bestens. „Die Chöre wollen mir zwar nicht zu Sinn, doch sagen sie oft kluge Dinge, man freut sich daher nach jeder Begebenheit ihr Urtheil zu hören. Die Composition ist so symmetrisch, daß man sie einem Gemälde aus Herculanum vergleichen könnte. Man würde auch viele Stellen dieses Stücks auf diese Weise zu malen Stoff haben." Ueber „Tell" in einem Brief vom 5. Januar 1805:

Welche Freude, theuere Freundin, haben Sie meiner Frau und mir bereitet, indem Sie uns den „Tell" senden. Mit Rührung hatte ich ihn gesehen, und mit erhöhtem Genuß habe ich ihn nun gelesen. Sagen Sie dem Schiller unsern wärmsten Dank. Wie reizend liegt die Welt vor ihm mit der Fülle ihrer Kräfte und Verhältnisse; ich möchte dem eigenen Anblick entsagen, um immer nur in diesen Spiegel zu sehen. Er ergreift sich die gewaltigen Menschen aus der Menge, er stellt sie an ihren Platz, er faßt sie ganz, weil sie auf eine Weise ihm gleichen. Die Schilderung des platten Landes von Tell, die schöne Ansicht des Adels von Rudenz, des alten Schweizerlebens bei Attinghausen haben mich besonders gefreut. Mit weniger Worten habe ich keine vollkommenere Charakteristik gehört, als daß Tell den Nachen im Sturme bestieg, weil er es nicht lassen kann. Den fünften Act halte ich für eine Schuld, die Schiller der Revolutionsgeschichte bezahlt hat; da er so schön ist, so möchte ich ihn um alles nicht missen, und ich finde, daß er bei dem Lesen zum Ganzen unumgänglich nöthig ist. Ob aber bei einer Vorstellung auf dem Theater der fünfte Act nicht wegzulassen sei, darüber wünschte ich wol Schiller's Meinung zu hören.

Von Hermes, dem berühmten Verfasser von „Sophiens Reise", macht er eine amusante Schilderung:

Sie äußerten mir einmal den Wunsch, von Hermes etwas zu hören, und ich habe Ihnen nichts von ihm schreiben können. Erst kürzlich habe ich seine Bekanntschaft gemacht, denn die Beschreibung, die man mir von ihm machte, trieb mich nicht an, ihn aufzusuchen. Ich habe ihn im Umgang sehr angenehm gefunden, er weiß eine zahllose Menge von Anekdoten und wechselt sehr ab im Ton der Erzählung. In alle Begebenheiten ist er verwickelt gewesen; „mon opinion, ich glaube, selon moi, ich kann davon urtheilen", sind Worte, die man oft wiederholt

*) Eine kurze Bemerkung in einer Note für den Herausgeber. Unterm 23. April 1788 trägt Charlotte dem jungen Stein auf, sich zu erkundigen, wer wol eigentlich noch die „Fragmente eines Geistersehers" von Moritz von ihnen (d. h. der Familie Lengefeld) habe. Der Herausgeber bemerkt dazu: „Wol von Schiller, die Knebel zu haben wünschte. «Briefe an Knebel», S. 33; «Schiller und Lotte», S. 40." Die „Briefe an Knebel" habe ich nicht zur Hand; in „Schiller und Lotte" schreibt letztere an der angeführten Stelle an Schiller, Knebel wünsche dessen „Geisterseher" zu lesen und sie werde ihm daher die „Thalia", die sie in Händen habe, schicken. Diese Stelle beweist also, scheint es, im Gegentheil, daß sie sich nach einem Buch, was sie in Händen hatte, doch wol nicht erkundigte. Und warum sollte sie in dem Brief an Stein nicht wirklich K. Philipp Moritz' „Fragmente aus dem Tagebuch eines Geistersehers" (Berlin 1787) gemeint haben?

von ihm hört. Ob er gleich, wie mir scheint, gegen 55 Jahre alt sein mag, so empfindet er noch sehr lebhaft und er hängt mit Liebhaberei seinen Empfindungen nach. Ich habe ihn weinend, indignirt, galant, moralisch und lustig gesehen. Kurz, er ist ein koketter Mann, und ein solcher ist fast so amusant als eine kokette Frau. Seine Predigten sind hier berüchtigt wegen allerhand Bizarrerien, die darin vorkommen. Ich habe nur eine einzige gehört, und weil ich in der Absicht hingegangen war um zu lachen, so habe ich sie gar nicht so lächerlich gefunden. Außer dem Versprechen, daß er seine Predigt (wie immer geschieht) im Druck herausgeben wolle, und der Versicherung, daß wir während seiner Predigt weinen würden (wie nicht geschah), hätte ich ihm nichts aufschnappen können. Es war übrigens eine orthodoxe Predigt mit vielen Stellen aus der Heiligen Schrift belegt.

Sie fragen, was Hermes von den „Xenien" gesagt hat. Er hat darüber gepredigt, jedoch ohne den Namen zu nennen. Seine Predigt betraf die Pflichten eines Christen, wenn er auf eine so hösliche Art öffentlich angegriffen würde, wie dermalen in der Gelehrtenwelt häufig geschehe. Er hat unglücklicherweise diese Predigt nicht drucken lassen, sonst sollten Sie sie haben.

Ueber Goethe findet sich eine sehr harte Aeußerung in dem Brief Stein's vom 12. April 1805. Goethe's Krankheit sei ihm nahe gegangen, obgleich seine Freundschaft ihm völlig abgestorben sei. Goethe habe seit mehreren Jahren höchstens dann ihm ein freundliches Wort gegönnt, wenn er eine Dienstleistung verlangte, und ihm übrigens die größte Gleichgültigkeit bewiesen.

Dagegen spricht Charlotte auch in diesen Briefen mit rührender Zärtlichkeit von Schiller. Besonders wichtig aber ist uns ein Zeugniß aus ihrem Munde über Schiller's nationale Gesinnung.

Diese Zeiten, diese Demüthigungen — schreibt sie im Jahre 1806 — die wir als Nation erfahren mußten, hätten Schiller's Geist tief geschmerzt! Seine ruhige Thätigkeit würde er unterbrochen gefühlt haben, und sein Geist würde schmerzlicher das Enge seines leidenden Lebens gefühlt haben; wie er selbst Kraft in sich fand, seinen Geist über die Wirklichkeit zu erheben, so sah er auch die Welt gern in Harmonie und Ruhe — und wo ist diese jetzt?

Der sechste und letzte Abschnitt unsers Buchs enthält den Briefwechsel mit der Mutter der Herzogin Helene von Orleans, der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Karoline Luise, der Tochter Karl August's. Die Briefe Charlottens, trotzdem daß sie in den Anfangs- und Schlußformeln die höfischen Formen bewahren, sind doch voll herzlicher und empfundener Freundschaft. Was den Inhalt betrifft, so fällt vor allem ein ungemessener Goethe-Cultus der beiden Correspondentinnen in die Augen. Goethe heißt nicht anders als „der Meister"; dieser Titel vertritt vollständig seinen Namen. Zu „Schutz und Trutz" haben sich die beiden Verehrerinnen vereinigt um Goethe's Majestät wider alle Gegner zu wahren. Charlotte „möchte ihm gern alle Kronen aufs Haupt setzen; die Dichter-, Bürger- und Heldenkrone", ein in Betreff der letztern Krone allerdings etwas bedenkliches Unternehmen. So begeistert sie sich sogar für die „Farbenlehre":

So ergötze ich mich jetzt an dem zweiten Theil der „Farbenlehre". Ich bitte unterthänig, lesen Sie ihn. Es ist so etwas Prächtiges, so rein verständig und groß gesehen. Die Ansichten, die der Meister darinnen ausspricht, sind wunderbar groß, und man steht wie vor einem gefundenen Schatzkästchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geschichte der Wissenschaft, die Charakterisirung der Individuen ist so prächtig! Dies Kapitel, das „Lücke" überschrieben ist, ist vortrefflich; was er da klar und schön alles aufstellt, ausspricht, ist unaussprechlich —

ein Enthusiasmus, zu dem die nüchterne Naturwissenschaft ironisch das Haupt schüttelt. Mehr kann man ihren Beifall theilen, wenn sie über die kalte Aufnahme von „Dichtung und Wahrheit" das Publikum anklagt:

Des Meisters Leben klingt nicht dem großen Haufen, merke ich, und es wäre mir leid, weil er empfänglich für die äußern Stimmen ist. Mit rechter Wärme, wie man es ergreifen soll, fürchte ich, wird es nicht aufgenommen, sonst sprächen wol alle Menschen davon. Sie wird es freuen und ansprechen, nicht blos, weil es vom Meister ist; es ist ein so reiches, schönes Gemälde des Lebens, der Verhältnisse jener Zeit, und er selbst steht als Gegenstand lieblich und freundlich da. Ich finde es musterhaft erzählt und so heiter gestellt, und begreife gar nicht, wie man sich nicht daran freut, und so wie man sich über nichts mehr freuen kann; denn es gibt doch nur einen Meister. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche oder ob die Welt kalt ist. Aber mich dünkt es so, als spräche man nicht genug davon. Ich glaube, die Welt wird so albern und hat kein Urtheil mehr.

Ein hübsches Witzwort von Goethe erzählt sie unterm 22. Januar 1811. Die Gebrüder Boisserée hatten mit ihrer Sammlung nach Weimar kommen wollen; Goethe hatte es verhindert und freute sich darüber. Als Charlotte ihm beistimmend sagte, auch ihr sei das nicht unlieb, da sie nun nicht nöthig habe, den Herren eine Artigkeit zu erzeigen, entgegnete der Meister: „Liebes Kind, eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Colonialwaaren und glaubt alles gethan zu haben, während wir andern wirklich artig sein müssen."

Ueber den alten J. H. Voß macht sie selbst ein gutes Bonmot. „Ein falscher Fuß im Silbenmaß ist bei dem glücklichen Menschen schon Verbrechen." Weniger gut kommen die Romantiker weg. Als sie die Nachricht mittheilt, daß die Staël mit August Wilhelm Schlegel von Wien aus sogar vielleicht „über das Meer" wolle, setzt sie hinzu: „Ach es ist eine unbeglückende Last, die das Schiff tragen wird! Denn die Ruhe und der Friede des Gemüths flieht diese Gesellschaft. Und wo es keinen Esprit gibt, wo Schlegel nicht recensiren kann, mag es ihnen abscheulich zu Muthe sein. Es ist eine Art Flucht." Novalis erkennt sie freudig an, bedauert aber den unglücklichen Einfluß, den Schlegel und Tieck auf ihn gehabt:

Ich habe jetzt die Schriften von Novalis wieder; ein Lied ist vortrefflich, das „Sehnsucht nach dem Tode" heißt. Das hat mir recht ans Herz gesprochen. Ueberhaupt ist ein Zauber und Reichthum in der Phantasie des Novalis und eine Kindlichkeit der Ansichten, die mir in diesen Tagen ordentlich neue Schwingen gab. Nur die spätern Aufsätze liebe ich nicht, wo er durch seine Freunde spricht und die Ansichten Tieck's und Schlegel's in sein kindliches Wesen übergegangen sind, und ein Mixtum entstand; er wollte alles mit dem Verstand zerschneiden, was nur seine Phantasie fassen konnte, und so sollte er es auch wiedergeben und nicht sich zwingen, eigene Formen zu finden, die ihm die philosophische mystische Schule aufgedrungen hat; er hatte reine Mystik und suchte das Höhere aus Bedürfniß des Glaubens, nicht als Nothbehelf, wie seine genannten Freunde.

die ihr ärmliches, ausgelebtes Wesen noch mit bunten Lappen ausziren möchten und denen nichts Ernst ist, wenn ihre Phantasie abgestumpft ist. Ich werde es noch erleben, wie ärmlich Fr. Schlegel und Tieck enden werden in der literarischen Welt. Zum Theil ist es schon geschehen. Tieck war voriges Jahr doch in Baden, und Kettenburg kann Ihnen davon Belege geben. Wenn es ihnen nicht mehr gegenwärtig ist, so lesen Sie den „Heinrich von Ofterdingen" wieder; er hat mich recht ergriffen und weich und warm gestimmt. Die Hymnen an die Nacht sind auch prächtig.

Großes Aufsehen erregte in der weimarischen Welt ein Vorfall mit dem Arnim'schen Paare, Achim von Arnim und Bettina dem Kinde. Charlotte schreibt darüber unterm 11. September 1811:

Seit 14 Tagen sind Arnims hier. Er ist graziös, liebenswürdig wie sonst, schreibt aber, unter uns gesagt, auch wie sonst und schreitet nicht vor; doch muß man ihn lieb haben und die einzelnen Aperçus seiner geistigen Geburten auch. Mit seiner Frau ist er so graziös und mild, daß es mich freut. Die Frau ist recht geistreich und lebendig, und erzählt vortrefflich. Sie ist viel stiller geworden, als sie sonst war, und da kann ich auch mit ihr fortkommen. Sie liebt den Meister auf eine rührende Weise, aber denken Sie nur, daß ihr die dicke Hälfte das Haus verboten, de but en blanc eine Zänkerei in der Ausstellung angefangen und ihr gesagt hat, sie würde sie nicht mehr sehen u. s. w. Die Bettina ist eigentlich blos des Meisters wegen hier, freute sich auf ihn, sehnte sich ihn zu sehen, und seit diesem Vorfall nimmt er auch keine Notiz von ihr. Sie hat ihm vorgestern geschrieben, gesagt, sie wollte der Frau ihr Betragen ganz vergessen, er würde ihr immer lieb bleiben, und er antwortet nicht, kommt nicht! Das ist eines meiner Leiden, denn die Frau wirft mir nun auch alle Tage Brocken hin über Herzlosigkeit und Schwäche des Meisters. Die Frau sieht ihn gar nicht wie ich; vertheidigen kann ich ihn nicht und doch auch nicht verdammen.

Das ist die rechte Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles versagt, wenn man ihr alles gewährt.

So denke ich, dachte ich, und bleibe fest in meinem Sinn und Neigung.

Wie komisch nimmt sich neben dieser Enthüllung die geheimräthliche Umschreibung des Vorfalls bei Goethe selbst in den „Annalen" aus: „Ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in die sich die ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte." So lautet der von Lotte erzählte Skandal in den diplomatischen Stil Goethe's übersetzt. Noch in Mecklenburg tönt diese welthistorische Streitigkeit wieder. Die Prinzessin antwortet unterm 10. October:

Die Geschichte von unsers Meisters Hälfte und der Bettina hat hier in der Colonie Zwistigkeiten angerichtet. Ich bin nicht mit des Meisters Verfahren zufrieden, wundere mich aber nicht darüber und verkenne ihn deswegen nicht weniger, denn ich sage: wer Dreck anfaßt, besudelt sich (wie Sie wissen, ein Lieblingssprichwort von mir), und daß er den angefaßt hat, weiß ich schon lange und habe ihn trotzdem doch immer frisch zu geliebt und finde deswegen auch Ihre darauf angewendeten Verse ganz vortrefflich, wie auch an sich selber; Fräulein Knebel aber will mir das Thun in sich selbst entschuldigen, will gar finden, daß Goethe recht habe und daß sie es sehr natürlich fände, sich eine in Liebe zudringliche Dame, wie Bettina, vom Halse zu halten. Ich gebe ihr hierin gar nicht recht und bedauere nur die arme Bettina, weil ich zu ihren Ehren glauben will, daß ihr das Verfahren leid thut; ich bedauere den Meister, der sich dem T. ergeben hat, bedauere die arme Lolo, die nothwendigerweise um ihn leiden muß, und bedauere von uns einen jeden der Eidgenossen des Schutz und Trutzes, die nun doch ins Gedränge kommen, denn am Ende gehören Arnims trotz aller ihrer Liebe doch nicht so ganz zu unserm Bündniß, und wenn's auf Schutz und Trutz ankommt, mögen sie uns nicht vom losen Maule lassen.

Hier stellen sich die Correspondentinnen auf Seite der Romantik, aber nur um die „dicke Hälfte", wie Goethe's Frau fast durchgängig genannt wird, desto härter anzugreifen. Diese Angriffe kehren in dem Buche sehr häufig wieder und drücken, wie man auch sonst weiß, die Stimmung der höhern weimarischen Gesellschaft aus; ob sie aber auch gerecht sind, läßt sich füglich bezweifeln. Goethe selbst wenigstens hat anders geurtheilt.

Bei Gelegenheit der Aufführung von Calderon's „Standhaftem Prinzen" gibt Lotte der Prinzessin eine sehr begeisterte Schilderung der Aufführung und zwar „auf Befehl des Meisters". Man bekomme, sagt sie, tiefen Respect vor Goethe's Klugheit und Verstand in solchen schweren Aufgaben. Alle Schauspieler seien doch nur sein Organ und ohne ihn, ohne diese geistige Ansicht wäre es rein unmöglich, so etwas unternehmen zu können. Bei der ersten Aufführung „hat der Meister und Lotte geweint". Wieland dagegen hatte einen „ordentlichen Grimm", daß Lotte sich von dem Stück so gerührt zeigte.

Aber nicht nur im Theater, auch im Leben zeigte Charlotte ein Herz für alles Große empfänglich. Wie begeistert spricht sie über die erhebende Zeit der Freiheitskriege, wie tapfer entläßt sie den eigenen Sohn in den heiligen Kampf, wie zeigt sie sich sorgsam thätig in weiblicher Geschäftigkeit für die Pflege der vaterländischen Krieger. „Jetzt erst fühlt man doppelt alle Leiden dieser Tyrannei, weil man sie aussprechen kann. Ich habe oft nur in meinem Herzen aussprechen können durch Seufzer, wie mich Deutschland, wie ich mir selbst weh machte. Eine schönere, glückliche Epoche wird kommen oder ist schon da; wir müssen sie nur auch mit Würde aufnehmen und nutzen." Ja, diese vaterländische Gesinnung Lottens bringt sie sogar dazu, an dem „Meister" zu meistern. Sie hat ihn am 1. Juli 1814 besucht und abgespannt, unbehaglich, unklare Sätze aussprechend gefunden. Sie findet mit Schmerz, er scheine von der Welt zu denken: Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt. Und, setzt sie hinzu, „wenn man in der Welt den Glauben ans Gute und Große verliert, so ist es auch für uns nicht da". Auch die Prinzessin selbst zeigt sich deutscher Gesinnung.

Das Bild von Charlottens Persönlichkeit, welches aus dem Ganzen des Buchs hervorgeht, ist ein höchst erfreuliches und ansprechendes. Gefühlvoll ohne Sentimentalität, gebildet ohne zum Blaustrumpf zu neigen, voll inniger Zärtlichkeit gegen Schiller und ihre Kinder, als Witwe voll rührender Pietät gegen des großen Gatten Andenken, eine deutschgesinnte Frau — diese Züge bilden einen Charakter, wol würdig, dem Liebling des deutschen Volks als Lebensgefährtin zur Seite zu stehen.

August Henneberger.

Heine-Steinmann'sche Publicationen.

1. Berlin. Herbstmärchen in 27 Kapiteln. Von H. Heine. Amsterdam, Gebrüder Binger. 1861. 8. 1 Thlr.
2. Dichtungen von H. Heine. Zwei Theile. Amsterdam, Gebrüder Binger. 1861. 8. 2 Thlr.

Die alten Römer hatten ein Sprichwort: „Gallus in suo sterquilinio plurimum potest" („Der Hahn vermag am meisten auf seinem Miste"), und die sicilischen Landwirthe haben, wie Goethe in seiner „Italienischen Reise" anführt, das Sprichwort: „Der Mist verrichtet mehr Wunder als die Heiligen." Diese Sprichwörter fielen uns nach der im ganzen nicht wenig peinlichen Lectüre der vorliegenden drei Bände unwillkürlich ein. Denn in der That vermochte der spätere Heine wie der Hahn das Meiste auf seinem „Miste" (wir bitten für das Wort um Verzeihung!), und wie in Sicilien verrichtet auch in diesen drei Bänden der „Mist" mehr Wunder als die Heiligen, nur daß die Düngung in diesen „Dichtungen" nicht so viel duftige Blüten und süße Früchte treibt als auf den gesegneten Fluren Siciliens.

Man erlaube uns zuvörderst eine kleine Blumenlese, und zwar zunächst aus dem Herbstmärchen „Berlin". S. 45 heißt es:

Da lagen sie alle, die Feinde mein,
Die zischenden Kröten, die Unken;
Die Verwesung fraß ihre Cadaver schon:
Sie haben höllisch gestunken.

S. 46:

Wenn auf dem Mist alle Viere streckt
Dein Feind, dein höllisch verwegner.

S. 66:

Gibt's trotz der gesteigerten Industrie
Kein Mittel? nicht Deiche und Dämme?
Fehlt es an einem Ausbindungsgesetz?
Gibt's keine Lausekämme?

Es bedroht dich der duftende Weichselzopf,
Des Polackenlandes Grausen,
Beginnst du nicht bald den grindigen Kopf
Con amore gründlich zu lausen.

S. 68:

„Auf Taille! — so schloß er den herzlichen Brief —
„Gesprochen wie'n Buch! Gestunken
Bestialisch der Weichselzopf, doch mir
Die schönen Polinnen gewunken."

S. 112:

Sie kennt nicht das deutsche A=B=C,
Doch kennt sie die deutschen Musen
Anatomisch genau vom Kopf bis zur Zeh,
Das Herz, den Steiß und den Busen.

Sie vertraute mir, daß von Eis das Herz
Gepocht kaum unter dem Kleide,
Der Steiß — — — — der Busen öd'
Wie die Lüneburger Heide.

S. 137:

Drum weiß man auch nicht, ob S. oder P.
Der größte ist unter den Dichtern,
Ob der Münsterer, ob der Stettiner ist
Was der A . . . unter den Gesichtern.

S. 151:

Zu Schweinemastdarm festgestopft
Der Mönche feiste Bäuche,
Als Fricassée der Hintertheil
Von Nonnen, der taubenfleischgleiche.

Aus dem ersten Theile der „Dichtungen", S. 27, wo es von einem Original heißt:

Weiß nicht, ob es küssen kann,
Ist darob im Zweifel,
Ob den Mund, ob A . . . man küßt —
Hole mich der Teufel!

Ob das andere Geschlecht
Geht im Unterrocke,
Ob die Ziege geht zum Hengst,
Oder ob zum Bocke.

S. 67:

Und so schlug denn die Verwesung
Ihre langen Tatzenfinger
In den Leichnam, und bestialisch
Stank es in dem Schlangenzwinger.

S. 148:

Wozu genügen drei Minuten?
Reif zu werden für das Grab,
Und — wenn man nicht viel getrunken —
Um zu schlagen das Wasser ab.

S. 164:

Die Rückert, Uhland und weiter
Wetteifern mit dem Bär,
Sind faule Bärenhäuter
Und stinken so wie er.

Aus dem zweiten Theile, S. 30:

Frau Germania geht zu Stuhl
Schon nach meinen Mixturen,
Und ihr Mastdarm Arien singt
Mit Coloraturen.

S. 81:

So gehn ab Jauch' und Gewürm
Unter holdsel'gen Düften,
Die die deutsche Literatur
Lang mephitisch vergiften.

Aus dem — — — gehn sie ab,
Afterkritische Finken,
Wiedehopfe der Kritik,
Und nach Mist sie stinken.

S. 153:

Auch mit gar gewaltigen Dichtern —
Kerlen wie der A . . . unter den Gesichtern —
Und mit vielen andern Himmelsgaben
Ist gesegnet das gute Land Schwaben.

Und wenn die poetischen Lauf'wenzel
Singen ein Tutti, und Meister Menzel
Kritisirt durch die Afterbrille
Herz und Nieren und Mastdarm der Grille . . .

Doch es mag mit dieser Blumenlese genug sein, nur daß wir noch hinzufügen wollen, daß einiges, z. B. das Gedicht „Juste Milieu", wegen seiner Obscönität sich gar nicht hier abdrucken läßt.

Freilich drängt sich hier die Frage auf, ob die in diesen drei Bänden zusammengestellten Producte heiterer oder übler Laune wirklich, wie dem Publikum vorgespiegelt wird, sämmtlich oder auch nur zum größern Theile aus Heine's Nachlaß herrühren? Bekanntlich hat der Bruder Heinrich Heine's, der Eigenthümer und Hauptredacteur des „Fremdenblatt", Gustav Heine, im „Interesse der Wahrheit und literarischen Ehre" seines verstorbenen Bruders folgende, Wien den 9. December 1860 datirte Erklärung in den öffentlichen Blättern veröffentlichen lassen: „Hr. Steinmann in Münster hat kürzlich bei Binger in Amsterdam drei Bände, angeblich «Heinrich Heine's Nachlaß», erscheinen lassen, und kündigt davon noch mehrere Bände an. Obschon fest überzeugt, daß hier nur eine Täuschung vorliege, wandte ich mich doch zuerst an Hrn. Steinmann in Münster, um von demselben über die Art und Weise, wie er in den Besitz des angeblich von Heinrich Heine herrührenden Nachlasses gelangt sei, Auskunft zu verlangen. Hr. Steinmann hat aber auf meinen dringenden Brief eine ausweichende Antwort ertheilt. Zur Wahrung der literarischen Ehre meines Bruders fühle ich mich daher im Namen meiner Familie und der Witwe Heinrich Heine's zu folgender Erklärung verpflichtet: Von meinem Bruder existirt

weder ein Gedicht noch sonst ein Aufsatz, der nicht von ihm selbst geschrieben oder wenigstens mit seinem vollen Namen unterschrieben ist. Mein Bruder, Heinrich Heine, hat übrigens nur wenige Manuscripte hinterlassen, die sich sämmtlich in den Händen seiner Witwe befinden; die Memoiren Heinrich Heine's befinden sich in meinem Besitz. Der von Hrn. Steinmann herausgegebene Nachlaß kann daher nicht von Heinrich Heine sein, und das Publikum wird insofern vor dem Ankauf dieser Bücher gewarnt. Ein für allemal werden zugleich alle angeblich aus dem Nachlasse Heinrich Heine's herrührende Werke, wenn sie nicht von dem rechtmäßigen Besitzer unter klarem Nachweise der Echtheit herausgegeben werden, für falsch erklärt."

Dieser Erklärung zufolge hätten wir es also hier mit einer ganz unwürdigen Speculation, einer literarischen Fälschung ganz unerhörter Art zu thun. Uebrigens bemerkte schon vor dem Erscheinen dieser Erklärung ein Berichterstatter in dem hamburger Blatte „Der Freischütz" (vom 4. December 1860), in Bezug auf die hierbei ins Spiel kommende Rechtsfrage: „Durch die unbefugte Herausgabe der vorliegenden «Nachträge» ist somit zunächst die Pietät gegen den Willen des Verstorbenen ebenso schamlos wie das Recht seiner Erben verletzt worden. Nur zwei Fälle sind möglich. Entweder Heine hatte die in Rede stehenden Productionen sämmtlich oder theilweise, in der vorliegenden oder in veränderter Form, zur Aufnahme in die Gesammtausgabe seiner Werke bestimmt: dann kommt die voreilige Publication seiner Manuscripte, selbst wenn Hr. Steinmann auf rechtlichem Wege in den Besitz einer Abschrift gelangt ist, einer durch nichts zu entschuldigenden Handlung gleich. Oder der Dichter hielt die fraglichen Stücke überall keiner Veröffentlichung werth und wollte sie geflissentlich der Vernichtung anheimgeben: dann ziemte es sicherlich keiner fremden Hand, dieselben unter irgendeinem Vorwande ans Licht des Tags zu ziehen. Es gereicht dem deutschen Buchhandel zur Ehre, daß kein einheimischer Verleger sich zur Theilnahme an dieser unwürdigen Geldspeculation verleiten ließ; und die «Pietät» gegen den Verstorbenen, welche Hr. Steinmann als Motiv der Herausgabe vorschützt, wird aufs schlagendste durch den Umstand illustrirt, daß er zum Verleger dieser «Nachträge» keinen andern als den Nachdrucker von Heine's sämmtlichen Werken ersah!"

Aus der Erklärung G. Heine's geht übrigens hervor, daß derselbe sich nur im Besitze der „Memoiren" seines Bruders, die Witwe desselben im Besitze gewisser und nur weniger Manuscripte befinde. Dies schlösse jedoch die Möglichkeit nicht aus, daß Heine einzelne Brouillons an Besuchende, die ihm ein handschriftliches Andenken abzulocken suchten und wußten, verschenkt habe, oder daß speculirende Bekannte den Zustand der Unbehülflichkeit, in welchem sich Heine infolge seiner Krankheit befand, dazu benutzten, auf weniger löbliche Weise in den Besitz Heine'scher Brouillons zu gelangen. Friedrich Steinmann selbst erzählt in seinem 1857 erschienenen Buche über Heine, dieser habe testamentarisch verfügt, seine Briefe und Papiere sollten an seinen Neffen Ludwig Emden, den Sohn seiner Schwester in Hamburg gesandt werden, und sein Freund, Dr. Christiani in Lüneburg (inzwischen verstorben) solle die Herausgabe überwachen, „daß nichts Fremdartiges sich einschleiche". Daß Ludwig Emden von Heine zum Ordner seiner Papiere ausersehen worden, berichtet auch im „Magazin für die Literatur des Auslandes" (Nr. 51, 1860) Joseph Lehmann, dem dies Heine im Juli 1854 in Paris auf seinem Krankenbette selbst erzählte. Zum Verleger des Nachlasses war Julius Campe auserſehen, der übrigens, wie man bei dieser Gelegenheit erfährt, dem Dichter bis zu seinem Tode eine Jahresrente von 800 M. Bco. als Honorar zahlte. Zur Goldquelle, wie so manche vermutheten und versicherten, sind also seine Producte dem Dichter nicht geworden, und da er von 800 M. Bco. und dem Honorar für seine Beiträge zur „Allgemeinen Zeitung" u. s. w. seinen Bedürfnissen gemäß in Paris nicht leben konnte, seine deutschen Verehrer und Freunde aber, wie deutsche Verehrer und Freunde sind, nichts für ihn thaten, so fühlt man sich versucht, über seine Dotirung durch Guizot etwas milder zu denken.*)

In Betreff des Herbstmärchens „Berlin", das sicherlich bei weitem weniger echt Heine'sches enthält als die andern beiden Bändchen, bemerkt der Vorredner selbst: „Die Hand des Dichters hat es nicht abgeschlossen; es ist aus seinen Brouillons zusammengestellt, geordnet und ergänzt von anderer Hand." Wie manchem mag es unter den hier lächerlich gemachten und mishandelten Individuen geben, den Heine zu schonen Ursache hatte oder der gänzlich seinem Gesichtskreise entrückt war, und an dem nun der Ergänzer seine Privatsatire losließ und sein Müthchen kühlte. Kann es einen sträflichern Leichtsinn geben? Raupach, H. Clauren, Gutzkow, Luise Mühlbach, Charlotte Birch-Pfeiffer, Hengstenberg, Stahl, Leo, F. Förster, Gubitz, Richard Wagner, W. Häring, Rellstab, Raumer, Mügge, Campe, der Verleger der Heine'schen Schriften, D. Kalisch, Prutz, Schücking (im Münsterschen geboren, wo auch Steinmann lebt) bis auf Louis Drucker herab werden der Reihe nach durchgehechelt; aber die Satire hat von der Heine'schen nichts weiter als den persönlichen Charakter; sonst ist sie durchaus geist- und witzlos, mit Ausnahme weniger Fettbrocken, die aus Heine'schen „Brouillons" herrühren mögen. Manche der hier lächerlich gemachten Erscheinungen und Namen sind sogar, wie dies das Lehmann'sche Blatt hervorhebt, erst nach Heine's Tode in Berlin selbst an der Tagesordnung gewesen. Besonders richtet sich die Satire gegen den „Kladderadatsch" und den berliner Judenwitz:

> Die alttestamentarische Bildung durchdringt
> Berlin von dem Zeh' bis zum Scheitel;
> Allüberall gilt Salomo's Spruch:
> 'S ist alles — nur Geld nicht — eitel!
>
> O Kalisch, du großer Lykurg, beherrschst
> Gesittung, Leben und Wandel,
> Theater, Journale, Literatur —
> O wüster Schwindel und Handel!

Ueber den „Kladderadatsch" heißt es:

> Mit seinem unflät'gen Harpyenkoth
> Darf er alles — so wähnt er — beschmuzen u. s. w.

Und:

> Von der Schüssel, die Samstags wird
> Aufgegeben vom Sudelkoche
> Und seinen „jöttlichen" Witzen lebt
> Berlin die „janze" Woche u. s. w.

Dann zieht der Satirist über die Dichter her:

> Und um ein Bändchen im Knopfloch pfeift
> Die Zunft der schlechten Poeten;
> Um Dichterpfründen bettelt keck
> Der Chor der Musageten.

Ferner über die Kritik:

> Und fügsam windet sich die Kritik
> Um Geld, die feile Dirne.
> — — — — — — —
> In allen deutschen Blättern fröhnt
> Sie priapeischen Lastern.
> — — — — — — —
> In Brunst entbrennt sie, wo sie schaut
> Nur klingende Münze in Händen.

---

*) Die in verschiedenen Blättern veröffentlichte Erklärung eines wahrscheinlich gar nicht existirenden Dr. Ernst Lacher in Amsterdam, wonach er (mit Berufung auf Heine's Stubenmädchen!) in alleinigem Besitz des Heine'schen Nachlasses sei, der auch bereits unter dem Titel „Xenien in Prosa oder die Extrablätter des Genius, von Ernst Thränenlacher" (Bonn, Delbermann, 1860) dem Publikum gedruckt vorliege, kann sicherlich nichts weiter als ein Scherz sein, oder ein Manöver, die Aufmerksamkeit auf genanntes Buch zu lenken.

Wer sollte denn die Kritik bestechen? Die Schriftsteller? Diese armen Schlucker haben dazu keinen Groschen übrig. Die Verleger? Diese glauben schon wunder weiß was geopfert zu haben, wenn sie ein Freiexemplar opfern. Von einem Kritiker aber, der ein französisches Jahrgeld empfinge, wie Heine, ist mir nichts bekannt geworden. Der Herausgeber hört übrigens schon, laut der Vorrede, „wie die Meute losbellt wider dieses Büchlein" u. s. w. Wer, indem er doch selbst nach allen Seiten hin die Zunge herausstreckt, sich im voraus so gegen die Kritik verwahrt, ist entweder moralisch feig oder verräth ein schlechtes Gewissen. Der Herausgeber ist auch so dreist, die von ihm in einer Note als „Besenbinder" witzlos verhöhnten Kritiker aufzufordern, sie möchten doch ihren Scharfsinn daran versuchen, an diesem Product zu sondern und zu sichten, was daran „Heine's ist", es werde dann später ein gewissenhafter Nachweis über „Soll und Haben", d. h. über den Ursprung jedes Kapitels, jeder Strophe, ja jedes Verses folgen, und der Vergleich dieses „Finalabschlusses mit den Ergebnissen der Kritik" werde überdies noch „besonderes" Interesse erwecken. Eine solche Sichtung wäre eine vollkommen unfruchtbare Arbeit, zu der wir für unsere Person weder Lust noch Zeit haben. Wenn man solche uns vor dem Auslande compromittirende skandalöse Reimwerke — und leider steht das Heine-Steinmann'sche nicht allein — liest, lesen muß, so möchte man in dem Umstande, daß sie überhaupt nur möglich sind, ein Symptom des traurigsten Verfalls alles dessen erblicken, was die Deutschen vordem an Gemüth, Witz, Geschmack und Gewissenhaftigkeit besessen haben. Auch nur als Symptom verdienen sie kritisirt zu werden, nicht als Buch; denn als solches verurtheilen sie sich selbst. Glücklicherweise zeigt das gebildete Publikum, wie es scheint, Ueberdruß an der tendenziösen Skandalliteratur, sei es auch nur, weil sie den Reiz der Neuheit verloren hat und, sich selbst wiederkäuend, sich ohne Unterlaß in demselben Kreise ausgetretener und allmählich hohl und trivial gewordener Formen und Vorstellungen bewegt. **H. M.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Hofgeschichten aus dem vorigen Jahrhundert.

Drei Hofgeschichten. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der bekannte Ausspruch Voltaire's, daß in der Literatur „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux", bedarf unsers Erachtens doch wol einer Einschränkung. Das vorliegende Buch z. B. ist nichts weniger als langweilig, aber es ist darum doch noch kein gutes Buch. Es ist dies selbst dann nicht, wenn man auch die Vehse'sche Skandalsucht für berechtigt halten wollte, da es dem Verfasser selbst unter dieser Voraussetzung doch allzu sehr an Prüfung und gesunder Kritik fehlt. Die Richtigkeit dieses Satzes zeigt sich am meisten in der Geschichte der Kaiserin Katharina II. von Rußland, die uns der Verfasser vollständig nach einer französischen Schmähschrift erzählt, deren Unwahrhaftigkeit und Uebertreibung längst erwiesen ist. Das Charakter- und Sittenbild, das der Verfasser hiernach von der seltenen Frau entwirft, ist eine rohe Anhäufung der ausgesuchtesten Schmähungen und Verdächtigungen, die zu ersinnen waren und welche außer ihrer geistigen Ueberlegenheit über ihre Umgebung nichts von dem bestehen lassen, was die Geschichte Rühmliches von der „Selbstherrscherin aller Reußen" berichtet hat. Jene haltlosen Verdächtigungen greifen sogar über ihr Leben hinaus und beflecken selbst ihre Geburt, indem der Verfasser die vor einigen Jahren von einem gewissen Sugenheim entdeckte Curiosität, daß nämlich Katharina II. die natürliche Tochter Friedrich's des Großen sei, bereitwilligst adoptirt. Mit ganz ähnlicher Leichtfertigkeit wird die Geburt ihres Sohnes Paul behandelt. „Gegen Neujahr 1754 kam die Großfürstin", heißt es hier, „in Umstände, welche interessant zu nennen damals noch nicht Mode war. Wer der «Verursacher» gewesen, lassen die Memoiren Katharina's (bekanntlich die falschen!) im Unklaren: allein die Aeußerungen über Soltikow geben den nöthigen Fingerzeig. Der Großfürst drückte sein Ungeheuer von Hut à la Frédéric noch tiefer als sonst in die Augen und rief: der Himmel weiß, woher meine Frau das hat! Allein Katharina hatte vorgesorgt, indem sie die höchst lächerliche Komödie einer halb im Scherz, halb mit Gewalt ausgeführten Operation des Großfürsten in Scene gesetzt hatte, die ihn glauben ließ, er sei von seinem organischen Fehler geheilt. Peter betrank sich, schimpfte, fluchte nach Gewohnheit, aber er ließ das Kind als Paul Petrowitsch taufen." In dieser Weise trägt der Autor nun die sittliche Skandalgeschichte der Zarin in einer Färbung, die geistreich und witzig sein soll, bis zu Ende vor, und wir können von dieser Darstellung nur sagen, daß, wie bekannt auch Katharina's Leidenschaftlichkeit und Unbekümmertheit um ihren Ruf als Frau sei, von dem hier Erzählten doch das Meiste aller geschichtlichen Beglaubigung entbehrt. Das Endurtheil über Katharina ist eigentlich noch zu sprechen; sicher aber ist das Urtheil Brougham's: „Ein Weib, bei welchem die Herrschsucht, vereint mit gemeiner Verworfenheit, alle Spuren der sanftern Natur verwischt und nur das Bild herrischen Talents und wunderbarer Festigkeit der Seele als Elemente eines großen Charakters zurückgelassen, aber auch diese durch Wildheit, Leidenschaftlichkeit und Falschheit wieder verdeckt hat", doch um vieles zu hart. Seitens des Verfassers aber scheint dies ganze trübe Thema nur ergriffen zu sein, um seinen höchsten Zorn gegen die russischen Heirathen, die er des Confessionswechsels wegen als eine Schmach protestantischer deutscher Fürsten bezeichnet, Luft zu machen und ihn besser zu begründen.

Weit besser behandelt und darum auch viel lesbarer ist die zweite dieser Hofgeschichten, die Geschichte der unglücklichen Königin Mathilde, Gemahlin Christian VII. von Dänemark, an deren Schicksal selbst der Verfasser, trotz aller geschichtlichen Hartherzigkeit, sympathetischen Antheil zu nehmen sich nicht entbrechen kann. Es ist wahr, die Geschichte des 18. Jahrhunderts bietet eine längere Reihe unfähiger, geistgestörter oder ihrer Pflicht vergessener Fürsten dar, als vielleicht irgendein anderes Jahrhundert neuerer Geschichte: es war das Jahrhundert, das der Idee der „Legitimität" den ersten, verderbenbringenden Stoß gab, und die Inhaber der Throne von Rußland, Großbritannien und Dänemark — anderer nicht zu gedenken — waren freilich wenig geeignet, den wankenden Glauben an das legitime Fürstenrecht zu stützen. Ob nun Christian VII. mit seiner zweiundvierzigjährigen Scheinregierung über Dänemark, noch zu den leidlichern Fürsten dieser Art gehörte, oder ob er auch einer der Revolutionswühler von oben, wie der Autor sagt, gewesen, haben wir hier nicht zu untersuchen: die große Katastrophe von 1789 hat auch er mit vorbereitet. Diesem geistgestörten Fürsten, der einmal seinen Ofenheizer vor versammeltem Hofe zum Kammerherrn erhob und der sich mit Negern und Pagen biß und balgte, war Mathilde, die funfzehnjährige Tochter des Prinzen von Wales, in ungleicher Ehe vermählt. Schön und geistig belebt, machte sie doch auf den blödsinnigen Christian nicht den mindesten Eindruck und Mathilde hatte weder einen Mann noch einen König neben sich. Die Staatsmaschine ging ihren schlotterigen Gang fort, die Königin Witwe Juliane und ihre Günstlinge regierten. Das war unerträglich und die arme Mathilde war fast gezwungen, ihre schönen Hände in Staatssachen zu versuchen. Als 1768 nun Struensee an den Hof kam, ein Mann voll Ehrgeiz und seiner Umgebung durch Geist und Wissen überlegen, als Mathilde, von der bösen Schwiegermutter fortwährend gekränkt, sich diesen einzigen Mann an ihrem Hofe zur Stütze ausersah, da mußte die Sache sehr bald zu einem vollständigen Roman umschlagen. Struensee, Graf und Minister, reformirte den Staat, aber er reformirte ohne Sinn und Verstand; er reformirte von obenher und brachte Hof und Adel gegen sich in Harnisch. Nichts natürlicher, als daß der Freund Mathilde's den Intriguen Juliane's und ihrer Vertrauten erlag; der Buhlschaft mit der Königin angeklagt,

zu schmachvollem Tode verurtheilt, bewährte er Schefer's alte Lehre:

> Das Volk, das froh in die Hände schlägt,
> Und jauchzend den Irrthum begrüßt;
> Hat keinem, welcher die Wahrheit trägt,
> Noch eine Stunde versüßt.

Ueber allen Ausdruck schmachvoll aber ist die Art und Weise, wie sowol er selbst als die arme Mathilde zu Bekenntnissen einer Schuld verlockt wurden, die doch immer höchst problematisch bleibt, wenn auch das Volk die neugeborene Prinzeß nur „Prinzessin Struensee" nennen mochte. Der Verfasser, sonst nicht eben schwergläubig, scheint sich doch mehr für die Unschuld als für ein Verbrechen Mathilde's auszusprechen, und wir stimmen ihm hierin vollkommen bei. Allein wäre ihr selbst mehr als Leichtsinn und eine entschuldbare Herzensverirrung nachzuweisen: die abscheuliche Scene ihres gewaltsamen Ueberfalls im Schlafe und die unerhörten Mishandlungen, welche sie dabei erlitt, sie hätten Mathilde's Schuld vollkommen gesühnt. Drei Monate nach ihrer Verhaftung war ihre Ehescheidung ausgesprochen; drei Jahre nachher starb sie, erst 23 Jahre alt, an gebrochenem Herzen zu Celle. Das Urtheil gegen Struensee und Brandt aber war ein cynisches Possenspiel; ein Grund zur Verurtheilung war darin gar nicht angegeben. Zum tragischen Helden fehlte Struensee nicht mehr als alles: sein Sturz machte ihn zum Feigling, seine Verurtheilung zum flennenden Frömmler, er starb ohne Würde.

Die dritte dieser Hofgeschichten führt die Unsittlichkeit der Höfe des 18. Jahrhunderts bis in unsere Tage fort, nur daß man nicht recht weiß, wem von den beiden fürstlichen Streitern, die sich hier auf Tod und Leben bekämpfen, der Vorrang in der Zucht- und Sittenlosigkeit zukommt. Der Vorzug der Charakterstärke und der Würde gebührt unzweifelhaft der Königin Karoline von England, gegenüber einem feilen Ministerium und ihrem scham- und gewissenlosen fürstlichen Verfolger, wie ihr denn auch der endliche Sieg über beide blieb und bleiben mußte. Unter den drei „Hofgeschichten" ist diese am besten und in befriedigenderer Darstellung als die vorhergehenden vorgetragen. Der Ehestreit zwischen Karoline von England und ihrem Gemahl nimmt unser Interesse durch die in Kampf verwickelten Charaktere, sowie durch die politische Nebenrolle, welche das Volk von England hierbei übernimmt, ganz ungewöhnlich in Anspruch, wozu denn noch kommt, daß der ganze Vorgang sich höchst dramatisch auf einer großen, offenen und hellbeleuchteten Volksbühne vor den Augen aller Welt entwickelt. Von vornherein ward die Verbindung zwischen Karoline, Tochter des unglücklichen Herzogs von Braunschweig und dem Prinzen von Wales, nachherigen König Georg IV., unter den allerunheilvollsten Conjunkturen geschlossen. Der Prinz, ein Ausbund der Sittenlosigkeit seiner Zeit, zudem noch heimlich vermählt, empfing die Braut gezwungen und zeigte ihr sofort den entschiedensten Widerwillen; ja, es ist unzweifelhaft, daß schon bevor Karoline den englischen Boden betrat, bereits der Plan bestand, ihr ihre Stellung und deren Behauptung unmöglich zu machen. Jenem Widerwillen begegnete die Braut mit gleicher Waffe. „Wie? Ist der Prinz immer so?" rief sie bei dem ersten Ersehen aus, „ich finde ihn keineswegs so schön als sein Porträt." Diese Ehe trennte sich daher auch sogleich nach der Hochzeit; Karoline erhielt ihren eigenen Hofhalt, wurde mit Spähern umgeben und nur der alte König besuchte sie zuweilen. Als aber auch diese Stütze fiel, nachdem Georg III. das Parlament einmal mit der Anrede: „Mylords und Waldschnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe streckt", eröffnet und damit seinen Irrsinn documentirt hatte, sah sich Karoline den Verfolgungen ihres Todfeindes schutzlos hingegeben. Das Gerücht hochverrätherischen Verhaltens der Königin war genugsam im Lande verbreitet, als die Anklage wider sie auf Grund der Angaben der bekannten Generalin Douglas, einer Todfeindin der Königin, eröffnet wurde. Der Anschlag fiel jedoch in nichts zusammen, nachdem die vier Untersuchungscommissarien Lord Erskine, Granville, Spenser und Ellenborough sich von der Unschuld Karolinens überzeugt erklärt hatten (Januar 1807). Allein die Kränkungen der „schuldlosen" Prinzessin nahmen damit kein Ende. Man trennte sie von ihrer Tochter, welche, was wol zu bemerken ist, der mütterlichen Sache lebenslang treu blieb, und als 1814 die alliirten Fürsten in London weilten, verbot man ihr selbst, sich am Hofe zu zeigen. Das schlug durch; Karoline verließ England und ihre Feinde athmeten triumphirend auf. Sie ging auf Reisen, nach Italien, nach dem Orient, überall von Spähern eng umgeben. In der That scheint nun auch dem verbitterten Gemüthe jede Schranke unerträglich geworden zu sein; denn trotz ihrer 47 Jahre, trotz ihrer herben Erfahrungen, sagte sie aller Sitte und allem Anstand von nun an trotzigen Herzens, wie sie war, entschieden ab. Im Jahre 1820 starb Georg III., sofort veranlaßt Brougham, ihr Sachwalter, die nunmehrige „Königin", ihren Entschluß, nach England zur Krönung zu kommen, in London anzuzeigen. Georg IV. war außer sich: er strich sie aus dem Kirchengebet und setzte alles in Bewegung, die Rückkehr zu hindern. Umsonst; Volk und Parlament waren auf Karolinens Seite: sie landete in Dover und zog im Triumph, von Brougham und Wood geleitet, in London ein. Sofort begann ein Proceß vor dem Parlament, der den staatlichen Zuständen der Grünen Insel ebenso zur Ehre, wie den sittlichen Zuständen der damaligen englischen Gesellschaft zur Schmach gereicht. Die Königin wich und wankte nicht; sie bestand die ärgerliche, schändliche und „lasterhafte" Procedur, die gegen sie geführt wurde, unter stets wachsender Acclamation des Volks; die Straf- und Bußbill gegen sie gelangte nur mit ganz geringer Majorität zur zweiten Lesung. Nach Brougham's glänzender Rede, welche die ganze Gesetzlosigkeit des Verfahrens bloßlegte, und nach Denman's classischer Vertheidigung, drohte auch diese Majorität abzufallen und das Ministerium nahm die ganze Bill zurück. Der Sieg war ihr geblieben. Als sie jedoch ihre Krönung als Königin ertrotzen wollte, ward sie an der Thür der Westminsterhalle zurückgewiesen, weil sie keine „Einlaßkarte" vorzuweisen hatte. Ein Jahr darauf starb sie, wie sie behauptete — vergiftet; das Volk erzwang aber einen feierlichen Leichenzug, aus Haß gegen die Verfolger der „gemordeten" Königin. Die Details des „berüchtigten" Processes übergehen wir hier als genügend bekannt. Zur Empfehlung dieses Buchs können wir endlich nichts sagen, bemerken jedoch, daß wenn der Verfasser derselbe Autor ist, von dem wir eine romantische Jugendgeschichte Schiller's gelesen zu haben uns erinnern, er von jener Arbeit bis zu dieser — doch einen weiten Weg zurückgelegt hat. 4.

Notizen.

Proben neuhochdeutscher Kritik.

Dem jetzt mit der zehnten Lieferung fertig gewordenen Werke von Minckwitz: „Der illustrirte neuhochdeutsche Parnaß" (Leipzig, Arnold, 1860), entnehmen wir als Proben neuhochdeutscher Kritik folgende Urtheile: Karl Beck, „ein Lyriker mittelmäßigen Ranges"; Nikolaus Becker, „ein Lyriker ohne Bedeutung für die Literatur"; Adalbert von Chamisso, „ein geistvoller Lyriker, aber nur mittelmäßigen Ranges"; Franz Dingelstedt, „ein Lyriker und Novellist von Talent, aber ohne eigentliches Kunstbestreben"; Eduard Duller, „einer der fruchtbarsten Dichter und Historiker österreichischen Ursprungs, aber ohne classische Bedeutung"; Ferdinand Freiligrath, „ein Lyriker von großem Ruf, aber ohne eigentlich classische Bedeutung"; Gustav Freytag, „ein mittelmäßiger Dramatiker und Novellist ohne classische Bedeutung"; Franz von Gaudy, „ein geistvoller Lyriker und Novellist, aber mehr der Mode als der Kunst ergeben, daher für die Literatur ohne Bedeutung"; Emanuel Geibel, „nach Rückert und Platen der vorzüglichste Lyriker, beliebter als diese, aber dessenungeachtet kein Classiker ersten Ranges"; O. Gruppe, „ein mittelmäßiger Lyriker, Epiker und Dramatiker ohne classische Bedeutung"; K. Gutzkow, „ein geistreicher Dramatiker und No-

vellist von großem Ruf, aber ein Vielschreiber, der nicht ein einziges Werk von classischem Werth hervorgebracht"; Moritz Hartmann, „ein mittelmäßiger Lyriker und Novellist österreichisch-deutscher Zunge, mehr durch seine Schicksale, als wegen seiner Poesie merkwürdig"; Friedrich Hebbel, „ein Lyriker und Dramatiker ohne classische Bedeutung"; Heinrich Heine, „ein vorzüglicher Lyriker volksthümlicher Gattung und ein politisch-satirischer Novellist von Talent, aber ohne tiefe Bedeutung für die deutsche Literatur"; Georg Herwegh, „ein Lyriker von großem Ruf, den er durch politische Zeitgedichte und Abenteuer erwarb, aber für die Literatur selbst ohne Bedeutung"; K. Immermann, „ein Lyriker, Dramatiker und Novellist, welcher ein vorzügliches Talent nur in einem seiner letzten Producte, dem Roman «Münchhausen», offenbart hat, sonst in keinem seiner zahlreichen Werke über die Mittelmäßigkeit hinaus bis zur classischen Vollendung durchgedrungen ist"; G. Kinkel, „ein Lyriker von großem Ruf, aber mehr seiner persönlichen Schicksale wegen merkwürdig als für die Literatur bedeutend"; Heinrich Laube, „ein Dramatiker, Novellist und Kritiker von großem Ruf, aber von mittelmäßiger Begabung und ohne alle classische Bedeutung"; Nikolaus Lenau, „einer der vorzüglichsten Lyriker österreichisch-deutschen Ursprungs, ein Modedichter von großem Ruf, aber ohne classische Bedeutung für unsere Literatur"; H. Lingg, „ein mittelmäßiger Lyriker, welcher durch Geibel's Empfehlung einen unverdienten Ruf erlangte"; Otto Ludwig, „ein dramatischer Dichter von vorzüglicher Begabung, aber ohne zureichenden Kunstgeschmack"; Alfred Meißner, „ein Lyriker, Dramatiker und Novellist österreichisch-deutscher Zunge, von Talent, aber ohne Tiefe und echten Kunstgeschmack"; E. Mörike, „ein vielgefeierter aber mittelmäßiger Lyriker und Novellist der schwäbischen Schule"; H. Pröhle, „ein schwacher Lyriker, fleißiger Märchensammler und publicistischer Autor"; R. Prutz, „ein lyrischer und dramatischer Dichter, Novellist und Prosaiker von vorzüglicher Begabung, aber ohne jene tiefe und nachhaltige Begeisterung für die Kunst, welche vor Vielschreiberei bewahrt und zur Höhe classischer Bedeutung führt" u. s. w. Wir bemerken, daß die von uns citirten Stellen immer die Anfänge der betreffenden Biographien sind, und daß diese Urtheile dann in den Charakteristiken in noch viel schärferer Weise ausgeführt und motivirt werden, auffallend herb namentlich in den Charakteristiken Gutzkow's, Freytag's, Dingelstedt's, M. Hartmann's, Hebbel's, Immermann's, Laube's, Nikolaus Lenaus, Lingg's u. s. w. Auch den romantischen und schwäbischen Dichtern wird in diesen Charakteristiken zum Theil sehr übel mitgespielt. Von Eichendorff z. B. heißt es: „Diese Poesie soll uns anheimeln, wird aber ihrer Eintönigkeit wegen langweilig. Kurz, in der Prosa und im Lyrischen bald verschwimmend und eintönig, bald disharmonisch und fad, in seinen dramatischen Arbeiten zugleich formlos oder den technischen Anforderungen der Bühne nicht entsprechend, hat Joseph von Eichendorff" u. s. w.; von Novalis: „Er würde ohne Zweifel nie aufgetaucht oder doch längst verschollen und vergessen sein, wenn Ludwig Tieck nicht eine Ehre darin gesucht hätte, den schwachen Jugendgenossen durch Herausgabe seiner Producte und anderweitige Lobpreisung seiner Fähigkeiten zu verherrlichen, und wenn ihm nicht einige geistliche Lieder gelungen wären" u. s. w. Uhland wird ein „bloßer Jugenddichter" genannt. Diejenigen, welche das Tagebuch Platen's kennen, dürften es übrigens aus verschiedenen Gründen merkwürdig finden, daß Friedrich von Heyden in dem Minckwitz'schen Werke gänzlich fehlt, obschon Platen, wunderlich genug, diesem Dichter seinen Platz über Shakspeare, Schiller und Goethe anwies und in ihm die vollendetste Spitze aller Poesie erblickte. Was würde, hiernach zu urtheilen, das für ein „Neuhochdeutscher Parnaß" geworden sein, wenn schon Platen einen solchen geschrieben hätte! Noch eine Bemerkung möchten wir uns gestatten. Einige der von Minckwitz am erbarmungslosesten mitgenommenen Autoren haben bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen, daß sie gänzlich unfähig sind, eine maßvolle, besonnene, ihre Vorzüge und Gebrechen unparteiisch gegeneinander abwägende Kritik zu ertragen. Was werden sie nun den Minckwitz'schen Todesurtheilen gegenüber thun? Sie werden es, sei es auch nur aus Furcht vor weiterer übler Behandlung, wahrscheinlich für klug halten, sie in Demuth hinzunehmen, äußerlich sich aber so anstellen, als ob ihre Würde es ihnen nicht gestatte, sich mit diesen Angriffen irgendwie einzulassen. Die daraus sich ergebende Lehre leider ist, daß man den Deutschen nur immer recht grob kommen muß.

H. M.

Die erste englische Monatsschrift.

Mit der Andeutung, daß soeben eine neue Monatsschrift unter der Redaction des bisherigen Mitarbeiters bei dem „Cornhill magazine", George Augustus Sala (von jüdischer Herkunft), und unter dem Titel „The Temple Bar" in London ins Leben getreten ist, möge zugleich eine Hinweisung auf das erste derartige Unternehmen in England verbunden sein. Als solches galt eine lange Zeit das „Gentleman's magazine" (erschien zuerst im Jahre 1731). Diese Annahme indessen hat Hr. Watts, vom Britischen Museum, widerlegt. Nach seiner Angabe war bereits 40 Jahre früher das „Gentleman's journal" von Motteur erschienen, welches mit den neuern Monatsschriften viel mehr Aehnlichkeit hatte und von welchem der Herausgeber des „Gentleman's magazine" einen Theil seines Titels und seines Motto entlehnte. Watts verweist übrigens auf die erste Seite der ersten Nummer der letzterwähnten Zeitschrift, wo es deutlich heißt, sie enthalte mehr als irgendein anderes Buch der Art und zu dem Preise. Also aus bloßer Unachtsamkeit ist dem „Gentleman's magazine" die Ehre zu Theil geworden, so lange als das erste derartige Unternehmen zu gelten. 36.

Bibliographie.

Lentzen, J. H., Zur philosophischen Methode. Köln; Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Le Prince, F., Die Todtenhand. Fortsetzung des Grafen von Monte-Christo von A. Dumas. Deutsch von L. v. Alvensleben. 1stes Heft. Brünn, Karafiat. 1860. Gr. 8. 4 Ngr.

Marx, K., Herr Vogt. London, Petsch u. Comp. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Méron, L., Marie von Vienne, oder: Die Belagerung von Calais. Drama in fünf Akten. Berlin, Rahn. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Mügge, T., Der Prophet. Historischer Roman aus dem Bauernkriege. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1860. 8. 5 Thlr.

Der Romantiker. Eine Sammlung der interessantesten Romane, Novellen, Erzählungen des Auslandes in sorgfältigen Uebersetzungen. 1ster Band. Zwölf Hefte. Brünn, Karafiat. 1860. 4. Jedes Heft 5 Ngr.

Schlagintweit, H. A. and R. de, Results of a scientific mission to India and High Asia, undertaken between the years 1854 and 1858, by ordre of the court of directors of the honourable East India company. With an atlas of panoramas, views, and maps. Vol. I. Leipzig, Brockhaus. Imp.-4. 26 Thlr. 20 Ngr.

Schmid, A., Die Thomistische und Scotistische Gewißheitslehre. Eine historisch-kritische Abhandlung. Dillingen, Blättermann. 1859. Gr. 4. 10 Ngr.

Shakespeare's Julius Cäsar. Eine historische Tragödie. Uebersetzt von A. Kolb. Stuttgart, Schaber. 16. 10 Ngr.

Sutermeister, O., Schweizerische Haussprüche. Ein Beitrag zur epigrammatischen Volkspoesie aus der Landschaft Zürich gesammelt. Zürich, Höhr. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Werner, K., Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 24. Januar 1861.

Lyrische Poesie.

Das Schiller-Fest hat uns zur Genüge gezeigt, daß Deutschland bei allem Drängen zum Materialismus doch noch nicht so sehr in demselben versunken ist, wie manche uns glauben machen wollen. Der Deutsche hat bei allen seinen geistigen Eroberungen noch immer ein ideales Streben bewahrt, dasselbe in Literatur und Kunst je länger je mehr genährt, sodaß es wie ein erwärmender Hauch einen großen Theil des Volk durchdrungen und veredelt hat. Ein Volk aber, welches noch im Stande ist, an Ideale zu glauben, welches den Sinn für wahre Kunst und Wissenschaft sich bewahrt hat und dem muthmaßlich noch eine so große politische Zukunft und ein so unabsehbarer Kampf vorbehalten ist, wahrlich ein solches Volk wird und kann die Muse der Dichtkunst nicht sterben lassen. Und derjenige Dichter wird vor allem auf Anerkennung hoffen dürfen, dessen Rhythmus ein Spiegel der Zeit ist und dessen Herz überströmt von den die Gegenwart anfüllenden Ideen.

Es ist unbestreitbar eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Dichtkunst, dem Vaterlande zu dienen. Ein politisches Lied ist kein „garstiges Lied", wenn es gut ist. Schiller in seinem „Tell", Rückert in seinen „Geharnischten Sonetten", Uhland, Arndt, Körner, Klopstock, ja selbst Herder waren auch politische Dichter und haben sich den Einflüssen der vaterländischen Bewegung nicht entziehen können. Ja, die politische Poesie hat ihre Geltung, ihre Berechtigung ebenso gut wie die politische Philosophie, wie die Philosophie der Encyklopädisten sie hatte, und wir müssen bei unsern vaterländischen Bestrebungen jeden Dichter willkommen heißen, der sein Musenroß zum Kampfroß für das deutsche Vaterland sattelt. Ist es keine Flamme, die sein Lied entzündet, so ist es doch ein Funke, der zündend in ein Herz fällt und aus einem Gleichgültigen einen Theilnehmenden macht. Die Dichter, die sich ihre Stoffe aus dem fernen Morgenlande holen oder von Frühling und Wein, Glaube, Liebe und Hoffnung singen, werden bei dem Wehen unsers Zeitsturms natürlicherweise weniger Glück machen, als in solchen Zeiten, wo das Rad der Weltgeschichte, im gewohnten Gleise fahrend, still zu stehen scheint. Wissen sie indeß den Dingen neue Seiten abzugewinnen, tragen ihre Gedichte das Gepräge der Ursprünglichkeit an sich und sind sie in jeder Hinsicht makellos, so finden auch sie noch ihren Leserkreis, wenn auch, wie die Dinge nun einmal stehen, einen beschränktern. Bei dem unendlichen Reichthume an Dichtungen solcher Gattungen, besonders an Gefühls- und Empfindungsgedichten, ist es außerordentlich schwer, Besseres zu schaffen, als bereits vorhanden ist. Dazu kommt noch, daß die Leidenschaften, die Freuden und Schmerzen der einzelnen stets dieselben bleiben, die Bestrebungen, sowie die Freuden und Leiden des ganzen Volks dagegen sich in allen Jahrhunderten, ja Jahrzehnden, verschieden gestalten. Der Stoff des politischen Dichters wechselt. Der politische Dichter ist also von vornherein im Vortheil, er ist einer allgemeinen Theilnahme gewiß, und um so mehr, da man bei ihm stets Liebe und Begeisterung für seinen Stoff voraussetzen darf, während der Gefühlsdichter die meisten seiner Leser erst in eine der seinigen ähnliche Stimmung versetzen, ihre Empfindungen wecken muß und sie in den seltensten Fällen hinzureißen versteht. Den meisten von ihnen ist es in der Regel kein rechter Ernst mit der Poesie, sie spielen nur mit den Gegenständen und mit ihren Gefühlen; es fehlt ihnen die lyrische Begeisterung, die allein den Stoff zu einem lebenswarmen Pygmaliongebilde gestalten kann. Die Sprache ist es meistens selbst, die statt ihrer dichtet. Aus diesem Grunde nehmen wir auch immer nur mit Mistrauen einen neuen Dichter zur Hand.

Wenn wir in dem Verlaufe eines Jahres über die Erzeugnisse der Muse neu aufgetauchter Dichter Heerschau halten, dann müssen wir meistens gestehen: Viele fühlen sich berufen, aber wenige sind auserwählt.

Es gereicht uns indeß zur Freude, von den hier vorgeführten Dichtern, deren Dichtungen der Mehrzahl nach lyrischen Inhalts sind, wenigstens die Hälfte lobend erwähnen und einigen derselben vielleicht eine dauernde Zukunft verheißen zu können.

---

1. Inneres Leben. Neuere Gedichte von Cajetan Cerri. Wien, C. Gerold's Sohn. 1860. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Deutsche Gedichte von einem Italiener! Gewiß eine noch nie dagewesene Erscheinung, die uns zur Bewunderung fortreißt, und um so mehr, da die Gedichte vortrefflich sind. Der Verfasser ist uns schon im Schad'schen „Musenalmanach" begegnet, und es würde bei der Beurtheilung dieser Gedichte nicht mehr als recht und billig sein, einen andern Maßstab anzulegen, als bei deutschen Dichtern, wenn dies nöthig wäre. Er ist unserer Sprache vollkommen mächtig und handhabt sie, wie seine eigene Muttersprache, zu schönen lyrischen Mollaccorden. Wir heißen ihn herzlich willkommen und dürfen uns der Hoffnung hingeben, ihn dereinst denselben Rang unter den deutschen Dichtern einnehmen zu sehen, zu welchem der Franzose Chamisso sich emporgeschwungen hat. Wir greifen das erste beste aus seinen Gedichten heraus:

Triffst du ein liebend Herz auf deinen Wegen
Und spricht's: du wärest seines Glückes Traum,
So komm' als schöner Traum ihm auch entgegen,
Verstoß' es nicht, gib milder Regung Raum!

Wahr ist es: Liebe läßt sich nicht gebieten;
Die Götter wollen, daß du frei beglückst,
Nur geh' mit Herzen um so wie mit Blüten
Und sei nicht grausam, selbst wenn du sie knickst.

Doch kann es sein, dann mögst du Liebe üben,
Du wahrst vielleicht ein Herz vom Untergehn;
Denn größer als die Sehnsucht selbst zu lieben
Ist noch die Sehnsucht, sich geliebt zu sehn!

2. Poetische Fragmente von Dranmor. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 24 Ngr.

Herzergreifende Klänge einer wahrhaft schönen Poesie, die manche Aehnlichkeit mit der Freiligrath'schen Muse hat, nur mit dem ihr zum Vortheile gereichenden Unterschiede, daß, während Freiligrath sich im gastlichen Zelte der Beduinen oder unter den Palmen des Morgenlandes wohnlich einrichtet und ganz behaglich fühlt, sie ihres deutschen Ursprungs stets eingedenk, in der Fremde nie des Vaterlandes vergißt, von seinem Ruhme, seinen Vorzügen träumt und sich hinsehnt nach den heimatlichen Bergen.

Ja, ein Zug des Heimwehs und Verlassenseins zieht sich, die Kraftfülle seiner kernigen Gedanken wohlthuend mildernd, durch alle seine lyrischen Dichtungen. Wenn wir Freiligrath's Dichtungen mit der Mittagsglut der Tropensonne selbst vergleichen, die den Dichter die Form vernachlässigen macht, so sind Dranmor's Gedichte den vom Westen herübergrüßenden mildern Strahlen der abendlichen Sonne vergleichbar. Die Form ist meisterhaft.

Der Verfasser, den „das Schicksal zu guter Stunde hinausgeworfen in des Lebens Wirrwarr", hat, wie er in der Vorrede bemerkt, unter den Kindern seiner Muse eine Auswahl getroffen. Und wahrlich, diese Auswahl zeugt von einem feinen Geschmack. Besonders schön sind seine erzählenden Gedichte aus der Halbcultur südamerikanischen Volkslebens. Aus diesen heben wir namentlich „Januario Garcia" hervor. Das prächtige Gedicht: „Eine Nachtwache" (auf dem Schiffe vor St.-Helena), darf sich getrost unsern besten classischen Dichtungen an die Seite stellen. Die Schlußstrophen lauten also:

Dich ersehn' ich, Seelenruhe, suche dich vom Süd zum Nord;
Kommst du je zu mir, dann werf' ich meine Lyrik über Bord.
Denn nicht Selbstbetrachtung ist es, was des Mannes Nerven stählt;
Ständen neue Pfade offen — wohl! Ich hätte bald gewählt,
Doch die Würfel sind gefallen, und ich kann nicht mehr zurück,
Opfre wuchernden Gedanken nun mein eignes Lebensglück.
Und sie keimen unaufhaltsam, wachsen über Raum und Zeit,
Wenn ich traurig bin in meiner grenzenlosen Einsamkeit.
Keine Hekatomben feiert eines Sängers Phantasie!
Menschen, Brüder, Mitarbeiter! Dieses Herz erschöpft ihr nie!
Und es wendet sich für immer von der leeren Felsengruft,
Träumt von tausend grünen Inseln, schwimmend in der Tropen Duft;
Träumt von deutschen Colonien, wo die deutsche Flagge weht;
Sieht ein Reich, in dessen Grenzen nie die Sonne untergeht.
Ja, das ist der Hauch des Frühlings, der des Dichters Busen schwellt;
Deutschland, dir gehört die Palme! Deutschland, dir gehört die Welt!
Fern von deinen Eichenforsten, auf den Wellen sei ich hier
Deiner künft'gen Größe Barde, deiner Freiheit Pionnier.
Ja, der Morgen ist gekommen, wie ein flammendes Symbol —
Auf, ihr Schläfer, löst die Segel! Sanct-Helena, lebe wohl!

Des Verfassers Bescheidenheit, mit der er sich kaum einen Dichter zu nennen wagt, ist allerdings sehr liebenswürdig aber nicht gerechtfertigt. Er hat ein Recht auf diesen Namen, und anstatt nach Auffindung der Seelenruhe auf seinen wilden Pfaden „seine Lyrik über Bord zu werfen", möge er uns lieber mit einer zweiten Sammlung seiner Gedichte erfreuen. Deutschland wird sie willkommen heißen.

3. Sturmvögel. Ein Sonettenkranz von Karl von Thaler. Manheim, Löffler. 1860. 16. 9 Ngr.

Der Titel deutet schon den Inhalt dieser „Sturmvögel" genugsam an. Es sind 31 Sonette, die in inniger Begeisterung, in Reimen, welche sich von selbst gefunden zu haben scheinen, uns mahnen, die Zeichen der Zeit zu erkennen, auf unserer Hut zu sein und mit der Begründung unsers Einheitsbaues endlich Ernst zu machen. Sie sind sehr schwungreich und würden uns um so gewisser mit fortreißen, wenn der Dichter eine andere Form gewählt hätte. Wir finden, trotz Rückert's Vorgang, diese weiche italienische Form für solchen kräftigen Inhalt nicht passend. Schlachtgesänge auf einer Guitarre! Durch die weiblichen Reime schon, die dem unverstümmelten Sonette bekanntlich zukommen, würde, ohne die Abwechselung mit dem männlichen, das kräftigste Schlachtenlied wirkungslos bleiben.

4. Deutsche Sonette von Theobald Lernoff. Ulm, Gebrüder Nübling. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese kleine, aus 36 Sonetten bestehende Sammlung hat die gleiche Tendenz. Der Reinertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt. Diese Gedichte sind den vorigen vollkommen ebenbürtig, sogar noch etwas markiger, grollender gesungen und schärfer zugespitzt. Die Form ist tadellos.

5. Aus Feld und Werkstätte. Gedichte von Friedrich Herrmann. Trier, Lintz. 1860. 16. 22½ Ngr.

Friedrich Herrmann, ein Winzer und Rothgerber in Mühlheim an der Mosel, ist ein Naturdichter, der vortreffliche Anlagen zeigt. Ein für einen Naturdichter seltener Gedankenreichthum steht ihm zu Gebote, und seine Gedichte, verschiedenen Inhalts und verschiedener Gattung (auch einige Zeitgedichte sind darunter) sind leicht und fließend, und dennoch können wir sie nicht unbedingt loben, weil ihnen noch die letzte Feile der Meisterhand fehlt, eine volle, abgeschlossene Rundung. Herrmann muß sich vor allen Dingen noch einer edlern Sprache befleißigen und nicht so oft in die gewöhnliche Redeweise alltäglicher Unterhaltung verfallen, wie z. B.:

Der Ritter von Zeltingen, der in der Schlacht
Gar manche Lanze zersplittert,
Der Kriege und Fehden viel mitgemacht
Und nie in Gefahren gezittert.

Ferner:

Es war in entschwundenen Zeiten
Ein ergiebiges Bergwerk hier.

Oder:

Wer nächtlich diese Straße muß

Ueberhaupt begegnet man vielen Uncorrectheiten: „Das liegt nun so in der Natur Von allen Musensöhnen“; „Doch gibt es solcher Doctor noch“, (warum nicht Aerzte?); „Und fährt dahin in Friede“, statt Frieden; „Da mag er die Kinder mit schrecken“; „beim Fürst“, statt Fürsten; „den Graf“, statt den Grafen; „voll Stein“, statt voller Steine; „vom Herz zum Herzen“, statt vom Herzen.

Wir könnten solcher Fehler noch mehr anführen. Einen ebenso unangenehmen Eindruck machen die gar zu vielen Härten, die für ein norddeutsches Ohr, weil es die sogenannten harten und weichen Mitlauter genau unterscheidet, geradezu unerträglich sind. Wir führen hier nur folgende an: Folgen — solchen, finden — hinten, reichen — eigen, Friede — Blüte, erreichen — zeigen, beneiden — begleiten, droben — Antilopen, Eden — Beeten, scheiden — entgleiten, gefunden — unten u. s. w. Auch das veraltete Fremdwort Philomele gehört heutzutage in kein Gedicht mehr; Nachtigall klingt weit schöner. Ebenso wenig die Fremdausdrücke: musicirt, Chimäre, Cultus, producirt, competent, anonym u. a. Als besonders gelungen heben wir folgende Gedichte hervor: „Zweierlei Augen“; „Es hat die Welt kein Recht an dich“; „Gedankenreise“; „Selbstgefühl“; „Der letzte Postillon“; „Ein Hoch“; „In der Sylvesternacht“, dessen Schlußstrophe also lautet:

> Denkend hab' ich lang gesessen,
> Mit den Stunden schloß indessen
> Auch das alte Jahr die Bahn.
> Achtzehnhundertsechzig schreibt man,
> Doch im lieben Deutschland bleibt man
> Wol beim alten Schlendrian.

Haben wir in den Einzelheiten manches auszusetzen, so verdienen Herrmann's Poesien doch im ganzen volle Anerkennung. Jenes sind Formfehler, die der Dichter bei größerer Sorgfalt vermeiden konnte und hoffentlich künftig vermeiden wird. Schlimmer wäre es, müßten wir ihm seine dichterischen Anlagen überhaupt absprechen. Diese besitzt er aber in einem hohen Grade, und je strenger er gegen sich selbst in Bezug auf Form und Ausdrucksweise verfahren wird, desto sicherer werden wir ihn in seinem im Schlußworte verheißenen „Neuen Liederbuch“ als eine Art deutschen Burns begrüßen können.

6. Blüten und Blätter. Dichtungen von Wilhelm Capilleri. Wien, Wenedikt. 1860. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser, jedenfalls ein recht junger Mensch, der zwischen Veilchen, Rosen und Vergißmeinnicht wandelt und sich Weltschmerzen und Liebesschmerzen vorlügt, ist sich noch recht unklar. Viele seiner Gedichte muß man mehrere male lesen, um sie nur einigermaßen verstehen zu können. Er hat erschrecklich viel mit Blumen zu schaffen und sucht mit tiefen Gedanken schön zu thun. Die Schönheit eines Gedichts wird aber nicht durch tiefe, am allerwenigsten durch ein Convolut verwirrter Gedanken gewonnen. Ein einziger poetischer Gedanke (aber es muß wirklich ein Gedanke sein) genügt vollkommen zu einer dichterischen Gestaltung. Je einfacher ein Gedicht ist, desto schöner ist es. Einfachheit ist überhaupt die erste Bedingung bei jeder Kunstschöpfung. Jede Ueberladung artet in Künstelei aus. Capilleri kämpft auch noch zu sehr mit der Form und seine Gedichte leiden an vielen Härten und Uncorrectheiten; z. B. „dein wenig Duft“; „all mein Herz“; „ein zitternd Glanz“; „ein glühend Feuerstrahl“. Solche dichterische Freiheiten lassen wir uns nicht gefallen, das sind Schnitzer!

Das Gedicht „Die Klage“ ist eine sehr schwache Nachahmung des Herwegh'schen „Ich möchte hingehn wie das Abendroth“. Die letzte Strophe des Capilleri'schen Gedichts, in welchem der Verfasser wünscht, das Leben gegen den Himmel still zu hauchen, wie eine junge Rose zu sterben, mit dem Morgengrau zu entschwinden, wie der Abendstern zu erbleichen, lautet:

> Doch kann ich wie die Rose nimmer welken,
> Nicht wie ein Stern am Himmel untergehn,
> Erst muß das Leid das Menschenherz entblättern
> Und dann erst kann die Welt es sterben sehn.

Herwegh schließt auch viel poetischer:

> Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Es ist nicht zu leugnen, Capilleri hat ein weiches Gemüth und auch einige dichterische Anlage, aber er muß noch viele Studien, Studien nach allen Seiten hin machen, damit er seinen Geschmack bildet, klarer denken und in geschmeidigerer Form aussprechen lernt, was sein gefühlvolles Herz bewegt. Vor allen Dingen aber muß er sich zunächst mit männlichem Ernst von seinen Blümelein losreißen und aus seiner unreifen Sentimentalität emporraffen.

7. Der Liebsten Schmuck. Gedichte von Franz Weber. Halberstadt. 1860.

Meistentheils Liebesgedichte, die sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben und daher auch höchstens nur in Freundeskreisen Berücksichtigung finden können. Der Anfang des ersten Gedichts lautet so:

> Von allen Freuden, welche bringen
> Sie heut zu meinem Feste mir,
> Will keine so ins Herz mir dringen,
> Als daß ich bin im Geist bei dir.

Ist etwas Besonderes daran? Der in Nr. 13 durchgeführte Reim auf eine ist eine große Verirrung der Poesie, eine Spielerei:

> Und stimmten jubilirend ein,
> Und auch am Brünneleine,
> Die Blümlein, deine Schwesterlein,
> Sie sangen's rein und feine.

Die Auslassung des Geschlechtswortes: „Nacht muß nun entweichen“; „Tag senkt seine matten Flügel“, beleidigt das Ohr. Die Grammatik darf nie auf Kosten des Silbenmaßes oder auch des Reims vernachlässigt werden. Gelungener sind die in dem antiken Versmaße der alcäischen und sapphischen Strophe verfaßten Gedichte, für welche der Verfasser unstreitig mehr Anlage zeigt als für die Reimdichtungen.

8. Gedichte von Margarethe Pilgram-Diehl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1860. 16. 1 Thlr.

Diese Gedichte, obgleich von einer Dame, sind recht gut. In gewandter Sprache geschrieben, behandeln sie größtentheils Stoffe, für die das Menschenherz ewig auf dieser Erde warm schlagen wird, „bis mit dem letzten Dichter auch der letzte Mensch hinauszieht“. Sie haben nur einige Fehler: sie sind zu weich und zart, weich und zart wie ein Frauenherz, auch von Verstößen gegen die Grammatik sind sie nicht frei. Ausdrücke wie: „Ein lauschig Plätzchen“, „Töne so liebliche und wunderhold“, „in des Thales geruhlicher Stille“, „die Blumen sind welke und abgeblüht“, „den Gesell“, sind unstatthaft. Ferner ist der in Süddeutschland leider so häufig angewandte Accusativ in Verbindung mit dem Worte „helfen“ durchaus verwerflich: „Was hilft's die Rose.“ Und was für wunderliche Gefühle zuweilen ein dichtendes Frauenherz hat! Der Schluß des Gedichts „Unerreichbar“ heißt:

> Nun kranket es (das Herz) einsam
> In Liebesleid,
> Weil, holder Stern,
> Du so weit, so weit!

Wie kann man sich nur in einen Stern verlieben und seinetwegen sich in Liebesqual verzehren! Wir müssen indeß sehr bezweifeln, daß solche Gefühle wahr sind. Des Dichters Einbildungskraft hat freilich großen Spielraum, sie darf und soll Neues erfinden, aber dieses Neue muß auch wahr sein. Geheuchelte Gefühle thun der Schönheit der Poesie nur Abbruch.

Unter den Sagen ist außer der „Roßtrappe" auch nicht eine, die einen volksthümlichen Charakter trägt. Diese Sagen von unglücklicher Ritter- oder Nixenliebe, von Wichtelmännchen und versunkenen Dörfern sind ein der Dichtkunst unwürdiger Gegenstand, denen nur das Kleid der Prosa, in das eine Meisterhand sie kleidete, gut steht. Und wie mager ist oft der Stoff, den die Dichterin zu ihren Gesängen benutzt! Es sei hier nur die „Hexenlinde" erwähnt. Bei Rotenburg steht eine Linde, unter deren Zweigen die Hexen in der Walpurgisnacht ihr Spiel treiben. Voilà tout.

In den Romanzen fließt, wie in spanischen Tragödien, zu viel Blut. Unbarmherzig schlägt Margarethe ihre Gestalten todt. Solche Grausamkeit sieht der Sängerin so zarter Lieder, wie uns in der ersten Hälfte der Sammlung geboten sind, gar nicht ähnlich. Welches widerliche Blutbad z. B. in dem „Hornruf"! Die Poesie ist nicht dazu da, Wunden zu schlagen, sondern Wunden zu heilen. Wo bleibt in dieser und vielen andern Romanzen die Versöhnung? Den Preis unter allen Gedichten verdient das „Abendlied am Meere".

9. Gedichte. Ein herbstliches Kränzlein von Joseph Propst. Zürich, Meyer und Zeller. 1860. 16. 10 Ngr.

Ein sehr passender Titel. Wie im Herbst uns ein wehmüthiges Gefühl beschleicht, daß die Schönheit der Natur nun von dem unwillkommenen Winter verdrängt wird, so werden wir auch bei Lesung dieser Gedichte mit dem trüben Gedanken erfüllt, daß sich wiederum ein Unberufener in den heiligen Dichterhain zu schleichen sucht.

Diese sogenannten Gedichte, die vielfach einen religiösen Anstrich haben, sind eine wahre Schülerarbeit, und man begreift nicht, ob es Eitelkeit oder gänzliche Unkenntniß mit der schönen Literatur unsers Zeitalters ist, solches Machwerk der Oeffentlichkeit zu übergeben. Einem blutjungen Menschen, wenn man Talent und Beruf zum Dichten an ihm entdeckt, verzeiht man solche Versuche, muntert ihn auch auf, seine Studien in der deutschen Sprache, im Rhythmus, im Reime zu machen, fleißig Mustergedichte zu lesen, um seinen Geschmack zu bilden; aber den Verfasser dieser naiven Gedichte idyllischer Einfalt, können wir solche Aufmunterung nicht zu Theil werden lassen, sondern müssen ihm den wohlgemeinten Rath geben, dieses „herbstliche Kränzlein" als ein Todtenkränzlein beiseite zu legen und bis auf weiteres nicht wieder die Feder anzusetzen, um ein Gedicht zu schreiben. Außer ihm selbst wird schwerlich jemand Gefallen daran finden. Möge er seine „Erholungen" künftig besser anwenden.

Es ist unmöglich, bei der Beurtheilung dieser holperigen Reimerei ins Einzelne einzugehen. Der Leser urtheile selbst:

Plaget dich das Leben
Geh' in grünen Wald!
Wonne wird er geben,
Süße Freud' so bald.

Freundlich dort dir lächeln
Blümlein ohne Zahl.
Kühle Winde fächeln
Noch am Wasserfall.

Froh dich auch umfangen
Hundert Vögelein;
Und von dir verlangen
Froh, wie sie, zu sein.

Drum ihr Sang so lieblich,
All ihr Thun so hold;
Wie's im Walde üblich,
Sich man sich erholt.

10. Gedichte von Pater Gall Morel. Mit des Verfassers Bildniß. Einsiedeln, Gebrüder Benziger. 1852. 16. 24 Ngr.

Schöne, formgewandte Dichtungen voll Leben, Schwung und Kraft, aus einem gefühlvollen, echt poetischen Herzen gesungen. Sie haben ohne Zweifel einen großen Leserkreis gefunden und verdienen ihn auch. Können wir von unserm protestantischen Standpunkte aus auch nicht mit dem Inhalt des ersten Theils: „Religiöse Festklänge", uns vollkommen einverstanden erklären, so müssen wir doch der schönen Form unser volles Lob zu Theil werden lassen. Ein Katholik findet in ihnen gewiß auch noch andere als Formschönheiten auf, die einem protestantischen Auge weniger sichtbar sind. Besonders hervorgehoben zu werden verdient „Am Charfreitag", ein Gedicht, welches auch in ein lutherisches Gesangbuch aufgenommen zu werden verdient und dessen sich Gellert und Klopstock nicht zu schämen brauchten. Größtentheils frei von religiöser Färbung sind „Die Wanderbilder", die deshalb von allgemeinerm Interesse sind. Wir greifen drei Strophen aus dem Gedicht „Das schöne Eiland" (München) heraus:

Die Tempel frühster Christenheit,
Durch Kunst der Gegenwart erneut
Sind hier vereint geblieben.
Dort ragt ein Riesenbau hervor,
Zu sammeln, was so mancher Thor
Und seltne Weise schrieben.

Was sonst in Nacht verborgen lag,
Gefördert seh' ich's hier zu Tag
Und kühn sich wieder heben.
Die Leinwand athmet, Marmor springt,
Die Harmonie der Säulen klingt,
Der todte Stoff haucht Leben.

Wol seh' ich hier kein Blumenland,
Da hat Natur mit karger Hand
Die Gaben ausgespendet;
Doch eines Königs Schöpfersinn
Hat auf die öden Flächen hin
Der Musen Gunst gewendet u. s. w.

11. Gedichte von Pater Gall Morel. Zweite Sammlung. Einsiedeln, Gebrüder Benziger. 1859. 16. 24 Ngr.

Außer dem religiösen Theile, „Religion, Tod, Jenseits", den diese Sammlung enthält, umfaßt sie auch „Legenden und Erzählungen" nebst „Vermischten Gedichten". Was die ersten beiden Abschnitte betrifft, so brauchen wir nur auf unsere vorige Bemerkung zu verweisen. Die vermischten Gedichte, deren Stoff aber auch mehr oder weniger zu religiösen Anknüpfungspunkten dient, enthalten gleichfalls manches Schöne, dürften im ganzen aber doch nicht mit den „Wanderbildern" der ersten Sammlung auf gleiche Stufe gestellt werden. Es herrscht in jenen mehr jugendliche Kraftfülle und Frische. Was der geistvolle Verfasser dieser Poesien übrigens vom Dichter überhaupt verlangt, und mit Recht verlangt, besitzt er unleugbar selbst in einem hohen Grade:

Ein Füllhorn der Erfindung,
Ein Fühlhorn der Empfindung.

12. Aus tiefstem Herzen. Gedichte von Ernst Scherenberg. Berlin, Schindler. 1860. 16. 20 Ngr.

Ein Bändchen kleiner lyrischer, gefälliger Gedichte, großentheils erotischen Inhalts, die es verdienen, in weitern Kreisen bekannt zu werden. Hier und da einige Härten abgerechnet, sind sie recht fließend und schwungreich geschrieben. Noch besser sind ihm aber die dem Herrn von Bennigsen gewidmeten Gedichte des Anhangs: „Aus deutschem Herzen", gelungen:

Ein deutsches Parlament.

In dieser Zeit, die alle morschen Bande
Geschraubten Lebens zu zerreißen droht,
Wie traurig zeigt im deutschen Vaterlande
Sich wieder die jahrhundertalte Noth!

Der Fürsten Zwietracht herrscht mit altem Grimme!
Was einer schuf, der andre schüttet's zu!
Wol spreizt im Fürstensold sich manche Stimme.
Mein deutsches Volk, wo aber sprichst denn du?

O ihr, die sucht des Volkes Drang zu hemmen,
laßt endlich ab, räumt ihm die Stimme ein!
Von Fürsten nicht — von eines Volkes Stämmen
Soll ja der Bund ein einig Ganzes sein!

Ein einig Ganzes! laßt das Halbe schwinden!
Dem Schein und Zwitterwesen macht ein End'!
Und gebt, daß sich die Herzen wahrhaft finden,
Dem deutschen Volk ein deutsches Parlament!

13. Gedichte von Friedrich Lange. Regensburg, Manz. 1860. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der jugendliche Verfasser dieser Gedichte, aus Haltern in Westfalen gebürtig, ist ein Student, der sich den Wahlspruch der Turner: „Frisch, frei, fröhlich, fromm", angeeignet zu haben scheint; denn recht wol würde er, als Motto seinen Gedichten hinzugefügt, den Geist derselben andeuten. Sie sind, wiewol man dem Verfasser dichterische Anlagen nicht absprechen kann, durchweg noch etwas unreif, die Sprache ist nicht edel genug und hin und wieder noch zu burschikos. Der Verfasser hätte wohl gethan, eine strenge Auswahl zu treffen, und das Horazische „nonum prematur in annum" zu berücksichtigen. Horaz wird wahrscheinlich neun Jahre und vielleicht noch länger an seinen Gedichten gefeilt haben, bevor er sie aus den Händen gab, denn ein Meister findet immer noch Härten und Unvollkommenheiten, wo ein Lehrling oft nichts als Glätten und Schönheiten sieht. Auch die Gedichte Lange's hätten noch sehr der Feile bedurft, sowol in Bezug auf die Sprache als auch auf die Form. Es ist z. B. unstatthaft, zu reimen: „gestimmt" auf „Wittekind", „Damen" auf „Altanen"; unstatthaft zu sagen: „dem Graf", „das Herz vom Student", „dem Herz", „aus dem Herz", „manche Thräne blickt' ich", „hohes Schloß", statt „ein hohes Schloß, „heilet mir mein krankes Herz gesund", „mundet ihm der Goldpokal" u. dgl. m. Lange's Bilder gehen oft ins Ungeheuerliche, wie:

Meine Thränen überschlagen (!)
Noch die stärksten Sommerregen,
Die an heißen, schwülen Tagen
Herz und Scheiben (!?) mir bewegen.

Bei solchem Reichthum an Thränen hätte der Dichter während der anhaltenden Dürre manchen Sommers sich verdient machen können! In das diesen Gedichten gespendete Lob des Professors Vilmar können wir nur insofern mit einstimmen, als wir die „lebhafte Diction" derselben rühmlichst hervorheben. Sie sind ein noch in Gärung begriffener Wein, der sich noch nicht abgeklärt hat.

14. Gedichte von Heinrich Zirndorf. Leipzig, Arnold. 1860. 8. 1 Thlr.

Das sind wieder Gedichte, die man ohne Rückhalt loben und warm empfehlen kann. Die schöne schwellende Form entspricht auch dem Inhalte. Der Verfasser ist Israelit, der den Fall seines gläubigen Volks nicht verschmerzen kann. Es wehen deshalb auch aus vielen seiner Prachtgesänge elegische Klänge zu uns herüber, wie Töne aus Harfen der trauernden Juden an den Wasserbächen Babylons. Viele seiner Gedichte können sich dreist guten Meisterdichtungen an die Seite stellen. Besonders gilt dies von seinen schwungreichen, aus tiefster Seele gesungenen Liebesgedichten, die wir unbedingt den besten dieser Gattung vergleichen können. Man glaubt bei Lesung derselben zwischen Blumen zu wandeln. Diese Poesien werden eine Zukunft haben. Nur berührt es unangenehm, daß viele derselben uns das Horazische „Exegi monumentum aere perennius" zu laut entgegenrufen. Es ist gut und sogar nothwendig, daß ein junger Dichter Selbstvertrauen hat, aber Selbstlob wie auf S. 81, S. 102 u. s. w. schickt sich für ihn nicht.

15. Gedichte von P. Scherfgen. Zwei Theile. Trier, Braun. 1860. 16. 20 Ngr.

Scherfgen hat vielfach Stoffe behandelt, die des Besingens nicht werth sind. Am besten gelingen ihm humoristische Gedichte, für die er unstreitig die größten Anlagen zeigt. Der gesunde Humor, der unserer vornehm und gemessen einherstolzirenden Zeit immer fremder wird, verdient Aufmunterung und Pflege in der Prosa und Poesie. Wir geben dem Verfasser daher anheim, der humoristischen Gattung vorzugsweise seinen Fleiß zuzuwenden und sich sein Gedicht: „Der hohe Mann", nach Form und Anlage als Muster dienen zu lassen. Auch „Am Gartenzaun" und „Am Wiesenquell" sind recht gelungen, abgesehen von der Reimspielerei:

Am Wiesenquelle saß ich
Und bunte Blümchen las ich,
Die legt' ins grüne Gras ich,
Ein Bursche trat zur Seit' mir,
Bot lachend Gruß und Zeit mir
Und schenkte sein Geleit mir.

Auf meiner Schulter lag er,
Viel heitre Worte sprach er,
Mein trotzig Herzchen brach er;
Sein Blick am Blicke hing mir,
Das Widerstehn verging mir,
Er schenkte seinen Ring mir.

Ich reichte meine Hand ihm
Und gab ein theures Pfand ihm,
Und jeder Zweifel schwand ihm.
Da ward sein frohes Weib ich,
Ihm schenkte Seel' und Leib ich,
Und treu dem Treuen bleib' ich.

Viele seiner Gedichte kränkeln aber noch an einer zu undeutlichen und prosaischen Ausdrucksweise, sowie auch an manchen Härten, wie: „kampfgerüst't u. dgl. m.

16. Gedichte von Armgard Schröter. Salzkotten, von Sobbe. 1860. 16. 1 Thlr.

Lyrische Gedichte eines reinen, frommen Gemüths. Tiefe darf man in ihnen nicht suchen, doch sind sie sehr correct geschrieben, und die Verse fließen leicht und ruhig dahin, wie ein leise murmelnder Bach zwischen Wiesenblumen. Sie sind zart und weich, echt weiblichen Charakters. Da der Verfasserin die Reimbildung leicht zu werden scheint, so begreift man indeß nicht, weshalb sie bei sehr vielen ihrer Gedichte nur den zweiten und vierten Vers, nicht aber auch den ersten und dritten gereimt hat; werden doch Gedichte durch eine gut und vollständig durchgeführte Reimbildung nur wohlklingender.

17. Blumen des Lebens. Dichtungen von Albert Brüning. Berlin, Huber. 1860.

Recht schwungreiche Gefühlsgedichte, die mit wenigen Ausnahmen die Liebe zum Stoffe sich auserkoren haben. Der Verfasser ringt aber hier und da noch mit der Form, wodurch unrhythmische Verse und Härten entstehen, die bei diesen sonst recht hübschen Gedichten nur um so unangenehmer berühren. Z. B.:

Um vielleicht einem sel'gen Schmerz zu weichen.

Ferner:

Wie Moses das Volk Israel befreie,

Oder:

Ja, ich fühle mich unrettbar verloren.

Unechte Reime, wie Seele — Quelle, Härten, wie Nacht'sgall'n, faß'st, süß'stes, sowie auch grammatische Verstöße, wie „das Sarg", „im Ost" dürfen in keinem guten Gedicht vorkommen; ebenso wenig die provinziellen Imperative „seh" statt sieh, „lese" statt lies, „schelte" statt schilt.

Besonders lobend anzuerkennen ist das Bestreben des Dichters, neue Wortbildungen und Bilder zu schaffen, welches ihm in vielen Fällen recht gut gelungen ist, wie z. B. saharadürr, rosenherrlich, weihnachtsfroh, blick' nicht vergangenwärts, ein stilles Golgatha der Hoffnung u. a. Es ist gut, wenn der Dichter die Sprache zu bereichern sucht, er hat ein Recht dazu, doch muß er sich nicht zu unpassenden Wortbildungen, zu unverständlichen Ausdrücken und allzu kühnen Bildern fortreißen lassen, wie: „Wüstenöde zieht die Karawane Durch Sahara's öde Steppen hin"; „Der Nachtigall liederndes Geschmetter"; „Ein Concert von Düften".

Sehr gelungen ist unter andern das Gedicht „Am Rosenstrauch", eine Nachahmung und Umgestaltung des Goethe'schen „Sah ein Knab' ein Röslein stehn".

18. Gedichte von Heinrich Puchta. In einer Auswahl herausgegeben von Albert Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1860. 16. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Gedichte, der jüngste Bruder des berühmten Rechtsgelehrten, wurde geboren 1808 und starb 1858. Er war ein nach allen Seiten hin und besonders philosophisch gebildeter Theolog, der in seinen letzten Lebensjahren erster Prediger an der Barfüßerkirche in Augsburg war.

Mehrere dieser Gedichte finden sich schon vor einigen Jahrzehnden, und wenn wir nicht irren unter dem Buchstaben P., in dem „Morgenblatt" und „Frankfurter Conversationsblatt" abgedruckt. Sie sind theils in Reimen, theils im antiken Versmaße geschrieben, und treten uns mit classischer Sicherheit und Goethe'scher Klarheit entgegen. Sie sind aus einem reinen, von der Flamme der Poesie entflammten Herzen entsprungen, und ihr innerer Werth berechtigt zu der Hoffnung und Erwartung, daß sie ein Gemeingut des deutschen Volks werden. Wir wüßten nicht, welcher Gattung dieser in herrlicher Gedankenfülle schwellenden Gedichte wir den Vorzug einräumen sollten, ob den „Vermischten Gedichten", den „Sonetten" oder den „geistlichen Liedern". Sie sind alle ohne Ausnahme gut. Die Freunde religiöser Dichtung machen wir ganz besonders auf seine so vorzüglich gelungenen Uebertragungen lateinischer Hymnen aufmerksam.

Wilhelm Andreä.

Louis Spohr.

1. Louis Spohr's Selbstbiographie. Erster Band und zweiten Bandes erstes Heft. Göttingen, Wigand. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn man Selbstbiographien nicht unpassend mit dem Namen Selbstbespiegelungen belegt hat, so bleibt doch stets zu bedenken, ob nicht in diesen Fällen die sprichwörtlich gewordene rücksichtslose Aufrichtigkeit des Spiegels Gefahr läuft, durch den warmen Hauch der Liebe zur eigenen Persönlichkeit getrübt zu werden. Eine Selbstbiographie wie die Goethe's, die als unerreichtes Muster dasteht, sollte freilich bei Versuchen dieser Art als Leitstern dienen, wenn Selbstbiographien nicht zu einer bloßen Selbstschmeichelei herabsinken sollen, welcher Abweg um so näher liegt, je frühzeitiger der Ruhm eine Persönlichkeit emporhebt. Spohr machte sich früh schon dem Publikum zugleich als Künstler auf der Geige und als Componist für dieselbe vortheilhaft bekannt, sein Ruf wuchs schnell; mit demselben steigerte sich der Ehrgeiz, immer neue Lorbern als Geiger und Componist, namentlich von Solostücken für die Geige, einzusammeln und es ist seinem rastlosen Streben gelungen, schon als junger Mann den Ruf des ersten und besten deutschen Geigers sich erworben zu haben. Diese Vorliebe für Compositionen von Solostücken wuchs, als er in seiner ersten Gattin eine talentvolle Künstlerin, namentlich auf der Harfe, und liebenswürdige Begleiterin seiner Leistungen auf der Geige fand und sich verband. Jetzt gingen neben Concerten, Potpourris, Soloquartetten für Violine, auch noch Compositionen für Violine und Harfe zugleich nebenher. Er schrieb wol auch Concerte für Clarinette einem Freund zu Liebe. So ungetheilt der Beifall gewesen sein mag, den der Componist durch diese Arbeiten gewann, so haben doch diese Formen etwas Bedenkliches, für den Componisten selbst, namentlich wenn sie so bevorzugt worden sind, wie von Spohr geschehen ist; das Bedenkliche liegt in der Rücksicht, die auf den Virtuosen genommen werden muß, der seine Technik zur Geltung und Anerkennung bringen will, aber das Nachsinnen der künstlerischen Phantasie auf diesem Gebiete bloßer Formeln halten wir für eine höchst untergeordnete Thätigkeit, der sich ein Künstler hingeben kann. Es ist wahr, daß Spohr durch seine Concerte u. s. w. für Geige sich vortheilhaft vor den damals für Geige schreibenden Componisten auszeichnete; steif und zopfig darf keins seiner Stücke genannt werden, dennoch aber müssen wir behaupten, daß die große Monotonie der Spohr'schen Musik, die ihr vom Anfange bis Ende aufgedrückt bleibt, bei Spohr davon herrührt, daß er als Virtuos seine Laufbahn begann und zu viel Gewicht auf die Leistungen eines Solisten gelegt hat. Das Bewußtsein, der erste Geiger Deutschlands geworden zu sein, hat ihn zu der wol erklärlichen, aber etwas eigenthümlichen Ansicht gebracht, auch der bedeutendste Componist seiner Zeit sein zu müssen. Diese Selbstüberschätzung des eigenen Werthes hat ihn verleitet, sich sogar Beethoven gegenüber als den zu empfinden, der auf richtigern Wegen wandle, denn, heißt es schließlich, Beethoven fehlte es an ästhetischer Bildung und an Schönheitssinn. Hätte doch hier die Selbstbespiegelung etwas an getreuer Wiedergabe fehlen lassen, es wäre noch lange keine Lüge entstanden; in der jetzigen Fassung aber wird die Erwähnung Beethoven's, mit dem Spohr in Wien 1815 verkehrte, jeden deutschen Leser tief verletzen. Im Anhange dieses ersten Bandes der Selbstbiographie hat die Eitelkeit, wir wissen nicht wessen, eine Sammlung Albumblätter angehängt, unter denen das Beethoven's auch steht, mit dem Bemerken Beethoven's „an den lieben Spohr", überall, wo es wahre Kunst und wahre Künstler gibt, seiner, es heißt: „ihres Freundes", Beethoven's gedenken zu wollen. Was war der Beweis von Dankbarkeit, mit der Spohr dieses Blatt des Freundes zu sich nahm und mit dem er sich oft genug später gebrüstet hat? Daß uns Spohr berichtet, wie die Taubheit den großen Musiker und ebenso großen Menschen zum Spottbilde eines rohen Publikums

gemacht hat. Gesetzt Spohr hätte aus Erinnerungen früherer Jahre diese Selbstbiographie zusammengestellt, so hätte ihm doch der Erfolg seiner Schöpfungen und der Beethoven's allmählich die Augen über den Abstand öffnen müssen, der zwischen einem Louis Spohr und einem Ludwig van Beethoven ewig bleiben wird, und es hätte ihm viel besser gestanden, so unbegrenzten Vorzügen gegenüber sich bei einer spätern Ueberarbeitung seiner Biographie einem Geiste wie der Beethoven's war, ohne weiteres demüthig unterzuordnen, als daß er auch noch in seinen spätern Lebensjahren einen gewissen Künstlerneid, der sicher von Beethoven gegen ihn nie erwidert wurde, in das trügerische Gewand einer verschiedenen Geschmacksrichtung hüllte, die ihn befähigen sollte, den Kritiker eines Beethoven abgeben zu können. Die Genugthuung, die wir empfinden, diese Verunglimpfung Beethoven's von einem deutschen Kunstgenossen an diesem selber gebührend zu rügen, wird uns nur dadurch etwas verkümmert, daß wir sie einem Todten nachrufen müssen, und laden wir dadurch auch den Tadel der Rücksichtslosigkeit, die wir gegen einen Dahingeschiedenen beobachten sollen, auf uns, so wollen wir ihn uns mit Freuden gefallen lassen, da uns die offene Wahrheit im Dienste Beethoven's höher gilt, als ein christliches Stillschweigen aus Rücksicht gegen Spohr. Es scheint, als ob der Dahingeschiedene der *Nemesis*, die der Mehrzahl seiner Werke zeitig schon das Siegel der Vergessenheit aufdrückte, während die seines Gegners sich immer herrlicher entfalteten, in diesem Denkmal, das er dem Andenken seines Freundes widmete, den letzten verzweifelten Widerstand leisten wollte. Er mochte es thun. Was that die strenge Göttin? Sie ließ ihn noch 30 Jahre nach dem Tode Beethoven's den wachsenden Ruhm seines Freundes erleben und beneiden.

Es wird wenig Musiker geben, die so früh wie Spohr in Handhabung der musikalischen Darstellungsmittel eine Meisterschaft erlangten, und die doch, wie er, sich in einem langen Leben so gleich geblieben sind. Eine eigentliche Entwicklung seines musikalischen Schöpfertalents hat gar nicht stattgefunden. Der Ton, den der Jüngling anschlug, er ist derselbe, den der Mann und der Greis einhält. Seine „Gesangsscene" und seine „Weihe der Töne" könnten ebenso gut Werke des Jünglings wie des reifen Mannes sein; niemand würde es wunder nehmen, wenn sie in der Reihe seiner Werke unmittelbar aufeinander folgten, während sie in der That ungefähr so weit auseinander liegen, als das Septett Beethoven's von seiner B-dur-Symphonie, oder sein einziges Violinconcert von der ersten Symphonie entfernt ist, und welche geistige Entwickelung bekunden diese Werke! Es nimmt uns daher auch nicht wunder, daß wir in dieser sonst sehr detaillirten und interessant zu lesenden Biographie (in den uns vorliegenden vier ersten Heften wenigstens) so gut wie nichts von der Entwickelung seines Geistes erfahren. Bescheidenheit hat aber den Biographen nicht abgehalten den Nachweis zu geben und uns überlassen, uns das Resultat aus dem Studium seiner Werke selbst zu ziehen, da er sonst nie vergißt, seine Triumphe, die er als Virtuos, Dirigent und auch als Componist feiert, gewissenhaft zu berichten und mit Zeitungsnachrichten zu documentiren.

Zum Schlusse entnehmen wir der Grabrede, gehalten bei der feierlichen Beisetzung Spohr's von dem Pfarrer Jatho (sie erschien zum Besten der Spohr-Stiftung bei G. H. Wigand in Kassel), folgenden kurzen Abriß von Spohr's Leben, indem wir kurz die betreffenden Strecken des durchlaufenen Lebens in der Selbstbiographie beifügen (Bd. 1, Heft 1):

Louis Spohr, Sohn eines Arztes, ist geboren in Braunschweig am 5. April 1784. Bald darauf ward sein Vater nach Seesen versetzt, und hier zeigte sich schon frühzeitig im Knaben ein bedeutendes musikalisches Talent. Sein Wunsch, sich der Musik zu widmen, fand Widerstand bei dem Vater, der aber gebrochen ward durch die erste Composition des achtjährigen Knaben. In Braunschweig, wo er seine weitere Ausbildung erhielt, zog er bald die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, und ehegestern waren es 60 Jahre, als er das erste Rescript als Kammermusikus in Braunschweig erhielt. Im Jahre 1803 machte er mit seinem Lehrer Eck eine Kunstreise nach Rußland, und im darauf folgenden, damals 20 Jahre alt, die erste größere Kunstreise als Violonvirtuos, wo er überall sich den größten Beifall erwarb. Bedeutungsvoll war für sein Leben das Jahr 1805 (Bd. 1, Heft 2); denn nach Gotha berufen, verheirathetete er sich hier mit Dorothea Scheidler, mit der er fast dreißig Jahre in einer sehr glücklichen Ehe lebte. Drei Töchter erheiterten das häusliche Leben, von denen die jüngste ihre Mutter nur wenige Jahre überlebte. Ein eigenthümlicher Wandertrieb ließ unsern Spohr nicht lange an demselben Orte: 1813 vertauschte er Gotha mit Wien, und hier ward sein Ruhm und Ruf fest gegründet; hier componirte er seinen „Faust", hier fand er den allgemeinsten, wohlverdienten Beifall bei den 1814 dort zum Congreß versammelten Fürsten (Bd. 1, Heft 3). Neue Lorbern erntete er, als er wenige Jahre später (1815) Italien besuchte. Von dort zurückgekehrt (Bd. 2, Heft 1), ward er 1818 Musikdirector in Frankfurt. Aber auch hier hielt es ihn nicht; im folgenden Jahre treffen wir ihn in England, wo er mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen ward und der Hof ihn zu fesseln suchte. Das Vaterland zog ihn zurück, und nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Dresden kam er 1822 hier in unsere Mitte. Sein Wirken und Schaffen, dessen Zeugen noch viele von euch waren, zeigt uns den trefflichen Menschen wie den großen Künstler. Im Jahre 1834 starb zu seinem tiefsten Schmerze seine Frau, und 1836 trat er in die zweite Ehe.

So weit die Grabrede. Spohr starb am 22. October 1859, nachdem seine letzte Lebenszeit durch Altersschwäche sehr getrübt worden war; sein beinahe 7 Fuß hoher Körper wollte sich nicht mehr von den altersschwachen Füßen tragen lassen, und der sonst rastlos thätige Mann (man hat noch aus der letzten Zeit Orchesterwerke von ihm) versank in eine Abspannung aller Geisteskräfte, aus der er sich nur auf Augenblicke aufraffen konnte und aus der ihn endlich ein sanfter Tod erlöste. Es ist mit ihm eine musikalische Autorität für uns zu Grabe gegangen, und es wäre zu wünschen, daß das jüngere Geschlecht sich an seiner Gründlichkeit ein Muster nähme, anstatt phantastisch taumelnd sich in der Misachtung herkömmlicher Formen und Gesetze zu gefallen. Unter den Stammbuchblättern, die dem ersten Bande beigegeben und die sehr interessant sind, ist leider das M. Hauptmann's übel weggekommen, indem einige höchst lächerliche Fehler mit facsimilirt worden sind, die in einem schneidenden Contrast

gegen die bekannte Sauberkeit des verehrten Componisten stehen. Von interessanten Persönlichkeiten, mit denen Spohr in Berührung kam und deren Begegnung er erwähnt, nennen wir nur Clementi, Field, Pixis, Rode, Danzi, Weber, Beethoven, Dussek, Prinz Ludwig Ferdinand, Goethe, Jean Paul, Meyerbeer, Schröder, Ries, Viotti, Logier, mancher andern nicht zu gedenken.

2. Louis Spohr. Sein Leben und Wirken. Von A. Malibran. Nebst einem Verzeichnisse seiner Schüler vom Jahre 1805—56. Mit Porträt und Facsimile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1860. 8. 26 Ngr.

Ein Schüler Spohr's fühlt sich gedrungen, seine dankbare Gesinnung gegen den verehrten Lehrer durch Darstellung seines Lebens und Wirkens an den Tag zu legen. Spohr ist geboren den 5. April 1784 und hat vollendet am 22. October 1859; es handelt sich also um 75 Jahre eines Menschenlebens. Eine solche Jahresreihe biographisch zu gestalten, erfordert Fleiß und Geschick zu gleichen Theilen. Kaum ein halbes Jahr war seit dem Tode Spohr's vergangen und es erschien diese Biographie. Zu der Annahme von Vorarbeiten, obgleich der Verfasser schon 1845 Spohr's Schüler wurde, berechtigt nichts im Verlauf des Büchleins selbst, somit bleibt die Frage übrig, ob das Geschick des Verfassers erheblich genug sei, um für diesen Mangel entschädigen zu können. Wir zweifeln daran: weder die Genauigkeit in den Facten, noch das Geschick der Darstellung, obschon der Verfasser ein Franzose ist, verdient eben besonderes Lob. Die Schlußworte des Büchleins: „Sein Leben war ein langer Triumph, sein Tod ist die Unsterblichkeit", auf den Verstorbenen gesagt, auch als Motto auf dem Titel stehend, bieten einen Fingerzeig, was der Leser zu erwarten hat. Führen wir für diese Uebertreibung z. B. die S. 21 gethane Aeußerung an, daß sein „Faust" ihn an die Seite der glorreichen Schöpfer eines „Don Juan" und einer „Iphigenia" stelle, so ist damit auch der Geschmack des Verfassers so ziemlich gekennzeichnet. Einer so blinden Verehrung gegenüber, die in vorliegendem Falle auch die Urtheilsfähigkeit des Gehörs angegriffen hat, zieht die Kritik vor zu verstummen. Den stereotyp-weichlichen Charakter der Spohr'schen Musik durch alle drei im Buche angenommenen Perioden wird kein begeistertes Lob der Art wegdisputiren. Es bleibt überhaupt mislich bei Spohr, der sich stets so gleich geblieben ist, eine Periodeneintheilung zu versuchen. Man wird auch später, sowie jetzt schon vielfach geschieht, den Geiger vielleicht über den Componisten stellen. Die Zeit ist nicht ungerecht gegen den Künstler, sie ist es auch nicht gegen den Componisten gewesen; warum ihn nach seinem Tode durch ein so unwahres Lob verunglimpfen? Was würde man sagen, wenn ein Dilettant auf dem Gebiete der deutschen Literatur etwa den Dichter der „Bezauberten Rose" ohne weiteres mit einem Goethe parallelisiren wollte! 14.

Friedrich's des Großen Beziehungen zu Rußland.

Friedrich der Große und Katharina II. Von Kurd von Schlözer. Berlin, Hertz. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In dem Maße, wie die politische Geschichte der Staaten allgemein menschliche Motive in sich aufnimmt, verarbeitet und beleuchtet, wächst sie an Interesse, Anziehungskraft und belehrendem Inhalt. An und für sich läßt es den Hörer und den Leser völlig gleichgültig, ob Timur oder Tamerlan siegt, ob Xerxes oder Miltiades die Oberhand haben und ob Cäsar oder Pompejus sich den römischen Staat unterwerfen. Erst dann, wenn wir Situation, Charaktere und Motive der Person in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, wenn wir die Specialität der historischen That, die menschlichen Eigenschaften der geschichtlichen Person ins Auge fassen, was sie förderte und was sie hemmte, zu ergründen suchen, dann erst entwickelt sich bei uns ein näheres geistiges, ein ethisches Interesse zu jener That, Antheil für die Sache, die es gilt, Sympathie und Antipathie für die Person. Je tiefer die Geschichte daher in das Reinmenschliche ihres Inhalts eindringt, je genauer wir das Detail, die Besonderheit der historischen Situation, die Specialität der handelnden Individuen erkennen, um desto „interessanter" wird sie. Wir haben diese Wahrnehmung zu machen gehabt, als wir das vorliegende Buch öffneten. Eine urkundliche Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen den Cabineten von Berlin und Petersburg unter Friedrich II. und Katharina II.: welche Unterhaltung kann diese uns bieten? Ist alles dies, dachten wir, was hier etwa gegeben werden mag, nicht zur Genüge klar gestellt? Welche neuen Beziehungen sind hier zu erwarten, die das Interesse des Lesers, der die Geschichte der Diplomatie nicht etwa zu seiner Fachwissenschaft gemacht hat, in Anspruch nehmen oder fesseln könnten? In diesen Fragen haben wir uns zu unserm höchsten Vergnügen getäuscht. Von den ersten Seiten des vorliegenden Buchs bis zum Ende hin steigerte sich Blatt für Blatt unsere Theilnahme für so anziehende Darlegungen; Personen und Zustände, Charaktere der Zeit und der Menschen treten aus ihrem historischen Halbdunkel fesselnd und durchsichtig in das helle Licht der Wirklichkeit, rühmliche und unrühmliche Motive, die Schwächen und die starken Seiten der handelnden Personen, die ganze große Zeitgeschichte endlich, in ihren großen Erscheinungen wie in ihren kleinen Verknüpfungen, treten hell und klar, wie greifbar und thatsächlich, aus dem Kreis traditioneller Gestaltung vor uns in die Wirklichkeit. Die großen Gestalten Friedrich's II. und der Kaiserin Katharina hören auf, Bilder unserer Einbildungskraft zu sein; beim Lesen ihrer vertraulichsten Briefe werden sie für uns zu Menschen unserer intimsten Bekanntschaft, zu Wesen, an deren Sorgen, Entwürfen und Hoffnungen wir den innigsten, den menschlichsten Antheil nehmen, zu Freunden, deren Tugenden uns erfreuen, deren Schwächen uns betrüben. Die Geschichte in ihrer individuell-menschlichen Bedeutung übertrifft in der That jede Erfindung der Phantasie an geistigem, an ethischem Interesse; denn daß etwas geschehen sei, wirkt mit ganz andern Hebeln auf unser Bewußtsein, als der Gedanke, daß etwas erdacht und erfunden sei.

Die hier gebotene Analyse der Geschichte des 18. Jahrhunderts — so können wir dies merkwürdige Buch dreist nennen — leistet der historischen Wahrheit Dienste von größter Bedeutung. Seiner Anziehungskraft wird sich kein ernster Leser entziehen können; allein sein wahrer Werth besteht doch darin, daß es eine Reihe hoffnungsloser Dunkelheiten aufhellt und eine große Anzahl traditioneller Irrthümer zerstreut, indem es zugleich durch die beständige Darlegung von urkundlichen Zeugnissen weit über die Glaubwürdigkeit der gewöhnlichen Memoirenliteratur hinausreicht. Wie der Verfasser zu der Möglichkeit gelangt ist, diese Urkundensammlung der Oeffentlichkeit zu übergeben, ist nicht völlig klar; genug, daß sie da ist und unzweifelhaft für echt, ja wie uns fast scheint für officiell erkannt werden muß.

Der Verfasser bekennt als seine Aufgabe, eine Darstellung der persönlichen Beziehungen Friedrich's II. zum russi-

schen Höfe von seiner Thronbesteigung bis zum Jahre 1772 zu geben, wobei auf die Geschichte der ersten Theilung Polens ein Hauptgewicht gelegt wird. „Die Art und Weise", sagt er, „wie dieser Theilungsproceß in neuester Zeit von ausländischen Schriftstellern und besonders von solchen behandelt ist, denen die Archive ihrer Regierungen geöffnet waren, legt einem Preußen die Verpflichtung auf, die vielen irrigen Angaben und Ansichten zu berichtigen, welche durch jene Fremden verbreitet worden sind." Dieser Aufgabe, sagt er, habe er sich unterzogen und löse sie, unbekümmert um die Neigungen und Abneigungen des Tags, aus archivalischen Quellen und aus den Schriften des großen Königs selbst. Wir fügen hinzu, daß er sie auf solche Weise löst, daß derjenige Staatsact, den wir oft als einen dunkeln Punkt im Leben Friedrich's bezeichnet finden, ein neues Licht auf den Rechtssinn und die Weisheit des Königs wirft und die Ungerechtigkeit des ihm gemachten Vorwurfs, als sei er der Urheber jenes Theilungsprojects, klar herausstellt.

Die ersten Abschnitte dieser Arbeit, welche uns mit stets wachsendem Interesse fesselt, umfassen einleitungsweise die Beziehungen Friedrich Wilhelm's I. zum russischen Hofe bis zum Allianzvertrage vom 27. December 1740, die Palastrevolution, welche Elisabeth, die Tochter Peter's, auf den Thron erhob, die Botta'sche Verschwörung, Ostermann's und Bestuschew's Regiment. Durch Mardefeld, an welchem Friedrich einen äußerst geschickten Agenten in Petersburg besaß, waren L'Estocq und Brümmer für das Project gewonnen, der Kaiserin, welche eine Gemahlin für den Großfürsten, ihren Thronfolger, suchte, die Prinzeß Sophie von Anhalt-Zerbst, deren Vater General in preußischem Dienst war, zu empfehlen. Der Gesandte hatte hierbei besonders die Intriguen der sächsischen Ambassade zu besiegen, welche alle Welt für die Prinzessin Marianne von Sachsen in Bewegung setzte und die von dem Kanzler Bestuschew unterstützt wurde. Im October 1743 war der Sieg gewonnen, blieb jedoch so sehr Geheimniß zwischen Friedrich und der Kaiserin, daß selbst der heilige Synod, welcher der Verwandtschaft wegen seine Einwilligung geben mußte, den Namen der Braut nicht erfuhr und der Kanzler keine Ahnung davon hatte. Da die Kaiserin drängte, so mußten Mutter und Tochter noch mitten im Winter unter dem Namen Gräfin Rheinbeck die beschwerliche Reise von Stettin nach Petersburg, auf der sie drei Wochen zubrachten, antreten. Die Briefe der Mutter fließen nun von Dank gegen den König über; der Vater jedoch, ein strenger Lutheraner, war mit der Verbindung sehr unzufrieden, da seine Tochter „griechisch" werden sollte, und machte dem König und der Mutter viel Noth. Endlich am 16. Februar 1744 meldet die Fürstin ihre glückliche Ankunft in Petersburg, entzückt über ihren Empfang, aber doch „furieusement neuve et empruntée dans ce pays", wie sie sagt. Die Tochter ist glücklicher, schreibt sie; „elle trouve grande approbation. Tout est beau et bon, le chancelier seul est presque hors de sens." Nur die Religionsfrage gab noch zu vielen Schwierigkeiten Anlaß. Der Vater konnte sich in den Gedanken des Religionswechsels gar nicht finden; Katharina selbst kämpfte schwer mit sich; nur die Mutter, als eitle Weltfrau, die sie war, fand keine Schwierigkeit und sah sich hierin natürlich von Friedrich unterstützt. Bei diesem Anlaß gedenkt der Verfasser der „Memoiren" Katharina's, welche in Nr. 16 d. Bl. f. 1859 besprochen wurden und deren Authenticität er bestätigt, mit der Maßgabe jedoch, daß sie, da sie für ihren Sohn Paul und mit besondern Tendenzen geschrieben wurden, für eine sichere Geschichtsquelle nicht überall gelten könnten. Am 9. Juli endlich legte Katharina ihr Glaubensbekenntniß ab und tags darauf fand die feierliche Verlobung mit dem Großfürsten statt, nachdem, wie Mardefeld berichtet, „l'Impératrice, tout comme «mon frère» lui a levé tout scrupule". Ein Schreiben Friedrich's vom 5. August, worin es heißt: „Je compte parmi les plus beaux jours de ma vie celui, où j'ai vu l'élévation de V. A. I. à cette dignité, heureux d'y avoir contribué", wünscht der Großfürstin hierzu Glück. Gleichzeitig fand in Berlin die Vermählung der Schwester des Königs mit dem Kronprinzen von Schweden statt, und somit waren die Grundlagen gelegt, auf welchen Friedrich seine Politik im Norden Europas zu gründen bemüht war und die jetzt um so wichtiger erschienen, als ein zweiter Kampf mit Oesterreich bevorstand, allerdings nur, um durch neue Triumphe die neue Macht Preußens abermals zu befestigen. Inzwischen ließ die national-russische Partei, der Kanzler an der Spitze, doch nicht ab, gegen diese Macht und ihre Hauptstütze, L'Estocq, zu intriguiren; die Kaiserin aber blieb lange fest und schrieb: „Il y a des langues de serpents, qui me prêchent sans cesse, que le roi de Prusse est faux; je sais présentement, qu'ils ont menti." Indeß gelang es im Jahre 1746 doch, nach der gewaltsamen Beschlagnahme der Papiere des französischen Gesandten Chetardie und seiner völkerrechtwidrigen Ausweisung, die Kaiserin irre zu machen und sie für die Annäherung an Oesterreich zu gewinnen. Sie erklärte Friedrich für einen Fürsten ohne Gottesfurcht, der nie in die Kirche gehe und jede Sache ins Lächerliche ziehe. Mardefeld's Stellung wurde nun — nach mehr als zwanzig Jahren — plötzlich unhaltbar und er, der Mitwisser aller russischen Staatsgeheimnisse, der von Bestuschew schrieb: „Fourbe, dissimulé, vindicatif, ingrat, pour qui rien n'est sacré, et consommé dans l'intrigue", mußte den Intriguen eben dieses Mannes endlich weichen. Graf Finkenstein, Graf Golz folgten ihm, beide fanden ihre Stellung am russischen Hofe, an dem jetzt ein vollständiger Parteiwechsel eingetreten war, unhaltbar und zwölf Jahre lang blieb Preußen in Rußland ohne Repräsentanten. Als der Kanzlist Menzel die Papiere des dresdener Staatsarchivs copirte, fand man darunter den Entwurf eines Bündnisses zwischen Sachsen, Oesterreich und Rußland, den König von Preußen zu „entamiren", was bekanntlich den siebenjährigen Riesenkampf des Königs gegen die Verbündeten hervorrief. Inzwischen aber fand Friedrich durch den englischen Gesandten Williams die Wege, den Zorn des Kanzlers zu besänftigen. Schon 1744 hatte „la pluie de Danaë" bei der Liebhaberei Bestuschew's für Geldzuschüsse gute Früchte getragen; 150000 Thlr. hatte der haushälterische König daran gewendet, „pour mettre de l'onguent sur la brûlure"! Jetzt bot Williams neue 100000 Thlr. und da zugleich die schwankende Gesundheit der Kaiserin eine andere Politik räthlich machte, so fügte sich Bestuschew, der immer klagte, daß ihm die Kaiserin blos 7500 Rubel für seine Dienste zahle. Unter diesen Umständen wuchs natürlich der Einfluß und das Ansehen Katharina's, die von sich selbst einen „esprit plus mâle que femelle" rühmt, ohne jedoch ihre weiblichen Reize in den Schatten zu stellen, und ohne daß ihre Verbindungen mit Serge Soltikow, „joli comme le jour", Narischkin und Poniatowski ihrer geistigen Thätigkeit irgend Eintrag thaten. Katharina war nun, und hierin war ihr Gemahl mit ihr einverstanden, die Stütze der preußischen Partei; ja, der Großfürst, Offizier im preußischen Dienst, sagte von Friedrich nie anders, als „der König, mein Herr". Dieser politischen Auffassung folgte der Kanzler und das Cabinet, trotz des österreichischen Bündnisses, in den ersten Jahren des Siebenjährigen Kriegs, und erst nach der Schlacht von Kollin setzte sich Apraxin mit dem Heere langsam in Bewegung, um nach wenigen Wochen einen eiligen Rückzug anzutreten. Da dies auf Bestuschew's Befehl geschehen war, so fiel er, ward verhaftet und verbannt. General Fermor und Woronzow folgten Apraxin und dem Kanzler, das Jahr 1761 ging für Friedrich trüb zu Ende; Hochkirch und Kunersdorf, sowie das Scheitern aller Versuche der Annäherung in Petersburg, wo man sogar seinen Gesandten Pechlin verhaftete, machten seine Lage fast hoffnungslos. „Je brûle à petit feu", schrieb er damals, „je suis comme un corps, qu'on mutile; il n'est pas nécessaire, que je vive." Da starb Elisabeth, und Peter III., sein feurigster Verehrer, bestieg den Thron. Ein kriegsgefangener preußischer Offizier, Graf von Hordt, traf

sofort als Minister des Königs, mit Ehren überhäuft, am Hofe auf, und der Umschwung war so vollständig, daß Peter seine Erhebung zum preußischen General feiern und Graf Brühl schon im März 1762 an seinen Hof berichten konnte: „Der König von Preußen ist Kaiser von Rußland." Golz vollzog nun im Monat Mai den Friedensschluß, und zugleich erfolgte die Absendung eines Corps von 18000 Mann Hülfstruppen. Friedrich war entzückt und schrieb dem sechsundzwanzigjährigen Diplomaten: „Vos coups d'essay, mon cher, sont des coups de maître. Quel honneur pour un négociateur de votre âge etc.", Worte, die bei Friedrich schwer wiegen. Diese günstige Lage der Dinge sollte sich jedoch bald ändern, denn die bekannte Verschwörung der Brüder Orlow, Rasumowski's und der Fürstin Daschkow stürzte Peter von dem Thron und erhob Katharina zur Selbstherrscherin Rußlands. Friedrich, dem die Vorgänge nicht fremd waren, hatte den Kaiser wiederholt gewarnt, namentlich vor dem Unternehmen gegen Dänemark, aber Peter blieb in seiner Verblendung. Die Nachricht von der neuen Revolution, die ihm Tschernyschew selbst, der Chef der Hülfsarmee schon am 18. Juli mittheilte, überraschte ihn daher nicht. In einem Schreiben von demselben Tage wünscht er der Kaiserin Glück und bittet um ihre Freundschaft, welche Katharina am Tage des Empfangs jenes Briefs, am 23. Juli, eigenhändig zusagt. Das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Stifter ihres Glücks hat Katharina in der That nie verlassen. Soltikow, der die Provinz Preußen besetzt hielt, mußte sie räumen und sein Benehmen ward für ein Misverständniß erklärt. Wenige Monate darauf war der Friede von Hubertsburg geschlossen. Der König, 51 Jahre alt, fühlte sich gealtert und schrieb: „Vous me trouverez gris, comme mes ânes, perdant tous les jours une dent et à demi écloppé par la goutte." Er warf sich nun mit aller Macht seines Geistes auf den Wiederaufbau des zerrütteten Staats. „On ne peut se représenter cet état", schreibt er, „que sous la forme d'un homme, criblé de blessure, affaibli par la perte de son sang et prêt à succomber — il faut du régime pour se remettre." Mit diesem großen Werke beschäftigt, verstrichen zehn Jahre des Friedens und des besten Einverständnisses mit Rußland, am Ende derselben kam es durch Solms sogar zu einem Allianzvertrage, den Orlow und besonders Panin förderten und den eine Depesche Solms' als „le pilote de la barque" bezeichnet, der Bestechung unzugänglich „puisqu'il prétend à la réputation d'homme intègre"...

Es war die Zeit, in welcher Katharina ernsthaft mit dem Gedanken umging, sich mit dem Reichsgrafen Orlow förmlich zu vermählen, was die Wirkung hatte, Panin immer enger mit dem preußischen Interesse zu verbinden, während Bestuschew für Oesterreich intriguirte.

Inzwischen starb König August III. von Polen und nun begannen die schon lange verfolgten Plane für Poniatowski eine feste Gestalt anzunehmen. Panin ließ deutlich durchblicken, daß Preußen für seinen Beistand bei diesem Projecte reiche Entschädigung erhalten werde, worauf Friedrich seinen Gesandten ausführlich warnt, mit seinen Erklärungen ja nicht zu weit zu gehen, um durch eine Zerstückelung Polens nicht von neuem Europa in Verwirrungen zu stürzen, die eben erst beendet seien. Er befiehlt ihm ausdrücklich, „de ne rien avancer, qui puisse m'entraîner plus loin, que je ne voudrais".

Die Wahl Poniatowski's war indessen durchgesetzt, der König proclamirt und Katharina überbot sich in Zuvorkommenheit gegen Solms, den Gesandten ihres „treuesten Bundesgenossen". Dieser aber bat wiederholt um seine Abberufung, weil er nicht seiner Stellung gemäß in Petersburg leben könne und berief sich dieserhalb sogar auf eine Mahnung Panin's, mehr Aufwand zu machen, worauf der haushälterische König böse wurde und seinem Gesandten schrieb: „que chacun règle ses dépenses selon ses revenus, et que comme les miens ne sont pas aussi forts, que ceux de la France et de Vienne, il faut bien, que je règle la dépense à la recette", wobei es denn auch sein Bewenden behielt. Indeß ging Rußland mit seinen polnischen Ansprüchen immer weiter, sodaß Friedrich mit dicker Tinte unter eine Depesche an Solms schrieb: „Je commence à me casser du joug, qu'on prétend m'imposer. Je me plais, d'être l'allié des Russes, mais tant que mes yeux seront ouverts, je ne serai pas leur esclave. C'est ce que vous pouvez dire, à qui le veut entendre." Das war deutlich gesprochen, und das russische Cabinet schlug nun in der That andere Wege ein. Denn da man gleichzeitig mit Frankreich wegen der Versagung des Titels „Majesté impériale", von dem Choiseul behauptete, daß er nicht „französisch" sei, zerfallen war, und mit Oesterreich wegen seiner Annäherung an Preußen schlecht stand, so betrat man den Mittelweg einer allgemeinen nordischen Ligue, um so zum Ziele zu gelangen. Eine solche paßte aber nicht in Friedrich's Berechnungen: er wollte nur mit Rußland alliirt sein. Ein politischer Abenteurer, von Saldern, sollte den König auf andere Gedanken bringen: aber der König durchschaute den Plan und schickte den übermüthigen Agenten aus Berlin fort. Diese Wolken zerstreute der polnische Reichstag, indem er zu einem festern Zusammengehen der beiden Schutzmächte durch den Streit über die Dissidenten nöthigte. Man verlangte von Poniatowski die Einführung der Dissidenten in die Legation, was ihm die Geistlichkeit zum Feind machte, und seinen Thron, den er ein „Nessushemd" nennt, in Gefahr brachte. Die Geistlichkeit wandte sich nun nach Wien um Schutz und in Petersburg rüstete man zum Kriege. Alles kam nun auf Friedrich's Verhalten an. Im Grunde genommen war er mit Rußlands Benehmen gar nicht einverstanden. „De quel droit l'Impératrice se mêle-t-elle d'une affaire intérieure de la Pologne?" schreibt er im Januar 1767; allein sein Vertrag band ihn an Rußland. Indeß trat Oesterreich zurück und nun hatte Katharina freie Hand in Polen. Fürstbischof Soltyk und Bischof Zaluskh wurden nach Sibirien geschickt und den Dissidenten gleiche politische Rechte gewährleistet. Der König war über Repnin's Leidenschaftlichkeit höchst bekümmert und schrieb: „On sonnera le tocsin à Rome", und sagte die größte Aufregung in Europa voraus. In der That nahm das versailler Cabinet die Sache sehr übel auf; die Pforte sollte Rußland dafür züchtigen; indessen scheiterten Choiseul's Plane lange an dem „Geheimcabinet" König Ludwig's, bis 1768 eine arge Gebietsverletzung den Ausschlag gab und die russische Gesandtschaft in die sieben Thürme führte. Friedrich war dieser Ausgang der Dinge sehr unangenehm: er löste seine Verpflichtungen für diesen Krieg mit 480000 Thlr. Subsidien ab und arbeitete fortwährend am Friedenswerk. Bei diesem Anlaß trat Rußland wol zum ersten male mit dem sogenannten „orientalischen Project", der völligen Vertreibung der Türken, hervor, zum großen Verdruß des Königs, dergestalt, daß er sogar an eine allgemeine Ligue gegen Rußland dachte. Er näherte sich mithin Oesterreich, sah Joseph in Neisse, von dem er Solms in den wärmsten Ausdrücken der Anerkennung schreibt, und verabredete mit ihm, die russischen Plane nicht zu unterstützen. Im folgenden Jahre 1770 vermittelte er den Frieden, obwol er von den Türken sagte: „Ces gens ne savent faire ni la paix ni la guerre", fand hierbei aber, trotz der Sendung des Prinzen Heinrich nach Petersburg, die größten Schwierigkeiten, da die Partei Orlow's nichts vom Frieden wissen wollte. Unter solchen Umständen trat das polnische Project bei der Kaiserin wieder vor allen in den Vordergrund.

Aus allem Vorstehenden ist deutlich, daß noch im Jahre 1770 der Gedanke einer Theilung Polens im berliner Cabinet nicht den geringsten Anklang gefunden hatte. Die sehr verständlichen Hindeutungen Panin's selbst und Aeußerungen, wie: „daß man sich in Polen nur zu bücken brauche um zu heben", brachten diesen Gedanken dem Könige nicht näher, welcher nur die Friedensvermittelung im Auge behielt, und den der russische Starrsinn hierbei zum Aeußersten brachte, sodaß er 1771 an Prinz Heinrich schrieb: „Les cornes me sont venues à la tête, lorsque j'ai vu les propositions de paix, que les Russes pr[illegible]ent.

"On se moque de nous etc." Erst als Oesterreich unter wunderlichen Vorwänden die zipser Städte und das Comitat Sandeck in Besitz nahm und förmlich sequestrirte, und als die Kaiserin Katharina im vertrauten Abendzirkel ganz unbefangen die Aeußerung hinwarf: „Mais pourquoi tout le monde ne prendrait-il pas aussi? Pourquoi ne pas s'emparer de la Varmie? Car il faut après tout, que chacun ait quelque chose!" erkannte Friedrich, daß es Zeit sei, sich dem Strome zu fügen, wollte er nicht von ihm überflutet sein. Nur war ihm „le duché de Varmie" zu gering. „Cela ne vaut pas la peine de dépenser six sous", schrieb er seinem Bruder; „le jeu n'en vaut pas la chandelle... Quand on prends des bagatelles, cela donne un charactère d'avidité..." und immer noch kam er auf den Frieden als die Hauptsache zurück. Inzwischen wurde der Gedanke einer Theilung Polens doch mehr und mehr Gegenstand seiner Sorge, da er Petersburg wie Wien dazu entschlossen sah. Durch den Präsidenten Domhardt ließ er unter der Hand den Ertrag von Kulm, Marienburg und Pomerellen, Gebiete auf welche sich Ansprüche allenfalls begründen ließen, abschätzen, und nicht lange darauf erhielt Solms Befehl, mit diesen Ansprüchen auf Grund einer von Herzberg verfaßten Denkschrift in Petersburg förmlich aufzutreten. Diese Forderung fand die bereitwilligste Anerkennung beim russischen Cabinet. Nur Panin zögerte noch, und verlangte erst zu wissen, wie man in Wien über diese Ansprüche dachte. Dort wandte man zwar ein, die Sache stände ganz anders als mit den zipser Städten, die man allerdings aus altem Recht behalten würde. Das war genug; Friedrich schrieb nun: „Les gens nous donnent l'exemple, nous sommes autorisés, d'en faire autant." Er ließ Rußland freie Hand, man garantirte sich gegenseitig seine Ansprüche gegen Oesterreich; dieses trat in die Friedensvermittelung mit der Türkei ein, und am 5. August 1772 war der Vertrag der drei Mächte, welcher die erste Theilung Polens vollzog, geschlossen.

Selbst aus dieser Skizze geht, glauben wir, deutlich hervor, daß der König fast wider seinen Willen und von der Macht der Verhältnisse gezwungen, an diesem Staatsacte theilnahm, noch klarer aber wird dies aus den Details, welche der Verfasser in so reichem Maße für die Auffassung des Ereignisses darbringt. Dem Vorgehen Rußlands und Oesterreichs gegenüber, wie konnte Friedrich von Preußen in der That anders verfahren, nachdem selbst Maria Theresia eine Verständigung für unerlaßlich erklärt, jeden Gedanken des Widerstandes gegen die russischen „kühnen Griffe" aufgegeben hatte und Preußen somit völlig isolirt dastand.

Als Verehrer des großen Königs haben wir dem Verfasser für die gelungene Rechtfertigung seiner Politik und seines Charakters als Mensch unsern besten Dank zu sagen. Allein er verdient zugleich die Anerkennung und den Dank des Geschichtsfreundes überhaupt für die völlig durchsichtige und befriedigende Aufhellung eines bisjetzt nur in seinen großen Zügen bekannten und vom Parteigeiste vielfach verdunkelten historischen Ereignisses.

Wilhelm von Lüdemann.

Heine-Steinmann'sche Publicationen.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Während das dem verstorbenen Heine zugeschriebene rüde Herbstmärchen „Berlin" gewiß und eingestandenermaßen zum größten Theile aus Interpolationen und nur zum wenigsten aus Heine'schen Papierschnitzeln besteht, die der Dichter, als blos augenblickliche Einfälle, selbst nicht veröffentlicht haben wollte, und die, man weiß nicht auf welchem Wege, in des Herausgebers Hand gelangt sein mögen, trägt das in den beiden Bändchen „Dichtungen" Enthaltene, wie wir glauben, doch meistens den Stempel der Echtheit, und wenn sich der Herausgeber darauf beschränkt hätte, nur die Hälfte, das Beste davon in einem kleinen Bändchen zu veröffentlichen, so würde sich gegen diese Veröffentlichung wol weniger einwenden lassen. Da der Herausgeber aber auch das Unbedeutendste, ja wirklich Fades und gänzlich Gehalt- und Geschmackloses, mitunter auch wol Spuren der Unechtheit Verrathendes aufzunehmen nicht verschmäht hat, so drängt sich infolge davon die Frage lebhafter auf, ob und inwieweit es überhaupt erlaubt sei, nachgelassene, aus allen Winkeln zusammengefegte Brouillons eines Dichters, die er selbst verworfen und an deren Veröffentlichung er nie gedacht hatte, zu publiciren und dadurch dem Gedächtniß des Autors im ganzen mehr zu schaden als zu nutzen, nebenbei aber auch denjenigen, die sich durch den Namen des Dichters etwa bestechen und zum Ankauf verführen lassen, für ein Buch, das meist doch nur Mittelmäßiges oder gänzlich Werthloses enthält, ihr gutes Geld aus der Tasche zu locken.

Heinrich Heine's Bruder Gustav erklärt zwar, wie wir aus seinem von uns in der vorigen Nummer mitgetheilten Protest wissen, diesen ganzen Nachlaß als eine Fälschung, und zwar aus thatsächlichen Gründen; andere halten den Nachlaß für unecht aus ästhetischen Motiven. So bemerkt Gutzkow in der neubegründeten Beilage zu seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" in Betreff dieses Nachlasses: „Nach den Proben zu schließen, die die eingesandte Nummer des «Freischütz» von den in Holland erschienenen drei Bänden H. Heine'schen Nachlasses mittheilt, kann hier nur eine Fälschung stattgefunden haben. Diese Gedichte sind so schwach, daß sie nimmermehr aus Heine's Feder geflossen sein können"; und er fügt hinzu: „Wunder nimmt uns, wie Fr. Steinmann's Name als der des Herausgebers genannt wird. Dieser Autor hat manchen dankenswerthen Beitrag zur Zeitgeschichte veröffentlicht."

Was Steinmann's Verhältniß zu Heine betrifft, so weiß man aus seinem 1857 erschienenen, vielfach anziehenden Buche über Heine, daß er mit diesem seinem Landsmann in Bonn studirt hat und auch noch später mit ihm in freundschaftlichen Berührungen geblieben ist. Als Heine in Berlin seine Studien fortsetzte, war es namentlich wieder Steinmann, gegen den er sein Herz in Briefen ausschüttete, und als er im October 1843 Deutschland besuchte, um noch einmal seine kranke Mutter in Hamburg zu sehen, unterließ er es nicht, bei seiner Durchreise durch Münster auch bei seinem alten Freund Steinmann vorzusprechen. Es ist klar, daß Steinmann infolge dieser langjährigen Verbindung mit dem Dichter vollkommen in der Lage war, in den Besitz Heine'scher Handschriften zu gelangen, um so mehr, da er ebenso wol aus Pietät für seinen berühmten Universitätsfreund als in der Absicht späterer Veröffentlichung derselben fortdauernd bemüht war, und es sich zu einem Theil seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, dergleichen überall aufzutreiben und zu sammeln. Auch finden wir es sehr glaublich, daß Steinmann's Vorhaben, später einmal über seinen Freund zu schreiben, zwischen beiden zur Sprache gekommen ist. Schon sein obenerwähntes Buch: „Heinrich Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm", enthält manches bis dahin ungedruckte Heine'sche Gedicht, zwei davon als Zugabe im Facsimile, einzelne an Steinmann gerichtete Briefe aus früherer Zeit und im Vorwort die Versicherung: „Besonders kalligraphisch schön von seiner Hand ausgestattet besitze ich noch zwei größere Gedichte, die er mir von Hamburg aus bei seiner letzten dortigen Anwesenheit zusandte, die ich indeß ihres Inhalts wegen zur Zeit nicht veröffentlichen kann." In der Vorrede zu den beiden vorliegenden Bändchen „Dichtungen" wird nicht gesagt, ob diese zwei größern Gedichte, welche er noch im Jahre 1857 wegen ihres Inhalts nicht veröffentlichen zu können erklärte, in dieser neuesten Publication Steinmann's mit abgedruckt oder ob ihr Inhalt der Art ist, daß sie auch noch jetzt nicht füglich veröffentlicht werden können. Hierüber hätten wir allerdings Aufschluß erwartet und gewünscht. Aber wol bemerkt Steinmann in der Vorrede zu diesen neuesten Bänden: „Die nachfolgenden Blätter enthalten bisher Ungedrucktes. Die darin befindlichen Gedichte sind von Heine selbst zu verschiedenen Zeiten, fast meist en brouillon, mir und andern Freunden gegeben;

viele verdanke ich der Mittheilung unserer gemeinschaftlichen akademischen Freunde: Professor Johannes Müller und Provinzialsteuerdirector Sethe. Gefällig gegen jeden, der ihn um ein Gedicht ersuchte, ging er damit nichts weniger als haushälterisch zu Werke. Auf Aufforderung in öffentlichen Blättern ist zu dieser Sammlung manches Gedicht hinzugekommen, wofür ich diesen Verehrern Heine's hiermit meinen Dank abstatte."

In der That besteht auch ein großer Theil dieser „Dichtungen" aus Verseleien, welche Heine auf der bonner Universität zum Ergötzen seiner Freunde verfaßt haben mag. Ein großer Theil dieser Jugendgedichte — und das „Lyrische Intermezzo", selbst die „Harzreise" und das „Buch der Lieder" enthalten ja manche ähnliche von wenig besserer Qualität — legt ein erschreckliches Zeugniß von der Geistesarmuth und der cynischen Roheit ab, welche in gewissen Studentenkreisen herrschend sind oder damals waren. Man hatte gerade zu jener Zeit auf den Universitäten, die doch die Centralpflanzstätten der höchsten Geschmacksbildung und der edelsten Humanität sein sollten, alle idealern Tendenzen unterdrückt, und die traurigen Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Rohe materielle Genußsucht, frecher Spott, cynische Witzelei, blasirte Welt- und Menschenverachtung und hohler renommistischer Eigendünkel nisteten sich unter der Mehrzahl der Studirenden ein und verbanden sich mit einer schlaffen, weichlichen Sentimentalität, in der man eitel grimassirend sich selbst bespiegelte, und mit einer zum Lugubren, Modrigen, gespenstisch Greulichen neigenden fieberhaften Phantasie. Daher das freche Wort: „Nur wenn wir im Koth uns fanden, dann verstanden wir uns gleich!" und andere ähnliche Cynismen, die im Munde eines mit unleugbar großem Talente begabten dichtenden Jünglings wahrhaft kannibalisch erscheinen. Daß aber solche menschenentwürdigenden Roheiten auch in weitern Kreisen Anklang fanden, beweist, wie weit verbreitet die Seuche war. Das umgebende Leben, theils fade, theils frivol, förderte diese Richtung, und die officielle protegirte Wissenschaft und Philosophie, nicht mehr wie noch zur Zeit Schiller's und Goethe's von dem göttlichen Hauche einer idealen Poesie befruchtet, zeigten sich ohnmächtig. Doch war es jedenfalls von unleugbarem Vortheil, daß der Krankheitsstoff der Zeit sich auch in poetischen Abcessen Luft machte. Auch wird Heine manche Entschuldigung finden, wenn man ihn, wie man doch sollte, als Product seiner Zeit betrachtet. Findet man doch bei einem verwandten, wenn auch im ganzen reinern Geiste, dem Maler Kaulbach, fast dasselbe Gelüst, das Ernste, Schmerzliche, Furchtbare, Tragische nicht sowol durch den Humor zu mildern, als durch einen grellen Mislaut mephistophelischer Ironie und Kaustik bald noch schneidender, bald trivialer zu machen.

Ob übrigens alle hier mitgetheilten Jugendgedichte von Heine herrühren, erscheint uns doch zweifelhaft. Heine war schon auf der Universität ein im Kreise seiner Commilitonen beliebter Dichter, und es mag dann in seiner Manier manches von andern gedichtet, unter seinem Namen in Umlauf gesetzt worden und zuletzt, vielleicht bisweilen nach Jahren, unter Heine'scher Firma in den Besitz Steinmann's gelangt sein. Da in das Gedicht „Berlin", wie der Herausgeber selbst gesteht, so vieles von fremder Hand eingeflochten ist, so weckt dies überhaupt den Verdacht, daß er auch in diese „Dichtungen" manches eingeschmuggelt hat, was, wie er vielleicht selbst am besten wissen wird, nicht von Heine herrührt. Vieles ist doch selbst für den studentischen Heine gar zu fade und witzlos, entbehrt des Heine'schen Wohlklangs und Rhythmus und jener Grazie, die Heine doch meist zu bewahren wußte, und leidet an harten Elisionen und unangenehmen Hiatus, denen man sonst bei Heine nur selten begegnet.

Dagegen sieht es Heine ähnlich, wenn er sich im Jahre 1820 folgende Grabschrift setzte:

> Hier ruht er, dessen schöne Lieder
> Die Welt erfüllten, der Sängerschwan.
> Was andere sangen, wird verschwimmen
> In diesem Liederocean.

Ihm ähnlich sieht auch die Verherrlichung Napoleonischen Veteranenthums, wie in dem Gedicht „Uebern Rhein", mit den Schlußzeilen:

> Ich nehm' Quartier nicht in dem Himmel,
> Marschire weiter — übern Rhein;

d. h. über den Rhein erobernd nach Deutschland zurück. Doch kann dieses Gedicht vielleicht auch nur eine Nachdichtung von anderer Hand sein. Daß das Gedicht „Geister-Reveille", eine äußerst schwächliche Nachahmung des bekannten Zedlitz'schen Gedichts „Nächtliche Heerschau", wirklich von Heine herrühren sollte, vermögen wir nicht zu glauben. Indeß wollen wir hier nicht weiter unsere Zeit damit verthun, zu untersuchen, was unter den hier mitgetheilten Jugendgedichten echt sein könnte und was unecht; es ist vollkommen gleichgültig, von wem sie herrühren; sie sind in jeder Hinsicht fast alle so unbedeutend wie die Grabschrift vom Jahre 1820, oder widrig cynisch.

Unter den Gedichten aus der spätern pariser Zeit befindet sich manches, was den Stempel Heine'scher Originalität trägt, so besonders in der Abtheilung „Eisenbahnbilder" und „Zeitgedichte" im ersten und „Aus der Matratzengruft" im zweiten Theil. Daß und wie Steinmann als Freund Heine's in Besitz der betreffenden Brouillons gelangt sein könnte, haben wir schon früher angedeutet. In den „Eisenbahnbildern", die aus Erinnerungen seiner letzten Reise in Deutschland entstanden zu sein scheinen, schildert Heine in originellen Zügen, wie sie, glauben wir, eben nur ihm zu Gebote standen, die Locomotive von der Seite, von der sie den Dichter allein interessiren kann, von Seite ihrer dämonischen Gewalt und Raserei. Hier eine Probe:

> Seltsam Geschöpf! ob Vogel oder Roß — wer erkennt es?
> Sausend wie jener, schnaubend wie dieses,
> Durchschneidet es die Schichten der Luft,
> Schneller wie der deutsche Gedanke.
> Drum ist auch kein Reuß-Schleizer sein Vater
> Oder ein anderer aus den deutschen Vaterländern.
> Nichtsdestominder faßte man im einigen Deutschland
> Auch den weltstürmenden Gedanken,
> Eiserne Wege und Stege ihm zu bahnen.
> Aber derweil man erwog und hin und her maß
> Dieses und das
> Mit echtdeutschem, bedächtigem Sinne,
> Brauste, Britannia, über deinen Boden
> Schon das Ungethüm! — Und während diesseit
> Des Kanals man sich noch die Köpfe zerbrach,
> Ob man baue über Krähwinkel oder Schilda,
> Hatten jenseits schon Hunderte die Hälse drauf gebrochen.
> Denn zum Raubvögelgeschlecht gehörig
> Ist das Ungethüm gefräßig, unersättlich,
> Hat eiserne Fänge und Krallen von Metall.
> Und wen es anfaßt, den läßt's nicht fahren,
> Er wird des Riesendrachens sichere Beute.
> Und wen sein eiserner Huf trifft, liegt zerschmettert;
> Und wen seine Flammenzunge leckt, verbrennt
> Zu Coaks und Asche, wie einst auf der versailler Bahn.

> Auf dem ehernen Rücken des Ungethüms
> Machen den Geisterritt jahraus jahrein
> Selbander der Führer und der Heizer,
> Während das Passagiergewürme
> Dem Keuchenden folgt hinterdrein
> Auf weichem Waggonpolster oder hartem Bretsitz.
>
> Auch mich gelüstete nach solcher Fahrt —
> Einer der ersten — auf dem Rückgrat des Dampfrosses.
> Katergleich kletterte schon der Heizer
> Mit rußigem Gesichte darauf herum,
> Sattelnd das Thier und ordnend sein Geschirre;
> Sein Augenpaar, geröthet von Dampf,
> Kreiste rollend in den Knochenhöhlen.

Im dicken Flausch und Shawl stak der Führer,
Der alte Eisenbahnkutscher — ich stand ihm zur Seite.

Auf und nieder drückt er die Hebel, der Dampf zischt
Strömend hinaus; gellend kreischt der Pfiff durch die Luft.
Langsam wälzt sich das Triebrad;
Dann immer schneller, immer hurtiger kreist es.
Bäume, Häuser und Kornfelder sausen vorüber,
Wie Trommelwirbeltöne schnell klappern die Ventile,
Und die weißen Pfähle des Telegraphen
Defiliren vorbei im Sturmmarsche
Wie österreichische Grenadiere unter Radetzky.
Wärterhäuser und Meilenzeiger und Stangen
Jagen vorüber, kaum sichtbar. Feuerfunken
Speit das Gethier aus seinen Nüstern — Tartarus heißt es.
Meile um Meile, Station um Station
Vorwärts rast es. Wie Oberon's Horn
Fortreißt die Dampfpfeif' alles zum Schnelltanz.

Siehe! fern ein Häuser- und Thürmewald!
Uralt ragt darüber empor himmelan
Eine gewaltige Eiche von Stein.
Stattlicher Dom, du bist es, der du so weit schaust!

Andern Tons ist das Gedicht „Im Wartesaal" mit dem Anfange:

Im Wartesaale Numero Eins
Lorgnette sich spreizen und Taille;
Im Wartesaale Numero Zwei
Amusirt sich die Canaille.

Das Gedicht schließt:

Das ist der blühendste Humor
In der Komödie auf Erden
Daß überall Logen und Galerie
Sofort errichtet werden.

Wo der Groschen gilt, ist jeder Streit
Von vornherein vereitelt;
Es sitzt in der Loge, im Coupé,
Wer mehr als der andre beutelt.

Aus den „Zeitgedichten" theilen wir folgendes mit, welches, wie wir meinen, im ganzen echt Heine'schen Ton verräth:

Antike und moderne Speculation.

Immer dieselben alten Manieren!
Machten in assyr'schen Papieren,
Legten in Nilactien an,
Und die Speculation gewann.

Nebukadnezar'sche Obligationen
Auch mit funfzig Procenten lohnen,
Sechsprocent'ge Sidonier
Segnete Jehovah, der Herr.

Jetzo in aller Herren Länder Papieren
Sie mit Weisheit und Glück speculiren,
Und der Urväter kluger Rath
Sprosset auf wie Rübesaat.

Und wie einst er in Zorn und Grimme
Ließ erdröhnen die Donnerstimme;
Segnet er jetzo in Lieb' und Fried'
Bis ins dreißigtausendste Glied.

Aus der Rubrik „Erzählendes" heben wir Folgendes hervor:

Dichterstilleben.

Saß im Kämmerlein am Pulte
Er, der Sänger der Lenore,
Kaute auf die Gänsefeder,
Feilte an der letzten Strophe.

In dem Sessel unterm Spiegel
(Wie es dazumal war Mode)
Hatte seine Ehehälfte
Platz genommen sammt dem Strickstrumpf.

An dem Fenster gegenüber
Molly las, die reizend schöne;
Sie begeisterte den Dichter
Zu den schönsten Liedertönen.

Und zwei kleine Knaben spielten
Krieg mit bleiernen Soldaten;
Waren Kinder beider Schwestern,
Und der Dichter war ihr Vater.

Also, während er gedichtet,
Molly las im Almanache,
Förderte am Strickstrumpf Doris,
Und Soldat die Knaben spielten. —

Alle ruh'n in kühler Erde;
Weiß kaum ihre Ruhestätte,
Und die Todten reiten schnelle;
Doch des Dichters Lieder leben.

Wundersam bist, Dichterleben!
Es beschied dir das Verhängniß
Leidenschaften, Kampf und Sorgen,
Ew'gen Nachruhm nach Bedrängniß.

Wir glauben nicht, daß sich so etwas Heine nachmachen läßt, oder man müßte so ziemlich mit demselben Talent ausgestattet sein und sich in seine Manier und Vorstellungsweise in erfahrungsmäßig kaum möglicher Weise eingelebt haben. Heinisch ist auch wol folgendes Sonett:

Schaut! mit der Nachtmütz' und im Ledersessel
Trinkt sich in Fusel seinen Dusel Michel;
Denn er versteht sich baß auf das Gepichel
Des Tranks aus dem Kartoffelhexenkessel.

Und hat er einen Zopf, sinkt jede Fessel;
Dann zieht er aus mit Sense und mit Sichel,
Nicht achtend seiner Nachbarschaft Gestichel,
Daß ihm das Rückgrat brennt wie eine Nessel.

Und auf dem Rücken hängt ein großes Bündel,
Worin gewickelt seine Schwabenstreiche,
Lufthiebe für die vaterländ'sche Eiche

Und sein Franzosenfresserthum nicht minder.
Der schwäb'sche Kronos frißt selbst seine Kinder,
Warum nicht das jungdeutsche Luftgesindel?

Demselben Wolfgang Menzel widmet er weiter ein Sonett mit den Schlußzeilen:

Gehorsamst unterzeichnet: Wolfgang Menzel.
Es glauben Metternich und Kaiser Fränzel
Dem schäb'gen Ischarioth'schen Lausewenzel.

Das Gedicht „Juste Milieu" ist, wie wir schon früher bemerkten, wegen seiner groben Zweideutigkeiten hier gar nicht mitzutheilen, und was aus dem Gedicht „Ein Original" allenfalls druckbar war, haben wir in das aus den drei vorliegenden Bänden in der vorigen Nummer zusammengestellte Sträußchen Heine-Steinmann'scher Stink- und Studentenblumen bereits aufgenommen. Charakteristisch für die cynische Heine'sche Weltanschauung sind übrigens beide Gedichte, nicht weniger das Gedicht „Kannibalisch wohl", das übrigens auch etwas mephitisch oder doch sehr pikant in den Strophen ausdüftet:

Wenn es in der ganzen Welt
Stinkt ganz bestialisch,
Dann, mein Liebchen, ist mir wohl,
Goethisch-„kannibalisch"!

In dem Zank und Stank der Welt
Wechselt's — Forte, Piano —;
Heuer schleppt man noch herbei,
Importirt — Guano.

Wie es gärt und dustet duf
In dem Weltensumpfe!
Lauter vom Weltuntergang
Wird's Gerücht, das dumpfe!

Die Echtheit anderer allzu witzloser, schlecht versificirter Gedichte ist uns freilich sehr verdächtig, z. B. „Unbegreiflich“, worin Deutschland angeredet wird:

Absonderlich war stets dein Geschmack,
Stets fremde Gericht' auf dem Teller;
Jetzt rauchst du gar deinen eignen Tabak
Den aromatischen Pfälzer Kneller.

Jetzt schlürfst du wie Austern, was sich ergießt
In des Kladderadatsches Kloake:
Der berliner Champagner schmeckt „köstlich“ dir,
Die jauchige Heringslake.

Seine Feinde, die er sich zum Theil durch seine Ungezogenheiten erweckte, kanzelt Heine in dem Spottgedicht „Meine Gegner“ ab. Heine spielte immer den unschuldig Verfolgten; er glich einem Menschen, der niemand ruhig seines Wegs ziehen läßt und sich dann wundert, wenn sich die von ihm Verhöhnten und Gesteinigten zuletzt umwenden und sich ihrer Haut wehren. In dieser Hinsicht zeigte sich Heine äußerst schwach. Er gehörte zu jenen unleidlichen Krakehlern, die andern nichts und sich alles erlaubt halten. In dem Gedicht „Letztes Urtheil“ nennt er sich selbst eine „cause célèbre“ und fordert die Welt auf, über ihn ihr Urtheil zu fällen, da sein Leben in seinen Liedern vorliege und er nichts darin verschwiegen habe. Man hat Heine den Dichter der „Lüge“ genannt, doch das war er nicht. Höchstens hat er zu Zeiten mit einer Sentimentalität kokettirt, die nicht ganz echt, die wenigstens krankhaft war, aber er hat damit nur sich selbst belogen, die Welt, so weit sie vernünftig, konnte er damit nicht täuschen. Seine Aufrichtigkeit gegen diese trieb er sogar bis zur skandalösen Frechheit, und er scheute sich nicht, um andere preiszugeben, zugleich auch sich selbst preiszugeben, freilich in der Voraussetzung, daß ihm um seines Geistes und Witzes willen alles verziehen werden müsse. Lamartine sagte von ihm sehr charakteristisch: „Heine ist kein Mensch, sondern eine Feder, oder vielmehr eine Kralle, aber die Kralle eines Adlers der Finsterniß, eines Affen, der in der Hölle die bösen Geister belustigt“; darum ist auch zwischen ihm und Aristophanes, mit dem man ihn wol zusammengestellt hat, ein himmel- oder vielmehr ein höllenweiter Unterschied.

Steinmann glaubt mit diesen Veröffentlichungen Bausteine zu dem Denkmal „dauernder als Erz“, das Heine sich selbst errichtet, beigesteuert zu haben. Steinmann's früheres Buch war, wie es schien, allerdings ein schöner Beweis seiner Pietät gegen seinen frühern Studiengenossen, dem er sich in anerkennenswerther Weise unterordnete, und diese Pietät schien sich außerdem durch eine jetzt seltene Tugend: Unerschütterlichkeit und Dauerbarkeit, noch besonders auszuzeichnen. Jetzt weiß man kaum, ob Steinmann sich zu Heine nicht noch mehr durch eine gleiche Lust am Skandal als durch tiefere Sympathie hingezogen fühlte; denn selbst Joseph Lehmann, der mit diesen Publicationen noch sehr säuberlich verfährt und an den „Dichtungen“ anerkennt, daß darin Heine's Geist „unverfälscht“ uns entgegentrete, gibt doch zu, daß der Herausgeber durch seine in der satirischen Dichtung „Berlin“ vorgenommenen Interpolationen sich „geradezu am Andenken des Dichters versündigt“ habe. Hier ist auch von einer Unterordnung des Herausgebers unter Heine durchaus nicht mehr die Rede; denn wer einen Nachlaß sehr fragmentarischer Brouillons in dieser das Andenken des Verstorbenen bloßstellenden Weise ergänzt, macht sich einer sträflichen Anmaßung schuldig und setzt sich dem Verdacht aus, damit blos eine skandalmachende Speculation beabsichtigt zu haben, die um so frivoler und tadelnswerther erscheint, in je feierlicherer Weise der Herausgeber davon votirt, daß es ihm nur darum zu thun gewesen, eine Pflicht der Pietät gegen den Dichter und Freund zu erfüllen. Und was die beiden Theile „Dichtungen“ betrifft, so handelte er mit deren Veröffentlichung direct gegen den ausdrücklichen letzten Willen des Dichters, welcher mit der Herausgabe seinen Neffen und mit der Ueberwachung derselben Christiani beauftragt, in der Absicht, „daß nichts Frembartiges sich einschleiche“. In diese beiden Theile hat sich nun aber Frembartiges genug eingeschlichen. Der Versicherung Steinmann's von seiner Intimität mit Heine gegenüber hat es überhaupt etwas Auffallendes, daß Heine nicht ihm, dem gewiegten Schriftsteller, testamentarisch seinen Nachlaß zum Zweck der Herausgabe zur Verfügung stellte, sondern ihm höchstens nur solche „Brouillons“ zufließen ließ, die er gerade nicht veröffentlicht haben wollte.

Steinmann stellt übrigens noch weitere Publicationen in Aussicht: „H. Heine's Briefe“ und „Fata Morgana der deutschen Literatur“. Letzterer Band wird die Briefe von Heine an Fr. Steinmann über die literarischen Erscheinungen seiner Zeit in Deutschland enthalten. Die Frage liegt nahe, ob Heine wirklich Zeit und Stimmung genug gehabt haben sollte, mit Steinmann fortdauernd über die Erscheinungen der deutschen Literatur zu correspondiren? Sollte sich die Correspondenz, mit deren bevorstehendem Erscheinen wir bedroht sind, ausschließlich auf die Originalbriefe aus der Studentenzeit beschränken, so würden diese für die Gegenwart wol nur von höchst geringem Interesse sein und kaum ein ganzes Bändchen von nur einigermaßen anständigem Umfang füllen; sollten die Briefe aber auch die spätere Lebensperiode Heine's umfassen, so würden wir, da Heine unsers Wissens ein sehr fauler Briefschreiber und dann viele Jahre wegen seines Leidens am Schreiben verhindert war, an ähnliche Zuthaten und Interpolationen glauben müssen, wie diejenigen, womit das satirische Reimwerk „Berlin“ verfälscht worden ist. Der Herausgeber möge also sattelfest sein, denn Heine'sche Prosa läßt sich noch bei weitem schwerer bis zur Täuschung nachahmen als seine Versmanier, obschon auch letzteres keineswegs so leicht ist, als man zu glauben scheint.

H. M.

Paul Heyse's neue Novellen.

Vier neue Novellen von Paul Heyse. Dritte Sammlung. Berlin, Hertz. 1859. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Man liest nicht leicht ein Urtheil über Paul Heyse, in dem man nicht der Meisterschaft, mit der er die Form handhabt, volle Anerkennung zollte, zugleich aber das Bekenntniß ablegte, daß man sich durch den Inhalt seiner Schöpfungen nicht in gleichem Maße befriedigt fühlen könne. Daß diesem Urtheil etwas Wahres zum Grunde liegt, kann nicht geleugnet werden; aber ebenso gewiß ist, daß sich die Kritik einer nicht löblichen Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit schuldig macht, wenn sie dies Urtheil immerfort wiederkäut und den Dichter damit ein für allemal charakterisirt und klassificirt zu haben glaubt, vielleicht ohne sich einmal über das charakteristische Wesen und gegenseitige Verhältniß der beiden Kategorien, nach denen man seinen Mehr- oder Minderwerth bestimmt, vollkommen klar geworden zu sein. Das gedankenlose Nachsprechen eines solchen Urtheils ist nicht blos darum verwerflich, weil es, statt ein Product sorgfältiger Einzelbeobachtung zu sein, selbst nur der Ausdruck ganz allgemeiner Eindrücke zu sein pflegt, sondern noch mehr deshalb, weil es sich allmählich im Publikum und in der Literatur wie ein unbestreitbares Axiom, wie eine für immer feststehende Wahrheit festsetzt und selbst dann noch als eine solche gilt, wenn vielleicht der Dichter ein wesentlich anderer geworden und in die Schablone, in die man ihn zwängt, gar nicht mehr hineinpaßt. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier zu untersuchen, inwiefern Heyse überhaupt der über ihn gäng und gebe gewordenen Meinung entspricht oder nicht entspricht; vielmehr wollen wir durch das Vorausgeschickte nur darauf aufmerksam machen, wie mislich es ist, einen

noch in frischester Entwickelung begriffenen Dichter so stereotyp zu behandeln, und zugleich bei der Anzeige dieser seiner neuesten Erzählungen andeuten, wie schwer sich überhaupt darüber entscheiden läßt, was in einer Dichtung zur Form, was zum Inhalt gerechnet werden muß.

Die erste unter den vier Novellen der vorliegenden Sammlung trägt den Titel: „Die Einsamen." Ich glaube jeder, der sie mit unbefangenem Sinn in sich aufnimmt, stimmt mit mir darin überein, daß sie nicht nur eine ungemein reizende und von poetischem Duft durchhauchte, sondern auch tiefer ergreifende und einen dauernden Eindruck hinterlassende Dichtung ist; daneben aber wird man wahrscheinlich auch irgendetwas aus ihr herausfühlen, was jene günstige Wirkung zwar nicht aufhebt, aber doch ein wenig beeinträchtigt. Welchen Antheil haben nun an diesem nicht ganz miteinander im Einklang befindlichen Effect Inhalt und Form? Sehen wir sie, um hierauf zu antworten, ein wenig näher an. Sie spielt in Italien. Ein junger deutscher Dichter wandert an einem wunderschönen Frühlingstage von Sorrent nach Sant-Agata, und je tiefer der Eindruck ist, den die herrliche Umgebung auf ihn macht, um so mehr regt sich der Schaffensdrang in ihm und um so mehr beneidet er die Maler, die in und mit den Anregungen sofort auch Stoffe für ihre Studien oder Kunstwerke empfangen. Da trifft er mit einer auf einem Esel den Berg heraufreitenden Bäuerin zusammen, welche ihn durch ihre Schönheit und die Gemessenheit der Antworten, die sie ihm gibt, dergestalt fesselt, daß er sein ursprüngliches Reiseziel aufgibt und ihr in ihre Wohnung, eine völlig einsam gelegene Mühle, folgt, was sie sich denn auch in der von ihm nicht abgelehnten Voraussetzung, daß er ein Maler sei und sie für ihren Bruder, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe und Bewunderung zu hängen scheint, malen werde, gefallen läßt. In der Mühle angelangt, setzt ihn die Art und Weise, wie er sich der Erfüllung dessen, was sie von ihm erwartet, entziehen soll, in einige Verlegenheit; doch ein Zwischenfall hebt ihn plötzlich über dieselbe hinaus. Als ihm nämlich Teresa bereits zu sitzen begonnen und ihm dabei von ihrem Bruder Tommaso erzählt, der darum sich mit ihr in dieser Einsamkeit begrabe, weil er seinen innigstgeliebten Freund Nino bei einer gemeinsamen Ausfahrt auf das Meer nicht vor dem Ertrinken zu retten vermocht habe, setzt sie auf einmal ein auf die Mühle zuschreitendes schönes Weib in höchste Aufregung und veranlaßt sie, den vermeintlichen Maler vor ihr in der neben dem Wohnzimmer befindlichen Mahlkammer zu verstecken und noch vor dem Eintritt Lucia's ihren Bruder herbeizurufen. Nach einem kühlen Empfang läßt sie auf eine Andeutung Tommaso's diesen mit Lucia allein und nun entwickelt sich zwischen diesen beiden eine Scene, durch die der Dichter, der sie von seinem Versteck aus unwillkürlich beobachten muß, in das düstere Geheimniß, das über diesen Personen waltet, eingeweiht wird. Lucia nämlich erweist sich hier als die von Tommaso leidenschaftlich geliebte Frau von Nino's Onkel, dem Nino seine Ausbildung zum Sänger, sowie überhaupt sein Lebensglück zu danken gehabt hat, und sie erscheint jetzt, um dem Geliebten zu melden, daß ihr Gatte gestorben sei und ihrer Verbindung nun nichts mehr im Wege stehe. Tommaso erklärt ihr jedoch, daß diese für immer unmöglich sei, und legt ihr endlich das Bekenntniß ab, daß er bei jener Meerfahrt seinen Freund, weil sich derselbe einer zwischen ihnen (Tommaso und Lucia) verabredeten heimlichen Zusammenkunft, sowie überhaupt ihrer Liebe in den Weg gestellt, zwar nicht in das Meer gestoßen, wol aber, als ihn das Netz hinabgezogen, zu retten unterlassen habe und sich mithin als dessen Mörder betrachten müsse. Nach diesem Geständniß erkennt auch Lucia, daß sie beide auf das jetzt sich ihnen darbietende Lebensglück verzichten müssen, und sie nimmt auf immer von ihm Abschied. Vor Teresa, der er in Nino den Geliebten geraubt, birgt er dies Geheimniß auf das sorgfältigste, um ihr nicht auch den Halt, den sie an ihm findet, zu rauben; und auch der Dichter, der es zufällig erfahren, trübt die Zuversicht und Hingebung, mit der sie an dem Bruder hängt, nicht, sondern verabschiedet sich von ihr, ohne daß sie etwas von Tommaso's Schuld und Tommaso etwas von ihm und seiner Zeugenschaft erfährt. Sie verlangt jetzt nicht mehr, von ihm gemalt zu werden; aber er nimmt trotzdem ihr Bild mit sich hinweg, unvergänglicher als es ein Maler herzustellen vermocht hatte. „Die Muse der Poesie, nach deren Anblick er über Tag vergebens geseufzt hatte, war ihm erschienen. Aber das Antlitz, das sie ihm zeigte, war streng und ehern und scheuchte bis weit über Mitternacht den Schlaf von seinem Haupte." Hiermit schließt die Erzählung.

Selbstverständlich erfährt man durch diese Skizze nur von ihrem Inhalt und so gut wie nichts von ihrer Form. Wer nun den Eindruck, den diese dürre Inhaltsangabe auf ihn macht, mit demjenigen vergleicht, den er bei Lesung der Novelle selbst empfängt, wird natürlich finden, daß jener himmelweit hinter diesem zurückbleibt. Ist nun damit etwa bewiesen, daß die Anmuth und Schönheit der Novelle wenn nicht allein, doch vorzugsweise auf der Form und in weit geringerm Grade auf ihrem Inhalte beruht? Wenn das wäre, würden wir ohne Ausnahme dasselbe von allen wohlausgeführten Dichtungen sagen müssen, denn das könnten nur entschiedene Misgeburten sein, die in der poetischen Ausführung keinen wohlgefälligern oder tiefern Eindruck machten, als in einem rein prosaischen Résumé des Inhalts. Um also über den Werth oder Unwerth eines Inhalts ein Urtheil zu gewinnen, darf man ihn nicht in seiner Gestaltlosigkeit mit dem, was durch die Gestaltung aus ihm geworden ist, vergleichen, sondern rein an und für sich betrachten, d. h. nach der Bedeutung fragen, die er als unmittelbare Lebenserscheinung unter den übrigen Lebenserscheinungen einnimmt. Daß die Gegenstände, welche sich die Poesie zur Behandlung wählen kann, nicht alle von gleicher Bedeutung sind, müssen wir in Uebereinstimmung mit den substantialistischen und im Gegensatz zu den einseitig formalistischen Aesthetikern allerdings zugestehen und wir räumen daher ein, daß wir z. B. eine Tragödie, in welcher der Mensch mit dem „gigantischen Schicksal" kämpft, von seiten ihres Inhalts unter allen Bedingungen höher stellen müssen als ein bürgerliches Trauerspiel, das sich um die Misère des alltäglichen Lebens bewegt. Hierbei aber ist wol im Auge zu behalten, daß die Bedeutung einer Erscheinung nicht blos in ihrer Extensität, nicht blos in ihren äußerlichen Erfolgen, sondern ebenso sehr in ihrer Intensität und Innerlichkeit zu suchen ist, ja daß nicht selten im scheinbar Kleinen und Geringfügigen eine Größe und Gewalt liegt, vor der das Große und Mächtige sich beugen muß. Ebenso verhält es sich mit dem Außerordentlichen und dem sogenannten Gewöhnlichen. Das Außerordentliche trägt allerdings seine Bedeutung offener zur Schau, aber es verausgabt sie auch rascher und läßt nicht leicht eine dauernde Befreundung mit ihm zu. In dem Gewöhnlichen hingegen verbirgt sich die Macht des Gesetzes, die zuletzt doch das alles Beherrschende ist, die ewige Ordnung, in der sich alles am wohlsten fühlt.

Es ist daher höchst mislich, ja kaum möglich, über die höhere oder geringere Dignität der Erscheinungen als solcher absolut gültige Normen festzustellen. Das Unbedeutendste kann in gewissen Beziehungen bedeutend, das Bedeutendste unbedeutend erscheinen. Es kommt daher nicht sowol auf die Objecte als solche an, sondern auf die Verhältnisse, in denen sie sich uns darstellen, und demzufolge liegt es auch in der Macht des Dichters, uns Stoffe, die an sich geringfügig scheinen, in eine ihre Wichtigkeit offenbarende Beleuchtung zu rücken. Soll dies dem Dichter gelingen, so muß er freilich auch die Form demgemäß zu behandeln verstehen. Aber daß er mit einem Blicke, der tiefer dringt als das gewöhnliche Auge, einen bisher vielleicht gering geachteten Stoff in seiner Bedeutsamkeit und Wirksamkeit erkennt, oder mit seiner Phantasie eine Beziehung zu construiren weiß, in der diese Bedeutung zuerst zu Tage tritt, das ist an sich sicherlich nicht eine auf die Form, sondern im Gegentheil eine auf den Inhalt bezügliche Befähigung. In den meisten Fällen aber wird der günstige Eindruck solcher Dichtungen, die ihren Werth durch die Form zu erhalten scheinen, weit mehr seinen Grund in der eigenthümlichen Beobachtungsgabe oder

Phantasie des Dichters, die auch im Verkannten das Schöne zu entdecken weiß, als in der bloßen Formgewandtheit haben. Denn ist wirklich ein Stoff ein nichtiger und hat ihn auch der Dichter nicht seiner Nichtigkeit zu entrücken verstanden, so ist auch die schönste und vollendetste Form nicht im Stande, an sich oder in Verein mit solchem Stoff eine günstige Wirkung zu erzeugen, vielmehr wird der Gesammteindruck ein um so beleidigenderer sein, je größer der Abstand zwischen der Vollkommenheit der Form und der Bedeutungslosigkeit des Inhalts ist.

Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkt aus den Inhalt der oben skizzirten Novelle und sehen wir als solchen nicht sowol das nur zur Einrahmung benutzte Erlebniß des deutschen Dichters, sondern vielmehr dem Titel gemäß die Erlebnisse der beiden „Einsamen" an, so werden wir unmöglich sagen können, daß derselbe in die Kategorie der unbedeutenden oder leichtwiegenden Stoffe falle. Allerdings bewegt er sich in eng umgrenzten und untergeordneten Lebenskreisen; es handelt sich dabei weder um welterschütternde Ereignisse, noch um hochgestellte, allgemein wichtige Persönlichkeiten; in diesem Betracht hat er also wirklich nur die Bedeutung eines idyllischen, genreartigen, dem Klein- und Familienleben angehörigen Stoffs. Richten wir aber unser Augenmerk von seiner äußern auf seine innere Bedeutung, so wird niemand leugnen können, daß er als Stoff für eine kaum mehr als drei Bogen füllende Novelle schwer genug in die Wagschale fällt und daß unter den Erzählungen gleichen Inhalts nur wenige von gleich tief greifendem Inhalt gefunden werden dürften: denn er beweist sich ja nicht nur um die für alle Menschen und für alle Zeiten gleich heiligen Interessen der Liebe und Freundschaft, der Schwester- und Bruderliebe, sondern es sind darin auch die Conflicte von Leidenschaft und Pflicht, dämonischer Geistesverfinsterung und sittlichem Gefühl zu einer ungewöhnlichen Höhe gesteigert, sodaß es zu einer wirklich tragischen Katastrophe kommt, der wir jenes tiefere Mitgefühl, mit dem wir die Bethätigung des weltbeherrschenden Wechselverhältnisses von Schuld und Buße stets betrachten müssen, nicht versagen können, und zwar um so weniger, als die Persönlichkeiten, die in dieselbe verstrickt sind, sämmtlich Anspruch auf unser wärmstes Interesse haben, ebenso wol um ihres sittlichen Kerns willen, wie wegen des anziehenden Bildes, das uns der Autor von ihnen entworfen hat.

Von seiten des Inhalts also, sofern darunter die dazu benutzten oder erfundenen Ingredienzien verstanden werden, bietet diese Novelle nichts, woran Gefühl oder Kritik Anstoß nehmen könnte, und wenn wir oben andeuteten, daß ihr trotzdem etwas anhafte, was die Tiefe und Nachhaltigkeit ihres Eindrucks ein wenig störe, so ist der Grund hiervon nicht sowol in dem Stoff, als in der formellen Behandlung desselben, namentlich in der äußern Umrahmung desselben zu suchen. Je ernster und ergreifender nämlich der Stoff an sich, ich meine das Schicksal der „Einsamen" ist, um so weniger passend will es uns scheinen, daß uns derselbe durch die Art und Weise, wie er in eine andere Erzählung eingerahmt ist, nur als ein glückliches Motiv für einen danach suchenden Poeten geboten wird: denn es kommt infolge dieser Einkleidung fast so heraus, als hätten derartige tragische Katastrophen eigentlich nur den Zweck, stoffhungrigen Dichtern aus der Verlegenheit zu helfen. Ich glaube nun zwar keineswegs, daß dem Autor diese Idee vorgeschwebt hat, vermuthe vielmehr, daß er nur hat ausdrücken wollen, wie es der Beruf der Poesie sei, die scheinbar rein traurigen und deprimirenden Ereignisse des Lebens in tieferm Sinne aufzufassen und in verklärenden Gemälden zu reflectiren, vielleicht auch dabei zum Bewußtsein zu bringen gewünscht hat, daß die Poesie in Betreff der Mittel, die ihr zur Erfüllung dieses Berufs zu Gebote stehen, die Malerei nicht zu beneiden braucht; aber so viel läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Art und Weise, wie der Autor die den Rahmen bildende Erzählung angelegt, weiter geführt und geschlossen hat, etwas liegt, was zu jener Auffassung verführt, und natürlich muß, sobald sich ein solcher Gedanke einschleicht, die ergreifende Wirkung der Haupterzählung einigen Abbruch erleiden.

Mancher ist vielleicht geneigt, die umrahmende Erzählung, weil sie einen ziemlich großen Theil der Novelle einnimmt und mit der Haupterzählung auf das engste verflochten ist, mit zum Inhalt des Ganzen zu rechnen. Wir wollen die Berechtigung hierzu nicht ganz bestreiten, können aber gerade darin, daß der Autor eine solche Auffassung möglich gemacht hat, nur einen formellen Fehler erblicken: denn rein für sich betrachtet, ist der Inhalt der umrahmenden Erzählung zwar nicht so ernst und gewichtig als die eingerahmte Geschichte, aber im Fach des Reizenden und Gefälligen nicht minder trefflich. Nicht im Stoff als solchem also liegt, was etwa als störend empfunden werden kann, sondern vielmehr in der Art und Weise, wie zwei an sich gute, aber nicht ganz zueinander passende Stoffe miteinander verknüpft sind. Dies ist aber offenbar eine Unzulänglichkeit der Form, nicht des Inhalts. Wenigstens auf diese Novelle leidet also die stereotype Charakteristik Heyse's keine Anwendung; weit eher gibt sie trotz der Grazie, durch die auch ihr Vortrag sich auszeichnet, zu einem Urtheil in entgegengesetztem Sinne Anlaß.

Weit mehr leistet die zweite Novelle: „Anfang und Ende", der gewöhnlichen Ansicht Vorschub. In ihr ist allerdings das, was man die eigentliche Geschichte nennt und als die Basis des stofflichen Interesses betrachtet, so ungemein schlicht und einfach und geht so wenig über die gewöhnlichen Lebensbeziehungen hinaus, daß man auf das lebhafteste empfindet, es habe nur ein Talent, welches die Form mit gleicher Meisterschaft beherrscht, wie Paul Heyse, ein mit so seltenem Liebreiz ausgestattetes Bild, wie diese Novelle wirklich ist, daraus herstellen können. Wir räumen daher auch gern ein, daß solche Leser, die eines Objects von imposanter, schwerwuchtiger Realität bedürfen, wenn sie durch eine Dichtung gepackt werden sollen, an dieser Erzählung nicht denselben Genuß haben werden, wie diejenigen, die sich auch an der Reinheit und Feinheit der Darstellung an sich zu ergötzen vermögen. Nur darauf müssen wir aufmerksam machen, daß doch auch bei dieser Novelle ein nicht geringer Theil dessen, was ihre wohlgefällige Wirkung erzeugt, in der Qualität des Stoffs als solchem liegt, nur daß derselbe hier nicht von seiten seiner Schwere und Starrheit, sondern von seiten seiner Zartheit und Leichtbeweglichkeit wirkt. Wären nicht die beiden Personen, deren zwar spätes, jetzt aber durch kein irgendwie ernstliches Hinderniß in Frage gestelltes Zusammenfinden den einfachen Kern dieser Geschichte bildet, zwei Conceptionen von so edelm und subtilem Stoff, daß sie sich zu den feinsten Fäden und Geweben verarbeiten ließen, so würde auch die kunstgeübteste Hand keine gleich sehr durch Eleganz und Zierlichkeit sich auszeichnenden Formen daraus haben herstellen können. Außerdem ist zu beachten, daß auch die Ausarbeitung eines Stoffs in der Poesie niemals blos eine rein formelle Thätigkeit, sondern immer zugleich auch eine neue Stofferzeugung ist, weil die Formen, in welche der Dichter seinen Grundstoff auseinander legt, nicht abstracte, inhaltslose sind, wie diejenigen, in welche der Architekt und Tonkünstler seine Grundideen gliedert, sondern Formen realer Erscheinungen, zu denen er nur durch Production neuer Phantasiebilder oder Aneignung beobachteter Lebensbilder zu gelangen vermag. Genau betrachtet beruht also die ästhetische Wirkung auch dieser Novelle keineswegs blos darauf, daß in ihr ein an sich werthloser Stoff in eine wohlgefällige Form gebracht ist, sondern weit mehr darauf, daß sich der Autor von vornherein einen zwar nicht durch Größe und Gewicht, aber durch Feinheit und Geschmeidigkeit ausgezeichneten Stoff gewählt und uns durch dessen Bearbeitung den dem Stoff abzugewinnenden Gedankenreichthum offenbart hat.

Nicht in gleichem Grade wie die beiden besprochenen Erzählungen hat uns die dritte Novelle: „Maria Franziska", und noch weit weniger die vierte: „Das Bild der Mutter", zu befriedigen vermocht. Fragen wir aber, was daran schuld, so müssen wir wenigstens in Betreff jener erklären, daß uns das Störende in ihr mehr in formellen als in stofflichen Gründen zu liegen scheint. Allerdings ist auch der Stoff mit Elementen versetzt, derentwegen prude Kritiker auch an Goethe's „Wilhelm

Meister" Anstoß genommen haben. Aber abgesehen hiervon zeichnet sich gerade der materielle Bestand dieser Erzählung nicht nur durch eine interessante und spannende Verwickelung und wechselnde Situationen, sondern auch durch seine Beziehung zu sittlichen und psychologischen Problemen aus. Die Behandlung dieses Inhalts aber leistet den Forderungen des ästhetischen Gefühls darum nicht ganz Genüge, weil zwischen dem traurigen Ausgang und den Motiven desselben kein ausreichend proportionales Verhältniß besteht, sodaß die Schlußentwickelung nicht ohne einen fatalistischen Beigeschmack ist.

Von der vierten Novelle möchten wir wünschen, daß sie Paul Heyse nicht geschrieben hätte. Bei ihr hat er allerdings in der Wahl des Stoffs einen entschiedenen Misgriff gemacht; aber er hat diesen Misgriff auch nicht durch die Eleganz und Gefälligkeit der Form zu beschönigen vermocht: ein indirecter Beweis, wie wenig die Form als solche vermag, wenn sie sich nicht naturgemäß aus dem Inhalt entwickelt, sondern demselben nur wie eine müßige Draperie von außen umgehängt ist. Zieht man nun den Schluß der Novelle in Erwägung, so läßt sich die sittliche Tendenz derselben vertheidigen. Aber der Geist, der die frühern Partien durchweht, der uns aus der Charakteristik der schönen Witwe anhaucht, steht mit diesem Schluß nicht im Einklange. Es fragt sich überhaupt, ob ein Weib wie Anna noch ein würdiges Object der Poesie ist, zumal ein solches, für welches dem Leser doch noch eine gewisse Theilnahme abgewonnen werden soll. Wollte aber einmal der Autor dieses misliche Problem zu lösen suchen, so durfte er uns wenigstens nicht das fait accompli wie etwas geduldig Hinzunehmendes bieten, sondern uns wenigstens in die ihm vorangegangenen Conflicte zwischen Leidenschaft und Sitte einführen und uns das endliche Erliegen des sittlichen Widerstandes unter der Gewalt der natürlichen Triebe als ein Geschick, dem auch eine edlere Natur verfallen kann, darstellen; während er die Schuldige auch noch inmitten ihrer mit Consequenz fortgesetzten und sorgfältig verhehlten Schuld mit der stolzen Sicherheit einer widerrechtlich verfolgten Unschuld ausstattet. Auch die übrigen Personen der Novelle wissen unsere Sympathie nicht so, wie es sein müßte, zu erwecken. Detlef erscheint zu sehr als Spielball und Borromäus zu sehr als verzweifelter Spieler, als daß man sich lebhaft für jenen interessiren und diesen so bedeutend finden könnte, als er aufgefaßt werden soll. Das Bild von Detlef's Mutter aber ist in zu blassen Farben gehalten, als daß der Leser ebenso wie Detlef dadurch bekehrt werden könnte. Es soll hiermit keineswegs gesagt sein, daß nicht dem Autor die Ausmalung einzelner Situationen trefflich gelungen wäre. Der ungünstige Totaleindruck vermag aber durch dieselben nicht beseitigt zu werden. Es thut uns leid, unsere Anzeige gerade mit diesem Urtheil schließen zu müssen. Uebrigens sind wir überzeugt, daß sich der Leser durch den minder befriedigenden Eindruck der letzten Gabe den echt poetischen Genuß an den drei vorangegangenen ebenso wenig wie wir wird verkümmern lassen.

Adolf Zeising.

Notizen.

Die Memoiren der Rigolboche.

Die berüchtigten Denkwürdigkeiten der frühern Cancan-, jetzt Ballettänzerin Rigolboche sind jetzt unter dem Titel: „Memoiren der Rigolboche, ersten Tänzerin vom Theater Délassements-Comiques in Paris. Geziert mit ihrem Porträt" (Berlin, Abelsdorff, 1860) auch ins Deutsche übersetzt worden. Es ist traurig genug, wenn solche frivole, dabei aber keineswegs sehr pikante und unterhaltende Erscheinungen auf dem lokalen Boden, auf dem sie wuchsen, Aufsehen erregen oder doch zahlreiche Leser finden können; aber noch viel trauriger ist es, wenn man nicht Eile genug hat, sie mit Stengel und Wurzel auch auf deutschen Boden zu verpflanzen. Namentlich sind es berliner Federn und Verleger, die es als ihre Mission erkannt zu haben scheinen, die Deutschen mit der modernen frivolen Literatur der Franzosen bekannt zu machen. Es läßt sich allenfalls begreifen, daß die Pariser daran ein gewisses Interesse haben, aus der Feder einer Tänzerin in die Mysterien des Casino Cadet, der Salons Markowski und der Délassements eingeweiht zu werden und etwas Näheres über die verschiedenen Kategorien der männlichen Besucher dieses frivolen Theaters (oder der sogenannten „Gandins") und der Besucherinnen (oder der sogenannten „Hindinnen") zu hören, zumal da auch eine gute Zahl pariser literarischer Notabilitäten und namhafter Personen wie Edmund Abont (von dem die Verfasserin versichert, „daß er vor zwei Jahren von hier gar nicht weggekommen"), Henri Murger, Mario Uchard, Hipolyte Cogniard, Louis Halévy, die Vaudevillisten Alexandre Flan, Arthur Delavigne und Ernst Blum, Albert Wolff, der junge Journalist Victor König (man sieht aus diesen Namen wenigstens, daß auch die deutsche Nationalität in dieser niedern Region des artistischen pariser Lebens ziemlich stark vertreten ist), Alphons Royer, Director der großen Oper u. s. w. sich mehr oder weniger oft im Foyer dieses Theaters einzufinden pflegen, natürlich nicht zu Kunstzwecken, sondern um mit den Tänzerinnen zu liebäugeln und zu tändeln und Bekanntschaften mit ihnen anzuknüpfen. Aber was um aller Welt willen kann dies die löbliche Bevölkerung Berlins interessiren? Was würde sich ein Pariser daraus machen, wenn ein weibliches Mitglied eines berliner Vorstadttheaters die Mysterien dieser Bühne ausplaudern wollte? Doch freilich ist das Verhältniß ein etwas anderes; denn vielleicht ist Berlin, diese Metropole der preußischen Intelligenz, nur eine Art Vorstadt von Paris, der Metropole der europäischen Intelligenz, was Paris zu sein sich so gern rühmt. Im übrigen ist das Büchlein wol voll frivolen Geschwätzes, aber wer darin lascive, die Sinnlichkeit aufregende Scenen suchen wollte, würde sich doch wol getäuscht sehen; selbst die naiv freche Art, mit welcher die Rigolboche (wie sie als Cancantänzerin genannt wurde; ihren wahren Namen erfahren wir nicht) ihren „ersten Fehltritt" erzählt, indem sie ihre Unschuld für eine prächtige Uhr verkauft zu haben versichert, hat nichts eigentlich Ueppiges. Von ihren spätern Schicksalen erwähnen wir nur, daß sie früher die keckste und angestaunteste Cancantänzerin im Casino und bei Markowski war, und daß die Welt es dem großen Henri Delaage verdankt, wenn sie als Tänzerin für die Délassements engagirt und zum Range einer „Künstlerin" erhoben wurde, als welche sie das Recht erlangt zu haben glaubt, ihre Memoiren zu schreiben, und jüngst die Kaiserin Eugenie auf öffentlicher Promenade durch freches Benehmen herauszufordern und zu beleidigen, weswegen sie auch eingesperrt wurde, sodaß ihr nun auch der Heiligenschein des literarischen und oppositionellen Märtyrerthums zu Theil geworden ist. Natürlich sind ihre Memoiren nur eine Speculation eines oder mehrerer pariser Literaten, eine Compagniearbeit, zu der sie die Erzählung ihrer an sich wenig interessanten Schicksale und Beobachtungen, jene Literaten ihren frivolen Geist und ihre geübte Feder hergaben. Die Widmung ist an den wahrscheinlichen Verfasser, einen gewissen Mané, Correspondenten der „Indépendance belge", gerichtet, den sie oder vielmehr er sich selbst anredet: „Man kennt Sie, weil ich existire", und: „Ich bin Ihr Geschöpf.... Guten Tag, Papa Mané", endlich: „Uebrigens sind wir einander nichts schuldig, nicht einmal Achtung!" Man sieht daran, wie hoch entwickelt jetzt das Ehrgefühl in Frankreich ist. Nächstens kann man auch den Memoiren des schönsten Seiltänzers im Hippodrome, Léotard, entgegensehen, die etwas Pikantes erwarten lassen, da der schöne Mann in zahlreiche Liebesabenteuer verwickelt war. Solche Schriftsteller gehören freilich nicht zu den vom zweiten wie vom ersten Kaiserreich gehaßten „Ideologen". So möge denn in Frankreich die an die Fäulniß des kaiserlichen Rom erinnernde Corruption ihren Fortgang nehmen! Indeß sollten wir Deutsche uns deshalb über die Franzosen nicht überheben; denn es erscheint doch zweifelhaft, ob man in den vielen Gemüthlosigkeiten, Bosheiten, Roheiten und Cynismen, denen man so häufig in der deutschen Literatur, namentlich in der po-

sofort als **Minister des Königs**, mit Ehren **überhäuft**, am Hofe auf, und der Umschwung war so vollständig, daß Peter seine Erhebung zum preußischen General feiern und Graf Brühl schon im März 1762 an seinen Hof berichten konnte: „Der König von Preußen ist Kaiser von Rußland.“ Golz vollzog nun im Monat Mai den Friedensschluß, und zugleich erfolgte die Absendung eines Corps von 18000 Mann Hülfstruppen. Friedrich war entzückt und schrieb dem sechsundzwanzigjährigen Diplomaten: „Vos coups d'essay, mon cher, sont des coups de maitre. Quel honneur pour un négociateur de votre âge etc.“, Worte, die bei Friedrich schwer wiegen. Diese günstige Lage der Dinge sollte sich jedoch bald ändern, denn die bekannte Verschwörung der Brüder Orlow, Rasumowski's und der Fürstin Daschkow stürzte Peter von dem Thron und erhob Katharina zur Selbstherrscherin Rußlands. Friedrich, dem die Vorgänge nicht fremd waren, hatte den Kaiser wiederholt gewarnt, namentlich vor dem Unternehmen gegen Dänemark, aber Peter blieb in seiner Verblendung. Die Nachricht von der neuen Revolution, die ihm Tschernyschew selbst, der Chef der Hülfsarmee schon am 18. Juli mittheilte, überraschte ihn daher nicht. In einem Schreiben von demselben Tage wünscht er der Kaiserin Glück und bittet um ihre Freundschaft, welche Katharina am Tage des Empfangs jenes Briefs, am 23. Juli, eigenhändig zusagt. Das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Stifter ihres Glücks hat Katharina in der That nie verlassen. Soltikow, der die Provinz Preußen besetzt hielt, mußte sie räumen und sein Benehmen ward für ein Misverständniß erklärt. Wenige Monate darauf war der Friede von Hubertsburg geschlossen. Der König, 51 Jahre alt, fühlte sich gealtert und schrieb: „Vous me trouverez gris, comme mes ânes, perdant tous les jours une dent et à demi écloppé par la goutte.“ Er warf sich nun mit aller Macht seines Geistes auf den Wiederaufbau des zerrütteten Staats. „On ne peut se représenter cet état“, schreibt er, „que sous la forme d'un homme, criblé de blessure, affaibli par la perte de son sang et prêt à succomber — il faut du régime pour se remettre.“ Mit diesem großen Werke beschäftigt, verstrichen zehn Jahre des Friedens und des besten Einverständnisses mit Rußland, am Ende derselben kam es durch Solms sogar zu einem Allianzvertrage, den Orlow und besonders Panin förderten und den eine Depesche Solms' als „le pilote de la barque“ bezeichnet, der Bestechung unzugänglich „puisqu'il prétend à la réputation d'homme intègre“ ...

Es war die Zeit, in welcher Katharina ernsthaft mit dem Gedanken umging, sich mit dem Reichsgrafen Orlow förmlich zu vermählen, was die Wirkung hatte, Panin immer enger mit dem preußischen Interesse zu verbinden, während Bestuschew für Oesterreich intriguirte.

Inzwischen starb König August III. von Polen und nun begannen die schon lange verfolgten Plane für Poniatowski eine feste Gestalt anzunehmen. Panin ließ deutlich durchblicken, daß Preußen für seinen Beistand bei diesem Projecte reiche Entschädigung erhalten werde, worauf Friedrich seinen Gesandten ausführlich warnt, mit seinen Erklärungen ja nicht zu weit zu gehen, um durch eine Zerstückelung Polens nicht von neuem Europa in Verwirrungen zu stürzen, die eben erst beendet seien. Er befiehlt ihm ausdrücklich, „de ne rien avancer, qui puisse m'entrainer plus loin, que je ne voudrais“.

Die Wahl Poniatowski's war indessen durchgesetzt, der König proclamirt und Katharina überbot sich in Zuvorkommenheit gegen Solms, den Gesandten ihres „treuesten Bundesgenossen“. Dieser aber bat wiederholt um seine Abberufung, weil er nicht seiner Stellung gemäß in Petersburg leben könne und berief sich dieserhalb sogar auf eine Mahnung Panin's, mehr Aufwand zu machen, worauf der haushälterische König böse wurde und seinem Gesandten schrieb: „que chacun règle ses dépenses selon ses revenus, et que comme les miens ne sont pas aussi forts, que ceux de la France et de Vienne, il faut bien, que je règle la dépense à la recette“, wobei es denn auch sein Bewenden behielt. Indeß ging Rußland mit seinen polnischen Ansprüchen immer weiter, sodaß Friedrich mit dicker Tinte unter eine Depesche an Solms schrieb: „Je commence à me casser du joug, qu'on prétend m'imposer. Je me plais, d'être l'allié des Russes, mais tant que mes yeux seront ouverts, je ne serai pas leur esclave. C'est ce que vous pouvez dire, à qui le veut entendre.“ Das war deutlich gesprochen, und das russische Cabinet schlug nun in der That andere Wege ein. Denn da man gleichzeitig mit Frankreich wegen der Versagung des Titels „Majesté impériale“, von dem Choiseul behauptete, daß er nicht „französisch“ sei, zerfallen war, und mit Oesterreich wegen seiner Annäherung an Preußen schlecht stand, so betrat man den Mittelweg einer allgemeinen nordischen Ligue, um so zum Ziele zu gelangen. Eine solche paßte aber nicht in Friedrich's Berechnungen: er wollte nur mit Rußland alliirt sein. Ein politischer Abenteurer, von Saldern, sollte den König auf andere Gedanken bringen: aber der König durchschaute den Plan und schickte den übermüthigen Agenten aus Berlin fort. Diese Wolken zerstreute der polnische Reichstag, indem er zu einem festern Zusammengehen der beiden Schutzmächte durch den Streit über die Dissidenten nöthigte. Man verlangte von Poniatowski die Einführung der Dissidenten in die Legation, was ihm die Geistlichkeit zum Feind machte, und seinen Thron, den er ein „Nessushemd“ nennt, in Gefahr brachte. Die Geistlichkeit wandte sich nun nach Wien um Schutz und in Petersburg rüstete man zum Kriege. Alles kam nun auf Friedrich's Verhalten an. Im Grunde genommen war er mit Rußlands Benehmen gar nicht einverstanden. „De quel droit l'Impératrice se mêle-t-elle d'une affaire intérieure de la Pologne?“ schreibt er im Januar 1767; allein sein Vertrag band ihn an Rußland. Indeß trat Oesterreich zurück und nun hatte Katharina freie Hand in Polen. Fürstbischof Soltyk und Bischof Zalusky wurden nach Sibirien geschickt und den Dissidenten gleiche politische Rechte gewährleistet. Der König war über Repnin's Leidenschaftlichkeit höchst bekümmert und schrieb: „On sonnera le tocsin à Rome“, und sagte die größte Aufregung in Europa voraus. In der That nahm das versailler Cabinet die Sache sehr übel auf; die Pforte sollte Rußland dafür züchtigen; indessen scheiterten Choiseul's Plane lange an dem „Geheimcabinet“ König Ludwig's, bis 1768 eine arge Gebietsverletzung den Ausschlag gab und die russische Gesandtschaft in die sieben Thürme führte. Friedrich war dieser Ausgang der Dinge sehr unangenehm: er löste seine Verpflichtungen für diesen Krieg mit 480000 Thlr. Subsidien ab und arbeitete fortwährend am Friedenswerk. Bei diesem Anlaß trat Rußland wol zum ersten male mit dem sogenannten „orientalischen Project“, der völligen Vertreibung der Türken, hervor, zum großen Verdruß des Königs, dergestalt, daß er sogar an eine allgemeine Ligue gegen Rußland dachte. Er näherte sich mithin Oesterreich, sah Joseph in Neisse, von dem er Solms in den wärmsten Ausdrücken der Anerkennung schreibt, und verabredete mit ihm, die russischen Plane nicht zu unterstützen. Im folgenden Jahre 1770 vermittelte er den Frieden, obwol er von den Türken sagte: „Ces gens ne savent faire ni la paix ni la guerre“, fand hierbei aber, trotz der Sendung des Prinzen Heinrich nach Petersburg, die größten Schwierigkeiten, da die Partei Orlow's nichts vom Frieden wissen wollte. Unter solchen Umständen trat das polnische Project bei der Kaiserin wieder vor allen in den Vordergrund.

Aus allem Vorstehenden ist deutlich, daß noch im Jahre 1770 der Gedanke einer Theilung Polens im berliner Cabinet nicht den geringsten Anklang gefunden hatte. Die sehr verständlichen Hindeutungen Panin's selbst und Aeußerungen, wie: „daß man sich in Polen nur zu bücken brauche um zu heben“, brachten diesen Gedanken dem Könige nicht näher, welcher nur die Friedensvermittelung im Auge behielt, und den der russische Starrsinn hierbei zum Aeußersten brachte, sodaß er 1771 an Prinz Heinrich schrieb: „Les cornes me sont venues à la tête, lorsque j'ai vu les propositions de paix, que les Russes présentent.

„On se moque de nous etc." Erst als Oesterreich unter wunderlichen Vorwänden die zipser Städte und das Comitat Sandeck in Besitz nahm und förmlich sequestrirte, und als die Kaiserin Katharina im vertrauten Abendzirkel ganz unbefangen die Aeußerung hinwarf: „Mais pourquoi tout le monde ne prendrait-il pas aussi? Pourquoi ne pas s'emparer de la Varmie? Car il faut après tout, que chacun ait quelque chose!" erkannte Friedrich, daß es Zeit sei, sich dem Strome zu fügen, wollte er nicht von ihm überflutet sein. Nur war ihm „le duché de Varmie" zu gering. „Cela ne vaut pas la peine de dépenser six sous", schrieb er seinem Bruder; „le jeu n'en vaut pas la chandelle... Quand on prends des bagatelles, cela donne un charactère d'avidité..." und immer noch kam er auf den Frieden als die Hauptsache zurück. Inzwischen wurde der Gedanke einer Theilung Polens doch mehr und mehr Gegenstand seiner Sorge, da er Petersburg wie Wien dazu entschlossen sah. Durch den Präsidenten Domhardt ließ er unter der Hand den Ertrag von Kulm, Marienburg und Pomerellen, Gebiete auf welche sich Ansprüche allenfalls begründen ließen, abschätzen, und nicht lange darauf erhielt Solms Befehl, mit diesen Ansprüchen auf Grund einer von Herzberg verfaßten Denkschrift in Petersburg förmlich aufzutreten. Diese Forderung fand die bereitwilligste Anerkennung beim russischen Cabinet. Nur Panin zögerte noch, und verlangte erst zu wissen, wie man in Wien über diese Ansprüche dachte. Dort wandte man zwar ein, die Sache stände ganz anders als mit den zipser Städten, die man allerdings aus altem Recht behalten würde. Das war genug; Friedrich schrieb nun: „Les gens nous donnent l'exemple, nous sommes autorisés, d'en faire autant." Er ließ Rußland freie Hand, man garantirte sich gegenseitig seine Ansprüche gegen Oesterreich; dieses trat in die Friedensvermittelung mit der Türkei ein, und am 5. August 1772 war der Vertrag der drei Mächte, welcher die erste Theilung Polens vollzog, geschlossen.

Selbst aus dieser Skizze geht, glauben wir, deutlich hervor, daß der König fast wider seinen Willen und von der Macht der Verhältnisse gezwungen, an diesem Staatsacte theilnahm, noch klarer aber wird dies aus den Details, welche der Verfasser in so reichem Maße für die Auffassung des Ereignisses darbringt. Dem Vorgehen Rußlands und Oesterreichs gegenüber, wie konnte Friedrich von Preußen in der That anders verfahren, nachdem selbst Maria Theresia eine Verständigung für unerlaßlich erklärt, jeden Gedanken des Widerstandes gegen die russischen „kühnen Griffe" aufgegeben hatte und Preußen somit völlig isolirt dastand.

Als Verehrer des großen Königs haben wir dem Verfasser für die gelungene Rechtfertigung seiner Politik und seines Charakters als Mensch unsern besten Dank zu sagen. Allein er verdient zugleich die Anerkennung und den Dank des Geschichtsfreundes überhaupt für die völlig durchsichtige und befriedigende Aufhellung eines bisjetzt nur in seinen großen Zügen bekannten und vom Parteigriffe vielfach verdunkelten historischen Ereignisses.

Wilhelm von Lüdemann.

Heine-Steinmann'sche Publicationen.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Während das dem verstorbenen Heine zugeschriebene rüde Herbstmärchen „Berlin" gewiß und eingestandenermaßen zum größten Theile aus Interpolationen und nur zum wenigsten aus Heine'schen Papierschnitzeln besteht, die der Dichter, als blos augenblickliche Einfälle, selbst nicht veröffentlicht haben wollte, und die, man weiß nicht auf welchem Wege, in des Herausgebers Hand gelangt sein mögen, trägt das in den beiden Bändchen „Dichtungen" Enthaltene, wie wir glauben, doch meistens den Stempel der Echtheit, und wenn sich der Herausgeber darauf beschränkt hätte, nur die Hälfte, das Beste davon in einem kleinen Bändchen zu veröffentlichen, so würde sich gegen diese Veröffentlichung wol weniger einwenden lassen. Da der Herausgeber aber auch das Unbedeutendste, ja wirklich Fades und gänzlich Gehalt- und Geschmackloses, mitunter auch wol Spuren der Unechtheit Verrathendes aufzunehmen nicht verschmäht hat, so drängt sich infolge davon die Frage lebhafter auf, ob und inwieweit es überhaupt erlaubt sei, nachgelassene, aus allen Winkeln zusammengefegte Brouillons eines Dichters, die er selbst verworfen und an deren Veröffentlichung er nie gedacht hatte, zu publiciren und dadurch dem Gedächtniß des Autors im ganzen mehr zu schaden als zu nutzen, nebenbei aber auch denjenigen, die sich durch den Namen des Dichters etwa bestechen und zum Ankauf verführen lassen, für ein Buch, das meist doch nur Mittelmäßiges oder gänzlich Werthloses enthält, ihr gutes Geld aus der Tasche zu locken.

Heinrich Heine's Bruder Gustav erklärt zwar, wie wir aus seinem von uns in der vorigen Nummer mitgetheilten Protest wissen, diesen ganzen Nachlaß als eine Fälschung, und zwar aus thatsächlichen Gründen; andere halten den Nachlaß für unecht aus ästhetischen Motiven. So bemerkt Gutzkow in der neubegründeten Beilage zu seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" in Betreff dieses Nachlasses: „Nach den Proben zu schließen, die die eingesandte Nummer des «Freischütz» von den in Holland erschienenen drei Bänden H. Heine'schen Nachlasses mittheilt, kann hier nur eine Fälschung stattgefunden haben. Diese Gedichte sind so schwach, daß sie nimmermehr aus Heine's Feder geflossen sein können"; und er fügt hinzu: „Wunder nimmt uns, wie Fr. Steinmann's Name als der des Herausgebers genannt wird. Dieser Autor hat manchen dankenswerthen Beitrag zur Zeitgeschichte veröffentlicht."

Was Steinmann's Verhältniß zu Heine betrifft, so weiß man aus seinem 1857 erschienenen, vielfach anziehenden Buche über Heine, daß er mit diesem seinem Landsmann in Bonn studirt hat und auch noch später mit ihm in freundschaftlichen Berührungen geblieben ist. Als Heine in Berlin seine Studien fortsetzte, war es namentlich wieder Steinmann, gegen den er sein Herz in Briefen ausschüttete, und als er im October 1843 Deutschland besuchte, um noch einmal seine kranke Mutter in Hamburg zu sehen, unterließ er es nicht, bei seiner Durchreise durch Münster auch bei seinem alten Freund Steinmann vorzusprechen. Es ist klar, daß Steinmann infolge dieser langjährigen Verbindung mit dem Dichter vollkommen in der Lage war, in den Besitz Heine'scher Handschriften zu gelangen, um so mehr, da er ebenso wol aus Pietät für seinen berühmten Universitätsfreund als in der Absicht späterer Veröffentlichung derselben fortdauernd bemüht war, und es sich zu einem Theil seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, dergleichen überall aufzutreiben und zu sammeln. Auch finden wir es sehr glaublich, daß Steinmann's Vorhaben, später einmal über seinen Freund zu schreiben, zwischen beiden zur Sprache gekommen ist. Schon sein obenerwähntes Buch: „Heinrich Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm", enthält manches bis dahin ungedruckte Heine'sche Gedicht, zwei davon als Zugabe im Facsimile, einzelne an Steinmann gerichtete Briefe aus früherer Zeit und im Vorwort die Versicherung: „Besonders kalligraphisch schön von seiner Hand ausgestattet besitze ich noch zwei größere Gedichte, die er mir von Hamburg aus bei seiner letzten dortigen Anwesenheit zusandte, die ich indeß ihres Inhalts wegen zur Zeit nicht veröffentlichen kann." In der Vorrede zu den beiden vorliegenden Bändchen „Dichtungen" wird nicht gesagt, ob diese zwei größern Gedichte, welche er noch im Jahre 1857 wegen ihres Inhalts nicht veröffentlichen zu können erklärte, in dieser neuesten Publication Steinmann's mit abgedruckt oder ob ihr Inhalt der Art ist, daß sie auch noch jetzt nicht füglich veröffentlicht werden können. Hierüber hätten wir allerdings Aufschluß erwartet und gewünscht. Aber wol bemerkt Steinmann in der Vorrede zu diesen neuesten Bänden: „Die nachfolgenden Blätter enthalten bisher Ungedrucktes. Die darin befindlichen Gedichte sind von Heine selbst zu verschiedenen Zeiten, fast meist en brouillon, mir und andern Freunden gegeben;

viele verdanke ich der Mittheilung unserer gemeinschaftlichen akademischen Freunde: Professor Johannes Müller und Provinzialsteuerdirector Sethe. Gefällig gegen jeden, der ihn um ein Gedicht ersuchte, ging er damit nichts weniger als haushälterisch zu Werke. Auf Aufforderung in öffentlichen Blättern ist zu dieser Sammlung manches Gedicht hinzugekommen, wofür ich diesen Verehrern Heine's hiermit meinen Dank abstatte."

In der That besteht auch ein großer Theil dieser „Dichtungen" aus Verseleien, welche Heine auf der bonner Universität zum Ergötzen seiner Freunde verfaßt haben mag. Ein großer Theil dieser Jugendgedichte — und das „Lyrische Intermezzo", selbst die „Harzreise" und das „Buch der Lieder" enthalten ja manche ähnliche von wenig besserer Qualität — legt ein erschreckliches Zeugniß von der Geistesarmuth und der cynischen Roheit ab, welche in gewissen Studentenkreisen herrschend sind oder damals waren. Man hatte gerade zu jener Zeit auf den Universitäten, die doch die Centralpflanzstätten der höchsten Geschmacksbildung und der edelsten Humanität sein sollten, alle idealern Tendenzen unterdrückt, und die traurigen Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Rohe materielle Genußsucht, frecher Spott, cynische Witzelei, blasirte Welt- und Menschenverachtung und hohler renommistischer Eigendünkel nisteten sich unter der Mehrzahl der Studirenden ein und verbanden sich mit einer schlaffen, weichlichen Sentimentalität, in der man eitel grimassirend sich selbst bespiegelte, und mit einer zum Lugubren, Modrigen, gespenstisch Greulichen neigenden fieberhaften Phantasie. Daher das freche Wort: „Nur wenn wir im Koth uns fanden, dann verstanden wir uns gleich!" und andere ähnliche Cynismen, die im Munde eines mit unleugbar großem Talente begabten dichtenden Jünglings wahrhaft kannibalisch erscheinen. Daß aber solche menschenentwürdigenden Roheiten auch in weitern Kreisen Anklang fanden, beweist, wie weit verbreitet die Seuche war. Das umgebende Leben, theils fade, theils frivol, förderte diese Richtung, und die officielle protegirte Wissenschaft und Philosophie, nicht mehr wie noch zur Zeit Schiller's und Goethe's von dem göttlichen Hauche einer idealen Poesie befruchtet, zeigten sich ohnmächtig. Doch war es jedenfalls von unleugbarem Vortheil, daß der Krankheitsstoff der Zeit sich auch in poetischen Abcessen Luft machte. Auch wird Heine manche Entschuldigung finden, wenn man ihn, wie man doch sollte, als Product seiner Zeit betrachtet. Findet man doch bei einem verwandten, wenn auch im ganzen reinern Geiste, dem Maler Kaulbach, fast dasselbe Gelüst, das Ernste, Schmerzliche, Furchtbare, Tragische nicht sowol durch den Humor zu mildern, als durch einen grellen Mislaut mephistophelischer Ironie und Kaustik bald noch schneidender, bald trivialer zu machen.

Ob übrigens alle hier mitgetheilten Jugendgedichte von Heine herrühren, erscheint uns doch zweifelhaft. Heine war schon auf der Universität ein im Kreise seiner Commilitonen beliebter Dichter, und es mag dann in seiner Manier manches von andern gedichtet, unter seinem Namen in Umlauf gesetzt worden und zuletzt, vielleicht bisweilen nach Jahren, unter Heine'scher Firma in den Besitz Steinmann's gelangt sein. Da in das Gedicht „Berlin", wie der Herausgeber selbst gesteht, so vieles von fremder Hand eingeflochten ist, so weckt dies überhaupt den Verdacht, daß er auch in diese „Dichtungen" manches eingeschmuggelt hat, was, wie er vielleicht selbst am besten wissen wird, nicht von Heine herrührt. Vieles ist doch selbst für den studentischen Heine gar zu fade und witzlos, entbehrt des Heine'schen Wohlklangs und Rhythmus und jener Grazie, die Heine doch meist zu bewahren wußte, und leidet an harten Elisionen und unangenehmen Hiatus, denen man sonst bei Heine nur selten begegnet.

Dagegen sieht es Heine ähnlich, wenn er sich im Jahre 1820 folgende Grabschrift setzte:

Hier ruht er, dessen schöne Lieder
Die Welt erfüllten, der Sängerschwan.
Was andere sangen, wird verschwimmen
In diesem Liederocean.

Ihm ähnlich sieht auch die Verherrlichung Napoleonischen Veteranenthums, wie in dem Gedicht „Uebern Rhein", mit den Schlußzeilen:

Ich nehm' Quartier nicht in dem Himmel,
Marschire weiter — übern Rhein;

d. h. über den Rhein erobernd nach Deutschland zurück. Doch kann dieses Gedicht vielleicht auch nur eine Nachdichtung von anderer Hand sein. Daß das Gedicht „Geister-Reveille", eine äußerst schwächliche Nachahmung des bekannten Zedlitz'schen Gedichts „Nächtliche Heerschau", wirklich von Heine herrühren sollte, vermögen wir nicht zu glauben. Indeß wollen wir hier nicht weiter unsere Zeit damit verthun, zu untersuchen, was unter den hier mitgetheilten Jugendgedichten echt sein könnte und was unecht; es ist vollkommen gleichgültig, von wem sie herrühren; sie sind in jeder Hinsicht fast alle so unbedeutend wie die Grabschrift vom Jahre 1820, oder widrig cynisch.

Unter den Gedichten aus der spätern pariser Zeit befindet sich manches, was den Stempel Heine'scher Originalität trägt, so besonders in der Abtheilung „Eisenbahnbilder" und „Zeitgedichte" im ersten und „Aus der Matratzengruft" im zweiten Theil. Daß und wie Steinmann als Freund Heine's in Besitz der betreffenden Brouillons gelangt sein könnte, haben wir schon früher angedeutet. In den „Eisenbahnbildern", die aus Erinnerungen seiner letzten Reise in Deutschland entstanden zu sein scheinen, schildert Heine in originellen Zügen, wie sie, glauben wir, eben nur ihm zu Gebote standen, die Locomotive von der Seite, von der sie den Dichter allein interessiren kann, von Seite ihrer dämonischen Gewalt und Raserei. Hier eine Probe:

Seltsam Geschöpf! ob Vogel oder Roß — wer erkennt es?
Sausend wie jener, schnaubend wie dieses,
Durchschneidet es die Schichten der Luft,
Schneller wie der deutsche Gedanke.
Drum ist auch kein Reuß-Schleizer sein Vater
Oder ein anderer aus den deutschen Vaterländern.
Nichtsdestominder faßte man im einigen Deutschland
Auch den weltstürmenden Gedanken,
Eiserne Wege und Stege ihm zu bahnen.
Aber derweil man erwog und hin und her maß
Dieses und das
Mit echtdeutschem, bedächtigem Sinne,
Brauste, Britannia, über deinen Boden
Schon das Ungethüm! — Und während diesseit
Des Kanals man sich noch die Köpfe zerbrach,
Ob man baue über Krähwinkel oder Schilda,
Hatten jenseits schon Hunderte die Hälse drauf gebrochen.
Denn zum Raubvögelgeschlecht gehörig
Ist das Ungethüm gefräßig, unersättlich,
Hat eiserne Fänge und Krallen von Metall.
Und wen es anfaßt, den läßt's nicht fahren,
Er wird des Riesendrachens sichere Beute.
Und wen sein eiserner Huf trifft, liegt zerschmettert;
Und wen seine Flammenzunge leckt, verbrennt
Zu Coaks und Asche, wie einst auf der versailler Bahn.

Auf dem ehernen Rücken des Ungethüms
Machen den Geisterritt jahraus jahrein
Selbander der Führer und der Heizer,
Während das Passagiergewürme
Dem Keuchenden folgt hinterdrein
Auf weichem Waggonpolster oder hartem Bretsitz.

Auch mich gelüstete nach solcher Fahrt —
Einer der ersten — auf dem Rückgrat des Dampfrosses.
Katergleich kletterte schon der Heizer
Mit rußigem Gesichte darauf herum,
Sattelnd das Thier und ordnend sein Geschirr;
Sein Augenpaar, geröthet von Dampf,
Kreiste rollend in den Knochenhöhlen.

Im dicken Flausch und Shawl stak der Führer,
Der alte Eisenbahnkutscher — ich stand ihm zur Seite.

Auf und nieder drückt er die Hebel, der Dampf zischt
Strömend hinaus; gellend kreischt der Pfiff durch die Luft.
Langsam wälzt sich das Triebrad;
Dann immer schneller, immer hurtiger kreist es.-
Bäume, Häuser und Kornfelder sausen vorüber,
Wie Trommelwirbeltöne schnell klappern die Ventile,
Und die weißen Pfähle des Telegraphen
Defiliren vorbei im Sturmmarsche
Wie österreichische Grenadiere unter Radetzky.
Wärterhäuser und Meilenzeiger und Stangen
Jagen vorüber, kaum sichtbar. Feuerfunken
Speit das Gethier aus seinen Nüstern — Tartarus heißt es.
Meile um Meile, Station um Station
Vorwärts rast es. Wie Oberon's Horn
Fortreißt die Dampfpfeif' alles zum Schnelltanz.

Siehe! fern ein Häuser- und Thürmewald!
Uralt ragt darüber empor himmelan
Eine gewaltige Eiche von Stein.
Stattlicher Dom, du bist es, der du so weit schaust!

Andern Tons ist das Gedicht „Im Wartesaal" mit dem Anfange:

Im Wartesaale Numero Eins
Lorgnette sich spreizen und Taille;
Im Wartesaale Numero Zwei
Amusirt sich die Canaille.

Das Gedicht schließt:

Das ist der blühendste Humor
In der Komödie auf Erden
Daß überall Logen und Galerie
Sofort errichtet werden.

Wo der Groschen gilt, ist jeder Streit
Von vornherein vereitelt;
Es sitzt in der Loge, im Coupé,
Wer mehr als der andre beutelt.

Aus den „Zeitgedichten" theilen wir folgendes mit, welches, wie wir meinen, im ganzen echt Heine'schen Ton verräth:

Antike und moderne Speculation.

Immer dieselben alten Manieren!
Machten in assyr'schen Papieren,
Legten in Nilactien an,
Und die Speculation gewann.

Nebukadnezar'sche Obligationen
Auch mit funfzig Procenten lohnen,
Sechsprocent'ge Sidonier
Segnete Jehovah, der Herr.

Jetzo in aller Herren Länder Papieren
Sie mit Weisheit und Glück speculiren,
Und der Urväter kluger Rath
Sprosset auf wie Rübesaat.

Und wie einst er in Zorn und Grimme
Ließ erdröhnen die Donnerstimme;
Segnet er jetzo in Lieb' und Fried'
Bis ins dreißigtausendste Glied.

Aus der Rubrik „Erzählendes" heben wir Folgendes hervor:

Dichterstilleben.

Saß im Kämmerlein am Pulte
Er, der Sänger der Lenore,
Kaute auf die Gänsefeder,
Feilte an der letzten Strophe.

In dem Sessel unterm Spiegel
(Wie es dazumal war Mode)
Hatte seine Ehehälfte
Platz genommen sammt dem Strickstrumpf.

An dem Fenster gegenüber
Molly las, die reizend schöne;
Sie begeisterte den Dichter
Zu den schönsten Liedertönen.

Und zwei kleine Knaben spielten
Krieg mit bleiernen Soldaten;
Waren Kinder beider Schwestern,
Und der Dichter war ihr Vater.

Also, während er gedichtet,
Molly las im Almanache,
Förderte am Strickstrumpf Doris,
Und Soldat die Knaben spielten. —

Alle ruh'n in kühler Erde;
Weiß kaum ihre Ruhestätte,
Und die Todten reiten schnelle;
Doch des Dichters Lieder leben.

Wundersam bist, Dichterleben!
Es beschied dir das Verhängniß
Leidenschaften, Kampf und Sorgen,
Ew'gen Nachruhm nach Bedrängniß.

Wir glauben nicht, daß sich so etwas Heine nachmachen läßt, oder man müßte so ziemlich mit demselben Talent ausgestattet sein und sich in seine Manier und Vorstellungsweise in erfahrungsmäßig kaum möglicher Weise eingelebt haben. Heinisch ist auch wol folgendes Sonett:

Schaut! mit der Nachtmütz' und im Ledersessel
Trinkt sich in Fusel seinen Dusel Michel;
Denn er versteht sich baß auf das Gepichel
Des Tranks aus dem Kartoffelhexenkessel.

Und hat er einen Zopf, sinkt jede Fessel;
Dann zieht er aus mit Sense und mit Sichel,
Nicht achtend seiner Nachbarschaft Gestichel,
Daß ihm das Rückgrat brennt wie eine Nessel.

Und auf dem Rücken hängt ein großes Bündel,
Worin gewickelt seine Schwabenstreiche,
Lufthiebe für die vaterländ'sche Eiche

Und sein Franzosenfresserthum nicht minder.
Der schwäb'sche Kronos frißt selbst seine Kinder,
Warum nicht das jungdeutsche Luftgesindel?

Demselben Wolfgang Menzel widmet er weiter ein Sonett mit den Schlußzeilen:

Gehorsamst unterzeichnet: Wolfgang Menzel.
Es glauben Metternich und Kaiser Fränzel
Dem schäb'gen Ischarioth'schen Lausewenzel.

Das Gedicht „Juste Milieu" ist, wie wir schon früher bemerkten, wegen seiner groben Zweideutigkeiten hier gar nicht mitzutheilen, und was aus dem Gedicht „Ein Original" allenfalls druckbar war, haben wir in das aus den drei vorliegenden Bänden in der vorigen Nummer zusammengestellte Sträußchen Heine-Steinmann'scher Stink- und Studentenblumen bereits aufgenommen. Charakteristisch für die cynische Heine'sche Weltanschauung sind übrigens beide Gedichte, nicht weniger das Gedicht „Kannibalisch wohl", das übrigens auch etwas mephitisch oder doch sehr pikant in den Strophen ausdüftet:

Wenn es in der ganzen Welt
Stinkt ganz bestialisch,
Dann, mein Liebchen, ist mir wohl,
Goethisch: „kannibalisch"!

In dem Zank und Stank der Welt
Wechselt's — Forte, Piano —;
Heuer schleppt man noch herbei,
Importirt — Guano.

Wie es gärt und brodelt dort
In dem Weltensumpfe!
Lauter vom Weltuntergang
Wird's Gerücht, das dumpfe!

Die Echtheit anderer allzu witzloser, schlecht versificirter Gedichte ist uns freilich sehr verdächtig, z. B. „Unbegreiflich“, worin Deutschland angeredet wird:

Absonderlich war stets dein Geschmack,
Stets fremde Gericht' auf dem Teller;
Jetzt rauchst du gar deinen eignen Tabak
Den aromatischen Pfälzer Kneller.

Jetzt schlürfst du wie Austern, was sich ergießt
In des Kladderadatsches Kloake:
Der berliner Champagner schmeckt „köstlich“ dir,
Die jauchige Heringslake.

Seine Feinde, die er sich zum Theil durch seine Ungezogenheiten erweckte, kanzelt Heine in dem Spottgedicht „Meine Gegner“ ab. Heine spielte immer den unschuldig Verfolgten; er glich einem Menschen, der niemand ruhig seines Wegs ziehen läßt und sich dann wundert, wenn sich die von ihm Verhöhnten und Gesteinigten zuletzt umwenden und sich ihrer Haut wehren. In dieser Hinsicht zeigte sich Heine äußerst schwach. Er gehörte zu jenen unleidlichen Krakehlern, die andern nichts und sich alles erlaubt halten. In dem Gedicht „Letztes Urtheil“ nennt er sich selbst eine „cause célèbre“ und fordert die Welt auf, über ihn ihr Urtheil zu fällen, da sein Leben in seinen Liedern vorliege und er nichts darin verschwiegen habe. Man hat Heine den Dichter der „Lüge“ genannt, doch das war er nicht. Höchstens hat er zu Zeiten mit einer Sentimentalität kokettirt, die nicht ganz echt, die wenigstens krankhaft war, aber er hat damit nur sich selbst belogen, die Welt, so weit sie vernünftig, konnte er damit nicht täuschen. Seine Aufrichtigkeit gegen diese trieb er sogar bis zur skandalösen Frechheit, und er scheute sich nicht, um andere preiszugeben, zugleich auch sich selbst preiszugeben, freilich in der Voraussetzung, daß ihm um seines Geistes und Witzes willen alles verziehen werden müsse. Lamartine sagte von ihm sehr charakteristisch: „Heine ist kein Mensch, sondern eine Feder, oder vielmehr eine Kralle, aber die Kralle eines Adlers der Finsterniß, eines Affen, der in der Hölle die bösen Geister belustigt“; darum ist auch zwischen ihm und Aristophanes, mit dem man ihn wol zusammengestellt hat, ein himmel- oder vielmehr ein höllenweiter Unterschied.

Steinmann glaubt mit diesen Veröffentlichungen Bausteine zu dem Denkmal „dauernder als Erz“, das Heine sich selbst errichtet, beigesteuert zu haben. Steinmann's früheres Buch war, wie es schien, allerdings ein schöner Beweis seiner Pietät gegen seinen frühern Studiengenossen, dem er sich in anerkennenswerther Weise unterordnete, und diese Pietät schien sich außerdem durch eine jetzt seltene Tugend: Unerschütterlichkeit und Dauerbarkeit, noch besonders auszuzeichnen. Jetzt weiß man kaum, ob Steinmann sich zu Heine nicht noch mehr durch eine gleiche Lust am Skandal als durch tiefere Sympathie hingezogen fühlte; denn selbst Joseph Lehmann, der mit diesen Publicationen noch sehr säuberlich verfährt und an den „Dichtungen“ anerkennt, daß darin Heine's Geist „unverfälscht“ uns entgegentrete, gibt doch zu, daß der Herausgeber durch seine in der satirischen Dichtung „Berlin“ vorgenommenen Interpolationen sich „geradezu am Andenken des Dichters versündigt“ habe. Hier ist auch von einer Unterordnung des Herausgebers unter Heine durchaus nicht mehr die Rede; denn wer einen Nachlaß sehr fragmentarischer Brouillons in dieser das Andenken des Verstorbenen bloßstellenden Weise ergänzt, macht sich einer sträflichen Anmaßung schuldig und setzt sich dem Verdacht aus, damit blos eine skandalmachende Speculation beabsichtigt zu haben, die um so frivoler und tadelnswerther erscheint, in je feierlicherer Weise der Herausgeber davon [illegible], daß es ihm nur darum zu thun gewesen, eine Pflicht der Pietät gegen den Dichter und Freund zu erfüllen. Und was die beiden Theile „Dichtungen“ betrifft, so handelte er mit deren Veröffentlichung direct gegen den ausdrücklichen letzten Willen des Dichters, welcher mit der Herausgabe seinen Neffen und mit der Ueberwachung derselben Christiani beauftragt, in der Absicht, „daß nichts Fremdartiges sich einschleiche“. In diese beiden Theile hat sich nun aber Fremdartiges genug eingeschlichen. Der Versicherung Steinmann's von seiner Intimität mit Heine gegenüber hat es überhaupt etwas Auffallendes, daß Heine nicht ihm, dem gewiegten Schriftsteller, testamentarisch seinen Nachlaß zum Zweck der Herausgabe zur Verfügung stellte, sondern ihm höchstens nur solche „Brouillons“ zufließen ließ, die er gerade nicht veröffentlicht haben wollte.

Steinmann stellt übrigens noch weitere Publicationen in Aussicht: „H. Heine's Briefe“ und „Fata Morgana der deutschen Literatur“. Letzterer Band wird die Briefe von Heine an Fr. Steinmann über die literarischen Erscheinungen seiner Zeit in Deutschland enthalten. Die Frage liegt nahe, ob Heine wirklich Zeit und Stimmung genug gehabt haben sollte, mit Steinmann fortdauernd über die Erscheinungen der deutschen Literatur zu correspondiren? Sollte sich die Correspondenz, mit deren bevorstehendem Erscheinen wir bedroht sind, ausschließlich auf die Originalbriefe aus der Studentenzeit beschränken, so würden diese für die Gegenwart wol nur von höchst geringem Interesse sein und kaum ein ganzes Bändchen von nur einigermaßen anständigem Umfang füllen; sollten die Briefe aber auch die spätere Lebensperiode Heine's umfassen, so würden wir, da Heine unsers Wissens ein sehr fauler Briefschreiber und dann viele Jahre wegen seines Leidens am Schreiben verhindert war, an ähnliche Zuthaten und Interpolationen glauben müssen, wie diejenigen, womit das satirische Reimwerk „Berlin“ verfälscht worden ist. Der Herausgeber möge also sattelfest sein, denn Heine'sche Prosa läßt sich noch bei weitem schwerer bis zur Täuschung nachahmen als seine Versmanier, obschon auch letzteres keineswegs so leicht ist, als man zu glauben scheint.

H. M.

Paul Heyse's neue Novellen.

Vier neue Novellen von Paul Heyse. Dritte Sammlung. Berlin, Hertz. 1859. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Man liest nicht leicht ein Urtheil über Paul Heyse, in dem man nicht der Meisterschaft, mit der er die Form handhabt, volle Anerkennung zollte, zugleich aber das Bekenntniß ablegte, daß man sich durch den Inhalt seiner Schöpfungen nicht in gleichem Maße befriedigt fühlen könne. Daß diesem Urtheil etwas Wahres zum Grunde liegt, kann nicht geleugnet werden; aber ebenso gewiß ist, daß sich die Kritik einer nicht löblichen Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit schuldig macht, wenn sie dies Urtheil immerfort wiederkäut und den Dichter damit ein für allemal charakterisirt und klassificirt zu haben glaubt, vielleicht ohne sich einmal über das charakteristische Wesen und gegenseitige Verhältniß der beiden Kategorien, nach denen man seinen Mehr- oder Minderwerth bestimmt, vollkommen klar geworden zu sein. Das gedankenlose Nachsprechen eines solchen Urtheils ist nicht blos darum verwerflich, weil es, statt ein Product sorgfältiger Einzelbeobachtung zu sein, selbst nur der Ausdruck ganz allgemeiner Eindrücke zu sein pflegt, sondern noch mehr deshalb, weil es sich allmählich im Publikum und in der Literatur wie ein unbestreitbares Axiom, wie eine für immer feststehende Wahrheit festsetzt und selbst dann noch als eine solche gilt, wenn vielleicht der Dichter ein wesentlich anderer geworden und in die Schablone, in die man ihn zwängt, gar nicht mehr hineinpaßt. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier zu untersuchen, inwiefern Heyse überhaupt der über ihn gäng und gebe gewordenen Meinung entspricht oder nicht entspricht; vielmehr wollen wir durch das Vorausgeschickte nur darauf aufmerksam machen, wie mislich es ist, einen

noch in frischester Entwickelung begriffenen Dichter so stereotyp zu behandeln, und zugleich bei der Anzeige dieser seiner neuesten Erzählungen andeuten, wie schwer sich überhaupt darüber entscheiden läßt, was in einer Dichtung zur Form, was zum Inhalt gerechnet werden muß.

Die erste unter den vier Novellen der vorliegenden Sammlung trägt den Titel: „Die Einsamen.“ Ich glaube jeder, der sie mit unbefangenem Sinn in sich aufnimmt, stimmt mit mir darin überein, daß sie nicht nur eine ungemein reizende und von poetischem Duft durchhauchte, sondern auch tiefer ergreifende und einen dauernden Eindruck hinterlassende Dichtung ist; daneben aber wird man wahrscheinlich auch irgendetwas aus ihr herausfühlen, was jene günstige Wirkung zwar nicht aufhebt, aber doch ein wenig beeinträchtigt. Welchen Antheil haben nun an diesem nicht ganz miteinander im Einklang befindlichen Effect Inhalt und Form? Sehen wir sie, um hierauf zu antworten, ein wenig näher an. Sie spielt in Italien. Ein junger deutscher Dichter wandert an einem wunderschönen Frühlingstage von Sorrent nach Sant-Agata, und je tiefer der Eindruck ist, den die herrliche Umgebung auf ihn macht, um so mehr regt sich der Schaffensdrang in ihm und um so mehr beneidet er die Maler, die in und mit den Anregungen sofort auch Stoffe für ihre Studien oder Kunstwerke empfangen. Da trifft er mit einer auf einem Esel den Berg heraufreitenden Bäuerin zusammen, welche ihn durch ihre Schönheit und die Gemessenheit der Antworten, die sie ihm gibt, dergestalt fesselt, daß er sein ursprüngliches Reiseziel aufgibt und ihr in ihre Wohnung, eine völlig einsam gelegene Mühle, folgt, was sie sich denn auch in der von ihm nicht abgelehnten Voraussetzung, daß er ein Maler sei und sie für ihren Bruder, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe und Bewunderung zu hängen scheint, malen werde, gefallen läßt. In der Mühle angelangt, setzt ihn die Art und Weise, wie er sich der Erfüllung dessen, was sie von ihm erwartet, entziehen soll, in einige Verlegenheit; doch ein Zwischenfall hebt ihn plötzlich über dieselbe hinaus. Als ihm nämlich Teresa bereits zu sitzen begonnen und ihm dabei von ihrem Bruder Tommaso erzählt, der darum sich mit ihr in dieser Einsamkeit begrabe, weil er seinen innigstgeliebten Freund Nino bei einer gemeinsamen Ausfahrt auf das Meer nicht vor dem Ertrinken zu retten vermocht habe, setzt sie auf einmal ein auf die Mühle zuschreitendes schönes Weib in höchste Aufregung und veranlaßt sie, den vermeintlichen Maler vor ihr in der neben dem Wohnzimmer befindlichen Mahlkammer zu verstecken und noch vor dem Eintritt Lucia's ihren Bruder herbeizurufen. Nach einem kühlen Empfang läßt sie auf eine Andeutung Tommaso's diesen mit Lucia allein und nun entwickelt sich zwischen diesen beiden eine Scene, durch die der Dichter, der sie von seinem Versteck aus unwillkürlich beobachten muß, in das düstere Geheimniß, das über diesen Personen waltet, eingeweiht wird. Lucia nämlich erweist sich hier als die von Tommaso leidenschaftlich geliebte Frau von Nino's Onkel, dem Nino seine Ausbildung zum Sänger, sowie überhaupt sein Lebensglück zu danken gehabt hat, und sie erscheint jetzt, um dem Geliebten zu melden, daß ihr Gatte gestorben sei und ihrer Verbindung nun nichts mehr im Wege stehe. Tommaso erklärt ihr jedoch, daß diese für immer unmöglich sei, und legt ihr endlich das Bekenntniß ab, daß er bei jener Meerfahrt seinen Freund, weil sich derselbe einer zwischen ihnen (Tommaso und Lucia) verabredeten heimlichen Zusammenkunft, sowie überhaupt ihrer Liebe in den Weg gestellt, zwar nicht in das Meer gestoßen, wol aber, als ihn das Netz hinabgezogen, zu retten unterlassen habe und sich mithin als dessen Mörder betrachten müsse. Nach diesem Geständniß erkennt auch Lucia, daß sie beide auf das jetzt sich ihnen darbietende Lebensglück verzichten müssen, und sie nimmt auf immer von ihm Abschied. Vor Teresa, der er in Nino den Geliebten geraubt, birgt er dies Geheimniß auf das sorgsamste, um ihr nicht auch den Halt, den sie an ihm findet, zu rauben; und auch der Dichter, der es zufällig erfahren, trübt die Zuversicht und Hingebung, mit der sie an dem Bruder hängt, nicht, sondern verabschiedet sich von ihr, ohne daß sie etwas von Tommaso's Schuld und Tommaso etwas von ihm und seiner Zeugenschaft erfährt. Sie verlangt jetzt nicht mehr, von ihm gemalt zu werden; aber er nimmt trotzdem ihr Bild mit sich hinweg, unvergänglicher als es ein Maler herzustellen vermocht hätte. „Die Muse der Poesie, nach deren Anblick er über Tag vergebens geseufzt hatte, war ihm erschienen. Aber das Antlitz, das sie ihm zeigte, war streng und ehern und scheuchte bis weit über Mitternacht den Schlaf von seinem Haupte.“ Hiermit schließt die Erzählung.

Selbstverständlich erfährt man durch diese Skizze nur von ihrem Inhalt und so gut wie nichts von ihrer Form. Wer nun den Eindruck, den diese dürre Inhaltsangabe auf ihn macht, mit demjenigen vergleicht, den er bei Lesung der Novelle selbst empfängt, wird natürlich finden, daß jener himmelweit hinter diesem zurückbleibt. Ist nun damit etwa bewiesen, daß die Anmuth und Schönheit der Novelle wenn nicht allein, doch vorzugsweise auf der Form und in weit geringerm Grade auf ihrem Inhalte beruht? Wenn das wäre, würden wir ohne Ausnahme dasselbe von allen wohlausgeführten Dichtungen sagen müssen, denn das könnten nur entschiedene Misgeburten sein, die in der poetischen Ausführung keinen wohlgefälligern oder tiefern Eindruck machten, als in einem rein prosaischen Résumé des Inhalts. Um also über den Werth oder Unwerth eines Inhalts ein Urtheil zu gewinnen, darf man ihn nicht in seiner Gestaltlosigkeit mit dem, was durch die Gestaltung aus ihm geworden ist, vergleichen, sondern rein an und für sich betrachten, d. h. nach der Bedeutung fragen, die er als unmittelbare Lebenserscheinung unter den übrigen Lebenserscheinungen einnimmt. Daß die Gegenstände, welche sich die Poesie zur Behandlung wählen kann, nicht alle von gleicher Bedeutung sind, müssen wir in Uebereinstimmung mit den substantialistischen und im Gegensatz zu den einseitig formalistischen Aesthetikern allerdings zugestehen und wir räumen daher ein, daß wir z. B. eine Tragödie, in welcher der Mensch mit dem „gigantischen Schicksal“ kämpft, von seiten ihres Inhalts unter allen Bedingungen höher stellen müssen als ein bürgerliches Trauerspiel, das sich um die Misère des alltäglichen Lebens bewegt. Hierbei aber ist wol im Auge zu behalten, daß die Bedeutung einer Erscheinung nicht blos in ihrer Extensität, nicht blos in ihren äußerlichen Erfolgen, sondern ebenso sehr in ihrer Intensität und Innerlichkeit zu suchen ist, ja daß nicht selten im scheinbar Kleinen und Geringfügigen eine Größe und Gewalt liegt, vor der das Große und Mächtige sich beugen muß. Ebenso verhält es sich mit dem Außerordentlichen und dem sogenannten Gewöhnlichen. Das Außerordentliche trägt allerdings seine Bedeutung offener zur Schau, aber es verausgabt sie auch rascher und läßt nicht leicht eine dauernde Befreundung mit ihm zu. In dem Gewöhnlichen hingegen verbirgt sich die Macht des Gesetzes, die zuletzt doch das alles Beherrschende ist, die ewige Ordnung, in der sich alles am wohlsten fühlt.

Es ist daher höchst mislich, ja kaum möglich, über die höhere oder geringere Dignität der Erscheinungen als solcher absolut gültige Normen festzustellen. Das Unbedeutendste kann in gewissen Beziehungen bedeutend, das Bedeutendste unbedeutend erscheinen. Es kommt daher nicht sowol auf die Objecte als solche an, sondern auf die Verhältnisse, in denen sie sich uns darstellen, und demzufolge liegt es auch in der Macht des Dichters, uns Stoffe, die an sich geringfügig scheinen, in eine ihre Wichtigkeit offenbarende Beleuchtung zu rücken. Soll dies dem Dichter gelingen, so muß er freilich auch die Form demgemäß zu behandeln verstehen. Aber daß er mit einem Blicke, der tiefer dringt als das gewöhnliche Auge, einen bisher vielleicht gering geachteten Stoff in seiner Bedeutsamkeit und Wirksamkeit erkennt, oder mit seiner Phantasie eine Beziehung zu construiren weiß, in der diese Bedeutung zuerst zu Tage tritt, das ist an sich sicherlich nicht eine auf die Form, sondern im Gegentheil eine auf den Inhalt bezügliche Befähigung. In den meisten Fällen aber wird der günstige Eindruck solcher Dichtungen, die ihren Werth durch die Form zu erhalten scheinen, weit mehr seinen Grund in der eigenthümlichen Beobachtungsgabe oder

Phantasie des Dichters, die auch im Verkannten das Schöne zu entdecken weiß, als in der bloßen Formgewandtheit haben. Denn ist wirklich ein Stoff ein nichtiger und hat ihn auch der Dichter nicht seiner Nichtigkeit zu entrücken verstanden, so ist auch die schönste und vollendetste Form nicht im Stande, an sich oder in Verein mit solchem Stoff eine günstige Wirkung zu erzeugen, vielmehr wird der Gesammteindruck ein um so beleidigenderer sein, je größer der Abstand zwischen der Vollkommenheit der Form und der Bedeutungslosigkeit des Inhalts ist.

Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkt aus den Inhalt der oben skizzirten Novelle und sehen wir als solchen nicht sowol das nur zur Einrahmung benutzte Erlebniß des deutschen Dichters, sondern vielmehr dem Titel gemäß die Erlebnisse der beiden „Einsamen“ an, so werden wir unmöglich sagen können, daß derselbe in die Kategorie der unbedeutenden oder leichtwiegenden Stoffe falle. Allerdings bewegt er sich in eng umgrenzten und untergeordneten Lebenskreisen; es handelt sich dabei weder um welterschütternde Ereignisse, noch um hochgestellte, allgemein wichtige Persönlichkeiten; in diesem Betracht hat er also wirklich nur die Bedeutung eines idyllischen, genreartigen, dem Klein- und Familienleben angehörigen Stoffs. Richten wir aber unser Augenmerk von seiner äußern auf seine innere Bedeutung, so wird niemand leugnen können, daß er als Stoff für eine kaum mehr als drei Bogen füllende Novelle schwer genug in die Wagschale fällt und daß unter den Erzählungen gleichen Inhalts nur wenige von gleich tief greifendem Inhalt gefunden werden dürften: denn er beweist sich ja nicht nur um die für alle Menschen und für alle Zeiten gleich heiligen Interessen der Liebe und Freundschaft, der Schwester- und Bruderliebe, sondern es sind darin auch die Conflicte von Leidenschaft und Pflicht, dämonischer Geistesverfinsterung und sittlichem Gefühl zu einer ungewöhnlichen Höhe gesteigert, sodaß es zu einer wirklich tragischen Katastrophe kommt, der wir jenes tiefere Mitgefühl, mit dem wir die Bethätigung des weltbeherrschenden Wechselverhältnisses von Schuld und Buße stets betrachten müssen, nicht versagen können, und zwar um so weniger, als die Persönlichkeiten, die in dieselbe verstrickt sind, sämmtlich Anspruch auf unser wärmstes Interesse haben, ebenso wol um ihres sittlichen Kerns willen, wie wegen des anziehenden Bildes, das uns der Autor von ihnen entworfen hat.

Von seiten des Inhalts also, sofern darunter die dazu benutzten oder erfundenen Ingredienzien verstanden werden, bietet diese Novelle nichts, woran Gefühl oder Kritik Anstoß nehmen könnte, und wenn wir oben andeuteten, daß ihr trotzdem etwas anhafte, was die Tiefe und Nachhaltigkeit ihres Eindrucks ein wenig störe, so ist der Grund hiervon nicht sowol in dem Stoff, als in der formellen Behandlung desselben, namentlich in der äußern Umrahmung desselben zu suchen. Je ernster und ergreifender nämlich der Stoff an sich, ich meine das Schicksal der „Einsamen“ ist, um so weniger passend will es uns scheinen, daß uns derselbe durch die Art und Weise, wie er in eine andere Erzählung eingerahmt ist, nur als ein glückliches Motiv für einen danach suchenden Poeten geboten wird: denn es kommt infolge dieser Einkleidung fast so heraus, als hätten derartige tragische Katastrophen eigentlich nur den Zweck, stoffhungrigen Dichtern aus der Verlegenheit zu helfen. Ich glaube nun zwar keineswegs, daß dem Autor diese Idee vorgeschwebt hat, vermuthe vielmehr, daß er nur hat ausdrücken wollen, wie es der Beruf der Poesie sei, die scheinbar rein traurigen und deprimirenden Ereignisse des Lebens in tieferm Sinne aufzufassen und in verklärenden Gemälden zu reflectiren, vielleicht auch dabei zum Bewußtsein zu bringen gewünscht hat, daß die Poesie in Betreff der Mittel, die ihr zur Erfüllung dieses Berufs zu Gebote stehen, die Malerei nicht zu beneiden braucht; aber so viel läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Art und Weise, wie der Autor die den Rahmen bildende Erzählung angelegt, weiter geführt und geschlossen hat, etwas liegt, was zu jener Auffassung verführt, und natürlich muß, sobald sich ein solcher Gedanke einschleicht, die ergreifende Wirkung der Haupterzählung einigen Abbruch erleiden.

Mancher ist vielleicht geneigt, die umrahmende Erzählung, weil sie einen ziemlich großen Theil der Novelle einnimmt und mit der Haupterzählung auf das engste verflochten ist, mit zum Inhalt des Ganzen zu rechnen. Wir wollen die Berechtigung hierzu nicht ganz bestreiten, können aber gerade darin, daß der Autor eine solche Auffassung möglich gemacht hat, nur einen formellen Fehler erblicken: denn rein für sich betrachtet, ist der Inhalt der umrahmenden Erzählung zwar nicht so ernst und gewichtig als die eingerahmte Geschichte, aber im Fach des Reizenden und Gefälligen nicht minder trefflich. Nicht im Stoff als solchem also liegt, was etwa als störend empfunden werden kann, sondern vielmehr in der Art und Weise, wie zwei an sich gute, aber nicht ganz zueinander passende Stoffe miteinander verknüpft sind. Dies ist aber offenbar eine Unzulänglichkeit der Form, nicht des Inhalts. Wenigstens auf diese Novelle leidet also die stereotype Charakteristik Heyse's keine Anwendung; weit eher gibt sie trotz der Grazie, durch die auch ihr Vortrag sich auszeichnet, zu einem Urtheil in entgegengesetztem Sinne Anlaß.

Weit mehr leistet die zweite Novelle: „Anfang und Ende“, der gewöhnlichen Ansicht Vorschub. In ihr ist allerdings das, was man die eigentliche Geschichte nennt und als die Basis des stofflichen Interesses betrachtet, so ungemein schlicht und einfach und geht so wenig über die gewöhnlichen Lebensbeziehungen hinaus, daß man auf das lebhafteste empfindet, es habe nur ein Talent, welches die Form mit gleicher Meisterschaft beherrscht, wie Paul Heyse, ein mit so seltenem Liebreiz ausgestattetes Bild, wie diese Novelle wirklich ist, daraus herstellen können. Wir räumen daher auch gern ein, daß solche Leser, die eines Objects von imposanter, schwerwuchtiger Realität bedürfen, wenn sie durch eine Dichtung gepackt werden sollen, an dieser Erzählung nicht denselben Genuß haben werden, wie diejenigen, die sich auch an der Reinheit und Feinheit der Darstellung an sich zu ergötzen vermögen. Nur darauf müssen wir aufmerksam machen, daß doch auch bei dieser Novelle ein nicht geringer Theil dessen, was ihre wohlgefällige Wirkung erzeugt, in der Qualität des Stoffs als solchem liegt, nur daß derselbe hier nicht von seiten seiner Schwere und Starrheit, sondern von seiten seiner Zartheit und Leichtbeweglichkeit wirkt. Wären nicht die beiden Personen, deren zwar spätes, jetzt aber durch kein irgendwie ernstliches Hinderniß in Frage gestelltes Zusammenfinden den einfachen Kern dieser Geschichte bildet, zwei Conceptionen von so edelm und subtilem Stoff, daß sie sich zu den feinsten Fäden und Geweben verarbeiten ließen, so würde auch die kunstgeübteste Hand keine gleich sehr durch Eleganz und Zierlichkeit sich auszeichnenden Formen daraus haben herstellen können. Außerdem ist zu beachten, daß auch die Ausarbeitung eines Stoffs in der Poesie niemals blos eine rein formelle Thätigkeit, sondern immer zugleich auch eine neue Stofferzeugung ist, weil die Formen, in welche der Dichter seinen Grundstoff auseinander legt, nicht abstracte, inhaltslose sind, wie diejenigen, in welche der Architekt und Tonkünstler seine Grundideen gliedert, sondern Formen realer Erscheinungen, zu denen er nur durch Production neuer Phantasiebilder oder Aneignung beobachteter Lebensbilder zu gelangen vermag. Genau betrachtet beruht also die ästhetische Wirkung auch dieser Novelle keineswegs blos darauf, daß in ihr ein an sich werthloser Stoff in eine wohlgefällige Form gebracht ist, sondern weit mehr darauf, daß sich der Autor von vornherein einen zwar nicht durch Größe und Gewicht, aber durch Feinheit und Geschmeidigkeit ausgezeichneten Stoff gewählt und uns durch dessen Bearbeitung den dem Stoff abzugewinnenden Gedankenreichthum offenbart hat.

Nicht in gleichem Grade wie die beiden besprochenen Erzählungen hat uns die dritte Novelle: „Maria Franziska“, und noch weit weniger die vierte: „Das Bild der Mutter“, zu befriedigen vermocht. Fragen wir aber, was daran schuld, so müssen wir wenigstens in Betreff jener erklären, daß uns das Störende in ihr mehr in formellen als in stofflichen Gründen zu liegen scheint. Allerdings ist auch der Stoff mit Elementen versetzt, derentwegen prude Kritiker auch an Goethe's „Wilhelm

Meister" Anstoß genommen haben. Aber abgesehen hiervon zeichnet sich gerade der materielle Bestand dieser Erzählung nicht nur durch eine interessante und spannende Verwickelung und wechselnde Situationen, sondern auch durch seine Beziehung zu sittlichen und psychologischen Problemen aus. Die Behandlung dieses Inhalts aber leistet den Forderungen des ästhetischen Gefühls darum nicht ganz Genüge, weil zwischen dem traurigen Ausgang und den Motiven desselben kein ausreichend proportionales Verhältniß besteht, sodaß die Schlußentwickelung nicht ohne einen fatalistischen Beigeschmack ist.

Von der vierten Novelle möchten wir wünschen, daß sie Paul Heyse nicht geschrieben hätte. Bei ihr hat er allerdings in der Wahl des Stoffs einen entschiedenen Misgriff gemacht; aber er hat diesen Misgriff auch nicht durch die Eleganz und Gefälligkeit der Form zu beschönigen vermocht: ein indirecter Beweis, wie wenig die Form als solche vermag, wenn sie sich nicht naturgemäß aus dem Inhalt entwickelt, sondern demselben nur wie eine müßige Draperie von außen umgehängt ist. Zieht man nun den Schluß der Novelle in Erwägung, so läßt sich die sittliche Tendenz derselben vertheidigen. Aber der Geist, der die frühern Partien durchweht, der uns aus der Charakteristik der schönen Witwe anhaucht, steht mit diesem Schluß nicht im Einklange. Es fragt sich überhaupt, ob ein Weib wie Anna noch ein würdiges Object der Poesie ist, zumal ein solches, für welches dem Leser doch noch eine gewisse Theilnahme abgewonnen werden soll. Wollte aber einmal der Autor dieses misliche Problem zu lösen suchen, so durfte er uns wenigstens nicht das fait accompli wie etwas geduldig Hinzunehmendes bieten, sondern uns wenigstens in die ihm vorangegangenen Conflicte zwischen Leidenschaft und Sitte einführen und uns das endliche Erliegen des sittlichen Widerstandes unter der Gewalt der natürlichen Triebe als ein Geschick, dem auch eine edlere Natur verfallen kann, darstellen; während er die Schuldige auch noch inmitten ihrer mit Consequenz fortgesetzten und sorgfältig verhehlten Schuld mit der stolzen Sicherheit einer widerrechtlich verfolgten Unschuld ausstattet. Auch die übrigen Personen der Novelle wissen unsere Sympathie nicht so, wie es sein müßte, zu erwecken. Detlef erscheint zu sehr als Spielball und Borromäus zu sehr als verzweifelter Spieler, als daß man sich lebhaft für jenen interessiren und diesen so bedeutend finden könnte, als er aufgefaßt werden soll. Das Bild von Detlef's Mutter aber ist in zu blassen Farben gehalten, als daß der Leser ebenso wie Detlef dadurch bekehrt werden könnte. Es soll hiermit keineswegs gesagt sein, daß nicht dem Autor die Ausmalung einzelner Situationen trefflich gelungen wäre. Der ungünstige Totaleindruck vermag aber durch dieselben nicht beseitigt zu werden. Es thut uns leid, unsere Anzeige gerade mit diesem Urtheil schließen zu müssen. Uebrigens sind wir überzeugt, daß sich der Leser durch den minder befriedigenden Eindruck der letzten Gabe den echt poetischen Genuß an den drei vorangegangenen ebenso wenig wie wir wird verkümmern lassen.

Adolf Zeising.

Notizen.

Die Memoiren der Rigolboche.

Die berüchtigten Denkwürdigkeiten der frühern Cancan-, jetzt Ballettänzerin Rigolboche sind jetzt unter dem Titel: „Memoiren der Rigolboche, ersten Tänzerin vom Theater Délassements-Comiques in Paris. Geziert mit ihrem Porträt" (Berlin, Weisdorff, 1860) auch ins Deutsche übersetzt worden. Es ist traurig genug, wenn solche frivole, dabei aber keineswegs sehr pikante und unterhaltende Erscheinungen auf dem lokalen Boden, auf dem sie wuchsen, Aufsehen erregen oder doch zahlreiche Leser finden können; aber noch viel trauriger ist es, wenn man nicht Eile genug hat, sie mit Stengel und Wurzel auch auf deutschen Boden zu verpflanzen. Namentlich sind es berliner Federn und Verleger, die es als ihre Mission erkannt zu haben scheinen, die Deutschen mit der modernen frivolen Literatur der Franzosen bekannt zu machen. Es läßt sich allenfalls begreifen, daß die Pariser daran ein gewisses Interesse haben, aus der Feder einer Tänzerin in die Mysterien des Casino Cadet, der Salons Markowski und der Délassements eingeweiht zu werden und etwas Näheres über die verschiedenen Kategorien der männlichen Besucher dieses frivolen Theaters (oder der sogenannten „Gandins") und der Besucherinnen (oder der sogenannten „Hindinnen") zu hören, zumal da auch eine gute Zahl pariser literarischer Notabilitäten und namhafter Personen wie Edmund About (von dem die Verfasserin versichert, „daß er vor zwei Jahren von hier gar nicht weggekommen"), Henri Murger, Mario Uchard, Hipolyte Cogniard, Louis Halévy, die Vaudevillisten Alexandre Flan, Arthur Delavigne und Ernst Blum, Albert Wolff, der junge Journalist Victor König (man sieht aus diesen Namen wenigstens, daß auch die deutsche Nationalität in dieser niedern Region des artistischen pariser Lebens ziemlich stark vertreten ist), Alphons Royer, Director der großen Oper u. s. w. sich mehr oder weniger oft im Foyer dieses Theaters einzufinden pflegen, natürlich nicht zu Kunstzwecken, sondern um mit den Tänzerinnen zu liebäugeln und zu tändeln und Bekanntschaften mit ihnen anzuknüpfen. Aber was um aller Welt willen kann dies die löbliche Bevölkerung Berlins interessiren? Was würde sich ein Pariser daraus machen, wenn ein weibliches Mitglied eines berliner Vorstadttheaters die Mysterien dieser Bühne ausplaudern wollte? Doch freilich ist das Verhältniß ein etwas anderes; denn vielleicht ist Berlin, diese Metropole der preußischen Intelligenz, nur eine Art Vorstadt von Paris, der Metropole der europäischen Intelligenz, was Paris zu sein sich so gern rühmt. Im übrigen ist das Büchlein wol voll frivolen Geschwätzes, aber wer darin lascive, die Sinnlichkeit aufregende Scenen suchen wollte, würde sich doch wol getäuscht sehen; selbst die naiv freche Art, mit welcher die Rigolboche (wie sie als Cancantänzerin genannt wurde; ihren wahren Namen erfahren wir nicht) ihren „ersten Fehltritt" erzählt, indem sie ihre Unschuld für eine prächtige Uhr verkauft zu haben versichert, hat nichts eigentlich Ueppiges. Von ihren spätern Schicksalen erwähnen wir nur, daß sie früher die keckste und angestaunteste Cancantänzerin im Casino und bei Markowski war, und daß die Welt es dem großen Henri Delaage verdankt, wenn sie als Tänzerin für die Délassements engagirt und zum Range einer „Künstlerin" erhoben wurde, als welche sie das Recht erlangt zu haben glaubt, ihre Memoiren zu schreiben, und jüngst die Kaiserin Eugenie auf öffentlicher Promenade durch freches Benehmen herauszufordern und zu beleidigen, weswegen sie auch eingesperrt wurde, sodaß ihr nun auch der Heiligenschein des literarischen und oppositionellen Märtyrerthums zu Theil geworden ist. Natürlich sind ihre Memoiren nur eine Speculation eines oder mehrerer pariser Literaten, eine Compagniearbeit, zu der sie die Erzählung ihrer an sich wenig interessanten Schicksale und Beobachtungen, jene Literaten ihren frivolen Geist und ihre geübte Feder hergaben. Die Widmung ist an den wahrscheinlichen Verfasser, einen gewissen Mané, Correspondenten der „Indépendance belge", gerichtet, den sie oder vielmehr er sich selbst anredet: „Man kennt Sie, weil ich existire", und: „Ich bin Ihr Geschöpf.... Guten Tag, Papa Mané", endlich: „Uebrigens sind wir einander nichts schuldig, nicht einmal Achtung!" Man sieht daran, wie hoch entwickelt jetzt das Ehrgefühl in Frankreich ist. Nächstens kann man auch den Memoiren des schönsten Seiltänzers im Hippodrome, Léotard, entgegensehen, die etwas Pikantes erwarten lassen, da der schöne Mann in zahlreiche Liebesabenteuer verwickelt war. Solche Schriftsteller gehören freilich nicht zu den vom zweiten wie vom ersten Kaiserreich gehaßten „Ideologen". So möge denn in Frankreich die an die Fäulniß des kaiserlichen Rom erinnernde Corruption ihren Fortgang nehmen! Indeß sollten wir Deutsche uns deshalb über die Franzosen nicht überheben; denn es erscheint doch zweifelhaft, ob man in den vielen Gemüthlosigkeiten, Bosheiten, Roheiten und Cynismen, denen man so häufig in der deutschen Literatur, namentlich in der po-

nischen gegenwärtig begegnet, ein höheres und humaneres Cultur- element erblicken soll, als in dieser französischen Frivolität, die nur unterhalten und erheitern, aber nicht ärgern und andern das Leben verbittern will.

„Nathan der Weise" in neuer englischer Uebersetzung.

Lessing's „Nathan der Weise" erschien soeben bei Bennett in London englisch unter dem Titel: „Lessing's Nathan the wise. Translated into English." Die „Literary gazette" bringt darüber einen Artikel, der mit den Worten beginnt: „Lessing ist in England im Verhältniß zu dem Rufe, dessen er in seinem Vaterlande genießt, nur wenig bekannt. Der Mehrzahl von uns Engländern gelten Goethe und Schiller und vielleicht Jean Paul als Repräsentanten einer Literatur, welcher die Gebildetsten die Anerkennung nicht versagen werden, daß sie hinter der keines andern Landes zurückstehe." Der Berichterstatter macht nun einige oft gehörte Bemerkungen über den verwahrlosten Zustand, in welchem sich die deutsche Literatur befand, als Lessing zuerst auftrat. Dieser habe die deutsche Literatur von dem alten Wuste befreit und Goethe und Schiller Bahn gebrochen. „Beweglich, kräftig, scharfsinnig, in nicht gewöhnlichem Grade mit gesundem Menschenverstande begabt", sei er der rechte Mann gewesen, die in der Poesie, in der Kunst im allgemeinen und in der Theologie herrschenden zopfigen Vorurtheile zu bekämpfen und auszurotten: „He was a dangerous assailant. He never attacked at a disadvantage." Letzteres ist allerdings eine treffliche strategische Regel, für Feldherren so gut wie für Kritiker. Hierauf, auf diese großen Verdienste als Reformator gründe sich der Anspruch Lessing's auf die hohe Stelle, welche ihm das einstimmige Urtheil seiner Landsleute unter Deutschlands Notabilitäten anweise. Auch der berühmten Abhandlung „Laokoon" wird weiter mit großem Lobe gedacht, dagegen von seinen dramaturgischen Abhandlungen behauptet, daß man diese nicht ebenso hoch stellen könne. Lessing habe sich vor der Autorität des Aristoteles gebeugt, und indem er dessen Grundsätze mit seinen übrigen freiern Anschauungen durch metaphysische Subtilitäten in Uebereinstimmung zu bringen gesucht, sei seine Theorie der dramatischen Kunst ein seltsames Gemisch entgegengesetzter Doctrinen geworden. Die Ansichten des Berichterstatters über Lessing als dramatischen Dichter übergehen wir, da sie nichts Neues bieten. Was „Nathan der Weise" betrifft, so gesteht ihm der Berichterstatter beträchtliche Verdienste zu, als einem „piece of polemical writing", als einer „refutation of the bigotry of the priesthood"; von diesem Standpunkt sei das Stück sogar poetisch. Aber als Drama biete das Stück zu wenig Interesse, es habe nicht die erforderliche Lokalfärbung und es leide an einem Mangel von Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit. Der Berichterstatter tadelt namentlich die Wendung, wonach sich Recha schließlich als Schwester des Templers ausweist. Ein solches Motiv, das auch in der „Braut von Messina" wiederkehrt und hier nicht einmal mehr original ist, hat immer sein Bedenkliches; die Affecte der Geschlechtsliebe sind in beiden Stücken zu weit getrieben — in der „Braut von Messina" sogar bis zum Aeußersten, zum Ausdruck glühendster Sinnlichkeit —, als daß nicht die endliche Enthüllung einen peinlichen Eindruck machen sollte. Gegen den Vorwurf, daß es dem Lessing'schen Drama an Lokalfärbung fehle, ließe sich manches einwenden; selbst Shakspeare schildert im „Julius Cäsar" die alten Römer und in „Romeo und Julia" und dem „Kaufmann von Venedig" die Italiener nicht streng ethnographisch. Es ist hinlänglich, daß „Nathan der Weise", namentlich bei der Darstellung, im ganzen einen erotisch-romantischen Eindruck macht. Zu bedauern ist es, daß „Nathan der Weise" nicht glücklich übersetzt zu sein scheint; die Uebertragung ist, nach des Berichterstatters Bemerkung, möglichst wortgetreu, aber es ist kein gutes lesbares Englisch. Der Kritiker weist dabei auf Coleridge und die Uebersetzer der Goethe'schen Balladen (Aytoun und Martin?) hin, welche es allein verstanden hätten, deutsche Dichtungen so wiederzugeben, wie sie wiedergegeben werden müßten, „undiluted, unadulterated". Der Berichterstatter scheint übrigens nicht zu wissen, daß schon eine frühere iambische Uebersetzung des Lessing'schen Dramas von Taylor besteht, die bei ihrem Erscheinen in den englischen Blättern als gelungen gerühmt und von dem Uebersetzer nebst seiner Bearbeitung der „Lenore", der „Iphigenia" u. s. w. auch in sein erst 1830 in drei Bänden erschienenes verdienstliches Werk: „Historic survey of German poetry, interspersed with various translations", aufgenommen wurde. Noch auffallender ist der Schnitzer, den sich der Berichterstatter in einer Stelle zu Schulden kommen läßt, wo er Lessing's „Emilie Galotti", Schiller's „Maria Stuart" und Goethe's — „Don Carlos" nebeneinander nennt. Nicht zu wissen, daß „Don Carlos" von Schiller und nicht von Goethe herrührt und doch über deutsche Literatur schreiben wollen! Wahrscheinlich hat der Berichterstatter „Egmont" und „Don Carlos" verwechselt.

H. M.

Die Dichter und die Literarhistoriker.

Wie die Dichter selbst zuweilen gegen die Klassifikation der Literarhistoriker sich sträuben und denselben geradezu widersprechen, kann man aus folgenden merkwürdigen zwei Beispielen entnehmen. In der englischen Literatur hatte man bekanntlich die Dichter Wordsworth, Southey, Coleridge und mehrere andere ihrer Zeitgenossen als die Lake-School (Seeschule) bezeichnet, und behält man diese Bezeichnung auch bis heute noch bei, trotzdem Coleridge selbst sich entschieden dagegen verwahrt und das Unrichtige derselben aufs bestimmteste hervorgehoben hat. „Als der Herausgeber (Lord Jeffreys) einer berühmten Review («The Edinburgh Review»)", erklärt er, „durch seine Feindseligkeit gegen Southey ausgezeichnet, vor einigen Jahren eine kurze Zeit in Keswick sich aufhielt, wurde ihm umständlich mitgetheilt, durch welche Reihe von Zufällen Wordsworth, Southey und ich Nachbarn wurden und wie gänzlich unbegründet die Annahme sei, daß wir uns als irgendeiner andern gemeinschaftlichen Schule angehörend betrachten, als der des gesunden Menschenverstandes; wie solche durch die längst anerkannten Muster aus den besten Zeiten Griechenlands, Roms, Italiens, und Englands bestätigt ist, und wie noch unbegründeter die Einbildung sei, daß Southey in Verbindung mit Wordsworth eine poetische Schule begründet habe, da so viele seiner Werke nicht nur vor ihrer gegenseitigen Bekanntschaft erschienen, sondern sogar noch ehe Wordsworth etwas in irgendeinem andern als einem schmuckreichen und gleichmäßig durchgeführten Stil geschrieben hatte.... Gleichwol wurden wir in den ersten Artikeln, welche dieser Mann nach seiner Rückkehr von Keswick schrieb, als «die Schule der wimmernden und hypochondrischen Dichter, die an den Seen hausen», bezeichnet." So weit Coleridge. Dazu kommt noch, daß weder dieser Dichter selbst, noch Lambe, Lloyd und andere von der „Edinburgh Review" der Schule beigezählte, überhaupt je an den Seen sich aufgehalten hatten. Nun vergleiche man hierzu, was Köpke in seinen „Erinnerungen aus dem Leben Ludwig Tieck's" diesen selbst von sich sagen läßt: „Nachher hat man mich zum Haupte einer sogenannten romantischen Schule machen wollen. Nichts hat mir ferner gelegen als das, wie überhaupt in meinem ganzen Leben alles Parteiwesen. Dennoch hat man nicht aufgehört, gegen mich in diesem Sinne zu schreiben und zu sprechen, aber nur, weil man mich nicht kannte. Wenn man mich aufforderte, eine Definition des Romantischen zu geben, so würde ich das nicht vermögen. Ich weiß zwischen poetisch und romantisch überhaupt keinen Unterschied zu machen." Den Schluß mag sich der Leser selbst ziehen.

36.

Bibliographie.

Arndt, F., Blüthen aus dem Pfarrgarten, gesammelt in Herz und Haus und Amt. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 16. 25 Ngr.

Bachmayr, J. N., König Affonso. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, Dirnböck. 1860. 8. 1 Thlr.

Bamme, A., Gedichte. Halle, Anton. 8. 1 Thlr.

Brodrück, K., Der Kampf um Badajoz im Frühjahr 1812. Nach den ursprünglichen Quellen und nach Mittheilungen von Augenzeugen. Grundzüge und Beispiele für kritische Behandlung kriegsgeschichtlicher Stoffe. Mit einer Planskizze. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 28 Ngr.

Brown, J., Rab und seine Freunde. Aus dem Englischen übersetzt, von Mrs. Montague. London, Williams u. Norgate. 8. 6 Ngr.

Cummins, Maria S., Havilah. Eine Erzählung aus dem Libanon. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

David, J. H., Heute! Zur Erinnerung für meine Freunde und Gönner. Lokalposse in einem Akt. Herausgegeben von W. Breitung. Hamburg, Meyer. 1860. 16. 6 Ngr.

Düntzer, H., Würdigung des goetheschen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 15 Ngr.

Fasching, J., Blüthen des Lenzes. Gedichte. Ulm, Stettin. 16. 18 Ngr.

Fryxell, A., Lebensgeschichte Karl's des Zwölften Königs von Schweden. Nach dem schwedischen Original frei übertragen von G. F. v. Jenssen-Tusch und L. Rohrbantz. In fünf Theilen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 6 Thlr.

Genée, R., Das jüngste Gericht. Versuch einer kritischen Erläuterung des Memling'schen Altarbildes zu Danzig. Danzig, Bertling. 1859. 8. 5 Ngr.

Grabowski, S. Graf, Historische Bilder. Zwei Bände. Berlin, Bach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kent, Asa, Lebensabriß der Lucie Kent. Cincinnati. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Krause, G., Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der Anhaltischen Lande und ihrer Fürsten unter dem Drucke des dreißigjährigen Krieges. 1ster Band. 1623—1630. Nach den Archivalien auf der herzoglichen Bibliothek zu Cöthen herausgegeben. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Das Leben von Robert Morrison, dem ersten protestantischen Missionär in China. Cincinnati. Gr. 16. 12½ Ngr.

Lemcke, H., Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin Gallitzin. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Mission in Nordamerika. Münster, Coppenrath. Gr. 16. 1 Thlr.

Maltitz, A. v., Anna Boleyn. Trauerspiel in sechs Aufzügen. Weimar. 1860. Gr. 8. 12½ Ngr.

Meyer-Merian, T., Us der Heimet. Ein neues Büscheli Wintermayeli. Basel, Georg. Gr. 16. 10 Ngr.

Milton's Comus. Uebersetzt und mit einer erläuternden Abhandlung versehen von J. Schmidt. Berlin, Haude u. Spener. 1860. Gr. 4. 20 Ngr.

Des Nibelungenliedes erste Hälfte: Siegfried und Kriemhilde. Aus dem Mittelhochdeutschen volksthümlich übersetzt von L. Gerlach. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Opel, W., Antharis und Theodelinde. Dichtung in neun Romanzen. Frankfurt a. M., Hermann. 16. 14 Ngr.

Rothenfels, Emmi v., Schloß Ellersheim oder ein Frauenherz. Roman in vier Bänden. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 3 Thlr.

Schumacher, A., Die Wege des Glücks. Schauspiel in fünf Aufzügen. Mainz. 1860. 12. 23 Ngr.

Schweitzer, J. B. v., Der Zeitgeist und das Christenthum. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Spatz, J. M., Hamael, der reiche Arme. Eine biblisch-evangelische Novellette. Frei nach dem Holländischen. Speyer, Lang. Gr. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Badenfeld, E. Freih. v. (E. Silesius), Der Unsinn und die Unzucht des Duells. Ein Sermon für aristokratische und plebeische Narren, Sünder und Bramarbasse, die sich hauen, stechen und schießen und Regierungen, die solchem wahnsinnig verbrecherischen Treiben durch die Finger sehen rc. Stuttgart, Beck. Gr. 16. 10 Ngr.

Baumgarten, M., Der kirchliche Nothstand in Mecklenburg. Ein fliegender Brief an die deutsche Christenheit. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Carneri, B., Neu-Oesterreich. Ein Wort über echten und falschen Constitutionalismus. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Dircking-Holmfeldt, Baron C. v., Recht und Willkür in Schleswig. Ein Beitrag zur Sprachfrage. Leipzig, Falcke. Gr. 8. 6 Ngr.

Disselhoff, Die evangelische Bewegung in Ober- und Mittel-Italien. Ein Reise-Bericht. Herausgegeben von dem protestantischen Vereine. Elberfeld, Bädeker. 8. 5 Ngr.

Der Kaiser Franz Joseph I. und Europa. Mit kritischen Aphorismen herausgegeben von E. Zander. Frankfurt a. O., Zander. Gr. 8. 5 Ngr.

Fröhlich, A. E., Zur 100jährigen Geburtstagsfeier Johann Peter Hebels, am schweizerischen Musikfest in Basel den 8., 9. und 10. Mai 1860. Basel, Georg. Gr. 16. 4 Ngr.

Harleß, E., Grenzen und Grenzgebiete der physiologischen Forschung. Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften am 28. November 1860. München. 1860. Gr. 4. 11 Ngr.

Hürlimann, H., Erstes Sendschreiben an alle Universitäten, überhaupt an alle Weisen und Guten über die dem menschlichen Geschlechte allein homogene Vollendung des großen Weltgedankens, über den Streit wegen dieses Gedankens mit der hohen staatswissenschaftlichen Fakultät in Zürich und über das Zwangsverfahren bei meiner Promotion zum Dr. der Rechte. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Langer, A., Mein letztes Wort. Epilog, gesprochen vom Director J. Nestroy am 31. October 1860 bei seinem letzten Auftreten im Carltheater. Wien, Dirnböck. 1860. 8. 2 Ngr.

Die Lasten und die Pflichten der Vaterlandsvertheidigung. Versuch einer Ausgleichung derselben. Von v. F. T. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 12. 3 Ngr.

Preussens Beruf zum deutschen Kaiserthron, oder die Uebertragung der deutschen Kaiserwürde an Preußen, als nothwendiger Schluß der bisherigen Wanderung derselben durch die verschiedenen Gegenden Deutschland's und als letztes Heilmittel der politischen Zerrissenheit deutscher Nation. Nebst Anhang: Die Entstehung und Entwickelung des Preußischen Staates. (Von R. Nagel.) Bonn, Rheinische Buchhandlung. 8. 10 Ngr.

Der Prozeß Stieber-Tichy. Ein Bild aus der 10jährigen Reactionsepoche im preußischen Staat. Amtlich enthüllt durch die vor dem königl. Stadtgericht zu Berlin am 14., 15., 16. und 18. Mai und vor dem königl. Kammergericht am 20. November 1860 stattgehabten Kriminalverhandlungen rc. Altona, Verlagsbureau. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Stieber'sche Prozeß sowie die öffentlichen Aeußerungen der Betheiligten über denselben und die öffentliche Meinung. Berlin, Falckenberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Die ersten Tage von Charlottenburg. Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die Befreiung des Volkes von der Mammonsknechtschaft. Münster. 1860. Gr. 8. 2¼ Ngr.

Warum muß Venetien im Besitze Oesterreichs verbleiben? Aus dem Englischen. Naumburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 31. Januar 1861.

Faust und kein Ende.

1. Faust. Dramatisch-didaktisches Gedicht in zwei Theilen von Ferdinand Stolte. Erster Theil. Zweite Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Faust. Ein dramatisches Gedicht von Adalbert Lenburg. Berlin, Haude und Spener. 1860. 8. 20 Ngr.
3. Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger. Von Karl Köstlin. Tübingen, Laupp. 1860. Gr. 8. 27 Ngr.

Wenn Anastasius Grün in einem Gedichte sagt, daß nur mit dem letzten Menschen der letzte Dichter die Erde verläßt, so kann man ebenso gut sagen, daß nur mit dem letzten Deutschen der letzte Faust ausstirbt. Das Faustproblem hat sich unserm Volke so in Fleisch und Blut verwandelt, daß wir in unserm Dichten und Denken immer wieder darauf zurückkommen.

Stolte's „Faust" (Nr. 1) nimmt nicht blos durch die großen Dimensionen des Werks ein besonderes Interesse in Anspruch, auch die Intentionen des Dichters haben den Reiz der Neuheit und die ganze Grundfärbung der Dichtung unterscheidet sie wesentlich von den titanischen Faustdichtungen, welche bisher im Schwange waren. Der Verfasser ist ein strebsamer Autodidakt, der sich als Schauspieler, als Naturarzt u. s. w. in mannichfachen Lebensverhältnissen bewegt und seinen „Faust" nicht geschrieben, um philosophische Collegien in poetischer Form an den Mann zu bringen, sondern um einen Schatz von Lebensanschauungen und Lebenserfahrungen in demselben niederzulegen. Ohne durchgängige Tendenz ist deshalb die Dichtung nicht, im Gegentheil, diese Tendenz, wie man auch über dieselbe denken mag, bestimmt gerade die Eigenthümlichkeit der neuen Faustiade.

Stolte's „Faust" ist ein neuer zweiter Theil zum ersten Theil des Goethe'schen „Faust", der als seine nothwendige Voraussetzung anzusehen ist. Von diesem zweiten Theil, dessen Dimensionen an Jordan's „Demiurgos" und Auffenberg's „Alhambra" erinnern, ist der vorliegende Theil wiederum der erste. Der Dichter, durchdrungen von der Schwierigkeit, allein durch buchhändlerische Verbreitung einer so umfangreichen Dichtung die Bahn zu brechen, ist als sein eigener Rhetor in Deutschland umhergezogen, um sich ein Publikum für sein Werk zu erobern, indem er dasselbe nicht nur in den meisten Freimaurerlogen, sondern auch in öffentlichen Vorlesungen zum Vortrag brachte.

Fassen wir zunächst den Gang der Handlung ins Auge, welche bei dem Ueberwiegen der Reflexion in diesem ersten Theile keine bedeutsamen Einschnitte bietet. Das Drama beginnt bald nach Gretchen's Tode — Faust und Mephistopheles im Zwiegespräch —, Faust nimmt sich Gretchen's Los zu Herzen, während Mephistopheles aus dem ganzen Liebesabenteuer eine lustige Bagatelle macht. Beide nehmen die Gastfreundschaft eines Klosters in Anspruch, und treffen vor seiner Pforte Ahasver. Im Kloster trägt Mephisto einen tüchtigen Materialismus in Bezug auf Essen und Trinken zu Schau. Der Abt erzählt als Neuigkeit Gretchen's Geschichte, von der Faust wiederum tief ergriffen wird. Die Mittheilung, daß Gretchen's Leichnam am Rabensteine modere, läßt Faust nicht ruhen; er will, daß sie in geweihter Erde schlummere und verlangt von Mephisto, daß er ihm dazu behülflich sei. Da die Pforten des Klosters verschlossen sind, zwingt Mephisto durch eine Beschwörungsformel einen Bauer, sich ans Fenster zu neigen, auf welchem beide hinausklettern. Scene zwischen Faust und Ahasver, in welchem der Ewige Jude den Denker zu einer christlichen Weltanschauung zu bekehren sucht und dabei in Aussicht stellt, daß er sich selbst taufen lassen werde, wenn der Fluch des Wahns gelöst sei und Liebe und Demuth als die Seele des Christenthums die Welt beherrschen würden. Nach dem Verschwinden Ahasver's hält Faust einen langen Monolog, in welchem er uns zunächst die ganze frühere Entwickelung seines Lebens und Strebens vorführt, dann über die Lehren Ahasver's in tiefes Nachdenken und in eine religiöse Naturschwärmerei verfällt, in welcher er platonisirende Gedanken über die Beseelung der Weltkörper ausspricht und mehrfach in brünstigem Gebete vor der

Größe Gottes in den Staub sinkt. Mephistopheles tritt ein, verspottet Faust's Andacht, die er den Einwirkungen Ahasver's, des ewigen Pechgenie, schuldgibt, sucht Faust, der seinen Mentor bereits gehörig katechisirt und ihm über niedere Sinnenlust, über Geist und Materie, über die wahre Liebe belehrende Aufschlüsse ertheilt, durch den Ehrgeiz zu ködern. Faust will zu Gutenberg, dem Erfinder der Buchdruckerkunst, sich begeben, um ihn zu unterstützen und geht ab, indem er, sich mit frohem Selbstgefühl über Mephisto erhebend, ausruft:

> Des Lebens Wurzel blieb in mir gesund:
> So dien' durch mich dem Himmel, Höllenhund!

Mephisto ist mit der Reue und Demuth seines Zöglings höchst unzufrieden und bestrebt sich, diese Reue durch eine neue Leidenschaft zu ersticken.

Hier schiebt der Dichter nun ein genrebildliches Zwischenspiel im Stil der „Valentinscenen" ein, welches auch seinem Inhalte nach an dieselben anknüpft, indem Gretchen's und Valentin's Geschichte erzählt wird! Soldaten wohnen der Hochzeit eines leichtsinnigen Weltkindes Else bei, welches mit einem derselben ein Verhältniß gehabt. Der Pater, der den Segen spricht, rühmt ihre Jungfräulichkeit, gegen welche der Soldat höhnisch protestirt. Der Pater behauptet, der Soldat sei vom Teufel besessen und hetzt auf ihn die Menge, welche ihn und seinen Kameraden bewältigt und bindet. Der Herr Pater selbst beweist sich als vortrefflicher Gewissensrather, der schon früher bei Else diese Stelle versehen; er räth ihr, den besessenen Soldaten dadurch zu curiren, daß sie ihm ferner geneigt bleibt. Was diese Episode eigentlich in der Faustdichtung soll, ist uns unklar geblieben, da sie weder mit dem Geschick des Helden noch mit dem Gedankengang des Dramas im Zusammenhang steht.

Nun werden wir zu Gutenberg geführt, mit welchem Faust zunächst einen Dialog von ungefähr 60 Druckseiten und gleich darauf noch einen von fast 30 Druckseiten hat. Nicht allein das Wesen der Buchdruckerkunst wird hierin erörtert, sondern auch eine Menge metaphysischer Fragen, Gott, der Raum, die Liebe, das Welterlösungswort, die Lüge und Gedankenlosigkeit der Kirche, die Selbstsucht, das johanneische Christenthum im Gegensatz zu den hierarchischen Bestrebungen, Faust's Lebensschicksale besonders im Kloster, eine Erzählung, die gegen den Schluß hin ein energisches Gedankenpathos gewinnt. Mephisto ruft Gutenberg ab, welchen Peter Schöffer zu sprechen wünscht, und sucht Faust, der durch ein Buch die Herzen für das Wahre und Schöne entflammen will, vergebens von seinem Urquell abzulenken. Faust zeigt sich im Gegentheil als Herr seinem Diener gegenüber, aus dem er Vortheil zu ziehen sucht. Mephisto holt indessen, nach Faust's Abgang, seinen Pact hervor, um sich zu überzeugen, daß ihm der Genosse noch angehört, findet aber zu seiner höchsten Ueberraschung, daß die „blut'gen Züge" verbleicht sind. „Diese Schrift muß wieder purpurroth flammen", ruft er aus. Gutenberg verreist. Mephisto sucht Käthi, seine Frau, in Faust verliebt zu machen, Käthi, die mit ihrem Mann in kinderloser Ehe lebt und sich über seine Kälte und Lieblosigkeit beklagt. Mephisto läßt Gutenberg von Räubern anfallen und berauben, erscheint selbst und drängt ihn zur Rückkehr. Die Schlußkatastrophe spielt auf dem Kirchhofe, wo Faust an Gretchen's Grab kniet. Käthi stürzt in Liebesraserei auf ihn los und sinkt in einem Anfalle von Herzkrampf in Faust's Arm. Da erscheint Gutenberg mit Mephisto, gleichzeitig Volksmassen mit Fackeln, Rauchbecken und Geiseln in der Hand, an ihrer Spitze der Mönch mit dem Crucifix und Soldaten, welche in Faust den Verführer Gretchen's und den Mörder Valentin's wiedererkennen:

Faust.

> Das ist der Unthat grauser Fluch,
> (reißt die Brust auf)
> Hier ist mein Herz! Trefft gut und stoßt mich nieder!

Gutenberg.

> Zurück!

Erster Soldat.

> Zurück Ihr selbst, habt Ihr nicht eh'rne Glieder!

Mönch
(schaut Faust und Gutenberg an).

> Was habt ihr heillos hier zu schalten?
> Der Teufel soll das Licht euch halten.

Mephisto
(hinter der Kapelle hervorspringend, entreißt dem Vorderststehenden die Fackel und ruft, sie emporhaltend, in schneidendem Tone):

> Wenn Ihr's befehlt, mag es geschehn!

(Er läßt den Mantel von den Schultern herabgleiten und steht, in feuerrothem Gewande, hoch aufgerichtet. Alles, außer Faust und Gutenberg, stürzt wie vom Donner getroffen zu Boden.)

Dann entführt Mephisto Faust auf dem ausgebreiteten Mantel durch die Luft. Mit versöhnenden Schlußworten zwischen der sterbenden Käthi und Gutenberg schließt der vorliegende erste Theil der Dichtung.

Schon aus dieser Inhaltsangabe geht hervor, daß der Nachdruck mehr auf dem Didaktischen als auf dem Dramatischen ruht; denn ein dramatischer Faden wird erst gegen den Schluß hin angeknüpft und führt dort zu einigen dramatisch und theatralisch wirksamen Situationen, welche um so mehr bedauern lassen, daß der Verfasser sich vorher mit einer lockern Verknüpfung von Scenen begnügte, welche meistens nur didaktische Dialoge von ermüdender Länge sind.

Stolte widmet sein Werk den Manen Friedrich Schiller's und sagt in der Widmung:

> Die anregende Schiller-Feier ruft jetzt in mir die Beziehungen zum lebhaftesten Bewußtsein wach, welche zwischen meines Herzens Wollen und seinem Vollbringen seit jener Zeit (seit dem Knaben schon der „Don Carlos" in eine begeisterte Aufregung versetzt) bestanden; und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es mir wol erspart geblieben sein würde, meine schwache Kraft an dem hier vorliegenden Wagnisse versuchen zu müssen, wenn Schiller einen Faust geschrieben hätte. Denn wenn ich ihn und mich selbst nur irgend recht verstehe, so würde ein Faust Schiller's sicher jenem Ideale entsprechen, wie es vor meinem Geistesblicke schwebt, zu dessen poetischer Verkörperung jedoch sein hoher Genius mir fehlt!

Es ist ein anregender Gedanke, sich einen Faust Schiller's zu denken, einen Faust voll ethischer Tiefe und sitt-

licher Energie des Strebens, den der Dichter gewiß in kein Lethe getaucht und im zweiten Theil in einer andern Weise als Goethe zu weltbezwingenden Thaten fortgeführt hätte. Der Faust Stolte's schlägt allerdings eine Richtung ein, welche der Schiller'schen Weltanschauung verwandter ist als der Goethe'schen, und ist überhaupt eine thatsächliche Kritik des Goethe'schen zweiten Theils, über den sich der Dichter in der Vorrede ähnlich äußert, wie der Verfasser dieser Zeilen in seiner „Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts". Außerdem aber erklärt sich Stolte schon deshalb gegen den zweiten Theil des „Faust", weil er kein für den gesunden Kern des Volks berechnetes Volksbuch sei. Auch mit dem Schluß ist er nicht einverstanden:

Halten wir uns ohne ausschweifende Phantasie ganz einfach an die Sache, so sehen wir Faust als Greis, also etwas sehr spät, nur eben bei dem Ziel angelangt, auf welches als bestes Verjüngungsmittel ihn Mephistopheles gleich zu Anfang des Gedichts mit den Worten: „Begib hinaus dich auf das Feld, fang' an zu hacken und zu graben", hinweist. Eine Zumuthung, welche Faust als „seiner Natur durchaus nicht entsprechend" damals ganz entschieden von sich weist. Wäre er jedoch nicht der Faust gewesen, wie ihn der Dichter im ersten Theile selbst wollte, und wirklich Bauer am Ufer eines Flusses oder Meeres geworden, so würde ihn damals schon der allereinfachste Bauernverstand angetrieben und gelehrt haben, seine Saaten gegen das eindringende Wasser durch Dämme zu schützen, und einige auf materiellen Gewinn gerichtete Speculationsfähigkeit hätte ihn wol dann auch damals schon auf den Gedanken bringen müssen, dem Wasser mehr Terrain abzugewinnen. Ich aber sehe in diesem ganz gewöhnlichen, zu allen Zeiten und überall praktisch geübten Verfahren durchaus nichts von einer geistigen Großthat, wie sie des Faust würdig und seiner Natur entsprechend erscheinen könnte. Ich finde darin weder einen Geisteskampf für noch wider den Himmel oder die Hölle. Es handelt sich dabei lediglich um das physische Leben, um das alltäglichste und allergewöhnlichste ökonomische Strebensziel der Menschheit.

Jedenfalls liegt diesen Bemerkungen Stolte's, sowie seinem Tadel des letzten katholisch-christlichen Gnadenactes eine Wahrheit zu Grunde, welche bisjetzt auch die eifrigsten Vertheidiger des zweiten Theils, zu denen sich neuerdings Köstlin in der obenerwähnten Schrift gesellt, nicht zu widerlegen vermochten. Die Beziehungen Faust's zur Welt, zu den Objecten, mit denen er sich zu thun macht, sind so äußerlich wie möglich und nicht entfernt mit jener Tiefe aufgefaßt, welche doch zur Faustnatur wie zur Faustidee gehört. Von einer innern Entwickelung des Helden ist gar keine Rede mehr, und so paßt auch dieser äußerlich kirchliche Gnadenact mit seinen, auf Goldgrund hingepinselten Legendenfiguren zu der hölzernen Haltung des Ganzen. Stolte kehrt nun in seiner Faustdichtung die geradehin entgegengesetzte Seite hervor. Sein Faust „soll das innerliche Leben des ersten Theils fortleben; das Bewußtsein der Schuld" soll in ihm lebendig sein und die Fortentwickelung in einer „innern Läuterung" bestehen, welche durch die Stadien von Reue, Buße u. s. w. zur Versöhnung führt. Keine Elfen baden ihm mit ihrem Thau die Vergangenheit aus der Seele; keine Heiligen begnadigen ihn! Nein, es bedarf einer von ihm selbst ausgehenden innern Entsühnung, und dieser erste Theil ist gleichsam das purgatorio, das Fegfeuer, die erste Station auf dem Wege des Heils. Gleich am Anfange spricht sich der Faust Stolte's in dieser Weise aus:

Zur Mörderin macht' ich das reinste Wesen
Und mordete sie selbst durch meine Lust,
Da sie, vertrauensvoll und unbewußt,
Sich mir ergab, der sie zur Liebe sich erlesen.
Den wackern Bruder stürzte ich ins Grab,
Und auch die Mutter sank durch mich hinab!
Untilgbar, ew'ge Frevel und Verbrechen
Für flücht'gen Lustrausch!

Und am Schluß ruft er, als die Soldaten auf ihn eindringen, aus:

Das ist der Unthat grauser Fluch!

Schon hierin liegt indeß, daß der Faust am Anfange der Dichtung ganz derselbe ist, wie am Schluß, daß dem Helden eigentlich die Entwickelung fehlt. Im Stadium des Fegfeuers dürfen die innern Versuchungen nicht ausgeschlossen sein; der Held darf nicht bereits vom Scheitel bis zur Zehe gewappnet sein mit der Rüstung sittlichen Muthes, an dem alle Geschosse zurückprallen. Die Liebe Käthi's, der Frau Gutenberg's, tritt nur äußerlich an Faust heran. Daß er sie zurückweist, ist keine moralische That. Nur wenn er über die Leidenschaft in seiner eigenen Brust den Sieg davongetragen hätte, würde er einen wesentlichen Schritt auf dem Gebiete der innern Läuterung gethan haben. So macht aber Käthi nicht den geringsten Eindruck auf ihn! Man begreift überhaupt nicht, warum Mephistopheles die ganze theatralisch lebendige Katastrophe herbeiführt, da er ja Faust auf das bequemste aus allen äußern Gefahren rettet und eine innere ihm gar nicht droht. Hiermit hängt nun zusammen, daß der Titane Faust unter Stolte's Händen in bedenklicher Weise zusammenschrumpft. Die Läuterung muß doch nirgends die Voraussetzungen des großartigen, weltumfassenden Charakters des endlos Strebenden verleugnen, sie muß innerhalb dieses Strebens selbst vor sich gehen. Faust darf niemals ein gewöhnlicher Moralphilister werden, der in sich geht und sich bessert, in der Art irgendeines beliebigen Zöllners und Sünders! Und dieser Gefahr kommt der Stolte'sche Faust allzu nahe, wenigstens in einzelnen Scenen und Monologen. Er erscheint da oft nur als ein aufgeklärter Lichtfreund mit freimaurerischen Tendenzen, als ein Feind des Pfaffenthums und der Kirche. Im übrigen aber wehrt er die Anfeindungen des Mephistopheles und die unsittliche Weltanschauung, welche dieser zur Schau trägt, mit aller Sicherheit eines katechismusfesten Moralisten von sich ab. Wenn Mephistopheles sich über das Weihwasser aus dem Jordan spöttisch ausspricht, da erklärt ihm Faust, daß nur der Glaube heilen könne und daß ihn des Denkens Fluch auf ewig zu Grunde gerichtet habe. Tritt Mephistopheles als Advocat der naturgesetzlichen Liebesfreuden auf, so weist ihn Faust zurecht, indem er ihn über die Versinnlichung des Geistigen und Vergeistigung des Sinnlichen aufklärt:

Und Sinnenlust sei drum Begleiter
Der Seelenliebe nur, nichts weiter!

Ueberhaupt erscheint Mephisto für Faust nicht mehr gefährlich. Das Verhältniß zwischen beiden ist gänzlich umgekehrt. Statt daß Mephistopheles den Faust zu Diensten der Hölle zwingt, sucht dieser den Teufel im Dienst des Himmels zu verwerthen, wie folgende Stellen beweisen:

Faust.

Des Lebens Wurzel blieb in mir gesund,
So dien' durch mich dem Himmel, Höllenhund.

Vom Teufel ließ ich mich umgarnen;
Doch habe ich dafür nun auch
Die Kunst gelernt, vor ihm zu warnen
Und mache eifrig davon Brauch!
Ja, du sollst deinen Sieg bereuen,
Denn — Tausende entreiß' ich dir;
Den eignen Dienst sollst du mir leihen,
Und: dir zu schaden, helfen mir!

Nun kennst du mich, und darauf denke,
Wie du aufs neue mich bethörst;
Indeß aus dir ich Vortheil lenke, (?)
Da du als Diener mir gehörst.

Durch diese Auffassung Faust's, der als moralisch durchgebildeter Charakter auftritt, für den echten Glauben streitet, die Größe Gottes andächtig verehrt, gegen Sinnen- und Weltlust eifert und in edelm Streben für die Menschheit wirken will, kommt nun der Teufel, dessen Wesen Faust an einer Stelle höchst rationalistisch auflöst, sodaß Mephisto nichts Besseres thun könnte, als zu verschwinden, nach dem walpurgisnächtlichen Denkspruch: „Verschwindet doch, wir haben ja aufgeklärt", in eine sehr subalterne Stellung, man könnte wirklich sagen, auf den Hund; denn seine ganze Rolle besteht nur darin, Faust zu folgen, anzubellen und cynische Lebensäußerungen jeder Art von sich zu geben. Ist Mephisto eine „Spottgeburt aus Dreck und Feuer", so überwiegt in der Stolte'schen Spottgeburt das erste der beiden Mischungselemente in einer bisweilen zu grellen Weise. Als Faust Gretchen in geweihte Erde betten will, sagt Mephisto:

Soll ich zum Brautbett brechen Euch die Bahn,
Wenn Ihr von einem Leichnam der Galan?
Ich seh' darin kein sonderlich Vergnügen,
Laßt sie getrost, da wo sie liegt, nur liegen.
Das Liebesfest ist mir doch zu pikant.
Bei dem man hält die Nase in der Hand.

Und an einer andern Stelle sagt er von Gretchen:

Die Mädchen dieser Art,
Von Liebe frisch und zart,
Und schmachtendem Gemüthe,
Sind nur was nutz in Blüte;
Nur das ist ihre Zeit,
Wo man der Lust sie weiht.
Im Geiste stumpf und dumpf,
Ist's nur der warme Rumpf,
Bei dem man tändelnd liegt
Und seinen Sinn vergnügt u. s. w.

Oder:

Manch Gänschen, Hühnchen wird zerzaust,
Weil man sein Fleisch liebt und verschmaust,
Bis ein Gerippe übrig bleibt,
Nach dem kein Appetit mehr treibt.
Und habt, was dran war, Ihr verschluckt,
Dann wird's Euch schlimm, Ihr speit und spuckt;
Die Gans liegt schändlich Euch im Magen,
Weil Ihr's zu sehr Euch ließt behagen.

Doch Mephisto hat seit uralter Zeit das Vorrecht, von Cynismen überzusprudeln, und wir wollen nicht leugnen, daß der Mephisto Stolte's sehr drollige, barocke, oft geniale Einfälle hat, die gerade in der volksthümlichen Kraftsprache, in der sie vorgetragen werden, die beste Wirkung ausüben.

Ueberhaupt scheint es uns, nachdem wir, bei Anerkennung der neuen und originellen Wendung, die Stolte's „Faust" durch die Betonung der innerlichen, moralischen Entwickelung nimmt, doch unsere Bedenken über das Verhältniß des Gedichts zur Faustidee ausgesprochen, jetzt an der Zeit hervorzuheben, daß das Gedicht an trefflichen Einfällen, kühnen Bildern und lyrisch schwunghaften Stellen reich ist und besonders allen denjenigen, die auf dem Standpunkte freisinniger Bildung und humanen Strebens stehen, der sich am besten als der freimaurerische bezeichnen läßt, durch die Wärme der ihn durchdringenden Gesinnung eine wahre Erquickung bereiten wird. Stolte reitet seinen Pegasus freilich ohne künstlerische Schule, ungesattelt, wie ein Gaucho das eingefangene Roß der Pampas, und das Dichterroß selber schlägt aus und bäumt sich in höchst ungeberdiger Weise. Stolte selbst sagt in der Vorrede, daß er, indem er das Werk schrieb, nur that, was er durchaus nicht lassen konnte:

Freilich fühlte ich schmerzlich dabei, daß mir der Himmel nicht die Gabe verliehen, die Gedanken mit jenem süßen Dufte der Poesie auszustatten, wie dies dem unsterblichen Meister Goethe so wunderbar eigen; und neben den Zauberklängen seiner goldenen Leier mögen meine Verse sich mitunter wol wie die prosaischen Töne des Hackbretes oder der Maultrommel ausnehmen.

Trotz dieser allzu bescheidenen Erklärung trägt Stolte doch einen echt naturwüchsigen Groll im Herzen gegen alle ästhetischen Anforderungen und läßt sein künstlerisches oder vielmehr unkünstlerisches Glaubensbekenntniß nicht blos durch Mephistopheles aussprechen:

Und Hinz und Kunz und Dietrich, Günther,
Die classische Vornirtheit quält,
Sie machen kritisch sich dahinter,
Und schrei'n: die griech'sche Schönheit fehlt! —

sondern auch durch Faust:

Wo Schönheit nur der Schönheit wegen,
Rückt auch die Welt nicht einen Schritt
Durch sie dem wahren Ziel entgegen:
Athen und Rom „schön" abwärts glitt!
Drum streb' ich nicht nach eitlem Ruhme,
Den man erwirbt durch Formenschwung.
Nicht nach dem schönen Griechenthume
Und eitler Selbstvergötterung.
Nicht Schulgedanken zu Gefallen,
Um Wahrheit handelt's sich allein;
Und kann ich sie nur stammelnd lallen,
Wird sie deshalb doch Wahrheit sein!

Wir hätten indeß dem Dichter etwas mehr von dem gewünscht, was er „classische Vornirtheit" nennt; er

hätte durch mehr künstlerisches Bewußtsein die Compositionsfehler des ersten Theils vermieden und den glücklichen Gedanken, Faust mit Gutenberg zusammenzubringen, den vor ihm schon Julius von Voß gehabt, sowol dramatischer als auch mit tieferer Bedeutung für die Faustidee ausgeführt. Dem Dichter ziemt vor allem das Streben nach Schönheit — das stammelnde Lallen der „Wahrheit" taugt schon an sich nicht immer viel, am wenigsten aber gehört es in den Tempel der Kunst. Hätte Stolte größern Respect vor der Schönheit und vor dem Maße künstlerischer Form und künstlerischen Ausdrucks gehabt, so würde er auch auf das einzelne größere Feile verwendet und die nothgedrungenen poetischen Ausschüttungen seines innern Dranges in ästhetisch mehr befriedigende Formen gebracht haben. An einem reichen Fonds fehlt es dem Dichter nicht; er braucht auch nichts durch Röhren in die Höhe zu pumpen: ihm quillt, wie er selbst sagt, der Gedankenstoff überwältigend; doch ihm fehlt die Beschränkung des Meisters. Bisweilen strömt ihm die dichterische Ader so reich und voll, freudig und warm, daß ihre Ergüsse von selbst zu künstlerischer Schönheit krystallisiren. So einzelne Monologe von Faust, wie der auf Gretchen's Grab, aus dem wir folgende Strophen mittheilen:

Jetzt ist mir wohl — das Opfer ist gebracht,
Und durch die Brust zieht mir's wie Frühlingswehen!
Sie öffnet sich der Sterne Geistesmacht,
Die nunmehr hold sich neiget meinem Flehen.
Mein Geistesblick schweift frei nach allen Seiten,
Indem der Schöpfung Schranken sich mir weiten.
Du Sternennacht — wardst meiner Seele Tag:
Du ließest zum Geheimniß sie gelangen,
Das wie ein Alp der Nacht sonst auf ihr lag! —
Der Tag lähmt unsern Blick, gibt ihn gefangen
Der Erde hin, die ihn so fest umschlingt,
Daß er sich ihrem Staube nicht entringt!
Drum muß das Leben — oft uns erst umnachten,
Eh' in der Brust sich das Bedürfniß regt,
Nach jenem Licht aus Himmelshöhn zu trachten,
Das Glückesoffenbarung in sich trägt! —
Und Sternennacht und Lebensnacht — sie werden
Zum heil'gen Wahrheitslehrbuch uns auf Erden!

Sehr schön ist folgende Rede des Mephistopheles in einem Dialog mit Faust über das zu druckende Buch:

Und lösest du des Himmels Siegel,
Und dringst in sein Gefild hinaus —
Und raufest einem Seraphsflügel
Die allerschönste Feder aus,
Und tauchest sie in Himmelswonne,
In ew'ger Klarheit reinstes Licht,
Und schreibst — erglühend wie die Sonne,
Und malest Gottes Angesicht —
Und schilderst mit des Frühroths Farben
Und mit des Lenzes Lieblichkeit
Wie mit des Himmels Feuergarben,
Durch die Gott spricht seit ew'ger Zeit:
— Und schreibst du so und malst die Freuden
Des Himmels und der Seligkeit
Auch in dein Buch — die Menschen meiden
Es doch! Dem Staub ist es geweiht.
Im Winkel bleibt's verächtlich liegen;
Man findet drin nicht — was man sucht;
Die Motten fressen's, und die Fliegen
Sind zur Besudelung befugt!
Doch — tunk' ich die gespitzte Kralle
In Teufelsdreck und Katzengold —
Zum Schreiben ich umsonst nicht balle
Die Klaue hier: „Glück ist ihr hold" u. s. w.

Wir bemerken übrigens, daß unsere Kritik, welche das vorwiegende didaktische Element und den geringen Fortgang der Handlung in dem vorliegenden ersten Theile tadelt, noch durch den zweiten zu Schanden gemacht werden kann, der erst über die Composition des Ganzen ein abschließendes Urtheil gestatten wird. Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er anfangs den „Faust" in fünf Acten schreiben und für die Aufführung bestimmen wollte; daß er indeß durch den überquellenden Gedankenstoff genöthigt, diese Absicht aufgab, dem didaktischen Element (leider!) mehr Raum und Breite gewährte und das Ganze in zwei Hälften theilte. Die Katastrophe, welche jetzt den hier vorliegenden ersten Theil abschließt, würde, dem ersten Entwurfe gemäß, das Ende des zweiten Actes gebildet haben, während die drei letzten Acte nunmehr den Inhalt des zweiten und letzten Theils bilden.

Das weibliche Element ist in dieser ersten Hälfte des Gedichts nur erst schwach und ohne besonders anziehendes Interesse durch zwei alltägliche Erscheinungen vertreten, während dasselbe im letzten Theile in sehr hervorragender Weise bedacht ist. Es erscheinen darin von weiblichen Charakteren: Maria, Cölestina, Mephita und Faustina. Letztere, ein dem Faust ebenbürtiges Weib, ist als die Heldin des zweiten Theils zu betrachten.... Aus all den angedeuteten Umständen geht hervor, daß ich für den vorliegenden ersten Theil meiner Dichtung im Grunde kein größeres und selbständigeres Interesse beim Leser zu erwarten habe, als es die ersten beiden Acte eines Dramas überhaupt zu erzeugen vermögen, oder — im glücklichen Falle und verhältnißmäßig — etwa ein ähnliches, wie es die beiden „Piccolomini" als vorbereitende Einleitung zu „Wallenstein's Tod" erregen.

Sehen wir also diesem zweiten Theile mit der Erwartung dramatisch lebendiger Situationen entgegen, zu welcher uns das in der Darstellung der Schlußkatastrophe des ersten Theils bewährte Talent des Dichters für derartige Scenen berechtigt.

Das dramatische Gedicht „Faust" von Adalbert Lenburg (Nr. 2) ist keine umfangreiche Composition, wie der „Faust" Stolte's; es ist eine abgeschlossene Studie, im einzelnen fertiger als das Werk des Naturpoeten, aber im ganzen ohne tiefere Bedeutung. Der Held hat mit dem Faust der Sage und Goethe's nichts gemein als den Namen und den Begleiter Mephistopheles. Er ist ein etwas blasirter Don Juan, der mit Mephisto's Hülfe eine Frau Anna verführt, die, eifersüchtig auf ihre von Faust ebenfalls geliebte Begleiterin Marie, sich und ihr den Tod gibt. Anna's Ehegatte, Frank, duellirt sich mit Faust und wird mit Mephisto's Beistand erstochen.

Nur der erste, kurze Monolog Heinrich's enthält einige Faustgedanken: nachher geht der Held gänzlich in den Liebessituationen auf, die jeder andere Heinrich ebenso gut in ganz ähnlicher Weise erleben und die auch ohne

Hülfe des Teufels denselben Verlauf hätten nehmen können.

Wir können daher dem Gedicht nur gerecht werden, wenn wir die Faustidee ganz aus dem Spiele lassen und das Drama als eine kleine Tragödie der Liebe und Eifersucht betrachten, und müssen dann einräumen, daß es nicht ohne einzelne dichterische Schönheiten und dramatisches Leben ist. Wir rechnen dazu zwar nicht die Anapästen des ersten Monologs:

> Insektengeschmeiß und ledernes Volk, zur Ruhe sind sie gegangen;
> In schwellender Brust das gefangene Herz soll Freiheit wieder erlangen —

wol aber die lyrisch schwunghafte Sprache der Leidenschaft in den Scenen zwischen Anna und Heinrich:

> Ob ich es spüre? O wie Riesenschlangen
> Hat mich's gepackt! O grimme Liebesnoth!
> Dich ganz mit Leib und Seele zu umfangen,
> Das, das ist Leben, alles andre Tod.
> Ich liebe dich mit aller meiner Kraft!
> Ha, zitterst du? Du mußt mich dennoch hören.
> Der Sturm, er stürzt hervor aus langer Haft;
> Umsonst die Flucht, umsonst willst du dich wehren.
> Ja, bis zum Tode muß ich um dich streiten,
> Und selbst im Tode mußt du mich begleiten.
> Sieh, Mitternacht ist alles um mich her!
> Die schöne Welt liegt lange mir in Trümmern;
> Ja, meine Seele war das todte Meer,
> Nichts konnte mich erfreuen, noch bekümmern.
> So war es, bis ich endlich dich gefunden;
> Da brach der Bann, da bluteten die Wunden! —
> O leuchte gnädig mir, du schöner Stern!
> Eh' du auf meinem dunkeln Pfad erschienen,
> War alles wüst; das liegt nun weit und fern;
> Zu dir nur bet' ich, dir nur will ich dienen!

Auch Mephistopheles, sowenig er als Urprincip des Bösen auftritt, schlägt doch einen diabolischen Ton an, der nicht ohne Geist und Schärfe ist. Keineswegs ist die Faustdichtung ohne Talent geschrieben; doch bleibt es ein Misgriff des Verfassers, in Situationen, die kaum zu einer Episode einer größern Faustdichtung genügen, die Faustidee erschöpfen zu wollen.

Karl Köstlin hat in seiner Schrift über „Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger" (Nr. 3) die Absicht, zwischen enthusiastischer Ueberschätzung und dem Uebermaß kritischer Schärfe in die Mitte zu treten, eine im Beurtheilen, im Anerkennen unbefangene Auffassung aufzustellen, die Einsicht in Gehalt und Sinn des großen Nationalwerks womöglich weiter und in weitern Kreisen zu fördern, alles nutzlos abstracte Philosophiren über Faust vollends zu verabschieden. Diese in der Vorrede ausgesprochene Absicht verdient im allgemeinen gewiß gebilligt zu werden. Es ist der Faustdichtung so viel aus- und untergelegt worden, daß gerade eine Vereinfachung der commentirenden Erklärungen die beste Vervollständigung derselben ist.

Köstlin spricht zunächst über die ursprüngliche Idee der Goethe'schen Faustdichtung und die spätere Bearbeitung derselben. Köstlin's Untersuchungen über das Verhältniß beider sind nicht ohne Interesse. In jenem ersten Entwurf spielte der Erdgeist eine große Rolle, welcher dem Faust den Mephistopheles zusendet, damit dieser ihn aus der Welt der Stubengelehrsamkeit hinausführe in Lebenssturm und Thatendrang, in die frische Welt der Natur und des Genusses. Zu den Theilen, welche diesem Entwurf angehören, sind zu rechnen: der erste Monolog Faust's, das auf ihn folgende Gespräch mit Wagner, die zweite Hälfte des Spaziergangs und der Unterredung mit Mephistophiles vor dem Auszug, das Gespräch des letztern mit dem Schüler, die Scene in Auerbach's Keller, der größte Theil der Scenen, die Margarethe betreffen (bis „Nachbarin, euer Fläschchen!"). In der That enthält dieser erste Entwurf diejenigen Scenen des Werks, welche der frischeste Hauch durchweht, die den größten dichterischen Schwung, die meiste dramatische Lebendigkeit athmen. Dennoch beweist Köstlin, daß Goethe dabei nicht stehen bleiben konnte. Der satanische Mephistopheles als Diener des Erdgeistes verstößt nicht nur gegen die Hierarchie der Geister, sondern würde überhaupt in seinem Recht geschmälert sein; eine blos äußerliche Teufelskameradschaft ist platt und nichtssagend; es muß eine Schuld des Faust durch seinen freien Willen und Entschluß zu Stande kommen. So kehrte Goethe mit Recht zur Idee des Faustbuchs, zum Teufelspact zurück und vollzog an diesem die Grundidee des Ganzen vertiefenden Gesichtspunkte die Umgestaltung. Köstlin weist nun mit vielem Scharfsinn den Gang derselben im einzelnen nach: eine Untersuchung, welche auch auf kleine stehengebliebene Incongruenzen der Dichtung das beste Licht wirft.

Dagegen haben uns Köstlin's Versuche, den zweiten Theil des „Faust" zu rechtfertigen, nicht zu überzeugen vermocht. Wol gibt er viele Außenwerke desselben preis, er scheidet zwischen lesbaren und nicht lesbaren Partien mit geschmackvoller Sonderung, gibt zu, daß nicht jedem der verschiedenen Momente, zu denen die Entwickelung des Dramas sich gliedert, das rechte Maß des Umfangs und Gewichts zugetheilt sei; aber über den zweiten Theil im großen und ganzen ergeht er sich doch in folgender kritischer Dithyrambe:

> Der ganze Plan ist großartig, wahr, folgerichtig, harmonisch angelegt. Faust erlangt wirklich, was er wollte, Betheiligung an allem, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, er greift das Höchste und Tiefste, er stürzt sich ins Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit, er dringt in undurchdrungene Zauberhüllen, er häuft Wohl und Weh der ganzen Menschheit auf seinen Busen, er erweitert sein Selbst zu ihrem Selbst; aber er zerscheitert nicht, sondern scheidet beruhigt, nachdem er das Seine gethan, für das Ganze fruchtbar gewirkt und gestrebt hat. Er wird alles, was er noch werden kann, Mann des Staats, der Kunst, des Schönheitsgenusses, Feldherr, Retter des Kaisers gegen untreue Vasallen, Reichsfürst, Colonisator, wie Halbgötter und Helden des Alterthums. Er bleibt in allem der Alte, der Kraft- und Feuergeist, der eben darum immer wieder in Glut der Leidenschaft, in ungeduldige Hast und Unbesonnenheit sich verliert; aber er schreitet auch vorwärts, da er sich innerlich doch mehr und mehr abklärt und läutert, sich immer mehr beschwichtigt und zusammennimmt; er gesteht am Schlusse, da sein Bund mit Mephistopheles ihn wider seinen eigenen Willen noch einmal in Gewaltthat verstrickt hat, selbst ein, daß er ein falsches Mittel gewählt, daß er mit Unrecht

einst die Welt verflucht und sein Heil im Düstern gesucht hat; er erkennt es als das Bessere, lieber in menschliche Beschränkung sich zu fügen und innerhalb der menschlichen Schranken zu leisten, was sich leisten läßt. Faust's Streben dehnt sich in diesem zweiten Theil vollends zu der ganzen ungemessenen Weite und Breite aus, die zu umfassen er sich vermaß; aber es ermäßigt und läutert sich auch in dieser Ausbreitung, wie eine Sturmesgewalt, die, in engem Raume eingeschlossen, hervorbrach, mit wüthendem Zerstören einherbrauste, aber nachdem sie freies Feld gewann zu ungehemmter Ausdehnung nach allen Seiten, eben damit auch von Moment zu Moment ruhiger, friedlicher, stiller wird, bis sie endlich als sanft erfrischender Zephyr über die Fluren weht und in unmerklichem Säuseln in die Ferne sich verliert. Was ein Kunstwerk von dieser Anlage und Dimension, wie „Faust" sie hat, haben soll, erschöpfende Vollständigkeit der Durchführung, harmonisches Austönen und Abschließen, das fehlt dem zweiten Theile nicht.

Wenn nun Köstlin im Schlußabschnitt seines Werks sich dagegen erklärt, als habe Goethe im „Faust" irgendeine allgemeine „philosophische Idee" darstellen wollen, und behauptet, es sei dem Dichter nur um einen „Charakter", um ein allerdings, wie er selbst sagt, die allgemeinsten und tiefsten Interessen der Menschheit berührendes Lebensbild zu thun gewesen; alles im „Faust", der Mann selbst, sein kritisches Verhalten zur Wirklichkeit, zu Wissenschaft und Leben, sein Unmuth, seine Wallfahrt, Gretchen, Helena sei für den Dichter Selbstzweck u. s. w.: so wird man gerade von diesem Standpunkte aus gegen den zweiten Theil um so entschiedener protestiren müssen, als der Charakter und die Individualität des Faust in demselben alles Interesse verlieren, nicht nur für den Leser, sondern auch für den Dichter selbst, der ihn in der phantasmagorischen Schönheitsehe mit Helena selbst in ein allegorisches Nebelbild verwandelt. Für den Faust des zweiten Theils hört eben alles menschliche Interesse auf, mit Ausnahme vielleicht des fünften Actes. Es kann unmöglich darauf ankommen, was der Dichter alles darstellen wollte, sondern nur darauf, wie er es dargestellt hat. Faust wird allerdings überall hingeführt: an den Hof, in die classische Walpurgisnacht, zur Helena; er wird in die Wirren des Reichs verstrickt; aber wie seicht, wie oberflächlich ist sein eigenes Verhalten zu diesem allen, wie wenig verarbeitet er innerlich diese ganze Welt, die uns nur als ein Orbis pictus von satirischen, philosophischen, phantastischen, allegorischen, genrehaften, antik ästhetisirenden und legendenhaft katholisirenden Bildern erscheint! Den alten Kraft- und Feuergeist, den Köstlin in diesem Faust des zweiten Theils wiederfindet, können wir bei dem besten Willen nicht entdecken. Abgesehen davon, daß gerade der menschliche Charakter des zweiten Theils nicht das geringste Interesse mehr einflößt, daß also Köstlin von dem Standpunkte aus, den er für die Auffassung der Dichtung geltend macht, gerade diesen Theil mehr als die von der Idee ausgehenden Kritiker hätte verurtheilen müssen — ist aber auch die Welt, in welche Goethe seinen Faust führt, lange nicht von dem Interesse, welches eine reichere und tiefere Erfindung hätte bieten können. Schon Vischer verlangte eine bedeutendere politische Betheiligung Faust's, z. B. an den Bauernkriegen. Gewiß ist der vierte, von Köstlin vertheidigte Act, trotz einzelner treffender Satiren, im ganzen matt allegorisch und ohne alles politische Blut und Leben. Welche tiefgreifende Betheiligung aber, welche Fülle großer geistiger Gesichtspunkte hätte sich dem Dichter dargeboten, wenn er mit dem glücklichen Instinct geringerer Faustdichter das durch die Mischung der Faust- und Fustsage dargebotene Motiv benutzt, seinen Helden mit Gutenberg zusammen an der Erfindung der Buchdruckerkunst betheiligt hätte! Wie ganz anders würde die durch das dilettantische Beiwerk der Hoffeste und Maskenscherze überwucherte Satire auf das Papiergeld und seine Creirung hervorgetreten sein, wenn im Gegensatz dazu und im Anschluß an die alte Sage Faust auch als Adept aufgetreten wäre! Fluch und Segen des Goldes — welch eine reiche Welt von Motiven für den strebenden, thätig ins Leben eingreifenden Menschen!

Wenn Köstlin, mit Berufung auf Rosenkranz, eine Aufführung des zweiten Theils wünscht, so erwähnen wir nur, daß der Versuch in Hamburg gemacht worden ist (nach einer Einrichtung von Wollheim), daß aber die opernhaften und theatralischen Elemente desselben keineswegs die Langeweile des Publikums zu verscheuchen vermochten. **Rudolf Gottschall.**

Zwei neue Schriften von Hackländer.

1. Tag und Nacht. Eine Geschichte in 24 Stunden. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Mit Illustrationen von C. Scheuren. Stuttgart, E. Hallberger. 1860. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1860. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das zu allen Zeiten sehr fruchtbare, aber doch wenig umfangreiche Talent Hackländer's scheint den Höhepunkt seiner Productionskraft nun doch überschritten zu haben und durch immer schwächer werdende Hervorbringungen allmählich in den Sand wortseligster Nichtigkeit zu verlaufen. In der That möchte es schwer fallen, die hier vorliegenden zwei Bände von „Tag und Nacht" an nichtssagender Fülle des Worts und an Leere des Gedankens irgend zu überbieten. Der Verfasser mag sich mit ihnen die Meisterschaft in der Kunst vindiciren, auf 600 Octavseiten und mit 180000 Worten nichts gesagt zu haben, was zu irgendwelcher Fortentwickelung im Gedanken nur Anlaß geboten hätte, und in selbstgefälliger, behaglicher und zielloser Wortmacherei unsere zeitherigen Erfahrungen vollständig überboten zu haben. Ein so pfadloses Unternehmen, ein solches Schreiben in den Tag, ja in die Nacht hinein, wie hier ohne Plan und Ziel, ja ohne erkennbare Tendenz und ohne irgendeinen der Kunst verwandten Gedanken von einem Schriftsteller von Namen versucht wird, ist vielleicht nur einigermaßen dadurch zu erklären, daß der Verfasser diese Kapitel für ein Modejournal schrieb, welches mit der Stunde eine Arbeit von ihm forderte, die so oder so geliefert werden mußte und die gut genug war, gesicherten Abonnenten gegenüber, ihre Spalten zu füllen. Für die Sammlung dieser Zwangsergießungen eines bedrängten Journalisten in ein selbständiges Buch aber gibt es keine Entschuldigung; sie läuft gegen das Autorgewissen wie gegen den guten Geschmack! Die Scheinliteratur ist bei uns schon genug vertreten, genug geschmäht und zu oft verurtheilt, als daß wir über dies Meisterstück derselben und seine Bedeutung viel Worte verlieren sollten: wir erledigen die Sache

daher in zwei Zeilen. Von Mitternacht anfangend und an das Leben einer großen Stadt anknüpfend, gibt der Verfasser, was er eine Geschichte der Stunden nennt, d. h. er erzählt in dem breiten, zerfaserten Stil eines Toilettenjournals von jeder Stunde des Tags und der Nacht, was die Welt in ihr treibt — lang und breit, gefühlvoll und gefühllos, armselig und ideenleer. Indem er an die Beschäftigungen der Menschen zu dieser Zeit, an die sich darbietenden Situationen in der Familie und im öffentlichen Leben anknüpft, hätte sein Buch zu einer Art von „Diable boiteux" in der Weise Lesage's werden können, wenn der Autor von dem Geiste Asmodi's und von dem schalkhaften Ausdruck Lesage's irgendetwas in sich getragen hätte. Allein der in Honig getauchte Stachel der feinen Satire, die verborgenen Pfeile der Ironie gingen ihm gänzlich ab, und so entstand nichts als ein Buch, dessen totale Nichtigkeit dem Leser nach den ersten Kapiteln klar wird und das ein auf seinen Ruf bedachter und gewissenhafter Autor je eher je lieber in den Papierkorb geworfen hätte. Dies allerdings strenge Urtheil mit Beispielen aus dieser Sammlung von Trivialitäten zu belegen, dazu fehlt uns die Lust und der Raum: es muß uns genügen, nur eine dieser „Vierundzwanzig-Stunden-Geschichten" etwas näher skizzirt zu haben. Einleitend streift der Verfasser durch die Straßen, sieht ein einsames Licht und knüpft daran endlose Betrachtungen, wie ein Licht auf den nächtlichen Wanderer wirken und was alles bei demselben geschehen könne. Nach zehn Seiten über alles dies Nichts entdeckt sich, daß bei diesem Licht die Frau Commerzienräthin die Tassen und Gläser spült, die eine Abendgesellschaft zur Verlobungsfeier ihrer Tochter Alice schmuzig zurückgelassen hat. Wir erfahren nun die ganz gewöhnliche Geschichte dieser Verlobung und wohnen der etwas frivolen Unterhaltung bei, welche die Freunde des Commerzienraths, in sein Junggesellencabinet zurückgezogen, vollbringen, wobei denn eine ganze Reihe abgestandener und verbrauchter Volks- und Studentenlieder unserer Erinnerung zurückgeführt wird. Aus allem diesen kommt nichts heraus als einige halbtrunkene Scherze und ein anständiger Katzenjammer, unter dessen Einflüssen die Gesellschaft sich verzieht; Alice aber meint, jetzt gingen die vornehmen Leute erst in Gesellschaft und ein Spaziergang durch die klare Mainacht müßte schön sein. Indeß spült Mama ihre Gläser, vom Thurm schlägt es „Ein Uhr" — eine feierliche Stille ist über die Häuser ausgebreitet — und uns bleibt nun nichts übrig, als dem Verfasser zum Schluß eine gute Nacht und eine hellere Erkenntniß von dem Beruf und der Würde eines Volksschriftstellers zu wünschen.

Besser und in geistiger Beziehung bedeutender als dies Product einer übel verwandten Muße ist die zweite Arbeit Hackländer's, sein „Tannhäuser". Er soll dem Titel nach eine „Künstlergeschichte" sein; dies ist er, wenigstens in dem Sinne, den wir mit dieser Bezeichnung gewöhnlich verbinden, nun zwar nicht, vielmehr ist nur ein Roman herausgekommen von sehr zweifelhafter Sittlichkeit, allein doch von einem gewissen ideellen Inhalt und einigem Gedankenmaterial, das wir in wenigen Worten wiedergeben wollen. Ein junger Maler, Richard Tannhäuser — es wäre besser gewesen, einen andern Namen zu wählen, da uns die Geschichte des wahren Tannhäuser doch noch eindringlich genug vorgeführt wird —, strebsam und talentvoll, fällt in die Liebesschlingen einer russischen Fürstin, seiner „Venus", die, schön, klug und fein wie sie ist, ihn darin zu fesseln weiß, wiewol er eine edlere Liebe im Herzen trägt und das Unwürdige seiner in Ueppigkeit und Wollust verstreichenden Lebenstage lebhaft empfindet und beständig mit dem Entschluß ringt, die leichte Rosenkette zu brechen. Allein gerade die Ueberzeugung, daß er dies in jedem ihm beliebigen Augenblicke vollbringen könne, daß es hierzu nur seines Willens bedürfe, fesselt ihn fort und fort, bis er endlich entdeckt, daß seine Venus die gelungenen Leistungen seiner Kunst auf geschickte Art beseitige, um ihn nicht etwa durch den Ruhm seines Namens an seine unwürdige Gefangenschaft mahnen und ihn diese brechen zu lassen. Auf diese Entdeckung flieht er nach Rom, die Fürstin folgt ihm eine Strecke weit und kehrt dann nach Rußland zurück, um sich in ihrem Schloß in den Waldaibergen unter den dort versammelten Kunstwerken des Geliebten in tiefe Trauer zu vergraben, während dieser sich wieder mit seiner edlern Liebe vereinigt. Eine solche Erfindung, gut erzählt und mit entsprechender Staffage ausgestattet, hat Anspruch auf Billigung und ist an sich kein schlechter Romanstoff. Jene Staffage ist dem Verfasser gleichfalls wohl gelungen. Dem Tannhäuser steht ein sonderbarer, aber praktischer Freund, der kleine Thier- und Affenmaler Wulf, zur Seite, an dem der Verfasser versucht, was er im Humor zu leisten vermag, und der stets bemüht ist, den begabtern Freund aus unwürdiger Fessel zu befreien und ihn der „Kunst" wiederzugewinnen, zu welchem Zweck ihm die Sage vom Tannhäuser des Mittelalters und die Entwendung eines seiner Bilder, das er auf eine Ausstellung bringt, dienen muß. Freund Wulf malt Affen, in der Regel aber nur ihre Schwänze (!), was allerdings ein wunderliches Talent verkündet, ist aber dabei ein richtiger Mensch und ein sehr thätiger, treuer Freund, der ohne irgendeinen selbstsüchtigen Nebengedanken nur dafür lebt, seinen verirrten Richard der Kunst wiederzugewinnen, wobei er denn lustig und launig genug durch das Leben trällert. Neben diesem närrischen Kauz sind auch der Bildhauer Pisani und seine schöne Tochter Francesca, unsers Helden stille Flamme, frisch und lebendig colorirte Gestalten, des Russen Portinski, der Ehrendame Beauvalet und anderer Nebenfiguren nicht zu gedenken. Nach allem diesen würde der ganze Roman zu loben sein, wenn das Ueppige und Lüsterne darin sich nicht zuweilen doch mehr als erlaubt ist in den Vordergrund drängte. Ohne den Vorwurf der Pruderie auf uns laden zu wollen, müssen wir Zeichnungen, wie sie das zweite Kapitel enthält, doch entschiedenes Misfallen bezeugen, und wenn es ihm auch nöthig war, die Fürstin Lubanow als eine erfahrene und feine Kokette zu schildern, so ist die Situation, wo diese auf ihrem Divan hingestreckt, in üppigster Umgebung mit einer Quaste spielt, die sie mit dem kleinen Fuße hin und wieder wirft, doch mit so sichtbarer sinnlicher Lust ausgemalt, daß wir den Verfasser für die Empfindungen verantwortlich machen müssen, die den Leser hierbei beschleichen. In Zeichnungen dieser Art das rechte Maß zu halten, ist überaus schwer: auch die Meister in der Romantik, selbst Goethe und Tieck, haben sie nicht gänzlich verschmäht und Gutzkow leistet Erkleckliches darin. Das Geheimniß besteht eben darin, einfach zu erzählen und rasch darüber hinzugehen — unser Verfasser aber verweilt mit sichtbarer Vorliebe dabei, und dies ist es, was wir an ihm tadeln müssen, obwol sein Bild ungemein feine Züge enthält.

Eine „Künstlergeschichte", wie der Verfasser seinen Roman nennt, ist diese Erzählung nicht. Die Seelenkämpfe, welche der Tannhäuser in sich durchkämpft, werden zwischen dem „Maler und dem sinnlichen Menschen" gekämpft, nicht auf dem Gebiete der Kunst selbst; sie berühren nicht den Widerstreit zwischen dem Ideal und der Kraft des Künstlers, sondern sie betreffen nur sein Wollen und seine äußere Lebensstellung. Es ist schade, daß der Autor seinen Helden nicht großmüthiger gezeichnet hat: eine offene Erklärung wäre edler gewesen, als die heimliche Flucht von der Geliebten. Wie dem allen indeß auch sei, diese Erzählung hat ihm nahezu unsere Werthschätzung wiedergewonnen, welche, wir leugnen es nicht, durch eine so frivole und gehaltlose Arbeit, wie sein „Tag und Nacht" waren, aufs äußerste gefährdet wurde. Wir hoffen nunmehr auf eine Umkehr von dem, was höchstens für eine gefällige Plauderei geachtet werden kann, zu Leistungen, denen ein würdiger Plan und ein der Verkörperung würdiger Gedanke vorschwebt, und wünschen ihm zu dieser Umkehr im voraus alles Glück. 4.

Zur historischen Literatur.

1. Die Erhebung Europas gegen Napoleon I. Drei Vorlesungen, gehalten zu München am 24., 27. und 30. März 1860 von Heinrich Karl Ludolf von Sybel. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Geschichte der Freiheitskriege gegen Frankreich ist so bedeutend in ihren Wirkungen, so reich an herrlichen Zügen und Einzelheiten, so getragen von erhebenden Ideen und Gedanken, daß selbst der ungeschickteste Darsteller sie nicht ganz verderben wird; hier sehen wir sie von einer Meisterhand gezeichnet, und den gewaltigen Vorwurf, mit einer Durchsichtigkeit des Gedankens, selbst in den schwierigsten Verwickelungen, mit einer Plastik der Gestaltung, mit einer Kraft des Colorits, einer Virtuosität der Charakterzeichnung behandelt, die ihresgleichen sucht, alles gefaßt in eine edle, lebensvolle und treffende Sprache, die Sybel, wie die neuern Historiker fast alle, in bewundernswerther Weise beherrscht. Nicht nur der Lernbegierige, nicht nur der Patriot, nein auch der künstlerische Sinn wird hierin seine Rechnung finden. „Ich wünsche ein warmes Bild der Gesinnung zu zeichnen, durch welche Europa, durch welche vor allem auch unser Vaterland sich aus tiefem Sturze wieder auf die Höhen der Ehren emporschwang“, so schreibt der Verfasser in der Vorrede dieser ursprünglich vom Katheder gehaltenen Vorträge, die aber trotzdem jedem einigermaßen Gebildeten zugänglich und faßlich sind. Was er angestrebt, ist ihm auch vollkommen gelungen, ein Zug der edelsten patriotischen Wärme durchglüht seine Schrift, und tritt um so wohlthätiger hervor, als Sybel in seiner trefflichen französischen Revolutionsgeschichte einen gewissen kühlvornehmen Ton angeschlagen, der hier sicherlich nicht passend gewesen und hier einem innigern, bewegtern Platz gemacht hat.

Er theilt die Freiheitskriege in drei Abschnitte: der erste behandelt den Kampf in Spanien bis zur Besiegung Jourdan's bei Vittoria; der zweite wirft einen Blick auf die preußische Monarchie und die in derselben maßgebenden Persönlichkeiten des öffentlichen wie wissenschaftlichen Lebens, die kriegerischen Unternehmungen der Oesterreicher bis zur Schlacht bei Wagram. Der dritte beginnt mit Napoleon's Zug nach Rußland 1812 und reicht bis zum Einzuge der Verbündeten in Paris.

Welcher von den drei Abschnitten am höchsten zu stellen ist, ist schwer zu entscheiden, und bringt uns fast in die Lage des Paris; ein jeder ist so eigenthümlich aufgefaßt, in seinem Zusammenhange zum Ganzen so deutlich nachgewiesen, in seinen Verwickelungen und Katastrophen von einem fast dramatischen Leben, daß jeder für sich den Preis verdient.

Von Anfang herein belehrt uns eine schlagende kurze Auseinandersetzung, wie unrecht und falsch die bisherige Ansicht von der Entstehung und dem Wesen des französischen Kriegs gewesen sei, wie 1792 nicht Deutschland, sondern Frankreich den Krieg begonnen, wie Preußen den Baseler Vertrag nothgedrungen abschließen mußte, des Angriffs seiner eigenen Bundesgenossen gewärtig; wie Napoleon von Anfang bis zu Ende in sich gleich blieb, von gleichem Streben, gleichem Ehrgeiz, am ersten Tage wie am letzten, beseelt wurde; wie der Krieg von 1813 von seiten der Völker begeistert, von den locker verbündeten Regierungen äußerst lau geführt worden. Es folgt sodann eine meisterhafte Schilderung Napoleon's, des Mannes, weltklug und leidenschaftlich und doch prosaisch, voll von Phantasie und ohne jedes Verständniß für das Ideale, voll stürmischer Kühnheit und brausender Ungeduld wie ein Held, und fähig zu einer abwartenden Verstellung und unergründlichen List, wie ein Dämon. Im Einzelnen seinen Entschluß nach fester Zweckmäßigkeit berechnend, im Großen weit voraus erwägend und sich verschiedene Möglichkeiten offen haltend, unter dem kältesten Verstande die schöpferische Einbildungskraft, die von einem zum andern fortschreitend das Erreichte nur zur Staffel des zu Erreichenden machte, die höchste Vereinigung des Verstandes, der Phantasie und des Willens, die je in der Geschichte den Blick gefesselt, und dennoch ohne Verständniß für den sittlichen Kern des menschlichen Wesens, kannte er nur den Nutzen, pflegte die schlechten Eigenschaften der Menschen, sie zu fesseln; die großen Mächte der Sprache, Sitte, Religion, der Anhänglichkeit an Haus und Herd vergaß und zertrat er. Im Kampfe mit ihnen sollte er untergehen.

Sein erster Zusammenstoß ist mit Wellington in Spanien. Eine Schilderung des Landes, der Fürsten und Völker geht voraus, das schwache Regiment Karl's IV., die Tyrannei des Günstlings seiner Gemahlin, Godoy, das Unglück und der Verfall, der diese Aera bezeichnete, zeigt uns, wie Spanien mürbe gemacht worden für die französische Invasion, die Joseph Bonaparte an Stelle der abgedankten Infanten setzte. Dem gegenüber das Volk, mit genialer Tiefe von Sybel erfaßt, von dem Wesen seines bourbonischen Herrschers unberührt, starr und stolz verharrend in den vererbten Eigenthümlichkeiten, leidenschaftlich und voll innigster Religiosität. Der Kampf war unvermeidlich, die Nation erhob sich vom ersten bis zum letzten Mann. Mit Wellington's Hülfe wird Joseph verjagt. Das Hauptinteresse lenkt sich auf ihn, mit unnachahmlicher Schönheit ist seine Natur geschildert und Napoleon gegenübergestellt: unendlich kleiner an Geist, und ihn unendlich überragend an sittlicher Gewalt, nicht leidenschaftlich, nicht anmuthig, steif, trocken, pedantisch, aber voll Pflichtgefühls und höchster Rechtlichkeit wie Zuverlässigkeit, seiner Tugend allein vertrauend, sich selbst nach jeder Seite beherrschend, nicht verzagt im Misgeschicke, im Glück nicht übermüthig, so wird er Napoleon's Ueberwinder. Die Zurückführung Joseph's durch ein gewaltiges Kriegsheer unter Massena, die Kämpfe desselben mit den Spaniern, mit dem britischen Heere, das alle spanischen Elemente in sich aufnahm und organisirte, die langsamen sichern Fortschritte, die Wellington machte, trotz der Macht des Feindes, trotz der schlechten Verhältnisse des Landes, die Gewalt, die seine männliche Seele über alle ausübte; und auf der andern Seite Massena seine gewaltigen Kräfte in nutzlosen Operationen schwächend, von den Guerrillas bekriegt, endlich vor der ruhigen Klugheit Wellington's zurückweichend. Und neben dem allen in Cadix die Berufung der Cortes, die dem Lande eine neue Epoche schuf, deren Nachtheile in den nothwendig radicalen Tendenzen und Parteiumtrieben, deren Vortheile in der politischen Wiedergeburt und Verbesserung aller Verhältnisse lagen, die so lange die Kraft der Nation unterdrückt: alles das zeigt Sybel in inhaltsvoller Kürze, in richtigster Gruppirung, bis Wellington nach ausgezeichneter Kriegführung, nach der Schlacht von Salamanca in Madrid einzieht, und trotz aller Wechselfälle, die ihm entgegentreten, Joseph zum Abdanken, zum Verlassen Spaniens zwingt, nachdem er zuvor Jourdan bei Vittoria geschlagen.

Die zweite Abtheilung führt uns nach Deutschland. Klar und fest zeichnet der Verfasser das Bild der deutschen Politik während der Französischen Revolution, die Spaltung des Gemeinwesens, den Mangel des Gemeingeistes, den Egoismus, der in Furcht sich darstellte bei den Kleinen, in Vergrößerungsgelüsten bei den Großen; Preußens Verlangen Polen, Oesterreichs Baiern, Rußlands die Türkei sich einzuverleiben. Die Zusammenhänge der polnischen Angelegenheiten mit der Französischen Revolution zeigen sich in größter Evidenz. Mit kräftigen Farben gemalt rollt sich das Bild des Elends Deutschlands auf, aus dem Stein es rettet, an dem aufs neue der Verfasser seine Gabe der Charakteristik bewährt. Die geistige Bewegung, die unter Stein's Aera begann, ist verhältnißmäßig weniger betont, da sie doch als Factor von unberechenbarer Wichtigkeit angesehen werden muß und den Haupthebel der nationalen Strebungen von 1813 bildet; Fichte und Schleiermacher sind stiefmütterlicher bedacht, als sie es wol verdienten; dennoch aber mag dies in dem vorwiegend politischen Zweck, den der Verfasser im Auge hat, in dem vorwiegend politischen Gebiete, auf dem er sich bewegt, seine Entschuldigung finden.

Eine vortreffliche Schilderung ist die des österreichischen Ministers Stadion, der Politik, die er vertrat, nachdem die Grundsätze Cobenzl's und Thugut's überwunden, der Berührungs-

wandte, die er mit Stein hatte, in einer Einigung Deutschlands. Nicht minder die Darstellung der österreichischen Operationen unter Erzherzog Karl und des kriegerischen Geistes, der die Oesterreicher entflammte, während Preußen durch Stein's Entlassung seiner Stärke und Intelligenz Napoleon gegenüber beraubt war. Die erst glücklichen Waffen Oesterreichs waren bei Abensberg, Eckmühl, Regensburg geschlagen, aber noch sind sie stark genug, bei Aspern und Eßling nach furchtbaren Verlusten auf beiden Seiten den Sieg zu erkämpfen. In Deutschland beginnt es jetzt allerorten zu gären und sich zu erheben. In Hessen, Würtemberg regt es sich, der Herzog von Braunschweig zieht aus. Nur Preußen fehlt noch, Stein allein hätte den König zu kühnem Handeln bestimmen können, und ohne Unterstützung geht so die Schlacht von Wagram für Oesterreich verloren, das zwar an Ländergebiet verliert, desto mehr an Ehre gewinnt.

Die dritte Abtheilung behandelt nun die russische Expedition von 1812, den Rücktritt Stadion's, an dessen Stelle Metternich kommt, bisher französischer Gesandter in Paris, den der Verfasser folgendermaßen charakterisirt: „Er war ein feiner, kluger, geschmackvoller Mann, ein Virtuos im Detail der diplomatischen Geschäfte, hinreißend und unverwüstlich als Gesellschafter, wohlwollend und freundlich, soweit es die hohe Politik verstattet. Was ihm fehlte und ihm auch später immer gefehlt hat, war der starke Schwung des Geistes und Charakters, der für den allgemeinen Gang der Ereignisse die großen geschichtlichen Standpunkte finden, in außerordentlichen Lagen die außerordentlichen Mittel entdecken, durch die diplomatischen Details den sittlichen Gehalt ergreifen lehrt. In jungen Jahren verdiente er sich das Lob eines perfecten Cavaliers, in alten Tagen den Titel des Nestors der europäischen Diplomatie: ein wahrer Staatsmann ist er nie gewesen" u. s. w.

Sein schädlicher Einfluß auf Oesterreich, Hardenberg's unseliges Bündniß mit Napoleon vom Februar 1812, infolge dessen Scharnhorst und Gneisenau ihren Abschied nahmen, während York blieb, Napoleon's Vernichtung in Rußland, York's neutrale Stellung und Ablösung von Macdonald's Corps, die Erhebungen in Ostpreußen, die Errichtung der Landwehr, das Zusammenströmen der Freiwilligen reihen sich in Form und Auffassung dem Bisherigen würdig an.

Die Siege Preußens, das im Jahre 1813 den Krieg aufs neue begann, der Beitritt Oesterreichs auf Napoleon's Hartnäckigkeit, den Vermittelungsvorschlägen Metternich's gegenüber am 10. August, die Thätigkeit Blücher's, Bülow's und York's, die Schlacht bei Leipzig, die Napoleon vernichtet, die noch größere Erfolge hätte bereiten, die Eroberung Frankreichs herbeiführen können, was aber durch die schwunglosen österreichischen Generale und Staatsmänner, sowie durch Hardenberg und Castlereagh verhindert wurde, und der Einzug in Paris, nachdem Napoleon noch eine Zeit lang gekämpft, bilden den Schluß. Auch in diesem Abschnitt bewährt sich nach wie vor der Geist des Verfassers aufs glänzendste. So empfehlen wir dem Publikum das Werk als das anziehendste, begeisterndste und dabei kürzeste, was sie über diesen Gegenstand lesen können. Möge das Werk andern historischen Arbeiten über diese Periode zum Vorbild dienen; möge es in allen Kreisen nach seinem Verdienste gewürdigt werden.

2. Vier Titularkönige im 18. Jahrhundert von Adolf Stern. Dresden, Höckner. 1860. 8. 26 Ngr.

Alles, was wir an dem Sybel'schen Buche zu loben hatten, fehlt in dieser Schrift. Den Fleiß des Verfassers wollen wir nicht verkennen, aber ebenso wenig, daß ihm jede historische Methode fehlt. Er häuft die Thatsachen in dürrer Aufeinanderfolge an, aber von einem Ineinandergreifen derselben, von einem höhern Pragmatismus, der denselben zu Grunde liegt, ist keine Spur vorhanden, ebendeshalb sind auch nicht die Haupt- und Nebensachen gesondert, sondern alles in gleicher Linie aufgestellt. Dazu fehlt der Sprache Kraft und Anmuth, der Erzählung der Fluß, seine Helden bleiben langweilig, da ihnen doch mit leichter Mühe ein flüchtiges Interesse zu geben war. Von einem höhern geschichtlichen Stile, der die Feder führt wie Meißel und Pinsel, was von einem echten Historiker verlangt werden muß, ist bei ihm keine Spur.

Schon von vornherein in der Vorrede begegnen wir einem echter Geschichtsforschung diametral entgegengesetzten Gedanken. S. XI sagt der Verfasser, da er von den Quellen zu seinem ersten Gegenstande, Jakob III. und Karl Eduard von England, spricht: er habe eine große Anzahl minder wichtiger Quellen gehabt, französische und englische Memoiren, Broschüren und Zeitungen des vorigen Jahrhunderts durchgesehen u. s. w. Stern muß vom Quellenstudium sehr oberflächliche Begriffe haben, wenn er dergleichen Materialien für minder wichtige Quellen ansieht und historische Bearbeitungen, wie Macaulay's „Geschichte von England", ja Walter Scott'sche Romane in ihrer Quellenbedeutung höher stellt. Wir bekennen offen, käme uns die Aufgabe, über den vorliegenden Stoff zu schreiben, wir würden mit mehr Eifer „diese minder wichtigen Quellen" benutzen, als das Werk Adolf Stern's, das nach seinen Anschauungen unter den Hauptquellen rangiren müßte. Gerade Memoiren und Zeitungen geben uns über das Wesen der Sache in ihrer historischen Stellung den besten Aufschluß, und wenn darin auch manche Incorrectheit, ja manche absichtliche Entstellung sich fände, so gilt es eben den Charakter der Quelle zu studiren, daraus zu entnehmen, wie viel man ihr trauen kann, wie viel nicht, und selbst wenn man Unwahrheiten zu fürchten hat, ist für den Geschichtsforscher gerade das Urtheil der Gegenwart über ihre Zeitgenossen interessant und wichtig, unendlich wichtiger als die Irrthümer und ebenso großen Unwahrheiten, die spätere Bearbeiter nicht minder oft von Tendenz geleitet uns überliefern.

Ein anderer Umstand tritt noch hinzu, daß diese Titularkönige oder Kronprätendenten eigentlich keine bedeutenden Naturen sind, daß blos ihre Stellung und ihre Schicksale einiges Interesse einzuflößen vermögen und daß nur unter einer pikanten und anmuthigen Feder eine solche Darstellung Reiz gewinnt; das alles fehlt hier. Die Titularkönige erscheinen alle matt und farblos; von einem innern Entwickelungsgang in ihrem Leben, von einem einigermaßen historischen Gruppiren ist keine Spur. Factum reiht sich an Factum, und außerdem ist das Meiste nicht einmal neu. So wird das Buch wol ebenso wenig den Bedürfnissen der Männer von Fach wie den Interessen des gebildeten Publikums entsprechen, und wir können, da eine Charakteristik des einzelnen uns zu wenig von der Individualität des Verfassers zeigen würde, nur hier abschließen mit dem Wunsche, daß Stern, ehe er wieder an so schwierige Persönlichkeiten herantritt, noch die Methode unserer größten jetzigen Historiker studire; dann wird seine Arbeit an Klarheit gewinnen und dem Gelehrten wie dem Laien mehr Interesse gewähren, als es so der Fall sein kann. 44.

Neue Novellen von Hieronymus Lorm.

Intimes Leben. Novelletten von Hieronymus Lorm. Prag, Kober und Markgraf. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter diesem Titel bietet Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann) drei Erzählungen, die demselben wenigstens insofern entsprechen, als sie sich sämmtlich um Herzenserlebnisse bewegen: freilich eine Eigenthümlichkeit, die mit ihnen mindestens neun Zehntel aller Novellen theilen und die somit eigentlich gar keine Eigenthümlichkeit ist, immerhin aber eine Eigenschaft, die ihnen bei nicht wenig Lesern und Leserinnen eher eine günstige Aufnahme sichert, als eine wirkliche Eigenthümlichkeit, sofern dieselbe mit einer Ausschließung der Herzensbeziehungen verbunden ist. Daß es in diesen Novellen intimer hergehe, als in andern Liebesgeschichten, vermögen wir kaum zu sagen; auch haben wir nicht gefunden, daß uns darin besonders tiefe Geheimnisse des innern oder äußern Gefühlslebens erschlossen würden. Irgendwelche

besondern, auf etwas ganz Apartes gerichtete Erwartungen möge man also nicht an jenen Titel knüpfen, man möchte sich sonst leicht durch dieselben getäuscht fühlen und auch das Eigenthümliche und Gute nicht zu würdigen wissen, welches sie wirklich besitzen. Sind sie nämlich auch von seiten ihres allgemeinen Inhalts und Gesammtcharakters von der großen Masse der übrigen erotischen Erzählungen nicht wesentlich verschieden, so bieten sie doch im einzelnen manche neue Combinationen und eigenthümlich erfundene Verwickelungen und Entwickelungen, und ebenso ist die Darstellung derselben, wenn auch keineswegs von durchgreifender Originalität, doch mit manchen eigenartigen Lebensanschauungen, freisinnigen Beobachtungen und pikanten Gedanken ausgestattet, welche sie über die gewöhnlichen Leistungen in diesem reich angebauten Gebiet hinausheben. Ganz so stark, wie in Hieronymus Lorm's frühern Arbeiten, namentlich in seinen „Erzählungen eines Heimgekehrten“ und seinen Erzählungen „Am Kamin“, tritt allerdings sein Talent für Erfindung absonderlicher Complicationen und eine eigenwüchsige Darstellung derselben in diesen Novellen nicht hervor; aber dafür vermögen wir ihm nur unsern Beifall zu zollen: denn in jenen Productionen, besonders der zuerst genannten, hat er sich in der Ausbeutung desselben offenbar übernommen und sich häufig dazu fortreißen lassen, die Leistungen einer natürlichen und gesunden Originalität durch eine forcirte und raffinirte überbieten zu wollen.

Unter den drei Erzählungen der vorliegenden Sammlung verdient die erste unstreitig die Stellung, die ihr der Autor gegeben. Sie ist von entschieden aristokratischer Färbung, ja man kann sie geradezu als eine zu Gunsten der Aristokratie geschriebene Tendenznovelle bezeichnen; denn der Gedanke, den sie zu erhärten sucht, besteht eben darin, daß jemand, der in niedern, ungebildeten Kreisen geboren und erzogen, trotz aller Bildung, die er sich später aneigne, doch niemals zu einem solchen Grade echter Sitte und Humanität gelangen könne, daß er sich der höhern Gesellschaft oder Familie wirklich zu amalgamiren vermöge: denn „Erziehung sei mehr als ein Aneignen leerer Formen, sie beruhe auf Selbstbeherrschung, führe zur Selbsterziehung und zum Charakter; Genie und Talent könne ohne sie bestehen, aber im Leben der Gesellschaft und der Familie könne auch Genie und Talent den Mangel an Erziehung nicht ersetzen“. Man kann nicht leugnen, daß hierin viel Wahres liegt; auch muß zugestanden werden, daß die vom Autor erfundene Geschichte die Unterschiede zwischen einer durch Geburt und Erziehung gewonnenen und einer durch Studium und Umgang angeeigneten Bildung in nicht nur poetisch interessanten, sondern zum Theil auch wahren und treffenden Zügen entwickelt. Trotzdem vermag uns die Erzählung, wie es Tendenznovellen so häufig geht, nicht vollkommen zu überzeugen. Muß man auch einräumen, daß es Personen, wie der in ihr gezeichnete Roßbauer und der ihm gegenübergestellte Graf geben kann, und daß eine Entwickelung, wie die vom Verfasser ausgesonnene, möglich ist, so kann man doch keineswegs zugestehen, daß ein im reifern Alter gebildeter Bauer und ein von der Wiege an fein erzogener Edelmann gerade so und nicht anders sein müssen, daß eine solche Roheit, in die hier der Bauer zurückfällt, und eine so edle Gesinnung, wie sie der Graf an den Tag legt, absolut nothwendig sind; man muß sich sagen, daß sich ebenso gut eine Novelle schreiben ließe, in der es gerade umgekehrt wäre. Ist dem aber so, dann fällt die beweisende Kraft der Geschichte weg und damit büßt sie gerade diejenige Bedeutung ein, auf die sie durch ihre ganze Anlage Anspruch macht. Nichtsdestoweniger enthält sie viel Schönes und Anziehendes, und sie würde jedenfalls auch in ihrem Totaleindruck befriedigender sein, wenn sie eben nur als ein einzelnes Factum, nicht aber als ein Beleg für eine an sich sehr problematische, wenigstens nicht allgemein gültige Wahrheit geboten würde.

Die zweite Novelle: „Die Gesellschafterin“, sucht uns das Misverhältniß zwischen innerm Werth und äußerer Stellung, wie es nicht selten zwischen Herrin und Gesellschafterin besteht, zu veranschaulichen, ist aber zugleich so freundlich, schließlich dasselbe aufzuheben und Glück und Würdigkeit in ein der poetischen Gerechtigkeit mehr entsprechendes Verhältniß zu versetzen. Die Verschlingung der Fäden ist für eine so kleine Novelle nicht übel und gibt zu einigen spannenden Situationen Gelegenheit; aber die Lösung des Knotens schmeckt stark nach französischer Romantik. Die Wirkung des Ganzen ist darum nicht sehr erquicklich, weil der Gesellschafterin gar keine Gelegenheit gegeben ist, sich durch irgendeine positive Darlegung des ihr zugeschriebenen Werthes unsere Sympathie zu erwecken. Die Zeiten, in denen man dies schon durch heimliche Seufzer, resignatorische Duldermienen und Ohnmachten zu erreichen vermochte, sind gottlob im Leben wie in der Poesie vorüber.

Die dritte Erzählung: „Hol über“, gefällt sich wieder in dem Thema von der Unvermischbarkeit volksthümlicher und aristokratischer Elemente. Der Sohn einer in ihrer Sphäre selbst aristokratischen Fischerfamilie genießt als Kind den vertraulichen Umgang mit den Kindern einer adelichen Familie und es entspinnt sich daraus eine Neigung zwischen ihm und dem Fräulein. Wie er aber als Jüngling dieses Verhältniß fortzusetzen gedenkt, erfährt er die bitterste Enttäuschung und muß sich sogar eine schimpfliche Behandlung gefallen lassen. Infolge dessen verzweifelt er an der Menschheit überhaupt, nimmt, in der Hoffnung, hierbei den erwünschten Tod zu finden, am badischen Aufruhr theil, geräth aber nur in Gefangenschaft, wird nach längerer Haft wieder aus derselben entlassen, durch ein Mädchen aus dem Volke, das sogar ihm, einem vermeintlichen Verbrecher, ihre Theilnahme zu Theil werden läßt, von seiner Verzweiflung an der Menschheit wieder geheilt und erfreut sich schließlich mit diesem Mädchen einer glücklichen Ehe. Diese Erzählung ist die längste, aber leider nicht die interessanteste. Der in ihren Grundzügen alten Geschichte sind zwar einige neue Aeußerlichkeiten umgeworfen; von seiten ihrer innern Entwickelung aber bietet sie keine Individualitäten, Situationen und Wendungen, die nicht in derartigen Romanen und Novellen schon wer weiß wie oft behandelt wären. Auch die Darstellung ist minder anregend und gedankenreich, als man es sonst von Hieronymus Lorm gewohnt ist. Während er sonst mit würzenden Zuthaten leicht zu freigebig ist, ist er hier damit fast zu sparsam gewesen. Es scheint somit, als ob sein Streben nach Vereinfachung des Stils bei dieser Arbeit nicht blos mäßigend, sondern hemmend auf sein Productionsvermögen gewirkt hätte. Immerhin ist es zu wünschen, daß er sich in diesem Streben nicht beirren lasse, denn in „Blanche“, der ersten der hier besprochenen Novellen, hat er bewiesen, daß er auch die rechte Mitte zwischen einer gar zu sehr nach Effect haschenden und allzu farblosen Darstellung wohl zu treffen weiß. 11.

Die Kunstdenkmäler Unteritaliens von Heinrich Wilhelm Schulz.

Ein umfangreiches kunsthistorisches Prachtwerk, wie es selten selbst aus der englischen oder französischen, geschweige der deutschen Presse hervorgeht (schon der hohe Preis des Werks spricht dafür), ist folgendes:

Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien von Heinrich Wilhelm Schulz. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferdinand von Quast. Eigenthum von Wilhelm K. H. Schulz. Vier Bände nebst Atlas. Dresden. 1860. 120 Thlr.

Dieses deutschem Fleiße und deutschem Kunstenthusiasmus wie der deutschen Kunst zu hoher Ehre gereichende Prachtwerk, dem regierenden König von Sachsen gewidmet, besteht aus einem Texte in vier steifbroschirten Bänden in Quartformat und einem Atlas von 96 Kupfer- und Stahlstichblättern in Olifantformat nebst Mappe. Außerdem sind in die ersten drei Bände des Textes zahlreiche Holzschnitte eingedruckt, und dem ersten ein Porträt des inzwischen verstorbenen Verfassers und eine Uebersichtskarte des Königreichs beider Sicilien beigegeben. Dieser

erste Band enthält außer dem Vorwort eine Einleitung des Verfassers, bestehend in einem gedrängten aber interessanten Bericht über seine verschiedenen Kunstreisen im Königreich Neapel, namentlich dadurch lehrreich, daß darin die Ortschaften, unter ihnen oft sehr wenig bekannte und selten besuchte Städte, Schlösser, Klöster u. s. w. hervorgehoben und kurz charakterisirt werden, welche besonders in Bezug auf ihre Kunstdenkmäler, vorzugsweise des Mittelalters merkwürdig sind. Die Specialbeschreibung der Kunstdenkmäler selbst umfaßt in diesem ersten Bande die Bezirke Terra di Bari, Capitanata, Terra d'Otranto und Basilicata; im zweiten Bande die Abruzzen, Molise, Terra di Lavoro, Principato, Calabrien; im dritten die Stadt Neapel. Auch enthält dieser letztere Band Abhandlungen über die Geschichte der Goldschmiedekunst und der Malerei im Königreich Neapel während des Mittelalters. Der vierte Band endlich enthält unter dem Sondertitel: „Documenta artium media aetate in utriusque Siciliae regno cultarum historiam illustrantia. Ed. Dr. *E. Strehlke*", nicht weniger als 484 Urkunden und Auszüge aus Urkunden, insbesondere aus dem königlichen Staatsarchiv in Neapel, und ein Orts- und Künstlerverzeichniß über sämmtliche vier Bände.

Das Vorwort bringt Nachrichten über den Verfasser und über die Entstehungs- und Werdegeschichte dieses außerordentlichen Werks. Heinrich Wilhelm Schulz war geboren zu Dresden im Jahre 1808 und starb daselbst im April 1855 als königlich sächsischer Geheimer Hof- und Ministerialrath sowie Vorstand der königlichen Akademien und Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. Seine mehrfachen, unter vielen Beschwernissen und selbst nicht ohne persönliche Gefahren ausgeführten Reisen sowol längs der bekanntern Westküste, als in die entlegenern, bis dahin noch wenig durchforschten Provinzen des Königreichs Neapel fallen in die Jahre 1830—42. Durch die Architekten Anton Hallmann aus Hannover und Saverio Cavallari aus Palermo ließ er auf diesen Reisen die vorzüglichern und am meisten charakteristischen Kunstwerke in einer Reihe von gegen 100 Blättern aufnehmen, die er einem umfassenden Werk über die Kunstgeschichte des Königreichs Neapel beizufügen beabsichtigte. Einige Zeichnungen wurden von H. W. Schulz selbst, von v. Quast, F. Maler, Scheppig und Freitag an Ort und Stelle aufgenommen und vermessen. Literarische Hülfsmittel zu diesem Werke lieferte die ihm als besondere Begünstigung zugestandene freie Benutzung der sonst sehr schwer zugänglichen königlich neapolitanischen Archive und der Bibliotheken des Landes in solcher Ausdehnung, daß es ihm möglich wurde, „an Stelle der bisherigen arg durch Fälschungen entstellten neapolitanischen Kunstgeschichte des Mittelalters ein neues Gebäude auf sicherster kritischer Grundlage aufzuführen". Nach Deutschland 1842 zurückgekehrt, ließ Schulz bis zum Jahre 1848 den größern Theil der Zeichnungen meist in Berlin von Gräbmacher, einzelne von Weber, Wischnesky u. a. unter Aufsicht seines Freundes, des Geheimen Oberbauraths Stüler, mehrere auch in Palermo (von Cavallari), in Darmstadt (von Karl Rauch), in Rom (von Consoni und Gruner) in Kupfer und Stahl stechen, und mit Recht ist im Vorwort bemerkt: „Der reiche Atlas des vorliegenden Werks gibt den Beweis, wie es ihm gelang, diesen Theil seiner Aufgabe in würdigster Weise auszuführen."

Leider sollte Schulz den Ausbau seines nach so großartigem Plane angelegten Werks nicht erleben. Es ging ihm wie so vielen fleißigen und eifrigen Forschern und Sammlern, die sich nie genug thun, die nie zu Ende kommen und vor der Fülle des Materials, das sie selbst angesammelt, wie erschrocken still stehen. Hierzu kamen seine vielen ihm durch seine amtliche Stellung auferlegten Geschäfte und mancherlei Nebenarbeiten, indem ihn seine vorzügliche Directionsgabe mehrfach in die Mitte und an die Spitze vieler Vereine nicht nur Sachsens, sondern ganz Deutschlands berief. Eine sehr störende Unterbrechung erlitt auch die Ausarbeitung seiner mit eisernem Fleiße fortgeführten Vorarbeiten und Tagebücher durch den „vorzugsweise ruhmvollen Antheil, den Heinrich Schulz selbst mit Nichtbeachtung seines eigenen Lebens im Mai 1849 an der Sicherung der ihm anvertrauten unvergleichlichen Kunstschätze gegen rebellischen Angriff nahm". Noch während seiner letzten Krankheit beschäftigten ihn die Verhältnisse, die störend auf die Ausarbeitung und Vollendung seines Unternehmens wirkten, aufs lebhafteste, und der Schmerz um die Nichterfüllung der literarischen Hauptaufgabe seines Lebens, der er so große auch pecuniäre Opfer gebracht hatte, blieb wol selbst nicht ohne Einfluß auf deren traurigen Ausgang.

Andern Händen blieb es vorbehalten, das Werk zu einem glücklichen Ende zu führen, und namentlich war es sein jüngerer Bruder, Dr. Wilhelm K. H. Schulz in Dresden, der, von Pietät gegen den Verstorbenen wie von Interesse für den Gegenstand geleitet, sich um die Vollendung des Werks die größten Verdienste erwarb. Er wandte sich zunächst an den königlich preußischen Geheimen Regierungsrath Ferdinand von Quast auf Radensleben bei Neuruppin als denjenigen, der sich seit seiner ersten Bekanntschaft mit dem Verstorbenen im Februar 1839 zu Rom über diese Studien und die Vollendung des Werks oft und wiederholt unterhalten und den der Verstorbene selbst während seiner letzten Krankheit als den am besten zur Herausgabe des Werks geeigneten Kunstverständigen bezeichnet hatte. Dieser erklärte, er bedürfe dazu nothwendig der Beihülfe eines jüngern Gelehrten, welcher Muße hätte und im Stande wäre, den Inhalt der zum Theil ziemlich unleserlich gewordenen, auf der Reise selbst unter oft ungünstigsten Umständen niedergeschriebenen fast 200 Tagebücher wie der übrigen Schriften des Verfassers zu entziffern. Diesen Beirath und Mitarbeiter fand der Herausgeber an dem Dr. Ernst Strehlke in Berlin, und nur durch diese vereinten Bestrebungen gelang es, den Text in der Art zu bearbeiten, „daß er ein möglichst abschließendes Bild nicht nur von den noch vorhandenen, sondern auch von den vorhanden gewesenen Kunstwerken des Mittelalters in dem festländischen Theile des Königreichs Neapel gibt". H. M.

Antiorthodoxe Bewegung in England.

Der Geist der tübinger Schule ist endlich auch bis nach England gedrungen und droht die orthodoxe Kirche in ihren Grundfesten zu erschüttern. Während vor nicht langer Zeit ein Rückfall in den Katholicismus, wenigstens seitens einer größern Partei, an deren Spitze ein berühmter oxforder Theologe stand, zu befürchten war — und daß diese Partei noch nicht ausgestorben oder erloschen ist, beweist unter anderm die Niederlage unsers gelehrten Landsmanns, Max Müller, bei der Bewerbung um die Boden-Sanskrit-Professur —, ist in jüngster Zeit eine neochristliche Schule entstanden, deren Koryphäen hochangesehene Mitglieder der beiden Universitäten Oxford und Cambridge, Theologen, Philologen und andere Gelehrte sind. Diese haben sich vor ungefähr einem Jahre vereint, ihre Grundsätze und Anschauungen in einem Bande, „Essays and Reviews" betitelt und aus sieben Abhandlungen bestehend, niederzulegen und dem darüber entsetzten, frommen England zu offenbaren. Das Buch hat in kurzer Frist eine zweite Auflage erlebt und ist in fast allen wissenschaftlichen und religiösen Zeitschriften, meistens dissidirend und dagegen protestirend, besprochen worden. So hat ihm z. B. auch die letzte Nummer der „Westminster Review" (vom October 1860) eine eingehende und ausführliche Besprechung gewidmet. Als Organ der Unitarier, selbst freisinnige religiöse Anschauungen vertretend, spricht sie sich doch tadelnd über das Buch aus, weil sie die Halbheit dieser Lehren, die sie als eine bloße Accomodation ansieht, nicht billigen kann, und bezüchtigt die Verfasser, als Würdenträger der Kirche und Stützen des orthodoxen Glaubens, der Inconsequenz. Wir wollen beiläufig die Titel der Abhandlungen anführen und die Namen ihrer Verfasser nennen. 1) „The Education of the World. By F. Temple." 2) „Bunsen's Biblical Researches. By Rowland Williams." 3) „On the Study of the Evidences of

Christianity." By Baden Powell" (der nun verstorbene Verfasser war Savilian-Professor der Astronomie zu Oxford). 4) „On the Mosaic Cosmogony. By Charles W. Goodwin." 5) „Séances historiques de Genève; the National Church. By H. B. Wilson." 6) „Tendencies of Religious Thought in England 1688—1760. By Mark Pattison." 7) „On the Interpretation of Scripture. By Professor Jowett." Temple ist Director der berühmten Rugby-Schule, Wilson, Jowett und Pattison sind Professoren an der Oxford-Universität, ersterer auch activer Geistlicher, wie auch Temple auf bestem Wege sich befindet, einst die Bischofsmütze zu tragen. Williams ist Vicedirector des theologischen Seminars zu Cambridge und Goodwin, früherer Tutor daselbst, jetzt Conveyancer in London und nebenbei ein tüchtiger Philologe und besonders Aegyptolog. Als besten Beweis, welche Gärung dieses Buch in England hervorgebracht hat, welches Aufsehen es fortfährt zu erregen und auf welchen Widerstand es zu stoßen hat, wollen wir die neuesten Nachrichten darüber aus den englischen Blättern mittheilen.

Bei der letztstattgehabten Ordination zu Farnham (so berichtet das kirchliche Organ „The Record") las der Bischof von Winchester viele Stellen aus den „Essays and Reviews" vor, um die Candidaten auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche die Kirche bedroht, und fügte dann die Erklärung hinzu, daß er wissentlich nie einen ordiniren wolle, der im entferntesten die Ansichten dieser neologischen Schule theilte. Ja, sogar von der Kanzel herab wird gegen dieselbe gedonnert. So berichtet der „Durham Advertiser" über eine in der dortigen Kathedrale vom Archidiakonus Cope gehaltene Predigt, in welcher er auf das berühmte oder berüchtigte Buch hinwies und in folgenden Worten schloß: „Wenn wir so des Menschen Wankelmuth betrachten, so bietet sich uns ein düsteres Bild dar. Aber ein noch weit dunklerer Schatten, eine in der That dichte Finsterniß würde darüber geworfen werden, könnte ich euch zeigen, bis zu welcher ausschweifenden, schaudererregenden Höhe die ungläubige (infidel) Speculation im Laufe dieses Jahres von ordinirten Mitgliedern unserer eigenen Kirche, von den Führern selbst, auf die ich eben hingewiesen, getrieben worden ist. Während einzelne Schriften besondere Lehren angegriffen haben — wesentliche Lehren: die Sühne, die Auferstehung des Leibes, das künftige Gericht und andere —, ist es die Tendenz und der Zweck eines Bandes gesammelter Aufsätze, die Urkunden, von denen jede christliche Hoffnung abhängt, auf einmal und gänzlich zu vernichten. Ich darf nicht anstehen, diesen Band, das erstaunenswertheste Product, das jemals, ich will nicht sagen aus einer christlichen Universität, sondern von irgendeinem Manne oder von Männern, die es noch wagen den Namen Christi zu bekennen, hervorgegangen ist. Zu beweisen, daß die Bibel, daß alle äußere Offenbarung eine Fiction sei; daß der Mensch kein Wissen, keine Kraft, keine Hoffnung, kein Heil besitzen könne, außer was sein instinctmäßiges, inneres Bewußtsein ihm gewährt (ein blos geborgter Ausdruck des «Gott im Herzen» des stoischen Philosophen): dies ist das Werk, welches ordinirte Geistliche unserer Kirche und beglaubigte Lehrer unserer Kinder.... Die ausdrückliche Leugnung, sage ich, des Heilandes, der sie gekauft, des Gottes, dessen vereidete Diener sie sind — dies ist das Werk, welches solche Männer mit ihren verdammenden Verantwortlichkeiten und feierlichst wiederholten Gelöbnissen für vereinbar gehalten haben. Ohne Reue oder Scham ist das Buch veröffentlicht worden: ohne Verweis oder Tadel: ja, mit der scheinbaren Aufmunterung öffentlichen Beifalls, königlicher Gunst und officieller Duldung, circulirt es noch diese Stunde. Wol mag die große Masse der Gläubigen in Verwunderung und Entsetzen fragen, was denn am Ende ist der Kirchenglaube? Und wo ist die berichtigende Disciplin? Sollen wir sie — dürfen wir sie auf eine offene Bibel, auf eine apostolische Geistlichkeit, auf allgemeine Glaubensbekenntnisse, auf biblische Artikel und Verordnungen verweisen? Was? Auf eine Bibel, so schonungslos beschädet, so nachlässig und zahm vertheidigt? Auf eine verrätherische, ungetadelte, aufgemunterte Geistlichkeit? Auf Glaubensbekenntnisse und Formulare, so unehrlich angenommen und so verächtlich beiseite geworfen? Ich würde mich schämen, euch dorthin zu verweisen; aber wenn die schwache Stimme Eines Mannes seine Glaubensgenossen und Amtsbrüder erreichen und sie beeinflussen könnte, so sollten die Kanzeln Englands keinen andern Gegenstand kennen, bis dieses schmachvolle Aergerniß beseitigt wäre."

Es sei nur noch erwähnt, daß die Berichte aus den genannten Provinzialblättern von uns der „Times" entnommen sind. Wie Goodwin soeben an den Verfasser dieser Notiz schreibt, wird demnächst eine dritte Auflage des Buchs in London erscheinen und hat man ihm einen Nachdruck desselben aus Amerika zugeschickt.

David Asher.

Eine Erinnerung an Friedrich Ludwig Schmidt.

So unendlich viel alljährlich über das Theater geschrieben wird, so unendlich anspruchsvoll auch wol kritische Werke auftreten, eine so geringe Ausbeute besitzen wir an wirklichen dramaturgischen Werken, die sich über das Maß des Herkömmlichen um etwas erheben. Die Theorie predigen zwar alle unsere Kritiker, mit ästhetischen Gesichtspunkten sind auch fast alle unsere schöngeistigen Schriftsteller bei der Hand; aber die Theorie mit der Praxis zu verbinden, das heißt in einem dramaturgischen Werke dem angehenden oder tieferdringenden Schauspieler wie Dramatiker nicht etwa blos Wünsche, sondern thatsächliche Unterweisungen in seiner Kunst zu bieten, das verstehen wir zu wenig. Es ist deshalb immer gut, von Zeit zu Zeit wieder auf die Werke aufmerksam zu machen, in denen sich einige treffliche Körnchen der Belehrung vorfinden. Da fällt uns das schon 1820 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienene Bändchen „Dramaturgische Aphorismen" von Friedrich Ludwig Schmidt in die Hand. Wir möchten wol wissen, wie viele der deutschen Bühnenkünstler dieses Werkchen überhaupt nur dem Namen nach kennen. Es findet sich darin keine geniale Anschauung der dramatischen Kunst, es ist das Ganze auch nicht die Entwickelung eines Systems derselben; und doch bietet es vielfach treffliche Anregungen für alle die, welche die dramatische Kunst nicht als eine blos milchende Kuh ansehen. Wenn man will, so steht das Büchlein sogar in einem etwas schroffen Gegensatz zu den wissenschaftlichen Werken, welche die Dramaturgie auf ästhetischer Basis zu einem Systeme auszubauen suchen. Schmidt sagt deshalb sehr richtig in der Einleitung: „Der theoretische Theil der Schauspielkunst wird durch sie freilich nicht erweitert; für den praktischen hingegen dürften sie nicht ganz ohne Nutzen sein; denn sie entsprangen aus der unmittelbaren Ausübung meines Geschäfts und waren Erguß meiner Empfindung nach einer gespielten Rolle. Dies auch der Grund, warum dem Büchlein eine methodische Form abgeht."

Gerade an dieser Aeußerung könnten unsere idealen Zielen nachstrebenden Dramatiker (oder Bühnenkünstler, wenn es deren noch welche gäbe!) Anstoß nehmen. Sie könnten meinen, weil es eben eine Hand voll aus der gewöhnlichen Theaterpraxis aufgeraffte Aphorismen seien, darum fehle ihnen die Allgemeingültigkeit und die richtige Abgrenzung nach höhern Gesichtspunkten. Zugegeben, so ist doch sicher, daß der nach Belehrung Suchende so lange lieber aus den der Praxis entnommenen Quellen schöpft, als die Aesthetik und wissenschaftliche Kritik ihm mit den allgemeinen und höhern Gesichtspunkten seiner Kunst nicht auch zugleich die umfänglichste Unterweisung für den concreten Fall, für jeden vielleicht recht gewöhnlichen Handgriff bieten kann, durch den oft die größten Wirkungen erzielt werden. Der gute Dramaturg soll nicht etwa im Gegensatze zum Regisseur der Bühne nur das ästhetische Feld beherrschen, er soll nicht schön reden und das ideale Unerreichte oder Unerreichbare allein betonen, sondern er soll sein Auge wie dieser auch auf die kleinste Realität, auf die Handbewegung irgendeines Choristen, auf den Gang eines hereintretenden Dieners richten und über alle Einzelheiten, die das Ensemble der Darstellung bewirken,

bestmögliche Anweisung geben können. Während aber der Regisseur jedesmal nur das einzelne in Scene zu setzende Stück vor sich hat, soll der Dramaturg dieses einzelne Stück nicht als einzelnes, sondern stets als ein Glied in der großen Kette der gesammten dramatischen Literatur ansehen. Daraus entspringt dem Dramaturgen vor dem Regisseur die höhere Bedeutung, daraus ergibt sich seine tiefer greifende Stellung.

Schmidt's „Aphorismen“ verbreiten sich über folgende Themata: „Das Memoriren“, „Ueber Individualität und Originalität des Darstellers“, „Ueber das Studiren der Rolle“, „Das Abhalten der Proben“, „Das stumme Spiel“, „Der Hang zu outriren“ (der Artikel ist ein empfehlenswerthes Geschenk für unsere reisenden Schauspieler), „Verschiedenheit der Affecte“, „Verhältnisse der Comparsen“, „Der Standpunkt (Stellung) des Darstellers auf der Scene“, „Fragmentarische Bemerkungen“.

Vielfältige Anregung bietet eine Analyse des Marinelli-Charakters, die sich in dem Abschnitt „Ueber das Studiren der Rolle“ findet. Aus den Schlußbemerkungen des Buchs erlauben wir uns aber einige Sätze wörtlich anzuführen, denn gleich dem „ceterum censeo“ kann ein und derselbe Widersinn nicht oft genug gegeißelt werden. Es heißt da: „Was hat man seit dem letzten Jahrzehnd nicht alles auf die Bühne gebracht! Was tummelt sich da durcheinander! Götter, Engel, Teufel, das ganze Thierreich fast bis zum Kolibri, Seegefechte, brennende Städte, Bombardement, förmliche Cavalerieangriffe, also Trupps von Pferden, sogar Hunde (Hund des Aubry!). . . . Dichtung und Schauspielkunst sind auf diese Weise im eigentlichen Sinne unter die Füße getreten. Soll ein solches Chaos ferner auf den deutschen Bühnen herrschen, so thut es noth, die Construction der alten griechischen Bühne wieder einzuführen, die bekanntlich in drei Abtheilungen zerfiel: die Orchestra, wohin der Chor mit Gesang und Tanz verwiesen war; einige Fuß höher die Scena, worauf die eigentlichen Schauspieler handelten, und hinter dieser, wiederum erhöht, ein dritter Schauplatz, Theologeion oder Himmelsbühne, wo ausschließlich nur Götter auftraten. Jetzt würde manche deutsche Bühne noch einer vierten Abtheilung bedürfen: für das liebe Vieh.“

Und jetzt 1861?! Da sollten manche hundertmal abgeleierte Stücke nur in diesem Raume „für das liebe Vieh“ abgespielt werden!

Friedrich Ludwig Schmidt war bekanntlich Mitdirector des hamburger Theaters, als dies noch in Deutschland eine maßgebende Bedeutung besaß. Schmidt war zugleich Schauspieler und Dramatiker. Seine Bedeutung als jugendlicher Held überragt zwar die des Dramatikers in ihm, doch hat er auch als solcher einzelnes Verdienstliche, namentlich in dem preisgekrönten Lustspiele „Der leichtsinnige Lügner“ geleistet. Als Schauspieler zählte er nicht zu den ersten Koryphäen unserer Bühnenwelt; Männer aber, die ihn zu Anfang des Jahrhunderts in seiner damals glänzenden Thätigkeit an der magdeburger Bühne noch mit eigenen Augen gesehen, rühmen sein Spiel außerordentlich. Was am wenigsten über diesen Schmidt bekannt sein möchte, ist, daß er ein Stück geschrieben, welches für Eine Stadt, nämlich für Magdeburg, im wahren Sinne des Worts ein Volksstück geworden ist. Es gibt der charakteristischen Bedeutung nach in unserer gesammten Literatur kaum ein Dutzend Stücke, die eben das wirklich sind, was man unter Volksstück verstehen könnte, und noch wenigere, die vom Volke selbst zu Volksstücken gemacht sind, so wie der Schmidt'sche „Sturm von Magdeburg“, natürlich mit der Einschränkung, daß dies Stück eben für keine andere Stadt als für Magdeburg Geltung erlangen könnte. Schon im vorigen Jahrhundert feierte man auf Magdeburgs Bühne den 10. Mai zur Erinnerung an die Erstürmung von 1631. Das ältere Stück, wahrscheinlich die Grundlage des spätern Schmidt'schen, soll — wir berichten dies nach mündlichen Mittheilungen eines Mannes, der beide Stücke mit eigenen Augen sah — dem Schmidt'schen in der Totalwirkung bedeutend nachgestanden haben und wird wol ein Gemisch der gangbaren Haupt- und Staatsactionen und obligater Hanswurstscenen gewesen sein. Für das Jahr 1798 schrieb Schmidt seinen „Sturm von Magdeburg“. Das Stück erregte großes Aufsehen trotz vieler dramatischer Mängel, denn Schmidt selbst spielte als junger Mann von 26 Jahren zugleich eine der Hauptrollen. Seitdem nun hat sich dieser Schmidt'sche „Sturm von Magdeburg“ unverkürzt auf der Bühne erhalten; es sind über sechzig Jahre, aber noch immer muß alljährlich am 10. Mai auf Magdeburgs Theaterzetteln der „Sturm von Magdeburg“ prangen und wird auch wol noch viele zehnte Mai erleben. Denn das Stück läßt sich trotz seiner Jahre immerhin sehen.

Emil Müller-Samswegen.

Notiz.

Ein französischer Rückblick auf die deutsche Literatur des Jahres 1860.

Fast gleichzeitig mit unserm in Nr. 1 und 2 d. Bl. veröffentlichten Rückblick auf die deutsche Literatur des Jahres 1860 erschien ein von Paul Lindau verfaßter französischer Rückblick im „Annuaire de l'Encyclopédie du XIXme siècle“. Der Ueberblick über die deutsche Literatur des Jahres 1859 im vorigen Jahrgang war von Philarète Chasles verfaßt. Lindau beginnt seinen Bericht mit einer Bemerkung über die nationalen Tendenzen, die nach seiner Meinung gegenwärtig in der deutschen Literatur vorherrschend seien. Er sagt: „Die Leidenschaften, von denen die deutschen Stämme beseelt sind, die Wünsche, die sie hegen, die Unzufriedenheit mit dem unnatürlichen Zustand ihrer Verfassung, endlich all jene Symptome des vaterländischen Fiebers, von welchem das deutsche Volk von den Alpen bis zur Ostsee und vom Rhein bis zur Weichsel behaftet ist, finden auch in den letzten literarischen Erzeugnissen ihren deutlichen Ausdruck. Wir gehen wol nicht fehl, wenn wir behaupten, daß so ziemlich alle Werke von Bedeutung entschieden aus dieser gemeinsamen Quelle der Vaterlandsliebe hervorgehen.“ An einer andern Stelle bemerkt Lindau: „Der mittelmäßige Autor, der diese Empfindungen hervorzurufen weiß, kann von vornherein des Erfolgs seines Buchs versichert sein; fehlen sie, so sind auch die glänzendste Phantasie, ein tiefes und richtiges Gefühl und ein funkelnder Stil nicht im Stande das Publikum hinzureißen.“ Lindau hebt dann besonders die Humboldt'schen Briefe hervor, wobei er bemerkt, daß im vorigen Jahrgang des „Annuaire“ Faye das Leben des Verfassers des „Kosmos“ beschrieben habe. In den Briefen Humboldt's, bemerkt Lindau, verleugne sich nirgends die „clarté de ce grand esprit, fin, mordant, moqueur, sans pitié pour les petits, sans égard pour les grands, souvent cruel, toujours profond et sincère“. Dann bespricht er die Literatur über Humboldt (wobei Lindau, wie auch in einigen spätern Stellen, unsere Blätter, in Bezug auf die Humboldt-Literatur speciell den betreffenden Aufsatz in Nr. 40 d. Bl. f. 1860 benutzt zu haben scheint), geht dann zum biographischen Roman über, erwähnt Luise Mühlbach, die er namentlich wegen ihrer „étonnante fécondité“ mit A. Dumas vergleicht, ihren Gatten Theodor Mundt, Theodor König's Roman „Luther und seine Zeit“ und hebt dann aus der Säcular-Schiller-Literatur Scherr's Biographie Schiller's, die Festreden von Kuno Fischer und Grimm, Th. Apel's Drama „Dichters Liebe und Heimat“, Eckardt's Drama „Friedrich Schiller“ u. s. w. hervor. Auch Eckardt's Stück „Philipp Palm“ wird erwähnt, weiterhin von Dramen noch G. zu Putlitz' „Das Testament des Großen Kurfürsten“, Paul Heyse's „Elisabeth Charlotte“, Laube's „Montrose“, Mosenthal's „Düweke“, Melchior Meyr's „Karl der Kühne“, Max Ring's Lustspiel „Unsere Freunde“, Hersch's „Anna Lise“, Freytag's „Fabier“, das Schauspiel „Der Zunftmeister von Nürnberg“ von Oskar von Redwitz („ce troubadour par trop sentimental, triste apôtre des lamentations et des soupirs“) und Brachvogel's „Oliver Cromwell“. Von Brachvogel heißt es, er sei eine jener außergewöhnlichen Naturen, welche ebenso oft abstoßen als anziehen, bei denen bewunderswerthe Sachen sich mit unerträglichen Plattheiten mischen, das

Erhabene durch das Lächerliche, der Schwung durch das Prätentiöse gekreuzt und das heilige Feuer durch dicken Rauch erstickt werde. Von der Frau Birch-Pfeiffer meint er, sie sei ein „auteur français, que le hasard a fait naître en Allemagne". Unter den Romanen erwähnt er ferner Gustav Freytag's „Soll und Haben", Gutzkow's „Zauberer von Rom", Kompert's auch in das Französische übersetzte „Geschichten aus dem Ghetto", des „Barons" Hackländer „Tannhäuser", dem er einen „style forcé et outré" vorwirft, sodaß man den „gai conteur", den Verfasser der „Wachtstubenabenteuer", darin kaum wiedererkenne, O. Müller's „Der Klosterhof" („oeuvre réussie, d'une grande valeur littéraire"); er nennt ferner Gerstäcker, dessen Skizzen „Unter dem Aequator" ihm nicht das Lob zu verdienen scheinen, wie seine frühern Erzählungen; Armand, Hieronymus Lorm, Karl von Holtei, Auerbach, Paul Heyse, Fanny Lewald, die in ihrem Roman „Das Mädchen von Hela" alle Frische „de sa grâce poétique" und die Klarheit „de son esprit droit" bewahrt habe, Luise Ernesti u. s. w. Eine Erzählung: „Die Stiefkinder" von Ottfried Mylius, in K. Müller's „Erheiterungen", diesem „recueil très-estimé" wird als eine reine keusche Erzählung mit besonderm Lobe hervorgehoben und dabei den französischen Romanschriftstellern vorgeworfen, daß diese mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen im Gegensatz zu den deutschen nur noch Courtisanen, Maitressen und ehebrecherische Gattinnen zu schildern wüßten. Alsdann nennt er ein paar Lyriker, darunter Prutz und Lingg, und als die „représentants de la critique savante et consciencieuse" den Herausgeber d. Bl., Prutz, Julian Schmidt, Joseph Lehmann („pour la littérature étrangère") und H. Hauff. Machen wir ihm in corpore dafür unser Compliment, selbst auf die naheliegende Gefahr hin, mit unsern kritischen Schädeln aneinander zu rennen. Dagegen kommt W. Menzel, dieser „terrible gallophage", der sich erdreiste, sogar Namen wie Luther und Goethe zu verunglimpfen, sehr übel weg. Schließlich wird der deutschen Literatur dazu Glück gewünscht, daß sie jetzt den „sarcasme insensé" der Heine'schen Schule überwunden habe.

H. M.

Bibliographie.

Ahn, F., L'Allemagne poétique ou Choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles. Classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 1 Thlr.

Beer, A., Allgemeine Geschichte des Welthandels. 1ste Abtheilung. Wien, Braumüller. 1860. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fischel, E., Männer und Maaßregeln. Eine politische Skizze. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Georgi, K. A., Karl Heinrich Ferdinand Schütze auf Schweta. Ein Bild seines Lebens, nach seinen eigenen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen gezeichnet. Zum Besten der Schütze'schen Stiftungen in Meissen. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Giseke, R., Inschrift oder Die Demagogen. Drama in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Oppel, K., Pythagoras und die Freimaurerei. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 6¼ Ngr.

Raumer, F. von, Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reimann, T., Rudolph und Clara. Die Tochter des Ritter Hanns von Thaler auf Hockendorf, im Meißner Hochlande, oder: Des Bergmanns Leid und Freud'. Romantische Erzählung aus dem Bergmannsleben. Zwei Theile. Potschappel. 8. 1 Thlr.

Sachse, C. F. H., Gedichte. Nebst einer Auswahl nachgelassener Gedichte seines Sohnes R. Sachse. Altenburg, Schnuphase. Gr. 16. 1 Thlr.

Thalia. Taschenbuch für 1861. Von F. Steinebach. 48ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Thudichum, F., Die gau- und markverfassung in Deutschland. Giessen, Ricker. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Thurm, F. vom, Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Franz von der Trenck, der österreichische Panduren-Oberst. Historischer Roman, aus der Zeit Maria Theresia's von A. v. L. 1ster Band. 1ste Lieferung. Celle, Schulze. 8. 10 Ngr.

Trueba, A. de, Erzählungen von rosiger Farbe. Aus dem Spanischen. Augsburg, Rieger. 8. 1 Thlr.

Volckhausen, Adeline, Sara. Roman. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wester, J., Allerhand Humore. 1ste Sammlung. Cöln, Bollig. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wiedersperg, F. Freih. v., Jagd- und Reiseskizzen aus Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen und der Moldau. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 12 Ngr.

Willkomm, E., Die Töchter des Vatican. Roman in drei Bänden. Leipzig, Thomas. 1860. 8. 4 Thlr.

Winterfeldt, D. v., Bilder aus dem Jägerleben. Mit sieben Illustrationen nach Zeichnungen von C. Steffeck in Holz geschnitten. Berlin, Decker. Imp.-4. 1 Thlr.

Witte, L., Das Evangelium in Italien. Ein zeitgeschichtlicher Versuch. Gotha, Besser. Gr. 8. 15 Ngr.

Wörle, K., Gedichte. Leipzig, Kollmann. 16. 20 Ngr.

Zahn, A., Cleophea Zahn, geb. Schlatter. Ein Charakterbild mit einer Sammlung ihrer Gedichte. Als eine Erinnerungstafel für ihre Freunde aufgerichtet. Halle, Fricke. 16. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Bade, T., Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Ein Lebensbild. Mit einem Porträt in ganzer Figur. Berlin, F. Schulze. 8. 7½ Ngr.

Bayerns Beruf. I. München, Lentner. Gr. 8. 6 Ngr.

Deimling, O., Ueber den Ideengehalt der Schiller'schen Balladendichtung. Festvortrag gehalten in Mannheim bei der von der Schillerstiftung veranstalteten Schillerfeier am 10. November 1860. Mannheim. 8. 10 Ngr.

„Deutschland du rasest!" Der Mahn- und Warnungsruf eines wahren Deutschen und Staatsmannes in „drei und dreißig Sätzen vom Deutsche Bunde". Allen wahren Vaterlandsfreunden an's Herz gelegt von einem Veteranen aus der Zeit der Schmach und Erniedrigung Deutschlands. Darmstadt, Köhler jun. 1860. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutsch-Oesterreich. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Plank, C., Das würtembergische Concordat dargestellt in seinen Beziehungen zu Oestreich, Frankreich und der badischen Gesetzgebung vom 9. October 1860. Stuttgart, Göpel. 1860. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rudhart, G. T. v., Rede auf Sir Thomas Babington Macaulay, den Essayisten und Geschichtschreiber Englands. Vorgetragen in der feierlichen Versammlung der königl. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1860. München. 1860. Gr. 4. 5 Ngr.

Soll Venetien östreichisch bleiben oder nicht? Unter besonderer Berücksichtigung der Schrift: „Der Besitz Venetiens und die Bedeutung des Neu-Italienischen Reiches" beantwortet von einem preußischen und deutschen Patrioten. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 5 Ngr.

Venetien. Ein Beitrag zur Theorie der brutalen Gewalt. (Antwort auf „Kaiser Franz Joseph I. und Europa".) Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 7. Februar 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Dramatische Revue.

Während fast alle Künste in einer fortschreitenden Entwickelung sich befinden, macht die dramatische Dichtkunst eine Ausnahme; es ist als fehle ihr das rechte Fahrwasser, als sei sie unklar über ihr Ziel und ihren Zweck und doch gibt es gerade über keine Kunst so viele theoretische Lehrbücher, Vorschläge, Aeußerungen zum Theil bedeutender Ansichten, als gerade über sie. Ein jeder sieht ein anderes Hemmniß, ein jeder weiß einen andern Rath: die Zeiten sind vorüber, wo das Publikum von dem Dichter sich bilden und leiten ließ; das umgekehrte Verhältniß ist jetzt an der Tagesordnung. Die Zeit schreitet auch zu gewaltig fort um sie zu fassen, der Dichter wird getrieben und schafft Gebilde der Zeit, die der Vergangenheit angehören, ehe sie ins Leben treten. Vor allem ist es das deutsche Lustspiel, das arg daniederliegt. Man kann das am besten erkennen, wenn man verfolgt wie z. B. in den letzten zehn Jahren der Geschmack des Publikums auch in Bezug auf das Lustspiel gesunken ist. Anforderungen wie Wahrheit der Gegenstände und Charaktere werden an das Lustspiel kaum noch gestellt; komische Situationen und Witz werden freilich nach wie vor verlangt, aber im Grunde wünscht man nur den höhern Blödsinn, in den man den hölzernen Puppenbalg so einwickelt, daß die Masse der Zuhörer getäuscht wird, wie ein Kind ja auch seine Puppe für ein lebensfähiges Wesen hielt. Das Tendenzlustspiel, das die Gebrechen der Zeit zum Vorwurf nimmt und sie dem Gespötte der Welt preisgibt, das sich nicht scheut seine sittliche Empörung unter die Maske der Heiterkeit zu stecken, weil man unter ihr oft genug mehr sagen und wirken kann, als wenn man den Kothurn anschnallt, jenes Tendenzlustspiel ist fast ganz aus der Mode gekommen; dafür haben die Dichter billige Phrasen zur Hand, die sie oft ohne jeden Zusammenhang anbringen und durch die sie sich von der Kritik das Zeugniß sittlicher und patriotischer Dichter verschaffen. Fehlt es etwa an Gebrechen, die gegeiselt zu werden verdienten? Ist etwa unter anderm der Kampf gegen das sich breitmachende Krämerthum keine Aufgabe? Ist es nicht ein größerer Gegenstand des Lustspiels, eine „golbgeschmückte Delila", die den Simson (unsere Zeit) entkräftet und entnervt, zu schildern, als immer wieder die modernen Danaës zum Vorwurf zu wählen, die sich doch zuletzt alle gleichen? Aber freilich, es ist viel leichter, vielleicht auch viel dankbarer, ein Intriguenstück wie die Birch-Pfeiffer, ein Anekdotenstück wie die Mühlbach, Possen, wie sie auf allen Theatern sich breit machen (Zwitter vom Lust- und Singspiel), zu schreiben, als ein feines Lustspiel zu dichten, in dem sich Charaktere entwickeln und zu dem Darstellungsgabe, feiner Witz, Takt, Bildung und Geschmack gehören. Und dann, spricht nicht der Erfolg für jene und gegen die letztern? sind nicht selbst die Lustspieldichter, welche sich scheuten die gewöhnliche und jetzt beliebte Straße zu gehen, in den Hintergrund getreten, obgleich in einer Scene von ihnen mehr Geist, Geschmack und künstlerischer Werth sich zeigt, als oft in allen Stücken der modernsten Lustspieldichter zu finden ist? Das Publikum im großen und ganzen will gar nicht geistig angeregt werden, es will höchstens Esprit, Raffinement, hier und da ein Bonmot, interessante Situationen, womöglich einige Aequivoken, mit einem Worte, es äfft den französischen Geschmack nach, und wenn es sich auch noch so sehr deutsch stellt, es zeigt, wie der französische Geist das Publikum und den Dichter gefangen hält und sie befangen macht in ihrem geraden, vernünftigen Urtheile. Ja, man will nicht einmal Wahrheit, heruntergerissen will man sehen, was höher gestellt und gebildeter ist, man verlangt edle Proletarier, tugendhafte Maitressen, Entschuldigung der feinen Verbrechen: die Masse will mit einem Worte ihren sittlichen Standpunkt in der dramatischen Dichtkunst wiederfinden und die Dichter sind nur zu oft feig und schamlos genug, diesem Geschmack zu Liebe ihre bessere Ueberzeugung mit Füßen zu treten.

Wie in der politischen Welt scheint auch in der Geschmacksrichtung die Kopfzahl die Entscheidung zu haben: der Dichter muß sich nur eben hüten, nicht zu weit zu gehen und er wird immer auf Erfolg rechnen können. Die Früchte solchen Gebarens aber zeigen sich nicht nur in dem immer fortschreitenden Verfall der Bühne und des Geschmacks des Publikums; sie wirken weiter und vollenden die sittliche Fäulniß in der Familie und im Staate; ihnen hat die Bühne zu verdanken, daß sie gewiß nicht mehr für eine moralische, wol aber, und das sei ohne theologische Hintergedanken gesagt, für eine durchaus unmoralische Anstalt gehalten werden muß.

---

1. Gustav Räder's gesammelte komische Theaterstücke. Erster und zweiter Band. Leipzig, Bock. 1859—60. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Von den beiden Räder'schen Possen, die uns im ersten Bande zur Beurtheilung vorliegen, hat namentlich „Robert und Bertram" den Weg über die meisten deutschen Bühnen gefunden und hat nicht verfehlt, die Lachmuskeln des Publikums anzuregen. Räder versteht, als Mann von Fach, dankbare Rollen zu schreiben, er weiß was zündet und gefällt und täuscht sich nur darin, daß er die Komik weit mehr in der Rede als in der Situation findet; die Hauptrollen schreibt er zunächst für sich und ist überzeugt, daß, wenn er dies oder jenes sagt, es durch die Art und Weise des Vortrags gefällt; selbst ein Bosco des Witzes übersteht er, daß dieselben Taschenspielerkünste, von einem weniger befähigten Komiker ausgeführt, nicht so gefallen können. Aber man muß überhaupt an diese Art von Possen, bei denen Licht, Ausstattung, Ballet, Decorationen u. s. w. zum Erfolg beitragen müssen, nicht mit dem ganzen schweren Geschütze der Kritik heranrücken und sie ebenso wenig mit kaltem ruhigen Verstande beurtheilen; man nimmt eben so etwas hin als Landesmünze, die gilt, wenn sie auch im Grunde einen geringern reellen Werth hat. Es ist wahr, Mechanik der Handlung, die Ausdrucksweise, die Tendenz, die Gesammtidee des Stücks, alles das ist nicht neu, eine Menge kleiner Incidenthandlungen sollen die Armuth des Ganzen verbergen; aber dabei freuen wir uns über die Harmlosigkeit des Gegebenen. Räder versteht es prächtig, Unsinn und Sinn so durcheinander zu würfeln, daß man dadurch zwar nicht befriedigt wird — denn der Unsinn allein ist nicht fähig Vergnügen zu bereiten —, aber doch immer durch die Körner Witz und Humor heiter gestimmt wird. Und damit ist wol überhaupt alles erreicht, was Räder mit seinen Possen bezweckt. Die zweite Posse: „Ein Prophet oder Johannes' Leiden und Freuden", ist eine nicht übel gelungene Parodie des Meyerbeer'schen „Prophet", die namentlich bei entsprechender Musik nicht ohne Wirkung sein dürfte. Johann tritt als verheiratheter Schneider auf, statt der Fides erscheint seine Gattin Felicitas mit sieben Kindern; neu wenigstens in dieser Beziehung ist die Gewährung von drei Wünschen, die dem Propheten aber zum Schaden ausschlagen.

Die drei Possen des zweiten Bandes sind nach dem Französischen bearbeitet, frei, wie der Verfasser angibt, und zwar sehr frei, wie der gestehen wird, der die Originale kennt. „Das Stelldichein oder Alle fürchten sich", nach einer Operette von Isouard gefertigt, ist auch schon in einer andern Bearbeitung, wenn wir nicht irren unter dem Titel „Die Helden in der Hasenheide" bekannt; es ist ein Stück voll naturwüchsiger und ansteckender Heiterkeit, die sich oft bis zur Ausgelassenheit steigert, voll komischer Situationen und Charaktere; die Bearbeitung ist sehr geschickt, die Couplets aber der schwächste Theil der Posse. Von der allgemein bekannten Posse „Der Weltumsegler wider Willen" erfahren wir erst durch den vorliegenden Band, daß auch sie nach dem Französischen bearbeitet ist; unbedingt ist sie die beste Arbeit Räder's, wie sich in ihr denn auch am entschiedensten sein Charakteristisches, ein Mittelding zwischen wiener und berliner Witz, zeigt. Der Executor Purzel ist durch diese Posse eine bekannte Persönlichkeit, eine berechtigte Theaterfigur geworden, ein Typus wie Schelle es vor Zeiten war und zum Theil noch immer ist. Eine solche originelle Figur geschaffen und sie so vorgeführt zu haben, daß man ihre Lebensfähigkeit überhaupt anerkennt, ist immer ein Verdienst, das wir Räder gern zugestehen mögen. Leider wird der gute Eindruck, den Purzel von jeher auf uns machte, durch sein weiteres Auftreten und namentlich durch seine Abenteuer in Spanien etwas beeinträchtigt, wie ja auch, da wir einmal den Vergleich gemacht haben, Schelle durch seine spätern Besuche fade und langweilig wurde. Jedenfalls ist „Purzel in Spanien", nach dem Französischen des Gautier, von den fünf Possen Räder's, die wir heute besprechen, die schwächste.

2. Egoismus und Humanismus oder: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf." Originallustspiel in drei Acten von Ferdinand Winckler. Berlin, Abelsdorff. 1859. Gr. 8. 25 Ngr.

Reinhart liebt Victoria, Tochter Pansemann's, hoffnungslos, weil der Papa reich, er aber arm ist (Egoismus); aus reiner Menschenliebe arbeitet er für seinen erwünschten Schwiegervater einen Vorschlag aus, nach welchem alle heirathslustigen und -unlustigen Junggesellen und Jungfrauen besteuert werden sollen, Besteuerung also des Laiencölibats überhaupt (Humanismus), während er zu gleicher Zeit durch seine Victoria, Mutter Pansemann und einige andere Damen eine Bitte an den Prinz-Regenten richten läßt, die Heirathsfähigen, aber nur in selbstsüchtiger Verkennung des Wesens und Zwecks der Ehe nicht Verheiratheten beiderlei Geschlechts möchten zur Besteuerung herangezogen werden. Beide Vorschläge gelangen in die Hände des Regenten, der zunächst weiblich entrüstet über den erstern ist und zur Strafe Pansemann das Präsidium eines Vereins überträgt zur Aussteuer heirathsbeflissener, unbemittelter Jungfrauen und Junggesellen; Pansemann und Genossen müssen dazu ein Procent ihres Vermögens beitragen, werden aber zur Entschädigung hoffähig; drei Paare sollen binnen 24 Stunden verlobt sein, Reinhart und Victoria sind natürlich darunter. Einige Phrasen über Humanismus und Egoismus unserer Zeit, sehr schwache, nur für mit berliner Verhältnissen Vertraute verständliche Namensverdrehungen: Pansemann, Oberbürgermeister Bärenklau u. s. w., eine wirklich mehr als lächerliche Zeichnung der Charaktere und des Begriffsvermögens der Männer, von denen der Prinz-Regent Vorschläge zur Steuerreform erwartet, einige Bedientenscenen und dergleichen machen das an und für sich schwache Sujet nicht interessanter. Vielleicht steckt hinter dem Ganzen eine für uns nicht verständliche Satire.

3. Der Spaß. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge. Frankfurt a. M., Küchler. 1857. 16. 6 Ngr.

Das Lustspiel behandelt die Leiden eines dramatischen Dichters, dessen Dichtung von Kritik und Publikum einstimmig verdammt ist. Wir wissen nicht, ob der Verfasser der vorliegenden Kleinigkeit schon früher für die Bühne geschrieben hat und somit aus Erfahrung den Seelenzustand des ausgepfiffenen Dichters schildert; glich die erste Arbeit diesem „Spaß", so war wenigstens das Verdammungsurtheil kein ungerechtes. Es sind hier nur lose aneinander gereihte Scenen, Klagen und Befürchtungen eines über den Nichterfolg seines Stücks anscheinend übergeschnappten Dichters, der in jedem Menschen seinen Feind sieht und das harmloseste Wort für eine Anspielung auf sein Fiasco hält. An und für sich liegt in dem Gedanken komischer Stoff genug, aber er wird nur oberflächlich und ohne jeden Humor verarbeitet, der Witz ist lahm oder verzerrt und der Schluß, an dem wenigstens der Dichter von seinem partiellen Wahnwitz geheilt werden sollte, bringt nicht einmal das so unbedeutende Sujet zum Abschluß. „Ausgepfiffen!" ist das letzte Wort dieses dramatischen Scherzes; möchte es bei einer etwaigen Aufführung nicht auch das letzte Wort des Publikums und zugleich sein entscheidendes Urtheil sein.

4. Der Liebe List über alles. Lustspiel in drei Acten von Heinrich Schröter. Frankfurt a. M., Küchler. 1858. 8. 7 Ngr.

Derselbe Drucker, derselbe Vertrieb, vielleicht auch derselbe Verfasser wie bei dem vorher beurtheilten sogenannten Scherz; übereinstimmend ist hier wie dort Mangel an Erfindung und Witz, derselbe seltsame Begriff von Umgangston unter anständigen Menschen, derselbe Dialog und dergleichen Aehnlichkeiten mehr. Ein Vormund will seine Nichte nur mit einem reichen Mann oder an einen Adelichen verheirathen und wird, um ihn von diesem Plane abzubringen, durch ein eigens zu diesem Zwecke gedrucktes Zeitungsblatt getäuscht, nach welchem die Besitzung der Nichte auf Monte-Colombo durch Erdbeben verwüstet wurde. Dazu kommt ein charmanter Herr von Tauber, der mit seinem Freunde Lang um zehn Flaschen Burgunder wettet, daß dieser ihm seine Braut nicht entreißen könne, die er, nebenbei gesagt, herzlich gern los sein will; weiter die Bemühungen des Lang, das Brautpaar wieder zu vereinen durch eine angebliche Verwundung, durch ein Duell mittels einer vergifteten und nicht vergifteten Pille; natürlich ist keine vergiftet, die eingebildeten Kolikschmerzen aber gewiß von unendlicher Wirkung nach der Ansicht des Dichters. Der geehrte Leser erhält so eine Vorstellung von der List, die die Liebe erfindet und die der Verfasser „über alles“ nennt. Genug, die Liebespaare werden vereinigt, die Liebe, die schon so viele schlechte Lustspiele verschuldet hat, siegt wie gewöhnlich, und was wäre überhaupt nicht gewöhnlich in diesem Lustspiele? Vielleicht nur der Schluß, die Burgundergedanken des Herrn von Tauber nach glücklicher Versöhnung mit seiner Elise.

5. Zwei Lustspiele von Cäsar W. Stuhlmann. Kiel, Schwers. 1859. 4. 1 Thlr.

Die beiden Lustspiele machen uns mit den Anschauungen der Geldaristokratie bekannt; Gelderwerb und Wohlleben sind die einzigen Gedanken der Helden dieser Stücke. Der Verfasser ist, wie er uns selbst erzählt, Arzt, und Rabelais und Smollet dienen ihm zur Rechtfertigung, wenn er die körperlichen Leiden der Menschheit vergißt, um „dieweil des Menschen Fürrecht Lachen ist“, uns lachen zu machen. Mit dem Witz, der nur auf die Lachmuskeln wirken soll, ohne den Geist anzuregen, ist es aber eine eigene Sache und der Geschmack ist dabei so verschiedenartig, daß der eine noch einen Extrakitzler gebraucht, um sich von dem krampfhaften Lachen eines andern über den Witz des dritten anstecken zu lassen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Lustspielen gegenüber mich auf dem Standpunkte „des einen“ befinde, obgleich ich auch, um mich mit dem Verfasser zu verständigen, gern zugeben will, daß ich für Witz, der nicht eine vernünftige Basis hat, überhaupt nicht sehr empfänglich bin. (Ein feiner Scherz trifft den Verstand, der Humor berührt das Herz, ein drastischer Witz läßt, um mich des sehr bezeichnenden, freilich trivialen Ausdrucks zu bedienen, „den Bauch wackeln.“) Die beiden Lustspiele sind überhaupt specifisch hamburgisch. Das Gebaren der reich gewordenen Kaufleute, die niemals lernen ihr Geld mit Anstand und Geist zu verschwenden, ist ganz trefflich gezeichnet, die Aristokratie des Geldes wird nach Gebühr gegeißelt; aber das alles hätte, unserer Ansicht nach, mit mehr Witz, Schärfe und sogenannter poetischer Gerechtigkeit geschehen können; die Gemüthlichkeit des Dichters steht nicht im Verhältniß zu der Faulheit der socialen Zustände, die gegeißelt werden sollten. Außerdem hätten die Unwahrscheinlichkeiten vernichtet werden können; daß sich z. B. die Geldaristokraten noch durch „die Aussicht“ betrügen lassen, einen vornehmen Schwiegersohn zu bekommen, gehört auch bereits in das Gebiet der überwundenen Standpunkte. Ueberhaupt sind alle Täuschungen in diesen Lustspielen, mögen sie nun von der Marquise St.-Evremont oder von Amorette Liebesapfel aus Berlin ausgehen, so — kühn gesagt — unwahrscheinlich, daß man das Publikum für sehr kindlich halten muß, dem man eine solche Kost auftischt. Die Couplets, gegen die wir im allgemeinen sind, weil sie als Lückenbüßer eine unpassende Ausdehnung in unsern modernen Possen bekommen haben, sind wenig witzig, hier und da für einen Nichthamburger geradezu unverständlich.

6. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Achtunddreißigster Jahrgang für 1859. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1859. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Herausgeber F. W. Gubitz finden wir in diesem Jahrbuche zwei dramatische Arbeiten: ein Lustspiel, „Kräftige Mittel“, und ein geschichtliches Schauspiel, „Gustav Adolf an der Oder“. Das kleine Lustspiel dreht sich um die Sucht eines Rentiers, Erfindungen zu machen; er vergißt darüber sein Hauswesen und über sein figürliches Steckenpferd, das hier allerdings als ein sehr kindliches erscheint, geht in seinem Hause jeder seinen besondern Weg, bis dann alle zu der richtigen Ueberzeugung kommen, daß im beschränkten Kreise der Familie allein das wahre Glück wohnt. Hübsche Anlage und leichter Dialog sind als Vorzug, etwas stark aufgetragene Pointirungen als Schwächen des Lustspiels zu erwähnen; es sind hier eben Mittel angewendet, die manchem, namentlich mit Berücksichtigung der Motivirung, die bei einem einactigen Lustspiele kaum ausgedehnter sein konnte, etwas zu kräftig erscheinen dürften. Das Schauspiel gibt eine interessante Episode aus der Zeit, als der Schwedenkönig den Kaiserlichen in Pommern gegenüberstand. Gustav Adolf, durch seine Arglosigkeit an den Rand des Verderbens geführt, verrathen von der Tochter des feindlichen Generals, die sich dem zum Weibe bestimmt, der den König lebend oder todt ihr überliefert, wird durch die Treue und Wachsamkeit des Rittmeisters Baudissin gerettet, dem wieder rathend und helfend seine Braut, Elsbeth von Damitz, zur Seite steht. Das Ganze gibt ein bewegtes, bis zum Schluß fesselndes Bild, das insofern etwas zu protestantisch gehalten ist, als die Gegenpartei, die Katholiken, der sogar die Jünger Loyola's als Schreckbild zugetheilt wurden, mit zu ungünstigen Blicken betrachtet und mit zu grellen Farben gemalt sind. Ein etwas Weniger wäre hier unbedingt vortheilhaft gewesen. Bei den höhern Ansprüchen, die wir an diese in vielfacher Hinsicht vortreffliche Arbeit machen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wir die Schilderung von Elsbeth's und Giulietta's Beziehungen zueinander, sowie die übrigens höchst poetisch gehaltene Erzählung von dem Sturz und der Verwundung der Italienerin etwas geschickter in das Ganze eingefügt gewünscht hätten.

Einen größern Beitrag dieses Jahrbuchs bildet das bekannte Original-Intriguenstück von Charlotte Birch-Pfeiffer „Ein Ring“. Alle Vorzüge und Schwächen dieser dramatischen Schriftstellerin finden sich auch in dieser Dichtung; ideale Wahrheit, höhere Interessen sucht man vergebens, dagegen sind Spannung und theatralische Ueberraschung, Bühnenkenntniß und geschickte Combination der Scenen leicht zu bemerken. Die Hauptschwäche des Stücks liegt in dem Zufall, der besser als alle Hofintriguen den verschlungenen Knoten löst. Der Inhalt ist kurz folgender: Ludwig XV. bemüht sich um die Herzogin von Guise, erwählt als Unterhändler seinen Freund Richelieu, der aber die Herzogin liebt, während sie ihn verachtet. Richelieu sucht den König auf andere Gedanken zu bringen, leitet den Geschmack auf eine Goldschmiedstochter, ein Ueberfall bei dieser wird in Scene gesetzt; dabei sieht Richelieu an dem Halse der Schönen einen Ring hängen, erfährt, daß er ihrer Pathe, der Herzogin von Guise, gehört, und daß diese einen hohen Werth darauf legt. Richelieu glaubt nun entdeckt zu haben, daß die Herzogin aus Liebe zu einem andern seine Bewerbungen zurückweist, raubt den Ring und will nur nach der Beichte von der Geschichte desselben ihn zurückgeben. Da nicht gebeichtet wird, so gelangt der Ring durch Richelieu an den König. In dessen Gegenwart erfährt die Herzogin durch Richelieu, daß dieser der Inhaber des Ringes sei und erzählt darauf, welche Erinnerung sich an denselben knüpft. Sie hat sich als dreizehnjähriges Kind auf dem Lande aufgehalten und da einen Knaben kennen und kindlich lieben lernen. Beim Scheiden von demselben hat sie ihm

krampfhaft einen silbernen Knopf vom Kleide gerissen und diesen darauf zum Andenken in einen Ring fassen lassen. Dies ist der gestohlene Ring und der geliebte Knabe war natürlich kein anderer als Richelieu, der sich als solcher zu erkennen gibt. Darauf Versöhnung, glühende Liebe und endliche Vorstellung als Verlobte. Können wir an dem Birch-Pfeiffer'schen Stücke nicht gerade eine ideale Richtung erkennen, so müssen wir doch gestehen, daß es sehr geschickt gearbeitet ist und unterhält.

Von dem weitern Beitrage „Wem soll man Wort halten", von F. Schulz, kann man nicht einmal das letztere behaupten. Ein alter Bekannter aus den zwanziger Jahren begegnet uns auf der Straße, wir haben ihn lange nicht wiedergesehen, im großen Getreibe und unter dem Einflusse vieler Erlebnisse haben wir kaum seiner gedacht, wir hielten ihn für begraben. Da kommt er plötzlich aus seiner kleinen Landstadt, die Zeit ist spurlos an ihm vorübergegangen, er steht uns gegenüber in dem Anzuge von damals, mit dem Fracke, der längst aus der Mode ist, und mit dem Hute, der allerdings kaum weniger geschmacklos ist als viele, die heute mit Bewußtsein getragen werden. Einen Augenblick sind wir gerührt, es ist als ob Einfachheit und Natürlichkeit in dem alten Bekannten uns entgegenträten; aber schon nach wenigen Minuten ist es uns klar, daß unsere Wege zu weit auseinander gingen; wir drücken ihm die Hand auf Nimmerwiedersehen. Auch Schulz hat uns einen solchen Jugendfreund vorgeführt; sein Possenspiel ist ein Stück von Kotzebue'schem Lustspiel und H. Clauren'scher Novelle: lauter Figuren, wie sie vor Zeiten bewundert wurden. Ein steinreicher Amtsrath, der Geist und Manieren von seinen pflügenden Thieren mitbringt und dabei im Sturm die Liebe eines Kammermädchens erobert; ein Commerzienrath, der in Baumwolle speculirt, dessen Gattin, eine geborene Adeliche, die sich in vornehme Gesellschaften drängt, sich „Ihro Gnaden" nennen läßt und über den Tod ihres Hundes außer sich geräth; dazu Verwickelungen und Situationen, die selbst im Possenspiele übertrieben sind, auch das Duell mit vergifteten Pillen spukt hier wieder: und das alles durch vier Acte hingeschleppt, in einem Dialoge, der weder geistreich, noch witzig, noch neu ist; das ist der alte Bekannte, der nach dreißig Jahren vor uns tritt, unverändert in Bildung und Geschmack; wir sind ganz freundlich gegen ihn gewesen, aber damit genug; vorstellen und empfehlen in unsern Kreisen können wir ihn nicht, schon allein aus Rücksicht für ihn selbst.

In dem Beitrage von J. C. Kleebus: „Eheschau im Fegfeuer", finden wir in dem engen Rahmen eines einactigen Lustspiels den unverkennbaren Willen, neue Situationen und Verwickelungen zu erfinden; leider hat der Dichter sich dabei so in Unwahrscheinlichkeiten und in Unmögliches verirrt, daß der Eindruck des Erfundenen leidet, obgleich wir nicht ungesagt lassen wollen, daß in dem kleinen Beitrage gesunder Humor genug ist, um bei einer runden und schnellen Aufführung das Publikum auf eine Viertelstunde angenehm zu unterhalten; ästhetische Ansprüche freilich muß man beiseite lassen und nicht weiter fragen, wie konnte Eduard von Riebburg in Unwissenheit sein, ob der Freund und nächste Nachbar seiner Mutter, Oberst von Höffner, verheirathet sei oder nicht? warum findet er das Benehmen des von Schallau, der einer verheiratheten Frau den Hof macht, empörend und unsittlich, während er einen Augenblick nachher, sogar der vermeintlichen Frau des Obersten (Agnes) den Antrag stellt, sich scheiden zu lassen, um ihn zu heirathen? wie konnte er frech genug sein, dem Obersten, der sich hernach als der Oheim nicht aber als Mann der Agnes vorstellt, vorzuschlagen, in die Scheidung zu willigen?

Wir nehmen gern Abschied von diesen Lustspielen und wenden uns zu drei ernsthaften Arbeiten.

7. Friedrich Barbarossa. Dramatisches Gedicht in vier Acten von J. B. von Schweitzer. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1858. 8. 12½ Ngr.

Es ist in der jetzigen Zeit besonders interessant, dieses schon länger erschienene dramatische Gedicht zu beurtheilen; es liest sich unter dem Eindrucke der großen Ereignisse in Italien wunderbar genug, und unwillkürlich drängt sich der Vergleich zwischen damals und jetzt auf. Die Zeit der Handlung ist im Jahre 1155 während der Belagerung von Tortona auf dem ersten Römerzuge Friedrich's I.; nicht der Hohenstaufe, sondern der deutsche Kaiser hat die Fürsten und Ritter nach dem Lechfelde gerufen, es gilt des „Reiches Macht, des Reiches Glanz und Ehre"; da kommen Gesandte der italischen Städte und erwarten mit „treuer Sehnsucht"

> Den schönen Tag, da endlich Friedrich's Haupt
> Die Königskrone der Lombarden ziere.

Otto, Bischof von Freisingen, ermahnt den Kaiser, die Italiener mit Milde zu behandeln, damit der Rachsucht blinde Riesenmacht nicht aufflamme; dagegen räth Obertus, Consul von Mailand, seinem Volke, jede Bedrückung der Deutschen noch hundertmal zu vergrößern, „denn der gottverfluchte Sinn gerechter Milde, den Friedrich zeigt, ist unser schlimmster Feind". Jede Waffe gegen die Fremden ist erlaubt:

> Das Gift, der Dolch, sie seien unsre Freunde
> Kein Mittel scheue der entflammte Stolz.

Der eigentliche Zweck des Stückes ist, Friedrich Barbarossa in verschiedenen Lebensverhältnissen „mächtig, riesengleich" zu zeigen; seine Milde, Tapferkeit, Gerechtigkeit, seine Liebe zum Reiche, seine Opferbereitwilligkeit bringt die Dichtung zur Anschauung; aber es geschieht das alles etwas anekdoten- und episodenhaft. Es liegt das an der Fabel des dramatischen Gedichts, an der unglücklichen Idee, überall kleinliche Liebesintriguen einzumischen, die ganz natürlich den größern Eindruck beeinträchtigen müssen. Friedrich steht also vor Tortona; in der Stadt lebt Irene, seine frühere Geliebte, um deren Hand sich der Heerführer der Tortonesen und ein Vasall desselben bewerben; beide werden zurückgewiesen. Gräfin Brunhilde, die Irene's Liebe zu Friedrich kennt, beschließt auch seine persönliche Bekanntschaft zu machen: sie schleicht sich vermummt in das feindliche Lager, bietet ihm an, Tortona zu übergeben; der Kaiser will von Verrath nichts wissen und macht durch die Art, wie er ihn zurückweist, Brunhilde zu seiner größten Feindin. Mittlerweile wird Irene gefangen, sie sieht den Kaiser wieder. Die alte Liebe erwacht, aber ihr Herz gehört ihrem Volke, sie bittet um die Gnade, nach Tortona zurückgebracht zu werden. Kurze Zeit darauf meldet Albrecht — ein Ritter, der dem Kaiser zürnt —, daß die Tortonesen Irene ermordet hätten; Friedrich befiehlt den Sturm, zugleich daß keine Gnade geübt werde; das hatte Albrecht gewünscht, und er benutzt den Befehl, um nach der Einnahme der Stadt Irene „ruhig und still", wie er sich ausdrückt, zu ermorden. Der Kaiser ist natürlich sehr betrübt, was aber aus den übrigen Herrschaften wird, bleibt ungesagt. Wir müssen übrigens, um gerecht zu sein, gestehen, daß die Fabel nicht die einzige Schwäche dieses dramatischen Gedichts ist; gegen die Aufführbarkeit spricht z. B. die Menge der Verwandlungen, die hier und da, gerade in den Hauptscenen zu knappe Diction, während das Nebensächliche ungebührlich lang behandelt wird. Auch in der Sprache und im Ausdruck haben wir manches zu tadeln; so ist es wol kaum gerechtfertigt, das Feuer der Italiener „hold" zu nennen, ebenso wenig wie die Apostrophirung „Bring du ein Weib des Süd's" gestattet sein dürfte. Etwas gesucht jedenfalls ist die Art, wie der Bischof die Aufgabe der Geschichte erklärt, oder wenn Heinrich der Löwe für die Vollendung des Geistes hält „ruhig zu schweben in des Forschens Höhn". Uebertrieben dürfte es auch erscheinen, wenn Ritter Roland, von Irene abgewiesen, ausruft: „Verloren also dieser Lebensnerv!" wenn dem Kaiser bei dem Tode der Geliebten „jede Säule seines Geistes erdröhnt" und der Bischof sogar an des Himmels ewiger Liebe dieses Todes wegen zweifeln kann. Die gelungensten Partien dieser Dichtung sind jedenfalls die lyrischen; wir erwähnen als dahin gehörig Irene's und des Vasallen erste Unterredung, sowie die zwischen dem Kaiser und

Irene, das Lied des Sängers und die Worte Friedrich's an der Leiche der Geliebten.

8. Alcibiades oder Bilder aus Hellas. Lustspiel und historisches Charakter- und Zeitgemälde in vier Acten von J. B. von Schweitzer. Frankfurt a. M., Keller. 1858. 8. 20 Ngr.

Es erleichtert das Verständniß der alten Griechen und Römer, daß man den Marmor ihres Wesens in neuester Zeit in Fleisch und Blut verwandelt und sie dadurch uns näher geführt, ja zu Genossen gemacht hat. Ist es zunächst unsere eigene staatliche und sociale Entwickelung, durch welche wir ihnen näher getreten sind, und sie als Menschen erkennen, die so dachten und fühlten wie wir; so verdankt die Allgemeinheit auch diesen Fortschritt im Verständnisse den Männern, die aus dem Gegebenen das Resultat zogen und dasselbe durch ihre Schriften zum Gemeingut aller machten, Denken und Vergleichen dadurch anregend. Wir nennen hier namentlich für die römische Geschichte Mommsen, für die griechische G. Grote. Unsere Dichter haben sich theilweise diesen freiern, menschlichern und universellern Standpunkt zu Nutzen gemacht: unsere letzte dramatische Revue besprach im „Sokrates" von Eckart eine dahin zu rechnende Erscheinung. Es dürfte aus dem Gesagten in etwas die Berechtigung der antiken Stoffe nachzuweisen sein, wenigstens dürfte ihre Zulässigkeit dahin formulirt werden: die Behandlung der antiken Stoffe für unsere moderne Bühne ist insoweit wünschenswerth, als aus dieser, im naheliegenden Vergleiche mit der Jetztzeit, Belehrung und Erhebung zu hoffen ist; man zeige in dem Geschehenen, was wiederum geschehen kann und entkleide dabei das Belehrende von der Absichtlichkeit, die verstimmt, und von dem docirenden Tone, der unsere moderne Klugheit verletzt. Je mehr die antike Welt aus dem verhüllenden Nebel einer sagen- und fabelhaften Welt heraustritt, je mehr wir uns gewöhnen, sie ohne Toga und ohne Kothurn zu sehen, und je weniger wir hinter jedem Römer und Griechen einen Helden oder Halbgott wittern; je mehr wir eben verfolgen, daß sie, wie wir, ihre Illusionen hatte und daß in jeder Zeit, auch in ihr, über verlorene bessere Tage geklagt wurde (z. B. Isokrates), desto mehr und Schritt für Schritt befreunden wir uns mit ihr, sie wird uns verständlicher, wir lernen aus ihr uns selbst erkennen. Die vorliegenden Gedanken drängten sich uns auf als wir die zweite dramatische Arbeit des Hrn. von Schweitzer lasen; auch dieser Dichter hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein Bild der damaligen Zeit und des vielgestaltigen athenischen Lebens zu geben, und wir gestehen gern, daß ihm dies wohl gelungen ist. Zum Verständniß und Genuß der Dichtung muß man sich hineindenken können in den Cultus der Grazien, denen der Künstler, der Staatsmann und der Feldherr diente, in jener Zeit, wo nichts heilig war als das Schöne:

> Keiner Freude schämte sich der Gott,
> Wo die keusch erröthende Kamöne,
> Wo die Grazie gebot.

In dieser Dichtung, die Schweitzer ein Charakter- und Zeitgemälde nennt, beherrscht Aspasia Griechenland durch Perikles und unterrichtet es durch Sokrates; durch sie werden selbst die Thorheiten des Alcibiades verschönt. Der Dichter gibt mit wenigen, kräftigen Zügen ein fesselndes Bild der damaligen Zeit; schon ein Blick auf das Personenverzeichniß lehrt, wie viele und bedeutende Schattirungen er in seinem Bilde gegeben hat und gern verzeihen wir ihm um die mannichfachen Schönheiten derselben, die — übrigens absichtlich begangenen — Personalanachronismen. Es ist ihm vortrefflich gelungen, im allgemeinen die ebenso heitere und lebenslustige als selbstbewußte Sinnesart des athenienischen Volks, sowie die schöne sinnliche Liebe der Griechen zu schildern; er hat es aber weiter auch verstanden, den Trägern der Gedanken Leben und ästhetischen Zusammenhang zu geben, das Interesse dadurch wach zu erhalten und das Charakter- und Zeitgemälde zu einem durchaus interessanten Lustspiele zu gestalten. Auch die Sprache ist viel bedeutender und ausgezeichneter als in „Friedrich Barbarossa", hier und da sogar hochpoetisch; es ist das, wie in der zuvor besprochenen Dichtung, besonders in den lyrischen Stellen dieses Lustspiels zu bemerken. So können wir denn diese Arbeit fast ebenso rühmen, als wir „Friedrich Barbarossa" hier und da tadeln zu müssen glaubten; nicht einverstanden sind wir nur mit der Darstellung des Sokrates, der etwas philisterhaft gehalten ist; bekanntlich — Plato hat es uns im „Symposion" erzählt — war er den irdischen Freuden nicht abhold und trank z. B. mit Agathon und Aristophanes die ganze Nacht hindurch, während die andern Gastfreunde schon längst „abgefallen" waren. Im ganzen und trotz einzelner Ausstellung empfehlen wir gern diese Arbeit, die unter der Masse der dramatischen Productionen, welche dem Publikum wie dem Kritiker über den Kopf wachsen, vermerkt und ausgezeichnet zu werden verdient.

9. Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Berlin, Schlesinger. 1859. 8. 20 Ngr.

Das Erscheinen des vorstehend verzeichneten Schauspiels fiel in eine günstige Zeit; die Aufmerksamkeit war ganz besonders auf jenes Königreich gerichtet, zu dessen Größe der Große Kurfürst den sichern Grund legte; Preußens Aufgabe war 1859 wie damals „das Schwert Deutschlands" zu sein, auf jenes Reich als Wahrer der deutschen Ehre blickte die Nation, sie wußte, daß mit seinem Schwerte, mit seinem sieggewohnten Heere, mit seinem Beispiel, mit festem Willen und mit frischer That Preußen und Deutschland zu helfen war. Fielen somit die Gedanken und Worte jenes Schauspiels zündend in viele Herzen, sprachen sie poetisch verklärt das aus, was die Besten der Nation dachten und fühlten, so mußte man doch gerade deshalb um so vorsichtiger mit dem Lobe jener Dichtung umgehen, da man so leicht durch das Wohlgefallen an jene Gedanken das unparteiische ästhetische Urtheil fälschen konnte. War es zunächst also der politische Moment, der dem Erscheinen jener Dichtung so günstig war, so war es weiter die so sehr glückliche Wahl des Stoffs, die von vorn herein für das „Testament des Großen Kurfürsten" einnahm.*) So machte es denn die Runde über alle Bühnen Deutschlands und fand überall zum wenigsten freundliche Aufnahme, meistens aber ungetheilten Beifall; in neuester Zeit ward es von den ästhetischen Richtern, die den Preis des Königs von Preußen für die beste dramatische Dichtung zu erkennen haben, lobend und mit Auszeichnung erwähnt. Die Kritik fühlt sich immer besonders befriedigt, wenn sie — was leider selten der Fall ist — mit dem großen Publikum in gerechtem Lobe übereinstimmen

*) Auch in der neuesten dramatischen Dichtung von Gustav zu Putlitz „Don Juan de Austria", Trauerspiel in fünf Aufzügen, finden wir wieder die glückliche Wahl des Stoffs und halten dabei den Moment ihres Erscheinens für besonders günstig. Den historischen Hintergrund bildet das Streben der Niederlande, ihre Nationalität den Ansprüchen Spaniens gegenüber zu vertheidigen; in diesem Verlangen vereinigen sich alle Parteien, so getrennt sie auch sonst sein mögen, wie ihnen denn Anna zuruft:

> Nur dies eine mal
> Seid, nein! nicht einig, denn ihr haßt euch ja,
> Der Weg nicht, nur das Ziel — nicht was ihr wollt,
> Nur was ihr nicht wollt, sei euch heut' gemeinsam.

Auch der Stoff ist um so mehr glücklich gewählt, als er dem Dichter durch die Ungewißheit, in der die Geschichte uns über denselben läßt, Freiheit der Erfindung läßt. Ueber Don Juan's Geburt und Tod existirt dasselbe Dunkel wie über das Bestehen eines Testaments des Großen Kurfürsten, das seine Lande theilte. So ist durch beide Stoffe dem Dichter Gelegenheit gegeben, interessante und bedeutende Momente der Geschichte mit Freiheit zu behandeln, ohne die Wahrheit zu verletzen. Da uns bisjetzt das neueste Trauerspiel von Putlitz nur als Manuscript vorliegt, so glauben wir nicht weiter auf dasselbe hier eingehen zu dürfen, müssen aber schon jetzt bekunden, daß es alle Vorzüge des oben gerühmten Schauspiels hat, dabei aber in mancher Hinsicht einen von uns freudig begrüßten Fortschritt des Dichters zeigt.

kann, und ich glaube, daß sie hier in der Lage ist, die günstige Aufnahme des Schauspiels aus ästhetischen Gründen rechtfertigen zu können. Zunächst ist es also der Stoff, den wir lobend erwähnen müssen; auch er entzückt den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner „Interessen und Fähigkeiten", er hat die Haupterfordernisse des Gefallens, er ist national und interessant. Es geht die Sage, der Große Kurfürst habe ein Testament hinterlassen, wonach sein Reich unter seine fünf Söhne getheilt werden sollte; Sophie Charlotte, seine zweite Gemahlin, sollte im Interesse ihrer vier Kinder und unter dem Hinweise, daß Friedrich III. doch unfähig sei die Lande zusammenzuhalten, den Großen Kurfürsten zu einer solchen letztwilligen Verfügung vermocht haben. Wir sehen den ältesten Sohn schwankend und unsicher; aber in der Gefahr entwickelt sich sein Muth und sein Charakter, und die vielfach verkannte Stiefmutter zerreißt das ihr anvertraute Testament, weil sie erkannt, daß Brandenburg in seiner starken Hand gar wohl berathen war. Durch die Behandlung des Stoffs wird derselbe durchleuchtet und glänzend motivirt. Wir sehen zunächst die alte Kurfürstin, unter schändlichem Verdachte gebeugt, abgeschlossen nur sinnen, wie sie für ihren Sohn das Erbe erlangen könnte; ihr gegenüber entwickelt sich der Charakter des ersten Königs: sein edles Herz, sein furchtlos kühner Muth, sein männlicher Entschluß und sein Selbstvertrauen kommen zur Anschauung; der Dichter sorgt dafür, daß der Held von Scene zu Scene bedeutender und uns lieber wird, sein Handeln und sein Sprechen stehen im wohlthätigsten Einklang. Wir haben hier nicht, wie in so vielen neuern Schauspielen, z. B. in „Narciß" u. s. w., historische Figuren, die uns nur dadurch interessiren, daß sie auf uns einen traditionellen Einfluß ausüben, sondern die historischen Personen treten uns hier näher durch den Dichter, und Dichter und Historiker ist gleich befähigt und gleich bedeutend. Da ist weiter der milde und doch energische Charakter der Gemahlin Friedrich's III., der derbe, durchaus praktische Derfflinger, der den gordischen Knoten stets mit dem Schwerte zu durchhauen bereit ist. Neben diesen und noch vielen andern Charakteren ist das ganze Leben und Treiben gut geschildert; mit wenigen Strichen versetzt uns der Dichter mitten in die Situation; die Exposition ist leicht und gefällig, die Spannung zunehmend, die Entwickelung wohl motivirt, das Ganze voll Leben und Bewegung und dabei voll theatralischen Effects. In der ganzen Dichtung ist Fluß, Natürlichkeit und Geist, während die Sprache durch jene Feinheit und Grazie sich auszeichnet, die überhaupt als ein Vorzug der Putlitz'schen Muse zu rühmen ist. Die Kritik aber darf bei all dem Lobe auch die entdeckten Schwächen nicht verschweigen, und diese finden wir in dem mit der großen Handlung parallel laufenden Liebesverhältniß der Luise Radzivill mit dem Landgrafen von Neuburg. Der Zusammenhang zwischen beiden erscheint uns etwas zu lose; es durfte höchstens als Motiv benutzt werden, um Philipp's Sehnsucht nach dem Fürstenhute und Polens Verdruß zu erklären; jedenfalls aber mußte der Pfalzgraf selbst, vielleicht auch Prinzessin Luise, hinter den Coulissen bleiben, sie würden dort mehr Interesse als auf der Scene erregt haben. 3.

Zur Geschichte der Schiller-Stiftung.

Es ist eine nur zu gewöhnliche Erscheinung in Deutschland, daß Unternehmungen, die nicht von oben decretirt und ins Werk gesetzt werden, durch eine Menge von Anfeindungen, Zweifeln, Bedenken und selbst hämischen Angriffen und Verleumdungen Spießruthen laufen müssen, und daß selbst dann, wenn sie diese Feuer- und Wasserprobe durchgemacht haben und endlich durch die Vereinigung von Privatkräften glücklich zu Stande gekommen sind, diese Anfeindungen noch eine Zeit lang fortgesetzt werden, bis sie endlich, um nicht dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen, vor der Gewalt der inzwischen geläuterten öffentlichen Meinung von selbst verstummen müssen. So ging und geht es auch mit der Schiller-Stiftung, und da ich selbst, wie ich genau weiß, die Idee einer solchen Stiftung zuerst in Deutschland angeregt habe, so ist auch niemand so sehr geeignet wie ich, über die Hindernisse, welchen diese Idee auf ihrem langen Wege zur Ausführung begegnete, Rechenschaft zu geben. Man wird mir daher auch erlauben, auf diese Bestrebungen und die Gegenbestrebungen, die sich ihr in den Weg stellten, einen kurzen Rückblick zu werfen, nicht aus Ruhmredigkeit, die mir in solcher Angelegenheit fern liegt, sondern um einen Beitrag zur Geschichte dieser Stiftung zu liefern. Vielleicht, wenn ich längst schon im deutschen Sande und möglicherweise sogar im Sande eines leipziger Friedhofs verscharrt bin, findet sich ein dankbarer oder sich für die Geschichte der Stiftung interessirender College, dem es darum zu thun ist, über die ersten Anregungen zu dieser Stiftung und ihre ersten Anfänge Aufschlüsse zu erhalten, und diesem will ich hiermit einige Nachweise geben, in der Hoffnung, daß sie ihm bei weiterer Nachforschung nicht verborgen bleiben werden. Denn in Hammer's „Geschichte der Schiller-Stiftung", die im ersten Bande der „Jahrbücher der Schiller-Stiftung" enthalten ist, ist diese Vorgeschichte, wie begreiflich, übergangen und mein Name, ebenso begreiflich, nur leichthin erwähnt. Wol mit Recht kann ich mich als Erfinder der Idee zur Schiller-Stiftung, wenigstens für Deutschland betrachten — wiewol ich kein Patent auf meine Erfindung gelöst habe — und diese meine Stellung zu der Stiftung verleiht mir sicherlich das Recht, in der Sache ein Wort mitzusprechen und wiederholt auf sie wie auf die Angriffe, die sie von Zeit zu Zeit noch jetzt zu erleiden hat, zurückzukommen. Ja ich würde nicht glauben meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich nun, nachdem die Idee mit einem so schönen Resultate gekrönt worden, mich selbst zu ewigem Schweigen verdammen und die Hände in den Schos legen wollte.

Es war im Jahre 1841, als ich im leipziger Schriftstellerverein (damals „Literatenverein" genannt) den von Ernst Willkomm unterstützten Antrag stellte, einen Unterstützungsfonds für verdiente und hülfsbedürftige Schriftsteller ins Leben zu rufen, zu welchem Zwecke ich einen längern Aufsatz vorlas, in welchem, wie der inzwischen verstorbene Schriftsteller L. Tarnowski in der ihm später nachgestorbenen „Abendzeitung" damals bemerkte, „das ganze Elend des Dichterlebens in materieller Beziehung und, mit Hinweisung auf Sternberg's «Alfred», die Nothwendigkeit einer kräftigen Schutzmaßregel dagegen und die Schmach des Nichtvorhandenseins eines solchen Instituts geschildert wurden. Erschütternd war die Bemerkung über Bürger u. a." L. Tarnowski erklärte zugleich diesen Gegenstand als „recht ausschließlich der Wirksamkeit eines solchen Vereins angehörig" und versprach, über die Schritte des gewählten Comité, dieses „wahrhaft literarischen Wohlfahrtsausschusses", weiter zu berichten. Dieser Wohlfahrtsausschuß nahm nun die Angelegenheit in die Hand und

richtete zum Besten der Schriftstellerkasse öffentliche Vorlesungen ins Werk, von denen namentlich die eine von Saphir in Verbindung mit mir, Karl Herloßsohn u. a. im großen Saale der Buchhändlerbörse veranstaltete einen ansehnlichen Ertrag ergab. Diese leipziger Schriftstellerkasse war die erste ihrer Art in Deutschland. Von der Tiedge-Stiftung (Tiedge starb bekanntlich erst im Jahre 1841) war damals noch keine Kunde in die Oeffentlichkeit gelangt, und soviel ich mich erinnere, wußte ich auch zur Zeit, als ich den Antrag stellte, noch nichts von dem englischen Royal literary fund und dessen segensreicher Thätigkeit.

Im Jahre 1845 erschien in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen von mir über deutsche Schriftstellerzustände unter der Ueberschrift „Der Dämon der deutschen Dichter" (Nr. 3) und „Deutsches Literatenthum" (Nr. 111, 112, 113). Von dem erstern ist in tadelndem wie in lobendem Sinne seinerzeit ziemlich viel die Rede gewesen; man hat seitdem den Schlichen des „Dämon der deutschen Dichter" weiter nachgeforscht, und es sind zu den von mir damals angeführten Beispielen von Wahnsinn, Selbstmord und Elend der Dichter viele Nachträge und Ergänzungen geliefert worden, z. B. noch 1855 von G. R. in einem längern Aufsatz: „Die Nachtseite der Poesie" in der Zeitschrift „Donau" (Nr. 168, 172, 208 und 254 der Beilage). Als Seiten- oder Gegenstück erschien in derselben augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 34 für 1845) ein mit E. G. unterzeichneter Aufsatz, „Der Dämon der englischen Dichter", worin die Behauptung aufgestellt wurde: „Wir Deutsche ehren doch wenigstens im Tode; dann verstummt die Leidenschaft und alle Parteien verehren die Größe; aber das kleinliche England verfolgt seine größten Söhne übers Grab." Die erste Hälfte dieser Behauptung ist sicherlich nicht richtig; man weiß ja, wie wenig z. B. Goethe von einer ganzen großen und einflußreichen Partei erkannt und anerkannt wird, und welche ungerechtfertigten Verdächtigungen sowol gegen seinen persönlichen Charakter als gegen den Herder's noch in neuester Zeit ausgesprochen wurden. Gegen die zweite Hälfte der erstern Behauptung trat ein in Lausanne sich aufhaltender Engländer mit einer Reclamation (Nr. 79 für 1845) auf, zu der die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" eine Note gemacht hatte, in der es unter anderm hieß, Shakspeare (dieser starb aber als wohlhabender Mann) und Schiller hätten nur wenig von dem Guten dieser Erde genossen, oder doch keine gereimten Bettelbriefe an die Nation adressirt; in Deutschland dagegen seien seit Goethe reiche oder „reichthuende" Dichter Mode geworden. „Sie lassen", hieß es in der Redactionsnote weiter, „Friederiken sitzen, um, was freilich Goethe nicht gethan, goldene Gänslein heimzuführen und schlüpfen, auch ohne zwar «Werther» oder «Faust» geschrieben zu haben, aus der Republikanertoga in den zahmsten Salonfrack, ehe man die Hand umdreht." Einige dieser reichen oder doch „reichthuenden" Dichter waren es auch zumeist, welche gegen meine Vorschläge oft in hämischer Weise Opposition machten, weil, wie sie fälschlich behaupteten, dadurch das Ansehen des Schriftstellerstandes beeinträchtigt würde, und es nicht gutgethan sei, die „schwarze Wäsche" des Schriftstellerstandes vor dem Publikum auszubreiten.

In dem Aufsatze „Deutsches Literatenthum" empfahl ich namentlich eine Erweiterung des leipziger Schriftstellerfonds, an den man sich als an einen einmal vorhandenen Kern anschließen möge, und ich schlug zu dem Zwecke die Gründung von Filialvereinen durch ganz Deutschland vor, „deren hauptsächlicher Zweck es sein sollte, öffentliche Vorlesungen nach Art der leipziger zu veranstalten und mit deren Ertrage theils die Bedürftigen unter den Vortragenden selbst zu honoriren, theils ihn der allgemeinen Unterstützungskasse zufließen zu lassen". Einen andern Weg, das Publikum zu Beisteuern heranzuziehen, kannte ich damals nicht und konnte auch wol keinen andern kennen. Inzwischen war mir die Existenz des Royal literary fund in England bereits bekannt geworden, wie ich aus der in den Aufsatz eingeflochtenen Bemerkung ersehe, daß zu diesem literarischen Unterstützungsfonds David Williams im Jahre 1773 die erste Idee gefaßt, daß aber Benjamin Franklin, welcher der vorberathenden Stiftung beigewohnt, seinen Zweifel an der Realisirbarkeit der Idee ausgesprochen habe. Als jedoch 1788 Sydenham ein Opfer seiner Armuth geworden, habe es Williams dahin gebracht, daß sich der Verein 1790 constituirte; auch deutsche Fürsten, welche die Talente in ihrem eigenen Lande verkümmern ließen, hätten zu dem Fonds beigesteuert. Ich erwähne dies, weil in dem ersten Jahresbericht der deutschen Schiller-Stiftung gesagt ist: „Jenen (den Royal literary fund) gründete niemand Geringerer als Benjamin Franklin, welcher 1773 die erste Versammlung in der Prinz von Wales-Taverne zu London leitete." Ich dagegen berichtete 1845, daß Franklin sich gegen die Idee einer solchen Stiftung, als eine nicht zu realisirende, ausgesprochen habe. Aus welcher Quelle (jedenfalls einer englischen) ich diese Angabe geschöpft, weiß ich jetzt nicht mehr; welche Angabe, meine vom Jahre 1845 oder die des Verwaltungsraths von 1860 die richtige ist, kann ich daher nicht bestimmen; ich erinnere mich jedoch, in englischen Blättern Williams wiederholt in dankbarer Erinnerung als denjenigen, der den Royal literary fund begründete, genannt gefunden zu haben. In derselben Betrachtung über das deutsche Literatenthum begegne ich folgender Bemerkung, zu der mich der Tod eines in Noth verkommenen liberalen Schriftstellers bewog: „Abermals ein Beispiel, daß in Deutschland selbst die Partei ihren Mann nicht auf die Dauer nährt und trägt." Wie oft habe ich seitdem dieselbe Klage von Männern jeder Parteirichtung, der demokratischen wie der liberal-constitutionellen und ultraconservativen, hören müssen, die ihre Fähigkeiten, ihre Ruhe, ihre Existenz im Dienste ihrer Partei geopfert hatten und von ihr später vollkommen im Stiche gelassen wurden, nachdem man sie verbraucht oder das Schicksal der Partei eine schlimme Wendung genommen hatte. Dergleichen wäre in England, das man ja sonst, wo es nichts kostet, so gern als Muster empfiehlt, vollkommen undenkbar, obschon man dort nicht so viel von englischer Treue als bei uns von „deutscher Treue" Aufhebens macht. Karl Heinzen erzählte

jüngst in seinem „Pionier" mit bitterm Hohn, wie ihn alle Landsleute von seiner Partei gänzlich im Stiche gelassen hätten, und wie er nur durch mildthätige englische Freunde und Gönner in Stand gesetzt worden sei, seine letzte Ueberfahrt nach Amerika bewerkstelligen zu können.

Als im Jahre 1851 Näheres über das, wie es übrigens scheint, verunglückte Bulwer-Dickens'sche Project zu einem englischen Schriftstellerasyl (Guild of literature and art) bekannt wurde, veröffentlichte ich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" den Aufsatz „Das Bulwer-Dickens'sche Schriftstellerasyl und der deutsche Schriftstellerstand" (1851, Nr. 132), dem dann im Jahre 1853 die weitern Aufsätze „Autorenzustände in England, Frankreich und Deutschland" (Nr. 28 und 29), „Die Guild of literature and art und der Royal literary fund" (Nr. 224 und 225) und „Petition und Beichte Dr. Karl Töpfer's" (Nr. 272), im Jahre 1856 der Aufsatz „Die Schiller-Stiftung und die literarischen Unterstützungsgesellschaften des Auslandes" (Nr. 333 und 352) folgten, ungerechnet kleinere Mittheilungen. Rechne ich hierzu, was ich über denselben Gegenstand in andern Blättern, z. B. im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", namentlich aber zu verschiedenen Zeiten in d. Bl. selbst geschrieben habe, so könnte ich damit zwei sehr anständige Octavbände in ungefährem Ueberschlage von 40—50 Octavbogen füllen. Das war, so wenig es auch manchem scheinen mag, doch auch eine Arbeit, eine mühsame, durch collegialische Gegenbestrebungen möglichst verbitterte Arbeit, zumal da ich es mich keine Mühe verdrießen ließ, aus englischen und französischen Blättern alle nur immer aufzutreibenden Daten über die in England, Frankreich und Holland bestehenden, jetzt auch in Rußland im Entstehen begriffenen literarischen Unterstützungsgesellschaften herauszuklauben. Denn der Deutsche hat Ehrgeiz, aber er muß gestachelt werden, und hierzu ist nichts so dienlich als Hinweisungen auf liberale Institutionen des Auslandes. Wer aber sagen wollte, dies sei alles keine Arbeit gewesen, der würde damit erklären, daß alle Schriftstellerei überhaupt vollkommen unnütz und werthlos, daß sie Müßiggang und keine Arbeit sei. Die Schriftstellerei keine Arbeit? Welche Verleumdung, doppelt sträflich, wenn sie aus dem Munde von Schriftstellern selbst käme!

Allmählich gewannen denn meine Ansichten auch da, wo dies am schwersten zu erreichen, in den Kreisen der deutschen Schriftstellerwelt selbst, mehr und mehr Boden, und während ich, als ich zuerst in der „Allgemeinen Zeitung" mit dem Vorschlage zu der Gründung eines allgemeinen deutschen Schriftstellerfonds hervortrat, ganz isolirt stand oder nur auf Abneigung, Opposition und Verdächtigung stieß, so fand sich doch allmählich eine immer größere Zahl einflußreicher geachteter Schriftsteller (unter denen ich hier vorzugsweise Robert Prutz, Otto Müller, Gustav Kühne, Karl Andree und Alexander Weill in Paris nenne), die auf meine Vorschläge aufmerksam machten und sie zu befürworten anfingen. Wenn ein und der andere bis zuletzt in der Opposition gegen mich verharrte und die Ausführung des Projects in Deutschland für unmöglich erklärte, dann aber, als die Stiftung ins Leben gerufen worden und eine fast über Erwarten große Zustimmung und Unterstützung fand, sich lebhaft an ihrer Förderung betheiligte, so kann ich mir und der Sache zu dieser Gesinnungsänderung nur Glück wünschen, wie nicht weniger zu dem Umstande, daß Gutzkow, Auerbach und Julius Hammer es waren, welche am 9. Mai 1855 den Grundstein legten, also dieselben Herren, denen ich im Jahre 1853, wo ich mich lebhafter als je mit der Ermöglichung der Idee beschäftigte, in der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 272) die Andeutung gegeben hatte: „Ich hätte gar nichts dagegen, wenn Gutzkow und Auerbach, die, wie ich höre, mit Julius Hammer einen schönen Kreis in Dresden bilden, meinen Vorschlag zu dem ihrigen machten; ich würde ihnen mit Vergnügen die ganze Angelegenheit abtreten und mich dadurch wesentlich erleichtert fühlen."

Die Hauptsache bleibt immer, daß die Stiftung nun besteht und einen Erfolg gehabt hat, den selbst das londoner „Athenaeum" jüngst „highly satisfactory" nannte, freilich, wie es scheint in der Annahme, daß dieser „beneficial institution" erst seit dem 10. November 1859 Beiträge zugeflossen seien, während die Sammlungen für sie in Wahrheit schon seit dem Jahre 1855 im Gange waren und sich unter den Beiträgen, die ihr bereits vor dem 10. November 1859 zugewandt wurden, sich einzelne sehr ansehnliche Schenkungen und Vermächtnisse befanden. Aber allerdings würde die Stiftung doch nur über verhältnißmäßig beschränkte Mittel verfügen, ohne die Sympathien, die für sie auf Anlaß des Schiller-Jubiläums in den weitesten Kreisen, in ganz Deutschland und fast überall, wo Deutsche wohnen, wachgerufen wurden. Gegenwärtig besteht ihr Vermögen doch bereits aus 70000 Thalern, sodaß sie im Stande war, im verflossenen Jahre 2000 Thaler an 15 bedrängte Autoren zu vertheilen. Wer freilich deutsche literarische Nothstände kennt, wird wissen, daß das immer nur noch ein Tropfen auf einen heißen Stein ist. „Seitdem ich die Schiller-Stiftung mitverwalte", schrieb mir einer der dresdener Stiftsherren im Jahre 1858, „weiß ich erst, wie nothwendig sie ist." Das Nähere möge man in dem sehr zweckmäßig abgefaßten, von dem Verwaltungsrath am 10. November 1860 ausgegebenen und am Vorort Weimar gedruckten „Ersten Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schiller-Stiftung" nachlesen. Auch der Schwierigkeiten, mit welchen die Stiftung anfangs zu ringen hatte, wird in diesem Jahresbericht gedacht. Diese Schwierigkeiten lagen theils in den aus dem deutschen Lokalgeist und der politischen Zersplitterung Deutschlands nothwendig hervorgegangenen, sehr complicirten Formen des Geschäftsverkehrs, theils leider in einem andern echt deutschen Uebelstande, über welchen im Jahresberichte Folgendes bemerkt wird:

Die Stiftung kämpfte endlich mit einer in der Stimmung der Zeit liegenden allgemeinen Gleichgültigkeit gegen Bewegungen und Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur und mit besondern Vorurtheilen gegen den Schriftstellerstand als solchen, welche in Deutschland unüberwindlich scheinen, obgleich sie im sonst so mustergültigen Auslande längst verschwun-

den, sogar stellenweise in das entgegengesetzte Extrem umgeschlagen sind. So hat es denn der Schiller-Stiftung auf ihrem Wege nicht an jenen wohlbekannten Anfechtungen und Zurechtweisungen gefehlt, welche bei jedem öffentlichen Unternehmen in Deutschland laut drein zu reden pflegen, ohne daß ihre Urheber nur im mindesten mitthun möchten, und welche alles wissen, alles besser wissen wollen, obgleich sie nichts gut, geschweige denn besser zu machen im Stande sind.

Nachdem des segensreichen Einflusses, den die Schiller-Jubelfeier auf das moralische Ansehen und die Vermehrung des Vermögens der Stiftung gehabt hat, ausführlicher gedacht worden, heißt es in dem Bericht weiter:

Wenn dessenungeachtet die Deutsche Schiller-Stiftung im verflossenen Jahre weder in der Anzahl ihrer Zweigstiftungen, noch in der Ziffer des Vermögens derselben dergestalt angewachsen ist, wie dies zu erwarten gewesen und wie in der ersten Zeit nach dem Feste in öffentlichen Blättern veranschlagt worden, so liegt der Grund zunächst darin, daß an manchen Orten der Cultus Schiller's andere Wege eingeschlagen hat, als die der Schiller-Stiftung. Standbilder sind unternommen, Schriften zur Verherrlichung Schiller's herausgegeben und vorbereitet worden, und manche, andern Zwecken als die Schiller-Stiftung dienende Stiftung trägt seitdem im engern Kreise für Schule und Gemeinde zu stetem Gedächtniß den weihevollen Namen Friedrich Schiller's. Zahlreiche Gaben endlich sind in die, mit eben diesem Namen geschmückte Nationallotterie geflossen und gelangen ihrer Bestimmung gemäß erst später an die Schiller-Stiftung.

Ueber einen im Bericht ebenfalls und zwar ziemlich eingehend besprochenen Punkt läßt sich auch jetzt wol noch debattiren, ohne daß man befürchten darf, zu denen gerechnet zu werden, „welche bei jedem öffentlichen Unternehmen in Deutschland laut drein zu reden pflegen, ... welche alles wissen, alles besser wissen wollen, obgleich sie nichts gut, geschweige denn besser zu machen im Stande sind". Die Verwalter einer noch jungen Stiftung sollten nicht allzu empfindlich sein — und wir hoffen die Verwalter der Schiller-Stiftung sind es nicht — gegen öffentlich ausgesprochene Bedenken, wodurch die Zweckmäßigkeit irgendeines einzelnen Paragraphen des Statuts in Zweifel gezogen wird. Ueber einen Nebenparagraphen läßt sich ja wol reden, ohne besorgen zu dürfen, daß die segensreiche Wirksamkeit einer wohlthätigen Stiftung dadurch irgend beeinträchtigt zu werden Gefahr laufe. Die Bestimmung, auf die wir uns hier beziehen, ist die im §. X enthaltene, wonach die Nennung jedes Namens, jede nähere Andeutung oder Bezeichnung verwehrt wird. Wir verkennen keineswegs den Werth der Gründe, welche in dem Jahresbericht für diese Bestimmung geltend gemacht werden; dennoch haben sie uns nicht ganz überzeugt. Man beruft sich auf das Beispiel des Royal literary fund, der — und zwar in England, „wo die Oeffentlichkeit nirgends gescheut zu werden pflegt" — die Veröffentlichung der Namen gänzlich von sich ausschließt, und auf die pariser Société des gens de lettres, in deren Statut die vollständigste Geheimhaltung („le secret le plus absolu") zur Pflicht gemacht ist, ja jedes Mitglied, welches dieses Geheimniß verletzt, für immer aus dem Gesellschaftsverbande ausgeschlossen wird. Mit Recht ist aber in dem Bericht selbst bemerkt:

Es soll damit keineswegs gesagt werden, daß diese Analogie für deutsche Zustände irgendwie maßgebend sei; liegt doch der Unterschied zwischen der Schiller-Stiftung, einer volksthümlichen, auf das öffentliche Interesse angewiesenen Anstalt und der Société des gens de lettres, einem geschlossenen Vereine von Berufsgenossen, klar genug zu Tage.

Auch zwischen dem Royal literary fund und der Schiller-Stiftung findet, wie ich glaube, ein nicht unbeträchtlicher Unterschied statt; denn meines Wissens besteht das Vermögen des Royal literary fund zumeist aus Beiträgen, die aus den Kreisen der hohen Aristokratie und der höchsten Bourgeoisie beigesteuert wurden und werden, namentlich aus solchen, welche bei vornehmen Festschmäusen gesammelt wurden, wobei es an Hundert-Pfund-Noten nicht zu fehlen pflegt. Der Royal literary fund ist mithin ein wesentlich aristokratisches Institut, nicht was den Zweck, aber wol was die persönliche Qualität seiner Gönner und Wohlthäter betrifft, die meist um so weniger ängstlich sich darum kümmern, wie und an wen jeder Groschen verwandt worden, je reicher und vornehmer sie sind. Unter den Beitragenden zur Schiller-Stiftung, welche mit Recht im Bericht eine „volksthümliche" Anstalt genannt wird, befindet sich dagegen eine unvergleichlich größere Anzahl solcher, denen es ernstlich darum zu thun ist, in Erfahrung zu bringen, wie man ihr kleines Scherflein verwendet hat. Wie es scheint, ist es auch gerade das nichtschriftstellerische Publikum, welches die vollständigste Oeffentlichkeit wünscht und verlangt, wie sich dies ja auch in der vorberathenden Versammlung klar genug gezeigt hat. Zum Theil mag dies in der Besorgniß liegen, daß literarischer Cliquennepotismus sich dieses Verschweigungssystem zu seinen Zwecken zu Nutze machen möge. Wir wollen nicht untersuchen, ob und inwieweit diese Besorgniß begründet ist, und wir für unsere Person halten diese Besorgniß für nicht sehr begründet angesichts der scharfen Controle, welche die Vorstände der verschiedenen Zweigstiftungen, „nahezu 200 Ehrenmänner", „Männer aller Berufsgattungen, denen literarische Kameraderie fern liegt" und unter denen nur eine „ganz kleine Minderzahl" dem Schriftstellerstande angehört, über das Verfahren des Verwaltungsraths auszuüben in Stand gesetzt sind. *) Aber diese Besorgniß besteht einmal, wie

*) Karl Wartenburg, der Verfasser eines Romans „Die Väter der Stadt" u. s. w. bemerkt in einem Aufsatz des „Leipziger Sonntagsblatt", der „Aphoristische Betrachtungen über die Schriftsteller" überschrieben ist und einige sehr treffende Bemerkungen über die auf dem deutschen Schriftstellerstande annoch lastende Misachtung und die Gründe dazu enthält, über das Schreckgespenst der Clique Folgendes: „Stehen in Deutschland einige Schriftsteller gegenseitig füreinander ein, d. h. sprechen sie die gegenseitige Hochachtung und Schätzung offen aus, so braucht man blos das Wort Clique oder Coterie auszusprechen, um von vornherein alles zu verdächtigen, was einer über den andern äußert. Es ist dies am Ende eine sehr wohlfeile Manier der Verdächtigung, indessen verfehlt sie doch selten ihren Zweck." Indeß, wenn drei oder vier Dichter in München, Berlin oder sonstwo den Ausdruck „gegenseitiger Hochachtung und Schätzung" einzig und allein nur auf ihren kleinen Kreis beschränken, wenn sie den Einfluß, den sie auf eine Zeitung erlangt haben, nur dazu benutzen, fast ausschließlich die aus diesem Kreise hervorgegangenen Erzeugnisse herauszustreichen, aber auch nur die Erwähnung der Erzeugnisse anderer, soviel wenigstens an ihnen liegt, gänzlich davon auszuschließen, so nennt man dies mit Recht eine Clique. Nicht selten sind wir in

jeder weiß, der sich im Publikum darnach unbefangen umgesehen hat, und es kann ihr durch nichts anderes so wirksam entgegengearbeitet werden als durch größtmöglichste Oeffentlichkeit. Ohnehin ist dieses Geheimwesen zwecklos, denn der Deutsche ist viel neugieriger als der Brite und die deutsche Tagespresse viel indiscreter als die englische, und so sind, soviel wir wissen, auch die Namen der bisherigen Hauptempfänger schon längst durch die Blätter bekannt gemacht worden. Der Bericht selbst nennt das Beispiel, womit einer dieser Empfänger, Hermann Kurtz, in dieser Richtung vorangegangen, „ein in jeder Hinsicht rühmliches“. Warum ändert man den §. X nicht dahin, daß statutenmäßig die Namen der Empfänger genannt würden, ausnahmsweise aber auf ausdrückliches Ansuchen derselben oder in Berücksichtigung besonderer delicater Umstände verschwiegen bleiben sollten? Doch streiten wir uns nicht um einen Nebenpunkt, zumal da ja der Bericht selbst die Möglichkeit einer Aenderung der betreffenden Bestimmung in Aussicht stellt. Bis zu dem Zeitpunkt einer Revision des Statuts wird man ja Gelegenheit genug haben, durch die Erfahrung belehrt zu werden, ob diese Bestimmung durchaus nöthig oder mehr schädlich als nützlich sei.

Es wird übrigens leicht sein, zwischen einem bloßen geringfügigen, nur auf momentane Hülfe abzielenden Noth- oder Rettungspfennig und einem wirklichen Ehrensold zu unterscheiden. Was den erstern betrifft, so wird das Publikum selbst auf den Namen des Empfängers vielleicht nicht sehr begierig sein; was aber den Ehrensold in Form von Jahrespensionen, Reisestipendien u. s. w. betrifft, so läßt sich nicht einsehen, welche Scrupel den Empfänger bestimmen sollten, auf Geheimhaltung seines Namens zu dringen, zumal da die Subventionen aus einer „volksthümlichen“ Anstalt fließen, deren Wohlthaten der Gesinnung des Empfängers in keiner Hinsicht Zwang auferlegen und ihn zu keiner persönlichen Dankbarkeit gegen irgendwen verpflichten. Es dringt übrigens so manche Kunde von schriftstellerischen Nothständen ins Publikum, die dem Stande weniger zur Ehre gereicht, als die erfreuliche Kunde ihm gereichen würde, daß diesem Jammer vermittelst der Schiller-Stiftung Abhülfe gebracht worden sei. Ich erinnere hier nur an das neueste Beispiel dieser Art, an das Schicksal des Dichters Ernst Ortlepp, das in einem von Leipzig aus in Umlauf gesetzten, im Bänkelsängerton gehaltenen Poem folgendermaßen behandelt ist:

Er hat ihn auch empfunden
Den Schmerz um deutsche Schmach,
Er mahnte auch: ihr Brüder
Seid einig und seid wach!
Doch keiner thät's ihm lohnen!
Er schlich am Bettelstab,
Bis ein gutherz'ger Bauer
Ihm Obst zu hüten gab.
Die Sperlinge zu jagen! —
Dafür gab er ihm Brot.
O Vaterland, o Deutschland,
Wirst du vor Schmach nicht roth??
Zum Winter jagt der Bauer
Den Kirschenhüter fort.
„Du alter Vagabonde
Was suchst du hier am Ort?“
So haben den Brotlosen
Sie endlich doch entdeckt;
Der alte Vagabonde
Nun wird er eingesteckt! —
Schmach über Schmach dem Lande,
Allwo ein solcher Mann,
Wird er nicht eingekleibet,
Im Feld verhungern kann!
Für Diplomaten, Dichter
Mit Sternen und mit Frack
Gibt's eine Schiller-Stiftung —
Doch nicht für „solches Pack!“

„Traurig, daß es so ist, allein — es ist so!“ fügen die Hamburger „Jahreszeiten“ hinzu, die ebenfalls diese Verse zum Abdruck brachten. Man kann nun freilich einwenden, daß Ortlepp seines eigenen Unglücks Schmied gewesen; daß aber ein ehemals beliebter, mit den Alten vertrauter Dichter, welcher seinerzeit als liberaler politischer Poet eines Ansehens genoß wie etwa zehn Jahre später Herwegh, daß der Verfasser des „Osterlied“, des „Pfingstlied“, der „Gedichte eines politischen Tagewächters“ (worin z. B. das Gedicht „In Sibirien, in Sibirien wehet kalte Grabesluft“ nicht geringen poetischen Werth hat) zu einem Landstreicher, der von Gemeinde zu Gemeinde geschoben wird, zu einem Obsthüter nur herabsinken konnte, ist himmelschreiend, und daß Fälle gänzlicher Versunkenheit in der deutschen Poetenwelt so häufig vorkommen, als dies wirklich der Fall ist, das weist doch auf ein Vorhandensein nationaler Uebelstände hin, die dem deutschen Volke zur Unehre gereichen, möge man auch noch so sehr Trost in der Vorstellung suchen, daß in diesen hundert Fällen zumeist doch nur ein Einzelverschulden vorliege, und daß man am besten thue, über solche empörende Vorkommnisse zu der Tagesordnung der Säcularfeste überzugehen. Das gewährt ja um so weniger Trost, da jedermann weiß, wie selbst Schiller viele Jahre und Lessing sein ganzes Leben hindurch mit der Misère deutscher Verhältnisse gerungen und vielleicht gerade deshalb doch immer noch das nicht erreicht haben, was sie unter andern Umständen erreichen konnten, und wenn man das Andenken dieser großen Männer feiert, so verewigt man damit zugleich auch den Jammer deutschen Lebens. Und dies ist vielleicht die eigentliche Moral der Säcularfabel! In Berlin starb jüngst ein dramatischer Dichter, zwar ein unbekannter, aber ein talentvoller, wie man ihm im Tode nachgerühmt hat, über dessen Tod eine Versammlung englischer Coroners das Verdict gefällt haben würde, er sei an „starvation“ gestorben. Hat er verhungern wollen? Wer möchte dies annehmen? In einer wirklich civilisirten Welt, einer Welt der Ueppigkeit, des Luxus, des Ueberflusses, sollte aber beim

---

auswärtigen, namentlich in englischen Blättern und Schriften da, wo von deutscher Literatur die Rede war, Ausbrüchen der Verwunderung über die in Deutschland „so zahlreichen Cliquen“ und über ihre kleinlichen Manöver begegnet. Etwas muß also doch wol daran sein.

besten Willen niemand verhungern können, nicht einmal ein deutscher Dichter! Wenn man dergleichen aus China läse, was für Augen würde ein gebildeter gemüthlicher Deutscher machen! An der Stelle, wo jemand verhungert, sei es ein englischer Handarbeiter oder ein deutscher Poet, da ist ein Brand= und Schandfleck der Civilisation, den alle „Wohlgerüche Arabiens" nicht mehr vertilgen können. Diese Stelle dunstet und dampft von Misgeruch für ewig.

Um auf Ortlepp zurückzukommen, so gehört dieser zu jener nicht unansehnlichen Reihe von Dichtern, von Heydenreich an bis auf ihn, welche in Leipzig erst gefeiert, verhätschelt, auf den Händen getragen, in einen betäubenden Strudel von geselligen Zerstreuungen und Vergnügungen hineingerissen und dann vergessen, beiseite geschoben und als Bettler hinausgestoßen wurden. Ein Kreis schöner leipziger Damen verehrte ihm einst einen Teppich, den ihre zarten Hände selbst gestrickt hatten. Wo sind diese schönen Damen, wo ist Ortlepp, wo ist der Teppich geblieben? Eines Obsthüters Fuß pflegt auf etwas anderes zu treten als auf Teppiche, ja schon mit der Existenz eines deutschen Dichters läßt sich ein kostbarer Teppich nicht wohl zusammenreimen. Ich erwähne noch, daß Ortlepp auch in den letzten Jahren nicht ganz müßig gewesen ist; er schrieb, wie wir hören, einen Roman seines Lebens, für den er keinen Verleger fand, er fertigte rhythmische Bearbeitungen einiger Stücke des Sophokles, für die er ebenso wenig einen Verleger fand; letzteres Manuscript ist mir selbst durch die Hände gegangen. Statt Literaturhüter wurde Ortlepp nun Obsthüter. Es ist dies aber ein Skandal, dem in einer oder der andern Weise ein Ende gemacht werden sollte, und zwar nach einer im Publikum weitverbreiteten Ansicht durch den Verwaltungsrath der Schiller=Stiftung, indem er den Unglücklichen in eine Wohlthätigkeitsanstalt einkauft, um sein Jammerbild wenigstens der Oeffentlichkeit und dem Spotte der Menge zu entziehen.

Auch im vorigen Jahre habe ich mehrfach Gelegenheit genommen, in d. Bl. für die Zwecke der Schiller=Stiftung in meiner Weise und von meinem Standpunkte das Wort zu ergreifen, so in den Aufsätzen oder Notizen „Jakob Grimm gegen die Schiller=Stiftung" (Nr. 3), „In Sachen der Schiller=Stiftung" (Nr. 23), „Zur Schiller=Stiftung" (Nr. 33) und „Ausfälle gegen die Schiller=Stiftung" (Nr. 43). Ich für meine Person bedauere am meisten, daß das immer wiederkehrende hohle Gerede gegen die Zwecke der Stiftung die Freunde derselben stets von neuem nöthigt, zur Widerlegung derselben die Feder ergreifen zu müssen. Das Beispiel Grimm's, der in einer der Verherrlichung Schiller's gewidmeten Festrede, also, wie uns dünkt, an höchst ungeeignetem Orte, die Schiller=Stiftung als ein theils unnützes, theils selbst gefährliches Institut verdammte, hat, meinen wir, in dieser Hinsicht höchst schädlich gewirkt. Die zum Theil selbst über deutsche Nationalliteratur, d. h. über die Erzeugnisse deutscher Literaten und Dichter schreibenden zünftigen deutschen Gelehrten (in den in Sachen der Humanität und Liberalität weiter fortgeschrittenen Ländern, wie Frankreich und England, ist dies nicht der Fall) blicken zwar allerdings in ihrer Mehrzahl auf die nicht zünftigen Schriftsteller mit souveräner Verachtung herab. Aber sie wissen nicht was sie thun; Schiller gab als Professor nur eine Gastrolle und schämte sich im Grunde seiner Professur. Wenn aber die zünftigen Gelehrten die deutsche productive Literatur mit Goethe und Schiller für abgeschlossen halten, so stellen sie damit der geistigen Lebenskraft der deutschen Nation kein Ehrenzeugniß aus; denn sie, die deutschen Männer, erklären damit das deutsche Bildungs= und Dichtungsvermögen und damit auch im wesentlichen die Entwickelungsfähigkeit der deutschen Sprache für erstorben, woran sie ja als Pfleger der deutschen Wissenschaft und Sprache und als Lehrer der deutschen Jugend zunächst mitschuldig sein würden.

Wir bedauern, wenn eine Autorität sich zu so unbedachten Urtheilssprüchen, wie diejenigen Grimm's sind, hinreißen läßt; denn auf sie berufen sich dann die Unwissenden, die Halbwisser, die blinden Gegner, für deren krankes Auge es keine Salbe gibt. Ein gewisser F. Rohde, der sich ausdrücklich in der Vorrede auf Grimm beruft, hat sich sogar die trostlose Mühe gegeben, eine ganze Broschüre gegen die Schiller=Stiftung loszulassen *), und wenn es auch allerdings richtig ist, daß diese Broschüre zum größten Theil aus oft gehörten, bedeutungslosen Phrasen besteht, die der Widerlegung nicht würdig sind, so befinden sich doch einige darunter, welche sich bei einem Theile des Publikums eingefressen haben, die Begriffe verwirren und dadurch beträchtlichen Schaden stiften. Weit verbreitet ist auch jene frivole, mit der gerühmten deutschen Gewissenhaftigkeit in vollkommenem Widerspruch stehende Einseitigkeit, womit der Verfasser von vornherein als feststehend annimmt, die Wohlthaten der Schiller=Stiftung würden jetzt und für immer nur der Mittelmäßigkeit zugute kommen; nur die Halbtalente oder die Talentlosen würden dadurch (durch die voraussichtlich meist nur sehr kärglichen Almosen der Schiller=Stiftung?) zum Schaffen ermuntert und das schon so beträchtliche Mittelgut in der Literatur nur vermehrt werden. Es heißt zwar im §. 1 des Statuts ausdrücklich: „Die Schiller=Stiftung hat den Zweck, deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausnahme der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe und Beistand darbietet." In diesem Paragraphen, den der Verfasser der Broschüre selbst im Eingange seiner Schrift anführt, ist nur von solchen Autoren, die für die Literatur „verdienstlich gewirkt" und deren Hinterlassenen die Rede; doch das hilft nichts: man wartet nicht die Leistungen der Schiller=Stiftung ab, um danach zu beurtheilen, ob sie das wirkliche Verdienst unterstützt habe, sondern man behauptet, man decretirt,

*) „Die Schiller=Stiftung. Eine großartige Verirrung der Gegenwart" (Dresden, Kuntze, 1860).

man nimmt als unumstößlich an: die Schiller-Stiftung wird nur das Unverdienst unterstützen und ermuntern — und damit gut. Ja auf S. 25 spricht Rohde mit komischer Zuversicht seine Ueberzeugung aus, „daß die Unterstützungen der Stiftung zum größten Theil ganz unbedeutenden Schriftstellern zufließen werden". Der erkrankte, durch Alter, Siechthum, nächtliche angestrengte Arbeit erschöpfte und arbeitsunfähig gewordene verdiente Schriftsteller soll sammt dessen angehörigen Hinterlassenen wie früher dem Zufall, dem Elend preisgegeben sein und bleiben; der literarische Veteran in Deutschland soll, vom Kehricht aufgelesen, im Spittel verenden, auf der Straße verschmachten, „auf den Schub" von Gemeinde zu Gemeinde transportirt werden, falls er nicht mehr die Kraft hat wie Ortlepp, den Dienst eines Obsthüters zu versehen. Niemand hat gegen die Einrichtung von Theaterpensionsfonds, niemand gegen die frankfurter Mozart-Stiftung, niemand gegen die Wohlthätigkeitsanstalten für Künstler etwas einzuwenden gehabt; man findet es ganz in der Ordnung, daß ein alter Schauspieler, ein alter Maler wisse, wo er sein Haupt hinlegt, daß das junge musikalische Talent unterstützt werde; aber von dem Haupte des deutschen Dichters, des Schriftstellers soll der alte schmachvolle Fluch nicht gelöst werden; eine wohlthätige Anstalt, welche, wie die Schiller-Stiftung, der ganzen Nation zur Ehre gereicht, muß unehrlich gemacht, möglichst um allen Credit gebracht werden. Alles so etwas geschieht in dem „gemüthlichen" Deutschland, welches Begriff und Wort „Gemüth" erfunden zu haben sich rühmt.

Auch Rohde hält an der Phrase fest, daß das Genie, dessen Schöpferkraft ja „titanenhaft" sei, sich durch alle Hindernisse Bahn breche. Man beruft sich dabei fast immer nur auf Schiller, einen Mann, der an Genie, Energie und sagen wir auch an calculirender Lebensklugheit nur in Jahrhunderten seinesgleichen hat. Aber nicht immer hat das Genie diese Beimischung Schiller'scher Lebensklugheit, und es fragt sich doch immer, was selbst Schiller ohne seine Wohlthäter und Wohlthäterinnen: Streicher, Frau von Wolzogen, Körner, die beiden holsteinischen Edelleute, den erfurter Dalberg u. s. w. geworden sein würde. In seinen Briefen an Körner spielt die ökonomische Frage eine Hauptrolle, und in seinem Dankschreiben an den Herzog von Augustenburg und den Grafen Schimmelmann bemerkt Schiller:

> Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genie reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich, frei von schriftstellerischer Arbeit, blos allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit.

Wir erinnern hier nochmals an Th. von Küstner's treffendes Wort:

> Haben einige sagen wollen, daß Armuth und Dürftigkeit bessere Werke der Dichtkunst hervorbringen als Wohlstand, so sind dies leere Phantasien und barocke Behauptungen, die es wol verdienten, daß sie an dem Urheber derselben, wenn er Talent hätte, erprobt würden.

Wir könnten an zahlreichen Beispielen nachweisen, welchen höchst bedeutenden Antheil der im vorigen Jahrhundert vorwaltende persönliche Wohlthätigkeits- und Mäcenatentrieb an der Entwickelung der Literatur gehabt hat. Heutzutage hat das Kapital als Bildungs- wie als Förderungsmittel größern Einfluß als je; die Reichen, Vornehmen und Hochgestellten, Edelmanns- und Bankierssöhne machen (auch bereits auf dem Gebiete der Tonkunst) den Talenten aus den ärmern bürgerlichen Kreisen immer größere Concurrenz; die Privatwohlthätigkeit hat ihre Functionen an die ausdrücklich zu diesem Zweck organisirten wohlthätigen Anstalten abgetreten. Da ist die Schiller-Stiftung ein wahres Bedürfniß, ja ein nothwendiges, historisch sich ergebendes Product der Zeitverhältnisse.

F. Rohde hat den höchst drolligen Einfall gehabt, im Vorwort zu erklären, daß er Auslassungen in Zeitschriften nicht beachten werde: „Wer uns zu widerlegen gedenkt, möge solches in einer Schrift unternehmen: in diesem Falle wird unsere Antwort nicht auf sich warten lassen." Es wird ihm hoffentlich niemand diesen Gefallen thun; denn es befinden sich in seiner fast aus bloßen aufgebauschten Gemeinplätzen bestehenden Schrift kaum drei oder vier Sätze oder Sätzchen, welche der Widerlegung allenfalls werth erscheinen, und dazu braucht man höchstens zwei oder drei Spalten eines Journals. Er hat mit jener Erklärung vielleicht der Journalkritik seine Misachtung auszudrücken geglaubt, und er hat damit in Wahrheit nur feige Furcht vor ihren Aussprüchen an den Tag gelegt. Vielleicht kann man die Schrift wegen ihrer hochgebäumten kollerigen Phrasen auch als eine gegen die Ankläger der Schiller-Stiftung gerichtete Satire ansehen, zu welcher Vermuthung auch der Umstand Anlaß geben könnte, daß die Schrift in derselben Verlagshandlung erschienen ist, in welcher der erste Band der „Jahrbücher der Schiller-Stiftung" erschien. Der Schalk von Verfasser sagt einmal: „Die Bewohner der deutschen Gauen sind keine Barbaren; niemals hat es denselben an edeldenkenden Fürsten gefehlt, welche sie beherrschen, und die bittende Stimme eines verdienstvollen Künstlers in der Bedrängniß wird nicht ungehört verhallen, falls sie ertönen sollte." Klingt das nicht fast wie Ironie und Satire?

Nächst der Schiller-Stiftung ist auch das zu ihrem Besten bestimmte Unternehmen des Majors Serre, die Schiller-Lotterie, den ärgsten Anfeindungen, Verleumdungen und Verdächtigungen ausgesetzt gewesen. In Beziehung hierauf bemerkte die „Vossische Zeitung" sehr mit Recht:

> Daß doch die Deutschen nicht aufhören können, sich stets selbst herabzuwürdigen! Während in jedem andern Lande das Volk stolz sein würde auf die bisher noch nie vorgekommene Großartigkeit der National-Schiller-Lotterie, kann man bei uns nichts weiter thun, als ein falsches Gerücht nach dem andern verbreiten, was dem Credit der Sache schaden soll. Während man in andern Ländern auf die imponirende Größe des erstrebten wohlthätigen Resultats hinweisen würde, sind die meisten be

und nur ängstlich besorgt, ob sie für ihren Thaler (bei dem sie vergessen zu haben scheinen, daß sie ihn zu einem wohlthätigen Zweck hingaben) auch möglichst viel zurückerhalten werden, und können nicht genug von der wahrscheinlichen Werthlosigkeit oder Lächerlichkeit dieser und jener Gewinne erzählen. Wo soll der Muth herkommen, all seine Kraft und Zeit einem großartigen Werke zu widmen, wie dies in der That in übervollem Maße das Comité der National-Schiller-Lotterie thut, wenn man, statt dabei von seiner Nation gestützt und getragen zu werden, nur überall heruntergezerrt wird, wenn man statt des wahrlich wohlverdienten Dankes nichts als unbegründeten und deshalb wohlfeil zu erfinnenden Hohn erntet!

Die Verwalter der Schiller-Stiftung stehen auf keinem sehr angenehmen Posten; denn obschon überhaupt in der Welt wenig auf Dank zu rechnen ist, so gibt es doch, einzelne Ausnahmen abgerechnet, vielleicht kein undankbareres Völkchen als das der Schriftsteller, wie dies auch in dem neuesten serbischen Klageliede ausgesprochen ist, welches wir des Scherzes wegen, der ja zum Ernste oft so gut stimmt, hier schließlich noch mittheilen wollen:

Serbisches Klagelied über die deutschen Autoren.

Wirke du für Botocuden,
Samojeden, Kamtschadalen!
Wirke du für ganz entmenschte
Braun' und schwarze Menschenfresser!
Wirke du als Thiervereinler
Für die Wohlfahrt tück'scher Möpse!
Wirke du für Vagabunden,
Strolche, Lumpen, Lüderjane!
Wirke du für Missethäter,
Räuber, Mörder, Meuchelmörder!
Aber wirke nicht und sorge
Für das cultivirte Völkchen
Deutsch-gemüthlicher Poeten,
Süßer deutscher Schriftverfasser,
Literaten und Autoren,
Inbegriffen Professoren!
Denn dir dankt der Botocude,
Denn dir dankt der Menschenfresser,
Denn dir dankt der Mops, der tück'sche,
Denn dir dankt der Vagabunde,
Denn dir dankt der Missethäter;
Doch mit Undank lohnt der Autor,
Lohnt der deutsche Schriftverfasser,
Der Poet voll gift'gen Neides!

Der Verfasser dieses neuesten Serbenliedes hat sich nicht genannt; jedenfalls ist es ein Mann, der mitfühlend aus weiter Ferne beobachtete, was unsereiner in nächster Nähe schaudernd miterleben konnte. Hermann Marggraff.

Swammerdam als Held eines Romans.

Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman von Hermann Klencke. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1860. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nachdem nun Helden, Künstler und Dichter vorangegangen sind, tritt auch an die Männer der Wissenschaft, an die Fachgelehrten das ernste und ungeahnte Schicksal, für die unterhaltungsdurstige deutsche Lesewelt zu culturhistorischen Romanen zubereitet zu werden! Man kann gegen diese Laune unserer Zeit seine kritischen Bedenken hegen, allein das wird doch vorweg zugestanden werden müssen, daß die Kunstform des historischen Romans an sich der Beleuchtung eines in den Culturgang der Welt tief eingreifenden Lebens nicht gerade ungünstig oder hierzu ungeeignet ist, sofern nur die Wissenschaft aus sich selbst herausgetreten und in einer That des Lebens sichtbar manifestirt erscheint. Diese Bedingung aber wird um so unerlaßlicher sein, als es ja die Aufgabe des historischen Romans eben ist, das Verhältniß jener That zu dem Leben der Gegenwart, zu dem Urtheil der Zeit und in seiner Wirkung auf dasselbe, inmitten der Schwierigkeiten und Hemmnisse eben jener Zeit, darzustellen und zu beleuchten. Eine wissenschaftliche That, wie die Galilei's, der durch die Entdeckung des Teleskops uns den Blick in den Himmel eröffnete, oder wie die Swammerdam's, der durch die Erfindung des Mikroskops uns die Welt im kleinsten erschloß, scheint uns daher ganz wohl geeignet, durch die bezeichnete Kunstform versinnlicht und verklärt zu werden, und um so mehr, als eben diese Thaten im Geiste der Mitlebenden den lebhaftesten Widerspruch fanden und eine Culturbewegung veranlaßten, die in langen Schwingungen bis in späte Zeiten nachwirkte. Mislicher würden wir dagegen schon den Versuch finden, etwa den Autor des „Kosmos", wie jüngst geschehen ist, oder Männer wie Pascal, Laplace und andere, von denen eine in sich beschlossene That der Wissenschaft nicht ins Auge fällt, zu Helden eines historischen Romans zu erheben, wogegen denn wieder Künstler, deren Thaten auch eine äußere Existenz haben, sofern ihre Bedeutung an sich nur unzweifelhaft ist, sich zu einer solchen Illustration sehr wol zu eignen scheinen und einen entsprechenden Stoff für jene Leistungen darbieten. Wenden wir diese Sätze, welche die Berechtigung zu der langen Reihe culturgeschichtlicher Romane der letzten Zeit, über Luther, Galilei, Mozart, Beethoven, Lessing, Bürger, Gleim u. a. belegen mögen, auf den vorliegenden, umfangreichen Roman an, so zeigt sich uns zunächst in eben diesem Umfange ein bedenkliches Misverhältniß, der Stoff erscheint für diesen Umfang unzulänglich. Swammerdam, der Erfinder des Mikroskops und der Entdecker des Ovariums der Thiere, war für seine Wissenschaft, die Anatomie, ein sehr berühmter Mann; allein außerhalb dieser Wissenschaft ist er — der Welt im großen — nur wenig bekannt. Diesen Mangel hat die gewandte Feder des Autors dadurch zu verdecken gesucht, daß er das ganze wissenschaftliche Leben der Zeit, die Universitäten, die theologischen Kämpfe der Zeit, den Streit über den Blutumlauf und die Erzeugung des Menschen, mit vielem andern in den Kreis seiner Darstellung gezogen, auch den bekannten Maler Ruisdael, als Swammerdam's vertrauten Freund, mit seiner ganz heterogenen Kunstthätigkeit, als Folie der Wissenschaft benutzt hat; allein trotz dieser esoterischen Kunstmittel ist er dennoch genöthigt gewesen, in der Ausführung kleiner und wenig bedeutender Verhältnisse weiter zu gehen, als der Kunst immer gerecht und dem Leser angenehm ist. Wenn er so seinem „Swammerdam" fast denselben Umfang gab, wie z. B. König seinem „Luther", so fühlt jeder Leser ohne weiteres, welch ein Unterschied in der Masse des Stoffs hier vorlag, und wie hier das Weniger mehr und besser gewesen, und ein engerer Rahmen dem Bilde selbst und seinem Beschauer mehr Abschluß und mehr Befriedigung gegeben haben würde.

Diesen Punkt abgethan, haben wir von der Leistung des in diesem Fache oft versuchten Autors viel Lobendes zu sagen. Die Ergründung der wissenschaftlichen Thatsachen, die gewandte Form der Darstellung, die Reinheit des Ausdrucks, die Verwebung des Persönlichen mit dem allgemeinen Culturstande, des Familiengeschichtlichen mit den Zuständen der Welt und den Doctrinen der Zeit — alles dies läßt wenig zu wünschen übrig. Auch der Geist, der in der Wahrheit nur das Eine erkennt, in dem Kunst und Wissenschaft zusammenfließen, fehlt keineswegs, und dieser Geist spricht sich tief und schön aus, wie uns die vortrefflichen Gespräche zwischen Swammerdam und Ruisdael (II, 49 fg.) zeigen. Wir verweilen hier einen Augenblick. „Die Blicke, welche ich durch dein Instrument in deine Wunderwelt thue", sagt Ruisdael, „erregen mir Bewunderung, aber auch Schreck und Entsetzen. Du zerstörst mir die Freude an der Schönheit der Natur: mit Schauder sehe ich meinen Finger, der doch weich und glatt war und dessen Carnation die schwerste Aufgabe des Malers

ist, zu einer widerlichen, misförmigen, groben Rinde umgestaltet, rauh wie ein gemeines Sackgewebe; die Blume verwandelt sich in ein ungestaltetes Gewirr ohne Reiz und Zartheit, seine Pünktchen werden tiefe Narben und Löcher, leichter Seidenflaum zum Gestrüppe, der Sammt des Pfirsich zu hartem Schilfdickicht. O, für das Auge des Malers ist deine Welt entsetzlich — sie entbehrt der Schönheit!"

Im Eingange des Romans lernen wir Johann Swammerdam in seiner Familie kennen. Der zwanzigjährige „Träumer und Müßiggänger" war der Sohn eines strenggläubigen thätigen Apothekers in der Kalverstraat zu Amsterdam, den wir fleißig mit der neuentdeckten Chinarinde, der Tabackpflanze und der Theestaude hantieren sehen und der sich über den „Träumer" Johann und sein phantastisches Treiben mit Thier- und Pflanzentheilen weidlich ärgert. Er klebt nun verschiedene Linsen in ein Papprohr, leitet den Sonnenstrahl auf einen kleinen Gegenstand darunter und sieht ihn vergrößert. Andere Linsen und das unendlich Kleine, das Unsichtbare — wird sichtbar!' So steht er plötzlich vor der geheimnißvollen Welt des unendlich Kleinen, preist Gott und schwelgt in seiner neuentdeckten Welt! So überrascht ihn die liebende Schwester Gertrud, warnt und mahnt ihn ab, aber er überwindet ihr Grauen vor dieser neuen Welt, in der ein Sonnenstäubchen sich als ein geflügeltes Thier zeigt. Den Freunden des Hauses, dem Vater aber gilt diese Entdeckung als Gotteslästerung, als Werk des Bösen. Im folgenden Kapitel begegnen wir Spinoza, dem Brillenschleifer, an den sich Swammerdam zur Bereitung von Sammellinsen wendet. Diese Begegnung gehört zu den vorzüglichsten Partien des Buchs. Die Lehre des größten Denkers seiner Zeit und eines der kühnsten Geister aller Zeiten, Spinoza's, des aus der Gemeinde ausgestoßenen portugiesischen Juden, die Lehre: „Gott ist alles und alles ist Gott!" versetzt den jungen Swammerdam in die peinlichste Unruhe. Ist diese Lehre Sünde? Und ist er selbst nicht der Sünde verfallen, indem er Gott im Kleinsten sucht? Ist es Wahrheit, wenn Spinoza's Atomismus den Schöpfer leugnet und die Schöpferkraft selbst in der Bewegung der Atome wiederfindet? Soll er nicht erschrecken, wenn das Haus, darin er geboren, sein Glaube, plötzlich zusammenstürzt? In solchen Zweifeln wogt seine Seele, bis sein Umgang mit Spinoza vom Vater entdeckt und Jan nun von der Familie verstoßen nach Leyden geschickt wird, um hier Medicin zu studiren. Das Geheimniß seines Mikroskops bringt er mit, aber auch seine Schüchternheit, seine Menschenschen, seine innern Kämpfe. Der Freundesbund mit Ruisdael, der ihm eine neue Welt, die des „schönen Scheins" eröffnet, wie Spinoza ihm die Welt des Gedankens enthüllte, und der lebhafte Streit, den seine Entdeckung in allen Facultäten der Universität entfesselte, drängen ihn jedoch in den Wirbel der äußern Welt, in der er, wider seinen Willen, ein berühmter und gesuchter Mann wird. Umsonst eifert Ruisdael gegen ein Wissen, das nur trennt und zergliedert, niemals vereinigt und idealisirt: Swammerdam führt dagegen aus, seine Kunst suche nur Selbsttäuschung, nicht Erkenntniß, und jeder Mückenflügel beschäme seine höchste Leistung; der Widerspruch in der Naturbetrachtung beider Freunde bleibt eben ungelöst. Er scheidet sie, indem er sie zugleich im Gefühle desto inniger vereint. Fein und geistvoll, wie dies Verhältniß der beiden Freunde aufgefaßt ist, zeigt sich auch das Swammerdam's zu seinem wohlwollenden Lehrer von Horn, der jedoch die Entdeckungen des Schülers benutzt, ihm aber die volle Verantwortung dafür den Theologen und Bibelgläubigen gegenüber allein zu überlassen weiß. Desto wunderlicher aber erscheint das Verhältniß unsers Helden zu Gretchen, der Bleicherin und Kahnziehertochter, der er, als der einzigen Person, die ihn in seiner Liebe zur Natur begreift, sein Herz schenkt und in deren Schos er seine Zweifel, ob sein Streben Gottesverehrung oder Gotteslästerung und Teufelswerk sei, ausschüttet. „Der Glaube an Gott", sagt er, „wie ihn der Mensch nöthig hat, um ein Christ zu sein und selig zu werden, bebt vor meinen Gedanken zurück. Wenn Spinoza recht hätte — ich könnte nicht mehr an meine Religion glauben!" Gretchen blickte ihn streng und mit beklommener Erwartung an. „Was wir nicht sehen", fuhr er fort, „das nennen wir Kräfte, das unsichtbar Wirkende ist uns Gott. Wie aber, Gretchen, wenn wir nun Mittel finden, unsere Sehkraft zu schärfen und mehr zu sehen, als Gott uns durch unsere Sinne hat sehen lassen wollen, wenn wir zu unserm Erstaunen die unsichtbar wirkenden Kräfte sich wieder in «Körper» verdichten sehen, und so vom Kleinen und immer Kleinern erkennen, daß alles, alles nur Körper ist mit innerm Leben; wenn man einer Pflanze — Wachsthum beobachten kann; sehen kann, wie die Knospe zur Blume sich aufthut durch ihre eigene Kraft; wenn ich in einem Tropfen dieses Kanalwassers ein reges Leben, glasheller Thiere, die sich jagen, grüner Röhren, die sich winden und krümmen, zucken und miteinander kämpfen, doppelt und dreifach werden, eine aus der andern hervorspringen; wenn ich aus einem Tropfen Wasser, rein und klar, nach einigen Stunden eine Pflanze von wunderbarer Schöpfung entstehen sehe und erkennen muß, daß, was wir Gottes Kräfte nennen, nichts als Körper und Stoffe sind.... wenn unter meinen Augen die Geschöpfe sich spalten, sich vermehren, selbständig werden: wo bleibt da der Gott, der die Welt und den Menschen mit dem Worte seiner Kraft aus nichts geschaffen hat?" — „Bester Jan", erwidert Gretchen hier, „denke darüber nicht nach; du sollst die Geheimnisse der Natur nicht so weit entblößen, daß sie Gott kränken!" — „Das ist es", sagt Jan, „das ist der Gedanke, der wie eine Wetterwolke auf meine Seele drückt, du sprichst ihn aus. Gott kränken! Wenn es ein Frevel wäre, in die Geheimnisse einzudringen, die er in weiser Absicht uns verborgen hat?" u. s. w. Umsonst beruhigt ihn Gretchen mit dem Rath, eine Freude aus der Natur zu schöpfen, wie sie selbst, ein stilles Glück in ihrer Erkenntniß zu finden — an jenem Gedanken geht der arme Swammerdam endlich doch zu Grunde.

An einer andern Stelle heißt es dann: „In seiner Gemüthstiefe dröhnte der Fluch des Vaters und der frommen Welt wie ein Erdbeben nach, denn in ihm lag der träumerische Zug, das geheimnißvolle Wesen Gottes in den Wundern des stillschaffenden Naturlebens zu suchen, die Quelle der Andacht in einem großen heiligen Gottesempfinden, das Himmel und Erde verschmilzt, zu finden. Je näher und befreundeter er sich nun mit Gott, dem Schöpfer des Lebens, fühlte, je wohler, andachtsvoller und berechtigter er sich fand, um so betäubender, verwirrender und lähmender traf ihn, wie ein Blitzstrahl aus sonniger Himmelsbläue, die Anklage der Gottlosigkeit, der Fluch, die Verfolgung der Gläubigen. Zum ersten mal flüsterte das beängstigende Gespenst des Zweifels die Frage in seiner Seele: Da die Natur nicht lügt, sollte der Glaube einen andern, einen dogmatischen Gott verehren? Er erbebte und stürzte sich mit neuer Andacht in den Strom des Naturlebens; aber der Zweifel erhob sein fahles Antlitz von neuem und flüsterte: «Der Glaube irrt, Gott lebt in der unendlichen Fülle des Lebens und seiner Geschöpfe.» In solchen Augenblicken griff er, das Mikroskop fliehend, zu dem alten überlieferten Worte Gottes, betete seine Jugendgebete u. s. f. Umsonst. Der Zweifel hatte einmal seine Seele berührt, es brannte eine wunde Stelle in ihr schmerzhaft fort, die er keinem Menschen, auch Ruisdael nicht, zu enthüllen wagte. Dieser wirft ihm ein: «Aber ist das Leben nicht so schön, so reich, daß man sich begnügen könnte mit dem Sichtbaren? Stimmt die Harmonie der Natur nicht edel und andächtig? Ist das Gute in uns nicht Uebereinstimmung mit der Natur? Haben unsere Tugenden und unsere bösen Leidenschaften nicht denselben Ausdruck, den wir in der Welt deiner kleinen Thiere, deiner Bienen und Ameisen wiederfinden? Umarmt nicht eine Pflanze selbst die andere in Liebe, verdrängt eine andere aus Selbstsucht, tödtet sie aus Feindschaft? Ist dies nicht alles Naturleben, von dem wir nur die Blüte, die oberste Vollendung sind? Ja, fast will es mir scheinen, als habe die Natur danach gestrebt, sich ihres eigenen Lebens bewußt zu werden, und habe endlich in der höchsten Entwickelungsform, im Menschen, sich selbst aus dunkeln Träumen erweckt!» Swammerdam nickte lang-

sam mit dem Kopfe. «Was dich beglückt, was in deinen Bildern die Menschen erfreut, es ist dasselbe Leben, das in meinen Aufschlüssen mich zum Entsetzen treibt. O, könnte ich das Leben ergründen und an seiner Urquelle Gott selber finden!»"

Und hiermit mag der Kampf dieses Geistes denn genugsam charakterisirt sein. Der Verfasser aber verzeihe uns, wenn wir ihm sagen, daß sein Held, mit allem seinem Wissensdurst und aller seiner Naturerkenntniß in unsern Augen doch nur ein großer Thor ist! Wenn er auch im Kleinsten, ja im unendlich Kleinen noch Leben, Bewegung, schöpferische Kraft entdeckt und daraus folgert, daß kein Schöpfer sei, so zeigt er sich doch nur als ein Schüler im Denken und Schließen. Denn steht er nicht immer wieder vor der Frage still: Wer hat jenem Kleinsten denn die Kraft und das Gesetz mitgetheilt, sich zu regen, sich zu spalten, zu vereinigen, zu verdoppeln und zu vermehren? sich in Einigkeit selbst fortzuerzeugen? Swammerdam entdeckt auch in der Ameise ein Herz: er erkennt, daß auch sie arbeitet, liebt, Zwecke verfolgt, mit einem Wort, daß dasselbe Leben, das in ihm selbst, in Plato und Aristoteles thätig ist und wirkt, auch in der Ameise sich manifestirt. Da steht er plötzlich vor einem Abgrunde schaudernd still! Warum denn, fragen wir, vor einem Abgrunde, und noch dazu mit Schauder? In der ganzen Frage kam es ja nicht darauf an zu erkennen, ob das Kleinste in der Natur belebt sei, sondern darauf, wer die Natur und auch das Kleinste in ihr belebt, d. h. mit Leben ausgestattet habe, oder ob etwa die Natur sich selbst belebt habe. Dieser Frage ist er durch seine Entdeckungen aber um nichts näher getreten, denn gesetzt selbst, er hätte gefunden die Natur habe sich selbst belebt, so stand immer wieder die Frage vor ihm, wer der Natur denn die Kraft gegeben habe, sich selbst zu beleben und das Gesetz, nach welchem dies geschehen, und eben dies mußte ihn doch wieder auf das Denkpostulat eines Schöpfers zurückführen. Wir sehen daher hier weder einen Abgrund, noch einen Grund zum Schauder.

Doch wir können hier dem Verfasser nicht weiter folgen, denn am Ende war sein Held eben auch nur ein Kind seiner Zeit und ihrer Vorurtheile. Der arme, vereinsamte Mensch ringt nun sieben Jahre auf der Universität Leyden mit seinen innern Zerwürfnissen, vollendet sein Mikroskop, entdeckt die Natur des Bluts, den weiblichen Eierstock und andere wichtige Dinge, ergründet das Leben, die Metamorphose der Insekten, theilt uns über das gesellschaftliche Dasein der Ameisen und Bienen die anmuthigsten Sachen mit, streitet mit Ruisdael über Naturbetrachtung, wobei der gute Gedanke begründet wird, daß die Wissenschaft das Individuelle zerlegt, die Kunst aber für das ganze Geschlecht nach einem würdigen Repräsentanten sucht und kehrt endlich, nachdem das Universitätsleben und seine namhaften Träger uns voll geschildert sind, als Doctor und Arzt ohne Praxis nach Amsterdam, doch nicht in das Haus des Vaters zurück, um seine „Biblia naturae" zu schreiben, das vorzüglichste seiner nachlebenden Werke. Mit sich selbst und den Menschen zerfallen, bringt Ruisdael den fast Vergessenen zwar mit dem glänzenden französischen Gelehrten Thévenot in Verbindung, und bewegt ihn selbst nach Issy und Paris zu gehen, wo unser armer Held sich unter Reichen und sogar in den Hofkreisen bewegen, mit Prinz Conti, Molière und Mauvillon Bekanntschaft machen und sich in den Streit der Jansenisten und Jesuiten hineinziehen lassen muß — allein eine Mahnung des Stenonius ruft plötzlich seine alte Menschenscheu wieder wach und er flieht aus dem Kreise der Freunde in seine Dachstube zu Amsterdam zurück, seine Experimente, seine Manuscripte vor jedermann vergrabend.

Auch hier vertreibt ihn der holländische Krieg, er wird fast obdachlos und muß seine Sammlungen verschleudern, um zu leben. Indeß erliegt sein Geist mehr und mehr der Last des eigenen Wissens und seiner Zweifel; er sucht Gott noch wie früher im Kleinsten, aber er erkennt, daß die Dinge außer uns uns nicht zu ihm führen, sondern, daß diese erst durch Gott eine Beziehung zu uns erlangen, Gott mithin ein Postulat unseres Geistes und also a priori zu setzen sei. Diesem Streite war seine Seele nicht gewachsen, sie verfiel der Mystik, deren Netze die Sektirerin Antoinette Bourignon um ihn schlingt, mit der er eine Zeit lang von Exil zu Exil zog, bis, nachdem er noch einmal Gretchen, seine einzige Liebe, gesehen, seine ganze Natur zusammenbrach und er im Jahre 1680, 43 Jahre alt, völlig verlassen, geistig zerrüttet und in größter Entblößung zu Amsterdam starb. Ein halbes Jahrhundert später gab der berühmte Boerhave seine „Biblia naturae", die Thévenot gerettet hatte, in holländischer und deutscher Sprache (1737) heraus: ein Werk der angestrengtesten Naturbeobachtung und voller Aufschlüsse, welche der Welt zeigten, wie weit Swammerdam seiner Zeit in der Kenntniß des Naturlebens voraus war.

Nachdem wir den Inhalt dieses Buchs so kurz, wie es irgend zulässig schien, in seinen Hauptmomenten skizzirt haben, können wir unser Urtheil über dasselbe in wenige Worte zusammendrängen. Das hier Dargestellte ist fast an jeder Stelle würdig und für den denkenden Leser von Bedeutung; es ist der wichtigste Gedankeninhalt des menschlichen Geistes, die Frage nach Gott und Natur, Geist und Materie, der hier zur Erörterung kommt, und wenn das Gegebene auch nicht von manchem bedenklichen Ausspruch, manchem Widerspruch und mancher Wiederholung frei ist, so ist die Darstellung doch stets ernst, belebt und würdig. Sie bewegt sich in einer Sprache, deren blühender und effectvoller Ausdruck das größte Lob verdient und die mit der einzigen Ausnahme, welche das Verhältniß des Helden zu Gretchen's Sippschaft etwas niedrig und von bedenklichem Geschmack darstellt, stets rein und wohlthuend erscheint. Dem Inhalt selbst liegen unverkennbar sehr ernste und angestrengte Studien zu Grunde, wie sie wol selten auf Werke dieser Art verwendet werden, und wenn der Verfasser, um nur eins anzuführen, z. B. sämmtliche namhafte Gelehrte der Universität Leyden sich übereinstimmend mit ihren Schriften über die Entdeckungen Swammerdam's äußern läßt, und hierbei Waläus, Thysius, Rivetus, Heurnius, Stenonius und noch viele andere redend vor uns einführt, so haben wir ihn zu bewundern. Trotz dieses gelehrten Materials, wie es den Hauptinhalt dieser Schrift bildet, findet der Leser sich nirgends geistig angespannt und es spricht allerdings für eine ungewöhnliche Geschicklichkeit des Autors, daß er diesem allen gegenüber, das persönliche und romanhafte Interesse für seinen Helden im Felde der Ideen vollkommen aufrecht zu erhalten weiß. Wir dürfen daher kurzweg sein Buch als ebenso gedankenreich wie unterhaltend bezeichnen, und müssen hervorheben, daß den Verfasser der Vorwurf der Vielschreiberei völlig unverdient trifft, wenn alle seine Arbeiten, die uns allerdings zum Theil unbekannt sind, seinem „Swammerdam" gleichen. Das Einzige, was wir an demselben noch zu wünschen gefunden, ist ein etwas festeres Gewebe, etwas mehr Concentration und die Beseitigung einigen Beiwerks. Dagegen wollen wir schließlich noch anmerken, daß Ruisdael's berühmtes Bild „Der Insektenjäger im Sturm" der Sage nach unsern Swammerdam darstellen soll. 4.

Ein Lebensbild Scharnhorst's.

Scharnhorst. Eine Biographie von Eduard Schmidt-Weißenfels. Leipzig, Voigt u. Günther. 1859. 8. 1 Thlr.

Die Literatur der Gegenwart verdankt Schmidt-Weißenfels schon mehrere Werke von Werth, welche Biographien berühmter Männer mit geistvoller Benutzung der vorhandenen Materialien gebracht haben und zum Theil auch in diesen Blättern besprochen worden sind. Sie geben in ihrer gelungenen Charakteristik zugleich immer ein treffliches Stück Zeitgeschichte und werden, da sie mit gesunder Kritik und in einem anziehenden Stile geschrieben sind, von dem Publikum, das eine ernste, höhere Fragen berührende Lectüre liebt, stets mit großem Vergnügen gelesen werden. Dieselben Vorzüge besitzt auch die vorliegende Biographie Scharnhorst's, das erste „im ganzen vollständige Lebensbild" des großen edeln Mannes, worin der Verfasser ganz recht hat. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo

das reiche Material, von Scharnhorst's eigener Hand, das im Archive ruht, durch einen militärischen Bearbeiter zu einer umfassenden Darstellung seines großartigen Wirkens und Schaffens benutzt werden kann. Der Verfasser hat aber alles, was ihm zugänglich war, sorgfältig gesichtet und in der That seinem Lebensbilde manchen neuen und interessanten Zug verliehen. Sein Grundgedanke ist, „den edelsten preußischen Soldaten voll freien Bürgersinns dem Volke lieb und werth zu machen".

Der Lebensbeschreibung folgen wir hier natürlich nicht Schritt für Schritt, wir heben nur das hervor, was bei der Lectüre des Werks besondere Aufmerksamkeit verdient. Scharnhorst, geboren 1756 am 12. November (der 10. ist ihm nur später wegen Luther und Schiller zugeschrieben worden), war der Sohn eines bürgerlichen Gutspachters, der später durch Proceß ein Rittergut gewann, also kein „Bauernsohn", wie das in diesem Werke ganz überflüssig citirte Gedicht „An die hinterpommerschen Zurücktreiber" sagt. Der Stich trifft überhaupt nicht: in der preußischen Armee ist wol kein einziger, der nicht mit Stolz und Ehrfurcht Scharnhorst's gedächte. Aus der Militärschule zu Wilhelmstein im Steinhuder Meer, welche der berühmte Graf von Lippe-Bückeburg angelegt — der Verfasser weiß ihn mit wenigen Strichen trefflich zu charakterisiren —, trat Scharnhorst in den Dienst seines Vaterlandes Hannover; als Fähnrich kam er zum Dragonerregiment Estorf. Hier trat sein militärisches Talent bereits hervor, seine Kenntnisse bekundeten sich in dem Unterrichte, den er schon damals ertheilte, wie in seinen ersten, der Oeffentlichkeit übergebenen Arbeiten. Als Artillerielieutenant wurde er 1782 an die Kriegsschule zu Hannover berufen, von wo er als erster Lehrer an die nach seinen Vorschlägen reorganisirte Artillerieschule kam. In dieser Stellung gab er werthvolle, noch heute hochgeschätzte militärische Werke heraus, und was er dort gewirkt, ist nicht verloren gegangen: die alte Scharnhorst'sche Schule läßt sich noch immer, selbst in neuern Werken, die von hannoverschen Offizieren ausgehen, nicht verkennen.

Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wurde Scharnhorst, der 1792 wieder in den praktischen Dienst zurückgetreten war, als Chef einer reitenden Batterie zugleich erster Generalstabsoffizier beim General von Hammerstein. Die Vertheidigung von Menin 1794 gab ihm Gelegenheit, sich glänzend auszuzeichnen; er hat diese Kriegsbegebenheit selbst in einer kleinen Schrift (1803) dargestellt und der Verfasser unsers Werks führt sie den Lesern danach lebendig vor. Unmittelbar darauf wurde Scharnhorst rasch befördert; der Frieden gab ihn seiner schriftstellerischen Thätigkeit zurück und sein Name wurde in weitern Kreisen bekannt und geachtet, sodaß ihm der Herzog von Braunschweig, als preußischer Feldmarschall, den Antrag machte, in preußische Dienste zu treten und die Reorganisation des Heeres, die man damals — freilich in bescheidenen Grenzen — beabsichtigte, durchführen zu helfen. Der größere Wirkungskreis, der sich ihm hier bot, bewog ihn, dies Anerbieten bereitwillig anzunehmen, und so trat er im Jahre 1801 als Oberstlieutenant in die preußische Armee, wo er gleich als Director zu der Akademie für junge Offiziere, aus welcher die spätere allgemeine Kriegsschule, jetzt Kriegsakademie, hervorgegangen ist, berufen wurde. Er organisirte den Unterricht im Geiste einer höhern Militärbildungsanstalt und gab ihm einen durchaus akademischen Charakter; die Vorlesungen, die er selbst über die Lehre vom Kriege und der Kriegführung hielt, wurden schnell berühmt und von jüngern Offizieren eifrig besucht, obgleich ihm weder eine glänzende Rednergabe, noch eine Fülle bestechender Phantasie zu Gebote standen. Es waren aber alle Vorzüge, die seinen Schriften eigen sind, welche seine Schüler an ihn fesselten, und Clausewitz, später selbst berühmt durch seine militärischen Schriften, nennt ihn „den Vater seines Geistes". Seltsam, daß auch Clausewitz, der so geistvoll, selbst schwungreich schrieb, der Rede nicht besonders mächtig war, wie wir uns aus der Zeit, als er der Kriegsschule vorstand, noch genau erinnern. Damals ahnte kein Mensch, welche Schätze er der Militärliteratur hinterlassen würde!

Scharnhorst's Lehren, weil gegen die alten Formen der Kriegführung, besonders der Taktik, gerichtet, die sich überlebt hatten, mußten ihm unter den starren Anhängern des Alten viele Gegner erwecken. Die Feldzüge am Rhein hatten sie keines Bessern belehren können, denn diese waren für die preußischen Waffen keineswegs „traurig, ruhm- und thatenlos" gewesen, wie die Kriegsgeschichte ja nächst den Siegen von Pirmasens und Kaiserslautern noch eine Menge von glücklichen Gefechten und keine einzige nennenswerthe Niederlage der Preußen zu berichten hat. Unsere Modernen sprechen immer von den großartigen Erfolgen der französischen freiheitstrunkenen Scharen mit ihren Tirailleurschwärmen und Sturmcolonnen gegen die veraltete Linientaktik Friedrich's des Großen; Erfolge, von denen die Kriegsgeschichte von 1793 und 1794 nichts weiß. Es war aber das ein Unglück für Preußen, weil es die alten Generale verblendete, die neuen Elemente der französischen Kriegsweise zu verachten, auch als sie aus jener Formlosigkeit, in der sie noch wenig gefährlich, durch geniale Führer zu fester und doch elastischer Gestaltung gekommen waren.

Scharnhorst wurde der Anfeindung seiner Gegner endlich müde und bat den König um Versetzung, dieser erhob ihn aber in den Adelstand und ernannte ihn zum Generalquartiermeister-Lieutenant im Generalstabe. Es war die Zeit, in welcher allerdings Reformen im Heerwesen angestrebt wurden, und Scharnhorst kämpfte redlich dafür, aber sie scheiterten bekanntlich an dem Widerstande der Gegner und der Krieg von 1806 brach darüber aus. Scharnhorst mühte sich auch jetzt vergebens, einen gesunden Operationsplan aufzustellen, als er Chef des Generalstabes beim Herzoge von Braunschweig geworden war; bei Auerstädt verwundet, schloß er sich dem Blücher'schen Corps an, das wenigstens durch seinen ruhmvollen, unbesiegten Zug nach Lübeck die Ehre rettete. Bei Lübeck wurde er mit gefangen, bald aber gegen einen französischen Obersten ausgewechselt, sodaß er nach Ostpreußen gehen konnte, um an den letzten Schlachten des unglücklichen Kriegs als Generalquartiermeister des letzten preußischen Corps theilzunehmen. Die Schlacht von Eylau wird hier etwas eingehender geschildert. Nach dem Frieden von Tilsit begann erst für Scharnhorst die Zeit, welche seinen Namen unsterblich gemacht hat. Er wurde Generaladjutant des Königs und Vorsitzender der Militärorganisationscommission, zugleich Director des allgemeinen Kriegsdepartements, also damals Kriegsminister. Wir lesen eine Charakteristik der Männer, welche Scharnhorst bei seinem großen Werke treu zur Seite standen: Gneisenau, Grolman, Boyen, Clausewitz; der Verfasser bewährt darin wieder sein Talent für solche treffende Bilder. Dem Könige läßt er leider weniger Gerechtigkeit widerfahren. Ein ganzer Abschnitt ist den Reformen nach dem Tilsiter Frieden gewidmet; wir verweisen mit dem Verfasser darüber auf die Beihefte zum „Militärwochenblatt", Jahrgang 1854 und 1855. Scharnhorst hatte schon damals die Idee einer National- oder Landmiliz zur Vertheidigung des Vaterlandes, die aber noch nicht Eingang fand; er kleidete sie dann in einen Entwurf zur Bildung einer Reservearmee und stellte einen Plan für die Verfassung von Provinzialtruppen auf. Alle diese Vorschläge mußten aber auf sich beruhen, als der von Napoleon erzwungene Pariser Tractat vom 8. September 1808 die Errichtung von Milizen ausführlid verbot. Aber der Gedanke war damit nicht vernichtet und tra in einer andern Form bald wieder hervor, bis er 1813 vollende in die Wirklichkeit sprang. Nun kam Scharnhorst auch in Verbindung mit Stein, welchem der König eine Mitwirkung b der Heeresorganisation übertrug, sodaß er an den Berathunge der Commission theilnehmen, dem Könige jedoch nur in Scharnhorst's Beisein Vorträge über militärische Angelegenheiten mache durfte. Der Verfasser hat für diesen Theil der Biographie d reiche Material, namentlich Pertz, gut benutzt und selbständ bearbeitet, für die politischen Verhältnisse schließt er sich Häuss an, was nach dessen Standpunkte auch die Urtheile über Kön Friedrich Wilhelm erklärt. Der Vergleich von Stein und Scharnhorst ist dagegen so treffend, wie eine angeführte Aeußeru

Scharnhorst's: „Nur zwei Männer kenne ich, welche ganz ohne Menschenfurcht sind, den Minister Stein und den General Blücher." Sehr wahr sagt der Verfasser: „Das sich gegenseitig ergänzende Wesen ihres Charakters griff bedeutungsvoll in ihre gemeinsame Thätigkeit ein und erleichterte außerordentlich die Grundsteinlegung zu Preußens Ermannung, denn über ihr Streben und das Ziel ihres Wirkens im großen waren sie beide vollkommen einverstanden und beide bewegten sich auf einer Basis freier Ideen."

Scharnhorst's rastlose stille Thätigkeit, in welche nur der König eingeweiht war, schuf denn trotz der Hindernisse und Kabalen, mit denen er zu kämpfen hatte, trotz der Argusaugen der Franzosen, durch das System steter Ausbildung von Rekruten und Entlassung ausgebildeter Mannschaften eine große waffentüchtige Reserve im Volke (man nannte es das „Krümpersystem"); er vermehrte in gleichem Maße das Kriegsmaterial; auch die neue Formation der Armee in Provinzialbrigaden mit sorgfältig ausgewählten Führern war sein Werk. Unsere militärischen Leser wissen, daß die vortrefflichen Reglements von 1812 für alle Waffen von Scharnhorst redigirt sind; ihre Grundsätze sind noch immer mustergültig und darum in den neuern Vorschriften erhalten, ja selbst in fremde Reglements übergegangen, manche Stelle wörtlich z. B. in das englische. Die Erhebung Spaniens schien den Augenblick zu bringen, wo die Schöpfungen Stein's und Scharnhorst's Früchte tragen sollten: sie hatten einen Volkskrieg auch in Deutschland vorbereitet. Scharnhorst stand mit England in eifrigster Verbindung, man versichert selbst, daß er Wellington den Operationsplan zur Befreiung Portugals entworfen habe. Aber wie eifrig auch Scharnhorst für ein Bündniß mit Oesterreich wirkte (wir lesen die Mémoires, die er dem Könige einreichte), so scheiterten doch diese Bestrebungen durch den Einfluß des Kaisers Alexander, der zum erfurter Congreß reisend nach Königsberg kam, auch dadurch, daß Stein's Brief an Wittgenstein im „Moniteur" veröffentlicht wurde. Stein bat sogleich um seine Entlassung, da er alles verloren gab; es folgte der bekannte Vertrag von Erfurt, und Stein legte seine Stelle nieder, nachdem die Männer der patriotischen Partei in einem Schreiben an ihn vergeblich begehrt hatten, daß über die Ratification des Vertrags die einzuberufenden Vertreter der Nation befragt werden sollten. „So war nun Scharnhorst der einzige Mann, der auf seinen Schultern den neuen preußischen Staat trug, der einzige Stimme habende Vertreter des Stein'schen Geistes." Aber er hatte noch schwere Kämpfe zu bestehen, traurige Erfahrungen zu machen. Das neue Ministerium war seiner Aufgabe nicht gewachsen und auch gegen Scharnhorst regte sich, nach der Aechtung Stein's, die Aufmerksamkeit und der Verdacht der Franzosen. Als der Krieg Oesterreichs ausbrach, hoffte er von neuem. Der moralische Erfolg von Aspern (ein arger Schreibfehler sagt Austerlitz) ließ die Begeisterung mit einem male auflodern, aber sie „verpuffte in einzelnen, oft heroischen Aufständen als Waffenthaten ohne Erfolg und Zusammenhang". Wiederum gibt der Verfasser dem Könige die Schuld; wir zweifeln aber sehr, ob eine Erhebung Preußens im Jahre 1809 die ersehnten Früchte getragen hätte, wenn wir die erste Hälfte von 1813, nachdem Napoleon's altes Heer in Rußland vernichtet war, betrachten. Im Gegentheil sind wir der Meinung, daß Preußen wahrscheinlich untergegangen wäre, denn die andern deutschen Mächte standen fest zu Napoleon und ihre Truppen wankten keinen Augenblick im Kampfe gegen Oesterreich, und wie hoch man auch die Volkserhebung in Preußen anschlagen mag, die Rüstungen waren 1809 noch lange nicht so weit gediehen, ihr den festen Halt zu geben, wie 1813. Der Soldat, das Zeugniß der Kriegsgeschichte zur Hand, urtheilt nach den Thatsachen und kann sich nicht beirren lassen, auch wenn damals die stärksten und besten Kriegsmänner zum Losschlagen drängten: diese wußten selbst sehr genau, daß es für Preußen zur Vernichtung führen könne, aber sie sahen diese auch auf anderm Wege wenigstens moralisch nahen und zogen den Untergang mit Ehren vor. Jedenfalls hat Gott für Preußen und Deutschland alles zum besten gelenkt. Die traurige Zeit von 1809 und 1810 trug auch ihre guten Früchte.

Scharnhorst's Wirken blieb dasselbe, auch nachdem er, um sich dasselbe zu wahren, vom Kriegsdepartement zurückgetreten und zum Chef des Generalstabes der Armee und des Ingenieurcorps ernannt war. Jetzt konnte er, vom Argwohn der Franzosen unbemerkt, sein großes Ziel verfolgen, und war im Jahre 1811 mit der Hauptorganisation der Armee fertig; er hatte einen Militärstaat geschaffen, dessen Größe und Thätigkeit wenige ahnten. Als die Lage Preußens bei dem Zerwürfniß zwischen Frankreich und Rußland eine verzweifelte geworden, verlangte er abermals den Kampf um Leben und Tod und den Anfang des russischen Kriegs durch die Preußen; die Partei der Erhebung regte sich von neuem, Gneisenau kam nach Berlin und Scharnhorst, wieder in die nächste Umgebung des Königs getreten, leitete die Rüstungen. Aber Hardenberg, Stein's Nachfolger, war der Mann der Energie nicht, Napoleon beschwerte sich über Preußens Benehmen und Scharnhorst's Reisen nach Petersburg und Wien brachten wenig tröstliche Aussichten mit. Preußen war isolirt, und hätte es jenen Kampf gewagt, so wäre Rußland nimmer das Grab der Napoleonischen Macht geworden. Die Folge dieser trostlosen Lage war die Allianz mit Napoleon, worauf Scharnhorst um seine Entlassung bat. „Ich kann nicht unter den Franzosen dienen, Majestät!" Der König reichte ihm gerührt die Hand: „Mich nicht ganz verlassen, auf die Zukunft hoffen, kann ja besser werden." Er entband ihn seiner jetzigen Function und ernannte ihn zum Inspecteur der schlesischen Festungen, wo er doch wieder Vertrauen gewann. Daß er durch Clausewitz auf Phull, den Chef des russischen Generalstabes, gewirkt, wissen wir, aber ebenso auch aus den neuesten Ermittelungen durch Toll (vgl. Nr. 36 d. Bl. 1859), daß ein so voraus bedachter Operationsplan, wie er hier noch angenommen und zu Phull und Knesebeck auch Scharnhorst vindicirt wird, niemals bei den russischen Feldherren bestanden hat. Die Macht der Ereignisse führte naturnothwendig von selbst dahin. Daß aber York, der rechte Mann, an die Spitze des preußischen Corps kam, war Scharnhorst's Verdienst, ebenso, daß er nach York's kühner That alles zum Kriege vorbereitete, der jetzt nicht länger auf sich warten ließ. Scharnhorst wurde als Generallieutenant zum Generalquartiermeister der Armee ernannt und sah nun alle seine Schöpfungen in imposanter Gestalt fertig in das Leben treten: die stehende Armee, trotz des Verlustes in Rußland, verstärkt auf 110000 Mann, die Landwehr, die freiwilligen Jäger: eine in den Haupttheilen fertige Streitmacht von 271000 Mann. Aber Gott wollte es, daß er nicht die Frucht, nur die Blüte seines stillen Wirkens, diese aber auch in aller Herrlichkeit, erleben sollte. Er verschlimmerte sich selbst die Wunde, die er bei Großgörschen erhalten, durch seinen rastlosen Eifer, Oesterreich zu gewinnen und starb am 28. Mai zu Prag, einen Tag nach dem Abschlusse des Vertrags. Was der Verfasser so warm und schön am Schlusse seines Werks über den Helden sagt — wer möchte ihm nicht aus vollem Herzen beistimmen?

Karl Gustav von Berneck.

Zur Geschichte des sächsischen Volks.

Die Vorzeit des sächsischen Volks in Schilderungen aus den Quellenschriftstellern. Von Theodor Flathe. Leipzig, B. Tauchnitz. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Sollte in der That, wie man behauptet hat, die Geschichtswissenschaft eines Volks der Gradmesser seiner Culturreife sein, so dürfte man ohne Bedenken dem deutschen Volke in der Gegenwart das vortheilhafteste Zeugniß ausstellen. Denn die Geschichtswissenschaft wird sich nicht nur immer mehr ihrer Aufgabe und Würde durch Forschung und Darstellung bewußt, sondern sie greift auch weit in den verschiedensten Richtungen und mit den

mannichfachsten Mitteln in das Leben hinaus, um all den Segen zu verbreiten, der in ihrem Schose liegt. Und über allen und jeden Zweifel erhaben ist die Behauptung, daß das Selbstbewußtsein und der Patriotismus eines Volks nur dadurch begründet und gehoben werden könne, daß ihm möglichste Aufklärung über seine geschichtliche Vergangenheit zu Theil werde. Da aber selbstverständlich dieser Bildungsproceß nicht auf dem Gebiete des Alters, sondern auf dem der Jugend vor sich gehen muß, so erklärt es sich, wie man die zahlreichen Wege und Methoden eingeschlagen sehen kann, die jenen Bildungsproceß zu einem ersprießlichen Gedeihen zu führen bestimmt sind. Von diesem Gesichtspunkte aus will auch das Buch beurtheilt sein, dessen Titel wir oben angegeben haben. Hören wir zuvörderst den Verfaßer selbst über den Grundsatz, der ihn leitete: „Ich wünsche dem Schüler ein Lesebuch der sächsischen Geschichte in die Hand zu geben, und bin deshalb weit entfernt, ein Lehrbuch dadurch verdrängen oder überflüssig machen zu wollen; im Gegentheil möchte ich den Gebrauch desselben nur desto nutzbringender machen. Zu der Herausgabe hat mich die Ueberzeugung bestimmt, daß soweit möglich schon der historische Unterricht auf die Quellen zurückzugehen hat. Es ist dies eine Forderung, welche mehrere der bedeutendsten Autoritäten dieses Fachs gestellt haben, und wer je in dem Falle gewesen ist, diesen Unterricht auf einer höhern Stufe zu erteilen *), wird wissen, wie berechtigt sie ist. Eine Thatsache, die der Lernende aus der Quelle selbst schöpft, wird sich sein Gedächtniß ganz anders aneignen, als wenn er sie nur dem gleichmäßigen Flusse der Erzählung im Lehrbuche entnimmt. Denn nichts macht auch für den Schüler die Beschäftigung mit der Geschichte erquicklicher, nichts erfrischt dabei das Gemüth in dem Grade, wie die Ursprünglichkeit und Anschaulichkeit jener einfachen Berichte von Augenzeugen oder Zeitgenossen, oder wenigstens von solchen, die den Ereignissen unbefangener gegenüberstanden als wir. Nicht die kunstreichste Darstellung, noch der beredteste Vortrag vermag einen ähnlichen Eindruck zu erreichen. Wer sich in diese Schächte versenkt, welche die Schätze unserer geschichtlichen Kunde bergen, der fühlt sich überströmt von einem wunderbaren Zauber mitten in den Kreis längst vergangener Begebenheiten versetzt: er wird aus einem gleichgültigen Zuschauer ein wirklicher Theilnehmer der Ereignisse. Freilich kann eine Auswahl und Ueberarbeitung, wie die hier gebotene, nur einen kleinen Theil jenes Genusses gewähren, welcher den mühsamen Fleiß des Forschers lohnt. Doch soll sie auch nicht mehr thun: ihren Hauptwerth setze ich in die Anregung."

Ein specielles Eingehen auf das, was der Verfaßer in vorstehenden Worten ausgesprochen, würde uns auf das Gebiet der Pädagogik sowol als das der historischen Methodik führen; davon müssen wir hier selbstverständlich absehen und uns deshalb auf Folgendes beschränken. Der Verfaßer hat unverkennbar seinen Gedanken angeknüpft an den Wunsch derjenigen deutschen Germanisten, die, wie z. B. der hochverdiente Böhmer, die besten lateinischen Quellen des Mittelalters durch entsprechende Ausgaben der deutschen wissenschaftlichen Jugend vorgelegt wissen wollen, oder auch derjenigen Historiker, die wie der berliner Gelehrtenverein durch Uebersetzen von Quellenschriften den Laien die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes zu einer wir möchten sagen unmittelbaren Anschauung zu bringen beabsichtigen. Namentlich der Wunsch der erstern ist vortrefflich, und ist bisjetzt nur durch die Stockphilologen, deren es immer noch im Kreise der gelehrten Schulmänner gibt, nicht in wünschenswerther Weise zur Durchführung und praktischen Verwerthung gekommen. Unser Verfaßer hat gewissermaßen einen Mittelweg eingeschlagen: er übersetzte die lateinischen Urkunden, während die des ältern deutschen Sprachidioms durch Modernisirung verständlicher gemacht wurden. Dieses Verfahren gibt den geistigen und wissenschaftlichen Standpunkt der Leser an, die der Verfaßer überhaupt bei seiner Schrift im Auge gehabt hat. Und es läßt sich unsers Bedünkens gegen dieses Mittel, den Sinn für die Geschichtswissenschaft anzuregen oder geschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, nichts von Erheblichkeit einwenden. Nur gegen zwei Punkte müssen wir Einsprache erheben. Wenn erstlich der Verfaßer behauptet, „Augenzeugen oder Zeitgenossen hätten den Ereignissen unbefangener gegenübergestanden als wir und die Ursprünglichkeit und Anschaulichkeit jener Berichte habe deshalb einen besondern Reiz für die Jugend", so müßten wir ein sehr geringes Zutrauen zu den geschichtlichen Kenntnissen unsers Verfaßers besitzen, wenn wir nicht voraussetzen wollten, daß ihm die oft schroffen Gegensätze parteiischer Berichterstatter aus der frühern und frühesten Zeit gar wohl bekannt seien und daß infolge dessen ihm eine natürliche Unbefangenheit nicht entgegentreten werde, wenn er die Urkunden jener Berichterstatter liest. Der zweite Punkt, gegen den wir Einsprache erheben müssen, ist: „auch die Sage bildet einen Theil der Geschichte". Wol kann die Sage zur Charakteristik geschichtlicher, d. h. factischer Zustände oder Ereignisse beitragen, aber einen Theil der Geschichte selbst kann sie unter keiner Bedingung bilden. Wir haben diese beiden Punkte herausheben zu müssen geglaubt, weil es uns bedenklich schien, dieselben ohne Widerspruch zu lassen in einem Buche, das nicht für gereifte Männer, sondern für Schüler bestimmt ist, die das jurare in verba magistri zur Grundlage ihres Lernens nehmen müssen.

Was nun die Auswahl des Stoffs betrifft, der in zehn Kapitel abgetheilt ist und mit der Schlacht bei Sievershausen, nach Hortleder erzählt, seinen Abschluß gefunden hat, so sieht man es dem Verfahren an, daß der Verfaßer ein taktvoller und geschickter Schulmann ist, vor dem die Erfahrung nicht spurlos vorübergegangen, vielmehr gezeigt hat, wie man dem Herzen und dem Geiste der Jugend gleichsam beikommen und sie für einen löblichen Zweck gewinnen könne. Wir wünschen dem Bestreben des Verfaßers, wie es in seinem Buche ausgeprägt ist, den besten Erfolg. 49.

*) Der Verfaßer schreibt dieses Wort und dessen Verwandtschaften stets ohne h; dann dürfte er freilich auch nicht werth u. s. w. schreiben.

Notiz.

Noth- und Hülfsruf für die „Revue germanique".

Wir in Deutschland sehen es sehr gern, wenn deutsche Landesgenossen oder doch Abkömmlinge von Deutschen sich redlich abquälen, um im Auslande den Aethergeist deutscher Poesie und deutschen Wissens zu verbreiten, aber wir thun nichts oder wenig, um sie in ihren Bestrebungen zu unterstützen und ihnen von den Opfern, die sie beitragen, wenigstens einen Theil abzunehmen. So begrüßten wir mit lautem Halloh die Ankündigung, daß die „Revue germanique" mit dem Jahre 1860 einen dritten Jahrgang angetreten habe; nun sei die Zeitschrift, hieß es, gesichert, und wir legten die Hände in den Schos. Jetzt aber vernehmen wir, und zwar aus einer pariser Correspondenz der „Pfälzer Zeitung", daß die „Revue germanique" ihre bisherige Existenz nur mit Mühe und mit den größten Opfern erkauft hat. Der Correspondent (Seinguerlet?) schreibt: „Bei einer zufälligen Anwesenheit in Paris möchte ich Ihr Blatt zum Organe eines Schmerzensschreies machen, der laut von der Seine aus ertönt und in Deutschland um Hülfe bittet. Es ist zwar keine bedrängte Nationalität, es sind vorläufig noch nicht die Provinzen Elsaß und Lothringen, die um Annexion bitten, es ist ganz einfach die «Revue germanique», welche in Todesgefahr ist. «Unsere Munition geht uns aus, wir müssen uns ergeben, wenn Deutschland uns nicht zu Hülfe kommt.» Das sind die eigenen Worte eines bei der Redaction nahe Betheiligten, und wenn ich mich auch nicht für berechtigt halte, eine genauere Angabe der gebrachten Opfer hinzuzufügen, so muß ich doch bemerken, daß sie bei weitem die Summen übersteigen, welche ein deutscher Verleger an ein derartiges Unternehmen wenden würde." Der Correspondent erzählt weiter, „daß allein in Rom sechs Exemplare der «Revue germanique» gehalten

werden, in denen sich ebenso freudig der deutsche Künstler der fernen Heimat erinnert, als der Italianissimo sie gierig verschlingt, der, nebenbei bemerkt, gar nicht so deutschfeindlich ist, wie die Allgemeine Zeitung behauptet. Und welche Unterstützung verlangt man von Deutschland? Ein Beispiel wird es klar machen. Die «Revue britannique», welche bei weitem nicht auf der Höhe der Zeitschrift steht, für die ich hier das Wort führe, hat in England nie weniger als 150 Abonnenten besessen. Dabei hat England keine 32 Fürsten, deren jeder eine Bibliothek hält, keine 28 Universitäten, welche als Sitze tiefen gründlichen Wissens gerühmt werden, nicht in jedem Städtchen eine Einheit, Eintracht, Harmonie u. s. w., welche sich in den Haaren liegen, oder doch wenigstens sich zu überbieten bestrebt sind; dabei sind die Engländer nicht das vorzugsweise lesende Volk". Dagegen zählt die „Revue germanique" in Deutschland selbst, unter mehr als 40 Millionen Deutschen, nicht mehr als 20 Abonnenten, worunter sich, wie der mit den Verhältnissen der Revue genau vertraute Correspondent versichert, vier Franzosen und ein Russe befinden. Einer der Mitarbeiter der Revue, schließt der Correspondent seine Mittheilung, habe geäußert: „Wenn wir unterliegen, so bestehe ich darauf, daß die letzte Nummer die Namen der 15 deutschen Abonnenten abdrucke." Während wir in Deutschland für weit unnützere Dinge sehr viel gutes Geld verthun, lassen wir eine Zeitschrift verkümmern, die schon so viel beigetragen hat, Achtung vor dem deutschen Geiste im Auslande zu erwecken und Sympathien für uns bei den Franzosen hervorzurufen. Wir würden den Untergang der Revue, die wir für unsere Person stets mit lebhaftem Interesse auf ihrer dornenvollen Laufbahn verfolgten, aufrichtig bedauern. Blicken wir nur auf die November- und Decemberlieferungen des Jahres 1860, so begegnen wir da der Uebersetzung des Trauerspiels „Friedrich Barbarossa" von Grabbe, einem Dichter, der seinerzeit vielleicht überschätzt, jetzt in Deutschland viel zu sehr vergessen ist; einer rhythmischen Uebertragung oder vielmehr Umschreibung der Uhland'schen Ballade „Der blinde König" von Emile Deschamps; einem längern Aufsatz über Bunsen's Werk „Gott in der Geschichte", einer Nekrologie Bunsen's von Ch. Dolfus, einem auf Autopsie beruhenden, ebenso instructiv als anschaulich geschriebenen Bericht über das Passionsspiel in Oberammergau von E. Seinguerlet, einem Aufsatz über Avé-Lallemant's südbrasilische Reise, einem durch mehrere Nummern gehenden Artikel über Mozart, einer längern Mittheilung von der Baronin Aloise de Carlowitz „une aventure de la vieillesse de Jean Paul", außerdem kleinern Bücheranzeigen, Correspondenzen aus deutschen Städten u. s. w. Eine Anzeige des Romans „Neuer Adel" von Alfred Meißner, beginnt mit einer Rüge des deutschen Titelwesens: man beuge das Haupt vor einem Herrn Professor oder Herrn Doctor, aber vor einem Herrn Baron oder Herrn Grafen gehe man ganz auseinander. „Für einen Franzosen, der in Deutschland reist oder vielmehr sich eine Zeit lang jenseit des Rhein aufhält (heißt es dann weiter), bleibt dieser abergläubische Titelcultus, der so viele Revolutionen überlebt hat, ein immer neuer Gegenstand des Erstaunens." Der Berichterstatter nennt weiter diese „inégalité créée par les parchemins" ein deutsches „mal social", und das ist es auch und findet sich nirgends in der Welt so wieder. Seltsam erscheint es, daß dieses „mal social" gerade seit 1848 oder 1849, wo so viel selbst in der Frankfurter Nationalversammlung dagegen declamirt wurde, die reißendsten Fortschritte gemacht hat, sodaß die Titelsucht und der Respect vor Titeln vielleicht niemals in Deutschland in so hoher Blüte gestanden hat als gerade gegenwärtig. H. M.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Don Juan's erste und letzte Liebe. Historischer Roman. Vier Bände. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 3 Thlr.

Becker, G., Schiller's Leben und Schriften. Cincinnati. Gr. 16. 15 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von L. Schneider. 25ster Jahrgang. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Conard, J., Das Evangelium der That. Eine Festgabe in Sonnetten. Berlin, Lassar. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

Findel, J. G., Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. 1ster Band. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 3 Thlr.

Florschütz, A., Die politischen und socialen Zustände der Provinz Westphalen während der Jahre 1848—1858. Elberfeld, Bädeker. 8. 24 Ngr.

Grain Luig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprikeln und Spöne". Soest, Nasse. 1860. Gr. 16. 7½ Ngr.

Heinrich's, A., deutscher Bühnen-Almanach. 25ster Jahrgang. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinzen, K., Gesammelte Schriften. 1ster und 2ter Band. New-York. 1858—59. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben und Wirken des Grafen von Zinzendorf. Cincinnati. 1860. Gr. 16. 20 Ngr.

Meine Lieder. Den Freunden aufgezeichnet. Berlin, Decker. Gr. 16. 1 Thlr.

Monod, A., Ist die Bibel von Gott eingegeben? Zwei Unterhaltungen nebst Briefen. (Aus dem französischen Werke „Lucile".) New-York. Gr. 16. 12 Ngr.

Pocci, F., Der Landsknecht. München, Fleischmann. 16. 12 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert. 1ste Lieferung. Leipzig, C. F. Winter. Lex.-8. 26 Ngr.

Schleicher, A., Die deutsche Sprache. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmid, H., Alte und neue Geschichten aus Bayern. München, Fleischmann. 8. 2 Thlr.

Schröder, J. F., Washington und die Helden der Revolution. Mit einem Anhang: Die Deutschen in der Amerikanischen Revolution von F. Kapp. Illustrirt mit Stahlstichen nach Original-Gemälden von Alonzo Chappell. 1ste bis 8te Lieferung. New-York. Gr. 4. à 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ermanne dich Oesterreich! Offener Brief an Kaiser und Volk. Geschrieben in Wien, Mitte December 1860. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1½ Ngr.

Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Mit einem Anhang: Das feierliche Leichenbegängniß zu Potsdam am 7. Januar 1861. (Von Jurke.) Berlin, Hasselberg. 8. 10 Ngr.

Gedanken eines Jüten in Betreff der politischen Verhältnisse seines Vaterlandes. Herausgegeben von P. C. Zahle. Aus dem Dänischen übersetzt. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 5 Ngr.

Gedanken eines Spießbürgers über politische Wahlen zunächst Gemeindewahlen. Innsbruck. 8. 4 Ngr.

Haas, R., Die deutsche Kirchenfrage in principieller und zeitgemäßer Beleuchtung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Hase, K., Der Papst und Italien. Eine Neujahrsbetrachtung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 9 Ngr.

Prince-Smith, J., Ueber die weltpolitische Bedeutung der Handelsfreiheit. Rede auf dem dritten Congreß deutscher Volkswirthe zu Köln am 13. September 1860. Leipzig, Hübner. 1860. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reinthaler, K., Am Grabe unsers geliebtesten Landesvaters ein Halleluja aus der neuen Lutherspforte. Erfurt. 4. 3 Ngr.

Thomas, G. M., Gedächtnißrede auf Friedrich von Thiersch. Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 28. November 1860. München, Franz. 1860. Gr. 4. 11 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik.

Von Friedrich von Raumer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen einer dritten Auflage dieser bekannten Schrift Friedrich von Raumer's spricht gewiß für ihren Werth und ihre Brauchbarkeit. Sie ist nicht für das wissenschaftliche Publikum, sondern für gebildete Männer aller Kreise geschrieben und sucht ihnen eine kurze verständliche Uebersicht aller auf Recht, Staat und Politik Bezug habenden Verhältnisse zu geben.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. 8. 2 Thlr.

Dieses neueste Werk des berühmten Historikers erörtert nicht in trockener Compendienform, sondern in der für die populäre Darstellungsweise so geeigneten und in neuerer Zeit so beliebten Briefform alle auf Geschichte, Staatswissenschaft, überhaupt auf die staatlichen und geselligen Verhältnisse der Menschen sich beziehenden Gegenstände auf eine für jeden Gebildeten verständliche und interessante Weise. Uebrigens ist diese Form des Werks keine fingirte, sondern die Briefe sind im Laufe mehrerer Jahre auf Grund sehr beachtungswerther Aufforderungen wirklich geschrieben worden.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. (Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Der Preis dieser dritten Auflage des berühmten Werks ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weitern Kreisen zugänglich zu machen. Ein dazu gehöriger Atlas von Kupfern und Karten kostet 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha.

Zweite Auflage.

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

In dieser nach Jahresfrist bereits in zweiter Auflage erscheinenden Predigtsammlung trat der seiner freisinnigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, zum ersten male als Kanzelredner vor das größere Publikum. Er will damit zeigen, daß und wie man von seinem Standpunkt aus in der Gegenwart predigen könne und zur Erbauung der weitesten Kreise, auch der dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdeten, predigen müsse. In einer den Predigten vorangehenden ausführlichen Ansprache an die Leser rechtfertigt und erläutert er seinen Standpunkt und legt darin gewissermaßen ein religiöses Glaubensbekenntniß nieder.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publikum, namentlich auch für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber ebenso einen größern Leserkreis vielfach interessiren. Der Verfasser wurde bekanntlich bald nach dem Erscheinen der Schrift zum Oberhofprediger ernannt.

Unter den vielen interessanten Partien dieses Buchs seien nur folgende speciell hervorgehoben: die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehenden Charakteristiken Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. a.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geometrie für Handwerker-Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterrichte für Baubeflissene, Mechaniker und Techniker. Von F. Müller. Nebst einem Anhange über das specifische Gewicht und die Festigkeit der Materialien. Mit 98 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Je unentbehrlicher bei den großen Fortschritten in der Technik der Industrie und der Gewerbe dem Handwerker, insbesondere dem Bauhandwerker, die Aneignung genügender Kenntnisse in der Mathematik geworden ist, desto fühlbarer war bisher der gänzliche Mangel eines Lehrbuchs der Geometrie für Handwerker. Diesem wird durch das vorliegende Werk abgeholfen, welches sich durch systematische äußerst praktische und vielseitige Behandlung des Stoffes, sowie durch Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung auszeichnet.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden. Mit 87 Holzschnitten. 8. 12 Ngr.

Dieses Werk entspricht einem entschiedenen Bedürfnisse der Techniker und insbesondere der Bauhandwerker, indem es ein Mittel bietet, die in der Baupraxis vorkommenden Berechnungen auf einfache, schnelle und sichere Weise zu ermitteln. Dasselbe hat auch bereits eine weite Verbreitung gefunden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 14. Februar 1861.

Gerd Eilers' Memoiren.

Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Gerd Eilers. Vierter und fünfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1858—60. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

In dem ersten Theile dieser Erinnerungen, welcher 1856 erschien, behandelte der geistvolle Verfasser den ersten Abschnitt seines Lebens bis 1819, in dem zweiten (1857) seinen Aufenthalt in Kreuznach, in dem dritten (1858) die reichen Erfahrungen, mit welchen seine Stellung als Regierungsrath in Koblenz von 1831—40 ihn bereicherte.*) Er wurde alsdann nach Berlin in das Ministerium Eichhorn berufen, zunächst um für die „Staatszeitung" aus den Protokollen der höhern und höchsten Behörden in Preußen fortlaufende Artikel abzufassen, von welchen der Minister große Wirkung hinsichtlich der Stimmung des Volks für die neue liberale Regierungsweise unter König Friedrich Wilhelm IV. sich versprach. Als eine Hauptangelegenheit bezeichnete Eichhorn dem Verfasser die Angelegenheit der lutherischen Separatisten in Preußen, die „arg verfahren" sei und jetzt in anderm Sinne, nämlich im Sinne der Erhaltung und Versöhnung behandelt werden solle. Eilers, der den Gedanken, Zeitungsartikel zu schreiben, entschieden von sich wies, ging bereitwillig auf den Wunsch Eichhorn's ein, über die Separatistensache einen geschichtlichen Vortrag aus den Acten des Ministeriums auszuarbeiten und demselben ein motivirtes Gutachten über die fernere Behandlung der Dissidenten beizufügen. Dieser Vortrag, aus dem die Hauptmomente hier im siebenten Kapitel des vierten Theils mitgetheilt werden, veranlaßte Eilers' Eintritt in das Ministerium Eichhorn's, erst als Hülfsarbeiter, dann als vortragender Geheimer Rath (30. October 1843), und zwar vorzüglich für die Generalien in evangelisch-geistlichen Angelegenheiten und für Mitwirkung in der Unterrichtsabtheilung, wo es sich um Principien oder Anstellung von Lehrern bei den Universitäten, der Directoren und Lehrer an Gymnasien u. s. w. handelte, endlich für Mitwirkung in allen das evangelische Elementarschulwesen betreffende Angelegenheiten, wenn es sich von Grundsätzen handle. Welcher große Einfluß darin enthalten war, liegt auf der Hand. Außerdem übernahm Eilers die Obliegenheit, den Minister fortlaufend von den Parteikämpfen in Zeitungen und Broschüren in Kenntniß zu erhalten, was besonders für Eichhorn's Stellung und Aufgabe eine unabweisliche Nothwendigkeit war, wenn er sich in Durchführung der ihm vorschwebenden Absichten, welche durchaus mit denen König Friedrich Wilhelm's IV. übereinstimmten, nicht fortwährend bedenklich vergreifen sollte. Für die Zeitungslectüre erhielt Eilers freilich in der Folge Hülfe an einem schlesischen Edelmann, für die Kritik wissenschaftlicher Leistungen und Bücher aus den Fächern der Theologie, Philosophie und Geschichte blieb er jedoch fortwährend allein thätig und in beständiger Verbindung mit dem Minister.

Bis zum 18. März 1848, der Eichhorn stürzte, hat dies Verhältniß fortgedauert. Es ist erklärlich, daß Liebe und Haß, die den Gewaltigen begleiteten, an dem Genossen seiner Wirksamkeit, der zugleich mit ihm aus dem öffentlichen Leben schied, nicht spurlos vorübergingen. Um so wichtiger müssen die Mittheilungen über jenen Lebensabschnitt des Verfassers sein, da sein Rechtsgefühl so anerkannt ist, wie seine Wahrheitsliebe. Denn wer vermöchte über die in so manchem Betrachte verhängnißvollen vierziger Jahre dieses Jahrhunderts eher ein gerechtes Urtheil zu fällen, als wer, wie Eilers, mit offenen Augen die Entstehung der furchtbaren Parteikämpfe, die sie erfüllen, mit angeschaut und die Hauptmomente der Bewegung in der Nähe beobachtet, ja gelegentlich selbst dabei mitgeholfen hat? In dieser Erwägung wird jeder zahlreiche Beweise finden, welche für den hohen Werth der hier gebotenen Mittheilungen sprechen, wenn auch die in der Vorrede des vierten Theils hervortretende Ansicht, daß einzelne Personen sich durch diese Enthüllungen unangenehm berührt finden möchten, nicht völlig des Grundes entbehrt. Achten und ehren wir doch überall die Gesinnung, welche, wo es die Wahrheit gilt, von keiner Schonung hören will. Und solcher schonungslosen Wahr-

*) Vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1856 u. Nr. 41 f. 1858.

heiten treffen wir eine Fülle bei Eilers, sowol in Hinsicht der kirchlichen als politischen Zustände Preußens und Deutschlands. So tritt denn wie die evangelische, auch die katholische Kirche hier viel und oft, dem uralten Christenthum gegenüber, in widerwärtiger Parteiform auf und der Ursprung und das Unheil, das schreckliche Ergebniß dieser Parteien und ihr verderblicher Einfluß auf Jahrhunderte hinaus sind der wahre und eigentliche Inhalt der vorliegenden Bände, welchen außerdem von persönlichen oder häuslichen Erlebnissen des Verfassers so gut wie nichts beigegeben ist. Vor dem Allgemeinen schwindet das Einzelne, Individuelle, und das Ziel der Betrachtung ist überall das Jahrhundert und seine Gestalt und Richtung. Mögen denn alle, denen es Ernst ist mit dem Wunsche, ihre Zeit zu verstehen, sich nahen zu der Quelle, die ihnen hier fließt! Sie werden vieles um sich her dann in anderm Licht erblicken, als es in der flüchtigen Tagesliteratur gewöhnlich erscheint; von manchem werden sie aber auch aus unverwerflichem Zeugniß Kunde erhalten, dessen Dasein ihnen bis dahin gänzlich verborgen blieb. Dem Verfasser standen eine Menge amtlicher und anderer Nachrichten zu Gebote, die sich nicht leicht andern aufschließen möchten, und schon insofern gehört sein Buch zu den Quellen der Zeitgeschichte, deren kein Historiker fortan wird entbehren können.

Um diesen Satz deutlicher zu machen und dadurch zugleich zur genauern Kenntniß des Buchs einzuladen, wollen wir jetzt den Inhalt des vierten und fünften Theils vorliegender Denkwürdigkeiten in der Kürze durchgehen, indem wir eine und die andere Bemerkung gelegentlich hinzufügen. Der vierte Theil beschäftigt sich vorzüglich mit dem Ministerium Eichhorn, dessen Ansichten und Absichten er durchweg zu rechtfertigen sich bemüht und darin an die 1849 erschienene Schrift desselben Verfassers: „Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn", anknüpft. Natürlich wird nicht verschwiegen, was die öffentliche Meinung an Eichhorn auszusetzen hatte, und sogar eine Anzahl von Misgriffen desselben ohne weiteres zugegeben. Doch geht aus allem, was der Verfasser mittheilt, mehr ein unglückliches Zusammentreffen der Folgen früherer Fehlgriffe ohne Eichhorn's Verschulden hervor, als ein von ihm beabsichtigtes verwerfliches System des Rückschritts, das ihm so häufig schuld gegeben wurde. So führt uns das erste Kapitel in das Chaos der Meinungen über das Ministerium Eichhorn ein, das im Anfange durch die Anstellung der aus Göttingen vertriebenen Professoren Grimm und Dahlmann, durch Wiedereinsetzung des greisen Professors Arndt in sein Amt, durch die mildere Behandlung der Altlutheraner und die Ausgleichung des bedenklichen Zwistes mit dem katholischen Episcopat in Köln sich Beifall erworben hatte. Nicht lange, so folgten Misgriffe und Misreden, und ein berühmter Geschichtschreiber sagte zu Eilers: „Ihr Minister hat in dem geistigen Leben der Nation mehr aufgeregt, als er bewältigen kann." Offenbar lief bei diesem Urtheil ein starkes Verkennen der vorangegangenen Zeiten und Zustände mit unter. Man machte einen christlich gesinnten Lenker verantwortlich für das, was unter seinen Vorgängern thöricht zugelassen oder unweise gethan worden war. Was man aber Eichhorn sonst namentlich aufbürdete, die Berufung des Professors Hävernick, der für pietistisch gehalten wurde, nach Königsberg, und das Schreiben an Wegscheider in Halle bei dessen Jubiläum (1846), welches nach dem von Eilers gefertigten Entwurfe hier mitgetheilt wird, erscheint bei gewissenhafter Erwägung des Für und Wider in anderm Licht. Eine solche Erwägung tritt auch bei der Berufung des Professors Gelzer aus Basel ein, welche gleichfalls herben Tadel erfuhr, weil man sie mit einer erklärten Begünstigung der Mucker und Pietisten in Verbindung erblicken wollte, während das eigentliche Streben des Ministers blos auf die Herstellung und Befestigung biblischen Christenthums gerichtet war. Im zweiten Kapitel werden dann wirkliche Misgriffe Eichhorn's, seine Heftigkeit, der Mangel an Beherrschung seiner Empfindungen, wie er sich besonders bei den Verhandlungen mit dem Verfasser der sogenannten hierosolymitanischen Liturgie, dem Geheimrath Bunsen, zeigte, seine Vorliebe für geistreiche junge Gelehrte und besonders solche, die aus Schwaben stammten, und seine Abneigung gegen andere, die er nicht für „wohlgesinnt oder brauchbar" hielt. In diesem Zusammenhange scheut der Verfasser sich nicht, auch den Einfluß, die Bevorzugung, die Eichhorn ihm selbst vor andern erwies, zu dessen Misgriffen zu rechnen: ein Urtheil, das man ihm nicht hoch genug anrechnen kann.

Dies gibt ihm Anlaß, im dritten Kapitel seiner persönlichen Verhältnisse zu Eichhorn zu gedenken, welche, in mancher Hinsicht gehässig, von einem reich mit Orden geschmückten Diplomaten ihm einst die Frage eintrugen, ob er wisse, was es heiße: regnare sub aliena invidia. Die Idee einer Regeneration der evangelischen Kirche und des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt sollte durchgeführt werden, wie sie in der Seele König Friedrich Wilhelm's IV. erwacht war, und in diese Idee war Eichhorn ganz und gar eingegangen. Zuerst erkannten beide, daß in der von dem Ministerium Altenstein so hoch bevorzugten Hegel'schen Philosophie ein das christliche Lebensprincip in der Wurzel vernichtendes Element liege, und richteten daher gegen diese ihr vorzügliches Augenmerk. So wurde denn von München Schelling, der Gegner Hegel's, nach Berlin berufen, um Philosophie durch Philosophie zu bekämpfen, und nicht lange, so entbrannte hitzig der Kampf, der als ein Vorspiel der politischen Erschütterungen der nächsten Jahre anzusehen ist. Es war die hochherzige Absicht Friedrich Wilhelm's IV., inmitten desselben sowol der katholischen Kirche volle Freiheit bis zur Grenze der Sicherheit des allgemeinen Staatswohls hin widerfahren zu lassen, als die evangelische Kirche zum einheitlichen Selbstbewußtsein und zur freien Selbstregierung zu führen, und diesen großen Gedanken widmete sich Eichhorn, wie der Verfasser sagt, mit Aufopferung und völliger Hingebung, indem er dabei sich auch seine Hülfe bediente. Daß die Gedanken des Königs in de Ausführung auf die größten Hindernisse stießen, bis z

völligen Umänderung der innersten Verhältnisse in gewaltsamer Wendung, ist bekannt. Wie viel von denselben im Laufe der Zeiten sich ferner erhalten und mit angeborener Kraft dereinst zur Geltung durcharbeiten wird, muß die Zukunft lehren. Immer sind wir Eilers Dank schuldig, daß er von so mancher Thatsache, die nur ihm bekannt sein konnte, den umhüllenden Schleier weggezogen und somit ein gerechteres Urtheil über jene Begebenheiten für die Folge möglich gemacht hat. Es ist schon Großes gewonnen, wenn das Wirkliche an die Stelle der Schatten und Wahngebilde tritt, mit welchen gemeinhin Haß und Liebe der Zeitgenossen zu ringen hat. Aus diesem Grunde stehen wir nicht an, die beiden folgenden Abschnitte: „Verträge über die Zustände der evangelischen Kirche in preußischen Landen vor und unmittelbar nach den Freiheitskriegen" und „Verträge über deren Zustand beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.", sowie besonders den letzten: „Die Lutheraner im Kampfe mit der Kirchenpolitik des Ministers von Altenstein und seiner Räthe", zu den belangreichsten Theilen des ganzen Werks zu zählen, und erkennen darin eine sehr wesentliche, ja unentbehrliche Ergänzung der neuern Staaten- und Kirchengeschichte. Ihrer Raum nach gestatten diese Kapitel nicht füglich Auszüge. Es genüge, auf einige Hauptpunkte hinzuweisen. Dazu gehört zuerst die aus dem 18. Jahrhundert in das 19. hinüberflutende Macht der Verstandesaufklärung, des Rationalismus, dem von Schleiermacher und andern ausgezeichneten Zeitgenossen kräftig die Spitze geboten ward, indeß seit 1820 durch Hegel's Berufung nach Berlin ein neues Moment bedenklichster Art hinzutrat. Dazu kommt ferner die aus Friedrich Wilhelm's III. Gemüth entsprungene Idee der Union beider in der Abendmahlslehre und sonst so sehr verschiedenen evangelischen Bekenntnisse vermittelst der 1822 für die Hof- und Domkirche empfohlenen Agende, welche, ungeachtet manchen Widerspruchs, in den nächsten Jahren durch höhern Einfluß über sämmtliche Provinzen des preußischen Staats sich verbreitete. Nichtsdestoweniger blieb der Gegensatz der Reformirten und bald trat in Breslau durch die Professoren Scheibel, Steffens, Huschke u. a. der entschiedenste Widerspruch der Altlutheraner hervor. Diese jedoch wurden von Altenstein als Sektirer, ja als Empörer mit Härte zurecht gewiesen, sodaß eine Menge derselben, als letztes Mittel, Auswanderung nach Amerika nachsuchte, die ihnen indessen nicht gestattet wurde.

Diese leidvolle Angelegenheit trübte die letzten Jahre Friedrich Wilhelm's III. aufs empfindlichste. Zu derselben Zeit erhob der Erzbischof von Köln, Clemens August Freiherr von Droste-Vischering, im Namen der katholischen Kirche kräftigen Widerspruch gegen die Maßregeln des Ministeriums Altenstein hinsichtlich der gemischten Ehen und anderer Punkte, und ward durch seine gewaltsame Wegführung nach Minden zum Märtyrer für eine Sache, die bald in der Nähe und Ferne, in und außerhalb Deutschlands den gewaltigsten Anklang fand, und mit verjüngter Kraft aus diesem Kampfe hervorging. So wenig war es gelungen, über die innigste Ueberzeugung, das verborgene Heiligthum der Menschenbrust, der äußern Macht des Staats den Sieg zu verschaffen, und so hatte Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung eine höchst bedenkliche Erbschaft ungelöster Fragen zu übernehmen. Dazu die seit Jahren immer mehr sich fühlbar machende Gewalt der durch französische Vorgänge gekräftigten liberalen Presse, die von Tag zu Tag wachsende Schreiberei, genährt durch die sechs oder sieben Universitäten und 120 Gymnasien Preußens. Eichhorn wollte gegen diese durch ein neues publicistisches Organ einen Damm bauen. Als ein solches erschien bald die schon einige Zeit bestehende „Literarische Zeitung" von Brandes, über welche dann Eilers die Aufsicht erhielt. Ueber dies und Verwandtes ist in dem sechsten Kapitel manche Auskunft gegeben, namentlich auch über den durch Professor Bercht in Köln herausgegebenen „Rheinischen Beobachter", der bekanntlich nicht dazu beitrug, Eichhorn's Stellung und Geltung zu sichern. Im Gegentheil, es war nur ein Zuwachs zu jener kadmeischen Saat, welche einige Jahre später so furchtbar aufgehen und das Königthum in Preußen an den Rand des Abgrundes führen sollte.

Mit diesen Gedanken hat es der fünfte Theil vorzüglich zu thun. Die Vorrede weist auf die Störungen hin, welche der Entwickelung des menschlichen Geschlechts zu einem gemeinsamen, geordneten, humanen Leben immerwährend den Weg verlegen durch den alles überflutenden Parteigeist. Nie jedoch sei die Welt so voll dieses bösen Geistes gewesen, niemals habe er eine so allgemeine, alle Stände durchdringende Herrschaft geübt, als zuletzt. So könne denn von einer ruhigen und weisen Staatsverwaltung und einer gesunden, wahrhaft förderlichen Gesetzgebung nicht die Rede sein. Es solle daher jetzt gezeigt werden, „wie in unserm frommen, gemüthlichen, mit Pietät gegen Fürsten und Geistliche erfüllten deutschen Volke der revolutionäre Geist durch argen Misbrauch obrigkeitlicher Gewalten von Gottes Gnaden recht eigentlich aufgestachelt wurde, und dann unter dem Einflusse der Vorgänge in Frankreich zu der Throne und Altäre umstürzenden Macht heranwuchs, deren furchtbare Anwendung wir im Jahre 1848 erlebt haben". Hiermit ist der Standpunkt des Verfassers bezeichnet. Auf Thatsachen gestützt, will er außerhalb der Parteien nach Möglichkeit ein objectives Urtheil fällen über die Ereignisse, welche seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts bis in dessen fünftes Jahrzehnd sich gefolgt sind. Gewiß eine der wichtigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben unter allen, welche gestellt werden können! Ja in gewissem Betracht möchte deren Lösung für den sterblichen Menschen, der immer nur einzelnes schaut, auch wenn er das Ganze in Gedanken hat, geradezu eine Unmöglichkeit sein. Eilers selbst gesteht, daß der Hergang der religiösen Aufklärung auch von ihm wol nicht ganz ohne Parteilichkeit dargestellt sei, weil seine Religion die christliche und darum verschieden sei von jener der Aufklärer und der „Papstgläubigen". Auf die letztern, namentlich auf das Tridentinische Concil, „die Burg des römischen Papstthums und seines weltlichen Reichs", wie der Verfasser

sagt, fallen hierbei scharfe Streiflichter. Der gelehrte und geschichtskundige Mann hat aber dabei vergessen zu sagen, in welcher Form und Haltung, ohne Einheit und Hierarchie die christliche Religion, „wie sie den Juden und Heiden von den Aposteln verkündigt worden ist", zu welcher er sich bekennt, den Druck der Zeiten, den Sturm der Jahrhunderte hätte bestehen sollen. Aus seinem eigenen Buche leuchtet die Nothwendigkeit eines solchen Haltes so klar hervor, daß daran kein Zweifel mehr sein kann. So wird es denn, angesichts der Parteien auf dem religiösen Gebiete, wol bei dem alten heiligen Worte bleiben müssen, daß wir das ewige Gut in irdischen Gefäßen tragen, und daß Christus seine Kirche schützt, damit die Pforten der Hölle nichts gegen sie vermögen, und gerade die neuesten Ereignisse auf diesem Gebiete bestärken uns in dieser Zuversicht. Ist gefehlt worden diesseits und jenseits, hat die Welt den höchsten Würdenträgern oft mehr gegolten als das Himmelreich, das alle Gläubigen erflehen, so bleibt doch nichts gewisser, als daß Christus die Seinigen nicht verläßt, und unabhängig von jeder kirchlichen Sondergestalt, die der Zeit verfallen ist, wie sie mit der Zeit entstand, das Ganze erhält. Wir müßten verzweifeln an der Idee des Guten und Wahren, an allem, was von je der Menschheit heilig und theuer war, wenn wir diesen Glauben aufgeben, oder dem Parteikampfe kurzweg überliefern wollten. Und auch die Parteien in der Politik, deren Einfluß so weit sich erstreckt, daß heutzutage kaum irgendein Feld menschlicher Thätigkeit davon unberührt blieb, beugen sich vor einer höhern Gewalt, die durch die Jahrhunderte geht. Vergleichen wir z. B. das Emporstreben der Germanen nach dem Falle des römischen Reichs, die Erhebung des Islam, seinen Kampf mit dem Christenthum und die Zerwürfnisse zwischen Abendland und Morgenland, endlich die religiösen Wirren bis auf die Reformation und anderthalb Jahrhunderte nach derselben; wer kann sagen, dies seien einfache, leicht zu schlichtende Gegensätze, sie seien ohne Folgen gewesen? Oder es seien nicht, so gut als in unserer Zeit, damals alle Stände von diesen Parteiungen durchdrungen worden? „Hie Welf, hie Weiblingen!" hieß es damals, wie heute, und Ströme Blutes flossen. Dennoch müßte man blind und taub sein, um den Sieg des Guten, den Fortschritt der Menschheit im ganzen und großen zu bezweifeln. Und so dürfte es auch für die nun bald ein Jahrhundert über Europa schwebende Gewitterwolke der Revolution in künftigen Tagen eine ausgleichende Betrachtung geben, deren Grundzüge wir, im Gedränge des Kampfes, kaum noch von fern zu ahnen im Stande sind. Wenn nach Pope's Ausspruch:

> On life's great ocean diversily we sail,
> Reason 'sthe card, and passion is the gale —

die Leidenschaften der Fahrwind auf dem Meere menschlicher Thätigkeit sind, indeß der Vernunft das Amt bleibt, Maß und Richtung vorzuschreiben, so ist es nicht allzu weise, über das gelegentliche Aufbrausen jener Stürme gleich den Kopf zu verlieren, und die Lenker der Staaten sollten lieber dem Steuermann gleichen, von dem Goethe singt:

> Doch er stehet männlich an dem Steuer:
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen.
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern.

Wenden wir uns nach dieser Vorbemerkung zu dem fünften Theile, der nur wenig von des Verfassers Lebenslaufe, aber desto mehr von dem Verlaufe der neuern Zeit bis zu den berliner Märzunruhen enthält, indem er möglichst die Ursachen zu entwickeln strebt, warum alles so und nicht anders in Deutschland und Preußen gekommen sei. Auch andere Geschichtschreiber neuerer Zeit, wir nennen beispielshalber nur Schlosser, Gervinus und Häusser, mit schönen Talenten und reichem Wissen ausgestattet, haben an dieser Aufgabe sich versucht und mehr oder weniger Erfreuliches geleistet. Doch ist sie noch von keinem vollständig gelöst worden. Darum muß uns jeder Beitrag zur genauern Kenntniß der Thatsachen und herrschenden Meinungen willkommen sein und doppelt willkommen, wenn er aus so guter, zuverlässiger Hand kommt, wie die des Verfassers. Denn auch von den Erfahrungen im Staats- und Weltleben gilt das Wort des Dichters vom Menschenleben: „Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt."

Steht doch die Mehrzahl selbst der Urtheilsfähigen meist den Dingen zu fern, oder wird durch Beruf und Arbeit, wo nicht durch genußsüchtige Gleichgültigkeit von tieferer Einsicht abgehalten, und ohnedies besteht ja weitaus die Mehrheit in jedem Volke aus solchen, die nicht denken und nicht urtheilen, sondern blos nachsprechen und nachmachen. Auch ohne selbst Partei zu bilden, sind sie das Schwergewicht, die Masse der Parteien und werden von kecken Führern nach Willkür gelenkt. Während es bei jedem irdischen Dinge eine Licht- und eine Schattenseite, ein Für und Wider gibt, werden die Massen immer nur das eine ins Auge fassen, das eben gilt. Und so sehen wir sie gewöhnlich von Gegensatz zu Gegensatz taumeln und selbst im Verfolgen des guten Zwecks durch Nichtachten des Maßes, der Ordnung sich überstürzen. Jene Zeiten wilder Bewegung, welche gewöhnlich die Wendepunkte der Geschichte bezeichnen, sind daher meist ebenso arm an Einsicht und Verstand, als reich an Beschlüssen und Thaten. Sie zerstören mehr als sie aufbauen, und allem, was sie gründen und stiften, ist das Merkmal der Hast und Uebereilung aufgeprägt. Wie es das Wesen des Bösen ist, daß es nachzeugend immer Böses hervorbringt, so ist es das Wesen solcher Sturmzeiten, daß alles, was sie gründen wollen, in beständigem Schwanken bleibt. So die Urtheile, so die Handlungen und Gesinnungen der Menschen. Ehre daher dem weisen, dem erfahrenen Beobachter, der, unbeirrt von solchen Strömungen, uns die Zeit zeigt, wie sie wirklich gewesen ist. Auf dieses Lob hat unser Verfasser den gegründetsten Anspruch, wie aus den kurzen Mittheilungen erhellen wird, die wir diesem inhaltreichen Theile entnehmen.

Das erste Kapitel: „Die Genesis des 19. Jahrhunderts und die Jubelfeier beim Eintritte desselben", enthält

einen Rückblick auf die Zeiten, welche den Erzählungen des ersten Theils von des Verfassers Jugend vorangingen. Dr. Gottfried Menken in Bremen verschaffte ihm vielfaches Material zur Geschichte des Jahrhunderts der Aufklärung. An diesem Worte hing in den zehn Jahren vor 1789 beinahe das gesammte Geistesleben Deutschlands; Religion und Politik beugten sich vor demselben. Wahres und Falsches flutete hier in buntem Wirbel. Im Jahre 1781 erschien als Zeichen der Zeit der erste Jahrgang eines „Kirchen- und Ketzer-Almanachs", aus welchem Eilers anziehende Stellen aushebt. In diesem sonderbaren Buche werden 334 Schriftsteller, Professoren und Geistliche jener Zeit geprüft und beurtheilt, darunter Namen, wie der berüchtigte Karl Friedrich Bahrdt, der „sich zum Dienste der Kirche ewig unfähig gemacht" und eine endlose Menge von Feinden habe, doch wegen seines guten, menschenfreundlichen Herzens, da er erst 40 Jahre alt sei, auch gelehrte Verdienste besitze, sich in der Zukunft wol noch besser entwickeln könne. Eilers führt eine Stelle aus Bahrdt's „Leben Jesu" an, welche den barsten Nationalismus mit einer Unbefangenheit zur Schau trägt, die an das Unglaubliche grenzt. Merkwürdigerweise erscheinen auch Goethe und Herder, zugleich mit Johann Melchior Götze, dem „Petrus der lutherischen Kirche", und seinem großen Gegner Lessing unter diesen Charakteren. Goethe heißt freilich „Saul unter den Propheten", Herder ein „Kraftgenie", und — „man weiß ja, wie diese Herren sind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, schlagen rechts und links um sich, sehen alles, was ihnen in den Weg kommt, für unsers Herrgotts Hornvieh an und denken sich immer als die einzigen vernünftigen Geschöpfe, die unter dem Monde leben." Lessing dagegen wird hoch willkommen geheißen wegen des „Berengarius" und der „Fragmente", in welchen nur noch zu viel Orthodoxie sei. Man sieht, diese Männer waren über ruhiges Erwägen längst hinaus, sowie in unsern Tagen manche aus Hegel's Nachwuchs, und auch das Ziel ihres Strebens war kein anderes. Sie wollten den christlichen Glauben und alles, was damit im Leben zusammenhängt, mit der Wurzel ausrotten und die Menschen mit einer ganz reinen Vernunftreligion beglücken, ohne alle Scheu vor den furchtbaren Consequenzen dieses Princips. Leider fand dieses verderbliche Treiben vielfach Vertreter auf den Universitäten, wo bald der Streit losbrach, und unter den Theologen, deren viele den neumodischen Ansichten huldigten, und mit der religiösen Aufklärung ging naturgemäß die politische Hand in Hand. Man muß bei dem Verfasser nachlesen, welche Fehden 1778 von Darmstadt aus über ein in Nassau-Weilburg erschienenes neues A-B-C-Buch erhoben wurde, dem das Vaterunser abging, und welche Schmähreden im letzten Jahre des 18. Jahrhunderts der „Obscuranten-Almanach" gegen die Fürsten, welche als böses Wesen — Ahriman — dem Umsturz — Ormuzd — gegenüberstehen, schleuderte. Den Gipfel in der Lästerung der Fürsten erstieg aber in Koblenz Joseph Görres in der Monatsschrift „Das rothe Blatt", welche mit dem Jubelruf: „Mainz ist unser!" beginnt und die Siege der Franzosen verherrlicht. Wir enthalten uns billig, mitzutheilen, was der zuletzt so streng conservative Mann in heißer Jugendglut damals heraussprudelte. Er stand eben ganz und gar unter dem Einflusse der zerstörenden Zeitrichtung und verhöhnte deutsches Wesen, deutsche Geschichte, ja Kirche und Religion mit demselben Eifer, mit dem er in der Folge als ihr gewaltigster Fürsprecher erscheint. Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden. Den jungen Feuerkopf aber hatte das Uebermaß des Geistlichen, die Erstarrung des Lebens an den schönen Ufern des Rhein auf jene Seite getrieben und Aehnliches gab in Mainz und anderwärts sich kund. Gewiß würden unter ähnlichen Umständen auch noch heute ähnliche Dinge sich zeigen. Oder ist der gegenwärtige rasche Umsturz in den italienischen Staaten, die fast unglaubliche Kopf- und Haltlosigkeit aller Verfechter des Alten und Bestehenden, auf eine andere Art zu erklären?

Im zweiten Abschnitt äußert sich der Verfasser „Ueber den Umschwung in den religiösen Anschauungen der katholischen Rheinländer", der mit des trierer Weihbischofs Johann Nikolaus von Hontheim Buche: „De statu ecclesiae" (unter dem Namen des Justinus Febronius 1763 in Frankfurt erschienen), anhebt und bereits vor der Französischen Revolution manches Lebenszeichen gibt, deren verschiedene hier mitgetheilt werden. Dagegen verschonten die Lästerer nicht das edle, echt christliche Wirken Johann Michael Sailer's, welchen Friedrich Nicolai dafür des Jesuitismus und der Proselytenmacherei beschuldigte. Vortrefflich vertheidigte sich Sailer (1787) gegen diesen Vorwurf und warnte zugleich aufs eindringlichste „vor den überfeinen Bemühungen, Gesetzgebung, Politik, Industrie und Regierung mehr und mehr von dem Glauben an Gott unabhängig und blos zeitliches Wohlsein zum Nonplusultra des menschlichen Strebens zu machen". Es war die aus Frankreich stammende Lehre der Materialisten und Revolutionäre, die der würdige Geistliche hier im Auge hatte, die Lehre, „daß es weder Freiheit noch Vorsehung gebe, weder ein geistiges noch ein unsterbliches Leben, weder Zukunft noch Ewigkeit, daß die Welt ein Spiel des Zufalls sei, daß die Könige weder Macht noch Gewalt haben, außer der, die ihnen das Volk gibt". Haben wir nicht in neuern Zeiten das Auftauchen ähnlicher Grundsätze, ja den Umsturz von Staaten und Wechsel der Dynastien infolge derselben gesehen? „Und so wurde das Papstthum ein Spielball und Zankapfel weltlicher Mächte, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben", mit dem Verfasser zu reden.

In dem dritten Abschnitte schildert Eilers sodann „die ersten funfzehn Jahre des neuen Jahrhunderts", d. h. die Zeit und die Gewaltgriffe Napoleon's und das Getriebe der Leidenschaften bis zu dessen Sturze, nachdem es ihm gelungen war, Deutschland auf das schmachvollste zu erniedrigen und Frankreich zu knechten durch kriegerischen Glanz und die Macht seines eisernen Willens. Nach der Befreiung Deutschlands durch die helden-

müthigste Aufopferung des Volks, vor allem in Preußen, aber tritt der Widerspruch der Fürsten und des Volks bald mit Schärfe frei hervor. So bei der Stiftung der Heiligen Allianz zwischen den Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland, deren ausgesprochene Grundsätze Eilers von den einen mit Thränen der Rührung, von den andern mit bitterm Spott aufnehmen sah. Und doch lag in der Idee der „christlichen Eintracht der Fürsten" zum Heile ihrer Völker im Grunde ein vortrefflicher Kern, im Gegensatz zu der Falschheit und Habsucht der bisherigen Politik, wie sie vorzüglich Napoleon geübt hatte. Leider trat an die Stelle der versprochenen Eintracht schnell die herbste Zwietracht der Fürsten und Völker, die alten Gegensätze der Bekenntnisse erwachten, der Widerstreit der Adelspartei gegen die Bürger, und vorzüglich ward der auf dem Wiener Congreß beschlossene Zustand Europas und Deutschlands eine Quelle der bedenklichsten Zwistigkeiten.

Dies Gewirre führt der vierte Abschnitt an uns vorüber, mit dem von Gentz entworfenen ersten Vortrage der österreichischen Gesandtschaft beim frankfurter Bundestage beginnend, dem alsbald die widerwärtigsten Enttäuschungen folgen sollten. Das Volk in Deutschland begehrte eine Einrichtung, worin nicht allein die Fürsten, sondern auch die Nation, die in den Zeiten der Noth und Gefahr sich als eine einige zu betrachten gelernt hatte, ihre Vertretung fände. Diese wollte sich nicht finden lassen, und dafür lebte bald die alte Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen wieder auf in manchen verwerflichen Umtrieben. Und so fing man im deutschen Volke bald an, dem Gedanken Raum zu geben, daß man „betrogen sei", und zwar betrogen um das Höchste, um die heißerkämpften Preise des Siegs, und gab alle Schuld der Theilung Deutschlands in 39 Staaten und der Willkür der Fürsten und Machthaber. Beim Wartburgfeste (1817) trat zuerst der Gedanke der deutschen Einheit überwältigend hervor und ergriff in des Professors Fries Rede die Seelen der Jünglinge, bis zu der Ermordung Kotzebue's durch Karl Sand, welche die Losung gab zu einer Reihe der gehässigsten Verfolgungen gegen die Universitäten und ihre Lehrer. Die Karlsbader Beschlüsse und Görres' Schrift „Deutschland und die Revolution" sind die geistigen Wahrzeichen jener stark bewegten Zeit, welche neuerdings durch Varnhagen's Schilderungen im neunten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" (Leipzig 1859) aufgefrischt wurde, deren Nachwirkungen und Nachwehen 30 Jahre später zerstörend sich kund gaben und selbst heute noch nicht erloschen sind.

Hätte — sagt Eilers — die kaiserlich königliche Gesandtschaft bei Eröffnung des Bundestags der Wahrheit, daß die Geschichte die Lehrerin der Völker und der Regierungen sei und daß es „zum großen Lose der Menschheit gehöre, daß die Gegenwart auch schuldlos die Härten der Vergangenheit zu empfinden habe", die rechte Nutzanwendung hinzugefügt, daß es darum die Aufgabe des Bundestags sei, belehrt durch die Geschichte, dafür zu sorgen, daß die Zukunft nicht die Härten der Gegenwart zu empfinden habe: dann wäre der österreichische Staat nicht in die traurige Lage gekommen, worin er sich jetzt befindet, und die Zukunft, die jetzt unsere Gegenwart ist, würde nicht so stürmisch bewegt sein, als sie es ist. Wer hat den Wind gesäet, wovon wir jetzt den Sturm ernten? Wer vermag es, den Stürmen Stillstand zu gebieten? Es ist der Herr, deß Wege in Wetter und Sturm sind!

Sehr vieles Beherzigenswerthe enthält auch der fünfte Abschnitt: „Die Wirksamkeit des Freiherrn Karl August von Wangenheim auf den Gebieten der deutschen Bundesverfassung und des deutschen Kirchen- und Schulwesens", da in dem Geiste dieses Staatsmannes sich die Bewegungen der Zeit mit bewunderungswürdiger Klarheit spiegelten. Es ist ein besonderes Glück Deutschlands, daß in gefährlichen Zeiten solche Charaktere wie Stein und Wangenheim sich geltend machen, die Kenntnisse und Erfahrungen mit kräftiger Gesinnung und Willenskraft verbinden. Wangenheim stand erst in sachsen-koburg-saalfeldischen Diensten und wurde 1806 von dem König Friedrich von Würtemberg zum Präsidenten des Oberfinanzwesens, dann 1811 zum Curator der Universität Tübingen, endlich zum Cultusminister ernannt. Nach der Einsetzung des Bundestags war er würtembergischer Gesandter bei demselben, und so lernte ihn der Verfasser in den Jahren 1818—22 in Frankfurt kennen. Sein lebhafter Geist bemächtigte sich fast immer des Gesprächs, indem er in geistreicher Weise Heiterkeit in der Gesellschaft zu verbreiten wußte und dabei einen seltenen Reichthum von Kenntnissen, auch auf theologischem und philosophischem Gebiete, mit dialektischer Gewandtheit handhabte. Sein politisches Streben war darauf gerichtet, den beiden deutschen Großmächten durch Vereinigung der kleinern, ihrer eigenen Sicherheit wegen, ein reines Deutschland entgegenzustellen, das mit 17 Millionen Einwohnern mächtig genug wäre, sich nach allen Seiten hin zu schützen und im Verein mit Oesterreich und Preußen dem Auslande die Spitze zu bieten. Er ist folglich der wahre Urheber derjenigen Politik, welche die deutschen Mittelstaaten seit 1848 und noch 1859 auf der Würzburger Conferenz befolgten. Als solcher ward er von dem General von Langenau, damaligem Präsidenten der Militärcommission, bei Metternich verdächtigt, er „habe an der Spitze der Idealisten einen Bund im Bunde stiften wollen". Wangenheim vertheidigte sich in einem für die Geschichte des Bundestags sehr wichtigen Schreiben an den Fürsten Metternich vom 16. September 1818. Einige Jahre später (1823) rief der König ihn ab und entließ ihn aus dem würtembergischen Staatsdienste. Seitdem lebte er auf seinem Gute bei Koburg, mit gespannter Aufmerksamkeit den weitern Gang des Bundestags, der österreichischen Politik und der deutschen Angelegenheiten verfolgend. „Vierundzwanzig Jahre nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienste ging seine Weissagung, daß die Metternich'sche Politik eine große Katastrophe herbeiführen werde, in schlimmerer Weise in Erfüllung, als er selbst es sich gedacht haben mochte." So folgten sich die Stürme des Jahres 1848, fast überall in gleicher Weise anhebend und verlaufend, in Wien wie in Berlin, den Franzosen alles nachmachend, und Deutschland wäre verloren gewesen, ohne die Treue und Tapferkeit des preußi-

schen Herres, wie Eilers es willig anerkennt. Ueber die damals allerorten behauptete politische Mündigkeit des Volks bemerkt er sehr gut, daß sie eine reine Erdichtung sei, daß das ganze System von Urwählern, Wahlmännern und Abgeordneten, wie es damals aufgestellt wurde, vor scharfer Untersuchung nicht bestehe, und beweist aus Ernst Helwing's „Handbüchlein für preußische Urwähler und Wahlmänner", wie viel Täuschung hier überall mit unterlaufe. Auch Wangenheim versuchte sich an der Aufgabe, ein Wahlgesetz auf breitester demokratischer Grundlage mit dem monarchischen Princip zu vereinigen, worüber Eilers indeß gerechte Bedenken äußert. Er sagt (S. 185):

Vergleicht man diesen Entwurf mit andern versuchten und nicht versuchten, so gelangt man zu der jetzt auch schon durch Erfahrung bestätigten Ueberzeugung, daß, wenn die Landesvertreter eines deutschen monarchischen Staats mehr sein wollen als Consulenten und Gehülfen der Regierung, solche Landesvertreter sich selbst das Zeugniß einer fehlerhaften Wahl ausstellen; daß aber auch andererseits Regierungen, die gerechten Forderungen kein Gehör geben, ihren Feinden, den revolutionären Parteien, Bahn brechen. Diese Bahn ist im Laufe der letzten zehn Jahre nach und nach so breit geworden, daß sämmtliche Polizeikräfte der deutschen Staaten schon nicht mehr hinreichen würden, sie zu sperren. Es liegt hierin eine große Lehre für die gegenwärtigen Staatsmänner.

Im Verfolge kommt Eilers abermals auf die Grundsätze des Ministers von Altenstein hinsichtlich des Verhältnisses von Kirche und Staat, und sagt, derselbe habe das Christenthum für eine in der gebildeten Welt überwundene Bildungsstufe gehalten und nicht gezweifelt, daß der Einfluß der Gebildeten auf die Nichtgebildeten nach und nach auch in den untern Sphären des Lebens „diesen Sauerteig der Pharisäer und Sadducäer" ausfegen werde. Er suchte daher das Heil, wie die griechischen und römischen Staatsmänner vor Erscheinung des Christenthums der heidnischen Orthodoxie gegenüber auch gethan hatten, in einer Art von Uebergangsbrücke, nämlich in einer den im Volke noch wurzelnden christlichen Glaubensvorurtheilen möglichst angepaßten philosophischen Moral. Dies war der Gesichtspunkt, den er sowol bei Behandlung der vorgefundenen confessionellen Gestaltungen des kirchlichen Lebens, als besonders auch in Absicht der Erziehung der heranwachsenden Generation verfolgte. Was diesen Zielpunkten günstig war, suchte er zu heben, was ihnen widerstrebte, niederzudrücken. Wahrlich, eine schwere Anklage jenes Systems, das so viele Jahre im preußischen Staate geherrscht hat! Vergleicht man damit die neulich erst in dem Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Varnhagen unbewacht und ungewollt ans Licht der Oeffentlichkeit getretene Ansicht des großen Kosmologen über Christum und sein Reich, so bietet sich eine überraschende Aehnlichkeit mit der hier Altenstein zugeschriebenen Richtung dar, und nicht minder ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß König Friedrich Wilhelm IV. diesen Ideen seines naturforschenden Freundes, der bekanntlich nur jenen die Wahrheit schuldig zu sein meinte, die er achtete, wol keinen Beifall gezollt haben werde. Hierüber sagt Eilers:

Nie hat ein König mit heilsamern und edlern reformatorischen Planen den Thron bestiegen, als Friedrich Wilhelm IV., und nie hat ein König einen Minister gehabt, der die Absichten seines Herrn so gut verstand und mit so viel Klugheit, Geduld, Schonung und Milde durchzuführen suchte, als Eichhorn.

Ungern enthalten wir uns, aus den nun folgenden Auseinandersetzungen über das Schulwesen in Preußen, besonders über das, was den Gymnasien, die allerdings „eine Macht" sind oder sein könnten, noth thut, manches Beachtenswerthe mitzutheilen. Das Ziel des Unterrichts, die rechte Erkenntniß der Form und der Sachen, das Sinken der anfänglichen pädagogischen Begeisterung zu der Mattheit und Erschlaffung, welche die Gegenwart leider so häufig zeigt, werden von Eilers mit tiefer Sachkenntniß besprochen und die Gründe der letztern aufgedeckt. Möchte dadurch einer oder der andere der in diesen Angelegenheiten thätigen und einflußreichen Männer sich veranlaßt sehen, den Gelehrtenschulen aufzuhelfen und damit eine Versöhnung des praktischen Lebens mit der Wissenschaft einzuleiten, bevor es zu spät ist!

Einen durchaus politischen oder wenn man will weltgeschichtlichen Charakter haben die beiden letzten Abschnitte dieses Theils, welche das vierte und fünfte Jahrzehnd unsers Jahrhunderts, den Einsturz des wiener Staatensystems und die daraus hervorgegangenen politischen Wirren in ganz Europa und besonders in Deutschland, namentlich die revolutionären Parteikämpfe um die Frage: Woher kommt alle Gewalt im Staate? und den Umsturz der bestehenden Verfassungen behandeln. Die Wichtigkeit der Sachen ist auf den ersten Blick zu erkennen und dieser entspricht die ernste, gedankenreiche Darstellung, welche ohne Frage zu dem Gediegensten gehört, was in Deutschland über diese Gegenstände erschienen ist. Eilers sagt vortrefflich:

Wer den Blick rückwärts auf das vorhergegangene Säculum bis zu dem Zeitpunkte hin richtet, wo Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte mit Schwert und Harnisch eintrat, der wird, er mag dem Stamme der Friesen und Chauken, dem der Sachsen oder Schwaben, der Franken oder Baiern angehören, wenn er nur ein deutsches Herz hat, die trostreiche Ueberzeugung gewinnen, daß nur von dem deutschen Staate, der sich mit solcher Kraft erhoben und erhalten, wie Preußen, Heil und Rettung für die deutsche Nation zu erwarten ist. Diese Ueberzeugung wird denn auch bei dem gegenwärtig fast bis zur Ueberflutung gesteigerten Nationalgefühle alles Hassen und Neiden niederschlagen und die ganze Nation, wenn es gilt, um die Fahne scharen, welche sie am sichersten zum Siege über alle Feinde des deutschen ruhmvollen Namens führt.

Von diesem Standpunkte aus wird dann der so verschiedene Charakter Oesterreichs gezeichnet und schließlich auf die großen Fehler des politischen Bauwesens beim Wiener Congreß hingewiesen, namentlich darin bestehend, daß Frankreich, der Herd der Unruhen, der gefährlichste Nachbar Deutschlands, als der stärkste und gewaltigste aller europäischen Staaten daraus hervorging.

Unter allen politischen Misgriffen, welche uns die Geschichte vorführt, hat sich wol keiner so rasch, so furchtbar und so weitgreifend gerächt als dieser; denn eben jenes Frankreich, welches die Bauherren in ihrer Blindheit zum Eckstein des neuen Gebäudes gemacht hatten, zerstörte dasselbe von Grund aus,

nachdem es kaum 30 Jahre nothdürftig sich erhalten hatte, und schleuderte aufs neue eine Brandfackel, eine Fackel der Zwietracht und des Kriegs in die Welt, die noch fortbrennt und wol kaum in einem Menschenalter gelöscht werden wird. Kein Land ist dabei einer so großen Gefahr ausgesetzt als Deutschland.

So der Verfasser, der hieran aus seiner eigenen Erfahrung und aus den Erzählungen älterer Freunde, z. B. Director Matthiä in Frankfurt und Geheimrath von Recum, eine Menge lehrreicher Bemerkungen knüpft über die Ursachen, welche den Sturz der Monarchie in Frankreich herbeiführten und das Volk mit tiefem Haß gegen die bourbonische Dynastie erfüllten, sowie über die Nachwirkungen dieser Ereignisse auf die benachbarten Staaten, besonders auf Deutschland und Italien.

Wohin die Heere der französischen Republik sich verbreiteten, da führten sie infolge eines ausdrücklichen Befehls die Volksherrschaft ein. Hier treffen wir auf die Wurzel des großen Einflusses, welchen die Rheinländer auf die politische Gesinnung und Bildung des deutschen Volks geübt haben und noch üben.

In Italien errang Napoleon gegen Oesterreich seine ersten Lorbern, die ihm den Weg zum Throne Frankreichs, ja zur größten Herrschaft bahnte, welche Europa seit den Tagen Karl's V. gesehen hatte. Nachdem sein Uebermuth ihn gestürzt, kehrten die Bourbons nach dem Beschluß des Wiener Congresses nach Frankreich zurück, unfähig, Ruhe und Gesetz zu wahren. Es war gewiß ein Misgriff, der sich bald schwer rächte. Aber auch Eilers weiß nicht zu sagen, was die Monarchen in Wien hätten thun sollen, um die nun überall entstehenden Conflicte zu vermeiden. Wollte man nicht eine Theilung Frankreichs in mehrere kleine Reiche, welche im Widerspruche mit der Geschichte und allen Gewohnheiten der Nation seit Jahrhunderten stand und folglich bald neuen Streit erregt haben würde, so war die Wahl der Dynastie für dessen politisches Uebergewicht ziemlich gleichgültig, abgesehen von jener Napoleon's, deren gefährliche Eigenthümlichkeit sich nur zu deutlich gezeigt hatte. Auch das Haus Orléans hat nicht verstanden, auf die Dauer seine Herrschaft zu sichern. Wir bescheiden uns hier natürlich, den Schleier der Zukunft zu lüften, was keinem Sterblichen noch vergönnt war. Aber die Hoffnung dürfen wir aussprechen, daß Deutschland, einmal zu nationalem Gefühle erwacht, im Falle eines neuen Angriffs von Westen nicht eher das Schwert aus der Hand legen werde, bis alles Verlorene dem Reiche wiedergewonnen und die deutsche Westgrenze für immer gesichert sein wird. In das, was Eilers über die Charte Ludwig's XVIII. und deren Anfeindungen, sowie über die heftig sich bekämpfenden Parteien der Royalisten, Doctrinärs und Ultraliberalen sagt, einzugehen, gestattet nicht der Raum dieser Anzeige, so klar und gediegen es auch ist. Ihre Kämpfe fanden in Deutschland die lebhafteste Theilnahme. So bereitete sich vor und nach der Julirevolution in liberalen Blättern und Schriften, die überall auftauchten, auch im Osten des Rhein ein Umschwung der Ansichten, der aus der schwankenden Stellung, den Misgriffen der Herrscher reichliche Nahrung sog. Zu den Hauptagenten bei der französischen Bewegung gehörte die geheime Verbindung der Carbonari. Auch in Deutschland hatte sie ihre Verzweigungen, und schlimmer noch wirkten die heimischen Gärstoffe in Braunschweig, die Vertreibung der göttinger Professoren, die Zustände in Hessen, die fast unlösbar schwierige Frage über die deutsche Nationalität von Schleswig-Holstein, ganz abgesehen von den Bewegungen auf kirchlichem Gebiete. Zugleich fing man ernstlich an, die Frage zu erörtern: „Woher kommt alle Gewalt im Staate?"

Die Volksschriftsteller waren bald mit der Antwort fertig: „Vom Volke!" und zogen nach und nach die Stimmenmehrheit im Volke auf ihre Seite. Konnte man doch scheinbar schlagende Gründe aus frischer Handhabung der Staatsgewalten anführen, daß sie unmöglich von Gott kommen könne. Welche Aufregungen, welchen Jammer, welche Befürchtungen erregte nicht allein schon das Verfahren der Central-Untersuchungscommission zu Mainz in Hunderten von Familien! In dem Revolutionsjahre 1848 sprachen die Volksvertreter zu Frankfurt, Berlin und Wien schon ganz entschieden die Behauptung aus, daß alle obrigkeitliche Gewalt im Staate nur vom Volke ausgehe. Entgegengesetzte Stimmen galten für erkauft. Immer mächtiger wurde das Princip der Demokratie, furchtbar, bis es, völlig toll geworden, sich selbst in den Abgrund stürzte. Damit war aber die Frage vom Ursprunge der Staatsgewalt keineswegs zur Ruhe und zum Schweigen gebracht.

So der Verfasser, der alsdann aus einer 1850 in der östlichen Schweiz (Sanct-Gallen und Bern) erschienenen, ebenso unparteiischen, als gedankenreichen Beantwortung derselben einige Hauptsätze mittheilt, welche den Begriff des Volks und der Gewalt auf die richtige Grundlage zurückzuführen suchen. Dem Schweizer, in dem Eilers, möglicherweise richtig, den gelehrten Verfasser des „Allgemeinen Staatsrecht", Johann Kaspar Bluntschli aus Zürich, vermuthet, liegt die Urquelle aller Gewalt nicht im Volke, sondern in Gott, der dem Volke Fürsten setzt. Selbst Frankreich empfing nach ihm die Revolution und das Kaiserthum nicht vom Volke. Ein Contrat social ist nun und nimmer geschlossen worden, weil er nicht geschlossen werden konnte. Und so ist auch die Erbfolge der Wahl des Fürsten bei weitem vorzuziehen, wie die Geschichte lehrt, wenn man Preußen mit Polen vergleicht. Die constitutionelle Monarchie ist aber mit dem monarchischen Princip nicht unvereinbar; nur muß sie auf natürliche und nothwendige Weise entstanden sein, weil sie außerdem sich keine Dauer versprechen dürfte. Die Fürsten behalten dabei die zum Regieren erforderliche Gewalt in der Hand, während sie sich hüten, die Rechte der Parlamente und Landstände anzutasten. Bezüglich der Art der Machtübung gelte der Grundsatz: „Alles für das Volk, aber nicht alles durch das Volk." Einiges müsse jedoch allerdings durch das Volk gethan werden, damit nicht nach unten gefährliche Erstarrung eintrete und das Staatswesen zur Maschine werde. Nur darf man das eigentliche Volk nicht auf den Straßen suchen. Richtig bemerkt hierzu Eilers, daß Niebuhr's Ansichten über den Staat in manchen Beziehungen mit jenen des Schweizers übereinstimmen, welcher offenbar bei seinen Belehrungen und Warnungen hauptsächlich Preußen im Sinne gehabt, „wahrscheinlich weil er als gründlicher Kenner der neuesten Geschichte des deutschen Volks in dem preußischen

Staate den Hort und Schutz der ganzen Nation, wozu er ja selbst auch gehört, erblickt".

Mit dieser inhaltschweren Erwägung über Königthum und Gewalt schließt der vorliegende Theil, dem, nach dem in der Vorrede Gesagten, der sechste (letzte) Theil, die Geschichte der zehn ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV. (1840—50) enthaltend, demnächst folgen soll. Von den schrecklichen Folgen der Misgriffe des Wiener Congresses und der österreichischen Staatsweisheit wird Gerd Eilers, der hier nicht allein Zuschauer, sondern in vielen bedeutenden Angelegenheiten Mitwirkender gewesen ist, manches Leidvolle und Niederdrückende zu berichten haben. Viele der dabei Betroffenen sind gegenwärtig noch unter den Lebenden, und nicht wenige der damals angeregten Fragen und Aufgaben sind heute noch ungelöst, werden es voraussichtlich, wie die menschlichen Dinge zu verlaufen pflegen, noch lange bleiben. Erhalte sich denn der Verfasser auch fernerhin Kraft und Muth, selbst ohne Partei hindurchzugehen durch das unvermeidliche Kreuzfeuer der Parteien! Möge sich aber auch dabei sein Wort erfüllen: „Ein solches Fegfeuer kommt am Ende doch der Wahrheit zugute."

27.

Neue kritische Gänge von Vischer.

Der gefeierte Aesthetiker F. Vischer in Zürich hat wieder zwei Hefte „Kritische Gänge" als „Neue Folge" (Stuttgart, Cotta, 1860—61) herausgegeben, von denen das erste den Sondertitel „Eine Reise" trägt, das zweite die bereits 1844 im „Literarhistorischen Taschenbuch" von Prutz veröffentlichte Abhandlung „Shakspeare in seinem Verhältniß zur Poesie, insbesondere zur politischen" und einen Aufsatz „Shakspeare's Hamlet" enthält. In einem dritten will er seinen Aufsatz „F. Strauß als Biograph", der 1858 in dem von Paul Heyse redigirten, seitdem eingegangenen „Literaturblatt des deutschen Kunstblatts" erschien, und einen 1859 durch das „Morgenblatt" veröffentlichten, halbwegs scherzhaften Aufsatz „Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode" zum Wiederabdruck bringen. In der Vorrede hält es Vischer für zweckmäßig, sich wegen dieses Sammelns früher schon gedruckt gewesener Aufsätze zu entschuldigen gegenüber einer Bemerkung Danzel's über die beiden Hefte der ersten Folge, wonach solches Sammeln und Wiederabdrucken „sich selbst bei lebendigem Leibe als Merkwürdigkeit in Weingeist setzen" heiße, was uns allerdings ein gar nicht sehr zutreffender Vergleich zu sein scheint. F. Vischer bemerkt dagegen: „Es wird kaum im Ernste nöthig sein, mich gegen den Vorwurf der Eitelkeit zu wehren, denn es ist doch wol etwas ganz Einfaches und Harmloses, wenn man Artikel, nach denen viel Nachfrage war, aus Zeitschriften, die immer nur wenigen zur Hand und deren einzelne Blätter nicht zu kaufen sind, herausnimmt und zusammenstellt. Freunde haben mich damals und jetzt oft dazu aufgefordert, bis ich mich entschlossen habe. Vielleicht verfalle ich sogar noch einmal in diese Schwäche."

In Deutschland hat man einmal seine Freude an allerlei pedantischen Verwarnungen, an Verboten aller Art, an Beschränkungen der Freiheit und Gewerbefreiheit, auch auf literarischem Gebiete. Gerade der deutsche Schriftsteller hat von seinen Beiträgen zu Journalen so wenig äußern Lohn, daß man es besonders ihm von Herzen gönnen sollte, wenn es ihm gelingt, einmal zu einer Sammlung schon gedruckter Aufsätze, vorausgesetzt, daß diese überhaupt einen dauernden Werth irgendwelcher Art haben, einen Verleger zu finden, der sie nicht nur drucken läßt, sondern auch honorirt. Auf diese Weise allein kann er zu einer Remuneration gelangen, die dem Fleiß, welche er auf seine bessern journalistischen Arbeiten verwandte, vielleicht einigermaßen entsprechend ist. Aber auch sonst gewährt ja ein Buch dem Verfasser wie der Literatur manche besondern Vortheile, die ein Journalaufsatz beiden meist nicht gewährt, solange er in dem stillen Todtengewölbe des betreffenden Journals begraben bleibt. In Frankreich ist es allgemeiner Brauch, daß namhafte Autoren ihre bessern Journalaufsätze nach einer gewissen Zeit, oft kaum revidirt und irgend verändert, in Form eines Buchs unter einem mehr oder weniger passenden Titel gesammelt herausgeben, und von den namhaftern englischen Essayisten würde man, da ihre Arbeiten in den Journalen anonym zu erscheinen pflegen, meist gar nichts wissen, wenn sie nicht von demselben Privilegium Gebrauch machten.

Für diesmal wollen wir uns nur mit dem ersten Vischer'schen Hefte „Eine Reise" als demjenigen beschäftigen, welches wegen seines hervortretend zeitgeschichtlichen und wol auch ephemeren Inhalts zu einer möglichst raschen Besprechung auffordert; das zweite Heft, welches sich mit Shakspeare im allgemeinen und mit dem „Hamlet" im besondern beschäftigt und einen dauernden literarischen und ästhetischen Werth in Anspruch zu nehmen hat, wird am besten von uns für eine Besprechung der neuesten Shakspeare-Literatur vorbehalten, wozu sich allmählich ein reiches Material auf unserm Büchertische angesammelt hat: Kreißig's „Vorlesungen über Shakspeare", Storffrich's und Rohrbach's Schriften über Hamlet, einige kleinere Schriften von W. Bernhardi, J. Disselhof u. a. und einzelne in deutschen und englischen Zeitschriften zerstreute Aufsätze. Ja, die Vischer'schen Untersuchungen über Shakspeare können eigentlich gar nicht aus dem Zusammenhange mit den hier erwähnten Schriften gerissen werden.

Vischer's „Reise" ist eine Schrift für sich und die Beschreibung eines Ausflugs, welcher ihn im Frühjahre 1860 in sechs Wochen über München nach Wien, Pesth, Triest, Venedig und Mailand führte. Es war, wie er selbst bemerkt, „eine wilde Jagd von Reise", die er unternahm, „wie einer, der über Berg und Thal mit hastigen Schritten rennt, um innern Sturm zu vertoben". Die Sorgen um das deutsche Vaterland ließen ihm keine Ruhe zu Hause, in Zürich, wo er so viel Bitteres über deutsche Zustände anzuhören hatte; er mußte in Oesterreich selbst zusehen, wie es hier stand und was Deutschland von ihm zu erwarten habe. Seine Ueberzeugung ist, „daß wir Oesterreich nie und nimmer aufgeben dürfen; offenen Widerspruch gegen sein früheres System und aufrichtigen Eifer dafür, daß wir nicht nur seine tüchtigen deutschen Stämme, sondern auch seine außerdeutschen Völker im Reiche festhalten". Ja, aber wo ist das Reich, das deutsche Reich, an das wir diese außerdeutschen Völker ketten sollen? Hätten wir ein deutsches Reich und wären Mailand und Venedig deutsche Reichslande, so dürften und würden die Deutschen keinen Augenblick in Zweifel sein, welche Politik sie in Bezug auf diese Lande zu befolgen hätten. Nun aber — der Verfasser weiß dies am besten selbst — hat Oesterreich dort und anderwärts von jeher eine nichtdeutsche, eine ziemlich antideutsche Politik innegehalten, und für diese Politik, die nicht die unserige, die uns in einem gewissen Grade feindlich ist, die uns bei den Italienern verhaßt macht, sollen wir unser Gut und Blut einsetzen! Wir sollen die Folgen einer verderblichen Politik, an der wir nicht mitschuldig sind, auf uns nehmen! Wir sollen, wenn es Oesterreich beliebt, in Italien eine Dummheit zu begehen, für diese Dummheit uns in einen Krieg einlassen, der möglicherweise eine lange Reihe von Jahren hindurch unsere Wohlfahrt, unsere innere Entwickelung gefährden, unsere Existenz als Nation überhaupt in Frage stellen kann! Wir sollen diesen oder jenen politischen Fehler, dessen sich Oesterreich schuldig gemacht, wieder gut machen, ohne Gewähr dafür zu haben, daß er nie wieder begangen werden wird! Wir sollen Venetien bei Oesterreich erhalten und vielleicht gar Mailand ihm wieder zurückerobern, ohne danach auch nur fragen zu dürfen, ob es nicht wieder und vielleicht in nur erhöhtem Maße eine Politik einschlägt, die im Laufe einiger Jahre eine neue Revolution, einen neuen Krieg entzündet und Deutschland von neuem in diese Zwick-

mühle von Calamitäten ohne Ende und Ausgang hineinreißt! Das Ungeheuerste sollen wir leisten, die größten Opfer bringen, unsere Existenz gefährden, ohne daß uns irgend entsprechende Gegenleistungen zugesichert werden, ohne daß wir uns irgend der Hoffnung hingeben könnten, Oesterreich werde uns fortan in unsern Bemühungen um politische Consolidirung unterstützen, nein nur ablassen, in diesen Bemühungen uns hinderlich zu sein! Allerdings ist man — darin geben wir Vischer's schwäbischem Bauer recht — verpflichtet und auch durch sein eigenes Interesse darauf angewiesen zu löschen, wenn es im Nachbarhause brennt, nur ist auch der Nachbar verpflichtet, in seinem Hause nicht fortdauernd feuergefährliche Sachen vorzunehmen.

Doch das sind Ansichten, die, wenn auch mit andern Worten, schon oft ausgesprochen wurden; Ansichten, denen die nord- und mitteldeutsche Bevölkerung, gewiß nur mit sehr vereinzelten Ausnahmen, insgesammt und unbedingt und wol auch der größte Theil der protestantischen Bevölkerung in Süddeutschland, wenn auch nicht mit gleicher Entschiedenheit huldigt; zugleich aber auch Ansichten, die sich nicht gegen die wackere, treuherzige, gemüthvolle und aufgeweckte deutsche Bevölkerung Oesterreichs, sondern einzig und allein gegen das System und gegen die bisherige österreichische Politik richten. Wenige kennen die Mängel und die verderblichen Folgen dieses Systems und dieser Politik besser als Vischer selbst, und niemand kann sie schärfer charakterisirt haben, als Vischer in der vorliegenden Schrift, namentlich auf S. 67 fg. Es ist fast wunderbar und ein Zeichen der Unverwüstlichkeit dieses Menschenschlags, daß ein solches System in den Gemüthern und Gewissen der deutschen Bevölkerung Oesterreichs nicht noch ärgere Verwüstungen angerichtet hat. Man ist ja auch in Oesterreich selbst von der Unhaltbarkeit dieses Systems überzeugt und haßt es so tief als man immer nur eine verabscheute Sache hassen kann. Der Verfasser erzählt: „Ich habe in Wien nicht etwa von ein paar Unzufriedenen, sondern von Personen verschiedener Stände, von Leuten, die ihr Vaterland redlich lieben und allen Ueberstürz hassen, nicht von wenigen, sondern sehr vielen vernommen, daß man während des Kriegs vor Siegesnachrichten zitterte; warum? Weil im Falle des Siegs der Druck des innern Systems unerträglich geworden wäre." Man habe außerdem hinzugefügt: „Aber das haben wir erwartet, daß Deutschland losschlage"; man habe sich also in Oesterreich von deutschen Siegen bei eigenen Niederlagen eine Aenderung der Dinge versprochen. „Wohin muß es gekommen sein", ruft der Verfasser aus, „wenn ein braves Volk, anhänglich, treu, gutmüthig, patriotisch, bis zu diesem furchtbaren innern Zwiespalt des Gefühls gelangt, daß es den eigenen Söhnen im Heere nicht Siege wünschen kann, ohne für die Rechte, die es im innern Staatsleben fordert, neue Niederlagen zu fürchten." So sehr man auch einen Zustand, der solche Gesinnungen erzeugt, beklagen muß, ebenso sehr muß man den Oesterreichern von deutschem Standpunkte zu diesen Gesinnungen selbst Glück wünschen, denn nur dann, wenn sie auf diesem Wege beharren und fortschreiten, können sie und können wir im übrigen Deutschland darauf rechnen, daß früher oder später ein festerer und innigerer deutscher Bund, als der jetzige ist, die deutschen Stämme Oesterreichs mit denen des übrigen Deutschland umschlingen wird und muß. Traurige Katastrophen wird man bis dahin noch bestehen, schmerzliche Erfahrungen noch machen müssen; aber ein anderer Ausweg wird sich schwerlich denken lassen, als daß die Noth, die harte, furchtbare Noth, die bisher künstlich auseinander gehaltenen Bruderstämme zusammenschmiedet. Liegt doch, was die geistige Bildung, die politischen Bedürfnisse und die socialen Einrichtungen betrifft, zwischen Deutschland und Oesterreich kein trennendes Element von solcher Stärke und Schärfe wie jene unheilvolle Sklavenfrage, die gegenwärtig leider die nordamerikanische Union zu zerreißen und, wenn man von beiden Seiten keine Vernunft annehmen will, in einen skandalösen Bürgerkrieg zu verwickeln droht.

Insofern Vischer der Ansicht ist, daß mit dem alten System in Oesterreich erst gründlich aufgeräumt werden müsse, ehe an eine innigere Verbindung zwischen Deutschland und Oesterreich zu denken sei, steht er ja mit uns auf gleichem Boden; nur scheint er doch wieder zu wollen, daß Deutschland, auch wenn dies nicht geschieht, unter allen Umständen für Oesterreich in den Krieg zu ziehen verpflichtet sei, ohne weiter danach zu fragen, ob es denn auch der österreichischen Camarilla nach etwa erfochtenem Siege wirklich belieben werde, auf die liberalen Forderungen Vischer's ernstlich einzugehen und sich von ihrer traditionellen Politik, unter der Deutschland so gut wie Italien schwer gelitten hat und leidet, gänzlich und für immer loszusagen. Die österreichische Hegemonie scheint unter gewissen Bedingungen jedenfalls mehr auf seine Sympathie rechnen zu können als die preußische; ja es zieht ihn zu Oesterreich auch in seiner jetzigen Gestalt eine wärmere Neigung als zu dem norddeutschen Großstaat. Daher zeigt er sich nicht selten merkwürdig befangen und manche seiner Behauptungen bedürfen der Berichtigung. Seiner Ansicht nach war es ein Fehler Deutschlands und Preußens, daß sie Oesterreich gegen die ungarische Insurrection nicht zu Hülfe kamen; denn von Deutschland und Preußen verlassen, habe Oesterreich bei Rußland Hülfe suchen müssen. Wie aber, wenn Oesterreich selbst niemals daran gedacht hat, in eine preußisch-deutsche Hülfe zu willigen? Wenn es Preußen damals mehr haßte, als irgendeinen andern Staat, vielleicht mehr als seine eigenen Rebellen? Wenn es bei seinem offenbaren Streben, Preußen zu erniedrigen und zu demüthigen, die Machtsteigerung, welche der preußischen Monarchie infolge seiner Hülfsleistung zugewachsen sein würde, mehr fürchten mochte, als das zweite ihm geringer scheinende Uebel, Rußland zu Dank verpflichtet zu sein? Ebenso ist Vischer ohne weiteres der Ansicht, Oesterreich sei durch das Zögern Preußens zu dem Friedensschlusse von Villafranca getrieben worden, während doch umgekehrt die Besorgniß vor einem energischen Eingreifen Preußens in die europäischen Verhältnisse, welches sich in der beschlossenen Mobilmachung ja deutlich genug ankündigte, vielleicht ein Grund mehr für den Herrscher Oesterreichs war, sich ebenso übereilt und kopfüber in einen verderblichen Frieden zu stürzen, als er sich in einen verderblichen Krieg gestürzt hatte.

Doch brechen wir für jetzt von der leidigen Politik ab, einem Kapitel, das man auch in einem literarischen Blatte nicht immer umgehen kann, da ja die Schicksale der Literatur von den politischen Schicksalen einer Nation in nicht geringem Grade abhängig sind; wenden wir uns zu dem erfreulichern Theile der Vischer'schen Reise, die es mit dem zu thun hat, was er sah und erlebte. Und da bietet sich, wie in seinen eingestreuten ästhetischen Betrachtungen über Gegenstände der Kunst und Poesie manches Anziehende. Er gesteht in dem Kapitel über München gelegentlich, daß er gegen den reinen Idealismus gerechter und anerkennender geworden sei als früher; der Realismus sei nicht Naturalismus, nicht Materialismus, aber die Versuchung liege ihm nahe, darein zu versinken, daher bedürfe er seines Antipoden, der ihm stets die Mahnung entgegenhält, daß es der Kunst nicht um die „gemeine Wirklichkeit zu thun ist". Interessant ist der Vergleich zwischen seinen dreimaligen Besuchen in Wien. Vor 27 Jahren, als „ein junger Bursche", sah er Wien zum ersten male. „Ich war damals vom Norden gekommen", erzählt er, „hatte den Winter in Göttingen und Berlin zugebracht und vor lauter Studiren, Schüchternheit und Ungeschicklichkeit wenig vom Leben gesehen und wenig mich gefreut. Wien war noch das alte Wien, mir war als wäre ich eingefroren gewesen und thaute nun auf. Dialekt, Ton, Sitte zuthulich, naiv, vertraulich; alles wohlfeil und schon darum die Grundstimmung behaglich" u. s. w. Das zweite mal in Wien war er im Jahre 1840, wo er die Stadt bereits „sehr verändert, vertheuert, ernster" als sieben Jahre früher fand. Freilich kam er damals, „das Herz schwer von Heimweh", gerade aus Griechenland. „Unsere Cultur kam mir", bemerkt er, „übersatt vor, das üppige Wien mit seinen gnädigen Herren und gnädigen Frauen und seinen Lakaien machte mir übel. Ich lernte freilich Männer aus kleinen stillen Kreisen kennen, in

welchen sich eine neue geistige Zukunft, ein neues Oesterreich vorbereitete, das aus schweren Wehen soll geboren werden." Noch ganz anders fand er Wien bei seiner dritten Reise im vergangenen Jahre: „Der Wiener geht noch dem Vergnügen nach, aber er ist nicht mehr vergnügt. Vor Augen floß mir noch der Strom, der nach Genuß eilt, darunter rollte tief und stark ein anderer, der laut und hörbar genug dahinbrauste." Daß, wer in Wien ist, auch die dortigen Theater besucht und von ihnen spricht, versteht sich im Grunde von selbst. Wir citiren hier jedoch nur eine Bemerkung des Verfassers, über die Gesangsposse „Orpheus in der Unterwelt", die jetzt auch über die deutschen Bühnen ihren Triumphzug macht. „Französische Frivolität", bemerkt Vischer, „ist erträglich im specifischen Elemente der spielenden Leichtigkeit, worein der Franzose auch das Bedenklichste zu tauchen weiß; in der geraden, derben deutschen Weise wird derselbe Stoff gemein und ekelhaft. Ein Götter-Cancan (buchstäblich) auf einer deutschen Bühne!" Das sind die Dichtungen und Kunstwerke, womit das zweite Kaiserreich die Welt beglückt! Die Franzosen sind in ihrer Verzweiflung und Blasirtheit auf den Standpunkt der witzlosen Travestie herabgesunken, die bei uns längst antiquirt sein sollte, seit wir uns gewöhnt haben, Blumauer's „Aeneide" als ein im ganzen flaches Machwerk anzusehen. Eine einactige Bagatelle ähnlichen Inhalts könnte man sich noch gefallen lassen, sich aber einen ganzen Theaterabend hindurch an diesem zusammenhang- und ideenlosen, nur stellenweise durch eine ansprechend lustige Musik gehobenen Blödsinn zu amusiren, dazu gehört etwas.

Von Wien machte Vischer einen kleinen Abstecher nach Pesth. Er verliert sich auch hierbei in politische Betrachtungen. Vischer ist der Ansicht, daß es nur einem „Wahnsinnigen" einfallen könne, Ungarn dahinzugeben, denn vorzugsweise das Donaureich hinab müsse sich die deutsche Ueberkraft entladen. Er bemerkt, nachdem er den ungarischen Männern und Frauen, ihrem Charakter und auch dem „Trompetenklang" der magyarischen Sprache volle Anerkennung geschenkt, wol mit Recht: „Die deutsche Sprache ist in Ungarn die Bildungssprache; sie schreitet fort, muß fortschreiten und weiter dringen ganz von selbst, der Natur der Sache gemäß." Inzwischen suchen die ein wenig über Gebühr fanatisirten Magyaren, wo und wie sie nur können, gegenwärtig die deutsche Sprache zu proscribiren; und die Deutschen, diese stets wundersamen Menschen, die nur nach der dänischen Seite hin sich in diesem Punkte empfindlich zeigen, fühlen bei allen Attentaten der Magyaren gegen deutsches Volksthum und deutsche Sprache so gut wie gar nichts, ebenso wenig als sie es sich zu Herzen nehmen, daß die deutsche Sprache aus den Schulen und Beamtenstuben des Elsasses immer mehr verdrängt wird und selbst auf der Kanzel bedroht ist, oder daß Deutsche, wenn sie sich ihrer Muttersprache bedienen, in den öffentlichen Lokalen Mailands beschimpft und mishandelt werden. Freilich nicht ohne Schuld Oesterreichs, wie dies, wenigstens in Bezug auf Ungarn, selbst Vischer eingesteht. „Es gibt nur Ein Mittel, fremde Völker an sich zu fesseln", bemerkt er, „wir müssen es ihnen so gut machen, daß sie gern bei uns sind; Oesterreich hat gemeint, die Gewalt könne fesseln, was nur die Liebe fesselt." Auf dem Dampfschiffe, mit dem er nach Pesth hinabfuhr, war er Augenzeuge folgenden bezeichnenden Vorfalls: „Es war ein Schirrmeister vom Train auf dem Schiffe, der mit diesem Transport nichts zu schaffen hatte, ein großer Lümmel, ein Deutscher, der jedoch geläufig ungarisch sprach. Er fuhr einen am Boden liegenden Soldaten barsch an, ich weiß nicht warum, sichtbar ohne Grund. Dieser entgegnete, der Deutsche brach nun grob los und drohte, wie mir nachher jener Geleitsmann dolmetschte, mit Prügeln. Nach kurzer Pause des Schweigens machte nun der roh beleidigte Soldat, immer noch am Boden kauernd, den Gegner mit feurigen Blicken anschauend, dem empörten Herzen in einer pathetischen, fließenden, klangreichen Rede Luft, die mir, obwol ich kein Wort verstand, noch heute nach Klang und Ton als voller Gegensatz gegen das wortarme, schwerfällige Wesen unserer Bauernsöhne lebendig in der Erinnerung ist. Der Schirrmeister wußte nichts mehr zu sagen, als zum geleitenden Unteroffizier die deutschen Worte: wenn er den Kerl am Land hätte, würde er ihm was anderes sagen; er stieg an der nächsten Station aus; den Soldaten aber sah ich aufsteigen, ans Schiffsgeländer treten und helle Thränen standen in seinen Augen."

Dieser rüde pedantische Corporalsgeist, der sich immer ein Ansehen geben will und dies nicht anders zu erreichen weiß, als durch Ungeschliffenheit und jedes feinere Gefühl verletzende grobe Gesten und Drohungen, macht den Deutschen den Völkern, über die er herrscht, verhaßt, und leider ist diese Lümmelhaftigkeit nicht bei den deutschen Corporalen allein zu finden; man trifft diese abstoßende unteroffiziermäßige Barschheit nicht selten auch bei Individuen von höherer Bildung und aus höhern Kreisen, an denen sie trotz vielleicht etwas gemäßigtern Formen nur um so widriger auffällt. An diesem Wesen liegt es wol auch zum Theil, daß die Deutschen, wie der Verfasser anführt, den Italienern als eine „razza inferiore" gelten; von unsern tiefern und edlern Eigenschaften weiß und sieht ja dieses Volk so gut wie nichts.

Der Verfasser setzte seine Reise über Triest, Venedig, Verona nach Mailand fort. Er ist nicht für den Verkauf Venetiens: „Wir dürfen, wie wir uns immer das Verhältniß in ferner Zukunft vorstellen mögen, jetzt nicht gutheißen, was Italiens Macht an Deutschlands Grenzen vermehrt, denn in der tiefen Abhängigkeit von Frankreich, in die es sich begeben hat, ist es genöthigt, mittelbar oder unmittelbar diesem beizustehen, wenn es sich auf Deutschland wirft; was Sardinien stärkt, das stärkt für die nächste Zukunft einen Verbündeten Frankreichs und hiermit einen Feind Deutschlands." Sonst aber läßt er den Italienern alle Gerechtigkeit widerfahren, und für die schönen Formen der Venetianerinnen schwärmt er, wie schon früher für die der Magyarinnen; auch fragt er gelegentlich, ob der deutsche weibliche Schlag „immer die eingesunken-beinige Büste gehabt oder ob nur das jahrhundertlange Stubensitzen, Nähen und Sticken die Formen so eingetrocknet, eingesenkt, zerdrückt und zerstaucht hat". Doch gibt es auch Gegenden in Deutschland, wo es an kräftigen Büsten und vollen Formen keineswegs fehlt; nur freilich in unsern großen Culturstädten darf man sie meist nicht suchen. Was er an den Italienern rühmt, ist namentlich „die unverwüstliche antike Naivetät", das „natürliche Pathos ohne Affectation", „ein angeborenes edles Wesen in den Formen, Talent, Humor, Schönheit". Aber auch einen deutschen Fuhrmann sah er einmal unter den Arraden in Venedig sitzen; dieser blickte „ernst, ruhig grob, trotzig auf die vorbeigehenden fremden Gestalten und schien zu denken: mit sechsen mindestens von euch schwarzen Spitzbuben nehm' ich's auf. Der breite große Kerl hatte doch auch Stil; altdeutsch, reckenmäßig, nibelungisch." Die Veronesen wollen ihm nicht gefallen. „Was", fragt er, „hat den Bewohnern dieser Stadt die unerfreuliche Rauheit zurückgelassen, die in so vollem Gegensatz gegen die Venetianer in den selten schönen Gesichtern, im stoßenden Ton der Rede, im ganzen Gebaren, in der heillosen Thierquälerei auf Weg und Steg sich aufdrängt?" Vischer besuchte von Verona aus das Schlachtfeld von Solferino, von dem er eine sehr interessante Umschau mit ebenso interessanten Rückblicken auf die Hauptmomente der Schlacht selbst entwirft, rühmt aufs höchlichste die ritterliche opfermuthige Tapferkeit der Oesterreicher, wenigstens der deutschen (wol auch der böhmischen) Regimenter, während die übrigen nur höchstens ihre soldatische Pflicht thaten oder sich, bisweilen in entscheidenden Augenblicken, schwankend und unzuverlässig zeigten, und kommt zu dem Schluß, daß man über den Wahn „von Unwiderstehlichkeit des französischen Soldaten, über diesen Lärm von den unnachahmlichen Bajonnetangriffen der Zuaven u. dgl." nur lachen müsse. „Hätte man uns nur fortraufen lassen, wir hätten's verzwungen", sei die Aeußerung österreichischer Soldaten in Betreff der Schlacht von Magenta; aber die Oberführung sei verkehrt und die Verpflegung schlecht gewesen, wie dies ja allgemein bekannt und zugestanden ist. „Man lasse den französischen Soldaten", bemerkt Vischer, „hungern

und dürsten, immer aufs neue geschlagen sein und gebe umgekehrt dem österreichischen seine Pflege und Führung, so ist keinen Augenblick zu zweifeln, wo der Sieg gewesen wäre." Nun ist freilich den französischen Waffen „ein Medusenhaupt der Unbesiegbarkeit vorgesteckt", diese „Larve" aber leider „so gut als eine Wirklichkeit".

In Mailand sah er sie nun selbst, diese von der aufgeregten und eingeschüchterten Phantasie Europas mit dem Nimbus der Unbesiegbarkeit und Unwiderstehlichkeit bekleideten Sieger von Magenta und Solferino. Er findet von seinem ästhetischen Standpunkt ihre Uniformen geschmacklos, den gemeinen Infanteristen in der Regel unsauber, ungewaschen aussehend und fährt dann fort: „Die Körperbildung hatte ich mir feiner, hübscher vorgestellt, man sieht ebenso viele plumpe Bursche wie im deutschen Militär, doch ist leicht zu bemerken, daß ein lebhafterer Nerv auch die schwerfällige Maschine bewegt. Dagegen findet man unter ebenso vielen deutschen Soldaten gewiß nicht ebenso viele eigentlich gemeine Gesichter und dies soll vollends bei den Zuaven der Fall sein, die damals schon abgezogen waren. In der Gemeinheit tritt freilich ein Ausdruck hervor, der etwas Unheimliches hat, etwas Blutiges: man erkennt eine Soldateska, wie ein erobernder Staat sie heranzieht, dem bürgerlichen Leben und menschlichen Banden ganz entfremdet, schlechthin und rücksichtslos auf das blutige Handwerk gestellt. Der deutsche Soldat wird nicht ebenso leicht, nicht ebenso ohne innern Kampf gegen die Gefühle der Menschlichkeit morden und sich morden lassen; der unbedingte Blutsinn gibt seinem Feinde den Vortheil des Eindrucks einer dämonisch wild vorbrechenden Naturgewalt. Allein der ernste Wille des Muthes, der dem menschlicher fühlenden Herzen abgerungen ist, bleibt doch das Höhere und verbürgt eine Ausdauer, die auch in langen und schweren Entbehrungen, Niederlagen, Unglück aller Art Stand hält. Die größere Gewandtheit, Schick und Griff des Franzosen wird auch durch eine künftige bessere Schule bei uns freilich nicht ganz ersetzt werden, dafür ist aber die physische Kraft des einzelnen im Durchschnitt größer und die Reiterei zudem in Ritt und Bewegung überlegen. Sieht das französische Fußvolk durchschnittlich unsauber aus, so sind dagegen die Reiter theatralisch aufgeputzt; es ist ein Spaß, diese mädchenhaft koketten Puppen im Sattel humpeln zu sehen und damit einen wirklichen Husaren oder festen deutschen Reiter zu vergleichen, die Elsässer ausgenommen, die ja leider Frankreich seine beste Cavlerie liefern. Die Franzosen haben nur durch eines gesiegt: durch Gleichheit des Rechts in der Armee, vermöge welcher nicht Geburt und Protection, sondern Talent und Verdienst das Vorrücken und jede Belohnung begründet. Diese Nachwirkung der Revolution ist das einzige Geheimniß ihres Erfolgs im Kriege, durch sie ist der einzelne Mann geweckt, jeder weiß, daß ihm wird, was er verdient; der Sporn der Ehre wirkt ungehindert. Und was geschieht bei uns, das Ehrgefühl des einzelnen Mannes zu wecken? Oder vielmehr wie wird es erdrückt! Man besuche nur unsere Exercierplätze, sehe das niederträchtige Schimpfen und Stoßen an! In Oesterreich wird meines Wissens noch heute geprügelt, in der preußischen Armee herrscht in voller Blüte das Junkerthum. Bedenkt man diese Zustände, so muß man mit tiefer Sorge in die Zukunft blicken."

Wir schließen hier unsere Mittheilungen über diese Schrift und unsere Auszüge daraus und bedauern nur, des Verfassers vielfach interessante Bemerkungen über Maler- und Bildhauerwerke hier beiseite liegen lassen zu müssen. Wie man auch über den politischen Standpunkt des Verfassers denken mag, so wird man doch seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit anerkennen müssen, die pralle Auffassung, die hier und da etwas ungenirte aber naturfrische lebendige Darstellung, den malerischen Stil. Von einem deutschen Professor und Aesthetiker ist es immer schon etwas, in so menschlicher ungesuchter Weise zum Publikum zu sprechen. **H. M.**

Milton.

1. Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes. Von Gustav Liebert. Hamburg, O. Meißner. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. L'Allegro und Il Penseroso, oder Lebens Lust und Weihe. Eine Doppelode von J. Milton. Gotha, Stollberg. 1859.

Milton gehört zu den Schriftstellern, welche herkömmlich von allen bewundert und nur von sehr wenigen gelesen werden. Ohne uns gegenwärtig in eine allgemeine Untersuchung über das sonderbare Phänomen einzulassen, warum man Autoren, zumal Dichter, bewundert und doch ein geheimes Entsetzen bei dem Gedanken fühlt, daß man vielleicht genöthigt sein könnte, sich näher mit ihnen bekannt zu machen, wollen wir, was speciell Milton anbetrifft, bemerken, daß man ihm ein sehr bitteres Unrecht gethan, indem man ihn als den ärgsten Pharisäer unter den Puritanern dargestellt hat. Die Puritaner werden nur zu oft als durchweg versauerte, düstere und grimmige Fanatiker geschildert, denen man in Bausch und Bogen die Extravaganzen und wüsten Träume der Anhänger des fünften Reichs und der Independenten in die Schuhe schiebt. Man wirft ihnen vor, daß sie die Theater zugeschlossen, und bedenkt nicht, daß die Dramen, deren Aufführung sie verboten, vulgärer waren als die vulgärsten Stücke, welche unter dem zweiten Kaiserreich auf einem der pariser Boulevardstheater gespielt werden. Man schildert sie als Vandalen, welche die Kirchenfenster zertrümmerten und das kostbare Schnitzwerk der Sakristeien mit ihren Aexten zerhieben, vergißt aber, daß dies unter dem Einfluß der sehr wohl gerechtfertigten Furcht vor Rom geschah, welches noch im Cabinet und am Hofe mächtig war. Keinenfalls ist es erlaubt, die Puritaner als Feinde der Gelehrsamkeit und Literatur sowie der schönen Künste darzustellen. Wenn sie im Vergleich mit der Hofpartei ernst und nüchtern waren, so muß man als Pendant sich die grellen Bilder vergegenwärtigen, welche uns von den lieberlichen Cavaliers Karl's I. hinterlassen sind. In ihren häuslichen und geselligen Kreisen waren die Puritaner durchaus nicht dem Frohsinn und überhaupt solchen Bestrebungen abgeneigt, welche das Herz und den Verstand erheben und verfeinern. Noch Thomas Warton, der gelehrte Herausgeber und Commentator Milton's, hält jeden Puritaner ohne Unterschied für einen Aminadab Haltefest, der schrecklich durch die Nase spricht, von keinem Buche etwas wissen will als von der Bibel, und Maibäume und Fleischpasteten für eitel Teufelswerk erklärt. Dies ist aber eine durchaus falsche und einseitige Auffassung. Milton's Aeltern, welche auch Puritaner waren, verbannten das Schöne nicht aus ihrem Hause, hießen es vielmehr willkommen und pflegten es. Sein Vater war gegen die Wissenschaft ebenso wenig eingenommen wie gegen die Kunst, und weckte früh in seinem Sohne die Lust am Lernen. Milton selbst spricht in seinem „L'Allegro", wovon der ungenannte Verfasser des unter Nr. 2 aufgeführten Büchleins uns eine gute Uebersetzung nebst dankenswerther Einleitung gegeben, von der Bühne als einer erlaubten Erheiterung:

> Dann auch zur Bühne hin, der bunten,
> Ob Jonson's kenntnißreiches Spiel,
> Ob Shakspeare uns erscheinen will
> Das hold'ste Schoskind der Kamöne,
> Wirbelnd des Waldes frischste Töne!

Daß aber die Grundstimmung aller, welchen die Freiheit Englands am Herzen lag, düster und ernst war, darf uns nicht wunder nehmen, besonders in den elf Jahren, in welchen Karl I. ohne ein Parlament regierte, wo die Sternkammer alle vermodern ließ, welche es wagten, gegen die Regierung zu murren; wo jeder Monat eine neue Verkürzung der Freiheiten des Volks brachte, wo niemand im eigenen Hause vor Häschern und Spionen sicher war und nur wenige Tage vorübergingen, ohne daß ein politischer „Verbrecher" am Schandpfahle ausgestellt, gefoldert oder gebrandmarkt wurde. Die Leichtigkeit und Heiterkeit, mit welcher die Franzosen sich über den Verlust jeglicher Freiheit

hinwegzusetzen vermögen, fehlte eben den Engländern, und schwerlich wird man ihnen das zur Schande anrechnen können. Milton war, wie der Verfasser der „Studien zur Geschichte des englischen Geistes" (Nr. 1) bemerkt, Puritaner und Humanist zugleich, und als solchen hat Liebert ihn in allen seinen Entwickelungsstufen an uns vorübergeführt.

Wir verzichten darauf, in die Einzelheiten der Liebert'schen „Studien" einzugehen. Auch gibt es wenig darin, was man kritisiren könnte, wenn es nicht etwa das wäre, daß die religiösen und politischen Ansichten des Verfassers ziemlich stark radical sind. Wer sich daran stößt, nehme das Buch lieber nicht zur Hand. Es wird aber sein eigener Schade sein, wenn er es nicht thut, denn die Gedanken sowie auch der Stil sind fast durchgehends frisch und originell. Die Analyse der prosaischen Schriften Milton's ist sehr anregend, und auch den Kapiteln über das „Paradise lost", die Entstehung des Gedichts, die Charaktere, die Handlung und die Weltanschauung des Dichters können wir im allgemeinen unsern Beifall nicht versagen. Ueberhaupt würde es schwer sein, mit dem, was uns der Verfasser gegeben, zu rechten; was wir bedauern, ist hauptsächlich, daß er seinen „Studien" nicht eine weitere Ausdehnung gegeben. So finden wir z. B. in der Analyse der prosaischen Schriften Milton's gar keine Andeutung über die 16 wichtigen diplomatischen Actenstücke, welche Milton als Geheimschreiber Cromwell's verfaßte und welche Douglas Hamilton unlängst im englischen Staatsarchiv aufgefunden und separat herausgegeben hat. Besonders die Denkschrift über die Verfolgung der Waldenser durch den Herzog von Savoyen ist wichtig und interessant genug, um eingehend besprochen zu werden. Auch das gelehrte Werk David Masson's, wovon der erste und bisjetzt einzige Band die Jugendzeit Milton's (bis zum Jahre 1638) behandelt und uns darüber viele interessante Aufschlüsse gibt, ist von dem Verfasser nicht benutzt worden. In dem Kapitel über das „Paradise lost" vermissen wir eine Parallele zwischen Milton, Dante und Klopstock, welche an dieser Stelle nicht hätte fehlen dürfen. Auch die Sonette Milton's, welche in ihrer Art sehr bedeutsam sind, hat der Verfasser fast ganz unberücksichtigt gelassen. Die meisten englischen Sonette nämlich, welche von Anfang an bis auf die jüngste Gegenwart veröffentlicht sind, haben ebenso wenig Aehnlichkeit mit den anerkannten italienischen Mustern, als ein Dorfbarbier mit einem großen Chirurgen, wie Dieffenbach oder Langenbeck. Es sind allerdings 14 Zeilen, aber alle Gesetze des Reims, welche die Italiener studirt und ausgearbeitet haben und auf deren Beobachtung der musikalische Reiz des Sonetts beruht, werden geradezu mit Füßen getreten. Selbst die Sonette Shakspeare's und Spenser's trifft dieser Tadel. Die englischen Sonettendichter haben, wie es scheint, von vornherein angenommen, daß ihre Sprache zu arm an Reimen sei, um eine genaue Nachahmung der italienischen Muster in dieser Beziehung zuzulassen. Milton hat uns aber gezeigt, daß die Schwierigkeit sich ganz wohl überwinden läßt und daß es nicht an Reimen, sondern nur an der gehörigen Beherrschung der Hülfsmittel, welche die englische Sprache darbietet, gebrach. Seine Sonette, welche alle Schattirungen des Gefühls darstellen, zeigen, daß im Englischen ebenso wol wie im Italienischen und Deutschen ein wahrer Dichter die Form genau beobachten und zugleich zum energischen Ausdruck der Leidenschaft, Glut, Satire, des Gedankens und Humors benutzen kann. Endlich würden Liebert's „Studien" noch an Interesse gewonnen haben, wenn der Verfasser uns eine kritische Darstellung der hauptsächlichsten früher über Milton erschienenen Essays gegeben hätte. Besonders die Abhandlungen von Johnson, Addison, Macaulay und de Quincey durften nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da sie manche Punkte berühren, welche für die Auffassung der ganzen Anschauungsweise und des Charakters Milton's von großer Wichtigkeit sind. Sollte Liebert's Buch eine zweite Auflage erreichen, so würden solche Zusätze demselben einen erhöhten Werth verleihen. Wir wiederholen aber, daß das Buch auch so, wie der Verfasser es uns gegeben, interessant und anregend ist und können wir dasselbe mit gutem Gewissen nicht nur den Freunden der englischen Literatur, sondern auch allen solchen empfehlen, welche sich unter den politischen Wirren und Schwankungen der Gegenwart daran erfreuen und stärken mögen, zu sehen, wie „ein Gelehrter, ein Philosoph, ein Dichter, ein hochgebildeter Mann seine Bürgerpflicht erfüllt". 43.

Die Rosenkreuzer am Hofe Friedrich Wilhelm's II.

Rosenkreuzer und Illuminaten. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert von Max Ring. Vier Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 5 Thlr. 7½ Ngr.

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts charakterisirt sich durch die schroffsten Gegensätze. Auf der einen Seite der Unglaube und die Philosophie eines Voltaire, Rousseau, Lessing, Kant; auf der andern der nach dem „Stein der Weisen", „Lebenselixiren" und ähnlichen mystischen Dingen forschende, von kühnen Abenteurern, einem Cagliostro, Schröpfer u. a. ausgebeutete Aberglaube und die die Verdummung anstrebende Reaction. Beide Richtungen bekämpfen sich auf das hartnäckigste, bis die letztere, in sich schon morsch und lebensunfähig, wie ein unheimliches Nachtgespenst vor dem Morgenroth der mit der Französischen Revolution anbrechenden neuen Zeit vergeht.

Das Dichten und Trachten dieser beiden Richtungen in ihrem Ringen um die Herrschaft im staatlichen wie socialen Leben, vorzugsweise in Preußen, das durch seinen großen Friedrich damals eine europäische Bedeutung gewonnen, zur Erscheinung zu bringen, ist die Tendenz des vorliegenden historischen Romans. Sie wird durch den Titel: „Rosenkreuzer und Illuminaten", insofern bezeichnet, als diese beiden Geheimorden gewissermaßen die Spitzen jener beiden Richtungen bildeten: die Rosenkreuzer, schon aus frühern Jahrhunderten ihren Ursprung herleitend, die Reaction, die Illuminaten, erst im Jahre 1776 von dem Kirchenrechtslehrer Adam Weishaupt zu Ingolstadt, der aus einem Zögling der Jesuiten ihr erbittertster Feind wurde, im Verein mit dem hannoverschen Freiherrn von Knigge (dem Verfasser des bekannten Buchs: „Ueber den Umgang mit Menschen") gestiftet und bald über Deutschland, namentlich Berlin, Oesterreich, Italien, besonders Venedig, Frankreich und selbst Amerika verbreitet, die Aufklärung vertreten.

Den Mittelpunkt des Romans bildet der Lebenslauf einer vom systematischen Egoismus und von der Frivolität ihrer Umgebungen allmählich moralisch verderbten Natur, eines preußischen Diplomaten, der, schon als halberwachsener Page des seinem Lebensende sich nähernden großen Friedrich in das geheime Interesse der den Thronfolger immer enger und enger umgarnenden Rosenkreuzerpartei gezogen und von ihr als Spion und Mithelfer in den frevelhaftesten Intriguen benutzt, alle Zeichen der Zeit bis zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts an sich vorübergehen sieht und, nach seiner endlichen, mit dem siegreichen Vordringen der Aufklärung auch bei ihm erfolgten moralischen Wiedergeburt, vom Standpunkte des gereiften Urtheils in seinen Memoiren schildert.

Obgleich der bekannte berliner Schriftsteller Max Ring laut Vorwort nur die Herausgabe und Bearbeitung dieser „Memoiren" für sich in Anspruch nimmt, so wird doch dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß das Vorwort in dieser Beziehung selbst ein kleiner Roman ist und dem Schreiber desselben die volle, auf dem Titelblatt übrigens auch von ihm bekannte Autorschaft der „Rosenkreuzer und Illuminaten" zufällt, was für die Beurtheilung des Buchs besonders hinsichtlich des nichtgeschichtlichen Theils der Handlung und der nichtgeschichtlichen Personen durchaus nicht unwesentlich erscheinen kann. Die im Vorwort so romantisch motivirte Memoirenform dieses Werks mildert indeß für Ring einigermaßen die schweren Vorwürfe der Flüchtigkeit und Zerfahrenheit seiner in demselben angewandten Compositionsweise, des Mangels an tieferer Motivirung seiner Charaktere, an straffer Concentration der Handlung und

harmonisch abgerundeter Gestaltung des Stoffs, die ihn gegenüber den Anforderungen der Kritik an das Wesen des eigentlichen Romans unbedingt mit ganzer Wucht treffen müßten; Memoiren vindiciren sich nun einmal die Licenz einer bruchstückweisen und ungleichartigen Darstellung, eines bequemen Sichgehenlassens, wie wir es hier finden. Für diese Mängel und Schwächen findet indeß der Leser Entschädigung durch das Anregende und manche überraschende Parallelen mit der Gegenwart Bietende des im ganzen von Ring correct aufgefaßten, reichen geschichtlichen Stoffs an und für sich, sowie durch die Mittheilung mancher bisher gar nicht oder doch weniger bekannten, augenscheinlich aus Archiven und sonstigen authentischen Quellen geschöpften Thatsachen, namentlich in Bezug auf das Leben und Treiben am Hofe Friedrich Wilhelm's II.

Die ursprünglich gute, zugleich aber auch schwache, weiche und sinnliche Natur dieses Königs, der mehr und mehr das Bedürfniß fühlte, seinen im Raffinement materieller Genüsse erschlafften Geist am Uebersinnlichen wieder emporzurichten, und in diesem Streben ganz den pietistisch-reactionären Einflüssen von Freunden und vertrauten Berathern unterlag, wie der schlaue, heuchlerische Generalmajor von Bischofswerder, der geheime Leiter der äußern Politik, und der durch sein Religionsedict von 1788, sowie durch die Aufhebung der Preßfreiheit berüchtigte, als allmächtiger Minister der geistlichen und innern Angelegenheiten spottweise „der kleine König" gescholtene frühere Prediger Wöllner, beide eifrige Mitglieder und Protectoren des Rosenkreuzerordens, ist im allgemeinen treffend charakterisirt. Nur in Einzelheiten erscheint das Wesen des Königs zu sehr herabgezogen, z. B. den von der Camarilla — nach Ring's Schilderung wahrlich plump genug — in Scene gesetzten Geistererscheinungen gegenüber. Auch die mit Bischofswerder und Wöllner im geheimen Compromiß stehende, bis zum letzten Athemzuge Friedrich Wilhelm's II. alle ihre hochadelichen Nebenbuhlerinnen überdauernde bürgerliche Maitresse des Königs, die schöne Wilhelmine Enke, bekannter als die Kammerdienersgattin „Madame Rietz" und später als Gräfin von Lichtenau, deren Einfluß zuletzt so mächtig wurde, daß sie sogar die königliche Familie wider deren Wunsch bei sich empfangen konnte, ist in ihrer Stellung als preußische Pompadour im Kleinen sehr lebendig geschildert.

Als die Seele aller jener pietistisch-reactionären Umtriebe aber, die den preußischen Staat von seiner durch Friedrich II. so ruhmvoll errungenen Höhe schmählich herabzuziehen drohten, erscheint im Vordergrunde des Romans, unter der Maske eines Grafen Gugumos, ein abenteuernder verkappter Jesuit, der die Logen der Rosenkreuzer und damals größtentheils zum Pietismus hinneigenden Freimaurer nur für die Verfolgung seiner geheimen Plane ausbeutet: die Wiederherstellung seines aufgehobenen Ordens und die allmähliche Zurückführung des Protestantismus in den Schos der katholischen Mutterkirche. Diese Figur ist allem Anschein nach eine Phantasiegestalt, die übrigens in ihrem ganzen Wesen und Auftreten, auch mit Rücksicht auf die mit ihr im magnetischen Rapport stehende Somnambule Serena — ein gänzlich lebensunfähiges Schattenbild — zu sehr, und zwar durchaus nicht zu ihrem Vortheil, an die bekannte Dumas'sche Darstellung des Grafen Cagliostro erinnert, um dem Leser eine besondere Theilnahme abgewinnen zu können. Ueberhaupt läßt sich von den Phantasiecharakteren dieses Romans wenig Günstiges sagen. Die Mehrzahl leidet mehr oder weniger an Unnatur und Verschrobenheit, wie namentlich Konstanze und Franz, und die nur zu häufig sich fühlbar machende unzulängliche Motivirung in ihrem Thun und Treiben führt uns auf die schon gerügte Flüchtigkeit zurück, die dieses neueste Werk des allem Anschein nach zu viel und zu rasch producirenden Belletristen kennzeichnet.

Wegen der auffälligen Menge von Druckfehlern, durch die die Lectüre, sämmtliche vier Theile hindurch, sehr unangenehm belästigt wird, wendet sich schließlich unsere Rüge an den Verleger.

Friedrich Biedermann.

Notizen.

Deutsche Literatur in den skandinavischen Ländern.

Will man jetzt etwas über die Literatur, wenigstens die dramatische, bei unsern skandinavischen Vettern erfahren, so gibt es unsers Wissens gegenwärtig nur Ein deutsches Blatt, in welchem man von Zeit zu Zeit literarische Nachrichten aus jenen Ländern zu finden hoffen darf. Dieses Blatt sind die in Wien erscheinenden „Recensionen", die mitunter recht dankenswerthe Correspondenzen aus Kopenhagen, Stockholm und Christiania bringen, meist und zunächst, der Aufgabe dieses dramaturgischen Blattes gemäß, begreiflicherweise über die dortigen Theater. Wir sehen daraus, daß die nordischen Bühnen sehr häufig zu deutschen Stücken ihre Zuflucht nehmen, in den seltensten Fällen freilich zu der dramatischen Muse Lessing's, Schiller's und Goethe's, um so öfter dagegen zur Charlotte Birch-Pfeiffer und sogar zu dem alten Iffland, dessen „Jäger" z. B. in Christiania, wie wir schon früher einmal mittheilten, einen wahren Sturm von Enthusiasmus erregten. Auch Bearbeitungen von wiener und berliner Volkspossen gehen nicht selten in Scene. Auf dem in Christiania eröffneten neuen norwegischen Theater gefiel in letzter Zeit besonders Gutzkow's Lustspiel „Zopf und Schwert", in Uebersetzung von dem deutschfreundlichen A. Munch. Das Publikum ebenso wol als die Kritik, welche in dem Gutzkow'schen Stücke ein „lebendiges Bild einer Vergangenheit, die uns jetzt als ein Märchen erklingt", erkannte, spendeten dem deutschen Lustspiel reichen Beifall. Auf dem dänischen Theater in Christiania, auf dem im Gegensatze zu dem norwegischen Nationaltheater dänische und von Dänen bearbeitete Stücke das „tägliche Brot" bilden, erschienen während der letzten Saison von deutschen Stücken z. B. die „Grille" von Frau Birch-Pfeiffer und Mosenthal's „Sonnwendhof", jenes von Recke, dieses von H. C. Andersen dänisch bearbeitet. Man erfährt zugleich aus der betreffenden Correspondenz, daß dem auch in Deutschland schnell bekannt und beliebt gewordenen jungen norwegischen Dichter Björnstjerna Björnsen, „der nicht blos vortreffliche Novellen, sondern auch gute Dramen schreibt", von Staats wegen ein Stipendium, ein sogenanntes Reisestipendium von 1000 Thalern zu Theil geworden ist. Dänemark hat sich schon seit einer Reihe von Decennien vor Deutschland durch die splendide Unterstützung hervorragender dichterischer Talente ausgezeichnet, während bei uns selbst die kärglichen Almosen, welche die Schiller-Stiftung zur Zeit gewähren kann, auf Neid und böswillige Anfeindungen stoßen und ganze feindselige Broschüren hervorrufen. Auf dem großen Theater in Stockholm kam von deutschen Stücken Michael Beer's „Struensee", auf dem Volkstheater das Birch-Pfeiffer'sche Drama „Das Kind des Glücks" zur Aufführung. „Struensee" gefiel nicht, das Publikum hörte die Tragödie kalt an, nur am Schluß kamen „die Taschentücher der Damen in Bewegung". Die Kritik tadelte daran die gänzlich falsche Geschichtsauffassung, sprach der Tragödie jedes Verdienst ab und bezeichnete sie als eine der traurigsten „Verfasserproben". Im ganzen begriff man nicht, „wie das berliner Publikum sich ein solches Stück hat gefallen lassen mögen". Auf dem Casinotheater in Kopenhagen misfiel das Lustspiel „Fata-Morgana" von Bauernfeld in „hohem Grade" und gab den kopenhagener Blättern Gelegenheit „zu pharisäischen Exclamationen über die Abwege, worauf das deutsche Lustspiel gerathen sei, und den deutschen Verfall überhaupt". Dagegen fand auf dem Volkstheater „Das Kind des Glücks", namentlich durch das Spiel der durch Schönheit ausgezeichneten Agnes Lange, großen Beifall, während die Presse es sehr scharf recensirte. Erwähnenswerth ist, daß ein deutscher Roman, „Die Vagabunden" von Karl von Holtei, in Dänemark wie in Schweden von den Liebhabern der Romanlectüre förmlich verschlungen wird; er erschien in dänischer Uebersetzung im Feuilleton des „Dagbladet", welches in allen Schichten der Bevölkerung von etwa 50000 Personen gelesen wird, und in schwedischer Uebersetzung von W. Stalberg unter dem Titel „Vagabonderna". Der schwedische Verleger, der das Buch als den

beiten neudeutschen Roman bezeichnet, glaubt ihn besonders dadurch zu empfehlen, daß er hervorhebt, daß das deutsche Original bereits eine dritte Auflage erlebt habe, was eine in Deutschland ungewöhnliche Erscheinung sei. H. M.

Fliegende lyrische Blätter in Frankreich.

Neben den großen Gedankenepopöen Victor Hugo's, den Börsen-, Geld- und Demi-monde-Dramen, den Werken über Liebe, Ehe und Tischrücken erscheinen in Frankreich auch fliegende lyrische Blätter einer Dichterschule, welche im Gegensatze zu jener herrschenden Reflexionspoesie volksthümliche Klänge der Empfindung anschlägt und dieselben in weiteren Kreisen zu verbreiten sucht. Die Führer dieser Schule sind Kenner der europäischen, besonders der germanischen und slawischen Literatur, und wollen das volksthümliche Element, welches zum Theil die Liederpoesie dieser Nationen auszeichnet, auch in der französischen Lyrik heimisch machen. So erscheint die Volksthümlichkeit allerdings als ein Werk gelehrter Vermittelung, was aber nicht hindert, daß auf diesem durch die Wissenschaft gebahnten Wege auch die naive Lyrik einen ungezwungenen Fortgang nimmt. Thalès Bernard, außer seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Uebertragungen fremder Lyrik auch durch eine größere Gedichtsammlung bekannt, nimmt unter den Vorkämpfern dieser Richtung den ersten Platz ein. Von seinen „Mélodies pastorales", die in einzelnen Bogen zu wohlfeilem Preise herausgegeben werden, ist soeben die dritte Lieferung erschienen. Der Dichter ist sich seines volksthümlichen Strebens bewußt; aber seine Poesie ist mit dem Gegensatze, den sie verleugnet, selbst behaftet. So z. B. wenn er sagt:

> Les rhéteurs, prodiguant l'injure
> A mes vers nés sous les berceaux,
> Ont bien montré que la nature
> Ne parle pas au coeur des sots.
>
> Il leur faut la phrase ronflante
> Qui sonne à vide et ne dit rien,
> Moi je méprise, quand je chante
> Aristote et Quintilien.

Die Polemik gegen die gelehrte Poesie gibt diesen Strophen selbst eine gelehrte Färbung. Auch findet sich in dieser Lieferung eine metaphysische Hymne, in welcher Faust, Schiller und Goethe erwähnt werden. Dagegen enthält das Heftchen eine große Zahl anmuthiger idyllischer Genrebilder, z. B. „Le traineur", „A la lune", „La lune d'été", und stimmungsvolle Landschaftsbilder, wie „Paysage maritime" und „Paysage composé". Der Dichter besingt die Blonden:

> Exaltez les teints bruns, moi je chéris les blondes,
> Je vois dans leurs yeux bleus la pureté du ciel:
> Ils creusent dans le coeur des traces plus profondes
> Et tout en le blessant, le remplissent de miel.

Die Poesie von Thalès Bernard befindet sich im offenbaren Gegensatze gegen die pariser Demi-monde- und Börsenpoesie und ist insofern als ein interessantes culturhistorisches Symptom zu betrachten. Er fordert den Himmel zur Vernichtung eines entarteten Geschlechts auf; er singt:

> Etouffez dans leurs lits ces vierges effrontées,
> Qui, sans avoir aimé, faussent tous les serments;
> Détachez des lambris les corniches sculptées
> Broyez la courtisane aux bras de ses amants etc.

Unter der Aegide von Thalès Bernard tritt ein jüngerer Dichter, Achille Millien, mit gleicher volksthümlicher Richtung auf. Millien lebt im Departement der Nièvre, in der Bretagne des innern Frankreich: es ist überhaupt ein schon mehrfach in d. Bl. (z. B. in Nr. 10 f. 1859 und Nr. 37 f. 1860) hervorgehobener Gegensatz der Provinz gegen die Hauptstadt, der sich in dieser ganzen Richtung ausspricht. Bernard bezeichnet sie „als eine Wendung zur Natur" und rühmt von Millien, daß er mit dieser Versenkung ins Naturleben, das Studium der volksthümlichen Gesänge der Bretagne, Ungarns und Esthlands vereinigt habe. Millien's vorliegende Poesien: „La moisson", haben in der That einen echt idyllischen Charakter, und es finden sich Züge einer Naivetät, wie sie der pariser Literatur fremd geworden. Seine Gärtner und Schäfer sind wirkliche „Naturburschen" ohne sentimentale Verkümmerung. So denkt z. B. in „La méridienne" ein Gärtner an die Geliebte, während die Vögel seine Spaliere plündern, seine träumerische Unachtsamkeit benutzend; er bemerkt es und geräth in Zorn:

> Et les merles moqueurs rifflant, battant de l'aile,
> Et les bouvreuils criaient en choeur pour le railler;
> — Merci, vive souvent, vive aux yeux de ta belle,
> Et laisse-nous, ami, tes arbres à piller.

56.

Bibliographie.

Aimard, G., Der Wüstenzug. Deutsch von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beck, F., Stillleben. Lyrische Dichtungen in neuer Auswahl. München, Fleischmann. 16. 2 Thlr.

Breier, E., Die Söhne des Grafen von Bonneval. Historischer Roman. Vier Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Brüning, A., Nacht und Morgen. Dichtungen. Berlin, Huber. Gr. 16. 22½ Ngr.

Castelli, J. F., Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes, Erlebtes und Erstrebtes. 1ster Band. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Cornelius, P., Lieder. Pest, Heckenast. Gr. 16. 15 Ngr.

Grosse, J., Epische Dichtungen. München, Fleischmann. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kertbeny, K. M., Silhouetten und Reliquien. Erinnerungen an Albach, Bettina, Grafen Louis und Casimir Batthyányi, Bém rc. I. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Klenau, J. C., Die Jahreszeiten. Lyrisches Gedicht in vier Gesängen. Berlin, Hayn. Lex.-8. 1 Thlr.

Kunst und Handwerk. Ein Roman vom Verfasser der „Abenteuer eines Emporkömmlings." Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kürnberger, F., Novellen. 1ster Band. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Münchenberg, A., Kaleidoskop. Königsberg, Theile. Gr. 8. 1 Thlr.

Reinhold, W., Chronik der Stadt Stolp. 1ste und 2te Lieferung. Stolp, Kölling. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Feßler, J., Die Revision des Concordates. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Die österreichische Marine. Von einem österreichischen Seemanne. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 10 Ngr.

Mayer, K., Griechenlands Befreiung durch die Römer. Ein Beitrag zum Verständniß der neuesten Geschichte. Vortrag, gehalten zu München im Dezember 1860. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, M., Die Schiller-Ebenbürtigen und die Schiller-Verehrer. Eine bürgerliche Rede und zugleich ein Neujahrswunsch an alle deutschen Patrioten. Pforzheim, Flammer. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein deutsches Wort an Ungarn. Geschrieben in Wien, Mitte Jänner 1861. Vom Verfasser des „Ermanne dich, Oesterreich!" Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

Die Allgemeine Bibliographie hat den Zweck, aus den neuen Erscheinungen der verschiedenen Literaturen das Gute und Bleibende in übersichtlicher systematischer Anordnung aufzuzeichnen. Sie umfasst die werthvollern Neuigkeiten der belgischen, dänischen, deutschen, englischen, finnischen, französischen, holländischen, italienischen, neugriechischen, nordamerikanischen, portugiesischen, polnischen, romanischen, russischen, schwedischen, ungarischen, sowie der verschiedenen slawischen und orientalischen Literaturen, und liefert in dieser Weise eine Uebersicht über das Ganze der Literaturproduction, wie sie in keinem ähnlichen Organe auch nur annähernd gefunden wird.

Monatlich erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen. Der Preis des Jahrgangs beträgt 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kurzgefasste Forst-Encyklopädie.

Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter

für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersetzungsbeamte, Geometer etc.

Von **Alfred Püschel.**

8. Geheftet 2 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Püschel's „Forst-Encyklopädie" bietet in der gedrängten Kürze lexikalischer Form eine reichhaltige Sammlung von Verhältniss- und Ertragszahlen, Mess-, Zeit- und Vergleichsangaben aus dem ganzen Gebiete der Forstwirthschaft und deren Hülfswissenschaften. Sie soll ein getreuer und sicherer Rathgeber für alle forstlich-wissenschaftlichen und geschäftlichen Zwecke, ein instructives Handbuch für den gebildeten Forstmann im Arbeitszimmer wie im Walde sein. Die handliche Form eines Taschen-Notizbuchs macht es dabei besonders zum bequemen und täglichen Gebrauch geeignet und der sehr billige Preis erleichtert seine Anschaffung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Sieben Bände. 8. 1850—59. Geh. 23 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

Der Central-Anzeiger für Freunde der Literatur will für das größere bücherkaufende Publikum die Kenntniß der neuen Erscheinungen der deutschen Literatur vermitteln. Er bietet zu diesem Zweck neben kürzern literarischen Notizen ein systematisch geordnetes bibliographisches Verzeichniß sämmtlicher Neuigkeiten des deutschen Buchhandels, und außerdem eine objectiv gehaltene, sachlich erläuternde Uebersicht der wichtigern neuen Erscheinungen. Das Blatt macht es jedem Bücherfreunde leicht, sich auf den ihn interessirenden Gebieten zu orientiren und im steten Zusammenhange mit der Literaturentwickelung selbst zu bleiben.

Am 15. und 30. jeden Monats erscheint eine Nummer von 1—1½ Bogen. Der Preis beträgt nur 5 Ngr. für das Quartal.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Physiologie des täglichen Lebens.

Von **George Henry Lewes.**

Aus dem Englischen übersetzt von

J. Victor Carus,

Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Leipzig.

Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.
(Auch in 8 Lieferungen zu beziehen; 1.—6. Lieferung à 12 Ngr., 7. und 8. Lieferung à 14 Ngr.)

Dieses neue Werk des berühmten Biographen Goethe's, das als ein Seitenstück zu Johnston's „Chemie des täglichen Lebens" die Vorgänge des menschlichen Lebens und Seins in populärer Weise darstellt, liegt nunmehr vollständig vor. Die einzelnen Kapitel handeln über Hunger und Durst, Speise und Trank, Verdauung, Blutkreislauf, Athmung, Körperwärme, Seele und Sinne, Schlaf und Traum, Leben und Tod u. s. w. Abbildungen in Holzschnitt erläutern das Gesagte.

Das Werk, nicht für Mediciner, sondern für das große Publikum bestimmt, reiht sich ähnlichen populären Darstellungen auf das würdigste an und hat auch in Deutschland bereits dieselbe lebhafte Theilnahme wie in England gefunden.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Lebensgeschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden.

Vom Professor **A. Fryxell.**

Nach dem schwedischen Originale frei übertragen von

G. F. von Jenssen-Tusch und **L. Rohrdantz.**

In fünf Theilen. Gr. 8. Geh. Preis 6 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 21. Februar 1861.

Römische Benedictiner-Literatur.

Stimmen aus Rom. Von den Benedictinern in St.-Paul. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Von den Benedictinern in St.-Paul zu Rom! Wem, der einst nach der heiligen Stadt gewallfahrtet, träte nicht, wenn er diese Namen liest, der liebliche Spaziergang wieder vor die Seele, den er einst vom Fuße des Capitols längs des Tiberufers zwischen den Villen des Aventin und den Schiffen der Ripa grande, die grüne Höhe des Scherbenbergs zur Rechten lassend, nach der alten Porta Ostiensis hin unternahm, und weiterhin die seltsam halb innerhalb, halb außerhalb der Stadt stehende Pyramide des Cestius und die Kapelle vorüber, wo die fromme Sage die heiligen Petrus und Paulus den letzten, schweren Abschied voneinander nehmen läßt, zu der fernleuchtenden Basilika von San-Paolo fuori le Mura, über der am südlichen Horizonte die malerischen blauen Höhenzüge von Albano und Frascati schimmern? Die herrliche alte Kirche, die erste und größte unter den Basiliken Roms, ist zwar, so reich und prächtig man sie auch wieder auferbaut, nicht mehr so hehr und ehrfurchtgebietend in ihrer großartigen Einfachheit, wie vor dem verheerenden Brande von 1823; dennoch ist der Anblick des Säulenwaldes ihrer Schiffe noch immer ein mächtiger, imposanter. Manchem gefällt freilich der berühmte mittelalterliche Klosterhof der Benedictiner mit seinen zierlich gewundenen Marmorsäulchen, seinen buntschimmernden Mosaiken und bizarren Steinornamenten noch besser. Es ist in der That ein reizendes Plätzchen und dem Schreiber dieser Zeilen kam, während er dort an einem sonnigen Maimorgen weilte, unwillkürlich der Gedanke, wie herrlich sich in dem kühlen Schatten der Arcaden, fern von dem Brausen der Stadt unter dem leisen Fächeln der linden Frühlingsluft, möge träumen und schwärmen lassen. Aber daß eine solche Arbeit von dort ausgehen sollte, wie die vorliegende; daß die Mönche von San-Paolo sich eingehend mit der Tagesliteratur beschäftigten und ultramontane Pfeile für ihre Gegner im hyperboräischen Vaterlande schmiedeten, das wäre ihm nun und nimmermehr beigekommen zu denken.

Die Verfasser bezeichnen ihre Schrift als „einen Gruß aus ferner Klosterzelle in die deutsche Heimat, aus treuen, warm für das Vaterland schlagenden Herzen kommend". Die „Stimmen aus Rom sollen wie harmlose Lieder hineintönen in den deutschen Eichenwald".

Wer erwartet nicht, wenn er das liest, fromme Ergießungen stillseliger oder verzückter Klosterbrüder zu finden, idyllische Schilderungen des Mönchslebens, allenfalls gewürzt mit etwas Sehnsucht nach dem fernen Vaterlande u. dgl. m.? Aber weit gefehlt! Wir haben es mit einer unter dieser unscheinbaren Hülle und hinter diesem einschmeichelnden Vorwort kühn auftretenden, stark gewappneten Kämpferschar zu thun, die das Banner des Papstthums und des Ultramontanismus hoch haltend, mit dem Rüstzeug mönchischer Gelehrsamkeit, scholastischer Spitzfindigkeit, jesuitischer Kunst im Verschweigen oder Ableugnen der Wahrheit und Insinuiren der Unwahrheit als festgeschlossene Phalanx ins Feld rückt. Es ist unsers Wissens etwas Neues, daß sich die Mönche in dieser Weise an das große Publikum wenden und durch halbpopuläre Schriften Propaganda zu machen suchen. Freilich sieht auch die ehrwürdige Kutte unter dem leichten belletristischen Ueberwurf immer wieder hervor und trägt wol die Schuld, daß die Darstellung nicht immer, der Inhalt aber nur zum kleinern Theile geeignet ist, einem größern Leserkreise zu gefallen. Denn die Schrift ist eine buntscheckige Mischung der verschiedensten Bestandtheile. Da finden wir Lebensskizzen frommer Männer und verehrter Heiligen neben solchen von altrömischen Tyrannen und mittelalterlichen Kirchenräubern, Schilderungen von Kirchenfesten und von landschaftlichen Panoramen, klösterliche Tagebuchblätter und historisch-politische Betrachtungen über Italien und das Judenthum, kirchengeschichtliche Abhandlungen und gelehrte archäologische Untersuchungen, Aufrufe zum geistigen Kampfe gegen Unglauben und Häresie und endlich wieder harmlose poetisch-didaktische Erzählungen in orientalischem Gewande.

Aber je mannichfaltiger der Inhalt der Schrift, desto einheitlicher ist der Geist, der in ihr waltet. Es ist der hierarchische Geist des mittelalterlichen Priesterthums, der,

so wenig gegründete Hoffnung er hat, wieder einmal zur Herrschaft in der christlichen Welt zu kommen, doch im Mittelpunkte der römischen Kirche mit unglaublicher Zähigkeit bis auf den heutigen Tag festgehalten wird, so arg auch der Sturm sein mag, der die brausenden Wogen in heftigem Anprall gegen den Fels Petri schleudert. Bei den Mönchen kann das vielleicht weniger wunder nehmen als bei Weltgeistlichen und Laien, von denen wir doch häufig genug hören müssen, wie von unsern Benedictinern, daß sie das liebe, süße Mittelalter, von dem noch die Spuren in den Winkeln ihrer Zellen und den Schatten ihrer Kreuzgänge zurückgeblieben sind, wieder mit der Kraft der Phantasie vor sich hinzaubern und nach der Verwirklichung des schönen Bildes sich sehnen und seufzen. Ueberall sehen sie, trotz der Flut der Verderbniß, die von der Reformation beginnend, endlich mit der Revolution von 1789 alle Dämme niedergerissen, noch „ehrwürdige Reste" der herrlichen Vergangenheit. Noch ist ihnen Oesterreichs Herrscher der römische Kaiser, der Schirmvogt der Kirche, ihr erster weltlicher Diener und Befehlvollstrecker. Wehe, wenn auch er sich gegen die Suprematie Roms zu empören wagte; dann wäre es zwar vorbei mit der weltlichen Macht des Papstthums, aber auch mit Oesterreich, mit Deutschland. Dann würde es ihm ergehen wie den unglücklichen Hohenstaufen, von denen die Verfasser sagen (S. 32):

Freilich hat auch das heilige, um die deutsche Hüfte gegürtete Davidsschwert, wir geben es gern zu, nicht selten gefrevelt und eidvergessen die Schärfe gegen den eigenen Schützling gekehrt; diese Wahrheit rief mir eben erschütternd ein Grabstein ins Gedächtniß, auf welchem mein Blick die Worte las: „Dem Andenken des Papstes Innocenz IV." War er es doch, welcher auf dem Concil zu Lyon im Jahre 1245, als das Sündenmaß der trotzigen Hohenstaufen bis zum Rande gefüllt war, in jener furchtbar ernsten Stunde als Rächer strenges und schreckliches Gericht hielt über den meineidigen Achaz und in der ausgelöschten und zerbrochenen Fackel den verbleichten Glanz, in der dumpfen Todtenglocke den Grabgesang einer großen Kaiserzeit versinnbildete. Doch (fügen sie tröstend und ermahnend hinzu), was Vorfahren gesündigt, das sollen die edeln, ihres heiligen Berufs bewußten Nachkommen auf dem geweihten Throne ritterlich sühnen.

Man sieht, die Verfasser sind trotz des 19. Jahrhunderts noch gut welfisch gesinnt und würden Kaiser Friedrich II. noch immer für den Antichrist halten, wenn nicht inzwischen Luther und Napoleon aufgetreten wären, von denen ihnen wieder der letztere noch verhaßter ist als der erstere, wie sie denn überhaupt die katholischen Franzosen für weit schlimmere und gefährlichere Feinde erklären als die häretischen Germanen. Ihr Verhältniß zu dem Gallikanismus erinnert an das, was man von dem Bruderhaß behauptet, daß er tödlicher sei als der gegen alle andern Gegner. Nicht etwa, als ob sie es deshalb an Ausfällen gegen den Protestantismus fehlen ließen. Auch muß man ihnen zugestehen, daß der dem Ultramontanismus neuerdings öfters gemachte Vorwurf, er liebäugele so gut mit der alt- und neulutherischen Orthodoxie wie diese mit ihm, auf sie durchaus keine Anwendung findet. Man vgl. z. B. S. 401:

So muß der echt orthodoxe Protestant die in seiner Brust auftauchenden Gewissensregungen ersticken, seine himmelgeborene Freiheit mit Füßen treten, mit eigener Hand das Vernunftlicht auslöschen, kurz er muß alle Spuren des wundersamen, untilgbar eingeprägten göttlichen Ebenbildes zu verwischen beflissen sein, und das — im Namen der Religion selber! Dabei darf ihn Widersinn und Widerspruch nicht im mindesten beirren, noch ihn die verfängliche Thatsache betroffen machen, daß seine reformatorischen Apostel zu gleicher Zeit Freiheit und Aufhebung des freien Willens, Privaturtheil und Zerstörung der Vernunft, Fortschritt und gänzliche Depravation des Menschen proclamiren.

Als letzte Consequenz muß der Protestant unsern guten Brüdern von St.-Paul zufolge sprechen „wie einst Bayle zum Cardinal Polignac: Ich bin Protestant im wahren Sinne des Worts, denn ich protestire gegen alle Wahrheit"; und mit Feuerbach (nach der Auslegung seiner Lehre durch die Verfasser) dahin kommen, „die protestantische Kirche als eine Kaltwasserheilanstalt mit angefügtem Wirthshause" zu betrachten.

Man sollte denken, gegen solch haltloses, erbärmliches Lügenwesen, aus nichts als dem kolossalsten Unsinn und dem offenbarsten Widerspruch bestehend, wie das, was hier als Protestantismus geschildert ist, bedürften die Verfasser keine fremde Hülfe. Aber weit entfernt der Meinung Gamaliel's zu sein, beschwören sie angsterfüllt die irdischen Gewalten zu ihrem Beistande herbeizueilen.

Und für dergleichen bewußte, wohlberechnete Falschmünzerei (d. h. alle Resultate der Humanitätsstudien und der freien Wissenschaft überhaupt, soweit sie nicht von dem römisch-katholischen Dogma als etwas unveränderlich Gegebenen ausgeht), welche die christliche Münze außer Curs zu setzen und ganze Nationen dem unheilvollsten Bankbruche zu überliefern droht, für sie, großer Gott! gibt es keinen wehrenden Gerichtshof, keine öffentliche Züchtigung; ja in den Augen verblendeter Staatswächter ist sie häufig gar eine nicht nur grundehrliche, sondern überaus preiswürdige und rühmliche Kunst, welche Bildung und Aufklärung unter allerhöchsten Schutz zu nehmen und mit baarer Münze pflichtschuldigst zu lohnen gebietet.... Wollten doch endlich, ehe das frevle Werk seine unseligen Verwüstungen in den Herzen der Völker vollendet, die christlichen Fürsten, gottbestellten Schirmvögte des heiligen Gral der Menschheit, zur Einsicht und die mit der Gewalt Ausgerüsteten zur Erkenntniß gelangen!

Wie schade, daß die treffliche Verfasserin des „Galileo Galilei" diese Schrift noch nicht gekannt hat; welch herrliche Reden hätte sie hier ganz fertig vorgefunden, um sie den Gegnern des großen Astronomen und Vertreters der freien Wissenschaft in den Mund zu legen. Es ist in der That sehr zu fürchten, daß die guten Benedictiner trotz aller ihrer vielgerühmten christlichen Wissenschaft die Sonne noch heutzutage würden um die Erde kreisen lassen. Finden wir doch den allergröbsten und plumpsten Aberglauben dicht neben den klarsten und verständigsten Beweisführungen, sodaß man (um ein Gleichniß zu gebrauchen) unwillkürlich an manche Narren erinnert wird, die oft so vernünftig reden, daß man ihre Narrheit gänzlich vergißt, bis ein plötzlicher Saltomortale in das Reich des Unsinns der Illusion gründlich ein Ende macht; vgl. unter anderm S. 108—109.

Und doch können die Verfasser so gut wie die Jesuiten des 17. Jahrhunderts mit Recht auf Gelehrsamkeit

Anspruch machen. Das vorliegende Werk gibt uns fast in jedem Abschnitt ausreichende Beweise davon, selbst da, wo sie der Leser dem Verfasser gern erspart hätte. Belesenheit in den Kirchenvätern und den alten heidnischen Autoren, selbst den weniger bekannten, Kenntniß der Geschichte, zumal natürlich der der Kirche, auch eine freilich sehr einseitige und oberflächliche Kenntniß der wichtigsten philosophischen Systeme der Neuzeit ist ihnen keineswegs abzusprechen. Damit verbinden sie einen gebildeten, geläufigen, meist auch klaren und einfachen Stil, der nur zuweilen, wo er ironisch sein und „zur Geißel leichten Spottes greifen" will, plump und hölzern wird; an anderen Stellen dagegen, zumal in den Naturschilderungen, sich zu einem leichten und gefälligen Schwunge erhebt.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urtheil über das Buch zu bilden und, wenn es je in ihre Hände fallen sollte, diejenigen Abschnitte auszuwählen, die am meisten nach ihrem Geschmacke sein dürften, fügen wir dem bisher Gesagten noch eine rasche Uebersicht des Inhalts hinzu, indem wir nur bei den Aufsätzen etwas länger verweilen, die im gegenwärtigen Augenblicke das allgemeine Interesse lebhafter in Anspruch zu nehmen geeignet oder für die Charakteristik der mächtigen Partei, zu der die Verfasser gehören, von Wichtigkeit sind.

Der „Freundliche Stern bei Nachtzeit", auf den der erste Aufsatz unsere Blicke richtet, ist der im Jahre 1859 verstorbene Erzbischof Falconieri von Ravenna. Er wird uns als ein ebenso glaubensfrommer und muthiger als demüthiger und sanfter Kirchenfürst geschildert, wie sein Freund Giovanni Mastai, jetzt Pius IX., ein Vater der Armen, denen er sein ganzes, reiches Einkommen opferte. So scheint er allerdings, selbst unserm Gewährsmanne zufolge, ein Stern von lieblicherm und milderm Glanze gewesen zu sein als viele andere von den zahllosen, die neben ihm am Himmel der römischen Kirche leuchteten und leuchten. Denn unser Verfasser vergleicht wieder, wie die scholastischen Theologen des Mittelalters, in poetischer Begeisterung „den einigenden päpstlichen Mittelpunkt, von dem die Fülle himmlischen Lichts sich über die ganze Kirche ergießt", mit der Sonne und die Bischöfe mit „den geheimnißvoll schimmernden Sternen, die bei Tage bescheiden und unbemerkt an der Himmelsfeste stehen und mild und hell glänzen bei Nachtzeit". Der Mond, d. h. „das römisch-deutsche Kaiserthum, das launenhaft wechselnd, bald der Kirche ein volles freundliches Angesicht zuwendete, bald, wie in den gebannten und gebundenen Kaisern, gänzlich vom Himmelszelte verschwand", ist nun freilich zum großen Leidwesen des Verfassers gänzlich abhanden gekommen, wenn derselbe auch in Wien ein leidliches Surrogat gefunden zu haben glaubt. Ueber „die Nacht" gibt er uns zwar nur halbversteckte Andeutungen; doch scheint er darunter die ganze neueste Zeit zu verstehen, wo bei dem (in seinem Sinne wenigstens) selbst in den römischen Staaten täglich mehr überhandnehmenden Unglauben es höchstens noch in Rom selbst Tag ist, während in den Provinzen die Prälaten nur wie ferne Sterne ein schwaches Dämmerlicht durch das tiefe Dunkel werfen. Die gewaltsamen äußern Mittel „zur Erleuchtung", welche der römische Hof stets von neuem versuchte, ja die Künste des Lugs und Trugs gegen die Liberalen (S. 12), billigt der Verfasser zwar gar sehr, muß aber seufzend bekennen, daß die Nacht doch Nacht geblieben sei und der Wind der Kirche scharf und feindlich entgegenblase. Daß in den dem Heiligen Stuhle unterworfenen Landschaften, die Siebenhügelstadt und die unmittelbarste Umgebung des Quirinals selbst nicht ausgenommen, recht tiefe Nacht herrsche, darüber sind gar viele mit den frommen Verfassern von Herzen einverstanden, aber schwerlich möchten diese den eben etwas stürmisch anbrechenden Tag als solchen anerkennen; vielleicht erklären sie sein Licht für einen Abglanz des höllischen Feuers.

Das allerdings etwas seltsame Verlangen, welches die „Times" zur Zeit des Garibaldi'schen Unternehmens aussprach, Garibaldi solle seinen Sieg in Neapel dazu benützen, das sogenannte Blut des heiligen Januarius einer chemischen Analyse zu unterwerfen, muß den ehrwürdigen Patres als eine haarsträubende Blasphemie erscheinen. Hat doch einer von ihnen selbst das Wunder der Flüssigwerdung mit angeschaut und ist Zeuge des begeisterten Jubels gewesen, den es im Volke hervorgerufen (S. 25—45). Freilich muß er auch hier wiederum seufzend gestehen, daß das Wunder „von mehr als der Hälfte des neapolitanischen Volks mit ungläubigem frivolen Spotte besprochen werde". Er mag sich übrigens beruhigen; Garibaldi dürfte schwerlich den englischen Protestanten zu Gefallen sich einer Contrerevolution des fanatisirten Pöbels der neapolitanischen Hauptstadt aussetzen wollen.

Im dritten Abschnitte, welcher einen Ausflug von Neapel nach Pozzuoli und der Solfatara schildert, liefern die Verfasser den Beweis, daß ihnen weder der Sinn für Naturschönheiten noch ein gewisses Geschick zu deren Schilderung abgeht. Aber die äußere Natur, so herrlich sie dort im Paradiese Europas erscheint, kann sie doch nur vorübergehend fesseln. Der Anblick des Golfs von Bajä mit seinen rauchenden Thermen und zahllosen, wenn auch meist kaum kenntlichen Trümmerresten ruft ihnen mächtig die Zeit ins Gedächtniß, wo hier das entartete Rom seine wollüstigen Orgien feierte. Die Brücke des Caligula, das Misenische Vorgebirge, die Piscina mirabilis, die allein noch von Lucull's Prachtvilla übrig ist, das (sogenannte) Grab der Agrippina geben ihnen Gelegenheit, ein entsetzliches, wenngleich nicht übertriebenes Bild der Sittenverderbniß jener Jahrhunderte vor uns aufzurollen, während die Villa des Cicero am Meerstrande ihn veranlaßt, auf die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller blos menschlichen Wissenschaft im Gegensatz zur göttlichen, d. h. der ihrigen, hinzuweisen. Aber wie die Benedictiner überhaupt sind auch sie zugleich Freunde classischer Studien und finden genug in den Werken des Alterthums, um die Beschäftigung mit denselben auch für einen Ordensgeistlichen zu rechtfertigen.

Wir rechnen hierher alle Lichtgedanken von der Bestimmung und dem Adel des Menschen, die auch aus der Nacht des gott-

entfremdeten Geschlechts noch als freundliches Morgen- oder Abendroth aufleuchten; wir zählen dazu die oft überraschenden, tief wehmüthigen Regungen des friedlosen, unter dem Bleigewichte der Schuld nach Erlösung seufzenden Herzens, und tragen kein Bedenken, diesen Kundgebungen des Verstandes und Willens endlich auch die echt classische Kunstform anzureihen, welche, geschmückt mit dem Gepräge edler keuscher Schönheit, gerechten Anspruch auf Unvergänglichkeit besitzt.

Im vierten Aufsatze begegnen wir unter der Ueberschrift: „Der Apostel Paulus und die griechischen Classiker", einer höchst gelehrten, philologisch-historischen Abhandlung, in welcher die Verfasser aus gelegentlichen Aeußerungen und einigen dürftigen Citaten des Apostels den Beweis zu führen bemüht sind, daß Paulus in den classischen Schriften des hellenischen Alterthums, den poetischen nicht minder als den philosophischen, wohl bewandert gewesen sei. Das τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν (Acta, 17, 28) wird dem Aratus, wenn nicht gar (nach Euthalius) ursprünglich dem Homer; das φθείρουσιν ἤθη χρήσθ' ὁμιλίαι κακαί (1 Kor. 15, 33) dem Menander; die bekannten „faulen Bäuche" (γαστέρες ἀργαί, Tit. 1, 12) des Propheten von Kreta, die unser Claudius, sonst ein so frommer Mann, etwas profanirt hat, dem Epimenides vindicirt. Auf den letztern, der offenbar und aus leicht zu durchschauenden Gründen eine Lieblingsfigur der Verfasser ist, gehen dieselben so speciell ein, daß sie uns sogar die genauesten Nachweise über seine Wohnung und Nahrung zu liefern und Max Duncker in einer mehrere Seiten umfassenden Auseinandersetzung betreffs einer von ihm misverstandenen Aeußerung des Aristoteles über Epimenides ad absurdum zu führen versuchen. Wie die ganze Abhandlung in ein für weite Leserkreise bestimmtes Buch gerathen sei, ist freilich nicht leicht zu erklären, wenn man nicht annehmen will, daß die Herren Benedictiner von St.-Paul die günstige Gelegenheit haben benutzen wollen, um ihr Licht leuchten zu lassen vor den Leuten und der Welt zu zeigen, welch reiche Quelle der Gelehrsamkeit noch aus der Klosterzelle hervorsprudeln könne.

Daß in einer Schrift wie die vorliegende die vielbesprochene Mortara-Angelegenheit nicht unerwähnt geblieben ist, läßt sich denken. In einer Einleitung gibt uns der Verfasser des Aufsatzes „Edgardo Mortara und das ungläubige Israel" seine Ideen über das moderne Judenthum und dessen Stellung zum christlichen Staate zum besten, denen, so sehr sie im allgemeinen auf den bekannten mittelalterlich-ultramontanen Anschauungen ruhen, doch zum Theil die Originalität nicht abzusprechen ist. So hat der Verfasser entdeckt, daß die Juden eigentlich die intellectuellen Urheber der Revolution von 1789 sind.

Daß die Juden und ihre unermüdlichen Bestrebungen es waren, welche zum Aufstand vorbereitend und treibend mitwirkten und ihn endlich zum Ausbruch brachten, ist ebenso über alle Zweifel gewiß, als von manchen nicht unabsichtlich verschwiegen.... Auf diese Weise (d. h. durch ihren Einfluß vermittelst der Tagesblätter und Flugschriften) vermochten sie die geheimen Anstifter, die entfernten Urheber dieser entsetzlichen Unordnung zu werden.

Er möchte sie gern wieder in das mittelalterliche Verhältniß der Dienstbarkeit zurückversetzen, dafür aber, „was das Mittelalter ihnen freundlich gewährte, sie schützen und vor jedem ungerechten Angriff vertheidigen". Zwar muß er gestehen, daß ihre freie äußere Stellung ihnen unberechenbare Vortheile gebracht hat, geistige wie materielle, kaufmännische wie wissenschaftliche. „Aber dadurch sind sie in eine Stellung gerathen, wo sie den Christen fast gefährlich zu werden drohen; ja sie haben schon in diesen letzten Zeiten in einem Jahre mehr gegen die Christen gefrevelt als früherhin, da das Deutsche Reich noch mächtig war, in einem Jahrhundert." Von diesen Freveln erfahren wir denn freilich nichts weiter, als daß sie es gewagt haben, „entschiedene Beschwerde, laute, weithin schallende Klage zu führen in einer Sache, in der sie von seiten der römischen Curie Unrecht erfahren zu haben meinen oder vorgeben". Zwei Briefe eines Benedictiners von St.-Paul sollen den Beweis liefern, wie gänzlich grundlos diese Klagen und Beschwerden gewesen seien. Derselbe hat auf Bitten eines Freundes Edgar Mortara in der Casa dei neofiti besucht, und nachdem er sich längere Zeit mit dem siebenjährigen Knaben unterhalten, herausgebracht: „1) daß derselbe alt und reif genug sei, um sich mit freier Selbstbestimmung für die Annahme irgendeines Bekenntnisses zu entschließen; 2) daß Edgar sich mit freiester Selbstbestimmung für Christum und seine Kirche entschieden habe". Zwar erzählt der Briefsteller selbst, daß Edgar von seiner Taufe gar nichts gewußt habe und sehr erstaunt darüber gewesen sei; aber er habe das Christenthum mit solcher Inbrunst erfaßt, daß alle Bitten, Ueberredungen und Drohungen seiner Aeltern, die man in freiester Weise habe mit ihm verkehren lassen, nichts gefruchtet hätten. So habe die Kirche ihn nicht wider seinen Willen und ihre Pflicht zurückgeben können. „Sie habe allezeit jedem das Seine gegeben; mit der Feinheit der Wahrheitgoldwage Gott das Göttliche, das Menschliche den Menschen zugewogen", sie achte die natürlichen, durch den Staat vertretenen Vaterrechte hoch, aber die durch die Kirche vertretenen Vaterrechte Christi ständen unendlich höher. Sie habe aufs strengste verboten, Judenkinder jemals wider den Willen der Aeltern zu taufen; „ist aber ein solches Kind ohne ihr Zuthun einmal getauft, so hat sie die unabweisliche Pflicht, das allerhöchste Vaterrecht mit Entschiedenheit geltend zu machen und es von den Aeltern in christlichen Staaten selbst mit Zwang zu ertrotzen".

Diese Argumentation, welche die der römischen Curie selbst ist, liefert den vollgültigen Beweis, daß hier jeder Kampf mit Gründen des Rechts, der Vernunft und Billigkeit aufhört; daß zwischen dem kanonischen Rechte und der Anschauung des Papstthums einerseits und zwischen dem Natur- und modernen Staatsrechte wie zwischen der Anschauungsweise der ganzen gebildeten Menschheit andererseits ein unversöhnlicher Gegensatz besteht. Der jahrtausendalte Kampf zwischen den beiden Principien ist heutzutage lebhafter als je entbrannt, und es muß endlich einmal der Tag kommen, wo es auch dem Blödesten einleuchtet, welches von beiden von Gott herstammt und welches blos Menschenwerk und Menschentrug ist.

In dem mit reizenden Landschaftsbildern aus Umbrien durchwebten Abschnitte: „Der edelste Brautring", wissen uns die Verfasser von dem in Perugia aufbewahrten Verlobungsringe der Jungfrau Maria (einem Onyx), dessen Echtheit zu beweisen sie weder die eigenen Kräfte noch die Geduld ihrer Leser schonen, kein anderes Wunder zu berichten, als daß er von einem deutschen Mönche in Chiusi gestohlen und nach Perugia gebracht, eine langjährige blutige Fehde zwischen den Bewohnern beider Städte veranlaßt habe. Daß die Verfasser überhaupt für dergleichen Reliquien eine große Verehrung hegen, ist bei ihrer Stellung natürlich.*) In der That bemühen sie sich an verschiedenen Stellen des Buchs nicht nur die Echtheit und Ehrwürdigkeit derselben zu beweisen, sondern auch aus freilich wenig überzeugenden Gründen darzuthun, daß der Reliquiencultus schon der ältesten Kirche eigenthümlich gewesen sei. So in dem Aufsatze „Die alte afrikanische Kirche und ihre Inschriften", in dem die Verfasser von der Prämisse ausgehen, daß wahre Civilisation (im Gegensatz zu der falschen, die das Stichwort des modernen Unglaubens sei) und Christenthum eins seien, und daß daher der Untergang des Christenthums in Westasien und Nordafrika diese beiden einst höchst civilisirten Welttheile in die Barbarei gestürzt habe.

Wir wollen die Geduld unserer Leser nicht damit ermüden, daß wir den Verfassern in die Wüsten und Gräber Afrikas, in die Ruinen und Katakomben Roms folgten, um ihre Conjecturen und zum Theil höchst gewagten, wenn auch sinnreichen Schlüsse über die zahlreichen christlichen Grabinschriften, die sie dort an der Hand Renier's, de Rossi's, Boldetti's und anderer Archäologen zu entziffern versuchen. Sie mögen für den Alterthumsforscher und Kirchenhistoriker nicht ohne Interesse sein, nehmen sich dagegen, trotz der allgemeinen Gesichtspunkte und weitausgreifenden Einleitungen, in einem für das große Publikum bestimmten Buche seltsam genug aus.

Mit um so größerer Spannung schlagen wir den Artikel auf, der die Ueberschrift „Italien und seine Zukunft" an der Stirn trägt. In welchem Geiste die Verfasser die gegenwärtige politische Bewegung der Halbinsel auffassen würden, konnte freilich selbst dem, der wenig mehr als den Titel gelesen, kaum zweifelhaft sein. Aber die Frage, wie die frommen Väter die Entstehung derselben erklären, und welchen Ausgang sie ihr prophezeien, ist wohl geeignet, unsere Wißbegier zu reizen. Wir gestehen, daß unsere kühnsten Erwartungen von ultramontaner Keckheit und Verblendung weit übertroffen wurden. Man weiß in der That zuweilen kaum, ob man seinen Augen trauen soll. Es wird uns eben nicht weniger zugemuthet, als daß wir schwarz für weiß, weiß für schwarz ansehen sollen.

Der Verfasser, welcher im Frühling 1859, unmittelbar vor dem Ausbruch des letzten Kriegs, schrieb, geht davon aus, daß Italien, „seit der französische Unglaube eine ebenso große Umwälzung in Begriff und Anschauung als im häuslichen und öffentlichen Leben der Völker hervorgebracht habe", vornehmlich schiefe und ungeschickte Beurtheilungen erfahren habe. Man habe die Gesetzgebung getadelt, weil sie aus mittelalterlicher Frömmigkeit erblüht sei, die Staatsgewalt, weil sie nicht für die öffentliche Sicherheit gesorgt habe (an deren Mangel die natürliche Verdorbenheit des Menschen, das heißere Blut und die Bodenbeschaffenheit Italiens die Schuld trage); die „Verwaltung der festen stofflichen Dinge", weil das Land ohne Industrie und Handel reich sei. Der Verfasser übernimmt es, das verblendete und bethörte Europa aufzuklären.

Was Italien von der übrigen civilisirten Welt scheide, das sei weniger Lage, Klima und Sprache, als ein reiches Erbe guter alter Sitten und Satzungen, das es sich bewahrt, weil die Revolution es nur leicht und vorübergehend berührt habe. (!) So habe sich hier bis in die neueste Zeit in der menschlichen Familie die himmlische Ordnung des kirchlichen Rom widergespiegelt.

Dem Herrn treu ergeben, hatte der Mann in der Frömmigkeit seiner Gattin die Bürgschaft für ihre unverbrüchliche Treue. Die Kirche strahlte in ihrer göttlichen Würde; der Papst glänzte in ungeschwächtem christlichen Ansehen, der Stolz Italiens, die Freude der christlichen Völker; als Krone, als Zierde der Stadt erschien der Bischof; der Priester war Diener des allmächtigen Gottes, Friedensengel des Himmels, Hort und Führer der Menschen.... Von der Kirche im Gehorsam erzogen, lernte das Volk den Staatsgesetzen sowol wie den polizeilichen Verordnungen nachzukommen aus Gewissenhaftigkeit. Kurz, der erleuchtete, fromme Sinn des Mittelalters (des vielverkannten, wie es der Verfasser an einer andern Stelle nennt) schien, dem gothischen Dome gleich, seine reichen und vollen Blüten auch noch in unsere Zeit hineinzutreiben....

Weil nun der neuern Zeit der Sinn abgehe für die Herrlichkeit des Mittelalters, so habe sie auch die mittelalterlichen Institutionen Italiens nicht begreifen und keinen Geschmack daran finden können. Zu spät werde man erkennen, daß die alten, von der Kirche geordneten Dinge unvergleichlich besser waren, als die neuen, welche die Menschenhand unberufenerweise zu schaffen sich erkühne. Man müsse erkennen, daß es sich um einen Principienkampf handle, daß völlig unvereinbare Gegensätze hier feindlich aufeinander stoßen. Napoleon (und mit ihm die Welt) wolle den christlichen Staat in einen natürlichen verwandeln, und Oesterreich sei verpflichtet, den Kampf für die heilige Sache der Ordnung und des herkömmlichen Rechts aufzunehmen. Frankreich, das entchristlichte, fürchte und beneide die christlichen Nachbarstaaten im Süden, das sei der wahre Grund des Kriegs.

So groß und bewundernswerth, wie wir sehen, aber auch die Stärke des Verfassers im Verdrehen, Verschieben und kecken Ableugnen offenkundiger Thatsachen ist, so geht er doch nicht so weit, die gegenwärtigen innern Zustände Italiens als mustergültige darstellen zu wollen. Nachdem er vorher die Behauptung aufgestellt, daß bis 1848 alles wesentlich „im alten, guten Gleise" geblieben sei,

*) Den Protestanten werfen sie dagegen vor, daß diese, während sie die christlichen Reliquien verwerfen, nicht selten heidnische verehren, wie Niebuhr, der über eine „Steinreliquie" aus dem alten Karthago ganz außer sich gekommen sei.

gibt er später zu, daß schon nach dem Dreißigjährigen Kriege, „als die Arbeiter schliefen, der feindliche Mensch gekommen sei und das Unkraut unter den Weizen gesäet" habe, welches nun, munter aufgeschossen, des Gäteisens der Arbeiter spotte. Ja, er gesteht, daß selbst in Italien der größte Theil der Gebildeten sich von der (katholischen) Kirche weggewendet habe, während das tief gesunkene Volk, vielfach in den wichtigsten Dingen unwissend und seine Religion hier und da (?) nur äußerlich übend, ein willenloses Werkzeug in der Hand des Verführers geworden sei, und erblickt Italien, wie Frankreich um die nämliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, auf dem Wege zu einer blutigen, verhängnißvollen Revolution.

Als den ersten und hauptsächlichen Grund jeder Staatsumwälzung betrachtet der Verfasser die Habgier. So sei es in Italien: das Volk trachte nach den reichen Gütern des Adels und der Kirche. Das Streben nach nationaler Einheit leugnet er gar nicht ganz ab, bezeichnet es aber als schwach und unwirksam im Vergleich mit dem erstgedachten Motiv zur Umwälzung des Bestehenden. Bei den meisten sei das italienische Nationalgefühl geradezu nur Verstellung und Vorwand.

So entkirchlicht aber auch das Volk, so heftig seine Habsucht gereizt sei, so würde doch die Begierde nach fremden Gütern und die nationale Begeisterung bald ruhiger Selbstprüfung und kalter, umsichtiger Besonnenheit weichen, wenn man die Italiener sich selbst überließe. Aber statt dessen erhalte man die Aufregung künstlich von außen her und lasse das Volk nicht zur Besinnung kommen. Daher die fortwährenden Anschläge gegen das Leben der Fürsten, schlimm an sich, schlimmer durch ihre Folgen. Das sehe man an dem Könige von Neapel (damals noch Ferdinand II.). Die Angriffe seiner Feinde hätten zuletzt den sonst „guten und wahrhaft hochherzigen" Monarchen in eine Stellung hineingedrängt, welche eher einem Tyrannen als einem christlichen Fürsten zuständig zu sein scheine. Er sei unter anderm gezwungen, die polizeilichen Maßregeln bis zu einem Grade zu schärfen, daß (wie der Verfasser selbst eingesteht) der Druck für einen freien Mann geradezu unerträglich geworden sei.

Und dennoch müssen wir gestehen, daß dieser fromme und vortreffliche König, den die große Masse des Volks herzlich zu lieben fortfährt, sein Leben noch immer nicht hinlänglich gewahrt und gesichert hat. Soll jedoch seine jetzige Krankheit (die letzte), wie man sich insgeheim sagt, ihren Grund in einem langsamen Gifte haben, das man ihm, wer weiß auf welche Weise, beigebracht haben mag.

Es sei also, heißt es weiter, viel gesündigt von beiden Seiten, die Lage eine traurige, drohende, und was werde die Zukunft bringen? Zunächst werde es kaum einem, der Vergangenheit und Zukunft kenne, zweifelhaft sein, daß an Oesterreichs Geschick auch das Geschick des Kirchenstaats unzertrennlich geknüpft sei. Mit Oesterreichs Ende würde nach des Verfassers Ansicht das Christenthum seine erste Sendung an die japhetischen Völker vollendet haben. So innig sei die Verbindung zwischen Papst und Kaiser, der für den Verfasser noch immer der Nachfolger Karl's des Großen ist. Gehe Oesterreich unter oder werde es ohnmächtig, so sei es mit der weltlichen Macht des Papstes vorbei. Diese Möglichkeit scheint dem Verfasser nicht gar zu fern zu liegen. Ein Papst wird ewig vorhanden sein, ob aber immer in Rom, das sei gar fraglich. In Jerusalem, wie man hier und da prophezeie, das dünkt ihm höchst unwahrscheinlich. Aber — und hier stoßen wir auf ein seltsames Phantasiebild, das vielleicht mit der Idiosynkrasie der Verfasser gegen die Juden zusammenhängen mag — es sei möglich, daß sich Gott aus dem ungläubigen Judenvolk ein neues Jerusalem erbaue, und, wenn die europäischen Völker Sitte und Religion undankbar von sich weisen, mit dem Glauben auch die höchste kirchliche Würde auf dies neue Jerusalem übertragen würde. Mit dieser entsetzlichen Drohung schließt der Verfasser seine Lucubrationen über Italiens Zukunft. Wir haben uns die Mühe genommen sie genau zu analysiren, um unsern Lesern zu zeigen, wie man im ultramontanen Lager jenseit der Alpen die gegenwärtigen Zustände der Halbinsel betrachtet. Wir wollen nicht mit ihm rechten. Wer die staatlichen und socialen Institutionen des Mittelalters als sein Ideal ansieht und die Länder glücklich preist, in denen sich Reste davon erhalten haben, der ist gegen die Waffen der Vernunft gefeit, jeder Angriff auf ihn ein donquixotisches Heldenstück. Wer den verstorbenen König von Neapel angesichts der Thatsachen, die Europa 25 Jahre lang schaudernd mit angesehen und die das Paradies des Welttheils zu einem dunkeln Fleck für die civilisirte Welt gemacht, einen wahrhaft hochherzigen, guten, vortrefflichen König zu nennen wagt, der gibt damit klar zu erkennen, daß es ihm bei seiner Darstellung nicht mehr um die Wahrheit, sondern um die Erreichung eines äußerlichen Zwecks zu thun ist. Seine Prophezeiung in Bezug auf die weltliche Macht des Papstes erfüllt sich früher als er geahnt, auch ohne daß die Juden Christen werden und lange, ehe weder ein äußeres noch ein inneres Jerusalem bereit steht, den Flüchtling aus der Siebenhügelstadt aufzunehmen.

Je länger wir bei diesem Artikel verweilt haben, um so rascher können wir über die bunte Schar der übrigen hinweggehen. „Zu den Fahnen" ist ein Aufruf zum gemeinsamen geistigen Kampfe aller gläubigen Katholiken gegen die entchristlichte Wissenschaft überschrieben. Die jubelnde Begrüßung der höchst oberflächlichen Schrift eines transatlantischen Katholiken (J. T. Hecker, „Aspirations of nature"), der „nach dem Geschmack seiner Landsleute" Luther, Kant, Hegel u. s. w. durch Anekdoten und Schimpfreden todtzuschlagen versucht, trägt die Ueberschrift: „Ein willkommener Gast aus Amerika"; während „Ein philosophisches Nordlicht in Italien" sich die wohlfeile Aufgabe stellt, die philosophische Misgeburt eines lombardischen Theosophen zu verspotten. In Bezug auf die „Neugestaltung des Benedictinerordens in Oesterreich", die vor einigen Jahren so viel von sich reden machte, steht der Verfasser natürlich ganz auf Seite der römischen Machtvollkommenheit gegen die Unabhängigkeitsgelüste der deutsch-österreichischen Benedictinerklöster. Das

„Klösterliche Tagebuch“ bringt uns ein buntes Durcheinander von Berichten über den Besuch hoher Herrschaften in St.-Paul, zumal des preußischen Königspaares, dessen hoher Rang und frommer Sinn den Schreiber fast vergessen lassen, daß er es mit verstockten Ketzern zu thun hat (was vielleicht daher zu erklären ist, daß seine Heimat allen Anzeichen nach an den Ufern des Niederrhein liegt), von Festen, Inschriften, Bekehrungen u. s. w. Bei weitem am lesenswerthesten darunter ist das erste Blatt: ein Ausflug nach Monte Cassino (oder wie der Verfasser schreibt, Casino), dem großartigen, romantisch gelegenen, von den Touristen nur selten besuchten Stammkloster des Benedictinerordens.

Um die bunten Figuren dieses literarischen Kaleidoskops zu vervollständigen, bringt uns der letzte Abschnitt unter der Ueberschrift: „Mealech oder das Buch des Armen“, eine moralisch-poetische Erzählung nach dem Italienischen des Abtes von Monte Cassino, Luigi Tosti, frühern Obern von St.-Paul in Rom. Sie schildert die Schicksale einer jüdischen Familie im babylonischen Exil bis zur Rückkehr in das Gelobte Land. Das „Buch des Armen“ ist eine Schriftrolle, weise Lebensregeln im Stil des Alten Testaments, aber im Geiste des Neuen enthaltend, welche der Vater Mealech für seine Nachkommen auf den Wunsch seiner sterbenden Gattin aufzeichnet. Obwol die orientalische Färbung zu stark aufgetragen, die meist echt poetischen und oft originellen Bilder und Allegorien andererseits zu sehr gehäuft und zuweilen fast unverständlich sind, obwol ferner nicht einzusehen ist, weshalb christliche Ideen (sogar das Vaterunser ist im „Buche des Armen“ enthalten) einem Juden des Exils in den Mund gelegt werden, und noch weniger, weshalb die ganze Erzählung mit so unendlich heterogenen Bestandtheilen, wie die übrigen Abschnitte des Buchs sind, zusammengeschweißt ist, so stehen wir doch nicht an, sie sowol ihrem ethischen wie ihrem Kunstwerthe, sowol ihrem Inhalt wie ihrer Form nach für den besten und lesenswerthesten Abschnitt in dem ganzen Buche zu erklären.

Im ganzen aber können wir, trotz der vielen Goldkörner, die der 560 Seiten starke Band unleugbar enthält, nicht umhin, das ganze buntscheckige Werk für ein verfehltes zu halten, dem es schwerlich gelingen dürfte, sich einen großen Leserkreis zu verschaffen, soweit es nicht etwa von officiellen und officiösen Empfehlungen unterstützt wird, und welche auch dies letztere nicht vor dem Schicksal der meisten Tendenzschriften, einer baldigen Vergessenheit anheimzufallen, bewahren werden. Daß wir es hier in der That, trotz der anspruchslosen Einleitung, im wesentlichen mit einer Tendenzschrift zu thun haben, die bestimmt ist, den vielen in Deutschland über italienische Zustände erscheinenden und im entgegengesetzten Sinne aufgefaßten Werken eine Art von Gegengewicht zu halten und für die ultramontane Auffassung Propaganda zu machen, unterliegt wol kaum einem Zweifel. Aber wenn sich in der deutschen Miliz des Papstthums keine geschicktern Kämpfer finden als die Mönche von San-Paolo, so werden sich die Gegner über den Ausgang wenigstens des literarischen Kampfes keine große Sorge zu machen brauchen.

Otto Speyer.

Zur Schiller-Literatur.

Wenn wir auf die fast unübersehliche Menge von Schriften über Schiller, die direct oder indirect durch dessen Säcularfeier hervorgerufen worden sind, zurückblicken und auf die Nachzügler, die eben noch vor uns liegen, einen prüfenden Blick werfen, so tritt uns eine fast wunderlich zu nennende Erscheinung entgegen. Die Stellungen Schiller gegenüber sind in merkwürdigerweise gewechselt. Auf der einen Seite vertheidigen namentlich Pädagogen den Dichter sogar bis auf die Jugendauswüchse, die er selbst in späterer Zeit verdammte; sie, die in ihren Anstalten auf strenge Subordination halten müssen und nicht gewohnt sind, selbst einem genial begabten Jünglinge Verstöße gegen die Schuldisciplin ungeahnt hingehen zu lassen, schwärmen zum Theil förmlich für den Ungestüm, womit sich des jugendlichen Schiller feuriger Geist gegen die Schranken der Staats- wie der Schulordnung auflehnte, womit er z. B. einen seiner Vorgesetzten einen „confiscirten Kerl“ nannte; sie, die Geschmacksbildner der Jugend, vertheidigen den unnatürlichen Schwulst, der in so manchen Jugendgedichten Schiller's herrscht, ja entschuldigen zuweilen selbst die Cynismen, Roheiten und Obscönitäten, wie sie in den Gedichten der „Anthologie“, in dem Gedichte „Castraten und Männer“ u. s. w. so häufig, auch hier und da in den „Räubern“ und „Kabale und Liebe“ anzutreffen sind; sie nehmen keinen Anstoß daran, daß Schiller die Jugend mit der allerdings nur aus augenblicklicher Aufwallung hervorgegangenen, von ihm selbst sehr bald abgedankten Lebensphilosophie bedroht: „Genieße, wer nicht glauben kann!“ (s. das berühmte Gedicht „Resignation“); sie finden die sinnliche Glut, die in einzelnen seiner erotischen Jugendoden flammt, höchst unschuldig und ein Gedicht wie die „Kindesmörderin“ nur rührend und seelenvoll. Dagegen gibt es einzelne Literaten und Journalisten, Männer, die der Jugend gegenüber keine Verpflichtung haben, Männer, bei denen man ihrer ganzen Stellung nach die freieste Anschauung sehr erklärlich und natürlich finden und denen man sogar einige Libertinage wol nicht mit Unrecht nachsehen würde, die aber trotzdem gegen Schiller vom Richterstuhle der Sittlichkeit eifern, die an ihm mit der Miene eines pedantischen griesgrämigen Mentors hofmeistern, die ihm keinen ungewöhnlichen Zug des Genie verzeihen, über jenen Auswüchsen das Große und oft wahrhaft Erhabene, was daneben aufschießt, vergessen und selbst an den reifsten Producten seiner Muse allerlei im Kleinen mäkeln, blos um zu mäkeln. Wir vermögen, uns auf den Standpunkt eines Pädagogen und Jugendbildners stellend, weder jenes, noch, uns auf den Standpunkt eines Kritikers und Literarhistorikers stellend, dieses recht zu begreifen. Aber es ist eine alte Erfahrung, daß, wenn auf der einen Seite ein Extrem allzu scharf hervortritt und zur Alleinherrschaft gelangen will, sich das andere Extrem von selbst einfindet, damit durch Stoß und Gegenstoß das Gleichgewicht wieder hergestellt werde.

Aber wenn auch wir jede bloße pedantische und kleinliche Mäkelei verwerfen, so müssen wir doch andererseits selbst einem Schiller gegenüber, auf dem Rechte der Kritik bestehen, seine geistigen Erzeugnisse zu prüfen und zu untersuchen, was an ihnen probehaltig ist und was nicht. Es gibt heutzutage in der That nicht wenige, welche es als eine Art Sacrilegium betrachten, wenn sich jemand herausnimmt, diese Kritik an ihm zu üben. Er allein soll davon eximirt sein, während oft dieselben Leute es ganz natürlich finden und sich sogar darüber freuen, wenn einem Klopstock, einem Wieland, einem Goethe, einem Tieck mit scharfem Messer zu Leibe gegangen wird. Nach unserer Meinung darf man an Schiller tadeln, was, wenn jemand es heutzutage schriebe, allgemeine Misbilligung finden würde, und man ehrt nur die Manen Schiller's, wenn man, was er

selbst in spätern Tagen verwarf und lieber nicht geschrieben haben würde, nicht blos deshalb vorzüglich findet, weil es von ihm herrührt, wiewol wir auch dann noch die Bedeutung, die es als historisches Document seines Geistes und als ein Durchgangspunkt seiner poetischen oder philosophischen Entwickelung hat, immer noch im vollsten Maße anerkennen dürfen und sollen. Der größte Verehrer Goethe's wird und darf zugeben, daß seine „Stella", sein „Clavigo" und so manches andere, was er flüchtig aufs Papier warf, schwache, nicht mustergültige Producte sind, und der größte Verehrer Shakspeare's, daß man bei ihm dann und wann auf Auswüchse stößt, die man der Bewunderung und Nachahmung nicht empfehlen darf. Ja, je verführerischer und je leichter nachzuahmen gerade die Fehler in den Erzeugnissen großer Dichter sind, um so mehr ist es Pflicht, auf sie hinzuweisen und vor ihnen zu warnen. Einer der größten Charakterzüge — der aber, weil er am schwersten nachzuahmen ist, auch am seltensten nachgeahmt wird — an Schiller ist, daß er unablässig und mit eisernstem Fleiße nach Vervollkommnung rang und dieselbe Strenge, die er an andern übte, auch gegen sich selbst walten ließ. Heutzutage gibt es nur leider zu viele Dichter, welche, ganz im Gegensatze zu Schiller, ebenso nachsichtig gegen sich als streng gegen andere sind, nur daß jene Nachsicht auf bloßer blinder Selbstüberschätzung und diese Strenge nicht auf kritischen Principien, sondern auf eitler Absprecherei beruht. Schiller verwarf bekanntlich später selbst seinen „Don Carlos", den er in einem Briefe an Körner ein „Machwerk" nannte, das ihn nunmehr „anekele", und seine vielgesungene Ode an die Freude nannte er im Jahre 1800 geradezu ein „schlechtes Gedicht", das die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden, „weil es einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegengekommen sei". Natürlich kann diese strenge Selbstverurtheilung uns Nachlebende nicht abhalten, auch das Vorzügliche an jener dramatischen und dieser lyrischen Dichtung anzuerkennen; aber ganz unbeachtet werden wir doch jene Urtheile und die Motive, auf denen sie beruhen, nicht lassen dürfen, um dem Kritiker Schiller zu Gunsten des Dichters Schiller nicht allzu großes Unrecht zu thun.

Wir dürfen dreist an einem großen Dichter schon jetzt verwerfen, wovon wir glauben, daß es in zwei oder drei Jahrhunderten doch verworfen werden wird. Racine und Corneille sind der Mehrzahl der Franzosen so gut geheiligte Personen wie uns unser Schiller, und wie springen wir mit ihnen in Deutschland um? Kaum minder ungerecht als P. Lami in seinen 1823 erschienenen „Observations sur la tragédie romantique" mit Shakspeare, Goethe und Schiller, oder Jules Janin mit letzterm, indem er ihn einen „ungeschickten Plagiarius" Shakspeare's nannte, bei dem das Schrecken blind, das Mitleid erkünstelt und der Enthusiasmus eine Lüge sei, und weiter von Schiller's „Maria Stuart" sagte, sie sei das „trübseligste, schalste, unwahrste und langweiligste der ausländischen und einheimischen Meisterwerke, welche unter der wahnwitzigen Bewunderung der großen Kenner dieser Zeit langsamen Todes verblichen seien". Das ist freilich französische Feuilletonistenkeckheit! Aber etwas Bedenkliches, worauf vielleicht bisher nicht genug geachtet worden ist, hat vielleicht die Art, wie — und wir glauben darauf schon früher einmal gelegentlich aufmerksam gemacht zu haben — unser jedenfalls größter dramatischer Dichter in seinen Dramen Familienconflicte zu behanden pflegte. Wir sehen fast in allen seinen Dramen die Familie in tiefster Zerrüttung: den Sohn gegen den Vater, den Vater gegen die Tochter (in der „Jungfrau von Orleans"), den Bruder gegen den Bruder, den Neffen gegen den Oheim. Wir sind da oft Zeugen der allerpeinlichsten, die Seele folternden Conflicte, wir sehen einen Helden wie Wallenstein in einer seiner nicht ganz würdigen Stellung, gegenüber dem ihm Moral lesenden Max Piccolomini, und die verbrecherischsten Leidenschaften hören wir durch die Künste der betäubendsten Sophistik und blendendsten Rhetorik beschönigt. Allen diesen Greuelbildern von Familienzerrüttung, von unnatürlichen Conflicten zwischen den nächsten Blutsverwandten steht eigentlich nur ein einziges versöhnliches Lichtbild gegenüber, die herrliche Schilderung des häuslichen Lebens des Schützen Wilhelm Tell, und wir glauben, daß Goethe's mildernder Einfluß hierbei mitgewirkt hat, wie ja auch zwischen beiden das Sujet zum „Wilhelm Tell" viel besprochen worden ist. Goethe, welcher bekanntlich seinem Freunde Schiller als dramatischem Dichter einen gewissen Hang zur Grausamkeit verwarf, ging in seinen Dramen diesen Conflicten zwischen Blutsverwandten immer mit großer Scheu aus dem Wege, und nur in der gewaltig ergreifenden, übrigens blos episodischen und ursprünglich nicht für die Bühne bestimmten Scene des „Faust", wo Valentin seiner Schwester flucht, erreicht eine solche Situation eine bei ihm ganz ungewohnte Schärfe. Shakspeare hat allerdings Conflicte dieser Art häufig genug behandelt, aber in einer ganz andern Weise, die einen Eindruck hervorbringt, welcher von dem Eindruck der tragischen Familienscenen Schiller's sehr verschieden ist, wie wir bei anderer Gelegenheit nachzuweisen suchen werden. Schiller schrieb freilich seine Tragödien für ein modernes Publikum, und jeder weiß, was das sagen will. Er selbst, der seiner immer Bewußte, war sich hierüber auch vollkommen klar; er wußte besser als alle seine blinden Verehrer, was ihm diese stete Rücksichtnahme auf ein modernes deutsches Bühnenpublikum gekostet hatte. Er selbst sprach am Abende seines leider nur zu kurzen Lebens in einem Briefe an W. von Humboldt (vom 2. April 1805) die Befürchtung aus, den „materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben", und er fuhr fort: „Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrome ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther; aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke füllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe."

Dieser Rücksicht auf das deutsche Bühnenpublikum hat man es wol auch zuzuschreiben, daß Schiller in einigen Stücken den Heroismus des Weibes so in den Vordergrund stellte, daß, wie in „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans" die Männer in der That nur Nebenpersonen sind, was deshalb zu bedauern ist, weil nach unserer innigsten Ueberzeugung Schiller seiner ganzen Natur nach, und namentlich im Verhältniß zu Goethe, ein mehr männlicher Geist war und daher auch in Dramen wie Gedichten den Mann viel individueller, charakteristischer und wahrer aufzufassen und darzustellen wußte als das Weib. Hatte Schiller aber erst einen Mangel an sich erkannt, so war derselbe auch so gut als beseitigt. Sowol „Wilhelm Tell" als der unschätzbare und großartige Torso des „Demetrius" beweisen, daß die ihm aufgegangene, in der oben citirten Briefstelle offen ausgesprochene Erkenntniß ihm bereits vom höchsten Nutzen gewesen war, und lassen ahnen, was Schiller noch geleistet haben würde, wenn das Schicksal so viel Einsehen gehabt hätte, ihm nur noch die vier Arbeitsjahre, die er sich 14 Tage vor seinem Tode von ihm erbat, zu seinen andern Arbeitsjahren zuzulegen. Es war ja eine so bescheidene Forderung! Wir möchten an dieser Stell noch hervorheben, daß Schiller in seinen Balladen, in denen e kein Bühnenpublikum zu berücksichtigen hatte, schneidende un bedenkliche Familienconflicte, wie sie in seinen Dramen vorkom men, fast niemals behandelt, in ihnen auch ausschließlich de Mann in den Vordergrund gestellt und die männliche That ge feiert hat, im „Taucher", im „Handschuh", in der „Bürgschaft" im „Kampf mit dem Drachen", in „Hero und Leander" u. s. w

Als eine der werthvollsten Arbeiten über Schiller, die un in letzter Zeit vorgekommen sind, erscheint uns die Abhandlun von J. L. Hoffmann: „Schiller's lyrische Dichtungen", i Jahrgang 1861 des „Album des literarischen Vereins in Nür berg" (Nürnberg, Bauer und Raspe, 1861). Diese tüchti Schiller's Entwickelung als Lyriker mit seiner Entwickelung a

Mensch und Charakter im Zusammenhange betrachtende und, was gar nicht so leicht war, auch in der Auffassung und Erklärung manches Neue bietende Arbeit scheint hauptsächlich durch die in Julian Schmidt's Literaturgeschichte enthaltene Kritik Schiller's veranlaßt worden zu sein; wenigstens zieht sich die Zurechtweisung und Widerlegung des genannten Kritikers den ganzen Aufsatz hindurch. Man kann diese Widerlegung in den meisten Fällen schlagend und dabei doch anständig und ruhig formulirt nennen; der Verfasser wirft ihm im allgemeinen vor, daß er sich eine „grämliche Mäkelei" angewöhnt habe und ruft ihm einmal zu, was in „Wallenstein's Lager" der Jäger dem Kapuziner zuruft:

Herr Pfaff! uns Soldaten mag er schimpfen,
Den Feldherrn soll er uns nicht verunglimpfen.

Wenn der Kritiker, mit dem es Hoffmann zu thun hat, von den Gedichten der „Anthologie" sagt, selbst die „besten" darunter könnten sich mit denen Stolberg's und Hölty's nicht messen, zunächst falle die „krankhafte, ja pestilenzialische Atmosphäre" auf u. s. w. (und es geht noch eine gute Strecke so fort), so müssen wir unsern Lesern überlassen, was sie davon denken und dazu sagen wollen. Auf der andern Seite jedoch, auch dies können wir nicht verschweigen, geht Hoffmann darin zu weit, daß er selbst solche Jugendgedichte Schiller's, die vor dem Richterstuhl eines geläuterten Geschmacks unmöglich bestehen können, auf Grund der sprudelnden Genialität des Dichters Entschuldigungszettel schreibt, die man eben im Namen des guten Geschmacks nicht acceptiren kann. Selbst ein Genie, und sei es dasjenige Schiller's, muß zur Ordnung gerufen werden, wenn es den öffentlichen Anstand verletzt. Auch der Schwulst, der in so vielen Jugendgedichten Schiller's waltet, kann nicht durch die Bemerkung Hoffmann's gerechtfertigt werden: „Schwulst wurde von jeher erhabenen Dichtern vorgeworfen"; denn das wirklich Erhabene ist nie schwulstig, und noch weniger unrein. Goethe hat in seiner Hymne der drei Erzengel im „Faust" und in seinen zahlreichen andern hymnischen Gesängen bewiesen, daß Erhabenheit mit den einfachsten Worten sehr wohl, ja gerade am besten bestehen kann. Daß einzelnen Jugendgedichten Schiller's der Charakter der Erhabenheit aufgeprägt ist, und einzelne Stellen darin wirklich von hinreißendem Schwunge und auch von tiefem Gedankengehalt sind (wir erinnern an manche Strophen in der „Leichenphantasie", welche Julian Schmidt nur als „Virtuosenarbeit" bezeichnet, an die „Elegie auf den Tod eines Jünglings", an die Hymne „Die Größe der Welt" u. s. w.) soll damit nicht geleugnet werden. Man muß sich aber hüten, dem Schwulst als einem nothwendigen Attribut der Erhabenheit das Wort zu reden, da dieser von unreifen Talenten am leichtesten nachgeahmt wird, worüber schon mancher junge Dichter zu Grunde gegangen ist, und da es überhaupt nur zu viele in Deutschland gibt, welche sich in den Kopf gesetzt haben, es lasse sich nichts Großes denken und aussprechen, ohne viele und große Worte und gewaltige aber erkünstelte Bilder und Gleichnisse. Dagegen hat Hoffmann allerdings sehr recht, wenn er bemerkt: „Für einen jungen Dichter ist Correctheit ein Armuthszeugniß; heutzutage lobt man immer gleich die schöne Form, sozusagen den Einband, als wäre nicht die Hauptsache der Inhalt." Schiller mußte durch das Fegfeuer des Schwulstes, der einmal mit dem ungestümen Geiste seiner Jugend verwachsen war, hindurchgehen; schön und lobenswerth ist aber darum dieser Jugendschwulst durchaus nicht. Die damaligen Dichter hatten es freilich bequemer, in den Ideen wie im Ausdruck zugleich erhaben und natürlich zu sein, da sie nicht so wie die heutigen durch jene strengen und überstrengen Forderungen an Versmessung und Reim nach Platen'schem Muster, wie sie der Heine'schen Salyperie auf dem Fuße gefolgt sind, genirt und beengt wurden. Hoffmann bemerkt: „Nur im Reim ist er (Schiller) nach unsern heutigen Begriffen sehr nachlässig, was aber zum großen Theil von der unreinen schwäbischen Aussprache herrührte. Ueberdies war man im vorigen Jahrhundert in diesem Punkte bei weitem nicht so pedantisch wie heutzutage, wo man Form ohne Inhalt bewundern gelernt hat." In der That, man gebe heute ein Gedicht voll tiefster und originellster Gedanken, lasse sich aber einige jener falschen Reime, die man bei Goethe und Schiller zu Hunderten antrifft, zu Schulden kommen, oder einen Antibacchius für einen Daktylus entschlüpfen, was damals den Lesern nicht den geringsten Ohrenzwang verursachte, und jeder wetterfeste neuhochdeutsche Kritiker wird uns sagen, daß dies ein misrathenes und elendes Gedicht sei, wie es jeder Quartaner auch verfertigen könne.

Hoffmann nimmt an einer andern Stelle Schiller gegen Schiller selbst in Schutz, wenn er bemerkt: „Lassen wir uns doch durch Schiller's Entschuldigung nicht verführen, als habe er es in seinen «Räubern» unternommen, Menschen zu schildern, bevor er welche gekannt habe! Hat er denn nicht auch Meeresstrudel und Schweizerberge treu gezeichnet, ohne sie gesehen zu haben?" Und er behauptet dann weiter: „Nein, sagen wir es geradezu heraus: die Welt war nicht besser, als der junge Dichter sie schilderte; sonst hätte sie keine so gräßliche Revolution geboren." Hoffmann spricht hiermit ein großes Wort gelassen aus. Dieselbe Freiheit der Anschauung bekundet er, wenn er den „Weltschmerz", um dessentwillen in unsern Tagen so viele ungebührlich verspottet und verlästert worden sind, schon bei Schiller und Goethe nachweist. „So sehr das Wort «Weltschmerz» in Miscredit ist (bemerkt er), so läßt sich doch die Gewalt dieses Gefühls über jugendliche Seelen deshalb nicht wegspotten; in Schiller's Jugendjahren zumal war es übermächtig." Noch nicht 21 Jahre alt schrieb Schiller an den Vater des früh dahingeschiedenen Hoven: „Ich bin noch nicht 21 Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich." Ist das nicht Weltschmerz der schauerlichsten Art? Die Sache war also schon damals da, man hat später nur das Wort, und vielleicht ein nicht ganz glückliches dazu erfunden. In dem Glockenliede — an welchem, beiläufig bemerkt, Julian Schmidt sogar den „Wechsel des Rhythmus" tadelt, der doch eine charakteristische Zierde, die Hauptzierde dieser vortrefflichen Dichtung ist — erblickt Hoffmann keine dadurch entstandene Lücke, daß der Dichter es verschmäht hat, seinen köstlichen Bildern auch eine Schilderung der kirchlichen Sonntagsfeier einzureihen. Aber die Hauptfunction der Glocke, um die sich alle übrigen erst im weitern Abstande gruppiren, ist es ja wol, die Gläubigen zum Gottesdienst einzuladen und diese Verrichtung ist mit den Worten „Und stimmen zu der Andacht Chor" allzu kärglich abgefunden. Und wer wollte leugnen, daß die kirchliche Sonntagsfeier und der Sonntag überhaupt, namentlich auf dem Lande, nicht auch ihre Poesie haben, die auch von vielen Dichtern empfunden worden ist und auch von Schiller bei einem Anlaß, bei welchem dieser Gegenstand ja kaum zu umgehen war, verherrlicht zu werden verdiente. Denen gegenüber, welche fortfahren zu behaupten, daß Schiller immer nur von Unglück heimgesucht gewesen, stellt der Verfasser die Behauptung auf, daß im Gegentheil gerade Schiller in Anbetracht aller Umstände besonderes Glück gehabt, und er belegt diese Behauptung mit schlagenden Beispielen bis dahin, wo es dem Dichter gelang, ein adeliches Fräulein zum Altare zu führen. Wenn er aber weiter versichert: „Ueber Kaltsinn der Menschen konnte sich Schiller nicht beklagen; der tiefe Jammer seines Lebens ist allein seine Kränklichkeit", so ist dies nicht hinreichend, um Schiller's Mismuth zu erklären. Der tiefste Jammer seines Lebens war, daß er die Menschheit seinen Idealen nicht reif fand, daß er, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, „den Fluch, den die Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt", tief schmerzlich fühlte. Die Freundschaftsleistungen Streicher's, die Wohlthaten des braven manheimer Baumeisters Hölzel, der Frau von Wolzogen, des Appellationsraths Körner u. s. w. reichten eben nur hin, ihn vom Abgrunde zu retten. In Manheim stand er zuletzt auf dem Standpunkt der wildesten Verzweiflung; heute im Theater nach der Aufführung eines seiner Stücke wie ein Gott gefeiert, sah er sich vielleicht schon morgen als zahlungsunfähiger Lump den demüthigenden

Insulten von „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" ausgesetzt, und auch später sah er sich mehr gedankenlos gelobt als in seinen tiefern Tendenzen begriffen. Namentlich waren die Verhältnisse in Weimar und Jena gar nicht so glänzend, als sie dem Nichtkundigen in der Ferne erscheinen; die großen Geister alle, auch Herder, auch Goethe, standen in Weimar isolirt und nicht unangefeindet; eher war wol Wieland mit seinen etwas schlüpfrigen und nicht eben das Denken sehr anstrengenden poetischen Erzählungen der Lieblingsdichter des Hofvolks. Wie die alten Zöpfe unter den Professoren durch ihren Neid dem Dichter des „Don Carlos" seine Professur in Jena verleideten, ist bekannt. Indeß befand sich Schiller später doch in einer Lage, die es ihm gestattete, sich mit dem Fluch oder doch dem Druck, der auf dem deutschen Dichter lastet, mehr spielend abzufinden, wie in den Gedichten „Die Theilung der Welt" und „Pegasus im Joche".

Bei Gelegenheit der Lauraoden, dieser Liebesgedichte, die einzig in ihrer Art sind, indem sie von der Verschmelzung der Seelen und Leiber bis zur Anziehungskraft der Welten u. s. w. ihren Aufschwung nehmen, kommt Hoffmann auch auf den Gegenstand dieser Gedichte, auf Laura selbst zu sprechen. Er nimmt mit allen bisherigen Biographen an, daß die Frau Hauptmann Vischer (die sich später von einem adelichen, um 15 Jahre jüngern Juristen entführen ließ, nach Petersen eine „wahre Mumie") diese Laura gewesen sei, und er stellt darüber ausführlichere Betrachtungen an, erörtert die Natur „pikanter Frauen von überlegenem Alter", die dem „blöden Jüngling" mit Freundlichkeit entgegenkommen, wirft gegen Johannes Scherr's Behauptung: „Nimmermehr würde der sittenstrenge Herr Johann Kaspar eine Person, die zu seinem Sohn in zweideutigen Beziehungen stand, über seine Schwelle gelassen haben", die wohlrubricirten Fragen auf: „1) Mußte denn der Vater alles wissen? 2) Ist denn sinnliche Liebe auch innerhalb gewisser Schranken eine zweideutige Beziehung?" u. s. w.; kurz, er kommt nach allem dem zu dem Schluß, daß, wer einen Widerspruch zwischen den Lauraliedern und der Person der Frau Vischer sähe, ein „schlechter Kenner der Frauen" sei. Diese Reflexionen über die Frau Hauptmann würden wie alle von Schiller's Biographen über sie angestellten Betrachtungen plötzlich in ein sehr komisches Licht rücken, wenn es mit der neuen Entdeckung F. A. Haakh's seine Richtigkeit hätte: wonach Schiller's Laura nicht die bekannte Hauptmannswitwe gewesen sei, sondern Wilhelmine Andreä; die zweite von den sieben Töchtern des 1779 verstorbenen stuttgarter Arztes Jakob Eberhard Andreä, ein durch Geist und Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, welches sich im Jahre 1783 mit einem jungen stuttgarter Beamten verheirathete. Die Verzweiflung über ihre Verheirathung soll dem Dichter jenen stürmisch aufgeregten Brief an die Mutter Wolzogen dictirt haben, welchen man unrichtig dahin gedeutet hat, daß Schiller damals von einer stürmischen Leidenschaft für Charlotte von Wolzogen gefesselt gewesen sei. Dieser Wilhelmine soll auch das von Schiller während seines Ehestandes gedichtete und zuerst im „Musenalmanach" für 1799 erschienene Gedicht „Elegie an Emma" gelten. Auch will Haakh die beiden Bildnisse Schiller's und Laura's, d. h. dieser Wilhelmine, entdeckt und erworben haben und bereits sind Nachbildungen dieser Pendants von ihm in Umlauf gesetzt worden. Ueber alle diese neuen Entdeckungen vergleiche man den Aufsatz Haakh's „Schiller-Reliquien" im diesjährigen dritten Heft der „Hausblätter" und den längern Aufsatz „Schiller und Laura" in den Beilagen zu Nr. 18, 19 und 21 der augsburger „Allgemeinen Zeitung".

Wie man weiß, war es das Zeugniß Scharffenstein's und Petersen's, welches die Hauptmannswitwe Vischer zu Schiller's Laura stempelte, und dieses Zeugniß ist keinesfalls über allem Zweifel erhaben. Aber auch Haakh's Entdeckung, die in den bisherigen Biographien und auch in der von Palleske, ganze Partien so gut wie unbrauchbar machen würde, bedarf sicherlich einer nähern und gründlichen Prüfung, ehe man sich zu ihrer Annahme versteht. Auffallend bleibt es doch immer, daß erst im Jahre 1861 eine so interessante Entdeckung gemacht wird, nachdem es die vielen Biographen Schiller's sicherlich gerade in Bezug auf diese Laura nicht an den emsigsten Nachforschungen haben fehlen lassen, und daß von dieser unglücklichen Liebe Schiller's zu Wilhelmine, die zu verhehlen er gewiß nicht den leisesten Grund hatte, unter den Nächstangehörigen Schiller's gar nichts verlautet haben sollte. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Allgemeinen Zeitung" bemerkt, daß sich die Töchter des Dr. Andreä durch Geist und Schönheit ausgezeichnet hätten, daß aber zumal Wilhelmine durch solche Vorzüge (also auch durch Schönheit) hervorragend war; dagegen sagt Karoline von Wolzogen, die bekanntlich aus Schiller's Berichten selbst schöpfte, Schiller's „Laura" sei mehr geistreich als schön gewesen. Auch gegen angebliche Bildnisse von Schiller, die jetzt bald hier bald dort plötzlich wie durch ein Wunder entdeckt werden, hat man allen Grund, aufs äußerste vorsichtig zu sein. Zur Zeit der Säcularfeier kamen plötzlich zwei Jugendporträts Schiller's zum Vorschein, darunter ein höchst verdächtiges in Stuttgart, ein anderes mit der mysteriösen Inschrift „Mein Schiller" wurde im vorigen Jahre in Basel durch den dortigen Maler Amberger entdeckt und befindet sich jetzt im Besitz des Großherzogs von Sachsen-Weimar, und nun tritt hier wieder eins, das Haakh'sche, ans Licht. Sollte von allen diesen Porträts Schiller selbst nichts gewußt, gar nicht von ihnen gesprochen haben? Wer hat ihn in seiner Jugend so oft malen lassen? Schiller's Finanzen waren in seiner Jugend so schlecht bestellt, daß er nicht daran denken konnte, sich so oft abbilden zu lassen, auch das nöthige Maß Eitelkeit bei ihm vorausgesetzt; daß es aber gar so viele Leute gegeben haben sollte, welche schon für den jungen Schiller sich so lebhaft interessirten, um ihn für sich auf ihre Kosten abconterfeien zu lassen, möchten wir doch bezweifeln. Mit dem Geldgeben hört in Deutschland meist ebenso gut die Dichterverehrung wie die Gemüthlichkeit auf. Sollte sich aber Haakh's Entdeckung bestätigen, so würde dadurch eine Frage entschieden sein, die auf den Herzen der deutschen Frauen bisher schwerer lastete als die schleswig-holsteinische oder die kurhessische oder irgendeine der andern brennenden politischen Fragen, welche gegenwärtig die Welt in Unruhe versetzen und die Curse drücken, die Frage nämlich, ob der Sänger der Lauraoden denn wirklich einen so schlechten Geschmack haben konnte, die garstige und ältliche Frau Hauptmann Vischer so feurig zu lieben und zu besingen. Die Richtigkeit der Haakh'schen Entdeckung vorausgesetzt, wäre also Deutschland von diesem fürchterlichen Alp glücklich erlöst; unsere Damenwelt athmet wieder freier und wagt von neuem die Lauraoden zu lesen, die ihr sicherlich gar nicht recht mehr munden mochten, seit sie sich vorstellen mußte, die hier angesungene Person sei keine Grazie, sondern eine „Mumie", nämlich die Frau Hauptmann Vischer gewesen. Die arme Frau! warum läßt man ihr auch im Grabe keine Ruhe?

Bekanntlich entdeckte im Jahre 1859 Joachim Meyer ein Gedicht, ein Danklied an die Natur, welches er unter Angabe gewisser Wahrscheinlichkeitsgründe Schiller zuwies. Hoffmann bemerkt in einer Note: „Dem Vernehmen nach will ein berühmter Literarhistoriker das Gedicht Schiller selbst absprechen und Gustav Schilling zuweisen. Mit welchem Beweis er den von Meyer geführten zu entkräften versucht, ist erst abzuwarten. Sogenannte innere Gründe ziehen hier nicht." Letzterm können wir nur beistimmen; der „berühmte Literarhistoriker" wird einen keinen Zeifel übrig lassenden, thatsächlichen Nachweis liefern müssen. Merkwürdig aber wäre es doch, wenn man ein Gedicht des misachteten Gustav Schilling plötzlich als ein Gedicht Schiller's bewundert, ja seinen besten beigezählt hätte.*) H. M.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

*) Da wir auf den Jahrgang 1861 des nürnberger „Albums" nicht wieder zurückzukommen gedenken, so geben wir hier nur noch in Kürze seinen weitern Inhalt an: W. Vollmer bespricht das im angelsächsischen Dialekt abgefaßte sehr merkwürdige Beowulflied, dessen Sagen

Wesen und Bedeutung des Rationalismus.

Der Rationalismus. Von L. J. Rückert. Leipzig, Haynel. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist den modernen Inquisitoren der protestantischen Welt nicht selten der Vorwurf gemacht worden, daß die Schnelligkeit ihres verwerfenden Urtheils weit mehr von ihrer Bereitwilligkeit zum Verdammen zeuge, als von ihrer Gründlichkeit und Gerechtigkeit. Allerdings wird diese Annahme durch den mistrauischen Eifer bestätigt, mit welchem sie den Besitz in Formeln zu fixiren suchen und jede Abweichung von diesen Formeln als Ketzerei bezeichnen, ohne zu bedenken, daß nichts gerade so sehr dem eigentlichen Wesen des Protestantismus als lebensfrischem Ganzen entgegen ist, als todte Formeln, sobald sie zu allgemein zwingenden und jede weitere Bewegung aufhebenden Fesseln erhoben werden sollen, wie auch die Geschichte solches Gebaren überall als hemmend, ja als ertödtend beweist. Die Decrete des Tridentinum bilden eine feste wohlgeschlossene Phalanx, aber sie schließen die freie Bewegung aus, und der griechischen Kirche muß ihr Name, „die orthodoxe", Ersatz sein dafür, daß sie überhaupt keine lebensvolle Bewegung mehr kennt.

Eine andere gern benutzte Taktik jener Ketzerrichter ist es ferner, jede Auflehnung gegen ihre Beschlüsse und ihre Dogmatik als Unglauben zu bezeichnen und so das eigene Gebiet als das ausschließlich berechtigte mit der Wahrheit schlechthin zu identificiren. Wo aber der Vorwurf des Unglaubens nicht offenbar zerstörende Tendenzen und ausschließlich negirende Geister trifft, sollte billig neben der Anmaßung die lieblose Härte bedacht werden, die jeden Unbefangenen an Pharisäismus mahnen muß und die unmöglich für heiligen Zorn ausgegeben werden darf. Es ist das Gebiet des Glaubens ein so zartes, daß gerade eigene Erfahrung die Verschiedenheit der Aneignung oder Auffassung eher als berechtigt hinstellen, jede erzwungene Uniformität aber eben als mechanisch und unselbständig ausschließen sollte. Dazu kommt, daß jedes vorschnell verwerfende Urtheil, namentlich wo es praktische Consequenzen nach sich zieht, in den meisten Fällen eher Opposition weckt und die Kluft vermehrt, sodaß die Anfangsgründe schon der Pastoralklugheit vor dem Irrthum exclusiver Strenge bewahren sollten, wie auch hier die Geschichte, und zwar gerade die Geschichte der protestantischen Kirche das Gesagte bestätigt.

Jener doppelte Vorwurf des unrechtmäßigen Standpunktes wie des Unglaubens ist nun in unserer Zeit mit einer seltenen Uebereinstimmung fast aller Parteien dem Rationalismus gegenüber erhoben worden, dem vergangenen des vorigen Jahrhunderts, wie dem in der Gegenwart sich neu erhebenden gegenüber, und es ist fast zu verwundern, daß nicht gerade diese übereinstimmende Verwerfung schon als ein neues Argument gegen diese unselige Erscheinung gebraucht worden ist. Die Verwünschung dieser „Pest" ist nicht etwa nur das Schibbolet und das ewige ceterum censeo einer extremen Kirchlichkeit: es gibt keinen Prediger, der den Rationalismus nicht verdammte, keine Zeitschrift, die ihn nicht angriffe; es gibt keine Anschuldigung, die nicht ihm gegenüber geltend gemacht würde, von der der Unwissenschaftlichkeit und Dürre des Systems bis zu seiner praktischen Schädlichkeit selbst auf politischem Gebiete, und den Schluß solcher Ausfälle bildet gewöhnlich nur der Trost, daß der leidige Irrthum nun glücklich überwunden ist. Ob durch die nun erregte und gepflegte Gläubigkeit, oder durch die vorgeschrittene Speculation, darüber ist man noch ungewiß, aber überwunden ist er, nur noch nicht ausgetrieben aus den Herzen der Menge, und Gutes mag heutzutage niemand mehr von ihm reden. Von den neuesten Dogmatikern stellt der eine „Mohammedanismus und Rationalismus" dem „Boden der positiven Gottesoffenbarung" gegenüber als zwei Geschwister, beide vom Christenthum gleichweit entfernt zusammen; ein anderer führt den Rationalismus als eine „religiöse Krankheitserscheinung" auf, der er nur etwa die Bedeutung eines „reinigenden Sturmwindes" zugesteht, und selbst der philosophische Dogmatiker weiß nicht eben viel zu seinem Lobe zu sagen. Kaum gibt es auf dem weiten Gebiete der Theologie und des kirchlichen Lebens einen Namen, der so allgemeiner und entschiedener Ungunst unterworfen wäre, als der des Rationalismus in der Gegenwart. So gespalten sonst die Parteien sein mögen, ihm gegenüber machen alle Fronte, und die jüngere theologische Generation betrachtet ihn nun vollends mit Abscheu, und zwar um so lieber, als die Pflicht ihm einen Schlag zu versetzen, unter solchen Umständen ohne Gefahr, freilich auch ohne Muth und sonderliches Geschick erfüllt werden kann.

Aber er ist nicht todt zu machen, und wollte man wirklich jene Uebereinstimmung in der Verwerfung gegen ihn geltend machen, so ist doch der Umstand, daß er immer wieder Vertreter findet, die diesen, wenn nicht verlorenen, so doch gefahrvollen Posten zu vertheidigen wagen und ihren Rationalismus mit der Macht der Ueberzeugung offen bekennen, auch ein Argument für ihn. Zwar die Ehrlichkeit der Gesinnung und eine gewisse praktische Bewährung wird seinen Vertretern überhaupt zugestanden, von Heuchelei findet man keine Spur in ihm; aber es mußte doch befremden, wenn ohne alle Wahrheit und aller belebenden Kraft bar ein so verlästertes System noch immer Geister beschäftigte und Gemüthern genügte, die in ihm sogar den Muth der Ueberzeugung finden und durch diesen Muth sich als nicht gemeine charakterisiren.

Der jenaer Rückert hat nun in seinem Buche „Der Rationalismus" sich offen zu diesem geschmähten Standpunkte bekannt, nachdem er ihn Jahrzehnde hindurch bereits vertreten, und der Greis, der für seine ruhige Darlegung ein ruhiges Gehör beansprucht, „nachdem er still mit sich zu Rathe gegangen, mit seinem Gewissen und seinem Pflichtgefühl", kann auch das von anderer Seite so gern angeführte Argument seiner Ueberzeugung und seiner Ueberzeugungstreue mit in die Wagschale legen, gestützt auf die Erfahrungen eines langen Lebens und auf den beruhigenden und abklärenden Einfluß eines mehr denn vierzigjährigen Dienstes der Wissenschaft.

Das Buch ist aber noch in einer andern Beziehung von Bedeutung. So gern der einzelne einstimmen mag in jenes allgemeine Anathem des Rationalismus, wenige werden wol nun sagen können, was an ihm verdammlich, ja was er eigentlich sei. Höchstens wird auf das verwiesen, was eine Zeit hindurch für Rationalismus galt; aber man fragt nicht, ob jene geschichtliche Erscheinung den ganzen Umfang des Begriffs ausfüllte, und ob auch alles, was damit zusammengehangen, Rationalismus war. Das volle, klare, wissenschaftliche Urtheil dürfte sich selten finden, und doch nur dieses kann Geltung fordern. Gerade aber den Begriff will das Buch geben, und in der hierdurch gebotenen Zurechtfindung liegt zum guten Theil das Zeitgemäße seines Erscheinens. Es wird darum auch ausdrücklich ausgesprochen, Rückert will nicht sagen, was der Rationalismus, sondern was Rationalismus sei. Jener ist eine abgeschlossene Erscheinung, er hat bereits seine Geschichtschreiber gefunden, man spricht von einer Zeit des Rationalismus, „etwa wie von der Zeit der Freiheitskriege"; hier handelt es sich um den reinen Begriff, das eigentliche Wesen. Der Kern der Sache soll zur

lef mit den Angeln zugleich nach Britannien auswanderte, das daher sich in mancher Hinsicht ergänzend an deutsche Geschichte und Sage anschließt, auch (wie der Verfasser weiter bemerkt) zu dem berühmten Buch des Tacitus über germanische Vorzeit die schlagendsten Belegstellen an die Hand gibt"; H. Wölffel entwirft eine Analyse des Shakspeare'schen „Timon", auf die wir wol noch bei anderer Gelegenheit zu sprechen kommen; J. Müller gibt einen auf frühern Complimentir- und Tranchirbüchern beruhenden culturhistorischen Aufsatz „Aus der alten Geschichte" und W. Heinrichsen charakterisirt Ludwig Richter's Holzschnitte. Die poetischen Beiträge sind von H. Wölffel, K. Ebersberger und A. Pichler. Das Trauerspiel des letztern „Die Tarquinier" wird sicherlich früher oder später in besonderer Ausgabe erscheinen und dann von einem unserer Dramenreferenten an geeigneterer Stelle gewürdigt werden.

Darstellung gebracht werden, und daß gerade ein jenenser Theolog hierzu Berechtigung und Befähigung hat, wird Freund und Feind zugeben müssen.

Uebrigens ist das Buch dieser Aufgabe gemäß kein gelehrtes Sammelwerk. Der Verfasser liebt es, „selbst zu denken und, was er gedacht, so klar als möglich auszusprechen, weder mit fremdem Schilde sich zu decken, noch durch stetes Hin- und Wiederblicken sich die freie Bewegung zu versperren", und in diesen wenigen Worten liegt eigentlich eine Charakteristik des ganzen Buchs, der nur hinzuzufügen ist, daß solchem jugendfrischen Sinne die ruhige Klarheit des Alters zur Seite steht.

Was ist nun nach Rückert Rationalismus? „Eigentlich bezeichnet das Wort das Treiben eines Menschen, der nicht rationalis ist, aber sich so geberdet und dafür gelten will. Wenn einer mit seiner ratio zu weit zu gehen scheint, als innerhalb der gewohnten Bahn gestattet ist, Dinge, die allgemein behauptet werden, leugnet und andere behauptet, an die zu denken bisher nicht gewöhnlich war, und Gründe dafür angibt, so ein Columbus oder Stephenson, da sagen die Leute: der will gescheidter sein als andere Leute und thut, als ob er den Verstand allein gepachtet hätte.... Aber es läßt sich doch auch etwas mit dem Worte machen. Erstlich sehen wir, daß es immer und ausschließlich eine Thätigkeit bezeichnet, ein Streben nach einem Ziele, niemals einen Zustand, ein Besitzthum, überhaupt etwas Fertiges bedeuten kann. Sodann wiefern doch jeder Mensch nach seinem Begriffe rationalis ist, wird es auf das Streben solcher Menschen hindeuten, die es in besonders hohem Grade oder schlechthin zu sein begehren. Und wenn nun rationalis zu sein, etwas Unrechtes gewiß nicht ist, so kann, es sein zu wollen und seine Thätigkeit darauf zu richten, auch so gar schlimm nicht sein; es ist nicht nöthig, daß das Wort Schimpfname sei.... Rationalismus ist also jede Thätigkeit, die auf das Ziel gerichtet ist, überhaupt oder in bestimmten Beziehungen rationalis zu sein und sich zu erweisen."

Es fragt sich nun, was ratio ist und welches der rechte Ort für ihre Anwendung? Die gewöhnliche Uebersetzung durch „Vernunft" ist zu unbestimmt; bezeichnen doch die neuesten Dogmatiker damit den über das Erfahrungsmäßige nachdenkenden Verstand gerade in seinem Unvermögen, sich über den Kreis der Erfahrung zu erheben. Altem und neuem Sprachgebrauche entspricht der Begriff des Denkens als Kraft, und Rationalismus ist demnach das Bestreben, diese Kraft überall, wo sie hingehört und so, wie sich's gehört, in Anwendung zu bringen oder, wie es später heißt, „das Streben, in seinem Urtheil sich allein durch Denken zu bestimmen". Die Berechtigung durch die Wissenschaft im allgemeinen ist selbstverständlich, aber es ist zu beachten, daß Rationalismus eben nur ein Verhältniß zur Wissenschaft bezeichnet und an sich ohne jede ethische Bedeutung, weder gut noch böse ist. Es ist die „rationelle" Behandlung des Stoffs, wie sie gegenwärtig für unzertrennlich mit der Wissenschaft gilt und sie zu dem gemacht hat, was sie ist. Aber hat das Denken auch auf dem Gebiete des Uebersinnlichen, der Geistwelt mit ihrer göttlichen Ordnung eine bestimmende und entscheidende Berechtigung? Die Bejahung dieser Frage und das hieraus erwachsene Bestreben, auf dem Wege des Denkens eine Wissenschaft der Geistwelt zu gewinnen, die mit gleichem, ja höherm Rechte den Namen der Wissenschaft verdiene, als die gesammte Wissenschaft der Natur und des natürlichen Lebens, das ist es, was den Namen Rationalismus im engsten Sinne erhalten hat. Das allgemeine Bedürfniß dieser Bestimmungsweise ist entschieden zu leugnen. Bezeichnet doch der Rationalismus im allgemeinen schon eine fortgeschrittene Entwickelungsstufe des Geistes und der Wissenschaft, die oft erst nach Jahrhunderten und im einzelnen zuweilen nie eintritt, und so bleibt nur nach der Möglichkeit zu fragen übrig, ob auf dem Gebiete des Uebersinnlichen das Denken zum Ziele führen kann. Der endlose Streit hierüber bezeichnet freilich die Frage als noch offen. Rückert will nun die That an die Stelle des Beweises setzen, indem er den Versuch macht, denkend nachzuweisen, wohin auf dem Gebiete des Geistes das Denken führt. Führt es zu nichts, oder führen die Leugnenden den Beweis, daß was als Leistung des Denkens hingestellt wird, nicht durch Denken gewonnen oder mangelhaft und ungenügend sei, dann haben sie gewonnen; wenn aber weder dies noch jenes, dann ist für das allgemeine Gebiet die Berechtigung des Rationalismus dargethan.

Apologetisch wird nun zunächst wiederholt darauf hingewiesen, daß der Rationalismus nur eine Methode bezeichnet, und daß daher das rationalistische System oder richtiger das durch die rationalistische Thätigkeit gewonnene Gebäude ein sehr verschiedenes sein kann, wie ja auch die rationalistische Thätigkeit in diesem Sinne von Paulus bis zur Kirchenerneuerung sich deutlich findet. Demnach wird immer nur der einzelnen Erscheinungsform im 18. Jahrhunderte gedacht und deren unleugbare Mängel werden sofort auf den ganzen Begriff des Rationalismus übertragen. Auch Rückert stimmt vollkommen überein mit dem Verwerfungsurtheile jener Periode, und vielleicht läßt ihn das Bestreben, den eigenen Standpunkt davon zu unterscheiden, allzu streng sogar darüber urtheilen, wenn er auch die geschichtliche Berechtigung und das Verdienst des Rationalismus jener Zeit darin erkennt, daß er das harte Joch der verknöcherten Orthodoxie brach, welches damals auf der evangelischen Kirche lastete, ja wenn er ihn überhaupt als nur aus dem Geiste seiner Zeit erklärlich bezeichnet.

„Es war eine Zeit der kühlen Verständigkeit auf der einen, des Ringens nach Wohlsein auf der andern Seite, und der Erlangung dieses höchsten Ziels der «Glückseligkeit» sollte alles dienen, auch die Wissenschaft, die Tugend, die Religion; wollen wir das Gepräge der Zeit, ob auch in fremdem Ausdrucke, doch in echter deutscher Offenheit bezeichnen, so nennen wir es gemeinen Eudämonismus, gegründet auf gemeinen Empirismus."

Daher ließ sich der Rationalismus jener Zeit zwar Gott gefallen, dessen Begriff er fand, aber er machte ihn zu einem außerweltlichen Gott und seine Polemik gegen den Begriff seiner Zeit von der Erbsünde und der rein objectiven Erlösung führte ihn zum Widerspruch; der einzige Rest des Glaubens endlich, der an die Schrift, führte zur Kritik der bisherigen Exegese; eine Kritik, die von Anfang der Kirchenlehre entfremdet sie weder glauben noch finden wollte. Man forschte wol in der Schrift, aber weder um einfach zu wissen, was sie sage, noch um einfältig zu glauben, was sie lehre, sondern für den Zweck und in der Hoffnung, vieles nicht mehr glauben zu sollen, was man schon vorher nicht geglaubt. Die Folge war eine greuliche Verderbniß der Exegese, und doch gelangte man auch hierdurch nicht zu dem gewünschten Resultate. So entstand denn nunmehr die Texteskritik mit einem neuen Offenbarungsbegriffe, und die eigentlich zu Grunde liegende Absicht bewies die folgende Zerstörung, welche der Gegner matte Vertheidigung unfähig war aufzuhalten. Da war es nun Zeit ein Neues zu bieten, aber der unideale empirische Rationalismus jener Zeit war wie die damalige Rechtgläubigkeit unvermögend dazu, „das Schwert des Geistes und die Flamme der Begeisterung fehlten ihm", wenn auch neben seiner Schuld die Zeitrichtung mit anzuklagen ist, welche das Emporkommen des Rationalismus mehr beförderte, als daß dieser sie in solche Bahnen lenkte. Auch drang er nicht in die unmündigen Massen, die heute noch wenig befähigt zu selbständigem Denken sind, aber seine Resultate drangen ein, namentlich seine negativen, meist durch vorkommene Jünger misverstanden und übertrieben unter sie verpflanzt.

Jene Erscheinungsform des Rationalismus ist also wirklich nur ungläubig und zum Zerstören gleich fähig wie bereit gewesen, das ist einfach zuzugeben; aber was die Gegner behaupten, daß Rationalismus und Unglaube sich deckende Begriffe seien, das ist ebenso einfach zu leugnen, und der folgende Theil des Buchs will den Beweis führen, daß vielmehr auch ein christlich gläubiger Rationalismus denkbar ist.

Die Eigenthümlichkeit des Rationalismus ist nun einfach die, daß er Kritik übt, und zwar in Bezug auf die christlichen Erkenntnißquellen, die erzählten Thatsachen und die kirchlich

Heilslehre. Es ist zu beklagen, daß auch hier mit Verwahrungen begonnen werden muß: aber müssen die Gegner jetzt auch zugeben, daß prüfungsloses Hingeben an das Ueberkommene unwissenschaftliche Trägheit oder Willkür wäre, so kennen sie doch meist nur die beiden Extreme, d. i. jene oben geschilderte Art der biblischen Kritik, die nur zerstören will und sich der Zerstörung freut, oder ihre eigene „gläubige Kritik", nach welcher sie ihre Arbeit in dem festen Glauben beginnen, daß die biblischen Schriften und ihr Inhalt sämmtlich echt sind und das dogmatische Gebäude keiner Sichtung bedarf. Das ist nun freilich zuzugeben, daß es ungläubige Kritik gibt; sprach doch der alte Rationalismus seinem außerweltlichen Gott selbst die Möglichkeit der Offenbarung, dem Menschen aber das Bedürfniß dazu ab, aber für diese Irrthümer ist die Kritik an sich so wenig verantwortlich, wie für die destructiven Tendenzen einer glaubenslosen Zeit. Der wahre Kritiker ist vielmehr einfach ein Suchender, entschlossen jedoch, das Gefundene unweigerlich als Gegenstand des Erkennens anzunehmen; ja es ist denkbar, daß das durch den Inhalt verletzte sittliche Gefühl zur Kritik treibt, und in Bezug auf die biblischen Bücher, ihre Verfasser, Entstehungszeit u. s. w. hat die Wissenschaft diesen Standpunkt längst eingenommen, sodaß hier die Gegner der Kritik allgemein auch als Gegner der Wissenschaft anerkannt sind. Anders aber ist es mit dem geschichtlichen Inhalt, und wenn auch hier noch im Alten Testamente Stammsagen und spätere Zusätze anerkannt werden, so würde doch der rein historische Standpunkt, der sich nur an die Quellen hält, im Neuen Testamente nicht über den Weisen von Nazareth hinauskommen, wie manche wirklich beim „Landrabbiner" stehen geblieben sind. Aber dieser rein historische Standpunkt ist hier eben nicht berechtigt. Der Kritiker beginnt vielmehr hier seine Arbeit in dem Bewußtsein, Christum zu haben, und von dem gewonnenen Begriffe des Erlösers beurtheilt er das, was er findet. Widersprüche beunruhigen ihn und seinen Glauben nicht, „sowenig der, welcher Arndt aus jahrelangem Umgange kennt, ein bairisches Landgericht befragt, was von dem Schriftsteller aus Bonn zu halten sei". Allerdings sind die ihn leitenden Gesetze nur die der allgemeinen Forschung, und sein Inspirationsbegriff ist nicht der mechanische, wonach kraft einer Allmachtswirkung jeglicher Irrthum bei den Erzählern ausgeschlossen ist.

Gleichen Widerspruch hat endlich die Kritik in Bezug auf ihr Verhältniß zur kirchlichen Heilslehre erfahren. Müssen die Gegner auch den unabhängigen Gliedern der Kirche zugestehen, was sie ihnen nicht mehr wehren können, den Lehrern auf Kanzel und Katheder soll keine Kritik gestattet sein, obgleich sie Luther seinerzeit für sich und die Seinen beanspruchte. Hier sind die kirchlichen Bekenntnißschriften als Schranken aufgestellt, wenn sie auch nicht als Norm des Glaubens gelten dürfen. Aber die Zerrissenheit der Kirche wird nur dann geheilt werden können, nicht wenn man durch Machtsprüche oder Gewalt Schweigen erzwingen will, sondern alle Theile mit gleicher Freiheit ihre Geisteswaffen brauchen läßt in dem Vertrauen auf die siegreiche Kraft der Wahrheit. Ueberall, wo das Denken dem von außen her Festgestellten begegnet, muß es ja kritisch werden, aber diese Kritik ist an sich weder ungläubig noch zerstörungslustig. Im Gegentheil, Feindschaft vor angestellter Prüfung ist nicht Sache des Denkens, sondern des Vorurtheils, und der ethische Rationalismus macht seinen Anfang überhaupt gar nicht mit der Beurtheilung des überkommenen Stoffs, noch setzt er einen willkürlich ersonnenen Begriff an die Spitze, sondern das rechte Denken in seinem Dienste sucht zuerst selbständig zu ergründen, was die Welt an Christus hat, und wenn es sich in dem Gefundenen wissenschaftlich festgesetzt, dann wendet es auf festem Grunde stehend sich dem fremden Denken zu und sucht die Punkte der Einstimmung und des Zwiespalts. So kann ihm nicht begegnen, Christum über seiner Arbeit zu verlieren, denn es hat ihn unverlierbar, ehe es sie beginnt. Auch umfaßt die Prüfung die biblischen Anschauungen wie die kirchlichen, nur so, daß es die einen von den andern sondert, und die Entscheidungsgründe schöpft der Rationalismus aus denselben Quellen, aus denen er die Gründe der eigenen Anschauung gewonnen hat, also der ethisch-theologische Rationalismus aus der allgemeinen Theologie und den ethischen Grundgedanken, in der Ueberzeugung, daß christlich aber kirchlich wahr nicht sein könne, was theologisch und ethisch unwahr ist. So hat er für das eigene und fremde Denken dasselbe Maß und ist sich allenthalben auch des Unterschieds bewußt, der im Denken zwischen Wesen und Form einzutreten pflegt, ein Unterschied, dessen Uebersehen gleich oft der Grund des Misverstehens wie der feindseligen Trennung wird. So weicht auch der Rationalismus nur in einzelnen Anschauungsformen ab und widerspricht allein den Sätzen, die ein gefördertes Denken als der ethischen Wahrheit widersprechend anerkennen muß.

„Nun aber auf allen Gebieten des Lebens nicht weniger als der engern Wissenschaft bereiten sich Zeiten vor und sind zum Theil schon da, wo, wenn auch nicht den Massen, doch den Gebildeten unter ihnen Hingabe an fremdes Wort ohne Kenntniß des Grundes unmöglich wird; da wird denn heilsam sein, wenn eine Theologie gefunden wird, an die sich anschließen könne, wer nur auf gutem Grunde des Denkens glauben kann, die eine Zuflucht biete denen, die in den Schranken einer nur von außen vorgeschriebenen Lehre nicht einhergehen können. So wird es doch dabei bleiben müssen: der Rationalismus hat in der Theologie nicht nur das volle Recht zu sein, das seinen Grund in seinem Vermögen hat, sondern darf auch das Bewußtsein haben, daß er die Theologie der Zukunft sei und Aussicht habe, in seinem Wesen zu bestehen, wenn, was unhaltbar in der Kirchenlehre, wird untergegangen sein."

Diese Worte enthalten eine beherzigenswerthe Wahrheit. Was die große Berechtigung des Rationalismus ist, das ist seine Aufgabe, den Geist und die Geister zu bewegen und von dem bloßen Ruhen auf dem ererbten Besitzthum abzuhalten. Er hat als ethischer Rationalismus auch die Kraft, die Arbeit der Kirche mit zu vollziehen, und ist auch immer noch ein Unterschied zwischen ihm und der speculativen Dogmatik, welche übrigens auch die geoffenbarten Gedanken nachdenken will, so ist doch auch die Verwandtschaft groß genug, welche oft nur die verschiedene Ausdrucksweise verdeckt oder die gegenseitige traditionelle Scheu verkennt, wie auch beide gleiche Gegner haben und gleichen Widerspruch erfahren. Es hat das Denken trotz alter und neuer Verunglimpfung auch auf dem Gebiete des Geistes sein unzerstörbares Recht, und während es sich auf allen andern Gebieten ungebunden bewegt, wird es sich wahrlich auf diesem einen nicht binden lassen. Was es vermag, das beweist die Kirchengeschichte von dem alexandrinischen Rationalismus oder der alexandrinischen Speculation bis zu den Scholastikern und Mystikern des Mittelalters und von Luther bis Schleiermacher. Entsteht Kampf dadurch, so ist dies nur dann ein Unglück, wenn er nicht oder nicht nur mit den Waffen des Geistes geführt wird. Zwar ist das nichts Seltenes gewesen, die Geschichte aller Zeiten zeigt es sogar als das Gewöhnliche, aber die Wahrheit hat doch gesiegt und wird wieder siegen. Nun aber fördert sogar das Denken im Dienste eines tugendhaften Wollens den Glauben, der, um völliges Eigenthum zu werden, durch alle, also auch durch die erkennenden Kräfte des Menschen gegangen sein muß. Ja während ein Gemüth, dem unentbehrlich ist, sein Urtheil durch Denken zu bestimmen, zum Glauben nicht gelangen könnte, wenn es durch Aufgeben des Denkens ihn erkaufen müßte, wird er einem solchen zum Grundpfeiler und Rettungsanker seines Glaubens. Das gilt vor allem in der Gegenwart, die auf religiösem Gebiete unzweifelhaft Neues vorbereitet. Und dabei ist für das Wesen des Protestantismus nicht zu fürchten. Im Gegentheil hat derselbe in seiner Anerkennung des Rechts der freien Prüfung etwas Rationalistisches von Haus aus, und sein Stifter war nach seinen zahlreichen anerkennenden Aussprüchen über die Vernunft eigentlich Rationalist, wie er bereits der Vorläufer des Rationalismus genannt worden ist. Seine Forderung von klaren Gründen zu Worms, die er allerdings nach der Meinung mancher

Hyperlutheraner besser hätte weglassen mögen und die bereits aus mancher geschichtlichen Darstellung wirklich weggelassen ist, mehr noch sein Verhältniß zur Schrift beweisen es. Das wird nun freilich nicht überall mehr anerkannt, eher erfreut sich das Gegentheil gegenwärtig der Billigung, und es dürfte selbst nicht wunder nehmen, wenn sich ein junger Held an die Widerlegung des Rückert'schen Buchs machte und ihm nach guter alter Sitte vorläufig etwa achtzig bis neunzig Irrthümer und Abweichungen nachwiese; aber neben der Berechtigung des rationalistischen Standpunkts darf auch seine Bedeutung und sein Einfluß nach der vorhin ausgesprochenen Seite hin nicht unterschätzt werden, und in diesem Zusammenhange ist auch die Berechtigung und der Werth unsers Buchs zu messen. 33.

Deutsche Romane auf fremdem Boden.

Von allen Arten und Abarten der deutschen Literatur kann sich keine rühmen, in den letzten Decennien eine größere Mannichfaltigkeit entwickelt zu haben als der Roman. Er bleibt jetzt nicht mehr in der Heimat mit ihrer Lust und Freude, ihrem Leid und Wehe, sondern er macht sich auf, nimmt den Wanderstab in die Hand und erobert sich einen neuen Boden. Theils sucht er die Landsleute auf, die ihr Vaterland verlassen haben, um sich ein neues zu suchen, theils greift er in die eigentliche Fremde und entrollt Bilder von uns fremdem Leben, fremden Sitten, fremden Stämmen. Das sind der Neuzeit eigenthümliche Felder des Romans.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war es ein großes Moment beim Effecthaschen, irgendeine hervorragende Person der Geschichte ferne und fremde Länder aufsuchen zu lassen, wenn man nicht mehr wußte, was man mit dieser Person anfangen sollte. Dann war diese Person auf lange Zeit abgethan, denn wer konnte wagen, den durch die Umstände zum Fliehen, Auswandern u. s. w. Gezwungenen zu verfolgen. Es wäre auch ein undankbares Beginnen gewesen. Fremde Länder waren unsern guten Altvordern, den Autoren und Lesern, ja dieselbe terra incognita, wie sie uns der gute Mond ist. Durch einen solchen Coup hatte der Autor noch den Vortheil, im dritten Bande den Verschollenen wiederkehren zu lassen, welcher sachgemäß von jung und alt nun angestaunt werden mußte. Das gab dann wieder Gelegenheit zu allerhand schönen Schilderungen, zu Trauer-, Rühr- und Freudescenen.

Diese immensen Vortheile haben wir ärmsten Epigonen nicht mehr, denn die Zeit liegt gar nicht zu fern, wo man während der Sommerferien liebe Verwandte oder Freunde in Neuyork oder gar Melbourne besuchen wird und die Abschiede werden weniger thränen- und schmerzenreich sein, als sie weiland waren, wenn die ehrsamen Leute aus Königsberg in Preußen nach Leipzig zur Messe fuhren. Passirt einem Autor heutzutage der Fall, daß er eine wichtigere Persönlichkeit seines Romans entwischen läßt, so ist er unbedingt verpflichtet, ihn zu begleiten oder wenigstens öftere Lebenszeichen mit Berichten von seinem Thun und Treiben zu geben. Verdenken kann man es doch nun dem Schriftsteller nicht, wenn er sich das Verschwindenlassen erspart und den ganzen Roman lieber gleich in die Fremde verlegt. Ist er auf diesem Boden dann auch noch so heimisch, eine kleine Lüge wird er hin und wieder nicht unterdrücken können, und gläubige Leser finden sich genug, die auf das Schriftstellerwerk wie auf das Evangelium schwören.

Es ist kein Land der Erde, in welchem nicht schon von Deutschen geschriebene Romane gespielt hätten. Mügge eroberte Norwegen, Philipp Galen ließ sein erstes Buch in England spielen, Mundt (im „Mirabeau") und tausend andere zogen nach dem Lande der grande nation u. s. w. Ueber die See pilgerten Gerstäcker, Ruppius, Griesinger, Kürnberger (in Gedanken) und hundert andere. Wir gehören nicht zu denen, die neue Eroberungen des deutschen Geistes verdammen, halten diese vielmehr als einen erfreulichen Beweis für die universellen Bestrebungen und für die Vielseitigkeit des deutschen Geistes. Wir halten es mit Vater Goethe: „Greift nur hinein ins frische Menschenleben" und „wo ihr's packt, da ist's interessant".

Körper und Geist der Deutschen acclimatisiren sich leicht, was sich aber nicht acclimatisirt (und dies sei immerdar unser Stolz), das ist das echte, liebe, deutsche Gemüth.

Wir wenden uns bei Besprechung der uns vorliegenden Bücher nun zuerst zu denen, die vorzugsweise von unsern Landsleuten in der Fremde handeln.

1. Emigrantengeschichten. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben von Theodor Griesinger. Zwei Bände. Tuttlingen, Kling. 1858—59. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Geld und Geist. Roman aus dem amerikanischen Leben von Otto Ruppius. Berlin, F. Duncker. 1860. 8. 16 Ngr.

Theodor Griesinger, der Verfasser der vielgelesenen, frischlebendigen „Lebenden Bilder aus Amerika" gibt uns in zwei starken Bänden Novellen und Novelletten aus dem Leben Ausgewanderter. Schon Griesinger's „Lebende Bilder" hatten sich zur Aufgabe gestellt, lediglich Leben und Weben, Treiben und Arbeiten unserer deutschen Auswanderer zu betrachten, um den Zurückgebliebenen ein getreues Bild vom Thun und Lassen der Geschiedenen zu malen. Man hat nicht sagen können, daß diese Bilder, in ihrer Ausführung meisterhaft, gar so sehr verlockend gewesen sind. Es waren Nachtscenen, düstere Nachtscenen, die unser Herz zum Mitleid für die entfernten Landsleute anregten, und denen die wenig heitern Genrebilder nur zur Folie dienten, um die Traurigkeit jener dunkeln Bilder um so mehr hervorzuheben.

Vorliegende Emigrantengeschichten hinterlassen meist einen wohlthuenden Eindruck, da sie nach den Gesetzen der Novelle erfunden sind, als deren erstes das Publikum die gewichtige Lehre hinstellte: sie müssen sich kriegen. Deshalb kriegen sich auch die Pärchen, die Griesinger in den Novellen uns vorführt.

Der erste Band enthält in seinen 398 Seiten vier Erzählungen: „Der reiche Vetter in Amerika", „Fahrten und Abenteuer eines Marinesoldaten", „Der Hochzeiter wider Willen", „Zwei Weiber und falsch Geld".

Die Erzählungen sind ungleich geschrieben und wir gestehen, von den ersten beiden am wenigsten befriedigt zu sein. Dagegen ist die Novelle „Der Hochzeiter wider Willen" ein kleines Meisterwerk in Erfindung und harmlos heiterer Ausführung. Ein junger Metzgergesell, Peter Huth aus Brühl im Badischen (Griesinger's Helden sind immer Süddeutsche), kommt nach Neuyork als Verkäufer in einen Fleischerladen. Eine junge, schöne und reiche Amerikanerin verliebt sich in den frischen, kräftigen Dutchman, der keinen andern Fehler hat als den, die Sprache Altenglands und Nordamerikas durchaus nicht lernen zu können. How do you do, ein vielsagendes No und ein noch bedeutsameres Yes sind die Resultate seiner Studien des Englischen. Der Höhepunkt der Erzählung selber ist nun auf das amerikanische Gesetz basirt, daß ein junger Mann die Wahl hat, zwischen dem Gefängniß und der Hochzeit, wenn er einem jungen Mädchen die Ehe versprochen hat und diese durch zweier Zeugen Mund ihre Ansprüche bekräftigen kann. Eine geschickt herbeigeführte Verwickelung, die Peter Huth Gelegenheit gibt, seiner Anbeterin einen großen Ritterdienst zu leisten, wird von der Miß benutzt, dem frischen Mann in Gegenwart eines Apothekers und einer Freundin von ihr eine feierliche Frage in englischer Sprache vorzulegen, die ein Eheversprechen enthält. Der Metzger versteht natürlich nicht, was man von ihm will, die feierliche Frage und Miene verführt ihn aber zu einem ebenso feierlichen Yes. Nun ist's geschehen, am andern Tage macht die Miß ihre Ansprüche geltend, und daß Meister Huth sich nicht weigert, sein Eheversprechen zu erfüllen, kann man denken. Jetzt ist Peter Huth aus Brühl im Badischen ein recht wohlhabender und angesehener Market butcher in Neuyork, könnte aber seinem Vermögen nach recht gut ein Wholesale butcher sein.

Die vierte Erzählung „Zwei Weiber und falsch Geld" ist

wieder eine sehr gut erfundene Novelle mit düstern Anklängen. Die Erzählung löst sich aber harmonisch auf und schließt mit befriedigender Assonanz, indem sie, was den Helden selbst betrifft, einen wohlthuenden Eindruck hinterläßt.

Auf 422 Seiten enthält der zweite Band der „Emigrantengeschichten" zwei Novellen: „French Louis, der Loaferkönig" und „Germania in Amerika". Jede dieser Novellen ist fast so umfassend wie der Ruppius'sche Roman, über den wir nachher referiren werden.

„French Louis" spielt im Jahre 1852 zu Neuyork und läßt uns einen tiefen Blick in die Verhältnisse derjenigen Leute thun, die wir, abweichend von der Klassifikation Griesinger's mit dem allgemeinen Namen Straßenräuber belegen wollen. French Louis, der Loaferkönig, ist ein Betrügerkönig, der sein Scepter und die Krone allerdings auf originelle Art trägt und sein Gewissen auf ziemlich spartanische Weise damit beschwichtigt, daß er nur das Beste der Leute im Auge hat; er will sie ja nur klug machen und dazu beitragen, daß die Leute gewitzter und amerikanischen Verhältnissen gewachsener werden. Wenn er dann auch vieles aufbietet, daß der zweite Held des Buchs, ein ehrlicher deutscher Kaufmann, Franz Mayer, sein schönes Liebchen heirathen kann, so steckt hinter der Handlungsweise des Loaferkönigs doch sehr viel Egoismus. Und da French Louis mit seinem Betrügertreiben meist nur den Einwanderern Schaden zufügt, um sie eben, wie oben gesagt, gewitzter zu machen, so ist uns der Nimbus um so weniger begreiflich, mit welchem den Loaferkönig zu umgeben Griesinger hin und wieder sehr geneigt ist. Daß wiederum eine junge, schöne und reiche Amerikanerin in den Loaferkönig verliebt und dazu von seinem Treiben noch unterrichtet ist, mag für Psychologen ein recht interessanter Unterschied des weiblichen Charakters in Amerika und Deutschland sein. Uns hat, vom vielleicht individuellen Standpunkte aus, die Novelle nicht behagen wollen, trotz der gewandten Durchführung und der guten Dialektik Griesinger's.

Behaglicher war uns schon bei der Lectüre der zweiten Romannovelle „Germania in Amerika". Hier wurden wir wieder in das Colonistentreiben süddeutscher Auswanderer eingeführt und des Verfassers eigenthümliches Talent in Situations- und Charakterschilderungen bewährt sich darin vortrefflich. Wir legten das Buch nach Beendigung des Lesens dieser Novelle sehr befriedigt aus der Hand, denn trotz mancher grauenhaften Scene war alles mit einer gewissen Plastik dargestellt, die um so erfreulicher ist, als Schauerscenen sonst in der Regel bei den Haaren herbeigezogen werden.

Zwei Eigenthümlichkeiten Griesinger's sind uns aufgefallen. Erstens scheint er die goldene Mittelstraße in Schilderung weiblicher Charaktere oft absichtlich zu vermeiden; er kennt nur Engel an Körper, Geist, Gemüth und Herz oder forcirte Teufelinnen an Geist, Gemüth und Herz, deren Körper dann aber noch engelhafter sind. Die Novellen „Zwei Weiber und falsch Geld" und „Germania in Amerika" sind Belege für unsere Ansicht.

Die zweite Eigenthümlichkeit ist ernsterer Natur. Die Eifersucht und der Haß der deutschen Stämme untereinander sind tief eingewurzelte Eigenschaften, und wenn hier die Ursachen dieser Thatsachen nicht untersucht werden dürfen, so mag wenigstens diese Zeitschrift der Ort sein, dem Gebaren der Gebildeten, welche diesen Haß anschüren, entgegenzutreten. Griesinger macht aus diesem Haß gar keinen Hehl, und aufgeblasener Norddeutscher und dünkelhaftes Berlinerthum sind Schimpfworte, die sehr von ihm geliebt werden. Die nationalen Bestrebungen der Nation sind aber heilig genug, um den „freien Priestern freier Kunst" die Verpflichtung aufzulegen, diesem Hasse stets begütigend und tolerant entgegenzutreten. Diesen Haß zu schüren scheint uns den deutschen Schriftsteller zu entwürdigen und wir hielten uns verpflichtet dies zu sagen auf die Gefahr hin, den Haß unsers Stuttgarter Collegen auf uns zu ziehen.

Wir kommen jetzt zu dem Ruppius'schen Romane „Geld und Geist". Otto Ruppius ist ein Name guten Klanges und die Leser d. Bl. haben die Bekanntschaft dieses Autors gewiß schon längst gemacht. Viele werden ihn aus seinen amerikanischen Skizzen kennen, welche die „Gartenlaube" bringt, andere aus seinen frühern amerikanischen Romanen, die August Henneberger in d. Bl. besprochen hat.

„Der Pedlar" und „Das Vermächtniß des Pedlars" waren zwei freundlich begrüßte Romane. Man erfreute sich an der gesunden, kräftigen Anschauungsweise, an der gewählten und doch einfachen Sprache, den psychologisch richtigen Handlungen der gezeichneten Charaktere, vor allem aber an der deutschen Gesinnung, die dem Buche zur größten Zierde diente. Man rechnete es dem Autor hoch an, daß er, wie Griesinger in seinen „Lebenden Bildern", sich mit den deutschen Landsleuten drüben beschäftigte und daß ihm das deutsche Wesen am Herzen lag. Und dieselben Vorzüge hat der uns heute vorliegende Roman „Geld und Geist". Der Titel ist bezeichnend für die Tendenz des Buchs, welches sich zur Aufgabe den Beweis gestellt hat, daß auch in den jetzigen Tagen realen Strebens der echte Geist, das wahre Genie sich Bahn bricht, selbst im geldgierigen Amerika. Freilich erst durch Nacht zum Licht. Noch bedeutsamer wird der Vorwurf des Romans aber dadurch, daß es ein Schriftsteller ist, der sich jene Bahn bricht, ein Mann, der durch eiserne Beharrlichkeit vom Setzer zum Tagesschriftsteller, Redacteur und endlich Besitzer einer großen Zeitung sich emporschwingt, einer englischen Zeitung, und er ist — ein Deutscher.

Das alles entwickelt sich so ruhig, so durch sich selbst bedingt, ohne daß sich auch nur eine Idee von Effecthascherei bemerkbar macht. Dabei sind deutsches und amerikanisches Leben diametral gegenübergestellt, sodaß der 16 Bogen umfassende Roman interessanter und lehrreicher ist, als manches dickbauchige Werk. Nebenbei gesagt ist der Preis von 16 Ngr. für das Buch ein so geringer, daß das liebe deutsche Publikum immer anfangen kann, die rühmenswerthe Sitte der Engländer nachzuahmen, nach welcher der nur einigermaßen Begüterte Bücher, die ihm ein Spiegel nationaler Tüchtigkeit sind, selbst anschafft und nicht dieselben gegen den landesüblichen Obolus beim Bibliothekar entleiht.

Romane, die uns in eine vollständig fremde Welt einführen, in eine Welt, vor der uns oft ein Schaudern erfaßt, sind:

3. Die alte Brauerei oder Criminalmysterien von Neuyork. Nach dem Leben erzählt von Theodor Griesinger. Drei Bände. Tuttlingen, Kling. 1859. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
4. Black Douglas. Ein australischer Roman von Wilhelmine Guischard. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

In dem Prospect, welchen der Verleger zur Subscriptionseinladung auf „Die alte Brauerei" veröffentlichte, lesen wir Folgendes: „Dieser Roman, aus dem wirklichen Leben gegriffen, schildert das ganze Thun und Lassen in Neuyork, das Leben und Wirken der höchsten wie der niedersten Stände; es sind darin alle Triebfedern zu den Handlungen dieses Menschenknäuels an den Tag gelegt; alle Motive zu der schrecklichen, moralischen Gesunkenheit dieses neuen Sodom und Gomorrha sind darin offenbar gemacht; die Zeitungen Amerikas wie Europas sind voll von der Niedertracht, welche die amerikanischen Zustände in den Koth herabdrückt; die ersten Staatsmänner (wie Buchanan selbst) sprechen von der Verdorbenheit der jetzigen Amerikaner in politischer, religiöser wie moralischer Beziehung als einer offenen Calamität" u. s. w.

Wer muß nach solchem Eingange nicht gespannt auf das Buch sein! In der Vorrede sagt nun Griesinger selbst, daß sein Buch „weniger eine abgerundete, in sich vollendete Erzählung, als vielmehr eine Aneinanderreihung von Scenen, Skizzen, Betrachtungen und Ereignissen sei". Er fährt dann fort: „Nur dagegen protestire ich, wenn mir jemand sagen wollte, die Abenteuer, die in diesem Buche vorkommen, die Facta, die in diesem Buche erzählt werden, seien fingirte, und — vielleicht nicht blos fingirte, sondern auch unwahrscheinliche und unmögliche. Ich sage vielmehr, es sind lauter erlebte, nicht von mir, aber von andern erlebte Abenteuer" u. s. w.

Mit welcher Neugierde geht man nun an die Lectüre! Wir kennen viele Bücher, auf deren Titel „Geheimnisse“ oder „Mysterien“ versprochen werden, aber wir kennen keins, das sein Versprechen mit so haarsträubender Gewissenhaftigkeit löst. Jede scheußliche That, die jemals begangen worden ist oder begangen werden kann, hat eine Stelle in diesem Buche gefunden, und Sachen sind darin verzeichnet, an die zu denken schon zartfühlenden Seelen Gewissensbisse bereiten muß.

Griesinger hat recht, wenn er in ehrlicher Selbstkenntniß gesteht, daß sein Buch kein Roman ist: es ist eine Aneinanderreihung von Gräßlichkeiten. Das wenige Erquickende, wie die Scenen im Hause der Generalin Cooper, ist dabei so idyllisch reizend geschrieben, daß das arme Leserherz fortgesetzt zwischen Bangen, Furcht und Hoffen schwebt.

Es kommen Einmauerungen in dem Buche vor, scheußlicher als jede Mönchseinmauerung, denn die in einem feuchten Keller Eingemauerten werden bei lebendigem Leibe von Ratten gefressen. Man lese auf S. 369 des dritten Bandes, was der alte Pete, Souverän in der Brauerei, sagt:

„Hoho!“ rief ihnen eine laut dröhnende Stimme entgegen: „Kommt ihr endlich? Die kühle Zelle ist bereit und meine Wasserratten wetzen schon die Zähne auf den Schmaus. Prächtige Mahlzeit, das! Soll sehr süß sein, das Menschenfleisch, weit süßer als andere Fleischsorten. Hurrah, rother Jude, warum klapperst denn mit den Zähnen? Friert dich's, armes Thierchen? Wird dir bald warm werden, wärmer als dir lieb ist. Werden dir das Fleisch Stück für Stück von den Beinen reißen! Es kann acht Tage dauern, bis sie dir ans Herz gelangen, acht volle Tage. Hoho! Klapperst schon wieder? Meinst vielleicht, vor Langeweile drauf zu gehen in dieser Einsamkeit? Denke nicht daran, wirst Gesellschaft haben, gute Gesellschaft: Ratten, Molche und Schlangen. Ausnehmend schönes Terzett! Werde mich dran erlustiren und das Auditorium bilden. Aber nun macht vorwärts; dort sind die Dielen, hier liegen die Schrauben. Nehmt ihm den Knebel aus dem Munde und bindet seine Füße und Arme los. Werdet doch dem Manne das Vergnügen nicht rauben wollen, im großen Terzett mitzusingen? Werdet ihn doch kämpfen lassen mit den Molchen, Ratten und Schlangen?“

Dies eine von den tausend Schauerscenen. Auch kommt in Miß Karein wieder ein weiblicher Charakter im Buche vor, von dem man mit dem Heine'schen Tanhäuser sagen kann: „Frau Venus, schöne Fraue mein, ihr seid eine Teufelinne.“ Auch ein Prediger, Dr. Beecher, ist vorhanden, dem es, um einen Transport Staatsgelder zu stehlen, nicht darauf ankommt, eine Eisenbahnkatastrophe zu veranlassen und sechzig Menschenleben zu opfern. Und wenn sich dann das Herz manchmal zusammenzieht, wenn man mit Abscheu das eben Gelesene für unmöglich hält, da kommt Griesinger mit einer Anmerkung, wo er die Wahrheit nicht nur behauptet, sondern auf Zeitungsnummern hinweist, die analoge Fälle besprochen haben.

Solcher Art sind die „Criminalmysterien von Newyork“. Anders gehalten ist der Roman „Black Douglas“ von Wilhelmine Guischard. Diese Arbeit läßt einen entschiedenen Fortschritt gegen den in demselben Verlage erschienenen Erstlingsroman der Verfasserin „Die Hunyady“ gewahren, was abgeschliffenen Stil, guten Dialog und Charakterzeichnung anbelangt. Und dabei haben wir es mit einem Romane zu thun, welcher einem Genre angehört, das sonst von schriftstellernden Damen nicht cultivirt wird. Es ist eine Verbrechergeschichte, die in Australien spielt, während wir doch aus dem an einen Ungenannten gerichteten Zueignungsvorwort ersehen, daß selbst das Terrain ein der Verfasserin nicht ganz bekanntes ist. Dieser Ungenannte hat das Material zu der nach wahren Thatsachen erzählten Geschichte geliefert. Man wird uns zugeben, daß der Roman keine leichte Aufgabe für die Verfasserin war: das Terrain unbekannt und der Hauptcharakter dem weiblichen Herzen vielleicht unbegreiflich. Die Phantasie des Weibes mußte, wie uns bedünken will, hier das Herz ersetzen, und wir freuen uns, daß die Phantasie ein so richtiges Bild hervorzauberte. Die jahrhundertalte Frage, wo das Recht aufhört und das Unrecht beginnt, wird, natürlich ohne Lösung, im Buche zum öftern abgehandelt: bekanntlich ein Thema, an das die Colleginnen der Verfasserin, Julie Burow und Luise Mühlbach schon manchmal sich gewagt haben.

Black Douglas ist ein Mann, dem die Natur alle Gaben verliehen hat, die in ihrer Vereinigung wol im Stande sind, einen großen Charakter zu bilden; ein einziger Fehltritt — und er sinkt, sinkt immer tiefer, bis zum gefürchteten Chef einer australischen Räuberbande. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann ein gefallenes Mädchen geheirathet und zur schönen Höhe edler Weiblichkeit wieder emporgehoben hat, sodaß das tragische Ende des Paars wahrhaft erschütternd wirkt. Das Weib kennt die Stellung des Mannes nicht und wohlgelungen sind der Verfasserin die tragischen Momente, in denen eine Enthüllung stattfindet, und dann die Augenblicke der spätern Vergiftung.

Wilhelmine Guischard liebt es, wie alle Damen, viel Sentenzen in ihre Arbeit einzuweben. Wir wollen eine solche geben, gleichzeitig als Stilprobe des Romans. Black Douglas, im Begriff ein anderes Leben zu beginnen, sagt: „Mag das Glück, das mir bis heute durch so manche Irr- und Querpfade des Lebens gefolgt, nur noch kurze Zeit standhalten, und ich leite dennoch mein Schiff nach so manchem wilden Sturm in die ruhige Bai! O warum ist das Glück so etwas Wesenloses — ein Phantom, das uns flieht, wenn wir es suchen, das uns umschwebt, sobald wir es vergessen — warum kein Gegner, den wir sehen, bekämpfen und uns dienstbar machen können. So sind wir ein Spiel des Zufalls und der Laune; alle Kraft und Beharrlichkeit, aller Trotz und Wille haben an dieser Grenze ihr Ende erreicht, und der Feigling wie der Tapfere muß den Ausschlag einer überlegenen aber unbekannten und dunkeln Macht anheimstellen! Darin liegt unsere Schwäche, darin die menschliche Abhängigkeit! Gehörten wir ganz uns selbst, wir wären vollkommene Wesen, denn der Geist ist unbeschränkt in seinem Denken und Wollen!“ Nun, die vollständige Unbeschränktheit des Menschengeistes hat denn doch noch eine andere Seite.

Unser Résumé geht nun dahin, daß „Black Douglas“ eine höchst beachtenswerthe Erscheinung der Neuzeit ist, die unsere Neugierde auf die dritte Arbeit der Verfasserin wol spannen kann. Wir werden uns freuen, der talentvollen Dame wieder zu begegnen.

Heinrich Mahler.

Zur europäischen Kriegsgeschichte der neuesten Zeit.

Die Kämpfe in Europa in den letzten zwölf Jahren (1848—59), ein Cyklus von Gefechtsbildern und biographischen Skizzen von Max Biffart. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit Recht wird in dem Vorwort gesagt, daß sich die Ereignisse unserer Zeit zu schnell folgen, um einen vollkommenen Eindruck zu hinterlassen, das gesteigerte Interesse für das neue herauftauchende Bild verwische stets die klare Erinnerung an das eben betrachtete; und so mag eine zusammenhängende Darstellung der Kämpfe, welche Europa seit zwölf Jahren in fast ununterbrochener Folge erschüttert und durchzuckt haben, dem Leser willkommen sein. Der Standpunkt des Verfassers ist natürlich der militärische, doch werden seine Gefechtsbilder auch dem allgemeinen Interesse, das sich für ähnliche Darstellungen in neuer Zeit kund gibt, durch ihre Darstellung entsprechen.

Die Anordnung des Werks folgt den Ereignissen in der Zeit durch seine sieben Abschnitte. Diese schildern: 1) die Kriege in Italien 1848 und 1849; 2) die Kriege in Ungarn 1848 und 1849; 3) die Expedition der Franzosen gegen Rom 1849; 4) den Kampf gegen die badischen Insurgenten 184[illegible] 5) den Krieg gegen die Dänen 1848—50, 6) den Orientkrieg und 7) den Krieg in Italien 1859. Ein achter Abschnitt gibt eine biographische Skizze Napoleon's III., des Brennpunkts der politischen und kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit.

Ueberall ist eine kurze Darstellung der Entstehung und des Verlaufs der Kriege, aus denen die Gefechtsbilder entnommen sind, vorangeschickt, der militärische Leser wird auch die Beschreibung des Kriegsschauplatzes, als zum Verständniß nothwendig, nicht vermissen. Die Geschichte des italienischen Kriegs von 1848 geht von den Reformbestrebungen Pius' IX. aus, an welche sich von außen her genommen, wie der Verfasser sagt, die Bewegung anknüpft, die noch heute in hohen Wogen geht. Aus den beiden Feldzügen, deren zusammengedrängter Abriß alle Thatsachen von Bedeutung enthält, sind für eingehende Schilderung ausgewählt: der Aufstand in Mailand, die Schlacht von Sta. Lucia, der Angriff auf die Linien von Curtatone, das Gefecht von Goito, der Fall Peschieras, die Schlachten von Vicenza und Custozza, die Tage von Mortara, Gambolo und Sforzesca und die Schlacht von Novara, dazwischen und danach die bedeutendsten Momente in anderer Beziehung; eine Schilderung Radetzky's, seiner Truppen und seines Hauptquartiers schließt diesen Abschnitt, für dessen Bearbeitung die reichhaltigsten Quellen aus beiden Lagern zu Gebote standen. Die Bilder aus dem Feldzuge von 1849 sind die gelungensten.

Eine klare Uebersicht des Kriegsschauplatzes in Ungarn mit einer Charakteristik der ihn bewohnenden Nationalitäten eröffnet den zweiten Abschnitt. Der ungarische Krieg, wie bedeutungsvoll er auch war, ist im allgemeinen weniger bekannt, weil der gleichzeitige in Italien das allgemeinere Interesse gewann. Darum wird unsern Lesern, welche vielleicht nur oberflächlich dem Laufe der Begebenheiten gefolgt sind, die verständig ausgearbeitete Skizze der Feldzüge zur Orientirung gute Dienste leisten. Die aufgestellten Schlachtbilder sind die an der Schwechat, bei Kapolna, an der Waag, bei Pered, Aszód, Raab, Komorn, Waitzen, Debreczin und Temesvar mit den sie verbindenden oder ihnen folgenden Scenen, wie die Waffenstreckung von Világos und die Uebergabe von Komorn. Der Verfasser ist im ganzen mehr den ungarischen Quellen gefolgt, unter diesen Klapka's Memoiren, daher auch seine Verurtheilung Görgei's. Doch nimmt er deshalb, wenn er auch der Tapferkeit der Ungarn alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, nicht unbedingt Partei für sie, sondern stellt ebenso die Waffenthaten der Kaiserlichen in helles Licht. Wo er in seiner festen Ueberzeugung zum Schlusse ausspricht: „Das Recht hatte gesiegt", ehrt es ihn, daß er den Magyaren im Kampfe seine volle militärische Anerkennung zukommen läßt. Das Charakterbild Haynau's ist sehr gelungen; es wird freilich nicht allen Lesern behagen, wenn der Verfasser sagt, daß niemals jemand einen unverdientern Schimpfnamen geführt als Haynau den der „Hyäne von Brescia"; aber wir bitten diese Leser, sich nun auch gefälligst einmal in die Lage von Soldaten zu setzen, die im Straßenkampfe nicht blos mit feindlichen Truppen, sondern mit bewaffneten Einwohnern zu thun haben, die aus den Häusern beschossen, mit heißem Wasser und siedendem Oel überschüttet werden, unterm Steinhagel vordringen, ob sie, die freundlichen Leser, oder selbst Revolutionshelden, in einer reactionären Stadt also empfangen, christliche Geduld üben oder nicht vielmehr zur Wuth und Rache aufgestachelt werden möchten? Der Soldat ist doch auch ein Mensch, sozusagen. Und wie viel von den angeblichen Greueln werden heutzutage erlogen! General Schmid mag sich also gefallen lassen, „Haynau II." zu heißen; sind ja doch Lamoricière und seine französischen Edelleute „Bluthunde und Trunkenbolde" in einem feindlichen officiellen Corpsbefehle genannt worden. Mit dem Fürsten Windischgrätz ist der Verfasser weniger glimpflich verfahren, er hat bei den obwaltenden Verhältnissen wol nicht genug Rechnung getragen. Ueber Görgei aber bricht er, auf Klapka gestützt, schonungslos den Stab; so erwiesen, wie er annimmt, ist dessen angeblicher Verrath keineswegs. Die neue Entwickelung der Dinge bringt vielleicht noch manche Aufklärung über jene Zeit.

Ueber die Expedition der Franzosen nach Rom, wo sie sich seitdem in Permanenz erklärt haben, war in militärischer Hinsicht nicht viel zu erzählen; vielleicht hätte der Verfasser noch Garibaldi's Zug schildern können. Er sagt zum Schlusse des kurzen Abschnitts, daß der Friede von Villafranca die Wunden Italiens nur geätzt, nicht geheilt habe; seitdem dies geschrieben, hat sich gar viel auf der Halbinsel zugetragen, die Wunden sind noch offen, aber Heilung von dem, welcher die Ewige Stadt seit zwölf Jahren festhält, haben sie nicht zu erwarten.

Der Kampf gegen die badischen Insurgenten ist mit lebhaften Lokalfarben geschildert: der Verfasser kennt das Terrain hier genau und hat ja diesen Kampf ganz in der Nachbarschaft erlebt. In Bezug auf die Redaction der Abschnitte zu einem Ganzen wäre nur etwas mehr Feile zu wünschen, dadurch hätten sich manche Wiederholungen im Ausdruck vermeiden lassen; so wird hier, wie bei dem ungarischen Kriege, von einem Drama oder Trauerspiel gesprochen, „dessen Inhalt der blutigste Bruderzwist gebildet". Vor solchen Stereotypen kann man sich leicht hüten.

Aus dem dänischen Kriege sind fast nur die Treffen und Schlachten aus der dem Waffenstillstande von Malmö folgenden Periode dargestellt. Es liegt über diesen Krieg eine Fülle von Material vor, Tagebücher, Erinnerungen in Menge sind veröffentlicht, aber das alles ist noch wenig gesichtet und die Geschichte dieses Kriegs, welche General von Fransecky so trefflich begonnen hat, harrt noch immer der Vollendung. Die Schilderungen unsers Werks geben aus dem ersten Feldzuge nur das Gefecht von Hollbühl, aus dem zweiten: Eckernförde, wo die beiden dänischen Schiffe vor deutscher Artillerie die Flagge streichen mußten, die Eroberung der Düppeler Schanzen (nach der Erzählung eines Augenzeugen), die Schlacht von Kolding, den Ueberfall von Fridericia und die Schlacht von Idstedt. Wenn auch in den beiden letzten Bildern ein Augenzeuge wörtlich eingeführt wird, so erhöht das zwar durch die Frische der eigenen Anschauung die Wirkung, aber es ist doch immer nur ein Punkt, der dadurch erhellt wird, besonders wenn der Berichterstatter nur in untergeordneter Stellung war, wo er nicht viel sehen konnte; die harmonische Gruppirung des Ganzen wird dadurch beeinträchtigt. Auch die dänische Frage, wie die italienische, speciell die römische, und die ungarische ist noch eine ungelöste; der Verfasser meint, sie werde wol noch einem Congreß zur Entscheidung überwiesen werden. Gott möge gutes, deutsches Recht davor behüten!

Die beiden letzten Kriege, als die wichtigsten, sind auch am ausführlichsten behandelt. Der Orientkrieg besonders ist in einer Reihe von 32 Kapiteln dargestellt, welche neben den Schlachten auch gelungene Charakterbilder geben. Unter diesen heben wir das des Kaisers Nikolaus hervor. Seine äußere Persönlichkeit wird in allen Zügen richtig geschildert. „Kaiser Nikolaus war ohne Widerrede der schönste Mann seines Reichs. Von großer Gestalt war in ihm etwas von Apollo und Jupiter. Seine Stirn war breit, am Scheitel kahl, die Nase regelmäßig, die Wangenmuskeln beweglich, je nach dem Ausdrucke, den ihnen der innere Wille gab; der Mund war schön und von einem leichten, stolz aufgedrehten Barte beschattet; die geschlossenen Lippen kennzeichneten ebenso das Gebot des Herrschers, als sie dem Lächeln der Gnade zugänglich waren und über dem gebietenden, fast magnetisch wirkenden Blick wölbten sich die buschigen Augenbrauen. Der Gesammtausdruck des Gesichts war der von Kraft und Harmonie." Wir, die den Kaiser oft genug vor unserer Fronte und am Königshofe in der Nähe gesehen haben, können die Richtigkeit dieser Schilderung bezeugen, sie ist aus seinen spätern Jahren entnommen: wir haben ihn aber auch noch in seiner vollen Jugendblüte gekannt.

Vom Sultan und seiner Armee gibt unser Werk nach bewährten Quellen zum Theil in deren wörtlichem Abdruck anschauliche Bilder. In der Darstellung der Operationen hat er versucht, die beiderseitigen Berichte zu vermitteln, nur die Krimexpedition scheint mehr nach Bazancourt als Anitschkow gehalten. Der Einnahme von Bomarsund legt er offenbar eine zu große Wichtigkeit auch in artilleristischer Beziehung bei, wie thatsächlich Charles Napier auch bekundet hat. Ebenso überschätzt er die französischen Feldherren hier wie in Italien. Wir verweisen darüber auf einige treffliche Aufsätze in dem Jahrbuch zum Conversations-Lexikon „Unsere Zeit", in welchem, namentlich im fünfundvierzigsten Hefte, die

militärischen Größen des zweiten Kaiserreichs auf ihr gebührendes Maß zurückgeführt sind. Da heißt es scharf, aber treffend: „Mit der Zeit versöhnen sich ehrliche Naturen bis zu gewissem Punkte mit dem ersten Kaiserreich, denn die Wunden, die es schlug, brachte es uns herzhaft bei, und wenn es prahlte, hatte es das Recht der Großthat dazu, heute aber verfälschen Parasiten die Quellen der Geschichte selbst und schmuggeln Pygmäen in die Galerie der Giganten ein." Wir machen überhaupt auf dieses Werk aufmerksam, das für die Zeitgeschichte höchst wichtig ist. Für die Situationsmalerei in der Krim sind in unserer Schrift die Berichte englischer Schriftsteller benutzt, welche darin bekanntlich Treffliches geleistet haben. Der vielbesprochene Angriff Lord Cardigan's mit der leichten Cavaleriebrigade bei Balaclawa ist vortrefflich geschildert. Bosquet sagte von ihm: „C'est une attaque brillante, mais ce n'est pas la guerre!" Ein russischer General nannte ihn unhöflicher eine „attaque bête", wie wir hinzufügen. Die Schlacht von Inkerman stimmt nicht ganz mit einem detaillirten Vortrage, den wir im letzten Winter nach amtlichen Quellen und Nachrichten, an Ort und Stelle gesammelt, gehört haben. Für Pélissier verweisen wir auf den dritten Band der oben erwähnten „Unsere Zeit", welche dem ehrlichen Soldaten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er als Taktiker Ausgezeichnetes geleistet und das Werk der Zerstörung und des rücksichtslosen Siegs meisterhaft betrieben habe, daß aber noch keineswegs die Probe des höhern Feldherrntalents vorliegt und man nicht sagen könne, Pélissier wisse eine europäische Armee im offenen Felde zu schlagen; man wisse nur, daß er jedenfalls seine halbe Armee opfern werde, um nicht zurückzuweichen. Wie er sich über Gyulai geäußert, erwähnt der Verfasser unserer Schrift später: „Wenn ich an der Spitze der Oesterreicher gestanden hätte, wäre kein Franzose mehr in Italien." Jüngst soll er sich auch an der kaiserlichen Tafel in einem Gespräche unter Vertrauten auf eine Frage des Kaisers, ob er den Rhein erobern werde, dafür verbürgt haben. Warten wir das ab. In der bezeichneten Charakteristik Pélissier's („Unsere Zeit", Bd. 3) ist auch eine kurze Charakteristik des Orientkriegs zu finden. „Wird diese Geschichte einmal wahrhaftig geschrieben, so wird man wol das Fabelhafteste und Unglaublichste zu lesen bekommen, was sich seit dem ersten Massenmorde der Menschheit zugetragen hat." Mögen sich unsere Leser in dem zuletzt angezogenen Werke auch die geistreich geschriebenen Charakterbilder der übrigen Feldherren Napoleon's III. aufsuchen, sie werden uns die Hinweisung danken.

Der Krieg in Italien ist nach den bisjetzt zugänglichen, allerdings einseitigen Quellen dargestellt. Die Wahrnehmungen einzelner österreichischer Offiziere, deren Veröffentlichung in der „Militärzeitung" bald genug aufhörte, können den Mangel officieller Actenstücke von seiten Oesterreichs nicht ersetzen. So bleibt der Geschichtschreiber, der schon jetzt, wie Rüstow (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1860), den italienischen Krieg bearbeiten will, auf die unzuverlässigen und ruhmredigen französischen Berichte des Hrn. de Bazancourt und auf Zeitungsartikel beschränkt und kann nur Unvollkommenes leisten. Dieser Vorwurf kann aber unser Werk insofern nicht treffen, als dasselbe nicht eigentliche Geschichtschreibung sein, sondern nur eine Reihe von Gefechtsbildern geben will, zu denen es jene persönlichen Mittheilungen recht gut benutzen kann. Die relative Ueberlegenheit der französischen Führung, welche der Verfasser am Schlusse hervorhebt, erkennen wir an, wir theilen aber auch die Hoffnung, daß es Deutschlands Heeren in der Stunde der Prüfung nicht an guten Feldherren fehlen werde.

Ein Charakterbild des Mannes, den man Sphinx und Dämon zugleich genannt hat, schließt das Werk: mehr als Contouren zu zeichnen, ist freilich unmöglich. Für die ganze Arbeit können wir dem Verfasser nur unsere Anerkennung aussprechen.

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Illustrirte Ausgaben deutscher Dichtungen in Frankreich und England.

Léon de Wailly empfiehlt in der „Illustration" eine von Gavarni illustrirte Ausgabe der „Contes fantastiques" von E. T. A. Hoffmann und meint, daß man keine zwei Namen nennen könne, welche auf mehr Theilnahme rechnen könnten, als die des deutschen Dichters und des französischen Illustrators. Freilich scheine Deutschland dem Verfasser der „Phantasiestücke" nicht mehr recht hold zu sein, seitdem Frankreich den guten Geschmack gezeigt, ihn zu adoptiren. Die Deutschen pflegten zu behaupten, Hoffmann habe keinen guten Stil geschrieben; Léon de Wailly wünscht sich nun Glück dazu, daß er kein Deutsch verstehe, weil er nun die Erzählungen dieses „ravissant conteur" in dem guten Stil der französischen Uebersetzungen lesen könne. Von Goethe's Dichtungen (von denen bekanntlich gegenwärtig eine langsam fortschreitende Gesammtübersetzung von J. Porchat erscheint) sind gleich zwei in illustrirten Ausgaben erschienen, der „Faust" in der bekannten Uebersetzung von H. Blaze mit Illustrationen von Tony Johannot, und der „Reineke Fuchs" mit den berühmten Kaulbach'schen Zeichnungen, in französischer Prosaübersetzung von E. Grenier, der seiner Bearbeitung auch eine literarhistorische Einleitung vorangeschickt und ihr dadurch erhöhten Werth gegeben hat. Der schon genannte Léon de Wailly meint, daß die Kaulbach'schen Zeichnungen hinter den ähnlichen von Grandville an Humor und Wahrheit des Ausdrucks nicht zurückständen, dagegen noch poetischer seien. Was die Goethe'sche Bearbeitung des alten Gedichts betrifft, so meint de Wailly, daß Goethe daraus eine Dichtung gemacht habe, die sein eigen sei und jede frühere Concurrenz in Vergessenheit bringen, jede künftige einschüchtern müsse. Doch hat, was freilich der kein Deutsch verstehende Berichterstatter nicht wissen konnte, die hochdeutsche Bearbeitung von Soltau vor der Goethe'schen größere Treue und die Einfalt der Knittelversmanier voraus. Jedenfalls ist „Reineke Fuchs" durch Goethe's in anderer Hinsicht wieder den Vorrang verdienende Bearbeitung und durch Kaulbach's Illustrationen eine Dichtung aller Zeiten und Nationen geworden, die manche berühmte seriöse Dichtung überleben wird, mögen sich auch Schiller und Körner über den löblichen Versuch Goethe's, diese witzige Volksdichtung, von Goethe selbst ein „köstliches Werk", ein „Hof- und Regentenspiegel" genannt, zu erneuern und dem modernen Geschmack wieder genießbar zu machen, in ihren Briefen noch so vornehm und geringschätzig ausgesprochen haben. Goethe war überhaupt gar nicht der vornehme aristokratische Mann, der er nach der Versicherung mancher, die ihn absichtlich miskennen, gewesen sein soll. Auch der „Struwwelpeter" von Heinrich Hoffmann scheint seinen Rundgang durch die Welt antreten zu wollen; er ist soeben in französischer Uebersetzung unter dem Titel „Pierre l'ébouriffé" illustrirt erschienen.

In England erschien die seit 1855 bereits mehrfach aufgelegte von Katharina Winkworth veranstaltete Sammlung deutscher Kirchenlieder in illustrirter Ausgabe, deren vollständiger Titel lautet: „Lyra Germanica: hymns for the sundays and chief festivals of the christian year. Translated from th German by Catharine Winkworth. Illustrated by Joh Leighton and others" (London, Longman). Die in de Text gedruckten Zeichnungen belaufen sich auf nahe 225. Da illustrirte Blatt „London News" bringt daraus eine Illustratio zur Probe; es ist dies die Nachbildung des berühmten Bas reliefs von Flaxman „Deliver us from evil", durch ein neue Verfahren hergestellt, eine der „first successful photograph on wood", vermittelst dieses Materials von Bolton gedruc und geschnitten. Endlich erwähnen wir noch die in London er schienene illustrirte Sammlung deutscher Märchen „Fancy tale from the German, by S. Laurie, illustrated by H. Sande son", welche neun Erzählungen von Arndt, Beckstein und Str pocola enthält. Beckstein soll sicherlich der verstorbene Bechste

sein; aber bei dem seltsamen Namen Strapolola geht dem Berichterstatter im „Athenaeum" sein bischen Kenntniß des Deutschen aus und er fragt verwundert, ob dieser Name richtig sei? Allerdings ist der Name nicht richtig; denn ohne Zweifel ist damit der italienische Erzähler Gianfrancesco Straparola, der erste abendländische Bearbeiter des Märchens vom „Gestiefelten Kater" gemeint, von dem der englische Berichterstatter, vielleicht auch der Uebersetzer der „Fancy tales" selbst, der wahrscheinlich deutsche Bearbeitungen Straporola'scher Märchen ins Englische übertrug, nicht gewußt zu haben scheint. Uebrigens meint der Berichterstatter, daß einige dieser Erzählungen unwillkürlichen Glauben an das Erzählte erweckten, und dies sei ein Zeichen, daß sie gut erzählt seien.

Die Platen'sche Sonettfrage.

In Betreff des in Nr. 51 d. Bl. f. 1860 unrichtig gedeuteten Platen'schen Sonetts „Dich selbst, Gewalt'ger" u. s. w., worüber wir bereits in Nr. 1 eine Berichtigung aus Berlin (von Hrn. von Loeper) gebracht haben, erhielten wir nun auch aus dem Süden von W. E. von Gonzenbach in Sanct-Gallen eine längere Reclamation, der wir, wie der Einsender erwartet, „in irgendeiner Form und Weise ein bescheidenes Plätzchen in d. Bl. einzuräumen" uns wol durch unsern Sinn „für Recht und Billigkeit" bewogen sehen möchten. Uns thut der Irrthum, den wir uns entschlüpfen ließen, aufrichtig leid; aber welcher Mensch, wäre er auch noch so gewissenhaft, hätte sich nicht schon im Leben diesen oder jenen Irrthum zu Schulden kommen lassen, von dem er, nach erhaltener Aufklärung, selbst nicht begriff, wie er nur möglich war? Gelehrte, gerade ihrer Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wegen bekannt, haben sich zuweilen die haarsträubendsten und unbegreiflichsten Irrthümer und Misverständnisse entschlüpfen lassen, und es noch als ein Glück betrachtet, wenn sie noch vor der Ausgabe des Werks dem Versehen auf die Spur kamen, um es wenigstens auf einem nachträglich gedruckten Carton berichtigen zu können. Gewöhnlich ist bei vielbeschäftigten Männern, denen sehr viel und mancherlei durch den Kopf geht, ein ganz zufälliger äußerer Umstand, das Vertrauen auf andere, die das Versehen vor ihnen begingen, zuweilen bei sehr hastiger Arbeit auch Mangel an Gelegenheit oder Zeit an die Quelle zu gehen, an solchen Misverständnissen schuld. Der Einsender wird nun übrigens in Betreff des von ihm „innigst verehrten" Dichters beruhigt sein, da ihm ohne Zweifel seitdem Nr. 1 mit der berliner Berichtigung vor Augen gekommen sein wird. Aus seinem Schreiben erlauben wir uns hier nur folgende mit dem eigentlichen Gegenstande der Reclamation nur indirect zusammenhängende Zeilen zu citiren: „Ich kann jedoch diese Reclamation nicht schließen, ohne Sie noch auf zwei Sonette hinzuweisen, welche bei Ihrem Excurse Berücksichtigung verdient hätten. Das eine ist ebenfalls von Platen und zwar das in der jetzigen Gesammtausgabe der Werke dem hier besprochenen unmittelbar voraufgehende, worin Platen die Bescheidenheit zeigt, sich nicht blos einem Petrarca und Camoëns, sondern auch einem Rückert unterzuordnen. Das andere ist von Uhland, dem bescheidenen, auch an Goethe gerichtet und lautet, Goethe's anfängliche Abneigung von dem Sonett ebenfalls besprechend, also: (der Einsender läßt hier das bekannte Uhland'sche Sonett «Die Bekehrung zum Sonett» mit dem Anfange «Der du noch jüngst von deinem krit'schen Stuhle» u. s. w. folgen). Goethe's Ausfälle gegen das Sonett und die Sonettiden hier beizufügen will und kann ich mir wol ersparen, da Ihnen und den Lesern der «Blätter für literarische Unterhaltung» das Factum sattsam bekannt ist. Vielleicht schreiben Sie selbst einmal einen kleinen Artikel über Goethe's Verhältniß zum Sonett oder erbitten sich einen von Düntzer, dem Goethologen par excellence." Ja, wenn nur der Raum d. Bl. so unbegrenzt wäre wie der transscendentale Raum Immanuel Kant's! H. M.

Bücherschicksale.

Aus einem neulich erschienenen Werke: „Ways and words of men of letters, by the Rev. James Pycroft", führt das „Athenaeum" vom 19. Januar 1861 in seiner Besprechung desselben folgende auch für die Leser d. Bl. nicht uninteressante Stelle an: „Heutzutage beschäftigen die Verleger kritische Leser, die über die Ausführung der ihnen zum Verlag angebotenen Werke zu berichten haben. Ob das Sujet ziehen werde, das verstehen sie selbst besser zu beurtheilen. Im vorigen Jahrhundert hingegen war jeder Verleger sein eigener Kritiker. Es kann daher nicht überraschen, daß einige der bessern Werke von Verleger zu Verleger zu wandern hatten, ehe sie angebracht werden konnten. Prideaux' «Connexion between the Old and New Testament» wurde zwischen fünf oder sechs Buchhändlern zwei Jahre lang von Hand zu Hand herumgereicht. Ein Verleger sagte dem Autor ganz ernsthaft, der Gegenstand wäre zu trocken, er sollte ihn durch etwas Humor beleben. «Robinson Crusoe» wurde von vielen Verlegern zurückgewiesen. «Tristram Shandy» wurde als zu theuer für 50 Pf. St. verworfen. Blair's «Sermons» und Burns' «Justice» fanden nur schwer einen Verleger. Fielding war eben daran, 25 Pf. St. für seinen «Tom Jones» zu nehmen, als Andrew Miller ihn fast außer sich brachte, indem er ihm 200 Pf. St. anbot. Und doch war es sehr leicht, eine ähnliche Summe oder noch mehr zu erlangen, sobald der Autor sich einmal einen Namen erworben. So z. B. erhielt Goldsmith für seine «Selections of English poetry» ebenfalls 200 Pf. St.; dafür that er nichts, als daß er die betreffenden Stellen mit Rothstift anzeichnete. «Aber», pflegte er mit viel Würde zu sagen, «man zeigt sein Urtheil in diesen Auswahlen und man kann 20 Jahre dazu brauchen, dieses Urtheil auszubilden.»" Das „Athenaeum" sagt: „Man könnte noch die «Rejected Addresses», «Eothen» und andere Bücher nennen, die wiederholt von Verlegern refüsirt wurden, bis sich endlich ein unternehmender Mann fand, der, nachdem das Buch die sechste Auflage erlebt hatte, das Verlagsrecht für die zehnfache Summe verkauft hat, die er anfangs dafür gezahlt." Unter den neuern englischen Büchern, denen es so schwer geworden, einen Verleger zu finden, möchten wir unter anderm auch an „The Professor", das nachgelassene Erstlingswerk der beliebten Schriftstellerin Charlotte Brontë, erinnern. Daß es auch in Deutschland an ähnlichen Beispielen in Unzahl nicht fehlt, wer könnte daran zweifeln? 36.

Bibliographie.

Fromm, L., Meklenburg. Ein niederdeutsches Landes- und Volksbild. Schwerin, Bärensprung. 1860. 8. 22½ Ngr.

Lange, W., Zehn Jahre aus meiner pädagogischen Praxis. Ein Rückblick. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Lewald, A., Tornister-Büchel. Dem kaiserlichen Heere gewidmet. Schaffhausen, Hurter. 16. 12 Ngr.

Merzdorf, Geschichte der Freimaurerbrüderschaft in Schottland nach Will. Alex. Laurie's History of free masonry and the grand lodge of Scotland frei bearbeitet. Cassel, J. G. Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. v., Fest-Kalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen. 1ste Lieferung. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 16 Ngr.

Rußwurm, C., Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. Gesammelt und kurz erläutert. Reval, Kluge. Gr. 8. 1 Thlr.

Wahrhafte und merkwürdige Schicksale von Reisenden als Denkmale der göttlichen Vorsehung. Nördlingen, Beck. 8. 27 Ngr.

Ueber die Rechte und Stellung der Frauen. Von einem Deutschamerikaner. Neustadt O/S. Gr. 8. 10 Ngr.

Wiedenfeld, K. W., Liederklänge. Elberfeld, Reinhardt. Gr. 16. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welcker.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Das soeben erschienene **sechsundfunfzigste Heft** (Bogen 29—32 des **fünften Bandes**) enthält Folgendes:

Fox und Pitt (Politische Parteien; Ministerialpartei und Opposition; Tories und Whigs). Von Welcker. (Schluß.) — **Franken.** Von H. K. Hofmann. — **Frankfurt am Main.** Von H. Reinganum. Nachtrag von G. Varrentrapp. — Frankfurter Attentat, s. Politische Umtriebe und Untersuchungen in Deutschland. — **Franklin** (Benjamin) und seine Politik im nordamerikanischen Rechts- und Freiheitskampfe. Von Welcker. — **Frankreich** (Staatsgeschichte). Von J. W. Zinkeisen.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird **von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein neues Abonnement auf das Werk zu veranstalten. Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis vierte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek classischer Schriften des Auslandes
in gediegenen deutschen Uebersetzungen.

Wohlfeile Ausgabe in Bändchen zu 10 Ngr.

Die Verlobten.

Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Aufgefunden und erneut von **Alessandro Manzoni.**

Aus dem Italienischen übersetzt von **Karl Eduard v. Bülow.**

Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr.

Mit diesem berühmten Roman eröffnet die Verlagshandlung eine Bibliothek der ausgezeichnetsten Erscheinungen der Literatur des Auslandes in gediegenen deutschen Uebersetzungen zu dem außerordentlich billigen Preise von 10 Ngr. für das Bändchen. Die Bibliothek umfaßt 157 Bändchen in folgenden Rubriken: italienische, spanische, portugiesische, französische, englische, schwedische, orientalische, slawische und ungarische Literatur.

Ein Prospect mit Angabe der in der Bibliothek enthaltenen Werke ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Jedes Bändchen wird auch einzeln und sofort geliefert, auf sechs Bändchen ein siebentes gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dios no quiso.
Spanische Kriegs- und Friedensscenen von **Franz vom Thurm.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Schilderungen sind geschichtlich-biographischen Inhalts; selbst der Roman, der sich vermittelnd wie ein Faden durch die einzelnen Kapitel derselben zieht, ist größtentheils auf Wahrheit begründet. Der Verfasser bietet dem Leser ein getreues Bild der Ursachen und des Anfangs des letzten Spanischen Erbfolgekriegs und sucht in lebensvollen, höchst anziehenden Schilderungen des spanischen Volkscharakters und des häuslichen und öffentlichen Lebens in Spanien die vielfach bestehenden irrigen Anschauungen über dortige Verhältnisse zu berichtigen, obwol er auch manches an den Zuständen Spaniens rügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Heinrich Ferdinand Schütze
auf Schweta.

Ein Bild seines Lebens, nach seinen eigenen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen gezeichnet von **Dr. Karl August Georgi.**

8. Geh. 15 Ngr.

Die Sächsische Dorfzeitung sagt darüber: „Das vorliegende Buch enthält nicht eine Lobrede, sondern das Lebensbild eines schlichten Biedermannes, der bedeutend war durch sich selbst, und was er war, nicht der Gunst zufälliger Verhältnisse, sondern in der Hauptsache seinem eigenen tugendhaften Streben verdankte. Wir sehen aus dieser nach eigenen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen des Verstorbenen von treuer Freundeshand abgefaßten Lebensgeschichte, die andere zur Nacheiferung anregen mag, wie auch in unsern Tagen noch Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Berufstreue ohne alle Zuthat glänzender äußerer Zufälligkeiten große Erfolge sichern können und freuen uns, dieses vortreffliche Buch, das sich vornehmlich als belehrende Lectüre für junge Kaufleute eignet, diesen sowie allen Handels- und Gewerbeschulen zum Ankauf empfehlen zu können."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch
zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhang von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von **J. H. Kaltschmidt.**

Fünfte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein für den praktischen Geschäftsmann sehr nützliches Fremdwörterbuch, das sich durch Vollständigkeit sowie durch zweckmäßige Einrichtung vor vielen ähnlichen Werken auszeichnet und bereits in fünfter Auflage vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 28. Februar 1861.

Gotthold Ephraim Lessing.

G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Stahr. Zwei Theile. Berlin, Guttentag. 1859. Gr. 8. 4 Thlr.

Da mancherlei Zufälle es nun einmal bewirkt haben, daß wir dieses Buch erst ziemlich lange nach seinem Erscheinen besprechen können, so wollen wir aus unserer Verspätung noch eine Art von Nutzen zu ziehen versuchen, indem wir nämlich jetzt nicht das Stahr'sche Buch *allein*, sondern zugleich die Aufnahme, welche es gefunden, in Betracht nehmen.

Es ist ein reicher Stoff, den wir somit vor uns haben: den unsterblichen Gotthold Ephraim vor allem, ihn, der nicht eben zur Ehre der Gegenwart weit weniger ihr Mann, als der Mann einer kurzen Vergangenheit und einer langen Zukunft genannt werden muß; sodann dessen neuesten Biographen, Adolf Stahr, einen von den bessern unserer literarischen Zeitgenossen, welche unablässig bemüht sind, einer frivolen Gegenwart Gewicht und Gehalt aufzudringen; endlich diese Gegenwart selbst *als* Empfängerin des Werks von Stahr über Lessing. Das sind drei Objecte, welche bei dieser Gelegenheit unsere Aufmerksamkeit beinahe gleich stark in Anspruch nehmen. Wir werden bei unserer nachfolgenden Betrachtung versuchen, keins von allen dreien aus dem Gesicht zu verlieren, obschon wir nicht gerade gewillt sind, eins nach dem andern ordnungsmäßig abzuthun.

Mit einem allgemeinen Urtheil machen wir den Anfang. Es ist dieses Werk, wenn nicht die bestmögliche, so doch die bestwirkliche Biographie Lessing's. Ob sie nun zwanzigjähriger Vorarbeit, wie der Verfasser sagt, oder dem Beispiele Lewes' und Palleske's, wie ein Kritiker andeutet, oder ob sie beidem zugleich, wie wir vermuthen, ihr Erscheinen verdankt: sie übertrifft an äußerer und innerer Vollendung auch die neuen Schiller- und Goethe-Biographien, deren Seitenstück sie bilden mag, übertrifft sie um ebenso viel, als die Lachmann-Maltzahn'sche Ausgabe von Lessing's Werken jede bisherige Ausgabe der andern deutschen Classiker übertrifft.

Sie leidet nicht an der Unzulänglichkeit, an welcher die Lewes'sche Goethe-Biographie trotz ihrer geschmackvollen Fassung dem Deutschen leiden muß *); sie leidet aber auch nicht an der Schwerfälligkeit, welche manchen Abschnitt der Palleske'schen Schiller-Biographie trotz aller sonstigen Verdienste langweilig macht.

Es hat seine eigenen Mängel, das Stahr'sche Werk, gewiß; die tiefer gewurzelten jedoch tragen hier so ersichtlich zur Hervorbringung des glücklich beabsichtigten Totaleindrucks bei, daß man sie in dieser speciellen Wirksamkeit eher preisen als anfeinden möchte; die andern, welche künftig ausgemerzt werden müssen, liegen unschädlich auf der Oberfläche.

Um das Verdienst des Autors richtig zu würdigen, welcher es unternahm, eine Lessing-Biographie mit den besten Biographien Goethe's und Schiller's erfolgreich um die Gunst unsers heutigen Publikums wetteifern zu lassen, muß man die Umstände erwägen, welche den Biographen Lessing's gegen diejenigen Goethe's und Schiller's von vornherein in Nachtheil setzen. Einmal fließen jenem die Quellen bei weitem nicht so reich als diesen. Dann aber hat der erstere die moderne Theilnahme, welche den andern begierig entgegenkommt, erst neu zu erwecken. Zwar wenn als Grund der mindern Beliebtheit von Lessing's Leben gewöhnlich dessen mindere Bewegtheit angeführt wird, so halten wir das für eine klägliche Ausflucht schlechter Darsteller und leichtfertiger Leser. Denn in Wahrheit war Lessing's Existenz weder äußerlich noch innerlich um ein Haar einförmiger als die seiner glücklichern Nachfolger. Was für triftigere Gründe wir aber auch für jenes minder rege Interesse aufsuchen mögen, die bloße Thatsächlichkeit desselben kommt hier vorläufig zu Gunsten Stahr's in Betracht.

Die Lenkerin oder Vertreterin der öffentlichen Meinung, die Kritik, hat denn auch über Stahr's Buch unsers Dafürhaltens nichts anderes gesagt, als mit sehr andern Worten dasselbe wie wir. Sie schien nicht immer dasselbe zu sagen, *wollte* es vielleicht auch nicht immer

*) Neben der englischen Biographie Goethe's haben wir aber auch eine deutsche von ähnlichem Umfange, und zwar eine sehr verdienstliche, deutsch gewissenhafte, die von J. W. Schaefer. D. Red.

sagen, und uns bedünkt, sie sagte es doch, wo ihre Worte auch obenhin einen ganz andern, beinahe entgegengesetzten Eindruck hervorzubringen geeignet waren, als die unsern; selbst wo der Tadel das Lob bei ihr um weit mehr zu überwiegen schien, als umgekehrt bei uns das Lob den Tadel.

Jene Art von kritischen Besprechungen, welche ein Werk als Ganzes und in seinen Hauptzügen kurz aber durchaus nicht schlagend abfertigen und dessen Einzelheiten sodann bogenlang durchhecheln, ist jetzt leider sehr gebräuchlich, da sie von der überlegenen Sachkenntniß des Kritikers dann freilich aufs leichteste einen vortheilhaften Begriff gibt. Doch nur wo es gilt, einen jungen anmaßenden Autor zu beschämen, der mit seiner Weisheit besser zu Hause geblieben wäre und der im literarischen A-B-C noch entsetzlich viel zu lernen hat, bevor er eine höhere Würdigung beanspruchen kann, billigen wir dies Verfahren, welches einer selbständigen bewährten Kraft gegenüber Krittelei und nicht Kritik genannt werden müßte.

Wo von einem Werthe des Ganzen die Rede sein kann, wo der Autor die Hauptsache als solche erkannt und behandelt hat, da darf auch der Kritiker nicht an Bedeutendheit zurückbleiben, sondern muß sich mit Geist an das Wesentliche halten und auf dessen Abschätzung einen Nachdruck legen, welcher durch alles weitere Für und Wider nicht mehr zu schwächen ist.

Wir möchten wol wissen, was ein Mann wie Stahr mit solchen schulmeisterlichen Mäkeleien, wie auch er sie zu hören bekommen, eigentlich anfangen soll. Wem eigentlich kann damit gedient sein, wenn sich Magister Irgendwer mit gestrenger Miene vor einem Werke wie Stahr's „Lessing" niederläßt, die Feder mit der rothen Tinte zur Hand nimmt, Seite für Seite durchcorrigirt, Formfehler und sonstige Schnitzer wohlgefällig sondert und auszählt, um zuletzt ironisch lächelnd „klein a, aber verbesserte Abschrift" unter das arme Exercitium zu setzen? Es thäte noth, man wäre selbst Schulmeister, um das dem Werthe des Ganzen gewidmete einzige unscheinbare a gegen die Hunderte von rothen Corrector- und Merkzeichen richtig abwägen zu können. Das große Laienpublikum, wenn man ihm die schrecklich zugerichtete Arbeit vorlegt, wird schwerlich etwas sehen, als das Fehlergewimmel, und der Verfasser?

Der Verfasser ist kein Schulknabe mehr und kann Magister Irgendwer's Lehren schon lange nicht brauchen. Es gibt sicherlich eine literarische Selbständigkeit, wie es eine bürgerliche gibt, und die eine wie die andere befreit denjenigen, der sie erlangt hat, von allerlei Zwang, dem er zuvor mit vollem Recht unterworfen war. Zu Hause und in der Schule, im Betragen wie in den Arbeiten wurden wir als Kinder sehr richtig von Erwachsenen wegen Vergehen getadelt und gestraft, welche Erwachsene untereinander sich ebenso richtig keineswegs als Vergehen anrechnen. Einst schadeten Kleckse, vergessene u-Haken, falsche Kommas dem Werthe unserer Aufsätze in den Augen jedes competenten Richters. Wenn wir jetzt Kleckse machen, so ist eher anzunehmen, daß die Beschaffenheit von Tinte und Feder, als daß unsere Unsauberkeit solch Misgeschick veranlaßt haben; wenn wir jetzt u-Haken und Kommata fortlassen, so wird man von diesen Mängeln eher auf unsere Gedankenvertiefung als auf unsere Gedankenlosigkeit schließen.

So in der Schriftstellerei. Wenn Stahr in einem Werke, welches er populär nennt, wirklich diese oder jene lateinische oder griechische Dichterstelle unübersetzt gelassen, wenn er ein und dasselbe Citat unnöthig wiederholt hat, so braucht ihm das kein Kritiker aufzumutzen. Dergleichen armselige Mängel wird er zuversichtlich ungeheißen und ganz von selbst zu verbessern wissen, wenn er sein Werk künftig behufs Veranstaltung einer neuen Auflage mit jener Ruhe durchgeht, deren sich beim ersten Schöpfungsdrange nur kleine Geister erfreuen. Jeder dienstwillige Eckermann könnte ihm beiläufig die Mühe solcher Correcturen abnehmen, wenn es Zeit dazu sein wird.

Aber noch ganz andere, weit erheblichere Dinge als Formenfehler, Nachlässigkeiten und überhaupt bloße Lappalien werden uns in unserer Lehrlingszeit verwiesen und in der Reife nachgesehen, nämlich unsere Eigenthümlichkeiten; jene durchgehenden Abweichungen von der gemeinen Regel, welche aus unserm Charakter fließen. Jede Art von Erziehung muß schließlich normal sein; Entwickelung, je bedeutender sie ist, desto individueller ist sie auch und so weit das Individuum bis zum Tage seiner Selbständigkeitserklärung den Beschneidungsversuchen der Normalerziehung einmal widerstanden hat, so weit wird man es innerhalb der natürlichen Grenzen seiner Geltung schon gewähren lassen müssen.

Gewiß konnte es nur von hohem Nutzen sein, wenn man Schiller zur Zeit, da er die ersten poetischen Versuche im pathetischen Odenstile machte, zur Einfachheit, zur Knappheit, zur Klarheit ermahnte. Dem Verfasser der „Braut von Messina" hingegen einen weniger prächtigen, blütenreichen, erhabenen Stil aufdringen zu wollen, wäre Aberwitz gewesen. Schiller's, des Meisters Stil, stand fest, unverbesserlich in seiner Eigenthümlichkeit, eine selbständige Macht, obwol gewiß nicht nach jedermanns Geschmack, auch nicht als jedermanns Vorbild. Es würde ein klägliches Resultat geben, wollte man Schiller's Stil etwa als den normalen Dichterstil zur allgemeinen Nachahmung lehren; keine mindere Thorheit aber wäre es, ihn zu meistern.

Gewiß gab es eine Zeit, wo Reichensperger noch Vorstellungen zu Gunsten der korinthischen Säulenordnung zugänglicher gewesen wäre als jetzt, da er nun einmal die Verherrlichung des Spitzbogens als eine deutsche, als eine christliche Sache durchaus zu der seinigen gemacht hat. Gewiß kann man einem demagogischen Studenten, wenn man es richtig anfängt, mit Nutzen gemäßigtere Ansichten empfehlen; aber den Verfasser von „Köhlerglauben und Wissenschaft" deswegen zu rüffeln, daß er so demokratisch sei, wäre ebenso unnütz als lächerlich.

Wir könnten derlei Beispiele leicht häufen, allein schon hier unterbricht man uns mit der Frage: „Also was ist denn nun Fehler und was berechtigte Eigenthümlichkeit

darf keine äußere Regelwidrigkeit, keine innere Maßlosigkeit von der Kritik mehr getadelt werden, wenn sie für einen Schriftsteller von gewissem Alter und Ansehen charakteristisch ist?"

Etwas so Ungeheuerliches hoffen wir indessen durchaus nicht behauptet zu haben. Absonderlichkeiten eines Schriftstellers, sie mögen noch so tief aus dessen Charakter fließen, Eigenthümlichkeiten, sie mögen noch so feststehend und eingewurzelt erscheinen, sie können nichtsdestoweniger wahrhaft beleidigend für jeden gesunden Sinn und Geschmack auftreten. Und wenn der Kritiker auch Sinn und Geschmack des betreffenden Schriftstellers längst als unverbesserlich erkannt hat, so will er ja doch mit seinem Urtheil nicht blos auf diesen, sondern er will auch auf das Publikum wirken und darf die hartnäckigste Individualität mithin nicht stillschweigend gewähren lassen, wenn sie die Grenzen ihrer Geltung überschreitet.

Unsere Meinung also ist nun, daß man Eigenthümlichkeiten nicht von vornherein schon deshalb verdammen darf, weil sie eben Eigenthümlichkeiten und nichts Gemeingültiges sind. Man halte sich an den besondern Fall mit seinem Urtheil und lasse die besondere Wirkung über den Werth der besondern Ursache entscheiden. Wir geben zu, daß dies so ziemlich auf den jesuitischen Wahlspruch hinauskommt; aber daß dieser auf dem Gebiete der Moral verwerflich ist, macht ihn noch nicht auf dem unserigen dazu.

Für den Schriftsteller kommt alles darauf an, daß er seine Eigenheiten folgerecht nütze, daß er sie vortheilhaft verwende, keineswegs daß er sie abstreife. Wir dürfen uns ohne Gefahr für das fruchtbare Behagen an unserer Existenz durch die Bemerkung nicht entmuthigen lassen, daß die Kehrseite jeder gewissen Fähigkeit eine gewisse Unfähigkeit ist. Ein Stil, der in der hohen Tragödie Bewundernswerthes leistet, mag kein singbares Lied, mag ebenso wenig ein brauchbares Handbuch der Mathematik geben. Eine Kunstrichtung, der das schönste Verständniß mittelalterlicher Kirchenarchitektur entspringt, kann die trübseligsten Ideen über ein Parlamentshaus, welches auf den berliner Opernplatz gestellt werden soll, gebären. Eine Anschauungsweise, die jemand befähigt ganz vortrefflich über Thierstaaten zu schreiben, kann ihm sehr hinderlich sein, vernünftig über den Staat Friedrich's des Großen zu handeln. Warum nun die Kritik unduldsam gegen Eigenheiten sein sollte, welche von ihrem Inhaber dazu angewendet werden, wozu sie ihn befähigen, warum sie ewig nur das im Auge haben sollte, wozu sie ihn unfähig machen, das vermögen wir nicht einzusehen. Wir fürchten, daß sie ein Vorurtheil gegen Eigenheiten blenden muß, gegen welche sie so verfährt; um so mehr, wo sie deren Wirkung anerkennt und doch nicht sehen mag, daß es die Ursachen sind, welche sie rücksichtslos verwirft.

In dem Verfahren der Kritik gegen Stahr scheint uns etwas Derartiges manchmal der Fall zu sein. Die sehr stark ausgeprägten Eigenheiten dieses Schriftstellers in jedem neuen seiner Werke schnell wiederzufinden, und so oft sie sich zeigen ein und denselben Tadel zu wiederholen, ist eine leichte aber auch für alle Theile unbelohnende Arbeit. Wer hätte „Weimar und Jena" oder „Ein Jahr in Italien" oder die „Preußische Revolution" gelesen und kennte Stahr's Eigenheiten nicht? Wer, der sie kennt, durfte erwarten, sie in der Lessing-Biographie nicht wiederzufinden? Fürwahr, daß diese nicht in jenem ruhigen Stil, den man den historischen nennt, geschrieben sein, daß sie gewiß keine Beschönigung der etwa in Betracht kommenden politischen Verhältnisse Deutschlands enthalten, daß manches Citat aus Goethe darin mit unterlaufen würde, das konnte jeder Kritiker dreist annehmen und wenn er sonst wollte auch tadeln, ohne das neue Werk Stahr's gelesen zu haben. Was sich aber gar nicht oder nur sehr unzulänglich im voraus berechnen ließ, das ist die Wirkung, welche Stahr's Eigenheiten in ihrem neuesten Auftreten thun würden. Diese Wirkung ist eine nach unserer Meinung ganz außerordentliche, eine über alles Erwarten günstige. Sie könnte mit ihren Ursachen der Stahr'schen Lessing-Biographie nicht entzogen werden, ohne daß dieser alle jene Reize mitentzogen würden, deren Mangel uns die frühern Lessing-Biographien verleidete, deren Nothwendigkeit für unsern Geschmack eine neue Lessing-Biographie überhaupt nothwendig machte, deren Zauber auch die beharrlichsten Tadler von Stahr's Eigenschaften in dessen neuem Werke verspüren, ohne sich darüber recht klar zu werden.

Weswegen war eine neue Lessing-Biographie nach dem treuen Werke des brüderlichen Chronisten, nach der gelehrten Erschöpfung jeglichen Materials durch Danzel und Guhrauer doch Bedürfniß? Neue Thatsachen gab es nicht zu enthüllen, neuer Stoff ließ sich schwerlich mehr zu Tage fördern, so viel steht fest. Und doch, trotz ihres Gehalts, ermangelten die ältern Lessing-Biographien jener Anziehungskraft, welche eine geist- und geschmackvoll geschriebene Classikerbiographie, und wenn sie Uebersetzung ist, auf unser allgemein gebildetes Publikum gewißlich übt, jener Anziehungskraft, welche der Kenner Lessing's gerade einer Lessing-Biographie vor allem wünschen mußte. Dem Publikum, das den großen Gotthold Ephraim nur durch dessen Bruder und etwa durch einen Blick in das Danzel-Guhrauer'sche Werk kannte, mußte auch Lessing's klare Heroengestalt nebelhaft und wesenlos erscheinen wie jene ältern literarhistorischen Gestalten des vorigen Jahrhunderts insgesammt, welche grauer Bücherstaub und Pudergewölk umdunstet. In der That war es früher auch uns manchmal, als ob Goethe der erste deutsche Schriftsteller von Fleisch und Blut gewesen sei, ein körperlicher Halbgott auf Erden, als solcher in den Olymp aufgenommen und von uns göttlich verehrt, weil er uns menschlich anmuthete. Vor ihm nichts als gelehrte Schatten, Beute für Charon und die literarische Unterwelt. Welch deutliche Bilder sind uns entworfen von Goethe in den verschiedensten Lebenskreisen! Welch lebendige Vorstellung können wir uns machen von Schiller, dem nothbedrängten Verfasser der „Räuber" und des „Fiesco", von Schiller, dem Freunde Körner's in Leipzig und Dresden, von Schiller, dem Gatten der Charlotte von

Lengefeld in Jena und Weimar! Wir zweifeln, daß früher sonst jemand als der liebevollste Kenner ein annähernd deutliches Bild, eine ähnlich lebendige Vorstellung von Lessing in irgendwelcher Beziehung und Lebenslage zu gewinnen vermochte. Lessing war aus dem Pfarrhause von Kamenz in der sächsischen Lausitz über Leipzig, Berlin, Breslau, Hamburg nach Wolfenbüttel gelangt, hatte unterwegs seine verschiedenen Schriften geschrieben, mit Moses Mendelssohn, einem jüdischen Sokrates, Freundschaft geschlossen und endlich am Herzog von Braunschweig einen Mäcen gefunden, dessen Freigebigkeit ihm vergönnte, eine Witwe zu heirathen und ruhig zu sterben. So viel etwa merkte sich jedermann aus Lessing's Leben, und in wessen Gedächtniß dieses biographische Knochengerüst noch mit dem Fleische einiger nach der guten alten Zeit schmeckenden Anekdoten umkleidet war, der besaß das leidlichste Bild von einem Manne, dessen interessante Schriften allerdings einen interessantern Urheber vermuthen ließen. Aber vor jener Periode, die das Gefühl als höchste Lebensmacht verzärtelte, mußte es wol überhaupt nichts dergleichen wie eine Wechselwirkung zwischen dem äußern und dem innern Leben gelehrter Menschen gegeben haben. Wo sie sich auch befanden, wie es ihnen auch erging, sie schrieben ihre Werke. Daher der Mangel an Interessantheit ihres äußern Lebens. Ob Lessing in der Hauptstadt Friedrich's des Großen oder auf der wolfenbütteler Bibliothek seine Laufbahn beschlossen, ob er Eva König geheirathet oder ein Kloster vorgezogen hätte, von Einfluß auf den Classiker Lessing möchte das schwerlich gewesen sein. Kaum jemals scheinen Leute, die sich über das schöne Verhältniß Goethe's und Karl August's nicht weitläufig genug verbreiten können, an die Möglichkeit eines menschlichen Verhältnisses zwischen Lessing und seinem Fürsten gedacht zu haben. Kaum jemals scheinen die biographischen Kaffeeriecher, die auf Witterung von Goethe's und Schiller's zärtlichen Gefühlen hartnäckiger aus sind als der Teufel auf eine arme Seele, vermuthet zu haben, daß der große Kritiker Lessing einer andern Werthschätzung des schönen Geschlechts fähig gewesen sein könne als einer äußerst kritischen.

Stahr zeichnet einen ganz andern Lessing als diesen schemenhaften, von welchem es uns höchst gleichgültig sein mußte, ob er auf der wolfenbütteler Bibliothek oder sonstwo umgegangen. Wir lesen im Grunde genommen bei ihm dasselbe, was wir schon längst bei Karl Gotthelf Lessing und Danzel-Guhrauer gelesen hatten; aber indem wir es bei Stahr lesen, glauben wir etwas ganz Neues zu lesen. Was vorher grau in grau vor unsern sehenden Augen verschwamm, gewinnt hier Form und Farbe und in deutlichen bunten Gruppen ziehen die wechselnden Bilder eines großen Lebens, so bewegt wie das Leben eines Schriftstellers, der kein Abenteurer war, nur immer sein konnte, an uns vorüber. Möglich, daß Stahr hier und da ein wenig zu sehr ins Grelle gemalt hat; mußte er ja doch die Farben des Gemäldes fast ganz aus dem Kopfe herstellen, da die Werke der Vorgänger verblichen oder schon ursprünglich ins Matte gearbeitet waren. Möglich auch, daß die Farben nicht durchaus echt sind, deren sich Stahr bedient hat, aber das zu beklagen wollen wir Generationen überlassen, welche den Schaden davon haben werden. Für unser Urtheil ist allein maßgebend, daß Stahr sein Verdienst ganz und gar darin gesucht hat, worin das Verdienst eines neuen Lessing-Biographen einzig bestehen konnte, daß er alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, zur Erreichung des richtigen Hauptzwecks benutzt hat und daß die beabsichtigte Wirkung im allgemeinen herauskommt.

Und da sollen wir nun mit dem Verfasser rechten, daß es so ersichtlich wieder das bekannte Pfund ist, mit dem er wuchert? Nein, wir freuen uns vielmehr, daß er diesmal glücklich speculirt hat. Wir vergeben ihm seinen Mangel an Ruhe, seinen Ueberfluß an Goethe-Citaten, seine nie zu verkennenden Tendenzen, seinen durch kein Alter geschwächten Radicalismus, seinen immer auf hohem Streitrosse einherprunkenden Stil: es fällt uns nicht im geringsten schwer, ihm das ganze Heer seiner Eigenheiten zu vergeben, weil wir sie hier ganz deutlich zur Hervorbringung des wünschenswerthesten Erfolgs wirksam sehen. Das Lange und Kurze von der Sache ist, daß sich Stahr in dieser Lessing-Biographie eine Aufgabe gestellt hat, für die er mit all seinen Eigenheiten durchaus der rechte Mann war.

Freilich fehlt es ihm an Ruhe. Aber wir sind stark geneigt zu behaupten, daß der neue Lessing-Biograph keine Tugend eines Historikers leichter entbehren konnte als diese. Seine Vorgänger hatten davon jedenfalls zu viel besessen. Diesen Quellen Schmackhaftigkeit zu geben, mußte man sie gerade aufrühren, nicht nochmals klären und sichten. Ohne merklichen Fluß und allzu großen Reichthum that ihnen nicht noth, was zügellos einherbrausenden Wasserstürzen noth thut, eingedämmt, regulirt und gebändigt zu werden; nur stürmische Aufregung und Bewegung konnte sie von jener matten Schleimhaut befreien, welche stagnirende Gewässer überzieht, konnte das Sumpfgewächs entwurzeln, welches die Tiefe derselben trügerisch verbirgt.

Freilich ist Einfachheit Stahr's Sache nicht. Seine Prosa läßt dies gewöhnliche Kennzeichen der Classicität sehr vermissen und er geräth unleugbar oft in Gefahr, nach Art unserer westlichen Nachbarn bombastisch zu werden, was der Deutsche immer verabscheuen sollte. Aber erstens ist in Gefahr gerathen noch nicht hineinfallen. Und was Stahr immer noch hindert hineinzufallen, glauben wir als seine Gott sei Dank innerlichst deutsche Natur zu erkennen. Er nimmt den Mund voll wie ein Franzose, aber nicht wie dieser mit hohlem Pathos tönender Redensarten, sondern mit den unverblümten, ungesuchten und aller schwülstigen Ausstaffirung feindlichen Worten eines echten guten Deutschen. Ausdrücke wie „Lessing und sich fürchten“, „Lessing vergißt nicht, es Voltaire einzureiben“, „mit dem Ausdrucke eines Stiefelputzers“, „mit gerechtem Fußtritt“, „mit dem Fußtritt der Verachtung“ sind allerdings nicht aus dem „Schriftstellerischem Galanthomme“ genommen, besser wie das, sie kommen

so recht von Herzen, oder wie unser Volk sagt: von der Leber weg. Zudem liegt es auf der Hand, daß zwar einem Gegenstande, der an sich reich und mannichfaltig ist in den Hauptzügen wie im Detailschmuck, nichts mehr noth thut als einfache Behandlung; daß aber, wo eine natürliche Ueppigkeit des Details dem Gegenstande gebricht, die Behandlung mit der nöthigen Belebung eintreten muß. Das war bei einer neuen Lessing-Biographie sehr zu wünschen. Große, bedeutende Grundformen waren hier gegeben, aber jene Belebtheit fehlte, die der warme Farbensinn unsers Publikums mit Recht begehrt. Und so konnte die glänzende Schreibweise Stahr's seinem Werke nur zugute kommen. Wir geben zu, daß ohne Bombast zu schreiben vorzüglich Lessingisch ist. Dennoch glauben wir, daß Lessing, wenn er seinem neuesten Biographen beim Schreiben hätte über die Schulter sehen können, mit dessen bewegter, lebensvoller, ganz und rückhaltlos aus dem Innern quellender Schreibweise sich zufriedener erklärt haben würde, als mit jenem saft- und kraftlosen Schablonenstil, den uns mancher jetzt als den allein würdigen historischen verkaufen möchte. Denn ohne Feuer und Leidenschaft zu schreiben, das ist sicher ganz und gar nicht Lessingisch.

Freilich ist es pedantisch und geschmacklos, einen Lieblingsschriftsteller immer im Munde zu führen, und Stahr citirt seinen Goethe bei jeder Gelegenheit, seinen Schiller häufig genug. Aber wie nehmen sich diese Citate in der Lessing-Biographie aus? Wir denken, beträchtlich anders als die classischen Citate eines gelehrten Schulfuchses. Zieht Stahr die Gestalt, das Auftreten, die Verhältnisse Goethe's in Vergleich mit denen seines Helden, so verhilft das dem Leser überall zu einem hellern Begriff. Goethe zu kennen inwendig und auswendig, in all seinem Thun und Treiben, im Werden und Sein ist zur allgemeinen Leidenschaft geworden. Goethe's Leben ist vielleicht in weiten Kreisen gekannter noch als seine Schriften. Die Zusammenstellung mit Lessing bei jeder irgend schicklichen Gelegenheit kann die noch viel zu fremde Erscheinung des letztern dem großen Publikum daher nur verdeutlichen. Und was noch mehr sagen will, sie kann auch die Größe Lessing's allein versinnlichen. Je unleugbarer es ist, daß alle die andern Heroen unserer Wiedergeburtsperiode neben Goethe und Schiller zum zweiten Range herabsinken, desto nothwendiger war es, zu zeigen, daß allein Lessing neben den Größten von seiner Größe in keiner Beziehung verliert. Was die Anführung gewisser Stellen aus den Werken jener Dichter betrifft, so denken wir, sie ist nirgends besser am Platze, als wo es gilt gegen Trockenheit anzukämpfen. Wir halten sie für die edelste Würze, zu der der Verfasser einer neuen Lessing-Biographie greifen konnte. Wir glauben nicht, daß die Verszeilen: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide", passender angewandt werden können, als auf einen Mann, der, in seiner Geistesgröße immer einsam, für die Größe seines Herzens endlich die würdige Genossin gefunden hat, und durch die gemeinsten Rücksichten gezwungen wird, auf eine endliche Vereinigung mit ihr sechs volle Jahre, die letzten seiner männlichen Vollkraft, in einem Orte wie Wolfenbüttel harren zu müssen.

Freilich leuchten bei Stahr überall dieselben Tendenzen durch. Aber was sind es für Tendenzen? Es sind die der Aufklärung und Freiheit, für welche Lessing im höchsten Sinne all sein Leben lang gekämpft hat. In der That, man könnte eher fragen, wie sie aus einem Werke über Lessing zu verbannen, als wie sie hineinzubringen wären. Auf welchem Gebiete hat sie Lessing nicht geltend gemacht? Auf dem Lieblingsgebiete Stahr's, wird man sagen, auf dem politischen. Allein wir finden auch weder, daß Stahr seinem Helden dem Geiste des vorigen Jahrhunderts zuwider eine ausgesprochene politische Parteilichkeit angedichtet, noch daß er mit der Annahme zu viel gewagt hätte, Lessing's allgemeine Richtung sei auf politischem Gebiet keine entgegengesetzte gewesen, als die er auf andern Gebieten so rücksichtslos verfolgte. Daß Stahr Lessing einen Republikaner nennt, gehört kaum hierher, denn er meint damit nicht, daß Lessing die regensburger Versammlung habe in einen Convent verwandeln oder Friedrich den Großen durch einen Consul ersetzen wollen. Er meint damit nicht einmal, daß Lessing sich mit der Theorie republikanischer Staatsformen beschäftigt habe. Er meint weiter nichts damit, als daß sich Lessing's Charakter im beschränktesten Staatsleben so unabhängig entwickelt und behauptet habe, als es im freiesten möglich gewesen wäre und daß jener eigenthümliche Glanz, der die Monarchie umstrahlt und der wahrlich nicht allein leuchtet, sondern auch wärmt, für ihn keine Anziehungskraft besessen habe. Nur insofern also gilt jene Bezeichnung „republikanisch" auch für Lessing's politische Ideen, als diese seinem Charakter nothwendig entsprechen und seinem despotischen Zeitalter widersprechen mußten. Und wie sollte man sie insofern anders als republikanische nennen? Jede andere Benennung würde in Anbetracht des Zeitalters weit mehr sagen, würde weit gewagter sein. Keine andere würden Lessing's Zeitgenossen wahrscheinlich für statthafter und unschuldiger erklärt haben. Denn erst geraume Zeit nach Lessing's Tode wurde es einem freisinnigen deutschen Unterthanen wieder möglich, nominell etwas weniger, in Wahrheit aber unendlich mehr als ein Gedankenrepublikaner zu sein. Vielleicht ist die gewöhnlichste Ansicht von dieser Sache die, daß Lessing politisch überhaupt gar nichts gewesen sei und sich um die Vortheile der Staatsverfassungen so wenig bekümmert habe wie ein Neuseeländer um die Façon der Leibröcke. Aber es fehlt nicht gänzlich an allerlei Zeugnissen, welche das gerade Gegentheil beweisen, und diese Zeugnisse hat Stahr in seinem Werke geschickt zusammengestellt.

Freilich neigt Stahr bedenklich zum Radicalismus; aber ohne diese Neigung des Verfassers, wo hätte ihm der Muth herkommen sollen, aus einem bis dahin für langweilig, gelehrt, unzeitgemäß und verbraucht gehaltenen Stoffe ein kurzweiliges, populäres, zeitgemäßes und ergiebiges Buch zu machen? Es gehörte wol einiger-

machten der Muth eines Radicalen dazu, unserm großen Publikum zu sagen, Lessing's Leben sei ebenso interessant wie das Goethe's und Schiller's und ein wenig interessanter als das gangbare Zeug culturhistorisch-biographischer Romane. Und um diese Behauptung durch die That zu beweisen, dazu gehörte vielfach auch keine behutsamere Thätigkeit als die des Radicalen. An mehr als einer Stelle hatte er die gäng und geben Ideen über seinen Helden so ziemlich auf den Kopf zu stellen, allerlei eingewurzelte moderne Vorurtheile gegen ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten und das Zerstörte durch einen Neubau von Grund aus zu ersetzen, der, obgleich mit dem alten Material aufgeführt, doch weder baufällig noch altfränkisch erscheinen durfte. Endlich war der Radicale so glücklich zu einem Neubau nach seinem Sinn und Geschmack dem alten Material keineswegs Gewalt anthun zu dürfen. Es widerstrebte ihm nirgends, wie etwa der Granit altägyptischer Denkmale den Plänen eines chinesischen Baumeisters widerstreben würde. Lessing selbst hat sich, um bei der tiefen Versauerung seiner Zeit etwas auszurichten, allzu oft genöthigt gesehen seine Zuflucht zum Radicalismus zu nehmen, als daß die radicalen Neigungen seines neuesten Biographen in einer falschen Putzüberkleidung hätten Befriedigung suchen müssen.

Konnten wir in einigen Nachlässigkeiten, die an dem Stahr'schen Werke allzu bedeutsam gerügt worden sind, nichts erkennen, was unbedingt den Namen Fehler verdient; sehen wir in jenen Eigenheiten Stahr's, deren wiederkehrende Aeußerung stets wiederkehrenden Tadel hervorruft, sogar die gesunden Lebensquellen seines neuesten Werks; so würden wir gegen einige Ausstellungen anderer Art, welche wir vernommen, principiell nichts einzuwenden haben, wenn sie uns nur sonst richtig angebracht schienen.

Da soll Stahr zu viele Anmerkungen gemacht haben, mehr Anmerkungen als Seiten, ist berechnet worden. Wir sind durchaus der Meinung, daß eine Last von Anmerkungen auch für das beste Werk eine Last bleibt. Es müssen nur auch wirkliche, in den Text hineinsprechende Anmerkungen und nicht bloße Verweisungen auf zugehörige Werke Band so und soviel, Seite so und soviel sein wie hier. Solch bloße Verweisungen können kein Buch unpopulär machen; sie stören den Genuß des flüchtigen Lesers nicht und dienen den Zwecken des Kenners.

Aber Stahr hat stets die Lachmann'sche statt der „populären" Ausgabe von Lessing's Werken angezogen. Wird nicht dadurch die Popularität seines Werks beeinträchtigt? Schon lange nicht! denn wer dergleichen Verweisungen benutzt, der benutzt auch sicher die beste, nicht irgendwelche andere Ausgabe von Lessing's Werken. Auch wir sind übrigens für durchgängige Bevorzugung der populärsten Classikerausgaben, aber nur weil diese gemeiniglich auch die vollständigsten zu sein pflegten. Hier würden wir uns höchlichst verwundert haben, wenn Stahr eine unvollständigere Ausgabe als die unpopuläre citirt hätte, Leuten zu Gefallen, die sich durch kein Citat in der Welt bewegen lassen, einen andern Band von Lessing aufzuschlagen, als der die drei allbekannten Dramen enthält.

Stahr hätte mehr Stellen aus Lessing's Briefen anführen sollen. Jedenfalls sind Briefe als unmittelbare Lebenszeugnisse eines längst Verstorbenen für den Biographen dasjenige Material, welches ihm das Werk der Wiederbelebung am meisten erleichtert. Aber der Biograph hüte sich, diese Erleichterung zu misbrauchen. Er soll die Briefe seines Helden ausnutzen, aber nicht ausschreiben, wenn es ihm um die Vollendung, das Ebenmaß, die Ganzheit des Werks zu thun ist. Wollte Stahr alle Briefstellen in den Text einrücken, welche er unter dem Text angezogen hat, so würde es um Form und Farbe seines Werks geschehen sein und Danzel-Guhrauer hätten einen unnützen Nebenbuhler gewonnen. Gewisse Aussichten auf eine ehrenvolle, reichliche Existenz in Wien, mit denen Lessing in den siebziger Jahren hingehalten wurde, soll Stahr übergangen haben. Sind damit jene etwas frühern großdeutschen Hoffnungen auf Kaiser Joseph gemeint, welche Guhrauer II, 11, bespricht, so waren sie nach unserer Meinung keiner weitern Beachtung werth, als die ihnen Stahr II, 33, 34, hat angedeihen lassen.

Das wäre denn so ziemlich alles, was unsers Wissens beim Erscheinen der neuen Lessing-Biographie von der Kritik hier und da gerügt worden ist. Nur ein Vorwurf bleibt unserer Betrachtung noch aufbehalten, vielleicht der hauptsächlichste, da er scheinbar für sich allein das Ansehen des Stahr'schen Werks in Frage zu stellen geeignet wäre, falls man ihn für begründet erkennen müßte. Es soll nämlich Stahr eingestandenermaßen sein Werk nur in polemischem Interesse abgefaßt und herausgegeben haben. Stahr soll bei der Bearbeitung des großen Lebens eines der größten Männer durch die Zwecke eines Pamphlet- und Broschürenschreibers geleitet worden sein. Er soll, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, den Namen Lessing's unnütz geführt, wo nicht gar schändlich gemisbraucht haben.

Er selbst sagt in der Vorrede, es sei gewiß, daß eine populäre Biographie des Mannes, der für uns Deutsche das Zeitalter der Aufklärung in seinem erhabensten Träger repräsentirt, gerade jetzt zur rechten Stunde komme. Dies das Geständniß des Verfassers. Wir beneiden keinen, der sich darauf berufen muß, um die ausschließlich polemische Absicht des neuen Lessing-Biographen zu beweisen. In der That, wenn alle diejenigen Werke für „eingestandenermaßen nur im polemischen Interesse abgefaßt und herausgegeben" gelten sollten, deren Vorreden etwas wie die Zuversicht des Verfassers, einen zeitgemäßen Gegenstand behandelt zu haben, aussprechen, dann, fürchten wir, müßte die polemische Literatur den Bibliothekaren bald erschreckend über den Kopf wachsen und die Fächer für manche Wissenschaft würden verdorren.

Die Wahrheit ist, daß es zwei in der Entstehung und in der Wirkung außerordentlich verschiedene Arten von Polemik gibt; eine, welche der Sache und eine, welche dem Verfasser eines Werks entspringt. Jene thut dem Verfasser Gewalt an, er muß sie üben; diese thut der Sache Gewalt an, sie muß sich dazu gebrauchen lassen

Jene streitet für, diese gegen etwas. Jene wird erzeugt im Interesse eines Werks; diese erzeugt ein Werk in ihrem Interesse. Die erstere kann nicht selbständig auftreten, die andere sollte dies immer thun. Die erstere hört auf Polemik zu sein, sobald ihre Sache nicht mehr bekämpft wird; die andere bleibt ewig was sie ist.

Wenn man uns nun darthut, daß die Polemik der Stahr'schen Lessing-Biographie ein selbständiges Interesse in Anspruch nehmen, daß sie von der Sache, mit der sie verknüpft erscheint, getrennt werden kann, so sind wir bereit, das Werk als im Interesse der Polemik verfaßt und herausgegeben zu betrachten. Bis dahin halten wir es für im Interesse der Sache, von der es handelt, geschrieben und erachten seine Polemik für die zeitliche Polemik eben dieser Sache.

Wenn Motten, Schnaken und anderes Ungeziefer sich, unsere nächtliche Lampe umschwirrend, die Flügel verbrennen, so ist dies allerdings in gewissem Sinne unsere Schuld, denn wir haben die Lampe angesteckt und kannten die Eigenschaft der Flamme. Aber wie? Daß wir die Lampe gegen die herrschende Finsterniß angesteckt zu haben gestehen, das soll beweisen, daß wir es einzig und allein auf die Bewohner der Finsterniß abgesehen hatten? Wann dürften wir denn die Lampe anstecken, um keinem der armen Thierchen zu schaden? Am Tage, wo die Sonne scheint und unser Licht überflüssig macht? Nein, das geht nicht an; gerade in der Nacht bedürfen wir der Lampe, und so möge das Nachtgesindel uns und unsere Flamme immerhin polemischer Absicht beschuldigen, bis es sammt und sonders zu Asche geworden ist; dann hat es ein Ende mit der Polemik.

Die Sünde des neuesten Lessing-Biographen kommt derjenigen gleich, welche die Shakspeare-Verkünder des vorigen Jahrhunderts begingen. Dem biedern Kreissteuereinnehmer und Tragödienschreiber Christian Felix Weiße mußte es sicherlich eine grausame Polemik erscheinen, wenn man Shakspeare's „Romeo und Julia" und „Richard III." demselben Publikum darbot, welches seine gleichnamigen Stücke bewundert hatte. Für uns hat die Sache Shakspeare's alles Polemische längst verloren und so, hoffen wir, wird auch Stahr's „Lessing" nur kurze Zeit den Anschein eines polemischen Werks behalten. Schlimm genug, daß 80 Jahre nach Lessing eine geistvolle getreue Schilderung seines Lebens und Wirkens noch ähnliche Wirkung machen konnte, wie einst das Leben und Wirken des großen Mannes selbst. Schlimm genug, daß Lessing im 19. Jahrhundert sich noch immer ausnimmt wie ein Licht in der Dunkelheit.

Doch halten wir ein mit Klagen, welche leicht misverstanden werden könnten, mit Klagen über unsere Gegenwart, über unser Jahrhundert. Ohnehin finden wir, das bisher Gesagte nochmals überblickend, schon zu viele dergleichen Aeußerungen, welche uns in den Verdacht eines jetzt häufigen Pessimismus zu bringen ganz geeignet sind, während uns in Wahrheit keine Ansicht ferner liegt als die, daß wir in einem Zeitalter des Rückgangs oder des Fortschritts zum Verderben, daß wir in einem Jahrhundert leben, wie jenes, welches dem Untergange von Sodom und Gomorrha vorherging. Es ist wahr: noch immer strahlt das von Lessing ausgehende Licht als ein Stern der Nacht, und so wird es wol noch so manch Jahrhundert durchstrahlen, bevor es in allgemeiner Erleuchtung aufgeht. Aber das Licht Lessing's ist nicht das Licht des 18. Jahrhunderts; es ist ein Funken jenes himmlischen Feuers, womit nur einzelne Auserwählte, nicht ganze Generationen unmittelbar begnadigt werden, um die Erdennacht wie durch das allmähliche Aufglimmen immer neuer Sterne mehr und mehr zu erhellen. Unser Jahrhundert ist sicher ein helleres als das vorhergegangene, wenn es auch von einem Stern, der diesem aufgegangen, noch beinahe ebenso viel Licht zu empfangen hat als dieses. Wir werfen dem 19. Jahrhundert keineswegs Lichtfeindlichkeit vor, sondern eine vorübergehende Verblendung über die Quellen des Lichts.

Der platten und seichten Aufklärerei wollte unsere Zeit entschieden den Rücken kehren und der nicht platten, der wahren, tiefen Aufklärung wandte sie ihn. Es ist kein Zweifel, daß dieses Misverständniß von einzelnen durchaus wissentlich gefördert, verlängert und ausgebeutet wurde. Das ist aber das Los der Ideen, daß sie unter der Masse sich nicht rein erhalten können, daß sie an Gehalt verlieren, was sie an Ausbreitung gewinnen und daß ihnen zuletzt fanatische Anhänger und nicht fanatische Gegner zum Verderben gereichen. Alle Achtung vor der Idee, daß der Geist des Menschen der Wärme wie des Lichts gleich sehr bedürfe. Sie entsprang sehr richtig aus der Erfahrung, daß der Geist bei dem später vielverspotteten Lichte der berliner Aufklärung jämmerlich erfrieren könne. Aber deshalb, weil gewisse Lichter keine Wärme spendeten, sie kurzweg auszublasen und zu behaupten, daß die Wärme Licht erzeuge, war nicht gleich richtig. Wie gewöhnlich lief beschränkter Fanatismus mit dergleichen Absurditäten weit über das von bahnbrechenden Geistern gesteckte Ziel hinaus. So mußte es wol kommen, daß Deutschland am Ende einer keineswegs von Lichtfeinden angeregten Bewegung gegen platte Aufklärung nichts Besseres als platte Verdunkelung eingetauscht hatte. Dieser Ausgang wäre noch natürlicher gewesen, hätte Deutschland zur Blütezeit der Aufklärungsperiode nur Geister wie den thätigen Nicolai, den wackern Mendelssohn, den geschickten Ramler und verwandte, hätte es keinen Lessing besessen.

Gerade der Mann aber, den Stahr mit vollem Recht den erhabensten Repräsentanten des Zeitalters der Aufklärung nennt, hatte doch seinem Volke das Beispiel gegeben, daß Aufklärung durchaus nicht nothwendig mit Plattheit verbunden sein müsse. Keine Spur von Plattheit war an ihm zu bemerken, nicht einmal Duldung für die Plattheit derer, die sich seine Verbündeten nannten. Und doch ist man gerade von ihm am schmählichsten abgefallen. Wir wissen von hohen berliner Töchterschulen, in deren Literaturstunden Lessing's „Nathan" auf Wunsch des geistlichen Beaufsichtigers nicht mehr gelesen werden darf. Von einer Widersetzlichkeit gegen solches Ansinnen wissen wir nichts.

Man kann nicht sagen, daß viele offene Versuche gemacht worden wären, das Andenken Lessing's zu verunglimpfen. Nur einzelne haben es darauf gewagt, in solch toller Bemühung lächerlich zu werden, wie neuerlichst jener Herausstreicher des unsterblichen Hauptpastors Götze. Sonst hat stets eine Scheu bestanden, den Löwen, auch seitdem er längst todt ist, an der Mähne zu zupfen. Die Namen der kleinern Geister der Aufklärungsperiode haben schrecklich zu leiden gehabt. Noch heute kommt es vor, daß der künftige Ritter von der Feder sich seine Sporen an den armen berliner Aufklärern zu verdienen sucht. Daß jeder Gimpel, der ein Liedlein in der Tonart Heine's und Geibel's gesungen, sich einen größern Dichter dünkt als Ramler, versteht sich von selbst. Mit Lessing's unbequemer Größe war so leicht nicht fertig zu werden. Trotzdem ist es den Leuten, welchen daran gelegen sein mußte, sie sich vom Halse zu schaffen, gelungen, ein Verfahren ausfindig zu machen, das glatt zum Ziele führte. Sie behandelten nämlich Lessing's Größe rühmend und mit devoter Verbeugung ohne weiteres als eine abgethane Sache.

Lessing's Schriften, in den Händen aller befindlich, hätten dieser Kriegslist gefährlich werden mögen. Aber nichts ist dem Publikum bekanntlich leichter aufzureden, als daß es über etwas hinaus sei, daß es aus diesem oder jenem nun nichts weiter lernen könne. Jeder neue Vorwand heißt willkommen, der gegen das Lesen einiger Classikerbände mehr schützt. Wirken ja doch Luise Mühlbach und Oskar von Redwitz mit süßerer Prosa und Poesie. Das sogenannte feingebildete Publikum sträubte sich daher gar nicht, die Mehrzahl von Lessing's Schriften unter die verschiedenen Rubriken der Unlesbarkeit einzuordnen, sobald einige für Autoritäten geltende Finsterlinge dazu gerathen hatten. Gelehrt, veraltet, unzeitgemäß, verwerthet! Könnte man doch alles, was im Geruche der Classicität steht, mit solch herrlich entschuldigenden Worten loswerden, das war gewiß der aufrichtige Herzenswunsch, mit welchem man drei Viertheile von Lessing's Werken idealistischen Primanern und Docenten der Literaturgeschichte überließ.

So weit wäre es nie gekommen, das ist unsere Meinung, hätte man eher ein so geistvoll anregendes Werk über Lessing besessen, als das Stahr'sche. Zur Lectüre Goethe's und Schiller's wird das Publikum, was nun einmal zum Guten getrieben sein will, immer aufs neue angereizt durch den verlockenden Anblick der Schätze, welche professionelle Goldgräber aus den Werken jener beiden rastlos zu Tage fördern. Was vor Stahr Biographisches und Commentirendes über Lessing vorhanden war, konnte das Publikum in der Meinung, veraltet und gelehrt, nur bestärken. Darum mußten die wenigen, welche wußten, daß in Lessing noch Größe und Reichthum für Jahrhunderte verborgen sei, eine gute, eine glänzend geschriebene Biographie und Erläuterung gerade dieses Classikers eher als jedes andere wünschen.

Wir haben sie nun; kein Werk genauer Gelehrsamkeit, an Form und Inhalt ein Kunstwerk, geeignet auch die Menge zu fesseln, welche überall nur Unterhaltung sucht. Nie ist ein Werk einem Volke mehr zurecht gekommen, als dieses dem deutschen. Denn statt unfruchtbarer, kalter Hochachtung regt es wieder Begeisterung an für den erhabensten Repräsentanten der Aufklärungsperiode und diese Begeisterung wird hoffentlich Früchte tragen, nachdem man des endlosen Gewäsches über seichten Rationalismus und Liberalismus, über platte Aufklärerei und sonstige Greuel denn doch müde geworden ist. Stahr versteht es für seinen Helden menschlich zu interessiren, und das gehört vor allem zur Popularität. Am starren Marmor erwärmt sich modernes Volk nie und wenn er noch so meisterhaft ausgearbeitet wäre. Das Volk verlangt farbige Lebensbilder. Und da sehe man, wie Stahr seinen Stoff zu gestalten, zu beseelen gewußt hat.

Wie glücklich charakterisirt er nicht gleich anfangs die Familie des kamenzer Pfarrherrn mit wenigen Pinselstrichen! Karl Gotthelf Lessing hebt mit einem seitenlangen Stammbaum an. Danzel hat diese Genealogie noch ausgedehnt bis auf die jüngern Generationen der Kinder und Enkel. Nichts von dem allen bei Stahr. Das rohe Material tischt er uns niemals auf. Er weiß gleich einen klaren Extract zu gewinnen, von dem zwei Tropfen eine stärkere Wirkung auf uns thun, als die ganze Masse von jenem. Immer gleich anschaulich zeichnet er die folgenden Bilder: die meißener Fürstenschule und das ehemalige Kleinparis, die alte Meß- und Universitätsstadt Leipzig als nächste Schauplätze von Lessing's Jugendleben. Immer ist es das lebendige Verständniß Lessing's, des ganzen Menschen, worauf er abzielt. Wie gut z. B. motivirt er die oft bemerkte gründliche Verschiedenheit der spätern Lebensart eines Lessing und Goethe, indem er die Erziehung, die Jugend beider großen Männer in Vergleich zieht! Wohl mußte die Sittenenge und -Strenge des lutherischen Pfarrhauses einen andern Zögling bilden als die geräumige Wohlhabenheit des frankfurter Patricierhauses. Die Sittenenge allerdings streifte Lessing ab, sobald er sich selbst überlassen wurde; die Sittenstrenge dagegen behielt er zeitlebens bei als Mitgift aus dem Vaterhause. Die Erweiterung des Gesichtskreises, welche Lessing, schuldenhalber die Universität verlassend, durch seine Uebersiedelung nach Berlin gewann, macht sich Stahr gleich zu Nutze. Aeußerte sich die Kunst des Verfassers bis dahin mehr in seiner Art, das Bekannte in ein neues Licht zu stellen und vortheilhaft zu gruppiren, so weiß er dem Ueberlieferten ganz neue Seiten abzugewinnen, sowie nur einige Mehrseitigkeit zu Tage tritt. Das in vier Perioden zerfallende berliner Leben Lessing's erscheint hier klar und deutlich als die goldene Zeit des Helden, abschließend mit der Culmination seiner Frische und Spannkraft. Schon das Berlin des 18. Jahrhunderts war der echte Boden deutscher Gegenwart. Wohl machten sich in den breiten Straßen dieses Berlin die königlichen Leibfranzosen breit; aber nicht jeder Deutsche wich ihnen ängstlich aus. Voltaire empfing beträchtliche Püffe, da er sich überall als privilegirte Person benehmen wollte, und sein Zusammenstoß mit Lessing ist bei Stahr vortrefflich

geschildert. Wir können uns des stärksten Bedauerns nicht enthalten, da Lessing endlich unwiderruflich von der Stadt, von dem Staate Friedrich's des Großen scheidet. Mochten die Kleist, Mendelssohn, Nicolai, Ramler noch so tief unter ihm stehen, glücklicher hat Lessing nie gelebt, als da er frank und frei unter ihnen nistete in seinem Dachstübchen am Nicolaikirchhof, wo ihn des Morgens vor dem Beginn der Geschäftsstunden Moses zu besuchen pflegte, wo ihn des Abends ein von Ramler ausgehängtes rothes Band nach der Baumannshöhle berief zum muntern Streit beim Glase Wein. Man fühlt bei solchen Erinnerungen, daß nichts unwahrer sein kann als die oft gehörte Behauptung, Berlin sei eine gemachte, künstlich in die Höhe geschraubte Stadt. Keine Stadt hat sich naturgemäßer zu dem herangebildet, was sie jetzt ist. Sie ist beängstigend schnell emporgewachsen mit dem Staate, dessen Haupt sie sich nennt; aber erst neuerdings haben auch ihre Regenten dazugethan, sie zu einem Mittelpunkte deutschen Lebens zu machen, nachdem sich Jahrzehnde lang deutsches Leben schutz- und hülfsbedürftig schon herangedrängt hatte, ohne etwas dergleichen wie Pflege und Beförderung zu erfahren. Es wäre eine ganz artige Aufgabe für eine gewandte Feder, die Literatur-, Kunst- und Gelehrtengeschichte Berlins bis zur neuern Zeit königlichen Mäcenatenthums abgesondert darzustellen. Lessing's edle Gestalt würde darin eine ziemlich hervorragende Rolle spielen müssen. Lange genug hat Lessing gezögert, ehe er die Hoffnung auf Preußen aufgab und Berlin eine verzweifelte Galere nannte. Wir verdanken dem Verfasser seiner neuesten Biographie ein scharf beleuchtetes Bild der Beziehungen Lessing's zu dem großen Preußenkönige, aus welchem hervorgeht, daß Friedrich dem ersten deutschen Schriftsteller seiner Zeit aus irgendwelchem besondern Grunde durchaus abgeneigt war und daß er ihn um keinen Preis haben mochte. Es läßt sich nicht erweisen, daß Friedrich zur Zeit, da er es rundweg abschlug, Lessing zum Bibliothekar zu ernennen, dessen „Minna von Barnhelm" etwa schon oberflächlich gekannt haben möchte; sonst würde uns die Abneigung des Königs sehr erklärlich sein.

Als schärfsten Gegensatz von Lessing's berliner Leben hat Stahr mit ergreifender Wahrheit die wolfenbütteler Leidensjahre dargestellt. Sein unbefangener scharfer Blick hat ihn befähigt, die wahren Gründe der Bitterkeit und Düsterkeit, welche Lessing's Herz zuletzt erfüllten, in den unwürdigen äußern Verhältnissen zu erkennen, welche den großen Mann niemals beengender umstrickten, als seitdem er sich durch den Eintritt in die Dienste des Herzogs von Braunschweig unabhängig und sicher zu stellen gedacht hatte. Das kurze Glück, welches Lessing an der Seite seiner Gattin Eva König genoß, war theuer erkauft, aber auch, worüber Stahr's Schilderung keinen Zweifel übrig läßt, jeden Preises werth.

Vielleicht liegt ein noch größeres Verdienst des Stahr'schen Werks in den commentirenden als in den biographischen Abschnitten. Einzelne von den Auseinandersetzungen Stahr's, wie z. B. die der „Emilie Galotti", sind geradezu Meisterwerke und verdienen allen Schriftstellern, die Aehnliches zu leisten beabsichtigen, als Muster empfohlen zu werden. Nichts ist seltener als eine solche Erläuterung, die wirklich demjenigen, der ihrer bedarf, erläutert. So zweifeln wir außerordentlich, daß jemand durch Valleske's Auseinandersetzungen Schiller'scher Werke gefördert werden könne; der gewöhnliche Leser wird es vorziehen, dreimal das Schiller'sche Stück als einmal die Valleske'sche Erläuterung durchzuarbeiten, und wird dabei auch wahrscheinlich besser fahren, obgleich Valleske sich alle erdenkliche Mühe gibt, recht verständlich zu sein. Ihm fehlt jene Durchsichtigkeit der Darstellung, jene Leichtigkeit des Worts, welche Stahr in so hohem Grade besitzt. Dessen Auseinandersetzungen, sogar der theologischen und philosophischen Schriften Lessing's, werden gewiß von niemand überschlagen werden. Im Gegentheil, wir hoffen, sie sollen zum Nutzen der Aufklärung auch den betreffenden Schriften Lessing's wieder eine große Zahl neuer Leser zuführen.

Wir dürfen nun wol unsern Aufsatz nicht schließen, ohne Rechenschaft über die vorausgeschickte Andeutung nicht wegzuleugnender Mängel des Stahr'schen Werks gegeben zu haben. Damit man nicht im Unklaren über unsere Meinung bleibe, brauchen wir indessen nur an das zu erinnern, was wir in Betreff der bisherigen Kritiken vermutheten, daß sie uns nämlich mehr eine von der unsern abweichende Meinung auszudrücken, als ausdrücken zu wollen schienen. Die Gerechtigkeit des Kritikers wird bedingt durch das Verhältniß, in welches er Lob und Tadel zueinander stellt und in Betreff dieses Verhältnisses sahen wir uns mehrfach zum lebhaftesten Widerspruch veranlaßt, nicht so in Betreff manches Tadels an sich selbst. Warum sollten aus denselben Quellen, aus denen die Hauptschönheiten eines Werks fließen, nicht auch manche Uebertreibungen und Unreinigkeiten mit unterlaufen? Dicht neben und unter den wohlriechendsten gepflegten Blumen wuchert oft so nahe zudringliches Unkraut, daß man es nicht ausziehen kann, ohne die Blumen mit zu entwurzeln. Wenn aber auf zehn oder zwanzig Blumenstauden nicht mehr als ein Schmarotzergewächs kommt, so darf man das auch ohne Schaden für den Anblick des Gartens stehen lassen.

Maximilian Eduard Lessing. *)

*) Es wird den Lesern vielleicht nicht uninteressant sein zu erfahren, daß der Verfasser dieses Aufsatzes über Lessing, Maximilian Eduard Lessing in Charlottenburg, ein directer Nachkomme Gottlob Samuel Lessing's, Bruders des berühmten Lessing ist, und bei dieser Gelegenheit über die Nachkommen des letztern etwas zu hören. Dieser selbst, Gotthold Ephraim, starb bekanntlich kinderlos. Von dessen jüngerm Bruder, Karl Gotthelf, als Münzdirector in Breslau 1812 verstorben und auch als Verfasser von Lustspielen und als Herausgeber des Nachlasses Gotthold Ephraim's bekannt, stammen der berühmte Maler Karl Friedrich Lessing und die Besitzer der Voß'schen Zeitung. Von dem genannten dritten Bruder, Gottlob Samuel, stammt unser Maximilian Eduard Lessing; sein Großvater, der Sohn Gottlob Samuel's, starb als Jurist in Namslau in Schlesien, sein Vater, C. F. Gotthold, als Rechtsanwalt. D. Red.

Religiöse und didaktische Dichtung.

1. Hiob oder die Weisheit der Urzeit. Freunden heiliger Poesie gewidmet von G. Kemmler. Cannstadt, Bosheuyer. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Das Ich. Ein Lehrgedicht von Ludwig Philippson. Leipzig, Baumgärtner. 1859. 8. 9 Ngr.
3. Drei Friedhofsrosen. Dichtung von Ernst Pfeilschmidt. Leipzig, Violet. 1860. 16. 24 Ngr.
4. Bruder Philipp's, des Kartäusers, Marienleben, von Wilhelm Sommer. Münster, Theissing. 1859. 16. 24 Ngr
5. Marianische Legenden und Gedichte, größtentheils nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Darstellungen und Originalpoesien. Von G. F. Daumer. Münster, Aschendorff. 1859. 16. 15 Ngr.

Die drei ersten der heute zu besprechenden Werke gehören einer Gattung der didaktischen Poesie an, die, an die höchsten Fragen, von denen des Menschen Herz bewegt wird, an das „qualvoll uralte Räthsel, worüber schon manche Häupter gegrübelt", anknüpfend, die Elemente ebenso zu einem trockenen Lehrgedicht, wie zum erhabensten urpoetischen Weltgedicht in sich trägt, je nach der Behandlungsweise, mit welcher die Lösung des ewig unlösbaren Räthsels versucht wird. Das Buch Hiob ist ein solches von reinster poetischer Kraft getragenes Weltgedicht. Die innern Kämpfe beim Anschauen der Widersprüche zwischen Leben und Schicksal und die Allmacht und Unerforschlichkeit Gottes, in welcher diese Widersprüche ihre Lösung finden sollen, treten in großen, gewaltigen Zügen vor unser Auge, und die Farben sind so warm und kräftig, so frisch und lebendig aufgetragen, daß es bei jeder neuen Lectüre mit immer neuem Reize fesselt. Wir haben uns bereits in einem frühern Jahrgange d. Bl. (Nr. 20 f. 1853), bei Gelegenheit der Besprechung der Uebersetzung des Buchs Hiob von Spieß, darüber ausgesprochen, daß das Buch Hiob nach der Luther'schen Uebersetzung viele Stellen enthalte, die theils an sich dunkel und unverständlich, theils in ihrem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden nicht erklärlich sind, sodaß sich der Leser, so sehr er sich auch durch eine Menge herrlicher Einzelheiten zur Bewunderung hingerissen fühlt, doch dem Totaleindrucke nach nicht vollkommen befriedigt findet. In vorliegender Uebersetzung hat G. Kemmler (Nr. 1), wie Spieß in der seinigen, nach Anleitung der besten Interpreten die Schwierigkeiten des Originals möglichst zu besiegen gewußt, und das ganze Gedicht erscheint in seinen Theilen wie im Zusammenhange klar und verständlich. Was die äußere Form anlangt, so hat Kemmler, wie Spieß, das iambische Versmaß gewählt, und dabei der Gliederung des hebräischen Rhythmus in sehr gelungener Weise Rechnung getragen. Auch die Diction ist edel und schwungvoll, und wir wissen kaum, welcher von den beiden Uebersetzungen, ob der Spieß'schen oder Kemmler'schen, wir den Vorzug geben sollen. Unsere Vorliebe für die Luther'sche Uebersetzung wird jedoch vorliegende Bearbeitung ebenso wenig wie irgendeine ihrer Vorgängerinnen wesentlich beeinträchtigen; denn diese nimmt durch die wunderbare poetische Kraft, von der sie getragen wird, durch den herrlichen Rhythmus der Diction und durch die innerliche Festigkeit, mit der sie sich in unser geistiges und gemüthliches Verständniß von den ersten Perioden seines Erwachens an sich eingelebt hat, eine fast unantastbare Stellung ein. Wir lassen hier nur eine kurze Probe der Kemmler'schen Uebersetzung folgen:

> Wo warst du, da die Erde ich gegründet?
> Sag' an, wenn du auf Einsicht dich verstehst!
> Wer, wenn du's weißt, bestimmte ihre Maße
> Und wer zog über sie die Meßschnur hin?
> Worauf sind ihre Gründe eingesenkt?
> Und wer hat ihren Eckstein eingelassen,
> Als allzumal die Morgensterne jauchzten
> Und alle Gotteskinder jubelten?

Das Buch Hiob verdient es, studirt zu werden, und man wird Genuß und Frucht davon haben, wenn man neben der Luther'schen Uebersetzung eine der neuern zur Hand nimmt und zu der gewaltigern Erhebung und Gemüthserwärmung, die man aus der erstern schöpft, das völlig klare Verständniß, welches uns die letztere an die Hand gibt, hinzufügt.

„Das Ich" (Nr. 2), Lehrgedicht von L. Philippson, hat sich die Beantwortung der im Eingange angedeuteten Fragen ganz eigentlich zur Aufgabe gestellt, und wenn er dieselben S. 34 so faßt:

> Denkst du wol noch, mein Ich, von wannen anher du gekommen?
> Weißt du wol auch, wohin dein Meister den Gang dir bestimmt hat?
> Bist du im Innern bewußt, was wirklich du bist und wahrhaftig? —

so sind dies eben dieselben Fragen, die der Heine'sche Jüngling-Mann mit düstern Lippen in das wüste, nächtliche Meer hinausrief: „Was bedeutet der Mensch? Woher ist er kommen? Wo geht er hin?" Aber unser Dichter hat weder „die Brust voll Wehmuth, noch das Haupt voll Zweifel"; er hat feste Anschauungen gewonnen, die er mit voller Ueberzeugung ausspricht, und theilt uns dieselben in einer Form mit, die schon durch die Klarheit der Darstellung bei gedrungener Kürze und großer Gedankenfülle sehr viel Gewinnendes besitzt, noch mehr aber durch die Ruhe der Reflexion und die Vermeidung aller bei diesen Fragen so nahe liegenden Polemik befriedigt. In der ersten Abtheilung: „Die Einsamkeit des Ichs", zeichnet der Dichter mit kräftigen und gewandten Zügen die Schranken, denen das „im menschlichen Busen vereinsamt wohnende Ich" nach allen Seiten hin unterworfen ist.

> Durch den unendlichen Raum hat die Hand des Schöpfers gestreut
> Fülle unendlichen Lebens; . . . .

aber:

> Einsam stehet das Ich an der großen Pforte der Schöpfung,
> Schauet sehnend hinein und kann sie nimmer durchschreiten.

Ebenso wenig vermag „das Ich in das Ich sich zu senken", und selbst die Liebe kann nur mit ganzem Vertrauen das Liebste und Schönste vermuthen, aber nimmer die zwischen dem Ich und dem Ich befestigte Schranke, die beide auseinander hält, ganz heben. Dasselbe Ergebniß liefert die Frage:

> Ach, und versteht es sich selbst? Hat's klare, sichere Kunde
> Von dem eigenen Sein, von seinem ganzen Bestande?

Denn die Antwort darauf ist:

> Und so schaut es hinein in sein bewegtes Getriebe,
> Fasset, begreifet es nicht, die Schwingung der geistigen Räder:
> Einsam im eigenen Ich, voll Fragen, doch ohne die Antwort.

Auch das letzte endlich, was übrig blieb, die Sehnsucht nach „des Weltalls unendlichem Gottesgeist", den Ruf empor zu den Wolken: „Vater, ich rufe dich, komm!" bringt keinen Aufschluß. Der Lichtstrahl gleitet vorbei:

> Einsam bleibet das Ich dem Gottesgeiste genüber!

Im zweiten Abschnitt: „Das Ich außer sich", wird die Beschränkung des Ichs auf sich selbst in noch bestimmtern Umrissen gezeichnet und die Consequenz dieser Anschauungen in den Satz:

> Siehe, du bist dir selbst der Mittelpunkt alles Besteh'nden! —

mit Durchführung desselben in seiner Anwendung auf Mitwelt und Gott zusammengefaßt. In dieser Beschränkung des in sich selbst vereinsamten Ichs liegt nun aber auch wieder das Erhebende. Denn nur so konnte der Schöpfer es selbständig machen:

> Siehe, so stehst du ein Ich, ein in dir begründetes Wesen,
> Unter der Fülle der Wesen, die nur dem Gesetze gehören,
> Stehest auf eigenem Boden, in eigenen Grenzen und Marken,
> Stehest dem Schöpfer genüber ein freies, selbsteignes Geschaffniß,
> Dem nur von außen der Lenker der Dinge die Nahrung ertheilet,
> Aber innen sich selbst überlassen, in freier Entwicklung,
> Mittelpunkt sich selbst im ganzen Weltall des Meisters.

Der dritte Abschnitt: „Das Ich an sich", beginnt mit einer schönen Beschreibung der ersten Entwickelung des Menschen, sucht aus derselben die Existenz des Ichs in vorirdischen Welten nachzuweisen, bezeichnet alsdann das Wesen des Ichs als einfach und einig, mithin unvergänglich, unsterblich, und findet die Lösung der in der Beschränkung des Ichs' liegenden Dissonanzen darin, daß das Leben ein Durchgangspunkt sei, von einer andern Heimat nach anderm Ziele, zu welchem letztern das Ich hinstrebt,

. . . . unbeschränkt, unbegrenzet,
Seine schlummernde Kraft nach dem innern Gehalte entwickelnd.

Der Dichter ruft frohlockend aus: „Und so ist es gelöst das Räthsel!" Aber diejenigen, die von andern geistigen Anschauungen ausgehen, werden ihm entgegenhalten, daß seine beiden obersten Annahmen, Gott und die Einfachheit und Einheit des Ichs, eben erst noch zu beweisen seien, ehe darauf weiter fortgebaut werden könne. Wir unsererseits rechten mit dem Dichter nicht ob dieses fehlenden Beweises; wir begnügen uns mit jener innern Anschauung, die uns die beiden höchsten Fragen unsers Ichs auch ohne Beweis vergegenwärtigt, stützen uns auf den bewährten Satz des großen Denkers, daß, so wenig wir die Richtigkeit unserer Anschauung beweisen können, so wenig uns die Unrichtigkeit derselben nachgewiesen werden kann, und folgen gern dem Dichter in der Entwickelung seines Systems, das zwar keine völlig neuen Grundanschauungen enthält, allein das Gegebene in gedrängter und gediegener Gedankenfülle und harmonisch geordnet in lichtvoller Klarheit dem Leser vorführt.

Auch in der E. Pfeilschmidt'schen Dichtung „Drei Friedhofsrosen" (Nr. 3) finden wir die drei Themen: Mensch, Natur und Gott behandelt. Der Dichter hat an theuerm Grabe eine Vision und bringt die drei Friedhofsrosen mit heim. Der Mensch wird im weisen Omar verherrlicht; allein dieser selbst läßt am Rande eines durch Thatkraft, Tugend und reinen Wandel, sowie durch die reiche Frucht, die seine Weisheitslehre im Kreise der Jünger getragen, ausgezeichneten und segensvoll gewordenen Lebens einen Blick in sein Inneres thun und zeigt, wie sehr es durch Reuestürme über einen aus Zorn und Eifersucht in früher Jugend verübten Mord zerrissen sei. Er schließt sein Selbstbekenntniß mit den Worten:

Und ach! Das Schicksal,
Von welchem ich besiegt gesunken bin,
Es theilen's alle, die das Weib geboren.
Sie alle irren, schwanken, straucheln, fallen,
Und wie das Leben Tag und Nacht vermählt,
So theilt der Irrthum und die Wahrheit sich,
Das Gute und das Böse in den Menschen.
Ein wenig mehr vom einen und vom andern —
Was thut's zuletzt? Es bleibt ihr Los der Wechsel!
Hinweg darum, ihr Theuern, von der Menschheit
Mit jenem Kranz, den eure Dankbarkeit,
Vor kurzem mir ums greise Haupt gewunden!
— — — — — — — — — —
Hinweg von ihr der immergrüne Kranz,
Des Unveränderlichen stolzes Lob!
Ihr weih' ich ihn, die seit Jahrtausenden
In unverwelkter Anmuth hoher Kraft
Ihr ewigkeitgebornes Leben lebt;
Die immer reich an Güte, reich an Macht
An tausend Brüsten Millionen nährt —
Weih' ihn der Mutter, die Natur wir nennen.

Indeß auch in der Natur ist keine Beruhigung zu finden. Der Dichter zeigt an den Schrecken der Natur, unter denen tausendjährige Felsen zertrümmert versinken, daß sie ebenso gut wie der Mensch dem Wechsel unterworfen ist und daß man das Wechsellose allein in Gott suchen dürfe. Das Gedicht ist voll trefflicher Gedanken und schöner Schilderungen; allein die Lectüre wird durch das Formelle der Behandlung, worunter wir weniger den Versbau, der fast durchgehends gewandt und von fließendem Rhythmus ist, als den Stil überhaupt und die Anordnung des Stoffs verstehen, außerordentlich erschwert. Sätze, die sich über eine, ja über mehrere Seiten hinziehen und die sich mit den Urteln der Sprachcollegien, wie sie im vergangenen Jahrhunderte und in den ersten Zeiten des jetzigen mit bewunderungswürdiger Virtuosität aufgethürmt wurden, kühn messen können, gehören nicht zu den Seltenheiten. Ja dieses mit Vorliebe festgehaltene Einschachtelungssystem greift sogar in die logische Anordnung hinein, indem wir mitunter auf Stellen stoßen, in denen die vollständige Entwickelung eines Gedankens, dessen Abschlusse wir schon lange mit Ungeduld entgegengesehen haben, durch eine Menge von Zwischensätzen, die für den Augenblick und unter den gegebenen Verhältnissen ganz unbedeutend und überflüssig erscheinen, immer aufs neue unterbrochen wird, sodaß eine gänzliche Ermüdung des Lesers die unausbleibliche Folge sein muß. Wir schätzen den Dichter viel zu sehr, um unsere Behauptung durch Beispiele zu rechtfertigen, mochten aber unsere Ausstellung um so weniger zurückhalten, je mehr wir wünschen, daß das reiche Talent des Dichters künftighin ohne derartige, den wohlthätigen Eindruck störende formelle Hemmnisse fruchtbar gemacht werden möge.

Wir gehen von den bisher besprochenen Werken allgemeinerer didaktischer Richtung auf zwei Dichtungen über, in denen ein speciell religiöses und zwar ein christlich-katholisches Element, der Mariencultus, vertreten ist.

Bruder Philipp's, des Kartäusers, „Marienleben" wird uns von W. Sommer (Nr. 4) in einer sehr ansprechenden Bearbeitung mitgetheilt. Der Bearbeiter verbreitet sich in keiner Weise darüber, nach welchem Manuscript er gearbeitet hat. Vielleicht lag ihm die erste gedruckte Ausgabe des Originals: „Bruder Philipp's des Kartäusers Marienleben. Zum ersten mal herausgegeben von Heinrich Rückert", vierunddreißigster Band der „Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur" (Quedlinburg 1853) zur Benutzung vor. Wir entlehnen aus diesem Werke die nachstehenden Notizen. Der Verfasser, Bruder Philipp vom Kartäuserorden, nennt als den Ort der Verabfassung die Kartause Seitz in Steiermark, 1163 gegründet, die älteste und eine der berühmtesten in ganz Deutschland. Der Name Seitz ergibt sich mit urkundlicher Gewißheit aus der correcten und guten Pommersfeldener Handschrift. Die andern Handschriften bringen die wunderlichsten Entstellungen des Namens. So wenig sich aus ihnen das Echte hätte errathen lassen, so deutlich zeigt es sich nun, wo die echte Form damit verglichen werden kann, wie alle diese Entstellungen von dem Ortsnamen Seitz ihren Ausgang nehmen. Mit dieser Ortsbezeichnung stimmen nun auch der Sprachgebrauch, Stil und Versbau und vor allem die Reimfreiheiten des Dichters. Sie sind größtentheils so charakteristisch österreichisch, daß man auch ohne jene genaue Ortsangabe bei einer sorgfältigen Untersuchung des Textes auf seine südostdeutsche Heimat hätte schließen müssen.

Da Philipp's Werk nach seinem Inhalte zunächst wol in den geistlichen Kreisen, dann auch unter den Laien eine ungemeine Verbreitung fand, wie die zahlreichen Handschriften beweisen, da sein Stoff wie seine Formmängel ganz unwillkürlich zu sehr tief eingreifenden Veränderungen lockten und der Verfasser selbst ausdrücklich dazu aufgefordert hatte, so kann es nicht befremden, daß sich unter anderm auch in zahlreiche Handschriften mitteldeutsche und niederdeutsche Einflüsse bis zu völliger Verwischung des ursprünglichen Idioms eingeschlichen haben, die dann auch ältern und neuern Forschern Veranlassung gaben, Philipp den Repräsentanten dieser Gegenden anzureihen und seine Heimat nach Mitteldeutschland oder, wie Wackernagel will, gar nach dem Ordenslande Preußen zu verlegen. Rückert bemerkt dann weiter, daß Philipp sein Buch den Deutschen Rittern zugesendet, und daß es durch diese eine schnelle und weite Verbreitung in den nördlichen Gegenden Deutschlands gefunden habe. Die Entstehung desselben verlegt er in die zweite Hälfte des 13. Jahr-

hunderts. Bruder Philipp war dabei vielfach von einem lateinischen Gedicht aus dem Ende des 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts, der „Vita B. Mariae Virginis et Salvatoris metrica" abhängig, und letzteres scheint wieder durchgängig auf die apokryphischen Evangelien, namentlich auf das „Evangelium de nativitate S. Mariae" und die „Historia de nativitate Mariae et de infantia Salvatoris", zu fußen; wenigstens wurden wir, nachdem wir früher „Das Leben Jesu nach den Apokryphen" von R. Hofmann (Leipzig 1851) gelesen hatten, durch Philipp's „Marienleben" auf das lebhafteste an jene Lectüre erinnert. Ueber die Kindheit Jesu hinaus macht Bruder Philipp von Tradition und Legende im Hinblick auf die Wunderwerke Jesu keinen weitern Gebrauch, und so erscheint Jesus von dem Gang zum Osterfeste in seinem zwölften Lebensjahre an nur insoweit wunderthätig, soweit sich die Erzählung dabei auf die Evangelien selbst stützen konnte. Sehr interessant sind die Mittheilungen Rückert's über das Verhalten des lateinischen und deutschen Gedichts gegeneinander, was sich vielfach darin charakterisirt, daß im Deutschen die Gemüthlichkeit an die Stelle der Gelehrsamkeit tritt.

Im ganzen ist vorliegende Bearbeitung recht getreu und mit sicherm Takt und Talent völlig im Geiste des Orginals gehalten. Wir haben uns oft darüber ausgesprochen, wie schwer es sei, die Heilige Schrift umzudichten. Soweit Bruder Philipp den Apokryphen folgt, bewegt er sich allerdings auf einem der Schrift fremden Gebiete; allein von da an, wo er sich strenger an die Evangelien hält, hat er sich die Parallele der unerreichbaren evangelischen Darstellung ziehen zu lassen. Und wir meinen, daß gerade der einfache, kindlich-naive Legendenton hier noch am besten den Vergleich aushält. Auch Sommer ist in seiner Bearbeitung dieser Ton sehr gut gelungen. Dem Pathos setzen sich unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen, wenn er auf dem Boden des Evangeliums „Schöpfungen aus Schöpfungen" erstehen lassen will; aber „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth", und wir folgen gern dieser einfältigen Nacherzählung der heiligen Geschichte.

Ganz auf dem Boden der Sage und Tradition bewegen sich die „Marianischen Legenden und Gedichte" von G. F. Daumer (Nr. 5). Die Auswahl ist mit trefflichem ästhetischen Verständniß und großem Geschmack getroffen, und die meisten dieser Legenden sind ebenso zart als sinnig. Ueber seine Stellung zum Stoff gibt der Dichter in der Vorrede Aufschluß. Er bemerkt, daß einige dieser Poesien schon im Jahre 1841 im Druck erschienen seien. Schon damals in die wunderbaren Tiefen des Mariencultus versenkt, habe er, den man zu den blos vereinenden Geistern gezählt, vielen höchst seltsam und unbegreiflich geschienen und den philosophischen Chefs und Wortführern der rein destructiven Partei zum Anstoß und Aerger gereicht. Indeß sei das ästhetisch Schöne, Anmuthige, Reizende, sowie nicht minder das ethisch und humanistisch Gute, Edle und Liebenswerthe überall, wo er es gefunden, willig und freudig von ihm anerkannt und insbesondere zu seinen poetischen Darstellungen von ihm benutzt worden, und so habe er an jener holdesten und zartesten Blume der christlichen Romantik, die der Protestantismus zum unendlichen Schaden seines Glaubens, Cultus und Gemüthslebens so bedauerlich weggeworfen, nicht gleichgültig vorübergehen können. „Nunmehr", so fährt der Dichter fort, „nach so manchem Jahre, nachdem ich in die Kirche, die Maria ehrt und die so voll unzähliger Blüten und Klänge der innigsten und heißesten marianischen Andacht ist, auch förmlich eingetreten, lasse ich, nicht ohne Anregung und Ermunterung von seiten autoritätsvoller kirchlicher Persönlichkeiten, eine gesichtete und mit neuern Bestandtheilen wesentlich vermehrte Sammlung erscheinen." Der Dichter bietet sein Werk zunächst der katholischen, dann, wo geschichtliche Momente vorhanden, der historischen und gelehrten, und wo Phantasie und Denken angeregt sind, aller Welt. „Das allgemeinste Element", sagt er, „ist das poetische, und dieses wird sich hier wol jedem, der in die dürre Sandwüste des gemeinen Lebens und Treibens nicht ganz und gar versunken ist, entschieden fühlbar machen, denn es gibt in der ganzen Welt und in der Literatur aller Zeiten und Völker nichts, was von so zarter Schönheit und Lieblichkeit wäre, wie die marianische Legenden- und Liederpoesie. Ein ebenfalls nicht auf besondere Confessionen und Stände beschränktes Sachverhältniß ist das zu dem denkenden Theile des Publikums, sofern diesem die in den vorgeführten Darstellungen sich aussprechende Idee und Tendenz, der darin enthaltene ethische, humanistische und speculative Kern und Gehalt unmöglich entgehen kann. Dem Gläubigen endlich ist es unbenommen, noch mehr als alles dies, nämlich eine reale, concrete Wahrheit darin ausgedrückt und abgespiegelt zu sehen, so sehr auch eine solche in der Fülle ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit unsern kritisch zerfressenen Herzen und Geistern entfremdet und ferngerückt ist." Zu den Gläubigen gehört auch der Dichter, der einst „mit Jubel begrüßte" Sänger des „Hafis", der uns hier weiter berichtet, daß die Rolle, welche Phantasie und Dichtung in dem bezüglichen Sagenkreise gespielt, allerdings auch von kirchlicher Seite nicht in Abrede gestellt werde, ja, daß er von dieser her bestimmt dazu aufgefordert worden, die nicht sowol historische als symbolische Bedeutung dieser Poesie hervorzuheben, der jedoch zugleich das Geständniß ablegt, daß er für seinen Theil geneigt sei, von den alten Ueberlieferungen weit mehr zu glauben, als selbst sehr fromme und gläubige Personen und Geistliche der katholischen Kirche für wahr zu halten nöthig fänden. Denn wenn man einmal eine höhere Welt annehme, die mit ihren Wirkungen und Erscheinungen in die unsere wunderthätig hineinreiche und eingreife, so werde man sich diese nicht allzu müßig denken dürfen, und es werde schwer zu entscheiden sein, wie viel hier wahr oder unwahr, wirklich oder eingebildet sei.

Wir haben diese Aufklärungen Daumer's über sich selbst umfassender mitgetheilt, weil es von hohem Interesse ist, den Entwickelungsgang reichbegabter Gemüther — und zu diesen gehört Daumer unstreitig — näher kennen zu lernen. Wenn wir uns daran erinnern, was einst der verstorbene Max Waldau in d. Bl. (Nr. 32 f. 1852) von Hafis-Daumer sagte: „Welle auf Welle, jede von neuer Gestalt, sprudelt hervor und schäumt über, aber jede ist krystallrein und läßt tief hinabschauen in den Quell, das Herz; nur ein innerlichst befreites Gemüth schwingt sich zu solcher Lebensheiterkeit auf, nur wer größter und universellster Genüsse fähig ist und einen breiten Erfahrungs- und Begriffskreis hat, vermag so das Kleinste und scheinbar Gewöhnlichste zum Kranze der Schöpfung zu adeln und frisch im Frischen zu schwelgen; man muß eine Welt hinter sich haben, um so an die Welt heranzugehen, und wieder muß man eine wahrhaft jungfräuliche Empfänglichkeit besitzen, eine durch nichts getrübte, durch nichts behinderte Lust an der Natur, um die alten, uralten Gaben wieder als neue hinzunehmen und reich und reizvoll zu finden" — dann können wir den Dichter auf seinem Seelenwege vom poetischen zum realen Mariencultus leichter verfolgen, wir gewinnen ein Verständniß dafür, wie er, „in all dem Wahren, Guten und Schönen, was in der Poesie des Mariencultus so reichlich und rühmlich vertreten, eine wahre Offenbarung des Göttlichen und Himmlischen im Menschen" findend, hierdurch zu der Consequenz des Confessionswechsels gelangen mochte, eine Consequenz, die wir, da bei jenem Wechsel noch ganz andere wichtige Momente in Frage kommen, allerdings nicht als eine nothwendige anerkennen können, über die wir uns jedoch um so weniger ein Urtheil erlauben, da wir dieselbe Toleranz, die wir nach der einen Richtung hin in Anspruch nehmen, natürlich auch nach der andern hin im vollsten Umfange gelten lassen müssen. Ebendeshalb hätten wir auch gewünscht, daß in der siebzehnten Legende das Lob des Sanct-Ildephons als „feurigen Bekämpfers und Vernichters der antimarianischen Ketzereien" weggeblieben wäre, und daß man am Schlusse der dreiundzwanzigsten Legende nichts von dem „die reine Luft des Glaubens verpestenden Gift unseliger Ketzerei" zu lesen hätte. In der Bemerkung Daumer's, daß er von der Kirche dazu aufgefordert worden sei, „die nicht sowol historische als

symbolische Bedeutung der marianischen Poesie hervorzuheben", finden wir dasjenige, was wir bei Besprechung der „Lampe des Heiligthums" von Cardinal Wiseman bemerkten, bestätigt, nämlich, daß sich in neuerer Zeit in gewissen katholischen Kreisen, namentlich in hervorragenden katholischen Volksschriften die Tendenz geltend mache, aus dem rein Sinnlichen auf das sinnbildlich durch dasselbe dargestellte Geistige hinüberzuleiten. Es ist dies ein beachtenswerthes Moment, aus dem sich die wichtigsten Resultate herausbilden, ein angebahnter Weg, auf dem die subjectiv-religiösen Anschauungen der gesammten katholischen Welt sich in der edelsten Weise verklären könnten, wenn nur eben die katholische Kirche ihr Princip, die unbedingte Herrschaft über den subjectiven Glauben des einzelnen, das heißt — sich selbst aufgeben könnte.

Kehren wir zu der ästhetischen Seite des Buchs zurück, so haben wir zu dem eingangs Bemerkten nur noch hinzuzufügen, daß die Sammlung eine Anzahl allerliebster Legenden enthält, und daß die durchgehends meisterhafte formelle Behandlung auch diejenigen, welche sich durch innern Werth weniger auszeichnen, in einem äußerst reizenden Gewande erscheinen läßt. Die Idee der Maria als Weltmutter und ihrer dabei aufs Kleinste gerichteten liebevoll mütterlichen Sorfalt, ist vielfach in den zartesten Zügen ausgesprochen und mag allerdings bei allen den Seelen, die sich in ihrer Bedrängniß lieber an die Mutterbrust als an das Vaterherz flüchten, etwas Anheimelndes haben. Dagegen wird sich wenigstens das protestantische Gemüth von jenem Mariencultus, der Marie, wie dies im goldenen Gebet des Kartäusers Pirkhamer geschieht, zur Weltschöpferin und Weltregiererin macht und Gott in ihr aufgehen läßt, nicht leicht angezogen fühlen.

Das eigentlich befremdende Gefühl, was uns bei dieser Anschauung befällt, wird aber noch durch den Contrast gehoben. In manchen Legenden erscheint wieder Marie als eine andere, besondere. Je nachdem wir sie in diesem oder jenem Heiligthume treffen, entwickelt sie eine größere oder geringere Machtentfaltung, im allgemeinen oder nach bestimmten Richtungen hin; und diesen sozusagen verschiedenen, individualisirten Marien tritt dann jene, welche mit der Gottheit selbst absolut identificirt wird, in um so schroffern Widerspruche entgegen. 18.

Italienische Bilder.

Fragmente aus Italien. Von L. Passarge. Berlin, Decker. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Nichts ist leichter, als ein Buch über Italien zu schreiben, und nichts ist schwerer, als ein gutes Buch über Italien! Ein gutes Buch soll uns über den Gegenstand, den es behandelt, Neues lehren, oder doch auf eine neue Weise unterhalten, und wer kann dermalen über Italien Neues schreiben, Unbekanntes bringen? So empfangen wir denn, höchstens in einer neuen Gruppirung, fast immer wieder und wieder das schon Berichtete: es ist immer dasselbe Gebäude, nur mit einem neuen Anstrich, hier und da mit einer neuen Verzierung, die uns schon befriedigt, wenn sie nur eine wahre und wirkliche ist. Auch von dem vorliegenden Buche ist nicht viel mehr zu sagen; denn obwol der Verfasser uns nur Fragmente verspricht, so sind zwei oder drei neue Bemerkungen, ebenso viele kunsthistorische Notizen von geringem Belang und die erotische Zugabe einer Sammlung armenischer Lieder, worauf sich sein Verdienst begründet, doch nicht ausreichend, ihm einen eigenthümlichen und selbständigen Werth zuzumessen. Was bedeutet es für uns, wenn der Verfasser uns seinen Sommeraufenthalt am Comersee vor neun Jahren mit den Farben noch einmal malt, welche viele andere, wie Stahr, weit besser zu verwenden gewußt; was nutzt uns ein Auszug aus Overbeck's „Pompeji" oder aus Gregorovius' „Figuren" u. s. w. Wer soll sich an Skeleten erfreuen, wenn er die schönen Gestalten in vollem blühenden Leben gesehen hat? Das ist nun alles zwar richtig: indessen ergeht es dem, der Italien selbst mit Sinn und Gefühl gesehen hat, mit solchen an sich unbedeutenden Büchern doch eigenthümlich. Man liest sie, und man liest sie immer mit Vergnügen, ja mit Befriedigung, wenn man auch nur hin und wieder auf eine gut ausgedrückte Betrachtung, auf ein Urtheil trifft, das mit unsern eigenen Empfindungen sympathetisch zusammentrifft. Sagt uns der Verfasser z. B.: „Die Menschen hier sind ungemein liebenswürdig, von dem feinsten Gefühl für Anstand und Sitte und von einer Grazie, die für uns etwas Beschämendes hat; wenn sie beim Bocciaspiel nebeneinander stehen, den Arm über die Schulter des Nachbarn legen, wenn sie einherschreiten, die Jacke um die Schulter geworfen, so ist dies stets eine für uns scheinbar studirte Attitude von plastischer Vollendung", — so erkennen wir uns sofort dem Autor sinnverwandt, wir sehen fast einen Freund in ihm, mindestens einen Mann, der ebenso fühlt, wie wir — und wir lesen weiter. So erklärt es sich, daß auch die minder bedeutenden „Erinnerungen aus Italien" immer wieder ihre Leser finden und daß der deutsche Verlag nicht müde wird, dergleichen Bücher wieder und wieder auf den Markt zu bringen. Der Autor thut nun sein Mögliches, uns angenehm zu unterhalten, und es gelingt ihm; er malt uns den See von Como, seine Villen voll Kunstschätze, Bellaggio, Varenna, die Pliniana, wie ein guter Landschafter sie malen würde; er theilt Poesien, Romanzen mit und gibt ein Tagebuch aus Florenz, Arezzo, Perugia, Foligno, Terni, Rignano bis Rom, eine Reise voll hoher Genüsse und unverlöschlicher Erinnerungen für ältere Touristen, die aber jetzt immer seltener wird, seitdem Eisenbahn und Dampfschiffe den Besuch von Florenz und Rom von der Meerseite her so leicht gemacht haben, daß unsere Epigonen Italien bald nur aus seinen Küstenstädten kennen lernen und ihr Urtheil über das Land und seine Bewohner nach ihren Eindrücken in Genua, Pisa, Livorno, Civitavecchia und Neapel bilden werden; natürlich falsch genug! Der Verfasser dagegen sieht noch mit den schärfern Augen älterer Touristen, empfindet die Schönheiten des innern Landes und gibt an rechter Stelle von seinem Kunstverständniß hinreichende Proben.

Fehlte uns nicht der Raum, so theilten wir gern mit, was er in Perugia von der Kunst der Etrusker sagt, namentlich von ihrer Erfindung des gewölbten Bogens, den weder Aegypten noch Griechenland kannten, oder wir gäben das berühmte „Sonnengebet" des heiligen Franciscus von Assisi, den Cantico del sole, der eine wirkliche Seltenheit ist, mit seinem Lobe Gottes, des Bruders Feuer und der Schwester Wasser; oder wir theilten etwas aus dem lieblichen Clitumnusthale mit, das er so reizend malt, oder aus der wunderbaren Umgebung des Soracte, diesem „Kirchhofsdenkmal der Geschichte". Hier aber bricht der Verfasser ab, schweigt und überspringt Rom und knüpft den Faden seines Berichts erst wieder „südlich von Neapel" mit einer Besteigung des Vesuv an. Bringt er nun hierbei auch nur das Gewöhnliche dar, so hat er doch recht, wenn er sagt: „Mag man auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, gelesen haben, das Eigenste desselben spricht doch nur aus der unmittelbaren Anschauung zu uns." Die dann folgenden Fragmente aus Salerno, Amalfi und Pästum sind gut geschrieben: der Verfasser weiß sich etwas damit, daß er, der den „pythischen Unsinn" längst abgethan, die Stufen des Neptuntempels mit vollster Befriedigung und als ein Glücklicher erstiegen habe, was freilich nicht als eine Perle reinen Kunsturtheils gelten kann. Die besten Gaben bringt der Verfasser zuletzt dar. Seine Skizze von Sorrent ist lieblich und reich, mit Sittenbildern und Poesien ausgestattet, seine Schilderung von Capri aber so gut gelungen, daß man sie auch nach der seines Landsmanns Gregorovius noch mit Vergnügen liest. Die Auffassung des ganzen Golfs von Neapel, als des riesigen Kraters eines untergegangenen vorweltlichen Riesenvulkans, von dem Capri, Ischia, Procida u. s. w. nur als Spitzen seiner Umrandung zurückgeblieben, ist zwar nicht neu, aber der Verfasser weiß sie doch höchst faßlich und plausibel darzustellen; ebenso anschaulich weiß er uns Kopisch's Entdeckung,

die Blaue Grotte von Capri, deren Maße er auf 120 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 20 Fuß Höhe angibt, vorzuführen. Capri selbst entlehnt sein größtes Interesse aus dem Aufenthalte des schrecklichen und unergründlichen Tiberius. Gregorovius hat von diesem Tyrannenschicksale ein volles Bild geliefert; unter den Nachträgen dazu, welche der Verfasser mittheilt, nimmt ein Brief desselben an den Senat die erste Stelle ein. Der Anfang lautet: „Was ich euch schreiben soll, versammelte Väter, oder wie ich überall in meiner jetzigen Lage schreiben soll — mögen die Götter mich noch elender hinsterben lassen, als ich jetzt täglich schon mich hinsterben fühle, wenn ich es weiß!“ Welch entsetzliche Wüste in dem Geiste dieses „Herrn der Welt“ verkünden diese Worte? Die stille und wunderbare Schönheit Capris malt aber nichts treffender und besser, als folgende Verse von Lepel, die der Aufbewahrung werth sind:

Es senkt auf Haus und Garten sich ein Frieden,
Ein Engel herrscht in diesem schönen Reich,
Auf diesem Felsen von der Welt geschieden,
So herrscht der Flötenton, der klare, weiche,
Auf einem Meer von tiefen, leisen Chören,
Und webt die Melodie, die anmuthreiche;
Ob hier am Fels die Fluten sich empören,
Ob auf dem Land die Flut der Geister streitet,
Kein Lärm wird diese Harmonien stören,
Drin sich ein leises schönes Weh verbreitet.

Ein längerer Vortrag über Pompeji bringt nicht gerade viel Neues oder Unbekanntes, aber er gruppirt das Bekannte gut; wir wandeln in der alten Stadt wie in einer Ruine von gestern, die Spuren eines eben erloschenen Lebens scheu mit dem Fuße berührend. Endlich aber danken wir dem Verfasser eine reiche Sammlung armenischer Poesien, alte und neue, Fabeln, Balladen, Elegien und Volksgesänge enthaltend und unsers Wissens neu. Unter diesen Liedern ist das einer „jungen Braut“ (S. 317) von eigenthümlichstem Reiz:

Kleine Schwelle, bebe nicht,
Es ist an mir zu beben
Und Lilien zu bringen.
Kleiner Baum, zittre nicht,
Es ist an mir zu zittern,
Lilien zu bringen!
Kleines Blatt, fall nicht zur Erde,
Es ist an mir, zu fallen u. s. w.

Und hiermit wollen wir denn von diesem Buche Abschied nehmen, das, wenn es auch nicht gerade als eine erhebliche Bereicherung unserer Literatur über Italien zu bezeichnen ist, doch dem sinnverwandten Leser eine angenehme Erinnerung an Hesperien zu erwecken wol geeignet ist. 4.

Deutsche Schriftsteller in London.

Der langjährige londoner Correspondent des „Magazin für die Literatur des Auslandes“, H. Beta, kam jüngst in dem genannten Blatte auf die literarische Thätigkeit der Deutschen in London zu sprechen, auf Bucher und dessen in Camberwell-Hall (im Süden von London, wo die meisten deutschen Kaufleute wohnen, dem frühern Auditorium Kinkel's) gehaltenen Vorträge über deutsche Reichsgeschichte, auf Borkheim als Verfasser der Schrift „Napoleon III. und Preußen. Antwort eines deutschen Flüchtlings auf «Preußen im Jahre 1860 von Edmond About»“ (London, A. Petsch u. Comp.), auf Kinkel, Arnold Ruge, Fontane, der die Stoffe zu seinen letzten Schriften in London zusammentrug u. a. Freilich erfährt man auch bei dieser Gelegenheit manches wenig Erbauliche, was man jedoch, sobald es sich von Deutschen handelt, zu hören gewohnt ist und darauf gefaßt sein muß. Dieses wenig Erbauliche betrifft die deutsche eigensinnige Mäkelei, Krittelei und Uneinigkeit. Kinkel gab den von ihm begründeten „Hermann“ nach dem ersten Halbjahre auf, weil er es den verschiedenartigsten Ansprüchen gegenüber nicht aushalten konnte. Den Kauf- und Geldleuten waren Redacteur und Blatt zu demokratisch, den Arbeitern und „Demokraten von Profession“ zu aristokratisch oder doch zu vermittelnd; kurz, „keiner war der Resignation fähig, etwas persönliche Liebhaberei zu opfern, um ein deutsches Organ in London gedeihen zu lassen“. Das Blatt zählte in London doch etwa 1000 Abnehmer, in Deutschland freilich nur ein paar Dutzend, meist Redactionen, sehr wenig Privatleute. Ein bisheriger Mitarbeiter, E. Juch, hat dann das Jounal „mit heroischen Arbeiten und Opfern fast allein aus eigener Energie“ bis zuletzt zu halten gewußt. Ein Gegenwochenblatt der Marx'schen Coterie, „Das Volk“, ging glücklicherweise sehr bald schlafen; seine 20 Nummern waren „blos mit der pöbelhaftesten und lügnerischsten Verhöhnung des «Hermann» und persönlichen Verunglimpfungen des bürgerlich und persönlich unantastbaren Redacteurs ausgefüllt“. Da führen sie immer große Phrasen im Munde und thun doch nichts, als sich selbst sammt ihren Genossen an den Schandpfahl zu stellen, garstigen Skandal aufzurühren und den Ausländern von der deutschen Bildung und dem deutschen Charakter die übelsten Begriffe beizubringen! Von den vielen deutschen Blättern, die in London versucht worden sind, hat sich nur der „Hermann“ so lange gehalten; die „Deutsche Londoner Zeitung“ ist eingegangen, und ein von einem Buchdruckergehülfen losgelassenes Blättchen „Der Bote aus London“ („oft mit mehr Druckfehlern in einem Worte als Buchstaben“ bemerkt H. Beta) wird wol inzwischen auch schon sein ephemeres Dasein beschlossen haben. H. Beta bemerkt weiter: „Das londoner deutsche Publikum besteht aus dem seltsamsten Sammelsurium von flüchtigen, unstäten oder Deutschland entfremdeten Bruchstücken aller Winkel, Stände, Berufe und Parteien Deutschlands, denen es nicht so leicht jemand recht machen kann, am wenigsten literarisch. Sie zeichnen sich hauptsächlich dadurch aus, daß sie aufeinander «giftig» sind und sich in kleinen Vereinen, Cliquen und Kneipen gegenseitig abstoßen. Die Vereinigung und Erhebung durch die Schiller-Feier ist spurlos verschwunden, und niemand hat von dem «Finanzcomité» erfahren, was aus den für eine Schiller-Anstalt bestimmt gewesenen Mitteln geworden.“

Zuletzt kommt H. Beta auch auf sich selbst zu sprechen. „Offener und ungenirter als der vorsichtige Bucher“, bemerkt er, „habe ich seit 10 Jahren in den verschiedensten Formen und Organen englisches Wesen und Unwesen in Politik, Literatur, Künsten und Wissenschaften beleuchtet, und in dem weiten Bereiche der Stoffe und Materialien, die ich von London aus nach Deutschland und bis an den Amur exportire, habe ich wol kaum einen Concurrenten.“ Er hebt hervor, daß namentlich in seinem „Illustrirten Krystallpalast“ und seinem „Illustrirten London-Führer“ (bei Weber in Leipzig erschienen) „ungeheuer viel Materialarbeit, Studium und Beobachtung“ stecke. Er fährt dann fort: „Das weiß niemand besser wie ich, weshalb ich auch das erste Recht habe, es zu sagen. Das physiologische Element im «Illustrirten London-Führer» ist so sehr mein eigenes Werk, daß ich's könnte patentiren lassen. Ich mußte die Labyrinthe Londons jahrelang in allen Richtungen und Beleuchtungen durchwandern und studiren, um endlich eine Physiologie im Baue und Laufe, in der Structur und dem Charakter der Straßen, Stadttheile und Häuser herauszufinden. In der Topographie ist dies ein neues Element, wofür mir die Welt eine Bürgerkrone schuldig bleiben wird. Ich verlange sie nicht; als «Tagesschriftsteller» muß man froh sein, so nun über zwanzig Jahre gedient und nie Prügel gekriegt zu haben.“ Dies könnte freilich etwas ruhmredig erscheinen; wenn man aber bedenkt, daß ein literarischer Arbeiter von der Qualität H. Beta's sich um die Menschheit oft mehr reelle Verdienste erwirbt, als ein Poet oder Romanschriftsteller der gewöhnlichen Art, daß man diese in Journalen und vielleicht auch in Literargeschichten häufig nennt, während man seiner Leistungen und seines Namens nirgends gedenkt, so wird man es einem solchen Tagesschriftsteller wahrlich nicht verdenken können, wenn er nach zwanzigjähriger arbeits-

voller und mühseliger Thätigkeit vor das Publikum tritt und sagt: hier bin ich, und das habe ich für dich gethan! Daß man in der Antichambre eines Buchs, der Vorrede, den Mund etwas von sich voll nimmt, ist allgemeiner Gebrauch, warum sollte da nicht ein „Tagesschriftsteller" auch einmal Gelegenheit nehmen dürfen, im allgemeinen Sprechsaal eines Journals die sich in die Brust werfenden und ihn vornehm übersehenden Herren von der Literatur daran zu erinnern, daß seine langjährige und vielleicht nicht unverdienstliche Thätigkeit ihm doch auch einen Anspruch auf Beachtung und Dankbarkeit sichern. H. M.

Notiz.

Ludwig Eckardt und die geistlichen Herren in Luzern.

Aus Luzern ist uns folgende Flugschrift zugegangen: „Die Wahl des Dr. Eckardt in Bern zum Professor in Luzern im Herbst 1860. Antwort auf den «Eidgenossen», Nr. 95, von J. Winkler, bischöflicher Commissar und Professor" (Luzern, Gebr. Räber, 1860). Wir werden dadurch in ein ultramontanes Scharmützel eingeweiht, von welchem man, wie es scheint, in Deutschland bisher wenig Notiz genommen hat. Ludwig Eckardt, ein rüstiger Kämpfer für Idealismus, Humanität und religiöse Freiheit, unter anderm für „Ausscheidung des Romanismus vom echten idealen Katholicismus", Verfasser der Dramen „Sokrates", „Friedrich Schiller", „Philipp Palm" und mehrerer auch in d. Bl. gewürdigten ästhetischen Schriften, wurde um die Mitte October vorigen Jahres aus Bern nach Luzern als Professor der deutschen Sprache an die dortige höhere Lehranstalt berufen. Sämmtliche geistliche Professoren der Cantonsschule, acht bis zehn an der Zahl (mit Ausnahme des Propstes Leu) reichten alsbald, unter Vortritt des bischöflichen Commissarius Winkler, ein Schreiben bei dem hohen Regierungsrath ein, worin sie erklärten, „es sei mit ihrem Gewissen nicht vereinbar, mit einem solchen Professor gemeinsam an der Lehranstalt zu wirken, der, wie Eckardt, so gefährliche Grundsätze betreffs der katholischen Religion offenbare". Als Beleg dazu war ein Fragment eines Eckardt'schen Volksschauspiels „Elisabeth von Scharlachthal" beigegeben, welches in der illustrirten Monatsschrift „Die Schweiz" erschienen war. Es werden darin die Umtriebe eines Klosterabts behandelt, der auf intriguante Weise das Vermögen seines Stifts zu vermehren sucht. Die verbündeten geistlichen Professoren ersuchten auf Grund dessen den hohen Regierungsrath, er möchte der Wahl Eckardt's keine Folge geben und ihm überhaupt kein Lehramt anvertrauen. Der hohe Regierungsrath hielt sich jedoch nicht bewogen, in dieses Gesuch einzutreten. Der „Eidgenosse von Luzern" hatte nun in seiner Nummer vom 26. November hierüber zu Gunsten Eckardt's berichtet, und in diesem Bericht hatten die geistlichen Herren eine „Mishandlung" sowol der Sache als ihrer Personen erblickt, die man nicht mit Stillschweigen hinnehmen könne. Ihr Wortführer Winkler antwortete nun mit vorliegender Broschüre, in der die betreffenden Actenstücke, und nebst ihnen auch das eigentliche corpus delicti, das Fragment des Dramas „Elisabeth von Scharlachthal" abgedruckt sind. In einer neuen Nummer der „Schweiz" bezieht sich Eckardt auf diese Affaire, bemerkt, daß die Vollendung seines „Palm", eine längere Reise in Deutschland und seine Uebersiedelung nach Luzern ihn in der Vollendung seines neuen Dramas unterbrochen hätten, und daß er überhaupt, „mitten in diesem Kampfe", sich nicht in jener harmonischen Stimmung fühle, deren ein Dichter bedürfe. Was seinen Conflict mit den geistlichen Herren in Luzern betrifft, so bemerkt er: „Den ehrlichen, ängstlichen unter meinen Gegnern verzeihe ich; auf die Feindschaft der andern bin ich stolz und spreche mit meinem Sokrates:

> Ein Wicht der Mensch, der keine Feinde hat;
> Ich will den Haß der Dummen und der Schlechten.

Zugleich erklärt er, daß er von der „Schweiz", da seine neue Stellung in Luzern seine Zeit zu sehr in Anspruch nehme, wenn auch nicht als Leiter, doch als Mitarbeiter zurücktreten müsse, daß aber sein geehrter Mitredactor und Freund (Paul Volmar) das aufgestellte Programm gewiß mit gleicher Consequenz durchführen werde.

Eckardt's Antrittsrede an der Cantonsschule zu Luzern: „Ueber die Stellung des deutschen Sprachunterrichts im Organismus des Gymnasiums und die Art und Weise seiner Behandlung", liegt uns ebenfalls, und zwar in einem Specialabdruck vor. Den Standpunkt, den Eckardt in der Erziehungs- und Unterrichtsfrage einnimmt, bezeichnet besonders folgende Stelle: „Je einseitiger oft die Erziehung der Gegenwart ist, je mehr der Verstand auf Kosten des Gemüths entwickelt, und der Mensch, das herrliche Geschöpf Gottes, zur Maschine gemacht wird, je näher dieser moderne Materialismus selbst an unser Vaterland herantritt, es mit der tödlichen Umarmung einer seelenlosen Industrie bedrohend, um so entschiedener fühle ich mich gedrungen, es schon heute auszusprechen, daß ich die ethische Bedeutung des meinen schwachen Kräften zugewiesenen Fachs fast noch höher anschlage als die wissenschaftliche"; er fragt: „Was ist alles Wissen ohne Gewissen? was aller Luxus der Bildung ohne Gemüth? was glänzende Fähigkeiten ohne Gesinnung? was eine gewandte Zunge ohne Charakter?"

Endlich erhielten wir noch ein von Ludwig Eckardt veröffentlichtes fliegendes Blatt: „Ein Wort zur Aufklärung", aus dem wir ersehen, daß das fromme „Neue Tageblatt" von Sanct-Gallen das erwähnte Eckardt'sche Drama ein „Schanddrama" genannt hat und daß die „Luzerner Zeitung" herausgerissene Stellen aus Eckardt's Schillerrede (z. B. den so rein menschlichen Ausspruch: „Was die Religion in unserm Sinne, das Leben in und aus Gott betrifft, so ist sie weder ein ausschließliches Eigenthum des Katholicismus noch des Protestantismus") dazu benutzt, Eckardt als einen Feind des Katholicismus und einen Irrlehrer zu denunciren. Eckardt getröstet sich der Liebe seiner Schüler, die in diesen Kämpfen zu ihm gestanden und ihm durch „Beweise einer immer gleichen, ja gesteigerten Achtung" manche bittere Kränkung vergessen gemacht hätten. H. M.

Bibliographie.

Badenfeld, E. Freih. v., Reisenebelbilder (travelling-dissolving-views) aus alten bessern Tagen des Friedens und der Lebenslust. Erinnerungsblätter für Freunde. Leobschütz, Bauer. Gr. 8. 15 Ngr.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chantrel, J., Populäre Geschichte der Päpste. Aus dem Französischen übersetzt von einem Priester der Erzdiöcese Freiburg. 1stes Bändchen. Sigmaringen, Tappen. 8. 10 Ngr.

Deycks, F., Ueber die Wechselwirkung des Dichters und seines Zeitalters, mit besonderer Rücksicht auf Goethe und Schiller. Vortrag, gehalten in einem wissenschaftlichen Vereine zu Münster, am 22. März 1860. Münster, Regensberg. 1860. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diepenbrock, C. J., Huß. Sein Tod in Constanz. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Darmstadt, Leske. Gr. 16. 16 Ngr.

Frey, F. H., Bertha und Ludwig. Trauerspiel in fünf Aufzügen. München, Finsterlin. Gr. 16. 15 Ngr.

Fürstenau, M., Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden. Nach archivalischen Quellen. 1ster Theil. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heydrich, M., Dramaturgische Skizzen. 1stes Heft. Dresden, Kuntze. 16. 5 Ngr.

Jordan, M., Das Königthum Georg's von Podebrad. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des Staates gegenüber der katholischen Kirche, zumeist nach bisher unbekannten und in Auswahl mitgetheilten Urkunden dargestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schücking, L., Die Marketenderin von Köln. Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 7. März 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue deutsche Dramen.

Erster Artikel.

Fast überkommt mich ein Grauen, wenn ich die Masse von Büchern betrachte, welche meinen bescheidenen Arbeitstisch überfluten und deren jedes mindestens ein Drama umschließt: wie viel selige Hoffnungen blicken aus dem wüsten Haufen Papier gläubig in die kalte fremde Welt hinaus und wie wenige werden sich erfüllen; vielleicht kaum eine! Diese Verse, die mit so viel Eifer gefeilt, diese Gestalten, die mit so viel Liebe im innersten poetischen Herzen geboren und gehegt sind, liest und betrachtet in den meisten Fällen kaum noch ein anderer als ich. Und gar die enge Welt der Breter, die doch manchem — sonderlich einem jungen Bühnendichter — als die ganze Welt erscheint: nicht ein Viertel all der vor mir aufgethürmten Herrlichkeiten wird diese Welt betreten und von diesem sehr zweifelhaften Viertel haucht manches Stücklein vor dem höhnischen Schweigen der Menge seine ersten und letzten Seufzer aus! Es ist eben ein Kampf, und wo man streitet, da klaffen Wunden und fallen Leichen; aber die Menschheit geht deshalb nicht unter, und so bleibt, wie wenige ihrer Jünger den Tag des Siegs sehen, auch die Poesie als ein ewiges Ringen, Streben und Sehnen frisch und lebendig; in ihrem Namen denn und zu ihrer Ehre ans schwere kritische Werk!

---

1. Merope. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Remy. Berlin, D. Reimer. 1860. 8. 15 Ngr.

Der dramatisch vielfach behandelte Stoff dieser Tragödie hat in der vorliegenden Dichtung durchaus nichts Besonderes und Eigenthümliches gewonnen; sondern vollzieht sich in hergebrachter declamatorischer und hyperpathetischer Weise, ohne ein mehr als gewöhnliches Interesse erregen zu können. Es scheint weniger Mangel des Talents als schulmäßige Befangenheit und übertriebene Objectivität zu sein, welche den Dichter dieses Trauerspiels zu wahrhaft dramatischer Gestaltung und Bewegung nicht hat vordringen lassen, und da man Remy's „Merope“ wol als eine Erstlingsarbeit ansehen und entschuldigen darf, so wäre es in hohem Grade voreilig und gewissenlos, nach dieser einen Probe ein abweisendes Urtheil über diesen Dichter zu fällen, dessen Tragödie, wenn sie auch als künstlerisches Ganzes eine verfehlte Arbeit ist, doch im einzelnen unzweideutige Zeugnisse für die allgemein poetische Begabung ihres Autors bietet.

2. Die Sabinerinnen. Tragödie in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1859. 8. 25 Ngr.

Das, was an dieser gekrönten Dichtung zunächst entschieden imponirt, ist die edle, ich möchte sagen, antike Harmonie, welche darin Gehalt und Form, Seele und Leib zu einem schönen und plastisch vollendeten Werke durchdringt, während griechische Realität mit moderner Idealität zu festem und lauterm Gusse verschmolzen ist. Wie ein seltener Edelstein, den Meisterhand geschnitten und geschliffen hat, und dessen inneres Feuer, obgleich es durch hundert Spiegel strahlt, dennoch eine Glut und eine Flamme ist, so liegt Heyse's Tragödie auf dem Schmucktische neuerer Dramatik und mag denn auch so das Urtheil der münchener Preisrichter bald für sich gewonnen haben. Von all dem zauberkünstlerischen Apparate, welcher in der modernen Poesie, sonderlich der dramatischen, sich so häufig brüstet, von den extraordinären psychologischen Raffinements, den verzwickten Unnatürlichkeiten, den beflitterten und geharnischten Phrasen, von diesem ganzen Feuerwerksmagazine der modernen Poeterei findet sich in den „Sabinerinnen“ keine Spur: einfach und klar, fest und sicher strebt auf marmornem Fundamente der schöne Bau empor und verschmäht alle Schnörkel und Windungen. Ein ungeheuerer Frevel ist geschehen: gebrochen hat der Römer das heilige Gastrecht, und seinen edeln Gästen ihr Schönstes und Bestes geraubt — ihre Töchter! Nicht aus roher Lust indessen war das Unerhörte geschehen: wollte Rom nicht verwehen gleich einem kurzen Menschenleben, wollte es Recht und Sitte, Religion und Vaterland in seinen Mauern schaffen und verewigen, dann mußte es sich den Segen des Hauses und der Familie, mußte seinen Männern zunächst Gattinnen erobern. Wol hatten die römischen Krieger um die schönen Töchter des Sabinerlandes geworben, aber schmählich abgewiesen, waren sie gezwungen zu rauben, was man ihnen nicht schenken wollte. Der gewöhnliche Schlag der Weiber fügte sich nach einigem Sträuben in das Unvermeidliche; aber die edeln Töchter des Königs der Sabiner, Hersilia und Tullia, vermögen die ihnen angethane Schmach nicht zu verwinden: das in seinem edelsten Kerne tief verletzte jungfräuliche Gefühl, welches die köstlichste Gabe des Weibes, seine Liebe, nicht

als Beute frechen Raubes entwürdigen läßt, steigert sich in Tullia zum glühendsten Hasse gegen ihren Räuber, den schönen Herzensfreund des Romulus, Aurus, während Hersilia, des Romulus Geraubte, weniger den eigenen Kummer als den brennenden Schmerz ihrer geliebten jüngern Schwester fühlt, welcher sie mit mütterlicher Liebe angehört. Je heißer Aurus für Tullia erglüht, um so gewaltiger wächst Tullia's Haß und zwingt ihr endlich das Schwert in die Hand, mit welchem sie des aufgedrungenen Gatten Herz durchbohrt. Aber mit dem quellenden Blute des schönen Gemordeten strömt auch Tullia's Haß dahin, und aus der unseligen That, aus der blutigen Rächung der erduldeten Schmach erblüht die Rose der versöhnenden, sich selbst zum letzten Sühnopfer bietenden Liebe. Siegreich dringen die Sabiner in das junge Rom, in des Romulus Burg, und der alte König Titus Tatius begrüßt die befreiten Töchter. Aber Tullia bedarf dieser Befreiung nicht mehr: ihr Werk der Rache ist gethan, ihre Schande gerächt, gesühnt ist, was an ihr verbrochen; nun hat sie ihre eigene Unthat zu sühnen. Und nicht blos das Bewußtsein ihrer um des jungfräulichen Stolzes willen begangenen Schuld ruft sie hinab zur Unterwelt, auch die aus ihres Hasses Trümmern entsprossene Liebe zieht sie dem von ihrer rächenden Hand gefallenen Aurus nach. So stirbt sie, indem sie das kurze Schwert, dessen Stahl des Geliebten Brust durchbohrt hat, sich ins Herz stößt und ihr mahnendes Wort zwischen Römern und Sabinern Versöhnung und Frieden stiftet. Vor dem doppelten Sühnopfer nimmt Titus Tatius den Fluch, den er über die Töchter seines Volks ausgestoßen hatte, vom Haupte derselben. Und Hersilia? Wie edel, frei und groß war ihr Romulus stets begegnet! Hatte der von ihm aus Noth um seines jungen Staates Zukunft begangene Gastrechtsbruch nicht in seines Lieblings Aurus schrecklichem Tode genugsame Sühnung gefunden? Er hatte nie um Hersilia's Liebe gebuhlt, noch sie mit Zwang sich zu erringen getrachtet; ja, er gibt ihr endlich die Freiheit wieder in einem Augenblicke, wo nur höchster Edelmuth ihn dazu fähig machen konnte. War doch schließlich Hersilia's Haß viel weniger um ihretwillen als um der geliebten Schwester willen entstanden und hatte doch diese scheidend selbst das Wort der Liebe und des Friedens gesprochen. So empfängt Romulus Hersiliens Liebe als ihres Herzens freiestes, edelstes Geschenk.

> Versöhnte Mächte, nehmt das Opfer an!
> — — — — Die Liebe nur
> Löst alle Räthsel euers Willens leicht
> Und wandelt jede unheilvolle That
> In Heil und jeden Fluch in Segen um!

Daß eine edle schwungvolle Sprache und treffliche marmorreine, aber keineswegs marmorkalte Verse diese hervorragende Dichtung schmückten, darf bei Heyse's anerkannter Meisterschaft in diesen Dingen nur erwähnt, nicht weiter erörtert werden. Die Charakteristik ist in hohem Grade gelungen: die Gestalten entwickeln alle ein durchaus eigenartiges, urwüchsiges Leben und gewähren in ihrer Unterschiedlichkeit und Besonderheit ein überaus frisches und menschlich erhabenes Bild. Die Dichtung wächst im ganzen wie im einzelnen organisch aus ihrer Zeit und ihrer Geschichte heraus, nur hat sich der Poet mit schöpferischer Kunst des gewaltigen Stoffs bemeistert und ihn im Licht des Idealen veredelt und verklärt. Wenn sich ein gerechtfertigter Vorwurf gegen diese Tragödie erheben läßt, so ist es der, daß Heyse in der Motivirung etwas zu kühn verfahren ist. Die psychologischen Uebergänge in den Gemüthern Tullia's und Hersilia's vom Hasse zur Liebe, so durchaus wahr und menschlich sie an sich sind, hätten doch noch etwas eindringlicher und specieller sich manifestiren und entwickeln müssen: das Drama verlangt in dieser Beziehung eine entschiedene Gründlichkeit und Eindringlichkeit, von welcher ein so begabtes Talent als das Heyse's jeden Anflug von Langweiligkeit und Pedanterie fern zu halten in aller Art gewußt und vermocht haben würde. Und wenn diese Tragödie auf der Bühne den Erfolg nicht errungen hat und erringt, den sie so entschieden verdient, dann liegt der Grund hiervon wahrlich nicht in einem Mangel dramatischer Wirksamkeit, sondern in der Fremdartigkeit des Stoffs, in welchem doch nur der wirklich Gebildete sich zurecht zu finden vermag. Keiner wußte das so gut als Shakspeare, und darum ließ er seine Römer so britisch reden und denken, daß sich sein Publikum diesen Gestalten gegenüber vollkommen heimisch fühlte. Das was einem Shakspeare ansteht, jedem Talente zu rathen, bin ich weit entfernt; ja an sich selbst betrachtet, möchte sich diese Shakspeare'sche Manier (sit venia verbo!) künstlerisch kaum rechtfertigen; allein bühnenpraktisch ist sie und sie enthält eine sehr eindringliche Lehre für denjenigen Dramatiker, der sein Werk auf der Bühne verlebendigt sehen will, es entweder, was aus naheliegenden Gründen unrathsam, ebenso zu machen, oder Stoffe zu wählen, die an sich selbst noch lebendige Beziehungen zu unserm Theaterpublikum haben.

3. Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Georg Wecker. Frankfurt a. M., Küchler. 1858.

Der Verfasser dieser „Tarquinier" hat es gewagt, wenigstens seine Volksscenen in Shakspeare'scher Art zu behandeln und ist dem kühnen Wagnisse denn auch zum Opfer gefallen. Die Gemachtheit und Manierirtheit aller der Auftritte, in welchen er zu shakspearisiren sucht, verkümmert das mannichfach Treffliche, welches an diesem Trauerspiele im übrigen zu rühmen ist: denn von dem unseligen „Räuspern und Spucken" abgesehen, offenbart diese Tragödie ein beachtenswerthes Talent; sie führt höher und markig gezeichnete Charaktere vor, hat dramatisches Leben und zeigt keinerlei Hang zur Phrase. Die geschilderten historischen Zustände sind an sich aus dem Kerne heraus erfaßt und entwickeln eine farbenreiche Fülle der Situation. Die ungeheuern Frevel, die der Despotismus begangen und die sklavische Feigheit erduldet hat, erreichen ihre letzte äußerste Flut durch den frechen Gewaltbruch ins Heiligthum der Gatten- und Familienehre: da, in seinem innersten Lebensnerv getroffen, erwacht der ermattete Löwe Roms, und mit gewaltigem Schlage wirft er den Schänder seiner Ehre nieder, durch diese That des Muthes sich das Recht auf eine Zukunft erobernd. Während in Sextus die äußerste Despotie, immer jedoch so poetisch, daß man ihr einen gewissen Antheil nicht versagen kann, personificirt ist, wird durch Collatinus das matte Schlummerleben des römischen Volks, durch Lucretia die Ehre Roms, Rom selbst in seiner edelsten Gestaltung, endlich durch Brutus das sich ermannt habende, die heroische That der Befreiung wagende und vollendende römische Volk vertreten. Wie gesagt: der Stil dieser Tragödie ist oft manierirt, ja allzu affectirt, allein der Kern derselben muß um so tüchtiger und lebenskräftiger genannt werden, als er durch den eben gerügten Uebelstand nicht ganz wirkungslos wird. Gelingt es dem Autor der „Tarquinier", sich zu reinen und edeln Formen durchzuarbeiten, dann wird er unzweifelhaft ein dramatischer Dichter werden — aber auch nur dann.

4. Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten von Gustav Freytag. Leipzig, Hirzel. 1859. 8. 1 Thlr.

Eine der erhabensten Heldenepisoden des ältern Rom hat Gustav Freytag zu einer Tragödie Veranlassung gegeben, die sich nicht erschöpfender in Kürze charakterisiren läßt, als indem ich sie altrömisches Mark in altrömischer Heroengestalt nenne. Dieser Kaeso Fabius ist das Urbild eines altrömischen Consuls, und auf ihn, den Mann des ehernen Gesetzes, und seinen Sohn Marcus, den Mann des brausenden Thatendranges, paßt das Bild des verwitterten Riesenfelsen, um dessen Fuß bis hinan zu seiner eisigen Brust die schäumende brandende Meeresflut tost. Während in Kaeso Fabius die Stammesehre in der Ehre Roms aufgeht, setzt Marcus die Ehre seines Hauses über diejenige seines Vaterlandes und in dieser aristokratischen Auflehnung des Einzelgeschlechts gegen das Universalprincip des Staats und des Vaterlandes, in diesem Versuche, die Stammestradition und das Stammesherkommen über das Gesetz zu erheben, entwickelt sich die tragische Schuld der Fabier, welche endlich in dem durch Marcus im Namen der jüngern Geschlechtsgenossen verübten

Morde an der geheiligten Person des Volkstribunen ihren blutigen Ausdruck findet. Nun versammelt Kaeso Fabius sein Geschlecht zum Tage des Gerichts und seine bebende Lippe verurtheilt den schuldigen Sohn zum Tode des Beils. Aber die Schar der Fabier empörte sich gegen den schauerlichen Spruch und, unmächtig sein Gebot zu vollziehen, sinkt der greise Consul an den Stufen des Altars nieder, sein Geschlecht verfluchend. Es naht der Mitconsul: Krieg soll entbrennen gegen die räuberischen Vejenter; aber Roms Volk verweigert den Krieg. Da erhebt sich das greise Haupt des Fabierstammes:

Nicht soll fortan ein Racheruf der Meinen
Zwietracht entzünden in den Straßen Roms,
Darum erbitt' ich heut' den Krieg mit Veji
Für mich und mein Geschlecht. Wir führen ihn
Allein; aus eigner Kraft und ohne Helfer,
Wir hundert gegen viele, doch der Feind
Kennt jeden meiner Krieger bis zur Stimme,
Denn keiner ist, vor dem er nicht gebebt.

Und so stirbt der greise Kaeso mit seinem ganzen Geschlechte bis auf einen den Heldentod fürs Vaterland, als Sühne für die schwere Verschuldung seines Stammes und seines Sohnes gegen das Gesetz des Staats und als Lösung von dem Fluche, den er über seines Hauses Krieger ausgestoßen hat, den Sieg über die Vejenter dem Ruhme des Staats, seinen Sohn Quintus dem Ruhme seines Geschlechts zurücklassend.

Bei seinem Lictor liegt der Consul Roms!
Klagt Bürger, denn der größte Römer starb.
In Nacht versunken ist der Fabier Haus,
Hier bei dem todten Vater kniet der letzte.
Und fromm die Hände legend auf das Haupt
Der jungen Waise, fleh' ich zu den Göttern:
Erweckt aus ihm ein neu Geschlecht von Fürsten,
Gewaltig wie die Ahnen, streng und stolz,
Und treue Diener dem Gesetz der Stadt.

Je mehr die Charakteristik dieser Tragödie mit fester geübter Hand in Marmor gemeiselt ist, je objectiver darin der strenge Geist jener altrömischen Zeiten in seiner Hoheit und in seiner Verirrung zur Geltung kommt, je gewissenhafter darin jeglicher sentimentale Klang vermieden ist und je entsprechender der ganze römische Stil der Dichtung diesem mannhaft-heroischen Wesen Ausdruck verleiht, um so fremder bewegen sich die zarten und weichen Gestalten der Fabia und des jungen Icilius — welche allein eine Ausnahme von dem eigenartigen, ich möchte fast sagen rauhen und herben Wesen dieses Trauerspiels machen — in dieser Welt von Blut und Erz; ja sie erzeugen einen geradehin unheimlichen Eindruck: denn sie sind nicht tief genug verwebt in den innersten Proceß des Ganzen, als daß dieser sie brauchte, und sie sind doch auch wieder an und für sich so liebenswürdig, daß man sie nicht als bloßes episodenhaftes Beiwerk abthun und beseitigen kann. Sollten diese Gestalten die Grausamkeit des Stoffs menschlich mildern, so müßten sie in ihrer Eigenartigkeit weniger losgelöst vom Wesen des Ganzen und mehr als Geschöpfe ihrer Zeit und ihres Volks erscheinen; so fremd wie sie aber geartet sind, vermehren sie nur den herben Eindruck, welchen die übrigen Gestalten verursachen und erhöhen die Kälte, die trotz der unleugbar ungemein tragischen Einzelmomente dieser Tragödie, dennoch die allzu geharnischte und gepanzerte Welt der „Fabier" im Gemüthe erzeugt. Der Dichter ist mit Ausnahme der Gestalten des jüngern Icilius und der Fabia, welche die mit ihnen beabsichtigte Wirkung schuldig bleiben, zu objectiv gewesen; er hat zu wenig für Herz und Seele, zu viel für Verstand und Geschichte gethan. In diesem Punkte sind die Heyse'schen „Sabinerinnen" den „Fabiern" überlegen, wogegen die letztern wieder durch ihre Motivirung und Consequenz den Vorzug vor dem erstern Trauerspiele verdienen. Sei dem indeß wie ihm wolle, Freytag hat mit den „Fabiern" das neueste deutsche Drama mit einer edeln Frucht von dauerndem poetischen und dramatischen Werthe erfreut, und es möge ihm ganz besonders gedankt werden, daß er, in einer Zeit, wo es auch im Gebiete des Dramas Mode geworden ist, das Weib auf Kosten des Mannes mit dem Heldenlorber zu schmücken, mit einem von so echt und absolut männlichem Heroismus getragenen Stücke vor dem in seinen Geschmacksrichtungen immer schwächlicher und weichlicher werdenden Publikum erscheint.

5. Virginia. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. von Maltitz. Weimar, Kühn. 1858. 8. 10 Ngr.

Eine sehr achtbare Dichtung: Klarheit des Plans, edle Sprache, solide Charakteristik, freie dichterische Behandlung, guter Scenenbau und wohlangebrachte Steigerung der dramatischen Handlung. Hier und da stört einige Redseligkeit und zuweilen vermißt man in der Motivirung die nöthige Consequenz. Sehr schön empfunden und voll hochmenschlicher Tiefe ist besonders die Scene der Rückkehr des Virginius aus dem Kampfe in sein bedrohtes Haus und der Tod der Virginia. Auch in diesem Drama ist wie in den Heyse'schen „Sabinerinnen" eine schöne Verschmelzung des antiken Stoffs mit der modernen Behandlung zu rühmen, und die poetische Vermittelung des herben geschichtlichen Factums an das menschliche Herz ist dem Dichter sehr wohl gelungen, ohne daß er dabei in sentimentale Weichheit gerathen wäre; vielmehr wird durchweg ein edler männlicher Geist erkennbar, der frei und gesund die Dichtung beherrscht. Als Probe der schönen markigen Sprache sei schließlich eine Rede des Virginius angeführt, welche er den Räubern seines Kindes entgegendonnert:

Und dennoch bleibt sie frei; mit allen Stimmen
Der Drohung, der Verzweiflung will ich reden;
Ein Heer der Rache will ich mir vereinen
Im Wahnsinn der beleidigten Natur.
Hört meine Warnung; zittert ihr für Rom,
So laßt es nicht der Unschuld Kerker werden;
Das hohe Sinnbild Roms ist diese Jungfrau,
Die Ketten an des Mädchens zarten Händen
Sie fesseln auch die Städtezwingerin,
Der Fall der Unschuld ist die Schmach der Größe.
Geht, eine starke Seele g'nüget hier.

6. Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Acten von Hermann Hersch. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1859. 16. 15 Ngr.

Es freut mich, sagen zu können, daß Hermann Hersch in dieser Tragödie eine ungleich vorgeschrittenere Arbeit geliefert hat, als seine vielgegebene und doch im Innersten so undramatische „Anna Liese" und seine „Maria von Burgund", welches sogenannte historische Lustspiel außer vielen andern Gebrechen an dem schlimmsten Fehler einer Komödie, an der Langweiligkeit leidet und nur eine einzige charakteristische Persönlichkeit aufzuweisen hat. Diese „Sophonisbe" beugt sich wenigstens vor dem dramatischen Gesetz und tritt lebhaft und tragisch handelnd, nicht andere von ihren Heldenthaten erzählen lassend, unmittelbar vor Augen. Es ist die Tragödie des überpatriotischen Gefühls, welche sich durch und an Sophonisbe vollzieht: sie hat dem Vaterlande nicht blos ihre Liebe zum Opfer gebracht — da wäre kaum der Schatten einer Schuld daran —, sondern sie hat um des Vaterlandes willen ihre Liebe verrathen, indem sie einem andern sich ohne Liebe zum Vortheile ihrer karthagischen Heimat ergibt und dem Geliebten den Schwur der Liebe bricht. So in eine entschiedene Schuld verwickelt, doch nur aus den erhabensten Gesinnungen ihr verfallen, erweckt sie in hohem Grade den Antheil einer tragischen Heldin und sühnt echt tragisch ihre Schuld durch den Tod von eigener Hand, nicht nur um der Schmach eines römischen Triumphs zu entgehen, sondern vornehmlich um Masinissa, ihren Geliebten, zu retten, ihm selbst und dem Vaterlande. Freilich überragt ihre heroische Größe so sehr die mehr leidenschaftliche als charaktervolle Erscheinung des Masinissa, daß diesem neben ihr ein nur sehr beiläufiger Antheil zufällt; allein die vom Dichter mit großer Sicherheit und wahrhaft künstlerischer Einfachheit gezeichnete Gestalt des Scipio bewahrt das vorliegende Drama vor dem Vorwurfe der einseitigen und parteiischen Verherrlichung des Weibes und schließt die in Rede stehende

Tragödie mit mannhafter Würde ab. Es fehlt darin keineswegs an leidenschaftlich bewegter Handlung, an interessanten psychologischen Conflicten, und an Momenten von entschieden tragischer Bedeutung; allein eine gewisse sich nicht selten fühlbar machende Ungelenkigkeit in der künstlerischen Beherrschung des Stoffs und eine nur zu häufige, ganz nutzlose Wort- und Redseligkeit, endlich eine unverkennbare Manierirtheit des Stils schwächen sehr den guten Eindruck, den diese Dichtung im übrigen hervorruft. Da ich zu denen gehöre, welche Hermann Hersch nicht zu der Legion der unberufenen Dramatiker zählen, vielmehr in ihm entschiedenes bühnendichterisches Talent erkennen, so rufe ich ihm mit Nachdruck die Bitte zu, sich ebenso wenig von der hämischen Herabsetzung, welche er stellenweise zu erleiden gehabt hat, als von der maßlosen Lobhudelei der durch die Kassenerfolge seiner „Anna Liese" bestochenen Theaterjournale irre machen zu lassen: er glaube an sein Talent; aber er lasse sich nicht eine Stunde länger von der erbärmlichen Kunststückchenmacherei, Wortklopffechterei und Effecthascherei beherrschen, welche miasmatisch in der modernen Luft liegen. Nicht was die Masse erhebt, sondern was den Besten Anerkennung abnöthigt, ist strebenswerth, und Resultate von mehr als ephemerer Bedeutung und Lebensfähigkeit wird immer nur der Dichter erzielen, dessen Ideale auf den Höhen der Menschheit leuchten und der als ein Herrscher und Gebieter über seinen Stoffen waltet, auch niemals mit ängstlicher Spannung horcht, was etwa heute, was morgen dem Magen des hochzuverehrenden Publikums behagen möchte.

7. Cajus Gracchus. Trauerspiel in fünf Acten von Hermann Brandes. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Es ist ein eigen Ding damit, wenn der Poet seinem Werke ein förmliches officielles Brauchbarkeitsattest voranschickt: man wird unwillkürlich dadurch nicht zu Gunsten der also introducirten Dichtung gestimmt, indem die Befürchtung sich ausdrängt, als sei irgendwo ein fauler Fleck, welchen der betreffende Autor mit seiner Legitimationskarte zuzudecken versucht. Und in der That, die vorliegende Tragödie, welche vor sich herposaunt, daß sie von den münchener Preisrichtern „ehrenvoll erwähnt" worden sei, hat eine sehr wunde Stelle, die einfach darin besteht, daß in der geschilderten Welt von Haß und Rache, List und Lüge, Feilheit und Verworfenheit, Habsucht und Ehrgeiz auch nicht eine Gestalt mit durchgreifender und überzeugender Gewalt das entsetzlich beleidigte Menschenthum rettet und zum Siege führt. Nur Anklänge und Wallungen, nur Nebengestalten machen einige Versuche dieser Art; allein weder Gracchus, der Held der Tragödie, vermag in seiner einseitigen Richtung menschlich zu interessiren und durch edeln Schwung der Ideen seine Schuld gleichsam zu adeln, noch Scipio Aemilianus, der afrikanische Held, kann in seiner, es sei ein allerneuester Ausdruck gestattet, ganz zugeknöpften starren Erscheinung, die Hoffnung erwecken, als würde über seine Leiche eine edlere Gestaltung der Dinge da sich herausarbeiten können, wo ein Lucius Opimius als Dictator herrscht und Fäulniß und Verderbniß aller Art zu Tage quillt. Der allgemeinen zudringlichen Unerquicklichkeit des behandelten Stoffs hat der Dichter nur Züge, nur Momente abzuringen gewußt, welche der berechtigten Forderung des edlern Gefühls entsprechen und die Gestalten der Cornelia und Lucinia schweben wie verstürmte Wölkchen, die von der grauenhaften Finsterniß verschluckt werden, über den geschilderten Abgründen. Wo bleibt da die mächtige poetische Versöhnung? Wo des Dichters neidenswerthes Vorrecht, den Verklärungsglanz der heiligen Schönheit auszugießen über die schwärzeste Nacht und, wo die Dämonen der Finsterniß in fürchterlichem Kampfe gerungen, den Engel des Lichts Friede und Erlösung verkünden zu lassen? Und Hermann Brandes hat durch consequente und eindringliche Charakteristik, durch große Lebendigkeit und Frische der Darstellung, durch gut berechnete Folge der Scenen, welche besonders gegen Ende der Dichtung sich wirksam steigern, und durch die Objectivität seiner Behandlung so entschiedene Proben des dramatischen Talents gegeben, daß er nicht ernst genug daran erinnert werden kann, sich dem Stoffe nicht zu sehr zu beugen und sich der eigentlich schöpferischen und idealischen Bedeutung des Dichters tiefer bewußt zu werden, als dies der Fall zu sein scheint. Die Befriedigung der erfüllten Pflicht — und da hinaus richtet sich das besprochene Trauerspiel — ist erst dann ein tragischer Abschluß, wenn die erfüllte Pflicht ein höheres menschliches Recht vollzieht; wenn sie aber, wie im vorliegenden Falle, nur ein Ausfluß ehrsüchtigen, egoistischen, traditionellen Staatsthums ist, so wendet das poetische Gefühl sich erkältet davon ab und ein Kunstwerk ist dann wahrlich nicht geschaffen.

8. Claudia Procula. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von L. P. Seidler. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. 1859. Gr. 16. 20 Ngr.

Es ist die Behauptung ausgesprochen worden, daß, wie die bildende, sonderlich die Malerkunst in unserer Zeit christlich-religiösen Vorwürfen nicht mehr gerecht zu werden vermöchte, so auch die Dichtung kein rechtes Organ mehr für Aufgaben dieser Richtung hätte. Die einen wollen damit der Gegenwart einen herben Tadel, die andern ein entschiedenes Lob zurufen, je nachdem christlich-religiöses Leben als etwas Bedeutendes und Ewiges oder als etwas Nebensächliches und Vergängliches angesehen wird. Diese Ansichten, von welchen die erstere mir nicht ohne Begründung, die letztere indessen völlig absurd erscheint, hier gründlich zu widerlegen, würde selbstverständlich in ein Gebiet hinüberführen, welches mindestens meiner Feder in d. Bl. nicht offen steht und übrigens mehr Raum in Anspruch nahm, als gestattet werden könnte. Es sei daher zur Bezeichnung des Standpunktes, den meine Beurtheilung religiöser Dichtungen — und mit solchen habe ich es im Augenblicke zu thun — im Laufe der Zeit, der Erfahrung und des Studiums sich gewonnen hat, nur so viel bemerkt, daß, da trotz aller Bedrückung des Materialismus und des Nihilismus auch jetzt noch das christliche Element immer neue Blüten treibt und sich in immer reinern Auffassungen zu erheben strebt, selbst ganz nüchtern und real betrachtet von einem Ermatten desselben mit Grund nicht geredet werden kann, vielmehr ein fortwährendes organisches Ringen nach höchster Vollendung eben das Ewige des Christenthums am eclatantesten erweist. Diese Eigenthümlichkeit des unbezwinglichen Wachsthums, der unvernichtbaren Verjüngung, des fortwährenden Befruchtens und Belebens unterscheidet am schärfsten das christliche Princip von jeder andern Religionsauffassung und bekundet unwiderleglich das absolut Göttliche des Christenthums. Ueberall sehen wir im frühesten Alterthume bis in die neueste Zeit die Culte und die religionsphilosophischen Ansichten welken und vergehen, während das Christenthum sich immer wieder neu erzeugt und in seiner göttlichen und menschlichen Freiheit jeder, selbst der mächtigsten Wandelung irdischer und geschichtlicher Existenzen, Zeiten und Culturperioden vollkommen gewachsen ist. Wenn man dagegen sagt, das Judenthum sei ja eben auch nicht vernichtbar, so besteht diese Dauerbarkeit doch wahrlich nur in einer materiellen Zähigkeit, von welcher keine neubelebende Wirkung mehr ausgeht oder sich doch sehr bald eben in christliche Richtungen auflöst. Und so erachte ich unsere Zeit wegen der ihr mangelnden Innigkeit und Wärme zwar weniger befähigt, des christlichen Elements sich künstlerisch zu bemeistern, keineswegs aber für so unfähig, den christlichen Idealen poetische Gestaltung zu verleihen, daß sonderlich die Dichtung, die vor allen andern Künsten ja eben specifisch geistig wirkt und schafft, sich davon gänzlich fern zu halten hätte. Sie kann und wird dies auch nicht, solange sie überhaupt lebendig ist; denn sie würde damit von einem edelsten, ja von dem edelsten Menschenthume sich völlig loslösen und dem nüchternen Materialismus gänzlich in die Arme sinken, der sich ihrer Herrschaft so gern bemeistern möchte. Es kommt eben nur darauf an, daß sie das Menschlich-Schöne am und im Christenthume erfaßt; sie bewegt und fühlt sich dann sofort auf ureigensten Gebiete und wird, weit davon entfernt, eine engherzige Con-

fessionsreimerei zu werden, zum echten und wahren Kunstwerke sich gestalten: denn das Christenthum ist die höchste ideale Erhebung des sittlichen und schönen Menschenthums. Und an dieses Menschlich-Schöne und Große hält sich auch der Dichter des vorliegenden Dramas „Claudia Procula". Christus, des Menschen Sohn, wie er selbst sich nennt, erscheint hier eben als solcher in reiner, treuer, evangelischer Auffassung, ohne jede fremde affectirte Beimischung — der Erretter des Menschengeschlechts aus geistiger und sittlicher Finsterniß, der Verkünder und Bringer der heiligen Liebe, der Versöhner und Spender des Lichts und des Friedens. Diese erhabene Gestalt vollkommen menschlich vorzuführen und doch den reinen Glanz göttlicher Verklärung über sie auszugießen, ist dem Dichter in der That gelungen und er hat dies mit ebenso viel Wärme der Empfindung als Ruhe und Besonnenheit des Geistes gethan. Die grauenvolle, sittliche und religiöse Versunkenheit, der schändliche Egoismus, welcher das Heiligste zur Befriedigung des gemeinsten Interesses herabwürdigt, die fade Blasirtheit, welcher die Wahrheit nichts ist als ein leerer Schall, der schamloseste Despotismus und der noch schamlosere Knechtsinn — alle diese schwarzen Schatten jener untergehenden Welt haben in dem vorliegenden Drama eine eindringliche und wirkungsvolle Schilderung gefunden und die tiefe Sehnsucht nach Erlösung aus den Banden der Sünde, welche durch alle edlern Gemüther jener Zeit mit größerer oder minderer Bewußtheit bebte, äußert sich in rührender und kindlicher Weise. Sie ist besonders mächtig und lauter in der Heldin des Dramas, in Claudia Procula, der Gattin des Pontius Pilatus, welche um ihrer christlichen Gesinnung willen den Tod von der Hand des irregeleiteten Gemahls erduldet. Pilatus aber erkennt an der Leiche der Ermordeten den Geist der Finsterniß, deren Sklave er war, und, heiße Reue im Herzen, geht er, Buße zu thun und das Wort des Erlösers zu verkünden. Indem der Dichter den Heiland als denjenigen, an welchem kein Fehl erfunden worden, nicht zum Helden seines Dramas machte, bewies er sehr richtigen poetischen Takt; allein nun hätte er auch die künstlerische Freiheit, welche er sich auf diese Art klüglich wahrte, zu entschiedener Anwendung bringen müssen. Worin besteht die tragische Schuld der Claudia? In der Misachtung ihres Gatten und in ihrem Handeln gegen dessen Wunsch und Willen? Aber Pilatus zwingt sie ja durch seine Herz- und Gemüthlosigkeit dazu; sie müßte weniger edel und weniger tugendhaft sein, wenn sie diesem Manne gegenüber anders fühlen könnte. In dem nicht offen und gerade vor aller Welt und vor dem Gatten erklärten und vollendeten Uebertritte zur Christenlehre? Dieser energische Act wurde ihr unmöglich gemacht dadurch, daß sie selbst ja noch nicht völlig im Klaren ist, und von da ab, wo sie dies wird, folgt sie ja auch furchtlos ihrem Glauben. In einer nicht sowol ehrfurchtsvollen und kindlichen, sondern vielmehr leidenschaftlichen, geschlechtlichen Liebe zu Christus? Der Dichter legt ihr Bekenntnisse in den Mund, welche diese Vermuthung durchaus grundlos machen. Mit einem Worte: es sind in Claudia's Charakter Ansätze zu tragischer Verschuldung; allein der Poet hat unterlassen, diese Keime zu vollständiger Reife zu bringen, und er ist hierin einer der gefährlichsten Klippen des religiösen Dramas, die er durch die dem Heilande angewiesene Stellung glücklich umschifft hat, zum Opfer gefallen; Claudia Procula ist viel zu sehr Heilige, als daß sie rechten tragischen Antheil erwecken könnte. Auch erscheint der Uebergang des Pilatus von seinem Indifferentismus zum Christenthume an der Leiche der Gattin zu hastig und zu wenig motivirt: eine Natur von der Insolenz, als in welche Pilatus versunken ist, würde selbst die unselige That des Gattinmordes kaum zu einer leidenschaftlichen Ekstase, geschweige zu einer so heldenmüthigen Selbstüberwindung und selischen Umgestaltung erhoben haben, wie die Einkehr eines solchen Genußmenschen zu christlicher Entsagung es ist. Um letzteres glaubhaft erscheinen zu lassen, hätten von Anfang an in der Charakteristik des Pilatus mehr Momente sich entwickeln und deutlich zu Tage treten müssen, welche die Befähigung dieses Menschen zu der grandiosen letzten Wandelung seines Wesens überzeugend darthun. Eine unmittelbare göttliche Fügung in solchem Falle anzunehmen, wäre, wenn auch immer poetisch, doch undramatisch und ist auch vom Dichter selbst offenbar nicht beabsichtigt worden. Diese Ausstellungen habe ich deshalb an dem in Rede stehenden Drama so scharf betont, weil mir die Dichtung fast in hohem Grade werth erscheint, von ihrem Autor nach der angedeuteten Richtung hin aus- und umgearbeitet zu werden. Möchte die reine und edle Gesinnung, welche aus dieser Tragödie hervorleuchtet, in ihrer dem höchsten Ideale liebevoll zugewandten Seele immer weiter im deutschen Vaterlande sich ausbreiten. Wir stehen gottlob nicht da, wo unsere transrhenanischen Nachbarn im Laufe der Zeiten hingerathen sind; allein wir können ein starkes, freies und freudiges Christenthum nicht genugsam in unserm Volke pflegen, welches eine tiefe Sehnsucht danach sich bewahrt hat, wie emsig auch Duckmäuserei und Pfäfferei hier und trostlose Gottlosigkeit nebst faulem Indifferentismus dort ihm das Ziel dieser Sehnsucht zu verkümmern und zu verhunzen bestrebt sind.

9. Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen. Dritte neu bearbeitete Auflage von Emilie Ringseis. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1859. 8. 14 Ngr.
10. Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in drei Aufzügen von Emilie Ringseis. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. 8. 18 Ngr.

Wie diese „Veronika" eine dritte Auflage hat erleben können, ist mir ziemlich unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß in Baiern noch besondere Sympathien für derartige Unklarheiten herrschen. Obzwar diese dritte Auflage etwas umgearbeitet erscheint, so vermag ich doch das tadelnde Urtheil nur zu wiederholen, welches ich über die erste Auflage dieses Schauspiels in d. Bl. bereits ausgesprochen habe. Weder in dieser Arbeit noch in der seltsam verworrenen und manierirten „Sibylle von Tibur" ist das Hochmenschliche erfaßt und gestaltet, vielmehr brüstet sich eine wortgeschwollene Hin- und Herrederei, ein Mangel echter naturwahrer Charakteristik und ein vollständiges Verkennen der dramatischen Gesetze so ohne jede bestechende Zuthat wirklicher poetischer Empfindung, daß man in lauter Unerquicklichkeit förmlich erstickt und erdrückt wird. Solche dramatische Prophetien — man verzeihe das Wort — sind wahrlich sehr geeignet, die Dichtung von religiösem Charakter in allgemeinen Miscredit zu bringen.

11. Der verborgene Edelstein. Drama in zwei Aufzügen von Cardinal Wiseman. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. Köln, Bachem. 1860. 12. 10 Ngr.

Der Cardinal Wiseman ist gewiß ein Herr von großer Gelehrsamkeit und weltmännischer Bildung; aber in der Dichtkunst kann er, nach seinem „Verborgenen Edelstein" beurtheilt, doch nur ein Dilettant genannt werden. Dieses „Drama in zwei Aufzügen", dem ein schrecklich schwülstiger und nüchterner Prolog von F. Oakeley vorangeht, zeigt entschieden, wie man eben ein Drama nicht machen soll. Statt des Menschlichen ist geradehin das Unmenschliche Gegenstand der poetischen Verklärung, und ein Vorgang wird darin bis in den siebenten Himmel erhoben, dessen schauderhafte Naturwidrigkeit vor Gott am wenigsten bestehen kann. Der unglückselige Heilige und Märtyrer Ignatus recte Alexius wird darin mit einem wahrhaft infernalischen Raffinement buchstäblich zu Tode gequält, um dann selig gesprochen zu werden. Er muß, nachdem er sich als Pilgrim in Edessa aufgehalten hat, wieder nach Rom in das Haus seines Vaters, der ihn für todt hält, zurückkehren, darf sich aber nicht als Sohn zu erkennen geben, sondern ist gebunden, als Bettler, von den Haussklaven malträtirt, das Gnadenbrot unter dem Dache seines Erzeugers zu essen. Nun sieht er den Schmerz des um den Verlust des geliebten Sohnes im Innersten zu Tode bekümmerten Vaters und muß dabei einer geheimnißvollen Stimme zu Liebe nicht nur schweigen, sondern lügen. Das ist die Moral dieser Tendenzkomödie in majorem Dei gloriam. Zuletzt

als Dieb bezichtigt und von seinem Vater selbst dafür gehalten, stirbt er unter dieser Schmach, und nun verkündet die verehrliche geheimnißvolle Stimme, daß er ein Heiliger sei. Genug des Unsinns! Das steht fest, daß christlich-religiöse Dramen dieser Art weder einen ethischen noch einen poetischen und dramatischen Werth haben können, da sie gerade das herabziehen, was ebenso die Moral als die Kunst zu erheben und zu verklären hat: das Menschliche. Ich wiederhole, um ja nicht misverstanden zu werden: nur wenn religiöse Dramen ihren Stoff zu schöner Menschlichkeit zu erwärmen und zu gestalten vermögen, sind sie künstlerisch berechtigt, ja vielleicht das Höchste, was die Dichtung zu leisten im Stande ist. Da aber hierbei die Klippen nur sehr selten glücklich umschifft werden, so thäte man unrecht, solche Stoffe dem jungen Talente vorzuschlagen, ja sie überhaupt zu empfehlen; es ist nun einmal nur wenigen gegeben, ein gescheidtes Gesicht zu machen, wenn sie in die Sonne sehen.

Die soeben besprochene Suite von Dramen kann in ihrer chronologischen Folge als eine poetische Recapitulation der römischen Historien gelten, und es möge sich nun hieran ein Cyklus vaterländischer Bühnendichtungen reihen.

12. Herman und Thusnelda. Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Pudor. Dresden, Ernst. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit echt deutscher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit hat der Autor dieses Trauerspiels dasselbe aus den umfassendsten geschichtlichen Studien hervorgehen lassen und darin ein in der That sehr lebendiges, eindringliches und treues Bild jener aufgeregten, mächtig gärenden Zeiten und Völkerkämpfe aufgerollt. Das Deutschthum wie das Römerthum dieser Periode hat in der vorliegenden Tragödie eine ebenso detaillirte und erschöpfende als markige und charakteristische Darstellung gefunden, und wie die scharfen Gegensätze beider Elemente mit großer Kraft sich voneinander abheben, so sind andererseits die Zwitterexistenzen nicht vergessen, welche die Verschmelzung beider großen nationalen Richtungen erzeugte. Kurz, dem allgemein Scenischen, der historischen Gruppirung, dem zeitgemäßen Grundtone und der Frische des Details, insofern sich solches als Einzelheiten darstellt, allen diesen bedeutsamen Momenten ist der Dichter von „Herman und Thusnelda" vollkommen gerecht geworden, und nach dieser Beziehung hin bietet sein Werk des Interessanten und Rühmlichen viel; allein zu einer künstlerischen Concentration all dieser zu einer Flut anschwellenden Masse von Besonderheiten, zu einer einigen dramatischen Wirkung und zu einer beherrschenden und als Gipfel des Ganzen sich emporringenden Heldengestalt hat es der Autor nicht gebracht und somit ein Drama nicht zur Welt gefördert. Denn während im Verlaufe der Dichtung Gestalten, die offenbar ursprünglich nur Nebenfiguren sein sollten, zu Hauptpersonen heranwachsen und eine Fülle von Interesse für sich in Anspruch nehmen, ziehen sich die eigentlichen Träger der Handlung daneben episodisch zusammen und verlieren an Kraft ein Bedeutendes, welches der Dichter den übrigen Erscheinungen unberechtigterweise zufließen läßt. Dazu kommt, daß sämmtlichen Gestalten auch noch der Stoff selbst in seiner grandiosen Massenhaftigkeit über den Kopf schwillt und sie, statt von ihnen bewältigt zu werden, in seinen Wogen erstickt. So zeigt die Tragödie eine wildbewegte, sturmgepeitschte Wasserflut, in welcher ein Heer von mehr oder minder kraftbegabten Menschen sich umsonst abquält, dem Strudel zu entrinnen und festen Boden zu gewinnen; das Resultat bleibt sonach ein rein episches und auch das doch nur in beschränkter Weise; denn auch das Epos verlangt ein entschiedeneres Hervortreten der Persönlichkeit aus dem Rahmen der Handlung und der Situation. Gegenüber dieser trotz vielfacher Schönheiten und Trefflichkeiten dennoch dramatisch mislungenen Arbeit ist es sehr zu bedauern, daß der in seiner Vorrede angedeutete Plan des Autors, seinen Stoff in zwei besondere Dramen zu theilen, nicht zur Ausführung gekommen ist; es würde dies den Poeten vor einer so totalen Versinkung in die Flut des Stoffs, als ihm begegnet ist, bewahrt haben. An Kleist's herrlichem Schauspiel „Die Hermannsschlacht" hätte Pudor lernen sollen, wie man Masse des Stoffs dramatisch beherrscht und bewältigt. Und bei dieser Gelegenheit bleibe nicht unerwähnt, daß Feodor Wehl diese zurückgesetzte Dichtung voll echt deutscher Heldenkraft und tief menschlicher Naturwärme für die Bühne so trefflich eingerichtet und bearbeitet hat, daß dadurch dem Repertoire der letztern ein hochwillkommener Schatz von bleibendem Werthe gewonnen ist.*)

13. Karl Martell. Tragödie in fünf Acten von F. A. Maercker. Berlin, Decker. 1859. 8. 22½ Ngr.

Eine Tragödie des Kampfes der Kraft gegen das Recht, des Schwerts gegen das Gesetz, der weltlichen Gewalt gegen die Macht der Kirche, welche ihre tragischen Conflicte durch und um den stolzen Sieger der Araber, Karl Martell, vollzieht und über die Leiche des sich als freiwilliges Opfer für den von ihm heraufbeschworenen Aufstand der persönlichen Herrscherberufung gegen die legitime Tradition der Kronen darbringenden Helden von Poitiers in dem Wahlspruche Pipin's, des „Erben aller väterlichen Thaten", beschließt: „Nur wo die Kirche segnet, siegt das Schwert!" Aus der Sprache jener Zeit übertragen: nur wo das Schwert Gottes sittliche Ordnungen schützt und schirmt, ist es ein geweihtes und geheiligtes Werkzeug der Menschenhand! Diese Idee seines Dramas hat der Dichter mit großer Schärfe und Klarheit, mit fester historischer Haltung, mit einer ebenso sichern und interessanten als lebensgesunden Charakteristik und im Gewande einer edeln und gehobenen Sprache künstlerisch gestaltet und ohne Zuthat weichlicher Minnespiele durch die Hochgefühle der Mutter-, der Vater- und der Gattenliebe sanft vermenschlicht. In ergreifender Weise vergißt Karl Martell vor der mächtig angeschlagenen Stimme der Liebe zu seinem Weibe und Kinde die eiserne Forderung seiner einmal begonnenen Erhebung gegen das traditionelle Recht des Throns, und wie er selbst gegen die Gattin des todten Königs, als der ihres Söhnchens angestammte Rechte gleich einer Löwin vertheidigenden Mutter, zugleich wider menschliches Recht kämpft, so gefährdet sein menschlich Fühlen für die Gattin und den Sohn die hochfliegenden Plane seiner Zukunft, und so sinkt er und sein stolzes Glück gerade durch dieselbe heilige Macht seines eigenen Herzens dahin, die er in fremder Brust zu erdrücken strebte. Weniger Redeflut würde dem ernsten Charakter- und Historienbilde, welches Maercker mit entschiedener dramatischer Kraft entworfen hat, noch bedeutend mehr Anziehungskraft verliehen haben; auch wäre es, um des befriedigenden Abschlusses willen, wünschenswerth gewesen, daß der Act Pipin's, vermöge dessen er der Mahnung seines sterbenden Vaters gemäß „Thron und Kirche" zu versöhnen bestrebt ist, weniger in Worten und Verheißungen, als vielmehr in einer sich unmittelbar vor den Augen der Zuschauer vollziehenden, recht eindringlichen Handlung darstellte. Die That ist der Körper des Dramas, und keinerlei noch so poetische Vertröstung schöner Worte vermag heroische Conflicte dramatisch in Harmonie zu beschließen.

14. König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von F. Bodenstedt. Berlin, Decker. 1860. Gr. 16. 18 Ngr.

Die romantische Laune des ritterlichen Longobardenkönigs Authari, seine ihm anverlobte bairische Braut vor der Hochzeit

*) Seitdem ist Kleist's „Hermannschlacht" in der Wehl'schen Bearbeitung auf mehreren Bühnen, am 1. Januar unter anderm gleichzeitig in Leipzig und Dresden aufgeführt worden. Merkwürdig nur, daß gewisse darin enthaltene auf das Deutschland unter französischer Herrschaft gemünzte Anspielungen und Strafreden wie es scheint noch heute für zutreffend gefunden und übel vermerkt werden; denn die weitern Wiederholungen sind in Dresden prohibirt und Aufführungen des patriotischen Stücks auf den andern großen Hofbühnen bisher nicht zugelassen worden. D. Red.

persönlich kennen zu lernen, lockt ihn mit seinem ehrenfesten Waffenmeister, Romoald, ins bairische Hoflager am Fuße der Alpen und eine jungfräuliche Grille der schönen Königstochter Theudelinde, seiner künftigen Gattin, führt den abenteuernden Fürsten eine andere als die baldige Genossin seines Throns vor, nachdem er sich in Theudelinde, welche er für ein Fräulein des Hofs hält, sterblich verliebt hat. Schon ziehen sich infolge dieser gegenseitigen Täuschungen bedenkliche Wetterwolken am bairisch-longobardischen Himmel zusammen — da wird das Misverständniß entdeckt, und da nun auch Theudelinde ihr Herz an Authari, den sie für einen Abgesandten des Longobardenkönigs hält, verloren hat, so ist helle Freude am Baiernhofe und ein glückliches Menschenpaar zieht in das schöne Land der eisernen Krone. Obzwar die Idee zu dieser liebenswürdigen und anmuthigen Dichtung keineswegs neu, vielmehr schon oft dramatisch verwerthet worden ist, so weht doch eine so würzige und frische Luft durch dieses fröhliche Scherzspiel, daß man sich durchaus eigenartig angeregt und in die heiterste Stimmung versetzt fühlt. Ein graziöser Humor, der spanische Anmuth athmet, durchsonnt das Ganze, und höchst gelungene Charakteristik, edle Einfachheit, duftige Poesie und eine schöne elastische Sprache vermehren die Reize dieser Dichtung, welche mit feinem Takte für die Gestalt des Hanswurst — man verzeihe den derben Namen — ebenso unterhaltende als geistreiche Fassungen gefunden hat. Die deutsche Bühnendichtung, so arm an feinen historischen Komödien, ist durch „König Authari's Brautfahrt" um eine Perle bereichert worden, und der verdienstvolle Spender dieser Pretiose möge sich in Bezug auf die von einer gewissen Seite her seiner Dichtung gewordene schnöde Behandlung damit trösten, daß von jeher die Säue die Perlen nicht wohl zu schätzen wußten. Einen Fehler aber können wir ihm nicht ungerügt lassen: auch drei Acte sind noch zu viel Dehnung für das liebliche Spiel, das in seiner veilchenartigen Anmuth ein lauschiges Plätzchen und eine enge Fassung verlangt; ist es und wirkt es doch wie eins jener reizenden italischen Miniaturbildchen des 14. Jahrhunderts. Möchte Bodenstedt auf diesem Gebiete bald Nachfolge geben; die deutsche Bühne müßte ihm dafür sehr dankbar sein, denn gerade an diesen elastischen Gestalten des feinen poetischen Humors könnte die verwilderte Bühnenkunst unserer Tage die ganz verloren gegangene Zartheit der Darstellung wieder erkennen.

15. Desiderius. Trauerspiel von F. Rohde. Dresden, Kuntze. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Vorzüge, welche dieses Trauerspiel entwickelt, als da sind: poetische Wärme und Innigkeit, Gewalt der Sprache, geschickte Folge und Steigerung der Scenen, Momente von tragischer Erhabenheit und Proben entschiedenen Talents zum Charakterisiren, lassen aufrichtig bedauern, daß infolge einer offenbaren Unklarheit in der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee und in der Charakterisirung der beiden Hauptgestalten eine vollkommene Lähmung der eben angedeuteten Vorzüge stattfindet. Dieser Desiderius spricht unendlich viel, er thut, als hätte er die Weisheit förmlich gepachtet, und doch schwankt er zwischen Recht und Unrecht hin und her, und es kann von ihm geradezu gesagt werden, daß er sich in sein Unglück förmlich hineinpredigt. Das ist mindestens keine tragische Heldengestalt und keine zum Träger eines Trauerspiels würdige Persönlichkeit. Sodann dieser Carolus Magnus: wie verworren, wie theaterprinzlich präsentirt und manifestirt er sich bis ans Ende des Stücks! Ein Held, der sich als Beherrscher der Welt berufen glaubt, läßt sich nicht in so spitzfindige Klopffechtereien ein, wie der Rohde'sche Karl es thut und verwickelt sich nicht in die offenbarsten Widersprüche. Der Poet wollte eine Originalfigur aufstellen, hat aber nur einen zuckenden Schemen heraufgebannt, welchem weder menschliches noch historisches Leben die Seele schwellt. So fällt selbstverständlich das ganze Drama mit diesen verunglückten Gestalten. Aber in den übrigen Figuren, wo den Autor keine Gelüste nach Außerordentlichem verwirrt haben, da spricht sein Talent in unverkennbarer Weise; das sind, die wohlgelungenen weiblichen Gestalten mit inbegriffen, Menschen voll Kraft, Eigenartigkeit und Frische, aus welchen echte Poesie und dramatische Lebendigkeit leuchtet. An lyrischen Schönheiten ist im einzelnen auch kein Mangel und mit der ganzen Fülle derselben hat der Dichter seine Irmengard geschmückt. Befähigung fürs Drama darf also dem Autor nicht abgesprochen werden; möchte er sein Talent durch einfache Stoffe für große und erhabene Vorwürfe erziehen, concentriren und kräftigen!

16. Widukind. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Meyer. Detmold. 1859. 8. 20 Ngr.

Nun ja! Die alte bekannte Sachsengeschichte ist äußerlich hier leidlich in Scene gesetzt; allein innerlich sieht es böse aus: die verehrten Herrschaften reden, als wenn sie ein deutsches Gymnasium besucht und zu Ostern eine gute Censur bekommen hätten; die Weiber gar thun, als wenn sie in einem der modernen Jungfernzwinger der heutigen Civilisation ihre Dressur empfangen hätten. Armer Karl; hier wirst du zum bonus pater familias, der allerdings ab und zu einmal seine Mucken hat und dann seine Fünfhundert gemüthlich über die Klinge springen läßt. Solche Schatten- und Puppenkomödien können nicht entschieden genug abgewiesen werden; denn sie sind die echten Kinder des künstlerischen Dilettantismus unserer Tage, welcher am Marke unserer Dichtung zehrt und den Geschmack von Grund aus verdirbt.

17. Herzog Konrad. Ein deutsches Trauerspiel von Joseph Pape. Schaffhausen, Hurter. 1859. 16. 15 Ngr.

Soll dieser Herzog Konrad als tragischer Held zur Geltung kommen, dann hätte sein ungeheuerer, bis zur Heranlockung des ungarischen Reichsfeindes gesteigerter Reichsverrath viel tiefer motivirt werden müssen, als dies vom Autor geschehen ist. Die eine, theilweise sogar gerechtfertigte Handlung des Kaisers, die Ablehnung der von Konrad dem Berengar zugebilligten Capitulationsbedingungen gibt kein genügendes Motiv dazu her, daß ein sonst so festgearteter Mann und Degen, wie Konrad, plötzlich aus dem geschworenen Freunde seines Kaisers dessen erbittertster Feind wird. Und so bricht das Interesse an Konrad mit dem Momente ab, wo er so leichtsinnig und so ganz im Widerspruche zu seiner ureigensten Natur vom Autor in eine ungeheuere Schuld gestürzt wird. Im übrigen zeigt die Dichtung von Talent: lebendige Schilderungen, gelungene Scenen, einzelne recht wohl gezeichnete Charaktere, Wärme der Sprache, wo sie sich nicht in Rednerei verliert, muß man anerkennen; aber es fehlt die Gründlichkeit der Motivirung und die künstlerische Beherrschung des Stoffs; mag nun der Poet in einem neuen Werke beweisen, daß ihm diese Fehler nicht eingeboren sind, sondern daß er sie nur aus Leichtfertigkeit oder Ungeübtheit beging; dann wird mein Tadel sich wie stets in bereitwilliges Lob umsetzen.

18. Maria. Trauerspiel in fünf Acten von J. L. Klein. Berlin, Asher u. Comp. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn ich den geistvollen Autor dieses Trauerspiels recht verstanden habe, so hat er das höchst eigenthümliche Verhältniß, welches im Mittelalter zwischen Deutschland und Italien bestand, in ein dramatisches Gleichniß und Bild zusammenfassen wollen, welches sich in seinen Hauptträgern, in dem Kaiser Otto III. und der Römerin Maria, concentrirt. Diese künstlerische Tendenz hat sich nach der rein poetischen Richtung hin tief, originell und mit hoher menschlicher Schönheit dichterisch gestaltet und ist mit genialer Inspiration zur Erscheinung gebracht. Ja, wie es ein dämonischer Liebeszauber war, der Deutschland an Italien fesselte, und wie in dem höchst eigenartigen Herzensleben, welches sich zwischen Otto und Maria in der vorliegenden Tragödie entwickelt, ebenderselbe Zauber waltet, so beseelt er diese schauerlich-schöne Dichtung mit mächtigem Reiz und erfaßt das Gemüth so energisch, daß es sich mit magischer Gewalt gefesselt fühlt. Ein Blick des Kaisers auf Maria, Maria's auf den Kaiser, war für beide entscheidend und entflammt in beiden der leidenschaftlichsten Liebe dämonische Glut, nicht anfeuernd, belebend und erleuch-

tend, sondern ausbrennend und verzehrend. Ganz trefflich hat der Dichter diesen Liebeszauber mit all seiner infernalischen Unheimlichkeit und seiner schlangenartig umstrickenden Gewalt zur Darstellung gebracht, und so wunderschön die Liebesrose strahlt und duftet, welche er in dem Herzen des deutschen Cäsars aufblühen heißt, mit feiner Kunst läßt er den Wurm uns ahnen, der im tiefsten Schose dieser verführerischen Blume nagt. Allein indem der Held des Dramas auf diese Weise einem magnetischen Zwange folgt und je mehr er in die Kreise dieses Bannes unmittelbar hineinirrt, um so mehr von seiner männlichen Freiheit einbüßt, um schließlich als Opfer der Entselbstung (sit venia verbo!) zu fallen, sühnt er zwar diese seine Schuld in consequenter Schlußfolge; nur bleibt vom eigentlich Heldenhaften zu wenig übrig, um in seiner Sühnung zugleich einen höhern Triumph der Heldenkraft bewundern und damit sich tragisch und menschlich versöhnt erklären zu können. Hier hat das beabsichtigte Gleichniß den Dichter zu weit geführt und es zeigt sich der interessante Fall, daß eine hochpoetische Tendenz in keinem Momente ihrer künstlerischen Behandlung und Durchführung aufhört eben hochpoetisch zu sein und doch vor dem Gesetze der Tragödie schließlich nicht zu bestehen vermag. So trägt dieses Drama, wie es die Wollust athmet, welche Deutschland einst an Italiens üppigem Busen fühlte, auch das Siechthum, welches die deutsche Kraft in den Armen der hesperischen Venus einsog; die rauschenden heroischen Klänge, mit welchen die Dichtung voll und kräftig beginnt, verhallen in Todesseufzern und in den elegischen Klagen der „letzten des karolingischen Stammes auf dem Grabe des letzten der Ottonen". Dennoch strotzt dieses Drama von einer überraschenden Fülle theils mit kühnem Schwung, theils mit derber Naturwahrheit, theils mit feiner Kunst geschaffener Gestalten, welche in feinster ureigenster Bewegung sich darstellen und ebenso mächtig den Strom der Handlung beherrschen als sie frisch und eindringlich ihre Zeit charakterisiren und verkörpern. Schwung und Glut der Sprache, die vielleicht nicht selten zu gewaltig wogt und deshalb sich verwirrt, immer aber von genialer Kraft gehoben und beseelt ist, bezeugen auf jedem Blatte unserer Dichtung, daß sie das Werk eines wahrhaften inspirirten Poeten ist. -57.

Neue Reisewerke über Italien.

1. Hundertundein Tag auf meinem Pferde, und ein Ausflug nach der Insel Maddalena. Von Elpis Melena. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vormals durchreiste man Italien mit dem Vetturino, heute mit dem Dampfwagen; Seume und andere, zu denen auch der Referent gehört, durchwanderten Italien zu Fuß; daß aber eine Dame allein mit einem Reitknecht Italien zu Pferde durchreist, das ist neu! Diese seltsame Reisende, dies Phänomen unter den Touristen, muß eine Engländerin sein, trotzdem daß ihr Bericht deutsch erscheint und als eine Uebersetzung nicht angezeigt ist und als solche sich auch nirgends verräth. Oder ist die sprachkundige Verfasserin, die mit arabischen Mottos, griechischen, lateinischen, englischen und deutschen Citaten Luxus treibt, eine griechisch-moldauische Prinzessin und des Deutschen so mächtig, daß sie diesen merkwürdigen Reisebericht niederschreiben konnte, wie er uns vorliegt? Die Sache ist ein Räthsel, aber ein interessantes und dies Geheimniß schadet dem Bericht nicht; vielmehr gewährt die linguistische und literarische Gelehrsamkeit desselben einen neuen und sachlichen Reiz mehr, und der Umstand, daß diese ganze spukhafte Reise mit einem Besuch bei dem „Großflibustier Garibaldi" in seinem freiwilligen Exil auf dem Felsen von Caprera schließt, nimmt ihr auch nichts von ihrem Interesse. Die ganze Eigenthümlichkeit der Verfasserin kündigt sich sofort in dem von ihr gewählten arabischen Motto an, welches sagt: „Das Paradies der Erde ist auf dem Rücken des Rosses oder im Grab der Bücher", was wir für vortrefflich gesagt halten. Sodann beruft sie sich auf das Beispiel der Lady Sale und Lady Errol, Mistreß Ford und Mistreß Duberly und andere unerschrockene Töchter Albions, welche so wie sie gereist seien, und widmet ihr Buch Professor Fallmerayer; hiernächst reitet sie an einem schönen Maimorgen von Rom nach Loreto ab, von Giuseppe aus Cori, einem ehemaligen päpstlichen Dragoner, als Reitknecht und ihrem weißen Windspiel und dessen Söhnchen, im Korbe an ihrem Sattel hängend, begleitet, wobei gleich bemerkt werden mag, daß die Hunde ihr viel Noth machen, da sie sich öfters verlaufen. Dieser jedenfalls seltsame Reisezug hat Aix in Savoyen zum Ziel, wo unsere Heldin baden will. Bassone und Tesoro, die beiden Pferde, thun ihre Schuldigkeit und sie überholt bald den Reisezug Pius' IX., der nach den Marken ging, um die Kerker zu öffnen. Die ganze Welt lag freudig offen vor ihr, es war ihr zu Muthe, wie jemand, der unverhofft in den Besitz eines ersehnten Buchs kommt, das er vor freudiger Aufregung — man erkennt die Gelehrte! — nicht zu öffnen wagt.

Die Reise folgt dem Zuge der alten Via Flaminia und führt über Civita Castellana, erstes Nachtquartier und Unterhaltung mit dem Räuber Gasparone, der hier als Staatspensionär lebt, Narni, das Ternithal, den Clitumnus entlang, unter beständigen Citaten aus Virgil, Dryden, Addison und Byron; dann über Foligno, wo die beschwerliche Gebirgsstraße am Chienti entlang die Verzweiflung aller Reisenden beginnt, nach Tolentino, Macerata und Loreto, nicht ohne einen Besuch Recanatis, des Geburtsorts Leopardi's, abzuwerfen, „des Dichters, auf dessen Lippen die Poesie Dante's erstorben ist". Unsere Melena hat ihren Enthusiasmus für die Natur wie für die Poesie; da aber sowol Leopardi's „Canti" als die durchwanderte Landschaft dem Leser genügend bekannt sind, so übergehen wir die Ausdrücke ihrer Begeisterung für beide, überspringen auch die wunderbare Geschichte des „heiligen Hauses", dessen kostbarer Schatz vor einigen Jahren von einem „gran filosofo", wie der Sakristan berichtet, bestohlen wurde, welcher jetzt als Ehrenmann hier wohnt und seine seltsame Geschichte der Verfasserin erzählt. Es ist eine Geschichte à la Hoffmann: eine angeborene Vorliebe für fremdes Eigenthum, besonders wenn es ungenutzt daliegt, macht den „Dottore", der eine „gran testa" ist, zum Kirchenräuber; er wird zum Tode verurtheilt, zu der Galeere begnadigt und von Pio Nono nach 19 Jahren freigelassen. Nun hält er sich für einen Mann, dessen Ruf die Welt erfüllt, gilt für eine Capacität und beklagt nur, sich nicht lieber um einen Cardinalshut beworben zu haben. Wir danken der Verfasserin für diese Erzählung; der tiefe Verfall des sittlichen Urtheils in Italien spricht sich in solchen Zügen deutlich genug aus, und weder Hesperien noch der Orient haben eine bessere Zukunft anzusprechen, solange ihre moralische

Verkommenheit von heute dieselbe bleibt. Aber Engländer haben Fetzen des alten Hutes jenes Dottore als Reliquien mit nach Hause gebracht und Melena ruft aus: „Quae te dementia cepit. Du excentrisches Britenvolk!" woraus denn wol zu folgern, daß sie keine Engländerin ist.

Von Loreto nach Florenz geht es nun in derselben Weise fort; bei Osimo (Anximum) wird des Belisar'schen Feldzugs gedacht, in Ancona der bekannten neuen Corinna, Emma Gagiotti, die als Malerin hier lebt, nachdem sie vom englischen Hofe, wo sie „the Queen's consort" malen sollte, plötzlich mit 200 Pf. St. weggeschickt (?) worden, ein Besuch gemacht; in Sinigaglia wird die Ankunft des demüthigen Papstes glänzend gefeiert, bei Rimini wird uns Hasdrubal's Niederlage, Francesca's rührende Geschichte vorgeführt und Horaz, Ariosto, Alfieri citirt, der Streit zwischen den verschiedenen Rubicons zu Gunsten des Flüßchens bei S.-Archangelo, der noch heute Il Rubicone heißt, entschieden, Cesena und Forli besucht und nach einem köstlichen Ritt durch das romantische Sievethal im tiefsten Kastanienschatten, der Arno und seine Perle, Florenz, erreicht, ein Weg, von dem Ariosto singt, daß, wären seine zerstreuten Paläste in eins vereinigt, ihm nicht zwei Roms (due Rome) zu vergleichen wären. Melena aber hat nun 400 Miglien in zehn Tagen auf ihrem Pferde zurückgelegt, was aller Ehren werth ist, und um so mehr, als sich ihr treuer Sancho Pansa als kein sonderlicher Freund des kühnen Fortschritts, vielmehr als etwas kneipsüchtig bewährt. Die weitere Reise durch das Arnothal, welches durch die Eisenbahn von der Karte des Touristen, der sich sonst an seiner Schönheit weidete, gestrichen ist, über Pisa, Massa und Carrara in den wundervollen Golf von Spezzia strotzt wieder von Citaten aus Lucian und Platen, Shelley und Byron; Genua selbst wird nur für eine Nacht besucht, der Eisenbahnweg nach Turin umgangen und eine beschwerliche Bergreise, mit dem Gefühl der Ermüdung, aber auch mit dem „goldener Freiheit in herrlicher Natur", auf dem Rücken Ballerino's zurückgelegt. Auch Turin berührt Melena nur, um von Signora Ciniselli, der Reitkünstlerin, zu erzählen, sprengt dann durch die sechs Miglien lange Ulmenallee nach Rivoli, steigt hinter Susa den Mont-Cenis entzückt empor, wo sie Sturm besteht und erreicht Lanileburg im kläglichsten Zustand, besucht dann die Wohnung Rousseau's in Charmette und gelangt mit einem köstlichen Nachtritt nach Aix-en-Savoie.

Im sechsten Kapitel schildert sie Natur und Badeleben dies Ortes, gedenkt dabei sogar des großen Chemikers Liebig, malt uns Flora und Fauna der Umgegend, die unterirdische Pracht der Grotte von Bange und schifft dann zu der Insel Maddalena hinüber, der die letzten Kapitel ihres Berichts gewidmet sind, jedoch erst, nachdem sie Ballerino, der die 101 Tage auf seinem Rücken doch übelgenommen hat, feierlich begraben hat! Auf dem Dampfer Virgilio lernt sie Garibaldi kennen, der sie einladet, ihn in seiner Einsiedelei auf dem Felsen Caprera zu besuchen. Hier spann nämlich der große moderne Cincinnatus grübelnd an dem Gewebe, mit dem er die Welt erfreut hat. Das Bild, das Melena von der Insel Maddalena entwirft, ist sehr frisch und sehr anziehend, eine kleine Welt für sich voll fremden Reizes in Berg, Strand und Meer; allein das Anziehendste in diesem Bericht bleibt doch der Besuch bei Garibaldi auf dem Nachbarfelsen Caprera. Der grübelnde Cincinnatus und „Großflibustier" zeigt sich hier heiter, befriedigt, unbefangen, gesprächig die Honneurs seines Küchengartens machend, von seinen Trophäen aber schweigend und sein Asyl lobend, das in der That für einen schlimmen Fall nicht übel gewählt ist: ein Granitblock nämlich von der Gestalt eines sitzenden Bären, dessen schon Ptolemäus gedenkt, nur an einer Stelle zugänglich, wo Garibaldi sich 1855 ein einstöckiges Steinhaus gebaut hat, in dem seine Tochter Teresa die Wirthin macht. Die Insel, obwol drei Meilen im Umfang, doch nur von sechs Familien bewohnt, besitzt nur dies einzige feste Haus und alles Land gehört dem General. Dieser begleitet Melena nach Maddalena hinüber in einer genußvollen Ueberfahrt, mit deren Schilderung und dem Ausruf des Fundanius: „Sic ut nunquam fuerit melius", dieser anziehende Bericht schließt. Zuvor jedoch schildert sie uns das Abschiedsmahl von Garibaldi:

> Es wurde italienisch gesprochen, doch bediente der General sich zuweilen der französischen Sprache, die er mit größter Meisterschaft gebrauchte. Begabt mit einer schönen wohlklingenden Stimme, in welcher Kraft mit großer Milde verschmolzen schien, und jede seiner Aeußerungen, wenn nicht mit attischem Salz, doch mit der edlern Essenz des Wissens und der Begeisterung würzend, entwickelte er bei diesem Tischgespräch eine Beredsamkeit, welche man bei Männern der That selten antrifft. Und ein Mann der That ist dieser Garibaldi allerdings.

Diese so liebenswürdige Unterhaltung bot größern Genuß dar, als Nasidienus seinen Gästen mit dem „lucanus aper", den „squillas inter muraena natantes", den „mali mela minorem ad lunam delecta", und der Sauce „longe dissimilem noto" zu ihrer Zeit bieten konnte. Indem diese merkwürdige Schrift mit einem so vollen Erguß der Gelehrsamkeit selbst in Sachen der alten Küche abschließt, können wir nicht umhin, der Verfasserin unsern ganzen Respect vor ihrer weiblichen Tapferkeit, wie vor ihren seltenen Kenntnissen laut zu bezeugen; sie ist in der That eine höchst seltene Erscheinung, deren nähere Bekanntschaft jeden Leser anziehen muß, und bringt ihr Buch auch eben nicht viel Neues zur Kenntniß Italiens bei, so entschädigt uns ihre merkwürdige Persönlichkeit und der geistreiche und unverschleierte Blick, mit dem sie Land und Leute betrachtet, und manche entzückte Naturschilderung doch für diesen Mangel vollständig. Kurz, Elpis Melena hat ein Buch geliefert, das man mit dauerndem Vergnügen vom ersten bis zum hundertersten Tage ihrer wunderlichen Wanderung durchliest.

2. Herbstmonate in Italien. Von Adolf Stahr. Supplement zu des Verfassers: „Ein Jahr in Italien." Oldenburg, Schulze. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wenn man auch, wie wir, in vielen und wesentlichen Punkten mit dem Verfasser nicht auf demselben Boden

des Urtheils steht und seiner doch etwas dilettantischen Kunstkritik sowenig wie seinen politischen Ansichten überall zustimmen kann; so bleibt doch anzuerkennen, daß er bei lebhafter Phantasie, warmem Gefühl und regem Fleiß manchen guten Fund in der Geschichte der Kunst gethan und unsere Kenntniß Italiens auf mehr als einem Gebiete erweitert hat. Es sind namentlich die Details der Kunstgeschichte und das innige Verhältniß, welches zwischen der Kunst und dem Volksleben des heutigen Italien besteht, die ihm mannichfache Aufhellung und werthvolle Feststellungen verdanken. In beiden Beziehungen gehört er zu den gründlichsten Kennern Italiens in unserer Zeit und so mögen denn auch wieder die „Herbstmonate in Italien" als ein Nachtrag zu seinem „Ein Jahr in Italien" von uns willkommen geheißen werden. Denn trotz der zwölf Jahre, welche zwischen seinem letzten und seinem ersten Aufenthalt in Italien liegen, bringt Stahr doch den ganzen Enthusiasmus der Jugend nach dem Lande seiner Vorliebe wieder mit zurück, das er nun als Ehemann an der Seite seiner Gattin wiedersieht; das Feuer seines Ausdrucks, das wol bisweilen in Ueberschwenglichkeit verraucht, hat nicht abgenommen, und trotz aller Lust am dolce far niente ist selbst die Spontaneität seiner Beobachtungen nicht wesentlich geringer geworden. Er kann uns noch, wenn er will, hinreißen, einen wesentlichen Fortschritt im Wissen haben wir dagegen in diesem Buche, das freilich meist aus Briefen besteht, nicht wahrgenommen.

Der 570 Seiten starke Band umfaßt nur Oberitalien; er beginnt mit einer Villeggiatur am Comersee, den wir in allen Beziehungen kennen lernen, wendet sich dann nach Mailand und Genua, nach Bergamo, Brescia und Verona und endet in Venedig, Natur und Kunst überall gleichmäßig beachtend. Die reizend ausgemalte Villeggiatur in Majolica bei Cadenabbia am Comersee ist durch den Besuch der berühmten Villen Sommariva (Carlotta), Melzi und Serbelloni und ihrer Kunstschätze für den Kunstfreund, die Schilderung von Land und Volk, das er gutmüthig, thätig und nicht gerade unzufrieden findet, obwol seine Klagen meist mit dem Ausruf „Ci vuole un altro Napoleone" enden, sind für den politischen Touristen ausgiebig und bedeutend. Von den modernen Erholungsreisen sagt er hier das wahre Wort: „Wie wenige haben Sinn dafür, an einem schönen Punkte für eine Zeit lang im behaglichen Kennenlernen seiner Schönheit auszuruhen und für wie viele werden die erleichterten Verkehrsmittel der Zeit durch eigene Schuld geradezu zum Unsegen! Coelum mutant, non animam; navibus atque quadrigis petunt bene vivere!"

Wir können aus den sechs Büchern, in welche der Verfasser seine Schrift sondert, immer nur einzelne Züge mittheilen, den Rest dem Leser zu eigener Ansicht überlassend. Gegen Canova's Kunst scheint uns Stahr doch fast zu streng zu sein, wenn er den Palamedes eine kalte, gezierte Umformung des antiken Mercurideals nennt, die Magdalena ganz verwirft und nur Amor und Psyche als anmuthig, aber doch etwas süßlich gelten läßt. Auch wir stehen nicht an, Thorwaldsen über Canova zu stellen, allein in der Behandlung des Marmors ist von diesem Künstler für viele immer noch viel zu lernen! Die acht Tage in Mailand bieten nicht geringe Ausbeute; zwar findet der Verfasser das Sposalizio der Brera etwas „knospenhaft-unaufgeschlossen", die Akademie kaufte es für 53000 Francs aus Frankreich zurück; zwar nennt er das Abendmahl eine Leiche und klagt über den Unstern, der bekanntlich alle großen Werke Leonardo da Vinci's traf u. s. w.: aber er entdeckt auch ein ganz unbekanntes treffliches Frescobild von Piazza da Lodi, einem Schüler Tizian's, und lehrt uns die Arbeiten Crespi's besser, als es geschieht, würdigen. Was Stahr an den Italienern besonders rühmend hervorhebt, ist ihre „thätige Liebe zu allem Vaterländischen", die sich wie in den zahllosen Ausgaben ihrer Dichter, so auch in den überall zu findenden unzähligen Kunstdenkmalen ihrer ausgezeichneten Männer auf jedem Gebiete ausspricht. Er hat recht: eine Statue, eine Büste, eine Gedenktafel wenigstens, an öffentlicher Stelle, hat gewiß jeder ausgezeichnete Mann in Italien aufzuweisen. Im Hof der Brera prangen allein acht solcher Ehrenstatuen von Künstlern, Dichtern und Gelehrten, von denen jede die Zierde eines Platzes sein würde und die ganze obere Säulenhalle ist eine Fortsetzung dieser Huldigung des Patriotismus; in der Ambrosiana steht die Kolossalstatue Romagnosi's (1835) und Denkmäler Prinetti's und Pazzi's vom neuesten Datum. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in jeder kleinen Stadt und da wir Deutsche ein so gerechtigkeitliebendes Volk sind, so wollen wir doch auch diesen Zug des vielgeschmähten italienischen Volksgeistes mit dem Verfasser bestens hervorgehoben haben, uns erinnernd, wie weit wir hierin gegen Italien zurückstehen, wo Corporationen und Private darin wetteifern, dem vaterländischen Verdienste seine Ehre zu bezeugen und wo die Beispiele gar nicht selten sind, daß reiche Familien diesem Streben selbst bis zu größter Entsagung und eigener Verarmung nachgingen.

Das dritte Buch beschäftigt sich mit oft sehr wortreichen und pomphaften Schilderungen von Genua, wie denn der Stil des Verfassers überhaupt einen bedenklichen Zuwachs an unnöthigem Luxus aufweist. Kunstgeschichtliches Verdienst ist hier nur etwa in dem Hervorheben der ältern genuesischen Meister Luca Cambiasi, Batt. Paggi, Castiglione anzutreffen; die Balbi- und Brignole-Galerie, die Villa Pallavicini, vielleicht der schönste Garten Europas, und anderes ist bekannt. Stahr zergliedert dann eine Darstellung von Schiller's „Kabale und Liebe" im Teatro diurno und unterhält uns ausführlich von der Verschwörung des Fiesco nach Capelloni's Chronik, den Genius des zweiundzwanzigjährigen Schiller, welcher den Charakter des Helden vollkommen übereinstimmend mit dem Chronisten auffaßte, hervorhebend. Einen tieftraurigen Eindruck macht es, etwa vom Hafen aus den Blick gleichzeitig über die alte Burg der Fieschi, die jetzt eine Kaserne ist und gegenüber über den Palast ihrer Todfeinde, der Doria, der nach dem Kampfe von 1849 nun gleichfalls fast eine Ruine ist, schweifen zu lassen. Der Tod Fiesco's erfolgt,

mitten im Siege, bekanntlich durch reinen Zufall; gewiß wenigstens ist, daß ihn der alte Verrina nicht verschuldete: allein die Denkart des alten starren Republikaners, der Verrina nicht war, findet sich in der Erzählung des Chronisten doch durch den jungen Sarba repräsentirt. Den Ausflug nach Nervi und Voltri übergehen wir; der Verfasser ist davon entzückt und um so unerklärlicher bleibt uns, daß ihn der unvergleichliche Naturreiz der Riviera di Ponente nicht weiter als bis hierher geführt hat. Man kennt Italien nicht, wenn man nicht S.-Remo und Bordighera gesehen hat!

Im folgenden Buch, Mailand, sind Luini, Rafael's Cartons, die Theater, Silvio Pellico, die Stockprügel und der unvermeidliche Garibaldi die Gegenstände seiner Betrachtung; sodann wird das malerische Bergamo, Donizetti's Denkmal in Maria-Maggiore und die Landschaft von Ponte Brivio, Brescia, Desenzano (Sirmio), der Geburtsort Catull's, der es so begeistert feiert, geschildert. Hier treffen wir auf zwei Bemerkungen, die uns neu waren, auf die, daß der Schatten des hier waldartig angebauten Maulbeerbaums so fruchtbar ist, daß ein Sprüchwort sagt: „L'ombra del gelso è ombra d'oro", und daß die Namen der Orte Cazzano, Quinzano, Marano, Povigliano heute noch auf ihre altrömischen Besitzer Gens Catia, Quintia, Maria und Popilia hinweisen. Wie nahe rücken doch die entlegensten Zeiten für den Italiener zusammen? Verona, die „eccelsa, alma, graciosa Verona", fesselt den Reisenden längere Zeit und er bringt manches Bekannte und weniger Bekannte aus Maffei darüber bei. Er nennt es das norditalische Rom und nicht mit Unrecht, denn Verona ist älter und war wol nur wenig kleiner als das Rom des August, und sein für fast 50000 Zuschauer erbautes Amphitheater deutet auf eine Bevölkerung von mehreren hunderttausend Bewohnern hin. Von diesem Riesenbau besitzen wir nur den innern Kern in etwa halber ursprünglicher Höhe — die äußere Umfassung warf ein Erdbeben nieder —, und welchen Eindruck macht dieser so verstümmelte Riesenbau noch heute? Ebenso liegt der mächtige Rest der Porta de' Leoni, dessen linke Hälfte allein noch steht, neun Fuß unter der Erde, ein Werk der besten römischen Kunst; sie war, wie Porta de' Borsari, ein Stadtthor, nicht wie Maffei glaubt, das Portal der Gerichtshalle der Viermänner. Seltsam aber ist, daß Goethe, der so sehr nach Alterthum verlangte, dieser beiden Bauwerke, der Porta de' Leoni und der Porta de' Borsari gar nicht gedenkt. Die umständliche Geschichte und die Beschreibung der Arena, die wenig kleiner als das Colosseum zu Rom 1280 Fuß im Umfang bei 120 Fuß Höhe und 450 Fuß im Durchmesser — das Colosseum mißt 1566, 140 und 594 Fuß — maß, übergehen wir mit der Bemerkung, daß der jetzige Zustand fast ganz auf Restauration beruht und daß die Schilderung selbst ziemlich unklar und wenig anschaulich erscheint, indem Stahr's Darstellungen die Ruhe fehlt, sodaß sie stets den Eindruck flüchtiger Excerpte machen, wogegen seinen Naturgemälden oft ein großer Reiz beiwohnt. Den Kirchenbesuch in Verona erledigt Stahr, indem er von den 80 Kirchen der Stadt nur drei oder vier der prachtvollsten derselben betritt und hierbei der Tizian'schen Himmelfahrt und des Paul Veronese'schen St.-Georg, des einzigen großen Bildes, das seine Vaterstadt von ihm enthält, gedenkt. Glücklicherweise hat Schlüter diese Lücke vollkommen ausgefüllt. Das in seiner Art einzige Denkmal der Scaliger, dieser Herren Veronas durch fast drei Jahrhunderte, führt er uns in Verbindung mit der Geschichte derselben anziehend vor und gedenkt natürlich auch der Romeo- und Julia-Sage, indem er uns Bartolomeo Scala als den milden Fürsten nennt, den Shakspeare als Fürst Escalus verewigt hat, wol den Besten aus dem wilden Geschlechte Mastino's und Cangrande's.

Alles, was uns in Venedig umgibt, ist würdig, ein großes, respectables Werk versammelter Menschenkraft, sagt Goethe von dieser Stadt, und dies Wort bestätigt der Verfasser. Die herrliche Lagunenstadt, verstümmelt wie sie ist, prangt noch immer als das kühnste Menschenwerk und als eins der schönsten unter diesen. Die leidenvollen Tage vor zwölf Jahren, wo Venedig das „Resisterà ad ogni costo" auf seine Fahne gesetzt hatte, haben ihm wenig Schaden gebracht; die Säulen des Dogenpalastes sind durch eingefügte Eisengitter zur Gegenwehr beschädigt, der kolossale Löwe aus dem Piräus am Arsenal ist von Kugeln gestreift, Soldatenfäuste haben ihre Namen auf ihn eingemeiselt; die Kettenbrücke über den Canal grande verstellt die charakteristische Ansicht desselben; sonst ist ihr nichts geschehen, als daß die Zeit ihre alten herrlichen Paläste, die Werke des seltensten Architektenbundes, der sich je zusammenfand, mehr und mehr zu Ruinen stempelt. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser den merkwürdigen Gruppen von rothem Porphyr an der Piazettaecke der Marcuskirche, für welche Stahr die Erklärung Steinbüchel's adoptirt, der sie für die von Diocletian und seinem Mitkaiser adoptirten Cäsaren Maximinian und Constantinus Chlorus, Valerius Maximinian und Val. Severus (306 unserer Zeitrechnung) erkennt, die Dandolo aus Byzanz hierher brachte. Eine andere sehr anziehende Betrachtung beschäftigt sich mit dem kolossalen Löwen des Arsenals, welchen Morosini, 1687, von seinem hohen Postament am Piräus, wo ihn die Athenienser als Denkmal der Schlacht von Salamis aufstellten, vor das Arsenal von Venedig versetzte. Welcher Zeiten Wandel hat dies merkwürdige Kunstwerk überlebt? Seltsam! Die lange Zeit für pelasgisch gehaltene, halb erloschene Inschrift des kolossalen Leibes wurde von Professor Rafn endlich als Runenschrift erkannt, die den Wäringerfürsten Harald den Großen, welcher jung im Dienst des Kaisers von Byzanz als Führer seiner Leibgarde stand, mit folgenden Worten feiert:

> Hacon vereint mit Ulf, mit Osmund und Orn eroberten diesen Hafen. Diese und Harald der Große legten den Einwohnern eine Geldstrafe auf wegen Empörung. Dalk war im fernen Lande; Egil mit Ragnar auf dem Zuge gegen Rumenien und Armenien. Asmund hat diese Runen eingegraben mit Aegeir, Thorlief, Tord und Ivar auf Befehl Harald des Großen, obgleich die Griechen nachdenkend über die Sache es verboten.

Das Jahr, etwa 1040, ist nicht ausgedrückt; tief zu

bedauern aber die fortwährende muthwillige Beschädigung dieses so merkwürdigen Restes altgriechischer Kunst.

Der Verfall Venedigs nimmt nach Stahr sichtbar zu; jeder dritte Mensch ist ein Bettler oder doch ein bettelnder Künstler, die Gassen und Plätze sind, mit Genua verglichen, öde und leer, die Giudecca und der Hafen schweigsam, kaum von einigen Kohlenschiffen besucht; die Gruppen auf dem Marcusplatze sind stets dieselben, Trauer und Verfall auf allen Gesichtern. Der Verfasser sah nur Eine fröhlich tanzende Person und diese war — närrisch! Sein Kirchenbesuch — selbst das geistliche Kleid erscheint hier schäbig — bringt uns nicht viel Neues dar: das Mechitaristenkloster und seine Industrie ist bekannt, doch wird uns bei diesem Anlaß eine Reihe hübscher armenischer Volkslieder aus einer 1852 hier gedruckten und mit englischer Uebersetzung versehenen Sammlung mitgetheilt. Der Verfasser widerlegt dann verschiedene über Venedig sehr verbreitete Vorurtheile, z. B. die Annahme, daß die Lagunen zur römischen Kaiserzeit wüste und unbewohnt waren; hier stand vielmehr unter andern volkreichen Städten Altinum, aus dessen Trümmern (altinelle) Venedig zum Theil erbaut wurde und die Laguneninseln prangten mit Villen und Gärten, die von Martial mit denen von Bajä verglichen wurden: „aemula Bajaecis Altini littora villis"; ferner die Annahme, daß Venedig weder Pferde noch Reitthiere besessen, indem vielmehr, solange die Gassen ungepflastert waren, also das ganze Mittelalter hindurch, der Senat sich zu Maulthier versammelte, ja selbst jeder Senator fünf Goldstücke „per la mula" aus Staatsmitteln erhielt; endlich das Vorurtheil, daß Venedig auf Sumpfboden und Holzpfählen ruhe, da der Untergrund der Lagunen vielmehr ein fast felsharter Thonboden sei. Die monumentale Erscheinung Venedigs, die jedem Besucher Bewunderung abzwingt, charakterisirt er in folgenden Worten:

> Venedig erscheint durchaus als die monumentalste Stadt der Welt und als das sprechende Denkmal seiner eigenen wunderbaren Geschichte. Hier allein kann man alle Baustile des Mittelalters, von den ersten Anfängen der nachrömischen Architektur bis zu ihrem Ausgange im 17. Jahrhundert verfolgen. Die Verbindung mit Byzanz führte den ältesten seiner Baustile herbei, dessen prachtvollstes Denkmal S.-Marco ist. Die Berührung mit den Arabern gab dem maurischen Bogenstile mit seinen schlanken Säulen und seiner märchenhaften Ornamentik in zahlreichen Palästen, dem Wunder des Dogenpalastes, Pisani, Loredan, Brembo u. s. w., seinen Ursprung, während der Fondaco de' Turchi ganz den Orient repräsentirt; der Fall des griechischen Reichs und das Studium der Antike endlich entwickelte die neue Bildung des Renaissancestils, in dem die größten Baumeister Italiens, Palladio, Sansovino, Scamozzi und Antonio da Ponte (Rialto) mit ihren herrlichsten Schöpfungen, die der hohe Sinn dieses „Volks von Königen" hervorrief, hier wetteiferten.

Die Geschichte dieses Volks von Fürsten gibt Stahr denn auch in einem knappen, aber ungemein wohlgelungenen Bilde; er findet, daß diese Geschichte ohne Analogie sei, wogegen wir ihn denn doch auf die Geschichte der schweizer Republiken verweisen möchten, die, wenn auch in kleinerm Maßstabe, Aehnliches genug nachweisen. Wir müssen schließen, können dies jedoch nicht, ohne noch der angehängten Lebensgeschichte Daniele Manin's, des Dictators von Venedig im Kampfe von 1849, zu gedenken, in welcher der Verfasser seine etwas stark republikanisch gefärbte Denkart unverhohlen darlegt. Er wird es jedoch wol so schlimm nicht meinen, als es den Anschein hat. Genug, wir haben manches an diesem Buche zu tadeln gefunden und sind von mancher Probe großer Selbstgefälligkeit in ihm verletzt worden; allein das soll uns doch nicht abhalten zu bezeugen, daß der Verfasser ein vielfach anziehendes und in mancher Richtung hin belehrendes Buch in diesen italienischen „Herbstmonaten" geliefert hat, das uns zu Dank verpflichtet.

3. Frei bis zur Adria. Oesterreichische Regierungsgeschichte in Italien. Von Gustav Rasch. Berlin, Bosselmann. 1860. Br. 8. 25 Ngr.

Unter den vielen schlimmen Schriften, welche in jüngster Zeit über das österreichische Misregiment in Italien erschienen sind, ist freilich die vorliegende die allerschlimmste, nicht weil sie mehr und größere Unthaten der Gewalt als andere berichtet, sondern weil sie ihre Erzählung in der Mehrzahl der Fälle mit unleugbaren Beweisen aus Urkunden, Proclamationen und Actenstücken belegt, dergestalt, daß wir das unglaublich Scheinende leider für wahr und wirklich zu halten genöthigt sind. Will man nun auch in Betracht ziehen, daß der Verfasser seine Anklagen aus einem Zeitraum von fünfundvierzigjähriger Dauer hier zusammendrängt und daß in diesem Zeitraume zwei allgemeine Empörungen und zahllose kleine Aufstände von den Machthabern zu bewältigen waren, so bleibt doch immer ein so abschreckendes Bild einer consequenten Misregierung bestehen, daß in Wahrheit starke Nerven dazu gehören, dies Buch zu durchlesen, und daß wir uns erstaunt fragen, ob denn das Wahrheit sein könne, was es uns als Wahrheit gibt und was doch so unglaublich erscheint? Doch wenden wir uns zu dem Anfange des Berichts zurück. Der Verfasser leitet seine Erzählung mit einem Panegyrikus auf das Volk Italiens ein: er widerlegt in dem „Blatt für Italien" ernst und gut eine ganze Reihe der schlimmsten Vorurtheile, die über die Italiener unter uns allerdings im Schwange sind. Zu diesen Vorurtheilen gehört die Feigheit der Italiener — er verweist hierüber einfach auf die Geschichte des Landes und das mit Recht — gehören die Hinterlist und Tücke, der Geiz, die Trägheit, die Unthätigkeit, und er fragt, welches Volk in Europa einen schwerern Kampf gegen Unterdrückung mit mehr Muth, Opferwilligkeit und Selbstverleugnung gekämpft habe als das lombardische; wo man mehr gutmüthige Kindlichkeit oder regern Fleiß antreffe als auf den Südabhängen der Alpen und in der lombardischen Ebene, und wo die Freigebigkeit und der Patriotismus sich in zahllosen Kunstdenkmalen thätiger ausspreche, als in Italien? In allen diesen Punkten hat der Verfasser unserer Meinung nach vollkommen recht; es ist dies alles reines und grundloses Vorurtheil, wie jeder Unbefangene erkennen muß. Hiernach geht er auf die Schilderung des passiven Widerstandes gegen die Fremdherrschaft über und vindicirt hierin für Oberitalien die

Meisterschaft, vorzüglich für die Frauen. In der That, liegt hierin Patriotismus, so hat kaum je ein unterdrücktes Volk darin mehr geleistet als die Lombarden. Wer unter uns die Jahre 1806—12 in Deutschland erlebt, hat sich zu hüten Ursache, daß ihm die Scham nicht die Wangen färbt. Wenige Männer von Namen gaben den Künsten und den Drohungen des Feindes nach, fast keiner trat in seinen Dienst — die Italiener im Amte waren fast ohne Ausnahme italienische Tiroler —; um den Gegner zu schädigen, gab man Lust und Freude am Leben, Gewinn und gewerbliche Thätigkeit willig auf und darbte lieber, als von ihm anzunehmen, was Vortheil oder Freude bot. Niemand reichte ihm die Hand, in seiner Gegenwart verstummte jede Lust, man floh den Oesterreicher wie einen Pestkranken.

Im vierten Buche folgt dann die Knechtschaft der Geister in Italien. Der Verfasser sagt:

Es sind noch nicht funfzig Jahre seit jener Zeit verflossen, da die Wissenschaft und die Literatur in Italien ihre Vertreter nach Hunderten zählte. An der Spitze standen die Monti, die Foscolo, die Volta, Oriani, Romagnosi; die Borsieri, Giordani, Pellico und Gioja; am Himmel der Literatur glänzten die Manzoni, Tommaseo, Grossi, Cantù und Litta — alle diese Sterne sind erloschen; es ist still geworden wie auf einem Kirchhofe, Literatur und Wissenschaft sind im schmerzlichsten Leichenbegängniß begraben und verscharrt; Italien nimmt im Geistesleben der Völker den letzten Platz ein. Das war Oesterreichs Werk, die Deutung des kaiserlichen Worts: „Sie sollen gehorsam sein!" Erreicht wurde dies Ziel durch einen Censurdruck ohnegleichen.

Der Verfasser berichtet fast Unglaubliches von der Einfalt der Censoren, meist Leute ohne alle Schulbildung. Als Professor Astolfi 1846 ein Werk über das Sonnensystem erscheinen lassen wollte, erklärte die Censur die Schrift für eine freimaurerische und der Verfasser sollte sofort verhaftet werden, als ein zufällig anwesender Artillerieoffizier den Censoren die mathematischen Figuren noch glücklicherweise erklärte. Mittels dieses Drucks kam es dahin, daß die Censur in jedem Worte, in jedem Gedanken steckte, bevor er noch an das Licht trat, und dabei war die oberste Censurstelle — in Wien! Ein zweites Mittel, die Geister zu knechten, war die völlige Vernachlässigung der Unterrichtsanstalten. Die Communalschulen existirten meist nur dem Namen nach; auf den Gymnasien wurde das Nutzloseste, z. B. chinesische Geschichte, gelehrt, von der Geschichte Italiens dagegen keine Silbe; auf den Universitäten waren fast nur die Medicin und die Naturwissenschaften vertreten, und in den Elementarschulen herrschte ein Katechismus, in dem die Lehre obenan stand, der Fürst sei Herr über Habe und Gut, wie über die Person der Unterthanen. Die Werke von Sismondi, Davy, Colletta, Pignotti, Botta, selbst Gibbon waren streng verboten, und am 21. Februar 1856 erließ Radetzki eine Proclamation, der zufolge derjenige kriegsrechtlich mit dem Tode bestraft werden soll, der überführt wird, „revolutionäre Schriften" verbreitet zu haben; der Besitzer solcher Schriften aber wurde mit fünf Jahren schweren Kerkers bedroht. Diese unerhörte Verordnung ist noch heute in Venetien in Kraft, und wie dies Gesetz gehandhabt wurde, ist daraus zu ersehen, daß ein einziger Jahrgang der mailänder Zeitung (1849) nicht weniger als 520 Strafurtheile, welche sämmtlich auf Pulver und Blei, den Strick, schweren Kerker und Stockprügel lauten, enthält, der Mehrzahl nach wegen Besitzes revolutionärer Schriften! Dies alles ist nun wol mehr als drakonisch, besonders wenn man weiß, was der „schwere Kerker" im österreichischen Strafgesetzbuche bedeutet. Und doch bieten die folgenden Kapitel über die Polizei in Italien noch weitaus unglaublichere Züge dar. Die Willkür und die Formlosigkeit dieser Behörden kannte nach dem Verfasser gar keine Grenzen: sie öffneten jeder Privatleidenschaft Thür und Thor und keine Controle hielt sie irgend in Schranken. Ein unzählbares Heer von Spionen stand im Dienste der Polizei, das Millionen verschlungen haben muß, da die monatlichen Ausgaben dafür in Mailand allein 200000 Lire betrugen. Wie diese Polizei organisirt und instruirt war, wie sie unter Drohungen und mit Anwendung von Ohrfeigen, die durch Soldaten ertheilt wurden, und von Stockschlägen inquirirte, oft noch den Hohn zur Gewaltthat hinzufügend, mag der Leser selbst aufsuchen: unsere Feder sträubt sich gegen die Wiederholung der einzelnen Thatsachen; aber so viel ist allerdings gewiß — der Schmerzensschrei Italiens war keine rhetorische Floskel.

Daß bei einer solchen Verwaltung von persönlicher Sicherheit und Freiheit keine Rede sein konnte, spricht von selbst; die gebräuchlichste Form, diese zu beseitigen, war, daß die Polizei ein „Precetto" ertheilte, d. h. das Verbot, den Ort zu verlassen, und dies geschah, bei der allergeringsten Veranlassung, oft auf viele Monate; außerdem ergingen im Jahre 1821 in der Lombardei 8000 politische Haftbefehle. Am 20. December 1848 gebot General Haynau in Brescia dem Magistrate, sich im Theater zu abonniren, und 1849 Graf Kolowrat in Pavia, daß, wenn jemand sich einfallen lasse, aus politischer Widerspenstigkeit das Theater nicht zu besuchen, dies als eine strafbare Demonstration angesehen und aufs strengste geahndet werden solle, und dasselbe geschah in Mantua unterm 4. Januar 1849. Solchen Ausschweifungen der Gewalt ist kaum noch etwas hinzuzufügen; sie sind zu thöricht, um glaubhaft zu sein; aber der Verfasser führt freilich Ort und Datum an! Eine Revolution wird allerdings nicht mit seidenen Handschuhen erdrückt, aber freilich noch viel weniger mit Maßregeln von solchem Unverstand.

Aehnlich wie die Polizei wurde, nach unserm Autor, die Justiz verwaltet. Die Richter in bedeutenden Stellen waren stets Deutsche oder Tiroler, die die schlimmsten Rhadamante lieferten; außerdem verkündeten im Jahre 1849 die officiellen Zeitungen 961 militärische Strafurtheile, darunter des J. Gambara's, der wegen Besitzes eines Bajonnets in Mailand erschossen wurde. Die Schauergeschichte der Familie des Grafen Montanari lassen wir unerwähnt; aber der Finanzerpressungen, welche im Jahre 1848 allein 29 Millionen Lire an Strafgeldern einbrachten, müssen wir doch noch gedenken, bedauernd,

daß hierbei auch Namen von Personen, die uns so lange für Ehrenmänner galten, nicht unbefleckt bleiben. Dabei ist zu bemerken, daß sich fast nie ein Notar oder Advocat, der den Verkauf der confiscirten Güter zu leiten übernahm, und kein Italiener als Käufer finden ließ. Wir übergehen endlich das Schlußkapitel, in dem das Widerwärtige dieser Lectüre gipfelt, um noch der Darstellung zu gedenken, die der Autor von der maßlosen Abhängigkeit der Herzogthümer und Toscanas von der österreichischen Politik entwirft, die den Fürsten dieser Staaten von Wien aus gebot, zu bleiben oder zu fliehen, wie es dort für zweckmäßig erachtet wurde und welche also den Vorwurf feiger Flucht vor einer Volksbewegung gar nicht oder doch nicht so, wie er ihnen gemacht wird, verdienen. In allem diesen ist nun gewiß vieles, das der Berichtigung bedarf; allein es ist darin auch unendlich viel Schlimmes und Unbegreifliches, das als erwiesene Thatsache angesehen werden muß. Die entsetzlichen Fehlgriffe des österreichischen Regiments in Italien, in welchen wir leider den Keim der Verwirrung erblicken müssen, welche heute über Europa gekommen ist, sind wol jetzt für niemand mehr ein Geheimniß und hätte daher des aufregenden Berichts, der hier vor uns liegt, wol kaum bedurft. Wir beklagen ihn daher, auch mehr, als wir dem Verfasser dafür zu danken geneigt sind; denn immerhin ist es traurig, daß Deutsche bei einem so verirrten Regierungssystem als Organe und Helfershelfer erscheinen müssen. Im übrigen ist die Redaction des Buchs schlecht und der Verfasser wiederholt sich oft in den zunächst aufeinander folgenden Kapiteln.

4. Italienisches Wanderbuch. — Die Alpenstraßen. — Die Seen. — Die venetianischen und lombardischen Städte. — Nebst einem Anhange: Rothes und schwarzes Buch der Gasthöfe. Von Gustav Rasch. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Mit mehr Befriedigung, als das eben besprochene, haben wir das „Wanderbuch“ desselben Verfassers durchlesen, und wenn dasselbe sich auch nicht viel über das Niveau eines guten Reiseführers erheben mag, so versteht der Verfasser es doch, seine Darstellungen mit einer Fülle interessanter Notizen, wie sie die gewöhnlichen Reisehandbücher nicht liefern, dankenswerth auszustatten. So vindicirt er für Oesterreich beispielsweise im Eingange den Ruhm der kühnsten Straßenarchitektur in beiden Welten, und belegt diesen Ausspruch durch Vergleichung der Wormserjoch-Straße mit der Simplon- und Gotthardstraße und durch eine specielle Darstellung des Schienenwegs über den Semmering, der mit einer Steigung von 2788 Fuß die höchste Eisenbahnsteigung in beiden Welttheilen darbietet, während das Wormserjoch die Gotthardstraße um 2600 Fuß und die Simplonstraße um 2822 Fuß überragt und mit wenig mehr als dem sechsten Theile der Kosten jener erbaut wurde. Der Autor betritt Italien in der richtigen Stimmung, empfänglich und erwartungsvoll, aber frei von blödem Enthusiasmus, der uns die Dinge anders sehen läßt, als sie sind. Die Schilderung des Comersees ist befriedigend; für die Schönheit des Lago Maggiore findet er den richtigen Ausdruck, während dieser Glanzpunkt Oberitaliens, weil der Fremde ihn gewöhnlich zuerst sieht, meist eine übertriebene Bewunderung erweckt. Er sagt unter anderm:

> Dieser Herrlichkeit hat die Pfuscherin Kunst auf Isola bella das französische Rococokleid angezogen, sie hat die Natur frisirt, gebrannt, gepudert und in Schuhe mit hohen rothen Absätzen gekleidet. Die Orangenbäume sind gezwungen worden, die zierlichsten Menuetfiguren zu beschreiben, die Myrten führen die kotetteste Tanzfigur aus, und dazwischen ist das ganze Geschnörkel altfranzösischer Gärten mit Grotten, Steinpyramiden u. s. f. ausgekramt. Stände hier eine Villa Pallavicini und wäre sie mit den Wundergärten der Isola Madre umgeben, es wäre eine Paradiesesinsel, ein Thron des Frühlings geschaffen, wie ihn Jean Paul, der bekanntlich nie hier war, nur im Traume sah.

Die Schilderung des Gardasees ist schwächer. Auf dem Marcusplatze in Venedig findet der Verfasser bessere Ausdrücke, auf dem Platze, der nach Napoleon's schönem Worte, ein Saal ist, dem der Himmel allein werth ist, zur Decke zu dienen. Der Vergleich mit dem Palais-Royal dagegen ist unbeschreiblich ärmlich, und die Polonaise, welche hier jeden Abend von 20000 Gästen aufgeführt werden soll, hat uns auch nicht gefallen. Im Canal grande hebt der Verfasser den Palast Mocenigo, wo Byron unter allerhand Thieren und seiner wilden Margarita seinen „Don Juan“ und „Sardanapal“ schrieb und den er nie verließ, um den Leuten nicht zu zeigen, daß er hinkte, besonders hervor. Im Dogenpalaste erzählt der Autor fast nur blutige Geschichten, z. B. wie ein Kuß Steno's 500 Köpfe und darunter den eines Dogen, Marino Falieri, kostete, die bekannte Historie von dem bestohlenen französischen Prinzen u. dgl. m. Beim Besuche der Kerker wird die Erzählung von Byron's mehrtägigem Vergessensein in denselben als eine Fabel bezeichnet. Für den Verfall der ehemaligen Größe Venedigs hat unser Führer beredte Worte: ein Morosini steht gebückt mit der Bürste vor einem österreichischen Offizier, ihm die Stiefeln zu putzen; ein Enkel Gradenigo's reicht einem Abkömmlinge Shylock's den Arm, um ihn in seiner Gondel nach dem Marmorpalast seiner Ahnen zu fahren; kurz, er wiederholt die ergreifenden Bilder, die H. Lingg in seinen venetianischen Sonetten so vortrefflich geliefert hat, indem er uns die ungebrochenen Dorersäulen malt, um die der Hauch der Ewigkeit weht. Den alten Stolz der Venetianer charakterisirt die Anekdote von Platen, der einst bei einem Bücherkrämer um ein Buch handelte, für das ein enormer Preis gefordert wurde, und als er weniger bot, die Antwort erhielt: „Ma, Signore, es ist ja die Geschichte eines Dogen von Venedig!“

Der Besuch des Arsenals bietet nur das Gewöhnliche, aber die Zeichnung, welche der Verfasser von dem Wesen der Gondoliere entwirft, bringt gute Züge bei. Das Wort poco ist dem Gondolier, der seine Bezahlung empfängt, völlig zur Manie geworden; ein Freund zahlte für eine Fahrt nach Mestre, die zwei Zwanziger nach dem Tarif kostet, einen Dukaten. „Poco“, ruft der Gondolier; der Freund nimmt den Dukaten zurück, legt dafür zwei Zwanziger und einige Centimestücke in die Hand des Gondoliers und der Mann ist zufrieden.

Ueber die 18000 Fuß lange Eisenbahnbrücke rollt der Reisende dann nach Padua, das er ein Häusermeer voll alten Glanzes nennt, in dem 2000 Jahre in marmornen Denkmalen verewigt sind. Man sieht, der Autor ist nach und nach Enthusiast geworden! Padua besitzt bekanntlich zwei Merkwürdigkeiten, das schönste Kaffeehaus der Welt (Pedrochi) und den größten Saal in seiner nun öden Universität, die einst bis 7000 Zöglinge versammelte. Am Monte Venda liegt Arqua mit Petrarca's, von vier Säulen getragenem rothen Marmorhause. Verona, der alte Herrschersitz jenes Cangrande, den der Verfasser etwas euphemistisch Alexander und August in einer lichtlosen Zeit nennt, und den Dante als „lo mio refugio“ bezügt, findet die gebührende Würdigung seiner alten und neuen Kunstdenkmale, worauf Brescia, Bergamo und Mailand besucht und geschildert werden. Alle diese Städte haben ihre wohlbekannten Museen, Kirchen, Antiquitäten und Kunstsammlungen, für welche alle das „Wanderbuch“ die herkömmlichen Führerdienste leistet, ohne daß hierbei besondere Nachrichten oder bemerkenswerthe Urtheile hervorzuheben wären. Den Beschluß des als Reisebegleiter wohl zu empfehlenden Buchs macht dann ein „rothes und ein schwarzes Register“ der oberitalienischen Gasthöfe. 4.

Zur Schiller-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Vor uns liegt ferner das „Album der Schiller-Feier im Rütli und am Mythenstein 1859 und 1860“ (Schwyz 1860), welches in der ersten Abtheilung die Beschreibung der Säcularfeier im Rütli am 11. November 1859 und in der zweiten die Beschreibung der Feierlichkeiten, womit das Denkmal am Mythenstein Sonntags den 21. October 1860 eingeweiht wurde, nebst den betreffenden Festreden und Weihgesängen enthält. Ueber die erstere haben wir bereits zur Zeit des vorjährigen Schiller-Festes (Nr. 45 d. Bl. f. 1860) nach dem früher in Aarau erschienenen Festalbum: „Schweizerische Rütli- und Schiller-Feier am 10. November 1859“, Ausführlicheres mitgetheilt. Die zweite die Feier am Mythenstein betreffende Abtheilung des vorliegenden Schriftchens bringt zuvörderst die Einladungsschreiben seitens des Comité an die Regierungen der Cantone Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden und deren Antworten, den dabei gesungenen, von Pater Gall Morel gedichteten und von dem schweizer Componisten W. Baumgartner in Musik gesetzten „Weihgesang der drei Urcantone am Mythenstein“, den von den Sängervereinen angestimmten Schlußchor: „Wohlan, wohlan, es sei gewagt! Enthülle dich, du rauher Stein“, die Reden des Landamanns Styger von Schwyz, des Landschreibers Lusser von Uri und des Landamanns Wirz von Unterwalden, endlich das Dankschreiben der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm an das Comité. Was das Denkmal betrifft, so besteht dieses aus der Inschrift: „Dem Sänger Tell's Friedrich Schiller die Urcantone 1859“, welche in 1½ — 2½ Fuß hohen, gußeisernen und vergoldeten Buchstaben an dem 80 Fuß hohen Mythenstein angebracht ist. Von besonderm Interesse für diejenigen, welche nicht an Ort und Stelle gewesen sind, werden die beiden beigegebenen, zwar nicht sehr köstlich ausgeführten, aber eine recht deutliche Anschauung gewährenden lithographirten Abbildungen des Rütli und des Mythensteins (nebst Inschrift) sein. So hätten die gebildetern und aufgeklärtern Nachkommen gesühnt, was eine frühere schweizerische Generation an dem Dichter des „Tell“ verbrochen hat; denn bekanntlich stieß „Wilhelm Tell“ anfangs in den Urcantonen auf merkwürdig starke Opposition und eine kaum begreifliche Antipathie, die sich unter anderm in einer 1805 in Altorf gedruckten jämmerlichen Travestie auf Schiller's herrliche Dichtung Luft machte.

Während in den im Rütli und am Mythenstein gehaltenen Reden Schiller vorzugsweise als der Dichter der Schweiz, man möchte sagen als schweizer Lokaldichter gefeiert wird, schildert ihn E. Marcus in seinem Schriftchen „Schiller, ein Weltdichter“ (Amsterdam, Gebr. Binger, 1860) als den eigentlichen kosmopolitischen Dichter, als den Dichter aller Zeiten und Nationen. Die Schrift besteht aus einem Vortrage, welchen Marcus acht Tage nach der allgemeinen Schiller-Feier in der amsterdamer literarischen Gesellschaft Tot Nut en Beschaving vor einer gemischten Versammlung hielt, die sich zusammengefunden hatte, um einen ihrer Abende dem Andenken des verehrten Dichters zu widmen. Der Verfasser versichert im Vorwort, daß er von vielen seiner „sehr verehrten“ Zuhörerinnen und Zuhörer aufgefordert worden sei, seinen Vortrag zu veröffentlichen, daß er sich jedoch nur „schüchtern und zögernd“ hierzu entschlossen habe. Denn, sagt er, „wie viel Treffliches und Großes ist nicht eben in dieser Epoche über den herrlichen Dichter erschienen, und wie unbedeutend und gering werden sich dabei diese schlichten Worte ausnehmen“ u. s. w. Indeß eigentlich „schlicht“ kann man diese Worte wol nicht immer nennen, wenn man z. B. liest: „Mag immerhin mancher Dichter erhabener sein und in gesuchtern Worten und pomphaftern Versen zu uns reden: zu Schiller's sanfter Liebenswürdigkeit gelangt nicht leicht einer. Sanft wie das ruhige Rauschen eines Bachs fließen seine wohlklingenden Verse dahin, ruhig wie das leise Abendlüftchen durch des Haines Laub weht, tönt sein liebliches Lied. Nicht im Sturm zeigt sich sein erhabener Dichtergeist; und stürmt seine Leier auch oft in gewaltigen donnernden Tönen, so sind diese Klänge wie die Dissonanzen in der Musik; sie gehören mit in die Harmonie“ u. s. w. Mit solchen Redeblumen richtet man in der Regel bei einem gemischten deutschen Publikum allerdings viel aus, aber man wirft damit auf den Dichter nur ein schiefes Licht, und Schiller selbst würde, wenn jemand bei seinen Lebzeiten seine Bedeutung auf „sanfte Liebenswürdigkeit“ reducirt hätte, dieses bedenkliche Lob ohne Zweifel sehr übel vermerkt und auf einen solchen Lobredner vielleicht eine seiner bissigsten Xenien gedichtet haben. Schiller's „Lied von der Glocke“ gehört gewiß zu dem Vortrefflichsten, was in neuern Zeiten gedichtet worden ist, trotz des nach A. W. Schlegel's albern witzelnder Bemerkung darin fehlenden Klöpfels; wenn aber E. Marcus von dieser Dichtung geradezu versichert, sie sei „das Herrlichste, was wol die neuere Poesie aller Länder und Völker hervorgebracht hat“, so ist dies doch eine etwas starke Behauptung. Uebrigens ist die Rede wohl gemeint und mag bei den Deutschen in Amsterdam ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Für die Niederlande hat ja Schiller, worauf auch der Redner zum Schlusse hinweist, als Freiheitsdichter dieselbe Bedeutung wie für die Schweiz; nur leider will es das historische Unglück Deutschlands, daß Schiller, um die Freiheit zu feiern, zwei ursprünglich deutsche Volksstämme, einen niederdeutschen und einen oberdeutschen verherrlichen mußte, die infolge ihrer durch die undeutsche, habsburgische Politik direct oder indirect hervorgerufenen Befreiungskämpfe für immer von dem deutschen Centrallande losgerissen wurden. Zu bedauern ist es, daß der Redner nicht — wie es z. B. J. P. Grohmann in seiner prager Rede in Bezug auf Schiller's Bedeutung für die slawischen Literaturen gethan, vgl. Nr. 17 d. Bl. f. 1860 — den Einfluß hervorzuheben versucht hat, den Schiller auf die holländische Literatur ausgeübt hat und noch ausübt. Diese Excursion war einem amsterdamer Festredner doch sehr nahe gelegt. Aber solche literarische oder culturhistorische, wahrhaft instructive Gesichtspunkte sind von den Festrednern überhaupt nur höchst selten in den Vordergrund gestellt worden, theils weil dies doch ein eingehenderes Studium erfordert hätte, theils weil einzelnen doch die gründlichere und tiefere literarische Bildung und das Interesse

für den Gesammtorganismus der Literatur fehlte, theils weil ihr Publikum nicht danach war.

J. Bartsch, Oberlehrer an der königsstädtischen Realschule in Berlin, hat es unternommen, Schiller's Unsterblichkeitsglauben aus seinen Dichtungen und Briefen nachzuweisen und zu dem Zwecke eine dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und zugleich der „gefeierten königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin zu ihrem funfzigjährigen Bestehen“ als ein „kleines Zeichen der Dankbarkeit“ gewidmete Schrift herauszugeben, deren Titel lautet: „Schiller's Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Zum hunderterſten Geburtstage des Dichters, 10. November 1860. Ein kleiner Beitrag zum Vortheile der Errichtung des Schiller-Denkmals in Berlin“ (Berlin, Uthemann, 1860). „Gott sei Dank“, ruft der Verfasser aus, „Schiller ist besser als sein Ruf in Hinsicht seines Glaubens an die Unsterblichkeit.“ Unter den Belegstellen, die der Verfasser dieser „Rettung“ anführt, gibt es freilich manche seltsame, z. B. die bekannte „Hektor's Liebe stirbt im Lethe nicht“, oder: „Geh, erzähl' dort in der Geister Kreise diesen Traum“ u. s. w.; kurz, eine gute Zahl jener Aussprüche, auf welche sich der freier blickende J. L. Hoffmann in seiner Abhandlung über Schiller's lyrische Dichtungen mit den Worten bezieht: „Die wenigen Stellen, in welchen der junge Schiller, wie z. B. in der «Leichenphantasie», der «Elegie auf den Tod eines Jünglings», «Rousseau», der «Todesfeier am Grabe Rieger's», von Wiedersehen, Engeln, Seraphinen und Harfentönen singt, geben die christlichen Vorstellungen theils mit Zweifeln, theils mit astronomischen Träumen vermischt.“ Auch „Thekla, eine Geisterstimme“ wird citirt, jenes Gedicht, von dem derselbe J. L. Hoffmann sehr treffend bemerkt, es finde sich darin ein Unsterblichkeitsglaube „gefälligster Art, mit dem ein Mädchen schwärmt, aber schwerlich ein Schiller seine Ueberzeugung ausspricht“. Schiller's durch seines Vaters Tod veranlaßte Brief an seine Mutter (vom Jahre 1796), auf den sich Bartsch ebenfalls beruft, entbehrt aller Beweiskraft oder beweist gerade das Gegentheil; denn die resignirenden Worte: „Unserm theuern Vater ist wohl, und wir alle müssen und werden ihm folgen“, besagen weiter gar nichts, als daß die Menschen im Grabe Ruhe finden und daß wir alle einmal sterben müssen. Eher ist dem Verfasser der Brief Schiller's über den Tod der Mutter vom Jahre 1802 günstig, besonders die Worte: „Möge der Himmel der theuern Abgeschiedenen alles mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan.“ Ueberhaupt ist allerdings nicht zu verkennen, daß Schiller in den letzten Jahren seines Lebens wieder mehr zu dem christlichen Glauben seiner Jugend zurückkehrte. Das bekannte Gedicht „Die Hoffnung“ drückt aufs bestimmteste den Satz aus, daß die Hoffnung auf Fortdauer nach dem Tode dem Menschen angeboren und kein „leerer, schmeichelnder Wahn“ sei.

Interessante Beiträge zu Schiller's Leben, die jedem seiner künftigen Biographen willkommen sein müssen, enthalten die beiden von Adelbert von Keller, ordentlichem Professor der deutschen Literatur in Tübingen, herausgegebenen Hefte: „Beiträge zur Schiller-Literatur als Einladungsschrift zur Schiller-Jubelfeier der Universität Tübingen“ (Tübingen 1859) und „Nachlese zur Schiller-Literatur als Festgruß der Universität Tübingen zum vierhundertsten Jahrestag der Stiftung der Universität Basel“ (Tübingen 1860). Die hier mitgetheilten Urkunden und Gedichte sind früher noch nicht oder nur ungenau gedruckt und die letztern hier nach den Originalen berichtigt. Ganz besondere Ausbeute gewährten dem Herausgeber das königliche geheime Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart und die Brief- und Abschriftensammlung der Frau L. Merkel in Eßlingen. Wir nennen von den hier gesammelten Urkunden und Briefschaften: Schiller's Taufschein (bekanntlich mit der Angabe, daß Schiller am 11. November nicht blos getauft, sondern auch geboren worden sei), sein Zeugniß aus der Militärakademie, sein Gedicht „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim“, bisher nur verstümmelt, hier zum ersten mal correct und vollständig nach dem im Besitz des Fräulein Franziska Ammermüller in Tübingen befindlichen Original abgedruckt; Schiller's beim Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim 1779 gehaltene Rede über die Frage: „Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?“ der Brief Schiller's an den Herzog Karl Eugen vom 24. September 1782, der hier zum ersten mal vollständig abgedruckt ist (in Boas' „Nachträgen“ fehlt, von sonstigen wesentlichen Abweichungen und Auslassungen abgesehen, der Schluß ganz, was der Herausgeber der Boas'schen „Nachträge“ mit der fälschlichen Annahme erklärte, der Rest dieses auf der Flucht entworfenen Concepts sei verloren gegangen); Schiller's Brief an Zumsteeg vom 19. Januar 1784 und der an Dannecker vom 5. October 1794 u. s. w. Nicht ohne eine gewisse Rührung wird man folgendes Document lesen: „Specification, dererjenigen Montirungs Stüken, Welche der Elev Schiller mitgebracht, als 1. Blaues Röklen nebst Cammisohl ohne Ermel. 1. pr. Hosen. 2. Manchet Hember. 1. Unter Hemd. 4. pr. Leinene Strümpff. 1. pr. Schu. 1. pr. Stiefel. 1. Ord. Hut. Geld — : · 43 xr. 15. Stk unterschiedlich Lateinische Bücher. Sign. Solitude. den 18. Janr. 1773. T. HaußMeister Griesinger.“

In einem Bericht des Rittmeisters Faber vom 16. November 1773 über Betragen und Aufführung sämmtlicher Eleven heißt es von Schiller: „Ist voll guten Willens und hat einen großen Trieb etwas zu lernen, wegen seinem dissoluten und langsamen Wesen aber öftere Ermahnung nöthig, er erkennt seine Fehler gerne, und gibt sich Mühe sie zu verbessern.“ Letzteres ist nun gerade diejenige Tugend, welcher Schiller auch als Dichter bis zu seinem Lebensende treu blieb und die ihn immer höherer geistiger und sittlicher Vervollkommnung und Reinigung entgegenführte. Es mögen auch andere ursprünglich dasselbe Genie besessen haben wie Schiller, aber weil ihnen die erwähnte große Eigenschaft Schiller's fehlte, gingen sie später mehr rückwärts als vorwärts und hinterließen außer Fragmenten, die ihr Genie vielleicht wenigstens ahnen lassen, nichts Bleibendes, nichts was die Nachwelt erheben und entzücken könnte. Ganz entgegen der wol sehr weit verbreiteten Ansicht, wonach Schiller schon auf der Militärakademie ein gewaltiger Revolutionär gewesen sein soll, lautet das ihm von demselben Rittmeister Faber am 4. December 1774 ausgestellte Zeugniß der Militärakademie, namentlich folgende Stelle: „Ist in diser Zeit 3 zoll gewachsen, andächtig in Gottesdienstl. Handlungen, ehrerbietig und Respectsvoll gegen seine Vorgesezte, nicht weniger verträglich und freundschaftlich gegen seine Cameraden, besizt gute Gaben, ist schon 7.mal, und erst vom 2n Sept. biß 7n Octbr. krank gelegen, welche öftere Krankheiten auch Ursach sind, daß er bey allem seinem Fleiß doch gegen andere zimlich weit zuruckgebliben. Inzwischen ist er noch in einem Alter, wo man bey dauerhafterer Gesundheit und anhaltendem Fleiß die beste Hofnung von ihm haben kan.“

Ja man kann sogar sagen, daß es Schiller als junger Mensch in der Kunst der Schmeichelei etwas weit gebracht hatte, wie z. B. der Schluß der obenerwähnten von ihm im Jahre 1779 gehaltenen Festrede beweist: „Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schaamrothmachenden Heuchelrede kriechender Schmeicheley (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt) — Nein — mit der offnen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen: Sie ists, die liebenswürdige Freundinn Carls — Sie die Menschenfreundinn! — Sie, unser aller besondere Freundinn! Mutter! Francisska! Nicht den prangenden Hof — die großen Carls nicht, nicht meine hier versammelten Freunde die alle glühend vor Dankbarkeit den Wink erwarten, in ein strömendes Lob auszubrechen — Nein! die Armen in den Hütten rufe ich izt auf — Tränen in ihren Augen — Francisska! Tränen der Dankbarkeit und Freude — Im Herzen dieser Unschuldigen wird Francisskens Andenken herrlicher gefeyert, als durch

die Pracht dieser Versammlung. Wenn dann der gröseste Kenner und Freund der Tugend Tugend belonet? — Carl — wo hat Ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Carl — feyert das Fest von Francisla! — Wer ist gröszer der so Tugend ausübt — oder der sie belohnet? — Beedes Nachahmung der Gotheit! — Ich schweige — Aber ich sehe — ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie neidisch über uns sein — ich sehe sie an diesem und — noch einem — Feste versammelt, ich sehe sie irren in den Grabmählern ihrer Voreltern, sie suchen — suchen — Wo ist Carl, Wirtembergs trefflicher Carl? Wo ist Franciska, die Freundin der Menschen?"

Sollte der junge Schiller dies wirklich mit der „offenen Stirn der Wahrheit" gesagt haben? In einem Briefe vom Jahre 1799, dem die Adresse fehlt und von dem sich eine Abschrift im Besitz der Frau L. Merkel in Eßlingen befindet, lehnt Schiller es ab, Beiträge zu einer Zeitschrift zu liefern und bemerkt: „Die Erfahrungen, die ich als Herausgeber von periodischen Schriften seit 16 Jahren gemacht, da ich nicht weniger als fünf verschiedene Fahrzeuge auf das klippenvolle Meer der Literatur geführt habe, sind so wenig tröstlich, daß ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund nicht rathen kann, ein Aehnliches zu thun. Vielmehr komme ich auf meinen alten Rath zurück, daß Sie sich ruhig und unabhängig auf einen bestimmten Kreis des Wirkens concentriren möchten. Auch selbst in Rücksicht auf das Lucrative, die wir Poeten oft nicht umgehen können, ist der Weg periodischer Werke nur scheinbar vortheilhaft." *)

An Dannecker schreibt er nach Empfang der von demselben angefertigten berühmten Büste Schiller's: „Jena, den 5. October 1794. Die Büste ist glücklich und ohne den geringsten Fehler angelangt, und ich kann dir nicht genug für die Freude danken, lieber Freund, die du mir damit gemacht hast. Ganze Stunden könnte ich davorstehen, und würde immer neue Schönheiten an dieser Arbeit entdecken. Wer sie noch gesehen, der bekennt, daß ihm noch nichts so Ausgeführtes, so Vollendetes von Sculptur vorgekommen ist. Ich selbst habe einige Abgüsse von Antiken in meinem Zimmer stehen, die ich seitdem nicht mehr ansehen mag."

Wie der Herausgeber mittheilt, sollen sich nach der Aussage A. Lewald's im mannheimer Theaterarchiv, mit andern Acten in starken Heften gebunden, Papiere von Schiller befinden, darunter Kritiken oder Gutachten über Stücke, welche dem Theater zur Aufführung in damaliger Zeit eingesandt wurden. Die Versuche, dieselben zur Benutzung zu erhalten, sind, wie der Herausgeber versichert, ohne Erfolg geblieben.

Eine vollständige für das Volk bestimmte Biographie des Dichters lieferte Ignaz Lehmann, Vorsteher einer Knaben-Erziehungsanstalt zu Neustadt a. d. Hardt in der Schrift: „Schiller. Eine Festgabe zum 10. November, dargebracht dem deutschen Volk" (Neustadt a. d. Hardt, Gottschick, 1859). Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß es ihm schon einmal (wo?) „nach dem Urtheile deutscher Männer" gelungen sei, die Sprache zu treffen, die zum Herzen seines Volks spreche. Und in der That können wir ihm das Zeugniß ausstellen, daß der Verfasser auch in diesem Schriftchen den Ton, der zum Herzen des Volks spricht, ganz gut getroffen und ein recht hübsches Volksbüchlein geliefert hat. Auch können wir es nur billigen, daß der Verfasser bei aller warmen Begeisterung für den Dichter diese oder jene Verirrungen des jugendlichen Schiller, so entschuldbar sie bei der schiefen Stellung eines modernen Dichters zu der im ganzen spießbürgerlichen Welt andererseits auch sein mögen, nicht beschönigt oder gar verherrlicht und nicht alles, was aus seiner Feder kam, unbedingt gutheißt. So tadelt er in der „Jungfrau von Orleans", daß der Dichter darin das „Wunderbare und zwar unnöthig bedeutend gehäuft hat" und von der „Maria Stuart" bemerkt er: „Wo ist hier Geschichte? So wenig wie im «Don Carlos», und selten wird ein Geschichtskenner mit diesem Trauerspiele Schiller's sich innig befreunden können." Es ist löblich, dem Volke und der Jugend den Blick für alle edeln und großen Eigenschaften in den Schöpfungen eines Dichters wie Schiller zu öffnen; aber die Fehler darin verschweigen und das Volk zu einem blinden Autoritätsglauben verleiten, das soll man doch auch nicht, und gerade in dieser Hinsicht scheint der Verfasser seine Aufgabe als Volksschriftsteller sehr gut begriffen zu haben. Folgende Note auf S. 30 des Schriftchens ist nicht ohne Interesse: „Ich schreibe diese Worte in Oggersheim im Gasthause zum Weinberg, gerade dem Hause gegenüber, das unsern großen Dichter beherbergte. Es ist ein ziemlich ansehnliches Haus mit einem Thoreingang, fast am Ende des Städtchens, auf der Straße nach Speier, und trägt seit 1856 (auf König Ludwig's Anregung) eine Gedenktafel mit der Inschrift: «In diesem Hause wohnte Friedrich von Schiller, der Dichtkunst in erwünschter (!) Verborgenheit lebend. A. D. 1782.» Schiller's Zimmer ist klein und schmal, kaum zehn Schritte lang und sieben breit, mit zwei Fenstern nach vorn und einem zur Seite, im Augenblick eine Buchbinderwerkstätte, mit einem dürftigen Bildchen Schiller's geschmückt. Der Wirth, er hieß Schick, soll ein Trunkenbold gewesen sein; er hatte mehrere Kinder; die älteste Tochter, Luise, ist vor längerer Zeit als Frau des Stadtschreibers in Oggersheim gestorben. Der jetzige Besitzer des Hauses, Schumann, ist ein Enkel von Schiller's Wirthen."

Ein poetisches curriculum vitae Schiller's spendete Moritz Zille in seinem freundlich ansprechenden, auch zu Festgeschenken sich eignenden Cyklus lyrisch-epischer Dichtungen: „Meister Friedrich. Ein Dichterleben" (Leipzig, Veit u. Comp., 1860). Bekanntlich hat schon Heinrich Mahler in seinem Liedercyklus „Unser Schiller" das Leben des Dichters in ähnlicher Weise behandelt, mit kunstgerechter Hand wohllautende Rhythmen formend. Mahler hat jedoch nur mehr die hervortretend idealen Momente aus Schiller's Leben hervorgehoben, während der Verfasser des „Meister Friedrich" den geliebten Dichter fast Schritt für Schritt auf seiner Lebensbahn begleitet und auch die mehr gemüthlichen Vorfälle, darunter selbst einige spaßhafte Begebenheiten, idyllische Familienereignisse u. s. w. in den Bereich seiner Dichtungen hineingezogen hat. Und gerade hierfür zeigt der Dichter des „Meister Friedrich" bei aller Befähigung für den Ausdruck gehobener Empfindung ein sehr glückliches Talent, indem er für die äußerlich oft sehr unscheinbaren und innerlich doch sehr bedeutsamen Kleingegenstände, die genreartigen Details des menschlichen Lebens ein scharfes und geprüftes Auge und zugleich das richtige Gemüth besitzt. Wenn die sprachliche Behandlung hier und da auch vielleicht etwas zu bequem und die Ausführung zu breit sein mag, so wird man den Zille'schen Dichtungen doch im ganzen Lebendigkeit der Darstellung, Natürlichkeit der Sprache und Leichtigkeit des Verses zugestehen müssen, auch weder bei ihm noch bei Freund Mahler vergessen dürfen, daß, wer einen geschichtlichen Helden poetisch behandelt, mehr Recht hat nur seine glänzenden Eigenschaften hervorzuheben als der kritische Analytiker. Das ist eben des Dichters Privilegium. Zille bringt seine Schiller-Dichtungen unter die Rubriken „Lehrjahre", „Wanderjahre" und „Meisterjahre" und läßt ihnen noch einen Nachklang „Nach hundert Jahren" folgen. Hier einige Proben. Der Dichter schildert ein von den Biographen Schiller's erzähltes Meßabenteuer desselben:

*) Schiller's großer Verehrer, J. L. Hoffmann, hebt hervor, daß der Hauptsporn zur Herausgabe des Schiller'schen „Musenalmanach" der der Finanzen gewesen. Die Kunst ging also auch bei Schiller nach Brot; auch der Schiller'sche Pegasus wollte so gut wie der Pegasus anderer Dichter gefüttert sein. Schiller würde auch den „Musenalmanach" schwerlich aufgegeben und das Feld der Lyrik während der sechs letzten Jahre seines Lebens gegen die Vorjahre nicht so sehr vernachlässigt haben, wenn ihm nicht der Erfolg seiner dramatischen Arbeiten, die ihm bei weitem mehr am Herzen lagen, über seine Sorgen mehr und mehr hinweggeholfen hätte.

Die Affenbühne. (Ostermesse 1785.)

Hier auf dem Roßplatz kreischt und dröhnt
Die Breterwelt der Buden:
Des Schauens Lust hat da versöhnt
Die Christen und die Juden:
Sie drängen sich durch das Gewühl
Mit friedlich fröhlichem Gefühl.

Hier preist ein Zaubrer seine Kunst,
Der Harfenmädchen Stimme
Singt dort herbei der Menge Gunst;
Hier brüllt ein Leu im Grimme,
Ein Schreier dort, des Tones bar,
Ruft zu der Reiter luft'ger Schar.

Mit Huber ging der Dichter aus,
Er kommt zum Reich der Buden;
Auch ihn die Stimmen, wirr und graus,
Zu lust'gem Schauen luden.
Ein Dichter alles nützen kann:
Die Affenbude lockt ihn an.

Der Affen Meister hat das Ziel
Gesteckt sich gar nicht niedrig:
Aufführen will ein Trauerspiel
Er heut — von wem? — Von Friedrich —
Lautauf ringsum Gelächter schallt,
Einströmt die Menge, jung und alt.

Der Dichter naht — da grüßt verklärt
Der Meister: „Kunstgenossen
Ist freier Eintritt stets gewährt!
Fest hält ein Band umschlossen
Die Kunstbeflissʼnen allzumal
In Buden und im Fürstensaal."

Schiller erhielt, wie man hieraus sieht, von dem Director der Affenbude aus „collegialischer" Rücksicht freien Eintritt und muß nun, wie das Gedicht weiter erzählt, eine Darstellung der „Räuber" durch das Affenpersonal mit ansehen. In dem folgenden Gedicht „Auerbach's Keller" bringt einer der Gäste, ein Jude, auf die Dichter als die „fürstlichen Bürger der Welt", als die „Boten der neuen, der bessern Zeit" einen schönen Trinkspruch aus.

Ein hübscher Anklang an den „Alpenjäger" ist das Gedicht „Abschied" (Schiller's von seiner Mutter):

„Willst du nicht die Pfade gehen,
Die dein Fürst dich wandeln heißt?
Bald wird mild die Gnade wehen
Und erheben deinen Geist!" —
„Höher hebt als Fürstengunst
Des Gesanges heil'ge Kunst!" —
„Willst du nicht zufrieden säumen,
Wo du Jugendlust gefühlt?
Traulich ruhst du unter Bäumen,
Die des Knaben Stirn gekühlt!" —
„Wo ich singen darf, die Flur,
Sie ist meine Heimat nur!" u. s. w.

Aus der gelungenen Dichtung „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", die einen erdichteten Wettkampf zwischen Goethe und Schiller vor den andern geistigen Größen des damaligen Deutschland schildert, theilen wir folgende schöne Stelle, eine Parallele zwischen beiden großen Dichtern, mit:

Und Wolfgang rührt die Saiten, den Saal durchdringt der Schall,
In aller Herzen findet er mächt'gen Widerhall:
Es tönt so scherzend, neckend gleichwie aus Jünglingsbrust,
Wie Vogelsang im Walde, wie muntre Zecherlust.

Dann klingt's wie Volksweise, so traulich, grad und schlicht,
Gleichwie wann Kindlein lallen, ein Bauersmännlein spricht;
Dann rauscht's und saust's und lispelt's wie Abendgrauen im Hain;
Dann säuselt's wie auf Fluren im Maienmondenschein.
Dann hallt es zart und dringend, wie minnender Gesang,
So seufzend und so jubelnd, so zukunftsfroh, so bang;
Dann schallt es voll und voller, so ernst, so ahnungsreich,
So feierlich erhaben, den Engelchören gleich. —

Der Harfe Klang verrauschet, der Beifall braust im Saal,
Die Männer und die Frauen erheben sich zumal:
„Ja, Meister Wolfgang's Harfe ist klang= und zauberreich!
Wer kann die Harfe schlagen so sanft, so voll ihm gleich?"

Des Beifalls Sturmesbrausen legt sich gemach, verweht;
Da Friedrich, langsam schreitend, auf die Erhöhung geht.
Sein großes Feuerauge blickt in das Herz hinein,
Sein blaßgeröthet Antlitz strahlt wie im Aetherschein.

Es ragt das Haupt auf hoher und hagerer Gestalt,
Es ragt empor zum Himmel mit siegender Gewalt —
Und heil'ger Ehrfurcht Weihe ergießt sich durch den Saal,
Mit stiller Andacht lauschen die Hörer allzumal.

Der Harfe goldne Saiten erklingen stark und hehr,
Gleichwie gewalt'ges Brausen vom hohen Aethermeer,
Wie Klang der ew'gen Sphären, wie himmlischer Choral,
Wie tausendstimm'ge Freude auf Bergen und im Thal.

Wie dumpfes Glockensummen, wie festliches Geläut,
Wie wann die Braut dem Treuen die Hand der Treue beut;
Wie wann die Glocken rufen zu Andacht und Gebet
Und ew'ger Freiheit Frieden still in die Herzen weht.

Dann rauscht's wie Kriegsgesänge voll Feuermuth und Kampf,
Es klagt und jauchzet freudig wie Sieg und Todeskrampf;
Dann klingt's wie Ton der Flöte, wie Rufen der Schalmein,
Wann frohe Hirtenlieder das Fest der Liebe weihn. —

Der Harfe Klang verrauschet, der Beifall braust im Saal,
Die Männer und die Frauen erheben sich zumal:
„Ja, Meister Friedrich's Harfe ist klang= und zauberreich,
Nur Wolfgang schlägt die Harfe so sanft, so voll ihm gleich!"

Zwei durch die Säcularfeier hervorgerufene Schriften, die in Lieferungen erschienen, sind inzwischen fertig geworden. Zunächst die als Volksausgabe in zwei starken Bänden uns vorliegende, von Karl Tropus als Redacteur recht verständig und fleißig besorgte und nach Ländern, Provinzen und Städten übersichtlich angeordnete Auswahl von Festreden, Festprologen, Festgedichten u. s. w., die unter dem Titel „Schiller=Denkmal" von der Riegel'schen Buchhandlung in Berlin unternommen wurde und über die wir während ihres Erscheinens schon wiederholt, in Nr. 5, 17 und Nr. 22 d. Bl. f. 1860 einige Mittheilungen gebracht haben. Der Verleger als „Herausgeber" (denn in Preußen heißt der Eigenthümer und Verleger eines periodischen Unternehmens ganz sachgemäß „Herausgeber", der literarische Functionär und Anordner „Redacteur") hat dem nun vollendeten Werke ein Nachwort beigefügt, worin er bemerkt, daß auf den von ihm am 10. November 1859 an alle Festvorstände, Festredner, Theaterdirectionen, Verleger, Schriftsteller, Dichter u. s. w. erlassenen Aufruf, ihm zum Behufe des Werks ihre gedruckten oder ungedruckten Beiträge einzusenden, deren 1643 eingelaufen seien, von denen nach gewissenhafter Prüfung seitens der Redaction 340 zur Aufnahme und zum Abdruck gelangten. Diese Beschränkung war nöthig, wenn das Werk nicht eine unmäßige Ausdehnung erhalten sollte. Alle Schulreden blieben ohnehin ausgeschlossen, da sich die Redaction nicht verhehlen konnte, „daß dieselben, hatten sie wirklich ihren Zweck gut erfüllt, ihren Standpunkt den Schülern, also einem unentwickelten Alter gegenüber recht scharf innehalten, demnach in diesem Sinne für jeden andern Unbefangenen an Einseitigkeit leiden mußten". An einem „möglichen" Gewinn des Unternehmens soll übrigens auch die Schiller=Stiftung theilnehmen.

Das zweite in Lieferungen ausgegebene und jetzt vollendete Werkchen ist „Die vaterländische Geschichte in der hohen Karlsschule. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Nach Friedrich Schiller's Collegienheft herausgegeben durch den

Sohn eines Karlsschülers und Freundes Schiller's. Zugleich ein Supplement zu Schiller's Werken. Mit zwei Abbildungen" (Stuttgart, Beck, 1860). Diese Schrift erschien früher bei Schaber und wurde anfangs auf dem Titel als ein wesentlich Schiller selbst angehörendes Werk ausgegeben. Aus äußern und innern Gründen, namentlich wegen des darin vorherrschenden trockenen Tons, dessen der jugendliche Schiller sicherlich sehr bald satt geworden sein würde, hatten wir (in Nr. 48 d. Bl. f. 1859) die Richtigkeit dieser Behauptung bestritten. Durch unsere Auseinandersetzungen hatte sich die damalige Verlagshandlung bewogen gesehen, auf dem Umschlag der zweiten Lieferung sowol denjenigen zu nennen, der ihr das Manuscript zur Verfügung gestellt (es war der königlich bairische Conservator Karl Heideloff, der Sohn von Schiller's Jugendfreund), als auch zu erklären, es handle sich hier nicht sowol um eine selbständige Arbeit Schiller's, als vielmehr um eine freie (?) Bearbeitung des Collegienhefts seiner Klasse in der Karlsakademie über würtembergische Geschichte; Form und Inhalt seien von seinem damaligen Lehrer, dem Professor Balthasar Hang, nur die Darstellung sei als von Schiller herrührend zu betrachten, was wir auch bezweifeln mußten und müssen, da die Darstellung auch gar nichts Schiller'sches hat. Die Geschichte Würtembergs, welche Schiller auf Grund dieses Leitfadens für die Herzogin Franziska bearbeitete und welche die andern Karlsschüler illustrirten, wird sicherlich einen ganz andern rhetorischen Charakter und pathetischen Schwung gehabt haben. Man müßte den damaligen Schiller nicht kennen! Interessant bleibt es immer, in Erfahrung zu bringen, wie damals würtembergische Geschichte in Würtemberg gelehrt wurde, obschon man auch hiervon kein unverfälschtes Bild gewinnt, da Stil und Darstellung ohne Zweifel sehr modernisirt sind. Uebrigens rührt dieser Geschichtsvortrag nicht einmal, wie früher behauptet wurde, von dem berühmten Hang, sondern, wie jetzt im Vorwort zugestanden wird, von Schott, dem damaligen Lehrer würtembergischer Geschichte her. Trotzdem fährt man fort, auf dem Titel die Schrift als ein „Supplement zu Schiller's Werken" zu bezeichnen!

Dem Platzregen von Säcularschriften, womit wir überschüttet wurden, sind in letzter Zeit glücklicherweise nur noch einzelne Tropfen nachgefolgt, wie bei einem Gewitter, welches sich eben in vollen Strömen entladen hat. *) Im ganzen haben die Deutschen bei dieser Gelegenheit zur Genüge bewiesen, daß sie das ihnen ertheilte Prädicat verdienen, das eigentliche Schreibervolk Europas zu sein. In dieser Schwäche beruht unsere Stärke, oder vielleicht besser, in dieser Stärke beruht unsere Schwäche. Schließlich möchten wir hier noch einer Broschüre „Die Schiller-Ebenbürtigen und die Schiller-Verehrer. Eine bürgerliche Rede und zugleich ein Neujahrswunsch an alle deutschen Patrioten" (Pforzheim, Flammer, 1861) aus der Feder des unermüdlichen Flugschriftenverfassers Moritz Müller von Pforzheim gedenken. Der Verfasser spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß, sobald es in Deutschland nur ebenso viel „Schiller-Ebenbürtige" geben werde, als jetzt der sogenannten „Schiller-Verehrer", im deutschen Volke ein „unverwüstlicher Nationalwille" bestehen und, „der nicht allein jedem innern und äußern Feind Achtung einflößen, sondern der auch ein dauerndes Volkswohl mit raschern Erfolgen anstreben wird". Als „Schiller-Ebenbürtigen" betrachtet aber Moritz Müller jeden Menschen, „der mit Begeisterung etwas Gutes, Wahres und Großes will", möge auch, was Genie und Talent betrifft, sein Abstand von Schiller so groß sein wie er wolle.

H. M.

*) Wir verweisen in Betreff dieser Literatur, einzelne abgesondert besprochene Publicationen ungerechnet, auf unsere frühern Artikel: „Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier" in Nr. 46, Nr. 51 und 52 d. Bl. f. 1859; „Revue der Festreden und Festschriften zu Schiller's Säcularfeier" in Nr. 5 und 17; „Schiller als Held der Dichtung und Mythe" in Nr. 21 und 22, und „Schiller-Festliteratur" in Nr. 45 f. 1860.

Notiz.

Zur Literatur über Friedrich den Großen.

Der Prediger Johann Jeremias Kummer, Verfasser des „Klugen Kökelhahn", gab bei Müller in Erfurt heraus: „Testament Friedrich's des Großen oder Epistel aus Erfurt 1757 an den Marquis d'Argens. Einleitung, Nachschrift und Uebersetzung." Die im Titel erwähnte merkwürdige Epistel an den Marquis d'Argens mit dem Anfange: „Ami, le sort en est jeté", dichtete Friedrich der Große am 23. September 1757 in Erfurt, etwa sechs Wochen vor seinem glorreichen Siege von Roßbach, als er, vor der Menge und Ueberzahl seiner Feinde kaum noch Rettung irgendwo erblickend, den stoischen Entschluß gefaßt hatte, seinem Leben ein Ende zu machen, falls er auf keine andere Weise der Niederlage und Gefangenschaft entgehen könne. Der recht fließenden und möglichst treuen gereimten Uebertragung der Abschiedsepistel geht eine längere, in mehr als 50 Paragraphen gefaßte Darstellung der diplomatischen und militärischen Geschichte Preußens unter Friedrich dem Großen bis zur Zeit der Abfassung des Gedichts voran. Interessant scheint darin namentlich zu sein, was der Verfasser über die Absicht Friedrich's mittheilt, Soubise bei Erfurt in eine Schlacht zu verwickeln; dieser wich ihm jedoch hier aus. — Wir verweisen hierbei auf die treffliche Schrift von K. Biedermann: „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens" (Braunschweig, Westermann, 1859). Was Friedrich durch seine Siege und ganze heroische Persönlichkeit indirect für Erhebung des deutschen Nationalgefühls gethan und „die freie und großartige Auffassung, mit welcher Friedrich die beiden stärksten Hebel einer kräftigen Entwickelung des Volksgeistes, die Freiheit des Denkens und Sprechens und die Freiheit der Gewissen erkannte und in Bewegung zu setzen verstand", das alles und vieles andere wird, trotz einzelner von Friedrich dabei begangener Misgriffe (darunter der an den frommen Prediger Franke in Halle gerichtete Befehl, die Komödie zu besuchen), von Biedermann gebührend anerkannt; mit Recht heißt daher sein Zeitalter das Friedericianische. Aber die Misachtung, welche Friedrich der deutschen Sprache und Literatur und den deutschen Schriftstellern und Gelehrten fortdauernd in verletzender Weise bezeigte, und die wirklich erbärmliche Knauserei, zu der er sich ihnen gegenüber in höchst unköniglicher Art herabwürdigte, wird, was man dafür auch zur Entschuldigung gesagt hat und zum Theil sagen kann, immer ein unverlöschlicher Fleck in seinem sonst mit höchstem Glanze ausgestatteten Regentenleben bleiben. Biedermann weist übrigens nach, daß die Hauptvertreter des neuen Geistes in Deutschland, ein Lessing, ein Klopstock, Justus Möser u. s. w. dieser Verachtung einen edeln Stolz und einen mannhaften Unabhängigkeitssinn entgegengesetzt haben. **H. M.**

Bibliographie.

Hoffmann, J. L., Michel und seine Kinder. Fastnachtsspiel. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 3 Ngr.

Kettenburg, K. v. d., Triumph der Hoffnung. Ein poetischer Versuch. Mainz, Kirchheim. 16. 7½ Ngr.

Köne, J. R., Der altsächsische Beichtspiegel zur Zeit des heil. Liudgerus und seiner nächsten Nachfolger mit Uebersetzung und Wörterbuch. (Zugabe: Verzeichniß der Bischöfe von Münster.) Münster, Regensberg. 1860. Lex.-8. 1 Thlr.

Koester, H., Hermann der Cherusker. Dramatisches Gedicht in zwei Theilen. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr.

Krabbe, C. F., Erinnerung an die selige Anna Catharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg in Dülmen. Münster, Regensberg. 1860. Gr. 12. 7½ Ngr.

Lehmann, E., Die deutsche Auswanderung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Mosen, G., Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Saupe, J., Bilder aus Luther's Leben. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 14. März 1861.

Dichtungen des Auslandes in deutschen Nachbildungen.

Die von Goethe angekündigte und bevorwortete Weltliteratur steht gegenwärtig in voller Blüte; die Völker tauschen ihre dichterischen Schätze gegeneinander aus, zahlreiche Uebersetzungen und Aneignungen vermitteln den geistigen Verkehr; überall erstehen literarische Organe, welche auf die gegenseitige Würdigung der verschiedenen Nationalliteraturen hinarbeiten. In Bezug auf die deutsche Literatur waren die Engländer meist gut orientirt; aber auch die Franzosen beginnen in jüngster Zeit, der modernen deutschen Production eine rege Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß wir Deutsche selbst als das vorzugsweise kosmopolitische Volk nach wie vor in der Poesie anderer Völker mindestens so gut zu Hause sind, wie in unserer eigenen, ist selbstverständlich, und jedes Jahr bringt dafür in einer großen Zahl oft sehr gelungener dichterischer Uebertragungen neue Belege. Wir wollen dieselben, soweit sie uns vorliegen, näher ins Auge fassen.

1. Victor Hugo's sämmtliche poetische Werke. Deutsch von Ludwig Seeger. Erste bis vierte Lieferung: Die Weltlegende. Stuttgart, Rieger. 1860. Gr. 16. Jede Lieferung 6 Ngr.

Victor Hugo's Genius ist in Deutschland bisjetzt nicht nach Gebühr gewürdigt. Die seichte Art und Weise, wie ihn Julian Schmidt in seiner „Geschichte der französischen Literatur" herunterkanzelt, ebenso wie der vornehme „akademische" Standpunkt, der sich jüngst in einigen Kritiken über „Die Weltlegende" geltend machte, sind nur neue Beweise dafür, daß uns der Maßstab für die Bedeutung des dichterischen Genius immer mehr verloren geht, indem die einen die hausbackensten Copien der alltäglichen Wirklichkeit für große Meisterwerke ausgeben, während die andern in richtig skandirten Versen mit gewandter Sprachmalerei das Nonplusultra dichterischer Leistungen finden. Daß der Reichthum der Phantasie, die Tiefe des Geistes und die Größe der Weltanschauung vor allem den Dichter machen: das ist ein Satz, der fast bei uns in Vergessenheit gerathen ist, während eine nüchterne Kritik ihr Lineal und Winkelmaß, das sie ein für allemal in der Tasche stecken hat, an alle dichterischen Schöpfungen anlegt. Wir können nur immer wiederholen, es ist ein Glück, daß Shakspeare bereits von unsern Classikern und Romantikern entdeckt und für uns erobert worden ist; denn es wäre eine bedauerliche Inconsequenz, wenn unsere gegen alle Geistreichigkeit so aufgebrachten Verstandeskritiker ihn nicht, wäre er jetzt erst zu Tage gekommen, wie Voltaire für einen betrunkenen Wilden erklärt hätten! Vielleicht dieselben, die jetzt Commentare über ihn schreiben! Victor Hugo ist nun freilich ein Talent, welches für phantasielose Naturen ziemlich ungenießbar ist. Ein nicht geringer Theil unserer Kritiker gehört aber zu demjenigen Publikum, für welches kein Dichter der Welt jemals gedichtet hat, weil ihm bei allem angelernten Regelkram überhaupt der Sinn und die Empfänglichkeit für den eigentlichen Zauber der Poesie fehlen. Victor Hugo ist einer jener Dichter von ausnehmend reicher Phantasie, großartiger Bildlichkeit des Ausdrucks und einem auf die Tiefen der Welt und des Lebens gerichteten Sinne, wie die Propheten der Hebräer, die Hymnensänger der Griechen, wie Shakspeare und Calderon. Er ist dabei ein moderner Dichter, der aus dem Geiste seines Jahrhunderts heraus dichtet, seine Männer und Thaten feiert, seine Ideen zu verkörpern sucht, und selbst, wo er über das Maß des Schönen oder Edeln hinausgreift, immer nur sündigt mit seiner Zeit und mit seinem Volke. Dies hat aber z. B. auch Shakspeare gethan, und es ist heutzutage keine sonderliche Kunst, alle seine Fehler in Vorzüge zu verwandeln. Möglich, daß ein solcher Dichter, wie Victor Hugo trotz seiner eminenten Begabung in Deutschland den kritischen „Fliegenklatschen" erlegen wäre und gar nicht seinen Weg auf die Toilettentische gefunden hätte. Denn wir Deutschen sind allzu geneigt, uns den schriftstellerischen Ruhm von bestimmten Firmen patentiren zu lassen, und wo die seichte Mittelmäßigkeit den Ton angibt, kann der Genius keine Stätte finden. In Frankreich aber fühlt das ganze Volk die Bedeutung eines großen Talents und kümmert sich nicht um nergelnde Pedanten.

Die Gedichte Victor Hugo's, die „Herbstblätter", die

„Innern Stimmen", die „Dämmerungslieder", die „Oden und Balladen" gehören in den allgemeinen Hausschatz europäischer Lyrik und stehen ebenbürtig neben den besten Dichtungen aller Zeiten. Glanz, Fülle und Kühnheit der Phantasie zeichnen sie aus und dabei jene undefinirbare Eigenheit des Ausdrucks und der Weltanschauung, welche eben das Räthsel des Genius ist. Die französische Sprache ist von ihm mit neuen Bildungsformen bereichert, die französische Phantasie, verarmt und herabgedrückt durch die Correctheit der Voltairianer, an kühnern Schwung gewöhnt, der Rhythmus mannichfach beseelt, belebt, mit Meisterschaft beherrscht und zum Dienst des Gedankens gezwungen worden. Zartempfundene Natur- und Stimmungsbilder wechseln in fast allen Sammlungen mit kühnen Dithyramben des Gedankens; die „Oden" sind politische Lyrik ersten Ranges, voll Kraft und Mark, Feuer und Begeisterung aus dem Herzen der Zeit heraus gedichtet und deshalb dauernden Nachruhms sicher. Ebenso wenig wird man leugnen können, daß sich diese Vorzüge in den Dramen Victor Hugo's mit einer großen Kunst des dramatischen und theatralischen Effects vereinigen, und man müßte vergessen, den französischen Volkscharakter, wie er sich in seinen mehr naturwüchsigen Schöpfungen äußert, mit in Anschlag zu bringen, wenn man die Fehler Victor Hugo'scher Dramen, manches Grelle, Ueberreizte, allzu stark Gewürzte, die verschwenderische Anwendung starker Contraste, nur dem Dichter schuldgeben wollte. Ist auch im „Ruy Blas" der Conflict der Stände in der Liebe des Bedienten zur Königin auf die Spitze getrieben — es ist doch jener unwiderstehliche Zug der Égalité darin verherrlicht, der selbst die reactionärsten Strömungen der französischen Geschichte färbt. Und ist „Marion de Lorme" nicht die poetische Vorläuferin des Loretten- und Demimonde-Dramas, welches jetzt das ganze letzte Jahrzehnd, Literatur und Theater in Paris beherrscht? Der poetische Instinct des Genie greift gleichsam der Entwicklung der Literatur vor und stellt mit divinatorischer Kraft dar, was später erst eine Bewegung der Massen wird.

Victor Hugo's „Weltlegende", die uns vorliegt, ist ein Werk, welches auf den ersten Anblick unsern Geschmack befremdet; denn diese wechselnden Skizzen scheinen mehr ein Kaleidoskop der Geschichte zu sein, eine Mosaik, zu der die buntesten und seltsamsten Steine zusammengesucht sind, als eine großartige, von Gedanken getragene Dichtung. Und dennoch ist sich der Dichter des leitenden Fadens vollkommen bewußt; dies ist die Idee des Fortschritts. Der Form nach sind diese Dichtungen Kaulbach'sche Fresken, ihrem Inhalte nach eine Divina commedia der Weltgeschichte, die erst in zwei andern Gedankendichtungen ihren vollständigen Abschluß finden soll. Wir können mit dem Dichter nicht über die Bilder rechten, die er zusammenrückt, um uns den Charakter der verschiedenen Zeitalter und den Entwickelungsgang der Menschheit durch dieselben zu veranschaulichen. Ein in der Schule deutscher Geschichtsphilosophie gebildeter Dichter würde wahrscheinlich andere Bilder gewählt haben, um die Stationen des Weltgeistes zu bezeichnen. Victor Hugo sucht mit Vorliebe das minder Bekannte, Seltsame, Entlegene, Abenteuerliche heraus, aber auch in den grellen Skizzen ist die Spiegelung der Zeitalter und die Intention des Dichters unverkennbar. Freilich verkümmert überhaupt die Skizzenform den echten Kunstgenuß; aber gerade unter den hymnenartigen Fragmenten der Dichtung befinden sich ihre großartigsten Stellen, während unter den mehr balladenartigen Erzählungen aus der Welt des Mittelalters manches Altfränkische und Chronikenhafte mit unterläuft, welches mehr aus den Verstecken der Weltgeschichte herausgegraben, als auf ihren geistigen Höhen heimisch ist.

Das erste Buch „Von Eva bis auf Jesus" behandelt vorzugsweise biblische Stoffe. Wir heben aus demselben die Hymne „Die Weihe der Frau" und das Idyll „Der schlafende Boas" hervor. Die Schilderung des Paradieses braucht sich des Milton'schen Vorbildes nicht zu schämen:

Das Morgenroth erschien, und welch ein Morgen!
Ein Abgrund, leuchtend, blendend, unergründlich,
Endlos, erhaben, Ruh' und Frieden strahlend,
Es war der Erde früh'ste Jugendzeit.
Des Himmels Stirne lacht' in heitrer Klarheit,
Des unsichtbaren Gottes Bild enthüllend,
Licht war der Schatten selbst, der Nebel Licht,
Und Goldlavinen rollten durch den Aether.
Am flammenhellen Tag entzündet glänzten
Der Erde Höhn und Fernen, wonneglühend.
Am Horizont bemooste Schattenfelsen,
Und Wunderbäume, schaurig, wie man keine
Mehr sieht, sie schwankten traumhaft, wie im Schwindel,
Tiefeingetaucht in blitzend klaren Schimmer.
Schamhaft enthüllt schlägt Eden auf die Augen,
Die Vögel singen ihre Morgenhymne,
So frisch, so zart, so lieblich, so entzückend,
Daß Engel lauschend sich herniederneigen —
Des Tigers Brüllen nur war sanfter noch.
Der Hain, wo Lämmer mit den Wölfen grasten,
Das Meer, wo Hydern mit Eisvögeln kosten,
Die Au, wo Bär und Damhirsch ihren Athem
Vermischten — alles still, hinüberhorchend
Im Weltenchore jetzt nach dem Geschrei
Der Höhlen, jetzt nach dem Gesang der Nester.
Es klang wie ein Gebet in diese Klarheit.
Und über dieser unbefleckten Welt
Nachklingend noch den Ton des Schöpferwortes,
Der himmlisch reinen, seligen Natur,
Lag, fromme Worte flüsternd, hell der Tag,
Und eine Aureole war Aurora.
Ganz war noch alles, glücklich, unversehrt,
In keinem Mund noch war ein gift'ger Hauch,
Kein Wesen noch beraubt der Majestät,
Der angebornen. Was die Ewigkeit
An Licht nur sprüht, es wallte durch die Lüfte,
In wolkenfreiem Wirbel mit der Garbe
Der Blitze spielend säuselte der Wind u. s. w.

Das zweite Buch: „Roms Verfall", enthält nur ein Fragment: „An den Löwen des Androkles", dessen Ausführung in ihrer schwülen, moderduftigen Haltung uns an einen neuen deutschen Dichter erinnert — an Hermann Lingg. Das dritte Buch schildert in drei Fresken den „Islam". Mit dem vierten Buche beginnt der heroisch-christliche Cyklus: eine bunte Welt oft grell beleuchteter Abenteuer aus der Sagenwelt. Im sechsten Buche „Di

Throne des Orients" rufen zehn Sphinxe im Wettgesang dem orientalischen Eroberer in dunkeln Sagen der Urwelt die unheimliche Kunde von der Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe zu. In dem zweiten Gedichte dieses Buchs: „Sultan Murad", sind die Schreckbilder grausamer Weltverwüstung mit grellen Farben gemalt. Wie dieser Würgengel in Menschengestalt mit einem einzigen Wesen Mitleid hat, mit einem Schwein, und dafür von der himmlischen Gerechtigkeit begnadigt wird — das ist freilich einer jener pikanten und für uns wenig genießbaren Contraste der neufranzösischen Schule. Eine ebenso grelle Mordgeschichte ist „Ratbert" im siebenten Buche. Nicht minder befremdend ist die Skizze, welche das achte Buch unter der Ueberschrift: „Sechzehntes Jahrhundert. Renaissance. Heidenthum", bietet. Der Held des Gedichts ist ein Satyr; aber statt uns das Leben der damaligen Culturwelt zu schildern, macht der Dichter den bocksfüßigen Satyr, den er anfangs ganz im Sinne der mythologischen Ueberlieferungen als einen verbuhlten Nymphenjäger schildert, plötzlich zu einem Herold, welcher die schöne Erde und den Menschen vor den Göttern des Olympos feiert, ja zuletzt das Evangelium einer neuen Welt und den Triumph des Pantheismus verkündigt:

> Freiheit und Leben
> Und Glaub' und Liebe blüht auf den Ruinen
> Der Dogmen! Licht und Geist allüberall,
> Und Harmonie und inniges Verständniß.
> Zahm werden Wölfe selbst, vom Himmelsstrahl
> Bewältigt. Raum dem großen All! Ich bin
> Das All, bin Pan! Knie nieder, Jupiter!

Das alles hat freilich mit dem Zeitalter der Renaissance wenig zu thun. Der Dichter hat in den zugestutzten Bosquets der Renaissance eins jener beliebten Steinbilder, irgendeinen Faun oder Satyr so lange angeschaut, bis er sich von ihm begeistern ließ und ihn zum Träger einer allgemeinen philosophischen Idee machte. Doch dazu taugt der bocksfüßige Geselle an und für sich nicht viel, höchstens um den sinnlichen Egoismus, wie in dem Goethe'schen Gedichte „Satyros", darzustellen.

Ueber die folgenden Bücher, in denen die Inquisition, das Söldnerwesen u. s. w. geschildert werden, können wir rascher hinweggehen. Noch ein flüchtiger Blick auf Revolution und Kaiserreich — die Vergangenheit liegt hinter uns, es beginnen die Gesänge der Gegenwart und Zukunft. Diese Darstellung der vergangenen Jahrhunderte ist wie eine Theodicee der Verwesung; mit Vorliebe verweilt des Dichters Auge bei all den Greueln und Freveln; die Geschichte erscheint wie ein Inferno mit Flammengürteln, in denen jedem eine andere Pein über die büßende Menschheit verhängt ist; ja bis zur Ermüdung geht die Schwelgerei, mit welcher sich die Phantasie des Dichters gerade hieran zu ergötzen scheint. Doch wie auch Hermann Lingg seinen Nachtbildern voll Schreck und Tod ein „Dodona" vorausschickt, in welchem er Freiheit und Frieden allen Menschenkindern verheißt, so bleibt Victor Hugo nicht bei den heraufbeschworenen Greuelformen aus der Geschichte stehen, sondern er weist in eine Zukunft hinaus, für welche die Kraft des heutigen Geschlechts und der Edelsinn der Armuth ihm einen Anhalt bieten; er feiert das meerbezwingende Riesenschiff und die zu den Wolken schwebende Luftgondel und den freien Menschengeist, der auf der Alten Welt, „dem großen Trümmerhaufen zerschlagener Gesellschaftsformen", steht, den Träger der Zukunft, und schließt das Ganze ab mit apokalyptischen Anschauungen des Jenseits.

Diese „Legende" ist nun freilich kein harmonisch geordnetes Kunstwerk, ja sogar kaum zu einer Anknüpfung für einen geschichtsphilosophischen Cursus geeignet. Ihre Bilder sind mehr zusammengeträumt, als von klarem Kunstverstand erschaut; wer aber wollte den alt- und neutestamentlichen Schwung verkennen, von welchem diese Dichtung getragen ist, und die das Große und Ganze der Welt und Menschheit erfassende Inspiration, deren Hauch selbst die verlorensten Seifenblasen der Phantasie zu den Wolken treibt? Ist Jersey nicht für unsern Dichter ein Patmos geworden, von welchem er seine dunkeln Offenbarungen verkündet? Es sind zum Theil unbehauene Felsstücke der Dichtung, welche der Genius Victor Hugo's zu seinem cyklopischen Gedankenbau heranwälzt! Es fehlt demselben jede Spur künstlerischer Architektonik, und doch lebt in ihm des ringenden Menschengeistes höchstes Streben. Wir zweifeln nicht, daß die tonangebende Kritik in Deutschland dies Werk gleich nach seiner Veröffentlichung persiflirt und — vernichtet und der an die Miniaturlyrik und das Mittelmäßige gewöhnte Geschmack des Publikums es ignorirt hätte! In Frankreich ist dies nicht der Fall, und fast scheint es, als wollten die beiden Völker ihre Rolle vertauschen, indem die Franzosen Sinn für geniale Kraft des Denkens und Dichtens zeigen, während die Deutschen, dank sei es den nivellirenden Bestrebungen einer phantasielosen Kritik, diesen Sinn zu verleugnen und damit einen Ruhm einzubüßen im Begriff sind, der ihnen vor allen Völkern Europas eigenthümlich ist und bei allen Geltung verschafft hat.

Die Uebersetzung von Seeger ist schwunghaft und formgewandt.

---

2. Verwandte Klänge. Eine Auswahl englischer und amerikanischer Gedichte übertragen von Georg Pertz. Mit dem Porträt von Felicia Hemans. Leipzig, C. F. Winter. 1860. 16. 1 Thlr.
3. Nach Westen! Britische und amerikanische Gedichte übersetzt von Karl Elze. Dessau, Aue. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Lieder von Robert Burns. Uebertragen von Georg Pertz. Nebst einer biographischen Skizze von Albert Traeger und dem Porträt von Burns. Leipzig, C. F. Winter. 1859. Gr. 16. 24 Ngr.
5. Thomas Hood. Von Hermann Harrys. Hannover, C. Rümpler. 1859. 12. 1 Thlr.
6. Miles Standish's Brautwerbung. Von H. W. Longfellow. Aus dem Englischen von F. E. Baumgarten. St.-Louis, Witter. 1859. 16. 12½ Ngr.

Die englische und angloamerikanische Poesie der Neuzeit ist, wie wir sehen, in einer nicht unbedeutenden Zahl von Sammlungen und Uebersetzungen vertreten, und in der That hat sie einen dem deutschen Genius verwandten Herzschlag. Die beiden ersten Sammlungen von

Georg Pertz und Karl Elze (Nr. 2 und 3) sind mit Geschmack ausgewählt und unterscheiden sich nur dadurch, daß in der zweiten der amerikanischen Lyrik größere Berücksichtigung geschenkt ist, während in der ersten die Auswahl aus der englischen Poesie eine bei weitem reichere ist. Die Sammlungen ergänzen sich indeß vortheilhaft, indem jeder der beiden Uebersetzer andere Gedichte ausgewählt hat. Zur Vergleichung für die Uebersetzungskunst können daher nur einzelne, wie „Die Prairien" von Bryant dienen, und da will es uns scheinen, als ob die Uebersetzung von Pertz im ganzen gedrängter, schlagkräftiger, schwunghafter sei als die von Elze. Bei Elze heißt es z. B.:

Das sind der Wüste Gärten, das die nie
Gemähten Felder, grenzenlos und herrlich,
Für welche in der Sprache Englands sich
Kein Name findet — die Prairien. Jetzt
Zum ersten mal erblick' ich sie; es schwillt
Mein Herz, und mein erweitert Auge trinkt
Die rings sich dehnende Fläche ein. O wie
In luft'gen Schwingungen sie sich erstreckt,
Als sei das Meer in leiser Kräuselung
Hier still gestanden, und die runden Wellen
Gebannt, bewegungslos für ew'ge Zeiten. —
Bewegungslos? — O nein! Entfesselt sind
Sie wiederum. Mit ihren Schatten jagen
Die Wolken drüber hin, und drunten rollt
Und wogt die Fläche; dunkle Höhlen gleiten
Darauf entlang und treiben vor sich her
Die sonn'gen Rücken. Lüfte ihr des Südens,
Die ihr die goldnen Feuerblumen schaukelt,
Die an dem Falken ihr vorüberzieht,
Der hoch sich wiegt, die breiten Schwingen schlägt,
Und doch sich nicht bewegt — getändelt habt ihr
Mit Palmen Mexicos und Texas Reben,
Ihr habt der klaren Bäche Flut gekräuselt,
Die aus den Quellen der Sonora nach
Dem stillen Meere gleiten — aber habt
Ihr eine Landschaft lieblicher und doch
Erhabener als diese je umfächelt?

Bei Pertz lauten diese Verse:

Das ist das Gartenland der Wüste, dies
Der Felder wilde, schrankenlose Pracht,
Für die kein Wort Altenglands Zunge hat —
Prairien! Heut' erschau' ich sie zuerst
Und sehnend schwillt mein Herz, indeß der Blick
Den weiten Raum umspannt. Dort lagern sie,
Im Wind kaum zitternd, bis zum Horizont;
Wie wenn das Weltmeer, sanft vom Traum gewiegt,
Kaum athmend ruht, und ringsum regungslos
Die müden Wolken schlummern. Regungslos?
Nein, wieder sind entfesselt sie aufs neu'!
Die Wolken fegen drüber und im Grund
Bewegt es sich und schwankt, wohin du schaust.
Wie Plänkler streifen Furchen rings, zur Jagd
Auf Sonnenstrahlen. Lüfte aus dem Süd,
Die ihr die goldnen Feuerblumen beugt,
Und hoch im Blau dem Falken der Prairie
Die mächt'ge Schwinge streift — ihr habt gespielt
In Perus Palmen und im Weingeländ
Von Texas, habt gekräuselt manchen Bach,
Der von Sonoras Silberquellen glitt
Zum stillen Meer — habt ihr gefächelt je
Ein stolzer, anmuthreicher Bild als dies?

In der Sammlung von Pertz ist besonders Thomas Moore, Thomas Hood und auch der Poeta laureatus des neuen England Alfred Tennyson vertreten, während von Elze auch einige ältere Dichter und altschottische Balladen übersetzt sind. In der That ersehen wir aus diesen Sammlungen, welche reiche Scala von Tönen die britische Lyrik angeschlagen hat, von den volksthümlichen Balladen- und Liederklängen eines Burns und Hood bis zu Thomas Moore's elegischen, zu Byron's skeptisch-reflectirenden, zu Tennyson's sentimental-graziösen Dichtungen! Doch bei all dieser Verschiedenheit ist leicht herauszuerkennen, daß wir die Lyrik einer meerbeherrschenden Nation vor uns haben, nicht blos in der Marinemalerei, die wir in diesem oder jenem Gedichte finden, sondern weil ein frischer Hauch aus der Meeresferne meistens die lyrischen Segel schwellt.

Noch größer ist die nationale Sicherheit, mit welcher die nordamerikanischen Dichter auftreten. Sie brauchen keine classischen und romantischen Studien, keine aus Bibliotheken zusammengesuchten Stoffe. Ein junger Welttheil mit seinen großartigen Naturbildern, ein in Civilisationskämpfen begriffenes Volk, dessen kurze Geschichte doch schon glorreiche Erinnerungen bietet: diese Dichter haben nur hineinzugreifen in ihr nationales Leben, um volksthümlich und im Gegensatze gegen alle Studienpoesie modern zu sein. In der That athmen die Gedichte von Bryant einen hymnenartigen Schwung der Naturlyrik, und selbst Longfellow, der blümelnder und sentimentaler ist, verleugnet nirgends den Zusammenhang mit den großartigen Erscheinungen seines Continents und seines Volks. Auch das junge Nordamerika hat in seinem Volksleben eine elegische Seite, und wenn unsere politischen Lyriker die unterdrückten Nationalitäten oder das Judenthum feierten, so ist die politische Lyrik Nordamerikas auf die Sklavenfrage und auf Elegien einer unterdrückten Menschenrasse hingewiesen. Longfellow hat mancherlei von Pertz übersetzte Genrebilder: „Das Quadronenmädchen", „Der Sklave im Sumpfe", „Des Sklaven Traum" und anderes gedichtet, auch einen prophetischen „Warnruf", dessen Schlußvers durch die jüngsten Ereignisse innerhalb der nordamerikanischen Freistaaten an Wahrheit und Bedeutung gewonnen hat:

Bei uns auch lebt ein Simson arm und blind,
Geschnürt in Stahl, geschoren und geschwächt,
Der auch wol einst auf grimm'ge Rache sinnt,
Und rütteln an des Staates Säulen möcht',
Bis unsrer Freiheit mächt'ger Tempelbau
Zerschmettert liegt in Nacht und Trümmergrau!

Georg Pertz hat außer diesem Blütenkranze englischer Lyrik auch die Lieder von Robert Burns (Nr. 4) übersetzt, denen eine biographische Skizze von Albert Traeger vorausgeschickt ist. Letztere führt uns in das Leben des schlichten „Pflügers von Ayrshire" ein, welches nur eine kurze Epoche glänzenden Ruhms aufweist, zwischen einer Jugend voll leidenschaftlicher Verirrungen und einem Tode mitten in der Drangsal bitterster Lebensnoth. Es sind keine ossianischen Klänge, welche Robert Burns aus seiner Harfe hervorlockt; er besingt nicht nicht die wallenden Nebel, nicht die Stürme des Hochlandes, welche den „Bart der Distel" zerzausen. Sein Herz ist im Hochland; aber er feiert den heimischen Herd, die Wiege von

helden, den Schutz der Bedrängten mit gesundem Heimatsgefühl, und es sind weniger elegische als naiv-idyllische Bilder, die er dem schottischen Natur- und Volksleben entnimmt. Da pflückt die Liebe ein Sträußchen von Rosen, Hyacinthen, Lilien, Maßliebchen und von des Weißdorns silbergrauen Locken oder Knöspchen am Kornrain, oder der Sänger wandert am Rande des Bächleins und lauscht den Holztauben und Schwarzdrosseln, oder er feiert das zarte Moll, in welchem die Waldlerche vom öden welken Haine singt, den schönen Strand des Doon mit seinen Schwarzdornsträuchern, oder den Schäfer und sein Liebchen, und die nasse Jenny, wie sie durch den Bach watet! Zahlreich sind die weiblichen Gestalten, welche Burns ansingt, und an der tiefen Glut der Liebesgedichte erkennt man den jugendlichen Verführer, der für sein Vergehen sogar Kirchenbuße thun mußte! Als Probe der vortrefflichen Uebersetzung theilen wir das anmuthigste dieser Gedichte: „Hochlandsrose", mit:

Ihr Ufer, Berg' und Ström' ringsum,
Montgomery's Thurm und Wälle,
Daß stets euch Blüt' und Laubwerk schmück',
Und klar fließ' eure Quelle!
Daß Sommerlust zuerst bei euch,
Mit euch am längsten kose,
Denn — Abschied nahm ich dort zuletzt
Von meiner Hochlandsrose!

Wie wuchs der Birke lustig Grün,
Wie reich des Schwarzdorns Blüte,
In deren duft'gem Schatten sie
Am Herz mir selig glühte.
Das waren Stunden, gottgesandt,
Geweihte, kummerlose,
Denn lieb wie Luft und Leben mir
War meine Hochlandsrose.

Wie zärtlich unser Abschied war,
Ein Segnen und Umarmen;
Nach Schwüren öft'rer Wiederkehr
Sank sie mir aus den Armen.
O Todesfrost, der jäh bereift
Mein Blümlein unterm Moose —
Nun grünt das Grab und kühlt die Gruft
Von meiner Hochlandsrose!

Wie bleich nun dieser Rosenmund,
Den ich geküßt so innig;
Auf ewig starr der Augenglanz,
Der auf mir ruht' so minnig;
Und modernd still das Herz, das einst
So süß beim Liebgekose —
Lebst ewig doch im Busen mir,
Du meine Hochlandsrose!

So trefflich die launigen Lieder von Robert Burns sind, so muß er doch auf diesem Gebiete einem Schicksalsgenossen den Vorrang einräumen, der, wie er, in bitterster Armuth starb, dem Dichter Thomas Hood, dessen Gedichte, von Hermann Harrys (Nr. 5) übersetzt, vor uns liegen. Thomas Hood macht Ausflüge aus der volksthümlichen Lyrik in das Gebiet der Gelehrtenpoesie; er besingt sogar in einem größern epischen Gedicht Hero und Leander in einer Weise, die an Shakspeare's Lucretia erinnert; er dichtet Sonette und Oden; doch seine eigentlichen Lorbern wachsen nur auf dem Boden volksthümlicher Lyrik. Vor allem kann „Das Lied vom Hemde" für die Marseillaise des weiblichen Proletariats gelten, und hat gleich nach seinem Erscheinen in London das größte Aufsehen erregt und sogar Vereine zur Hebung der zahlreichen und armen Klassen weiblicher Arbeiterinnen hervorgerufen.

Mit Wimpern schwer und roth,
Mit magrer, müder Hand,
In ärmlicher Hütte saß ein Weib,
Saß an die Nadel gebannt —
Stich! Stich! Stich!
In Hunger und Kummer verblüht,
Doch in Tönen, die noch der Schmerz durchschlich,
Sang sie vom Hemde das Lied.

Und dies Lied ist wirklich mit einer unheimlichen Lebenswahrheit gedichtet, welche wie mit der Spitze der Nadel ins Fleisch ritzt:

O Männer mit Schwestern lieb!
O Männer mit Müttern und Weib!
Nicht weißes Linnen nutzet ihr ab,
Nein, Menschenleben und Leib.

Oder:

Ans Werk — ans Werk — ans Werk!
Meine Arbeit läßt nicht nach;
Und was ist ihr Lohn? Ein Bett von Stroh,
Lumpen — dies löchrige Dach —
Eine Kruste Brot — ein zerbrochner Stuhl —
Ein Tisch — diese Flur so leer —
Und die Wand so kahl, daß mich's freuet, wenn 'mal
Mein Schatten schleichet daher.

Hood ist, wo er originell erscheint, ein etwas verbitterter englischer Béranger; „Die Seufzerbrücke", „Das Arbeiterlied", „Eugen Aram's Traum" sind Gedichte von dem originellen Gepräge einer herben Energie, und es ist zu bedauern, daß Hood nicht ausgiebiger gerade mit diesen eigenthümlichen Schätzen seiner Lyrik geschaltet hat. In seinen andern Gedichten finden sich unleugbar mannichfache Schönheiten, z. B. in der „Ode an den Mond", obgleich in ihr die mythologische Färbung stört; aber er bewegt sich hier doch in den etwas ausgefahrenen Gleisen der Allerweltslyrik. Die Uebersetzung ist fließend, zwanglos und von selbständigem dichterischen Halt.

Was das kleine Hexameterepos von H. W. Longfellow: „Miles Standish's Brautwerbung" (Nr. 6), betrifft, so ist es eine Humoreske ohne tiefere Bedeutung, mit getreuer nordamerikanischer Färbung, denn es fehlen weder die Rothhäute noch die puritanischen Mädchen. Einzelne Züge der Genremalerei sind von ansprechender Frische. Die Hexameter der Uebersetzung, in denen mit großer Consequenz Längen vom schwersten Kaliber als Kürzen gebraucht sind, beweisen zur Genüge, daß man am Mississippi in der Prosodie und Metrik noch weit hinter der Isar und Spree zurück ist!

---

7. Leid und Trost von Andreas Munch. Nach der fünften Originalauflage aus dem Norwegischen übersetzt von F. v. K. Mit dem Porträt und einem Vorwort des Dichters. Berlin, Haude u. Spener. 1860. 16. 1 Thlr.
8. Die Brautfahrt der Königstochter. Gedicht in zwölf Romanzen von Andreas Munch. Aus dem Norwegischen übersetzt von F. v. K. Berlin, Haude u. Spener. 1861. 16. 27 Ngr.

9. William und Rachel Russel. Historische Tragödie in fünf Acten von Andreas Munch. Unter specieller Approbation des Dichters aus dem Norwegischen übertragen von John Burt. Zweite verbesserte Ausgabe des „Lord William Russel". Mit einem Anhang. Leipzig, Lorck. 1860. 8. 22½ Ngr.
10. Ausgewählte Dichtungen von Hedwig Charlotte von Nordenflycht. Aus dem Schwedischen von Ferdinand Otto Freiherrn von Nordenflycht. Berlin, Decker. 1859. Gr. 16. 24 Ngr.
11. Des Fähnrichs Stohl Sagen. Eine Liedersammlung von Johan Ludwig Runeberg. Ins Deutsche übersetzt durch A. Tk. Leipzig, Köhler. 1859. 8. 16 Ngr.

Die skandinavische Poesie zeichnet sich nicht durch glänzendes Colorit, nicht durch geniale Beweglichkeit und geistvolle Tiefe, aber durch eine schlichte Treue und Wahrheit der Darstellung, durch gesunde Einfachheit der Empfindung aus. Ihr Charakter ist wesentlich puritanisch, und es gibt wenig Dichter, die sich von einem erbaulichen Ton freihalten. Die sogenannten Genies, wie Bellmann, sind aber wüst und zum Theil roh. Dem geistigen Reichthum gegenüber, welcher sich in der deutschen, englischen und französischen Literatur ausspricht, kann man die skandinavische eher für arm an Ideen und Anschauungen erklären. Eine matte, bläßliche Färbung, etwas Weltabgelegenes ist in den meisten Dichtungen nicht zu verkennen.

Auch in dieser Literatur prägt sich ein ähnlicher Kampf, wie in der unserigen, zwischen der akademischen und der modernen Richtung aus. Die Phosphoristen waren Anhänger einer classischen Musterpoesie; ihnen trat eine nationale Partei, die Gothen, gegenüber, welche wol von dem richtigen Princip ausgingen, die Dichtung müsse im Leben des Volks wurzeln, aber dabei die alten rüden Sagenhelden mit ihrer faustrechtlichen Bravour in einer für die Gegenwart unerquicklichen Weise bevorzugten. Dieser Kampf scheint jetzt indeß auch in Schweden und Norwegen sich zu Gunsten einer modernen Poesie zu entscheiden, welche zwar aus dem nationalen Leben, aber aus dem nationalen Leben der Gegenwart herausdichtet: eine Entscheidung, die auch in Deutschland nicht ausbleiben kann.

Von den Poeten, die wir zu besprechen haben, ist der norwegische Dichter Andreas Munch gleichzeitig durch eine lyrische Sammlung, ein episches Gedicht und ein Trauerspiel vertreten. Was ihn durchweg charakterisirt, ist ein schlichter, frommer Sinn, Einfachheit im Entwurfe der größern Compositionen, Correctheit in der Form der Darstellung. „Leid und Trost" (Nr. 7) sind elegische Gedichte, Familienklagen um eine dahingeschiedene Gattin, um verstorbene Kinder, und der Trost quillt ihm einfach aus dem Borne des Glaubens:

> So wenn der Schmerz uns finstre Nacht gesendet,
> Die unser Lebenslicht uns hat verdunkelt,
> Und unsern Sinn den Blumen hat entwendet —
> Da flammt es auf, der Stern des Glaubens zündet,
> Sein heller Glanz in dunkler Seele funkelt
> Und unsre Sehnsucht nun die Ruhe findet.

Den leidenden Dichter tröstet der Rathschluß Gottes. Uns scheint indeß, als ob biblische Wendungen der Poesie nicht günstig wären, die eben etwas Eigenes sagen soll; denn wozu wäre sie sonst da? Eine lebendigere poetische Ader als in den Klagesonetten spricht sich in Gedichten, wie „Wiedergeöffnete Natur" und „Auf der Bibliothek" aus; besonders in der letztern begeisterten Ode:

> Hier stehen Seite an Seite
> Freunde und Feinde, Kämpfer und Sieger
> Beisammen in Frieden.
> Hier finden sich Dichter und Forscher,
> Denker und Wirkende
> In schönem Kranze vereint.
> Hier füget sich sichtbar
> Zu harmonischen Strahlen
> Die große Klangfigur
> Vom Lobgesange der Menschheit
> An ihren Schöpfer.
> Oft wenn ich grambeladen
> Umhergewandert bin
> In diesen stillen Räumen,
> Ist von der Geisterwelt
> Herniedergeschwebt zu meinem kranken Herzen
> Ein stiller Friede,
> Erfrischend wie Abendthau
> Auf dürstende Blumen —
> Und hab' ich oft zu hören geglaubt
> Hoch über meinem Haupte
> Ein leises beruhigendes Lispeln,
> Ahnungsvoll und feierlich,
> Wie das stille Säuseln
> In den Gipfeln des Waldes,
> Wenn der Nachtwind darüber hinfährt.

Das episch-lyrische Gedicht Munch's: „Die Brautfahrt der Königstochter" (Nr. 8), behandelt die Brautfahrt der Tochter des norwegischen Königs Hakon, Christine, um welche ein spanischer Königssohn anhielt und welche (1262) mit ihrem Gefolge nach dem Süden zu ihrem Verlobten reiste. Das verbrauchte Motiv dieser „Brautfahrten", daß der Bräutigam incognito sich den brautwerbenden Gesandtschaften anschließt und das Herz der Geliebten in kleinbürgerlicher Weise durch seine Persönlichkeit zu gewinnen sucht, bildet auch hier den Faden der Intrigue; doch ist derselbe gegen den Schluß hin mit vieler Geschicklichkeit geschürzt, sodaß man der Entwickelung des längst Errathenen doch nicht ohne Spannung zusieht. Einzelne Schilderungen, wie die des Meersturms, des Ueberfalls in den Pyrenäen sind lebendig, und der Liebeshof in Narbonne gibt ein interessantes Pröbchen mittelalterlicher Liebesscholastik.

Die historische Tragödie von Andreas Munch: „William und Rachel Russel" (Nr. 9), ist eine Verklärung des gesinnungsfesten Puritanerthums. Der Held fiel bekanntlich einer Verschwörung gegen Karl II. zum Opfer und wurde auf Befehl dieses Königs hingerichtet. Doch hat der Dichter seine tragische Schuld in einer Weise abgeschwächt, welche die eigentlich tragische Kraft seines Werks gefährdet und es mehr in ein Rührstück mit traurigem Ausgang verwandelt. Hierzu kommt, daß das Heldenthum der Tragödie sich an Mann und Weib gleichmäßig vertheilt. So groß ist der skandinavische Familiensinn, so sehr betrachtet der Dichter Mann und Weib als Eine Persönlichkeit, daß er durch dies gemeinsame Heldenthum

beider die Einheit seiner Tragödie nicht zu gefährden glaubt. Lady Russel ist eine sittenstolze und sittenstrenge Puritanerin, deren Benehmen, besonders der Herzogin von Portsmouth gegenüber, wol eine kalte, feierliche Hochachtung, aber keine warmen Sympathien erwecken kann. Anlage und Diction der Tragödie sind von einer Einfachheit, welche zu ihrem puritanischen Inhalte vollkommen paßt.

Daß selbst eine nordische Sappho die Sprache der Leidenschaft nicht mit der Energie südlicher Glut spricht, das beweisen die „Ausgewählten Dichtungen" von Hedwig Charlotte von Nordenflycht (Nr 10), jener schwedischen Sängerin des vorigen Jahrhunderts, deren Gedichte ein jetzt in Deutschland ansässiger Abkömmling der schwedischen Familie durch eine im ganzen gewandte Uebersetzung bei uns einzubürgern sucht. Charlotte von Nordenflycht (geb. 1718, gest. 1763) ist, wie uns der Verfasser in einer interessanten Biographie mittheilt, durch eine Reihe von Lebens- und Herzensschicksalen zu ihren dichterischen Ergüssen begeistert worden. Ihre erste Ehe mit einem Techniker, Tidemann, wurde rasch durch den Tod desselben gelöst. Es war eine Verstandesehe, zu welcher sich die Dichterin nur durch die geistigen Vorzüge Tidemann's bestimmen ließ. Denn „in dem Maße, als sein Geist edel und gebildet war, erschien sein Aeußeres vernachlässigt. Obgleich erst 25 Jahre alt, trugen seine Züge das Gepräge von 40 Jahren; seine Gestalt wurde durch eine starke Unebenheit des Rückens entstellt, und auch sein Anzug war zu wenig sorgfältig, um einem Mädchen von 15 Jahren zu gefallen." Glücklicher war ihre zweite Ehe mit einem jungen Geistlichen, Namens Fabricius, die sie im Widerspruch gegen die Einwendungen ihrer Familie schloß. Doch auch diese Ehe wurde rasch durch den Tod gelöst. Achtzehn Jahre später faßte Hedwig von Nordenflycht eine glühende Neigung zu einem jungen Manne, Fischerström, der aber nur die Dichterin in ihr ehrte, nicht das Weib liebte. Der Schmerz dieser Enttäuschung durchglüht ihre letzten Gedichte, in denen die „schwedische Urania", die „Hirtin im Norden" sich in eine schwedische Sappho verwandelt. Um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, faßte sie auch den Entschluß, das ihr unerträglich gewordene Leben in den Fluten zu enden. Doch zog sie sich bei dem Versuche nur eine heftige Erkältung zu, an welcher sie starb.

Von den vorliegenden Gedichten athmen die an Fischerström gerichteten die meiste Leidenschaft. Sie übersendet ihm eine Hyacinthe, die sie treulich gepflegt, die aber schon verwelkend das Haupt hängt — ein Sinnbild, über dessen Deutung sie den hartherzigen Geliebten nicht in Zweifel läßt; denn sie singt von dieser Hyacinthe:

> Und plötzlich, da mit sel'gem Hoffen
> Mein Auge noch auf dich geblickt,
> Hat grauser Wandel dich betroffen,
> Stehst wie von Sturmeshauch geknickt.
> Du schmähest plötzlich all mein Mühen,
> Hast meiner Pflege nicht mehr Acht,
> Willst all' mit deiner Schönheit fliehen —
> Ist das nicht undankbar und hart?

Im zweiten Gedichte aber spricht sie ihren Schmerz und ihre Resignation ohne alle symbolische Verhüllung aus:

> Was seh' ich! O, welch neuer Kummer,
> Welch neue Nahrung meinem Schmerz!
> Welch neue Folter meinem Schlummer,
> Welch neuer Schlag für dieses Herz!
> Die Augen, die mein Leben schlossen,
> Und ach! auch meinen Tod in sich,
> In Liebe zärtlich überflossen —
> Für eine andere als mich!

Und im letzten Verse heißt es:

> O denke nur nicht, daß die Ehre
> Dich binde, oder wol die Pflicht!
> Bei allem, was ich hoch verehre,
> Das schwör' ich dir, das will ich nicht.
> Eh' mag vor Schmerz mein Leben schwinden,
> Doch fordr' ich Liebe nicht mit Zwang:
> Du kannst mein Glück nun nicht mehr gründen,
> Da dein's zu gründen mir mislang.

An melancholischen Dichtungen, an Liedern der Resignation, an Klagen des gepreßten Herzens fehlt es überhaupt in der Sammlung nicht, selbst nicht in den Schäfergedichten, die ganz im Geschmack des vorigen Jahrhunderts gehalten sind. In demselben Geschmack ist auch das epische Gedicht „Der Heereszug über den Belt" abgefaßt, in welchem allegorische Figuren, wie die Politik, der Neid, die Gefahr, das Glück, die Furcht, der Friede, mit mythologischen Gestalten wie Minerva sich in der Leitung der Kriegsgeschicke ablösen. Das eigentlich Werthvolle der Sammlung findet sich nur in den Herzensergüssen der Dichterin, deren durchgängig schwermüthige Grundstimmung etwas Anziehendes hat.

„Des Fähnrichs Stohl Sagen" von dem neuen schwedischen Dichter Johan Ludwig Runeberg (Nr. 11) ist eine Sammlung von Kriegsliedern und Kriegsgeschichten aus dem finnischen Kriege, volksthümlich, martialisch, genrebildlich gehalten, mit einem Anfluge derben Soldatenhumors. Dieser Fähnrich Stohl, der Lieutenant Zidim, der seine lieben Wehrburschen so tapfer ins Feuer führt, der Corporal des Hrn. von Konow, Swan Dufwa, der ungeschickte Rekrut, der so schlecht exercirt, aber so tapfer kämpft und sich so unerschrocken todtschießen läßt, Sandels, der gemüthliche Esser und Trinker, der dabei ein so unwiderstehlicher Held ist: das ist eine Gruppe soldatischer Pickwickier, die vom Dichter mit recht frischen, oft burlesken Zügen ausgestattet sind. Die Wahl eines nationalen und volksthümlichen Stoffs aus neuer Zeit spricht überdies für den richtigen Instinct des Poeten. Wenn dennoch die Sammlung auf deutsche Gemüther einen wenig erquicklichen Eindruck macht, so liegt dies theils an der specifisch schwedischen Färbung der Gedichte, theils an dem etwas zu realistischen Ton, den der Dichter anschlägt, besonders aber an den Härten, Ecken und Kanten der Uebersetzung, welche die Schwierigkeit, eine frische volksthümliche Weise in fließender, dichterisch geadelter Form nachzudichten, nicht überwunden hat. Rudolf Gottschall.

Lebensläufe deutscher Männer.

An biographischen und autobiographischen Schriften haben wir jetzt eher Ueberfluß als Mangel. Man möchte fast fürchten, es werde bald keinen Hof-, Schul-, Kirchen- und Regierungsrath mehr geben, der nach seinem Tode ohne ein literarisches Denkmal in Form einer Biographie wegkommen sollte; keinen „Selbstdenker“ — und wir haben in Deutschland so viele „Selbstdenker“ als es Deutsche gibt —, der nicht noch bei Lebzeiten die Aufzeichnungen über seine Entwickelung und seine Lebensschicksale erscheinen ließe. Die Gründe dieser echt deutschen Erscheinung hier zu untersuchen, würde zu weit führen; auch liegen sie wol so nahe, daß jeder Leser die dazu nöthigen Beobachtungen selbst anstellen kann. Aber was man auch über diesen Ueberfluß an biographischen und autobiographischen Biographien Freundliches oder Unfreundliches denken mag, so viel ist sicher, daß es nicht leicht eine Lebensbeschreibung gibt, aus der sich nichts lernen ließe, die nicht ihre individuell anziehenden Momente böte. Die lehrreichsten und interessantesten Biographien sind aber immer diejenigen, welche das Leben und Wirken von Männern behandeln, die es durch eigene Kraft zu etwas Bedeutendem gebracht, jeden Widerstand durch zähe Ausdauer bezwungen und gewissermaßen sich selbst gemacht und geschaffen haben. Dies kann man auch von den Männern sagen, deren Leben und Wirken in den nachstehenden biographischen Schriften geschildert wird.

1. Karl Heinrich Ferdinand Schütze auf Schweta. Ein Bild seines Lebens, nach seinen eigenen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen gezeichnet von Karl August Georgi. Zum Besten der Schütze'schen Stiftungen in Meißen. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser dieser Biographie bemerkt im Vorwort, daß sie, wenn sie auch erst nach dem Hintritt des Geschilderten erscheine, doch unter seinem unmittelbaren Einflusse entstanden sei und daher den vollkommensten Anspruch auf Glaubwürdigkeit mache, was eben nichts anderes sagen soll, als daß sie wesentlich auf Selbstaufzeichnungen und Bekenntnissen Schütze's beruht. Das Streben, von vielen genannt zu werden, sei dem Hingeschiedenen im Leben stets vollkommen fremd gewesen, was auch gewiß nicht zu viel behauptet ist, denn außerhalb Sachsens wird Schütze so gut wie gar nicht und in Sachsen zunächst auch nur von denjenigen gekannt sein, welche mit ihm in persönlicher und geschäftlicher Beziehung standen, in nächster Nähe sein wohlthätiges Wirken beobachten konnten oder noch etwa von seiner Thätigkeit als früheres Ständemitglied etwas zu erfahren Gelegenheit hatten. Von der in Deutschland so verbreiteten Sucht nach persönlichen Auszeichnungen, nach Titeln, Orden, Stellungen u. s. w. nimmt man bei Schütze durchaus nichts wahr, obschon er sich wol in der Lage befand, diese Sucht, falls er von ihr behaftet gewesen wäre, im vollsten Maße zu befriedigen. In Nordamerika und England hatte er schon früh gelernt, dergleichen Aeußerlichkeiten gründlich zu verachten. Aber wol lag ihm daran, „auch nach seinem Hintritte mit seinen Lebenserfahrungen, den Resultaten seines Strebens, seinem Beispiele oder wie man immer den innersten Kern seines Seins und Waltens benennen möge, der Welt zu nützen, andere zur Nacheiferung anzuregen, einen Funken seines innern Lichts in sie überzutragen und in solcher Weise in ihnen fortzuleben“. Dies schien ihm, um mit dem Herausgeber zu sprechen, „am Scheidepunkte zweier Welten verdienstvoll. Dies Opfer glaubte er im Greisenalter der Welt noch schuldig zu sein.“

Schütze war in Meißen am 24. Februar 1778 geboren und Sohn des Miniaturmalers an der Porzellanfabrik zu Meißen, Johann Karl Schütze. Er besuchte als Extraner die dortige Stadtschule und dann die Fürstenschule und zeichnete sich schon früh durch seine Begabung für Rechnen, Mathematik und Algebra aus. Schon hieran zeigte sich, daß er mehr zu einem praktischen, als zu einem wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf geboren war. Zudem sah er sehr bald ein, daß bei den beschränkten Verhältnissen seines Vaters das Vorhaben, eine wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen, nicht durchzuführen war, ohne Unterstützungen, die ihm auch bereits mehrfach in Aussicht gestellt waren, in Anspruch zu nehmen, und dieser Gedanke war ihm unerträglich. Wenn er je einen Ehrgeiz besaß, so war es der, alles sich selbst zu verdanken und sobald als möglich eine ehrenvolle Unabhängigkeit zu erringen. Er widmete sich daher der Erlernung des Handels, und zwar in dem Detail- und Grossogeschäft seines ältern Bruders Johann Gottlob Wilhelm Schütze in Leipzig, suchte sich hier besonders jene genaue Waarenkenntniß zu erwerben, welcher er namentlich seine spätern Erfolge verdankte, betrieb aber zugleich auch mit demselben Eifer den theoretischen Theil der Handelswissenschaft. Auch das Abhärtungssystem, dem er schon von früh an seinen Körper unterworfen hatte, kam ihm später sehr zu statten. So ließ er schon in Meißen sein Bett in eine Dachkammer bringen und begnügte sich hier, auf bloßem Stroh zu liegen; im Winter ging er nur leicht bekleidet und verschmähte beispielsweise das Anziehen von Handschuhen; er machte oft lange und ermüdende Spaziergänge und gewöhnte sich, mit Morgengrauen aufzustehen.

Aber bald fand er die Verhältnisse in Leipzig beengend und ungenügend; er sehnte sich, die Welt und größere Verkehrsverhältnisse kennen zu lernen und machte, 19 Jahre alt, 1796 eine Reise nach dem damals von Deutschland aus nur sehr wenig besuchten Nordamerika, wozu in jener Zeit ein energischerer Entschluß gehörte als heutzutage. Vorher besuchte er Berlin, wo er sich in die Freimaurerloge Royal York aufnehmen ließ. Die in der Loge übernommenen Verpflichtungen: stets und unabänderlich die Wahrheit zu sagen, alle seine Nebenmenschen, wer sie auch sein möchten, soweit es seine Kräfte erlaubten, durch Rath und That zu unterstützen, und die Menschen immer mit Nachsicht zu beurtheilen, gelobte er sich schon damals aufs feierlichste, lebenslänglich mit der strengsten Gewissenhaftigkeit zu halten. Diese einfachen Grundsätze praktischer Lebensweisheit blieben ihm stets gegenwärtig, bestimmten seine Handlungen und Unterlassungen und hielten ihn, was er noch im Greisenalter dankbar anerkannte, von manchen Thorheiten und Ausschweifungen der Jugend zurück. Es war freilich sein Glück, daß er Ordensbruder in so jungen Jahren wurde, wo sich solche Grundsätze in das weiche und enthusiastische Gemüth tiefer eindrücken und das Vertrauen auf die Menschen noch meist in voller lebendiger Stärke besteht. Was würden unsere Universitäten für die sittliche Erhebung des Volks und für das Wohl der Menschheit leisten können, wenn auf ihnen statt der jetzigen Corpsverbindungen und Landsmannschaften Verbindungen beständen, bei denen Grundsätze dieser Art zu den Gelöbnissen gehörten! In Philadelphia — und hierzu wirkte auch der Zufall mit — hatte er das Glück, bei Henry Andrew Heins, einem geborenen Hamburger und Chef eines der bedeutendsten und geachtetsten Handelshäuser der Stadt, Unterkunft und sehr bald das Vertrauen seines Chefs in solchem Grade zu erwerben, daß derselbe ihm gestattete, sich auf eigene Hand in kleinen Handelsgeschäften zu versuchen und dadurch seine Ersparnisse nutzbar zu verzinsen. Seine Aufopferung für das Haus wie für die Menschheit bewies er namentlich während der Schreckenszeit im Jahr 1797, als das Gelbe Fieber die Bevölkerung Philadelphias dec mirte; einen eigenen Fieberanfall bestand er glücklich. Oft führten ihn seine durch Handelsgeschäfte bedingten Excursionen in d Innere des Landes und in die unwegsamen Dickichte des U waldes, die sich damals noch bis in die Nähe Philadelphi erstreckten. Eine der theuersten Erinnerungen, die er a Amerika mitbrachte, blieb ihm die an General Washington, d er öfter zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Schütze gestan daß die würdevolle Größe und edle Einfachheit des selten Mannes einen größern Eindruck auf ihn gemacht habe als irgen etwas in seinem ganzen spätern Leben. Im Jahre 1798 keh er nach seiner Heimat zurück, wo er die mitgebrachten Waa mit ansehnlichem Vortheil verkaufte. Schütze führte auch e Anzahl von Cigarren mit sich, deren Gebrauch damals

Sachsen noch so unbekannt war, daß er mehrmals daheim gefragt wurde, ob er Zimmet rauche. Im Jahre 1798 begab er sich nach London, wo er nun erst alle Hülfsmittel und alle Spannkraft seines Geistes in Bewegung setzte, nachdem bei einer 1799 über den leipziger Handelsstand ausgebrochenen Krisis sein Bruder sich genöthigt gesehen, seine Zahlungen einzustellen, was auch den Verlust seines eigenen kleinen in Nordamerika mühsam erworbenen Vermögens zur Folge hatte. Bald aber schwang er sich empor und im Jahre 1802 war er so weit, mit Röhrs ein eigenes Haus in London (Firma: Schütze, Röhrs und Comp.) zu begründen, dem er durch Solidität, die in Englands Handelswelt erstes Erforderniß ist, durch unermüdliche Thätigkeit und durch kluge Speculationen einen glänzenden Aufschwung verschaffte. Er erwarb auch das englische Indigenat, und die Gebräuche, die damals hiermit verbunden waren, sind merkwürdig genug. Der Biograph erzählt: „Nachdem er in der St.-Martinskirche zum Beweis, daß er Protestant sei, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen, vor versammelten Lords den englischen Unterthaneneid geleistet und dabei auch der Oberherrlichkeit des Papstes über die englische Kirche feierlich entsagt, auch einen Vers aus der Bibel vorgelesen hatte, ward endlich die dreimal in beiden Häusern verlesene Naturalisationsacte unter dem 25. März 1803 durch königliche Sanction bestätigt. Schütze ward hierdurch englischer Unterthan und aller Rechte eines geborenen Engländers theilhaftig; mit alleiniger Ausnahme der, daß er nicht Erzbischof von Canterbury, noch Commandeur-en-Chef der Armee, noch Lordkanzler werden durfte."

Andere interessante Einzelheiten, auch die mehrfachen Reisen Schütze's nach dem Continent und (im Jahre 1812) nach Stockholm und Petersburg, wo er einen innigen Freundschaftsbund mit Arndt schloß, auch mit dem Freiherrn vom Stein, mit dem Fürsten von Hessen-Philippsthal, dem Grafen von Dohna u. s. w. näher bekannt wurde, müssen wir hier übergehen; aber wir können nicht umhin, mit dem Biographen hervorzuheben, in welcher edeln Weise das englische Volk dem aus tausend Wunden blutenden Deutschland nach dessen Befreiung vom Franzosenjoch zu Hülfe kam: „In wahrhaft großartiger und erhebender Weise, die das deutsche Volk nie vergessen darf, erhob sich die christliche Barmherzigkeit in dem befreundeten England, den vom Kriege am härtesten betroffenen Gegenden Deutschlands die helfende Bruderhand zu reichen. In London trat aus den geachtetsten und ehrenwerthesten Männern der Stadt für diesen Zweck ein Hülfscomité zusammen und sein Hülferuf an die Nation erscholl nicht unerhört. Nahe an 150000 Pf. St. wurden in kurzer Zeit aufgebracht und das Parlament bewilligte aus eigener Bewegung eine Beitragszahlung von 100000 Pf. St., sodaß demnach gegen 1½ Million Thaler disponibel waren." Im Jahre 1817 kaufte Schütze das Rittergut Schweta bei Mügeln, in der ergiebigsten Gegend des Landes, der sogenannten Kornkammer von Sachsen gelegen. Seitdem gehörte seine segensreiche praktische Thätigkeit seinem speciellen Vaterlande an. Mit einer großen Anzahl praktischer Einrichtungen und wohlthätiger Anstalten, die seitdem in Sachsen hervorgerufen wurden, ist sein Name unvergänglich verflochten. Auch hat Schütze, ohne jemals genannt zu werden, an vielen wichtigen Regierungshandlungen den regsten Antheil genommen. Er ist bis zu seinem am 14. Mai 1860 erfolgten Tode in dieser gemeinnützigen Thätigkeit nicht ermattet; kurz, wir haben hier einen Kaufmann im großen Stile vor uns, ein bei uns nicht eben häufiges Exemplar von der Gattung, die eher im Roman verherrlicht zu werden verdient, als irgendein Handlungschef, welcher Reichthümer ansammelt, ohne sie im Dienst der Menschheit nutzbar und flüssig zu machen, oder höchstens, um seiner Tochter bei ihrer Verheirathung eine beträchtliche Mitgift mitzugeben. Wissenschaft und Kunst hatten sich freilich von dem Gutsherrn auf Schweta keiner besondern Fürsorge zu erfreuen; doch wollen wir ihm bei seiner ganzen auf das Praktische gerichteten Thätigkeit keinen Vorwurf daraus machen. Auf Einzelheiten aus dem letzten Abschnitt seines Lebens können wir hier nicht weiter eingehen; wir hatten bei unserm Bericht nur die Absicht, auf diese Schrift das Publikum und namentlich Schütze's Landsgehörige aufmerksam zu machen, nicht aber ihnen die Lectüre derselben zu ersparen. Nur die Geschichte seiner letzten Krankheit, die wie alle Krankheitsgeschichten etwas Peinliches und Langweiliges hat, scheint uns zu lang gedehnt; doch ist dies eine Lieblingsgewohnheit fast aller neuern Biographen.

2. Leben Wilhelm Achtermann's. Münster, Aschendorff. 1860. 8. 5 Ngr.

Diese Schrift, deren Erlös für die barmherzige Bruderschaft vom heiligen Vincentius bestimmt ist, stellt den höchst merkwürdigen Lebens- und Entwickelungsgang eines Mannes dar, der, aus den niedrigsten bäurischen Verhältnissen hervorgegangen, sich zu einem achtungswerthen Künstler emporgearbeitet hat und jetzt wol der einzige ist, welcher in der Sculptur eine ausschließlich religiöse Richtung verfolgt. Solche Biographien haben immer ihr ganz besonderes Interesse. Theodor Wilhelm Achtermann ist am 15. August 1799 geboren, Sohn eines Schreinermeisters, und wurde schon früh zu seinem Oheim, dem Erbpachter eines westfälischen Bauernhofs, gethan. Hier mußte er pflügen, spinnen und im Herbst die Schweine hüten. Sein Unterricht war der dürftigste und beschränkte sich fast nur auf die Anfangsgründe der katholischen Religion. „Er war immer frommer Natur", heißt es in dieser Schrift, „und hat nie Bubenstreiche ausgesonnen, wol aber manchmal im Katechismus gelernt und bisweilen fromme Lieder gesungen, die er noch nicht vergessen hat." Indeß konnte er beim Schweinehüten doch nicht immer fromme Lieder singen, und so beschäftigte er sich damit, mit einem Knief Peitschenstöcke zu schneiden und Verzierungen hineinzuritzen. Hierbei benutzte er, um nicht so häufig aufstehen und den abirrenden Thieren nachlaufen zu müssen, eine Eigenthümlichkeit der Schweine zu seinem Vortheile: „Wenn die Thiere eines ihres Geschlechts schreien hören, so laufen sie alle zu diesem. Achtermann band also eins derselben neben sich am Fuße fest und fütterte es mit Eicheln und Pumpernickel. Wenn nun dieses Thier bisweilen sich losmachen wollte und seine Stimme hören ließ, so liefen die andern jedesmal herbei. Auf diese Weise konnte er ruhig sitzen bleiben und schnitzeln." Und bei diesem Schnitzeln kam noch etwas anderes heraus als bloßer Zierath, nämlich zu seiner eigenen höchsten Ueberraschung menschenähnliche zierliche Gesichtchen — aus einem Peitschenstock, geschnitten von der bäurischen Hand eines westfälischen Schweinehüters! Aber den jungen Künstler traf das gewöhnliche Los: die Schweine liefen vor ihm davon und die Menschen, die nur allzu oft etwas von der Natur dieser Thiere haben, wollten seine Leistungen ebenso wenig anerkennen; Oheim und Tante gaben ihm schwerere Arbeit zu verrichten, „damit ihm seine Grillen vergingen".

Der Staat dagegen erkannte sein Verdienst, daß er jung, schlank und kräftig war, dadurch an, daß man ihn nöthigte, seiner Militärverpflichtung nachzukommen; man schrieb ihn aber, weil er durch den Tod seines Oheims auf dem Erbe unentbehrlich geworden, nicht der Linieninfanterie, sondern der Landwehr zu. Als Schweinehirt konnte er wenigstens Peitschenstöcke schnitzen, beim Militär verging ihm auch dieses Gelüst; denn er würde mit solchen Allotriis bei seinen militärischen Vorgesetzten noch weniger Dank erworben haben als bei den westfälischen Bauern. Kein Zustand ist ja der Kunst feindseliger als modernes Soldatenwesen. Da aber Achtermann eine geschickte Hand und ein sicheres Auge hatte, wurde er bald wenigstens ein ausgezeichneter Schütze, was ihm, wie wir später sehen werden, in wunderlicher Art von Nutzen war.

Achtermann sollte auf dem Erbe seines Oheims bleiben, doch nur unter der ihm von seiner Tante gestellten Bedingung, daß er sich anheischig mache, seinerzeit eine Nichte von ihr heimzuführen. Diese war aber noch ein Kind von sieben Jahren, und Wilhelm stand bereits im dreißigsten. Achtermann war schnell entschlossen und trat, der Dreißigjährige, bei seinem Vater, dem Schreiner, in die Lehre. Hier hatte er nun genug zu

schnitzen, und bald war er, was die Feinheit und Zierlichkeit seiner Arbeiten betraf, ein Gegenstand der Bewunderung bei Gesellen und Meistergesellen. Ein von ihm mit Schnitzereien versehenes Orgelgehäuse für die Kirche zu Reklinghausen zog die Aufmerksamkeit des Pastors Krabbe, jetzigen Domdechanten, auf sich, und sein Beifall war es, welcher bei Achtermann den Entschluß hervorrief, sich ausschließlich der Bildhauerei zu widmen. Achtermann übte sich nun bei einem Bildhauer, der sich eben in Münster niedergelassen hatte, im Holzschnitzen, und der Oberpräsident von Vincke, durch mehrere zierliche Arbeiten auf ihn aufmerksam geworden, empfahl ihn nach Berlin, wohin Achtermann ein Crucifix nebst ein paar kleinen Gegenständen als Talentproben einschickte. Die Rückantwort lautete: der Verfertiger habe Talent und verdiene eine höhere Ausbildung. Freilich erstaunten die vornehmen berliner Professoren der Sculptur nicht wenig, als sich Achtermann bei ihnen in Person meldete, ein Mann von 32 Jahren, mit treuherzigen aber bäurischen Manieren, ohne alle Vorbildung, der nicht einmal rechnen und schreiben gelernt hatte! Doch auf die Vincke'sche Empfehlung hin gab man ihm einen Thaliakopf in Thon zu modelliren auf, und Achtermann brachte den Kopf zwar mit vieler Mühe, da er mit den Modellirhölzchen nicht umzugehen wußte, aber glücklich fertig, sodaß Schadow verwundert sagte: „Er hat ein Auge", und ihm weitere Aufgaben stellte. Schon im ersten Jahre bekam Achtermann eine Prämie für sein Modelliren nach der Natur, auch gewährte ihm der König Friedrich Wilhelm III. eine kleine Unterstützung, aber wol bemerkt nicht sowol wegen einer gutgelungenen Achtermann'schen Büste, als weil er kürzlich auf den angehenden Künstler durch seine Bravour im Schießen aufmerksam gemacht worden war! Eine recht interessante Episode bildet sein Aufenthalt bei einem wohlhabenden ukermärkischen Landmann, der ihm den Auftrag nach Berlin ertheilt hatte, für sein verstorbenes Söhnchen ein Grabmonument, einen Engel, zu fertigen. Der Biograph erzählt: „Achtermann zog hin, und als er ins Haus trat, fragte ihn der Mann: «Ist er der Künstler, der schöne Engel machen kann?» — «Ja wohl.» — «Kann er denn einen Engel machen, gerade so wie mein Sohn Philippchen?» Achtermann zog die Schultern und erinnerte, er habe ihn nicht gekannt, und ohne Bildniß des Söhnchens ginge das doch nicht. «Was!» sagt der Mann etwas entrüstet: «Er ist mir als Künstler empfohlen, und das kann er nicht? dann versteht er sein Handwerk nicht.» Achtermann, der Mitleid hatte mit der großen Einfalt des Landmanns — denn er war ja selbst einfacher Bauersmann gewesen —, suchte ihm, anstatt in gewissem Künstlerstolze über die unerhört beschränkten Künstlerbegriffe des Bauern höhnisch zu lachen, in aller Gelassenheit begreiflich zu machen, daß ein Künstler doch nichts Uebermenschliches vermöge, sondern wenn er Geschicklichkeit habe, das Bild der Natur in Stein oder Holz nachschneiden könne, und fragte dann den schwerbegreifenden Vater, ob das verstorbene Söhnchen lebende Geschwister habe, die ihm ähnlich sähen. «Ja», antwortete der Mann freudig, «unser Annemariechen sieht gerade so aus. Hier ist sie, sitz' still, Kind, der Herr will dich besehen.» Achtermann merkte sich genau die Züge des Kindes, zeichnete sich die Gesichtsform auf und ging fort, nachdem er mit dem Manne um den nicht zu hohen Preis sich geeinigt hatte. Nach Vollendung der Arbeit brachte Achtermann dem Landmanne sein Werk, und froh war der betrübte Vater, in dem Engel sein verstorbenes Philippchen wiederzuerkennen. Ohne weiteres mußte Achtermann einige Tage bei ihm bleiben und sich erholen."

Hier erfand Achtermann auch einen Pflug, der den dort gebrauchten, sehr unzweckmäßigen Pflug ersetzen sollte und der dann als Normalpflug für jene Gegenden empfohlen wurde. Dieses Pfluges wegen, nicht aber in Berücksichtigung seines Künstlertalents, erhielt er von dem Minister Schuckmann eine Prämie von 200 Thalern. Sonst ging es ihm in Berlin herzlich schlecht. Die Professoren der Akademie und „die Herren, welche die Künstler protegiren", wollten zuletzt von dem bäurischen Achtermann nichts mehr wissen und zogen die Hand von ihm zurück. Auch der Künstlerneid, von dem auf S. 92 ein merkwürdiges Beispiel erzählt wird, spielte ihm manchen bösen Streich. Aber sein einfacher religiöser Sinn gewährte ihm Trost in seiner Trübsal, und gänzlich fern hielt er sich von allen Leichtfertigkeiten, denen sich manche seiner protegirten jüngern Kunstgenossen zum Schaden ihres Gemüths und Talents ergaben. Auch fanden sich außerhalb der Künstlerkreise manche, die ihm wohl wollten, z. B. der verstorbene Staatsrath Schmedding, der ihn so gern hatte, „daß er ihm sogar beim Abendbrot persönlich im Lesen und Schreiben Unterricht gab, wobei er sich denn an der naiven Unterhaltung seines natürlich schlichten Landsmanns gern erholte". Die ganze künstlerische Richtung Berlins konnte einem rein in religiösen Vorstellungen lebenden Künstler wie Achtermann sehr wenig zusagen. Indessen hielt ihn die „technisch sehr gute" Schule so lange in Berlin zurück; denn, wie der Biograph bemerkt, „so exclusiv naturalistisch dieselbe ist und geradezu feindselig gegen alle kirchlich christliche Richtung, so verlangt sie von ihren Schülern ein sehr strenges und durchgebildetes Studium der Natur, die genaueste und gewissenhafteste Ausführung der kleinsten und unscheinbarsten Details der Figuren. Von der Vortrefflichkeit der berliner Bildhauerschule in technischer Hinsicht spricht Achtermann noch mit großer Achtung."

Endlich hatte Achtermann durch den Absatz, den seine kleinern Arbeiten gefunden hatten, doch so viel zusammen, daß er seinen sehnsüchtigen Wunsch, nach Italien zu reisen, in Ausführung bringen konnte. Unterwegs, in München, besuchte er Cornelius, weil man ihm gesagt, daß dieser von ihm gehört habe, und weil er dessen Ansicht über seine römische Reise einholen wollte. Cornelius empfing ihn in ganz anderer Weise als die vornehmen berliner Herren. Der Biograph erzählt: „Wie staunte Achtermann, als er von diesem großen Meister so freundlich aufgenommen und zu Tische geladen wurde. Wie nun Cornelius ihm die größte Hoffnung machte, daß ein Künstler, welcher Talent habe, eine Ausbildung genossen und Fleiß und Ausdauer habe, wie er, in Rom sicher zur Anerkennung gelangen würde, da wurde unserm Achtermann das Herz leicht." Dieser liebenswürdige Zug sieht dem auch als Mensch so vortrefflichen Cornelius ganz ähnlich.

Ueber Achtermann's Aufenthalt in Carrara und Rom wollen wir uns kürzer fassen; denn wir sind hier mit der eigentlichen Entwickelungsgeschichte, die im Leben eines Künstlers und Dichters immer die interessanteste und lehrreichste zu sein pflegt, zu Ende. Interessante Episoden finden sich übrigens auch weiterhin genug, wie die, wo er den Frauen von Carrara den Gebrauch des deutschen Spinnrads beibrachte und ihnen zu ihrer Verwunderung darauf etwas vorspann; denn den Italienerinnen war es ein Wunder, daß ein Mann spinnen konnte. So ging das Wort seiner alten Tante in Erfüllung: „Junge, du sollst spinnen lernen, du weißt nicht, wie dir's noch dienen kann." Anfangs ging es ihm auch in Rom herzlich schlecht; einmal war er sogar in Gefahr, wegen einer Schuld von 100 Scudi in den Schuldthurm zu kommen. Aber es fanden sich immer mehr Besteller; namentlich machte ihn eine Pietà berühmt, die sich jetzt in seiner Vaterstadt befindet und die in kleinern Abgüssen vielfach, auch in Italien, namentlich aber in England und Rußland verbreitet ist. Diese Pietà soll auf einen reichen Engländer, der sie in Münster sah, einen solchen Eindruck gemacht haben, „daß er aus einem kalten gleichgültigen Irrgläubigen ein warmer Katholik wurde". Er soll von Münster aus seine Reise nach Rom beschleunigt haben, nur um den Künstler persönlich kennen zu lernen. Der Biograph erzählt: „Sein erster Gang in Rom war zu Achtermann. Stumm setzte er sich sogleich vor das Modell der Pietà, nach stundenlanger tiefer Betrachtung desselben nahm er den Meister in Augenschein, und nach einigen Begrüßungen waren beide bald gute Freunde. Wir können es nur bedauern, den weitern Fortgang der Vorfälle zwischen beiden nicht mittheilen zu dürfen, weil beide nicht wünschen, daß darüber etwas der Oeffentlichkeit übergeben werde."

Auch einen „ungläubigen" deutschen Naturphilosophen sollen

der Anblick der Modelle und Werke im Achtermann'schen Atelier und Achtermann's „schlichte gesunde Antworten auf seine spitzfindigen naturhistorischen Fragen“ wenigstens so weit bekehrt haben, daß er vor Religion und Religiosität Achtung bekommen hat. Von dem Professor „aus ungläubiger Gegend“ gebeten, ihm einen Erinnerungsspruch in niederdeutscher Sprache in sein Album zu schreiben, kritzelte Achtermann, der allmählich das Schreiben nothdürftig erlernt hatte, eine selbstverfertigte Betrachtung in Versen hinein, die mit den Worten beginnt: „Ick kann nich räken, ick kann nich schriewen“ und mit den Reimzeilen schließt:

Dao stoh wi nu twe Räkenmesters.
De eene vull von Weltwiesheit, Verstand.
Den annern is dat alle unbekannt:
Doch möcht' he up sine Art auk een Exempel lähren.
Dat het: Men kann de Religion nich ganz entbehren.
De mot man hollen rein un guet.
Dann kümp dat beste Exempel herut.
Studeert düt up jue Reise terüg.
Et is dat Beste wat ju wünsken kann
Ju uprichtige Frönd Achtermann.

Der Professor „aus ungläubiger Gegend“ steht mit dem Künstler noch jetzt in Correspondenz.

Das großartigste Werk Achtermann's ist die aus fünf ganzen überlebensgroßen Figuren bestehende Gruppe „Die Kreuzesabnahme“, mit der er am 15. October 1858 in seiner Vaterstadt anlangte und die am 19. in den Dom zu Münster geschafft wurde. Den großen Marmorblock dazu holte der Künstler aus Carrara. „Daß man in Rom“, bemerkt der Biograph, „während der Fortschleppung des kolossalen Blocks zu seinem Studio die Straßen sperrte, selbst den Corso, Löcher ins Pflaster schlagen ließ für diesen Zweck, das beweist, in welchem Respect dort die Künstler stehen.“ Die Schrift schließt mit einer Betrachtung über Achtermann's Kunstwerke und Kunstrichtung, in der es unter anderm von ihm heißt: „Er hat durch seine trefflichen Werke der Kunstwelt gezeigt, daß zur Darstellung religiöser Bilder etwas Höheres gehöre, als eine der Antike oder Natur entlehnte Schönheit. Er hat mit Wahrheit der christlichen Bildhauerei wieder die richtige Bahn gebrochen, die seit dem Mittelalter auf Irrwegen war.“ Ultramontane oder specifisch katholische Tendenzen treten in der Schrift überhaupt nicht selten hervor; aber das eigenthümliche Interesse, das der im ganzen objectiv erzählte Bildungs- und Entwickelungsgang des Künstlers bietet, können sie nicht schwächen.

3. Bernhard Heinrich Honcamp, weiland Schullehrer zu Welver bei Soest, dargestellt mit Benutzung einer von ihm angefangenen Selbstbiographie von F. C. Honcamp und J. Schröder. Nebst einem lithographirten Bildniß des Verstorbenen. Hamm, Grote. 1860. 8. 10 Ngr.

Der Lebenslauf eines einfachen Schullehrers, der, am 8. November 1777 geboren, am 9. November 1859 starb, also einen Tag nach seinem dreiundachtzigsten Geburtstage, nachdem er in der katholischen Pfarrgemeinde Welver sehr nahe an 62 Jahre als Lehrer gelebt. Honcamp scheint in seinem kleinen Kreise segensreich gewirkt zu haben, und wie bald würde nicht der Zustand der Menschheit ein anderer werden, wenn eben jeder in seinem beschränkten Kreise in echt menschlicher Weise zu wirken, auf einen kleinen Kreis von Menschen so zu wirken suchte, wie so manche Unberufene auf die ganze Menschheit wirken zu wollen vorgeben! Wenn man den beiden Herausgebern vollkommen Glauben beimessen darf — obschon man wol von den in solchen Biographien enthaltenen Ueberschwenglichkeiten immer etwas subtrahiren muß —, so war Honcamp weit und breit verehrt: „Ein so großer Leichenzug war in Welver noch nie gesehen worden; auch aus benachbarten Gemeinden strömten die Menschen herbei, und viele waren aus weiter Ferne gekommen, um ihrem alten Lehrer und Freunde die letzte Ehre zu erweisen .... und als die erste Erdscholle dumpf auf dem eingesenkten Sarge erdröhnte, da brachen nicht allein die Kinder und Frauen, sondern auch die Männer in ein lautes Weinen aus. Man hatte den «alten Honcamp» (wie er in der ganzen Gegend genannt wurde) sehr lieb.“ Diese Liebe und dieses Ansehen verdankte er dem für ihn ehrenvollen Umstande, daß er nicht blos Schullehrer, daß er auch väterlicher Freund seiner Gemeinde, daß er vor allem Mensch war. In der Schrift wird berichtet: „Einen großen Theil seiner freien Zeit verwandte Honcamp auf Krankenbesuche. Seit länger als vierzig Jahren und noch acht Tage vor seinem Tode sah man ihn täglich bald in diesem, bald in jenem Orte: er suchte Arme, Nothleidende, Kranke auf, tröstete sie, unterstützte sie mit Rath und That, und spendete an Hülfsbedürftige oft über seine Kräfte hinaus. Er verweilte nicht selten bis spät in die Nacht und in entfernten Orten an dem Lager eines Kranken, wenn es nöthig war, den Verlauf der Krankheit zu beobachten oder im entscheidenden Augenblicke Hülfe zu leisten. Seit den vielen Jahren hat er an die entfernt wohnenden Aerzte tausende von Krankheitsberichten geschrieben, und dadurch von den unterschiedenen Krankheiten, ihren Kennzeichen und ihrer Behandlung eine Kenntniß erlangt, die ihn ganz besonders zu der menschenfreundlichen Thätigkeit befähigte, die er sich zu einer der Hauptaufgaben seines Lebens gemacht hatte.“

Von Interesse ist noch einiges aus seinen eigenen Aufzeichnungen, woraus man den Zustand des Unterrichtswesens auf dem Lande zur Zeit, als bereits die Aera unserer classischen Literatur angebrochen war, kennen lernen kann. Der selige Honcamp erzählt: „Auf welche Weise ich die Buchstaben gelernt habe, weiß ich nicht mehr; das in allen Schulen übliche Verfahren, sie zu lehren, war folgendes. Der Lehrer saß an seinem Tische; die Kinder traten eins nach dem andern vor ihn und sprachen rasch und monoton und ohne zu wissen, was die Worte für eine Bedeutung hatten: «Nams Vaters Sons heil'n Geis am», und sagten ihre «Lere» auf. Der Lehrer faßte den Zeigefinger des Kindes, hielt denselben unter das große A des A-B-C-Buchs und sprach — in niederdeutscher Mundart: — å. Das Kind wiederholte: å; dann kam gleich das große B, mit Namen bèe, an die Reihe, und so fort bis ikkese, zette .... Die Disciplin in den Schulen wurde nur vermittelst Bakel und Ruthe gehandhabt, und das wenige, was die Schüler lernten, wurde ihnen zum großen Theil eingebleut. Häufig geschah es, daß die schlimmsten Sünder virgas bekamen. Es gehörten dazu mehrere Vorbereitungen. Die übrigen Schüler mußten — wie beim Schreiben — knien und den Kopf auf die Sitzbank legen. Auf ein Zeichen fingen alle an, mit lauter Stimme ein Vaterunser herzusagen, und während der Zeit mußte der Missethäter die Hosen abziehen, wurde über einen Schemel gelegt und hinreichend mit der Ruthe gestrichen. So schauderhaft ging es zu damaliger Zeit in den Schulen her; in vielen noch schlimmer; denn die Schule zu Anröchte gehörte zu den bessern, und man schickte ihr häufig aus andern Orten Schüler zu. Ein Mitglied unserer Gemeinde, der selige Weber Müller zu Klatingen, der ungefähr in meinem Alter war, erzählte mir, er sei fünf Jahre bei dem Schulvicar zu Westönnen, wo er her war, in die Schule gegangen, und habe nie eine andere «Lexe aufgesagt» als den Anfang des ersten Kapitels im Evangelium Johannis «Im Anfange war das Wort» u. s. w., jahrein jahraus täglich dasselbe; und auch jeder andere Schüler habe nur Eine Lection, die er einmal gekonnt habe, immerfort wiederholt.“ Und doch weiß man in der That nicht zu sagen, ob es damals trotz dieses elenden Schulunterrichts eine geringere Zahl praktisch-verständiger und charaktervoller Menschen gegeben habe als jetzt.

Interessant war uns die Angabe, daß Franz von Sonnenberg, der Dichter der „Donatoa“, der 1805 in Jena durch Selbstmord endete, „eine poetische Natur voll Tiefe und Innigkeit des Gemüths und Hoheit der Gesinnung“, mit Honcamp genau bekannt und befreundet wurde, und daß dieser junge Dichter es war, der Honcamp's Sinn „über die nüchterne Wirklichkeit zu einer mehr idealen Auffassung der Natur und des menschlichen Lebens erhob“.

H. M.

Neue historische Romane.

Eine richtige Würdigung des deutschen Romans, eine genaue Darstellung seiner Entwickelung ist eine noch immer nicht ganz gelöste Aufgabe, so viel dankenswerthe Beiträge dazu auch von den verschiedenen gründlichen Forschern schon gegeben sind. Der jüngste Zweig unserer Literatur, gewinnt er auch immer größere Bedeutung für die Kenntniß unserer Culturzustände. Von allen Gattungen des Romans ist aber der historische in der neuesten Zeit am meisten in Aufnahme gekommen. Es ist dies eine auffallende Erscheinung, die gewiß in Verbindung mit dem frisch erwachten Sinne für historische Forschung steht. Aber wenn wir diese letzte Erscheinung, das stets steigende Interesse für die Geschichte, als eins der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit betrachten, weil sie einen Rückschluß auf die männlichere und ernstere Richtung des Geschmacks zu machen erlaubt, können wir doch in der Pflege des historischen Romans diesen Fortschritt nicht erblicken. Die Frage, ob die historischen Romane den Sinn für Geschichte unterstützen, scheint uns schon durch eine entschiedene Verneinung erledigt, wenn sie selbst auch im Gegentheil dieses Ziel gerade im Auge zu halten behaupten. Eine jede Zwittergattung trägt den Keim des Todes in sich, und der historische Roman hat sich in seiner heutigen Entwickelung auf die bedenkliche Grenze gewagt, Geschichte und Dichtung miteinander verbinden zu wollen. Bei diesem Wagniß kommen meist beide Gebiete zu kurz. Will der Roman seine Bedeutung nicht einbüßen, so darf er seine Richtung auf das sociale Leben nicht aufgeben. Wie das Lustspiel, welches mit demselben Princip nur eine andere Bahn der Ausführung einschlägt, darf er zwar in die Vergangenheit zurückgreifen, aber es darf doch immer nur sein Ziel sein, im allgemeinen ein deutliches Bild der geschilderten Periode zu geben. Eine geschichtliche Größe wirklich nach Leben und Wesen im Roman hinzustellen, wird fast immer misglücken, und der Grund dazu ist unschwer aufzufinden. Die Geschichtsforschung betrachtet die Begebenheiten und ihre Kräfte für sich, nur nach ihren Zwecken, Thaten und Wirkungen, soweit sie auf das Völkerleben Bezug haben, und so entsteht leicht ein großes, abgerundetes Bild. Ein Roman oder ein Lustspiel dagegen, das sich denselben Helden zum Vorwurf nimmt, wird die Klippe nicht vermeiden können, ihn nicht blos in seiner geschichtlichen Thätigkeit, in seinen hervortretenden Zügen, sondern gerade sehr oft in unbedeutenden Lagen, gleichsam im Schlafrock, zu schildern und das Misverhältniß zwischen der großen Idee, die der Leser von dem Helden der Erzählung hegt, und den dargestellten Scenen wird oft kaum zu überwinden sein. Kommt nun noch hinzu, daß nur zu leicht moderne Ideen in antikes Gewand gekleidet, Principienkämpfe heutiger Zeit frühern Begebenheiten zu Grunde gelegt werden, so ist die Gefahr sehr groß, statt eines beabsichtigten geschichtlichen Romans eine geschichtliche Caricatur zu liefern, von der jeder Freund wahrer Geschichte sich abwenden muß. Wirklich große oder bekannte geschichtliche Personen sollten deshalb im Roman stets nur als Nebenpersonen auftreten, indem sie nur dann ihrem Charakter getreu gezeichnet werden können, so aber auch wesentlich zur Belebung und Kräftigung des ganzen Werks dienen. Ein treffendes Beispiel dieser Art historischer Romane gibt W. Scott, der Meister in der Schilderung früherer Zeiten, dessen eigentliche Helden und Träger des Romans immer nur erdichtete Figuren sind, die aber ihren Reiz und ihr Leben erst durch die genaue Darstellung der Zeit, der historischen Verwickelungen und der in ihnen verwickelten geschichtlichen Personen erhalten.

Das Gebiet des Romans wird zwar in der Gegenwart sehr cultivirt, daß aber irgendetwas wirklich Bedeutendes in der letzten Zeit geschaffen worden sei, kann man kaum behaupten. Diese Stille ist nicht blos bei uns in Deutschland eingetreten, sie herrscht auch in England und noch mehr in Frankreich. Die Romanliteratur, ihrer Natur nach nur zur Unterhaltung bestimmt, hat in der neuesten Zeit gar viel an innerm Gehalt verloren und ist immer mehr zum bloßen Futter für Leihbibliotheken herabgesunken. Wir sind auf dem besten Wege, wieder dahin zu kommen, wo wir am Schlusse des vorigen Jahrhunderts standen, da sich trotz unserer großen Dichter die Menge doch am liebsten an den schaurigen Räuber- und Mordgeschichten ergötzte, über welche Gattung von Literatur uns erst vor einiger Zeit J. W. Appell in seinem trefflichen Schriftchen über „Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik" interessante Mittheilungen gegeben hat. Man freut sich jetzt kaum mehr an wirklicher psychologischer Entwickelung, an kunstreicher Composition, nein, das Interesse muß durch Häufung von spannenden Abenteuern und einen wahren Dauerlauf durch Mord und Greuel hindurchdrängen — woran man den Einfluß französischer Schule erkennt —, und dabei fällt der Stil in eine Verwilderung, die man kaum für möglich halten sollte. An diesen Fehlern leiden mehr oder weniger fast alle Romane unserer Zeit, und wenn wir die nun folgenden auch nicht gerade mit in dieses Verdammungsurtheil einschließen wollen, können wir sie doch auch nicht von allen eben gerügten Mängeln freisprechen.

1. Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans. Ein biographischer Roman von A. von Sternberg. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.

Hr. von Sternberg ist durch seine gewandte Feder bekannt; er weiß pikant, unterhaltend und leicht zu schreiben. Auch weiß er seine Stoffe zu wählen, denn gerade die Zeit der zwei vergangenen Jahrhunderte ist es, die ihm am meisten bekannt scheint und am meisten zusagt. Elisabeth Charlotte, die merkwürdige Frau, die von deutschem Boden auf französischen verpflanzt, so wichtig für ihr Vaterland wurde, ist die Heldin der Erzählung, und es ist dem Verfasser gelungen, ihren Charakter treulich und scharf entwickelt hinzustellen. Er hat dabei die ganze Derbheit und Roheit der Zeit mitgeschildert, wie ein wirklich geschichtlicher Roman es auch nicht ganz umgehen konnte, besonders da die historischen Werke die sociale Zerrüttung Europas im 17. und 18. Jahrhundert oft zu sehr übersehen. Doch ein dankbarer Gegenstand ist es deswegen nicht, dem sich der Roman widmet, und wir meinen immer, etwas Idealität auch in der Wahl des Stoffs wäre besonders in heutiger Zeit anzurathen.

2. Der Letzte der Ramessiden oder vor drei Jahrtausenden. Ein culturhistorischer Roman von Max Uhlemann. Leipzig, O. Wigand. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende Roman zeigt das löbliche Bestreben, durch genaue Darstellung der Vergangenheit ein wirklich culturhistorisches Bild aufzurollen, und das graue Alterthum, das bisher nur durch gelehrte Abhandlungen oder geschichtliche Darstellungen zu uns redete, nun auch im Bilde der Dichtung uns näher zu bringen. Der Verfasser hat sich offenbar sehr bemüht, durch eingehende Studien seinem Gegenstande gerecht zu werden und gründliche Kenntniß ist so wenig wie liebevoller Eifer für die Arbeit zu verkennen. Doch ist der Gegenstand wenig dankbar; gerade die ägyptische Cultur ist uns zu fremd, zu steif und kahl, um uns in Wahrheit erwärmen zu können. Der Verfasser hat das auch wohl gefühlt, allein es ist ihm nicht gelungen, diesem Uebelstande ganz abzuhelfen, am wenigsten durch die Einschaltung so moderner Liedchen, wie sie hier einem ägyptischen „Gardecapitän" in den Mund gelegt werden.

Eine ganze Reihe von Bänden, das Werk eines einzigen, unermüdlichen Schriftstellers, können wir in der Besprechung zusammenfassen:

3. Mazeppa. Ein historischer Roman von Adolf Mützelburg. Zwei Bände. Berlin, Röhring. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.

4. Der Engel des Friedens oder das Schwert Deutschlands. Historischer Roman von Adolf Mützelburg. Erstes bis zehntes Heft. Berlin, Röhring. 1860. Gr. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

5. Graf Werner oder die Kinder des Elends. Ein Sittengemälde der Gegenwart von Adolf Mützelburg. Vier Bände. Berlin, Röhring. 1860. Gr. 16. 2 Thlr.

Der erste dieser Romane schildert das Leben und den rechtlosen Zustand des polnischen Reichs. Mazeppa ist an sich eine romantische Persönlichkeit, bei der die Phantasie ohne Gefahr zugeben und ändern darf, und so ist hier versucht, die Jugend des kühnen Abenteurers darzustellen. Der zweite Roman führt uns Friedrich den Großen vor, mit dem ausgesprochenen Gedanken, das deutsche Volk durch die Erinnerung an den Helden zu beleben, während „Graf Werner" der heutigen Zeit einen Sittenspiegel vorzuhalten sucht. Alle drei Erzählungen sind mit Gewandtheit geschrieben und wissen zu fesseln. Dennoch verräth sich an ihnen der von uns oben besprochene Zug der Zeit. Trotz der unverkennbaren Mühe will dem Verfasser doch keine rechte Charakterzeichnung gelingen und kein wahrhaftes rechtes Bild der dargestellten Zeit sich entfalten. Der Grund liegt nahe, und dem Verfasser wird es gewiß noch möglich sein, diese Schwäche abzulegen. Es ist zu wenig Ruhe in dem Ganzen und keine Gelegenheit zu eingehender Entwickelung. Man wird von Begebenheit zu Begebenheit fortgerissen und befindet sich in stetem Wechsel der Personen und Abenteuer, die keine Sammlung gestatten. „Mazeppa" erscheint uns gelungener als der zweite Roman, obwol und vielleicht gerade weil dem Verfasser in dem letzten eine besondere Tendenz vorschwebte. Es ist zwar ein edler Gedanke, der ihn leitete, aber er hat der künstlerischen Wirkung der Erzählung Eintrag gethan. Es ist immer bedenklich, den König lange Monologe über Selbstmord halten und uns einen Lessing, der uns mit der Idee der sittlichen, geistigen Erhebung verknüpft ist, in ziemlich zweideutigem Licht erscheinen zu lassen. Doch wie gesagt, der Verfasser hat offenbar viel Talent zur Erzählung, er hat Phantasie und Schwung und mit einiger Aufmerksamkeit wird er die erwähnten Schwächen leicht verbessern.

6. Joseph Kaiser. Historischer Roman aus den Zeiten Kaiser Joseph's. Von E. Breier. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leicht und unterhaltend, aber ohne Rücksicht auf geordneten Stil geschrieben. Der Vortheil einer bekannten Persönlichkeit, eines gegebenen Ortes mit oft genannten Lokalitäten — Stützen, deren sich besonders der englische Roman erfreut — hat auch dem vorliegenden Werke wesentlich geholfen, obwol dasselbe keine höhern Ansprüche macht, als dem Leser ein paar Stunden angenehm zu vertreiben. 47.

Aus Englands Vergangenheit.

Bilder aus Altengland. Von Reinhold Pauli. Gotha, F. A. Perthes. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Buch, dem wir viele Leser wünschen, hat uns an Freiligrath's „Zwischen den Garben" erinnert. Nach der Ernte kommt für den sorgsamen Landwirth die Aehrenlese, auf eine geschlossene Phalanx von Gedichten folgen zerstreute Blätter des Poeten, nach der gelehrten „Geschichte Englands" gibt uns der Historiker analytische und beschreibende Episoden, welche nicht in den Rahmen des Geschichtswerks hineinpassen wollten, „Bilder" aus England, wie es im Mittelalter war. Eine solche Manier wäre nur dann zu tadeln, wenn die Aehren, welche man uns bietet, verkümmert und verdorben wären; sind sie aber gesund und kräftig, von einem fruchtbaren und üppigen Felde aufgelesen, so nehmen wir sie ebenso gern hin, wie die gewichtigern Garben, welche uns früher als das eigentliche Resultat der Ernte erschienen. Von den „Bildern aus Altengland" im Speciellen glauben wir, daß sie ein weit größeres Publikum finden werden als das Geschichtswerk desselben Autors, weil sie nicht nur belehren, sondern auch unterhalten, und nicht die Concentration des Geistes fordern, welche für die Digestion eines eigentlich wol nur für die gelehrte Welt bestimmten großen historischen Werks nothwendig ist.

Die Gegenstände der vorliegenden Essays sind zum großen Theil solche, welche für den deutschen Leser ein ebenso großes Interesse haben, wie für den englischen, und deren Bedeutung nicht antiquarisch an der Vergangenheit haftet, sondern vielmehr im Lichte der Gegenwart erst zu einer bleibenden wird. Der Verfasser ist ein eifriger Parteigänger der Allianz zwischen Deutschland und England, und sucht daher mit Vorliebe solche Punkte in der Geschichte Englands hervor, welche mit der deutschen in Verbindung stehen. In dieser Beziehung ist ihm wol am besten der Essay über den hansischen Stahlhof in London gelungen, in welchem er uns mit großem Behagen einen Fleck Erde mitten im fremden London beschreibt, an welchem seit unvordenklichen Zeiten unsere Landsleute gelebt und den sie noch bis vor wenigen Jahren besessen haben, nämlich den Stapelplatz der Kaufleute der deutschen Hansa an der Themse. Die Ursache, weshalb den Deutschen fast allein vor allen andern Nationen Europas die hohe Vergünstigung widerfahren ist, in dem exclusiven England Jahrhunderte hindurch Grund und Boden zu besitzen, sucht der Verfasser in der ähnlichen geographischen Beschaffenheit des nördlichen Deutschland und des südlichen England und in der unvertilgbaren Stammverwandtschaft ihrer Bewohner. Die Angeln und Sachsen, welche über die Nordsee zogen, um Britannien zu erobern, eröffneten den ersten Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern. Wahrscheinlich blühte dieser dann besonders kräftig auf, als die Nachkommen Alfred's des Großen, in Erinnerung an die gemeinsame Herkunft, sich mit den Ottonen Deutschlands verschwägerten. Die Verwandtschaft der norddeutschen Fürstenhäuser mit dem englischen besteht bis auf diesen Tag; das weiße Roß, das schon Hengist und Horsa im Schilde führten, findet sich bis heute im Wappen von Braunschweig-Lüneburg wie in der Grafschaft Kent; es ist der Seerappe, nach welchem die Sachsen einst ihre Schiffe benannten. Enge verwandtschaftliche Bande der Fürsten und gemeinsamer Ursprung der beiden Völker mögen also die eigenthümliche Entwickelung, welche ihr internationaler Verkehr genommen hat, wesentlich gefördert haben. Die Hauptmomente desselben hat der Verfasser nun in sehr ansprechender Weise gerade aus der Geschichte des Stahlhofs hervorgehoben. Er zeigt uns zunächst, wie es eine Corporation deutscher Kaufleute bereits an der Themse gegeben haben muß, ehe die deutschen Städte zum Hansabunde zusammentraten, erwähnt die Beziehungen, welche Ethelred II., Heinrich II. und Richard Löwenherz mit den deutschen Kaufleuten hatten, und führt uns dann zur Zeit, wo den Norddeutschen von Heinrich III. ein großer Freibrief ausgestellt wurde. Daran schließt er Züge aus dem Leben eines englischen Alderman bremischer Herkunft, welcher bei König Richard bedeutende Privilegien für seine Landsleute aus den deutschen Seestädten befürwortete, und schildert die Blüte des Stahlhofs im Anfange des 15. Jahrhunderts, wo überhaupt die Hansa den Höhepunkt ihrer Macht erstieg, endlich im 16. Jahrhundert den Verfall der Hansa und ihrer Factorei in England. Im Jahre 1666 wurde durch den großen Brand von London auch der Stahlhof in Asche gelegt; die Gesellschaft erhielt dann, freilich nach einigem Processiren, auch eine Bestätigung ihres uralten Freibriefs von Karl II., aber der Neubau, den sie nun aufführten, war viel anspruchsloser, als die alten festern Mauern, Hallen und Gewölbe. Die Hansa bestand nur noch in der Erinnerung, ihrer ausländischen Comptoire bedurfte sie nicht mehr, und die Stellung der fremden Kaufleute in England war namentlich seit Cromwell's großen handelspolitischen Maßregeln eine ganz andere geworden. Die Stahlhofsgenossen konnten daher ihr Eigenthum in London selbst nur zum kleinsten Theile benutzen und haben es seitdem stückweise zu verschiedenen Waarenlagern an londoner Kaufleute vermiethet. Obwol der Werth des Grundstücks und der Miethzins die Kosten der Verwaltung reichlich deckte, so ist das Eigenthum den Freien Städten Lübeck, Hamburg und Bremen, den Erben des einst so mächtigen Hansabundes, doch bisweilen zur Last geworden, und

nach längern Unterhandlungen zwischen den betreffenden Regierungen ist der Stahlhof endlich im Jahre 1853 für etwa 72500 Pf. Sterl. an einige englische Speculanten verkauft worden. Daß aber die in London lebenden Deutschen dem alten Corporationsgeiste der Stahlhofsgenossen „nicht hoch genug zu schätzende Güter“ verdanken, wie der Verfasser am Schlusse des betreffenden Essay bemerkt, dürfte nun doch wol eine etwas zu sanguinische Behauptung sein.

Die nämliche Tendenz, die Bande zwischen Deutschland und England dadurch fester zu ziehen, daß auf die vielfältigen Beziehungen hingewiesen wird, welche es zwischen beiden Ländern gegeben hat, ist in den Essays über Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preußen, Kaiser Ludwig IV. und König Eduard III., John Wicliffe, König Heinrich V. und König Sigismund ausgesprochen. Am besten geschrieben sind die Aufsätze „London im Mittelalter“ (welcher nach dem Liber albus der londoner Guildhall bearbeitet ist) und „Herzog Humfrid von Gloster, Bruchstück eines Fürstenlebens im 15. Jahrhundert.“ Sonst ist in einigen Essays der Stil etwas schwerfällig, weil der Autor nach der Manier englischer Autoren allzu viel in einem Satze sagen will und dadurch hin und wieder unverständlich wird. So lesen wir z. B. S. 23 Folgendes: „Die Tage nahten heran, wo hoch und niedrig die Verehrung eines Thomas Becket, der mit unnationalen Gelüsten sich der Herrschaft über Seele und Leib zugleich anmaßen gewollt, abschütteln sollte, wo das fast verschollene Andenken eines evangelischern Zeitalters, ja sogar des Gregor und Augustin, wieder aufleben mußte.“ S. 173 heißt es: „Es ist ein schönes Zeichen, daß darum auch der Gemeinsinn und die Erinnerung an die gemeinsame Heimat nicht verschwunden sind, wenn wir seit einigen Jahren, hauptsächlich auch durch freiwillige Beiträge der deutschen Kaufleute in London, dort ein vortrefflich geleitetes deutsches Hospital aufblühen und die ungetheilte Aufmerksamkeit der Engländer (?) erregen sehen, wo bei der Aufnahme eines Kranken nur eins von ihm gefordert wird, nämlich, daß er unsere Muttersprache rede.“ Ein solcher Satz ist ganz dazu geeignet, in dem sonst dazu disponirten Leser einen asthmatischen Anfall hervorzurufen. Endlich wollen wir noch bemerken, daß, wie auf S. 65 angegeben wird, William Prynne nicht „zweimal mit dem Verluste seiner Ohren für Widersetzlichkeit gegen Karl's I. Gewaltmaßregeln gebüßt“ haben kann, da die Ohren des Menschen, wenn sie einmal abgeschnitten sind, nicht wieder wachsen und so hier die Natur eine wiederholte derartige Grausamkeit von seiten eines Tyrannen nicht zuläßt. 43.

Notizen.

Die großen und die kleinen Meister.

Goethe bemerkt einmal in seiner „Italienischen Reise“: „In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich.“ Einer ganz ähnlichen Wahrnehmung begegneten wir in F. Vischer's Beschreibung seiner jüngst von uns besprochenen Reise nach Oberitalien. Er spricht an einer Stelle von den Werken der beiden veronesischen Meister Girolamo dai Libri und Caroto und meint dann, man erkenne aus ihnen, „wie ungemein reich dies Italien an edeln künstlerischen Kräften war, da es außer der erlesenen Schar der berühmten Hauptmeister noch eine solche verborgene Welt von Schönheit in den ungekanntern aufzuweisen hat“. Im Gebiete der Poesie verhält es sich ganz ebenso wie im Gebiete der Malerei; auch dort findet sich bei den ungekanntern Meistern eine reiche „verborgene Welt von Schönheit“; man begegnet bei ihnen bisweilen originellen oder volksthümlichen Zügen, jene aus einer interessanten Individualität, diese aus dem tiefsten Herzblut der Nation selbst hervorgegangen, wie man ihnen bei den ersten Meistern oft nicht begegnet. Nein, ebenso wenig als die italienische Kunst mit Rafael und Correggio erschöpft ist, ebenso wenig ist z. B. die deutsche Poesie mit Goethe und Schiller oder, wie die einen wollen, gar nur mit Goethe, oder, wie die andern wollen, gar nur mit Schiller erschöpft, wenn sie auch jedenfalls die höchsten Gipfelpunkte in der ganzen Bergkette der deutschen Poesie darstellen mögen. Die Vorberge und Mittelhöhen haben mit der zauberhaften Romantik ihrer schattigen und quellenreichen Wälder und der idyllischen Lieblichkeit ihrer stillen Thäler auch ihren ganz besondern Reiz, und der Sternenhimmel würde uns leer oder doch viel weniger prachtvoll erscheinen, wenn wir an ihm nur die paar Fixsterne erster Größe, statt ganzer Sternbilder und Milchstraßen erblickten. Uhland hat mit seinem Ausspruche, daß die Kunst nicht an wenige stolze Namen gebannt sei, doch wol nicht so ganz unrecht. Ein andermal bemerkt Goethe in seiner „Italienischen Reise“ über Rafael: „Um ihn recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn auch wieder nicht ganz als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig ja ängstlich gelegt und miteinander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann.“ Sollte Goethe hierbei nicht auch an sich selbst gedacht haben? Bei allem Selbstbewußtsein war er doch historisch einsichtig und unbefangen genug, um anzuerkennen, daß er ohne seine Vorgänger und Vorarbeiter nicht das geworden wäre, was geworden zu sein er sich rühmen durfte. Mehr als bescheiden gesteht er einmal offen, daß nicht viel von ihm übrig bleiben würde, wenn man alles von ihm abzöge, was er andern verdanke. Wie beschämend ist dieses Geständniß eines wahrhaft großen Mannes für die vielen, welche nur mit erborgtem Lichte leuchten, sich dabei aber geberden, als hätten sie dies bischen Licht nur von sich selbst. H. M.

Deutsche Literatur im Auslande.

Die neueste „Westminster Review“ spricht sich sehr günstig über Edmund Hoefer's „Deutsche Herzen, Skizzen u. s. w.“ aus. Sie sagt: „Seine Popularität ist durch die Sorgfalt, welche er bei seinen Erzählungen auf die Lokalfarbe verwendet, und den Schein buchstäblicher Wahrheit, den er ihnen zu verleihen versteht, wohl verdient. Die Kunstgriffe, vermittelst welcher man zu diesem Resultat gelangt, sind seit Defoe, dem größten Meister in der Handhabung derselben, jedermann bekannt; allein Vertrautheit mit den Mitteln und der Kraft, die Wirkung hervorzubringen, sind sehr verschiedene Dinge.... Diese Garnisonanekdoten sind sehr charakteristisch und überaus deutsch. Die strenge Zucht, die rohen Sitten, die derben praktischen Späße und naiven Witze machen ein Gemälde aus, welches den Stempel der Wirklichkeit an sich trägt.“ Für die beste Erzählung hält sie die „Auszüge aus meines Vaters Tagebuch“. Die letzte: „Die Geschichte eines Spiegels“, meint sie, wäre ebenso geschickt, aber nicht so befriedigend. Schließlich hebt sie noch besonders den sittlichen Ton der Erzählung rühmend hervor und verspricht dem Verfasser dabei eine fast ebenso große Popularität in England, wie er bereits in seinem Vaterlande genießt. Ueber Andersen's „Aus Herz und Welt“, den wir doch wol auch zu den unsern zählen dürfen, spricht sie sich diesmal in einem sehr misbilligenden Tone aus. „Andersen“, heißt es unter anderm, „schreibt wie ein Kind, oft mit kindlicher Grazie und Gewandtheit, aber wenige können für immer das Geschwätz des geistreichsten Knaben vertragen, selbst wenn er zugleich einer der liebenswürdigsten wäre.“ Auch „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts“ von Hoffmann von Fallersleben finden nicht den Beifall des Recensenten. Er hat nur ein lobendes Wort für die specielle Gelehrsamkeit des Heraus-

geberś. Nicht besser ergeht es dem culturhistorischen Roman von Max Uhlemann: „Der Letzte der Ramessiden oder vor drei Jahrtausenden." Zwar nicht zur eigentlichen Literatur gehörend, doch erwähnenswerth sind zwei ebenfalls in dem vorliegenden Heft besprochene Kunstwerke: „Die vorzüglichsten Gemälde der königlichen Galerie in Dresden in photographischen Abbildungen nach den Originalen herausgegeben von Franz Hanfstängl", und: „Alfred Rethel's historische Compositionen in photographischen Nachbildungen." Bekanntlich werden dieselben jetzt von dessen Witwe, Frau Marie Rethel in Dresden, herausgegeben. „Rethel's große Originalität", sagt die „Westminster Review", „sowol der Auffassung als auch der Ausführung, kann man in diesen Blättern vollkommen studiren. Die Vorwürfe der beabsichtigten Sammlung sind hauptsächlich der deutschen Geschichte entlehnt und haben eine höchst nationale Physiognomik. An Kraft und Wirkung gibt es wenig neuere Künstler, welche den Maler des «Todtentanz» und des «Der Tod als Freund» übertreffen, und diese Blätter setzen jeden in den Stand, für einige Schillinge sich mit einem der charakteristischsten der neuern deutschen Künstler vollständig bekannt zu machen." 36.

Bibliographie.

Aus der Urzeit des Schweizerlandes. Mit 3 Tafeln Abbildungen. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Imp.-4. 12 Ngr.

Baumgärtner, H., Der Klatsch oder: Die Nadelstiche. Ein Lustspiel in vier Aufzügen. Freiburg, Mayer. 8. 16 Ngr.

Ebni, J., Reise in Sizilien. Angetreten im Frühjahre 1858. Cannstatt, Bosheuyer. 8. 18 Ngr.

Ficker, J., Vom Reichsfürstenstande. Forschungen zur Geschichte der Reichsverfassung zunächst im XII. und XIII. Jahrhundert. 1ster Band. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frenzel, K., Vanitas. Ein Roman in sechs Büchern. Drei Theile. Hannover, C. Rümpler. 1860/61. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich, J. B., Freie Verse. Würzburg. 1860. Gr. 16. 7⅓ Ngr.

Griesinger, T., Mysterien des Vaticans oder die geheimen und offenen Sünden des Papstthums. Zeit- und Geschichts-Bilder. 1ste Lieferung. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 8. 5 Ngr.

Hesekiel, G., Krummensee. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Ueber'n Rhein nach Paris. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hidber, B., Waadtland wird schweizerisch oder die Eroberung der Waadt durch die Berner unter dem Oberbefehle des Feldhauptmanns Hans Franz Nägeli mit einem Rückblick auf die ältere Geschichte der Westschweiz und Savoyens. Mit einem lithographirten Porträt. Bern, Blom. Gr. 4. 16 Ngr.

Hörler, F., Ueber Glauben und Wissen in Sachen der Religion. Fünf öffentliche Vorträge. Basel. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Kruger, J., Die Maler-Brüder. Eine neuere Künstlergeschichte. Innsbruck, Wagner. 8. 28 Ngr.

Lebrenn, H., Wie man Kaiser wird. 2ter Theil zu Napoleon III. von E. de Mirecourt. Berlin, J. Abelsdorff. 8. 10 Ngr.

Memoiren Alexander v. Humboldt's. 1ste–8te Lieferung. Leipzig, E. Schäfer. Gr. 8. à 10 Ngr.

Newton, B. W., Gedanken über Theile des dritten Buches Mose. Aus dem Englischen übersetzt. I. Halle, Fricke. 8. 5 Ngr.

Raabe, W. (Jakob Corvinus), Nach dem großen Kriege. Eine Geschichte in zwölf Briefen. Berlin, Schotte u. Comp. Gr. 16. 25 Ngr.

Rohdmann, J. F., Leben und Wirken Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen. Unpartheiisch aus den besten zugänglichen Quellen dargestellt. Mit zwölf Illustrationen und dem Brustbilde des Verewigten. Mohrungen, Rautenberg. 12. 10 Ngr.

Smith, A., Ueber die Quellen des Volkswohlstandes. Neu bearbeitet von C. W. Asher. 1ster Band. Stuttgart, Engelhorn. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Stumpf, K., Die Frauenkirche. ... Ein deutsches Volksspiel. Coblenz, Hergt. 16. 10 Ngr.

Tessin, Puschlav und Bräs im Verband mit den lombardischen Diöcesen Mailand und Como, die Bestrebungen um Lostrennung von denselben und deren Anschluss an ein schweizerisches Bisthum. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Trennungsfrage. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Lex.-8. 18 Ngr.

Torrent, G., Dramatische Werke. 1stes und 2tes Bändchen. Freiburg im Br., Mayer. 8. 26 Ngr.

Waldfeld, O. A., Geradeaus! Eine Novelle. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zionsklänge. Gedichte und Lieder gesammelt und herausgegeben von R. Rudel. Stettin, Nagel. 16. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der dänischen Concessionen zum angeblichen Schutz der deutschen Nationalität im Herzogthum Schleswig. Braunschweig. 8. 2 Ngr.

Bothmer, Graf H. v., Deutsche Theaterschulen, deren Werth und Nothwendigkeit. Braunschweig. Gr. 8. 4 Ngr.

Briefe von und an Stephan Szechenyi. 1ster und 2ter Brief. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.

Die orientalische Frage oder Napoleon III. und der Prinzregent von Preußen. Stuttgart. 1860. Gr. 8. 6 Ngr.

Fröbel, J., Deutschland, Oesterreich und Venedig. München, Fleischmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Gelzer, H., Bunsen als Staatsmann und Schriftsteller. Eine Gedächtnißrede gehalten am 3. Januar 1861. Gotha, J. Perthes. Lex.-8. 6 Ngr.

Gesammt-Petition der Völker Oesterreichs an Seine Majestät den Kaiser. Geschrieben Ende Jänner 1861. Vom Verfasser der Schriften: „Ermanne Dich, Oesterreich!" „Ein deutsches Wort an Ungarn." Leipzig, Engelmann. 8. 3 Ngr.

Italien und seine Freunde. Zugleich ein Spiegelbild für Ungarn. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Juden und der deutsche Staat. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Katzenberger, M., Der zweifache Tempelbau. Festrede, gehalten am 28. August 1860 bei der feierlichen Consekration der neuerbauten katholischen Kirche zu St. Augustin in Coburg. Bamberg, Buchner. 1860. Gr. 8. 6 Ngr.

Kramer, G., Rede bei der Gedächtniß-Feier Sr. Maj. des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. in den Franckeschen Stiftungen am 2. Februar 1861 gehalten. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, F. W., Eine Königsparallele. Vorgetragen in der militärischen Gesellschaft zu Potsdam am 5. November 1860. Berlin, F. Schulze. 8. 2½ Ngr.

La Guéronnière, A. de, Frankreich, Rom und Italien. Deutsche Ausgabe der Schrift: La France, Rome et l'Italie. Berlin, J. Abelsdorff. Br. 8. 5 Ngr.

Lincke, W., Gewerbliche und sociale Fragen. Glogau, Flemming. Gr. 8. 10 Ngr.

Löser, J., Die Jugenderziehung der Gegenwart im Verhältniß zu frühern Jahren. Gekrönte Preisschrift. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Maaßen, W., Das neue Rom und die echten Jesuiten. Der religiösen Frage des 19. Jahrhunderts gewidmet. Schneidemühl, Fridrichowicz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 21. März 1861.

Deutsche Dichterbriefe.

Erster Artikel.

Heinrich von Kleist's Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von A. Koberstein. Berlin, Schroeder. 1860. 8. 1 Thlr.

Wenn man die gesammelten Briefe irgendeines neuern deutschen Dichters in die Hand nimmt, so kann man sich mit ziemlicher Gewißheit auf eine zwar interessante, aber auch trüb und traurig stimmende, auf eine schmerzliche, oft selbst unheimliche Lectüre gefaßt machen. Das bischen Glück, welches sie während des Schaffens genossen, und das bischen Ruhm, was sie durch ihre Arbeiten erwarben, war immer theuer erkauft. Ihre Nation hat von jeher dafür gesorgt, daß sie nicht allzu übermüthig wurden und sich allzu wohl fühlten. Sie drückte ihnen vielleicht unter lautem Jubel den Lorber aufs Haupt, aber mit einer gewissen Schadenfreude hatte sie auch die nöthige Zahl Dornen hineingeflochten, die nur dem Dichter fühlbar wurden, während sie unter dem dichten Laube des Lorbers äußerlich nicht wahrnehmbar waren. Und wenn sie dann, von den verborgenen Dornen gepeinigt, schmerzlich das Gesicht verzogen, so wunderten sich die einen über den seltsamen Menschen, und die andern freuten sich und lachten im stillen; denn die Dornen, die sie in den Kranz geflochten, hatten ja die beabsichtigte Wirkung gethan. Die Schöpfungen der Dichter machte man zwar sehr bereitwillig zum Nationaleigenthum, ja wies ihnen unter den geistigen Gütern der Nation einen der ersten Plätze an, und Publikum, Theaterdirectoren, Buchhändler, Componisten, Literaturgeschichtschreiber, Nachdrucker, Zusammensteller von Anthologien, Chrestomathien und „Bibliotheken der Classiker", Declamatoren, Illustratoren, Künstler u. s. w. machten sie sich in alle Ewigkeit weidlich zu Nutze; aber der Dichter als solcher erhielt das Indigenat nicht und genoß kaum ein größeres Heimatsrecht als der Zigeuner, weshalb auch vielleicht so manche neuere Dichter, Nikolaus Lenau, Karl Beck u. s. w., den Zigeunern eine so tiefgefühlte Sympathie widmeten. Der Künstler, der Porträts malt und eine Menge geistloser und unbedeutender Gesichter abconterfeit, treibt doch ein Handwerk; aber der Dichter, der in seinen Dichtungen große geschichtliche Helden verewigt und dem Bewußtsein der Nation näher rückt, treibt eine brotlose Kunst. Mochte er auch noch so viele geistige Reichthümer spenden, so blieb er doch der „arme Poet" und war als solcher eine stereotype Figur bei den Deutschen. Es verstand sich von ihm von selbst, daß er im Dachstübchen wohnte, vielleicht abwechselnd auch im Schuldthurme, zuletzt wol gar im Narrenthurme, für den ein so närrischer Patron in der That mehr als reif zu sein scheint. Heute Abend rief man den Dichter nach der Aufführung eines seiner Stücke unter wüthendem Applaus heraus und nöthigte ihn, die pflichtschuldigen zwei oder drei Verbeugungen zu machen, und schon morgen oder übermorgen schickte ihm der oder jener, welcher sich am Applaus aufs lebhafteste mit betheiligte, vielleicht den Executor in die Wohnung, oder bewirkte, daß ihm die Polizei die Aufenthaltskarte entzog, von andern Fußtritten und Chicanerien gar nicht zu sprechen. Man blendet, noch mitten im „gemüthlichen" Deutschland, die Finken, damit sie besser singen, man macht die Windhunde nur halbsatt, damit sie besser laufen: sollte der deutsche Dichter so vermessen sein, ein besseres Los haben zu wollen als Finke und Windhund?

Nun hat es zwar unter den deutschen Dichtern immer und namentlich in neuerer Zeit wunderliche Menschen gegeben, die im höchsten Grade eigensinnig waren, im Leben wie im Dichten und Denken unregelmäßige Curven beschrieben, unmäßige Ansprüche erhoben, welche die Wirklichkeit, wie sie einmal ist, ihnen nicht realisiren konnte, kurz sich so absonderlich geberdeten, daß es keine Stelle in der Gesellschaft gab, in die man sie hätte einfügen können. Sie waren eben kranke Menschen, die man als solche schonend hätte behandeln sollen, während man sie in Wahrheit nur immer noch mehr stachelte und aufreizte und dadurch ihren fieberhaften Zustand vermehrte. Und daß es deren gerade in Deutschland eine so große Zahl gab, von Andreas Gryphius, der sein Leben in lauter Pein und Aengsten zugebracht zu haben bekannte, und dem unglücklichen Günther an bis auf unsere Tage, ist doch wieder ein Beweis, daß es in der geistigen und

socialen Atmosphäre Deutschlands ein unvertilgbares Miasma gibt, welches sich vorzugsweise den zartnervigen Organismen der Dichter und überhaupt dichterisch gestimmten Gemüthern mitzutheilen pflegt, während die große Masse davon freilich unberührt bleibt.

Aber lassen wir für jetzt diese unregelmäßigen Geister beiseite, blicken wir in die Aufzeichnungen und Bekenntnisse derjenigen Dichter, die wir als unsere classischen anerkannt haben, die wenigstens verhältnißmäßig gut oder erträglich situirt waren und deren Leben selbst, wie z. B. dasjenige Schiller's, unsern jungen Leuten schon auf der Schule als ein nachahmenswerthes Musterleben empfohlen zu werden pflegt. Auch da begegnen wir den düstersten Geständnissen, dem trübsten Mismuth, dem grimmigsten Unbehagen mit der Welt und den Menschen. Herder war in ganz Deutschland gefeiert und nahm eine hohe Stelle in Weimar ein, und er war unglücklich, unglücklich wie man nur sein kann; denn wenn er auch einzelne Momente der Erhebung hatte, so war doch die tiefste Hypochondrie seine Grundstimmung. Nur wenige, die ihm näher standen oder ihm geistig verwandt waren, erkannten sein zartes und tiefes Gemüth, seinen echt menschlichen Sinn, welcher der Menschheit die edelsten und erhabensten Ziele der Humanität gesteckt hatte, worüber ihn freilich einmal Goethe mit der kühlen Bemerkung abfertigt, auch er halte es für glaublich, daß die Humanität endlich siegen werde, aber er fürchte, „daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein wird". Denn Goethe's Ansicht war, daß eigentlich „das Absurde die Welt erfüllt", und daß die Menschen nie dazu gelangen würden, „eine weise, kluge, glückliche Masse zu werden". Und wunderbar, Goethe kam bei dieser melancholischen, für die Menschheit wenig schmeichelhaften und wenig ehrenvollen Ansicht mit der Welt besser aus als Herder, der von der Menschheit so erhaben dachte und sie der endlichen allgemeinen und vollkommenen Humanisirung nicht nur für würdig, sondern auch für fähig hielt. Indem Herder aber die mit ihm lebenden Menschen, mit einzelnen Ausnahmen, in möglichst weitem Abstande von diesem Ideal erblickte, wurde er den Menschen unbequem und lästig, und sein durch den Widerspruch zwischen seinem Humanitätsideal und der realen Wirklichkeit hervorgerufener, also aus den edelsten Motiven hervorgegangener Mismuth wurde ihm als bloßer Eigensinn, als falscher gekränkter Stolz und als sträflicher, auf bösem Willen beruhender Neid und Aerger gedeutet. Daß in Weimar viel „kleiner Neid und Jalousie" geherrscht, berichtet Henriette von Knebel aus Ludwigslust, erstaunt am dortigen Hofe dergleichen nicht zu finden, und ihr Bruder Ludwig spricht sich in seinen Briefen mit Unwillen darüber aus, daß man in Weimar eine gewisse Größe in der Herzlosigkeit suchen und finden wolle und nebenbei alles Poetische sofort als „excentrisch" verwerfe.

Auch Herder befand sich in diesem jetzt so hochgefeierten Weimar keineswegs wohl; er schrieb am 3. April 1789 aus Rom an seine Gattin: „Ueberhaupt ist ja für uns keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahre mehr." Die Verhältnisse, unter denen er reiste, und die trübseligen Mittheilungen seiner Frau aus Weimar brachten ihn endlich zu der rührenden flehentlichen Bitte: „Laßt mich ruhig reisen und ankommen, meine äußerst scheu gewordene, in sich zusammengeschreckte, matte Seele kann jetzt nichts mehr als — reisen." Er schrieb dies am 13. Juni 1789 auf seiner Rückreise von Mailand aus. Wer Herder's italienische Briefe an seine Frau mit Gemüth und Hingebung und ohne Voreingenommenheit liest, wird sich sicherlich des tiefsten Mitgefühls für den geplagten und verkannten Mann nicht erwehren können. Und er, der höchste theologische Würdenträger im weimarischen Ländchen, quälte sich damals mit einer Schuldenlast im Betrage von 2000 Thalern, von der ihn, auf Goethe's Verwendung, der Herzog erst später erlöste, als Herder ziemlich entschlossen schien, die ihm auf Heyne's Betrieb angebotene Stelle eines Professors und Consistorialraths in Göttingen anzunehmen.

Wenden wir uns nach diesen kurzen Andeutungen zu Schiller. In welcher Stimmung mag sich dieser befunden haben, als er (22. Februar 1785) aus Manheim an seine neue leipziger Freundschaft schrieb:

Ich kann nicht mehr in Manheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten! Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund.

Der Dichter genialer Dramen, welche im manheimer Theater einen ungeheuern Enthusiasmus hervorgerufen hatten, stand also in Manheim ebenso einsam und ohne Freund, wie Herder in Weimar zu stehen sich einbildete! Ist es möglich? Und wäre es denkbar, daß z. B. Aeschylus und Sophokles in Athen ohne Freund, ohne eine ihnen befreundete Seele dagestanden und sich in derselben „unnennbaren Bedrängniß" des Herzens befunden haben sollten, wie unser deutscher Sophokles in Manheim? Und noch am 19. December 1787 schreibt er aus Weimar, daß er nun doch mit etwas „Solidem", mit seiner Geschichte der niederländischen Revolution beschäftigt sei und daß ihm hierzu alles seine Glückwünsche mache; „bis hierher", fährt er dann fort, „war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat." Ob wol Freiligrath an diese Stelle dachte, als er die Dichtkunst einen „Fluch", einen „Kainsstempel" nannte, oder ob ähnliche Erfahrungen und Eindrücke, ganz unabhängig von Schiller, dem Dichter des „Löwenritt" diesen Stoßseufzer ausgepreßt haben? Jedenfalls liegt darin der Beweis, daß es jetzt in dieser Hinsicht, trotz aller Säcularfeiern, um kein Haar anders in Deutschland steht als während der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ueberhaupt verdanken wir es vielleicht nur Körner und Goethe, daß Schiller wieder der Poesie in die Arme geführt wurde, nicht der Aufmunterung der Nation, [illegible]

nach dem „Don Carlos" lange Jahre auch gar nichts that, um ihn aufzumuntern; ebenso gab es in unserer Zeit unter den eifrigsten Theilnehmern am Schiller=Jubiläum schlecht gerechnet vielleicht neun Zehntel, welche im Herzen alle mitlebenden Dichter zum Henker wünschten und, wenn jetzt ein Schiller aufstände, eben auch alles thun würden, was dazu beitragen könnte, ihn zu entmuthigen und der Poesie untreu und abwendig zu machen. Das „Solide" als Gegensatz des Unsoliden, d. h. der Poesie, steht ja in unserer Zeit noch in viel höherer Achtung als zur Zeit Schiller's; die Actie ist eigentlich der Genius unserer Zeit, und der zeitgemäßeste Cultus würde im Grunde der sein, den man der Actie und nicht dem Genius widmete.

Durch die Hälfte des Schiller=Körner'schen Briefwechsels zieht sich ferner ein düsterer Schlagschatten, die ökonomische Frage, hin. Der Schmerzensruf, daß das deutsche Publikum seine Schriftsteller zwinge, „nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach den Speculationen des Handels zu wählen", und die Klage, daß ihm Schulden Arbeit und Leben verbittern, wiederholen sich wenigstens bis zum Jahre 1788 in Schiller's Briefen alle Augenblicke. Am 16. April 1788 endlich preist er sich schon glücklich, weil er „ganz ohne Schwierigkeit" von Wieland eine Abschlagszahlung von 50 Thalern erhalten hatte und weil er es so weit gebracht, doch allmählich an der in Dresden contrahirten Schuld (unter dem Namen der Veit'schen Schuld häufig in seinen Briefen erwähnt) 100 Thaler abzuzahlen.

Die Dalberg'schen Gelder rechne ich nicht — schreibt er weiter —, weil er mich immer mit meinem Wechsel bei der deutschen Gesellschaft chicaniren kann. Im ganzen genommen ist mir doch jetzt leichter ums Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überspannen, jetzt mehr erwerbe als ich ausgeben muß. Ich bin also doch auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr, als ich seit 29 Jahren mich erinnern kann.

Immer noch aber betrübt ihn der Gedanke, daß er seinem Freunde Körner noch nicht habe „Wort halten können", und er bemerkt dann weiter:

Du kennst zwar meine ganze Lage und mein Wesen, und daß es dir nie einfallen konnte, mir darüber böse zu sein, weiß ich auch — aber dann sehe ich wieder nicht ein, warum du von meinem schlimmen Schicksale leiden sollst, und warum ich dich darein verflochten habe? Bist du aber nicht genirt, so tröste ich mich mit der Aussicht, auch diesen Berg endlich abzuwälzen und die angenehme Zeit zu erleben, wo das fatale Wort Geld nie unter dir und mir mehr genannt werden wird.

Alles dies lastete um so schwerer auf ihm, da er überzeugt war, daß es für den Schriftsteller auch einen „ökonomischen Ruhm" gebe, mit dem er seinem literarischen zu Hülfe kommen müsse. Er wußte, daß auch ein Genie, um eine große poetische Composition auszuführen, wenigstens einer mehrjährigen Sicherstellung seiner äußern Lage bedürfe; denn er gehörte nicht zu denen, welche das Wahrzeichen eines Genie darin erblicken, daß es schnell producirt und alle zwei oder drei Monate ein neues, mehr gründlich durchdachtes, noch formell möglichst vollendetes Drama vom Stapel läßt. Dergleichen Improvisationen lassen sich freilich auch bei bedrängter Lage aufs Papier werfen. Für den „Wallenstein" hatte er ja, die geschichtlichen Vorarbeiten inbegriffen, nahe zehn Jahre nöthig, ähnlich wie von den Hauptwerken Goethe's: „Egmont", „Iphigenia", „Tasso", jedes mehrere Jahre, der „Faust" sein ganzes Leben in Anspruch nahm. Das echte Kennzeichen des Genie ist es, leicht arbeiten zu **können**, aber es nicht zu **wollen**, wenigstens da nicht, wo es gilt, die ganze Kraft zu einer großen, vollendeten Composition von ewiger Dauer zusammenzufassen. Wie unendlich war da der Jubel Schiller's, als am 13. December 1791 (zufälligerweise auch der Geburtstag seiner Mutter) das hochherzige Schreiben des Herzogs von Holstein=Augustenburg und des Grafen Schimmelmann eintraf mit der bekannten Zusage eines Jahresgeschenks von 1000 Thalern durch drei Jahre. Seitdem erst war er der Nöthigung überhoben, „nach den Speculationen des Handels", statt nach dem „Zuge des Genius" zu wählen. Dies sei zum hundertsten male für diejenigen bemerkt, welche gegen die Schiller=Stiftung immer mit der abgestandenen Phrase ins Feld rücken, daß das Genie keiner Subventionen bedürfe und daß es sich stets auch ohne sie Bahn breche, während ihre eigenen Leistungen höchstens den Beweis liefern, daß sie entweder keine Genies sind, oder daß ihr Genie durch die Noth zerbröckelt und zerkrümelt ist.*)

Gehen wir nun zu Goethe über, dem Glücklichen, welcher der gewöhnlichen Annahme nach die Nothstände des Lebens und den peinigenden Stechfliegenschwarm aufreibender Lebenssorgen niemals kennen gelernt hat. Aber die innern Kämpfe hat er dafür in reichstem Maße kennen gelernt, und die mißliche Lage, in der sich ein deutscher Dichter selbst von seiner Größe oder gerade von seiner Größe einem modernen deutschen Publikum gegenüber befindet, stand ihm klar vor Augen. Ueber diesen Punkt befinden sich in seinen Briefen, in seiner Autobiographie, in verschiedenen Aufsätzen überaus zahlreiche Mittheilungen. Eine Stelle, in welcher er sich schmerzlich darüber beklagt, nicht wie Shakspeare aus einer in sich geschlossenen, mit dem Stempel der Größe versehenen Nationalität und aus einer positiven oder doch in sich fertigen Zeit hervorgegangen zu sein, haben wir schon früher gelegentlich mitgetheilt. Häufig klagt er, daß Autoren und Publikum durch eine ungeheuere Kluft getrennt seien, wovon sie freilich zu ihrem Glücke beiderseits keinen Begriff hätten und daß das Publikum an einem dichterischen Werke doch eigentlich immer nur den Inhalt, den Stoff beachte, daß es unfähig sei, ein geistiges Werk geistig aufzunehmen. In seiner Abhandlung „Literarischer Sansculottismus" (gegen einen im Märzheft des „Berlinischen

*) Schiller's Dankschreiben dafür, daß ihm durch jenes Geldgeschenk endlich die „glückliche Muße" verschafft werde, „an der allein die Werke des Genius" reifen, ist nicht wie in dem Aufsatz „Zur Schiller=Stiftung" (Nr. 6 d. Bl.) angegeben wurde, an die edeln Schenker, sondern an den Vermittler und Anreger der Subvention, Baggesen, gerichtet. Es ist vom 16. December 1791. Dieser Brief verdient von allen gelesen und womöglich auswendig gelernt zu werden, welche fortfahren zu behaupten, daß das Genie von allen Erdensorgen unabhängig sei, ja zu stolz sein müsse, Subventionen anzunehmen, und dabei sich immer und ausschließlich gerade auf Schiller berufen.

Archiv der Zeit und des Geschmacks" für 1795 veröffentlichten tadelsüchtigen Aufsatz „Ueber Poesie und Beredsamkeit der Deutschen" gerichtet) charakterisirt er in treffenden, von tiefer Kenntniß und tiefem Mitgefühl zeugenden Worten die traurigen Folgen, die für den deutschen Autor aus der Zerstückelung aller Verhältnisse in Deutschland hervorgehen, wie diese ihn „zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien" nöthigten, wie er dann immer wieder durch ein Publikum irre gemacht werde, welches keinen Geschmack habe und Gutes und Schlechtes mit gleichem Wohlgefallen verschlinge, und wie die wirklich Gebildeten, durch deren Beifall man sich ermuntert und gestärkt fühle, doch durch alle Theile des weiten Landes zerstreut lebten. So finde sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, da müsse er für seinen Unterhalt und seine Familie sorgen, sich nach außen umsehen und oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achte, sich die Mittel verschaffen, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein Geist allein sich zu beschäftigen strebe. Jeder deutsche geschätzte Schriftsteller, fährt Goethe fort, werde sich in diesem Bilde erkennen, jeder werde mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, die Eigenheiten seines originellen Geistes einer allgemeinern Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Wie wohlthätig sticht diese humane, objectiv ruhige Beurtheilung des deutschen Schriftstellerstandes ab gegen die brutalen Ausfälle, welche sich in unserer Zeit Schriftsteller selbst gegen ihren Stand erlaubt haben, und zwar Schriftsteller, welche wahrlich Goethe's Scheitel nicht erreichen und wenn sie zehn Fußschemel übereinander und sich darauf stellen wollten! Jetzt müssen sich die Schriftsteller von den Buchhändlern, die man so lange, wenn auch mit Unrecht, als ihre natürlichen Gegner betrachtete, beschämen lassen, indem diese zum Theil ganz andere Vota abgeben, wie noch jüngst der Buchhändler E. Wengler in einem zu Leipzig gehaltenen Vortrage, auf den wir wol noch bei anderer Gelegenheit zurückkommen.

An einem andern Orte, in „Dichtung und Wahrheit", sagt Goethe:

Wie man wol den Entschluß faßt, Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, sich auch muthig vorsetzt, Gefahr und Beschwerlichkeit zu ertragen, sowie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besondern Fälle vorstellt, unter welchen diese im allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerst unangenehm überraschen können, so ergeht es einem jeden, der sich in die Welt wagt, und besonders dem Autor, und so erging es auch mir.

In seinen italienischen Briefen beklagt er einmal, daß das Glück Dürer, von dem er in München ein paar Stücke von „unglaublicher Großheit" gesehen, nicht tiefer nach Italien geführt habe. Der arme Mann habe auf seiner niederländischen Reise, um das Trinkgeld zu sparen, die Domestiken porträtirt, die ihm einen Teller Früchte brachten. „Mir ist", fügt Goethe hinzu, „so ein armer Narr von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß." Im übrigen gehen diejenigen fehl, welche glauben, Goethe habe sich nie in pecuniären Verlegenheiten befunden; gänzlich unfähig, sich in seiner Stellung zu Weimar auf Kosten des Landes zu bereichern (der Herzog gab ihm immer zu viel aus), immer andern zu helfen bereit, in einem Grade uneigennützig, daß er manches aus seiner Tasche bestritt, wofür er die Landeskassen in Anspruch nehmen konnte, endlich auch längere Jahre gar nicht so besoldet, um seiner Stellung gemäß ohne Zubuße aus eigenen Mitteln und den Ertrag seiner literarischen Arbeiten auskommen zu können, mußte er z. B. im Jahre 1792 von Hufeland ein Kapital von 1000 Thalern aufnehmen, das er, wie Schaefer anführt, „noch 1800 verzinste und erst nach mehreren Jahren zurückzahlen konnte". Die etwas schadenfrohe Karoline Herder schrieb am 15. April 1801:

Die Wieland'sche Lage ist gar nicht wünschenswerth. Goethe hat das Roßla übertheuer mit 14000 Thalern gekauft, mit schlechtem Haus und Stallung, alles baufällig und schlechter Gegend. Er hat darauf 6000 Thaler bezahlt. Jetzt soll er abermals 4000 Thaler abzahlen und sucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentbeamten und dergleichen das Geld zusammen.

Man sieht daraus wenigstens, daß auch der Jupiter des so manchen bösen Wettern ausgesetzten weimarischen Olymps nicht in ewiger Heiterkeit thronte, sondern vielmehr die kleinen Leiden des menschlichen Geschlechts und noch mehr die großen eines deutschen Schriftstellers sehr wohl kennen gelernt hat.

Hat doch Goethe durch seinen „Tasso", in welchem er nach seinen Worten die „Disproportion des Talents mit dem Leben" darstellte, recht eigentlich in die Literatur jene seitdem so zahlreich vertretene Gattung von Künstler- und Dichterdramen eingeführt, in denen die meist aufreibenden Conflicte des künstlerischen und dichterischen Talents mit der widerstrebenden Welt behandelt zu werden pflegen. „Torquato Tasso" läßt keinen Zweifel daran übrig, daß Goethe die Leiden und Kämpfe eines modernen Dichters in reichlichstem Maße kennen gelernt und aufs tiefste durchempfunden hat, nachdem er schon früher die materiellen Nothstände des modernen Künstlerthums in „Künstlers Erdenwallen" ergreifend geschildert hatte.

Verlassen wir die Salons von Weimar und begeben wir uns in ein ärmliches Stübchen in der Stadt Hof, von welchem Thaddäus Lau in seiner Skizzensammlung „Zur Auswahl" erzählt:

Oeffnete man die Thür, so trat man in ein enges Zimmer. Am Fenster denkt und arbeitet auf einem hölzernen Schemel unser Held. Der übrige Raum des Gemachs ist mit Wäsche gefüllt, welche die Mutter für Fremde besorgt. Zu andern Stunden findet man die Frau am Spinnrocken, emsig die Hand regend. Was Mutter und Sohn verdienen, darüber wird sorgsam Buch und Rechnung geführt. Es ist uns ein solches Einnahmebüchlein „Was wir ersponnen haben" erhalten. Demnach belief sich die Einnahme der Familie im März 1793 auf 2 Fl. 51 Kr. 3 Pf., im April auf 4 Fl. 3 Kr., im Mai auf 4 Fl. 9 Kr. 3 Pf. u. s. w.; bei der Angabe der im September 1794 eingekommenen Summe von 2 Fl. 1 Kr. wird bemerkt, daß am 9. desselben Septembermonats für den jüngsten Sohn Samuel neue Stiefeln gekauft worden, „welche 3 Thaler kosteten, beinah die Einnahme eines ganzen Vierteljahrs".

Wir brauchen wol nicht erst hinzuzufügen, daß hier von Jean Paul die Rede ist. Freilich hat sich auch Jean Paul durchgekämpft, und während man ihn in Leipzig wegen seines langfliegenden undisciplinirten Haars verspottete und durch anonyme Strafbriefe zu ärgern suchte, drängten sich später hochgestellte Frauen in Berlin um eine Locke von diesem Haar. Doch war auch dies nur ein Raptus; denn Jean Paul kam nach und nach aus der Mode und verkümmerte und versauerte in deutschgemüthlicher Beschränktheit im Häuschen der Frau Rollwenzel bei Baireuth. Das Zimmerchen, in welchem Jean Paul, wenn er nicht mit seinem Pudel im Felde umherstreifte, am liebsten arbeitete, war auch ein echt deutsches Poetenstübchen. Jean Paul hatte die Hohlheit und leere Ostentation deutscher Dichterverehrung in Weimar (man vergleiche hierüber seinen Brief vom 18. Juni 1796 an seinen Freund Otto) und in Berlin zur Genüge und zum Ekel kennen gelernt, und er befand sich bei seiner dicken Frau Rollwenzel viel wohler; denn für seine Schöpfungen hatte sie zwar nicht das geringste Verständniß und sie hat wol schwerlich irgendeine Seite von ihm gelesen, aber dem Menschen Jean Paul bewahrte sie die treueste, hingebendste und gemüthvollste Theilnahme; sie pflegte und hätschelte ihn wie eine Mutter ihr launiges Kind, und sie freute sich doch auch, das weibliche Factotum und die Herbergsmutter eines wie sie wußte berühmten Mannes zu sein, der dann und wann von Reisenden aus weiter Ferne aufgesucht und wie ein Meerwunder angestaunt wurde. Und soll ich hier noch zum Ueberfluß an einen andern Heros der deutschen Literatur, an Lessing erinnern, der seiner Schulden wegen von Leipzig nach Berlin flüchtete und, statt in einem Centralplatze deutscher Literatur und deutschen Theaterlebens, seine letzten Jahre in dem einsamen abgelegenen Wolfenbüttel zubrachte?

Wie nächtlich und wild es zum Theil in den Briefen eines spätern Dichters, Nikolaus Lenau, aussieht, braucht hier nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden; aber auch in des Grafen Platen Tagebuch finden sich Stellen genug, in denen sich die trübsten Eindrücke widerspiegeln. Behauptungen wie folgende: „Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen", und „Unter allen Künsten ist es sicherlich die Poesie, die von gewöhnlichen Menschen am wenigsten geliebt wird", finden sich mehrfach. Schon im Cadettencorps wurde es ihm „verargt und verspottet", daß er Gedichte machte, und in dem Regimente, mit dem er 1815 nach Frankreich zog, war er seines stillen, zurückgezogenen, keuschen Wesens wegen das Stichblatt aller. „Jeder beleidigt mich und ich habe keinen Vertheidiger", schreibt er. Er verzweifelt häufig ganz und gar an seinem Talent, er wünscht, daß er nie einen Vers gemacht haben oder daß wenigstens niemand davon wissen möchte, daß er je Verse gemacht habe. Als er, schon ein berühmter Dichter, im Jahre 1832 in einer münchener Gesellschaft den Grafen Dietrichstein, der noch dazu für einen „großen Literatus" galt, vorgestellt wurde, so hielt dieser es ganz unter seiner Würde, sich mit dem Dichter „abzugeben". Platen beklagt sich darüber bitter in einem Schreiben an seinen Freund Fugger. Freilich war dieses verächtliche Benehmen Dietrichstein's immer noch weniger beleidigend als jene groben und faden Schmeicheleien, welche die weimarischen Hofleute bei großen Festlichkeiten dem greisen Goethe sagen zu müssen glaubten. Goethe's Großenkel, Nicolovius, erzählt, wie Goethe, der überhaupt zuletzt das „Menschenpack" gründlich verachten gelernt, sich dann wol umgewendet und eine helle Thräne in seinem großen Auge zerdrückt habe.

Da nun Platen so trübselige Anschauungen von der Stellung eines Dichters und der Poesie überhaupt innerhalb der deutschen Gesellschaft hatte, so wird wol, sollte man meinen, Immermann als sein Antagonist eine heiterere Ansicht davon gehabt haben. Aber in allen übrigen Punkten auseinandergehend, stimmten sie doch in diesem Cardinalpunkte vollkommen überein. Immermann spricht sich einmal dahin aus, daß ihm die Gegenwart als „ganz unempfänglich für wahrhaft dichterisches Wesen" erscheine und daß es ihm wie eine „schwere Last des Schicksals" vorkomme, in unsern Tagen mit poetischem Talent geboren zu sein. Daher rühre es auch, meint er, daß alle Talente jetzt gereizt, kränkelnd und mehr oder weniger oppositionell aufträten. Indeß die Deutschen sind immer wunderliche Leute, und die deutschen Poeten natürlich erst recht; denn während sowol Immermann als Platen jeder für sich ein empfängliches Publikum verlangten und es schmerzlich beklagten, daß dies nicht da sei, zeigte sich doch jeder von beiden für die Poesie des andern durchaus unempfänglich, und was jeder thun konnte, den Rivalen beim Publikum in Verruf zu bringen und dadurch auch die Poesie zu discreditiren, das that er gewiß.

Indem ich einen alten Jahrgang des „Berliner Conversationsblatt", den von mir redigirten von 1836 durchblättere, treffe ich auf einen kleinen Aufsatz über den 1832 verstorbenen Dichter Ludwig Halirsch, der wie Waiblinger und Platen von der deutschen Heimat fern, in italienischer Erde ruht, Platen in Syrakus, Waiblinger in Rom und Halirsch, der sich nur in Italien, ein kurzes Jahr lang, glücklich gefühlt hatte, in Verona. In diesem Aufsatze sagte ich:

> Wenn ich die lange Reihe unserer Dichter durchgehe, so sehe ich mit Schrecken, welch unerquickliches Leben die meisten von ihnen geführt haben. Einige haben ihre Kräfte in den untergeordnetsten Beschäftigungen abgenutzt; andere sind vom Hunger, vom Wahnsinn, von einem frühen Grabe oder der Fremde verschlungen worden, während man daheim ihre Verse begierig verschlang. Was hilft es, an die vier wahnsinnigen Dichter Kuh, Lenz, Wetzel und Hölderlin erinnern? an den hungernden Bürger? an F. von Sonnenberg und Heinrich von Kleist, die sich entleibten? an Hölty und Burmann, die ihr Leben Gott weiß auf welche jämmerliche Art fristeten? u. s. w.

Ich schlage einige Nummern um und stoße (in Nr. 109) auf eine Mittheilung über eine in Kühne's „Zeitung für die elegante Welt" veröffentlichte, interessante Biographie des Dichters Ephraim Moses Kuh und auf die Bemerkung: „Man möchte in Bezug auf die Anzahl herabgekommener deutscher Dichter und Schriftsteller fast mit

Macbeth ausrufen: «Die Tafel ist voll!» Oder sollten noch leere Plätze für künftige Hungerleider designirt sein, die an der Tafel des Irrsinns noch bis zur tödlichen Uebersättigung schwelgen sollen?" Die Frage war nicht müßig; es waren in der That noch einige Plätze an der Unglückstafel leer, die seitdem besetzt worden sind.

Man sollte, statt Jubilarfeiern zu celebriren, alle Jahre einen Tag festsetzen, um ein Fest aller poetischen Märtyrer unter Trauergeläut und bei schwarz ausgeschlagenen Wänden zu begehen. Was für ergreifende Tafellieder könnte man da singen und was für Reden halten, Reden freilich von ganz anderer Art, als die jetzigen zu sein pflegen! Und was für Toaste auf die deutsche Nation und das Glück, ein deutscher Dichter zu sein, könnte man da ausbringen! Freilich dürfte man dazu keinen Wein trinken, sondern irgendein noch zu erfindendes, aus sehr bittern Ingredienzien gemischtes Festgetränk, damit es den Feiernden auch an den nöthigen betrübten und melancholischen Gesichtsverziehungen nicht fehlen möge.

Durch diese Vorbetrachtung glauben wir am besten auf dem Standpunkt angelangt zu sein, von dem sich zwei uns vorliegende Sammlungen von Dichterbriefen, die Briefe Heinrich's von Kleist an seine Schwester Ulrike und die Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte Willhöft betrachten, und die Schreiber derselben sich in die lange Reihe der Opfer deutscher Poesie an richtigster Stelle einfügen lassen.

Vergleichspunkte zwischen beiden Dichtern bieten sich manche, zunächst durch die blutige Katastrophe, welche das Leben beider zu einer Tragödie stempelte. Kleist brachte seiner Freundin Vogel das Opfer — insofern bei seinem aufgelösten Zustande von einem Opfer die Rede sein kann — und entleibte sich mit ihr. Charlotte Stieglitz opferte sich für ihren Gatten; aber sie hatte dabei falsch gerechnet, denn durch ihren Opfertod vernichtete sie moralisch auch ihn. Das Haus auf dem Schiffbauerdamm, in welchem Charlotte Stieglitz verblutete, und die Stelle am Wansee, wo Kleist seiner Freundin und dann sich selbst den Tod gab, liegen nicht allzu weit voneinander; an beiden Blutstellen hat der überreizte Zustand der berliner Gesellschaft, wie er wenigstens früher war, sicherlich auch seinen Antheil. Der Qualität ihres Talents nach waren freilich beide Dichter sehr verschieden; Kleist war ein Dichter, Stieglitz hatte mehr den Ehrgeiz einer zu sein, war dabei aber allerdings mit manchen Eigenschaften begabt, die zu dem Wesen eines modernen Dichters gehören. Doch hatte es Stieglitz bei seinen Lebzeiten fast zu einem größern Namen gebracht, als dies Kleist während seines Lebens gelang; aber Kleist's Schöpfungen leben in immer erhöhtem Glanze noch nach seinem Tode fort, während von Stieglitz' zahlreichen Gedichten, die in den vier Bänden der „Bilder des Orients" gleich massenhaft auftraten, eigentlich keins Eigenthum der Nation geworden ist, sodaß man seinen Namen selbst in Anthologien nur äußerst selten antrifft, wiewol in diesen poetischen Herbarien sonst doch Blätter von allen officinellen Dichterpflanzen getrocknet und aufbewahrt werden.

Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung Kleist'scher Briefe bemerkt im Vorwort:

Als nach dem Vorgange Ludwig Tieck's im Jahre 1848 Eduard von Bülow von dem Leben des Dichters eine neue Darstellung lieferte, verhehlte er nicht, daß seine Nachrichten vollständiger geworden wären, hätte sich ihm nicht, trotz allen Bemühungen zu ihr zu gelangen, „die natürlichste und wichtigste Quelle" für die Lebensgeschichte Kleist's durchaus unzugänglich erwiesen. Diese Quelle waren Kleist's Briefe an seine Schwester Ulrike. Von der gegenwärtigen Besitzerin mir zunächst nur zu eigener Kenntnißnahme anvertraut, sodann aber auf meine Bitte mir zu freierer Verfügung gestellt, erscheinen sie nun hier, nach den von mir genommenen Abschriften, vom ersten — aus dem Anfange des Jahres 1795 — bis zum letzten, vom Morgen seines Todestags, in einem Drucke, dem die sorgfältigste Vergleichung der Correcturbogen mit den Blättern, wie sie von Kleist's eigener oder seiner Schwester Hand beschrieben sind, vorangegangen ist. Daß durch sie wirklich nicht nur die Nachrichten über das Leben und die Schicksale des Dichters nach dem äußern Verlauf wesentlich vervollständigt und in vielen Punkten berichtigt werden, sondern daß sie uns auch viel tiefer, als es so lange möglich war, in die Geschichte seines Innern, in die Reihenfolge seiner Seelenkämpfe und Seelenleiden blicken lassen, wird jeder, wie ich überzeugt bin, zugeben müssen, der mit dem Inhalt die von Eduard von Bülow verfaßte Biographie sammt den Ergänzungen dazu, welche sich in Julian Schmidt's Einleitung vor der neuen Ausgabe von Kleist's Schriften finden, vergleichen will.

Moderne Dichter, insofern sie sich eben der Poesie ausschließlich widmen, sind meist sehr hülfsbedürftige, unselbständige Geschöpfe, die jemand brauchen, an den sie sich anlehnen, dem sie sich anvertrauen, dem sie ihre innern und äußern Bedrängnisse mittheilen, von dem sie jederzeit Beistand in Rath und That erwarten können. Dieser gute Genius für Heinrich von Kleist war seine Schwester Ulrike, die in ihrer Liebe und praktischen Thätigkeit für ihn nicht ermüdete, auf so schwere Proben sie auch mitunter gestellt wurde und obschon sie ihr Bruder zuweilen ganz gehörig hofmeisterte, z. B. darüber, daß sie sich entschlossen habe, nie zu heirathen. Mit diesem Entschlusse, schreibt er ihr einmal, entsage sie ihrer „höchsten Bestimmung", ihrer „heiligsten Pflicht", der „erhabensten Würde, zu welcher ein Weib emporsteigen kann", dem „einzigen Glück", das ihrer warte. Dieser Rath war von seiner Seite der uneigennützigste von der Welt, da Kleist wol wissen konnte, daß, wenn Ulrike sich vermählte, ihre Theilnahme für ihn und ihre Geldleistungen nothwendig Abbruch erleiden müßten; er zeigt aber auch, wie solid Kleist über den eigentlichen Beruf des Weibes dachte. Um so auffallender erscheint es, daß er ihr die seltsame Grille nicht auszureden suchte, die sie bestimmte, auf ihren Reisen, in Paris fast immer, während ihres Aufenthalts bei Wieland Männerkleidung zu tragen. Dabei bleibt sie aber doch immer das sorgsame Weib, die liebende Schwester, die sich nicht der Arbeit schämt, für ihren Bruder Hemden zu nähen. „Ich möchte auf jede Hand meinen, die einen Stich daran thut", schreibt er im November 180[illegible] an sie aus Weimar. Alle Augenblicke — und das scheint einmal das unvermeidliche Los deutscher Dichter zu sein — ist er in Geldverlegenheit, und immer wieder ist's die Schwester, an die er sich wendet, die ihm helfen muß und ih

ihre Hülfe auch nie versagt. Aus Weimar schreibt er ihr am 9. December 1802: „Ich brauche schon wieder Geld und kann dir weiter nichts sagen. Ich habe andern geborgt. Es ist verrückt, ich weiß es.“ Am 3. Juli 1803 gesteht er ihr: „Der Rest meines Vermögens ist aufgezehrt“, und er fährt dann fort: „Ich erbitte mir also, meine Theure, so viele Fristung meines Lebens, als nöthig ist, seiner großen Bestimmung völlig genugzuthun. Du wirst mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, sei es noch so spät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unsterblichkeit zu pflücken.“ Aus einem Briefe vom 2. August 1804 geht hervor, daß Kleist damals mit 25 Thalern monatlich auskommen sollte, was doch nicht anginge, weshalb er wenigstens um seine Betten bittet, denn dann werde er, zumal wenn er noch seine „paar Möbel“ zusammenbringen könnte, um 3—4 Thaler monatlich wohlfeiler wohnen. Als ihm und seinen beiden Reisegefährten, den Genossen seiner abenteuerlichen Gefangenschaft in Frankreich, nach seiner Ankunft im Fort de Joux das Geld abgenommen wurde, hatte nur er, der arme deutsche Poet, keins, welches man ihm hätte abnehmen können. Im Jahre 1808 fühlte er sich von einer höchst unerheblichen Schuld gedrückt, er war nämlich einem Hrn. von Pannewitz 20 Thaler schuldig, welche zu decken er wieder seine Schwester ersucht. Als er Dresden 1809 verlassen hat, um nach Böhmen zu gehen, schreibt er, am 3. Mai aus Teplitz, daß er dies nicht habe ausführen können, ohne einige Schulden in Dresden zurückzulassen. Er „beschwört“ also seine Schwester, nur für diesmal noch mit ihren ältern Forderungen zurückzustehen und ihm das Geld zur Bezahlung jener Schuld zukommen zu lassen. Am 17. Juli schreibt er aus Prag, daß er sich in „großer Noth“ befinde, und er bittet sie, ihm wieder Geld zu schicken, um ihn aus Prag, wo er sonst gar nicht fortkönnte, freizumachen. So zieht sich auch durch diesen Briefwechsel, wie die Schleppe eines Gespenstes, die leidige Geldfrage, und Ulrike ermüdet nicht im Wohlthun. Darum widmet er ihr aber auch wiederholt die wärmsten und enthusiastischsten Lobsprüche, die sie auch vollkommen verdient. So schreibt er an sie am 5. Februar 1801 aus Berlin:

Hier in der ganzen volkreichen Königsstadt ist auch nicht ein Mensch, der mir etwas Aehnliches von dem sein könnte, was du mir bist. Nie denke ich anders an dich, als mit Stolz und Freude, denn du bist die Einzige, oder überhaupt der einzige Mensch, von dem ich sagen kann, daß er mich ganz ohne eigenes Interesse, ganz ohne eigene Absichten, kurz, daß er nur mich selbst liebt.

Und so noch an vielen andern Stellen. Dafür ist ihr das Glück zu Theil geworden — wenn es überhaupt ein besonderes Glück zu nennen ist —, daß ihr Name mit dem ihres Bruders zugleich auf die Nachwelt gekommen ist, wie der Name des Appellationsraths Körner mit dem Schiller's oder der Name des Grafen Alexander von Fugger mit dem Platen's.

Schon diese ewigen, nie abreißenden pecuniären Bedrängnisse, die immer und überall qualvolle Demüthigungen, nutzlose Anstrengungen und empfindliche Zeitverluste zur Folge zu haben pflegen, waren sehr geeignet, Kleist's Gemüth zu verdüstern und zu verbittern, denn wie schon Aristophanes in den „Vögeln“ (nach Welcker's Uebersetzung) sehr naiv aber wahr bemerkt:

Laß dich versichern,
Daß schwerlich ein Mensch, den Elend beugt, jemals wohlauf und gesund ist.

Und Kleist war auch in anderer Hinsicht nicht gesund; seine Psyche war von Haus aus zu reizbar, zu fiebernd und disharmonisch. Daher machte er auch auf Goethe, der nur Gesundes und Normales um sich leiden mochte, einen im ganzen abstoßenden Eindruck, obschon er Kleist's Talent anerkannte. Schon im Jahre 1803 that Kleist gegen seine Freundin Henriette von Schlieben eine vorbedeutungsvolle Aeußerung. Als dieselbe lange Zeit von ihrem Bräutigam, dem Kupferstecher Lohse, keine Nachricht erhalten, sagte sie zu Kleist, der, auf der Guitarre klimpernd, neben ihr auf dem Sofa saß: „Wenn der Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt.“ Kleist brach hierauf los: „Sie haben recht, es ist das Beste, was Sie thun können, und wenn Sie Ihren Verstand je wiederfinden, nehme ich eine Pistole und schieße Sie und mich todt. Ich kann Ihnen schon den Gefallen thun.“ Diesen Gefallen that er dann der ebenfalls geistig leidenden Henriette Vogel, die, eine ähnliche Aeußerung Kleist's aufgreifend, ihn beim Worte nahm. Seine innere Zerrissenheit kündigt sich in seinen Briefen an Ulrike häufig an; er schreibt aus Bern an sie am 12. Januar 1802:

Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen...... Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir hingegeben. Aber nur in der Welt wenig zu sein, ist schmerzhaft, außer ihr nicht. Ach, das ist ein häßlicher Gegenstand.

Und ein andermal:

Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich sie verstecken, daß sie nicht auffällt; o wie schmerzhaft ist es, in dem Aeußern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich nie zeigen kann, wie man wol möchte, nie frei handeln kann und selbst das Große versäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindruck abhängt, und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von Elegant uns durch die matteste Persiflage vernichten kann. Das alles verstehst du nicht, liebe Ulrike, es ist wieder kein Gegenstand für die Mittheilung, und der andere müßte das alles aus sich selbst kennen, um es zu verstehen.

Am 1. Mai 1802 schreibt er an Ulrike aus der Schweiz:

Ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That; denn das Leben hat doch immer nichts Erhabenes, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.

Im Herbst 1806 klagt er aus Königsberg, er leide an Beängstigungen, schwitze, phantasire, müsse unter drei

Tagen immer zwei das Bett hüten, und er fügt dann hinzu: „Mein Nervensystem ist zerstört.“ Von seiner nervösen Reizbarkeit zeugt sein Benehmen, als er dem alten Wieland seinen „Robert Guiscard“ vorlas. Er versichert: „Es war mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir, über seine innerlichen Bewegungen, vor Freude die Sprache verging und ich zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend.“ Denselben „Guiscard“ verbrannte er aber dreimal! Gegen eine amtliche Stellung sträubte er sich, dafür trug er sich mit allerlei seltsamen Projecten, mit einer diplomatischen Reise nach Spanien, ja er, der Franzosenfeind, im Jahre 1803 sogar mit der Absicht, französische Kriegsdienste zu nehmen und sich an der erwarteten Landung der Franzosen in England zu betheiligen; er macht 1800 eine Reise nach Würzburg, über die er sehr geheimnißvoll thut, wie es scheint, um in irgendeinem industriellen Etablissement ein technisches Arcanum zu erspähen und nach Preußen mitzubringen; ein andermal spricht er sehr geheimnißvoll von einer „gewissen Entdeckung im Gebiete der Kunst“, auch was er im Jahre 1809 eigentlich in Oesterreich wollte, obschon ihm allerdings irgendein patriotischer Zweck, zunächst die Gründung einer politischen Wochenschrift vorschwebte, ist nicht ganz klar, und das Unternehmen einer Buch-, Karten- und Kunsthandlung, der sogenannten „Phönix-Buchhandlung“ in Dresden, mußte natürlich in solchen Händen misglücken, wie früher schon sein Project, sich in der Schweiz als Landmann festzusetzen, fehl geschlagen war. So misrieth ihm alles, auch sein bekanntes Heirathsproject mit Wilhelmine von Zenge, von der er an seine Schwester einmal schreibt, sie sei für schönere Eindrücke „zuweilen“ empfänglich, wenigstens sei er zufrieden, wenn sie ihn „zuweilen“ mit Interesse anhöre, „ob ich gleich“, fügt er hinzu, „nicht viel von ihr wiedererfahre“. Sein Verstand hatte sich zu einer doctrinären Dialektik zugespitzt, er moralisirte gern, aber er selbst fühlte sich dabei nicht wohl. „Bei dem ewigen Beweisen und Folgern (schreibt er) verlernt das Herz fast zu fühlen, und doch wohnt das Glück nur im Herzen, nur im Gefühle, nicht im Kopfe, nicht im Verstande.“ Nicht lange darauf aber schreibt er: „Etwas muß dem Menschen heilig sein. Uns beiden, denen es die Ceremonien der Religion und die Vorschriften des conventionellen Wohlstandes nicht sind, müssen um so mehr die Gesetze der Vernunft heilig sein.“ Sowenig ihm aber die Religion Trost und Anhalt gewährte, sowenig fand er diese bei dem Kant'schen kategorischen Imperativ. Er schreibt zwar im Sommer 1800, daß etwas im Menschen unwandelbar und ewig bleibe: „das Gefühl seiner Pflicht“, aber am 22. März 1801 gesteht er: „Es scheint, als ob ich eins von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die Kant'sche Philosophie so viel auf dem Gewissen hat.“ Gesellschaftliche Betäubungen und Zerstreuungen sagten seinem Wesen nicht zu. Er befand sich in größerer Gesellschaft verlegen und unbehaglich; es stieß ihn die Wahrnehmung ab, daß man hier allein schon durch „vieles Plaudern, durch Dreistigkeit und Oberflächlichkeit“ zum Ziele und zur Geltung gelangen könne. Er findet es daher sehr natürlich, daß die Gelehrten in großen Gesellschaften ungelenk und rauh erschienen. Von dem, was seine Seele am tiefsten bewege und erfülle, dürfe der Gelehrte ja nicht sprechen, weil man ihn nicht verstehen und ihn langweilig und anmaßend finden würde; von bloßen Nichtigkeiten könne er aber nicht sprechen. Es sei ein Irrthum, wenn man sage, ein Gelehrter schweige aus Stolz; im Gegentheil, es sei vielleicht der äußerste Grad von Bescheidenheit, der ihm Stillschweigen auferlege. „In solchen Lagen“, schreibt er aus Frankfurt a. d. O., „hat man die gelehrtesten Männer oft in der größten Verlegenheit gesehen. Unser gescheidter Professor Wünsch, der gewiß hier in Frankfurt obenansteht und alle übersieht, würde doch gewiß, das bin ich überzeugt, durch die abgeschmacktesten Neckereien des albernsten Mädchens in die größte Verlegenheit gesetzt werden.“ Aus Berlin schreibt er 1801: „In Gesellschaften komme ich selten. Die jüdischen würden mir die liebsten sein, wenn sie nicht so pretiös mit ihrer Bildung thäten.“

So fand er weder in sich, noch in der Kant'schen Philosophie, noch in der Religion, noch in der Gesellschaft einen Halt, und auch in dem damaligen preußischen Staatsmechanismus erblickte er keine Stelle, die sich für einen Mann von seinen Lebensansichten eignete. Als Militär hatte er zu sehr seinen Studien und der Ausbildung seines Innern gelebt, um nicht den Unwillen seines Chefs, des Generals Rüchel, auf sich zu ziehen. „Die größten Wunder militärischer Disciplin, die der Gegenstand des Erstaunens aller Kenner waren“ (schreibt er an seinen frühern Hauslehrer), „wurden der Gegenstand meiner herzlichsten Verachtung; die Offiziere hielt ich für so viele Exercirmeister, die Soldaten für so viele Sklaven, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei“ u. s. w. Mit diesen Ansichten konnte er natürlich im Militärdienst nicht ausharren; er nahm 1798 seinen Abschied. Er versuchte es nun im Civilfach; aber auch das ganze preußische „Commerzsystem“ schien ihm „sehr militärisch“. Man wolle, schreibt er am 25. November 1800 an Ulrike, die Industrie „mit den Haaren herbeiziehen; i[st] es ein Wunder, wenn sie schmollt? Künste lassen sich nicht wie die militärischen Handgriffe erzwingen.“ Ein Am[t] innerhalb dieses ihm so widerwärtigen Systems zu erwe[r]ben, konnte ihm nicht einfallen; er verachte, schreibt [er] an Ulrike, „den ganzen Bettel von Glück, zu dem [es] führt“. Natürlich war er am Hofe und in den Regi[e]rungskreisen sehr schlecht angeschrieben, am schlechteste[n] vielleicht beim Könige selbst, in dessen Augen ein tüchti[]ger Unteroffizier ein nützlicherer Staatsbürger war u[nd] eine höhere Stufe auf der Leiter menschlicher Wesen ei[n]nahm als ein Dichter. Kleist schreibt an seine Schwe[ster] in dem eben angeführten Briefe:

Als ich diesmal in Potsdam war, waren zwar die Prin[zen], besonders der jüngere, sehr freundlich gegen mich, aber [der] König war es nicht; und wenn er meiner nicht bedarf, so [be]darf ich seiner noch weit weniger. Denn mir möchte es [...]

schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andere Unterthanen aufzusuchen. Am Hofe theilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht thun. Die ersten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen. Denn selbst die besten Könige entwickeln wol gern das schlummernde Genie, aber das entwickelte drücken sie stets nieder.

Später verdarb er es mit seinen Obern ganz, als es ruchbar geworden, daß er die Absicht gehabt, den von Napoleon 1803 beabsichtigten Seezug nach England mitzumachen. Der Brief, in welchem er diesen Plan seiner Schwester mittheilt, ist sehr merkwürdig, und auch wol darum besonders als Facsimile dem vorliegenden Buche angehängt; er lautet:

Meine theure Ulrike (hier ist eine halbe Zeile mit großer Sorgfalt ausgestrichen, wie es scheint, nicht von Kleist selbst). Was ich dir schreiben werde, kann dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, soweit es fertig war, durchlesen, verworfen und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüberrudern, unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O du Geliebte, du wirst mein letzter Gedanke sein!
St.-Omer, den 26. October 1803.

So sehr er die Franzosen haßte, so kam es ihm ja in diesem Falle nur darauf an, neben und mit ihnen den Tod zu finden, denn er war überzeugt, daß sie alle auf englischem Boden zu Grunde gehen müßten. Solche Wunderlichkeiten aber mußten natürlich den Verdacht gegen ihn rege machen, daß es mit seinem Kopfe nicht in gehöriger Ordnung sei, und Kleist selbst mußte dies, um seinen Einfall einigermaßen zu entschuldigen, halb und halb zugeben, als er später wegen einer Anstellung eine Audienz bei dem Generaladjutanten des Königs, von Köckeritz, nachsuchte und die Erlaubniß dazu erhielt. Ueber diese merkwürdige Unterredung berichtet Kleist an seine Schwester:

Mein liebstes Rieckchen, laß dir einige Nachrichten über den Erfolg meiner Reise mittheilen, ein Hundsfott gibt sie besser, als er kann. Ich kam Dienstags morgens mit Ernst und Gleißenberg hier an, mußte, weil der König abwesend war, den Mittwoch und Donnerstag versäumen, fuhr dann am Freitag nach Charlottenburg, wo ich Köckeritzen (Generaladjutanten des Königs) endlich im Schlosse fand. Er empfing mich mit einem finstern Gesichte und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte, von ihm gekannt zu sein, mit einem kurzen: Ja. Ich käme, fuhr ich fort, ihn in meiner wunderlichen Angelegenheit um Rath zu fragen. Der Marquis von Lucchesini hätte einen sonderbaren Brief, den ich ihm aus St.-Omer zugeschickt, dem Könige vorgelegt. Dieser Brief müsse unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterstände mich, von Sr. Majestät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen werden würde. Ob diese Hoffnung gegründet wäre? Und ob ich, wiederhergestellt, wie ich mich fühlte, auf die Erfüllung meiner Bitte um Anstellung rechnen dürfte, wenn ich wagte, sie Sr. Majestät vorzutragen? Darauf versetzte er nach einer Weile: „Sind Sie wirklich jetzt hergestellt? Ganz, verstehen Sie mich, hergestellt? .... Ich meine“, fuhr er, da ich ihn befremdet ansah, mit Heftigkeit fort, „ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor kurzem im Schwange waren (er gebrauchte diese Wörter), völlig hergestellt sind?“ Ich verstände ihn nicht, antwortete ich mit so vieler Ruhe, als ich zusammenfassen konnte; ich wäre körperlich krank gewesen und fühlte mich, bis auf eine gewisse Schwäche, die das Bad vielleicht heben würde, so ziemlich wiederhergestellt. Er nahm das Schnupftuch aus der Tasche und schnaubte sich. „Wenn er mir die Wahrheit gestehen solle“, fing er an und zeigte mir jetzt ein weit besseres Gesicht als vorher, „so könne er mir nicht verhehlen, daß er sehr ungünstig von mir denke. Ich hätte das Militär verlassen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchstreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Versche gemacht (o meine theure Ulrike!), die Landung mitmachen wollen u. s. w. Ueberdies sei des Königs Grundsatz, Männer, die aus dem Militär ins Civil übergingen, nicht besonders zu protegiren. Er könne nichts für mich thun.“ Mir traten wirklich die Thränen in die Augen. Ich sagte, ich wäre im Stande, ihm eine ganz andere Erklärung aller dieser Schritte zu geben, eine ganz andere gewiß, als er vermuthete. Jene Einschiffungsgeschichte z. B. hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum eines Arztes weit eher als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig steigernd, mir das Bedürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechselung der Erdachse gewilligt haben würde, ihn loszuwerden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen beging.

Alles hätte man ihm übrigens wol nachgesehen; aber daß er sogar „Versche“ gemacht, das war ein bedenkliches Symptom, welches ihn als incurabel erscheinen ließ. Im übrigen entließ ihn Köckeritz ziemlich gnädig, und bat ihn zuletzt noch, „auf eine recht herzliche Art“, um Verzeihung, wenn er ihn beleidigt haben sollte.

Bald brach die Katastrophe von 1806 über Preußen herein, die ihn aufs tiefste erschütterte; er sank, wie wir oben schon angeführt, in Königsberg aufs Krankenlager, und sein Nervensystem war zerrüttet. Die Franzosen hatte er von jeher aufs gründlichste gehaßt, und schon früher, aus Paris, das ihm als eine „traurige Stadt“ erschien, schrieb er an seine Braut über die Franzosen: „Wohin das Schicksal diese Nation führen wird? Gott weiß es! Sie ist reifer zum Untergange als irgendeine andere europäische Nation.“ In einem Briefe vom 18. März 1801 aus der Schweiz an Ulrike nennt er die Franzosen die „Affen der Vernunft“, und von dieser für den Untergang reifen Nation, von diesen „Affen der Vernunft“ sah er nun sein Vaterland gedemüthigt, niedergeworfen, an den Abgrund des Verderbens gebracht. Die schlimmsten Befürchtungen, die ihm der bloße Mechanismus des damaligen preußischen Heerwesens eingeflößt hatte, waren leider weit übertroffen. Da schreibt er aus Königsberg im Herbst 1806: „Es wäre schrecklich, wenn dieser Wütherich (Napoleon) sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Theil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer.“ In diesem Sinne

dichtete er dann seine „Hermannschlacht“, in der er mit gleichem Ingrimm die Tyrannei der Römer (oder der Franzosen), wie die Feigheit und kleinliche Selbstsucht der deutschen Fürsten und die Franzosenfreundlichkeit der deutschen Weiber geiselte. Von seiner Thusnelda, die sich dann später wegen eines bloßen Lockenraubes an Ventidius in so grausamer Weise rächt, pflegte er, wie Dahlmann erzählt, zu sagen: „Sie ist im Grunde eine recht brave Frau, aber ein wenig einfältig, wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen.“ Zu diesen Weibern gehörte die Königin Luise nicht; von ihr schreibt er an Ulrike:

Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der K* (der König) vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält.

Ueberhaupt entging ihm eine erfreuliche Wahrnehmung nicht. „Es scheint mir“, schreibt er, „als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger.“

Individuelles Unglück machte ihn selbst freilich, wie er an seine Schwester einmal schreibt, „heftig, wild und ungerecht“, und vielleicht würde er das Unglück seines Vaterlandes mit größerer Standhaftigkeit ertragen haben, wenn ihm selbst größeres Glück zu Theil geworden wäre. Kleist besaß großen Ehrgeiz, so sehr er auch seiner Fähigkeit ihn zu befriedigen und seinem Talente mistraute. Schon oben haben wir Briefstellen angeführt, welche diesen Ehrgeiz bezeugen. Der Ruhm ist ihm „das höchste der Güter der Erde“; den „Kranz der Unsterblichkeit“ will er sich erwerben und, wie er ein andermal schreibt, „zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere (die Kleist'sche) Familie herabringen“; er habe nun „ein halbtausend hintereinander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet“, an diesen „Versuch“ (nämlich an den „Robert Guiscard“) gesetzt, fährt aber dann weiter fort:

Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.

Nun ist aber vielleicht noch kein bedeutender Dichter während seines Lebens so verkannt, misachtet, zurückgesetzt worden als Heinrich von Kleist. Der Beifall Wieland's, Huber's anerkennender Bericht über die „Familie Schroffenstein“ im „Freimüthigen“ und die Apotheose in Dresden, indem ihm dort einmal an der Tafel des österreichischen Gesandten „von zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind“, ein Lorberkranz aufgesetzt wurde, blieben zu vereinzelt, um ihm Muth zu machen. Sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ fiel bei der Aufführung in Weimar durch, seine köstlichen Erzählungen galten damals für langweilig. Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Da verzweifelte er an sich, wie er an seinem Vaterlande verzweifelt war; er gab die Hoffnung auf, seinem Volke etwas sein oder zu seiner Erhebung etwas beitragen zu können. Er war reif zur Katastrophe, welcher der finstere Dämon seines Lebens ihn unaufhaltsam entgegentrieb. Sein letzter Brief, zugleich der letzte dieses Buchs, an Ulrike lautet:

Ich kann nicht sterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und soweit auch, vor allen andern, meine theuerste Ulrike, mit dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam, den —,
am Morgen meines Todes. Dein Heinrich.

Hätte er nur noch wenige Jahre Geduld gehabt und seinem bösen Dämon Widerstand geleistet, so würde man ihn, heiter gestimmt und von seinem Dämon erlöst, mit den Scharen der Freiwilligen gegen den gemeinsamen, von ihm so grimmig gehaßten Feind haben ausziehen sehen können; oder er würde wenigstens den Ausziehenden Kriegsgesänge voll Begeisterung, Feuer und Grimm mit auf den Weg gegeben haben. Sein um 1809 gedichtetes Vaterlandslied: „Germania an ihre Kinder“, zeigt, daß Kleist auch feuriger Lyriker sein konnte.

Hermann Marggraff.

Garibaldi's Denkwürdigkeiten.

Garibaldi's Denkwürdigkeiten nach handschriftlichen Aufzeichnungen desselben, und nach authentischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Elpis Melena. Zwei Bände. Mit Garibaldi's Porträt und einer Karte des Schauplatzes der Kämpfe am La Plata. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1861. 8. 2 Thlr.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten umfassen Garibaldi's Leben nur bis zur Niederlassung desselben auf Caprera im Jahre 1855. Indeß ist ein drittes Bändchen, welches den glänzendsten Theil der Laufbahn des Helden schildern würde, in Aussicht gestellt. Ein unter dem beigegebenen Porträt befindliches Facsimile enthält eine Bescheinigung, daß die von Garibaldi der Verfasserin übergebenen Manuscripte von seiner eigenen Hand sind, und übrigens wird über die Entstehung des vorliegenden Werks in der Vorrede dem Leser weitere Auskunft ertheilt. Die Verfasserin berichtet, wie sie in Besitz der bis 1848 reichenden handschriftlichen Selbstbiographie des ihr persönlich bekannt gewordenen Garibaldi gelangte und von ihm ermächtigt wurde, dieselbe zu benutzen. Sie sagt ferner, daß es ihr bei Gelegenheit eines zweiten Besuchs auf Caprera im Sommer 1858 gelang, ihm während einer seiner Erholungsstunden eine wenn auch nur skizzenhafte Erzählung seiner Reisen und Erlebnisse vom Jahre 1849, wo er Europa verließ, bis zu seiner Niederlassung in Caprera im Jahre 1855 zu entlocken, die sie in seiner Gegenwart aufschrieb. „Außerdem“, bemerkt sie, „sagte mir der General, ich könne Hoffstetter's «Tagebuch aus Italien», Ruggieri's «Narrazione

seines Rückzugs und die «Storia della rivoluzione romana» eines calabresischen Verbannten, Namens Biagio da Strongoli, als zuverlässige Hülfsquellen benutzen, wenn mir daran läge, seine «povera vita» in Deutschland zu veröffentlichen." Später, im October 1859, versprach Garibaldi der Verfasserin auch, Ergänzungen seiner eigenen Aufzeichnungen zu liefern; „kaum aber", sagt sie, „war ich in Rom angekommen, als Garibaldi mir anzeigte, er habe sich vom militärischen Dienst zurückgezogen, wünsche seine Zeit zur Vollendung seiner Biographie zu verwenden und bäte mich daher, das italienische Manuscript, welches ich von ihm besäße, ihm zurückzuschicken, indem er hoffte, mir bald etwas Vollständigeres liefern zu können. Nicht gering war mein Erstaunen, als ich bald nach der Rücksendung des verlangten Manuscripts erfuhr, Garibaldi habe es in Genua Hrn. Alexandre Dumas übergeben! Ich erwähne die Untreue als ein Factum, das mich tief gekränkt hat, und welches ich weder richten will, noch erklären kann. Gewiß ist es, daß wer auf Siciliens Befreiung ausgeht und die «Einigung Italiens» als Lebensaufgabe in tiefster Brust trägt, ein mildes Urtheil beanspruchen darf, wenn er, momentan verblendet, sich verleiten ließ, die bombastische Lobhudelei des geschicktesten französischen Romanschreibers der schmucklosen Darlegung lauterer Wahrheit vorzuziehen. Es war ebenso wenig meine Absicht, Garibaldi's Biographie zu einem Roman zu benutzen, als es mir einfällt, mit einem Alexandre Dumas zu rivalisiren: die reine Wahrheit ist das einzige Prädicat, welches ich für die folgenden Blätter beanspruche, diese biete ich dem Leser, und unter solchem Titel hoffe ich, daß sie trotz ihrer andern literarischen Mängel ihren Weg zu dem bessern Theile des Publikums finden werden. Auch habe ich nicht die Anmaßung zu glauben, daß ich die Literatur durch die Herausgabe dieser Biographie mit einem schriftstellerisch werthvollen Werke bereichere, sondern ich bediene mich dieses Feldes, um einen schönen, humanen Zweck zu fördern und einem vielfach verleumdeten Menschen die wohlverdiente Anerkennung zu verschaffen." Wir fanden es passend, die vorstehenden eigenen Worte der Verfasserin anzuführen, da dieselben nicht nur für die letztere selbst, sondern auch für ihr Werk und einigermaßen sogar für ihren Helden charakteristisch sind. Da indeß die Verfasserin den Inhalt des in Rede stehenden Manuscripts, welcher den ersten Band dieser „Denkwürdigkeiten" füllt, vollständig mittheilt, und da doch allem Anscheine nach die Ermächtigung hierzu nicht zurückgezogen war — denn sonst würde sich die Verfasserin für die „Untreue" durch eine Eigenmächtigkeit gerächt haben —, so hat es mit der Untreue nicht so gar viel auf sich. Wie dem auch sei, jedenfalls muß man es der Verfasserin Dank wissen, daß sie nicht mit „einem Alexandre Dumas rivalisiren", d. h. den Stoff nicht als Roman zustutzen mochte, sondern ihn so einfach gab, wie er ihr vorlag.

Garibaldi's Erzählung ist anziehend, obwol ziemlich schlicht, wie es einem Manne der That wohl ansteht, und nur hier und da durch Expectorationen unterbrochen, wie sie den Italienern, die ohne zahlreiche Superlative nicht wohl auszukommen wissen, eigen sind und wie man sie namentlich auch in ihren Selbstbiographien von jeher, wenigstens schon seit Benevenuto Cellini, gewohnt ist; nur einem begegnen wir bei Garibaldi nicht: der Ruhmredigkeit. Er spricht mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der seinen eigenen Werth kennt, aber ohne alle Eitelkeit. Wenn er rühmt, so rühmt er nicht sich, sondern sein Volk, sein Vaterland. Dagegen kann man, wie hohe Anerkennung man ihm auch zollen mag, sich doch eines Lächelns nicht erwehren, wenn man ihn (wie es in einem bombastischen Motto über der Vorrede des vorliegenden Werks geschieht) ein Enigma insoluto e forse insolubile genannt sieht. Indeß, in den Augen einer durch und durch verderbten und dem schmuzigen Eigennutze, der feigen Niederträchtigkeit verfallenen Welt wird freilich auch der schlichteste, sonnenklarste Mann, sobald er energisch, rücksichtslos und aufopfernd das Rechte erstrebt, als ein „unlösliches Räthsel" erscheinen.

Garibaldi (geboren zu Nizza am Geburtstage der nordamerikanischen Unabhängigkeit, 4. Juli 1807), Sohn eines Seemanns und desgleichen Enkel eines Seemanns, gedenkt im Eingange seiner Erzählung mit Worten herzlicher Dankbarkeit seiner Aeltern. Von seiner Mutter sagt er (S. 5):

„Es wird mir mein Leben lang zum größten Kummer gereichen, daß ich die letzten Tage meiner guten Mutter nicht zu erheitern im Stande war und daß ich durch die Unfälle meiner wechselvollen Laufbahn ihr Leben so oft verbittert und getrübt habe. Vielleicht war die Liebe, die sie gegen mich hegte, eine allzu große. Und doch — verdanke ich nicht dieser mütterlichen Liebe und dem Einflusse ihres milden und wohlwollenden Gemüths, ihrem Mitleid mit jedem Unglücklichen und Armen, verdanke ich nicht diesen Einflüssen vielleicht die Regungen der Vaterlandsliebe, durch die ich mir das Vertrauen und die Sympathie meiner braven, wenn auch unglücklichen Mitbürger erworben habe? Fern von mir ist jeder Aberglaube — und doch, in den ernstesten Momenten meines Lebens, wenn ich unverletzt aus den Wogen des Oceans, oder aus dem Kugelregen des Schlachtfeldes hervorging, dann habe ich sie gesehen, meine liebevolle Mutter, wie sie gebeugten Knies und gesenkten Hauptes vor dem Throne des Höchsten erschien, seinen Schutz für das Leben dessen zu erflehen, der ihrem Schoſe entsprossen ..... und ich — ich glaubte an die Wirksamkeit ihres Gebets."

Seiner ersten Jugend und seiner Lehrlingszeit als Seemann widmet Garibaldi nur wenig Worte, obwol diese Periode seines Lebens schon abenteuerlich genug und reich an interessanten Zügen ist. Sie gemahnt uns einigermaßen an die Jugendgeschichte unsers Landsmanns Nettelbeck, dem zwar, unter ganz anders gestalteten Zeitumständen, eine minder glänzende Laufbahn beschieden war, der aber, ein Mann von mindestens gleicher Tüchtigkeit, auch das Herz nicht weniger auf der rechten Stelle trug als Garibaldi. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier der Biographie Schritt vor Schritt folgen und einen zusammenhängenden Auszug liefern wollten; wir begnügen uns, einige Stellen anzuführen, theils als Proben des anziehenden Inhalts im allgemeinen, theils insofern sie sich zur genauern Charakteristik des Helden besonders empfehlen. Wie geneigt er allezeit war, seinen Blick zu erweitern, alles zu prüfen und das Gute zu behalten, zeigt folgende Notiz (S. 16):

„Auf einer andern Reise, die ich am Bord der Clorinde machte, traf ich mit einer Anzahl St.-Simonisten, welche Emile Barrault nach Konstantinopel führte, zusammen. Ich näherte mich dem Führer, indem ich mich ihm als italienischen Patrioten vorstellte, und wurde von ihm eingeweiht in die Ideen der mir bis dahin unbekannten Sekte St.-Simon's. Die Unterhaltungen mit Barrault sind nicht ohne Einfluß gewesen auf meine Anschauungen. Die kosmopolitischen Theorien des St.-Simonismus nahmen meinem Patriotismus die Einseitigkeit, leiteten meinen Blick von der Nationalität auf die Menschheit."

Im Jahre 1833 ward ihm bei Gelegenheit der Expedition, die von der Schweiz aus nach Savoyen unternommen wurde, eine Rolle zugewiesen. Er trat als Matrose erster Klasse in die piemontesische Marine, wo er unter der Mannschaft Proselyten machen sollte. Die republikanische Schilderhebung mislang, er mußte fliehen, rettete sich, über den angeschwollenen Var schwimmend, nach Frankreich, fiel dort den Gensdarmen in die Hände, entfloh ihnen und gelangte, nachdem er mit genauer Noth einer abermaligen Verhaftung entgangen, nach Marseille, wo er sich einige Monate unthätig unter angenommenem Namen aufhielt. Darauf folgte wieder ein vielbewegtes Seemannsleben, bis er sich in Rio Janeiro, gemeinschaftlich mit seinem dort erworbenen Freunde Rosetti, entschloß, in den Dienst der Republik Rio Grande zu treten. Für jeden, der sich nicht ausdrücklich mit der Geschichte jener südlichen Freistaaten beschäftigt hat, würde die nun folgende Erzählung Garibaldi's vieles Dunkle haben. Die Herausgeberin hat das gefühlt und daher in einem Anhange des zweiten Bandes eine kurze Geschichte der Kämpfe der südamerikanischen Republiken beigefügt. Dies ist sehr dankenswerth und es ist dem nicht genau unterrichteten

Leser zu rathen, diese geschichtliche Skizze jedenfalls vor der Selbstbiographie Garibaldi's zu lesen. Garibaldi berichtet (S. 25):

„Beide, der Secretär wie der Präsident (von Rio Grande) waren von den Brasilianern zu Kriegsgefangenen gemacht und befanden sich in Haft zu Santa-Cruz, einem Fort am Eingange des Hafens von Rio. Zambeccari (der Secretär) stellte uns dem Präsidenten vor, und dieser gab uns Kaperbriefe gegen Brasilien." Diese Situation hat in der That etwas Komisches! Aber das Pathetische fehlte dabei nicht: „Wir rüsteten den Mazzini, ein kleines Fahrzeug von etwa 30 Tonnen, mit dem wir Küstenhandel trieben, kriegsmäßig aus und stachen in See.... Unter dem Freiheitsbanner auf weitem, offenem Ocean, mit 16 wackern Genossen forderte ich ein Kaiserreich in die Schranken, ließ ich, ich ganz alleiniger Vertreter der Republik von Rio Grande, ihr Banner auf meinem Maste flattern!"

Das Kapergeschäft nahm einen glücklichen Anfang, man eroberte ein besseres Schiff, es fehlte nicht an Beute, obwol Garibaldi streng darauf hielt, daß die Effecten der Mannschaft und Passagiere unangetastet blieben. Die kriegerischen Scenen wechseln ab mit idyllischen, auch fehlt es nicht an einigen anziehenden Naturschilderungen. Das Unternehmen sollte indeß nicht glücklich enden. Die Brasilier waren nicht die einzigen Feinde, mit denen man es zu thun hatte. Es stellte sich heraus, daß (im Widerspruch mit Garibaldi's Instructionen) die Flagge von Rio Grande seitens der Republik Montevideo keine Anerkannte war und daß der Präsident der letztern, Oribe, einen Verhaftsbefehl gegen Garibaldi und die Seinen erlassen hatte. Der kühne Parteigänger sieht sich verfolgt und hart bedrängt, er besteht blutige Gefechte, wird schwer verwundet und geräth in Gefangenschaft. Man hatte ihn nach Gualeguay (Provinz Entre Rios) gebracht, wo er sich ziemlich gut behandelt sah und sich in einem gewissen Umkreise frei bewegen durfte. Diesen Umstand nutzte er, nachdem er von seiner Wunde wiederhergestellt war, zu entfliehen. Man setzte ihm nach und führte ihn mit auf den Rücken gebundenen Händen nach Gualeguay zurück. Garibaldi erzählt (S. 48):

„Vor den Gouverneur Millan gebracht, wurde ich von ihm gefragt, wer mir die Mittel zur Flucht verschafft hätte? und als er merkte, daß ich ihm nichts offenbaren wollte, begann er mich, wehrlos und gefesselt wie ich war, mit einer Peitsche, die er in der Hand hielt, zu schlagen; und als ich bei meinem Leugnen beharrte, ließ er ein Tau an dem Balken des Gefängnisses befestigen, an welches er mich mit in die Höhe gebundenen Händen zu hängen befahl. Zwei Stunden einer solchen Tortur legte mir jener Ruchlose auf. Mein Körper glühte wie ein brennender Ofen; solche Leiden lassen sich nicht beschreiben.... Als ich erlöst wurde, fehlte es mir an Kraft, mich zu beklagen; ich war fast ein Leichnam geworden; in diesem Zustande legte man mir von neuem Fesseln an! Ich hatte 54 Meilen zurückgelegt in einer sumpfigen Gegend, wo gerade in dieser Jahreszeit die Insekten ganz unerträglich waren; mit gefesselten Händen und Füßen hatte ich die schrecklichen Stiche der Mosquitos erdulden müssen und war dann den Foltern des grausamen Millan unterworfen worden. O ich hatte viel gelitten, und nun befand ich mich in Fesseln neben einem Mörder!"

Nach einigen Tagen wird er nach der Hauptstadt der Provinz, Rajada, geführt, bleibt dort noch zwei Monate im Gefängniß und erhält dann Erlaubniß die Provinz zu verlassen. Er begibt sich nach Montevideo, wo er sich, noch immer von Verfolgung bedroht, einen Monat verborgen halten muß und macht sich dann auf den Weg nach Rio Grande, dessen Präsident inzwischen auch seine Freiheit erlangt hat. Er ist nunmehr aufs neue im Dienste dieser Republik als Seemann thätig und der Schauplatz des Kampfes ist hauptsächlich die große Lagune, Lagos dos Patos; aber auch jetzt unterbricht die kriegerischen Scenen dann und wann ein idyllisches Bild und unter den martialischen erscheint auch als schöner Gegensatz mehr als eine holde Gestalt. So lesen wir (S. 58):

„Das Haus der Donna Anna (Schwester des Präsidenten) war ein wahres Paradies für mich; denn obwol sie schon über ihre Jugendjahre hinaus war, so hatte diese Dame doch etwas Bezauberndes in ihrem Wesen. In ihrem Hause lebte eine Emigrantenfamilie aus Pelotas, deren Haupt Don Paolo Ferreira war; seine drei Töchter, eine immer schöner als die andere, bildeten die Hauptzierde jenes glückseligen Ortes, und eine von ihnen, Manuela, beherrschte vollständig mein Herz. Ich habe nie aufgehört, sie zu lieben, obgleich ich wußte, daß meine Liebe hoffnungslos war, da sie sich mit einem Sohne des Präsidenten verlobt hatte. Ich betete nur ein Ideal in diesem engelgleichen Wesen an und meine Liebe hatte durchaus nichts Profanes an sich. Auch hatte ich die Freude, in einem Momente großer Gefahr zu entdecken, daß ich meiner Schönen nicht ganz gleichgültig war, und dies genügte, mich über die Unmöglichkeit ihres Besitzes zu trösten."

Er bemerkt bald nachher, nachdem er von einem unter schwerer Gefahr errungenen Siege gesprochen: „In der Estancia, die zwölf Meilen vom Kampfplatze entfernt war, erblaßte bei der Nachricht von dem auf meine Schar erfolgten Angriffe eine Jungfrau und flehte für mein Leben; und süßer als der Sieg war diese Nachricht meinem Herzen. Ja, du schönste Tochter des Continents, stolz und glücklich war ich dir anzugehören, obgleich du dich einem andern geweiht hattest. Hatte doch auch mir das Schicksal eine andere Tochter Brasiliens zugedacht, die mir später alles wurde, die ich noch heute betrauere und die ich mein Leben lang beweinen werde."

Je bekannter die Kriegergestalt Garibaldi jetzt ist, um so passender scheint es uns, gerade solche Züge aus der Biographie hervorzuheben, welche die mildern und rein menschlichen Seiten des Mannes kennen lehren. Nachdem er seinen Freunden einige Bemerkungen gewidmet, fährt er (S. 84) fort:

„Was ich suchte, was ich bedurfte, war ein Weib! Ich hatte mich daran gewöhnt, die Frauen für die vollkommensten Wesen der Schöpfung zu halten, und was man auch dagegen sagen mag, gewiß ist es leicht, unter ihnen ein liebendes Herz zu finden. Versunken in solche Betrachtungen ging ich einst auf dem Verdecke eines Schiffs auf und nieder und warf zufällig meine Blicke auf die Häusergruppen, welche die Barra, d. h. die Ostseite des Eingangs der Lagune (von Sta.-Catarina) schmücken; unweit des Ufers sah ich deutlich ein junges Mädchen stehen. Ich befahl, mich in einem Boote ans Land zu bringen, stieg aus und eilte auf die Häuser zu, wo der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit weilen mußte. Es war mir unmöglich das Mädchen zu finden. Zufällig begegnete ich einem Manne aus dem Oertchen, den ich seit unserer Ankunft kannte. Er lud mich ein, in seinem Hause eine Tasse Kaffee zu trinken, und ich nahm seine Einladung an. Das erste, dessen ich bei dem Eintritt in das Haus gewahr wurde, war das gesuchte Mädchen, dessen Anblick mich von meinem Schiffe ans Land gezogen hatte. «Du mußt die Meinige werden», sagte ich ihr, sie begrüßend, und damit hatte ich ein Band geknüpft, das nur der Tod noch lösen konnte! Ich hatte einen verborgenen Schatz gefunden, aber einen Schatz von unglaublichem Werthe! Wenn Schuld darin war, so trage ich sie ausschließlich, und allerdings, ich hatte Schuld, denn die Liebe, mit der sich unsere Herzen damals verbanden, brach das Herz eines armen Unschuldigen, welcher größere Rechte hatte als ich! Doch Anita ist todt — und er ist gerächt!"

Anita, welche für Garibaldi in seinem so vielbewegten Leben die treueste Gefährtin ward, starb im Jahre 1849 in Italien, wohin sie sich damals gleichzeitig mit Garibaldi begeben hatte. Ihr ist im zweiten Bande des vorliegenden Werks ein eigener Abschnitt, nach den eigenen Aufzeichnungen ihres Gatten, gewidmet. Die Eroberung dieser unschätzbaren Gefährtin war ihm um so mehr ein Trost, als der Kampf zu jener Zeit eine unglückliche Wendung für die Republik Rio Grande nahm. Aus dem Seemann ward damals ein Landsoldat, ein Art Condottiere der Form nach, aber wesentlich verschieden von den Condottieri alten Musters insofern, als er nicht um Sol

dem ersten Besten dienstbar war, sondern für eine Idee, und nicht für eine fremde, sondern für sein eigenes Herzensideal voll Begeisterung focht. An bloßen Abenteurern, deren Unternehmungen und Schicksale nicht minder wechselvoll und außerordentlich als Garibaldi's, fehlt es auch in unserer Zeit nicht, aber sie bleiben entweder im Dunkeln oder fallen der Verachtung anheim. Es ist der Vorzug eines gebildeten Zeitalters, daß ein bloßes Abenteurerthum keine Geltung und Beachtung finden kann, wenn es nicht wenigstens zum Schein eine Idee, und wäre die Idee auch nur ein Wahn, als Folie benutzt; selbst ein Lamoricière kann da nicht umhin, zum mindestens einen fanatischen Wahn zu heucheln.

Garibaldi gefiel sich in der neuen Lage und er zählt es unter die schönen Momente seines Lebens, als er an der Spitze einer kleinen Schar von Leuten, die ihm nach vielen Kämpfen übrig geblieben, an der Seite Anita's reitend, einer neuen Laufbahn entgegenging, die für ihn, wie er selbst gesteht, beinahe verlockender war als das Seeleben. Nachdem er uns eine lange Reihe von Kämpfen geschildert, gedenkt der Held der Geburt seines ersten Sohnes (Sept. 1840), den er Menotti nannte. Bald nachher verliert er seinen erprobten Freund Rossetti (einen gebornen Genuesen), der einen schönen Reitertod stirbt. Es muß wol unsere wärmste Sympathie erwecken, wenn er bei dieser Gelegenheit ausruft: „Wo ist der Winkel auf Erden, wo nicht die Gebeine eines wackern Italieners ruhen, welcher die Thränen im vollen Maße verdient, die seinem Volke durch den gerechtesten Schmerz entlockt werden?" Denn wir dürfen ja mit noch besserm Rechte ausrufen: „Wo ist der Winkel auf Erden, wo nicht die Gebeine eines wackern Deutschen ruhen" u. s. w. Weiterhin sehen wir den oft siegreichen Helden endlich auch mitten im Winter auf der Retirade, sein kaum drei Monate altes Kind durch die Wildniß mit sich führend, indem er es in einem Tuche trägt, das er sich um den Hals geknüpft hat, und es, soviel er's vermag, mit seinem Athem erwärmt. Er sehnt sich nach Nachrichten aus der fernen Heimat, über die er seit sechs Jahren ohne die leiseste Kunde; überdies muß er, seiner selbst wie der Seinigen wegen, auf Verbesserung seiner materiellen Lage bedacht sein, und er erhält vom Präsidenten die Erlaubniß, sich nach Montevideo zu begeben. Aus dem Condottiere wird jetzt momentan ein — Ochsenhirt! Dann, in Montevideo angelangt, ein Makler und zugleich ein Lehrer der Mathematik! Diese Thätigkeit dauerte bis zu seinem Eintritt in die Armee von Banda Oriental, denn die riograndesche Frage ging ihrer Lösung entgegen und er konnte diesem Staate nichts mehr sein. Die Republica Oriental (Uruguay) dagegen, die mit der Republik von Buenos-Ayres in Conflict gerieth, bot ihm bald eine seinem Naturell angemessenere Thätigkeit an, nämlich das Commando der Kriegscorvette Constitucion. Somit war Garibaldi nun abermals Seemann geworden und der Kampf im Dienste Uruguays beschäftigte ihn mehrere Jahre und zwar bis ins Jahr 1846. Er focht, wie gesagt, nicht für Fremde, sondern für eine Sache, die auch die seinige war, und so weiß er stets dem Parteigängerleben auf der andern Hemisphäre einen Bezug zu seinem Vaterlande und innigen Zusammenhang mit seinem Lebensplane zu geben. So z. B. sagt er (S. 157):

„Wir kämpften 600 Miglien von Montevideo entfernt, rings von Feinden umgeben, geschwächt, aber nicht entmuthigt durch Unglück, Entbehrungen und Kämpfe, unsers Untergangs gewiß, während Vidal, der Premierminister der Republik, Doublonen zusammenscharrte, um in den Salons europäischer Hauptstädte glänzend figuriren zu können. Da haben wir die Ehre! So ist die Welt! Wofür vergossen so viele wackere Italiener ihr Blut, die durch das Unglück ihres Vaterlandes in diese fernen Gegenden verschlagen worden? Weshalb ward Colombo in Fesseln gelegt, Castelli in Buenos-Ayres enthauptet, Borso di Carmini in Spanien erschossen? Den Dank für solche Sympathien empfingen wir vor deinen Mauern, o Rom, als dein ewiger (?) Nacken das schmachvolle Joch hatte abschütteln wollen, das deine Kinder und Zöglinge, o Mutter der Nationen, dir aufgezwängt haben!... Freilich zitterten sie, als du deine Mähne schütteltest, und nur durch Betrug, durch Zwietracht und durch das Bündniß der Hölle mußtest du fallen. Aber noch bist du groß, o Italien, und einst wird der Tag kommen, wo die hungerigen aber feigherzigen Geier fortgescheucht werden, die an dir zehren."

Der patriotische Erzähler läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, wo er irgendeine wackere That eines Landsmannes berichten kann. Eine solche theilt er denn auch S. 180 fg. von einem seiner Freunde Namens Anzani mit, den er zum Eintritt in die für den Dienst der Republik gebildete italienische Legion bewogen hatte. Obwol für den Raum, den wir für diesen Artikel in Anspruch nehmen dürfen, vielleicht etwas zu lang, lassen wir die Erzählung dennoch hier folgen, nicht nur, weil sie an sich ergötzlich, sondern mehr noch, weil sie eine sehr ernste Moral enthält, die sich namentlich die Deutschen zu Herzen nehmen sollten. Garibaldi erzählt:

„Als Anzani in Amerika ankam, brachte er ein Empfehlungsschreiben an ein Handlungshaus in einer Stadt Südamerikas, an die Herren N. in B. mit. Die Chefs dieses Hauses, Italiener wie er, nahmen ihn gastlich auf, gewannen ihn lieb und stellten ihn an in ihrem Geschäft. Bald wurde er ihnen unentbehrlich, er versah das Amt des Kassirers, des Buchhalters, des Rathgebers, er war der gute Geist, der eigentliche Dirigent des Geschäfts. Wie es in südamerikanischen Handlungshäusern der Fall zu sein pflegt, so handelten die Herren N. mit einem bunten Allerlei, mit allem Möglichen, was nur Kaufmannswaare sein kann. Die Stadt aber, wo sie wohnten, lag in der Nähe des Waldes, und es kam vor, daß auch Indianer, Bugrés, dort kauften oder verkauften. Der Häuptling eines solchen Indianerstamms war übrigens der Schrecken dieser kleinen Stadt geworden. Zweimal im Jahre pflegte er zu kommen und, ohne daß die Bewohner ihm Widerstand entgegenzusetzen wagten, nach Belieben zu brandschatzen. Anfangs war er in Begleitung von 2—300 der Seinigen erschienen, später mit 100, dann mit 50; als er aber die Furcht sah, die man vor ihm hegte, kam er mit immer schwächerer Begleitung und zuletzt gewöhnlich ganz allein. Der Schrecken jedoch, der ihm vorausging, blieb derselbe. Wenn der Ruf erscholl: «Der Häuptling der Mattos!» so wurden alle Fenster geschlossen und alle Thüren verrammelt, die Straßen waren im Nu wie ausgestorben. Den Häuptling kümmerte das wenig, vielleicht fühlte er sich sogar dadurch geschmeichelt. Er pflegte sich eins oder das andere Haus auszusuchen, klopfte an die Thür, die ihm zitternd geöffnet wurde, nahm mit sich, was ihm beliebte, und ging wieder davon, ohne daß man ihm ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Anzani hatte von diesem Häuptling gehört, ihn aber noch nicht gesehen. Eines Tags, er war vielleicht seit zwei Monaten in dem Geschäft, erscholl wieder der Ruf: «Der Häuptling der Mattos!» Wie gewöhnlich schlossen sich rasch alle Thüren und Fenster. Anzani war gerade allein zu Hause, beschäftigt die Rechnungen der Woche abzuschließen; er fand in dem Rufe keinen Grund, sich stören zu lassen, und blieb also bei offenen Fenstern und Thüren ruhig hinter seinem Pult sitzen. Der Indianer stand erstaunt vor diesem Hause still, das inmitten der allgemeinen durch seine Ankunft veranlaßten Bestürzung alle Spuren einer vollkommenen Sorglosigkeit der Bewohner trug. Er trat ein, und erblickte am Comptoirpult einen Menschen mit ruhiger Miene, der seine Rechnungen ordnete. Er blieb vor demselben stehen und betrachtete ihn mit gekreuzten Armen, mit sichtlichem Erstaunen. Anzani erhob den Kopf. «Was wünschen Sie, mein Freund?» fragte er mit größter Höflichkeit den Indianer. «Wie, was ich will?» gegenfragte dieser. «Nun ja», sagte Anzani, «wenn man in ein Magazin tritt, so wünscht man doch etwas zu kaufen.» Der Indianer brach in ein Gelächter aus. «Du kennst mich also nicht?» fragte er Anzani. «Wie sollt' ich dich kennen, ich sehe dich zum ersten mal.» — «Ich bin der Häuptling der Mattos», erwiderte der Indianer, schlug die Arme auseinander, und vier Pistolen und ein Dolch, die in seinem Gürtel steckten, wurden

sichtbar. «Nun wohl, Häuptling der Mattos, was begehrst du?» fragte Anzani. «Ich will etwas zu trinken haben!» entgegnete der andere. «Und was willst du trinken?» — «Ein Glas Branntwein». — «Nichts einfacher als das; bezahle vorher und ich werde dir nachher dein Glas reichen!» Der Indianer fing abermals an zu lachen. Anzani runzelte die Stirn. «Zum zweiten male», sagte er, «lachst du, statt mir Antwort zu geben, mir ins Gesicht. Ich finde das nicht höflich, und warne dich, wenn es zum dritten male passirt, so werfe ich dich aus der Thür.» Anzani hatte diese Worte mit solcher Bestimmtheit gesagt, daß jeder andere als ein Indianer genau gewußt hätte, mit wem er es zu thun hatte. Der Indianer wußte es vielleicht auch, aber er nahm die Miene an, als wisse er es nicht. «Ich habe dir gesagt, du sollest mir ein Glas Branntwein geben», wiederholte er, und stieß dabei mit dem Dolche auf das Pult. «Und ich habe dir gesagt, du sollest erst bezahlen», wiederholte Anzani; «wenn nicht, so bekommst du nichts.» Der Indianer warf einen wüthenden Blick auf Anzani; aber der Blick Anzani's begegnete dem seinigen. Er schlug die Augen nieder vor dieser entschlossenen Miene, er fühlte das Uebergewicht des Gegners, er war verlegen, und nach einigen Secunden der Unentschlossenheit beschloß er, sich erst Muth zu trinken. «Es ist gut», sagte er, «hier ist ein halber Piaster; schenk ein!» — «Es ist mein Geschäft, den Leuten einzuschenken, welche bezahlen», sagte Anzani, dem Indianer ein Glas Branntwein reichend. Derselbe stürzte das Glas hinunter. «Noch eins!» rief er. Anzani schenkte ein zweites ein. Der Indianer leerte es wie das erste. «Noch eins!» sagte er. So lange das Geld reichte, um die Zeche des Häuptlings zu decken, machte Anzani keine Bemerkung; sobald jener aber so viel Branntwein zu sich genommen hatte, als für das Geldstück gegeben werden konnte, hielt er an. «Nun?» fragte der Indianer. Anzani rechnete ihm seine Zeche vor. «Schenk' ein», drängte der Wilde. «Einschenken? kein Geld, kein Branntwein!» sagte Anzani. Der Häuptling hatte richtig gerechnet; die fünf oder sechs Gläser Branntwein hatten ihm den Muth wiedergegeben, der unter dem Löwenblick Anzani's geschwunden war. «Branntwein!» schrie er, die Hand an eine seiner Pistolen legend, «Branntwein, oder ich tödte dich!» Anzani, welcher längst ahnte, daß die Scene damit enden werde, hatte sich bereits fertig gemacht. Er war ein Mann von fünf Fuß neun Zoll, von fabelhafter Körperstärke, von bewundernswerther Gelenkigkeit. Er stützte seine rechte Hand auf das Pult, gab sich einen Schwung, sprang über das Pult hinweg und ließ sich mit voller Wucht auf den Indianer fallen, mit seiner Linken den rechten Arm jenes ergreifend, ehe derselbe Zeit hatte sein Pistol abzufeuern. Der Indianer konnte den Stoß nicht aushalten. Er fiel rücklings nieder, Anzani auf ihn und setzte ihm das Knie auf die Brust. Mit seiner Linken die rechte Hand des Indianers zur Seite pressend, sodaß die Waffe unschädlich wurde, riß er ihm mit der andern Hand Pistolen und Dolch aus dem Gürtel und schleuderte sie in das Magazin. Dann wand er ihm die Pistole aus der Hand, ergriff sie beim Lauf und bearbeitete ihm mit dem Schaft das Gesicht. Als er endlich meinte, der Indianer habe genug, stand er auf, schob ihn mit Fußtritten aus der Thür und rollte ihn bis zum vorüberfließenden Bach, in dem er ihn liegen ließ. Der Indianer hatte in der That genug. Er stand auf und ließ sich nie wieder in San-Gabriel blicken."

Zur Charakteristik dieses Mannes führt Garibaldi unter anderm auch noch folgenden Zug an: „Anzani besaß nur ein Hemd, aber zwei Beinkleider. Ich war in Rücksicht auf Hemden ebenso arm als er, aber er war um ein Beinkleid reicher als ich. Wir schliefen die Nacht unter einem Dache, aber Anzani reiste vor Tagesanbruch ab, und zwar ohne mich zu wecken. Als ich erwachte, fand ich das beste seiner Beinkleider auf meinem Bette."

An Zügen und Schilderungen, wie die im Vorstehenden mitgetheilten, ist der (wie schon gesagt von Garibaldi selbst geschriebene) erste Band der „Denkwürdigkeiten" reich, und obwol wir uns verhältnißmäßig umfassende Auszüge gestatteten, haben wir damit doch keineswegs eine Quintessenz ausgezogen, denn der Band ist von Anfang bis Ende reich an anziehenden Schilderungen, interessanten Thatsachen und charakteristischen Anekdoten. Die Verfasserin hat die „Denkwürdigkeiten" in sechs „Bücher" getheilt, deren erstes auch den ganzen ersten Band, Garibaldi's bis zum Jahre 1848 reichende Selbstbiographie enthaltend, füllt. Die fünf Bücher des zweiten Bandes sind demnach ungleich kürzer als das erste, führen die Geschichte des Helden in ausführlicher Weise aber auch nicht über das Jahr 1849 hinaus. Das zweite Buch umfaßt nämlich die Ereignisse von Garibaldi's Rückkehr nach Europa bis zur Vertheidigung Roms; das dritte die Schilderung des Rückzugs aus Rom; das vierte die bereits erwähnten Aufzeichnungen Garibaldi's über seine Gattin Anita; das fünfte sodann eine flüchtige Skizze der weitern Schicksale Garibaldi's bis zu seiner Niederlassung auf Caprera 1855, und im sechsten endlich schildert uns die Verfasserin noch eine Zusammenkunft mit dem General zehn Jahre nach dem Rückzuge aus Rom, d. h. also in dem Augenblicke, wo er aufs neue berufen war, für die Sache seines Vaterlandes zu streiten. Das Werk weilt demnach, obwol die Biographie, wie gesagt, nur bis 1849 ausgeführt ist, doch bis über diese Zeit hinaus, bis zum Jahre 1860, bei dem Helden.

Da die Geschichte Garibaldi's, namentlich insoweit ihr Schauplatz Italien ist, im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf, so hielten wir es für überflüssig, mehr darüber zu sagen, als im Vorstehenden geschehen ist. Es kam uns hauptsächlich darauf an, durch die mitgetheilten Stellen den Charakter des Buchs anzudeuten und namentlich einen Begriff von der Art und Weise zu geben, in welcher Garibaldi seine eigene Geschichte erzählt. Jede gutgeschriebene Selbstbiographie ist werthvoll und lehrreich, selbst wenn sie von einer minder hervorragenden Persönlichkeit handelt, um wie viel mehr muß es nicht diejenige Garibaldi's sein! Um so mehr ist aber auch zu beklagen, daß sie noch unvollendet ist, und um so mehr zu wünschen, daß der Held dereinst die zur Ergänzung nöthige Ruhe und Muße finden möge. Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß die Verfasserin, soweit dies bisjetzt überhaupt thunlich war, das Fehlende nicht in einer dankenswerthen Weise ergänzt hätte, und da wir einmal für gut gefunden hatten, das Werk zum Theil selbst für sich sprechen zu lassen, so mögen hier noch die ersten Worte des zweiten Bandes, den die Verfasserin auf Grund guter Quellen selbständig zusammengestellt hat, folgen; wir wählen diese Stelle um so lieber, da sie wieder ein guter Beitrag zur Charakteristik Garibaldi's ist:

„Garibaldi blieb in Montevideo bis zum Jahre 1848, geschätzt von den Bewohnern der Stadt, hochgeachtet von den Behörden, verehrt und geliebt von seinen Kameraden. Seine Lebensweise war einfach, ja ärmlich. Die nachstehende Anekdote mag das beweisen. Eines Tags suchte ihn ein Offizier auf, um der schriftlichen Anerkennung, welche der Leitung des Treffens bei Salto bereits gezollt war, eine mündliche Danksagung im Namen des Generals Pacheco hinzuzufügen. Der Offizier kam abends in die Straße Partone, wo Garibaldi wohnte. E[r] trat in die Wohnung desselben, ein kleines unverschließbare[s] Haus, und tappte im Dunkeln auf der Hausflur umher, u[m] die Stubenthür zu suchen. Dabei stieß er an einen Stuhl un[d] fluchte in sich hinein. «He Frau!» rief Garibaldi drinne[n], «hörst du nicht, daß jemand auf der Hausflur ist? Mach doch Licht!» — «Und womit soll ich Licht machen?» erwi[]derte Anita, «weißt du nicht, daß wir keine zwei Sous i[m] Hause haben, um eine Kerze zu kaufen?» — «Es ist wahr» sagte Garibaldi im Tone eines Philosophen, und er stand au[f,] öffnete die Thür und rief: «Nur hier herein, nur hier herein!» wie um durch seine Stimme den Fremden zu führen. De[r] Offizier trat ein. Aber die Dunkelheit war groß, daß er si[ch] nennen mußte, um von Garibaldi erkannt zu werden. «Herr» sagte dieser darauf, «Sie werden entschuldigen, aber als i[ch] meinen Pact mit der Republik Montevideo schloß, habe ich ve[r]säumt, mir eine Ration Kerzen auszubedingen, und Anita b[]

nicht so viel Geld, um eine Kerze zu kaufen. Wir müssen also im Dunkeln beiben. Glücklicherweise kommen Sie, wie ich vermuthe, nicht um mich zu sehen, sondern um mit mir zu plaudern.» Der Offizier, in der That, plauderte mit Garibaldi, aber sah ihn nicht. Auf dem Heimwege begab er sich zum General Pacheco und erzählte, was ihm begegnet. Dieser nahm sofort 100 Patagonier (500 Francs) und übersandte sie Garibaldi. Garibaldi wollte seinen Freund Pacheco nicht verletzen und nahm das Geld an. Aber am nächsten Tage ließ er dasselbe unter die Wittwen und Kinder der bei Salto gefallenen Kämpfer vertheilen."

Die Verfasserin theilt auch ein kleines Gedicht von Garibaldi mit, welches zwar ohne poetischen Werth, aber ein kräftiger Ausdruck seiner freien männlichen Gesinnung ist; die beigegebene deutsche Uebersetzung dieser Verse ist leider völlig misrathen. 53.

Adelsromane.

1. Adel. Roman in drei Abtheilungen von J. T. H. Temme. Zwei Bände. Glogau, Flemming. 1860. 8. 2 Thlr.
2. Neuer Adel. Roman von Alfred Meißner. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Diese beiden Romane haben neben den verwandten Titeln auch manche verwandte Beziehungen. Der eine scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, nachzuweisen, wie der Besitz des Adels, gleichviel, ob er alten oder neuen Datums sei, den Menschen keineswegs innerlich adele: der andere will die Richtigkeit des neugemachten Adels an einem concreten Falle veranschaulichen. Beide Werke sind mit Geist geschrieben, beide wissen das Interesse des Lesers zu erregen, beide stehen auf dem Standpunkte einer freien, geklärten Weltanschauung, beide zeichnen ihre Gestalten meist mit fester, sicherer Hand.

Aber so verwandt sie einander in den angedeuteten Beziehungen sind, so verschieden sind sie in anderer Hinsicht, ganz besonders und am auffallendsten in der Darstellung und im Stil. Der Stil Temme's ist ein wunderliches Ding; ein wildes Wüstenpferd ohne Zaum und Zügel und Dressur; der Stil Alfred Meißner's ist mustergültig, ein edles Paraderoß der neuhochdeutschen Schule. Ein Ausländer, welcher die deutsche Sprache nur aus Temme's Schriften kennen lernte, würde dieselbe für außerordentlich formenarm und ungelenkig halten, während sie bei Meißner in ihrem ganzen Reichthum auftritt; die ganze Darstellung des erstern hat keinen episch gehaltenen Satz, die Darstellung des letztern ist fast durchweg episch. Doch lassen wir das generelle Vergleichen und gehen zur Betrachtung jedes der beiden Werke für sich über.

Temme's Roman „Adel" (Nr. 1) führt uns in seiner ersten Abtheilung „Reisegeschichten" in ein einsames, von Heide und Fichten umgebenes Posthaus der Mark Brandenburg zur Zeit der ersten Erhebung Deutschlands gegen die Franzosenherrschaft. Verschiedene Reisende, theils einzeln, theils in Gesellschaft kommend, treffen hier zusammen. Ein verdächtiger Stelzfuß, der aber das Mitleid des alten ehrlichen Postmeisters zu gewinnen weiß, eröffnet den Reigen. Ihm folgt sehr bald in einer königlich westfälischen Post eine junge, schöne, kranke Frau, die der Postmeister ins Haus und auf ein Zimmer tragen muß. Bald darauf bringt eine Extrapost einen blutjungen Menschen von 17 Jahren in Begleitung eines jungen Mannes von 26 Jahren; ersterer ist Student, letzterer angehender Arzt, beide sind durch den Ausgang eines Duells, in welchem jener diesem einen Lungenschuß beigebracht, aber auch glücklich curirt hat, zu unzertrennlichen Freunden verbunden. Wir erfahren aus ihrer Unterhaltung im Posthause, wo sie auf weiteres Fortkommen warten, daß der „blutjunge Mensch", der sich von dem ältern Gefährten widerstrebend bevormunden läßt, eigentlich ein Graf Kappler ist, den seine adelsstolzen, aber nicht sehr begüterten Aeltern als fünfjähriges Kind einem alten reichen Onkel am Rhein überlassen haben, um ihm dessen Erbe zuzuwenden und ihr Besitzthum auf ihren viel ältern Erstgeborenen allein zu vererben. Jetzt ist der junge Graf unter dem Namen Max Kappel mit seinem Freunde Bommel auf dem Wege nach Breslau, wo sich die Kämpfer für die Befreiung Deutschlands zu sammeln beginnen. Ihnen folgen bald zwei neue Reisende, „hochgewachsene, kräftige, junge Männer" von circa 30 Jahren, von „sehr ungenirtem, lautem, hochfahrendem, übermüthigem Wesen"; und etwa eine Viertelstunde später steigt eine Dame in Trauer, „eine hohe, edle Gestalt", mit zwei lieblichen Kindern und einer ältlichen behäbigen Dame im Posthause ab. Hat die erste Dame, die kranke, auf Bommel einen tiefen Eindruck gemacht, so wird das Herz Max Kappel's von dem Anblick der trauernden Dame aufs tiefste ergriffen. Alle die hier nach und nach angekommenen, in verschiedene Zimmer vertheilten Reisenden stehen, ohne voneinander eine Ahnung zu haben, in mehr oder weniger nahen Beziehungen zueinander. Der Umstand, daß der Postmeister über weit weniger Pferde zu gebieten hat, als diese verschiedenen Passagiere zu ihrer Weiterreise bedürfen, erzeugt eigenthümliche Verwickelungen und macht jene Beziehungen zum Theil offenbar. Während sich alle Parteien nach dem weitern Fortkommen sehnen, wird ihnen die schwache Aussicht darauf noch durch die Ankunft eines französischen Kriegscommissars mit Gefolge geschmälert, der die vorhandenen Pferde für sich allein beansprucht. Max Kappel und Bommel hatten schon beschlossen, hinter der trauernden Dame, welche die höchste Eile zu haben schien, zurückzustehen, jetzt soll ihr dies Opfer nicht zugute kommen. Aber Max Kappel ist entschlossen, der Dame fortzuhelfen; er fordert den Franzosen auf Pistolen. Das Duell wird angenommen, aber durch die Dazwischenkunft eines hohen französischen Offiziers verhindert. Der Commissar muß der Dame die Pferde überlassen. „Die schöne blasse trauernde Dame wirft aus ihren wundervollen dunkelblauen Augen noch einen Blick stolzer Freude, aber auch des tiefsten Dankes." — „Max hat die Blicke der dunkelblauen Augen gesehen, die Freude, den Dank, die Rührung. Er starrt nach der Stelle hin, wo er sie gesehen" u. s. w. Zwei Herzen haben sich also gefunden. Bald sollen sich noch zwei andere finden. Die zuerst angekommene, kranke Dame wird vom Postmeister in ihrem Zimmer leblos gefunden; er theilt dies bestürzt den andern Gästen mit; zum Glück ist Bommel Arzt. Dieser eilt auf das Zimmer der Dame und es gelingt ihm, sie ins Leben zurückzurufen. Es kann nicht fehlen, daß auch diese Herzen einander entgegenschlagen. Mittlerweile erhält das einsame Posthaus verschiedene neue Gäste, die alle fortgeschafft sein wollen. Unter denselben macht sich ein Herr bemerkbar „mit dem Blick eines Wolfs oder einer Hyäne", nach des kaustischen Bommel Erklärung „entweder ein Diplomat oder ein Räuberhauptmann". Bommel merkt bald, daß dieser, der sich Baron von Wagener nennt, mit dem verdächtigen Stelzfuß in geheimnißvoller Verbindung steht, und daß dieser Verbindung irgendeine feindselige Absicht gegen die kranke Dame zum Grunde liegt. Ebenso entdeckt er, daß von den beiden Männern mit dem „ungenirten, lauten, hochfahrenden Wesen" einer, ein Graf, Unlauteres gegen die Dame in Trauer im Schilde führt. Er beschließt beide Herren aufs Korn zu nehmen, beiden Damen Schirm und Schild zu sein. Endlich ist die Zeit des Wartens vorüber, sämmtliche Reisende können zur Noth weiter geschafft werden. Bommel escamotirt die trauernde Dame mit ihrer Begleitung in einen andern Wagen, als in welchen ihr Verfolger sie gestiegen wähnt; die kranke Dame nimmt er unter seinen besondern persönlichen Schutz und setzt sich mit ihr in denselben Wagen, welcher auch den Baron von Wagener aufgenommen. So hält er sie am sichersten vor dessen feindlichen Anschlägen. Vorher ist aber der Stelzfuß aus dem Posthause verschwunden. Die Wagen fahren in die hereinbrechende Nacht hinaus. Mit dem Beginn eines unheimlichen Abenteuers schließt diese Abtheilung.

In der zweiten Abtheilung, welche den Titel „Liebesgeschichten" führt, erfahren wir, wer die trauernde Dame ist. Emma Gödeke ist die Tochter eines Bedienten im Hause eines westfälischen Oberforstmeisters von Honek, aber mit dessen einziger

Tochter Josepha auf gleichem Fuße erzogen. Nach dem Tode ihres Vaters wird das junge, schöne, feingebildete Mädchen von einer reichen Tante als Kindesstatt angenommen. Im Hause derselben macht sie die Bekanntschaft eines kriegsgefangenen preußischen Offiziers, eines Grafen Friedrich Kappler. Er liebt sie, sie liebt ihn; er wirbt, nach eingeholter Einwilligung seiner Aeltern in die Mesalliance, um ihre Hand und wird ihr Gatte. Sie gebiert ihm zwei Kinder und lebt einige Jahre mit ihm in ungetrübtem Glück. Da erlangt der Graf seine Freiheit und erhält von seinen Aeltern die Aufforderung nach Hause zu kommen. Er beurlaubt sich auf kurze Zeit von Weib und Kind, und kehrt nicht wieder. Anfangs schreibt er zärtliche, sehnsuchtsvolle Briefe; dann werden diese spärlicher und kühler; endlich meldet er ihr, daß seine Stellung ihm nicht erlaube zurückzukehren. Doch ruft er sie auch nicht zu sich. Sie ahnt Schlimmes, doch auf so Schlimmes, als sie erfahren soll, ist sie nicht gefaßt. Die adelsstolze Gräfin Mutter, eine geborene Prinzessin, hat es nicht verschmerzen können, daß ihr Sohn eine geringe Bürgerliche geheirathet. Nach preußischem Landrecht war eine solche Ehe damals ungültig, wenn nicht drei der nächsten Anverwandten des adelichen Theiles ihre Zustimmung ertheilt hatten. Auf Grund dieses Gesetzes muß der junge Graf seine Gattin verstoßen, um sich mit einer Ebenbürtigen vermählen zu können. Er ist charakterlos genug, diesem Ansinnen zu gehorchen. Emma erfährt durch einen hochmüthigen Brief ihrer Schwiegermutter ihr Schicksal. So ungeheuer ihr Schmerz, so ist sie doch zu stolz, um für sich eine Aenderung desselben zu erbetteln; sie betrachtet den Gatten für todt und legt Trauerkleider an. Nur um ihrer Kinder willen streitet sie für ihre Rechte; aber sie verliert in allen Instanzen. Zuletzt ergreift sie das Rechtsmittel der Revision, doch zugleich will sie, um ihrer Kinder willen, noch einmal den „Weg des Herzens, der Ehre" beschreiten, d. h. sie will von dem treulosen Gatten die Anerkennung der Rechte ihrer Kinder in Person fordern. Dieser Weg war es, auf welchem wir sie in dem einsamen Posthause getroffen. Sie wollte auf das Gut des jüdischen Barons von Gugenheim, dessen Tochter Rebekka, jetzt Rosamunde, des abtrünnigen Gatten Verlobte war.

Die kranke Dame, Bommel's Herzensdame, ist Josepha von Honek, Emma's Freundin, die einander im Posthause bei der Abfahrt sehen und erkennen. Sie war auf etwas abenteuerliche Weise die Gattin eines russischen Barons Rurik geworden, der sie mit auf Reisen genommen. Sie war lange glücklich gewesen, bis ein Zwischenfall eingetreten, der darauf hingedeutet, daß er an einem andern Weibe treulos gehandelt. Es war darüber zu einer Scene gekommen, infolge welcher er sie in eine furchtbare Gebirgswildniß gebracht. Hier war ihr bald die schreckliche Gewißheit aufgegangen, daß sie das Weib eines Räubers und vielfachen Mörders sei. Von Geburt allerdings ein russischer Baron, war er aus Neigung Bandit geworden. Als sie diese fürchterliche Gewißheit hatte, wollte sie entfliehen. Auf der Flucht aber fiel sie mit dem Diener, der ihr gefolgt war, in die Hände ihres schrecklichen Gemahls. Der Diener büßte augenblicklich mit dem Tode; aber sie ward von dem Baron-Räuber in einer Anwandlung von Großmuth entlassen, doch mit der Drohung: „Du wirst nie einem andern angehören; wer dich liebt, auch wenn du ihm dein Herz nicht zuwendest, ist dem Tode verfallen." Sie reiste nach Deutschland, doch verfolgt von Spionen ihres Mannes, ja von diesem selbst. Wir finden sie auf dem Wege nach Berlin, wo sie, die inzwischen ganz Verwaiste und heimatlos Gewordene, eine Anverwandte besuchen will.

Die dritte Abtheilung: „Familiengeschichten", nimmt den am Schlusse der ersten Abtheilung abgebrochenen Faden der Erzählung wieder auf. Die beiden Freunde Kappel und Bommel retten mit Lebensgefahr ihre Herzensdamen aus den ihnen drohenden Gefahren. Max Kappel erfährt, daß seine Dame seine Schwägerin sei, beide erkennen einander als Bruder und Schwester an und er führt sie selbst zu dem treulosen Gatten und der stolzen Schwiegermutter, seiner leiblichen Mutter, auf das Schloß des baronisirten Juden. Ein vergeblicher Gang; die hochadeliche Gemeinheit ist unverbesserlich; der Revisionshof bestätigt das Erkenntniß der Gerichte; Emma ist vor dem preußischen Gesetz nichts als Maitresse, und die Baronesse Rebekka-Rosamunde wird Gräfin Kappler. Max sagt sich von seiner Sippe los und folgt seiner verstoßenen Schwägerin als Bruder. Josepha folgt der Freundin mit Bommel. Als die beiden Freunde ihre Damen in Sicherheit wissen, eilen sie in den Krieg für Deutschlands Freiheit. Sie erfechten sich Ehre und Wunden, und schließlich werden sie nach Beseitigung aller Hindernisse die glücklichen Gatten ihrer nicht minder glücklichen Herzensdamen. Den Baron Wagener (Rurik) hatte die Nemesis bei einem Mordanschlag auf Bommel ereilt und Graf Friedrich Kappler, Emma's abtrünniger Gatte war als Hahnrei und verzweifelter Spieler durch eigene Hand gefallen. Das alte gräflich Kappler'sche Ehepaar muß das Gnadenbrot des ritterlichen Max und seiner bürgerlichen Gattin, Emma essen.

So endet alles zur Zufriedenheit und doch ohne wahre Befriedigung, wie sie ein echtes Kunstwerk hervorbringt. Man wird auf der Hetzjagd dieser kurzen Sätze in fortwährender Spannung dahingetrieben, ohne einen Ruhepunkt zu finden und kommt athemlos und abgespannt am Ziele an. Es sind interessante, typische Gestalten, die uns der Verfasser vorführt; dieser Bommel ist ein Prachtexemplar eines Burschen von echtem Schrot und Korn voll kerngesunden, unverwüstlichen Humors; dieser Max Kappel eine herrliche Siegfriedsgestalt von echtem Adel, wie sie in den Reihen der Freiheitskrieger wol zu finden waren; dieser alte Graf Kappler, diese alte Gräfin Kappler, der aufgeblasene baronisirte Bankier von Gugenheim, sie sind alle in ihrer Art trefflich gezeichnet. Auch Emma, die Bedientenochter und spätere Gräfin, ist eine durchaus edle, bei aller Idealität einfache und naturwahre Erscheinung. Aber wir können ihrer aller doch nicht recht froh werden. So scharf die Charaktere gezeichnet sind, so folgerecht und natürlich die Conflicte sich lösen, es fehlt die innige Durchdringung von Inhalt und Form, ohne welche auch der kostbarste Gedankengehalt und der größte Reichthum an lebensvollen Gestalten noch kein Kunstwerk bilden. Es ist schade, daß mit der unerschöpflichen Erfindungskraft, von welcher alle Werke dieses Schriftstellers Zeugniß ablegen, sein künstlerisches Gestaltungsvermögen nicht gleichen Schritt hält; wir würden, wäre dies der Fall, wahre Meisterwerke von ihm besitzen.

Wir kommen nun zu dem Meißner'schen Werke „Neuer Adel" (Nr. 2). Dasselbe beginnt mit einer Art Vorspiel, da[s] wir als ein Meisterstück einer Exposition zu einem größer[n] Roman betrachten können. Wir befinden uns in Prag, in de[r] Smetschka, einer Straße, in welcher die stattlichsten Häuser n[ur] von einzelnen Herren, meist Studenten, bewohnt sind. D[a] finden sich denn, zunächst durch die Klänge ihrer Geigen ge[-] leitet, vier junge Leute und ein alter Rath Eschburg zusamme[n] und stiften einen Fünferbund, d. i. ein Clubb, in dem sie zusam[-] men musiciren. Die vier jungen Leute sind nur erst im Be[-] ginn ihrer Laufbahn, die sie mit verschiedenen Mitteln, ab[er] gleich unsichern Chancen verfolgen. Der erste, Dr. Kral, i[st] ein angehender Arzt, ganz und gar seinem ernsten Berufe erg[e-] ben; der zweite, Kunosch, ein leichtsinniger Mensch, der [s]ich schon in allen Fächern versucht hat und jetzt Sprachstund[en] gibt. Der dritte, Wildengrün, ein junger Maler, und der viert[e] Horsky, ein Student der Rechte. „Das Gegentheil von ihne[n,] die alle emporzukommen strebten, war der fünfte, der in d[en] Bund trat, der Rath Eschburg. Er war ein Siebziger, er ha[tte] eine ehrenvolle Laufbahn bereits hinter sich und das Alter b[e-] gann schon, ihn von der Mitbewerbung am Leben auszuschließ[en.] Sein Gemüth hing jedoch an der Welt noch mit den zähe[n] Wurzeln und seine nervöse Charakterkraft ließ ihn noch mit [den] Bestrebungen und der Thatenlust der Jugend wetteifern." D[ie-] ser tüchtige Greis sollte aber bald aus dem Bunde scheid[en.] Er erkrankt. Die vier Freunde pflegen ihn um so mehr,

sie ihn für unbemittelt halten und bemerken, daß der Hausmeister Zadera und seine Frau ihn noch betrügen und bestehlen, auch auf seinen Nachlaß rechnen. Gelegentlich erfahren die Pfleger, daß der Kranke seine Gattin und erwachsene Kinder, darunter einen Sohn, der sich dem Handelsstande gewidmet, nach Nauplia und Alexandria gegangen und dort gestorben, durch den Tod verloren. Meisterhaft sind die Scenen im Krankenzimmer, nur ein Arzneikundiger wie Meißner kann dergleichen mit so erschütternder Wahrheit beschreiben. Als der Alte gestorben, kommt ein Fremder ihn zu besuchen; mit Schrecken findet er ihn als Leiche; er begleitet diese zur letzten Ruhestatt, dankt den Freunden für die Theilnahme, die sie dem Verstorbenen bewiesen, den er in Triest kennen gelernt habe, und verschwindet ohne sich zu nennen. Bald darauf erfährt man, daß der Rath in der Stille ein Testament gemacht, in welchem er die vier Freunde zu Erben einsetzt. Die Erbschaft ist bedeutender, als sie geahnt. Der Hausmeister Zadera bekommt vor Aerger die Gelbsucht.

Erst mit dem zweiten Buche beginnt der eigentliche Roman. Herr von Rosenstern und seine Tochter sind die Helden, die ihm den Titel geben. Ersterer ist ein getaufter und geadelter Bankier von jüdischer Abkunft, der sich aus der Geschäftswelt zurückgezogen; jetzt aber beginnt er dies zu bereuen, da sein Kapital schmilzt; er setzt seine Hoffnung auf eine glänzende Partie seiner Tochter Marie, zu welchem Zwecke beide nach Karlsbad reisen. Marie ist ein „gemischter" Charakter, sie „war um die Zeit, da wir ihre Bekanntschaft machen, von der langen Reihe unfruchtbarer Zerstreuungen und erlebter Enttäuschungen blasirt. Sie hatte kein Bedürfniß nach einer Leidenschaft, die ihr Herz einst forderte, mehr. Da sich die Sorge noch hinzugesellt hatte, daß ihre Schönheit plötzlich abnehmen könne, war sie fest entschlossen auf jede Heirathspartie einzugehen, ohne ihr Herz der kleinsten Frage zu würdigen, wenn sie dadurch nur ihren Ehrgeiz befriedigte. Dieses Ziel verfolgte sie seit geraumer Zeit mit einem sich so überstürzenden Ungestüm, daß man es die Leidenschaft des Egoismus nennen mußte. Jeder Tag, der sie nicht weiter brachte, war ein verlorener, der einen Strom wilden Mismuths in ihr weckte. So kam es, daß niemand außer ihr Vater ihre sich stündlich mehrenden Launen auf die Dauer ertragen konnte, und sogar des Vaters närrische Affenliebe hatte allzu oft lichtere Momente, in welchen er einsah, in welche jämmerliche Sklaverei er bei seiner Tochter unrettbar gefallen war." Etwas langweilig und nicht eben neu ist die sehr in die Breite gehende Schilderung von den Eroberungsmanövern des Vaters wie der Tochter in Karlsbad. Nur weil andere Anbeter anfangs ausbleiben, unterhält Marie sich mit einem ältern einsamen Brunnengast, den sie für einen Bureaukraten halten, bis sie den Großhändler Solm, einen der geachtetsten und reichsten Männer Prags, in ihm kennen lernen. Er lebt unverheirathet mit seiner Nichte Bertha, eingezogen, nur seinem Geschäft und dem Wohlthun. Als seinen Sachwalter finden wir Horsky wieder, der von ihm als Bertha's Bewerber begünstigt ist, indeß diese einen armen Commis ihres Onkels, Namens Eschburg, liebt. Bald sehen wir Marie von zwei Schwindlern, ergötzlichen Gestalten, Karpikoff und Levini, die sich für berühmte Virtuosen ausgeben, und einem Grafen Wellengrün umschwärmt; der letztere, ein Bonvivant, der sich besonders an Rosenstern's trefflichen Diners ergötzt, folgt ihr nach Prag und bietet ihr seine Hand, freilich in der Aussicht auf ihr Vermögen. Indeß ist Rosenstern durch den Sturz eines andern Hauses vollständig ruinirt, alles hängt noch von dem Verkauf einer Herrschaft Tiboretz ab, auf welcher er Kapitalien stehen hat und die sich unter Sequester befindet. Solm kauft die Herrschaft, um Rosenstern zu retten und nun selbst um die Tochter zu werben, die mit Freuden ja sagt. Vortrefflich ist die Schilderung des Erwachens und Kampfes der Liebe im Herzen eines vierzigjährigen Junggesellen, der nie daran gedacht, sich zu verheirathen und nur Sinn für sein Geschäft hat. Auch die andern Personen des Vorspiels finden sich wieder. Zadera erkennt in Eschburg den Fremden, der nach dem Tode des Raths erschien, und in dem wir seinen Sohn erkennen, er erfährt erst jetzt, daß sein Vater Vermögen gehabt und die vier es geerbt; er denkt nicht daran, es ihnen streitig zu machen, obwol er um seiner Armuth willen Bertha entsagen soll; aber er will mehr über seinen Vater hören und geht zu Dr. Kral, er bittet als weitläufiger Verwandter des Raths um dessen Büste. Horsky, sein Nebenbuhler, hat ihn wol gesehen, aber vermieden und betreibt nun um so mehr seine Entfernung, als Kral und Wildengrün mit ihm berathen, was zu thun sei, wenn Eschburg das Testament anfechten sollte. Kunosch kommt als verlorener Sohn nach Prag zurück, er hat sein Erbtheil mit Schauspielerinnen u. s. w. vergeudet und sich zuletzt durch einen Baron von Born darum betrügen lassen. Dieser ist der ehemalige Besitzer von Tiboretz, sitzt eben jetzt auf Wechsel und hat durch Kunosch einen Drohbrief an Herrn von Rosenstern abgeben lassen, daß Marie Solm nicht heirathen dürfe, da sie ihm gehöre u. s. w. Marie ist indessen durch das Unglück vortheilhaft verwandelt worden. Jetzt erst, d. i. am Ende des dritten Bandes, erfährt der Leser, daß sie zur Zeit des Vorspiels Born's Geliebte gewesen, daß Kral ihr Arzt war, als sie in der Anstalt einer Frau Koffa verborgen und unbekannt an den Folgen dieser Leidenschaft daniedergelegen. Born hat ihr Bild und ihre Briefe in Tiboretz gelassen: das erste stiehlt ihr Vater, was zu den interessantesten Verwickelungen Veranlassung gibt, Marie aber nicht zu beunruhigen scheint; die Briefe soll Zadera oder Kunosch heimlich entfernen, sie fallen in Eschburg's Hände, der sie ungelesen Solm gibt. Solm fragt die schon geängstete Marie nur: „Ist das deine Hand?" Da flieht sie davon und man findet ihre Leiche im Bassin des Parks; ihr Vater folgt ihr nach. Solm nimmt Eschburg zu seinem Theilnehmer an und gibt ihm Bertha zur Gattin. Die vier Freunde knüpfen mit Eschburg einen neuen Fünferbund. „Der ehrliche Mann braucht keine Krone und kein Wappen, um den Kopf hoch emporhalten zu können!" Das ist seine Devise.

Somit schlöße denn auch dieser Roman zur Zufriedenheit der Leser, welche poetische Gerechtigkeit fordern. Lassen wir nun alle die im Eingang angedeuteten Vorzüge der Meißner'schen Darstellung gelten, so können wir doch auch diesem Werke den Rang eines vollendeten Kunstwerks nicht zugestehen. Einzelnes ist auf Kosten des andern hervorgehoben; so meisterhaft der Theil ist, den wir als Vorspiel bezeichnet, so wenig entspricht demselben der größere Theil des eigentlichen Romans. Die letzte Hälfte des ersten und fast der ganze zweite Band lassen uns zu keiner Spannung kommen. Eschburg, der Sohn, der doch eine der Hauptpersonen bildet, bleibt uns fast ein Fremder; und wenn er zu den Freunden sagt: „Es wird die Stunde kommen, wo ich Ihnen meine Irrfahrten erzählen werde", so ist dies eine sehr wohlfeile Art, „eine wunderbare Rettung" und manches andere, was noch räthselhaft geblieben, unerklärt zu lassen. Auch finden wir die weiblichen Personen des Romans bei weitem nicht so klar und bestimmt charakterisirt, wie die meisten männlichen, namentlich den Rath, Solm, Rosenstern, Wellengrün und die vier Freunde, besonders Kral. Bei allen diesen Mängeln aber bleibt Meißner's Roman eine der interessantern Erscheinungen auf dem Gebiete unserer neuesten Romanliteratur.

August Peters.

Zur persischen Dichtkunst.

Duftkörner aus persischen Dichtern gesammelt von Hammer-Purgstall. Zweite verbesserte Auflage mit einer Einleitung von Friedrich Bodenstedt. Stuttgart, Rieger. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste Auflage dieser persischen Gedichtsammlung, welche im Jahre 1836 erschien, ist schon wenige Monate nach ihrem Erscheinen in Nr. 165 d. Bl. f. 1837 besprochen worden. Wir können im wesentlichen auf diese Besprechung verweisen, welche über Eintheilung und Inhalt des Werks alles Nöthige sagt.

Wenn nun auch in der vorliegenden zweiten von Bodenstedt durchgesehenen Ausgabe der Text oft, wo es dem Herausgeber nöthig schien, durchgreifende Veränderungen erlitten hat, so bietet dieselbe im wesentlichen doch dasselbe, was die erste bot. Bodenstedt sucht sich in der Einleitung gegen etwaige falsche Deutungen dieses Wagnisses, „mit den Werken eines so berühmten Gelehrten, wie Hammer-Purgstall, irgendwelche Veränderungen vorzunehmen", zu vertheidigen. Wir glauben, er hätte dies in keinem Fall nöthig gehabt, wenigstens den Fachgelehrten gegenüber nicht, welche, wenn sie einmal ein oder das andere Werk Hammer-Purgstall's benutzt haben, zu gut wissen, wie sehr gerade seine Werke der nachbessernden Hand bedürfen. Ob dem übrigen Lesepublikum gegenüber? Die Frage zu beantworten, müssen wir freilich andern überlassen. Hammer-Purgstall's erstes Auftreten als Schriftsteller fällt allerdings in eine Zeit, in welcher die orientalischen Studien noch wenig oder keinen Anklang bei uns in Deutschland, wenigstens im größern Publikum, gefunden hatten; man wußte freilich, daß jenseit der Berge auch Dichter seien, aber diese Dichter waren eben Türken — denn Türkei und Orient war ja dazumal synonym — und die Türken? ach das waren geistlose und raubgierige Barbaren. Gegen dieses Vorurtheil hat allerdings Hammer-Purgstall mit einer Zähigkeit und Ausdauer angekämpft, die man nicht genug anerkennen kann. Er hat mit rastlosem und unermüdlichem Eifer alles, was in seiner Kraft lag, gethan, um den Orient und die Blüten seiner geistigen Entwickelung auf deutschen Boden zu verpflanzen und sie uns genießbar zu machen: er hat nach allen Seiten hin anregend gewirkt, und daß Goethe sich so lebhaft für dieses geistige Leben des Orients interessirte, ist gewiß zum Theil mit Folge dieser von Hammer-Purgstall ausgegangenen Anregung. Dies Verdienst, unbestreitbar und in der That groß, ist es, welches Hammer-Purgstall's Namen berühmt gemacht hat. Aber tiefer zu begründen und auf feste Grundlagen zu bauen, das war des großen Orientalisten Sache nicht, dazu fehlte ihm die Tüchtigkeit der Schule, welche ihre Schüler lehrt, langsam aber sicher fortzuschreiten, auch ins Detail zu arbeiten und treufleißig und genügsam mit langsamer erworbenen Resultaten mühsamer Forschung sich zu bescheiden. Deshalb arbeitete Hammer-Purgstall auch mehr in die Breite als in die Tiefe; unaufhaltsam trieb es seinen unruhigen Geist von einem Gebiet zum andern fort, andern es überlassend nachzusehen, ob der liegen gelassene Schacht auch gründlich und erschöpfend durchforscht sei. Dies ganze Treiben hat gewiß nicht darin seinen Grund, daß Hammer-Purgstall's Natur eine wesentlich poetische war: Rückert ist gewiß auch, nein sicher bei weitem mehr Dichter als Hammer es war, und doch wie gründlich, wie sorgfältig und bis ins Detail durchgearbeitet sind seine Uebersetzungen! Hammer-Purgstall war hierin ein Kind seiner Zeit. Wir sind jetzt unglaublich fortgeschritten und stehen allerdings in vielem auf den Schultern unserer Vorgänger. Das wollte freilich Hammer-Purgstall nie erkennen und verschloß deshalb stets sein Ohr den gewichtigen Stimmen, welche ihm wiederholt ein Halt! zuriefen. Auch von der Schönheit seines dichterischen Stils war er vollkommen erfüllt, und so hat er bis zu seinem Tode fortgearbeitet, unbeirrt darum, ob diese chevalereske Art zu arbeiten auch jetzt noch an der Zeit sei. Nach und nach jedoch bringt die Wahrheit auch in das größere Publikum und man beginnt zu erkennen, was von den Uebersetzungen des seligen Hammer-Purgstall zu halten sei.

Daß nun jetzt diese von ihm aus dem „Ferhengi Schuuri" gesammelten Duftkörner eine zweite Auflage erleben, kann einen fast wunder nehmen, da jetzt von den Werken der persischen Dichter unendlich viel Bedeutenderes, extensiv und intensiv Bedeutenderes, in weit vollendeterer Form übersetzt worden ist. Mag dem sein wie ihm wolle, wir wollen uns freuen, daß diese neue Auflage in so sichere und gute Hände wie die Bodenstedt's gefallen und so wesentlich verbessert erschienen ist. Wir unserstheils können freilich in diesen einzelnen Bruchstücken nicht gerade etwas besonders Werthvolles und Schönes entdecken, und hätten lieber gewünscht, daß anstatt dieser einzelnen Proben etwas Ganzes geliefert worden wäre. Indeß scheinen dieselben denn doch auch ihren Leserkreis gefunden zu haben, was das Nothwendigwerden einer zweiten Auflage beweist, und wir wollen immerhin zugeben, daß die Bekanntschaft mit diesen „Duftkörnern" manchem einen neuen Gesichtskreis öffnen und ihn mit morgenländischer, speciell persischer Lebensweisheit und Lebensanschauung vertrauter machen wird. 41.

Notizen.

Literarische Notizen aus England.

In London erschien: „The life of Schleiermacher as unfolded in his autobiography and letters. Translated from the German by *Frederica Rowan*." Auf Anlaß dieser Uebersetzung bemerkt „Fraser's Magazine" unter anderm: „Die seltsamen und überspannten Eigenthümlichkeiten des häuslichen Lebens in Deutschland sind für unsere kältern und besonnenern Gefühle nicht ohne ein gewisses pikantes Interesse; aber sie zwei Bände hindurch verherrlicht zu finden, ist doch etwas zu viel. Es wird wol wenige Leser geben, welche die Details dieser Briefe, obschon sie, wie es scheint, in der Uebersetzung ein wenig abgekürzt sind, nicht ermüdend und einförmig finden werden. Eine Reihe von verliebten Ergüssen, darunter einige von etwas zügellosem Charakter, ganze Fluten sentimentaler Ausbrüche von den Lippen hübscher, bezaubernder und leidenschaftlicher Weiber — wer von uns sollte wol glauben, daß aus dergleichen das Leben eines großen Gottesgelehrten zusammengesetzt sein könne? So etwas kommt im Leben der Theologen wie in dem anderer Menschen vor, aber die Verhältnisse, zu denen sie hier im Leben Schleiermacher's ausgesponnen erscheinen, gehen über das gewöhnliche Maß hinaus, und es entsteht dadurch vor unserm Geiste ein Bild, welches weder in den Farben sehr deutlich noch in den Umrissen wohlthuend und gerundet ist. Dabei räumen wir aber gern ein, daß diese Bände manche bezeichnende Charakterzüge enthalten und daß die einleitende kurze Autobiographie von besonderm Interesse ist."

„Bentley's Miscellany" bringt im Januarheft Auszüge aus der Schrift: „Denkwürdigkeiten einer deutschen Erzieherin", von welcher der Berichterstatter behauptet, es finde sich darin Schmuz genug, „um daraus eine irische Hütte zu bauen". Er fährt dann fort: „Wir haben das Buch mit der äußersten Delicatesse behandelt, denn es sind Stellen darin, in denen sich die Verfasserin als das darstellt, was About eine «höchst aufgeklärte Tugend» nennen würde, und was aus der Feder einer Person, welche sich immer ihrer Reinheit rühmt, zu lesen seltsam ist." Indeß werde das Buch, meint er, viel gelesen werden, denn es sei mit einer tüchtigen Gabe von Malice geschrieben, die vielen Lesern gefallen werde. Es erscheine überhaupt bemerkenswerth, daß die Deutschen sich gegenwärtig so geneigt zeigten, den Engländern Uebles nachzureden, und noch bemerkenswerther und bedenklicher, daß die meisten dieser Schriften gerade in Berlin herauskämen. Freilich habe die „Times" im vergangenen Sommer ihr Bestes gethan, um diese Abneigung zur Flamme anzublasen. Diese Antipathie würde sich aber, wenn man nicht ihren Ungrund nachzuweisen bemüht wäre, von höchstem Nachtheil erweisen, wenn jemals der Augenblick käme, wo England sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, sich nach Freunden umzusehen.

In Manchester erschien: „Henry and Mary; or, the little orphans; an interesting tale for young readers. Translated from the German of *Amalie Schoppe*. By *Susan Cobbett* (Manchester 1860). Die „Literary Gazette" knüpft hieran folgende Bemerkung: „Wir fürchten, die Vorliebe Susan Cobbett's für deutsche Kindergeschichten habe ihr keine Zeit gelassen, eine von den vielen ausgezeichneten englischen Jugendschriften zu lesen, welche die meisten deutschen Erzählungen dieser Art, die überhaupt geschrieben wurden, an Interesse übertreffen

Wir sind durchaus der Ueberzeugung, daß wir in derjenigen Gattung Literatur, welcher «Henry and Mary» angehört, unübertroffen dastehen. Wir möchten der Uebersetzerin, welche offenbar der deutschen Sprache vollkommen Herrin ist, ergebenst anrathen, an die Uebersetzung solcher deutschen Werke, welche ihrer Fähigkeiten würdig sind, Hand anzulegen." Nun, auch in Deutschland denkt wol jetzt wenigstens niemand mehr daran, den Jugendschriften der Amalie Schoppe in diesem Zweige der Literatur eine hohe Stelle anzuweisen; es sind auch in Deutschland seitdem bessere geschrieben worden. H. M.

Bibliographie.

Eppen, C. v., Charlotte Corday. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 16. 25 Ngr.

Bölte, Amely, Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander. Ein Zeitbild. 1ste Abtheilung: Frau von Krüdener als Weltdame. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Desewffy, Graf M., Beiträge zu einer Doctrin des menschheitlichen Friedens und des allmenschlichen Rechtszustandes. Pest, Heckenast. Gr. 8. 2 Thlr.

Hugo, C., Des Hauses Ehre. Drama in drei Akten. Berlin, F. Abelsdorff. 8. 20 Ngr.

Jacobson, E., Possen und Vaudevilles. 1ster Band. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Jaust un Durtel oder de Kiärmissengauk. Lustspiel in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne." Soest, Nasse. 8. 9 Ngr.

Kayserling, M., Menasse Ben Israel. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Juden in England. Aus den Quellen dargestellt. Berlin, Springer. 8. 20 Ngr.

Keil, R., Ein denkwürdiges Gesellen-Stammbuch aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Original-Mittheilung als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Spruch-Poesie und des deutschen Kultur-Lebens überhaupt. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

De Koppelschmid. Lustspiel in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne." Soest, Nasse. 8. 7 Ngr.

Deutsches Magazin. Herausgegeben von J. Rodenberg. 1ster Band. Zwölf Lieferungen. Mit 6 Stein- und 12 Holzschnitttafeln. Berlin, Seehagen. Gr. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Marbach, O., Ein Weltuntergang. Leipzig, Fries. 8. 2 Thlr.

Meylan, G. F., Geschichte des Handels der Europäer in Japan. Ins Deutsche übertragen von F. W. Diederich. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mücke, H., S. Mainard, eine Legende in Bildern. Nach den Original-Gemälden lithographirt von J. B. Sonderland. Mit erklärendem Text von R. Stillfried, Grafen Alcántara. Düsseldorf, Elkan, Bäumer u. Comp. Gr. Fol. 12 Thlr.

Ein Peters-Pfennig. Album deutscher Dichter und Schriftsteller herausgegeben von L. Lang und B. Wörner. München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes. 8. 24 Ngr.

Rehbein, H., und R. Keil, Ernst Moritz Arndt, ein Buch für das deutsche Volk. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 16. 12 Ngr.

Ruland, C., Jugurtha. Ein dramatisches Gemälde in fünf Handlungen. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 27 Ngr.

Salinger, E., Herr Franck-Pickharter. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schneider, J. J., Systematische und geschichtliche Darstellung der deutschen Verskunst von ihrem Ursprung an bis auf die neuere Zeit. Eine gekrönte Preisschrift in erweiterter Gestalt. Tübingen, Heckenhauer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seeger, F., Erzählungen und Bilder aus dem Leben. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Seeger, F., Gedichte. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sengelmann, H., Soli deo gloria. Gesänge und Lieder. Hamburg, Oncken. 8. 15 Ngr.

Sillem, H. C. W., Primus Truber, der Reformator Krains. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Oesterreichs. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 12 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1861. In Verbindung mit mehreren Freunden vaterländischer Geschichte herausgegeben von L. Lauterburg. 10ter Jahrgang. Mit drei Abbildungen. Bern. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Wilcken, B. J., Bilder aus dem deutschen Flotten-Leben 1849. Hannover, C. Rümpler. 8. 20 Ngr.

Der Winter-Feldzug des Revolutionskrieges in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Von einem österreichischen Veteranen. Leipzig, Schrag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Würkert, L., Der Bau und die Bauleute oder die Reformatoren. Ein freier, zugleich für häusliche Andacht geeigneter Blick auf Weltgeschichte und Kirche. 1stes Heft. Leipzig, Payne. Gr. 4. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Diplomatische Actenstücke aus der Hölle. Mainz, Kirchheim. 8. 5 Ngr.

Brinkmann, R., Ueber Fortbildung und Misbildung der deutschen Sprache. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutschland in die Schranken! Von ***. (Februar 1861.) Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 6 Ngr.

Dupanloup, Erwiderung auf die Broschüre des Vicomte A. de La Guéronnière „Frankreich, Rom und Italien." Wien, Sintenis. Gr. 8. 7½ Ngr.

Giefers, W. E., Der Dom zu Paderborn. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Vereine zu Paderborn. Soest, Nasse. 1860. 8. 6 Ngr.

Hauboldt, M., Quousque tandem. Zur Abwehr der Wühlereien unsrer Tage namentlich der Bestrebungen des sogenannten Nationalvereins. Leipzig, Schrag. Gr. 8. 7½ Ngr.

La Guéronnière, A. de, Frankreich, Rom und Italien. Deutsch von L. v. Alvensleben. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 5 Ngr.

Mainz und die deutsche Westgrenze. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 5 Ngr.

Merz, C. H., Ueber Ehe und Ehescheidung. Leipzig, Bredt. 8. 7½ Ngr.

Das österreichische Parlament. Wien, Typografisch-literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 10 Ngr.

Rathschläge und Fragen an die Mitglieder von Th. v. Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika. Im Auftrage des Comités zusammengestellt von A. Petermann. Gotha, J. Perthes. Hoch 4. 10 Ngr.

Regeneration Oesterreichs durch Republicanisirung Veneziens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Reichsrath oder Reichstag? Februar 1861. Wien, Lechner. Gr. 8. 8 Ngr.

Schaefer, A., Das preussisch-englische Bündniss im siebenjährigen Kriege. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schrader, L., Worte am Sarge des Professor Dr. Ferd. Weber in der großen academischen Aula gesprochen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Eine Standarte deutscher Einheit. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine Stimme aus und über Ungarn. Gelegenheitsschrift von einem Deutsch-Ungar. Leipzig, Kollmann. 8. 3½ Ngr.

Eine Verfassung des deutschen Reiches. Entworfen und mit Anmerkungen begleitet von A. B. R. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 28. März 1861.

Lyrische Dichtungen.

Erster Artikel.

Aus dem vergangenen Jahre liegen uns noch zur Beurtheilung nahe an 40 neue lyrische Erscheinungen vor; auch das verflossene Jahr hat demnach eine reiche poetische Ernte geliefert, und wenn für die Lyrik in ihm auch nichts Ungewöhnliches geschaffen, nichts Neues entdeckt worden ist, so können wir doch im großen und ganzen uns freuen, daß wir manchen Dichter zu verzeichnen haben, dessen Name nicht verklingen sollte. Die Lyrik ist einmal auf einer Höhe angelangt, auf der die Dichter sie erhalten müssen, ohne ihr für jetzt eine weitere und bedeutendere Ausdehnung geben zu können; die eigentliche Lyrik, das einfache Lied, ist mehr und mehr verschwunden, und die Empfindung, die früher dichtete, hat einen so starken Beisatz von Ideen und Reflexionen erhalten, daß ohne diese ein lyrisches Gedicht gar nicht mehr anerkannt wird. Die Aufgabe des Dichters ist nur, das Didaktische und Epische, welches in die Lyrik dadurch gekommen ist, so einzufügen, daß das Ganze wie eine Gabe der Natur und nicht wie eine Combination des Verstandes erscheine. Man verlangt also in den lyrischen Dichtungen Verbindung der Empfindung und der Idee, aber dieselbe darf weder die mathematische Schlußfolge des Verstandes mit der maßlosen Phantasie vereinigen wollen, noch darf durch sie die einfache Idee mit Reflexionen übersättigt werden. Harmonie ist hier, wie überall in der Kunst, erste Bedingung. Wenn Gervinus diese Sättigung der Poesie mit Reflexionen und Ideen ein Wagniß nennt, „das die gefährlichste Spitze in der Geschichte der Kunst ausdrückt", obgleich sie in dem Fortgange der ästhetischen Entwickelung unvermeidlich sei, so ist schon damit ausgesprochen, daß es für die Dichter unserer Zeit sehr schwer ist, sich auf diesem „mislichen Höhepunkt" zu erhalten. Sehen wir die vielen Erscheinungen an, so werden wir auch bemerken, daß Phrasen und Worte nur zu oft an die Stelle der Begriffe treten; wollten wir demnach consequent sein, so müßten wir weiter wünschen, daß die lyrischen Dichter uns mit ihren gewagten Versuchen verschonen möchten, um durch ihre neuen Dichtungen das schon übersättigte Publikum nicht noch mehr für den Genuß des wahrhaft Schönen abzustumpfen. Ein ähnlicher Wunsch ist unsers Wissens einmal von Gervinus ausgesprochen worden; wir theilen ihn nicht. Fassen wir zunächst die Dichtungen als den Ausdruck der poetischen Stimmung eines Volks auf, so können wir uns nur freuen, daß der Sinn für Poesie in Deutschland erweitert und der Geschmack im allgemeinen dadurch gebildeter geworden ist; jede Kunst, und wenn auch die Bedeutung ihrer Erscheinung nicht allzu groß ist, trägt zur Veredelung und zur Versittlichung der Kreise bei, die davon berührt werden; wie die schönen Gebilde der Plastik selbst Einfluß haben auf die äußere Gestaltung der Menschen, denen das Glück vergönnt ist sie immer wieder und wieder zu schauen, so wird auch eine Lyrik, die Empfindung mit Ideen verbindet, auf die innern Menschen wirken und so auch ihren Theil zur Vergeistigung der Menschheit beitragen. Auch der unbedeutendste Dichter wird Verehrung für unsere großen Dichter haben und diese seinen Kreisen mittheilen; so wächst das Volk hinein in die Ideen seiner Dichter und gewöhnt sich, das Gute vom Schlechten, das Schöne vom Unschönen, das Künstlerische vom Dilettantischen zu unterscheiden. Eine weitere Aufgabe bleibt aber noch immer der Lyrik; sie hat nicht allein die neuen Ideen in das Gewand der Dichtkunst zu kleiden, sie hat namentlich auch die Ausbildung und Erweiterung der Sprache und der Form anzustreben. Welcher Entwickelung das formelle Princip und die sprachliche Schönheit fähig ist, zeigen die lyrischen Dichtungen der Periode von 1818, von dem Erscheinen des „Westöstlichen Divan" bis jetzt; aber auch die Fortschritte auf diesem Gebiete können nur Anerkennung und Geltung erlangen, wenn Sprache und Form in Harmonie streben mit Empfindung und Idee, wenn die Hülle zu der Seele paßt.

Wir besprechen hier zunächst die lyrischen Dichtungen von nahe dreißig Dichtern, ohne weitere Auswahl zusammengestellt. In einem zweiten Artikel lassen wir einige Dichter folgen, die besonderes Gewicht auf die

Form gelegt haben und schließen denselben mit der Besprechung von mehreren deutschen Dichtungen, die in der Fremde gesungen als Grüße von dorther uns gesandt wurden.

---

1. Satans Leier von Märzroth. Prag, Kober und Markgraf. 1860. 16. 20 Ngr.

Vor fünf Jahren erschien von demselben Verfasser bei Schaefer in Dresden ein „Liederbuch ohne Goldschnitt", das nur gefiel, weil in ihm frische kecke Zuversichtlichkeit, deutsche Herzlichkeit, aufrichtige Feindschaft gegen Mittelmäßigkeit und Egoismus und gegen die Form ohne Geist in origineller Weise sich aussprach. Die guten Eigenschaften, die wir dem „Liederbuche" nachrühmten, finden wir in „Satans Leier" wieder; dazu ist der Blick und der Gesichtspunkt des Dichters freier geworden, er selbst ist mehr entwickelt, sein Geschmack ist ausgebildeter, der Humor ist naturwüchsiger und die Gedanken sind reicher. Wir haben seit langer Zeit kein Buch zu beurtheilen gehabt, das, wie dieses, so durchgängig ein frisches, freies, lachendes Gesicht zeigte; wie auch alles in demselben gärt und sprudelt, doch ist überall Maß und jene Beschränkung zu erkennen, die den Humor allein zu einem ästhetischen macht; keine Saite der Leier ist verstimmt, fast jedes Lied ist frisch, froh, frei und kerngesund. Märzroth geht von der Ueberzeugung aus, daß trotz unserer Freigeisterei der Teufel erst recht mitten im Publikum herumgeht, zwar nicht mehr der mit Pferdefuß und Hahnenfeder und mit obligatem Schwefelgeruch, wol aber jener Teufel, den das Völkchen nie wittert und wenn er es beim Kragen hätte. Als Lüge und Schein, durch Unklarheit und durch Unnatur kommt er die Menschen zu verführen, die gar bald seine Manieren annehmen und zuletzt noch die Teufeleien für etwas ganz Absonderliches halten. Wir rathen dem Leser, sich „Satans Leier" anzuschaffen und aus ihr, bei trüber Stimmung wenigstens, die Ueberzeugung herauszulesen, daß es besser ist über manches zu lachen, worüber es wahrlich nicht der Mühe werth ist sich zu ärgern. Die sich immer breiter machende Phrase vergleicht er in einem Gedicht, das wir als eins der kürzesten hier zur Probe geben, nicht ungeschickt mit den Crinolinen:

> Zur Zeit, als in der Presse
> Die Phrase groß gezogen,
> Zur selben Zeit sich bauschig
> Die Crinolinen bogen.
> Natürlich! Hand in Hand
> Sind beide nah' verwandt.
> Denn was die Crinolinen
> Für spindeldürre Weiber,
> Das ist die breite Phrase
> Für dürre Geistesleiber!

2. Mariengarn. Ein Liederkranz von Eduard Tempeltey. Leipzig, Herbig. 1860. 16. 16 Ngr.

Unsere jungen Dichter unterscheiden sich auch darin häufig von den ältern, daß sie vom Schweren zum Leichten, statt umgekehrt gehen; auch Tempeltey hat sich erst durch „Klytemnestra" und durch ein vaterländisches Drama „Hie Welf, hie Waiblingen" in der Literatur eingeführt und bietet uns nun mit diesem Empfehlungsbriefe eine Sammlung lyrischer Gedichte. Dieselben stehen unter sich in einem gewissen Zusammenhang; sie schildern eine Jugendliebe, die getrennt wurde, und sprechen zum Schluß den jugendlichen Vorsatz des Dichters aus, die Geliebte nie zu vergessen. Allem Anschein nach sind die Dichtungen Producte frühester Jugend, und Tempeltey hat ihnen das Ursprüngliche durch die Feile nicht nehmen wollen; für den Ruf des Dichters aber war eine solche durchaus nöthig. Auch bei den bescheidensten Ansprüchen, — und der Erfolg, den Tempeltey hatte, rechtfertigt größere — können wir die Dichtungen nur als meist sehr mittelmäßige bezeichnen. Die Gedanken sind zum Theil alltäglich und matt, in der Versbildung und im Rhythmus herrscht eine ermüdende Gleichmäßigkeit, die geschilderte Liebe ist an und für sich uninteressant und nur selten findet man einen gefälligen, hübschen Anklang. Die Empfindungen sind breit, die Bilder oft unklar, die Naturschilderungen etwas weit ausgemalt. Die Wendungen sind oft unlogisch, wie z. B.:

> In ein Haus des Glückes
> Trat ich gestern ein,
> Und die Menschen müssen
> Gute Menschen sein.

Hier und da verfällt er in die Prosa, und manche Verse streifen doch mehr als erlaubt ist an die Trivialität. Neu war uns in sprachlicher Hinsicht das mehrfach wiederholte: „Einsam zog ich meiner Straße", neu die Bildung der Wörter: Ueberdrang, wunderweit, Knospenmaien. Im Ausdruck zeigt sich Tempeltey bisweilen incorrect und unklar, oder geradezu unverständlich; da ist ein Gut aufgegangen, eine Gnade zugefügt, die Gedanken umranken (doch wol nur des Reims wegen) den Geist, die Liebe verzichtet auf sich u. dgl. m. Da gibt es Wendungen wie:

> Und alles sog aus Abendluft
> Erfrischung vom Gewühle u. s. w.

Jedenfalls haben wir es mit der Kritik ernsthafter genommen, als der Dichter mit seinen Gedichten; sie sind eine Verirrung, die Tempeltey durch eine bessere Arbeit vergessen machen sollte. *)

3. Ernst Koch's Gedichte, aus dessen Nachlaß gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen. Luxemburg, Bück. 1859. 16. 18 Ngr.

Die poetischen Früchte eines vielbewegten Lebens werden uns hier, von Freundeshand gesammelt, übergeben. Koch wurde zu Sieglis in Oberhessen 1808 geboren, trat nach vollendeten Studien in den hessischen Staatsdienst, ward Referent im Ministerium Hassenpflug, machte Schulden, floh, trat in die Fremdenlegion, wurde 1835 mit nach Spanien verliehen und trat in Pampelona zur katholischen Kirche über. Im Jahre 1839 wurde er, nachdem er zwei Jahre ohne Anstellung in Marburg gelebt hatte, vom Civilgouverneur Hassenpflug nach Luxemburg gerufen; später und bis zu seinem Tode (1858) war er Professor am königlich großherzoglichen Athenäum. Von den frühern Arbeiten Koch's ist namentlich „Prinz Rosa Stramin" bekannt, die zuerst 1834 erschien, 1857 neu aufgelegt und nun auch ins Englische übersetzt worden ist; Dingelstedt sprach über sie, bei dem ersten Erscheinen, ein warmes Lob aus (in der „Europa"). Es ist ein hübscher Freundschaftszug des Herausgebers, daß er mit Pietät alle Aussprüche sammelte, die auf Koch als Dichter hinweisen; aber wir meinen, daß die Freundschaft ihn verblendete, Koch für einen größern Dichter zu halten als er in Wahrheit ist. So sind namentlich die Jugendgedichte höchst unbedeutend, und selbst die Freundschaft hätte bis zu S. 19 einen entschiedenen Censurstrich machen sollen. Freilich will der Herausgeber, daß das Ganze uns im Zusammenhange mit den übrigen Productionen Koch's ein vollständiges Bild von der Individualität des Dichters gebe; aber eine Elegie auf den Tod eines Canarienvogels, den Koch noch in seinem achtzehnten Jahre für das einzig treue Herz hält, gehört doch wahrhaftig nicht zum Verständniß des Dichters. Ueberhaupt sind seine vielfachen Erlebnisse und Erfahrungen an dem innern Menschen ziemlich spurlos vorübergegangen; solche Empfindungen, einschließlich seines Glaubens, konnte er meist auch haben, wenn er nach wie vor Referent in Kassel geblieben wäre und niemals die Barmherzigen Schwestern und den bischöflichen Kaplan Rafael Salvador in Pampelona

*) „Mariengarn" ist jetzt in dritter Auflage angezeigt worden. Hieraus scheint hervorzugehen, daß ein Theil der Freunde deutscher Lyrik in diesem Liederkranz mehr Geschmack gefunden hat und findet als unser Berichterstatter. D. Red.

hätte kennen lernen. Mit kurzen Worten, die Gedichte sind ganz schätzenswerthe Arbeiten, aber nimmer können wir sie als Ausdruck „einer überaus genialen und gemüthvollen Dichternatur“ erkennen. Besonders gelungen ist die Schilderung rein menschlichen Gefühls z. B. in den Gedichten „Marie und der Doctor“, „Des armen Kindes heiliger Christ“; aufrichtige Ueberzeugung spricht aus dem Gedicht: „Ich bin ein wahrer Katholik“, wie denn allerdings die katholischen Lieder die tiefempfundensten sind. Eins der besten Gedichte steht S. 31: „Es gibt geheime Schmerzen“; ansprechend ist das nachstehende, im Volkston gehaltene:

Es war mir heut' Abend so einsam, so leer,
Als wenn ich von etwas geschieden wär';
Mir war so betrübt, so wunderbar
Zu Muthe, weiß selbst nicht, was mir war;
Ich war verdrießlich, und wußt' nicht warum;
Aber ein Weh ging mir doch im Herzen herum,
Und wie nun der Herbstwind die Fenster schlug
Und das gelbe Laub durch die Lüfte trug,
Da blies fern, fern mit bebendem Ton,
Ein uraltes Lied ein Postillon.
Es handelt, ich hab's einmal aufgeschnappt,
Vom Schatz, den einst der Postillon gehabt.
Es war nur ein Posthorn und ging mich nichts an,
Und des Postillons Schatz hat mir auch nichts gethan,
Ueberhaupt auch den Postillon kenn' ich nicht,
Und doch hielt ich mir das Tuch vors Gesicht.

4. Sinnen und Minnen. Ein Liederbuch von Robert Hamerling. Prag, Kober und Markgraf. 1860. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Robert Hamerling hat sich durch seine Dichtungen schnell einen geachteten Namen gemacht und das ist bei der Ueberfülle der Productionen in dieser Richtung eine nicht kleine Empfehlung. Dabei hat er weder den Götzen des Tags geopfert, noch nach falscher Originalität gehascht, im Gegentheil es ist der reine Cultus des Schönen, die ideale Anschauung, die Würde und der Ernst, mit der er an seine Aufgabe ging, die uns den Dichter lieb und werth gemacht haben. Hamerling ist ein Dichter aus der idealen Schule, vollkommen Herr des Reims und des Rhythmus, mit einer Fülle von zarten, sinnigen Gedanken, die klar, rund, bestimmt und poetisch ausgesprochen werden. Die Form beherrscht der Dichter meisterhaft und paßt sie jedesmal dem Gedanken mit Geschmack an (Dithyramben, Hymnen, Ghaselen, Oden und Elegien); vorzüglich sind namentlich die Sonette, in denen Gedanken, Reim, Sprache und Form im wohlthätigsten Einklang stehen; in ihnen ist alles duftig und warm. Wir empfehlen daher allen Freunden der schönen Literatur angelegentlich diese Sammlung und bemerken nur noch, daß der früher erschienene „Sangesgruß vom Strande der Adria“ und der lyrische Anhang zu „Venus im Exil“ in „Sinnen und Minnen“ wieder aufgenommen ist. Wie gut dem Dichter das einfache Lied gelingt, möge das nachstehende zeigen:

O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe war's, die sie gebar,
Der sel'ge Schmerz der Liebe;
Drum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell —
Mich rührt ihr flüchtig Leben;
Ach, daß, was aus so heil'gem Quell
Geflossen, muß verschweben,
Daß, was der reinsten Seele Schacht
Entblühte, schmerzumwittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar,
In deinem Aug', dem blauen,
Und immer lockt's mich wunderbar,
In ihren Glanz zu schauen!
Du schonst der Perle sonst, die licht
Im Kelch der Rose flimmert —
O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert!

5. Lieben und Leben. Gedichte von Heinrich Steinheuer. Hannover, C. Rümpler. 1860. 12. 1 Thlr.

Den Geist dieser Dichtungen charakterisirt der Dichter selbst, indem er die Aufgabe des Dichters besingt:

Lockt auch die Welt mit falschem Schein
Sei stets dein Streben nach Vollendung.
Für Licht und Wahrheit kämpfe treu,
Für Freiheit, Recht und Menschenthum;
Das Edle, Schöne, Große sei
Nur deines Sanges Preis und Ruhm;
Es sei allein der ew'ge Quell,
Aus dem du schöpfest deine Lieder,
Daß sie noch stimmen rein und hell,
Legst einstens du die Saiten nieder.

Unverkennbar zeigt sich in diesen Gedichten ein wackeres Streben und eine reiche Begabung. Im allgemeinen ist das Leben, das Steinheuer seinen Anschauungen unterwirft, nicht sehr ausgebreitet; er gibt besonders Naturschilderungen und zeichnet, oft meisterhaft, die im Anschauen der Natur empfangenen Eindrücke und Stimmungen; man sieht, daß er mit Auge und Herz beobachtet und daß seine Gedichte durchaus empfunden und nicht gemacht sind. Dieser Eindruck der Unmittelbarkeit wird von vornherein die Leser gewinnen. Von den Naturschilderungen sprechen uns am meisten die „Lieder vom Walde“ an, über die ein warmer romantischer Hauch ausgebreitet ist und die sowol durch Einfachheit und stille Größe, als durch Eleganz und Reinheit des Stils einen Goethe'schen Anklang haben; als besonders gelungen nennen wir „Tief im Walde“, „Nachts im Walde“, „Bezaubertes Schloß“ und das kürzeste von den vier Liedern: „Vom Walde herüber“:

Vom Walde herüber kommt Hörnerklang
Von schmeichelnden Winden getragen,
Die Seele ergreift es sehnsuchtsbang
Wie heimliche Liebesklagen.
Und wiederum kommt es wie Jugendgruß,
Wie goldener Zeiten Gedenken,
Erinnerungsvoll das Herze muß
Sich in alte Träume versenken.

Verschollene Märchen kehren zurück,
Und längst vergessene Lieder,
Der Liebe Leid, der Liebe Glück
Noch einmal kommen sie wieder.
Verklungen ist längst die Melodie,
Der Klang ist längst verschollen,
Das Echo aber verhallet nie
Aus dem Herzen, dem übervollen.

Der Grundzug aller dieser Lieder ist Ruhe und Maß; ein Herz, reich an Liebe und Gemüth hat sie gedichtet, ein Herz, das in allen Bekümmernissen Muth, Hoffnung und Frieden sich erhält. Sehr gefällig spricht Steinheuer solche Gesinnungen aus in den Gedichten: „Und ist's auch schwer den Trost zu finden“, „Was hängst du deinen Schmerzen“ und „O nimm das Leben nicht so schwer“. Hoffen wir, daß der Dichter dieselbe Tiefe der Empfindung auch bei der Schilderung höherer Lebensbezüge in spätern Dichtungen zeige. Das hier Gegebene aber sei warm der Beachtung empfohlen. Gestört hat uns nur ein Bild: „Der Mond mit Lilienantlitz“, und die bei der sprach-

lichen Reinheit dieser Gedichte auffallende doppelte Verneinung: „Und hast du keine Blumen nicht“; glücklicher Kritiker, der an einer Gedichtsammlung von 216 Seiten nur zwei so kleine, unbedeutende Ausstellungen zu machen hat!

6. Meine Mitgefangenen. Gedichte von Theodor Oelckers. Leipzig, Keil. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.

Steinheuer singt aus einem Herzen voll Ruhe und Frieden, Oelckers predigt Kampf, Rache und Haß. Wir müssen bei einer objectiven Schätzung dieser Gedichte ihnen mannichfache Vorzüge zugestehen: schöne Form, wohlklingende Sprache, gut gewählte Bilder; sie entstanden während einer zehnjährigen Haft des Verfassers, und waren, da sie aus dem Gefängnisse nicht veröffentlicht werden konnten, recht eigentlich seine Mitgefangenen. Das politische Lied ist vorherrschend; wie Herwegh ruft er der Welt zu:

> Werde hart,
> Bis jedes Wort zum Schwert erstarrt; —

weggeworfen soll werden

> Die Furcht vor falscher Majestät,
> Die Furcht vorm Büttelstock,
> Vor Schreiberpacks Autorität
> Und vor dem Schergenrock.

Mit diesen Worten, die freilich auch eine weite Deutung zulassen und gedankenlos von vielen Menschen nachgeplärrt werden können, wird Oelckers etwas praktischer; bis dahin spricht er vom Menschengeiste, der in seine Rechte tritt, vom neuen Werden u. s. w.: alles Begriffe, denen der Dichter selbst gewiß eine tiefere Bedeutung beilegt, die doch aber leicht andern Leuten als zu allgemein erscheinen dürften. Durchaus praktisch ist dagegen seine Feindschaft gegen die Kosmopoliten, seine deutsche Gesinnung und seine Ansicht von der Stellung, die unser Vaterland haben müßte:

> — Ein hundertarm'ger Riese sollst du stehen, stolz bewehrt,
> Mit des Geistes lichter Fackel, mit dem gottgeweihten Schwert,
> Daß die Welt, das eine fürchtend, in der andern Licht sich sonnt;
> Mache so, inmitten stehend, kühn nach allen Seiten Front;
> Mit der Fackel deines Geistes, mit dem Schwerte gut gestählt,
> Zeige rings dich allen Völkern als das Volk, das auserwählt.

Praktisch ist weiter das wieder zu erobern, was „germanisch Lied und Schrift hat“, nur warnen wir wohlmeinend Oelckers und seine Anhänger vor einem Einfall in Frankreich, das sie ohne Brücke schwimmend erreichen wollen. In dem allen ist doch männliche Gesinnung, Bewußtsein, Wollen, und das ist wahrlich mehr, als man meist unsern Poeten nachrühmen kann; gewundert hat uns nur, daß Oelckers die Stimmen „gewogen“ und nicht „gezählt“ haben will: mit diesem Wunsche nimmt er, wie wir fast glauben, seinem ganzen Systeme die Lebensfähigkeit, bricht ihm jedenfalls die Spitze ab. In den religiösen Liedern huldigt Oelckers hier und da der Phrase, was wir um so mehr bedauern, da er sich sonst seine Ueberzeugung klar und philosophisch herausgebildet hat. Redensarten wie, es sei knechtisch sich vor Gott zu beugen, „die Natur fromm beseelt sich entfalten sehn“, „Fühl' dich mit und in dem All und du hast das ewige Leben“, „keine Sphäre sendet ein halbes Werk der andern zu“, sind und bleiben Redensarten ohne eigentlich tiefere Bedeutung. Unter allen Gedichten geben wir dem Spruchbüchlein den Vorzug; die einzelnen Sprüche, es sind deren überhaupt 142 — zeigen klare Beobachtung und die Fähigkeit des Dichters, das Gedachte zusammenzufassen und poetisch zu gestalten; sie zeigen weiter von Selbstkritik; denn nur das Neue und Bedeutende ist in ihnen enthalten, während man sonst bei ähnlichen Sammlungen auch das Mittelmäßige mit in den Kauf nehmen muß. Die „Lieder der Liebe“, von denen wir das dreizehnte hier folgen lassen, zeigen in Erinnerung und Nachklängen warmes, tiefes und dabei männlich-kräftiges Gefühl:

> Ein dumpfes Schweigen drückt die bange Flur,
> Da sieh! ein Strahl zuckt aus den Finsternissen.
> Das ist die Liebesfeier der Natur!
> Freiheit! Die schweren Fesseln sind zerrissen!
>
> Wie braust die Lieb' in der Gewitterschlacht!
> In heil'gem Eifer zuckt der Strahl und zündet.
> Wie markig gellend durch den Himmel kracht
> Der Ruf, der gellend die Vermählung kündet!
>
> Und wenn der im Triumph geborstne Dom
> Sich wieder heiter wölbt, da's ausgewittert,
> Wie füllt die Luft dann hochzeitlich Arom!
> Wie selig dann am Laub der Tropfen zittert!
>
> Daß Wonn' aus Bangen hold erblühen muß!
> O Segensstrahl, der heil'ge Glut gezündet!
> So trank ich Tod und Leben, da dein Kuß
> Der Welt Geheimniß zitternd mir verkündet.

7. Gedichte von Gisbert Freiherrn Vincke. Berlin, Riegel. 1860. Gr. 16. 2 Thlr.

Der Dichter von „Rose und Distel“ gibt uns hier lyrische Gedichte und Balladen, ein Märchen „Rubin“ und zum Schluß Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Englischen und Französischen. In allen Gedichten ist ein romantischer Zug nicht zu verkennen, des Dichters größere Begabung für die Ballade ist leicht bemerkbar. Vincke gehört zu jener Schule der Neuromantiker, die den Gedanken und die künstlerische Gestaltung desselben als zusammengehörig betrachten; in der Auswahl seiner Stoffe zeigt sich eine bestimmte Richtung, vorwiegend gern behandelt er vaterländische Sagen und Geschichten, besonders die seiner heimatlichen Provinz Westfalen; weiter ist seine Vorliebe für englische Balladen bekannt, von denen er uns in dieser Sammlung meistens ältere (12. bis 14. Jahrhundert) gibt. Die volksthümliche Auffassung und die naiven Anschauungen derselben sind treu wiedergegeben; als Probe verweisen wir gleich auf die erste Uebersetzung in dem Cyklus „Nord und Süd“: „König Leir und seine drei Töchter“; interessant ist hier noch die Uebereinstimmung der ältern Ballade mit der Shakspeare'schen Tragödie (vgl. dort die Reden der Töchter mit den Antworten derselben, Act 1, Scene 1), wie denn auch in der S. 258 nach Ovid gegebenen Uebersetzung der Erzählung „Pyramus und Thisbe“ der Vergleich mit dem „Sommernachtstraum“ sich jedem aufdringen muß. Ehe wir zu den eigenen Arbeiten Vincke's übergehen, sei hier noch der besonders geschickten Uebersetzung von Dichtungen der lateinischen Classiker lobend gedacht; ein Vergleich mit den Originalien wird die Treue der Uebersetzung, die in fließender und poetischer Sprache uns geboten wird, leicht nachweisen. In den lyrischen Gedichten Vincke's zeigt sich zunächst eine große Klarheit der Gedanken, die natürlich Einfluß auf Sprache und Stil hat; sie sind leicht und sicher, in der Form gewandt, im Reim ansprechend. Den ganzen Wohlklang seiner Verse aber zeigt der Dichter in seinen Balladen, die durch ihre erhobenen, nationalen Interessen sowol, wie durch gefällige Natürlichkeit, Wohllaut der Sprache und Reiz des Rhythmus den besten Dichtungen der Neuzeit beizuzählen sind. Das Märchen „Rubin“, den Kampf des Weins gegen das Reich des Gambrinus behandelnd, ist in der Anlage wie in der Ausführung voll vielfacher Schönheiten.

8. Liederfrühling. Gedichte von Hermann Lembke. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1859.

Wenn man unsere neuesten lyrischen Dichtungen betrachtet, so muß man wirklich erschrecken über die Masse der deutschen Thränennaturen, die in solcher Auswahl wol kaum in einem andern Lande zu finden sind. Kein Dichter, der nicht wenigstens einmal den tiefen Schmerz unglücklicher Liebe empfunden oder wenigstens besungen hätte, kein Dichter, der sich nicht für bedeutend genug hält, um das Publikum für seine großen Schmerzen interessirt zu halten. Diese elegische Stimmung hat an

unsere Jugend und dadurch auf unsere ganze Nation eingewirkt und es ist ihr schon um deswillen Aufmerksamkeit zu schenken. Die Liebe wirkte abschwächend, nicht erhebend auf unsere Jugend, eine zweite Armide goß sie den Zauberschlaf ins feste Mark; der Humor verschwand, oder er bestand höchstens in Nachahmung Heine'scher Manier, in einem Bewitzeln der Frau die man liebt, um sich desto schneller und tiefer in unklare Sentimentalität zu verlieren. Unsere Literatur war nahe daran in Thränen zu verschwimmen, wenn nicht einige Privilegirte der Zeit den Puls gefühlt und das Krankhafte richtig erkannt hätten; sie merkten vor allen, daß man anfing, die Schmerzen anderer zu begähnen, und kräftigere Naturen, wie Moritz Strachwitz, sangen in die Welt hinaus:

> Nur Weiber heulen vor gesammtem Volke,
> Die heitre Kunst ist keine Thränenwolke.

Noch immer gehen die Verliebten mit ihrem Herzenskummer unter uns herum; die es verstehen Stimmungen wiederzugeben, finden noch hier und da den Weg zu einem Herzen; auch die Unbedeutendern treffen den Ton eines Gleichgesinnten und erfreuen sich einiger Theilnahme; aber im Grunde ist doch ein Streben nach Wahrheit der Gefühle und Gedanken zu erkennen, höhere Lebensbezüge werden besungen, und die Lyrik wird dadurch frischer, froher und freier.

Die Gedichte von Lembke sind auch durch ihr wahres Gefühl und ihre frische Stimmung ansprechend. Trotz aller Trübsal, trotz aller düstern Sangesbilder hat er sich die Schwermuth hinweggesungen („Draußen und drinnen"), er vertraut der eigenen Kraft („Thatkraft") und wenn Verstimmung ihn quält, dann erfreut er sich eines holden Lenzbesuchs, der ihm rieth sich in sich selbst zurückzuziehen, sich selbst zu erkennen und nicht allzu häufig die Götterdämmerung von Heinrich Heine zu lesen („Lyrische Klänge"); sein wahres Streben ist sich bis ins Alter im Herzen Thatenbegeisterung zu erhalten („An die Alten"). Selbst dem Beschwerlichen versteht Lembke die beste Seite abzugewinnen („Militaria"). Der sprudelnde Lebensmuth, der übrigens oft durch zarte und innige Empfindung verklärt ist (wir meinen als dahin gehörig auch die Widmung „Ostern"), das Geschick des Dichters, das Empfundene und Gedachte klar und poetisch auszudrücken, sind für diesen „Liebesfrühling" ein guter Empfehlungsbrief. Hoffen wir, daß bei einer, immerhin wünschenswerthen größern Vertiefung des Dichters nicht die jugendliche Frische und Originalität verloren gehe. Wir rathen noch dem Dichter sich zu hüten, fremde Gedanken in Reime zu bringen, wie er dies, allerdings nur einmal, in den „Betrachtungen" gethan hat; seine Verse werden dann gleich matt, die Reime gesucht, die Sprache schwerfällig und die Phrase macht sich breit. Solche Weisheiten, wie in den „Betrachtungen", sind schon tausendmal viel besser gesagt worden, und sie sollten schon deshalb nicht wiederholt werden von einem Manne, der auf seine Kraft vertraut; er hat wahrlich mehr Recht als jene Klageunken, die nur zu oft über das Schicksal sich beschweren, während sie sich selbst anklagen sollten, ihr Leben vergeudet und ihre Kraft verpfuscht zu haben.

9. Cyanen. Neue Gedichte von Julius Mühlfeld. Anklam, Dietze. 1860. 16. 15 Ngr.

Es ist wunderbar, welche Illusionen ein Poet hat; Mühlfeld sagt uns in Bezug auf seine Gedichte:

> Lies uns nur fleißig,
> Ficht dich was an,
> Findst du wol eines, das
> Trösten dich kann.

Wir bedauern die jugendliche Ueberschätzung, die einmal hoffen konnte, daß jemand öfters seine „Cyanen" lese und dann noch erwartet, daß man in ihnen etwas anderes finde als Alltägliches und Unbedeutendes. Um den Gedankenreichthum Mühlfeld's zu charakterisiren, bedarf es nur der Erwähnung, daß er als Motto über ein Frühlingslied folgende Worte von Luise Otto setzt: „Der Frühling kommt, und kommt er auch heut' noch nicht, so kommt er doch bald." Aber Mühlfeld hat auch eigene Gedanken, zwei Schlangen „umwickeln" unser armes Herz, Mistrauen und Eifersucht, der Glaube umstreicht wie ein Zephyr unsere Brust, das Leben ist ihm eine Pflicht, der Tod kommt stets noch zu früh. Neu, in Wahrheit, aber sind sprachliche Wendungen, wie:

> Ich lebt' im Heimatthale
> In stiller Einsamkeit,
> Genoß mit vollen Zügen
> Aus seiner Lieblichkeit; —

neu die Behauptung, daß Napoleon vor Moskau nie eine Schlacht verloren hätte. Selbst die patriotischen Lieder („Rufe mein Vaterland", „Vater Rhein"), die wir ihrer Gesinnung wegen loben können, erheben sich nicht über das Gewöhnliche; die Balladen sind in Stil und Geschmack wahre Bänkelsängerlieder.

10. Gedichte von Udo Brachvogel. Wien, C. Gerold's Sohn. 1860. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In den Gedichten von Udo Brachvogel ist so viel Feuer und Musik, daß der nüchterne Kritiker zunächst zu wehren hat, um sich nicht berauschen zu lassen von dem feurigen, perlenden und schäumenden Weine, mit dem der Dichter aus vollen Bechern seine Gäste bewirthet. Er muß nüchtern bleiben, um sich zu überzeugen, daß in jenen Gedichten eine Glut vorherrschend ist, die mehr erhitzt als erwärmt, und die oft das Maß der poetischen Freiheit und die Bedingungen überschreitet, die man an die künstlerische Gestaltung zu machen berechtigt ist. Es sind eben Lieder, die „die Lippe ausspricht", wie Brachvogel sich S. 6 selbst ausdrückt, im jugendlichen Taumel von einem Dichter gesungen, „der von der Begierde zum Genuß eilt und im Genuß vor Begierde verschmachtet". Sein Streben ist zu schwelgen in Liebesfülle, umfangen vom Blumenmeer, nur Leben, Liebe und Frühlingsjubel sind seine Ideale; darum leert er den credenzten Becher der Lust bis zum tiefsten Grunde, ob auch Dämonen ihn dafür in des Todes ewige Nacht würfen; „der Augenblick ist dein, nutze ihn und schwelge in den Genüssen, die er dir beschert", ist seines Lebens Regel. Der Gesinnung entsprechend ist das Behagen an der Ausmalung sinnlicher Glut; es zeigt sich dies in „Herodias", in der „Römischen Nacht", im „Walzer", im „Meermärchen", in den „Freien Sonetten", im „Bachanal"; in der ersten Dichtung um so crasser, da der Gegensatz des Schrecklichen der Wollust zur Folie dient; diesem genre terrible opfert Brachvogel auch in der „Commedia divina", in der „Tragoedia humana" und im epischen Anhange. Die Verirrungen der sinnlichen Liebe finden selbstverständlich an diesem Dichter einen warmen Vertheidiger, namentlich in den Gedichten „Die Sünderin", „Am Golf", „An eine Stolze" und in dem schönen:

> O schmähet kein gesunknes Weib! Ihr wißt ja nicht, was sie ertrug,
> Welch Ungemach, unfaßbar euch, sie in der Wollust Kette schlug.
>
> O ihr, die ihr mit kaltem Geiz bewacht des Körpers Heiligthum,
> Euch ist die Keuschheit wen'ger oft wie jenen ihre Schmach ein Ruhm.
>
> Gott hat der Ehebrecherin erbarmet sich und ihrer Pein;
> Wer unter euch sich schuldlos fühlt, der werf' auf sie den ersten Stein.
>
> Und lächelte Er zärtlich nicht bei Magdalenens Thränengruß,
> Da sie mit ihrem blonden Haar getrocknet den gesalbten Fuß?
>
> Drum schmähet kein gesunknes Weib! Zu schmähen sie ist selber Schmach;
> Ihr würdet weinen, wüßtet ihr, was ihres Kranzes Lilie brach.
>
> Legt eure Hand aufs eigne Herz, wie Windsbraut ist die Leidenschaft;
> Nichts bürgt dafür, daß im Moment sie nicht auch euch zum Abgrund rafft.
>
> Wie oft birgt das entweihte Herz im Schmuze noch den Edelstein,
> O schmähet kein gesunknes Weib! Laßt das Gericht nur Gottes sein!

Die Angabe des Inhalts der Dichtungen zeigt dem Leser das Vorherrschen des Sinnlichen; aber übereinstimmend mit diesen Gedanken ist Reim und Rhythmus weich, schmeichelnd und

anschmiegend und dann wieder feurig, glühend, versengend. Unverkennbar leuchtet aus ihnen ein bedeutendes Talent hervor, dem nur noch sittliche Beschränkung fehlt zur Schöpfung eines Kunstwerks, das wir als schön begrüßen dürften. Einiges, z. B. die Dichtung „Römische Nacht", ist vorzüglich, aus einem Gusse gearbeitet. Erwähnenswerth sind noch die Distichen; „Weibliche Ehre" und „Die Scham" klingen seltsam milde und ansprechend unter all den wilden Gesängen; andere wie die „Dresdener Madonnen" (die Mutter von Murillo hält er fälschlich für eine Madonna), „Schiller und Goethe", „Platen" und das Epigramm „Zukunftsmusik" behandeln geistreich ästhetische Fragen; vier der Epigramme sind an Julian Schmidt gerichtet, den er unter anderm fragt:

Was hat Kleist dir gethan, daß du so sehr ihn erhebest?
Reiße ihn doch mit Gewalt nicht aus dem Herzen des Volks.

Von den beiden epischen Dichtungen geben wir der ersten „Jacobus de Benedictis" den Vorzug; es ist in ihr ein Wohllaut der Sprache und ein Reichthum des Reims, der die Großartigkeit der Composition zur vollen Anschauung bringt. Es sei zum Schluß noch bemerkt, daß der Dichter bei allen Vorzügen, die wir seinen Gedichten zugestehen, noch Ausgezeichneteres hätte leisten können, wenn er den Gedanken, der sich ihm leicht und gefällig zum Gedichte gestaltet, durch Ruhe in der Ausführung vollendete; der Leser darf allerdings bei aller Kunst des Geschaffenen nie entdecken, daß es durch Ueberarbeitung und Umgestaltung verschönt wurde; aber er darf noch weniger, durch offenbare Fehler in der Dichtkunst veranlaßt, einen Fleiß in der Ausführung vermissen. Bei Brachvogel sind aber dergleichen Fehler um so mehr zu tadeln, da sie bei seinem Talente leicht hätten vermieden werden können. So ist ein öfteres Verfallen in die Prosa zu tadeln, z. B. in „Victoria regia" das „und welche", in „Mensch und Natur" die letzte Strophe, in „Herodias" die Einschaltung „Denn Johannes war ihm werth", in den „Liedern aus verschiedenen Zeiten" die sprachliche Sonderbarkeit: „Ich nahete dir eiskalt mich" u. s. w. Auch in dem Ausdrucke wie in den Bildern sind nicht zu rechtfertigende Freiheiten, so „entspringen Rhythmen von seinen Lippen", das Haupt des Herrn hängt am Kreuze wie „müde Schwäne", von einem Wahnsinnigen sagt er, daß „die wilden Schemen sein Haupt bediademen", und in der Wollust, die es ihm bereitet, das Schreckliche auszumalen, singt er von der Schwester an der Leiche ihres ermordeten Bruders:

Zu ihren Füßen ist ein Purpurmeer
Drin treiben weiße Perlen wirr umher,
Die weiße, krampfhaft zugeballte Hand
Ruht auf dem Todesmal, wie bläulich Eis
Auf morgenrothgefärbtem Felsen liegt.

Der Leser aber lasse sich durch diese Ausstellungen nicht abziehen von dem im allgemeinen günstigen Urtheile, das wir über diese Dichtungen fällten. An das Talent legen wir den größern Maßstab, empfehlen es aber der Aufmerksamkeit und der Beachtung des literarisch gebildeten Publikums.

11. Gedichte von Friedrich Hermann Frey. München, Franz. 1860. Gr. 16. 26 Ngr.

Frey verdient insofern unsere Anerkennung, als er sich bemüht, seinen poetischen Anschauungen eine größere Ausdehnung zu geben; auch seine lyrischen Gedichte zeigen das Streben nach Vertiefung, er fühlte nicht nur, er dachte auch. Leider war nur der Wille besser als die Ausführung. Gerade durch den tiefern Inhalt werden diese Gedichte nur zu häufig schwer verständlich, es mangelt ihnen jedenfalls die klare Durchsichtigkeit, also eine der Hauptbedingungen des lyrischen Gedichts. Es zeigt dieser Fehler, daß dem Dichter der auszudrückende Gedanke nicht ganz klar war; es gilt aber die allgemeine Regel, namentlich für den jungen Dichter: jeder Gedanke, der nicht ganz klar in seiner Seele liegt und der sich ihm nicht leicht zum Gedichte gestaltet, ist zum Gedichte nicht geeignet; nie darf er den an und für sich schönen Gedanken in enge und unpassende Form einzwängen, niemals darf er ihn der Form wegen modeln oder gar durch einen unpassenden Zusatz entstellen. Tadelnswerth ist neben der Unklarheit der Aussprüche auch die Menge der gesuchten Bilder; das Schwerfällige und Unverständliche wird dadurch nur vermehrt. Einzelnes ist denn auch — artig gesagt — sehr unbedeutend, z. B. die Aussprüche über Schiller und Goethe, übrigens frei nach Gervinus:

Wo vor Schwindel Jovis Aar
Seine Blitze fallen ließ,
Schifft das kühne Adlerpaar
Nach des Lichtes goldnem Vließ.

Jener war ein Bilderjäger
Und er schoß im Ueberfluß,
Dieser war verwöhnt und träger,
Alles lief ihm in den Schuß.

Man vergleiche dagegen Udo Brachvogel:

Willst du immer vergleichen, wer von den beiden der Größte,
Wägendes Mäklergeschlecht? Aber ich sage dir dies:
Keiner ist groß genug von ihnen der erste zu heißen,
Aber jeder zu groß, irgendein zweiter zu sein.

12. Poetisches Alpha und Beta von A. G. von Thünen. Bremen, Kühtmann. 1860. 12. 8 Ngr.

Dieselbe Frische und Natürlichkeit, die wir der vor zwei Jahren erschienenen ersten Abtheilung dieser Gedichte, „Alpha", nachrühmten, fanden wir mit Freuden in diesem „Beta" wieder. Die Dichtungen sind einfach und ansprechend, hier und da etwas stark realistisch und deutlich (z. B. Nr. 16 der Epigramme), sie treffen aber immer den Nagel auf den Kopf und geißeln mit Recht den unverständigen Idealismus, die Verschrobenheit, Gefühlskoketterie, die Einbildung und die Lovelydichter. Einem der letztern ruft Thünen zu:

Ja, ja, du bist Dichter, das sehe ich klar
Und deine Lieder sind wunderbar.

Da lispelt und kost es auf Flur und im Hain,
Das gaukelt und schaukelt im sonnigen Schein.

Die Vögelein zirpen um Liebe und Noth,
Sie hoffen, gefoltert von Weltschmerz, den Tod.

Gras, Laub, Luft, die Wolke, die Blume, das Kraut
Schwatzt Unsinn wie du, daß es mir davor graut.

Die ruppige Distel gar philosophirt;
Kein Narr wird ersinnen, was da nicht passirt.

Ach mache das Laub und die Blumen zu Heu,
Du mästest den magersten Ochsen dabei.

Ja, ja du bist Dichter, das ist mir klar
Und deine Lieder sind wunderbar.

Du liesst mir die Verse, ich trink' deinen Wein,
Du bist außer Athem, und ich schlafe ein.

13. Gedichte von Adalbert Harnisch. Oppeln, Clar. 1860. Gr. 16. 20 Ngr.

Harnisch, wahrscheinlich irgendwo Postsecretär — er besingt wenigstens dessen Leiden und vergleicht Pegasus mit einem Postgaule —, glaubt, wie so viele Menschenkinder, ein Dichter zu sein. „Ich bin ein Dichter, will ein Dichter sein", schreibt er S. 97 und gleich nachher bekennt er:

Trotz aller Murrer Murren, trotz aller Schreier Schrein,
Ich singe frisch und fröhlich in alle Welt hinein.

Was hälfe es uns, wollten wir Harnisch beweisen, daß ihm jede Befähigung zum Dichter abgeht, er würde uns einfach für einen Murrer oder Schreier ausgeben; aber dennoch wollen wir ihn in seinem Dichterwahne wenigstens nicht bestärken. Talent hat er höchstens für komische Reimereien, Dichtungen wie „Das neue Bad" u. dgl. liegen in seiner Sphäre; er soll sich aber um der Versündigung willen, die er dadurch an der Poesie

begeht, nicht an höhere Aufgaben wagen; was gehen ihn Pius IX., Freiligrath, die Thiere im Dom und der ganze ihm vollständig unklar gebliebene Liberalismus an? Des Dichters Pegasus ist auch nur ein Postgaul und noch dazu ein ausrangirter: gönne er ihm und sich Ruhe; die Nacht ist da um zu schlafen und nicht um Verse zu schreiben.

14. Gedichte von Wilhelm Telschow. Leipzig, Veit und Comp. 1859. 8. 15 Ngr.

> Der Tugend Lust und Leid
> In Liedern aufgereiht,
> Die treuer Lieb entsprossen,
> Vom Glaubenslicht umflossen:
> Sie schickt das Alter frei
> Nun in die Welt hinaus,
> Und meint, wol offen sei
> Für sie manch Herz und Haus.

Mit diesem Empfehlungsbriefe sendet Telschow seine Gedichte in die Welt. Zu loben ist an ihnen Reinheit der Sprache und des Reims, beide aber könnten entwickelter sein, ebenso und noch mehr Form und Rhythmus. Er erinnert dadurch wie durch die Einfachheit seiner Stoffe und Gedanken an ältere Vorbilder, nur versteht er nicht wie diese den Gedanken kurz zu fassen; es zeigt sich dieser Fehler namentlich in den Sonetten und Distichen. Der beste Theil der Sammlung sind die geistlichen Lieder und Oden, besonders „Am Charfreitag"; hier und da gelingt ihm auch ein einfaches Lied ganz besonders gut, so „Kindessorge am Weihnachtsabend". Ueberhaupt wird der Leser, trotz der von uns gemachten Ausstellungen, manches Erquickliche in dieser Gedichtsammlung finden, die schon wegen ihrer meist mit ziemlichem Fleiße ausgearbeiteten Sprache und ihrer Gedankenreinheit unsere Aufmerksamkeit verdient.

15. Dichtungen von Gustav Lindemann. Erster Band. Enthaltend Gedichte. Celle, Capaun-Karlowa. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn ein unbekannter Dichter seine Dichtungen der öffentlichen Beurtheilung unterbreitet, sollte er bescheiden genug sein, mit wenigem hervorzutreten, und erst wenn das wenige gefällt, mehr geben; aber gleich, wie hier, mit einem Bande Gedichte, 25 Bogen stark, debutiren, ist doch etwas rücksichtslos gegen das Publikum, besonders aber gegen die Beurtheiler, die verdammt sind, ihn durchzusehen. Wir gestehen, daß uns unsere Aufgabe seit langer Zeit nicht so schwer geworden ist; zunächst belustigte uns dieser fühlbare Mangel an allem, was auch die bescheidenste Kritik in Gedichten suchen darf, um so mehr, da wir glaubten, es mit einem Naturdichter zu thun zu haben; als wir aber auf 392 Seiten auch nicht einen guten Gedanken, nicht einen aufzeichnungswerthen Ausspruch, sondern nur das gewöhnlichste Gewöhnliche in den schlechtesten Versen gesagt fanden, da hörte unser Gleichmuth um so schneller auf, da wir aus mehreren Gedichten erfuhren, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der in Göttingen studirte und noch jetzt Horazische Oden liest. Für die Dichtkunst sind seine Studien vergebens gewesen und sein Professor der Aesthetik darf nicht stolz auf diesen Schüler sein, der unter anderm über den Geschmack singt:

> Geschmack ertönt es überall,
> Doch weiß man nicht warum;
> Man überläuft sich Knall und Fall
> Und ist dabei so dumm.
> Kommt man doch nimmer an das Ziel,
> Der Nüsse gibt es gar zu viel;
> Drum spreche ich: Knack, knack!
> Es ist so mein Geschmack.

Dieses „Knack, knack"-Lied steht etwa nicht vereinzelt da, [...] jeder Seite kann man ähnliche geistreiche Bemerkungen [...]den in Poesie und in Prosa, denn auch in der letztern hat er [...]ige Denksprüche gegeben, unter andern den über das Dichter[...]en, wonach sein Ideenkreis ihn mit erhabener Freude erfüllt. Gut für ihn, er verschone uns nur mit dem angedrohten zweiten Bande seiner Dichtungen. Damit der Leser aber einsehe, daß wir nicht zu scharf getadelt haben, schlagen wir die erste beste Seite auf und finden dort als Beleg unsers unparteiischen Urtheils ein Gedicht „Vergleichung":

> Die Welt gleicht einem Loch
> Und einem Backetrog,
> Durchs Loch fällt Müh' und Kummer,
> Auch Wohlsein, sanfter Schlummer;
> Wird dann wohl durchgerührt,
> Zum Teige ausgeführt;
> Durchs Feuer drauf gebacken,
> Geläutert bis zum Knacken;
> Sodaß es nun bewährt
> Zur Hinterthür 'naus fährt.

16. Gedichte von Karl Schönhardt. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Quack. 1861. 8. 15 Ngr.

Ehe wir noch Zeit hatten die erste anzuzeigen, ist von den vorliegenden Gedichten die zweite Auflage erschienen; wir wissen nicht, welchen glücklichen Umständen diese Dichtungen diese Ehre verdanken, denn der Vergleich mit andern Erscheinungen der Art rechtfertigt diesen Erfolg nicht. Besonders ist die erste Abtheilung — der Inhalt der ersten Auflage — weder durch Gedanken, noch durch Stimmungen, noch endlich durch den Ausdruck beider bedeutend. Was Schönhardt als Schulgeheimniß von den Dichtern ausplaudert:

> Zwar Gedanken geben Reime,
> Doch der Reim bringt auch Gedanken —

dies Gedankenreichwerden zu Ehren des Reims scheint unserm Dichter auch zu begegnen. Wunderbar sind auch Aussprüche wie:

> Fromme Nachsicht wird mir gern vergeben.

> Liebe gibt dir frohen Muth,
> Meere zu bezwingen.

> Seiner Hügel sanfte Breite
> Sichert schönern Abendstrahl.

Nicht passend scheint uns ferner, wenn er vom Menschenherzen sagt:

> Du gleichst der edeln Blume ganz,
> Die im geheimen blüht,
> Und allen Duft und allen Glanz
> In einer Nacht versprüht.

Trotz dieser Ausstellungen wird der Leser übrigens in diesen Gedichten manches Ansprechende finden; mehrere davon sind bereits componirt, andere, wie „Liebesfrühling" und „Trennung", würden sich zur Composition eignen. Hervorheben wollen wir namentlich: „Trutz Weltschmerz", „Klage" und den einfachen hübschen Spruch:

> Männlich treues Streben bringt
> Nie gehofften Segen;
> Was im Wurf dir nicht gelingt,
> Such's auf stillen Wegen.

Einen entschiedenen Fortschritt des Dichters zeigen die bei der zweiten Auflage neu hinzugekommenen Gedichte. Der Ausdruck und die Gedanken sind hier viel klarer und bestimmter, die Empfindung ist tiefer, die Stimmung gehobener. Es gilt dies Lob namentlich von den „Neuen Liedern", unter denen wir wieder dem Gedichte „Die Ideale" den Vorzug geben. Möchte der Dichter fort und fort bei seinem Schaffen das Goethe'sche Motto beherzigen, das er seinen neuen Liedern vorsetzt:

> Laßt uns unablässlich streben
> Uns vom Halben zu entwöhnen,
> Und im Ganzen, Guten, Schönen
> Resolut zu leben.

Als typographischen Fehler erwähnen wir noch das öftere Fehlen der Seitenzahl.

17. Gedichte der Großältern. Ihren der Kindheit entwachsenen Enkeln und Enkelinnen gewidmet von Nikolaus von Lagusius. Mit begleitenden Worten von Adalbert Stifter. Zweite Auflage. Leipzig, Schrag. 1860. 8. 8 Ngr.

„Wer in der Dichtung blos die Darstellung der heftigsten Gefühle verlangt (besonders ohne Maß in Schilderung der Liebe des Mannes zum Weibe), wer in ihr ganz ungewöhnliche, absonderliche Gedanken, Ansichten u. dgl. bringt, damit er ein erstaunlicher Mensch sei, welche Dinge ich aber eher für das Gift der Schwäche und Entnervung, als für Kraft und Thatbefähigung halte, dem werden diese Gedichte nicht gefallen." Mit solchen Worten führt Adalbert Stifter das anspruchslose Büchlein bei uns ein und wir setzen hinzu: wer sich noch an dem Ausdruck eines reinen, unverdorbenen Gemüths erquicken kann, wer noch Sinn hat für Einfachheit und Natürlichkeit und wessen Herz noch empfänglich ist für die Stimmungen, die wie Anklänge aus früherer Zeit uns erscheinen, der schaffe sich diese Gedichte an und erfreue sich an der herzlichen Weise, mit der die Lehren gegeben werden, an der Innigkeit und Wahrheit der Lehren selbst, an den edeln und erhabenen Gesinnungen in den Aussprüchen. Jedes der einzelnen Gedichte zeigt Naturwahrheit und ist aus dem wirklichen Leben geschöpft, jedes einzelne hat ein liebendes Herz empfunden und ein klarer Geist gesungen. Wenn das betagte Paar, was es gedacht und gefühlt, zunächst für die erste Jugend bestimmt hat, so können doch diese Gedichte auch ältern Leuten zum Lesen und Denken empfohlen werden, und wäre es nur, um in der ewigen Bewegung, in den Kämpfen und getäuschten Hoffnungen dieses Lebens die Wohlthat jenes Friedens zu genießen, der aus diesen Liedern grüßt und — Dank dafür den Dichtern! — uns wenigstens wohlthätig berührt.

18. Dichtungen von Johannes Schrott. Mit einem Vorworte von Oskar von Redwitz. Mainz, Kirchheim. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.

Wie die vorstehenden Gedichte von Stifter, so werden diese Dichtungen durch Redwitz eingeführt; er bedauert zunächst, daß überhaupt bei einem Manne wie Schrott das Wort eines ältern Dichters noch nothwendig sei, und berichtet, daß uns jener vor nicht langer Zeit ein kostbares Buch: „Poetische Meditationen über das Vaterunser" u. s. w. geschenkt habe, das aber trotz aller Anpreisungen und günstigen Beurtheilungen keinen Absatz gefunden hat. Die katholische Leserwelt, für die es allein bestimmt war, ist also undankbar genug gewesen, das Geschenk auszuschlagen. In den vorliegenden Dichtungen erkennt Redwitz denselben ernsten und tiefen Geist, dieselbe echt männliche Kraft wie in den „Meditationen" und nur die Auswahl hätte er ein wenig sorgfältiger gewünscht. Unserer Ansicht nach ist in ihnen eine aufrichtige, stark betonte Gesinnung zu erkennen; der Dichter ist ein Kämpfer der streitenden Kirche, die Stadt des Ewigen auf Erden ist sein Friedensort, sein Asyl; nach seiner Ansicht ist der deutsche Sinn untergegangen mit dem Aufgeben des blinden Glaubens an die Macht des Katholicismus, der ihm natürlich mit dem Christenthum eins ist; die deutsche Dichtkunst gleicht

> einer argentweihten Aue,
> In welcher nun die Borstenthiere wühlen
> Und heil'ge Bäume dienen zum Verhaue, —

besonders seitdem der Mysticismus der Romantiker gebührend gewürdigt worden ist. Redwitz erwähnt, daß die Kritik von anderer Seite (doch wol die nicht streng katholische?) öfters in niedrigen Schimpf und Hohn ausarte, die mehr der christlichen Idee als ihrem Dichter gelte; er wird uns aber auch zugestehen, daß der Vergleich unserer neuern deutschen Dichtung mit den Ferkeln der Schweine in der Suhle auch von Schrott nicht ganz fein zu nennen ist. Aber immerhin, eine consequent durchgeführte Ansicht hat immer ihre Berechtigung, und Schrott hat eine Hauptidee, vor der alle andern verschwinden müssen: nur die katholische Kirche hat recht (die Kirche muß militiren gegen alles, was Idol ist), was ihr zu Ehren geschieht, ist erlaubt (z. B. O'Connell's Empörung), jeder Widerspruch gegen sie ist fluchwürdige Empörung. Seiner Gesinnung zu Ehren läßt er in einem Zusatze zum zehnten Gesang der „Hölle" (Dante's „Göttliche Komödie") Kaiser Friedrich II., „den Apostaten und Muselman aus Schwaben", in der Hölle braten; mit Hohn urtheilt er über die negierenden Geister, über die neuern Forschungen u. dgl. Dagegen verherrlicht Schrott die Männer, die für die katholische Kirche gekämpft haben: O'Connell, „den Heros von Gottes Gnaden"; Schlegel, von dem sich der Bruder abkehrte, der aber dafür die Mutter fand; Görres, dessen Magisterium die Zeit nicht begriff und viele andere. Sehen wir von dem Inhalt auf die Form, so finden wir dort viel Anerkennungswerthes, größere Fülle wäre zu wünschen gewesen, wie sich denn der Dichter durch seine Begeisterung zu dithyrambischen Harfenklängen und darin zu Bildern verführen läßt, die geschmacklos sind; z. B. nennt er die Märtyrer „die Athleten Christi". In den Walther'schen Strophen ist manche prosaische Wendung. Was die Schärfe der Gedanken und das Charakteristische der Aussprüche anbetrifft, halten wir die „Terzinen" für das Erwähnenswertheste; als die beste Dichtung erachten wir „Fürst und Volk", des Mediciners Beichte bei Savonarola behandelnd; hier und in „O'Connell" zeigt sich, wie die katholische Kirche politische Freiheit als Preis für die blinde Unterordnung unter ihre Majestät anbietet; wer noch an die Möglichkeit glaubt, daß Papstthum und Freiheit nebeneinander bestehen können, der überzeuge sich vom Gegentheil aus der kleinen aber inhaltreichen Schrift eines politisch und religiösen Conservativen: „Das Evangelium in Italien von Leopold Witte" (Gotha, Besser, 1861).

19. Politische Eintagsfliegen aus Oesterreich. Salzburg, Mayr. 1859. 16. 4 Ngr.

Ein von den Wendungen der Weltereignisse vielfach aufgeregtes und verletztes Gemüth hat sich mit diesen Xenien Ruhe und Linderung zu verschaffen versucht; seit dem Erscheinen sind in Oesterreich so viele überraschende und sich überstürzende Ereignisse zur Erscheinung gekommen, daß wir diesen Xenien nur noch ein historisches Interesse abzugewinnen vermögen; aber dies können sie mit vollem Rechte in Anspruch nehmen. Das kleine und billige Büchlein enthält auf seinen 18 Seiten viele zutreffende Bemerkungen, die von klarer, offener Beobachtung Zeugniß ablegen und die Staaten, die Politiker und die Journale in der Zeit des unglücklichen Kriegs der deutschen Großmacht charakterisiren. Wer sich vergegenwärtigen will, wie die Bessern in Oesterreich zur damaligen Zeit dachten, der lese diese „Eintagsfliegen". In politische Discussionen uns einzulassen, wozu namentlich die Distichen über Preußen und auch über Oesterreich m[...] Veranlassung geben könnten, hindert uns Raum und Tendenz d. Bl.; über manches hat auch seitdem die Zeit anders urtheilen gelehrt.

20. Gedichte von Emil von Kolbe. Berlin, Haude und Sp[ener]. 1859. 8. 15 Ngr.

Die anspruchslosen Gedichte sind aus einem Herzen g[e]sungen, dem das Schicksal schwere Prüfungen auferlegte, [...] aber dennoch Muth und Gottvertrauen nicht verlor. Ohne d[aß] der Dichter irgendwie Anspruch auf Originalität machen kön[nte,] wird doch eins oder das andere seiner Gedichte, schon durch [die] rührende Behandlung des einfachen Stoffs den Weg zu ein[em] Herzen finden. Uns wird der Dichter werth durch die Wahrh[eit] und Treue seiner Gesinnung. Wohlgefallen hat uns nament[lich] von den „Liedern am Meere" das fünfte: „Des Mondes he[ller] Silberschein."

21. Gedichte von Rudolf von Strabam. Wien, M[...] und Comp. 1859. 8. 20 Ngr.

Die Gedichte von Rudolf von Strabam zeugen von e[iner] frischen Phantasie, die sich in hübschen Gedanken und treffe[nden]

Bildern ausspricht. Zu wünschen wäre eine präcisere Fassung der Gedanken, indem diese durch die Ausführung leicht etwas Gedehntes erhalten. Auch hüte sich der Dichter, sich hineinzuphantasiren in Schmerzen, die er wahrscheinlich nie empfunden hat und die einem Manne namentlich nicht anstehen, der besser als durch Thränen sein Weh verwinden kann („Wohl hab' ein Ziel ich" u. s. w.). Hübsch im Gedanken, aber etwas gezwungen in der Ausführung ist das kleine Gedicht:

An eine Eiche.

Wenn mich vom Sturme dieser Welt
Die Sense des Todes geschieden,
Wenn deinen Stamm die Axt gefällt,
Haben wir dann wol Frieden?

O nimmer! dich wälzen im Mühlenrad
Des Gießbachs murmelnde Thränen,
Mich jaget durch der Ewigkeit Pfad
Mein heißes unendliches Sehnen!

22. Lyrische und dramatische Dichtungen von Eduard Löwenthal. Ellwangen, Heß. 1859. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Löwenthal, dessen „Wahrheit und Dichtung" (1856) und dessen „Gedichte" (1857) wir früher in d. Bl. besprochen, scheint trotz der geringen Erfolge in der Literatur doch noch immer von Lorbern und Anerkennung zu träumen. In der Zeit, wo er uns nicht Gelegenheit gab, seine neuen Geschenke der Muse zu besprechen, ist er literarisch nicht unthätig gewesen; er gibt, wie wir aus dem „Magazin des Auslandes" ersehen, in Frankfurt a. M. eine „Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitschrift" heraus mit Aufsätzen über den Comment, über den Gegensatz der Burschenschaften und der Corps u. s. w. Wie er seinem ersten Bande Gedichte eine Metaphysik angefügt hatte, so enthält auch seine Zeitschrift einen Aufsatz „System der Geschichte des Naturalismus". Wir erwähnen diese Thatsachen, weil sie doch immer von gutem Willen zeigen und weil uns diesem gegenüber die wahrhaft großartige Mangelhaftigkeit seiner Arbeiten fast unbegreiflich wird. In ihnen ist alles roh, unbehülflich, geschmacklos; Sprache, Form, Gedanken sind gleich gewöhnlich. Dabei ist Löwenthal nicht ohne Prätension; seine Lieder, in denen er die Unsterblichkeit leugnet, sind wahrhaft schaudererregend durch die Kühnheit, mit der er es wagt, über die höchsten Interessen der Menschheit mit banalen Phrasen abzusprechen. Seine beiden Trauerspiele „Holkar" und „Gunilda" zeigen Unbildung und Unkenntniß aller Verhältnisse; sie bewegen sich in den gemeinsten Ideen; Mord, Ehebruch, Nothzucht u. s. w. spielen darin eine Hauptrolle. Aesthetische und sittliche Rücksichten scheint Löwenthal nicht zu kennen. Wir hielten es nicht für möglich, aber es ist wirklich so: die neuen Gedichte sind noch schlechter als die alten.

23. Gedichte von Gustav Pfarrius. Neue Sammlung. Köln, Du Mont-Schauberg. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Gedichte von Gustav Pfarrius sind von sehr verschiedenem Werthe; entschiedenes Talent zeigt der Dichter, wo er einen einfachen Gedanken oder eine zarte Empfindung ausdrückt. Es spricht sich der Einfluß der Naturschönheit auf ein feinfühlendes Menschenherz und die Wechselwirkung zwischen beiden sehr hübsch in den „Liedern vom Meere" aus, in denen der Leser an trefflich gemalten Bildern sich erfreuen kann. Einer reinen Empfindung verbunden mit Klarheit der Gedanken begegnen wir weiter in den Liedern aus trüber Zeit. Weniger gelingt dem Dichter schon philosophische Gedanken oder Kunsttheorien poetisch zu gestalten. So ist der Cyklus „Christliche Kunst" unserer Ansicht nach unpoetisch; es ist in ihnen kein reines Element, es sind keine didaktischen, sondern eher disputirende Lieder und zu deren Nachtheil sind die in der Dichtung liegenden Reflexionen und die durch sie hervorgerufenen Ideen größer als ihre poetische Gestaltung. Der Mangel an einer objectiven Auffassung zeigt sich auch in den Balladen, die mit der dramatischen Arbeit „Velleda" den schwächsten Theil der Sammlung bilden. Entschiedenes Talent hat der Dichter nur für die eigentliche Lyrik, für das Sinngedicht und vor allem für humoristische Dichtungen; als namentlich gelungen nennen wir das burleske Gedicht „Die Schiffbrüchigen" und die komischen Erzählungen, Schnurren und Schwänke. Besonders machen wir noch aufmerksam auf die Angriffe gegen die „Spakten"; der Angriff auf Redwitz hätte besser wegbleiben können; wir sind überhaupt nicht Freunde dieser Fehden in Versen, mag nun Herwegh den Fürsten Pückler, oder Geibel und Doignon Herwegh u. s. w. in die Schranken laden.

24. Gedichte von Wilhelm Doignon. Weißenburg i. N., Meyer. 1860. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Doignon's Gedichte sind in gewisser Hinsicht eine neue Auflage der Geibel'schen; die Aehnlichkeit zwischen beiden würde auffallen, auch wenn Doignon seine Lieder nicht dem ältern Dichter gewidmet, ihn sonst noch vielfach angesungen und glossirt hätte. Nur gestehen wir, daß Geibel doch reicher an ursprünglichen Gedanken und auch tiefer und wahrer in seinen Empfindungen ist. Doignon scheint einer von jenen Dichtern zu sein, die nicht die Stunde der Begeisterung abwarten und nur dichten, wenn sie einen guten Gedanken haben, sondern sich an den Schreibtisch setzen in der festen Ueberzeugung, daß die Gedanken auf Bestellung erscheinen müssen. Jeder von einem Spaziergange mitgebrachte Vers, jedes Bild, das ihnen erscheint, muß verwerthet werden. Der Dichter ist somit kein feuriges, phantasievolles Talent, aber er zeigt Virtuosität in der Behandlung, seine Sprache ist zart, weich und melodiös, Reim und Form sind immer correct, nie wird er etwas geradezu Unschönes sagen. Aber freilich, nach Prometheus wird man vergebens fragen, etwas Aufregendes, Tüchtiges, Menschengeschick Bewegendes sucht man umsonst. Man liest diese Lieder, sogar mit einem gewissen Behagen, aber kein Nachhall bleibt in der Seele; das bischen Geist ist verarbeitet in dem Gedicht, aus ihm heraus liest man nichts, was das Herz erfreuen und den Geist erweitern könnte. Die Virtuosenherrschaft aber scheint sich ihrem Ende zuzuneigen, ernsthafteres Streben ist in allen Kunstanschauungen zu bemerken. Componisten werden übrigens in Doignon's Gedichten viel Brauchbares finden; mehrere, z. B. „Mein Glück", sind bereits in Musik gesetzt.

25. Zwei Dutzend Gedichte. Von Theodor Steinmann. Wien, Sommer. 1858. 8. 8 Ngr.

Der Zahl nach 24 Gedichte, dem Gewicht nach keins darunter ein Gedicht!

Ich träume fürder nur für mich,
Ob niemand auch die Träume hört,
In Zukunft, ich versichre dich,
Läßt dich mein Träumen ungestört. —

versichert Steinmann zum Schluß in einem Gedicht an N. N. Da ich auch ein Anonymus bin und bleibe (nicht allein meiner äußern Verhältnisse wegen, sondern besonders um mir nach jeder Seite hin die Freiheit des Urtheils zu wahren), hoffe ich, daß das Gedicht an mich adressirt war und daß ich sobald nicht wieder von Steinmann's Träumen höre; selbstverständlich wünsche ich dasselbe meinen gütigen Lesern.

26. Gedichte von P. J. Willatzen. Hadersleben, Griem. 1860. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willatzen hat sich durch seine „Nordlandsharfe" schnell Eingang und Anerkennung verschafft; in dem vorliegenden Buche gibt er uns eigene Dichtungen und zum Schluß in Uebersetzungen Lieder aus Norwegen, Schweden, Island und Dänemark. Was die selbständigen Arbeiten des Dichters anbetrifft, so geben wir den Romanzen und Balladen den Vorzug; in der Wahl des Stoffs zeigt sich Geschmack, in der Ausführung Talent; die Sprache ist kurz, kräftig, bezeichnend, dabei klar und durchsichtig. Willatzen hat ein großes, gestaltendes Talent, mit wenigen Strichen versetzt er uns mitten in die Situation, selbst ergriffen von seinem Gegenstande reißt er den Hörer mit fort, das geweckte Interesse

wird bis zum Schluß lebendig erhalten und ein poetischer Nachhall in der Seele hervorgerufen. Es ist über jene Dichtungen der Zauber der alten Balladen verbreitet, das Romantische ohne Gefühlskränkelei, die Romantik des Herzens und nicht die des Aeußerlichen; die Menschen denken und handeln mehr als sie schwärmen und träumen. Misfallen hat uns nur ein Stoff, der der Dichtung „Herzen". Dieser Gegensatz zwischen dem üppigen Reichthum und der verhungernden Armuth, macht namentlich in dieser eher für ein Liebeslied passenden Form und Behandlung einen unästhetischen Eindruck. Das Elend und der Jammer müssen ernster behandelt werden. Wir verweisen als ein mustergültiges Gedicht in dieser Hinsicht auf das „Lied vom Hemde" von Thomas Hood (selbst auf des Dichters Grabstein steht: He sang the song of the shirt); wie dieses Herzen erweckte zur thätigen Hülfe, so wird das Lied „Die Herzen" schon deswegen seinen Eindruck verfehlen, weil es mehr aufregt als anregt. Von den lyrischen Gedichten geben wir den „Losen Blättern" den Vorzug vor den „Nördlichen Rosen"; in den erstern erweitern sich die Ideen des Dichters, er zeigt sich uns selbstbewußter, klarer, gediegener. Die Liebestàndeleien liegen hinter ihm, er fühlt, daß „dem Manne die Welt und die That gehört". Mit den Ideen wird auch Sprache und Stil größer und bedeutender, der Reim wird mannichfaltiger und die Form vollendeter. „Ich liebe die Nacht", „Bestimmung", „Frühlingssturm" und die „Lieder vom Meere" geben reiches Zeugniß von dem Talente des Dichters auch nach dieser Richtung hin; hierher gehört auch das Gedicht:

Herbst.

Das ist der Herbst, wenn wild einher
Die Stürme durchs Eichthal sausen,
Wenn die Wipfel wie ein empörtes Meer
Langathmig brausen und brausen.
Ha, wie das so ächzet und wie das so stöhnt,
Wie wenn eine Wogenschlacht ringsum dröhnt
Als gält' es die Eichen zermalmen
Gleich Halmen —
Das ist der Herbst.

Das ist der Herbst, wenn Blatt um Blatt
Die Zweige sich wieder entkleiden,
Wenn lebensmüde und lebenssatt
Die Blumen von hinnen scheiden,
Wenn still sie neigen das liebliche Haupt,
Weil erkaltet das Sonnenherz, dem sie geglaubt,
Und weil's nun zu frostig auf Erden
Will werden —
Das ist der Herbst.

Das ist der Herbst, wenn im Gezweig
Allmählich die Lieder verstummen,
Indeß die Fluren, sonst farbenreich
In Nebelgrau sich vermummen.
Der Rabe nur krächzet vom kahlen Baum,
Das klingt so schaurig im Waldesraum,
Wo allwärts so todt und so eigen
Ein Schweigen —
Das ist der Herbst.

Und das ist Herbst auch, wenn das Herz
Dir matter und matter will schlagen,
Wenn das Haupt du neigest erdenwärts,
Das nicht gar stolz du getragen,
Wenn die Schwinge des Geistes kraftlos wird,
Wenn dein Muth gebrochen im Staube irrt,
Und du fühlst, daß der Herr das Ende
Dir sende!
Ja, das ist Herbst.

Als Anhang gibt Willatzen Uebersetzungen, Beiträge zur „Nordlandsharfe". Auch hier zeigt sich wieder der Takt und der Geschmack in der Auswahl, das Talent und der Fleiß des Dichters in der Behandlung. Meisterhaft ist unter anderm das Gedicht des Norwegers Welhaven: „Die Republikaner", besonders denen zu empfehlen, die mit Worten und Phrasen kämpfen. Wir gestehen gern zum Schluß, daß wir die Gedichte von Willatzen den besten poetischen Erscheinungen der Neuzeit zuzählen.

27. Bilder der Nacht von Friedrich Alexius von Tronchin. Bremerhaven, von Vangerow. 1860. 24. 12 Ngr.

Die „Bilder der Nacht" haben zum größten Theil etwas Düsteres und Schwermüthiges; es liegt das aber mehr in den Stoffen, die sie behandeln, als in der Art der Behandlung, zwischen beiden ist nicht die richtige Harmonie. Tronchin hat gewiß gefühlt, was er besingt, aber der Ausdruck will ihm nicht immer gelingen, er wird entweder zu breit oder, wo er sich gewaltsam beschränkt, unverständlich; so ist z. B. die Pointe des Gedichts „Sorge und Liebe" gesucht, obgleich sie, besser und verständlicher ausgesprochen, von wahrer Wirkung sein könnte. Auch die Sprache ist öfters gezwungen, z. B.:

O armes Weib, im Elend schmachten,
Zu essen nichts als Bettelbrot,
Und als Geschenk für dich, Weihnachten,
Dem einz'gen theuern Kind den Tod!

Das erste längste Gedicht von 19 Seiten, mehr als den dritten Theil des ganzen Büchleins beanspruchend, ist eine Uebersetzung aus dem Schwedischen. Dieser „Todesengel" behandelt in weder origineller noch bedeutender Weise das alte Thema von der Sterblichkeit der Menschen; auch die Uebertragung ist nicht eben sehr gelungen, Härten in der Sprache und in den Wendungen hätten leicht vermieden werden können. Ansprechend ist das Gedicht „Der Grenadier", das beste der Sammlung. Im ganzen weisen sich diese „Bilder der Nacht" als die Dichtungen eines Dilettanten aus, dem Talent nicht abzusprechen ist, der aber auf Sprache und Form, überhaupt auf das Technische mehr Fleiß verwenden muß.

28. Gedichte von Franz Martin. Altona, Mentzel. 1859. 16. 18 Ngr.

Sehr wenig Gedanken und unwahre Empfindungen, in Phrasen wohl eingewickelt und mit Bildern ausgestattet, die nichts weniger als neu, dafür aber oft ganz unpassend angebracht sind, dazu eine Sprache, über deren Werth wir dem Leser nach den unterstehenden Proben das Urtheil selbst überlassen, das wären ungefähr die Bestandtheile, aus denen Martin seine Gedichte zusammensetzt:

Freundlicher Engel, holdsel'ges Wesen,
Rose du, die meine Tage geschmückt!
Sehnenswerth läßt mich dein Lichtblick genesen,
Hält mich dein Laut paradiesisch umstrickt.

Das ist so der Stil, in dem alle diese Dichtungen geschrieben sind. Braucht der Leser danach noch zu wissen, daß Martin spricht von „einem Malen in Marmor", von „geschminkter zarter Brust", von einer „Mine, die der Tod ihm trotzig sprengt", daß er von der Lorelei sagt „Sie neckt dich sanfter Andacht hin", und daß er zuletzt gesteht, er „wisse nicht was er solle" u. s. w. Für unsere Leser, deren Zeit wir vielleicht mehr als ihnen wünschenswerth war in Anspruch nehmen mußten, erwähnen wir noch den Schlußvers einer Erzählung, nach welcher ein Scharfrichter unbekannt in einer Gesellschaft saß und dort Beifall fand, bis ein Fremder sein Gewerbe bekannt machte; der Scharfrichter erkennt aber wiederum in diesem einen Verbrecher, den er vor kurzer Zeit brandmarkte, und nun

Der Henker muß bleiben. Man hat ihn nun erst recht;
Ist gleich dein Handwerk graulich, so bist du drum nicht schlecht.
Sei du uns Freund, und dienst du als Henker auch dem Staat,
Es ist wol mancher Schinder, der nicht den Namen hat.

Mit einem Worte, Martin ist urkomisch, ohne es zu wollen.

Als Anhang erwähnen wir noch einer Sammlung:

29. Freudvoll und leidvoll. Liebesgrüße von nah und fern. Berlin, Guttentag. 1859. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Die Sammlung enthält nur Liebeslieder und zwar deutsche und fremde, letztere in der besten Uebersetzung. Der Herausgeber hat mit vielem Geschmack gewählt und bietet schon durch die Zusammenstellung der verschiedenen Variationen über dasselbe Thema ein ganz interessantes Buch. Ob er gut daran gethan hat, auch die Liebeslieder fremder Nationen mit einzureihen, ist eine Frage, deren Beantwortung wir dem Urtheile der Leser überlassen wollen. Auf eine literarhistorische Zusammenstellung konnte es nicht abgesehen sein, wesentlich verschieden aber ist die Auffassung der Liebe weder in Deutschland noch in Persien. Durch die fremden Dichter aber sind manche einheimische ganz verdrängt: wir nennen nur Schefer, Sallet, die Oesterreicher Castelli, Egon Ebert, Draxler-Manfred, dann Fouqué u. s. w., während andere auf ein Minimum beschränkt sind. Die englischen Dichter Burns und Moore sind nächst Goethe und Rückert am meisten berücksichtigt. Die französischen, wie überhaupt die romanischen Dichter sind schwach, die amerikanischen gar nicht vertreten. Ist somit das literarische Interesse an dieser Sammlung nur ein unbedeutendes, so können wir sie doch als eine sehr geschmackvolle und reichhaltige dem Interesse des Publikums empfehlen. 3.

Zwei deutsche Selbstdenker.

1. Falidor aus seinem Leben. Seine langjährige Befeindung durch nahe Anverwandte, ingleichen seine Jugenderziehung, mit Bemerkungen über gangbare Erziehungsmisgriffe insbesondere über Bedrückung und geistige Treibhauszucht. Berlin, Uthemann. 1860. 8. 10 Ngr.
2. Semida's Kinderjahre. Vom Verfasser des „Semida der Selbstdenker". Berlin, Mitscher und Röstell. 1860. 8. 20 Ngr.

In seinen „Maximen und Reflexionen" bemerkt Goethe einmal, jeder Deutsche, sei er auch wer er wolle, habe so ein eigenes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen. Dieses Fürsichsein führt ihn zum Grübeln über sich selbst, zum „Selbstdenken", zur Selbstschätzung, aber auch nicht selten zur Ueberschätzung seiner selbst. Mag der Lebenskreis, in dem er sich bewegt, auch noch so beschränkt und das Ziel, das er erreicht hat, auch noch so unscheinbar sein, so legt er doch dem, was er erlebt, gedacht und gethan, meist eine ungemeine Wichtigkeit bei und in den meisten Fällen fühlt er sich seinen Umgebungen weit überlegen. Es fehlt in Deutschland nicht an solchen, welche dieses Selbstbewußtsein auch äußerlich in einem gewissen wichtigthuerischen, oft abstoßenden und für andere verletzenden renommistischen Wesen offen zur Schau tragen; aber auch diejenigen, welche in ihren äußern Formen bescheiden, blöde und schüchtern sind und gerade unter dem Druck und Uebermuth der erstern Klasse zu den demüthigsten Geschöpfen zusammenschrumpfen — und diese bilden vielleicht die Mehrzahl — verbergen unter diesen bescheidenen Formen sehr oft eine starke Quantität Selbstbewußtsein, durch das sie sich für die ihnen vom Schicksal oder den Menschen widerfahrenen Unbilden und Fußtritte einigermaßen schadlos halten.

Dieses individuelle Sondergefühl führt zwar auf der einen Seite zu einem schädlichen Eigensinn, zur Rechthaberei, zur Vereinzelung, die nicht leicht etwas Gemeinsames aufkommen läßt, wenigstens nicht ohne unnöthige Störungen, Hemmnisse und Proteste; aber es begründet auch ein großes Rechtsgefühl bei dem einzelnen, einen gewissenhaften Ernst in der Erfüllung der Pflichten und in der Betreibung der gestellten Lebensaufgabe, ein Streben nach innerer Ausbildung, eine Neigung zu tiefem Nachdenken über Leben und Welt und führt endlich zu jener Mannichfaltigkeit individueller Geistes- und Charakterbildungen, wie sie sich in dieser Weise bei keinem andern Volke wahrnehmen läßt. Diese Eigenheit bewirkt auch die Bildungsbedürftigkeit und den Bildungsstolz des Deutschen, sodaß demjenigen, der bei uns für „gebildet" gilt, sogar höchst unlöbliche Eigenschaften verziehen zu werden pflegen, während derjenige, der mit Recht oder Unrecht für ungebildet gilt, diesen Mangel auch durch die löblichsten Eigenschaften des Herzens und Gemüths nicht wieder gut machen kann; ja selbst der wirklich Ungebildete läßt sich bei uns jeden Vorwurf, der ihn von der sittlichen Seite trifft, eher gefallen, als den Vorwurf, daß er „ungebildet" sei. Man nenne ihn einen Lügner, einen Verleumder u. s. w. und er wird allerdings äußerlich eine Entrüstung zeigen, die er vielleicht innerlich nicht theilt, auch sich vielleicht eine Verbalinjurie gestatten; aber man nenne ihn einen „ungebildeten Menschen", und er wird, namentlich wenn ihm ein sogenannter „Gebildeter" diesen Vorwurf macht, in wirklicher Empörung seine Bildung dadurch zu beweisen suchen, daß er zuschlägt oder zuzuschlagen droht. Diese Erscheinung, daß der Begriff „Bildung" im Grunde alle menschlichen Tugenden in sich schließt und der der „Ungebildetheit" alle ausschließt, findet sich, glauben wir, bei keinem andern Volke so wieder. Man nenne einen Engländer mit irgendeinem entsprechenden englischen Worte „gebildet", und man wird ihm damit noch keine große Schmeichelei gesagt haben; man nenne ihn das Gegentheil davon, und er wird dies nicht so übel vermerken als den Vorwurf, daß er ein „liar" sei. Solche Verschiedenheiten sind, wie uns scheint, doch sehr charakteristisch und geben zu denken.

Aber auch ohne Schulbildung von Haus aus ist der Deutsche ein Denker, und es gibt auch unter den untersten Schichten nicht leicht ein deutsches Individuum, welches sich nicht seine eigenthümliche Lebensphilosophie zurecht gemacht und über seine Stellung innerhalb des Universums seine Gedanken zum Abschluß gebracht hätte. Damit soll übrigens im entferntesten nicht gesagt sein, daß jeder Deutscher auch ein correcter, tiefer, gesunder Denker sei; vielmehr findet man wol Schiefheit, Wunderlichkeit und Verschrobenheit des Denkens vielleicht nirgends so häufig als in Deutschland; und auch an Oberflächlichkeit des Denkens fehlt es durchaus nicht, wie sich dies ja nur zu häufig im einseitig und vorlaut absprechenden Raisonnement äußert. Aber man grübelt doch; d. h. die Deutschen machen sich, wie Goethe einmal bemerkt, „durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig". Ganz anders die südlichen, die romanischen Völker, in deren Adern minder dickes Blut fließt, die unter einem heitern Himmel leben, die weniger bedürfen und deshalb weniger zu sorgen und zu arbeiten brauchen, die nicht wie die Deutschen von klein auf dressirt und für schlecht bezahlte Aemter zugerichtet werden und bei denen sich infolge davon viel bequemere sociale Lebensformen herausgebildet haben, innerhalb welcher der natürliche Mensch in all seiner Anmuth viel eher zur Geltung kommt. In Italien ist mangelhafte Orthographie seitens des Weibes noch kein Scheidungsgrund, wie dies wol demnächst in Deutschland der Fall sein wird. Als Goethe einmal auf eine Strecke mit einem päpstlichen Offizier zusammenreiste, sagte dieser zu Goethe, der sinnend den Kopf hängen ließ: „Was denkt ihr viel! Der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur!" Das ist nun freilich das andere Extrem. Dagegen lebt der Italiener bei seiner Anschauungsweise gleichmäßiger und menschlich heiterer, und er hat es auch, wie wir ja eben erlebten, vermöge dieser frisch und froh zugreifenden Gemüthsart in kurzer Frist zu jener politischen Einheit gebracht, über die wir in Deutschland wahrscheinlich noch viele tausend Ries Papier voll schreiben und noch viele tausend Mäuler voll nehmen werden. Der Deutsche, namentlich der weniger Gebildete, sucht gern narkotische Genüsse und lärmhafte Vergnügungen auf, um sein grämliches Ich, auf das er so große Stücke hält und das ihm doch wieder durch seine Schwere so sehr zur Last fällt, auf ein paar Augenblicke zu vergessen. Ein Genueser, der lange Jahre in einer norddeutschen Handelsstadt domicilirt und die letzte Zeit leider in unmittelbarer Nähe eines vorstädtischen öffentlichen Vergnügungslokals gewohnt hatte, versicherte mir einmal, daß man in Italien, selbst zur Zeit der Carnevalslustbarkeiten, von

einem so rohen, wüsten, zügellosen Treiben wie bei uns nichts wisse. Doch das sagen uns ja auch Deutsche selbst, die in Italien reisten und weilten. Und dabei haben wir eine so väterlich für alles sorgende Polizei, so viele Bildungs- und Erziehungsanstalten, so viele moralische Literatur, so viele geistige Dressur, so vielen Schulunterricht, gegen den sich alle übrigen Völker verstecken müssen, so viele Gymnasien und Universitäten, auf welchen letztern freilich wol das Hellenenthum gepriesen, aber nicht eben hellenisch gelebt wird.

Die beiden vorliegenden Schriften enthalten autobiographische Mittheilungen deutscher „Selbstdenker". Der Verfasser der zweiten nennt sich selbst „Semida der Selbstdenker", der Verfasser der ersten, Falibor, ist einer. Die deutsche „geistige Treibhauszucht" hat Falibor, und das ist die Haupttendenz der Schrift, physisch und psychisch zu Grunde gerichtet, und weil er nun als Selbstdenker über diese Zucht und ihre Folgen zu sehr nachgrübelte, bemitleidet er sich selbst als ein unglückliches und unschuldiges Opfer der schlechten Verhältnisse und schlechten Umgebungen. Er hat, versichert er, „seit seiner frühesten Jugend stets Treue, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit geübt", er hat mit „Fleiß und Selbstüberwindung" seinen spätern Berufsweg verfolgt, „dabei ein nicht minder enthaltsames und sittliches Leben" als seine „geehrtesten Mitbürger" geführt, „das Wohl vieler in uneigennütziger Weise zu befördern getrachtet", seinen nächsten Verwandten „Opfer gebracht und Gefälligkeiten erwiesen", wie er, versichert er, „kein gleiches Beispiel kenne", und was ward ihm dafür zum Lohn? Hören wir, wie Falibor selbst diese Frage beantwortet: „Quälerei und Verwüstung meiner geistigen und leiblichen Naturanlagen durch verfrühten und maßlosen Sitz- und Lernzwang, Bedrückung und Zurücksetzung aller Art von Jugend auf, lebenslange Unzufriedenheit, und zuletzt noch, weil ich erlittene Unbilde nicht geduldig hinnahm, Anfeindung, Haß, schenßliche Verleumdung und Verfolgung auf den Tod von nahen Verwandten und deren Partei, Theilnahmlosigkeit und Verrath von allen Freunden" u. s. w. Namentlich waren es ein Bruder, ein Schwager, eine Schwägerin (Elise, aber nicht „Elise, das Weib wie es sein soll") und ein Vetter, die ihm in einer Erbschaftsangelegenheit übel mitspielten; besonders begannen der Bruder Elisens und ein Vetter gegen ihn einen „Rachezug auf Tod und Leben", was allerdings erschrecklich klingt und an irgendeinen grausenhaften Ritter- und Räuberroman nebst eingeflochtener unterirdischer Femgerichtsintrigue erinnert. Diese Verfolgungen, hinlänglich weitläufig erzählt, gehören nun freilich nicht vor das Publikum, aber der unglückliche Mann, der das Buch schrieb und alles in so fürchterlichem Lichte sieht, hat damit doch wenigstens sein Herz erleichtert, und diese Genugthuung kann man ihm doch wol gönnen. Er hatte aber auch besonderes Unglück: Brüder, Schwäger, Schwägerinnen, Vettern waren gegen ihn verschworen, sein Vater war ein strenger, starrsinniger Mann, der ihn hart und lieblos erzog (während doch, nach des Verfassers Ansicht, das Leben tugendhafter und glücklicher Menschen „fast ohne Ausnahme" lehrt, „daß ihnen einst eine milde Erziehung zu Theil ward"); seine Mutter zog ihm einen hübschern Bruder vor und spöttelte über seine Schüchternheit fremden Mädchen und Frauen gegenüber, und eine Schwester seiner Mutter erinnerte ihn daran, daß er nicht hübsch sei, was sich der Knabe alles tief zu Gemüthe zog.

Von allgemeinerm Interesse ist, was der pseudonyme Verfasser über seine Erziehung mittheilt; denn wie sehr heutzutage in diesem Punkte gefehlt wird, ist ein öffentliches Geheimniß, und es verdient daher jeder gehört zu werden, welcher unter diesem modernen Erziehungs- und Lehrsystem gelitten hat und darüber Vernünftiges mittheilt. Der Verfasser wurde schon vom fünften Lebensjahre zum Lernen und zum „Stillsitzen" angehalten und täglich mußte er die traurige Lehre hören, daß das Stillsitzenlernen für Kinder das Allernöthigste sei. Die körperliche Ausbildung des Knaben wurde aufs äußerste vernachlässigt. Hierzu kamen die tollen Manieren eines Hauslehrers, der ihn ungefähr vom achten bis zum elften Jahre unterrichtete: „Ein zwar sehr religiöser aber überaus leidenschaftlicher Mann, gerieth er fast bei jeder Lehrstunde in einen solchen Zorn, daß er mit beiden Händen sich in den Haaren raufte, die grimmigsten Mienen schnitt, laut aufschrie und mit den Füßen stampfte." So wurde dem Knaben jede Lehrstunde ein Gegenstand der Angst und des Schreckens, und der Zerfall seiner leiblichen Kräfte ging mit der Verkümmerung seiner geistigen Hand in Hand. Er wurde mürrisch, zaghaft, ängstlich, konnte den Vorträgen nicht folgen oder hörte nur Worte, ohne sich dabei etwas zu denken, verfiel aus Erschöpfung häufig in einen schlafähnlichen duseligen Zustand, und wußte widrigen Angriffen eine passende Antwort nicht mehr entgegenzusetzen, indem er dabei allemal seinen Kopf „wie durch Blutandrang eingenommen und betäubt" fühlte, und ebenso brachte ihn auch späterhin jede unerwartete feindliche Begegnung leicht außer Fassung. Vielleicht wird sich mancher, der dies liest und unter einer ähnlichen geistigen Stallfütterung gelitten hat, verwandter Zustände und Seelenstörungen aus seinen Knabenjahren erinnern. Die Röthe seiner Wangen, die man früher mit „Stettiner Aepfeln" verglichen hatte, schwand mehr und mehr; er nahm eine gebeugte Körperhaltung an; seine Muskelkräfte nahmen in bedenklicher Weise ab; „Haut, Haare, Nägel, ich glaube auch die Knochen blieben mir dünn und schwach, ganz außer Verhältniß zur Größe meines Körpers, und dieser überhaupt war von jetzt an gegen jede Einwirkung (namentlich der Kälte) höchst empfindlich." Er hält es für unzweifelhaft, daß sich dieser trübe Zustand seines Seelenlebens auch in seinem Gesicht bleibend ausprägte und es seiner ursprünglichen Annehmlichkeit beraubte, und er ist der Ansicht, daß diese Ungunst seines Aeußern ihm später auch die Ungunst der Menschen zugezogen habe. „Beinahe alle Menschen", bemerkt er, „namentlich aber die Weiber, verzeihen andern Untugenden aller Art weit lieber als ein unvortheilhaftes Ansehen." Er bemerkt an einer Stelle: „Ein Verstoß gegen die Natur des Menschen, zumal in so zartem Alter, ist selbstverständlich ein Angriff auf seine innerste Lebenskraft. Und dafür spricht wol auch deutlich genug die an Leib und Seele erkennbare Schwäche der großen Mehrzahl der heutigen, nach unserer neuern Uebereilungsmaxime gemishandelten, sogenannt gebildeten Stände, sowie die notorische Zunahme der Fälle geistiger Krankheiten. Allein unsere gerühmte Cultur kümmert sich nicht darum, ja naturkräftige Entwickelung der Kinder scheint sogar von manchen Seiten her absichtlich nicht gewünscht zu werden." Ferner: „Welche Jugend wächst jetzt in Deutschland auf? Jeder weiß es und klagt darüber, insbesondere das höhere, aber rüstige und auf seine Rüstigkeit stolze Alter aus der goldenen Zeit einer noch nicht gequälten Kindheit, also dasselbe Alter, welches die neuere Kinderquälerei erst erdacht und ins Werk gesetzt, dadurch aber eine Verheerung angerichtet hat, von welcher zahllose schwächliche, trotz ausreichender Nahrungsmittel schlecht genährte Körper, bleiche, dürftige Gesichter, mehr stilles, bescheidenes und kriechendes Wesen als jugendliches Feuer, und fast gänzlicher Mangel an kräftigen, gesunden, schönen und muthigen Gestalten Zeugniß geben. Diese Unglücklichen wurden und werden insgesammt körperlich verwahrlost und zu zeitig in die Schulen getrieben, damit sie den Aeltern zu Hause nicht zur Last liegen und womöglich Wunderkinder werden sollen."

Falibor wurde dann auf eine Klosterschule gethan, um hier dressirt zu werden, und diese Dressur war, wenigstens nach seiner Darstellung, die allerverderblichste. Er nennt seinen Aufenthalt auf der Klosterschule eine „sechsjährige Gefangenschaft", sein Leben auf derselben eine „Qual". Er versichert, daß der bei weitem größern Mehrzahl der Schüler außer Roheit auch noch bleiche Gesichtsfarbe und vielen schon Hypochondrie eigen gewesen; mehrere ehemalige Insassen dieser Schule seien Kopfhänger und Pietisten, andere die Beute eines vorzeitigen elenden Todes, einige auch des Wahnsinns geworden u. s. w. Namentlich sei sein „engeres Vaterland, in welchem die geistige Supercultur vielleicht den möglich höchsten Höhepunkt erreicht hat, die eigent-

liche Heimat schlaffer und fader Männergesichter". Die Erziehung befinde sich, versichert er, „großentheils unter der Leitung verknöcherter Staatsmänner, die nur ruhige und gehorsame Beamte aufziehen wollen, sowie unpraktischen Theologen, denen die positive Religion als einzige Heilsquelle gilt, und unmittelbar meist in den Händen von Pedanten, welche abgesagte Hasser alles jugendlichen Lebensmuthes sind und blos nach ihrem eigenen Ruhme, d. h. nach glänzenden Fortschritten der Jugend trachten. Nur wenige wollen glückliche Menschen machen." Die Gelehrten, behauptet er, wüßten gerade am wenigsten, was der Jugend fromme. „Es ist", sagt er, „in jedermanns Munde, daß die Kinder großer Gelehrten vorzugsweise misrathen. Die Masse der Arbeiten, die sie sich größtentheils aus Ruhmsucht noch selbst erhöhen, macht die Gelehrten ärgerlich, gefühllos und despotisch."

Er bemerkt weiter: „Fast auf allen Gelehrtenschulen findet man jetzt ein athemloses Hetzen und Jagen nach Kenntnissen, ein Geizen mit jeder Minute und ein Anspannen aller Kräfte bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit, aber keine Ahnung der Gefahren der Uebertreibung, kein vorsichtiges weises Maßhalten. Und welches sind die Früchte davon? Gerade diejenigen, die so fleißig waren, wie sie sein sollten, erweisen sich später gewöhnlich als hartherzig, mitleidlos, gehässig, zänkisch, charakterschwach, aller Persönlichkeit entbehrend, geschmacklos, dünkelhaft, grundsätzliche Verächter der schönen Künste und Wissenschaften, verschroben, pedantisch, unbeholfen" u. s. w. Zur Verschlechterung der Rasse trügen dann noch die vielfachen Beschränkungen hinsichtlich der Niederlassung, der Ansässigmachung, des selbständigen Erwerbs, der Verehelichung bei; dann die große Zahl der Rücksichtsehen, während doch nur aus Ehen, die aus reiner Neigung geschlossen seien, ein naturwüchsiger Menschenschlag hervorgehen könne. Doch wir brechen hier ab und bemerken nur noch, daß der Verfasser als Anhang einen „Aufruf zu Gründung von Vereinen für naturgemäße Jugenderziehung" mittheilt. Der Verfasser sieht sicherlich manches in zu dunkelm Licht, aber er bemerkt auch vieles Beherzigenswerthe, und Pädagogen und alle, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, sollten die Schrift nicht unbeachtet lassen.

Ueber die zweite Schrift „Semida's Kinderjahre" können wir uns sehr kurz fassen, denn die Jugenderlebnisse, welche dem Verfasser den Stoff zu seinen autobiographischen Mittheilungen hergaben, sind, obschon ganz gut erzählt, nicht der Art um ein größeres Publikum sehr zu interessiren. Nur seine Erinnerungen an die Zeit, wo seine Vaterstadt, die Festung E. (wir vermuthen wol mit bestem Recht Erfurt) von den Franzosen occupirt war, wie an deren spätere Befreiung durch die Preußen, machen einen lebhaftern Eindruck. Hier nur zwei Proben; der Verfasser erzählt: „Viele Regimenter zogen wieder durch Erfurt. Ich stand an einer Ecke und besah mir die stattlichen Reiter mit ihren gelben Kürassen und beschweiften Helmen. Der Zug wollte gar nicht enden, und man hörte nichts weiter, als das Getrappel der Pferde und das zufällige Rasseln der Säbel; kaum, daß sich diese Krieger in der ihnen fremden Stadt umsahen. Es ging nach Rußland. Da sprach ein alter Landmann, der neben mir stand, still vor sich hin: «Die Pferde hängen alle die Köpfe — da kommt keiner wieder», und ging ruhig seiner Wege. Ich sah ihm nach, er trug einen langen blauen Tuchrock mit stählernen Knöpfen, ein dreieckiger Hut bedeckte seinen Kopf, dessen langes schlichtes Haar sorgfältig hinter die Ohren gekämmt war. Er führte einen dünnen langen Haselstock, den er eigentlich nicht zu bedürfen schien. In der Entfernung blieb er an einem Wagen stehen, um welchen sich mehrere Menschen versammelt hatten. Ich trat auch näher und gewahrte auf demselben einen jungen schönen Mann in französischer Cavalerieuniform. Er war an den Armen mit schweren Ketten geschlossen, sah sich aber keck und munter um; er sollte sich an einem Offizier vergangen haben. Wieder sagte der alte Landmann in seiner ruhigen Weise: «Es ist ein Deutscher», und zog weiter."

Der Knabe Semida wohnte dann, verborgen im Wipfel eines Baums sitzend, der Hinrichtung bei: „Unterdeß brachte man den Unglücklichen. Ein Geistlicher ging ihm zur Seite. Es war der junge Cavalerist, den ich auf dem Wagen gesehen hatte. Die rothen Wangen waren blaß geworden und seine Keckheit hatte sich in eine würdige Ruhe verwandelt. Jetzt stand er unter meinem Baum; — man verband ihm die Augen, — der Geistliche stand noch bei ihm und sprach etwas lauter, als er sich seitwärts langsam zurückzog; — es war deutsch, denn ich vernahm die letzten Worte: «Barmherziger Vater!» Gegenüber waren acht Infanteristen aufgestellt; diesen zur Rechten befand sich ein Offizier mit einem weißen Tuche in der Hand. Aller Gesichter waren blaß. Der Offizier winkte mit dem Tuche und auf einmal sah ich in die acht Mündungen der Gewehre — da knallte es und zuckend lag der junge Mann unter mir."

Lebhaft ist das spätere Bombardement der Festung durch die Preußen, sodann der Einzug der letztern in die Stadt erzählt: „Endlich hörten wir ein entferntes Jubelgeschrei und Musik. Einzelne französische Reiter sprengten im Carrière zur Festung, um nicht in die Hände der erbitterten Bürger zu fallen. Der General von Kleist war in Begleitung des Prinzen Bernhard von Weimar an der Spitze der schlesischen Landwehr eingerückt. Viele der Bürger stürzten in die Reihen der Krieger und herzten und küßten die Befreier, welche im Aeußern einen traurigen Contrast mit dem elegant gekleideten französischen Militär machten, das in unserer Stadt eine so lange Zeit der Ruhe gepflogen, während die andern die größten Anstrengungen und Entbehrungen ertragen mußten. Die Armen hatten weiter nichts als Patrontasche und Gewehr, einen langen Mantel mit gelbem Kragen und einer Mütze, an welcher sich das Landwehrkreuz befand. Viele hatten nicht einmal Schuhe. Wir standen auf den Thürstufen eines Hauses in der Nähe des französischen Detachements, und konnten alles sehr wohl mit ansehen. Plötzlich schlugen einige von den Franzosen an, und es fielen zwei Schuß. Der General Kleist ist getroffen! schrie es. Da war kein Halten mehr, wir rissen uns von der Mutter los und stürzten uns, keiner Gefahr achtend, heulend in den dicksten Haufen, um das Vergeltungsrecht üben zu helfen. Der französische Offizier, der zum Feuern commandirt hatte, sprang auf den Prinzen Bernhard zu und verwundete ihn in den Schenkel. Ein junger Kaufmann entwand ihm den Degen und stach ihn auf der Stelle nieder. Nun fielen die Bürger über die Franzosen her, die für ihren tollkühnen Anführer unschuldigerweise hart büßen mußten, und sicher wäre kein Mann mit dem Leben davongekommen, wenn sie nicht von den Preußen in Schutz genommen worden wären."

Wir schließen unsern Bericht, indem wir die Stelle mittheilen, welche die Schrift selbst schließt und die über den Wendepunkt, an welchem bei ruhig denkenden, sich und die Welt vom höhern objectiven Standpunkt beobachtenden Menschen eine Hinneigung von Schiller zu Goethe einzutreten pflegt, einige Andeutungen gibt. Der Verfasser bemerkt: „Am höchsten ward unsere Begeisterung für die endlich erfochtene Freiheit gesteigert, als wir mit Eichenkränzen unsern zurückkehrenden Siegern entgegenzogen und selbst der ergreifende Schmerz über diejenigen, welche die Vaterstadt nicht wieder erblickten, diente nur einem erhebenden Gefühle zur erbauenden Genugthuung. Jetzt begann in meinem Leben eine Periode süßer Träumereien, die durch die äußern Umstände und durch die allmähliche Bekanntschaft mit der Dichterwelt keinen geringen Vorschub erhielt. Bald aber sollten die üppigen Phantasien, die im reinen Aether einer dunkeln Hoffnung verschwammen, eine festere Form gewinnen, als mir der Zufall Goethe's «Wilhelm Meister» in die Hand führte. Wie mich Schiller's Dichtungen bis dahin gereizt und entzückt hatten, so lernte ich vornehmlich durch dieses Werk, in das ich mich ganz vertiefte, den Werth auch der unscheinbaren Wahrheiten schätzen, da mein junges Leben mir bereits so vielen Aufschluß gab, daß mir selbst viele feinere Züge dieses Buchs verständlich wurden, das für mich zu einer wahren Fundgrube für Kunst und Natur werden sollte. Wieder wie in früherer Zeit waren zahlreiche Freunde

eines Abends in unserm Hause versammelt, als das Gespräch sich auf die dichterischen Verdienste Goethe's richtete. Besonders ließ man sich umständlich von mehreren Seiten über die Möglichkeit der Charakterbildung der Mignon aus. Von dieser Zeit an begann ich die Unfehlbarkeit auch der Einsichtsvollen in stillen Zweifel zu ziehen." **H. M.**

Bilder aus der Inselwelt.

Verschollene Inseln. Sand- und Seebilder von Julius Rodenberg. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses im allgemeinen recht anmuthig geschriebenen Buchs trat zuerst mit lyrischen Versuchen in die Literatur. Später erst wendete sich Rodenberg der Prosa zu, der er fortan treu bleiben zu wollen scheint. Die lyrische Stimmung will ihn aber auch hier nicht verlassen, und so kommt es, daß seine Prosa zu stark lyrisch gefärbt bleibt. Auch in dem neuesten Producte Rodenberg's, der ein rüstiger Tourist geworden ist und sich bereits ein gutes Stück Welt angesehen hat, macht sich dieser Fehler stark bemerkbar. Reisende, die ihre lyrische Stimmung nicht bemeistern können, sind selten ruhige Beobachter. Gewöhnlich sehen sie durch gefärbte Gläser, und wenn sich infolge dieser Selbsttäuschung auch häufig ein eigenthümlicher romantischer Duft um ihre Schilderungen webt, die Wahrheit leidet doch bisweilen darunter. Was uns Rodenberg von den verschollenen Inseln Helgoland, Sylt, Jersey und Guernsey erzählt, liest sich sehr unterhaltend und wird deshalb auch seine Anziehungskraft auf ein größeres Publikum ausüben; der Verfasser ist aber nicht ganz freizusprechen von einer gewissen Flüchtigkeit, die seinen Schilderungen anklebt. Wir wollen nicht mit ihm rechten des Titels wegen, den er seinem Buche gegeben hat, obwol Helgoland gewiß nicht zu den verschollenen Inseln gezählt werden kann; aber wir können es nicht billigen, daß er uns Dinge erzählt, die mehr blos in seiner Anschauungsweise als in der Wirklichkeit existiren.

Das Buch wird mit einer Schilderung des Lebens und Treibens in der hamburger Vorstadt St.-Pauli, dem sogenannten „Hamburger Berge" eröffnet. Das ist gewiß ein sehr stoffreiches Terrain für einen Touristen, der offenen und unbefangenen Auges diese Welt betrachtet, nur muß der Beobachter dabei die lyrische Stimmung daheimlassen, sonst kann die Schilderung nicht wahrheitsgetreu sich gestalten. Als ästhetisirender Tourist beschäftigt sich Rodenberg besonders lebhaft mit einer der Bühnen in dieser weltbekannten Vorstadt. Es gibt zwar keine „Kunstreiterzelte" daselbst, sondern nur einen Circus gymnasticus von sehr stattlichem Ansehen, wo alle nach Hamburg kommenden Kunstreitergesellschaften ihre equestrischen Vorstellungen geben, ein Elysiumtheater aber ist vorhanden. Daß ganz schauderhaft darin gespielt wird, läßt sich nicht bestreiten, was aber der phantasiereiche Verfasser sonst von dem Leben in diesem Theater erzählt, streift schon ein wenig an das Hochromantische. Eine ganz besonders hochromantische Figur ist des Verfassers Leander, der so freundlich mit ihm verkehrt und dem wißbegierigen Fremden das lustige Märchen von der Beschäftigung aufgebunden hat, die er im prosaischen Alltagsleben führen will. Der tapfere Mime im Elysiumtheater würde große Augen machen, wenn er das Buch unsers Touristen selbst läse und aus diesem erführe, daß es in Hamburg Leute geben soll, welche das Wasser auf beiden Schultern durch die Straßen tragen und noch dazu Wasser von der „Hamburger Wasserleitung". Es ist das ungefähr ebenso genau, als wenn der Verfasser das Dampfschiff von Hamburg aus nach Blankenese stroman fahren läßt. Solche Verstöße gegen die Wahrheit, wenn sie auch gerade kein Unglück sind, nehmen sich gedruckt doch schlecht aus, und da ein Erzähler, der Erlebtes mittheilt, jedenfalls die Absicht hat, andere nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu belehren, so müßte dergleichen stets vermieden werden.

Helgoland ist schon so häufig beschrieben worden, daß sich von diesem zerbröckelnden Felsblock im Meere kaum noch etwas Neues sagen läßt. Rodenberg mag das gefühlt haben, und flicht, anstatt sich auf bloßes Schildern zu legen, eine sehr lyrisch gehaltene Novellette ein, die gewiß allen sentimentalen Leserinnen gefallen wird, einzelne sogar rühren dürfte. Das Geschichtchen ist auch wirklich ganz artig erfunden, nur können wir uns mit der gefährlichen Erlösung der im Sturm auf der Düne Zurückgebliebenen nicht einverstanden erklären, weil selbst der verliebteste helgolander Lootse ein solches Wagstück niemals unternehmen würde. Es geht eben nicht, und was nicht denkbar ist, das möglich machen zu wollen sollte auch die dichterische Phantasie niemals versuchen.

Im „Stilleben auf Sylt" ist Rodenberg ein sehr anziehendes Bild von friesischem Thun und Sein gelungen. Wir halten es für die beste Gabe des Buchs, und wünschen, daß viele Leser durch dieselbe veranlaßt würden, diese entlegene Frieseninsel aufzusuchen. Wer noch Sinn für Sitteneinfalt, für derbe Charaktergeradheit und für ein wunderbar melancholisches, dabei aber doch auch großartig erhabenes Naturleben hat, dem die moderne Cultur und Uebercivilisation noch nichts anzuhaben vermochte, der muß sich auf Sylt heimisch fühlen und glückliche Tage unter seinen Bewohnern verleben. Einzelne Irrthümer haben sich in Bezug auf Beschreibung der Oertlichkeiten und auf Schilderung landesüblicher Sitten auch hier eingeschlichen, doch werden sie nicht störend. Bemerken jedoch müssen wir, daß man auf Sylt nicht deshalb so vielen schwarzgekleideten Frauen begegnet, weil sie um auf fernem Meere Umgekommene trauern, sondern aus dem einfachen Grunde, weil diese Tracht schon seit langer Zeit für Frauen und Mädchen auf der höchst interessanten Frieseninsel die echt nationale ist. Unwahrscheinlich auch will es uns bedünken, daß ein Strandvogt — wir kennen sie persönlich recht gut — Tuul (Seetorf) graben sollte, am wenigsten im Westen der Insel unter den Dünen. Tuulgräber sahen wir immer nur zur Zeit der Tiefebbe auf den Watten der Binnensee, wo beträchtliche Lager dieses unterseeischen Feuerungsmaterials zu Tage kommen.

Einen durchweg wohlthuenden Eindruck machen die Schilderungen von Thanet, Jersey und Guernsey. Das Lyrische gewinnt zwar auch hier wieder die Oberhand, allein das Mitgetheilte fesselt durchgehends und gibt durch geschickt eingeflochtene historische Fingerzeige mancherlei Anregungen. Und so möge das Buch denn seinen Weg machen und vielen als erheiternde Lectüre empfohlen sein. **Ernst Willkomm.**

Notizen.

Berichtigungen im londoner „Athenaeum".

Ueber das von Friedrich Steinmann herausgegebene angeblich Heinrich Heine'sche Reimwerk „Berlin. Herbstmärchen in 27 Kapiteln" bemerkt das londoner „Athenaeum" unter anderm: „Steinmann überläßt es der Kritik, diejenigen Partien, welche von Heine herrühren, und diejenigen, welche der Herausgeber hineingearbeitet hat, voneinander zu sichten. Wir haben durchaus keine Lust, hiermit unsere Zeit zu verlieren. Wir bezeichnen das Ganze als ein Fabrikat Steinmann's. Nicht eine Zeile davon gehört, wie wir meinen, Heine an; eine plumpere und geistlosere Mystification ist kaum je zu unserer Kenntniß gelangt. Wo ist in diesem «Berlin» die Süße und die Melodie des Heine'schen Verses? wo sein glänzender Witz? wo die Grazie, womit selbst unsprechbare Dinge von ihm behandelt werden? Alles ist roh, alles ist gemein und schmuzig in dem vor uns liegenden Bande. Im Namen aller Musen, im Namen des guten Geschmacks und der Ehrlichkeit, das ist Heine nicht!... Und was hat Heine zu thun mit den Herren Kalisch, Scherenberg, Prutz? Was kümmerte ihn Levin Schücking, Herrn Steinmann's nächster Hausnachbar in der guten alten Stadt Münster? Solche lokale und persönliche Gehässigkeiten verrathen nur zu deutlich ihren Ursprung." Auch wir haben in Nr. 3 d. Bl. dieses ganze angeblich Heine'sche Product als ein durchaus „geist- und witzloses" Machwerk

bezeichnet, „mit Ausnahme weniger Fettbrocken, die aus Heine'schen Brouillons herrühren mögen"; wir sind nur neugierig, welche Stellen Steinmann — wenn er überhaupt sein Versprechen, später einen Nachweis über den Ursprung jedes Kapitels, jeder Strophe, ja jeder Verszeile folgen zu lassen, halten sollte — als Heine'sches Eigenthum zu bezeichnen den Muth haben wird. Unsere moderne deutsche Literatur ist reich an skandalösen Publicationen, aber diese steht doch ohne Beispiel da. Die ebenfalls von Steinmann herausgegebenen nachgelassenen Heine'schen „Dichtungen" enthalten, neben manchem Unechten, ohne Zweifel weit mehr echt Heine'sches; diese beiden Bändchen haben jedoch dem englischen Berichterstatter, wie er bemerkt, nicht vorgelegen.

Eine weitere Einsendung im „Athenaeum", mit C. W. H. unterzeichnet, betrifft die jüngste vielbesprochene Entdeckung Haakh's über Schiller's Laura. Der Einsender scheint nur die vielfach verdienstliche, aber auch vielfach veraltete Döring'sche Biographie Schiller's zu kennen und mit Döring anzunehmen, daß Margaretha Schwan die Schiller'sche Laura gewesen, wogegen gleich in der folgenden Nummer des „Athenaeum" berichtigend bemerkt wird, daß die spätern Biographen: Schwab, Hoffmeister, Viehoff, Boas, Goedeke und auch Palleske darin übereinstimmten, daß Schiller die Frau Hauptmann Vischer als Laura verherrlicht habe. Haakh hat nun bekanntlich eine dritte Prätendentin, Wilhelmine Andreä, ins Feld gestellt (vgl. hierüber auch den Aufsatz „Zur Schiller-Literatur" in Nr. 8 d. Bl.) und in Betreff der von ihm entdeckten Porträts Schiller's und dieser Laura behauptet, Schiller habe sich während seines Aufenthalts in seiner schwäbischen Heimat 1794 mit seiner frühern Geliebten malen lassen. C. W. H., der Berichtiger im „Athenaeum", hält dies wol mit Recht für höchst unwahrscheinlich, zumal da Charlotte Schiller ihrem Gatten auch in Schwaben zur Seite gewesen, bemerkt auch, daß der älteste Sohn Schiller's durchaus nicht competent gewesen, darüber zu urtheilen, ob das von Haakh entdeckte angebliche Schiller-Porträt mit seinem Vater Aehnlichkeit habe; denn dieser Sohn Schiller's sei gerade im Jahre 1794 geboren, könne also unmöglich gewußt haben, wie sein Vater um diese Zeit ausgesehen. Der Gegenberichtiger im „Athenaeum" bemerkt dagegen, man müsse erst das von Haakh versprochene Buch über diesen Gegenstand abwarten, um urtheilen zu können, hebt jedoch zu Haakh's Gunsten hervor: „Ein Punkt von Wichtigkeit ist, daß die beiden letzten sich auf Laura beziehenden, zuerst 1786 in der zweiten Nummer der «Thalia» veröffentlichten Gedichte «Freigeisterei der Leidenschaft, als Laura vermählt war, im Jahre 1782» und «Resignation» an eine eben vermählte Dame sich richteten, und daß Fräulein Andreä sich wirklich im Jahre 1782 verheirathet hat." Hoffentlich wird man in hundert Jahren sich mit wissenswürdigern Gegenständen beschäftigen können, als mit der Frage, ob Margaretha Schwan oder die Witwe Vischer oder Wilhelmine Andreä die Schiller'sche Laura gewesen; vielleicht findet sich sogar noch eine vierte, der deutsche Scharfsinn geht hierin weit.

In derselben Nummer war uns die Angabe von Interesse, daß das Geschlecht der Salisbury deutscher Abstammung sei und den Sohn eines bairischen Herzogs zum Stammvater habe, der unter dem Namen „von Salzburg" mit Wilhelm dem Eroberer nach England gezogen. **H. M.**

Noch einmal Karl Wilhelm Kortüm.

Wenn es den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Nr. 52 f. 1860) zur Ehre gereicht, auf diesen um das höhere Schulwesen in Preußen so hochverdienten Mann, gelegentlich des im Sommer 1860 in Berlin bei G. Reimer erschienenen Lebensbildes desselben, rühmend hingewiesen zu haben, so ist doch zu wünschen, daß ein hierbei begangenes kleines Versehen in eben diesen Blättern berichtigt werde. Kortüm's Sterbejahr ist nämlich nicht 1858, sondern 1859. Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit ein paar andere Umstände, welche in jener Schrift nicht ganz genau angegeben sind, zu bemerken. S. 24 wird erzählt, Professor Schallmeyer sei am Weihnachtstage 1817 zu Düsseldorf in Kortüm's Armen gestorben. Wir wissen jetzt aus dem Munde eines noch lebenden, sehr bekannten und verdienten Mannes, der bei Schallmeyer's letzten Augenblicken zugegen war, daß Kortüm, der Schallmeyer sonst höchlich liebte und ehrte, sich nicht dabei befand, als er starb. S. 30 wird irrig angegeben, am düsseldorfer Gymnasium habe die Vertheilung des Schulgeldes unter die Lehrer schon 1814 aufgehört, indem erst 1824 die Einrichtung getroffen wurde, diese Gelder der Schulkasse zuzuweisen, aus welcher die Gehalte der Lehrer fließen. S. 36 ist gesagt, Kortüm habe aus der Beute des bei Belle-Alliance genommenen Reisewagens Napoleon's ein Exemplar des Sueton zum Geschenk erhalten, in welchem der Kaiser an gewissen Stellen Bleistiftstriche gemacht hatte. Nach zuverlässiger Mittheilung eines namhaften Gelehrten, der mit Kortüm näher befreundet und oft bei seinen Büchern war, ist es vielmehr eine kleine pariser Ausgabe von „Plinii Panegyricus in Traianum Imperatorem" gewesen. Immerhin möchte es der Mühe verlohnen, in dem Buche, wo es sich jetzt immer befinden mag, nachzusehen, welche Stellen jener schwungvollen Lobrede Napoleon's Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Der Verfasser des Lebensbildes Kortüm's.

Bibliographie.

Aimard, G., Curumilla. Deutsch von W. E. Drugulin. Zwei Bände. Leipzig, Köllmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Breyther, C., Aeolsharfe. Eine Auswahl aus seinen zerstreuten Liedern. Quedlinburg, Basse. 1860. 8. 15 Ngr.

Curie, G., Das Vater-Unser in Gedichten. Oschatz, Oldecop. 16. 15 Ngr.

Egler, L., Aus der Vorzeit Hohenzollerns. Sagen und Erzählungen. Sigmaringen, Tappen. 8. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Tagebuch-Blätter. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Herbert, L., 1830. Roman und Geschichte. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Holland, H., Die Entwickelung des deutschen Theaters im Mittelalter und das Ammergauer Passionsspiel. Eine literatur-historische Studie. München, Fleischmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Probst, P. v., Kaiser Friedrich II. Dramatie in fünf Aufzügen. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 1 Thlr.

Rasch, G., Frei bis zur Adria. Leidensgeschichte Italiens unter österreichischer, päpstlicher und bourbonischer Herrschaft. 2ter Band. Venetien. Modena. Rom. Neapel. Sicilien. Berlin, Vogel u. Comp. Br. 8. 1 Thlr.

Die Reformation in Italien im 16. Jahrhundert. Aus dem Italienischen von M. Paul. Elberfeld, Reinhardt. 8. 15 Ngr.

Schnell, F., Das Seelenleben des Menschen. Unter dem Gesichtspunkte seiner organischen Entwickelung, Verjüngung und Gesundheit nach dem „Neuen System der Psychologie" des Professor Dr. Schultz-Schultzenstein im Grundrisse bearbeitet. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 24 Ngr.

Schrader, A., Wege und Stege. Kleine Romane. Zwei Bände. Leipzig, Voigt u. Zieger. 8. 2 Thlr.

Sybow, Wilhelmine v. (genannt Isidore Grönau), Die Belagerung von Stralsund. Historischer Roman. Zwei Theile. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus den Briefen eines in Deutschland reisenden jungen Amerikaners. Von H. B. Leipzig, Polz. 16. 6 Ngr.

Bierey, E., Die Stenographie als Ehestandsteufel. Schwank in einem Aufzuge. Festspiel bei der Geburtstagsfeier Gabelsbergers zu Dresden am 9. Februar 1861. Dresden. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Bilder aus dem spanischen Bürgerkriege.

Dios no quiso! Spanische Kriegs- und Friedensscenen von Franz vom Thurm. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Unter den Schriften, welche sich die dankbare Aufgabe stellen, uns mit den glänzenden Seiten des spanischen Volkscharakters näher bekannt zu machen, verdient die oben angezeigte eine vorzügliche Stelle. Der romanische Volksstamm zählt drei unter sich sehr verschiedene Träger und Repräsentanten seiner Stammeseigenthümlichkeit, und unter diesen ist der spanische Zweig uns am wenigsten bekannt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Spanier an Feinheit und an Schönheitssinn dem Italiener, an Eleganz, Schnellkraft des Geistes und Geschicklichkeit dem Franzosen nachsteht; was ihn aber über beide Bruderstämme weit hervorhebt, ist seine hohe Ehrenhaftigkeit, sein tiefer Rechtssinn und seine thätige Nächstenliebe. Ehre und Recht sind seine Idole, wie sie die des deutschen Stammes sind, Achtung des andern, Dienstfertigkeit, Höflichkeit sein Naturell, Würde und Ehrenhaftigkeit seine nationale Tugend. Er ist tief religiös, und wenn er zuweilen fanatisch ist, so ist dies nur ein Ausfluß seiner Unwissenheit, nicht seines Herzens, das von thätiger Nächstenliebe erfüllt ist; den Leichtsinn des Franzosen, die Apathie und die Tücke des Italieners kennt das Volk nicht. Bei dieser Charakteristik lassen wir die höhern Stände außer Frage: sie sind vielfach verderbt, verderbt durch die Berührung mit dem Nachbar und seiner Aftercultur. Das spanische Volk aber ist das edelgeborenste unter den Völkern: ein Volk von Ehrenmännern.

Wer so denkt — und wir glauben, viele unter uns denken so —, dem muß dies Buch eine erfreuliche Gabe sein. Wir fügen ein Wort hinzu. Die neuesten Erscheinungen der spanischen Literatur geben Probe davon, daß Spanien nach langer Selbstverkennung wieder zum Bewußtsein seiner ausgezeichneten Eigenschaften als Volk gelangt ist. Die wahrhaft vorzüglichen Arbeiten Fernan Caballero's, noch viel zu wenig in Deutschland bekannt, diese aus tiefer Nacht plötzlich aufblitzenden Meteore, entfalten einen eminenten, reichen, hochbegabten Geist. An tiefem Ernste, mächtiger Zeichnung, an Innigkeit, wahrem Gefühl, an poetischer Bilderpracht und endlich, was das Merkwürdigste ist, an echtem Humor lassen sie weit hinter sich, ja sie beschämen, was Frankreich und England in den letzten Decennien hervorgebracht haben. Jean Paul in schöner Form, Fielding und Walter Scott ins „Südliche" übersetzt, in manchem an Calderon, in anderm an Cervantes erinnernd, geben diese Arbeiten eine hohe Vorstellung von dem geistigen Charakter des spanischen Volksgeistes, seiner Tiefe, seiner Reinheit.

Doch wir kehren zu unserm Buche zurück. „Dios no quiso" (Gott hat es nicht gewollt!) ist ein wunderlicher Titel für ein deutsches Buch. Es ist, wie wir erfahren, der Refrain, mit dem der Berichterstatter, dem Franz vom Thurm nachschreibt, seine Erzählungen zu schließen pflegte. Diese Erzählungen sind der Geschichte der spanischen Bürgerkriege nach dem Tode Ferdinand's VII., dem Kampfe der Karlisten wider die Christinos entnommen, beginnen mit dem Jahre 1834 und enden mit der Flucht Don Carlos' nach Portugal und der Niederlage Dom Miguel's. Auf diesem Wege nehmen sie allerhand Episoden, Zeit- und Sittengemälde und Aehnliches auf, Kriegerisches und Friedliches, Ergreifendes und Heiteres zu einem Ganzen verbindend. Der Verfasser verweilt gerade ruhig, trauernd unter den Rosen von Granada, als der marokkanische Krieg ausbricht, der ihn mit einem Jugendfreunde, welchen er als Obersten eines Regiments einziehen sieht, zusammenführt. Dieser, Don Federigo, ist der Erzähler und seine Geschicke bilden den Inhalt der beiden Theile vor uns. Die Erzählung könnte zuweilen kürzer und stoffhaltiger, zuweilen geschmackvoller und

fesselnder sein; allein immer ist sie charakteristisch, frisch aus dem Leben gegriffen und lehrreich. Es gibt Partien darin, die ein großes Talent der Darstellung, eine treffliche Gabe der Charakterzeichnung bekunden, gegenüber andern, welche Stil und Form vermissen lassen und nur das Verdienst genauer Sittenschilderung besitzen. Die großen Erwartungen, welche besonders die ersten einleitenden Kapitel durch trefflische Charakterzeichnung zweier altspanischer Familien erregen, werden zwar nicht völlig erfüllt, und so ergreifende und spannende Erzählungen, wie die von San-Martin's Stierkampf sind nicht allzu häufig; allein immer ist eine Fülle von Leben und Bewegung in dem Mitgetheilten, das, mit Humor und frischer Darstellung gewürzt, den Leser aufs angenehmste unterhält, indem es ihn über die eigenthümlichsten Verhältnisse aufklärt. Der Erzähler ist ein entschiedener Legitimist und spricht als solcher, wie der Recensent aus eigener Wahrnehmung versichern kann, im Namen der großen Majorität des spanischen Volks der Epoche. Bekanntlich hatte Ferdinand VII. die Salische Succession aufgehoben, dann wiederhergestellt und kurz vor seinem Tode infolge der Intriguen seiner Gemahlin Christine von Neapel zum zweiten male zu Gunsten seiner dreijährigen Tochter Isabella wieder aufgehoben. Alles, was in Spanien auf ehrenhafte Gesinnung Anspruch machte, den Hof ausgenommen, hielt es aber mit Don Carlos, dem legitimen Thronerben nach Salischem Gesetz und vorzüglich war der gesammte Landadel bereit, Blut und Gut für den rechtmäßigen König zu opfern. Ein Theil der höhern Offiziere, besonders der Garde schloß sich dem Adel an und unter diesen Offizieren finden wir unsern Erzähler Don Federigo und seine Freunde, Don Eduardo und Bustamente. Diese verlassen ihre Bräute, deren Familien uns so anziehend geschildert werden, ziehen nach Portugal zum Heere Don Carlos' und theilen die Schicksale des letztern. Vor allem ist es die Familie Velasco, deren Haupt als Karlist gefangen und von hinten erschossen worden ist, weil, wie Ynes sagt, die Verräther nicht den Muth hatten, einem tapfern Karlisten in die Augen zu sehen u. s. w., die unsere Theilnahme fesselt, indem die Mutter und die Tochter Dolores diesen blutigen Schlag mit frommer Ergebung in den Willen des Himmels tragen, die Pflegetochter Ynes aber, eine schöne und stolze Gestalt, auf Rache ausgeht und als Mann verkleidet selbst zu Don Carlos' todesmuthigen Kämpfern übergeht, von dem Torero San-Martin glühend aber hoffnungslos geliebt und von ihm wie ihr Schutzengel begleitet. Während nun das romantische Interesse der Erzählung sich auf diesen Hebeln stützt, erfreuen uns die reizendsten Episoden der Flucht, des Kampfes, der Volkszustände, mit Scenen des Friedens und aus der Gesellschaft gemischt.

Unter diesen Episoden verdient die Schilderung des letzten Stierkampfes, dem Ferdinand VII. beiwohnt, durch Stil und Darstellung den Preis. Wir übergehen die wunderbaren Thaten des berühmten „Spada“, der, wenn alles verloren scheint, sich zwischen die Hörner des wüthenden Gegners wirft, um sich von ihm leicht rückwärts auf den Sand schnellen zu lassen, oder, gegen die Bretterwand gespießt, zwischen dem mächtigen Gehörn hindurchzuschlüpfen, und erwähnen nur der ganz eigenthümlichen Haltung des spanischen Volks bei diesen Scenen. In der Plaza de Toros entfaltet das Volk nämlich seine vollste Souveränetät, was es verlangt, das muß geschehen um jeden Preis. Der König, und wäre er ein Tyrann wie Ferdinand VII. es war, ist als Leiter des Festspiels der gehorsame Diener des Volks, das ihm weder Beschimpfung noch Drohungen erspart, wenn nicht alles nach seinem Willen vorgeht. „Rey de bastos, du Schellenkönig, willst du auch hier das Salische Gesetz aufheben?“ schreit ihm das Volk zu; wenn der Stier sich feig benimmt; „willst du uns eine Kuh für einen Stier geben?“ „Narizotas, Großnase“, ruft ein anderer Haufe, „mach' deine Sache besser oder wir setzen dich ab!“ Und das ganze Publikum klatscht; Ferdinand aber hat seinen Spaß daran und begeht absichtlich Fehler bei der Leitung des Spiels, um das Volk zum Zorn zu reizen. Man muß ein Spanier sein, um solche Auftritte zu verstehen; der Fremde, mag er Land und Volk auch noch so genau kennen, wird von diesen Scenen der Plaza de Toros stets überrascht; es ist als wenn das so ernste, anständige und ehrenhafte Volk hier völlig aus sich selbst herausginge, um in tollster Selbstvergessenheit alle seine Tugenden zu verleugnen. Die Spanier selbst gestehen dies zu.

Der unendliche Reichthum der spanischen Sprache an treffenden Sprichwörtern ist bekannt; er bildet einen Hauptquell des unvergleichlichen Humors in Cervantes so gut, wie in den Novellen von Fernan Caballero, und er macht auch das vorliegende Buch in vielen Partien anziehend und reizvoll. Die ganze Reise der jungen Offiziere nach Portugal empfängt davon ihre heitere Färbung. Ihr Führer Soria nämlich ist ein eminenter Pferdekenner und entwickelt als solcher sein ganzes Wissen in Sprüchen und Sprichwörtern. „Kaufen Sie ein Pferd“, sagt er, „so denken Sie immer: Ande ó no ande, caballo grande!“ Beileibe kein Füllen, denn: „la muger y el potro, que los dome atro“ — Frauen und Fohlen mag ein anderer zähmen. „Manos de gato, pies de pato“, der Vorderhuf steil, der Hinterhuf flach! Weiße Füße: „uno bueno, dos major, tres malo, cuatro péor!“ Einen Brandfuchs kaufen Sie blindlings, denn: „Alazon tostado, antes muerto que cansado“; der ist lieber todt als müde. Voller Huf, denn: „mas vale una onza de casco, que arroba de bierro!“ Besser ein Loth Huf als ein Centner Eisen. Und so noch lange weiter.

Der Erzähler ist ein eifriger Karlist und sein Motto: „Dios no quiso“, heißt daher in seiner engern Bedeutung: Gott hat nicht gewollt, daß Don Carlos den spanischen Thron bestieg! In der That scheint dies auch nur durch Schicksalsspruch gehindert worden zu sein; denn die große Mehrheit des Volks trat für den legitimen Thronerben ein, der seine Sache nur durch eigene Schuld verlieren konnte und verlor. Schwankend, entschlußlos gab er sie auf, floh nach Braganza und endlich über das

Meer, seine treuen Kämpfer sich selbst überlassend. Während Don Federigo krank nach Braganza gelangt, werden Doña Blanca und Dolores zu Madrid ins Gefängniß geworfen, aber durch San-Martin gerettet, der sodann Ynés in Portugal aufsucht, als Guerillachef zu den Karlisten in Navarra stößt und mit Zumalacarregui Wunder der Tapferkeit ausführt. Von hier zu Merino in der Gegend von Burgos gewandt, über dessen Unfähigkeit aber bitter enttäuscht, muß er den Kampf aufgeben und seine Guerrilla entlassen, während die jungen Offiziere den Kampf gegen Rodil bis zur Capitulation von Evora fortsetzen und endlich mit den Trümmern des karlistischen Heeres in äußerster Noth nach Lissabon gelangen, wo Federigo's Erzählung schließt.

Alle diese Ereignisse sind ziemlich unklar und wirr durcheinander geworfen und erfüllen wenig den Zweck, ein übersichtliches Geschichtsbild zu geben; aber sie fesseln durch die Wahrheit und die Mannichfaltigkeit der persönlichen Erlebnisse. Ununterbrochen wechseln Gefahr und Rettung, Kühnheit und Niederlage, Verrath und heldenmüthige Selbstaufopferung, kurz alle die bunte Scenerie eines jahrelangen Bruderkriegs, dessen blutige Züge dem Leser bekannt sind. Nur eines dieser Züge wollen wir hier gedenken. Der Torero San-Martin, nachdem er die kühne Doña Leonor und ihre Tochter Clara in Madrid begraben, wo die Cholera wüthete, stürzt sich mit seiner Guerrilla in die Sierra Morena. Hier erfindet er die neue Fechtart, die er das „Rosenkranzbeten" benannte und die darin bestand, daß er, von Rodil's Truppen verfolgt, erst langsam, dann immer schneller die Flucht ergriff, die feindlichen Reiter zur Verfolgung reizte, dann aber, wenn ihre Reihen nach der Güte ihrer Pferde in eine lange Kette aufgelöst waren, plötzlich kehrt machte und sie so einzeln oder in kleinen Trupps niederhieb. Dieser Rosenkranz kostete Hunderten das Leben.

Es ist ein empfindlicher Mangel, daß die ganze Erzählung Federigo's, wie sie überhaupt fragmentarisch erscheint, ohne rechten Abschluß bleibt; der Leser erfährt nichts von den Endschicksalen der Doña Blanca und ihrer Tochter Dolores; Ynés, die sich schließlich als Federigo's Diener Joseph entlarvt und die ihren Herrn mit südlicher Leidenschaft liebt, verschwindet gleichfalls, und Federigo selbst ergibt sich mit der Hoffnung auf Rußland den Engländern. Alles dies hinterläßt dem Leser keine besondere Befriedigung, wenn er seine Entschädigung dafür nicht in der unterhaltenden Erzählung der Schicksale, Nothstände und Rettungen seines Helden suchen will.*) Und diese Erzählung, wie sie uns einen vollen Einblick in Zustände, Sitte und Denkart des spanischen Volks während des Bürgerkriegs gewährt, wollen wir dem Leser denn hiermit auch bestens empfohlen haben. 4.

*) Dieser Mangel an Abschluß, den der Berichterstatter bemerkt haben will, erklärt sich vielleicht daraus, daß der Verfasser, falls ihm eine ermunternde Theilnahme entgegenkommt, eine Fortsetzung beabsichtigt. D. Red.

Literatur- und Schriftstellerzustände in Frankreich, England und Deutschland.

1. Les hommes de lettres par *Edmond* et *Jules de Goncourt*. Paris 1860.
2. The present state of literature. (In „Bentley's Miscellany", Februar 1861.)

Das erste hier angeführte jedenfalls interessante Buch, in welchem man schwerlich einen bloßen Roman — was er wol auch nur zum Theil ist — vermuthen wird, haben wir zwar noch nicht erlangen können; aber über seinen ungefähren Inhalt gibt uns ein längerer Bericht von Hieronymus Lorm im Abendblatt der „Wiener Zeitung" einigen Aufschluß, namentlich die Stelle:

> Als treue geschichtliche Chronik der betreffenden Lebenssphäre verzeichnet das Buch die gesellschaftlichen und im engern Sinne geselligen Leiden und Freuden des Schriftstellerthums, seine Gastmahle und seine Hungertage, seine Beziehungen zu andern Ständen und zum andern Geschlecht. Daraus ergibt sich eine Reihe pikanter und reizender Scenen, toller Bouffonnerien, erschütternder und drolliger Situationen, die nicht den Zusammenhang einer künstlerisch componirten Handlung brauchten, um als ein überraschend anschaulicher Ausschnitt aus dem wirklichen pariser Leben zu fesseln und zuweilen hinzureißen. Allein trotz der realistischen Treue, ungeachtet des Aufwandes von Witz und Laune ist das Werk durch vielfache Momente davor bewahrt, in die Kategorie der in Frankreich sogenannten „Physiologies" zu fallen, der Darstellungen bestimmter Berufszweige, oft voll lachenerregender Andeutungen, aber ohne Gehalt und ohne Nachwirkung. Nicht nur die überaus ernste Idee, die den durchscheinenden Hintergrund des ganzen Werks bildet, nicht nur die zahlreichen Stellen, die mit einer großen Fülle von Geist, ja sogar — soweit sie Franzosen möglich ist — mit philosophischer Vertiefung die Wunder dieser Zeit auf allen Gebieten des Lebens beschauen, retten dem Buch seinen idealen Werth und seine Wichtigkeit für künftige Culturhistoriker. Es ist mehr als all dies die Hauptfigur des Romans, der Schriftsteller im edelsten Sinne dieser Bezeichnung, sowie der tragische Verlauf seines Geschicks, welches unter dem ungeheuern Einfluß des kleinen Journals Wahnsinn und früher Tod ist, was all den Ernst und all den Schmerz hervorkehrt, die dem behandelten Problem innewohnen, und das Buch weit über den Rang einer bloßen Monographie erhebt.

Wie aus einer andern Stelle des Berichts hervorzugehen scheint, verfällt der schriftstellerische Held des Romans zuletzt in Irrsinn, und diese Katastrophe wird durch eine unglückliche Ehe des Helden mit einer Schauspielerin vorbereitet, welche letztere von den Verfassern meisterhaft gezeichnet sein soll. Die handelnden Personen gruppiren sich als Eigenthümer, Redacteure und Mitarbeiter um ein kleines feuilletonistisches Journal, gehören also jener Klasse der pariser Schriftstellerwelt an, welcher der Beiname der literarischen Zigeuner zugefallen ist. Henri Murger (geb. 1822), der ebenfalls ein echter literarischer Zigeuner war und als solcher jüngst eines frühzeitigen Todes verblichen ist, hat diese Literatenklasse schon früher in seinen „Scènes de la vie de Bohème" mit Geist und Talent geschildert. Sie bilden in ihrer Gesammtheit „eine jener fürchterlichen Armeen, die nackt, schlecht genährt, ohne Schuhe sich für das Nöthigste schlagen". Für sie ist „alles zu gewinnen, alles zu wagen, alles zu rächen; das harte Brot, der Aerger über Erfolge, die über ihren Kopf hinschreiten

und ihnen die ihrigen verkümmern, ihr Herd ohne Feuer, ihr Buch ohne Verleger — das alles gibt der Bohème etwas von der Wuth eines Proletariats".

Das sind die Keller- und Mansardenexistenzen, die kleinen Arbeiter, die Proletarier des Journalismus, welche heute bei diesem, morgen bei jenem Principal um Arbeit nachsuchen, von der Hand in den Mund leben und sich für so und so viel Tage der Noth und Entbehrung dann und wann durch eine lustige Nacht, ein munteres Gelage mit ihresgleichen zu entschädigen suchen, weil sie ja wissen, daß bei ihrem ganz irregulären Verdienst doch jeder Versuch zu sparen zu nichts führen würde. Es ist leicht sagen, sie thäten besser, von einem zufälligen Verdienst lieber eine Abschlagszahlung auf eine Rechnung zu leisten. Sie brauchen von Zeit zu Zeit sicherlich ein paar Stunden der Betäubung, der Selbsttäuschung, der Aufregung, irgendeines frischen Luftzugs, der, wenn auch nur auf Augenblicke, die dicke Stickluft ihrer precären Existenz zerstreut; sie werden die nächsten acht Tage, trotz aller Entsagungen und Entbehrungen, die Last ihrer Arbeit in Geduld tragen, wenn ihnen der neunte Tag ein Jubel- und Freudentag zu werden verspricht. Nur für diesen arbeiten und schaffen sie, und wenn sie ihn nicht hätten, so wäre ihre Existenz ganz unerträglich. Zumal treten Versuchungen an sie heran, denen kein anderer Stand, auch keine andere Klasse von Schriftstellern so ausgesetzt ist. Auf der Straße, in öffentlichen Vergnügungslokalen, in Kunst- und Luxusausstellungen, in Concerten, in den Theaterfoyers müssen sie den Tag und den Abend über ihren Stoff zusammenlesen, um daraus in der Nacht oder den frühen Morgenstunden einen oder mehrere Feuilletonartikel oder kleinere Mittheilungen zurecht zu machen. So kommen sie täglich in eine immer wechselnde Gesellschaft von leichtlebenden Künstlern, verführerischen Schauspielerinnen und Tänzerinnen, lustigen Abenteurern ohne Beruf, die aber lebendige Skandalchroniken der städtischen Ereignisse und Mysterien sind; das ist ein zerstreutes, halb liederliches Leben, und doch bildet dasselbe einen großen Theil ihrer Arbeit. An eine solche Klasse von Menschen ist der gewöhnliche Maßstab bürgerlicher Solidität kaum anzulegen.

Man könnte nun freilich einwenden, es habe ja niemand nöthig, sich einer Thätigkeit zu widmen, die so wenig Aussicht auf reelle Arbeit und demzufolge reellen Genuß bietet. Aber es gibt kein durch vorhandene Bedürfnisse hervorgerufenes Geschäft, zu dem sich nicht Bewerber finden werden; das liegt in der Natur der Sache. Selbst die lebensgefährlichsten, mühseligsten und verachtetsten Verrichtungen finden zuletzt ihre Liebhaber, und zu diesen Verrichtungen gehört doch das Geschäft eines Feuilletonisten bei weitem noch nicht; es hat sogar, oberflächlich betrachtet, manches Bestechende und Verlockende, namentlich für junge Leute, die sich darin die erste Zeit in der That auch meist ganz prächtig zu befinden pflegen. Aber erst einmal in einen solchen Strudel herabgezogen, ist es beim besten Willen schwer, sich wieder herauszuarbeiten und in einen andern Lebenscurs einzubiegen. Daß aber das kleine Journal, das Feuilleton bei der Gestaltung des ganzen modernen Lebens, der modernen Kunstgenüsse u. s. w., ein nothwendiges Bedürfniß ist, und für keine Stadt mehr als für Paris, das wird wol niemand leugnen, der den Sachen auf den Grund geht und Ursache und Wirkung voneinander zu unterscheiden weiß, was freilich vielen, welche sich sonst doch sehr weise dünken, schwer zu fallen scheint. Je mehr Buchhandlungen entstehen, je mehr die Zahl der Theater vermehrt wird, je mehr Journale und Zeitungen von Verlegern oder sonstigen Kapitalisten und Speculanten gegründet werden, um so mehr wird auch die Zahl der Schriftsteller, Schauspieler und Journalisten zunehmen. Es wird ja deshalb an einem Orte nicht mehr gebaut, weil daselbst in größerer Zahl, als das Bedürfniß erheischt, Maurer und Maurergenossen leben, aber wol vermehrt sich an einem Orte mit dem steigenden Baubedürfniß auch die Zahl der Maurer. Dies ist doch, sollten wir glauben, ein so einfaches Rechenexempel wie nur möglich. Auch müssen wir Hieronymus Lorm durchaus recht geben, wenn er in dem angeführten Aufsatz bemerkt:

> Wenn die Kunst kein Vaterland hat, wie oft gesagt worden ist, so wäre es doch kein Paradoxon zu behaupten, daß die Moral eines habe, wenigstens insofern, als ihre Formen von den Lebensformen der betreffenden Nationalität überhaupt einigermaßen abhängig sind. Es kann in einem Lande ebenso unmoralisch sein, sich gewissen Verpflichtungen zu entziehen, als in einem andern Lande, sie zu übernehmen. Die Beispiele dafür wären im Ueberfluß in den Beziehungen der Geschlechter in romanischen Ländern, verglichen mit den Gewohnheiten germanischen Volkslebens aufzufinden. Die Sitten bestimmen in weit stärkerm Grade, als es die Abstraction des Moralphilosophen zugeben will, die Sittlichkeit.

Immer von neuem läßt sich fragen, ob die leichte gesellige Art französischer Journalisten, zu leben und miteinander zu verkehren, oder die ungemüthliche Art deutscher Journalisten, einander durch Gehässigkeiten aller Art und oft durch wirkliche Böswilligkeiten die Existenz möglichst zu erschweren und zu verbittern, den Vorzug verdient und von tieferer Sittlichkeit zeigt.

Das pariser Schriftstellerthum bietet manche Schattenseiten und uns Deutsche wenig anmuthende Eigenthümlichkeiten; aber in einer Hinsicht können den deutschen Autoren ihre Collegen an der Seine wol zum Muster dienen: das ist der Geist der Gemeinsamkeit und der Collegialität, wo es darauf ankommt, das Standesinteresse zu wahren und zu schützen. Sie mögen sich untereinander hassen und beneiden wie wir; aber wo die Rechte und Interessen des Schriftstellerstandes bedroht sind, wo es gilt mit vereinten Kräften gegen versuchte Ausbeutung und Uebervortheilung zu wirken, da stehen sie wie eine geschlossene Phalanx, und nur selten wagt dann einer, seinen individuellen Vortheil zur Beeinträchtigung des Ganzen geltend zu machen; und wer dies wagt, wird nicht ohne Schaden davonkommen. Wie der auf Decentralisirung und eigensinnige Vereinzelung oder landsmannschaftliche Gruppirung gerichtete Sinn der Deutschen sich auch auf die deutschen Schriftsteller erstreckt, so hinwiederum beseelt der französische Centralisationsgeist

auch die französischen Autoren. Freilich kommt ihnen hierbei der Umstand zu Hülfe, daß sie mit wenigen Ausnahmen in Paris leben; denn die von Bernard Thalès, Adrien Peladan u. s. w. in Lyon und andern Provinzstädten ins Leben gerufene Union des poètes, die sich, laut L. Rogier's Schrift: „Les poètes contemporains", selbst als eine „école allemande" bezeichnet und gegen das literarische Monopol der Hauptstadt operirt und protestirt, steht erst in ihren Anfängen, und es ist auch sehr zweifelhaft, ob es ihr gelingen wird, die Privilegien der pariser Zunftgenossen zu durchbrechen und neben Paris einen selbständigen Einfluß zu gewinnen.

Von dem Corporationsgeist der pariser Autoren zeugt aber aufs unzweideutigste die Société des gens de lettres, von der in d. Bl. schon mehrfach (z. B. in Nr. 28 f. 1855, namentlich aber in Nr. 23 f. 1856) die Rede gewesen ist, und die Association der dramatischen Schriftsteller. Jener Verein, die Société des gens de lettres, erhält sich und seine Unterstützungskasse — wennschon durch ansehnliche Schenkungen reicher Literaturfreunde, des Barons C. Taylor, des Herzogs von Luynes u. a. der Grund dazu (1838) gelegt, und der Fonds später namentlich durch Véron'sche Schenkungen vermehrt wurde — zumeist, wie es scheint, aus eigenen Mitteln, was doch wieder beweist, daß die pariser Schriftsteller im allgemeinen in pecuniärer Hinsicht besser gestellt sein müssen als die deutschen; denn wenn in Deutschland eine Unterstützungskasse zum größten Theil nur aus den laufenden Beiträgen, den freiwilligen Zuschüssen und den einen Hauptbestandtheil der jährlichen Kapitalvermehrung bildenden Honorarprocenten der Mitglieder hätte gebildet werden sollen, so würde es damit höchst kläglich aussehen. In Deutschland würde es ferner einem solchen Verein schon von Staats wegen sehr erschwert werden, als juridische Person und Corporation seine und seiner Mitglieder Rechte in jeder Weise gegen jeden Angriff, sei es von seiten von Privatpersonen, sei es von seiten öffentlicher Behörden und des Staats zu vertheidigen und gegen eigene Mitglieder, die einer statutenmäßigen Bestimmung oder einem temporären Verdict zuwiderhandeln, Rechtszwang zu üben und Conventionalstrafen zu verhängen. Was hat es in Deutschland der nur auf Wohlthätigkeit abzielenden Schiller-Stiftung für Mühe gekostet, und kostet es zum Theil noch, für ihre so durchaus unverfänglichen Statuten die Sanction der verschiedenen Regierungen zu erhalten und dieselben möglichst unversehrt durchzubringen. Nun, schon Lessing klagte, angesichts der Misstellung der deutschen Schriftsteller zu Staat und Gesellschaft, daß die Deutschen im Verhältniß zu den Franzosen doch die „wahren Barbaren" seien. Und in der That scheint es so, als ob man den Grad der humanen Bildung eines Volks nach dem Grade der Achtung, welchen seine Schriftsteller genießen, abmessen könne. Dies zugestanden, würde man sogar die Chinesen für höher gebildet halten müssen als die Deutschen; denn in China werden die Mandarinen und die höchsten Staatsbeamten aus der Klasse der „Literaten" genommen. In Deutschland ist es meines Wissens noch nicht vorgekommen, daß eine Akademie einen bloßen Dichter oder dramatischen Schriftsteller zu ihrem Mitgliede gewählt hätte; in Frankreich ist dies gar nicht selten der Fall gewesen, und auch gegenwärtig sitzen unter den Vierzigen mehrere, welche nach deutschem Begriffe recht eigentlich dem Literatenstande angehören.

Interessant ist die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Association dramatischer Schriftsteller in Frankreich. Der Verfasser der „Pariser Skizzen" in der Beilage zu Nr. 64 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" berichtet, daß früher die Stücke mit einem gewissen Betrage, mit etwa 25, 20 oder gar nur 10 Francs pro Act bezahlt wurden, daß, wenn ein Stück eingeschlagen, sich die betreffende Theaterkasse gefüllt habe, der Seckel des Verfassers aber leer geblieben sei; und er fährt dann fort:

> Scribe wollte diese Art, Geschäfte zu machen, Vortheile und Nachtheile zu vertheilen, nicht gefallen. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Verfasser eines Stücks dasselbe Recht auf einen Theil des Gewinns habe, den dasselbe abwirft, wie die Theaterverwaltung; denn wenn die Verwaltung ein gewisses Kapital einsetze, so setze der Schriftsteller seine Zeit und die ausgegebene Kraft ein, die auch ein Kapital seien. Doch vermochte er durch diese Argumente, trotz ihrer Folgerichtigkeit, nichts auszurichten. Die Theaterverwaltungen weigerten sich hartnäckig, von einem herkömmlichen Gebrauche abzugehen, in welchem sie ihren Vortheil fanden, und Scribe unternahm den schwierigen Kampf gegen sie. Er gründete den Verein der dramatischen Schriftsteller, der als solcher die Interessen der gesammten Mitglieder vertrat, und welchem sich die geringern wie die bedeutendern Kräfte um so bereitwilliger anschlossen, als jeder einzelne durch das Zusammenhalten aller in den Stand gesetzt wurde, sich aus dem Verhältniß der Abhängigkeit zu reißen, in welchem er sich zu den Theaterunternehmern befand.*) Es kam vor ungefähr 40 Jahren zur offenen, natürlich passiven Feindseligkeit zwischen dem Vorsteher des Théâtre Madame (Gymnase), Hrn. Delestre Poirson, und dem Verein; ersterer sträubt sich gegen Ueberlassung eines bestimmten Antheils an der Einnahme, den Scribe als Honorar für ein Stück anspricht. Scribe besteht auf der Forderung, der Theaterdirector auf der Weigerung. Der Verein hält fest und treu zu dem Schriftsteller; kein einziger Bühnendichter läßt sich zur Lieferung eines Stücks herbei und der Theaterdirector, nachdem er zu allerlei Behelfen gegriffen, nachdem er unglückliche Versuche gemacht hatte, dramatische Dichter aus der Erde zu stampfen, sah sich am Ende gezwungen, die Waffen zu strecken. Die Schriftsteller hatten unter Anführung Scribe's die Schlacht gewonnen, und die Früchte dieses Siegs genießen noch die Enkel. Wer möchte, wer wollte es leugnen, daß Scribe durch sein Auftreten, durch sein geschicktes Verfahren, welches vor allem ihm selbst zugute gekommen, sich ein großes Verdienst um seine zeitgenössischen und nachkommenden Collegen erworben habe.

Wie gegen Theatervorstände, welche sich die Ungnade dieses jetzt sehr mächtigen Vereins zugezogen haben, und gegen Autoren, die seinen Bestimmungen zuwiderhandeln,

*) Im Jahrgang 1856 des londoner „Athenaeum" lasen wir übrigens, daß dieser Verein sich rühmt, seine Anfänge bis auf Beaumarchais zurückleiten zu können, daß aber Scribe ihm seine jetzigen Organisation und Ausbildung gegeben habe. Seine regelmäßigen Sitzungen hält (oder hielt er im Jahre 1856) in demselben Lokal der Rue de Bondy, in welchem auch die Société des gens de lettres, die Vereine der Componisten, der Schauspieler, der Künstler und Kunsthandwerker und der Erfinder ihre Sitzungen halten.

vorgegangen wird, davon zeigt folgender in jüngster Zeit stattgehabter Vorfall, über den das „Deutsche Theaterarchiv" berichtete: „Die Association hatte sich kürzlich veranlaßt gesehen, die Direction des Théâtre Beaumarchais in den Bann zu thun, d. h. sie verbot ihren Mitgliedern, jener Direction irgendein Stück mehr zur Aufführung zu geben. Trotzdem hat Lapointe sein Stück «La jeunesse de Franklin» im Théâtre Beaumarchais aufführen lassen. Infolge dessen wurde Lapointe von der Association zu einer Strafe von 6000 Francs verurtheilt." In Deutschland freilich kann jeder dramatische Autor thun und lassen was er will, dafür darf er aber auch von seinen Collegen nicht die geringste Förderung und, wenn seine Interessen oder Ehre verletzt werden, eher alles andere erwarten als Schutz und Beistand. Hier ist vielleicht der passende Ort, folgenden schönen Charakterzug des freilich durch seine Mitarbeiter steinreich gewordenen Scribe mitzutheilen: Der Verfasser des „Glas Wasser" schrieb einst mit einem andern Schriftsteller ein Stück, das nicht gefiel. Einige Zeit darauf starb sein Mitarbeiter und hinterließ seine Witwe in Noth. Scribe erfuhr dies und ließ ihr durch die Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller monatlich eine Summe auszahlen, als ob diese der Erlös des Stücks wäre, das man in der Provinz fleißig aufführe. „Wie oft man das Stück meines Mannes auswärts spielt!" sagte die Witwe, „und hier in Paris will man es gar nicht mehr geben!" Scribe zahlte die angebliche Tantième bis zu dem Tode der Witwe, und diese ahnte so wenig den Ursprung der Unterstützung, daß sie dies Einkommen — testamentarisch vermachte! Nicht sowol der Wohlthätigkeitsact selbst, als die echt französische feine und delicate Weise, womit Scribe ihn ausübte, ist hieran das eigentlich Wohlthuende und Preiswürdige.

Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit, noch einmal auf den Gegenstand meiner Liebe, aber auch meiner Sorge, auf das Los und die Lage des deutschen Schriftstellerstandes zurückzukommen. Wovon das Herz einem voll ist, davon geht der Mund oder auch die Feder über. Zwar habe ich erst in den Aufsätzen „Zur Geschichte der Schiller-Stiftung" (in Nr. 6 d. Bl.) und „Deutsche Dichterbriefe" (in Nr. 12 d. Bl.) einige hervortretende Schattenseiten des deutschen Schriftstellerthums zu besprechen theils Gelegenheit gehabt, theils mir genommen, aber es bleibt bei solchen Besprechungen immer noch einiger Stoff übrig, von dem man gern sein Herz entlastet und der bei der frühern Gelegenheit nicht erledigt werden konnte. Man wird hoffentlich Nachsicht mit mir in dieser Sache haben, seit man durch meinen Aufsatz in Nr. 6 d. Bl. in Erfahrung gebracht hat, daß ich schon seit länger als zwanzig Jahren für die Begründung eines allgemeinen Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftsteller und seit der Geburt der Schiller-Stiftung (an deren Begründung ich mir ja keinerlei directen Antheil anmaße) für deren Förderung fast unablässig die Feder gerührt habe. Ja, ich darf sagen, daß ich schon seit meinem ersten journalistischen Auftreten, also seit dem Jahre 1834 oder 1835, und namentlich im „Berliner Conversationsblatt" (1836) dieser Sache, die dadurch eine persönliche für mich geworden ist, mit der Feder treu gedient und unter Verdächtigungen und Anfechtungen mancherlei Art wenigstens das Gröbste hinweggeräumt habe. Wenn ein Soldat bei der Avantgarde einen fünfundzwanzigjährigen Feldzug durchgemacht hat, und zwar nicht ohne Wunden davongetragen zu haben, so wird man es ihm nicht verdenken, wenn er, wie ich in Nr. 6 d. Bl. gethan habe, in Berücksichtigung besonderer Umstände, nach so langer Zeit einmal seines ebenso gefährlichen als undankbaren Vorpostendienstes gedenkt, zumal gerade dieser Dienst meist sehr wenig beachtet wird und doch nöthig und unentbehrlich ist. Ob meine Arbeiten auf diesem Felde von einiger Bedeutung und einigem Umfange waren, ob sie mir Mühe gemacht und ob ich das mir von einem französischen (nicht von einem deutschen) Collegen, von St.-René Taillandier, ausgestellte Zeugniß verdiene, daß der Verfasser der Schrift: „Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche" — wie Taillandier in der „Revue des deux mondes" vom 15. März 1859 bemerkt —, „plein de sympathies pour ses confrères" sei, das würde sich am besten erkennen lassen, wenn ich, wie ich doch hoffe, einmal Zeit und Muße gewinnen sollte, meine im Laufe von 25 Jahren, also während eines ganzen Vierteljahrhunderts in dieser Angelegenheit geschriebenen Aufsätze als Actenstücke zur Schriftstellerfrage und speciell zur Vorgeschichte der Schiller-Stiftung zu ordnen, zu sammeln und herauszugeben.*) Ich glaube, daß diese Sammlung wenigstens so lange ein dauerndes und eigenthümliches Interesse haben würde, als sich die Verhältnisse des deutschen Schriftstellerthums noch in dem jetzigen chaotischen Zustande befinden. Hiermit breche ich diese persönliche Bemerkung ab, um mich allgemeinern Betrachtungen zuzuwenden.

Rudolf Gottschall behandelt in der zweiten Auflage seiner Literaturgeschichte, die überhaupt mit vielen sehr wichtigen Materialien bereichert ist, in einem eigenen Kapitel auch die „Stellung der Schriftsteller", worin er

*) In Nr. 6 d. Bl. habe ich die Aufsätze angeführt, welche ich in der Periode von 1845—56 über diese Angelegenheit in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte. Der Vollständigkeit wegen citire ich hier auch die zahlreichen, diese Sache betreffenden Aufsätze, die ich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" seit 1855 veröffentlichte: „Literarische Unterstützungsgesellschaften in England, Frankreich und Deutschland" (Nr. 23 f. 1855); „Pariser Unterstützungsvereine für hülfsbedürftige Schriftsteller und Künstler" (Nr. 23 f. 1856); „Vom Schriftstellerstande" (Nr. 20) und „Zur Schiller-Stiftung" (Nr. 33 und 47 f. 1857); „Der Schriftstellerstand" (Nr. 9), „In schriftstellerischen Angelegenheiten" (Nr. 18); „Neuestes in Betreff der Schriftstellerfrage" (Nr. 32); „Schriftsteller- und Künstlerverhältnisse" (Nr. 52 f. 1858); „Zur Schiller-Stiftung" (Nr. 5 und Nr. 49 f. 1859); „Jakob Grimm gegen die Schiller-Stiftung" (Nr. 3); „In Sachen der Schiller-Stiftung" (Nr. 22); „Zur Schiller-Stiftung" (Nr. 33) und „Ausfälle gegen die Schiller-Stiftung" (Nr. 43 f. 1860); „Zur Geschichte der Schiller-Stiftung" (Nr. 6 f. 1861). Dahin gehören auch Aufsätze wie der über Karl Weller's „Jahrbuch deutscher Dichtung", soweit er die in diesem Jahrbuche enthaltene Betrachtung „Die Lage der Schriftsteller" betrifft, in Nr. 26 f. 1858; „Der Theaterrecensent" in Nr. 29 f. 1860; die Einleitung zu dem Artikel „Deutsche Dichterbriefe" in Nr. 12 f. 1861 u. s. w.

unter anderm auch die Zeit schildert, wo, während das Bürgerthum politische Tendenzdichter mit Zweckessen und Huldigungen jeder Art feierte, die Regierungen in den „Literaten" nur „Vagabunden" zu erblicken pflegten, wo auf dieselben förmlich Jagd gemacht wurde und Verfolgungen, Aufenthaltsverweigerungen und Ausweisungen der Schriftsteller an der Tagesordnung waren, gerade als ob durch diese nutzlosen, nur böses Blut machenden, kleinlichen Vexationen der Gang der Weltgeschichte aufgehalten, irgendeiner Revolution an der Seine und ihren Folgen vorgebeugt und die eigenen Sünden ungeschehen gemacht werden könnten. Somit kann man sagen, daß in jener Verfolgung des Schriftstellerstandes nur eine Anerkennung seiner Macht und Bedeutung lag. Gottschall fährt dann fort:

Kaum war jene unerquickliche Epoche vorübergegangen, kaum beeilten sich die Höfe und Regierungen selbst, durch Anerkennung moderner Schriftsteller die Misgriffe der Polizei wieder gut zu machen und sich mit der Stimmung der Nation in Einklang zu versetzen: da trat die Presse als Anklägerin des abstracten „Literatenthums" auf. Merkwürdigerweise waren es nur in der Tagespresse thätige Journalisten, welche diese Anklage formulirten. Ein „Literat" erschien auf einmal als eine Art von gesellschaftlichem Parasiten, als höherer Commis des Buchhändlers, der seine Werke verlegte oder seine Feder beschäftigte; seine Lebensstellung wurde als eine zweideutige charakterisirt und die eitele Selbstbespiegelung der Poeten als misliche Ausgeburt dieser angemaßten Selbstherrlichkeit verspottet. Der Gesichtspunkt der Nützlichkeit wurde in einseitiger Auffassung vorangestellt, da mußte der Poet allerdings hinter dem Commis und dem Auflader zurückstehen. Bei dieser Kriegserklärung gegen die abstracten Literaten vergaß man, daß die Großen vergangener Epochen ganz in diese Kategorie paßten, daß nicht nur Jean Paul und Tieck „abstracte Literaten" waren, sondern auch Schiller, der zwar eine Zeit lang die würtembergischen Grenadiere mit Ipecacuanha behandelt und ein Jahr lang den jenenser Studenten geschichtliche Vorträge gehalten hatte, aber seine Thätigkeit als Regimentsmedicus und als Professor doch nur als kurze Episoden seines Literatenlebens betrachten konnte; man vergaß, daß Graf Platen in classischen Trochäen es ausgesprochen:

Keiner gehe, wenn er einen Lorber tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon.
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der die Freiheit heißer, als er Noth und Hunger fürchtet, liebt!

Eine Erscheinung wie die von Gottschall oben angeführte, daß Schriftsteller selbst ihren unter ganz gleichen Verhältnissen von der Arbeit ihrer Feder lebenden Collegen einen niederern Rang anweisen als den Aufladern, ist eben nur in Deutschland möglich. Es gibt Schriftsteller, welche sich ein Vergnügen und Geschäft daraus machen, in Bausch und Bogen von einem „nichtsnutzigen", einem „elenden Literatenthum" zu sprechen und auf diesen ihren eigenen Stand allen nur denkbaren Schimpf zu häufen. Zum Theil mögen sie wirklich nur die faulern und schlechtern Elemente des Schriftstellerthums, die es ja allerdings auch gibt, dabei vor Augen haben, obschon ein und der andere dieser Calumnatoren sicherlich im stillen nur sich selbst als einzige zur Zeit bestehende rühmliche Ausnahme gelten läßt und die wunderliche Meinung hegt, das Publikum werde dieses sich selbst ausgefertigte Ausnahmezeugniß ohne weiteres auch anerkennen. Aber ein großer Theil des Publikums weiß eben keine Ausnahme zu machen und denkt höchstens mit Goethe: „Jeder dieser Lumpenhunde wird vom andern abgethan!" Besonders die Zunftgelehrten, die Erbgesessenen, die Anhänger der Zunfttheorie und Zunftpraxis überhaupt hören dergleichen mit Vergnügen, und in gewissen Regionen heißt man solche Denunciationen des Schriftstellerstandes, der ja im Schwarzen Buche schon längst mit dickster Tinte notirt ist, besonders willkommen. Die Folgen können nicht ausbleiben; in der Gesellschaft ist der Schriftsteller als solcher keine persona grata; die Staatsbehörden halten ihn gewissermaßen immer unter polizeilicher Aufsicht und an dem leicht zerreißbaren Bande blos temporärer Aufenthaltserlaubniß, und selbst die Communalbehörden legen ihm, wenn er sich irgendwo festsetzen will, eher Schwierigkeiten in den Weg, als daß sie ihm die Ansässigmachung erleichterten. Er mag sich Glück wünschen, wenn er selbst in einer sogenannten Freien Stadt wie Frankfurt es bis zum recht- und schutzlosen „Permissionisten" bringt. Die Blätter erzählten jüngst ein frappantes Beispiel: In einer norddeutschen Hauptstadt, ich glaube, das Ding heißt Hannover, meldete sich ein talentvoller Novellist zur Erwerbung des Bürgerrechts. Ein junger Senator beantragte Verwerfung des Gesuchs, „weil es Praxis der Collegien sei, Schauspielern, Tänzern und derartigem Volk das Bürgerrecht nicht zu gewähren". Der Stadtdirector war der gleichen Ansicht, „weil Literaten keine Gewähr für gesicherte Subsistenz böten", versicherte auch kühnlichst, er könne, wenn er wolle, auch Novellen schreiben, was wir ihn ja recht bald zu thun bitten, weil es uns zum Vergnügen gereichen würde zu prüfen, ob er würdig sei, in der Literatur das Bürgerrecht zu erhalten. Gegen diese jedenfalls studirten Männer erhob sich nun ein einfacher Lederhändler und bemerkte: Schiller und Goethe seien auch Literaten gewesen*); man würde ihnen nach der Ansicht des Hrn. Senators auch das Bürgerrecht haben verweigern müssen und man würde sich dessen jetzt zu schämen haben. Sofort erhob sich eine große ehrenwerthe Mehrheit für das Gesuch.

Manches Beherzigenswerthe bemerkte jüngst Karl Wartenburg in einem vom „Leipziger Sonntagsblatt" veröffentlichten Aufsatze „Aphoristische Betrachtungen über die Schriftsteller". Es hieß darin unter anderm:

Wird man es uns verargen, wenn wir auch einmal ein Wort über uns selbst sprechen? Gewiß nicht. Niemand, der irgendwie ein wenig Billigkeit besitzt, wird es ungeziemend finden, wenn die Schriftsteller, die tagtäglich alle Erscheinungen des Lebens in den Kreis ihrer Besprechung ziehen, auch einmal **) ihre eigene Stellung discutiren. Vielleicht sind überhaupt die

*) Von Schiller besonders kann dies für eine längere Periode seines Lebens mit Recht gelten; schreibt er doch selbst am 18. Januar 1788 an seinen Freund Körner: „Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt."

**) „Auch einmal?" Das zeugt aber doch wol wieder von der von Wartenburg selbst beklagten Angewöhnung der deutschen Schriftsteller, möglichst wenig Notiz voneinander zu nehmen; die Schriftstellerfrage ist seit einer Reihe von Jahren in Deutschland vielfach und von den verschiedensten Standpunkten discutirt worden.

Schriftsteller in Deutschland zu bescheiden, vielleicht ist der Mangel an „esprit de corps" zum Theil an der eigenthümlichen Lage schuld, in welcher sich die Schriftsteller in Deutschland gegenüber ihren Collegen in Frankreich und England befinden. Ein deutscher Schriftsteller schreibt zehnmal eher über eine Sängerin, einen dramatischen Künstler, eine Tänzerin, einen Klaviervirtuosen, Violinspieler, Komiker, Staatsmann, Bildhauer, Maler, General, bevor er einmal über einen Collegen schreibt, notabene über einen lebenden, denn die Todten haben sich bei uns in Deutschland nicht zu beklagen, bei diesen holt man nach, was man an den Lebendigen zu wenig gethan hat. Ganz anders ist das in Frankreich. Man darf nur die gegenseitigen Aeußerungen A. Dumas', Victor Hugo's, Eugène Sue's, Alphonse de Lamartine's, Cousin's, Villemain's, Guizot's, Thiers' lesen, um zu finden, daß unter den Schriftstellern Frankreichs eine gewisse solidarische Haftung für die Ehre des Standes herrscht, daß sie sich gegenseitig mit einer Unbefangenheit, einer Offenheit, einer Liebenswürdigkeit anerkennen, die uns um so wohlthuender ist, je mehr wir in Deutschland an das Gegentheil gewöhnt sind. Betrachtet man die gehässigen, bittern und erbitternden Zwistigkeiten, welche in Deutschland unter den Schriftstellern so häufig vorkommen, gegenüber dem Benehmen der französischen Schriftsteller im Verkehr unter sich, so fühlt man eine gewisse Demüthigung, die leider eine nur zu berechtigte Begründung hat.

Nachdem Wartenburg weiter bemerkt, daß in Deutschland die Verehrung eines Schriftstellers erst dann beginne, wenn ihn hundertjähriger Moder zum „Classiker" gemacht, fährt er fort:

In Frankreich vergißt selbst der Minister, der ein Portefeuille erworben, die Mappe des Schriftstellers nicht. In Deutschland gibt es so manchen Autor, der nach glücklich erhaschtem Hofrathstitel mit vornehmer Miene auf seine nicht titulirten Collegen, auf die Schriftsteller ohne Orden, Titel und Sinecure herabblickt. Als Thiers, der bekanntlich seine Laufbahn als Schriftsteller als Journalist begann, zum Deputirten in die Kammer gewählt worden war, und als man von ihm schon als von einem Ministercandidaten sprach, richtete er folgende Worte an die Kammer: „Man spricht hier von Aristokratie und aristokratischem Einfluß, und wer bin ich denn, meine Herren? Ich, den Sie Ihrer Aufmerksamkeit würdig halten, der ich mich auf diese Bank neben Kriegshelden setze, die Schlachten gewonnen (auf den neben ihm sitzenden Marschall Soult deutend), neben die berühmten Sprößlinge der ältesten Geschlechter (mit einer Wendung zum Herzog von Broglie), wer bin ich, meine Herren? Ein Schriftsteller, dem seine Feder und Ihr Wohlwollen den Eintritt in diese Kammer verschafft." Ist dieses Selbstbewußtsein nicht erhebend und nachahmungswerth?

Ferner sagt Wartenburg:

Daß hier und da im Publikum eine gewisse Eingenommenheit gegen die Schriftsteller herrscht, läßt sich erklären. Viele fürchten in dem Schriftsteller den denkenden Beobachter, den Beurtheiler, den Kritiker, und das ist manchen Leuten höchst unangenehm, sie finden sich dadurch genirt, unbehaglich. So haben in Deutschland durchschnittlich auch die Gouvernements wenig Neigung für den Stand der Schriftsteller. Sie erblicken in ihnen durschnittlich mehr Gegner als Freunde.... Die Ueberzeugung, daß die Macht, welche die Presse ausübt, auch ihnen zugute kommt, ist noch bei vielen nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, und wenn es auch der Fall, so bleibt immer eine geheime Antipathie gegen die Vertreter der Presse zurück. Der deutsche Staatsmann vom alten Stil erblickt im Publicisten z. B. immer nur den „Raisonneur", gegen den man mit der Wucht des Gesetzes und der Polizei einschreiten muß, sobald er irgendwie einen Paragraphen des Preßgesetzes lädirt hat. Er sieht und will nicht einsehen, daß der Publicist heutzutage ein unentbehrlicher Factor geworden ist.

In Brendel's „Anregungen" lasen wir vor längerer Zeit einen Aufsatz: „Deutsche Literaten und Poeten", worin unter anderm versichert wurde, daß selbst Leute von Bildung, welche an Malern, Bildhauern, Tonkünstlern den wärmsten Antheil nähmen, „trotzdem gern die Berührungen mit Literaten vermieden", wobei man nicht vergessen darf, daß dieses seinem Titel so entsprechende Journal in Leipzig erscheint, wohin sich naturgemäß die größte Menge der Literaten zieht, ähnlich wie die Sommerfliegen nach einer Milchschüssel. Der Verfasser des Aufsatzes fand diese Antipathie theils in dem anspruchsvoll hohlen Treiben einer gewissen Klasse von Literaten, theils in ihren traurigen pecuniären Verhältnissen begründet. Letzteres trifft sicherlich zu; denn wie schon Juvenal bemerkt:

> Nil habet infelix paupertas durius in se
> Quam quod ridiculos homines facit.

Wie zu Juvenal's Lebzeiten, so ist es auch noch heute; denn die „Aurea saecula" Ovid's scheinen ja wieder bei der Menschheit eingekehrt zu sein. Da ist freilich ein pauvrer Literat ein lächerlicher Mensch! Würden jene Schriftsteller bei ihrem Treiben, durch welches sie sich Antipathie zuziehen, nur wohlhabend, so würde dies Treiben ihrem Rufe so viel nicht schaden; sie würden wenigstens ihren Hof von Schmeichlern und Privatverehrern haben. Die Hauptvorwürfe gegen die „Literaten" beschränken sich doch fast ausschließlich darauf, daß ein Theaterrecensent sich von einem geldgierigen Schauspieler, der an einem Gastspielabend vielleicht ebenso viele Hunderte von Thalern verdient als der Recensent Groschen, einmal ein Douceur habe in die Hand drücken lassen, oder daß ein Journalist oder sonstiger Schriftsteller durch die Noth getrieben, einige kleine Schulden gemacht oder bei seiner Entfernung sie zurückgelassen hat. Was den ersten Fall betrifft, so ist das darauf begründete Raisonnement ein sehr unfruchtbares, solange man nicht mehr thut, um die Theaterrecensenten in eine günstigere pecuniäre Lage zu bringen, die sie wenigstens vor den drückendsten Nahrungssorgen sicher stellt *); und was den zweiten Fall betrifft, so muß man fragen, was diese kleinen Schulden gegen die großen bedeuten wollen, welche von Mitgliedern anderer Stände täglich contrahirt werden. Man vergesse nicht, daß unser frommer Gellert, freilich noch als Student, wegen einer unbezahlten Schneiderrechnung nach Halle, daß Lessing wegen seiner Schulden von Leipzig nach Berlin und Schiller von Manheim nach Leipzig flüchtete und in Dresden drückende neue Schulden contrahirte, um die alten zu decken. Grobe Verbrechen kommen im Künstler- und Schriftstellerstande verhältnißmäßig in geringerer Anzahl vor als unter andern Ständen, wie die pariser Criminalstatistik vor einiger Zei

---

*) Dies könnte z. B. dadurch geschehen, daß unsere so zahlreich wohlhabenden Theaterfreunde unabhängige Theaterblätter gründeten wie die Fürsten Czartoryiski die gehaltvollen „Recensionen" in Wi gründeten, ein Blatt, das sie seit einer Reihe von Jahren sicherli ohne Gewinn und vielleicht, wie wir fürchten, nicht ohne Opfer n aus Interesse an der Sache, aufrecht erhalten haben. Es sind freil polnische Fürsten, keine deutsche!

nachgewiesen hat. Wir glauben nicht, daß es sich in Deutschland ungünstiger damit verhält.

Ich komme hierbei noch einmal auf das unglückliche Wort Schriftsteller zurück, über das ich mir schon im Jahre 1836 im „Berliner Conversationsblatt" (Nr. 45) in einem kleinen Aufsatz „Schriftsteller, Literat, homme de lettres und amateur des beaux arts" einige Bemerkungen gestattete, und dabei unter anderm eine Aeußerung Clemens Brentano's anführte, wonach ein deutscher Schriftsteller sich fast schämen müsse, auf seinen Titel zu leben und zu reisen und daß er viel besser fortkomme, wenn er sich einen bloßen „Schreiber" nenne. In der That gibt es wol Millionen in Deutschland, die mit dem Worte Schriftsteller nichts anzufangen, sich dabei nichts oder nur etwas Falsches zu denken wissen. In einem deutschen Schulbuche fand ich alle Berufsarten für die kindliche Auffassungskraft charakterisirt; aber unter der Rubrik „Der Lehrstand" fehlte der Schriftsteller, welches Wort vielleicht niemals in einem für die Schuljugend bestimmten Buche vorkommt, gleichsam als ob es verflucht sei, und unter der Rubrik „Schöne Künste" der Dichter, während Bildhauer, Maler und Baukünstler darin bedacht waren. Natürlich fehlte neben dem Schriftsteller und Dichter auch der andere Vagabunde („derartiges Volk"), der Schauspieler, obschon es dieser jetzt doch nicht selten zum Kapitalisten bringt. Man klärt die Jugend über alles auf, nur nicht über den Proceß, durch den allmählich ein Buch entsteht, von dem Augenblick an, wo der Schriftsteller die Feder dazu ansetzt, bis zu dem Augenblick, wo es fertig die Presse verläßt. Und doch ist dieses allmähliche Entstehen eines Buchs einer der wichtigsten und wunderbarsten Processe überhaupt.

Den eben aufgeführten unerfreulichen Erscheinungen gegenüber ist es übrigens erfreulich, daß sich in letzter Zeit in immer größerer Zahl Männer gefunden haben, welche, ohne dem eigentlichen Schriftstellerstande anzugehören, für die Interessen desselben das Wort ergriffen und ihn als eine im ganzen ehrenwerthe und nützliche Klasse öffentlich anerkannt haben. Eine solche Stimme, die F. Süpke's in Braunschweig, erscholl aus dem Lehrerstande in Nr. 3 der seitdem erloschenen „Hamburger kritischen und literarischen Blätter" f. 1858, in einem Aufsatz über das Wort Schriftsteller, worin es unter anderm heißt:

> Die Zahl der Schriftsteller Deutschlands vermehrte sich nicht nur — und sicher nicht zum Nachtheile der Bildung und des Wissens — beträchtlich, sondern unter den verschiedenen Ständen konnte eine wachsende Klasse, die der eigentlichen „Literaten", stets mehr anerkannt werden. Sie wirkt und nützt durch Schriften, strebt nach ehrenvollen Zielen, und wer würde behaupten können, daß sie im allgemeinen nicht zu einer ehrenwerthen Klasse sich hervorgehoben und unter den Berufenen die Zahl der Auserwählten sich nicht ansehnlich vermehrt habe?

Dahin gehört der Arzt Karl Weller in Dresden, der sich in seinem im „Jahrbuch deutscher Dichtung" enthaltenen Aufsatz „Die Lage der Schriftsteller" aufs eingehendste über die unverhältnißmäßig geringe Belohnung, die auch der fleißigste Schriftsteller für seine Arbeiten zu erhalten pflegt, und über die eigenthümlichen Misstände dieses Berufs ausgesprochen hat, sich unter anderm darüber beklagt, daß in Deutschland „viele zarte ästhetische Gemüther es für besonders poetisch halten, wenn ein Dichter hungert", und weiter behauptet: die sogenannten vornehmen Klassen, der Adel *) und das höhere Beamtenthum seien in ihrem großen Ganzen dem Schriftstellerthum geradezu feindlich gesinnt, der gebildete wohlhabende Mittelstand sei theilnahmlos u. s. w. Am erfreulichsten ist jedoch die Thatsache, daß sich sogar unter den Buchhändlern, von denen man bisher annahm, daß es in ihrem Interesse liege, die Schriftsteller möglichst knapp und dadurch abhängig zu halten, immer mehr wackere Freunde der Schriftsteller finden, welche es offen aussprechen, daß dieser Stand eine bessere Lage, als ihm bisher zu Theil geworden, verdiene und daß man für die Verbesserung ihres Loses zu wirken unablässig bemüht sein müsse. Diese buchhändlerischen Stimmen fallen um so mehr ins Gewicht, da man gerade den Verlegern die gründlichste praktische Kenntniß der hierher einschlägigen Verhältnisse mit Recht wird zutrauen dürfen. Sehr beachtenswerth in dieser Hinsicht war ein jüngst von dem Buchhändler E. Wengler in Leipzig gehaltener öffentlicher Vortrag über das Schicksal der Schriftsteller. Der Satz, um den sich sein Vortrag eigentlich drehte, war die unumstößliche Wahrheit, daß die Schriftsteller zum Nutzen und Frommen der ganzen Welt arbeiteten, ohne den entsprechenden Lohn und die entsprechende Anerkennung in der Gesellschaft zu finden, daß daher unsere Generation darauf bedacht sein müsse, ihnen jenes erträgliche Los zu verschaffen, welches sie verdienten und die Jahrhunderte ihnen verweigert hätten. Die Schriftsteller als Erfinder des geistigen Wortes hätten Anspruch darauf, die geborenen Lieblinge der Nationen zu sein; ihr Wort sei mächtiger als Pulver und gezogene Kanonen; durch diese könnten Festungen gewonnen werden, das Wort der Schriftsteller gewinne aber die Geister und Herzen u. s. w. Wengler ließ nun die überraschend und zum Erschrecken große Armee unglücklicher, in Elend, Wahnsinn oder durch Selbstmord umgekommener Dichter und Schriftsteller aller Nationen, zu welcher Deutschland begreiflicherweise das größte Contingent zu stellen die Ehre hat, Revue passiren — eine echte „nächtliche Heerschau" — und schloß dann mit einem Hoch auf das fernere Gedeihen der Schriftsteller und auf die Schriftsteller selbst, als „die Propheten und Prediger des Fortschritts". Den begeisternden Worten Wengler's folgte ein begeistertes Bravo des Zuhörerkreises; doch ist es mit dem Bravo allein nicht gethan, man muß auch Hand anlegen und besonders nicht jeden Kreuzer drei- und zehnmal umwenden, wenn es gilt, einen redlich strebenden Schriftsteller durch den Ankauf seiner Schriften zu unterstützen. **)

*) Dieser sicherlich nur zum Theil; zählt doch der deutsche Schriftstellerstand bereits eine gute Anzahl von Adelichen zu seinen Mitgliedern.

**) Herr Wengler empfahl bei dieser Gelegenheit den in äußerm und innerm Elend verkommenen Dichter Ernst Ortlepp der Schiller-Stiftung zur Berücksichtigung; Professor Roßmäßler, der nach ihm

Von deutschen Städten ist es vielleicht nur Wien, wo der Schriftsteller als solcher bis zum Journalisten herab in der Gesellschaft auch persönliches Ansehen genießt, und Wien ist eine Stadt mit gemischter Bevölkerung. Oesterreich hat auch unter allen deutschen Ländern die verhältnißmäßig größte Zahl von Schriftstellern und Dichtern, ohne danach zu fragen, ob sie auch einen Titel besäßen oder ein Amt bekleideten, in das Frankfurter Parlament abgeordnet. Ob sie da viel genutzt haben, ist eine andere Frage; es handelt sich hier nur um die Feststellung eines bemerkenswerthen Factums. Antheil an den Ursachen zu diesem Ansehen hat der bei deutschen Schriftstellern ganz ungewöhnliche esprit de corps und Gemeingeist, von dem die wiener Literaten und Dichter beseelt zu sein scheinen, wie sich dies auch bei der Gründung und Organisation des wiener Schriftstellervereins „Concordia" in glänzender Weise gezeigt hat. Es verdient bemerkt zu werden, daß bei dieser Gelegenheit sich soeben in Pesth nach dem Muster dieser wiener Concordia ein ungarischer Literatenverein gebildet hat, dessen Präsident Graf Karolyi den Verein sofort mit einem Kapital von 10000 Fl. beschenkte, während ihm ein Ungenannter einen Lotteriegewinn von 12000 Fl. überwies. Schlimm genug, wenn man, um ein Bild von Schriftstellereinigkeit zu gewinnen, aus Deutschland nach Wien, Pesth, Paris oder Kopenhagen blicken muß. Denn in der dänischen Hauptstadt achtet man, wie wir jüngst in einem kopenhagener Briefe lasen, „Schriftsteller sehr hoch und zieht sie geistlosen Gelehrten mit vor".

In einem wiener Blatte, in den schon genannten „Recensionen", ertönte auch der Zuruf Adolf Zeising's, womit er einen längern Artikel über Heinrich von Kleist schloß:

Wird Deutschland endlich die Anerkennung, die es dem Dichter (Kleist) versagt, seinen Werken zu Theil werden lassen? Und wird es, indem es diese Schuld abträgt, zugleich es als eine heilige Pflicht empfinden, in seinem Verhalten gegen die noch unter ihm lebenden Genien nicht neue Schulden auf sein Gewissen zu laden? Nur zu oft schlägt die Gerechtigkeit, die man den Todten zu Theil werden läßt, zu einer um so größern Ungerechtigkeit gegen die Lebendigen um. Indem man versunkene Gräber mit Monumenten schmückt, achtet man nicht darauf, wie manches Talent, das noch Herrliches schaffen könnte, schon bei Lebzeiten in ein ödes, verlassenes Grab hinabgestoßen wird. Man beschwichtigt sich mit dem Gedanken: O, was ein wahres und echtes Genie ist, arbeitet sich unter allen Verhältnissen und Lebenslagen durch! Aber dieser Gedanke ist falsch. Jedes Individuum, auch das in seiner Anlage kräftigste und mächtigste, ist immer nur der eine Factor seiner Entwickelung. Den andern Factor bildet die Summe der äußern Einwirkungen und Verhältnisse, und diese vermögen, wenn sie feindselig sind, auch den hartnäckigsten Widerstand zu vernichten. Das Einzelne gedeiht nur in einer gesunden Gesammtheit.

Die Schriftstellerfrage scheint in der Luft zu liegen. Wir haben einen französischen Roman anzuzeigen gehabt, dem diese Frage zum Grunde liegt, wir haben aus deutschen Büchern und Journalen eine ziemliche Anzahl diese Angelegenheit betreffender Aussprüche anführen können, und endlich begegnen wir noch in einem englischen Journale, in „Bentley's Miscellany" (Februarheft) einem Aufsatz: „The present state of literature", der ebenfalls die Stellung der Schriftsteller berücksichtigt. Aus der eigenthümlichen Lage der Schriftsteller wird das Daniederliegen der productiven Literatur in England erklärt; und in der That ist die Lage wenigstens des poetisch begabten schriftstellerischen Talents in England für den Augenblick fast noch ungünstiger als in Deutschland. Für die Lyrik und Epik scheint dort jetzt äußerst wenig Sinn vorhanden zu sein, und die Bühnen verschließen sich dem Dichter fast gänzlich. Auf den großen Theatern Londons, auf denen sonst Shakspeare herrschte, herrschen jetzt, da die höhern Stände von dem Geiste Shakspeare's und damit von dem altenglischen Geiste überhaupt abgefallen zu sein scheinen, die italienische Oper, die Prachtoper, das Prachtballet; Shakspeare selbst verdankt nur der Aufopferung des wackern Phelps eine Art Winkelexistenz; die übrigen kleinern Bühnen Londons leben von der Posse, von Pantomimen, von Uebersetzungen französischer Dramen; die Provinzialbühnen sind ohne alles eigene Leben. Nur der Roman ist eine fortdauernd gesuchte Waare. Der Verfasser des citirten Aufsatzes weist nun nach, wie die Schriftsteller von Handwerk, meist bei der Journalpresse beschäftigt, nicht genug Zeit übrig hätten, um die Romane, die sie etwa noch nebenbei schrieben und die herkömmlicherweise aus den bekannten drei Bänden bestehen müßten, gehörig durchzudenken und ihnen die nöthige Vollendung zu geben; eher könnten dies die „Amateurs", die Geld und Zeit genug hätten, um ein Lieblingsthema zu behandeln und mit Ruhe daran zu arbeiten. Daher zeigten sich die Producte der jüngern Schriftsteller, deren Namen doch in aller Munde seien, bei näherer Prüfung von höchst ephemerem Charakter. Weitschweifigkeit, Wortluxus und Wortmalerei seien, im Gegensatz zu der altenglischen Simplicität, jetzt an der Tagesordnung, weil man, wenn Gedanken fehlten, eben viel Worte machen müsse, um Bände zu füllen. Indeß, „es ist die Tendenz der Zeit, Geld zu machen, und die Autoren dürfen nicht getadelt werden, wenn sie der allgemeinen Regel folgen. Hat das Publikum ja doch das Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, in seiner Hand; denn das Publikum bestellt die Waare, und wenn es dem Tagesschriftsteller zuläuft, so ist dieser gerechtfertigt, wenn er es zu befriedigen sucht und nur dafür Sorge trägt, daß er es nicht langweilt". Ein Fortschritt offenbare sich, fährt der Verfasser des Aufsatzes fort, nur auf dem Gebiete der Journalistik und

---

das Wort ergriff, that dasselbe, spielte auch auf das bei der Schiller-Stiftung eingeführte Schweigsystem an; sowol jener Vorschlag als diese Anspielung wurden von der sehr zahlreichen Versammlung im Saal des jetzt L. Würkert'schen Hotel de Saxe mit allgemeiner Acclamation aufgenommen. Es ist Pflicht und Recht der Presse, solche öffentliche Kundgebungen den Stiftsherren wenigstens zur Kenntniß zu bringen. Wenn man dem vielseitig geäußerten Wunsche entspricht und Ortlepp in einer Versorgungsanstalt unterbringt, so würde gewiß jedermann dies in richtigem Sinn dahin auffassen, daß man dadurch nur einem Skandal ein Ende machen wollte, der auch in den öffentlichen Blättern hin- und hergewälzt wurde. Schwerlich wird ein späterer Dichter dies als eine Auszeichnung ansehen und den gleichen Weg zum Ruin betreten, ausschließlich in der Absicht, sich auch durch die Schiller-Stiftung in eine Versorgungsanstalt einsperren zu lassen.

Zeitungspresse, der sich alle großen Autoren, die „first men of the day", heutzutage widmeten. Doch sei dieser ganze Zustand, meint der Verfasser, wol nur ein transitorischer; es sei Hoffnung auf Besserung vorhanden, nur müsse man zunächst aufhören, in poetischen Werken nach bloßen Effecten zu jagen, man müsse zu der frühern Einfachheit wieder zurückkehren.

Was die äußere, die materielle Lage des Schriftstellers betrifft, so werde, meint der Verfasser, diese dadurch erschwert, daß jeder, der es als Rechtsanwalt, als Theolog, als Arzt zu nichts gebracht, seine Zuflucht zur Schriftstellerei nehme und die Concurrenz vermehren helfe; indeß lasse sich kaum ein Tagesschriftsteller nennen, der nicht in diese Laufbahn durch besondere Umstände, über die er keine Macht gehabt (circumstances beyond his control) getrieben worden sei. „Und dieses Handwerk", fährt er fort, „hat sicherlich sein Verlockendes; einmal ist es so hübsch, seinen Namen gedruckt zu sehen, sodann ist der Schriftsteller von aller Autorität unabhängig, endlich verfügt er über mehr Zeit als irgendeiner, der einem andern Berufe obliegt." Letztere Ansicht ist ebenso falsch als weitverbreitet. Die Zeitungsredacteure z. B., die jetzt auch schon in Deutschland zu Hunderten zählen, haben ihre Bureaustunden so gut wie jeder Beamte und Comptoirist und sind oft mehr in Anspruch genommen als diese; die Redacteure kritischer Blätter, die nicht blos schreiben, sondern auch sehr viel, und wahrlich nicht immer zu ihrem Vergnügen lesen müssen, und selbst die Feuilletonisten, die ihre Notizen und Artikel aus allen Winkeln zusammensuchen müssen, behalten wenig Zeit übrig, die sie zu andern Zwecken als zu dem der Leitung oder Füllung des betreffenden Journals verwenden könnten; und auch bei den übrigen Schriftstellern, die nicht Redacteure oder Feuilletonisten sind, ist dieser Ueberfluß an Zeit nur scheinbar. Ja, man kann sagen, je mehr Zeit sie haben, um so weniger Zeit haben sie; je mehr sie heute wegen mangelnder productiver Stimmung müßig gehen, desto angestrengter werden sie, wenn sie überhaupt existiren wollen, morgen arbeiten müssen, und ein Faulenzer verdirbt bei der Schriftstellerei ebenso gut, wie bei allen übrigen Geschäftszweigen. Als das schlimmste Uebel, mit welchem die Autoren zu kämpfen haben, bezeichnet unser Brite den Umstand, daß sie keinen „professional status" besitzen, daß sie in der Gesellschaft nicht als eine Genossenschaft anerkannt seien. Diesem Uebel, was man auch zu seiner Beseitigung vorgeschlagen habe, lasse sich einmal nicht abhelfen; das Beste bleibe immer, daß die Schriftsteller sich einer Gewissenhaftigkeit befleißigten, die dem bösen Willen jeden Vorwand benähme, sie anzugreifen. Zur Abwehr gegen die Wechselfälle, denen die Schriftsteller so leicht unterworfen sind, und zum Zweck der Sicherstellung ihrer Hinterlassenen mahnt der Verfasser ebenfalls, damit man der stets ärgerlichen Nöthigung überhoben sei, immer wieder an die öffentliche Wohlthätigkeit zu appelliren. Er sagt:

Anstrengungen sind in dieser Richtung bereits gemacht worden, aber infolge des geringen Zusammenhangs, welcher das Unglück des Schriftstellerstandes ist, haben sie unglücklicherweise keinen Erfolg gehabt. Und doch ist dies eine Angelegenheit, auf welche die Literary society ihre Thätigkeit richten sollte, statt ihre Zeit in innern Zwistigkeiten zu vergeuden. Würde ein Plan auf breiter Grundlage vorgeschlagen, welcher gegründete Aussichten auf Erfolg gewährte, so würden, wir zweifeln nicht, alle Schriftsteller ihm bereitwillig ihre Unterstützung angedeihen lassen. Keine Zeit ist hierzu so günstig als die jetzige, in welcher die Literatur sich in einem ausnahmsweise so blühenden Zustande befindet.

Man sieht hieraus, daß auch die Lage des englischen Schriftstellerstandes manches zu wünschen übrig läßt; aber der Verfasser muß doch selbst zugeben, daß die Literatur in England, materiell genommen, sich jetzt in einem „blühenden" Zustande befinde. Auch die englischen Autoren lieben sich untereinander nicht übermäßig; aber von jenen brutalen Klopffechtereien und von jenen böswilligen, auf persönliche Bloßstellung oder Vernichtung des Gegners abzielenden Ausfällen und Verdächtigungen, wie sie in Deutschland noch stattfinden und vor einer Reihe von Jahren auch wol in England vorkamen, weiß man dort gegenwärtig wenig oder nichts; die verfeinerte Sitte duldet dergleichen nicht mehr. Fälle großer Noth kommen unter den englischen Autoren wol noch vor, und Armuth und Dürftigkeit der Hinterlassenen ist fast die Regel, aber gegen die schlimmsten Fälle dieser Art schützt doch, abgesehen von der in England sehr regen Privatwohlthätigkeit, die segensreiche Wirksamkeit des so reich dotirten Royal literary fund und anderer Stiftungen. Auch die englische Schriftstellerschaft ist kein anerkannter, privilegirter, abgegrenzter Stand mit besondern Rechten, aber es herrscht bei dem Publikum durchaus keine Abneigung, bei den Communalbehörden durchaus keine Misgunst, bei der Regierung und den Regierungsbehörden durchaus kein Verfolgungsgeist gegen ihn. Im Gegentheil, der jetzige Premier selbst, Palmerston, hielt am neunundsechzigsten Jahresfest des Royal literary fund eine glänzende Rede, in welcher er sich für den Schriftstellerstand in einer so liberalen Weise aussprach, wie man dies wol schwerlich von einem deutschen Staatsmanne zu erwarten hätte. „Wie wenige gibt es", sagte er unter anderm, „die von den Mühsalen und quälenden Zweifeln der glücklichsten Autoren auch nur eine Ahnung haben; von dem tödtenden Zwiespalt häuslicher Sorgen und aufwärtsstrebender Gedanken, der oft den Besten und Begabtesten drückt" u. s. w.

Man verarge es uns Schriftstellern nicht, wenn wir, und zwar gerade in dem jetzigen, einem solchen Vorhaben nicht ungünstigen Zeitpunkte, für die Angelegenheiten unsers Standes wiederholt das Wort ergreifen. Ohne Schriftstellerei gäbe es ja keine stetige Fortentwickelung, aber auch keine Controle des menschlichen Geistes, im Grunde sogar keine Weltgeschichte. Sie ist das Völker- wie Zeitenverbindende. Wohin wir sehen, erblicken wir Spuren der schriftstellerischen Thätigkeit, die nie so ausgedehnt war als gerade jetzt. Die Arbeit der Schriftsteller setzt auf dem ganzen Erdrund unzählige Maschinen in Bewegung; Tausende und Abertausende haben ihre Existenz von den Gedanken, welche des Schriftstellers

Gehirn erzeugt, und Millionen verdanken ihm Unterricht oder Genuß. Wir kämpfen für unsere Existenz, für das Wohl unserer Familien, aber noch mehr für das Wohl derer, welche in künftiger Zeit unsere Arbeit fortsetzen werden. Und doch ist es so wenig, was wir im Augenblick für uns in Deutschland verlangen; wir wünschen fürs erste nichts weiter als materielle Sicherung gegen äußerste, unverschuldete Nothfälle, und diese Sicherung scheint durch die Schiller-Stiftung gewährt, und außerdem Beseitigung der noch gegen den Schriftstellerstand bestehenden gröbsten Vorurtheile und Antipathien, wie sie ja auch noch vor 100 Jahren gegen die Gelehrten in Deutschland bestanden haben. Diese sollten sich wahrlich auch hüten, mit derselben Verachtung auf die Schriftsteller herabzusehen, mit der noch der vorige König von Hannover (vgl. A. von Humboldt's Briefe) auf die Professoren herabsah. Man bedenke, daß die den Schriftstellern jetzt hier und da bewiesene Geringschätzung und Zurücksetzung in 100 Jahren wahrscheinlich als ein Kennzeichen der Barbarei unsers Jahrhunderts angesehen werden wird. Vor allem ist freilich nöthig, daß die Schriftsteller selbst sich der hohen Aufgabe ihres Berufs mehr und mehr bewußt werden, daß sie einander wenigstens wie gebildete Menschen behandeln, daß sie jedem das Seine gönnen, daß sie selbst an sich die Humanität nicht vermissen lassen, für die sie zu wirken vorgeben und daß sie vergessen, was sie sonst trennt, wo es sich um die Ehre und die gemeinsamen Interessen ihres Standes handelt. Auf die Herstellung deutscher Einheit dringen sie wol, aber in ihrer eigenen Republik stellten sie bisjetzt nur das Bild der zügellosesten Anarchie und eines halbtollen polnischen Reichstags dar. **Hermann Marggraff.**

Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit.

Die Apostelgeschichte des Geistes. Vom Verfasser des Evangeliums der Natur. Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes in der Menschheit. Zwei Bände. Neustadt a. d. Haardt, Gottschick. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Den edelsten Hochgenuß gewährt uns ein Rückblick auf den großartigen Entwickelungsgang des Geistes im Menschenleben. Wir folgen der Verwirklichung des logischen Denkens, wie es sich in allen Zweigen des Wissens, der Künste und im socialen Leben seit Jahrtausenden kund gegeben hat; wir erblicken einen fortwährenden Steigerungsproceß zu immer höherer Klarheit, tieferer Erkenntniß und evidenter Wahrheit, aus der uns eine erhabenere Weltanschauung als beseligendes Resultat hervorgeht. Ein Buch, das uns diesen belehrenden Ueberblick gewährt, muß stets eine höchst erfreuliche Gabe sein und hat für uns um so größern Werth, je mehr es in edler Begeisterung den Ideenproceß der Weltgeschichte vorführt, die großen Geistesthaten der heroischen Denker in tief ergreifender Sprache schildert und in uns die felsenfeste Ueberzeugung hervorruft: daß die Menschheit im Verlauf der Zeit durch immer höhere Stufen der Vollkommenheit in eine edlere Region des Geistes eintritt, in der das logische Denken als die alles beherrschende und gestaltende Macht regiert und durch Weisheit und Tugend der heitere Friede mit beseligender Glückseligkeit erlangt wird. Wir dürfen uns glücklich schätzen, daß wir an der obengenannten „Apostelgeschichte des Geistes" ein Werk erhalten, das uns in gedrängter Kürze durch den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes im Erdenleben führt, in der feurigsten Begeisterung alle edeln Thaten schildert, die Verwirklichung der Ideen nachweist, den großen Bildungs- und Gedankenproceß verfolgt, wie er Künste, Wissenschaften und alle Erfindungen erzeugt und sich die gewaltigsten Naturkräfte dienstbar macht, um sie zu höhern Zwecken verwenden zu können.

Der Verfasser gibt durch seine „Apostelgeschichte des Geistes" eine Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes in der Menschheit von ihren Uranfängen bis zur Gegenwart. Denn das Ewige und Göttliche kann keinen passendern Apostel finden, als den menschlichen Geist selbst, der es in der Weltgeschichte so großartig als herrlich offenbart. Das Dasein jedes einzelnen Menschen ist ja mit seinem ganzen Geschlechte verwebt. Sind nun unsere Begriffe über unsere Bestimmung und die Bestimmung der Menschheit unklar oder gar unrichtig und verkehrt, wie können wir dann unserer Lebensaufgabe nachkommen? Zum Besten der Gesammtmenschheit kann außerdem niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll. Dies aber lernen wir gerade am deutlichsten, wenn sich das gewaltige Bild vor unsern Augen entrollt, welches uns die Entwickelungsgeschichte der Menschheit mit einfachen, aber markigen Zügen darstellt. Hier handelt es sich ja nicht um ein einzelnes flüchtiges Menschendasein, hier liegt die Erziehung einer Weltbevölkerung vor uns aufgeschlagen, deren Lebensperioden Jahrtausende sind. Alles trägt hier den Stempel des Gewaltigen, Erhabenen, Ewigen! Wir sehen nicht nur, nein, wir fühlen auch, wie uns die Ueberzeugung mit göttlicher Allgewalt aufgenöthigt wird: die allseitige Entwickelung des Geistes, seine unbedingte Hingabe an das Gute, Wahre und Edle, seine Verklärung in vollendeter Schönheit; dies ist die Bestimmung jedes einzelnen Menschen und der Menschheit überhaupt. Zu diesem Bewußtsein soll die „Apostelgeschichte des Geistes" die Leser führen.

Wo aber beginnt nun die Geschichte der Menschheit? Wo alle Erkenntniß beginnt, mit dem Bewußtsein ihrer selbst. In seinen Uranfängen befand sich das Menschengeschlecht unstreitig viele Jahrtausende lang in einem rein thierischen Zustande. Dies will der Verfasser um so bestimmter annehmen, als wir noch heute im Innern Australiens und den Urwäldern Amerikas Völkerschaften antreffen, die selbst jetzt noch kaum von den Thieren zu unterscheiden sind. Es sind dies die Neuholländer, die Indios da matto, die Pescherähs und namentlich auch die Buschmänner. Nachdem der Verfasser diese Menschen in ihrer thierischen Wildheit geschildert hat, sagt er: „Daß die ganze Menschheit einst vor vielen, vielen Tausenden von Jahren aus einem solchen oder doch ähnlichen Zustande sich herausentwickeln mußte, ist wol als gewiß anzusehen, nur daß diejenigen Rassen, die a priori mehr Bildungsfähigkeit durch den glücklichern und vollendetern Bau ihres Schädels und Gehirns hatten, sich rascher entwickelten als jene, die auch durch ihren körperlichen Bau dem Thiere so nahe standen, wie die Pflanzenthiere den Pflanzen." Hiermit ist aber nicht gesagt, daß das Menschengeschlecht aus dem Thiere hervorgegangen oder aus dem Affengeschlechte stamme. Dies widerlegt er entschieden, indem er den anatomischen Bau der Menschen und Thiere darlegt und die totale Verschiedenheit der Organe nachweist, wodurch es ganz unmöglich sei, daß sich jemals ein Affe zum Menschen emporzupotenziren vermochte. Mit der Sprachfähigkeit mußten auch die ersten Menschen begabt sein; eine Sprache zu besitzen konnte nur das Resultat hundert-, vielleicht tausendjähriger Entwickelung, Anstrengung, Uebung und Arbeit sein. In jener Zeit kann von keiner Geschichte die Rede sein; erst nachdem die Sprache entstanden war, erzählte der Vater dem Sohne Begebenheiten, die sich sodann von Geschlecht zu Geschlecht als Sage fortpflanzten. Karten und Zeichen wurden zuerst als besondere Merkmale erfunden, woraus die Hieroglyphen, Runen und endlich die Buchstabenschrift entstanden. Als aber das Gedankenleben sich reicher entfaltete, konnten die Hieroglyphen nicht mehr genügen; die Nothwendigkeit trieb die Menschen zur Erfindung einzelner Lautzeichen und es entstand unsere Buchstabenschrift, womit die Gedanken und Sagen niedergeschrieben wurden, aus denen sich schon sehr früh das Epos entwickelte

Nach dieser Darlegung weist der Verfasser nach, wie die Naturnothwendigkeit die Menschen zur Erfindung der Baukunst führte. Die ersten Wohnungen waren unstreitig Höhlen, Erdlöcher, Schutzdächer aus Zweigen oder Hütten aus Baumstämmen. Aber aus dem stützenden Baumstamm ward mit der Zeit die schlanke Säule. Die Reste der Zweige und Blätter, die an seinem Knaufe blieben, wandelten sich in Kapitäle mit reichen Verzierungen von Laubwerk u. s. w. Nach diesen Andeutungen der Uranfänge geht er über zur Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes bis auf unsere Zeit und bemerkt noch zuvor: „Wir werden dabei mit hohem Interesse und Staunen sehen, daß die Geschichte und Entwickelung der verschiedenen Völker beweist, daß jedes einzelne Volk zum Träger irgendeiner großen dem allgemeinen Geistesleben nöthigen Idee bestimmt war und ist!" Als Grundidee des ganzen Menschheitsdaseins aber bezeichnet der Verfasser die Idee der reinen Menschlichkeit! Dieser Drang sei der Urtrieb: alle Schranken zwischen Mensch und Mensch niederzureißen. Diese Idee verkörpere sich aber überall und bei allen Nationen, je nach Bildungsfähigkeit, Klima und Natur des Landes, in der jedesmaligen Religionsanschauung, bis endlich das „reine Denken" der „absoluten Vernunft" die Krone reiche. Ein „Hymnus an das reine Denken" beschließt das Kapitel, das wie das ganze Buch mit auf den Gegenstand bezüglichen Gedichten, theils vom Autor selbst, theils auch von andern Dichtern durchflochten ist. Es sind zwar fast lauter bekannte Thatsachen, die uns der Verfasser erzählt, der Gelehrte kennt sie schon längst; aber dennoch erregen sie durch die begeisterungsvolle Darstellung das innigste Interesse der Gelehrten, wie der Laien. Doch gibt er auch neue Ansichten und zieht andere Folgerungen aus bekannten Thatsachen.

Als der Mensch zu weiterm Denken erwacht war, betrachtete er sich selbst und fand, daß in ihm etwas sei, verschieden von dem Leibe, aber auf das genaueste mit ihm verbunden, das Dasein dieses Etwas war ihm leicht entschieden, da seine Wirkungen so augenfällig sind, wenn auch sein Wesen ihm verborgen blieb. Er bemerkt in der Welt Schönheit, Ordnung und Regelmäßigkeit. Das Nachdenken hierüber führt ihn auf den Begriff eines Wesens, das die Welt durchdringt, wie das in ihm lebende Geistige seinen Körper. So kamen einzelne Völker, wie die Hebräer, auf den Glauben an einen Gott. Einige Völker nahmen auch andere Geistesrichtungen. Sie wurden überrascht von den gewaltigen Naturereignissen und machten die Erscheinungen selber zu Göttern. Die wohlthätige Macht der Wärme, die Wirkung des Feuers empfindend, beseelte der weise Parse das sichtbare Feuer mit dem unsichtbaren Mithras; aber das weniger gebildete Volk fiel im Misverstande vor dem glänzenden wohlthätigen Körper nieder, ihn als Gott anbetend. Anderwärts stellten Weltweise und Dichter die Lebensverhältnisse und Naturkräfte unter Bildern dar, die der große Haufe für die Sache selbst hielt und nun das Symbol für den Gott nahm, wie die Aegypter den Apis, den die Weisen als das Symbol der zeugenden und schaffenden Kraft der Natur aufstellten, und vor dem das noch rohe Volk als vor einem Gott anbetend niederfiel. Die Verehrung großer Menschen, welche durch Klugheit und Tapferkeit den Völkern Wohlthaten erwiesen, entstand auch um jene Zeit, sie wurden als Heroen oder auch wol als Götter gefeiert. Fischer, Jäger und Hirten vereinigten sich zu Gesellschaften, wodurch der Grund zu den ersten Staaten gelegt wurde, in denen der Aelteste als Fürst die Streitigkeiten schlichtete.

Dies sind des Verfassers Gedanken über die Kindheit der Menschen, wozu ihm die noch thierischen Völkerschaften Amerikas, Asiens und Australiens die Analogie gegeben; nach dieser Darstellung charakterisirt er die ältesten Völker Indiens u. s. w., von denen wir geschichtliche Nachrichten besitzen. Mit Staunen und Bewunderung betrachtet er ihre kolossalen Bauwerke, die in langen Zeiten geschaffen, in Zeiten, die schon längst für jedes sterbliche Ohr verklungen, für jedes menschliche Auge in der Nacht der Vergangenheit verschwunden sind, denn keine Geschichte und keine Sage berichtet uns von ihrer Existenz. In Zeiten, in welchen der menschliche Geist noch lange nicht zu den kühnen Gedanken herangereift war, aus künstlich zugehauenen und geordneten Steinmassen frei noch oben strebende Bauwerke zu errichten, versuchte er es unter den Indiern, seinen damals noch kindisch-religiösen Bedürfnissen dadurch einen Ausdruck zu geben, daß er die großartigen Höhlen und Grotten der Berge auf plumpe Weise zu düstern Tempeln erweiterte und herrichtete. Rohe Keulenschläge waren dabei wol die ersten künstlerischen Handgriffe; das Bedürfniß, seine Götter an bestimmten, schauerlich-erhabenen Orten in Gemeinschaft zu verehren, die Veranlassung. Als aber dem ersten Bedürfnisse genügt war, verlangte der allmählich erwachende Schönheitssinn auch eine entsprechende Verzierung und Ausschmückung jener ursprünglich so schauerlichen Höhlentempel. Man denke an Bombay, Salsette und Elephantine; dort stehen jene kolossalen, ewig denkwürdigen Ruinen, die seit ihrer Entdeckung die ganze civilisirte Welt mit vollem Recht in das größte Staunen versetzten. Die Zeit und das Volk, den Namen des Erbauers, selbst des Priestergeschlechts, das hier so Mächtiges hervorrufen konnte, nennt keine Geschichte. Selbst die sonst überall geschäftige Tradition schweigt darüber. Nur Steine sind es, die hier reden, aber eine bisjetzt unvernehmliche symbolische Sprache!

Nach dieser Schilderung bespricht er die Urgeschichte der Arier, das Kastenwesen und ihre Religion nebst der philosophischen Weltanschauung, auch die Lehren des Buddhismus würdigt er hinreichend. Der Buddhismus bezeichnet einen Riesenfortschritt, er gibt eine geläuterte Welt- und Gottesansicht und verdammt das geisttödtende Kastenwesen. Von den Indiern und Parsen schreitet der Verfasser zu den Assyrern; er verläßt die schön blühenden Fluren des Ganges und gelangt zu den Ruinen Ninives.

In schöner Dichterprosa erzählt der Autor Assyriens Geschichte: die Entstehung Ninives durch Ninus vor 4000 Jahren; seine Zerstörung durch Babylons König Nabopolassar, die Wiederauffindung und Ausgrabung der Stadt durch Layard und Botta; er schildert ihre Kunstwerke, die geflügelten Löwen mit Menschenköpfen, charakterisirt ihre Bauwerke und spricht von ihrer Keilschrift und deren Entzifferung durch Grotefend und Burnouf. Auch die großartige Stadt Babylon mit den hängenden Gärten der Semiramis schildert er und gibt uns eine Skizze von der Religions- und Weltansicht der Babylonier. Dann bespricht er die Cultur der Phönizier, die Colonie des Kadmus vor 3350 Jahren und die andern Auswanderungen nach Afrika und Europa. Religion, Wissenschaft, Gewerbe und der blühende Handel der Phönizier werden geschildert und ihre kindisch gedachte Kosmogonie nach Sanchuniathon dargestellt. Das Resultat dieser Betrachtung spricht er in folgenden Worten aus: „Der Götterfunke des Geistes hatte sich also in religiöser Beziehung weder bei den Phöniziern, noch bei den Babyloniern, Assyrern und den stammverwandten Völkern viel entwickelt. Sie standen hier, sowie überhaupt in Kunst, Wissenschaft, Staatsverfassung u. s. w. noch ganz auf der Stufe der Kindheit; und nur was manche Gewerbe, technische Geschicklichkeiten, Handarbeiten und niedere Künste betrifft, zeigt die Entwickelung des Geistes ein langsames Vorwärtsschreiten."

Von den Babyloniern und Phöniziern wandert er zu dem Volke der Aegypter, als dem zweitältesten in der geschichtlichen Entwickelung unsers Geschlechts. „Auch bei diesem Volke (sagt er) finden wir den schlagendsten Beweis seines hohen Alters vor allen Dingen in den riesigen Bauwerken, die es der staunenden Nachwelt hinterlassen; in jenen gigantischen Pyramiden, Sphinxen, Obelisken und Tempeln, über deren halbverwitterte Häupter und Zinnen vielleicht mehr denn zehn Jahrtausende dahinbrausten!" Der Verfasser schildert sodann die ältesten Baudenkmale und die alten Hauptstädte Aegyptens wie Theben, Memphis und Heliopolis, die Tempel von Luxor und Karnak und den Palast von Karnak, die Obelisken Rhamses' II. und III., die Memnonssäulen, das Feld der Kolosse, die Königsgräber von Theben, die Pyramiden von Ghiza, die Sphinxe und Städte

Kampus, Pelusium und Sais. Dann charakterisirt er die Staatsverfassung mit ihrem Kastenwesen und die ägyptische Religionsanschauung, letztere sehr speciell. Auch die Mumien und das Einbalsamiren behandelt er und beschreibt die Hieroglyphen auf und an den Mumiensärgen. Sehr schön und interessant sind die Schilderungen des Gräberreichs, der Hüter der Unterwelt und des Leichnams im Grabe; er beschreibt das Todtenopfer, die fürsprechenden Gottheiten, die Todtentaufe, die Gerichtswage, die Einführung der Seele vor den Thron der Isis und ihren Genuß im Besitz der höchsten Seligkeit. Zu diesen Beschreibungen sind die Bilder mit abgedruckt, die man auf den ägyptischen Särgen und andern Denkmalen findet. Die Notizen über die ägyptische Schrift sind zwar kurz, aber klar verständlich und geben dem Nichtgelehrten einen Begriff davon. Nach dieser Darstellung bespricht er die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion und schildert noch die Gewerbe der Aegypter als: Weberei, Vergoldung, Glasbereitung, gefärbtes Glas, unechte Edelsteine, Porzellan, Emaille; auch die Künste und Wissenschaften charakterisirt er näher, er betrachtet die Bildhauerkunst, Malerei, Medicin, Chemie und die Naturwissenschaften im allgemeinen; der Baukunst widmet er bei den Pyramiden die ausführlichste Besprechung.

Nachdem er die Priesterherrschaft speciell geschildert hat, sagt er am Schluß: „So waren also die Priester die Seele des Staats, so waren sie zu gleicher Zeit Staatsräthe und Richter, Repräsentanten der Wissenschaft und Diener der Religion. Hier also, wie bei den alten Indiern, Priesterdespotismus auf der einen Seite, unnatürliche Verkrüppelung der Volksentwickelung auf der andern! Aber hier, wie auch bei den Indiern, der ganz gleiche Erfolg: ein herrlicher, großartiger Ansatz zu geistiger Entwickelung, ein für jene Zeiten gewaltiger Aufschwung der Cultur; aber auch ein plötzliches Abbrechen derselben, ein durch die priesterlichen und Kasteninstitutionen herbeigeführtes Stillstehen für ewig! Es ist der Fluch des Festhaltens an dem Ueberlieferten, den hier die Geschichte mit Donnerworten verkündet, verkündet in dem Untergange zweier großer, mächtiger, zu schöner Zukunft berechtigter Völker."

Mit diesen Betrachtungen endet der Autor seine Charakteristik Aegyptens und widmet hierauf dem jüdischen Volke, das schon in der frühesten Zeit der Träger einer reinern Gottesanschauung war, einige Seiten. „Moses selbst", sagt er, „kann in der That eine herrliche Offenbarung des göttlichen Geistes in der Menschheit genannt werden." Die Theokratie, der Pentateuch, die Thora, Juda der Heilige, Mischnah und Gemara nebst dem Talmud werden kurz besprochen. Was aber eine Hauptsache ist und für jene Zeit als ein wichtiger Fortschritt in der Entwickelung des menschlichen Geistes angesehen werden muß, ist das Princip der allgemeinen nationalen Einheit, welches das Mosaische Gesetz athmet. Indem sich Moses im Namen und Auftrage Jehovah's an das gesammte Volk wendet, allen gleiche Rechte einräumt und gleiche Grundpflichten auflegt, verkündigt er das Princip der politischen Gleichheit. Er bricht das Joch des indischen und ägyptischen Kastenwesens und streift es mit kühner Hand ab, obgleich er selbst in und von der privilegirten Priesterkaste Aegyptens erzogen worden ist. Hierauf schildert der Verfasser noch die jüdische Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei, Musik, Philosophie und Literatur, bespricht die Prophetenschulen, die Poesie und Geschichte, nebst Landbau, Gewerbe und Handel; sodann führt er uns in das Land der Chinesen.

Die chinesische Civilisation ist ohne Zweifel nach der indischen und ägyptischen die älteste. Sie steigt erweislich bis zu einer Zeit, in welcher die Japanesen noch völlig Wilde waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Urväter des chinesischen Volks von dem Gebirge Kulknu her, welches im Westen des nördlichen China liegt, in China eingewandert. Wann dies geschah, ist durchaus unbekannt. So viel ist indeß gewiß, daß die Chinesen nicht die ersten Ansiedler in diesem Lande waren, sondern es schon von einem Volke bewohnt fanden, das von ihnen erst unterworfen und theilweise ausgerottet wurde und von welchem noch jetzt Ueberreste, die Miaoutse genannt, als Wilde in den Gebirgen des südlichen China leben. Der mittlere Theil des Landes China war es, wo zuerst die Voreltern der jetzigen Chinesen sich niederließen und eine Cultur zu entwickeln begannen. Die Zeit dieses ersten Anfangs der chinesischen Cultur ist ebenfalls durchaus nicht zu ermitteln, nur das steht über allem Zweifel, daß dieselbe uralt ist. Nach diesen Bemerkungen charakterisirt der Verfasser das chinesische Volk näher und spricht von der eigenthümlichen Abgeschlossenheit Chinas, von seinen Flüssen, den Sitten und Gebräuchen der Chinesen und von ihrem Mangel an Gemüth und Phantasie; er sagt, sie seien groß im Kleinen und klein im Großen. Die religiösen Ansichten, ihr Aberglaube, der Regendrache, ihre sonderbare Sorglichkeit für Kranke und Lebende, die Sitten bei Einladungen und ihre ungeheuern Mittagsmahlzeiten werden sehr speciell beschrieben. Ein anderes Kapitel bespricht ihre Staatsverfassung. Der Staat ist eine Maschine, eine große Polizeianstalt. Leben ist in einem solchen Staate nicht, und politische Entwickelung ist ein dem chinesischen Volke ganz und gar unbekannter Begriff. Sehr interessant, unterhaltend und belehrend ist das Kapitel über die chinesische Schrift, die an sich schon jede Volksentwickelung unmöglich macht, Sprache und Literatur.

Die Poesie der Chinesen findet der Verfasser sehr fad und geistlos; denn da, wo so ganz und gar Phantasie und Gemüth fehlen, wo jede selbständige freie Geistesregung nicht gehemmt, nein unmöglich ist, wo Begeisterung ein völlig fremder Begriff, da kann die Poesie auch nichts mehr als ein Kling-Klang, ein Versemachen, eine poetische Spielerei sein. Diese Ansicht begründet er damit, daß er 12 chinesische Gedichte abdrucken läßt und schließlich noch eine Charakteristik ihrer Schauspiele gibt. In einem besondern Kapitel wird die geistige Entwickelung der Chinesen in Kunst und Wissenschaft besprochen; mehrere musikalische Instrumente werden durch Abbildungen zur Anschauung gebracht. Malerei und Baukunst, die chinesische Mauer, die Kanäle und Tempel, Astronomie und Medicin erhalten ihre hinreichende Würdigung; aber der Schluß, das Resultat! — Essen, trinken, leben. „Das ist alles, was der Chinese will. Der Geist wird von außen gesetzmäßig unterdrückt, und das Fünkchen, was übrig bleibt, erstickt im Fett und Materialismus!" Nach einem Rückblick des Verfassers auf den durchwanderten Entwickelungsgang der kindlichen Menschheit, wie sie an der Hand der sorgsamen Mutter Natur gehen und essen gelernt, Städte und Staaten gegründet, Indiens kolossale Höhlentempel, Aegyptens Pyramiden und die chinesische Cultur gegründet hat, führt er uns nach Griechenland, wo der Götterfunke des Geistes in der Menschheit mächtiger auflodert und die edelsten Blüten in Kunst und Wissenschaft erzeugt.

Durch die Griechen ward der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten von Asien nach Europa verlegt. Durch sie wurden außerdem aber auch neue Formen des Daseins und eine neue Art von geistiger Entwickelung in der Menschheit hervorgerufen. Für das orientalische Wesen war mit dem Auftreten der griechischen Nation die Zeit abgelaufen; der orientalische Theil der Menschheit blieb stehen, während der abendländische voranschritt. Die Griechen gaben einen neuen Impuls zum Aufflammen des menschlichen Geistes und zwar mit einem so großen und bleibenden Erfolge, daß bis zur gegenwärtigen Stunde die Cultur der civilisirten Welt vorzugsweise und hauptsächlich auf Griechenland beruht. Sie haben zuerst die Kunst an und für sich und um ihrer selbst wegen gepflegt und dadurch der Menschheit ein neues Hauptmittel der Erhebung und Veredlung gegeben. Auch eine selbständige Philosophie haben sie zuerst gegründet und die Forderungen des denkenden Geistes von dem rein religiösen Bedürfniß geschieden. Die Griechen haben zuerst eine wahre Wissenschaft ins Leben gerufen, indem sie zuerst die geistige Forschung ebenso von der Willkür eines einzelnen Standes, wie von den Zwecken des äußern Lebens unabhängig machten; sie haben namentlich die beiden Wissenschaften der Mathematik und der Geschichte neu geschaffen. Ebenso haben sie das reichhaltig

Bildungselement, welches in der Sprache liegt, in einer ganz neuen Weise und im hohen Grade entwickelt. Die Griechen haben zuerst die Poesie zur lichtumflossenen Göttin erhoben und getragen von dem alles durchglühenden Sinn für Schönheit, selbst die ganze Natur durchgeistigt. Aber nicht nur neue und schönere Formen der Poesie schufen sie, sondern auch die Prosa wurde durch ihre Geschichtschreiber und Philosophen zur höchstmöglichen Vollendung emporgebildet.

So läßt denn auch der Autor keine Seite des griechischen Lebens unbeachtet; der gewaltige Durchbruch des Geistes mit den neuen Formen des Daseins, der Triumph der Idee des Schönen, der Sieg der Entwickelung des menschlichen Geistes in der nunmehrigen freiern Stellung der Frauen werden sehr speciell geschildert; ebenso die griechische Baukunst mit ihren verschiedenen Säulenordnungen, der Sieg des Schönen über das Massenhafte, des Idealen über das Thierisch-Menschliche, des Gedankens über den Stoff. Athen, die Akropolis, Themistokles, Perikles, das Parthenon, Phidias und seine Werke, Praxiteles, Skopas, Myron; der olympische Zeus, die Gruppe der Niobe und Laokoon werden sämmtlich in begeisterungsvollen Worten charakterisirt, die wichtigsten Werke abgebildet und mit Aussprüchen der Poesie gefeiert, überhaupt der Entwickelungsgang der Baukunst und Sculptur ausführlich dargelegt. Auch die griechische Mythologie erhält eine sorgfältige Darstellung.

In die höchste Begeisterung wird der Autor durch die griechische Poesie versetzt. Homer, der unvergängliche, eröffnet den Reigen. Hesiod, Anakreon, Sappho, Erinna, Pindar u. a. werden besprochen, ebenso die griechische Tragödie nebst den drei Sternen Aeschylus, Sophokles und Euripides; auch der Komiker und Spötter Aristophanes u. s. w. Dann charakterisirt er die griechischen Geschichtschreiber und Redner Dionysius von Milet, Hellanikos von Mitylene, Charon von Lampsakus, Herodot, Thucydides, Xenophon, Isokrates und Demosthenes. Der griechischen Philosophie widmet er aber nur einige Seiten; eine Darstellung jenes großartigen Entwickelungsgangs dieser Wissenschaft bringt er nicht, sondern nur skizzenhafte Andeutungen darüber; aber hier hätte er am treffendsten zeigen können, wie sich der menschliche Geist durch tiefes Denken von Sage und Aberglauben befreit und zum evidenten Wissen gelangt. Durch den dialektischen Ideenproceß, wie er mit Thales beginnt und in steigender Entwickelung mit dem tiefsten und größten Denker des Alterthums, Aristoteles, seine höchste logische Spitze erreicht, hätte der Verfasser den Bildungsgang des Geistes in der antiken Welt viel tiefbedeutsamer und wissenschaftlicher darlegen können. Er hat es nicht gethan, daher bleibt eine wesentliche Lücke in seinem Werke. Thales, Pythagoras, Xenophanes, Leukippos, Sokrates, Plato und Aristoteles werden kurz erwähnt und dann Hippokrates mit der griechischen Medicin besprochen. Eine längere Betrachtung erhält die griechische Musik mit ihren Tonarten und die Malerei nebst den Meistern Polygnotus, Apelles u. a. Hierauf charakterisirt er die Entwickelung des menschlichen Geistes in der griechischen Staatsverfassung, das Durchbrechen der alten Formen, den Sieg der Freiheit und Selbständigkeit jedes einzelnen, die Republiken, den athenischen Freistaat; aber auch bei allen höchst wichtigen Angelegenheiten verfährt er allzu skizzenhaft kurz.

Von Griechenland richtet sich der Blick auf Rom, das einst so groß und herrlich war, dann so furchtbar wurde und endlich so allmählich stürzte. Der Verfasser führt die grandiose Herrlichkeit Roms an unserm Geiste vorüber, zeigt uns seine geistige Entwickelung als eine Blüte griechischer Cultur, schildert uns seine Kriege und Politik, seine Baukunst an den Tempeln, Theatern, Bädern und widmet ganz besonders dem Tempel des Jupiter Capitolinus, dem Pantheon, Coliseum, Amphitheater, dem Circus maximus, den Basiliken, öffentlichen Bädern, Triumphbögen, Säulen, Wasserleitungen und Straßen ausführliche Betrachtungen. Ebenso werden die römische Bildhauerkunst, Malerei und andere technische Kunstleistungen charakterisirt und der Untergang Pompeji's und dessen neuere Auffindung und Ausgrabung besprochen. Dann erhalten wir eine Schilderung der römischen Literatur und Sprache. Cicero und seine Beredsamkeit, die Kunstpoesie, Plautus, Terentius, Lucretius, Catullus, Tibull, Horaz, Virgil, Ovid, Juvenal und Seneca werden besprochen, auch die beiden Plinius und die Naturwissenschaften. Dann passiren die römischen Geschichtschreiber Nevue, Cornelius Nepos, Tranquilius, Curtius Rufus, Julius Cäsar, Cajus Cornelius Tacitus. Auch des Mediciners Celsus wird gedacht. Nach den poetischen Producten werden die römische Rechtsgelehrsamkeit, Krieg und Ackerbau besprochen und dann noch ein Rückblick über den bisherigen Entwickelungsgang des menschlichen Geistes gethan.

Wie der Geist in der Menschheit seine Aufgabe bis zum Untergange des Römerreichs gelöst, haben wir nun gesehen. Vom rein thierischen Zustande erhob sich die Menschheit allmählich durch Jahrtausende und Jahrtausende hindurch, bis zu den ersten Ansätzen zu einem geordneten Volksleben. Von der strengen, finstern Vormundschaft indischen und ägyptischen Priesterthums zu der freien selbständigen Entwickelung in Griechenlands blühender athenischer Republik; von dem beschränkten Begriffswesen chinesischer Automaten zu der philosophischen Höhe eines Sokrates und Plato! Und in der Kunst! Welch ein ungeheuerer Weg von der aus Baumstämmen roh zusammengefügten Hütte der Urmenschen bis zu den herrlichen, erhabenen Tempeln Griechenlands! Von den finstern schwerfälligen Höhlentempeln der alten Indier zu Ellora und Elephantine bis zu den Schöpfungen eines Phidias auf der Akropolis! Von den gewaltigen, ungeheuern, aber nur durch Massenhaftigkeit wirkenden Pyramiden Aegyptens bis zu den reizenden, schlanken Säulenreihen der Jonier! Welch ein Weg von den schauerlich plumpen und monströsen Götzen des grauen Alterthums bis zu einem Laokoon, einer Niobe, einem Apoll von Belvedere! Von den steifen grellfarbigen Hieroglyphen bis zu den Schöpfungen eines Apelles! Welch ein Weg der Entwickelung von den thierischen Lauten der Sprache eines Urvolks bis zu der hinreißenden Beredsamkeit eines Demosthenes und Cicero! Von den ersten Versuchen staatlicher Bildung bis zu dem Riesengebäude römischer Weltherrschaft! Welch ein Weg der Entwickelung in sittlicher Beziehung von der thierischen Roheit der ersten Völker — gleich den Indios da Matto, den Pescherähs, den Neuholländern — bis zu den fein gebildeten Griechen und Römern! Von der Mishandlung der Weiber als Sklaven und Lastthiere bis zu einer Sappho und freien Bürgerin Roms! Und doch! sollte denn nicht jetzt erst den Völkern ein neuer Morgen anbrechen? Ist das alles, was wir gesehen, nicht erst das Erklimmen einer Vorstufe noch bei weitem höherer Entwickelung? So ringt und kämpft und strebt die Menschheit fort und fort, und der göttliche Geist, der in ihr wohnt, tritt immer schöner, lichter und herrlicher hervor, sich selbst erkennend in dem großen unermeßlichen Strom; sich selbst bewußt wiederfindend in jedem Einzelwesen wie im großen ungeheuern Ganzen! Das ist „die Apostelgeschichte des Geistes"!

Von Rom führt uns der Autor über das Weltmeer nach Amerika und schildert uns die Mexicaner und Peruaner, ihre Abstammung, ihren Charakter, Mexico zu Cortez' Zeiten, die Teokalli, die Pyramiden der Mexicaner und ihre Königspaläste. Er spricht von dem großen Tempel des Huitzilopochtli und den Menschenopfern in demselben, charakterisirt die Gräber der Mexicaner und ihre Industrie und Kunst, die Baudenkmale und die große Stadt Tezcuco als das Memphis Amerikas, die Ruinen von Palenque; auch die Kosmogonie der Mexicaner, ihre Götter, Feste, religiösen Gebräuche, Religionsanschauung und die frühere Cultur der Peruaner werden uns im Geiste vorgeführt; dann schreitet der Verfasser zur Charakterisirung des größten Ereignisses in der Weltgeschichte, zum Christenthum.

Wie wir in der Herrlichkeit der Naturschauspiele, in dem Genusse der Schöpfungen des Geistes, in der Poesie und darstellenden Kunst uns zu höherer Begeisterung, zu Ahnungen des Unendlichen hingerissen fühlen, so begegnen uns auch in der Geschichte der Menschheit Ereignisse, bei welchen wir das Walten eines ewigen göttlichen Geistes in dem Aufschwunge eines neuen

intellectuellen Lebens und Gestaltens empfinden. Dieses geheimnißvolle Walten des ewigen göttlichen Geistes in der Menschheit tritt aber zumeist erst dann siegreich vor unsere Augen, wenn es in welterschütternden Begebenheiten sich kund gibt, obgleich es dem einzelnen und den Massen in dumpfer Ahnung stets gegenwärtig ist. Die heidnische Welt entfaltete wol noch vielen äußern Glanz, aber Freiheit, Religion und Sittlichkeit waren beinahe bis auf die letzten Spuren verloren. Da trat als schönste Blüte der bisherigen Culturentwickelung das Christenthum in die Welt. Durch Jahrtausende hatte die Menschheit nach einem befriedigenden Verhältnisse zu Gott gerungen. Das Herz, von diesem Widerspruche zerrissen, ergab sich entweder dunkler Schwärmerei, um sich zum Unerforschlichen zu erheben, und vergaß darüber seinen Beruf als Mensch und die vernünftigen Forderungen des Lebens, oder es ergab sich der Natur und schuf sich aus ihren wunderbaren Kräften seine Götter, Gebilde seiner Phantasie, und vergaß darüber das ewige Urwesen aller Dinge selbst. Aber die Menschheit mußte die Periode dieses Zwiespalts, die Periode dieses in jedem einzelnen der Millionen Herzen durchzukämpfenden Schmerzes durchleben, um für die höchste Anschauung des Göttlichen zugänglich und empfänglich zu werden. Ein Reich der Liebe, der Freiheit, der Rechtschaffenheit und der hülfreichen Verbrüderung des Menschengeschlechts mußte begründet werden. Die Hinweisung der Menschheit auf ein einiges göttliches Princip, welches allem Dasein zu Grunde liegt, mithin der Sieg der Vernunft über die Viel- und Abgötterei; die Herrschaft der Liebe über die Selbstsucht, demnach die Anbahnung eines dereinstigen Reichs der Humanität und Sittlichkeit und endlich das Aufpflanzen des Paniers der individuellen Freiheit, somit die Vernichtung der Sklaverei und die Erhebung des Weibes zu selbsteigener Freiheit und Würde: diese Lehren und Erfolge waren die Früchte des Christenthums. Wenn Jesus nur die eine neue Lehre verkündigt hätte, daß Gott die Liebe ist, so müßten von Jahrhundert zu Jahrhundert in aller Zukunft die Weisesten und Besten unsers Geschlechts sein Gedächtniß segnen. Aber der Geist der Gerechtigkeit und Liebe, der in Jesus von Nazareth lebte, verlor sich in der Menschheit wieder; Mönche werden Inhaber der Gelehrsamkeit; Denken und Forschen sind verboten und so versinkt die Menschheit infolge des misverstandenen falschen Christenthums in eine Geistesnacht, Roheit und Sittenlosigkeit, die alle Cultur auszulöschen droht. Und doch hat sich der Genius der Menschheit auch damals gerettet, gerettet und geflüchtet zu einem Volke, von dem man am wenigsten erwarten sollte, daß es das heilige Feuer wissenschaftlicher Bildung pflegen könne und pflegen werde. Und dieses Volk ist das Volk der Araber.

Der Verfasser charakterisirt uns dieses Volk, seine Abstammung, seine Sprache und sein eigenthümliches Land. Wir erhalten Belehrung über die Ismailiten, Jaktaniden, die Kaaba und über die Kuraïschiten. Die früheste religiöse Anschauung der Araber, die weitere Entwickelung derselben und das Auftreten Mohammed's, seine Lehren und die hohe Bedeutung derselben für den Bildungsgang der Menschheit, werden geschildert. Dann gibt der Autor einige Andeutungen über die arabische Sprache und Poesie, bespricht den Einfluß des Griechenthums, behandelt die Spottgedichte, Fabeln, Märchen und charakterisirt die spanisch-arabischen Dichterinnen, die Beredsamkeit, Geschichte, Rechtswissenschaft, Mathematik, Arzneikunde, Astronomie, Chemie, Philosophie, Musik und Baukunst mit der Alhambra und der Blüte der arabischen Culturentwickelung in dem maurischen Spanien. In dem den Arabern unterworfenen Spanien wurden die Astronomie, Philosophie und alle andern Wissenschaften mit Erfolg gepflegt und kamen von Spanien aus durch die Araber zu uns. So waren diese für lange Zeit und gerade als in dem übrigen Europa durch pfäffischen Druck die größte geistige Dunkelheit herrschte, die Träger der Cultur und nehmen somit in der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes eine höchst wichtige Stelle ein.

Von den blühenden Fluren Spaniens werden wir in die nordischen Eichenwälder zu den Skandinaviern, Germanen und Finnen versetzt. Mit einer trefflichen Betrachtung eröffnet der Verfasser dieses Kapitel. Ein tiefes gewaltiges Sehnen des menschlichen Herzens geht nach Glück! Dennoch ruht in der menschlichen Brust noch ein tieferes Bedürfniß. Und welches Bedürfniß wäre dies? Ein forschender Blick in unser Inneres soll es uns sagen. Wir haben etwas, worauf wir uns freuten und wofür wir Zeit, Mühe und Opfer aller Art aufboten, erreicht, und doch — es befriedigt uns nicht. Es ist doch nicht so schön, so lohnend als wir dachten. Ein noch höheres Ideal tritt vor unsere Seele! So liegt in der Seele jedes einzelnen der Trieb nach Vollkommenheit tief begründet; ein Trieb, aus dem das Streben nach immer höherer Entwickelung und Vollendung naturgemäß hervorgeht; ein Trieb, der in der anorganischen und organischen Natur im Individuum und im Bewußtsein der Völkermassen um so tiefer und fester begründet ist, als in seiner Verwirklichung eine Bedingung des Weltbestandes liegt. Es werden nun die nordischen Völker, ihre Abstammung, Sagen und Kosmogonie beschrieben; die Frigga, Thor, Balder, Frei, Tejr, Braga, Locke, Freya, Hertha, die Nornen, Walkyrien und der Aufenthalt der Götter in Walhalla geschildert. Dann charakterisirt der Verfasser die einzelnen Volksstämme, ihre Lebensart, Sitten und Gebräuche, Nahrung, Kleidung, Waffen, Tugenden und Laster, die Stellung der Frauen, Beleda, Ganna, Aurinia, die Staatsverfassung, Volksversammlungen, Herzoge, Heerbann und Gefolge. Es werden die ersten Spuren des erblichen Adels nachgewiesen und die freie Gerichtsbarkeit besprochen. Die Heerkönige und Seekönige der Skandinavier, Jarlo, Horsen, der Thing, Blutrache, Menschenopfer und Raubzüge erhalten ihre Darstellung; sodann die Runenschrift, Runenstäbe und die germanische und skandinavische Poesie nebst den Skalden und Barden. Die Edda und das Nibelungenlied als die höchste Schöpfung germanischer Poesie erhalten ihre Würdigung.

Ein weiteres Kapitel ist den Britanniern, Angelsachsen und Normannen gewidmet, zuvor wird aber die Christusidee noch einmal gewürdigt und einige Aussprüche Noack's citirt. Die Christusidee, die Grundidee der christlichen Religion, ist die messianische Idee, und deren ewiger Inhalt, die ewige Wahrheit des messianischen Evangeliums keine andere als der Zug der Geschichte nach der Zukunft, die Perfectibilität und die fortschreitende Entwickelung der Menschheit selbst. Nicht auf das gegebene Sein, sondern auf ein Höheres, das dasein soll, auf ein Werdendes, in Ewigkeit Fortschreitendes, also nach der Zukunft drängt alles hin. In der messianischen Idee und kraft derselben ist das Christenthum das Streben nach dem Ideale der Menschheit, das Aufopfern der Gegenwart für eine höhere, bessere Zukunft, der zukunftdürstende Vollendungstrieb des Geistes der Menschheit. Nach dieser philosophischen Erörterung werden die Ureinwohner Albions, Kymren, Gadhelen, Picten und Scoten geschildert; die ältesten Sagen und Lieder nebst Fingal, Oska und Ossian besprochen. Hierauf charakterisirt er die Angelsach sen und den Einfluß des Christenthums auf ihre geistige Ent wickelung und Bildung. Ackerbau, Klöster, Alcuin, Columba St.-Goar, St.-Gallus, Kilian, Emmeran, Winfried und Alfr der Große mit der Gründung der Flotte und Hebung des Han dels werden kurz aber gut geschildert; die Entdeckungsreisen un Athro und Wulstan erwähnt und die Verfassung des Staat nebst der Universität Oxford besprochen, aber auch die abermali Vernichtung der Cultur durch die Dänen und Normannen b klagt.

Von Albion wendet sich der Blick auf Gallien u dessen Urbewohner, die Herrschaft der Römer und Meroving das Christenthum unter diesen rohen und wilden Franken u der allmähliche Fortschritt zu mildern Sitten, bis mit K dem Großen für Gallien, Deutschland und für den ganzen N den eine neue Culturepoche beginnt. Deutschland und die De schen nebst dem Bekehrer Bonifacius werden geschildert und g besonders die Stellung der Frauen durch das Christenthum würdigt. Karl's des Großen Einfluß auf die Bildung sei

Völker, seine Gelehrten Alcuin, Paulus Diakonus, Peter von Pisa, Eginhard, Angilbert und Adelhard erhalten eine charakteristische Darstellung; dann wird die Baukunst, Malerei, Musik und Poesie der Deutschen ausführlich besprochen und ganz besonders der Stabreim oder die Alliteration kritisirt und einige Verse zur Veranschaulichung dieser Form gegeben. Der Verfasser sagt hierüber: „In unserer jetzigen Sprache hält es schwer, von dem imponirenden Eindrucke dieses alten Versmaßes selbst nur einen ungefähren Begriff zu geben, da wir die Stärke der Organe gar nicht mehr besitzen, einzelne Buchstaben so hervorstechend auszusprechen, woher es denn kommt, daß manche Versuche der Neuern, zu der Alliteration zurückzukehren, eher einen entgegengesetzten Eindruck machen als den der Erhabenheit.“

Nach der Betrachtung über die germanische Poesie werden die Erfindungen, die Staatseinrichtung und staatliche Entwickelung unter Kaiser Karl besprochen, das Verhältniß der Pfalzgrafen, Markgrafen, Gaugrafen, Sendgrafen, die Nationalversammlungen und Schöppengerichte charakterisirt und das Streben des germanischen Geistes nach Gestaltung bürgerlicher und staatlicher Verhältnisse dargelegt.

Ein interessantes und belehrendes Kapitel erhalten wir an der „Geschichte der geistigen Entwickelung der abendländischen Völker innerhalb der christlichen Kirche“. Jesus Christus hatte seine Kirche auf geistige Freiheit und Sittlichkeit unabhängig von allen positiven Dogmen, gegründet, und ihr zugleich das Princip der Gleichheit aller Menschen — im Verhältniß zu Gott und in Beziehung auf die Religion — zu Grunde gelegt. Die ersten Jahrhunderte hielten an diesen Grundsätzen fest. Aber die zur Herrschaft gelangende Hierarchie verwandelte sehr bald das Christenthum in ein Gewebe von Dogmenstreitigkeiten und legte auf das äußere Ceremoniell die höchste Wichtigkeit, obgleich Christus gegen Tempeldienst und Ceremonialzwang eifrig gepredigt hatte. Konstantin hatte Hof und Priesterschaft mit einem orientalischen Pompe und einem feierlich-steifen Ceremoniell umgeben; die reichen Gaben an die Priester vermehrten ihren Ueberfluß an weltlichen Gütern, und da die zahlreichen Bischöfe und andern Geistlichen sich nur in spitzfindigen Streitigkeiten ergingen, so hatte dieses Thun nur Zwietracht, Haß und Laster aller Art im Gefolge, während sich die Priesterschaft von Tag zu Tag immer mehr Herrscherrechte anmaßte. Nach der Schilderung der Hierarchie und dem Umsichgreifen der lasterhaften Geistlichen, werden die Lehren der Gnostiker, Manichäer, Kirchenväter, Arianer u. s. w. in gedrängter Kürze dargestellt, sodaß wir eine Skizze der Kirchengeschichte bekommen. Dann wird das Entstehen der Klöster nebst ihren guten und bösen Seiten beschrieben. Statt bemüht zu sein, den Menschengeist in seiner Entwickelung immer mehr und mehr von Irrthümern frei zu machen, und, nach den Lehren des großen Rabbi ihn der geistigen Anschauung Gottes und somit der sittlichen Selbständigkeit und Erhebung über Wahn und Irrglauben näher zu führen, bemühten sich die Priester, die Menschheit erst recht in Geistesfesseln zu schlagen und unter das Joch eines Aberglaubens zu beugen, der crasser und erniedrigender war, als ihn je der Cultus eines Volks aufzuweisen hatte.

Nach der Darlegung des Bildungsprocesses in den ersten Jahrhunderten des Christenthums schildert der Autor die geistige Entwickelung der abendländischen Völker im Mittelalter. Die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse in Deutschland, Städtewesen und Kreuzzüge als Ursachen einer neuen geistigen Entfaltung bei den gallischen und germanischen Völkerstämmen werden trefflich charakterisirt. Mit Hülfe der Kreuzzüge hofften die Päpste, die bereits eine Weltherrschaft über die Geister gewonnen, neue, unermeßliche Gewalt zu erringen, neue Herrschaft zu begründen, Europas Throne völlig in den Staub zu treten, die Völker der Erde gleich Sklaven an Petri Stuhl zu ketten — und siehe da, von allem dem geschah das Gegentheil! Verschleiert arbeitete jener Weltengeist an der Weltgeschichte, geheimnißvoll schritt die geistige Entwickelung der germanischen Völker ihren Weg! Aus einem sinnlichen Glauben entwickelt sich Sinn für Kunst und Poesie; religiöse Schwärmerei begeistert den ganzen Occident für eine großartige heldenmüthige Idee und rüttelt das träumende Europa aus seinem Schlaf zur kräftigen That. Der Bürgerstand erstarkt, und mit seiner Blüte bricht dem Völkerleben ein neuer, schöner Morgen an, der bald zum hellen Tage wird. Als die Städte erstarkten, ihre Gemeinwesen wie Oasen zwischen weiten Oedungen hervorragten und die bürgerlichen Gewerbe zu Ehren kamen, da fand die Literatur auch wieder ihre eigenen natürlichen Wege, blühten die Stadtschulen auf und erhoben sich an den deutschen Universitäten Pflanzschulen der Gelehrsamkeit, Mittelpunkte für den spätern Wiederaufschwung der Literatur und Dichtung in den Händen der Bürger!

Hierauf schildert der Autor das Allodial- und Lehnswesen, das Bürgerthum und Städtewesen, den Einfluß des Aufblühens der Städte auf Handel und Gewerbe, Kunst, Wissenschaft und Landbau; er charakterisirt die Verwaltung, Zünfte, Gilden, Innungen, Städtebünde wie die Hansa, dann die Ordalien, gerichtlichen Zweikämpfe u. s. w. Wir erhalten einen Ueberblick über die Literatur und Poesie der Deutschen im Mittelalter; die Volksdichtungen, der Minnegesang, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Neidhart, Hartmann von der Aue, Konrad von Würzburg, der Meistergesang, Frauenlob, das „Narrenschiff“, der „Teurdank“, „Arthur“, „Tristan“, „Der heilige Gral“, „Titurel“ und „Parcival“, werden zwar auf nur wenigen Bogen besprochen, aber mit so wahren Zügen gegeben, daß wir ein treues Bild des geistigen Lebens jener Bildungsperiode erhalten. Auch die Baukunst des Mittelalters wird sehr ehrenvoll gewürdigt; der romanische Stil, die Basiliken, der gothische Stil und die Hauptdenkmale des gothischen Stils nebst dessen Verbreitung über England, Italien, Spanien, Portugal und die skandinavischen Länder werden besprochen und viele einzelne Werke ganz speciell beschrieben.

Auch den andern bildenden Künsten wird eine würdigende Betrachtung gewidmet und der romanische Stil in den Metallarbeiten geschildert, nämlich die Siegel, Prachtgeräthe und Schmuckarbeiten, Thorflügel, Elfenbeinschnitzwerke, Sculptur in Stein. Dann entwickelt sich uns ein Bild von der Malerei im Mittelalter; wir betrachten die Miniaturbilder, Wandmalerei, Tafelgemälde, Mosaik, Teppiche und Glasmalerei, bis sich der germanische Stil emporbildet und von den Malerschulen cultivirt wird, wobei Wurmser, Meister Wilhelm, Stephan, Heinrich von Duderstadt u. a. erwähnt werden. Dann wird die Entwickelung der Malerei in Italien, Toscana, Florenz, Siena und an andern Orten charakterisirt und daran manche treffliche Bemerkung geknüpft. Aber die Zeit der unumschränkten Herrschaft der speciell christlichen Idee neigt sich zu Ende und jene der vernünftigen Naturanschauung rückt allmählich heran. Die Reformation tritt als eine Großthat des deutschen Geistes und einer der wichtigsten Wendepunkte in der Culturgeschichte der Menschheit auf. So stehen wir denn in der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes in der Menschheit — in der Apostelgeschichte des Geistes — an den Pforten eines neuen Tags, an dem Vorabend eines zweiten Pfingstfestes!

Der Verfasser führt uns nun in die großartigen Ideenkämpfe der Reformationszeit ein und läßt die streitenden Heroen des denkenden Geistes an uns vorüberziehen. Wir gehen mit Luther nach Worms und kämpfen mit Ulrich von Hutten, verehren Sachsens edle Kurfürsten Friedrich den Weisen und Johann den Beständigen und bedauern die Verblendung des Kaisers Karl V. Mit der innigsten Theilnahme folgt der Verfasser den Schicksalen der edeln Helden, und in Betreff Hutten's bemerkt er unter anderm: „Blicke hin, Deutschland, nach dem Grabe dieses Edeln; er war einer deiner größten Söhne, der, als Dichter und Ritter mit dem Lorber geschmückt, 400 Kronen zurückwies, weil sie ihm Frankreich bot, und der sich dafür — für dich — verblutete!“ Dagegen führt der Verfasser von dem berüchtigten Papst Pius Alexander VI. (1492—1503) Folgendes an: „Als einst sein Sohn, Cäsar Borgia, der dem Vater an verruchter und unnatürlicher Liederlichkeit gleichkam, in einem

Spiele 100000 Goldgulden verloren hatte, tröstete ihn lachend der zärtliche Vater mit den Worten: «Was ist's denn; das sind doch nur der Deutschen Sünden!»" Nach der Darstellung der Reformation erhalten wir noch einen Ueberblick über die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse in Deutschland und den übrigen europäischen Staaten. Der Westfälische Friede mit seinen Folgen wird geschildert; auch das Kriegswesen, die stehenden Heere, das Postwesen, die Zeitungen, Hochschulen, der Handel, nebst Geschichte, Natur- und Völkerrecht besprochen. Descartes, Spinoza, Leibniz und ihre Lehren werden erwähnt, aber ohne tiefere Erörterung, sodaß es scheint, als sei der Verfasser in der Philosophie nicht ganz heimisch.

Von der Philosophie geht der Autor zur Belletristik, Komik und Satire über. Johann Fischart, die classische Gelehrsamkeit, Hans Sachs, das Thierepos, die Lehrfabel, Alberus und Burkhard Waldis, das evangelische Kirchenlied, Eulenspiegel, Lalenbuch, Faust, Fortunatus, die mystische Schule u. s. w., werden mit treffenden Bemerkungen charakterisirt. Nach der Darstellung des deutschen Geistlebens wendet sich der Verfasser zu der Literatur Spaniens, Portugals, Italiens, Englands und Frankreichs. Die großen Dichter jener Nationen, Villena und Santilana, Camoëns, Tasso, Cervantes, Lope de Vega, Spenser, Shakspeare und Milton ziehen mit ihren Werken an unserm Geiste vorüber. Dann wird die Baukunst jener Renaissance geschildert, der Dom zu Florenz, die Kirche S.-Lorenzo, der florentinische Palastbau u. a. Die großen Baumeister und Maler erhalten ihre Würdigung, Filippo Brunellesco, Benedetto da Majano, Bramante, Michel Angelo Buonarotti. Die großartige Peterskirche zu Rom wird besprochen, aber auch die Ausartung des Renaissancestils. Auch die germanische Renaissance, Spanien mit seiner Alhambra und Escurial, dann Frankreich mit seinen schönen Kirchen, St.-Eustache zu Paris u. a., Schloß Chambord u. s. w., die großen Meister Lescot, Delorme, Perrault, der Rococostil, überhaupt der ganze Bildungsgang in der Architektur geht an unsern Augen vorüber. Weitere Betrachtungen werden der fernern Entwickelung der Bildhauerei, Malerei, Kupferstecher- und Goldarbeiterkunst in Italien bis zur Entfaltung ihrer höchsten Blüte gewidmet. Dann wendet sich der Verfasser zur deutschen und flandrischen Malerei; Hubert und Johann van Eyck, die Oelmalerei, Lukas von Leyden, Johann von Calcar, die kölner Schule, de Bruyn, Johann von Mehlem erhalten Beachtung. Die Schulen zu Augsburg und Nürnberg, die Holbein, Albrecht Dürer, Lukas Cranach, Rubens, van Dyck, Rembrandt und Mengs, nebst der spanischen Schule und ihrem Hauptrepräsentanten Murillo, der französischen mit Poussin, Lesueur, Lebrun und der englischen mit Dobson, Gibson, Wright, Cooper, Reynolds und West, werden alle in wenigen charakteristischen Zügen geschildert. Von den objectiven Künsten schreiten wir wieder zu der rein subjectiven, der Musik.

Von hier an wird das Buch immer flüchtiger und skizzenhafter, weshalb wir uns auch auf eine nur kurze Inhaltsangabe der fernern Kapitel beschränken wollen. In der Baukunst der Neuzeit findet er ein Streben und Suchen nach neuen, dem Geiste der Zeit entsprechenden Formen. Schinkel's Thätigkeit und das berliner Museum werden geschildert, Ohlmüller, Klenze, Gärtner, Eisenlohr, Hübsch, Stüler und viele andere Baumeister der Gegenwart erwähnt. Dann wendet er sich zur neuern Malerei, David, Carstens, Wächter, Schick und Overbeck, die münchener, düsseldorfer Schule, Cornelius, Lessing, Becker, Achenbach, Schnorr, Schwind, Schraudolph und noch andere Maler sind genannt und die wichtigsten Werke charakterisirt. Er thut auch einen Blick nach Amerika zu Turnbull, hierauf führt er uns nach Frankreich: H. Vernet, David, Ingres, Paul Delaroche passiren vor uns Revue. Die Lithographie und Photographie mit Senefelder und Schäfer werden besprochen. Auch die Sculptur der Neuzeit mit den Meistern Schadow, Canova, Dannecker, Thorwaldsen, Rauch, Schwanthaler, Rietschel u. a. nebst den größten Monumenten der Gegenwart, wie die Bavaria, erhalten lobende Anerkennung. Hierauf wird die Musik der Neuzeit besprochen und die Tondichter Gluck, Lully, Rameau, Quinault, Haydn, Mozart, Beethoven charakterisirt. Dann bekommen wir wieder einen Ueberblick über deutsche Literatur. Unter den Franzosen werden Voltaire, Rousseau, Frau von Staël u. a. nebst ihren Tendenzen geschildert. Auch der spanischen, englischen und russischen wird ein Blick gewidmet. Juan de Valdey, Alvarez de Cienfuegos, Fernandez Moratin, Martinez de la Rosa werden skizzenhaft erwähnt, ebenso Walter Scott, Robert Burns, Lord Byron, Shelley, Thomas Moore, Fennimore Cooper, Washington Irving, Bulwer und Boz. Dann gelangen wir zur deutschen Philosophie, erhalten aber auch hier nur einige Andeutungen; eine Darstellung des Entwickelungsgangs der Philosophie seit Kant würde ganz in der Aufgabe des Werks gelegen haben, aber der Verfasser erwähnt nur Hegel, Schleiermacher, Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer. Von den beiden letztern sagt er, sie ständen auf der linken Seite der ewigen Weiterentwickelung und wirkten als geistige Vorkämpfer; genannte Männer haben aber das Christenthum mehr geschmäht, als in wissenschaftlicher Weise kritisirt. Besser ist schon des Verfassers Betrachtung über die Naturwissenschaften; die Astronomie, Geologie und Chemie nebst den darin gemachten Entdeckungen werden hererzählt und der Rechtswissenschaft, Industrie, dem Handel und Gewerbe einige Worte gewidmet. Schließlich wird noch das Zeitalter des Dampfes, der Eisenbahnen, Dampfschiffe, elektromagnetischen Telegraphen als heilbringend gepriesen.

Will man den Verfasser mit seiner Weltansicht in eine philosophische Kategorie stellen, so muß er unter die transcendentalen Pantheisten klassificirt werden; denn als transcendentalen Pantheismus muß man seine Weltanschauung bezeichnen. Der edle Wissensdurst, das feurige Denken und Ringen des Geistes nach tiefern Kenntnissen, das speculative Forschen nach unentdeckten Naturgesetzen mit dem rastlosen Suchen nach neuen Erfindungen: all dies ganze Ringen und Streben der Menschheit wird uns durch diesen Ueberblick auf den Entwickelungsgang des Geistes schön und klar geschildert, sodaß in den Lesern ein gleicher Wissensdrang und ein feuriges Streben nach Veredlung und Vervollkommnung entzündet wird.

Das mit Stahlstichen und Holzschnitten ausgestattete Werk, als dessen Verfasser der bekannte Schriftsteller Heribert Rau genannt wurde, ist zwar, als nicht auf wirklich neuen selbständigen Forschungen beruhend, im Grunde nur eine Compilation, aber eine Compilation edlerer Art, indem der Verfasser die Resultate früherer Forschungen zu einer geistigen Einheit, immer zum Höhern fortschreitend, zu entwickeln und miteinander zu verknüpfen wußte. 38.

Ernst Willkomm als Erzähler.

1. Am häuslichen Herd. Criminal- und Strandgeschichten von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Gotha, Opetz. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Mosaik. Ausgewählte Erzählungen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Moderne Sünden. Ein Roman von Ernst Willkomm. Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Verirrte Seelen. Ein Roman von Ernst Willkomm. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 5 Thlr.
5. Die Töchter des Vatican. Ein Roman von Ernst Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1860. 8. 4 Thlr.

Das sociale sowol wie das phantastische Element der meisten französischen Romane seit Eugène Sue und Alexandre Dumas hat eine gewaltige und immer noch nicht fest zu definirende Wirkung hervorgebracht und erneuert dieselbe fort und fort. Ich spreche nicht von jenem Einfluß, welchen die bezeichneten Werke auf die Lesewelt, man darf sagen beider Hemisphären, ausgeübt haben, sondern ich spreche heute nur von dem Einfluß, welchen sie auf gleichzeitige Autoren zu machen nicht verfehlt haben und noch alle Tage machen. Von vielen gleichzeitigen

Schriftstellern angefeindet und bekrittelt, durch Kritikasterei und andauerndes Ignoriren verhöhnt, hat doch das Blendende mancher jener französischen Productionen ein tieferes Eingehen auf dieselben veranlaßt. Ja noch mehr, der aufmerksame Beobachter hat hin und wieder in Werken anderer Autoren Spuren entdeckt, welche auf jene eben bezeichneten Werke als auf Vorbilder hinweisen. Selbst einer der selbständigsten Autoren der Gegenwart ist von dem socialen und phantastischen Elemente jener französischen Romane nicht unberührt geblieben; ich spreche von Bulwer, und erinnere nur an seine „Lucretia or the children of the night"; jeder einsichtsvolle Leser wird doch sagen, daß die Charaktere des Gabriel, des Winkeladvocaten, des blödsinnigen Straßenkehrers wol auch von Alexandre Dumas, gewiß aber von Eugène Sue könnten erfunden sein. Vielleicht thut man mit einer solchen Behauptung dem Genius des großen Briten unrecht; vielleicht liegen und lagen die Elemente zu solchen Charakteren in der socialen Atmosphäre unserer Zeit, und einer solchen kann selbst der Schriftsteller von heute sich nicht entziehen. Ich für meine Person halte Bulwer für viel zu stolz, als daß er wissentlich oder absichtlich etwas nachmachen sollte; als Mann ist er zu stolz, auch nur den Schein auf sich laden zu wollen, als habe er von einem Autor irgendetwas entlehnt; in dem Vorwort zu einem seiner Bücher sagt er, er sei zu einer Episode über einen Kehrbesen durch einen Gedanken des Alexandre Dumas gekommen: gewiß eine noble Offenheit, welche Anerkennung und Nachahmung erwecken sollte.

Indeß Referent wollte nicht von dem Einfluß der französischen Romanliteratur auf England sprechen, sondern heute sollte nur von Deutschland die Rede sein. Es ist nicht zu leugnen, daß, seit die genannten französischen Romane in Deutschland so viel gelesen sind, man auch unter deutschen Romanen viele findet, deren Verfasser das Große mit dem Ungeheuerlichen, das Ungewöhnliche mit dem Monströsen, das Erschütternde mit dem geradezu Abscheulichen, das Geniale mit der completen Misgeburt verwechselt. Vielleicht könnte jemand behaupten, in dem großen Concert tüchtiger schriftstellerischer Leistungen seien die bezeichneten Mistöne von geringer Tragweite, und dasjenige, was in sich selbst keine Kraft zum Existiren habe, könne auch keine Zeugungskraft entwickeln. Allein ich bin der Ansicht, daß man die Wirkung solcher schriftstellerischen Misgeburten nicht zu gering anschlagen dürfe. In unserer Zeit sind die Ansichten über Moral wie die über Schicklichkeit arg verwirrt; die Vorstellungen über Religion und Irreligion liegen in scharfen Grenzstreitigkeiten; die politischen Größen unsers Zeitalters scheuen sich so wenig eine exceptionelle Stellung einzunehmen und den Unterschied zwischen Recht und Recht, erlaubt und erlaubt, Verbrechen und Verbrechen auf eine so sinnverwirrende Art zu commentiren und zu exemplificiren, daß der rechte Kosmopolit gewiß redlich wünscht und kräftig strebt, daß wenigstens ein Gebiet unverletzt bleibe, wo nur das Rechte recht, das Gute gut, das Verbrechen Verbrechen, das Heilige heilig genannt wird. Dieses unverletzliche Gebiet, gegründet auf die unvernichtbaren Errungenschaften, auf das göttliche Recht und die göttliche Gewalt des schönen Menschengeistes, ist das Gebiet der Poesie. Dies Gebiet soll allezeit unverletzt und unentweiht bleiben, und ein jeder, der als Priester oder nur als Levit diesem Heiligthum dient, dem soll auf Herz und Stirn unauslöschbar geschrieben stehen: „Odi profanum!" Die Priesterschaft — um in dem Bilde zu bleiben — ist allerdings im gegenwärtigen Augenblicke nicht groß, unglaublich groß aber ist das Levitenthum; indeß nach meiner vielleicht etwas zu optmistischen Ansicht ist jeder Levit ein werdender Priester; doch das nur beiläufig; wie gesagt, der echte Kosmopolit, verbündet mit den echten Priestern der königlichen Kunst, soll wachen und wacht, daß dieses Gebiet rein erhalten werde, und dazu gehört ganz unleugbar gewiß, daß man Sorge trägt, jener Art von Darstellungen, die ich oben charakterisirte, diejenige Stelle anzuweisen, die ihnen gebührt.

Nun ist es gewiß im hohen Grade erfreulich, daß namentlich in Deutschland die Zahl derjenigen Autoren groß ist, die in ihren Schilderungen und Darstellungen, oder in den Vorwürfen zu ihren Dichtungen jene Achtung vor dem Heiligen, dem Wahren, dem Rechte und dem Schönen bekunden, welche die königliche Kunst der Poesie verlangt. Unter denjenigen Autoren, welche sich dem einfach Wahren, dem Natürlichen, dem Ungezierten, dem sinnigen deutschen Geiste treu erhalten haben, ist von uns mehrmals schon Ernst Willkomm genannt worden. Von dem, was ich in der Dorfgeschichtenliteratur Unwahres, Süßliches, Forcirtes finde, davon habe ich in Willkomm's Erzählungen keine Spur gefunden. In den obengenannten Strand- und Seeerzählungen bildet sich Wahrheit und Dichtung zu ungezwungenem Verein, und der Gedanke an die höchsten Güter des Lebens, die in der conventionellen Unnatur der Gegenwart so leicht verkannt werden, tritt in den meisten dieser Erzählungen mächtig belebend hervor. Der Ton der Erzählungen, die Ausdrucksweise, die Schreibart, alles das paßt vortrefflich zu dem Gegenstande selbst und hilft den angenehmen Eindruck des Ganzen vollenden. In dem Werke: „Am häuslichen Herd" (Nr. 1) fanden wir eine im wahren Sinne des Wortes erschütternde Erzählung, betitelt „Rivalen im Koog"; hier ist das Erschütternde nicht gesucht in ganz ungeheuerlichen Thaten, Auftritten und Verwirrungen, nicht in jener Bizarrerie der Charakterzeichnung, welche im Grunde nur Fratzenmalerei ist, nicht in Haarsträuben erregenden Unnatürlichkeiten und Scheußlichkeiten, sondern in jenem verhängnißvollen Conflict menschlicher Voraussicht und menschlichen Willens mit jener Wendung, welche eine höhere Geschickeslenkung der menschlichen Voraussicht und dem menschlichen Wollen und Thun in einzelnen Fällen gibt.

Eine andere, in ihrer Art gleichfalls sehr interessante und charakteristische Geschichte ist betitelt „Vorgesichte" und findet sich im zweiten Bande des Buchs „Am häuslichen Herd". Dagegen ist uns die Erzählung eines Wattenschiffers im zweiten Bande von „Mosaik" (Nr. 2) unbedeutend erschienen. Jetzt kommen wir zu einem wichtigen Momente in der Besprechung dieser Willkomm'schen Bücher. Nämlich in „Mosaik" und „Am häuslichen Herd" scheint der Verfasser von seinem eigenen Terrain, dem der Strand- und Seegeschichten, sich zu einem andern hinwenden zu wollen. In diesen beiden Büchern finden wir sogenannte Criminalgeschichten, wie der Verfasser selbst sie nennt, und diese Gegenstände scheinen den Autor in so hohem Grade zu fesseln, daß auch in den letzten drei oben angezeigten Romanen sich vorherrschend viel Criminalistisches findet. Nun hat aber diese Art von realistischen Erzählungen, wie Willkomm sie cultivirt, ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten für den Erzähler. Es sind nämlich diese Erzählungen ganz auf den Verstand gegründet und können sich also zunächst nur an den Verstand wenden: Phantasie, Gefühl, überhaupt Pathos jeder Art ist, wenn es auch nicht ausgeschlossen werden kann, doch erst in zweiter Linie wirksam, weil der Autor bei Schürzung des Knotens, beim Abstringiren desselben, im Fortschritt der Handlung, wie in der Lösung des Ganzen nur das im Auge haben muß, daß die Verstandesschärfe des Lesers vollkommen captivirt oder überzeugt wird, daß sich nirgends eine von der Verstandesseite her angreifbare Stelle findet, daß nirgends in dem Gewebe des Ganzen eine mit unsicherer Hand gearbeitete Stelle sichtbar wird. Nun wird man zwar mit Recht sagen, daß auch in denjenigen Erzählungen, die nicht blos für den Verstand geschrieben sind, dergleichen Mängel nicht vorkommen dürfen; indeß jedenfalls sind dieselben zum Beispiel in einer romantischen Erzählung von weniger Gewicht, weil eine solche eine mehr lockere Verbindung erlaubt und der Phantasie des Lesenden manches zu ergänzen überläßt. Ferner verfällt der Autor, der nur für den Verstand schreibt, mehr oder weniger gewiß in eine schlimme Einseitigkeit; nur auf verstandesmäßigem Wege bringt ein solcher Autor seine Gedanken zur Darstellung; seine Werke können also den Reichthum des Lebens nicht widerspiegeln und in einem mehr oder weniger idealen Bilde darstellen. Denn die erzählende Dichtung soll nicht blos Thatsachen, Facta, Ereignisse jeder beliebigen Art, jedes beliebigen Inhalts und

Werthes erzählen und das Vulgäre noch vulgarisiren helfen, sondern es ist die Aufgabe der Poesie, dasjenige, was auf dem Gebiet des Lebens, der Lebensereignisse, der Lebenserfahrung, des Gedankens zerstreut, oft weit zerstreut auseinander liegt, zu verbinden, zu vereinigen, als Ganzes zur Anschauung zu bringen, sodaß, was als Einzelnes dem Einzelnen vielleicht unbemerkt bleibt oder nur flüchtig erfaßt wird und schnell entschwebt, dann als Ganzes condensirt erscheint, damit es vielen erkennbar werde und das Leben bereichere und verschönere, entweder Goldkörner des Gedankens und der Weisheit ausstreuend, oder Samenkörner guter Entschließungen und Handlungen zur Reife bringend oder als Spiel der Phantasie den Blick aus beengender Gegenwart zur heitern Höhe des Erwünschten und Erstrebbaren lenkend.

Indem wir von dieser unbestreitbar richtigen Ansicht ausgehen, werden wir es allezeit bedauern, wenn begabte Autoren sich jener oben gekennzeichneten einseitigen Richtung zuwenden. Dies ist das Urtheil, welches wir im allgemeinen über Willkomm's drei letzte Romane fällen müssen.

Referent hat jedoch noch einige specielle Bemerkungen über dieselben hinzuzufügen. Zuerst sprechen wir über „Moderne Sünden" (Nr. 3). Vor mehreren Jahren schon schrieb Referent in d. Bl. einen Artikel mit der Ueberschrift: „Büchertitel"; aus den dort angeführten Gründen nenne ich solche Titel wie „Moderne Sünden" leichtfertig gewählt und misbillige sie; ein ernster Autor sollte den Schein vermeiden, als wolle er durchs Aushängeschild anlocken. Auf diesen genannten Roman wende ich jetzt an, was ich oben sagte, daß nämlich bei solchen rein verstandesmäßig zusammengestellten Erzählungen der Autor besonders pünktlich sein müsse im Einhalten der Linie des rationell, ich möchte lieber sagen des bürgerlich Möglichen; ist das nicht in jeder Beziehung streng geschehen, so wird das Ganze in seiner Art zu einer Nullität. Die vorgenannte Erzählung spielt in der Kaufmannswelt von heute. Ein emporgekommener Landkrämer, welcher ein Wechselgeschäft gegründet hat, wird von einem ganz ordinären jüdischen Wucherer benachrichtigt und vel quasi überzeugt, daß sein Buchhalter ein Dieb und Fälscher sei. Der vom Landkramer zum Grossisten avancirte Wechsler, theils aus Abneigung gegen Weitläufigkeiten, theils aus Menschenfreundlichkeit, untersucht den Fall nicht weiter, sondern erklärt seinem Buchhalter, von dessen Treue und Zuverlässigkeit er jahrelang Beweise hat, brevi manu, er halte ihn für einen Dieb und Fälscher und entläßt ihn. Der Buchhalter selbst ist in der That ganz unschuldig; aber statt daß derselbe nicht eher ruhen sollte, bis die falsche Beschuldigung, noch dazu die eines so miserabeln Juden, von ihm genommen ist, und müßte er auch alle Gerichte in der Provinz in Alarm setzen, statt dessen versichert er nur mit Worten seinem Principal, er sei unschuldig, nimmt den ihm von seinem Principal gemachten Vorschlag nach Amerika auszuwandern an, und geht in der That zur See, ohne von seinem Principal auch nur einmal eine Confrontation mit dem Juden und mit demjenigen Commis verlangt zu haben, welcher von dem Buchhalter angeblich als Bote in dieser Angelegenheit benutzt war; kurz, der Buchhalter verläßt Comptoir und Haus, nur die Hoffnung aussprechend, seine Unschuld werde noch einmal an den Tag kommen. Dieses Vorkommniß macht die Basis der Hauptverwickelung des Romans und die Lösung des Knotens wird durch dieses Vorkommniß motivirt; indeß da diese Basis vor dem einfachen Verstande als wenig haltbar erscheint, so ist damit der Glaube an die Realität des Ganzen gründlich erschüttert. Wenn dessenungeachtet der gewöhnliche Leser, für welchen das Kaufmannsleben von Interesse ist, diesen Roman liest, wie er jeden beliebigen andern auch lesen würde, so läßt doch der Name Willkomm vieles darin vermissen, was von demselben erwartet werden dürfte. Ein beliebter Schriftsteller sollte sich hüten, nicht zu viel und nicht zu leichte Waare auf den Markt zu schleudern.

Ich wende mich zu einem andern Roman Willkomm's: „Verirrte Seelen" (Nr. 4). Ueber den Titel dieses Buchs mache ich dieselbe Bemerkung wie über den des letzten, jedoch mit dem Zusatze, daß in dem vorliegenden Falle der Titel auch nicht einmal richtig gewählt ist, weil für die Art von Ehr- und Schamlosigkeit, von verbrecherischem Leben und Treiben, wie es in dem bezeichneten Werke geschildert wird, die Bezeichnung „Verirrung" viel zu matt ist. Wie Referent schon oben sagte, so darf es hier wiederholt werden, daß auch in diesem Buche sich Spuren von Ernst Willkomm's schönem Talent finden; aber für einen umfangreichen Roman in drei Theilen sind Spuren von Talent nicht genügend. Referent hat schon mehrmals die Behauptung ausgesprochen, daß der Roman ein Kunstwerk sein solle und als Kunstwerk beurtheilt werden müsse; aber der Verfasser der „Verirrten Seelen" scheint von vornherein darauf verzichtet zu haben ein Kunstwerk zu schaffen; er hat sich darin gefallen, Ungeheueres, Unnatürliches und alltäglich Gemeines miteinander abwechseln zu lassen: Betrug, Fälschung, Mord, ein Vater, der seine feigene Tochter verkauft, die „modern sündigende" Tochter eines halbverwilderten Försters, ferner ein abscheuliches Geschwisterpaar, eine unerhört gräßliche Ehe in der vornehmen Welt: das sind die Hauptingredienzien und Hauptpersönlichkeiten dieses Werks; der Gegenstand, um den es sich in dem Buche eigentlich handelt, erweckt zwar Spannung, aber deshalb kein höheres Interesse, weil keine höhere Idee in dem Buche vertreten ist, weil kein großer Charakter in seiner Verirrung geschildert ist.

Die gelungenen Partien des Buchs bilden die Staffage; ein hübsches Bild in dem Roman ist der Dombechant mit seiner Schwester; die Schilderung einer Bergpromenade, zu welcher sich mehrere Geistliche und der Stiftssyndikus mit dem Dombechanten vereinigen, ist ein vortreffliches Genrebild: da ist ganz Ernst Willkomm.

Wir kommen jetzt auf Willkomm's letzten Roman: „Die Töchter des Vatican" (Nr. 5). Dieses Werk hat durchweg einen Vorzug vor den zwei letztbesprochenen, nämlich den, daß darin ein bestimmter Landschaftscharakter hervortritt; nach meiner Ueberzeugung kann es keinen guten realistischen Roman geben, dem es an diesem Erforderniß fehlt. Ferner bin ich der Ansicht, daß der Verfasser selbst es empfunden hat, daß „Moderne Sünden" nur für einen beschränkten Leserkreis von Interesse sein können, und daß „Verirrte Seelen" als Ganzes von gar zu geringer Bedeutung sind; darum hat sich unser Autor von vornherein einen interessanten Gegenstand zum Vorwurf gewählt: nämlich jene Epoche im Leben und in der Regierung des Papstes Pius IX., wo die maßlose Begeisterung für diesen Kirchenfürsten zu verschwinden beginnt. Das damalige Leben und Treiben in Rom ist anschaulich und wahr geschildert; nichtsdestoweniger ist Referent der Ansicht, daß es den denkenden Leser verstimmen muß, Ereignisse von solcher Bedeutung, wie die erwähnten, zur Folie gemacht zu sehen für so wenig aufzeichnenswerthe Begebenheiten, wie dieses Buch sie bietet; es werden denn doch in der That gar zu unbedeutende Persönlichkeiten im Interesse, ich weiß nicht, muß ich sagen der Kirche oder hierarchischer Tendenzen verwendet, und erreicht wird durch alle diese geheimnißvollen Missionen blutwenig, in dem Romane nämlich. Ueberhaupt meine ich, ist der Kampf der Jesuiten in diesem Buche viel zu kleinlich aufgefaßt; Willkomm schildert die Jesuiten durchweg vom beschränkten lutherischen Standpunkt aus; als Dichter hätte Willkomm den großen Gedanken des Ignatius in seiner Prägnanz erfassen und den Heroismus, welchen die Nachfolger des Stifters entwickelt haben und entwickeln, für seine Zwecke nicht unverwendet lassen sollen. Eugène Sue war in dieser Beziehung trotz seines Materialismus mehr Poet.

Eine werthvolle Episode dieses Buchs bildet der vom Papst zum Ritter geschlagene jüdische Bankier Peregrinus Guttmann. Ich habe meines Vorlesers gute Stimme oftmals durch „das herzlichste Lachen übertönt beim Anhören dieser echt komischen Situationen und Reden; sollte nicht Willkomm, wenn sein Talent sich neue Bahnen sucht, auf dem Gebiete des komischen Romans Tüchtiges leisten können? Noch hätte Referent die Bemerkung hinzuzufügen, daß Willkomm in diesem letzten Roman wieder zurückgreift nach jener nordalbingischen Küsten- und Wasserwelt

in deren Schilderung er poeta laureatus ist; es werden nämlich die Bewohner eines Marschhofs auf eine einfach natürliche Art in diese Erzählung verflochten. Sollte sich darin vielleicht das Bewußtsein des Autors aussprechen, wo eigentlich der Boden seiner großen Thaten liegt? Indeß Referent weiß sehr wohl, daß die Bahnen des Talents elliptisch und die Bahnen des Genie incommensurabel sind; darum werden die Freunde von Willkomm's Muse ruhig erwarten sollen, auf welches Gebiet des Dichters Schwingen ihn und seine Freunde tragen werden.

10.

Aus dem londoner Flüchtlingsleben.

Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben. Von Johanna Kinkel. (Aus ihrem Nachlaß.) Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1860. 8. 3 Thlr.

Bei diesem posthumen Werk der genialen Dichterin und Künstlerin Johanna Kinkel, welche durch ihre vielseitigen Talente ebenso wol wie durch ihre tragischen Schicksale einen so eigenthümlichen Anspruch auf unser Interesse und unsere Sympathie gewonnen, hat die Kritik kaum eine andere Aufgabe, als das bereits abgegebene Verdict des lesenden Publikums zu bestätigen und zu begründen. Die Verfasserin, deren gereifte Lebensanschauung aus jeder Seite dieses Romans spricht, hatte die letzten beiden Jahre ihres Lebens mit besonderer Liebe dieser Arbeit gewidmet und eben (mit einer geringen Ausnahme) die letzte Hand an ihr Werk gelegt, als sie abberufen wurde. Ihr vorzeitiger Tod erscheint uns doppelt zu beklagen, wenn wir bei der Lectüre dieses ihres letzten Buchs einen neuen Beweis davon erhalten, mit welcher feinen Beobachtungs- und Darstellungsgabe sie das menschliche Leben in seinen weitesten Contouren aufzufassen verstand, und eine wie sichere und klare Psychologie ihr männlicher Geist sich zu eigen gemacht. Fast möchte man meinen, so würde Goethe geschrieben haben, wenn er uns in einem Roman das londoner Leben in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu schildern gehabt hätte; und tragen wir keinen Anstand zu sagen, daß „Hans Ibeles in London" alle deutschen Romane der jüngsten Vergangenheit bei weitem aufwiegt.

Ein eigenthümliches Interesse erhält die Erzählung natürlich dadurch, daß sie uns eine bisher noch nicht dargestellte Phase des deutschen Lebens im Auslande vorführt. Jede Welle, die seit 1848 an die englische Küste schlug, spülte irgendeine getäuschte Hoffnung oder ein beschämtes Selbstgefühl heran. Die Schiffbrüchigen vom Continent sanken entweder in den Flugsand, wo sie gleich ausgeworfenem Seegras verkamen, oder sie stießen sich an der harten Kieselschicht wund und zornig. Nur wenige erkletterten den Damm des Kreidefelsens, von dem aus man auf grünen Boden gelangt. Eine Zeit lang waren die Notabilitäten unter den Flüchtigen die Löwen der Gesellschaft, und höchst naiv verrieth die modische Welt, daß sie alles feiere, was Notabilität sei, gleichviel auf welcher Parteiseite es gestanden. Mit der größten Unschuld stellte die Dame des Hauses bei einem Gabelfrühstück irgendeinen vom Volke fortgejagten Minister der alten Zeit einem im nächsten Jahre von der Reaction verfolgten Socialisten vor, demselben der damals die Katzenmusik dirigirte, die jenen nämlichen Minister nach London trieb. Oder dem ***schen Gesandten wurde das Vergnügen zugemuthet, die Gemahlin eines Landsmannes zur Tafel zu führen, dessen Namen seine Regierung soeben daheim an den Galgen hatte schlagen lassen. Während in Deutschland die demokratischen Zeitungen den zuversichtlichen Glauben an den Sieg der Freiheit oben hielten, sah der nach London geworfene Flüchtling, wenn er irgendwelche Scharfsichtigkeit besaß, schon jede Hoffnung scheitern. Die englischen Blätter, ohnehin meist dem Fortschritt Deutschlands ungünstig, hatten nur Spott oder Schmähung für den gewaltsamen Aufstand, der 1849 das Frankfurter Parlament retten wollte. Seltsam contrastirte mit der in London herrschenden Ansicht der Dinge die Begeisterung jedes frisch vom Kampfplatz anlangenden Vertriebenen, der von vornherein die Ueberzeugung mitbrachte daß nur für einen kurzen Moment die Uebermacht gesiegt habe, daß aber das triumphirende deutsche Volk ihn über Nacht zurückrufen werde. Viele der Flüchtlinge stritten schon untereinander um die Stellung, die sie nach ihrem siegreichen Einzug in dem von allen Fürsten gesäuberten Vaterland einnehmen wollten, und schalten diejenigen, die vorläufig die Armuth von der eigenen Schwelle abzuwehren suchten, Abtrünnige und Laugewordene.

Der Schwerpunkt der ganzen Erzählung ist das Herz des Flüchtlings Johannes Ibeles, um welches sich die polnische Gräfin Blafoska und die Pseudomulattin Livia, eine nach der andern und nicht ohne Erfolg, streiten. Darum aber gruppiren sich eine Menge von Charakteren und Situationen. Wir sehen die verschiedenartigsten deutschen Elemente sich in der englischen Gesellschaft umhertreiben, und sich entweder darin zurecht finden oder davon ab- und ausgestoßen werden. Die Erzählung ist sehr fließend, spannend und an interessanten Incidentien reich. Allerdings muß man der Verfasserin recht geben, wenn sie sagt, daß es in London verhältnißmäßig leicht ist, solche Romane zu schreiben wie die, welche uns in Deutschland von der pikantesten Erfindung scheinen. Das ganze Leben dieser Stadt ist aus Romanstoffen gewoben, ihre Lokalitäten geben den Hintergrund für Schauergeschichte und Idyll, für Hof- und Staatsaction wie für Volksbühne, und an jedem Tag bringt die erste beste Zeitung Scenen aus dem öffentlichen Leben, die man nur ein bischen zu gruppiren braucht, und tragische und komische Episoden strömen einem in Fülle zu. Wer in einem Dorf in abgeschlossenen Verhältnissen die einfachste Novelle zu Stande bringt, der muß mehr eigenen Erfindungsgeist besitzen, um Gestalten zu beleben und Schicksale fortzuspinnen, als wer täglich hier in Westend und City die Welt der Leidenschaften sich um ihre Achse drehen sieht. Jeder Tag bringt unerhörte Thaten und Schicksale vor die Mitwissenschaft des ganzen Volks. Londons Zauberbann kann keiner entgehen; und ob man diese Stadt hassen oder lieben mag, keiner kann sich ableugnen, daß sie für das Eiserne im Menschengeiste der Magnet ist. Der Liebe zum Großen, ja zum Ungeheuerlichen opfert das Menschenherz zuletzt willig seine Behaglichkeit, um nur im Centrum der Welt klopfen zu dürfen. Aber obwol somit Stoff in Masse vorhanden, ist doch immer der künstlerische Odem nöthig, ihm Form und Leben zu geben.

Zu den Bildern der deutschen Persönlichkeiten, welche in diesem Romane auftreten, haben (wie sich das bei einem Romane überhaupt nicht wohl vermeiden läßt) wirklich existirende Individualitäten gesessen. Da haben wir den Musikus Hans Ibeles und seine Frau, die kräftige, stolze Dorothea; das Burgfräulein Hulda von Saintford, welche bei der Revolution in Dessan (statt Dessau lies Detmold) in einem weißen Morgengewande, das Haar im Winde flatternd, in der einen Hand einen Dolch, in der andern eine Gießkanne voll Wasser, herbeieilt, um den Brand zu löschen und am Kampfe theilzunehmen; welche später in London durchaus Vereine stiften und unter anderm die „genialen Sünderinnen" dadurch der Tugend zurückgewinnen will, daß sie sie in die Gesellschaft aufnimmt und mit schonendem Zartgefühl behandelt; ferner die etwas herbe, häßliche und unweibliche Gouvernante Meta Braun, welche sich wie ein Pelikan die Brust aufritzt, um mit ihrem Lebensblut den vom frühen Genuß des Luxus blasirten Kindern der Gräfin Blafoska das Lesen, Schreiben und Rechnen interessant zu machen; die alles klar und kühl heraussagt, was sie denkt; der aber immer da der Muth fehlt, wo sie am meisten bewegt ist, und die um alles in der Welt nicht durch eine Aeußerung von Zärtlichkeit hätte lächerlich werden mögen; die aus scheuer Vermeidung alles Sentimentalen einen scharfen, bittern Ton angenommen und damit den letzten Zauber des Jugendscheins vor der Zeit abgestreift hat; sodann den Studiosus und Socialisten Mauß, der von Höllenmaschinen spricht, als ob es Brunnenkreisel wären, und es als erste Pflicht aller Fortschrittsmänner ansieht, die Ehe abzuschaffen; der behauptet, nur die ganz freie und uneigen-

nützige Liebe des Weibes, die für einen seligen Moment, den sie dem Geliebten gewähre, ein ganzes Leben voll Schmach und Elend nicht achte, sei werth Liebe zu heißen, und der in eine selige Verzückung geräth, als davon die Rede ist, jemand zur Thür hinauszuwerfen; ferner die polnische Gräfin Blasowska, deren Leben ein „Cultus der Freiheitshelden" ist, die jede Conspiration fördern und ihren letzten Rubel zum Ankauf von Waffen verwenden will; welche mit ihrem „Freunde und Mitverbannten" Ibeles aufs schlimmste kokettirt; die sich mit dem angeborenen Triebe, Großes zu leisten, nicht der gemüthlichen Langweiligkeit des Alltagslebens aufopfern, sondern so oder so ihren Namen in die Weltgeschichte einschreiben, in London ein Phalansterium der demokratischen Partei errichten will, mit Theilung der Arbeit, worin Dorothea der Küche und Kinderstube vorstehen, und die Gräfin selbst im Salon für die Bedürfnisse des Geistes und Gemüths der Männer sorgen wird u. s. w. Alle diese und andere Persönlichkeiten sind freilich keine Photographien oder geradezu Abklatsche existirender Individuen, aber doch nach deren Charakteren formirt, welche gewissermaßen die Motive zu der künstlerischen Verarbeitung derselben gegeben haben. Nomina sunt odiosa; auch kommt es nicht darauf an, da diejenigen, welche die Betreffenden kennen, selbst leicht die Analogien auffinden werden, und die, welche sie nicht kennen, kein anderes als ein Klatschinteresse daran haben könnten, wenn wir hier die Namen mittheilten oder auch nur andeuteten. Auch unter den englischen Charakteren sind mehrere wirklich existirende in diesen Roman verarbeitet, und können wir, ohne uns einer Indiscretion schuldig zu machen, angeben, daß die Pseudomulattin Livia nach der bekannten Giftmischerin Madeleine Smith dargestellt ist, deren Proceß im Jahre 1857 so großes Interesse erregte.

Besonderes Lob verdienen einige Episoden in diesem Roman, z. B. die Schilderung des kleinen Fürstenhofes, welchen die kunstsinnige Herrscherin Rosalinda (die selbst malt, dichtet und componirt und den großen Pianisten Herrn von Trommler und die berühmte Sängerin Dudelina an dero Hof beruft) in einen Musenhof zu verwandeln strebt, und des in der Residenzstadt ausbrechenden Revolutiönchens; sodann die Erzählung von der Flucht des Dr. Stern, und endlich die Geschichte der deutschen Governeß. Weil diesem letztern Kapitel die Bemerkung „Manuscript" hinzugefügt ist, und der darin herrschende Stil von der sonstigen Darstellungsweise in diesem Buche sich wesentlich unterscheidet, hat man von manchen Seiten die Vermuthung ausgesprochen, daß diese Episode wirklich von einer deutschen Gouvernante verfaßt sei; wir können aber versichern, daß es ausschließlich von Frau Kinkel selbst herrührt, welche absichtlich einen etwas herben Ton in diese Darstellung gelegt hat, weil derselbe besser zu dem Charakter der Erzählerin paßt. Die hin und wieder auftretenden etwas längern Reflexionen haben einigen überweisen Kritikern misfallen; wir können nur sagen, daß dieselben so richtig und originell sind, wie sie die betreffenden Kritiker schwerlich je zu Tage gefördert haben; auch stören sie nie den Zusammenhang der Erzählung, wie man es wol in den Romanen von Sue, Bulwer und Fanny Lewald findet. Das Einzige, womit wir nicht ganz einverstanden waren, als wir die Lectüre des Buchs beendigten, ist, daß Hans Ibeles den Mittelpunkt des Romans bildet, da er ein untergeordneter und ziemlich unbedeutender Charakter ist.

Schließlich können wir es uns nicht versagen, die folgende Stelle aus dem uns vorliegenden Buche anzuführen, welche allen in London wohnenden Deutschen, deren Köpfe etwas über den großen Haufen emporragen, aus der Seele geschrieben ist: „Die Ansprüche, welche Bekannte und Verwandte aus verschiedenen deutschen Städten an Ibeles machten, und die Hoffnungen, welche sie auf ihn setzten, waren außerordentlich. Viele waren liebe, gute Menschen, die sich zu Gegendiensten bereit erklärten; aber wann kommt's einem Londoner vor, daß er etwa in Eisleben oder Schwarzburg-Sondershausen etwas auszurichten hat? Dagegen gibt es kaum einen Winkel in Europa, worin nicht ein Individuum lebte, das einmal im Leben eine Beziehung zu London gehabt hätte. Die Briefkette riß also nie ab, die stereotyp so anfing: «Bei Ihren vielen Verbindungen in London wird es Ihnen ein Leichtes sein, mir dies oder das zu erwirken.» Das sogenannte Leichte bestand dann immer aus Aufträgen, die im besten Fall mit einer Summe Geldes abzumachen waren; schlimmer war es, wenn sie Zeit in Anspruch nahmen; denn Zeitverlust heißt bei productiven Menschen Verlust der Existenz." Wenn doch die lieben Landsleute, zu deren Nutz und Frommen wir diese Stelle ausgezogen haben, dies beherzigen wollten! Besonders Freiligrath hat unter diesen Aufträgen, die aus allen Theilen Deutschlands beständig auf ihn zuströmen, aufs ärgste gelitten; und andere Herren im Verhältniß. Darum „laßt genug sein des grausamen Spiels!" 43.

Notizen.

Die deutsche Sprache und der Magyarismus.

Im letzten Decemberhefte der „Literary Gazette" begegneten wir folgender Bemerkung: „Es wird gemeldet, daß die deutsche Sprache gegenwärtig aus allen Schulen Ungarns verbannt wird. Dies ist, wie wir meinen, höchlichst zu bedauern, da es den Zöglingen selbst nur zu großem Schaden gereichen kann. Es ist begreiflich, daß die Magyaren ihrer eigenen Sprache den Vorzug geben und den Wunsch hegen, sie zum Eigenthum der Nation zu machen. Aber wenn wir auch dieser Sprache ihre Vorzüge und Schönheiten, und sie besitzt deren manche, gern zugestehen, so ist sie doch nicht die Sprache, die sich für die Verbreitung der Bildung im Centrum Europas eignet. Die Magyaren besitzen keine geringe Anzahl von nahmhaften Dichtern, aber einen großen Gelehrten hat Ungarn noch nicht hervorgebracht, und was Ungarn an Wissenschaft und Gelehrsamkeit besitzt, verdankt es hauptsächlich der Vermittelung der deutschen Sprache. Es taugt nichts, wenn in einem Lande von gemischter Nationalität die herrschende Partei den Rest seiner Bildungsquellen zu berauben trachtet. Es wäre gerade, als wenn in einer wälischen Grafschaft die Behörde erklären wollte, daß das Englische in den Volksschulen nicht mehr gelehrt werden dürfe. Inzwischen muß das Wälische dem Druck der Civilisation von außerhalb weichen; das Gälische ist fast erloschen; der letzte Mensch, der das Altcornische sprach, starb vor ziemlich hundert Jahren; das Altbritische ist mehr und mehr im Verschwinden; und so stolz die Magyaren auf ihre Muttersprache auch sein mögen, sie muß nach und nach vor dem Druck der höhern westlichen Civilisation sich beugen. Der große Sprachenkampf ist der zwischen den teutonischen und lateinischen Idiomen auf der einen und den slawischen (oder besser den slawischen und finnischen) Idiomen auf der andern Seite. Lange Zeit wird es vielleicht bedürfen, ehe der Kampf entschieden ist; aber der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein." Dergleichen müssen wir aus England lesen, und zwar sehr zu unserer Beschämung; denn es gibt unter uns nur zu viele, welche bei der Kunde, daß in der Schule eines kleinen schleswigschen Kirchdorfs von gemischter Bevölkerung das Deutsche nicht mehr in dem Grade wie früher getrieben werden soll, Feuer und Flamme speien, die aber durchaus nichts oder gar Freude darüber empfinden, wenn in großen Hauptpflanzstätten deutscher Cultur, z. B. in Pesth, die deutsche Sprache proscribirt wird. Im übrigen möchten wir der „Literary Gazette" bei ihrer Hochhaltung des Teutonischen doch rathen, sich einen des Deutschen kundigern Corrector anzuschaffen; es macht sich doch komisch, wenn man wiederholt unter ihren Bücheranzeigen „Durch Sardimen, von Alfred Meißner" oder gar „Der Zauberer von Rom, von Gutzkow" lesen muß, obschon letzteres allerdings einen ganz guten Sinn gibt und eine treffende Beziehung zuläßt.

Französische Uebersetzungen aus dem Deutschen.

In Paris erschien bei Hachette: „Les paysans de Westphalie, par *Ch. Immermann*, roman traduit de l'allemand par *M. Desfeuilles*." Die genfer „Bibliothèque universelle"

nennt diese westfälische Dorfgeschichte Immermann's ein in einem gewissen Sinne realistisches Werk, doch sei im Gegensatz dazu die romantische Intrigue, welche schließlich die Verheirathung Oswald's mit der blonden Lisbeth zur Folge habe, zuweilen nebelhaft und von einem „sensualisme ultra-germanique". Im ganzen aber lasse sich die Erzählung, einige Längen abgerechnet, mit vielem Interesse lesen, weil sie kräftig geschrieben sei und der Verfasser nach der Natur zeichne; sie verdiene einen ehrenvollen Platz unter jenen Genrebildern, woran die moderne Literatur so überreich sei. Schon früher erschienen in der „Revue germanique" übersetzte Fragmente des Immermann'schen Romans „Münchhausen" und zwar unter dem Titel „La blonde Lisbeth". — Daniel Stauben (August Widal), der früher das jüdische Leben im Elsaß in Novellen behandelte, hat in London eine französische Uebersetzung der letzten Romane seines Glaubensgenossen Kompert unter dem Titel „Scènes de Ghetto" und „Les juifs de la Bohème" erscheinen lassen. Die „Literary Gazette" sagt: „Niemand kennt die Sitten, die Chroniken, die Legenden, das Elend, die Freuden, die Leidenschaften, das Thun und Treiben der Bewohner des Ghetto besser als Kompert, und er schildert das alles im glücklichsten Stile in den beiden erwähnten Bänden. Obschon Jude, hat er ein deutsches, ein herzliches und gutmüthiges Lachen.... Solche Bücher wie diese von Kompert, so naiv, so zart, so lebensgetreu müssen viele Leser finden." — Gregorovius' Schrift „Die Grabmäler der Päpste" erschien in französischer Uebersetzung unter dem Titel: „Les tombeaux des papes romains, traduit par Sabatier et précédé d'une préface par *J. J. Ampère*." Die „Revue européenne" rühmt zwar daran die Fülle gelehrter Kenntnisse, den Reichthum anziehender Details, die Eleganz der Schreibart, „que le traducteur français nous fait assez bien deviner", findet aber sowol an der Auffassung des Gegenstandes als an der Composition manches auszusetzen und erblickt die Ursache dieser Mängel namentlich darin, daß Gregorovius ein Geschichtswerk mit rein archäologischem Material herstellen zu können geglaubt habe. **H. M.**

Schumacher an Gauß.

In dem interessanten Briefwechsel der beiden berühmten Astronomen, des Conferenzraths Schumacher und des Professors Gauß, welcher von Professor Peters, jetzigem Director der altonaer Sternwarte, neulich herausgegeben ist, schreibt Schumacher (II, 309): „Biela hat mich um Antwort gedrängt, und zugleich, wenn es möglich wäre, um Widerlegung seines Satzes, daß der Mond sich nicht um seine Achse drehe. Ich habe ihm geantwortet, er behaupte, der Mond drehe sich nicht um seine Achse, weil er uns immer dieselbe Seite zukehre. Wäre die Entfernung des Mondes nur ½ der jetzigen, so würde er, wenn er uns dieselbe Seite zuwende, noch immer behaupten müssen, er drehe sich nicht um seine Achse. Nun gehe ich immer näher, und setze zuletzt den Mittelpunkt des Mondes in den Mittelpunkt der Erde, wo alle Bewegung in der Bahn = 0 wird, und die reine Achsendrehung bleibt. Biela muß dann entweder behaupten, daß er sich, während er sich dreht, nicht drehe, oder das absurdum eingestehen. Das letztere nur, wenn er vernünftig ist. Ich weiß also nicht, ob der Beweis helfen wird." Dieser schlagende Beweis dürfte auch von denjenigen zu beherzigen sein, welche an dem Beweise Anstoß nehmen, daß die Summe der Dreieckswinkel = 2 R., den ich bereits vor mehreren Jahren in meiner Theorie der Parallelen in Grunert's „Archiv für Mathematik und Physik", Theil 15, Nr. 17, mitgetheilt habe, und auf den auch Vincent (Membre de l'Académie) nach den „Comptes rendus hebdomédaires des séances de l'Académie de scienoes 1856", sem. 1, Nr. 23, 24, 26, in seinem Streite gegen Chasles sich beruft. Denn die Behauptung, daß die auf den Seiten des Dreiecks fortgeschobene und in den Ecken desselben gewendete gerade Linie keine volle Umdrehung mache, weil diese nicht an dem nämlichen Punkte erfolge, ist ebendieselbe, welche Biela gegen die Rotation des Mondes einwendet. Auch habe ich schon damals auf die Rotation der Himmelskörper an sehr verschiedenen Punkten ihrer Bahnbewegung zu meiner Rechtfertigung hingewiesen.

Altona, 24. Februar 1861. Dr. F. H. Germar.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. 16ter Jahrgang. 1ster Band. Prag, Kober u. Markgraf. 1860. 16. 10 Ngr.

Beyttenmiller, T., Unsere alt- und mittelhochdeutschen Dichter. Ein Lehr- und Handbuch. Stuttgart, Gebr. Mäntler. Gr. 8. 24 Ngr.

Blum, L. v., Vergißmeinnicht. Torgau, Wienbrack. Gr. 8. 10 Ngr.

Ernst, F., Plattdeutsche Gedichte. Neue Ausgabe. Berlin, Gaertner. 16. 15 Ngr.

Grothe, W., Jaczko, oder: Herz und Wolf. Dramatisches Gedicht. Berlin, Sandrog u. Comp. 16. 20 Ngr.

Holl, J., Magdalena. Eine Dichtung. Cöln, Bachem. 16. 20 Ngr.

Külb, P. H., Die Reisen der Missionäre. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte der Missionsreisen nach Afrika vom Anfange des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 1stes Bändchen. Regensburg, Manz. 8. 18 Ngr.

Marggraff, H., Schiller; Lessing; Pestalozzi. Prologe. Leipzig, Jünger. 1861. 16. 5 Ngr.

Molinari, M. G. v., Napoleon III. als Publicist. Seine Gesinnungen, dargelegt durch seine Schriften. Analyse und Beurtheilung seiner Werke. Deutsch von L. von Alvensleben. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 15 Ngr.

Rheiner, A., Der Komet. Ein Buch der Liebe. Romantisches Gedicht. Leipzig, Hübner. 8. 18 Ngr.

Stern, A., Bis zum Abgrund. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Hübner. 8. 2 Thlr.

Timoon, H., Ueber die Wirkungen der geheimen Triebfedern in den kirchlichen Wirren Badens. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet. Basel, Krüsi. Gr. 8. 10 Ngr.

Vésinier, Papst Pius IX. Eine nach dem wirklichen Leben gezeichnete Biographie. Mit Porträt des Papstes. Berlin, J. Abelsdorff. Br. 8. 10 Ngr.

Wachenhusen, H., Freischaaren und Royalisten. Sicilianisches Tagebuch. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Waldau, A., Altböhmische Minnepoesie. Prag. 1860. 16. 10 Ngr.

Wegener, G. H., Maurerische Gedichte. 2te vermehrte Ausgabe. Hannover, C. Rümpler. 16. 25 Ngr.

Weltzel, A., Geschichte der Stadt Ratibor. 1stes und 2tes Heft. Ratibor. 8. à 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Graf von Borries, Hannover und Deutschland. Aus dem Holländischen übersetzt. Hannover, Lohse. Gr. 8. 5 Ngr.

Die deutsch-dänische und skandinavische Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Phronimos, L., Die Stimme eines Kosmopoliten über Napoleon III. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Richter, H., Anno 1860. Die Tortur in Sicilien. Kaum glaubliche aber wahre Schilderungen eines Augenzeugen und nach amtlichen Berichten mit Benutzung der Mittheilungen des de la Varenne. Berlin, Möser u. Scherl. 8. 5 Ngr.

Schmidt, C. W., Deutschland und seine Zukunft. Trier, Gall. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 11. April 1861.

Thomas Babington Macaulay.

Zweiter Artikel: Macaulay als Geschichtschreiber und Redner.*)

Indem wir zur Betrachtung Macaulay's als Historiker übergehen, müssen wir von vornherein den Versuch aufgeben, eine vollständige Kritik seiner Theorie der Geschichtschreibung und seiner Leistungen auf diesem Felde in den Grenzen eines Journalartikels zu geben, und haben wir uns darauf zu beschränken, die hervorragendsten Punkte dieses Gegenstandes einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Hören wir somit zuerst, was Macaulay selbst als das Ideal des Historikers ansieht:

Ein vollkommener Geschichtschreiber muß eine hinreichend mächtige Phantasie besitzen, um seine Erzählung ergreifend und malerisch zu machen, und doch muß er sie so vollständig beaufsichtigen, daß er sich mit dem Stoffe begnügt, welchen er vorfindet, und nicht Mängeln durch eigene Zusätze abhilft. Er muß ein tiefer und scharfsinniger Logiker sein; doch aber muß er hinreichende Selbstbeherrschung besitzen, um sich nicht dazu verleiten zu lassen, seine Thatsachen nach seinen Hypothesen zu formen. Diejenigen, welche diese fast unübersteiglichen Schwierigkeiten gebührend zu schätzen wissen, werden es nicht für seltsam halten, daß noch jeder Schriftsteller entweder in der Erzählung oder in dem speculativen Theile der Geschichtschreibung gescheitert ist.... Ein vollkommener Historiker ist der, in dessen Werke der Charakter und Geist einer Zeit in Miniatur dargestellt ist. Er erzählt keine Thatsachen, legt seinen Personen keine Ausdrücke in den Mund, welche nicht durch hinreichendes Zeugniß bewahrheitet sind. Aber er gibt durch zweckmäßige Auswahl, Verwerfung und Anordnung der Wahrheit den Zauber, welchen sich die Dichtung unrechtmäßig angeeignet hat. In seiner Erzählung findet sich eine gehörige Unterordnung beobachtet; einige Vorgänge treten in den Vordergrund, andere in den Schatten. Das Verhältniß, in welchem er sie darstellt, wird gesteigert oder verringert, nicht nach der Würde der Personen, welche dabei in Betracht kommen, sondern nach dem Grade, in welchem sie den Zustand der Gesellschaft und die menschliche Natur erläutern. Er zeigt uns den Hof, das Lager und den Senat; er zeigt uns aber auch das Volk. Er sieht keine Anekdote, keine Eigenthümlichkeit der Mode, keinen bekannten Ausspruch als zu unbedeutend an, bemerkt zu werden, wenn sie danach angethan sind, das Wirken der Gesetze, der Religion, der Erziehung zu erläutern und den Fortschritt des Menschengeistes zu bezeichnen. Die Menschen werden uns dann nicht blos geschildert, sondern genau bekannt gemacht werden. Die Veränderungen in den Sitten werden uns dann nicht allein durch ein paar allgemeine Redensarten oder ein paar Auszüge aus statistischen Documenten, sondern durch geeignete Bilder angedeutet werden, die sich auf jeder Zeile vorfinden. Wenn ein Mann, so wie wir ihn uns denken, die Geschichte Englands schreiben sollte, so würde er gewiß nicht die Schlachten, Belagerungen, Unterhandlungen, Aufstände und Ministerwechsel übergehen. Aber mit ihnen würde er die Einzelheiten verweben, welche den Zauber historischer Romane bilden. In der Kathedrale zu Lincoln gibt es ein sehr schönes gemaltes Fenster, welches von einem Lehrling aus den Glasstücken gemacht worden ist, die sein Meister weggeworfen hatte. Es ist jedem andern in der Kirche so bedeutend überlegen, daß nach der Sage der überwundene Künstler sich vor Gram umbrachte. In derselben Weise hat Sir Walter Scott jene Bruchstücke der Wahrheit benutzt, welche Geschichtschreiber verächtlich fortgeworfen haben, und zwar in einer Weise, welche wol ihren Neid erregen kann. Er hat aus ihren Stoppeln Werke aufgebaut, welche, selbst als Geschichtswerke betrachtet, fast ebenso werthvoll sind wie die ihrigen. Aber ein wahrhaft großer Historiker würde diese Materialien für sich in Anspruch nehmen, welche der Romanschreiber sich angeeignet hat. Die Geschichte der Regierung und die Geschichte des Volks würde in der Weise dargestellt werden, worin sie allein richtig dargestellt werden kann, in untrennbarer Vereinigung und Vermischung. Wir würden uns dann nicht nach den Kriegen und Theilungen der Puritaner in Clarendon und nach ihrer Ausdrucksweise in der „Old Mortality" umzusehen haben; nach einer Hälfte von König Jakob in Hume und nach der andern in den „Schicksalen Nigel's".

Die Belehrung, welche man aus einem so geschriebenen Geschichtswerke ziehen würde, müßte sehr lebhafter und praktischer Art sein. Es würde nicht minder die Phantasie als den Verstand anregen. Es würde im Herzen nicht eingegraben, sondern eingebrannt sein. Auch würde man viele Wahrheiten lernen, welche man auf andere Weise nicht lernen kann. Wie die Staatengeschichte gewöhnlich geschrieben wird, scheinen die größten und bedeutungsvollsten Revolutionen wie übernatürliche Heimsuchungen, ohne Warnung oder Ursache, über sie zu kommen. Aber Thatsache ist, daß solche Umwälzungen fast immer Folgezustände sittlicher Veränderungen sind, welche allmählich bis zur Masse des Volks vorgedrungen waren und welche gewöhnlich weit vordringen, bevor ihr Fortschritt durch irgendwelche öffentliche Maßregeln bezeichnet wird. Eine genaue Kenntniß der innern Geschichte der Völker ist deshalb unumgänglich nöthig für das Verständniß politischer Ereignisse. Eine Erzählung, welche hier mangelhaft ist, wäre gerade so nutzlos wie eine medicinische Abhandlung, welche alle Symptome des frühern

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl. D. Red.

Stadiums einer Krankheit übergehen und blos das erwähnen wollte, was vor sich geht, wenn Heilmittel keine Wirkung mehr auf den Patienten ausüben können. Ein Geschichtschreiber, so wie wir ihn zu schildern versucht haben, würde in der That ein intellectuelles Wunder sein. In seinem Geiste müssen Kräfte, welche kaum miteinander verträglich sind, zu einer ausgesuchten Harmonie verschmolzen sein. Eher werden wir noch einen zweiten Shakspeare oder Homer sehen. Die höchste Vortrefflichkeit in einer einzigen Fähigkeit würde weniger überraschend sein als eine so glückliche und feine Vereinigung von Fähigkeiten. Und doch ist die Betrachtung eingebildeter Muster keine unangenehme oder unnütze Beschäftigung für den Geist. Sie kann allerdings nicht die Vollkommenheit erzeugen, aber sie erzeugt doch Besserung und nährt die edle und freisinnige Kritik, welche mit der größten Empfänglichkeit für Verdienst wol vereinbar ist und welche, während sie unsere Idee von der Kunst erhöht, uns doch nicht ungerecht gegen den Künstler macht.

Eine wichtige Ergänzung zu diesen Bemerkungen, welche wir aus dem Essay über Geschichtschreibung entnehmen, liefert die folgende Stelle im Essay über Machiavelli:

> Die classischen Geschichtswerke könnte man beinahe Romane nennen, welche thatsächlich begründet sind. Das Verhältniß ist unzweifelhaft in allen Hauptpunkten vollkommen genau. Aber die zahlreichen kleinen Zwischenfälle, welche das Interesse erhöhen, die Worte, die Bewegungen, die Blicke, werden offenbar von der Phantasie des Autors geliefert. Die Mode späterer Zeiten ist davon verschieden. Der Schriftsteller gibt eine genauere Erzählung; aber es steht zu bezweifeln, ob der Leser genauere Ideen dadurch erhält. Die besten Porträts sind vielleicht diejenigen, welche eine leichte Beimischung der Caricatur enthalten; und wir sind nicht sicher, ob nicht die besten Geschichtswerke die sind, in welchen etwas von der Uebertreibung der romanhaften Darstellung auf zweckmäßige Weise angewandt ist. An Genauigkeit geht etwas verloren, aber der Effect wird bedeutend gesteigert. Die schwächern Linien werden vernachlässigt; aber die großen charakteristischen Züge sind für immer der Seele eingegraben.

Endlich in der Einleitung zu seinem Geschichtswerke selbst steckt Macaulay seine Aufgabe sich folgendermaßen ab:

> Ich würde die Aufgabe, welche ich unternommen, nur unvollkommen ausführen, wenn ich blos von Schlachten und Belagerungen, von der Bildung und dem Falle von Ministerien, Palastintriguen und Parlamentsverhandlungen reden wollte. Ich werde versuchen, ebenso wol die Geschichte des Volks wie die der Regierung zu zeichnen, den Fortschritt der nützlichen und ornamentalen Künste, die Entstehung religiöser Sekten und die Veränderungen des literarischen Geschmacks zu beschreiben, die Sitten aufeinander folgender Generationen zu schildern und auch die Umwälzungen nicht außer Acht lassen, welche in der Kleidung, der Einrichtung der Häuser, den Mahlzeiten und öffentlichen Vergnügungen stattgefunden haben. Ich werde gern den Vorwurf auf mich nehmen, daß ich unter die Würde der Geschichte hinabgestiegen sei, wenn es mir gelingt, vor den Engländern des 19. Jahrhunderts ein treues Bild von dem Leben ihrer Vorfahren aufzurollen.

Wäre Macaulay dem Ideal nachgekommen, welches er in dem ersten und dritten unserer Citate aufgestellt hat, so würde er ein vollendetes Geschichtswerk geliefert haben; unser zweites Citat aus dem Essay über Machiavelli aber zeigt, daß sein Glaubensbekenntniß eine äußerst gefährliche Beimischung enthielt, welche denn auch schließlich dem Ganzen zum Verderben gereicht hat. Macaulay's Geschichtswerk ist ein Buch, welches Unzähligen zur Quelle des höchsten intellectuellen Genusses geworden ist und welches von der Nachwelt ebenso begierig gelesen werden wird wie von der Mitwelt; es ist der größte literarische Triumph unserer Zeit, und noch dazu mit den undankbarsten und ledernsten Materialien errungen; es ist ein glänzendes, belebtes, ewig wechselndes Panorama oder, wenn man will, ein interessantes und aufregendes Schauspiel — aber es ist nicht die Geschichte Englands. Wenn diese Darstellung der Vergangenheit ebenso wahr wäre wie sie lebensvoll ist, so müßte man sie für vollkommen erklären; aber leider müssen wir mit Faust ausrufen: „Ein Schauspiel: aber ach! ein Schauspiel nur!"

Wenn wir Macaulay's Geschichte lesen, haben wir in der That das Gefühl, als ob wir in einem behaglichen Fauteuil im Theater säßen und der Aufführung eines historischen Dramas zusähen. Die verschiedenen Gruppen entfalten sich vor unsern Augen; wir sehen die heimlichen Zusammenkünfte der Verschwörer; dann den König, wie er grimmig in seinem Cabinet auf- und abgeht; die Staatsmänner, welche, der eine auf den andern eifersüchtig, die Figuren auf dem prächtigen Schachbrete der Politik in Bewegung setzen. Zuweilen geht eine Frau oder ein Kind, singend oder weinend, über die Bühne, oder wir haben eine Pause wegen eines öffentlichen Festes oder Leichenbegängnisses; dann fällt plötzlich ein Lichtstrahl auf ein Feld, wo die Bauern von Somersetshire den unglücklichen Herzog von Monmouth begrüßen oder wo der Schmuggler den verkleideten Prinzen empfängt. Aber wie und wo die Scene auch sein mag, das Stück bleibt interessant, malerisch und anregend. Der Dichter ahnt im voraus, ob das wahrscheinlich ist, daß die Zuschauer bald anfangen werden zu gähnen; und noch ehe dieses bedenkliche Ereigniß eintritt, ertönt die Schelle, und eine Verwandlung erfolgt. Von den Streitigkeiten im englischen Unterhause kommen wir zu den Kriegen Ludwig's XIV., und der Verrath der jakobitischen Verschwörungen erhält ein Pendant in dem Heldenmuthe eines verlorenen Postens von Cavalieren. Das Ganze ist um so bewunderungswürdiger, als, wie wir bereits sagten, das Material, woraus es gearbeitet ist, als äußerst ledern bezeichnet werden muß, und Macaulay, indem er die Geschichte gerade dieser Zeit schrieb, beträchtlich im Nachtheil gegen andere Historiker war. Wenn wir von Luther, Cromwell, Friedrich dem Großen oder Robespierre lesen, so fühlen wir uns aufgeregt und erwärmt, selbst wenn die Charaktere dieser Männer uns in der trockensten Manier dargestellt werden; aus den bloßen Namen kann man sich Romane dichten. Aber wem liegt etwas an Sunderland, Nottingham oder Shrewsbury? Wessen Herz schlägt schneller, wenn er an Wilhelm III. und Marlborough denkt? obwol jedermann zugibt, daß der eine ein großer König und der andere ein großer Feldherr war. Allerdings war die Zeit, welche Macaulay uns schildert, ein Wendepunkt in der Geschichte Englands; aber die Menschen, welche thätig in die Ereignisse eingriffen, waren die uninteressantesten und am wenigsten bemerkenswerthen welche jemals die Angelegenheiten eines Volks geleitet haben. Gibt man auch zu, daß Wilhelm von Oranien in seiner Art ein Held war, so hat er doch nichts von

dem, was man gewöhnlich heroisch zu nennen pflegt, und Marlborough, obwol ein großer General und nicht ganz so schwarz und satanisch, wie Macaulay ihn gezeichnet, hatte doch nichts von dem poetischen und ritterlichen Elemente in sich, wodurch Soldaten wie der Marschall von Sachsen und Garibaldi die Herzen erobern. Alle Uebrigen, welche wissentlich oder unwissentlich für das Wohl Englands arbeiteten, sind Leute ziemlich gewöhnlichen Schlags. Ohne einen einzigen Dichter, ihre Thaten zu besingen; ohne einen Roman, um sie in unserm Gedächtniß frisch zu erhalten, erscheint es äußerst schwierig für einen Historiker, die Zeit interessant darzustellen: eine Zeit abstracter und langweiliger Principien; Macaulay aber berührt sie mit seinem Zauberring, und wir finden sie voll von Menschen- und dramatischem Leben. Gewiß ist diese Kunst bewundernswürdig, indessen können wir ihr nur dann unsern uneingeschränkten Beifall schenken, wenn Personen und Zustände dargestellt werden, wie sie wirklich waren, nicht wie sie möglicherweise hätten sein können.

Als „großen charakteristischen Zug" stellte Macaulay die Rechtfertigung der Revolution gegen die Stuarts hin. Sie war nothwendig; die Stuarts hatten gezeigt, daß sie nicht für den englischen Thron geeignet waren; sie mußten vertrieben werden und das englische Volk erklärte sich mit dem Befreier Wilhelm von Oranien einverstanden. Die Persönlichkeit des Mannes war nicht danach angethan, ihn beim Volke beliebt zu machen, aber dafür gaben seine Fähigkeiten, sowie der Umstand, daß er dem Throne sehr nahe stand, reichlichen Ersatz; er wurde König und blieb es. Alles das ist vollkommen richtig und niemand wird Einsprache dagegen erheben wollen; aber ist es darum nothwendig, den trockenen Holländer als eine Art Halbgott darzustellen, gegen den alle andern Männer der Zeit zu nichts zusammenschrumpfen? Das Glück war ihm günstig, aber es hätte ebenso gut Monmouth begünstigen können, wenn dieser seine unglückliche Unternehmung um ein paar Jahre verschoben und den Baum erst dann geschüttelt hätte, als die Frucht reif war. Macaulay hat in seinem Essay über Dryden so vortrefflich auseinandergesetzt, daß die Bahn, welche die Menschen einschlagen, und der Erfolg, welchen sie haben, nicht so sehr von ihren Fähigkeiten, als vielmehr von den Verhältnissen abhängt, in welchen sie sich befinden, daß wir nicht besser thun können, als ihn selbst reden und sich sein eigenes Urtheil sprechen zu lassen. Aber freilich war Macaulay ein Whig und Dryden ein Tory:

Diejenigen, welche mit Nachdenken Geschichte studirt haben, wissen wie irrthümlich die Lobsprüche und feindlichen Angriffe sind, welche Individuen so darstellen, als ob sie große sittliche und intellectuelle Umwälzungen bewirkten, festgegründete Systeme umstürzten und ihrer Zeit einen neuen Stempel aufdrückten. Die Verschiedenheit zwischen dem einen und dem andern ist durchaus nicht so groß, wie der abergläubische Haufe vermuthet. Aber dieselben Gefühle, welche im alten Rom die Verherrlichung eines beim Volke beliebten Kaisers, und im modernen Rom die Heiligsprechung eines frommen Prälaten bewirkten, verleiten die Menschen zu einer Täuschung, welche ihnen etwas gibt, das sie anbeten können. Vermöge des Gesetzes der Association, von dessen Wirkung selbst solche Geister nicht vollkommen unabhängig sind, welche sich so streng als möglich von der Vernunft leiten lassen, macht uns Unglück geneigt zu hassen und Glück zu lieben, obwol vielleicht niemand da ist, dem unser Glück oder Elend zugeschrieben werden kann. Die Grämlichkeit eines Invaliden wird selbst gegen diejenigen laut, welche seinen Schmerz lindern, und die gute Stimmung eines Mannes, welcher durch Erfolg beglückt ist, zeigt sich häufig gegen seine Feinde. In derselben Weise erzeugen die Gefühle des Vergnügens und der Bewunderung, zu welchen die Betrachtung großer Ereignisse Veranlassung gibt, da einen Gegenstand, wo sie keinen vorfinden. So lassen sich Völker zu den Albernheiten des ägyptischen Götzendienstes herab und beten Thiere und Schlangen an. Ja, sie fallen einer Gottheit zu Füßen, der sie selbst die Gestalt gegeben haben, welche ihre Anbetung erregt, und welche, wenn sie sie nicht gebildet hätten, ein gestaltloser Block geblieben wäre. Sie reden sich ein, Geschöpfe dessen zu sein, was sie selbst gebildet haben: denn in der That ist es die Zeit, welche den Menschen, und nicht der Mensch, welcher die Zeit bildet. Große Geister wirken allerdings auf die Gesellschaft zurück, welche sie zu dem gemacht hat, was sie sind, aber sie zahlen blos mit Zinsen zurück, was sie geliehen haben. Wir loben Baco und verspotten Aquina's, aber wenn ihre Stellung sich geändert hätte, so wäre vielleicht Baco der angelische Doctor, der feinste Aristoteliker der Schulen gewesen, und der Dominicaner hätte die Wissenschaften aus dem Diensthause geführt. Wenn Luther im 10. Jahrhundert geboren wäre, so würde er keine Reformation zu Stande gebracht haben. Wenn er überhaupt niemals geboren wäre, so ist es doch ganz gewiß, daß das 16. Jahrhundert nicht ohne eine große Kirchenspaltung hätte verfließen können. Voltaire wäre in der Zeit Ludwig's XIV. wahrscheinlich, wie die meisten Schriftsteller jener Epoche, ein eifriger Jansenist gewesen, ausgezeichnet unter den Vertheidigern wirksamer Gnade, ein bitterer Verfolger der laxen Sittlichkeit der Jesuiten und der unvernünftigen Entscheidungen der Sorbonne... Man hat sich lange darum gestritten, ob die Ehre der Erfindung der Differentialrechnung Newton oder Leibniz gebührt. Jetzt wird allgemein zugegeben, daß diese großen Männer dieselbe Entdeckung zu derselben Zeit machten. Die mathematische Wissenschaft hatte damals einen so hohen Standpunkt erreicht, daß, wenn auch keiner von beiden jemals gelebt hätte, der Grundsatz doch unfehlbar irgendjemand in ein paar Jahren hätte aufstoßen müssen... Wir neigen uns zu der Ansicht, daß, mit Rücksicht auf jeden großen Zuwachs, welchen der Vorrath des menschlichen Wissens erhalten hat, das Nämliche stattfand; daß wir ohne Kopernicus Kopernicaner sein, und daß wir ohne Locke eine richtige Anschauungsweise von dem Ursprunge der menschlichen Vorstellungen haben würden. In der That hat die Gesellschaft ihre großen und ihre kleinen Männer, wie die Erde ihre Berge und Thäler hat; aber die Ungleichheiten der Intelligenz, wie die Ungleichheiten der Erdoberfläche, stehen in einem solchen Misverhältniß zur Masse, daß man sie ganz gut außer Acht lassen kann, wenn man ihre großen Umwälzungen berechnet. Die Sonne erleuchtet die Hügel schon, wenn sie noch unter dem Horizont steht, und die erhabensten Geister entdecken die Wahrheit kurz bevor sie der großen Masse offenbar wird. So weit geht ihre Ueberlegenheit. Sie sind die ersten, welche das Licht fassen und zurückwerfen, das doch ohne ihre Hülfe in kurzer Zeit denen sichtbar werden muß, welche tief unter ihnen stehen.

Hätte Macaulay diese von ihm selbst ausgesprochenen Wahrheiten bei seiner Schilderung Wilhelm's von Oranien vor Augen gehabt, so würde seine Darstellung eine ganz andere geworden sein. Gewiß verdient Wilhelm Lob und Ruhm, aber nur darf es ihm nicht ganz außer Verhältniß gespendet werden; es ist erlaubt, ihn als Erretter Englands zu preisen, aber es ist ungerechtfertigt, ihn als einzigen Helden und Engel des Lichts und alle

andern als Zwerge oder Teufel darzustellen. Seine Verdienste werden soviel wie möglich in den Vordergrund gestellt, seine Mängel treten ganz in den Schatten. Während er in der That ebenso doppelzüngig in der Politik war wie einer der mächtigsten und unerforschlichsten Potentaten der Gegenwart, zeigt uns Macaulay ihn nur als den consequenten Politiker; kein Wort erfahren wir von seinen Betheuerungen, daß er den englischen Thron nicht in Anspruch nehmen wolle, womit er Europa beruhigte, als er nach England ging; kein Wort davon, daß er einst das Todesurtheil gegen einen ganzen Clan Hochländer unterzeichnete, ohne es nur gelesen zu haben u. s. w. Daß seine Natur grob und bäuerisch war; daß er sich oft entsetzlich brutal benahm, besonders gegen seine Frau; daß er einen Genuß darin fand, seine Untergebenen zu ärgern und ihnen Streiche zu spielen: alles das fällt ganz fort und Macaulay schmeichelt seinem Helden, wie nur ein Hofmaler der Physiognomie einer häßlichen Prinzessin schmeicheln kann. Auf der andern Seite wird Marlborough, der gewiß ein ebenso großer Mann war als Wilhelm, so dargestellt, daß wir mit Schauder vor ihm zurückweichen. Ein solches Ungeheuer, ein solches Wunder von Scheußlichkeit hat die Welt nie gesehen; er ist der schwärzeste Teufel, der je gelebt — und alles blos, um Wilhelm zur Folie zu dienen. Sein Geiz, seine Doppelzüngigkeit, seine Habsucht und allgemeine Nichtswürdigkeit werden höchstens von der Grausamkeit und Unmenschlichkeit Jakob's II. erreicht. Es ist ganz richtig, daß Marlborough sich aus dem Militäretat bereicherte; aber dies war allgemeine Sitte zu jener Zeit; die Höflinge wurden von den Obersten bestochen; die Obersten betrogen die Soldaten, die Commissare schickten lange Rechnungen über Lieferungen ein, welche nie gemacht waren, und die Zeughausbeamten verkauften die ihrer Obhut anvertrauten Vorräthe und steckten das Geld in die Tasche. Daß er insgeheim mit dem vertriebenen Jakob correspondirte, ist auch richtig; aber dies thaten fast alle seine Genossen gleichfalls; alle diese Herren waren keine Muster politischer Tugend und hingen beständig den Mantel nach dem Winde; sie lebten eben in einer Zeit, wo die Parteien keinen festen Boden unter den Füßen hatten und wo es fast unmöglich war, zu gleicher Zeit tugendhaft und seines Lebens sicher zu sein. Die Unsicherheit in allen politischen Verhältnissen hielt die Staatsmänner in einem Zustande chronischen Schreckens. Wilhelm konnte sterben, Jakob konnte zurückkommen, oder der Sohn Jakob's hätte seiner Tochter Anna vorgezogen werden mögen. Die Politiker wußten damals nicht, was wir heutzutage wissen, nämlich daß die Stuarts für immer aus England vertrieben waren; sie fühlten beständig das Messer an ihrer Kehle oder erwarteten von dem Henker gefaßt zu werden. Außerdem sahen sie den König Jakob nicht wie Macaulay ihn darstellt, sondern wie er wirklich war; sie alle glaubten, er sei noch „möglich“, und viele glaubten, er sei Wilhelm von Oranien vorzuziehen, während Macaulay ihn uns als ein an Tortur und Blut Genuß findendes Ungeheuer schildert, der keinen Funken von Menschlichkeit in sich hatte. Schottland wird unter den Händen des Historikers geradezu ein Fabelland, und die Hochländer erscheinen uns mehr als wilde Bestien denn als Menschen. Die Frauen, welche in der Revolutionszeit eine Rolle spielen, werden danach, ob sie auf der Seite Wilhelm's oder Jakob's stehen, weiß oder schwarz gezeichnet. Wilhelm's Gattin, Maria, wird als ein Engel dargestellt, Jakob's Gemahlin dagegen ist „häßlich“, seine Maitresse, Arabella Churchill, von deren Schönheit Gramont in Ausdrücken der Bewunderung spricht, „noch häßlicher“; von Wilhelm's Maitresse, Elisabeth Villiers, welche nach Swift's Ausdruck „wie ein Dragoner schielte“, erfahren wir nur, daß sie William eine heftige Leidenschaft eingeflößt hatte und daß er sie oft um Rath fragte u. s. w. Ebenso schlecht kommen literarische Größen wie Swift und Dryden fort, welche nicht auf der Seite der Whigs standen. Dryden wird als Apostat gebrandmarkt, weil er vom Protestantismus zum Katholicismus übertrat; ein Whig, der dasselbe thut, „flüchtet sich in den Schos einer Kirche, welche auf Unfehlbarkeit Anspruch macht“. Papisten schleichen und lauern in Schlupflöchern, wo Whigs sich blos „verborgen halten“. Wenn die Tories etwas thun, was sich vor dem Richterstuhle der Moralität nicht rechtfertigen läßt, so wird dies als „Uebermaß der Schändlichkeit“ bezeichnet; thun die Whigs etwas ganz Aehnliches, so ist ihr „Verfahren nicht gut geregelt“ gewesen. Die Quäker sind dem großen Geschichtschreiber verhaßt, und sofort wird William Penn ein Ungeheuer von Egoismus, Gemeinheit und Perfidie.

Es ist unmöglich anzunehmen, daß Macaulay die Charaktere unwissentlich falsch dargestellt haben sollte, da seine Beherrschung der Quellen eine unübertroffene war, und dieser Umstand trägt nur dazu bei, uns mehr gegen ihn einzunehmen als sonst der Fall gewesen wäre. Die Berichtigungen, welche gegen seine Darstellung in englischen Blättern erschienen, ignorirte er entweder vollkommen oder wies sie mit ein paar verächtlichen Bemerkungen ab. Wir wollen nicht solche Kritiker nachahmen, welche thun, als ob sie besser über alle Gegenstände unterrichtet wären als der Autor, und glauben, in Zeit von ein paar Wochen oder Monaten mehr gelesen zu haben als der Historiker in dem Zeitraume eines halben Lebens. Dies ist eine sehr billige, aber armselige Art der Kritik und kann wol für eine kleine Weile Uneingeweihten Sand in die Augen streuen, aber das ist auch das Höchste, was sie erreicht. Solche grüne Kritiker machen sich über die Quellen her, welche der Autor in seinen Anmerkungen angegeben hat, erhalten den Schlüssel zum Nachschlagen und prüfen nun jedes Detail der Erzählung aufs minutiöseste. Finden sie dann, daß Madame So-und-so am 7. October 1674 anstatt am 25. Januar 1675 geboren wurde, oder daß König Jakob an einem gewissen Tage um $\frac{1}{2}$3 Uhr zu Mittag aß, während der Autor mit einer schauerlichen Nachlässigkeit behauptet hat, daß dies wichtige Geschäft um 1 Uhr vorging, so glauben sie etwas Wunderbares geleistet zu haben. Solche lilliputische Ausstellungen passen zu den lilliputischen Köpfen, welche sie zu Tage fördern; in der

That konnte Macaulay über Kritiker lachen, welche sich anstellten, als ob sie mehr Vorrath an Wissen besäßen als er selbst. Mit begründetem Recht allein darf ihm vorgeworfen werden, daß er die Geschichte so modelte, daß sie zu seinem Parteistandpunkte und seinen Parteineigungen paßte, und daß, obwol er genau wußte, welcher Art die Ereignisse und Personen gewesen waren, welche er schilderte, er absichtlich auf der einen Seite carikirte und übertrieb, auf der andern besänftigte und milderte und dabei mit einer Consequenz zu Werke ging, welche erstaunlich war und vor nichts zurückwich. Dies ist der Grundfehler seines großen historischen Werks, welches — wir wiederholen es — eher alles andere ist als die Geschichte Englands.

Wahrscheinlich würde Macaulay ein besseres Geschichtswerk geschrieben haben, wenn seine politischen Ansichten und Neigungen nicht so streng whiggistisch gewesen wären. Der Historiker sollte ebenso wie der Dichter auf einer höhern Warte stehen, als auf den Zinnen der Partei, oder wenn er doch einmal einer Partei angehören muß, so sollte er wenigstens nicht blind gegen die Fehler der seinigen und die Vorzüge der entgegengesetzten sein. Macaulay aber war Whig mit Leib und Seele, und sein Parteistandpunkt tritt in den meisten seiner Schriften zu Tage, in einigen etwas versteckt, in andern ganz offen; am offensten natürlich in seinen Reden, von denen bereits früher eine Anzahl dem deutschen Publikum zugänglich gemacht waren und wovon jetzt fast der ganze Rest in dem vierten Bande der zu Anfang des ersten Artikels angezeigten Sammlung erschienen ist. Diese Sammlung von Reden ist insofern interessant, als sie uns eine Geschichte der Whigpartei in den Jahren 1830—50 lieferte, und in der That haben die Whigs in der neuern Zeit keinen so charakteristischen und berühmten Vertreter gehabt wie Macaulay. Wer sie zu seiner Unterhaltung liest, wird diesen Reden wenig Geschmack abgewinnen; schon Fox sagte: Reden sind dazu da, gesprochen und nicht gelesen zu werden; und es wird schwer sein, diesen Ausspruch zu widerlegen. Der Zweck des Redners ist, unmittelbaren Eindruck auf seine Zuhörerschaft zu machen, und was vielleicht diese elektrisch durchzuckte, läßt uns beim Lesen kalt. Selbst die Reden des jüngern Pitt erscheinen uns ärmlich, unbestimmt und schwülstig; die Reden Canning's, welche den ungeheuersten Eindruck im Unterhause machten, lesen sich trocken und langweilig. Fast die einzigen Reden, welche, wenn man sie liest, Eindruck machen, sind die von Burke; aber sie waren offenbar hauptsächlich dazu bestimmt, gelesen zu werden, sie waren ausgezeichnete literarische Compositionen und ermatteten die Zuhörer, als sie gehalten wurden. Von Macaulay's Reden gilt ungefähr dasselbe; es waren gesprochene Essays in rhetorischem Stile und mit Ausnahme der Reden über die Reformbill machten sie keinen Eindruck im Unterhause; er lebte mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart und fühlte sich in seiner Bibliothek behaglicher als auf der Ministerbank. Damit steht nicht im Widerspruch, daß Macaulay's Reden im Unterhause als Ereignisse angesehen und gern und aufmerksam angehört wurden: alle Männer, welche eine hervorragende Stellung einnehmen, werden gern gehört, besonders wenn sie nur selten sprechen, und Macaulay sprach außerdem nie ohne sorgfältige Vorbereitung. Die Ausdrucksweise war immer correct und gewählt, die Argumente sorgfältig geordnet, es war darin kein Zaudern, wenig Wiederholung und Abschweifung, wodurch oft die Reden derer entstellt werden, welche ihre Reden nicht vorher gehörig feilen und präpariren können. Die meisten von Macaulay's Reden unterrichten uns, aber sie reißen nicht hin und appelliren nicht an die Leidenschaften. Er war in der Theorie der Beredsamkeit wohl bewandert, wie die folgende Stelle aus seiner Abhandlung über die athenischen Redner zeigt; aber ebenso wenig wie Bekanntschaft mit den Regeln der Poetik einen Dichter macht, erzeugt das tiefste Studium der Eloquenz allein einen großen Redner. In der ebengenannten Abhandlung heißt es:

> Reden muß man nach andern Grundsätzen beurtheilen als nach denen, wonach man andere Werke schätzt. Wahrheit ist Gegenstand der Philosophie und Geschichte. Wahrheit ist selbst Gegenstand derjenigen Werke, welche man gewöhnlich Phantasiewerke nennt, welche aber in der That in demselben Verhältniß zur Geschichte stehen wie Algebra zur Arithmetik. Das Verdienst der Poesie selbst in ihren wildesten Formen, besteht doch immer in der Wahrheit: Wahrheit, welche dem Verstande dargeboten wird, nicht unmittelbar durch die Worte, sondern auf Umwegen durch Verbindungen der Einbildungskraft, welche als ihre Leiter dienen. Nur der Gegenstand der Reden ist nicht Wahrheit, sondern Ueberredung... Ein Redner, der die ganze Philosophie einer Frage erschöpft, der jede Anmuth des Stils entfaltet, aber dennoch keinen Eindruck auf seine Zuhörerschaft hervorbringt, kann allenfalls ein großer Essayist, ein großer Staatsmann, ein großer Stilist sein, aber er ist kein Redner. Wenn er das Ziel verfehlt, so macht es keinen Unterschied, ob er über die Scheibe hinweg- oder unter derselben hergeschossen hat.

Eine Haupteigenthümlichkeit von Macaulay's Reden ist, daß er zur Unterstützung seiner Argumente große Reihen von Präcedenzfällen beibringt und zahllose Parallelen und Beispiele anführt. Dies machte aber immer nur wenig Eindruck, weil die Zuhörerschaft nicht mit einem von zehn Fällen, welche er citirte, vertraut war. Es ist Grundsatz der jetzigen Whigs, in ihren Citationen von Präcedenzfällen selten weiter als Fox zurückzugehen; aber Macaulay verlor sich mit seinen Citationen in das graue Dunkel der Vorzeit, wohin ihm niemand folgen konnte; die Zuhörer hatten also keine Wahl, als dieselben entweder auf Treu und Glauben anzunehmen oder sie vollständig außer Acht zu lassen. Macaulay's Feinde haben behauptet, daß er die Absicht hatte, mit seiner Gelehrsamkeit im Unterhause zu glänzen; aber eine so klägliche Schwäche trauen wir ihm nicht zu. Wahrscheinlicher ist es, daß er glaubte, die Zuhörer seien ebenso wol in der Geschichte bewandert als er selbst; dies war ein großer Irrthum, wofür Macaulay gehörig hat büßen müssen. In einer Rede über die Reformbill behauptet er, daß Karl II. gezwungen gewesen sei, sich von Oropesa zu trennen, und Karl III., Squillacci aufzugeben. Das mag ganz richtig sein; aber wer von den englischen Landedel-

leuten hatte jemals etwas von Oropesa und Squillacci gehört? Ebenso gut hätte Macaulay ihnen zurufen können, daß Peter von Portugal sich genöthigt gesehen habe, Mumbodschumbo und Arimaspes zu entlassen. In der Rede über die Kapellen der Dissenters, welche Macaulay selbst für eine seiner besten hielt, brachte er zum Beweise daß Verjährung ein Anrecht auf Eigenthum gäbe, eine solche Masse von Beispielen aus allen Zeiten, Völkern und Institutionen zusammen, daß es den Zuhörern vollständig im Kopfe gewirbelt haben muß, zumal da Macaulay immer mit ungeheuerer Geschwindigkeit sprach. In der angeführten Rede heißt es:

Dieses Princip findet sich in jedem bekannten Theile der Welt, in jedem civilisirten Zeitalter; wir sehen es in den alten Tribunalen von Athen; es bildete einen Theil der römischen Jurisprudenz und verbreitete sich mit der kaiserlichen Gewalt über ganz Europa. Es wurde von der Französischen Revolution anerkannt, und als der Code Napoléon abgefaßt wurde, vergaß man das Princip der Verjährung nicht. Wir finden es im Osten und Westen, es ist anerkannt in den Gerichtshöfen am andern Ufer des Mississippi und in Ländern, welche nie von Justinian gehört und keine Uebersetzungen der Pandekten gehabt haben; an allen Orten finden wir es als ein geheiligtes Princip der Gesetzgebung aufgestellt; wir finden es sowol unter den Hindus wie unter den Mexicanern und Peruanern; in unserm Vaterlande finden wir es schon bei dem ersten Beginn unserer Gesetze bestehend. Es ist in dem ersten Statut enthalten, es folgt gleich auf unsere erste große Forest Charter, es ist durch viele aufeinander folgende Parlamentsacten bestätigt, es ist in das Statut von Merton aufgenommen, es findet sich auch in dem Statut von Westminster, und das Princip wird nur noch schärfer, wie es durch eine Aufeinanderfolge großer Gesetze und Staatsmänner bis zu unserer eigenen Zeit durchgeführt ist. Sir George Savile brachte ein Gesetz ein, welches den Ansprüchen der Krone entgegentrat, Lord Tenterden schlug eine Bill vor, welche die Rechte der Kirche verhinderte. Geht wohin ihr wollt, ihr werdet es in der civilen Gesetzgebung aller Länder finden. ihr werdet in unserer Gesetzsammlung eine vollständige Uebereinstimmung mit diesem Princip wahrnehmen; ihr werdet es in unserer ersten großen Charte finden, ihr werdet es durch die kaiserlichen und griechischen Juristen erzwungen finden, ihr werdet es von den großen Männern angenommen finden, welche Bonaparte um sich versammelte, ja und ihr findet es sogar unter den Purdits von Benares!

Solche weit hergeholte Beispiele müssen den Eindruck der Rede beträchtlich verringern, und Macaulay's Vorliebe für fernliegende und dunkle Beispiele verdarb sehr oft alles, was er früher gesagt hatte. Macaulay's Reden hatten noch manche andere Eigenthümlichkeiten, welche bewirkten, daß er selten jemand zu seiner Ansicht bekehrte. Die berühmtesten Redner aller Zeiten haben sich Mühe gegeben, von vornherein sich die Zuhörerschaft geneigt zu machen. In einer Parteiversammlung oder wenn man sich direct gegen Angriffe vertheidigt, mag das nicht nöthig sein; aber es ist schwerlich im englischen Unterhause gerathen, seine Reden damit zu beginnen, daß man die Gegenpartei geradezu beleidigt und ihr Unwissenheit und Bornirtheit vorwirft, zumal da oft die Existenz eines Ministeriums von ein paar Stimmen abhängt. Einleitungen ad captandam benevolentiam verlangen gewiß den feinsten Takt; sind sie ungeschickt, so verdirbt man natürlich alles damit; sucht man aber blos die Zuhörerschaft davon zu überzeugen, daß man die Frage so aufrichtig und unparteiisch zu beleuchten gedenkt wie möglich, daß man nicht von persönlichen Beweggründen geleitet ist und nicht beabsichtigt, der Gegenpartei geradezu seinen Willen zu dictiren, so sind sie gewiß von großer Wichtigkeit. Solche Einleitungen, in denen Cicero Meister war, konnten einem Manne von Macaulay's Geschicklichkeit und Talent unmöglich schwer fallen; aber er drängte sich immer der Gegenpartei als Orakel auf und verfehlte nie, den Tories von vornherein zu zeigen, daß sie seiner gründlichen Verachtung sicher sein könnten, wenn sie nicht so dächten wie er. Sodann leiden viele seiner Reden an einer gewissen Einförmigkeit des erhabenen Stils. Bei sehr wichtigen Fragen wird der Redner natürlich einen höhern Ton anschlagen als bei gewöhnlichen Vorkommnissen; aber wenn dieser höhere Ton durch die ganze Rede geht, so wird der Eindruck nothwendigerweise abgeschwächt und die Zuhörerschaft ermattet. Auch hatte man immer das Gefühl dabei, daß sie bei der Studirlampe ausgearbeitet wären. Macaulay war nie inspirirt, wie Mirabeau und der ältere Pitt, und hat daher auch das Parlament nie hingerissen. Wie der Schwimmer auf einem stürmischen Meere, sollte der Redner im Unterhause mit der Stimmung seiner Zuhörerschaft steigen und fallen; e[r] kämpft darum, ein moralisches Element zu bemeistern welches nicht selten schwankender und gewaltiger aufgereg[t] ist als das natürliche. Gewiß ist es zweckmäßig, di[e] Reihenfolge der Argumente im voraus zu berechnen un[d] zu ordnen, wie ein kluger Feldherr seinen Schlachtpla[n] im Kopfe hat, bevor er die Schlacht beginnt, und wi[e] ein Operateur ersten Ranges mit allen einzelnen Theile[n] der Operation vertraut ist, welche er zu unternehmen i[m] Begriff steht. Aber wie ein Feldherr nie im voraus b[e]stimmen kann, welche unerwarteten Ereignisse auf de[m] Schlachtfelde eintreten mögen; wie der Chirurg, welch[er] einen Markschwamm auszurotten hat, nie von vorhere[in] absolut sicher sein kann, wie tief derselbe sich in [das] Gewebe des Körpers hineinerstreckt; wie beide also nu[r] einen festen unabänderlichen Plan haben können, von de[m] sie unter keinen Umständen abweichen wollen; eben[so] wenig sollte sich auch der Redner sklavisch an eine [be]stimmte Fügung der Worte fesseln, welche möglicherwe[ise] in der gerade herrschenden Stimmung seiner Zuhörersch[aft], wovon er vorher doch nicht ganz genau unterrichtet [sein] konnte, ungeeignet oder geradezu schädlich sein mag. [Im] Studirzimmer denkt man anders als im Saale des P[ar]laments, wo man, wenn man auf die Leidenschaften w[ir]ken will, auch solche zeigen muß. Gut und gründ[lich] ausgearbeitete Abhandlungen wirken auf eine solche [Zu]hörerschaft abkühlend. Trotzdem fanden Macaulay's [Re]den gewöhnlich Beifall, weil sie in schöner Sprache [und] abgerundeten Perioden gegeben wurden, und weil [der] Redner talentvoll und sehr belesen war; aber mit A[us]nahme einiger Reden über die Reformbill haben sie se[iner] Partei nie genutzt, zuweilen sogar geschadet, und da[raus] allein erklärt es sich, daß das Ministerium, dessen Mit[glied] Macaulay war, im Jahre 1846, als die Wähler

Edinburgh ihn nicht wieder wählten, ihm keinen andern Sitz zur Disposition stellte; was gewiß geschehen wäre, wenn Macaulay nur einen Einfluß zweiten Ranges im Unterhause besessen hätte. Am untergeordnetsten war Macaulay in der Debatte: er verstand es durchaus nicht, die Behauptungen eines Gegners nacheinander anzufassen und zu vernichten. Auch seine Reden über die Reformbill würden noch mehr Eindruck gemacht haben, wenn sie besser gehalten wären. Macaulay's Stimme war monoton und er sprach immer zu schnell; seine Bewegungen waren nicht gefällig und das Ganze machte den Eindruck, als ob es durchaus einstudirt sei — mehr das Hersagen einer politischen Broschüre, als eine Rede zu einer Zuhörerschaft. Seine Niederlage in Edinburg wurde von dem Ministerium daher gleichgültig aufgenommen, und das große Publikum freute sich, daß Macaulay nun seine ganze Zeit der Literatur widmen konnte. Ihm selbst aber war diese Niederlage ein gewaltiger Stachel. Die meisten bedeutenden Männer haben die Schwäche zu glauben, daß sie am meisten da leisten, wo ihre Verdienste in der That untergeordnet sind. Wie Paganini seine Verbeugungen für besser hielt als sein Violinspiel, wie Rossini sich mehr auf seine gewölbte Brust als auf seine Opern zugute that, wie der große Physiolog Johannes Müller glaubte, Beträchtliches in der Etymologie zu leisten: ebenso hielt sich Macaulay für einen ausgezeichneten Redner und Staatsmann, und überwand es nur schwer, daß ihm die Gelegenheit genommen war als solcher zu glänzen. Um so mehr müssen wir die Ruhe und Gelassenheit seines Abschiedsgrußes an seine Wähler anerkennen, welcher also lautete:

> Es hat Ihnen gefallen, mich aus Ihrem Dienste zu entlassen und ich unterwerfe mich Ihrem Belieben ohne Murren. Das edle Betragen derer, welche mich unterstützten, werde ich immer dankbar im Gedächtniß behalten. Wenn etwas vorgefallen ist, worüber ich mich mit Recht beklagen könnte, so habe ich es bereits vergeben und werde es bald vergessen. Die Dinge, über welche wir verschiedener Meinung sind, überlasse ich vertrauensvoll dem Urtheile des Landes. Ich kann es nicht erwarten, daß Sie jetzt meine Ansichten für richtig anerkennen werden; aber es wird eine Zeit kommen, wo Sie die Geschichte meiner Verbindung mit Edinburg ruhig betrachten werden. Sie werden dann — davon bin ich überzeugt — zugeben, daß, wenn ich Ihr Misfallen erregte, dies dadurch geschah, daß ich den allgemeinen Interessen des Landes und den Grundprincipien der Verfassung treu blieb. Ich werde immer stolz darauf sein, daß ich einst Ihre Gunst genoß; aber erlauben Sie mir zu sagen, daß ich mit ebenso viel Stolz daran gedenken werde, wie ich sie aufs Spiel setzte und verlor.

Aus diesen Worten könnte man schließen, daß Macaulay durch seine Niederlage in Edinburg nicht tief getroffen sei; aber ein Gedicht, welches er gleich nachher geschrieben und welches leider in der „Neuen Folge" seiner Schriften fehlt, zeigt, wie schwer er verletzt war. Dies Gedicht, welches in der Longman'schen Ausgabe von Macaulay's nachgelassenen Schriften enthalten ist, beginnt:

> The day of tumult, strife, defeat was o'er,
> Worn out with toil and noise and scorn and spleen
> I slumbered, and in slumber saw once more
> A room in an old mansion long unseen.

Dies Gedicht ist ohne Frage das beste Macaulay's, die nächste Annäherung an echte Poesie, welche ihm jemals gelungen ist; es kommt unmittelbar aus dem Herzen und zeigt, wie echtes Gefühl, einfach und ungeschmückt ausgesprochen, allen Kunstgriffen unendlich überlegen ist.

Julius Althaus.

Aus dem Leben eines französischen Legitimisten.

Memoiren eines Legitimisten von 1770—1830. Nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlaß des Marquis Henri Gaston de B......... herausgegeben von Julius von Wickede. Drei Bände. Potsdam, Riegel. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die revolutionären Stimmführer und die Demagogen machen darin die Rechnung ohne den Wirth, daß sie das Naturgefühl der Treue ignoriren. Diese große psychische Macht ist nicht verschwunden, wie sie wähnen, und wenn sie auch erheblich von ihrer alten Bedeutung verloren hat, sie existirt noch, sie ist noch lebendig auf Erden. Von ihr gibt das vorliegende Buch Zeugniß, ein Zeugniß bis zum erhabensten Märtyrerthum und zu Thaten unerhörter Kraftanstrengung. In diesem Sinne sind die „Memoiren eines Legitimisten" die Freude vieler Leser geworden, denn sie füllen den Geist mit Staunen und mit Bewunderung darüber, wie viel ein Mensch für eine Idee, der er sein Leben gewidmet hat, doch zu wirken, zu leisten, zu tragen und zu dulden vermag. Sie geben hiervon eine Probe einziger Art, selbst wenn nicht alles und jedes wirklich so verlief, wie uns hier erzählt wird. Dies führt uns zu der Prüfung zunächst der Wahrhaftigkeit dieses Berichts. Wir gestehen, daß dafür an positiven Beweisen nicht viel beigebracht ist. Die Erzählung wird uns zumeist auf Treu und Glauben hingegeben. Auf der andern Seite würde eine so detailreiche, ins Speciellste eingehende Erzählung kaum zu erfinden sein, ohne äußere oder innere Anstöße und Widersprüche, ohne hier oder dort Zweifel und Bedenken gegen ihre Wahrheit zu erregen. Wir haben den Bericht des Legitimisten nun nach diesen Richtungen ernstlich geprüft und müssen ihm das Zeugniß ausstellen, daß wir nichts darin entdeckt haben, das seiner innern Wahrheit oder das der Specialgeschichte der sechzig Jahre entgegen wäre, die er umfaßt.

Das ist viel und gibt uns neben andern Merkmalen, zu welchen wir besonders seine einfache und kunstlose Vortragsweise rechnen, die Ueberzeugung von seiner Wahrhaftigkeit. Der Name des Herausgebers und was er von Gaston's de B.... 1848 erfolgtem Tode erzählt, spricht gleichfalls dafür. So sehen wir denn diesen Antäus der Legitimität, diesen riesenstarken Ritter „ohne Furcht und Tadel" in ununterbrochenem Kampfe gegen die Revolution, mit unzähligen Wunden bedeckt, nie entmuthigt, erst als königlichen Gardisten, dann im Emigrantenheere, hierauf in der Vendée, dann als Chouan in der Wollenjacke, auf Quiberon, hierauf als österreichischen, spanischen und russischen Offizier für den legitimen König von Frankreich kämpfen, dulden, bluten, bis er 1815 in den Pyrenäen, 1830 in den Alpen ein Asyl

findet, wo sein verstümmelter Körper der letzten Ruhe theilhaft wird. Gefangen, im Angesicht des Schaffots, verwundet, als Viehhändler das feindliche Frankreich durchziehend, den Rhein im Winter durchschwimmend, elend krank in einer englischen Fischerhütte, als Sieger oder als Gefangener in Ketten — stets ist er derselbe muthvolle ungebeugte Kämpfer für die Legitimität, an geistiger wie an physischer Kraft bewunderungswürdig. Sein Nachlaß aber erscheint uns so werthvoll nicht blos als eine stets fesselnde Erzählung anziehender Begebenheiten, ungleicher Kämpfe, unerwarteter Rettungen, kühner Thaten, riesiger Anstrengungen; sondern weil er uns mit sicherer Hand das legitimistische Frankreich im Sturme der Revolution, eine unendliche Reihe historischer Persönlichkeiten, eine Masse neuer geschichtlicher Züge der Zeit und Motive der Handelnden schildert und Charaktere malt, die uns jene denkwürdige Zeit oft in ganz anderm Lichte betrachten lassen, als wir sie zu sehen gewohnt sind. So ist er beispielsweise stets ein strenger Richter seiner Partei und zeigt uns deutlich, wo und wie oft sie den dargebotenen Sieg der legitimen Sache zu ergreifen aus Mangel an Muth und Entschluß versäumt hat. Die Träger der Sache verurtheilt er oft; der Sache selbst bleibt er unwandelbar treu.

In flüchtigen Umrissen den Lebenslauf des seltenen Mannes verfolgend, sehen wir ihn als Knabe auf dem väterlichen Schlosse in der Vendée, hierauf als Garde-du-Corps in Versailles, bei Erstürmung des königlichen Schlosses 1789 tapfer kämpfend, dann unter Bouillé mit den treuen Schweizern den Aufruhr in Nancy besiegend und voll Erwartung eines Marsches nach Paris, das mit dem treuen Heere Bouillé's, gegen 30000 Mann stark, leicht zu unterwerfen war, endlich im Heere der Emigration zu Koblenz, wo er die alte Frivolität von Versailles, aber weder rechten Ernst noch wahre Hingebung antrifft und das er schwer getäuscht verläßt, um an dem Kampfe in den Niederlanden und an der Schlacht von Jemappes theilzunehmen. Hier kommt ihm die Kunde zu, daß seine ganze Familie vor das Revolutionstribunal zu Caen geschleppt sei und entschlossen, mit den Seinen zu sterben, eilt er als Viehhändler verkleidet nach Caen, liefert sich selbst dem Tribunal aus, sieht aus seinem Kerker Vater, Mutter und Schwester unter dem Beile fallen, wird aber selbst zur Hinrichtung nach Paris geschickt. Auf diesem entsetzlichen Wege von den Bauern seines eigenen Besitzthums befreit, entkommt er glücklich in die Vendée, wo unter Elbée, Bonchamp, Larochejacquelein, Cathelineau u. a. der Kampf in der „Bocage" indeß begonnen hat. Die Schilderung dieses heldenmüthigen Kriegs der Hingebung gegen die Uebermacht, nimmt eine vorzüglich beachtenswerthe Stelle in diesen Memoiren ein. Sie ist so treu und so charakteristisch, als sie fesselnd und anziehend ist, und wir entlehnen ihr daher einige Züge. Hier fand der Verfasser das Gegentheil des koblenzer Lagers. Die edelsten Söhne des Landes, die edelsten Frauen, Lescure, Laroche, Bonchamp, Elbée, Charette, Marigny, Fräulein Dessissant, die Marquise Lescure u. a. vereinigten sich hier mit Stofflet und Cathelineau, den Volksmännern, und mit ihren Bauern zum Opfertode für ihren König. Ein seltener Mensch war besonders Cathelineau. Bis zur Stunde ein gewöhnlicher Fuhrmann der Bocage, zeigte er sich bald als ein geborenes strategisches Genie; seine Plane und Entwürfe mislangen niemals und es war nur zu beklagen, daß Elbée sie nicht immer befolgte. Dabei war er ebenso bescheiden und taktvoll, als Stofflet roh und anmaßend war, sodaß er sich in den besten Kreisen mit aller Feinheit bewegte und Frau von Laroche die Unterhaltung mit ihrem „lieben Fuhrmann" jeder andern vorzog, wenn man um ein Feldfeuer gelagert, auf Reisigbündeln sitzend, bis an die Zähne bewaffnet, heitere Gespräche pflog.

Das Grundübel in diesem Kampfe war die völlige Unsicherheit in der Zahl der Streiter; heute zählte das königliche Heer 15—20000 Mann, die am folgenden Tage auf 4—5000 Mann zusammengeschmolzen waren. Die Bauern nämlich, welche weder Sold noch Verpflegung empfingen, ließen es sich nicht nehmen, nach jedem gelungenen Coup — nach Hause zu eilen, um schleunig ihre Feldarbeiten zu besorgen und dann nach Muße und Zeit wieder wohlproviantirt zum Heere zurückzukehren, was natürlich einen regelmäßigen Feldzug ganz unmöglich machte. Nichtsdestominder schlugen diese jammervoll bewaffneten und mit Pulver und Blei schlecht versorgten Haufen, ohne Reiterei und Artillerie, die republikanischen Bataillone Quetineau's und Westermann's fast überall, eroberten feste Orte, wie Thouars, behaupteten die Bocage drei Jahre lang und streiften selbst in die Bretagne. Wäre einer der königlichen Prinzen an ihre Spitze getreten und Eifersucht und Zwiespalt fern geblieben, so wäre diese opfermuthige Schar wol unbesiegt geblieben. Allein nach Cathelineau's Tode begannen Niederlage auf Niederlage die Reihen der Vendéer zu lichten, und wenn bei Torfou noch 30000 Vendéer vereint fochten, so trat die verderbliche Theilung dieser Streitmacht, die Charette betrieb, doch bald in ihren schlimmen Folgen hervor. Nacheinander fielen Elbée, Bonchamp, Laroche und Stofflet, und selbst Charette de la Contrie, wie er mit vollem Namen hieß, fiel in Gefangenschaft und erlitt den Tod. Den heldenmüthigen Kampf setzten die Chouans in kleinen Haufen zwar noch fort; endlich aber wurden auch sie nach dem Siege von Calsure, wo 150 Mann 10000 Republikaner besiegten, aufgerieben. Der Verfasser, schwer verwundet, rettet sich auf wunderbare Art in ein englisches Schmugglerboot und heilt sechs Monate lang auf der Insel Wight an seiner Wunde. Von der staunenswerthen Körperkraft, die ihm in dieser Zeit beiwohnte, mag nur dies als eine Probe dienen, daß er binnen 24 Stunden die Loire bei Nantes dreimal durchschwimmt und zwar im Monat October, wie er mitten im Winter den Rhein bei Mainz durchschwamm. Im folgenden Jahre 1795 kehrt er geheilt nach Frankreich zurück, steht wieder an der Spitze eines Chouanhaufens, ein wahres Räuberleben führend, nimmt an der unglücklichen Expedition von Quiberon theil, diesem Musterbilde eines kopflosen Feldzugs

geht dann nach Bordeaux, von dessen Bewohnern er sagt, daß sie sich stets durch große Worte und völlige Thatlosigkeit für die legitime Sache ausgezeichnet hätten, kämpft unter Charette den letzten Heldenkampf und geht dann nach Riegel zu König Ludwig XVIII., von dem er versichert, daß, wenn er damals den Thron bestiegen hätte, er das Muster eines Königs gewesen sein würde. Den Feldzügen von 1796 und 1797 wohnt er unter dem Erzherzog Karl, den er als Feldherrn bewundert, bei und eilt dann, abermals schwer getäuscht, nach Rußland an den Hof seines Königs zurück. Mit dem Wiederbeginn des Kriegs tritt er in den Stab Suwarow's, von dem er eine höchst charaktervolle Schilderung entwirft. Suwarow haßte die Franzosen leidenschaftlich und sagte ihm dies ohne Umschweif. Sein Gesicht war mager, scharf geschnitten, die reiche Uniform hing schlotternd über den dürren Körper und ließ ein grobes Soldatenhemd über den Sternen und Orden hervorblicken, mit welchen sie besäet war. Das weiße Haar war vorn nach Soldatenart glatt beschnitten: in den kleinen grauen Augen aber blitzte es von Leidenschaft und Energie.

Der Verfasser blieb zum Abendessen: zwei Kosacken setzten auf einen mit grobem Tuch bedeckten Tisch eine gewaltige Schüssel mit Sauerkraut und eine zweite mit Heringen, das war die ganze Mahlzeit des Feldmarschalls; selbst die Servietten fehlten; später kam Punsch, den Suwarow jedem eintretenden Soldaten zutrank, der dann wol „Väterchen, noch einen zweiten Schluck!" sagte. Suwarow war in allem der gerade Gegensatz von Wellington, den wir später kennen lernen; von den Soldaten und niedern Offizieren abgöttisch geliebt, war er doch äußerst unzuverlässig, ruhmsüchtig und nahm es mit seinen Verheißungen, wie überhaupt mit Worten nicht genau. Lug und Trug waren ihm nicht fremd, im Grunde seines Herzens haßte er die Alliirten; nur Napoleon zu schlagen, galt ihm etwas, das Uebrige nannte er — Dreck! Muthig, kaltblütig, aber rachsüchtig, vereinigte er die widersprechendsten Eigenschaften in sich, machte mit der Frömmigkeit Parade und überließ sich dann wieder der wildesten Leidenschaft und Herzlosigkeit, sodaß jeder an ihm irre wurde. Er stellte sich roh und ungebildet und war doch ein ungemein unterrichteter Mann und ein Denker, der die Geschichten aller Zeiten und Völker genau kannte. Ein Greuel war ihm die Vielschreiberei und er pflegte oft zu sagen: „Die Menschen, die weder zum Handeln noch zum Denken zu gebrauchen sind, legen stets großen Werth auf unnütze Schreiberei." Wehe dem Adjutanten, der nicht kurz und bündig zu sein verstand; er riß ihre Berichte in Stücken, warf sie zur Erde und schrie: „Noch einmal und kürzer!" Die Schreiben des Hofkriegsraths erledigte er gewöhnlich mit den Worten: „Kurz — wozu lassen die Esel wieder hunderttausend Buchstaben aufmarschiren!" Dabei war seine Arbeitskraft wahrhaft unerschöpflich und ließ seinen Offizieren fast nichts zu thun: er ruhte eigentlich niemals und kannte den Schlaf kaum, lief gemeinhin im bloßen Hemde umher und verachtete die Bedürfnisse anderer Menschen völlig. Sein größter Fehler als Feldherr war seine Ungeduld, die häufig seine besten Entwürfe und Erfolge vernichtete. Dies Bild des alten Helden, der übrigens meisterhaft zu seinen Soldaten zu sprechen verstand, muß in seiner weitern Ausführung jeden Leser fesseln. Als nach der Addaschlacht Suwarow das einzige Wort zu unserm Erzähler sagte: „Zufrieden!" war auch dieser sein Bewunderer. Dem weitern Fortgange des Feldzugs in Italien können wir nicht folgen, Kaiser Paul rief sein Heer zurück und der Verfasser nahm in Prag einen wehmüthigen Abschied von dem wunderlichen und doch großartigen Manne. Er trat nun in österreichischen Dienst, schildert uns den Erzherzog Karl, Mack, Kutusow und den Feldzug, der mit der Schlacht von Austerlitz endet und die er mit anziehenden Einzelheiten ausstattet.

Der Feldzug von 1809 macht dem Garnisonleben in Böhmen ein Ende, der Verfasser kämpfte die Schlachten von Aspern und Eßling als österreichischer Major mit, gab an dem Tage der Verlobung Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Luise seine Entlassung ein und ging nach England zu seinem Könige, um kurz nachher zu dem Heere des Marquis La Romana in Spanien zu stoßen. Auf diesem neuen Gebiete sind seine Charakteristiken von Romana, Castaños, Wellington und den Helden der Guerrillas, seine Schilderungen der Heere, der Schlachten von Ciudad-Rodrigo, Busaco u. a. wieder äußerst anziehende Partien seines Berichts, bis er in Taragona gefangen, als Franzose erkannt, in Ketten nach Frankreich abgeführt, aber von Guerrillas unter Empecinado wieder befreit wird. Von allem diesen können wir nur etwa von dem ausführlichen Bilde, das er von Wellington entwirft, einige Züge wiedergeben. Der Verfasser sagt:

Wenn die Engländer ihren Wellington den „eisernen Marschall" nennen, so haben sie recht: er war der ruhigste General, der mir je vorgekommen ist, und am Abend einer gewonnenen Schlacht derselbe, wie am Abend einer verlorenen; nicht ein Zug seines Gesichts veränderte sich. Mitten im heftigsten Kugelregen legte er sein Schnupftuch in die herkömmlichen Falten u. s. w. Eine kalte gleichgültige Höflichkeit verließ ihn nie: niemals habe ich ihn heftig gesehen oder eine verletzende Aeußerung von ihm gehört; seine Befehle waren stets klar, kurz und bestimmt. So war er in allen Dingen das Gegentheil von Suwarow. Begeistern wie dieser konnte er nicht; seine taktische Fähigkeit war so gering, daß er nicht 10000 Mann manövriren zu lassen im Stande war; dagegen war sein Talent, Schwächen des Gegners zu entdecken und sie kräftig zu benutzen, eminent. Eigentliche Kampfeslust war ihm fremd: er suchte nie persönlich die Gefahr auf, nie stellte er sich, gleich Suwarow, Blücher oder Erzherzog Karl an die Spitze seiner Truppen; ja, ich glaube, er hat nie den Degen gezogen und war in der Regel auch in bürgerlicher Kleidung. Dabei war er so streng, daß er nie einen Strafbefehl zurücknahm oder milderte; aber er sorgte väterlich für den Soldaten, seine Bekleidung, seine Verpflegung. Ein warmes Wort hörte man nicht von ihm, bei den Offizieren sah er sehr auf vornehme Haltung und alle Verdienste galten ihm nichts, wenn nicht ein vollkommen gentlemanisches Verhalten sie begleiteten, daher denn auch vornehme Geburt bei ihm in hohem Ansehen stand. Militärische Kenntnisse fehlten im ganzen englischen Heere, dagegen entfaltete dies bei allen Ge-

begebenheiten einen bewundernswerthen kalten Muth, den nichts außer Fassung brachte. Obgleich ein Irländer, liebte Wellington seine Landsleute nicht und zog die altindischen Regimenter und die Engländer allen andern Truppen vor; bei den Deutschen war ihm die Disciplin zu locker und Spanier und Portugiesen mochte er nicht. Ihm gegenüber war das französische Heer desorganisirt, unzufrieden und ohne rechten guten Willen, und dies und sein Glück verschaffte ihm viele Erfolge u. s. w.

Die Erstürmung von Badajoz, der Einzug in Madrid, der fünftägige Kampf um Pampelona, der Einmarsch in Frankreich, die Liebe der Doña Mercedes, der tapfern Guerillera, zu dem Verfasser bilden anziehende Abschnitte in den folgenden Kapiteln, bis zum Schluß des Kampfes in Bordeaux und der Jubelfeier des Friedens. Der Erzähler gelangt nun nach Paris — man kann denken mit welchen Gefühlen —, zeichnet den Hof des Königs, den Uebermuth der Adelspartei, Fehler und Verrath, Napoleon's Wiederkehr, seine Widerstandsversuche in der Vendée, Flucht und Reise nach Gent. Gegen Frau von Staël verficht er die Deutschen, besonders die Frauen; an Châteaubriand verletzt ihn seine maßlose Eitelkeit, an Benjamin Constant sein Wankelmuth. Soult schmeichelte ihm, Ney und Vandamme überboten sich im Schein des Royalismus. Eine Sendung nach dem Rhein lehrt ihn die preußische Armee kennen, bei der ihm die allgemeine Dienstkenntniß der Offiziere in Erstaunen versetzt. Vom Herzog von Wellington wohl empfangen, wohnt er dann den Schlachten von Ligny und Waterloo bei, nachdem er den Ball bei der Herzogin von Richmond geschildert, den der Herzog um 2 Uhr morgens verließ, um auf das Schlachtfeld zu eilen. Die Schilderung des großen Schlachttags gewinnt dadurch an Interesse, daß der Verfasser fast immer in der Nähe des Herzogs war; den berühmten Ruf: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas", will er selbst von einem alten Gardecapitän gehört haben. Im Schlußkapitel drängt sich die Schilderung eines Stillebens in den Pyrenäen, des Hofes Karl's X., des Revolutionskampfes von 1830, den er wieder als Schweizer freiwillig mitkämpft, und die freiwillige Verbannung aus Frankreich für immer — zusammen. In den Alpen findet der ruhelose Mann eine glückliche Zuflucht — nach mehr als vierzigjährigem Kampfe für die Sache der Legitimität.

Wenn Bücher dieser Art, Memoiren und Biographien, doch zunächst um des Interesses willen gelesen werden, welches sie uns für die Person des Erzählers selbst einflößen, so muß diese Darstellung eines so ereignißreichen und schicksalsvollen Lebens, wie wol selten ein Menschenleben verläuft, nothwendig viele Leser gewinnen und allen diesen können wir eine ebenso gefällige als fesselnde und lehrreiche Lectüre an diesem Buche versprechen, befriedigend durch Form und werthvoll durch ihren Inhalt. 4.

Zur Geschichte von Südwestdeutschland.

1. Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successionskriegs, zur Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts und zur hessischen Landesgeschichte. Nach den deutschen, englischen, französischen, spanischen, italienischen, holländischen und lateinischen Originalpapieren des Britischen Museums und der Archive zu London, des großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt, des k. k. Reichsarchivs zu Wien u. s. w., dargestellt von Heinrich Kuenzel. Mit dem Bildniß des Landgrafen Georg und der Admiralitätskarte von Gibraltar. Friedberg i. d. W., Scriba. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichte von Hessen, insbesondere Geschichte des Großherzogthums Hessen und bei Rhein in Chronik und Geschichtsbildern, in Liedern, in geographischen Skizzen, in Mundarten, Volksliedern, Sagen und eine Geschichte Hessens in Uebersichten. Ein historisches Lesebuch für Stadt und Land, Schule und Haus in Hessen, gesammelt und dargestellt von Heinrich Kuenzel. Mit den Statuen Philipp's des Großmüthigen von Hessen und Georg's I. von Hessen-Darmstadt, nach Scholl in Holzschnitt. Friedberg i. d. W., Scriba. 1854—56. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Lindenfels. Ein Beitrag zur Ortsgeschichte des Großherzogthums Hessen von C. F. M. L. Marchand. Mit zwei Lithographien und zwei Holzschnitten. Darmstadt, Jonghaus. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Neujahrsblatt den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. dargebracht am 1. Januar 1859. — A. u. d. T.: Dorf und Schloß Rödelheim. Beiträge zu der Geschichte derselben von Ludwig Heinrich Euler. Mit einer Abbildung des Schlosses und einer Siegeltafel. Frankfurt a. M., Völcker. 1859. Gr. 4. 24 Ngr.
5. Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von dem königlich statistisch-topographischen Bureau. Jahrgang 1859. Zwei Hefte. Stuttgart, Aue. 1859—60. Gr. 8. Jedes Heft 24 Ngr.
6. Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 und die Schlacht bei Bergen in Kurhessen zwischen den Franzosen und Alliirten am 13. April 1759, nebst einer topographisch-historischen Schilderung des Marktfleckens. Vom Pfarrer Gollhard. Vilbel, Gauf. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.
7. Frankfurter Säcularschrift. Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 und die vier ersten Monate der französischen Besatzung. Ein Beitrag zur Geschichte von Frankfurt, zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs und zur Jugendgeschichte Goethe's. Frankfurt a. M., Auffarth.

Die zwei gleichzeitigen großen Kriege, welche fast ganz Europa in ihre Kreise zogen, der Nordische und der Spanische Erbfolgekrieg, bieten in ihrem Verlaufe wie ihren Folgen die schlagendsten Gegensätze dar. Während in dem nordischen Kriege ein persönliches Interesse an die Gestalten von Karl XII. und Peter I. sich knüpft, und die Folge: der Eintritt Rußlands in die Reihe der europäischen Großstaaten, bis heute fortdauert, ist in dem Kampfe zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg um die Erbfolge in Spanien das Interesse zersplittert und am wenigsten den beiden officiellen Hauptpersonen, Karl III. und Philipp V., zugewendet. Während wir dort die Heldenkraft Karl's XII. und die Ausdauer Peter's I. bewundern, ist hier das Schauspiel negativer Eigenschaften entfaltet. Eine verfallende, in ihrem König ohne Lebenskraft gleichsam verkörperte Monarchie, der Spielball bestochener Weiber und Pfaffen, die

österreichische Politik wie immer zögernd und karg aus erblicher Geldnoth, auf der andern Seite auch Philipp V. ohne jede persönliche Größe; die Bundesgenossen ohne Eifer und gegenseitiges Vertrauen. Religiöses und nationales Interesse, im nordischen Kampfe so rein und scharf geschieden, mischt und kreuzt sich im spanischen. Der holländische Tromp befreit in Neapel Glaubensgenossen, ungarische Geistliche, welche der Bundesgenosse in Wien auf die Galere geliefert; französische Hugenotten fechten auf englischer (Marquis von Ruvigny, später Lord Gallway), katholische Irländer auf französischer Seite (Berwic). Und endlich das Ergebniß des Kampfes hatte kaum so lange eine Bedeutung, als Bourbonen auf den Thronen zu beiden Seiten der Pyrenäen saßen; seit 1830 ist auch dieses geringe Resultat verschwunden und es blieb nur der englische Besitz von Gibraltar. Unter den zahlreichen Feldherren, welche in diesem Kriege genannt werden, verdient besondere Beachtung der Landgraf Georg von Darmstadt, welchem Großbritannien diesen wichtigen Besitz verdankt. Seine Lebensgeschichte auf dem Hintergrunde der politischen und militärischen Ereignisse zu schreiben, hat der loyale Verfasser der Schrift: „Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen von Hessen-Darmstadt" (Nr. 1), Heinrich Kuenzel, sich zur Aufgabe seit einer Reihe von Jahren gemacht, und die auf dem Titel angeführten Quellen zeigen genug, mit welcher Gründlichkeit und Hingebung er dieser Aufgabe sich unterzogen hat. Nicht gering waren schon die sprachlichen Schwierigkeiten, da sieben Sprachen dabei in Betracht kamen, viele Actenstücke in einer wahren Mischsprache geschrieben sind und besonders die deutschen Briefschreiber und Briefschreiberinnen, wohin die Königin von Spanien selbst, Maria Anna von Pfalz-Neuburg, und die von Frankreich erkaufte Oberſthofmeisterin Gräfin von Berlepsch gehören, durch Beimischung lateinischer, französischer und spanischer Worte und Sätze sich auszeichnen. Die unparteiische Geschichte wird freilich den Helden kaum so hoch stellen können als der Verfasser thut, welcher seiner Lebensbeschreibung einen guten Theil seiner freien Zeit gewidmet hat und in dem Landgrafen ein Glied seiner Herrscherfamilie verehrt. Georg war denn doch nur ein Soldat der Fortuna *), wie so viele nachgeborene Fürstensöhne bis zum Untergange des Reichs. Auf eine magere Apanage von 6000 Fl. beschränkt, suchte er sein Glück im Dienste des Hauses Habsburg, das damals schon die Proselytenmacherei schwunghaft trieb, und bedachte sich deshalb nicht, zum großen Schmerz seiner eifrig lutherischen Mutter, einer Tochter Ernst's des Frommen von Gotha, zu besserm Fortkommen, den römischen Glauben anzunehmen. Er war geboren 1669, als zweiter Sohn des Landgrafen Ludwig VI., welcher 17 Kinder hatte, nahm 1687 bereits als Freiwilliger an dem Feldzuge gegen die Türken theil und focht in der Schlacht bei Mohács. Aber obgleich es gegen die „Ungläubigen" galt, vertrugen die christlichen Confessionen sich um nichts besser. Die in Steiermark ins Winterquartier gelegten oberrheinischen Kreisregimenter, meist Protestanten, fanden sich übel gebettet in dem katholischen Steiermark. Sie klagten, daß man sie dort ruiniren wolle, sie schlecht und theuer verpflege, ihren Gottesdienst erschwere und ihren Leichen das Begräbniß versage, und von der andern Seite erhoben die steirischen Stände Beschwerden beim Kaiser über das Rauben, Plündern und die Gewaltthaten der oberrheinischen Regimenter und die Störung des katholischen Gottesdienstes und baten den Kaiser, ihnen Nothwehr zu erlauben. Nicht besser als die Glieder vertrugen sich die Häupter des Heeres: der Kurfürst von Baiern, Markgraf von Baden und Herzog von Lothringen. Den zweiten Feldzug 1688 machte Landgraf Georg im Dienste der Republik Venedig unter Königsmark in Morea und auf Negroponte an der Spitze eines in Hessen geworbenen, aber auf Rechnung des Herzogs von Würtemberg an die Venetianer vermietheten Regiments. Den Schluß desselben bildete die unglückliche Belagerung von Negroponte, welche in ihrer hunderttägigen Dauer dem christlichen Heere 13000 Mann kostete.

Nach einem kurzen Antheil an dem irländischen Feldzuge Wilhelm's III. 1691 trat 1692 Georg als Generalmajor und Führer eines Kürassierregiments in kaiserliche Dienste und focht mit gegen die Türken unter Markgraf Ludwig von Baden, dem „Türken-Louis". Diesem folgte er 1693 an den Rhein, 1694 aber finden wir ihn, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war, abermals in Ungarn. Auch seine drei jüngern Brüder wurden, nachdem sie in kaiserliche Dienste getreten waren, katholisch. Im Frühjahre 1695 ging der Landgraf als commandirender General der kaiserlichen Hülfstruppen nach Catalonien. Obgleich es ihm nicht gelang, gegen die Meinung des Kriegsraths und die geheimen friedensdurstigen Instructionen Velasco's und Corsona's die Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, gegen Vendôme's Angriffe zu halten, so wurde er nach Abschluß des Friedens von Ryswik 1697 in Madrid mit größter Auszeichnung empfangen, zum Ritter des Goldenen Vließes, Obersten der königlichen Leibwache zu Pferde und endlich zum Vicekönig von Catalonien ernannt, wohin er im Januar 1698 abreiste. Jene Stellung war damals von äußerster Wichtigkeit, oder vielmehr sie wäre es gewesen, wenn nicht die Geldnoth der beiden Höfe von Madrid und Wien alle Plane, welche auf den Franzosenhaß der Catalonier und die Stärke Barcelonas gegründet waren, vereitelt hätten. Hätte der Kaiser im Anfange des Jahres 1698 den Erzherzog Karl mit 10—12000 Mann nach Spanien gesandt, so wäre die spanische Monarchie für das Haus Habsburg gewonnen gewesen, denn der König Karl II., welcher damals selbst noch zur österreichischen Partei gehörte, noch nicht durch die Rücksichtslosigkeit des österreichischen Gesandten von Harrach abgestoßen und durch die Feinheit des französischen Bevollmächtigten d'Harcourt gewonnen war, wünschte dem Erzherzog noch bei Lebzeiten eine Art Mitregentschaft zu übertragen; Spanien selbst fehlten die Mittel, die Werke Barcelonas in achtunggebietenden Stand zu setzen. Allmählich wurden die Berlepsch, der deutsche Beichtvater der Königin und der Erzbischof von Toledo von Frankreich gewonnen. Alle diese Verhältnisse belehrten den Landgrafen, daß seines Bleibens im spanischen Dienste nicht lange mehr sein werde und, im November 1699 zum kaiserlichen Feldmarschall ernannt, war es nur die Unmöglichkeit, seine Forderungen an die Krone Spanien ausbezahlt zu erhalten, was ihn in Barcelona zurückhielt. Als ein Jahr später (3. November 1700) der König Karl II. gestorben war und sein Testament den vollen Sieg der französischen Politik enthüllt hatte, wurde der Landgraf im Februar 1701 seiner Stelle als Vicekönig entsetzt und sollte fortan diesen Boden nur noch als Feind betreten. Durch Italien reiste er nach Wien, wo sein Rath hinsichtlich des Kriegsplans der gegen Frankreich sich vorbereitenden Coalition gern gehört wurde, verweilte dann vom September 1701 bis Februar 1702 am Hofe seines Bruders in Darmstadt, mit Vorbereitungen zum Feldzuge beschäftigt, wozu auch die Anfertigung einer katholischen Hauskapelle gehörte, und traf am 10. März in London ein, um an dem Seezuge gegen Cadiz theilzunehmen. Cadiz war gewählt, um auf das zögernde und schwankende Portugal zu drücken, um den Handel nach Südamerika zu beherrschen und des Restes der spanischen Flotte sich zu bemächtigen. Am 30. Juni 1702 lichtete die englisch-holländische Flotte von 160 Segeln, worunter 50 Linienschiffe, mit 14000 Mann Landungstruppen, in Spithead die Anker und wandte sich zunächst nach Lissabon, wo ihr Erscheinen (21. August) den Beitritt Portugals zur Coalition entschied. Der Landgraf begleitete die Expedition ohne bestimmtes Commando; er sollte im allgemeinen nach seiner Kenntniß Spaniens guten Rath geben und als Proselyt dem ketzerischen Charakter der Heeresfahrt in etwas abhelfen! Aber er konnte den Eindruck nicht verlöschen, den die Kirchenplünderungen der verbündeten Truppen in den Orten, deren sie sich bemächtigt, auf die ohnedies für Philipp V. gestimmten Andalusier übten. Unter der kräftigen Leitung des Marquis von Villadarias

*) S. 207 nennt er sich selbst einen Don Quixote, einen chevalier errant, der sein Fortun noch nicht gemacht.

erhob sich das Volk zum Widerstand. Die Proclamationen des Landgrafen zu Gunsten Karl's III. vermochten nur einen einzigen Spanier, den Statthalter von Rota, zum Abfall zu bewegen. Er übergab die Stadt, aber die kurze Ehre, namens Karl's III. vom Landgrafen zum Marquis ernannt zu werden, büßte er nach wenigen Tagen auf Befehl von Villadarias durch den Strick des Henkers. Unter diesen Umständen scheiterte die Expedition vollkommen und der Landgraf kehrte mit der Flotte im November 1702 nach London zurück, wo er bis Januar 1704 verweilte. Er leitete die Verhandlungen zwischen Portugal, den beiden Seemächten und Oesterreich; er betrieb die persönliche Erscheinung des österreichischen Thronbewerbers in England und Portugal und die Vorbereitungen zur Ausrüstung der großen Flotte, welche Karl nach Portugal bringen und dann in Spanien neue Eroberungsversuche machen sollte. Diese Stellung suchte er auch zum Vortheile seines Bruders, des regierenden Landgrafen, zu benutzen, zu einer jener damals alltäglichen Truppenstellungen, welche erst später, da sie mit dem vorgeschrittenen Zeitbewußtsein zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskampfes in Conflict geriethen, übel angesehen und mit dem Namen „Menschenhandel" belegt wurden. Der Landgraf von Darmstadt wünschte den Holländern 3000 Mann zu liefern, wovon der Kopf mit 30 Fl. bezahlt wurde, allein die ältere Linie (Kassel) war durch den gemeinsamen Agenten in London besser bedient und das darmstädtische Anerbieten kam erst, als alle Regimenter schon vergeben waren.

Am 7. Mai 1703 war Georg durch die Ankunft seines jüngern Bruders Heinrich überrascht, welcher 1673 (irrthümlich steht S. 236: 1703) geboren war und jetzt in das Gefolge seines Bruders eintrat. Georg war mittlerweile von Oesterreich wie aufgegeben; endlose Zögerungen setzten sich der Ankunft Karl's entgegen und Georg wurde so ohne Geldmittel gelassen, daß er sein Silbergeschirr versetzen und von seinem ältern Bruder Unterstützung erbitten mußte. Freilich war die Geldnoth in Wien so groß, daß Karl im Haag seine Juwelen verpfänden mußte. Endlich landete am 6. Januar 1704 Erzherzog Karl in Portsmouth und ernannte den Landgrafen zum Oberbefehlshaber seiner Streitkräfte, welche am 16. Januar auf der englischen Flotte unter Admiral Rooke zu Portsmouth eingeschifft wurden. Jetzt sollte der Landgraf die volle Bitterkeit der Oberleitung eines Coalitionskriegs schmecken. Ueberall gehemmt und im Stiche gelassen, mußte er den auf seinen Rath und unter seiner Leitung unternommenen Seezug nach Barcelona mislingen sehen und ähnliche Vorwürfe wie nach dem gescheiterten Zuge gegen Cadiz anhören. Die ihm versprochenen 1000 Portugiesen blieben aus, und als er ohne dieselben auslief und Ende Mai mit 1200 Engländern und Holländern Barcelona angriff, aber den Oesterreichischgesinnten Cataloniens kein Geld zu bieten hatte, scheiterte das Unternehmen und die Flotte trat am 1. Juni die Rückfahrt an. Auf der Rhede von Tetuan ward endlich der Angriff auf Gibraltar beschlossen, welches unbegreiflicherweise nur 100 Mann Besatzung hatte. Vom 1. August an wurde die Stadt zu Land und See angegriffen und nach einer tapfern Vertheidigung in vier Tagen zur Uebergabe genöthigt. Man fand ungeheueres Material vor, allein 124 Kanonen; nur 80 Mann zogen nach der Capitulation aus. Natürlich geschah die Eroberung im Namen Karl's III., was aber später die Engländer nicht gehindert hat, diesen Punkt für sich zu behalten. Georg, zum Statthalter ernannt, besetzte die Festung mit 2500 Mann und traf sogleich Anstalten, sie gegen die zu erwartenden Angriffe in Stand zu setzen. Die angesehensten Bewohner der Stadt hatten aus Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König Philipp V. dieselbe größtentheils verlassen und erleichterten so dem Landgrafen die Erweiterung der Festungswerke. Das Verdienst, die Festung von Anfang September bis Ende December 1704 gegen die feindlichen Angriffe vertheidigt zu haben, ist ohne Zweifel die glänzendste Seite der militärischen Laufbahn des Landgrafen. Der Verfasser beginnt das vierte Buch, welches die Belagerung schildert, mit einer Geschichte von Gibraltar, welche trotz ihrer Ausführlichkeit nicht frei von einem Irrthum ist, welcher aus einem Buche ins andere überzugehen pflegt. So beruht die auch hier (S. 411) wieder zu lesende Angabe, daß ein deutscher Ingenieur, Daniel Speckel, unter Karl V. Gibraltar umgebaut habe, auf einem Irrthum. Daniel Speckel, Speckle oder Specklin, 1536—89, dessen Lebensbeschreibung man in den „Elsassischen Neujahrsblättern" für 1847 findet, war bei Karl's V. Abdanken noch als Seidensticker auf der Wanderschaft und wandte erst 1561 sich der Kriegsbaukunst zu.

Der Landgraf hatte mit der Statthalterschaft von Gibraltar eine schwierige Aufgabe übernommen. Es fehlte an Geld, um Lebensmittel aus Marokko herbeizuschaffen, und an Geschütz; die Mannszucht der 2600 Mann starken Besatzung ließ viel zu wünschen übrig und Verrath kam unter den ergeben scheinenden höhern spanischen Offizieren zu Tage. Anfang October begann der schon genannte Generalcapitän von Andalusien, Marquis von Villadarias, mit 7000 Mann zu Lande die Belagerung, während 22 französische Kriegsschiffe die Seeverbindung abschnitten. Schon war (Anfang November) die Festung überfallen, indem ein Ziegenhirt 500 Spanier nachts auf die Felsenhöhe führte, und wenn nicht die erwartete Hülfe aus dem spanischen Lager ausblieb, war die kostbare Eroberung verloren; so aber gelang es dem Landgrafen Heinrich, die Eingedrungenen zu überwältigen. Auch so blieb die Noth der auf 1200 Dienstfähige zusammengeschmolzenen Besatzung ohne Geld und Lebensmittel bedenklich genug, und man sah mit Bangen einem allgemeinen Sturm entgegen, als, während einer Abwesenheit des größten Theils der französischen Schiffe, am 11. November die englisch-holländische Flotte in die Bucht von Gibraltar einlief und wenn auch nicht genügende neue Mannschaft, doch die nöthigen Arbeitskräfte und Geldmittel mitbrachte, um die Festungswerke wieder auszubessern. Desgleichen brachte die Flotte Kriegsbedarf und Geschütze, Lebensmittel und Arzneien in die Festung und beschäftigte während ihrer bis zum 24. December dauernden Anwesenheit die Belagerer durch Angriffe zur See. Erst vom 18. December an trafen die Transportschiffe mit 2500 Mann Hülfstruppen, welche der französische Admiral vergebens aufzufangen versuchte, in Gibraltar ein. Noch immer aber waren die Belagerer dem Landgrafen bedeutend überlegen, indem im Februar der Verlust der Besatzung bereits gegen 1000 Mann betrug. Einen Hauptsturm versuchten die Belagerer am 7. Februar und bemächtigten sich des sogenannten „runden Thurms", des wichtigsten Bollwerks der Festung, doch nahmen die Engländer ihn wieder. Nun wurde am 9. Februar die Belagerung in eine Blokade verwandelt und am 26. Februar auch die Festung wieder von der Seeseite eingeschlossen. Endlich am 21. März erfolgte der zweite Entsatz zur See und nun wurde seit dem 20. April auch das französisch-spanische Lager geräumt. Am 1. Mai waren die Linien verlassen und der Landgraf konnte sich zunächst der Sorge für Ausbesserung der Werke widmen, sodann seine Gedanken auf ein Commando im offenen Felde richten. Es stand die Wiederholung des Zugs gegen Cadiz oder gegen Barcelona in Frage; ehe wir aber unsern Helden auf seinem letzten Zuge begleiten, wollen wir noch eine kurze Zwischenbemerkung einflechten.

Bekanntlich war die Belagerung von Gibraltar, deren Verlauf wir erzählt, nicht die letzte; noch 1779—83 verwendete Spanien, schon damals ein gesunkenes Reich, 90 Millionen Gulden auf die Wiedereroberung von Gibraltar. Durch das ganze Reich wurde Gottesdienst gehalten und die erste Frage des Königs nach seinem Erwachen am Morgen war Gibraltar! Nun ist aber Gibraltar weit weniger wichtig für Spanien als Strasburg für Deutschland: es öffnet nicht wie dieses die Straßen zu den schwächsten Stellen des Landes. Und doch hat die deutsche Uneinigkeit jede Gelegenheit verschmäht, jene beständige Drohung Frankreichs zu beseitigen und damit zugleich eine der wichtigsten Stätten deutscher Kunst und Wissenschaft dem Mutterlande zurückzuführen. Im Jahre 1744 rief Friedrich II. durch seinen Einfall in Schlesien das siegreiche österreichische Heer aus dem Elsaß zurück

und dafür unterstützte 1814 Oesterreich, welches seinerseits entschlossen war, jede Grenzberührung mit Frankreich zu meiden, nicht die preußische Forderung der Abtretung des Elsaß an Deutschland.

Der Landgraf entschied für Barcelona, wo in neuester Zeit die Anhänglichkeit an Karl III. noch gewachsen zu sein schien. Am 22. Mai 1705 verließ die von ihm und Lord Peterborough geleitete Expedition, 8000 meist neuer Truppen, auf einer von dem Admiral Shovel befehligten Flotte Spithead. Aber in Lissabon, wo sie Karl III. und in Gibraltar, wo sie einen Theil der Besatzung an Bord nahm, verzögerte die Flotte so sehr ihren Lauf, daß sie erst am 16. August vor Barcelona anlangte. Unter den Verbündeten herrschte Uneinigkeit; in der wohlbefestigten Stadt lagen beinahe so viel Truppen als die Flotte trug und so beruhte die Hoffnung auf Erfolg, wesentlich auf dem Beistande der Catalonier, welche aber für ihre Dienste viel Geld verlangten und dennoch keine Zuverlässigkeit gewährten. Unter diesen Umständen konnte die vom Landgrafen befürwortete Belagerung, welcher die Bodenbeschaffenheit große Schwierigkeiten entgegensetzte, nur langsam fortschreiten. In Ungeduld darüber entwarf der excentrische Lord Peterborough den Plan zu einem nächtlichen Ueberfall der starken Bergfeste Montjuich, der Citadelle von Barcelona. In der Nacht vom 13/14. September wandten sich die scheinbar abgezogenen Truppen, im ganzen 2200 Mann, deren Vorhut Peterborough und Landgraf Georg selbst führten, nach der Höhe des Montjuich, überraschten bei Tagesanbruch glücklich die Außenwerke, wurden aber bei ihrer geringen Anzahl bald durch die von der Stadt herausgesandten Verstärkungen überwältigt; in dem Kampfe wurde Landgraf Georg durch zwei Flintenkugeln getödtet. Der Energie und dem Glück des Lords aber gelang es, die Besatzung der Feste zu überwältigen. Am 14. October wurde auch die Stadt übergeben. Das Herz des Landgrafen wurde auf Veranlassung des an der Seite seines Bruders verwundeten Prinzen Heinrich aus der Leiche herausgenommen, um in einem mit Weingeist gefüllten Porzellangefäß der trostlosen Mutter übersandt zu werden. Ein französischer Kaper nahm das englische Schiff, auf welchem das Herz übergeführt wurde und trotz der Bittschriften der Mutter lieferte Ludwig XIV. dasselbe nicht aus. Die Mutter Georg's starb 1709 und erst 1711 langte das Herz, gegen 20 gefangene französische Offiziere ausgewechselt, in Darmstadt an, wo es beigesetzt wurde.

Hier schließen wir die Besprechung dieses Buchs und müssen dem Verfasser das Zeugniß geben, daß, wenn auch die Weltgeschichte seinen Helden nicht ganz so hoch stellt, als er wünschen mag, sein Werk neben der „Militärischen Correspondenz des Prinzen Eugen" von Hiller, neben dem „Leben des Grafen Guido Starhemberg" von Arneth, Marlborough's „Letters and dispatches" (herausgegeben von Sir George Murray), Röder's von Diersburg Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig von Baden über den Spanischen Erbfolgekrieg", und L. Ennen's „Der Spanische Erbfolgekrieg und Kurfürst Johann Clemens von Köln", einen Beitrag von dauerndem Werthe zur Geschichte jener Zeit bildet.

Wenn man die Namen Mainz, Seligenstadt, Ingelheim, Tribur, Lorsch, Worms, Alzei, Oppenheim, Münzenberg u. s. w. nennt, so reihen sich eine Fülle historischer Erinnerungen aneinander, welche sich alle an den Umfang des jetzigen Großherzogthums Hessen knüpfen. Dem Lande der jüngern Linie ist denn auch besonders das vorliegende Sammelwerk: „Geschichte von Hessen" (Nr. 2), von Heinrich Kuenzel, gewidmet und Allgemeines oder Kassel Berührendes findet sich meist nur aus den Zeiten vor der Theilung Hessens unter die vier Söhne von Landgraf Philipp. Das erste Buch enthält Geschichts- und Chronikbilder. Wir finden darunter auch einen Aufsatz über die Befestigungen der Deutschen und Römer am Rhein und in Hessen von dem durch sein „Corpus juris confoederationis Germanicae" bekannten mecklenburgischen Legationsrath a. D., Guido von Meyer, welcher die Höflichkeit so weit treibt, daß er S. 65 ein Gedicht von sich mit der Wendung citirt: er habe „sich eine Ballade erlaubt"! Ueber das Hexenwesen (von Wagner und Soldan), den Einfluß der Waldenser (von Bender), die alchemistischen Bestrebungen des Landgrafen Ernst Ludwig (von Kopp), die Jagden unter Ludwig VIII. (von Günther) und die Militärspielerei Ludwig's IX. in Pirmasens (von Bopp) finden sich culturgeschichtlich interessante Beiträge. Es war dies ein Friedrich Wilhelm I. im Kleinen, der alle seine geringen Einkünfte auf die Unterhaltung eines Regiments baumlanger Grenadiere verwandte, denselben den für damaligen Geldwerth enormen Sold von 40 Kr. bis 1 Fl. täglich bezahlte und sie dennoch, da sie durch mancherlei Kunstgriffe angeworben worden waren, damit sie nicht davonliefen, nachts durch Husaren mußte bewachen lassen. Täglich übte er sie in dem großen Exercirhause ein, und ein Fremder, der 1789 im „Journal von und für Deutschland" eine solche Musterung beschreibt und ganz entzückt über die Pünktlichkeit der Bewegungen und die Geradlinigkeit des Parademarsches ist, sagt: „Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Finstern exercirt und in den verschiedenen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben." Als aber nach drei Jahren Custine mit seinen ungeregelten Scharen sich der Reichsfeste Mainz näherte, zogen die so herrlich gedrillten darmstädtischen Soldaten an dem bedrohten Bollwerk des Rhein vorbei nach Gießen, und Mainz fiel aus Mangel genügender Besatzung.

Das zweite Buch enthält die hessische Liederchronik, entschieden den schwächsten Theil dieses Sammelwerks. Von einigen Gedichten, abgesehen von dem geringen poetischen Werthe der Mehrzahl, weiß man nicht recht, welche Beziehung sie zu Hessen haben; so die Sage von dem Mäusethurm, jetzt zu Preußen gehörig, und das Lied auf die vierhundert Pforzheimer. Eine arge Disharmonie bilden die Lieder auf den Prinzen Emil und auf den bei Lützen gefallenen Prinzen von Homburg; die unvermittelte Aufeinanderfolge der beiden spiegelt den raschen Fahnenwechsel der Rheinbundsstaaten 1813 ab. Das dritte Buch bietet Proben der Mundarten, wobei wir nur abgeschlossene Stücke gewünscht hätten; die Mittheilungen einzelner Scenen aus dramatischen Dichtungen können wir nicht billigen. Das vierte Buch gibt, meist nach J. W. Wolf, die hessischen Sagen; das fünfte Volkslieder, wobei wir aber bei manchen höchst verbreiteten, aller lokalen Beziehung zu Hessen baaren, dialektisch in ihrer gewöhnlichen Fassung von Hessen abliegenden Volksliedern, wie: „Jetzt geh' ich an's Brünnele" u. s. w., „O Tannenbaum", „Lenore", „Die Leinweber" u. a., die Nachweisung vermissen, mit welchem Rechte ihr Ursprung Hessen zugeschrieben wird. Das sechste Buch unter der Ueberschrift: „Geographische Bilder", gibt über Geographie, Statistik, Geognosie, Vegetationsverhältnisse, Industrie Nachweisungen, bei welchen letztern aber statt der theilweise veralteten Angaben besser die vortrefflichen Jahresberichte der Handelskammern von Mainz und Offenbach aus der gewandten Feder von Georg Schirges benutzt worden wären, welche ein vollständiges Bild von Handel und Industrie des Großherzogthums in der Gegenwart geben. Das siebente Buch endlich enthält eine Uebersicht der Geschichte von Hessen. Unsers Bedünkens hätte der Verfasser besser die beiden letzten Bücher vorangestellt und an den Faden der Geschichte und Beschreibung des Landes den übrigen Stoff angereiht; doch auch bei diesen Ausstellungen bleibt es eine schätzenswerthe Arbeit, den mancherlei zerstreuten Stoff über ein Land von Zeit zu Zeit in einen Thesaurus zu sammeln und wir wünschen dem vorliegenden Werke vielfache Nachfolger für andere deutsche Staaten.

Der Anordnung, daß die Geistlichen des Großherzogthums Hessen Ortschroniken anzulegen und zu führen haben, ist auch die Schrift: „Lindenfels" (Nr. 3), von C. F. M. L. Marchand, zu verdanken. Weniger zur Aufhellung der hessischen als zu der der pfälzischen Geschichte dient sie, denn Lindenfels (1700 Fuß über Meer), die Krone des Odenwaldes, gehörte bis 1802 zum Kurfürstenthum Pfalz und machte alle Leiden mit, welche die Religionswechsel der Fürsten, die Franzosenkriege und die schlechte Verwaltung über diese von der Natur gesegneten

Länder verhängten. Wir können hier aus der fleißigen Arbeit nur einige culturgeschichtlich interessante Lokalnachrichten hervorheben. Aus einer uns aufbewahrten Rechnung von 1721 ersehen wir, daß die Ohm (= 160 Flaschen) guten alten Bensheimer-Wein mit Zoll, Füller- und Schröterlohn 18 Fl. kostete, das Pfund Rind- oder Kalbfleisch 5 Kr., das Pfund Forellen 24 Kr., 100 Krebse 1 Fl. 20 Kr., ein alter Hahn 14 Kr., ein junger 8 Kr. u. s. w. Bis 1777 mögen die Preise sich nicht sehr geändert haben. Damals wurde ein französischer Rittmeister a. D., W. Morlock, ein Mann ohne Redlichkeit, Verstand, Kenntnisse und Fleiß zum Amtsverweser ernannt. Er vertrat den Oberamtmann Grafen Latour, einen Franzosen, der kein Deutsch verstand und in Paris lebte, aber die Wittwe seines Vorgängers geheirathet und dadurch die Oberamtmannsstelle geerbt hatte. Beide, Morlock und Latour, erlebten noch die hessische Zeit. Morlock hatte an Gehalt a) Geld: für 155 Fl., Sporteln, Accidentien und Diäten 2160 Fl.; b) Naturalien: 17¼ Malter Korn, 45 Malter Hafer, vier Wagen Heu, 182 Gebund Stroh, 12 Klafter Holz, 4 Malter Korn und 40 Malter Hafer Speicherabgang, 343 alte Hühner, 97½ Hähne; c) Nutzungen: die Fischerei zu Grabellenbach, Oberschönmattenweg, Siedelsbrunn, Wahlen und Waldmichelbach, Wiese und Abnutzen vom Kirchhofsgraben; d) freie Wohnung und e) was ihm der Oberamtmann von seiner Besoldung abgab. Dabei ließ sich bestehen! Auch wird er im Kirchenbuche, wahrscheinlich mit einem Seufzer des dürftig besoldeten Pfarrers als Conciliarius satrapiae in Lindenfels bei seinem Tode aufgeführt. Die beigegebenen Kunstbeilagen zeigen eine Ansicht von Stadt und Burg nach Merian's Topographie 1634, einen Grundriß der Burg, deren Verfall unter hessischer Herrschaft Einhalt gethan worden ist u. s. w.

Auch der großherzoglich-hessische Ort Rödelheim, über welchen die Schrift von L. H. Euler: „Dorf und Schloß Rödelheim" (Nr. 4), handelt, wird schon 788 (also vor Frankfurt) in Urkunden als Radilenheim im Niddagau genannt, gehört diesem Lande aber erst seit 1802 an, wo die nach diesem Ort genannte gräflich Solms'sche Linie der hessischen Hoheit untergeben wurde. Auf die Einzelheiten der Geschichte dieses Orts können wir hier nicht eingehen, wir haben die Abhandlung nur als ein Muster von Klarheit und Gelehrsamkeit zu bezeichnen. Eine Ansicht der 1446 erbauten und 1802 niedergerissenen Burg ist der schön ausgestatteten Schrift beigefügt.

Von den „Würtembergischen Jahrbüchern für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie" (Nr. 5), deren wissenschaftlicher Werth allgemein anerkannt ist, können an dieser Stelle nur die in dem vorliegenden Jahrgang enthaltenen culturhistorischen Aufsätze erwähnt werden, nämlich im ersten Hefte: „Die Verhandlungen Herzogs Karl Eugen wegen und mit der Reichsritterschaft", von Karl Pfaff, und im zweiten Hefte die Abhandlungen: „Zur Glockenkunde in Würtemberg", von Karl Klunzinger; „Die frühern Verhältnisse und Schicksale der Juden in Würtemberg", von Karl Pfaff, und „Oberst Rieger und Graf Montmartin", geschildert von demselben. Dem Versuche, dem Herzog Karl irgendeine menschliche Seite abzugewinnen, treten alle weitern Aufklärungen seiner Regierungsepoche mit unerbittlicher Schärfe in den Weg. Man traut kaum seinen Augen, wenn man die Regierungsgeschichte dieses Zeitgenossen von Friedrich dem Großen, Joseph II., Karl August von Weimar, Ernst II. von Gotha, Karl Friedrich von Baden, Friedrich V. von Dänemark, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg u. a. liest. Hier ist der despotische Gedanke, daß Land und Leute nur für den Fürsten vorhanden, auf die Spitze getrieben; hier ist von keinem aufgeklärten Despotismus die Rede: Wortbruch, Betrug, persönliche Mishandlung, alles gilt für erlaubt. D. F. Strauß („Schubart's Leben", I, VII) sagt mit Recht: „Längst genießt Herzog Karl, in der Herodesrolle, die er in der Jugendgeschichte Schiller's spielt, einer wenig beneidenswerthen Unsterblichkeit. Aber was er im Stande gewesen wäre, an Schiller zu thun und wie wenig dessen Besorgnisse übertrieben waren, verstehen wir erst ganz, wenn wir wissen, was er kurz vorher an Schubart gethan hatte und zu thun immer noch fortfuhr. Die Notiz: der Herzog setzte Schubart auf den Asperg und ließ ihn über zehn Jahre daselbst sitzen, fällt zwar an sich schon schwer genug ins Gewicht, aber wenn wir nun Jahr um Jahr und Monat um Monat alle Qualen der Gefangenschaft, die Kränkungen und Krankheiten, die vergeblichen Bemühungen und getäuschten Hoffnungen, die abgeschlagenen Bitten und gebrochenen Versprechungen alle einzeln aufgezeichnet finden, so lernen wir erst die ganze Scheußlichkeit dieses Despotismus kennen. Wie in jeder Briefsammlung aus dem weimarischen Dichterkreise der herrliche Karl August herrlicher auferstehet, so ist für Würtembergs Herzog Karl jedes neuentdeckte Actenstück über Schiller's Jugend und Schubart's Schicksal eine Auferstehung zum Gericht."

Bedenkt man, daß die Mishandlungen Schubart's in der Periode nach dem bekannten Sündenbekenntniß des Herzogs und Gelobung von Besserung an seinem funfzigsten Geburtstage 1778 fortgesetzt wurden, so hat man nur die Wahl, entweder jenen auffallenden Schritt für eine leere Komödie zu halten, oder dem Herzog die Fähigkeit abzusprechen, einen Rechtsstaat sich vorzustellen, der doch damals in vielen deutschen Ländern schon verwirklicht war. Die Schranken, welche der Willkür dieses despotischen Charakters die Verfassung entgegensetzte, zu durchbrechen, waren die zwei in der Ueberschrift genannten Männer bemüht, nicht in Gemeinschaft, sondern im Kampfe um den Einfluß beim Herzog. Rieger, 1722—82, der würtembergische Pfarrerssohn, welcher zuerst den Herzog gelehrt unter dem Scheine unverletzter Form die Verfassung zu brechen, unterlag in diesem Kampfe dem Grafen Montmartin, dem Sprößlinge eines 1685 nach Deutschland übersiedelten hugenottischen Adelsgeschlechts, geb. 1712 zu Zeitz, von 1758—66 in würtembergischen Diensten, vorher und nachher der Rathgeber des Herzogs, gest. 1778 zu Dinkelsbühl. Eine grobgesponnene Intrigue Montmartin's: ein untergeschobener Brief, den Rieger 1762 an den preußischen General von Kleist, welcher Würtemberg bedrohte, geschrieben haben sollte, genügte dem Herzoge, seinen bisherigen Liebling ohne den Schein einer Untersuchung in der brutalsten Weise öffentlich zu überfallen, persönlich zu mishandeln und in das entsetzlichste Verlies von Hohentwiel zu werfen, wo er bis Anfang 1767 blieb. Unser Mitleid wird freilich gedämpft, wenn wir aufs Jahr 1756, den Anfang von Rieger's Glück, zurückblicken. Damals hatte der Herzog mit gewohntem Leichtsinn sich verpflichtet, nebst seinem Reichscontingent noch 6000 Mann Soldtruppen an Frankreich zu stellen; das Geld dafür wurde für andere Zwecke vergeudet. Als der französische Commissar drängte und nur 2000 Mann bereit standen, erbot sich Rieger, die fehlende Mannschaft herbeizuschaffen. „Wer über 18 Jahre alt und zum Kriegsdienst tauglich war, wurde ausgehoben; vom Pfluge weg und aus den Werkstätten, sogar nachts aus den Betten und Sonntags vor den Kirchen weg holte man die Leute und entriß unbarmherzig Witwen und Greisen ihre Söhne, die einzigen Stützen ihres Alters. Fremde, welche man als Knechte oder Handwerksbursche innerhalb der Landesgrenzen traf, wurden gewaltsam herbeigeschleppt, und die alten Soldaten, selbst solche, die schon verheirathet waren, auch wenn ihre gesetzliche Dienstzeit vorüber war, zu fernerm Dienste gezwungen. Gegen dieses Verfahren aber halfen weder Vorstellungen noch Bitten. Beamte, welche dabei nicht aufs thätigste mitwirkten, wurden mit schweren Strafen, mit dem höchsten Unwillen des Herzogs, selbst mit Cassation bedroht. Auch für die schnelle Ausrüstung der Truppen und für die Herbeischaffung der sonstigen Kriegsbedürfnisse wußte Rieger zu sorgen, indem er den Lieferanten den doppelten Preis des Gelieferten versprach, wenn sie sich mit der baaren Bezahlung des vierten oder dritten Theils desselben begnügten. So standen im Frühjahre 1757 6000 Mann völl

bereit zum Marsch und der Herzog reiste nach Böhmen voran. Hinter seinem Rücken aber brach der Aufruhr los, an welchem außer dem Zwange der Aushebung und der Mishandlung bei den Waffenübungen die Unlust der lutherischen Würtemberger für ihren katholischen Herzog und den Kaiser gegen die glaubensverwandten Preußen, Engländer, Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger u. s. w. zu kämpfen den Hauptantheil hatte.“ Hier finden wir also eine Spur des im allgemeinen zu wenig beachteten confessionellen Elements im Siebenjährigen Kriege. In Rom sah man die Vereinigung Frankreichs und Oesterreichs als ein Mittel an, in Preußen die Hauptstütze des Protestantismus zu Boden zu werfen; daß dies auf Ludwig XV. gewirkt hat, beweisen Choiseul's Papiere. Brühl's täglicher Berather war der Jesuitengeneral Guarini und in Wien hat der Jesuitenprovinzial Campmiller die Wiedereroberung Schlesiens der Kaiserin angerathen, „wenn ihr Glauben nur so groß sei als ein Senfkorn“. Dann erhielt nach dem Siege von Hochkirch vom Papste den geweihten Hut, welcher „für Fürsten und Herren, die sich um die Religion wohlverdient gemacht haben“, gestiftet ist, und im kaiserlichen Heere wurden vor dem Ausmarsche alle akatholischen Feldärzte entlassen und durch katholische Franzosen ersetzt (J. Hunczowski, „Ueber die neuere Geschichte der Chirurgie in Oesterreich“, Wien 1787). Capece-Latro, Erzbischof von Tarent, 1744—1836, erzählt, in seiner Schulzeit sei er und seine Altersgenossen von ihren geistlichen Lehrern mit Zuckerbrot beschenkt worden, wenn die Oesterreicher, dagegen geprügelt, wenn die Preußen siegten.

Dieser Aufstand war nicht mit Gewalt zu unterdrücken. Erst ein Generalpardon, welchen der Herzog am 14. Juli verkündigen ließ, rief die meisten der Austreißer zu den Fahnen zurück, welche indeß bei Leuthen ein großer Theil verließ, um zu Friedrich dem Großen überzutreten. Im März 1758 kehrten kaum 2000 Mann nach Würtemberg zurück und die Ergänzung zu 4000 Mann war in dem menschenarmen Lande schwieriger als das Jahr zuvor. Wieder wußte Rieger Rath. Auf seinen Vorschlag wurde von dem Herzog ein Befehl an die Bezirksbeamten und Ortsvorsteher erlassen, sie sollten „alle so betitelten Aushauser in ihren Bezirken, ohne Ansehen der Person namhaft machen und allenfalls gleich einschicken“. Unter den Aushausern aber sollten nicht allein diejenigen begriffen sein, welche „ihr' Sach' bereits verthan haben“, sondern auch diejenigen, „welche bei noch besitzendem, manchmal dazu großem Vermögen ein liederliches Leben führen, dem unmenschlichen Laster der Trunkenheit nachhängen, die Raisonneure, illegalen Müßiggänger, unruhigen Köpfe, subtilen und schleichenden Aufwiegler und andere dem Publikum moraliter vel politice zur Last fallenden Mannspersonen, welche das sechzigste Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben und sonst nicht untüchtig sind“. Rieger selbst erklärte diesen Befehl für ein Zeichen der „landesväterlichen Milde des Herzogs“, welches man „mit immerwährendem Danke erkennen müsse“ und sprach die Erwartung aus, „daß kein Beamter sich erfrechen werde, die hochfürstliche Gnade zu misbrauchen und aus Leidenschaft, Rachbegierde und andern Nebenabsichten jemand als sogenannten Aushauser abzuliefern, weil ein solches Verfahren unfehlbar mit empfindlicher Strafe geahndet werden würde“. Die Beamten aber wußten wohl, daß es ihnen zur Empfehlung dienen würde, wenn sie viele solcher Aushauser lieferten und ungeachtet jener Strafandrohung wurde daher dem Hasse, der Habsucht und andern niedern Leidenschaften durch diesen Befehl ein weiter Wirkungskreis eröffnet und Hunderte wurden dadurch ins Unglück gestürzt. Auch vermochte man trotz aller Anstrengung nicht, die volle Zahl der Hülfstruppen zur rechten Zeit aufzustellen; der französische Commissär jedoch nahm, durch ein reiches Geschenk gewonnen, die Zahl für voll an. Mit dem Schlusse des Jahres 1758 ging zwar der französische Subsidienvertrag zu Ende, er wurde jedoch erneuert mit der Bestimmung, daß der Herzog 12000 statt 6000 Mann stellen sollte. Zu deren Aufbringung wurden denn die alten Mittel in verstärktem Maße angewandt. Diese Militärlast dauerte bis zum Hubertusburger Frieden an. Die letzte Speculation in Menschenfleisch, welche Herzog Karl unternahm, war bekanntlich das „Capregiment“, worüber Strauß in „Schubart's Leben“ (II, 187) Folgendes berichtet: „Das Geschäft zwischen dem Herzog und der Holländisch-ostindischen Compagnie war um so vortheilhafter für den Herzog, als er mit einem Theile der Offizierstellen des Capregiments eine Reihe natürlicher Söhne versorgte oder sich vom Halse schaffte, während die übrigen jener Stellen dem von Holland bezahlten Herzog noch einmal mit schwerem Gelde von den Candidaten bezahlt werden mußten. Ende October 1786 begann die Werbung und schon am 27. Februar 1787 marschirte das erste Bataillon des Capregiments, 900 Mann stark von Ludwigsburg ab, dem am 2. September das zweite folgte.“

Wie Rieger die energische Seite der Despotie vertrat, so vermied Montmartin dagegen jedes offene Auftreten. Seine Mittel waren die Lüge, der Schleichweg; beim Herzog wußte er sich durch niederträchtige Schmeichelei festzusetzen. In dem würtembergischen Adreßkalender mußte auf seinen Befehl statt der Worte: „Seine herzogliche Durchlaucht sind geboren“ gesetzt werden: „Seine herzogliche Durchlaucht haben die Anzahl der Hohen in der Welt vermehrt.“ Montmartin's Zweck war die Bereicherung, welche ihm überaus wohl gelang; sein Andenken faßte Moser der Jüngere, dessen Vater, Johann Jakob Moser, unter Montmartin wegen seiner Verfassungstreue die bekannte Haft auf der Festung erduldet, in den Worten zusammen: „Er starb verflucht vom Lande Würtemberg, verachtet von Deutschland, unter marternden Gewissensbissen und schweren körperlichen Schmerzen, als wenn er am Strick des Henkers erwürgt worden wäre.“ *)

Hinsichtlich der Schilderung der deutschen Zustände vor hundert Jahren schließen sich dem Aufsatze von Karl Pfaff die beiden einander ergänzenden Säcularschriften: „Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 u. s. w.“, von Gollhard, und „Frankfurter Säcularschrift. Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 u. s. w.“ (Nr. 6 und 7), eng an. Jenes unselige Verhältniß, welches uns soeben unter Herzog Karl entgegengetreten, daß die Franzosen nicht nur als kaiserliche Bundesgenossen im Reiche schalteten, sondern auch deutsche Truppen in ihrem Solde hatten, finden wir hier abermals. Nicht nur sächsische Truppen fochten bei Bergen mit, deren hier tödlich verwundeter General Dyhrn der von Goethe in seiner Jugendgeschichte erwähnte „freigeistige General“ ist, welchen der Senior Fresenius bekehrte, sondern wir finden auch die deutschen Soldregimenter in französischen Diensten: Royal suédois (Nr. 92) und Royal Deux-Ponts (Nr. 54) und die schweizerischen Planta und Waldner (Nr. 72). Unter den Gefallenen auf französischer Seite finden wir außer Dyhrn die deutschen Namen Wurmser und Closen; auf deutscher Seite fiel bei Bergen der hessen-kasselsche Generalmajor Prinz Johann Kasimir von Isenburg-Birstein, dessen Vetter, der französische Lieutenant bei Royal Deux-Ponts, Prinz Friedrich Ludwig Karl Albrecht von Isenburg-Meerholz, kurz vorher, am 23. Juli 1757, bei Sangerhausen gefallen war.

An dem Ueberfall von Frankfurt nahmen außer den genannten noch die Regimenter Bentheim und Nassau-Saarbrück (Nr. 100) theil. Eine ausführliche Geschichte dieses Ueberfalls, wie sie die Schrift Nr. 7 bietet, war längst Bedürfniß. Dem Verfasser der hier gebotenen lagen Actenstücke vor, welche nie veröffentlicht worden sind, der Abdruck der Beschwerdeschriften an den Kaiser, welche im Archiv zurückgehalten wurden, weil der fran-

---

*) Ein weiteres Opfer dieser Willkürschaft war der oben nicht mit genannte freisinnige Oberamtmann Johann Ludwig Huber, der im Jahre 1764 ohne Verhör, Urtheil und Recht ebenfalls auf dem Hohenasperg in engen Gewahrsam gebracht wurde. S. dessen Schrift „Etwas von meinem Lebenslaufe, und etwas von meiner Muße auf der Festung“ (Tübingen 1798). D. Red.

zösische Minister Choiseul dies zur Bedingung einer mildern Behandlung der schutzlosen, vom Kaiser im Stich gelassenen Stadt gemacht hatte. Gleichzeitige schriftliche Aufzeichnungen competenter Männer beschuldigen den Stadtschultheißen, Johann Wolfgang Textor, durch seinen Mangel an Thatkraft die Bedrückungen, deren Einzelheiten wir hier lesen, über die Stadt gebracht zu haben. Der Enkel mag daher die ganze Occupationszeit mit ihren Opfern in einem milden Lichte dargestellt gehört haben und diese Milde ist noch gesteigert in der Schilderung der Vorfälle der Jugend, welche er in hohem Alter entwarf. So ist wol zu erklären, daß der Gesammteindruck, welchen wir uns von dem Zustande der Stadt nach der actenmäßigen Darstellung bilden müssen, vollständig ein anderer ist, als den uns Goethe's Erzählung macht. Die Franzosen bemächtigten sich unter glatten Worten Schritt vor Schritt der ganzen Executive und wußten ihren Forderungen durch die Furcht des Raths und der Bürgerschaft, den Meßverkehr gestört zu sehen, Eingang zu verschaffen. Während sie in der That als Feinde handelten, versicherten sie ihr warmes Interesse für die Wohlfahrt des Reichs, und diesen „kaiserlichen Bundesgenossen" gegenüber mußte die Stadt ebenfalls ihre guten Gesinnungen für das Reich und ihre für dasselbe gebrachten Opfer rühmend hervorheben. Wir würden diese Säcularerinnerungen leichtern Herzens schließen, wenn nicht die ultramontanen Blätter nach dem Frieden von Villafranca ein abermaliges Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich zur Vernichtung Preußens gepredigt und so das Vorhandensein einer hoffentlich unmächtigen Faction offenbart hätten, an der die Lehren der Geschichte spurlos vorübergegangen sind. 25.

Coulissenplaudereien Karl Heinzen's.

Unser alter Bekannter und Freund, dabei aber auch erklärter Widersacher, Karl Heinzen, schickt uns unaufgefordert von Zeit zu Zeit Nummern seines bostoner Blattes „Der Pionier" zu, wovon uns jetzt wiederum ein ganzes Convolut vorliegt. Ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kenntniß des Treibens der deutschen Revolutionäre und Flüchtlinge im Auslande ist eine lange, durch eine ganze Reihe von Nummern sich erstreckende Coulissenplauderei Karl Heinzen's: „Zwei Reisen nach Amerika." Er berichtet darin unter anderm über sein Verhältniß zu dem vertriebenen Herzog von Braunschweig. Heinzen bemerkt, „dieser Mann" habe eine besondere Liebhaberei für die Heinzen'schen revolutionären Schriften als das „probateste Mittel zur Aergerung seiner frühern Collegen" gehabt. In London habe der Erherzog ihm und Struve Anträge zur Lieferung von Beiträgen für die „Deutsche Zeitung", auch sogar zur Betheiligung an der Redaction machen lassen. Heinzen verlangte Vollmacht, über das Blatt nach Gutdünken verfügen zu dürfen, da er wollte, „der Erherzog solle der Revolution dienen, während dieser die Revolution dem Erherzog dienstbar machen wollte". Heinzen fährt dann fort: „Vielleicht würde ich das Blatt dennoch in die Hand bekommen haben, wenn mir der Aberglaube nicht in die Quere gearbeitet hätte. Der Erherzog machte nämlich plötzlich die Entdeckung, daß mein Name sieben Buchstaben habe, und vor Namen mit sieben Buchstaben hatte er eine besondere Schicksalsfurcht. Die sieben Buchstaben machten ihn zweifelhaft, ob er mir hinlänglich trauen könne, ob ich ihm nicht Unheil bringen werde, und die Furcht vor meinem Namen trug zuletzt den Sieg über die Liebhaberei für meinen Stil davon. Er machte mir daher keine andere Concession, als daß er mir versprechen ließ, eine Broschüre, die ich eben beendigt hatte, unverändert abzudrucken. Die Broschüre hieß «Lehren der Revolution». Als Honorar sandte der Knicker mir 6 Pf. St., die mir aber in meiner damaligen Lage so viel werth waren wie 1000 Thaler in mancher andern."

Für die urbane, zartbrüderliche Weise, womit die deutschen Radicalrevolutionäre untereinander verkehren, ist dann weiter die Darstellung, die Heinzen von seinem Verkehr mit dem wüsten, neuerdings durch seine Schrift gegen Karl Vogt berüchtigt gewordenen Marx gibt, äußerst bezeichnend. Heinzen berichtet: „In Brüssel erst machte K. Marx die Wahrnehmung, daß ich ein Mensch sei, den man angreifen und unschädlich machen müsse, denn — ich hatte unterdessen «Die preußische Bureaukratie» herausgegeben, das Buch hatte bedeutendes Aufsehen erregt und ich hatte einen Namen dadurch bekommen. Grund genug, entscheidender Grund für Marx'sche Feindschaft. Diese Feindschaft ließ sich aber damals blos aus durch Neckereien und Reibereien, die gewöhnlich mit der Drohung schlossen: «Ich werde dich vernichten.» Ich nahm sie mit der größten Bonhomie auf und benutzte sie blos zu Späßen und schlechten Witzen, nur dann und wann mit derben Andeutungen begleitet, um den «Vernichter» nicht über meine Gesinnung im Zweifel zu lassen. So bemerkte ich ihm eines Tags in Gesellschaft seiner Begleiter, mit denen wir häufig im Bierhause, namentlich in der kleinen, gemüthlichen, schiffskajütenähnlichen «Faille déchirée» (Zerrissene Haube) zusammentrafen: «Weißt du, auf welchem Freundschaftsfuß ich zu dir stehe? Ich gebe dir gutherzig die Hand, aber indem ich dir die eine Hand gebe, schlage ich dir mit der andern hinter die Ohren.» — «Was?» schrie er, «dann steche ich dir ein Messer in den Leib.» — «Nun», entgegnete ich ruhig, «wenn du so läppisch bist, gebe ich dir nicht einmal eine Ohrfeige, sondern einen Tritt.» Dies ist die Art, wie man mit Hrn. Marx umgehen muß, wenn man nicht von ihm will malträtirt werden. Er hatte zur Zeit Begleiter, namentlich einen gewissen, als Famulus fungirenden Bürgers bei sich, die sich das Unglaubliche von ihm gefallen ließen, und nur das derbste Entgegentreten konnte ihn in Schranken halten. Der Natur dieses Menschen ist nichts unerträglicher als die Auszeichnung eines andern. Wen er nicht erreichen oder ausstechen kann, den muß er heruntersetzen. Als Herwegh durch seine Gedichte so großes Aufsehen machte, ärgerte sich niemand so sehr wie K. Marx. «Man muß dem Menschen zeigen, daß man auch Gedichte machen kann», sagte er. Freilich, wenn er es gekonnt, so hätte er es auch ohne Herwegh «gezeigt». Schon daß ein Mensch ihm an Körperkraft überlegen war, machte ihm Kopfschmerzen. Namentlich ich hatte fortwährend Anspielungen über meine Stärke zu hören, und wie in Köln, so hatte er auch in Brüssel keine Ruhe, bis er sie erprobt. Eines Tags band er im Kaffeehause mit mir an und unter der Versicherung, daß er mich hinwerfen könne, begann er sofort mich zu umfassen. Durch einen bloßen Versuch meines Elnbogens, mich von ihm loszumachen, durch die Glasthür des Lokals geschleudert, raffte er sich auf und rief: «Das ist keine Kunst, wenn man solche Elefantenknochen hat.» — «Freilich», antwortete ich, «ist es keine Kunst, aber eine Kunst war es, das nicht vorher zu wissen.» Diese kleinen Züge charakterisiren vollständig diesen «Chef» der Communisten, diesen gelben Neidhard, diesen nergelnden Kobold, diesen Dr. Grünspan, wie ich ihn später genannt habe."

In der literarischen Porträtmalerei ist wol noch nichts [illegible] Drastisches geleistet worden als von Heinzen in nachstehendem Conterfei eben dieses Marx: „K. Marx stammt von jüdischen Aeltern aus Trier her und der orientalische Typus ist seiner originellen Erscheinung auf eine ganz frappante Weise aufgeprägt. Sein liederlich verworrenes Haar ist kohlschwarz und sein Teint schmuzig gelb. Ob dies Schmuzige zur natürlichen Complexion gehört, oder von außen erworbene Zuthat ist — wo[illegible] für unser Held eine große Liebhaberei besitzt —, läßt sich nic[illegible] immer so deutlich unterscheiden wie der Schmuz an seinen Hem[illegible] den und Kleidern von deren ursprünglicher Farbe. Seine ni[illegible] hohe, halb verdeckte Stirn ist ein merkwürdiges Knorrengewäch[illegible] namentlich ausgezeichnet durch die hervorragenden Knoten [illegible] den Augen, zu welchen das Gegengewicht bedeutende Organe [illegible] «destructiveness» hinter den weit auseinander stehenden Ohr[illegible] bilden. Der ganzen Gehirnpartie des Mannes fehlt wie sein[illegible] Zügen das Element des Edeln und Idealen. In den von [illegible] erwähnten Knorren überdeckten kleinen, dunkeln, kurzsichti[illegible] Augen spielt ein aus Geist und Bosheit gemischtes Feuer, [illegible] aber selten eigentlich widerwärtig leuchtet, da die ganze Ersch[illegible] nung sofort den Eindruck macht, daß die Disposition zur W[illegible]

heit durch den Mangel an Kraft zur Ausführung gewissermaßen unschuldig wird. Dadurch erhält unser Freund den Stempel einer Curiosität, an der man sich amusirt, während er, wenn er imponiren und Furcht erregen sollte, ins Thierisch-Widerwärtige und Wilde übergehen müßte. Aber als Tiger oder Hyäne hatte die Natur diese Persönlichkeit nicht angelegt; sie blieb auf halbem Wege stehen und machte einen Affen aus ihm. Man erkennt sofort, daß er nicht auf Zerreißen und Erwürgen ausgeht, sondern eher aufs Kratzen, Gesichterschneiden und Kothwerfen. Er ist ein Mitteldieng zwischen einem Affen und einer Katze. Wenn man den schon oben beschriebenen Augen noch eine kleine, plumpe, wie aus einem Dreckknorren geformte Nase und diesen komischen Mund hinzufügt, dessen nach Hohn und Spott schadenfroh ausgreifende dicke Unterlippe einen halben Zoll weit vor der Oberlippe hinausragt, so hat man eine Physiognomie vor sich, die sofort an das boshafteste Affenthum erinnert, ohne daß die einzelnen Züge mit denen des Affen eigentlich übereinstimmen. Trotz diesem abscheulichen Compositum physiognomischer Abnormitäten macht dennoch das Gesicht, namentlich wenn es lächelt, nicht gerade einen unangenehmen Eindruck. Und dies rührt daher, daß es Geist verräth und daß man sich wie gesagt an dem Eigenthümer amusiren muß, wenn man nicht gerade persönlich von seiner Liebenswürdigkeit zu leiden hat. Man begreift sofort, daß eine so gebildete Natur einem Feinde nicht offen und ehrlich zu Leibe geht, sondern daß ihre entsprechendsten Mittel Lüge und Verleumdung, Tücke und Intrigue sein müssen. Von Treue und Verlaß, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Ehre und Charakter ist bei einem solchen Menschen keine Rede, darauf muß man von vornherein verzichten. Bei allem Talent ist Hr. Marr geistig ein bloßer Dialektiker und Sophist und den übersetzt sein gemeiner Charakter in die Praxis unmittelbar als Lügner und Intriguanten."

Weiter erzählt Karl Heinzen: „Unterdessen zwickte mich die Noth täglich empfindlicher und machte mich nach andern Seiten in der Auffindung von Hülfsmitteln so scharfsichtig und kunstfertig, daß ich sogar das silberne, 6 Cents werthe Ländchen von dem Eisernen Kreuz, welches ein Verwandter in der Schlacht von Waterloo verdient hatte, ablöste und verkaufte. Uebrigens hat solche Noth auch ihre humoristischen Seiten. Meinem fünfjährigen Sohne hatte ich zu seinem Geburtstage für meine letzten 2 Cents folgende Geschenke gekauft: 1) einen Bogen Papier; 2) einen Bleistift; 3) eine Schnur. Auf dem Bogen Papier sollte er mit dem Bleistift sein Testament schreiben und dann sollte er sich mit der Schnur aufhängen. An das Testamentschreiben hätte ich selbst ebenfalls denken können, wenn nicht die Freunde Mazzini's, denen meine Lage sowie mein Wunsch, wieder nach Amerika zu gehen, bekannt geworden war, sich erboten hätten, das Reisegeld aufzubringen. Hört es, sehr ehrenwerthe Landsleute, Engländer haben das Reisegeld für meine Auswanderung zusammengebracht, haben mir Kleider und Lebensmittel mit auf die See gegeben, damit der deutsche Revolutionär nicht verhungere, und diese Engländer haben mir niemals, wie Hr. Hecker und die übrigen deutschen Ehrenmänner, vorgeworfen, daß ich arm sei oder von nicht existirenden Fonds in Saus und Braus lebe, und haben mir niemals, wie die übrige deutsche Noblesse, nachgerechnet, daß ich von ihnen einige lumpige Dollars «Geld» empfangen habe, «Geld»!"

Viel besser als K. Marr ergeht es aber auch den übrigen Mitrevolutionären Heinzen's nicht; er spricht von dem „elenden" Hecker und von dem „Erzlump" Grün, behandelt in ähnlicher Weise Struve, Willich u. s. w. und beschuldigt in den Schmähartikeln „Die Kinkelei demaskirt" und „Kinkel-Anleihe und Anleihe-Kinkel" diesen, mit der sogenannten „deutschen Revolutionsanleihe" nichts als eine „nichtswürdige persönliche Speculation" getrieben und „Verrath an der Revolution" geübt zu haben. In solche Hände nun wäre Deutschland gerathen, wenn es diesen Leuten gelungen wäre, einen deutschen Convent, etwa mit Karl Heinzen als Präsidenten und K. Marr als Vicepräsidenten (oder auch umgekehrt), wirklich für eine Zeit zu errichten! Es wäre ein wahrhaft kannibalisches Regiment gewesen. Und doch sind dies meist Leute, die an den Mutterbrüsten irgendeiner deutschen Hochschule gelegen haben. Sollte man da nicht auf den Gedanken gerathen, daß etwas in unserm Hochschulwesen, ja in unserm gesammten so hochgerühmten Bildungszustande faul sein müsse? daß der Humanismus in den Kannibalismus umgeschlagen ist? und daß wir fortdauernd von Gefahren bedroht sind, die, wie dies einmal Macaulay in einer Wahlrede hervorhob, aus dem Schose der modernen Civilisation selbst hervorgehen? Zum Ueberflusse fällt mir gerade in diesem Augenblicke ein altes heidelberger Wühlerblättchen, Nr. 103 (4. Mai 1849) der von C. Frick redigirten „Republik" in die Hände, in der ich unter andern saubern Inseraten auch folgendes antreffe: „Jeder deutsche Demokrat wird dringend ersucht, jeden Miethsmann, der zur Heulerpartei gehört, die Hausmiethe in kurzer Frist aufzukündigen, damit diese Leute in die öffentliche Freiheit gesetzt werden; dieses wäre das beste Recept für dieselben. Consumatum est. Valentin Michel." So verstehen diese Leute die Freiheit! Es wäre ein zwar unsauberes, aber vielleicht nicht unverdienstliches Geschäft, eine Geschichte der deutschen Wühlerpresse, sowol der ultrademokratischen als der ultrareactionären, jener Jahre vom culturhistorischen Standpunkte zu schreiben, man würde daraus wenigstens erkennen, welche häßliche und fratzenhafte Ungeheuer von schlimmen Leidenschaften unter der glatten Oberfläche unserer Cultur wühlen. Goethe, der die kostbarsten Jahre seines Lebens daran wandte, die deutsche oder überhaupt moderne Barbarei zu bekämpfen, hat übrigens in banger Ahnung vorausgesehen, daß ein solcher barbarischer Zustand der deutschen Nation, wenn nicht der Menschheit bevorstehe, weil er leider erkennen mußte, daß gerade in der höchsten Gesellschaftsschicht und in der Klasse der sogenannten Gebildeten Unklarheit und Verworrenheit der Begriffe, Unverstand, Egoismus, Eigenliebe und Eigensinn weit verbreitet waren. Freilich, einen Zustand, der selbst solchen Leuten wie Louis Drucker, Lindenmüller u. s. w. gestatten würde, eine Zeit lang in einer sich ihrer hohen Intelligenz rühmenden deutschen Hauptstadt eine Art politische Rolle zu spielen, hat er nicht voraussehen können.

Auch in Amerika ging es Heinzen anfangs sehr schlecht. In Südbrooklyn wohnte er bei einem frommen Ehepaar, aber nicht lange; denn die Frau, eine Irländerin, kündigte ihm, weil sie gehört, daß er ein Atheist sei; das Miethgeld aus der Hand eines Gottesleugners erschien ihr wie Sünden- und Satansgeld; ja in der That wollte sie in der Nacht deutlich gehört haben, wie der Teufel durch das Söllerfenster ihren ungläubigen Miethsherrn besucht und mit ihm Berathungen gepflogen habe. Er schildert nun, wie er seine Familiengarderobe in den Abendstunden ins Pfandhaus geschleppt, aber auf seine „Lumpen" nichts erhalten habe, weil man sie zu werthlos befand, um darauf etwas zu leihen. Um diese Zeit, etwas früher oder später, wohnte er eine Zeit lang am Ende von Hoboken, wo er ein Zimmer um ein paar Dollars gemiethet hatte. Karl Heinzen erzählt: „Es ist trübes Octoberwetter, die Blätter rascheln von den Bäumen, der Winter ist vor der Thür und in deinem Innern meldet er sich auch. Bei guter Oekonomie ist dir das Brot noch ein paar Wochen sicher. Aber dann? Nur nicht verzweifelt, mein Freund! Lassen dich die Menschen im Stich, so wende dich an die Natur. Du siehst dort das hobokener Wäldchen, der Lieblingsspaziergang der Neuyorker im Sommer. Jenes Wäldchen besteht zur Hälfte aus Nußbäumen, die jetzt beladen sind mit reifen Nüssen. Nimm einen Sack in die Hand, deinen Jungen an die andere und wandere hinaus in das hobokener Wäldchen. Dort nimmst du einen Stein von 1—200 Pfund und schleuderst ihn mit Macht an diejenigen Stämme, an denen du mit einem solchen Mahner nicht vergebens anzuklopfen hoffen darfst, und jedesmal wird ein ganzer Regen von Hickorynüssen auf dein sorgenvolles Haupt herabrasseln. Sind sie in den Sack gefüllt, so wiederholst du dasselbe Experiment an andern Bäumen und in einer halben Stunde wirst du eine ganze Last nach

Hause schleppen können. Auf diese Weise erreichst du mehrere sehr wichtige Zwecke gleichzeitig: du hast eine gesunde Leibesbewegung, du hast eine zerstreuende Unterhaltung für dich und deinen Kleinen, du bringst etwas zum Beißen zu Hause und die Nußschalen sind vortrefflich zu benutzen beim Anzünden des Ofens. Das war in Hoboken meine Hauptbeschaftigung. Aber die Hickorynüsse sind so wenig unerschöpflich wie die Cents" u. s. w.

Von Hoboken zog er zu einem Herrn Wagenitz, der ihm eine unbenutzte Dachstube zur Verfügung stellte. Heinzen weiß sich in Unglück gut zu schicken: „Von einem Paar alter Betttücher wurde ein Sack zusammengenäht und dieser Sack, mit Hobelspänen angefüllt, die sich im Keller des Herrn Wagenitz fanden, war monatelang das Bett für mich und die Meinigen auf dem platten Boden. Aber ich fand nicht blos ein Quartier, ich fand auch «Verdienst». Herr Wagenitz trieb ein Geschäft mit sogenannten Goldleisten, die in seinem Hause angefertigt wurden. Ich erlernte das Belegen der Leisten mit sogenanntem Goldschaum und brachte es zu einem Verdienst von 3 Dollars die Woche, wovon ich mit den Meinigen monatelang gelebt habe, ohne «Gesundheit und ein froh Gemüth» zu verlieren, wovon die frommen Leute singen."

Heinzen denkt mit Recht: Arbeit schändet nicht. Ueberhaupt bietet sein Charakter manche ganz ehrenhafte Seiten: er ist uneigennützig, ehrlich und aufrichtig bis zum Extrem, er ist ein Märtyrer seiner Ueberzeugungen, und um dieser Ueberzeugungen willen verzichtet er auf die Güter der Welt, ohne sie aus Ostentation gering zu achten. Heinzen bewundert in Bogumil Goltz: „wie in einem sonst klaren Kopfe das größte Dunkel herrschen und wie ein Mann von Geist Intelligenz mit Bornirtheit vereinigen kann. Doch Herr Goltz weiß Wahres und Falsches so zu mischen, daß es immer Interesse erregt, sie zu trennen und ins Klare zu stellen." Dasselbe gilt eigentlich auch von Heinzen; wenigstens geräth er wie alle auf eine fixe Idee versessene einseitige Köpfe immer wieder auf einen Punkt, wo man sich von ihm trennen muß, nachdem man mit ihm, trotz mancher Rippenstöße, die er uns unterwegs versetzt, und mancher abstoßenden Grimasse, die er uns geschnitten, bis dahin Arm in Arm gegangen. Jedenfalls schreibt aber Heinzen einen klarern und einfachern Stil als Bogumil Goltz, der übrigens in Tendenz und Gesinnung Heinzen's Antipode ist. Eine gewisse Ursprünglichkeit, Urwüchsigkeit und Ungenirtheit (auch im Schmähen) haben übrigens beide gemein, und diese Eigenschaft ist es wol auch, die Heinzen zu Goltz hinzieht.

Aus einer spätern Nummer des „Pionier", der vom 7. Februar, brachten wir zu unserer Ueberraschung in Erfahrung, daß nun auch Karl Heinzen seine Rebellen hat, so gut wie der König von Neapel. Als systematischer Anhänger der von ihm in Permanenz erklärten Revolution begeht er damit freilich eine Inconsequenz; indeß ist es das Schicksal jeder zu einseitigen Systemmacherei, daß sie zuletzt mit sich selbst in Widerspruch geräth. Heinzen's Rebellen, die er nun mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgen möchte, sind die aus der Union ausgeschiedenen Sklavenstaaten. Die erwähnte Nummer des „Pionier" enthält eine Rubrik „Revolutionäres Bulletin", worin von einem „Rebellenregiment von Florida" und sogar von „frechen Rebellen" die Rede ist; nein, es handelt sich hier nicht um blos „freche Rebellen", sondern um die „frechste Rebellion, die je die Welt gesehen". Heinzen scheint also zwischen „Revolution" und „Rebellion" einen Unterschied zu machen; eine Empörung für seine Grundsätze nennt er Revolution, und diese ist legitim, und eine Auflehnung gegen seine Grundsätze Rebellion, und diese ist illegitim. Letztere muß dann mit denselben Gewaltmitteln unterdrückt werden, die angewendet zu haben er den europäischen Regierungen zum Verbrechen macht. Von einem Compromiß, von versöhnlichen Maßregeln, von Zugeständnissen will er nichts wissen; er spricht von „feigen Compromißseelen, deren Chef Herr Seward ist", und er tadelt es, daß der Gouverneur von Pennsylvanien den nach dem Süden reisenden Bürgern seines Staats Pässe ausfertige; er nennt „Schlafmützen und Memmen" diejenigen, welche auf den Vorschlag, den Häfen der Secessionsstaaten das Einfuhrrecht zu nehmen, nicht sofort eingehen wollen. Kurz, alle Mittel der europäischen Reaction und der europäischen Polizeigewalt, z. B. Verweigerung der Pässe, werden von ihm gutgeheißen und empfohlen.*) Nun ist diese Losreißung der Südstaaten sicherlich eins der beklagenswerthesten Ereignisse der Gegenwart, und die Motive, durch die man sich zu ihr verleiten ließ, wollen wir keineswegs gutheißen; aber die Bevölkerungen jener Staaten hielten sich, mit Recht oder Unrecht, doch bei der schroffen Stellung der Nordstaaten vielleicht nicht ohne Anlaß, in ihren Rechten, Freiheiten und Interessen bedroht und beeinträchtigt, und so machten sie in bester Ueberzeugung von dem Heinzen'schen Revolutionsrecht Gebrauch und gaben sich die Regierung, die ihnen gefällt. Aber die Baumwollstaaten wickeln ihre Revolution in wirkliche Baumwolle; sie sagen: wir revolutioniren ja gar nicht, sondern scheiden einfach aus einem zwanglosen Bund, der unsern Interessen nicht mehr entspricht, ähnlich wie ein Associé aus einem ihm nicht mehr zusagenden Geschäftsverhältniß tritt, um ein Geschäft auf eigene Rechnung und eigenes Risico zu etabliren. Es ist dies freilich nur eine Geschäftspolitik, aber vielleicht wird gerade diese die Politik der Zukunft sein. Krieg, Frieden, Regierung, Revolution, Gegenrevolution, Liebe, Ehe, Freundschaft, Literatur, Religion, Kunst, Schule: alles dieses droht bloßes Geschäft zu werden, und der nöthige Schwindel wird dann auch dabei sein, soweit er es nicht schon ist.

Man sollte nun meinen, daß wenigstens der Insulaner von Caprera bei Heinzen in besonderm Ansehen stehen müsse; aber weit gefehlt: Heinzen liebt nicht die Männer, deren Namen in jedermanns Munde sind, und mit einer schwerlich ganz neidlosen Unabhängigkeit und Schärfe des Urtheils weiß er gerade diejenigen Eigenschaften, die man an ihnen vorzugsweise preist, zu controliren, zu verdächtigen und herunterzuziehen; er hat keinen Glauben mehr an die Reinheit der Motive, auch bei seinen nächsten Partei- und Gesinnungsgenossen; er erblickt überall Selbstsucht, Affectation und schauspielerische Eitelkeit. Er sagt von Garibaldi in der erwähnten Februarnummer: „Wir haben seit langer Zeit nichts Abgeschmackteres gelesen, als diese Renommagen mit der Armuth des Eroberers zweier Königreiche. Beruhen sie auf Wahrheit, so zeigen sie Garibaldi in keinem sehr vortheilhaften Lichte. «Die Freuden, die man übertreibt, werden Schmerzen», und die Tugenden, die man übertreibt, werden Lächerlichkeiten. Hätte Garibaldi sich die Mittel zu einem anständigen, wenn auch noch so einfachen Leben anweisen lassen, kein Mensch würde darum seine Uneigennützigkeit bezweifelt, wol aber mancher seinen Verstand höher und seine Eitelkeit geringer veranschlagt haben. Seit wann ist es denn vernünftig und verdienstlich, daß diejenigen, welche ein Volk befreien und dafür ihr Leben auf das Spiel setzen, die Mittel zur weitern Erhaltung dieses Lebens verschmähen und zum Lohn Hunger leiden und unter der Dachtraufe schlafen? Wenn nun Garibaldi keine Felseninsel besessen hätte oder die Ernte nicht gerathen wäre, würde er dann betteln gegangen oder vor lauter Cincinnaterei verhungert sein? Und liegt eine Logik darin, daß der Dictator ärmlicher lebt, als früher der Flüchtling und Schiffskapitän lebte? Wenn es nur zu oft der Fall ist, daß die Führer in Volksbewegungen die Freiheit zum Geschäftemachen und Gelderwerben misbrauchen, so ist es auf der andern Seite pure Affectation, wenn zur Unterscheidung von solchen Speculanten ein Mann auf ein Niveau von Bedürfnissen heruntersteigt, auf dem nicht einmal die Rücksichten der Gesundheit und Nothdurft,

---

*) Es wäre wol nur zu beklagen, wenn die deutsche Emigration in Nordamerika ihren angeblich beginnenden politischen Einfluß dazu benutzte, Unversöhnlichkeit zwischen den Nordstaaten und dem südlichen Sonderbund zu predigen und nach Kräften jedes Ausgleichungsproject zu verhindern. Karl Schurz soll, wie jüngst in einem deutschen Blatt versichert wurde, durch seine „Beredsamkeit" eigentlich die Wahl Lincoln's entschieden und dadurch dessen besondere Gunst erlangt haben. Doch ist dies vielleicht nur eine Großsprecherei.

geschweige der Aesthetik und Gastfreundschaft können gewahrt werden. Cincinnatus ist ein gefährlicher Mann für diejenigen, die ihn nachahmen, ja gar übertreffen wollen, und wenn in unserer Zeit ein Volksbefreier seine Laufbahn durch die Rolle eines rohen Proletariers krönen zu können glaubt und eine Auszeichnung in dem Mangel aller Bedürfnisse eines gebildeten Menschen sucht, so muß er entweder seine Wahrheitsliebe verdächtigen oder seinen Geschmack. Eine Auslegung bleibt noch übrig. Garibaldi hat auch Beisteuern von dem deutschen Garibaldi-Comité in Neuyork erhalten. Lebt er vielleicht mit Ostentation so ärmlich, um der Verdächtigung zu entgehen, er habe deutsch-amerikanische Gelder «unterschlagen»?"

Von Interesse war uns noch in einer frühern Nummer eine Correspondenzmittheilung aus Oregon, in der es unter anderm heißt: „Was unsere Landsleute angeht, so würde ich den Fuhrlohn noch extra bezahlen, wenn einen großen Theil derselben der Teufel holte. Nur gar zu viele sind blos aus rohem, neidischem Egoismus zusammengesetzt und fähig, für zwei Schillinge einer ganzen Familie die Existenz zu rauben." Das dient wieder zur Illustrirung jenes alleinseligmachenden Dogmas von der deutschen Gemüthlichkeit, womit die Deutschen sich selbst zu beräuchern lieben! Ueberallhin tragen diese Kinder der deutschen Dreißigstaaten den Geist des Unfriedens und des Zerwürfnisses mit sich, und nur die Gesang- und Turnvereine gewähren einigen Trost, obschon auch bei ihnen mehr Schein als Wesen ist. Mehr hoffen wir von Vereinen, wie die in San-Francisco projectirte deutsche wissenschaftliche Gesellschaft, falls rechter Ernst und wahrhaft wissenschaftliches und humanes Interesse dahinter sind. Jener Geist des Unfriedens findet denn in der deutsch-amerikanischen Journalistik seinen entsprechenden Ausdruck; roher, oft wahrhaft kannibalischer Zank, plebejische Injurien, Cynismus und Atheismus, höhnische Lästerungen und anmaßendes subjectives Raisonnement füllen die Spalten, aus denen dem Leser die unheimlichste Gemüthlosigkeit entgegenstarrt. Selten begegnet man in ihnen einem wirklich instructiven Aufsatz, womit der Sache der Humanität und der höhern Cultur gedient wäre, woraus der Geist Belehrung, das Gemüth Trost und Erhebung schöpfen könnte. Man nimmt wol den Mund voll für die Emancipation der schwarzen Brüder, dafür aber mishandelt man die weißen Brüder aufs brutalste und rücksichtsloseste. Auch das am tiefsten stehende angloamerikanische Blatt steht an Culturgehalt immer noch eine Linie höher als so ein deutsches Skandalblatt. Wol mag diese pietätlose, alles anbohrende, beschnüffelnde, negirende, auflösende deutsche Presse eine Mission haben, ein nothwendiges Glied in der Kette menschlicher Entwickelungen bilden, indem sie den stockenden Geist anderer Nationen in lebhaftere Gärung setzt; nur ist sehr zu fürchten, daß wir selbst an diesem Gärungsproceß, insofern er als bloße Gärung permanent bleibt und es zu keiner Ausgärung bringt, unsern moralischen Halt und darüber auch unsere intellectuelle Gesundheit verlieren und daß unsere Tage dann gezählt sein dürften. Wenn ein Volk eine nahezu zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat, so befindet es sich ohnehin in einer kritischen Periode, wie die Geschichte aller Culturstaaten und höher begabten Völker älterer Zeit nachweist; denn die höchste Cultur, zumal wenn sie wie bei den Deutschen so einseitig auf den forschenden und transscendental speculirenden, zersetzenden Geist gebaut ist, trägt auch meist sehr bedenkliche Elemente der Barbarei und der Selbstauflösung in ihrem an schönen Bildungen wie an garstigen Mis- und Zwitterbildungen gleich fruchtbarem Schose. **H. M.**

Notiz.

Louis Spohr.

Das londoner „Athenaeum" bringt einen Bericht über Louis Spohr's Autobiographie, die, wie es darin unter anderm heißt, keine so reichhaltigen Beiträge zur Geschichte der Musik enthalte, als man wol habe erwarten dürfen. „Niemals", sagt der Berichterstatter, „lebte ein Tonkünstler in einer so interessanten Zeit. Beethoven, Weber, Signor Rossini, Clementi, Dussek, Hummel, Professor Moscheles, Salieri waren noch in voller Thätigkeit. Andere Könige der deutschen und italienischen Kunst waren eben vom Schauplatz abgetreten. Aber auffallend genug finden wir hier nur wenig, wodurch unsere Kenntniß dieser großen Männer bereichert würde." Der Berichterstatter rühmt zwar Spohr als einen guten Sohn, einen guten Ehemann, als einen „king on his instrument", als einen gewissenhaften und fleißigen Kapellmeister und Componisten, aber was seine Persönlichkeit betrifft, so sei diese trocken, feierlich und wenig einnehmend gewesen. Der englische Berichterstatter fährt fort: „Er konnte gegen das Orchester sogar grob sein. Es leben noch Musiker, welche es mit anhörten, wie er die Mitglieder des Orchesters «Schweine» nannte. Er war in Gesellschaft plump und schwerfällig, insofern es nicht eine Gesellschaft war, die aus weihrauchspendenden Verehrern Spohr's bestand; er glich hierin Wordsworth, der auch von nichts lieber als von seiner Poesie sprechen hörte und nichts lieber als seine eigenen Sachen vortrug, wenn er sich einmal in der Welt blicken ließ. An Redlichkeit fehlte es Spohr nicht, aber gänzlich an gefälligen Formen, und es ist merkwürdig genug, daß, welche Fehler seine Musik auch haben möge — und je mehr man sich mit ihr bekannt macht, um so mehr fühlt man sie heraus — doch Mangel an Eleganz nicht zu diesen Fehlern gehört. Sie ist oft trocken, aber selten ungefällig und niemals vulgär." Der Berichterstatter beklagt sich bei diesem Anlaß über die „slovenly manner", womit deutsche Verleger keinen Anstand nähmen, selbst Werke wie dieses in Lieferungen erscheinen zu lassen. **H. M.**

Bibliographie.

Barnstorff, D., Schlüssel zu Shakspeare's Sonnetten. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 28 Ngr.

Bernays, J., Ueber die Chronik des Sulpicius Severus. Ein Beitrag zur Geschichte der klassischen und biblischen Studien. Berlin, Hertz. Gr. 4. 1 Thlr.

Brauns, D., Leben, Wirken und Ende des auf Borneo ermordeten hannöverschen Missionars Ferd. Rott. Hermannsburg. Gr. 8. 12 Ngr.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Brühl, M., Napoleon I. und Rom. Ein Geschichtsbild für die Gegenwart. Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 22½ Ngr.

Eine Erinnerung an den früh vollendeten Vict. Schieß, gewesenen Pfarrer von Schiers. St.-Gallen, Huber u. Comp. 8. 5 Ngr.

Féval, P., Der Marquis von Rio-Santo oder die Weltstadt London ohne Larve und Schleier. Nach dem Original bearbeitet. 1stes bis 6tes Heft. Köln, Nelte, Völtje u. Comp. Gr. 8. à 3 Ngr.

Heine, H., Briefe. Herausgegeben von F. Steinmann. 1ster und 2ter Theil. Amsterdam, Gebr. Binger. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Braniß, C. J., Zur akademischen Trauerfeier für König Friedrich Wilhelm IV. Rede gehalten zu Breslau am 16. Februar 1861. Breslau, Korn. Gr. 8. 3 Ngr.

Sendschreiben an Frau Mathilde Raven. Hannover, Lohse. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sturm, K., Kurze Randglossen zu den anstößigen Artikeln des österreichischen Concordats vom 18. August 1855. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Wächter, O., Konkordat und Recht in Württemberg. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 18. April 1861.

Kuno Fischer's Darstellung der Kant'schen Philosophie.

Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Dritter und vierter Band, enthaltend: Immanuel Kant. Entwickelungsgeschichte und System der kritischen Philosophie. Erster Band: Entstehung und Begründung der kritischen Philosophie. Die Kritik der reinen Vernunft. Zweiter Band: Das Lehrgebäude der kritischen Philosophie. Das System der reinen Vernunft. Manheim, Bassermann. 1860. Gr. 8. 6 Thlr. 21 Ngr.

Fischer's Darstellungen aus der Geschichte der Philosophie gruppiren sich allmählich zu Theilen eines groß angelegten Werks, dessen Endziel kein geringeres ist, als die getreue Reproduction des ganzen philosophischen Gedankenganges der neuern Zeit in seiner Tiefe und seinen Ursprüngen. Diese speculativen Gedankenbewegungen haben eine zwiefache Beziehung auf den gegenwärtigen Culturzustand. Einerseits haben sie die verstärkten Impulse hervorgebracht zum Forschen in den Gebieten der Erfahrungswissenschaften, haben die Anleitungen gegeben zur Verfertigung der neuen Werkzeuge, mit denen man den Acker der Natur zu fruchtbarerem Ertrage brachte. Andererseits sind von ihnen aus die literarischen, religiösen und politischen Erregungen, welche die Geister von Zeit zu Zeit dem äußern Anscheine nach blind und zufällig, für den Tieferblickenden aber nach bestimmten logischen Entwickelungsgesetzen erheben und fortreißen, von ihnen auf das stärkste beeinflußt, öfters wie von einem unsichtbaren Steuerruder her veranlaßt und gelenkt worden. Darum würde der, welchem es gelänge, dieses wunderbare Getriebe der ersten Ursachen des Culturlebens unserer Gegenwart nicht nur in ihrer äußern praktischen Bewegung, sondern auch in der theoretischen Berechnung und Construction ihres wirksamen Mechanismus seinen Zeitgenossen auf eine ebenso gründliche als faßliche Art begreiflich zu machen, seinem Zeitalter gleichsam ein neues Auge einsetzen. Denn er würde ihm Anleitung geben sich in einem Punkte zu orientiren, welcher bisher für die meisten mit dunkler Nacht umhüllt war, indem man sich im allgemeinen nur zu sehr gewöhnt hatte, das Culturproduct für seinen eigenen Schöpfer und den wahren Schöpfer desselben für das bloße Erzeugniß seines Werks anzusehen.

Von den frühern Theilen der Fischer'schen Arbeit ist bereits in d. Bl. die Rede gewesen. Sie betrafen die zwei diametral entgegengesetzten Richtungen, in welche in der vor-Kant'schen Zeit die Centralwissenschaft auseinanderging gleich einer zu gewaltiger Höhe sich steigernden elektrischen Spannung, um die gegenseitige Sättigung und Befriedigung der einseitigen Strebungen in Kant vorzubereiten. Die empirische Richtung hub an in Baco von Verulam, die metaphysische in Cartesius. Die letztere ging auf dem Gipfel ihrer Ausbildung wieder in entgegengesetzte Zweige auseinander, eine Philosophie der Substanz durch Spinoza und eine Philosophie des Subjects durch Leibniz. Dem Spinoza war das Princip die Substanz oder das All der Dinge als der Coincidenzpunkt von geistigen und materiellen Wesenheiten. Dem Leibniz war das Princip die Monade oder das geistige Individuum. Die Materie wurde von Spinoza für eine coordinirte, von Leibniz für eine subordinirte Seite des Geistes angesehen. Während die Metaphysiker mit ihrer mathematischen Demonstrationsmethode die Substanz und das Subject zum Thema nahmen, brachte es der Weg der Empiriker mit sich, daß sich bei ihnen das Augenmerk von der Substanz des Weltalls auf die einzelnen Erscheinungen innerhalb desselben, und von den Subjecten der geistigen Personen auf die einzelnen Vorstellungsverknüpfungen innerhalb derselben ausschließlich richtete. Die Philosophie des Spinoza hat Fischer dargestellt im ersten Bande des obigen Werks im Zusammenhange mit der ihr vorausgegangenen Begründung durch die vorarbeitenden Lehren des Cartesius und Malebranche; die Philosophie des Leibniz im zweiten Bande desselben Werks in Verbindung mit den aus ihr entsprungenen Wirkungen, einerseits der Wolf'schen Schule als der geistigen Beherrscherin des Zeitalters der Aufklärung in Deutschland, andererseits der Gefühlsphilosophie, in welcher dieses Zeitalter seinen Uebergang in die kritische Periode vollzog. Die Philosophie des Baco

hat er abgesondert in einem besondern Werke behandelt im Zusammenhange mit den aus ihr hervorgegangenen sensualistischen Theorien von Hobbes an bis Hume, in denen der Uebergang in die Kant'sche Philosophie vermöge des Skepticismus vor sich geht. Und so gelangt er nun nach den gehörigen allseitigen Vorbereitungen zu dem Punkte, wo der ganze Proceß der modernen Bildung seiner endgültigen Entscheidung entgegenrückt, der bewunderungswürdigen Geistesthat der Kant'schen Kritik, welche es mit seltener Klarheit verdeutlicht, wie es zuerst gemeiniglich isolirt stehende Individuen sind, deren sich der fortschreitende Weltgeist als der Leuchtthürme bedient, um den kommenden Geschlechtern auf den neuen Wegen, welche in Zukunft zu betreten sind, mit ihrem einsamen und paradoren Lichte vorzuleuchten.

Unter den bisherigen Arbeiten Fischer's war ohne Zweifel die bedeutendste und schwierigste die Darstellung des Leibniz'schen Systems. Denn hier galt es, aus lauter Bruchstücken, theils in einzelnen Aufsätzen, theils nur in Privatbriefen ausgestreut, einen synthetischen Gedankengang zu entwickeln. Indem er dieses leistete, indem er zeigte, welches lebendige Gedankensystem sich im organischen Zusammenhange und wie aus einem Gusse in Leibniz' Geiste aufgebaut hatte, trat auf eine überraschende Weise im Contraste dagegen vor Augen, zu wie kleinen, verminderten, zum Theil sogar verzerrten Gestalten die Leibniz'sche Weltansicht bei denen zusammengeschrumpft war, welche sich Leibniz' Schüler und Nachfolger nannten. Und so wurde jetzt erst die ganze Größe des Fortschritts offenbar, welchen dieser Geist in seiner eigenen innern Entwickelung gemacht hatte, während er durch sein vielbewegtes, zerstreutes, gewissermaßen zerrissenes Leben an einer zusammenhängenden Darstellung seines Gedankensystems immerfort verhindert worden war.

Die gegenwärtige Darstellung des Kant'schen Systems enthält eine ähnliche nicht minder bedeutende Leistung. Auch hier ist zum ersten male, wie im vollendeten Kunstwerke, der Gang der Gedanken sowol mit der größten Ausführlichkeit, als mit der größten Faßlichkeit wiedergegeben worden, sodaß Kant's Denksystem hier viel offener und durchsichtiger vorliegt, als in seinen eigenen Schriften der Fall ist. Zwar ist Kant nirgends, wie Leibniz, fragmentarisch und lückenhaft in seinen Auseinandersetzungen. Dagegen vermeidet er oft nicht die Umschweife, läßt Untersuchungen auf halbem Wege stehen, um sie später in veränderter Form wieder aufzunehmen, behandelt dasselbe Thema mehrmals von verschiedenen Seiten aus, und ähnelt überall einem Experimentator, welcher, voll Mistrauen in die Unsicherheit der Beobachtungswerkzeuge, seine Messungen und Wägungen unermüdlich von neuem beginnt, mit unabreißlicher Geduld verändert und nuancirt, Aehnliches dem Aehnlichen zur Seite setzt, damit sich eins immer am andern prüfe und beurtheile. Gerade diese experimentative Art gibt allerdings den Kant'schen Schriften ihren eigenthümlichen, mit nichts anderm zu vergleichenden Reiz, dient aber auch häufig dazu, ihr Verständniß mühsamer zu machen, zuweilen unnöthigerweise zu erschweren.

Dieser individuelle Reiz der Kant'schen Forschungsmethode geht nothwendig bei einer jeden reproductiven Darstellung verloren. Dagegen gewinnt der Liebhaber und Bewunderer des Kant'schen Systems hier einen andern Vortheil, welcher dort verloren ging, den Vortheil der Gliederung aller Grundgedanken und Demonstrationswege des großen Aufbaues in einen einfachen und wie mit einem einzigen Blicke überschaulichen Organismus. Hier werden alle entbehrlichen Umschweife gemieden, die versteckten Nerven der Beweise ans Licht gezogen, die sich breit machenden Nebendinge abgeschnitten, und so gerade das auf eine imposante Weise erreicht, was Kant selbst bei allen andern großen Eigenschaften in seinen Darstellungen ganz allein versagt war, die Simplicität. Diese ist aber eine Eigenschaft, ohne welche große Gedanken niemals zum Gemeingut zu werden vermögen.

Auch bei dem kürzlich dahingeschiedenen Schopenhauer, dessen Schriften heute die Celebrität genießen, welche sie verdienen, war das hauptsächliche Mittel, wodurch er die Geister aufklärte, dieses, daß er die Kant'schen Grundsätze in ihrer Darstellung zu vereinfachen wußte. Fischer's Auffassung ist von der Schopenhauer'schen sehr verschieden, knüpft jedoch hier und da an dieselbe an und setzt sich mit ihr in wichtigen Punkten auseinander. Schopenhauer vereinfachte nicht nur die Darstellungsweise der Kant'schen Grundsätze, sondern verminderte auch ihren Thatbestand durch eine Verwerfung wichtiger Theile, vor allen des kategorischen Imperativs als der Grundlage einer thatkräftigen Moral. An allen den Punkten, wo sich die Fischer'sche Auffassung mit der Schopenhauer'schen nahe berührt, setzt Fischer zugleich dem einseitig aufgefaßten Kant die gewaltige Architektur des Urbaues entgegen, und zwar mit einer bisher noch nicht erreichten Deutlichkeit und Faßlichkeit. Wenn Fichte der Aeltere in einer seiner Schriften einen Versuch machte, den Leser durch Deutlichkeit zum Verständniß zu zwingen, so darf man behaupten, daß dieses Ziel hier wirklich erreicht ist. Diese Darstellungen wirken wie das Sonnenmikroskop. Was man durch das gewöhnliche Mikroskop mit Anstrengung des Auges durch eine Linse in einem schmalen Raume erblickt, wirft uns das Sonnenmikroskop als ein riesengroßes Gemälde an die freie Wand zur deutlichsten Uebersicht in allen Theilen. Und wie man in neuer Zeit gelernt hat, die Bewegung der Erde, welche man zeither nur rechnend begriff, an den Richtungsveränderungen eines schwingenden Pendels unmittelbar anschaulich und vor Augen sichtbar zu machen, ähnlich werden hier Gedanken, welche von ihrem Urheber selbst zuerst nur in einem labyrinthischen Sprachkampfe geboren werden konnten, zu einer Faßlichkeit gebracht, welche hoffen läßt, daß sie in kommenden Zeitaltern ebenso sehr zum Gemeingut aller Gebildeten heranreifen können, wie dieses einst mit den Gedanken des Plato und Aristoteles der Fall gewesen ist.

Die gegenwärtige Arbeit ist die Frucht einer mehr-

maligen Entwickelung der Kant'schen Philosophie in aus-führlichen Kathedervorträgen innerhalb eines Zeitraums von neun Jahren. Fischer's erste Vorlesung in Jena im Winter 1856—57 nach der dreijährigen Unterbrechung seiner Lehrthätigkeit in Heidelberg betraf die Kritik der reinen Vernunft, welcher die Vorträge über alle übrigen Theile der kritischen Philosophie folgten. Seine Absicht war anfangs, auch die nach-Kant'sche Philosophie mit in den Verband dieses Werks aufzunehmen. Denn dieselbe steht zu Kant in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die vor-Kant'sche Philosophie in Deutschland zu Leibniz. Aber die Materie zeigte sich zu umfangreich und verwickelt, um anhangsweise behandelt werden zu können. Die Kritik der reinen Vernunft gab den folgenden Philosophen weit mehr verschiedene Ausgangspunkte und dadurch größere Abweichungen frei, als die Monadenlehre den frühern. Während daher von Leibniz die philosophische Entwickelung in Deutschland in einer Linie weiter ging, sind es grundverschiedene Richtungen, die aus Kant entspringen. Eine der Hauptlinien beschreibt die Identitätsphilosophie in der Entwickelungsreihe von Reinhold, Schiller, Fichte, Schelling und Hegel; ihr entgegen stellt sich Fries mit seiner Schule, beiden Herbart mit der seinigen, diesen allen insgesammt Schopenhauer.

Die Darstellung beginnt mit einer Zeichnung der Stellung, in welcher sich bei Kant's Auftreten die philosophischen Parteien befanden. Vor dem Hervortreten des kritischen Standpunktes stellten sich den dogmatischen Versuchen zur Lösung des Erkenntnißproblems die mystischen und skeptischen Versuche entgegen. Es erfolgte eine immer größere Vertiefung des Skepticismus auf Seiten der Sensualisten in dem Uebergange von Baco über Locke und Berkeley zu Hume, und eben hierin lag der Durchgangspunkt zwischen der dogmatischen und kritischen Philosophie. Nach einer ausführlichen Lebensbeschreibung Kant's und Zeichnung seines Charakters folgt die Erörterung seiner innern Entwickelungsphasen. Hier sieht man den lebendigen Stamm der Kant'schen Lehre aus seinen Keimen und Anlagen heraus von Jahrzehnd zu Jahrzehnd bis zur vollen Entfaltung wachsen. Kant zeigt sich von Anfang an nicht nur von den kräftigsten Bildungselementen seiner Zeit durchdrungen, sondern auch sogleich selbstthätig auf sie reagirend. In den „Gedanken von der Schätzung der lebendigen Kräfte" (1747) wirft er sich zum Schiedsrichter auf zwischen den Cartesianern und Leibnizianern. In der Friedrich dem Großen gewidmeten „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755) tritt er mit einer neuen Hypothese in die Mitte zwischen Leibniz und Newton. Dabei steht er jedoch in dieser ersten Periode noch ganz im Begriffskreise der Wolf'schen Metaphysik, wie besonders aus den „Betrachtungen über den Optimismus" hervorgeht. Es folgt eine zweite Periode, in welcher er sich im Gegensatze zur dogmatischen Philosophie und unter dem Einflusse der Engländer befindet. In diese gehört die „Falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren" (1762), der „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen" (1763), ferner der „Einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes", und die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764). Dieser zweiten Periode folgt eine dritte, in welcher er unter dem Einflusse von Rousseau und Hume steht und in welche die launigen Schriften „Versuch über die Krankheiten des Kopfes" (1764) und „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" (1766) gehören, nebst der wichtigen Abhandlung „Von dem ersten Grunde des Unterschieds der Gegenden im Raume" (1768).

Kant beginnt das Studium der Philosophie im Jahre 1740 und gibt das erste Zeichen seiner epochemachenden Entdeckung im Jahre 1770; gebraucht also gerade ein Menschenalter, um aus einem Schüler der vorhandenen Philosophie der Gründer einer neuen zu werden. Und da die letzte Schrift vor seiner Entdeckung in das Jahr 1768, die letzte nach derselben in das Jahr 1798 fällt, so gebraucht er wiederum ein Menschenalter, um sein Lehrgebäude auszubilden und zu vollenden. Von 1740—60 bewegt sich Kant innerhalb der Leibniz'-Wolf'schen Denkweise, von 1760—70 begibt er sich unter den Einfluß Hume's. Und nachdem er im Jahre 1770 den Standpunkt der Kritik erreicht hat, folgt eine zehnjährige gedankenvolle Pause. Von 1780—90 ist die Periode der Grundlegung, welche mit der „Kritik der Urtheilskraft" (1790) schließt. Im letzten Decennium 1790—98 wird der Streit der neuen Denkweise mit dem Geschichtlich-Positiven eingeleitet.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist bei diesem allen die Verfolgung der Stufen, welche Kant beschreiten mußte, um zu seiner neuen Theorie von Raum und Zeit zu gelangen, wovon es bei Fischer in der Vorrede zum ersten Bande (S. xv) heißt:

Das richtige und gründliche Verständniß der kritischen Philosophie hängt in der Hauptsache von einem Punkte ab, von der richtigen Einsicht in die neue Lehre von Raum und Zeit, in die transscendentale Aesthetik, wie Kant diese Lehre genannt hat. Hier ist die Entdeckung, worauf das ganze kritische Lehrgebäude ruht, der Schwerpunkt, wonach die übrigen Begriffe sich richten. Wo sie von dieser Richtung abweichen, da ist die kritische Philosophie im Widerstreit mit sich selbst, und in eben diesem Widerstreite befindet sie sich in den folgenden Ausgaben der Kritik. Mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit und Bedächtigkeit des Fortschritts hat sich Kant in den drei Decennien seiner vorkritischen Periode dieser Entdeckung genähert bis auf einen Punkt, der keinen andern Ausweg übrig ließ. Darum ist eine sehr genaue Einsicht in die vorkritische Periode und ihren Entwickelungsgang von der größten Wichtigkeit für das Verständniß der kritischen Philosophie.

Es folgt nun im ersten Bande die Darstellung der Kritik der reinen Vernunft in allen ihren Theilen von der transscendentalen Aesthetik an durch die Analytik und Dialektik mit ihrem ontologischen, psychologischen, kosmologischen und theologischen Theil, bis zur transscendentalen Methodenlehre, nebst der Disciplin, dem Kanon, der Architektonik und Geschichte der reinen Vernunft.

Es folgt ferner im zweiten Bande der Inhalt der beiden andern Kritiken, nebst denjenigen Theilen des

Systems der reinen Vernunft, welche durch Kant bereits eine ausführliche Behandlung erfuhren. Dieser zweite Band beginnt im ersten Bande mit der Metaphysik der Natur und geht im zweiten über zur Metaphysik der Sitten und der Kritik der praktischen Vernunft. Es folgt die Rechtslehre, dann die Tugendlehre und hierauf eine ausführliche Darstellung der in einzelnen Aufsätzen niedergelegten Ansichten Kant's über Theorie und Praxis, Moral und Politik, endlich über die Menschheit in ihrer Entwickelung, sowol in Betreff ihrer Naturgeschichte, als ihrer Freiheitsgeschichte. Im dritten Buche die Religionsphilosophie und als Anhang die Theorie des durch den Streit der Facultäten dargestellten Kampfes zwischen Satzung und Kritik. Endlich im vierten und letzten Buche die Aesthetik und Teleologie oder die Lehre vom Zweck, wie dieselbe in der Kritik der Urtheilskraft zur Darstellung gelangt, zuerst in einer Analytik des Schönen und Erhabenen nebst der Deduction der Geschmacksurtheile, sodann in einer Theorie der organisirenden Natur und ihres Lebens, seines Gegensatzes zum Mechanismus, seines Verhältnisses zur Stufenreihe der Naturformen, seines Entstehungs- und Bildungsprocesses. Zuletzt die Lehre vom Menschen als letztem Naturzweck, in Hinsicht auf Glückseligkeit, Bildung und Sittlichkeit, auf Welt und Gott, Physikotheologie, Ethikotheologie und Religion überhaupt.

Fischer hat es unternommen, durchgängig die reine, ursprüngliche und consequente Kant'sche Theorie wiederherzustellen, wie dieselbe in der ersten Auflage der „Kritik" hervortrat. Dieselbe wurde sogleich von der zweiten Auflage an von Kant selbst durch unreine Zusätze verdeckt, nicht aus irgendeiner Furcht oder Scheu, sondern aus einem Bestreben, sie faßlicher zu machen und dem populären Bewußtsein näher zu bringen. Daher denn das Seltsame begegnen konnte, daß den inconsequenten Auffassungen der ältern Kant'schen Schule entgegen das consequente Verständniß der kritischen Grundlehren in der Fichte'schen Wissenschaftslehre vielen als ein solches erschien, welches nicht wirklich kritische Philosophie sei. Durch Fischer's Darstellung wird die Auffassung der ältern Kant'schen Schule zu einer unklaren herabgesetzt und dadurch zugleich der Vortheil gewonnen, daß nun die Kant'sche Theorie unmittelbar in die Fichte'sche einmündet. Fischer's Arbeit darf betrachtet werden als ein endgültig errungener Sieg des mit schulmäßiger Exactheit unerbittlich vorschreitenden Gedankenganges der Kritik über die verschiedenartigen oberflächlichen, flatterhaften und dilettantischen Auffassungen aus der ältern Schule, welche bis auf den heutigen Tag immer noch so viel falschen Lärm hervorbrachten und wie zur öffentlichen Verspottung der Sache der Kritik sich breit zu machen wußten. Die Identität der Wissenschaftslehre Fichte's mit der Kritik Kant's tritt bei Fischer besonders auf S. 344 des ersten Bandes hervor. Hier wird aufs deutlichste nachgewiesen, wie Kant bereits einsah, daß das reine Selbst, unabhängig von allem Wechsel seiner empirischen Zustände, wandellos dasselbe bleibe. Denn wäre dieses nicht der Fall, wäre das Ich nicht ein überzeitliches oder zeitfreies Wesen, so könnte es unmöglich die Identität zeitlich verschiedener Vorstellungen erkennen. Dies kann ihm nur dadurch gelingen, daß es nicht in der Zeit; sondern die Zeit in ihm ist. Daß Ich in jedem Augenblicke gleich Ich, und folglich in dem Denken seiner selbst dem Zeitwechsel nicht unterworfen ist, das ist der Grund, der alles in ihm durchgängig verknüpft, die Vorstellungen unterscheidet und vergleicht, das Mannichfaltige überhaupt synthetisch vereinigt. So wurde von Kant das Ich oder Subject, im Sinne einer reinen und überzeitlichen Denkfunction, als Grund aller Objectivität, und folglich auch als oberstes und erstes Princip des Wissens, an dieser Stelle seiner „Kritik" bereits erkannt und festgestellt.

Durch solche definitive Wegräumung aller eingeschlichenen falschen und beirrenden Vorstellungen von der Kant'schen Theorie, verbunden mit einer möglichst deutlichen Hervorkehrung ihrer innersten Tiefen, wird es nun auch um so mehr klar und begreiflich, wie die Kant'sche Kritik, trotz ihrer Polemik gegen die theoretische Festigkeit aller Religionsideen, dennoch die religiösen Gefühle nicht deprimiren, sondern nur erweitern und heben konnte. Denn sie lehrte in aller physikalischen Erscheinung nichts anderes erkennen, als die eine anschauende Vernunft, das eine Anschauungsvermögen, den einen Geist, in dem alle leben, weben und sind. Der Raum sammt seiner Materie sank herab zu einem Spiegel der Anschauung in unabtrennlicher Einheit mit der Function, welche ihn erzeugt, als eine sich selbst setzende, im Setzen ihrer selbst ihre Anschauungen und deren objective Verknüpfungen untereinander setzende und damit alle empirische Realität hervorbringende Thätigkeit.

Aber Kant that mehr als dies. Er zeigte nicht nur, daß die ganze Erfahrungswelt in ihren beiden Gebieten, im Gebiete des Raumes wie der Zeit, im Gebiete der Natur wie ihrer geschichtlichen Entwickelung, lediglich aus dem Stoffe der Anschauung und des Denkens zubereitet sei, sondern er trat über die den Naturmechanismus begründende anschauende Vernunft empor in den freien Setzungsact, nämlich in das moralische Gesetz als ein Gesetz der wollenden Vernunft, welches die Forderung enthält, sich selbst zu vollziehen und zwar durch die Triebfeder der reinen Vernunft selbst, wobei der Stoff der Anschauung in Natur und Geschichte die Stellung bekommt, als Mittel zum Zweck, als Baumaterial zum Bau des allein Wirklichen und Wesenhaften verbraucht zu werden. Nur allein auf diese Weise kommt in alle menschlichen Geschicke durch die eiserne Wage des höchsten Gesetzes ein überschwebender Regulator. Nur allein auf diese Weise wird der Mensch sein eigener Herr, befähigt zu einer Zurückziehung auf sich selbst und sein eigenes Gewissen, ohne gezwungen zu sein zu einer Unterwerfung weder unter das monotone Einerlei der Natur, noch unter die falschen Verlockungsbilder der Weltgeschichte, noch auch zu einer unthätigen Stockung zwischen beiden.

Der Geist der Kant'schen Moral ist zwar nicht neu, sondern wurzelt im Humanismus des Christenthums

als einer Erlösungslehre für alle Menschen, war aber vor Kant noch niemals im philosophischen Grundsatze so rein und gründlich ausgesprochen worden. Es ist dies die Moral der unbedingten persönlichen Anerkennung, der strenge Grundsatz des kategorischen Imperativs, welcher in sich schließt, daß man die Menschenwürde ihrer Anlage nach auch in allen den Individuen voraussetzt, wo sie bisher noch keine Blüten getrieben hat, wo sie sogar entweder mit oder ohne Verschulden niedergetreten ist; daß man das geknickte Rohr nicht zerbricht, den glimmenden Docht nicht verlöscht; auch im schwächern Geschlecht, auch im Ungebildeten, im Verstandesarmen die Bestimmung zur menschlichen Berechtigung niemals verkennt und eben hierdurch der unausgebildeten Anlage fortwährend ihren Sonnenschein, ihren weckenden Anreiz gibt, wodurch sie zur Ersetzung ihrer Mängel ermuthigt werden kann, dadurch, daß sie beständig diese Fähigkeit bei sich selbst anerkannt, eben dadurch aufgedeckt, bewahrheitet und aufgemuntert sieht. Dieser energische, den guten Willen unter keiner Bedingung misachtende, die Schwachheit stärkende, die Verzagtheit ermuthigende, vor Verzweiflung an sich selbst unter allen Umständen rettende Grundsatz, welcher in seiner Anwendung aufs Leben zur Schule der Gerechtigkeit und Mäßigung sowol als auch der Duldung und Toleranz wird, trat in den frühern philosophischen Systemen wenig zu Tage, obwol er im Menschenherzen selbst immer die verborgene Triebfeder der reinsten moralischen Regungen war, und das Christenthum hauptsächlich darum die Menschheit so tief erfaßte, weil es diese Triebfeder stärkte und dadurch in lebhaftere Bewegung setzte. Die Moral der Philosophen im Alterthum begnügte sich mit einem Vervollkommnungsbestreben der eigenen Person, verbunden mit tapferm Kampfe gegen alle Hindernisse desselben außer uns und in uns, blieb also trotz allem Adel der Gesinnung in ihrem Princip immer egoistisch, während die auf die Nächstenliebe, das Mitleid, das Wohlwollen und das gute Herz gegründeten Moralsysteme der Modernen allerdings die Kant'sche Moral sogleich in einer gewissen Hinsicht scheinbar übertrafen, indem an die Stelle der kalten moralischen Anerkennung der Personen sogleich die warme hülfreiche Thätigkeit gegen sie, die Willensgemeinschaft und sociale Theilnahme an allen guten Zwecken trat. Dagegen blieb diese Moral des bloßen Wohlwollens hinter der Moral der unbedingten persönlichen Anerkennung in Wahrheit doch noch weit zurück, weil sie alle Personen und Zustände, welche unser Wohlwollen nicht erwecken oder auch nicht verdienen, sogleich dem Zufalle unsers Miswollens preisgab. Die Moral des Wohlwollens ist daher noch lange nicht eine Moral der Gerechtigkeit und ebenso wenig eine Pflanzschule zur Verbreitung gerechter Grundsätze. Diesen früher nicht beachteten Unterschied hat Kant mit voller Schärfe aufgedeckt und mit dieser Aufdeckung zugleich das hier Mangelnde ergänzt. Man durchmesse nur in Gedanken die Kluft zwischen einer Behandlung des Nächsten nach dem wohlwollenden Gefühl, welches als solches doch immer nur erweckt wird durch den vorgefundenen Zustand, daher nur immer der vorhandenen Gegenwart gerecht wird und einem Handeln nach der Idee dessen, was der Mensch sein kann und sein soll und was folglich die Menschheit in Zukunft zu werden den Zweck hat, und man wird den Unterschied ermessen. Erst dadurch, daß Kant auf diesen bisher in der Rechnung ausgelassenen Factor Rücksicht nahm, wurde es ihm möglich, in der Theorie der reinen Vernunft die ganze Tiefe des vom Christenthum bekannten und gepflegten Moralprincips zu durchdringen. Erst dadurch hat seine Philosophie sich die Bestimmung erworben, die Berechtigung erkämpft, ins große Werk der christlichen Kirche thatkräftig und umgestaltend einzugreifen, die christliche Moral aus dem Particularismus der Confessionen in den Universalismus der Menschheit zurückzuführen, die im Athanasischen Symbolum erstarrten Dogmen flüssig zu machen, hinter das erstorbene specifische Christenthum in seinen lebendigen menschheitlichen Anfang zurückzugelangen, den Zwiespalt der Kirchen aufzuheben, die durch denselben zertheilten Völker des Vaterlandes zu versöhnen, dem Drachen der Heuchelei und Unlauterkeit den Kopf zu zertreten und das geopferte Lamm der betrogenen Gutherzigkeit für ewige Zeiten triumphiren zu lassen über den im Lammpelz stolzirenden Löwen und Fuchs. Denn dieses Mannes Moral war streng und wohlgestimmt wie ein straff angezogenes Saitenspiel von gleichschwebender Temperatur. Es geziemt ihn aufzunehmen in die Reihe der großen Genien der Völker, der Beglücker des Menschengeschlechts, der Wenigen und Seltenen, welche man, weil schon vor ihrem sterblichen Auge der Werth der irdischen Dinge auf seine wahre Größe herabgesunken war, den Völkern immer aufs neue als Wegweiser zeigen darf zum Heil, zur Wahrheit und zum unauslöschlichen Seelenvergnügen.

Die nächste Folge von dieser Vertiefung der moralischen Begriffe bei Kant war, daß über die Natur der Willensfreiheit und ebendamit über die Natur der Seele sich ein Licht verbreitete, wie es bis dahin noch nicht geleuchtet hatte. Schon die Untersuchungen der Vernunftkritik über die Vermögen der Anschauung und des Denkens, über die Synthesis der Apperception, über die Unterschiede der Apperception, Apprehension und Recognition und was weiter mit diesen Dingen zusammenhängt, dienten dazu, eine schärfere psychologische Analyse anzubahnen, als man ihrer in den Schulen der damaligen empirischen Psychologie gewohnt war, obschon Kant bei seinen Untersuchungen nicht vom psychologischen, sondern vom transscendentalen Gesichtspunkte ausging. Die wichtigsten Ergebnisse aber sprangen in den Punkten hervor, wo der Standpunkt der praktischen Vernunft sich mit dem der theoretischen eng berührt. Dies ist ganz vorzüglich der Fall bei den kosmologischen Ideen in der Vernunftkritik, wo bei Gelegenheit der dritten Antinomie aus dem Begriffe einer Ursache, welche im Stande sei, eine Reihe von Wirkungen aus sich selbst anzufangen, der Begriff des intelligibeln Charakters entspringt. Unsere Handlungen haben diesem Begriffe zufolge nicht eine einfache, sondern eine doppelte Begründung, eine

niedere von seiten des Naturmechanismus in der Erscheinungswelt, deren Reihen ursachlicher Verknüpfungen innerhalb der Succession der Zeitanschauung verlaufen, eine höhere von seiten des intelligibeln Charakters der aus sich selbst heraus thätigen Vernunft, welche als solche nicht dem Zeitschema, noch dem aus ihm fließenden Naturmechanismus der empirischen Welt unterworfen, sondern die hervorbringende Thätigkeit ist, welche das Zeitschema und durch dasselbe die in ihm erscheinende empirische Welt erschafft. In Beziehung auf den empirischen Charakter als das Gesetz der Abfolge aller Handlungen in der sinnlichen Erscheinung hat der intelligible Charakter theils eine begründende Wirksamkeit im allgemeinen, theils eine eingreifende und reformirende in den einzelnen Zeitpunkten unserer moralischen Wirksamkeit, wodurch es möglich wird, daß die Maxime der Vernunft als moralische Triebfeder in die empirische Gegenwart eingreife. In letzterer Hinsicht gehört die Theorie des intelligibeln Charakters zu den Punkten, in denen Schopenhauer den Kant'schen Gedankengang verstümmelte, indem er zwar die begründende Wirksamkeit des intelligibeln Charakters in dem rechten Lichte bestehen ließ, dagegen seine eingreifende und reformirende Wirksamkeit in den einzelnen Zeitpunkten unsers Lebens aufhob, während bei Kant gerade auf einem Einwirken der moralischen Maxime auf unser empirisches Handeln das größte Gewicht liegt. Nach Schopenhauer ist der empirische Charakter des Menschen unveränderlich, kann sich weder besser noch schlimmer machen als er ist, befindet sich ganz und unentfliehbar dem Causalgesetz der Erscheinung unterworfen. Nach Kant ist der empirische Charakter des Menschen veränderlich, besitzt die Fähigkeit, sowol zum Bessern als zum Schlimmern fortzugehen. Bei Schopenhauer ist der intelligible Charakter dem empirischen ein Jenseits, in einem Schattenreiche der Unsterblichkeit, aber nicht ein lebendiges Agens in unserer irdischen Gegenwart. Bei Kant handelt der intelligible mit dem empirischen Charakter in engster Durchdringung, indem der empirische Charakter als ein Product aus der fortwährenden Einwirkung des intelligibeln in den gegenwärtigen empirischen Seelenzustand gewonnen wird.

Eben daher nun aber gerathen diejenigen in den allergrößten Irrthum, welche sich durch die skeptische und polemische Art, mit welcher Kant in der Vernunftkritik sämmtliche speculative Hypothesen über die Natur der Seele behandelt, sich verführen lassen, ihn für einen psychologischen Indifferentisten anzusehen, welcher überhaupt nicht gewagt habe, über die Natur der Seele irgendeine Meinung zu haben. Vielmehr wird durch die Theorie von der Willensfreiheit des intelligibeln Charakters bei Kant sowol aller Indifferentismus als auch aller Materialismus in dieser Beziehung von vornherein ausgeschlossen und unmöglich gemacht. Es würde sich nicht verlohnen, über diesen Punkt noch ein weiteres Wort hinzuzufügen, wenn nicht gerade in unsern Tagen ein dem Materialismus mehr oder weniger verwandter psychologischer Indifferentismus sich das Ansehen zu geben suchte, als ob seine Art und Weise in den Kant'schen Kritiken einen Schutz und eine Vertretung fände.

Allerdings hat Kant gelehrt, daß der Unterschied zwischen Leib und Seele keiner ihrer Wesenseigenthümlichkeit, sondern nur ein Unterschied unserer Vorstellung zu sein nöthig habe. Denn weil die Körper, ihre Ausdehnung und Theilbarkeit, blos Erscheinungen unsers äußern Sinnes, also unsere Vorstellungen sind, und die Seele doch der Grund aller Vorstellungen sein will, so darf die Seele im höchsten Grade wesensverwandt sein dem Wesen, welches den Körpern zu Grunde liegt. Kant gibt daher auch gern zu, daß das Subject unserer Gedanken vielleicht selbst in dem unbekannten Etwas bestehen könne, was den äußern Erscheinungen zu Grunde liege und was unsern Sinn so afficire, daß er die Vorstellungen von Raum, Materie, Gestalt u. s. w. bekommt. Nur ist jedenfalls dieses Etwas, was den letzten Grund unserer empirischen Anschauung bildet, nicht ausgedehnt, nicht undurchdringlich, nicht zusammengesetzt, weil alle diese Prädicate nur die Sinnlichkeit und deren Anschauung angehen. Und folglich braucht die menschliche Seele von der Materie in Ansehung des Substrats oder der letzten Grundlage derselben durchaus nicht unterschieden zu sein. In diesem Gedankengange nähern sich bei Kant die Begriffe von Leib und Seele einander so sehr, daß ihm die Frage nach der Gemeinschaft der Seele mit andern Substanzen außer uns sich umsetzt in die Frage nach dem Verhältniß der Vorstellungen des innern Sinnes mit den Modificationen unserer äußern Sinnlichkeit, und wie diese untereinander nach beständigen Gesetzen verknüpft sein mögen, sodaß sie in einer Erfahrung zusammenhängen.

Es leuchtet ein, daß eine solche Auffassung des Problems des Materialismus bei denen, welche nicht in den Sinn der Kant'schen Lehre eindringen, die Veranlassung zu der Meinung werden kann, als ob diese Theorie einen Indifferentismus begünstige, zufolge dessen es ebenso möglich sei, sich nach Umständen auf die Seite des Materialismus, als auf die des Idealismus zu schlagen. Ein solcher Indifferentismus setzt sich augenscheinlich in unsern Tagen bei vielen fest, welche eines langwierigen unfruchtbaren Streitens von populären Standpunkten aus über diesen Gegenstand müde sind. Er empfiehlt sich als eine Manier, sich es bei diesem Gegenstande bequem zu machen, und alles unnöthige Kopfzerbrechen zu ersparen. Den so Gesinnten ist es auch ganz und gar nicht zu verdenken, wenn sie gern eine so glänzende wissenschaftliche Autorität, wie Kant, für ihr bequemes Umherschlendern in der Wissenschaft anführen und gleichsam als ein Empfehlungsschild vor ihre Sinecure der speculativen Vernunft aushängen. Dennoch darf ihnen dieses zur Steuer der Wahrheit in keiner Weise gestattet werden. Denn wenn nach Kant's Urtheil kein hinlänglich begründeter Unterschied festzusetzen ist zwischen dem Substrat der Materie und dem Substrat des vorstellenden Subjects, so hat diese Redensart immer genau diesen einen bestimmten Sinn, daß die Materie ihrem letzten Substrat nach oder im transscendentalen Wortverstande schlechterding-

nichts anderes ist, als Vorstellung vorstellender Vernunft. Daher kann die Materie oder das aus Vorstellungen bestehende Wesen seiner Natur nach niemals das erste, sondern immer nur das zweite sein. Dem aus Vorstellungen bestehenden Wesen geht immer nothwendig voran das die Vorstellungen hervorbringende Wesen, das vorstellende Subject. Der Indifferentist also, welcher nach Umständen zwar die Materie aus dem Geiste und seinem Bewußtsein, dann aber auch wieder nach Umständen dieses Bewußtsein aus materiellen Vorgängen (wie z. B. aus einem Tasten der feinen Hirnhäute u. dgl.) ableitet, bleibt hierdurch immerwährend gegen die kritische Vernunft in einem unversöhnlichen Gegensatze, welcher sich auch niemals ändert, mag er seine zweideutige und unentschiedene Theorie accomodiren und modificiren wie er will. Es hilft ihm nichts.

Fischer hat diesen Punkt auf S. 474 des ersten Bandes behandelt. Er setzt hier die Paralogismen der Vernunft nach Kant'schem Lehrbegriff auf eine gründliche Art auseinander und wirft danach die Frage auf, warum die kritische Philosophie an dieser Stelle blos die pneumatische Seelenlehre und nicht ebenso gut die materialistische widerlegt habe, wenn sie die letztere nicht stillschweigend begünstigen wollte? Warum sie statt der Paralogismen nicht vielmehr eine Antinomie aufgeführt habe, deren Thesis der Spiritualismus, deren Antithesis der Materialismus der Seelenlehre ausmachen würde, wenn sie nicht eben diese Antithesis hätte schonen wollen? Der Grund war, wie Fischer beweist, kein anderer als der, weil sie an dieser Stelle der Vernunftkritik den Materialismus schon widerlegt und vollkommen erledigt hatte. Der Gesichtspunkt des Materialismus brauchte keine Widerlegung mehr, nachdem einmal der kritische Lehrbegriff von Raum und Zeit festgestellt war. Ohne Raum keine Materie. Ohne Vernunft und Vernunftanschauung kein Raum. Wo also bleibt die Materie, wenn man die Vernunft oder das denkende Subject wegnimmt? Kant selbst drückt sich hierüber in folgenden ebendaselbst angeführten Worten aus:

> Wozu haben wir wol eine blos auf reine Vernunftprincipien gegründete Seelenlehre nöthig? Ohne Zweifel vorzüglich in der Absicht, um unser denkendes Selbst wider die Gefahr des Materialismus zu sichern. Dieses leistet aber der Vernunftbegriff von unserm denkenden Selbst, den wir gegeben haben. Denn weit gefehlt, daß nach demselben einige Furcht übrig bliebe, daß, wenn man die Materie wegnähme, dadurch alles Denken und selbst die Existenz denkender Wesen aufgehoben werden würde, so wird vielmehr klar gezeigt, daß, wenn ich das denkende Subject wegnehmen würde, die ganze Körperwelt wegfallen muß, als die nichts ist als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unsers Subjects und eine Art Vorstellungen desselben.

Es ist ein Gesetz in der Weltgeschichte, daß zuletzt immer die im Verborgenen entdeckten Wahrheiten zum Nutzen und Frommen der Welt ins allgemeine Bewußtsein übergehen müssen, welche zuerst der mühsame Erwerb und das schwererkämpfte Besitzthum weniger waren. Wie Aegyptens Volk in seinen Pyramiden und Tempelbauten die Majestät seiner Götter anschaute, deren astronomische Symbolik und Bedeutung zwar nicht jedermann begriff, aber doch jeder als begreifbar anerkannte, ähnlich haben sich in unserm der Aufklärung gewidmeten Volke die Grundsäulen der letzten das Universum tragenden Begriffe mit immer zunehmender Deutlichkeit vor jedermanns Augen aufzubauen. Es ist dieses deshalb nöthig, damit das, was berechenbar ist, nicht umsonst und aus Unkenntniß immer neuen Disputationen und sophistischen Wortgefechten ausgesetzt bleibe, damit der feste Boden, auf welchem die Zukunft weiter rechnen kann, auch jedermann als fest vor Augen liege und so das sich selbst treibende Werk der göttlichen Urgedanken in jeder Beziehung die volle Kraft entwickele, welche ihm beiwohnt. **Karl Fortlage.**

Alfred Meißner.

1. Die Sansara. Roman in vier Bänden von **Alfred Meißner**. Leipzig, Herbig. 1858. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.
2. Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. Von **Alfred Meißner**. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1860. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bei der Lectüre vorgenannter Bücher sind mir wiederholt höchst ketzerische Gedanken durch den Kopf gefahren. Ich sollte sie wol eigentlich verschweigen, weil ungenirtes Aussprechen derselben leicht Anstoß erregen könnte. Und doch treibt mich wieder etwas — ich glaube, es ist der Schriftstellerteufel, einer der schlimmsten, verworfensten und frechsten unter Beelzebub's flammenden Gesellen — meine Ketzereien auszuplaudern, und da mir, wie weiland dem guten Schützen Tell, die Besonnenheit nicht gerade in hohem Grade angeboren ist, so mag's drum sein. Mein Herz wird sich ordentlich erleichtert fühlen, wenn es die Last, die lange schon auf ihm ruht, glücklich abgewälzt hat. Ich mußte mich nämlich immer und immer wieder fragen, ob es auch recht und eines verständigen Menschen würdig sei, in einer Zeit, wo die halbe Welt ununterbrochen im Kreißen liegt, Romane zu lesen? Romane! Man überlege doch einmal und denke scharf nach über sich selbst, über das, was sich schickt, was wohlanständig ist, was der Menschheit Nutzen bringen, sie bilden und gewissermaßen auch vollenden helfen kann! Romane lesen in solcher Zeit, kann das gut sein, kann das Nutzen bringen, kann das bilden und fördern? Man wird zugeben müssen, daß die Frage nicht so ganz unbedeutend ist und daß sie dem, der sie im Ernst an sich selbst richtet, unter Umständen sogar angst und bange machen kann. Und mir ward angst und bange, ja so grundelend ward mir zuletzt, daß ich das Schreiben vergaß und nun als großer Sünder dastehe vor dem Redactionsstuhle dieser Blätter, und kaum bittend die Augen aufzuschlagen wage zu dem Gewaltigen, der darauf thront und zornig ob meines schweren Vergehens die Stirne in Falten legt und die ambrosischen Locken schüttelt. Soll mir vergeben werden, was bleibt mir anderes wol übrig, als daß ich beichte und bekenne? Und ich will beichten, damit ich in Gnaden absolvirt werde von dem Inhaber des Redactionsstuhls wie von dem Autor, der mir auch nicht schlecht böse sein wird, wenn er erst erfährt, wer so lange seine liebsten Kinder auf Gehör hat warten lassen.

Im Jahre des Heils 1859 beging Deutschland bekanntlich den hundertsten Geburtstag Schiller's in höchst festlicher Weise. Von jener glorreichen Zeit allgemeinen Volksjubels — viele wußten freilich nicht recht, weshalb und wem zu Ehren so laut gejubelt ward — schreiben sich die zahlreichen Schiller-Vereine her, durch deren Gründung das deutsche Volk unwiderleglich bewiesen hat, daß es noch weit einiger ist als irgendeine andere civilisirte Nation Europas. Schiller kam bei allen Ständen in die Mode, und was Mode ist, dem huldigt jedermann. Um nun die alle Schichten des Volks durchdringende Verehrung für Schiller auch durch die That an den Tag zu legen, schrieb man den Namen des todten Sängers auf das Banner des Fortschritts,

der Bildung, der Freiheit. Ohne Bildung und Freiheit — das sehen auch schon die reactionärsten Geister ein — ist gegenwärtig nichts mehr gethan, und damit diese eine recht gründliche und fruchtbringende werde, will man von unten anfangen und die Massen zur Bildung heranziehen. Aber wie hat man das anzugreifen? Das Volk ist oft eigenwillig, starr und will sich nicht bilden lassen, mithin muß man vorsichtig verfahren. Aber Schiller's Name zieht als glänzendes Meteor leuchtend und erleuchtend auch über die Schädel der Starrsinnigsten fort, und wer auf ihn hinweist, der kann schon etwas wagen. Mit Schiller's Namen also läßt sich, greift man das Ding recht an, das widerhaarige Volk immerhin für Bildung gewinnen. Bloßes Reden indeß thut es nicht. Lehre ist zwar gut, aber Selbstbelehrung, aus Büchern geschöpft, ist noch besser, und oft hat sie sogar schon Wunder gethan. Was liegt da näher, als daß man dem Volke, sobald man spürt, daß es nach geistiger Speise hungrig wird, Lectüre, Bücher in die Hände spielt und ihm Gelegenheit gibt, diese Geistesnahrung für ein Billiges aufzusuchen? Mit dieser Einsicht ergab sich von selbst die Gründung von Volksbibliotheken.

Die Anlage einer Bibliothek ist mitunter weniger schwer, als die Wahl der Werke, welche sie enthalten soll. Es fragte sich daher zunächst: womit soll und muß man das Volk speisen, damit es sich durch Lectüre fortbilde? Wenn man mich aufs Gewissen fragt, was ich dazu meine, so gestehe ich gern meine Unwissenheit ein. Ich weiß es wirklich nicht, obwol ich es früher zu wissen glaubte. Seitdem ich aber mithelfen wollte eine Volksbibliothek zu gründen, ist mir dies Wissen ganz abhanden gekommen, und ich habe auch gar keine Hoffnung, mich jemals wieder in Besitz desselben setzen zu können. Die Weisheit, die ich sprechen hörte von Professoren, Juristen, Philosophen und ganz schlichten Leuten aus allerlei Volk, hat mich irre gemacht vor allem an dem Berufe der Schriftsteller, sofern diese der poetischen Production sich hingeben, und ich bin fest überzeugt, Schiller selbst nähme sich den Kopf vom Rumpfe, wenn er noch lebte, und schöbe damit Kegel, um ihm die unnützen Gedanken, die ihn beunruhigten, weil es noch Zeit sei, zu vertreiben. In jenen Unterhaltungen habe ich unter anderm gelernt, daß der Onkel Heinrich Heine's nur der Mund einer zahllosen Menge hochgebildeter Leute war, wenn er das große Wort gelassen aussprach, daß sein Neffe keine Bücher zu schreiben gebraucht hätte, hätte er etwas Ordentliches gelernt! Die Redaction schüttelt vielleicht ungläubig den Kopf, aber, parole d'honneur, es ist doch so. Die Bücherschreiber, d. h. in diesem Falle die aus sich selbst Producirenden, sind nicht nur nicht beliebt, sie sind sogar nicht selten recht personae ingratae, und am allerschelsten unter ihnen sieht man diejenigen an, welche sich einfallen lassen, Romane zu schreiben!

Was sind Romane? Schlechte epische Dichtungen in schlotteriger Form zu Tage gefördert, weil sich damit Geld verdienen läßt. Correct logisch ist diese Definition zwar nicht, aber die Ansicht der wahren Gelehrten, der Doctoren der Jurisprudenz und der Philosophie und nun gar der Theologie, der Professoren und Hochgestellten im Staate, kurz der Mehrzahl aller derer, die man im gemeinen Leben Leute bei der Spritze nennt, diese läuft mit sehr wenigen Ausnahmen darauf hinaus, und wer Romane schreibt — von Dichtung kann natürlich gar nie die Rede sein —, der thut im besten Falle etwas höchst Ueberflüssiges, wenn er nicht etwa gar den geflissentlichen Welt- und Volksverderbern aus sehr niedrigen Beweggründen sich dadurch beigesellt. Die Deutschen sind und bleiben wunderlich geartete Leute. Hungrig nach Wissen, unersättlich im Aneignen alles Fremdländischen, haben sie einen Hang, sich selbst und ihre eigenen Leistungen herabzusetzen, der sich durch keine Philosophie erklären läßt. Sie bewundern und bewunderten von jeher die geistigen Schöpfungen der Alten, und derer, die über den Werken griechischer und römischer Schriftsteller fast den Gebrauch der eigenen Muttersprache vergessen, gibt es noch heutigen Tags eine ganz erkleckliche Anzahl. Andere finden das Meiste schön, erhaben, unübertrefflich, was in Frankreich der schaffende Geist der Nation auf die Bühne bringt oder durch die Presse veröffentlicht. Jubelnd beklatschen Gebildete und Halbgebildete die dramatischen Zoten, die aus dem Sumpfboden der demoralisirten pariser Gesellschaft wie Schwefelblumen auf einem Lavafelde aufschießen, und deutsches Publikum wie deutsche Verleger haben nur zu häufig keine Ruhe, wenn nicht jedes Product französischer Autoren, die sittlich und ästhetisch verwerflichen zuerst, übersetzt wird, noch ehe die Aushängebogen des Originals trocken geworden sind. Wir eignen uns alles Fremde mit gleichem Eifer, mit gleicher Hast an; selbst dem Schund der nordamerikanischen Presse gewinnen wir Geschmack ab, obschon er blos Scheußlichkeiten der entarteten Menschheit enthält. Und wie verhält sich diese höchst gebildete deutsche Nation, die so stolz ist auf ihr universales Wissen, gegenüber der Mehrzahl ihrer producirenden Autoren? Sie achtet wenig auf ihre Dramatiker, mögen sie geben was sie wollen, und sie zischt ganz bestimmt das Drama jedes Deutschen aus, wenn es ähnliche Stoffe wie der von demselben Publikum enthusiastisch beklatschte Franzose auf die Bühne bringt. Nicht weniger rigoristisch verhält es sich gegen seine Romanschriftsteller, nur bei der Lyrik macht es eine Ausnahme, ohne Zweifel aber nur deshalb, weil in Frankreich die Lyrik nicht gut gedeihen will.

Wer die Theilnahme des Gesammtpublikums an unserm eigenen Literaturleben wirklich kennt, wird dem eben Gesagten willig beipflichten. Die gewissenhafte, ja oft geradezu peinliche Gerechtigkeit, welche die deutsche Nation gegen alle übrigen Nationen und Natiönchen geübt wissen will, macht sie stets ungerecht gegen sich selbst, macht sie zum Rabenvater ihrer eigenen Kinder. Wie wir Narren genug sind, Länder und Stämme zu verschenken, um nur ja das Nationalitätsprincip aufrecht zu erhalten, so beschäftigen wir uns äußerst gründlich auch mit allen fremden Literaturen; die eigene aber behandeln wir, einige wenige ältere Namen ausgenommen, mit einer Oberflächlichkeit, die an Verachtung streift und für niemand beleidigender ist, wie für die Autoren selbst. Man sehe sich doch gewisse Organe deutscher Kritik an und lese die sogenannten Besprechungen neuer Erscheinungen! Da werden Werke, an deren Ausarbeitung die Autoren Monate und Jahre verwendeten, mit drei Zeilen abgethan, nachdem der betreffende Kritiker ein paar Seiten überblättert, manchmal sogar nur den Titel gelesen hat. Und solche kritische Auslassungen, die nicht nur völlig werthlos sind, sondern meistentheils sogar Unwahrheiten enthalten und den Autoren unverzeihliches Unrecht thun, stellt man schließlich als Literaturgeschichten zusammen und bringt sie, nicht zur Ehre, sondern zur Schande unserer Literatur, auf den Büchermarkt.

Bei diesem Gebaren einer gewissen Sorte höchst vorurtheilsvoller Kritiker darf es uns freilich nicht wunder nehmen, da[ß] namentlich unter der gebildeten Männerwelt im allgemeinen ein[e] so auffallende Gleichgültigkeit gegen die Literatur im ganz[en] und vorzugsweise gegen die schöngeistige Literatur herrscht, [um] einen landläufigen, jedermann verständlichen Ausdruck zu gebrauchen. Der gebildete Mann liest selten und wenig. Was [er] aber auch treiben mag, zum Lesen poetischer Werke in deutsch[er] Sprache hat der Mann gar keine Zeit. Viele halten es a[uch] sogar unter ihrer Würde. Wenigstens habe ich es oft ge[nug] äußern hören, daß der Mann Wichtigeres zu thun habe, [als] ein Gedicht, ein Drama, eine Erzählung u. s. w. zu le[sen]. Das sei eine Beschäftigung für Frauen, die doch Unterhalt[ung] und Zerstreuung haben müßten, und für arbeitsscheue Flaneu[rs].

In der That, es kann jedem Autor, der es sich bei inne[rem] Berufe zur Lebensaufgabe gemacht hat, Bücher zu schreib[en], welche dem unterhaltenden Genre angehören, wunderlich [zu] Muthe werden, ist ihm Gelegenheit geboten, derartige alb[erne] Urtheile anhören zu müssen über seine eigene Beschäftigung. [Die] allergeringste und werthloseste Handarbeit wird von solchen [Men]schen höher angeschlagen als die geistige Thätigkeit des Dicht[ers], und oft schon habe ich mich gewundert, daß man bei dieser [...] den producirenden Genius abzuschätzen, gegen die Todten gere[cht ...]

ist als gegen die Schriften. Und allerdings ist bei dieser Gerechtigkeit bloße Ostentation, wie ja unser ganzes Sein bei Unzähligen nur auf äußern Schein basirt ist.

Bei solchen Urtheilen liegt für jeden Autor die Frage, die er sich selbst stellen muß, nahe: ist das, was du treibst, denn wirklich so unnütz, daß es von Zahllosen so verächtlich beiseite geworfen wird? Und unter allen Autoren wird diese Frage wieder keinem gewaltsamer aufgedrängt als dem Novellisten und Romanschriftsteller. Jene eingebildeten Männer mit und ohne Titel, mit und ohne Amt, die es eher für eine Schande als für eine Ehre ansehen, einen Roman in die Hand zu nehmen, haben entweder recht oder man muß sie grober Ignoranz beschuldigen und ihnen vorhalten, daß sie sich durch ihre Nichtbeachtung des Literaturlebens gegen die productiven Talente ihrer Nation arg vergehen.

Es ist ein grober leider aber entsetzlich weit verbreiteter Irthum, daß der moderne Roman nur dasei, um in müßigen Stunden zu unterhalten. Geht man von diesem Gesichtspunkte aus, dann freilich hat der strebende Romanschriftsteller auf gerechte Beurtheilung seines Wirkens niemals zu hoffen, und die Arbeit, die er unternimmt, ist schwerer, ermüdender, niederdrückender als die des Sisyphus. Glücklicherweise aber liegen die Dinge ganz anders. Wir dürfen gern zugeben, daß sehr viele Romane geschrieben und gedruckt werden, die keine Bereicherung unserer Nationalliteratur sind, wollen wir aber ehrlich sein und der lebenden Production Gerechtigkeit widerfahren lassen, so steht wenigstens so viel fest, daß keine frühere Epoche unserer Literatur eine so große Menge beachtenswerther, ja bedeutender Productionen in diesem Genre hervorgebracht hat, wie gerade die gegenwärtige, und diese nicht wegzuleugnende Thatsache, dünkt mich, ist allein schon wichtig genug, eine Dichtungsform, die aufs engste mit unserer ganzen Bildung und geistigen Fortentwickelung zusammenhängt, nicht verächtlich über die Achsel anzusehen. Wollen sich die Verächter derselben doch einmal die Mühe geben, statt blos in alten Scharteken und Actenfascikeln herumzuwühlen, einige der neuern Romane mit Aufmerksamkeit zu lesen, wahrlich, es würde mancher in diesen verachteten Büchern mehr Gedanken, mehr Lebensanschauungen und Lebensweisheit finden, als er mit leichter Mühe zu verarbeiten vermag!

Die Form des Romans ist eine so eigenthümlich dehnbare, daß es sehr schwer halten möchte, ihr bestimmte Grenzen zu ziehen. Und dies ist der Grund, weshalb der Roman als Kunstwerk ungleich seltener in der Literatur vorkommt, als jede andere bestimmtern Regeln unterworfene Dichtungsart. Ist dies einerseits schon ein Fehler, so macht andererseits gerade diese Dehnbarkeit wieder die Stärke des Romans aus, und wie diese moderne Dichtungsart sich eines Tags künstlerisch abrunden und vollenden wird, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Der Roman, wie er sein kann und sein soll, existirt noch nicht, und wer behaupten will, Goethe's „Wilhelm Meister" oder, um auf ein ganz anders geartetes Genre überzuspringen, Gutzkow's „Ritter vom Geiste" seien vollendete Kunstgebilde, der behauptet eben etwas Unhaltbares. Jeder Autor von Geist, welcher einen Roman zu dichten vermag, modelt die Form um und paßt sie dem Stoffe, den er bearbeiten will, an, und niemand kann ihm das Recht, so zu verfahren, streitig machen.

Wie nun der Roman, namentlich der deutsche, sich in den letzten drei Decennien entwickelt und zur herrschenden Dichtungsart emporgearbeitet hat, tritt er immer als Tendenzroman auf. Davon will die Kritik häufig nichts hören. Man würde aber dem Roman die Seele rauben, wollte man verlangen, der wahrhaft gute Roman müsse stets tendenzlos sein, sonst fehle ihm das Charakteristische des Kunstwerks.

Mit Ausnahme jener Zwittergattung, die sich historisch nennt, und die leider dem Geschmack der großen Menge, die zumeist nach stofflich Unterhaltendem greift, nur zu sehr behagt, obwol sie die Poesie prostituirt und die Geschichte jämmerlich verballhornt, sind alle bessern deutschen Romane der Neuzeit Tendenzromane. Als solche aber gewähren sie ein im allgemeinen viel zu gering angeschlagenes Bildungsmittel für Hunderttausende. Die Dehnbarkeit der Form gestattet dem Autor von Geist Nahes und Fernes, Wichtiges und Unwichtiges, Kleines und Großes im Roman zur Sprache zu bringen, und den von ihm geschaffenen Personen die größten Fragen der Zeit in den Mund zu legen. In gewissem Sinne wird dadurch jeder wirklich gute Roman auch historisch sein, nur daß die vom Dichter erfundenen Personen sich in einer historischen Perspective bewegen.

Zu den Romanen dieser Art gehören die obengenannten beiden Werke Alfred Meißner's. Beide bauen sich, „Die Sansara" mehr in der Gegenwart, „Zur Ehre Gottes" im Anfange des 17. Jahrhunderts auf geschichtlicher Basis auf, der Autor aber schaltet, wie der wahre Dichter das immer soll, ganz frei mit seinem Stoff und den geschichtlichen Facten.

Erst vor kurzem haben wir Gelegenheit genommen, das Talent Meißner's als Novellist anzuerkennen; für den Roman, dünkt uns, hat derselbe noch mehr Beruf, obwol wir in vielen Dingen nicht mit ihm einverstanden sein können, und käme es uns blos darauf an zu mäkeln, die Aussetzungen sich bedeutend häufen würden. Referent ist aber der Meinung, daß talentvolle Autoren mehr gefördert werden in ihrem Bildungsgange, wenn man das Gute ihrer Leistungen wenigstens ebenso sehr hervorhebt, als das Mangelhafte oder Verfehlte darin tadelt. Auch sollte die Kritik immer bedenken, daß jeder Schriftsteller von wirklicher Begabung ein eigengeartetes Wesen ist, und daß just das Eigengeartete, auch wenn es uns misfällt, deshalb doch noch nicht verwerflich an sich ist. In der Eigenart spricht sich oft am reinsten das Charakteristische eines Autors aus.

In Alfred Meißner vereinigen sich viele Eigenschaften, welche ihn zu einem guten Romanschriftsteller befähigen. Er besitzt nicht gewöhnliche Kenntnisse auf fast allen Gebieten des Wissens; er hat die Welt durch Reisen in fremde Länder kennen gelernt und sich mit den Sitten, Gewohnheiten und dem Charakter fremder Völker bekannt gemacht. Die Gesellschaft der höhern Kreise kennt er ebenso gut, wie das Volk in den schönen Gebirgsthälern der österreichischen Staaten. Das Herz der Frauen ist ihm kein verschlossenes Geheimniß und das vielfarbige Leben der Männer hat er in allen Phasen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Zu diesen Schätzen der Erfahrung gesellt sich das bildnerische Talent des begabten Dichters, das leicht und anmuthig schafft und jedem Charakter, den es hinstellt, originales Leben einzuhauchen versteht. Allen diesen Vorzügen begegnen wir in der „Sansara" in hohem Grade, und diesen Vorzügen hat das Werk ohne Zweifel auch die bedeutende Verbreitung zu verdanken, die es allerwärts gefunden.

Dagegen ließe sich mit dem Autor vielfach rechten über die Grundanlage seines Werks. Was uns persönlich betrifft, so will es uns scheinen, als habe Alfred Meißner in der Person des Freiherrn von Hostiwin einen Charakter hingestellt, der in der modernen Gesellschaft trotz der vielfachen Verirrungen, deren dieselbe fähig ist, doch an einer moralischen Unmöglichkeit leidet. Dieser Hostiwin mußte — so will es Referent bedünken — am Ende seines mehr als abenteuerlichen, auf Genuß gerichteten Lebens nicht in den stillen Hafen der Ruhe einlaufen, sondern zu Grunde gehen. Die gewaltige Leidenschaftlichkeit, mit welcher Meißner seinen Helden ausstattet, rechtfertigt noch lange nicht die unverzeihlichen Bündnisse, die er bald wirklich schließt, bald nur anknüpft. Ein solches Spiel mit Mädchen und Frauen grenzt ans Verbrechen, ja es wird gerade zum Verbrechen und die poetische Gerechtigkeit schon forderte einen andern Ausgang. Abgesehen aber von der innern Unwahrscheinlichkeit eines Charakters, wie ihn Meißner in dem Freiherrn von Hostiwin hinstellt, müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Ausmalung des Charakterbildes selbst ihm trefflich gelungen ist. Ueberhaupt gilt dieser Lobspruch den meisten Personen, die er uns vorführt, auf die wir jedoch des Nähern unmöglich eingehen können. Eine der gelungensten, wo nicht die gelun-

genste aller Persönlichkeiten ist Wallmerode, ein köstlicher Mensch aus der Aristokratie, zu welcher dem Autor wahrscheinlich irgendein lebendes Original gesessen haben mag. Auch die Frauen ziehen uns alle an, wenn wir auch in der Charakterzeichnung einiger die Farben nicht immer mit gleichem Glück gemischt finden. Ein besonderer Vorzug des Meißner'schen Romans endlich ist die sehr geschickte Anlage des Ganzen, die uns bis zuletzt in Spannung erhält, ohne daß der Autor zu plumpen oder verbrauchten Mitteln greift. Und da Meißner ein Mann von Geist und Wissen ist und sich mit bloßer Erzählung, die nur unterhalten will, nicht begnügt, so stoßen wir auf eine Menge interessanter Bemerkungen und beherzigenswerther Aussprüche, die zum Nachdenken anregen und dem Leser, welchem der Trieb sich zu bilden, nach einer Dichtung greifen läßt, genußreiche Stunden verschafft und seinen Ideenkreis erweitert. Und so bestätigt sich das, was wir in der Einleitung auszusprechen nicht unterlassen konnten, um gegenüber einer ungezählten Menge Verächter deutscher Originalromane die Dichtungsart selbst zu rechtfertigen und sie nicht für unnütz zu erklären. Der Roman ist wie das Drama ein Spiegel des Lebens, in dem sich die Tugend wie das Laster wiedererblickt, und wer nur die rechte Form zu finden und dieser wieder den rechten Stoff anzupassen weiß, der kann durch Romane in weiten Kreisen Bildung des Geistes und Herzens verbreiten.

Im allgemeinen schreibt, um noch ein Wort über den Stil zu sagen, Meißner leicht, gefällig, oft geistreich; indeß kommen doch auch viele Nachlässigkeiten im Stile vor, die bei sorgfältigerer Durchsicht wol hätten vermieden werden können. Ein Autor von der Begabung Meißner's kann sich nur nützen, wenn er auch in Geringfügigkeiten recht streng gegen sich selbst ist.

Das zweite Werk Meißner's „Zur Ehre Gottes" steht der „Sansara" in Bezug auf Tiefe der Gedanken und Feinheit der Charakteristik bedeutend nach. Es ist mehr eine Federzeichnung als ein kunstvoll bis in die kleinsten Details ausgeführtes Gemälde. Anlage und Durchführung bringen auch hier wieder die bereits erwähnten Vorzüge unsers Autors zur vollsten Geltung. Als Jesuitengeschichte schlägt das Buch recht in unsere Zeit, und wer es in die Hand nimmt, liest es gewiß mit Vergnügen durch, so abscheulich auch der Kern der Geschichte ist, die leider nicht blos in der Phantasie des Dichters wurzelt. Man hat den Vätern von der Gesellschaft Jesu so viel Böses nachgesagt, daß gewiß viele meinen, man thue diesen Herren unrecht; wollte oder könnte man aber alle Fälle zusammenstellen, wo sie den Namen Gottes und des Weltheilandes misbrauchten, um die elendesten weltlichen Zwecke zu verfolgen, so würde die Welt eine Reihe von Thatsachen sich aufthürmen sehen, über die sie sich entsetzen müßte. Eine Geschichte dieser Art, wo ein gutmüthiger französischer Edelmann, der in seiner Jugend ziemlich flott gelebt hat, um sein ganzes Vermögen gebracht und schließlich als wahnsinnig gewordener Bettler auch noch mittels einer vergifteten Portion Suppe beseitigt wird, ist es, die Meißner mit vielem Geschick spannend erzählt. Es hätte sich mehr daraus machen lassen, wäre der Autor tiefer auf das Wesen des Jesuitismus eingegangen. Daß er dies nicht gethan, schwächt den Werth des Buchs in etwas, wird ihm aber, da es an wirksamen Effecten nicht fehlt, wahrscheinlich nur um so mehr Leser verschaffen. Eine recht schätzenswerthe Beigabe sind die Noten am Schlusse des zweiten Bandes. Aus ihnen kann der Leser eine Anzahl jener wahrhaft entsetzlichen Grundsätze der Jesuiten kennen lernen, welche diese Gesellschaft zur gefährlichsten aller geistlichen Verbrüderungen machen, die dem Schose des katholischen Dogmas entstammen. Ernst Willkomm.

Reformatorische Bestrebungen in Italien.

Das Evangelium in Italien. Ein zeitgeschichtlicher Versuch von Leopold Witte. Gotha, Besser. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk wird jeder, der ein Interesse mitbringt für die großen Fragen, die unsere Zeit so mächtig bewegen, mit Freuden begrüßen, und wenn irgendein Buch darauf Anspruch machen kann, zeitgemäß zu sein, so sicherlich dieses. Es lag in der Natur der Dinge, daß die Neugestaltungen, in denen Italien jetzt sich umformt, nicht nur von der politischen, sondern auch von der religiösen Seite einmal betrachtet werden mußten, zumal es vorher noch nie geschehen war. Allerdings ist die Forschung auf diesem Gebiete, namentlich für den Protestanten sehr erschwert; die literarischen Schätze waren, wenigstens bis vor kurzem, mit wahren Argusaugen bewacht, und schwere Opfer mußte der Gelehrte bringen, der das benutzen wollte, was dem Auge des Laien mit kluger Vorsicht vorenthalten wurde. Die Resultate aber, die eine solche historische Betrachtung der reformatorischen Bewegung in Italien ergeben hätte, würden zu den merkwürdigsten gehören, die die Geschichte jemals aufweist, sowol vor als nach der That Luther's von 1517. Zwei Jahrhunderte vorher, als die Dichtkunst in Italien mit jenen Franciscanerpoesien erwachte, von der der bekannte Sonnenhymnus das hervorragendste Zeugniß abgelegt hat, fingen auch die Ideen einer Opposition gegen die päpstliche Hierarchie an, sich zu regen, klangen schon jene Gedanken des Protestantismus: allgemeines Priesterthum, Freiheit von Menschensatzung, Gemeinschaft mit Gott allein durch gläubige Hingabe an ihn ohne schwer zu erkaufende Vermittelung, in mehr oder minder verhüllter Gestalt uns entgegen, sie zucken empor in den Gesängen Dante's, sie finden hier und da ihre Vertreter, bald einzeln, bald in größern Gemeinschaften und werden nur gedämpft durch das Feuer und Schwert der Kirche, das sie für derlei „gefährliche Irrthümer und Ketzereien" stets in Bereitschaft hatte. Wir erinnern nur an Savonarola u. a.

Diese Seite hat der Verfasser weniger betont, obschon sie der Betrachtung werth genug gewesen wäre. Indessen zu seiner Rechtfertigung müssen wir sagen, daß diese weitern Gesichtspunkte auch gar nicht in seiner Absicht gelegen hatten; sein Ausgang ist die Reformation Luther's und der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in den Zuständen der Gegenwart, die er, wie die Vorrede besagt, durch mehrjährige Autopsie an Ort und Stelle selbst kennen gelernt und zu einem lehrreichen Bilde in kurzer und prägnanter Form zur Anschauung gebracht hat. Daß er in der Zeit des 16. Jahrhunderts selbst manche Punkte noch hätte erwähnen, andere in ein schärferes Licht hätte stellen können, wird niemand leugnen; so hätte er z. B. auf das Ausgehen der Socinianer, der eigentlichen Stammväter des Rationalismus, aus Italien hinweisen sollen, da nichts merkwürdiger ist, als daß an den Stufen des päpstlichen Stuhls gerade diese Richtung entstehen mußte, auch mehreres andere wäre nicht unpassend berührt worden, was den reformatorischen Geist Italiens nicht wenig beleuchtet hätte. Doch, wie gesagt, wir machen dem Verfasser daraus keinen ernstern Vorwurf, da des Vortrefflichen sich so viel auf diesen wenigen Seiten findet.

Der Standpunkt des Verfassers, der, irren wir uns nicht, ein Geistlicher ist, muß ein durch und durch edler und gerechter genannt werden; objective Mäßigung, unbeirrter Gerechtigkeitssinn, fern von Parteileidenschaft und ungezügelter Polemik, beherrschen die ganze Darstellung, modificiren Lob und Tadel, und die Wärme, die dessenungeachtet Witte für seine Sache an den Tag legt, muß um so mehr wohlthun. Er steht in der Kirche, aber keine Rücksicht auf die Kirche hemmt seinen Blick, die Thatsachen in ihrer schlagenden Gewalt uns vorzuführen, die eine gründliche Sachkenntniß ihm zu eigen gemacht. Es ist seine Behandlung des Vergangenen, wie des Gegenwärtigen.

Die Geschichte der reformatorisch Gesinnten, namentlich der Waldenser, ist mit vielem Geschick zur Geltung gebracht worden, und die Hauptpunkte sind mit richtigem Blicke hervor

geholen. Dasselbe gilt von der Geschichte der Gegenwart, die ausführlicher ist und manche bisher unbekannte Einzelheit berichtet. Rührende und erhebende Züge fehlen ebenso wenig, und manche Heldengestalt taucht aus diesen Berichten auf, deren Namen bisher unbekannt gewesen war. Die Ausbreitung des Evangeliums in Sardinien und Toscana, die wechselnden Schicksale, denen die Gemeinde unter den verschiedenen Herrschern entgegenging, die Kraft des Glaubens, die die kleine Zahl selbst unter dem schwersten Drucke nicht wanken ließ, unter Leiden sie erst recht fest machte, versetzen uns in die wundervollen Zeiten der apostolischen Periode zurück und, wie einerseits daraus klar wird, daß das Verfahren der römischen Kirche, an Härte und Unduldsamkeit dem des römischen Heidenthums wahrlich nichts nachgibt, ja noch furchtbarer genannt werden muß, da, wie der Verfasser richtig hervorhebt, damals die Verfolgung der Christen auf gewisse Abschnitte sich beschränkte und eine Zeit der Ruhe die Gemeinde wieder neue Kräfte, neues Leben gewinnen ließ, während der Fanatismus des römischen Klerus in jedem Augenblicke mit gleicher Stärke und Heftigkeit wüthete: so legen diese Mittheilungen ein ehrenhaftes Zeugniß für Italien ab, zeigen, wie bereits ein tiefes, christliches Leben daselbst pulsirt, wie es von allen Seiten gehemmt, seiner Verwirklichung entgegengestrebt, und wie es, im Bewußtsein eines höhern göttlichen Rechts als dem der Völkerverträge, mit der politischen Bewegung sich nothwendig verbinden mußte, weil ihm durch dieselbe allein das geboten wurde, das ihm gebührte. Wie arg der Druck war, selbst in unsern Tagen, beweist die Behandlung, die im Jahre 1851 der waldensische Prediger Geymonat erfahren mußte, der in Florenz, weil er mit vierzehn jungen Leuten die Bibel gelesen hatte, verhaftet, drei Tage im Gefängniß gehalten ohne Erlaubniß nur einen Freund zu sprechen und die dringendsten Angelegenheiten zu besorgen, sodann nach Lucca gebracht und daselbst in einem schmuzigen Loche an Händen und Füßen gefesselt mit einem Vagabunden zusammengebunden und erst in Piemont freigegeben wurde; beweist ferner das Schicksal des edeln Grafen Guicciardini, der wegen Besuchs der protestantischen Kirche eingekerkert und zwar nachdem er durch Polizei aus dem Hause eines Freundes geschleppt worden war, während seine gleichgesinnten Freunde, meist Handwerker, in die ungesunden Fieberstrecken Piombinos gesandt wurden; beweist ferner das Schicksal des Ehepaars Madiai, das, allgemein geachtet und verehrt, durch falsche Zeugen und verleumderische Aussagen verurtheilt, in Gefängnisse gebracht wurde, in denen ihre zarte Constitution fast der schlechten Luft unterlag, bis endlich, nachdem die männliche Verwendung einer Anzahl von Ehrenmännern aus England, Frankreich, der Schweiz und Deutschland, die schriftliche Fürbitte des Königs von Preußen, die Aufforderung der Vereinigten Staaten keinen Erfolg gehabt hatten, die energische Sprache Lord John Russell's ihnen Befreiung, die milde Gesinnung des sardinischen Herrschers ihnen in Nizza ein Asyl verschaffte.

Durch diese Schatten strahlt denn auch das Licht um so heller, die Standhaftigkeit der Schwergeprüften erregt unsere Bewunderung und Theilnahme im allerhöchsten Maße, namentlich liegt in dem Verhalten der beiden Madiai eine solche Größe des Duldens, daß wir dem Verfasser um so dankbarer sein müssen für die umständlichere Mittheilung des Processes, sowie einiger Briefe und Aeußerungen, die wahrhaften Heldensinn athmen.

Das Regiment Ricasoli's hat denn auch diese Tyrannei in Florenz abgeschafft und auch in religiöser Hinsicht herrscht jetzt daselbst vollkommene Freiheit. Die wahre Entwickelung der evangelischen Kirche Italiens kam aber erst in Sardinien zu Stande. Die Waldenser, nach oftmaliger Verbannung und wechselndem Drucke nach Italien zurückgekehrt, hatten durch ein königliches Motuproprio am 17. Februar 1848 religiöse und bürgerliche Freiheit erhalten, sie vertraten damals allein das protestantische Element und gründeten am 29. October 1851 sogar eine Kirche in Turin; aber auch in Nizza, La Torre, Pinerolo, Alessandria, Casale, Voghera, Chambery, Annecy, Thonon und Evian unterhalten sie protestantisches Leben, geleitet von dem turiner Prediger Luigi de Sanctis, dem in Genua Bonaventura Mazzarella würdig nacheiferte. Aber es bildete sich allmählich eine Spaltung innerhalb der waldensischen Kirche selbst aus und mehrere Umstände trafen zusammen, eine andere mehr national gefärbte Richtung zur Geltung zu bringen, der die waldensische auf die Dauer nicht zu entsprechen vermochte, zudem sie noch eine Art von Herrschaft auszuüben versuchte, der die Neuübergetretenen sich nicht mehr fügen wollten, und so trat denn 1854 die Società evangelica zusammen, die dieser freiern Richtung entsprach, ausschließlich die italienische Sprache zur kirchlichen erhob und anfangs nur mit Werken der Wohlthätigkeit beginnend, sich im Jahre 1855 zur neuen evangelischen Kirche umgestaltete, deren Glaubensbekenntniß de Sanctis ausarbeitete. Dieses Glaubensbekenntniß, auf ausschließlich biblischer Grundlage fußend, ist in seinem ganzen Umfange mitgetheilt und zeichnet sich durch seinen echt protestantischen Geist wohlthätig aus, namentlich auch durch die scharfe Betonung des allgemeinen Priesterthums und den ganz apostolischen Gedanken, Aeltesten und Diakonen Leitung und Pflege der Kirche in die Hand zu geben. Die Färbung ist mehr reformirt als lutherisch, dennoch fehlt auch das praktische, innige Wesen des lutherischen Geistes nicht, und die Verfassung ist ein Zeugniß zwingendster Art dafür, daß nicht blos Negation in den Bestrebungen der Italiener liege, sondern, daß sie sehr wohl auch das Positive zu schaffen im Stande seien. Und so scheidet der Verfasser mit frohen Hoffnungen, nachdem er bis auf die allerneueste Zeit die Details der Entwickelung verfolgt, die Thätigkeit der Bibelgesellschaften und einzelner hochverdienter Persönlichkeiten erwähnt hat. Er ist nicht blind gegen die Hindernisse, die, theilweise im Charakter des Volks und der Zeit begründet, dem Fortschreiten des Evangelisationswerks entgegenstehen. Er tadelt den Indifferentismus, der sich mit Verachtung der katholischen Kirche begnügend keine Absicht habe, ein neues besseres religiöses Element einzuführen und auszubilden, rügt den äußerlichen Materialismus und platten Skepticismus, der, wie allerorten, auch hier die Gemüther beherrsche, dennoch tröstet er uns wieder mit manchem Bilde christlicher Wärme und Innigkeit, die oft in naiven Aeußerungen etwas unendlich Rührendes haben, und wenn auch die nächste Zeit den Abschluß des großen Reformwerks in dem Besitze des Papstthums nicht sehen wird, so geht aus den angeführten Thatsachen und Schilderungen mit überzeugendster Sicherheit hervor, daß derselbe dereinst kommen werde, und daß die thörichten Versuche, ihn aufzuhalten, die namentlich die toscanische Regierung gemacht, es nur zu desto schönerer und herrlicherer Blüte zeitigen werden.*)

Wir danken dem Verfasser für seine Arbeit, als einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte des Staats, der, wie er immer der Brennpunkt geistigen Lebens nach so vielen Seiten und unter so verschiedenen Bedingungen gewesen, jetzt sich aufs neue zu beherrschender Wichtigkeit erhoben hat. Möge des Verfassers Schlußwort in Erfüllung gehen. Es wird der Inhalt desselben die edelste Frucht sein, die aus dem Ringen und Kämpfen Italiens, sein selbst bewußt zu werden, sich in sich selbst wieder zusammenzuschließen, reifen kann, die einzige, die auch dem staatlich neugestalteten Italien Garantien für festen und dauernden Bestand bietet. 44.

---

*) Wir hatten jüngst Gelegenheit, das Schreiben einer Florentinerin an eine deutsche Freundin zu lesen, worin es unter anderm hieß: „Es gibt sich in diesem Theile Italiens, wo ich wohne, eine merkwürdige Bewegung kund. Das Licht des reinen Evangeliums bahnt sich einen Weg durch Roms Aberglauben, welcher nahe daran ist, allen Grund und Boden zu verlieren. In immer größerer Zahl bilden sich evangelische Vereine. Statt ungläubiger und abergläubiger Katholiken werden wir bald nur erleuchtete gute Christen haben.“ D. Red.

Forschungen über altnordische Poesie.

Eddische Studien von Paulus Cassel. I. Fiölvinnsmál. Eine Publication der erfurter Akademie. Weimar, Böhlau. Lex.-8. 1 Thlr.

Die Romantik ist in Deutschland noch nicht ausgestorben! Die Romantik mit ihrer „mondbeglänzten Zaubernacht", die alles magisch beleuchtet und selbst dem faulen Stückchen Holz einen seltsamen Glanz gibt; die Romantik mit ihren bunten, ewig wechselnden, aber auch nie haftenden kaleidoskopischen Bildern, sie blüht noch in aller Fülle und Wunderlichkeit. Wer daran zweifeln wollte, der lese die „Eddischen Studien" von Paulus Cassel, denen man wol den bekannten Spruch als Motto vorsetzen könnte:

> Mir wird von alle dem Zeug so dumm,
> Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Der Verfasser besitzt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine staunenswürdige Belesenheit; er kennt alle möglichen Sprachen und Literaturen, und diese nicht blos in ihren hervorragenden Erzeugnissen, sondern selbst in ihren obscursten Schriftstellern, ja sogar in den unbedeutendsten Fragmenten. Er kennt die nordischen Sprachen, die altdeutsche, die griechische und römische, er kennt die indischen Idiome, er kennt den Talmud, die Mythologien aller Völker, er hat theologische, archäologische, historische Kenntnisse von seltenem Umfang; aber wir werden dieser Kenntnisse nicht froh, denn er gebraucht sie mit einer solchen Willkür, daß man selten recht einsieht, warum er sie erwähnt. Auch besitzt der Verfasser einen großen Gedankenreichthum, aber er weiß noch viel weniger damit hauszuhalten als Jean Paul (nach dem bekannten Epigramm des Schiller'schen „Musenalmanach"). Da sucht man vergeblich nach einem logischen Gedankengang, wie man ihn bei wissenschaftlichen Untersuchungen doch vor allem erwarten sollte. Ein solcher ist zwar zu einem gewissen Grade im Inhaltsverzeichniß angegeben, aber es wäre gewiß nicht leicht jemand im Stande, dieses Inhaltsverzeichniß herzustellen, wenn es verloren ginge. Der Verfasser ist reich an Gedanken, haben wir gesagt; aber kaum haben wir es niedergeschrieben, so möchten wir es zurücknehmen; denn was er uns vorlegt, sind doch eigentlich keine Gedanken, die aus scharfer Ueberlegung und strenger Entwickelung hervorgegangen sind; es sind vielmehr, und darin beurkundet sich eben sein romantisches Wesen, nur Gefühlsblitze, die wol blenden aber nicht erleuchten. Wir kennen diese Art aus den „Aphorismen" von Friedrich Schlegel, Hardenberg u. s. w. Es sind Sätze, die den Schein des Geistreichen, Tiefen, Wahren haben, aber deren Gegentheil gerade auch diesen Schein haben würde. Es sind Sätze, die so allgemein gehalten sind, daß man alles aus ihnen herleiten kann, nicht blos das, was durch sie bewiesen, werden soll. Nur ein Beispiel:

„Die «Gesta Romanorum» sind das christliche Sagenbuch, in welchem Märchen, verschiedenen Völkern angehörig, mit mannichfaltigen Strömungen und Beziehungen in einen Körper gezogen wurden, der keinen andern Charakter trägt als die Universalität, die römisch-christlich ist."

Und das alles schließt der Verfasser einfach aus dem Titel des merkwürdigen Buchs, das in der That gerade so römisch und christlich ist, als das Deutsche Reich heilig und römisch war. Ein anderer Gedanke hat uns mit Trauer und Schmerz erfüllt:

„Das deutsche Herz hat niemals süßere Ruhe als auf den Schwingen des Ideals, vom Kinde an bis an das greise Haupt. In der Welt des Geistes allein, vom träumerischen Halbwachen bis zur beflügelten Begeisterung des Genius, genießt die deutsche Natur und kommt sie ganz zu sich selbst. Sein Trost und seine Freude ist im Geiste, in der Phantasie, im Ideale sich über die Armseligkeit wirklicher Zustände emporzuheben."

Das sind Phrasen, mit denen man sich kitzelt, um doch etwas Schönes von sich sagen zu können, Phrasen, welche die Romantiker erfunden haben und die leider noch immer gangbar sind, Phrasen, mit denen man ein Volk, wenn es an sie glaubt, vollständig demoralisiren kann. Eine solche Phrase war die des edeln Gagern, der da im Parlamente sagte, der österreichische Kaiserstaat habe die Aufgabe, die deutsche Civilisation im Orient zu verbreiten. Das machte Eindruck, das ganze Parlament jauchzte ihm Beifall zu und ließ sich zu ich weiß nicht mehr welchem unsinnigen Beschluß verleiten. Nur so viel weiß ich noch, daß einige Wochen darauf der auch edle Haynau zehn oder zwölf ungarische Feldherren aufhängen ließ, die für die Freiheit ihres Vaterlandes gekämpft hatten, omnia ad majorem germanicae humanitatis gloriam. Wären die Deutschen wirklich so, wie sie Cassel schildert, dann dürfte Napoleon gegen sie alles wagen, die natürlichen Grenzen wiederherstellen, Hamburg zur französischen Stadt machen u. s. w.; sie würden sich ja bald „auf den Schwingen des Ideals über die Armseligkeit wirklicher Zustände emporheben".

Der nämliche Geist der Ueberschwenglichkeit weht auch in dem Haupttheile der Schrift, und es ist diese daher ebenso unerquicklich als die Vorrede und die Einleitung. Cassel hat sich nämlich zur Aufgabe gestellt, einen Abschnitt der Edda „Fiölvinnsmál" zu übersetzen und zu erklären. Das „Lied des Vielwissers" hat schon viele Gelehrte beschäftigt. Die Herausgeber der kopenhagener Edda, unter ihnen namentlich Finn Magnussen, haben astronomische Deutungen versucht, Jakob Grimm hat an verschiedenen Stellen seiner Schriften manches zur Erklärung des Einzelnen beigebracht, Simrock hat in seiner Uebersetzung der Edda interessante Bemerkungen gegeben, die allerdings manche Dunkelheit aufhellen, aber er bekennt selbst, daß „der Preis des Scharfsinns noch zu verdienen sei". Cassel sagt, daß ihm der Muth fehle, auf diesen „Preis" Anspruch zu machen, und wir glauben allerdings, daß er weit davon entfernt ist, ihn zu erringen; der Hauptgrund ist wol der, daß er zu viel sieht, daß er in dem Einfachsten und Natürlichsten Allegorien erblickt, die gewiß nicht darinliegen. Man muß nämlich, wie immer so auch hier, zwischen dem Ganzen und der Ausführung im Einzelnen unterscheiden. Nun hat zwar das Einzelne allerdings viele dunkle, unverständliche Stellen, die sich mehr oder weniger auf unbekannte mythologische Verhältnisse, auf Sagen, auf Oertlichkeiten, vielleicht sogar auf historische Thatsachen beziehen, die wir alle nicht mehr ergründen können, und es bietet ebendadurch das Lied viele und darunter unauflösliche Schwierigkeiten. Das Ganze ist aber klar und höchst einfach. Swipdagr, der lange Zeit abwesend war, kommt zur Burg, in welcher die ihm verlobte Braut Menglöd lebt. Er erkundigt sich bei dem Wächter der Burg, Fiölsvidr (Vielwisser), dem er sich nicht zu erkennen gibt, nach den Verhältnissen seiner Braut, indem er in kluger Weise wie ein ganz Fremder, zuerst nach der Burg, ihrer Einrichtung u. s. w. fragt und allmählich auch auf die Person der Besitzerin zu sprechen kommt. Und erst, nachdem er erfahren hat, daß ihm Menglöd treu geblieben ist und daß sie immer noch seiner harrt, gibt er sich als ihren Bräutigam zu erkennen, der Wächter ruft die Jungfrau herbei, die, sobald sie den Verlobten an den von ihm gegebenen Wahrzeichen erkannt hat, in freudigem Jubel über dessen Wiederkehr ausbricht. Die Geschichte wird freilich dadurch märchenhaft, daß die Burg eine Art Zauberburg ist; sie wird von wunderbaren Hunden bewacht, sie ist von Flammen wunderbarer Art umgeben u. s. w.; aber wenn auch von der Schwierigkeit gesprochen wird, diese Hindernisse zu besiegen, so hat Swipdagr doch nicht nöthig mit ihnen zu kämpfen, es reicht hin, daß er sich zu erkennen gibt, um zur Braut zu gelangen, indem der Wächter dieselbe einfach herbeiruft. So verschwindet das Märchenhafte plötzlich und löst sich in eine gewöhnliche Geschichte auf, und es macht den Eindruck, als ob die Verzauberung nur scheinbar gewesen sei.

Diese einfache, natürliche, aber rührend schöne Geschichte soll nun nach Cassel einen tiefverborgenen Sinn haben, zu dessen Deutung er alle Schleusen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit eröffnet, mit der er uns im vollen Sinne des Worts überschwemmt. Es ist in der That eine wahre Flut, die er aus-

gießt, wo eine Woge die andere drängt und sie verschlingt, um bald darauf selbst von einer dritten verschlungen zu werden. Es wäre thöricht zu leugnen, daß der Verfasser manche geistreiche Bemerkung aufstellt, manche sinnvolle Beziehung auffindet, manche glückliche Zusammenstellung macht; aber der Charakter seiner Erläuterung ist im ganzen doch der der romantischen Willkür. Selbst die allereinfachsten Erscheinungen geben ihm Anlaß zu gelehrten Auseinandersetzungen, die wenigstens als vollkommen überflüssig bezeichnet werden können. Die Burg hat einen Wächter, das ist, sagt der Verfasser, durchaus nordischer Gebrauch. Als ob es im Süden, Osten und Westen nicht auch der Fall wäre! Aber ein solcher wichtiger Satz muß natürlich auch bewiesen werden. „Auch die Asen“, berichtet der Verfasser, „haben einen Wächter, der auf Himinbiörg bei der Brücke Bifröst wohnt und wacht.“ In der britischen Sage wird ein Pförtner an Arthur's Hof genannt. In den „Gestis Romanorum“ kommt ein König zu einer Burg, die von einem Pförtner bewacht wird. Selbst der Himmel hat ja, wahrscheinlich dem nordischen Gebrauch zu Liebe, einen Pförtner, den heiligen Petrus, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, Dante's „Paradies“ und eine Spottschrift auf Papst Julius II. zu erwähnen. Swipdagr gibt dem Wächter seinen wahren Namen nicht an; das ist sehr merkwürdig, denn auch Odysseus kommt unerkennbar nach Ithaka zurück, Odin war auch einmal verkleidet, und im Mittelalter variiren eine Menge Erzählungen über Verkleidungen, in welchen der Hausherr und Geliebte einkehrt, der sich endlich zu erkennen gibt, den Treuen eine Wonne, den Untreuen zum Schreck und zur Geisel. Wozu dies alles? Wir wurden durch diese Bemerkungen an ein geographisch-statistisches Werk erinnert, in welchem der Verfasser von einem gewissen Land erzählt, daß die Handwerker meist Suppe, Rindfleisch und Erdäpfel essen, die Beamten aber auch wol Beefsteaks und Coteletten.*) Wie der Verfasser von seiner Phantasie fortgerissen wird, zeigt die gleich nachfolgende Bemerkung. Swipdagr fragt nach der Besitzerin des Schlosses. Sie heißt Menglöd, antwortet der Wächter, d. h. „die sich des Schmucks freut“. Warum nun dieser Name? Sie hieß so, weil sie noch Jungfrau war, denn der Schmuck (men) bedeutete offenbar das Wesen der Jungfräulichkeit und (der Zusatz ist gewiß merkwürdig) der weiblichen Natur. Diesen Schmuck nehmen, heißt der Liebe genießen, das ist, so ausgedrückt, nicht richtig, denn eine solche Bedeutung hatte nur die Lösung des Gürtels, wie der Verfasser selbst in vielfältigen Beispielen anführt, und somit ist die gegebene Bedeutung des Schmucks überhaupt willkürlich. Der Verfasser fühlt es selbst und fügt daher gleich hinzu, es liege allerdings im Namen kein entschiedener Drang zu dieser Auslegung von Menglöd; denn men heißt eigentlich Schatz. Aber er läßt seine Erklärung dennoch nicht fahren; freilich wird sie wieder ebenso willkürlich begründet. Was kann, heißt es weiter, dieser Schatz, dessen sich Menglöd freut, anders sein als die Jungfräulichkeit? Menglöd kann nicht blos den nichtssagenden Begriff „sich der Schätze freuend“ haben, der von vielen gesagt werden konnte, während ihn doch nur Menglöd trug. Der Verfasser sagt aber hiermit etwas, was er gewiß nicht behaupten wollte, daß nämlich Menglöd die einzige war, die den Namen „sich des jungfräulichen Schmuckes freuend“ mit Recht tragen konnte. Nun kommt aber die vollständige Verwirrung. „Das Wesen des Schatzes, dessen sich Menglöd erfreut, gibt auch Aufschluß über die Angabe, daß sie die Tochter Svafr's, des Sohnes Thorin's sei.“ Thorin, heißt es weiter, ist sonst der Name eines Zwergs; die Zwerge sind aber die Inhaber der glitzernden Schätze und Kleinodien, die sie herrlich verfertigen. Also wären wir doch auf die eigentliche Bedeutung des Wortes men (Schatz) verwiesen, und das Wesen des Schatzes, dessen sich Menglöd erfreut, wäre somit nicht die Jungfräulichkeit, sondern einfach Gold und Edelgestein.

Die Burg hatte ein Gitter; dies veranlaßt den Verfasser alle möglichen Gitter aufzuzählen. Vor dem Schlosse lagen zwei Hunde (Aufzählung von Hunden), die abwechselnd wachen, denn ein Wächter darf nicht schlafen, „sonst verliert er seine Aufgabe“; wäre Argus nicht eingeschlafen, hätte ihn Hermes nicht getödtet. In eben solcher Weise wird vom Feuer gesprochen, das den Eingang zur Burg wehrt. Daß der Verfasser von diesem auf die Gralsburg und Parzival zu sprechen kommt, darf uns natürlich nicht wundern, doch wie wäre es möglich, der Schrift in allen ihren Wendungen und Windungen zu folgen, die, ein wahres Labyrinth, durch tausend Gänge, leider aber nicht zum Ausgange führt? Wir schließen daher unsern Bericht mit der Bemerkung, daß man aus ihr viel, sehr viel lernen kann, nur das nicht, was sie lehren will. 2.

---

*) Bliemberis.
Gib mir die Tafel und den Griffel her!
Es drängen sich Bemerkungen mir auf,
Die der Vergessenheit anheimzustellen
Nur einem Ungebildeten geziemt. — —
Sieh, wie die Leute sich um uns versammeln,
Und sich einander auf die Füße treten!
Das zeichn' ich in die Tafel ein, es scheint
Ein altägyptischer Charakterzug.

Kaspar.
Ein weiter.

Bliemberis.
Auch durch die Fenster stecken sie das Haupt;
Du weißt, das thun die Nubier auch, es ist
Durch Tradition vielleicht auf uns gekommen.

Kaspar.
Wenn ich in die Höhe sehe, so stolpr' ich. Das verwünschte Volk verscharrt die gefallenen Ochsen in den Boden und läßt die Hörner herausgucken.

Bliemberis.
Das ist bekannt, das brauch' ich nicht zu schreiben.
(Platen, „Der Schatz des Rhampsinit“, I, 2.)

Musikalische Fibelverse.

In der Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze in Dresden erschien eine Sammlung von Merkversen für Musikliebhaber unter dem Titel „Aus der Componistenwelt“ und dem Motto: „Dieses Büchlein hier enthält Namen, Orte, Werke, Lies darin und merke!“ Hier einige Proben:

Joseph Haydn,
Componist der „Jahreszeiten“
Und der „Schöpfung“ — ist geboren
An der Ungargrenz' in Rohren u. s. w.

Cherubini wird in sechs Reimzeilen abgethan:

Cherubini's Lebensbahn,
In Florenz da hob sie an.
Er war stets ein treuer Pfleger
Der Musik; sein „Wasserträger“
Und sein „Requiem“ — das merke —
Sind zwei große Meisterwerke.

Winter wird sehr erschöpfend charakterisirt:

Peter von Winter — Gesangscomponist —
In Manheim ins Leben getreten ist.
Sein „Unterbrochenes Opferfest“
Zu wünschen fürwahr nichts übrig läßt.

Von Schumann heißt es:

Zwickau — Sachsens Schwanenstadt —
Nicht nur reiche Schätze hat
Tief in ihrem Schose liegen,
Nein, es ist auch dort gestiegen
Robert Schumann in die Welt,
Von den Musen hochgestellt u. s. w.

Der Verfasser kann, wie man sieht, auch neu sein; „in die Welt steigen“ für „geboren werden“ ist in der That neu; auch erfordert es einigen Schwung der Phantasie, sich Zwickau als

Sachsens „Schwanenstadt" zu denken. Richard Wagner wird zwar in einer Note als ein „großes Talent sowol in der Tonkunst als in der Dichtkunst" gelobt, sonst aber wegen gewisser politischer Allotria abgekanzelt:

> Richard Wagner stammt aus Sachsen,
> Wo als Knab' er aufgewachsen,
> Und dann Opern componirte,
> Und statt Sang und statt Musik
> Trieb die tollste Politik.

Der Schluß lautet:

> Ein'ge nennen ihn den Meister
> Aller musikal'schen Geister,
> Andre schreien: „Nein, nein, nein,
> Wagner darf nicht Meister sein!"
> Wer entscheidet nun darin? —
> Zukunft heißt die Richterin.

Von Meyerbeer heißt es:

> Giacomo Meyerbeer
> Aus Berlin spectakelt sehr.
> Mit Getös' und vielen Mitteln
> Weiß er alles aufzurütteln.
> Windmühlflügel, Schlittschuhlaufen,
> Aus der Kirch' Gebet und Taufen,
> Selbst der Teufel und die Ziege
> Halten her u. s. w.

Zu den tiefsinnigsten Merkversen gehört der über Weigl:

> Joseph Weigl — ein guter Operncomponist —
> In Eisenstadt in Ungarn geboren ist.
> Die schon vor funfzig Jahren erfreute,
> Die „Schweizerfamilie", liebt man noch heute.

Der Fibelvers über Lißt ist kaum minder originell:

> Franz Liszt
> In Reiding in Ungarn geboren ist.
> Was Paganini im Geigen erzielt,
> Das Liszt auf dem Klaviere spielt.

Es ist uns immer sehr willkommen, wenn wir unser Blatt dann und wann mit solchem unwillkürlichen Humor würzen und dadurch beweisen können, daß Bulwer vollkommen recht hatte, wenn er uns Deutsche, den Verfasser vorliegenden Schriftchens natürlich mit inbegriffen, ein „Volk von Denkern" nannte.

H. M.

Notizen.

Goethe als Menschenfreund.

Die pariser „Illustration" brachte jüngst einen von A. Hédouin unterzeichneten und „Une épisode de la vie de Goethe" überschriebenen Aufsatz, mit dem Anfange: „Das Genie Goethe's ist allgemein anerkannt, aber sein wirklicher Charakter, seine hohen moralischen Eigenschaften fangen erst jetzt an nach ihrem wahren Werthe gewürdigt zu werden." Man habe, heißt es weiter, selbst in Deutschland ihn bis vor kurzem für einen herzlosen, egoistischen Menschen gehalten, aber ein solches Bild stimme nicht zu der unumstößlichen Thatsache: „daß Goethe von allen denen, welche ihn kannten, von Kindern, Frauen, Beamten, Professoren und Dichtern angebetet war. Aber freilich, das Publikum kümmerte sich nicht um diese Gegenbeweise und noch weniger suchte es sie sich zu erklären; denn im Leben finden die seltsamsten Gerüchte und die undenkbarsten Fabeln, womit Unwissenheit und Bosheit gewisse Namen zu umhüllen suchen, zuletzt Glauben, dank jener bejammernswerthen Neigung der Menschen, alles was sie über ihre Nebenmenschen erzählen hören, ohne weiteres zu glauben und weiter zu verbreiten, ohne näher zu untersuchen, was daran auch wahr sei." Dank dem Himmel, fährt Hédouin fort, hätten einige wichtige Arbeiten, die deutschen von Viehoff und Schaefer und die englische von Lewes, wenigstens in Deutschland und England jenes Lügengewebe, „in welches die Bosheit die edle und große Gestalt Goethe's gehüllt habe", zerstört. Die von Hédouin mitgetheilte Episode ist die mit Goethe's Schützling Kraft, aus dessen Werke übersetzt. Hédouin bemerkt zum Schluß: „Es scheint uns, daß niemand diese Briefe, welche wir eben übersetzten, ohne Bewegung wird lesen können. Sie enthüllen vor unsern Augen eine Natur von so vollendeter Zartheit, von einem so wahrhaften, rein menschlichen Mitgefühl für die Leiden des Nebenmenschen, von einer so bewundernswerthen Bereitwilligkeit, dem Unglück durch Opfer zu Hülfe zu kommen, wie sie Freunden selten und Fremden noch seltener gebracht werden, daß wir nicht anstehen, die dem großen Namen Goethe's so lange Zeit angelogenen Epitheta der Kälte und Herzlosigkeit als eine gotteslästerliche Beschimpfung dessen zu betrachten, was der Menschheit höchster Ehrenschmuck ist." Ja in der That, wir müssen es offen heraus sagen, gerade weil die Menschheit überwiegend aus inhumanen und selbstsüchtigen oder neidischen und bornirt fanatischen Individuen von der Gattung Menzel's besteht, gerade darum sind wahrhaft humangesinnte Menschen von jeher verdächtigt und verlästert, verbrannt und gekreuzigt worden; denn sie sind dem Pöbel unbequem. Goethe scheint uns zu denjenigen Deutschen zu gehören, welche durch unablässige Arbeit an sich selbst die unlöblichen Eigenschaften, die dem deutschen Charakter anhaften, am entschiedensten überwunden hatten, kleinere Mängel, z. B. eine gewisse Förmlichkeit, abgerechnet. In dem Zwecke verkehrte er auch auf Universitäten nicht mit rohen Commilitonen, die in einer cynischen Existenz und in der frivolen Verhöhnung alles wahrhaft Sittlichen und Menschlichen die eigentliche und höchste Aufgabe ihres Studentendaseins erblicken, sondern mit zartfühlenden Frauen (in Leipzig z. B. mit der Hofräthin Böhme und Friederike Oeser), mit genialen, redlich lebenden, edel strebenden Jünglingen und erfahrenen, weisen oder originellen, dabei aber heiterer Geselligkeit zugänglichen ältern Männern. Jung-Stilling, Herder (für den er schon in Strasburg eine Summe aufborgte und dessen Berufung nach Weimar er vorzugsweise den weimarischen Zöpfen zum Trotz, betrieb und durchsetzte), Schiller, Bürger (bei Gelegenheit von dessen projectirter Homerübersetzung), Heinrich Meyer, Merck (bei dessen finanziellem Ruin), der Aesthetiker Moritz (der ihn wegen in Rom geleisteter Freundschaftsdienste seinen „guten Genius" nannte), Knebel und dessen Sohn (namentlich bei des letztern Duellangelegenheit), der Maler Tischbein, der Musiker Kaiser, Herder's ältester Sohn, der junge Fritz von Stein, Riemer, Fernow, die zahlreichen jungen Gelehrten, die auf seinen Betrieb nach Jena berufen wurden, eine große Zahl dramatischer Dichter, deren Stücke er auf dem weimarischen Theater zur Aufführung brachte, Maler, Bildhauer, Musiker, Naturforscher haben sich der Förderung und der zartesten Fürsorge und uneigennützigsten Unterstützung Goethe's zu erfreuen gehabt. Darum sagte auch Herder zu Schiller, Goethe sei noch größer als Mensch denn als Dichter und Schriftsteller.

Interessant war uns folgende Mittheilung Hédouin's: „Auch in Frankreich wird demnächst ein ausgezeichnetes und vollständiges Werk von Henri Richelot das lange und wohlthätige Dasein des Verfassers des «Faust» klar ans Licht stellen." Also ein Parallelwerk zu A. Regnier's eben erschienener „Vie de Schiller"! Henri Richelot, ein alter Verehrer Goethe's, ist vielleicht der geeignetste Mann in Frankreich, ein gänzlich unbefangenes und vorurtheilsloses Leben Goethe's zu schreiben. Schon im Jahre 1847 gab er heraus: „Mémoires de Goethe, traduits et précédés d'une introduction; suivis des pensées et maximes de Goethe." Die Einleitung beweist, wie gründlich Richelot das Leben und Wirken Goethe's kennt und wie richtig er seinen Geist und Charakter, seine Bedeutung für die Menschheit aufgefaßt hat.

Die Macht des politischen Journalismus.

Die „Literary Gazette" führt in einer kleinen „Imperialism and the press" überschriebenen Notiz folgenden Ausspruch

von Kinglake an: „The French, they are the children of newspapers", und fährt dann fort: „Wer kennt nicht das neufranzösische System, in den Nachbarlanden Zeitungen im Solde zu haben? Rußland gründete den «Nord», und von Ludwig Napoleon ist es bekannt, daß er mehr als eine londoner Zeitung vom Ruin errettet hat. Jetzt hört man, daß unser kaiserlicher Alliirter auch die französische Zeitschrift «L'Illustration», die sich besonders zu seinen Zwecken eignet, in seinen Dienst genommen habe." (Daher auch wol die ermüdende und zuletzt widrig wirkende Anzahl von Illustrationen, in denen der Kaiser und die Kaiserin, gegenwärtig auch bereits der kleine Prinz in irgendeiner hochfeierlichen Situation glorificirt werden.) Die „Literary Gazette" fährt fort: „Reisen wir ins Ausland, so finden wir überall unsere «Illustrated London News», d. h. überall wo englisch gesprochen wird. Ueberall aber wo französisch gesprochen wird, finden wir die «Illustration», und dieses Französische ist gewissermaßen die europäische Sprache. Im Kampfe für die Macht beginnt man die Zeitungen als regelmäßige Kriegsmunitionen anzusehen.... Diese wundersame Thatsache gereicht schließlich dem Journalismus doch zur Ehre. Ein wohlgeleitetes Journal vermag mehr als der Cabinetsminister" u. s. w. Aehnlich bemerkt Graf d'Haussonville in einer vor kurzem in Brüssel veröffentlichten und „Lettre au Sénat" betitelten Broschüre: „Könige und Völker leihen ihr (der Presse) ein aufmerksames Ohr; man könnte diesen oder jenen Artikel eines Bonifaze, eines Grandguillot oder selbst eines Géroult citiren, dessen Wirkung in Europa einem Erdbeben gleichkam. Und was geschah erst, wenn man in einigen räthselhaften Spalten die Spur der gefürchteten Feder des de Laguerronnière zu erblicken wähnte? Augenblicklich rannten alle Adjutanten, flogen Befehl auf Befehl durch die Telegraphen, die Kanonen nahmen die Stelle der Waaren auf den Eisenbahnen ein und immer dichter sah man den schwarzen Rauch aus den Schloten der englischen Arsenale steigen. So groß ist die fast magische Gewalt der Journalisten."

Auch in unserm Deutschland ist der politische Journalismus trotz alles Widerstandes und aller Hemmungen allmählich eine Macht geworden, freilich den deutschen Verhältnissen gemäß eine ziemlich zersplitterte und gegeneinander arbeitende. Von oben ist diese Macht mehr gescheut oder im stillen benutzt, als geachtet und officiell anerkannt; die untern Schichten wissen von ihr in den meisten Bezirken Deutschlands immer noch so gut wie nichts, indem sie sich meist mit der Lectüre irgendeines Localblättchens begnügen und auch in diesen häufig nur von den Inseraten und denjenigen Nachrichten Kenntniß nehmen, die rein localen Inhalts sind. Ihnen ist ein Redacteur immer noch der „Wochenschreiber" des vorigen Jahrhunderts, und selbst unter denen, welche sich schon zu den Gebildeten rechnen und sich selbst für sehr unterrichtet halten, herrschen über die Functionen eines Redacteurs nicht selten die confusesten Begriffe. Indeß schon durch ihre Masse bildet die Zeitungspresse, wie gesagt, gegenwärtig eine Macht in Deutschland, und wenn ihre Vertreter den Vortheil ihrer Lage begriffen, wenn sie als praktische Männer einsehen wollten, daß sie, bei allem Zwiespalt in Betreff der Principien und leitenden politischen Grundsätze, durch ein gemeinsames praktisches Interesse verbunden seien, wenn sie in dieser Hinsicht auch nur einen Funken esprit de corps besäßen, so würden sie in kurzem auch in der Gesellschaft eine Rolle spielen können, die ebenso einflußreich und respectirt sein würde, als sie zur Zeit in der That noch geringgeschätzt und untergeordnet ist.

H. M.

Bibliographie.

Am Hofe von Neapel. Historischer Roman aus der Gegenwart von A. v. L. 1ster Band. 1ste Lieferung. Celle, Schulze. 8. 10 Ngr.

Heß, J. W., Beschreibung der vierten Jubelfeier der Stiftung der Universität Basel, 5., 6. und 7. September 1860, nebst Reden und Toasten. Basel, Georg. 1860. Lex.-8. 24 Ngr.

Kühlbaum, K., Entwurf einer Wissenschaftslehre nach der Methode der Naturforschung. Danzig, Kafemann. Lex.-8. 7½ Ngr.

Reinholdt, C., De Holtrevoluschion to Holteck. Eine humoristische Erzählung in plattdeutscher Mundart. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 12 Ngr.

Schlegel, L., Gedichte. Herausgegeben von F. Wehl. Hamburg, Expedition der Deutschen Schaubühne. 16. 15 Ngr.

Stein, P., Johannes Gutenberg. Kultur-historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.

Steinmann, F., Der Froschmäusekrieg wider H. Heine's Dichtungen. Amsterdam, Gebr. Binger. 8. 7½ Ngr.

Suchen und Finden. Bevorwortet von Hoffmann. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 1 Thlr.

Versen, A. von, Des alten treuen Wächters am Rhein, Professor Ernst Moritz Arndt, Leben und Wirken für die Freiheit und Einheit unseres gesammten deutschen Vaterlandes; nebst einer kurzen historischen Darstellung des weiland „römischen Reiches deutscher Nation" und einigen interessanten Correspondenzen des großen Verstorbenen. Danzig, Anhuth. 8. 6 Ngr.

Wentrup, F., Die Belagerung Wittenbergs im Jahre 1547. Nach den Quellen dargestellt. Wittenberg, Herrosé. Gr. 4. 6 Ngr.

Wittich, Der Reiter-General Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz. Eine biographische Skizze. Nach Varnhagen von Ense's „Leben des Generals von Seydlitz" bearbeitet. Nebst Abbildung des Denkmals. Düsseldorf. 1860. Gr. 8. 7½ Ngr.

Woort, L., Plattdeutsche Dichtungen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Denkschrift eines österreichischen Soldaten. Gewidmet den Volksvertretern im Reichsrathe zu Wien. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Linden, E. Baron v., Betrachtungen über Zeitfragen. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, J., Zeitklänge. Aachen, Mayer. 8. 7½ Ngr.

Napoleon. — Rede des Prinzen Napoleon. Gehalten in der Sitzung des französischen Senats am 1. März 1861. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Ranke, W., Licht, Freiheit, Vaterland! Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Ruge, A., Was wir brauchen. Ein Momento mori für das Preußen des Staatsstreichs. Fortsetzung der Schrift: „Die drei Völker und die Legitimität." Bremen, Strack. 8. 10 Ngr.

Schulze-Delitzsch, Arbeit und Bildung. Ein Vortrag im Berliner Handwerker-Verein am 4. Februar 1861 gehalten. Berlin, Besser. 16. 1 Ngr.

Schwarz, C., Schleiermacher, seine Persönlichkeit und seine Theologie. Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 2. März 1861. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Steinbach, H. v., Der Geist der Preußischen Armee oder das liberale Prinzip in der Militärinstitution. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ungarn im Gesammtstaate. Wien, F. Manz. Gr. 8. 6 Ngr.

Voigt, A., Wie wird der Unterricht der Jugend eine Seelsorge? Pädagogische Abhandlung. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 5 Ngr.

Worte der Erinnerung an Ferdinand Christian von Baur, Dr. und ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Tübingen 2c. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zum Gedächtniß Schiller's. Ein Nachklang der Jubelfeier seines 100jährigen Geburtstags. Ein lyrisches und allegorisches Spiel. Bremen 1860. 12. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 25. April 1861.

Johann Christian Günther.

Leben und Dichten Johann Christian Günther's. Von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Es mögen ungefähr 28 Jahre her sein, als es Hoffmann von Fallersleben unternahm, dem Dichter J. Ch. Günther in einer eigenen größern Schrift (zunächst für die „Schlesischen Provinzialblätter" bestimmt) endlich wieder ein einigermaßen ehrenvolles Denkmal zu setzen. Endlich wieder! Denn es waren von dem achten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts ab bis weit in das gegenwärtige hinein wol an die 50 Jahre verflossen, daß man den Dichter, und selbst in der gelehrten Welt, entweder gar nicht kannte oder ihn meist in schonungsloser Weise mit einigen wegwerfenden Bemerkungen abfertigte. Nun erlaubte sich zwar Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von Günther mit richtigem Blicke auszusagen, er dürfe ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden: diese Anerkennung hatte zunächst aber doch nur den Erfolg, daß einige schwache Seelen, wie z. B. Franz Horn, die Günther als ein durchaus verschrobenes Genie ausgegeben hatten, plötzlich in sich gingen und nachträglich des Lobes glaubten nicht genug thun zu können. Hoffmann von Fallersleben mochte außerdem noch durch die günstige Aufnahme bestimmt werden, welche eine 1827 bei Brockhaus in Leipzig erschienene, von dem bekannten Dichter der „Griechenlieder", Wilhelm Müller, für die „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" besorgte Sammlung „Auserlesener Gedichte von Johann Christian Günther" erzielte. Seitdem nun Hoffmann seine Meinung über Günther kund gegeben, fand im allgemeinen über Günther eine mildere Stimmung Eingang. Das heißt Eingang bei denen, die sich der allerdings großen Mühe unterzogen und Günther's Dichtungen bis auf die letzte Seite hin mit eigenen Augen prüften. Wie viele das gewesen, wollen wir nicht untersuchen. Gut, wenn alle, die im letzten Jahrzehnd in ihren größern Literaturwerken oder in flüchtigen Zeilen vorübergehend auf Günther hinwiesen — und das ist in der That ziemlich oft geschehen —, unserer Ansicht entgegentreten könnten, daß sie über den Dichter doch meist nur vom Hörensagen urtheilten.

Günther ward im April 1695 geboren; er starb im März 1723 noch nicht 28 Jahre alt. Sein Lebenslauf ist ein unablässiger Schritt ins Verderben. Er ging verzweiflungsvoll zu Grunde, da ihn alle Hoffnungen, aber auch alle, gleichviel ob durch eigene oder durch fremde Schuld betrogen. Wie sein Leben so zeigt auch sein Dichten ein großartiges und qualvolles Ringen nach dem ewig Wahren und Guten und nicht blos nach dem durch die Sitte und den Geschmack der Zeit für wahr und gut Ausgegebenen. Was heißt nun das, einen Dichter, dem nach dem Tode eigentlich wenig von der herkömmlichen und oft recht wohlfeilen bürgerlichen Tugend nachgeredet, dem auf den Leichenstein nichts von biederm Lebenslauf, von frommem und tugendsamem Wandel, von häuslichem Glück und häuslichem Frieden geschrieben werden kann: was heißt das, diesen Dichter nach seines Wesens Eigenthümlichkeit erfassen und darlegen?! Heißt das etwa nur eine Lücke ausfüllen, wo sie durch den Uebereifer einseitiger Literarhistoriker gerissen worden? Heißt das nur Fronte machen gegen Männer wie Vilmar, die einen Günther durchaus wegwerfend abthun mögen? Heißt das blos einem gewissen Gefühle der Gerechtigkeit und Menschlichkeit genügen, das da gebietet, uns der Verstoßenen und Verlassenen anzunehmen? Das mag es heißen, gut! Man sehe sich aber vor, daß, wenn man sich gedrungen fühlt, den Dichter Günther in den Augen der Nachwelt hervorzuheben, man nach anderer Seite hin nicht ebenso in Einseitigkeit befangen bleibt wie die unerbittlichen Tadler des Günther'schen Talents.

Mit dem vorher angedeuteten gewissen Gefühle für Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist man heutzutage sehr schnell bei der Hand. Wir haben auch nichts dagegen. Doch aber: nachdem dieser Günther an die 140 Jahre im Grabe gemodert, nachdem von seinem körperlichen Sein auch nicht ein Atom mehr in der ursprünglichen Gestalt vorhanden, da es ihm selbst jetzt höchst gleichgültig sein kann, ob über ihn Gutes oder Nachtheiliges geredet, ob er ein liederliches Genie, ein unflätiger Dichter, ein Trunkenbold, ein elender Christ oder gar ein Heide gescholten wird: da kommen wir nun und glauben wunder was zu

thun, wenn wir in Hinsicht einzelner Thatsachen aus seinem Leben eine günstigere und friedlichere Fahne aufstecken! Bedenken wir es nur genau, wie kleinlich in Betreff dieses Günther'schen Lebenslaufs es wäre, wenn uns an ihn nur das Interesse an dem Detail oder gar nur die liebe deutsche Genauigkeit fesselte, die sich mit der bloßen Registrirung des Thatsächlichen befriedigt erklärt. Kommt zu diesem Interesse nicht auch die Anerkennung eines großen gewaltigen Princips hinzu, das bisher von fast allen Literarhistorikern nicht gerade verherrlicht ward, so ist dieses Interesse in Betreff Günther's beinahe werthlos. Was für ein großes Princip meinen wir denn da? Nun man nehme die einfache Thatsache: dem seinerzeit (d. h. während seiner Lebenszeit) geringgeschätzten und andern preisgekrönten und von jedermann verherrlichten Dichtern gegenüber nicht beachteten Günther setzt ein junger Dichter unserer Zeit, Otto Roquette, mit einem literarhistorischen Werke ein Ehrendenkmal. Das ist nicht seltsam, wenn man sich dabei nichts denkt, sehr seltsam aber, wenn man dabei zu denken versteht. Otto Roquette tadelt selbst die Ungerechtigkeit, mit der man Günther bei Lebzeiten so gar nichts von literarischer Ehre zu Theil werden ließ, und Roquette ist einer von denjenigen unserer jungen Dichter, die schon in sehr frühen Jahren mit Anerkennung in die Literaturgeschichtsbücher gelangten. Will nun Roquette einräumen, auf ein solches Herausgreifen einzelner Glücklicher, die dann als gefeierte Dichter in jedes Munde, sei wenig zu geben; oder war das nur einmal so, daß in jener Zeit vor 150 Jahren ein verdientes Talent untergehen konnte, jetzt aber eine derartige Verkennung nicht mehr möglich sei?! Ist das nun in Wahrheit die Elite unserer dichterischen Kräfte, die auf den Markt der Poesie fröhlich kommen und mühelos nach dem ersten Wurfe gefeiert werden? Oder wenn nicht allemal, möchte dann Roquette selbst etwas von seinem literarischen Ruhme streichen und sagen: das ist für alle diejenigen noch Namenlosen oder wenig Gekannten, die es vielleicht dir hätten gleichthun können, wenn ihnen die Verhältnisse, und wer weiß was sonst noch alles, wie dir günstig gewesen wären! Wie gesagt, es ist ein eigen Ding, Günther zur Anerkennung zu verhelfen. Wir verargen es einem Vilmar, auch einem Gervinus gar nicht, daß sie von Günther nichts oder nicht viel wissen mögen. Sie müßten sonst etwas näher auf das Princip der wahren geistigen Freiheit eingehen und sich streng gegen den geistigen Feudalismus (leider bei fast allen Literarhistorikern gäng und geben Feudalismus) erklären, durch den einzelne Dichtergrößen auf Kosten anderer und meist nur auf Kosten anderer gefeiert werden.

Das scheint ein herber Ausspruch, vielleicht auch stoßen wir mit dem Nachfolgenden an, wir glauben aber nicht gerade am richtigen Ziele vorbeizuschießen. Unsere Literarhistoriker sehen die Dichter meist als Schüler an, die klassificirt werden müssen, darum können sie auch der Literatur des 18. Jahrhunderts gegenüber die Präceptormiene nicht ablegen. Da hat man seine Prima, Secunda u. s. w. Da wird auch öffentlicher Actus gehalten und ein oder ein paar Dichter werden feierlich als die größten und mustergültigsten mit allem Lob überschüttet. Das Maß dieser Dichter gilt als das Normalmaß. Alle, die unter diesem Maße geblieben, und das sind begreiflich recht sehr viele, müssen es sich alle Tage vorwerfen lassen, wie viel sie darunter geblieben; ob sie mit jenen nur in der geringsten Beziehung stehen, das wird nicht berücksichtigt. So wird denn Günther von der Musterhöhe eines Schiller betrachtet. Was folgt? Einzelne Literarhistoriker können ihn gar nicht dulden, selbst nicht in der Sexta, sie zählen ihn flugs zu den relegirten Schülern, andere weisen ihm höchstens auf der Eselsbank ein dürftiges Plätzchen zur Warnung für Gleichgesinnte an.

Auf dem Gebirte der Geschichtschreibung stehen sich bekanntlich zwei Weisen ziemlich schroff gegenüber. Die eine legt an das Geschehene nur und immer nur den strengen sittlichen Maßstab an; sie weiß sehr viel davon zu sagen, wie viel an den und den Ereignissen, an den und den Leistungen eines großen Mannes fehle, damit sie gewissen Idealen entsprächen. Die andere dagegen läßt die Thatsachen als solche gelten; sie darf nicht umsonst eine vorzugsweise diplomatische genannt werden, indem sie stets das eigentliche Behagen an dem Thatsächlichen an und für sich in den Vordergrund stellt. In der Literaturgeschichte kennen wir bisjetzt fast nur jene erste Methode. Worin besteht sie? Nachträglich kommen wir da mit dem sittlichen Princip und deduciren vielleicht recht gut und schön, wie es im Leben dieses und jenes Dichters hätte sein müssen. Die Theorie von dem eigenen Verdienste oder dem alles bewältigenden Genie, wie man mystischer spricht, durch das ein Schiller und Goethe als einzig dastehen, und andererseits die Theorie von der eigenen Schuld, durch die ein Günther, Bürger, Lenz, neuerdings ein Nikolaus Lenau untergegangen, klingt gut, aber sie klingt meist nur gut. Der gegenüber wird sich sicherlich über lang oder kurz (und vielleicht nach entgegengesetzter Seite etwas zu einseitig) eine Methode, jener diplomatischen Geschichtschreibung analog, geltend machen und möglicherweise aus Anlaß des übertriebenen Schiller-Cultus, der, wenn er vollständig berechtigt ist, für einen heruntergekommenen Menschen wie Günther gar nichts übrig läßt. Und noch mehr als das! Was für eine Bedeutung hat es der Thatsache vom 10. November 1859 gegenüber, wenn wir nun plötzlich einen Günther wieder ans Licht ziehen! Wie gesagt, vielleicht ist es nur die liebe deutsche Redseligkeit und Gründlichkeit, die ihr Gefallen daran hat.

Wir sprachen von geistigem Feudalismus. Unsere Literarhistoriker werden den Vorwurf von sich weisen. Sie werden sagen, eben um einem geistigen Feudalismus nicht das Wort zu reden, betonen wir die Theorie vom eigenen Verdienste und dem alles bewältigenden Genie. So? An den Verdiensten wie vieler anderer Leute mußte denn aber erst ein Schiller Nutzen ziehen, ehe er das werden konnte, was er geworden? Mußten nicht ein Gottsched, ein Bürger, die göttinger Dichter, ein Leisewitz, ein Lessing, mußte nicht auch ein Günther voraufgehen, mußten diese es nicht theilweise schlecht machen, damit er es besser machte

O gewiß, es hat auch sein Gutes, wenn der Spieß einmal umgedreht, ja wenn betont wird: die Verhältnisse zumeist bestimmen den Erfolg oder Nichterfolg der menschlichen Bestrebungen. Wenigstens in einer Lebenssphäre wie der des Dichters, die so unendlich viel des Unberechenbaren in sich schließt, sollten wir diesen Factor nicht unerwähnt lassen, da sowol, wo wir ein Leben des größten Erfolgs, als auch da, wo wir ein Leben des schmählichen Falles vor uns haben. Sonst finden wir auf dem schwierigen Gebiete der schöngeistigen und literarischen Thätigkeit die nothwendige Ausgleichung zwischen den Glücklichen und minder Glücklichen nicht; sonst erscheint uns das gesammte schöngeistige und literarische Thun und Treiben nur ähnlich den Kampfspielen, bei denen es sich um die Bekränzung eines Siegers und die wegwerfende Zurücksetzung der Zurückgebliebenen handelt.

Und das ist es eben, die Hast, mit der wir nach geistigen Kampfspielen verlangen, mit der wir einen einzelnen oder einzelne zur Demüthigung anderer und vieler anderer krönen; die Rücksichtslosigkeit, mit der wir recht sehr vielen vorwerfen, daß sie uns, die wir nur als thatlose Zuschauer dabeistehen, durch ihre Werke nicht denselben Nimbus verleihen wie einige classische Koryphäen: das ist es, was wir die Hege und Pflege des geistigen Feudalismus nennen.

Nicht weiter! Es wird uns schon manches unserer Worte verdacht, uns vielleicht sogar eine Gereiztheit gegen den Schiller-Cultus vorgeworfen werden, während wir doch nur die Literatur als eine Ruhmesquelle nicht für einzelne Erwählte, sondern für jedes ehrliche Verdienst ausgelegt wissen möchten. Es hält auch gar nicht schwer, unsern Worten mit Bezug auf das vorliegende Werk eine Auslegung zu geben, die uns, alle wie wir da sind, eher erröthen, denn uns der classischen Schiller-Feier freuen machen sollte. Es ist die große Aehnlichkeit unserer literarischen Zeit mit der eines Lohenstein und seiner Nachtreter. Nach gewisser Seite hin, das setzen wir sogleich einschränkend hinzu. Wir gedenken dabei noch nicht einmal der Unfehlbarkeit, mit der man, und zwar noch kurz vor der Zeit als Günther zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit seinen lyrischen Poesien hervortrat, Opitz, den Stifter der sogenannten Ersten schlesischen Dichterschule, als den größten Dichter, als den unübertrefflichen pries. Andererseits wollen wir unserer Zeit nicht gerade den Vorwurf Lohenstein'scher Schwülstigkeit und Aufgeblasenheit machen. Im Gegentheil, was dies betrifft, uns könnte vielleicht eher eine zu große Nüchternheit und Schwunglosigkeit vorgeworfen werden. Auch die Untersuchung, ob sich das Drama der Lohenstein'schen oder unserer Zeit, um so zu sprechen, mehr in einer Sackgasse verlaufen habe, lassen wir auf sich beruhen. Wir betonen nur die kläglichen Ausgeburten der Gelegenheitsdichterei, oder die Gelegenheitsdichterei überhaupt als eine Ausgeburt, die Raupenfraß gleich ganze poetische Reviere abweidete. Thun wir die Augen auf: auch bei uns grassirt die Gelegenheitsmacherei wieder in schrecklicher Weise. Es sind vielleicht nur andere Reviere als damals, die jetzt kahl stehen. Nicht etwa die Sucht des Ansingens, die bandwurmartige Fabrikation der Romanlectüre, nicht das Zusammenschreiben eines elften Buchs aus zehn andern, nicht die Bodenlosigkeit eines großen Theils unserer theatralischen Unterhaltungen und noch anderes allein: das Gefährliche liegt in der Gelassenheit, mit der das alles irgendeines Zwecks wegen gutgeheißen werden muß. Zur Zeit Günther's wäre es entsetzlich aufgefallen, hätte ein Fürst oder hoher Herr eine ihm devot überreichte Dichtung nicht annehmen wollen. Man gerirte sich von oben herab als Pfleger der Poesie, sollte man da nun nicht verschwenderisch und ganz ohne Auswahl Belohnungen ertheilen, sollte man nicht Schuster und Schneider, Barbiere und Lakaien, wenn sie gerade zur Hand waren, zu preisgekrönten Dichtern erheben! Man blicke nur auf die Gegenwart: wie würde es auffallen, wenn auf ein in rothem Einbande mit Goldschnitt und von patriotischen Gefühlen überströmendes Werk, mag es im übrigen, was die Poesie betrifft, nicht viel werth sein, sobald es ehrfurchtsvoll an den Stufen irgendeines Throns niedergelegt wird, nicht wenigstens eine Brillantnadel fiele! Vom Standpunkte der literarischen Kritik sind allerdings alle herabgefallenen Brillantnadeln, Ringe, anerkennende Schreiben, Preisertheilungen gleichgültig; es handelt sich hier aber um das reale Leben. Wie auch wir mit der Gelegenheitsmacherei wieder im Zuge sind, erscheint es für jeden auftretenden Schriftsteller fast geboten, will er der Masse gegenüber nur einigermaßen aus der Reservestellung hervortreten, sich auch zunächst um so eine hervorstechende Kleinigkeit, die wir nicht noch einmal nennen mögen, zu bewerben. Beschuldige man uns nicht der Uebertreibung, sondern erkläre man sich aus dem Gegenwärtigen, weshalb es mit dem Leben eines Günther fehlschlagen konnte. Denn auch in der Gegenwart ist es nicht ausgemacht, daß ein solches Talent wie Günther siegreich bestände. Auch wir müssen einem begabten Talente gegenüber, das in der Literatur nach dem Höchsten und oft mühselig zu Schaffenden strebt, das Bedenken äußern: es kann sein, du siegst, die Wahrscheinlichkeit aber, du siegst nicht, ist größer, wenn dir die Verhältnisse nicht sehr günstig sind. Und lieber, um ihn sich im Drange des Lebens nicht zerrütten zu sehen, was uns ja doch als ein Schreckliches und für das Individuum Verwerfliches gilt, weisen wir ihn allen Ernstes auf die Literatur als eine blos milchende Kuh, oder, wollen wir ihm einigen Trost für die Zukunft gewähren, kommen ihm, wir die Protestanten, die in der Kirche nichts von Mystik dulden mögen, mit dem mystischen Etwas, dem unfaßbaren Begriffe des Genie, das sich immer durch sich selbst Bahn bricht.

So nur, indem wir den unmittelbaren Bezug auf die Gegenwart festhalten, gewinnt Günther's Lebenslauf und wird immer eine furchtbare Bedeutung gewinnen. Er ist die nothwendige, in den menschlichen Verhältnissen begründete Kehrseite des Enthusiasmus, wie er bei der Schiller-Feier herrschte. Wenn nach einer gewonnenen Schlacht die Siegesfeier beginnt, nun dann preist man

den Sieger, man verherrlicht aber auch die Gefallenen. Die Literatur im Großen ist ein geistiges Schlachtfeld, diese Auffassung müssen wir dem Volke ans Herz legen, mit dieser Auffassung müssen wir an das Wohlwollen aller Gebildeten appelliren, dann erst wird es besser mit uns werden, dann erst können wir vielleicht die Zeit absehen, wo die Literatur im Großen nicht mehr blos ein geistiges Schlachtfeld sein wird. Solange es dies aber ist, demüthigen wir uns selbst, ja untergraben wir unsere eigene Stellung, wenn wir das „Volk" bereden, auf diesen geistigen Schlachtfeldern nur Sieger und nur „die bestimmten Sieger" zu suchen und zu krönen, die Gefallenen aber abseits liegen zu lassen oder gar noch mit schimpflicher Nachrede zu bedenken.

Roquette, der sich mit der vorliegenden Monographie wol zum ersten male auf das Gebiet der Literaturgeschichtschreibung begibt, hat sich seiner Aufgabe mit Fleiß und Geschick unterzogen. Er bemerkt es von sich, daß er über Günther ein weit günstigeres Urtheil als Gervinus fälle. Dessen kann er sich in der That rühmen. Doch hätte er wie in der Vorrede bei der Charakteristik der nach-Lohenstein'schen Periode, die Schuld an Günther's Misgeschick nicht durchaus mit einigen aus der Masse der Hofdichter herausgegriffenen Namen in Verbindung bringen sollen. Man bürdet einem Sündenbocke gern gar zu viel auf. Und einen solchen Sündenbock fand Roquette in dem dresdener Hofdichter Ulrich König, dem jetzt allgemein nachgeredet werden wird, daß er es war, der Günther, als sich dieser um eine Dichterstelle in persönlicher Audienz bei Friedrich August von Sachsen bemühte, durch ein berauschendes Getränk unschädlich machte.

Günther erreichte nur ein Alter von noch nicht 28 Jahren. Die Einzelheiten seines Lebenslaufs sind nüchtern und einfach, so einfach, daß sich jeder Biograph Günther's mit ihnen allein nicht begnügen mag, sondern die verschiedenen Lebensübergänge gern noch aus den Dichtungen Günther's, zumeist mit Belegstellen, ausschmücken wird. Die eigentlichen Quellen sind außerdem keineswegs ganz lauter; man muß daher ein sehr wachsames Auge auf jede uns überlieferte Thatsache haben, man muß mit voller philologisch-kritischer Schärfe nach allen Seiten hin prüfen, will man nicht blos Gedachtes oder Gemeintes schließlich als eine Thatsache ausgeben. Roquette behandelte seinen Stoff in zehn Kapiteln derart, daß er überall das Leben und Dichten Günther's miteinander zu verbinden suchte, daß er das eine durch das andere erläuterte. Die Methode ist an und für sich richtig, obschon uns Roquette, worauf es bei Günther, wie bei allen Drang- und Kraftgenies, einem Bürger, einem Lenz, Heinrich von Kleist, Grabbe, Nikolaus Lenau hauptsächlich ankommt, die eigentliche psychologische, vollständige Entwickelung der Dichternatur in etwas schuldig geblieben ist. Zu leicht machte er sich außerdem die Aufgabe an vielen Stellen, indem er nicht ermüdete, seine oft sehr kurze Deduction mit seitenlangen Citaten aus Günther's Gedichten zu belegen, und das an Stellen, wo es nicht auf Charakterisirung der Dichtungen, sondern nur auf gewisse Lückenbüßer ankam. Diese seine Methode geht obenein mehrmals so weit, daß er Gedichte, welche nur eine bestimmte Stimmung des Dichters wiedergeben, die an eine einzelne Thatsache seines Lebens nicht gebunden ist, einem besondern Momente unterschiebt; wir brauchen uns darüber nicht des Weitern zu ergehen, wie gebräuchlich das jetzt bei der Fabrikation sogenannter historischer Romane ist, wie unstatthaft dagegen bei einem rein literarhistorischen Werke. Es ist geradezu ein Frevel an der menschlichen Natur, einen Menschen wie Günther auch nur in einem Punkte zum Helden eines Romans zu machen. Seine Lebensgeschichte will diplomatisch genau ohne Ausschmückung geschrieben sein, das Bedeutsame seiner Natur liegt lediglich in ihrer gewaltigen innern Entwickelung.

Günther stammte von einem der protestantischen Confession ergebenen, von Aschersleben, unfern des Harzes, nach Striegau in Schlesien eingewanderten Vater, der sich als Chirurg und praktischer Arzt nur ein kümmerliches Auskommen sichern konnte. Trotzdem die Familie nicht groß war, sie bestand nur aus Vater, Mutter, einem Sohne (unserm Dichter) und einer Tochter, mußte sie doch jeglicher behaglichen Lebensweise entbehren. Der junge Günther wuchs in strenger protestantischer Ascese auf, er hielt sich als Knabe genau in den engbemessenen, ihm vom Vater angewiesenen Grenzen. Das ging, solange das Leben und die sinnliche Natur keine Ansprüche an ihn machten; das ging aber nicht, als er durch einen Glücksfall auf die schweidnitzer Schule und zur Ausübung seines regen dichterischen Talents gelangte. Es ist nicht wahr, daß Günther, wie Roquette meint, etwa erst im Alter von 20 Jahren oder darüber aus unglücklicher Liebe ein tolles Leben begonnen (es heißt das Günther oberflächlich romanhaft und nicht psychologisch wahr behandeln!), der Riß entstand in der Periode der männlichen Reife naturgemäß. Da, in dieser Periode, wo sich die sinnliche Natur zu regen begann, erkannte der junge Günther sicherlich mit Entsetzen, und er erkannte das nur vermöge seiner tiefen, religiös angelegten Natur, ein wie entsetzliches Erbtheil ihm sein Vater in der strengen protestantischen Zucht, die nur ein moralisches Leben und die vollständige Abwehr jeder Lebensfreude kennt, übergeben habe. Betonen wir dies in der Literatur vielleicht heute zum ersten male: man möge, um das Zerrüttende in den Faust- und Hamletnaturen, um die Gesetzmäßigkeit im Untergange der meisten Kraftgenies von früher und von jetzt zu begreifen, vorurtheilsfrei auf den furchtbaren Zwiespalt das Auge richten, den der Protestantismus als Confession mit seinen einseitigen Anforderungen an die Moralität des einzelnen Menschen in allen tiefer angelegten Naturen unter Umständen hervorrufen kann! Wenn sich ein großer Theil der Menschen über die Strenge der Anforderungen hinwegsetzt oder die Bedeutung der Strenge nicht empfindet, weil er sie in Wahrheit an der eigenen protestantisch-ascetischen Erziehung nicht erfahren hat, so bedingt das nicht, daß sich ursprüngliche und philosophisch grübelnde Naturen ohne viele Scrupel darüber sollten hinwegsetzen

können. Günther war aber thatsächlich eine philosophirende Natur; das Grübeln, das Reflectiren über sein Wesen, das Sichselbstbespiegeln, das qualvolle Ringen nach Tugend, das floß naturgemäß aus dem großen Zwiespalt, in den diese philosophirende, über alles und jedes in jedem Momente sich Gedanken machende Natur durch die Erziehung gefallen war. Günther der Vater hatte den Sohn, von seinem Standpunkte mit vollem Recht, zu einem sittlichen Mustermenschen erziehen wollen; da nun aber dieser Sohn auf eigenen Füßen stehen sollte, wo blieb die sittliche Kraft? Uebung erst macht den Meister. So fing denn auch Günther auf der Schule im Genusse des Lebens bescheiden an; er durfte sich schon etwas gehen lassen, da er seiner poetischen Fähigkeiten wegen in Schweidnitz sehr geschätzt wurde. Er schrieb auch vor seinem Abgange von Schweidnitz ein nicht uninteressantes, zur Aufführung durch die Schuljugend bestimmtes Trauerspiel: „Die von Theodosio bereuete Eifersucht", die einzige dramatische Arbeit, die wir von Günther besitzen, obschon einzelnen Angaben nach auch Bruchstücke eines andern Dramas: „Cyrus", vorhanden gewesen sein müssen, wovon Roquette indeß nichts erwähnt. Roquette verwirft Günther's „Theodosius" nicht durchaus, wahrscheinlich weil er zu den wenigen gehört, die dies Drama wirklich gelesen und gefunden haben, daß bei allen Barockheiten und Tollheiten — wir gedenken nur der Persiflage des Kirchenliedes „Freu' dich sehr, o meine Seele" mit der Fortsetzung „und versauf' all' Noth und Qual" — dies Drama der Beachtung werth ist. „Man lese es durch", meint Roquette, „und man wird erstaunen über diese Reife des Geistes in Lebensansichten und Sentenzen, über eine Menge von lyrischen Schönheiten, besonders in den Monologen." Gleichwol spricht er Günther das dramatische Talent ab. Mag sein, wenn wir Günther's Zeit durchaus von der heutigen aus messen. Eine große Ungenauigkeit läßt sich Roquette indeß zu Schulden kommen, und wir betonen gerade diese romantische Art der Darstellung, da sie sich bei denen, die Roquette's Buch ohne Kritik verwenden, aus einem Buche leicht ins andere schleppen könnte, wenn er erzählt, Günther selbst berichte über die Vorbereitungen zu der Aufführung seines „Theodosius" in einem Briefe an einen leipziger Freund, und dann aus der poetischen Epistel 18 (schreibe achtzehn) Alexandrinerzeilen abdruckt, die zu der Aufführung des „Theodosius" in keiner Beziehung stehen, sondern nur in scharfen Geiselworten die Unnatur und den Schwulst der damaligen Tragödienwirthschaft randglossiren.

Das wäre das erste „Haus und Schule, Theodosius" überschriebene Kapitel. Die folgenden Kapitel 2—6: „Erste Liebe, Abschied von Schweidnitz"; „Wittenberg, Leonorens Untreue, Günther's Wandlung"; „Leipzig, Burkhard Mencke, das Gedicht auf den Frieden"; „Gesammtbetrachtung der Dichtungen Günther's, die Satiren"; „Günther am Hofe zu Dresden, Leonore noch einmal" fassen wir zusammen, da sich durch sie einzelne romantische Zuthaten ziehen, die uns gar nicht behagen mögen. Roquette dachte nämlich, wie wäre es denn, wenn wir Günther einen Liebesroman spielen ließen, ähnlich denen, die sich im Leben anderer Dichter finden! Günther hat unendlich viel geliebt, er liebte alle Mädchen, das war der Drang seiner Natur; eins dieser Mädchen aber zeichnete er insofern aus, als er an dieses viele und die schönsten Liebeslieder richtete. Diese seine Geliebte hieß Leonore. Das Weitere, und wir wollen allenfalls noch zugeben, daß ihr Vater Jachmann hieß, ist reine Vermuthung. Ja, will man kritisch genau verfahren, so muß man dieser seiner Geliebten auch noch das Prädicat der „einzigen" streitig machen. Günther selbst (das weiß allerdings nur der, welcher in seinen Gedichten vollständig zu Hause ist) sagt: zwei Mädchen habe er schon geliebt, von denen das eine früh gestorben sei. Davon will Roquette nichts wissen. Er wirft alle Gedichte an „Magdalis" oder „Lenchen" mit denen an „Leonore, Lorchen" zusammen, ordnet diese Gedichte, die meist nur eine Stimmung wiedergeben, als ließe sich das Datum derselben angeben und bringt auf diese Weise einen allerdings ganz leserlichen Liebesroman heraus. Was wir aus Günther's Liebschaften und auch nur mit Fragezeichen versehen gelten lassen möchten, ist: Günther hat neben- oder nacheinander und schon in Schweidnitz zwei Geliebten besessen, ob die Verhältnisse zu ihnen durchaus lauter und rein waren, bleibe dahingestellt; die eine hieß Leonore, die andere möglicherweise Lenchen (Magdalis). Diese letztere wird früh gestorben und Günther somit der Gefahr überhoben sein, das getheilte Herz zwischen beiden schwankend zu erhalten. Leonore blieb ihm vor andern lieb und theuer; als er aber bald nach Beginn seiner Universitätsstudien in Wittenberg in ein wüstes Leben verfiel und mit seinem Vater deshalb unwiderruflich zerfiel, brach sie mit ihm, heirathete einen andern, führte indeß keine gerade glückliche Ehe. Das ist alles, was gesagt werden darf, und dann muß man obenein noch ein Auge darüber zudrücken, wenn das gestorbene Lenchen hinterdrein wieder auftaucht und von Günther zu einer Zeit und von einem Orte aus besungen wird, wo er nach Roquette's Angabe mit der verwitweten Leonore trauliche, natürlich nur platonische tête-à-tête gehabt haben soll. Kurz und gut, es ist nicht hindurchzufinden, und vielleicht haben wir Literarhistoriker uns darüber Günther's wegen nur zu freuen; gut, daß unserer klatschhaften Sucht durch die Unvollständigkeit der Ueberlieferung ein Schloß vor den Mund gelegt ist.

Doch Roquette wird Beweise für das fordern, was wir in seiner Schrift für falsch halten. Gut denn! Günther reist Ende September 1715 von Schweidnitz ab. Er bleibt über zwei Monate unterwegs in Frankfurt und Berlin. Mitte December langt er in Wittenberg an. Etwas über vier Wochen später, am 24. Januar 1716 findet schon Leonorens Trauung mit einem Herrn Täuber (?) statt. Ist das möglich? Wann soll denn Günther von Wittenberg aus die ungeheuere Correspondenz in Gedichten, Sonetten u. s. w. mit Leonoren geführt haben, deren Roquette selbst als vor der Verheirathung geführt gedenkt?! Es gehörten doch wol Tage

und Wochen dazu, ehe Günther in Wittenberg so herunterkommen konnte, daß man auch in Schweidnitz davon sprach. Und Leonore gab ihn doch nur auf, da sie ihn für verloren hielt! Wie denn nun aber, wenn die genannte Verheirathung mit dem Hrn. Täuber nicht Leonoren, sondern Leonorens Schwester getroffen hätte? Wie denn nun weiter, wenn alle die Vorwürfe, die Roquette Günther's Schwester macht, sie habe aus feindseliger Gesinnung des Bruders Liebe zu Leonoren untergraben, gleichfalls auf einer ungenauen Lectüre einzelner Günther'scher Gedichte beruhte? Wie denn, wenn das, was er Günther's Schwester andichtet, theilweise auf Leonorens Schwester zu beziehen ist? Doch Roquette gibt sich damit noch nicht zufrieden. Er läßt Leonorens Gatten sterben; möglich, daß die Thatsache für die bestimmte Zeit paßt, möglicherweise aber auch nicht. Günther lebte inzwischen erst in Wittenberg, befleißigte sich scheinbar nach des Vaters Vorschrift der medicinischen Studien, sank aber bald aus Mangel an Existenzmitteln tiefer und tiefer. Er wurde auf einige Zeit sogar von seinen Gläubigern eingesteckt; ausgelöst durch den Zuschuß mitleidiger Landsleute schüttelte er den Staub von seinen Füßen und wählte Leipzig als Aufenthaltsort, nachdem ihm sein gestrenger Herr Vater schon jetzt die väterliche Schwelle untersagt hatte. Er kam nach Leipzig wol der medicinischen Studien wegen, aber wie in Wittenberg galt es, den Lebensunterhalt von der poetischen Gelegenheitsdichterei zu fristen. Günther lebte bis ins Jahr 1719 in Leipzig und fand an dem in der Literatur nicht unrühmlich bekannten Hofrath Burkhard Mencke einen wirklich aufrichtigen Gönner. Günther schrieb auf seine Anregung ein Lobgedicht zu Ehren der Heldenthaten des Prinzen Eugen, des damals volksthümlichsten Helden. Das Gedicht, es ist etwa 50 Strophen lang, enthält die größten Schönheiten; Roquette beurtheilt es vielleicht etwas zu streng, wenn er sich vorzugsweise an Unzulässigkeiten stößt. Günther erwartete sehnlichst eine namhafte Belohnung; der wiener Hof indeß hatte für das durch Mencke übersendete Gedicht nur kalten Dank. Man mochte an der wiener Hofburg in Günther's fraternisirender Art der Verherrlichung des Prinzen Eugen ein Härchen gefunden haben. Bald darauf traf es sich, daß am dresdener Hofe ein „Mensch" gesucht wurde, der bei festlichen Gelegenheiten etwas, ob Gereimtes oder Ungereimtes, das mochte sich wol ziemlich gleich bleiben, in der Eile aufsetzen konnte, also ein Hofdichter und zugleich Hofnarr, der sich vielleicht als solcher noch durch Abzeichen an der Kleidung kenntlich machen mußte. Günther ging auf Mencke's Fürsprache fröhlich als Candidat für diese Stelle nach Dresden. Er erhielt sogar späterhin Audienz bei Friedrich August, war aber so betrunken, daß er bei dem Fürsten die Gunst für immer verscherzte. Das ist das Thatsächliche. Natürlich fragt sich's: wer verschuldete die Trunkenheit? Günther selbst! Oder — nun da gibt man dem Neide einiger Höflinge schuld, die ihm kurz vor der Audienz etwas Berauschendes beibrachten! Roquette stellt die Sachlage nach einer Streitschrift, einem „Gespräch Günther's mit einem Ungenannten im Reiche der Todten", so dar, als ob ein Rival von Günther, der schon oben genannte junge Dichter Ulrich König, dies ausschließlich verschuldete. Der arme Ulrich König! Mag er auch manche kleinliche Handlung auf seinem Gewissen haben, er hatte sich wahrscheinlich für Günther's Begünstigung am dresdener Hofe wirklich interessirt. Ward Günther also etwas Berauschendes beigebracht, so geschah das vielleicht durch andere Höflinge, die seine Feder mehr als gerade Ulrich König zu fürchten hatten. Günther rächte sich durch ein Schreiben an Friedrich August. Aber er rächte sich nicht speciell an Ulrich König. Er erwähnt in der Schrift überhaupt keinen speciellen Namen, bürdet seine Sprachlosigkeit vor dem Fürsten, gleich als habe er seine eigene Schuld der Trunkenheit zu bemänteln, komischerweise vielmehr dem Zauber der Majestät auf. Noch mehr, Günther gedenkt der dresdener Affaire außerdem fast nie und geschieht es, immer mit einem Gefühle der Unbehaglichkeit, das aus der Erinnerung an eigene Schuld entspringen mochte. Von König selbst spricht er, soweit unsere Kenntniß reicht, überhaupt nur einmal, indem er in einer Epistel an einen Freund schreibt: „Ein König wie August muß solchen König haben." Ist das Spott? Oder nur erheuchelte Geringschätzung gemäß der Fabel „Der Fuchs und die Trauben"?!

Dem Größten wie dem Kleinsten in der Literatur gerecht zu werden, ist nicht leicht. Es ist aber gewiß unstatthaft, zur Entschuldigung des Größern den Geringern ohne weiteres schwarz anzustreichen, weil das vielleicht in einer Streitschrift wie der vorliegenden, von Roquette benutzten geschah. Besser wir lassen den Sachverhalt ganz dahingestellt. Wir wollen unsere folgende Meinung daher auch nicht in die Literaturgeschichte hineinschleppen, wir geben sie ausdrücklich nur als Gegensatz zu Roquette's Ansicht, wie sie uns die Realität der damaligen Verhältnisse abnöthigt. Ceremonienrath am dresdener Hofe war der Hr. von Besser. Unter ihm diente Ulrich König als Dichter. Jener hatte Amt und Titel, dieser die Arbeit. Besser war alt und sollte in den „wohlverdienten" Ruhestand treten. Was natürlicher, als daß König (es geschah später wirklich) in Besser's Stelle rückte, Günther aber für König's bisherigen Posten in Aussicht genommen ward. Denn Günther sans façon zum Ceremonienrath avanciren zu lassen, das wird keinem Menschen im Traume beigefallen sein. Selbst Günther wäre mit der Nachfolge in König's Posten sehr, recht sehr zufrieden gewesen. Möglicherweise wurde also König durch Günther's üble Audienz empfindlich mitbetroffen und möglicherweise fühlte sich Günther in der Rückerinnerung an die dresdener Affaire um deswillen bedrückt, weil er (seinen Gönner) König compromittirt hatte. Doch wozu all das! Günther war zur Audienz bei Friedrich August befohlen. Etwas Unerhörtes! Endlich, endlich in dem trüben Lebenslaufe ein glückverheißender Moment! Da geht Günther zuvor hin und setzt sich durch etwas Geistiges in die nöthige Stimmung. Ist der Zug nicht durchaus menschlich wahr, nicht psychologisch wahr? Was disteln und deuteln wir,

um die Schmach dieser Trunkenheit zu verringern. Man fasse die Situation nur menschlich wahr auf, dann wird Günther's Schuld zwar nicht aufgehoben, aber in den Augen eines wirklich humanen Richters sehr gemildert. Begegnete es Günther doch in ähnlicher Situation, da sich ein Graf seiner annehmen wollte, später nochmals, und darin liegt ein gewisser Humor, daß er sich aus Freude über das Glück vor der ersten Vorstellung zu viel in Stimmung gesetzt, das heißt just mal wieder recht burschikos „bekneipt" hatte. Denke man doch nur, in welchem jugendlichen Alter Günther damals stand. Einem Graukopfe von so und so viel Jahren und so und so viel Welterfahrung mehr wäre allerdings manches schärfer anzurechnen.

Günther verließ im Herbst 1719 Dresden und wanderte wieder in die schlesische Heimat. Jetzt sucht Roquette Gelegenheit, den angefangenen Liebesroman mit Leonoren zu Ende spielen zu lassen. Er ist darin höchst unglücklich. Er läßt Leonorens Gatten gestorben sein und sich die Geliebten in einem kleinen Orte Borau wiederfinden, ohne Rücksicht auf die Thatsache, daß Günther in einem Borau schon vor seiner Abreise aus Dresden anwesend war. Nachdem Günther und Leonore schöne Tage verlebt hatten, geht Günther eines Tags weiter und schickt Leonoren später den Abschied, anstatt die Geliebte zu heirathen; der „feuerreiche" Günther, wie ihn Hagedorn nennt, sinkt durch die Resignation zum Schwachmatikus herab. Und weshalb? Roquette hat ein Gedicht „Abschied von der Geliebten" nothwendig an diese Stelle setzen wollen. Als ob Günther das Gedicht nicht von Wittenberg oder Leipzig oder Dresden aus geschrieben, als ob er, der phantasiereiche, nicht bei der ersten Kunde von Leonorens Untreue schon so und so viele Jahre früher einen solchen Abschiedsgruß hätte zu Papiere bringen können! Und wie muß Roquette diese Willkür bemänteln! Er druckt das lange Gedicht auf zwei Seiten ab, streicht aber gerade die charakteristische Strophe, in der es heißt: „... als daß ich (Günther) noch begehren darf, daß Lorchen auf der Erde durch mich zur Witwen werde". Was dies heißt, weiß Roquette nicht. Auch wir wissen es nicht genau und nur dies, daß Leonorens Gatte zur Zeit noch gelebt haben muß, denn „durch mich zur Witwe werden" kann hier nur bedeuten „zu meinen Gunsten". Wir haben Günther viel zu lieb, als daß wir ihm ohne Grund Schmähliches andichten möchten, sonst sollte es uns ein Kleines sein, den Werth von Roquette's kritischer Forschung durch eine andere Zusammenschüttelung derselben Gedichte zu paralysiren und Günther einen Ehebruch mit der verheiratheten Leonore unterzuschieben. Genug davon, man wird gutthun, unsern Wink zu beachten.

Wir sind damit in das siebente Kapitel des Buchs eingetreten. Wir können die Kapitel 7, 8 und 9 kurz behandeln. Sie enthalten: „Breslau, großes Leben und Anfang des Elends"; „Kreuzberg, Phyllis, Vagabundenleben"; „Jena, letzte Gedanken und Tod". Von seinem Vater verflucht, mehr als einmal, beginnt Günther ein entsetzliches Bettlerleben. Er verfertigt Gedichte über Gedichte, gute und schlechte, genial-edle und cynisch-verwerfliche, er besingt Todte und schreibt Hochzeitsscherze, wie es gerade fällt; heute einen so tollen Scherz wie den nach Anleitung des niederländischen Gelehrten Johannes Secundus (er sollte zu Günther's Besten vergessen werden), morgen eine Untersuchung, „Ob die Witwen oder die Jungfern die beste Waare zum Heirathen seien?" Heute klingt Geld in der Tasche, da geht's lustig; morgen wird gebettelt bei allen Freunden. Die Gönner kommen und gehen, leben und sterben ihm in ziemlicher Zahl. Heute setzt er sich als Arzt in einem Orte fest, morgen tragen ihn Schusters Rappen schon wieder weiter. So geht's von 1719—22. Unterdessen hat er sich auch einmal wieder und diesmal mit einer Predigertochter verlobt, er gedenkt seine Studien in Jena zu beendigen. Der Vater hat die Hand vom Sohne abgezogen; der Sohn, wie verzweifelt er auch um Aussöhnung bittet, muß den letzten Gang in die Fremde gleichfalls ohne väterlichen Segen antreten. Wir entschuldigen den alten Günther hier in etwas; er als strenger Protestant durfte von seinem Standpunkte den Wandel seines Sohnes nicht gutheißen. Da zeigt sich eben die schreckliche Macht der Verhältnisse, gegen die wir blindlings raisonniren mögen. Der alte Günther sieht denn auch den Sohn gleichgültig gen Jena ziehen. Dieser kommt dort zu Ende 1722 an; ein Vierteljahr später, am 15. März 1723 liegt er als Leiche auf der Bahre. Man hat ihn dort in Jena ehrenvoll begraben und ihn gleich nach seinem Tode in echt deutscher Manier lateinisch und deutsch angesungen. Denn jetzt pries man das untergegangene Genie, jetzt wurde jedes Blättchen von ihm gesammelt und Echtes und Unechtes in Druck gegeben. Wir, nach 140 Jahren, stehen dabei, halten streng Gericht über den Verlorenen, widmen ihm aber doch vielleicht eine stille Thräne, wenn es uns nicht gestattet ist, durch das Leben aller unserer Dichter von A bis Z im achtundzwanzigsten Jahre einen Strich zu ziehen und parteilos zu untersuchen, wie viele von denen, die jetzt im Auge der Menge und der Kritik jenen Bahnbrecher und großartigen Vorläufer unserer Kraft- und Dranggenies, obgleich er sich nur in der Lyrik bewähren konnte, weit überragen, wie viele von denen, sagen wir, den Vergleich mit ihm aushalten würden.

Es bleibt uns noch aus dem Roquette'schen Buche das zehnte Kapitel und der Anhang übrig. Das zehnte Kapitel spricht im allgemeinen über die Ausgaben der Günther'schen Gedichte, über Urtheile der Zeitgenossen und die Biographen des Günther'schen Lebens; der Anhang dagegen gibt eine Auswahl aus Günther's Gedichten. Roquette fühlte sehr richtig, daß ein bloßes Raisonniren und Urtheileniederschreiben über den jetzt so wenig gelesenen Dichter fruchtloses Bemühen sei. Das Publikum im großen und ganzen muß thatsächlicher auf ihn hingewiesen werden; es muß sofort Gelegenheit finden, die Urtheile an einzelnen Gedichten prüfen zu können; es muß andererseits auch der Mühe überhoben sein, diese Gedichte sich mühsam aus der Masse herauszusuchen. Wir können uns

um deswillen mit dem Anhange ziemlich vollständig einverstanden erklären. Nur mit der Einschränkung — sie versteht sich eigentlich von selbst —, daß eine geringe Auswahl auf kaum 40 weitgedruckten Seiten, mag sie nun auch das relativ Beste und Erquicklichste aus der Gedichtmasse hervorheben, den Dichter immer nur nach bestimmten Seiten hin charakterisiren kann. Ob dabei immer gerade die trefflichsten Seiten aufgedeckt werden, das muß dahingestellt bleiben. Denn wie ein solches Leben, wie es Günther führte, nicht stückweise, sondern als ein Ganzes betrachtet sein will, so wollen auch seine Dichtungen in ihrer ganzen Masse hingenommen und eins mit dem andern gemessen und geschätzt sein. Möglich daher, daß diese Auswahl des relativ Besten keineswegs in den Augen derer, die Günther gar nicht kennen, zu seiner Charakteristik ausreicht. Möglich, daß diese an den glatten Versen und Strophen der abgedruckten Gedichte zwar ein ganz bedeutendes Formtalent bewundern, dagegen das eigentlich Gewaltige der großen Dichternatur, das Geniale und nach Seite der Sturm- und Drangperiode Bahnbrechende darin nicht erkennen. Wäre es denn so unmöglich, daß dies relativ Beste als ein noch Besseres hervorträte, wenn wir es inmitten des weniger Gelungenen und theilweise Abrupten anträfen? Ganz in derselben Weise wie Günther's große und dem innern Kerne nach wahrhaft edle Natur, nicht minder sein fast in jedem Momente des Lebens auf das wahrhaft Gute gerichtete Streben, obschon es sich nicht selten in der zügellosesten Form äußerte, wie dies durch den entsetzlichen Verlauf des Lebens erst in das rechte Licht gesetzt wird — ganz ebenso will auch sein Dichten in seiner vollen Tiefe nach den oft entsetzlichen Tönen der zerrissenen Dichterbrust erkannt sein. Wie dieser Anhang des Roquette'schen Buchs vor uns liegt, genügt er dem Bedürfnisse des gebildeten Leserkreises im allgemeinen. Ungern indessen vermissen wir zwei Gedichte, wir zählen sie zu den schönsten Blüten des Günther'schen Geistes, der deutschen Lyrik überhaupt, einmal das herrliche: „Wo ist die Zeit, die goldne Zeit, wo sind die süßen Stunden", und dann das nicht minder herrliche an Leonore: „Will ich dich doch gerne meiden", mit der charaktervollen, Günther's poetisches Empfinden und Fühlen, seine Kunst des Ausdrucks und den Fluß der elegischen Stimmung ganz und voll kennzeichnenden Strophe:

Wirst du einmal durch die Sträuche
Halbverirrt spazieren gehn,
Ei so bleib bei meiner Leiche
Nur mit andern Augen stehn;
Zeige sie dem neuen Schatze,
Der dir das Geleite gibt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
Dieser hat mich auch geliebt!

So gern wir nun auch noch des Weitern über das zehnte Kapitel der Roquette'schen Monographie redeten, wir haben uns kurz zu fassen. Wir lassen uns daher nicht darauf ein, Einzelheiten über die Ausgaben der Günther'schen Gedichte nachzutragen oder zu berichtigen, ganz ebenso wie wir aus den frühern Kapiteln auch schon manche Data, manche Auslassungen Roquette's ohne Fragezeichen übergingen. Wir wollen uns auch nicht über die Biographen Günther's ergehen, wir wollen nicht forschen, wie viel an der sogenannten untergeschobenen Selbstbiographie Günther's sei, die 1732 unter dem Titel: „Johann Christian Günther's aus Schlesien curieuse und merkwürdige Lebens- und Reisebeschreibung, welche er selbst mit poetischer Feder entworfen und an einen guten Freund überschicket u. s. w."; wir lassen auch den Werth der ersten vollständigen von Steinbach 1738 besorgten Biographie Günther's dahingestellt, desgleichen begnügen wir uns mit der Frage, ob nicht die kürzere und ein Auszug aus der Steinbach'schen scheinende Biographie die lauterste Quelle für Günther's Leben, ob diese, die erst nach der Steinbach'schen entstanden zu sein scheint, nicht die ursprünglichere, schon zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts geschrieben und von Steinbach später nur weiter und ohne specielle Kenntniß des Günther'schen Lebens ausgeführt sei. Dies alles nur berührend, heben wir den merkwürdigen Umstand hervor, daß gerade in der sogenannten untergeschobenen Selbstbiographie einer bisjetzt ganz übersehenen und doch dem Anscheine nach richtigen Thatsache Erwähnung geschieht, auf die auch Roquette keine Rücksicht glaubte nehmen zu dürfen. Das ist der Tod und zwar der frühzeitige Tod von Günther's leiblicher Mutter. Wir setzen ihn, ohne dafür Verantwortung übernehmen zu können, ins Jahr 1717, also gerade in die Zeit, wo die Erbitterung Günther's, des Vaters, gegen den Sohn anhob. Die Beweise für die Thatsache behalten wir uns vor, sowie wir die nach Günther's Tode noch als lebend erwähnte Mutter auf ziemlich sichere Beweise hin einfach als seine Stiefmutter ausgeben. Die Frage nach Günther's Geliebten und manches andere mag in ein nutzloses Difteln und Deuteln führen; diese so gestellte Frage nach dem Verbleib der Mutter aber wahrlich nicht. Denn welch unerwartetes Licht kommt über das ganze Verhältniß des Vaters zum Sohne, wenn es sich herausstellen sollte, daß mit dem Scheiden der Mutter erst das klägliche Leben des Sohnes und sein Zerwürfniß mit dem Vater begann?

In dem zehnten Kapitel findet sich endlich noch ein Zweites, das wir nicht übergehen können. Roquette benutzt bei einem Abschnitte „Die Gottschedianer contra Steinbach" (den Biographen Günther's) die Gelegenheit, dem so oft geschmähten Gottsched eins zu versetzen. Damit hat er es nach unserm Dafürhalten ganz versehen. Das ist zwar sehr und in gewissen literarischen Kreisen hohe Mode, Gottsched wie einen literarischen Tropf zu behandeln, die Zeit wird indeß nicht gar fern liegen, wo auch er in der Literatur, mehr als bisher meist geschehen, in sein literarisches wohlverdientes Recht eingesetzt wird. In dieser Beziehung war es uns von höchstem Interesse, früher einmal in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" einer Ansicht Gutzkow's begegnet zu sein, der zufolge die literarischen Elemente der Gottsched'schen Zeit in Summa eine nothwendige Ergänzung zu der (nachfolgenden) classischen, jetzt ausschließlich verherrlichten Periode bildeten. Inwieweit das literarische Streben der Gottsched'schen Zeit durch Lessing

in der That nach gewissen Seiten hin classische Ausnutzung und classischen Abschluß fand, das zu erörtern, gehört natürlich nicht hierher. Was aber Gottsched selbst betrifft, so sollten wir bedenken, daß er ein nutzloser Systemmacher schon um deswillen nicht war, weil er seine Haut ehrlich zu Markte tragen konnte. Wir sollten ihm seine schlechten Dramen, seine Pedanterie in Betreff der Bühne, seinen Neid gegen jedes fremde Verdienst nicht fortwährend vorwerfen, sondern ihm danken, daß er nicht mit der wohlfeilen Ausrede kam: „Lieben Leute, kritisiren kann ich wol, aber meine Theorien an eigenen praktischen Versuchen erproben, das nicht." Wir sollten uns auch nicht fort und fort auf Lessing berufen, der ja auch gegen Gottsched mit bittern Worten angekämpft habe. Lessing's Recht gibt uns noch lange nicht das Recht, Gottsched achselzuckend beiseite zu schieben. Wie man zur Kenntniß der Gottsched'schen Zeit gelangt, das sehen wir an Roquette's Auslassungen. Man greift einige Streitschriften heraus: nun je nachdem wird man immer genug darin finden, was wie ein Schimpf auf Gottsched erscheint. Aber doch nur demjenigen, der sich nicht fragt: Darf man über eine Zeit, in der fast alles, was überhaupt gedruckt ward, den Charakter einer Streitschrift annahm, absprechen, wenn man nicht das ganze Bereich der pro et contra mit eigenen Augen wenigstens einigermaßen geprüft hat? Was nun speciell über Günther während der Gottsched'schen Periode geschrieben worden, ist fast endlos und trägt größtentheils gleichfalls den Stempel der Streitschriften. Ist doch selbst Steinbach's Biographie Günther's, noch mehr das von Roquette herbeigezogene „Gespräche zwischen J. Ch. Günthern aus Schlesien im Reiche der Todten" u. s. w. in Wahrheit eine Streitschrift, wie sollte man nicht zur höchsten Vorsicht im Gebrauche derselben bestimmt werden! Erst wenn wir aus der großen Masse der Literatur das auf Günther Bezügliche in der Mehrheit herausgefunden haben (und das wird eine sauere Arbeit sein, da ein großer Theil nur durch Zufall in die Hände des danach Suchenden fällt), erst dann werden wir einen klaren Blick in das Getriebe des literarischen Lebens der Zeit erhalten. Ob wir es dann Gottsched oder seinem „Schildknappen Schwabe" so scharf anrechnen, daß er Günther einen „unflätigen" Dichter nannte? Wir glauben kaum. Denn käme uns, die wir uns einen der wärmsten Fürsprecher des Günther'schen Lebens dünken, jemand und lobte z. B. aus dem „Theodosius" die Hanswurstscenen, wir würden uns nicht entblöden, jene schon oben angeführte Parodie: „Freu' dich sehr, o meine Seele und versauf' all' Noth und Qual", gleichfalls eine „Unfläterei" zu nennen, was wir dagegen vielleicht nicht thäten, wenn es sich nicht gerade um eine Streitfrage handelte. Was also Roquette aus der Gottsched'schen Literatur herbeizog, halten wir für zu gering in Anbetracht der Masse des über Günther Geschriebenen, als daß es die literarische Stimmung der Zeit irgendwie endgültig charakterisirte. Nehme man nur das eine: es war die Zeit, in der man einzelne Streitfragen in das Gewand der Mystificationen hüllte, in der man sogenannte Todtengespräche förmlich vom Himmel regnen ließ. Es würde uns gewiß gar nicht schwer halten, dem von Roquette angeführten „Günther'schen Todtengespräche" gleich noch ein, zwei solcher Gespräche, freilich ganz kurze, folgen zu lassen, wenn wir die Quelle nicht gewisser Gründe wegen zu verschweigen hätten.

Alles in allem verdient Roquette ob der Mühe, die er hinsichtlich des Günther'schen Lebens an eine Summe von Einzelheiten setzte, den Dank des gebildeten Leserkreises, und diesen Dank möchten wir auch auf die berühmte Verlagsbuchhandlung übertragen, die an den armen, verschollenen Dichter, der in den Augen der Masse so gar nichts von Classicität an sich trägt, eine Ausstattung in Papier und Druck wendete, als handelte es sich einmal wieder um den Ruhm eines vorzugsweise classischen Dichters. Dürfen wir für unsern Theil mit einer rein persönlichen Bemerkung schließen, so wäre es diese. Wir hatten gleichfalls eine literarhistorische Monographie über Günther und in erster Ausführung schon seit Jahr und Tag fertig. Wir glaubten damit nach mannichfachen fruchtlosen und undankbaren literarischen Versuchen zuerst debutiren zu können. Roquette ist uns zuvorgekommen, wir müssen uns wenigstens noch auf einige Zeit gedulden. Das augenblickliche Bedürfniß ist befriedigt, Roquette wird mit dem Vorsprung, den er vor uns gewonnen, zufrieden sein können. Möglich, daß wir uns, wenn auch vielleicht erst nach größerer oder geringerer Frist mit unserer Monographie einstellen. Sollte sich noch irgendjemand gedrängt fühlen, uns unmittelbar nach Roquette wiederum zuvorzukommen, wir können niemand daran hindern. Doch wenn es nicht so sehr drängt, so gönne man uns wenigstens das Vergnügen, der Nächste an der Arbeit zu sein. Wir werden an unserer Arbeit im wesentlichen nichts zu ändern brauchen. Da wir nicht ahnen konnten, daß wir einen Concurrenten neben uns hatten, so betonten wir in unserer Arbeit einzelne Punkte weniger, auf die wir nun nach Roquette's Vorgang ein Weiteres zu sagen uns nicht enthalten können. Es wird unsere Monographie, vorausgesetzt, daß wir sie nicht bei reiflicher Ueberlegung für immer im Pulte liegen lassen, indeß nur in diesen einzelnen Punkten und mit specieller Rücksicht auf das Roquette'sche Werk eine Erweiterung erfahren.

Emil Müller-Samswegen.

Neue Schriften über Sicilien.

1. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr.
2. Palermo. Erinnerungen von Andreas Oppermann. Breslau, Trewendt. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Ausspruch, daß über ein so zahllose mal beschriebenes Land wie Italien Neues sich nicht sagen lasse, ist ebenso oft wiederholt als oberflächlich. Wahr ist er allerdings für alle diejenigen, die weiter nichts zu schildern haben, als die trivialen Erlebnisse einer Touristenreise; aber auch für sie weniger deshalb, weil dieselben Gegenstände schon so oft geschildert sind, als weil solche Wahrnehmungen schon das erste mal nicht verdienten niedergeschrieben, geschweige denn gelesen zu werden.

für den, der sie recht zu studiren weiß, sind Natur und Leben unerschöpflich, und wir brauchen nicht erst über die Alpen zu gehen, um zu erkennen, daß es nur eines Beobachters wie Riehl, Meyr oder Kohl bedarf, um uns über Zustände, mit denen wir aus eigenster Erfahrung vertraut zu sein glaubten, die belehrendsten und anregendsten Aufschlüsse zu geben. Dankenswerthes vermag schon der zu leisten, dem es auch nur gegeben ist, die Scenerien der leblosen Natur mit offenem Auge und warmem Herzen in sich aufzunehmen und mit den rechten Worten dem Leser zur vollen Anschauung zu bringen. Noch schönere Gaben wird uns derjenige gewähren, der in den kleinern Ereignissen des täglichen Lebens, im Verlaufe des Gesprächs mit den Begegnenden die charakteristischen Züge aufzufassen vermag, welche die Weise des Volks, das er uns schildern will, treffend bezeichnen. Besonders reichen Schmuck aber gewinnt die Schilderung eines Landes, über das die Weltgeschichte mit einer Fülle großartiger Ereignisse hinweggeschritten ist, durch maßhaltende Erinnerungen an solche Vergangenheit.

Beide in der Ueberschrift genannten Bücher sind nun, wenn auch in sehr verschiedenem Maße, mit jenen Vorzügen ausgestattet und fesseln und erfreuen dadurch den Leser nicht minder, der Land und Leute aus eigener Beobachtung zu kennen glaubt oder doch schon so manchen Band über Neapel und Sicilien zu lesen im Falle war, als denjenigen, der diese Schilderungen des schönen Hesperiens als Neuling in sich aufnimmt. Gregorovius' Meisterschaft in der Darstellung landschaftlicher Bilder, im Belauschen und Wiedergeben des südlichen Volkslebens, in dem weisen Gebrauche, den er von einem, wenigen gleich ihm eigenen, auch die dunkelsten Perioden umfassenden historischen Wissen macht, ist längst bewährt. Wahrhaft bewundernswerth ist in der letzten Beziehung die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, welche eine Fülle von überschwenglicher Gelehrsamkeit, die in keiner andern Hand das pedantische Gewand des Bücherstaubes abzustreifen vermocht hätte, zu einer glänzenden Reihe lebensfrischer Bilder verarbeitet hat. Aehnliches, auch die beiden andern Vorzüge mitumfassendes Zeugniß bieten sein „Corsica" und so manche Journalaufsätze, deren jeden der Kundige beim ersten Erblicken mit lebhafter Freude begrüßt. Ich erinnere nur an die trefflichen Schilderungen aus dem Grenzgebirgslande zwischen Rom und Neapel, die im Verlaufe des letzten Jahres die augsburger „Allgemeine Zeitung" gebracht hat. Gleiche Meisterschaft bethätigen nun auch die im vorliegenden Bändchen gesammelten Aufsätze, deren Mehrzahl mir schon aus Zeitschriften bekannt und lieb war, und die, der Widmung zufolge, wol sämmtlich hier nicht zum ersten male erscheinen.

Auch Oppermann hat eine rühmenswerthe Gabe landschaftlicher Auffassung und einer gewissen Vertiefung in das Leben und Treiben des eigentlichen Volks. Dabei hat er den Vorzug eines längern, seßhaften Verweilens in der schönen trinacrischen Metropole. Manche seiner Naturschilderungen sind mit warmen, markigen Zügen gemalt, und was er aus seinem Verkehr mit Wirthshaus- und Straßenpublikum erzählt, z. B. über das Fest von Mariä Empfängniß, ist frisch und lebenswahr. Wegzuwünschen wären nur manche Ueberschwenglichkeiten, wie wenn er den Palermitanerinnen nachrühmt: „Die Fülle des üppigsten Wuchses umgibt buchstäblich wie ein Mantel die Gestalt." Der ehrliche Volkmann, wie Goethe ihn nennt, faßte sich kürzer, wenn er sagte: „Das römische Frauenzimmer hat ein angenehmes Gewächs." Völlig frei von solchen Ueberschreitungen ist übrigens auch Gregorovius nicht, wie wenn er bei der allerdings wunderbar schönen Strada nuova di Posilipo in Neapel ausruft: „Wer hier von der Natur nicht ergriffen und zu Thränen gerührt wird, muß wahrlich fühlloser sein, als eine ausgebrannte Lavaschlacke." Wegzuwünschen wären bei Oppermann ferner und vor allem die beiden höchst unerquicklichen, fratzenhaften Liebesgeschichten, die fast ein ganzes Drittheil des Bandes umfassen, und neben denen wir auch gern die lange Uebersetzung aus der „Legenda aurea" entbehrt hätten. Im ganzen gut geschildert sind dagegen die socialen Verhältnisse Palermos, aus welchem Abschnitt ich besonders die sehr verständigen Bemerkungen über Geistliche und Mönche in Sicilien hervorhebe, während dem Adel, der unhistorisch als ein fremdländischer bezeichnet wird, entschieden Unrecht widerfährt. Ich könnte eine beträchtliche Anzahl mir näher bekannter Männer vom höchsten Adel aufzählen, deren werkthätiges Interesse für Wissenschaft und Kunst, ja deren eigene Gelehrsamkeit so herbe Urtheile schlagend widerlegt. Bei einem längern Aufenthalt in Palermo, wie Oppermann ihn offenbar gemacht hat, ist nicht wol zu glauben, daß die überzahlreichen, bis zur Unkenntlichkeit gehenden Verstöße gegen die Rechtschreibung, wie z. B. S. 299: Larro di falko statt Serra di Falco, ihm unmittelbar zur Last fallen; doch hätte die Aufmerksamkeit für die Leser wol sorgsamere Correctur erfordert.

Das Gebiet der überwiegenden Stärke von Gregorovius ist bei Oppermann das schwächste. Allerdings legt er auf seine geschichtlichen und kunsthistorischen Ausführungen sichtlich besonderes Gewicht; doch erkennt man leicht, daß er auf diesem Gebiete nicht heimisch ist. Schon S. 16 hören wir, daß von dem „Consul Levin" die höchste Blüte des Landes datire. Schwerlich erräth der Leser, daß M. Valerius Laevinus gemeint sei, von dessen Fürsorge für die „Blüte des Landes" Gregorovius S. 208 Erbauliches zu berichten weiß. Seltsam lautet ferner die Notiz, „schon in dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt seien der Kirche eine beträchtliche Anzahl der umfangreichen Güter römischer Patricier in Sicilien .... wol auch dadurch, daß die Besitzer solcher Güter selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen, zugefallen". Nun war Petrus meines Wissens kein römischer Patricier. Oppermann hat also nur die Wahl zwischen Linus, Kletus und Clemens. Eine gar wunderliche Vorstellung von den wissenschaftlichen Mitteln der Kunstgeschichte belegt folgende Aeußerung: „Der Bau der Schloßkapelle (Capella Palatina in Palermo) ward von den anerkanntesten Kunsthistorikern und vorzugsweise von denen, die sich mit der Datirung der Stilveränderungen beschäftigten, ins Jahr 1129 verlegt." Das Wahre ist, daß zwei Urkunden die Zeit der Erbauung dieser wunderbaren Kapelle bestimmen, die eine, nach welcher sie am 28. April 1140 geweiht war, die andere, aus der hervorgeht, daß schon im Jahre 1132 ihr Parochialrechte verliehen wurden. Da es aber immer unwiderstehlichen Reiz hat, auch einem Meister ein kleines Uebersehen nachzuweisen, so kann ich mir nicht versagen, gegen Gregorovius zu bemerken, daß die aus König Roger's Zeit datirende Uhr in der Vorhalle jener palatinischen Kapelle nach dem wiederholten Zeugniß der griechischen Inschrift nicht eine Sonnen-, sondern eine Wasseruhr war. Wenn dagegen bei demselben Schriftsteller der Besitzer des schönen, mit arabischen Ornamenten so reich geschmückten Palastes, den Oppermann S. 109, wo er von dieser Ornamentik spricht, auffallenderweise unerwähnt läßt, Forcella statt Forcella genannt wird, so ist das ohne Zweifel ein Druckfehler.

Die ersten 90 Seiten des Buchs von Gregorovius gehören noch Neapel. Sie bieten drei wahre Perlen geschickter, auch in der Form vollendeter Darstellung: die Besteigung der Somma, der andern Hälfte des Vesuvs, das Paulinusfest in Nola und das halbsaracenische Ravello. Der Abschnitt über Palermo, der umfassendste des ganzen Buchs, schildert in rascher, äußerst fesselnder Darstellung die Geschichte der verschiedenen Herrschaften, welchen nacheinander dieser glückliche Fleck Erde zugefallen ist. Vorzugsweise interessant und gewiß für die meisten Leser neu sind die Mittheilungen aus der arabischen Zeit. Mit besonderer Vorliebe und Sachkunde wird der arabische und normannische Baustil erörtert. Bemerkenswerth sind die Angaben über die Einrichtungen einer arabischen Villa. Bei dem Luxus der Fischteiche, der so wesentlich dazugehörte, wäre an Boccaccio's sechsundneunzigste Novelle zu erinnern gewesen. Ebenso lehrreich und anregend ist der lange Aufsatz über Syrakus, während die Abhandlung über Girgenti manchen Lesern zu viel trockenes architektonisches Detail enthalten dürfte. Persönlich kann ich nicht völlig in den überschwenglichen Preis dieser groß-

erligen Tempeltrümmer einstimmten, deren mürbes, völlig zerbröckeltes Material (Kalktuff mit zahllosen Muschelversteinerungen) keine scharfen Formen erkennen läßt. Ungern vermißt der Leser neben dieser schönen Trilogie ähnliche Schilderungen des Aetna und seiner Ausläufer bis Taormina. Von den beiden Schlußabhandlungen ist die zweite, die neueste Geschichte des Landes betreffende, mir der wenigstliebe Theil des Buchs. Sie ist zum Theil aus sehr trüben Quellen geschöpft und trägt vielfach entstellende Parteifärbung. Ich benutze die Gelegenheit, auf einen sehr verständigen Artikel in „Westminster Review" (Januar 1860, S. 121—167) aufmerksam zu machen. Vortrefflich ist dagegen wieder der Aufsatz über die sicilischen Volkslieder mit der prächtigen Schilderung der Akademie blinder Bettlerpoeten. Zum Schlusse sei es mir gestattet, einige wahre Worte über den sicilischen (und italienischen) Volkscharakter herauszuheben: „Man lese diese Lieder und erkenne, welcher feinen, liebenswürdigen und keuschen Cultur des Herzens dieses Volk fähig ist, das unter so elenden politischen und bürgerlichen Zuständen, und fast ohne Unterricht, fast immer an seine Scholle gefesselt, aufwachsen muß. Es wiederholt sich bis zum Ekel, daß Touristen aus allen Ländern, namentlich aber aus Deutschland, nachdem sie flüchtig auf den breiten Heerstraßen ein paar Monate, selbst nur wochenlang aus dem Reisewagen Italien gesehen haben, sich herausnehmen über die Zustände des Volks dicke Bücher zu schreiben, worin sie die althergebrachten Phrasen von der italienischen Canaille wiederholen, um sich vielleicht nur an den Wirthshausprellereien zu rächen. Und doch kennen sie von dem Lande gerade so viel, als einer Rom kennt, der es nachts beim Schein von einem Schwefelhölzchen gesehen hat. Um das Volk kennen zu lernen, muß man mit ihm leben und mit ihm zu reden wissen, und man muß es in seinen Bergen und Thälern, bei seiner unausgesetzten Arbeit, wie bei seinen mäßigen Festen aufsuchen. Jene Volkspoesie aber, sie ist die Campagna und das Gebirg in der Literatur, welches die verfälschende Civilisation noch nicht berührt hat." **Karl Witte.**

Unterhaltungsliteratur.

1. Der Stadthauptmann von Frankfurt. Eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit von G. W. Pfeiffer. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1860. 8. 2 Thlr.

Historisch an dieser Novelle ist die Person des Stadthauptmanns, der im 15. Jahrhundert der Reichsstadt Frankfurt vorstand, und später derselben wegen erlittener Unbill den Fehdehandschuh hinwarf, dadurch aber die Stadt in solche Verlegenheiten brachte, daß Kaiser Maximilian I. diesen Streit selbst auf dem Reichstage zu Worms beilegen mußte. Historisch ist ferner die Schilderung der Bankete und Festtage der höhern Stände sowol als der niedern Klassen, aber nur in ihren äußern, von den Chronisten überlieferten Umrissen; außerdem hat der Verfasser, vertraut mit der topographischen Entwickelung seiner Vaterstadt, eine große Anzahl von Notizen über alte Sitten und Gebräuche, über Häuser, Kirchen und Straßen eingefügt, was für die specielle Lokalgeschichte nicht ohne Interesse sein mag, aber im großen Ganzen ist, wenn man von diesen äußern Umständen absieht, weder in Sprache noch Denkart irgendein bedeutender historischer Zug daraus zu erkennen. Das sind nicht die alten Freienreichsstädter des 15. Jahrhunderts, das ist alles so modern verwischt, so oberflächlich hinausgearbeitet, daß selbst bei Schilderung der Scenen, welche doch nach bestimmten historischen Traditionen gearbeitet sind, nirgends auch nur ein Anflug des wahren historischen Lebens jener Uebergangszeit zu finden ist. Wollte man jedoch von dieser historischen Seite der Novelle absehen, so fragt sich, ob dieselbe nicht durch die andere Seite der Darstellung der menschlichen Schicksale, durch die Episode aus der Geschichte das Interesse zu erregen im Stande wäre. Auch von diesem Standpunkte aus müssen wir die Sache bezweifeln. Der erste Theil der Novelle spielt vom Jahre 1475—93; da ist Jost Freund Stadthauptmann von Frankfurt; er ist der Geliebte einer schönen Patricierin, Ottilie von Rückingen, von mütterlicher Seite von Gerolstein. Die Mutter hatte anfänglich nichts gegen die Bewerbung, da sie glaubte, daß ihr künftiger Schwiegersohn Schätze in Ungarn und im Türkenkriege sich erworben habe, ritterliches Ansehen und die Gunst des Kaisers besitze. Auf die Bemerkung ihres Bruders aber, daß er wahrscheinlich nur ein emporgekommener Söldling sei, änderte sich ihr Betragen, Ottilie sollte den Hauptmann meiden, und Ignatius, den einzigen Sohn des reichen Wigand von Heringen heirathen. „Ignatius, der Sprosse einer Familie, deren Ruhm in der Geschichte seiner Vaterstadt wie ein Stern am Himmel glänzt, muß doch gewiß das schwache Irrwischfeuer eines unbekannten Söldnerhauptmanns verdunkeln." Aber das Feuer erlosch nicht, und da man die Liebenden auseinander zu halten suchte, so fand der Hauptmann eine Strickleiter, überstieg die Mauer und Ottilie befestigte oben die Haken, wollte aber nachher verschämt den Hauptmann nicht hereinlassen, „er bat und sie flehte. Da brauste heftiger der Sturm und trillte die Strickleiter mit der theuern Last gefahrdrohend in die schwarze Finsterniß hinaus." Wer sollte da widerstehen, namentlich da Ottilie vorher, freilich widerstrebend, süßen Wein und Kräutertrank zu sich genommen hatte, „der ihr Feuer und Belebung in die Adern goß". Was kommen mußte, kam. Ottilie wurde in eine einsame Burg gesperrt, um daselbst ihre Entbindung abzuwarten, zugleich wurde ausgesprengt, sie habe in einem Kloster tief in Oesterreich eine Zufluchtsstätte gefunden. Der Hauptmann zog aus, um sie zu suchen, indeß Ottilie, um ihren Peinigern zu entgehen, mit Hülfe einer Zigeunerin floh; aber da sie sich vor denselben nicht retten konnte, sprang sie in den Main, worin sie mit ihrem Kinde ertrunken sein sollte. Nach 18 Jahren kehrte Jost Freund wiederum in Begleitung einiger kühnen Kriegsgenossen nach Frankfurt zurück, versuchte den Tod Ottiliens zu rächen, gerieth darum in Streit mit ihrer Sippe und mußte die Stadt verlassen. Er verband sich nun mit den vom Stegreif lebenden Herren des Freigerichts bei Aschaffenburg, brannte und mordete, bis endlich der Kaiser den Streit beilegte. Am Schlusse erfahren wir denn auch noch, daß Ottilie nicht gleich todt geblieben ist, sondern aus dem Wasser gezogen wurde, um erst ein Mädchen zu gebären, das nun im zweiten Theile als Felicitas die Versöhnung Jost's mit den Frankfurtern vollbringen hilft. Die ganze Anlage und Ausführung schmeckt so sehr nach den gewöhnlichen Ritter- und Räuberromanen, daß es allerdings schwer begreiflich erscheint, wie dies Buch besonders die Gunst der Frauen erringen dürfte. Von einer eigentlichen Charakteristik ist fast gar keine Rede: das ist alles so ins Rohe gearbeitet, die Situationen sind mitunter so trivialer Natur, daß man dabei noch gern den Schwulst der Sprache, die übertriebenen und überladenen Bilder, die grellen Schilderungen, welche zur Zeit der zweiten schlesischen Schule wol nicht besser gedichtet worden sind, stillschweigend mit in den Kauf nehmen kann. Einige Proben mögen genügen! S. 12: „Aus den Augen flog die beredte Sprache des Herzens. Sie verkündete stumm, aber doch mit himmlischen Posaunentönen: Dein auf ewig!" S. 64 sagt die Mutter von ihrer leiblichen Tochter: „Sie war eine Misgeburt — war niemals meine Tochter." Auf derselben Seite heißt es: „Der Hauptmann erfreute sich aus weiter Ferne der holdlieblichen Erscheinung in unbestimmten Umrissen." S. 105 erzählt im Freudenhaus, wohin der Verfasser den Leser von S. 98—111 führt, eine Gefallene: „Ich war lebensfroh... laßt mich über diese Zeit hinausgehen, in deren tollem Strudel ich eben unterging. Als ich aus dem wildschäumenden Meere wieder auftauchte, hatte das bittere Salz mich überkrustet." Jam sat!

2. Des Lebens Leid und Lust. Novellen von August Schrader. Erster und zweiter Band. Leipzig, Luppe. 1860. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Bände enthalten folgende Novellen: „Der alte Baron", „Der Fabrikant", „Die Fürstin"; „Der gute Rath", „Hen-

tirte" und „Ein Arzt". Die Erzählungen sind fast alle von gleichem Werthe, es sind Intriguenstückchen, wo die verschiedenen Seiten und Leidenschaften des menschlichen Lebens die Motive abgeben; bald ist es Habsucht, bald Haß und Neid, bald Liebe, welche die Triebfeder der handelnden Personen abgeben; es ist eine leichte Lectüre, gefällig, obenhin; der Stil, in welchem sie geschrieben sind, steht im geraden Verhältniß zu dem Inhalte, der dargestellt wird; er ist leicht, gefällig, mitunter etwas sehr flüchtig und aufgelöst; namentlich ist der Dialog ohne alle Verbindung oft so vorherrschend, daß die Erzählung förmlich die Form der dramatischen Darstellung annimmt. Es sind Salonstückchen, die unterhalten, ohne gerade sonderlich anzuregen. Nur eine Novelle „Die Fürstin" ist durch die Verwechselung von Namen und durch die complicirt angelegte Entwickelung weniger durchsichtig wie die andern. Pikant könnte man die Erzählung „Der gute Rath" nennen; nur hat sie, wenn man genauer auf dieselbe eingeht, so sehr sie wol auch unterhalten mag, mancherlei Unwahrscheinlichkeit; dies ist aber gerade ein Punkt, mit dem es der Verfasser nicht sehr genau nimmt; das Seltsame stellt er so als sich von selbst verstehend dar, daß man mit ihm darüber hinausgeht, ohne weiter über die Sache nachzudenken.

3. Vergangene und vergessene Tage. Ein vaterländischer Roman aus den französischen Raubkriegen des 17. Jahrhunderts von Luise Pichler. Leipzig, Grunow. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman spielt in Stuttgart um das Jahr 1688, wo der junge Herzog Eberhard Ludwig noch nicht volljährig war und für ihn der Herzog Friedrich Karl die Regentschaft als Administrator führte. Bekanntlich fallen in diese Zeit die sogenannten Raubkriege Ludwig's XIV., und damit beschäftigt sich denn auch das Buch. Der Administrator sucht in Wien Hülfe gegen die drohenden Einfälle der Franzosen; die Gesandtschaft, die Verhandlungen zu Stuttgart, Regensburg und Wien machen den Hauptinhalt des Buchs aus; aus diesen mitunter sehr matten und langweiligen Schilderungen, die sich die Mühe geben, den Stil der Zeit nachzuahmen, ohne ihn mit Ausnahme von einzelnen Aeußerlichkeiten zu treffen, hebt sich keine Persönlichkeit heraus, die im Stande wäre, unser Interesse zu erregen. Am meisten scheint die Verfasserin es noch auf die Hervorhebung des Kanzleiraths Schmidlin abgesehen zu haben; aber weder diese, noch seine steifstolze Braut Dorothea vermögen uns irgendeine Neigung einzuflößen. Es ist in dem Buche viel Unterhaltung hinüber und herüber, und es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, durch diesen langweiligen Geschäftsgang der Audienzen und Conferenzen sich hindurchzuarbeiten; die Erzählung ist fast ganz ohne Handlung, denn den Raubzug der Franzosen wird man dafür nicht gelten lassen können, und der vorherrschende Ton ist so grau in grau, daß die Verfasserin nicht unrecht gehabt, wenn sie selbst in der Vorrede meint, daß der Plan nicht mit der nöthigen Wärme entworfen sei.

4. Wiener Romane. I. II. Wien, Wallishausser. 1858. 8. 20 Ngr.

Das Buch enthält zwei Romane: „Die Geopferten" vom Verfasser des „Treffkönig", und „Ein wiener Früchtl" von Emanuel Straube. Der erste Roman stellt die Geschichte eines unehelichen Kindes von seiner Geburt, wobei seine Mutter, die von einem vornehmen Herrn verführt war, stirbt, bis zu seiner eigenen Prostitution durch alle Pfade und Wege des Lasters dar. Das ist ein unreiner, schmuziger Strom, der hier an dem Leser vorüberfließt, Zustände sündflutiger Art, daß die Noahstaube der Sitte und des Anstandes keinen Zweig findet, um darauf unbefleckt und unverunreinigt ihren Fuß zu setzen, sondern ohne Aufenthalt weiter eilt. Luise heißt der Findling, die Tochter des Baron Mayer, dessen Frau die Kleine einst über die Taufe gehalten hatte. Dieselbe wird S. 35 folgendermaßen geschildert: „Dürfen wir uns daher wundern, wenn das Mädchen, die gelehrige Schülerin einer ausgetrockneten Sündenschachtel (sic!) mit zwölf Jahren mehr von der Welt und dem Leben in derselben wußte, als ein anständiges Frauenzimmer in dieser Richtung je wissen sollte?" Was können wir nach solchen Einleitungen erwarten? Nichts als Laster, Prostitution und Gemeinheit. Es könnte hart erscheinen, ein solches Urtheil ohne Belege aufzustellen, darum wollen wir den schmuzigen Faden der Geschichte nicht weiter berühren, sondern nur aufs Gerathewohl noch einige Stellen herausnehmen, welche den Ton und die Haltung eines Buchs kennzeichnen mögen, das gewiß nicht ohne Aerger und Abscheu von einem gebildeten Leser aus der Hand gelegt werden wird, wenn es einer überhaupt über sich genommen hat, es aufzuschlagen. Der Baron von Mayer wird S. 75 folgendermaßen geschildert: „In seiner Jugend Roué von derbstem Kaliber, noch in den ersten Jahren seiner Ehe ein raffinirter Lebemann, dem außer verbotenen keine Früchte mundeten." Wundern wir uns nun nicht mehr, nachdem Luise bereits im zwölften Jahre, wie wir dies oben angeführt haben, solche Kenntnisse besaß, was aus ihr wurde, nachdem sie noch zwei Jahre in Paris „im Umgange mit Gleichgesinnten" sich die kleinen Kenntnisse aneignete: „Das Ballschlagen mit Gedanken, das Minaudiren mit Witzesfunken, das Sündigen mit Blicken...." Luise heirathete und trug ein Kind von einem reichen englischen Wüstling bereits unter dem Herzen! Und damit beginnt der zweite Theil; doch damit wollen wir die Leser d. Bl. nicht behelligen, ebenso wenig, wie wir Lust tragen, uns noch einmal durch den Schmuz des zweiten Romans „Ein wiener Früchtl" hindurchzuarbeiten. Das „wiener Früchtl" ist ein verdorbener, verzogener wiener Junge, der so ziemlich alle Stufen der moralischen Verkommenheit durchmacht, in welche physisch und geistig ein Mensch versinken kann; freilich führt uns der Verfasser auch wiederum den Weg hinauf; „denn", sagt er, „was einem echten wiener Blute niemals völlig abhanden kommt, ist Ehrgefühl, wenn dasselbe mitunter wol auch ein bischen in schroffer knorriger Form auftritt." Der Verfasser ruft uns am Schlusse dieses Stückchens nach Analogie der römischen Lustspieldichter beim Fallen des Vorhangs zu: „Plaudite!" Wir sagen: „Apage!"

5. Vor funfzig Jahren. Roman in drei Bänden von Gustav vom See (G. von Struensee). Breslau, E. Trewendt. 1859. 8. 4 Thlr.

Der Roman beginnt kurz vor dem Tilsiter Frieden im April des Jahres 1807. Er führt uns zunächst nach Breslau, von wo aus wir sodann einen weitern Blick in die traurigen Zustände des damaligen preußischen Landes thun können. Die Gegenden sind überschwemmt mit französischen Truppen, das Land mit Contribution belegt, ängstlich wird jede Bewegung eines patriotischen Gefühls zurückgedrängt, weil ja überall die Angeber lauern. Aber trotz dieser strengen Ueberwachung zeigen sich auch jetzt schon die Spuren einer Bewegung, welche im Jahre 1813 in so helle Flamme und Lohe aufschlagen sollte. Es ist in der That bewunderungswürdig und zeigt von der tiefen Anhänglichkeit der Deutschen an ihr Vaterland und von der zähen Ausdauer ihres Charakters, daß in solchen Zeiten, wo mit eisernem Gewicht die Fremdherrschaft auf dem Volke lastete, schon Keime entstanden, die später so herrliche Früchte tragen sollten. Das Hauptinteresse, was der Leser an diesem Buche nehmen wird, wird wol auch vorzugsweise nur auf den historischen Hintergrund gerichtet sein, indem die handelnden Personen weniger bedeutende Charaktere der Zeit als vielmehr nur Träger gewisser Richtungen und Producte der dichterischen Phantasie sind. Vorzugsweise geht der Haupttrieb von der Jugend und zwar von dem gebildeten Theile derselben aus, darum sind auch daraus ihre Hauptträger gewählt und ihnen gegenüber die Egoisten gestellt, die in einer solchen gärenden Zeit leicht Gelegenheit fanden, ihre Wünsche zu erfüllen. Verfolgungen, Angebereien, Flucht und fortwährende Aufregungen sind im Gefolge solcher Zustände. Von den bedeutendern Persönlichkeiten jener Zeit

kommen nur wenige zur Handlung, wenn man etwa den König Jerôme von Westfalen ausnehmen wolle. Der Verfasser verwendete viel Zeit auf die Darstellung der häuslichen Verhältnisse seiner handelnden Personen, auf ihr persönliches Interesse, darum tritt die große Zeit mit ihren Hauptschlaglichtern viel zu sehr in den Hintergrund und nur hier und da blitzt ein grelles Streiflicht in die Handlung herein, um daraus ebenso rasch wieder zu verschwinden. Das Hereinnehmen von Tagesbefehlen, Proclamationen, officiellen Bekanntmachungen, woran namentlich der dritte Band Ueberfluß hat, ist noch lange nicht hinreichend ein Bild der Zeit wiederzugeben, das zugleich auch auf dichterische Darstellung Anspruch zu machen berechtigt ist. Vor kurzem hatte Hesekiel in seinem Buche „Drei Jahre" ebenfalls den Versuch gemacht, die Befreiungskriege darzustellen; aber darin waren weit mehr lebendige Bilder und Gruppirungen vorhanden als in diesem Buche, das sich durch drei Bände hinzieht, ohne daß die Geschichte so dargestellt ist, daß sie allein durch die Macht ihrer Wahrheit und Größe unser Interesse in Anspruch zu nehmen, oder daß das Interesse an den Personen, die, wenn auch der Phantasie entsprungen, dennoch Hauptträger der Zeit wären, so angeregt würde, daß man über denselben die im Hintergrunde liegende große Zeit vergessen könnte. So wälzt sich aber einförmig das persönliche und stoffliche Interesse langsam und breit dahin und man hat Mühe, bis zum Ende sich durchzuarbeiten.

6. Die Erben von Schloß Ehrenfels. Roman in drei Bänden von Luise Otto. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 3 Thlr.

Dieser Roman zeichnet sich vortheilhaft dadurch aus, daß er nach einem festen, sauber angelegten, bis ins einzelne durchdachten, weit ausschauenden Plane angelegt und durchgeführt ist; er macht dadurch den vollständigen Eindruck eines poetischen Ganzen, das um so mehr bei der großen Zerfahrenheit und Planlosigkeit so vieler neuer literarischen Erscheinungen wohlthuend wirkt. Ueberhaupt läßt sich in diesem Buche, wenn man es mit den vorhergehenden Dichtungen derselben Verfasserin, „Die Grafenkrone" und „Drei Generationen", vergleicht, ein Fortschritt zu einer bessern, abgerundetern Darstellung nicht verkennen, wenngleich Referent auch schon bei Besprechung jener Romane dieselbe vor den andern hervorzuheben Gelegenheit nahm. Freilich hat auch die Construction dieses Romans immer noch Momente wieder hereingezogen, die bei weiterm Fortschritte entbehrt werden mußten. Dahin gehören namentlich diese Zufälligkeiten, die benutzt und angewandt werden, um Personen zu beseitigen, wenn sie anfangen unbequem zu werden; wie im vorliegenden Buch der Tod Leonidas', des falschen Herrn von Sperber: derselbe zieht sich durch einen raschen Sprung aus dem Wagen den Tod zu; dahin gehören ferner alle die kleinen Kunststücke, wie die Rettung des Kindes aus dem Wasser durch Minona und des damit zusammenhängenden Bekanntwerdens mit dem Gutsherrn von Staffelberg, der Vorfall in dem Parke mit dem arabischen Hengste, wo Minona herzueilt und den wild gewordenen Hengst, der ihren Geliebten trägt, einzuhalten sucht und von ihm niedergeschlagen wird. Man versteht recht gut, warum die Verfasserin diese Scene eingesetzt hat, ebenso wie man begreift, warum Clemens von Sperber im Gewächshaus den Brief Ruthard's verlieren und Lydia ihn finden muß; man sieht und bewundert vielleicht den Kunstgriff, durch welchen die Verfasserin sich dadurch Schwierigkeiten bei der Handlung und Schilderung aus dem Wege räumt; aber diese Mittel liegen doch außerhalb einer strengen dichterischen Darstellung, sie sind und bleiben Zufälligkeiten, die gegenüber der nach innerer Nothwendigkeit sich entwickelnden Handlung nicht gleichberechtigt erscheinen. Gern erkennt man übrigens das hübsche Erzählungstalent der Verfasserin an, namentlich auch die Leichtigkeit und das Geschick, mit welcher sie ihre handelnden Personen nach und nach in Scene bringt und das Interesse des Lesers für sie zu erregen versteht, an; aber gerade bei diesem Vorzuge nimmt man es mit ihr nachher auch um so genauer, als sie auch durch ihre gesammte Auffassung des Lebens, durch ihre Menschenkenntniß sich vortheilhaft auszeichnet. Man wird ihr darum die Scene zwischen dem Prinzen und der Lydia (I, 108), wo der Hofmeister des Fürsten hinzutritt, nicht passiren lassen; hier sind die Farben viel zu stark aufgetragen, der Ton, in dem diese Scene gehalten ist, entspricht nicht dem einer gebildeten Gesellschaft, und die Unhöflichkeiten und Grobheiten, die da vorkommen, sind mit dem Charakter der dargestellten Personen nicht vereinbar. Ebenso wenig wird man die Darstellung III, 117, wo Minona am Fenster steht und wo die Sonne untergegangen war: „es zeigte sich nur noch ein schmaler purpurner Streif — es war ein Gedankenstrich mit Rothstift hinter den schwarzen Tannenbäumen", vor dem Vorwurfe der gar zu spielerischen, tändelnden fast geschmacklosen Behandlung vertheidigen können. Auch der Verlust der Familienpapiere, worauf wesentlich der Haupttheil des gesammten Plans ruht, ist von dem Vorwurfe des Zufälligen nicht ganz zu retten, abgesehen davon, daß sich gegen die gesammte Auffassung des Sachverhältnisses von juristischem Standpunkte aus schwere Bedenken erheben. Um juristische Formen sind Frauen überhaupt nicht sonderlich verlegen, wir haben das auch schon einmal bei Julie Burow constatirt und finden im vorliegenden Roman noch eine Menge dergleichen Darstellungen. So gibt uns namentlich die Verfasserin keinen Aufschluß darüber, wie die Commission zur Eröffnung des Testaments plötzlich zu einer Criminaljustiz übergeht, wodurch die Verhaftung sämmtlicher Personen sich rechtfertigen ließe, wie namentlich die Ansprüche der beiden Sperber zunächst nur privatrechtlicher Natur waren, also als solche auch auszutragen waren, wie ferner die Behandlung und das Verfahren des Gerichts bei der Meldung des Todes der alten Frau von Sperber mit der Verhaftung Dorothea's, sodann deren Freilassung und Verhaftung Minona's und auch deren Befreiung wieder mit den wirklichen rechtlichen Normen der Justiz sich vereinbaren lassen. Doch wir wollen das nicht zu hoch anschlagen, ebenso wenig als wir ihr die ungenaue Kenntniß gewisser Gebräuche der katholischen Kirche, wie sich dies in der Sterbescene des alten Gärtners bloßlegt, besonders betonen wollen; nur darauf erlauben wir aufmerksam zu machen, mit welcher Genauigkeit und Pünktlichkeit unsere größten Dichter Goethe und Schiller bei den Studien zu ihren Kunstwerken zu Wege gingen und auch die geringste Kenntniß des kleinsten Details nicht vernachlässigten.

Die Familie Sperber zerfiel in zwei Linien, die eine auf Ehrenfels, die andere auf Tiefensee. Die letztere ruhte nur noch auf zwei Augen; es war dies ein schwächlicher Knabe, Kurt, den die Frau von Sperber auf Ehrenfels, um das Erbe desselben ihren Kindern zuzuwenden, zu einem blödsinnigen Knaben hatte erziehen und ihn nachher in eine Irrenanstalt bringen lassen, aus welcher er jedoch bei einer von der Behörde vorgenommenen Untersuchung als nicht irrsinnig wieder ihr zugeschickt worden war. Die alte Frau von Sperber hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter; der eine ihrer Söhne war katholischer Geistlicher auf einer Mission, derselbe hatte zu Gunsten der Kirche auf sein Erbtheil Verzicht geleistet, der andere war, weil er gegen den Willen seiner Mutter eine Misheirath gethan hatte, nach Amerika gegangen; daselbst war er gestorben und hatte einen Sohn, Clemens von Sperber, hinterlassen. Ihre Tochter war anfänglich an einen Gesandten verheirathet; von demselben aber geschieden, hatte sie den Sänger Valaretto geheirathet und demselben eine Tochter, Lydia, geboren. Beide Aeltern waren ebenfalls todt. Die berechtigten Erben von Ehrenfels waren also: der katholische Missionar, Clemens von Sperber und Lydia Valaretto. Clemens von Sperber hatte auf der Reise von Amerika nach Deutschland bei einem Schiffbruche seine Legitimationspapiere verloren und dieselben waren einem Abenteurer, Leonidas, in die Hände gefallen. Dieser legitimirte sich bei Frau von Sperber mit denselben, welche ihn auch als ihren Enkel anerkannte, indeß der andere sich bemühte, durch anderweitige Zeugnisse, die er einholte, seine

Identität festzustellen. Als Gesellschaftsdame hatte die alte Sperber Minona bei sich, in dieser erkannte der falsche Sperber seine Schwester, ohne daß diese ihn, da er schon früh von Haus weggewesen war, irgendeinen Verdacht gegen denselben hegte. Die Ungewißheit der Lage, in welcher sich Leonidas befand, die Furcht entdeckt zu werden, trieben ihn endlich dahin, daß er sich entschloß, die alte Frau zu berauben, um sich dann mit seiner Beute davonzumachen; er begab sich deshalb in das Schlafzimmer derselben, nachdem er gesehen hatte, daß die Kammerfrau Dorothea zu Minona heimlich gegangen war; die Alte wachte auf, suchte die Oeffnung ihres Pultes zu hindern; Leonidas stieß sie zurück, sie fiel an die scharfe Ecke des Secretärs und verletzte sich so, daß sie alsbald todt dalag. Als nun das Gericht die Sache untersuchte, so wurde, da Leonidas von niemand gehört und gesehen worden war, zunächst Dorothea und sodann Minona verhaftet, aber auch wieder freigegeben. Bei Eröffnung des Testaments erschienen nun zwei Sperber, Leonidas und Clemens und machten ihre Ansprüche geltend; das Gericht nahm sie beide bis zum Austrag der Sache in Haft. Clemens suchte nun die Beweismittel zu vervollständigen und allmählich drang auch die Ueberzeugung durch, daß er der rechte sei. Dadurch wurde die Stellung Leonidas' immer haltloser, er versuchte zu fliehen; er mußte sich vorher seiner Schwester entdecken und Minona half ihm zur Flucht, nachdem er ihr einen Revers ausgestellt hatte, wonach er sich als die Ursache des Todes der Frau von Sperber angab. Leonidas floh; da er aber auf einem Waggon wahrnahm, daß man ihn erkannt hatte, so sprang er, ehe der Zug noch hielt, heraus, kam unter die Räder und starb. Die beiden Erben, Lydia und Clemens, welche sich bereits früher schon liebgewonnen hatten, wurden ein Paar, gaben den Antheil des Missionars heraus und Kurt, vom Leben zurückgestoßen, ging in ein Kloster und vermachte Tiefensee ebenfalls der Geistlichkeit.

Das ist so der Hauptfaden der Geschichte, der aber noch durch mancherlei Episoden, wie durch die Geschichte Lydia's, Minona's u. a., mannichfach erweitert und umgestaltet wird. Einige Scenen, wie z. B. im zweiten Bande, wo Leonidas in seinem Schuldbewußtsein geschildert wird, wie ihn sein Gewissen aufjagt, aber ihn dadurch gerade zu einer neuen Frevelthat hintreibt, ist von drastischer Wirkung, während andere wieder, wie z. B. die Scene, wo Lydia nach Tiefensee gekommen ist, in dem Schlosse umhergeht, ohne daß sie weiß, wo sie ist und daselbst den Hut des Vicars Alberti in jugendlichem Muthwillen aufsetzt, als unmotivirte Effecthascherei erscheinen. Im allgemeinen beruht die ganze Wirkung des Romans mehr auf der Aufeinanderfolge von Situationen, die das Interesse des Lesers rege erhalten, als auf einer durch die Entwickelung der Charaktere fortschreitenden Handlung. Fast alle Charaktere sind feste Figuren, die sich gleichbleiben bis zu Ende, also eine Entwickelung in sich in dichterischer Weise nicht vollständig darbieten. Es sind, wenn man in einem Gleichnisse reden wollte, Figuren mit bestimmten Typen, die in die mannichfachsten Combinationen und Variationen zueinander treten, dadurch ein buntes Wechselbild verschiedener Gruppen gewähren und sich endlich auch nach dem bestimmten Plane festsetzen und ihre Rollen ausspielen.

7. Geld und Talent. Ein Roman von Luise Ernesti. Drei Theile. Leipzig, Costenoble. 1860. 8. 4 Thlr.

Der Roman dehnt sich durch drei Theile aus; anfangs hat man deshalb Mühe sich hindurchzuarbeiten, indem namentlich die Exposition des ersten Theils, welche vorzugsweise der Geschichte des Onkels, des reichen Majoratsherrn, Grafen von Lingen gewidmet ist, fast den ganzen ersten Theil ausfüllt, ehe die eigentlichen Träger der Grundidee zur Handlung kommen. Graf Lingen war der letzte seines Stammes, es galt ihm deshalb vor allem darum, männliche Nachkommen zu erhalten, um sein Majorat nicht auf eine Seitenlinie kommen zu lassen; der Graf heirathet, aber er erreicht seinen Zweck nicht; er läßt sich scheiden und freit um die jüngere Schwester seiner Frau; doch diese weigert sich und wir begreifen wol warum, wenn wir auch an dem Zartsinn des Grafen etwas irre werden; er nimmt sich nun eine andere, diese gebiert ihm zwar Knaben, aber sie sterben und endlich stirbt sie auch; aus einer dritten Ehe, die der Graf nun eingeht, erhält er nur ein Mädchen, indeß die Mutter in das Irrenhaus kommt. Die beiden nächsten Verwandten sind nun Alexander von Hohenthal und Walther von Passenberg. Beide beschäftigen sich mit Kunst und Literatur. Der Hohenthal ist zwar Förster, aber dabei modellirt er und dichtet; er stellt jetzt noch das Talent dar ohne Geld. Der Walther von Passenberg hat übrigens weder Talent noch Geld, er ist nur ein widrischer Intriguant, der das Interesse seines Onkels zu erschleichen sucht, um dadurch sein Erbe zu werden; aber der Onkel hält nicht viel von dem Verstande seines Neffen, er wirft ihm vor, „er besitze Eitelkeit und verschrobene Phantasie", und der Neffe sagt vom Onkel: „Er war stets ein Teufel! wird er mich auch mit seinen Krallen fassen?" Es herrscht überhaupt ein eigener Ton in dem Verkehr zwischen beiden; es tritt mitunter die ordinäre Gesinnung beider so sehr zu Tage, daß man aufhört für solche Charaktere Interesse zu finden. Gegen Ende des ersten Theils wird zwar der Gang der Handlung etwas belebter, es hält sich mehr die Entwickelung an die Gruppirung der Hauptfiguren; aber auch hier wird unsere Theilnahme für dieselben keine gehobenere, weil größtentheils die Personen schlechte Menschen sind und weil selbst der Hauptcharakter, Alexander von Hohenthal, ein so schwankender, unzuverlässiger Mensch ist, daß man eher Mitleid mit ihm haben als sich für ihn interessiren könnte. Er verläßt seine Jugendgeliebte, läßt sich durch den Grafen in ein Verhältniß zu einer ehemaligen Maitresse des Erbprinzen verlocken, ist schon im Begriff, dieselbe zu heirathen, als die Jugendgeliebte Ludmilla erscheint, und ihm über Olga, seine Braut, Aufschlüsse ertheilt; da stürzt er fort in die Welt, ohne Geld. Nun hilft ihm sein Talent, er schreibt Bücher, diese machen Glück; er wird von einer Verwandten zum Miterben eines großen Vermögens eingesetzt, unter der Bedingung, daß er Karoline, ebenfalls eine Verwandte, heirathe; er leistet aber Verzicht und heirathet dennoch Karoline, die ihm schon vor der Ehe „mein theurer Gatte" genannt hat. Nun beginnt die Schilderung einer unglücklichen Ehe, es kommen Scenen vor; er gesteht nach vier Wochen, daß ihn seine Frau zum elendesten der Menschen gemacht habe; er sucht ihr zu entfliehen, macht Reisen in den Orient, die Frau ihm nach, und so geht es denn nun doch wieder zusammen, bis die Frau endlich stirbt; Hohenthal kehrt zurück und nun kommt die Jugendgeliebte, Ludmilla, an die Reihe. Das Heirathen und Verloben spielt eine Hauptrolle in diesem Buche. Der Graf Lingen war schon dreimal, wie wir oben gesehen haben, verheirathet, er schließt auch noch die vierte Ehe; Hohenthal war zweimal verlobt und hat zweimal geheirathet. Am besten versteht dies jedoch Olga: sie ist anfänglich die Maitresse des Erbprinzen, sie hätte sich auch mit demselben heimlich trauen lassen, aber der Pfarrer war nicht zu Haus. Nun wird sie die Braut Hohenthal's, warum sie dessen Gattin nicht wird, wissen wir bereits; darauf heirathet sie den Obermedicinalrath Wangenheim und unterhält während dieser Ehe ein Verhältniß mit Walther von Passenberg. Nach dem Tode ihres Mannes lebt sie mit Walther, obgleich dieser bereits die einzige Tochter des Grafen Lingen geheirathet hat. Walther wird wahnsinnig, ermordet seine Frau und lebt noch viele Jahre im Irrenhause. Olga heirathete nun einen Engländer; nach zweijähriger Ehe abermals Witwe, zieht sie nach Paris und verheirathet sich dort mit einem „reichen jungen Marquis". Auch der alte Registrator Sebaldus und Brigitta geben ein Paar, und Freiereien und Anträge kommen noch in Menge vor. Besonders bezeichnend für die gemeine Gesinnung Olga's ist die Scene, wo sie, nachdem Hohenthal erfahren hat, wer sie ist, sich durch ihre Mutter dem Onkel als Frau antragen läßt.

Wir haben schon früher die Verfasserin aus andern kleinen Erzählungen zu ihrem Vortheil kennen gelernt und es will uns bedünken, als wenn solche mehr für ihre Feder sich eigneten als dieser groß angelegte Roman, in welchem Verhältnisse und

Personen ihr über den Kopf wachsen und die Charakteristik sich nicht selten in reiner Aeußerlichkeit verflacht. Der Dialog ist vorherrschend breit und gedehnt, obschon sich Spuren ursprünglichen Talents und gute Absicht nicht verkennen lassen. 23.

Zur Skandalliteratur.

Friedrich Steinmann hat allen denen, welche die Echtheit der von ihm herausgegebenen Heine'schen „Dichtungen“ in Zweifel ziehen zu müssen glaubten, eine derbe Broschüre unter dem Titel: „Der Froschmäusekrieg wider H. Heine's Dichtungen“ (Amsterdam, Gebrüder Binger, 1861), an den Kopf geworfen. Solche leider gerade in Deutschland häufig auftauchende Publicationen zu lesen und zu besprechen, ist nicht sehr angenehm, ebenso wenig als es angenehm ist, zufällig in eine zankende und tobende Gesellschaft zu gerathen; aber sie sind der Form wie dem Inhalt nach als Symptome einer im stillen fortwuchernden sittlichen, socialen und literarischen Fäulniß nicht unwichtig und verdienen daher näher ins Auge gefaßt zu werden. Die Tonart, aus der das Ganze geschrieben ist, kennzeichnet die Vorrede, in der es unter andern heißt: „Ein hamburger Schofelblatt soll nach einer Zeitungsnotiz mich zu einem «Schreiber Heine's in Paris» gestempelt haben, welches mir zugedachte Amt ich nach acht Tagen «aus gewissen Gründen» wieder verlassen hätte. Gegenüber einem jeden, der mich kennt, enthalte ich mich jeder Bemerkung über diese Infamie; wer Pech anrührt, besudelt sich. Auch noch andere Organe der Klatsch- und Skandalpresse sollen außer den in vorliegender Broschüre beleuchteten (wovon ich nur dadurch Kenntniß erhielt, daß man sie unter Kreuzband zugesandt) aus bibliopolischen Interessen gegen mich und die Verleger in Bewegung gesetzt sein. Specielleres darüber ist mir fremd geblieben, da ich der Winkelblattlectüre fern stehe. Der Mittelpunkt des ganzen Gewebes, der Sitz der Spinne, welche die Fäden ihres Netzes an die Klatschblätter anknüpft, ist übrigens jedermann bekannt.“

Jedermann? Nun unsere naturgeschichtlichen Kenntnisse reichen wahrlich nicht so weit, um von jener Spinne, von welcher Steinmann hier spricht, etwas Genaueres zu wissen; wir für unsere Person haben immer gegen Spinnen, namentlich wenn sie uns in Gestalt einer skandalösen Broschüre über die Hand krochen, eine starke Antipathie gehabt; ein zärtliches Verhältniß mit Spinnen haben wir daher nie angeknüpft, ebenso wenig als diese Spinnen die Fäden ihres Netzes an uns. Dabei wissen wir aber, daß auch die Spinnen im allgemeinen Haushalt der Natur ihr Gutes haben, indem sie gemäß dem in der Thier- wie in der Menschenwelt herrschenden permanenten Kriegs- und Auffressungszustande auch allerlei unnützes Geschmeiß verspeisen. Gehen wir jedoch in der Deutungskunst nicht fehl, so versteht Steinmann unter dieser uns alle umstrickenden Spinne den Originalverleger der Heine'schen Schriften, Herrn Campe in Hamburg, wie dies auch die gegen Steinmann und seine amsterdamer Verleger angeblich in Bewegung gesetzten „bibliopolischen Interessen“ vermuthen lassen; denn an der ganzen hochverrätherischen Intrigue könnte ja doch nur derselbe Herr Campe ein „bibliopolisches“ Interesse haben. Wahrscheinlich nimmt Steinmann an, daß Herr Campe, überaus und bis zum Exceß freigebig, wie er namentlich gegen Schriftsteller sein soll, uns Kritikern und Redacteuren sämmtlich die Hände vergoldet und zu diesem Zwecke allen Gewinn, den er bisher aus dem Verkauf der Heine'schen Schriften gehabt, darangesetzt habe, um uns in sein „bibliopolisches Interesse“ zu ziehen; oder daß wir Schriftsteller den deutschen Buchhändlern so erschrecklich viel Dank schuldig seien oder zu ihnen selbst jetzt noch, wo Rußland seine Leibeigenen in Masse freiläßt, in einem derartigen Hörigkeits- und Abhängigkeitsverhältniß stehen, daß der Besitzer irgendeiner Buchhandlung in Meseritz oder Buxtehude oder Posemuckel nur zu pfeifen brauche, um alle Schriftsteller an den entferntesten Punkten Deutschlands für sein „bibliopolisches“ Interesse als Freischar gegen diese oder jene zweifelhafte Publication auf die Beine zu bringen, damit sie sich für seinen posemuckelschen Verlag, der sie gar nichts angeht, mit groben Gesellen herumschlagen.

Was die von Steinmann herausgegebenen zwei Bändchen Heine'scher „Dichtungen“ betrifft, so haben wir unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß das Meiste darin zwar schlecht (insofern es Heine'sche Jugendversuche und spätere Papierschnitzel sind), aber auch echt sei; daß einiges unecht zu sein scheine, indem namentlich früher und besonders von Commilitonen Heine's manches Nachgemachte unter dessen Firma in Umlauf gesetzt worden sein möge, daß aber auch einzelnes, wie besonders die Gedichte „Aus der Matratzengruft“ und vor allem die genialen „Eisenbahnbilder“ zu den originellsten Hervorbringungen des Heine'schen Geistes zu zählen seien. Das angebliche Nachlaßwerk „Berlin“ ist dagegen laut der eigenen Steinmann'schen Vorrede, in der er übrigens, wenn auch in ungehörig höhnischer Weise der Kritik das Recht zugesteht, das Echte vom Unechten zu sondern, dem Dichter des „Buch der Lieder“, was sich bei der Miserabilität des Ganzen im Grunde von selbst versteht, nur untergeschoben, zwar wie Steinmann versichert nur partienweise, indem ihm für andere Partien Heine'sche „Brouillons“ zur Verfügung gestanden hätten, wie aber die Kritik fast einstimmig erklärt hat, ganz oder doch ziemlich ganz. Selbst das londoner „Athenaeum“ ist der Ansicht, daß an diesem „Berlin“ nicht eine Zeile von Heine herrühre und daß das Ganze eine der erbärmlichsten, zur Ablagerung persönlicher Antipathien zurecht gemachten und sich dadurch an Heine's Andenken versündigenden Mystificationen sei, von denen man je gehört habe. Will nun Steinmann so dreist sein zu behaupten, daß auch dieses londoner, gänzlich außer der Schußlinie der Steinmann'schen Invectiven stehende Blatt zur „Klatsch- und Skandalpresse“ gehöre und etwa auf Besoldung, will sagen Bestechung, im „bibliopolischen Interesse“ eines deutschen Verlegers arbeite? Daß an solchen Verurtheilungen und Behauptungen wie die des londoner „Athenaeum“ auch die ernsteste, in einem solchen Falle nur zu gerechtfertigte sittliche Entrüstung ihren Antheil haben könne, davon scheint freilich ein Schriftveröffentlicher wie Steinmann keinen Begriff zu haben.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte der vorliegenden Flugschrift. Zuvörderst stoßen wir auf eine Correspondenz, die Steinmann mit dem Buchhändler Campe in Betreff seiner diesem angebotenen, später (1857) im Kober'schen Verlage in Prag erschienenen Schrift über H. Heine geführt. Es sind vier Briefe Campe's aus dem Jahre 1856, welche Steinmann hier „diplomatisch getreu“ hat abdrucken lassen. Es ist freilich ein etwas seltsames Verfahren, Geschäftsbriefe so ohne weiteres — denn schwerlich wird Steinmann doch die Genehmigung Campe's dazu eingeholt oder dieser sie ertheilt haben — der Oeffentlichkeit preiszugeben; indeß hat die Indiscretion in Betreff solcher Veröffentlichungen jetzt in Deutschland überhaupt einen Höhepunkt erreicht, der kaum noch überschritten werden kann. Die öffentliche Moral, erschüttert wie sie ist, legt hierin keinen Zwang auf; jeder kann sich die Freiheiten nehmen, die er sich nehmen will; der zunächst Betroffene ärgert sich zwar, aber das Publikum hat sein Amusement und auch zuweilen einige Belehrung, der Veröffentlicher aber das Gefühl der Genugthuung und Selbsthülfe davon, und letzteres ist die Hauptsache. In dem ersten Briefe vom 7. März 1856 ersucht Campe den münsterschen Schildknappen Heine's, seine Publication nicht zu übereilen. „Ich glaube“, schreibt Campe, „Sie finden keinen, der wie Sie in «freier» Stellung sich befindet oder eine so lange Bekanntschaft gepflogen. Ferner kommt in Betracht, daß Heine seit 1831 in Paris lebt und dem deutschen Literaturleben in dieser Beziehung entrückt ist. Detmold ist zu faul, Dr. Christiani ebenfalls, andere sind todt. Laube, dem es vor zehn Jahren bei Heine's Todesnachricht in den Fingern krabbelte, ist Theaterdirector in Wien. Daher bitte ich um eine sorgfältige und fleißige Arbeit.“ Ferner heißt es darin: „Sie sprechen von einer Viersilbergroschenausgabe (der Heine'schen Werke) — toll müßte ich sein, wenn ich mich dazu verstände — das ist eine

Ausgabe für meinen jetzt zehnjährigen Sohn, wenn er dereinst Chef und Leiter des Geschäfts geworden und ich nicht mehr vorhanden bin..... Wenn die Zeit auch Moderationen gegen vormalige Bücherpreise verlangt, so kostet mich die seit 1837 erworbene Gesammtausgabe über 100000 Franken, die ich bei 4 Sgr. nicht wiedergewinnen würde Ich ließ diese Ausgabe ruhen, weil die vielen Verbote und Beengungen mir den Markt auf eine empfindliche Weise beschränkt haben. Um nichts zu verpuffen, ließ ich sie ruhen. Jetzt denke ich, der todte Heine — ist nicht mehr gefährlich." Weiter bemerkt Campe: „Noch muß ich Ihnen mittheilen, daß Heine seinerzeit Ihren Rothschild auf meinem Tische fand. Er bat ihn sich aus und behielt ihn, nie habe ich ihn zurückerhalten. Ich vermuthe, daß er dem Hrn. von Rothschild ein Präsent damit gemacht hat." Der hier erwähnte Rothschild ist die Steinmann'sche Schrift „Das Haus Rothschild", die später neu gearbeitet und zu zwei Theilen erweitert bei Kober in Prag erschien.

Folgenden in mehrfacher Hinsicht interessanten Brief lassen wir hier vollständig abdrucken:

„Hamburg, den 8. März 1856.

Verehrter Herr!

„Gestern Abend las ich das Manuscript bis Pagina 8 und kann nicht leugnen, daß diese Lectüre mich in meinen Erwartungen sehr herabgestimmt hat. Sie sagen in diesem Raume nur, was jeder aus Heine's Schriften excerpiren kann, durchaus nicht dessen, was außer Heine's eigenen Aeußerungen liegt. Und wie stellen Sie die Verhältnisse dar — «Juden Junge», «Handel mit alten Hosen». Das ist burschikos und nicht edel gesagt.

„Berücksichtigen Sie doch, daß die Juden in allen literarischen Dingen mehr als die Christen sich betheiligen, namentlich bei einem Autor, der aus ihrer Fraction hervorgegangen ist. Eine solche Bemerkung verletzt die Leser und die Folge wäre dafür, Ihr Buch fortzuwerfen.

„Ueberhaupt betrachten sich die Juden nur als die besiegte Partei — sie fühlt sich berechtigt und macht Ansprüche.

„Und ich, der ich frei und unparteiisch als unbefangener Beobachter stehe, habe die Observanz tausende von malen zu machen gehabt, wie die Juden rasch und scharf das Richtige einer Sache erfassen, sich für einen Autor interessiren — während die Indolenz der andern Partei es mehrere dreißig mal hören muß, um dafür erweckt zu werden. Ueberhaupt die Energie und Rüstigkeit dieses Volks kann kein aufmerksamer Mensch verkennen.

„Doch sind sie leicht zu verletzen, namentlich dadurch, wenn man den «Juden Jungen» oder dergleichen ihnen vorhält. Dem Bruder Salomon Heine's, Henry Heine, sagte ich, als Salomon gestorben war: H. H. habe sein Leben beschrieben und ihm ein Denkmal gestiftet, das allen Marmor u. s. w. überböte. «Ach Gott», sagte er, «nun wird er wieder die ledernen Hosen vorführen — das darf nicht geschehen.» Das Buch ist in der That von der Familie unterdrückt worden. Und Sie debutiren damit schon auf den ersten Seiten!

„Heine's Mutter — eine Frau in den Achtzigern — lebt noch und besitzt alle Geisteskräfte. Auch seine Schwester, Madame Emden, lebt hier. Diesen mag ich das Manuscript nicht zur Erweiterung vorlegen, sie jagten mich damit zum Teufel, sähen sie ein solches Wort. Also mehr Delicatesse!"

Es ließen sich an diesen Brief manche Betrachtungen knüpfen, die aber so nahe liegen, daß der Leser sie sich selbst machen kann.

Das folgende Schreiben Campe's enthält einiges Anziehende über Heine selbst. Zuvörderst gedenkt Campe seines Testaments mit folgenden Worten: „Es ist in französischer Sprache und mit überraschender Klugheit geschrieben. Seine Frau ist Universalerbin (ohne irgendwelche Legate). Sein literarischer Nachlaß, kurz alle Briefe und Papiere sollen sorgfältigst gesammelt und gut verwahrt an L. Emden hierher gesandt werden. Die Herausgabe der Werke soll Dr. Christiani besorgen und überwachen, daß nichts Fremdartiges sich einschleicht. Mir soll man keine Schwierigkeiten bereiten, wenn ich aus buchhändlerischen Rücksichten eine Abänderung beanspruche; das Testament ist vom November 1851 datirt." Weiter bemerkt Campe, daß der Nachlaß zur Zeit noch in den Händen der Witwe Heine's ruhe und fährt fort: „Die Frau versteht kein deutsches Wort, «Teufel» habe ich sie einmal sprechen hören; ich machte ihr mein Compliment über die wirklich vortreffliche Aussprache, sie sagte: «Ce le seul mot que j'ai appris.» Als ich weiter fragte, wie es käme, daß sie gerade dieses Wort so gut und richtig aufgefaßt, antwortete sie auf Heine zeigend: «car il le dit si souvent»." Campe äußert weiter, es sei möglich, daß eine Selbstbiographie sich finde; Memoiren seien jedenfalls vorhanden; die „Geständnisse" im ersten Bande der „Vermischten Schriften" habe Heine selbst ihm als „Vorläufer" seiner Memoiren bezeichnet. Dann heißt es im Campe'schen Briefe weiter: „Betrachte ich diese Thatsachen, ferner, daß er nicht müßig sein konnte, Arbeit allein sein Zeitvertreib war, und mit Vorlesenlassen wechselte, so schließe ich auf einen beträchtlichen Vorrath, den sein Nachlaß birgt. In dieser Muthmaßung werde ich mich schwerlich täuschen, denn er schaffte während der Krankheit viel rascher, als in gesunden Tagen, wo er oft ungern sich an den Schreibtisch setzte. Alles lag fertig und geordnet in seinem Kopfe, wovon ich ein merkwürdiges Beispiel besitze, das ich später mittheilen kann, das zu Bestätigung Schwablewopsky, im «Salon», das ist Heine's Geschichte" u. s. w.

In seinem vierten Schreiben vom 8. December 1856 entschuldigt sich Campe zuvörderst, daß er ihm den Anfang des Manuscripts erst heute remittire mit dem Bemerken: „Es hatte sich versteckt, und erst zufällig (!) fand ich es auf und sende es Ihnen sogleich." Dann kommt er auf die Geschichte mit der Schrift Steinmann's über das Haus Rothschild zu sprechen: „Sie wissen, Ihren Rothschild erwarb ich im Jahre 1843 oder 1844. Heine lieh ihn von mir und bat, ihn nicht zu drucken. Wahrscheinlich aus Rücksichten für diese Leute, mit denen er auf freundlichem Fuße stand. Die, wenn sie ein großes Geschäft machten, und einschlug, Heine gelegentlich meldeten: sie hätten ihn mit so viel u. s. w. bei dieser Speculation betheiligt, das Ergebniß von so und so viel sei das und das; gaben ihm die Verkaufrechnung über seinen Antheil und zahlten die ihn treffende Quote. Sie sehen daraus, daß Heine wol Ursache hatte, sich diese Herren zu Freunden zu erhalten, und so geschah es, daß Ihr Manuscript zwar von mir gekauft, aber unbenutzt geblieben ist." Folgt die naive Frage: „Hat dieses ungedruckte Manuscript noch Werth für Sie?" und ein Schwall von Klagen über die „Scribler", welche Heine zu tadeln wagten: „Menschen, die nicht werth sind ihm die Schuhriemen zu lösen, diese Pygmäen, wagen sich an den Riesen." Schmidt, der ein Buch über Heine geschrieben, wird ein..... oder ein „Trappistenmönch" genannt u. s. w.

Nachdem Steinmann sich der Campe'schen Briefe entledigt, berichtet er in seiner Schrift, daß der große eingebildete Heine'sche Nachlaß im Laufe der Zeit zu einem kleinen Bändchen von zehn Bogen zusammengeschrumpft sei, für welches die Witwe Heine's an Honorar die Kleinigkeit von 30000 Francs gefordert habe; von den so ersehnten Memoiren habe sich keine Spur gefunden. Hierauf geht er zu der bekannten Erklärung Gustav Heine's, seiner Gegenerklärung und dem kurzen Briefwechsel zwischen beiden über. Doch ist diese Partie der Schrift zu langweilig, um uns hier näher darauf einzulassen. Im ganzen bezeichnet Steinmann Gustav Heine's Erklärung, wonach die von Steinmann herausgegebenen Heine'schen Dichtungen unecht seien und er, Gustav Heine, sich im Besitz der Heine'schen Memoiren befinde, als „sinnloses Geschwätz". Steinmann behauptet, Heine habe solche Memoiren (von deren Vorhandensein übrigens Campe überzeugt zu sein erklärt) gar nicht geschrieben, und richtet an Gustav Heine die Frage: „Warum haben Sie dieselben nicht längst herausgegeben? Oder beabsichtigen Sie vielleicht zu Ihrer bessern Conservirung und Schmackhaftigkeit sie gleich Schweinswurst und Schinken einzupökeln und zu räuchern?" Steinmann

lebt nämlich im Schinkenlande, in Westfalen, und da lag ihm dieser schmackhafte Vergleich allerdings nahe.

Steinmann erhebt sich dann mit westfälischer Ungeschlachtheit gegen die „Klatsch- und Skandalpresse, deren Göttinnen und Grazien die Gemeinheit und Infamie sind", gegen die Journalisten, die fortwährend ihre Waare anbieten: „Kaufen Sie Roß- und faule Aepfel?" Er führt dann fort: „Die Zahl derer, welche diesen Faulapfelhandel cultiviren, ist seit jener Zeit (1848) in Deutschland von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen, und rekrutirt sich besonders aus abtrünnigen Abkömmlingen aus Abraham's Samen; denn dieser Plebs excellirt in der periodischen Presse Deutschlands durch die obgemeldeten Vorzüge, und die Journale und Blätter, deren Redacteure, Mitarbeiter und Correspondenzfabrikarbeiter sie sind, unterhalten ein wohlassortirtes Lager dieser duftenden, schönen, überreifen Frucht und werfen damit nach allem, was ihnen in den Wurf kommt.... Wo statt Wissens der Witz seine Funken sprüht, da übersieht man, besonders wenn es nur Unterhaltung gilt, nachsichtig die Mängel; aber wo statt Witzes die Gemeinheit sich zu Tische setzt und statt Champagners mit Mistjauche regaliren will, wie eine bereits nicht geringe Zahl periodischer Blätter, die berliner «Volkszeitung» und ihre sogenannten Redacteure und Klatschkrämer an der Spitze, fort und fort nur des Skandals halber schreiben und drucken läßt, weil sie nichts anderes zu bringen weiß in ihrer sonstigen Schriftdürftigkeit, oder mit dem allerirrelevantesten Getrātsch fortwährend zu unterhalten wähnt, wie z. B. mit dem Thema ohne Ende von «maltraitirten» Judenjungen, die man ihrer Zudringlichkeit wegen dahin transportirt hat, wohin sie gehören, d. h. vor die Thür, mit der erbaulichen Geschichte von ihrem Glaubensgenossen, den ein leipziger Polizist mit den Titel «jüdischer Schlingel» beehrte, die den Großherzog von Toscana, der unlängst als Trauergast des Königs am berliner Hofe weilte, einen «weggejagten Erzherzog» schalt, mit dergleichen Dreck um sich wirft und ihre Spalten füllt, da ist es hoch an der Zeit, sich von solcher Zeitgeschichtschreibung endlich abzuwenden und den Eigenthümern der «Volkszeitung» und anderer ähnlicher «Organe» zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter!" In diesem Tone geht es fort gegen jene „noble Sorte" von Vertretern der periodischen Presse, „die aus vormals alttestamentarischen Schriftgelehrten und Pharisäern unserer Tage besteht. Im Beginn ganz vereinzelt aufgetreten, wächst ihre Zahl und ihr Terrain von Jahr zu Jahr und bildet gegenwärtig eine Coterie durch die ganze periodische, sowol Zeitungs- wie literarische Presse Deutschlands, Kopf an Kopf für einander einstehend zu gegenseitiger Hülfe, fest und unlösbar, und duftend gleich einem polnischen Weichselzopf der Polackei." Es ist dies eine Rotte, „welche für Geld gegen und für den Teufel die Feder führt". Steinmann stellt eine „biographische Porträtgalerie dieser Mitarbeiter im journalistischen Weinberge Deutschlands" in Aussicht, damit der „großen deutschen Nation" endlich die Augen geöffnet werden.

Dann fällt Steinmann über Kühne her, von dem er sagt: „Sein Princip ist das der Principlosigkeit, seine Farbe die farbloseste, das ganze Blatt ein Heringssalat ohne Hering." Unter diesem Blatte ist die „Europa" gemeint, die einen „weltstürmenden" Angriff auf Heine's „Dichtungen" gemacht; nur schade, daß Kühne seit Jahren nicht mehr Eigenthümer und Redacteur der „Europa" ist und unsers Wissens gar nicht mehr für die „Europa", sicherlich aber keine Feuilletonnotizen schreibt. Wenn man gegen einen Autor Beleidigungen ausstößt, wie dies hier auf zwei oder drei Seiten gegen Kühne geschieht, so muß man doch zuvörderst gewissenhaft genug sein, sich genau davon zu unterrichten, ob er auch wirklich das geschrieben hat oder geschrieben haben kann, wovon man sich verletzt fühlt. Sodann wendet er sich mit womöglich noch stärkern Beleidigungen höhnend gegen einen hamburger Schriftsteller, A. Str. (Strodtmann), der sich in einigen hamburger „Winkelblättern" gegen die von Steinmann herausgegebenen Dichtungen Heine's erklärt hatte, wobei Steinmann das „wahre Factum" berücksichtigt wissen will, „daß ein gewisser hamburger Verleger auf dieses Geisteswerk durch Notizzettel an die deutschen Buchhandlungen aufmerksam machte und zugleich die Zusendung eines Exemplars des betreffenden Blattes in Aussicht stellte". Eine Zeitungsnotiz, wonach Campe diesen A. Str. zum Herausgeber einer Gesammtausgabe der Werke H. Heine's ausersehen habe, veranlaßt Steinmann zu dem Ausrufe: „Eine ominöse Wahl! Gott segne seine Studia! Wie würde Heine dieses Subject, dem der Verleger seine Werke überantwortet hat, geiseln nach Verdienst." Endlich gedenkt er noch eines „anonymen Artikels aus der Feder G. Heine's" in Nr. 313 der wiener „Presse", worin die Heine-Steinmann'schen Dichtungen „wahrhaftiger Schund" genannt werden. Steinmann sagt: „Ich vermerke blos diese neuesten Bereicherungen unserer ästhetischen Ausdrucksweise durch dieses Blatt." Doch was will diese Bereicherung sagen gegen die Bereicherungen, womit Steinmann unsere „ästhetische Ausdrucksweise" bereichert hat, wie „Mistjauche", „stinkender Klatsch", „Dreck", „Roßäpfel"? Auch hier wiederholt sich das alte Wort vom Splitter in des Nachbars und vom Balken in dem eigenen Auge, die alte Erfahrung, daß Leute, die in der Grobheit excelliren, von andern am wenigsten vertragen können.

Inzwischen hat Steinmann in demselben amsterdamer Verlage zwei Bändchen Heine'scher Briefe erscheinen lassen, die allerdings den Stempel der Echtheit an sich tragen. Drei weitere Bändchen sollen nachfolgen. Vielleicht eignen sie sich, um ihre Besprechung als einen weitern Artikel unserer Betrachtung „Deutsche Dichterbriefe" anzufügen. H. M.

Der General Geismar.

Biographie des Generallieutenants Reichsfreiherrn Friedrich Kaspar von Geismar. Münster, Theissing. 1860. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wahrscheinlich durch die Familie des verstorbenen Generals von Geismar veranlaßt, erscheint hier eine leider nur skizzenhafte Biographie dieses Feldherrn. Wir hätten sie im Interesse seines Gedächtnisses, wie der Familie selbst, ausführlicher gewünscht, denn wir erfahren dadurch wenig mehr als die äußern Umrisse seiner Laufbahn, fast nur, was das „Conversations-Lexikon" enthält und in derselben Anordnung. Vorangestellt sind einige Notizen über das uralte in Hessen angesessene Geschlecht derer von Geismar. Friedrich Kaspar von Geismar wurde am 12. Mai 1783 auf dem älterlichen Gute Severinghausen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in dem adelichen Convict von Münster und trat, kaum 15 Jahre alt, in österreichische Dienste, welche er im Jahre 1804 verließ. Auf einer Reise im Orient wurde er mit dem russischen General Anrep bekannt, der ihn bewog, in russischen Kriegsdienst zu treten. Er kam zu dem sibirischen Grenadierregiment, das gerade auf Korfu stand, und wohnte 1805 der hier vorbereiteten Expedition nach Neapel bei. In dem folgenden Türkenkriege fand er schon Gelegenheit, sich glänzend auszuzeichnen, seine Dienste wurden aber wenig anerkannt, sodaß er 1811 den Abschied nahm. Der Feldzug von 1812 führte ihn wieder zum Heere; in den Feldzügen von 1813 und 1814 machte er sich als kühner und geschickter Parteigänger bekannt. Die Stadt Weimar verdankte ihm ihre Rettung vor den sie nach der Schlacht von Leipzig bedrohenden Franzosen und wir lesen ein Gedicht, das ihm am Jahrestage der Befreiung von jungen Damen überreicht wurde. Sein Streifzug im Jahre 1814 ist nur flüchtig berührt, und derselbe verdient gerade besonders hervorgehoben zu werden. (Vgl. Nr. 35 d. Bl. f. 1854.) Auch jetzt wurde ihm noch nicht die gerechte Anerkennung; erst im Jahre 1820 avancirte er zum General. Bei der Truppenrevolte von 1825 gegen den neuen Kaiser Nikolaus warf er das Regiment Tschernigow nieder, das sich den Rebellen anschließen wollte. Beim Ausbruche des Türkenkriegs 1828 rettete er Bukarest vor den Türken, die es plündern und einäschern sollten. Zum Dank dafür überreichten ihm die Walachen einen Degen, dessen Griff und Scheide von Gold mit Diamanten

besetzt, die Klinge aber diejenige war, welche einst der Patriarch im Jahre 325 Konstantin dem Großen übergeben, als dieser sich zum Christenthum bekannte. Die Echtheit der Klinge soll durch glaubhafte Urkunden nachgewiesen sein, wir lassen das dahingestellt; das Kreuz mit der Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen“, in griechischer Sprache, fehlt wenigstens auch dem Stahle nicht. Geismar's berühmte Waffenthat von Bojeleschti, mit 3000 Mann nur Infanterie, gegen das Heer des Paschas von Widdin und die Erstürmung des türkischen Lagers — in der Kriegsgeschichte bekannt genug — brachte ihm endlich die Ernennung zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers; er rettete durch eine neue energische Waffenthat die Armee, die sich in übelster Lage befand, vor dem Angriffe des Paschas von Skutari, der den Frieden von Adrianopel nicht anerkennen wollte. Der Besuch der Heimat im Sommer 1830, wo er festlich empfangen wurde, ist ausführlicher erzählt, besonders die Ehrenbezeigungen werden geschildert, die ihm die Stadt Ahlen erwiesen. Von dem wohlgemeinten Gedicht, das ihm eine der obligaten zwölf weißen Jungfrauen vortrug, theilen wir nur den Schluß mit:

> Mit Paskewitsch von Eriwan, dem Reußen,
> Theilt Wodan's Göttermahl
> Der Balkansfürst Diebitsch, der Stolz der Preußen,
> Und — Geismar, der Westfal.

Weniger Glück hatte Geismar bekanntlich im polnischen Kriege, obgleich ihm auch hier die Anerkennung seines Feldherrntalents auf dem Schlachtfelde nicht versagt blieb. Eine Zeit lang wurde er zwar wegen der ihm zur Last gelegten Unfälle abberufen, kehrte aber, nachdem er sich beim Kaiser gerechtfertigt hatte, bald zurück und nahm noch ruhmvollen Antheil an der Erstürmung von Warschau. Der Kaiser schenkte ihm dann eine Herrschaft in Polen als Majorat für seine Familie.

Für die letzten Jahre Geismar's weicht unsere Biographie von den bisherigen Angaben ab, indem sie genau die Commandos aufführt, welche Geismar im Frieden geführt, und seinen Todestag statt 1850 auf den 10. Mai 1848 setzt. Der Verfasser, wie uns bedünken will ein geistlicher Herr, hat gewiß die richtigen Notizen aus der Familie; er schließt seine kleine Schrift mit einer sehr vortheilhaften Charakteristik seines Helden, von dessen Familienleben er uns aber doch wenigstens die Namen der Frauen in seinen beiden Ehen hätte angeben können, wenn nicht mehr. 6.

Notizen.

Macaulay und der Bischof von Exeter.

Es dürfte den Lesern d. Bl. nicht unbekannt sein, daß Lord Macaulay's berühmtes Geschichtswerk bald nach seinem Erscheinen mancherlei Anfechtungen zu erfahren hatte. Mit größter Entschiedenheit und nicht ohne Heftigkeit trat namentlich W. Hepworth Dixon gegen den Verfasser, wegen dessen Behandlung Penn's, des großen Quäkers, auf, und mußte Macaulay schließlich diesem Kämpen gegenüber die Waffen strecken. Einen noch bedeutendern Gegner fand er, wie wir aus einem vor einiger Zeit in London erschienenen und im „Athenaeum“ vom 2. Februar 1861 besprochenen, im Januar 1849 zwischen dem Historiker und dem Bischof gepflogenen Briefwechsel ersehen, an dem gelehrten Dr. Philpots, Bischof von Exeter, dessen Angriffe auf „gewisse Angaben in Bezug auf die Kirche von England, im ersten Kapitel der «Geschichte von England»“ gerichtet sind. Nebenbei handelt es sich hier um eine Rechtfertigung des berühmten protestantischen Erzbischofs Cranmer, den Macaulay sowol in seinen „Essays“ wie auch in seiner Geschichte als einen lockern, weltlich gesinnten und muthlosen Priester geschildert hat, der eifriger für seinen Stand als für die Wahrheit, verfolgungsüchtig solange er die Macht hatte, und ein winselnder Schmarotzer im Unglück war. Der Bischof nun sucht nicht etwa Cranmer durchaus freizusprechen, wol aber liefert er Beweise genug, um zu zeigen, daß Macaulay in vielen seiner Thatsachen im Irrthum und in den meisten seiner Schlußfolgerungen ungerecht gewesen. Von besonderm Gewicht aber sind des Bischofs Einwendungen gegen die Auffassung und Darstellung Macaulay's der Geschichte der Kirche in ihren ersten organisirenden Tagen. Macaulay antwortet höchst charakteristisch: „Ich bitte Sie, meinen Dank für Ihren höchst interessanten Brief zu genehmigen. Ich bin selten mehr erfreut gewesen als durch Ihren Beifall, und ich kann Ihnen in Wahrheit versichern, daß ich keineswegs gesonnen bin, mein Buch gegen jede Kritik, der es mit Recht ausgesetzt sein dürfte, zu vertheidigen. Ich habe eine Aufgabe übernommen, bei der ich genöthigt bin viele Gegenstände zu behandeln, von denen ein einzelner unmöglich mehr als eine oberflächliche Kenntniß haben kann: Recht, Theologie, Militär- und Seewesen, Handel, Finanzen, Fabrikwesen, Literatur, Kunst und Wissenschaft. Es wäre daher die höchste Thorheit und Anmaßung von mir, freundlich dargebotene Winke von Männern, welche Zweige des Wissens, denen ich nur eine gelegentliche Aufmerksamkeit schenken konnte, gründlich studirt haben, unfreundlich aufzunehmen. Ich versichere Ihnen, ich würde mich durchaus nicht gedemüthigt fühlen, wenn ich genöthigt würde einzugestehen, daß ein gelehrter und tüchtiger Prälat mich in einer kirchengeschichtlichen Frage berichtigt habe. Ich glaube jedoch wirklich, ich bin im Stande, mich gegen die Beschuldigung, die Gesinnungen der englischen Reformatoren bezüglich der Kirchenregierung fälschlich dargestellt zu haben, zu vertheidigen.“ Die Vertheidigung nun besteht zunächst darin, daß er behauptet, vom Prälaten misverstanden worden zu sein. Man sieht indessen schon aus dem Schlusse des Briefs, daß der Historiker seiner Sache sich nicht sicher fühlte, manche würden sagen, schon anfing zu Kreuze zu kriechen. Hierauf erneuert denn auch der Bischof seine Angriffe mit größerer Heftigkeit als zuvor, und mit jedem wiederholten Streiche gelingt es ihm, seinen Gegner mehr und mehr in die Enge zu treiben. Wir können natürlich diese interessante Controverse hier nicht im einzelnen verfolgen; es wäre das ja auch überflüssig, da der Briefwechsel selbst jetzt vorliegt und jedem, der sich speciell für die in demselben verhandelten Fragen interessirt, zugänglich ist. Wir bezweckten blos, die gelehrte Welt auf diese neue literarische Erscheinung, die gewiß für den Theologen und Historiker nicht unwichtig sein dürfte, aufmerksam zu machen, und somit verweisen wir ihn denn auf die Schrift selbst. Sie ist bei Murray in London unter dem Titel: „Correspondence between the Bishop of Exeter and the Right Hon. T. B. Macaulay, in January 1849, on certain statements respecting the Church of England, in the first chapter of his History of England“, erschienen. 36.

Die Deutschen im Auslande und die Schiller-Stiftung.

Wir sind von Ludwig Eckardt in Luzern angeregt worden, folgenden Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen: er habe, schreibt er uns, vor einiger Zeit einen die Schiller-Stiftung betreffenden schriftlichen Ideenaustausch mit dem Major Serre gehabt. Er, Eckardt, habe sich dahin ausgesprochen, daß die Schiller-Stiftung mehr Anklang in der Schweiz finden würde und mehr für sie gewirkt werden könne, wenn einmal bestimmt gesagt würde, daß auch die Schweizer an den Wohlthaten der Stiftung Antheil haben sollten. Serre habe sich dahin ausgesprochen, daß die Stiftung sich auf das deutsche Bundesgebiet (aber doch wol mit Posen, Ost- und Westpreußen, Schleswig u. s. w.?) beschränke. Insofern hierbei von keinerlei Misverständniß oder Mishörung die Rede ist, möchten wir uns, auf Eckardt's Wunsch eingehend, eine Bemerkung gestatten. Jene Beschränkung mag damals vielleicht einige Berechtigung für sich gehabt haben, als alle Aussichten danach waren, daß die Schiller-Stiftung nur über beschränkte Mittel zu verfügen haben werde, obschon doch aller Wahrscheinlichkeit nach einer wohlthätigen Stiftung um so mehr Beiträge zufließen werden, je weiter der Kreis von Bevölkerung ist, über den sie ihre Wirksamkeit erstrecken zu wollen erklärt. Nun

aber hat die Schiller-Stiftung mittels des großen Serre'schen Unternehmens gegründete Aussicht darauf, über sehr reiche Mittel verfügen zu können, und es fällt somit auch jener anfängliche Entschuldigungsgrund für die der Schiller-Stiftung ursprünglich auferlegte territoriale Beschränkung fort. Wer deutsch spricht, denkt, fühlt und dichtet, ist, wo er sich auch befinde, ein Deutscher, und wenn er der deutschen Bildung Ehre macht und deutsche Gesinnung ausbreiten hilft, der Wohlthaten der Schiller-Stiftung würdig. „Was ist des Deutschen Vaterland?" und der Dichter antwortet: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt — das soll es sein!" Ja gerade diejenigen, die außerhalb des deutschen Bundesgebiets für deutsche Bildung wirken, vielleicht in Landstrichen, wo ohnehin deutsche Sprache und Gesittung durch ausländische Uebergriffe bedenklich gefährdet sind, gerade diese verdienen vielleicht vorzugsweise Berücksichtigung, damit sie sich nicht dem trostlosen Gefühle hingeben, von dem deutschen Mutterlande undankbar behandelt, aufgegeben und ihm nicht zugehörig betrachtet zu sein. Und wie, wenn wir das Unglück haben sollten, noch mehr deutsches Gebiet aus dem deutschen Bundesgebiet ausscheiden zu sehen — sollten dann die diesen abgerissenen Landstrichen angehörigen Dichter und Schriftsteller, die einzigen vielleicht, die dann noch bis auf bessere Zeiten die Liebe zum alten Vaterlande pflegen würden, sofort mit der Ausscheidung jener Landstriche von den Wohlthaten der Stiftung ausgeschlossen sein? Was hat überhaupt die auf politischen Ereignissen und Wandelungen beruhende Abgrenzung des deutschen Bundesgebiets mit dem Bunde der deutschen Geister zu thun? „Und ist es nicht auch politisch unklug", fragt Eckardt in seinem Briefe, „die Schweiz, ferner Elsaß, die russischen Ostseeprovinzen, Ungarn, die Niederlande u. s. w. zurückzustoßen? Und wie kann man dann Beiträge von uns verlangen?" Eckardt, für den jetzt in seinen Händeln mit den ihn fanatisch verfolgenden Ultramontanen der berühmte Schultheiß J. R. Steiger in einer Schrift „Die neue Religionsgefahr in der Eckardt-Winkler'schen Angelegenheit" (Luzern 1861) in beredter Weise das Wort ergriffen hat, dieser getreue deutsche Eckardt weiß am besten, was es auf sich hat und welchen Trost es gewährt, auf einen Rückhalt im Mutterlande rechnen zu dürfen. Im übrigen ist ja schon, so viel wir wissen, ein zwar in Deutschland lebender, aber in Ungarn geborener deutscher Dichter von der Schiller-Stiftung mit einer namhaften Summen unterstützt worden, wodurch doch der Grundsatz ausgesprochen zu sein scheint, daß man wenigstens nicht innerhalb der Grenzen des deutschen Bundesgebiets geboren sein müsse, um ein Stipendiat der Schiller-Stiftung werden zu können.

Ein literarhistorischer Schnitzer.

Bei Gelegenheit eines von uns falsch gedeuteten Platen'schen Sonetts haben wir (in Nr. 8 d. Bl.) bemerkt, daß gerade wegen ihrer Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit berühmte Gelehrte sich zuweilen die haarsträubendsten und unbegreiflichsten Irrthümer hätten entschlüpfen lassen u. s. w. Auch Gervinus, den manche gerade in Bezug auf Genauigkeit der Forschung und Feststellung von Thatsachen besonders hoch halten, hat sich mancher recht ansehnlichen Schnitzer schuldig gemacht. In A. Boden's Schrift „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands", deren zweite sehr vermehrte Auflage 1856 erschien und auf die wir bei dieser Gelegenheit wieder die Aufmerksamkeit des Publikums lenken möchten, heißt es an einer Stelle: „In der ersten Ausgabe der «Neuern Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen» (II, 123) wird wörtlich gesagt: Goethe habe es je später je weniger Wort haben wollen, daß sein Ausspruch im «Faust», ins Innere der Natur dringe kein erschaffener Geist, Wahrheit enthalte. Dieselben, ganz dieselben Worte werden in der vierten verbesserten Ausgabe von 1853 («Geschichte der deutschen Dichtung», V, 112) wiederholt; woraus allein schon entnommen werden kann, wie viel sich Hr. Gervinus zur ersten wie zur vierten Ausgabe mit Goethe beschäftigt haben müsse" u. s. w. Solche Schnitzer wie derjenige, welchen Boden hier dem berühmten Literaturhistoriker nachweist, sind zumeist dann ärgerlich, wenn auf sie weitere Folgerungen gebaut werden; auch sind sie in einem auf Dauer und wissenschaftliche Bedeutung Anspruch machenden Werke weniger zu entschuldigen als in einem Journal, in dem man ohnehin den Irrthum von heute gleich morgen berichtigen kann. Der Ausspruch: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist", ist nämlich, wie allbekannt, ein Ausspruch Albrecht von Haller's, den man deshalb auch vergebens im „Faust" suchen wird. Wir erinnern hierbei an ein Goethe'sches Epigramm mit dem bekannten Schlusse:

> Dich prüfe du nur allermeist,
> Ob du Kern oder Schale seist!

und dem Anfange:

> „Ins Inn're der Natur —"
> O du Philister!
> „Dringt kein erschaffner Geist" u. s. w.

worin ja eine directe Zurückweisung und Verspottung des Haller'schen Ausspruchs von seiten Goethe's liegt. Wunderbar ist es nur, wie sich jener Schnitzer bis in die vierte Auflage des Gervinus'schen Werks fortpflanzen konnte, wunderbar, daß niemand, kein Freund, kein Leser, kein Kritiker, durch vier Auflagen hindurch, den Verfasser auf diesen Schnitzer aufmerksam gemacht hat, da man doch sonst mit Berichtigungen und Aufmutzungen in Deutschland so hübsch bei der Hand zu sein pflegt. Freilich von einer Autorität wie Gervinus verblüfft auch ein Schnitzer, und wenn eine solche sagt, dieser oder jener Ausspruch steht im „Faust", so muß er darin stehen, auch wenn er nicht darin steht.

H. M.

Bibliographie.

Brunnemann, K., Drei Schweizer Freiheits-Märtyrer des vorigen Jahrhunderts. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 12 Ngr.

Dudik, B., Des kaiserlichen Obristen Mohr von Waldt Hochverraths-Process. Ein Beitrag zur Waldstein's-Katastrophe. Nach Originalien. Wien, Gerold's Sohn. 1860. Lex.-8. 14 Ngr.

Eliot, George, Die Mühle am Floß. Uebersetzt von J. Frese. Zwei Bände. Berlin, Besser. 8. 2 Thlr.

Frankl, L. A., Helden- und Liederbuch. Prag, Kober u. Markgraf. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

— — Der Primator. Gedicht in sieben Gesängen. Prag, Kober u. Markgraf. 16. 8 Ngr.

Fullerton, Lady Georgina, Rose Leblanc. Aus dem Französischen. Freiburg im Br., Herder. 8. 15 Ngr.

Hauschild, J. F., Zur Geschichte des deutschen Maß- und Münzwesens in den letzten sechzig Jahren. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 20 Ngr.

Hirschbach, H., Von der Börse. I. Der Geist der Speculation. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 15 Ngr.

Hoefer, E., Aus der weiten Welt. Geschichten. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 2 Thlr.

Acht Jahre Amtsleben in Ungarn. Von einem kaiserlich königlichen Stuhlrichter in Disponibilität. Leipzig, Oehme. Gr. 8. 8 Ngr.

Laurencin, F. P. Graf, Die Harmonik der Neuzeit erläutert. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Kahnt. 8. 12 Ngr.

Lohmann, P., Drei Operndichtungen. Leipzig, Merseburger. 16. 15 Ngr.

Prutz, R., Aus goldenen Tagen. Neue Gedichte. Prag, Kober u. Markgraf. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rank, J., Ein Dorfbrutus. Charakterbild. Zwei Theile. Glogau, Flemming. Gr. 16. 1 Thlr.

Stern, A., Brouwer und Rubens. Ein Spiel in zwei Aufzügen. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 2. Mai 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Görres als politischer Schriftsteller.

Joseph von Görres' politische Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Erster bis fünfter Band. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854—59. Gr. 8. 7 Thlr. 28 Ngr.

Schon öfters habe ich mich über das „Machen" von Biographien an dieser Stelle ausgesprochen. Als Johnson benachrichtigt wurde, daß Bothwell beabsichtige, sein Leben zu schreiben, erklärte der Dichter, er werde die Ausführung des Vorsatzes dadurch zu verhindern wissen, daß er Bothwell das Leben nehme. So auffallend die Aeußerung klingt, sie hat im Grunde des Auffallenden wenig. Gäbe es eine Assecuranz gegen schlechte Biographen, man könnte es niemand verargen, wenn er sich ihrer bediente. Ein Wunder, daß unsere speculationslüsterne Gegenwart den Gedanken zur Bildung einer solchen Gesellschaft noch nicht aufgegriffen und verwerthet hat. Blöde und schwache Augen pflegen meistens gerade diejenigen zu sein, welche glänzende Gegenstände vorzugsweise lieben, und nicht sobald ist die letzte Scholle Erde auf das Grab eines großen Todten geworfen, oder auch nur eines Todten, der sich in seinem Handeln und Leisten bedeutsam von der Durchschnittsmasse abhebt, und schon stürzt ein Schwarm kleiner Menschen dienstbeflissen über die Hinterlassenschaft her, um auch ohne durch das Testament oder irgendeine Legitimation berechtigt zu sein, sich in die Erbschaft zu theilen. Die Hast solcher Biographen gleicht der Gier der sogenannten Todten- und Waschfrauen, die sich oft noch, bevor die Leiche abgewaschen, um die Bettvorhänge streiten. Mit der bescheidenen Sehkraft, die ihnen beschieden, blinzeln und spähen die guten Leute, sammeln und tragen zusammen, quälen sich und treten breit, bis sie eine leidliche Anzahl Spalten mit ich weiß nicht was angefüllt; dann kommt das Manuscript in die Presse, und die Lebensgeschichte, der Nachruf, die Erinnerung, oder wie sonst die Skizze getauft werden mag, ist fertig. Mühe kostet die Arbeit gar wenig. Die Grundlage des Gebäudes liefert das nächstbeste Conversations-Lexikon. Dort erfährt man das Datum und den Ort der Geburt der betreffenden Persönlichkeit, seine privaten und öffentlichen Verhältnisse, seinen Erwerbszweig und Beruf, die Aeußerlichkeiten seiner Thaten oder die Titel seiner Bücher, die Klassen seiner Orden, wenn er mit denselben decorirt gewesen, und ähnliches Hochwichtiges mehr. Den Todestag kennt man aus der Zeitung, auch wol die letzte Krankheit. Ferner sind ein paar Briefe vorhanden oder die vielzüngige Frau Base, öffentliche Meinung, erzählt sich von dem Dahingeschiedenen aimable Anekdoten. Mehr bedarf es für den Tagesfeuilletonisten nicht. Ein Stein wird auf den andern gelegt, gerade wie er in die Hände fällt, ein paar Kellen Mörtel werden als Kitt dazwischengeworfen und gestaltungslos und unförmlich steigt das wundersame Gebäude, ein architektonisches Räthsel, in die Höhe.

Es sollte anders sein. Die eben vorgetragene Wahrnehmung ist uns wiederholt aufgestoßen angesichts der Eile und Hast, mit welcher nach dem kurz aufeinander folgenden Ableben Ense's von Varnhagen (so lautet der historische Name; Ense heißt das westfälische Geschlecht, dem der Schriftsteller entstammte, und Varnhagen die Burg, nach welcher der eine Familienzweig sich benannte), Bettina's und Alexander von Humboldt's namentlich die Tagespresse den biographischen Nachruf der Dahingeschiedenen „abzuthun" bemüht war. Es ist eine schöne Sache um die Pietät und die Anerkennung der geistigen Kraft, die andern innewohnt, nach dem Schotten Carlyle eine so seltene Tugend der Menschen, daß man allerdings nicht ohne ein Gefühl der Genugthuung zu empfinden die Ausdrücke und Kundgebungen der Pietät und der Anerkennung, welche den Verdiensten eines Todten galten, aufnehmen sollte; allein uns dünkt, eine Pietät, welche so oberflächlich und eilfertig hindrängt, die Pflicht einer conventionellen Courtoisie abzuthun, hat wenig Werth, und man wird unwillkürlich an die Lippenehre von Wirthshaus-

kellnern erinnert, die es mit auf die Rechnung zu bringen gedenken, wenn sie sich zu gar zierlichen und höflichen Sonntags- und Fräuleinsworten bequemen. Man sollte, wie überhaupt im Leben, so auch in dem concreten Falle, der diese Reflexionen veranlaßt, weniger conventionell und höflich, dafür aber mehr wahr und aufrichtig sein. Wenn z. B. jene zahlreichen Federn, welche vor einigen Jahren über Bettina geschrieben, aufrichtig und der Wahrheit gemäß erklärt hätten, daß sie viel zu wenig von der Verstorbenen und ihren Verhältnissen wußten, um einen wirklichen biographischen Abriß liefern zu können; wenn sie hinzugefügt hätten, daß Bettina eine eigenartige und besondere Erscheinung in unserer nationalen Literatur sei, und daß sie als eine solche es wol verdiene, daß ihr Andenken spätern Zeiten in einem Bilde, von einer kundigen und geschickten Hand gezeichnet, erhalten bleibe: mit einer solchen Erklärung wäre sicher allen Betheiligten ungleich mehr und besser gedient gewesen, als mit dem Fangballspiel inhaltsleerer Phrasen, dem wir in einer Menge von Feuilletons begegnet sind.

Während man diesen biographischen Eifer als die allgemein gültige Regel bezeichnen kann, gibt es aber doch wie von jeder, so auch von dieser Regel gewisse Ausnahmen. Wir haben Männer, deren Leben ohne Frage eine Darstellung verdient; die Darstellung ist und wird nicht geschrieben. Es scheint, als walte eine Scheu ob, sich an dergleichen Aufgaben heranzumachen. Man nehme z. B. das Leben des Generals von Radowitz oder das Leben desjenigen Mannes, dessen Namen dieser Artikel als Aufschrift trägt. Beide haben in ihrer Zeit eine epochemachende Rolle gespielt, beide gehören der Geschichte an, die Bekanntschaft beider sollte der Nachwelt vermittelt werden; aber so groß und stark doch sonst die Neigung zu derartigen Unternehmungen, es hat bisher niemand die Darstellung übernehmen mögen. Eine Untersuchung nach den Gründen, welche die Thatsache erklären, dürfte zu weit führen und müßte überdies auf Punkte eingehen, welche nicht in ein Blatt hineingehören, das vorzugsweise dem Dienste literarischer Interessen bestimmt ist; bescheiden wir uns, die Thatsache zu constatiren, daß mit dem oben angezeigten Werke dem bemerkten Mangel für Görres einigermaßen abgeholfen ist. Die fünf Bände enthalten eine jedermann zugängliche Fundgrube, ein reiches und bequem zusammengestelltes Material zu einer Biographie des berühmten Publicisten der Freiheitskriege. Hier findet ein Biograph vereinigt, was er sonst an verschiedenen Orten vereinzelt und verstreut mühsam und schwer zusammensuchen mußte.

Die vorliegenden fünf Bände sollen die erste Abtheilung der gesammelten Schriften von Görres bilden; die zweite, aus zwei Bänden bestehende Abtheilung soll später erscheinen und sich mit Briefen anfüllen.*) Nach unserer Ansicht hätte sich bei der Herausgabe mehr Fleiß und kritische Sorgfalt empfohlen; die Herausgeberin hat es sich unerlaubt bequem gemacht. Ein solches Unternehmen mußte sich schicklicherweise mindestens mit einer biographischen Einleitung zur Orientirung des Lesers eröffnen; das Vorwort begnügt sich statt dessen mit der Erklärung, Guido von Görres, ein Sohn des Publicisten, habe eine solche biographische Einleitung schreiben wollen, sei aber durch den Tod an der Ausführung des Vorhabens gehindert worden. Außerdem findet sich in der Einleitung eine Deduction, welche für die sittliche Charakterintegrität von Görres in die Schranken treten und namentlich die Vorwürfe zurückweisen soll, als hätte der letztere seine politischen Ansichten gewechselt, wie man einen Handschuh zu wechseln pflegt. Man kann der Art und Weise, wie der Gedanke entwickelt wird, beistimmen. Je mächtiger das Blut der Traube in seiner jugendlichen Entwickelung gärt und schäumt, um so mehr werden wir uns, ist erst der trübe Most zum klaren Weine geworden, an seiner gewürzigen Glut und an seiner zugleich milden und geistigen Kraft laben und erfreuen können. Aehnliches ist an dem Geiste des Menschen, wie er sich auf den verschiedenen Lebensstufen offenbart, wahrzunehmen. Je reiner und fester der Wille, je reicher und kühner die Phantasie, je umfassender und strebsamer der Verstand und je empfänglicher die Vernunft ist, um so häufiger und leichter werden die unvermeidlichen Begleiter der Schule und der Jugend, abstractes Wissen und Denken, subjectiver Idealismus und heißer Herzschlag den scharfen Blick, zumeist bei der Beurtheilung des Einzelnen und Nächsten, trüben und verwirren. Hat sich aber das geistig-sittliche Gesammtvermögen durch eine vielseitige und gleichmäßige Erudition, durch historische Forschung und thatsächliches Leben ergänzt, geläutert und in der höhern Einheit harmonisch abgeschlossen: dann erst wird der Menschengeist wie der Geist des Weins klar und mild, reif und würdig. Es ist eben nur allzu wahr, daß niemand als Wilhelm Meister geboren wird; wir müssen alle unsere Lehr- und Wanderjahre durchmachen, und gut für diejenigen, die es überhaupt zu einer Meisterschaft bringen. Dieses Naturgesetz sollten wir stets im Auge behalten, wenn wir über die politische Ueberzeugung und Thätigkeit der Menschen sprechen und richten. Jeder Fortschritt im Erkennen bedingt nothwendig die entsprechende Umwandelung des Erkannten und damit der frühern Einsichten und Ansichten. Ein Festhalten des bewußten Irrthums ist folgewidrig, nicht folgerecht, während das blos eitle Zerrbild der Consequenz ohnehin durch das sittliche Gefühl als unredliche Lüge verdammt wird. Allein wenn die Ansichten naturgemäß wechseln, so gilt dasselbe keineswegs bei den Absichten; diese müssen in ihrer sittlichen Begründung stets dieselben unwandelbar reinen und im guten Glauben der Wahrheit und dem Rechte dienende sein. Mag deswegen in einzelnen Entwickelungsperioden des Menschen die Auffassung unklar, die Schlußfolgerung falsch, die improvisirte Theorie grundlos und das Urtheil ungerecht und herbe sein: immer haben wir in der bestimmenden Absich-

---

*) Seit Abfassung dieses Aufsatzes ist noch die erste Abtheilung des sechsten Bandes, gleichfalls politische Schriften enthaltend, erschienen, sowie der siebente Band, womit der Briefwechsel beginnt. Wir kommen nach Beendigung der Ausgabe der Görres'schen Schriften auf dieselbe zurück. D. Red.

den wirklichen und genügenden Prüfstein für alle Metamorphosen zu suchen, welche in dem politischen Glauben und Leben einer bedeutenden Persönlichkeit bemerklich werden. Vor allem aber sind wir in Zeiten allgemeiner Gärung und Schwankung, in verhängnißvollen socialen und politischen Krisen, wo die Horaz'sche Regel einer neunjährigen Selbstverleugnung gerade den Begabtesten unter den jugendlichen Weltverbesserern unmännlich und feig dünkt, an diesen Prüfstein hingewiesen und zur gewissenhaften Anwendung desselben verpflichtet. Das Anathema ist leider in unsern Tagen noch immer ganz so leicht gerufen als das: Kreuzigt ihn! der Juden vor Pilatus.

Es war zweitens für die Herausgabe unumgänglich nothwendig, daß verschiedene Journalartikel und auch mehrere der größern Arbeiten, welche in dem Sammelwerke mitgetheilt werden, mit Noten und Commentar versehen wurden; von dieser ihrer Pflicht hat die Herausgeberin keine Ahnung. Drittens vermissen wir jede Kritik bei der Zusammenstellung der fünf Bände. Wir werden, wenn wir auf das Einzelne eingehen, zu erwähnen haben, wie z. B. die Mittheilungen aus dem „Rothen Blatt" sich auf ein Nichts reduciren, hingegen bei den Mittheilungen aus dem „Rheinischen Mercur" jede sichtende Auswahl unterlassen ist, wie trotzdem daß die Briefe für die zweite Abtheilung vorbehalten bleiben sollten, infolge der kritiklosen Anlage ein großer Theil der Correspondenz von Görres schon in diese erste Abtheilung aufgenommen ist, wie Verschiedenes zweimal abgedruckt worden und Aehnliches mehr. Die Herausgeberin beschränkt sich auf ein „Abdruckenlassen", d. h. auf eine geistlose, mechanische Tagelöhnerei.

Der Tadel — man wolle es festhalten — trifft nicht sowol das, was in dem Sammelwerke geboten wird, als dasjenige, was in demselben fehlt und was in keiner Weise fehlen durfte, wenn die Herausgeberin eine Vorstellung von der ihr zufallenden Aufgabe hatte. Was das Werk bietet, ist Eigenthum von Görres, und bei der Beurtheilung dieses Besitzes müssen wir schon weniger summarisch verfahren.

Der erste Band bringt Auszüge aus zwei Jugendarbeiten von Görres, aus den Schriften „Der allgemeine Friede" und „Das rothe Blatt". Die Mittheilungen sind völlig werthlos. Man hat — und der Grund, weshalb es geschehen, liegt wol klar auf der Hand — einmal eine räumliche Beschränkung eintreten lassen, die sonst nicht bei der Redaction dieser Ausgabe Görres'scher Schriften gewaltet hat, sodann aber sind die abgeblaßtesten Stellen ausgewählt worden. Man erhält keinen Begriff von jenen Schriften, durchaus keine Anschauung. Die „Räuber" und die spätern Werke Schiller's harmoniren auch wenig; werfen wir aber etwa deshalb das Erstlingswerk des Dichters aus einer Gesammtausgabe seiner Werke heraus, oder wäre es nicht höchst abgeschmackt und albern, wollte man blos ein paar abgerissene Scenen herausheben? Dies unverständige Verfahren bei den Mittheilungen aus dem „Allgemeinen Frieden" und dem „Rothen Blatt" ist eine ebenso arge Versündigung an Görres und, fügen wir es hinzu, an seinen Lesern, als wenn jemand in der angedeuteten Weise Schiller ediren würde. Was wir sonst durchgehends vermissen, die erläuternden Noten, findet sich übrigens ausnahmsweise bei diesem ersten Abschnitte:

Was jeden jungen geistvollen Autor charakteristisch bezeichnet, wenn er über öffentliche Angelegenheiten mit- und abspricht, tritt uns in der ersten Schrift reichlich entgegen. Treuherziger Glaube an die glänzenden Erfolge des sittlichen und wissenschaftlichen Fortschritts, zuversichtliches Vertrauen auf die neuen Lehren, auf allgemeine Begriffe, gutmüthiger Haß gegen Verfinsterung und Bedrückung mit hastigem Urtheile bei ungenügender Kenntniß der Geschichte und des Lebens bilden die Grundlage dieser philanthropischen Lucubration. Dabei finden wir auch ein streng-sittliches Gefühl und einen brennenden Eifer für die Anerkennung einer abstracten Rechtstheorie, und überzeugen uns fortwährend, daß es nur die ehrenhafte und menschenfreundliche Gesinnung des heißblütigen Jünglings ist, welche diese Luftspiegelung zu Tage gefördert hat. Bei aller Begeisterung für sein hohes Ideal zeigt er dennoch keine blinde Ueberschwenglichkeit, sondern sehr oft ein besonnenes Erwägen dessen, was für die wirkliche That dem praktischen Sinne und dem erfahrenen Staatsmanne überlassen werden muß.

Das klingt an sich ganz gut und recht vortheilhaft für Görres, möglich auch, daß die Bemerkungen begründet und wirklich zutreffend sind; aber eine Controle des Urtheils, das sich in ihnen vorträgt, wird aus diesem fragmentarischen Torso nicht möglich.

Die zweite Pièce des Bandes: „Resultate meiner Sendung nach Paris. Im Brumaire des achten Jahres", enthält ein Mémoire, in welchem Görres über eine diplomatische Mission nach Paris seinen Vollmachtgebern, den Bewohnern des Rhein- und Moseldepartements, Rechenschaft ablegt. Die gute alte Zeit! Welche Feuilletons, welche Skizzen würde heute ein Schriftsteller, der im ähnlichen Auftrage nach dem Seinebabel gegangen, zusammenschreiben! Man erinnere sich etwa an das, was Sternberg für die russische Gesandtschaft in Berlin leistete, als er von dieser nach Erfurt zur Beobachtung des Reichsparlaments abgeschickt war. Ohne sich gerade ängstlich auf seinen eigentlichen Vorwurf zu beschränken, auf die Darstellung der politischen Verhältnisse und der politischen Persönlichkeiten, weiß Görres doch mit vielem Takt alles das zu vermeiden, womit moderne Touristen, wenn sie nach einer Welthauptstadt kommen, ihre meisten Blätter füllen und was wir nicht umhin können als blosen „Lokalklatsch" zu bezeichnen:

Alles werde ich nicht sagen, was ich gesehen habe; wer so verfährt, muß ein Schurke oder ein Narr sein. Es gibt eine Göttin Pudicitia fürs Moralische, wie es eine fürs Physische gibt; der Mensch in seinen gemeinen Verhältnissen muß jener opfern, wie er dieser huldigt, nur der Anatom und der Psycholog kennen sie nicht. Die Gebrechen der Menschheit in ihrer ganzen Abscheulichkeit aufzudecken, ist eine traurige Wahrhaftigkeit, die das Gefühl empört, ohne das Herz zu bessern. Einen Sumpf mit Blumen bepflanzen, ist auch schon Verdienst, wenn man ihn nicht austrocknen kann.

Wie völlig anders denken die heutigen Schriftsteller über den Punkt! Tempora mutantur! Weiter bringt der Band eine Abhandlung „Ueber den Fall Deutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt", im Jahre 1810 durch das „Vaterländische Museum" (Hamburg, F. Perthes) mitgetheilt, und einen zweiten Aufsatz: „Ueber

den Fall der Religion und ihre Wiedergeburt", welcher, bisher ungedruckt, für dasselbe Journal bestimmt war, der aber, weil das Blatt inzwischen einging, nicht mehr veröffentlicht werden konnte. Beide Artikel stehen im innigen Rapport; die Gedanken, welche dem preußischen Tugendbunde zu Grunde lagen, dem Görres notorisch angehörte, werden in ihnen entwickelt. Beide sind mit einer wohlthuenden Wärme und Innigkeit geschrieben, aus beiden strömt eine männlich-frische Gesinnung und man trifft auf viele Stellen, die noch heute alle Beherzigung verdienen. „Keine echte, wahrhaftige Kraft", ruft Görres unter anderm dem unter der französischen Fremdherrschaft verzweifelnden Vaterlande zu, „ist bis auf diese Stunde in der Geschichte untergegangen, wenn sie nicht an feiger Verzweiflung stirbt, dann ist der Tod eben erst ihr glorreicher Eintritt in die Welt, und einmal ins Licht aufgenommen, pflanzt sie sich auch unsterblich durch alle Zeiten fort." Und etwas weiter heißt es: „Der Himmel liebt die Stärke. Geharnischt muß vor allem das Recht auf Erden sein, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will, aber nicht blos in Harnisch gejagt!" Ueber die historische Grundanschauung, welche sich als der leitende rothe Faden durch den ersten Artikel hindurchzieht, ließe sich freilich rechten; es ist die bekannte Ansicht der geschichtlichen Pessimisten. Der Gott, welcher in der Geschichte waltet, ist nach Görres der rächende und strafende Gott der Juden, der alle Missethat heimsucht bis in das zehnte Glied: „Es ist kein milder, liebevoller, schonender Geist, der vom Anbeginn her durch die Erdengeschichte unsichtbar geht; eine muthige, unbezwingbare Kraft, eine finster verschlossene, erbarmungslose Macht mit festem Willen ohne Wanken führt sie dem ernsten Ziele entgegen. Was hat das furchtbar erhabene Wesen nicht schon zertreten von allem, was da war auf der Erde? Ist nicht alles gefallen vor ihm, Persepolis und Babylon und Thebä und der Römer Thun, das Trotzenwollen dem Verderben, und der Griechen Wirken, das durch den Zauber der Schönheit Schonung sich zu erschmeicheln hoffte?" Die schwungvolle Sprache in beiden Aufsätzen erinnert wie der gleiche praktische Zweck unwillkürlich an die sechs ersten Oden im dritten Buche des Horaz. Männliche, freie Gesinnung und sittliche Charakterintegrität, auf religiöser Ueberzeugung basirt, soll in den Gemüthern der Mitlebenden entzündet werden. So ist namentlich der zweite Artikel aufzufassen; die Glosse der Herausgeberin, daß der Aufsatz die Mittelstufe am klarsten bezeichne, welche Görres in der fortschreitenden Bewältigung jener antikirchlichen Aufklärungsepidemie schon damals erreicht habe, erscheint als eine gleich willkürliche, gleich unberechtigte Interpretation. Auf den Rest des Bandes vertheilen sich 28 Artikel aus dem „Rheinischen Mercur", und zwar aus dem ersten Semester des Jahrgangs 1814; 65 Artikel aus demselben Blatt (Juli 1814 bis April 1815) bilden den Inhalt des zweiten Bandes; 41 Beiträge der Zeitschrift (April 1815 bis Januar 1816) füllen den dritten Band, in welchen letztern außerdem Mittheilungen zur Geschichte des „Rheinischen Mercur" aufgenommen sind, die sich größtentheils im vierten Bande wiederholen, die Aufforderungen und Briefe ferner, welche in Sachen des von Görres ins Leben gerufenen koblenzer Hülfsvereins in den Jahren 1817 und 1818 erlassen und gewechselt wurden, endlich das Fragment eines bisher ungedruckten Mémoire „Ueber das Verhältniß der Rheinlande zu Preußen", von dem abermals ein Mehreres im vierten Bande die Rede ist.

Bei den Mittheilungen aus dem „Rheinischen Mercur" ist das Princip der möglichsten Vollständigkeit maßgebend gewesen. Hätte man sich von einem andern Gesichtspunkt leiten lassen, so würde man uns zu größerm Danke verpflichtet haben. Sei eine politische Zeitschrift noch so trefflich redigirt, es wird immer unvermeidlich sein, daß sie hier und dort Beiträge hat, welche theils von lediglich momentaner, theils von völlig untergeordneter Bedeutung sind. Werden solche Journalartikel ein Menschenalter nach ihrem ersten Abdruck zu einem Buche zusammengestellt, so liegt die Nothwendigkeit einer Auswahl und Sichtung auf der Hand; das Unwesentliche und Antiquirte muß ausgeschieden werden. In dem concreten Falle, von dem wir handeln, konnte ein derartiger Entschluß um so eher gefaßt und ausgeführt werden, als der „Rheinische Mercur" keine so schwer zu beschaffende Quelle, als daß nicht derjenige, dem es um Vollständigkeit zu thun, die Quelle selbst hätte aufsuchen können. Wäre das Princip beliebt worden, dem wir das Wort reden, die 134 Journalartikel hätten sicher mehr zum Vortheil als zum Nachtheil der Sammlung leicht auf die Hälfte reducirt werden können. Als die gediegensten unter diesen Mittheilungen möchten wir die wiederholten „Uebersichten der neuesten Zeitereignisse" hervorheben, Artikel, welche einem modernen Zeitungsschreiber, der täglich über frisch eintreffende Telegramme verfügt, vielleicht etwas zopfig erscheinen, die sich aber durch Klarheit, Gründlichkeit und Unbefangenheit des Urtheils vortheilhaft auszeichnen. Weniger Geschmack haben wir den literarischen Kritiken politischer Schriften aus jenen Tagen abgewinnen können. Auch im Dialog ist Görres nicht glücklich; das Gespräch „Der Kaiser und das Reich" (II, 319) ist, von dem materiellen Inhalt völlig abstrahirt, gelinde ausgedrückt, in der Form wenig gelungen. Glänzend sind dagegen die Artikel gehalten, in denen Görres für Pius VII. gegen Napoleon eintritt; nicht minder glänzend die Aufsätze für eine freie Presse in Deutschland. Man nehme z. B. den Artikel „Ueber politische Tagesliteratur" (II, 423):

> Parteischriften, aus der jetzigen lebhaften Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hervorgegangen, mit Geist, Feuer, Gewandtheit und dem Takt des Schicklichen und Zeitgemäßen geschrieben, gehören zur gegenwärtigen Staatsturnkunst, an der die Volksmeinung sich schärft und erhebt; sind wohlthätige Reizmittel für das gesunkene öffentliche Leben; sie gewöhnen Theilnehmer und Zuschauer im Volke, die Dinge aus verschiedenen Gesichtspunkten zu fassen und sich selbst, wenn's noth thut, in die rechte Mitte zu setzen. Dagegen eifern, als ruhestörend, ist eben noch die Rückwirkung der alten Philisterei u. s. w.

Zur ganzen Höhe aber seines publicistischen Talents erhebt sich Görres in denjenigen Artikeln, die unmittelbar nach Napoleon's Rückkehr von Elba verfaßt sind; da tritt

es überall wie Sturmeswehen und Glockengeläute aus den Worten. So wendet er sich unter anderm (II, 474) an Süddeutschland, an dem jetzt die Pflicht sei, auf der Bahn der Ehre voranzugehen, die Norddeutschland 1813 zuerst beschritten:

Baiern, über euch geht der Weg des Verderbens nach dem Morgen hin! Schwaben, ihr hattet immer in allem deutschen Kriege die Vorhand und fochtet an der Spitze der Heere! Franken, im Kerne Deutschlands werdet ihr euch als der Kern des Volks zeigen! Hessen allesammt, ihr hattet nicht Zeit, im vorigen Kampfe durch Thaten euern alten Namen wiederzuerwecken! Rheinländer, der Schutz des deutschen Stroms ist euch anvertraut und ihr seid auf die Vorhut hingesetzt, auch ist die Last des Kriegs auf euch gelegt, gelingt es nicht, sie dem Feinde zuzuwälzen!

Welcher zermalmende, vernichtende Hohn spricht aus den Artikeln, in welchen Napoleon's constitutionelle Experimente in den Kammern und das Spectakelstück auf dem Marsfelde erörtert werden! Man vergleiche unter andern den köstlichen Aufsatz (III, 13), der mit den Worten anhebt:

Redeant Saturnia Regna! also wird ausgerufen, seit Saturn, der Kinderfresser, rückgekehrt. Lauter Sonntagsworte hat er seither gesprochen; keine Strafe wird in den Saturnalien vollzogen, keine Kriege werden angekündigt, überall ist Jubel und ein lustig Leben; die Herren beschenken sich einander und die Knechte sind frei gemacht und werden von diesen ihren Herren bedient; trotzig hat alle Welt den Hut aufgesetzt und Milch und Honig und aller Reichthum der Erde fließt in Strömen!

Nicht ohne heftige, leidenschaftliche Bewegung klagt der „Rheinische Mercur" wiederholt, finster grollend, über die Verfassung, die man Deutschland auf dem Wiener Congreß gegeben:

Deutschland hat in ihm eine jämmerliche, unförmliche, misgeborene, ungestaltete Verfassung erhalten, vielköpfig, wie ein indisches Götzenbild, ohne Kraft, ohne Einheit und Zusammenhang, das Gespötte künftiger Jahrhunderte und der Spielball aller benachbarten Völkerschaften. Seine Krone ist zerbrochen und zu Siegelringen seiner Souveräne umgeschmolzen; das alte große Haus ist dem Boden gleich geschleift und kleine Häuschen sind aus den Trümmern aufgeführt, worin jeder selbständig seine Wirthschaft hat. Nicht mehr heilig, sondern heillos müßte fortan zugenannt werden dieses Reich.

Alle Kraft und Beredsamkeit wird von Görres eingesetzt, wenn er nach dem zweiten Einzug in Paris auf die Fürsten und Staatsmänner eindringt, sie möchten jetzt Frankreich entgelten lassen und Deutschland für die eingesetzten Opfer entschädigen. Das habe Frankreich reichlich um Deutschland verdient:

Was die Menschlichkeit der Fürsten ihnen Gutes angeboten, das hat ihre blinde Leidenschaft alles unter die Füße hingetreten; sie selbst haben die Banden zerbrochen, in die man den wüthenden Krieg geschlagen und die Kette zerrissen, an die man den Wolf Fenris geschmiedet hatte; sie selbst haben die Wehren untergraben, in denen man die Zornesfluten eingedämmt; so lange haben sie an den Grundfesten genagt und gescharrt, bis sie gewichen und gewankt: endlich nach arbeitsamer Emsigkeit, nachdem Gott mit Hornesruf, mit Besenschlag und Flegelwurf sie in ihrem Sündenschlaf gewarnt:

Da brach der Damm,
Es kam der See mit Schalle.

Es liegt etwas Wildes, Berauschendes in dieser Darstellung; die Sprache hat Anklänge an die prophetischen Kraftstellen und Mahnungen im Alten Testament; man hört aus den Worten den mühsam verhaltenen Zorn und Ingrimm. Vielleicht im noch stärkern Grade läßt sich diese Wahrnehmung in den Artikeln aus der letzten Zeit des „Rheinischen Mercur" machen; die Neugestaltung der Dinge in Deutschland nach der Beendigung der Napoleonischen Kriege erfüllt Görres mit tiefem Schmerz und Groll und mitunter bricht es alsdann wie Lava und feuriger Funkenregen aus seiner Rede. So hat er (III, 73) von der Beschränkung der Presse und des freien Worts gehandelt und fährt dann fort:

Darum lasse man das freie geflügelte Wort ungestört in seinen Bahnen schweifen, und auf seinem Gefieder ruhend, gleich jenem Bilde des persischen Ferwers, Fürst und Volk und die Schwelle des Raths überschweben; man ängstige sich nicht, wenn sein Flügelschlag, wo es einherfährt, umbraust von seinen Geistern die Gemüther in großen Wellen auftreibt und bewegt: sind auf der trägen Erde ja doch die Ströme frei und die Windesgänge und des Lichtes Schein, wie viel mehr noch die Gedanken und ihre Träger, die beseelte Rede..... Mögen die kalten Klüglinge, die jede warme Ader im deutschen Volke verkannt und geleugnet haben, die höhnisch auf alles herabgesehen, was ihrer Eigensucht unbegreiflich und unglaublich dünkte, und blind und verstockt immer auf dem Wege ihres Dünkels fortgewandert, mögen sie vor dem Opferaltare, der jetzt in Mitte des Vaterlandes aufgerichtet steht, niederknien und zu Gott beten, daß er auch einen Strahl des Lichts, an dem jene sich entzündet, in ihre dunkle Seele hinunterfallen lasse, sie werden dann im Herzensgrund erbeben beim Anblick des Moders und der Sünde, die das leere, liederliche, gedankenlose Weltleben in ihnen angehäuft, und vielleicht verjüngt und erfrischt im Strome des bessern Lebens, das um sie aufgequollen, nicht länger ihre dürren Aeste in den frischen Frühling strecken, der aus allen Knospen bricht.

Die Haltung des „Rheinischen Mercur" erregte in Berlin vielfach Unzufriedenheit und Anstoß. Schon im Mai 1815 hatte Hardenberg von Wien aus Görres zu größerer Mäßigung ermahnt; der Oberpräsident der Rheinprovinz, Sack, erhielt wiederholt Instructionen, in diesem Sinne auf den Redacteur des Blattes einzuwirken. Die humane Art und Weise, mit welcher, wie aus der mitgetheilten Correspondenz hervorgeht, sich Sack des Auftrags entledigte, verdient alle Anerkennung. Als ihm Görres erklärte, für Recht und Wahrheit müsse ein Ehrenmann stets einstehen, gab ihm der Oberpräsident zu bedenken, daß es sich allein um die Form dieser Vertretung handle. „Man soll", heißt es in dem Briefe, „das Märtyrerthum für die Wahrheit nicht feig ablehnen, wenn es der Himmel sendet; aber wer es muthwillig provocirt, erregt manchelei Präsumtionen gegen sich." Am 3. Januar 1816 wurde die fernere Herausgabe des „Rheinischen Mercur" durch eine Cabinetsordre untersagt. Das Nähere findet sich III, 374 und wird IV, 483—667 wiederholt. An dem letztern Orte identificirt Görres seine Angelegenheit mit derjenigen der Rheinprovinz. In ihm sei das Recht der Provinz gekränkt worden und seine persönliche Controverse gehe mit einer allgemeinen in einer und derselben Wurzel zusammen. Leugnen läßt sich nicht, das Mémoire, welches den Streit zwischen Görres und der preußischen Regierung bis zu des erstern Flucht nach Frankreich und der Schweiz auseinandersetzt, ist äußerst

geschickt, mit Takt und in maßvoller Weise abgefaßt. Görres war das Haupt der Opposition in der Rheinprovinz. Schon erbittert durch die Unterdrückung des „Rheinischen Mercur", ward er es noch mehr, als er von seinem Amte als Studiendirector entfernt und auf ein Wartegeld von 1800 Thalern gesetzt wurde. Er protestirte heftig gegen die Maßregel als gegen absolute Willkür; bei der Uebernahme des Landes habe der König Achtung des Indigenatrechts ausdrücklich und feierlich verheißen. An die Ruhe des Privatlebens nicht gewöhnt, suchte Görres zunächst eine Wirksamkeit, indem er in dem Hungerjahre 1817 den koblenzer Hülfsverein zu Stande brachte, dessen Thätigkeit in der That eine sehr segensreiche gewesen ist. Man kann III, 397—447 das Nähere über den Verein nachlesen. Gleichzeitig warf sich Görres zum Sprecher der Opposition auf, welche gegen die Einbürgerung der altpreußischen Elemente und Traditionen in die Rheinprovinz reagirte und die überdies auf die ungesäumte Erfüllung der königlichen Versprechung auf Erlaß einer Verfassung drang. Ob die Opposition von Görres in Wirklichkeit eine so unschuldige, bescheidene und maßvolle stets gewesen, wie er es in seiner Rechtfertigungsschrift darstellt, möchten wir doch bezweifeln; schwerlich hätte alsdann der Kronprinz, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., der Görres persönlich wohlwollte und ihn bei seinem Besuch der Rheinlande ausgezeichnet hatte, eine Schrift, die ihm Görres übersandt, durch seinen Adjutanten, den Oberst Schack, an den Verfasser mit dem Bemerken zurückgehen lassen, der Inhalt der Schrift hätte Görres wol veranlassen können, den Kronprinzen mit Vorlegung derselben zu verschonen. Görres befand sich damals in einer arg verbitterten Stimmung; wie er über Deutschland und speciell über die preußische Politik dachte, mag die folgende Stelle beweisen:

> Die Geschichte Oesterreichs durch das ganze 18. Jahrhundert ist eine gemächliche, bequeme, gutmüthige Beschränktheit, viel Fett, Muskeln so viel als zum Fortkommen von nöthen, Geist ebenso viel als zum Einsalzen des Fleisches erforderlich ist. Darum seit dem Prinzen Eugen im Kriege beinahe beständige Niederlage, die jedoch den Muth nie niedergeschlagen. Im Frieden ein ruhig Vegetiren von viel tausend Halmen auf gewalztem Wiesenplan. Die Geschichte Preußens, an sich nicht viel älter als eben das Jahrhundert, eine beinahe ununterbrochene Treulosigkeit in vielen Schichten übereinander. Erst nicht zu verachtendes Talent, dann starre, spröde Härte, dann die Zeit überragendes, aber eben darum gewaltthätiges, übermüthiges Genie, dann verworfene Liederlichkeit und später die Betschwesterei der Entartung, dann die ganze Brühe umgeschüttet, als der Teufel dem Topf einen Fußtritt applicirte. Das übrige Deutschland Schimpf, Schande, Spott, eine Musterkarte aller Erbärmlichkeit, Marterholz für die Freunde, Rohrstengel für die Feinde, der Sündenbock für alle. Der Wiener Congreß hat Vorsorge gethan, daß das 18. Jahrhundert nicht vor dem 19. zu erröthen braucht.

Genug, das gespannte Verhältniß von Görres zur preußischen Regierung kam endlich zum entschiedenen Bruch; für die Folgen seiner Schrift: „Deutschland und die Revolution", fürchtend, hatte Görres das preußische Gebiet heimlich verlassen und sich nach Frankfurt begeben. Als ihn die preußische Regierung dort reclamirte, flüchtete er nach Frankreich und von dort begab er sich später nach der Schweiz. Uebrigens hatte man in seiner Wohnung Haussuchung abgehalten, seine Papiere mit Beschlag belegt und außerdem war seine Abführung in eine Festung noch vor der gerichtlichen Untersuchung durch Cabinetsordre anbefohlen worden. Das letztere war sonder Frage eine unerhörte Gewaltmaßregel, die sich ebenso wenig rechtfertigen ließ, als die sehr ungeschickten, sehr unwürdigen Angriffe, welche sich nachmals in der „Preußischen Staatszeitung" auf den Flüchtling vortrugen.

Die verfemte Schrift „Deutschland und die Revolution" (IV, 65—247) enthielt drei Theile. Der erste beschreibt die Wege, die man in der Politik seit dem Wiener Congreß gegangen, die allmähliche Entwickelung der Ereignisse, wie sie nothwendig jene Grundsätze, die man an und nach dem Congreß befolgt, herbeigeführt; er schildert den Zustand Deutschlands in seinen verschiedenen Provinzen und in den mannichfaltigen Elementen, aus denen die Gesellschaft sich zusammensetzt; er rügt die Misgriffe, die man gethan, die Irrthümer, denen man sich hingegeben, die Unterlassungen, die verschuldet worden, und legt dar, wie im allmählichen Wachsthum der Unfriede und die Erbitterung über getäuschte Hoffnungen sich in den Gemüthern festgesetzt und ein heftiger Parteikampf sich entzünden mußte. Der zweite sucht bestimmte Grundsätze und feste Normen aufzufinden, durch die, wenn es noch Zeit sei, die herrschende Ideenverwirrung sich ordnen lasse; er sucht die Grenzen auszumitteln, wo im Streben der Parteien und im Andrange der Zeit auf die Regierungen, wie in der Rückwirkung der Bedrängten, Recht sich vom Unrecht scheide, und die Linie anzugeben, bis zu der Ehre und Gewissen die Zaudernden peremtorisch laden, über die hinaus aber keine legale Nöthigung sie zwingen kann; endlich in allgemeinen Umrissen beispielsweise gewisse Formen zu bezeichnen, in denen es wenigstens möglich sei, die strebenden und nagenden Ansprüche zu befriedigen. Der dritte Theil endlich sollte auffordernd, antreibend, warnend sein; er sollte den Streitenden, den Hastigen wie den Säumigen, den Ueberschnellenden wie den Nachzüglern, den Volks- und den Hofparteien den Krystall vor Augen halten, in dem die Zukunft dräuend und mahnend in schwebenden und flüchtigen, aber tief bedeutsamen Gebilden aufzog. Schwerlich würde heute die Schrift als staatsgefährlich gelten, schwerlich ihrem Verfasser Verfolgung eintragen. Als eine Fortsetzung der Broschüre kann im gewissen Sinne die Schrift: „Europa und die Revolution" (IV, 247—483), angesehen werden, welche Görres im Exil verfaßte und die 1821 erschien. Es werden hier im ganzen die nämlichen Grundgedanken entwickelt, nur in allgemeinerer und weiterer Anwendung und Ausführung. Die Schritte, welche übrigens Görres von der Schweiz aus that, um die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen, vor allem um die Garantie zu erlangen, daß der Haftsbefehl wider ihn aufgehoben und seine Angelegenheit den ordentlichen Gerichten zur Aburtheilung übergeben werden solle, blieben ohne Resultat, und auch die wiederholten Gesuche, welche seine Gattin

an den König richtete, erfreuten sich keines Erfolgs. Die betreffende Correspondenz ist am Schlusse des vierten Bandes abgedruckt. Sonst enthält der letztere noch die Adresse der Stadt Koblenz vom 18. October 1817 an den König und Berichte über die Audienz, in welcher die Adresse dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg überreicht wurde, endlich einen Aufsatz: „Kotzebue und was ihn gemordet", den wir mit zu dem Besten rechnen, was Görres geschrieben. Der Artikel wurde ursprünglich in der „Wage" mitgetheilt, einer Zeitschrift, die L. Börne redigirte. Eine gewisse Berechtigung der That Sand's wird ausgesprochen:

Als Handlung und als Werk der Freiheit muß die Moral jene That verdammen, weil sie ein eigenmächtiges Eindringen in die Gerichte des Himmels, ein vorgreifendes Aburtheilen aus eigener menschlich beschränkter Persönlichkeit und einen gewaltthätigen Einbruch in die fremde Freiheit durch die Mitte des Lebens nicht gestatten darf. Aber die Handlung ist als das Individuelle bei der Sache aus dem Gesichtspunkte des Ganzen durchaus das Unwichtigere, minder Bedeutende; dagegen die Fügung das, was weit am meisten zu beachten, indem jene, sobald sie vollendet ist, für sich den Gesetzen anheimfallen mag, aber für die Welt sich gänzlich in die Begebenheit verliert, die nun allein nach ihren Verhältnissen zum Ganzen gewürdigt wird.

Die Ausdrucksweise ist geschraubt, aber man sieht, was Görres sagen will und was er mit deutlichen Worten unter der Censur nicht sagen konnte. Kotzebue ist ihm die individualisirte Spitze der Richtung, welche durch die Enttäuschungen nach den Befreiungskriegen, durch die Charakter- und Gesinnungslosigkeit der Masse, durch die Demagogenriecherei u. s. w. erzeugt worden. Der Tod Kotzebue's möge ein Schlußstein sein, der Anfang einer neuen, bessern Aera:

Soll dies erbitternde Anfeinden, dies Verhetzen der Gemüther, dies argwöhnische Verlästern der Gesinnungen, dies feige vergiftende Mistrauen zwischen Ständen, Klassen, Ordnungen und Individuen nimmer zu Maß und Ziel gelangen? Soll dies ewige Revolutioniren des Despotismus von oben herab und dies Despotisiren revolutionärer Ideen von unten herauf, dieser unerquickliche, politische Brownianismus, der sich leider unserer wackern Jugend zu bemächtigen anfängt und sie auf dem öden Boden unwesentlicher Abstractionen zum Brüten über leere Allgemeinheiten treibt, immerfort in ihrem Zerstörungswerke sich begegnen?

Der fünfte Band endlich besteht aus einer Broschüre: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona", in welcher sich Görres noch einmal äußerst scharf gegen die Restaurationspolitik und ihre unausbleiblichen Folgen ausläßt, sodann aus einer kleinern Sammlung ungedruckter Aphorismen aus den Jahren 1822 und 1823, und schließlich aus einer Reihe vermischter Aufsätze aus den Jahren 1824 und 1825. Unter den Aphorismen ist vieles, als wäre es für unsere unmittelbare Gegenwart gesagt. Man vgl. unter anderm S. 142:

Es gibt eine Politik, die man die reptile nennen muß, die an der Erde kriecht und Staub frißt und von Niedertracht wohlbeleibt wird und fett. Ihr Wesen ist die reine Negativität, sie [illegible] nichts, sie sitzt nur und wartet und lauert wie die Spinne, [illegible] sich eine arme Fliege in ihrem Netze verfangen. Furchtsam [illegible] verzagt ist dieselbe in all ihrem Wesen. Nun holt sie aus [illegible] einem Schritt, dann zieht sie den Fuß wieder zurück. Jetzt geht sie einen Schritt vorwärts, dann einen halben zurück, biegt dann rechts aus, dann etwas links, steigt dann oben über und wirft wieder den Nacken zurück. Wenn die Gelegenheit kommt, die beim Haar gefaßt sein will, hat sie immer zu sinnen, und sind die Gedanken ausgesonnen, so ist längst die Eilende vorüber und hat beim Nachbar eingesprochen.

Oder S. 151:

Liberal nennt sich diese Zeit, aber ihre Liberalität ist leider passiver Natur, nicht freigebig, sondern freinehmig; je gieriger sie schlingt, um so großmüthiger kommt sie sich vor; je gieriger sie rafft, um so mehr hält sie sich genügsam. Darum hat die Gegenwart die ganze Ersparniß der Vergangenheit aufgezehrt und schmaust jetzt bei der Zukunft fröhlich zu Gaste. Ist die nun vollends verpraßt, je nun, die Kommenden mögen ins Raspelhaus gehen.

Oder endlich S. 162:

Seit die Lüge die Herrschaft erlangt, haben die Hofpolitiker die Hofpoeten und die Hofnarren verdrängt und liefern bei sich ergebenden Vorkommnissen die nöthige Portion von Sophismen, Verdrehungen, Beschönigungen, Listen, Gaukeleien und Argumenten. Ueber alle hinausgestellt wie Nabal beim Assuerus sind die Hofjuden. Ihr Amt, in die innersten Geheimnisse der Minister eingeweiht, ist, der Verschwendung eine trostreiche Hülfe in aller Noth zu sein und dem Geize ein verschlagenes Werkzeug, um die der Armuth abgepreßten Schätze aufs vortheilhafteste anzulegen. Aus diesen Großdignitarien wird dereinst die Pairskammer des heiligen neurömischen Reichs bestehen.

Zweierlei hätten wir an diesen Aphorismen auszusetzen: sie sind in ihrem materiellen Inhalt bis zur Einseitigkeit und bis zum Unrecht bitter, an der Form aber möchten wir es tadeln, daß meistens der Gedanke allzu breitspurig ausgereckt wird. Der nämliche Tadel richtet sich gegen die vermischten Aufsätze; hier wird die Ungerechtigkeit nicht selten noch offenbarer und die Form noch hämischer, wilder. Als Beleg für die erstere Behauptung können die Artikel wider den Freimaurerorden gelten, obschon diese Polemik sich noch immer sehr zu ihrem Vortheile von dem Unflat unterscheidet, welchen in unsern Tagen Hengstenberg wider jene Verbindung zu Tage gefördert hat; für die Maßlosigkeit im Ausdrucke spreche das folgende Citat:

Unter dem mancherlei Gezieser, das vielartig und vielgestaltet im hohlen, innerlich ausgefaulten Baume des jetzigen Deutschland in Moder und Verderbniß wohnt, ist besonders ein verdammtes Geschmeiß, wie Skorpionen giftig, wie die Fliege unverschämt und stinkend wie die Wanze, jedem Manne von Ehre und Gesinnung bis zum tiefsten Abscheu unausstehlich. Man kann diese Gesellen (ihres Zeichens bald geistlicher, bald weltlicher Natur, um zwiefachem Bedarf für Kirche und Staat zu dienen) am füglichsten Hofliberale nennen, im Gegensatze der alten Hofnarren, an deren Stelle sie getreten, jedoch also, daß, während diese unter dem Scheine der Narrheit häufig guten Verstand und derbe Moral geredet, jene unter dem Scheine des Verstandes, des Rechts und der Freiheit Narrheit reden und Schlechtigkeit preisen und üben.

Ein Jahrzehnd früher würde sich Görres einer solchen Ausdrucksweise geschämt haben. Der Aufenthalt in München hat eben nicht vortheilhaft auf ihn eingewirkt; die vermischten Aufsätze des fünften Bandes lassen das nur allzu sehr bemerkbar werden.

Uebrigens kann erst durch die Herausgabe des Briefwechsels von Görres das Material zu einer Biographie

des Publicisten der Freiheitskriege in ergänzender Weise vervollständigt werden; aus den vorliegenden fünf Bänden allein wird eine irgend genügende Charakteristik schwerlich gewonnen werden können. Daß aber Görres ein biographisches Denkmal weit eher und würdiger verdient, als so viele Eintagscelebritäten, denen das Heute sich beeilt, ein solches zu setzen, darüber kann kein Zweifel bestehen. Mag der Mann immerhin durch seinen spätern Uebertritt in das Lager der Ultramontanen bei der großen Masse der Liberalen schwer und sehr an Credit verloren haben: was er vorher gewirkt und geleistet, sollte darum nicht vergessen sein. Görres ist der erste deutsche Publicist von epochemachender Bedeutung, er ist der erste politische Schriftsteller in unserm Vaterlande, der den Satz des ihm in vieler Hinsicht geistesverwandten Carlyle begriffen hat: „Handhabe das Wort und du handhabst das Hohepriesterthum der Welt und der Menschheit!“

Thaddäus Lau.

Religiöse und didaktische Dichtungen.

1. Deutsche Weihnachtslieder. Eine Festgabe von Karl Simrock. Leipzig, T. O. Weigel. 1859. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Christnacht. Ein Gedicht von Paul Reber. Aarau, Christen. 1859. 16. 10 Ngr.
3. Das Minnelied der christlichen Seele. Von W. Reuter. Trier, Lintz. 1859. 16. 12 Ngr.
4. Herbstblüten. Gedichte von Albert Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Christliche Gedichte von Julius Krais. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. 1859. 16. 1 Thlr.
6. Schwert und Altar. Gedichte von Heinrich Andreas Pröhle. Mit einer Musikbeilage. Leipzig, Gräbner. 1859. 16. 22½ Ngr.
7. Vom Herzen zum Herzen. Von G. Theodor Stricker. Strasburg. 1859. 16. 15 Ngr.
8. Des Dichters Herz. Von H. Neumann. Dritte Auflage. Neisse, Graveur. 1859. 16. 15 Ngr.

Die Auswahl, die K. Simrock in den „Deutschen Weihnachtsliedern“ (Nr. 1) getroffen, ist, wie wir dies in einem frühern Artikel bei Daumer rühmen konnten, eine treffliche, und rechtfertigt die Erwartungen, die man sich von einer Sammlung machen konnte, welche den Namen jenes gründlichen Kenners der deutschen Literatur an der Spitze trägt. Wir finden hier das Weihnachtslied aller Perioden, vom ältesten Kirchenliede an, in seiner naiven Volksweise bis zu den modernsten Producten der neuesten Kunstpoesie, wobei in den frühern Jahrhunderten die evangelische Kirche durch Luther, Rist, Paul Gerhardt, Ziegler u. a. vertreten ist, während wir später Gellert, Justinus Kerner, Novalis, Max von Schenkendorf, Arndt, Wackernagel, Rückert, Platen, Schwab und Spitta, um nur die berühmtesten Namen zu nennen, begegnen.

Sehr dankenswerth sind die einleitenden Bemerkungen, die der Herausgeber und beziehendlich umdichtende Erneuerer dieser Lieder denselben vorausgeschickt hat. Von dem Bekanntern ausgehend und die Beziehungen zwischen dem heidnischen Julfest und dem christlichen Weihnachtsfest erörternd, berührt der Verfasser manche interessante Gebräuche, in denen heidnische Anschauungen als tief hereingebildet in die der christlichen Welt sich abspiegeln. Eine Idee durchdringt aber alle diese Anschauungen, die Idee der Verjüngung des Lichts, des nun wieder beginnenden Fortschreitens desselben im Siege über das Dunkel. „Wir könnten die Geburt des Ostris herbeiziehen“, sagt der Verfasser, „könnten die Freude über die Wiedergeburt der Sonne und das erneute Natur- und Pflanzenleben von Island, ja von Grönland bis Japan verfolgen, wir würden überall demselben Gedanken begegnen, in allen diesen Jahresfesten die gleiche Vorstellung walten sehen.“ Am stärksten spricht sich das Naturgefühl bei den Germanen aus; hier war der Unterschied der Jahreszeiten am größten. Und was die heidnischen Anschauungen natürlich, das fassen die christlichen symbolisch auf. Der Weihnachtsbaum, mag er von jenen mit herübergenommen oder in diesen erst entstanden sein, ist nach beiden Beziehungen hin eine sinnige, freundliche Erscheinung und führt uns mit seinen Erinnerungen an den immergrünenden Weltbaum bis in die grauesten Mythenzeiten zurück. Das christliche Fest nahm mancherlei Gebräuche aus dem heidnischen mit herüber, bildete sich aber bald aus der Kirche tief in Herz und Haus hinein und fand, indem es sich eben vor allen als häusliches Fest charakterisirte, hierin die schönste und allgemeinste Bedeutung. Wir können in das Detail, was der Verfasser hier gibt, nicht eingehen und müssen uns damit begnügen, das eine oder andere kurz herauszugreifen. So hat es uns interessirt, daß man noch jetzt am Niederrhein das Wort Krippchen im Sinne von Komödie gebraucht. Die Krippe war die Bühne, auf welcher die Weihnachtsspiele ursprünglich aufgeführt wurden. Sie hatte ihren Platz in der Kirche wie im Hause. Die dramatischen Gesänge, welche die jungen Burschen, von Haus zu Haus ziehend, gegen eine kleine Gabe vortrugen, bildeten den Uebergang in die Spiele. Als die Krippe aus der Kirche verschwand, stellte man die Wiege mit der Puppe, die das Kind vorstellte, vor oder auf den Altar, während Kinder und Alte Wiegenlieder sangen, Mädchen und Jünglinge umhertanzten. In einem derselben kommen die schönen Strophen vor:

> Und wer das Kindlein küssen
> Will an den rothen Mund,
> Der muß erst beichten und büßen
> Aus seines Herzens Grund
> Allhie zu dieser Stund.
>
> Und wer das Kind will speisen,
> Das kleine Kindelein,
> Muß ihm viel Guts erweisen,
> Er muß barmherzig sein
> Mit Maria der Jungfrau rein.

Auch Luther spielt auf das Kindelwiegen als noch be[...]hende Sitte an:

> Davon ich allzeit fröhlich sei
> Zu springen, singen immer frei
> Das rechte Susaninne schon
> Mit Herzenlust den süßen Ton.

Das Susaninne ist das Eia-popeia. Erst Luther's Sch[...] suchten die Sitte aus der Kirche zu verdrängen. Unter [...] übrigen Spielen nehmen die Dreikönigsspiele eine hervorrag[...] Stelle ein. Sie kommen noch jetzt in Thüringen, Schwa[...] Baiern, Tirol, Oberkärnten oft in sehr seltsamer Weise [...] Ihre besondern Lieder hatte die Adventszeit. Der letzte Adv[...]sonntag heißt im kirchlichen Kalender der Sonntag Rorate:

> Thauet, Himmel, den Gerechten!
> Wolken, regnet ihn herab!

In die Adventszeit zog man die Verkündigung mit he[...] obschon dieser ein besonderes kirchliches Fest gewidmet ist. [...] Diakon trug das Evangelium Missus est angelus vor, [...] er wurde vom Priester, den Kerzenträger und Weihrauch[...]nistranten begleiteten, abgesungen. Nach Martens antwo[...] zu Besançon dem Diakon, welcher die Worte des Engels [...]trug, eine schön gekleidete Jungfrau in den Worten der hei[...] Maria. Manchmal geht die Naivetät in den alten Li[...] etwas zu weit, z. B.:

> Joseph bei dem Kripplein saß,
> Bis daß er schier erfroren was.

Joseph nahm ein Pfännelein
Und macht dem Kind ein Müselein.

Joseph der zog sein Höslein aus
Und macht dem Kindlein zwei Windlein draus.

Indeß sind dies nur seltene Ausnahmen, und die meisten dieser alten Lieder sprechen durch warme Innigkeit und einfach kindliche Anschauung gleich sehr an, während die neuern und neuesten zu den besten gehören, die wir in diesem Fache besitzen. *)

Reber's „Christnacht" (Nr. 2) zerfällt in zwei kurze dramatische Scenen: „Der Stern, Umgegend von Bethlehem", und „Bethlehem". Die Sprache ist einfach und kräftig; was eben zusätzlich zur evangelischen Geschichte dargeboten wird, können wir der biblischen Darstellung gegenüber als keinen Gewinn betrachten. Denn die Polemik paßt nicht in diese schöne, zarte Weihnachtsgeschichte, und fühlte man dies nicht, und wollte man den Zweifler Benaga dennoch einführen, so hätte man ihn geschickter widerlegen sollen. Auch die Bekehrung des römischen Hauptmanns scheint uns hier nicht ganz passend anticipirt; und warum in das reine Licht des Weihnachtsevangeliums, in die Freude der Christnacht die dunkelsten Schatten des Künftigen, den Misklang des Weherufs über die einstigen Mörder des Heilandes mit hereinziehen? Das gehört in die Passions-, nicht in die Weihnachtsgeschichte: alles an seinen Ort.

Auch Reuter besingt Christum und die heilige Jungfrau. Sein „Minnelied der christlichen Seele" (Nr. 3) ist ein Miniaturepos von sechs Gesängen, mit einem Prolog an die heilige Maria. Das Gedicht ist von warmer römisch-katholischer Begeisterung getragen, der aber die dichterischen Mittel nicht immer völlig gewachsen sind. Die 32 Sonette des Abschnitts „Salve regina" zeichnen sich in Form und Gehalt vor den übrigen Gesängen aus, und wir haben ihnen deshalb einen relativ höhern Werth beizulegen.

Mit Knapp's „Herbstblüten" (Nr. 4) gehen wir von der gemischt-confessionellen und beziehendlich römisch-katholischen religiösen Dichtung zur protestantischen über. Knapp wird seinem berühmten Namen auch durch diese sehr umfangreiche Sammlung von Gedichten gerecht. Wir begegnen einer Fülle trefflicher Gedanken und einer sinnig schönen Anwendung des Naturlebens auf innere Beziehungen, welche letztere dem Werke einen eigenthümlichen Werth verleiht. Aber doch hätten wir ihm eine etwas strenger sichtende Hand gewünscht, theils in Bezug auf die Auswahl, theils in Bezug auf die Behandlung der einzelnen Lieder. Bei einer großen Anzahl tritt eine gewisse Breite der harmonisch einheitlichen Auffassung und Anschauung hindernd in den Weg, und die zu erschöpfende Ausführung des Stoffs ermüdet statt anzuregen. Wo dieser Vorwurf ein ganzes Gedicht trifft, hätte er durch eine rücksichtslosere Auswahl, wo er sich auf einzelne Theile eines Gedichts bezieht, durch eine tiefer eingehende Feile vermieden werden können. Auch sind trotz jener breitern Behandlung des Stoffs Dunkelheiten und Härten nicht überall vermieden, und manche Bilder vertragen eine anschauende Analyse zu wenig, als daß wir uns mit ihnen zu befreunden vermöchten.

An einzelnen Stellen thut das prägnant hervortretende Dogma der poetischen Wirkung Eintrag. Wo dieses nicht vorherrscht, sind die religiösen Anschauungen gesund und anstatt jener blind verdammenden exclusiven Richtung zu huldigen, von einer mehr objectiven Auffassung getragen. Besonders interessant ist es hier, den Dichter in seinem Verhältnisse zu Schiller und Goethe kennen zu lernen, von denen er jedem ein sehr langes Gedicht widmet. Er unterwirft beide einer strengen Kritik, bei der natürlich Schiller besser wegkommt als Goethe, obschon auch ersterm der Vorwurf gemacht wird, daß er „den Dichter statt des Propheten" gesetzt und „das Amt des Heilverkünders dem Genius des Sünders verliehen"; läßt aber beiden nach andern Richtungen hin vollste Gerechtigkeit widerfahren. Von dem dogmatisch-christlichen Standpunkte aus, auf welchem sich der Dichter befindet, waren beide dem Angriffe gleich sehr bloßgestellt; Goethe wird zugleich auch vom moralischen Standpunkte bekämpft:

Hinweg die Sehnsucht, die von Roms Ruinen
Wollüstig auf zur Abendsonne sah!
Hinweg den Trotz, der in Prometheus' Mienen
Verlachte, was vom Richter ihm geschah!
Hinweg den Stolz, der alle Welt sich dienen
Und huld'gen ließ, und ohne Hephata
Der Thorheit Schwindel tausendfach geschildert,
Und schwelgend in der Schwelger Buch gebildert!

Hinweg die Wahl, die dort den Glutverwandten
Sich lästern zum Verderben überließ,
Verführerisch in allen Christenlanden
Ins ehebrecherische Feuer blies!
Hinweg den Tand, der jenen Lustentbrannten
Auf eitler Bühne Meister werden hieß,
Sammt jenem Werther, der sein Selbst getödtet,
Und sterbend nicht vor seiner Schmach erröthet.

Bei dem Anathema gegen den „Trotz des Prometheus", was ohnedies hier nicht an seinem Platze war, wird der Dichter wenig Sympathien finden. Anders verhält es sich mit dem Tadel vom moralischen Standpunkte aus, rücksichtlich dessen er weniger isolirt steht. Trotz jener herben Kritik zollt aber Knapp Goethe nach andern Richtungen hin das begeistertste Lob:

Ja, wenn sonst einer auf der Erde Höhen,
Soweit des Menschen Genius sich hebt,
Sich durft' in heitrer Feuerkraft ergehen,
Von aller Schönheit Feenschmuck umwebt;
Wenn einem in azurner Lüfte Wehen
Der Muse Reiz urbildlich vorgeschwebt:
An deinem Sarge steh' es hell zu lesen
Mit Rosenschimmer: das bist du gewesen!

Und ebenso wenig rechnet er ihn zu den Verlorenen:

Nach Gottes Bild erwacht aus allen Träumen,
Vom Erdentand, vom eignen Ruhme leer,
Ein Kind, umschlungen von des Vaters Armen;
So geb' ich dich dem himmlischen Erbarmen.

Dies ist vom Standpunkte des Dichters aus eine große Concession. Wir unsererseits halten das Schauen der Wahrheit hier und jenseits, für das alleinige und wahre zeitliche und ewige; und daß uns dieses Schauen, nach innen gerichtet, jetzt und dereinst nicht zu Boden drücke, das wirkt die erhebende Kraft der Liebe Gottes, die uns mit ihm und mit uns selbst versöhnt. Zu dieser Bemerkung sehen wir uns zugleich im Hinblick auf diejenigen Gedichte der Sammlung veranlaßt, in denen dem Dogma von der ewigen Verdammniß gehuldigt wird:

Verloren! Wort voll namenloser Wehn!
Ein Geist kann ewiglich verloren gehn!
— — — — — — — —
Wie, wenn der einst am Oelberg dort gekniet,
Den gottverworfnen Geist kann nimmer locken,
Der in des Teufels dunkelm Höllenbann
Nicht Reue hat und nimmer beten kann?

Wer ändert dann vorm ewgen Tribunal
Den Donnerspruch mit weichen Widerreden?
Wer schafft dem Trotzer wol im Todesthal
Mit schwächlichem Vernunftsgefühl ein Eden?

---

*) Ein zweckmäßig abgefaßtes populäres Schriftchen über den Ursprung, die Geschichte und die Bedeutung des Weihnachtsfestes erschien vor einiger Zeit unter dem Titel: „Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen dargestellt von J. Marbach" (Frankfurt a. M., Sauerländer.) D. Red.

Wer löscht des Weltgesetzes Feuerstrahl?
Wer schürzet neu die frech zerrissnen Fäden,
Wenn Christus selbst sich zürnend abgewandt,
Und ihn zum ew'gen Flammenpfuhl verbannt?

Freilich singt auch Dante: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!“ und mit bewundernswürdiger Naivetät ergeht sich in dem bekannten Liede „O Ewigkeit, du Donnerwort“ u. s. w. der alte wackere Johann Rist über die Ewigkeit der Höllenstrafen. Indeß wäre es sehr an der Zeit, jenem unheilvollen Dogma zu entsagen, was gerade das Gegentheil von dem wirkt, was es wirken soll. Wir haben oft vernommen, man könne es nicht aufgeben; zwar sei es in der richtig verstandenen evangelischen Lehre nicht begründet, aber man müsse es des heilsamen Schreckens wegen beibehalten. Man vergißt jedoch bei dem fortgesetzten Gebrauche dieser religiösen Abschreckungstheorie, daß sie theils an sich mit einer wahrhaft sittlichen Heilsordnung im schreiendsten Widerspruche steht, weil Tugend aus Furcht vor Strafe eben keine Tugend ist, theils ihren Zweck gänzlich verfehlt. Denn indem dem Glauben Absurditäten aufgezwungen werden sollen, wird der Glaube in seinen Grundfesten erschüttert, und mit dem Glauben geht auch das Gewissen verloren. Man verlacht die frommen Eiferer, und will nun auch von dem Wurm nichts mehr wissen, der nicht stirbt, und der etwas ganz anderes ist als Schwefel und Hölle, nämlich der Rückblick auf Gethanes und Unterlassenes, was wir nicht hätten thun und unterlassen sollen, im künftigen vollen Lichte klarster Erkenntniß. Das ist genug für den Denkenden und mehr als Schwefel und Hölle, und man könnte dabei an den Rand des Denkens kommen, wenn man sich nicht an der rein christlichen Anschauung zu erheben wüßte, die schon der alte englische Dichter Quarles in den einfach schönen Worten ausgesprochen hat:

Dein Ursein, Gott, es ist, daß Recht es übe;
Allein, dein Ursein, Gott, es ist auch Liebe!
Wo blieb' ich sonst, wenn ich in dir nicht bliebe?
So walte du! Und will der Wahn mich jagen,
Soll die Vernunft vorfahrn den Flügelwagen,
Und nur von dir zu dir soll er mich tragen.

Und dieser Flügelwagen der Vernunft sollte die Geister nur von dem armen kleinen Sandkorn der Erde, nur von diesem Stäubchen im Weltall hinweg und nur für eine gegen die Idee der Ewigkeit bis ins Nichts verschwindende Kürze der Zeit zu Gott führen können, und sonst nicht? Ihm, vor dem Zeit und Ewigkeit eins ist, wollten wir gerade in dem, worin sein absolutes Wesen dem menschlichen Erkenntnißvermögen am zugänglichsten ist, in der Liebe, die erbärmliche Schranke einer flüchtigen Spanne von Erdenzeit ziehen und ausrufen: Bis hierher geht deine Machtvollkommenheit und nicht weiter! Mit einem Worte, das Dogma ist so in sich verkehrt, so durch und durch gottlos, daß es nicht nöthig wäre, ein Wort darüber zu verlieren, wenn man nicht allenthalben wahrnähme, wie viel Schaden es thut und wie sehr durch dasselbe die Gemüther auch der wahren Religiosität entfremdet werden. Und wenn die Theologen nicht den Anfang machen wollen, dergleichen Schädlichkeiten aus dem Religionsunterrichte zu verbannen, so sollte doch die religiöse Dichtung auf diesem Gebiete Bahn brechen und, wie die Dichtung überhaupt die Aufgabe hat, dem Volke die höchsten und reinsten Wahrheiten zu übermitteln, es zu ihrem ganz besondern Beruf machen, das Licht gegen das Dogma auf seinen vielen dunkeln Gängen emporzuhalten und es in allen den Schattengestalten, in denen es im Lichte nicht bestehen kann, aus dem Lichtreiche reiner Religiosität hinauszuscheuchen. Um so mehr bedauerten wir es aber auch, einen so trefflichen Dichter wie Knapp nicht allenthalben auf diesem Wege zu finden.

Weniger als bei Knapp tritt das Dogma bei einem zweiten schwäbischen Dichter hervor, den wir bei der werthvollen Gabe, die er uns darbietet, ganz unbedenklich dem erstern an die Seite stellen können. Krais' „Christliche Gedichte“ (Nr. 5) zeichnen sich durch einheitliche Behandlung und poetische Abrundung des Stoffs ebenso wie durch einfach edle, fließende Diction aus und bieten, was die behandelten Gegenstände anlangt, eine reiche und mannichfaltige Auswahl dar. Besonders stark und gut ist das erzählende Gedicht vertreten, zu dem wir außer den kirchengeschichtlichen auch die meisten der unter der Ueberschrift „Missionslieder“ enthaltenen Gedichte rechnen, während wir das eigentliche Lied in den Abschnitten „Lieder für Kirche und Haus“, „Für Kinder“ und „Vermischte Gedichte“ zu suchen haben. Doch finden sich auch in der letztern Rubrik mehrere erzählende, z. B. das schöne: „Washington's Gebet“, und nächstdem Elegisches und eine längere Idylle, in welcher das Leben und Wirken eines Landgeistlichen verherrlicht wird. Da ist freilich nur Licht und Leben, sowol was die subjective innere Befriedigung, als was die objective, nach außen gerichtete Wirksamkeit anlangt, und glücklich und heilbringend die Kirche, wenn sie sich in allen ihren unmittelbaren und berufsmäßigen Vertretern zu solcher einfachen Anspruchslosigkeit zu erheben vermöchte! Aber als ob Gott den Stempel der Unvollkommenheit auch seinen mächtigsten und einflußreichsten Institutionen auf Erden so recht sichtbar habe aufdrücken wollen, mußte der Klerus aller Kirchen und Zeiten mehr oder minder der gefährlichsten aller Leidenschaften, der Herrschsucht, verfallen; und wer zählt die Opfer, die diese Leidenschaft gekostet hat? Freilich ist es eine schwere Selbstverleugnung, die geistige Superiorität des Lehramts nur dahin zur Geltung zu bringen, daß sie die Geister befreie, statt sie gefangen zu nehmen; denn es heißt dies nichts anderes, als daß sich jene Superiorität stufenweise selbst aufgebe und dem Belehrten sofort mit dem Eintritte seiner vollen geistigen Entwickelung auch die volle Gleichberechtigung zu eigener religiöser Selbstbestimmung einräume; allein so lange, bis sich das geistliche Lehramt bis zu dem hohen Standpunkte dieser Anspruchslosigkeit allgemein durchgebildet hat, solange wird Saat und Frucht des Haders und der Zwietracht, Ueberhebung auf der einen und Mistrauen auf der andern Seite, üppig fortkeimen, und die große Idee einer Weltreligion, die auch unser Dichter begeistert vertritt, wird ein schöner Traum bleiben. Das Wort von dem Einen Hirten und der Einen Heerde kann sich nur dadurch erfüllen, daß man es eben bei dem Einen Hirten, Christus, bewenden läßt; daß sich nicht Hunderttausende zu Unterhirten aufwerfen, sondern daß sich diese Hunderttausende eben auch mit zur Heerde rechnen. Der Hirt hält das große Licht empor, an dem sich die Millionen kleiner Lichtchen, von denen jeder einzelne Erdenbürger ein verschiedenes mit sich herumträgt, entzünden sollen. Nun mögen wol Männer, die ihre kleinen Lichtlein an dem großen Lichte angezündet haben und die den Beruf und die Begeisterung in sich fühlen, umhergehen und andere, deren Lichtlein noch nicht brennen, zum großen Lichte führen, damit sie die ihrigen dort anzünden. Niemals aber soll der eine behaupten, daß sein kleines Licht die Flamme des großen besser angenommen habe oder besser wiedergebe als das seines Nachbars; sie brennen alle dunkel und lassen uns mit voller Gewißheit nur so viel erkennen, daß wir das große Licht in seiner wahren Erscheinung durchaus nicht sehen, daß wir unser kleines Licht zwar an seiner unsichtbaren Flamme entzünden, das Wesen der letztern aber nicht wahrnehmen können, und daß es eine thörichte Vermessenheit ist, das Leuchten des eigenen kleinen Lichts, weil wir es am großen angezündet haben, nun allsofort mit diesem identificiren zu wollen. Es ist herrlich, es ist erhaben, über den ganzen uns individuell erleuchteten Horizont hin unsere Sehkraft bis aufs äußerste anzustrengen, und noch herrlicher und erhabener, das so Erschaute und für wahr Erkannte frei zu verkünden und mit jedem Opfer, selbst mit dem des Lebens zu bezeugen; aber es ist ein unglücklicher Wahn, eine unselige Verblendung, diese individuell und subjectiv heilige Wahrheit zu etwas Objectivem, für alle unbedingt Maßgebendem stempeln, sie mit geistigem oder physischem Zwang andern aufdringen und diejenigen, die sich solchem Zwang nicht unterwerfen, die die eigene Ueberzeugung

der fremden gegenüber festhalten, verketzern und verfolgen oder doch drängen und drücken oder das Anathema über sie aussprechen zu wollen. Man erhebt das Märtyrerthum und legt zugleich Märtyrerthum auf. Man rühmt die treuen Bekenner der Wahrheit und sucht zugleich diejenigen, die anderer Ueberzeugung sind, zum Abfall von der Wahrheit zu bewegen. Das ist einer von den vielen Widersprüchen im menschlichen Denken und Handeln, deren wir je mehr und mehr finden, je älter wir werden.

Unser Dichter, um von der Abschweifung, zu der uns seine Pastoralidylle verführt hat, auf ihn selbst zurückzukommen, hält sich von obigem Widerspruche fast durchgehends frei; nur in wenigen Gedichten wird er polemisch. Wir hätten aber auch diese wenigen hinweggewünscht, wie wir uns denn schon mehrfach darüber ausgesprochen haben, daß wir alle religiöse Polemik, wenn sie irgendwo anders als auf dem wissenschaftlichen Gebiete hervortritt, für verwerflich halten. Auf diesem letztern, unter den ruhig prüfenden Blicken der Forschung und Logik und eingehüllt in die weite, würdige Staatsrobe großer Beweisführungen und erschöpfender Motive nimmt sie so versöhnliche Formen an, daß sie der Förderung der Wahrheit gute Dienste leistet. Aber im frommen Eifer von der Kanzel geschleudert oder als etwas apodiktisch Fertiges, fest und bestimmt Ausgesprochenes, wie es der Charakter des Gedichts mit sich bringt, in diesem hingestellt, verletzt das feindliche Wort, ohne zu nützen. Es überzeugt niemand, am wenigsten den Gegner; während die warm ausgesprochene eigene Ueberzeugung, wenn sie sich von allen missliebigen Seitenblicken fern hält, und wenn sie, was das religiöse Gebiet betrifft, das allzu sophistische, aller Empfindung bare Dogma verwirft, auch den Gegner erhebt und begeistert und ihn zu gleich warmen und edeln Gefühlen entflammt, die, wenn auch die Pfade verschieden sind, zuletzt immer zum Guten führen müssen. So wird sich an der Kraft der Märtyrer, wie sie die Kirchengeschichte in langen blutigen Reihen und, was die spätern Jahrhunderte anlangt, leider aus der Mitte aller Confessionen uns vor Augen stellt, jeder fühlende Mensch erheben, auch wenn er die Ueberzeugung des einen oder des andern Dulders für die Wahrheit oder für das, was ihm Wahrheit gewesen, nicht theilt. Denn man muß hierbei allenthalben einen rein subjectiven Maßstab anlegen. Auch unser Dichter besingt einige der berühmtesten Märtyrer. Er hat sie aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche gewählt, mithin aus einem Zeitraume, der alle christlichen Sympathien gleich sehr in Anspruch nimmt. Indeß kommt immer auf die Behandlungsweise viel an, und es gereichte uns zu besonderer Befriedigung, den Kampf für die Wahrheit, den jene Helden und Heldinnen kämpften, in der edelsten und würdigsten Auffassung dargestellt zu sehen. An solchen Schilderungen wird sich jedes Herz, das im materiellen Strudel der Gegenwart noch festere Anhaltepunkte sucht, gewiß gern aufrichten und erfrischen. Von diesen größern Gedichten können wir unsern Lesern keine Probe geben. Wir begnügen uns, eins der kürzern Gedichte mitzutheilen, welches zum Belege dafür dienen kann, daß der Dichter einen poetischen Gedanken kurz, maßvoll und harmonisch zu gestalten versteht.

Schrift und Sternenhimmel.

Wenn manchmal an der Oberfläche nur
Dein Auge schweift gleichgültig auf und nieder,
So zeigt die Bibel, wie die Sternenflur,
Zwar Schimmer dir vereinzelt hin und wieder;
Doch schauest du sehnsüchtig, unverwandt
Und mit geschärftem Blick in ihre Tiefen,
Wird dir die Unermeßlichkeit bekannt
Von Lichtgedanken, die im Grunde schliefen.

Je schwärzer und unheimlicher die Nacht
Mit Rabenflügeln ob der Erde brütet,
Um so viel heller muß erglühn die Pracht
Der Sterne, die am Himmel droben hütet.

Je schwärzer auf der Menschheit nah' und fern
Das Dunkel ruht von Gräbern, Trümmermalen,
Um so viel heller müssen, Stern an Stern,
Die Leuchten ewiger Verheißung strahlen.

In eine Zeit, reich an Gräbern und Trümmermalen, auch in eine Zeit der Verheißungen, aber nicht ewiger, sondern irdischer Verheißungen, die ihren Charakter als solche am besten dadurch bewährten, daß sie nicht erfüllt wurden, führen uns „Schwert und Altar" von H. A. Pröhle (Nr. 6) zurück. Der Dichter ist ein „ergrauter Priester" und Veteran aus den Freiheitskriegen. Er sang einst „Des Hornes Ruf":

Wem gilt des Hornes Jagdenton,
Der aus der Ferne hallt?
Er ruft den wilden Schlachtensohn,
Horch! horch! der Lärmschuß knallt u. s. w. —

und hofft nun, daß beim Anblick seines Büchleins die alten Kriegsgefährten sich „des wilden Schlachtensohnes", wie er im Scherze genannt worden, gern erinnern werden. Solche Dichtergaben entziehen sich wie billig dem schärfer prüfenden Blicke der Kritik; es sind theuere Reminiscenzen, die in den engern Kreisen, für die sie bestimmt sind, ein empfängliches Publikum finden; und wir müssen es dem Dichter zugute halten, wenn er dem König Friedrich Wilhelm, dem er begeistert in den Kampf folgt, hier und da auch im Stile etwas nacheifert.

Vom Schwert ist in den uns weiter zur Besprechung vorliegenden Gedichten Theodor Stricker's: „Vom Herzen zum Herzen" (Nr. 7), durchweg nicht die Rede. In diesem Herzen, das hier zu uns spricht, und rings um dasselbe herum athmet alles den tiefsten Frieden. Dem Titelmotto: „Freuet euch in dem Herrn allewege!" in strengster Consequenz getreu, singt der Dichter voll Zufriedenheit und heiterer Gottinnigkeit von Gott und Natur, von Haus und Familie in einfach schlichter, tief gemüthlicher Weise. Unser Dichter gehört unbestritten zu den „verruchten"-Optimisten, wie sie Schopenhauer nennt. Wir tadeln ihn darum nicht, denn wir gehören derselben Richtung an, obschon wir die optimistische Weltanschauung keineswegs für die allein berechtigte halten, und zwar um so weniger, als es unter den Männern, die einer schwärzern Weltanschauung, wie Schopenhauer, huldigen, die edelsten und vortrefflichsten Gemüther gibt, die der Hochachtung aller Guten werth sind. Beide Richtungen kommen übrigens, wie verschieden auch die Ausgangspunkte sein mögen, auf ein und dasselbe Ziel hinaus, vorausgesetzt nur, daß sie beide einer Hauptrichtung, nämlich der fortschreitenden, angehören. Wie in der materiellen Welt so gehört in der geistigen die Mannichfaltigkeit zu den wesentlichsten Grundgesetzen. Und so sollten die Pessimisten — wir meinen die im edlern Sinne des Worts — sich in ihrem Schmerze über das Dunkle, das ihnen überall entgegentritt, an der heitern, sonnigen Anschauung der Optimisten erquicken und aufrichten, die letztern aber sollten von den erstern zu immer kräftigerer Energie und lebendigerm Eifer überall da aufgestachelt werden, wo es gilt im Kampfe gegen das Dunkle und Böse, das wie ein Alp auf den Menschen liegt, die Hand nicht sinken zu lassen. Nach beiden Richtungen hin besagt der Name Optimist und Pessimist zu viel; denn der Optimist erkennt an, daß es noch vieles zu bessern gibt, und der Pessimist will die Dinge auch nicht schlechter machen als sie sind, sondern ebenfalls besser. Sie sehen die Welt nur mit verschiedenen Augen an, verfolgen aber beide ein Ziel: Vervollkommnung.

Wir schließen unsere heutige Besprechung mit einem Dichter, in welchem die nurgedachten beiden Naturen in scharfer Ausprägung vereinigt sind: eine gewiß seltene Erscheinung, die aber in diesem Dichtergemüthe zu den schönsten poetischen Resultaten geführt hat. Wir haben bereits früher (in Nr. 10 d. Bl. f. 1859) Neumann's „Lazarus" besprochen, ein Werk voll

ergreifender Seelengemälde, in welchem die Gegensätze zwischen heiterer und trüber Weltanschauung, Glauben und Forschen, Hoffen und Zweifeln einen vollendet plastischen, dramatisch belebten Ausdruck gewonnen haben. In einer andern größern Dichtung: „Das letzte Menschenpaar", legt der Dichter sein Glaubensbekenntniß über die höchsten Fragen des Daseins in echt dichterischer Auffassung ab. Wir haben es hier mit einem metaphysischen Drama zu thun voll origineller und tiefsinniger Gedanken, die dem Leser in ebenso entsprechender als allgemein verständlicher Form dargeboten werden. In der nationalen epischen Dichtung „Jürgen Wullenweber" (Leipzig 1846) bringt der Dichter das energische Streben nach religiöser und bürgerlicher Freiheit an seinem patriotischen Helden in trefflich wirksamer Weise zur Erscheinung, während in „Nur-Jehan", einer kleinen orientalischen Epopöe, die im glücklichen Thale von Kaschmir spielt, eine glänzende Phantasie ihren Reichthum entfaltet und in den lebendigen Farben des Orients eine frische, ursprüngliche Liebe schildert, die ihre reinen Triumphe feiert. Auch in den „Gesammelten Dichtungen" offenbart der Dichter die Fülle und Mannichfaltigkeit seiner poetischen Begabung. Wir müssen uns indeß im allgemeinen auf diese kurzen Andeutungen beschränken, da uns gegenwärtig nur ein einziges von Neumann's Werken: „Des Dichters Herz" (Nr. 8), zur Besprechung vorliegt, das wir mit derselben Befriedigung wie seine übrigen Werke gelesen haben, und dem wir, bei aller uns gebotenen Kürze eine etwas näher eingehende Betrachtung widmen können. Eine Heimat, die Vater und Mutter ganz füllen, das Gottesahnen, das durch der Mutter Wort im Herzen des Kindes festen Halt gewinnt, ein frühes Waisenthum an der Seite des ernsten Vaters, voll kindlicher Träume, denen der Knabe ungestört sich hingeben kann und in denen ihm die Mutter fortlebt, eine erste idyllische Liebe, der Eintritt in die Welt und die Luftschlösser des Jünglings, ein inniges Anschmiegen an die Natur und eine Freundschaft für das Leben, Heimkehr und der Geliebten Grab — das sind jene alten und ewig neuen Themen, die der Dichter in seinem Herzen bewegte und die wir in den vorliegenden drei kurzen Gesängen mit einer außerordentlichen Innigkeit und Zartheit und mit einer Diction, die in Reinheit, Schmelz und harmonischem Versfall der Ernst Schulze'schen nicht nachsteht, behandelt finden.

„Des Dichters Herz" gehört zu Neumann's ersten Dichtungen. Es war Chamisso gewidmet, es klang wider von

> dem sanften Schmerz
> Des Dichtergreises, der an seinem Grabe
> Mit festem Hoffen schauet himmelwärts —

und schloß mit den Zeilen:

> Denn wenn im Geist ich durch das Leben schreite,
> Dann frage ich: O Greis, was klagest du?
> Drei Gräber sind, drei Klänge dir geblieben;
> Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben.

Aber dem schwärmerischen Schmerze des Jünglings sollte die „Trauer des Mannes", wie über das Unerreichbare des Echten, Reinen, Menschlichen, so über das Gewaltige seines eigenen Schicksals, das den strebsamen Geist in die Fesseln eines an hoffnungslos andauernder Krankheit unter nie aussetzenden Schmerzen schon seit langen Jahren leidenden Körpers gebannt hält, in der mannichfachsten Gestalt nachfolgen. Die geistige Kraft, mit der er in solchem Zustande schaffte und fortwährend schafft, ist zu verwundern, weil er zwar den Trost der Poesie, nicht aber zugleich die Aufmunterung hatte, sich als Dichter von außen her gehoben zu sehen. Zwar fehlte ihm vielfache Anerkennung nicht. Auch das Gedicht, das wir heute besprechen, liegt in dritter Auflage vor. Aber gleichwol ist ihm jene allgemeine Beachtung, auf die er in unsern Augen nach allen seinen Werken einen gegründeten Anspruch hat, wol nicht ohne Unbilligkeit versagt worden.

Den beiden Zueignungsstrophen an Chamisso vom Jahre 1836 ist in gegenwärtiger dritter Auflage folgende Strophe beigefügt:

> 1859.
> Von dir, dem Greis, mit mildem Gruß empfangen,
> Sang ich dies Lied, als ich ein Jüngling war;
> Nun bist du lange schon vorausgegangen,
> Und mir auch glänzt schon Silberweiß im Haar.
> Doch ob das Leid auch bleichte Stirn und Wangen,
> Tönt's doch im Herzen fort, wie damals, klar:
> Drei Klänge sind durchs Leben mir geblieben:
> Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben.

Sie sind ihm geblieben, aber nicht ohne schwere, lange innere Kämpfe. Wer sich für dergleichen Herzenskämpfe eines durch und durch hellen, skeptischen und zugleich tief religiösen, echt dichterischen Geistes interessirt, verfolge sie in seinen poetischen Schöpfungen. 18.

Zur Heilung socialer Schäden.

Franz Baltisch, der Verfasser einer Schrift „Eigenthum und Vielkinderei" ließ vor einiger Zeit eine ähnliche Schrift erscheinen: „Armuth und Reichthum" (Kiel, Schwers). Der Verfasser ist ein Anhänger der Malthus'schen Theorie, die, wie er behauptet, falsch verstanden worden sei; der Kern dieser Lehre sei: „Wollt ihr Volksvermehrung, so müßt ihr damit anfangen, die Summe der Nahrungsmittel zu vergrößern." Franz Baltisch predigt gegen Vielkinderei, übermäßige Concurrenz, Zerstückelung des Bodens und empfiehlt Beschränkung der Ehe u. s. w. Wenn Franz Baltisch Dynast seines Wohnorts, Düsternbrook bei Kiel, wäre, so würde er seine Ansichten wol durchführen können; aber an der Spitze eines volkreichen, in seinen innern Verflechtungen höchst complicirten Staats würde er bald einsehen, daß dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Unsere Regierungen und Communalbehörden sind ja im Verbieten und Beschränken gar nicht so schüchtern, und wenn sie sich darin einigen Zwang auferlegen, so müssen sie doch ihren guten Grund dazu haben. In Städten, die von Hundertausenden, ja Millionen bewohnt werden, wie Paris, London u. s. w., lassen sich Ansässigmachung und Verehelichung nicht so beschränken wie auf einem unter Patrimonialgerichtsbarkeit stehenden mecklenburgischen Dorfe, und wenn man sie auch noch so sehr beschränken wollte, so würde die „Vielkinderei" doch nicht aufhören, sondern nur gefährlichere Formen annehmen. Folgende Stelle über die „Literaten", worunter freilich der Verfasser den gesammten gelehrten Stand begreift, war uns interessant: „In Deutschland ist Uebervölkerung von Literaten. Tausend und tausend deutsche Literaten halten es für das größte Unglück, wenn ihre Söhne keine literarische Erziehung erhalten, bringen daher viel mehr Candidaten zu Markt, als Vacanzen eintreten. Wo eine Brotstelle sich offen zeigt an der Universität, bei der Kirche, der Schule, da wimmelt es von Bewerbern und fast jeder Bewerber in den höhern Stellen muß ein Buch geschrieben haben. Nur einer kann die begehrte Stelle erhalten. Zehn Jahre des jungen Lebens werden auf die Schulbildung verwandt. Und die Folge? Tausend junge Literaten sitzen in ihren Dachkammern und seufzen lyrische Gedichte, während die Sperlinge auf dem Dache sich des Lebens freuen. Die deutsche Gelehrsamkeit wuchert in den Bibliotheken, wie die Pilze im Walde und endet vielleicht damit, Handlanger eines leipziger Buchhändlers zu werden.... Der eifrige Rector, der den Homer lehrt, ist überzeugt, daß, wer diesen versteht, zu jedem Geschäft im Leben tauglich sei. Drollig ist es dabei, daß viele deutsche Schulmeister alles, was nicht Literat ist, gering achten und dennoch des Glaubens sind, daß Homeros nicht schreiben konnte. Der Eifer für die Schulen geht in Deutschland oft zu weit. Ich habe gesehen, daß eine arme Frau, die allerdings noch eine Hütte besaß und einen Ofen, aber längst keine Schulkinder, gepfändet werden sollte, wegen gezwungenen Schulgeldes. Sie mußte das bischen Torf, womit sie sich den Winter über wärmen wollte, verkaufen, um Schulgeld zu bezahlen.

Im einzelnen enthält die zu unpraktischem Zweck praktisch stilisirte Schrift überhaupt manches Beachtenswerthe.

Wir gedenken hierbei noch einer in München erschienenen Schrift: „Beleuchtung der begonnenen, jetzt bestehenden Corruption der Gesellschaft und wodurch diese gesteigert worden", von Ferdinand Freiherrn von Rast sen. Der Verfasser bemerkt unter anderm: „Die Corruption, welche sich leider überall in der menschlichen Gesellschaft, sowie der Egoismus in allen Schichten derselben steigert, wie die Ausbeutung allgemeiner Schwächen der menschlichen Natur täglich mehr und mehr anwächst, ist theils den vielen Kriegen, welche immer mörderischer wurden, theils der Finanzdiplomatie zuzuschreiben." Nachdem er das „schauderhafte" Treiben, sowie das Unheilbringende des „Actienspiels und der Speculationssucht" aufs treueste ausgemalt zu haben glaubt, schreitet er zur Beleuchtung der bisjetzt in den Staaten entstandenen verschiedenen Institute, der Actiengesellschaften, der Versicherungsanstalten, der Sparkassen u. s. w., zugleich andeutend, was sie hätten leisten können und sollen, „wenn sie nach meinen vor länger als zwei Decennien skizzirten Plänen, in echt nationalem Sinne und nach den Vorbedingungen gegeben worden wären, die ich nun auch hier mit einfließen lasse". Wem es also um Kenntniß der freiherrlichen Pläne zu thun ist, mag diese Schrift zur Hand nehmen. Der Verfasser rechnet unter anderm der berliner Sparkasse nach, daß diese den armen Leuten nur 2½ Procent jährliche Zinsen gewähre, die außerdem noch durch gewisse Clauseln verringert würden, während die Anstalt die Zinsen von den Kapitalien, welche sie ausleihe, wenigstens zu 4 Procent genieße. Wenn sich dies wirklich so verhält, möchte man freilich lieber Anstalt als Einleger sein.

H. M.

Novellenliteratur.

Illustrirter Novellen-Almanach für 1861. Mit Originalbeiträgen von Baronin Gravenreuth, H. Koenig, Luise Mühlbach, Levin Schücking, J. H. Temme u. a. m. Leipzig, Schrag. 1861. 8. 16 Ngr.

Der Inhalt dieses Almanachs ist nicht so befriedigend, als man nach den Namen der beisteuernden Autoren zu erwarten geneigt ist. Die erste Erzählung desselben: „Starrer Sinn, starres Gesetz", eine Criminalgeschichte von J. H. Temme, ist jedenfalls die bedeutendste. Zwar besitzt sie auch die unästhetischen Eigenschaften der Criminalgeschichten in hohem Grade, denn es dominirt in ihr ein crasser Naturalismus und die Darstellung ist mehr darauf angelegt den Eindruck des Schrecklichen zu steigern, als zu mildern; aber daß sie ein mit scharf beobachtendem Blick aus dem Leben gegriffenes Nachtbild ist, daß die Personen und Situationen in ihr mit kurzen, treffenden Zügen gezeichnet sind, daß sie von Anfang bis zu Ende packt und spannt und eine tiefeinschneidende Wirkung macht, diese Vorzüge lassen sich ihr nicht absprechen, und eben hierdurch erhebt sie sich über die übrigen Gaben des Almanachs, von denen keine einen tiefern Eindruck zu machen geeignet ist. Ohne Frage würde sie auch in ästhetischer Beziehung günstiger wirken, wenn der Verfasser tiefer auf die Entwickelung der innern Motive und Seelenzustände eingegangen wäre, und nicht von dem coupirten Stil, der allerdings für derartige Erzählungen geeignet ist, eine allzu ausgedehnte, ja manierirte und bizarre Anwendung gemacht hätte.

„Ein kurzes Eheglück", Erzählung von H. Baronin Gravenreuth, geborne Gräfin H...., hat auf uns einen entschieden widerwärtigen Eindruck gemacht. Die Heldin ist eine Courtisane von solcher Gemeinheit, daß sie „im Gefängniß, in einer Besserungsanstalt für moralisch gesunkene Frauen" endet. Der Leser durchschaut dies von vornherein; eine gräfliche Familie aber ist dergestalt bornirt, daß sie sich von ihrer Tugendheuchelei auf das gröbste täuschen und so weit in Schuld und Unglück verstricken läßt, daß zuletzt nichts übrig bleibt, als sie wie eine gemeine Dirne aus dem Schlosse zu transportiren. Es gibt Mittel, auch solche Geschichten interessant zu machen. Die Verfasserin hat über solche weder im guten noch im schlechten Sinne zu gebieten gehabt. Die Einkleidung ist ebenso langweilig als der Inhalt abstoßend.

Von um so freundlicherm Eindruck ist hiernach die Novelette Levin Schücking's: „Wie der Schnee schmolz", die er nach einem Artikel in dem neuyorker „Harper's New monthly Magazine" gearbeitet hat. Auf einen höhern Werth als den einer etwas umständlich erzählten Anekdote hat sie jedoch keinen Anspruch. Der Anfang verspricht mehr, als Ausführung und Ende leisten. Eine etwas pikantere Fassung würde dem an sich unbedeutenden Stoffe günstiger gewesen sein.

„Ein Sonntagskind", Novelle von H. Koenig, ist eine mit vielen feinen und sinnigen Zügen ausgestattete Familiengeschichte, in der es sich darum handelt, Hildegard, die anmuthige Tochter einer in bäuerlichen Verhältnissen lebenden Gymnasialdirectorswitwe von einer irrthümlichen Neigung zu einem ihrer unwürdigen Bauerburschen frei zu machen und mit einem für sie passendern Mann, einem Professor der Malerei, zu verbinden. Die hierin sich ausdrückende Tendenz, der Richtung beliebt gewordener Dorfgeschichten gegenüber auch einmal die Vorzüge der Bildung und Urbanität zu einem Gegenstande der Sympathie zu machen und dagegen die Bauernatur, zumal wenn sie nicht in ihrer eigenthümlichen Sphäre bleibt, sondern sich mit den Abfällen der Bildung auszuputzen und in höhere Kreise einzudrängen sucht, in unvortheilhaftem Lichte darzustellen, hat unstreitig ihre gute Berechtigung; nur kann sie nicht Anspruch darauf machen, die umgekehrte Darstellung als schlechthin unwahr gänzlich verdrängen zu wollen. Des Guten und des Bösen gibt es auf der einen wie auf der andern Seite, und ebenso wenig, wie alle Bauerburschen gewissen Dorfgeschichtshelden gleichen, entspricht jeder von ihnen dem hier gezeichneten Aloys. Am angenehmsten wirkt diese kleine Erzählung in den ersten Abschnitten, wo die Fäden angeknüpft und verschlungen werden. Anmuthige Genre- und Landschaftsbilder spielen hier gar freundlich ineinander. In der Folge wird es fühlbar, daß dem Ganzen ein mit hinlänglicher Anziehungskraft ausgestatteter Mittelpunkt fehlt; die Entwickelung verliert sich in etwas kleinliche Familienbeziehungen, die zwar zum Theil recht treu und gemüthlich ausgemalt sind, aber dem nach körniger Nahrung verlangenden Geschmack nicht die volle Befriedigung gewähren. Gewissen Frauenkreisen dürfte daher diese Novelle mehr zusagen als männlichen Lesern. Anerkennung verdient es, daß der Autor dieselbe in wirklich einfacherm Stil geschrieben hat, als noch vor einigen Jahren seine mit vielen gesuchten Bildern und Pointen ausgestatteten „Seltsamen Geschichten". Nur hier und da kommen noch Wendungen dieser Art vor, z. B. wenn es heißt (S. 132): „Ein leiser Ostwind fächelte den jungen Sommertag und wiegte sich auf den Kornfeldern, die an den Bergrücken hin, blos in guter Hoffnung, sich ihrer Niederkunft unter der Sichel entgegenneigten"; oder wenn die Bemerkung, die Kinder der Directorin hätten ihre ländliche Alltagskleidung am Sonntag mit den aus frühern Verhältnissen ihnen gebliebenen städtischen Anzügen vertauscht, mit den Worten ausgedrückt wird, die „in den Schweiß ihres Angesichts verwiesenen Kinder hätten sich Sonntags in die bewahrten Feigenblätter des verlorenen Paradieses gekleidet".

Den Schluß des Almanachs macht eine Skizze im Rococostil von Luise Mühlbach: „Die Billets." Sie ist ganz im französischen Geschmack gehalten und darf als eine sehr wohlgelungene Studie in dieser Darstellungsweise bezeichnet werden. Man wird durch dieselbe zugleich an die Manier der naturalistischen Malerei erinnert, welche irgendeine Handlung nur als Vehikel benutzt, um die Virtuosität der Technik an der getreuen und sorgfältigen Ausmalung der Dehors an den Tag legen zu können, während die Handlung selbst ziemlich stiefmütterlich behandelt wird. Das kleine Bild ist reich an pikanten Zügen und das Centrum der eigentlichen Geschichte immerhin interessant genug, um das centrifugale Beiwerk einigermaßen zusammenzuhalten.

11.

Notizen.

Hagen-Ghiberti's Chronik von Florenz in zweiter Auflage.

Es ist immer erfreulich, wenn ein deutsches novellistisches Product, das nicht einseitig der Tendenz oder dem Geschmack des Tags huldigt und bei dem Leser ein höheres ästhetisches Interesse voraussetzt, es nach so und so viel Zeit zu einer neuen Auflage bringt. Eine Anzahl von Auflagen unmittelbar nach dem Erscheinen eines Romans rasch hintereinander, was freilich in Deutschland leider selten genug vorkommt, beweist viel weniger für das dauernde Interesse eines Buchs, als die Ermöglichung einer zweiten Auflage vielleicht erst nach Decennien. Der Umstand, daß es infolge fortdauernder Nachfrage möglich geworden und zweckmäßig erscheint, ein Buch von ästhetischem Werth nach Verlauf längerer Jahre wieder aufzulegen, beweist aber zugleich, daß das wahrhaft ästhetische Publikum, dem Himmel sei Dank, inzwischen nicht ausgestorben und dabei ein treueres und zäheres als dasjenige ist, welches immer nur solchen Büchern nachzujagen pflegt, die blos rohstofflich interessant oder einem vorübergehenden Zeitgeschmack auf den Leib angepaßt sind. Dem ästhetisch gebildeten Publikum wird es erfreulich sein, in Erfahrung zu bringen, daß August Hagen's reizender Roman: „Die Chronik seiner Vaterstadt Florenz von Lorenz Ghiberti", der die ersten zwei Bändchen der aus vier Bändchen bestehenden „Künstler-Geschichten, mitgetheilt von August Hagen" bildet und wegen der naiven Schreib- und Darstellungsweise wirklich von manchem als eine getreue Uebersetzung einer solchen im Manuscript bestehenden Chronik angesehen worden, soeben in einer zweiten Auflage (2 Theile, Leipzig, Brockhaus, 1861) wieder ins Leben getreten ist. Das Buch erschien zuerst 1833, und jetzt schreiben wir 1861; es hat also seit dem Erscheinen der ersten Auflage nahe drei oder seit der Abfassung der Vorrede zu derselben (1831) volle drei Decennien bedurft, ehe eine zweite Auflage davon sich ins Leben wagen durfte. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede zur letztern unter anderm: „Die Darstellungsweise ist als ein eingeständliches Zeugniß anzusehen gegen den erhobenen Vorwurf beabsichtigter Täuschung. Wenn die «Künstler-Geschichten» als Quelle angeführt wurden, wie in der ersten Ausgabe des bekannten «Lehrbuch der Kirchengeschichte», so hat es der Erzähler kaum zu verantworten. Noch weniger, wenn auf einzelne Angaben in ihnen als Beleg- und Beweisstellen verwiesen wurde, wie im Leben des Meisters Gusmin (wahrscheinlich Guglielmus) in den «Nachrichten kölnischer Künstler», wie bei Gelegenheit eines alten Gemäldes (von Lionardo da Vinci auf Leinwand!), das in Hannover 1851 auftauchte. Wer in der Art in den «Künstler-Geschichten» Wahrheit sucht, dem ist für das eigentlich Wahre der gegebenen Schilderungen der rechte Blick gänzlich versagt." Die Hagen'sche Chronik von Florenz ist auch in italienischer Uebersetzung unter dem Titel: „Lorenzo Ghiberti Cronaca del secolo XV stratta da manoscritti da Augusto Hagen" (Florenz 1845), erschienen. In dieser italienischen Uebersetzung ist, wie Hagen in der Vorrede bemerkt, „durch Anmerkungen dafür gesorgt, daß durch die Chronik des Ghiberti nicht das Eigenthumsrecht eines andern gekränkt werde", denn weniges ausgenommen, so heißt es: „Tutto il remanente è lavoro originale e di sua invenzione."

Aus Nürnbergs Vergangenheit.

Im Verlag von Löwensohn in Fürth erschien ein Bilderbuch, wenn man so will, das aber doch mehr als Bilderbuch ist, indem es uns einen sittengeschichtlich wichtigen Theil des alten nürnberger Volkslebens, die Volksfeste und Mummenschanze in bunt ausgeführten Bildern nebst erklärenden Beschreibungen vor Augen stellt. Der Titel des Buchs lautet: „Volksbelustigungen und Mummenschanz der alten ehemaligen Reichsstadt Nürnberg." Wir begegnen zuvörderst dem Schembartlaufen, einer Fastnachtslustbarkeit, welche zum ersten male im Jahre 1351 abgehalten wurde und von Kaiser Karl IV. denjenigen Zünften, die sich an dem im Jahre 1349 in der Stadt entstandenen Volksaufruhr nicht betheiligt hatten, als Vergünstigung zugestanden wurde. Schem- oder Schönbart ist ein altdeutsches Wort, welches soviel besagt als das heutige Maske, den ganzen Anzug mit inbegriffen. Dann kommt der Umzug der Fleischerzunft vom 22. Februar 1588, wobei 12 Fleischerknechte an einer 49 Fuß langen Stange eine um sie gerollte, 658 Ellen lange und 511 Pfund schwere Riesenwurst trugen. Hierauf das sogenannte Urbanreiten vom Jahre 1430 und weiter das Gesellenstechen von 1446 auf dem Grünen Markt. Die Gesellen waren aber Patriciersöhne, und die Gesellenstechen waren Turniere oder Scharfrennen ganz in der Art, wie sie vom hohen Adel gehalten wurden. Das glänzendste aller in Nürnberg abgehaltenen Gesellenstechen war aber das vom 28. Februar 1446, ein Scharfrennen, wobei 49 Helme einritten, zur Celebrirung der Hochzeit zwischen dem Patricier Wilhelm Löffelholz und der jungen Witwe des 1444 verstorbenen Hieronymus Ebner, einer Tochter des Konrad Baumgärtner. Es betheiligten sich daran unter anderm ein Waldstromer, Konrad Haller, der das Beste that und den höchsten Preis, die güldene Hafte erhielt, Hirschvogel, Baumgärtner, Volkamer, Imhoff, Holzschuher, Tucher, der Bräutigam selbst u. a. Das Stechen endete ohne „bedeutenden Unfall"; doch blieb Hrn. Hirschvogel ein Pferd auf dem Platze und Hr. Uhlstadt rannte einen Mann todt. Doch durch eine solche Kleinigkeit ließ man sich nicht stören; kaum war der Mann todt, so zog man zur Hochzeit und zum fröhlichen Tanz, und des Todten wurde nicht weiter gedacht. Man hatte damals eben ganz andere Nerven als heutzutage. Hieran reiht sich eine Abbildung der Fechtschule, deren eine 1533 im heilbronner Hofe, eine andere im Gasthause zum Stern errichtet wurde, bis man endlich 1628 ein eigenes Haus dazu auf der Schütt erbaute. Die Fechter theilten sich in zwei Parteien und fochten als „Marxbrüder" entweder auf Hieb und Stoß mit langen zweischneidigen Degen, oder als „Klopffechter" mit Zweifäustern, ungeheuern geraden Schwertern. Oft ging es, und zwar unter den Augen des zarten weiblichen Geschlechts, das zuschauen durfte, hier so hitzig her, daß Köpfe gespalten und Augen ausgestochen wurden und mancher auf dem Platze blieb oder später an den erhaltenen Wunden starb. Raufereien im Wirthshause gab es damals unter den mannhaften Bürgern Nürnbergs nicht; hatte man sich hier beleidigt, so reichte der eine von den Streitenden seinem Gegner das Taschentuch als Zeichen der Herausforderung und am folgenden Tage trafen sich die Parteien zu einer bestimmten Stunde auf der Schütt, wo man sich im Faustkampf maß, bis der eine davon genug hatte. Auch Ochsen- und Bärenhetzen gehörten zu den beliebten Volksschauspielen der alten Nürnberger. Hierauf folgen Abbildungen und Beschreibungen des zu Ehren des Kaisers Maximilian 1500 gehaltenen Schützenfestes, des Vogelschießens (1617), des Schützenfestes mit Stückschießen (1671) und des Fischerstechens (1649). Das letzte Fischerstechen hielt man in Nürnberg im Jahre 1822; in Leipzig findet es bekanntlich noch jetzt alljährlich statt. **H. M.**

Bibliographie.

Baur, W., Ernst Moritz Arndt's Leben, Thaten und Meinungen, nebst einigen seiner geistlichen und weltlichen Lieder. Ein Buch für das deutsche Volk. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 12 Ngr.

Böhm, L., Geschichte des Temeser Banats. Zwei Theile. Mit 1 Karte des Banats und 13 lithographirten Tafeln. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Bölte, Amely, Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander. Ein Zeitbild. 2te Abtheilung: Frau von Krüdener als Heilige. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Breier, F., Klopstock. Vorlesung, in der Versammlung der Lübecker Schillerstiftung am 15. Januar 1861 gehalten. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 6 Ngr.

Breitenëicher, M., Ninive und Nahum. Mit Beiziehung

der Resultate der neuesten Entdeckungen historisch-exegetisch bearbeitet. München, Lentner. Gr. 8. 25 Ngr.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Concordia. Beiträge zur Lösung der socialen Fragen in zwanglosen Heften von V. A. Huber. 1stes Heft. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 8 Ngr.

Das kaiserliche Diplom und was die Bürger und Bauern dazu sagen. Oder wie der Michl Ganz-Lehner dem Steffl Halb-Lehner und dem Seppl Viertel-Lehner den ganzen Inhalt des Diploms auf eine deutliche Weis' Punkt für Punkt explizirt ic. Mitgetheilt von Hanns Achtel-Lehner. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 1860. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Egoisten. Zwei Erzählungen aus der modernen Gesellschaft. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen. Berlin, Schlawitz. 8. 20 Ngr.

Finke, H. J., Zwei Erzählungen für Stadt und Land. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1860. 8. 6 Ngr.

Genée, R., Ein Narrentraum. Preisgekrönte Carnevalsposse in drei Akten. Musik vom Verfasser. Mainz. Gr. 8. 10 Ngr.

Glocke, C., Schuldig und Nichtschuldig. Criminalgeschichten aus dem Tagebuche eines Gefangenen. Leipzig, Luppe. 8. 2½ Thlr.

Hersch Goldmann's Soll und Haben. Ahne Familiengeschichte im 24 Guldenfuss aus'm Cassabuch, wodrein is zu lesen: wie der Hersch Goldmann, was hat angefangt 1834 als Schnorrer mit Fl. 3. 30 kr. un ahnen falschen östreichrischen Szwanszigkreizer, hat es szu bringen gebracht alleweil bis szum Baruhn von Sswanszigger-Goldmann mit mehr als szwei Millionen Sehufim Vermögen. Verfasst hab' ich's etc. Meyer Silberstein. Leipzig, Wengler. 4. 10 Ngr.

Hahn-Hahn, Gräfin Ida, Doralice. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr.

Hammer, J., Die Psalmen der heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitungen und Erläuterungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Harro-Harring, Dolores. Ein Charaktergemälde aus Süd-Amerika. Nach der 3ten englisch-amerikanischen Stereotypausgabe mit Anmerkungen und Beilagen. Vier Bände. Basel, Kriß. 1858—59. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Dynastie. Trauerspiel in fünf Aufzügen. London. 1859. 8. 25 Ngr.

Heyse, W., Punschendörp. Plattdütsche Läuschens, Dichtels un Rimels in mekelnbörger Mundort. Neubrandenburg, Brünslow. 8. 25 Ngr.

Holländisches für das deutsche Volk. Vom Verfasser des „Quellwassers". Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Horner, S., Ein Jahrhundert des Despotismus in Neapel und Sicilien. Aus dem Englischen übertragen von R. Springer. Berlin, Sacco. Gr. 8. 15 Ngr.

Klein, K., Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation im Jahre 1792—93 mit sämmtlichen Actenstücken. 1stes und 2tes Heft. Mainz, von Zabern. Gr. 8. à 10 Ngr.

Krüger, W., Stimmen der Weissagung aus der Zeit der Geburt Jesu Christi. Biblische Betrachtungen. Brandenburg, Wiesike. 8. 12 Ngr.

Linderer, E., Kieselack und seine Carline vom Corps de Ballet. Große Kunst-Posse mit Gesang und Tanz in mehreren Abtheilungen. Berlin, Geelhaar. 8. 2½ Ngr.

— —, Die Mauer von Berlin. Ein Comödien-Bau mit Gesang und Tanz in acht Piecen. Berlin. 1860. 8. 2½ Ngr.

Lutz, J., Ein Alpenstrauß in Blüthen und Früchten. Schaffhausen. Gr. 16. 22½ Ngr.

Mäurer, G., Für's Leben. Ein Festgeschenk für gebildete Leser und Leserinnen. Schaffhausen, Brodtmann. 1860. 16. 27 Ngr.

Müller, E., War Apollonius von Tyana ein Weiser oder ein Betrüger oder ein Schwärmer und Fanatiker? Eine culturhistorische Untersuchung. Breslau, Max u. Comp. 4. 10 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Alfred Rethel. Blätter der Erinnerung. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

— —, Erzählungen eines Rheinischen Chronisten. 2ter Band. — A. u. d. T.: Aus Jacobi's Garten. Furioso. Aus Beethoven's Jugend. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Volksthümliches aus Schwaben. Herausgegeben von A. Birlinger. 1ste Lieferung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Weidauer, M. F., Gedichte. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinen Söhnen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. Gr. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Auch ein deutsches Programm. Dresden, Türk. Gr. 8. 3 Ngr.

Bach, H. L., Oesterreichs Appell an die öffentliche Meinung. Wien, Seidel. Gr. 8. 10 Ngr.

Das lustige Berlin für 5 Sgr. Nr. 2. — A. u. d. T.: Berlin in der Lehnekluft und im Schlafrock und Pantoffeln. Nr. 2. Altona, Verlags-Bureau. 16. 5 Ngr.

Das Blutbad, unter den Christen in Syrien und die Zustände der christlichen Sekten unter der muhammedanischen Herrschaft im Orient. Ein Aufruf zur Unterstützung der bedrängten syrischen Christen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 2 Ngr.

Braß, A., Was Noth ist. Eine politische Studie. Genf. 1860. Gr. 8. 5 Ngr.

Dahlmann. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Dänemarks innere Politik im Widerstreit mit seiner äußeren Politik. Beleuchtet mit Beziehung auf die gegenwärtige Crisis. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 9 Ngr.

Eine Erinnerung an Johann Gottlieb Fichte. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Socialpolitische Fragen aus der Gegenwart. Broschüre 1 und 2. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. à 5 Ngr.

Friedrich Wilhelm der Vierte. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Gavazzi, Aufruf an das italienische Volk. Vier Reden. Aus dem Italienischen. Gotha, Opetz. 8. 15 Ngr.

Kossuth, Mazzini, Garibaldi. Leben und Streben dieser freien Männer des Tages, offen und frei dargestellt von den Tagen ihrer Jugend bis auf die jüngste Gegenwart nebst einer vertraulichen, geheimen Rücksprache mit dem Leser zum Schluße. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 8 Ngr.

Mazegger, B., Eine Stimme aus Tirol an das große deutsche Vaterland. Bozen. Ler.-8. 2 Ngr.

Die „freireligiösen" Meinungen in ihrer Blöße. Eine Warn- und Streitschrift in zwei Theilen. Von einem Volksfreunde. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 2 Ngr.

Der wahre deutsche National-Verein. Aus dem conservativen Lager. Rastatt, Hanemann. 8. 2 Ngr.

Ungarn und die Reichsvertretung in Oesterreich. Eine Denkschrift geschrieben am Vorabende des Zusammentrittes der Landtage und des Reichsrathes. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 6 Ngr.

Weiß, L., Tagesfragen. Basel, Georg. Ler.-8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes célèbres du droit des gens.

Rédigées par **le baron Charles de Martens.**

Deuxième édition,

revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

5 vols. In-8. Geh. 18 Thlr. 10 Ngr.

Diese jetzt vollständig vorliegende zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist, wird sowol dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich Interessirenden eine willkommene Erscheinung sein.

In demselben Verlage erschienen folgende **wichtige diplomatische Werke:**

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, **Phases et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

——, **Précis historique des événements politiques** les plus remarquables qui se sont passés depuis 1814 à 1859. In-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu' à nos jours. Par *Léopold Neumann*, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. 6 vol. In-8. 19 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Eléments du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Ein ausführlicher Katalog der im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in französischer Sprache erschienenen diplomatischen Werke ist in allen Buchandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.

Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

Erster Band. **Karl Immermann und sein Kreis.** 1 Thlr. 24 Ngr.
Zweiter Band. **Aus Jacobi's Garten. — Furioso. Aus Beethoven's Jugend.** 1 Thlr. 15 Ngr.

Der bekannte rheinische Dichter Wolfgang Müller von Königswinter eröffnet mit diesen beiden Werken eine Reihe culturgeschichtlicher Bilder aus der rheinischen Poesie und Kunst.

In dem ersten bietet er dem deutschen Publikum eine in Novellenform gekleidete Schilderung eines andern deutschen Dichters und des Kreises, in dem dieser sich bewegte: Karl Immermann's, der namentlich durch seinen „Münchhausen" ein Liebling von Tausenden geworden ist. Die Schrift erregte schon bei ihrer theilweisen Veröffentlichung in der „Kölnischen Zeitung" große Theilnahme.

In dem zweiten Werke gibt der Verfasser eine Schilderung „Aus Jacobi's Garten", worin ein Besuch Goethe's bei Jacobi den Mittelpunkt bildet, und dann eine Erzählung aus Beethoven's Jugendzeit.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Alfred Rethel. Blätter der Erinnerung. 8. 24 Ngr.
Münchener Skizzenbuch. 8. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Chrestomathie aus Sanskritwerken.

Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von **Theodor Benfey.**

Zwei Theile. 8. Geh.

Ermässigter Preis 5 Thlr. (früher 9 Thlr.).

Erster Theil: Text, Anmerkungen, Metra.

Ermässigter Preis 2 Thlr. 10 Ngr. (früher 4 Thlr.).

Zweiter Theil: Glossar.

Ermässigter Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (früher 5 Thlr.).

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Vollständige Grammatik der Sanskritsprache zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. 5 Thlr.

Kurze Sanskrit-Grammatik zum Gebrauch für Anfänger. 8. 3 Thlr.

Encyklopädische Werke

aus dem Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Bilder-Atlas — Kleineres Conversations-Lexikon — Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon — Staats-Lexikon,

ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Diese Werke sind daselbst auch vorräthig; Unterzeichnungen zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 9. Mai 1861.

Inhalt: Maximilian Droßbach's neue atomistische Lehre. Von Kuno Fischer. — Lyrische Dichtungen. Zweiter Artikel. — Die Hellenen und die Deutschen. — Eine Gruppe historischer Romane. — Musikalische Literatur. — Ein Ausflug in die bairischen Alpen. — Notizen. (Selbstmord eines deutschen Schriftstellers in Neuyork; Zur Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft; Pädagogisches.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Maximilian Droßbach's neue atomistische Lehre.

1. Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüths oder die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur. Von Maximilian Droßbach. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Die Genesis des Bewußtseins nach atomistischen Principien. Von Maximilian Droßbach. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine atomistische Denkart ist in der wissenschaftlichen Welt keine neue Erscheinung. Seit lange ist sie in den Theorien der Philosophen und Naturforscher einheimisch, und wenn in der Wissenschaft Rechte durch Verjährung erworben werden könnten, wie in der bürgerlichen Gesellschaft, so möchte kaum eine Lehre so gültig sein als die der Atomisten. Sie ist ohne Zweifel eine der ältesten, der wiederholtesten, einflußreichsten und geläufigsten Lehren. Sie zieht sich durch die Geschichte der Philosophie hindurch wie eine breite Heerstraße, auf der sich, wie kaum auf einem andern Wege, Philosophen und Naturforscher vereinigen. Auch ist diese Lehre, weil sie zu den ältesten gehört, darum keineswegs veraltet. Im Gegentheil, die modernste und gewissermaßen herrschende Richtung in der Naturwissenschaft und einige der jüngsten Systeme unserer Philosophie gehören zu dem Geschlecht der Atomisten. Freilich begreift dieses ausgedehnte Geschlecht die verschiedensten Arten unter sich. Man wird die physikalischen Lehrbegriffe der atomistischen Art wol unterscheiden müssen von den philosophischen oder metaphysischen, und innerhalb der letztern ist ein großer Unterschied zwischen der Lehre eines Herbart und der eines Schopenhauer.

Bei dieser sehr mannichfaltigen Entwickelung, welche die atomistischen Lehren gehabt haben, ist es gewiß nicht leicht, diesen Begriffen eine neue Wendung von eigenthümlicher Art zu geben. Es scheint, daß sie unter den herrschenden Vorstellungsweisen niemals veralten werden, weil man nicht aufhören wird, sie zu erneuern. Aber die Erneuerung macht nicht das Neue. Und hätte ich es hier mit einer bloßen Erneuerung atomistischer Lehren zu thun, mit einer unter den vielen, so würde ich es nicht der Mühe werth halten, weiter davon zu reden. Die Schriften Maximilian Droßbach's enthalten mehr als eine bloße Fortpflanzung der in der Atomistik geläufigen und bekannten Schulbegriffe. Schon seine erste kleine Schrift: „Von dem Wesen der Naturdinge", hatte meine Aufmerksamkeit angezogen, und ich habe seitdem den in größern Schriften ausgeführten Gedankengang des Verfassers mit Interesse verfolgt. Freilich sind auch diese größern Schriften immer nur Entwürfe, aber gemacht mit eigenem, von einer vorgeschriebenen Schulansicht unabhängigem Geiste, mit der durchdachten Absicht auf ein System, entstanden aus dem echt wissenschaftlichen Bedürfniß, die physikalische Erklärung der Dinge mit der philosophischen zu vereinigen und den atomistischen Lehrbegriffen eine so umfassende und universelle Tragweite zu geben, daß sie auch zur Erklärung der moralischen Welt ausreichen. Es zeugt schon von dem Ernste des Verfassers, daß er an den Thatsachen des menschlichen Selbst- und Gottesbewußtseins, diesen beiden Enden der moralischen Welt, nicht gleichgültig vorübergeht, sondern in dem Verständniß derselben eine Probe seiner Principien ablegt. Es zeugt von seinem Sinn und Vermögen für die Wahrheit, daß er aus seinen Principien nicht mehr ableitet als er kann, und keineswegs darauf ausgeht, ihnen namentlich in Rücksicht der Religion einen Schein zu geben, der mit irgendwelchem confessionellen Glaubenssystem eine täuschende und unechte Gleichheit haben möchte. Nehmen wir dazu, daß Droßbach in einer österreichischen Provinzialstadt, ganz in Anspruch genommen von einer industriellen Lebensstellung, doppelt abgesondert von den wissenschaftlichen Kreisen der Welt, seine Mußestunden mit diesen ernsten und schwierigen Gedanken beschäftigt hat, so gewähren uns seine Schriften nicht blos um ihrer selbst, auch um ihres Verfassers willen ein interessantes und der Beachtung würdiges Phänomen. Alles zusammengefaßt, haben die Gedanken unsers Verfassers eine hervorspringende und ihm selbst bewußte Verwandtschaft mit den Lehren von Leibniz. Und ist es nicht interessant, bei einem

Industriellen der heutigen Zeit, bei dem wir nach der Gewohnheit des Tags eher eine materialistische Denkweise gesucht hätten, einer Leibniz'schen zu begegnen?

Es sind drei Punkte, worauf Droßbach sein Nachdenken vorzugsweise gerichtet hat: 1) Die Erklärung der Dinge, die physikalisch keine andere sein kann als philosophisch; die Bestimmung der atomistischen Principien, deren genaue Unterscheidung von gleichnamigen oder ähnlichen Standpunkten. 2) Die Erklärung der Religion aus atomistischen Grundsätzen, was Droßbach „die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüths" nennt; hier handelt es sich besonders um die Auffassung Gottes und der persönlichen Unsterblichkeit nach Maßgabe der atomistischen Grundsätze. 3) Die Erklärung des geistigen Lebens oder „die Genesis des Bewußtseins". Dies ist auch die Reihenfolge der von uns oben erwähnten Schriften. Auf diese drei Punkte kehrt Droßbach immer wieder zurück. Sie bilden in seinem Nachdenken den beleuchteten Vordergrund. Es ist ihm selbst ein Bedürfniß, gerade diese Punkte immer von neuem zu erhellen. Es kann nicht fehlen, daß er sich dabei oft wiederholt. Und wir wollen gestehen, daß uns diese Wiederholungen bisweilen zu viel gewesen sind, besonders in der letzten Schrift. Wir begreifen wohl, wie sich der Verfasser dazu aufgefordert fühlen konnte, gefesselt von der Wichtigkeit dieser Probleme; allein hier fallen Schriftsteller und Leser auseinander, und was dem ersten recht ist, ist gerade in diesem Punkte nicht auch dem andern billig. Der Vorwurf ist leicht. Es gibt Fehler, die man nur zu wissen braucht, um sie abzulegen.

Ich nenne die Droßbach'sche Atomenlehre neu, sofern sie selbst keiner bereits gegebenen und geschichtlich bekannten Art der Atomistik gleich sein will. Das Recht der Atomistik überhaupt auf die Erklärung der Dinge liegt sehr nahe und erscheint durch die Natur selbst geboten. Ich rede zunächst von der physikalischen Erklärung. Um zu erkennen, was im Grunde die Körper sind, muß man zuerst wissen, woraus sie bestehen. Also müssen sie zergliedert und in ihre Bestandtheile aufgelöst werden. Man muß die letzten Bestandtheile suchen. Diese können nichts anderes sein als einfache und untheilbare Elemente. Wenn man diese Elemente nicht selbst auffinden und experimentalisch darthun kann, so muß man sie doch nothwendig fordern und annehmen. Wenn sie keine physikalische Entdeckung sind, so sind sie doch eine nothwendige physikalische Hypothese. Es ist klar, daß sich die experimentirende Naturwissenschaft dieser Hypothese zuneigt; die Atome sind das natürliche Ziel der analysirenden Körperlehre und diese macht den eigentlichen Inhalt der rein erfahrungsmäßigen Naturforschung. Empirismus und Atomistik hängen genau zusammen. Darum verwarf Bacon, der Begründer des ersten, alle Philosophen des Alterthums, mit einziger Ausnahme der Atomisten. Aristoteles und Plato galten ihm nichts im Vergleich mit Leucippus und Demokritus. Aber was sind die Atome selbst, diese Elemente und Grundstoffe alles Körperlichen? Die Annahme der Atome ist leicht; mit der nähern Bestimmung beginnt die Schwierigkeit. Will man etwa die sogenannten chemischen Elemente ohne weiteres den Atomen gleichsetzen? Es ist die Frage, ob diese Elemente in der That einfach sind. Daß sie nicht untheilbar sind, ist ganz klar. Soweit die Analyse bisjetzt reicht, erscheinen sie als zusammengesetzt nur aus gleichartigen Theilen. Weiter will der Ausdruck „chemisches Element" nichts sagen. Soweit sich die körperliche Natur erstreckt, geht auch die Theilbarkeit. Sind die letzten Bestandtheile der Körper selbst körperlich, so sind sie eben darum auch theilbar. Um sich die Schwierigkeit aus dem Kopfe zu schlagen, läßt man diese letzten Bestandtheile sehr kleine, nach menschlichem Vermögen untheilbare Körper sein, Corpuskeln und Molecule, woraus dann in verschiedenen Gruppen und Formen alle Körper in der Welt zusammengesetzt sein sollen. Um sich nicht aus der Natur herauszuphilosophiren, bleibt die physikalische Atomenlehre bei den kleinen Körpern stehen und bescheidet sich als Corpusculartheorie. Hier kann das letzte Wort kein anderes sein als der landläufige Materialismus. Die Atome sind Stoffe, die gewisse Kräfte haben. Diese Stoffe und Kräfte sind die Factoren, die einzigen in dem großen Schauspiele der Dinge, das wir Natur und Welt nennen. „Stoff und Kraft", so heißt der Theaterzettel, womit unser heutiger Materialismus an allen Ecken die große Weltkomödie ankündigt. Wir haben auch einige Aufführungen dieser Art erlebt; sie verhielten sich zu dem Original ungefähr wie die Dorfbühne zum Shakspeare.

Man entdeckt leicht die hervorspringende Ungereimtheit in den Grundbegriffen der Corpusculartheorie und des Materialismus. Corpuskeln sind im eigentlichen Verstande Atome, denn sie sind an sich theilbar. Theilbare Körper sind keine Atome, und untheilbare Körper sind keine Körper. Also gibt es entweder keine Atome oder die Atome sind nicht ausgedehnt, nicht theilbar, nicht materiell. So entsteht dem Materialismus gegenüber und demselben schroff entgegengesetzt eine zweite Atomistik, die mit dem Begriffe der einfachen, wahrhaft untheilbaren Elementarwesen Ernst macht, deren Atome in der That Einheiten sind, nicht Corpuskeln, sondern Monaden. Bekanntlich hat Leibniz unter dem Namen Monadologie diese Lehre in die neuere Philosophie eingeführt. Materialismus und Monadologie sind die beiden Arten der Atomistik. Und der Kampf dieser beiden entgegengesetzten atomistischen Theorien gehört zu den interessantesten und lehrreichsten Streitfragen im Gebiete der Philosophie. Es ist auch möglich, daß man gegen die ganze Gattung der Atomenlehre Widerspruch einlegt. Der oberste Satz der Atomistik sagt: daß die Dinge an sich eine Vielheit ursprünglicher Wesen ausmachen, daß aus diesen Grundwesen alle Erscheinungen der Welt hervorgehen. Dieser Satz läßt sich auf doppelte Weise verneinen. Entweder man erklärt: der Dinge an sich sind nicht viele, sondern nur ein einziges Wesen (Alleinheitslehre = Spinoza); oder man erklärt: die Dinge an sich sind überhaupt nicht bestimmbar, weil sie nicht erkennbar sind (Skepticismus =

Hume; Kriticismus = Kant). Entweder man verneint die Atomistik durch die Alleinheitslehre, oder man verneint gleichmäßig beide Standpunkte als unmögliche Lehrbegriffe einer dogmatischen Metaphysik.

Droßbach legt das ganze Gewicht seiner Lehre gegen die Materialisten in die Wagschale. Daher seine Hinneigung zu der Leibniz'schen Theorie, mit welcher er doch nicht ganz gemeinschaftliche Sache machen will. Ueberhaupt ist unser Verfasser in seiner philosophischen Bildung ein Autodidakt der guten Art, d. h. ein solcher, der nicht jeden eigenen Einfall sogleich für einen neuen und fruchtbaren Gedanken hält, sondern sich in dem Studium fremder Systeme orientirt und geschult hat. Soviel wir urtheilen können, hat ihm hier besonders die Leibniz'sche Philosophie eingeleuchtet, mit der er seine eigenen Ansichten oft vergleicht und immer mit einer wohlunterrichteten Einsicht in den Geist und Zusammenhang der Monadenlehre. Dagegen vermissen wir die Auseinandersetzung mit der kritischen Philosophie, um so mehr als heutzutage jeder Standpunkt, der philosophisch gelten will, diese Auseinandersetzung gemacht haben muß. Wir hoffen, daß der gewissenhafte und eifrig strebende Mann uns diese Probe nicht schuldig bleiben wird. Lassen wir also mit dem Verfasser die Frage beiseite, welche die kritische Untersuchung vor allem zu beantworten und auszumachen hätte: sind überhaupt die Dinge an sich erkennbar? Diese Erkennbarkeit möge unbesehen gelten, so behauptet Droßbach, daß die Dinge nur begriffen werden können als eine Vielheit ursprünglicher Naturwesen. Die ursprünglichen Wesen sind viele. In dieser Rücksicht bezeichnet Droßbach seine Weltansicht im Unterschied von der Alleinheitslehre als „Vielwesenlehre". Diese vielen Wesen sind ursprünglich, also nicht aus andern abzuleiten, also auch nicht aus andern zusammengesetzt, mithin vollkommen untheilbar, vollkommen einfach. In dieser Rücksicht nennt er sie Atome im engsten Verstande und seine Vielwesenlehre „Atomistik". Endlich diese vielen und ursprünglichen Wesen sind die Elemente aller Dinge. Sie sind wahrhafte Naturwesen („Naturdinge"). In dieser Rücksicht ist die Droßbach'sche Atomistik durchaus naturalistisch und will es sein. Der naturalistische Charakter wird von Droßbach in der Ausbildung seiner Lehrbegriffe streng und folgerichtig festgehalten. Die Naturbeschaffenheit der Atome schließt jede willkürliche Setzung aus und jeden willkürlichen Eingriff in ihre gesetzesmäßige Wirkungsweise. Von diesem Standpunkte aus gibt es keine Schöpfung, keine Theodicee im Leibniz'schen Sinne. Auch das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit können hier nicht anders gedacht werden als in vollkommen naturgesetzlicher Weise, die von vornherein jede Aehnlichkeit mit den confessionellen Glaubensvorstellungen abweist.

Die Droßbach'schen Atome sind keine Körperchen, keine Grundstoffe; sie sind überhaupt nicht Stoffe. Die Grundvorstellung des gesammten Materialismus ist der Stoff, dem gewisse Kräfte zukommen als ihm inhärente Eigenschaften. Aber was ist Stoff? Was ist Kraft? Wie hängen beide zusammen? Diese Fragen müssen dem Materialismus gestellt werden; er muß sie auf irgendeine Weise beantworten. Ich möchte den Materialisten kennen, der auf diese Fragen eine nicht confuse Antwort gegeben hätte! Er denkt sich unter Stoff das Substrat der Kraft. Er denkt sich unter diesem Substrat eine solide, handfeste, palpable Grundlage. Nun ist offenbar das Handgreifliche selbst eine Kraftäußerung. Wie kann das Substrat der Kraft, wie kann die Bedingung, ohne welche überhaupt Kräfte weder sein noch wirken können, selbst eine Kraftäußerung sein? Die Kraft setzt den Stoff und der Stoff setzt die Kraft voraus! So wird der Begriff des Stoffs eine verworrene Vorstellung, die sich hülflos im Cirkel herumdreht. Und wenn dem Materialismus dieses palpable Ding, das er Stoff nennt, entrissen wird, wo bleibt der Materialismus?

Hier ist der Punkt, wo Droßbach gegen den Materialismus die Lanze einlegt. Er zerstört den Begriff des Stoffs von Grund aus, nachdem er ihn bis in die letzten Schlupfwinkel hineingetrieben hat. Er vernichtet diesen Begriff, auf den der Gegner alle seine Scheine ausstellt. Was man als Substrat der Kraft ansehen will, ist genau betrachtet selbst wieder Kraft. Was der Verfasser stehen läßt im Princip der Dinge, sind lediglich Kräfte. Die Beweisführung ist ein sehr einfaches Subtractionsexempel. Was bleibt von dem Dinge, dem Stoffe übrig, wenn man alle seine Thätigkeiten, alle seine Kraftäußerungen abzieht? Nichts bleibt übrig. Das vermeintliche Substrat der Kraft ist selbst Kraft. Kraft ist an Kraft gebunden, durch Kraft bedingt. Stoff ist ein Name, ein X, womit wir eine Summe noch unbekannter Kräfte ausdrücken. Jeder sogenannte Stoff ist, bei Licht besehen, ein Product, dessen Factoren Kräfte sind. Es gibt in dem sogenannten Stoffe durchaus nichts, das nicht Kraft wäre. Die Atome sind nicht Grundstoffe, sondern „Kraftwesen".

Freilich ist die einzelne Kraft als solche noch kein Atom, denn sie ist kein für sich bestehendes einzelnes Wesen, sie existirt nicht isolirt, getrennt von den andern, sie ist nicht „freischwebend". Nirgends existirt abgesondert für sich Schwerkraft, Cohäsionskraft u. s. w. Was als wirkliches lebendiges Wesen existirt, ist allemal eine Mehrheit von Kräften, die sich in einem Punkte und ebendeshalb zu einem Wesen untrennbar vereinigt haben. Eine solche Einheit oder Vereinigung von Kräften bildet das ursprüngliche Einzelwesen: das was Droßbach „Atom" nennt. Die Welt erscheint ihm demnach als eine geordnete Versammlung von Dingen, jedes Ding als eine Ordnung von Atomen, jedes Atom als eine Vereinigung von Kräften. Atome können voneinander getrennt werden, nicht die Kräfte eines Atoms. Die Atome selbst sind untheilbar, sie bilden das unverwüstliche Grundkapital der Welt, sie sind unveränderlich und beständig, sie können weder entstehen noch vergehen, sie sind ewig, darum läßt sich ihre Zahl weder vermehren noch vermindern. Alle Veränderung in der Welt trifft nicht die Atome, sondern

deren Verbindungen und Gruppen, nicht die Elemente der Dinge, sondern deren Formen und Bildungen. Mit andern Worten: alle Veränderung ist Formwechsel, Metamorphose.

Jede Kraft wirkt, d. h. sie beschreibt eine Wirkungssphäre, die sich von einem Punkte aus nach allen möglichen Richtungen ausbreitet, sich in allen möglichen Radien äußert. Diese krafterfüllte Sphäre bildet demnach, wie sich Droßbach ausdrückt, „eine Kraftkugel". Viele Kräfte sind mithin viele Kraftkugeln. Haben sie denselben gemeinschaftlichen Mittelpunkt, so bilden diese verschiedenen Kraftkugeln ein Atom. Ein Atom wäre demnach eine Menge concentrische Kraftkugeln. So schließt der Begriff des Atoms die räumliche Beschaffenheit als nothwendige Bedingung in sich. Mit dem Begriff der Kraft ist der des Raums unabtrennbar verbunden. Die Kraft muß Raum haben, um zu wirken. Wo Kraft ist, muß Raum sein. Der Punkt, von dem oben geredet wurde, jener wirksame Mittelpunkt, ist ein Punkt im Raume, d. h. ein Ort. Die Verschiedenheit der Atome ist zunächst die räumliche, örtliche, d. h. Entfernung. Was nicht örtlich existirt, das existirt überhaupt nicht. So ist der Raum nach der Ansicht unsers Verfassers ursprünglich mit den Kräften gegeben, er ist nicht selbst Kraft, aber die nothwendige Folge der ursprünglich und ewig wirkenden Kräfte. In dieser Rücksicht unterscheiden sich Droßbach's Atome von den Leibniz'schen Monaden: daß sie nicht wie diese raumlose Punkte, sondern örtliche Wesen sind. Hier vermissen wir ganz die Auseinandersetzung mit der Kant'schen Lehre von Raum und Zeit. Nirgends wäre sie nöthiger gewesen. Wenn man die Vorstellung des Raums so dogmatisch in die alten Rechte wiedereinsetzt, muß man die Vernunftkritik zuvor widerlegt haben.

Ich fürchte, den schlimmsten Gegner findet die Droßbach'sche Theorie vom Raum in sich selbst. Die Atome sind ursprüngliche und zugleich örtliche Wesen. Der Raum ist ihre Wirkungssphäre, d. h. die Sphäre, nicht blos in der sie wirken, sondern die sie bewirken: der Raum ist ihre Kraftäußerung, ihre Folge. Also ist das örtliche Dasein ursprünglich und primitiv, der Raum abgeleitet und secundär. Orte sind nur im Raume möglich. Wenn Orte gegeben sind, so ist damit auch der Raum, der ganze unendliche Raum gegeben. Sind die Atome örtliche Wesen, so folgt aus ihrer Wirksamkeit der erfüllte Raum, aber nicht der Raum als solcher, der offenbar ebenso ursprünglich sein muß als die Orte, als die Atome. Wenn Leibniz den Raum aus den Monaden ableiten wollte, so war es richtig, daß er die Monaden als raumlose Punkte auffaßte. Wenn Droßbach seine Atome örtlich vorstellt, so darf er den Raum nicht erst aus den Atomen ableiten wollen, er muß denselben als ursprünglich gegeben denken, als ewig, wie die Atome selbst. Aehnlich verhält es sich mit der Zeit, die Droßbach ebenfalls als eine Folge der Kraftäußerung betrachtet, als gegeben durch die Veränderung, die Reihenfolge der Wirkungen. Aber Veränderung ist nur in der Zeit möglich, wie Orte nur im Raum. Und die Zeit hat nicht blos die Form des Nacheinander, sie hat auch die Form des Zugleich. Sind nicht die Atome alle zugleich? Ist also nicht mit den Atomen auch das Zugleichsein, also das Zeitverhältniß, also die Zeit überhaupt gegeben? Raum und Zeit sind ursprünglich, wie die Atome selbst. Im andern Falle sind die Atome weder örtlich verschieden, noch alle zugleich vorhanden, also sind sie nicht das, was sie nach Droßbach sein sollen.

Die Welt ist die große Gesellschaft der Atome. Die natürlichen Dinge bilden in dieser großen Gesellschaft kleinere Gesellschaften, Gruppen, Familien. Wie die Atome im Raume alle zugleich sind und doch jedes ein für sich bestehendes Einzelwesen ausmacht, so folgt, daß jedes von allen andern Wirkungen empfängt, auf alle andere selbst Wirkungen ausübt. Sie stehen alle miteinander in durchgängiger und beständiger Wechselwirkung. Diese Wechselwirkung ist das große unabänderliche Naturgesetz der gesammten Weltordnung. Die Weltansicht unsers Atomisten ist in ihrer weitern Entwickelung der Leibniz'schen sehr ähnlich, nur daß sie überall den naturalistischen Charakter festhält und an der Stelle der vorherbestimmten Harmonie die natürliche Wechselwirkung der Dinge behauptet. Nichts in der Welt wirkt isolirt, jedes wirkt im Zusammenhange mit allem, es wirkt im nähern Zusammenhange bald mit diesen, bald mit jenen Wesen, und so verschieden diese nähern Zusammenhänge und Verbindungen der Atome sind, so verschieden sind die Wechselwirkungen, so verschieden ist die Art der Wirkungen. Es kommt alles auf den Zusammenhang, auf die Gesellschaft, auf die Stellung an, in der sich das Atom befindet. Der Naturkenner soll die Dinge beurtheilen, wie der Menschenkenner die Menschen: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!"

Es gibt keinen Wesensunterschied zwischen Natur und Geist, zwischen lebendigen und leblosen Wesen, sondern überall nur einen Gesellschaftsunterschied. Die Dinge ändern nicht ihre Natur, sondern nur ihre Stellungen. Durch die Stellung wird die schlummernde Kraft geweckt und entbunden, kommt die Wirkung zum Vorschein und zur vollen Geltung. Es ist in der physischen Welt, wie in der socialen. Wenn der Mann nicht am richtigen Platze steht, so kann er auch nicht mit der vollen Kraft wirken. Um in der Welt ein Cäsar zu werden, dazu gehört nicht allein Genie, sondern auch Rom, dieses bestimmte Rom in diesem Zustande der Verfassung, dieser Stellung der Macht u. s. w. Es gibt in der Welt nichts, das nur aus einer Ursache entstanden wäre. Jede Wirkung ist hervorgegangen aus einer Mehrheit von Ursachen, d. h. nicht aus einer Kraft, sondern aus einer Wechselwirkung von Kräften. Dieser Gesichtspunkt ist durchaus physikalisch und verwirft sowol die Annahme selbständiger als die Entstehung neuer Kräfte. Um die Thatsache des Lebens und Bewußtseins zu erklären, darf man keine gesonderte Lebens- und Seelenkraft annehmen, die jede für sich das ihr eigenthümliche Phänomen erzeugte, von denen die eine nur in der organischen, die

andere nur in der geistigen Welt einheimisch wäre. Vielmehr Leben und Bewußtsein sind beide bedingt durch eine eigenthümliche Wechselwirkung von Kräften, diese Kräfte sind ewig und natürlich, wie die Welt selbst, nur ihre eigenthümliche Verbindung entsteht und vergeht im Wechsel des Naturlaufs. Von diesem Gesichtspunkte aus sucht Droßbach die Genesis des Lebens und Geistes in der Welt begreiflich zu machen.

Der Unterschied zwischen der organischen und unorganischen Natur wird von unserm Verfasser im Grunde ebenso aufgefaßt als von Leibniz. Es ist nicht wahr, daß der lebendige Körper aus Kräften entsteht, die vorher nicht da waren, oder daß im lebendigen Körper Kräfte wirken, die vorher nicht gewirkt haben. Dieselben Kräfte wirken in beiden Naturen. Nur ihre Gesellschaft ist eine andere. Der leblose Körper ist Aggregat, der lebendige ist Organismus, d. h. ein solches Aggregat, in welchem ein Atom das beherrschende Centrum ausmacht: eine solche Wechselwirkung von Kräften, die gleichsam ein monarchisches Reich bilden, in dem ein Atom herrscht, die andern dienen. Dieses Centralatom ist die Seele. Die Seele entsteht nicht erst mit dem Leben, sie existirt vom Ursprung der Dinge, sie war auch in der anorganischen Welt vorhanden, aber hier war sie nicht in der herrschenden Stellung, nicht Centralatom, nicht ein Atom über andern, sondern blos unter andern. Und darauf läuft aller Unterschied hinaus zwischen Leben und Tod. Die lebendigen Körper gehen aus der unorganischen Welt hervor, aber die unorganische Welt ist nicht todt, sie enthält das Leben in sich, aber noch in untergeordneter, gebundener Form. Leben und Tod sind daher nicht Schöpfungen und Vernichtungen, sondern blos Formveränderung, Wechsel im Verkehr der Dinge, Gesellschaftswechsel.

Mit diesen Begriffen hängt die Unsterblichkeitstheorie des Verfassers genau zusammen. Es gibt in der Welt keine Vernichtung, also in diesem Sinne keinen Tod. Die Dinge sind kraft ihrer Natur ewig, also in diesem Sinne unsterblich, das Lebendige stirbt, d. h. es verwandelt sich, d. h. es geht andere Verbindungen ein: es hört auf in dieser Form zu existiren, es existirt in einer andern. Ist nun die Zahl der lebendigen Atome eine bestimmte, so erschöpft sie sich im Wechsel der Generationen, und wenn sie erschöpft ist, so kehren dieselben Generationen wieder. Dieses Wiederlebendigwerden ist Palingenesie, die der Verfasser namentlich in Rücksicht des menschlichen Lebens behauptet.

Es verhält sich mit dem Bewußtsein wie mit dem Leben. Das Lebendige geht hervor aus dem Leblosen, in dem es enthalten ist; das Bewußtsein geht hervor aus dem „Unbewußtsein", in dem es schlummert. Wie die Lebensfähigkeit, so ist auch die Fähigkeit zum Bewußtsein ursprünglich. Jedes Atom empfängt Wirkungen von andern. Jedes Atom ist receptiv; es ist zugleich activ und passiv. Die empfangene Wirkung ist Eindruck, Wahrnehmung. Wenn sich zu dieser Wahrnehmung als Apparat ein entwickeltes Nervensystem gesellt, so wird in dieser Verbindung die Wahrnehmung zur Empfindung und zum Bewußtsein. Das Bewußtsein entsteht, sobald die Mittel gegeben sind, mit dem gegenwärtigen Eindruck den vergangenen zu vergleichen, d. h. sobald der vergangene Eindruck wieder gegenwärtig gemacht werden kann. Das Bewußtsein entsteht durch die Erinnerung. Dem Verfasser geht es mit dem Bewußtsein ähnlich, als mit Raum und Zeit. Er hat Raum und Zeit aus Bedingungen abgeleitet, welche selbst Raum und Zeit voraussetzen. Er leitet das Bewußtsein aus Bedingungen ab, die ohne Bewußtsein gar nicht zu Stande kommen. Um mich an eine Vorstellung zu erinnern, muß diese Vorstellung in meinem Bewußtsein gegenwärtig gewesen sein; die Erinnerung reicht nur so weit als das Bewußtsein. Also das Bewußtsein wird nicht durch die Erinnerung gemacht, sondern umgekehrt.

Die Atome bilden eine Stufenreihe. Je größer der Umfang der herrschenden Lebensstellung ist, um so höher steht das Atom. Wir müssen uns ein Atom vorstellen, welches alle beherrscht, dessen Reich das Universum ausmacht, ein höchstes Atom. Dieses Atom ist Gott, der Weltcentralgeist. Auf diese Weise lehrt die Atomistik unsers Verfassers das Dasein Gottes und entscheidet sich gegen den Atheismus. Sie begreift Gott als das höchste Einzelwesen, unterschieden von allen andern Wesen, und entscheidet sich damit gegen den Pantheismus. Dieser Gott ist kraft der Weltordnung das höchste Naturwesen; die andern Wesen sind nicht seine Geschöpfe, sondern blos seine Unterthanen: damit entscheidet sich unsere Atomistik gegen den Theismus. Sind nun die übrigen Wesen nicht die Geschöpfe Gottes, so sind sie mit Gott gleich ursprünglich, gleich ewig; sie sind auch göttlich und von dem alles beherrschenden Gotte nur dem Grade und der Stufenordnung nach verschieden. So entscheidet sich die Droßbach'sche Atomistik für den „Polytheismus", in einem Sinne, in welchem man auch die Leibniz'sche Monadologie (als bloßes Natursystem betrachtet) so nennen könnte und in der That so genannt hat.

Wir haben die Ansichten des Verfassers dargestellt und werden sie im allgemeinen dahin bestimmen: sie machen den Versuch, die Leibniz'sche Monadenlehre zu naturalisiren, d. h. ihr den supranaturalen Charakter der vorherbestimmten Harmonie zu nehmen. Dieser Versuch, unternommen von einem ernst und scharf denkenden Manne, der seine Folgerungen macht ohne Scheu vor dem Paradoxen, verdient alle Beachtung. Der Versuch selbst ist dogmatisch gedacht, und die Rechtfertigung vor der kritischen Philosophie bleibt ihm übrig. Dieses Schicksal theilt er mit den meisten der heutigen Philosopheme, unter denen die Droßbach'schen Schriften sich zu ihrem Vortheil auszeichnen.

Kuno Fischer.

Lyrische Dichtungen.

Zweiter Artikel.*)

In diesem zweiten Artikel fassen wir zunächst eine Anzahl lyrischer Dichtungen zusammen, welche durch die besondere Behandlung der Form als zusammengehörig zu betrachten sind. Leider können wir uns bei ihnen eine ausführlichere Besprechung nicht gestatten, da eine solche uns veranlassen würde, auf die Metrik näher einzugehen und so den uns hier angewiesenen Raum weit überschreiten würde. Wir müssen uns daher beschränken und die nähere Prüfung dieser Dichtungen mit kurzen Worten wiedergeben.

---

1. Dichtungen von Agnes Le Grave. Berlin, Besser. 1859. Gr. 16. 25 Ngr.

Selten haben wir in den Dichtungen einer Dame so viel Schönheit und Vollendung der Form, so viel rhythmischen Wohlklang gefunden. Die correcte, schön fließende Sprache, die Musik derselben, namentlich in den Oden, die richtigen, klaren und reinen Gedanken machen diese Gedichte zu einer werthvollen Erscheinung. Mag immerhin August Böckh, dem diese Dichtungen gewidmet sind und an den wol auch die schöne Epistel S. 47 gerichtet ist, rathend und leitend und selbst hier und da feilend auf sie eingewirkt haben, immerhin bleibt ihnen das eigenthümliche Verdienst der Uebereinstimmung der Form und Gedanken, und allein der Dichterin zur Ehre gereichend ist der wogende Rhythmus ihrer Verse, jenes Taktgefühl, das keine Metrik der Welt lehren kann. Das aber, was zu lernen ist in Ansehung der Bewegung und der Form, hat die Dichterin so vollständig sich zu eigen gemacht, daß man das Kunstvolle für das Natürliche hält. Eine reine, weibliche Natur, voll Gottvertrauen und Demuth, dabei voll Geistesklarheit und hingebender Liebe spricht sich in den fünf Episteln aus, Rathschläge an eine junge Mutter enthaltend, die sich weder die gehörige Kraft zutraut, noch Zeit zu haben glaubt, um bei ihren anderweitigen Pflichten die Erziehung ihrer Kinder zu leiten. Die Dichterin spricht:

> Weise, erhaben, gelehrt, voll tiefer geschulter Systeme,
> Willst das Gesetz du haben, nach welchem zu ziehen die Kindlein;
> Aber der Heiland sprach einst: „Wahrlich, ja wahrlich, ich sag' euch,
> So ihr gleich nicht werdet den Kindlein, werdet ihr nimmer
> Eingehn einst ins Reich vom Vater, dem Ew'gen, gegründet!"
> Kindlein selbst mußt werden du also, glückliche Mutter,
> Dann strömt hell dir die Kraft entgegen, die schmerzlich du suchest.
> Senke das eigne Gemüth gar traulich, spielend und kosend
> Tief in der Kindlein Seele, und schaue die Leiden und Freuden,
> Die dort steigen und fallen, erregt vom leisesten Lüftchen;
> Theile sie all' mit ihnen, zugleich dann wirst du erspähen,
> Wie zu lehren, ermuntern, zu trösten, zu richten und tadeln,
> Daß fein sittig und artig die Knäblein erblühen und Mägdlein.
> Wenn voll Frohsinn dann umringt dich das muntere Völkchen,
> Wenn ans Herz dir eilet mit leuchtendem Auge das Mägdlein,
> Zärtlich schmieget das Knäblein an deine die rosige Wange,
> Ahnst mit sel'gem Empfinden das Reich du, jenen verheißen,
> Die gleich Kindlein werden, und wandeln wirst du auf Erden,
> Schuldlos fromm im Gemüth, ein Heil, ein Segen den Deinen.

Die zweite Abtheilung dieser Dichtungen enthält gereimte Verse; auch in ihnen sind die Vorzüge, die wir oben rühmten, wiederzufinden; aber es ist unverkennbar, daß der Gebrauch des Reims der Dichterin nicht geläufig ist. Nur zu häufig erscheint er gesucht, den einmal eroberten wiederholt sie gern und es finden sich auch einige darunter, die wenigstens Platen mit der strengen Reinheit des Reims nicht verträglich halten würde. Die auch in diesen Gedichten vollendete Form und die Tiefe der Empfindungen, endlich wieder die klaren und ansprechenden Gedanken, lassen uns gern über die gerügten Schwächen des Reims hinwegsehen. Da, wo der Ideenkreis der Dichterin sich erweitert, wo sie das tief Empfundene in Gedichten ausbluten läßt („Ein Cypressenzweig"; „Meine Traurigkeit"), oder wo sie männlich ringt gegen Zweifel und Unglauben („Gebet"), da wird auch der Reim mannichfaltiger und gefälliger. Wir rühmen also an diesen Dichtungen: Vollendung der Form, Klarheit der Gedanken, Tiefe der Empfindung, gehoben durch männliche Kraft.

2. Oden von F. Rohde. Erstes Buch. Dresden, Kuntze. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Auch in den Rohde'schen Oden ist der Rhythmus mit sehr viel Geschick und Verständniß nach seinen beiden Erscheinungen hin angewendet; es ist in ihnen große Mannichfaltigkeit der Bewegung und der Form zu erkennen. Der declamatorische Charakter ist vorherrschend, der logische Sinn fast immer in eine Strophe gebannt. Die Cäsur ist in ihrer Verschiedenheit mit vielem Taktgefühl angewendet. In der Sprache dieser Oden ist Gewandtheit und Natürlichkeit, ungesuchte Kraft und kühner Schwung; der in dieser Form verkörperte Gedanke macht einen erhebenden Eindruck. Die Stoffe sind sehr verschiedenartig. Als vaterländische Oden, die eine männliche, tüchtige Gesinnung zeigen, nennen wir „An Saga", „Einem Jüngling" und die folgende „Am Grabe Heinrich's I. in Quedlinburg". Die Liebe wird nur in wenigen Oden gefeiert und dann angemessen in kräftig antiker Auffassung ohne Sentimentalität (z. B. in „Kosen der Liebe" im sapphischen Versmaße) gesungen. Am wenigsten gelungen erscheint uns „Die Wiege in Paris"; der Gegenstand ist, für Deutschland wenigstens, gewiß nicht erhebend genug, um ihn in Form der Ode zu feiern. Die Dichtung ist aber auch in der Ausführung am unbedeutendsten; verfehlt z. B. ist die Strophe:

— — — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ ⏓
— — — ◡ ◡ — ◡ ⏓

> Gleich Erdbeben bewegt Freude des Kaisers Brust
> Dankbar glänzt in dem Aug' quellend der Zähren Strom.
> Ha vom Glücke berauscht hoch dir gebietende
> Hand dich wieget, ersehnter Sproß!

Gezwungen in der Wendung die vorletzte:

> Auch zum prunkenden Kreis schaute der liebliche
> Säugling, grüßte die Welt lächelnd. Beglückende
> Unschuld: leihe dem Geist Liebe, die freudigen
> Wunsch nach deinem Besitz erweckt!

3. Octona. Achtzeilige Lieder von P. Laven. Trier, Lintz. 1858. 16. 15 Ngr.

Wie schon der Titel es angibt, haben wir hier nur achtzeilige Lieder vor uns; die kunstvolle und hier gerade zur Anwendung sich empfehlende Octave ist nur spärlich vertreten. Im ganzen sind diese Lieder mehr kindlich als künstlerisch; es kommt dem Dichter nur darauf an zu zeigen, man könne jeden beliebigen Gedanken in die engste Form einzwängen. Märchen, dramatisirte Idyllen, Dramas, Ritornelle, Legenden, Sagen, kurz alle möglichen lyrischen Stoffe und Formen sind hier vertreten. Der Wahrheit gemäß müssen wir gestehen, daß Laven viel Geschick zeigt und daß hier und da ganz artige, anmuthige Gedanken zu finden sind. Das den Schluß der Dichtungen bildende vieractige Trauerspiel „Morillo" hat in seinen acht Zeilen ebenso viel, oder besser gesagt ebenso wenig Inhalt und Handlung als manches neuere Trauerspiel in einem starken Octavbande. Als Probe lassen wir „Die Bürgschaft" hier folgen, die jedenfalls von der kurzen, vielleicht nur zu knappen und reizlosen Ausdrucksweise des Dichters Zeugniß ablegt:

> Hochgebunden schwebt bereits
> Der getreue Freund am Kreuz;
> Plötzlich regt sich's in der Menge,
> Möros stürzt sich durchs Gedränge,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 13 d. Bl. — D. Red.

Naß, er war dem Fluß entschwommen,
Blutig, war dem Mord entkommen;
Athemlos vom langen Lauf,
Schrie er: „Hier!“ zum Kreuz hinauf.

4. **Wilde und zahme Xenien von C. Manuel.** Berlin, Springer. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Auch wer innerlich viel lebte, wer vieles verglich,
Wer an das Leben das Buch und an die Bücher das Leben
Hält und beides stets als ein Gesammtes benutzt,
Kann sein Scherflein geben zum zeitgenössischen Urtheil
Und in den rauschenden Strom werfen ein flüchtiges Blatt.

Die vorliegenden Xenien rühren, wie dies schon die oben aus dem Vorworte entnommenen Worte anzeigen, von einem Manne her, der viel las und über das Gelesene nachdachte, der die eigenen Empfindungen sich klar machte und sein Gefühl durch Vernunft klärte. So sind denn auch diese Xenien, wie die Goethe'schen, aus dem Bedürfnisse entstanden, in einer kurzen Fassung Gedachtes und Empfundenes zunächst sich selbst von der Seele zu schreiben, wozu dann der Wunsch kam, das Gefundene auch andern mitzutheilen; denn das Publikum soll die Freude des Dichters, ein gutes Gedicht geschaffen zu haben, mitempfinden. Auch in diesen kleinen Gedichten ist „viel Allgemeines, Inneres und Höheres“. Manches Anregende wird der Leser in diesen bunten Gedanken finden und schon um deswillen seien sie der Aufmerksamkeit empfohlen. Die Form hätte hier und da correcter sein können. Wir lassen einige Xenien folgen:

Wahre Kunst.

Was in dem Vielen zerstreut sich Hohes und Treffliches findet,
Faßt in ein einziges Bild glühend der Genius auf;
Wahrheit in jeglichem Theil, doch Ideal in dem Ganzen,
Zeigt sich das Höchste der Kunst in dem unsterblichen Werk.

Lebenserfahrung.

Hat dich das Leben geschult, so wird umsichtig dein Urtheil.
Nur die Jugend ist streng, denn sie verblendet die Kraft.

Auch ein politisches Lied:

Jeder politische Sturm wirft aus dem Grunde des Meeres
Krabben, Mollusk und Polyp an die Gestade empor.
Hat der Sturm sich gelegt, so sinken die Thiere der Tiefe
Wieder zu Grund. Am Rand bleicht der verwesende Rest.

5. **An Alexander von Humboldt, den Nestor und Fürsten der Naturforscher u. s. w. Von August Dühr.** Berlin, Nauck. 1859. 4. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Ode feiert in correcter und in einer dem Gegenstande würdigen Sprache Humboldt, „den Nestor und Fürsten der Naturforscher, den Träger deutscher Ehre und Herrlichkeit, den Repräsentanten europäischer Wissenschaft und Humanität“. Mit wenigen Worten gelingt es dem Dichter, uns ein treues Bild von den Forschungen des großen Mannes zu geben und uns die wissenschaftlichen Resultate seines Lebens wieder vor die Seele zu führen. Die Verehrer Humboldt's werden diese mit warmer Begeisterung geschriebene Ode nicht ohne Interesse lesen.

6. **Ein Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde. Von Peter Cornelius.** Weimar, Kühn. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein unglücklicher Zufall gibt mir nach der vorstehenden Huldigung Humboldt's diesen Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde, einer Sängerin des weimarischen Theaters, in die Hände. Wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken, so ist es doch auch gewiß wahr, daß der kleinere Stoff sich der größern Behandlung entzieht. Wir haben immer noch ein fast jugendliches Interesse für das Theater, wir schätzen auch das Talent der Besungenen, aber ihre Rollen zum Gegenstand von zwölf Sonetten zu machen und dann noch zu sagen:

Ach hätt' ich diese Lieder nie begonnen!
Zu kühn auf meine Kraft war mein Vertrauen —

das zeigt doch Mangel an Urtheil und auf der andern Seite Mangel an Selbstvertrauen. Das letztere ist allerdings so ziemlich gerechtfertigt, denn das Gegebene ist in Wahrheit sehr unbedeutend; nur die äußere Auffassung der Rollen besingt Cornelius, in den Geist der musikalischen Dichtungen wagt er nicht einzudringen. Als Gelegenheitsgedichte, für die Künstlerin selbst und für den Kreis derer, die ihr Talent schätzen, mögen diese Gedichte Werth haben; in die Oeffentlichkeit aber hätten sie nicht gelangen sollen.

Wir schließen hieran eine Anzahl von Gedichtsammlungen, die im Auslande erschienen oder entstanden sind:

7. Aus der Schweiz. Gedichte von Julius Caduff (Jörgenberg). Chur, Hitz. 1859. 16. 12 Ngr.

Haben wir an diesen Gedichten auch hier und da Ausstellungen an Reim, Form und Sprache zu machen, so empfehlen wir sie doch als den Ausdruck eines poetischen Gemüths. Ueberraschend schöne Bilder, wie sie nur von selbst entstehen können unter dem Einflusse der großartigen Naturschönheiten der Schweiz, wechseln mit klaren, anmuthigen Gedanken und mit Vergleichen, die selbst das einfache Lied bedeutend machen. Caduff ist ein Sänger der Natur, sie allein legte ihm die Empfindungen in das Herz, seine Ideen entstanden und erweiterten sich in ihr. Die Natur in ihrer Großartigkeit fesselt den Dichter und die äußere Erscheinung wird mit dem innern Eindruck in Einklang gebracht. Der Oberalpsee, der wie ein alter Held verlassen daliegt und doch stets wieder seine Kraft in der schäumenden und brausenden Reuß zeigt, läßt ihn hoffen, daß die junge Schweiz Kraft schöpfen wird zu neuen Thaten aus den glänzenden Tugenden ihrer Väter; die Gletscher sind ihm ein Bild von stolzem Ernst und kalter Ruhe: so wie sie will er sein Haupt rein zum Himmel erheben; wie die schweizer Berge und ihre wilden Schluchten der geängsteten Gemse zur Zuflucht dienen, so soll die Schweiz ein Asyl sein für das gehetzte Edelwild der Freiheit; die Tannen, die in ihrer Verbindung die Thäler vor der Gefahr der Felsstürze und der Lavinen schützen, sie mahnen ihn, daß nur Eintracht stark machen kann u. s. w. So trägt der Dichter überall mitten hinein in die Natur den Reichthum und die Lieblichkeit seiner Gedanken und verschönt eins durch das andere. Trefflich versteht Caduff auch Landschaften zu malen und das Beobachtete uns so klar vor die Seele zu führen, daß wir ein wahrhaftiges Bild vor uns zu haben vermeinen; jedes einzelne der zehn ersten Lieder gibt davon Zeugniß. Das einfache Lied findet gleichfalls in den wenigen Dichtungen eine sehr schätzenswerthe Vertretung. Wir verweisen auf „Warum weinen denn die Reben“, und auf das nachstehende: „Eine Stumme“, das die Einfachheit und Zartheit der Empfindungen und Gedanken des Dichters, aber auch in einzelnen Stellen die oft etwas schwere Sprache derselben zeigt:

Wer je dein Antlitz hat geschaut,
Dein Auge, strahlend wie Azur,
Dem sagt die innre Stimme laut,
Du bist nicht stumm, du schweigest nur!

So schweiget nur die heil'ge Nacht,
Wenn erst des Tages Lärm verhallt,
Und nur des Mondes Licht noch wacht,
Das Frieden auf die Erde strahlt.

So schweigt das weite, tiefe Meer,
Das Perlen birgt in seinem Schos,
Worin des Himmels Sternenheer
Sich spiegelt rein und einfach groß.

Du bist nicht stumm, du schweigest nur
Zu all dem irdischen Gered', —
Das Gotteswort in der Natur
Doch deine Seele ganz versteht!

Und reden Gottes Engel einst
Mit dir in ihrem Himmel dort,
Vor inn'ger Liebeslust du weinst
Und sprichst erst dann dein erstes Wort.

Politische Lieder sind in der Sammlung, streng genommen, nur drei; wir rechnen dahin zuerst die Widmung „Die Alpen und die Meeresrose", die Verbrüderung der Schweiz und Bremens feiernd und Zeugniß ablegend, daß in der deutschen Schweiz die Anhänglichkeit an Deutschland noch nicht erstorben ist. „Auf der Wacht, im Preußenhandel 1856", ist während der unglücklichen neuenburger Verwickelungen entstanden. Das dritte spricht mit kräftiger Ueberzeugung aus, daß kein Stück vom Vaterlande losgerissen werden dürfe; es richtet sich gegen die Ansprüche Frankreichs auf das Dappenthal, bekanntlich nur ein kleines Gebirgsland von 7000 Morgen, aber von großer strategischer Wichtigkeit, jetzt als Etappenstraße nach Savoyen für Frankreich doppelt wichtig.

8. Gedichte von Nina Camenisch. Zweite vermehrte Auflage der Gedichte eines bündnerischen Landmädchens. Gesammelt und herausgegeben von Otto Carisch. Chur, Grubenmann. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

Was W. Reinick in seinem Vorworte zu Hebel's „Alemannischen Gedichten" ausspricht, findet auch Anwendung auf die vorliegenden Dichtungen. Der Geist, der in ihnen lebt, ist nicht blos der Volksgeist eines bestimmten Theiles Deutschlands; „es ist der Geist, der vom Rhein bis an die litauischen Grenzen, von den Alpen bis zu den Wellen der Nordsee und des Baltischen Meeres in Zeiten der Gesundheit alles Große und Herrliche im deutschen Vaterlande erzeugt und durchdrungen hat, es ist der Geist der schlichten, ehrlichen, ungeschminkten Wahrheit, für den keine Sprache der Welt einen so reinen dichterischen Ausdruck bietet als die unserige." Es ist wahr, hier und da vermißt man in den vorliegenden Gedichten Vollendung der Form und des Stils, aber nie in dem Maße, um in ihnen das Wohlgefallen an der poetischen Auffassung, der Wärme und Reinheit der Gefühle, der Klarheit der Gedanken und des gesunden Sinns zu verlieren. Wir haben hier übrigens nicht eine Volkspoesie vor uns, wie man nach der Bezeichnung des Standes der Dichterin auf dem Titel glauben könnte; nur darin erkennen wir sie als solche, daß wir in ihren Gedichten das Gemüthreiche vorherrschend finden und dasselbe einfach und natürlich ausgesprochen sehen. Den Hauptinhalt bilden Lieder der Heimat; die Sehnsucht der Schweizer nach ihren Bergen spricht sich in den Liedern „Der Hirtenknabe", „Der Schweizerfrühling"; der Stolz auf ihr Vaterland in den Balladen, namentlich in „Die Schlacht bei Granson" aus. Trefflich versteht die Dichterin liebliche Stimmungsbilder zu malen („Der Schweizersoldat", „Die alte Bauernfrau"); ergreifend ist das Gedicht „Der Fremde", die Geschichte eines Schwermüthigen, der in der Schweiz Heilung suchte und Ruhe fand im Tode; ein Stück Hebel'scher Poesie und mit ihm deutschen Gemüths gibt „Des Dorfes Sommersonntag". Dazwischen stehen duftige Lieder, die den Sinn für die Familie feiern, und wenige Gedichte der Liebe, unter denen wir „Die Begegnung" als besonders gelungen hervorheben. Erwähnt sei noch die kleine, in Prosa geschriebene Dorfgeschichte: „Die Garnstrangen." So einfach sie in der Erfindung ist, so sind doch in ihr so viel vorzügliche Einzelheiten, die von gesunder und klarer Beobachtung Zeugniß ablegen, daß wir ihrer um so mehr lobend gedenken müssen, da sie sich freihält von aller Uebertreibung und jener Ziererei, die auch in dieser Gattung der Poesie Eingang gefunden haben. Die Beschreibung der Hauswirthschaften der Röseli, der Margareth und der Mäjeli gehört mit zu dem Besten, was wir bisher in den Dorfgeschichten gelesen haben. Das Ende der Erzählung hätten wir mehr ausgeführt gewünscht.

9. Aus den Rhätischen Alpen. Dichtungen von Placid Plattner. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 1859. 16. 21 Ngr.

Dieser dritte Sangesgruß aus der Schweiz ist wesentlich verschieden von den beiden ersten. Erzeugte bei diesen das Anschauen der Natur eine tiefere Empfindung, erhobene Stimmungen und schöne Naturbilder; so wird Plattner durch die großartigen Eindrücke, die er in seinen Rhätischen Alpen in sich aufnahm, größer in seinen Ideen, weiter in seinen Anschauungen. Ist in den beiden ersten das lyrische Element vorherrschend, so finden wir in diesem das epische stärker vertreten. Während in jenen das Schweizerische, Eigenthümliche erkannt wird, finden wir in diesen Dichtungen ein Studium unserer besten deutschen Dichter. So hat „Das Todtenvolk" eine Aehnlichkeit mit dem „Erlkönig", in „Verschollene Tage" erkennen wir Uhland, in dem Abendlied Hebel, in dem Schauspiele Schiller's „Tell"; weiter erinnert uns die Anordnung des Ganzen an Platen, das Epische geht voran und durch die Lyrik wird der Uebergang zum Drama gegeben, wodurch der Cyklus der Poesie als vollkommen abgeschlossen erscheint. Es sei fern von uns, diese Uebereinstimmung der Plattner'schen Gedichte mit andern dem Dichter zum Vorwurfe zu machen, um so weniger, da diese nie in den Gedanken, sondern nur allein in der Art und Weise liegt, wie diese ausgesprochen worden. Wir gestehen dem Dichter vielmehr eine sehr ausgeprägte Individualität zu und einen Ideenreichthum, den wir nur hier und da größere Beschränkung gewünscht hätten. Unbedingt erkennen wir das wackere Streben des noch jungen Dichters an; er will etwas Besseres, der Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Idealen erfüllt ihn mit Unmuth; Wahrheit, Freiheit und Liebe bilden das Dreigestirn, dem er vertraut und das ihn aus der Erde dunkelm Zwang zu erlösen verspricht. Der Hauptcharakter seiner Dichtungen ist, wie wir schon bemerkten, episch; ein romantischer Zug durchweht sie, Ritterlichkeit und Muth werden in ihnen gefeiert; mit besonderm Interesse werden die Sagen der Schweiz besungen. Die lyrischen Gedichte sind oft etwas breit; wir verweisen z. B. auf „Im Walde", wo die präcise Fassung der hübschen Gedanken vermißt wird. Der Dichter muß eben in der Lyrik nicht alles sagen wollen, Empfindungen und Gedanken müssen durch sie in der Seele des Lesers geweckt werden. So ist es in dem genannten Gedichte nicht passend, erst die Schönheit des Waldes zu bewundern und den Eindruck zu schildern, den seine Großartigkeit auf uns macht, dann aber auf Details überzugehen, um gleich wieder auf das Allgemeine zu kommen; es entsteht dadurch eine Gedankenverwirrung, die in jedem sprachlichen Ausdrucke, also auch in der Lyrik, nach den allgemeinen Regeln der Logik vermieden werden muß. Die Sprache hat hier und da etwas Fremdes; aber im ganzen zeigt sich auch hier der wahre Dichter, besonders wo er mit größerer Begeisterung singt („Die Heimkehr", „Rhätisches Lied"). Einzelne Verse sind, was das beschreibende Element in ihnen anbetrifft, vorzüglich, z. B. der siebente und neunte in „Der Reiter auf Lampersalp"; andere sind zu loben wegen der Einfachheit des Stils bei der poetischen Behandlung, z. B. „In deiner Augen Freudenbronnen". Getilgt hätten wir gewünscht: „Noch eine Weile", „Der Maid mußt's danken"; die Construction „Als Denkmal bauten heil'ger Gegenwart dies Kirchlein ihr des Thales Hirten dann"; die prosaische Wendung „Harrt unser doch nicht Modergraus"; dann einzelne Provinzialismen, z. B. „Kehrt beim Alpsenn dankend zu"; Vergleiche wie der zwischen des Oceans Wellen mit „Löwenhorden mit wilderhobenen Mähnen"; Ausdrücke wie Weltenmeister für Gott. Verfehlt erscheint uns nur ein Gedicht und zwar das humoristische. Im allgemeinen aber freuen wir uns in diesen Dichtungen tüchtigem Streben, reicher Begabung und erfreulichen Resultaten begegnet zu sein; das Talent und der Gedankenreichthum des Dichters zeigt sich besonders in den bedeutendern Stoffen („Sturmlied auf St.-Gotthard", „Der Ocean und die Alpen", „Das Kreuz").

8. Gedichte von Friedrich Heimbertsohn Hinze. Mit einem biographischen Vorworte herausgegeben von Friedrich Meyer von Waldeck. Mit einem Bildniß des Verfassers. Berlin, A. Duncker. 1859. 8. 1 Thlr.

Es ist bedauerlich, daß an die Stelle deutscher Bildung und Cultur in Rußland seit einiger Zeit die französische getreten ist. Die Bevorzugung des deutschen Elements unter Kaiser Nikolaus ließ eine Reaction dagegen allerdings schon lange erwar-

ten; es wurde hier und da und ganz heimlich eine nationale Entwickelung angestrebt, die freilich Riesenschritte hätte machen müssen, um das Deutschthum einzuholen oder gar zu überholen. Die gewaltigen politischen und socialen Veränderungen unter Alexander II. überflügelten schnell die altrussische Partei, die hinter den immer sehr lobenswerthen nationalen Bestrebungen andere weniger lobenswerthe Zwecke des Ehrgeizes u. s. w. verbarg. Die Annäherung an Frankreich nach dem orientalischen Kriege, der Einfluß des Fürsten Gortschakow und die vielen Berührungen mit Frankreich durch das erleichterte Reisen — alles das hat Petersburg zu einer Art Paris gemacht und auch jene Hauptstadt ist das Reich, ist Rußland, solange der Kaiser dort residirt. Ist es nun wahr, daß das deutsche Element für den Augenblick in Rußland in den Hintergrund getreten ist, so glauben wir doch bestimmt, daß dieser Zustand nur vorübergehend ist. Gerade in solcher Zeit aber ist es doppelt anerkennungswerth, wenn deutsche Kunst und Wissenschaft in der Diaspora zu gemeinsamen Bestrebungen sich vereinigt. Auch Hinze, der seit 1831 in Petersburg als geschätzter Arzt lebte, hat als Mitredacteur des „Magazin für deutsche Leser in Rußland" (1838—40), durch Theilnahme an einem von Meyer gestifteten Verein, der den Mittelpunkt für deutsche Dichter in Petersburg bildete (1853), das Seinige zur Vereinigung der Freunde der deutschen Kunst und Wissenschaft beigetragen. In dem letztern Kreise entstanden die „Schneeflocken Poetisches Jahrbuch aus Rußland" (1857 und 1858), das wir auch zur Zeit in d. Bl. lobend erwähnten und zu dem auch Hinze Beiträge lieferte. Gehen wir auf die vorliegenden Gedichte selbst über, so finden wir zunächst in ihnen ein frisches Leben, dichterische, stets natürliche und wahre Begeisterung und einen erfreulichen, gesunden Humor. Für Hinze war die Muse eine wahre Freundin, die ihn erhob und tröstete und die sein Herz selbst dann noch jung erhielt, als das Haar grau zu werden anfing. Heiterer Lebensmuth spricht sich besonders in den Trinkliedern aus, aber auch das ernste Wort klingt dazwischen und die harmonische Verbindung von Scherz und Ernst hat etwas so durchaus Natürliches und Ungezwungenes, daß uns die Dichtungen dadurch lieb und werth werden. *)

11. Aus der Wüste. Gedichte von Wilhelm Gärtner. Wien, C. Gerold's Sohn. 1859. 16. 1 Thlr.

Wir wissen nicht, inwieweit diese Gedichte unter die Grüße aus der Ferne gehören; wir haben sie hierhergestellt, weil das Vorwort von Pesth, mehrere Gedichte von Gran datirt sind. Gärtner ist ein fruchtbarer Dichter; er hat bereits Tragödien, Trauerspiele, dramatische Märchen, Novellen, Kaiserlieder und mehrere katholische Schriften veröffentlicht; auch eine Beantwortung der Nibelungenfrage hat er 1857 versucht. Seine neuesten Lieder haben zwei ausgeprägte Tendenzen: er verherrlicht Großdeutschland und die katholische Kirche; beide erscheinen ihm unzertrennlich. Gärtner ist übrigens ein wunderlicher Dichter, der von sich und seinem Freunde erzählt:

> Wir turnten wider Schein und Götzen
> Und achteten, was hohl und halb,
> Und rissen frohgemuth in Fetzen
> Tagtäglich einen Marschall Kalb.

Die „Münchener Bilderbogen" sollten sich eine Illustration zu diesem Verse nicht entgehen lassen. Statt des Marschalls Kalb zerreißt er jetzt täglich die protestantische Kirche, er ist dreist genug, Luther zu beschimpfen, ohne nur eine Idee von dessen Lehre zu haben; fast in demselben Augenblicke, wo er ein Loblied zu Gottes Ehre anstimmt, wirft er mit Schlangen, Molchen, Buben und ähnlichen Schimpfworten um sich. Das Heil Deutschlands sieht Gärtner in der katholischen Kirche und in der Herstellung des alten Reichs, so wenigstens beantwortet er seine Frage:

> Sage, wann verstummet das Gewimmer
> Einer Sehnsucht, die nicht sterben kann:
> Sage an, wann Deutschland länger nimmer
> Fremder Elle treuer Caliban?

Rom und Deutschland heißt seine Parole. Und das alles sollen Verse sein und der nennt sich ein Dichter und der will uns glauben machen, als habe er Sinn für Deutschlands Einigung. In diesen Gedichten ist denn auch wirklich ziemlich alles unbedeutend, schwach, unklar, zerfahren, hier und da „vermodert" (ein Ausdruck, den Gärtner selbst von zwei seiner Gedichte anwendet). Gärtner will die Einigung Deutschlands und schmäht auf Preußen und die Protestanten; er will „beim Himmel nicht Politik singen", und die Sammlung wimmelt von politischen, wir können nicht sagen Ein- sondern Ausfällen; nie will er Menschengröße messen „wie Heidenlärm es thut und Tagsgeschrei" und dabei schimpft er hin und her; er stellt sich uns als ein frommer Katholik vor und vergleicht die Romantik und die Freundschaft (in dem Vorworte) mit einem von Gott bestellten Sakramente; ja er entblödet sich nicht zu singen:

> Schon dreimal kräht der Hahn und Petrus weint,
> Der blut'ge Tag ist da, die Nacht ist um; —

und dazu die Erklärung zu geben: „Petrus weinte bereits in Pius VI. und Pius VII., damals hatte der Hahn (Gallus) zum ersten und zweiten male gekräht." Richtet sich das nicht alles durch den Widerspruch in sich? Auch dem Recensenten gibt er mit dem Nikolaus Lenau'schen Motto: „Ich habe einen Vorrath an Verachtung und hoffe damit auszureichen", in der Romanze „Entzauberung" einen starken Hieb. Bei der Lampe Schimmer sieht er neben sich einen „Esel" und das kann natürlich niemand anders sein als ein Recensent. Dinorah und die Grille glauben auch, getäuscht durch das Licht, ein anderes Wesen vor sich zu haben, sie sprechen und tanzen mit ihm und zuletzt war es doch nur — ihr Schatten.

12. Zwei Bogen Gedichte von August Kokemüller. London, Williams und Norgate. 1860. Gr. 16. 3 Ngr.

Einen verunglückten dramatischen Versuch von Kokemüller haben wir in Nr. 2 d. Bl. f. 1859 verzeichnet; wir können kaum günstiger über diese zwei Bogen Gedichte urtheilen, von denen höchstens die Lieder „Wort und Zunge" und „In der Fremde" Beachtung verdienen. Kokemüller ist gar zu unbehülflich im Ausdrucke, oft geradezu trivial, z. B.:

> Doch mit dem Schmerz zerbrichst auch du,
> Kannst dann nicht länger fühlen,
> Und findest Frieden erst und Ruh'
> Im Grab', dem todeskühlen.

In der Wahl der Bilder ist er höchst unglücklich: „Auf dem Felde stehen die Garben, die Aehrenhand zum Dank verschränkt", er spricht von „des Geistes Wellenschlagen im Seelenocean", er erzählt, daß in London (?) „schacherfel'ge Lieder der Menschenhabicht krächzt" u. dgl. Ueberrascht hat er uns durch den Ausspruch, daß die Creatur allein todt sei und nur in andern Leben hätte. Im höchsten Grade unbedeutend sind die zwei politischen Lieder: „Glaubensbekenntniß" und „An das deutsche Volk"; mit solchen Phrasen macht man jetzt kein Glück mehr. Wir werden nächstens Gelegenheit haben, ein Märchenepos desselben Verfassers: „Ein Hundeleben", zu besprechen und dabei zeigen, wie die in der Fremde lebenden „sogenannten" Freiheitsmänner von deutscher Sitte und deutscher Gesinnung sich entfremdet haben.

Schließlich gedenken wir noch flüchtig eines Album, das zum Besten eines Thurhauses in Köthen herausgegeben ist:

*) Ueber Hinze's „Humoresken und Erzählungen" vergleiche man den Aufsatz „Der Theaterrecensent" in Nr. 29 d. Bl. f. 1860 Wir denken demnächst aus der Feder von Jegór von Sivers eine Mittheilung über Hinze's Leben und Wirken zu bringen. D. Red.

13. **Album anhaltischer Schriftsteller. Eine Festgabe. Herausgegeben von F. L. Gehrike. Dessau, Neubürger. 1860.** 8. 20 Ngr.

Unter denen, die Beiträge zu diesem Album lieferten, finden wir manchen Namen, der auch in weitern Kreisen bekannt ist: Böttger, dessen Werk über das Mittelmeer und dessen Bearbeitung der Maury'schen Geographie des Meeres geschätzt wird, die Volksschriftsteller Gustav Jahn und Ludwig Würdig, den rühmlich bekannten Astronomen Schwabe, den Orthopäden Werner, den als philosophischen Schriftsteller bekannten Karl Schmidt, den homöopathischen Arzt Lutze u. s. w. Die Beiträge selbst — in Prosa und in Versen — sind sehr reichhaltig, aber wie es immer bei solchen Sammlungen zu geschehen pflegt, so gehen auch hier Gutes und Mittelmäßiges nebeneinander. Im ganzen hat der Herausgeber dafür gesorgt, daß das Unbedeutendere bescheiden zurücktritt. 3.

Die Hellenen und die Deutschen.

Es gibt corpulente Bücher, über die sich sehr wenig, und es gibt schmächtige Bücher, über die sich sehr viel sagen läßt. Zu letztern gehört die zum Besten der vertriebenen Schleswig-Holsteiner von R. **Suchier** herausgegebene kleine Schrift: „Deutschlands Ruhm, dargethan in einer Vergleichung der Deutschen mit den Griechen nebst einem Immortellenkranz für Schleswig" (Hanau, König, 1860). Das erste auf dem Titel vermerkte Thema ist der Art, daß sich darüber ein ganzer Foliant mit historischen, literarhistorischen, culturhistorischen und religionsgeschichtlichen Nachweisen und Parallelen füllen ließe. Begreiflicherweise können wir uns an dieser Stelle nur auf ein paar Andeutungen und Bemerkungen einlassen.

Im ganzen halten wir die häufig wiederholte Behauptung von der innigen Geistesverwandtschaft der Deutschen mit den alten Griechen und von der Gleichartigkeit ihrer politischen Schicksale, womit uns ja nur eine sehr traurige Aussicht eröffnet wäre, für nicht viel mehr als eine gelehrte Grille, und wir nehmen jetzt keinen Anstand, dies zu bekennen, obschon wir vor vielleicht zwei Decennien jene Behauptung selbst plausibel gefunden, nachgesprochen und mit schlagenden oder nicht schlagenden Gründen zu motiviren gesucht haben mögen. In jüngern Jahren hält man sich ja gern an irgendein imponirendes Schlagwort, an eine geistreiche paradore Behauptung und an irgendeine allerdings hervortretende Aeußerlichkeit, ein vereinzeltes Moment, wodurch sie unterstützt zu werden scheint; alles dagegen, was sich mit ihr nicht zusammenreimen läßt oder was ihr widerspricht, läßt man unbeachtet und unberücksichtigt. Diese Behauptung von der Geistes- und Blutsverwandtschaft der Deutschen mit den alten Hellenen stammt, glaube ich, aus jener Zeit, wo man die deutsche Jugend auf unsern Gelehrtenschulen in den wenigen Jahren, die zwischen der Quarta und Prima liegen, in veritable Althellenen verwandeln zu können oder zu müssen glaubte. Sie sollten nun nicht blos lateinisch sprechen lernen wie Cicero, sondern auch griechisch wie Demosthenes, während sie im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch der Muttersprache meist erbärmliche Stümper blieben; ja man verlangte von ihnen, daß sie nicht nur lateinische Oden dichten sollten wie Horaz, sondern selbst griechische wie Alcäus und die Sappho, obschon die letztere, wenn sie wieder ins Leben zurückgekehrt wäre und eine solche griechische Ode eines deutschen Primaners gelesen hätte, sicherlich nichts Eiligeres zu thun gehabt haben würde, als sich zum zweiten mal vom leukadischen Felsen herabzustürzen, um nie mehr wiederzukehren. Sie sollten Pindar's Oden und des Aeschylus Tragödien, sogar dessen „Agamemnon", also Dichtungen, die wegen ihrer dunkeln Anspielungen und grammatischen Schwierigkeiten den alten Griechen selbst sicherlich keine sehr bequeme Lectüre waren und zwar schon zu einer Zeit, wo der Text noch nicht so verstümmelt und fragwürdig war wie jetzt, mit derselben Leichtigkeit herunterlesen, wie man Gellert's oder Lichtwer's Fabeln liest. Dafür verdarben sie an der Perlschrift der kleinen Ausgaben griechischer Dichter ihre Augen, daß darüber die deutschen Brillenhändler ihre Freude hatten, verdüsterten sich den Kopf und versaßen Unterleib und Brust, daß sie, schwächlich und gebrechlich an Geist und Körper und als vollständige Hypochonder, aber auch mit gehörigem Eigendünkel, also gerade als das Gegentheil der alten Hellenen, ins Leben traten, für das sie nichts waren und das auch für sie nichts sein konnte. Ganz beiseite dagegen ließ man jenes stammverwandte Englisch, das im Leben und bei dem jetzigen Weltverkehr so nützlich und unentbehrlich ist und in welchem so viele vortreffliche Bücher und Journale geschrieben wurden und jährlich noch werden, aus denen gerade die Deutschen und besonders die deutsche Jugend sehr vieles ihnen höchst Nützliche lernen können. Jeder der sich später aus eigenem Antriebe auf das Studium der englischen Sprache und die Lectüre der in ihr geschriebenen Bücher, Reviews u. s. w. verlegte, wird wissen, was ihm diese Lectüre genutzt hat, wie er gleichsam ein ganz anderer Mensch geworden ist von dem Augenblick an, wo ihm das Resultat dieser Beschäftigung möglich machte, gut geschriebene englische Bücher, Reviews und Zeitungen ohne besondern Anstoß zu lesen. Wir schlagen gewiß die Kenntniß griechischer Sprache und Literatur in ihrem vollen Werthe an, obschon man sich über letztere aus den gerade in Deutschland so zahlreichen trefflichen Uebersetzungen einigermaßen unterrichten und einen vom hellenischen Geiste nicht allzu fernen Eindruck gewinnen kann; ja wir halten sie für den, welcher in der ästhetischen und literarischen Ausbildung den höchsten Grad erreichen will, für geradezu unentbehrlich; aber durch eine das junge Gehirnleben betäubende und erstickende Treibhaushitze die deutschen noch halb knabenhaften Jünglinge schon auf dem Gymnasium zu wirklichen Griechischgelehrten künstlich heranreifen und sie zum kritischen Verständniß von philosophischen Schriften und Dichtwerken dressiren zu wollen, die selbst dem Gelehrten, welcher sich sein ganzes Leben fast ausschließlich mit ihrem Studium beschäftigt hat, noch im Inhalt wie im Wortlaut Schwierigkeiten, stellenweise kaum lösbare bieten, das halten wir für eitle Ostentation, für verkehrt und schon vom blos sanitätischen Standpunkte für absolut schädlich und verderblich. Und dabei bleibt den jungen Leuten gerade das, was ihnen an griechischer Literatur, Kunst und Philosophie das Befruchtendste und Belebendste sein könnte, meist verborgen, wenn sie nicht gar infolge der meist fast ausschließlich grammatikalischen, buchstabenklauberischen und höchst trockenen Behandlung und Erklärung des Textes einen Widerwillen gegen die betreffenden Autoren fassen.

Der für beide Völker auffallendste Vergleichspunkt bietet sich in der Erscheinung des Dualismus (Athen und Sparta = Preußen und Oesterreich) und in der Mittelstaaterei, welche das Buhlen um fremde Hülfe und das Einmischen derselben, fortdauernde innere Kriege und vereinzeltes Auftreten gegen die Aggressionen des Auslandes zur Folge hatte. Zu diesem hervortretendsten Vergleichspunkt zwischen Hellas und Deutschland haben wir uns freilich wenig Glück zu wünschen; denn die Griechen gingen an diesem unversöhnlichen Dualismus und dieser engherzigen Mittelstaaterei zu Grunde, freilich auch an ihrer moralischen Erbärmlichkeit; dieses erste, geistreichste, lebendigste und wenn es sein mußte ehemals auch tapferste Culturvolk der alten Welt besaß zuletzt ja kaum noch eine Tugend mehr und fiel wie ein fauler angefressener Apfel den Römern von selbst in den Schos. Seit dem Trojanischen Kriege hatten die griechischen Stämme nicht mehr zusammengefochten, wie bei den Deutschen die Ungarschlacht auf dem Lechfelde (die sich auch in der That unter allen Momenten der deutschen Geschichte am besten für rein epische Behandlung in einem geschlossenen Heldengedicht eignen möchte) die einzige Schlacht gewesen und geblieben ist, in der sämmtliche deutsche Stämme: Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen zusammenstanden. Der Dualismus und der Stammeshader reicht in Deutschland zwar schon zurück bis in die Zeiten Armin's und Marbod's, später aber kam noch ein der Reichseinheit feindliches Element hinzu, das man als solches vielleicht

nicht hinlänglich in Anschlag gebracht hat. Millionen von Slawen, von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer wurden der deutschen Herrschaft unterworfen und assimilirten sich den Deutschen; sie wurden gute Sachsen, gute Brandenburger, gute Pommern, gute Mecklenburger, gute Schlesier, endlich gute Preußen (von Oesterreich, wo der Slawismus bekanntlich überwiegt, sprechen wir hier gar nicht), aber nicht ebenso gute Deutsche. In den Familien des höchst zahlreichen und einflußreichen slawischen Adels der genannten Provinzen erbten ganz andere Traditionen fort als die vom deutschen Kaiserthum.

Suchen wir nach andern Vergleichspunkten. Allerdings dichten, fabeln und philosophiren die Deutschen, wie dies die Griechen auch thaten; sie treiben Kunst wie die Griechen, obschon die Kunst das deutsche Volk sicherlich entfernt nicht so tief als Lebenselement durchdrungen hat, wie dies bei den Griechen der Fall war. Aber wenn wir danach fragen, wie die Griechen dichteten, fabelten, philosophirten und Kunst trieben, so werden wir da auf Erscheinungen treffen, welche eine unermeßliche Grundverschiedenheit zwischen beiden Völkern klar ans Licht stellen. Man vergleiche nur einen griechischen Tempel und einen altdeutschen Dom, ein griechisches Volksfest mit einem deutschen, ein griechisches Theater mit einem deutschen, die griechische Gymnastik mit der deutschen Turnerei, eine Madonna aus der augsburger, ulmer, nürnberger oder westfälischen Schule mit einer griechischen Venus, ein altdeutsches Sculpturwerk mit dem olympischen Jupiter oder dem Apollo — welche diametralen Gegensätze! Was kann verschiedener sein als die Philosophie eines Plato und die Philosophie eines Hegel oder Herbart! Der Verfasser der vorliegenden Schrift bemerkt, das deutsche Drama sei ganz ähnlich wie das griechische aus Fastnachtsbelustigungen und religiösen Mysterien hervorgegangen; aber wozu brachte es dieses volksthümliche deutsche Drama? Zu den ungeschlachten Zoten eines Rosenplüt und den spießbürgerlichen Fastnachtsspielen eines Hans Sachs. Von den dramatischen Dichtungen Goethe's und Schiller's, auf die sich der Verfasser beruft, beweisen gerade diejenigen, welche am volksthümlichsten geworden sind, „Götz von Berlichingen" und „Faust", „Die Räuber" und „Kabale und Liebe" nicht wie ähnlich, sondern wie verschieden beide Völker in ihren Empfindungen und Anschauungen sind. Der Verfasser gibt dann selbst zu, daß die Griechen in einer Gattung, in der Komödie, den Vorrang behaupteten; aber er tröstet sich damit, daß der deutsche Geist ja nicht blos in Deutschland, sondern auch im Lande der Angelsachsen leben, und daß dort „der größte Dramatiker aller Zeiten", Shakspeare, gedichtet habe. Nun auch dieses Vergnügen, Shakspeare von deutschem Geblüt zu halten, will uns ein irischer Autor verkümmern, der jüngst die lächerliche Hypothese aufgestellt hat, daß Shakspeare, dessen Name uns schon mit so germanisch heimatlichem Klange berührt, seinen Eigenschaften nach von Abstammung ein veritabler Celte gewesen sein müsse. Nach der Versicherung einiger bornirt deutschfeindlichen englischen Zeitungen ist es überhaupt mit der deutschen Abstammung der Engländer nichts: die kühnen Flibustier, welche über die Nordsee kamen, sollen Skandinaven, Dänen gewesen sein. Als ob nicht der Grundstock der englischen Sprache aufs schlagendste bewiese, daß jene Recken dem niederdeutschen Stamme angehörten.*) Und wahrscheinlich hat zu jenen Seezügen, welche wol in größern Schwärmen geschahen, als man jetzt glaubt, die ganze Nordseeküste, von Schleswig bis Holland, ihre Mannschaften gestellt. Da wohnen lauter geschickte und unternehmende Seeleute, obschon jene englischen Blätter so frech sind, den Deutschen alle Seemannstüchtigkeit abzusprechen, so unwissend, daß sie nicht einmal von der seeherrschenden Hansa etwas gehört zu haben scheinen!

Wenn es übrigens irgendeinmal einen Zeitmoment gegeben hat, wo man sich der Täuschung hingeben konnte, daß etwas Hellenisches in den Deutschen lebe, so war das die Zeit, wo einzelne hervorragende deutsche Dichter unter dem Einfluß hellenischer Muster dichteten. Aber man weiß, daß Goethe an dem Hellenismus der Deutschen verzweifelte; man kennt das Lied Schiller's: „Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten" u. s. w., seinen Ausspruch von dem „glücklichen Geschlecht" der Hellenen und dem „unglücklichen" der Deutschen in einem seiner Briefe, und wer die „Horen" gelesen, wird sich erinnern, daß sich in deren fünftem Stück ein Gedicht befindet mit dem Titel „Sängerlohn", worin der Gegensatz zwischen den Deutschen und Griechen beleuchtet ist. Ein Vorsänger stellt in einer Reihe von Strophen alle Vorzüge der Griechen vor den Deutschen dar, und der Chor fällt dann ein:

> Das waren Griechen!
> Wir Deutsche siechen
> Am Neid, am Neid!
> Hier meistert jeder lang und breit!

Letztere Verszeile erfährt dann mancherlei Variationen, je nach dem Inhalt der vorhergegangenen Strophe, z. B. „Nur Klang des Geldes nützt und freut!" oder: „Uns heißt Gesang Verderb der Zeit!" u. s. w.

Der Verfasser vindicirt dem deutschen Volke, wie dies so oft geschieht, vor allen Völkern das „Gemüth". Wir für unsere Person lieben diese immer wiederkehrende Berufung auf das deutsche Gemüth nicht sehr; wer wirklich Gemüth besitzt, prahlt damit nicht; ein Gemüth, das sich seiner bewußt geworden, das sich auf sich etwas zugute thut und andern das Gemüth abspricht, hört auf Gemüth zu sein. Jedes Volk hat seine eigene Art Gemüth, die Franzosen z. B., denen man es sonst gern absprechen möchte, in Form der Urbanität und der rücksichtsvollen Höflichkeit. Sicherlich liegt eine Fülle von Gemüth in den altdeutschen Madonnen, aber man findet sie in nicht geringerm Maße in den Madonnen der italienischen Meister, hier nur mit größerer Anmuth und Formenschönheit gepaart. Etwa vom 14. Jahrhundert an waren die Deutschen nicht mehr dieselben, die sie zur Zeit der Ottone und Hohenstaufen gewesen waren; sie waren in Roheit versunken und ganz ebenso grausam und mitleidlos wie die andern Völker; die Hexenverbrennungen, die Judenmetzeleien, die Folterungen, die raffinirt qualvollen Hinrichtungen, die Greuelscenen des Bauernkriegs, das unbarmherzige Verfahren gegen Heimatlose, gegen Andersgläubige u. s. w. beweisen dies zur Genüge. Es ist noch nicht lange her, daß Fuchteln, Spießruthenlaufen, Lattenstrafe u. s. w. den Militärdienst in Deutschland zur Hölle machten. Man klatscht, man intriguirt, man lästert, man flucht, man verfolgt, man verleumdet, man übervortheilt, man hadert, zankt, beleidigt, rauft sich in Deutschland wahrlich nicht mit mehr Gemüth als anderswo; gibt es doch kaum ein proceßsüchtigeres Volk als das deutsche, besonders in den untern Schichten. Man suche doch nur mit rein gemüthlichen Motiven in Deutschland fortzukommen und sein Glück zu machen! Hundert Fälle könnte man verzeichnen, wo auch beim Deutschen „die Gemüthlichkeit aufhört", zunächst freilich, wie man gesagt hat, beim Geldgeben, wie anderswo auch. Sogar Ungezogenheit gilt, weil sie bequem ist, vielen in Deutschland als Gemüth. Der deutsche Spießbürger, dieser natürliche Gegner alles wahrhaft Großen und Freien, diese Hauptstütze aller Gemeindeselbstsucht, alles Zunft-, Polizei- und Heimatszwangs, hat schon deshalb nicht überflüssig viel Gemüth, weil er zu beschränkt ist. Das Gemüth aber soll weit sein wie der Himmel, es soll leuchten wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte. Auf literarischem Gebiete hat sich die Gemüthlosigkeit nirgends so widrig offenbart und nirgends in dieser Widrigkeit bis auf den heutigen Tag erhalten als in Deutschland; die deutsche

*) In seiner 1857 zu Liverpool erschienenen Schrift „On the history of the English language" bemerkt Thomas Wright: „Ich leugne nicht, daß unsere Lokaldialekte in den Bezirken, die von Dänen besetzt wurden, einige Worte aus dem Dänischen abgeleitet haben, aber die rein angelsächsische Sprache blieb sicherlich von jedem Einfluß des Dänischen frei. In den letzten Jahren wurde es Mode, den Dänen einen viel größern Antheil zuzuschreiben, als sie in Anspruch zu nehmen berechtigt sind."

polemische Literatur, so abstoßend durch Gemüthsroheit, persönliche Böswilligkeit und oft Unflätigkeit, beweist dies. Die Wissenschaft, die Philosophie haben nirgends so wenig mit dem Gemüth zu thun als in Deutschland. Mephistopheles, dieser jedes Gefühl, jede reine Empfindung, jeden Glauben verhöhnende diabolische Geist ist eine deutsche Schöpfung, während auch der ausgelassenste Narr bei Shakspeare eine unergründliche Tiefe von Gemüth offenbart. Allerdings wurde das deutsche Gemüth, nach einer langen Periode fürchterlicher Roheit, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geschaffen, als „Humanität" das Stichwort war (und wie viel kommt nicht auf ein Stichwort an?) und es machte dann bis etwa in die Mitte der siebziger Jahre die erfreulichsten Fortschritte, aber es artete auch in die Phrase der Sentimentalität oder „Empfindsamkeit" aus und rief dadurch seinen Gegensatz, eben jenen cynischen Mephistophelismus hervor, der in den durch die Französische Revolution hervorgebrachten zersetzenden und aggressiven Leidenschaften nur neue Nahrung fand. Darum sagte auch Goethe: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von 30 Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich finden." Indem ich alles dies niederschreibe, weiß ich, daß der und jener Leser, namentlich aber der Verfasser vorliegender Broschüre, mich wegen der hier ausgesprochenen Ketzereien kurzweg verdammen werden — aus bloßer Gemüthlichkeit. Und doch sage ich dies alles im Interesse des wahren, tüchtigen und gesunden deutschen Gemüths, für das es in Deutschland, in der einen Lokalität mehr, in der andern weniger, dem Himmel sei Dank, noch einen hinreichenden Stamm gibt.

Wir geben dem Verfasser gern zu, daß, wie er in der Vorrede selbst bemerkt, seinem Büchlein manches fehlt, daß ihm aber eins nicht fehlt, „die Liebe zum Vaterlande"; aber wir glauben, daß das deutsche Volk augenblicklich gerade nicht in der Lage ist, mit seinen Vorzügen zu prahlen; daß man, um heilsam zu wirken, besser thut, es an seine Schwächen zu erinnern; daß es Zeit ist, Buße zu thun und sich an die Brust zu schlagen. Freilich gibt er dem deutschen Volke ein zu großes Maß von Demuth und Bescheidenheit schuld, aber er selbst schlägt namens des deutschen Volks eher den Ton des zu weit getriebenen nationalen Stolzes und Selbstbewußtseins an. Wenn er die deutsche Nation „die größte neben den Hellenen" nennt, diejenige, welche als „das warme Herz Europas" die größte Mission zu erfüllen habe, so mag dies in gewissem Sinne richtig sein; aber ob richtig oder nicht, so sollte man dies nicht so offen und herausfordernd aussprechen; denn man verfällt damit in den Ton jenes Hochmuths, den man andern Völkern schuld gibt, und ruft bei diesen vielleicht ein bedenkliches und nicht ungerechtfertigtes spöttisches Lächeln hervor. Das so hochbegabte rührige deutsche Volk hat sich seit einer Reihe von Jahrhunderten um die Menschheit so viele Verdienste erworben wie nur irgendeine andere Nation, und vielleicht mehr Verdienste um die Menschheit als um sich selbst. Dieser Verdienste mögen wir uns bewußt sein; wir mögen uns auch auf sie dem übermüthigen Auslande gegenüber in besonders dazu auffordernden Fällen berufen; aber wir sollten nicht vergessen, daß Italien, diese ursprüngliche Wiege der modern europäischen Cultur, Frankreich und England wol in der Lage sein dürften, in allen höhern Cultur-, Kunst- und Literaturfragen, von den politischen ganz abgesehen, mit uns Abrechnung zu halten. Indeß wie sehr man auch Grund haben mag, mit dem Verfasser wegen gewisser Uebertreibungen seiner Parallele zu rechten, so wird man doch jedenfalls die gute patriotische Gesinnung, die ihr zu Grunde liegt, anerkennen müssen.

Die „Immortellen" oder die angehängten Sonette für Schleswig, zehn an der Zahl, sind in Gedanken wie in Sprache und Darstellung von tüchtigem Gefüge. Hier eins, das siebente zur Probe:

> Nicht mehr allein darf Polen fürder klagen,
> Daß seine Söhne ruhn im Kriegergrabe,
> Und daß sie irren mit dem Wanderstabe
> Und Leid um die erschlagne Freiheit tragen.
>
> O Schleswig, unser Stolz in jenen Tagen,
> Des deutschen Kraftgefühls willkommne Labe,
> Was half dir, daß du hingabst Blut und Habe,
> Was half dein Zornerglühn, dein kühnes Wagen?
>
> Wie Polen weint bei Ostrolenkas Mauern,
> Magst du bei Idstedts grünen Hügeln trauern,
> Wo dir den Tod das Schlachtenlos geschworen.
>
> Kein Denkstein gibt von deinen Helden Kunde,
> Und ach, das Drohwort ist von keinem Munde
> Gesungen: Noch ist Schleswig nicht verloren!

Freilich ist mit allem Singen und allen nationalen Selbstberühmungen nicht viel gethan, so ehrenwerth auch die Quelle sein mag, aus der das alles stammt; die Italiener haben nicht so viel gesungen, gesprochen, declamirt, getoastet und drucken lassen, aber sie haben gehandelt. „Wir Deutsche sind in der Politik zum größten Theil noch Phrasenmacher", bemerkte Prutz vor einiger Zeit nur zu wahr im „Deutschen Museum". Es wäre vielleicht besser, wir lernten wieder einmal schweigen und in der Stille unsere Kraft sammeln. H. M.

Eine Gruppe historischer Romane.

1. Walpurg. Eine Geschichte aus der Zeit Max Emanuel's von Karl Heigel. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 12. 24 Ngr.

Max Emanuel, im Spanischen Erbfolgekriege mit Ludwig XIV. verbündet, ward nach der unter Prinz Eugen und Marlborough für Oesterreich siegreichen Schlacht bei Höchstädt geächtet, und Baiern vom Kaiser Joseph I. als erobertes Land behandelt. Zehn Jahre hindurch (1704—14) verfuhr Oesterreich mit eiserner Strenge gegen die Treue der Baiern, denn nun war die Treue ein Verbrechen. Die Diplomatie betrachtet das Volk nur als Maschine, deren Walzen und Räder sich bewegen sollen, wie irgendeine beliebte Staatsconstruction es nothwendig erachtet. Wie jedoch die Staatskünstler aller Zeiten die Erfahrung machen konnten, daß ihrer Mechanik oft genug falsche Berechnungen untergeschoben seien, und namentlich gewaltsames Eingreifen die Maschine wol zerrütten, nicht aber ihren bisherigen Producten ein anderes Muster aufzwingen könne, so waren auch trotz der eisernen Strenge in Baiern nicht wenige in allen Schichten der Gesellschaft, deren Anhänglichkeit an ihren Fürsten und an ihre bisherige Verfassung die alte blieb. Sie konnte dem österreichischen Terrorismus gegenüber möglichst verborgen sich bewähren, und wie jeder Terrorismus an roher Gewaltthätigkeit zunimmt, je weiter seine Glieder vom Haupte desselben abstehen, so entwickelt sich auch gegenüber der niedern Schergengewalt in den sogenannten untern Schichten der Gesellschaft der Trieb, groben Klötzen einen groben Keil einzutreiben, daneben auch die zerrütteten Zustände in Vagabundenweise auszubeuten.

So gibt denn auch die vorliegende „Geschichte" ein solches Bild. Es fehlt nicht an einer Verschwörung zum Sturz der Oesterreicher, aber auch nicht an einer Bande, die von einer nur den Vertrauten zugänglichen Höhle aus ihr Unwesen treibt, wo denn das Haupt derselben noch besondere Zwecke gegen eine Witwe zu verfolgen weiß. Am Ende geht natürlich alles gut: Max Emanuel kehrt nach dem Frieden zu Baden, 1714, in seine Länder zurück, belohnt die Getreuen, und die Liebenden erreichen das Ziel ihrer Wünsche. Das Ganze schließt vor den Fenstern des Festsaales mit einem Volksgesange aus der über ein Jahrhundert jüngern Feder des Verfassers. Jedenfalls steht diese Erzählung, der es namentlich nicht an interessanten und malerischen Lokal- und Zeitschilderungen fehlt, höher als gewöhnliche Fabrikarbeit der Art. Etwaige politische Bedeutung, denn nach einer solchen pflegt man in unsern Zeiten vielfältig zu fragen, kann das Buch insofern haben, als es beitragen mag, eine

alte Rivalität zwischen Oesterreich und Baiern nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Ob das die Absicht des Verfassers war, ob das eben gegenwärtig nothwendig und heilsam ist, mag hier unentschieden bleiben.

2. **Friedrich's des Ersten letzte Lebenstage. Historischer Roman in drei Bänden von J. Bacher. (Fortsetzung des Romans: „Sophie Charlotte, die philosophische Königin.") Zweite Auflage. Berlin, Wagner. 1859. 8. 5 Thlr.**

Im allgemeinen ist von diesem Buche dasselbe zu sagen, was bereits in Nr. 1 d. Bl. f. 1858 über des Verfassers Roman „Sophie Charlotte" berichtet werden mußte. Es ist von ihm ebenso schwer zu ermitteln, was eigentlich Grundthema, was Vor- und Hintergrund des ganzen Gemäldes sein soll. Gleich im Eingange sehen wir Leibniz auftreten, um wegen der vom König beabsichtigten Union der reformirten und lutherischen Kirche sich vernehmen zu lassen, und dazu war er gewiß die geeignete Persönlichkeit. Er hatte sich ja fast gleichzeitig schon bei der anderer Orten auf die Tagesordnung gebrachten Idee eines Simultaneums der evangelischen und katholischen Kirche betheiligt, und jene intentirte Union war bedeutend genug, um aus ihr den Gesammtinhalt des Romans künstlerisch zu entwickeln. Das ist nicht geschehen; Leibniz sagt dem König nicht mehr als: Es geht nicht! und verschwindet sodann für immer. Wir müssen überhaupt die Forderung eines künstlerisch gegliederten Romans aufgeben, und allenfalls nur anerkennen, daß die Ereignisse der Zeit, die Traditionen u. s. w. aus dem engen Kreise trockener Hofchronik durch Beschreibung von Oertlichkeiten und Kleidungsstücken hinweggehoben, auch manche Einzelheiten dadurch locker verknüpft werden, daß irgendeine Person, ein Ereigniß aus einem frühern Kapitel, sogar aus dem Roman „Sophie Charlotte", was alles wir längst vergessen haben, plötzlich als Deus ex machina erscheint, um einen häkeligen Knoten zu lösen, oder einen neuen für ein noch weitab liegendes Kapitel zu knüpfen. Dabei ist es mit dem besten Willen rein unmöglich, sich für irgendeine Persönlichkeit, eine Situation besonders zu interessiren, da alles und jedes, Tragisches wie Komisches, in der breitesten Manier abgehaspelt wird. Graf Wartenberg nebst Frau Gemahlin, der Kronprinz und dessen bereits aufknospendes Tabackscollegium, der gute gänzlich geistlose Hofnarr, der humoristische Nachrichter in der Folterkammer, ein confuses Künstlerfest, ein neues Märchen von der Weißen Frau, der Adept Caetano, und was sonst alles, wandelt das Auge ermüdend vorüber und nicht einmal die Liebesgeschichte Welling's hat so viel Reiz, wie die äußerste Bescheidenheit als einige Entschädigung für die ewige Langeweile ansprechen kann. Das Buch ist dem Leser als zweite Auflage geboten: da könnte man versucht werden, an einen wirklichen und wahrhaften deutschen Michel zu glauben, dessen Genügsamkeit in unsern Tagen ja vielfältig in Schimpf und Ernst belobt ist, und wenn etwa Genügsamkeit auf dem Felde der ästhetischen Literatur eine Tugend sein sollte, so sind dem Buche noch manche Auflagen zu wünschen.

3. **James II. und sein Fall. Historischer Roman. Von Feodor Steffens. Drei Theile. Berlin, Janke. 1859. 8. 4 Thlr.**

Jakob II. proclamirte 1688 allgemeine Gewissensfreiheit und suchte dem Volke durch Zwangsmittel begreiflich zu machen, was er darunter wollte verstanden wissen. Das war absolute Gleichheit im (römischen) Glauben. Daß er damit ein Unding forderte, mochte er niemals bedacht haben, oder glauben, als König habe er nicht nöthig, dergleichen Kleinigkeiten in Betracht zu ziehen. Er bestand auf seinem Sinn und die Stuarts waren verloren. Die Verfolgungen, welchen Andersgläubige in entsetzenerregender Weise verfielen, haben den Stoff zu vorliegendem Roman hergegeben, und es sind so ziemlich alle Momente hineingezogen, welche in unserer Zeit englische Romane und Novellen benutzen, um den ewigen Conflict zwischen dem todten Gesetzesbuchstaben und dem Worte des Lebens anschaulich zu machen. Auf dem Tummelplatze der Kirche sehen wir Anwendung roher Gewalt, Hinterlist, Scheinheiligkeit, jesuitische Wühlerei und alles Gehässige und Verdammliche, was der Kampf um Sieg und Untergang in Glaubenssachen zu allen Zeiten aufzeigt. Dazwischen bewegt sich ein edler junger Mann, der für einen Holländer gehalten wird. Er ist jedoch ein Engländer, und zufällig aufgefundene Documente bezeugen sogar seine Lordschaft. Liebe zu einer Dame, die von nobeln Prätensionen für Zwecke der Macht und des Ansehens verbraucht werden soll, ist der rothe Faden, der sich durch alle Wühlerei siegreich hindurchzieht, denn diese Dame stellt im man möchte sagen passiven Widerstande reiner Gesinnung und noch kaum bewußter Gegenliebe jenen Prätensionen eine höhere Macht entgegen. An diesen Andeutungen sei es genug. Die Darstellung der mannichfaltigen Erscheinungen bethätigt aufmerksames Studium alles geschichtlich Vorliegenden jener Zeit, welches denn durch Citate auf vielen Seiten des Buchs getreulich nachgewiesen wird. Durch diese so häufigen Citate soll wol auch die Berechtigung des Titels als „historischer Roman" vor Augen gestellt werden: allein sie bezeugen zugleich eine gewisse Aengstlichkeit, auf dem Wege der Handlung stets nach der Blattseite der Geschichte hinzusteuern, wo etliche Worte des Königs oder anderer Personen genau ebenso gedruckt zu finden sind. Was soll man damit? Vor dem Geschichtskundigen ist eine solche Rechtfertigung des Prädicats „historisch" rein überflüssig, denn er liest keine Romane für seine Studien, sondern sucht die Quellen selbst auf und hier geben solche Citatworte im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Folgenden nicht selten einen ganz andern Sinn. Dem sonstigen Leser sind dergleichen störend und unbequem, und ist er gutmüthiger Natur, so belächelt er darin ein altes Bild, wo den Figuren die Worte auf einem langen Bandstreifen wie aus dem Munde herausgehaspelt erscheinen. Uebrigens nimmt das Werk ein gutes Ende. Der holländische Engländer deckt die Flucht des Königs nach Frankreich; die junge Dame ist sein Lohn, und alle Intriguen, ihn um sein Stammgut zu bringen, scheitern. Was will man mehr? Man kann nicht sagen, das Buch sei schlecht, allein es theilt das Schicksal so vieler andern Romane: man wird nicht warm und nicht kalt dabei, und dieses juste milieu ist ebenso wenig ein befriedigender Zustand, als das politische. Man langweilt sich nicht geradezu, weiß aber doch nicht recht, ob man zu Hause ist oder nicht.

4. **Der Agitator von Irland. Von Aline von Schlichtkrull. Vier Bände. Berlin, Janke. 1859. 8. 4 Thlr.**

Die frühern Romane der Verfasserin sind, obgleich sie in mancher Beziehung mit einem bedeutenden Talent zugleich vielseitige Kenntnisse, sowie Vertrautsein mit dem Leben der sogenannten höhern Gesellschaft bezeugen, doch ziemlich unbeachtet vorübergegangen. Im allgemeinen mag die Schuld daran die Zeitrichtung tragen, die das Leben und Sein vorzugsweise jener Klasse ins Auge faßt, welche man das Volk nennt. Man hat, heißt es, Hofromane die Hülle und die Fülle, und was geht es uns an, was vor Jahren einmal in Paris, London oder sonst wo im Auslande von der Crême der Gesellschaft getrieben ist an ärgerlichen Geschichten! Es ist etwas daran; nur darf nicht vergessen werden, daß tüchtige Kenntniß der höhern Gesellschaft doch nicht so ganz übel sein dürfte, zumal wo diese Gesellschaft Miene macht, die Ausschließlichkeit der „alten guten" Zeit zu reclamiren. Referent findet sich zu diesem Eingange durch die schon bei frühern Werken der Verfasserin gemachte und durch das vorliegende Buch wiederum bestätigte Erfahrung veranlaßt, daß dieselbe in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft allerdings zu Hause ist, dagegen geringe Leute, einzeln wie in Massen, etwa nur in der Art aufzufassen weiß, wie einer Dame vom Balcon herab Vorübergehende als bald wieder verschwundenes Bild erscheinen mögen. Wenden wir uns damit zu dem Buche, so weist der Titel desselben nur unbestimmt auf den bekannten

Emancipationskampf des katholischen Irland mit dem englischen Parlamente hin, wo denn der Name O'Connell auch den heutigen Lesern noch sehr wohl im Gedächtniß lebt. Dieser ist jedoch nicht der Agitator des Titels, erscheint vielmehr nur spät, vorübergehend. Gewiß auch würde es der Verfasserin, wenn nicht geradezu unmöglich, doch schwer genug geworden sein, diesen Volksmann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Wirksamkeit im Kampfe gegen die irischen Landlords darzustellen. Der Agitator ist vielmehr der Nichtkatholik Ralph Bryan, später Lord Argylla, ausgestattet mit allen Geistesgaben, welche die Geschichte an einzelnen englischen Ministern und Parlamentsmännern hervorhebt. Es ist nicht von nöthen, hier auf Ralph's Thätigkeit als Kämpfer für Irland näher einzugehen, da der Kampf nothdürftig so weit entschieden ist, als er zur Zeit überhaupt entschieden werden konnte. Der dunkle Punkt, den nun einmal Irland im Staatencomplex jenseit des Kanals bildet, ist nur um weniges heller schattirt, das ist alles. Ebenso wenig haben wir Raum für alle oder nur für einzelne Persönlichkeiten, die das Buch vorüberführt, da sie im allgemeinen zwar gut gezeichnet, nicht aber befriedigend genug gruppirt sind, um dem ganzen Gemälde den Charakter eines Lebensbildes zu geben, in welchem jene Personen als unerlaßliche Nothwendigkeit erscheinen. Dagegen über Ralph und Geraldine einige Worte! Geraldine Mollyneur ist so ausnehmend schön gemalt, daß wir an ihre Wirklichkeit fast nur dann glauben können, wenn wir sie uns vorstellen als sauberes Miniaturporträt auf einer Dose mit Brillanteneinfassung. Geist und Herz bezeichnen wir wol am kürzesten damit, daß von Geraldine einige Gedichte mitgetheilt werden, die mindestens so viel bezeugen, daß auch dieser Salonschönheit die Natur nicht ganz verloren gegangen ist. Das Verhältniß der beiden ist von vornherein ein unglückseliges, stets am Rande jenes Abgrundes schwindelnd, welcher, überall zwischen dem Reinmenschlichen und den Staats- und Kircheninstitutionen aufgähnend, so leicht Leidenschaften erweckt, und dann ist keine Rettung. Hier ist es die Eifersucht, die endlich der schönen Frau den Dolch in die Hand drückt zum Morde des Gatten. Diese Scene, gegen das Ende des vierten Bandes, trägt einen großartigen Charakter, auch im Gegensatze zu dem prunkenden Triumphzuge durch die Gassen, welchem sie unmittelbar sich anschließt. Den Schluß bildet die Mittheilung einiger Aufzeichnungen aus der Schreibtafel Lord Argylla's, sowie Andeutungen der Verfasserin über den Zweck der Darstellung menschlicher Herzensverirrung. Daß die für diesen Zweck gewählte Scene nach England und Irland verlegt ist und in einem Institutionenkampfe wurzelt, der dem Deutschen, eben weil diesem die tiefverzweigten Grundbedingungen alles Lebens jenseit des Kanals immer nur mehr oder weniger fremd entgegentreten, dürfte die Folge haben, dem Buche nur beschränkten Eingang zu bewähren. Anerkennen müssen wir jedoch das äußerste Vertrautsein der Verfasserin mit dem Leben der hohen Gesellschaft drüben, womit zugleich der Wunsch ausgesprochen sein mag, ein solches Vertrautsein auch mit dem näher liegenden deutschen Leben voraussetzen zu können, und bei der offenbaren Begabung der Verfasserin in ansprechenden Bildern vorgeführt zu sehen.

5. Dorothee von Kurland. Ein biographischer Roman von A. von Sternberg. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 5 Thlr.

Ein „biographischer" Roman? Schon die namentlich seit Walter Scott in Gebrauch genommene Bezeichnung „historischer" Roman regt fort und fort zu Bedenklichkeiten an, und unser Goethe scheint solchen Bedenklichkeiten nachgegeben zu haben, als er sein Lebensbuch kurz und klar „Dichtung und Wahrheit" taufte. Dagegen kann man sich bei dem vom Verfasser gewählten Titel kaum des Gedankens an eine contradictio in adjecto erwehren. Eins von beiden, sagen wir, kann das Buch nur sein, entweder eine Lebensbeschreibung, auf Documente begründet, wie sie schriftlich oder mündlich oder in bekannten Ereignissen geboten sind, oder ein Kunstwerk, dessen Darstellung und Beurtheilung einen durchaus andern Maßstab fordert. Der Verfasser scheint das ebenfalls erkannt und darum für nothwendig gehalten zu haben, dem Leser den Versuch einer Verständigung darüber anzubieten. Diese Verständigung soll auf dem Wege des Parallelismus herbeigeführt werden, wozu Porträts alter Meister die Hand reichen müssen. Dagegen läßt sich gar vieles sagen. Jedes Bild fesselt nur einen einzigen Moment. Der Maler durfte und sollte nur das ganz bestimmte Wiedergeben einer Persönlichkeit festhalten im Sinn, im Auge, in der Hand. Sind dann Zeichnung, Färbung und Composition tadelfrei, so ist dem Beschauer ein weites Ideenfeld aufgeschlossen. Das Bild tritt aus seinem engen Rahmen des Moments ins vielgestaltige Leben heraus und macht den Beschauer zum Schöpfer eines epischen Gedichts. Ein Roman dagegen ist schon an sich ein Epos. Wir stehen vor der Staffelei des Dichters und sehen allmählich ein Bild entstehen, welches erst mit dem letzten Punkte zu irgendeinem bei- oder abfälligen Urtheil auffordern kann. Wird dieser Roman uns nun außerdem noch als ein „biographischer" geboten, dann werden wir nothwendig in Fragen verwickelt, deren Lösung dem Leser, im allgemeinen wenigstens, unbequem fällt. Der nächste Gedanke wird sein: „Was habe ich denn nun eigentlich?"

Damit sei's genug! Eine andere Frage würde sein: „Ist die Herzogin von Kurland in irgendeiner Weise von solcher Bedeutung, daß sie die Kunst herausfordert zu einem Bilde für unsere und spätere Zeit?" Wir wollen die Frage nicht verneinen, denn ein edler Frauencharakter, noch dazu in hoher Stellung, muß überall schon als ein Gedicht ansprechen, und ist damit eine Betheiligung, gleichviel ob handelnde oder leidende, an der Zeitgeschichte verbunden, so wird dem Begabten die Berechtigung der Darstellung nicht abgesprochen werden dürfen. Von Verschwommenheit ist der Verfasser des vorliegenden Werks jedenfalls weit entfernt. Er verliert den Grund und Boden, den unser Erdball nun einmal gibt, niemals unter den Füßen weg, und da für seinen Zweck nur sehr wenig Urkundliches zu Gebote stand, so konnte das Leben der Hauptperson gar wol als der Faden benutzt werden, um daran die Erscheinungen in Staat und Kirche, in der Literatur und dem Thun und Treiben der Menschen aufzureihen. Das ist denn auch geschehen, soweit es dem Verfasser eben am Wege lag und seinem individuellen Interesse zusagte. Zunächst war es nothwendig, den Leser in Kurlands Geschichte einzuführen. Sie wird dem Vater der nachmaligen Herzogin Dorothea in den Mund gelegt, und sie und ihre Schwester Elise mögen damit befriedigt gewesen sein, da ihnen als Landeskindern in dem Gewohnten leichter schon ein Verständniß sich darbot. Wir Jetztlebenden müssen uns für völliges Verständniß nach weiterm Material umsehen. Indessen Dorothea wird Gemahlin des letzten Herzogs von Kurland (gest. 1810), und da ist es eigen, daß wir nicht so ganz entschieden erfahren, ob die beiden ersten Gemahlinnen desselben gestorben oder von ihm geschieden sind, oder ob es mit den kurländischen Institutionen verträglich war, daß in dem Punkte wenigstens der regierende Herr so ziemlich nach eigenem Gefallen sich einrichten konnte. Genug, Dorothea von Medem ward seine dritte Gemahlin, um bald genug zu entdecken, daß eigentlich mit dem Gemahl nicht sonderlich zu leben sei. Der Verfasser stellt einen jungen Mann in ihre Umgebung, dem sie ihre Gewogenheit zuwendet, weil sie fast unbewußt eine verläßliche Stütze, deren sie auch bedarf, in ihm findet. Es ist ein unausgesprochenes Liebesverständniß, wie es in edeln Naturen nicht selten erscheint und immer tragisch fortwirkt.

Wir können übrigens dem Buche nicht Schritt für Schritt folgen, müssen vielmehr nur mit wenigen Einzelheiten begnügen. Da wäre denn das erste die Erscheinung des Abenteurers Cagliostro, der die contagiöse Richtung der Zeit nach wunderwirkenden Geheimnissen auszubeuten wußte, und bekanntlich auch von Goethe benutzt wurde, um die famöse Halsbandgeschichte dem Publikum vorzuführen. Hier in Mitau führt der Verfasser eine Prophetenscene auf, für welchen Zweck die Schrift der Eli-

von der Recke: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau 1779“ (Berlin und Stettin 1787), vielleicht Grundlage gewesen ist, ohne doch eigentlich die Darstellung zu erreichen. Die beiden Schwestern haben übrigens das gemeinsame Schicksal, in den ehelichen Verbindungen ihre Lebensaufgabe vergebens zu suchen, und wie die Herzogin bestrebt ist, sich ein Asyl in kleinen Christengemeinden zu Paris und in Sachsen zu gründen, und für diesen Zweck zu mehrfältigen Reisen Veranlassung hat, so verliert die Schwester Elise sich ebenfalls auf mancherlei Wanderungen, die endlich mit Tiedge einen Ruhepunkt in Dresden finden. Der Verfasser scheint dem Uraniadichter nicht sonderlich gewogen zu sein: er zeichnet ihn als eine unangenehme und doch ans Lächerliche streifende Persönlichkeit, und sein Verhältniß zu Elise von der Recke wird in ein zweifelhaftes Licht gestellt. Auf die Frage ihrer Schwester: ob sie mit Tiedge verheirathet sei, gibt sie eine nichts entscheidende Antwort, und wir erfahren keinen Grund, welcher den Verdacht eines unsittlichen Verhältnisses zu rechtfertigen vermöchte. Die Nothwendigkeit des Gegensatzes zu dem Leben und Streben der Herzogin ist zu flüchtig berührt, um befriedigen zu können. Die Reisen der Herzogin werden denn auch benutzt, uns gelegentlich nach Weimar zu versetzen, um zu erleben, daß die so religiös bestrebte Herzogin lediglich im freundlichsten Verhältnisse zu dem Dichter französisch üppiger Scenen, zu Wieland steht. Andere, und unter diesen Herder, sind für sie nicht da. Sollen wir vielleicht annehmen, die Herzogin halte den Katechismus nur für das Volk nothwendig und die in der Gesellschaft Hochgestellten hätten eben darum schon Kraft genug zu rein objectiver Auffassung sinnkitzelnder Darstellungen? Die französische Richtung lag übrigens in der Luft jener Zeit, und da Wieland dieser Richtung Ausdruck zu geben wußte, so ist die Neigung der Herzogin für ihn immer schon erklärlich, nur ist die Einseitigkeit, die in Weimar nichts als Wieland kennt, auffällig. Wie steht es z. B. mit Goethe? 1806 fährt die Herzogin durch eine Straße, als ein Wagen an ihr vorüberrollt, in welchem Goethe mit der Vulpius zur Trauung fährt. Das ist alles, was im ganzen Leben der Herzogin von Goethe zu sagen ist! War sie ihm nicht geneigt, so konnte das füglich gerade herausgesagt werden. Trösten wir uns übrigens mit dieser auffallend dürftigen Erscheinung damit, daß Goethe, durch den Kanonendonner von Jena aufgerüttelt, doch endlich noch den Weg in die Gleise bestehender Staats- und Kirchensatzungen einschlug! Daß er in seinen Schöpfungen reiner dasteht, als der vom Psalmengeleier plötzlich zu französischer Nacktheit überspringende Wieland hat dann weiter keine Bedeutung! Genug. Sollte die Herzogin nun einmal mit den literarischen Größen ihrer Zeit in Verhältniß gesetzt werden, so konnte das füglich in einer Weise geschehen, die den Verdacht fern hielt, als wolle der Verfasser uns nur von den eigenen Inclinationen und Abneigungen in Kenntniß setzen. Dafür gibt es, wenn es überhaupt nothwendig sein sollte, andere Wege.

Wenden wir uns schließlich damit zu dem Buche überhaupt. Sollte das Buch einmal geschrieben werden, so rechtfertigte die Dürftigkeit des Materials allerdings die Benutzung von Zeiterscheinungen und die Einführung von auf dieselben irgendwie einwirkenden Persönlichkeiten. Dann aber durfte, wie das Vorwort auch wol voraussetzen ließ, erwartet werden, daß der Verfasser sich vor einer Staffelei dachte, um ein Gemälde zu componiren, dessen Anordnung und Ausführung dem Beschauer sogleich klares Verständniß bot, indem es in jedem Einzelnen das Ganze erkennen ließ, wo denn natürlich auch jedes Einzelne wieder als ein Bekanntes ansprechen muß. Das ist bekanntlich die Aufgabe des Dichters überhaupt und Kennzeichen eines wahrhaften Gedichts, selbst des kleinsten. An dieser Aufgabe festzuhalten, erscheint bei dem vorliegenden Buche um so mehr als dringende Nothwendigkeit, als die Hauptperson in der Geschichte überhaupt eine wesentlich hervorragende Stelle nicht eigentlich einnimmt, ihr also ein allgemeines Interesse nicht entgegenkommt. Sie ist ein edler Frauencharakter und als solcher auch vom Verfasser festgehalten. Allein wir haben es hier nicht allein mit ihrer Biographie, sondern zugleich mit einem Gedichte zu thun, und das ist eben die Klippe! Die durch vieljährige Schriftstellerei angeeignete Gewandtheit hat nur rasch zusammengestellt, was eben zur Hand lag, und über die unbefriedigende Composition hilft nur einigermaßen hinweg, daß man überhaupt durch ein edles Frauenbild gern sich fesseln läßt.

1.

Musikalische Literatur.

1. Culturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart. Von A. W. Ambros. Leipzig, Matthes. 1860. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Culturhistorische Romane, Novellen, Skizzen u. a. haben wir schon, hier erscheinen noch „Bilder“ mit diesem Zusatze; es sind eben Modeartikel, eigentlich mehr nur Modebenennungen, denn die Gegenstände sind unter andern Namen unserer Literatur nicht unbekannt. Die vorliegende Bildersammlung, eine Sammlung von Aufsätzen über Musik und Musiker, präsentirt sich uns in den Farben des Humors und in dem Schmuck (mitunter ist überladen geschmückt worden) eines vielseitigen, oft gar nicht mehr mit der Musik zusammenhängenden Wissens. So lesen wir gleich in der etwas großsprecherisch geschriebenen Dedication an F. Liszt: moderne Musikphilosophie, Aesthetik und Kritik könne nicht leicht einen Spruch von sich geben, ohne jedesmal zuletzt auf jene Bewegungen und Erregungen zu gerathen, in deren Mitte F. Liszt stehe. In Parenthese fügt der Verfasser bei, er müsse es wie das weiland Dodonäische Orakel machen, das seine Sprüche allemal schloß mit 'Αχελώῳ θύειν; einige Zeilen darauf muß Bettina zu einem Vergleich für denselben Gedanken herhalten, denn der Verfasser wiederholt, er könne nicht anders als sagen: „Dies Buch gehört F. Liszt“, mit Anspielung auf „Dies Buch gehört dem König“. An dieser kleinen Stilprobe hat man ein Abbild des ganzen Buchs, es geht eben etwas kunterbunt darin her. Der Inhalt mag selbst davon Zeugniß ablegen. Die beiden ersten Aufsätze contrastiren nicht übel miteinander: „Das ethische und religiöse Moment in Beethoven“ mit „Rossini und das Princip des sinnlichen Genusses in der Musik“. An der Richtigkeit der Bemerkung: „Hätte Beethoven den «Tell» gekannt, er hätte einen zweiten Besuch Rossini's nicht abgelehnt“ möchten wir zweifeln. Sodann eröffnet ein Aufsatz: „Karl Maria von Weber in seinen Beziehungen zu den Romantikern der deutschen Literatur“, weitere Erörterungen über die Romantiker unserer Tage. Der Verfasser weist namentlich aus Stellen bei Tieck nach, daß Tieck kein sicheres musikalisches Urtheil hatte; von dem Epochewerk „Euryanthe“ meint er aber, daß R. Wagner, Marschner und Meyerbeer in der Partitur der „Euryanthe“ wurzeln; drei recht verschiedene Früchte aus einem Stamm! Unter den Neuromantikern (der gelehrte Verfasser sprachwitzelt: neuro-mantische Musik, das soll heißen: „aus Saiten weissagende Musik“) wird R. Schumann mit Liebe und Verehrung, schärfer seine Anhänger besprochen; sodann Löwe, der Balladensänger, zu der Anerkennung gebracht, die er nach des Verfassers Meinung noch nicht gefunden. Der Verfasser hat einen guten Magen, wenn er alles von Löwe vertragen gelernt hat. Mit den nächsten Aufsätzen betreten wir ein Gebiet, auf welchem die musikalischen Federn besonders thätig sind. Der Titel lautet: „Die Reformbewegungen der Neuzeit“, mit den Abtheilungen: „Ueber Kirche und Tonkunst.“ Hier glänzt der Verfasser durch sein Wissen auf dem Gebiete der Malerei und anderer Künste; als Literarhistoriker hatte er sich schon früher gezeigt; man sieht, er hat seiner musikalischen Bildung eine vielfarbige Folie untergebreitet, obschon man gegen die musikalische Bildung selbst etwas mistrauisch wird. Die andere Abtheilung heißt: „Die neudeutsche Schule.“ Sie umfaßt den Streit um die sogenannte Zukunftsmusik. Aus dem Vorigen leuchtet wohl ein, wohin sich der Verfasser neigt. Sodann erhält R. Wagner einen Artikel,

besser gesagt einen Panegyrikus. Nun folgt F. Liszt und seine Instrumentalcompositionen, beide Aufsätze enthalten auch Notenbeispiele. Wir geben es gern zu, daß es eine schwere Aufgabe sein muß, die Schönheit der Compositionen F. Liszt's nachzuweisen. Nach Rückblicken und Resultaten folgt humoristisch genug „Die Tanzmusik seit hundert Jahren"; vielleicht das Beste aus dem Buche. So weit gehen die größern Aufsätze.

Den Schluß bilden recht eigentlich Humoresken und musikphilosophische Aufsätzchen. Der Verfasser nennt sie Phantasiestücke und Miscellen. Das erste Phantasiestück: „Nach Beethoven's A-dur-Symphonie", liest man bei Hoffmann geistreicher, wir sehen nicht ein, warum er es geschrieben hat. Besser ist der komische Brief (in Mozart's Namen), der berichtet, wie man im himmlischen Jerusalem Meyerbeer's „Propheten" aufgenommen habe. Das dritte Phantasiestück ist eine Erwähnung von Karl Reinecke's Ouvertüre zu Hoffmann's „Nußknacker und Mäusekönig", mit Blicken auf ähnliche Programmenouvertüren, ohne weitern Belang. Die Miscellen schließen das Buch in noch mehr verjüngtem Maßstabe dem Umfang nach. Sie stellen Maler und Musiker sich gegenüber; als Resultat geben wir an, daß der Verfasser richtig bemerkt, daß man von bloßer Formalmusik gar nicht sprechen könne (Bach), da jede Musik Stimmung ausdrücken muß. Die zweite Miscelle läßt sich über Augenmusik aus, d. h. über Stellen in der Musik, die wol auf dem Papiere stehen, aber bei der Ausführung den erwarteten Effect nicht machen; merkwürdig genug dient eine Stelle aus dem zweiten Satze der C-moll-Symphonie als Beispiel. Ich glaube, der Verfasser sollte bei uns die Imitation wol hören. Es ist originell Beethoven zu wählen, um verfehlte Effecte zu documentiren. Endlich kommt Takt und das Unwesen mit dem tempo rubato kurz zur Sprache und Meister Gluck wird auf den drei letzten Seiten abgewürdigt.

Inwieweit der Name „culturhistorische Bilder" gerechtfertigt ist, dies lassen wir dahingestellt, glauben aber, daß wir Arbeiten besitzen, die eher auf diesen Namen Anspruch machen dürfen, womit wir diesen musikalischen Aufsätzen ihren Werth nicht absprechen wollen. Wer zu viel zu sagen hat, der sehe sich vor, daß er nicht blos vielerlei sage.

2. **Proeve eener Geschiedenis der Muzijk door Mr. A. M. van Oordt.** Zwei Theile Doesborgh, Schattenberk. 1860. 8.

Es enthält diese Arbeit, wie auch die Vorrede sagt, mehr für den Musikdilettanten als für den eigentlichen Musiker von Fach, eine Schilderung des Ganges, den die Entwickelung der Musik bei uns genommen hat. Da der Verfasser selbst seiner Arbeit einen so bescheidenen Rang unter den Geschichten der Musik anweist, so dürfen wir bei einer Besprechung dieses Buchs in d. Bl. um so bereitwilliger versichern, daß die vorliegende Geschichte der Musik ihren Zweck vollkommen erfüllt und daß uns bei genauerer Durchsicht das Buch wie das Buch eines Deutschen erschienen ist. Was die Vergangenheit anlangt, so hat der Verfasser eine tüchtige Belesenheit in unsern namhaften Geschichtswerken über Musik an den Tag gelegt und eine Uebersicht zusammengestellt, die sich gut lesen läßt. Was die Musik unserer neuesten Zeit angeht, so hören wir einen Musikverständigen, der sich mit Liebe den Werken unserer großen, sowie unserer jüngst verstorbenen bedeutenden Musiker hingegeben hat. Da für diese letztern noch keine maßgebenden Arbeiten vorliegen, so hat man an diesen Stellen noch die eigenthümlichsten Ansichten des Verfassers zu suchen und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er bei der Auffassung der einzelnen Persönlichkeit den richtigen Weg eingeschlagen hat. Unsere Landsleute werden aus dieser Arbeit nichts Neues lernen, allein das Ausland wird über unsere Musiker wie von einem Deutschen belehrt. Kleine Unrichtigkeiten sind nicht hoch anzuschlagen; L. Spohr z. B. ist laut seiner eigenen Biographie nicht in Seesen geboren, wohin Spohr's Vater erst 1786 ging, sondern in Braunschweig selbst am 5. April 1784 und nicht 1783 wie der Verfasser sagt.

3. **Musikalische Briefe. Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Von einem Wohlbekannten.** Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Baumgärtner. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese „Musikalischen Briefe", die bei ihrem Erscheinen vor acht Jahren kein geringes Aufsehen machten, damals auch schon in Nr. 30 d. Bl. f. 1852 eine scharfe und ihren Werth angreifende Besprechung gefunden haben, treten hier in einer zweiten, nur einen Band ausmachenden Ausgabe aufs neue hervor. Der Eindruck, den diese Briefe auf uns gemacht haben, hat sich allmählich so verflüchtigt, daß man im allgemeinen dieselben wol als eine passirte Erscheinung ansehen kann. Wir sind daher nicht gesonnen, das Buch, in welchem Richtiges und Verfehltes auf das innigste verwachsen sind, noch einmal zu bekämpfen. Das Urtheil der Zeit hat es eingeholt und sich wol dahin entschieden, daß die goldene Mittelstraße, die der Verfasser in der Musik einzuhalten strebt, ihn hat ungerecht werden lassen gegen Erscheinungen von anerkanntem Werth, die zufällig gerade nicht auf dieser goldenen Mittelstraße mit der gewohnten Bequemlichkeit sich betrachten ließen.

Interessanter dürfte es sein, den Eindruck nachzuweisen, welchen diese Briefe auf Ulibischeff gemacht haben, der ihnen in seinem Buche über Beethoven ein besonderes Kapitel und ungetheiltes Lob gewidmet hat. Es wirkten diese Briefe so wohlthuend auf Ulibischeff, der sonst kein Freund der deutschen musikalischen Literatur ist, daß er für den Eindruck dieser Briefe nur ein Gleichniß zur Hand hat. Es sei ihm, wenn er sich in der musikalischen Literatur der Deutschen umgethan, immer gewesen, als ob er in einem großen Irrenhause von Zelle zu Zelle gegangen und dem widersinnigsten Wahnwitz daselbst überall begegnet sei. Aufgeathmet habe er, als er später in das gemüthliche Zimmer des feinen Irrenarztes getreten, und dort von ihm über die verschiedenen Arten des Wahnsinns belehrt worden sei; der Wohlbekannte vertritt ihm also die Stelle des klugen, feinen Irrenarztes, wir Uebrigen die Stelle der Verrückten. Vom Arzte sagt er weiter: „Er würdigt die Männer der Zukunft nach ihrem Werthe und bekämpft die Besessenen überall durch die Grundsätze, welche auf der Erfahrung der Jahrhunderte und dem Wesen der Kunst beruhen." „Ich kenne kein Werk", sagt Ulibischeff weiter, „das dem Dilettanten eine angenehmere und dem Musiker von Fach eine nützlichere Lectüre darböte." Wir wollen dahingestellt sein lassen, inwieweit dieser Ausspruch von seiten des russischen Kritikers und Aesthetikers dem Verfasser der Briefe zum Lobe gereicht, jedenfalls besitzt er so viel Liebe für seine deutschen Brüder, um sie nicht sämmtlich außer sich für Verrückte erklären zu lassen. Da sich die Vorliebe Ulibischeff's für den Verfasser wahrscheinlich aber auf eine gewisse Polemik gegen die Werke Beethoven's aus letzter Zeit datirt, so stehe hier noch das Urtheil des Wohlbekannten über die größte Symphonie, die wir besitzen, über die neunte. „So ist es unendlich schwer, vielleicht unmöglich, das Große und Herrliche Beethoven's zu erreichen, sehr leicht ist es dagegen, Musikstücke so überlang auszuspinnen, wie seine neunte Symphonie; Gedanken ohne melodischen Reiz zu erfinden, viele Stimmen zugleich polyphon reden zu lassen, unbekümmert, ob sie verstanden werden oder nicht; verwickelte Perioden zu bauen, harmonische Seltsamkeiten zu wagen und barocke Instrumentalbilder zusammenzusetzen, wenn dabei auf den Wohlklang keine Rücksicht genommen wird." Hier hat der Verfasser die Stelle, wo ein Ulibischeff sich freut, daß ein deutscher Musiker selbst seiner kläglichen Polemik gegen Beethoven in die Hände arbeitet und deshalb in ein sehr zweideutiges Lob ausbricht. Einem guten deutschen Musiker steht ein solches Gebaren, das dem Verfasser hier beliebt hat, freilich nicht gut. Uns ist es immer als ein beneidenswerthes Los erschienen, von der Gottheit zur Schöpfung einer „Missa solennis" und einer neunten Symphonie begnadigt worden zu sein; daß diese Bekenntnisse, von einem titanischen Menschen am Ende eines dornenvollen Lebens abgelegt, einen andern Eindruck machen als ein sonntägliches Gebet, auch nie vertragen, gegen

ein solches gestellt zu werden, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Das gutgemeinte Streben des Verfassers, überall das Angemessene an die Stelle hohler Uebertreibung zu setzen, die nur allzu modern geworden ist, verleitet ihn, ich möchte sagen, der Kunst gegenüber sich absichtlich nüchterner zu verhalten, als er bei andern selbst für Recht halten würde; diese erkünstelte Nüchternheit macht ihn auch gegen Beethoven ungerecht. Möchte der Verfasser doch durch das wachsende Interesse des kunstsinnigen Publikums an der neunten Symphonie auf die Bedenklichkeit seines Urtheils aufmerksam gemacht, sich eines Bessern besinnen und dahin gelangen, daß seine Ansicht über das Wesen der Kunst sich nicht länger sträubt, Werke von so hoher Bedeutung unbedingt anzuerkennen.

4. Ludwig von Beethoven als dramatischer Tondichter von K. Alberti. Stettin, Müller. 1859. 8. 20 Ngr.

Wir haben diese ästhetische Würdigung des „Fidelio" Beethoven's mit Vergnügen gelesen. Sieben Abschnitte umfaßt die kleine Schrift, von ihnen haben uns, ihrer gar zu großen Kürze wegen, 1) „Standpunkt" und 2) „Rückblick auf die Oper vor Beethoven", weniger befriedigt, die übrigen aber 3) „Charakteristik Beethovens", 4) „Leonore und deren Umarbeitung zum Fidelio"; 5) „Die allgemeine Charakteristik der Musik im Fidelio"; 6) „Die Ouvertüren zur Leonore und zum Fidelio"; 7) „Die ästhetische Würdigung der einzelnen Musikstücke", haben uns durchweg interessirt. Der Anhang behandelt die Coriolan-Ouvertüre und die Musik zu „Egmont". Ein poetischer Nachruf an den Meister schließt das Büchlein, das den Manen S. W. Dehn's gewidmet ist. Der Verfasser ist ein musikverständiger Mann, der durchdrungen von der Schönheit und Bedeutsamkeit der Beethoven'schen Musik mit Geschick und auf eine klare Weise sich über die oben bezeichneten Werke Beethoven's ausgesprochen und sie nach unserm Gefühl auch für den Musiker auf eine diesem gemäße Weise ästhetisch zergliedert hat. Gegen die ruhige, aber auf gutem Grunde ruhende Betrachtung des Verfassers, nehmen sich die Thorheiten und Nichtigkeiten eines W. von Lenz („Beethoven eine Kunststudie", 1855; und „Beethoven et ses trois styles", 1852), die der Verfasser bekämpft, komisch genug aus. Der Verfasser schrieb zur Feier von Mozart's hundertstem Geburtstage ein Gegenstück zu dieser Schrift: „Rafael und Mozart, eine Parallele." Schon Goethe bezeichnete das Höchste in der Kunst mit den drei Namen Rafael, Mozart und Shakspeare.
14.

Ein Ausflug in die bairischen Alpen.

Das bairische Hochland. Von Ludwig Steub. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1860. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

„Zu dem literarischen Hausrath einer gut eingerichteten Völkerschaft", so beginnt der Verfasser seine Vorrede, „gehört in unserer Zeit wol auch die Beschreibung des eigenen Landes, ein angenehmes Handbuch, in welchem zunächst Volksleben, Geographie und Geschichte in Betracht gezogen, daher alle Gegenstände geschildert und ausgelegt werden, welche in diesem Bereiche der Aufmerksamkeit des gebildeten Eingeborenen, des wißbegierigen Fremdlings würdig sind." Ein solches „angenehmes Handbuch" nun hat er in dem vorliegenden Werke von dem „herrlichen, nicht genug zu preisenden" Gebiet der bairischen Alpen zu liefern versucht. Nach einem einleitenden Abschnitte über die Bevölkerung, ihre Abstammung, Lebensweise und Gebräuche führt uns der Verfasser auf verschiedenen Straßen in die Alpen hinein. Wie bekanntlich alle Wege nach Rom führen, so führen uns die des Verfassers alle in eine großartige, romantische Gebirgswelt, die von einem frischen, kernhaften Menschenschlage bewohnt ist. Auf der ersten Reisestraße begleiten wir Steub in das mittlere Osterland zwischen Isar und Inn, nach Tölz, Lenggries, Miesbach, dem Tegernsee und in das Leizachthal. Die zweite geht in das östliche Osterland, zwischen Inn und Salzbach, nach Traunstein, dem Chiemsee, Reichenhall und Berchtesgaden. Die dritte in das Westerland zwischen Isar und Lech führend spaltet sich wiederum in drei Richtungen mit den Endpunkten Mittenwald, Partenkirchen und Hohenschwangau. Unterwegs sehen wir hier Benedictbeurn, den Ammergau, Andechs und Wessobrunn, besteigen den Peißenberg und befahren den Starnberger und den Ammersee. An den Seen, deren sich jede dieser Straßen erfreut, namentlich am Starnberger und Tegernsee, drängen sich die Scharen der Reisenden vorzugsweise zusammen; hierher strömen auch die Münchener, um ihre Sommerfrische zu genießen. Sehr ergötzlich ist die Schilderung, welche uns Steub S. 175 fg. von dem Gewühl dieser Sommerfrischlinge in Tegernsee, Egern, u. s. w. gibt. „Diese Blumenlese von lieben Bekannten", ruft er aus, „wer konnte sie nur im Traume ahnen! Sie ging weit über die kühnsten Wünsche.... Aber es war fast zu viel auf einmal und wirklich überwältigend. Ach! lieber Gott, betete ich endlich, nur ein norddeutsches Gesicht, sei es ein Hannoveraner, ein Märker, ein Mecklenburger oder Pommer, nur einmal eine Abwechselung. In Egern schallen aus allen Fenstern die kunstreichsten Klavierconcerte — Chansons d'Amour, der Marsch aus dem «Sommernachtstraum». Eine Zither schlägt den Elfenchor aus «Oberon»; Fräulein Amara jodelt: «Zu dir zieht's mich hin» u. s. w., mit jugendlichem Ungestüm, als wenn sie gar nicht mehr aufzuhalten wäre. Hin und wieder ein Trompetenstoß aus dem Wirthsgarten wie ein Posaunenschall aus einer andern Welt, und von der nächsten Wiese die Musik des Rindviehs, welche wir weit oben im Bergwald aus sentimentaler Schwelgerei «Alpengeläute» nennen, während uns hier die einfachen Instrumente derselben neben der Harmonie der Pianoforte doch auch nur vorkommen wie die gewöhnlichsten Kuhschellen."

Um diesem Getreibe zu entgehen vertieft sich unser Verfasser in die Geschichte des Klosters Tegernsee, wie er sich überhaupt als ein großer Freund geschichtlicher und antiquarischer Abschweifungen bewährt und die Monumenta Boica stark in Contribution setzt. Er erzählt uns, wie in Tegernsee der Mönch Metellus, der älteste Poet des Baierlandes (zur Ottonenzeit) seine „Quirinalia" dichtete, d. h. lateinische, dem Virgil nachgeahmte Hirtengedichte zur Verherrlichung des heiligen Quirinus; wie hier Werinher von Tegernsee im 12. Jahrhundert lustige Liedlein (die Ahnen der Schnadahüpfln) sang, darunter das bekannte:

Du bist min, ich bin din, des solt du gewis sin.
Du bist beslossen in minem Herzen.
Verloren ist das slüzzelin, du muost och immer darinne sin.

Auch Walther von der Vogelweide besuchte das vielberühmte Kloster, das er in einem seiner Gedichte verewigt hat, und Konrad Celtes fand hier die „Tabula Peutingeriana".

Ein anderes Bild als der Tegernsee gewährt der rings von reizenden Lustschlössern, Landhäusern und Gärten eingefaßte Starnbergersee, und wieder einen andern Charakter trägt der Chiemsee, stolzerweise das Bairische Meer genannt, auf dessen friedlicher Insel Frauenwörth die münchener Maler sich eine heimliche Zufluchtsstätte eingerichtet haben. Merkwürdig ist der Umstand, daß auf allen diesen Seen erst vor kurzem Segelboote Eingang gefunden haben, und daß die an ihren Ruderkähnen hängenden Schiffer sich stets dieser Neuerung widersetzt haben und sie noch jetzt mit Mistrauen betrachten.

Ueberhaupt hat die Bevölkerung des bairischen Hochlandes erst seit einem Dutzend Jahren einen Anlauf zu größerer geistiger Regsamkeit genommen. Seit 1848 haben sie erfahren, daß es einen Staat gibt. Seitdem fangen sie an Sinn für Schulbildung, für Literatur, ja sogar für Politik zu entwickeln, und zeigen sich in der letztern merkwürdig freisinnig. Besonders dürfen wir hier die wachsende Abwendung von Oesterreich und die keimenden Sympathien für Preußen zu verzeichnen nicht vergessen. In Oesterreich, sagen sie, stinkt's. Steub erzählt (S. 174): „Ein Landkaplan sprach das auffallende Wort: Wir müssen jetzt mit

Preußen gehen. Ja aber, versetzte der Wirth, wenn einer stehen bleibt, kannst ja nicht mit ihm gehen." Quod bene notandum!

Zu den anziehendsten Partien des Buchs gehören ferner die Beschreibungen des unter dem Krummstab verkommenen Ländchens Berchtesgaden, des Oberammergaus mit seinem Passionsspiel, auf welches Steub seinerzeit zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hat, sowie endlich Hohenschwangaus, dessen hohe Schönheit ihn zu poetischem Fluge begeistert. Er wandert durch den feuchten Tannenwald hinauf und kommt nach halbstündigem Steigen zur „Jugend". „Jugend", so fährt er fort, „heißt hier eine Bank, welche hoch oben über steilem Abgrunde steht am äußersten Rand. Da setzt man sich hin, die süßen Schauer des Waldes hinter sich und alle Freuden eines weiten Umblicks über Land und Wasser vor sich. Unten von der Tiefe herauf ragt das Schloß aus seinem Walddickicht, auf einer Seite der Schwansee, halb in der Ebene, halb im Gebirge; auf der Gegenseite der Alpsee in seinem Felsenzwinger, schauerlich schön und düster lieblich. Am Lech hinunter, der nicht aufhört zu blitzen und zu glitzern, solange man ihn sieht, liegt die Ebene, weithin flach. Helle Straßen laufen durch wie gelbe Schnüre auf dem grünen Jagdkleid der Erde, über das der Strom ein silbernes Wehrgehänge zieht. In der Ferne stehen halbgelichtete Wälder auf niedern Hügeln, weiße Kirchen glänzen herauf und rothe Dächer, auch noch ein paar Seen. Das ist recht gut, aber es ist viel schöner, in die Alpen hineinzuschauen, in den langen, hohen Kranz, wo die Berge so wild und stürmisch durcheinander geworfen sind, als hätten sie erst aufgehört zu wogen und zu fluten."

Solchen Glanzpunkten gegenüber dürfen wir die Schattenseiten des Werks nicht verschweigen. Dahin gehören vor allen die häufigen ältern Einlagen, die, wenngleich überarbeitet, doch den Fluß des Ganzen öfters störend unterbrechen. Es sind das Bruchstücke aus frühern Schriften und Aufsätzen des Verfassers, besonders aus den Jahren 1840 und 1850. Ihnen, wie der bereits erwähnten antiquarischen Liebhaberei des Verfassers hat manches, vielleicht Anziehendere, zum Opfer fallen müssen. Gesteht doch der Verfasser in der Vorrede selbst, daß das Werk, wenn die ganze Handschrift hätte unter die Presse gehen sollen, einen nicht zu ertragenden Umfang erhalten haben würde, und daß ihm nichts übrig geblieben als eine fortlaufende Streichung im Kleinen wie im Großen, welche immer energischer geübt wurde, je näher das Ende herankam. Am liebsten hätten wir die antiquarischen Abschweifungen und Chronikenauszüge auf ein geringeres Maß zurückgeführt gesehen, da die Geschichten der bairischen Klöster, Stifter, Herrensitze und Adelsgeschlechter in der That von zu örtlichem Charakter sind, um eine allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen zu können. Hat doch das bairische Hochland nie eine selbständige oder eingreifende Rolle in der Geschichte gespielt! Steub sucht zwar diese Darstellungen durch Witz und Humor zu beleben, allein seine Laune hat etwas Gekünsteltes und Frostiges. Das gilt von seiner Schreibart überhaupt. In dem Gefühl, wie schwer es sei, proprie communia dicere, ist er auf zahlreiche Sonderbarkeiten im Ausdruck verfallen, und wir könnten ihm ein ziemlich langes Register theils falsch, theils unschön, theils seltsam gebildeter Wörter und Wendungen vorhalten. So spricht er z. B. vom fernsichtigen Peißenberge, von zweiruderigen Weibsbildern, von wohlvermiethеten Münchenern, von alpenbedürftigen Reisenden; so bedient er sich der Wörter: Unkummer, Zucker (für Zuckung), Lehenschaft, Heckerist (d. h. Anhänger Hecker's), Ansitz, höhern (statt erhöhen), erfürwitzen, erwüthen, beschriftstellern, und vieler ähnlicher.

Trotz dieser Mängel wünschen wir dem fleißig gearbeiteten Buche alles Gute auf den Weg und empfehlen es besonders den Reisenden, sei es zur Vorbereitung auf eine Sommerfrische im bairischen Hochland, oder zur Begleitung, oder endlich zum Nachgenuß. 54.

Notizen.

Selbstmord eines deutschen Schriftstellers in Neuyork.

Den deutschen Dichtern und Schriftstellern scheint ihr böser Dämon auch nach Nordamerika zu folgen. Schon vor etwa einem Decennium starb Julius Minding, ein nicht unbegabter Dichter, in Neuyork an einer Dosis Gift; Esselen, der Redacteur der „Atlantis", des ehemals besten und instructivsten deutschen Blattes jenseit des Oceans, und Kriege starben in Wahnsinn, und nun meldet der „Pionier" in seiner Nummer vom 21. März, daß sich auch der Schriftsteller und Journalist Ferd. Hoffbauer durch Gift das Leben genommen hat. Heinzen berichtet darüber: „Als vor einiger Zeit in Milwaukee ein obscurer deutscher Schullehrer verhungert war, oder, nach andern Versionen, sich aus Verzweiflung ums Leben gebracht hatte, war die ganze deutsche Presse voll gerechter Klagen und Anklagen. Jetzt hat sich in Neuyork, dem reichen Neuyork, ein talentvoller deutscher Literat ums Leben gebracht, und alles ist mäuschenstill. Eine ganz kurze Meldung in den Tagblättern war das einzige Zeichen von Theilnahme. Und selbst diese kurze Meldung wurde mit der am andern Tage widerrufenen Verleumdung gespickt, der verstorbene Hoffbauer habe sich dem Trunke ergeben."

Heinzen fährt dann fort: „Ferd. Hoffbauer, aus Wien, war 29 Jahre alt und erst seit etwa anderthalb Jahren hier im Lande. Es war ihm wohl ergangen und hier erwarteten ihn demüthigende Noth und bittere Enttäuschungen, denen seine Stimmung nicht lange gewachsen war. Statt sich aber, wie andere, geschmeidig den herrschenden Mächten zu beugen oder seinen Unmuth im Bierglase zu ersäufen, blieb er fest bei seinen radicalen Grundsätzen und hielt sich von den Kreisen fern, in denen man Sympathien gewinnt durch wüstes Leben und charakterloses Kameradisiren. Wir fällen dies Urtheil auf den Grund persönlicher Bekanntschaft. Seine letzte Enttäuschung erlebte er an dem Tage, wo er sich außer Stande sah, der Ankündigung eines Unternehmens (eines Journals) zu entsprechen, auf das er seine letzte Hoffnung gesetzt haben mochte, und er bezahlte diese Enttäuschung freiwillig mit seinem Leben. Nicht «Unmäßigkeit», ihr Nobelmänner der Presse, sondern Ehrgefühl war es, was ihm die Giftflasche in die Hand gab. Ihr müßtet längst alle Selbstmörder geworden sein, wenn ihr nach der Richtschnur und den Motiven handeltet, die ihr dem Verleumdeten zuschreibt. «Ungewohnte Entbehrungen, die er seinen Freunden nicht verrieth, und Intriguen waren die Ursache seines Todes.» So lautete die Berichtigung am andern Tage. Erst todt durch Unmäßigkeit, dann todt durch Entbehrungen!"

Heinzen versichert, daß Hoffbauer, der auch in den „Pionier" Beiträge geliefert hat, an Kenntnissen wie an Charakter alle „Parteiscribler und großen Männer, welche in der deutschen Presse Neuyorks beschäftigt sind", überragt, keinem an Talent nachgestanden habe, erwähnt dann einer von Hoffbauer vertretenen Idee vom Stoffwechsel im Kosmos (während bisher blos von einem Stoffwechsel im Bereich der Erde die Rede war), die jedenfalls groß und originell sei, und fügt hinzu: „Sollte sie von andern ausgebeutet werden, so mag man wenigstens nicht vergessen, daß Ferd. Hoffbauer ihr Urheber gewesen." Diese Mahnung ist nicht überflüssig, denn diejenigen, welche eine Idee in irgendeiner Form ausbeuten oder ausführen, sind meist nur zu geneigt und beflissen, ihren Urheber möglichst der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Bitter bemerkt Heinzen weiter: „Die deutsch-amerikanische Journalliteratur baut keine Monumente, aber sie versteht wenigstens Gräber zu machen. Der Kirchhof hat keinen treuern Lieferanten, als den deutsch-amerikanischen Journalismus, der noch dazu die schwierigsten Umwege sucht, seine Waare aus Ziel zu bringen. Bald führt er durch die Höhlen der Kneipen, bald durch die Kammern des Elends, bald durch das Gefängniß des Irrenhauses. Das reguläre Krankenlager verschmäht er wie den regulären Weg zum Todtengräber. Eins aber ist seinen Lie-

lingen bisher noch immer gelungen: sie wurden sicher unter die Erde gebracht und keiner, wie arm er auch war, ist oben liegen geblieben. Ob sie auch alle unten liegen geblieben, ist freilich eine andere Frage, und wir haben keine Nachricht darüber, ob F. Hoffbauer's Körper nicht auf dem Secirtisch eifriger studirt worden ist, als sein Geist auf dem Papier." In diesem tragischen Vorfall liegt neuerdings eine Aufforderung für die Schiller-Stiftung, nicht zu vergessen, daß es auch jenseit des Oceans Unglückliche gibt, welche im Dienste deutscher Literatur und Bildung leiden und darben. H. M.

Zur Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Ueber die Tendenz der in Berlin bei Dümmler erscheinenden, von M. Lazarus und H. Steinthal herausgegebenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" und über das allgemeine Interesse, welches sie verdient, haben wir uns schon beim Erscheinen ihres ersten Heftes in Nr. 45 d. Bl. f. 1859 ausgesprochen. Jetzt, wo uns der vollständige erste Band derselben, aus sechs Heften bestehend, vorliegt, sind wir im Stande, auch dem gedeihlichen Fortschritt dieses Unternehmens und den werthvollen Arbeiten, die es bisjetzt hervorgerufen oder sich angeeignet hat, unsere aufrichtige Anerkennung zu zollen. Außer den beiden Herausgebern haben dazu auch tüchtige andere Gelehrte, namentlich Pott, Paul Heyse, Baron von Eckstein, Tobler, Gerland, Nöldecke und H. von Blomberg beigesteuert. Die beiden Wissenschaften, deren Begründung, resp. Ausbau diese Zeitschrift zu ihrer eigentlichen Aufgabe gemacht hat, sind in den Aufsätzen dieses ersten Bandes ungefähr gleichmäßig vertreten. In die Kategorie der Völkerpsychologie fallen hauptsächlich folgende Aufsätze: „Ueber italienische Volkspoesie" von Paul Heyse, „Geographie und Psychologie" von Lazarus (mit Beziehung auf K. Andree's „Geographische Wanderungen"), „Der Sitz der Cultur in der Urwelt" von Baron von Eckstein, „Psychologische Anthropologie" von Gerland (mit Beziehung auf Waitz' „Anthropologie der Naturvölker"), „Die Schlange nach arabischem Volksglauben" von Nöldecke, „Ueber den Ursprung der Sitten" von Lazarus und „Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen" von H. von Blomberg. Außerdem werden theils näher eingehende, theils kurz besprechende Artikel über hierher gehörige Erscheinungen der Literatur geboten, z. B. über „Die Volkskunde als Wissenschaft" von Riehl, über „Feudalität und Aristokratie" von Max Duncker, über W. von Humboldt's „Briefe an F. G. Welcker", über Bogumil Goltz' „Der Mensch und die Leute", über E. Renan „Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques" u. s. w. In das Gebiet der Sprachwissenschaft, zum Theil mit enger Beziehung auf die Völkerpsychologie, fallen folgende Aufsätze: „Ueber die unpersönlichen Zeitwörter" (mit Erinnerung an Karl Philipp Moritz), „Assimilation und Attraction" (auf Anlaß einer akademischen Abhandlung von Jakob Grimm), „Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft" und „Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs" (mit Beziehung auf die „Grundzüge der griechischen Etymologie" von Curtius), sämmtlich von H. Steinthal; außerdem „Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff" von Pott, „Versuch eines Systems der Etymologie mit besonderer Rücksicht auf Völkerpsychologie" von Tobler, und Kritiken sprachwissenschaftlicher Bücher.

Zum Theil sind diese Aufsätze in Haltung und Darstellung nur von fachwissenschaftlichem Interesse, jedoch die Mehrzahl derselben ist für den Standpunkt derer berechnet, die eine allgemeine wissenschaftliche Bildung besitzen, so namentlich die von Paul Heyse, Blomberg und den beiden Herausgebern. Unter den Beiträgen der beiden letztern heben wir besonders den von Lazarus: „Ueber den Ursprung der Sitten", und den von Steinthal: „Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft", hervor, jenen als eine treffliche Bereicherung der gediegenen Arbeiten, welche Lazarus in seinem „Leben der Seele" zusammengestellt hat, und diesen wegen der sehr gelungenen Einkleidung seines Inhalts in die Form eines sokratischen Gesprächs. 11.

Pädagogisches.

Dr. Wichard Lange, auf dem Gebiete der Erziehung insbesondere durch seine „Knospen, Blüten und Früchte erziehlichen Strebens" rühmlichst bekannt, hat die pädagogische Literatur wieder mit einem neuen höchst schätzenswerthen Werke bereichert, welches den Titel trägt: „Zehn Jahre aus meiner pädagogischen Praxis. Ein Rückblick" (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1861). Die vorliegende Schrift wird, wie schon aus dem Titel zu entnehmen ist, von einem biographischen Faden durchzogen. Weit entfernt, dies tadeln zu wollen, finden wir gerade hierin einen der Hauptvorzüge des Buchs. Einestheils nämlich ist es immer interessant zu sehen, wie ein Mann, der mit wahrem innern Berufe an das Werk der Erziehung geht, seine Ideen aus sich herausgestaltet, anderntheils muß sich nothwendig durch eben die vielfachen und doch einheitlichen Gestaltungen, welche der Vorsteher eines eigenen Schulwesens in die Wirklichkeit zu rufen hat, das Biographische erweitern zu dem allgemein Menschlichen, und man wird daher zu den wichtigsten Fragen der Erziehung und des Unterrichts emporgehoben, ohne doch den realen Boden des praktischen Lebens nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Ist demnach das Buch schon für Fachmänner von großem Interesse, so muß es insbesondere Aeltern, wie überhaupt jedem, der die große Aufgabe der Schule begriffen hat, eine um so liebere Gabe sein, als wir an einer derartigen belehrenden und dabei doch äußerst anregenden Lectüre fürwahr keinen Ueberfluß haben. Die Darstellung ist überdem so frisch und lebendig, das Ganze mit einer so wohlthuenden Wärme geschrieben, daß wir nicht umhin können, das Buch auch von dieser Seite auf das angelegentlichste zu empfehlen. 58.

Bibliographie.

Naturforschung und Humanität. Versöhnungswort und Parteistimme eines Mediciners. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Das Nibelungenlied, aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt von E. Bürger. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Nieritz, G., Die Unglückstage der Stadt Leyden. Geschichtliche Erzählung aus dem 26. Jahrhundert. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 10 Ngr.

Paulus, E., Wald- und Jagdbilder. Gedichte. 2te stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 18 Ngr.

Pfarrius, G., Gedichte. Neue Sammlung. Köln, Du Mont-Schauberg. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pitawall, E., Pole, Jude und Franzose. Historisch-romantische Zeitgeschichte Friedrich Wilhelm IV. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Morser u. Scherl. Gr. 8. à 4 Ngr.

Reuter, F., Hanne Nüte un de lütte Pudel. 'Ne Vagel- un Minschengeschicht. Wismar, Hinstorff. 1860. 8. 1 Thlr.

Der Rhein, Frankreich, Venetien. Militärische Skizzen von A. S. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 20 Ngr.

Robertson, F., Religiöse Reden. Aus dem Englischen. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 1 Thlr.

Rodenberg, J., Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtung in Irland. Leipzig, Grunow. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roscher, W., Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte. Leipzig, C. F. Winter. Br. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Scheeben, M. J., Natur und Gnade. Versuch einer systematischen, wissenschaftlichen Darstellung der natürlichen und übernatürlichen Lebensordnung im Menschen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Scheele, C., Nach Hause. Gedichte. Halle, Fricke. 8. 24 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 16. Mai 1861.

Revue historischer und romantischer Dramen.

Das muß man unsern namentlich jungen Dramatikern zum Ruhme nachsagen, an Fleiß und mehr noch an guter Hoffnung, der deutschen Bühne durch ihrer Hände Arbeit, durch Nachtwachen, angstvolle Sorge um den literarischen Ruhm und wenigstens geschriebene Begeisterung für das Ideale aufzuhelfen, lassen sie es nicht fehlen. Wie die Weberschiffchen hurtig hinüber- und herüberschießen, so fliegen die Federn unserer Dramatiker über das Papier. Wäre es damit allein gethan, das goldene Zeitalter unserer deutschen Bühne müßte ja wol auf den Podien aller unserer Theater liegen. Aber leider ist die Betrachtung, die wir in dieser Beziehung an die vorliegenden 37 dramatischen Arbeiten knüpfen könnten, keine der Hoffnung auf das goldene Zeitalter eben günstige, und zwar, was wir ganz besonders hervorheben, nicht allein durch die Schuld unserer Dramatiker. Es müßte denn diese ihre Schuld in der übermäßigen Production liegen, die es den Bühnenvorständen, selbst wenn sie weniger indolent wären, geradezu unmöglich macht, alles Brauchbare aus der Masse herauszufinden und zu verwerthen. Die Klage, mit der sich Leiter unserer Theater oft den salopsten Possenausgeburten und Spectakelstücken in die Arme werfen, es sei so gar wenig Brauchbares unter den neuern Dramen der bessern Gattung, müssen wir ganz entschieden zurückweisen. Schon mit Hinblick auf diese vorliegenden 37 Dramen, die denn doch einen guten Bruchtheil der dramatischen Gesammtproduction des Jahres 1860 bilden. Es finden sich darunter recht rühmliche und beachtenswerthe Werke, obschon nur wenige über das Maß des Mittelguts hinausliegende.

Was sich aus der Masse dieser 37 an gemeinmeinsamen oder vergleichungsweisen statistischen Notizen herausnehmen läßt, das stellen wir hier der Uebersicht wegen voran. Den Vorwurf, daß unsere Dramatiker hinsichtlich der Stoffwahl gern in aller Herren Länder schweiften und nach kosmopolitischer Art das Nächstliegende, den deutschen Grund und Boden zu sehr vernachlässigten, haben sie sich zu Herzen genommen. Wie viel zu dieser, wie wir es nennen wollen, Einkehr bei uns selbst die Schiller-Feier des Jahres 1859 beigetragen, fragen wir nicht weiter. Doch wüßten wir gern, ob wir bei dieser dramatischen Revue schon einem Jünglinge begegnen, der aus jener großen Schiller-Feier zuerst den Vorsatz schöpfte, gleich Schiller ein berühmter Dramatiker zu werden. Oder haben wir die dramatischen Arbeiten aller jener vielleicht hundert und mehr deutschen Jünglinge, die seit dem 10. November 1859 mit krampfhafter Angst nach dem unvergänglichen Lorber des Dramatikers ringen (wie wir die deutsche gebildete Jugend kennen mit ihrer wirklichen Begeisterung für das Ideale aber schemenhafte Hohe, so zehren seit dem 10. November 1859 hundert und aberhundert Primaner und Secundaner an dem trostlosen Wunsche, mit Schiller um den dramatischen Lorber zu eifern), erst für die nächsten Jahre zu erwarten: dann haben wir im voraus mit einem tiefen Seufzer darauf hinzuweisen. Im voraus! Denn wird bei den sicherlich folgenden mislungenen oder doch mittelmäßigen Dramen aus der Schar dieser jungen Dichter, deren Dasein erst vom 10. November 1859 ab datirt, die Kritik ein Einsehen haben und den Einwand gelten lassen, daß diese Jünglinge um Schiller's willen Dramatiker wurden? Wird sie nicht schonungslos dreinfahren müssen und thun, als könnten nicht gebildete Jünglinge seit jener Schiller-Feier in vollständiger Ueberschätzung ihrer geistigen Kraft auf den Gedanken gekommen sein, sich an das zu wagen, wozu doch das ganze deutsche Volk aufgefordert wurde, nämlich thatsächlich in Schiller's Fußstapfen zu treten?

Doch gleichviel, unsere Dramatiker haben sich den oben erwähnten Vorwurf zu Herzen genommen. So gehören denn die Stoffe der vorliegenden Dramen großentheils der deutschen Geschichte an. Ist bei uns erst einmal eine Parole ausgegeben, so wird sie in jeder Weise gebraucht. Eine solche Parole muß wol für unsere Dramatiker das letzte Preisausschreiben des Königs Max von Baiern auf ein Drama der bairischen oder pfälzer Geschichte gewesen sein. Auffälligerweise fehlen hierbei die blanken Schwerter der Hohenstaufen, die sonst von unsern Dramatikern so gern geschwungen werden. Nur

der eine „Otto von Wittelsbach" von Gruppe fällt hierher. Dagegen ist die Zeit Kaiser Albrecht's I., seines Sohnes Friedrich und dessen Mitkaisers, Ludwig's des Baiern, in nicht weniger denn sechs Stücken (darunter die Trilogie „Rudolf von der Pfalz") ausgebeutet. Aus den Perioden deutscher Vorzeit findet sich nichts, dagegen wählten die Dramatiker den Stoff aus den letzten Kämpfen deutscher Stämme gegen das Christenthum; der eine betrat das samländische Gebiet im nordöstlichen Winkel Preußens mit seinem „Withing von Samland", der andere hielt sich mit seinen „Stedingern" auf bremer Gebiet. Den Kampf der Zünfte gegen das Patricierthum verherrlicht Redwitz mit seinem „Zunftmeister von Nürnberg", während die neueste deutsche Geschichte mit einem „Palm" von Eckardt und einer Bluette „Theodor Körner" von Dreher vertreten ist. Nicht recht paßt in den Ernst aller dieser Dramen eine „Maria von Burgund" von Hermann Hersch, indeß genießt der Verfasser seit seiner ruhmgekrönten „Anna-Liese" ja das Vorrecht, die Geschichte mitunter zu Birchpfeiffereien, ich hätte fast geschrieben Schnurrpfeifereien, auszubeuten. In einem gewissen Zusammenhange zu den Stoffen deutscher Geschichte stehen die der niederländischen Befreiungskriege. Da finden wir denn den Egmont unter dem Titel: „Sieger von Gravelingen", und in einem „Wilhelm von Oranien" den interessanten Versuch einer Fortsetzung des durch Goethe's „Egmont" gezeichneten Kampfes niederländischer Großen gegen die spanische Herrschaft. Als eigenthümliche Frucht nationaler Stimmung dürfen wir gewiß das wiederholte Auflodern philhellenischer Begeisterung bezeichnen, wie es sich in einem „Markos Bozzaris" und einem „Mesolonghi" ausspricht. Auch ein eigenes Symptom der Zeit finden wir beim Hinblick auf die jüdische Geschichte in der dreimaligen Bearbeitung des Hasmonäer- (Makkabäer-)Stoffs. Sonst gab uns die jüdische Geschichte noch einen „Saul", einen „König Herodes" und eine „Berenize". Die Welt des classischen Alterthums scheint augenblicklich etwas in Miscredit gekommen zu sein. Uns liegen nur drei Stücke des Genre vor, ein „Leonidas", ein „Tiberius Gracchus", ein „Brutus und Cassius"; wir bemerken indeß, daß im Laufe des letzten Jahres von dem Genre doch noch etwas mehr als nur dies producirt ist. Von französischem Boden ist an politischer Tragödie nichts zu verzeichnen, wenn wir nicht etwa die eine „Marie von Vienne" von Méron dafür gelten lassen. Denn die drei andern dahin fallenden Dramen: „Françoise von Foix" von Prinzhausen, Leibing's „Ninon de l'Enclos" und Méron's „Marie Antoinette" gehören mehr oder ganz den Familiendramen an. Und die spanische Geschichte lieferte gar nur zwei Stücke; es ist die Uebersetzung eines Dramas aus dem Spanischen: „Die Liebenden von Teruel", und ein etwas abenteuerlicher „König Alfonso" von Bachmayr.

Damit dem deutschen Kosmopolitismus auch ja sein Recht werde, so verzeichnen wir zwei Stücke mit religiöser politischer Tendenz. Das eine ein „Mohammed" von Wolff, das andere ein „Savonarola" von Wutzdorff, beide in der Art und Weise, wie sie das religiöse Element in den Vordergrund stellen, himmelweit voneinander verschieden. Mit dem „Savonarola" gewinnen wir zugleich den Uebergang zu den romantischen Dramen, die sich wie Griepenkerl's „Auf der hohen Rast" als ein ländliches Gemälde mit durchaus realem Gehalte, oder wie Geibel's „Loreley" als ausgeprägter Operntext kund geben. Zwischen beide ließe sich am besten Pocci's „Karfunkel" einreihen. Mit dem politisch-dramatischen Gedicht „Ein Kaiser" von Meyern verbindet sich der „Barde" Starck's, einfach des Gegensatzes wegen, da in ihm auch nicht die geringste Tendenz aufzufinden, und die ganze Reihe macht Wutzdorff's „Ahasver" wett, der nur um des Himmels willen nicht zu einem Ewigen Juden unserer dramatischen Literatur anschwellen, d. h. den Verfasser nicht verleiten möge, uns mit ähnlichen Producten seiner Phantasie außer Fassung zu bringen.

Fast sämmtliche Stücke sind mit der Bemerkung versehen: „Den Bühnen gegenüber Manuscript." Bei nur sechs, nämlich Meyern's „Ein Kaiser", Erstenberg's „Sieger von Gravelingen", Starck's „Barden", Wiese's „Seleuciden und Hasmonäern", bei „Mesolonghi" und den „Liebenden von Teruel" fehlt er. Wir dürfen daher die Mehrzahl dieser Dramen nicht als bloße Bücherdramen betrachten. Sollen sie doch nach der Aussage der meisten Verfasser mehr als dies, wirklich bühnenmäßige Werke sein. Und wie steht es nun mit der Bühnenmäßigkeit der meisten dieser Dramen? Lassen wir's bei dreien, dem „Withing von Samland", dem „Kaiser Albrecht der Erste" und dem „Ein Kaiser" dahingestellt, ob sie eine flüchtige Bekanntschaft der Bühne machten — es könnte für das erste in Königsberg, für das andere in Hamburg, für das dritte in Koburg gewesen sein —: so bleiben uns aus der Zahl der übrigen noch dreizehn, deren Bühnenmäßigkeit durch Aufführungen erprobt werden konnte. Das meiste Glück machte in dieser Beziehung Redwitz' „Zunftmeister von Nürnberg"; nicht nur daß sich ihm die größten wie kleinere Bühnen erschlossen, er gehörte auch noch mit zu den Repertoirestücken der letzten Theatersaison, freilich kein allzu feiner Ruhm, da er ihn, die concurrirende Gesellschaft von Putlitz' (uns nicht vorliegendem) „Don Juan d'Austria" und von Frau Birch-Pfeiffer's (uns gleichfalls hier nicht weiter interessirendem) „Goldbauer" ausgenommen, mit sehr schalen Possen und Vaudevilles theilen muß. Auch Eckardt's „Palm" fand auf einer nicht kleinen Zahl von Bühnen Eingang. Doch hat die elberfelder Begeisterung, die dem Stücke im letzten Sommer den Weg bahnte, merklich nachgelassen; um nachhaltig zu wirken ist das Stück zu tendenziös. Wenn Dreher's Bluette „Theodor Körner" auf einigen Bühnen gegeben wurde, so hat das nicht viel zu bedeuten, das dramatische Dingelchen hätte sonst wenig für sich, wenn es sich nicht durch ein paar mitleidige Hände wohlfeilen Beifall sollte erringen dürfen. Die beiden biblischen Dramen, Kett... „König Saul" und Lepel's „König Herodes", standen und fielen auf der berliner Hofbühne; Stein's „Hasmonäer" dagegen erwarben sich auf der manheimer Büh...

einen leidlichen Erfolg. Auch Pocci's „Karfunkel“ fand auf den weltbedeutenden Bretern Eingang, es ward im Juli 1860 zuerst in München aufgeführt. Griepenkerl's „Auf der hohen Rast“ indeß brachte es nicht über einige wenige Wiederholungen, unter denen sich die auf der Hofbühne zu Berlin auszeichneten; dagegen starb Leibing's „Ninon de l'Enclos“ am Victoriatheater zu Berlin an den übermäßigen Lobsprüchen exaltirter Gönner. Es bleiben noch Heydrich's „Tiberius Gracchus“, dessen erste Aufführung zu Leipzig schon ein Jahrzehnd hinter uns liegt, Wolff's „Mohammed“ mit einem nicht gerade erfolgreichen Einzug ins hamburger Stadttheater, Nissel's „Söhne des Kaisers“ für das breslauer Theater, endlich Hersch's Bestrebungen, seiner „Maria von Burgund“ auf einigen Bühnen längere Zugkraft zu verleihen.

Geschähe es nun auch, daß das eine oder andere der übrigen Stücke noch nachträglich irgendwo einmal in Scene gesetzt würde, so möchte das an dem eben aufgezählten Register wenig ändern. Eine jedenfalls sehr interessante Gewissensfrage bleibt es aber, ob wir, die wir hier unsern Standpunkt als Leser der Dramen festhalten, die Bevorzugung einzelner derselben bei Aufführungen billigen, eine andere, ob wir die erzielte oder nicht erzielte Bühnenwirkung hier und da begreifen. Bei dieser letztern denken wir besonders an Griepenkerl's „Auf der hohen Rast“, an Kette's „König Saul“ und Lepel's „Herodes“. Alle drei lesen sich so, daß man die Bühnenwirkung vorhersagen möchte. Und doch war es damit nichts, vielleicht weil die Wirkung an und für sich zwar keine incommensurable Größe, die incommensurabelste aber der Hauptfactor, nämlich die Art und Weise ist, in der sich die Darsteller ihrer Aufgaben annehmen mögen. Auf die erste Frage antworten wir jedenfalls mit „nein“. Denn es dünken uns unter den bisjetzt noch nicht aufgeführten all dieser Stücke mehrere einer Aufführung sehr wohl werth, wenigstens ebenso werth als die Mehrzahl der zur Aufführung gelangten.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die dramatische Gestaltungskraft der Verfasser, so müssen wir auf einen Mangel aufmerksam machen, der sich mehr oder weniger bei fast allen vorfindet. Wir vermissen bei den meisten Dramen die Nothwendigkeit, daß das so sein müsse, wie es dem Verfasser beliebte. Ein Stück im strengsten Stile mit Festhaltung der drei Einheiten bot uns keiner der Autoren. Es ist auch nichts daran verloren, daß es uns keiner bot. Mit der dramatischen Freiheit der Gestaltung indeß schreiten unsere jungen Dramatiker zu einer dramatischen Willkür, die der dramatischen Zucht, welche Lessing noch mit der Einheit der Zeit einhielt, geradezu spottet. Es thut noth, daß wir an Stelle der aufgegebenen Einheiten andere Normen, vielleicht dem innern Wesen der dramatischen Kunst entnommene, setzen, der sich kein Autor ungetadelt entziehen dürfte. Es wäre sehr gut, wenn man sich an Lessing ein Muster nähme und den Stoff so lange mit sich herumtrüge, bis man wenigstens annäherungsweise die Einheit des Orts oder der Zeit erreichte. Die Natur des historischen Dramas, sagt man, widerstrebt dem Zwange der französischen classischen Schule. Mag sein. Ebenso gut widerstrebt aber auch das Auge und Ohr des Zuschauers den Sprüngen über aller Herren Länder, über Monde und Jahrzehnde; und um ein Beispiel anzuführen, warum war es denn Laube möglich, seinen „Struensee“ scenisch weit einfacher zu gestalten als Michael Beer den seinen? In einem Acte drei, vier verschiedene Scenen aufhäufen und dann auf die Regisseure schelten, daß sie das nicht in Scene setzen mögen, ist bequem. Hätten unsere Dramatiker nur erst Verdacht gegen jeden Stoff, bei dem es auf ungeheure Sprünge über Ort und Zeit ankommt, dem historischen Drama wäre wesentlich genützt. Das Unerhörte hinsichtlich der Verwandlungen leistete Marbach im fünften Acte seines „Brutus und Cassius“. Er läßt dort die Scene achtmal wechseln, man denke achtmal! Wir fragen: welcher Zuschauer oder Leser kann die Reihenfolge dieser Scenen im Kopfe behalten, welcher Regisseur dieses scenische Uebermaß bewältigen? Da ist's denn doch etwas anderes, wenn es sich wie in Heydrich's „Tiberius Gracchus“ um die Herstellung einer großen Volksscene handelt; hier wird zwar auch vom Regisseur ein Meisterstück der scenischen Kunst verlangt, aber dies Meisterstück ist ausführbar, da die große Volksscene auf dem Forum zu Rom trotz aller nach und nach eingreifenden Menschengruppen als ein Ganzes behandelt werden kann. Hinsichtlich der scenischen Erfindung reichen wir deshalb unter allen Autoren der vorliegenden Stücke Heydrich wegen des dritten Acts seines „Tiberius Gracchus“ den Preis. Darüber mag uns Griepenkerl nicht zürnen. Denn wie eifrig er auch in seinem Drama „Auf der hohen Rast“ mit der Ausgrabung verschütteter Bergleute auf ein neues und wirksames scenisches Hülfsmittel bedacht war, dieses Mittel erweist sich genau besehen als ein Effect von zweifelhaftem ästhetischen Werthe.

Noch ein Wort über den formellen Theil der Dramen. Acht sind ganz in Prosa, eins („Die Liebenden von Teruel“) halb in Prosa geschrieben. Bei der übrigen großen Zahl florirt der fünffüßige iambische Vers. Doch nein, er florirt nicht; denn eine nicht geringe Zahl von Autoren hätte zuvor erst Prosa schreiben lernen sollen, ehe sie auf den Einfall gerieth, ein historisches Drama mit Versen zu schmücken. Mit dem Baron Erstenberg rechten wir in dieser Beziehung gar nicht, da er in seinem „Leonidas“ fünffüßige und sechsfüßige, auch siebenfüßige Verse bunt durcheinander geworfen und bald gereimt, bald ungereimt gegeben hat. In seinem „Sieger von Gravelingen“ entschied er sich wenigstens durchgehends für den sechsfüßigen Jambus, für eine Consequenz, die wir ihm schon hoch anrechnen müssen, obgleich er sich der Alexandriner, die er am Ende meinte, nicht gewachsen zeigte. Was sollen wir aber sagen, wenn sich Gruppe, der berliner Professor, also eine Autorität in ästhetischen Sachen, in seinem „Otto von Wittelsbach“ auf die holperigsten Verse etwas zugute that, die man nicht lesen, nein,

nur fort und fort scandiren kann! Was sollen wir weiter sagen, wenn es sich auch Heydrich mit Versen wie den nachfolgenden kinderleicht machte:

Wir Feldherrn gaben unser Ehrenwort,
Wir werden's halten. Rumanz kann nichts verlangen...

Oder:

Schlagt uns sofort in Fesseln. Ihr Römer, sei'n
Mit euch die Götter. Thu', Priester, deine Pflicht.

Oder:

Alles steht
Heut' auf dem Spiel! Wohl! Ich will's versuchen!

Oder:

Noch schwankt er — doch er hat Ehrgeiz, Eifersucht.

Und so auf fast allen Seiten. War es denn so schwer, den letztcitirten Vers einfach als:

Er schwankt, doch treibt ihn Ehrgeiz, Eifersucht

correcter zu geben. Freilich wird sich Heydrich entschuldigen, er sei sich dieser sogenannten prosodischen Unvollkommenheiten sehr wohl bewußt, er habe sich des Versmaßes in freier Weise bedient. Er bringt nämlich nach einem Einschnitte im Verse, nach einem Punkte, oder wenn die Rede eines andern beginnt, gern eine Auftaktssilbe, sodaß dann an der betreffenden Stelle ein anapästischer Fuß zu lesen ist. Aber einmal thut er dies nicht durchgehends, und dann bedient er sich dieser Freiheit je nachdem in allen Füßen des Verses, wie es ihm gerade gefällt. Kurz und gut, er hält mit dieser Freiheit keine Regel inne. Soll aber eine solche freie Versbildung gestattet sein, so hat seine gebundene Rede vor der Prosa des Hrn. von Redwitz im „Zunftmeister" nichts voraus. Denn ohne große Noth und Aenderungen kann man ganze Seiten aus dessen in Prosa geschriebenem Stücke in Heydrich'sche freie iambische Fünffußverse umwandeln. Da loben wir uns die Sauberkeit Marbach's, der in seinem „Brutus und Cassius" nicht blos aus der Zahl der vorliegenden Dramen die beste gebundene Sprache führte, sondern eine Sprache überhaupt, wie man sie von der Bühne herab, wenn es nun einmal gebundene Sprache sein muß, nur immer hören sollte.

Nun bliebe uns zum Schlusse dieser vergleichenden Uebersicht vielleicht noch übrig, sämmtliche Dramen in Rangordnung zu bringen und von dem schlechtesten anfangend mit einem als dem besten unter allen zu enden. Das lassen wir aber fein weislich bleiben. Wären wir auch nicht schon an und für sich Gegner dramatischer Preiskrönungen, so hätte uns gerade die Lectüre dieser Masse von Dramen überzeugen müssen, ein wie misliches Ding das Herausgreifen eines Stücks als des besten jedenfalls ist. Ist eins preisfähig, so sind es zugleich drei, vier Stücke oder noch weit mehr. Dasselbe findet freilich auch hinsichtlich der Berechtigung zur Bühnenaufführung statt. Leider aber können unsere großen Bühnen beim besten Willen des Jahres über nur eine beschränkte Anzahl neuer großer Dramen bringen. Mögen sich deshalb einige der Autoren, unter diesen namentlich Marbach seines „Brutus und Cassius" wegen trösten, wenn ihnen beharrlich um nichts bedeutendere Dramatiker vorgezogen werden; heißt es doch schon nach einem biblischen Spruche: Wer viel hat (hier an dramatischem Glücke wie Frau Birch-Pfeiffer, Tempeltey u. a.), dem wird's gegeben (d. h. von dem werden die Stücke bereitwillig zur Aufführung angenommen); wer wenig hat (nicht durchdringen kann), dem wird auch noch das genommen, was er hat (dem wird gar zu gern all und jeder Beruf zur dramatischen Thätigkeit angezweifelt).

Wir beginnen die speciellere Besprechung der Dramen mit drei der griechischen und römischen classischen Welt zugehörenden.

1. Leonidas. Ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von Eduard Baron Erstenberg. Leipzig, Weber. 1860. 8. 20 Ngr.

Ein höchst schwacher Versuch, dieses dramatische Werk. Vermuthlich ein Erstlingswerk! Wäre Leonidas so schwach wie dieses Drama gewesen, die Thermopylen wären durch ihn nie unsterblich geworden. Zur Kennzeichnung seiner classischen Größe mögen die Worte genügen, welche er dem Verräther Ephialtes zuruft (S. 19):

Ich aber will dich frei von dannen ziehen lassen,
Leonidas nicht fürchtet den Verrath.
Auf, auf! Dem Xerxeswinke und den Persermassen,
Ihm dank' ich bald des Lebens höchste That!
Sieh dort den Kräutersammler von Amyklas Höhen,
Er weiß zu brauen seltne Arzenei —
Sie wird uns retten aus des Zwiespalts argen Wehen
Und dann — nur dann — ist Hellas groß und frei!

Das sind Worte, ja, aber eine plastische Sprache, wie man sie bei einem Helden Griechenlands voraussetzt, ist das jedenfalls nicht. Daneben höre man Xerxes, den asiatischen Despoten reden:

Des Vaters Wille mag Verzögrung wol vertragen,
Ihm bange nicht, sein Sohn wird ihn vollziehn!
Bedächtig überlegt, wer Großes will einst wagen,
Es harrt die Biene, bis die Rosen blühn.(!)
(Geht sinnend auf und ab, laut.)
Die Staatskunst soll vorerst den Perser loben,
(Mit ausgestreckter Rechten.)
Der Zug nach Griechenland, er sei verschoben.

Ließ sich denn dem despotischen Wichte gar nichts Wichtigeres in den Mund legen? Ueber die Handlung läßt sich viel Gutes sagen, weil sie größtentheils mangelt. Die Tochter des Xerxes aus erster Ehe, die auf des Vaters Geheiß ermordet werden sollte, ist durch mehrere Wunder nach Sparta verschlagen, in Leonidas' Hause als dessen Tochter erzogen und von einem unwiderstehlichen Gefühle an Leonidas gekettet. Bei den Thermopylen wird dieser Widerspruch gelöst, Leonidas erklärt sie zu seiner Geliebten und sie ihn zu ihrem Geliebten; dann beginnt der letzte Kampf der „Dreihundert". Leonidas fällt und seine Leäna fällt. Auch Xerxes' Söhne zweiter Ehe sind gefallen. Es ist also, das muß man eingestehen, ziemlich aufgeräumt. Mit Bezug darauf schließt Xerxes das Stück, indem er „erstarrt", „mit gebrochener Stimme" sagt:

Der nur dem Ehrgeiz fröhnt, der größte ist's der Sünder,
Vernichtet steh' ich da — ein Vater ohne Kinder!

Der Verfasser möge uns verzeihen, wenn wir seiner Dichterehre zu nahe treten, ihn vielleicht tödlich verletzen; aber wenn auf diesen „Vater ohne Kinder" ein Höllengelächter des ganzen Publikums losbräche, wäre es etwa deshalb, weil man zu hören glaubte: „Auf der ganzen Vogelwies' sah man nichts als Schwert und Spieß", oder: „Und ein einzig Loth Kaffee kann auf sechzehn Pfennige!"

2. Tiberius Gracchus. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Moritz Heydrich. Dresden, Kuntze. 1861. 12. 15 Ngr.

3. Brutus und Cassius. Trauerspiel in fünf Acten. Von Oswald Marbach. Leipzig, Fries. 1860. 8. 1 Thlr.

In beiden Stücken entspringt das dramatische Element aus dem Kampfe der Republikaner gegen die Willkürherrschaft einzelner. Heydrich's „Tiberius Gracchus" hat vollauf das Horazische „Nonum annum" für sich. Heydrich ist sehr, sehr sparsam mit seiner dramatischen Production. Denn nach dieser historischen Tragödie, die ihm seit der ersten Aufführung zu Leipzig im Februar 1851 ziemlich viel Lobsprüche eintrug, wagte er sich nur noch mit einer Posse „Prinz Lieschen" hervor. Um so mehr darf man der endlichen Veröffentlichung beipflichten, wenn man auch die kleinen Makel, deren wir schon oben gedachten, gern getilgt sähe. „Tiberius Gracchus" erweist sich als ein mit vieler Liebe zur Sache, mit unverkennbarem dramatischen Talente ausgearbeitetes und von würdiger Gesinnung durchströmtes Trauerspiel. Wie viel sich der Verfasser seit der ersten Aufführung an dem poetischen Werke zu ändern befleißigte, liegt uns fern zu entscheiden. Jedenfalls halten wir es auch in der uns vorliegenden Weise nicht gerade für ein immer durchgreifendes Bühnenstück. Das liegt vielleicht weniger an einem Mangel des Dichters als an der zweideutigen Natur aller Stoffe aus der Republikzeit Roms. Wir denken es uns nicht anders, und jeder Dramatiker eines römischen Stoffs sucht es uns einzureden, als daß die volksthümlichen republikanischen Elemente unter den Plebejern oder besser unter den Volkstribunen zu suchen seien. Durch unser modernes Staatsleben gilt uns volksthümlich und liberal, aristokratisch und feudal als ziemlich gleichbedeutend. Wir suchen den Despotismus nicht auf demokratischer Seite; wir fassen das Wesen des Feudalismus zusammen als die Unterordnung des Gesammtwillens unter den Willen des einzelnen, den Liberalismus dagegen kennzeichnen wir als die Nutzbarmachung des gesammten Volkswillens. Poche man mit diesen Begriffen aber nur an die Thür des römischen Staatslebens, sehe man, wie weit man damit kommt! Wenn ein einzelner Mann wie Tiberius Gracchus kraft seiner Gewalt mit einem einzigen Veto Staatshandlungen hintertreiben konnte, da fragt es sich sehr, ob dem Volkstribunenthum nicht eine entschieden despotische Macht innewohnte! Und ob unsere Dichter durchaus recht thun, dergleichen Männer wie Tiberius Gracchus, Cajus Gracchus u. s. w. stets als die alleinigen Wächter und Retter der Freiheit, der Ordnung, des Gesetzes darzustellen? In den meisten Fällen entgleitet ihnen unter den Füßen der Boden, und ehe sie dies, wie z. B. auch Freytag in seinen „Fabiern", merken, sind die anfänglich liberalen Elemente feudale, die feudalen liberale geworden. Wir erwähnten des dritten Acts aus Heydrich's Stück oben schon als eines scenischen Meisterstücks. Tiberius Gracchus zeigt sich hier in seiner ganzen Größe, die Gegensätze zu ihm, wie sie sich einerseits in dem starren Patricier Nasica und andererseits in dem käuflichen Volkstribun Octavius concentriren, kommen scharf zum Austrag und die Wirkung der Volksscenen, namentlich die Abstimmung der Tribus, ist im scenischen Arrangement großartig gedacht. Ueber diesen Act hinaus fällt freilich das Stück wesentlich ab. Tiberius Gracchus geht dem Dramatiker geradezu verloren, wenn, wie in der zweiten Scene des vierten Actes, der Soldatenheld Marius mit seiner verständigen, dialektisch richtigen, schlagfertigen Redeweise den politischen Sieg davonträgt. Der edle Held geht unter wie alle Helden, die Gutes wollten und nicht bedachten, daß zur Durchsetzung des Guten in den meisten Fällen die Gewaltthätigkeit mitwirken muß.

Haben wir es im „Tiberius Gracchus" mit der sterbenden römischen Republik zu thun, so in Marbach's „Brutus und Cassius" mit der bereits todten. Dem Dichter war durch Shakspeare's „Julius Cäsar" unendlich vorgearbeitet. Was vielen von diesem „Julius Cäsar" aufgestoßen, das berührte auch ihn unangenehm. Trotz der großartigsten Anlage und der vortrefflichen Ausführung bildet Shakspeare's Drama kein einheitliches Ganzes, oder besser gesagt, die Handlung folgt in einer Zweitheilung aufeinander, sodaß die Einheit der Handlung in etwas gestört wird. Marbach behandelte deshalb den Tod des Cäsar als ein Stück für sich und schloß die Folgen dieses Todes in dem vorliegenden „Brutus und Cassius" zusammen. Ist es ihm nun auch gelungen, den Charakter des Fragmentarischen abzustreifen, den die letzten Acte von Shakspeare's „Julius Cäsar" offenbar an sich tragen, so tritt bei ihm dafür der Mangel eines Helden des Stücks um so schärfer hervor. Ein „und" auf dem Titel zwischen zwei Personennamen erweckt immer den Verdacht, daß im Stücke irgendwo eine sehr wunde Stelle liege. Findet es sich, wie z. B. bei Shakspeare's „Antonius und Kleopatra", daß sich die beiden durch „und" verbundenen Personen in ihren Handlungen wie Ursache und Wirkung aneinander schließen, dann läßt man sich das „und" noch gefallen; allein ein Brutus „und" ein Cassius durchkreuzen einander höchstens in ihren Handlungen, ohne es bis zum wahren Heldenthume zu bringen. Beide, Brutus wie Cassius, sind gute Republikaner vom alten Schrot. Brutus sucht das Heil des Staats in treuer Festhaltung der Gesetze des alten Rom, Cassius, der politischere Kopf, verlangt dazu die Anwendung von Mitteln, welche nur durch den Zweck geheiligt werden könnten. Schmölzen beide Köpfe zu einem zusammen, dann entstände vielleicht ein Retter für die Republik. Aber für welche Republik? Immer nur für die todte Republik; todt war sie zu Cäsar's Zeit unfehlbar, die römische Republik. Daß dies Brutus, ein sonst verständiger Mann, nicht einsieht, bringt ihn geradezu um den tragischen Nimbus. Wir können den Mann höchstens bemitleiden, der fortwährend auf etwas zielt, das nicht mehr vorhanden ist. Gegen den Antonius hatte der Verfasser viel auf dem Herzen, vielleicht weil er den Antonius, wie ihn Shakspeare in „Antonius und Kleopatra" schildert, schon hier als einen vollständigen Wüstling schildern zu müssen glaubte. Dabei fehlt es nicht, daß Antonius hinter seinem Rücken fortwährend verleumdet wird und an den zwei, drei Stellen, die ihm der Verfasser aufzutreten gönnt, nicht Gelegenheit findet, sich zu rechtfertigen. Eine treffliche Zeichnung dünkt uns der Octavian, eine nicht weniger gelungene die Mutter desselben, Atia, deren Zwiegespräch mit der Fulvia, der Gemahlin des Antonius, sich zu einer dialektisch scharf gegliederten dramatischen Scene entfaltet. Was sich aber von Cicero denken läßt, das ist Großes sehr wenig; der Redner erscheint zuweilen wie ein Schwätzer, der in die Politik hineinpfuscht. Widerstreben auch die über Gebühr gedehnten Unterredungen des Brutus mit Cassius der schlagenden Bühnenwirkung, so dürfen wir uns doch nicht dem im ganzen sehr frischen dramatischen Leben im Stücke verschließen, dessen Bestes sich in den Volksscenen des vierten Actes bietet. Auf die formellen Vorzüge in der Sprache wiesen wir schon hin; Marbach weiß, wie man in gebundener Sprache reden müsse, er enthält sich alles unnützen Pathos und fällt darum doch nicht in die platte Prosa, die in Verse gebracht gemeinhin für Poesie ausgegeben wird. Wenn wir auf das scenische Uebermaß des letzten Acts noch einmal Rücksicht nehmen, so geschieht es mit dem wiederholten Bedauern, daß dadurch die Möglichkeit einer Aufführung dieses freilich sehr gedehnten aber rühmlichen Werks zu Schanden wird.

An diese historisch-politischen Tragödien der classischen Zeit schließen wir die Tragödien vom deutschen mittelalterlichen Boden.

4. Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in fünf Acten. Von O. F. Gruppe. Berlin, Bach. 1860. Br. 8. 20 Ngr.

Also die Grabesruhe des seligen Babo mußte gestört, die Manen weiland Wilhelm Kunst's mußten behelligt werden! War das unumgänglich nöthig, so geschah es wenigstens in einer Weise, daß sich weder der ehemalige Professor der Aesthetik zu

München aus Neid im Grabe umzudrehen, noch Wilhelm Kunst sein pappdeckelnes Heldenthum noch einmal an die Lampen zu wagen braucht. Eine große Frage würde sich der alte Babo indeß erlauben dürfen. Woher es doch komme, daß die privaten mittelalterlichen Balgereien und Raufereien, die vor 30, 40 Jahren höchstens in einem Ritterstücke verwendet werden durften, jetzt ohne weiteres das Wesen einer großen historischen Tragödie bedingen sollen! Ob wir darin etwa einen Fortschritt der dramatischen Kunst oder ein Erwachen des nationalen Geistes zu erblicken hätten! Gruppe würde schön aufhorchen, wollten wir es ihm andeuten, er habe gleich Babo nur ein Ritterstück zu Stande gebracht, er würde am Ende darauf bestehen, die rein persönlichen Balgereien und Wegelagereien, wie sie eine Unzahl von mittelalterlichen Großen gleich dem Otto von Wittelsbach liebten und ausübten, als den historischen Kern einer großen lebensvollen Tragödie anzusehen. Unsere Vorfahren waren glücklicher daran, als sie einen guten Haufen der historischen Stücke einfach zu den Ritterstücken warfen und den tragödienhaften Bombast für das nahmen, was er ist, eine billige Sorte der Unterhaltung und Rührung. Wie so mancher andere Stoff scheint auch der Stoff des Otto von Wittelsbach hochtragisch. Er scheint es. Denn da ist gekränkte Ehre, da ist ein Mord, da ist Acht und Bann. Die Motive aber für alle Handlungen in diesem Stoffe sind rein persönlicher Natur. Darum kann sich der Fall des Otto von Wittelsbach vor dem ersten besten Criminalfalle der Neuzeit nichts vorausnehmen. Der Dichter, der Otto von Wittelsbach zu einem großen Helden erhöbe, soll noch gefunden werden. Gruppe wenigstens hat sich dazu nicht finden lassen. Die Exposition seines Stücks den ersten und zweiten Act hindurch entbehrt all und jedes Reizes; weder König Philipp noch die Königin erwecken ein tieferes, menschliches Interesse. Die Mattigkeit zieht sich bis in den dritten Act hinein. Erst bei der kurzen aber effectvollen Mordscene kommt des Verfassers Poesie in Fluß. Jedenfalls darf der vierte Act als der relativ beste und wirksamste gelten; seltsamerweise hat Otto von Wittelsbach in diesem gar nichts zu thun. Im fünften geht es natürlich zu Ende; wäre Otto von Wittelsbach irgendein kühner Waldfrevler und Pappenheim mit seinen Bewaffneten Anführer einer Zahl Gensdarmen: wir hätten eine Geschichte, wie sie sich bei uns alle vier Wochen wenigstens einmal zuträgt. Otto von Wittelsbach klopft sich mit seinen Häschern so lange herum, bis er von hinten durchstochen wird. Ein Ende ist es immerhin, wir freuen uns, bei aller Achtung vor den sonstigen Verdiensten des Verfassers, dieses Otto von Wittelsbach überhoben zu sein.

5. Kaiser Albrecht der Erste. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. Von G. de Grahl. Altona, Mentzel. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

Mit diesem Stücke, das halb und halb auch ein Ritterstück ist, gewinnen wir den Uebergang zu den Dramen aus der bairischen Geschichte. Im Vorwort freut sich der Verfasser, der sicher zu den dramatischen Neulingen zählt, einen Stoff gefunden zu haben, der seine ganze Aufmerksamkeit schon deshalb in Anspruch nahm, weil ihm eine Bearbeitung in dieser oder anderer Art und Form nie bekannt geworden sei. Wir lassen die Vermuthung des Verfassers, daß dieser Stoff noch nicht bearbeitet sei, dahingestellt, obschon wir aufs Gerathewohl eine Wette daransetzen möchten, daß er vollständig ausgebeutet sei; mag der Verfasser daraufhin nur in Kehrein's Sammelwerk suchen. Weiterhin setzt er auseinander: „Worin der Grund liegen kann, der bisher die Feder der deutschen Schriftsteller von diesem Stoffe entfernt hielt, will und kann ich nicht entziffern. Wie es aber die Aufgabe aller Schriftsteller sein muß, die bedeutungsvollen Momente großer Männer aus dem deutschen Heldenbuche schöpfungskräftig und dichterisch dem Publikum zu eröffnen, das will ich frei zugestehen und zu behaupten wagen, indem ich wieder eine in jeder Weise so vortheilhafte und interessante geschichtliche Periode unbenutzt gefunden habe und deutsche Dichtergrößen daran vorübergehen sehe, um sie Jüngern ihres Fachs bereitwilligst zu überlassen." Auf diese durch und durch den dramatischen Neuling kennzeichnenden Worte antworteten wir bei „Otto von Wittelsbach" schon andeutungsweise. Wenn eine Romanschriftstellerin meint, es sei die Aufgabe der Schriftsteller, die bedeutungsvollen Momente aller großen Männer aus dem deutschen Heldenbuche zu verarbeiten, so ist das zu entschuldigen; aber ein Dramatiker soll von seiner Kunst wenigstens so viel wissen, daß sich unendlich viel traurige Stoffe noch lange nicht zu Tragödien eignen. Der Verfasser erfreut sich der Bescheidenheit aller Neulinge, er hofft für sein Werk einer nachsichtsvollen Aufnahme gewiß zu sein und empfiehlt es der Gunst des deutschen Publikums. Der Nachsicht bedarf er in der That, denn das Ganze ist nur ein in Verse gebrachtes Stück Geschichte. Johann Parricida benimmt sich zuweilen wie ein girrender Täuber, während man der bedeutungsvollen Größe Albrecht's I., auf die doch der Verfasser im Vorworte hinweist, auch nur vergeblich nachspüren kann. Von dem jugendlichen Durcheinander poetischer Empfindung, wie es sich durch das ganze Stück zieht, nur einige wenige Proben. S. 36 sagt Agnes, Albrecht's Tochter:

> Das Haupt geschmückt in Demant und Rubinen,
> So glanzbedeckt der Seele tiefstes Leid,
> Und hinter schweren seidenen Gardinen
> Entkleidet sich die ganze Wirklichkeit!

Als Seitenstück dazu Johann's Worte auf Seite 41:

> Ihr seid es, Freunde? — Ja so, ich hatt' vergessen,
> Daß meine Schritte mich hierher geführt!
> Von trüben Träumen war erfüllt die Seele.
> Verzeiht mir heute; denn ich trage schwer,
> Aus hundert Wunden blutet mir der Friede!

Man könnte das vielleicht Faselei eines dramatischen Helden nennen!

Unter den folgenden fünf der bairisch-pfälzischen Geschichte angehörenden Stücken findet sich auch viel verworrene Dramatik, sie überragen aber doch im ganzen diesen wenig dramatischen „Albrecht den Ersten".

6. Rudolf von der Pfalz. Eine Trilogie von Gottfried Flammberg. Inhalt: Otto Krondorfer. Drama in drei Acten. Mutter und Sohn. Drama in fünf Acten. Rudolf's Tod. Trauerspiel in fünf Acten. Frankfurt a. M., Brönner. 1860—61. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Mit dieser Trilogie behandeln denselben Stoff mehr oder weniger:

7. Kaiser Ludwig, der Baier. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Von Heinrich Rustige. Stuttgart, Schweizerbart. 1860. 8. 18 Ngr.
8. Die Söhne des Kaisers. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Acten. Von Karl Nissel. Breslau, Nischkowsky. 185[illegible] Gr. 8.

Der Held der Trilogie Flammberg's ist Rudolf von der Pfalz, der Bruder des Kaisers Ludwig der Baier, ein Mann wie ihn der Dichter im Vorworte schildert:

> Mild von Gemüth, doch edeln Zornes trunken,
> In seinem Herzen glüht's wie letzte Funken
> Von alter Treu und Hohenstaufensinn.
> Für Adolf's Recht hat er sein Schwert gezogen
> Und opfert ihm der eignen Mutter Huld,
> Dem Luxenburg, der bei der Kaiserwahl
> Den Anspruch Rudolf's siegreich aufgewogen,
> Dem Nebenbuhler huldigt er vor allen
> Und dient mit seinem tapfern Stahl
> Ihm als der treuste der Vasallen.
> Und dieser Mann — ein Opfer mußt' er fallen
> Der Zeit, die ach in ihrer Irrsal Wogen
> Hinab ihn riß und in die Wirbel ihrer Schuld!

Haben wir es bei irgendeinem dramatischen Werke zu bedauern, daß unendlich viel Mühe und Fleiß verschwendet ist, gewiß bei dieser Trilogie. Verfuhr der Verfasser schon origin

indem er den Pfalzgrafen Rudolf zum Mittelpunkte der Kämpfe des bairischen und habsburgischen Hauses um die deutsche Krone machte, so bewährte er seinen Fleiß nicht minder durch die sorgfältigsten historischen Studien. Er gab auch seinen Stücken eine Abhandlung „Ueber das Wesen der dramatischen Kunst", gleichsam sein poetisches Glaubensbekenntniß bei, das manche treffliche, aber auch viele unfruchtbare Bemerkungen enthält. In dem Verhältnisse dieses Rudolf zu seiner Mutter Mechtilde von Habsburg, der Schwester Albrecht's I., liegen auch ganz sicher tieftragische Momente. Jedoch, gestehen wir nun auch das ganz offen ein, der Verfasser dehnte seinen Stoff ins Endlose aus. Mit einem fünfactigen Stück wäre es vollauf genug gewesen. Statt dessen erhalten wir deren drei mit zusammen 13 Acten. In „Otto Krondorfer" spinnt sich die Feindschaft zwischen Rudolf und seiner Mutter aus den Verhältnissen des österreichischen Hauses zur Familie des regierenden Adolf von Nassau, in „Mutter und Sohn" gelangt diese Feindschaft zum vollen Austrag und mit dem Tode der Mechtilde auch zum Abschluß, und in „Rudolf's Tod" handelt es sich um die Kämpfe Friedrich's des Schönen mit Ludwig dem Baier hinsichtlich der deutschen Königskrone, wie wir sie mutatis mutandis in den nachbenannten Stücken von Rustige und Nissel gleichfalls verwerthet oder angedeutet finden. In welcher Weise wir die tragische Schuld des Rudolf von der Pfalz begründen sollen, deutete der Verfasser zwar in den vorhin angeführten Versen an; ab und zu überschlich es uns indeß während der Lectüre, als ob wir es mit einem bloßen Raufbold zu thun hätten, dessen Thun vieles Aufhebens nicht werth sei. Möglich auch, daß Flammberg die edle Natur seines Helden nicht immer so zur Anschauung brachte, daß sie uns als solche überall einleuchtet. Wenigstens bleiben uns einige Voraussetzungen in dem Verhältnisse Rudolf's zu seiner Mutter unklar, und das vielleicht nur, weil Rudolf der edle Mensch nicht war, als den ihn der Verfasser ausgeben möchte, oder aber weil der Verfasser ab und zu etwas in den Motivirungen versah. So tragisch an und für sich der Fluch und Haß einer Mutter gegen den Sohn, so widerwärtig wird er, wenn er nur aus Zufälligkeiten fließt. Dabei denken wir besonders an die letzten Scenen im „Otto Kronborfer", der, obwol vom Verfasser für durchaus bühnenmäßig gehalten, auf der Bühne nur eines sehr zweifelhaften Eindrucks fähig sein möchte. Otto Kronborfer, eine ältere Auflage Süß Oppenheimer's, was die Machtstellung und das Ende betrifft, ist der Statthalter und Rath des Pfalzgrafen Rudolf. Er misbraucht seine Stellung und entzweit Rudolf mit seiner Mutter durch einen untergeschobenen Brief. Er büßt dafür mit seinem Kopfe. Das der Kern des ersten Theils der Trilogie. Vom zweiten Theile: „Mutter und Sohn", erwartet selbst der Verfasser nur eine sehr bedingte Bühnenwirkung. Es ist nicht allein die Länge des Werks, welche ihm Eintrag thun würde. Die fortgesetzte Fehde der Mutter mit dem Sohne entspringt leider zum größten Theil aus Misverständnissen oder aus falschen Auslegungen von nicht gerade böse gemeinten Worten, um uns in einer sehr gangbaren Weise auszudrücken. Und das verstimmt selbst den nachsichtigsten Leser. Der dritte Theil gibt schon durch seinen Titel „Rudolf's Tod" hinlänglich an, daß wir die dramatischste Seite der Trilogie hier zu gewärtigen haben. Allein der moralisch und physisch gebrochene Pfalzgraf Rudolf darf kaum noch die ersten Acte hindurch für einen Helden gelten. Rudolf stirbt gebrochenen Herzens mitten im Walde an derselben Stelle, an der wir auch seine Mutter sterben sahen. Ein charakteristisches Moment für den Ausgang der Trilogie. Gegen die über Rudolf's Leiche gesprochenen Schlußworte wenden wir nichts ein. Die frommen Wünsche des Verfassers ehren wir, da sie lauten:

> Selbst deinen Ruhm nimmst du hinab mit dir.
> Die kommenden Geschlechter werden dich
> Nicht kennen....
> Mancher wird auf dich
> Heruntersehn, der nicht durch größre Tugend,
> Durch mühelos're nur dich übertrifft.
> Dort oben
> Wird dir Barmherzigkeit. Hier aber schlafe
> Des Unerkannten Hülle unerkannt.

In Rustige's „Kaiser Ludwig, der Baier" spielt dieser selbe Rudolf nur eine kleine und keineswegs so beklagenswerthe Rolle als in Flammberg's Trilogie. Dagegen tritt Rudolf's Bruder Ludwig in den Vordergrund. Auch die Mechtilde von Habsburg erscheint trotz ihres auch hier sehr deutlichen herrischen Charakters in etwas anderm Lichte, weil die Feindschaft mit ihrem Sohne Rudolf nicht mehr den Angelpunkt ihrer Handlungsweise bildet. Rustige beobachtete in den Kämpfen Ludwig's des Baiern mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich soweit als möglich die historische Treue gleich Flammberg, daher bewegen wir uns in seinem historischen Schauspiele im wesentlichen auf demselben Grund und Boden wie in „Rudolf's Tod". Eine große dramatische Wirkung glauben wir auch diesem „Ludwig" nicht beimessen zu dürfen; die Bezeichnung „Schauspiel" weist darauf hin, daß das Ende auf eine milde Rührung hinausläuft. War in jener Trilogie das weiche versöhnende Element durch Rudolf's Gattin Mechtilde von Nassau vertreten, so im „Ludwig" durch Beatrix, die Gattin des Ludwig. Aber auch ohne die Innigkeit, mit der sich Beatrix der erblindeten Elisabeth, der Gattin Friedrich's des Schönen, annimmt, übt die Aussöhnung der beiden deutschen Könige eine sympathische Wirkung auf das Volk. Sie steigert sich noch durch Ludwig's Mahnung, die freilich nur das schon tausendmal Gesagte und weiter nichts bietet:

> O könnt' ich jetzt von dieses Thrones Stufen
> In alle Zukunft laut die Mahnung rufen:
> Ihr Fürsten und ihr Völker, einigt euch!
> Woher auch dann ein Feind zu stürmen wage,
> Er sinkt in Staub von unsers Schwertes Schlage,
> Und unbezwinglich bleibt das deutsche Reich,
> Wie sich's bewährt seit Hermann's großem Tage.
> Heil Deutschland dir bis in die fernste Zeit!
> Gott sei mit dir und deiner Einigkeit!

Karl Nissel's *) „Söhne des Kaisers" kannten wir schon seit einigen Jahren durch einen Zufall, um den der Verfasser nicht weiß, aus dem ungedruckten Manuscripte. Sein deutsches Trauerspiel erschien uns damals sehr schwach. Wir wissen nicht genau, hat der Verfasser seitdem wesentlich daran bessernde Hand gelegt, oder haben wir mildere Saiten aufgezogen: wir wollen das Stück jetzt allenfalls passiren lassen. Doch mag sich Nissel darauf nicht allzu viel einbilden; die breslauer Aufführung seines Stücks wird ihm die Mängel desselben vorgeführt haben. Die Söhne des Kaisers sind Albrecht's I. Söhne Friedrich der Schöne und Leopold. Also auch hier spielt die deutsche Königskrone auf Friedrich's Haupte und der darangeknüpfte Kampf Ludwig's des Baiern um eben diese Krone eine Hauptrolle. Doch liegt der dramatische und tragische Kern des Trauerspiels in dem Liebesverhältnisse Leopold's zu einer gewissen Jutta, die sich am Schlusse als Tochter des Johann Parricida, des Kaisermörders, ausweist. Die Erfindung dieses Liebesverhältnisses ist vielleicht nach billiger dramaturgischer Ansicht ganz gut und schön; hätte nur der Verfasser einen drastischen Ausgang dafür gewußt. Der fünfte Act liegt in doppelter Gestalt vor. Wir geben der kürzern den Vorzug. Wir erblicken darin die Rathschläge eines bühnenkundigen Mannes, der eine verfahrene Sache auf die leiblichste Weise zu Ende zu führen suchte. Die Sprache entbehrt zu häufig der poetischen Vorzüge; wir rechnen es dem

*) Dieser Karl Nissel, ein Schlesier, ist nicht zu verwechseln mit Franz Nissel in Wien, dem Verfasser des „Wohlthäter", „Heinrich der Löwe" u. s. w. Wir bemerken das, weil eine derartige Verwechselung vielfach vorgekommen, seitdem durch die Aufführung des vorliegenden Stücks in Breslau Karl Nissel in einigen Journalen von sich reden machte.

Verfasser indeß zum Verdienste an, daß er den deutschen Patriotismus nicht mit wohlfeilen, wennschon hochtönenden Redensarten zusammentrommelte.

Das waren fünf Dramen, welche mit ihren Stoffen in die große Zeit des deutschen König- und Kaiserthums zurückgriffen. Die politische Tendenz derselben war auf den Ruhm des großen Ganzen gerichtet. Die drei jetzt folgenden Dramen haben es mit den Kämpfen unbedeutender Stämme und Genossenschaften zu thun, die dem großen Ganzen gegenüber nur ein getheiltes Interesse für sich in Anspruch nehmen sollten.

9. Der Withing von Samland. Tragödie in fünf Acten. Von Ernst Wichert. Berlin, Decker. 1860. 16. 22½ Ngr.

Ein tiefer dramatischer Conflict liegt im Stoffe dieser Tragödie. Er ist auch durch den Verfasser ziemlich günstig zum Austrag gelangt. Wenn nicht durchaus bühnenmäßig, so mag dafür des Verfassers noch nicht oft erprobte Bühnenkenntniß aufkommen. Der Stoff behandelt die Bekehrung der Samländer zum Christenthume. Die Deutschen Ordensritter spielen dabei freilich keine gerade beneidenswerthe Rolle. Ihre Sprache ist das Feuer, ist das Schwert, ihr religiöses Gefühl ist der Fanatismus, in dem sie nur noch durch den Mönch Bartholomäus übertroffen werden. Der Held Dietrich, eine edle Gestalt, theilt diesen christlichen Fanatismus so lange, bis er erfährt, er sei der Sohn eines samländischen Withings, d. h. eines samländischen Häuptlings. Von da ab bleibt er zwar dem christlichen Glauben getreu, schlägt sich aber im politischen Kampfe auf Seite seines Volks in der Hoffnung, daß wenn erst der christliche Feind, die Ordensritter, von den samländischen Grenzen abgeschlagen seien, die Bekehrung seiner heidnischen Stammesbrüder auf friedlichem Wege durch ihn leichter zu ermöglichen sei. Indeß die Zwietracht der samländischen Häupter untereinander lähmt, in Verbindung mit dem Widerwillen gegen den christlichen Eindringling, Dietrich's Hände. Die Ordensritter bleiben im neuen Kampfe Sieger. Dietrich wird von einem Nebenbuhler erstochen, nachdem sich die samländische Seherin Wala, zu der Dietrich von heftiger Leidenschaft entbrannt war, selbst den Tod gegeben. Der Mönch Bartholomäus endet den Kampf, indem er vor den Samländern, die bereits zum Christenthume übergetreten waren, das Kreuz erhebt und dem Ordensheere mit dem Rufe: „Haltet, sie sind Christen!" Frieden anempfiehlt. Von dem Erhebenden und Tröstenden des christlichen Glaubens finden wir in diesem Schlusse nichts; uns stößt die christliche Brutalität trotz der Mahnung zum Frieden entsetzlich ab. Des Verfassers Sprache bekundet den gebildeten, poetisch gestimmten Mann, als welchen er sich durch dramatische Versuche bereits kund gegeben hatte.

10. Die Stedinger. Dramatisches Gedicht. Von Hermann Voget. Erster Theil. Theda. Trauerspiel in fünf Acten. Bremen, Geisler. 1860. 8. 1 Thlr.

An Zueignungen und Prologen fehlt es nicht. Der Verfasser, ein blutjunger Mann von kaum „zweimal zehn Jahren", wie er wohlweislich bemerkt, muß alles herunterreden, was er auf dem Herzen hat, wenn es auch nicht gerade bei dieser „Theda" so unumgänglich nöthig war. Wieder einer, der durch den Zauber, sich gedruckt zu sehen, lebenslänglich gefeit ist! Wieder einer, der sich in patriotischen Gefühlen förmlich übernimmt, um nach zehn Jahren vielleicht allen Idealismus an den Nagel zu hängen!

> Wild dröhnend schlagen wir die deutsche Trommel,
> Hoch schwingen wir das schwarz-roth-goldne Banner
> Und singen laut „des Deutschen Vaterland"!

Den Verfasser mögen seine kaum zweimal zehn Jahre schützen, sonst würden wir ihm ob des nutzlosen In-den-Tag-hineinreden den Text gehörig lesen. Uns scheint es zuweilen, als ob ein großer Theil unserer patriotischen Jugend, die besser thäte sich das Brot hinter dem Ladentische oder sonstwo zu verdienen, nur deshalb so sehr auf einen neuen Befreiungskrieg brennt, weil es sich dabei auf Regiments Unkosten leben läßt. Als Arbeit eines zwanzigjährigen Jünglings mögen diese „Stedinger" immerhin hingehen., Man darf wenigstens dreist behaupten, daß schon weit Unreiferes in die Welt geschickt ward. Dieses Trauerspiel, das wol noch in einem zweiten Theile eine Fortsetzung finden wird, schildert die Kämpfe der Stedinger, eines friesischen Stammes, mit den oldenburgischen Rittern und der bremer Geistlichkeit. Auch eine Schar friesischer Mädchen und Frauen wirkt unter Anführung der Heldin Theda mit. Vielleicht darf diese Amazonenschar für ein wirksames scenisches Hülfsmittel gelten. Inwieweit der Verfasser ohne dergleichen absonderliche Mittel wirken mag, das bleibt abzuwarten. Wir enthalten uns jeder weitern strengen Prüfung dieses Erstlingswerks, weil wir den Verfasser nicht gerade von dem undankbaren Leben eines Dramatikers zurückschrecken mögen, wollen hierin für ihn aber auch keine Aufforderung zu weitern Schritten auf der von ihm erst betretenen gefährlichen Bahn erblickt wissen.

11. Der Zunftmeister von Nürnberg. Schauspiel in fünf Acten. Von Oskar von Redwitz. Mainz, Kirchheim. 1860. 16. 26 Ngr.

Von „Siglinde" bis zu diesem „Zunftmeister", welch ungeheuerer Sprung! Sage man gegen Redwitz' Poesien, was man wolle, in gewisser Beziehung hat sich der Dichter der „Amaranth" vollständig revanchirt. Er lernte ein Rührstück schreiben. Er bequemte sich den Bühnenbedürfnissen sogar insoweit an, daß er anstatt wäßriger Verse erträgliche Prosa schrieb. Die Verfechter des strengen dramatischen Kunststils werden diesen „Zunftmeister" freilich nicht recht für voll gelten lassen, und in der That wird in den nürnberger Straßen, allwo das Redwitz'sche Stück spielt, unendlich viel dramatischer Tand feilgeboten. Aber die Masse packt dies Stück, und der Masse entspricht auch die halb liberale, halb bürgerlich philiströse Tendenz des Schauspiels, in dem ein Zunftgenosse die Tochter eines Patriciers heimführt. Es spielt zu Nürnberg in den Maitagen 1378 und behandelt den Streit zunftgenössischer Meister mit den das Wohl der Stadt allein berathenden Patriciern und Rathsherren. Insofern der Dichter auf Seite der Zunftgenossen tritt und das Verlangen derselben nach einem Antheil an der Regierung der Stadt unterstützt, insofern ist die liberale Tendenz vorherrschend; insofern aber trotz aller freisinnigen Redensarten der Kastengeist seine volle Weihe erhält, zeigt sich die durchaus bürgerlich philiströse Beschränktheit. Das Schauspiel ward übrigens fast überall mit Erfolg gegeben und die Bewerbung des Wilhelm Krafft um Agnes Behaim, die Tochter des regierenden Bürgermeisters vollständig gutgeheißen; da hat die Aesthetik jetzt viel Zeit, hinterdrein grämliche Miene zu ziehen und an der Redwitz'schen Prosa zu nergeln, weil sie sich zu oft im rhythmischen Flusse gäbe. Gegen Thatsachen zu streiten, bleibt fruchtlos. Es ist nun einmal so, daß sich Redwitz für seine ersten trostlosen dramatischen Kinder nach der vornhin bezeichneten Seite ziemlich glücklich revanchirt hat.

Wohl oder übel, wir werden hier am besten ein Werk einflicken, das mit dem Redwitz'schen Stücke die Rücksicht auf sogenannte gute Rollen, auf dankbare Abgänge, mehrfachen Hervorruf und einen Beutel Tantième gemein hat. Es nennt sich:

12. Maria von Burgund. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Hermann Hersch. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1860. 16. 16 Ngr.

Wenn es ein solches Stück, das keinem Zweck weiter [illegible] als abgespielt und dann für immer beiseite geworfen zu werden, nun nicht einmal bis zu dem Abgespieltwerden bringen [illegible] dann muß es wol tief unter der „Anna-Lise" stehen. [illegible]

sprichwörtlich zu reden, eine blinde Henne ein Korn findet, so fand Hersch seine „Anna-Lise". Jahre können vielleicht vergehen, ehe er einmal wieder einen Treffer zieht. Seit dieser „Anna-Lise" copirt er dieselbe immer wieder. So eine Copie der „Anna-Lise" ist auch diese „Maria von Burgund". Hermann Hersch kennt nichts weiter als ein etwas naiv albernes Mädchen und einen dummdreisten Burschen. Hat er beide in irgendeiner Kalenderhistorie aufgestöbert, so copulirt er sie schnurstracks in einem Ding von Drama, das als Lustspiel zu sentimental und als Schauspiel zu possenhaft ist. Seine „Maria von Burgund" bringt die Bewerbungsgeschichte des Erzherzogs Maximilian, des nachmaligen bekannten deutschen Kaisers um eben diese Maria. Aber wie bringt sie diese? In einer so humorlosen Weise, daß sich Hermann Hersch von seiner „Anna-Lise" das Lehrgeld nur wiedergeben lassen mag, denn zum Lustspieldichter fehlt ihm vollständig das Zeug. Doch was ereifern wir uns. Man soll dem Feinde goldene Brücken bauen! Sind wir nun auch einmal auf die Literatur der „Anna-Lise" arg verbissen, so wollen wir Hermann Hersch damit doch nicht literarisch todtschlagen. Wir wollen ihm die goldene Brücke mit dem frommen Wunsche bauen, er möge doch wenigstens nur noch einmal in seinem Leben eine hübsche runde Summe an Tantième davontragen wie bei der „Anna-Lise", wenn auch nur, damit das ominöse „eine blinde Henne findet auch 'mal ein Korn" auf ihn keine Anwendung mehr finde.

Wir gehen nun zu den Tendenzstücken über, deren Stoff in den Anfang des Jahrhunderts fällt.

13. Dramatische Werke von Ludwig Eckardt. III. Palm, ein deutscher Bürger. Trauerspiel in fünf Acten. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1860. Gr. 16. 27 Ngr.

Ein politisch Lied, pfui ein garstig Lied! Die Zeit ist dagewesen, in der man politische Stücke garstige Stücke nannte. Sie kann wiederkehren. Dann wird eine Tragödie wie dieser „Palm" vielleicht ein garstig Stück heißen müssen. Eckardt betrachtet „den Kampf gegen Neufrankreich und den Napoleonismus als die heiligste Aufgabe des deutschen Schriftstellers der Gegenwart", weil die wahre Freiheit aus germanischem Boden, nicht aus romanischen Vulkanen und slawischen Steppen emporwachse. Sein Standpunkt sei der germanische. Er wolle nicht die Preußen, nicht die Oesterreicher allein, er wolle alle Germanen — von den Alpen bis zum Eismeer im Norden — und alle mit den Germanen zu verbündenden Völker zum Kampfe gegen die beiden Kaiserreiche, Frankreich und Rußland, aufrufen, die sich in Europa theilen, die Freiheit niedertreten und über entsittlichte Massen herrschen wollen. Halt, wir mögen aus der Vorrede keine weitern Auszüge bieten. Von einem Dramatiker, der von den Bretern herab auf das Volk sittlich wirken will, steht vor allem die Vermeidung der Uebertreibung und Caricatur zu erwarten. Was soll denn dies Sich-in-die-Brust-werfen und mit Hinblick auf das geknechtete Frankreich und Rußland dieser stete Ausruf: „Gott ich danke dir, daß ich einer edlern Nation, der germanischen angehöre!" Dieses „edler" oder „nicht edler" müßte doch am Ende auch bei uns durch gezogene Kanonen erprobt werden. Ein Glück für die Tragödie „Palm", daß sie besser ist als die ihr vorangeschickte Rede des Verfassers. Eckardt versenkte sich in den Stoff mit offenbarer Begeisterung. Darum gelangen ihm hier die meisten Charakterzeichnungen besser als in seinem früher geschriebenen „Schiller". Auch zeigte sich das Publikum einzelner Orte durch des Verfassers patriotische Wärme sehr lebhaft angeregt, während es anderwärts kühler und zurückhaltender blieb. Palm selbst, dieser nürnbergische Buchhändler, der durch die Willkür der Franzosen 1806 wegen einer Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" ums Leben kam, ist mit dem ganzen Aufwande edler deutscher Gesinnung ausgestattet; im jenenser Studenten Franz von Rohr aber findet der deutsche Patriotismus ein wirklich nicht beneidenswerthes Opfer. Hinsichtlich der eigenen Zuthaten rechten wir mit dem Verfasser nicht zu sehr, es hält wol schwer, sich bei den in eine Tragödie der Neuzeit eingeflochtenen Liebesscenen aller Trivialitäten zu enthalten. Nur den tragischen Ausgang wünschten wir etwas tragischer. Auch stört uns der Hinblick auf die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, auf die ein Tag von Jena folgte, ganz gewaltig. Nicht minder die Prophezeiung Palm's am Schlusse der Tragödie. „Preußen, halte hoch deine Fahne! In diesem Kampfe ist es Deutschlands Banner! Du wirst siegen, endlich siegen, sollten dich auch schwere Schläge treffen. Deutscher Adler, ich schaue deinen Siegeslauf. Du fliegst über den Rhein. Du führst deine Völker nach Paris. Sieg! Sieg! Und am Himmel glänzt die deutsche Kaiserkrone wieder.... Held, den wir erwarten, komm und fasse sie! Vorwärts, ihr Franken, führt mich zum Tode! Rührt die Trommel! Sie wird doch den Ruf nicht übertönen, den ich noch fernen Enkeln zurufen werde, ein Verklärter, in neuen Tagen der Gefahr, den Mahn- und Jubelruf: Hoch du Traum der Zukunft, hoch du freies, großes, einiges Deutschland! hoch!" Was der Verfasser selbst einen Traum der Zukunft nennt, das werden wir vorläufig als nichts anderes denn als einen schönen Traum aufzufassen haben, der den Gang der Gegenwart nicht beirrt.

14. Theodor Körner. Melodrama in einem Act. Von Heinrich Dreher. Musik mit Beibehaltung von Melodien zu Körner'schen Liedern. Ouvertüre von R. Genée. Wiesbaden, Limbarth. 1860. 8. 7½ Ngr.

Eine Bluette von dreißig und einigen Seiten. Ein Vaudeville mit einer kecken Soubrettenrolle. Ein Melodrama, vollgepfropft mit bekannten Körner'schen Liedern, Trauermärschen, Ahnungen, thränenreichen Abschieden und andern theatralischen Hülfsmitteln. Das Stückchen macht keinen Anspruch auf ästhetischen Werth, es will durch Schilderung der letzten Lebensstunden des gefeierten Helden wohlfeile Wirkung erzielen. Stören wir den Verfasser also nicht in seinem Vergnügen und stecken wir den ästhetischen Zollstock ruhig in die Tasche.

Emil Müller-Samswegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Friedrich II. von Preußen.

Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation. Von Onno Klopp. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hier haben wir ein sehr gewandt geschriebenes politisches Pamphlet von vollen 32 Bogen. Wie, wird man fragen, eine bloße Parteiflugschrift so weitschweifig und doch gewandt geschrieben? Allerdings, antworten wir, denn gerade die äußere Stärke ist gewissermaßen auch die innere Stärke der vorliegenden Broschüre. Der Umfang soll ihr ein zutrauenerweckendes Ansehen, die Gestalt soll ihr Würde geben; mit einem Wort, sie erscheint als Geschichtswerk maskirt, um in soliden Häusern Eintritt und Aufnahme zu finden. Man muß wirklich sagen, der Verfasser hat es geschickt genug angefangen, seine Lehren einer Klasse von Menschen in die Hand zu spielen, welche um keinen Preis von denselben hätte Notiz nehmen mögen, wenn sie einfach geboten worden wären als das, was sie wirklich sind, als Parteiergüsse der allerleidenschaftlichsten Art. Aber seine literarische Geschicklichkeit wird Klopp nichts helfen, wo er darauf als auf sein Ein und Alles angewiesen ist. Die Sache, für die er mit seiner neuesten Schrift kämpft, ist an sich zu unkräftig und hinfällig, die Sache, gegen die er ankämpft, viel zu groß und gewaltig, als daß der Verfasser von aller aufgewandten Mühe einen nennenswerthen Erfolg zu hoffen, die Gegenpartei einen solchen zu fürchten hätte. Das erstaunlichste literarische Talent kann sich mit einer neuen Art, den alten Fritz zu beurtheilen, bei der deutschen Nation nur schaden; das hat das Beispiel Macaulay's bewiesen. Was wir vom alten Fritz zu denken haben, das wissen wir Deutschen so vollständig und fest, daß uns weder die großartige nationale Beschränktheit eines berühmten Engländers, noch etwa gar die Heilige römische Reichs-Spiegelfechterei Onno Klopp's darin erschüttern wird.

Es ist charakteristisch für die Partei, zu welcher Klopp zählt, daß sie die Feinde und deren Sache, wie sie wirklich sind, von vornherein zum Bekämpfen nicht brauchen kann. Strohmänner, welche sie selbst aufgestellt hat, sind die Feinde, welche sie zu bekämpfen liebt, welche sie zu besiegen pflegt. Vielleicht stammen daher ihre großen Niederlagen auf dem Gebiete des Lebens, wo der Feind sich nicht fingiren läßt, sondern sich selbst stellt. Auf dem Gebiete der Literatur kann man sich den Krieg bequem machen, denn die Geduld des Papiers ist sprichwörtlich; auf dem Papier läßt sich das Verhaßte zum Hassen, zum Abschlachten nach allen Regeln des Handwerks zurecht legen. Das hat sich Klopp im vorliegenden Falle weidlich zu Nutze gemacht. Die Gelegenheit zu 500 Seiten langen Schmähungen und Verdrehungen hat er sich in einer kurzen Vorrede selbst geschaffen. Um Friedrich den Großen auf die haarsträubendste Weise deshalb herunterreißen zu können, daß er kein Vertreter der Ideen des Jahres 1813 gewesen sei, behauptet Klopp, die kleindeutsche Partei habe den König dafür ausgegeben. Um die nationalen Hoffnungen von Preußen durch den Nachweis abzulenken, daß Preußen zum Verderben Deutschlands herangewachsen sei, beschuldigt er diejenigen, welche im Wachsthum Preußens das Heil eines neuen Deutschland erblicken, das Heil des alten darin erblickt zu haben. Um zu seinen Zwecken die einander entgegengesetzten Endziele und Beweggründe himmelweit verschiedener Zeitalter ungestraft durcheinander mischen zu dürfen, beschuldigt Klopp die Gegner ungeschichtlicher Verwirrtheit.

Wir sind nun sehr weit entfernt, dagegen zu glauben, Klopp habe nicht vollkommen klar gewußt, was er beginne. Ein confuser Kopf scheint uns der Verfasser dieses Buchs am allerwenigsten zu sein. Er würde sich vermuthlich höchlichst darüber belustigen, wollte man sich mit gutherziger Ehrlichkeit daranmachen, sein Pamphlet als Geschichtswerk zu behandeln und mühsam zu widerlegen. Wir werden ihm diesen Gefallen gewiß nicht thun. Wenn wir in dem ganzen Buche auch kein Kapitel, keine Seite, ja keine Zeile gefunden haben, die uns nicht zum Widerspruch reizte, so beruhigten wir uns doch schnell genug bei dem tröstlichen Bewußtsein, daß die Klopp'schen Behauptungen sammt und sonders im voraus hinreichend widerlegt waren, nicht allein von Geschichtschreibern, welche diesen Namen mit etwas mehr Recht beanspruchen können, als der großdeutsche Verkleinerer Friedrich's des Einzigen, sondern, was weit mehr sagen will, auch durch die Wirklichkeit, wie sie vor unserer aller Augen liegt. Europa, Deutschland, Preußen und Oesterreich könnten so nicht aussehen, wie sie gegenwärtig aussehen, wenn nur die Hälfte von alledem wahr wäre, was Klopp über die Entwickelung der heutigen Lage zusammengeschrieben.

Zwar die weltbekannten Thatsachen waren nicht zu verfälschen, und wir können, auch wie sie hier austreten, ihre Richtigkeit getrost zugeben; aber ihr eigener Sinn ist überall hinweggedeutet, ihr lebendiger Geist ausgetrieben und dafür der Klopp'sche untergeschoben, für den Geist der Geschichte derjenige der Politik, wie die Partei seiner bedarf. Zu einem Wechselbalge sehen wir eine wunderbare Heroengestalt umgewandelt, indem ihr Klopp vor unsern Augen die Glieder verrenkt, die Sinneswerkzeuge verdreht und das Oberste zu unterst kehrt; freilich hat er die einzelnen Theile gelassen, wie sie waren, und doch, was ist aus dem alten Fritz und seinem Säculum geworden! Man wird es gewiß gern erfahren, was daraus geworden ist. Wir hoffen unsern Lesern einen bessern Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen die Resultate einer solchen Klopp'schen Geschichtsverarbeitung kurz und bündig mittheilen, als wenn wir mit dem möglichsten Aufwande von Kenntnissen eine ganz überflüssige Widerlegung versuchen wollten. Lassen wir daher Onno Klopp sprechen.

Friedrich II., sagt er ungefähr, wird sehr mit Unrecht der Große genannt, denn er zuerst schuf jenen verderblichen Dualismus in Deutschland, von dem früher keine Spur vorhanden war. Nicht die Reformation, nicht der Dreißigjährige Krieg haben das deutsche Volk gespalten, sondern die Bemühungen des dritten Preußenkönigs, ein Ding, nation prussienne genannt, hervorzubringen. Nicht die Erbärmlichkeit einer ganzen Reihe von habsburgischen Kaisern, nicht die Unmöglichkeit einer Verfassung, der die Reformation den Boden unter den Füßen weggezogen, nicht innere Fäulniß haben das alte Reich vom Leben zum Tode gebracht, sondern die sittenlose Rauf- und Raublust eines Fürsten, dem nichts heilig war, am wenigsten das Vaterland, dem er Gehorsam und Treue schuldete. Friedrich stammte aus einem Geschlecht, in welchem Ländererwerbungstrieb und widerliches Mistrauen zwischen Throninhaber und Thronerben hergebrachte Familienlaster waren. Seine Vorgänger kann man gleichwol ehrenwerthe Leute nennen wegen ihrer steten Anhänglichkeit und Treue für Kaiser und Reich. Daß der wiener Hof sich von der Eitelkeit des Kurfürsten Friedrich III. die preußische Königskrone abschmeicheln ließ, war allerdings ein großer politischer Fehler, dessen tödliche Folgen sich aber nicht vorhersehen ließen, da die betreffende Bittstellerei beim Kaiser doch eine glänzende Anerkennung von dessen Oberherrlichkeit enthielt und da überdies der neugebackene König von Preußen wie sein nächster Erbe ein pflichtgetreuer Vasall zu bleiben gelobte und wirklich blieb. Die ersten Könige von Preußen versündigten sich in der That durch nichts gegen das Heilige römische Reich, als dadurch, daß sie ohne Aussicht auf eigenen Vortheil nicht sehr bereit waren, dem Kaiser für seine Hauskriege mehr Truppen als das verfassungsmäßige Contingent zu stellen.

Die Schlange wuchs erst in dem Sohne Friedrich Wilhelm's I. heran und da der Kaiser selbst durch seine Fürsprache den Kronprinzen nach dem bekannten Fluchtversuche vom Tode rettete, so kann man sagen, Oesterreich habe die Schlange am eigenen Busen genährt. Unter den vielen Lastern des jungen Unholdes war eine gewisse Unmännlichkeit nicht das geringste. Es ist empörend, mit welch feiger Unterwürfigkeit sich Friedrich eine Gattin aufzwingen ließ, von welcher sein Herz nichts wissen mochte. Statt dem König mit der Forderung freier Wahl männlich-offen entgegenzutreten und sich dadurch zum Besten Oesterreichs und Onno Klopp's den Hals zu brechen, zog es Friedrich vor, sich auf dieselbe Weise verheirathen zu lassen, auf welche die meisten Fürstenkinder verheirathet werden, und zum Unsegen jenes Großdeutschland, in welchem die Klopps am besten gedeihen würden, am Leben zu bleiben. Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich II. den preußischen Thron. Noch aber wartete er mit seinen schwarzen Anschlägen gegen Oesterreich bis zum Tode Karl's VI., den 20. October 1740, denn mit einem Manne sehnte er sich keineswegs zu schlagen und brach erst los, als ein vermeintlich schwaches Weib ihm gegenüberstand. Solange der gefürchtete Kaiser noch lebte, schrieb Friedrich am „Anti-Macchiavell“ und streute der Welt Friedenssand in die Augen. Kaum jedoch war der letzte Habsburger in die Gruft gestiegen, als Friedrich auch die Schauspielermaske von sich warf und gegen den Rath aller wohlmeinenden und vernünftigen Menschen seiner schamlosen Rauflust und Ländergier freien Lauf ließ. Er erneuerte die verjährten und längst aufgegebenen Ansprüche — weshalb Ansprüche? Wie konnte sich ein bloßer Kurfürst des Reichs überhaupt unterstehen, Ansprüche zu machen? — auf einige schlesische Fürstenthümer, erneuerte sie in einer Weise, die keinen Zweifel übrig ließ, daß er Krieg um jeden Preis, nicht gütlichen Vergleich haben wolle. So begann er denn überhaupt alle seine Kriege aus dem Stegreif, am frechsten den Siebenjährigen. Das böse Gewissen war es, was ihm nie Ruhe finden, was ihn ewig argwöhnen und fürchten ließ. Mochte es wirklich wahr sein, daß man ihm den ungestörten Besitz seines Raubes nicht gönnen wollte, was er, übrigens auf die verwerflichste Weise, in Erfahrung gebracht zu haben behauptete, so mußte er doch wol die That erst abwarten, mußte erst warten, bis man ihm Schlesien wieder genommen haben würde. Aber darauf pflegte er überhaupt niemals Rücksicht zu nehmen, ob seine Feinde auch schon hinlänglich gerüstet seien. Immer brach er los, wenn es gerade in seinem Interesse lag, immer schloß er Frieden nur zum eigenen Besten. Er bediente sich der Fran-

zosen schändlicherweise im deutschen Vaterlande als echter Reichsfeind und hinterher sorgte er nicht einmal für den Vortheil seiner Verbündeten, der armen Franzosen, sondern kehrte sich höchst unmoralisch keinen Deut um sie, als es ihm gelegen war, mit Oesterreich abzuschliessen. So suchte er auch den Krieg immer in fremde glückliche Länder zu tragen und gab seine eigenen niemals freiwillig zum Kriegsschauplatz her. Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß er den Beinamen des Großen, wenn man ihm denselben durchaus zugestehen wollte, immer noch am ersten als Kriegsmann verdienen würde, obgleich es auch da so ganz geheuer mit seiner Größe eben nicht ist. Sehr geflissentlich zählt ihn Prinz Heinrich, sein berühmter Bruder, unter den Helden des Siebenjährigen Kriegs nicht mit. Denn in Wahrheit riß auch bei der Armee überall da Verwirrung und Unordnung ein, wo Friedrich persönlich erschien. Im Felde wie daheim verdarb seine eigensinnige Beschränktheit die besten Plane anderer. Gott weiß, wie er es trotzdem angefangen hat, die herrlichen Oesterreicher zu schlagen, bei denen es so viel besser aussah.

Und Schlesien! Wie hat es kommen können, daß sich dieses unter dem kaiserlichen Scepter so blühende, so glückliche, so freie Land der Tyrannei Friedrich's hat beugen müssen? Lag es doch so klar am Tage, daß alle preußischen Redereien von österreichischer Bedrückung und gefährdeter Glaubensfreiheit nichts als eitel Lug und Trug waren. Denn war ja eine Religion in Schlesien während der österreichischen Herrschaft gedrückt, dann gewiß die katholische, deren Bekenner verfassungsmäßig nicht einmal in den hauptstädtischen Magistrat gewählt werden durften. Aber die armen Schlesier wehrten sich auch mit Hand und Fuß gegen das Glück, das ihnen der König von Preußen aufdrang und nur mit Widerstreben fügten sie sich endlich in ihr hartes Schicksal.

Es ist dem König, der seine Waffen hauptsächlich nur gegen Kaiser und Reich richtete, ordentlich hoch angerechnet worden, daß er bei Roßbach auch einmal die Franzosen getroffen. Doch davon sollte man lieber schweigen. Denn in Wahrheit ist dem König keiner seiner Siege weniger erfreulich, ja unangenehmer gewesen als gerade dieser. Nur vielleicht die Betrachtung, daß doch auch die Reichsarmee zugleich mit seinen lieben Franzosen davongelaufen, konnte den geschworenen Feind des deutschen Vaterlandes einigermaßen mit dem Tage von Roßbach versöhnen. Wo nicht deutsches Bruderblut vergossen wurde, war dem abtrünnigen Brandenburger nicht wohl.

Und ruinirte Friedrich im Kriege mit Vorliebe deutsche Nachbarländer, so widmete er die Muße der Friedensjahre um so ausschließlicher dem Verderben seiner eigenen Provinzen. Wie er diese nach und nach durch seine Verkehrtheit heruntergebracht hat, ist ganz unsaglich. Er bediente sich dabei der Hülfe des Grafen Herzberg, eines läppischen Schwindlers, und des bekannten Leibfranzosen. Wahre Anstrengung des Fleißes und der Kunst wurde aufgewendet, um das Land zu entvölkern, auszusaugen und wüst zu legen. Fassen wir uns über das Ende des Königs kurz; es war nach Klopp so verderblich für das deutsche Vaterland wie sein Anfang. Mit einem Bruderkriege begann Friedrich seine unheilvolle Thätigkeit und lehrte den Pommern zuerst den Tiroler hassen. Als Vasall der russischen Zarin, von allen Bessern gemieden und dadurch in die Arme des nordischen Bären getrieben, verhauchte er sein für die deutsche Freiheit und Einheit mörderisches Leben. Demüthig schwänzelte und wedelte er die letzten Jahre vor Katharinen um einen gnädigen Blick; was er empfing, war kaum besser als ein verächtlicher Fußtritt. Also vom rächenden Schicksal ereilt sank er in die Gruft der potsdamer Garnisonkirche. Er sank hin — die Welt athmete freier, sein Volk enthielt sich aus Pietät lauten Jubels und niemand weinte als ein gewisser Möllendorf.

Meisterhaft durchgeführt. So nur konnte der Schluß sein, wenn alles Vorhergehende war, wie es Klopp geschildert. Mit Befriedigung wird dies Buch zuklappen, wer es mit Befriedigung gelesen. Dem Tyrannen ist sein Recht geschehen; das Land, das Volk, das er so behandelt, konnte ihn nicht lieben, es mußte ihn verabscheuen.

Ja, ihr Großdeutschen, die ihr meist im fernen Süden wohnt, lest, sofern ihr nie die altpreußischen Provinzen mit Augen geschaut, lest das gründliche Geschichtswerk Klopp's, und ihr werdet eine Vorstellung vom Norden gewinnen, welche euch die verrätherischen Bestrebungen des Nationalvereins noch mehr lächerlich als hassenswerth erscheinen lassen wird. Bedenkt, daß die schmachvolle Wirthschaft jenes Unsinnigen, den sein zusammengelaufenes Gesindel den Großen genannt, so lange eben nicht hinter uns liegt, daß noch mancher lebt, der unter ihm geboren ist, daß ihre schrecklichen Spuren demnach wol kaum schon verwischt sein können. Nein, die Wüste Sahara erfreut sich nach Klopp's Ermittelungen sicher eines glücklichen Zustandes gegen die Länder, welche vor 80 Jahren Friedrich II. beherrschte und welche, wenn ihr den Verlockungen der deutschen Garibaldianer folgt, euch einst beherrschen sollen.

Für uns aber, die wir in den unglückseligen Ländern wohnen, welche Friedrich's schwere Hand jüngst verödet hat, für uns wäre es langweilig, der Weisheit Klopp's noch länger zu lauschen, da wir doch die Resultate der kläglichen Wirthschaft jenes vernagelten Hohenzollernfürsten täglich vor Augen haben und deren Nachwirkung fortdauernd an unsern eigenen Verhältnissen spüren.

Wohl könnten wir fragen, woher es denn zum Beispiel kommen mag, daß die Ostfriesen, deren Geschichte Klopp seine Feder schon früher gewidmet, deren Land er auch in diesem Werke wieder als von der preußischen Herrschaft hart mitgenommen dargestellt hat, doch noch heute von ihrer eigenen Regierung ziemlich deutlich preußischer Sympathien bezüchtigt werden? Aber was könnten wir nicht überhaupt alles fragen! Lassen wir die Fragen beiseite, sehen wir ab von allen einzelnen Vorwürfen, die Klopp dem Regimente Friedrich's des Großen gemacht, zum Theil nur mit frischem Gewürz wieder aufgewärmt hat, gehen wir auf das Historische gar nicht ein, halten wir uns einzig ans Politische.

Die Ansicht, daß Friedrich der Große bereits ein Träger der Ideen vom Jahre 1813 gewesen, wäre von Klopp nun gründlich widerlegt. Es wird sich niemand zu ihrer Vertheidigung rühren, denn, wie gesagt, es hat sie nie jemand aufgestellt, als Klopp selbst. Daß nun aber Klopp ja nicht etwa einen andern Satz, der wirklich im Munde der Kleindeutschen ist und mit dem obigen allzu leicht vermengt werden könnte, für beiläufig abgethan hält und ausgibt. Die Thaten Friedrich's haben von den Ideen des Jahres 1813 nichts gewußt; desto mehr aber die Ideen des Jahres 1813 von den Thaten Friedrich's. Einen Zusammenhang zwischen beiden behaupten wir allerdings, nur gerade den nicht, der für Klopp am leichtesten zu bestreiten war.

Friedrich, indem er auf Kosten des Römischen Reichs deutscher Nation eine norddeutsche Großmacht preußischer Nation auszubilden bestrebt war, wollte vorläufig damit sicher nichts weiter thun, als was er eben ersichtlich that. Zunächst beschädigte er Kaiser und Reich — gewiß! Aber wir bestreiten, daß das verderblich für uns war. Wir behaupten im Gegentheil, daß das Heilige römische Reich von 1740 zerstört werden mußte, wenn die deutsche Nation in den nahenden Stürmen des Revolutionszeitalters nothdürftig erhalten bleiben sollte, und daß es um die deutsche Nation gegenwärtig noch zehnmal besser stände, wenn es dem großen Friedrich gelungen wäre, das Reich noch weit vollständiger, nämlich ganz und gar umzustürzen, oder wenn die Nachfolger Friedrich's mit seinem Genie auf der alten Bahn fortzuschreiten vermocht hätten. Klopp geht überall von der irrthümlichen Voraussetzung aus, daß an dem Heiligen römischen Reich von 1740 etwas zu verlieren war. Durchaus nicht. Auch an der damaligen deutschen Nation war nichts zu verlieren; Klopp sagt es an einer Stelle selbst. Was immer auf Kosten des Reichs und der Nation in ihrer damaligen Verfassung sich von innen heraus entwickeln mochte war ein Gewinn, ein Fort-

schritt zum Bessern und konnte nichts anderes sein. Ob der Ansatz zu einer neubelebten Generation nation prussienne oder Jungdeutschland oder sonstwie genannt werden mochte, was konnte der Name der Sache anhaben?

Es schmälert auch das Verdienst Friedrich's des Großen im geringsten nicht, wenn er wirklich durch seine Thaten den deutschen Dualismus erst begründet haben sollte. Zwar fürchten wir sehr, Klopp müßte, wenn es ihm um den Hauptbegründer dieses Dualismus zu thun wäre, über den von ihm gewiß sehr verehrten großen Kaiser Karl V. all die Galle ausschütten, die er am alten Fritz verschwendet. Doch möge unsertwegen auch der Preußenkönig der Zerstörer der alten Reichseinheit sein; in Wahrheit war diese Einheit von 1740 ebenso wenig werth als das Reich selbst. Wozu Einheit, wenn nicht Macht daraus entspringt? Oesterreich hielt das Reich im vorigen Jahrhundert allerdings noch nothdürftig zusammen; aber, gleichgültig warum, es nutzte dessen Kräfte nicht aus, sondern verwehrte andern nur sie auszunutzen. Die Kräfte des eigentlichen Reichs verfaulten und verdorrten oder wurden auf die nichtswürdigste Art vergeudet. Wurden sie trotz Oesterreich irgendwo angespannt, gesammelt und weise benutzt, so mußte daraus entstehen, was in Brandenburg durch das Verdienst der Hohenzollern daraus entstanden ist.

Doch kein Wort weiter. Es ist hier weder durch einen Streit über Geschichte noch über Politik etwas zu gewinnen. Klopp und die Ultramontanen wissen das Richtige ebenso gut als wir; sie wollen es nur nicht wissen, weil es ihnen nicht paßt. Unser Haupttrost bleibt immer, daß durch Herabsetzen der Größe des Gegners die eigene Größe nicht wächst. Mögen jene Herren bei Hurter in Schaffhausen noch so grimmige Werke über Friedrich II. oder sonstwelchen Zollernfürsten drucken lassen, die Ferdinande werden dadurch nicht größer. Ebenso wenig als es gelingen kann den Lessing, Schiller und Goethe einen Stolberg, Friedrich Schlegel und Zacharias Werner mit Erfolg gegenüberzustellen, ebenso wenig ist dem Ruhm und der Verehrung, welchen die Fürsten und Helden des protestantischen Nordens beim deutschen Volke genießen, etwas zum besten gewisser großdeutscher Heldenbilder abzuzwacken. Friedrich der Große vor allem steht so sicher und ewig hoch vor Onno Klopp und den Seinen wie der Mond vor dem Bellen des Mopses.

M. E. Lessing.

Literarhistorische Sammlungen.

J. W. Schaefer, namentlich durch seine mit deutscher Gewissenhaftigkeit geschriebene Goethe-Biographie und andere literarhistorische Arbeiten rühmlich bekannt, gab in zwei starken Theilen heraus: „Literaturbilder. Darstellungen aus den Werken der vorzüglichsten Literaturhistoriker" (Leipzig, Brandstetter, 1861). Das Werk ist laut dem Titel „zur Belebung des Unterrichts und der Privatlectüre" bestimmt und mit einem schönen Bildnisse Lessing's nach May geschmückt. Der Herausgeber bemerkt im Vorworte: „Bei der Fülle ausgezeichneter Leistungen im Fache der Literaturwissenschaft schien es an der Zeit zu sein — gleichwie man auf andern Gebieten der Geschichte mit Beifall und Erfolg versucht hat —, sowol die prägnanten Momente und Hauptwerke unserer Literatur als die historische und ästhetische Behandlungsweise ihrer Geschichte durch erlesene Darstellungen aus literarhistorischen Schriften zu veranschaulichen. Es versteht sich, daß der zusammenhängende Unterricht voraus oder zur Seite gehen muß. Alsdann gestaltet sich durch die Beihülfe solcher vielseitig ausgeführten Literaturbilder ein lebenvolleres Gesammtgemälde der Literatur, als wo der einzelne in gleichmäßig fortlaufender Darstellung die literarischen Erzeugnisse alter wie neuer Zeit zu schildern unternimmt; denn mehr, als in den Darstellungen der politischen Geschichte der Fall ist, wird auch in den besten literarhistorischen Werken eine gewisse Einförmigkeit unvermeidlich. Der Lehrer aber, der sein Studium nicht über eine große Anzahl von Literaturgeschichten verbreiten kann, erhält durch eine solche Sammlung die trefflichste Uebungsschule, um mit der verschiedenartigen Behandlungsweise sich vertraut zu machen und dadurch die Form seines Vortrags zu bilden. Nebeneinander erscheint hier, um nur einige der hervorragendsten Literarhistoriker zu nennen, Vilmar's warme Behandlung der mittelalterlichen Sagendichtung neben der das literarische Material von allen Seiten geistvoll verknüpfenden Combinationsgabe eines Gervinus, die sichere, jedes Wort wägende, in gleichem, ruhigem Schritt dahinschreitende Kritik eines Koberstein und Wackernagel neben Kurz' und Hillebrand's sinniger, auf alles Schöne liebevoll eingehender und in klarer Ausführlichkeit sich entwickelnder Darstellung, Cholevius' vom Ideal der griechischen Kunst ausgehender Auffassung neben der vom christlich-religiösen Standpunkte bedingten Beurtheilung Gelzer's. Der Herausgeber bemühte sich vor allem solche Abhandlungen zu wählen, „welche mit gründlicher Kenntniß der Sache ein warmes, doch vorurtheilfreies Interesse für die Geistesrichtung des beurtheilten Schriftstellers verbinden"; neben dem wissenschaftlichen Werthe der Darstellung fand denn aber auch begreiflicherweise die stilistische Form ganz besondere Beachtung. Der Herausgeber bemerkt weiter: „Bei den bedeutenden Fortschritten, welche die Behandlung der Literaturgeschichte seit einem Vierteljahrhundert gemacht hat, konnten nur wenige Aufsätze der ältern Literarhistoriker für unsern Zweck brauchbar erscheinen. Doch sind Bouterwek, Wachler, Horn durch einige Abschnitte, die der Beachtung noch immer würdig schienen, schon aus Pietät gegen das Andenken ihrer Verdienste ebenfalls aufgenommen. Die Sammlung sollte zugleich ein Bild unserer Literaturgeschichte sein. Auch unter den Neuern mußten daher manche vertreten sein, die sich selbst nicht in die erste Linie deutscher Literarhistoriker werden stellen wollen." Außer von den schon Genannten enthält die Sammlung noch literarhistorische Darstellungen und Charakteristiken von Tieck („Ueber die Minnelieder"), J. Grimm („Wandlungen der lyrischen Kunstpoesie oder des Meistergesangs" und „Thiersage und Thierfabel"), K. Goedeke („Heiligen-Legenden"), Hoffmann von Fallersleben („Ueber das Verhältniß der Geistlichen zur Poesie des 13. Jahrhunderts" und „Luther's Verdienste um die deutsche Sprache"), W. A. Passow („Das Drama der Gelehrtenpoesie"), R. Prutz („Die Haupt- und Staatsactionen um 1700" u. s. w.), J. Tittmann („Die Gründung des Blumenordens an der Pegnitz"), F. C. Schlosser („Zustand der Literatur im Beginn des 18. Jahrhunderts" und „Die literarische Kritik in den Händen von Klotz und Nicolai"), Guhrauer, Hagenbach, J. W. Loebell, A. Stahr, F. Paldamus, W. Herbst („Matthias Claudius als Volksdichter"), W. E. Weber, W. von Bippen („Voß und Stolberg in Eutin"), K. Schwenck, H. Viehoff, K. Rosenkranz und Julian Schmidt. Auch begegnen wir dem Namen Goethe mit einer Charakteristik der deutschen Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts, einer Charakteristik Winckelmann's und einem Auszuge aus seiner herrlichen Gedächtnißrede auf Wieland, und Karoline von Herder mit einer Charakteristik Herder's. Der Herausgeber, der auch mehrere Abhandlungen von seiner Hand aufgenommen hat, bewegt sich mit ersichtlicher Vorliebe, wenn auch nicht ausschließlich in dem Kreise des Schlosser-Gervinus'schen Richtung und ihrer Anhänger; da nun aber diese Schule, so Vorzügliches sie auch geleistet hat, doch, den Standpunkt der reinen Kunst in Betracht gezogen, von einseitigen Tendenzen oder einer gewissen doctrinären Trockenheit keineswegs ganz frei ist und da eine völlige Uebereinstimmung der Urtheile und Ansichten doch einmal bei einem solchen Sammelwerke nicht zu erreichen war, so fragt sich, ob der Herausgeber nicht auch die Hauptkritiker der romantischen Schule, also außer Tieck z. B. auch die beiden Schlegel, die man ungern vermißt, und die Hauptrepräsentanten der eigentlich modernen oder jungdeutschen Richtung wie Heine, Mundt, Kühne, Laube, Gottschall u. s. w. hätte berücksichtigen sollen. Irgendeine Charakteristik, die für seinen Zweck brauchbar war, würde er wol bei einem jeden der Genannten gefunden haben. Daß der Herausgeber die Poesiebewegung des 19. Jahrhunderts ausschloß, wollen wir nicht gerade

tadeln, insofern er nur damit nicht sagen will, daß seit Schiller, Goethe und Jean Paul gar nichts geleistet worden, was auf Dauer und literarhistorische Betrachtung Anspruch habe. Wäre dies wirklich der Fall, so würde die Schmach davon nicht auf die einzelnen Poeten, sondern auf die Zeit und die Nation selbst zurückfallen, diejenigen mit einbegriffen, welche einer so verzweifelten Ansicht huldigen.

Nur kurz gedenken wir der Sammlung „Auserwählte Briefe deutscher Männer und Frauen", herausgegeben von H. Kletke (Berlin, Hasselberg); denn so interessant diese Sammlung in ihrer Art auch ist, so hat sie doch keine direct literarhistorische Tendenz und Bedeutung, da der Herausgeber bei der Auswahl der Briefe fast ausschließlich nur solche berücksichtigt hat, in denen vorzugsweise das Gemüthsleben der betreffenden Männer und Frauen zur Erscheinung und das innerliche und geistige Erfassen menschlicher Lebensverhältnisse zum Ausdruck kommt. Man findet hier Briefe von Goethe, Goethe's Mutter und Schwester, Bettina, Wieland, Gräfin Bernstorff, Schiller, Körner, Charlotte von Lengefeld, Karoline von Beulwitz, Herder und seiner Frau, Merck (aus den Tagen seines Unglücks und einen Krankheitszustand enthüllend, welcher uns an denjenigen Friedrich List's kurz vor seinem freiwilligen Ende erinnerte), Lavater, Forster, F. Jacobi, Jean Paul, Voß, W. von Humboldt, Clemens Brentano, H. von Kleist, Schleiermacher, den Brüdern Humboldt u. s. w. Diese Sammlung, der in einem Anhang kurzgefaßte Biographien beigegeben sind, dürfte sich vorzugsweise gebildeten und zartfühlenden Frauen zur Lectüre empfehlen.

H. M.

Novellistik.

Novellen von Marino. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegendes Bändchen bildet eine höchst anziehende Erscheinung im Gebiete unserer novellistischen Literatur und ist in nicht gewöhnlichem Grade ansprechend durch Form und Inhalt.

Den Klang der ersten Novelle verkündet schon der Titel: „Eine Septime." Wir sehen reich gestaltete Lebensverhältnisse, schöne Charaktere vor uns, wir sehen tiefe Herzen ineinander klingen, aber der eine Ton, der die Septime zum Accord, der die Verhältnisse, die Neigungen, die Charaktere zur Vollgestaltung bringt, der fehlt. Dieses Hindrängen zu vollem Accord führt uns der (?) Verfasser in seiner Erzählung in anmuthiger und höchst interessanter Schilderung vor. Die Kunst Valentinens, die dem Herzen des Weibes genugthut, bis die Liebe in dasselbe einzieht; diese Liebe der Hochbegabten in ihrer mangelnden Urtheilskraft über den Werth des Geliebten; dessen Leidenschaft zu ihr, seine Charakterschwäche, die ihn in beständiger Erwägung des Für und Wider in ohnmächtiger Passivität in die Arme des ungeliebten Weibes treibt; dann wieder die starke Liebe des charaktervollen Theodor zu Valentine, nur von schwesterlicher Neigung erwidert, die Ehe der Lieblichen mit dem edeln alternden Forstmeister Felsing, unter deren Fittichen das zum Tode verwundete einst so heiße Herz, endlich Frieden findet, und endlich der plötzliche Tod, in das blühende Glück der Kinder der sich Liebenden starr hineintretend: das sind alles angeschlagene Septimen, deren Auflösung dem Weisen in der Harmonie des Alls entgegenklingt, oder zu denen Resignation den letzten mild abschließenden Ton gibt. In tief durchdachter Wahrheit und edler Sprache wird uns dieses Stück Leben aus Gesellschaft und menschlichem Herzen vorgeführt.

Der zweiten Novelle würden wir, wenn wir individuell urtheilen dürften, noch den Vorzug vor der erstern geben; schon um deshalb, weil sie nicht der Gesellschaft, sondern den Volkszuständen entnommen ist. Ihr Titel: „Eine oberschlesische Idylle", besagt, daß der Verfasser sich die Aufgabe gestellt, Schilderungen des oberschlesischen Volkslebens dem Leser vorzuführen. Diese Ausführung erscheint als eine höchst gelungene, denn sowol Zustände als Charakter und Beschäftigung der dortigen ländlichen und industriellen Bevölkerung sind überaus wahr und treu festgehalten, und ein besonders anmuthiger Hauch, wie ihn allein ideale, poetische Lebensanschauung des Verfassers verleihen kann, durchweht die ganze Schilderung. Und dieser Hauch der Poesie ist gerade in diesen Dorfidyllen höchst nothwendig, soll das Ganze nicht ein Daguerreotyp der an sich in diesen Sphären nicht überpoetischen Natur, sondern ein Kunstgebilde, d. h. eine wahre und doch idealisirte, nämlich in ihren besten Momenten aufgefaßte und festgehaltene Natur sein. In dem Müllerfranz und seiner Bärbel tritt uns echtes Volksleben entgegen, namentlich schien uns die Art, wie das gesunde Bauernmädchen eine „unglückliche Liebe" überwindet, ihre einfache Logik hierbei, recht treffend geschildert. Die Heldin der Idylle, Wanda, bildet dagegen einen jedoch angenehmen Gegensatz als mehr geistig gehaltenes, zart-anmuthiges Frauenbild.

Der Geist der Neuzeit spricht nebenbei aus der ganzen Erzählung; das Jahrhundert der großen Erfindungen im Bereich der Naturwissenschaften wird voll in seinen Forderungen anerkannt, die Bildung und die Arbeit wird als Mittel zur Gleichstellung der Menschen, und zugleich als allein Adel verleihend hingestellt. Und so ist das Buch auch in dieser Beziehung, indem es die Fragen der heutigen Zeit in freisinniger Weise löst, bei aller aristokratischen Feinheit in der Form, dem Wesen nach ein durchaus volksthümliches, eine gelungene Ausführung der an sich schweren Aufgabe, materiell volksthümliche Ideen in ideale Gewandung zu kleiden.

Zum Schluß noch ein Wort über die innige und warmes Verständniß bekundende Auffassung aller Naturschilderungen. Der rothglühende Abendhimmel einer oberschlesischen Waldlandschaft, mit der Staffage der dunkel gekleideten Bergknappen, die duftige Frühlingsseligkeit eines Maitags, sind so tief empfundene Bilder, daß sie einen warmen Widerschein im Herzen des Lesers finden. In unserer an Poesie armen Zeit ist es wahre Erquickung aus solch frisch sprudelndem castalischen Quell zu schöpfen! Möchte recht vielen, denen das einförmige Leben winterlich erscheint, aus diesem Buche Frühlingsahnung der menschlichen Zustände und ewige Schönheit der Natur entgegenlachen!

59.

Architektonische Skizzen.

Architekturbilder aus Paris und London. Von A. Rosengarten. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die großen Metropolen der Civilisation sind wie Kaleidoskope. Wir nehmen ihren bunten, vielgestaltigen Inhalt in unsern Geist auf und je nachdem wir ihn schütteln, erhalten wir geschichtliche, politische, sociale, commerzielle, literarische Bilder: alle von höchster Mannichfaltigkeit, von reichster Farbenpracht, von mächtigster Anziehungskraft. Warum also nicht auch architektonische? Ohne Zweifel verdient gerade die Architektur, die, mehr als jede andere Kunst das Schöne mit dem Nützlichen vermählend, gleich tief in das Leben der Völker, der Familien und der Individuen eingreift, daß Theilnahme und Verständniß für sie in immer weitern Kreisen erweckt und befördert werde. Wir haben dabei unsere Blicke nicht allein auf Italien, die Heimat der classischen Baukunst, sondern auch auf Frankreich und England zu richten, wo dem Studium der mittelalterlichen Gothik wie der modernen Architektur reiche Felder geöffnet sind. Architekturbilder aus Paris und London tragen daher in jeder Hinsicht ihre Berechtigung in sich. Freilich müssen sie von kundiger und geschickter Hand entworfen werden; denn sie erfordern nicht allein theoretische und praktische Kenntniß der Architektur selbst, sondern namentlich auch eine eingehende Vertrautheit mit den culturgeschichtlichen Bedingungen und Zuständen, unter denen sich die Architektur bei den verschiedenen Völkern entwickelt hat.

In dieser letztern Hinsicht läßt der Verfasser des vorliegenden Buchs merkwürdig viel zu wünschen übrig. Obgleich er sich sein Ziel außerordentlich niedrig gesteckt hat, können wir kaum sagen, daß er selbst dies niedrige Ziel erreicht hat. Seine Absicht war, wie er in der Vorrede sagt, nur Skizzen zu liefern, „ohne Anspruch auf die correcte Ausführung eines vollendeten Bildes. In zufälliger ungeordneter Form“, so fährt er fort, „und mit freier Behandlung ist versucht worden, von der Menge empfangener, architektonischer und damit verwandter Eindrücke nur einiges Wesentliche wiederzugeben, wobei die Einzelheiten zusammengruppirt sind, wie sie gerade als Bestandtheile des entsprechenden ganzen Bildes in die Wirkung desselben eingreifen. Indem damit durchaus keine systematische — nicht einmal unvollständige — Uebersicht der Bauwerke von Paris und London zu geben beabsichtigt ist, sollen diese Schilderungen also nur als Versuch gelten — durch Hervorhebung verschiedenartiger Momente und durch manche darauf Bezug habende Bemerkungen — einzelne Züge der genannten beiden Weltstädte zu einem Totalbilde ihrer architektonischen Physiognomie, jedoch, wie oben schon bemerkt wurde, nur skizzenhaft zusammenzufassen.“ Also skizzenhaft und ohne Anspruch auf correcte Ausführung, ungeordnet und unvollständig, ja nicht einmal unvollständig!! Wahrlich, wenn der Verfasser selbst sein Buch in dieser Weise charakterisirt, was soll der Recensent dazu sagen? Soll er die Beweise für die Fehler zusammentragen, deren sich der Verfasser selbst schuldig bekannt? Schwer wäre diese Aufgabe nicht, denn jede Seite liefert Belege. Während der Verfasser für den Stil in der Architektur in die Schranken tritt, hat er keine Ahnung vom Stil in Composition und Sprache. Dazu kommt, daß er fortwährend von seinem Gegenstande abschweift. So beschreibt er die Läden im Palais-Royal, die Cafés, die Boulevards, ja sogar auf S. 93 fg. die französischen Soldaten und im Anschlusse daran die französischen Frauen. Den Uebergang von den erstern zu den letztern bildet er folgendermaßen: „Daß die Soldaten, selbst ein starkes Geschlecht, das schwache nicht ungern sehen, zeigt der wohlgefällige und begehrliche (!!) Seitenblick auf jene jugendlich-weiblichen Gestalten, welche vorüberhuschend, in geschickt anmuthiger Weise das Kleid hebend, den zierlichen Fuß bis an die Knöchel, zuweilen noch mehr verrathen.“ Wenn das auch ein architektonisches Bild sein soll, so muß es jedenfalls im Barockstil sein! Warum führt er uns nicht gleich in die Spelunken, wo die Zuaven und die „jugendlich-weiblichen Gestalten“ zusammenkommen?

Solchen Abschweifungen gegenüber erscheint die Nichteinmal-Unvollständigkeit des Verfassers doppelt unverantwortlich. Sollte man es glauben, daß er sich fast nur mit der Schale seines Gegenstandes beschäftigt, ohne auf den Kern zu kommen? daß die großartigsten und merkwürdigsten Bauwerke, Notre-Dame, St.-Germain l'Auxerrois, die Madeleine, das Pantheon, die Ste.-Chapelle, diese Verkörperung lieblichster Zierlichkeit, und andere nur im Vorübergehen oder gar nicht erwähnt werden? Dasselbe gilt in London von den Palästen der hohen Aristokratie, zu denen der Verfasser keinen Zutritt erlangt zu haben scheint, von den Wren'schen und den modernen normännischen Kirchen, von Lincoln's Inn, der Börse, den Brücken u. s. w. Das einzige Baudenkmal, welches der Verfasser ausführlicher behandelt, ist der Louvre, welchem er ein eigenes, beinahe 30 Seiten langes Kapitel gewidmet hat und von dem er einen unbedeutenden Grundriß gibt. Hier ist jedoch schwer zu erkennen, wie viel des Verfassers Eigenthum ist.

Architekturbilder aus Paris und London bleiben daher noch immer ein Gegenstand für eine eindringendere und gewandtere Feder, und wir werden uns freuen, wenn wir einer solchen später einmal auf diesem Felde begegnen. An unserer Bereitwilligkeit zu loben soll es alsdann nicht fehlen. 54.

Notizen.

Paul Heyse und Georg Herwegh als Mitarbeiter des „Pionier“.

In derselben Nummer des „Pionier“, welcher wir unsere Mittheilung über den Selbstmord des Schriftstellers Hoffbauer (Nr. 19 d. Bl.) entlehnten, begegneten wir auch einem Briefe aus Illinois, unterzeichnet Kathinka vom Thal, der uns von Interesse war. Heinzen liebt es nämlich, die derbe Kost seines „Pionier“ mit sehr feinen Zwischenessen zu unterbrechen, zu denen er vorzugsweise Paul Heyse'sche Novellen wählt. Kathinka vom Thal bittet nun den Redacteur, ja nicht damit aufzuhören und ereifert sich dabei, an die Heyse'sche Novelle „Das Bild der Mutter“ anknüpfend, gar sehr über den „Unsinn und die Unsittlichkeit“ des jetzigen Ehebegriffs, d. h. einer Ehe, die, statt eine „freie Verbindung“ zu sein, nach den Begriffen von heute immer noch eine „Verbindung fürs ganze Leben ist“. Vielleicht kommt ja noch die Zeit, wo man Ehen schließen wird, wie man andere Contractsverhältnisse schließt, auf ein, drei oder höchstens fünf Jahre, mit dem Vorbehalt, den Contract zu verlängern oder, falls irgendeine Clausel von einem der beiden contrahirenden Theile verletzt wird, auch vor der bestimmten Frist zu lösen. Zu einer allgemeinen Charakteristik Heyse's übergehend, bemerkt Heinzen's etwas mysteriöse Kathinka: „In der unübersehbaren, trüben Flut unserer belletristischen Literatur kommen mir die Arbeiten dieses Schriftstellers vor wie wunderschöne grüne Inseln, die Auge und Herz erfreuen. Da ist nicht die would-be-Großartigkeit der Anlage, wie bei den Gutzkow'schen Producten; da sind die Farben nicht mit der Hand aufgeschmiert, wie bei Alexandre Dumas: hier ist cultivirte Natur, edler Geschmack, Maß und ein sonnenklarer, überaus wohlthuender Stil. Kein Wort zu viel und keins zu wenig. Dieser Schriftsteller ist «Meister des Stoffs», und was er formt, das hat Eleganz, das athmet Schönheit. Bitte, Hr. Redacteur, hören Sie nicht auf, und bringen Sie noch recht viele Geschichten von Paul Heyse.“

Heinzen macht zu diesen einen etwas männlichen Stil verrathenden Worten folgende charakteristische Note: „Hier ist die Redaction genöthigt, ein Wort mit dreinzureden. Wir theilen den Lesern des «Pionier» alle Novellen von Paul Heyse mit, die wir erlangen können, da wir ihn ebenso zu schätzen wissen wie Kathinka vom Thal. Wenn wir denselben aber noch mehr Raum hätten geben wollen, als geschieht, würden wir bald damit zu Ende gewesen sein. Wie gern wir den streitenden Damen einen Gefallen thun, haben wir es doch nicht in unserer Macht, Paul Heyse zur Production von mehr Novellen zu veranlassen, als er von selbst producirt. Die anständige Ausfüllung des Feuilletons macht uns mehr Noth als mancher voraussetzt, da wir eben nichts von den gesinnungslosen und reactionären Literaturwichten abdrucken können, mit denen andere Blätter sich ohne alle grundsätzliche Kritik aushelfen. Darum, meine Damen, nicht ungenügsam!“

Ob Heyse sich von diesem systematisch betriebenen Nachdruck seiner Novellen im Heinzen'schen „Pionier“, von der Bewunderung, die ihm von den radicalen Lesern und Leserinnen des Blattes gespendet wird, und von dem Glück, ein unfreiwilliger Mitarbeiter des nicht gerade sehr eleganten Blattes zu sein, sehr erbaut fühlen dürfte? Von der Heyse'schen delicaten Kost ist nur ein kleiner Sprung zu der Heinzen'schen Glosse über das berüchtigte Marx'sche Buch gegen K. Vogt, das, wie Heinzen bemerkt, „nach dem Guano der geheimen Polizei und der communistischen Winkelwirthschaft duftet“ und das ihm Anlaß gibt, sich in seiner Weise über die „bubenhaften Großthaten der Schwefel- oder Asa-fötida-Bande“ auszusprechen. Dieselbe Nummer enthält ein Gedicht von G. Herwegh aus einem Cyklus von Gedichten: „Harmlose Gedanken“, die aber mehr gedankenlos als harmlos sind. Dieses neueste Gedicht Herwegh's ist überschrieben: „Altes und Neues aus dem deutschen Reiche“, und eine Strophe beginnt mit der Zeile: „D

Alte soff zum Platzen“ u. s. w. Das Gedicht ist so plump, witzlos und ungeschlacht, daß man fast glauben möchte, Heinzen sei mit dem Namen Herwegh nur mystificirt worden. Rührt es aber wirklich von Herwegh her, dann wehe dem Radicalismus, wenn er im Stande ist, ein ursprünglich so schönes und feuriges Talent wie das Herwegh's in diesem Grade zu verflachen, zu verwüsten und jener höhern Humanität abwendig zu machen, für welche die Dichter und Weisen unserer classischen Literaturperiode mit so heiligem Eifer, leider wie es überhaupt scheinen möchte vergebens, gekämpft und gerungen haben.

H. M.

Touristenpolitik.

Das Schicksal des Lesers der Schrift: „Wanderungen durch Oesterreich, Italien und Frankreich im Sommer 1860. Skizzen der Volkszustände und Stimmungen. Von J. L. Maurer“ (Berlin, Mai, 1860), ist das des Mannes im Evangelium, der Brot verlangte und einen Stein empfängt. Welche Erwartungen auch der Titel derselben ihm erregen mochte, er erhält nichts, gar nichts als eine politische Radotage etwa von dem Werthe der fabelhaften staatsmännischen Weisheit, wie sie sich in den „Grenzboten“ und ähnlichen Quellen unserer heutigen Anschauungen breit macht. Nach dem Verfasser ist das Kaiserreich an der Seine der „Degen“, nicht der „Friede“, und Oesterreich kann nur durch die Abtretung Venedigs gerettet werden; in Ungarn glaubt kein Mensch an seine Verheißungen, in Prag ist die Stimmung feindselig, in Oesterreich herrschen die Jesuiten und der Geldmangel, in Italien sammelt man Waffen und was dergleichen täglich in den Zeitungen zu lesende Gemeinplätze mehr sind. Dagegen nun, sowie man aus dem Festungsviereck hervortritt, welch ein Enthusiasmus, welche begeisterte Bewegung, welch felsenfestes Vertrauen auf die Zukunft, auf „Vater Cavour“, auf Garibaldi! Es ist reiner Blödsinn von Mazzini zu sprechen, an Sonderinteressen und Autonomiewünsche zu denken, nichts als Seifenblasen, und Victor Emanuel ist für alles da! Selbst in Toscana nichts als Entzücken über die Wendung der Dinge. Und nun gar in Paris. Der Kaiser ist Frankreich, kein Mensch denkt anders als er, er präparirt das Volk für seine nächsten und fernsten Plane. Aber freilich Enthusiasmus herrscht nicht oder doch nur so lange, als er der Eitelkeit der Franzosen schmeichelt, und das Regiment der Mouchards ist kolossal. Der Zahn, den der Kaiser auf Preußen hat, ist nicht zu verkennen, aber ein einiges Deutschland und ein einiges Italien wird diesen Zahn stumpf machen. Da haben wir's! Schade um das Papier! In dem ganzen Buche ist nur Ein Gedanke, dem wir eine Berechtigung zugestehen können: es ist die unabweisbare Nothwendigkeit für Oesterreich, sich von den Fesseln des Concordats loszumachen. Es ist dies die erste Bedingung zu seiner Wiedergeburt, und die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet ihm, diese Bedingung zu erfüllen. 4.

Bibliographie.

Arnoldt, J. F. J., Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik dargestellt. 1ster Band. Biographischer Theil. Mit verschiedenen Beilagen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biegon von Czudnochowski, Handbuch für Freimaurer. Ueber den Ursprung und die Geschichte des Ordens. Neuwied. 1860. Br. 8. 25 Ngr.

Brandstäter, F. A., Johannes Hevelius, der berühmte Danziger Astronom. Sein Leben und seine Bedeutsamkeit. Eine Gelegenheitsschrift, im Namen des Comité's zur Gründung des Hevelius-Denkmals in Danzig herausgegeben. Danzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit. Nach den Quellen dargestellt. 1ste Abtheilung. Die Zeit vor der Wanderung. — Die Vandalen. München, Fleischmann. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Duller's, E., Geschichte des deutschen Volkes. Völlig umgearbeitet von W. Pierson. Zwölf Lieferungen. Berlin, Klemann. Gr. 8. 2 Thlr.

Erdmann, Das Träumen. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Meine Erlebnisse in Italien. Mailand, Rom, Neapel, Gaeta. Blätter aus dem Tagebuche eines englischen Arztes. Mit Plänen, Karten und Porträts ausgezeichneter Persönlichkeiten. 1ste Lieferung. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Erwin, P., Ernste Lieder. Berlin, W. Schultze. Gr. 16. 10 Ngr.

Fetzer, C. A., Carl der fünfte. Tragödie. Stuttgart, Göpel. 8. 24 Ngr.

— — Gedichte. Stuttgart, Göpel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Gentz.) — Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. — Tagebücher von Friedrich von Gentz. Mit einem Vor- und Nachwort von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grabowski, St. Graf, Bilder aus dem Soldatenleben. Hannover, C. Rümpler. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, F., Ueber Theismus und Pantheismus. Eine Vorlesung gehalten vor einer Versammlung gebildeter Männer und Frauen zu Würzburg am 14. März 1861. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 7½ Ngr.

Landgrebe, G., Grundzüge der physikalischen Erdkunde. 1ster Band: Geologie. Zwei Theile. Leipzig, F. Fleischer. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lilienthal, J. A., Die Hexenprocesse der beiden Städte Braunsberg, nach den Criminalacten des Braunsberger Archivs bearbeitet. Königsberg, Theile. Gr. 8. 1 Thlr.

Lübke, W., Der Todtentanz in der Marienkirche zu Berlin. Bild und Text. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Berlin, Riegel. Fol. 2 Thlr. 10 Ngr.

Seemann, T., Ideal und Täuschung. Schauspiel in drei Akten. Bern, Blom. 1860. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

d'Aumale, Herzog (Henry d'Orléans), Brief über die französische Geschichte an den Prinzen Napoleon. Frankfurt a. M., Keller. 4. 4 Ngr.

— — Rechtfertigung der Familie Orleans gegen den Angriff des Prinzen Napoleon. Aus dem Französischen. Naumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Schreiben über die Geschichte Frankreichs. Berlin, J. Abelsdorff. 8. 5 Ngr.

— — Sendschreiben über die Geschichte von Frankreich gerichtet an den Prinzen Napoleon. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 5 Ngr.

Ein Brief aus Rom an den geringsten Capellan in Halberstadt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Der deutsch-dänische Streit, Execution und Krieg u. w. d. a., nach des Verfassers dänischer Schrift vom Februar 1861. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 10 Ngr.

Erinnerung an Friedrich Ludwig Keller. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 8 Ngr.

Feßler, J., Die Protestantenfrage in Oesterreich. Wien, Gerold's Sohn. 8. 8 Ngr.

Die polnischen Forderungen in Betreff der Provinz Posen gegenüber dem Recht, den Verträgen und den Thatsachen. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Philologie und Naturwissenschaft. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Lösung der Nationalitäten-Frage. Ein Mahnruf an die Regierung und die Völker Oesterreichs. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 23. Mai 1861.

Revue historischer und romantischer Dramen.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Es ist nicht zu verwundern, daß die deutsche patriotische Bewegung gern auf die Befreiungsepochen anderer Völker hinweist, und daß unsere Dramatiker auch jetzt auf die große niederländische Bewegung zu Ende des 16. Jahrhunderts hinblicken. Die nachfolgenden Stücke werden sich daher einem „Palm“ und einem „Theodor Körner“ in der Tendenz gewiß anreihen dürfen.

15. Der Sieger von Gravelingen. Drama in fünf Acten und einem Vorspiele. Von Eduard Baron Erstenberg. Leipzig, Weber. 1860. 8. 20 Ngr.
16. Dramatische Werke von Philipp Heinrich Wolff. III. Wilhelm von Oranien. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Lassar. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

„Was kein Verstand der Verständigen sieht u. s. w.“, das möchte das passendste Motto zum „Sieger von Gravelingen“ sein. Wer fiele wol auf den Gedanken, nach Goethe noch einen „Egmont“ zu schreiben? Jedenfalls nur ein kindliches dramatisches Gemüth. Glück auf zum kindlichen Gemüthe des Baron Erstenberg. Seine große dramatische Naivetät hat ihn glücklich über alle Schwierigkeiten hinweggeführt. Auf den großen Kummer, den er uns mit seinem „Leonidas“ (Nr. 1) bereitete, hat er uns mit seinem „Sieger von Gravelingen“ eine freudige Ueberraschung geboten. Gegen den unglücklichen „Leonidas“ gehalten dünkt uns der „Sieger von Gravelingen“ ein ganz erträgliches Stück. Doch fehlt noch unendlich viel, daß dies für ein brauchbares Bühnenwerk gelten könnte. Aber es interessirt schon von Haus aus, sich einem dramatischen Neuling gegenüber zu wissen, der sich frischweg an eine Correctur von Goethe's „Egmont“ macht. Ein Geheimniß ist es gerade nicht, daß Goethe in seinem (wir nennen es so nur mit Rücksicht auf so viele dramatische Ausgeburten, die im ganzen nicht so viel dramatische Wahrheit in sich tragen als Goethe's Trauerspiel in einer Scene) Meisterstücke „Egmont“ die geschichtliche Wahrheit nicht sehr respectirte. Wem es Vergnügen bereitet, wie dem Baron Erstenberg, warum soll der die Geschichte des Egmont nicht historisch treuer darstellen können? Nur, was ist damit gewonnen, wenn wir an Egmont's Seite kein Clärchen mehr, dafür eine ins Delirium fallende Gräfin Egmont erblicken?! Das Publikum wird sich von dem Goethe'schen: „Ich versprach dir einmal spanisch zu kommen“, nicht trennen wollen und auch den oft geschmähten Brackenburg wird es in sein Herz schließen, soll es sich dafür an die trockenen politischen Auseinandersetzungen gewöhnen, die Erstenberg's halbes Stück ausfüllen. Die Unterredung Egmont's mit Alba im dritten Acte halten wir indeß für einen Beweis, daß der Verfasser bei gehöriger Selbstkritik und dauerndem Fleiße weit bessere Werke wird liefern können. Er steckt jetzt noch zu sehr in den Anfängerschuhen, um vielleicht nicht einmal zu bemerken, daß da, wo sich ihm eine plastischere und dramatischere Gestaltung des Stoffs aufdrängt, dies durch den engen Anschluß an Scenen des Meister Goethe bewirkt wird. Er widmet sein Werk der „niederländischen Malerkunst“; daraus und damit läßt es sich erklären und entschuldigen, wenn er die letzte Scene als eine Art lebendes Bild im Arrangement nach Gallait's berühmtem Bilde auffaßt.

„Wie ich vor kurzem mein Drama «Makkabäus» dem Volksstamme der Juden geweiht habe, so weihe ich dieses Stück dem großen deutschen Volke“, läßt sich Philipp Heinrich Wolff im Vorworte zu seinem „Wilhelm von Oranien“ vernehmen. „Wilhelm von Oranien hat niemals seine Machtstellung misbraucht, niemals das Vertrauen des Volks getäuscht; sein höchster Stolz war es, der Führer, das Haupt, der Hort des freien Volks zu sein! So steht er da in seiner dunkeln Zeit, eine weithin leuchtende Feuersäule, bestimmt, den Fürsten wie den Völkern den Weg zu zeigen, welchen sie fortan zu wandeln haben! Mögen die gewaltigen, nicht vergebens mahnenden Schatten dieses Geisteshelden aufsteigen in der Erinnerung der deutschen Nation, wenn sie wiederum berufen sein sollte einzustehen im Kampfe für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Licht!“ Wie mit allen frommen Wünschen verhält es sich auch mit diesen. Sie gelten gewöhnlich für post festum. Wenn wir diesen „Wilhelm von Oranien“ einen sehr interessanten und anregenden dramatischen Versuch nennen, so wollen wir den Hauptton auf das „interessant“ und „anregend“ gelegt wissen. Wolff hat das verhältnißmäßig Neue des Stoffs sehr bestimmt und theilweis auch wirksam ausgebeutet. Wenn dem dramatischen Verlaufe etwas Eintrag thut, so gewiß die Spannung des Stücks über einen Zeitraum von 15 Jahren. Die Thätigkeit Wilhelm's von Oranien für die Freiheit der Niederlande wurde von seiner Flucht aus Brüssel bis zu seinem Tode in Scene gesetzt. Der Bau des Stücks mußte darunter leiden. Namentlich dünken uns die letzten Acte in ihrer dramatischen Entwickelung und Steigerung zu fragmentarisch. Dagegen halten wir den zweiten, auf dem Schlosse zu Poitiers spielenden Act für durchaus wohlgelungen, namentlich der scharfen Charakteristik Katharina von Medici's wegen. Setzen wir noch hinzu, daß der Verfasser die Sprache in einer geläufigen und maßvollen Weise zu gebrauchen weiß, so erweisen wir diesem seinem jüngsten dramatischen Kinde gewiß die schuldige Achtung. Warum es eine Bühnendirection mit diesem „Wilhelm von Oranien“ nicht versucht, das möchten wir schließlich noch fragen. Stieß auch der Verfasser mit seinen ersten dramatischen Arbeiten bei allen denen etwas an, die nicht

seines Glaubens sind, so fehlt dieser Anstoß hier gänzlich. So gut wie vieles andere auch nur für wenige Wiederholungen einstudirt werden muß, so gut könnte man auch diesem „Wilhelm von Oranien" dieselbe Auszeichnung zu Theil werden lassen, selbst wenn er auf der Bühne nur das kürzeste Leben zu führen hätte.

Auch unsere Philhellenen sind durch die patriotisch deutsche Bewegung wachgetrommelt. Auch sie beginnen das Volk durch dramatische Werke zum nationalen Muthe anzuspornen. Woher werden sie die Stoffe nehmen? Das hält wol nicht schwer zu beantworten. Blicke man nur auf die beiden nachfolgenden Werke:

17. Markos Botzaris. Trauerspiel in fünf Acten. Von Sepp von Laßberg. Mainz, Kirchheim. 1860. 8. 15 Ngr.
18. Mesolonghi. Trauerspiel in vier Acten. Von Joseph Baron Dw. Innsbruck, Rauch. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Heine'sche „Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin" findet vielleicht nirgends besser seine Anwendung als bei der Erinnerung an die philhellenische Bewegung. Worin es liegt? Philhellenische Begeisterung und sehnsüchtig wehmüthige Stimmung kleben aneinander wie Ursache und Wirkung! Wie schlecht bestellt es auch übrigens in den beiden ebengenannten Stücken mit dem dramatischen Leben sein mag, dieser wehmüthige Ernst, diese sinnvolle Sehnsucht nach einer Küste, wo kein Schmerz mehr droht, wie es in einem Gedichte von Robert Prutz heißt, dieses Hangen und Bangen einer sich nie selbst genügenden kosmopolitischen Stimmung spricht ausdauernd und rührend aus den Werken philhellenischer Dichter. Dem „Markos Botzaris" mögen wir das dramatische Leben nicht in derselben Weise wie dem „Mesolonghi" absprechen. Die Verfasser beider Stücke kennen das Land der „Pallikaren" gewiß genau aus eigener Anschauung, die philhellenische Begeisterung hängt gewiß mit ihren schönsten Lebensstunden eng zusammen: so dürfen wir uns denn auch bei ihnen der sichern historischen Treue in der Erfassung der Begebenheiten gewiß halten. Während uns nun aber Sepp von Laßberg in seinem „Markos Botzaris" auf eine wirklich treue Schilderung der Volkseigenthümlichkeiten hinweist, schlang der Verfasser des „Mesolonghi" mehr arabeskenartige freie Erfindungen um seine Erinnerungen. Sepp von Laßberg setzt den großartigen Kampf um Missolonghi, mit dem 7. November 1822 beginnend, in Scene. Er schließt mit der Aufopferung des Markos Botzaris und seiner Getreuen. Dieselbe Handlung bietet im Grunde auch der Verfasser des „Mesolonghi", aber in seiner absonderlichen Weise, die aus der wenig gangbaren Schreibart des „Mesolonghi" hinlänglich einleuchtet. Unter dem vielen Wunderlichen, das ein deutscher Kopf aussinnt, nimmt dieses „Mesolonghi" nicht die niedrigste Stelle ein. Wir wollen uns hier auf eine Probe beschränken, die aber der Art ist, daß sie der hyperidealistischen Richtung deutscher Schwärmer einen förmlichen Genickstoß gibt und daß wir sie eigentlich unter Glas und Rahmen legen sollten. Als Vertreter des deutschen Elements figurirt nämlich in „Mesolonghi" ein vierundzwanzigjähriger deutscher Professor Fallmer mit ausgeschlagenem Hemdkragen, blau- und weißgestreifter Weste (bairische Farben) und schwarzrothgoldenem Bande. Er soll nach des Verfassers Angabe wol ein Enthusiast aber kein Zerrbild sein, denn in deutschen Landen existirten die „Fallmer" zahlreich. (Ein feines Lob!) Professor Fallmer redet natürlich das unsinnigste Zeug in stets hüpfenden daktylischen oder anapästischen Versen. Im dritten Acte nun erscheint er im Türkenlager vor dem Befehlshaber Ibrahim zugleich mit einem Lord Gordon, in dem Lord Byron getroffen sein soll. Auf Ibrahim's Frage: „Du bist ein Frankenkind?! Was suchst du hier?" entblödet sich Fallmer nicht Folgendes zu antworten:

> Aus dem westlichen Land, aus germanischem Stamm, —
> Im Bewußtsein des schaffenden Geistes,
> Bin hierher ich geeilt mit dem freien Entschluß,
> Für die Sache der Menschheit zu kämpfen! —
> Die Geschichte der Welt wird sich wenden dahin,
> Wo der Geist ihr die Bahnen bezeichnet.
> Wir erkennen den Lauf und die Phasen der Zeit
> Der Bewegung des Menschengeschlechts!

Darauf Ibrahim im belehrenden Tone, mit erhobenem Zeigefinger:

> Du bist sehr dumm! — und würdest besser schweigen.
> Gedanken sind des Geistes Seifenblasen!
> Die blase dir zum Spiel für dich allein!
> Ob's morgen regnen wird? das sag' mir erst!

Hinwiederum Fallmer im murrenden Tone:

> Barbar und dumm erschein' ich deiner Hoheit,
> Weil du der Worte Sinn nicht fassen kannst.
> Dein ungeschulter Geist ist subjectiv!

O Bacherl, Bacherl, welche Poesie lag in deinem Bardenthume den Redereien dieses deutschen Professors gegenüber!

Indem wir uns zur Besprechung von vier Dramen aus französischer Geschichte anschicken, verlassen wir das Gebiet der großen politischen Tragödie. In den Vordergrund treten das Hofleben mit seinen Intriguen und Sonderinteressen und die socialen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft.

19. Françoise von Foix. Historische Tragödie in fünf Acten. Von F. Prinzhausen. Berlin, Reymann. 1860. 16. 15 Ngr.

Ist Prinzhausen der erste, der sich von der schönen Françoise von Foix zu einem Trauerspiele verführen läßt? Nein. Erst vor einigen Jahren machte sich der Offenbacher Emil Pirazzi gleichfalls mit den Lebensschicksalen dieser Geliebten Franz' I. zu schaffen. Er schrieb sein Trauerspiel in Prosa, kürzte und kürzte immer wieder, um es bühnenmäßig zu machen, doch als er es endlich auf das hamburger Stadttheater brachte, erlebte er eine totale Niederlage. Eine Niederlage mit der Françoise von Foix?! Gar nicht denkbar! Ist denn der Stoff, den Heinrich Laube zu einem vielgelesenen Romane verarbeitete, nicht von tiefer tragischer Bedeutung? Man sollte meinen, selbst der ungeübteste Anfänger müßte mit diesem Stoffe auf der Bühne Erfolg erzielen! Und doch sprechen die Thatsachen dagegen. Um so mehr, als wir dem Pirazzi'schen Trauerspiele keineswegs das dramatische Leben absprechen möchten. Bei dieser „Françoise von Foix" liegt alles überaus spannend und actmäßig. Da ist Brautoder Ehestand mit einem starren altmodigen Herrn, dem Grafen Châteaubriand, dann plötzliche glühende Liebe zum König Franz, Aufenthalt am Hofe, ein heimliches Verhältniß mit dem Könige, Bruch dieses Verhältnisses, endlich Bestrafung der Françoise durch den eigenen Gatten nach bretonischem Rechte. Das alles muß ja wol packen?! Und doch nicht! Ein Stoff kann für die Gestaltung in erzählender Form ausgezeichnet sein und für das Drama trotz aller wirksamen Momente wenig taugen. Das sehen wir an dieser Françoise von Foix, Gräfin Châteaubriand. Auch Prinzhausen hat uns mit dem vorliegenden Stücke vom Gegentheil nicht überzeugt, wie vorsichtig und glücklich er auch in einzelnen Motivirungen war. Es klebt dem Stoffe für die Bühnengestaltung ein großer Makel an. Das ist die moralische Schwäche der Heldin. Diese wird keineswegs durch die Tragik des Ausgangs gesühnt, vielleicht im Gegentheil hierdurch noch zu einem Gegenstande größerer Antipathie gemacht. Die Untreue an dem Gatten sucht Prinzhausen durch eine stille Liebe der Françoise zu einem Ritter, den sie nur aus einem Bilde kennt, glaubhafter zu machen; ob aber das Publikum dem romantischen Zufalle Glauben schenken wird, daß dies Bild gerade ein Porträt Franz' I. enthielt? Inwieweit Prinzhausen aus Laube's Roman schöpfte, mag nichts zur Sache thun; wenn er daraus schöpfte, so emancipirte er sich wenigstens von dem vielen Romangehalte besser als Emil Pirazzi, dessen dramatischer Scharfblick

dadurch mehrfach gekühmt ward. Die leichtfertigen Gestalten Franz' I., seiner Mutter Luise von Savoyen, seiner Schwester Margarethe von Valois, Duprat's, des Grafen Chabot, Clement Marot's sind von Prinzhausen mit ziemlicher Sorgfalt gezeichnet. Nur mag sich der Verfasser darauf nicht allzu viel einbilden, daß er ernstlich bemüht war, die „Doppelpflicht des dramatischen Dichters zu erfüllen", zuerst einen Stoff zu wählen, in welchem die vollen Pulse des heutigen Lebens schlagen, sodann hinsichtlich der Form den Anforderungen der heutigen Bühne zu genügen. Es sagt das ja jeder Dramatiker von sich aus. Doch können wir der Form seines Trauerspiels reichliches Lob nicht versagen.

20. Marie von Vienne oder: Die Belagerung von Calais. Drama in fünf Acten. Von L. Méron. Berlin, Rahn. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

21. Marie Antoinette. Schauspiel in fünf Acten. Von L. Méron. Berlin, Rahn. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Eine schwere Frage, welches von beiden Stücken den geringern dramatischen Kern in sich enthält. Beide entsprechen kaum den mäßigsten Ansprüchen, die man an Erstlingswerke stellen mag. In „Marie von Vienne" wird die Belagerung von Calais durch Eduard III. von England in einer wahrhaft undramatischen Weise behandelt. Marie, die Tochter des Commandanten Johann von Vienne, spielt die Heldin, indem sie sich den Opfern anschließt, die Eduard III. für die Hartnäckigkeit der belagerten Stadt verlangt. Wir werden einen, auch anderthalb Acte hindurch gequält, ob diese Opfer Todes erbleichen werden, ob nicht. Endlich erweicht sich Eduard's Herz; allen Gefangenen wird das Leben geschenkt. Hätte dies Drama nicht L. Méron geschrieben, es könnte sich der Vaterschaft desselben Hermann Hersch rühmen, so vortrefflich ist es im Geiste des Verfassers der „Marie von Burgund" gehalten.

Dasselbe gilt von „Marie Antoinette". Nehmen wir hier die Erfindung und Gliederung der Handlung in den ersten Acten von dem Vorwurfe aus, da beide für erträglich gelten können, so werden wir dafür durch die beiden letzten Acte auf eine um so härtere Geduldsprobe gesetzt. In diesen beiden Acten der „Marie Antoinette" ist alles schwach, die Erfindung so einfältig, daß selbst der größte Gegner vom Hofleben Ludwig's XVI. darüber die Achsel zucken würde und zwar aus Mitleid mit dem Verfasser, dem es an einem Intriguenstücke gelegen war und der seine Verlegenheit hinter lächerlichen Verkleidungsscenen bergen mußte. Auch der Dialog geht L. Méron vollständig aus, je näher dem Schlusse, um so trivialer gibt er sich. Ließe sich die Charakterzeichnung Marie Antoinette's auch hier und da anfechten, so steht sie doch weit über der König Ludwig's XVI. oder gar des Grafen von Provence. Einen solchen läppischen Bösewicht und Intriguenstifter wie diesen Grafen von Provence möchte man höchstens auf einer Bühne von Rödern, Gommern oder Zielenzig dulden.

22. Ninon de l'Enclos. Dramatisches Charakter- und Sittengemälde in fünf Acten. Von Franz Leibing. Berlin, Lassar. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Als dies Stück im Frühjahre 1860 zu Berlin auf die Bühne des Victoriatheaters gelangte, warf man dem jugendlichen Verfasser einen Lorberkranz, aber auch, wie Augenzeugen fest versichern, eine Apfelsine zu. Diese Thatsachen entziehen sich aller Kritik. Sie möchten indeß allen jungen Dramatikern eine Warnung sein, wie eng sich oft das Rühmliche mit dem Trivialen verschwistert. Leibing's Sittengemälde ist nicht ganz ohne dramatischen Esprit geschrieben, dafür aber einen Lorberkranz hinzunehmen, das kann nur die Ironie rechtfertigen. Eine Zeit lang florirten auf einem berliner Theater Dumas' Lorettenstücke. Sie verleiteten den Verfasser der „Ninon de l'Enclos" jedenfalls zur Wahl dieses Stoffs. Als junger, ideal gesinnter Deutscher glaubte er ihn zu einer moralischern Wendung ausbeuten zu können, als diese der junge Dumas in seine Lorettenstücke legen mag. Ninon de l'Enclos, wem brauchten wir das eigentlich noch zu sagen, gilt für eine Hauptvertreterin des freien weiblichen Lebens. Nun dachte der Verfasser, wenn du am Schlusse die Pflichten des ehelichen und Familienlebens triumphiren läßt, so verdammst du damit die weibliche Emancipation grundsätzlich. Aber o wehe! Damit zerstörte er sich den ganzen dramatischen Kern. Der voraufgeschickte Prolog „Die Pflicht" scheint denn auch die Besorgniß des Verfassers anzudeuten, es könne der Zuschauer am Ende aus den Absichten des Verfassers ohne eine erklärende Voraufnahme nicht klug werden. Für Pensionsanstalten, so viel steht fest, schrieb Leibing sein Stück nicht. Aber auch selbst in sittlicher Beziehung sehr freie Personen werden an dem Liebesverhältnisse Ninon's zu ihrem Sohne, dem Chevalier von Villiers, großen Anstoß nehmen. Ist es denn nicht ein großer Zufall, daß Ninon noch zu rechter Zeit erfährt, wer dieser ihr Liebhaber, der Chevalier von Villiers, eigentlich ist?! Und wenn nun dieser Zufall nicht einträfe, wohin führte das entsetzliche Verhältniß der Mutter zum Sohne? Das Entsetzlichste aber ist, daß von tausend Zuschauern, die da kamen, um sich einem künstlerischen Genusse hinzugeben, sich neunhundert gewiß des Gedankens an Blutschande nicht entschlagen können. Was thut es wie gesagt, daß es mit Ninon und dem Chevalier so weit nicht kommt! Ist Leibing, was das Geistreiche und Gefällige seines Dialogs betrifft, bei den neuern Franzosen in die Schule gegangen, so bewährte er sich dagegen durch den Schluß seiner „Ninon" als ein echt deutscher Jüngling. Ninon findet also nicht blos ihren Sohn, den Chevalier, sie findet auch ihre ausgesetzte Tochter wieder, und was noch mehr bedeutet, auch den Vater zu diesen Kindern. Das ist doch wahrlich genug der Rührung; und als wie reuige Magdalene erst erscheint Ninon, wenn sie am Schlusse spricht: „Unsere Kinder? Ja unsere Kinder, Gersai! Wohlan, lassen Sie uns ihnen mit unserer Liebe auch unsern Namen geben, daß sie nicht fürderhin beschämt und verachtet stehen in der Welt, wo sie unsertwegen schon so viel gelitten! Hier meine Hand, ich habe gefehlt, bereut, gebüßt! Gersai, mein Gemahl, nimm mich hin, ich bin nicht — Ninon mehr."

Unter den beiden Dramen, deren Stoffe auf die spanische Geschichte fallen, befindet sich die Uebersetzung eines Trauerspiels aus spanischer Sprache, das seines Verfassers wegen unsere Theilnahme rege macht.

23. Die Liebenden von Teruel. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frei dem Spanischen nachgedichtet von W. Corte. Leipzig, Violet. 1860. 8. 15 Ngr.

Was diese freie Nachbildung Corte's betrifft, so fehlt uns natürlich das Maß dafür, wie frei oder wie eng sich der Verfasser dem spanischen Originale anschloß; aber bekennen dürfen wir, daß wir von dieser Nachbildung einen sehr günstigen Eindruck erhalten haben. Das Stück lag in dieser Uebersetzung seit 12 Jahren gedruckt, es erscheint jetzt jedenfalls nicht mehr hors d'oeuvre als damals vor 12 Jahren. Die Bekanntschaft der Deutschen mit der neuern spanischen Dramatik ist leider äußerst dürftig. Sie stößt auf dieselben Schwierigkeiten, auf die auch unser Interesse an den spanischen Matadoren, einem Calderon, einem Lope de Vega stößt. Die spanische dramatische Romantik nämlich sagt im ganzen der kühlern norddeutschen Natur nicht zu. Doch ist es für den Literaturfreund immer eine interessante Vergleichung, die sich aus der Entwickelung des deutschen und des spanischen Dramas schöpfen läßt. Der Autor des Originals vorliegenden Dramas nennt sich Don Juan Eugenio Hartzenbusch. Ein Deutscher? Freilich ein kosmopolitischer Deutscher! Dieser Hartzenbusch ward am 6. September 1806 zu Madrid geboren, wohin sein Vater, ein Kunsttischler aus Köln, eingewandert war. Der junge Hartzenbusch sollte sich dem geistlichen Stande widmen; sein Lehrer in der Rhetorik und Poetik war ein Jesuit, der viel auf die classischen Studien, weniger auf die spanische Poesie gab. Des Vaters Kränklich-

keit nöthigte den Jüngling zur Aufgabe des Studiums, doch konnte er der väterlichen Werkstatt nicht viel Geschmack abgewinnen, desto mehr der Metrik des Pater Losoda. Ein vollständiger Autodidakt, begann Hartzenbusch die schriftstellerische Thätigkeit mit der Uebersetzung kleiner französischer Stücke. Später ging ein französisches Stück in einer von ihm herrührenden Nachahmung zu Barcelona in Scene. Nachdem er die Stenographie erlernt hatte, arbeitete er 1835 für die Redaction der „Gaceta". Von da ab schrieb er eine Anzahl von Stücken, die mit wahrer Begeisterung aufgenommen sein sollen. Daneben erschienen von ihm in verschiedenen Zeitschriften größere und kleinere Gedichte sowie prosaische Artikel. Diese wenigen Notizen geben wir hier auszüglich wieder, da es gewiß ein großes Interesse bietet, zu hören, wie schnell sich unsere Stammesgenossen in fremdes Leben und Weben hineinfinden und die Kunde von diesem Hartzenbusch wol nicht allzu weit reichen möchte.

Dem romantischen Trauerspiele „Die Liebenden von Teruel" („Los amantes de Teruel") liegt eine altspanische Romanze zu Grunde. Der Stoff hat mehrfache Bearbeitungen gefunden, so schon durch den Freund Lope's, den Juan Perez de Montalban in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Es scheinen demnach die „Liebenden von Teruel" für die spanischen Dramatiker ungefähr das zu bedeuten, was für die deutschen eine Agnes Bernauer oder eine Philippine Welser. Die dramatische Fassung der „Liebenden von Teruel" ist sehr einfach. Die Liebenden heißen Don Juan Diego Martinez Garces de Marsilla und Donna Isabel de Segura, Tochter des Don Pedro de Segura. Marsilla ging in die weite Welt, um sich goldene Schätze zu erwerben, nahm der Isabel zuvor aber das Versprechen ab, daß sie eine bestimmte Reihe von Jahren auf ihn warten wolle. Isabel wird von einem neuen Bewerber Don Rodrigo de Azagra bestürmt. Sie reicht diesem die Hand, da ihr Marsilla bis zum Ablauf der Frist nicht erscheint. Dieser ist durch eine in ihn verliebte Sultanin und noch vor den Thoren von Teruel durch eine Räuberbande am rechtzeitigen Erscheinen verhindert. Als er endlich vor Isabel erscheint, da — nun es ist die ewig alte Geschichte, die stets neu bleibt. Der Raum versagt uns ein weiteres Eingehen auf dies Trauerspiel. Nur noch so viel, daß es zur größern Hälfte in den auch bei Calderon gangbaren vierfüßigen Trochäen geschrieben ist. Am Schlusse ließe sich viel mäkeln, indem Held und Heldin hintereinander am gebrochenen Herzen sterben, und ebenso viel am Charakter von Isabel's Mutter, die einer gewöhnlichen Kupplerin nicht eben unähnlich sieht.

24. König Alfonso. Trauerspiel in fünf Acten. Von J. N. Bachmayr. Wien, Dirnböck. 1860. 8. 1 Thlr.

Papier ist gut, Druck ist gut und gut ist auch des Verfassers Wille. Bachmayr machte sich mit einem ziemlich romantischen Stoffe zu schaffen. Der Thron von Aragonien ist erledigt. Unter den beiden Prätendenten, Don Alfonso und Don Pedro, besitzt ersterer die Liebe der Hofpartei. Er würde bei der Wahl als König hervorgehen, verzichtete er nicht freiwillig zu Don Pedro's Gunsten auf den Thron. Durch eine Liebe zu einem niedrig geborenen Mädchen, Isaura, zu dieser Verzichtleistung bestimmt, besinnt er sich doch bald eines andern und beschließt, den Tyrannen Don Pedro zu vergiften. Er führt den Vorsatz aus, damit aber auch zugleich einen Bruch seines Liebesverhältnisses herbei. Isaura sagt sich von ihm los. Parteiungen am Hofe stürzen den Don Alfonso mit einem andern Seitenverwandten, dem Don Rodrigo, in Krieg. Alfonso wird im Kampfe zwar schwer verwundet, doch bleibt er Sieger. Er findet seine Isaura in der Hütte ihres Vaters wieder. Isaura ersticht sich, Alfonso stirbt, Rodrigo besteigt den Thron. Schon aus diesem kurzen Inhaltsverzeichnisse möchte die romantische Natur des Stoffs einleuchten. Ob sich aus dem Stoffe ein großes dramatisches Werk schaffen ließe, untersuchen wir nicht weiter. Dem Verfasser ist es damit nicht eben schlecht, aber auch nicht eben gut gegangen. Doch wenn die Charakterentwickelung des Don Alfonso dem Psychologen eine vorzügliche Aufgabe stellt, so löste der Verfasser diese Aufgabe in anerkennenswerthem Grade.

Die religiöse Natur aller Dramen der jüdischen Geschichte bestimmte uns, diese Dramen nicht unter die historischen Dramen zu mischen, sondern sie als Schlußsteine derselben zu betrachten. Wie oft müssen sich die Dramatiker nicht die Wahl eines biblischen Stoffs als einen Irrthum vorwerfen lassen! Und doch greifen sie immer wieder in das Alte Testament zurück. Obschon sich das Publikum fast gegen alle Dramen aus alttestamentlicher Zeit passiv verhält, versucht es der eine und andere immer wieder mit so einem Stoffe. Denn es gibt keine Chronik, kein Geschichtsbuch, das einen Stoff mit so präciser Kürze erzählte als gerade das Alte Testament. Die meisten Dramatiker büßen ihre Täuschung hinterdrein genug, wenn sie sich auf die Umwandelung der alttestamentlichen Epik in moderne Dramatik etwas einbildeten. Im günstigsten Falle bringen sie es meist nur zu Zwittergeschöpfen der Epik und Dramatik.

25. König Saul. Trauerspiel in fünf Acten. Von Hermann Kette. Berlin, Schindler. 1860. 16. 20 Ngr.

Dies Drama liest sich sehr gut. Nachdem wir es auf der berliner Hofbühne vor einigen Jahren gesehen hatten, erwarteten wir von der Lectüre einen noch geringern Eindruck, als ihn uns die Aufführung gewährte. Doch gerade im Gegentheil. Wir fragen jetzt erstaunt, warum fiel denn dieser Saul? Woran lag das? Vielleicht daran, daß der Stoff bei aller dramatischen Färbung doch zu einfach ist und zu wenig Motivirungen zuläßt? Vielleicht, ja; vielleicht aber auch mit daran, daß der monotheistische Gottesbegriff ein dramatisches Difteln und Deuten nicht erlaubt. Man kann den Begriff christlicher Humanität zum Hebel eines Dramas machen, nimmermehr aber die mystische Beziehung versinnlichen, durch die König Saul vor Gott verworfen, David dagegen erhoben sein soll. Wer diese mystische Beziehung ganz beiseite schiebt und den Streit des Hohepriesters Samuel mit König Saul auf rein politische Motive beschränkt, der entzweit sich andererseits mit dem Publikum, das die Geschichte aus dem Alten Testamente anders lieb gewonnen hat. Kette schlug sich vier Acte ganz gut hindurch. Aber im fünften? Da stürzte sein dramatisches Gebäude an der Here von Endor zusammen. Das erste mal, d. h. als wir seinen „Saul" aufführen sahen, erzielte er durch die Erscheinung des todten Samuel bei der Here von Endor einen der biblischen Tradition geradezu spottenden Betrug. Das Publikum zeigte sich darüber nicht entrüstet, aber es lachte. Jetzt nun, d. h. in der vorliegenden Gestalt, läßt er den Weissager Doeg nicht mehr wie damals in die Grube hinabsteigen, aus der die Here von Endor den Geist Samuel's hervorzaubern will; er läßt den Samuel nur einen Todtgesagten sein, er läßt ihn in eigener Person bei der Here erscheinen. Dadurch fällt der Makel des Anstößigen oder Lächerlichen, die ganze Scene bei der Here aber fällt nun noch mehr in sich zusammen.

26. Die Hasmonäer. Historisches Drama in fünf Acten. Von Leopold Stein. Frankfurt a. M., Auffarth. 1859. 8. 20 Ngr.

27. Dramatische Werke von Philipp Heinrich Wolff. I. Makkabäus. Drama in fünf Acten. Berlin, Lassar. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

28. Die Seleuciden und die Hasmonäer. Trauerspiel in fünf Acten. Von Sigismund Wiese. Berlin, Janke. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Drei Bearbeitungen desselben Stoffs. Wir wissen nicht, welcher wir den Vorzug geben sollen. Am kürzesten behandelte

ihn Wolff, am längsten Wiese. Was die Verfasser gerade jetzt auf den Makkabäerstoff hinweist, das deutet Wolff hinlänglich mit den Worten an: „Welcher Krieg der Neuzeit ist mit diesem Befreiungskampfe zu vergleichen (nämlich der Juden gegen Antiochus), wenn man die Misverhältnisse hinsichtlich der Anzahl und Kriegserfahrung beider Parteien in Anschlag bringt?" Es liegt so nahe, an diesen jüdischen Krieg zu denken, jetzt gerade, da wir Deutschen uns vielleicht auch als ein geknechtetes Volk ansehen dürften, in dem Falle nämlich, daß sich von jenseit des Rhein nach uns Arme ausstrecken sollten. Aber es liegt andererseits für einen Dichter mosaischen Glaubens fast noch näher, die Hinweisung auf die Heldenthaten der fünf Brüder aus dem Geschlechte der Hasmonäer mit einem Vorwurfe gegen das Christenthum zu verbinden. Eine bequeme Sache allerdings, mit dem Hinweis auf die jüdischen Heldenthaten gegen die neumodige Unbill anzukämpfen, welche die Unterdrückung des jüdischen Geschlechts im christlichen Staate fast gebietet! Aber an was klammert man sich nicht an, wenn man seine Absichten und Wünsche rechtfertigen will. „Selbst die am weitesten vorgeschrittenen Philosophen und Religionslehrer der Neuzeit", meint Wolff, „gelangen höchstens dahin, daß sie in dem Juden den Menschen zu respectiren und ihn nicht, wie bisher, vollkommen unter die Füße zu treten gebieten; seine uralte, dogmenreine Religion zur Befreiung des Menschengeschlechts von den Fesseln der Glaubenstyrannei zu benutzen, hat bisher nur einer gewagt." Wolff bezieht sich nun auf „Die Religion der That" von A. T. Stamm, denn dieser ist der eine, der im Judenthume fand, „was unverkennbar in demselben liegt, den zuverlässigsten Bundesgenossen gegen die wieder so mächtig emporstrebende Knechtung des Menschengeistes". Da haben wir's. Nicht allein daß wir die Juden im Staate als den Christen vollständig gleichgestellt erachten sollen, nein, daß wir alle noch obendrein zum Judenthume übertreten! Nun, lassen wir den Anhängern des mosaischen Glaubens diese reactionären Anwandelungen, die eigentlich mit der „Religion der That" in seltsamem Contraste stehen. Ueber den Stoff der drei Dramen dürfen wir uns der Erörterungen enthalten. Einmal setzen wir ihn als ganz bekannt voraus, und dann ist er durch die Geschichte schon so sicher gegliedert, daß der Dramatiker nur frisch zuzugreifen braucht. Die Willkür der Dramatiker erstreckt sich daher nur auf die verschiedene Anordnung der Kämpfe der Israeliten gegen Antiochus Epiphanes und auf die Einmischung romantischer Verhältnisse, ohne die es im Drama nun einmal nicht recht geht. Leopold Stein ging in der Erfindung der romantischen Zuthaten jedenfalls am weitesten. Er läßt die beiden Brüder Judas (Makkabi) und Jonathan zu gleicher Zeit zu Thirza, der Tochter des ermordeten Hohepriesters Onias in Liebe entbrennen. Philipp Heinrich Wolff flicht dagegen das Liebesverhältniß um Judas Makkabäus und die Esther, Tochter des Hohepriesters Menelaos. Und Sigismund Wiese fand es gerathen, noch die Kinder des Königs Seleucus, des Vorgängers von Antiochus Epiphanes, den Demetrius und die Astarte, in den Kampf der Hasmonäer gegen die Seleuciden mit einzuführen. Welchem der drei Dramen der Preis gebührte, wir mögen darauf nicht apodiktisch antworten. Der Wolff'sche „Makkabäus" hat etwas für sich durch seine knappe Haltung, das Stein'sche Drama vielleicht nicht weniger durch die Begeisterung des Verfassers, die sich sogar bis auf die Zueignung des Buchs an die „Freifrau Luise M. C. von Rothschild" erstreckt, und dem etwas sehr gedehnten Wiese'schen Trauerspiele darf wenigstens die Anwartschaft auf ein durchdachtes, mit großem Fleiße ausgearbeitetes Werk nicht vorenthalten werden, wenn schon des Verfassers Streben nach plastischer Sprache ab und zu das Gegentheil eines guten Dialogs erzielt. Was soll man z. B. von folgenden zwei Versen halten:

> Sehr schlecht verhüllt ein hämisches Zerrlächeln,
> Den Schmerz des Bisses der Gewissensschlange.

Das ist doch gewiß ein tolles Uebermaß der pathetischen Rede! Warum bleiben diese Dramen, deren Stoff doch so durchaus dramatisch erscheint, dennoch in der Wirkung beträchtlich zurück, warum geben sie sich nicht als strenggegliederte Trauerspiele? das fragen wir schließlich. Wahrscheinlich weil das Heldenthum der fünf Söhne des Mathathias nicht durchgehends allein auf die Schulter des einzigen Judas Makkabäus gelegt werden kann. Dieser Judas ist zwar Held der Dramen, aber er allein ist es nicht; er theilt das Heldenthum mit seinen Brüdern und erscheint, wie sehr ihn auch die Dramatiker über alle emporheben, nur als primus inter pares.

29. König Herodes. Tragödie in fünf Acten. Von Bernhard von Lepel. Berlin, G. Reimer. 1860. 8. 15 Ngr.

Auch ein Stoff, der vielfältig gewählt wird! Die Greuelthaten des Königs Herodes reizten ja sogar den dramatischsten unserer neuern Dramatiker, Friedrich Hebbel. Mit diesem wird es Bernhard von Lepel nicht aufnehmen wollen. Seine dramatische Ader schlägt wenigstens für einen gräßlichen Stoff nicht fest genug. An der äußern Form, was nämlich die Verse und Ausdrucksweise betrifft, können wir billigend vorbeigehen, auch das Streben, den Tyrannen Herodes psychologisch richtig zu zeichnen, wollen wir zu Gunsten des Verfassers hervorheben; aber mit der dramatischen Structur der Tragödie können wir uns nicht befreunden. So wenig jetzt nach der Lectüre desselben als damals nach der Anschauung im berliner Schauspielhause. Jetzt wie damals macht auf uns das Gemetzel unter so und so vielen Menschen eher einen belustigenden denn einen gräßlichen Eindruck. Dieser Herodes übertyrannt den Tyrannen; gilt das Wort von irgendeinem Despoten, so zuvor gewiß von diesem Herodes, der seiner Blutgier wegen zu einer Caricatur des Tyrannenthums geworden ist. Dagegen kommt die zahme Kunst Lepel's nicht auf, und wie dramatisch der Verfasser auch die Gegensätze in dem Herodes und seiner Gemahlin Mariamne zu erfassen suchte — zuweilen glaubt man ernstlich an ein Puppenspiel —, sowenig halten wir den Herodes für einen Helden und so sehr dagegen für eine Caricatur der blutdürstigen Despoten. Die Gegensätze stehen einander so craß gegenüber, namentlich im Antipater, Herodes' Sohne erster Ehe, und in den Kindern der Mariamne, daß dagegen Franz Moor und Karl Moor als treue Brüder erscheinen. Der prophetische Bezug auf die Geburt und Rettung des Heilandes am Schlusse des Stücks liest sich besser, als er sich anhören läßt. Von der Bühne herunter scheint er zu sehr wie an den Haaren herbeigezogen.

30. Berenize. Tragödie in fünf Aufzügen und in Jamben. Von Friederike Kempner. Breslau, Aland. 1860. 8. 1 Thlr.

Eine Dame unter den vielen Männern! Wir werden galant sein müssen, obenein da wir es mit einer jungen Dame zu thun haben. Denken wir deshalb nicht zu hart von diesem Versuche in Versen, der es mit manchem andern aufnehmen kann. Wir verkennen nicht die Mühe, welche die Verfasserin auf die historischen Studien legte, nicht den Fleiß, mit dem sie das Liebesverhältniß der Prinzessin Berenize zum Kaisersohne Titus ausbeutete, nicht die Liebe, womit sie den Befehlshaber des jüdischen Heeres, Josephus, als Helden auszeichnete, nicht die dramatische Freiheit, der zufolge sie die Berenize sich in den Krater des Vesuv stürzen ließ: aber alles dies reichte noch lange nicht zu einer bedeutsamen dramatischen Arbeit aus. Möge sich die Verfasserin zunächst an kleinere lyrische oder epische Sachen halten, für die sie befähigt sein möchte, nur nicht an einen ihr fernliegenden Stoff, der mit Ausdrücken wie „Tänzer in Tricots" blutwenig gemein hat.

Bevor wir zu den romantischen Dramen übergehen, werfen wir noch noch einen kurzen Blick auf:

31. Dramatische Werke von Philipp Heinrich Wolff. II. Mohammed. Drama in fünf Acten. Berlin, Lassar. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

und:

32. Dramatische Dichtungen von R. Wutzdorff. 1. Der Prophet von Florenz. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Ahasver, der ewige Jude. Romantisch-dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Halberstadt, Schimmelburg. 1860. 8. 20 Ngr.

Wolff's „Mohammed" und Wutzdorff's „Prophet von Florenz" stehen in der Mitte zwischen historischem und romantischem Drama. Wir schwanken, nach welcher Seite sie mehr neigen möchten. In beiden liegt das dramatische Gewicht auf Persönlichkeiten, die sich als von Gott berufen ausgeben. Bei Mohammed nimmt der Glaube an seinen Beruf nicht wunder, wohl aber bei Savonarola, dem Propheten von Florenz, da sich Wutzdorff leider vor der Hand zur Bewältigung eines dramatischen Stoffs gänzlich unfähig erwies. Aber obschon Wolff eine weit größere dramatische Kraft entwickelte als Wutzdorff, so befriedigt uns sein „Mohammed" keineswegs. Dieser Mohammed steht wenigstens dem „Makkabäus" (Nr. 27) und dem „Wilhelm von Oranien" (Nr. 16) entschieden nach. Wir finden entsetzlich viel Gerede und trostlos wenig Handlung. Dem Verfasser gegenüber, der sich der übeln Aufnahme seines „Mohammed" in Hamburg wegen auf unzarte Weise über absprechende Kritik aufhält, treten wir entschieden auf Seite seiner Gegner. Mohammed wird nie und nimmermehr ein ansprechender dramatischer Held sein können. Dafür bedarf es keines Beweises. Wollten wir ihn liefern, wir müßten das ganze Drama abschreiben; denn bei der Auswahl einzelner Stellen würde uns der Verfasser immer mit dem Vorwurfe begegnen, wir hätten sie für ihn unvortheilhaft ausgehoben. Tröste sich der Verfasser dafür mit dem Lobe, das wir auch bei diesem „Mohammed" wie bei seinen beiden andern Dramen der Gewandtheit seiner Gestaltungskraft spenden.

Könnten wir Wutzdorff, dem Dichter des „Propheten von Florenz" nur ein Quentchen von dieser Gewandtheit zusprechen, wie freuten wir uns. Leider aber können wir das nicht. Besäße sein „Prophet von Florenz" nicht den Vorzug der Kürze, er besäße wirklich gar keinen. Möge der Verfasser erst einige Jahre pausiren, ehe er sich wieder an einen dramatischen Stoff wagt. Größere Welterfahrung und die Erkenntniß der bisherigen Sünden lassen einen schwachen Dramatiker oft in kurzer Zeit reifen. Wir setzen voraus, daß Wutzdorff die Scharten seines jetzigen dramatischen Schwertes späterhin auswetzen werde. Zuvor aber ringe er nach Selbsterkenntniß und murre über unsere Worte nicht zu sehr. A bas mit dem verfehlten Idealismus, nieder mit aller dramatischen Unklarheit, wie sie aus jeder Rede des „Propheten von Florenz" hervorstrotzt. Der Verfasser besitzt über dramatische Scenerie noch die wunderlichsten Ansichten. Man höre nur die Scenenangabe (Act 5, Auftritt 5): „Während Lucrezia Ridolfi im flammendsten Hasse die Reihen durchbricht, und schon den Dolch gegen Girolamo's (Savonarola's) Brust gezückt, erhebt Beatrice in ihrer Herzensangst einen Balken (!), der zu ihren Füßen geschleudert und deckt mit diesem Schilde (!) Fra Girolamo. (Welcher Effect!) Lucrezia's Dolch sinkt tief in den Balken (!), Beatrice kann nicht mehr Widerstand leisten. Unter dem Gewichte des Balkens, mit dem sie den Bruder rettet, wird sie begraben!" Was läßt sich wol zu dieser dramatischen Balgerei sagen?!

Wären wir jetzt mit Wutzdorff fertig, wohl uns und ihm! Aber da liegt ja noch sein „Ahasver", dieses grinsende Ungeheuer „voll übermenschlichen Hasses, zwischen dumpfer Verzweiflung und erbitterter Rachgier schwankend". Was dachte sich Wutzdorff nur bei seinem romantisch-dramatischen Gedichte „Ahasver, der ewige Jude"? Er sagt es selbst: „Der Verfasser hat im ersten Acte dieser Dichtung, die er nicht als ein Drama, sondern vielmehr als ein faustisches Gedicht betrachtet wissen will, die Handlung noch nicht schnell vorschreiten lassen, damit der grelle Gegensatz dämonischen Hasses und sich aufopfernder Liebe noch klarer hervortrete. Im zweiten Acte muß die Zerrüttung des Familienlebens mit erschütternder Wahrheit, aber mit edler Mäßigung dargestellt werden. Im dritten muß die Liebe und die scheinbare Schuld dem endlichen Triumph der schönen liebenden Seele den gewaltigsten Eindruck verschaffen. Im vierten trete neben der Reflexion Pedro's die Begeisterung hervor, die selbst den Zuhörer erfassen und ihn im fünften Acte in einer erhabenen, geläuterten Stimmung entlassen mag." Wenn den Zuhörer nun aber die Begeisterung um keinen Preis erfassen will! Wenn ihn nun über das grinsende ewig-jüdische Ungeheuer eine Art von Lachkrampf befällt! Gerade wie uns, der wir uns stellenweis vor Lachen hätten ausschütten mögen! Wie kann sich nur ein gebildeter Mensch mit derartigem dramatischen Widersinne um die köstliche Zeit betrügen! Freilich, der einfachste Verstand kann sich verirren!

So wären wir denn mit dem „Ahasver" bereits in das Lager der romantischen Dramen hinübergeschritten. Was rechnen wir zum romantischen Drama? Jedenfalls alle jene freien dichterischen Erfindungen, deren letzter Zweck nicht die charaktervolle Entwickelung einer Handlung, sondern die Versinnlichung einer abstracten, die Thatsachen des Stoffs nur als ein Beispiel neben sich führenden Idee erheischt. Hierher zählen auch alle die dramatischen Gebilde, welche erst durch die Schwesterkunst Musik Leben und Ausdruck erhalten. Der letztern eines betitelt sich:

33. Die Loreley. Von Emanuel Geibel. Hannover, C. Rümpler. 1861. 8. 1 Thlr.

Geibel benennt seine Dichtung weder Operntext, noch lyrisch-dramatisches Gedicht. Es weiß aber ein jeder, daß diese „Loreley" derselbe Operntext ist, den Felix Mendelssohn-Bartholdy in Musik zu setzen zum kleinsten Theile zwar nur im Stande war, den ganz auszuführen aber in seinem Willen gelegen, hätte ihn der Tod nicht daran gehindert. Geibel schrieb seine „Loreley" 1846—47. Gewiß ist anzunehmen, daß er sie seitdem mehrfach überarbeitete, wenigstens an sie zu dieser vorliegenden Ausgabe noch einmal die feilende Hand legte. Erwarten wir von dem Lyriker Geibel ein Gedicht, das formell weit über der Mehrzahl aller gangbaren Operntexte steht, so haben wir uns in dieser Erwartung nicht getäuscht. Wäre das nicht der Fall, wie entschuldigte sich ein Separatdruck dieses lyrisch-dramatischen Gedichts? Denn was den dramatischen Bau, die Situationen, das dramatische Leben anbetrifft, so konnte sich Geibel nur in dem herkömmlichen Opernschematismus halten, den die Rücksicht auf eine dramatische Sängerin, eine jugendliche Sängerin, auf Tenor, Baßbuffo, Bariton u. s. w. bedingt. Die Frage, in welcher Weise die ausgefahrene Straße der Operntextdichtungen gebessert werden könne, scheint uns Geibel mit seiner „Loreley" nicht beantwortet zu haben. Eine wie dankbare Grundlage dem Componisten indeß mit dem vorliegenden Gedicht geboten ist, das zeigte Mendelssohn-Bartholdy im Finale des ersten Acts, indem er es zu einer seiner herrlichsten Compositionen ausbeutete. In der Vermischung des Realen mit dem Geisterhaften folgte Geibel den Traditionen der romantischen Schule eines Friedrich Kind u. s. w. Neben dem Lobe der formellen Glätte haben wir für seine „Loreley" noch ein sehr anerkennendes Wort in Betreff des durch und durch volksthümlich-deutschen Geistes, der das Werk durchdringt. Es ist so volksthümlich-deutsch, daß sich weder Franzosen noch Italiener mit seiner Romantik einverstanden erklären könnten, weil die Natur beider Völker dieser eigenthümlichen Vermischung geisterhafter und realer Elemente widerstrebt.

34. Der Barde. Dramatische Phantasie in fünf Abtheilungen. Von Karl Julius Starck. Petersburg, Gebr. Krug. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Gedruckt zum Besten in Rußland lebender, hülfsbedürftiger Ausländer; gegen dieses Schild des mildthätigen Herzens ist die

Waffe der Kritik stumpf. Wir mögen dem Verfasser mit einer scharfen Besprechung seines Werks nicht wehe thun. Ruht unser Blick doch noch mit einer gewissen Wehmuth auf der zweiten Seite des Buchs, allwo es heißt: „Zum Druck erlaubt unter der Bedingung, daß nach dem Drucke die gesetzliche Anzahl Exemplare dem Censurcomité zugestellt wird." Wer weiß, ob der Verfasser nicht gern weit Bedeutenderes als diesen „Barden" liefern würde es ihm nur von der Censur gestattet. Wer weiß, ob überhaupt ein größerer Dichter als dieser Starck in Rußland ein poetischeres Werk an die Oeffentlichkeit bringen dürfte und ob nicht dieser „Barde" schon das höchste Maß der in Rußland geduldeten Poesie in sich begreift. Die Handlung spielt 260 n. Chr. Geb. an der Küste der Normandie und des nördlichen Schottland. Arganthyr, ein normännischer Seefahrer, verläßt seine Gattin Hervora, verlobt sich in Schottland mit Hertha, der Tochter des Barden Carmor, verläßt auch diese und kommt bei einem Sturme ums Leben. Der Barde Carmor ersticht seine entehrte Tochter Hertha und stirbt bald darauf selbst. Auch mit Hervora geht es auf irgendeine Weise zu Ende. Wolle sich der Verfasser nur erst aus seiner brütenden Stimmung herausreißen und sich einmal an etwas Lustiges wagen. An seiner Schwermuth und Hypochondrie erkennt man leider zu sehr die deutsche Natur.

35. Ein Kaiser. Politisch-dramatische Studie in vier Aufzügen. Von Gustav von Meyern. Zweite Auflage. Leipzig, Grunow. 1861. Gr. 16. 20 Ngr.

Ein Tendenzstück, ein politisches Tendenzstück in des Wortes vollster Bedeutung! Eine zweite Auflage dieses Tendenzstücks, sie beweist, daß es im deutschen Volke Anklang und Widerhall gefunden. Und die politisch-dramatische Studie verdient auch diesen Anklang in vielfacher Hinsicht. Sie ist in einer edeln, fließenden, durch und durch gleichmäßig schönen Sprache geschrieben, sie bringt die nationale Begeisterung in einer passenden Form zum Austrag, sie enthält sich aller nutzlosen und gangbaren Redensarten, obschon sie auch oft Gesagtes wiederholen muß. Hinsichtlich der in ihr vertretenen politischen Tendenz werden die Meinungen natürlich getheilt sein, je nachdem der eine des Verfassers Ansicht billigt, der andere nicht. Ein einiges deutsches Reich ist des Verfassers Ziel. Schon aus dem Personenverzeichniß geht es deutlich hervor, in welcher Weise er auf deutsche Zustände anspielt. Da ist ein Fürst von Nordland, ein solcher von Südland, da sind Fürsten der Westlande, da sind Ordensgeneral und Ordensbrüder. Die Reichsfarben schwarz-roth-grün lassen sich leicht in schwarz-roth-gold übersetzen, und in den Ordensbrüdern wird niemand die Brüder vom Orden Jesu verkennen. Ueber die Bedeutung des großen Reichs, das dem Verfasser vor Augen schwebt, mögen folgende Verse Aufschluß geben:

> Es ist ein Reich viel tausendfachen Ringens,
> Ein Reich des freisten Bildens und Vollbringens,
> In dem von höhern Thronen Fürst und Kaiser
> Mit freud'gem Stolz auf Stämme niederschaun,
> Die, weil sie frei, nur um so treuer hängen
> An dem Gesetz, das ihnen Freiheit gab,
> Und die an Schöpferkraft und Geistesreife
> Herangeblüht zu einem Mustervolk.

Gustav von Meyern lebt bekanntlich in der Umgebung des Herzogs von Koburg. Die Annahme liegt nahe, daß viele der politischen Anschauungen aus dem fürstlichen Cabinet stammen. Wie dem auch sei, wenn es nun einmal eine politisch-dramatische Studie über die Zukunft des deutschen Reichs gilt, so lassen wir uns diesen „Kaiser" wohl gefallen. Und wie uns dünkt, paßt des Verfassers politische Doctrin viel besser für diese dramatische Studie als in seine übrigen Dramen, die sich nicht frei von rhetorischen Floskeln halten.

Unter den beiden dramatischen Gemälden, mit denen wir uns von den doctrinären Gestalten der romantischen Dramen ab wieder auf den Boden der vollen Realität begeben, hält nur folgendes das phantastische Element in etwas fest:

36. Der Karfunkel. Volksdrama in drei Aufzügen nach Hebel's alemannischem Gedichte frei bearbeitet. Von Franz Pocci. München, Rohsold. 1860. Gr. 16. 16 Ngr.

Volksdrama! Welcher Misbrauch wird jetzt nicht mit diesem Ausdrucke getrieben. Ist ein Stück zu schlecht, um sich Schauspiel nennen zu können, so wird es als sogenanntes Volksdrama in die Welt gesandt. Gut, daß sich Pocci mit seinem „Karfunkel" diesem Misbrauche nicht anschloß, daß er sein Augenmerk auf die Gestaltung eines wirklichen Volksdramas richtete. Er wählte eine Art Dorfgeschichte. Er schuf Gestalten aus der Wirklichkeit und näherte sich den Anschauungen des Volks mit einer Person, dem Jäger Lux, der als die Verkörperung des Bösen zu betrachten ist. Allein die Bearbeitung nach einem Hebel'schen Gedichte dehnte den Stoff zu sehr aus. Die Darstellung eines an sich gutgearteten Menschen, des Feldbauers Michel, der durch Verführung und die Gewohnheit des Spiels und Trunks zu einem Spieler und Trunkenbold ausartet, mag für ein kürzeres Gedicht ausreichen. Für drei Acte eines Dramas hingegen bedarf es vieler und immer neuer Situationen, soll der Stoff nicht monoton oder gar abstoßend wirken. Die abstoßende Wirkung liegt im letzten Acte. Michel ermordet sein Weib und stürzt sich selbst in den Abgrund. Die Moral der Geschichte läßt sich nicht misverstehen, aber sehr leicht für unnütz erklären. So oft im preußischen Staate jemand hingerichtet ward, erschien darüber eine Bekanntmachung mit der Ueberschrift „Warnung". Gerade so unnütz die Moral einer Hinrichtung eine „Warnung" genannt werden kann, so unnütz dünkt uns die Moral des „Karfunkel" vom dramatischen Gesichtspunkte.

37. Auf der hohen Rast. Dramatisches Gemälde aus dem Bergmannsleben in vier Aufzügen. Von Robert Griepenkerl. Freiberg, Engelhardt. 1860. Gr. 16. 18 Ngr.

Ende gut, alles gut! Es freut uns wenigstens, daß wir mit einem leider nicht genug gewürdigten Stücke schließen können. Wir werfen uns damit nicht zum unbedingten Lobredner des „Auf der hohen Rast" auf. Aber wir möchten dies Stück doch der Beachtung empfehlen, schon um deswillen, weil Griepenkerl originelles deutsches Leben in das Bereich der dramatischen Dichtung zu ziehen bemüht war. Auch Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre", fühlte, daß er nicht alle Tage auf dem Kothurn einherschreiten könne, daß er sich auch einmal mit schlichterer dramatischer Waare zu thun machen müsse. Er zog seinen Stoff aus dem Bergmannsleben, er führte uns auf die hohe Rast, das heißt auf den Sammelplatz der Bergleute vor ihrem Abgang in die Gruben, er schilderte uns das bergmännische Leben mit einer Treue, die ihm nur eine besondere Kenntniß des Lebens gewährt haben kann. In dem Wesen der Bergleute liegt unfehlbar ein tief conservatives, patriarchalisches Element, in den Architekten, den Eisenbahnbauleuten und Handlangern dagegen ein neuerungssüchtiges. Auf sehr einfache Weise verwerthete Griepenkerl diese Gegensätze in seinem dramatischen Gemälde. Die Liebe des jungen Bildhauers Hüsy oder besser sein Verhältniß zur Bergmannstochter Bärbchen gibt sich ja eigentlich auch von selbst. Aber, aber! Ein erwachsener Mensch soll nicht mit Kinderbällen spielen und ein dramatisches Kraftgenie wie Griepenkerl nicht mit solchen einfachen Geschichten. „'S ist 'mal was anderes", sagt sein Kius in „Auf der hohen Rast". Es hat aber dies „was anderes" dem Verfasser des „Robespierre" wenig Früchte getragen. Denn als er auf sehr interessante Situationen sann, fiel er plötzlich auf die Errettung verschütteter Bergleute. Es ist „'mal was anderes" als Birch-Pfeiffer'sche untergeschobene Testamente, vaterlose Kinder und gezähmte Grillen, ganz gewiß. Wäre nur die Errettung der Berg-

leute dramatisch. Aber sie ist ein total undramatisches Motiv. Und das „Nun danket alle Gott" thut's auf der Bühne auch nicht. Doch wer sich für Griepenkerl nur irgendwie interessirt, der lese dieses „Auf der hohen Rast". Wollte der Himmel, daß unsere dramatischen Sudler, die alle sechs Monate mit einem bühnenmäßigen Stücke auf die Bühnen laufen, nur einmal solchen Dialog schreiben könnten wie Griepenkerl. Der Dichter aber möge sich für viele ihm erwiesene Unbill trösten. „'S ist 'mal was anderes", das will unser Publikum nicht oft gelten lassen, wenn es sich dabei in eine originelle dramatische Natur hineinfinden soll. Gewiß bleibt's ja doch, daß, wenn seine dramatischen Arbeiten neben den Werken ach wie vieler unserer Bühnenschriftsteller liegen, man mit Hinblick auf seine Schöpfungen freudig ausrufen kann: „'S ist 'mal was anderes!"

Emil Müller-Samswegen.

Politische Poesie.

1. Das ganze Deutschland soll es sein! Großdeutsches Liederbuch. Kriegs-, Siegs-, Mahn- und Spottlieder der Deutschen von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt, herausgegeben von Rudolf Marggraff. München, Fleischmann. 1861. Gr. 16. 22½ Ngr.
2. Zeitklänge. Gedichte aus den Jahren 1845—60 von Friedrich Beck. München, Rohsold. 1860. Gr. 16. 9 Ngr.
3 Aus Westminsterabtei von Friedrich Wilhelm Rogge. Zweite vollständige Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1860. 16. 16 Ngr.

Das erstgenannte Buch oder das „Großdeutsche Liederbuch", eine von meinem Bruder Rudolf, Professor in München, veranstaltete und mit einem längern einleitenden Vorworte versehene Sammlung vaterländischer Gedichte, tritt mit dem Mahnruf: „Das ganze Deutschland soll es sein!" vor das Publikum. In dem Sinne dieses Mahnrufs und nicht im Sinne einer politischen Partei ist der Zusatz „Großdeutsches Liederbuch" zu verstehen; der Herausgeber hätte ebenso gut oder besser die Bezeichnung „vaterländisches" Liederbuch wählen können. Er hat auch nicht ein einziges Lied aufgenommen, welches im Geiste oder Particularinteresse irgendeines deutschen Groß-, Mittel- oder Kleinstaats gedichtet wäre zum Nachtheil des Gedankens deutscher Einheit, und wenn er Liedern, in welchen das Andenken Radetzky's oder der auf den italienischen Schlachtfeldern von 1859 gefallenen Oesterreicher gefeiert wird, eine Stätte in seinem Buche bereitete, so sind dies Lieder, deren Dichter sich die Verklärung deutschen Heldenthums zum Zweck gemacht haben. In unvergleichlich größerer Menge dagegen begegnet man in dieser Sammlung Gedichten, in denen die Heldenthaten des preußischen Volksheers und seiner Führer im Kriege gegen Napoleon verherrlicht werden. Als Motto hätte vielleicht die Schlußstrophe aus Herder's Ode „Germanien" (vom Jahre 1802) dienen können:

> Träum' ich, oder ich seh' welch einen Genius
> Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpfet er
> Zwei germanische Freundes-
> Hände, Preußen und Oesterreich.

Freilich mußte Oesterreich noch zweimal, bei Austerlitz und Wagram, und Preußen bei Jena und Auerstädt niedergeworfen werden, ehe beide einander die Hände reichten, um sich von ihrem Sturze wieder aufzurichten. Und wohin das Schwarzenberg'sche Programm: „Erst Preußen demüthigen, dann der Verachtung preisgeben" (so lautete es ja wol), geführt hat und führen kann, hat ja Oesterreich noch in neuesten Zeiten zu seinem eigenen Schaden erleben müssen. Leider scheint es gewissen Staatsmännern schwer zu fallen, sich die Daten und Lehren der Geschichte ins Gedächtniß zu schreiben; und überhaupt scheint es ja den meisten Menschen eigen zu sein, ihren wahren Vortheil zu verkennen und zu opfern, um irgendeiner kleinlichen Leidenschaft und persönlichen Antipathie Genüge zu thun.

Der Herausgeber hat den reichen und mannichfaltigen Stoff in sechs chronologisch und sachlich geordneten Büchern zur Uebersicht gebracht, indem das erste die in geistiger und literarischer Hinsicht so glorreiche, in politischer Hinsicht so traurige Zeit vom zweiten Schlesischen Kriege bis zu den Befreiungskriegen, das zweite die Befreiungskriege selbst, das dritte die Zeit des Wiener Congresses und der Wiederbelebung des nationalen Bewußtseins, das vierte sodann das große Sturm- und Drangjahr 1848 mit der schleswig-holsteinischen Erhebung und der folgenden Zeit allgemeiner Abspannung, das fünfte endlich die Jahre 1859 und 1860 mit ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, dem Schiller-Fest und der Erinnerungsfeier der leipziger Schlacht umfaßt, während das sechste Buch Lieder bringt „zur Kennzeichnung einzelner deutscher Zustände, Personen und Stimmungen". Das letztere Buch zerfällt wieder in drei Abtheilungen, von denen die erstere die Zeit der hellenischen und polnischen Unabhängigkeitskriege, des Gutenberg-Fests, der Eisenbahnen, des hamburger Brandes und des kölner Dombaus behandelt, die zweite unter der Ueberschrift „Walhallalieder" der „Erneuerung des Gedächtnisses heldenmüthiger Kämpfer und Sänger aus der Zeit der Befreiungskriege" gewidmet ist. Hier treten uns die populären Namen Schill, Andreas Hofer, Blücher, Scharnhorst u. s. w. entgegen, und die Lieder dieser Abtheilung haben, wie die des zweiten Buchs, den besondern Vorzug, daß sie meist von Mitkämpfern oder solchen Männern gedichtet sind, die wie Arndt die Erhebung von 1813 durch den Einfluß mündlicher wie schriftlicher Rede vorbereitet und geschürt haben. Die dritte Abtheilung des letzten Buchs endlich bringt noch ein „schönes Congreßlied und einige weitere schöne Kriegs- und Siegeslieder der Deutschen". Das „schöne Congreßlied" ist natürlich ein Spottlied, das von Rückert auf den tanzenden und dinirenden Wiener Congreß; die andern „schönen Kriegs- und Siegeslieder der Deutschen" sind um so ernster gemeint und gedichtet. Im ganzen enthält die Sammlung nahe an 300 größtentheils mit ihren Singweisen bezeichnete Lieder von mehr als 120 Dichtern. Der Sammlung ist „zur Weihe" ein von Leopold Schefer verfaßtes, „Das deutsche Lied" überschriebenes Gedicht vorangestellt, dessen beide Schlußzeilen lauten:

> Begrabner Geist lebt herrlich wieder —
> Der Geist, er ist: — das deutsche Lied.

In der gegen 40 Seiten starken Vorrede verbreitet sich der Herausgeber über den Plan und die Tendenz seiner Sammlung, wie über die deutsche vater-

ländische Poesie, die er im Zusammenhange mit den politischen Ereignissen und den in den einzelnen Büchern der Sammlung bezeichneten Phasen oder Zeitereignissen beleuchtet und charakterisirt. Er gedenkt dabei auch meiner frühern ähnlichen Sammlung: „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit" (Leipzig 1843), bemerkt, daß der meinigen ein vorzugsweise literarischer und literarhistorischer Zweck zu Grunde liege und daß sie sich dadurch von der seinigen, die einem vorzugsweise patriotischen Zweck entsprungen, wesentlich unterscheide, und fährt dann fort:

Doch schließt der eine Zweck den andern nicht aus, und beide Sammlungen treffen daher bis zum Erscheinungsjahr der erstern in der Wahl der einzelnen Gedichte unvermeidlicherweise nicht selten zusammen. Ja ich habe nicht nur meines Bruders gedruckte Sammlung oft geradezu als Quelle benutzt; ich verdanke auch seinen schriftlichen Mittheilungen, namentlich aus den Jahren 1848—50, manche werthvolle Spende.

Diese Bemerkung bezieht sich darauf, daß ich eine von mir in den Jahren 1848—50 angelegte handschriftliche Collection von Zeitgedichten, die ich vorzugsweise aus Zeitungen und Journalen entnahm und womit ich eine damals von mir beabsichtigte neue Auflage meiner eigenen Sammlung zu bereichern gedachte, meinem Bruder, nachdem ich jene Absicht schon längst aus den Augen verloren, für seine Sammlung, deren bevorstehendes Erscheinen er mir angekündigt hatte, zu freier Benutzung überschickte. Doch bildet das, was er daraus benutzt hat, immerhin nur einen kleinen Theil zu den übrigen Bereicherungen aus neuerer und neuester Zeit, und da er auch in den frühern Abtheilungen, namentlich in der die Befreiungskriege betreffenden, vieles Neue hinzugefügt, anderes, was dem besondern Zweck seiner Anthologie nicht entsprach, freilich auch weggelassen hat, so konnte er im Vorwort seine Sammlung mit Recht nicht blos als eine Fortsetzung, sondern auch als eine Ergänzung der meinigen bezeichnen. Wenn man will, könnte man vorliegende Sammlung sogar als eine bis auf die neueste Zeit fortgesetzte, von anderer Hand veranstaltete und nach etwas andern Grundsätzen redigirte zweite Auflage der meinigen betrachten; wenigstens leistet sie ziemlich den Dienst einer solchen.

Bei der Wahl und Textmittheilung der Gedichte ist, wie der Herausgeber bemerkt,

alles vermieden und ausgeschlossen, was dem deutschen Stammes- und Glaubenshaß Vorschub geben könnte. Ich weiß, man sucht von gewissen Seiten den einen wie den andern zu schüren. Beides ist gleich verderblich für den Einzelnen wie für das Allgemeine. Man sollte Eintracht von allen Dächern predigen in der einen wie in der andern Beziehung. Der Christ weiß, wo er die Wahrheit zu suchen hat; die Liebe aber steht höher, denn alle Erkenntniß. Auch nicht an einer Stelle, so war es meine Absicht, sollte man in unserer Sammlung daran erinnert werden, daß unter uns noch in beklagenswerther Weise Glaubensspaltungen bestehen. Ich hoffe daher bei den betreffenden Dichtern Verzeihung zu finden, wenn ich mir aus dem berührten Grunde ein paar mal kleine Aenderungen oder Auslassungen erlaubte.

Der Herausgeber ist der Ansicht, daß

so gewiß die Poesie, als Ausfluß und ideeller Ausdruck der Volksstimmung und des nationalen Willens, ein ewiges, ein prophetisches Element in sich trägt, so gewiß wird die Sehnsucht des deutschen Volks nach politischer Einigung, die sich so lebendig und entschieden in seinen Liedern ausspricht, trotz aller Gegenbestrebungen und Hemmungen früher oder später ihre Erfüllung finden.

In gleichem Sinne bemerkt er von seiner Sammlung weiter, diese sei Zeuge,

wie tief zu allen Zeiten unsere edelsten und größten Geister die Schmach empfunden haben, an der wir leiden. Fassen wir aber den Kern ihrer Klagen über das, was uns drückt und erniedrigt, was uns inmitten einer unendlichen Fülle von Kräften in die unwürdige und gefahrdrohende Stellung unsern äußern Feinden gegenüber gebracht hat, kurz zusammen, so ist es unsere innere Zerklüftung, es ist der beklagenswerthe Stammes- und Glaubenshaß, der uns drinnen spaltet und auseinander hält, es ist der Eigennutz, der nach dem Auslande blickt, und die Eitelkeit, die der fremden Gewaltmacht dient, es ist der Kleinmuth, die Zaghaftigkeit und Kurzsichtigkeit auf der einen, die Geistesträgheit und Unentschlossenheit auf der andern Seite, es ist, um es mit einem Worte zu sagen, der aus unserer politischen Zerrissenheit und Ohnmacht entspringende Mangel an nationalem Ehr- und Machtgefühl, was uns so tief daniederhält, uns zum Gespött und Spielball der andern Nationen macht und von unsern Dichtern in bald gedankenschweren und weihevollen, bald in volksthümlich humoristischen und witzigen Liedern beklagt oder verspottet wird. Doch fehlt es ebenso wenig an Klängen patriotischen Jubels, an Ausbrüchen einer freudig erregten und befriedigten Gemüthsstimmung, an Kriegs- und Siegesliedern, welche zeigen, was wir sind, wenn wir uns ermannen, und was wir sein könnten, wenn wir einig wären, an Liedern endlich, die uns mahnen, wenn von dem geeinigten großen Deutschland die Rede ist, auch der Länder und Volksstämme zu gedenken, die wir uns durch List und Gewalt entreißen ließen oder im Begriff stehen, uns entreißen zu lassen.

Die Berechtigung der politischen Poesie vertheidigt der Herausgeber mit den Worten:

Es hat bei uns Zeiten gegeben, wo man es als eine Versündigung an dem hohen idealen Beruf der Poesie ansah, wenn sie es wagte, den vaterländischen Gefühlen, Bedürfnissen und Wünschen Worte zu leihen, wo man es dem Dichter allenfalls gestattete, von Liebe und Blumen zu singen, aber nicht zugeben wollte, daß er das Vaterland, seine Leiden und Freuden besang. Das politische Lied war verpönt, und das Sprichwort erfand dafür als gleichbedeutenden Ausdruck die Bezeichnung: „ein garstiges Lied". Dies waren allemal Zeiten, wo das nationale Gefühl tief daniederlag, wo man die Sorge für vaterländische Anliegen einer bevorrechteten Klasse glaubte überlassen zu müssen, und es für das Merkzeichen eines guten Staatsbürgers galt, in der täglichen Lohnarbeit dem Genuß des Lebens nachzugehen, um die Politik jedoch sich beileibe nicht zu kümmern. Es waren dies aber auch die Zeiten, wo das Vaterland an Ehre, Land und Leuten unwiederbringliche Verluste erlitt, und fremder Despotengewalt es gelang, über uns ihre furchtbare Geisel zu schwingen. Doch hat es allerdings auch wiederum Zeiten gegeben, wo die politische Poesie berufen war, eine wichtige und wirksame Rolle im Leben unsers Volks zu spielen, wo sie uns nicht nur zu einer Trutz- und Schutzwaffe gegen die Angriffe oder auch nur Drohungen unserer Feinde diente, sondern diejenigen selbst von oben herab sich geehrt und gefördert sahen, welche politische Lieder dichteten. Solche Zeiten waren selten und schnell vorübergehend, aber noch jedesmal entfaltete die politische Poesie ihre Blüten reichlicher und voller, so oft das Herz des Volks durch seine Leiden oder Freuden tiefer aufgeregt war; sie klammerte sich an jede große That, welche zeigte, daß wir ihrer fähig, und Friedrich der Große, obgleich im Kampfe mit einem deutschen Bruderstamm begriffen, wurde, wie nie so allgemein ein deutscher Fürst vor ihm und nach ihm, Gegenstand eines förmlichen poetischen Cultus, weil er uns unsere kriegerische Größe vor Augen führte und die Macht ahnen ließ, die

wir besitzen würden, wenn die jetzt noch getrennten Glieder und Kräfte des deutschen Volks in Eintracht zusammenhielten.

Wir haben nichts gegen diejenigen, welche auch noch heutzutage von Liebe und Frühling zu singen wagen, um so weniger, da sie vielleicht die letzten eines untergehenden Geschlechts, die letzten Mohikaner der empfindungsvollen deutschen Lyrik sind; denn wenn die Zustände sich in der bisherigen Richtung weiter zu entwickeln fortfahren, so wird die Liebe sehr bald allgemein nur eine Geschäftsangelegenheit sein, wie sie dies vielfach schon ist; als das schönste Stück Natur wird dasjenige gelten, welches die Aussicht auf die meisten Werkstätten und Dampfschornsteine bietet; und man wird auf den närrischen Kauz Pasquille schreiben, der noch phantastisch genug sein sollte, die Reize des Frühlings zu empfinden und im Liede zu feiern. Aber sicherlich ist auch das Vaterland ein erhabener besingenswürdiger Gegenstand, und wir würden uns nur dazu Glück wünschen können, wenn wir aus frühern Jahrhunderten verhältnißmäßig so viele Ergüsse vaterländischer Poesie hätten, als seit etwa hundert Jahren in den Gedichtbüchern deutscher Nation zu finden sind. Die Einheit des deutschen Volks wäre vielleicht nicht verloren gegangen, wenn sie durch Jahrhunderte im Liede festgehalten worden wäre. Allerdings ist in den letzten Decennien, wenigstens in dem Doppeldecennium 1830—50, mit der politischen Poesie großer und schädlicher Misbrauch, ja Unfug getrieben worden, so gut wie mit der Liebes- und Frühlingspoesie. Zu viele Unberufene haben sich auch auf dieses Gebiet verstiegen und die Journale mit fader politischer Poesie unter Wasser gesetzt, und selbst die Berufenen haben sich zum Theil zu oft vernehmen lassen und zu viel, ja ganze Bände Politisches gedichtet. Außerdem hat man in Gedichten politische Parteifragen doctrinär und reflectirend behandelt, die nur Gegenstände für die Zeitungsdebatte sind. Einzig berechtigt sind vom dichterischen Standpunkte nur das begeisterte vaterländische Lied, mit Inbegriff des Kriegsliedes, und das satirische politische Gedicht, in welchem aus Liebe zum Vaterlande dessen Mängel und Gebrechen, insofern sie irgendeine komische Seite darbieten, in humoristischer Weise verspottet werden; denn wie schon Jean Paul bemerkte: niemand verspotte die Menschen denn der sie von Herzen lieb habe, wofür man freilich wol besser sagen würde, nur wer die Menschen von Herzen lieb hat, hat das Recht, sie zu verspotten. Und an sehr ergötzlichen Proben satirischer Lyrik fehlt es auch der vorliegenden Sammlung wahrlich nicht. Wir nennen hier nur das Gedicht von dem verstorbenen Adolf Schults: „Was ist des Michel Vaterland?", eine gelungene ergötzliche Parodie auf Arndt's Vaterlandslied, die uns an Originalität und innerer Wahrheit ganze Dutzende von bombastisch pathetischen Vaterlandsgedichten aufzuwiegen scheint. Davon lauten die ersten Strophen:

> Was ist des Michel Vaterland?
> Ist's Muckerland, ist's Duckerland?
> Ist's wo die Spree durchs Sandmeer fließt?
> Ist's wo man Thee mit Zeist genießt?
> O nein, o nein,
> Sein Vaterland muß größer sein!
>
> Was ist des Michel Vaterland?
> Ist's Gabelland? ist's Schnabelland?
> Ist's wo man kalter Hähndel speist?
> Und zur Verdauung Zoten reißt?
> O nein, o nein,
> Sein Vaterland muß größer sein!
>
> Was ist des Michel Vaterland?
> Ist's Trinkerland? ist's Hinkerland?
> Ist's wo man braut und Klöster baut?
> Zum Bockbier Mittelalter kaut?
> O nein, o nein,
> Sein Vaterland muß größer sein!
>
> Was ist des Michel Vaterland?
> Ist's Haderland? Salbaderland? u. s. w.

Die beiden letzten Strophen lauten:

> Das ist des Michel Vaterland,
> Wo vorwärts zappeln Fuß und Hand,
> Indeß, Gott weiß es, der Popo
> Gemüthlich ruht im status quo!
> Das muß es sein,
> Das ganze Deutschland muß es sein!
>
> Das ganze Deutschland muß es sein!
> O Gott vom Himmel sieh darein!
> O, gib dem Michel Kraft und Muth,
> Daß er sich endlich bessern thut!
> Dann soll er sein,
> Der beste Michel soll er sein!

Der Herausgeber bemerkt in seiner Einleitung, daß er in seinem Buche auch manches neue und bisher ungedruckte Gedicht (wol zumeist von münchener oder überhaupt bairischen Dichter) zuerst veröffentlicht habe, und daß durch seine Sammlung „manches vergessene, schöne und inhaltreiche politische Lied, welches sonst vielleicht in der journalistischen Zerstreuung verloren gegangen wäre", dem verdienten Andenken erhalten wurde. Solcher Gedichte habe auch ich schon in meiner frühern Sammlung manche dem „verdienten Andenken" erhalten, die nun auch in die meines Bruders übergegangen sind; ich rechne dahin das kräftige Kriegslied von Mill aus dem Jahre 1813: „Heran, heran, zu Sieg oder Tod!" welches mir von Jahn aus dem Gedächtniß für meine Sammlung mitgetheilt wurde und wahrscheinlich das einzige Gedicht ist, das von Mill überhaupt existirt; dahin gehört das Gedicht „An Deutschland" von Chlodwig, der darin, wie mein Bruder bemerkt, „dem alten Fluch unserer Zwiespaltigkeit und Thatlosigkeit scharfschneidende und wuchtvolle Worte lieh", dann das im echten Volkston gehaltene Lied „Strasburg" aus dem Jahre 1841 von Friedrich Saß, das Gedicht „Schill's Trompeter" von Friedrich Radewell. Diese Dichter sind sämmtlich verstorben (Friedrich Radewell, dieses Schicksal mit so manchen Dichtern theilend, meines Wissens als Irrsinniger zu Halle); was sie sonst geschrieben oder gedichtet haben, ist vergessen; aber die genannten in vorliegender Sammlung wieder abgedruckten Gedichte werden wol fortleben; sie verdienen es wenigstens. Auch der Herausgeber dieser neuen Sammlung hat manches schöne und kräftige Lied, das er Zeit- und Flugblättern entnahm, vom Untergange gerettet, namentlich von bairischen Dichtern, unter denen in dieser Sammlung König Ludwig einen hervorragenden Platz einnimmt,

und es verdient bei dieser Gelegenheit bemerkt zu werden, daß das hier abgedruckte Gedicht: „Auf, ihr Deutschen! auf und sprengt die Ketten!“ wie der König selbst mündlich dem Herausgeber mittheilte, von ihm als Kronprinz im Jahre 1807 in Warschau gedichtet worden ist.

Vielleicht erhebt ein oder der andere Dichter, der sich in dieser Sammlung nicht hinlänglich berücksichtigt glaubt, gegen dieselbe den Vorwurf, der auch der meinigen an einer gewissen Stelle gemacht wurde, daß den Dichtern eine oder ein paar Federn ausgerupft würden, um das Publikum glauben zu machen, so sähe das ganze Gefieder des Vogels aus. Aber bei einer Sammlung politischer und vaterländischer Gedichte ist es ja gar nicht darauf abgesehen, durch die Mittheilung von mustergültigen und namentlich formschönen Proben von der Meisterschaft oder dem Wesen der betreffenden Dichter dem Publikum einen Begriff beizubringen; Sammlungen dieser Art haben ja vorzugsweise den Zweck, theils die politischen Stimmungen der Zeit, welchen die Gedichte angehören, abzuspiegeln, theils die Vaterlandsliebe, den Kriegsmuth und den Sinn für nationale Einigung und Eintracht zu beleben und zu kräftigen, theils durch die Mittheilung von scherzhaft witzigen und spottenden Vaterlandsliedern auf nationale Gebrechen und lächerliche Schwächen aufmerksam zu machen und so zu ihrer Beseitigung indirect beizutragen. Im übrigen hat selbst Goethe an einer Stelle Anthologien überhaupt auf Anlaß von Dodd's „Beauties of Shakspeare“ das Wort geredet, indem er bemerkt:

> Was man auch gegen solche Sammlungen sagen möge, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten.

Und so wollen wir dieser Sammlung die Worte der „Neuen Münchener Zeitung“ mit auf den Weg geben:

> Es ergreift den Leser wunderbar, wenn er das hübsch ausgestattete Buch auch nur durchblätttert, und es regt ihn gewaltig an, wenn er es vom Anfang bis zu Ende durchliest. Hier ist eine Geschichte des deutschen Volks im poetischen Gewande zusammengestellt, wie wir sie bisher noch nicht aufzuweisen hatten. Hoffend und zagend, mild und stürmisch, knirschend und siegesfroh kommt es uns aus diesen Blättern entgegen, je nachdem eben die Zeitverhältnisse den Dichtern Stoff boten. Schwunghaft und kernig, wie diese Kriegs- und Siegeslieder, diese Mahn- und Spottgedichte sind, vermögen sie unser Gemüth mit erhebenden, vaterländischen Gefühlen und Entschlüssen zu erfüllen.

Ziemlich ähnlich begrüßte H. Beta meine frühere Sammlung im „Gesellschafter“ (1843) mit den Worten:

> Es ist ein Ehren- und Schmachspiegel zugleich, welcher ... deutschen Volk hier vorgehalten wird. Da habt ihr ein ...es Buch, ihr Deutschen! worin sich all euere Dichter, mehr ... 120, gesammelt haben, die für euere Freiheit, euere Kraft ... Einigkeit, gegen euere Schmach sangen und donnerten..... ...tischen Männern von gesundem Geiste, kräftigem Streben ... vaterländischer Begeisterung wird diese reiche Quelle der ... und Stärkung willkommen sein.

In einer Note bekennt sich der Herausgeber als Verfasser der 1860 bei Lehmann in Leipzig anonym erschienenen Schrift: „Vor und nach dem Frieden von Villafranca“. Er sagt:

> Ich fühle mich um so mehr veranlaßt, hier mich zur Urheberschaft dieser Schrift zu bekennen, als gegnerische, sonst anerkennende Blätter, wie die „Berliner Revue“, die darin zu Gunsten Oesterreichs dargelegten Ansichten als Producte eines Parteistandpunktes betrachtet haben, welcher mir gänzlich fremd ist. Wer mich kennt, weiß, daß ich keiner politischen, wie überhaupt keiner Partei angehöre, als nur der einen, die aber keine ist und nichts will, als eine zu Schutz und Trutz wider unsere Feinde geschlossene Einigung aller deutschen Stämme und Staaten, Oesterreich unter allen Umständen mit inbegriffen. Wie verschroben und ungesund müssen doch aber unsere öffentlichen Zustände sein, daß man sich einen Schriftsteller, der über Politik schreibt, nicht anders als einer Partei angehörig denken kann. Ich meine, es ist in allen Fällen genügend, seinen aus Vernunftgründen und den Thatsachen gewonnenen Ueberzeugungen von der Wahrheit einer Sache und im politischen Gebiete den Eingebungen eines Patriotismus zu folgen, der sich die Wohlfahrt der Einzelstaaten nicht ohne die Sicherheit und Würde des Gesammtstaates zu denken vermag.

Der Herausgeber bekennt sich in seiner politischen Flugschrift wie in der Einleitung zu seiner patriotischen Gedichtsammlung zu der Ansicht, daß es Deutschland nicht bis zu den Niederlagen und der Machtschwächung Oesterreichs im Jahre 1859 hätte kommen lassen sollen, er tadelt dessen „natürliche Bundesgenossen“, daß sie es im blutigen Entscheidungskampfe verlassen hätten. Hier ist der Punkt, wo die Gesinnung des Verfassers in die großdeutsche übergeht. Es hat aber auch in Kleindeutschland Leute genug gegeben, welche der Meinung waren, daß man Oesterreich zu Hülfe kommen müsse, um der Uebermacht und dem Uebermuth Frankreichs ein Ziel zu setzen. Indeß die Geschicke haben ihren Lauf haben wollen; und wenn es Oesterreich gelingt, sich auf liberaler, jesuitischem Einfluß unzugänglicher Grundlage innerlich zu consolidiren, so wird es von seiner Niederlage größern Vortheil haben, als es je von einem Siege gehabt haben würde. Mit der Verleihung der neuen Verfassungsurkunde hat es selbst über das von ihm 10 Jahre und länger festgehaltene System, mit welchem das liberale Deutschland unmöglich gehen konnte, den Stab gebrochen. Im übrigen mag man den Italienern ihre Unabhängigkeit, Einheit und liberale Entwickelung gönnen; die Gerechtigkeit fordert dies, da wir und solange wir unter gewissen durch die verschiedene Lage nothwendig gemachten Variationen das Gleiche für uns in Anspruch nehmen. Nur freilich ist es selbstverständlich, daß die Italiener, welche jetzt infolge ausländischen Beistandes materielle Kraft genug dazu erlangt zu haben scheinen, ihre Sache mit Oesterreich allein ausfechten, daß kein französischer Soldat mit ihnen gegen das Festungsviereck losrückt und daß deutsches Bundesgebiet vollkommen intact bleibt. Ueber die Frage, ob es durchaus nothwendig sei, auch die Minciolinie um jeden Preis zu halten, um das dahinterliegende Landesgebiet und die Machtstellung Deutschlands zu sichern, maßen wir uns kein Urtheil an. „Die Meinungen trennen die Menschen, aber die Gesinnungen vereinigen sie“, bemerkt einmal der immer weise Goethe. Die Meinungen über das Wie mögen für jetzt noch verschieden sein, genug, wenn

alle Deutschen nur über das Was einig, d. h. von der einen Gesinnung beseelt sind, daß wir ein mächtiges, unter irgendeiner Form wahrhaft vereintes Deutschland haben müssen.

Die „Zeitklänge" von Friedrich Beck in München begleiten die politischen Ereignisse von dem Jahre 1845 bis zum Jahre 1860. Der Verfasser gehört zu den ältern autochthonen münchener Dichtern, war daher von den Vortheilen, welche die sogenannten „Neuberufenen" durch ihren Einfluß auf die Presse erlangt haben, ausgeschlossen, und ist mithin nicht so bekannt geworden, als er es verdient. Da er seit dem Erscheinen der „Zeitklänge" seine Gedichte gesammelt erscheinen ließ und soviel wir wissen auch die hier besonders abgedruckten in dieselbe aufgenommen hat, so wollen wir uns eines eingehendern Urtheils für jetzt enthalten, um unserm Referenten über die neuesten deutschen lyrischen Erscheinungen nicht vorzugreifen. Im ganzen hat sich Friedrich Beck nach den ältern und neuen classischen Mustern gebildet. Darstellung und Inhalt haben etwas Solides, Gedanken und Sprache sind kernig und kräftig, die Form ist plastisch und gerundet. Zur Probe führen wir hier nur folgende Strophen aus dem „Bundeslied" (1859) an:

Waffne, Germania,
Rüste die Wehre,
Strafe den Uebermuth,
Rette die Ehre.
Brüder am Alpenrand,
Bis an der Nordsee Strand,
Hebet zum Schwur die Hand,
Schützet das Land!

Fürsten auf deutschem Thron
Stehet zum Volke!
Seht ihr im Westen nicht
Drohen die Wolke?
Lasset vom Thorenstreit
Eh' ihr verloren seid.
Denkt der Vergangenheit,
Nützet die Zeit!

Preußen und Oesterreich,
Höret die Warnung;
Haltet das Banner hoch,
Flieht die Umgarnung!
Nicht gegrollt, nicht geschmollt!
Eisern der Würfel rollt;
Glück ist dem Kühnen hold,
Thut, was ihr sollt! u. s. w.

Seinen großdeutschen Standpunkt bezeichnet namentlich das Gedicht „Die Kaiserwahl zu Frankfurt 28. März 1849". Nur können wir dem Verfasser versichern, daß es doch einen mächtigen Eindruck machte, als man die vollzogene Kaiserwahl in Frankfurt einläutete und man sich der Hoffnung hingeben konnte, daß die „kaiserlose, die schreckliche Zeit", das anarchische Interregnum nun vorüber sei. Selbst diejenigen, welche den Nichterfolg der Kaiserdeputation vorausahnten, konnten sich diesem mächtigen Eindruck für den Augenblick nicht entziehen. Im übrigen ist es bezeichnend und bedeutungsvoll, daß jetzt die politische Poesie fast nur noch in den Kreisen der Großdeutschen mit Eifer, Ernst und Schwung cultivirt wird, was doch zu beweisen scheint, daß sie gegenwärtig die eigentlich vorwärtsdringende Partei ist, diejenige, welche sich am meisten fühlt und die größte Energie des Selbstbewußtseins und der nationalen Begeisterung besitzt. Die andere Partei ist, infolge bekannter Vorgänge und Verhältnisse etwas kleinlaut geworden, wenigstens scheint ihr zu poetischen Ergüssen jeder Stoff, ja selbst jeder Vorwand genommen zu sein. Man mag diese Erscheinung bedauern; aber es ist unmöglich, es würde unnütz und selbst schädlich sein, sein Auge dagegen verschließen zu wollen.

Die dritte poetische Schrift, die als zweite vollständige Auflage angekündigte Rhapsodie „Aus Westminsterabtei" von F. W. Rogge gehört eigentlich nur indirect oder nur mit ihren Schlußstrophen hierher, in denen der Dichter seinem Patriotismus in Klagen über die politische Gesunkenheit Deutschlands und in Phantasien über dessen künftige Wiedergeburt Luft macht. Der Verfasser schildert in edel gedachten, wohl und kräftig geformten Strophen die Schicksale der englischen Könige und Königinnen, Helden und Staatsmänner, deren Mausoleum oder Ruhestätte Westminsterabtei in sich schließt. Inmitten dieser großartigen Erinnerungen ruft er aus:

Ach, stets der Heimat denk' ich hier voll Weh,
Du Volk der Reben und du Volk der Eichen!
Wenn ich dich so geknickt, gebrochen seh',
Statt kühn zu greifen in des Schicksals Speichen.
Und doch, und doch, ich seh's im Geiste wehn,
Das siegumjauchzte Banner der Ottonen,
Wenn unter deinen vierzig Millionen
Der erste Mann dereinst wird auferstehn!

— — — — — — — — —

O laßt dem Knaben an der Mutterbrust
Als Wiegenlied den Ruhm der Väter singen,
Durch seinen Schlummer, ob auch unbewußt,
Des Vaterlandes Größe widerklingen!
Ihr, die voll Selbstsucht ihr beständig zagt
Vor euers eignen Volkes Macht und Größe,
Es kommt der Tag, der euch in nackter Blöße
In Sturm und Wetter einst von hinnen jagt.

Seinen Trost sucht er in dem Gedanken:

Geflüchtet übern deutschen Ocean
Hat sich, was groß in Griechenland geschehen,
Was Rom mit ew'ger Tugend angethan,
Ist leuchtend an der Themse noch zu sehen!
Ihr wägt jedwede Tugend voll und rein,
Ihr krönt den Feldherrn und ihr krönt den Dichter,
Ihr seid kein Volk gemeiner Splitterrichter,
Und euer wird die Welt noch lange sein!

Wie lieb' ich euch, ihr Männer kühn und groß,
So keck, so frei im wilden Reich der Wogen,
Es hat euch in der Elemente Schos
Die Windsbraut und das Wetter groß gezogen!
Drum ist die Welt euer ew'ger Widerhall,
Ihr seid das einzig Große noch auf Erden,
Und fallt auch ihr, o Tag des Wehs! so werden
Die Götter selbst beweinen euern Fall.

Er mahnt dann England, sich zu erinnern, wie der Deutsche, „ein treuer Freund ihm in Gefahr u. Nöthen", für das englische Brudervolk gekämpft und Blut verspritzt habe, und schließt mit den Worten:

Ein Deutscher sang ich Englands Heldenthum:
Einst kommt der Tag, da werden andre singen,
Daß Berg und Thäler jubelnd widerklingen
Von Deutschlands neuerblühtem Glanz und Ruhm!

Dieser Rhapsodie folgt ein „Nachruf an Alexander von Humboldt"; die historischen Anmerkungen zum Schluß sind instructiv und haben selbständigen Werth.

Hermann Marggraff.

Reisen in Schottland.

1. Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland. Von T. Fontane. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Eine Frühlingsfahrt nach Edinburg. Von Karl Elze. Dessau, Aue. 1860. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Als diese Reiseskizzen T. Fontane's: „Jenseit des Tweed" (Nr. 1), vor längerer Zeit zuerst im Feuilleton einer vielgelesenen Zeitung erschienen, fanden sie schon viel Theilnahme und große Zustimmung der Leser. Diesen Beifall gewannen sie sich nicht blos durch eine von Kenntniß und Geschmack zeugende Darstellung selbst, sondern vorzüglich durch die innige Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit des Landes, durch die beständig festgehaltenen reichen historischen Erinnerungen der merkwürdigen Geschichte des kleinen, kaum eine Million zählenden Volksstammes der Schotten und seiner kühnen Kämpfe gegen das überlegene Nachbarland, dem es sich endlich zwar beugen mußte, jedoch nicht ohne seinen eigenen Fürstenstamm auf den gemeinschaftlichen Thron zu setzen. Und in der That, die Geschichte dieses armen kleinen Bergvolks, das sich mit seiner Nationalität in der Lage einer Ecclesia militans befindet, bietet ein so reiches Bild echten und eigenthümlichen Volkslebens dar, daß die Historien vieler großen Länder dagegen leer und schal erscheinen. Der Grund hiervon ist, daß die Poesie diese Thaten verklärt hat und diese wiederum ist es, die uns mit einem so ungewöhnlichen Interesse an Personen und Situationen dieses kleinen Volkswesens bindet. Dies Interesse nun weiß der Verfasser dieser Skizzen aufs glücklichste in Thätigkeit zu setzen und hierauf ist denn auch sein Hauptaugenmerk bei diesem Buche gerichtet.

Nach einer nächtlichen Eisenbahnfahrt von 80 deutschen Meilen, nur durch die Rufe „Peterborough, York, Berwick" unterbrochen, tauchen die gewaltigen Steinhäuser von Edinburg im Morgenglanz vor dem Reisenden auf. Der erste Gang durch die graue, majestätische Stadt mit ihrem wehenden Wolkenschleier und ihren 200000 Einwohnern macht uns mit ihrer malerischen, an Athen erinnernden Lage, ihrer mächtigen, würdevollen Erscheinung, ihrem Zauberspiel von Schatten und Licht bekannt; es gleicht ihr hierin keine andere nordische Stadt. Der Holyroodpalast, an der tiefsten Stelle der Stadt gelegen, von dem aus diese sich von Hügel zu Hügel über Canongate und die Highstreet in drei Thalabsätzen zum Castell hinaufschwingt, fesselt uns zunächst. Die alte Königsburg David's I., der die Abtei Holyrood zugleich mit Melrose und Kelso gründete, ist durch Anbauten zu einer Scherbenmosaik geworden, bei der nur die Frage galt: „Klebt es oder klebt es nicht?" Nur der Nordwestthurm enthält jene historisch berühmten Gemächer, welche die arme Maria Stuart mit ihren vier Marien bewohnte, wo Darnley hauste, Rizzio fiel und Knox eiferte. Vor allen zieht uns hier der Suppingroom an, wo Rizzio's Blut floß. Von diesem Gemach versichert der Autor jedoch Unmögliches. Es soll nur zehn Fuß lang und neun Fuß breit sein; der Leser messe sich diesen Raum ab und frage sich dann, ob es physisch möglich ist, daß in diesem Raume am Abend des 9. März 1565 sieben Personen, die doch keine Elfen oder Zwerge waren, um eine gedeckte Tafel sitzen, Lord Ruthven mit seinem Gefolge eindringen und mit den Worten: „Es gilt nicht Euch, hohe Frau, nur jenem Schuft da!" sein Spiel mit dem Dolche beginnen konnte? Die Sache scheint rein unmöglich zu sein, selbst wenn wir die neun und zehn Fuß in so viel Schritte verwandeln; es muß hier ein Irrthum unterlaufen, und wir wünschten wol, daß der Verfasser sich hierüber erklärte! Der braunrothe angebliche Blutfleck beweist für uns nichts. Ersieht man aus diesem Beispiel, wie übergläubig oft sogenannte historische Merkwürdigkeiten gezeigt und betrachtet werden, so soll dies doch dem Werthe der nachfolgenden geschichtlichen Bemerkungen des Verfassers keinen Eintrag thun. Zu solchen Notizen gibt seine fernere Wanderung durch Edinburg sehr reichen Anlaß. Zunächst an Holyrood stößt das alte Quartier von Canongate, den Hügel aufwärts, auf dessen Rücken sich Highstreet hinzieht. Hier, wo wir jetzt nur kleine, ärmliche Steinhäuser mit dürftigen Thüren und Fenstern erblicken, wohnten noch um 1750 nicht weniger als 25 Herzoge und Grafen, die Barone und Lords ungerechnet. Wie schmucklos war doch das Leben jener Zeit: kein Fisch- oder Gemüsehändler unserer Tage würde sich jetzt in einem dieser Paläste behaglich finden! Nur Murrayhouse und Queensberry mit ihren Schauergeschichten bilden etwa eine Ausnahme. Die historischen Erinnerungen des Balcons von Murrayhouse empfehlen wir dem Leser selbst aufzusuchen; von Queensberry aber mag Folgendes mitgetheilt werden: „Es war am 5. Mai 1703, als die Union der beiden Reiche endlich zum Abschluß kam. Der Herzog von Queensberry, der Hauptstifter derselben, hatte sein Haus früh verlassen, seine ganze Dienerschaft war ihm gefolgt; nur sein wahnsinniger Sohn und ein Küchenjunge waren zurückgeblieben. Als das Fest beendet war, was fanden die fröhlich Heimkehrenden? Die Zelle des Irren war erbrochen und er selbst stand am Herdfeuer und drehte am Spieß — den armen Küchenjungen!" An ähnlichen Schauergeschichten ist Edinburg sehr reich; die Phantasie der Schotten, von den Nebelgebilden des Orts beständig genährt, findet an ihnen vorzüglichen Geschmack. Das eigentliche Leben der Stadt sammelt sich in der mächtigen Highstreet, deren Häuser einzeln unmalerisch, im ganzen einen prächtigen Prospect bieten. Links und rechts von ihr fallen die kleinen engen Gäßchen ab, in welchen die mittelalterlichen Straßenkämpfe der Hochstraße sich vorbereiteten und wo die merkwürdigen „Closes" von Edinburg, schornsteinartige Häuserengen von neun bis zehn Stockwerken zu finden sind. Zum Abschluß des ganzen trefflichen Stadtbildes schildert der Verfasser City-Croß, wo Montrose's und Argyle's Haupter fielen, Old Talbooth, das Herz von Midlothian, und Edinburg-Castle, mit seiner herrlichen Fernsicht, jetzt als Festung nichts mehr als ein gutherziger Polterer. Die Thüren des 1817 abgetragenen Old Talbooth-Gefängnisses erhielt Walter Scott zum Nationalgeschenk: sie stehen als Probe steinerner Romantik nun in Abbotsford.

Es fällt uns schwer, all die prächtigen alten Geschichten, welche der Verfasser von diesen und andern Plätzen, von Archibald Bell the Kat, von den Spukhäusern Edinburgs u. s. w. zu erzählen weiß, mit Stillschweigen zu übergehen, oder seines Besuchs in Linlithgow, wo Maria Stuart geboren wurde, und des Schlachtfeldes von Floddenfield, wo der Stern Schottlands unterging, nicht zu gedenken; allein wir müssen den Verfasser auf seiner weitern Reise in die Berge folgen, von der er so viel Anmuthiges berichtet. Den Forth aufwärts nach Stirling vergleicht er die Steamerforth mit der Havellandschaft, nur daß die Ufer belebter erscheinen. Stirling-Castle, an sich selbst ein Haufe roh zusammengeworfener Bauwerke, gewährt ihm den einheitlichen romantischen Eindruck, den die berühmte Umsicht von der Batterie und Edinburg-Castle vermissen ließ. Hier hausten die wilden Douglas. Das Land der „Jungfrau vom See", jeder romantischen Seele so befreundet, empfängt uns demnächst, und die Geschichte dieser stolzen Douglas-Tochter und Jakob's V. knüpft sich hier an die bekannten Oertlichkeiten an. Der berühmte Trosachspaß ist sehenswerth, aber er ist nicht das, was wir schön nennen: ein Hohlweg, ein Tiefgrund angesichts des Loch Katrine mit dem Elleneiland. Perth am Tay, das schöne Perth genannt, besteht nur aus einer langen Flußstraße; die Gowrieverschwörung hat ihm einen Namen in der Geschichte

gesichert. Die 25 Meilen bis Inverneß führen uns dann durch das Macbeth-Land, das alte Scone liegt eine halbe Meile rechts von der Straße hinter Dunkeld; Dunsinnane und der Birnamwald liegen zwei englische Meilen nördlich von dem heutigen Scone, einem Sommersitz der Grafen Mansfield; die Reste des alten Macbeth-Schlosses verbirgt der 1500 Fuß hohe Birnamhill. Der Killiecranciepaß, der schöner als Trosachs ist, führt uns hierauf zu dem Schlachtfelde, wo Claverhouse und Dundee fielen, ein Platz, nicht größer wie eine Gemeindewiese. Ein trauriger Uebergang über die öden Grampianshöhen bringt uns endlich nach Inverneß. Fünf Meilen östlich von diesem blühenden Ort liegt das öde Heidemoor von Forres, wo die Hexen dem Macbeth ihr verderbliches „Hail! hail!" zuriefen. Cawdor, Banff und Macduff-Castle folgen und Culloden-Moor, wo die Stuarts nach dreimaligem Heldenkampfe für immer unterlagen, wird von der Straße selbst durchschnitten. Hier entband Prinz Charlie die treuen Clans ihres Eides und begann seine berühmte Flucht nach der Insel Skye. Der Kirchhof, der die gefallenen Frazer, MacIntosh und MacPherson bedeckt, prangt jetzt im grünsten Rasen: ein großartig entworfenes Denkmal aber ist zu einer Spielerei, die wie eine holländische Windmühle aussieht, geworden. Funfzig Jahre nach dem Tage von Culloden schwebte ein merkwürdiger Proceß über Leben und Tod Lord Glanmore's, bis ein Zeuge, Caph. Grayston, bekundete, daß er den Lord selbst erstochen habe. Seitdem ist des Clans Verhältniß eine Tradition geworden und Fergus MacDonell, den Walter Scott MacIvor nennt, stellt uns den letzten Hochlandshäuptling dar.

In seiner poetischen, zumeist die lyrische Stimmung festhaltenden Weise zeichnet uns Fontane hierauf die Reise auf dem Caledonischen Kanal, der Inverneß am Nordmeer mit Glasgow am Atlantischen Ocean verbindet und der nach Art des Trollhättakanals die Hochlandsseen steigend und fallend zu einem Wasserwege umgestaltet. Die Reise, 60 Meilen lang, ist im ganzen ziemlich einförmig; Loch Neß, der mit dem Loch Lomond an Reiz jedoch nicht wetteifern kann, und die 60 Fuß hohen Fälle des Foyerflusses bilden die sehenswerthesten Partien derselben; die Waldberge umher und ihre Burgruinen strotzen von schauerlichen und blutigen Sagen, die die alte Wildheit der Chiefs dieser Clane sattsam belegen. Bei Fort William mündete der Kanal an jener nun öden Westküste, wo Morven und Jona, der Sitz der alten ossianischen Helden, den Reisenden fesseln, der diese Orte von Oban aus besucht. Selbst die Insel Mull zeigt sich baum- und strauchlos und besitzt nur in Tabermory einen Marktflecken mit 200 Bewohnern. Der Basaltblock Staffa, jetzt mit dem Steamer leicht zugänglich, enthält bekanntlich die Fingalshöhle, die unser Autor doch mehr charakteristisch als schön findet. Jona, das alte heilige Land, von dem aus im 6. Jahrhundert Collum (der Mönch Columban) Schottland und Irland dem Christenthum gewann, zieht ihn mit ihren uralten Kirchenbauten fast mehr an; auf dem Kirchhofe sollen 48 schottische Könige, darunter Duncan und Macbeth, begraben liegen. (Vgl. Shakspeare: „Rosse: Wo ist der Leichnam Duncan's? Macduff: Fort gen Westen, nach Icolmkill, dem Beinhaus seiner Ahnen!") Die Bevölkerung zeigt hier entschieden normannische Typen.

Von Oban kehrt der Reisende über den Loch Lomond, der Perle der Hochlandsscenerien, nach Edinburg heim; die Bilder, welche sich hier bieten, sind prächtig, reich, reizvoll; der „König der Seen" ist von 3000 Fuß hohen Bergen formenreich umgeben und prangt mit lieblichen Inseln und grünen Uferrändern. Balloch, am Südufer, gewährt gastliche Aufnahme. Von Edinburg aus wird dann nach der Abtei Melrose ein poetisch verklärter Besuch gemacht, Abbotsford geschildert und hiermit der anziehende Reisebericht geschlossen. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn eine durchweg festgehaltene poetische Stimmung und ein fast übermäßiger Reichthum an alten Erinnerungen, in musterhafter Darstellung, zu einer überaus anziehenden Lectüre macht; an thatsächlicher Belehrung und an Beleuchtung der Zustände des Landes in der Gegenwart, an eindringenden Blicken in das eigentliche Volkswesen und die Nationalität der heutigen Schotten, steht er jedoch dem nachfolgenden Referate von K. Elze, zu dem wir uns jetzt wenden, wol unverkennbar nach.

Der rivalisirende Bericht K. Elze's: „Eine Frühlingsfahrt nach Edinburg" (Nr. 2), vermag vollkommen neben dem anziehenden Buche Fontane's zu bestehen, da er, wenn auch die Darstellung trockener, ja ein wenig nüchtern gefunden werden sollte und wenn auch die Wiederkehr derselben Gegenstände, aus den gleichen Quellen geschöpft, einiges Unbehagen empfinden läßt, doch der realistische Standpunkt des Verfassers, seine fleißige Forschung und sein Sinn für das Wirkliche und Instructive uns eine große Anzahl von Notizen, welche Fontane übersehen oder doch vernachlässigt hat, gleichsam als Ausfüllung jener Lücken vermittelt. Besonders ist es das schottische Nationalwesen, dem der Verfasser sehr dankenswerthe Betrachtungen zuwendet. „Dem Auslande gegenüber", sagt er, „erscheinen die Schotten als ein unlöslicher Theil der großen englischen Nation und gelten im übrigen Europa schlechtweg als Engländer. Nimmt man jedoch seinen Standpunkt im Lande selbst, so ergeben sich doch so bedeutende Verschiedenheiten, daß es unzuläßig erscheint, Engländer und Schotten ohne weiteres als ein und dasselbe Volk zu betrachten. Schon in den nationalen Mischungsverhältnissen zeigt sich ein sehr wesentlicher Unterschied. In Schottland tritt das normannische Element in eben dem Maße zurück, als das celtische hervortritt und selbst das germanische Element ist weit weniger sächsisch als gothisch und skandinavisch. Der Grundcharakter Schottlands ist daher sozusagen ein «Patriotismus militans», eine Ab- und Nothwehr gegen den übermüthigen Nachbar und sein Volkswesen. Diese Nothwehr hat dem schottischen Charakter den Stempel der Streitbarkeit aufgedrückt, mit der die nationalen Unterscheidungslehren scharf betont werden. Hieraus entspringt eine gewisse Eigenliebe und Selbstüberschätzung, welche die Nationalität als Maßstab für gut und schlecht, recht und unrecht, schön und häßlich aufstellt. Wir sehen hier den Kampf eines untergehenden Volksthums, der, wären die Engländer nur duldsamer, bald in bloßen Provinzialismus verschwinden würde; allein gerade hierin versehen es die Engländer, welche, Praktiker wie sie überhaupt sind, diesen Patriotismus als hohle Träumerei verspotten. Sie spotten über die Schwärmerei für Seen und Berge, über die Tracht und die celtischen Namen, über den Dialekt, über die Streitsucht, die Sparsamkeit, die Pfiffigkeit der Scotsmen, über ihre Fähigkeit in der Fremde ihr Glück zu machen. Und doch gibt alles dies gerade die Grundlagen des schottischen Volkswesens ab. Fleiß, Ehrlichkeit, Sauberkeit des kleinen Stammes beruhen hierauf. Zwar zeigen sich fast nur Kinder noch im Kilt, aber der Schotte hält auf seine Nationaltracht und hat seinen Plaid durch alle Lande verbreitet. Man sieht hier keinen Bettler; dagegen viel bunten Putz. Die Häuser sind stockweise Eigenthum (flats), jeder Stock mit eigenem Eingang; die Thür öffnet ein Druck, kein Thürsteher wie in England; die häusliche Einrichtung verschmäht den englischen Comfort und ist auffallend einfach; die Küche, von der englischen sehr verschieden, verschmäht alles Rohe, da der Puritanismus der Schotten kein Blut essen mag, dagegen herrscht der Kuchen vor und der Toddy, der dem Wein vorgezogen wird. Wenn von den Vergnügungen der Engländer gesagt worden ist, daß sie meist ernst und lehrhaft seien, so gilt dies von den Schotten noch mehr; ihre Ergötzlichkeiten sind ein Studium, ein Geschäft, ein Minimum von Wissenschaft. Die Schotten sind dabei Denker par excellence; daher glänzen auch schottische Namen in allen ernsten Disciplinen; dagegen hat ihr maßloser Puritanismus den Sinn für die Kunst, ja selbst den für ihre reiche Nationalmusik fast gänzlich zerstört und trotzdem, daß Shakspeare selbst der Stifter ihres Theaters sein soll, liegt die mimische Kunst in Schottland im Argen und ist verachtet."

Im Vorstehenden haben wir die Grundzüge dessen, was der Verfasser als schottische Nationalität betrachtet wissen will, zu skizziren gesucht; er füllt damit eine Lücke in unserer Kennt-

nis Großbritanniens glücklich aus. Im übrigen bietet seine Schilderung Edinburgs und seiner Hochlandsreise viel Verwandtes mit der seines Vorgängers, nur daß sein Urtheil überall realistischer, kälter und besonnener hervortritt. Der Mensch und die Städte, und in ihnen wieder die wissenschaftlichen Anstalten, Universität, Hochschule und die frommen Stiftungen, Armenerziehung, gelehrte Gesellschaften bilden die Hauptgegenstände seiner Illustrationen; die Natur, die Landschaft tritt nur als verzierende Arabeske daneben auf, und obwol er die überall vordringenden historischen Bezüge auch nicht vermeidet, bilden sie doch nur ein schmückendes Beiwerk. Die High-school, deren hervorragende Zöglinge, unter ihnen auch Mallet, den Dichter des „Rule Britannia", er aufführt, trägt einen ganz deutschen Charakter; im Armenwesen aber herrscht ein höchst verderbliches Scheinwesen, dem französischen ähnlich. Es ist arg zu lesen, wie die reichen Stiftungen der Watson, Stewart und Donaldson verwaltet werden. Kinder, der Hefe des Volks entnommen, werden hier in prächtigen Palästen, in Luxus und Verwöhnung erzogen, um, wenn die Zeit vorüber ist, wieder in ihr ursprüngliches Elend ohne alle Rücksicht auf ihre Zukunft hülflos hinausgestoßen zu werden, nachdem man sie sogar gewöhnt hat, täglich ihre Nagelbürste zu gebrauchen! Gleich strenger Kritik unterwirft der Verfasser die gelehrten Gesellschaften des Instituts und der Nationalgalerie, Akademie und Kunstverein.

In der Schilderung von Edinburg stimmt der Reisende mit Fontane oft merkwürdig überein. Auch ihm imponirt die Dreifelsenstadt als majestätisch und zugleich als malerisch: ihre Merkwürdigkeiten zeichnet er nach denselben Quellen, fast noch anschaulicher, weil thatsächlicher als jener Reisende. Im übrigen ist seine Reise nach Stirling, Glasgow und den Fällen des Clyde, nach Melrose, Abbotsford und Drybough eine fortwährende Verherrlichung Walter Scott's, für den er eine ungemeine Bewunderung an den Tag legt. Mit gleicher Pietät folgt er auch den Spuren der unglücklichen Maria Stuart, von Kerker zu Kerker bis zu der letzten Ruhestätte ihrer Gebeine. Er führt viel Eigenthümliches zu ihrer Rechtfertigung an. Es ist jetzt ziemlich ausgemacht, sagt er z. B., daß ihr Verhältniß zu dem Sänger Rizzio falsch dargestellt worden ist: Rizzio, der nichts weniger als ein schöner Mann und obenein kränklich war, war ihr vertrauter Geheimschreiber, der ihre Correspondenz mit den katholischen Mächten, dem Papst und Spanien, führte und ihr als solcher natürlich nahe stand. Er zeichnete sich als Poet und Musiker aus; mehrere noch vorhandene englische Weisen werden ihm zugeschrieben, und da auch Maria italienisch oder französisch zu dichten pflegte, hiermit aber bei niemand in ihrer Umgebung Anklang fand als bei ihrem Geheimschreiber, so war ein näheres Verhältniß zwischen beiden sehr natürlich. Das letzte Lied Rizzio's, das der Verfasser in der Uebersetzung von Gisbert von Vincke mittheilt, klingt wahrlich nicht nach unreiner Liebe. Es lautet in der Schlußstrophe:

> Die Rose flicht zum Kranz sich dir,
> Der Zither Klang erwacht,
> Soll denn der rauhe Nordwind hier
> Dir rauben deine Pracht?
> Nein, flieh' solch Los und zieh dahin,
> Maria,
> Du meiner Seele Königin!

Daß der puritanische Eifer eines Knox die Königin, welche [illegible]nntlich ihrem Gemahl, Franz II., in schwärmerischer Liebe [illegible]ng und stets die Witwenkleider um den Gatten ihrer Jugend [illegible], in diesem Verhältniß verkannte und verleumdete, kann uns [illegible] in Verwunderung setzen; aber selbst dem unwürdigen, [illegible]aterlosen Darnley war Maria stets eine treue, zärtliche [illegible]ndin; erst Bothwell, der als Seeräuber in einem dänischen [illegible]er endete, gelang es, Maria zu verderben, wobei ihm ein [illegible]er Sinn und die Freiheit französischer Sitten allerdings [illegible] zu Hülfe kamen. Der Besuch von Abbotsford fesselt den [illegible]r, selbst wenn er weniger Enthusiast für Walter Scott ist als der Verfasser. „Wer könnte ohne Bewegung", sagt er, „diese Räume betrachten, die die Werkstatt der Arbeiten waren, durch welche diese Räume zugleich selbst geschaffen wurden." Walter Scott's ganze Seele ging nämlich in dem Streben auf, seinen Namen mit einem großen Familienbesitz zu verbinden, und dies Streben war Quell und Triebfeder seiner wunderbaren dichterischen Thätigkeit: er schrieb für Abbotsford, und er erreichte sein Ziel: daß der Abendwind des Ettrickthals um seine erbleichende Wange spielen solle; er starb unter dem leisen Rauschen des Tweed, das durch die geöffneten Fenster tönte. Allein seine beiden Söhne hatte er begraben und der Witwer seiner Enkelin, ein Hr. Hope, erbte den sauer erworbenen schönen Besitz, dessen ganze Umgebung seine Poesie verherrlicht hat. Die Reise nach Stirling und zu den Clydefällen führt den Verfasser bei Bannockburn, dem schottischen Marathon, wo Bruce mit 30000 Schotten 100000 Engländer schlug, vorbei: es ist jetzt eine Eisenbahnstation voll Tractätchen und Mäßigkeitsvereinen. Stirling erscheint ihm ziemlich modern, das alte Königsschloß aber bewahrt reiche Erinnerungen an Jakob V., der hier seine Knabenzeit verlebte. An einer schönen Aussichtsstelle finden sich die Namen der beiden Königinnen, Maria 1566 und Victoria Regina 1842, eingegraben, von welchen die erste die „glückliche Union" mit ihrem Blute besiegelte. Von Glasgow aus, das der Reisende als in großartiger Entwickelung begriffen schildert, bereist er Lanarkshire, wo die drei Fälle des Clyde, 84 Fuß hoch, ein schönes Landschaftsbild darstellen, räth jedoch, den umgekehrten Weg stromabwärts einzuschlagen, als malerischer und überraschender.

Hiermit nehmen wir von diesem trefflichen Reisebericht, der uns in die Eigenthümlichkeiten des schottischen Volkswesens mehr als irgendein anderer einweiht, Abschied, nicht ohne dem Verfasser unsern vollen Dank für seine anmuthige, belebte und lehrreiche Darstellung zu bezeugen und ohne der Berichtigung zu gedenken, die er in Betreff der letzten Ruhestätte Maria's am Schlusse gibt, deren sterbliche Reste, in Peterborough beigesetzt, von ihrem Sohne in die Westminsterabtei übertragen, nun in der Kapelle Heinrich's VII. neben denen ihrer glücklichern Widersacherin Elisabeth ruhen. 4.

Zur Geschichte der russisch-deutschen Legion.

Die kaiserlich russisch-deutsche Legion. Ein Beitrag zur preußischen Armeegeschichte von Barthold von Quistorp. Mit einer Karte und zwei Plänen. Berlin, C. Heymann. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Als Preußen im Jahre 1812 das Bündniß mit Frankreich schloß, trat bekanntlich eine Zahl von preußischen Offizieren aus dem Dienste; ein Theil wandte sich, wie schon früher, nach England, um gegen Napoleon zu dienen, ein anderer suchte Anstellung in Rußland und wurde hier gern aufgenommen. Der vertriebene Herzog von Oldenburg verwandte sich besonders für diese Männer, unter denen wir nur Clausewitz, den später so berühmten Militärschriftsteller, Chasot, Goltz, Tiedemann, Graf Dohna, Monhaupt, Horn, Lützow, Natzmer nennen. Es wurde der Plan gefaßt, aus den deutschen Truppen Napoleon's, die man zum Abfall zu bewegen hoffte, ein Corps für den russischen Dienst zu bilden, der Kaiser ging darauf ein, und durch die energischen Schritte des Ministers Stein und des für die Leitung der deutschen Angelegenheiten errichteten Comité wurde die Formation der russisch-deutschen Legion nach Besiegung vieler Schwierigkeiten begonnen und glücklich vollendet. Die Legion wurde von England unterhalten, nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen von 1813 und 1814 und trat dann in die preußische Armee, wo aus derselben das 30. und 31. Infanterie-, das 8. Ulanenregiment, zwei reitende Batterien der 3. und 8. Artilleriebrigade und theilweise das 3. Jägerbataillon hervorgingen. „Die Geschichte dieser Truppentheile", sagt der Verfasser des vorliegenden Werks, „stützt sich also auf diejenige der Legion, und der nächste Zweck dieses Werks ist, der Geschichte

jener preußischen Truppen zur Grundlage zu dienen." Wir theilen vollkommen seine Ansicht, daß Monographien solcher Art den Hergang der Kriegsbegebenheiten mit möglichsten Einzelheiten schildern müssen, in diesem Sinne haben die Geschichten einzelner Truppentheile oft großen Werth für die Kriegsgeschichte, wie auch Rüstow in seinen „Militärischen Biographien" (vgl. Nr. 13 d. Bl. f. 1860) hervorgehoben hat. Mit großer Mühe hat daher der Verfasser mündliche und schriftliche Mittheilungen noch lebender Krieger der russisch-deutschen Legion benutzt, deren Namen, wie die Titel der gedruckten Werke, die er zu Rath gezogen, vorweg angegeben werden. Löwenstern's „Denkwürdigkeiten" (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1859) würden ihm für den dänischen Feldzug noch einige interessante Details geliefert haben. Wir folgen seiner Darstellung, welche das vorgesteckte Ziel stets im Auge behielt und in der Form echt militärisch ist, mit Antheil.

Die Legion sollte nach ihrer ursprünglichen Bestimmung auf die langen Verbindungslinien des Feindes geworfen werden, hier mit englischen und schwedischen Truppen operiren und den Rahmen bilden, in den die waffenfähige deutsche Jugend eintreten und in welchem sie zu einer nationalen Armee anschwellen konnte. Das war Stein's Idee. Doch ließen die eingetretenen Verhältnisse diesen Plan aufgeben und die Legion auf zwei Brigaden zu je vier Bataillonen, einem Husarenregiment und einer reitenden Batterie, außerdem einer Jägercompagnie und einer Artilleriereserve im Etat festgestellt, wurde ein Hülfscorps für den russischen Dienst. Die Bestrebungen, preußische Truppen vor Riga zum Abfall zu bewegen, können wir, von preußischen Offizieren ausgehend (namentlich Tiedemann, welcher dann bei Dahlenkirchen fiel), nicht rühmlich nennen. Sie scheiterten auch. Gefangene, die zum Eintritt in die Legion bewogen wurden, bildeten den Anfang; 30 holländische Gardeulanen waren die ersten. Die Erzählung der Formation ist von einer Charakteristik des Offiziercorps begleitet, in welcher der Vergleich von sonst und jetzt sehr treffend ist. Wir haben als junger Offizier vor 40 Jahren ähnliche kriegsverwilderte Kameraden noch genug gekannt. Während des Waffenstillstandes reiste der Herzog von Oldenburg in das Hauptquartier der Verbündeten nach Schlesien, um einen definitiven Beschluß über die Befehligung und Verwendung der Legion zu bewirken. Graf Wallmoden, früher im österreichischen Dienst Divisionär, wurde zum Chef der Legion ernannt, welche nun zu seinem an der Niederelbe aufgestellten Armeecorps stieß; der Herzog aber behielt die Oberaufsicht zur Innehaltung der eingegangenen Verpflichtungen und vermittelte die Avancements- und Belohnungsvorschläge an den Kaiser, nahm also ihre Interessen in jeder Beziehung wahr. Im August erhielt die Legion durch die Ordre de Bataille des Corps eine neue Eintheilung, auch wurde ein Depot in Malchin formirt. So waren die Vorbereitungen für den Feldzug getroffen, den das Wallmoden'sche Corps, 29 Bataillone, 40 Schwadronen, 60 Geschütze, eine halbe Raketenbatterie und vier Kosackenregimenter, 24000 Mann stark, gegen das 13. französische Armeecorps unter Davoust, nach Abzug der Besatzungen von Hamburg und Lübeck 40000 Mann in Mecklenburg zu führen hatte. Es war in fünf Divisionen getheilt: die Avantgarde unter Tettenborn, bestehend aus den Kosacken und dem Lützow'schen Corps, die russische, englische, schwedische Division, die Cavaleriedivision unter Dörnberg. Die schwedische Division, die nicht unmittelbar unter Wallmoden stand, da der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl über sämmtliche Streitkräfte der Verbündeten im Norden führte, war aus der schwedischen, mecklenburgischen und hanseatischen Brigade zusammengesetzt, letztere unter Oberst von Witzleben, der sich später als Schriftsteller unter dem Namen Tromlitz bekannt gemacht hat. Generalquartiermeister war Oberstlieutenant von Clausewitz. Gegen Ende des Waffenstillstandes wurde das Corps concentrirt und nahm seine Stellungen ein. Der Feind eröffnete die Feindseligkeiten am 17. August. Im ersten Bivouak brachten die Kosacken als erste Trophäe ein mächtiges Faß Branntwein und auf demselben einen kaiserlichen Mamelucken als Gefangenen ein. Es will uns nur nicht recht einleuchten, wie derselbe zum Davoust'schen Corps gekommen ist; sollte er nicht in die „Soldatengeschichten" gehören? Bei Kammin hatte die Legion ihr erstes Gefecht. Das 2. Husarenregiment hatte besonders bei Marsow einen schweren Stand, indem es, ohne attakiren zu können, im Feuer aushalten mußte, um die Stellung zu behaupten. Bei dieser Gelegenheit schon knüpft der Verfasser Betrachtungen an, wie es im Ernst des Gefechts zugeht, welche Einflüsse auf die Haltung und das Benehmen der Truppen mächtig sind, er führt dies später noch mehr aus und schildert den sogenannten Bajonnetangriff, wie er sich in Wirklichkeit gestaltet, den Gang der Tirailleurgefechte, den letzten Moment des Einbruchs der Cavalerie u. s. w. Was in einem eigentlichen kriegsgeschichtlichen Werke nicht gerechtfertigt sein würde, ist in einer Truppengeschichte vollkommen an seinem Platz, da eine solche auch zur Belehrung jüngerer Kameraden dient, die sich vom Kriege und Gefechte oft ganz irrige Vorstellungen machen. Es ist hier von wahrem Nutzen. Vor dem überlegenen Feinde mußte Wallmoden, obgleich er seine Stellung in dem ersten Gefecht, das gewöhnlich nach dem Dorfe Vellahn benannt wird, behauptet hatte, den Rückzug antreten; die Unentschlossenheit seines Gegners veranlaßte ihn aber, die Offensive zu ergreifen, als Davoust, die seinige aufgebend, hinter die Steckenitzlinie zurückging. In unermüdeter Thätigkeit wurde ein glänzender Erfolg erreicht. Eine Schilderung der Märsche lesen wir in einem Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Offiziers, das der Verfasser, wie bei anderer Gelegenheit ähnliche, mittheilt. Solche geben immer der Erzählung eine frischere, individuelle Färbung. Die Elbe war überschritten, der Anfang zur Befreiung unterjochter deutscher Landestheile gemacht. Davoust entsandte den General Pecheur, um das linke Elbufer zu säubern, er wurde von Wallmoden am 16. September an der Göhrde, einem Walde, nach dem auch ein Jagdschloß benannt ist, in der Gegend von Dannenberg geschlagen. Das Gefecht an der Göhrde ist in all seinen taktischen Momenten sehr gut geschildert. Wir würden näher darauf eingehen, wenn es dem Zweck d. Bl. entspräche. In militärischen Zeitschriften wird das Werk überhaupt erst seine rechte Würdigung erhalten. Daß sich über die einzelnen Gefechtsacte, namentlich der Cavalerie, immer unlösbare Widersprüche in den Quellen, schriftlichen wie mündlichen, finden, ist natürlich. Man denke nur an die berühmten Chargen der sächsischen Reiter an der Moskwa (vgl. Roth von Schreckenstein, „Die Cavalerie in der Schlacht an der Moskwa", Nr. 51 d. Bl. f. 1855, und Meerheim, „Erlebnisse eines Veteranen", Nr. 18 f. 1860).

Der Feldzug Wallmoden's in Mecklenburg ist nach dem Gefecht an der Göhrde nur durch Unternehmungen des kleinen Kriegs bezeichnet, deren Einzelheiten anschaulich und lehrreich erzählt sind. Als Davoust die Linie der Steckenitz aufgegeben und sich ganz nach Hamburg zurückgezogen, die Nordarmee aber die Elbe überschritten hatte, bezog das Wallmoden'sche Corps am 2. December Cantonnirungen um Ratzeburg und bereitete sich auf den unmittelbar folgenden Feldzug in Holstein vor. Die Stimmung der Truppen war gegen den dänischen Krieg, sie wünschten gleich ihren Brüdern an den Rhein zu rücken, um ihren wahren Feind zu bekämpfen. Indessen thaten sie auch gegen die Dänen ihre Pflicht und machten ihren Fahnen Ehre. Der Decemberfeldzug von 1813 in Holstein bildet ein abgeschlossenes Stück und ist von dem Verfasser mit besonderer Sorgfalt behandelt. Die Gefechte sind nicht allein so eingehend als möglich erzählt, wobei der Leistungen der einzelnen Truppentheile und Offiziere, soweit sie sich hervorgethan haben, gedacht wird, sondern dieselben werden auch einer ebenso gründlichen als gerechten Kritik unterworfen. Manche Auseinandersetzung hätte allerdings in Form und Stil etwas gekürzt werden können, sie würde dadurch an überzeugender Kraft gewonnen haben. Vorzüglich ist die Darstellung des Treffens bei Sehestädt gelungen, in welcher die einzelnen Gefechtsmomente, die Fechtart und die Erfolge der Waffen mit großer Klarheit auch dem Laien zum vollen Verständniß gebracht werden.

Nach dem Frieden von Kiel wurde das Wallmoden'sche Corps bestimmt, an der Blokade von Harburg theilzunehmen; die Legion trat aus englischem in hannoverschen Sold über, sie nahm noch an zwei Angriffen auf die Wilhelmsburg theil, um die Verbindung zwischen Hamburg und Harburg zu unterbrechen, wurde aber dann mit allen vor Harburg entbehrlichen Truppen beordert, dem Kronprinzen von Schweden, der inzwischen nach dem Rhein abmarschirt war, zu folgen. In Bremen sah die Legion mit großer Freude ihren Beschützer, den Herzog von Oldenburg, wieder, der in sein befreites Land zurückgekehrt war. Ende Februar brach sie von dort auf, überschritt den Rhein und nahm vorerst an der Maas zur Beobachtung von Venloo und Mastricht Aufstellung. Wallmoden bewirkte jedoch durch englischen Einfluß, daß sein Corps die Bestimmung erhielt, sich mit dem General Graham gegen das stark besetzte Antwerpen zu vereinigen. Eine Colonne der Legion marschirte dem bedrohten Brüssel zu Hülfe. Wallmoden wollte sich mit diesen Truppen dem General von Thielmann zu einem gemeinschaftlichen Angriffe auf Maison anschließen, Thielmann war aber vorher schon geschlagen worden und Wallmoden konnte ihn nur aufnehmen. Die andere Colonne der Legion stand unterdessen vor Antwerpen, hatte sehr leichten, aber langweiligen Dienst und verlangte dringend abgelöst und im Felde verwendet zu werden. Dies geschah auch am 3. April, aber schon am 6. traf die Nachricht von der Schlacht bei Paris ein, am 9. April wurde ein Waffenstillstand mit Maison geschlossen und der Feldzug war zu Ende. Die Legion befand sich jetzt in peinlicher Ungewißheit über ihre Zukunft und eine große Aufregung verbreitete sich in ihren Reihen. Wallmoden suchte diese zu beschwichtigen und nahm sich der Legion thätig an, indem er selbst nach Paris ging, um ihre Zukunft zu sichern. Sowol Hannover als die Niederlande hatten Lust, dieselbe in ihren Dienst zu nehmen; Stein schlug vor, sie einstweilen als zu einem der Landestheile am Rhein, von denen keine Truppenformation ausgegangen, gehörig zu betrachten: derjenige Monarch, welchem dieser Landestheil zufallen werde, habe sie mit zu übernehmen. Die Wünsche der Legion waren für die Uebernahme durch Preußen, der Kaiser von Rußland wurde ihr Fürsprecher und es kam am 2. Juni vor der Abreise der Monarchen nach London ein Vertrag zu Stande, der die Zukunft der Legion sicher stellte. Der Form nach dem Stein'schen Vorschlage angepaßt, war zwar die Uebernahme durch Preußen nicht ausgesprochen, doch lag die Gewähr dafür in der Art, wie die einzelnen Punkte festgesetzt waren. Vom 13. September an hatte Preußen die Verpflegung der nunmehr „deutschen" Legion zu übernehmen. Der Interimszustand derselben, über welchen noch nähere Angaben folgen, wurde durch Napoleon's Rückkehr von Elba rasch zu Ende gebracht. Eine Cabinetsordre vom 29. März 1815 ordnete den definitiven Uebertritt der Legion an. Aus den beiden Husarenregimentern derselben wurde das 8. Ulanenregiment gebildet, das den Feldzug von 1815 noch in Husarenuniform machte; die Infanterie formirte das 30. und 31. Regiment, die beiden reitenden Batterien erhielten ihre preußischen Nummern, 18 und 19, die Jägercompagnie wurde zur Bildung des 3. Jägerbataillons verwandt. „Der blutige Feldzug von 1815 gab der bisherigen Legion Gelegenheit, sich ihrer neuen Genossenschaft ebenbürtig zu zeigen. Daß sie es that, würdig einer alten Truppe, wie sie war, darüber geben die Tage von Ligny und Waveren redendes Zeugniß." Damit schließt der Verfasser sein Werk. Werthvolle Actenstücke sind ihm in 13 Beilagen angefügt; sie geben Auskunft über die Stärke, Zusammensetzung und Ordre de Bataille der Truppen, ihre Verluste und die Hauptmomente aus der Geschichte ihrer einzelnen Theile, sie bringen die Convention mit England und die von 1814, endlich von besonderm Interesse ein namentliches Verzeichniß der Offiziere der russisch-deutschen Legion mit Angabe ihrer spätern Schicksale. Möge die Schrift so anregend wirken, als sie dessen fähig ist.

Karl Gustav von Berneck.

Kleinere Erzählungen.

1. Erzählungen von Otto Roquette. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches. Lebensbilder und Erfahrungen von F. von Schönholz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1859. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Gr.
3. Pentameron. Geschichten aus dem Leben von C. Drärler-Manfred. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 27 Ngr.

Nach den sechs Geschichten zu urtheilen, mit welchen Otto Roquette hier als Novellist debutirt, müssen wir es stark in Zweifel ziehen, daß der Dichter von anerkannt gelungenen Epen in moderner Form im Genre der Erzählung je Hervorragendes leisten wird. Die hier gebotenen Erzählungen erheben sich durchaus nicht über das Gewöhnliche. Die Erfindung ist durchgehends ziemlich schwach und wenn wir auch an der Erzählungsart nicht gerade starke Aussetzungen zu machen haben, so können wir ihr doch ebenso wenig viel Lobendes nachrühmen. Am besten gelungen sind dem Verfasser die Erzählung „Johann", die nur zu rasch zum Schlusse eilt, ein Fehler, der fast sämmtlichen Erzählungen Roquette's, soweit sie uns bekannt geworden sind, anhaftet, die mit gutem Humor vorgetragene heitere Novellette „Bei Tische" und „Der Maigraf". Der letzte Beitrag „Macugnaga und der Monte-Rosa" gehört eigentlich nicht in die Sammlung, da er die Erlebnisse des Autors auf einer Fußreise von der Lombardei nach Wallis beschreibt. Die Naturschilderungen sind lebendig und wahrheitsgetreu.

F. von Schönholz ist uns eine unbekannte Größe. Die Kleinigkeiten, die er in dem hier gebotenen Buche auf den literarischen Markt bringt, werden manchem Leser eine angenehme Stunde bereiten.*) Dasselbe, aber auch nicht mehr, läßt sich von Drärler-Manfred's „Pentameron" sagen. Es sind das Geschichten, für die sich, da sie gewandt vorgetragen werden, immer ein dankbares Publikum finden dürfte. Getäuscht wird nur derjenige, welcher Gedanken sucht. 47.

Notizen.

Die „world of Weimar".

Die Aprillieferung von „Blackwood's Magazine" enthält eine längere Mittheilung aus Weimar unter der Ueberschrift: „The world of Weimar", von einem daselbst wohnhaften Engländer, der sich Tlepolemus unterzeichnet und sicherlich kein Macdonald ist. Er selbst rechnet sich zu den „by no means arrogant individuals" und beklagt aufs schmerzlichste, daß der Brite, obschon wie alle Fremden aus mehrfachen Gründen in den höhern Klassen wohlgelitten, doch im allgemeinen zu leiden habe „under the peculiar disadvantage of belonging to a nation unpopular from its wealth, and position, and supposed haughtiness", weshalb es dem Engländer in Deutschland auch so schwer falle, gute Dienstboten zu erhalten. Doch das ist gegenwärtig wol eine ziemlich allgemeine Klage im Heiligen römischen Reich deutscher Nation, und es läßt sich nicht einsehen, warum für gutes englisches Geld nicht ebenso tüchtige Dienstboten zu erlangen sein sollten als für deutsches. Diese Dienstbotenmisère gehört aber auch zu dem wenigen, was der Engländer an seinem Aufenthalt zu Weimar auszusetzen hat; sonst sieht er dort alles im freundlichsten Lichte und sogar den großherzoglichen Opernsängern und Schauspielern spendet er so großes Lob, daß man fast meinen sollte, die Bühne zu Weimar concurrire mit dem Hofburgtheater in Wien und der Großen Oper in Paris. Er geht selbst so weit, der Kleinstaaterei das Wort zu reden, erinnert dabei an die Verdienste, die sich der

*) F. von Schönholz, seinerzeit fleißiger Mitarbeiter an dem eingegangenen „Gesellschafter" ist unsers Wissens bereits verstorben, und seine Skizzensammlung ein von F. W. Gubitz redigirtes und herausgegebenes Nachlaßwerk, eine Sammlung seiner im „Gesellschafter" erschienenen Journalaufsätze. D. Red.

von seinen undankbaren Unterthanen vertriebene Großherzog von Toscana um sein Land erworben, spricht die Befürchtung aus, daß die italienische Einheit, namentlich unter der Hegemonie Frankreichs, in den Despotismus eines Militärstaats ausarten möge, und daß man schon jetzt in Florenz (welches, beiläufig bemerkt, in einem andern Aufsatz derselben Lieferung die eigentlich italienische Stadt, die Metropole des italienischen Geistes- und Kunstlebens genannt wird) zu fühlen beginne, wie man municipale Freiheiten und große materielle Vortheile für einen leeren Namen in die Schanze geschlagen habe. „Möge Deutschland", sagt der Correspondent, „auf Italien blicken und bei Zeiten sich rathen lassen. Das italienische Spiel ist noch nicht zu Ende." Hiernach wäre es das Gerathenste, daß auch England sich mindestens in die alte Heptarchie auflöste und jedem schottischen Clan gestattet würde, seine Besitzungen in einen selbständigen Staat mit eigener Dynastie zu verwandeln. Der Engländer hebt hervor, wie sehr sich der jetzige Großherzog von Weimar angelegen sein lasse, Kunst, Musik u. s. w. zu fördern; solche Zeiten, wie diejenige, wo Goethe, Schiller, Wieland und Herder mit Karl August eine „unexampled constellation" bildeten, ließen sich freilich nicht schaffen; „aber alles", fährt er fort, „was unter den obwaltenden Umständen gethan werden konnte, wurde von dem Großherzog Karl Alexander gethan, dessen Mittel natürlich nur beschränkt sind und wahrscheinlich diejenigen eines mittlern englischen Edelmanns nicht überschreiten, der nichts weiter zu thun hat, als sein Koppel Jagdhunde, seine Lustschiff und seine Stadt- und Landresidenzen zu unterhalten." Dankbar können namentlich die Weimaranerinnen unserm Engländer sein, indem er sie gegen die Behauptung seines Landsmannes Lewes, des „gifted author of the Life of Goethe", daß das weimarische Volk ein höchst garstiges Geschlecht sei, in Schutz nimmt. „Die Mädchen unter den arbeitenden Klassen", bemerkt er, „leiden zwar unter den Nachtheilen, welche in den meisten Ländern, außer in der frühen Jugend, Schönheit zur seltenen Ausnahme machen; aber was die Wohlhabenden betrifft, so wüßte ich keinen Ort von derselben Größe zu nennen, wo man mehr Niedlichkeit, wenn nicht wirkliche Schönheit fände als in Weimar." Von dem Doppelstandbild Goethe's und Schiller's bemerkt er unter anderm: „Dieses Standbild hat wie alle, die wir sahen oder von denen wir hörten, das herrliche Friedrich's des Großen in Berlin ausgenommen, seine Tadler gehabt; aber mich dünkt, es ist ein Kunstwerk, welches bei längerer Bekanntschaft gewinnt, und das ist nicht das kleinste Lob, das man einem Kunstwerk spenden kann." Zugleich bedauert er, daß es von Goethe in seiner Jugend nicht mehr Bildnisse gäbe, und fährt dann fort: „Ist die Büste in der weimarischen Bibliothek (von David) vollkommen ähnlich und nicht etwa idealisirt, wie die Lord Byron's von dem Griechen Kossos, so muß er mehr als irgendein Literator einem Apollo geglichen haben; und nicht das ist ein Wunder zu nennen, daß er so vielen Damen die Herzen und Köpfe verdrehte, sondern wie irgendein vom Weibe geborenes Weib so hartherzig und hartköpfig sein konnte, dem Zauber eines solchen geistvollen Adonis zu widerstehen." Man sieht, die ganze Mittheilung ist ein so gemüthliches unschuldiges Geplauder, wie man es in deutschen Blättern zur Zeit nur selten noch findet.

Goethe über Hellenismus und Barbarei.

In der vorigen Nummer war einiges über die echt deutsche Grille bemerkt, wodurch einzelne gelehrte Häupter oder hyperenthusiastische junge Leute sich verführen lassen, in uns Deutschen gewissermaßen die aufgestandenen Althellenen zu erblicken; ich nenne diese Grille eine echt deutsche, da es von den übrigen Völkern, denen doch eine solche Aehnlichkeit zumeist in die Augen fallen müßte, noch keinem eingefallen ist, diesen specifischen Hellenismus an uns zu entdecken. Nun begegnete ich, indem ich meine Excerpte aus Goethe durchblätterte, soeben folgender Goethe'schen Bemerkung: „Niemand bedachte, daß wir nicht sehen können, wie die Griechen, und daß wir niemals wie sie dichten, bilden und heilen können." So dachte also selbst Goethe, der, wenn es ihm darauf ankam, noch am meisten im Anschluß an den hellenischen Geist dichten konnte, obschon die Mehrzahl seiner Schöpfungen so specifisch deutsch ist, daß sie nur dazu dienen könnten, nicht die Aehnlichkeit der Deutschen mit den Griechen, sondern ihre Grundverschiedenheit von diesen an den Tag treten zu lassen. Eher rechnete uns Goethe zu den Barbaren, freilich mit uns im Grunde auch die ganze moderne europäische Menschheit; denn er sagte einmal zu Eckermann (vgl. „Gespräche mit Goethe", II, 325): „Niebuhr hat recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinnen, denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?" Ich nehme ausdrücklich Gelegenheit, dieser Behauptung hier zu gedenken, da J. W. Schaefer in seiner Biographie Goethe's (II, 348) versichert: „Goethe glaubte nicht wie Niebuhr an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich (im Jahre 1830) sein klares politisches Urtheil." Es gibt auch noch andere Aussprüche von Goethe, und Schaefer selbst führt einige davon gelegentlich an, welche die Besorgniß ausdrücken, daß unsere Zeit eine rückschreitende sei und die von der Cultur nur überdeckten barbarischen Elemente die Oberhand gewinnen könnten. Das „klare politische" Urtheil Goethe's beschränkte sich auch nur darauf, daß er (in einem Briefe an Zelter) äußerte, wenn es gelänge, die einzelnen Paroxysmen für den Augenblick unschädlich zu machen, so werde es wol wieder „eine Weile" ruhig sein; und das war denn allerdings ein voraussehendes Urtheil, mit dem aber die Ansicht von einer im stillen fortschleichenden Barbarei natürlich sehr wohl bestehen kann.

H. M.

Fragliche Arbeiten Schiller's.

Das von Wieland und Archenholz 1789 gegründete „Historische Taschenbuch für Damen" erlangte dadurch einen unermeßlichen Ruf, daß es in dem Jahrgang 1791 den denselben ganz füllenden ersten Theil von Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" brachte. Auch den folgenden Jahrgang hatte Schiller vor, ganz allein zu schreiben. Es enthält aber das Taschenbuch für 1792 außer einer längern Vorrede Wieland's und einem kurzen Bruchstück aus der „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs", aus dem dritten Buche, vier Charakteristiken denkwürdiger Personen aus der Zeit jenes Kriegs, der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Kassel, des Cardinals Richelieu, des Kurfürsten Maximilian von Baiern und des Kanzlers Oxenstierna. Obwol nicht in die Gesammtausgabe der Werke Schiller's aufgenommen, ist, seit der Biograph Schiller's, Hoffmeister, die drei erstern dieser Bilder, durch innere Gründe bewogen, ohne Bedenken Schiller glaubte zuschreiben zu müssen, bis auf eine gelegentliche Notiz Julian Schmidt's über das dritte Stück, kein Zweifel rege geworden, daß die drei Arbeiten nicht von Schiller seien, und die Supplementsammler, Hoffmeister und Boas, haben sie in die Nachträge zu Schiller's Werken aufgenommen. Daß das vierte Bild, das des Kanzlers Oxenstierna, von der Feder Körner's, des Freundes Schiller's, herrühre, war auch sonst schon bekannt, und ist dasselbe auch in der 1859 erschienenen Sammlung der Schriften desselben abgedruckt. Nun aber läßt sich unwiderleglich nicht durch trügerische innere, sondern durch äußere Gründe beweisen, daß von den drei andern Richelieu und Maximilian von dem dritten in jenem alten Freundeskreise, von L. F. Huber, geschrieben sind. Das Verdienst, diesen Punkt erledigt zu haben, hat sich Dr. Kuhlmey in Berlin in einer Abhandlung in Herrig's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen" (XXVIII, 361—376) erworben. Das Sachverhältniß ist nämlich dies: Schiller wollte allerdings auch den Jahrgang 1792 allein schreiben und hatte dazu die Fortsetzung seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" bestimmt. Allein die sehr schwere Erkrankung machte es unmöglich, er vollendete nur fünf Bogen, der übrige Raum wurde

ausgefüllt durch Wieland's lange Vorrede und durch rasch unter vielen Berufsarbeiten niedergeschriebene Aufsätze der zwei Freunde, die aus Liebe zu Schiller sich bereit finden ließen einzutreten. Von wem aber das erste der Bilder, die Landgräfin von Hessen, herrühre, diese Frage ist noch nicht erledigt. Kuhlmey entscheidet sich dahin, daß das Stück von Schiller verfaßt sein könne, daß sich aber nichts Sicheres darüber sagen lasse; es sei aber weder von Körner noch von Huber geschrieben. Indessen, so liegt die Sache, wenn man nach den mitgetheilten Beweisstellen auch an Huber nicht denken darf, so möchte doch in der auffordernden Bitte Huber's an Körner sich ein Grund finden lassen, die Autorschaft Körner's nicht so geradezu von der Hand zu weisen. 42.

Bibliographie.

Baume, J., Die gegenwärtige Lage, oder die Trübsale, Bedrängnisse, Pflichten und Tröstungen der Katholiken unserer Tage. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Vertraute Geschichte der europäischen Höfe und Staaten seit Beendung des 30jährigen Krieges. 2te Abtheilung. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Gleisberg, J. P., Instinkt und freier Wille oder das Seelenleben der Thiere und der Menschen. Eine vergleichend-psychologische Studie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Hartmann, A., Martin Disteli. Ein Künstlerleben. Solothurn, Jent u. Gaßmann. Gr. 4. 15 Ngr.

Hensler, H., Abend-Stunden. Novellen und Erzählungen. Drei Bände. Leipzig, Schrag. 8. 3 Thlr.

Hesekiel, G., Krummensee. Historischer Roman. 2te Abtheilung. Heimkehr und Wiederkunft. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Georg Wilh. von Hofmann. Eine biographische Skizze. Trier, Lintz. Gr. 8. 9 Ngr.

Kempner, Friederike, Novellen. Leipzig, Schrag. 8. 25 Ngr.

Kletke, H., Friedrich der Große. Ein Fürstenbild im Spiegel deutscher Dichtung. Berlin, Springer. Gr. 16. 20 Ngr.

Köbner, J., Die Waldenser. Ein dramatisches Gemälde mit lyrischen Randzeichnungen. Hamburg, Oncken. 8. 1 Thlr.

Lassalle, F., Das System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr.

Le Boys des Guays, J. F., Das wahre System der Religions-Philosophie in Briefen an einen Weltmann, der geneigt ist zu glauben. Uebersetzt aus dem Französischen von R. Tafel. Herausgegeben von A. O. Brickman. 1ste und 2te Folge. Baltimore. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Schöne Raritäten. Sprudel ächten Volkswitzes. 1stes Heft. Berlin, Wittkow. 8. 5 Ngr.

Rau, H., Jean Paul. Culturhistorisch-biographischer Roman in vier Theilen. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Thomas. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Ravignan, P. de, Das Leben der christlichen Frau in der gesellschaftlichen Welt. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. 8. 25½ Ngr.

Richter, L., König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche. Berlin, F. Schulze. 8. 20 Ngr.

Rolffs, A., Die antike Rüstkammer des Emder Rathhauses. Ein kulturgeschichtlicher Beitrag zur Waffen- und Sittenkunde des Mittelalters. Emden, Woortmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Die träumende Rose oder Nantchen Windbeflissen, sein Leben und Schicksal. Neuwied, van der Beeck. 16. 10 Ngr.

Ross, L., Graf Pasch von Krienen. Abdruck seiner italienischen Beschreibung des griechischen Archipelagus mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den Verfasser und seine Auffindung des Grabes Homer's auf Ios. Aus dem Nachlasse des Verfassers. Mit 2 lithographirten Tafeln. Halle, Schwetschke. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Sand, George, Der Marquis von Villemer. Nach dem Französischen. Brünn, Buschak u. Irrgang. 8. 24 Ngr.

Schelle, E., Der Tannhäuser in Paris und der dritte musikalische Krieg. Eine historische Parallele. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 10 Ngr.

Scherner, K. A., Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele. 1stes Buch. — A. u. d. T.: Das Leben des Traums. Berlin, Schindler. Gr. 8. 2 Thlr.

Schiller, Wallenstein. Nach den Handschriften und Veränderungen des Verfassers vom Jahre 1799. Herausgegeben von W. von Maltzahn. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Schlacht bei Torgau am 3. November 1760. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Nebst fünf Beilagen. Beiheft zum Militair-Wochenblatt für 1860. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmid, H., Das Schwalberl. Ein Bauernroman aus dem oberbayerischen Gebirg. München, Fleischmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schott, S., Sterben und Unsterblichkeit. Eine Studie. Stuttgart, Göpel. 8. 18 Ngr.

Sickel, T., Jeanne d'Arc. München. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Sybel, H. v., Prinz Eugen von Savoyen. Drei Vorlesungen gehalten zu München im März 1861. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 12 Ngr.

Weiß, L., Aus Nordamerika und Preußen. Basel, Georg. Lex.-8. 5 Ngr.

Wiggers, J., Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft. Ein Beitrag zur Geschichte des „Rostocker Hochverrathsprocesses". Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Antwort auf die Broschüre des Herzogs von Aumale. Und Brief an die Redaction der Times von Mocquard. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Garben, F. von der, Die geistliche Universalmonarchie und die weltliche Herrschaft des Papstes. München, Lentner. Gr. 8. 6 Ngr.

Gentz, J., Friedrich Gentz und die heutige Politik. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 8 Ngr.

Grimm, H., Goethe in Italien. Vorlesung gehalten zum Besten des Goethedenkmals in Berlin. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jaques, H., Die Verfassung und unsere dringendsten Aufgaben. Eine Denkschrift. Wien. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Klerus und die Wahlen. Wien. Gr. 8. 4 Ngr.

Maria Königin von Neapel. Den deutschen Frauen gewidmet. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Prince-Smith, J., Ueber die Quellen der Massenarmuth. Rede in der volkswirthschaftlichen Gesellschaft für Ost- und Westpreußen gehalten zu Elbing am 5. Januar 1861. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 4 Ngr.

Raaslöff, H. J. A., Meine Erwiderung. Aus dem Dänischen. Altona, Wendeborn. Gr. 8. 5 Ngr.

Dem österreichischen Reichsrath zur Verständigung zwischen Oesterreich und Ungarn. Von einem conservativen Staatsmann. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wedekind, E., Hannover und Braunschweig. Beleuchtung und Widerlegung der Druckschrift: Die Regierungsfolge im Herzogthum Braunschweig nach dem Erlöschen des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Fürstenhauses. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Zahn, F. L., Dubitor und Münchhausen. Ein Zwiegespräch über die Hölle. Schneidemühl. 1860. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 30. Mai 1861.

Die deutschen Mundarten.

Schon seit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts finden sich zwar mehrere und darunter noch jetzt brauchbare Arbeiten über die deutschen Mundarten; ja man begegnet solchen sogar aus noch früherer Zeit; allein die spätern wie die frühern standen vereinzelt da und wurden eher als eine Curiosität betrachtet, als daß man viel Werth darauf gelegt hätte. Es ist dies begreiflich: die Mundart als solche stand eben in keiner großen Achtung bei den Vornehmen und den Gelehrten, diesen zwei Hauptständen im Heiligen römischen Reich deutscher Nation. Ehe man dazu kommen konnte, sich in wissenschaftlichem Ernst mit der Mundart zu beschäftigen, mußte eine großartige und bedeutungsvolle Umgestaltung in der allgemeinen Anschauungsweise stattfinden. Erstens mußte die beinahe verächtliche Idee, die man in den vorigen Jahrhunderten von dem Volke hatte, einer edlern und richtigern Anschauung weichen und zweitens mußte die Beschäftigung mit der Muttersprache zur selbständigen Wissenschaft erhoben und diese als den andern, namentlich philologischen Wissenschaften ebenbürtig angesehen werden.

Die Umwandelung der Ansichten über das Volk begann schon mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts und war die Folge einer zweifachen Ursache: es wirkte nämlich einerseits darauf, daß das Volkslied hervorgezogen wurde und sich die Kunstdichtung nicht blos an dasselbe anlehnte, sondern sogar neues Leben aus ihm schöpfte; andererseits aber die neuen politischen Ideen, die aus Frankreich herüberkamen und in Deutschland vielfachen Anklang gewannen. Die verschiedenen Idiotiken und andere Versuche über die Mundarten, welche in den drei letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts erschienen, sind wol zunächst dieser veränderten Ansicht von der Bedeutsamkeit des Volks zu verdanken. Als dieselbe sich noch fester setzte, begannen die dichterischen Versuche in den Mundarten, und es ist merkwürdig, daß die ersten, welche zu Bedeutsamkeit gelangten, aus zwei Reichsstädten stammen, nämlich das Lustspiel „Der Prorector" (1794) aus Frankfurt und die „Gedichte" von Grübel (1798) aus Nürnberg.*) Ihnen folgten Voß (1800), Hebel (1803), durch den eigentlich erst die Berechtigung der Mundart zur Poesie festgestellt wurde, die Schweizer Kuhn und Usteri, der Elsässer Arnold, der Schwabe Sailer u. a. Die ernst wissenschaftliche Behandlung der Dialekte wurde aber erst möglich, als Jakob Grimm durch seine Grammatik die deutsche Philologie begründet hatte, weil durch sie erst die Wichtigkeit der Mundart für die Geschichte der Sprache und ihre wissenschaftliche Behandlung dargethan wurde. Es begann nun nicht blos ein regeres, sondern auch fruchtreicheres Studium der deutschen Dialekte; als die ausgezeichnetste Erscheinung sind Schmeller's Werke, seine Grammatik (1821) und sein Wörterbuch (1828) zu bezeichnen, die bisjetzt noch ganz allein dastehen, aber in hoffentlich nicht langer Zeit an dem schon begonnenen niederdeutschen Wörterbuch von Kosegarten und dem angekündigten schwäbischen Wörterbuch von Adalbert Keller, sowie an dem längst beabsichtigten schweizerischen Wörterbuch von Ettmüller würdige und ebenbürtige Genossen finden werden.

Aber selbst wenn diese drei Werke erschienen sein werden, bleibt noch sehr viel zu thun übrig, und es ist vor allem nöthig, daß reicher Stoff für spätere Arbeiten gesammelt, daß die Kenntniß der einzelnen Mundarten gefördert und verbreitet werde. Denn wie die Sachen jetzt stehen, kann auch der gründlichste Sprachkenner nur sehr oberflächliche Kenntnisse von den sämmtlichen deutschen Mundarten, ihrer charakteristischen Bildung und ihrem gegenseitigen Verhältniß besitzen, weil er der Natur der Sache nach nur eine oder höchstens einige wenige Mundarten aus eigener Anschauung kennen kann und es ihm an Stoff fehlt, sie auf dem Wege des

*) Es ist bekannt, daß schon viel früher dichterische Versuche in den Mundarten vorkommen; wir erwähnen nur Andreas Gryphius, Lauremberg, Christian Weise, Daniel Stoppe („Gedichte in schlesischer Mundart", 1728), Renner („Hennynk de Han", 1732), manche wiener Dichter ungerechnet, die wie Ph. Hafner (1731—64) Lustspiele, Possen und Opern in der Mundart schrieben. Die österreichischen Dichter können aber ebenso wenig in Betrachtung kommen als die niederdeutschen, weil dort wie hier das Hochdeutsche erst später allgemein durchdrang.

Studiums kennen zu lernen. Aus diesem Grunde ist es wol denkbar, daß ein Gelehrter sämmtliche europäische Sprachen sich vollständig aneigne, während es ihm unmöglich sein wird, auch nur eine größere Zahl von Mundarten seiner eigenen Muttersprache gründlicher kennen zu lernen. Solange nicht weitaus größere Vorarbeiten vorliegen, wird auch die einzelne Mundart nur von einem mit Sicherheit behandelt werden können, dem sie Muttersprache ist, oder der so lange in dem betreffenden Lande gelebt hat, daß er sich dessen Dialekt mit allen seinen Eigenthümlichkeiten vollkommen angeeignet hat. Sollten sich aber auch in jedem Landesstriche Gelehrte finden, welche fähig wären, ihre Mundart wissenschaftlich zu behandeln, so wäre zu befürchten, daß namentlich die weniger umfangreichen Arbeiten sich in zahllosen Programmen, Journalen, Zeitungen oder auch selbständigen Broschüren verlören, daher nur dem kleinsten Theile der Forscher bekannt würden und zudem mit der Zeit schwer oder gar nicht aufzutreiben wären.

Es war daher ein glücklicher Gedanke, eine Zeitschrift zu gründen, welche als Organ und Mittelpunkt aller Bestrebungen im Gebiete der Dialektforschung dienen könnte. Der Ruhm, diesen Gedanken gefaßt und mit Ueberwindung vieler und mancherlei Schwierigkeiten ausgeführt zu haben, gebührt dem als Verfasser gelungener Dichtungen in bairischer Mundart bekannten J. A. Pangkofer. Zwar starb er bald nach dem Erscheinen des ersten Doppelhefts; doch ging sein Gedanke nicht unter: G. K. Frommann, der sich schon vorher mancherlei Verdienste um die deutsche Sprache und ihre Literatur erworben und seine rege Theilnahme für das Unternehmen schon vor Ausgabe des ersten Hefts beurkundet hatte, übernahm das Erbe des Verstorbenen; und man muß bei der flüchtigsten Vergleichung des von seinem Vorgänger herausgegebenen Hefts mit den von ihm besorgten gestehen, daß die Zeitschrift unter seiner Leitung bedeutend gewonnen hat. Sie erhielt ein so ganz anderes Ansehen, daß der neue Herausgeber allerdings befugt war, später nicht blos den Titel zu verändern, sondern auch den Namen des Begründers auf demselben ganz wegzulassen. *)

Pangkofer konnte bei dem besten Willen wahrhaft Förderndes nicht leisten, da ihm die zur frucht- und erfolgreichen Leitung des Unternehmens nöthigen Sprachkenntnisse mangelten; dagegen zeigt die Vorrede, die er dem ersten Doppelhefte beifügte, daß er das Wesen einer der Kunde der Mundarten gewidmeten Zeitschrift im allgemeinen vollkommen richtig erfaßt hatte. Was er über die historische und philologische Bedeutung der Dialekte

*) Nachstehend die betreffenden Titel:

Deutschlands Mundarten. Eine Monatsschrift fur Dichtung, Forschung und Kritik. Herausgegeben von J. A. Pangkofer. Erster Jahrgang. Erstes und zweites Heft. Nürnberg, von Ebner. 1854. Lex.-8. Der Jahrgang 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutschlands Mundarten u. s. w. Begründet von J. A. Pangkofer, fortgesetzt von G. K. Frommann. Drittes bis sechstes Heft.

Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Herausgegeben von G. K. Frommann. Zweiter bis fünfter Jahrgang. Nürnberg, von Ebner. 1855—58. Gr. 8. Der Jahrgang 1 Thlr. 15 Ngr.

sagt, ist meist ganz richtig, nur hat er sich durch seinen Mitarbeiter, den Professor Gutbier irre führen lassen, wenn er die Mundarten auch in den Kreis des Schulunterrichts gezogen wissen will. Das ist eine von den Ideen, welche zu unserer Zeit wie Pilze aufschießen, manche vielleicht durch ihre Neuheit auf kurze Zeit blenden können, in der That aber auf vollständiger Verkennung dessen beruhen, was der Unterricht sein soll. Es versteht sich zwar von selbst, daß Schüler, die nur in ihrer Mundart zu sprechen wissen, auf die gesetzlichen Verschiedenheiten zwischen derselben und der hochdeutschen Schriftsprache aufmerksam gemacht werden müssen; aber es ist offenbar hinreichend, wenn dies beiläufig und vorübergehend geschieht, so oft sich die Nothwendigkeit davon zeigt; die Mundart aber wirklich zum Stoff des Unterrichts nehmen zu wollen, ist ganz unstatthaft, weil den Schülern alle diejenigen Vorkenntnisse abgehen, die dazu nöthig sind, wenn die Beschäftigung mit dem Dialekt wahrhaft ersprießlich sein soll. *) Dagegen hat Pangkofer vollkommen recht, wenn er für den Unterricht in der Muttersprache selbst auf Gymnasien einen größern Umfang anspricht. So sehr wir überzeugt sind, daß eine wahrhaft gediegene Bildung nur auf dem Studium der alten Sprachen und Literaturen fußen kann und wir daher der unerschütterlichen Ansicht sind, daß der Unterricht in diesen Sprachen auch in den höhern Gewerbs- und Industrieschulen nicht vernachlässigt werden sollte; ebenso sehr sind wir der festesten Ueberzeugung, daß dem Unterricht in der Muttersprache eine weit höhere Bedeutsamkeit gegeben werden sollte, als er bis dahin einnimmt. Denn wenn auch in dieser Beziehung gegen frühere Zeiten viel gethan worden ist und der Unterricht im Deutschen nicht mehr als bloßer Lückenbüßer angesehen wird, so nimmt er gegenüber der Beschäftigung mit den alten Sprachen doch immer nur noch eine untergeordnete Stellung ein. Er sollte aber unsers Bedünkens die alleroberste Stelle einnehmen, und sollte es auch blos aus dem Grunde geschehen, um das Nationalbewußtsein zu wecken und zu kräftigen. Die Zeit ist noch gar nicht so lange verschwunden, wo Lehrer und Schüler es für eine Art Herabwürdigung hielten, sich mit der deutschen Sprache zu beschäftigen; und man erinnert sich gar wohl, daß es damals mit dem Nationalgefühl übel aussah. Es trägt in England, Frankreich, selbst in Italien und Spanien außer andern Verhältnissen gewiß auch der Umstand zur Weckung und Kräftigung des Nationalgefühls wesentlich bei, daß in den Schulen dieser Länder und zwar namentlich in den höhern Unterrichtsanstalten das Studium der Muttersprache den obersten Rang einnimmt. Bei den feierlichen Preisvertheilungen in Frankreich wird der allein gekrönt, der den besten französischen Aufsatz macht; die lateinischen und griechischen Arbeiten erhalten nur den zweiten Preis. Wenn wir nicht irren, ist es in England ebenso der Fall. Diese Anerkennung

*) Der nämlichen Ansicht ist A. von Eye, der diesen Punkt in dem Aufsatz „Der Kampf der Dialekte gegen die Schriftsprache“ berührt.

der Muttersprache von seiten der Schule und selbst der obersten Staatsbehörden und des Gesetzes ist nicht so unwichtig, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Sie hat die nothwendige Folge, daß auch die Jugend, ja daß das gesammte Volk eine größere Liebe und Achtung vor ihr gewinnt, daß es sich im Besitz derselben stolz fühlt. In jenen Ländern hört man weniger von „unserer herrlichen Ursprache“ *) sprechen, und wie diese überspannten Floskeln alle heißen, die man auch in unsern Tagen wieder zum Ueberdrusse hört, aber doch lebt in den Völkern ein tiefer begründeter und echterer Stolz auf ihre Sprache als bei uns.

Noch fügen wir die Bemerkung bei, daß die Erweiterung des Unterrichts in der Muttersprache, wie sie in den meisten Schulplänen eingeführt worden ist, uns zum großen Theil verfehlt zu sein scheint, denn in der That, worin besteht diese Erweiterung? Man lehrt jetzt in der Muttersprache immerhin nach karg zugemessenen Stunden Mittelhochdeutsch, Althochdeutsch und selbst Gothisch, und die jetzige Sprache erscheint wiederum nur als Nebensache. Es ist als ob der Fluch des gelehrten Pedantismus auf den Deutschen ruhte und sie sich nie von demselben befreien könnten. Kaum ist man zur Ansicht gelangt, daß dem Unterricht in der Muttersprache die nöthige Aufmerksamkeit zugetheilt werden sollte, so wird der Schüler wieder mit einem ungeheuern Apparat von Gelehrsamkeit überschüttet und aus seiner Welt in eine längst verschwundene getrieben. Wir sind keineswegs der Meinung, daß der Unterricht in der ältern Sprache gänzlich verbannt sein sollte; allein er sollte nur in der größtmöglichsten Beschränkung und nur so weit ertheilt werden, als er unbedingt nöthig ist, um dem Schüler eine richtige und lebendige Anschauung von der Entwickelung der jetzigen Sprache zu geben und ihn in den Stand zu setzen, daß er die wichtigsten Erscheinungen derselben wahrhaft begreife. Eine Stunde vergleichende Grammatik in den beiden obersten Klassen, ja vielleicht nur in der obersten, wird hierzu vollkommen genügen; denn es wird wol niemand verlangen, daß ein Gymnasiast sich die ganze in Grimm's Grammatik aufgespeicherte Gelehrsamkeit aneigne. **) Was die Lectüre betrifft, so ist es wol zweckmäßig, daß die Schüler mit dem Nibelungenliede bekannt gemacht werden, da dieses Gedicht eine wahrhaft nationale Bedeutung hat, aber was kann es für die geistige und sittliche Entwickelung der Schüler für Nutzen haben, die Lieder der Minnesinger zu lesen, die alle über einen Leisten geschlagen sind, oder die breiten Ritterromane, die nicht einmal ursprünglich deutsch, sondern mehr oder weniger sklavische Uebersetzungen ausländischer Gedichte sind, also auch keine nationale Bedeutung haben? Die kleinste Ballade von Schiller und Goethe gewährt unendlich viel mehr fruchtbaren Stoff zum Unterricht, als sämmtliche Ritterromane des Mittelalters. Es ist also offenbar, daß nicht der innere Werth jener ältern Dichtungen, nicht ihr bildendes Element die Einführung dieses Unterrichts hervorgerufen hat, sondern, wir wiederholen es, einzig und allein der leidige gelehrte Pedantismus.

Unsere Leser werden uns diese Abschweifung verzeihen; die Sache ist aber so wichtig, daß wir ihre Besprechung auch an diesem Orte für angemessen halten: hängt sie ja doch mit der allerwichtigsten unter allen Fragen zusammen: wie kann ein wahres, von Schwärmerei und Ueberspannung freies, aber desto kräftigeres Nationalbewußtsein in der Jugend geweckt werden?

Wir kehren zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück. Nach der Anlage, welche Pangkofer der Zeitschrift gegeben hat, zerfällt dieselbe, wie schon aus ihrem Titel hervorgeht, in drei Hauptrubriken unter den Ueberschriften: „Dichtung“, „Forschung“ und „Kritik“. Wir haben gesehen, daß die Hauptaufgabe der Zeitschrift darin zu bestehen hatte, für spätere Arbeiten Stoff zu sammeln. Der nächste besteht natürlich in Sammlungen von Dichtungen in der Mundart *), an denen sich Forschungen anstellen lassen: es ist nicht genug, daß Wörterbücher und Grammatiken gegeben werden, es müssen spätere Forscher auch in den Stand gesetzt werden, die Richtigkeit derselben zu prüfen, was ihnen unmöglich wäre, wenn sie nicht eine hinlängliche Anzahl von Denkmälern hätten, mit denen sie jene Arbeiten vergleichen könnten. Auch hierüber hat Pangkofer ganz richtige Ansichten geäußert. „Es ist Sache der Volksdichter“, sagt er, „die in den Mundarten zerstreuten, unverstandenen, schier verloren gegangenen Schätze der Sprache zu sammeln, literarisch zu hinterlegen, dem Ohr und Auge auf angenehme Weise wieder einzugewöhnen, zugänglich und verständlich zu machen.“ Was der Dichter dabei vorzugsweise im Auge behalten soll, hat Moritz Rapp, der selbst eine hervorragende Stellung unter den Dialektdichtern einnimmt, ganz vortrefflich in dem folgenden, von Pangkofer angeführten Satze ausgesprochen: „Die Forderung an den Dialektdichter ist, seine Mundart in sich selbst charakteristisch aufzufassen, wo er sie weder verhochdeutschend zu verbessern, noch in die abenteuerlichsten Seltsamkeiten zu verbauern braucht.“ Ganz richtig setzt aber Pangkofer noch hinzu,

*) Früher sagte man „unsere Haupt- und Heldensprache“, und zwar gerade zu der Zeit, wo das deutsche Volk aufgehört hatte, das Hauptvolk zu sein, und seine Helden meist aus Schweden, Frankreich oder Italien bezog.

**) Wir kennen eine Schule, in welcher der sonst sehr tüchtige Lehrer in einer der untern Klassen bei drei wöchentlichen Stunden in einem ganzen Jahre nicht über die Lautlehre hinauskam, ja diese nicht einmal zu Ende brachte.

*) Daß kaum etwas anderes in der Mundart geschrieben werden könne, versteht sich auch ohne nähere Ausführung von selbst. Dagegen war es wol ein geeigneter Stoff für die Zeitschrift nachzuweisen, daß die Dialekte sich gar wohl für poetische Darstellungen eignen, sowie auseinanderzusetzen, welche dichterischen Gattungen zunächst dem Wesen der Mundart und welche Mundarten den besondern poetischen Gattungen oder Stoffen entsprechen; denn da jeder Dialekt eine ganz entschiedene, andern Mundarten oft schroff entgegenstehende Eigenthümlichkeit hat, so folgt wol daraus, daß Stoffe und poetische Gattungen dieser Eigenthümlichkeit angemessen sein müssen, wenn kein Widerspruch zwischen Form und Inhalt der Dichtung entstehen soll. Allerdings wird meist ein und derselbe Stoff, eine und dieselbe Gattung in den verschiedensten Mundarten behandelt werden können; allein dann wird sich die Eigenthümlichkeit der Dialekte in dem Ton der Behandlung zeigen müssen.

daß neben der richtigen Auffassung der sprachlichen Eigenheiten auch eine sichere Auffassung des besondern Volkscharakters unerlaßlich sei, damit er zugleich ein treues Bild der Sitten und Gewohnheiten, der Anschauungs-, Lebens- und Erzählungsweise seines Volksstammes gebe, selbst hier und da auf die Gefahr hin, gegen die verfeinerte Convenienz der höhern Stände anzustoßen. An diese Sätze schließt Pangkofer eine Bemerkung an, die zwar in einen andern Gedankenkreis übergeht, die wir aber doch anführen wollen, weil sie gewiß volle Berücksichtigung verdient:

Innigste Gemeinschaft mit dem Volke durch Abstammung und lebendigen Verkehr, durch Theilnahme an dessen Leiden und Freuden, an seinem Wesen und Treiben ist die Hauptbedingung für den guten Dialektdichter, auf daß er den frischen Hauch der Unmittelbarkeit aufweise, gleich dem Dichter des alten Volksliedes, welches geblüht, ehe die damalige (??) Schriftsprache gebildet gewesen, in der es durch Kunstpoesie untergegangen (??). Die Wiederaufnahme und Nachbildung des alten Volksliedes und die einfache volksthümliche Dichtungsweise überhaupt, dann die Würdigung der Mundarten versprechen Auffrischung und Verjüngung unserer abwelkenden, gelehrten und gemachten modernen Poesie, nicht aber die Extravaganz der Motive und Erfindungen und die Abglättung der Formen in Vers und Reim, wodurch wir nicht widersprechen, daß geläuterte Form eine Hauptbedingung für jede Dichtung ist, welche auf die Ehre eines Kunstwerks Anspruch machen will.

Ebenso gut und umfassend setzt Pangkofer auseinander, was der Zweck der Zeitschrift in Bezug auf Forschung sein soll. Er sagt:

Der Dialektforscher soll die den Mundarten eigenthümlichen Worte mit Angabe ihrer alten (!) Wurzeln und mit der Feststellung ihres generellen und dialektisch-speciellen Begriffs sammeln. Nebst dem hat er sein Augenmerk auf die geographische Ausbreitung jedes Dialekts zu richten und die Begrenzung desselben durch Flüsse und Gebirge anzugeben, was ihn auf die Ansiedelungsgeschichte des Volksstammes führen wird, dessen Dialekt er bearbeitet, sowie auf die Mischungsverhältnisse der benachbarten Mundarten und Volksstämme mit Rücksicht auf den Einfluß der fremden an den Grenzen Deutschlands. Er soll die Namen der Berge, Flüsse, Ortschaften u. s. w. auf Grundlage der ältesten Schreibweise zu erklären suchen und hierbei Lage, Geschichte und Sage gebührend berücksichtigen. Endlich soll die Zeitschrift die ältere und neuere Literatur der Mundarten in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen.

Wir fügen noch hinzu, daß es sehr wünschenswerth gewesen, wenn die Zeitschrift stets dahin gestrebt hätte, eine möglichst vollständige, wir möchten sagen genealogische Uebersicht sämmtlicher deutscher Mundarten zu geben, eine Uebersicht, die sich bis auf die letzten Abzweigungen erstrecken müßte. Wir wissen zwar recht wohl, daß sich bei den immer noch beschränkten Vorarbeiten mancherlei Irrthümer einschleichen müßten, auch sehr häufig nur Unvollständiges gegeben werden könnte; allein eine solche Uebersicht würde eben den Anlaß geben, daß Personen, welche mit einzelnen Mundarten vertraut sind, die Irrthümer berichtigen oder die Lücken ergänzen würden.

Daß an diese allgemeinen Andeutungen sich unzählige specielle Fragen anlehnen, werden wir aus der nähern Betrachtung dessen sehen, was die Zeitschrift bisjetzt geleistet hat, die bei der tüchtigen Leitung des Herausgebers viele bedeutende Gelehrte oder gründliche Kenner einzelner Mundarten unter ihre Mitarbeiter zählt, von denen wir nur die Herren Bartsch in Rostock, von Eye in Nürnberg, Jakob Grimm in Berlin, Hoffmann von Fallersleben in Weimar, Hofmann in Hildburghausen, Lübben in Oldenburg, Franz Pfeiffer in Wien, Friedrich Pfeiffer in Breslau, Rapp in Tübingen, August Stöber in Mülhausen, Titus Tobler in Horn bei Rorschach, Weinhold in Graz, Zingerle in Innsbruck u. a. m. namentlich anführen. Bei der großen Masse der interessanten Mittheilungen können wir begreiflicherweise nur einzelnes hervorheben, und zwar nur dasjenige, was die Zeitschrift und ihre Haltung am sichersten zu charakterisiren vermag; doch würde sich daraus die Menge und Mannichfaltigkeit der Mittheilungen nicht ermitteln lassen, daher wir für nöthig halten, einen allgemeinen, wenn auch lange nicht erschöpfenden Ueberblick ihrer Leistungen zu geben. Sie hat nämlich während ihres Bestehens Bruchstücke älterer in verschiedenen Mundarten abgefaßter Schriften, Untersuchungen über die Lautverhältnisse und die Formen einer großen Anzahl deutscher Dialekte, Zusammenstellungen von besondern Ausdrücken und Redeweisen, die einzelnen Gegenden eigenthümlich sind, zahlreiche Proben von den jetzt im Norden und Süden des Vaterlandes gesprochenen Mundarten und noch vieles andere mitgetheilt, und dies alles mit ebenso gründlichen als belehrenden Bemerkungen begleitet, welche sich zunächst auf die Sprache beziehen, aber auch gar manche andere Seiten des Volkslebens erläutern.

Diese kurze Uebersicht des reichen Inhalts würde gewiß schon hinreichen, ein lebhaftes Interesse für das schöne Unternehmen zu wecken; wir sind überzeugt, daß es durch die genauere Betrachtung einzelner Mittheilungen in noch erhöhtem Maße geschehen wird, wie wir zugleich auch hoffen, daß unsere Leser uns gern in der Besprechung von Fragen begleiten werden, die zum Theil eine wirklich nationale Bedeutung haben.

Von dieser Seite betrachtet, ist schon ein kleiner Aufsatz im ersten Jahrgang mit der Ueberschrift: „Fremde Namen germanisirt", bedeutsam. Der ungenannte Verfasser sagt:

Als nämlich der Sprachgeist unter dem Volke noch lebendig und kräftig war, haben unsere Vorfahren die Wörter, die sie aus fremden Sprachen entnahmen, so umgebildet, daß sie als deutsche erschienen, d. h. um es schärfer auszudrücken, sie haben ihnen deutsche Form und deutsche Betonung gegeben; so haben sie schreiben von scribere, segnen von signare, opfern von offerre und tausend andere in ähnlicher Weise gebildet. Es ist klar, daß die Sprache dadurch der Verunstaltung entging, die durch die rohe Aufnahme von fremden Wörtern herbeigeführt wird. Häufig verfuhr man so, daß man das fremde, nicht verstandene Wort durch ein ähnlich klingendes deutsches ersetzte, dessen Begriff oft gut paßte, häufig aber unangemessen war, und manchmal sogar lächerlich erscheint. So bildete man aus dem griechischen dromōn, Läufer, oder vielmehr aus dem altfranzösischen dromont, Wanderer, woraus später dragoman und trucheman wurde, das deutsche Wort „Tragmunt", welches bekanntlich in einem uralten Liede der Name eines Vielgereisten ist. Aus dem hebräischen jōbēl, funfzigjährig, ist „Jubeljahr", aus dem arabischen moslemim „Muselmann", aus dem polnischen wilczura (Wolfspelz) „Wildschur", aus

petroselinum „Petersilie" geworden.*) Auch die fremden Eigennamen wurden in ähnlicher Weise behandelt. Einige haben sich noch erhalten, besonders Namen von deutschen Ortschaften, die ursprünglich lateinische oder slawische Namen hatten, z. B. Klagenfurt (Claudii forum), Köln (Colonia), Augsburg (Augusta), Mainz (Magentia); Potsdam (Potsdupimi), Brandenburg (Brannibor), Merseburg (Mezibor); seltener ist es der Fall bei nichtdeutschen Ortschaften, deren Namen früher ebenfalls deutsche Form und Betonung hatten. Wir sagen zwar noch Mailand (Milano), Sitten (Sion), Martinach (Martigny), aber nicht mehr Bern (Verona), Cantelburg (Canterbury), Langendocken (Languedoc), Schalan (Châlons), Cammerich (Cambray), Tornach (Tournay), Bisanzun (Besançon), Finsterstern (Finisterre) und viele andere, durch deren Zusammenstellung sich unsere Germanisten gewiß ein größeres Verdienst erwerben würden, als durch den Druck so vieler bedeutungsloser, in Form und Inhalt gleich schlechter Dichtungen, die jetzt beinahe wöchentlich versendet werden. Wir halten dafür, daß die Sprache durch Wiedereinführung dieser alten Formen bedeutend an Schönheit gewinnen und daß man vielleicht mit der Zeit dazu kommen würde, auch andern vielgebrauchten Länder- und Ortsnamen ein deutsches Gewand zu geben, wie es alle übrigen Völker thun. Ich weiß wohl, daß man bei einem solchen Versuche von vielen Seiten ein arges Geschrei erheben und mit pedantischer Gelehrtthuerei sagen würde, es sei auch dies ein Beweis deutscher Gründlichkeit, daß man die fremden Namen in ihrer eigenthümlichen Form bewahre; allein ich glaube doch, daß, bei aller Achtung vor der Gründlichkeit, die Schönheit und Einheit der Sprache weit höher gelten sollte.**) Wir sollten tagtäglich mehr beherzigen, was Friedrich Hofmann in einem lesenswerthen Aufsatze: „Die deutschen Volksmundarten in Beziehung auf Geschichte und Sprachforschung, dichterische Ausbeute und praktische Anwendung", so richtig bemerkt: „Einem gesunkenen Volke ist, wie seine Ehre, auch seine Sprache gleichgültig, und die Gesunkensten des Volks werden dem zerstörenden Fremden zuerst und am meisten huldigen."

Gern würden wir noch hinzufügen, was er über die deutsche „Sprachkarte" sagt, d. h. über die geographische Verbreitung des Deutschen, da es manche beherzigenswerthe Lehre enthält; doch würde uns dies auf das politische Gebiet führen, was wir aus Vaterlandsliebe nicht gern berühren, denn „ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht". Im allgemeinen bemerken wir nur, daß aus der Entwickelung des Verfassers die schmerzliche Gewißheit hervorgeht, daß das deutsche Volk früher eine weitaus größere Nationalkraft hatte als jetzt; denn während es in vergangenen Jahrhunderten die slawischen Völkerschaften in einem großen Theil von Norddeutschland seiner Sprache unterwarf, müssen wir sehen, wie diese jetzt täglich mehr der französischen Sprache weichen muß, und wie wenig sie bei den neun Millionen, die sich Deutschland im Osten unterworfen hat, vorzudringen vermag.

Derselbe Kampf, den wir an unserer Westgrenze (leider! nur) beobachten, wiederholt sich an der Ostgrenze: wie dort die Deutschen des französischen, streben hier die Slawen des deutschen Einflusses sich zu erwehren: wie dort die Männer im Elsaß vertheidigend, und die Vereine der Vläminger in Belgien angriffsweise fechten, so sucht hier die große slawische Sprachinsel der Lausitz vor dem deutschen Einfluß zu retten, was noch zu retten ist, während die Czechen, der mächtige Sprachkeil, der Mittel- und Süddeutschland bis in das Herz des Reichs (?!) trennt, durch Vereine und Volksschriften einen längst verlorenen Boden wieder zu erobern trachten. Nur ein Unterschied ist zwischen beider Bestrebungen: hinter den Slawen und ihrem panslawistischen Schild steht Rußland, mit seiner Macht geheim und offen fördernd, während für die wackern Streiter jenseit des Rhein nur die frommen Wünsche einzelner in Deutschland Worte ohne Thaten bereit haben.

Die frühere National- und Sprachkraft zeigt sich noch in denjenigen Stämmen, die, von dem Mutterlande seit langer Zeit getrennt, gleichsam noch in dem damaligen Geiste fortleben und an ihrer Sprache mit einer unüberwindlichen Kraft festhalten; so die Gottscheer, mit denen uns die Zeitschrift bekannt macht:

Das Herzogthum Gottschee, jene noch wenig gekannte, ganz für sich abgeschlossene Sprachinsel, inmitten der sie rings umgebenden slawischen Bevölkerung Krains, bewahrt solche Eigenthümlichkeiten des Stammes, daß Jahrhunderte an demselben nur sehr wenig geändert haben, ja daß der Verkehr mit den stamm- und sprachverschiedenen Nachbarn nicht einmal das Aeußere abzustreifen vermochte. Sie sind deutscher Abkunft und unterscheiden sich seit undenklichen Zeiten von ihren slowenischen Nachbarn, den Krainern, nebst Kleidertracht und Sitten, vornehmlich auch in der Sprache. Diese ist ein veraltetes, grobes Deutsch, ohne Beimengung slawischer Wörter.*)

---

*) Das Bestreben des Volks, sich unverstandene Wörter nicht blos mundgerecht zu machen, sondern ihnen auch irgendeinen Begriff beizulegen, ging so weit, daß man sogar ältere deutsche Wörter, deren Verständniß sich allmählich verloren hatte, in ähnlicher Weise umgestaltete. So entstand Leinwand aus dem alten linwât, leinenes Zeug, Sündflut aus sinfluot, große Flut, Sinngrün von singrüen (sin, soviel als stark, immer, daher eigentlich Immergrün), Maulwurf von multwurf, Erdaufwerfer, wüthendes Heer aus Wuodan's Heer u. s. w. Aehnliche Umgestaltungen kommen noch täglich vor, da das Volk, verständiger als die Gelehrten und Gebildeten, stets bestrebt ist, sich das Fremde wirklich anzueignen, d. h. es in das Deutsche zu verwandeln. Es wäre zu wünschen, daß die Zeitschrift auch auf diese Ausdrücke ihre Aufmerksamkeit gewendet hätte; man würde nicht nur über die Menge, sondern auch über die geistvolle oder witzige Behandlung erstaunen. Auch ältere und neuere Schriftsteller würden interessante Beiträge dafür liefern können, so Fischart mit seinem maulhenkolisch (melancholisch), Pfotengram (Podagra), Schamiramis (Semiramis), Schanthippisch (Xanthippisch), Affrich (d. h. an Affen reich für Afrika), Jesuwider (Jesuit), Untenamend (Fundament), Betrugdich und Prockdich (Praktik) u. v. a.; Hans Sachs mit seinem Seckeldarius (Secretarius), Frißgar (Fiscal), Suffsgarus (Saufsgaraus für Suffraganeus), Assencial (Official); und Luther mit seinem Dreckete (Decret) und Lügend (Legende).

**) Unser Sprachgefühl ist leider so herabgedrückt, daß wir gar nicht mehr fühlen, wie abscheulich es klingt, wenn wir z. B. sagen: Auf meiner großen Reise durch Europa besuchte ich zuerst die englischen Städte Kämbridsch (Cambridge, denn man will natürlich die fremde Aussprache, so gut als es irgend geht, nachäffen), Glaster (Glocester), Lester (Leicester), Brimmitschem (Birmingham), dann in Frankreich Berdo, Marsällje, Wienn', in Italien Piatschenza u. s. w. Es fällt uns dies nicht auf, während jeder, der nur ein bischen Französisch sprechen kann, sich entsetzen würde, wenn ihm einer sagte: J'ai vu en Allemagne, les villes de Mainz, Cöln, Wien, en Italie je me suis arrête à Piatchenza, Firenze, et Dgenova, où je me suis embarqué pour l'Angleterre, que j'ai traversée en passant par Landen, Gribnitche, et Edd'nborque (statt Mayence, Cologne, Vienne, Plaisance, Florence, Genes, Londres, Grennewiche, Edinbourg).

*) In einer spätern Einsendung spricht der Verfasser dieser Mittheilung, V. F. Klun in Laibach, von „zeitweiser Vermengung des gottscheer Dialekts mit slowenischen Worten, welche häufig germanisirt ausgesprochen werden", was allerdings von fortlebender Sprachkraft zeugt, aber freilich auch, was weniger erfreulich ist, von „Slawisirung mancher deutscher Worte oder einzelner Buchstaben". Es wäre interessant zu wissen, wie weit diese Slawisirung geht.

Sehr bezeichnend sind einzelne Ausdrücke dieses Idioms: den Wolf nennen die Gottscheer „Holzpangel", den Fuchs „Schleicher", den Hasen „Springerle", das Eichhörnchen „Scherzer", die Sporen „Jageisen" u. s. w. Es wird unsern Lesern nicht uninteressant sein, eine Probe dieses alten merkwürdigen Dialekts zu finden; wir fügen eine Uebersetzung bei, weil es sonst wol vielen unverständlich bleiben würde.

Maria shmuarganish früh aufshiat,
Shie legeit shie gur shianei um;
Shie zieht inaus in Roasheingurt,
Buas bolt shie thun in Roasheingurt?
Die Röashlein geliachtei bolt shie prachen.
Bu bolt shie hin mit dan Röashlein geliacht?
A Kranzla geliachtei bolt shie flachten.
Bu bolt shie hin mit dan Kranzla geliacht?
Aufs heiliga Kreuze bolt shie's häng.
Bu bolt shie mit dan heiligen Kreuz?
Ins Himmelreich, ins Puaradeish.
Gott hilf ünsh ollen ins Himmelreich!
Ins Himmelreich, ins Puaradeish!

Maria des Morgens früh aufsteht,
Sie legt sich gar schön an;
Sie zieht hinaus in (den) Rosengarten,
Was wollte sie thun im Rosengarten?
Die Röslein licht wollte sie brechen.
Wo wollte sie hin mit den Röslein licht?
Ein Kränzlein licht wollte sie flechten.
Wo wollte sie hin mit dem Kränzlein licht?
Auf's heilige Kreuz wollte sie's hängen.
Wo wollte sie hin mit dem heiligen Kreuz?
Ins Himmelreich, ins Paradies.
Gott helfe uns allen ins Himmelreich!
Ins Himmelreich, ins Paradies!

Auf einen höchst interessanten Aufsatz von F. Latendorf in Neustrelitz, dem er noch Nachträge folgen ließ: „Ueber die sprichwörtliche Anwendung von Vornamen im Plattdeutschen", müssen wir unsere Leser selbst verweisen, da er eines Auszugs nicht fähig ist. Dagegen wollen wir einige Aufsätze, welche die Volksdichtung in der Mundart besprechen, näher betrachten, da sie zu den besten gehören, die sich in der an guten Arbeiten reichen Zeitschrift befinden. Zunächst müssen wir die an vielen Stellen der Zeitschrift ausgesprochene Ansicht lebhaft unterstützen, daß ein großer Unterschied zwischen den Dichtungen zu machen sei, welche unmittelbar aus dem Volk hervorgegangen sind, und denen, welche in den Mundarten von gebildeten und vielleicht sogar gelehrten Verfassern stammen. Die gebildeten Dichter vergreifen sich oft im Stoff, indem sie Gegenstände und Verhältnisse darstellen, die außerhalb des Gesichtskreises, außerhalb der Welt des Volks liegen, für welche daher die Sprache des Volks sich nicht eignet. Noch häufiger wird darin gefehlt, daß sie die Stoffe, auch wenn sie dem Volke nahe liegen, nicht in dessen Anschauungsweise behandeln. „Diese Anschauungsweise, ihre Grenzen und ihren Ausdruck muß der Dichter genau kennen, die von der Volkslogik dictirten Gesetze der Darstellung genau befolgen." Endlich gehen viele gebildete Dichter darin fehl, daß sie die Sprache nicht im Sinne des Volks zu behandeln wissen. Durch die dialektische Form der Wörter wird die Darstellung noch nicht volksmäßig: die Wörter müssen wirklich in der Mundart vorhanden sein und dürfen nicht, wie es so häufig geschieht, aus dem Hochdeutschen entnommen und in ein mundartliches Gewand gesteckt werden. Ebenso wenig dürfen Wendungen der Schriftsprache gebraucht werden; sie machen gerade eine so üble Wirkung, als wenn man deutsch mit französischen Wendungen spricht. Jeder Dialekt hat seinen eigenen Satzbau (es ist dies eine Seite, auf welche die Zeitschrift ebenso sehr Rücksicht hätte nehmen sollen als auf die Etymologie); wer von demselben abweicht, wird in seiner Darstellung immer etwas Fremdartiges, daher auch etwas Unangenehmes haben. So viel Dichter in Mundarten wir daher auch haben, so verdienen nur wenige den Namen von Volksdichtern.

Höchst interessant ist in dieser Beziehung der Aufsatz von F. Hofmann: „Rundschau über die Schnaderhüpfelsliteratur." Die Heimat der Schnaderhüpfel ist Tirol, Steiermark und Niederösterreich (wo sie jedoch Gsötzln, Gsangln heißen). Da sie vom Volke improvisirt werden und niemand daran denkt, sie niederzuschreiben, so ist es begreiflich, daß die meisten derselben gleich wieder vergessen und bei der nächsten Gelegenheit durch neue ersetzt werden. Doch gibt es auch viele, die so sehr aus dem Herzen des ganzen Volks gedichtet sind und die Zuhörer daher so mächtig ergreifen, daß sie sich auch deren Gedächtniß einprägen und von ihnen auf die nämliche Weise wieder andern überliefert werden, sodaß sie mit der Zeit Eigenthum des ganzen Volks werden. Die Schnaderhüpfel werden gewöhnlich im Wirthshause, an einem Kirchweihtag oder bei einer Hochzeit gesungen und verfaßt, namentlich beim Tanz:

Denn a Schnadahupfei
Es a tanz'nder Gsang.

Auch das „Anfensterln" bietet Gelegenheit, solche Liedchen zu singen, d. h. die Sitte der Bursche, des Nachts an das Fenster oder auch in die Kammer der Geliebten zu gehen; doch läßt er sich nicht leicht eher hören, als bis er sich auf dem Heimwege befindet, weil er sonst in einen Hinterhalt seiner Nebenbuhler u. s. w. fallen könnte. Endlich ruft die lange Einsamkeit und die Sehnsucht nach der Geliebten gar manches Liedchen hervor, während sich der „Bub" auf den Alpen befindet und sich mit Holzschnitzereien beschäftigt. Ueber den Inhalt der Schnaderhüpfel sagt Steub („Drei Sommer in Tirol") richtig und erschöpfend:

Sie sind der überwiegenden Mehrzahl nach erotisch oder satirisch; Liebesfreude oder Spott ist der Hauptinhalt, ernst oft sehr zart, oft sehr unzart gemalt, letzterer immer treffend und witzig. Es geht über alles her, was im Wege liegt, über die Fehler der Buben, wie über die Schwächen der Mädchen — über diese freilich lieber als über jene —, über den Nachbar, über die Gemeinde, über die Nachbargemeinde und über das ganze Thal. Es begibt sich keine alberne Geschichte, die nicht ihre Reime erhielte. Das elegische Element, wie es in den slawischen Volksliedern lebt, tritt nur sehr selten hervor, das historische gar nie, ein heroisches nur im skeptischen Trutzliede, das den Gegner zum Raufen fordert. Die Grundlage des Versbaues sind dabei die vier Haupttonsilben, von denen je zwei in jeder

Verhälfte stehen, wonach denn, da sie herkömmlicherweise vierzeilig geschrieben werden, auf jede Zeile eine Hebung fällt. Die Melodien, nach denen sie zu singen sind, lassen sich nach Dutzenden zählen, die Schnaderhüpfel selbst nach Hunderten und Tausenden. Viele haben nur ein ephemeres Dasein (Steub bestätigt also, was wir oben gesagt haben), viele leben länger, verschwinden aber auch, wenn ihre Zeit um ist (doch erhalten sich manche ganze Generationen hindurch). Andere sind nur in bestimmten Dorfschaften bekannt, andere gehen durch Steiermark, Pinzgau, Zillerthal, Innthal, durchs bairische Gebirge und widerhallen selbst im Böhmerwalde. Es sind lauter ἀδέσποτα; man weiß auch von den beliebtesten nicht, wer sie gedichtet hat, und selbst die Frage danach würde lächerlich erscheinen.

Die Rundschau über die Schnaderhüpfelliteratur, welche F. Hofmann anstellt, ist sehr interessant, reichhaltig und lehrreich. Wir fassen seine Mittheilungen im kürzesten Ueberblick zusammen. Die tiroler „Schnaderhazzen und Trutzlied'ln", von denen es unzählige geschriebene Sammlungen gibt, aber wenig gedruckt ist, zeichnen sich in ihrer Mehrzahl durch Derbheit und unumwundene Behandlung der Nachtgeheimnisse aus. Auch die bairischen „Schnaderhüpfeln und Sprüchen" leben mehr im Munde des Volks als in gedruckten Sammlungen. Der Reichthum an diesen Liedchen ist außerordentlich groß. Sie sind in ganz Ober- und Niederbaiern zu Hause, ebenso in der Oberpfalz und auch in Schwaben, wenigstens in dem gegen das Gebirge liegenden Theil. In besonderm Schwunge steht das Schnaderhüpfelwesen in Berchtesgaden, wo das Wettsingen solcher Liedchen immer noch besteht und zwei oder mehrere Bursche sich stundenlang damit necken und unterhalten. Der bekannte bairische Dichter Franz von Kobell wurde selbst einmal in St.-Bartholomä von einem solchen Sänger ohne besondere Veranlassung herausgefordert; er habe, wie er selbst erzählt, eine Zeit lang mit ihm gesungen, doch sei ihm „das Trumm" früher ausgegangen als dem Gebirgsdichter. Im Jahre 1856 sollten zwei als solche Sänger bekannte Holzknechte sich bei Gelegenheit einer Jagd vor dem König produciren, sie waren aber nicht zum Anfangen zu bringen, bis der mit anwesende Franz von Kobell ihnen ein paar Schnaderhüpfeln zusang, des Inhalts, daß es mit ihrer Kunst nicht weit her sein müsse, daß sie keine „Schneid" hätten u. dgl. Da gingen sie los, packten erst ihn an und sangen dann gegeneinander gar lustig fort.

Die Salzburger haben neben „Schnaderhüpfeln" auch „Gasselreime". Es sind dies keine eigentlichen Lieder, sondern blos Reimereien, die vor den Fenstern eines Mädchens aus dem Stegreif und mit veränderter Stimme hergemurmelt werden, was die Stelle eines Ständchens vertreten soll. Die Gasselreime sind meist in einer mysteriösen, hyperbolischen Sprache verfaßt und so lang, daß kaum eine Viertelstunde zum Hersagen derselben hinreicht. Je länger sie sind, für desto schöner werden sind gehalten. Eine von Sylvester Wagner in den „Salzburga Bauern-Gsanga" (Wien 1847) mitgetheilte Probe ist höchst ergötzlich. Der verliebte Junge hebt im Schnaderhüpfelton ein Selbstlob an vor dem Fenster der Ersehnten:

Goa' weit kimm i her,
Üba' Berëg und Thal,
Üba' Grab'n, üba' Zäun
Za dein Fenstar a Mal.

Und Stingei so viel,
Ols a Mahda a' maht,
Und Kernd'l so viel,
Ols a Baua ansat.

So viel Stern in da Heh,
So viel Tropfa in Sè,
So oft grüeß in di' schen,
Lo mi nöt goa' z' lang stehn.

Geh her do zan Fenstar,
Han a Worta zwoa' z' rödn,
Will dö frag'n a kloans Bisserl
Vawögnan Heiröten wögn *) u. s. w.

Hierauf schildert er seine Person, sein Besitzthum, dessen vollständiges Inventarium aufgezählt wird, geräth ein wenig in augenscheinliche Aufschneidereien, z. B.:

Und Ehhalten han i',
Woaß goa' nöt wie viel,
Weil i' ollö Mal irr wir',
So oft i' s' zöhln will **) —

und läßt dann seine stärksten Lockvögel ausfliegen, indem er den Putz und Kleiderstaat beschreibt, womit seine Frau glänzen soll, und das Wohlleben, die vortrefflichen Speisen und Getränke, welche dieselbe in seinem Hause erwarten:

Und was di' g'lustat, künntst kocha,
Hättst in nix nöt a Noth,
Brátl oll Tag gnueg
Und's böst Woaza-Braod. ***)

Damit ist aber auch der Gipfel seiner Versprechungen erreicht, er hört seine Liebschaft „pfugötzen (d. h. heimlich lachen) hinta da Hühl" und endet mit einem energischen Entweder — Oder:

Geh her da zan Fensta',
Sog na oda' ja —
I geh enta nöt weita',
Bi' grad döstwögn da.

Magst aba nöt hergehn,
Und laßt d' mi' nöt ein,
Wir' i' dennert a lebfrischa'
Gasselbue' sein!

Wir 's sein und wir' 's bleib'n,
Denn du bist nöt alloan,
Und as wird nöt an jadä
So hoachg'seha thoan. †)

---

*) Gar weit komm ich her, — Ueber Berg und Thal, — Ueber Gräben, über Zäune — Zu deinem Fenster einmal.

Und Stengel so viel, — Als ein Mähder abmäht, — Und Körner so viel, — Als ein Bauer ansä't.

So viel Stern' in der Höh, — So viel Tropfen im See, — So oft grüß' ich dich schön, — Laß mich nicht gar zu lang stehn.

Geh her zu deinem Fenster, — Habe ein Wort oder zwei zu reden, — Will dich fragen ein klein wenig, — Von wegen des Heirathens wegen.

**) Und Gesinde hab' ich, — Weiß gar nicht wie viel, — Weil ich allemal irr werde, — So oft ich es zählen will.

***) Und wonach dich gelüstet, könntest kochen, — Hättest in nichts keine Noth, — Braten alle Tag genug — Und das beste Weizenbrot.

†) Geh her da zum Fenster, — Sag nein oder ja! — Ich gehe von da nicht weiter, — Bin grad deswegen da!

Von den „Oesterreichischen Volksweisen" (zweite Ausgabe, Wien 1849) sagt der Ritter Anton von Spaun mit Recht, daß sie, die über alle Geschichte hinaufreichen und bis auf den heutigen Tag sich fortbilden, Kleinode der ursprünglichen Volkssitten und Eigenthümlichkeiten seien, welche Gemeingut aller Deutschen zu werden verdienten. Wenn er hinzufügt, daß der Organismus dieses Volksstammes so fein besaitet sei, daß jede naturgemäße Empfindung leicht den entsprechenden Ausdruck finde, so bestätigt er, was wir schon öfters und auch in d. Bl. wiederholt haben, daß der österreichische Volksstamm berufen sei, Großes hervorzubringen. Aber damit es möglich sei, müssen freilich die vielen Schmarotzerpflanzen, die sich an seinen Körper angesetzt haben und ihn in seiner Entwickelung stören, vollständig abgelöst werden. Ein Anfang ist schon damit gemacht; freilich ist er noch schwach, aber doch ist nicht zu verkennen, daß die Lebenskraft schon freier und versprechender strömt. Nur wenn Oesterreich ganz deutsch ist, d. h. wenn es alle nichtdeutschen Länder von sich abgeworfen hat*), wird es sich zu seinem und des ganzen Deutschland Glück naturgemäß entwickeln, wird das treffliche Volk die Stellung einnehmen können, die ihm wegen seiner herrlichen Anlagen und seiner kräftigen Natur gebührt.

Die meisten in den Mundarten mitgetheilten Dichtungen sind freilich nicht eigentliche Volkslieder, sondern haben mehr oder weniger gebildete Dichter zu Verfassern. Indem wir an eine über solche Dichter weiter oben gemachte Bemerkung erinnern, fügen wir hinzu, daß unter denselben mehrere nicht blos wahrhaft poetisches Talent haben, sondern auch das volksthümliche Element in seiner ganzen Frische und Tüchtigkeit in sich aufzunehmen und in ihren Dichtungen lebendig zu machen wußten. Es wird nicht auffallen, daß die meisten, welche in Mundarten gedichtet haben, Süddeutsche, namentlich Oesterreicher sind; Mitteldeutschland hat schon weit weniger aufzuweisen, und von den dahin gehörigen Dichtern sind die meisten aus Franken (unter diesen wieder die meisten aus Nürnberg); am wenigsten ist Norddeutschland vertreten. Als die besten Dialektdichter sind die Oesterreicher Seidl, Castelli und Kaltenbrunner, der Baier Franz von Kobell, der Schwabe Rapp (Jovialis), der Nürnberger Weikert und der Ditmarsche Klaus Groth zu nennen. Gern würden wir uns über dieselben nach den Mittheilungen der Zeitschrift verbreiten, überzeugt, daß unsere Leser sich mit uns an den trefflichen Männern und ihren Dichtungen erfreuen würden, allein wir dürfen den Umfang dieses Artikels nicht übermäßig ausdehnen. Doch können wir uns nicht enthalten, wenigstens einen dieser Dichter zu besprechen, nämlich den Nürnberger J. Wolfgang Weikert (geb. 1778, gest. 1857), weil er eine wirklich eigenthümliche Erscheinung ist. Seines Berufs ein Schneider, suchte er seine auf der Armenschule erworbenen Kenntnisse, die freilich sehr beschränkt waren, schon auf der Wanderschaft und später bis zu seinem hohen Alter zu vermehren. Er studirte nebst Geschichte, Länder- und Völkerkunde und selbst fremden Sprachen vorzüglich die Werke deutscher Dichter, wodurch er zu eigenen Schöpfungen angeregt wurde. Von seinem Landsmann und Vorbild, dem trefflichen Grübel, unterscheidet er sich hauptsächlich dadurch, daß er mehr den Mann der Wissenschaft und der höhern Bildung durchblicken läßt, ohne darüber dem echt Volksthümlichen untreu zu werden, während jener uns in seinen Gedichten als ein echter nürnberger Philister erscheint; und während Grübel das altreichsstädtische Leben Nürnbergs zum Hauptgegenstand seiner Dichtung machte, holte Weikert den Stoff zu seinen poetischen Schöpfungen mehr aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrung und der Wissenschaft. Das Beste hat er im Schwank geleistet. Die gelungensten seiner Gedichte sind Umkleidungen classischer Stoffe in den volksthümlichen Geist und das Gewand der Mundart. Unter diesen ist „Phaëton's Sturz", nach Ovid's Erzählung vernürnbergert, ein Meisterstück von Parodie, das wol an Blumauer erinnert, aber diesem in der edeln Form der Sprache und in der Reinheit und Feinheit von Witz und Humor weit überlegen ist.

Magst aber nicht hergehen, — Und läßt du mich nicht ein, —
Werd' ich dennoch ein lebensfrischer — Gassenbub (Dorfbube) sein!
Werd' es sein und werd' es bleiben, — Denn du bist nicht allein, — Und es wird nicht eine jede — So hochmüthig thun!

*) Wir meinen damit nicht, daß auch die slawischen, zum Deutschen Bunde gehörenden Provinzen aufhören sollten, einen Bestandtheil desselben auszumachen. Eine Trennung derselben wäre einerseits nicht möglich, da die Bevölkerung zum Theil deutsch ist und diese um keinen Preis aufgegeben werden dürfte, und andererseits würde Deutschland durch das Aufgeben dieser Länder in militärischer, commerzieller und noch mancher andern Hinsicht allzu viel verlieren, es würde in seiner Gesammtentwickelung allzu sehr gehemmt werden, als daß eine Ablösung derselben zugegeben werden könnte. Dagegen müßte den nichtdeutschen Bevölkerungen die freieste Entwickelung und Selbständigkeit innerhalb der allgemeinen Gesetze des Bundes gestattet werden, wodurch sie auch allein mit Liebe für denselben erfüllt werden könnten. Die ebenso ungerechte als unpolitische Bekämpfung des Czechenthums im Jahre 1848 und 1849 hat wesentlich zur Unterdrückung der Freiheit in Oesterreich beigetragen. Die Deutschen haben damals den nämlichen Fehler begangen wie die Magyaren, die gewiß nie untergegangen wären, wenn sie den mit ihnen vereinigten Slawen, Rumänen und Deutschen gleiche Rechte u. s. w. zugestanden hätten, wenn sie nicht nur frei, sondern auch gerecht hätten sein wollen. Wir sind kein Freund Napoleon's III., aber wenn wir ihn auch wegen seines Despotismus hassen, so sind wir doch der Ueberzeugung, daß sein Wort „Anerkennung der Nationalitäten" eine große Zukunft hat. Noch müssen wir dieser langen Note eine Bemerkung beifügen, um nicht misverstanden und für einen Revolutionär ersten Grades angesehen zu werden, was wir in keiner Weise sind. Wenn wir gesagt haben, daß das deutsche Oesterreich die mit ihm vereinigten Länder abstreifen solle, so ist damit nicht gemeint, daß der Kaiser aufhören solle, entweder in dem einen oder in dem andern Theile zu herrschen. Wir wünschen nur, daß das deutsche Oesterreich aufhöre mit jenen Ländern in einem engern oder weitern Staatsverbande zu sein; dieses soll ein Glied des Deutschen Bundes sein und nichts weiter. Der Kaiser kann dessenungeachtet König von Ungarn u. s. w. sein, gerade wie der König von England auch König von Hannover war, obgleich beide Länder in keiner Weise miteinander verbunden waren. Nur dürfte er keine slawischen u. s. w. Truppen und Beamte in seinen deutschen Staaten haben, und ebenso wenig deutsche Soldaten oder Beamte in seine andern Länder schicken. Wäre dies bisjetzt der Fall gewesen, so hätte Deutschland dem italienischen Kriege in aller Ruhe zuschauen können und hätte nicht so viele tapfere Söhne zu beweinen.

Phaëton ist hier der Sohn einer nürnberger Spitzenwirkerin, die auf der Schütt wohnt:

> Lefft, wie sei Voter ohna Schouh,
> Und is a Gass'nschlinkl. *)

Von der Mutter erfährt er, daß sein Vater im Himmel wohne, einen goldenen Wagen mit vier Schimmeln habe, und dazu ein Musikant sei. Ausgerüstet mit „zwa warma Kreuzerweckla" und „zwei Grosch'n", macht er sich auf die Reise zu seinem Herrn Papa. Diese Reise ist köstlich geschildert, besonders der Gang durch den Himmel bis zur Wohnung des Phöbus. Einmal sieht er rechts „a gothisch Häusla" stehen:

> Er nehmt si' 's Herz und geiht halt nei:
> Was mog denn in den Häusle sei?
> Däu wohna alti Tüncher.
>
> Die Farb'n zo der Moringreith'n,
> Dei meiß'n deia reib'n;
> Die Fra Aurora steiht darbei,
> Thout 's zo der Aerbet treib'n;
> Sie selber wäscht die Pens'l aus,
> Und leckt s' aff's Fensterrahmla naus,
> Daß s' halt schei truck'n warn. **)

In dieser Weise wird die mythologische Herrlichkeit hingestellt, Hercules ist Portier vor des Phöbus Palast. Die Freude des letztern über die Ankunft seines irdischen Sprößlings ist außerordentlich groß. Er gibt ihm gleich Kaffee und Fastenbrezeln:

> Mei Bou, der fängt eiz z'freß'n o
> Und z' saf'n, wos er ko;
> Der Phöbus, der sitzt neber ihn,
> Und sicht 'n immer o:
> Er stopft sei Pfeif'n, lacht derzou,
> Und sagt zon Hercules: „Der Bou —
> Waß Gott, m'r könnt 'n freß'n!" ***)

Nachdem der gutmüthige Papa „ban Styx und Acheron" geschworen hat, dem Söhnlein einen Wunsch zu erfüllen, kommt es trotz der kläglichen Fürbitten und Abmahnungen des Sonnengottes dennoch zur berühmten Fahrt. Nachdem Phöbus eine Sonne an den Wagen angeschraubt und mit frischem Baumöl eingeschmiert hat, damit sie im Drehen nicht „knarzt", geht das Thor auf und die Pferde rennen mit Buben und Sonnenwagen hinaus. Phöbus, vom „Gutzluch" (Guckfenster) mit dem Perspectiv hinuntersehend, erkennt sehr bald das nahende Unglück:

> Die Angst, dei treibt 'n rum in Haus,
> Er saft zwa Gleser Arrak aus,
> Und redt scho von Derscheiß'n. †)

*) Läuft, wie sein Vater, ohne Schuhe, — Und ist ein Gassenschlingel.

**) Er nimmt sich das Herz und geht halt hinein: — Was mag denn wol in dem Häuschen sein? — Da wohnen alte Färber.

Die Farben zu der Morgenröthe, — Die müssen die da reiben; — Die Frau Aurora steht dabei, — Thut sie zu der Arbeit treiben; — Sie selber wäscht die Pinsel aus, — Und legt sie auf das Fensterbret hinaus, — Daß sie halt schön trocken werden.

***) Mein Bub, der fängt jetzt zu fressen an, — Und zu saufen, was er kann; — Der Phöbus, der sitzt neben ihm — Und sieht ihn immer an: — Er stopft seine Pfeife, lacht dazu — Und sagt zum Hercules: Der Bub' — Weiß Gott, man könnt' ihn fressen!

†) Die Angst, die treibt ihn herum im Haus, — Er säuft zwei Gläser Arak aus — Und spricht schon vom Erschießen.

Die Verwirrung, welche durch den wilden Lauf der Rennrosse auf Erden und im Himmel angerichtet wird, bietet dem phantasiereichen Dichter Gelegenheit zu den mannichfaltigsten Schilderungen, von denen wir wenigstens einige Strophen als Proben von der kindlich naiven Art, in welcher Weikert mit der Götterwelt umgeht, mittheilen müssen:

> — Eiz geiht z' steif — die Erd'n gleiht,
> Es zisch'n Gros und Kräuter;
> Die Hos'n laf'n braut'n rum,
> Es kocht die Milch in Euter;
> Die Sei, dei fängt zon seid'n o,
> Und Gott Neptun, den Wassermo,
> Den werd's haß aff der Schwart'n. *)

Während am Nordpol die Walfische vor Hitze so dumm werden, daß man sie mit Händen fangen kann, gefriert am Südpol sogar das Feuer, und der Ceres, die eben vor ihrer Hausthür Bohnen klaubt, brennen alle Haare von ihrem bloßen Kopf weg. Sie eilt nun zu Jupiter,

> — und thout si' grod beklog'n:
> „Eiz derf i' — sich den Sput ner o —
> Goar a Parrick'n trog'n;
> Dei Haurtour moußt du zohl'n!"
>
> Und wei s' su redt, su brüllt der Alt,
> Und zeicht die Hächs'n naf:
> „Dau unten mouß wos Gleiheds sei',
> Mir foahrn Blaus'n af."
> Eiz schreit die Juno: „Leiber Mo,
> In Himm'l brennt's! grod schleckt mer o,
> Der Nachber fängt o z' trummeln." **)

Jupiter wirft sich in seinen Schlafrock, eilt auf den Boden, sieht, daß ein Bub auf dem Sonnenwagen sitzt, und schleudert ihn mit seinem Blitz in den Pfälzerweiher (kleiner Teich bei Nürnberg). Der Phöbus aber

> — fängt die Pfer g'schwind ei,
> Und fängt s' o zon karwatsch'n. ***)

Jetzt wird eine Götterversammlung gehalten und Apollo verhört. Der Schaden stellt sich viel größer heraus als zu befürchten war; denn außerdem, daß Jupiter Blasen „wie die Sechserlabla" †) und Ceres kein Haar mehr auf dem Kopf hat und Neptun umsonst curirt sein will, heißt es:

> On Himmel senn aff's wenigst verbrennt
> Von Wolken tausend Ihl'n;
> Dei Stern, dei su z'schmolz'n senn,
> Dei ko mer goar nit zihl'n;

*) Jetzt geht's zu arg, die Erde glüht, — Es zischen Gras und Kräuter; — Die Hasen laufen gebraten herum, — Es kocht die Milch in dem Euter; — Das Meer, das fängt zu sieden an, — Und Gott Neptun, der Wassermann, — Dem wird's heiß auf der Schwarte.

**) Und thut sich grad beklagen: — „Jetzt darf ich (sieh den Spott nur an) — Gar eine Perrüke tragen; — Die Haartour mußt du zahlen!"

Und wie sie so spricht, so brüllt der Alt', — Und zieht die Bein' hinauf: — „Da unten muß was Glühendes sein, — Mir fahren Blasen auf." — Jetzt schreit die Juno: „Lieber Mann, — Im Himmel brennt's! gerad' fängt man zu läuten an, — Der Nachbar fängt an zu trommeln."

***) Fängt die Pferde geschwind ein, — Und fängt sie an zu karbatschen.

†) Wie die Sechserbrote.

In Thierfras ist der Leiw verreckt,
Die Zwilling hob'n si' ah scho g'leckt,
Die Jungfer is on Bechern. *)

Schließlich wird Phöbus zum Schadenersatz verurtheilt und das Gedicht endet mit der Strophe:

Der Phöbus haut 'n Schod'n zohlt,
Läßt Nord- und Südpol baua,
Die Ceres kreigt a Haurtour,
Und wei er nauch thaut schaua,
So kost't der Bau, die Haurtour,
Das Blaus'npflaster und die Cur
Grod hunderttausend Gülda. **)

Unter den übrigen Mittheilungen sind die „Beiträge zur Kenntniß der kölnischen Mundart im 15. Jahrhundert" von dem gelehrten und einsichtsvollen Franz Pfeiffer besonders hervorzuheben. Es sind Auszüge aus dem damals vielgelesenen Buch: „Der Seele Trost", das sich die Erklärung der Zehn Gebote u. s. w. zur Aufgabe gesetzt hat und diese durch Mittheilung einer Reihe von Novellen, Erzählungen, Legenden und Anekdoten praktisch zu erfüllen sucht. Diese Beiträge sind daher nicht blos in Hinsicht auf die Sprache von Bedeutung, sondern sie sind auch ein höchst willkommener Beitrag zur Novellenliteratur des Mittelalters. Außerdem nennen wir noch mit Uebergehung der ebenso zahlreichen als trefflichen und lehrreichen rein philologischen Mittheilungen den Aufsatz: „Ueber Alliteration und Assonanz im Plattdeutschen", von F. Latendorf; die verschiedenen Mittheilungen „aus dem Elsaß" von August Stöber („Glimpfformen und Verkleidungen von Verwünschungen und Flüchen", „Volksthümliche Benennungen schlechter Weine", „Spitznamen", „Witterung", „Kinderspiele", „Vergleichungsreden aus der Thierwelt" u. s. w.); die von F. Woeste und Vonbun mitgetheilten Märchen und Sagen aus der Mark und Vorarlberg, die Aufsätze: „Herzens- und Blutfreundschaft in der ostfriesischen Mundart", und „Wie die ostfriesische Mundart das Unbestimmte und Ungefähre ausdrückt", von Enno Hektor, und die „Proben von (deutschen) Volkspoesien aus dem französischen Flandern" von A. R. von Pergar.

Aus dem ersten Hefte des Jahrgangs 1859 der „Deutschen Mundarten", das uns nach Abschluß unsers Berichts noch zukam, ersahen wir mit schmerzlichem Bedauern, daß das vortreffliche Unternehmen um jene Zeit noch keineswegs gesichert war. Wir müssen gestehen, daß wir dies nicht begreifen, daß wir es nicht glauben würden, wenn die Versicherung der Redaction nicht dazu zwänge. Unter 40 Millionen Deutschen finden sich also nicht einmal 1000 (denn so viel Abonnenten werden ungefähr erforderlich sein, um das Unternehmen sicher zu stellen), welche Sinn für eine so ganz vaterländische Angelegenheit haben oder nicht fähig sind, derselben ein kleines Opfer zu bringen. Es ist dies eine traurige Erscheinung, und wir fühlen uns gedrungen, folgende Worte Jakob Grimm's unsern Lesern zur Beherzigung vorzulegen:

Wenn einmal der so musterhaft in Gang gesetzte Mechanismus der Zeitschrift gesprengt werden sollte, so würde vielleicht nie wieder unter gleich günstigen Auspicien eine Wiederaufnahme des gleichen Ziels zu erhoffen sein. Darum, wen es angeht, der erkenne seine Pflicht, und vor allem seien öffentliche und größere Privatbibliotheken hierdurch gemahnt, dies Unternehmen zu unterstützen, das einen bedeutenden Zweck unter gediegener Leitung mit tüchtigen Mitteln erstrebt. *)

2.

*) Am Himmel sind aufs wenigste verbrannt — Von Wolken tausend Ellen; — Die Sterne, die so geschmolzen sind, — Die kann man gar nicht zählen, — Im Thierkreis ist der Löw' verreckt, — Die Zwillinge haben sich auch schon gelegt, — Die Jungfer ist ohne Kleider (?)

**) Der Phöbus hat den Schaden gezahlt, — Läßt Nord- und Südpol bauen, — Die Ceres bekommt eine Haartour, — Und wie er nach thut schauen, — So kostet der Bau, die Haartour, — Das Blasenpflaster und die Cur — Gerade hunderttausend Gulden.

Neueste Literatur über Klopstock.

1. Klopstock und Meta von Ludwig Brunier. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Klopstock. Vorlesung in der Versammlung der Lübeckischen Schillerstiftung am 15. Januar 1861 gehalten von Friedrich Breier. Lübeck, Dittmer. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.
3. Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Fünfte Abtheilung: Erläuterungen zu Klopstock's Werken von Heinrich Düntzer. Erstes Bändchen. Oden. Erstes Heft. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1860. Gr. 16. 4 Ngr.

Wenn man auch gegenwärtig Klopstock nicht häufiger als früher liest, so fängt man doch an, sich wieder mehr auf ihn zu besinnen und ihn vom literarhistorischen Standpunkt richtiger zu würdigen; man wird ihn auch künftig schwerlich häufiger lesen als jetzt — obschon einzelne seiner Oden stets ihre Liebhaber haben werden und zu haben verdienen —, aber die Geschichtschreiber der deutschen Literatur und Cultur werden immer wieder auf ihn zurückkommen müssen, weil die Wiedergeburt der deutschen Poesie hauptsächlich von ihm ausgeht und Deutschland an ihm seinen ersten großen Dichter von europäischer Bedeutung hatte. Er namentlich fand wieder heraus, daß das deutsche Volk ein Urvolk, seine Sprache eine Ursprache sei; er namentlich entdeckte wieder die Urkräfte dieser Sprache und wandte sie mit aller Energie zum Ausdruck seiner originellen Empfindungen und Anschauungen an; er verlieh ihr Fügsamkeit und geschmeidigen Gang, obschon er sie später, in den zu eigensinnigen Consequenzen seines metrischen und grammatikalischen Systems befangen, auch wieder zu sehr verrenkte und zu ungeheuerlichen, harten und dunkeln Vers- und Satzbildungen misbrauchte. Aber in seinen frühesten Oden, namentlich in dem Odencyklus „Wingolf", war er sogar classischer und reiner im Ausdruck als Goethe und besonders Schiller in ihren Jugenddichtungen. In diesen Oden seiner ersten Periode und in den ersten Gesängen seines „Messias" lieferte er das Sprachmaterial, dessen sich noch heute unsere Dichter bedienen, und es ist darin selten ein Ausdruck oder eine Wendung, die uns veraltet oder geschmacklos erschiene; sie ist graziös und leicht dahinschreitend selbst im erhabensten Schwunge.

*) Leider hat sich die Veröffentlichung dieses Aufsatzes verzögert, während allerdings der Gegenstand selbst seitdem an Interesse nicht das Geringste verloren hat; allein die Zeitschrift, welche dem Aufsatze zum Grunde lag, ist inzwischen wirklich eingegangen. Zugleich bemerken wir bei dieser Gelegenheit, daß, wenn wir die politische Auslassung unsers geschätzten Mitarbeiters in der Note auf S. [illegible] unverändert abdruckten, daraus nicht gefolgert werden darf, daß wir mit ihr in allen Punkten unbedingt einverstanden seien.

D. Red.

Von jenen Oden mag gelten, was Herder von ihnen sagte, als im Jahre 1798 die erste vollständige Ausgabe derselben bei Göschen erschien. Indem Herder es für ersprießlich hält, daß man, auch wenn man sie für sich lese, die Stimme erheben und die Oden laut lesen müsse, fährt er fort: „So heben sie sich vom Blatt und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanz der Silben eine Gedankengestalt, sich schwingend auf und nieder; in den meisten Fällen aber vom einfachen Laut bis zur vollsten Modulation werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung.“ Später, wie schon bemerkt, werden seine Rhythmen freilich zu verwickelt und zu schwerfällig; aber die Gedanken und Empfindungen erscheinen, wenn auch nicht immer, doch meist gehaltvoll und originell, und wol durfte Herder von seinen Oden im ganzen mit Recht sagen: „Seine jugendlichen Gesänge hauchten eine jugendliche paradiesische Liebe; mit dem Händedruck der männlichen Freundschaft schlossen sich andere dem Leser ans Herz, andere belebte Religion und eine heitere richtige Weisheit; die hier zuerst erscheinenden Stücke aus dem reifern Alter des Dichters verleugnen ihre jüngern Schwestern nicht; der süße Most ist guter alter Wein worden, im goldenen Becher deutscher Treue, mit griechischen Rosen umlaubt.“ Klopstock bemerkte einmal zu einem seiner genauern Bekannten, der über die mancherlei Dunkelheiten in seinen Schriften klagte und die Besorgniß aussprach, man werde diese Sprache in Deutschland nicht verstehen, selbstbewußt und stolz: „Nun, so muß ich so viel hineinzulegen suchen, daß man meine Sprache lernt.“ Aber einmal dieser Anschauung huldigend, ging er zu weit und suchte zu viel hineinzulegen, und zwar nicht immer Gedanken, sondern statt ihrer auch Worte, mit denen er allerdings in seinen spätern Oden nicht selten einen zu großen Aufwand macht, um dahinter eine gewisse Dürftigkeit des Gedankens zu verbergen. Was bei ihm früher Stil gewesen war, ging nun bei ihm in Manier über.

Das höchste Verdienst erwarb sich Klopstock jedoch als Wiedererwecker des deutschen Vaterlandsgefühls. In dieser Hinsicht hat kein anderer deutscher Dichter oder Schriftsteller so Großes gewirkt als Klopstock; von ihm nahm die patriotische Richtung in der deutschen Poesie ihren Ausgang; zunächst schlossen sich ihm die beiden Stolberg, Voß, Claudius u. s. w. an, und so pflanzte sich dieser Geist bis auf unsere Tage fort. Klopstock bewunderte Friedrich's des Großen Kriegsthaten, aber er vergab es ihm nie, daß er deutsche Sprache, Literatur und Kunst verachtete und bei den Franzosen in die Schule ging; darum gedenkt er seiner nur gelegentlich, aber er sang ihm keine Ode wie dem Kaiser Joseph, und er änderte in einer Ode, die früher den Namen Friedrich, freilich ohne nähere persönliche Bezeichnung trug, in den Namen Heinrich um, sehr wahrscheinlich um jeder Deutung auf den Preußenkönig vorzubeugen; es ist die bekannte Ode „Heinrich der Vogler“. Ueberhaupt war es Klopstock, der zuerst wieder die Gestalten der alten deutschen Kaiser aus ihren Gräbern heraufbeschwor und sie dem österreichischen und preußischen Particularismus gegenüberstellte; doch verehrte er in Joseph immer noch den deutschen Fürsten, der wenigstens noch dem Namen nach die deutsche Kaiserkrone trug. Vor allem aber galt ihm als Hauptvertreter des deutschen Heldenthums der Cheruskerfürst Hermann, den er in Oden und ganzen dramatischen Dichtungen feierte, als denjenigen, welcher Roms Legionen niederwarf und deutsche Sprache und deutsches Wesen vor der drohenden Latinisirung rettete. Von diesem Standpunkt muß man auch seinen vielverspotteten Versuch beurtheilen, die nordische Mythologie, die aber keine deutsche, sondern eine von Klopstock selbst vielfach misverstandene und willkürlich gedeutete skandinavische war, statt der antik griechischen und römischen in die deutsche Literatur einzuführen; doch war es immer ein Verdienst, daß er dadurch dem mit den Amoretten, Musen und Grazien getriebenen Misbrauch ein Ende machte. „Er verlangt“, sagt Brunier in seiner Schrift (Nr. 1), „daß die Gelehrten ihre Werke deutsch abfassen sollen, weshalb er sich gegen Ernesti und andere Philologen wendet, die bei einer seltenen Gelehrsamkeit doch in Bezug auf Deutschheit und Patriotismus noch sehr ungelehrt waren.... Deutsche ehrbare Sitte soll im Hause walten; deutsche Kraft soll in wohlgeübten Jünglingen und gestählten Männern dem Auslande Achtung und Scheu einflößen; deutsche Stoffe sollen von Dichtern und Künstlern behandelt und nichts der Fremde entnommen werden.“ Glänzend feiert er in einer bekannten Ode den Wettlauf zwischen der deutschen und der britischen Muse, und in einer andern „Wir und Sie“ stellt er die Vorzüge zusammen, welche die Deutschen selbst vor den von ihm sonst bewunderten Briten voraushaben; ganz besonders aber eifert er gegen jene unwürdige Demuth, womit sich die Deutschen dem Auslande unterordneten, alles, was aus dem Auslande kam, für vorzüglicher hielten als das Einheimische, und sklavisch die fremden Muster nachahmten. War es doch dieser Sklavendienst gegen die Fremden, namentlich die Franzosen, welcher die Deutschen im Auslande selbst verächtlich machte. In seiner Ode „Ueberschätzung der Ausländer“ (1781) ruft er den Deutschen zu:

> Verkennt denn euer Vaterland,
> Undeutsche Deutsche! steht und gafft
> Mit blöder Bewundrung großem Auge
> Das Ausland an!
> Wettstreitet, wer am lautsten staunt!

Und weiter:

> Dem Fremden, den ihr vorzieht, kam's
> Nie ein, den Fremden vorzuziehn:
> Er haßt die Empfindung dieser Kriechsucht!
> Verachtet euch,
> Weil ihr ihn vorzieht u. s. w.

Nichts war Klopstock verhaßter, als wenn er einen Deutschen französisch schwatzen hörte, und er unterließ dann nicht, seinen Unwillen freimüthig zu äußern. Brunier erzählt: „Als ein junger Herr in einer deutschen Lesegesellschaft zu Hamburg, die Klopstock errichtet hatte, fortwährend mit den Damen französisch sprach, so trat unser in seinem Patriotismus beleidigter Dichter mit sehr ernster Miene auf ihn zu und bemerkte bedeutungsvoll: «Mein Herr, Sie haben die Ehre ein Deutscher zu sein!» Als man später in einem kleinern Kreise sich über diesen jungen Mann unterhielt und einige gegen Klopstock äußerten, der eitle Narr möge wol noch nicht geheilt sein, so sprach unser patriotischer Dichter mit großem Eifer: «Wenn ich ihn demungeachtet wieder einmal sich dieser Zunge bedienen höre, so werde ich ihm sagen: mein Herr, Sie verdienen die Ehre nicht, ein Deutscher zu sein!» Auch in den deutschen Jungfrauen, bei denen diese Mahnung wol auch sehr angebracht war, suchte er dieses Vaterlandsgefühl zu entzünden; er mahnt sie, mit Zorn und Spott auf den Jüngling zu sehen, «der sein Vaterland verkennt», nur für den zu glühen, der stolz wie sie «aufs Vaterland, gut, edel ist, ein Deutscher ist.»“

Klopstock wollte aber auch, daß die deutschen Männer und Jünglinge nicht blos deutsch gesinnt und kräftigen Leibes seien — Klopstock selbst war bekanntlich, wenn auch durchaus nicht von großer Leibeskraft und Gestalt, in Leibesübungen gewandt, ein flotter Reiter, Meister im Schwimmen und Schlittschuhlaufen —, sondern daß sie auch freie, unabhängige Männer seien. Er selbst suchte zwar unter den Fürsten seine Mäcene; denn das deutsche Volk speiste ihn, wie das so ziemlich immer der Fall ist, mit bloßen Phrasen ab, mit einem Applaus, wie irgendeinen Schauspieler, der seine Sache gut gemacht hat; oder wie er selbst 1748 schrieb: „Es wartet meiner irgendein lästiges Amt; wie wollt' ich unter seinem Drucke den Messias würdig singen können? Mein Vaterland bekümmert sich nicht um mich, und wird sich auch ferner nicht um mich kümmern.“ Er dachte schon früh erst an den Prinzen von Oranien, dann an den Prinzen von Wales als diejenigen, welche ihm mit einer Pension zu Hülfe kommen könnten; endlich fand er einen königlichen Mäcen, und auch dieser war kein deutscher Fürst, sondern zunächst ein ausländischer, der Dänenkönig Friedrich V., der ihn in die Lage versetzte, an seinem großen Epos ruhig fortschaffen zu können

und sich den Messias im ganzen nicht weniger als 21000 Thaler gutes dänisches Geld soll haben kosten lassen. Brunier, der Verfasser von „Klopstock und Meta", bemerkt hierzu: „Gewiß ist es ein Zeichen großer Befangenheit, wenn man den Dichtern einen Vorwurf daraus macht, daß sie sich einen Mäcen suchen. Erhärten es doch zu viele und zu traurige Beispiele, daß die Völker ihre literarischen Berühmtheiten verhungern lassen" u. s. w.; bemerkt dann aber auch weiter, daß der Dichter seinem Fürsten das sei oder sein müsse, was Don Carlos von seinem Posa verlangte; nämlich „ein schreckenloser Hüter seiner Tugend", und daß, „weil die Offenheit der Dichter und Künstler so beschämend absticht gegen die Schmeicheleien der Höflinge, diese meist die Jünger Apoll's auf das grimmigste hassen".

Und auch Klopstock bewahrte am Hofe seine Unabhängigkeit, wovon Brunier mehrere Beispiele erzählt. „Als er sich einmal", berichtet Brunier, „mit dem dänischen Könige über einen Herrscher jener Zeit unterhielt, der sein Volk tyrannisch regierte, so erging er sich über ihn in den stärksten und sicher nicht hofmännischen Ausdrücken. Da Klopstock sehr laut sprach und sich im Saale viele hochgestellte und vornehme Personen von absolutistischer Gesinnung befanden, so führte der liebenswürdige und aufgeklärte Monarch, der sich durch den über seinen königlichen Bruder ausgesprochenen Tadel gar nicht beleidigt fühlte, unsern Dichter in eine Fensternische und sagte zu ihm lächelnd: «Bst! daß uns diese nicht hören!»" Der König wies dabei mit leichtem Zurückwenden des Hauptes auf eine Gruppe von goldbeborteten Hofherren und Kammerjunkern, welche über die laute und kühne Sprache des deutschen Dichters ganz entsetzt waren. Dies eine Beispiel für viele. Brunier versichert: „Niemand hat den Fürsten so die unverblümte Wahrheit gesagt wie Klopstock."

Goethe's und Schiller's mächtige, dem modernen Geiste verwandtere dichterische Schöpfungen haben die Klopstock's, der ihnen mit so großem Erfolg vorgearbeitet hatte, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt; aber sicherlich wird man eine so innige Durchdringung von Religiosität, die aber düsterm Pietismus wie starrer dogmatischer Orthodoxie gleich unzugänglich war, von Humanität und Toleranz, welche sich in seiner Ode an den Kaiser (1781) in so edler Weise aussprechen, von Vaterlandsliebe, von Freiheitssinn, der sich sogar dem Republikanismus zuneigte, von keuscher Liebe und innigstem Freundschaftsgefühl nicht leicht wiederfinden. In dieser Hinsicht steht Klopstock als eine in ihrer Art einzige Erscheinung da. Auch seine Dichtungen würden dem modernen Geschlecht genießbarer sein, wenn diesen nur die Gegenstände, die Klopstock besang, nicht meist so entrückt wären. Nehmen wir nur sein Freundschaftsgefühl, das sich bei ihm fast ebenso lebhaft aussprach wie bei Gleim, das er sogar in noch erhabenern Tönen und glühendern Worten feierte. Nur verhältnißmäßig wenige vermögen noch heutzutage diese Freundschaftsoden zu genießen, weil heutzutage nur selten jemand noch wahrer Freundschaft fähig ist. In unsern Tagen sang Herwegh:

> Todt ist die Freundschaft! wer mag sie noch singen?
> Mit manchen Göttern ward in unsern Tagen
> Auch diese Göttin von dem Volk erschlagen,
> Und niemand will ihr mehr ein Opfer bringen u. s. w.

Man vergleiche diesen Ausspruch eines modernen Dichters mit Klopstock's „Wingolf", mit seinen Oden an Giseke (1747), an Ebert (1748), an Bodmer (1750) u. s. w., und man wird gestehen müssen, daß das deutsche Volk oder die Menschheit seit etwa hundert Jahren nicht nur in allen Zweigen des Materialismus, Mechanismus und Industrialismus, sondern auch auf sittlichem und geistigem Gebiete wahrhafte Riesenfortschritte gemacht hat. Ob diese Fortschritte auch in jedem Falle so erfreulicher Art sind, als sie riesig erscheinen, dürfte jedoch fraglich sein.

Natürlich kleidete sich damals auch die Liebe in andere Formen als in unserer Zeit. So schreibt Klopstock 1782 an seinen Gleim über die ihm durch seine Meta bereitete Seligkeit: „Wie glücklich bin ich! Sie ist die beste unter allen Mädchen, die jemals gen Himmel gesehen haben. Sie ist meine Einzige! Mein, mein ist sie! ganz mein! — O du, der auch hier schon von Bessern der Namenlose genannt wirst — mit ihr soll ich dich einst in deiner uns dann nähern Herrlichkeit sehen; wie schön ist deine Schöpfung, und wie sanft ist es geschaffen zu sein! Großer, Großer! Mein, mein Schöpfer! — Alle Himmel sind — dein —, alle sie machst du zu Glückseligen! — zu Glückseligen! oder hellen unendlichen Reihen! Der kommende Morgenstern ist ein schimmernder Punkt von dir, und auch mir ist er klein gegen die Unsterbliche, die mir die erste in deiner Schöpfung ist, der ich es bin." Man lache nur; aber dieser Ueberschwang der Gefühle war es eben, aus dem so viele dichterische Schöpfungen hervorgegangen sind, die leichter ist langweilig zu finden oder zu tadeln, als in der ihnen eigenthümlichen Größe nachzuempfinden. Dieser Enthusiasmus, aus dem sich dann die Sentimentalitätsperiode, weiter aber auch die erhabensten Schöpfungen der eigentlich classischen Periode gestalteten, war nöthig, um die Gemüthsroheit und den steifen Formalismus zu brechen, worin die deutsche Literatur so lange befangen gewesen war. Den Einwirkungen der Engländer — Klopstock und Meta standen mit Richardson und Young sogar in unmittelbarem brieflichen Verkehr — verdanken wir in dieser Hinsicht unendlich viel, und Hermann Hettner wird im dritten Bande seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" Gelegenheit genug haben, diese Einflüsse Englands auf Deutschland nachzuweisen. Vergessen wir nicht, daß das letzte Gespräch, welches Goethe-Werther mit seiner Charlotte vor seiner Abreise von Wetzlar hatte, die Unsterblichkeit und das Wiedersehen nach dem Tode betraf. Wo käme es wol jetzt noch vor, daß zwei junge Leute, die einander lieb haben, sich über einen so antiquirten, altväterischen Gegenstand unterhielten? Meta schrieb an Klopstock über das Unglück, das er mit der ihn verschmähenden Fanny gehabt: „Ach Klopstock! an die Zeit muß ich nicht denken! mir kommen sehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was du alles mußt ausgestanden haben" u. s. w. Heutzutage begreifen wir auch nicht, wie Meta es möglich machen konnte, einen ganzen Brief bei Mondlicht zu schreiben; es reicht hin zu wissen, daß sie es versichert und daß Klopstock es glauben konnte. Im übrigen weist es doch auf einen Unterschied zwischen den funfziger und achtziger Jahren, vielleicht auch auf einen Charakterunterschied beider Männer hin, wenn Klopstock an seine Meta schrieb: „O Meta, wie ganz bist du geschaffen, mich glücklich zu machen, mich nach dir zu bilden!" Schiller aber seiner Braut erklärte: „Du mußt mein Geschöpf sein!"

Wir haben im Obigen Brunier's Schrift „Klopstock und Meta" mehrfach benutzt, und wir leugnen nicht, daß wir im ganzen dem Verfasser für seine Schrift dankbar sind. Sie enthält manche einzelne sittengeschichtlich und literarisch interessante Züge und mag vielleicht auch hier und da etwas Neues bringen; denn der Verfasser hat, wie er im Vorwort bemerkt, in Hamburg einen Winteraufenthalt genommen, um zu seinem Buche die dortige Stadtbibliothek zu benutzen. Nur leidet seine Schrift an zu vielen nicht dahin gehörigen Abschweifungen und zu breiten Ausmalungen; er hätte auch sonst das übrigens wohlgemeinte Buch nicht auf 235 Seiten ausspinnen können; denn die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Klopstock und Meta bis zu seiner Verheirathung und ihrem allzu früh im Wochenbett erfolgten Tode ist das einfachste von der Welt und ohne auch nur die gewöhnlichsten dramatischen Zwischenfälle. Was sie aber einander in Briefen mittheilten, ist ohne alle literarische Bedeutung. Abschweifungen wie folgende sind überaus häufig: „Goethe hatte, bei einer großen Schlittenpartie in Frankfurt am Main, um der reizenden Maximiliane Brentano, der Mutter Bettina's, zu gefallen, den mit purpurnem Sammet überzogenen Zobelpelz der „Frau Rath" um die Schultern geworfen und bewegte sich in den anmuthigsten Kreisen und gewandtesten Schwingungen um die bezaubernde Frau. Ein anderer Herr hatte leider vor Goethe sich das Glück zu verschaffen gewußt, sie im Schlitten schieben zu dürfen. Das Auge der reizenden Maximiliane ruhte mit Wohlgefallen auf

dem stattlichen Dichterjünglinge, dessen kräftige herrliche Gestalt beim Eislaufe sich aufs günstigste dem Blick zeigte und ihre Brust ward von wehmüthig-süßen Empfindungen bewegt." Ohnehin beruht diese romantische Beschreibung auf einer Mittheilung Bettina's, die als Chronikantin Goethe's ihrer Phantasie den Zügel schießen zu lassen gewohnt war. Ueberhaupt ist der Stil der Schrift durchaus kein literarischer. Schon der Anfang des Buchs schreckte uns: „Ein ungewöhnlich milder und heiterer Apriltag erfreute die Bewohner der alten Reichs- und Hansestadt Hamburg, die sich in drängendster, kaufmännischer Eile durch die Straßen bewegten, mit hellem, erquickendem Scheine. Der geschäftige Gott Mercur ließ den Hamburgern keine Ruhe" u. s. w. So pflegt sonst nur ein Romanschriftsteller der gewöhnlichsten Art sein Fabrikat zu beginnen. Und was soll man erst zu folgender Bemerkung über den Hochzeittag sagen: „In ernster feierlicher Stimmung verfloß sowol für Klopstock wie für Meta der hochwichtige Tag, und als die Nacht mit ihrem geheimnißvollen Schleier sich über Hamburg breitete, da wagte Amor keine seiner gewöhnlichen Schelmereien, denn die immerhin irdische Glut beider Liebenden ward verklärt und durchgeistigt durch die hohen und hehren Empfindungen des Innern." Auch die langweilige Personalbeschreibung Klopstock's auf S. 175 hätten wir dem Verfasser gern erlassen; zwar bemerkt er, daß die vorhandenen Bildnisse desselben meist nicht ähnlich seien; aber durch solche steckbriefartige Signalements werden sie auch nicht ähnlicher. Zu rühmen ist die Pietät, die der Verfasser gegen Klopstock's und Meta's sittlichen Charakter und gegen die hohe Mission der Poesie bekundet, wie auch seine christlich-vaterländische Gesinnung. Manche, die nur zu Unterhaltungszwecken oder um ihre Neugier zu befriedigen lieber Schriften über die Poeten, als deren Schriften selbst lesen, werden übrigens an den Mängeln des Buchs weniger Anstoß nehmen als wir, und eine gewisse Sorte von empfindsamen Leserinnen dürfte sogar in der Schreibart des Verfassers dasjenige Stilmuster erblicken, welches ihnen selbst als das höchste gilt.

Die Vorlesung über Klopstock von Friedrich Breier (Nr. 2), Director des Katharineums zu Lübeck, soll, wie der Verfasser bemerkt, „keine nach den Gesetzen der Composition geordnete Abhandlung" sein, sondern nur ein „Spaziergang", eine „Excursion, wie sie Pflanzenliebhaber zu machen pflegen". Der Verfasser beschäftigt sich namentlich mit Klopstock's Odendichtungen, und bemerkt auf Anlaß seines „Wingolf" unter anderm: „Wie Minerva aus Jupiter's Haupte in vollem Waffenschmuck hervorsprang, so trat Klopstock, der Odendichter, vor die erstaunte Welt. Er hat sich nachher mehr ausgebreitet, es läßt sich kaum ein Gebiet des Lebens nennen, das er nicht mit seiner Odendichtung umspannt hätte; aber was künstlerische Composition, was Erhabenheit und Kühnheit des Gedankenflugs, was Kraft, Schwung und Wohllaut der Sprache betrifft, so können nur wenige der spätern Oden sich mit dem «Wingolf» messen, und man darf wol sagen: wer dieses eine Gedicht gründlich kennen gelernt hat, der hat den ganzen Klopstock erkannt." Der Verfasser findet zwischen Klopstock und Schiller eine „ausgeprägte Geistesverwandtschaft", und weist diese auch in einzelnen zutreffenden Punkten nach; wollte man diese Parallele jedoch weiter ausführen, so würde sich freilich auch eine Menge unterscheidender Merkmale an beiden Dichtern herausstellen. Eins, und dies gibt auch Breier zu, fehlt Klopstock gänzlich: die Anlage zu Witz und gefälligem Scherz. „Seine Satire oder Ironie", bemerkt Breier, „leidet an Unverständlichkeit, wie z. B. in dem «Traum», wo er Friedrich's II. Urtheil über die deutsche Poesie verhöhnt; sein Humor und Scherz wird mitunter geradezu platt und plump. So in der Ode: «Der Denkstein.»" Auch an einigen der berühmtesten Oden Klopstock's, z. B. an der „Frühlingsfeier", tadelt Breier, daß sie nichts als allgemeine Betrachtungen enthalten, „wobei der Aufwand rhetorischer Mittel den Mangel individuellen Lebens nicht ersetzen kann"; und wenn man den Versuch mache, diese ganz gesetzlosen Strophen, diese für das Auge versartig abgetheilten Zeilen in ununterbrochene Linien zu schreiben, so ergebe sich nichts als eine gehobene Prosa.

Heinrich Düntzer hat mit dem ersten Bändchen der fünften Abtheilung seiner „Erläuterungen zu den deutschen Classikern" (Nr. 3) eine Erläuterung der Klopstock'schen Werke, zunächst der Oden begonnen. In ihrer Mehrzahl bedürfen diese gewiß auch mehr der Interpretation von gelehrter Hand als die lyrischen Schöpfungen irgendeines andern deutschen Dichters, und Düntzer's treu-fleißige, sachliche, dabei das zu Erklärende sinnig mit durchfühlende Weise, die Dichter zu commentiren, ist hier besonders ganz am rechten Ort. Eingeleitet wird Düntzer's Klopstock-Commentar durch eine dankenswerthe Abhandlung: „Klopstock als lyrischer Dichter." Düntzer gedenkt zum Schluß der Behauptung Schiller's, daß kein Dichter, Young etwa ausgenommen, sich weniger zum Liebhaber und Begleiter durchs Leben schicken dürfte, als gerade Klopstock. Dagegen bemerkt Düntzer: „Mit inniger eindringender Liebe, ohne aufsprudelnde Schwärmerei ergriffen und dem Verständnisse nahe gebracht, dürfte es kaum einen den Geist mehr bildenden und warm erfüllenden deutschen Dichter geben als unsern für die heiligsten menschlichen Gefühle feurig begeisterten, ihnen seine Töne leihenden Dichter, aus welchem das reinste, edelste, mächtig sich aufschwingende Herz spricht, mag er sich auch manchmal in mystische Tiefen verirren oder ganz prosaische Gedanken mit dichterischem Gewande bekleiden. Gerade Schiller, wie scharf er auch, bei aller Anerkennung, Klopstock's Mängel betont, ist ihm verwandter, als er ahnt, und manches, was er von ihm sagt, besonders über die von schwärmerischer Jugend ihm gewidmete Verehrung, trifft bei ihm völlig zu. Klopstock ist in dem idealen Schwunge, dem Lehrhaften und Reflectirten seiner lyrischen Dichtungen Schiller's Vorläufer, der nur auf dem Boden einer ganz andern Zeit, wenn auch blos ein Menschenalter jünger, wurzelte und mit einer blühendern Einbildungskraft und leidenschaftlicherm Feuer begabt war. Goethe's plastische Natur ruht auf einer ganz andern Grundlage, doch hat auch er von Klopstock die mannichfaltigsten Anregungen empfangen" u. s. w. Düntzer erwähnt an einer Stelle, daß Bodmer dem Sänger der Messiade zu seiner Schweizerreise (Mai 1750) eine Summe von 300 Thalern als Geschenk gesandt hatte. In dieser aufopfernden Weise — denn was fiele dem Menschen im Grunde schwerer zu opfern als klingende Münze? — handelten damals Literaturfreunde an ihren Lieblingen und Mitstrebenden. Männer wie Bodmer und später Gleim, der Appellationsrath Körner u. s. w. machten damals den Mangel einer wohlthätigen Stiftung für unterstützungsbedürftige Dichter weniger fühlbar. Mögen die Namen solcher hülfsbereiten und aufopferungsfähigen Männer im Gedächtniß der Bessern des deutschen Volks treu erhalten bleiben!

H. M.

Pathologische Novellen.

Novellen. Neue Herzensgeschichten von Feodor Wehl. Hamburg, Expedition der Deutschen Schaubühne. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Herzensgeschichten sind, mit Ausnahme einer einzigen, sämmtlich auch Schmerzensgeschichten, die uns die Liebe nicht als eine menschenfreundliche, verklärende, beseligende, sondern als eine dämonische, sinnverwirrende und unheilerzeugende Macht kennen lehren. Es sind ihrer im ganzen acht. Die erste derselben, eine der bestangelegten und wirksamsten, führt den Doppeltitel: „Der Roman eines armen Künstlers, oder: Der gerettete Ruf einer Frau." Eich, ein talentvoller Maler, kommt in die Lage, eine schöne junge Baronin zu malen. Hierbei machen beide die Entdeckung, daß er, der Sohn armer Bauersleute, die erste Anregung zur Künstlerlaufbahn von Elisabeth's jetzt verstorbener Schwester empfangen, die ihn einst als Knaben schlafend im Walde gefunden, ihn skizzirt und schließlich mit einem illustrirten Almanach beschenkt hat. Infolge dessen spinnt

sich zwischen beiden ein zartes Verhältniß an. Er aber ist ein Ehrenmann und will die Geliebte nur besitzen, wenn sie sich vorher von ihrem Manne, dem Baron, geschieden hat. Bei einer Zusammenkunft auf einer kleinen, zum Gut des Barons gehörigen Flußinsel macht er ihr hierzu den Vorschlag; sie aber schreckt davor zurück, weil es ihr nicht eingefallen ist, dieser Liebe die Vorrechte ihres Standes opfern zu wollen. Er will mit bitterer Ironie von ihr scheiden; aber ein heftiges Gewitter zwingt ihn, sie wenigstens in einem Nachen über den stürmisch bewegten Fluß zu bringen. Auf halbem Wege sehen sie in einem zweiten Nachen den Baron ihnen entgegenkommen. Wenn dieser sie mit dem Maler beisammenfindet, ist es um ihren Ruf gethan. Um diesen zu retten, stürzt er sich in den Fluß und wird, da er des Schwimmens unkundig ist, eine Beute der Wellen.

Die zweite Novelle: „Herzenswandlungen", ist diejenige, welche allein unter allen einen glücklichen, wenigstens nicht tragischen Ausgang hat. Herr von Altdorf, ein junger Bildhauer, verlobt sich mit Agathe, der ältern Tochter eines reichen Hauses. Natalie, die jüngere, noch im Backfischalter befindliche Tochter, mehr geistig als körperlich entwickelt, verliebt sich in ihn und bringt ihn zum Bewußtsein, daß Agathe von flachem Wesen und für ihn, den Künstler, eigentlich nicht passend sei. Dies bewährt sich. Während Altdorf in Raa ist, verheirathet sich Agathe an einen reichen Engländer; aber dafür findet er Natalien als schöne schwärmerische Jungfrau und obendrein als wohlausgebildete Malerin wieder, sie fühlen sich beide füreinander geschaffen und ihre Verbindung wird rasch geschlossen. Trotzdem wird ihre Ehe keine glückliche. Sie hat nur Interesse für die Kunst, sie weiß ihm keine gemüthliche Häuslichkeit zu schaffen und er empfindet das schmerzlich. Da kehrt die verwitwete Agathe zurück. Sie schafft die fehlende Gemüthlichkeit, dies erweckt in beiden die alte Liebe, Natalie durchschaut es und, selbst nach Rom gehend, gewährt sie beiden die Freiheit, sich ein dauerndes Glück zu begründen. Die interessanteste und bestgezeichnete Figur dieser Erzählung ist Natalie; namentlich ist das Bild des etwas altklugen, überspannten und schroffen Wesens, das junge Mädchen dieser Art in der Entwickelungsperiode zu haben pflegen, in lebensgetreuen Zügen wiedergegeben. Altdorf ist allzu sehr passiver Spielball, um ein tieferes Interesse zu erwecken, und in Agathens Zeichnung vermißt man sehr fühlbar eine nähere Darlegung derjenigen Erfahrungen, die sie aus einem flachen Salondämchen zu einer gemüthbefriedigenden Hausfrau umgeschaffen haben. Nach dem, was der Verfasser in dieser Beziehung gibt, vermag man an eine derartige Wandelung bei ihr nicht zu glauben.

Die dritte Novelle: „Die Meerfahrt der Braut", erzählt uns, wie ein junger Künstler seine an einen andern verheirathete Jugendgeliebte, einer vormals in Marseille bestehenden Sitte gemäß, unmittelbar nach der Trauung, als Mönch verkleidet, in einer Jolle in das Meer hinausfährt, ihr hier ihre Treulosigkeit vorwirft und dann mit einem Dolche ein Loch in den Nachen bohrt, zufolge dessen beide zusammen untergehen müssen. Die kleine Erzählung macht zwar einen etwas schroffen, aber nicht unpoetischen Eindruck. Eine rhythmische Einkleidung wäre diesem Stoffe vielleicht noch günstiger gewesen.

„Franz Brinkmann" ist wieder ein Bild aus unserm heutigen Leben von mehr peinigender als ergreifender Wirkung. Ein junger Arzt zieht die Reize der kecken, herausfordernden Clarissa den stillen Vorzügen der ihn treu liebenden Cornelia vor, schafft der erstern eine glänzende Stellung an der Bühne, wird dann von ihr vornehmern Bewerbern gegenüber zurückgesetzt, in ein Duell verwickelt, in diesem verwundet und sodann in seiner Krankheit von Cornelia, die sich inzwischen mit seinem Bruder verheirathet hat, gepflegt. Dies bringt ihm zum Bewußtsein, welchen Schatz er von sich gestoßen, er vermag diese Empfindung nicht zu unterdrücken, es kommt zwischen ihnen zu Gefühlsergießungen, er will der Versuchung entfliehen, aber in der Abschiedsscene lassen sich beide zum Aeußersten fortreißen: sie ersticht sich und er gibt sich bei den Gerichten als ihren Mörder an. Der Hauptfehler dieser Novelle ist, daß man für Franz von Anfang an keine Sympathie zu empfinden vermag. Cornelia ist deren an sich würdiger; aber dadurch, daß sie ihre Neigung dauernd diesem Unwürdigen zuwendet, bringt auch sie sich um eine wärmere Theilnahme.

Die folgende Erzählung: „Treue Liebe und ihr Lohn", bewegt sich in niedern Sphären, fällt aber darin mit der vorigen zusammen, daß die Verschmähung eines treuen ehrlichen Herzens die Quelle allgemeinen Unglücks und Elends wird. Der Anfang dieser Geschichte hat etwas Erquickliches; aber ihr Ende ist fast noch trostloser als das der vorigen Novelle. Das Leiden erscheint hier noch fatalistischer, weil durch keine ausreichende Schuld motivirt.

Auch in der „Mutter mit dem gebrochenen Herzen" leidet die Titelheldin, was sie zu leiden hat, so gut wie unschuldig. Sie hat in ihrer Jugend einen Don Juan geliebt, sich aber sofort, nachdem sie ihn als solchen erkannt, von ihm losgesagt und sich später mit einem andern Mann zu glücklicher Ehe verbunden. Als sie bereits Witwe ist und ihre Kinder erwachsen sind, bringt der Zufall den einst Verschmähten, jetzt anderweitig Verheiratheten wieder in ihre Nähe und er beschließt, für die ihm angethane Beschimpfung an ihr Rache zu nehmen. Seine scheußlichen Plane auf Mutter, Sohn und Tochter gelingen ihm zwar nicht ganz, er geht vielmehr selbst darüber zu Grunde; aber er stürzt doch zugleich die ganze Familie in unsagliches Unglück, zufolge dessen die Mutter am gebrochenen Herzen stirbt.

„Ein Femgericht im 19. Jahrhundert" ist, wie schon der Titel andeutet, eine Novelle von phantastisch-romantischem Charakter. Wolfgang H. ist Mitglied der „Tugendschule", einer geheimen Verbindung, wie sie nach den Befreiungskriegen als Nachwirkungen des Tugendbundes mehrfach existirt haben sollen. Er wird als solcher vor das heimliche Sittengericht derselben geladen und einer sündigen Neigung zur Frau seines Bruders angeklagt. Er bekennt sich hierzu und gibt die nähern Aufschlüsse, die wol geeignet sind, seine Verirrung in milderm Lichte zu sehen. Aber er selbst faßt nach den überschwenglichen Vorstellungen des Bundes seine Schuld im schlimmsten Sinne auf, spricht selbst das Todesurtheil über sich aus und vollzieht es auf der Stelle mit eigener Hand. Die sehr passend gewählte Einrahmung und Einkleidung dieses Ereignisses macht diese kleine Erzählung zu einer der eigenthümlichsten und wirksamsten der Sammlung.

Die letzte unter diesen Herzensgeschichten: „Der Fluch eines verrathenen Herzens", ist im Ganzen und zum Theil auch im Einzelnen mit „Franz Brinkmann" verwandt. Ein junger Theaterkritiker liebt eine talentvolle junge Schauspielerin und wird von ihr innig und treu wiedergeliebt; aber er ist schwach genug, sich durch die Künste einer andern Schauspielerin von ihr abziehen und für diese gewinnen zu lassen, und die Folge hiervon ist, daß alle drei theils physisch, theils psychisch zu Grunde gehen.

Aus diesen kurzen Charakteristiken geht hervor, daß der Gesammteindruck dieser Novellensammlung weder ein sehr mannichfaltiger, noch besonders erquickender ist; dagegen ist das Buch von nicht geringem psychologischen und pathologischen Interesse und die den gewandten Erzähler und sorgfältigen Beobachter verrathende Darstellung macht es trotz seines etwas tristen Grundtons zu einer geist- und gemüthbeschäftigenden Lectüre. 11

Notiz.

Dramaturgische Skizzen aus Detmold.

Karl Ziegler, der sich selbst auf dem Titel als Verfas von „Grabbe's Leben und Charakter" ankündigt, hat ein dün Heftchen „Dramaturgische Blätter" (Lemgo 1861) erschein lassen, ohne Zweifel eine Sammlung seiner detmolder Theat recensionen, die er in irgendeiner Lokalzeitung oder einem Lok

blatte dieser Hauptstadt eines kleinen, aber wohlregierten Landes seit 1838—60 veröffentlichte. Denn auch Detmold hat seine Theatersaison, die an jedem 15. Januar beginnt und am 15. Mai zu Ende geht. Ohne diese Theatervorstellungen würden die Wintermonate in Detmold sehr monoton und langweilig sein; denn wie Ziegler in seinem „Rückblick auf die Saison 1860" frank und frei bemerkt: „In den Conditoreien und Bierhäusern amusirt man sich natürlich an schlechten Witzen und Anekdoten, und selbst auf der Ressource erhebt sich das Gespräch selten über das Niveau der Stadtneuigkeiten und örtlichen Interessen, über die Untersuchung, ob Lautern ein größerer Mann ist als Engels." Da ist es denn, „als ob alles in ein anderes romantisches Land gehoben wäre, wenn die Schauspieler aus ihren Omnibus mit ihren Kisten und Koffern sich losgewickelt haben und die jungen Helden, den Mantel kühn über die Schulter geschlagen und die Bänder vom Calabreser in den Nacken wehend, über die Trottoirs dahineilen". Den Vortheil hat Ziegler in seiner Stellung zu Detmold, daß er von allen Rücksichten auf literarische Freunde oder Gegner vollkommen frei ist, daß er wahrscheinlich keinen Concurrenten neben sich hat und daß seine Aussprüche den meisten Detmoldern als Orakelsprüche gelten mögen. Diesen Vortheil weiß er sich auch zu Nutze zu machen, und seine Urtheile über die aufgeführten Dramen lauten oft sehr apodiktisch. Selbst Schiller und Goethe flößen ihm keinen Respect ein; er sagt z. B. in seinem Rückblick vom Jahre 1856: „Nicht minder hätten wir den «Don Carlos» gern erlassen, da es in unsern Jahren doch nicht mehr schmecken will, wenn ein finsterer, mistrauischer Despot wie Philipp einen jungen Enthusiasten wie Marquis von Posa, der von Völkerfrühling sehr gut zu declamiren weiß, zu seinem innigsten Vertrauten macht, Schiller vielmehr in diesem Stücke einer sehr naiven Periode angehörig erscheint." Die Idee der „Maria Stuart" scheint ihm die zu sein, bei dem Katholicismus „die schöne Sinnlichkeit, die üppige Fülle, das Bilderreiche hervorzuheben", bei dem Protestantismus „auf den magern Gedanken aufmerksam zu machen", und er findet, daß dies eine „sehr krankhafte Idee" sei. Nicht minder abfällig lautet sein Urtheil über die „Jungfrau von Orleans". In dem Benehmen Faust's gegen Gretchen erblickt er nur „jene vornehme Blasirtheit, in deren Herzen die gewöhnlichen menschlichen Gefühle und Pflichten keinen Anklang mehr finden wollen". Wie es hiernach den neuern dramatischen Dichtern: Gutzkow, Laube, Mosenthal, Friedrich Halm, Freytag, Putlitz, Brachvogel ergeht, läßt sich denken. Ueberall stößt er auf „gesuchte, verschrobene, unnatürliche Verhältnisse" oder auf die Sucht, durch „Scandalosa" Interesse zu erwecken; indeß ist nicht zu leugnen, daß es seiner ungenirten matter-of-fact-Kritik, die immer auf den materiellen Kern, nicht auf die ästhetische Schale und die hineingelegten Tendenzen und socialen Bezüge losgeht, nicht selten gelingt, die innern tödlichen Schwächen einer dramatischen Composition aufzufinden. Von Gutzkow's Stücken läßt er jedoch „Zopf und Schwert" als eine „in jeder Weise liebenswürdige Ausnahme" gelten. Wenn übrigens Ziegler auf Anlaß des Putlitz'schen Schauspiels „Das Testament des großen Kurfürsten" fragt: „Wer ist jetzt nicht bei der so vorgeschrittenen Ausbildung unserer Sprache fähig, einen blühenden Stil zu schreiben?" so möchten wir ihn fragen: ob er selbst das schon versucht hat? Wenn er es selbst aber nicht versucht hat, so sollte er dergleichen auch nicht behaupten. Man kann eine „blühende Sprache" tadeln, aber fünf Acte hindurch in „blühender Sprache" wie die von Friedrich Halm oder Putlitz zu schreiben, ist gar nicht so leicht, wie diejenigen sich einbilden, die es noch nie versucht haben. Je mehr er die Dichter herunterreißt, um so mehr erhebt er natürlich die darstellenden Künstler, die doch ohne die Dichter nichts wären. Vor dem Genie einer Seebach-Niemann, die in Detmold Gastrollen gab, zerschmilzt er förmlich vor lauter Bewunderung. Kurz, wenn man gewissen Kritikern glauben sollte, so vermöchte unsere Generation, der damit das traurigste Armuthszeugniß ausgestellt wird, wol geniale Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Flötenbläser und Klaviervirtuosinnen zu erzeugen, aber nur elende oder doch höchst mittelmäßige Dichter. Etwas milder würde das Urtheil doch vielleicht lauten, wenn nicht immer Schriftsteller über Schriftsteller zu urtheilen hätten. H. M.

Bibliographie.

Aimard, G., Das Goldfieber. Aus dem Französischen von W. Drugulin. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Burmeister, H., Reise durch die La Plata-Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit und den Culturzustand der Argentinischen Republik. Ausgeführt in den Jahren 1857, 1858, 1859 und 1860. 1ster Band. Die südlichen Provinzen umfassend. Mit 1 Karte und 1 Titel-Bilde. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Thlr.

Carus, C. G., Natur und Idee oder das Werdende und sein Gesetz. Eine philosophische Grundlage für die specielle Naturwissenschaft. Mit 1 lithographirten Tafel. Wien, Braumüller. Lex.-8. 3 Thlr.

Cherbuliez, V., Ein Pferd des Phidias. Plaudereien aus Athen. Aus dem Französischen von Ida Steinmetz. Mit einer Abbildung. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Fröbel, J., Theorie der Politik als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Forderungen der Gerechtigkeit und Freiheit im Staate. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Garnier, E., Tagebuch aus der Belagerung von Gaeta. Aus dem Französischen übersetzt von J. M. D. C. München, Weiß. 8. 12 Ngr.

Marggraff, R., Das ganze Deutschland soll es sein! Großdeutsches Liederbuch. Kriegs-, Siegs-, Mahn- und Spottlieder der Deutschen von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt. München, Fleischmann. Gr. 16. 22½ Ngr.

Schmid, G. V., Die mediatisirten freien Reichsstädte Teutschlands. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Séchelles, T. de, Spartakus. Trauerspiel in fünf Akten. Nebst einer Uebersicht über die drei Werke: Politische, gerichtliche, religiöse Tyrannei in Frankreich. Freiburg im Br., Mayer. Gr. 8. 9 Ngr.

Witte, K., Dante und die italienischen Fragen. Ein Vortrag gehalten im März 1861. Halle, Pfeffer. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Braß, A., Der Prinz Napoleon Bonaparte. Eine biographische Skizze. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 8. 5 Ngr.

d'Ester, Die Geschichte und Heinrich von Orleans, Herzog von Aumale. Den Herren Montalembert, Guizot und Thiers gewidmet. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Kann Franz Joseph in Ungarn gekrönt werden? Eine Antwort auf ungarisch-französische Theorien. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schultheis, F., Johann Philipp Palm Buchhändler in Nürnberg erschossen auf Napoleon's Befehl zu Braunau am 26. August 1806. Glaubwürdige aus bis jetzt unbekannten Quellen nachgewiesene Mittheilungen über den Verleger und den Verfasser der Schrift Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Nürnberg. 1860. Gr. 8. 6 Ngr.

Smith, T., Wer ist der König von Ungarn der jetzt als Kläger vor dem englischen Kanzleigericht erscheint? Ein Brief an Lord Russell. Mit einem Vorwort v. F. Szarvady. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

Winkler, J., Die Wahl des Dr. Eckardt in Bern zum Professor in Luzern im Herbst 1860. Antwort auf den Eidgenossen Nr. 95. Luzern, Gebr. Räber. 8. 4 Ngr.

Zur Lösung der ungarischen Frage. Ein staatsrechtlicher Vorschlag. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 6. Juni 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Die Tagebücher von Friedrich von Gentz.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Tagebücher von Friedrich von Gentz. Mit einem Vor- und Nachwort von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Tod öffnete den Schrank, in dem Varnhagen die Schätze seiner Memorabilien und Sammlungen aufbewahrte, sauber und wohlgeordnet in allerlei Kästchen und Mappen. Es war sein Stolz, seine Freude, dieser Schrank, der in Briefen und Schriftstücken anderer Art so manche Geheimnisse und Merkwürdigkeiten barg. Schon sind von diesen, namentlich für unsere Memoirenliteratur höchst interessanten Schätzen bedeutende der Oeffentlichkeit übergeben worden, so der achte und neunte Band der „Denkwürdigkeiten", der Briefwechsel mit Humboldt, die Correspondenz zwischen Rahel und Veit und jetzt auch die Tagebücher von Gentz. Varnhagen hatte für Gentz eine eigene Passion und ihm hauptsächlich verdankt man es, daß dieser Schriftsteller-Staatsmann mit seinen Schwächen, aber auch mit seinen guten Eigenschaften eingehender gewürdigt wurde, wiewol Varnhagen die positive Bedeutung von Gentz doch vielfach überschätzte, insofern, als er jedes seiner beschriebenen Blätter für ein höchst merkwürdiges, ja historisch werthvolles Document hielt. Darin lag persönliches Interesse, und aus den vielfachen Gesprächen, die ich mit Varnhagen namentlich über Gentz geführt, schöpfte ich die Ueberzeugung, daß er ihm bis zum letzten Tage ein räthselhafter Charakter blieb, den kennen, tief bis ins Innerste kennen zu lernen er aus jedem Schriftstück sich bemühte. So sammelte der eigene Mann alles von und über Gentz mit seltenem Eifer und hütete es mit Argusblicken wie Schätze höchster Bedeutung.

Was nun die Tagebücher von Gentz betrifft, die sich in Varnhagen's Nachlaß fanden und jetzt veröffentlicht sind, so läßt sich nicht leugnen, daß sie in ihrer Gesammtheit, trotz des Fragmentarischen, auf einen bedeutenden Werth Anspruch machen. Liest man in diesen Blättern, so ist es weniger das Neue, welches sie werthvoll macht, als die interessanten Einblicke in die Details eines Stücks Weltgeschichte und speciell auch in den Charakter von Friedrich Gentz. Namentlich in letzterer Beziehung dürfte nunmehr das Urtheil über Gentz sich bestimmt bilden. Aus diesem Einblick in die Tagebücher geht so deutlich als möglich hervor, daß er ein Mann war, der anfangs seine Gesinnung allen Versuchungen gegenüber fest erhielt und erst später (seit 1815) aus Eitelkeit und Bequemlichkeit sich zu einem Werkzeug der dynastischen Politik gebrauchen ließ. Noch im Jahre 1811 klagt er in diesen Tagebüchern, „daß Metternich ihn nicht zu politischen Arbeiten gebrauche, auch nicht gebrauchen konnte, da nun einmal seine Grundsätze und Ansichten von dem System, welches der Hof befolgte, zu sehr abwichen"; er schenkte ihm jedoch so viel Vertrauen, „als ein Oppositionschef (denn, fügte Gentz bei, das wäre er in der That aus warmer Liebe zur Sache und treuer Anhänglichkeit an Oesterreich) nur irgend hätte verlangen können". Gentz war, das steht zweifellos da, ein eitler Mensch, der sich als Parvenu glücklich in dem Leben und in der Freundschaft der höchsten Gesellschaftskreise fühlte und diesem Genuß alles andere zu opfern bereit war. Er täuschte sich aber auch nicht, daß er durch diesen Triumph des materiellen Daseins seinem hohen geistigen Wesen Abbruch that, und er stand in dieser Beziehung, wenn er sich die Mühe gab, über sich nachzudenken, in seinen eigenen Augen tief genug. Bis zu seinem Lebensende litt er an „moralischem Katzenjammer", und trotz aller sybaritischen Genüsse, aller Connaissancen, Schmeicheleien und Geschenke der Großen fühlte er in sich eine Leere, die er durch ein selbständiges Geistesleben allein hätte ausfüllen können, aber niemals aus eitel Schwäche auszufüllen strebte.

Die große Zersplitterung der Gentz'schen Schriften in Büchern und Zeitungen hat es lange Zeit fast unmöglich gemacht, ein klares Gesammtbild von der Thätigkeit dieses Mannes zu erhalten. Erst Schlesinger erwarb sich das Verdienst, die interessantesten Briefe und Arbeiten von Gentz zu sammeln. Der Artikel von Heym in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber zeichnete dann, nach dem vorhandenen Material und mit Benutzung mancher neuen Quelle, das Leben von Gentz in Zusammenhang, während Varnhagen sich nur begnügte, ein farbenreiches Porträt desselben zu geben. Heym's biographischer Aufsatz entsprach der exaltirten Anschauung der Ruge'schen „Jahrbücher" und ging überdies durch den Platz in der „Encyklopädie" für größere Kreise verloren. Einen höchst wichtigen Beitrag zum Verständniß von Gentz bot der 1857 erschienene Briefwechsel desselben mit Adam Müller, wiewol ihn Pilat, der ehemalige Secretär Metternich's und Gentz' Liebling, nur zerrissen und beschnitten der Oeffentlichkeit übergab; er bewahrt das eigentliche Fett jedenfalls bis zu seinem Tode. Dieser Briefwechsel enthält schon einen großen Theil des Inhalts der jetzt veröffentlichten Tagebücher; vielfach sogar, was merkwürdig ist, geben die Tagebücher wörtlich die Stellen Gentz'scher Briefe wieder. So steht z. B. die Stelle, mit der das vorliegende Buch schließt, bis auf den Ausruf, daß der Tag, an dem der dreizehnte Artikel der Bundesacte diplomatisch maltraitirt wurde (1819), wichtiger sei als der von Leipzig, in einem Briefe von Gentz an Müller vom 15. December; im Tagebuch unterm 14. Varnhagen, der das Erscheinen des gedachten Briefwechsels noch erlebte, dürfte den fulminanten Epilog, den er an obigen Ausruf knüpfte, demnach schon vorher geschrieben haben. Auch die von mir verfaßte 1859 erschienene und erste ausführliche Biographie Gentz' brachte viel Neues zu Tage, so Theile des Tagebuchs von 1813, 1814 und 1819, und namentlich über das Jugendleben von Gentz, ferner die höchst wichtigen Tagebücher während des Congresses von Verona. Varnhagen selbst hat schon 1846 in den Kuranda'schen „Grenzboten" (Nr. 42) die Tagebücher vom Jahre 1800, 1801 (zur Hälfte), 1802 und 1814 (theilweise), die sich auch in dem vorliegenden Buch befinden, veröffentlicht; ebenso ist das Vorwort desselben wörtlich dieselbe Einleitung jener damaligen Publication, mit Ausnahme der beiden letzten Alinea (S. x, xi), welche die Bedenken Varnhagen's bezüglich der Veröffentlichung so vieler trockenen Notizen enthalten und die sich in dem Aufsatz der „Grenzboten" nicht finden. Eigentlich neu ist daher in dem Buche etwa nur die Hälfte, namentlich das Tagebuch von 1801 (zweite Hälfte), von 1809, welches auch das bedeutendste und umfassendste ist, und das von 1813. Bemerken müssen wir noch, worüber auch Varnhagen im Vorwort spricht, daß Gentz die wirklichen Tagebücher bis 1814 vernichtete und ihren Inhalt nur auszüglich von neuem aufschrieb. Diese gewiß nicht kleine Arbeit unternahm Gentz in den letzten sechs, sieben Jahren seines Lebens, und es scheint sonach, was auch mit seinen andern Aeußerungen und seiner Eitelkeit übereinstimmt, daß er für diese Notizen selbst eine spätere Publication im Auge hatte.*)

Wir glauben den Werth dieser Tagebücher am besten zu charakterisiren, wenn wir dieselben einzeln durchgehen und aus ihnen das interessanteste Neue hervorheben.

Zuvörderst verdient das Tagebuch von 1801, November und December, Beachtung. Es schildert uns die Umstände der ersten Reise nach Weimar, die in vieler Beziehung eine interessante und bisher nicht genau gekannte Episode im Leben von Gentz bildet. Er zählt wie immer mit Wohlgefallen die hohen Persönlichkeiten auf, mit denen er verkehrt und von denen ihn, außer dem Herzog und dessen Gemahlin, Goethe, Wieland, Herder, Kotzebue, namentlich aber Fräulein von Imhoff interessirten. Er notirt sich mit dem Behagen eines Gourmands noch 25 Jahre später die Reminiscenzen dieser Liebschaft. Er verlebt mit der Imhoff anfangs „bemerkenswerthe Vormittage, Stunden, deren er sich bis zum Tode erinnern werde", dann werden es „Stunden wahrhaft himmlischen Glücks".

Das Tagebuch von 1803 erzählt von dem ersten Aufenthalt Gentz' in Wien, wo er seine neue Heimat aufzuschlagen gedenkt. Am 16. Februar kam er daselbst an und kehrte nach einer Reise bis nach Dresden am 29. August wieder dahin zurück. Eins seiner ersten Geschäfte war, von den reichen Einnahmen, die er damals aus England und von Wien bekam, 5000 Thaler an seine Creditoren nach Berlin zu senden. Am Schluß des Jahres, als er seiner Gewohnheit gemäß das Résumé zog, fand er, daß er mit sich, seiner Lage und seinen Verhältnissen in Wien, sowie mit der Art, wie er seine Zeit zubrachte, sehr zufrieden war. Charakteristisch ist auch das Geständniß, daß er sich mit seiner Familie in Berlin (er hatte mit seiner Frau gebrochen und war vom Vater in Zorn geschieden) durch Bescheidenheit, Demuth und große Aufmerksamkeit wieder in ein „sehr wünschenswürdiges Verhältniß gesetzt".

Im Jahre 1804 beschäftigen ihn die vornehmen Bekanntschaften. Er schreibt der Prinzessin Luise Radziwill von Preußen sogar ein Mémoire sur la société de Vienne. Am 28. November erhielt er das Ritterkreuz des Nordsternordens, die erste Decoration, die ihm zu Theil wurde; aber bei alledem beginnt schon der geistige Katzenjammer und er notirt am Schluß des Jahres, „daß er sich in der That gar nicht so zufrieden fühlte, als er sich glauben machen wollte, und daß es Stunden genug gab, wo das Ganze seiner Lage ihm sehr ernsthaft misfiele".

Das nächste Jahr führt Adam Müller nach Wien,

*) Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß die neueste Einladungsschrift des Gymnasiums zu Koburg (März 1861) auch von seiten seines Directors Forberg einen angeblich noch ungedruckten Brief von Gentz an den Redacteur des „Nürnberger Correspondenten" (vom 6. August 1806) bringt. Der Hr. Director ist aber sehr im Irrthum darüber. Dieser Brief stand schon 1844 in der Schmidt'schen „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" und ist sowol von Heym als von mir citirt.

den Famulus, dem gegenüber Gentz sich immer als eine Art Faust betrachtete und mit dem er über die höchsten Fragen am liebsten zu discutiren liebte. Als Müller Ende April zur katholischen Religion übertrat, billigte dies Gentz, „konnte aber einen ähnlichen Entschluß aus mehreren Gründen nicht fassen". Seine Freundschaft mit Müller wurde aber, so gesteht er, durch dies Ereigniß im höchsten Grade gestärkt. Seine amtliche Stellung schildert er als sehr kläglich. Collenbach, der in ihm noch immer einen geheimen Emissar von Preußen sah, sich noch über seinen großen Credit in England ärgerte, vermied ihn. Mit Cobenzl war der Verkehr ebenfalls aufgehoben. Man ignorirte ihn amtlich durchaus während des Kriegs und noch später. Im November floh er vor den Franzosen nach Brünn und weil er sich vor den Napoleonischen Häschern fürchtete, nach Breslau, dann nach Dresden. „Meine eigenen zwei Pferde und drei Wagen hatte ich bei mir — glänzend genug", schrieb er, „nach so großen Katastrophen."

Aus dem Tagebuch von 1806 ist das Bemerkenswertheste die Zufriedenheit, die er über seine Vorrede zu dem unvollendet gebliebenen Werke über das europäische Gleichgewicht empfindet und die in der That, wie er sich sagt, „das beste größere Stück war, das er je fürs Publikum geschrieben hatte". Auch las er zu jener Zeit täglich und oft mehrere Stunden der Nacht in der Bibel, „lebhaft ergriffen von dieser Lectüre". Im November kehrte er, da man ihn in Wien nicht haben wollte, nach Prag zurück, wo er so arm war, daß eine Anleihe von 400 Papiergulden großen Werth für ihn hatte. Hier erwachte auch in ihm die „letzte Leidenschaft, die ihn an ein Weib gefesselt: an die Herzogin von Acerenza". Es war übrigens nicht die letzte, die bekanntlich Fanny Elsler erregte. Hohe Geburt oder specielle Eigenschaften, welche die Aristokratie bei ihren Liaisons gern in Betracht zieht, machte den Parvenu Gentz gewöhnlich rasend verliebt, zum guten Theil aus Eitelkeit, sich in solche Persönlichkeiten verlieben zu dürfen.

Das Jahr 1807 interessirt Gentz wegen seiner Finanzen. Er erhält aus Petersburg von Czartoryiski 500 Dukaten, dann einen Ring von 400 Dukaten Werth. Von Ballabene bezog er 9000 wiener Gulden per Tratte auf England, von anderer Seite 500 Pf. St. Das waren seine „unerwarteten Einnahmen"!

Im Jahre 1808 ist das Tagebuch sehr dürftig. Gentz lebt in Prag sein Sybaritendasein, in aristokratischen, Emigranten- und literarischen Kreisen. Auch Frau von Staël interessirte ihn hier lebhaft, trotz ihres Schlegel. Sie hatte ja nach Wien geschrieben: qu'il était le premier homme de l'Allemagne!

Das Tagebuch von 1809, wie gesagt das bedeutendste und reichhaltigste, umfaßt 150 Seiten in dem Buche und ist, mit Ausnahme der ersten Blätter, in französischer Sprache geschrieben. Es bringt die interessantesten Details über die Anschauungen in den höchsten Kreisen Oesterreichs während des Kriegs und des folgenden Waffenstillstandes und wenn auch vieles durch gefärbte Gläser gesehen wird, namentlich viele Urtheile nur individuell sind — besonders die über Erzherzog Karl —, so ist der Inhalt dieses Journals doch als Material zur Geschichte jener Ereignisse nicht zu übersehen. Gleich auf der ersten Seite steht eine Notiz, die beweist, daß Gentz bei Abfassung der Tagebuchexcerpte im Auge hatte, diese Blätter einst zu publiciren, schon um die „Hauptsachen, die ihn selbst betreffen, vor Vergessenheit zu retten".

Im Februar begann er seine amtliche Thätigkeit. Er schrieb das Kriegsmanifest, bekanntlich eine seiner rühmlichsten Arbeiten. Am 8. Mai verließ er, wie die meisten vornehmen Familien, beim Anrücken Napoleon's Wien als Flüchtling und ging nach Ofen, später nach Pesth, Tyrnau und Dotis, immer mitten in dem ambulanten Gunstquartier der Kriegspartei und in Correspondenz mit Stadion, Metternich, Hudelist, Bubna, dem englischen Gesandten u. s. w. An der Spitze der Kriegspartei stand die Kaiserin und Graf Ferdinand Palffy. Der Kaiser Franz schien sich von vornherein auf jedes Schicksal gefaßt gemacht zu haben. „Wie wollen Sie gegen einen Mann von solcher Ueberlegenheit kämpfen?" war sein steter Refrain. Auch über das Verhältniß zwischen Oesterreich und Rußland bringt Gentz' politisches Journal interessante Aufklärungen; die Occupation Galiziens durch die Russen erklärten z. B. die Oesterreicher für das Nonplusultra von Feindseligkeit; aber man kam überein, ihre Haltung zu ignoriren.

Die Urtheile über Erzherzog Karl sind herb und auch ungerecht; Erzherzog Karl hatte von Haus aus gegen den Krieg gestimmt und ihn eingestandenermaßen nur mit Widerwillen geführt. Die Fehler, die er machte, fielen weit mehr dem Hofkriegsrath als ihm zur Last. Aber das Vertrauen vieler hohen Persönlichkeiten fehlte ihm von Haus aus. „Er hat die Monarchie erwürgt", schreibt Gentz. Wie könne man einen Mann ändern, der keine Seele, der nur kleinliche Leidenschaften habe wie Egoismus und Eifersucht? „Seitdem er sagen kann, daß er Bonaparte geschlagen, glaubt er seine Aufgabe gelöst und er wird die Monarchie stürzen sehen, ohne darüber in große Aufregung zu gerathen." Die Details über des Erzherzogs Commando in der Schlacht bei Aspern und später sind sehr zahlreich und interessant; in den Kreisen, in denen Gentz lebte, war man über die Unfähigkeit des Erzherzogs einig und wollte durchaus — was heute wol bemerkenswerth ist — die Schlacht bei Aspern für gar keinen Sieg halten. Die Schuld daran trage allein der Feldherr, der sogar zum Rückzug commandirte, als die Entscheidung in seiner Hand lag. General Lichtenstein mußte ihn erst eines andern bestimmen. Der Erzherzog Johann dagegen, dem man gewöhnlich wegen seines verspäteten Eintreffens auf dem Schlachtfelde von Wagram den Verlust des heißen Tags zuschreibt, wird entschuldigt, da ihm der Palatin von Ungarn Truppen verweigert und Erzherzog Karl ihn überhaupt zu spät gerufen habe. Viele dieser Ansichten

stimmen übrigens mit denen des Generals Stutterheim überein, der zu den Freunden von Gentz gehörte und später bekanntlich ein treffliches Buch über den Feldzug von 1809 herausgab.

In der Schlacht bei Raab — kritisirt das Journal weiter — wollte weder der eine noch der andere der Erzherzoge den Befehl geführt haben. Es war keine Ordnung, keine Aufstellung. Durch einen Spion glaubte man den Feind 10000 Mann stark, während er drei- bis viermal so zahlreich war. Niemand wählte das Terrain, die Truppen blieben, wohin der Zufall sie geführt. Es gab vielleicht zwanzig gute Positionen, aber man gab sich nicht einmal die Mühe, sie in Augenschein zu nehmen.

Von den Intriguen der Parteien, der allgemeinen Verwirrung und Rathlosigkeit im Hauptquartier und den Ideen der bedeutendern Persönlichkeiten am Hofe während des Waffenstillstandes gibt das Tagebuch ein sehr lebhaftes Bild, welches in vieler Beziehung an das Meisterstück der Beschreibung des preußischen Kriegs von 1806 mahnt. O'Donnell wollte durchaus von keinem Tribut an Geld etwas wissen, die Kaiserin drängte zum neuen Kriege, der Kaiser schwankte, die meisten betrachteten den Wiederbeginn der Feindseligkeiten als das größte Unglück für Oesterreich. Trotzdem unterhandelte man bekanntlich eifrig mit Preußen und war sehr empfindlich darüber, daß England zu spät und mit einer so kleinen Expedition die Insurrection Norddeutschlands unterstützte.

Bubna, der mit Napoleon über den Frieden unterhandelte, erzählte auch Gentz vieles von seinen Gesprächen mit dem Sieger. Es sind von Gentz sehr charakteristische Episoden daraus aufgezeichnet worden.

Ihr werdet stets die erste Macht des Festlandes nach Frankreich bleiben — sagte Napoleon zu Bubna —; ihr seid verteufelt stark; verbündet mit Rußland glaubte ich niemals einen Continentalkrieg zu führen, und welchen Krieg!.. Frankreich ist heute, was es seit lange wäre, wenn die Bourbonen verstanden hätten zu regieren. Aber es wird nicht bleiben, was es ist. Noch 10 oder 15 Jahre, dann werde ich sterben und ihr werdet von neuem machen, was euch gefällt.

Diese Befürchtung schien ihn sehr zu erfüllen, denn ähnliche Aussprüche richtete er öfter gegen Bubna.

Weshalb so über ein paar Fetzen Provinzen lamentiren, die ihr doch eines Tags wiedernehmt? — sagte er ein anderes mal zu Bubna. — Dies alles kann nur so lange halten als ich bin. Frankreich kann keinen Krieg jenseit des Rhein führen. Bonaparte hat es gekonnt, aber mit mir ist alles zu Ende.

Es lag viel Eitelkeit darin und überhaupt trat Napoleon während der Friedensunterhandlungen mit solchem Charakter auf; zugleich aber war er äußerlich sanft, mäßig im Benehmen, friedfertig. Er schien zu ahnen, daß sein Glück den Gipfel erreicht habe und die Schatten der Zukunft mochte er vorher erblicken. Gentz citirt auch einige Urtheile Napoleon's über österreichische Persönlichkeiten. Er selbst stand bekanntlich in übelm Geruch beim französischen Kaiser; auch Metternich liebte dieser nicht. „Er hat Benehmen", sagte er, „er ist des Worts ziemlich mächtig, aber er ist beschränkt, hat keinen politischen Blick und ich mag ihn nicht haben." Metternich wurde damals schon als Nachfolger Stadion's betrachtet, „weil man keinen bessern hatte". Auffallend ist, daß Metternich zu jener Zeit gestand, er sei nie mit Stadion eines Sinnes gewesen und würde nicht mit der Zuversicht zum Kriege gedrängt haben, hätte er die vollständige Unfähigkeit der Regierung gekannt. Der „schöne Clemens" wurde, nebenbei gesagt, in der Schlacht bei Wagram vom Kaiser der „Seher" genannt, weil er mit dem Teleskop in der Hand fortwährend rief: „Unvergleichlich! Vortrefflich! Nun haut unsere Cavalerie ein" u. s. w. Stadion selbst sprach von Metternich sehr wegwerfend, weil er sich „mit unerhörter Leichtfertigkeit des Portefeuille bemächtigt hatte". Bezüglich Tirols ist auch ein merkwürdiger Passus in dem Tagebuch. Dies brave Volk war vom Kaiser preisgegeben worden und Gentz meinte: „Ich stimme mit H(ormayr) überein, daß der Kaiser für Tirol einige besondere Schritte bei Napoleon machen konnte. Aber der ärgert sich und schreit nur, wenn er Geld geben soll!" Der Schluß des Tagebuchs von 1809 ist dann wieder charakteristisch für Gentz. „Hiermit endigt eine der denkwürdigsten Epochen meines Lebens", schreibt er. „Wenige Personen kennen so wie ich die wahre, ernste und unglückselige Geschichte; ich bin jedenfalls berufen, dereinst ihr Geschichtschreiber zu werden."

Das Jahr 1810 bringt wieder vornehmlich Notizen über sein Leben in den böhmischen Bädern, über die nobeln Gesellschaften, in denen er sich als „heimisch" bewegt. Er zählt mit einer erstaunlichen Geduld alle seine Bekanntschaften auf, und die Familiarität, mit der er von ihnen spricht, scheint absichtlich in diesen Notizen markirt zu sein. Er beschäftigt sich viel mit der Geldfrage und Finanzgeschichte und schrieb dem Grafen O'Donnell ein Mémoire über die Urtheile des Publikums von den österreichischen Bancozetteln. Auch der alte Katzenjammer plagt ihn, namentlich bei der Nachricht vom Tode seines vierundachtzigjährigen Vaters. Der Passus, in dem er sich tröstet, ist interessant und lautet:

Hätte ich Kraft genug besessen, mich damals (1801) dem Wirbel der Welt, in welchen ich einmal gezogen war, zu entreißen, zu einsamen anhaltenden Studien zurückzukehren, für die Welt oder für die Nachwelt zu arbeiten, und meinen Geist, nicht desultatorisch (wie es wol immer geschah), sondern regelmäßig und beharrlich auf große und seiner würdige Gegenstände zu richten — so fragt sich, ob ich auf diesem Wege, als nun die bessern Zeiten herannahten, mit gleicher Leichtigkeit, als es jetzt geschah, die wichtigen Geschäftsverbindungen wieder hätte anknüpfen können, denen ich, in meinen spätern Lebensjahren, so nützliche und ehrenvolle Resultate verdanke.

Die Notizen des Jahres 1811 sind ganz unbedeutend, ebenso die des folgenden Jahres. Die „hochberühmte Frage des Papiergeldes" beschäftigte ihn damals besonders und er schrieb namentlich über die englischen Banknoten mehrere Aufsätze.

Auch das Tagebuch von 1813 ist nicht so interessant und reichhaltig, als man vermuthen sollte und namentlich ist es über die „Dissipationen" Metternich's in Prag, über die Debaucherien desselben mit der Herzogin von Sagan, an denen Gentz, der „getreue Gentz des Metternich" schon damals, theilnahm, ziemlich zurückhaltend. Hervorzuheben ist, daß Metternich bereits in den letzten Tagen des Juli die vorläufige Abfassung des Kriegsmanifestes verlangte. Ende August wurde Gentz vom Kaiser zum Hof-

rath ernannt und erhielt 2000 Gulden zum Geschenk. Jetzt war er, ruft er selig aus, „zum großen Herrn gestempelt", und sein Journal fließt (dies notirt er beim Excerpiren) „an einigen Stellen von meinem damaligen Glück über". Sorgen machte es ihm, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah. Der Eindruck der Nachricht von der Schlacht bei Leipzig war auch auf ihn mächtig.

Es war ein herrlicher Moment für mich, die Sache, für die ich seit 20 Jahren gekämpft hatte, schien endlich die Oberhand zu behalten. Die Umstände machten mich zu einem der ersten Organe, welche diese große Wendung des Glücks verkündigten, und der Sturz der Weltherrschaft und des Mannes, der an ihrer Spitze stand, war für mich — wie nicht für jedermann — ein reiner, durch keinen Rückblick getrübter Triumph, da ich nicht nur zu keiner Zeit in meinen Grundsätzen und Gesinnungen gewankt, sondern mir auch Napoleon's persönlichen Haß zugezogen hatte.

Von jetzt an beginnt die lustige Zeit der Diplomatie und also auch die von Gentz, des diplomatischen Parvenu. Einer der besten Köche begleitete ihn überall. „Meine häusliche Existenz, war ganz nach meinen Wünschen, mit aller Bequemlichkeit und Eleganz, die ein unverheiratheter vornehmer Mann begehren konnte, eingerichtet." Im Jahre 1814 erhielt er den Annenorden; seine Correspondenz mit den politischen Größen bildete seinen Stolz. Der Theil des Tagebuchs, der den Wiener Congreß, dürftig genug, behandelt, ist als bekannt vorauszusetzen, da er sich in der früher angezogenen Nummer der „Grenzboten" abgedruckt befindet.

Die Tagebücher von 1815—18 fehlen gänzlich; das von 1819 bildet den Schluß des Buchs. Es ist in seinem Inhalt gleichfalls antiquirt, da der Müller-Gentz'sche Briefwechsel alles Wesentliche und speciell das auf die Karlsbader Conferenzen Bezügliche gebracht hat. Aus den an den Anfang gesetzten Lectürenotizen vom Jahre 1823 ist nichts Besonderes hervorzuheben. Sie spiegeln die Gesinnung von Gentz ab, wie sie sein Glück nach dem Wiener Congreß und als Helfershelfer Metternich's, mit dem er über eine originelle, angeblich großartige Behandlung der Politik sann, ihm eingegeben hatte. Er taxirte zuletzt alle politischen Schriften und Ereignisse von diesem elenden Standpunkt der karlsbader Politik. Das Urtheil über diese, welches Varnhagen in den paar Zeilen des Nachworts ausspricht, ist das schärfste und rücksichtsloseste, was der sonst so zartfühlende, höchst selten verletzende Varnhagen geschrieben, und keineswegs in dem diplomatischen Tone gehalten, den er sonst fast immer beobachtete. Bei Lebzeiten hätte Varnhagen solche Zeilen von sich nie veröffentlichen lassen: er mußte sich erst unter der Erde wissen, wenn sie erscheinen sollten. Wir würden dieses Varnhage'sche Urtheil auch hier mittheilen, wenn es nicht bereits durch fast alle Zeitschriften, die sich überhaupt mit den Gentz'schen Tagebüchern beschäftigten, die Runde gemacht hätte.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Dichtungen des Auslandes in deutschen Nachbildungen.

1. Gisela. Eine Auswahl von Gedichten der hervorragendsten magyarischen Dichter. Deutsch von Joseph von Machik. Pesth, Lampel. 1858. Gr. 16. 20 Ngr.
2. Classiker des In- und Auslandes. Fünfundfunfzigster Band: Alexander Petöfi's Dichtungen. Nach dem Ungarischen in eigenen wie fremden Uebersetzungen gesammelt von K. M. Kertbeny. Berlin, Hofmann u. Comp. 1860. Gr. 16. 6 Ngr.
3. Erzählende Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt von K. M. Kertbeny. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1860. 8. 15 Ngr.
4. Gedichte von Koloman Lißnyai. Aus dem Ungarischen übersetzt von K. M. Kertbeny. München, Rieger. 1859. 16. 10 Ngr.

Die Bestrebungen, die ungarische Dichtung in Deutschland einzubürgern, als deren Hauptvertreter K. M. Kertbeny dasteht, nehmen einen erfreulichen Fortgang, und in der That sind auch die Talente zweiten Ranges, welche neben dichterischen Genies, wie Petöfi, und hervorragenden Akademikern, wie Vörösmarty, stehen, durch ein sehr bestimmtes nationales Colorit ausgezeichnet. Die Sammlung „Gisela" (Nr. 1) bringt nur ein Gedicht von Petöfi und nur eins aus der Feder des Epikers Arany, dagegen sind Vörösmarty, Johann Garay und Karl Kisfaludy in einer ziemlich reichhaltigen Auswahl aus ihren Gedichten vertreten. Am umfangreichsten ist die poetische Erzählung „Apollonia Frangepán" von Johann Garay. Ihr Inhalt ist die Befreiung des von den Venetianern in Gefangenschaft gehaltenen ungarischen Grafen durch die treue Liebe seiner Gattin. Die Schilderung ist im ganzen lebendig, Einzelheiten von echt dichterischer Schönheit. So ist es z. B. warm empfunden und anmuthig dargestellt, wie Schwalbe, Zephyr und Sonnenstrahl, als Liebesboten nach dem einsamen Gefängniß abgeschickt werden, doch dasselbe nicht erreichen:

Und über Berg und über Thal
Die treuen Boten zogen fort,
Die Schwalbe, Zephyr, Sonnenstrahl,
In weitem Raum nach fernem Ort.
Im Wettstreit zogen sie so weit
Und schnell, wie der Gedanke eilt,
Der nicht ermattet in der Zeit,
Gehemmt im Raume nicht verweilt,
Um ihm, den Kerkernacht umfaht,
Zu bringen schnell des Trostes Wort,
Daß er, bis seine Gattin naht,
Vergeſſ' des Elends Schauerort;
Daß er vergeſſ' des Kerkers Qual,
Daß seiner Seele Hoffnung käm',
Daß er das Klirren von dem Stahl
Der Kette nicht so dumpf vernähm'!
Doch, ohne Labung, ohne Rast,
Ermattet schon auf weitem Flug,
Die Schwalbe will schon sinken fast;
Das Thierchen seht, so treu, so klug,
Es fliegt so lang, es strebt so lang
Das müde, schwache, arme Thier,
Bis es dem Habicht doch gelang
Zu stillen seine Blutbegier.
Der Zephyr auch, der heiter zog
Vom Haus mit süßem Blütenduft,
Wie Sphärenkuß leicht schwebend flog
Bis zu des Meeres Wogenkluft;

Da packt ihn Sturm als seine Hab'
Und reißt ihn sammt dem Blütenstaub
Ins schaumbedeckte Wellengrab;
Der Zephyr ward des Stärkern Raub.
Der Strahl noch ziehet schnell voran
Weit über Flur und Tannenhain,
Der heute noch, wie er begann,
Die Welt umklärt mit Purpurschein.
Doch der durch Wolken, Nebel bricht,
Der glänzend helle Sonnenblick
Durchdringt Venedigs Kerker nicht,
Prallt von der Mauer matt zurück.
Gebrochen war der Sonnenstrahl
An des Gemäuers hartem Stein,
Sei Gott dem gnädig allzumal
Ihm, der in solchem Kerker drein.

„Hedwig" von Vörösmarty hat etwas Verhimmeltes. Die Ballade desselben Dichters: „Das mitternächtliche Haus", erinnert an Bürger's „Lenore", wenngleich sie eine minder volksthümliche Haltung hat; doch macht die Schlußwendung des Gedichts einen ergreifenden Eindruck. In den beiden Balladen von Johann Garay: „Der schwarze Hund" und „Die Christnacht", spricht sich ein unheimlicher Haß gegen brutale Ueberhebungen des Junkerthums aus. Der Inhalt der ersten Ballade ist mit Bürger's „Wildem Jäger" verwandt, wie Wilhelm Gärtner mit Recht in seiner Vorrede zur „Gisela" bemerkt. Ebenso unheimlich ist der Grundzug in Kisfaludy's „Der schlaflose König".

Alle diese Dichter, die hier in einer wohl genießbaren, wenn auch nicht von allen Härten und Unebenheiten freien Uebersetzung bei uns eingebürgert sind, überragt das Genie Petöfi's durch die unnachahmliche Originalität der Weltanschauung und Darstellungsweise, durch die prägnante Bildlichkeit des Ausdrucks, durch die Vielseitigkeit einer Begabung, welche nicht aus einem formellen Nachahmungstalent hervorgeht, sondern eine echt ursprüngliche Beweglichkeit des Genius ist. Mag seine Muse ein frisches keckes Volkslied dichten oder in den Reflexionen moderner Zerrissenheit schwelgen, mag sie revolutionäre Sturmglocken läuten oder friedliche Landschaftsbilder aus den Puszten der Theiß malen, sie ist immer von gleicher Eigenthümlichkeit und ursprünglicher Gewalt des Ausdrucks. Wir haben schon in Nr. 24 d. Bl. f. 1858 bei Gelegenheit der größern Sammlung Petöfi'scher „Dichtungen" in der Kertbeny'schen Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus, 1858) eine eingehende Charakteristik des Dichters gegeben, auf welche wir hier in Bezug auf die Ausgabe, die wir unter Nr. 2 anführen und die minder umfangreich ist, nur verweisen können.

Die „Erzählenden Dichtungen" Petöfi's (Nr. 3), von Kertbeny mit einer täglich sich läuternden und fortbildenden Uebersetzungskunst übertragen, welche besonders auf Reinheit der Reime und Klarheit der Constructionen hält, zeugen wie seine lyrischen Gedichte von der seltenen Vielseitigkeit seiner Begabung. „Der Zaubertraum" ist elegisch beleuchtete Reflexionspoesie mit vollaustönenden Klängen gebildeter Empfindung und glänzend ausgemalten Bildern. „Held Janos" dagegen ist ein Volksmärchen von originell-ungarischem Charakter, anfangs Idylle, später Phantasma, und „Istok der Narr" eine kecke humoristische Studie. Da der Uebersetzer die Verschiedenheit des Tons treu innegehalten hat, so können zwei Proben aus dem „Zaubertraum" und dem „Held Janos" unsere Leser leicht von der Vielseitigkeit unsers Dichters überzeugen. Der „Zaubertraum" beginnt:

Ich bin ein Schiffer auf durchwogter Flut,
Das Wasser schäumt, der leichte Kahn er schwanket,
Wie eine Wiege, die in roher Wuth
Die Amme zornig schaukelt, daß sie wanket.
O Schicksal, rohe Amme meines Seins,
Du wirfst den Kahn umher, dein böser Wille
Wühlt sturmgleich auf die Flut des stillen Hains;
Die Leidenschaften, die durchschrein die Stille.

Schon bin ich müde... ist noch fern der Strand?
Ha! oder droht ein Wirbel, der hinabzieht
Und gleichfalls Ruhe beut, wenn er vom Rand
Den Kahn als Wrack in seiner Tiefe Grab zieht?
Nicht Strand, nicht Wirbel ist vor mir zu schaun,
Nur Schaukeln, ew'ges Wogen, kein Verderben!
Einförmig wirft umher es mich voll Graun —
Ich kann nicht landen und ich kann nicht sterben.

Held Janos, der aus den ungarischen Puszten zu den Tataren, Polen, Hindus und Franzosen und dann wieder ins Riesenreich und über das Operenziaer-Meer, welches bei den Ungarn als Ende der Welt eine große Rolle spielt, ins Feenreich reist, schmückt seine fabelhaften Fahrten mit ebenso kolossalen wie naiven Aufschneidereien aus. So heißt es von Indien:

In der Mitte Indiens sind die Berge nieder,
Doch dann strecken immer höher sie die Glieder;
Und wo beider Länder Grenzen sich begleichen,
Bis hinein die Berge in den Himmel reichen!

Hier nun ist zu melden, daß die Mannschaft schwitzte,
Jeder nahm das Halstuch ab, und was nur hitzte,
Und wie nicht? Denn über ihrem Haupt im Runde
Stand die Sonne, kaum entfernt mehr eine Stunde.

Stücke Luft zur Nahrung mußten ab sie reißen,
Denn sie war so dick, daß man sie konnte beißen,
Um zu trinken mußten sie, so flink wie Katzen,
Wasser aus den Wolken sich herunterkratzen.

Endlich konnten auf des Berges First sie dringen,
Dorten war's so warm, daß sie des Nachts nur gingen,
Und nur langsam, denn gar groß war die Beschwerde,
Da inmitt der Sterne stolperten die Pferde.

Neben diesem köstlich fabulirenden Humor, der sich in den langgestreckten trochäischen Sechsfüßlern recht gemüthlich ausschwatzen kann und bisweilen von einer anmuthigen Genre- und Landschaftsmalerei abgelöst wird, nimmt sich das in seiner Anlage weit schwächere Gedicht: „Istok der Narr", in seinen kecken kurzen Strophen recht epigrammatisch scharf aus. Von dem Helden heißt es:

Was war und wird, was niemals war,
Und was er selbst nicht glaubte,
All dies so scheckig wunderbar,
Es gor in seinem Haupte.

Vortrefflich ist das erste Zwiegespräch Istok's in der Puszta mit dem über ihn herfallenden und ihn durchnässenden „Wolkenbruch". Petöfi zeigt darin echten Humor, daß er nie trivial wird und daß er aus dem bunten Strauß seiner keckften Lazzi auch stets Blumen echter Poesie herausblühen läßt.

Ein anderer Poet aus dem Lande der Paloczen, Koloman Lißnyai (Nr. 4), ist ebenfalls von Kertbeny und zwar mit großer Formgewandtheit übersetzt. Diese Gedichte sind theils Lieder, in denen eine spielerische Bildersprache vorherrscht, theils idyllische Gemälde von einer ins Detail gehenden dorfgeschichtlichen Breite. Es ist sehr lehrreich, sie mit Petöfi's Pusztenbildern zu vergleichen. Bei Petöfi ist die Schilderung nie Selbstzweck; ihm ist die dichterische Stimmung, welche über dem Ganzen schwebt, die Hauptsache, und in diese Stimmung sind alle seine Bilder getaucht. Lißnyai gefällt sich in einer ausführlichen Detailmalerei, welche, weil ihr jener Hauch der Stimmung fehlt, augenblicklich ins Prosaische verfällt. So schildert er uns den alten Bodor, den „Arbeitssteffen":

Er erbaut das beste Fehm, ist Mustermäher,
Rastet bis zum Herbst nicht, wo nur was zu machen;
Wurzel schlägt das Haferkorn in seinen Händen,
Und er hat die Hand bei allen Wirthschaftssachen.

An einer andern Stelle heißt es:

Niemals leugnet er, und fehlet andre Arbeit,
So verlegt er sich aufs Schnitzeln, Bohren, Sägen,
Pfeifenstiele bohrt er aus dem Holz der Ammer,
Waschkorbklammern, Kornmaßhölzer, Kinderwägen.

Und aus Kirschbaumstecken schnitzelt er die Schüsseln,
Und dergleichen, was er zierlich kann bereiten,
Gute Freunde schickt er dann auf Wochenmärkte,
Daß er Geld erlöse für die Kleinigkeiten.

Wir sehen, der Dichter sucht das ungarische Volk bei *seiner* Arbeit, doch das ist für seine Poesie wenig vortheilhaft. Besser sind die landschaftlichen Skizzen, wie „Der Pusztensturm", während die kleinern Lieder zum Theil recht sinnig mit dem Witz der Phantasie gedichtet sind, zum Theil aber in geschraubter Bildlichkeit an die Euphuismen des altenglischen Dichters Lilly erinnern. Wenn Ida ihn ansieht, wachsen Trauerweiden in seinen Gedanken, wenn sein blaugeaugtes Täubchen über die Gegend blickt, so blühen Vergißmeinnichte vom Schmalze ihrer Augen; vom Sonnenstrahl zauberhafter Schwarzaugen aber verkohlt seine Seele. Anmuthig ist das Frühlingslied, in welchem eine angemessene Bildlichkeit des Ausdrucks herrscht:

Der flücht'ge Frühling sendet
Durch Berg und Thal und Rain
Jetzt der Natur, der ew'gen,
Ein Liebesbriefelein.

5. Proben neuerer polnischer Lyrik und Epik. In den Versmaßen der Urschrift übersetzt und mit literarhistorischen und biographischen Notizen versehen von August Woyde. Berlin, Nicolai. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Böhmische Naturdichter. Literarhistorische Studie von Alfred Waldau. Prag, Gerzabek. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.
7. Altböhmische Minnepoesie von Alfred Waldau. Prag, Gerzabek. 1860. 12. 10 Ngr.
8. Stephan Duschan. Ein Gusler-Poem aus dem Serbischen übersetzt von Javorin. Berlin, Wagner. 1857. 16. 6 Ngr.

Die Aneignungen aus dem Gebiete der slawischen Literatur sind nicht minder zahlreich, als die aus dem Gebiete der magyarischen. Die „Proben neuerer polnischer Lyrik und Epik" (Nr. 5) berücksichtigen ganz vorzugsweise einen jüngern Dichter, Lenartowicz, aus dessen alter und neuer „Lirenka" eine ziemlich große Zahl von Gedichten übersetzt sind, darunter auch die größere Dichtung: „Die Entzückung", welche in einem Separatabdruck, im Verlag derselben Buchhandlung erschienen, vorliegt. August Woyde sucht seine Vorliebe für diesen Poeten durch eine eingehende Charakteristik seiner Vorzüge zu rechtfertigen:

Geburt und Tod des Menschen, dessen Lieben und Leben in Familie, Gemeinde und Vaterland und Natur und Religion, alles dies angeschaut von einer schöngestaltenden Phantasie, mit Innigkeit umfaßt vom warmen biedern Herzen des ungekünstelten Landmanns, der, auch ohne Schulbildung, hoch und edel denkt, rein und stark empfindet, treu und zuversichtlich glaubt und hofft, alles dies dichterisch überhaucht von dem reizenden Farbenschmuck polnischer Nationalsitte, das sind die Liederstoffe, denen Lenartowicz Leben und Seele gab.

Und von der „Entzückung" sagt der Uebersetzer:

Sittliche Würde, naive Frische der Phantasie, einfach edler Stil, Geschmack in Wahl und Ausführung der Bilder und unleugbare Originalität des Grundgedankens sind die Vorzüge dieser Dichtung.

Wir können dieser begeisterten Anerkennung nach den mitgetheilten Proben nur bedingungsweise beistimmen. Der Goldgrund der Legende, auf den viele kindliche Bilderchen des Dichters aufgetragen sind, und die Durchwirkung der Gedichte mit frommen Sprüchen macht einen etwas mittelalterlichen Eindruck. Es sind manche ansprechende idyllische Bilder in diesen Gedichten, Bilder des Landlebens, bisweilen mit dorfgeschichtlicher Detailmalerei ausgeführt, im ganzen aber durch den elegischen Zug des slawischen Volkslebens gehoben. Von den slawischen Liedern singt der Dichter selbst am Schlusse der „Drei Schwestern" in der neuen „Lirenka":

O goldnes Lied! Im Windesstöhnen,
Im Thau hör' deinen Flügel ich tönen.
Kein Schloß ist zu stark dir und hoch genug.
Lied meiner Heimat, ich kenn' deinen Flug,
Im Herzen des Volks, ihm selbst nicht klar,
Jauchzst auf der Wiese du, weinst am Altar,
Wenn Kugeln pfeifen und Schlachtlärm gellt,
Behauptest als Sieger du herrlich das Feld:
So Kind wie Mann sehnt sich nach dir.
Lied, meiner Heimat, sing ewig auch mir!
Lied, Seele des Volks du und wacker wie dies,
So ungebrochen, unsterblich wie dies,
Du und das Volk, ihr durchwebet allein
Mit Träumen des Himmels mein irdisches Sein.

Auch das Gedicht „An der Weichsel" hat einen anmuthenden, lebendigen Schluß: die Eisscholle ist heruntergebraust;

Wie Gottes Macht so hehre
Die Weichsel rauscht zum Meere!

Die Söhne der Weichsel werden gerufen, auf den Flößen ihre Fidel tönen zu lassen:

Die Sonne wird euch wärmen,
Vor euch die Möve schwärmen;
Zu unserm Strom wie gerne,
Kehrt auch der Storch von ferne;
Und dort die Sattelkrähe
Kam von der Fichtenhöhe;

Der Raben laute Reihen,
Die Krieg stets prophezeien,
Wie Wolkenschwärme decken
Sie schwarz des Schneefelds Strecken;
Und Lerchen jubelnd schwingen
Sich auf, den Tag zu singen;
Und frisch zum Stromesrande
Weht Hauch vom Vaterlande.

Doch läuft auch viel Mattes und Triviales in den Gedichten von Lenartowicz mit unter, und der kindliche Ton, den er anschlägt, hat bisweilen etwas süßlich Manierirtes. Auch die „Entzückung", eine Divina commedia nach Dante, jedenfalls eine Ilias post Homerum, da der mittelalterliche Standpunkt festgehalten, der grüblerische Tiefsinn des Italieners aber durch kindliche Einfalt ersetzt wird, verfällt hin und wieder in etwas spielerische Naivetät. So gleich am Anfang, wenn die Mutter dem Kinde erzählt, wie es bei dem Hergott aussieht, und Gott als eine Sonne in silberner Wolke schildert, oder die heilige Jungfrau silberne Linnen für arme Waisen spinnen läßt, als wäre sie Mitglied eines der neumodischen Frauenvereine! Dies silberne Linnen trägt der Wind an Regentagen durch die Lüfte und es bleibt dann als Alterweibersommer am Zaune hängen.

Dagegen fehlt es der Dichtung auch nicht an einigen glücklichen und großartigen Bildern, welche nur aus einer wirklich gestaltungsfähigen Phantasie hervorgehen können. So ist folgendes Bild aus dem „Fegfeuer" recht sinnvoll:

Den Rosenkranz betend beim Weiterziehen
Sah ich auf faulender Wiese erblühen
Schneeweiße Lilien, die stolz nach oben
Auf schlankem Stengel den Kelch erhoben.
Die würden schon längst jetzt im Himmel prangen,
Als silberner Kranz in die Wolken gehangen,
Hätt' Satan, den ihre Reinheit verdrossen,
Nicht Hoffart und Trotz in ihr Herz gegossen.

Die „Hölle" von Lenartowicz ist nur mit einigen kühnen Fresken ausgestattet. Sie unterscheidet sich von der Dante'schen dadurch, daß in ihr auch Freude und Jubel herrscht:

Ihr wieherndes Lachen, es würde zum Brüllen,
Als Gift einst mischte die Frau ihrem Gatten,
Im duftenden Garten ihn thät' dann bestatten,
Aussäend Lilien, Mohn und Raute,
Damit man kein Zeichen am Grab erschaute.
Und rasend Gelächter erschallte wieder,
Als in der Kirche verstummten die Lieder.
Zum dritten mal jauchzte der Abgrund der Schmerzen,
Als Vaterlandsliebe erstarb in den Herzen.

Dankenswerth ist die biographische Notiz über Mickiewicz, welche Woycke der Uebersetzung einiger Gedichte des bedeutendsten und tiefsinnigsten polnischen Dichters vorausschickt. Namentlich haben die „Krimschen Sonette" den Nerv des Genius. Außerdem sind Proben aus den Gedichten von Zalewski und Odyniecz mitgetheilt, ferner Bruchstücke der Abtheilung „Mindow" aus Kraszewski's „Anafielas", welche Dichtung so lang zu sein scheint, wie das Gedicht, welches der Götterbarde zu Ryngold's Ehren singt:

Lang wie der Niemen
Mitsammt der Wilia.

Ein echt epischer Ton ist in einzelnen Schilderungen nicht zu verkennen, so z. B. wo der Dichter den Besuch Mindow's im Heiligthum von Romowe schildert oder den Besuch des Todesengels mit dem Palmenzweig bei Mindow's neubekehrter Gattin Merli. Wie das erste Bild mit den buntesten Farben der heidnischen Mythologie ausgemalt ist, so strahlt das zweite in allem Glanze des katholischen Legendenhimmels.

Eine andere Domäne der slawischen Literatur, die czechische Poesie, wird von Alfred Waldau in Aneignungen, Uebersetzungen und Erläuterungen eifrig gepflegt. Alfred Waldau sucht uns mit allen Eigenthümlichkeiten böhmischer Nationalität bekannt zu machen, indem er schon in einer frühern Schrift die böhmischen Nationaltänze charakterisirte. Die literarhistorische Studie: „Böhmische Naturdichter", wird indeß durch jene Ueberschätzung der Volkspoesie charakterisirt, welche in gewissen Kreisen für das Zeichen echter Kritik und feinster Bildung gilt, in Wahrheit aber nur eine Schlacke aus den kritischen Hohöfen der romantischen Schule ist. Es ist endlich einmal Zeit, sich über den Werth der Volkspoesie zu verständigen. Alfred Waldau läßt in seinen literarhistorischen Erläuterungen zu den „Böhmischen Naturdichtern" keine Gelegenheit vorübergehen, Ausfälle auf die Kunstpoesie zu machen. Es ist nicht blos Galanterie gegen die Naturdichterin Marie Strocepeznicka aus Pisek, daß er bei der Besprechung ihrer „schönen, frischen Feld- und Waldblumen" gegen die nach Lavendelwasser duftende, auf Fauteuils und Causeusen faulenzende Lovelypoesie ins Feld rückt. Zu diesen „Lovelypoeten" rechnet er aber Dichter, die dieser Richtung ganz fern stehen. Er sagt: „Wir finden da nichts von einer bigoten, thränenfeuchten Redwitz'schen Manier, nichts von einer pomphaften, bramarbasirenden Herwegh'schen Manier, nichts von einer pikanten, ironisirenden Heine'schen Manier, nichts von einer Heidebilder- und Puszta-Manier" — nun fragen wir aber, ob sich diese einfachen Gesänge der „Naturdichter" entfernt mit den Gedichten jener Männer messen können und ob nicht der Puszta-Sänger Petöfi ein ganz anderer „Volkspoet" ist als diese czechischen Naturdichter? Zu einem Naturdichter gehört vor allem, daß er einem niedern Stande angehört und keine ordentliche Schulbildung genossen hat. Was in allen andern Lebensverhältnissen, in den Gebieten der Kunst und Literatur für einen Nachtheil gilt, das soll ein großer Vorzug für einen Poeten sein. Und doch ist die Poesie die geistigste der Künste! Es ist das höchste Raffinement der Bildung, aus der Unbildung ein Verdienst zu machen; denn man vergißt dabei, daß das künstliche Zurückversetzen in die Idylle eines beschränkten Natur- und Lebenskreises von Haus aus nichts mit jenem naturwüchsigen Trällern und Leiern zu thun hat, sondern demselben einen elegischen Reiz unterschiebt, der ihm fern liegt.

Die böhmischen Naturdichter, welche uns Alfred Waldau mittheilt, erfüllen nun allerdings die Bedingungen, welche man an Stand und Bildung solcher Poeten machen muß. Da ist der Schäfer Volny mit zwei Vettern, der Landmann und Dorfrichter Vavack, der Lande

wirth Kothera, der Schäfermeister Blaha aus dem vorigen Jahrhundert; der Schulze Konio, der Schaluppnerssohn Jan Roza, der Lebzeltner-Altgeselle Vaclav Meleznik, der Tischler Planek, der Töpfer Novek, der Krämer Dolezelek, der Schuster Bechyna, und die Begabtesten, der Weber Chladek und der Uhrmacher Jan Lukas u. a. Wer wollte leugnen, daß diese Landleute und Handwerker eine mehr oder minder poetische Begabung haben, deren Spuren sich in ihren Gedichten nicht verkennen lassen? Es bleibt eben nur zu bedauern, daß der Mangel an geistiger Bildung, ohne welche es in der Poesie, wie in jeder Kunst, nur Stümper gibt, diese Talente auf einem sehr untergeordneten Niveau poetischer Leistungen verharren läßt. Das einzige Genre der Poesie, in welchem Naturdichter sich hervorthun können, ist das Lied; doch wären wir in Verlegenheit, aus den zahlreichen, von Alfred Waldau mitgetheilten Proben, die noch dazu sehr fließend und glücklich bearbeitet scheinen, viel Mittheilenswerthes herauszuheben. Am inhaltreichsten ist jedenfalls Chladek, er ist auch politischer Lyriker, wie sein Gedicht über „Altthümelei und Neuerung" und seine „Slawischen Elegien" beweisen. Eine sehr ansprechende und glückliche Allegorie enthält die Elegie: „Der Edelhirsch":

Schweift' ein Edelhirsch, ein laufbehender,
Durch die Waldung über Höhn und Tiefen,
Trug ein hohes Prachtgeweih am Haupte:
Ei wie trug er es so stolz und herrlich!
Aber langsam fiel ihm das Geweih ab,
Fiel ihm nieder von der Stirn, der stolzen.
Ach, im Staube liegt nun seine Zierde,
Die ihm ehmals Waffe war und Krone! —
Kam der Hirsch zur Quelle, um zu trinken,
Und beschaut daselbst sich wie im Spiegel;
Und er ward gar traurig im Gemüthe,
Als er sich des stolzen Schmucks beraubt sah.
Gräme dich nur nicht, du armer Waldhirsch,
Nimm dir den Verlust nicht sehr zum Herzen:
Eh du dich versiehst, schon wird ein neues
Noch viel schöneres Geweih dir wachsen! —
Dies ist unser Volk, dies ist sein Ruhmglanz,
Ja im Staube liegt sein alter Ruhmglanz,
Und ein neuer ist jetzt erst im Werden,
Denn noch sind die Nebel nicht zerronnen,
Noch ist's nicht im Lande laut und fröhlich,
Noch ist nicht der Tag des Herrn erschienen.

Ueberhaupt liebt Chladek's Poesie das Allegorische und Bildliche. So z. B. im „Gleichniß":

Wie nach Belieben der Windhauch kann
Die Spreu, die leichte, verwehn:
So schreibt auch die Liebe dem Mädchen vor
Den Weg, den es müsse gehn.

Von Thal zu Berg und von Berg zu Thal,
So führt es sie spielend, ohn' Rast.
Sie bringt es entweder ins Paradies,
Oder in einen Morast.

Hübsch ist auch das Sonett „Trennung" von Dolezelek, das sich indeß, wie die meisten mitgetheilten Gedichte, von Productionen der Kunstpoesie gar nicht unterscheidet:

O schaut herab ihr Sterne, silberreine,
Die ihr so traurig zieht durchs Wolkengrau!
Stromwellen, wandert nicht zur grünen Au
Durch dunkelschatt'ge Uferfelsgesteine!
Herbstangewehte Blumen, liebe, kleine,
O gebet doch hinweg den Duft und Thau!
Flieht, Vöglein, das Gebüsch, das Himmelsblau,
Und weint mit mir, der ich mein Lieb' beweine.

Das Schicksal reich an Fluch und arm an Segen,
In weiter Ferne hält's die theure Maid —
Ich breit' umsonst die Arme ihr entgegen.

Es muß mein Herz vor Gram zu Grunde gehen,
Ich irre durch die stumme Einsamkeit —
Ach, vielleicht gibt es gar kein Wiedersehen!

Auch die werthvolle Ausbeute aus der „Altböhmischen Minnepoesie" (Nr. 7), die Alfred Waldau übersetzt, ist keine allzu große. Die Minnelieder aus der goldenen Periode sind echte Volkspoesie mit schlichten Pointen, die Minnelieder aus der silbernen Periode erinnern an die deutsche Minnepoesie: geheime Liebe, Liebesnöthen, Qualen der Liebe werden besungen; es fehlt auch nicht an gesuchten und breit ausgeführten Allegorien, wie z. B.:

Seltsam ist des Adlers Sitte:
Hin zur Sonne wendet alle
Jungen er, und läßt sie schauen
Nach dem glüh'nden Himmelsballe.
Jenes aber, das, geblendet
Von dem Glanz, sich scheu abwendet,
Läßt er aus dem Neste stürzen:
Solch ein Aar ist meine Wonne,
Und ihr Antlitz ist die Sonne,
Die mir will mein Sein verkürzen.
Und nun ist mein Herzchen schwer befangen
Von dem Bangen,
Daß es gleich dem jungen Adler stürzen könnt',
Falls nicht für der Sonne Glutschein taugen
Meine Augen,
Dessen Anblick mir die Allerschönste gönnt.

Auch derbsinnliche „Tagweisen" mit ihrer gegen die Bosheit der „Mucker" gerichteten Polemik und „Kleine Lieder", meistens niedliche Epigramme, finden sich in der Sammlung; desgleichen lyrische Fragmente aus einem größern, mehr reflectirenden Liebesgedicht, dem „Maitraum des Prinzen Hynek von Podiebrad", der ein jüngerer Sohn des berühmten kalixtinischen Böhmenkönigs Georg von Podiebrad war.

Das serbische Poem: „Stephan Duschan" (Nr. 8), ist eine epische, in reimlosen fünffüßigen Trochäen, dem bekannten Heldenmaß der Serben, geschriebene Dichtung, deren Inhalt der kühne Ausmarsch des serbischen Zaren, um die Zarigrad, die hehre Zarenburg Konstantinopel, zu erobern; denn die Herrschaft gehört den Serben! Doch im Anblick der Zarigrad erkrankt Stephan Duschan, seine Helden glauben einen weißen Schwan am Himmel zu sehen:

Kommend weit aus nebelgrauer Ferne
Von Jerusalem, der heil'gen Stätte.

Doch es war kein Schwan, sondern der Erzengel Michael mit dem Schicksalsbuche. Er verkündet ihm den nahen Tod, zugleich mit der Prophezeiung:

Deinen Weg, vom Schicksal jetzt verhindert,
Werden deine Enkel dann vollenden;
Und von selbst wird sich die Kirche öffnen,
Wird die großen Heiligthümer bieten.
Bei den Serben wird die Herrschaft bleiben,
Solang Tugend noch und Recht geachtet
Und des Herrn Gesetz wird treu gehalten.

Die Sehnsucht der Serben nach Konstantinopel als der Hauptstadt des Serbenreichs zieht sich in der That wie ein rother Faden durch das Gedicht; ja es sind stereotyp wiederkehrende Verse, welche die Herrlichkeit der Weltstadt mit den Schlüsseln der Welten, mit des Reichs Urkundenbüchern, mit St.-Sophia's Kirche und den Christenheiligthümern schildern. Sehr schön und zugleich für die Anschauung und das Strebensziel der slawischen Stämme griechischen Glaubens bezeichnend ist folgende ausführlichere Schilderung Konstantinopels:

Schön und fruchtbar ist die weite Heimat,
Durch den Reichthum Zarin aller Welten,
Durch die Schönheit Krone auf der Zarin.
Nähren könnte sie der Menschheit Hälfte,
Und das Heer von sieben Königreichen.
Doch wie prächtig ist in ihr die Feste,
Zaren-Feste, hehre Zarigrade,
Glanz ihr gebend mehr als alle Schätze,
Und die Schätze aller Welt bewahrend,
Und die alten Reichs-Urkundenbücher.
An zwei Meeren sitzet Zargrads-Feste,
Die sie kühl und lieblich stets umspülen.
Stolz ist sie, im Meere sich zu spiegeln,
Wieviel stolzer noch am Meer zu herrschen!
Reich an allen Städten ist das Zargrad,
Voll die Stadt von funkelnden Demanten,
Voll von Perlen und von Meerkorallen,
Weißer Seide und dem rothen Sammet.
Könnte kleiden Asien und Missir*)
Und das Land, den alten Sitz der Christen;
Und die ganze Welt mit Schätzen schmücken.
Doch sie alle müssen schamroth schwinden,
Sähst du auch das einz'ge Weltenwunder.
Welches Wunder? — heilige Sophia!
Niemand kann sie mit den Worten schildern,
Niemand kann sie mit der Feder schreiben,
Niemand kann sie wachend vor sich zaubern,
Noch im Schlafe ihren Glanz sich träumen.
Wenn dort oben alle Himmelsperlen
Sollten alle sich in Sonnen wandeln,
Und zu einer Strahlensonne werden.
Sie dann würde ihre Bahn verlassen,
Dreimal täglich in die Fluten steigen,
Dreimal drein ihr golden Antlitz tauchen,
Dreimal wieder an den Himmel schweben;
Ewig weilen über St.-Sophia,
Ewig weilen, ewig sie beneiden.
In der Kirche sind vier Heiligthümer:
Eines, Kaiser Konstantinos' Krone,
Dann das Kreuz der heiligen Helena,
Auch der Krummstab von dem heil'gen Sava,
Und des heil'gen Javan Meßgewänder.

Diese Verse zeugen auch von der bekannten melodischen Weichheit und Klangfülle serbischer Dichtung, welche wol die poesiereichste in den slawischen Literaturen ist. Selbst die fünffüßigen Trochäen, so sehr sie zu Wiederholungen verleiten, sind doch mit Energie gehandhabt und rufen nicht den Eindruck des Schleppenden hervor.

9. Romanzero der Spanier und Portugiesen von Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack. Stuttgart, Cotta. 1860. 8. 2 Thlr.

In dem umfangreichen Werke wird uns die gesammte Blüte der spanischen und portugiesischen Romanzen, mit Ausschluß der Romanzen vom „Cid" geboten. Wie wir aus der Vorrede erfahren, sind die ältern echt volksmäßigen Romanzen mit genauem Anschluß an den Urtext übersetzt, während bei spätern Dichtungen manches gekürzt und bei mehreren mangelhaften Behandlungen des nämlichen Stoffs die Lücken der einen aus der andern ergänzt wurden. Die mitgetheilten Romanzen zerfallen in drei Abtheilungen: „Romanzen von Kaiser Karl und den Paladinen", „Romanzen aus der Geschichte und Sage der Pyrenäischen Halbinsel", „Vermischte Romanzen". Es ist bekannt, daß die spanischen Romanzen sich durch ihren echt epischen, nirgends durch lyrische Ergüsse gefärbten Charakter auszeichnen. Der vorliegende „Romanzero" wird dem großen Publikum den Beweis für die Richtigkeit dieser von den Literarhistorikern aufgestellten Behauptung geben. Die Handlung entwickelt sich rasch, bestimmt, mit stark markirten Einschnitten, sie schreitet resolut zu den Katastrophen fort, und läßt alles beiseite liegen, was ihren Fortgang hemmen könnte. Freilich, Glanz der Schilderung und Breite des epischen Behagens würden wir ebenso wenig in diesen Romanzen finden; es sind schlichte Erzählungen, die meistens durch die Grellheit ihres thatsächlichen Inhalts wirken und mit dem richtigen Instinkt für den „Effect" gedichtet sind; es sind Ritternovellen in Versen, mit oft überraschenden, meist blutigen Pointen.

Daß Friedrich von Schack, der formgewandte Uebersetzer des Firdusi, der Literarhistoriker, dem wir eine so vortreffliche Arbeit über das spanische Theater verdanken, und Emanuel Geibel, der talentvolle Lyriker, der bereits mehrfach Proben seiner genauen Kenntniß der romanischen Literaturen abgelegt, vorzugsweise berufen sind, die Beschäftigung mit spanischer Romanzendichtung zu künstlerischem Abschluß zu führen, leidet wol keinen Zweifel, und in der That sind die Romanzen dieses „Romanzero" von so gedrungener Plastik der Form, die Redondillas so abgerundet, der Wohllaut der Assonanzen so einschmeichelnd, wie man es nur von dem Ruf der beiden Herausgeber erwarten konnte.

Die „Romanzen von Kaiser Karl und den Paladinen", obgleich eine Verherrlichung fränkischen Nationalruhms, und wol durch die Anregung der provenzalischen Jongleurs entstanden, mit denen die nordspanischen Joglares in Verkehr treten, bewahren dennoch ihren spanischen Charakter in dem streng epischen Ton, den sie anschlagen. Selbst wo sie heiße Liebesleidenschaft schildern, geschieht dies ohne jeden lyrischen Zug, wie z. B. in der Romanze von „Rosenblüte":

Steht ein Schlößlein in Castilien,
Kühlenfels hat man's benannt;
Felsen heißen sie das Schlößlein,
Aber kühl den Quell daran.
Dessen Mauern sind von Golde,
Und die Zinnen silberklar:
Zwischen Zinn' und Zinn' inmitten
Steht ein Saphir jedesmal,
Der bei Nacht so helle funkelt
Wie die Sonn' am hohen Tag.

*) Aegypten.

Drinnen wohnt ein junges Fräulein,
Rosenblüte wird's genannt,
Das umwerben sieben Grafen,
Drei Herzög' aus welschem Stamm,
Doch in ihrem Uebermuthe
Weist sie alle Freier ab,
Denn sie liebt den Montesimos,
Den sie nie mit Augen sah.

Einst geschieht's, daß Rosenblüte
Plötzlich aufschreit in der Nacht.
Wohl vernahm's der Kammerdiener,
Der vor ihrer Kammer lag.
„Was geschah Euch, Rosenblüte?
Herrin, sagt, was Euch geschah?
Seid ihr toll und thöricht worden,
Oder seid ihr liebeskrank?" —

„Nimmer werd' ich toll und thöricht,
Doch vor Liebe bin ich krank;
Auf und bringe mir nach Frankreich
Diesen Brief ins schöne Land.
Gib ihn dort an Montesimos,
Der mein ganzes Herz entflammt,
Sag' ihm, daß er heim mich suche
Auf den Blumenostertag;
Diesen Leib wollt' ich ihm geben,
Wol den schönsten hier im Land,
Außer jenem meiner Schwester,
Der in Feuer sei verbrannt;
Ja, und wenn er mehr verlange,
Mehr noch soll' er dann empfahn,
Soll' empfangen sieben Schlösser,
Die die besten hier im Land."

Wir theilen diese Romanze nicht wegen ihrer dichterischen Schönheiten mit, sondern um das Charakteristische der Behandlungsweise anschaulich zu machen.

Die buntbewegte, romantische Welt treuer Liebe, kecker Herausforderung, verheißener und befriedigter Rache, welche sich schon im ersten Romanzenkreis, besonders in den Romanzen von Geyferos und Calaynos, vor uns entrollt, gewinnt in dem zweiten Romanzenkreis: „Romanzen aus der Geschichte und Sage der Pyrenäischen Halbinsel", noch einen weitern geschichtlichen Hintergrund im großartigen Kampf der Spanier mit den eingedrungenen Mauren bis zur Eroberung Granadas. Freilich fehlt in dieser fragmentarischen Epopöe voll bunter Abenteuer der Hauptheld, der tapfere Cid Campeador! Dennoch gibt sie ein ziemlich umfassendes Gemälde des welthistorischen Kampfes von der ersten Klage des geschlagenen spanischen Königs Rodrigo:

Gestern war ich Herr von Spanien,
Heut' von keiner einz'gen Stadt;
Gestern hatt' ich tausend Schlösser,
Heute keins im ganzen Land;
Gestern hatt' ich, mir zu dienen,
Kriegsgefolg' und Dienerschaft,
Heut' ist auch kein Mauerziegel,
Den ich mein noch heißen darf.
Weh! Unselig war die Stunde,
Und unselig war der Tag,
Da ich ward zur Welt geboren
Und ererbte Kron' und Land;
Denn verlieren sollt' ich alles
Wiederum auf einen Schlag.
Komm, o Tod! Was säumst du länger,
Aus des schnöden Körpers Haft
Meine Seele zu erlösen?
Grüßen will ich dich mit Dank —

bis zur letzten Klage des Maurenkönigs Boabdil nach der Einnahme von Granada:

O Granada, die auf Erden
Du nicht deinesgleichen hast,
Die des ganzen Mohrenvolkes
Ruhm und Stolz du lange warst!
Siebenhundert Jahre sind es,
Seit in dir mein Königstamm,
Der mit mir nun traurig endet,
Hat geherrscht mit Glanz und Macht.
Eine hochberühmte Mutter
Edeln Volkes warst du lang,
Warst die Mutter tapfrer Ritter,
Welche, nimmer müd' im Kampf,
Mit Castiliern und den Christen,
Manche Heldenthat gethan,
Warst die Mutter holder Frauen,
Deren Reiz mit Allgewalt
Stets die Ritter, die sie liebten,
Hoch zur Tapferkeit entflammt,
Und auf deren Wink die Streiter
Aus dem fernen Afrika,
Nur weil sie es also wünschten,
Siegreich schlugen manche Schlacht.
Heimat feiner Sitte warst du,
Wie der kriegerischen Kraft;
Mit erhabnen Prachtgebäuden
Hast du stolz und hehr geprangt!
Weh, im Feld und in den Gärten
Deines schönen Vegathales,
Seh' ich heut' nur welke Blumen,
Und von Bäumen sind sie kahl.
Wer solch Diadem verloren,
O den König treffe Schmach!
Nicht zu Roß mehr darf er steigen,
Reden nicht von Streit und Kampf;
Nein, in Jammer muß er enden,
Muß vergehn in dunkler Schmach.

Größere Romanzencyklen aus dieser Abtheilung sind die Romanzen von den „Sieben Infanten von Lara" und die von „Bernardo del Carpio". Verrätherei und Rache für den Verrath sind die Grundzüge dieser Gedichte. Das spanische Ritterthum ist übrigens roh und gewaltthätig genug; das Kopfabhauen spielt in diesen Romanzen fast eine so große Rolle wie auf den Marionettentheatern, und die „Glocke von Aragon" wird fortwährend geläutet. Mit dieser Glocke hat es nämlich folgende Bewandtniß. Don Ramiro war früher Mönch und wurde dann König Aragons. Die Großen spotteten sein, weil er fromm war und nicht blos des Waffenwerks pflog:

Wol die Glocken kann er läuten,
Aber taugt nicht für den Thron.

Ramiro fragt seinen Erzieher, einen Abt, um Rath in einem Schreiben, das dieser im Klostergarten liest und schweigend nur mit symbolischen Geberden beantwortet, indem er sein Messer herauszieht und die höchsten Zweige damit stutzt. Der König versteht den Rath, ruft die Großen zusammen, unter dem Vorwande, eine Glocke von so starkem Ton gießen zu wollen, daß man sie durch das ganze Reich hört:

Eines Tags nun lad't der König
Seine Großen vor den Thron,
Und sie finden, eingetreten,
Rings den Saal von Kriegern voll,
Welche auf den Wink Ramiro's
Denen, die zumeist getrotzt,
Von dem Rumpf die Häupter hauen,
Funfzehn schickt er so zum Tod,
Und nach seinem Willen werden
Am Gebälk des Thrones hoch
Ihre Häupter reihenweise
Aufgehängt in Glockenform.
Dann zu den Trabanten spricht er:
„Ruft herein den Erzbischof!"
Dieser naht und schrickt zusammen,
Daß ihm fast der Athem stockt.
„Was ist das, mein hoher König,
Sagt mir, was erblick' ich dort?"
Drauf der König: „Eine Glocke
Ist's, doch fehlt der Klöppel noch."
Schnell, auch ihm das Haupt zu fällen,
Gibt den Kriegern er Gebot,
Und inmitten jener andern
Hängt alsbald des Bischofs Kopf.

Das ist der sanglante Witz der spanischen Romanzen! Mit Executionen schließen sehr viele ab, wie z. B. die von König Pedro dem Grausamen, der seine erste Gemahlin Donna Blanca durch einen Hammerknecht umbringen läßt. Nachdem die unglückliche Tochter des bourbonischen Stammes ihre Unschuld betheuert hat, schließt das Gedicht mit grausamer Simplicität:

Als sie dieses Wort gesprochen,
That der Scherge seinen Schlag,
Und das Hirn aus ihrem Haupte
Spritzte durch den weiten Saal.

Die dritte Abtheilung: „Vermischte Romanzen", enthält viele portugiesische, die nicht so chronikenhaft dürr, sondern mit mehr lyrischem Schmelz ausgestattet sind, darunter auch mancherlei Beiträge zur Poesie des Ehebruchs und auch andere frivole Pointen, wie in dem Mädchen, das in den Krieg zieht.

Der spanische Romanzero ist jedenfalls eine werthvolle Bereicherung jener in Deutschland so eifrig gepflegten Weltliteratur, zu welcher Herder und Goethe die ersten Anregungen gegeben.

In diesen Kreis gehören auch die:

10. Gedichte und Uebersetzungen, nebst beigefügten Originaltexten von August Boltz. Berlin, Plahn. 1860. 16. 22½ Ngr.

Die eigenen Gedichte sind landschaftliche Bilder aus dem Harz und Taunus, meistens mehr äußerlich schildernd, als lyrisch stimmungsvoll. Dagegen findet sich unter den Uebersetzungen, denen die Originaltexte beigefügt sind, viel Anmuthendes aus englischer, russischer, polnischer, spanischer, portugiesischer u. s. w. Literatur. Die Uebersetzungen sind gewandt und fließend. Sehr kräftig sind die patriotischen Gesänge von Charles Mackay, „Rollandheim" und „Die Männer vom Nord"; prächtige Bilder aus Rußland „Der Schneesturm" und „Die Steppe" von Kressow, schwunghaft die spanischen Dichtungen Saavedra's, des Herzogs von Rivas, sinnlich üppig der portugiesische Gesang des Indianers von Gonçalves Dias.

Rudolf Gottschall.

Humoristische und satirische Literatur.

1. Xenien in Prosa oder die Extrablätter des Genius. Fliegende Arabesken zur laufenden Literatur- und Culturgeschichte. Herausgegeben von Ernst Thränenlacher, Tagelöhner mit dem Geiste und Vorstand der jüngstdeutschen Schule. Bonn, Rheinische Buchhandlung. 1861. 8. 28 Ngr.
2. Satyros. Satyros als Prolog. Gestern und heute. Elysische Scenen. Dresden, Zeh. Gr. 8. 5 Ngr.
3. Der Badeort Salzloch, seine Jod-, Brom-, Eisen- und salzhaltigen Schwefelquellen und die tanninsauren animalischen Luftbäder, nebst einer Apologie des Hasardspiels. Dargestellt von Dr. Polykarpus Gastfenger. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1861. 8. 24 Ngr.
4. Die Smueliade. Grotesk-komisches Heldengedicht nach dem Altspanischen des Don Pedro Meinolpho de las Padras Mendoza in einige teutsche Reime gebracht von C. A. K. Münster, Brunn. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Michel und seine Kinder. Fastnachtsspiel von J. L. Hoffmann. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1861. 8. 3 Ngr.
6. Humoristisch-satirischer Scherz in Knittelversen von Baron Rast. München, Franz. 1860. 8. 8 Ngr.
7. Das wilde Heer in Deutschland. Wie Kaiser Napoleon III. die unvereinigten Staaten von Deutschland mit Fuchsfallen, Fischangeln, Jagdgarnen und Leimruthen fangen, schlachten, abhäuten, in Vierräuberessig mariniren, sieden, an Bajonneten braten, eigenhändig transchiren und in Portionen an seine Büchsenspanner vertheilen wollte. Ein humoristisch-satirischer Vexirspiegel in Blumauer's Manier für alle, die hineinschauen. Von Mephisto. Fünfte Auflage. Freising, Datterer. 1860. 12. 5 Ngr.
8. Das Studentencorps Vandalia. Deutsches Universitätsleben und Fahrten durch die Welt. Von Eduard Wilhelm Germer. Mit zwei Illustrationen. Leipzig, Wengler. 1859. 16. 10 Ngr.
9. Bierzeitungs-Poesien. Herausgegeben von Albertus Baribal. Breslau, Maruschke und Berendt. 1860. 16. 12 Ngr.
10. Das Glas. Ein Hymnus auf das deutsche Kneipleben. Parodie der Glocke Schiller's. Von einem erlanger Germanen aus der Pfalz. Neustadt a. d. Haardt, Witter. 1860. 12. 4 Ngr.
11. Die Bitteriade oder Weihnachtsabend der Wirthshäusler. Burleske in zehn Gesängen. Gewidmet allen Trinkern von gutem Humor von C. A. K. Mainz, Gottesleben. 1859.
12. Der Froschmäusekrieg. Ein nachhomerisches komisches Heldengedicht. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von Karl Uschner. Breslau, Trewendt. 1860. 16. 6 Ngr.
13. Der Helden Primas und Secundas Schneekampf. Gesungen von W. Woltersdorf. Zweite Auflage, besorgt von W. Gliemann. Salzwedel, Schmidt. 1860. 12. 10 Ngr.
14. Allerhand Humore von Joseph Wester. Erste Sammlung. Köln, Bölling. 1861. Gr. 16. 22½ Ngr.
15. Humoristische Seifenblasen. Für fidele Käuze zum Vortrage in fidelen Kreisen. Von Karl Hertzog. Mainz. 1859. 8. 4 Ngr.

Nicht wahr, eine ganz stattliche Colonne von komischen, humoristischen und satirischen Schriften? Wenigstens den Trieb, menschliche, literarische und politische Zustände komisch und satirisch aufzufassen, wird man hiernach auch der jetzigen Generation nicht absprechen können, obschon ihr, wie sogar den Deutschen überhaupt, die Fähigkeit zur komischen Production abge-

sprochen worden ist. Und doch weiß der Kenner, daß auch die komische Literatur der Deutschen eine ebenso reichhaltige, als eigenartige und mannichfaltige ist und daß es Zeiten gegeben hat, wo sie allein noch in Blüte stand, während alle übrigen Gattungen der poetischen Literatur, das kirchliche Lied vielleicht ausgenommen, trostlos danieder lagen. Leider aber ist zu summarischen Urtheilen und unbedachten Absprechereien, selbst auf die Gefahr hin, dem eigenen Fleisch und Blut wehe zu thun, der Deutsche vielleicht aufgelegter als irgendeine andere Nation, während er freilich auch andererseits den Mund über Gebühr von sich voll nehmen kann. Das weise Maßhalten scheint ihm in der That schwer zu fallen. Wenn nun einzelne gegenwärtig den jetzigen Deutschen die Fähigkeit zur komischen Production absprechen wollen, so verfallen sie in denselben absprechenden Ton, wie diejenigen, welche die gegenwärtige Generation überhaupt für unfähig halten, poetisch zu schaffen, und den poetischen Talenten alles Dichten kurzweg verbieten möchten. Aber allerdings leidet die humoristische Schöpfungskraft unter der stiefmütterlichen Behandlung, die ihr von seiten der Kritik zu Theil wird; man wagt sich nicht leicht an eine umfangreiche Composition; man liefert nur kleine Brocken statt ganzer Laibe, Skizzen statt ausgeführter Schöpfungen, Genrebilder im kleinsten Rahmen aus kleinstädtischen Kreisen, dem Kneipenleben u. s. w., oder man hält sich, statt an große und allgemein menschliche Verhältnisse, an irgendeine Specialität: der Schriftsteller persiflirt den Schriftsteller, der Mediciner den Mediciner, der Postbeamte die Postverhältnisse und so fort; andere liefern bloße Gelegenheitsschriften politischen und andern Inhalts.*) Aber wie gesagt, die Lust und der Trieb zu humoristischer Production sind reichlich vorhanden und sie zeigen sich auch an der Vorliebe für humoristische Blätter, die freilich das Publikum zu sehr an den illustrirten Humor gewöhnen, für die Posse und für komische Vorträge in geselligen Kreisen.**) Daß es aber in Deutschland, wo die Krähwinkelei und Philisterei, diese in ihrem weitesten Begriff genommen, nie aussterben, sondern immer nur neue Formen annehmen zu wollen scheint, an Gegenständen für die Satire Ueberfluß statt Mangel ist, wird wol niemand im Ernste leugnen wollen. Viel mag übrigens auf diesem Gebiete der Literatur gepfuscht worden sein und noch gepfuscht werden, aber wahrlich nicht mehr als auf andern Gebieten auch.

Voran stellen wir zwei Schriften, deren Satire sich zumeist gegen literarische Persönlichkeiten und Erscheinungen richtet. Zunächst fallen uns die „Xenien in Prosa" (Nr. 1) in die Augen, die einmal des Spaßes oder der Reclame wegen durch ein förmliches gedrucktes, übrigens witziges Rundschreiben als der wahre echte Nachlaß Heinrich Heine's, im Gegensatz zu den bekannten Steinmann'schen Publicationen, ausgegeben wurden, was auch, wunderlich genug, hier und da glaubwürdig gefunden worden ist. Der pseudonyme Herausgeber Ernst Thränenlacher, ein Name, der sich schon durch seine Zusammensetzung als ein fingirter ergibt, sollte eine in Amsterdam wirklich existirende Person, ein Dr. phil. Ernst Lacher sein, der vier Wochen vor Heine's Tod durch den Telegraphen an dessen Sterbelager berufen wurde und von dem Dichter den Auftrag erhielt, seine nachgelassenen Schriften herauszugeben. Die Erklärung oder vielmehr „Enthüllung" Ernst Lacher's schloß possirlich genug: „Gustav Heine mag stänkern, Steinmann mag schimpfen, die Ehre des Unsterblichen zu retten steht mir höher als die Furcht vor Pechangreifung. Die Sache liegt so: Ich bot einer hiesigen Verlagsbuchhandlung das Manuscript an, aber sie verlangte eine Heine'sche Titeletikette, die ich nicht gestatten konnte. Da ließ sich ein anderer bereitwilliger finden. Das ist das ganze Geheimniß! Mag wer will 2 Thaler für Cichorien wegwerfen, wenn der echte Kaffee 28 Ngr. kostet. Ich frage nur noch: ist es einfach möglich, daß Heinrich Heine diese gewaltigen, vernichtenden, zu Boden schmetternden Satiren auf Paul Heyse und Heinrich Düntzer nicht geschrieben haben kann? Heine's damaliges hier lebendes Stubenmädchen, Lisette Binder, wird meine Aussage in allen ihren Theilen bestätigen."

Der Scherz war faustdick, aber auch der größte Unsinn findet, in gehörige Form gebracht, selbst in der ungläubigsten Zeit Gläubige. Ein Blick in den Stil und Inhalt der Schrift genügt, um sich zu überzeugen, daß Heinrich Heine und dieser Ernst Thränenlacher zwei höchst verschiedene Individuen sind. Indeß wer ein Liebhaber literarischer Satire ist, wird einige der hier vereinigten prosaischen Aufsätze und Gedichte nicht ohne ein gewisses Vergnügen lesen. In dem satirischen Aufsatz „Vom Club der Saubern oder die Kunst nach München berufen zu werden" wird namentlich „Heisepäulchen" oder der „kleine Goethe" verspottet, auch ein Aufnahmeformular mitgetheilt, wie es nöthig ist, um in den „Club der Saubern" zugelassen zu werden. Hiernach muß sich der Aufzunehmende unter anderm verpflichten, dem Director Heisepäulchen „unausgesetzt Weihrauch zu streuen", dagegen „sämmtliche Poeten des Standpunktes der Neuzeit vornehm zu ignoriren" u. s. w. Den meisten Witz findet man vielleicht in dem Aufsatz „Die Seife und die Ehe", obschon er an Breite leidet; am sinnreichsten erschien uns aber ein Gedicht über das Treiben in den verschiedenen Lebensaltern bei beiden Geschlechtern, das den freilich etwas seltsamen Titel „Köck und Guste" trägt.*)

Das seinem größten Theile nach polemische Reimwerk „Sa-

---

*) Die humoristische Novelle von Adolf Zeising „Die Reise nach dem Lorberkranze" gehört nicht zur Gattung solcher satischer Gelegenheitsschriften und muß einer künftigen Besprechung vorbehalten bleiben.

**) Hiervon zeugen unter anderm die Sammlungen von humoristischen Gedichten und Vorträgen, die, von der Kritik unbeachtet, fortdauernd in großer Zahl erscheinen und ihr Publikum finden. Von den neuesten Erscheinungen dieser Art nennen wir die von F. Wehl herausgegebene Sammlung „Neuester Declamator" (nebst Anhang „Polterabendscherze", „Aus Krähwinkel" u. s. w.) und die bei weitem umfangreichere, in E. Wengler's Verlage zu Leipzig erscheinende Sammlung „Großes Declamatorium", die auf zehn Lieferungen berechnet ist, von denen bereits fünf erschienen sind. Wengler's „Großes Declamatorium" enthält auch ernste Sachen, weitaus überwiegend aber Launiges, Satirisches und Humoristisches. Dahin gehört auch das nicht weniger als fünf Bände starke „Conversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor", ursprünglich herausgegeben von M. G. Saphir, jetzt in zweiter von Glaßbrenner überarbeiteter und vermehrter Auflage bei Schaefer in Dresden erschienen. Hierbei erlaube ich mir, des mit dem zweiten Bande vor einiger Zeit abgeschlossenen, von E. Wengler unter meiner besondern Mitwirkung herausgegebenen und von mir mit literarhistorischen und andern Zuthaten versehenen Werks: „Hausschatz der deutschen Humoristik", zu gedenken. Dies Werk enthält vom literarischen und socialen, nicht blos zum Declamationszweck ausgewählte charakteristische Proben des deutschen Humors von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, und darunter manche Seltenheiten. In einzelnen Fällen sind zwar auch andere Sammelwerke, wenigstens das große von Ignaz Hub benutzt worden, aber meistens ist an der Quelle selbst unmittelbar geschöpft und auf die Werke der betreffenden Humoristen zurückgegangen worden.

*) In demselben Verlag wie diese „Xenien in Prosa", dem der Rheinischen Buchhandlung in Bonn, erschien gleichzeitig die Schrift: „Muckerromantik oder Tagebuch eines Seelensuchers. Roman aus dem Wupperthal", die jedoch ihrem ganzen Charakter nach nicht eigentlich in die obige Reihe mehr launiger Producte gehört. Im Vorwort wird bemerkt: „Dieser Roman, der keiner ist, zeigt uns am häuslichen Herde des Pietismus und seines naturgemäßen Gegensatzes, des Atheismus, die tiefe sittliche Fäulniß der christlichen Gesellschaft unter dem zur frivolen Heuchelei führenden Druck des Gewissenszwangs. Die vorgeführten Hauptpersonen leben sämmtlich und die mitgetheilten Briefe sowol wie die Tagebuchblätter sind wirklich geschrieben worden." Die Frage, welche diesem angeblich auf Wahrheit beruhenden Roman zum Grunde liegt, hat seitdem durch die Vorgänge im elberfelder Waisenhause eine neue unheimliche Beleuchtung erhalten.

tyros" (Nr. 2) besteht aus einem Vorwort: „Satyros als Prolog" und den elysischen Scenen „Gestern und heute". In jenem heißt es unter anderm: „Sagt ihr nun: «Was soll jetzt das Spaßen? Die Zeit ist ernst!» so erwidere ich: «Gut, dann kann sie ein heiteres Büchlein brauchen, und daß dies nicht ein läppisches sei, darf ich mit Wahrheit versichern.» Sagt ihr: «Wir haben keine Zeit für die Kunst! Uns drücken schwere Sorgen!» so entgegne ich: «Sollen Deutschlands Finken und Lerchen feige verstummen, weil fränkische Geier nach Raub kreischen? Froh und muthig das Heute genießen, ist eine gute Vorbereitung für jedes mögliche Morgen.»"

In den „Elysischen Scenen" unterhalten sich unter anderm die Geister Goethe's und Schiller's mit einem neuern Dichter. Dieser erzählt ihnen:

Noch in diesen letzten Tagen
Hat sich Folgendes begeben:
Ein Gelehrter, der soeben,
Uebend kritisch scharfe Sichtung,
Manch Jahrhundert deutscher Dichtung
Durchgemustert, sah, es fände
Sich nach all dem vielen Lesen,
Das ihm oft zur Last gewesen,
Wol noch Stoff für sieben Bände
In den Werken letzter Tage.
Und er rief: „Soll meine Plage
Ewig währen, ihr Halunken?"

Der Gelehrte kommt nun in seinem Aerger zu dem Schlusse:

Des Gesinges wird zu viel!
Deutsche Muse, bist steril!
Deutsches Volk, nur noch Gelichter
Kannst du zeugen, keine Dichter!

Schiller nimmt hierauf das Recht der Poeten, auch in unsern Tagen zu dichten, warm in Schutz, indem er unter anderm bemerkt:

Muth zum Streben, Trost im Leid,
Preis für männliches Vollenden
Heischte jede wackre Zeit
Von der Muse Götterhänden —

worauf der Dichter äußert:

Wahrlich, nicht so warm, wie du,
Haben sie sich selbst vertheidigt!
Nickten meist ihm Beifall zu,
Der so gröblich sie beleidigt.

Die Satire richtet sich sodann besonders gegen Charlotte Birch-Pfeiffer und August Montag, den „Realen". Dieser sieht sich nach einem Recensentengenossen um:

Und er klagte seine Nöthe,
Liebeheischend und mit Weinen,
Einer giftgeschwollnen kleinen
Braunen Recensentenkröte.
Und sie nahm ihn an in Gnaden,
Und sie gab, vor allem Schaden
Ihn zu wahren, als Adept
Gleich ein köstliches Recept:
„Bei der Arbeit such', Roman,
Deutsche! Dixi. Julian."
Und der andre zog von hinnen,
Also denkend: „Welch Beginnen
Deutschen Volks ist jeder Roheit
Ferner, gleicht an innrer Hoheit,
Gleicht an still bescheidnem Wandel
Euerm Thun, die ihr durch Handel
Obst, gebacken und gesotten,
Kaffee, Zucker, Käse, Sprotten
Unter Völker mild verbreitet?"
Und von diesem Stern geleitet,
Sicher in den Grundtendenzen,
Fing er an, Ingredienzen
Köstlich lecker beizumischen;
Geisterintroductionen
Bozisch wußt' er aufzutischen;
Mohikaner und Huronen
Durfte Cooper nicht versagen;
Auch das Herz uns, nächst dem Magen,
Christenthümlich zu erregen,
Hänselt er die Juden köstlich;
Seinem Vaterland zum Segen,
Frißt er Tausende von Polen u. s. w.

Dann fährt der Satiriker fort:

Diese Schöpfung seiner Launen
Brachte Montag nun dem Braunen;
Dieser fand sie wohlgerathen,
Hat sie huldvollst anerkannt,
Und sie ward von ihm als Pathen
„Deutschlands bestes Buch" genannt.

Das witzigste unter den uns vorliegenden Büchern ist wol die Satire „Der Badeort Salzloch", nur freilich richtet sich die ergötzliche Laune des Dr. Polykarpus Gastfenger, der sich auf dem Titel des Buchs als „fürstlich Schnackenbergischer Medicinalrath und Brunnenarzt, Mitglied der aquatischen Gesellschaft, des deutschen Douche-Vereins, des Casinos und des Kegelclubs zu Schnackenberg, sowie vieler anderer gelehrten Gesellschaften correspondirendes und Ehrenmitglied u. s. w." bezeichnet, gegen einen sehr speciellen Gegenstand, gegen die öffentlichen marktschreierischen Anpreisungen gewisser Badeorte und gegen das Leben und Treiben in den Bädern selbst. Um von dem Geist des Humors, in welchem das Buch geschrieben ist, einen Begriff zu geben, wird es das Beste sein, hier eine Probe mitzutheilen und zwar folgende:

„Von den animalischen tanninsauren Luftbädern, unserer großen Specialität, haben wir bereits gesprochen. An Gelegenheiten für die übrigen Liebhabereien der Kranken und der Aerzte fehlt es uns, dem Himmel sei Dank! auch nicht. Eigentliche Inhalationsbäder und Gasbäder haben wir zwar keine, aber zahlreiche Kuhställe ersetzen diesen Mangel; die Viehzucht riecht hier überall durch. Ebenso hat man noch keine Turnanstalt zum Betrieb schwedischer Heilgymnastik; doch empfehlen wir als Aequivalent den Verlangenden das Kegelspiel im Biergarten «Zum blauen Auge», wo sich auch noch zu weiterer gymnastischer Ausbildung Gelegenheit dadurch bietet, daß die Spielpartien Sonntags meist mit einer Prügelei enden. Wir empfehlen die Benutzung dieser Anstalt mit entschiedener Wirkung hypochondrischen Kranken. Eine weitere körperliche Kraftübung ist das Holzspalten, welches die Gastwirthe bereitwillig und gegen eine mäßige Vergütung ihren Gästen überlassen. Gelegenheit zur Traubencur ist hinlänglich vorhanden, wenn man sich die Trauben aus Türkheim kommen läßt; außerdem wollen wir andeuten, daß wir im Begriff sind einen Ersatz in der bequemen Rosinencur zu erfinden. Magnetelektricität kann bei uns immerhin angewendet, ja muß angewendet werden, da sie einmal Mode ist, und da der Arzt mehr wie jeder andere immer des Spruches gedenk sein muß: Est modus in rebus! Für die Molkencur mußte hinreichend gesorgt werden, denn welcher Curort kann sie entbehren? Wo eine Ziege grast, ist sicher eine Molkenanstalt nebenan, und über Europa bricht eine Molkensündflut herein. Deshalb hält auch der alte Ortsschneider eine Geiß und ist auch ein wirklicher, natürlicher Appenzeller der mit rother Weste und gelben Hosen, mit dem Wahrzeichen eines echten Senners, einer kleinen messingenen Käsekelle am rechten Ohr, und mit einem hölzernen Pfeifenstummel im Munde, aus dem er den Leuten schlechten Tabacksqualm in das Gesicht pafft (scheint zur Cur zu gehören). An Eseln fehlt es uns nie, die aber keine Milch geben. Eine Aepfelweincur zu gebrauchen wird niemand verhindert sein, der diese saure Arbeit übernehmen will. Fichtennadelbäder, diese modernste Terpentinölung oder Menschenfirnissung, sind im Decoct und Destillat leicht zu

beschaffen. Wir bedauern, wie gesagt, keinen salzsauren Mineralschlamm wie Kissingen oder Marienbad zu besitzen, haben uns aber durch das oben Angedeutete vollkommen getröstet. Daß wir Quellsalzseife und Salzlocher Pastillen in einer der nächstgelegenen chemischen Fabriken anfertigen lassen, versteht sich von selbst. Unser Mineralwasser theilt auch noch mit andern Schwestern, z. B. dem wiesbadener, die Eigenthümlichkeit, daß es durch Zusatz einer entsprechenden Menge von Bittersalz eine noch entschiedener eröffnende und abführende Wirkung bekommt. Eine eigentliche Anstalt für Haut- und Flechtenkranke haben wir nicht; doch können wir diese Gelegenheit nicht vorüber lassen ohne die auffällige Beobachtung mitzutheilen, daß wir bei Lähmungen und atonischen Zuständen der Haut heilenden Nutzen von dem Gebrauch eines hier populären, sehr verbreiteten Mittels gesehen haben. Wir meinen die durch Wanzen und Flöhe entstandene Hautreizung; mehrere Wirthshäuser eignen sich vor andern zu dieser Cur; doch müssen wir bekennen, daß wir die stricten Indicationen für diese Excitantien noch nicht festzustellen vermochten. Jedenfalls aber haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß unsere Flöhe und Wanzen keine gemeinen Flöhe und Wanzen sind, sondern durch die Thermalgase und den salinischen Lebenswandel alterirte und potenzirte Wesen."

Der Verfasser der Schrift, Dr. Polykarpus Gastfenger, ist ein anderer als H. Hoffmann, Verfasser des „Struwwelpeter".

Da wir hier gerade bei der medicinischen Satire stehen, so gedenken wir noch der „Smueliade" (Nr. 4), der lustigen Schilderung des Lebenslaufs eines Mediciners, der nach mancherlei Experimenten zuletzt als „professor homoeopathicus" erst in „Pleißlthen" und dann in Köthen sein Wesen treibt. Das Gedicht ist im Stil und in der Knittelversmanier der „Jobsiade" geschrieben, mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt versehen und mag sich namentlich Aerzten zur unterhaltenden Lectüre empfehlen.

Unter den politischen Satiren, die wir nun folgen lassen, verdient das Fastnachtspiel „Michel und seine Kinder" (Nr. 5) von .L. Hoffmann in Nürnberg den Preis. Es treten in diesem Fastnachtspiel u. a. auf: Victor Bariwaldi, König von Italien; [...]err von Hahn, „ein großer Zauberer"; Michel, ein deutscher [...]auer; Franz, Fritz, Trinchen, dessen Töchter; Baron Unger, [...]utsbesitzer und Verlobter Fränzchens; Baron Strudelwitz, [...]ardelieutenant und Verlobter Fritzchens; und Till Eulenspiegel, [...]r sich dem König Victor Bariwaldi als Vetter vorstellt und [...]f dessen abweisende Worte bemerkt: „Herr Vetter, verleugnet [...]t Eure leibliche Sippschaft! Es war ein braver Savoyer[...]gling, der hieß Jacques Fripon und kam nach Holstein mit [...]ausefallen. Daselbst vergaffte er sich in eine feine Dirn, [...]argaretha Schalkin, und nachdem er wieder davongegangen [...]em Gewerbe nach, lachte in ihrem Schos ein Knäblein mit [...]müthig schlauem Angesicht; das war mein Urältervater. Von [...]n stammen her die Schalke in allerlei bürgerlicher Hantirung [...]chs Heilige römische Reich, und ist ihrer fast viel worden [...]er Bäckern, Müllern, Wirthen, Schneidern, Würzkrämern, [...]rzten und Quacksalbern. Aber die wirklichen Fripons sind [...]che geblieben und fangen heute noch Mäuse, und aus ihrem [...]schlecht hat sich ein König erhoben, der fängt Ratten."

Die Satire: „Das wilde Heer in Deutschland" (Nr. 7), in [...]mauer's Manier geschrieben, läuft auf den Witz hinaus, daß [...] Deutschen so lange uneins bleiben, bis der Herrscher Frank[...]chs droht, ihnen den Genuß von Wein, Schnaps und Bier [...]nehmen. Auf diese Drohung stehen sie in Masse auf, machen [...]s Fässern, die mit Schnaps gefüllt sind, am Rhein einen [...]ll, und als Frankreichs wildes Heer heranbraust, macht es [...] den Fässern Halt, besäuft sich, wird dann niedergemetzelt, [...] die Deutschen nehmen die leeren Fässer nach Frankreich mit, [...] sie hier von neuem zu füllen. Napoleon flüchtet mit Weib [...] Kind nach Amerika und der deutsche Michel wird nun zum [...]iser Frankreichs gewählt.

Den als Manuscript gedruckten politischen „Humoristischen Scherz" von Baron Rast (Nr. 6) nennen wir nur noch der Vollständigkeit wegen mit. Der Verfasser gesteht im gereimten Vorwort:

> Ich bekenne, mit Trochäen weiß ich nicht umzugehen,
> So dichte ich wies Donnerwetter,
> Ohne Füßel und Hexameter u. s. w.

Von der Schnapsidee der Satire „Das wilde Heer in Deutschland" und dem Donnerwetterstile der Rast'schen Satire ist nur ein ganz kleiner Uebergang zu einigen lustigen Schriftchen, welche deutsches Studenten- und Kneipenleben betreffen. In C. W. Germer's „Das Studencorps Vandalia" (Nr. 8) sind die Fahrten und Abenteuer mehrerer Mitglieder des gleichnamigen Studentencorps ergötzlich genug erzählt. Das Vorwort ist adressirt an einen Herrn Dr. George Scott, Nr. 37 Old Broadstreet in London, der zu Germer im wiener Krankenhause gesagt, es sei schade, daß unsere neueste Literatur keine echte Studentengeschichte aufzuweisen habe, und der Verfasser setzte sich nun hin, um eine solche echte Studentengeschichte zu schreiben. Zu den ergötzlichsten Episoden gehört unter anderm die Geschichte vom Schneckenfranz, dem Besitzer eines Gasthauses in einer süddeutschen Musenstadt und zwar des Hotel of the snail oder der Auberge au limaçon d'or, wie er als Verächter alles Deutschen auf das Gasthausschild schreiben ließ, weshalb er auch von den Bauern bald Snail- bald Dorwirth genannt wurde.

Aus dem Studentenleben unmittelbar hervor gingen auch die „Bierzeitungs-Poesien" (Nr. 9), eine Compagniearbeit mehrerer Mitglieder der breslauer Studentenverbindung der Märker. Es befinden sich darunter zwar auch einige Vaterlandslieder (z. B. „Am Schlachttage von Leipzig", ein anderes mit dem Anfange „O Deutschland, meine Flamme" u. s. w.), die von guter Gesinnung, und einzelne hübsche Klänge, die von Talent und frischem Lebensmuth zeugen, aber in noch größerer Menge „Bummellieder", Studentenwitze und fade Kneipenspäße, die man eben nur bei Tabackrauch und Bier und unter obligatem Mitgebrüll in einer wüsten Kneipe genießen kann und die den Geschmack, wie er auf unsern Hochschulen, diesen „Pflanzstätten deutscher Wissenschaft und Geistesbildung", jetzt erworben wird, gerade auf keiner sehr hohen Stufe zeigen. Da gibt es, außer den schon genannten „Bummelliedern", Gedichte wie „Der Verkaterte", „Katzenjammer", „Rothnäschen", „Briefwechsel eines Fuchses mit seinem Liebchen" u. s. w. „Rothnäschen" beginnt:

> Es wüthet in N. N.'s Herz,
> Eins, zwei, drei, vier,
> Um J. v. P. der Liebesschmerz,
> Das kleine Murmelthier.
>
> Er schwärmt sie zu begegnen heut',
> Eins, zwei, drei, vier,
> Und sieht sie kommen schon von weit,
> Das kleine Murmelthier.
>
> Doch welch ein Anblick sich ihm bot,
> Eins, zwei, drei, vier,
> Vor Kält' ist ihre Nase roth,
> Das kleine Murmelthier u. s. w.

Kunigunde schreibt an den Fuchs:

> Dein Briefchen habe ich empfangen,
> Ich wusch soeben Därme aus,
> Du liebst mich noch, wie ich dich liebe —
> Verflucht, der Koth ging böse 'raus! u. s. w.

Indeß man sagt uns ja, daß wir Deutsche die wahren und echten Erben des Geistes der Althellenen sind, und wo sollte man diesen hellenischen Geist in größerer Reinheit suchen als auf deutschen Universitäten?

Aus der im ganzen gewandt versificirten Parodie auf Schiller's „Glocke", „Das Glas" (Nr. 10), die ebenfalls von einem Studenten verfaßt ist und ein ironischer „Hymnus auf das deutsche Kneipleben" sein soll, ziehen wir als Probe folgende Stelle aus:

Wohlthätig ist des Weibes Macht,
Wenn sie der Mann bezähmt, bewacht;
Zu allem, was er bildet, schafft,
Verleiht ihm Liebe Lust und Kraft.
Doch furchtbar wird des Weibes Kraft,
Wenn sie die Herrschaft an sich rafft:
Die stille, fromme, sanfte Taube
Wird Teufel oft, trägt sie die Haube.
Wehe, wenn sie wuthentbrannt,
Wetternd ohne Widerstand,
Niedertretend alle Schranken
Donnert, daß die Mauern wanken:
„Meinen Willen muß ich haben,
Ich bin Herr! es bleibt dabei!“
Sei's, der Frauen emsig Regen
Bringet Segen —
Doch die Frauen ohne Wahl
Schaffen Qual. —
Was soll jenes Wuthgeheule?
Schwingt die Keule
Dort der Mord?
Nein! dem Gatten
Spielt das Weib im Duraccord.
Wie der Samum
Durch die Wüste
Rasend stürzt;
Wie die glut'ge Feuersäule
Durch der Straße lange Zeile
Prasselnd jagt mit Sturmeseile,
Mit des Donners Föhngekrache —
Also tobt der grimme Drache:
Haare fliegen, Flüche schwirren,
Spiegel stürzen, Fenster klirren,
Thüren schmettern
Wild im Wettern;
Alles zittert, rennet, flüchtet,
Und der Gatte steht vernichtet.

Die „Bitteriade“ (Nr. 11) schildert die Kneiperei einer Gesellschaft von kannegießernden Stammgästen beim Stierwirth, der sie am Weihnachtsabend mit Lebkuchen und Branntwein gratis bewirthet. Die Situationen, die sich daraus ergeben, sind wol ein Gegenstand für die deutsche komische Muse. Schade nur, daß der Verfasser das Versmaß des Homer höchst unkünstlerisch handhabt. Hier einige seiner Hexameter als Probe:

Er sah es mit blassem Entsetzen,
Wie man Lebkuchen schnitt auf einer Fournier-Schneidmaschine;

oder:

Als die Geister nun in den Köpfen vorherrschend wurden,
Da begann zuerst der lange nervichte Schreiner:
„Seht doch die Alten dort an, die trinken heut' sonder Erbarmen
Von dem süßen Getränk, das ihnen der Stierwirth darreichet,
Auch der Trommelfellspalter trinket ein Glas nach dem andern u. s. w.

Man kann sagen, daß fast die Mehrzahl der Hexameter in dieser „Bitteriade“ aus solchen klotzigen Sechsfüßlern besteht.

Die Griechen haben, auch in ihrer schlechtesten Zeit, selbst in ihren launigen Producten, auf einen guten Stil und eine sorgsame Beobachtung der Versgesetze gehalten. Der Verfasser der „Bitteriade“ hätte dies aus der nachhomerischen Batrachomyomachie lernen können, die soeben in einer für das größere gebildete Publikum bestimmten neuen Uebersetzung von Karl Uschner (Nr. 12) erschienen ist. Der Uebersetzer hat die Eigenthümlichkeiten seines Vorbildes in gutgebildeten Hexametern möglichst entsprechend und charakteristisch wiederzugeben getrachtet. Dasselbe Vorbild hatte offenbar der Verfasser des komischen Epos „Der Helden Primas und Secundas Schneekampf“ (Nr. 13) vor Augen. Der Verfasser, W. Woltersdorf, war während der Jahre 1812—16 Zögling des Gymnasiums zu Salzwedel. Die erste Ausgabe des „Schneekampf“ erschien 1815; die gegenwärtige neue ist von W. Gliemann, Professor an dem genannten Gymnasium, besorgt. Im Vorwort ist bemerkt, daß noch manche der Kampfgenossen am Leben seien und gewünscht hätten, das Gedicht von neuem gedruckt zu sehen. „Das Gedicht“, heißt es im Vorwort weiter, „macht trotz mancher Härten im Bau der Hexameter einen günstigen Ausdruck. Die Wirkung des Komischen wird erreicht, indem die großen Formen und der heroische Stil der Ilias, wie in der Batrachomyomachie, auf kleine Verhältnisse und Thatsachen übertragen worden.“ Es wird versichert, daß Woltersdorf's poetisches Talent auch in einigen andern Gedichten, namentlich der religiösen Gattung, hervorgetreten sei. Mittheilungen über Woltersdorf's Leben gab Gliemann in dem Osterprogramm des Gymnasiums 1859.

Wir lassen hier noch zwei Schriften gemischten humoristischen Inhalts folgen, die wir oben nicht zu rubriciren wußten; es sind dies Joseph Wester's „Allerhand Humore“ und Karl Hertzog's „Humoristische Seifenblasen“ (Nr. 14 und 15). J. Wester hat bereits früher in den humoristischen Blättern: „Kladderadatsch“, „Fliegende Blätter“, „Düsseldorfer Monatshefte“ u. s. w., Proben seines komischen Talents gegeben, und wir vermuthen, daß die in diesem Bändchen, die sich als erste Sammlung ankündigt, abgedruckten humoristischen Skizzen und Erzählungen schon früher in jenen Blättern veröffentlicht waren. Wester springt im Vorwort mit den Verlegern wie mit dem Publikum gar nicht sehr säuberlich um. Er beklagt sich, daß des Publikums „vornehme goldbetreßte Ceremonienmeister“, die Buchhändler, ihn einigemal von der Schwelle gejagt hätten, und er findet den von ihm selbst sehr richtig als „frivol“ bezeichneten Witz: „daß das einzige Gute, welches Napoleon der Große gethan, die Erschießung eines Buchhändlers gewesen“, nachgerade gar nicht mehr so parador. Der Verfasser hat ebenfalls, wie jetzt die meisten Humoristen, seine „Specialität“, es ist dies das „postalische Element“, das, wie er selbst bemerkt, in dieser Sammlung etwas stark hervortritt. Wir vermuthen daher, daß der Verfasser Postbeamter gewesen oder noch ist. Unter den Skizzen, welche dieses „postalische Element“ vertreten, ist wol die mit dem Titel: „Einige Blätter aus dem Passionsalbum des fürstlich Dittelsingerischen Postsecretärs Elend“, die lehrreichste und humoristisch schmerzlichste. Wir empfehlen dem Verfasser eine neue, in gewissen deutschen Ländern getroffene Postverfügung, wonach man in gedruckten, unter Kreuzband versendeten Blättern nicht einmal durch einen Strich mit dem Rothstift den Empfänger auf die Notiz oder den Aufsatz aufmerksam machen darf, von der man wünscht, daß er sie lesen möge. Diese Verfügung empfiehlt sich dem Satiriker insofern, als er den Nachweis zu liefern haben würde, daß ein Strich mit dem Rothstift so gut wie Geschriebenes sei, etwa wie ein Gedankenstrich, hinter dem sich allerdings nicht selten eine höchst verfängliche politische Anspielung verstecken kann. Oder lassen sich vielleicht durch solche Striche mit dem Rothstift, je nachdem sie kurz oder lang, schief, krumm oder gerade sind, wie durch Geheimschrift etwa gar staatsgefährliche Complote einleiten? Im übrigen ist in diesen „Humoren“ bei weitem nicht alles blos „postalisches Element“. Der Verfasser erzählt z. B. aus einer deutschen Freien Stadt, daß der Nachtwächter durch ein Trinkgeld bewogen wurde, allabendlich mit der Brandknarre in der Zeilstraße entsetzlichen Feuerlärm zu machen, zu dem Zweck, den Rentier Eduard Zibelmeier von seiner ihn sonst nicht loslassenden jungen Frau auf ein paar Stündchen wegzubringen, damit er in einem öffentlichen Lokale bei einer von Honoratioren gespielten Whistpartie den vierten Mann mache. Ein Literat hatte den Muth, die ganze Sache zu denunciren, worauf er „sammt seiner zopfreichen Familie, charakterisirt durch ihre spindeldürren Leichname, cum infamia durch den Büttel der Freien Reichsstadt über die Grenze gejagt wird“.

Unter den „Humoristischen Seifenblasen“ befinden sich in der That einige, welche zwar keinen literarischen Werth haben

aber sich doch für „fidele Käuze in fidelen Kreisen" zum Vortrage eignen mögen. Wir begnügen uns hier mit der Mittheilung folgender von dem Juden Mosche mitgetheilten, nicht übel erfundenen Anekdote:

„Vor kurzer Zeit kumme se gaihn zwei Holzhacker die Zeil enuff in Mokum Franfort un fluche über die schlechte Zeite. Gott verdamm' mich, sakt Ahner, es is e Schand, daß die Reiche Alles hawe, und wir haben nix. So en Rothschild ist wenigstens varzik Millione reich, was buht der mit des viele Geld? Mit dem muß gedahlt werde! — Der Rothschild ist per Zufall grad hintedrein geholcht und hot des Geschmuß gehört. — Meine edeln Herrn Proletarier, hot er gesagt, haben Sie die Gefälligkeit und gaih'n Se mit vor's Bockenheimer Thor in mein Garten, hot er gesagt, ich will mit Ihnen theilen, hot er gesagt. — Wie heißt — theilen? Haben sich die Holzhacker enander angekukt! Aber sie sein mitgeholcht. Hot se der Rothschild doch geführt in sein vornehmst Zimmer un hot se gefragt: Wie reich habe Se mich taxirt, meine Herrn? — Auf ungefähr varzig Millione, gebe se zur Antwort. — Das kann sein, sakt der Rothschild, so viel Seelezahl hat auch ohngefähr Daitschland, wenn mer also redlich theile wolle, kimmt uff de Mann ein Gulden. Hier, meine edeln Herrn Proletarier, hat jeder seinen Gulden, jetzt gaihn Se hin und schicken Sie mir die andern."

Mögen sich unsere humoristischen Talente, trotz einzelner verfehlter Versuche und der ihnen durch die Kritik im allgemeinen bezeigten Ungunst, von weitern Versuchen nicht abschrecken lassen! Vergesse man nicht das ehrenvolle Zeugniß, welches der Seelsorger der Kranken in der wiener Irrenstalt, Bruno Schön, dem Humor ausgestellt hat, indem er in der Vorrede zu seinen „Humoristischen Pillen" (Wien 1856—57) bemerkt: „Wer humoristisch schreiben kann, der thue es, er nutzt damit mehr als er ahnt. Wir in unserer Anstalt können bei vielen Reconvalescenten gar keine andere Lectüre gebrauchen als heitere, die, wie das persische Insektenpulver, gewisse anhängliche Gäste, die schwarzen Grillen des Trübsinns, vertreibt. Ob aber in der Welt draußen nicht weit mehr Narren herumlaufen als bei uns, die mit ihren fixen Ideen sich selbst und andere quälen, möge der geneigte Leser entscheiden." Bruno Schön will sogar durch fortgesetzte wohlgeleitete humoristische Lectüre bei einzelnen Irren die glücklichsten sanitätischen Erfolge bewerkstelligt haben. Größern Erfolg versprechen solche Heilversuche mit humoristischen Schriften gewiß als die mit pietistischer und ascetisch-moralischer Lectüre, wozu vielleicht ein protestantischer Seelsorger zumeist seine Zuflucht nehmen würde; denn es ist im allgemeinen wahrzunehmen, daß unter den katholischen Geistlichen auch selbst jetzt noch mehr Sinn für Humor und heitere Lebensauffassung herrscht als unter den protestantischen.

Es gibt viele Seiten des menschlichen Daseins, viele Schwächen, Gebrechen, Unzulänglichkeiten, Lächerlichkeiten, Chikanerien, große und kleine Leiden, die nur der Humorist zu erkennen und darzustellen den richtigen Blick und auch das richtige tiefe Gefühl besitzt, während die eigentlich pathetischen Dichter sich oft nur mit Dingen beschäftigen, die nicht von dieser Welt sind oder die Wirklichkeit in ein falsches allzu ideales Licht rücken, weshalb sie zur Verbesserung der unvollkommenen Welt bisweilen weniger beitragen als man glaubt. Der Humor mit allen seinen komischen Unterarten bis zur Satire herab ist freilich nicht aristokratisch und daher auch in unserer Zeit, wo selbst der Demokratismus häufig aristokratische Formen anzunehmen liebt, nicht courfähig, er ist vielmehr der Gleichmacher aller Stände, denn er scheut sich weder vor hoch noch niedrig und lehrt uns, daß, wie schon Fischart sagt, „jeder eine Ader vom Narren hat, in jedem semina stultitiae stecken". H. M.

Ein katholischer Tendenzroman.

Königin Bertha. Historischer Roman aus dem 11. Jahrhundert von Konrad von Bolanden. Regensburg, Pustet. 1860. 8. 21 Ngr.

Der Verfasser der „Brautfahrt", des „Franz von Sickingen" und des hier vorliegenden Romans ist den Lesern d. Bl. schon genügend als ein Hauptwortführer der ultrakatholischen Weltanschauung und als einer der eifrigsten Vorkämpfer des vorgeschrittenen Obscurantismus, der sich in einem Theile der süddeutschen Presse Geltung zu verschaffen sucht, bekannt. Dem Referenten aber ist das Los zugefallen, die Seltsamkeiten und die Verzerrungen der Geschichte, in welchen sich diese Presse gefällt, fortwährend zu berichtigen und namentlich dem Verfasser auf einem Gebiete entgegenzutreten, auf dem er völlig revolutionäre Literaturprincipien in die Praxis einzuführen versucht. Diese Aufgabe ist ihm, er gesteht es, um so peinlicher, als er sich, obwol Protestant, doch als einen warmen Freund der katholischen Kirche in ihrer Idealität bekennt und als er daran Freude findet, ihren vernünftigen Bestrebungen gerecht zu werden. Allein der Verfasser hat das entschiedene Unglück, seiner eigenen Sache mit seiner Feder stets die tödlichsten Wunden beizubringen und ihr in allen ihren Theilen die gefährlichsten Niederlagen zu bereiten, wie wir bei Besprechung seines „Luther" und seines „Franz von Sickingen" nachzuweisen Gelegenheit hatten.

In dem vorliegenden Roman, offenbar die schwächste seiner bisherigen Leistungen, fehlt ihm nun der eigentliche Gegner; es fehlen ihm die verhaßten Bestrebungen der Kirchenreform, und es mag wol eben hierin seinen Grund haben, daß sich seine Feder, der es an Farbe, Fülle und Energie nicht gebricht, wenn er diesen Widersacher vor sich hat, hier verhältnißmäßig matt, farb- und kraftlos erweist. Zwar hat er jenen mangelnden Hintergrund durch die Kämpfe des Investiturstreites zu ersetzen gesucht und nach Möglichkeit den Satz betont, daß es ohne Unterwerfung unter Rom für die Welt wie für den einzelnen in ihr kein Heil gebe; allein da in jenem Streite auf beiden Seiten etwa gleichviel Recht wie Unrecht unterlief, so ist die Ermattung seines Eifers und die erlahmende Energie seiner Feder wol zu erklären. Bekanntlich nimmt der Verfasser die liebende Vertretung der katholischen Kirche des Mittelalters als seinen Beruf und seine Aufgabe als Schriftsteller in Anspruch, ja, er stützt sich hierbei auf den Ausspruch Herder's, daß ohne die Kirche Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht und eine Wüste geworden wäre; allein wer sagt ihm denn, daß der edle Herder unter der Kirche die römische Kirchenordnung in ihrer Auffassung als ein Institut für alle Zeit beschlossener Unfehlbarkeit verstanden habe, oder daß damit das Weltregiment des Priesterthums gemeint sei?

Der Held seines neuen Buchs ist nun König Heinrich IV., der Salier, Gemahl der Königin Bertha, des Markgrafen Otto von Susa Tochter, von welcher der leidenschaftliche und despotische Fürst gegen den Willen Roms getrennt sein will, um sinnlichen Verirrungen nachzugehen, und der zu diesem Zweck, eine Blutsverwandtschaft mit Bertha behauptend, mit der Kirche, in der Person mehrerer deutscher Kirchenfürsten, Streit beginnt. Aber auch Heinrich gilt ihm als ein Vorkämpfer der Reformation; als ein Schoskind des Liberalismus, als Idol aller Gegner der Kirche. Nun, wir unsererseits weisen ihm diese Stelle wenigstens nicht an. Heinrich IV. ist uns vielmehr ein Product der Maß- und Friedlosigkeit seiner Zeit, ein Mann ohne Zucht und richtiges Gefühl für Fürstenehre, seiner Pflicht ungetreu und voll schlimmer Leidenschaften und dabei im Streit über die Investitur der Geistlichen offenbar im Unrecht. Wir würden uns also so ziemlich auf demselben Standpunkte des Urtheils mit dem Verfasser befinden und uns seine Schilderung dieses als eines Schirmhalters deutscher Nationalehre, Verfechters der Völkerfreiheit und Bannerträgers der Aufklärung gepriesenen Fürsten gefallen lassen können, wäre diese Schilderung an sich nur würdiger und besser, dem Geiste und den Sitten

der Zeit entsprechender auszustatten, und hätte der Verfasser sich gerade in dieser Beziehung nicht so überaus schwach und wenig unterrichtet gezeigt. Seine Gestalten aber entbehren des Bodens in der Geschichte der Zeit, ihr Thun und ihr Denken wurzelt wenig oder nicht in den Sitten des 11. Jahrhunderts. Wenn, um nur eins anzuführen, König Heinrich in diesem Buche beständig mit den Worten: „Ew. Majestät geruhen" u. s. w. angeredet wird, während, wie jedermann weiß, die deutschen Könige des Mittelalters niemals, die Kaiser aber erst seit Maximilian und Karl V. jene Anrede zu beanspruchen anfingen, so mag dieser eine Zug genügen, das Maß der Kenntnisse zu bezeichnen, welche der Verfasser von den Sitten des 11. Jahrhunderts besitzt.

Der Roman umfaßt nun die ersten Regierungsjahre Heinrich's IV. bis zu seiner Wiedervereinigung mit der verstoßenen Bertha. Noch ist, so sagt der Autor, der große von der Vorsehung berufene Kämpe für die Kirche, Gregor VII., nicht in den Rahmen der Geschichte eingetreten; es scheint jedoch, daß sein Schatten schon durch das Buch läuft, und daß wir den großen Mann ehestens von Angesicht zu Angesicht sehen werden, was uns denn unverhohlen eine freudige Erwartung erregt. Bei dieser Beschränkung nimmt die Geschichte der sanften und frommen Königin Bertha und ihrer unglücklichen Ehe den Vordergrund des Gemäldes ein und die Schmach von Canossa erscheint nur am Schluß als dunkles Zukunftsbild. Wir müssen diese Beschränkung des romantischen Rahmens unbedingt loben; die dahinterliegenden Gedanken unsers Autors werden, wir zweifeln nicht daran, zu ihrer Zeit schon zu Tage kommen. Diese Geschichte nun ist, wie gesagt, schwach und in einem Stil, der sich von dem bekannten Schauer- und Ritterromanstil der Cramer-Spieß'schen Epoche nicht wesentlich unterscheidet, erzählt, und weil sie erfindungslos ist, so gibt sie der Verfasser für vollkommen wahrhaft aus. Bekanntlich fand Bertha, die so gut ein Muster und Vorbild ehelicher Treue und Selbstverleugnung ist, als Griseldis, eine Freistatt im Kloster Lorch, später in Limburg, dessen Abt Stephan, der Hauptgegner König Heinrich's, die Verfolgte mit seinem geistlichen Anhang und seinen Verbindungen in Rom schützte. Diesen geistlichen Mächten gesellten sich bald auch weltliche zu, der Markgraf Raimund, die durch Heinrich geächteten sächsischen und thüringischen Reichslehnträger u. s. w. Umsonst hoffte Heinrich von den Reichstagen zu Mainz und zu Frankfurt, daß sie die verlangte Scheidung von Bertha aussprechen würden; seine Gewaltsamkeiten, seine Buhlschaften und seine Verfolgung der Königin hatten ihm zu viele Gegner geschaffen; er unterlag, und als nun der Legat Damiani in offener Fürstenversammlung zu Frankfurt den Fluch- und Bannstrahl Roms gegen ihn schleuderte, da brach der stolze Salier verlassen und renig zusammen und versöhnte sich mit Bertha, die ihm eine unverdiente, treue Liebe bewahrt hatte.

Dies ist in der Kürze der Verlauf einer Erzählung, deren Einzelheiten zu wenig Werth haben, als daß wir bei ihnen verweilen sollten. Zu ihrer Charakteristik wollen wir jedoch drei oder vier von diesen Einzelheiten hervorheben, welche genügen werden, von der Wunderlichkeit des Ganzen eine Vorstellung zu geben. Gottfried, Graf von Bardenfels, ist von Heinrich der Felonie beschuldigt und soll im Gottesgericht mit dem Kämpen des Königs kämpfen. Als seinen Kämpfer stellt König Heinrich seinen — Löwen, und der Graf tritt also gegen das grimme Thier in die Schranken, Markgraf Giselbert aber entringt ihm im letzten Augenblick Schwert und Schild und stürzt sich dem Löwen entgegen; die zuschauende Menge brüllt vor Jubel, der Löwe setzt zum tödlichen Sprunge an, da tritt waffenlos der fromme Abt Stephan zwischen die Kämpfer und während die Treuga Dei von den nahen Glockenthürmen der Abtei ertönt, bezaubert der Abt den Löwen durch Blick und Anrede und das Thier schleicht beschämt in seinen Käfig zurück. O, große Macht der Frömmigkeit! Mirakel, Mirakel! ruft die Menge, und der König, für seine Sicherheit besorgt, schleicht von dannen. Nicht minder wunderlich als diese Scene ist die Geschichte des Bischofs von Halberstadt; dieser hat gleichfalls des Königs Zorn erregt und Heinrich verurtheilt ihn, in seiner Hofküche als Küchenjunge Dienste zu thun, dem grimmigen Oberkoch Engelbert gehorsam und unterthänig! Was soll man dazu sagen? Wir wissen es nicht, allein der Gedanke ist so seltsam, so originell, daß man ihn kaum für eine bloße Fiction, sondern durch irgendeine Chronik für beglaubigt halten sollte! Dieser launigen Phantasie gegenüber nimmt sich der martervolle Tod des Grafen Ekbert um so schauerlicher aus. Im schwarzen Heiden- oder Hunnenthurm, 17 Fuß tief unter der Erde ist ein Grabgewölbe vier Fuß lang, vier Fuß hoch und drei Fuß breit bereitet, in dem man nur fortwährend in behaglichster Ruhe sitzen, aber weder stehen noch liegen kann, und hier muß der arme Graf langsam verschmachten, weil der Verfasser an der umständlichen Ausführung dieses anmuthigen Gemäldes Vergnügen findet. Nun, wir beneiden ihm seine Befriedigung über solche Erfindungen nicht und überlassen dieselben gern der niedrigsten Schicht des Leihbibliothekenpublikums zu etwaiger sonntäglicher Erquickung! Nach dieser „Königin Bertha" werden wir in Ueberlegung nehmen müssen, ob der Verfasser überhaupt noch zu dem Literaturkreise zu rechnen ist, mit welchem d. Bl. sich beschäftigen: eine Frage, die um so zweifelhafter wird, wenn man den Verfall der Diction ins Auge faßt, den dies Buch zu erkennen gibt. So ist namentlich Volkbrand, der Hauptscherge König Heinrich's, an den kunstwidrigsten Ausdrücken, Flüchen und Verwünschungen der seltensten Art reich und übertrifft im Wortgepolter selbst die bewährtesten Autoritäten des Ritter- und Schauerromans. Dazu kommt noch, daß der Autor die deutsche Sprache mit ganz neuen und wunderbaren Schönheiten zu schmücken versucht und z. B. „er oblag", „sie anerkannte" und Aehnliches einzuführen sucht. Wir bitten ihn daher um etwas mehr Studium der deutschen Geschichte, wie der deutschen Grammatik zum Besten seiner nächsten Leistung, die bei seiner regen Kampfeslust wol nicht lange auf sich warten lassen wird.

4.

Notizen.

Ein Schwabe gegen die norddeutsche Kritik.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" enthielt vor einiger Zeit einen Aufsatz: „Schwäbische Dichter und norddeutsche Kritiker", dessen Verfasser die von Johannes Minckwitz in seinem „Neuhochdeutschen Parnaß" gegen die schwäbischen Dichter und namentlich gegen Mörike geübte Kritik zurückzuweisen sucht. Er gesteht, daß „wir in Schwaben den allgemeinen deutschen Fehler der Selbstzufriedenheit im höchsten Maße hatten". Der Schwabe, bemerkt er weiter, „zählt mit Stolz die lange Reihe seiner berühmtern Landsleute auf, die überall an der Spitze der geistigen Entwickelung standen, die großen Theologen, Philosophen und Dichter, die sein kleines Land dem ganzen Deutschland gegeben. Wir gestehen selbst: hierin ist er allzu deutsch. So zahlreich jene wissenschaftlichen Koryphäen sein mögen, welche Schwaben hervorgebracht, ihre Landsleute thun sich darauf etwas zu viel zugute, und nicht in der rechten Weise. Sie streifen in ihrem patriotischen Humor oder humoristischen Patriotismus an die alten würtembergischen Theosophen, die in der Schrift zu finden glaubten, daß Schwaben der Augapfel Gottes sei. In ähnlicher Weise glauben viele ihrer Nachkommen bis auf den heutigen Tag: das Schwäbische sei ausschließlich das Gediegene, alles Uebrige meist nichts als Windbeutelei und Phrasenwesen. Gestehen wir's nur, daß etwas der Art auch dem Gebildetsten und Vorurtheilslosesten unter uns fast immer im Grunde des Herzens sitzt. Was insbesondere die Poesie betrifft, so leben wir in dem gemüthlichen Glauben: wenn unsere Provinz auch mehr als andere abgeschlossen und in socialer Beziehung vielleicht mannichfach zurückgeblieben sei, so habe sich eben darum der poetische Geist nur um so reiner und intensiver unter uns erhalten." Dieses Geständniß ist um so interessanter, da es aus Schwaben selbst kommt und ohne Zweifel von einem näher

Freunde Mörike's herrührt. Dem Schwaben ist hiernach alles, was in Deutschland außerhalb Schwabens oder wenigstens in Norddeutschland gedacht, gedichtet und geschrieben wird, nichts als „Windbeutelei“; mithin sind Leibniz, Klopstock, Lessing, Herder, Hamann, Kant, Bürger, Fichte, A. W. Schlegel, beide Humboldt, Tieck, Heinrich von Kleist, Arndt, Max von Schenkendorf u. s. w. dem Schwaben nichts als „Windbeutel“, insofern des Verfassers Versicherung nicht vielleicht selbst eine kleine Windbeutelei ist. Von der unter den Schwaben herrschenden Fraternität zeugt schon der Umstand, daß der Aufsatz geschrieben und in Augsburg, auch einer altschwäbischen Stadt, gedruckt werden konnte, zur Genüge. Minckwitz hat auch eine Menge norddeutscher Dichter und Schriftsteller: Eichendorff, Hoffmann von Fallersleben, Hebbel, Gutzkow, Freytag, Laube u. s. w. in einer Weise heruntergerissen, wie man überhaupt jemand „herunterreißen“ kann; aber es ist keinem Norddeutschen eingefallen, eine Ehrenrettung irgendeines der Genannten zu veröffentlichen. Schon hiernach fällt die weitere Behauptung des Verfassers: „Auch auf idealem Gebiete also will Kleindeutschland seine Consequenzen ziehen, und die Kluft zwischen den beiden Hälften Deutschlands befestigen“, in sich selbst zusammen; denn Minckwitz schont die norddeutschen Dichter ebenso wenig als die schwäbischen, dagegen scheint er eine entschiedene Vorliebe für die österreichischen Dichter zu haben, zwei oder drei derselben ausgenommen. Freilich ist es Minckwitz nicht allein, gegen dessen kritische Aufstellungen der schwäbische Einsender protestirt, sondern auch die übrigen norddeutschen „Kritikaster“ und „Heißsporne“, bei denen „in der Regel Anmaßung und Ignoranz Hand in Hand gehen“, werden mit ihm zugleich auf das Armesünderbänkchen placirt. Der Unterschied ist nur der, daß die norddeutschen Kritiker wenigstens über die schwäbischen Dichter schreiben, für die schwäbischen Kritiker aber die norddeutschen Dichter fast gar nicht zu existiren scheinen; denn für einen echten Schwaben hört alle Poesie da auf, wo der erste würtembergische Grenzpfahl steht. Im übrigen ist es nicht unsere Schuld, wenn in der Regel blos diejenigen Kritiker gehört und beachtet werden, die sich durch keck absprechende Urtheile geltend zu machen wissen. Was das Haupt der schwäbischen Dichterschule, Ludwig Uhland, betrifft, der z. B. in d. Bl. immer nur mit den Ausdrücken höchster Verehrung genannt wurde, so kann dieser wol nirgends so allgemein und in so hohem Grade geachtet werden als gerade in Norddeutschland; über manche andere schwäbische Dichter mag die Ansicht allerdings getheilt sein, wie dies ja auch vielleicht in Schwaben selbst der Fall sein dürfte.

Ein englisches Geschichtchen.

Unter dem Titel „Rab und seine Freunde. Von John Brown. Aus dem Englischen übersetzt von Mrs. Montague“ erschien bei Williams und Norgate in London und Edinburg (in Leipzig bei R. Hartmann) eine kleine Erzählung, die eigentlich nichts weiter schildert als den Untergang einer schlichten Fuhrmannsfamilie, welche aus dem Mann (James), der Frau (Ailie) und — ihrem Hunde, Rab, besteht. Der Frau wird in der Klinik eine kranke Brust abgenommen; sie stirbt an den Folgen der Operation, die erst einen guten Fortgang zu haben schien; James verfällt in ein schleichendes Fieber und stirbt ihr nach, und der alte Rab, der so in kürzester Frist seine besten Freunde verloren hatte und dem schon die Operation, welcher er ebenfalls beiwohnte, schwer zu Herzen gegangen war, zeigt sich nun gegen alle Menschen so traurig, ungeberdig und bissig, daß man ihn erschlagen muß. Solche einfache Geschichten kann eigentlich nur ein Engländer — denn unter allen europäischen Völkern macht dieser wol die wenigsten eigentlichen Phrasen — mit einer Kunst erzählen, die zugleich die reinste und rührendste Natur ist; ein deutscher Novellist kommt entweder gar nicht darauf, oder wenn er darauf kommt, verliert er sich nur zu leicht bald in ungeschlachte Plumpheit, bald in ermüdende Weitschweifigkeit, bald in künstliche pretiöse Unnatur; vielleicht versteigt er sich sogar so weit, in eine Hundegeschichte dieser Art philosophische und naturphilosophische Ideen oder politische und sociale Tendenzen hineinzulegen. In solchen einfachen Darstellungen zeigt sich dann auch das englische Gemüth in all seiner Kraft und Simplicität, sodaß wir Deutsche, die wir auf das Gemüth ein Privilegium gelöst zu haben glauben, uns fast davon beschämt fühlen müssen. Der Unterschied scheint uns der zu sein, daß das englische Gemüth noch eine Urkraft, das deutsche gemüthlich (Ausnahmen gibt es ja) durch die Reflexion und das „gebildete Bewußtsein“ vermittelt ist, daß das englische unmittelbar den treffenden einfachen Ausdruck erzeugt, das deutsche nach Ausdrücken und möglichst vielen und künstlichen Phrasen sucht, um sich geltend zu machen und zu zeigen, was es zu leisten vermag, wenn es sich anstrengt. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß das englische Gemüth, blos seinem natürlichen Triebe überlassen, ebenso oft in Roheit ausarten, als das disciplinirte deutsche sich zur höchsten Humanität erheben kann. Der Verfasser bemerkt an einer Stelle, man habe Rab nie ansehen können, ohne an den großen Baptistenprediger Andrew Fuller zu denken, und er macht hierzu in einer Note folgende interessante Mittheilung: „Fuller war in seinen jungen Jahren, da er noch als Bauernbursche in Soham lebte, als guter Boxer berühmt. Obwol er nicht streitsüchtig genannt werden konnte, so regte sich doch jene «heftige Lust» in ihm, welche ein Mann von Muth und Kraft in der Ausübung dieser Eigenschaften empfindet. Dr. Charles Stewart von Duncarn, dessen seltene Gaben und Tugenden als Arzt, als Geistlicher, Lehrer und Gentleman nur im Gedächtniß der wenigen fortleben, welche ihn kannten und überlebt haben, gefiel sich darin, zu erzählen, wie Fuller zu sagen pflegte, daß, wenn er auf der Kanzel wäre und einen kräftig gebauten Mann erblickte, er selbst sich instinctmäßig zum Kampf aufstelle, seinen imaginären Gegner messe und vorher überlege, wie er ihn bekämpfen wolle, während seine Hände sich mittlerweile unwillkürlich zusammenballten. Wenn er dorte, wie er predigte, so muß er ein tüchtiger Schläger gewesen sein, von dem die Kenner sagen würden: «Ein schlimmer Kunde»“.

H. M.

Bibliographie.

Gaßmann, T., Orpheus in der Hölle. Burleske in vier Bildern. Nach Hector Cremieur's: „Orphée aux enfers“ bearbeitet. Hamburg, B. S. Berendsohn. 8. 10 Ngr.

Hirsch, R., Franz Graf-Stadion. Wien, Hügel. 12. 20 Ngr.

Krummacher, E. W., Gideon, der Richter Israels. Zwölf Betrachtungen. Elberfeld, Bädeker. 8. 16 Ngr.

Masius, H., Die Thierwelt. Charakteristiken. Essen, Bädeker. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Münkel, K. K., Karl Johann Philipp Spitta. Ein Lebensbild. Leipzig, Friese. 8. 25 Ngr.

Paulus, P., Die Kirche und ihre Zukunft oder die religiösen Tagesfragen. Zur Orientirung auf dem kirchlichen Gebiet für Gelehrte und Ungelehrte beleuchtet. Ludwigsburg, Riehm. 8. 28 Ngr.

Wiese, L., Von Gelübden im evangelischen Sinn. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Fabri, F., Die Erweckungen auf deutschem Boden. Eine Darstellung und Beleuchtung der Erweckungen im Elberfelder Waisenhause und der daran sich knüpfenden Vorkommnisse. Barmen, Langewiesche. 8. 7½ Ngr.

— —, Der sensus communis, das Organ der Offenbarung Gottes in allen Menschen. Eine biblisch-psychologische Betrachtung zur Beleuchtung der Stellung der Christen zur Welt. Barmen, Langewiesche. 12. 7½ Ngr.

Stehlik, F., Ein Wort über Polen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 13. Juni 1861.

Tendenziöse und tendenzlose Politik.

1. Der Staat auf christlicher Grundlage. Von Clemens Grafen zu Brandis. Regensburg, Manz. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, Brockhaus. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Wie es tendenziöse und tendenzlose Dichter gibt, so auch tendenziöse und tendenzlose Politiker. Sowie aber dort der Gegensatz nur ein relativer ist, so auch hier. Er bedeutet nämlich nicht, daß die tendenzlosen Dichter und Politiker absolut ohne alle Tendenz sind, sondern nur dieses, daß sie eine andere Tendenz verfolgen als die Tendenziösen, daß sie frei sind von den beschränkten Parteizwecken der letztern.

Den Tendenziösen erscheinen die Tendenzlosen gewöhnlich gesinnungs- und charakterlos, weil sie nicht ihre Gesinnung und ihren Charakter haben. Jene ähneln hierin der „alleinseligmachenden Kirche", die ja auch bekanntlich jeden für ungläubig hält, der nicht zu ihrem Glauben sich bekennt.

Sowie aber die von den Kirchgläubigen für ungläubig Erklärten oft einen tiefern und wahrern Glauben haben als jene, so haben auch die von den Tendenzpolitikern gesinnungs- und charakterlos gescholtenen Politiker oft eine wahrere und tiefere Politik als jene.

Von den beiden genannten Büchern gehört das erste zur Tendenzpolitik, das zweite zur tendenzlosen; und es läßt sich nicht leugnen, daß den Gesinnungstüchtigen im Sinne des ersten der Verfasser des zweiten gesinnungslos erscheinen muß. Aber wir, die wir nicht auf so beschränktem Standpunkt stehen, daß wir in der Abweichung von einem bestimmten Glauben Unglauben, und in der Enthaltung von Parteipolitik Politiklosigkeit sehen, finden in der historisch-kritischen Betrachtungsweise Friedrich von Raumer's weit mehr politischen Charakter und politische Farbe als in der kirchlich-erbaulichen des Clemens Grafen zu Brandis. Jene ist wenigstens dem Gegenstande weit entsprechender als diese; jene ist auch weit zeitgemäßer als diese. Denn unsere Zeit fordert wie Theilung der Arbeit, so auch Sonderung der verschiedenen Gebiete des Wissens und der Literatur. Sie hat nichts gegen kirchgläubige und erbauliche Werke; aber sie verweist dieselben dorthin, wo sie hingehören. Hingegen Einmischung kirchlicher Anschauungen und kirchlicher Zwecke in die Politik muß sie sich ernstlich verbitten. Sie kann dieselbe so wenig dulden, wie Einmischung des kirchlichen Dogmas in die Naturwissenschaften und in die Geschichte.

Clemens Graf zu Brandis ist ein Ultramontaner vom reinsten Wasser, ein Concordatspolitiker, wie man sich ihn zu Rom nicht besser wünschen kann. Das exclusive, intolerante, gegen die moderne Bildung und Wissenschaft, sowie gegen den modernen „Rechtsstaat" feindselige Wesen des Ultramontanismus bricht bei ihm aller Ecken und Enden durch; aber als Graf, als Aristokrat, ist er natürlich in den Formen, in der Art und Weise der Polemik gebildeter als die gemeinen, plebejischen Ultramontanen, als ein Sebastian Brunner u. a., die „Keilschriften" aufzuweisen haben.

Kommt man von der Lectüre des Raumer'schen Buchs zu der des Grafen, so kann es einem gehen, wie Kant sagt: „Wer einmal Kritik gekostet hat, den ekelt auf immer alles dogmatische Gewäsche." (Vgl. „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", in der Gesammtausgabe der Kant'schen Werke von Rosenkranz und Schubert, III, 143.) Kant vergleicht auch das Verhältniß der Kritik zum Dogmatismus mit dem der Chemie zur Alchemie oder der Astronomie zur wahrsagenden Astrologie. Nun, Raumer ist ein politischer Chemiker und Astronom, Clemens Graf zu Brandis hingegen ein politischer Alchemist und Astrolog.

Die, deren Wahlspruch es ist: „Die Wissenschaft muß umkehren", und die demgemäß auch in der Politik den Krebsgang lieben, werden von der Politik des Grafen Clemens entzückt sein; sie werden in ihr den classischen Ausdruck dessen finden, wonach sie trachten. Die protestantischen Ultramontanen, wie Stahl, Leo, Vilmar, werden diesem katholischen Ultramontanen die Hand drücken. Wir hingegen, die wir nicht so glücklich sind, an eine „alleinseligmachende" Kirche und an einen „un-

fehlbaren" Papst oder Luther zu glauben, wir können in der gräflichen Politik nur einen Anachronismus erblicken und müssen es bedauern, daß so viel echt-Christliches, dem ethischen Gehalt des Christenthums Entsprechendes, das in ihr zu finden, durch den ultramontanen Dogmatismus, mit dem es vermischt und in einen Brei zusammengerührt ist, so entstellt und unkenntlich gemacht worden ist.

Gleich der Anfang des Brandis'schen Buchs ist charakteristisch:

„Wie kommt es", fragte Napoleon einst den berühmten Astronomen Laplace, „daß in Ihrem System der himmlischen Mechanik nirgends von Gott die Rede ist?" — „Sire", erwiderte der Astronom, „ich brauchte diese Hypothese nicht"; und Lalande, sein Zeitgenosse, rühmte sich, den Himmel überall durchforscht und nirgends eine Spur von Gott gefunden zu haben. Auch heutzutage gibt es noch gar manche, die, wie jene beiden Naturforscher, am hellen Mittage die Fensterladen ihres Zimmers schließen, ein Astrallicht anzünden und dann hinausrufen: Wir brauchen euere Hypothese von einer Sonne nicht, wir haben unsere eigene Sonne; seht wie unser Schreibtisch und unser Bücherkram da umher beleuchtet sind, so hell als von euerer Sonne am Himmelsbogen u. s. w.

So polemisirt der Verfasser gegen die rationalistischen Politiker, die auf ihre eigene Vernunft Politik treiben, statt in der Dogmatik der alleinseligmachenden Kirche den Quell aller Politik zu suchen. Wie beneidenswerth sind doch diese gläubigen Politiker! Während ein Raumer es sich sauer werden läßt, die politischen Rechte, gemäß dem Wesen, dem Ursprung und den Bedingungen, sowie der geschichtlichen Entwickelung des Staats genau abzuwägen, brauchen sie nur einen Blick in ihren Katechismus zu thun, und sie wissen sofort, was Rechtens sei. Gott hat es ihnen ja geoffenbart und durch den Mund der unfehlbaren Kirche verkündigt. Clemens Graf zu Brandis sagt:

Gehen wir von dem Gesichtspunkte aus, daß alle Gewalt von Gott ist, so sehen wir, daß sich dies sowol auf die weltliche als auf die göttliche Macht beziehen muß, auf den Staat wie auf die Kirche; keine dieser beiden Mächte kann aus sich nach ihrem Gutdünken vorgehen, sondern muß sich an den Willen ihres Gewaltgebers halten, und dieser Wille ist im christlichen Staate nicht fingirt, sondern in der himmlischen Lehre ausgesprochen, die Jesus Christus auf die Erde gebracht und in seiner Kirche hinterlegt hat, daß sie durch selbe unversehrt erhalten und verbreitet werde. Daraus folgt, daß die Kirche nicht nur den einzelnen Gläubigen, nicht nur den Trägern der Staatsgewalt als Gläubigen, sondern dem Staate als solchem als die Erkenntnißquelle seiner Macht und ihres Umfangs nöthig sei und er in ihr die göttliche Anordnung ehren müsse.

Merkt's euch, ihr Fürsten und Völker, wo ihr die Erkenntnißquelle euerer Macht und ihres Umfangs zu suchen habt! Sie sitzt in Rom. Denn, daß der Verfasser unter der „Kirche" keine andere als die römische, die päpstliche versteht, geht nicht nur zur Genüge aus seinem ganzen Buche hervor, sondern er sagt's uns auch noch zum Ueberflusse:

Was ist die Kirche? Bellarmin, dessen Definition die meisten unserer Kanonisten, unter ihnen auch Hofrath Phillips, zur Grundlage ihrer Theorien nehmen, sagt: „Die Kirche ist die Vereinigung der unter einem Haupte, Christus, in Gemeinschaft des Glaubens und Theilnahme an den Sakramenten, unter der Regierung ihrer rechtmäßigen Oberhirten, vorzüglich des römischen Papstes versammelten Gläubigen."

Worüber wir ungläubigen, wir kritischen Politiker lange und schwierige Untersuchungen anstellen müssen, ehe wir darüber entscheiden, über das wahre Verhältniß von Staat und Kirche, darüber ist der gläubige, ultramontane Politiker im Nu im Reinen. Die Kirche ist ja unsere „Mutter", also müssen wir ihr gehorchen und dürfen nicht nach ihr schlagen:

Hören wir nun die Frage, ob die Kirche im Staate oder der Staat in der Kirche sei, ob die Kirchen- oder die Staatsgewalt den Vorrang habe, ob es nicht besser sei, wenn beide einander aus dem Wege gingen und wie in Nordamerika gar nichts miteinander zu thun hätten, so müssen wir vor allem von dem Grundsatze ausgehen, daß es sich hier nicht um zwei einander fremde, miteinander rivalisirende Mächte handle, sondern um die Stellung der Kinder gegenüber ihrer Mutter. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden." Und wenn wir zweifeln, ob diese Verheißung und die in ihr zugleich liegende Drohung eine Anwendung finde auf Staaten und ihre Gewalthaber, so finden wir zu allen Zeiten in dem Schicksale und der meist kurzen Lebensdauer jener Regenten und Regierungen und ihrer Minister, die sich anmaßten, die Kirche Gottes zu drängen und zu verfolgen, eine Antwort auf diesen Zweifel. Ist die Kirche unsere Mutter, wie kann darüber eine Frage sein, ob sie im Kreise unserer Botmäßigkeit begriffen sei und wir ihr Gesetze vorschreiben können? ob ihr der Vorrang gebühre oder uns, den Kindern? ob es nicht besser sei, wir gingen unsere Wege und kümmerten uns nicht um sie? Man könnte uns entgegnen, hier handle es sich nicht um die Staatsangehörigen, hier handle es sich um den Staat, der Staat aber hat keine Mutter und keinen Vater. Der Staat, antworten wir darauf, ist ein abstracter Begriff; wo er ins Leben wirkend eintritt, sind es immer die Glieder des Staats: Fürsten, Beamte, Volksvertreter — Männer, die durch die Taufe Kinder der Kirche geworden sind; möge der Sohn was immer für ein Gewand umwerfen, wenn er nach seiner Mutter schlägt, immer ist es der Sohn, der die Hand aufhebt gegen die Mutter.

Ebenso leicht und bequem, wie die Frage über das Verhältniß von Staat und Kirche, lösen sich in der ultramontan-gläubigen Politik alle andern Fragen, und dabei ist sie so glücklich, für ihre Ansichten specielle Belege in der Geschichte zu finden, namentlich in der spanischen. Clemens Graf zu Brandis greift mit Vorliebe in „die wenig gekannte und von Geschichtsmachern, Dichtern und Romanschreibern vielgeschmähte Gesetzgebung der spanischen Regierung in Südamerika" zurück. Hier findet er die Ideale für seinen „Staat auf christlicher Grundlage". Sind auch die Zustände, wie sie sich unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika dort gestaltet haben, von den unsern heutzutage wesentlich verschieden, so sind doch nach ihm die Gesetze, welche die spanischen Könige, besonders die frühern aus dem Hause Habsburg, für jene Reiche erließen, darum nicht minder geeignet, uns einen Prüfstein für die Gesinnung darzubieten, von der eine Regierung ausgehen soll, um den Anforderungen des christlichen Staats zu entsprechen:

Wenden wir unsere Blicke in eine noch nicht so ferne Vergangenheit zurück; es sind nicht ganz 400 Jahre, da sehen wir den König Don Fernando von Aragonien und Isabella, die Katholische, Königin von Castilien, zu Barcelona auf dem Throne stehend, einen Fremdling empfangen, der wenige Monate früher noch als Abenteurer verlacht wurde und jetzt mit Ehren überhäuft wird, wie kein Grande von Spanien sie je empfing, und nicht ohne Grund, denn dieser Fremdling legt vor

ihrem Throne einen ganzen Welttheil mit unermeßlichen Schätzen nieder. Alles geräth nun in Spanien in Bewegung, es entsteht ein Wettlauf wie nie vorher, jeder will der erste sein, das Gold, das dort wie die Kieselsteine bei uns zu Tage liegt, zu erbeuten; nicht mehr als Abenteurer mit drei armseligen Fahrzeugen, sondern als Admiral und Vicekönig der neuentdeckten Reiche im Geleite der zwölf besten Schiffe und mit Vollmacht und Mitteln aller Art wird Columbus in die Neue Welt zurückgesendet und seine Instruction ist folgende: „Ihre Hoheiten der König und die Königin wünschen, daß unser katholischer Glaube vermehrt werde und wachse, und tragen dem gedachten General und Vicekönig auf, daß er auf alle nur mögliche Weise trachten möge, die Bewohner der gedachten Inseln und des Festlandes zu bewegen, sich zum Glauben zu bekehren. Zur Beihülfe wird ihm der fromme Br. Frai Bruil mit andern Religiosen zugewiesen, welche die Indier zu gewinnen suchen sollen, und auch die Mannschaft, die mitzieht, soll sich angelegen sein lassen, mit den Indiern freundlich zu verkehren, und wer sich dagegen verginge, soll vom Vicekönige streng bestraft werden."

Der Verfasser schwelgt in diesen Erinnerungen an die frommen spanischen Könige, die es sich angelegen sein ließen, Indien zu erobern, um es zu bekehren und die dort herrschende Abgötterei auszurotten; er citirt noch mehrere dahin lautende Instructionen derselben, und scheut sich auch nicht, in der Reihenfolge der spanischen Monarchen einen Philipp II. als Muster „christlicher Gesinnung" darzustellen. Wir seien zwar gewohnt, in ihm einen finstern herzlosen Fürsten zu sehen, der, von einem blinden Vorurtheile befangen, Tausende von Menschen, darunter seinen eigenen Sohn, schuldlos dem Blutgerüste preisgibt, nicht einen Fürsten christlicher Gesinnung, sondern einen Nero oder Domitian in christlichem Gewande. Aber die heilige Theresia, die doch eine Heilige ist und die Gelegenheit hatte, Philipp's II. Wirken in unmittelbarer Nähe zu sehen, müsse es doch besser wissen. Diese ertheilt Philipp II. das größte Lob, nach welchem ein Christ je streben kann, indem sie sagt: „Ich wollte, daß die ganze Welt sich mit mir vereinte, unserm Herrn zu danken und ihm unsern heiligen König Philipp II. zu empfehlen." Ergo war Philipp II. ein Muster von einem christlichen König. Das Urtheil der „Heiligen" hat bei Clemens Grafen zu Brandis mehr Gewicht als das Urtheil der weltlichen Historiker.

Nach diesem Vorspiel wird man sich nicht mehr wundern, daß Clemens Graf zu Brandis auch über das Klosterleben, über die Inquisition und über die Jesuiten ganz anders denkt als die ungläubigen Historiker und die kritischen Politiker. Anders malen sich diese Dinge in seinem Kopfe, als sonst in Menschenköpfen. Die Könige von Spanien begünstigten ja die geistlichen Orden, und die Könige von Spanien waren christlichste Könige; wie sollte es also nicht die Aufgabe des Staats „auf christlicher Grundlage" sein, die geistlichen Orden möglichst zu begünstigen und zu fördern? Der Verfasser verzichtet den Gegnern der geistlichen Orden gegenüber — die da meinen, der Staat dürfe sie nicht begünstigen, solle vielmehr den vielen Bedenken gegen sie Rechnung tragen — zwar auf die gewöhnliche Vertheidigung der geistlichen Orden, die auf ihre Verdienste um die Urbarmachung der Wildnisse und um die Erhaltung der Classiker im Mittelalter hinweist:

Wir bescheiden uns gern, daß wir mit diesen Gründen heutzutage nicht mehr ausreichen. Zur Urbarmachung öder Gründe oder vielmehr zur möglichsten Steigerung aller Production und Industrie brauchen wir nicht mehr einen heiligen Benedict und Bernhard mit ihren Söhnen, wir haben den Crédit-mobilier und Actiengesellschaften nach Verlangen, die uns dabei weit schnellere Hülfe leisten; die Abschreiberverdienste der alten Mönche hat der vielbeschäftigte Preßbengel, von Dampfkraft getrieben, längst entbehrlich gemacht; um dieser Leistungen willen brauchen wir die Orden nicht.

Aber darum hält der Verfasser die geistlichen Orden noch nicht für überflüssig; denn es gibt andere Wildnisse, „zu deren Beurbarung kein Crédit-mobilier uns die Kapitale zu bieten im Stande ist, und in die kein Actienverein uns Straßen bahnt". Wer das Wirken der beschaulichen Orden kennen lernen will, dem räth der Verfasser, wenn er nach Rom kommt, zunächst am Quirinal, dem herrlichen Palast des Heiligen Vaters, eine kleine Kirche zu besuchen am Eingange der langen Straße, die zur Porta Pia führt. Es ist eine niedliche, vor wenigen Jahren erst neugebaute Kirche; in einer Nische, dem Eingange gegenüber, steht ein reich vergoldeter Tabernakel, auf dem alle Tage vom Morgen bis zum Abend das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt ist. Eine in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gestiftete Klostergemeinde von Jungfrauen kniet da in dem Chor, der diese Nische von innen umgibt, abwechselnd Tag und Nacht und betet Gott im heiligen Sakramente an, dankt ihm für die unermeßliche Wohlthat seiner Gegenwart in demselben, bringt ihm eine Sühne dar für die Beleidigungen, die ihm jeden Augenblick in diesem Sacramente zugefügt werden, und sucht die Nachlässigkeit all derer zu ersetzen, die gar nicht an ihn denken oder sich nur selten und flüchtig an ihn erinnern. Der Verfasser vergleicht diese frommen Jungfrauen mit den Lilien des Feldes, von denen der Erlöser sagt: „Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, und doch war Salomo in all seiner Pracht nicht so gekleidet wie eine aus ihnen." Die Welt betrachte die beschaulichen Orden als Vereine müßiger und für das gemeine Wohl nutzloser, ja selbst schädlicher Menschen, die eine weise Regierung nicht dulden dürfe, vielmehr, wo sie sich finden, aufheben und ihr Vermögen einziehen solle.

Müßig nennt man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Leute, die nicht arbeiten oder ihre Zeit mit Dingen vertreiben, die weder ihnen selbst noch andern einen Nutzen gewähren, wie die Arbeit der Danaiden in der Fabel, die Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpften. Solche Leute finden wir in jeder Stadt zu Hunderten; sie essen, schlafen, durchwandern die Kaffeehäuser, spielen Karte zu allen Stunden des Tags, lesen eine Zeitung, machen ein paar Besuche, bringen die Abende im Theater zu und haben jeden Morgen nur die eine Sorge, wie sie den Tag mit möglichst geringer Langeweile zubringen können. Diese Leute nennen wir müßig, haben aber noch nie gehört, daß es einer Regierung irgendwo eingefallen wäre, sie deshalb ihrer Freiheit zu berauben und ihr Vermögen einzuziehen. Was machen entgegen jene Schwestern der ewigen Anbetung? Sie stehen mit frühstem Morgen auf und beten, theils in Gemeinschaft, theils einzeln, sie verrichten dann ihre verschiedenen häuslichen Arbeiten, und täglich haben sie, wie alle beschaulichen Orden, mehrere Stunden mit Handarbeiten zuzubringen.... Vom frühesten Morgen an liegen diese Frauen vor dem Allerheiligsten und beten für das Heil ihrer Mitmenschen, und beten abwechselnd den

ganzen Tag hindurch und die Nacht fort; ist dies eine für das gemeine Wohl nutzlose Beschäftigung? Sie suchen durch ihr Gebet bei Gott zu ersetzen, was ihre verblendeten Mitbrüder versäumen; ist dies eine für das gemeine Wohl nutzlose Beschäftigung?

Wie schon aus dieser Stelle, so geht auch noch aus mehreren andern hervor, daß der fromme Graf dem Gebet eine magische Wirkung zuschreibt. Sonst hätte er wol eingesehen, daß Frauen ihre Zeit nützlicher ausfüllen können als mit ewigem Beten. Ueberhaupt neigt sich die ultramontane Politik stark zum Wunderglauben. Sie erwartet die Verwirklichung ihres Ideals nicht von irdischen Mitteln, sondern von übernatürlicher Hülfe. Daher die Verweisungen auf das Gebet; daher die Vertheidigung der Betbrüder und Betschwestern gegenüber dem „Rechtsstaat", der sich zur Verwirklichung seines Ideals nur natürlicher Mittel bedient.

Der „Rechtsstaat" ist bekanntlich auch kein Freund der Jesuiten. Aber da der Verfasser gerade alles dasjenige, was der Rechtsstaat verwirft, für ein nothwendiges Requisit seines christlichen Staats hält, so hat man sich nicht zu wundern, daß er „jene Gesellschaft, die seit 300 Jahren die Zielscheibe alles Hohns und alles Spotts der sogenannten gebildeten, aufgeklärten Welt ist", als Muster christlicher Gesinnung, christlichen Eifers und christlicher Gliederung hinstellt.

Was die Inquisition betrifft, so gibt der Verfasser zwar zu, die Zeiten derselben seien vorüber, sie bestehe noch in Rom, doch nur dem Namen nach; ihre berüchtigten Gefängnisse dienen zur Verwahrung geistlicher Verbrecher und sind so wenig fürchterlich, daß man bei der Stürmung des S.-Uffìcio im Jahre 1848 den einzigen Gefangenen, den man dort fand, einen ehemaligen Geistlichen, der wegen einer betrügerischen Handlung dort war, zwingen mußte, herauszugehen. Im gegenwärtigen Augenblicke wird dies grauenvolle Gebäude als Kaserne für die französische Besatzung gebraucht. Aber die Inquisition war nach dem Verfasser auch in der Vergangenheit „nicht das, wozu eine phantastische und böswillige Geschichtschreibung sie gemacht, und was sie war, war sie nicht durch die Kirche".

Der Verfasser sieht die „Kirche" und alles, was je von ihr ausgegangen ist, nur im günstigsten Lichte. Die ihr aufgebürdeten Greuel, die lieblosen, inhumanen, unchristlichen Handlungen, deren man sie beschuldigt, sind nach ihm entweder von phantastischen und böswilligen Historikern erdichtet, oder sie kommen nicht auf Rechnung der Kirche, sondern der weltlichen Mächte.

Erst nachdem man diesen ultramontanen, jesuitenfreundlichen, von den spanischen Königen, den geistlichen Orden und der Inquisition nur Gutes denkenden Standpunkt des Verfassers kennen gelernt hat, kann man die gleich anfangs (S. 5) formulirte, in ziemlich unbestimmten, vieldeutigen Ausdrücken gehaltene Aufgabe, die der Verfasser dem christlichen Staate stellt, in seinem Sinne verstehen. Der Verfasser sagt nämlich:

Führen wir die Aufgabe des Staats auf die Anforderungen unserer Bestimmung auf Erden zurück, so werden sich uns drei charakteristische Merkmale für den nach diesen Anforderungen geordneten, d. i. den christlichen Staat herausstellen: 1) Das lebendige Bewußtsein, daß alle Gewalt von Gott den Obrigkeiten zu dem Zwecke verliehen sei, ihre Untergebenen zur Erfüllung ihrer Bestimmung auf Erden zu führen; 2) der offene, entschiedene Ausdruck christlicher Gesinnung in der Staatsverwaltung; 3) die Vorsorge für das wahre geistige und körperliche Wohl der Staatsangehörigen.

Sowie diese drei Merkmale anfangs, noch ohne alle nähere Erläuterung, hingestellt sind, sieht man ihnen die ultramontane Farbe noch nicht an. Aber sobald man, in dem darauf Folgenden, des Verfassers Begriff von der Kirche, d. i. vom Papstthum als der untrüglichen Erkenntnißquelle der menschlichen Bestimmung und der politischen Rechte, seinen Begriff von der Superiorität der Kirche über den Staat und seine Anpreisung der spanischen Könige, der Jesuiten und der geistlichen Orden als Muster christlicher Gesinnung kennen gelernt hat, so wird einem alles klar. Man weiß nun, was es heißen soll, daß alle Gewalt von Gott verliehen sei, und daß sie den Obrigkeiten zu dem Zweck verliehen sei, ihre Untergebenen zur Erfüllung ihrer Bestimmung auf Erden zu führen. Es heißt dies eigentlich nichts anderes als: die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, um ihre Untergebenen katholisch zu machen und vor Ketzerei zu bewahren. Von Volksrechten kann in diesem den modernen Rechtsstaat durchweg bekämpfenden christlichen Staat nur so weit die Rede sein, als die von der Mutter „Kirche" inspirirte Regierung sie einräumt. Kurz, dieser christliche Staat ist eigentlich nichts als ein theokratischer Staat.

Die Belege dazu finden sich auf allen Seiten, und wo der Verfasser liberal erscheint, wo er den modernen Verhältnissen und Zuständen, die der Theokratie längst entwachsen sind, Rechnung zu tragen und ihnen Concessionen zu machen scheint, da ist dies eben entweder nur Schein, oder die Concessionen, die er macht, macht er nicht infolge seines Princips, sondern im Widerspruche mit demselben, aus Inconsequenz. Die Zeitverhältnisse sind nämlich dem Ultramontanismus so über den Kopf gewachsen, daß es demselben schwer wird, consequent zu sein und in keinem Punkte der Zeitströmung nachzugeben. Es geht hier dem Ultramontanismus auf praktischem Gebiete ähnlich, wie es der Orthodoxie der modernen Wissenschaft gegenüber geht.

Die Orthodoxen des 19. Jahrhunderts wollen nämlich nicht blos gläubig, sondern auch gebildet erscheinen. Aber ist nicht die Art, wie sie den Glauben mit der Bildung zu vermitteln suchen, gerade ein Beweis für die Unvereinbarkeit zwischen Orthodoxie und Wissenschaft? Sind etwa jene sophistischen Vermittelungsversuche, durch welche die Orthodoxen der Gegenwart die vollständige Uebereinstimmung zwischen biblischer Schöpfungsgeschichte und naturwissenschaftlicher Geologie darzuthun versucht haben, ein Beweis, daß die Orthodoxie mit der Wissenschaft verträglich ist? Kann es denn etwas Unwissenschaftlicheres geben als diese gezwungenen, wahrheitswidrigen Vermittelungsversuche zwischen der biblischen und der modernen wissenschaftlichen Weltanschauung?

Ebenso nur sind die Vermittelungsversuche der gebildeten Ultramontanen, durch welche sie sich zu zeigen bemühen, daß ihre theokratische Politik eine liberale, den Zeitverhältnissen Rechnung tragende sei, gerade ein Beweis von der Unvereinbarkeit der Theokratie mit dem Liberalismus. Clemens Graf zu Brandis stellt es zwar in Abrede, daß sein „christlicher" Staat ein theokratischer sei, er beruft sich sogar auf den Spruch: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gotte was Gottes ist", um zu zeigen, daß er der weltlichen Obrigkeit ihr von der geistlichen Macht getrenntes Gebiet einräumt.

> Ebenso wie der Kirche sollen auch dem Staate jene Gegenstände vorbehalten bleiben, die zunächst aus seinem Berufe, die Ordnung zu erhalten, fließen, als da sind alle Einrichtungen, die auf die innere und äußere Sicherheit hinzielen, der Staatshaushalt, die Verwaltung der Civil- und Strafgerichtspflege u. s. w. Gibt es Gegenstände, die zum Theil in die eine und zum Theil in die andere Sphäre eingreifen, wie die Ehe, die als Sakrament bei den Katholiken zum ausschließlichen Bereiche der Kirche und als Civilvertrag zu jenem des Staats gehört, so ist es die Aufgabe beider Gewalten, in freundlichem Einverständnisse, durch Concordate, die Bestimmungen festzustellen, unter denen beide von ihrem Rechte Gebrauch machen können, ohne sich zu beirren.

Aber sind nicht eben die Concordate Früchte der theokratischen Politik, und sind sie nicht solche Vermittelungsproducte, bei denen es an den Tag kommt, wie unvereinbar die theokratische Politik mit den Forderungen des modernen Rechtsstaats sei? Oder entspricht es etwa den Forderungen des letztern, für die Geistlichen, wie der Verfasser thut, eine besondere Gerichtsbarkeit in Anspruch zu nehmen? Der Verfasser sagt nämlich:

> Die Priester sind durch die Weihe, die sie erhalten, aus dem Kreise der übrigen Staatsbürger herausgezogen. Selbst in jenen Fällen, in denen ein Priester ein in den Bereich der weltlichen Strafgerichtspflege gehöriges Verbrechen oder Vergehen beginge, kann der weltliche Richter um der Achtung willen, die diesem Stande und der ihm übertragenen Weihe gebührt, ihn nicht in die Reihe anderer Verbrecher einbeziehen; es muß ihm eine ausnahmsweise Stellung zuerkannt werden, bis der geistliche Oberhirt einen jener Fälle erkennt, in denen er ihm die geistliche Weihe abzunehmen berufen ist.

Wie an dieser beanspruchten „ausnahmsweisen Stellung" der Geistlichen die Unvereinbarkeit der theokratischen mit der modern-liberalen Politik des Rechtsstaats zum Vorschein kommt, so auch an der vom Verfasser beanspruchten „Haltung der obersten Staatsgewalt gegenüber fremden Glaubensbekenntnissen". Der Verfasser unterscheidet nämlich das Verhalten des Staats bei dem Austritte einzelner Gläubigen aus der Mutterkirche und das Verhalten des Staats gegenüber den bereits ausgetretenen Individuen, insofern sie Rechte auf ihre Existenz erworben haben:

> Für jene, welche die Religion im allgemeinen und um je mehr die einzelnen Glaubensbekenntnisse wie ein Kleid anziehen, das man aus alter Angewöhnung der Schicklichkeit wegen tragen muß, ist es gleichgültig, welchen Schnitt und welche Farbe dies Kleid habe. Wenn die Leute ihre Steuern richtig bezahlen, sich ordentlich betragen und keinen Staat im Staate bilden wollen, soll man sie, nach dieser Theorie, gewähren lassen; ob es am Ende um ein paar tausend Katholiken oder Protestanten mehr in einem Staate gibt, ist gleichgültig. Dies nennt man mit einem sehr beliebten Schlagwort unserer Zeit die Toleranz. Dies ist nicht der Standpunkt des christlichen Staats, dies ist nicht die Lehre, die Jesus Christus vom Himmel brachte und in seiner Kirche hinterlegte. Wer im Schose der Kirche geboren und darin erzogen wurde und sie dann verläßt, von dem ist sehr zu besorgen, daß er nicht in jener schuldlosen Unwissenheit sei, die der heilige Augustinus und mit ihm unsere Kirche als Bedingniß setzen, daß jemand sein Heil auch außer ihrem Schose wirken könne. Wir haben die Vorsorge für das wahre geistige und körperliche Wohl der Unterthanen als eins der Hauptmerkmale des christlichen Staats bezeichnet; nichts ist für den Menschen wichtiger, als sein Seelenheil zu wirken, und darum müssen wir es auch als eine der wichtigsten Aufgaben des christlichen Staats ansehen, jede Gefahr für dasselbe mit allen möglichen Mitteln hintanzuhalten. Er wird die Kirche in die Lage setzen, das Wort Gottes zu predigen, sie darin schützen, wenn ihr von seiten ihrer Feinde und Gegner Gefahr droht, und aus dem Grunde und mit eben dem Rechte, mit dem er Menschen, welche die bürgerliche Ordnung stören, entfernt, wird er auch Verführer und verführerische Schriften hinausweisen. Der Staat wird dafür sorgen, daß niemand zu einem Uebertritt verleitet werde und diesen verhängnißvollen Schritt nur mit freier, reifer und voller Ueberlegung mache. Sind diese Bedingnisse erfüllt, so hat der Staat das gethan, was ihm obliegt; Gewalt darf er keine brauchen, die Irrenden zurückzuführen, sowenig als die Kirche dies sich selbst gestattet. Ist der Glaubensabfall zur vollendeten Thatsache geworden, steht die Staatsgewalt Unterthanen gegenüber, die einem andern Bekenntnisse folgen, haben sie darin bestimmte Rechte oder Anspruch darauf erworben, so hat der Staat sie darin zu schützen und nur dafür zu sorgen, daß sie ihre Stellung nicht misbrauchen, um die der Kirche Treugebliebenen zum Abfall zu verleiten. Hier hört jeder Anspruch auf ein erworbenes Recht auf, denn ebenso wenig, als sich je ein Recht erwerben läßt, einen Menschen zu ermorden, ebenso wenig läßt sich je ein Recht erwerben, eine Seele zu tödten.

Uns dünkt, der Verfasser würde von seinem Standpunkte aus weit consequenter gewesen sein, wenn er der Staatsgewalt, da sie doch nach ihm für das Seelenheil ihrer Unterthanen zu sorgen und jede Gefahr für dasselbe mit allen möglichen Mitteln abzuhalten hat, die Pflicht auferlegt hätte, nicht blos den Abfall, sondern auch die Abgefallenen nicht zu dulden, also die Protestanten ohne weiteres hinauszuweisen. Denn sind sie nicht eine beständige Gefahr für die Treugebliebenen? Lassen sich denn, wie ihre „verführerischen Schriften", ebenso ihre verführerischen Reden confisciren?

Ebenso würde es vom Standpunkte des Verfassers gewiß consequenter gewesen sein, wenn er, statt der „repressiven Ueberwachung der Presse", die Censur in seinem christlichen Staate gefordert hätte, zumal da er den Artikel IX des österreichischen Concordats so vortrefflich, dem christlichen Staate so entsprechend findet:

> Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien werden die denselben eigene Macht mit vollkommener Freiheit üben, nur Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerflich zu bezeichnen und die Gläubigen von Lesung derselben abzuhalten. Doch auch die Regierung wird durch jedes dem Zwecke entsprechende Mittel verhüten, daß derlei Bücher im Kaiserstaate verbreitet werden.

Doch man sieht es dem Verfasser an, daß er die Censur nur ungern, nur nothgedrungen aufgibt. Er sagt nämlich:

> Es gibt zwei Arten, die Aufsicht über die Presse zu üben: durch eine präventive oder repressive Ueberwachung derselben.

Die erstere, die eigentliche Censur oder Prüfung jeder Schrift, ehe sie gedruckt und jedes im Auslande gedruckten Werks, ehe es von einem Inländer bezogen werden darf, ist ohne Zweifel die einfachste und, wo sie ausführbar ist, wirksamste Weise, diese Aufsicht zu üben. Heutzutage, wo die Zahl der Druckschriften sich so sehr vermehrt hat, würde es sehr schwer fallen, eine hinreichende Zahl von Censoren zu finden; es müßten dazu Männer von ausgezeichneten Kenntnissen in jedem Fache, hoher Rechtlichkeit und unermüdetem Diensteifer gewählt werden. Ihre Zahl ist nirgends sehr groß, und die man findet, werden dadurch der wichtigen Aufgabe entzogen, positiv für die Förderung des Guten zu wirken, während sie hier nur negativ zur Hintanhaltung des Bösen beitragen können. Wo immer die Censur in neuerer Zeit bestanden hat, hat sie ihrem Zwecke nicht entsprochen. Es bleibt dem Staate ebenso wie der Kirche nur die repressive Ueberwachung der Presse übrig, festgestellt auf die Grundsätze, die wir als Merkmale des christlichen Staats angegeben haben.

Nachdem der Verfasser die „repressive Ueberwachung der Presse" an Stelle der „präventiven" widerwillig zugegeben hat, fährt er folgendermaßen fort:

Eine der wichtigsten Aufgaben des Staats bei der Ueberwachung der Presse heutzutage ist die Aufsicht auf die Tagespresse. Niemand verkennt den Einfluß, den die Tagespresse in den letzten vier Jahrzehnden auf alle Bewegungen in Europa genommen hat. Unwillkürlich wenden sich dabei alle Blicke auf die rothen, radicalen, Gott und die religiösen Pflichten ebenso wie die bisher bestandene Staatsgewalt verhöhnenden Blätter. Sie haben auch ohne Zweifel unter gemeinen, rohen, in Sinnlichkeit versunkenen Menschen viel Unheil angestiftet. Unserer Ansicht nach sind aber nicht sie es, die das meiste Unheil verschuldet haben. Jene Blätter sind es, die mit heuchlerischer Miene um die Regierungen umher schweifwedeln, über jede im Geiste der Zeit unternommene Handlung eines Fürsten oder Ministers, auf deren Gebiet es abgesehen ist, in Ekstase gerathen, sie mit Sammthändchen streicheln, Lorberkränze für sie winden und sie ihnen als Lohn in der Ferne zeigen; jene Blätter sind es, die mit Hohn auf die Kirche und ihre eifrigen, redlichen Vertreter losziehen, und die Errungenschaften auf diesem Gebiete ihren Günstlingen als Köder hinhalten, die Lehre der Volkssouveränetät in niedlichen Zuckerdütchen mit Vanilleduft ihren Lesern auftischen und die wahre Grundlage der gesellschaftlichen Verhältnisse als lächerlichen Plunder in den Kehricht werfen; jene Blätter sind es, die, von einer mächtigen, geheimen Gönnerschaft unterstützt, alles Neue im Gebiete der Politik und Wissenschaft schnell und in der anziehendsten Form ihren Lesern bieten und sich ihnen unentbehrlich zu machen wissen. Während jene andern Blätter nur auf die Handlanger beim Werke des Umsturzes berechnet waren, boten diese die verhängnißvollen Früchte des Baums der Erkenntniß für die Gebildeten und schnitten die Sehnen derjenigen ab, die zum Widerstande berufen waren. Im Jahre des großen Erfolgs, wo die berüchtigte große Gesellschaft ihre Tarnkappe lüftete, legten auch diese Blätter ihre Larve ab. Und seltsam! Wenige Monate darauf saß die Tarnkappe wieder auf dem Haupte der einen, die Larve auf dem Gesichte der andern, als wenn nie was vorgefallen wäre, und der harmlose Philister sitzt wieder hinter seinem politischen Alltagbrote, wie 20 Jahre früher.

In dieser Weise polemisirt der Verfasser noch öfter gegen die moderne liberale Tagespresse und läßt es dabei an giftigen Ausfällen gegen das große Jahr 1848 und seine Errungenschaften nicht fehlen. Er begegnet sich darin mit der Kreuzzeitung, mit der er übrigens auch offen sympathisirt. Ueberhaupt hat diese katholisch-gläubige Politik eine erschreckende Aehnlichkeit mit der unserer protestantischen „Conservativen" oder richtiger gesagt Reactionäre. Wie diese in ihrem christlichen Staat die Erziehung des Volks auf das Maß der „Regulative", unter dem Vorwande, daß die Vielwisserei aufgeblasen mache, herabgesetzt wissen wollen, ähnlich auch unser Verfasser in seinem Staat „auf christlicher Grundlage". Er weiß die Aufgabe des Staats in Beziehung auf die Geistesbildung seiner Unterthanen nicht bündiger zu fassen und zum Ueberblick zu bringen, als in den Worten des österreichischen Concordats, einer Urkunde, die er als das Morgenroth einer bessern Zeit begrüßt:

Der ganze Unterricht der katholischen Jugend wird in allen, sowol öffentlichen als nichtöffentlichen Schulen der Lehre der katholischen Religion angemessen sein: die Bischöfe aber werden kraft des ihnen eigenen Hirtenamts die religiöse Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und nichtöffentlichen Lehranstalten leiten und sorgsam darüber wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft.

So wahr es auch sein mag, daß in der Erziehung nicht auf einseitige Verstandesbildung auszugehen ist, so wenig folgt doch daraus, daß Erziehung zur Frömmigkeit auf Kosten des Verstandes die wahre Erziehung sei. Die regulativische und die Concordatserziehung — was ist sie aber anders, als eine Erziehung zur Frömmigkeit auf Kosten des Verstandes?

Daß auf diesem Standpunkt von Freiheit der Wissenschaft und von Lehrfreiheit nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst, und wir müssen es dem Verfasser danken, daß er so offen diese Consequenzen seiner gläubigen Politik ausspricht, wie im Folgenden:

Die erste, wichtigste und nothwendigste Anforderung, die wir bei der Bildung des Menschen stellen müssen, ist, wie wir bereits gesehen haben, daß sie ihn mit seiner Bestimmung bekannt mache. Die Lehre von derselben und den Mitteln, sie zu erreichen, hat unser göttlicher Erlöser vom Himmel gebracht und in seiner Kirche hinterlegt. Darum muß der Unterricht, müssen die Bildungsanstalten, wollen sie ihre wahre Aufgabe lösen, sich immer eng an die Kirche anschließen, auf daß ihre Lehre nie und nirgends mit der Bestimmung in Widerspruch trete, zu der Gott uns geschaffen hat. Gilt dies von allen Schulen überhaupt, so ist es bei jener vorzugsweise wichtig, an der die wissenschaftliche Ausbildung ihren Höhepunkt erreicht, wo jene Männer, denen die Leitung der Kirche und des Staats und die Pflege der Wissenschaften anvertraut werden sollen, ihre letzte Bildung erhalten, und deshalb sollte die Hochschule sich unmittelbar und zunächst an den Mittelpunkt der Kirche, an den Stattbalter Jesu Christi anschließen und in ihm ihren Halt und ihre Stütze suchen. In dem Anschlusse an die Kirche findet die Wissenschaft und ihre Pflegerin, die Hochschule, ihre wahre Freiheit und die heilsamste Schranke.

Schade nur, daß hier die heilsame Schranke die wahre Freiheit der Wissenschaft aufhebt! Die heilsame Schranke, welche die Kirche der Wissenschaft zieht, besteht nämlich nach dem Verfasser darin, daß sie auch nicht „ein kaum bemerkbares Tröpfchen des Unglaubens in das arglose Herz des Schülers träufeln" läßt und auch nicht in der „geringfügigsten Nebensache" von der kirchlichen Offenbarung abzuweichen gestattet; denn „es gibt kein Beiwerk, es gibt keine geringfügige Sache in unserer Offenbarung, Gott selbst erklärt, daß Himmel und Erde eher vergehen werden, als daß ein kleines Pünktchen darin unerfüllt bliebe".

Wem nun noch nicht die Augen über die Unvereinbarkeit der Bildung und Wissenschaft mit der Orthodoxie aufgehen, der hat keine Augen. Vermittelnde Philosophen und Theologen haben gut reden von der Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen; derjenige Glaube, der sich im alleinigen Besitze der Wahrheit glaubt, der seinen Inhalt von übernatürlicher göttlicher Offenbarung, unversehrt fortgepflanzt in einer von Gott eingesetzten unfehlbaren Kirche, ableitet, dieser „rechtgläubige" Glaube, — *mit einem* Worte, die Orthodoxie — ist nun und nimmer versöhnbar mit der Wissenschaft. Dies einzusehen, dazu gehört wahrlich kein besonderer Scharfsinn. Ja, es kann keinen schlimmern Feind der Wissenschaft geben als die Orthodoxie. Es war nicht zufällig, daß die „alleinseligmachende Kirche" einen Galilei und andere vom Dogma Abweichende verfolgt hat. Zündet sie auch heutzutage keine Scheiterhaufen mehr für Ketzer an, so setzt sie doch noch sogar die Lehre derjenigen auf den Index, die sich wie die Günther'sche Philosophie bemühen, die Wahrheit des katholischen Dogmas durch Vernunftgründe zu beweisen und zu stützen. So wenig kann die Orthodoxie die Vernunft vertragen!

Es wird, nachdem wir im Bisherigen den Standpunkt des Verfassers genügend charakterisirt haben, nicht nöthig sein, auf alle Punkte seiner gläubigen Politik einzugehen. Wir heben nur noch einiges, das bezeichnend ist, hervor. Bei seiner durchgängigen Polemik gegen den modernen Rechtsstaat versteht es sich von selbst, daß er ein Gegner aller der Errungenschaften ist, die wir dem Rechtsstaat verdanken. Er polemisirt mit der Kreuzzeitungspartei gegen den Constitutionalismus und schwärmt für Stände. Der Verfasser klagt, daß die alten Stände der heutigen Volksvertretung zum Opfer gefallen, deren ausdrückliche oder wenigstens stillschweigend angenommene Merkmale in den drei Worten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, zu finden seien.

Das Haschen nach Gleichheit in unsern Tagen ist ein gedankenloses Streben nach etwas, das nirgends besteht, noch je bestanden hat; nicht zwei Grashalme, nicht zwei Blättchen eines Baums sind irgendwo von einem Pole zum andern einander gleich. Dies sahen unsere praktischen alten Vorfahren ein und traten darum nach Ständen, nicht aber in einem wirren Knäuel von Volksausschüssen zusammen, wie unsere Zeitgenossen.

In der ständischen Vertretung des Verfassers müssen natürlich die Prälaten einen Ehrenplatz haben; dies erweitern die Merkmale des christlichen Staats:

Die Vertheidiger der Volkssouveränetät und Volkszählkammern sehen in der Theilnahme der Prälaten an den ständischen Vertretungen und in dem ihnen darin angewiesenen Ehrenplatze nur einen der mittelalterlichen Uebergriffe des Klerus. Wir von unserm Standpunkte aus sehen darin im Gegentheil Merkmale des christlichen Staats, den entschiedenen Ausdruck christlicher Gesinnung und die Anerkennung, daß die von den Ständen in Anspruch genommene Gewalt von Gott sei.

Nächst der Geistlichkeit ist es natürlich der Adel, auf den der Verfasser in seinem christlichen Staate ein großes Gewicht legt; er stimmt von Herzen dem Worte der Kreuzzeitung bei: „Der aristokratische Geist wurzelt in einer aufrichtigen Gottesfurcht." Für den Adel bieten die Geldsäcke keinen Ersatz:

Die Wortführer der modernen Volksvertretung fühlten es gar wohl, daß durch den Ausfall des hohen Klerus und des Adels eine Lücke entstand, die ersetzt werden mußte. Sie bildeten sich ein, das, was diese zwei Stände vertreten, sei das conservative Element des Bestehenden, dies finde eine billige Vertretung in dem Reichthume und in der hohen Intelligenz, und so wurde aus diesen zwei Factoren eine neue Pairie geschaffen. Hätte der Adel ebenso wie der hohe Klerus bei seiner ständischen Vertretung in der Vorzeit keine andere als die armselige Aufgabe gehabt, ein Hemmschuh für den oft allzu schnell fortrollenden Wagen der Volksgeschicke zu sein, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden. Ich werde der modernen Anschauungsweise des Reichthums im folgenden Abschnitte einige Worte widmen; hier stelle ich nur die Frage, ob gar kein Unterschied sei zwischen einem Adelsgeschlechte, das 500 Jahre lang in allen Schlachten seines Vaterlandes mitgekämpft und mit gewichtiger Stimme im Rathe seines Fürsten gesessen, und einem Börsenbaron, der vor einigen Jahren als bescheidener Ladendiener in das Comptoir seines Herrn geschlichen und nun durch einige glückliche Speculationen zum Besitze einiger Millionen gelangt, zwischen dem Episkopate eines Reichs und einem Victor Hugo?

In dieser Weise sieht und sucht der Verfasser an der von ihm bekämpften neuen Ordnung der Dinge überall nur Schattenseiten; dagegen erblickt er an dem von ihm zurückgewünschten Alten und Veralteten alles nur im glänzendsten Lichte. Eine unparteiische Abwägung des Lichts und Schattens, der Vor- und Nachtheile, die sowol das Alte als das Neue darbietet, wie wir sie bei einem historisch-kritischen Politiker, wie Raumer, finden, ist ja nicht Sache der theokratisch-aristokratischen Tendenzpolitik. Diejenigen Institutionen, die den Zwecken dieser entsprechen, sind eo ipso schön, herrlich, vortrefflich, fleckenlos; die gegnerischen, die ihre Zwecke durchkreuzen, sind voller Mängel und Uebel, sind unchristlich und widerchristlich. So wenig als die constitutionellen Volksvertretungen, ebenso wenig sagen dem Verfasser die Geschworenengerichte, die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und die Unabsetzbarkeit der Richter, die Trennung der Justiz von der Verwaltung u. s. w. zu. Er sieht und wittert in allen diesen Neuerungen nur die „Revolution" und die Früchte der Revolution. So sagt er z. B.:

In allen Revolutionen, welche seit 70 Jahren fast alle Länder in Europa heimgesucht haben, sehen wir, daß eine der ersten Standarten, welche die Umsturzmänner auf der erstürmten Bresche aufpflanzten, die Geschworenengerichte waren; dies beweist, daß sie eins der wirksamsten Mittel sein müssen, die Früchte des Umsturzes zu sichern und daß man sie dazu ausbeuten wollte. Darin und nicht in einem innern Vorzuge der einen Gerichtsform vor der andern liegt der Grund der Vorliebe für die Geschworenengerichte.

Könnten hierauf die Gegner nicht erwidern: Nicht in den innern Vorzügen der alten ständischen Verfassung und der alten Gerichtsbarkeit liege der Grund der Vorliebe des Verfassers und seiner Gesinnungsgenossen für dieselben, sondern in ihrer Tauglichkeit zur Sicherung der Früchte der Reaction?

Stellenweise spricht der Verfasser allerdings so, als hätte er mit seinem „christlichen Staat" durchaus keine andere Absicht, als die Heiligung aller staatlichen und socialen Verhältnisse, als die Beförderung christlicher Liebe in allen Verhältnissen. Die Eigenschaften z. B., die er

von den Beamten und von den Richtern fordert, Diensteifer, Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit, Sanftmuth und Klugheit: gewiß läßt sich gegen sie vom Standpunkt der christlichen Moral nichts einwenden. Aber die Grundlage beim Verfasser ist doch keine rein christliche; der ultramontane und aristokratische Beigeschmack verdirbt bei ihm überall das rein christliche Element.

Er kann zwar von sich wie von seiner Kirche rühmen, nur von Liebe zu den Menschen beseelt zu sein; denn er will ja, wie seine Kirche, nur ihr „Seelenheil", und wer des Nächsten Seelenheil will, der liebt ihn doch wol. Dennoch bedanken wir uns für diese Art der Vorsorge für unser Seelenheil. Es genügt uns nicht, daß man unser Seelenheil wolle, sondern wir verlangen auch, daß man es in der rechten Weise wolle, daß man uns nicht in einer unserm Wesen und seiner freien, allseitigen Entwickelung widersprechenden Weise selig zu machen suche. Die Art aber, wie die „alleinseligmachende Kirche" und mit ihr der Verfasser uns in Kirche und Staat selig zu machen sucht, können wir, als auf blindem Autoritätsglauben und patriarchalischer Bevormundung beruhend, nicht als die wahre anerkennen. Wir wollen nicht blos geliebt, sondern auch in der rechten Weise geliebt sein.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Verfasser seinem Buche am Schlusse eine Recension in einem „Schreiben eines Mannes aus der Geschäftswelt an den Verfasser" beigegeben, welche die Mängel seiner christlichen Politik sehr gut aufdeckt, und gegen die das, was der Verfasser als Erwiderung vorbringt, nur schwach, gesucht und unhaltbar erscheint.

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Erzählungen aus dem jüdischen Volksleben.

1. Neue Geschichten aus dem Ghetto. Von Leopold Kompert. Zwei Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1860. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Komische Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. Von Michael Klapp. Berlin, Hofmann und Comp. 1859. 8. 12 Ngr.

Das Eigenthümliche des Judenthums überhaupt, die große Anzahl interessanter, scharf ausgeprägter Individualitäten, die zu allen Zeiten aus ihm herausgewachsen sind, die außerordentlichen Schicksale und abenteuerlichen Erlebnisse, denen die Juden unter allen Nationen und in allen Stadien der geschichtlichen Entwickelung ausgesetzt gewesen sind, die absonderliche Stellung, die sie in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, und der bedeutende Einfluß, den sie trotz des auf ihnen lastenden Drucks immer auf die historische Entwickelung des Handels und Wandels, der Kunst und Wissenschaft, ja selbst der staatlichen Zustände ausgeübt haben: alle diese Umstände sind Veranlassung geworden, daß auch die Poesie von jeher in ihnen besonders interessante und ausgiebige Elemente für ihre Schöpfungen und Nachbildungen erblickt hat, und daß eine so große Anzahl von Dichtungen existirt, in denen sie entweder geradezu die Hauptrolle oder doch wenigstens eine der wichtigern und pikantern Rollen spielen. Verhältnißmäßig gering ist dagegen die Zahl solcher Dichtungen, die sich ganz und gar oder doch so vorwiegend in jüdischen Kreisen bewegen, daß die Darstellung des innern Lebens und Treibens der Juden als die eigentliche Hauptaufgabe erschiene und die übrigen Elemente dagegen nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Abgesehen von einigen wenigen vereinzelten Erscheinungen aus älterer Zeit gehören derartige Arbeiten fast ausschließlich der jüngsten Gegenwart an, sodaß die ältesten derselben kaum über das letztverflossene Decennium zurückreichen. Eine der frühesten unter den dahin schlagenden Erscheinungen dürfte der komische Roman „Schief-Levinche mit seiner Kalle" von Bernays, der im Jahre 1848 erschien, gewesen sein; aber selbst dieser geht seinem wesentlichen Grundgedanken nach noch über die Grenzen einer specifisch-jüdischen Geschichte hinaus, denn er ist der in den vierziger Jahren herrschenden Richtung gemäß mehr Tendenz- als Sittenroman, und geht mehr darauf aus, die Bornirtheit und Verbissenheit jüdischer und christlicher Orthodoxie im Gegensatz zu einer freiern Vernunftreligion zu zeichnen, als daß es ihm darum zu thun gewesen wäre, ein poetisches Conterfei des jüdischen Lebens als solches zu liefern. Erzählungen, die wirklich nur hierin ihre Aufgabe erblicken oder wenigstens die vielleicht auch ihnen zum Grunde liegende Tendenz, zur Emancipation der Juden mitzuwirken, nicht durch tendenziöse Phrasen und Diatriben, sondern lediglich durch eine liebevolle und naturgetreue Schilderung jüdischer Sitte und Gefühlsweise zu erreichen suchen, sind dagegen die etwa gleichzeitig erschienenen Geschichten „Aus dem Ghetto" von Leopold Kompert, und dessen 1851 veröffentlichte „Böhmische Juden", also Arbeiten desselben Autors, aus dessen Feder auch die erste der uns hier vorliegenden Schriften hervorgegangen ist. Diese Productionen fanden schon damals eine sehr günstige Aufnahme, welche bereits 1850 eine zweite Auflage der Ghetto-Geschichten nothwendig machte. Trotzdem erinnern wir uns keines namhaften Literaturerzeugnisses, welches durch diesen glücklichen Erfolg veranlaßt wäre, sich auf demselben Gebiete zu versuchen, und insofern läßt sich mit Fug und Recht sagen, daß Kompert nicht blos der Begründer, sondern bis auf den heutigen Tag auch fast der einzige Vertreter dieser specifischen Literaturgattung ist; denn unten werden wir sehen, daß auch der Verfasser des zweiten der oben angezeigten Bücher, trotzdem daß er nicht ohne alle Beobachtungs- und Darstellungsgabe ist, kaum Anspruch darauf hat, neben Kompert genannt zu werden.

Welchen Eindruck der Autor der Ghetto-Geschichten bereits mit dem ersten Bande derselben gemacht hat, möge man aus dem Urtheil entnehmen, welches in Nr. 122 d. Bl. f. 1851 bei Anzeige der zweiten Auflage derselben von dem damaligen Referenten über sie gefällt ist. „Kompert", sagt er, „hat es sich zur Aufgabe gestellt, die tiefe Poesie, die im orthodoxen Judenthume liegt, die Frucht des gläubigsten Gehorsams und des unterwürfigsten Glaubens zu veranschaulichen. Aus diesem Gehorsam gegen das Gesetz entspringt viel Großes und Schönes: Treue des Juden gegen den Juden, tiefste Liebe, heldenmüthige Resignation; aber es sind lauter Blumen, die im Verborgenen blühen; blühen, weil sie müssen, auf Gräbern, unter dem Schutt der Zeiten, zwar überall am Wege, aber nicht geahnt von den Vorüberwandelnden. Mit zarter Sorgfalt, damit er keinen Staubfaden beschädige, keinen Kelch knicke, kein Blatt bestäube, räumt der Verfasser den Schutt der Zeit weg und zeigt der erstaunten und beschämten christlichen Welt: Seht, so wird geliebt, geglaubt, gebetet und gesegnet, wo ihr meint das Recht zu haben, hassen und verfolgen zu müssen, weil ihr seit Jahrtausenden nur die rauhe, borstige, stachelige, schmuzige Schale kennen lernen, aber nie begreifen konntet, daß sich darunter das süßeste Fleisch der süßesten Frucht, die Barmherzigkeit und Innigkeit der gläubigsten Liebe, birgt." Damals als dieses Urtheil gefällt wurde, war eine absichtslose, pietätvolle Hingebung des Schriftsteller an den darzustellenden Stoff und ein offenes, liebevolles Auge für die scheinbar kleinen und versteckten Züge des äußern und innern Lebens überhaupt noch eine seltenere Erscheinung, und es war daher natürlich, daß Kompert mit diesen ihm in hohem Grade eigenen Eigenschaften damals noch mehr als jetzt imponiren mußte, wo dieselben unter dem Einfluß der beobachtenden Natur- und Culturwissenschaft in gewissem Grade zu einem Gemeingut geworden sind. Trotzdem aber ist die Wirkung dieser „Neuen Geschichten aus dem Ghetto"

gegenwärtigen Erwartungen und Ansprüchen gegenüber eine so ungewöhnlich günstige, daß wir mit Beziehung auf sie das eben angeführte Urtheil ohne Anstand unterschreiben können. Auch wenn man, was der Verfasser darin bietet, mit dem Besten vergleicht, was in jüngster Zeit die ethnographische oder psychologische Dorfgeschichte einerseits und der Cultur- und Sittenroman andererseits geleistet haben, kann man nicht umhin, sein Talent, Menschen und Dinge von ihren eigenthümlichsten und charakteristischsten Seiten zu erfassen, in den scheinbar unschönsten, ja anekelndsten Verhältnissen die allgemein interessanten und poetischen Elemente zu entdecken, das menschliche Herz in seinen geheimsten Schwingungen und Bebungen, in Wohl und Weh, in Freud und Leid zu belauschen, und das Beobachtete in einfacher, natürlicher und gewinnender Weise wiederzugeben, als ein ungewöhnliches und bevorzugtes anzuerkennen, und ihm unter den erzählenden Dichtern, die sich die Pflege und Ausbildung irgendeiner Specialität zur Aufgabe gemacht haben, einen Ehrenplatz einzuräumen.

Die vorliegende Sammlung enthält im ganzen sieben Erzählungen, fünf kürzere, welche den ersten Band füllen, und zwei längere, welche zusammen den zweiten Band bilden. Unter denen des ersten Bandes haben drei weniger die Form von Erzählungen als die von Charakterbildern. Sie eröffnen das Buch, haben den geringsten Umfang und fallen, nach unserm Dafürhalten, auch von seiten ihres Inhalts am wenigsten schwer in die Wagschale. In „Eisik's Brille" schildert uns der Verfasser den Rebb Eisik Maier, einen von jenen ehr- und liebenswürdigen Alten, die uns ein Bild salomonischer Spruchweisheit und orientalischer Lebensphilosophie geben. Die Erzählung hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der bekannten Geschichte Franklin's von der Pfeife. Wie dieser von jedem, der die Befriedigung irgendeines Wunsches zu theuer erkauft hat, sagt: „Der hat auch zu viel für seine Pfeife gegeben", so sagt Rebb Eisik von jedem, der noch mit Eigensinn und Hartnäckigkeit bei irgendeiner Thorheit beharrt: „Der hat auch seine Brille noch nicht heruntergenommen!" Seine Erzählung, wie er selbst als junger Mensch wunder was zu sein sich eingebildet habe, weil er ohne Noth eine Brille auf der Nase getragen, bis er endlich durch die Noth gedemüthigt und von dieser Narrheit geheilt sei, bildet den eigentlichen Kern der Geschichte. Statt desjenigen Erlebnisses, durch welches er zuletzt bekehrt wird, hätte wol noch ein schlagenderes erfunden werden können. Uebrigens aber ist die Erzählung in Ton und Haltung doch so, daß sie als eine dankenswerthe Bereicherung jener volksthümlich-didaktischen Erzählungen, wie sie Hebel's „Schatzkästlein" enthält, bezeichnet werden darf.

Ihr ähnlich ist die zweite, welche den Namen „Roßhaar" führt und in so humoristischer Weise zeigt, wie ein Alter, der nur das Alte gut und alles Neue schlecht zu finden pflegt, von diesem Vorurtheil zurückgebracht wird. Doch ist sie in der Behandlung des Stoffs ein wenig zu lyrisch und in der Composition weniger in sich abgerundet als die erste.

Das dritte Bild ist von tragischer Anlage. Mitten aus dem Jubel einer Hochzeit verschwindet plötzlich die Braut. Sie hat sich zu dem selbst noch jungen Rabbiner geflüchtet, entdeckt diesem, daß sie ihren Mann nur geheirathet, um die erste in der Gasse zu sein, jetzt aber ihren innern Widerwillen gegen ihn nicht überwinden könne, und verräth sich zugleich, daß sie den Rabbiner selbst liebt. Er fühlt sich dadurch auf das tiefste erschüttert, denn auch er hat sie in der Stille geliebt und seine Gefühle nur unterdrückt, weil er geglaubt, sie sei bei der Verlobung der Stimme ihres Herzens gefolgt. Aber er beugt sich unter die Gewalt der vollendeten Thatsache, sieht darin, daß sie geschwiegen, als sie hätte reden sollen, und geredet, als Schweigen Pflicht gewesen wäre, eine doppelte Versündigung, und legt ihr dafür als Buße auf, zu ihrem Manne zurückzukehren und treulich Leid und Freud mit ihm zu tragen, aber von jetzt an kein Wort wieder zu reden, bis er sie selbst von diesem Gelübde entbinden werde. Sie gelobt dies, hält es auch unter allen Wechselfällen des Lebens und wird darum in der Gasse die „Schweigerin" genannt. Nur als ihr Sohn aus der Fremde zurückkehrt und zum ersten mal zu aller Erbauung in der Synagoge predigt, da bricht sie, von ihren Gefühlen überwältigt, in die Worte aus: „Gott! Lebendiger! Soll ich denn noch nicht reden!" — „Ja, red', red'!" ruft ihr der Rabbiner zu. Aber sie vermag nichts mehr zu sagen. Ihr erstes Wort war zugleich ihr letztes Lebenszeichen. Daß es dieser Erzählung nicht an tief ergreifenden Momenten fehlt, wird man schon aus dieser Skizze erkennen. Trotzdem müssen wir sie von seiten ihrer Ausführung für die mangelhafteste Gabe dieser Sammlung halten; denn sie läßt den Eindruck zurück, daß sich noch weit mehr daraus hätte machen lassen, wenn der Autor die zweite Hälfte derselben ebenso lebendig und anschaulich ausgeführt hätte, wie die erste. Die Ausmalung der innern Kämpfe, unter denen die Schweigerin ihr Gelübde hielt, und der Motive, um welcher willen sie der Rabbiner nicht früher von demselben entband, durfte er sich nicht entgehen lassen.

Mit entschieden glücklicherm Erfolg bethätigt sich das Talent des Verfassers in den vier größern Erzählungen: „Der Min", „Franzefuß", „Die Prinzessin" und „Julius Arnsteiner's Beschau". Die poesiereichste und lieblichste unter ihnen ist unstreitig „Die Prinzessin", zugleich die umfangreichste und in gewissem Betracht die eigenthümlichste: denn sie lehrt uns die Juden in einer Sphäre und Beschäftigung kennen, in der sie, wenigstens in Deutschland, verhältnißmäßig selten verkehren, ja von der man zu meinen geneigt ist, sie stehe mit ihrem Naturell geradezu in Widerspruch. Zu nichts scheint der Jude weniger geeignet zu sein, als zum Landbauer. Das Horazische „Beatus ille qui procul negotiis" scheint auf ihn schlechterdings keine Anwendung zu erleiden, denn ein „Geschäftchen zu machen" ist ja gerade seine höchste Seligkeit. Durch das Bild, welches uns Kompert in seiner „Prinzessin" aufrollt, wird diese Meinung entschieden in die Kategorie der Vorurtheile verwiesen. In Böhmen, so belehrt er uns sogleich im Anfang seiner Erzählung, sei jetzt mancher Bauerhof, groß, hell und geräumig, mit Scheunen und Ställen, Aeckern und Wiesen, Garten und Wald dazu, auf dem Leute die Herren seien, die noch vor zehn Jahren in der dumpfen „Gasse" irgendeiner Gemeinde gehaust hätten; in Böhmen sitze jetzt mancher hoch oben auf einem mit Garben belasteten Wagen und lenke mit kundiger Hand seine Rosse durch das enge Hofthor, der noch vor kurzem hinter verschossenen Westen und Kottonstoffen die Kunden anrief; mancher stehe im heißen Sonnenbrande auf dem Felde und schwinge die gewaltige Sense, der noch vor nicht langer Zeit in Hitze und Kälte um ein Hasenhäutchen gefeilscht, und mancher zimmere mit Axt und Säge im Hause herum, der ehedem bei dem kleinsten Gebrechen um Zimmermann und Tischler gerufen habe. Neben diesen neuen Bauern gebe es aber auch alte, nämlich solche, die das Land, welches sie jetzt als Eigenthümer bauen, schon längst als Pächter gebaut hätten, ja deren Vorfahren schon seit undenklichen Zeiten Landbauer gewesen seien. Mit einem Bauer solcher Art macht uns nun die Geschichte, von der wir hier reden, bekannt, und möge nun das Bild desselben dem Leben nachgezeichnet oder blos von der Phantasie geschaffen sein, jedenfalls hat der Autor in ihm einerseits echt jüdische, andererseits echt bäuerliche Charakterzüge dergestalt zu einer in sich geschlossenen und lebenswahren Kernfigur vereinigt, daß sich an einer Verschmelzbarkeit beider Elemente nicht zweifeln läßt und sich sein „Rebb Feiwel Bauer" unter den bäuerlichen Gestalten unserer Dorfgeschichtenerzähler ohne Furcht, neben ihnen als ein unhaltbares Hirngespinst zu erscheinen, sehen lassen darf. „Wer sich unter ihm", so schildert ihn der Verfasser selbst, „ein grauhaariges Männchen mit eingebogenen Knien und schlotternden Gliedern denken wollte, wie würde der sich täuschen und dem wirklichen Bilde fern stehen. Das ist ein kraftvoller alter Mensch in der besten Bedeutung dieses Worts, und wiewol schon hoch in den Sechzigen stehend, würde er jeden wie ein „Trenderl" wegblasen, der sich unterstehen wollte,

ihm beim Aufladen des schwersten Sacks mit Getreide behülflich zu sein. Ja, das kann der alte Bauer, und er kann noch mehr. Das wildeste Pferd so mit der gewaltigen Faust zu packen, daß es steht und willig seinen Meister anerkennt, das wird ihm in den Gassen so leicht keiner nachthun. Wenn er angethan mit seiner Jacke von schwarzem Manchester und in den gelbledernen Hosen sich aufrichtet, oder wenn er beim Morgengebet die Tefillin von dem nervigen Arme herabnimmt, dann hat es ein Aussehen, als könnte er sich selbst von den Himmlischen nichts gefallen lassen, als thue er nur gleichsam seine Schuldigkeit, und weiter auch nichts mehr." Und so kerngesund wie sein Körper ist auch sein Gemüth. Bei aller Derbheit und Rauhigkeit falscher Politur und krankhafter Empfindsamkeit gegenüber besitzt er doch ein zartes Gefühl und warmes Herz für das wirklich Edle und Schöne, und mit dem ausgeprägtesten Bauernstolz vereinigt er zugleich jenen freiern Blick, vermöge dessen sich der Jude leicht auch in fremde Verhältnisse zu finden weiß, und jenen Humor, der die Festigkeit und Selbstgewißheit nicht zu Trotz und Bornirtheit ausarten läßt. Die Beziehungen, in denen ihn der Autor diese Eigenschaften entfalten läßt, sind sehr glücklich erfunden: denn sie geben Gelegenheit, ihn als Mittelpunkt einer in jeder Hinsicht trefflichen Familie und diese als die Sphäre zu zeigen, in welcher die kränkelnde und verbildete Tochter einer städtischen Freundin, das sogenannte „Prinzessele". rasch an Geist und Körper gesund und aus einem widerwärtig zimperlichen und verzogenen Dämchen ein frisches, rühriges und in jedem Betracht liebenswürdiges Mädchen wird. Bei der Erfindung und Darlegung der Mittel und Wege, durch welche die bäuerliche Familie diesen Erfolg erzielt, hat es sich der Autor allerdings ein wenig leicht gemacht; aber auf die Entwickelung der Geschichte als solcher scheint es ihm auch weniger anzukommen. Die Fabel hat für ihn immer nur die Bedeutung eines Fadens, an dem sich die von ihm beobachteten Charakterzüge zwanglos und zweckmäßig aufreihen lassen; und je interessanter und anziehender diese Züge selbst sind, um so weniger fühlt man sich veranlaßt, an der zuweilen etwas lockern Verknüpfung derselben Anstoß zu nehmen. Trotz mancher Verstöße gegen die Gesetze einer strengern Composition verdient daher diese Erzählung als eine der anmuthigsten, besonders aber als eine der eigenartigsten unserer Dorfgeschichten bezeichnet zu werden.

Specifisch jüdischer und darum vielleicht minder allgemein ansprechend, übrigens aber gleichfalls von feiner Beobachtungsgabe und warmer Auffassung des rein Menschlichen inmitten des Wunderlichen und Absonderlichen Zeugniß ablegend sind die beiden Erzählungen: „Der Min" und „Franzefuß". Von diesen erzählt die erste, wie ein „Min" — d. i. ein stiller Mensch ohne Schein und Bedeutung, der sich so wenig als möglich geltend macht und auf der breitesten Straße, wo ihrer zehn Raum haben, ausweicht, damit der Nachbar nur nicht beengt oder am Elnbogen gestreift werde — für einen von den Gescheien auf die „Beschau" ausgeht und durch sein kluges Benehmen dem bärbeißigen „Randar" wirklich seine „Mirl" abgewinnt, jedoch nicht für den, der ihm 400 Gulden dafür zahlen will, sondern für sich selbst; die zweite zeigt, wie Rebb Ascher's Bärele, der von Kindesbeinen an mit seinem Vater „Franzefuß" (ein Kartenspiel) hat spielen müssen, Gefahr läuft, ein gewinnsüchtiger und herzloser Spieler zu werden, hiervon aber durch seine Liebe zu einem armen Mädchen glücklich zurückgebracht wird. Beide Geschichten sind reich an ergötzlichen Situationen und eigenthümlichen Wendungen und erhalten namentlich durch die Frische und Wahrheit, mit der sie uns das Innere des jüdischen Familienlebens zeichnen, die Bedeutung echt poetischer Genrebilder.

Nicht in demselben Maße hat uns die letzte der Erzählungen: „Julius Arnsteiner's Beschau", zu befriedigen vermocht. Auch sie führt uns in dem Helden der Geschichte, dem in der Bildung das höchste aller Güter erblickenden und für sie standhaft alle Entbehrungen und Kränkungen tragenden jüdischen Lehrer, sowie auch in der Federschleißerin Frau Channe und ihrer Tochter Saly, in dem reichen Wollhändler Lazar Winterfeld und dessen dem guten Arnsteiner den Kopf verdrehenden Tochter Sidonie echt jüdische Typen treu und lebenswahr vor und enthält mehrere mit glücklichem Humor angelegte Partien. Aber die Ausführung hält sich nicht durchweg in gleicher Höhe; sie verliert sich mehrmals ins Breite und Charakterlose und macht an verschiedenen Stellen den Eindruck, als sei dem Autor der ihm sonst so reichlich fließende Strom unmittelbarer Beobachtungen versiegt und er habe dafür das Pumpwerk subjectiver Reflexionen in Thätigkeit gesetzt. Es schmeckt in dieser Geschichte manches nach „Mache", während alle übrigen gerade darum so wohlthuend wirken, daß sie die natürlichen Selbstabdrücke von Eindrücken zu sein scheinen, welche die Erscheinungen des Lebens auf ein poetisches Gemüth machen.

Der Intention und Anlage nach verwandt, aber in der Ausführung unendlich viel schwächer, ja zum Theil kaum genießbar sind die „Komischen Geschichten aus dem jüdischen Volksleben" von **Michael Klapp** (Nr. 2). Auch der Autor dieser Geschichten kennt das jüdische Leben gründlich und hat auch über einen hübschen Vorrath witziger Gedanken und pikanter Wendungen zu gebieten; aber er verdirbt sich die Wirkung, die er hiermit machen könnte, dadurch, daß er gar nicht aufhört, nach komischen Effecten zu haschen, daß er Interessantes und Gemeines, Ergötzliches und Läppisches ohne alle Kritik und Geschmack durcheinander mengt, daß er, was ihm die Beobachtung Gutes geliefert, mit gespreizten und gekünstelten Phrasen aufputzen zu müssen glaubt, kurz überall seinen Stoff, statt ihn, wie Kompert, zu läutern und zu verklären, durch unangemessene Zuthaten verzerrt und entstellt. Das nur sieben Bogen starke Bändchen enthält ebenso viele, ungefähr gleich lange Erzählungen. Unter diesen sind diejenigen, in denen sich das komische Talent des Verfassers noch am vortheilhaftesten zeigt: „Aus dem Leben des silbernen David", „Er und Sie, oder ein zehnjähriger Brautstand" und „Privenettel". Dem letztgenannten dieser komischen Bilder liegt ein Motiv zum Grunde, das wol eine noch geschicktere und poetischere Ausführung verdient hätte.

Adolf Zeising.

Aus Weimars Skandalchronik.

Im nächsten Bande der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie" werden die Besitzer dieses Werks und alle diejenigen, welche darin zu lesen und zu studiren gewohnt sind, einen umfangreichen Aufsatz von mir über Goethe lesen können. Es ist darin natürlich auch des Streites gedacht, welcher zwischen Bettina von Arnim und Christiane von Goethe *) bei der Anwesenheit des Ehepaars Arnim in Weimar im September 1811 stattfand und das skandalsüchtige Weimar in einen förmlichen Aufruhr versetzte. Leider habe ich die Mittheilungen, welche Charlotte von Schiller der Prinzessin Karoline Luise von Sachsen-Weimar (gest. 1816 als Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin) über diese mehr lustige als ernsthafte Affaire machte, nicht mehr benutzen können. Das Buch, welches sie enthält, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Bd. 1, Stuttgart 1860), erschien, als ich schon sehr weit in der Arbeit vorgerückt war, und als es mir endlich vergönnt war, an eine Lectüre und Prüfung des Buchs zu gehen und Excerpte daraus zu machen, war der betreffende Bogen meines Aufsatzes über Goethe bereits gedruckt.

Aber auch bei den Mittheilungen der Frau von Schiller über diesen echten Frauenhandel wird man niemals vergessen dürfen, daß die Klatschsucht in jenen Jahren in Weimar gerade den möglichst höchsten Grad erreicht hatte. Die Geschichtschrei-

*) Christiane von Goethe nennen wir sie, nicht wie viele sie aus Misachtung zu nennen fortfahren, „Mlle. Vulpius". Da Goethe sie einmal zu seiner Gattin erhoben hat, so gebührt ihr von dem Augenblick an, wo er dies that, der Name Christiane von Goethe von Rechts wegen.

ber der „Glanzzeit" Weimars streifen zwar über diese schmuzige Rückseite der glänzenden Medaille meist nur ganz leise hinweg oder suchen dem Publikum nur die Glanzseite zu zeigen; aber je mehr Briefschaften aus jener Periode veröffentlicht werden, um so mehr überzeugt man sich, daß Klatsch- und Skandalsucht eine der Hauptleidenschaften der sogenannten „guten" Gesellschaft von Weimar bildete. Der wahre Geschichtschreiber soll aber doch nicht so thun, als ob solche Schattenpartien gar nicht bestanden hätten; er soll sich nicht scheuen, in seine Chronik auch die Skandalchronik hineinzuziehen, nicht um die Leser zu amusiren oder häßliche, längst als unbegründet nachgewiesene Skandalosa aus Schadenfreude wieder aufzufrischen (wie dies z. B. Vehse gethan, der unter anderm in Betreff der sogenannten „Mailänderin" aus Unkenntniß auf eine ganz falsche Fährte gerieth), sondern um mit unparteiischer historischer Kritik Wahrheit und Unwahrheit zu sichten und den trüben Quellen, aus denen solche ärgerliche Geschichten stammen, auf den Grund zu gehen.

Charlotte von Schiller selbst schreibt einmal an Fritz Stein: „Sie wissen am besten, wie die Menschen hier sind, wie sie lauern" u. s. w., und am 28. Mai 1811, also noch vor der Affaire zwischen Bettina und Christiane, schreibt sie an die Prinzessin Karoline nach Ludwigslust: „Es ist ordentlich, seit Sie von uns sind, als wenn ein Geist aufgekommen wäre, der verdüstert. Es ist Unheil in manche Existenz gekommen, und die Gemüther sind irritirt. Aber auch so eine Espionage, so ein Wiedersagen, wie Sie nie erlebt haben. Ich könnte ganze Denkwürdigkeiten des Klatsches schreiben." Wenigstens enthalten ihre Briefe an die Prinzessin sehr zahlreiche Beiträge dazu. Das Hänseln und Mystificiren, unter dem unter anderm namentlich auch das Fräulein von Göchhausen zu leiden hatte, gehörte zu den Hauptvergnügungen in den Hofcirkeln, und viele hatten ihre Neck- und Spitznamen, die auch zum Theil in den Briefen der Frau von Schiller und der Prinzessin häufig wiederkehren, wie „die dicke Hälfte" (Christiane), die „kurze Ehe", das „Eigenthümchen", der „Ubique" (Böttiger) u. s. w. Während man nun Karl August, dessen Verhältniß zur Jagemann-Heygendorff als das eines verheiratheten Mannes zu einer Nebengeliebten vom sittlichen Standpunkt doch wol tadelnswerther war als das Verhältniß Goethe's mit Christiane, möglichst schonte, scheint man ganz besonders auf der Lauer gelegen zu haben, um Goethe an irgendeiner Schwäche zu fassen; denn die vornehmen Frauen grollten ihm, weil sie sich in der Bevorzugung einer Christiane zurückgesetzt, ja beleidigt fühlten; den Altadelichen galt er, der Bürgerliche, doch fortdauernd als ein Eindringling, und den Männern der Routine war er als Nichtbureaukrat unbequem. Zudem verträgt die sogenannte „gute Gesellschaft" nur widerstrebend eine hervorragende, sie beherrschende Größe, und der Masse ist natürlich jede Größe widrig, die dies nur durch ihre Intelligenz und die Höhe ihrer humanen Anschauung ist. Charlotte von Schiller schreibt in dieser Hinsicht: „Will man aber nur ewig sehen, wie der Meister (Goethe) sein sollte, und nicht wie er ist? Es gibt wenig Menschen, ich möchte sagen niemand, über den alles so urtheilen will; und alles will einen Charakter und nicht den Genius schätzen, als wenn das sich getrennt sein könnte. Ein Mensch, der das Edle ausspricht, ist es auch; wo fände er sonst den Geist in sich?" Auch Goethe's Sohn hatte unter diesem boshaften Klatsch zu leiden; es wurden über ihn viel üble Gerüchte verbreitet; Frau von Stein klagte unter anderm den „armen Jungen", daß er schon gesucht sei, sein „Leiden zu vertrinken", daß er z. B. in einer Gesellschaft von der „Klasse seiner Mutter" einmal 17 Gläser Champagner hinuntergestürzt habe. Man sollte es kaum glauben, daß es weibliche Spione gab, die sich die Mühe nicht verdrießen ließen, dem jungen Goethe die von ihm geleerten Gläser nachzuzählen, und daß eine feingebildete Dame sich so weit herabwürdigen konnte, von dergleichen weitern Gebrauch zu machen.

Der Skandal zwischen Christiane und Bettina kam dieser weimarischen Welt äußerst gelegen; denn so etwas geschieht nicht alle Tage. Alle ungeheuern Geschicke, welche damals die Welt trafen und noch zu treffen drohten, traten darüber in den Hintergrund. „Die Flut des Klatschens", schreibt die Schiller an die Prinzessin, „ist ungeheuer, die ganze Stadt ist in Aufruhr, und alles erdichtet oder hört Geschichten über den Streit mit Arnims. Da die Bettina mit der dicken Hälfte doch viel war im Anfang und mit einer andern Macht auch, so mag eine unendliche Tiefe des Klatsches entstanden sein, da die beiden Damen sich des Theaters wegen nicht lieben. Wer da alles hineinverflochten ist, weiß der Himmel." Des Vorfalls selbst werden sich unsere Leser vielleicht noch aus August Henneberger's Bericht über das Buch in Nr. 3 d. Bl. erinnern. Es war zu einer Zänkerei in der Ausstellung gekommen, die „dicke Hälfte" hatte der Bettina infolge davon das Haus verboten; Bettina hatte Goethe dann geschrieben, sie wollte der Frau ihr Betragen ganz vergessen, er würde ihr immer lieb bleiben u. s. w.; er hatte hierauf aber gar nicht geantwortet; Bettina warf nun der Frau von Schiller „alle Tage Brocken hin über Herzlosigkeit und Schwäche des Meisters", und die Schiller fügt hinzu: „Die Frau sieht ihn gar nicht wie ich; vertheidigen kann ich ihn nicht und doch auch nicht verdammen."

Begreiflicherweise stellte Bettina der Frau von Schiller den Vorfall in einem für sie günstigen Lichte, nämlich so dar, als ob Christiane die Zänkerei „de but en blanc" angefangen habe, und überhaupt so, daß Christiane die allein Schuldige zu sein schien; Bettina war ja ein „Kind" und natürlich auch an dem Streite unschuldig wie ein Kind. Etwas anders stellt Lewes, der sich dabei auf eine vollkommen glaubwürdige Quelle der Mittheilung beruft, die Sache dar. Hiernach habe zuerst Bettina durch boshafte Bemerkungen, namentlich über Heinrich Meyer, Christiane verletzt, und diese habe ihr scharf darauf gedient, und nun sei es zum Wortwechsel und endlich zu gröblicher Beleidigung gekommen (high words rose, gross insult followed) u. s. w. Somit hätte Bettina eigentlich Goethe's Gattin herausgefordert, und sie wird es auch im Fortgange des Streits nicht an scharfer Entgegnung haben fehlen lassen (Prinzessin Karoline Luise gibt den Arnims ein „loses Maul" schuld), obschon sie die Ueberlegenheit ihrer Bildung allerdings gerade dadurch hätte zeigen sollen, daß sie sich aller gröblichen Ausfälle enthielt. Dies war sie schon Goethe schuldig, für den sie ja eine so ungemessene Verehrung zur Schau trug. Bettina schlug nun den Weg ein, den wol die meisten Frauen in solchen Fällen einschlagen mögen: sie forderte von dem Manne Fortsetzung einer Freundschaft, die sie selbst durch ihr Benehmen gegen dessen Frau verletzt und verscherzt hatte; und doch mußte sie wissen, daß, wenn Goethe hierauf eingegangen wäre, der Frieden seines Hauses auf vielleicht längere Zeit gestört worden sein würde. Dennoch stellte sie diese Forderung, der sich Goethe unmöglich fügen konnte, um so weniger, da er, der sich ihm aufdrängenden Bettina ohnehin vielleicht nicht wenig überdrüssig, das Unrecht nicht blos auf seiten seiner Frau, vielmehr in dem ganzen Verfahren die Absicht erblicken mochte, diese als die allein Schuldige und Strafwürdige erscheinen zu lassen und ihn gegen sie in Harnisch zu bringen. Auf einen solchen Plan ging Goethe nicht ein. Christiane war einmal seine Gattin, die Mutter eines von ihm zärtlich geliebten Sohnes und trug seinen Namen; mithin mußte er in einem überhaupt zweifelhaften Falle sich mehr auf ihre Seite stellen und die Penaten seines Hauses gegen alle böswilligen und rücksichtslosen Angriffe in Schutz nehmen. Man hat ihm oft genug Wankelmuth vorgeworfen, aber wo es ihm durch die Pflicht geboten schien, Treue zu halten, da hat er sie gehalten, bis aufs äußerste, allen Vorurtheilen und Wühlereien der Welt zum Trotz. Das war nicht Schwäche, das war Stärke des Gemüths. Es ist unglaublich, was man alles Goethe zumuthete, was man ihm alles verdachte. Man verargte es ihm z. B., daß er (vgl. den Brief Charlotte von Schiller's an die Prinzessin Karoline vom 26. August 1811), seine Gattin oder seine „dicke Hälfte" im böhmischen Bade der Obhut der Frau von der Recke empfohlen hatte, die denn auch,

wie ihre Nichte, die Fürstin von Hohenzollern, vorurtheilslos und human genug war, sich freundlichst ihrer anzunehmen. In dem Augenblick, wo Charlotte von Schiller dieses schrieb, hätte sie sich die Welt wol auch ohne Goethe denken können, was ihr noch im Jahre 1801 nach ihrer gegen Fritz Stein ausgesprochenen Versicherung schwer fiel. Einmal, im Jahre 1806, schreibt Charlotte von Schiller: „Goethe hat Trauer im Haus. Die Schwester der Vulpius ist gestorben; der arme Mann hat so geweint! Dies schmerzt mich, daß seine Thränen um solche Gegenstände fließen müssen." Unter einfach gebildeten Naturmenschen würden solche Thränen, die ja vermuthen lassen, daß die Schwester der Vulpius ein gutes und achtungswürdiges Geschöpf gewesen sein müsse, einem Mann nur Ehre bringen; aber in unserer cultivirten Welt und im Stammlande des Gemüths, in Deutschland, gilt ein anderer Coder. Es war auch, wunderlich genug, nicht sein früheres loses Verhältniß mit Christiane, welches ihm den Unwillen der vornehmen Damen zuzog, sondern seine Trauung mit ihr, die doch dieses Verhältniß erst in ein nach den gewöhnlichen Begriffen sittliches verwandelte.

Goethe selbst drückt sich übrigens in den „Tag- und Jahresheften" über jenen Streitfall bekanntlich sehr euphemistisch aus und scheint ihn als eine höchst geringfügige Sache angesehen zu haben; er sagt: „Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung." Goethe befleißigte sich zwar in seinen alten Tagen einer sehr euphemistischen Ausdrucksweise; aber „freie unbedingte Mittheilungen" und „gröbliche Beleidigungen" liegen doch etwas weit auseinander, und man würde schwerlich „in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung" geschieden sein, wenn es dazu gekommen wäre, daß man Bettina das Goethe'sche Haus förmlich verboten hätte. Die Mittheilungen der Frau von Schiller, die wieder auf den Mittheilungen der in jenem Augenblicke noch sehr erregten, mit einer alles vergrößernden und übertreibenden Phantasie ausgerüsteten Frau von Arnim beruhen, sind daher vielleicht doch nicht ganz dem wahren Sachverhalt entsprechend.

Wer die Welt und die Motive, nach denen sie meist zu urtheilen pflegt, einigermaßen kennt, wird sich darüber nicht wundern, daß sie einseitig gegen Christiane Partei nahm, daß sie überhaupt gar nichts Gutes an ihr erkennen wollte, obschon es doch ganz undenkbar wäre, daß, wenn sie in geistiger und moralischer Beziehung gar nichts Gutes an sich gehabt, Goethe, dieser Herzenskenner, sie 28 Jahre lang an seiner Seite und als Vorsteherin seines Hauswesens geduldet haben würde. Zu den wenigen, welche den Muth hatten, der allgemeinen Meinung gegenüber Christiane zu vertheidigen, gehörten Ludwig von Knebel und seine Frau, und gerade diese wußten am besten, was sie für Goethe war. Knebel richtete nach ihrem Tode an Goethe ein Trostschreiben, in welchem es unter anderm heißt: „Du weißt, daß wir deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu dir jederzeit sehr achtungswerth erschien. Meine Frau, die die deinige wahrhaft geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall" u. s. w. Damit stimmt auch überein, was ein Anonymus, der im August 1820 Weimar besuchte und diesen Besuch in Nr. 24 und 25 des „Weimarer Sonntagsblatt" für 1857 geschildert hat, in dieser Hinsicht mittheilt. Frau von Knebel, erzählt er, habe geäußert, Goethe's Frau sei beneidet und deshalb viel angefeindet und verleumdet worden, aber sie habe einen vortrefflichen Charakter und das beste Herz gehabt; seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach habe Goethe nie eine passendere Frau für sich finden können; sie habe immer nur daran gedacht, ihm sein Leben so angenehm und behaglich als möglich zu machen. „Dabei hatte sie", fuhr Frau von Knebel fort, „eine sehr heitere Laune, verstand es ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn zu wirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand." Nachdem Frau von Knebel bemerkt, daß Goethe sich in verwickelten Fällen öfters Raths bei Christiane erholt, erwähnte sie noch, daß Goethe ihren Tod noch immer nicht verschmerzen könne. Ihr naiv heiteres Temperament (Charlotte von Schiller spricht deshalb auch einmal im despectirlichen Sinne von ihrer „lustigen Natur") gereichte ihr bei der „guten" Gesellschaft Weimars ebenfalls zum Nachtheil; denn diese heitere Laune war für das eigentliche classische Weimar, das seine Periode sprudelnder Lebenslust schon längst hinter sich hatte, ein ganz fremdartiges Element. Man suchte sich wol in seiner Weise zu amusiren, aber von irgendeiner naiven, wirklich lebensfrohen Stimmung war nicht die Rede. Der pathetisch altkluge Ernst waltete vor; man wollte im höchsten Grade „cultivirt" (damaliger Lieblingsausdruck!) erscheinen und sah mit Verachtung auf die bloße Gemüths- und Herzensbildung herab; man verfiel in kleinlichen Klatsch und suffisante Absprecherei; man fing, wie Knebel klagt, an, intellectuelle Größe in einer gewissen zur Schau getragenen Herzlosigkeit zu suchen.

Bettina hat auch wol ihre Ankläger gehabt (und zu ihnen gehört unter anderm auch der englische Biograph Goethe's, Lewes), aber in viel größerer Anzahl Bewunderer und oft sehr excentrische. Weniger bekannt ist vielleicht das abfällige Urtheil von Gries; auf diesen machte ihre Person „keinen angenehmen Eindruck"; sie kam ihm vor „wie eine Caricatur von Mignon" (vgl. die Schrift „Aus dem Leben von Johann Dietrich Gries", S. 90). Ueber das bekannte Buch Bettina's schrieb Gries im Jahre 1841: „Mit dem funfzigjährigen Kinde Bettina ist Riemer freilich sehr unhöflich umgegangen und dies billige ich keineswegs; aber verbergen kann ich Ihnen nicht, daß Bettina's Buch auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht hat. Diese Unwahrheit, diese Unnatur, diese gemachte Naivetät widersteht meinem Wesen aufs äußerste. Hätte sie ihr Buch «Dichtung und Lügen» genannt, so wäre doch auf dem Titel ein Körnlein Wahrheit gewesen. Sie fragen, wie Goethe wol von Riemer's Buch berührt worden wäre? Gewiß auf höchst unangenehme Weise. Aber Bettina's Buch hätte er ohne Zweifel mit dem größten Unwillen weggeworfen." Zu rühmen ist es übrigens an Bettina, daß sie der Gemahlin Goethe's jenes Zerwürfniß, welches auch hiernach zu urtheilen doch kaum so tiefgreifender Art gewesen sein kann, als Bettina es im Augenblick der ersten Erregung darzustellen liebte, durchaus nicht nachtrug. August Boden bemerkt in dem Plaidoyer für Bettina, welches unter dem Titel „Ueber Goethe's «Briefwechsel mit einem Kinde», seine Freunde und Gegner" den Anhang zu seiner 1860 erschienenen Schrift gegen Wolfgang Menzel bildet: „Im Gegensatz zu der übrigen damaligen vornehmen Damenwelt, welche der Christiane Vulpius nicht leicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, räumt ihr Bettina in einem Buche, welches Hrn. Lewes ganz für Roman gilt, einen ehrenvollen Antheil und Platz ein" (nämlich 1, 175, 221—222, 223). Boden bezeichnet überhaupt die ganze Zankaffaire als eine bloße „Klatsch- und Lügengeschichte"; indeß ist Boden's Schrift verfaßt und veröffentlicht worden, ehe das Buch „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" ins Leben getreten war.

Aus allem bisher Angeführten geht hervor, daß diejenigen irren, welche sich das damalige Weimar als eine im reinsten Lichte flammende Sonne ohne alle Flecken denken. Herder schrieb an seine Frau aus Italien: „Ueberhaupt ist ja für uns keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahre mehr werden"; Goethe versichert einmal in einem Briefe, daß sich in Weimar eigentlich niemand in seiner Haut recht wohl befinde; Charlotte von Stein wagte sogar in einem Briefe die herzogliche Familie als eine „malheureuse famille" zu charakterisiren, und Charlotte von Schiller macht in einem Briefe an Fritz Stein vom Jahre 1803 das wol auch nicht ganz uninteressante Geständniß: „Ein tröstlicher Zustand ist nirgends; meine unruhige Familie, die mich dann und wann aus meinen idealischen Vorstellungen, der Welt meiner Empfindungen stört, trägt nicht immer dazu bei, mir frohe Vorstellungen zu geben

(unter uns gesagt)." Noch weniger den von Weimar gehegten idealistischen Ansichten entspricht es, wenn die Prinzessin Karoline Luise an Charlotte (mit Bezug auf Goethe's häusliche Umgebungen) einmal schreibt: „Ich sage: wer Dreck anfaßt, besudelt sich (wie Sie wissen, ein Lieblingssprichwort von mir)", und man wird doch nicht leugnen können, daß ein solches Sprichwort als Lieblingssprichwort im Munde und der Feder einer weimarischen Prinzessin aus Goethe's und Schiller's Zeit etwas Auffallendes hat; oder wenn Charlotte von Schiller einmal der Prinzessin mittheilt: „Eine der Ideen in der neuen Naturlehre ist, daß der Mund nur ein verlängerter Darm ist. Alsdann erklärt der Meister (Goethe), daß O. (Oken) den süßesten Laut in der Natur einen Ton nenne, den wir nicht gern hören lassen wollen.' Es sagt der Meister: Nun sollte ein Liebender nach dieser Theorie sagen: Deine Stimme tönt mir so süß wie ein.....!" Wozu werden solche Briefsammlungen überhaupt veröffentlicht? Doch wol nicht blos dazu, daß die Idealisirer ausschließlich solche Züge daraus benutzen, die gerade zu ihrem Zwecke passen. Der Briefwechsel zwischen beiden hochgebildeten Frauen, die übrigens, wie wir schließlich noch bemerken, sonst von Goethe's Genius immer nur in Ausdrücken höchster Verehrung sprechen und sich in dieser Hinsicht als förmliche „Eidgenossen" bezeichnen, enthält ja des Schönen und Wahren genug, und das Licht, womit Weimar strahlt, wird dadurch nicht geringer, daß man an seiner Sonnenscheibe einige Flecke nachweist. Aber eine durchaus unparteiische innere Geschichte Weimars in jener Zeit soll wol noch geschrieben werden. H. M.

Forschungen über das Menschengeschlecht.

Anthropologie der Naturvölker. Von Th. Waitz. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Die Negervölker und ihre Verwandten. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Mit einer Karte und sieben Abbildungen. Leipzig, F. Fleischer. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der zweite Theil dieses bedeutenden Werks (vgl. die Anzeige des ersten in Nr. 33 d. Bl. f. 1860) beschäftigt sich außer den eigentlichen Negervölkern mit der südafrikanischen Völkergruppe, deren zahlreichste Glieder die Kaffer- und Congovölker sind, mit den Hottentotten, den Malgaschen und Fulah, den Bedscha, Galla und Nubiern u. s. w., während die Australschwarzen, Papuas und Alfurus späterer Bearbeitung vorbehalten sind. Bildeten den Hauptinhalt des ersten Theils die allgemeinen naturhistorischen, ethnographischen und culturgeschichtlichen Untersuchungen über die Naturvölker, so enthält dieser zweite deren specielle Darstellung bei den Negervölkern und ihren Verwandten, wobei der Verfasser die vollkommenste Vertrautheit mit der ganzen hier einschlägigen Literatur von der frühern Zeit bis zur Gegenwart bethätigt und die haltbaren und werthvollen Angaben der reisenden Beobachter mit Klarheit und Geschicklichkeit verarbeitet hat. Die Subjectivität desselben tritt hierbei viel mehr als im ersten Theile in den Hintergrund, wie er auch nach seiner eigenen Angabe sich bestrebt hat, möglichst die Quellen selbst sprechen zu lassen und nur das zu geben, was in ihnen sich findet. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß bereits Klemm in seiner „Culturgeschichte" das äußere Leben, sowie die Kunst- und gewerblichen Leistungen der Völker so ausführlich geschildert hat, legte unser Verfasser den Hauptaccent auf die Darstellung des geistigen und sittlichen Lebens, die Staatenbildung, Gesetzgebung, die socialen und religiösen Vorstellungen und Einrichtungen der betreffenden Völker.

Daß derselbe den Begriff Negervölker in viel engere Grenzen eingeschränkt und zahlreiche bis in die neueste Zeit mit ihnen zusammengeworfene Völker abgesondert hat, ist nur zu billigen, übrigens nicht neu; auch ich habe in meinen „Grundzügen der Ethnographie" (S. 232 fg.) dieses bereits gethan. Infolge der Ausschließung zahlreicher Nationen wird die Zahl und das Gebiet der genuinen Neger bedeutend reducirt; dieselben haben sich mit andern Völkern, die als Eroberer in ihre Territorien eindrangen, vielfach gekreuzt, ganz entschieden mit Fulahs, Berbern, Arabern und Kaffern, wahrscheinlich aber auch noch mit andern ethnographischen Elementen. Das Gebiet der reinen Negervölker beginnt erst beim 12° nördl. Br. und sie nehmen eine verhältnißmäßig nur schmale Zone ein. Charakterisirt durch eigenthümliche affenartige Häßlichkeit bilden sie den diametralen Gegensatz zu der Schönheit des kaukasischen Typus. Mehrere der vorgenannten Völker haben in Verbindung mit Negern, diese unterwerfend und beherrschend, bereits im frühen Mittelalter Reiche gegründet, namentlich die Berbern oder Mazigh mit den Serrakolets die Reiche Ghanata und Melle, die Fulah das Reich von Sakatu. Zuerst die Araber, später die Türken haben den Islam nach Afrika gebracht, und erstere haben ihren Einfluß von Darfur und Kordofan nach Bornu, Baghirmi, Wadai bis in die westlichen Negerreiche am Niger, nach Ashanti und Nabba ausgedehnt. Der culturhistorischen Schilderung der Negervölker läßt der Verfasser die ethnographische Untersuchung vorausgehen, wonach die genuinen Neger in die acht Gruppen der Mandingo und Serrakolet, der Jolof und westatlantischer Völker, der Sonrhay, Haussa und Bornu, der Kru, Avekom, Ashanti, Dahomey, Yoruba, der Völker am untern Niger und von Fernando Po, der von Adamaua, von Baghirmi, Wadai und Darfur, endlich der Nilländer zerfallen. Bei der culturhistorischen Schilderung werden dann die verschiedenen Formen bei allen genuinen Negern unter den Rubriken der materiellen Cultur, wozu Landbau, Viehzucht, Nahrung und Kleidung, Wohnung, Handel und Handwerke gehören, ferner des Familienlebens, der Ehe, des gegenseitigen Verhältnisses der Gatten, der Kindererziehung, ferner der Staatsverfassung, des Rechtszustandes und der Religion zusammengefaßt, wozu sich dann die Darstellung von Temperament und Charakter, intellectueller Begabung, fremden Einflusses, der Sklaverei und Freilassung anschließen. In gleicher Weise wird dann bei den Hottentotten und Buschmännern, den Kaffern und Congovölkern, den Malgaschen, Fulahs und der äthiopischen Gruppe verfahren.

Daß bei der ungemeinen Belesenheit des Verfassers auch sehr viele weniger bekannte Details der ganzen Darstellung eingewebt sind, ist ein Hauptverdienst des vorliegenden Buchs. So erfährt man z. B., daß die Hautnarben, welche bei manchen Negervölkern durch Ausschneiden eines kleinen Hautstreifens und nachheriges Zusammenheilen der Hautränder bewirkt werden, für sie ein theils nationales, theils persönliches Wappen sind, ähnlich wie die Tätowirung der Polynesier. S. 135 wird von dem bei den Mandingos, Veis, Timmanis bestehenden geheimen Purrabunde gesprochen, welcher nach Art der mittelalterlichen Feme in die Rechtspflege mächtig eingreift; S. 157 von den Ordalien u. s. w. Wenn irgend die Subjectivität des im allgemeinen sich der strengsten objectiven Haltung befleißenden Verfassers hervortritt, so ist es bei der wol zu günstigen Beurtheilung, welche derselbe der geistigen und sittlichen Begabung der Negervölker durchgängig zu Theil werden läßt. Sie nehmen, sagt er, bei der Vergleichung mit andern Rassen keineswegs die unterste Stelle ein; so soll namentlich die Mehrzahl der amerikanischen Völker in materiellen und geistigen Leistungen beträchtlich hinter den Negern zurückbleiben: eine Behauptung, der man nicht beipflichten kann. Kein reines Negervolk hat es in der Staatsorganisation, der Architektur, der Anlegung von Kunststraßen, Wasserleitungen, Befestigungen und in bildlichen Darstellungen zu der Höhe gebracht wie die Mexicaner, Peruaner, Quichuas und manche Völker Centralamerikas, und die nordamerikanischen Indianer haben blos infolge ihres Dispersionstriebes und ihrer schwachen Vermehrung keine solchen Leistungen aufzuweisen, sind aber zu geschickten Reitern und Schützen geworden, wie nie ein Negervolk es im Stande ist. Wenn Feuerländer und Alfurus auf so tiefen Stufen stehen geblieben sind, wie manche sehr gesunkene Negervölker in fruchtbaren Gegenden, so ist dieses der Unwirthbarkeit ihrer Natur und dem Mangel an Nahrungspflanzen und Nutzthieren zuzuschreiben. Unter den Negern gibt

es bei allem Reichthum der zoologischen Schöpfung in ihrem Erdtheil kein wahres Hirtenvolk; ihre Geschmacklosigkeit ist bekannt. Das einzige Gewerbe, in welchem sie sich vor den nordamerikanischen Indianern auszeichnen, ist der Handel, in welchem sie allerdings bedeutende Schlauheit und Geschicklichkeit an den Tag legen. Wie sehr stechen die nordamerikanischen Indianer durch ihren kriegerischen besonnenen Muth, ihr würdevolles Benehmen, ihren männlichen Stolz und Freiheitssinn zu ihrem Vortheil von den Negern ab, welche in allen Stücken Kinder bleiben und gegen Vornehme und Mächtige die kriechendste Unterwürfigkeit beweisen! Auch die Behauptung auf S. 167, daß die Neger in Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten seien als fast alle andern Naturvölker, möchte schwerlich allgemeine Zustimmung finden.

Die Erfindung eines aus etwa 200 Zeichen bestehenden phonetischen Silbenalphabets im Jahre 1833 von dem Vei Doabu Bukere ist eine der glänzendsten, welche Neger gemacht haben; aber jener Mann hatte bereits von einem Missionar Leseunterricht erhalten und war später Briefträger für Händler, also von europäischer Cultur nicht unberührt geblieben. Daß einzelne verhältnißmäßig ausgezeichnete Individuen auch unter den Negern vorkommen, kann für die Beurtheilung des Charakters einer Rasse von keinem großen Belang sein. Die Hottentotten dürften hinsichtlich der physischen Begabung keineswegs den genuinen Negern nachstehen und deren geringe Leistungen hauptsächlich eine Folge ihrer socialen Lage seit Jahrhunderten sein. Manche Völker der Kafferngruppe entwickeln große politische Schlauheit; die Monomenzi sind in Gesittung und Wohlstand sehr weit vorgeschritten, die Owampa treiben einen ganz geregelten Ackerbau. Gemeinschaftlich ist den Kaffern und Hottentotten, daß sie keine Kähne haben. Auf Madagaskar haben es die Negervölker für sich zu keinen Anfängen der Cultur gebracht, zu welcher erst durch die arabischen und malaiischen Einwanderer (Howas) die Bahn gebrochen wurde. Neger haben für sich kein Reich zu gründen vermocht, wie z. B. Sakatu, das große Reich des seinem Ursprung nach räthselhaften Hirtenvolks der Fulah mit ihrer rothbraunen Hautfarbe und nicht ganz wolligem Haar, oder das äthiopische Reich von Axum, welches im 4. bis 7. Jahrhundert blühte und in welchem das Gheez gesprochen wurde, das nun ausgestorben nur noch als Schriftsprache besteht. Freilich ist es wahrscheinlich, daß die Abyssinier kaukasischen Ursprungs waren und später durch Vermischung mit Negervölkern alterirt wurden.

Man kann dem Verfasser nur beistimmen, daß wie für alle Naturvölker auch für die Neger der europäische Einfluß fast nur verderblich gewirkt hat, wie sich besonders deutlich auch auf der Goldküste zeigt. Der Islam paßt — was auch z. B. Abt Haneberg in München dazu sagen mag — im ganzen für die Neger besser als das Christenthum und hat vielfach wohlthätige Wirkungen geäußert, was vom Christenthum, das dem ganzen Wesen des Negers fremdartig entgegentritt und deshalb keine Fortschritte macht, viel weniger zu sagen ist. Pockenimpfung und Förderung des Handels sind fast die einzigen Vortheile, welche die Europäer den Negern gebracht haben; um den Handel mit Afrika zu heben, muß jedoch vor allem der Sklavenhandel unterdrückt werden, damit die Menschenjagden aufhören und die Neger zur Erzeugung von Culturproducten gezwungen sind. Die Thorheit der englischen Negeremancipation, die in der allerkürzesten Frist eine Masse verdummter und depravirter Menschen ihrer Dienstbarkeit entließ und sie den Mündigen gleichstellte, geiselt der Verfasser mit Recht.

Der zweite Theil ist durch die Opferwilligkeit des Verlegers mit einer ethnographischen Karte von Afrika und sieben Porträts geziert worden. Möchte dieses Werk die Verbreitung finden, welche der Fleiß, mit dem es bearbeitet ist, und die hübsche Ausstattung in Anspruch nehmen dürfen.

Maximilian Perty.

Notiz.

Dante und die italienischen Fragen.

Karl Witte hat eine kleine, aber interessante Schrift, einen im Laufe des März gehaltenen Vortrag: „Dante und die italienischen Fragen", bei Pfeffer in Halle erscheinen lassen. Wenn man, bemerkt Witte im Eingange, einen Italiener frage, woher jene zu Anfange dieses Jahrhunderts so selten gehörten, jetzt die ganze Halbinsel in Bewegung setzenden Zauberworte: ein freies und einiges Italien, das Ende aller Fremdherrschaft und das Ende der weltlichen Macht des Papstes, eigentlich herrühren, so werde der Gefragte antworten: Dante habe die Italiener gelehrt, alles vom Apennin nach Morgen und Abend sich abdachende Flußgebiet als ihr gemeinsames Vaterland zu lieben; er habe den Haß gegen fremde Bedränger in ihre Herzen gepflanzt, und seine beredten Worte seien es, die den Länderbesitz der römischen Kirche als einen Abfall von den Geboten Christi brandmarkten. Der Gefragte werde dann hinzufügen: „Jahrhundertelang war Dante den Italienern verstummt: es waren die Zeiten weibischer Gesinnungslosigkeit, wo, statt Manneswortes und Mannesthat, der Cicisbeo seiner Angebeteten arkadische Sonette zuflüsterte. Seit aber Dante's mächtige Terzinen aufs neue von den Alpen bis zur Meerenge, vom Po bis zur Tiber ertönen, sind Selbstvertrauen und Opferfreudigkeit wieder eingekehrt in die Brust der Italiener. Dient doch zum sichern Zeugniß, daß in Dante die Wurzel solcher Gesinnung zu suchen ist, die Thatsache, daß in den Zeiten bleierner Fremdherrschaft die warmen Vaterlandsfreunde einander an ihrer Liebe für den unsterblichen Dichter erkannten, und sich, wie mit geheimen Bundeszeichen, mit den begeisternden Versen des göttlichen Gedichts begrüßten." Witte weist nun nach, wie man hiermit dem unsterblichen Dichter Tendenzen unterlege, an die er nicht gedacht habe; in der Grabschrift, die er sich selbst gesetzt, nenne er sich den „Dichter der Monarchie"; er verfechte „die von Gott geordneten Rechte des römisch-deutschen Kaiserthums", und er weihe am Schlusse seines großen Gedichts begeisterte Zeilen der Apotheose des letzten unter den deutschen Kaisern, der, wenn auch erfolglos, den kämpfenden Parteien des zwieträchtigen Italien gegenüber sein Herrnrecht geltend zu machen versuchte. Die Aussicht der Rettung, auf die Dante so lange das hoffende Auge gerichtet, sei Heinrich VII. von Luxemburg gewesen. Haß gegen die Herrschaft der Deutschen sei überhaupt der ältern Periode fremd. Die sächsischen Kaiser hätten den Italienern als die rechten Nachfolger des Karolingischen Frankenreich gegolten, denen mit dem Kaiserthum die Oberherrschaft über die Halbinsel von Rechts wegen gebührte. Pavia, Lodi, lange auch Cremona und jenseit der Apenninen Genua, Pisa und Pistoja hätten mit Ausdauer an den Rechten des Kaisers festgehalten. Ueberhaupt sei die Einigung, für welche die großen Dichter des 14. Jahrhunderts das Wort geführt, weit entfernt von jener Einheit, „welche in unsern Tagen durch Rechtsbruch und Gewaltthat durchgeführt werden soll". Nicht im Nordosten, sondern im Nordwesten der Halbinsel habe man die Italien bedrohende Gefahr erkannt, und selbst Filicaja's oft citirtes Sonett richte sich nicht gegen Deutschland, sondern gegen Frankreich. Noch im vorigen Jahrhundert hätten die Lombarden Maria Theresia gesegnet, daß sie mit weiser Hand die Wunden geheilt habe, welche das bleierne spanische Joch ihnen geschlagen, und Leopold, welcher als deutscher Kaiser der Revolution so entschieden die Stirn bot, sei in Toscana als volksfreundlicher Reformator gepriesen worden. „Ja", erzählt der Verfasser, „während meines Jugendaufenthalts in Rom, als Kaiser Franz Papst Pius VII. zu besuchen kam, jubelten die Römer ihm laut als ihrem, dem römischen Kaiser entgegen." Die Deutschen selbst gefallen sich zum Theil darin, sich als die Verderber und Unterdrücker Italiens darzustellen; Karl Witte weist aber nach, was von einzelnen deutschen Kaisern Gutes für Italien gethan worden. Otto der Große habe zuerst auch in Italien geordnete bürgerliche Zustände eingeführt, weshalb auch

manche italienische Chronisten mit seiner Regierung beginnen, „was sie nicht mehr als Legende, sondern als wirkliche Geschichte zu berichten haben", und unter den Hohenstaufen hätte sich die Knospe der sicilischen Poesie, die Mutter der italienischen, entfaltet, und wie überall, so sei es auch hier die Dichtung gewesen, „welche zuerst, und lange bevor man es unternahm, in Prosa zu schreiben, die Sprache gebildet hat". Dante's Zeugniß hierfür ist merkwürdig; er berichtet: „Die ruhmwürdigen Helden, Kaiser Friedrich und sein erlauchter Sohn Manfred, bethätigten den Adel und die Tüchtigkeit ihres Wesens, indem sie, solange das Glück ihnen treu blieb, allem Thierischen abhold, das rein Menschliche pflegten. So geschah es, daß, wer edel gesinnt war, der Majestät so trefflicher Fürsten zu nahen bestrebt war, und was immer zu jener Zeit die hervorragendsten Italiener ersannen, das trat am Hofe dieser Kronenträger zuerst ans Licht." H. M.

Bibliographie.

Baehring, B., Bunsen's Bibelwerk nach seiner Bedeutung für die Gegenwart beleuchtet. Leipzig, Brockhaus. Ler.-8. 12 Ngr.

Baumgarten, G., Sechzig Jahre des kaukasischen Krieges, mit besonderer Berücksichtigung des Feldzuges im nördlichen Daghestan im Jahre 1839. Mit 2 Uebersichtskarten und 5 Plänen. Nach russischen Originalien deutsch bearbeitet. Leipzig, Schlicke. Ler.-8. 3 Thlr.

Baumgarten, H., Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Mit einer Einleitung über die innere Entwickelung Spaniens im 18. Jahrhundert. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bech, H., Stanislaw der Polenkönig. Trauerspiel in fünf Akten. Breslau, E. Trewendt. 8. 22½ Ngr.

Belial, Baron, Enthüllte Geheimnisse aus dem Reiche der Finsterniß, oder: Neueste Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kaisers Napoleon III. und Vorhersagungen über dessen Ende. München, Giel. 16. 5 Ngr.

Biedermann, K., Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 15 Ngr.

Bolze, H., Galilei. Trauerspiel. Cottbus, Heine. 12. 5 Ngr.

Falke, J., Zur Costümgeschichte des Mittelalters. Wien. Imp.-4. 1 Thlr.

Fock, O., Rügen'sch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. I. Rügen 1168. Mit 1 Karte des alten Rügen und 1 Grundriß von Arkona. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Frank, R., Vincenz Fettmilch. Eine historische Erzählung aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt a. M. (1612—1616). Leipzig, Oehme. 8. 28 Ngr.

Gerstäcker, F., Der Kunstreiter. Erzählung. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Goffel, A., Friedrich der Große. Spiegelbilder, der Jetztzeit vorgehalten. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 8. 15 Ngr.

Gowinda, der Elephantenführer. Ein Lebensbild aus Malabar. Basel. 1860. 8. 4 Ngr.

Koenig, H., Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Michelet, J., Das Meer. Deutsch von F. Spielhagen. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. Ngr.

Mühlbach, L., Maria Theresia und der Pandurenobrist Trenck. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Zwei Bände. Jena, Karafiat. 8. 3 Thlr.

Reus, H., Die Entwicklung des Menschengeschlechts nach Geschichte. Berlin, Hickethier. Gr. 8. 15 Ngr.

Nissel, C., Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Ritzelnabel, F. A., Geschichte der neuesten Revolution. Dem deutschen Volke erzählt. Herausgegeben von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Eisleben, Christlicher Verein im nördlichen Deutschland. 8. 6 Ngr.

Reuchlin, H., Lebensbilder zur Zeitgeschichte. I. Graf Cäsar Balbo. Den deutschen Patrioten gewidmet. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 12 Ngr.

Schumacher. — Leiden und Erquickungen eines von den Dänen in Gefangenschaft gehaltenen und aus der Heimath vertriebenen Schleswig'schen Geistlichen. Erzählt von ihm selbst: G. Schumacher. Barmen, Langewiesche. 8. 1 Thlr.

Römisches Soldatenleben. Erlebnisse eines Deutschen in päpstlichen Diensten. Freising, Datterer. 32. 6 Ngr.

Tepe, G., Ueber die Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Wollens. Ein Leitfaden für Selbstdenker. Bremen, Heyse. Gr. 8. 12 Ngr.

Weber, F., Plattdeutsche Gedichte. Herausgegeben von K. Groth. Kiel, Homann. 8. 24 Ngr.

Zwölf Tage in Spanien im Sommer 1860. Reise-Erinnerungen einer Sechzigerin. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus dem Berliner Polizei-Präsidium. Mit einem Portrait des Polizei-Oberst Patzke. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

Baumgarten, M., Soll die mecklenburgische Landeskirche zu Grunde gehen? Ein dringlicher Antrag an die Hochwürdige Kirchenconferenz zu Eisenach. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Berlin wie es plappert und schnattert. Pudelnärrische Begebenheiten, Schilderungen und Scenen aus dem jetzigen Berliner Volksleben von Brennecke, Stiebel und Lott-is-dodt. Berlin, Geelhaar. 8. 2½ Ngr.

Ein Brief an den Herzog von Aumale von einem Verbannten. Leipzig, Heinze. Gr. 8. 5 Thlr.

Für die Glaubenseinheit Tirols. Ein offenes deutsches Wort an das Tiroler Volk. Von einem rheinischen Rechtsgelehrten. Innsbruck. Gr. 8. 16 Ngr.

Germanisirung oder Czechisirung? Ein Beitrag zur Nationalitätenfrage in Böhmen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 8 Ngr.

Krause, C., Zur Schulfrage in Hamburg. Ein Sendschreiben an Herrn Dr. Jürgen Bona Meyer. Hamburg, Herold. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Nationalverein, seine Entstehung und bisherige Wirksamkeit. Herausgegeben im Auftrage des Vereins-Vorstandes vom Geschäftsführer. Coburg, Expedition der Wochenschrift des Nationalvereins. Gr. 8. 15 Ngr.

Rauchenstein, R., Winkelrieds That bei Sempach ist keine Fabel. Eine historisch-kritische Abhandlung. Aarau, Sauerländer. Gr. 4. 10 Ngr.

Senn, J. M., Der große Brand in Glarus oder treue Schilderung der verheerenden Feuersbrunst, welche in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1861 fast ganz Glarus in einen Schutthaufen verwandelt hat. Nebst den nöthigen historischen, topographischen und statistischen Notizen. Nach Mittheilungen von Augenzeugen und eigener Anschauung. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Theile, F., Die Sternenwelt und der Mensch in seinen Beziehungen zu derselben. Ein populärer Vortrag. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 7½ Ngr.

Der Todestag Napoleons III. bereits bestimmt vorausgesagt durch eine Stimme aus dem Jenseits. Eine Nachricht für Alle — eine Mahnung für Ungarn. Hermannstadt u. Wien, Wiehrer. Gr. 8. 6 Ngr.

Wengler, C., Ueber das Loos der Schriftsteller. Oeffentlicher Vortrag gehalten im Hôtel de Saxe zu Leipzig. Leipzig, Wengler. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 20. Juni 1861.

Deutsche Dichterbriefe.

Zweiter Artikel.*)

Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von Louis Curtze. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 4 Thlr.

Wenn ich ein Werk in die Hand nehme, welches die nachgelassenen Briefe, Tagebücher oder sonstige mit seinem Leben und Streben in gewissermaßen persönlichem Zusammenhange stehende Aufzeichnungen eines deutschen Dichters enthält, so mache ich mich von vornherein darauf gefaßt, von der Lectüre meist nur düstere und schmerzliche Eindrücke zu empfangen. Gegen den Vorwurf, den mir vielleicht mancher zu machen geneigt sein möchte, daß nämlich die Schuld davon hauptsächlich an mir und meiner subjectiven Stimmung liege, muß ich mich aufs ernstlichste und entschiedenste verwahren; ich trage wahrlich diese Eindrücke nicht in das betreffende Werk hinein; sie sind das nothwendige Resultat der Lectüre selbst, und auf wen sie diese Eindrücke nicht machen sollte, der müßte meiner Ansicht nach gar nicht zu lesen verstehen, gar nicht im Stande sein, mit dem Schreibenden mitzudenken und mitzuempfinden, dem müßte die Brust mit dreifachem Erze gepanzert sein.

In einem frühern Artikel besprach ich die Briefe Heinrich von Kleist's an seine Schwester Ulrike, die ein durchaus gequältes, freudloses, nachtumdüstertes Dasein enthüllen, welches mit einer furchtbar tragischen Katastrophe, einem Doppelselbstmord abschließt. In der Einleitung stellte ich eine Reihe von Geständnissen aus den Briefen und Tagebüchern Schiller's, Herder's, Platen's, Immermann's, selbst Goethe's zusammen, welche ebenso viele lautredende Zeugnisse für die anomale, schiefe Stellung eines deutschen Dichters innerhalb unserer Gesellschaft sind. Wenn Schiller in einem Briefe an Körner klagt, mit dem „Fluche“ belastet zu sein, „den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat“; wenn Herder von dem Gefühl gänzlicher Vereinsamung in Weimar gepeinigt wird; wenn noch in späterer Zeit Immermann es als eine „schwere Last des Schicksals“ erkennt, in unsern Tagen mit poetischem Talent geboren zu werden; wenn von den noch Mitlebenden Freiligrath den Dichter als ein mit einem „Kainsstempel“ bezeichnetes Wesen bemitleidet; wenn selbst Goethe, der Glückliche, die „Disproportion des Talents mit dem Leben“, wie er es nannte, aufs tiefste empfand und für die aus der Zerrissenheit des deutschen Lebens hervorgehende ungünstige Lage des Schriftstellers und Dichters in seiner Abhandlung „Literarischer Sansculottismus“ nicht bloße Klagen, sondern die vollgültigsten, unwiderleglichsten Beweise beibrachte; wenn Hölderlin an dieser Barbarei und Zerrissenheit, die er im „Hyperion“ mit so bitter beredten Worten gebrandmarkt hat, so gut wie Nikolaus Lenau zu Grunde ging; wenn endlich sogar Klopstock zu einer Zeit, wo seine Jugendoden und die ersten Gesänge seines „Messias“ bereits allgemeines Aufsehen erregt hatten, sich in einem Briefe beklagt, daß seine Nation sich um ihn nicht kümmere und auch ferner nicht um ihn kümmern werde: so würde doch eine eigene Dreistigkeit dazu gehören, wenn man diesen übereinstimmenden Zeugnissen unserer größten und berühmtesten Dichter gegenüber die abgenutzte Phrase aufrecht erhalten wollte, daß es ausschließlich nur eigensinnige und übermäßig eingebildete oder verkommene und verliederte Poeten gewesen, welche die Mythe von dem deutschen Dichterelend und von der Misachtung, unter welcher der deutsche Poet während seines Lebens zu leiden habe, erfunden und in Umlauf gesetzt hätten. Wenn Lenz an Herder schrieb: „Ein Dichter ist das unglücklichste Wesen unter der Sonne“, so ist dies Zeugniß allerdings insofern verdächtig, als Lenz zu der Zeit, wo er dies schrieb, noch für vernünftig gehalten wurde, es aber vielleicht nicht mehr war; aber ganz entsprechend bemerkt Platen in seinem Tagebuche: „Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Wesen.“ Platen konnte, als er dies niederschrieb, von dem betreffenden Briefe des Dichters Lenz noch keine Kenntniß haben, da derselbe erst vor wenigen Jahren aus Herder's Nachlaß veröffentlicht wurde; aber beide Dichter waren, unverabredet, von demselben

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 12 d. Bl.

Gefühle beherrscht und sprachen es fast mit genau denselben Worten aus.

Sehen wir nun zu, ob und inwieweit auch die Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte Willhöft diese allgemeine Regel bestätigen und ebenfalls jenen schmerzlichen Eindruck hinterlassen, den die Aufzeichnungen und Geständnisse deutscher Dichter meistens auf den Leser hervorbringen. Aber schon allein die Thatsache, daß ich erst so lange nach dem Erscheinen des Buchs die zu seiner Besprechung nöthige Stimmung fand, möchte genügend beweisen, daß man es auch hier mit einer im ganzen schmerzlichen Lectüre zu thun hat; und für mich war diese Stimmung vielleicht gerade um so schwerer zu gewinnen, da ich mit dem Dichter in Berlin und München in den Jahren 1836 und 1837 in genauerm persönlichen Verkehr stand, von ihm in manche Geheimnisse seines Lebens und Leidens eingeweiht wurde und seine Persönlichkeit daher mit allen ihren liebenswürdigen Eigenschaften und individuellen Schwächen mir bei jedem Satze seiner Briefe immer gegenwärtig war.

Die Frage drängt sich hier zunächst auf, woher es kommt, daß diese Briefe gerade auf jemand, der den Dichter persönlich kannte, ihn aber erst nach dem Tode seiner Gattin, also im Zustande seiner geistigen Gebrochenheit, genauer kennen lernte, einen höchst schmerzlichen Eindruck hervorbringen müssen. Diese Frage muß beantwortet werden; denn wenn ich von einem solchen schmerzlichen Eindruck spreche, so scheint dies mit dem Tone der Briefe selbst im Widerspruch zu stehen. Diese schwellen nämlich meist von den Empfindungen höchsten Liebesglücks und einer mehr als irdischen Seligkeit über, einer Seligkeit, die sich immer in dithyrambischen, oft alles gewöhnliche Maß überschreitenden Worten Luft macht. Aber gerade diese übermäßig gesteigerten Gefühle von Glück und Liebesglück bilden den schneidendsten und traurigsten Contrast zu der unheimlichen Katastrophe, welche dieses Liebesdrama schloß, und zu den betrübenden Folgen, welche, ganz im Widerspruch mit dem Calcul der sich Opfernden, diese Katastrophe für den Dichter in moralischer und geistiger Beziehung hatte. Gerade dieser Contrast ist ein im hohen Grade schmerzlicher, und je mehr der Dichter jubelt und nach Worten sucht, die sein wie er vermeint ewiges Liebesglück aufs bezeichnendste und glühendste ausdrücken könnten, von um so wehmüthigern Gefühlen muß das Herz des mitfühlenden Lesers bewegt werden. Man sieht aber zugleich ein, daß ein so angespannter und überspannter Empfindungszustand nicht von Dauer sein konnte und zu irgendeinem schmerzlichen Ereigniß und einer bittern Enttäuschung führen mußte. Diejenige Katastrophe freilich, welche das Eheleben des Dichters mit Charlotte nicht wie ein elegisches, bürgerliches Schauspiel, sondern wie eine echte, nur mit extravaganter Phantasie statt mit logischem Verstande gedichtete Tragödie abschloß, konnte nicht vorausgesehen werden; es war dies eins jener Ereignisse, an deren Möglichkeit man erst dann nur glaubt, nachdem sie eingetreten sind, und die immer etwas Räthselhaftes und Undefinirbares haben.

Ein anderer Irrthum von Heinrich Stieglitz war der, daß er sich für eine titanische Natur hielt und sich auch seinen Bekannten so darzustellen wußte, die erst späterhin über das Misverhältniß seines Könnens zu seinem Wollen ins Reine kamen, und daß er wirklich glaubte, die Stellung eines Dichters sei in der deutschen Gesellschaft schon sogar eine so legale und anerkannte, daß er auch im gewöhnlichen Verkehr durch gewisse Excentricitäten, durch sein Sprechen, Gebaren, Auftreten den Dichter, den über das gewöhnliche bürgerliche Maß hinausragenden Geist zur Schau tragen dürfe, ohne Anstoß zu erregen. Möglich, daß dieses Bestreben, immer und in jedem Augenblick den Dichter und genialen Menschen auch in den gewöhnlichsten Situationen zu spielen oder doch durchblicken zu lassen, was doch nicht ohne Affectation durchzuführen ist, zu dem Glück seiner Ehe nicht eben besonders beigetragen hat. In dieser Attitude konnte er sich wol, namentlich in seinen Briefen und bei längerer persönlicher Trennung seiner Braut darstellen; aber eine Frau, mag sie von Haus aus noch so schwärmerischen Charakters sein, verliert zuletzt doch die Lust, ihren Gatten immer und in jedem Augenblick in einem exaltirten Zustande zu sehen. Von diesem Irrthum, daß der geniale Dichter, als welchen er sich zu fühlen glaubte, sich auch äußerlich vor der Welt als solcher geberden müsse, wie etwa der Landsmannschafter durch auffallende Kleidung und auffallendes Benehmen sich als etwas Besonderes darzustellen sucht: von diesem Irrthum ist er wol nie ganz zurückgekommen, obschon es ihm, wie auch aus manchen mismuthigen Stellen seiner Briefe hervorgeht, häufig genug zu verstehen gegeben wurde, daß man ihn für einen Phantasten halte, und obschon er selbst gelegentlich einmal im Jahre 1826 versichert: „Ueber die Zeit des falschen Idealisirens bin ich hinaus", was aber bei ihm wol nie ganz der Fall gewesen ist. Man kann die Ungunst, unter welcher der Dichter mehr als jeder andere Kunstbeflissene in Deutschland zu leiden hat, im stillen tief schmerzlich empfinden; aber man muß sich in dieses einmal nothwendige Uebel schicken und seinen Schmerz vor der Welt, wenigstens im gewöhnlichen Verkehr, zu verbeißen suchen. Es mag Stieglitz von einem gewissen Standpunkt Ehre bringen, daß er, der bei seinen zahlreichen Connexionen und Protectionsverhältnissen die besten Aussichten auf Avancement und Förderung jeder Art hatte, nicht nach Titeln geizte und eine Carrière zu machen verschmähte; aber er verfiel, wie schon angedeutet, in denselben Irrthum, in den viele deutsche Dichter, namentlich zu seiner Zeit, zu ihrem eigenen Schaden und Verdruß verfallen sind, in den Irrthum nämlich, daß der Dichter eine exceptionelle Stellung zu beanspruchen habe und daß er sie überall und stets durch ein excentrisches Wesen geltend zu machen suchen müsse. Aber das Prädicat „Dichter" begründet in Deutschland einen solchen Anspruch durchaus nicht; der Dichter steht in dieser Hinsicht gegen den Maler, Bildhauer, Schauspieler, Musiker u. s. w. bedeutend im Nachtheil. Man vergesse nicht, daß Klopstock, Goethe, Herder, Schiller, Tieck u. s. w.

theils einflußreiche Stellen bekleideten, theils Hofräthe und Legationsräthe (Klopstock war dänischer Legationsrath) und überhaupt sehr kluge praktische Leute waren, die bei allem Idealismus im ganzen ihren weltlichen Vortheil sehr gut verstanden und sehr wohl wußten, wie viel sich in Deutschland mit einem Titel ausrichten läßt; denn erst mit dem letzten Deutschen wird auch der letzte Betitelte oder Titelsüchtige aus der Welt gehen. Selbst Schiller wußte von seinem Hofrathstitel sehr nützlichen Gebrauch zu machen, freilich nur bis zu dem Zeitpunkt, wo sein Dichterruhm unwiderruflich feststand und der Adelstitel an Stelle des Hofrathstitels trat; sonst aber vermied er es durchaus, durch ein genial-excentrisches Wesen die Blicke auf sich zu ziehen und den Leuten unbequem zu werden; ja er verschmähte es sogar nicht, manche deutsche philisterhafte Gewohnheiten mitzumachen. So will es der Deutsche von denen, welchen er seine Liebe schenken soll, und besitzen sie einen vornehmen Titel, so wird ihnen ihr bürgerlich-schlichtes Wesen nur um so höher angerechnet werden.

Stieglitz schlug einen andern Weg ein, indem er in einer möglichst in die Augen fallenden Weise seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen oder zum Mittelpunkt zu machen suchte. Daher auch seine wiederholte Klage, daß er misverstanden werde. Am 6. August 1824 schreibt er:

Siehe, mein Mädchen, ich muß mich ganz geben können, muß ganz verstanden werden, wo ich nicht alsbald zurückgestoßen schroff soll werden. Und ich fühle nur zu sehr, wie ich so häufig halb verstanden, gemisdeutet, falsch beurtheilt werde, wo ich eben warm geworden. Das gibt dann eine Bitterkeit, die meinem Innersten ganz fremd ist, eine einsiedlerische Schüchternheit, mir so gar nicht eigen, jetzt aber so sichtbar zunehmend, daß ich meinen ganzen geselligen Takt zu verlieren Gefahr laufe.

Am 8. August fährt er in seinen Klagen fort:

Und warum sollt' ich nicht mit diesem fürchterlich empörten Selbstgefühl zu dir eilen, o du Seele meines Lebens, Einzige, die mich mit allen Pulsen ganz durchdringt; warum sollt' ich dir verhehlen, daß ich jetzt so grimmig aufgeregt bin, daß ich selber nicht mich fähig fühle, dieses alles zu beschwichtigen, als nur bei dir, die du mir Ruh und Frieden ganz beglückend bist. Dies, o Charlotte, ist von jenen schrecklichen Momenten einer, wo mein Wesen flutend aus allen seinen Fugen tretend mich hinwegreißt und von mir entfernt, und wo ich nun alle Kraft aufbieten muß, um der Vernunft, die mir gebieten soll, nicht gänzlich zu entsagen. Solch ein treues gutes Herz als wie das meine, so ganz arglos sich hingebend an ein scheinbar gutes Pack, und so verkannt, misdeutet, ganz und gar verdreht jede Regung — nein, es ist entsetzlich! — Wol hat unsere gute Mutter recht, wenn sie behauptet, ich sei viel zu offen; ja, ja, ich fühl' es, ganz verschließen muß ich mich, kein Laut, kein Blick darf je verrathen, daß ich Hochgefühl bewahre, ganz gemein muß ich mich äußern, ganz nichtssagend, mich verstecken muß ich alle Wärme, alle Wonne meiner tiefen Brust ummauern mit der Larve heuchelnder Verstellung. Dann, ja dann wol werd' ich ihnen recht sein, nicht mehr Schwärmer, kein Phantast, und wie die saubern Titelchen noch heißen mögen, die sie dem andichten, der zu groß sich ihnen anzueignen seine Seelenfülle ihnen preisgibt. O ihr Thoren, ihr ganz Hohlen! Schwärmer ich? ich überspannt? Euch will ich gegenüberstehen in jedem Kampfe.

Er schreibt ferner am 16. September 1825:

Da bin ich nun einmal wieder in einer der Gesellschaften gewesen, in denen mir so schwer, so unwohl, nach denen mir so hohl, so unerquicklich zu Muthe ist. Nichts gebend, nichts verlangend als Worte und eine leidige Art von Repräsentation, was kann so ein Zusammensein für mich sein? Dies „mit Anstand sich zu ennuyiren" mag ein ganz ersprießliches Talent sein für die Herrchen, denen es am Herzen liegt, recht viele Zeit nichtsfördend zu verschleudern, angenehm zu figuriren, naschend hinzuleben; mir ist das Greuel wie aller Schein!

Es ist ja sicherlich in diesen Klagen sehr viel Wahres; die Heuchelei und Perfidie der Gesellschaft geht in unsern Tagen weit; Vertrauen, Offenheit, Hingebung, Offenbarung innerer Gemüthszustände und äußerer Leiden sind aus der Societät verbannt, denn sie sind unbequem und stören den raffinirt heuchlerischen Formalismus der Gesellschaft. Wer da einmal über Gebühr warm wird, der wird an der plötzlich eintretenden allgemeinen Kälte, Verstimmung und Verlegenheit sofort wahrnehmen, daß er eine Albernheit begangen. Namentlich für die innern Kämpfe eines Dichters hat diese Gesellschaft nun gar keine Theilnahme; diese tritt erst dann ein, wenn seine Persönlichkeit von der Erde überhaupt verschwunden ist und ihm so und so viel Erdschollen, die aber nicht drücken, sondern nur kühlen, auf die Brust gelegt worden sind. Denn das fühlt das Publikum doch, daß die zartbesaitete Seele eines Dichters in ganz anderer Weise bewegt und angeregt wird, als die Seele anderer Menschen; es vertieft sich dann gern in die nun abgeschlossene Geschichte seines innern Lebens, in diese ganz eigenartige Welt von Empfindungen, Anschauungen und Affectionen, und es muß dann doch gegen sich selbst dem Dichter in vielen Hauptstücken recht geben und ihm zugestehen, daß er meist wahr empfunden und richtig angeschaut habe. Aber Stieglitz war zu jener Zeit ein noch sehr junger Mann von einem vielleicht reichen innern Leben, aber höchst geringer Lebenserfahrung. In seinen „Griechenliedern" hatte er wol einen schönen idealen Freiheitstrieb und eine edle humane Gesinnung an den Tag gelegt, aber das poetische Talent darin war von sehr zweifelhafter Natur, und wenn man aufrichtig sein will, hatte ihn sein Mitsänger Ernst Große an Leichtigkeit der Form, Bestimmtheit des Ausdrucks und namentlich realem Gedankeninhalt weit übertroffen. Heinrich Stieglitz wußte aber seine Person viel mehr in den Vordergrund zu stellen als sein lyrischer Compagnon, und er that dies in einer vielen gewiß lästigen Weise; er wollte in den Gesellschaften, in denen er sich befand, eine durchgreifende Rolle spielen und er rückte seinen Bekannten immer mit einem sprudelnden Enthusiasmus auf den Leib, der ihm vielleicht natürlich war, der diesen aber affectirt erscheinen mußte, den sie wenigstens nicht in jedem gewöhnlichen Augenblick erwidern konnten. Obgleich er sich nun im Augustmonat des Jahres 1824 vornahm, sich seines Vaters Rath, „die Menschen zu nehmen wie sie sind", zu eigen zu machen, so hat er es doch auch später wol nie so weit gebracht, sein Betragen und Sprechen so einzurichten, daß es den Menschen leicht geworden wäre, ihn so zu nehmen wie er war. Man hatte alle Ach-

tung vor seinem edeln Wollen und Trachten, man hatte auch wol Mitleid mit ihm, aber immer war in seinem Gespräch und Gebaren etwas Unerquickliches, um nicht zu sagen Unheimliches. Er bewegte sich immer in einer zu hohen Tonlage der Empfindungen und des Ausdrucks, und die Neigung, dadurch sein Ich zu illustriren, war nur zu deutlich.

Schon aus den wenigen oben angeführten Stellen wird man erkannt haben, wie excentrisch Heinrich Stieglitz zu empfinden und noch mehr sich auszudrücken gewohnt war. Am meisten ist dies begreiflicherweise in seinen Liebesergüssen der Fall. Seine Briefe bestehen zu einem großen, wenn nicht größten Theile in Liebeshymnen, die im dithyrambischsten Prosastile gehalten sind. Nicht selten sind dieselben wirklich poetisch, zuweilen so hinreißend, daß man sie sogar im Munde eines Werther schön finden würde. Namentlich gilt dies von den Ergüssen in seinen frühern Briefen. In ihnen zeigt sich der Poet viel mehr als in den eingestreuten Gedichten, die oft auffallend matt und trivial im Ausdruck sind und sich meist von den gewöhnlichen Reimereien unserer Dutzendlyriker durchaus nicht unterscheiden. Diese eingestreuten Gedichte gehören zu denen, deren fast einziger Vorzug es ist, daß sie sich glatt lesen und gut scandiren lassen. Selten oder nie begegnet man in ihnen einer originellen Wendung oder einem „packenden" Ausdruck, um uns einer Lieblingsbezeichnung Chamisso's für alles unmittelbar Ergreifende zu bedienen. Der Reim genirte ihn offenbar, und während in seinen Prosabriefen seine Liebesempfindung in lichter Lohe aufschlägt, schmilzt sie in den lyrischen Einschiebseln zu dem matten Flämmchen eines bloßen Talgstümpfchens zusammen. Dagegen wie wahr empfunden und wie hinreißend ist folgender kurze Prosaerguß vom 11. October 1824:

Du liebes, liebes Mädchen! Ja wenn ich Stimmen der Engel hätte, da könnt' ich danken; so kann ich's nicht. Wie ich deine Zeilen an mein Herz drückte, wie ich sie wieder und wieder las, und immer an mein Herz drückte, wie ich im Uebermaß der Freude hinauseilte und die ganze Welt hätte umarmen mögen, weil diese Einzige auf ihr lebt, wie mir dein treues Auge aus jedem Zuge der Feder entgegenlächelte, und ich dich sah und immer wieder dich, und Erde und Himmel und die ganze Natur in meine Wonne faßte, o du Einzige! — da fehlten der Sprache Worte, dem Herzen Töne; in seiner Tiefe jauchzt es und ist außen still; das empfindest du mit mir und verstehst mein Schweigen. Lotte, dir diesen warmen Händedruck, diesen treuen Kuß, dies ganze entzückenvolle Empfinden der dankbewegten Seele dir, dir diese Thräne, welche freudetrunken das Auge weint.

Dieser den ganzen Brief bildende Erguß, in dem sich die Entzückung zur höchsten Glut steigert, um dann in einem Kusse, einem Händedruck, einer Thräne schweigend hinzusterben, ist eine von jenen Stellen, von denen wir oben sagten, daß sie eines Werther würdig seien. Eine ähnliche echt poetische Stelle findet man in seinem Briefe vom 17. desselben Monats (I, 63). Aber nicht immer ist dieses Pathos so rein wie hier; die angespannte Empfindung konnte sich nicht auf dieser Höhe halten, ohne zuletzt unwahr zu werden oder zu erscheinen, und namentlich vom Jahre 1826 an verliert der Ausdruck ebenso an einfacher Wahrheit und Naivetät, als er an Uebertriebenheit zunimmt. Was er selbst an der Amalia in den „Räubern" tadelt, daß nämlich das krampfig Gespannte in ihrer Seele bei aller Liebenswürdigkeit an Unnatur grenze, das trifft gerade ihn ganz besonders. „Furchtbar selig" sind ihm die fünf Jahre seines Brautstandes, „furchtbar feierlich" ist ihm zu Muthe, er fühlt ein „schauervoll seliges" Ahnen der eintretenden Ruhe, er spricht von der „Feuertaufe" ihres Kusses, ihr Geburtstag ist ihm ein „Fest der Allerheiligsten", er ruft sie an: „O du mein Mittler zwischen Erd' und Himmel!" die Handschrift seiner Geliebten ist ihm eine „heilige Schrift", er beschwört sie: „Nenne mich deinen Feldherrn, o du Lebenssonne! Du findest keinen Würdigern", er nennt sein Herz ein „großes blutiges Tintenfaß" u. s. w. Man wird eingestehen müssen, daß auch hier vom Erhabenen zum Lächerlichen, vom Pathos zur Travestie nur Ein Schritt sei. Der Cultus der Geliebten kann nicht höher getrieben werden, als dies von Stieglitz geschah. Er erklärt es als die schönste Aufgabe seines Lebens und seiner Kunst, sie im Liede „unsterblich" zu machen, täglich bekränzt er das Bild seiner Geliebten, und er beschließt, allabendlich sein Flötenspiel mit einem C zu schließen, um so den Anfangsbuchstaben ihres Namens zu verherrlichen. Im Kreise der berliner Musenalmanachsdichter, dem er angehörte, prangte, wie auch der Dichtergenosse Julius Eberwein in seinen „Erinnerungen" an Stieglitz und Charlotte in Nr. 23 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" für 1860 erwähnt, auf dem Schreibpulte das Porträt Charlottens wie das einer Schutzheiligen, und da begab sich einst, nachdem er eine ziemliche Anzahl Stücke aus seinen „Bildern des Orients" vorgelesen, folgende Scene, die er am 23. März 1825 erzählt:

Der feurige Curtius lag, nachdem ich meine „Zueignung", „Abdallah", die „Morgenandacht der Mekkawaller", den „Morgengruß des Parsen", den „Mamlukenknaben", „Mehmed und Laila", und noch einiges andere dir noch nicht Bekannte vorgetragen hatte, sprachlos an meinem Halse. Die andern drückten mich, als ob ich ersticken sollte. Mit der gespanntesten Erwartung war ich hingegangen, bebend hatte ich zu lesen angefangen, aber nun schlugen alle Pulse seliges Entzücken. Dein Bild stand vor mir, Wahrheitsengel, und du drücktest mir (es lagen Jahre dazwischen) den — Lorberkranz in die dunkeln Locken; kein Brennen fühlte ich, wol aber ein Anwehen kühlender Himmelslüfte u. s. w.

Häufig erscheint ihm die Geliebte im Traum in irgend einer feierlichen Situation, als Muse, Schutz- oder Huldgöttin; wir hegen jedoch die starke Vermuthung, daß die immer ausführlich erzählten Träume öfter im Wache und während des Schreibens, als im nächtlichen Schlummer entstanden sind. Seine Empfindungszustände ware immer aufs krampfhafteste gespannt. Er kann in de größten Gesellschaft kein Lied hören, welches ihm ein seine Charlotte sang, ohne unter irgendeinem Vorwan hinauszueilen und seiner wehmüthigen Erinnerung i einem Thränenstrome Luft zu machen. Bis in die allergewöhnlichsten Situationen verfolgt ihn sein dämonisch Pathos, seine überreizte Einbildungskraft. Er badet i der Ostsee, und er berichtet darüber am 4. Septemb

1824, nachdem er geschildert, wie er „bis zur Brust“ in das „urmächtige Element“ hineingestiegen: „Wie den Gott der Wogen fühlte ich mich, auch stand ich beide Arme ausgebreitet ganz entzückt im Schaume. Ich blieb bis zu dem Untergang der Sonne in den Fluten, und mein Geist stieg mit der Sonne nieder und rollte mit den Wogen zugleich dahin.“

Seine Liebe denkt er sich von ewiger Dauer und in immer gleicher Stärke oder besser Exaltation. Kein Volk, schreibt er einmal, sei ihm verhaßter „als die eine ewige Jugend leugnen; ganz unerträglich können mir solche Menschen werden“; und er fügt am Schlusse des Schreibens hinzu: „Ja, Charlotte, wir werden eine Aufgabe erfüllen, welche wenige erfüllen, werden sie vollenden, weil wir durchdrungen sind von ihrer Größe, ewig jung so Treue als Liebe, so zart die Regung in dem Gatten wie in den Verlobten, innigstes Durchdringen bis zu dem spätesten Ziele.“ Es gibt kaum einen Gedanken, der schrecklicher sein könnte als der, wie beide Gatten diese Aufgabe erfüllt haben, und zu welchem „Ziele“ dieses „innigste Durchdringen“ geführt hat. Ein andermal ruft er: „Ja, frühlingsfrisch, so sollst du deinen Heinrich finden.“ Zwar traut er sich selbst doch nicht ganz. Er versichert zwar am 9. August 1825 mit größter Bestimmtheit: „Theueres Leben, ja ich werde dich beglücken“, klagt aber über die „Ungleichheit“ seiner Stimmung, die natürlich bei einer solchen Exaltation der Gefühle nicht ausbleiben konnte und die er dann durch affectirte und künstliche Aufregung vor seinen Umgebungen zu verbergen suchte, wobei er gewiß mehr diese als sich selbst täuschte; denn er selbst wußte sicherlich am besten, wie es in solchen Augenblicken der Abspannung in seinem Innern aussah. Er schreibt in demselben Briefe, daß dieser Fehler jetzt „furchtbar grell“ hervorträte, bemerkt weiter: „Er ist dir nicht entgangen, und jene Thränen, die bei seiner Entdeckung deinem Aug' entquollen, brennen fürchterlich in meinem Busen“, und fährt dann, nach einigen weitern Betrachtungen über diesen Unhold, folgendermaßen fort:

> Immer wird dieser Teufel doch nicht schlummern und du Engel wirst mehr als einmal Geduld üben müssen. Nur eins sei dann heiliges Gesetz für uns: kein anderer wisse je davon als wir, wenn er einmal erwacht war, und haben wir ihn eingeschläfert — ich verspreche dir zu diesem Zwecke thätige Wachsamkeit und Strenge —, dann laß uns selbst vergessen, daß er dagewesen, und wieder harmlos spielen wie die Kinder.

Er sprach kurz vorher von der „ungeheuern Gewalt der Kräfte“, die ihn bewege, und doch hielt er es für möglich, mit dieser „ungeheuern Gewalt der Kräfte“, mit diesem „Teufel“ in der Brust die Ehe wie ein harmloses Kinderspiel betreiben zu können. Freilich findet sich in diesen Briefen selbst manches, was sich nicht blos kindlich, sondern selbst nicht wenig kindisch ausnimmt; z. B. folgende am 21. Mai 1828 niedergeschriebene dramatische Scene:

Den 9. Juli 1828.

Vor dem Altar.

Charlotte (ganz weiß, ein Myrtenkränzchen in den braunen Haaren).
Ew'ge Treu' dir, theurer Gatte!

Heinrich (von oben bis unten schwarz; im Auge Seelenglut und Lieb' im Herzen).
Theure Gattin, ew'ge Treu!

Die Geister der Gestirne (selige Feuerflammen sprühend).
Amen!

Alle Engel (Palmenkränze tragend).
Halleluja!

Die Vereinten (Blick in Blick und Seel' in Seele).
Ew'ger Frühling unsre Liebe,
Ew'ge Blüte unsre Treu'!

Der Geist der Geister (aus dem Stern der Liebe leuchtend).
Ewig!

Ein noch bedenklicheres Element tritt uns aus den Briefen, die in den letzten Monaten vor der Hochzeit geschrieben sind, entgegen: ein Zug von raffinirter Sinnlichkeit und Lüsternheit, den wir in diesen Briefen an eine Charlotte Willhöft am allerwenigsten anzutreffen meinten. Man erkennt daraus, daß seine Liebe schon jetzt jene Zartheit und Frühlingsfrische verloren hatte, die er auch in der Ehe bis zum „spätesten Ziele“ meinte aufrecht erhalten zu können. Wir wollen die Anspielung auf die „sich immer neugebärende Brautnacht“ noch hingehen lassen; aber höchst unzart wird jedem einfach fühlenden Leser folgende Stelle in seinem Briefe vom 6. Juli erscheinen: „Wenn du an dem Brautkleide nähst, mein Lottchen, wirke nur den Gürtel recht fest; ich fürchte sonst, der reißt am Abend des 20. Juli. O sel'ge Stunde“ u. s. w. Alles Maß des Schicklichen überschreitet aber wol folgende Stelle in seinem Schreiben vom 22. Mai:

> Grüße mir Charlotte Willhöft, meine herrliche Freundin, noch sechs Wochen lang jeden Abend und flüstere ihr beim Schlafengehen in die Seele, daß ich sie am 9. Juli zu umarmen gedenke, so herzinnig, daß keine Spur mehr von Charlotte Willhöft übrig bleibt. Wird sie darum zürnen?
>
> Lottchen. Uebermüthiger! kennst du kein Maß?
>
> Heinrich. Nur eins kenne ich: untertauchen meines eigenen Lebens in dein Leben, und auftauchen als der selig Erkorene deiner grenzenlosen Liebe. Ja, Ein Herz und Eine Seele nur, und darum auch ganz dein ohne Rückhalt.
>
> Lottchen. Heinrich, willst du mich denn tödten mit der Ueberfülle deiner Seligkeit?
>
> Heinrich. Ja, tödten will ich dich, Charlotte Willhöft, auf daß tausendfaches Leben herrlich aufblühe aus diesem seligen Tode deines Namens. Einen Kuß noch, theuere, ewig theuere Gattin, eh' in deinen Armen ich entschlummere!
>
> Lottchen. Gute Nacht, mein Leben! Theuerer Gatte, gute Nacht! O daß sie ewig währte, diese sel'ge Nacht! daß keine Sonne sie verscheuchte, als die ewig wache, ewig lichte Sonne deiner Liebe!
>
> Heinrich. Keine Sonne wird sie scheuchen können, diese Nacht des ew'gen Lebens. Sie ist Tag wie deine Liebe und ewig wie der Geist, nicht aber als Nacht ewig, sondern als unsterblich Morgenroth!

Wir wissen, daß eine noch bei weitem verfänglichere Stelle, die, unsers Erinnerns, das erste Morgenerwachen nach der Hochzeitnacht betraf, hier weggefallen ist. Was hatte Charlotte verbrochen, daß Stieglitz ihr so etwas bieten konnte? That und schrieb sie nichts, um ihn in die ihm gebührenden Schranken zurückzuweisen? War etwas in ihren Gesprächen, in ihren Briefen, was ihn dazu aufmuntern konnte, so weit zu gehen? Das einfachste, wenigst gebildete, aber mit natürlichem Instinct für das Schickliche ausgestattete Mädchen würde ihrem

Verlobten schwerlich dergleichen ohne Verweis haben hingehen lassen. Oder sollte mit der höchsten ästhetischen Bildung nothwendig auch jenes Raffinement sich verbinden, welches unfähig macht, das Unzarte und Beleidigende, was in solchen aufreizenden Situationsschilderungen liegt, zu fühlen? Gerade in Bezug auf Charlotte können wir dies unmöglich glauben, und schon dieses Punktes wegen würden wir die Veröffentlichung der jedenfalls höchst interessanten Briefe Charlottens willkommen heißen, vorausgesetzt, daß sie unverkürzt dem Publikum dargeboten würden.

Von beiden Seiten, so viel ist klar, hatte man die zu schließende Ehe auf eine so luftige Höhe der unrealsten und übertriebensten Hoffnungen gestellt, und namentlich war der Gemüthszustand des Gatten ein so überreizter, daß das Verhältniß kaum einen andern als einen in einer oder der andern Weise betrübenden Ausgang haben konnte. Wir haben gesehen, daß Charlotte schon als Braut Thränen vergoß, als sie zum ersten male einen Ausbruch des in Stieglitz' Brust wirkenden bösen Dämons, seines „Teufels", wie er ihn selbst nennt, erleben mußte. In ihren Briefen scheint sie ihn wiederholt zur Ruhe gemahnt zu haben. „Nur ruhig, Heinrich, ruhig!" sind Worte, die er selbst aus einem ihrer Briefe anführt. Er rang mit sich, ohne Zweifel; er macht oft sehr treffende Bemerkungen über die Nothwendigkeit, daß der „Genius", denn für einen solchen hielt er sich gewiß, „Regelmäßigkeit und Ordnung" suchen müsse, daß nur „die schlechte, unwahre, sogenannte Genialität den Zügel verschmähe", daß man ein „Weiteres, sobald man fühlt, daß man es nicht beherrschen kann", aufgeben und dafür lieber ein „Engeres, das wir um so mehr uns eignen können", ganz zu erlangen suchen müsse. Aber die Ruhe, die er selbst für sich nöthig hielt, erlangte er nicht, theils weil es überhaupt schwer ist, aus einem unnatürlich überreizten Zustande herauszukommen, theils weil er der bedenklichen Theorie anhing, daß in die Poesie „gespanntes Leben" gehöre; denn indem er sich anstrengte, dieses „gespannte Leben" in seiner Poesie darzustellen, stellte er es auch im Leben selbst dar, weil er sich dieser Theorie zu Liebe immer zu sehr echauffirte und seine Nerven überreizte. Die alle Unebenheiten ausgleichende Fähigkeit, Welt und Leben humoristisch aufzufassen, fehlte ihm gänzlich; er gehörte zu jenen hyperpathetischen Naturen, die meist das Unglück oder doch Unbehagen ihrer Umgebungen sind, und selbst die Aeußerungen ihrer Zuneigung meist in Formen kleiden, die nicht sehr ansprechen. Seine philologische Laufbahn wies ihn auf die Stubengelehrsamkeit hin, für die er doch bei seinem unruhigen, excentrischen, spaziergängerischen Geiste gänzlich nicht gemacht war. Er klagt über die „gelehrte Kleinkrämerei"; als man ihm auf eine Gymnasiallehrerstellung in einer Provinzialhauptstadt Aussicht macht, ruft er in seiner überspannten Weise aus: „Ihr sollt mein edles Mark nicht vergeuden", und am 11. September 1824 schreibt er auf seiner Wanderung durch die Insel Rügen:

Untergehen würd' ich, wüßt' ich nicht, daß meine Liebe zur Natur, daß meine Frische und Empfindung, daß dein Besitz, o Theuerste, mich nie so tief wird sinken lassen, daß ich zum grübelnden Stubenhocker würde; ich könnte umkommen in dem Gedanken, daß ich's werden könnte. Schneider und Gelehrte, das sind so recht die Schnürbrüste, die alles Herrliche und Frische an dem Menschen dorren machen, und ich möchte lieber ein loser Vagabund als solch ein Abschaum werden.

Die Hegel'sche Philosopie, mit der auch er sich abquälte, wie damals so viele junge Leute, wirkte auf dieses Gemüth wie Gift, steigerte nur seinen maßlosen Subjectivismus, statt ihn zu brechen, und nährte nur seine Hochschätzung der eigenen Persönlichkeit, die er überall, und auch in der Ehe, zum Mittelpunkt machte. Er betete seine Frau an, aber in ihr auch sein eigenes Ich; indem man sie bewunderte, sollte man auch ihn bewundern, dem sie sich zu eigen gegeben; man sollte in ihr einen Abglanz des von ihm ausströmenden Centrallichts erkennen.

Aber es kam ganz, ganz anders. Seine poetischen Leistungen entsprachen nicht vollkommen den Erwartungen, die seine Gattin, seine Freunde, er selbst davon gehegt oder angeregt hatten. Manche gewöhnten sich sogar an den Gedanken, daß seine Gattin nicht blos liebenswürdiger, sondern auch geist- und gemüthvoller und dabei verständiger sei als er selbst. Statt seiner wurde nun Charlotte der eigentliche Mittelpunkt aller gesellschaftlichen Beziehungen des Ehepaars. Er versank immer mehr in einen Zustand von Hypochondrie und Melancholie, der nur durch die leidenschaftlichsten Aufwallungen unterbrochen wurde. Heftiger Blutandrang quälte ihn, auch noch später in den nächsten Jahren nach der tragischen Katastrophe. Er selbst zeigte mir einmal (1836) eine kreisrunde, von Haaren entblößte Stelle auf seinem Scheitel, mit der Versicherung, daß dieselbe in der vorhergegangenen Nacht infolge der heftigsten und beängstigendsten, nach seinem Haupte drängenden Blutwallungen entstanden sei. Sein Zustand war sicherlich ein höchst beklagenswerther, und wie sehr er auch an ihm mitschuldig gewesen sein mag, so wird ihm doch sicherlich niemand das Mitleid versagen, auf das er wie jeder Gemüthskranke Anspruch zu machen hat.

Der Schleier, der über Charlottens dämonischer Opferthat liegt, ist hiermit schon halb gelüftet. Es war ihr unerträglich geworden, neben und mit ihm zu leben; das Verhältniß mußte gelöst werden, und sie erblickte keinen andern ehrenvollen Ausweg, als den Tod des einen oder des andern; sie schlachtete sich selbst als Opfer, und um ihre schreckliche That vor sich selbst zu rechtfertigen, überredete sie sich zugleich in ihrem ebenfalls kranken Gemüth, daß dieses schreckliche Ereigniß eine heilsame Erschütterung auf ihren Gatten hervorbringen und ihn aus seiner unmännlichen Erschlaffung und Lethargie emporreißen und zu einem neuen thatkräftigen Leben erwecken werde. Ohne dieses sophistische Motiv, das sie sich selbst vorspiegelte, würde sie schwerlich Hand an sich selbst gelegt haben. Bestärkt wurde sie in ihrem Entschlusse durch einen bösen unheimlichen Traum Heinrich's, den er ihr wiederzuerzählen die unbegreifliche Unklugheit gehabt hatte. Saint-Ren

Taillandier hat auf Grund des vorliegenden Buchs harte Beschuldigungen gegen Charlotte ausgesprochen, die sie so nicht verdient hat. Er nennt sie wahnwitzig (folle), saint-simonistisch, und findet den Keim ihrer That, die er zu einem wirklichen Verbrechen stempelt, in gewissen Ueberspanntheiten, die von ihrer frühesten Jugend bis in ihr späteres Frauenleben sich fortgesetzt hätten. Nach Taillandier habe sie sehr bald erkannt, „daß der Dichter, auf den sie gern stolz sein möchte, niemals einen hohen Flug nehmen werde, aber sie hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, bei und mit ihm eine Rolle zu spielen, und darum ließ sie nicht von ihm, sollte sie auch blos Krankenpflegerin am Herzen eines Hoffnungslosen sein". Taillandier will aus diesen Briefen des Dichters herauslesen, daß namentlich Charlotte es gewesen, die ihm den Wahn eingepflanzt habe, daß er ein großer Dichter sei, die ihm immer zugerufen: „Bin ich nicht, o mein Dichter, für dein Genie eine Quelle der Begeisterung und der ewigen Jugend?" Wir wissen aber aus diesen Briefen selbst und aus Eberwein's oben angeführten Erinnerungen, daß Charlotte an den ihr von ihrem Verlobten zugesandten Gedichten eine strenge Kritik übte und ihn überhaupt unablässig zu größerer Ruhe und Enthaltsamkeit mahnte, und aus Mundt's Buche über Charlotte, daß sie ihn schon früh warnte, sich eine Aufgabe zu stellen, die über seine Kräfte hinausgehe, weil nach Lösung derselben Geist und Körper widerstandslos zusammensinken würden.

Der Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes", Joseph Lehmann, hob seinerzeit in einem Aufsatze seines Blattes, in welchem er die Beschuldigungen Taillandier's zurückzuweisen suchte, mit Nachdruck hervor, daß gerade sie bemüht gewesen sei, ihn einer praktischen, ihm mehr zusagenden Laufbahn, als die eines berliner Bibliothekscustoden war, zuzuwenden und ihn aus den verwirrenden berliner Kreisen in ganz neue Verhältnisse zu versetzen; ihr Plan sei gewesen, ihren Gatten zu der Annahme einer Professur der Aesthetik oder deutschen Literaturgeschichte in Rußland geneigt zu machen. Sie rechnete hierbei auf die Mitwirkung der reichen und einflußreichen Verwandten in Rußland, und insofern war der Plan nicht chimärisch; aber allerdings war Rußland doch auch nicht das Land, wo sich Stieglitz auf die Dauer hätte wohl befinden und genesen können. Und so kam zwar eine Reise nach Rußland, welche Stieglitz auch auf einige Zeit zerstreute, aber nicht die Ausführung dieses übrigens wohlgemeinten Rettungsplans zu Stande. Lehmann gibt dann noch folgende, ein weiteres Licht über die dunkle That verbreitende Andeutung:

Sollen wir neben der Qual und Seelenpein, die ihr die stündlich wechselnden, bald tobenden und bald in sich gekehrten Zustände ihres Gatten erregten, noch ein unbewußt auf sie einwirkendes Moment zählen; das sie zum Selbstmord trieb, so war es vielleicht der ihr reines, edles Herz erschreckende Gedanke, daß ein dritter, ein Freund, dem sie volles Vertrauen schenkte, ein geistig vielbegabter Freund, gegen den sie über ihres Mannes und ihr eigenes Leiden schriftlich und mündlich oft und warm sich ausgesprochen, ihr nicht mehr fern genug, nicht mehr unter dem eigenen Gatten stehe, was ihr Pflichtgefühl nicht zu ertragen vermochte, ja, um jeden Preis verhindern wollte.

Wer dieser „geistig vielbegabte Freund" sei, dürfte für den Kundigen unschwer zu errathen sein; zugleich aber erhält man durch diese Enthüllung auch wol einen weitern Aufschluß über eine der Ursachen, die bei Stieglitz' Gemüthszuständen mitgewirkt haben mögen; denn schwerlich konnte ihm diese geistige Wahlverwandtschaft zwischen Charlotte und dem Hausfreunde verborgen bleiben. Leider blieb die Stieglitz'sche Ehe kinderlos und so fehlte der eigentliche Mittler zwischen Mann und Weib. Ob sie übrigens im einsamen Verkehr mit ihrem Manne ihre Ruhe stets mit derselben Geisteskraft bewahrt haben mag, wie vor Zeugen — wer kann das wissen?

An den Folgen der That Charlottens bewährt sich der Spruch: „Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken!" aufs allerdeutlichste. Sie waren für Stieglitz nicht segenbringend, sondern niederschmetternd. Charlotte hatte ganz falsch gerechnet; ihr Tod hat ihn von seinem Dämon nicht erlöst, seine Kraft nicht gehoben und gestärkt, sondern gebrochen und geschwächt. Was er später dichtete, war matter als seine frühern Hervorbringungen. Er erkünstelte wol noch Lebensmuth und hielt an seinem Wahrspruch fest, daß man „tapfer" sein müsse; aber wie konnte Lebenskraft und Lebensmuth einem Manne kommen, dem so Furchtbares geschehen? Charlotte hätte sogar die Möglichkeit mit in Rechnung ziehen müssen, daß sie Stieglitz mit sich in das Grab hinabreißen möchte; denn kaum ist es in der That zu begreifen, wie ein Mann es über sich bringen kann, nach einer Katastrophe dieser Art sein Leben weiter zu schleppen. Aber er schleppte es weiter; ja er stürzte sich nun erst recht eigentlich in das Leben; er wanderte wie Ahasver ruhelos von Ort zu Ort; ja er suchte sich dann und wann auf eine Weise zu betäuben, daß es der Warnung gutmeinender Freunde bedurfte, um ihn zu einer würdigern und verständigern Behandlung seines Lebens zurückzuführen.*) Ich selbst habe im Jahre 1836 in Berlin und im Sommer 1837 in München und im oberbairischen Gebirge viel mit ihm verkehrt. Manche hochachtbare Seite an ihm wußte ich wol zu schätzen; aber gestehen muß ich, daß er mir, indem er mich seines besondern Vertrauens würdigte, auch manche schöne Stunde verdarb. Angesichts der erhabensten Gebirgsnatur quälte er sich und mich, wenn er mich von der übrigen Reisegesellschaft zu trennen gewußt hatte, mit fortdauernden Klagen über die bisherigen Darstellungen seines Verhältnisses zu Charlotte. Man hatte ihm darin stets einen zu untergeordneten Platz angewiesen, zu wenig hervorgehoben, daß er des Opfers, das ihm Charlotte gebracht, würdig gewesen. Er war immer zu sehr und

*) Er gesteht dies, soviel wir wissen, einmal in seinen handschriftlich hinterlassenen Memoiren selbst; überhaupt ließ es Stieglitz an Offenherzigkeit und aufrichtigen Geständnissen, die oft ziemlich merkwürdiger Art waren, auch im mündlichen Verkehr nicht fehlen. Solche Geständnisse über seine Gemüthszustände nach dem Tode seiner Frau und so manche anziehende Mittheilungen über hervorragende Persönlichkeiten — und er besaß ein ganz eigenes Geschick, Bekanntschaften zu machen — lassen die Veröffentlichung dieser Nachlaßpapiere allerdings wünschenswerth erscheinen.

fast ausschließlich mit sich selbst beschäftigt. Auch in München studirte und las er wenig; er bewegte sich immer unstet umher, ohne daß seine nächsten und besten Freunde eigentlich wußten wo. Er suchte Ruhe in zerstreuender Unruhe nach außen, statt in innerer Sammlung. Stieglitz war von Haus aus eine sehr religiös gestimmte Natur; er stärkte sich, wie aus den vorliegenden Briefen hervorgeht, zu jedem bedeutenden Vorhaben durch ein brünstiges Gebet; durch ein Gebet brachte er den „Teufel" in seiner Brust zum Schweigen; er bemerkt einmal in einem Briefe vom 20. April 1825: „Ich sage dir, Geliebte, wenn der Dichter nicht des innigsten Vertrauens voll ist auf eine ewig leitende Gottheit, ihm ist es unter allen Lebenden am wenigsten zu verzeihen" u. s. w. Wir wissen nicht, ob und inwieweit seine spätern nicht sehr gläubigen Umgebungen ihn bereits in diesem Gottvertrauen erschüttert haben; aber ganz undenkbar ist es, daß dieses innige Verhältniß zur „ewig leitenden Gottheit" durch den Untergang seiner Gattin nicht einen furchtbaren Stoß erlitten haben sollte. Aus einem zerspaltenen Herzen konnte kein Gebet hervorbrechen, welches ihm Kraft zu verleihen vermochte. So war ihm auch diese Herzensstärkung fortan geraubt, so hatte Charlotte auch zwischen Heinrich und seinen Gott einen trennenden Keil getrieben. Endlich hatte sie nicht erwogen, insofern sie überhaupt noch einer Erwägung fähig war, daß sie durch ihre That eine Menge von Mis- und Vorurtheilen gegen ihren Gatten heraufbeschwor, unter deren Last er nicht mehr frei aufzuathmen vermochte; er war vor der Welt gewissermaßen gestempelt und geächtet. Kurz, Charlotte hätte nicht feindseliger an ihm handeln können, wenn sie ihn, statt ihn zu lieben, aufs grimmigste gehaßt hätte.

Zuletzt suchte er Ruhe in Venedig, dessen verfallene Herrlichkeit er schon früher in einem Gedicht „Venedig" (mit dem Anfange: „Wir standen auf dem hohen Thurm" u. s. w.) besungen hatte. Aus dieser Periode liegt uns ein handschriftlicher Aufsatz vor, der, von einem österreichischen, ihm damals näher getretenen Militär oder nach dessen Erinnerungen verfaßt, ursprünglich für d. Bl. bestimmt war, aber nicht zum Abdruck gekommen ist. Da über Stieglitz' Leben und Treiben in Venedig wenig bekannt geworden, so wird es unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm sein, wenn wir ihnen einiges für Stieglitz Charakteristische nachträglich daraus mittheilen. Stieglitz' Bekannter, wir wollen ihn mit dem Verfasser einfach Adolf nennen, schildert des deutschen Dichters äußere Erscheinung wie folgt:

Zur Zeit als man in Venedig noch kaum an eine Revolution dachte, lebte daselbst zurückgezogen und dennoch von aller Welt gekannt, ein deutscher Philosoph und Dichter. Sein Aeußeres verrieth auf den ersten Blick, wenn man ihn an einem heitern Wintertage die Riva entlang spazierend fand — einen Sonderling. Ein breitkrämpiger Hernanihut, in wellenförmigen Bogen und Krümmungen, ein alter Mantel von schwer zu erörternder Farbe, ein Paar Juftenstiefel, keine Handschuhe, gaben der mittelgroßen Figur, die zeitweise etwas gebückt immer in langen Schritten einherging, etwas Aermliches; nichtsdestoweniger aber wußte das Bild doch gleichzeitig den Verdacht zu erwecken, daß unter jener unansehnlichen Hülle viel Besseres verborgen sei. Der Kopf des Mannes, der sichtbar wurde, wenn er das breite Hernanidach zuweilen abnahm, bestärkte den frühern Verdacht. Starke, aber edle Züge, eine schön geformte Stirn, zwei lebhafte dunkle Augen, machten den angenehmsten Eindruck, der aber auch wieder durch das ungeordnete Haar und durch einen dichten Schnurr- und Kinnbart beeinträchtigt, ja sogar manchmal unheimlich wurde. Nicht selten erkundigten sich Fremde nach dieser auffallenden Erscheinung. Das ist der deutsche Dichter Heinrich Stieglitz hieß es dann immer, der Arme, der vor mehreren Jahren irrsinnig war und nur durch einen starken Gemüthseindruck hätte geheilt werden können, und dessen schöne, junge Frau sich ermordet hat, in der Ueberzeugung, ihn so zu heilen und seinen kranken Geist gesund den Musen wiederzuschenken.

Eines Tags trat Stieglitz in Adolf's Zimmer, klagte, daß er eine schlaflose Nacht gehabt, daß sein Herz in beständigen „Doppelschlägen" gewüthet, daß, wer das nicht kenne, auch nicht wisse, was Leiden heißt, und ersuchte ihn dann, ihm einen Dolch zu verschaffen; er selbst habe in mehreren Laden danach gefragt; aber, fuhr er fort, „die Leute müssen mich für einen Narren gehalten haben, und wollten mir keinen verkaufen. Bei Gott, ich bin kein Narr, ich weiß, was ich thue und was ich thun will" u. s. w. Adolf erschrak, ahnte, was Stieglitz vorhabe und machte einige Einwendungen, worauf Stieglitz bemerkte: „Sie sind nicht aufrichtig, Sie sind wie alle andern Menschen, Sie schrecken vor der Idee zurück, daß ich mein Leben beenden, daß ich die Lampe ausblasen will, ohne abzuwarten, daß sie aus Mangel an Oel von selbst erlischt." Adolf versprach ihm endlich, ihm einen Dolch zu verschaffen, fügte aber hinzu: „Versprechen Sie mir aber auf Ihr Ehrenwort, daß Sie sich nicht eher zu diesem letzten Schritte entschließen, ohne mich früher befragt und ohne meine Einwilligung erhalten zu haben — ich gebe sie Ihnen sicher, wenn der wahre Augenblick da sein wird." Da sei Stieglitz wie neu belebt erschienen, sein früher so düsteres Auge habe wieder freundlich gestrahlt, und er habe ausgerufen: „Hier meine Hand, mein Wort! so wahr ich meine Charlotte liebe, ich thu es nicht, ohne Ihre Zustimmung! Aber lassen Sie sich durch falsches Mitleid nicht bewegen, Ihrem Versprechen untreu zu werden! Lügen Sie mir nicht Lebensbedürfnisse vor, wo mein Ende angezeigt ist!" Und Stieglitz erhob bei diesen Worten drohend die Hand. Diese Geschichte erschien aber dem Freunde ohne Zweifel fürchterlicher, al[s] sie war; denn wenn es Stieglitz ernstlich um Ausführung seines angeblichen Vorsatzes zu thun gewesen wäre, [so] läßt sich nicht einsehen, warum es ihm nicht ebenso g[ut] als seinem Freunde hätte gelingen sollen, in dem gro[ßen] an Stileten reichen Venedig einen Dolch aufzutreiben. Auch führte er meines Wissens einen Dolch, ist m[ir] recht sogar den verhängnißvollen, womit sich seine Ga[t]tin das Leben genommen, immer auf der Brust mit si[ch], und ich selbst sah ihn einmal damit das schmucke Hau[s]mädchen im Gasthause zu Partenkirchen, das seine Schmeicheleien etwas derb zurückwies, scherzend bedrohen.

Natürlich kam es nicht zur Ausführung seines wir[k]lichen oder nur vorgeschützten Vorhabens; denn plötzl[ich]

stolzirte er einher, „eine weiße Schärpe über die Brust geschlungen und mit einem dreifarbigen Bande zusammengehalten, einen schweren Säbel an der Seite und eine verrostete Pistole im Gürtel oder besser im Beinkleide". Er war jetzt nämlich, nach dem Ausbruch der Revolution, Offizier der venetianischen Nationalgarde, fühlte aber dabei das Zweideutige seiner neuen Charge, und bemerkte zu Adolf, der ihm Vorstellungen machte, seufzend: „Es ist keine geringe Verlegenheit, ein freier Mann zu sein!" Den Schluß des handschriftlich uns vorliegenden Aufsatzes theilen wir ziemlich ganz mit; er lautet:

Das waren die letzten Worte, die Adolf aus seinem Munde vernahm. Stieglitz blieb in Venedig; seine kleinen Aufsätze, die er für Italiens Freiheit in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" schrieb, haben auf demselben Felde siegreiche Gegner gefunden. Die Polemik war kurz, aber zum Nachtheile des Dichters. Die erste Zeit der Revolution verstrich ganz lustig. Stieglitz wurde anfangs als Wache bei gefangenen Deutschen hohen Ranges bestimmt; seine Leutseligkeit und seine deutschen Gespräche mit den Gefangenen brachten ihn bald in Verdacht und man löste ihn von diesem Posten ab. Dieses Mistrauen in seine deutsche Ehrlichkeit kränkte ihn tief. Spätere, ähnliche Verdächtigungen bewogen ihn, sich aus der Nationalgarde streichen zu lassen. Gegen Ende der Revolution hatte er sich ganz zurückgezogen. Adolf empfing einen einzigen Brief von ihm im Sommer 1848, in dem keine Zeile Politik vorkommt, dessen Inhalt aber deutlich die Unentschiedenheit zu erkennen gab, die ihn über seinen nächsten Entschluß, Venedig zu verlassen, beunruhigte. Die spätere strenge Blokade der Oesterreicher machte jede weitere Correspondenz unmöglich. Am 22. August 1849 fiel die Pseudorepublik: die österreichischen Siegerflaggen wehten von den Zinnen der bezwungenen Dogenstadt, weiß und roth, das Grün der eiteln Hoffnungen war daraus verschwunden. Adolf war einer der ersten, der die wiedereroberte Stadt betrat. Seine erste Frage erkundigte sich nach dem armen Dichter. Er war wenige Tage vorher, zerfallen mit sich selbst, gestorben. Adolf erfuhr, daß er zu wiederholten malen an ihn geschrieben; die Briefe waren aber nicht an ihre Bestimmung gelangt. Nach wenigen Wochen wurde der Leichnam aus Venedig abgeholt, um in das Vaterland des Entschlafenen gebracht zu werden.

Von den Briefen, die ich von Stieglitz' Hand noch besitze, gehören die meisten der Zeit seines venetianischen Domicils an. Sie sind für Stieglitz im ganzen charakteristisch genug. Stieglitz hatte mich ausersehen, den ihn betreffenden Artikel in der neunten Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" zu verfassen. Er hatte mich dazu, sogar bei Charlottens Bildniß mich anrufend, durch mehrere mir persönlich durchaus nicht bekannte Leute (darunter selbst ein Franzose, Mortier) auffordern lassen, deren Bekanntschaft er in Venedig gemacht hatte und die mich nun auf ihrer Rückreise zu dem angeführten Zweck besuchten. Ich mag wol den von Stieglitz Abgeordneten mündlich erklärt haben, daß ich nicht abgeneigt sei, des Freundes Wunsch zu erfüllen; ein schriftliches Versprechen aber habe ich nicht gegeben. Meine Uebersiedelung von München nach Augsburg, von Augsburg nach Heidelberg und von hier (mit der „Deutschen Zeitung") nach Frankfurt und die mir anfangs noch ziemlich ungewohnte politische Zeitungsschriftstellerei ließen mich nicht zur Abfassung des Artikels kommen. Ich würde mir hierüber vielleicht jetzt Vorwürfe zu machen haben, wenn ich nicht ziemlich sicher wüßte, daß ich ohne diesen bestimmten Zweck niemals eine Zeile von ihm aus Italien erhalten haben würde. Zudem schickte er mir, ohne von mir schriftlich aufgefordert zu sein, als Material ein furchtbar dickes Manuscript in Folio zu unter dem Titel: „Grundzüge", mit der naiven Bemerkung: „Sie werden viel zu lesen bekommen — Massen(!) sogar." Es war nun sicherlich eine etwas weit gehende Zumuthung, von einem vielbeschäftigten Schriftsteller, dessen Zeit fast ganz durch die tägliche Zeitungsarbeit in Beschlag genommen war, so gemüthlich zu verlangen, er solle diese „Massen" von Material durcharbeiten, um daraus einen Artikel zusammenzustellen, für den mir im „Conversations-Lexikon" doch höchstens ein Raum von einer Seite bewilligt werden konnte. Mit einem solchen Artikel hätte ich es doch niemals dem immer viel begehrenden Dichter zu Dank machen können. Freilich rechnete Stieglitz darauf, daß mir ausnahmsweise mehr Raum bewilligt werden würde, „da (wie es in einem Briefe vom 6. März 1846 heißt) es hier gilt, zugleich Charlottens Bild in seiner ursprünglichen Klarheit hinzustellen, ohne das ungehörige Zusammenrahmen mit andern, ihrem Wesen ganz und gar fremdartigen Naturen, wie es in dem Aufsatz «Bettina, Charlotte und Rahel» auf so willkürliche Weise geschehen ist". Und am 25. Februar 1848 schrieb er: „Es ist von neuem mit anatomischer Theilnahmlosigkeit an mir herumgeschnitten und damit zugleich von neuem ein ewig mir heiliges Andenken verletzt worden, während es in Ihrer Hand lag, organisch aus dem Innern hervor die Umrisse zu einem versöhnenden Bilde zu geben." Er berief sich dabei darauf, daß ich ihn „wie nur wenige" kenne und ja ein mit seinem „Herzblut verzeichnetes Spiegelbild" von ihm in Händen habe. Wie hätte ich nun so hochgespannten Erwartungen in einem Artikel des „Conversations-Lexikon", in welchem die Darstellung sich selbstverständlich auf die nothwendigsten Daten zu beschränken hatte, auch nur entfernt genügen können? Freilich gab er sich der Hoffnung hin, daß gerade diesem Artikel ein besonders großer Raum bewilligt werden würde, etwa mindestens, mochte er sich denken, ein Raum, wie ihn die Artikel über Friedrich den Großen oder Napoleon oder über die Geschichte der preußischen Monarchie einnehmen. Denn zu einer solchen Erwartung mag sich die lebhafte, rücksichtslose Phantasie des Dichters wol verstiegen haben. Aus dem zuletzt angeführten Briefe dürfte übrigens folgende Stelle noch der Mittheilung werth sein:

Möchte ich Ihnen nur zugleich auch sagen können, daß mich gegenwärtig die Vollendung meines „Venedig" beschäftigt, das hoffentlich zu seiner Zeit den an mir noch Theilnehmenden beweisen wird, daß die gestaltende Kraft in mir nicht gebrochen ist! Aber ich darf mich dieser mir so lieb gewordenen Aufgabe nicht eher wieder hingeben, als bis Reinhart's Lebensbild auf würdige Weise dasteht; an inniger Hingebung, an Versenken meines ganzen Wesens in den reichen Stoff soll es nicht fehlen, um nach Kräften es der Tüchtigkeit des Urbildes entsprechend auszuführen. Ist dies vollführt, dann gehöre ich wieder ganz und gar „Venedig" an, nach dessen Vollendung ich

dann heimzukehren und so manchen lieben Treuverbliebenen wieder zu begrüßen hoffe. *)

Ich fürchte, daß die Leser, welche Stieglitz nicht persönlich kannten, aus meiner Darstellung ein im ganzen ungünstigeres Bild von ihm gewonnen haben, als ich selbst beabsichtigte, und daß daraus zu wenig die bessern Eigenschaften des Dichters hervortreten. Zu diesen gehörten zunächst eine wirklich liebenswürdige Arglosigkeit und Gutherzigkeit. Er ist mit seinen Excentricitäten und oft übermäßigen Ansprüchen seinen Umgebungen vielfach lästig gewesen, aber aus bösem Willen hat er gewiß niemand gekränkt und verletzt, absichtlich hat er niemand Schaden zugefügt, und der Intrigue war er vollkommen unfähig. Seinen Aeltern war er der zärtlichste Sohn, seinen Freunden ein treuer, anhänglicher, zuweilen sogar zu enthusiastischer Freund, und für diejenigen, die der Förderung bedürftig und würdig waren, verwandte er sich, wie und wo er konnte, auf das wärmste und uneigennützigste. Ueberhaupt hat er in allen weltlichen Dingen Eigennutz nicht gekannt. Seine Ansprüche an das Leben in materieller Hinsicht waren die bescheidensten, die man sich denken kann, und wurden durch eine mäßige Subvention von seiten seines goldreichen petersburger Verwandten vollkommen gedeckt. Seine Extravergnügungen bestanden in irgendeiner kleinern oder größern Reise, die er dann und wann unternahm, und was sie ihm kostete, darbte er sich oft zwei, drei Jahre lang förmlich am Munde ab. Sein Unabhängigkeitssinn erlaubte ihm nicht, die Liberalität seines petersburger Oheims so zu benutzen, wie andere in seiner Lage sie wol benutzt haben würden. Von seiner Leistungsfähigkeit und seiner poetischen Mission hatte er allerdings die außerordentlichste Vorstellung; er schreibt z. B. an Charlotte am 14. October 1827: „Wisse, daß in deinem Heinrich der wahrhaft christliche Dichter geboren ist, der weltumfassende, dessen Panier die Liebe und dessen Schild die Wahrheit ist." Aber er ließ neben sich auch andere gelten, echtes Talent und redliches Streben und Wollen erkannte er neidlos an, und gegen die Mängel in seinen einzelnen Hervorbringungen war er keineswegs blind. Beweise davon finden sich auch in vorliegenden Briefen genug. Ueberhaupt scheinen erst später übertriebene Lobeserhebungen sein Selbstbewußtsein zu einem zu enormem Grade gesteigert zu haben. Sein eigenes Streben und Trachten ging immer nach dem Hohen und Edeln, er suchte immer zu lernen und sich zu vervollkommnen, wenn auch weniger aus Büchern, als aus dem Umgang mit hervorragenden Männern. „Ich sehe immer mehr", schreibt er im Jahre 1824, „wie die Bekanntschaft geistvoller, im Leben geachteter Männer für den Geist des aufstrebenden Jünglings fördernd ist; er fühlt und erhebt sich, sieht ein Ganzes und jedes Ganze wirkt auf den Tüchtigen bedeutend." An vielen seiner Schwächen und Excentricitäten ist auch die Zeit, in der er lebte und sich entwickelte, mitschuldig, indem ihr allgemeiner Charakter, bei gewaltsam zurückgedrängten heftigen Leidenschaften, äußerlich ebenso schlaff und mattherzig, als der Zustand der Gesellschaft, namentlich auch der berliner, ein überreizter war.

*) Die hier erwähnte Dichtung über Venedig hat sich im Nachlasse des Dichters druckfertig vorgefunden. Sie trägt die Aufschrift: „Venedigs Auf- und Niedergang. Ein lyrisches Epos in zwei Gesängen." Ob sich des Landschaftsmalers Reinhart Lebensbild vollständig oder bruchstückweise unter des Dichters Papieren vorgefunden hat, davon finden wir in des Herausgebers Vorwort nichts erwähnt.

Höchst anziehend durch Frische und warme Hingabe sind in den vorliegenden beiden Bänden die Reisebriefe, in denen Stieglitz seine Ausflüge 1823 über Bamberg, Würzburg, Stuttgart, Frankfurt nach dem Rhein und über Weimar zurück, 1824 über Freienwalde nach Rügen, Kopenhagen, Lübeck und Hamburg, 1827 über Freienwalde nach dem Schlachtfelde von Zorndorf schildert. Auf der erstern lernte er unter anderm Jean Paul, Uhland, Voß, Goethe u. s. w. kennen. Jean Paul scheint er in keiner guten Stunde getroffen zu haben; er fand ihn „im schabigen Alltagskleide mit prunkenden Flicken, Eitelkeit, Gefallsucht, Selbstliebe durch Verwöhnung gesteigert". Andere Besucher Jean Paul's haben ganz entgegengesetzte Eindrücke heimgebracht, z. B. Ludwig Rellstab, der in seinen vor einiger Zeit erschienenen Memoiren mit Enthusiasmus von Jean Paul's Persönlichkeit und Benehmen spricht. Möglich, daß sich Jean Paul von der excentrischen Weise des jungen Mannes nicht sehr angenehm berührt fühlte und in diesen Ton nicht eingehen konnte. Bei Uhland fand er anfangs auch „keine Wärme, kein Leben"; aber „je mehr er warm wird, desto mehr erkennt man Funken jenes Feuers, das so köstliche Früchte getrieben; sein Urtheil ist gediegen und treffend, aber er urtheilt selten geradezu; überhaupt ist er stille und bescheiden, wo sein Verdienst in Anspruch kommt; sein Leben scheint mehr ein inneres als ein äußeres und dennoch ist er offen für jeden wahren und guten Eindruck" u. s. w. Man darf eben niemand und am wenigsten einen Dichter und Schriftsteller nach dem ersten Eindruck und nach einmaligem Besuche beurtheilen wollen. Von Goethe, der zum Schluß liebevoll zu ihm sagte: „Streben Sie zum Tüchtigen, ich hoffe, Sie noch wiederzusehen und nur Gutes von Ihnen zu hören!" schied er, wie er sagt, „kaum mir selbst bewußt, so voll, so überströmend von Wollen und Wirken und doch mir jetzt so ungenügend". Ueber das in geistiger Hinsicht so hochstehende, an bedeutenden Männern so überaus reiche Berlin der zwanziger Jahre enthalten beide Bände des Interessanten sehr viel; wir beschränken uns jedoch, um nicht zu ausführlich zu werden, hier nur auf die Bemerkung über Fouqué's Studirzimmer:

> Da lag alles so unordentlich durcheinander: Stiefel, Wäsche, Bücher, Sporen und Kleidung, daß kein Mensch an eine Hausfrau gedacht, der's nicht gewußt. Ist sie denn aber auch eine Hausfrau? O nein, sie ist die fleißige Romanschreiberin Frau Baronin Karoline de la Motte Fouqué, der an einer Recension über ihr letztes Federkindlein weit mehr liegen mag als an einem heitern und zufriedenen Blicke ihres Mannes. Odere Unnatur!

Stieglitz' Urtheile über eine Menge von Leistungen und Erscheinungen auf dem Musik-, Kunst- und Literaturgebiete gaben Taillandier Anlaß zu der wie es uns scheint im wesentlichen richtigen Bemerkung:

Wenn Heinrich Stieglitz, statt eigensinnig bei der Poesie zu bleiben, die nicht sein Beruf war, sich hätte entschließen können, seinem eigentlichen Berufe zu folgen, so hätte er wahrscheinlich Außerordentliches geleistet. Es war in ihm etwas von einem großen Kritiker, von einem ausgezeichneten Literatur- und Kunstgeschichtschreiber.

Der Herausgeber, ein Neffe des Dichters, wurde nach eingetroffener Todesnachricht von der Familie beauftragt, den von Stieglitz zu München zurückgelassenen Nachlaß zu ordnen. Wir können ihm für die Veröffentlichung dieser Bände nur dankbar sein. Sie entfalten vor unsern Blicken ein im ganzen doch sehr reiches, bewegtes und eigenartiges Liebes- und Gemüthsleben; sie bringen Aufschlüsse über ein Menschenpaar, das für einander geboren zu sein schien und zu seinem Unglück aneinander geknüpft wurde; sie predigen, richtig gelesen und verstanden, eine große Lehre; sie sind wichtig für den Psychologen, dem es darauf ankommt, den Schlüssel zu einer tragischen Katastrophe zu finden, die in ihrer Art einzig besteht und ebenso wol vom menschlichen als vom sittengeschichtlichen Standpunkt Interesse erweckt, von letzterm insofern, als ein gewisser Zusammenhang zwischen der That Charlottens und der allgemeinen erhitzten und unklaren Stimmung einer in den Grundbegriffen menschlicher Ordnung nicht wenig erschütterten Zeit doch keineswegs in Abrede zu stellen ist.*)

Hermann Marggraff.

Einige weibliche Autoren.

1. Walter Kühne. Roman von Julie Burow. Bromberg, Levit. 1860. Gr. 16. 25 Ngr.
2. Laute Welt — stilles Herz. Novelle von Julie Burow. Bromberg, Levit. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Neue Novellen von Adelheid von Auer. Drei Bände. Göttingen, Wigand. 1860. 8. 3 Thlr.
4. Aus der kleinen Welt des Herzens. Von Agnese Grans. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 25 Ngr.
5. Novellen von Ida Frick. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Mädchenleben. Ein Tagebuch von Clara Cron. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1861. 16. 1 Thlr.
7. Lies und denke. Von der Verfasserin der „Kleinigkeiten". Winterthur, Lücke. 1861. 12. 12 Ngr.
8. Nur. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen". Frei nach dem Englischen von F. T. Berlin, F. Schulze. 1860. 16. 10 Ngr.

Es ist durchaus unrichtig, zu behaupten, daß in den meisten Fällen nur Eitelkeit, Blasirtheit, die Sucht zu gefallen und Aufsehen zu erregen die Veranlassung und der Grund sei, wenn eine Frau die Schriftstellerei als Lebensberuf cultivirt. Ich weiß unter den Schriftstellerinnen mehrere zu nennen, welche Gedichte machen und Bücher schreiben mit derselben Unbefangenheit, wie der Vogel im Felde seine Weisen ertönen läßt, mit derselben Naturnothwendigkeit, mit welcher der Baum Früchte trägt und der Stern glüht. Es gibt in der Frauenwelt von heute viele, welchen es nothwendig ist, ihrem Leben einen Inhalt zu geben; die vielen klosterähnlichen Gemeinschaften, welche namentlich in Süddeutschland in Bildung begriffen sind, bieten dazu eine erwünschte Gelegenheit, um so erwünschter, weil dabei weniger Opfer verlangt werden, als beim Eintreten in ein Kloster, oder in die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern, was immer nur für stärker geartete Naturen möglich ist. Außerdem aber gibt es andere Frauen, deren inneres Leben selbständig einen Inhalt bereitet, Frauen, bei denen das Allgemeine, das Unbestimmte, das Schweraus zusprechende, das Ideale in ganz scharfer Umgrenzung sich herausstellt, sich zum selbständigen Bilde gestaltet. Ich kenne eine Schriftstellerin, die sagte mir einst: „Ich muß den Gedanken meines Kopfes und dem Blute meines Herzens ein Ventil öffnen, ich könnte sonst nicht weiter leben": sie sang, sie dichtete und schrieb. Ich für meine Person habe es allezeit kleinlich gefunden, wenn Männer die Frage nicht genug erörtern können, ob auch die Frau ein Kunstwerk zu schaffen fähig sei. Jedenfalls muß es für uns Männer von Interesse sein, Frauen zu treffen, denen die öffentliche Stimme das Recht zuerkennt, ihre Werke an die Seite der Werke von Männern stellen zu dürfen; jenes „mulier taceat in ecclesia" wird nicht einmal von allen Religionsparteien als richtig anerkannt. So entschieden ich aber das Recht der Frau auf die Feder vertheidige, so offen muß ich es doch aussprechen, daß nichts mir widerwärtiger erscheint, als ein gemachtes, also forcirtes Blaustrumpfwesen, daß mir nichts einen so unangenehmen Eindruck macht, als ein Frauenzimmer, „welches sich zur Schriftstellerin heranbildet". Diese gemachten Schriftstellerinnen sind es, welche durch ihre Werke einen Recensenten in Verzweiflung bringen könnten, wenn nicht auch unter den Erzeugnissen, die aus der Feder von Männern fließen, sich manches fände, was wahrhaft unter der Kritik ist. Ich meine, wir Männer brauchen gar nicht zu leugnen, daß in den Schriften einer Sévigné, einer Bettina, in den Aufzeichnungen einer Rahel Gedanken vorgetragen werden, welche selbst für den begabten Mann Quelle großer Ideen werden können; Kunstwerke schaffen, ist etwas Seltenes, wenn auch der Autor ein Mann ist. Ich wende mich jetzt zur Besprechung der oben notirten Bücher.

Die zwei ersten sind „Walter Kühne", Roman von Julie Burow, und „Laute Welt — stilles Herz", von derselben Verfasserin. Julie Burow, welche schon in „Laute Welt — stilles Herz" anfing, die Schattenseiten menschlicher Verhältnisse und Thaten darzustellen, ist in ihrem „Walter Kühne" ohne Zweifel in solchen Schilderungen weiter gegangen, als ihrer eigenen Natur homogen ist und als es ursprünglich in ihrem Bedürfniß liegt. Würde Julie Burow die Verirrungen unserer Zeit, die moralische Verdorbenheit unserer heutigen Jugend, das Faule im modernen Familienleben, den Mangel an Pietät, den Mangel an Keuschheit in Wort und That, die fürchterliche Lüge, welche sich heutzutage zur Basis der heiligsten Verhältnisse macht, auch fernerhin zum Mittelpunkte ihrer Erzählungen wählen, so würden wir das in mehr als einer Beziehung beklagen müssen. Nach dem, was wir bisjetzt von Julie Burow gelesen haben, dürfen wir ihre Bücher mit der Bezeichnung versehen: „Ohne Gift"; der Kosmopolit darf allezeit erfreut sein, wenn begabte Autoren dergleichen Werke schreiben. Für Julie Burow müßten wir die Bemerkung hinzufügen, daß, wenn ein Autor die genannten Capitalgebrechen unserer Zeit schildern wollte, so müßte er ein moderner Dante sein, welcher, wenn er uns das Leben, die Lust, die Verführungskraft der Hölle gemalt hat, jetzt auch im Stande wäre, über den Tiefen der versinkenden Hölle eine Welt der unantastbaren Wahrheit, der sich selbst verjüngenden Kraft zu erbauen. Aber zu einem solchen Werke scheint mehr die Schöpferkraft des Mannes als das Talent der Frau berufen zu sein. Ich bin überzeugt, daß

*) Ein pseudonymer Dichter, Sanct-Hilar, hat den Einfall gehabt, das Schicksal Charlottens als Braut und Ehefrau in einem Drama „Charlotte Stieglitz, die unglückliche Frau eines unglücklichen Mannes" (Leipzig 1858) scenisch zu behandeln. Stieglitz erscheint darin als ein bis zum Lächerlichen unmännlicher Charakter. Wir gedenken auf dieses Drama wie auch auf ein anderes desselben Verfassers „Christian Grabbe" (Leipzig 1859) zurückzukommen in Verbindung mit einigen Romandichtungen, in denen, wie in Wolfgang Müller's „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten" und Julius Gundling's „Henriette Sontag", Künstler- und Dichterschicksale zum Vorwurf genommen sind.

die meisten Leser dieses „Walter Kühne“ sich in die Schilderung des ausschweifenden Lebens von Vater Kühne und Sohn Kühne so weit vertiefen werden, daß ihnen für das nachfolgende Strafgericht, welches den ausschweifenden Jüngling trifft, nur ein bedeutend abgeschwächtes Gefühl bleibt; Furcht und Schrecken erregt diese letztere Schilderung nicht. Denn so ungewöhnlich diese durch Lüge, Heuchelei und Betrug ermöglichten Ausschweifungen des Jünglings waren, ebenso gewöhnlich und alltäglich ist die Strafe, die ihn trifft. Auch das muß ich tadeln, daß das Leben des leichtfertigen Frauenzimmers, ich darf wol sagen, als zu entschuldigend dargestellt wird; es kann unmöglich in der Absicht der Verfasserin liegen, auf ein solches wüstes Leben, wie es hier dargestellt ist, auch nur den Schein einer Rechtfertigung fallen lassen zu wollen; und doch meinen wir, daß jugendliche, genußsüchtige, leichtsinnige Mädchen und Jünglinge nach diesem hier gezeichneten Bilde eine Rechtfertigung solchen dissoluten Lebens versuchen könnten. Jedenfalls liegt dem Gemüth unserer Verfasserin der reine Stoff nahe, jeder unsaubere fern.

In der Erzählung „Laute Welt — stilles Herz“ fanden wir gerade so viel Romantik, wie prosaisch gestimmte Leser von heute noch ertragen können, zumal wenn dieselben Rellstab's „1812“ mit Interesse gelesen haben. Ich spreche damit nur von der Romantik der zwei Bücher und sage durchaus nicht, daß Julie Burow dem Rellstab habe etwas nachmachen wollen; sie hat ihre eigene, ganz achtungswerthe Manier. Wenn nun ohne Zweifel viele Leser durch das Romanhafte des kleinen Romans sich angenehm angesprochen finden, so hat nach unserm Urtheil das Buch dadurch einen mehr als gewöhnlichen Werth, daß die Charaktere mit Sicherheit und Wahrheit gezeichnet sind, ein Lob, welches wir vor allem auf das vortrefflich angelegte und durchgeführte Bild der Madame Wendegold beziehen; wir sprechen der Verfasserin unsere vollste Anerkennung für diese vortreffliche Leistung aus. Außerdem möchten wir noch bemerken, daß das Leidenschaftliche in dem Buche ganz naturwahr gehalten ist; ferner, daß die Beschreibungen, z. B. die des Rückzugs der Franzosen aus Moskau, sowie die der Belagerung der Stadt Danzig sich zu werthvollen Schilderungen steigern. Das richtige Maß des Menschlich-Möglichen und des Aesthetisch-Wohlgefälligen temperirt durchweg das Romanhafte des Romans und selbst die Lösung des Ganzen befriedigt die bürgerliche und die poetische Gerechtigkeit. Schließlich füge ich noch die Bemerkung hinzu, daß, wenn die Herren X. Y. und Consorten für Schilderung des Soldatenlebens ein Monopol zu haben glauben, dasselbe ihnen gar von einer weiblichen Feder könnte streitig gemacht werden.

Die Erzählungsweise der Verfasserin von „Neue Novellen“, Adelheid Auer (Nr. 3), ist leicht und angenehm; noch mehr, sie gibt eine anmuthende Abwechselung von Erzählung, Beschreibung, lebensvollen Scenen und gedankenreichen Bemerkungen. Dabei hat Adelheid Auer in ihren Erzählungen doch nur die altbekannten Novellenpersonen eingeführt, z. B. einen Glücksritter vom Farotisch, der durch Täuschung leichtgläubiger Töchterbesitzer sein Glück machen will; ferner eine blasse Polin zwischen trente et quarante, mit einem großen unverstandenen Schmerze; ferner einen stark renommirenden Gardelieutenant; ferner einen rationellen Landwirth im mittlern Alter, der die Ueberzeugung hat, daß nicht blos sein Vieh keinen bessern Herrn, sondern auch seine Frau keinen bessern Mann haben könne als ihn u. s. w.: allein allen diesen Altbekannten hat unsere Verfasserin theils neue, interessante Seiten abgewonnen, theils sind dieselben auf eine so geistreiche Art mit den übrigen Figuren der Erzählungen in Verbindung gesetzt, daß dem Leser kein Zweifel an dem Talent der Erzählerin bleibt.

Die Lebensansicht unserer Verfasserin ist durchaus nicht diejenige einzelner moderner Frauen, welche den Glauben an Charaktergröße für romanhaft, den Glauben an Menschentugend für eine Entwickelungskrankheit, den Gedanken an das Ewige für Fraubasengeschwätz halten: vielmehr unsere Verfasserin geht aus von dem Guten und führt zu dem Guten; ihre Erzählungen sind lebensvolle Illustrationen zu den Grundgedanken: Treue in der Pflichterfüllung, Selbstverleugnung, Pflege häuslicher Tugenden, per aspera ad astra! Aus dem Gesagten ergibt sich, daß wir es hier gar nicht mit Ungeheuerlichkeiten, gar nicht mit Uebertreibungen, gar nicht mit etwas Gepfeffertem zu thun haben; aber es ist in der That etwas Gutes, das uns hier angeboten wird. Es ergibt sich ferner aus dem oben Gesagten, daß Adelheid Auer eine ernste Scribentin ist; aber dazu muß ich ausdrücklich bemerken, daß auch das Leichtgehaltene, das Scherzo ihr gelingt. Man wird nicht leicht etwas so angenehm Erheiterndes lesen können, wie im dritten Bande der gesammelten Novellen: „Changez les dames“, die Schilderung des Lieutenants, welcher, von einem Offiziersdiner heimkehrend, mit seinem Bruder, einem Juristen, zum Ball in einem bürgerlichen Hause geht. Ferner lesen wir im ersten Bande der Novellen unter dem Titel „Va banque“ die Schilderung einer Winterreise, welche drei Offizierstöchter in einem Miethwagen miteinander machen, die ganz köstlich ist und von einem bedeutenden Talent für das heitere Genre zeugt, also für ein Genre, woran wir Deutsche so arm sind, daß mancher Leser meint, wenn er um sich zu amusiren ein Buch in die Hand nehmen will, so müsse es ein französisches sein.

Mit dem Wunsche, daß die Verfasserin diejenige Anerkennung finden möge, welche das Talent zur vollen Entfaltung seiner Macht so wenig entbehren kann wie das Genie, empfehle ich diese Novellen denjenigen Lesern, welche das Gute dem Pikanten vorziehen.

Die in dem Büchelchen „Aus der kleinen Welt des Herzens“, von Agnese Grans (Nr. 4), mitgetheilten Erzählungen sind Versuche, aber nicht mislungene. Situationen, Conflicte, Gedanken, alles das findet man in diesem kleinen Werke; indeß schleppt die Verfasserin noch etwas schwer an der traditionellen Schriftstellerinnenmanier: sie macht zu viele schöne Worte und brillante Redensarten, die oftmals viel, bisweilen alles verderben. Wenn ich nicht irre, hat Agnese Grans nicht zuerst gesagt: „Das Glück der Jugend besteht in der Unermeßlichkeit ihrer Hoffnungen“; dieser Satz kommt in dem kleinen Buche zweimal vor. Referent gibt der Verfasserin den ohne Zweifel richtigen Rath — doch welcher Autor will Rath hören? — die anekdotenhafte Behandlung ihrer Stoffe zu vermeiden und sich mit ganzer Seele der Detailmalerei zu widmen. Wenn sie das thut, wird sie werden, was sie werden kann: eine gern gelesene Schriftstellerin; meine Behauptung ist durch die gute Leistung: „Der Gelehrte und die Tänzerin“, gerechtfertigt. Außer der genannten Novelle enthält das Bändchen noch folgende Erzählungen: „Zu spät“, „Die Familienjuwelen des Fürsten H.“, „Aus dem Leben eines Arztes“, „Die Sphynx“, „Florian“, „Ein verlorenes Leben“, „Ein Sommernachtstraum — ein Wintermärchen“.

Unter den „Novellen“ von Ida Frick (Nr. 5) finden sich einige ganz ansprechende Erzählungen; hervorstechende Eigenschaften, welche diesen Novellen einen ganz eigenthümlichen Charakter gäben, haben wir nicht wahrgenommen. Die Erzählung „Vingt-un“ im ersten Bande darf als besonders gelungen bezeichnet werden. „Rosa centifolia und rosa gallica“ wird von der Verfasserin als eine Rhapsodie aus dem französischen Hof- und Theaterleben der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bezeichnet und mag zur Charakteristik der damaligen Zeit und Zustände nicht unwichtig sein; als Novelle haben wir diese Sammlung von Theaterskandal nicht betrachten können. „Stolz oder Hochmuth“, von der Verfasserin als Genrebild bezeichnet, ist in der That ein kleines Kunstwerk, offenbar die beste Arbeit in beiden Bänden.

Die Verfasserin von „Mädchenleben", Clara Cron (Nr. 6), scheint nicht zu denjenigen Autoren zu gehören, welche schreiben, weil sie schreiben müssen; sie schreibt, weil sie einen unter gewissen Gesichtspunkten lobenswerthen Zweck erreichen möchte, das heißt in diesem Fall, ein Buch liefern, welches man jungen Mädchen, welche eben confirmirt sind oder das Institut verlassen haben, wol in die Hände geben darf, ohne zu befürchten, daß sie dadurch zu tief in das „romantische Land" geführt werden, ein Buch, in welchem zwar auch von Bällen, kleinern und größern Mädchenliebschaften, sogar halb leise von einer nicht ganz glücklichen Ehe gesprochen wird; aber doch alles mit Rücksicht auf ein junges Mädchen, welches soeben die Schulbüchertasche beiseite gelegt hat. Referent ist entschiedener Gegner solcher Halbheiten. Entweder soll man den Muth haben, seiner Tochter das Romanlesen zu verbieten und mit Weisheit etwas anderes an die Stelle setzen; oder man gebe seiner Tochter Romane in die Hand, und habe den Muth zu sagen, was der alte Wieland sagte, als jemand gegen ihn äußerte, er werde doch seine Bücher nicht in die Hand seiner Tochter geben: „Ich glaube meine Tochter so erzogen zu haben, daß sie aus der Lectüre meiner Werke kein Gift saugen kann!"

Referent ist der Ansicht, daß Bücher wie das vorgenannte „Mädchenleben" gar nichts wirken; für junge Backfische sind sie bei weitem nicht interessant genug, zunächst weil sie nicht verboten sind, und dann weil diese jungen Gänse im Theater, in der Oper u. s. w. viel saftigere Sachen zu genießen bekommen, als in dem ganzen „Mädchenleben" zu finden sind. Wir müssen übrigens dem Talent der Verfasserin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der in der Erzählung auftretende Gymnasiast und die jüdische Bankierstochter ganz hübsch geschildert sind. Verdrießlich dagegen ist in dem Buch, daß die Hauptperson, die soeben aus der Pension Entlassene, ein ganz hölzerner dummer Backfisch, von alt und jung berücksichtigt und beehrt wird, als ob ein raisonnabler Grund dazu vorhanden wäre; sie ist die Tochter eines Herrn von so und so, welcher eine hohe Anstellung und vornehme Connexionen hat — voilà tout. Ich hoffe, der Verleger dieses Werkchens sorgt dafür, daß wir mit einem ähnlichen verschont bleiben. Referent ist der Ansicht, daß eine Dame, die von ihrem Genius getrieben wird, Bücher zu schreiben, auch den Muth hat, zu schreiben, zu dichten, zu singen wie sie muß, und daß sie nicht schreibt, wie die Frauhasengesellschaft z. B. in Stuttgart es für anständig findet.

Die Verfasserin der kleinen Schrift „Lies und denke" (Nr. 7) hat denselben unter gewissen Gesichtspunkten lobenswerthen Zweck wie Clara Cron; die Verfasserin gibt eben keine Erzählung, sondern sie verfährt theoretisch belehrend. Ob es zweckmäßig sei, junge Mädchen durch Theorien belehren zu wollen, das braucht auf Veranlassung dieses unbedeutenden Werkchens hier wol nicht untersucht zu werden; die Verfasserin will es einmal. Indessen, angenommen, theoretische Belehrung wäre die richtige für Frauenzimmer, so müßte doch die Verfasserin ihrem Gegenstande weit bestimmter und viel schärfer näher treten, müßte denselben viel specieller erörtern, als hier geschehen ist. Es ist ein großer Fehler, daß die Verfasserin sich durchweg in salonmäßiger Entfernung von ihrem Gegenstande hält. Nämlich die Pruderie englischer aristokratischer Gesellschaft erlaubt gar nicht von gewissen Dingen, als da sind: Keuschheit, Unschuld, Verführung und dergleichen nur zu reden, geschweige diese Wörter drucken zu lassen; das hindert aber nicht, daß in der fashionabeln Welt Englands jene gräßliche Immoralität grassirt, von der durch die polizeiliche Presse manchmal Kunde zu uns herüberkommt. Sonach bleibt auch das obengenannte Buch ohne jenen reellen Nutzen, den es, wenn die Verfasserin nicht Stockengländerin wäre, vielleicht haben könnte. Gegen das Ende hin wird das Buch immer hausbackener, namentlich in dem Kapitel der Rathschläge, die es jungen Damen ertheilt. So gibt es den Rath, ja nicht unpünktlich zu sein, wenn man zum Spazierengehen von andern abgeholt wird; wenn eine junge Dame auf Besuch bei Befreundeten gewesen ist, soll sie von den Gastfreunden kein Geld leihen; sie soll sich bemühen alles Grobe und Gemeine zu vermeiden; sie soll nicht die wohlfeilsten Kleiderstoffe kaufen; sie soll sich bemühen liebenswürdig zu sein u. s. w.

Jetzt kommen wir zu dem letzten gleichfalls aus dem Englischen übertragenen Büchlein, betitelt: „Nur" (Nr. 8). Diese kleine Geschichte ist in der Art geschrieben, wie wir die kleinen Taschenbuchnovellen der Engländer kennen; die Deutschen lesen so etwas nicht ungern, weil die fremde Nationalität interessirt; ein eigentliches Urtheil über die Verfasserin abzugeben scheint uns bei dem gar zu geringen Umfange der Erzählung (112 Sedezseiten) nicht wol thunlich. Jedenfalls aber werden die zwei anonymen Engländerinnen von den obengenannten sechs deutschen Schriftstellerinnen in ihren Leistungen weit übertroffen. 10.

Dichterische Bestrebungen der Deutschen in Rußland.

Wiederholt ist auch in d. Bl. auf die gegen den äußersten Osten Europas vorgeschobenen Vorposten deutscher Gesittung, deutscher Sprache und Dichtung hingewiesen worden, und wie das Bewußtsein der Heimatlichkeit bei den in Rußland wohnenden Deutschen im Laufe von Jahrhunderten nicht erkaltete, so blieb auch die Theilnahme des deutschen Mutterlandes an den Schicksalen, Bestrebungen und Kundgebungen seiner versprengten Stammgenossen trotz aller heimischen Wirren und Kämpfe, vielleicht durch dieselben wach und munter.

Da der Buchhandel im russischen Reiche, namentlich was deutsche schöne Literatur betrifft, mit der einzigen ehrenwerthen Ausnahme von G. A. Reyher in Mitau und N. Kymmel in Riga, sich zu keinem nennenswürdigen Verlag aufgeschwungen hat, so ist es erklärlich, daß die meisten Producte der deutschen Literatur in Rußland jenseit der Grenze das Licht der Welt erblicken und verhältnißmäßig spät in ihrem eigentlichen Vaterlande bekannt und besprochen werden.

So kommen wir erst jetzt dazu, auf zwei Dramen von Freiherrn Karl von Fircks aufmerksam zu machen, die bereits 1856 in Leipzig die Presse verließen. Das erste: „Masaniello, dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen", hat es mit einer Menge von Vorgängern aufzunehmen, die, wenn auch nicht vollendete Meisterwerke, die Anciennität für sich haben. Unser Landsmann Alexander Fischer, der sein Leben 1843 durch Selbstmord endete, hatte bereits 1839 eine fünfactige Tragödie desselben Namens erscheinen lassen. Das vorliegende Gedicht trägt als Erstlingsproduct den Stempel der Unsicherheit, zugleich aber auch die ganze Glut jugendlichen Feuers, die ideale Verklärung der Wirklichkeit und den ungebrochenen Muth reinen Strebens in sich, die Sprache Willkür und Härten. Die Zeichnung der Charaktere, die Schürzung und Entwirrung des dramatischen Knotens entbehren hin und wieder der Präcision und Routine, welche freilich erst nach mühsamem, anhaltendem Studium erworben werden können; aber über dem allen macht sich ein liebenswürdiges Talent geltend, dem wir die Erwerbung dessen lebhaft wünschen, was ihm jetzt gebricht und den Dichter hindert, das hohe Ziel zu erreichen, welches er verfolgt und zu erreichen verdient. Die Form anlangend, so ist S. 10: „fandt" für „fandet" eine harte unerlaubte Abkürzung, ebenso S. 35: „wälz'st" für „wälzest" und S. 30: „ist's zu" für „ist es zu", und scheint mir S. 17 „der letzte Deut" ein Verstoß gegen die sprachliche Einheit der Rede. Ferner will mir S. 35 „das lautlos stille Winkelchen am Horizonte, wo der Himmel leise zu dem Meere niederkauert" nicht in den Sinn. Die Rede wird hin und wieder wie S. 115 (in dem zweiten Drama: „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz") schwülstig und unklar; S. 118 „Eure Worte

gehen wie Fußtritte durch meine Brust", ist kein gutes Bild, weil es die gewünschte Wirkung mehr stört als fördert, ebenso schlecht macht sich „Mir ist's, als breiteten sich mächt'ge Arme durch meine Seele aus!" oder:

> Und Farben brachen hell hervor, wie Zeugen
> Des ew'gen Lichtes, dessen Flammenherz
> Aus Sonnenwunden Jahre niederblutet
> Und Sterne in die Erdennächte tropft;
> Und auch das Menschen Aug', das Wandersternlein,
> Zieht fort zum Herd, wo seine Brüder stehn.

Wie schön dagegen gestalten sich Bild und Wort, wenn S. 6 der Fischer von Procida spricht:

> Wir sind des Golfes sturmgewohnte Möven,
> Ans Uferland nicht fesselt uns der Blick,
> Und nicht der Stimme Schall an Weib und Kind.
> Einsamer Wand'rer in der Wasserwüste
> Sind wir ein unbezwungenes Geschlecht!
> Vom Himmel tragen wir das Meer zu Lehne,
> Und nur dem Himmel sind wir unterthan.

Von Kraft und wahrem Pathos zeugt Masaniello's Rede, mit der er das Volk zur Empörung zu reizen versucht. Ebenso wenig verfehlt den beabsichtigten Eindruck die darauf folgende Scene mit dem Mönch, aus welcher Masaniello selbst als das Kind hervorgeht, mit dem er eben die Fischer gescholten.

Gleich trefflich ist der nun folgende zweite Auftritt zwischen dem Vicekönig Arcos und dem Cardinal. Die vierte Scene zwischen Graciella und Masaniello ist nur theilweise gut gearbeitet, zu hastig erscheint bei Masaniello die Erkenntniß dessen, was bei Graciella vorgegangen. Die Entwickelung ist an dieser Stelle über das Knie gebrochen. Im einzelnen hat auch dieser Auftritt seine schönen Stellen wie die frühern, so unter anderm auf S. 40:

Masaniello.

> Ich will dich lehren, Mädchen, ein Gebet!
> In Waffen schläft die Zeit, die Schwerter träumen
> Von Blut und regen sich in ihren Scheiden,
> Und jeden nächsten Morgen kann's erstehn;
> Ein ries'ges erzgewappnetes Gespenst!
> Und eines Tags am Strande wirst du hören
> Der Schlacht gewalt'gen Fußtritt in der Eb'ne,
> Und Sterbeseufzer werden zu dir dringen,
> Wie Flügelschlag der leibesflücht'gen Seelen,
> Die durch die off'nen Todeswunden ziehn!
> Dann kniee nieder, Mädchen, und die Hände
> Zum Himmel hebe, wo die Jungfrau wohnt,
> Und bete heiß, denn etwas Großes gilt es u. s. w.

An trefflichen Stellen, auf die wir im einzelnen hier nicht eingehen können, an schwunghafter wirkungsreicher Sprache, an überraschend lebenswahren Charakterblitzen fehlt es im zweiten Aufzuge ebenso wenig wie im ersten; auch der dritte hat Glanzstellen, allein unverkennbare Schwächen überwiegen. Die Scene Graciella's mit dem Mönche dient zwar als hübsches Seelengemälde, scheint aber doch insofern in ihrer Ausführlichkeit hergezwungen, als der Mönch zur Förderung der Handlung nichts beiträgt, nur die Zeitlücke zwischen Masaniello's Flucht vom Schlosse und seiner Ankunft in Graciella's Wohnung ausfüllen soll. In der nun folgenden achten Scene, in welcher Masaniello's Verzweiflung und Ungestüm sich Raum machen, dünkt mich die Enthüllung von Graciella's Geheimniß vor der Seele der Mutter nicht natürlich. Der Leser fühlt, daß der Dichter nicht ohne Mühe, aber dennoch ohne guten Erfolg die psychologische Aufgabe zu lösen versuchte. Ungenügend ist Scene 9 und 10. Masaniello's Unthätigkeit, während er aus dem Mund der Soldaten vom Herannahen des Volks hört, seine plötzliche Agonie, als man ihm die Geliebte entreißt, sind eine, wie mir scheint, wenn auch nicht unmögliche, so doch an diesem Ort nicht hinreichend motivirte Erscheinung. Und wie soll Theresa während der Auftritte 9 und 10 sich geberden? Ursache zum Abgehen ist wol beim Einstürmen des Volks, wenn auch nicht ausreichend, vorhanden, aber Theresa bleibt, und bleibt unthätig! Für eine Ohnmacht erscheint der Zwischenraum zu lange ausgedehnt, bis im elften Auftritt die Mutter wieder „sich aufrichtet, mit einem irren Blicke im Zimmer umhersuchend". In dieser Scene ermannt sich Masaniello zur That. Glücklicher als in letzterwähntem Auftritte und naturgetreu ist der Charakter des Helden hier entwickelt, wo der bisher Folgsame, Schüchterne, Thatenlose, der nur in seiner Phantasie frei zu sein wagte, von der beleidigten Liebe in Harnisch gebracht, seine persönlichen Interessen mit denen des Volks verschwistert sieht, die einen mit den andern verwechselt und vom Schicksal in den Kampf geworfen, mit heroischem Muthe vordringt, die ihm gewordene Aufgabe zu lösen. Im dritten Auftritt des vierten Aufzugs steht Masaniello in voller Kraftentwickelung auf der Höhe seiner Bahn, um — nur allzu rasch in der folgenden Scene, nachdem er eben das halb theatralische halb naive Gelüst befriedigt, den Königshermelin auf wenige Minuten um seine Schulter geschlungen zu haben — in einem poetisch-schönen, mehr sentimentalen als kräftigen Monolog in die Sphäre seines Fischerlebens wieder hinabzusteigen. Der Ausgang der Scene kann das Interesse am Helden nicht befriedigen, liegt aber in der Natur der Sache: weil das Volk wol zum augenblicklich lebhaften Erfassen großer Ideen fähig, instinctiv befähigt, aber der folgerechten Durchführung aus Mangel nöthiger Bildung und Umsicht nicht gewachsen ist. In den allerseltensten Fällen läßt das Zusammentreffen günstigster Umstände im Schaffen des einen oder des andern vollkommenes Gelingen zu. Wäre hier dieses günstige Eintreffen zur Geltung gebracht, so dürften wir den Dichter der Willkür anklagen, so aber erkennen wir den feinen Takt an, welcher den Helden an der sachlichen Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit an der Gegeneinanderwirkung seines Charakters, seiner Bildung und der Verhältnisse, in welche die Zeit ihn gedrängt haben, untergehen läßt. So einzig mit Recht kann die Schicksalstragödie heutigen Tags verstanden und gehandhabt werden, da das Publikum wie vormals nicht gesonnen ist, vom Eigensinn des reinen Zufalls sich gefangen nehmen zu lassen. Wir können der Entwickelung unsers Trauerspiels noch lebhaftere Anerkennung zollen, wenn wir uns überzeugt haben, wie dieses Motiv für das Scheitern des Aufstandes nicht ein willkürlich ersonnenes, sondern ein historisches ist.

Die im fünften Act folgende Restauration des Königthums war somit die unumgängliche Folge der Umstände. Der Don Juan unsers Stücks ist ein Don Juan in optima forma, welcher zur Befriedigung seiner Gelüste mit bewaffneter Macht am lichten Tage, im Angesicht des Volks, ein Mädchen von der mütterlichen Schwelle entführt, bald als eitel passionirter Schwärmer sich kund gibt, bald die Partei Masaniello's gegen den ihm vom Cardinale und Vicekönig bestimmten Giftbecher ergreift und mit vieler Bravour abgeht, nachdem er sich endlich entschlossen, nach Spanien heimgekehrt, dort der Oeffentlichkeit preiszugeben, was er auf Zureden des königlichen Oheims hier zu verschweigen für besser hält. Diese Zusammenwürfelung von Schwäche und Stärke, von Poesie und Prosa, von Edelmuth und Niederträchtigkeit, wie ist sie so alltäglich! Jedenfalls entspricht sie dem Programm nicht ganz, das der Held von sich aufstellt:

> Ich bin ein Ritterblut,
> Und meine Lust auf Erden ist der Rausch
> Der Liebe und die Trunkenheit des Schwerts.

Tyrannen wie Duca di Arcos und Scheinheilige wie der Cardinal widern minder an, weil sie natürlicher wenigstens scheinen als diese Zusammenwürfelung der widersprechendsten Charaktereigenthümlichkeiten im Don Juan.

Das Trauerspiel schließt damit, daß Masaniello nochmals zur Graciella mit idyllischen Reden zurückkehrt, trotzdem daß er von ihrer Untreue weiß, und weiß, daß sie beständig noch jetzt den eiteln Don Juan ihm, dem Fischer, vorzieht. Als end...

das herbeieilende Volk die Geliebte aus Masaniello's Armen reißen und ihn zur Wiedergewinnung der aufgegebenen Vortheile zwingen will, ersticht er Graciella und stürzt, nachdem er im Giftdelirium einige erhabene, aber für den Augenblick unpassende allgemeine Worte declamirt hat, über ihrem Leichnam zusammen.

Nichts hat der Theaterdichter eifriger zu fliehen als das sogenannte Theatralische! Bei all den zahlreichen Schwächen des Stücks, deren hier einzelne aufgedeckt worden sind, verkennt der Leser desselben gewiß nicht das namhafte Talent des Dichters, dem die Handhabung der Technik noch fremd ist, dem aber eine seltene Kraft zu Gebote steht, den ein hoher poetischer Schwung emporträgt, wohin künstelnde Berechnung des correctesten Formtalents nicht zu tragen vermögen. Die Wärme, die Empfindung, der Schwung der Phantasie ist es, welche uns für die Zukunft manches Schöne und Gute vom Dichter hoffen läßt, wenn der Begabung die Routine sich beigesellt haben wird, ohne welche kein Genius ein Kunstwerk zu schaffen vermag.

Das zweite der im vorliegenden Bande enthaltenen Dramen heißt „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz" (dreiactig). Es will scheinen, als habe dem Dichter der engere Raum von drei Acten und die geringere Anzahl von handelnden Personen die Schöpfung erleichtert, wenigstens finden wir das vorstehende dreiactige Stück vollkommener im Aeußern abgerundet, natürlicher und zweckdienlicher im Innern gegliedert als den „Masaniello". Der ideale, strebende Kunstjünger Pietro, der ebenso bescheiden als begabt den höchsten Triumph der Kunst und der Liebe gleichzeitig feiert, ihm gegenüber der talentlose, gewaltthätige, selbstsüchtige Giacomo, welcher dem Wettkampf gegen Pietro in beiden Richtungen unterliegt, der alte Meister Marco, dessen vollendete Meisterwerke, dessen Erfahrung, dessen tiefe Blicke ins Schaffen und Treiben der Kunst, den eifrigen Schüler belehren, ermuntern und begeistern, Herzog Lorenzo von Toscana ferner, in einer Liebesintrigue begriffen, als großmüthiger Fürst und Kunstmäcen die Leistungen Pietro's würdigend, welcher eben noch sein glücklicherer Nebenbuhler gewesen, die jungfräuliche Gestalt Sabina's endlich bieten eine Fülle mannichfaltiger Charaktere, die in ihrem Zusammenstoß wol geeignet sind, den Stoff für ein gutes Bühnenstück zu schaffen.

Wir gebricht es an Raum und Muße die Vorzüge dieses dreiactigen Dramas im einzelnen zu würdigen. Ich fordere die Freunde dramatischer Poesie auf zu lesen und hoffe, daß sie befriedigt das Buch aus der Hand legen. Mögen sie mit mir dem Autor recht bald wieder zu begegnen wünschen.

Wir wenden uns nun zu dem Sänger der jovialen und weitbekannten Burschenlieder, Johann Friedrich Hinze, der in der Nacht vom 1. bis 2. September 1851 zu Petersburg starb. Wir beklagen den Tod des ausgezeichnetsten neuern Lyrikers auf dem Gebiete burschikosen Humors, eines Dichters, dessen Poesien wir getrost neben die besten Studentenlieder Deutschlands stellen dürfen. Seine Gedichte: „Der alte Flausch", „Die letzte Flasche", „Die Alten", „Die vier Häuser", „Vom Pantoffel", „Griechische Geschichten" u. a., welche uns im Jahrgange 1857 der „Schneeflocken" (herausgegeben von F. C. Meyer, Docenten der deutschen Sprache an der Universität Petersburg) mitgetheilt sind, dürften schwerlich von irgendeinem andern Liede übertroffen werden. Lieder, wie das nachstehende, bürgen für die Dauer seines Dichternamens:

Die Alten.

Sagt mir Freunde, sind wir jung,
Sind wir alte Leute?
Hat der Geist den kühnen Schwung
So wie sonst noch heute?
Oder sollten wir so bald
Für die Lust erkalten?
Sagt mir, Freunde, sind wir alt
Oder noch die Alten?

Grau ist freilich mancher Kopf,
Manche Stirne düster;
Aber darum doch kein Zopf,
Darum kein Philister!
Wenn der Ruf zur Freude schallt,
Wird es sich gestalten,
Ob wir Freunde wirklich alt,
Oder — noch die Alten.

Wer uns hier den Tisch entlang
Sieht so traulich sitzen,
Weinesröthe auf der Wang'
Und die Augen blitzen,
O der denkt, die sind nicht kalt,
Trotz der Stirne Falten, —
Nein, die sind gewiß nicht alt,
Das sind noch die Alten.

Ja, du heller Gläserklang,
Klingst uns immer lieblich, —
Und du froher Rundgesang,
Wie's vor Zeiten üblich!
Ruft der Tod sein donnernd „Halt"!
Mag er mit uns schalten:
Waren wir doch niemals alt,
Blieben stets — die Alten!

Wir können den Charakter seiner Dichtungen mit diesem einen Stücke nicht erschöpfen, sie sind oft derberer Natur, hin und wieder ernst gestimmt, durchweg von wirklich poetischem Tone, der Erguß eines heitern Geistes, eines wahren, warmen Gefühls, eines ehrenhaften, männlichen Charakters. Der Dichter war nach allem, was seine Freunde berichten, genau der, als welchen seine Gedichte ihn zeigen. Die „Petersburger Zeitung" brachte in Nr. 208—210 von 1857 einen interessanten biographischen Artikel über den Hingeschiedenen, welchen ich jedoch nicht abschreiben will, da mir eine Originalmittheilung aus Hinze's Feder zu Gebote steht, die er selbst behufs der Aufnahme in die von mir herausgegebenen „Deutschen Dichter in Rußland" abfaßte. Da aber mein Buch beinahe schon im Druck vollendet war, als jene Mittheilung eintraf, mußte sie unbenutzt, wie manches andere, liegen bleiben. Dadurch gingen meinem Buche die eingesandten Gedichte „Dorpat", „Der alte Flausch", „Die letzte Flasche", verloren, um zwei Jahre später in den „Schneeflocken" abgedruckt zu werden. Nur das Gedicht Dorpat sollte keine Druckerschwärze kosten. Ich lasse es hier folgen, wenn es auch keins der bessern ist, die Hinze dichtete, hoffe aber, daß neben der örtlichen Färbung, welche jeden alten dorpater Studiosus anziehen wird, auch noch Laune und Poesie genug vorhanden ist, die Aufnahme zu rechtfertigen.

Dorpat.

Kennst du die Stadt? — der Born der Wissenschaft
Quillt da in ewig junger, geist'ger Kraft,
Und lächelnd drückt die heilige Camöne
Den Lorber auf die Stirne ihrer Söhne.
Kennst du die Stadt? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o Freund, noch einmal ziehn.

Von manchem Strauß, von manchem Pereat,
Von manchem Lebehoch erzählt die Stadt,
Die Kneipe winkt mit ihrem langen Arm,
Und schlanke Mädchen machen 's Herz dir warm.
Kennst du sie wol? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o Freund, noch einmal ziehn.

Der Markt so laut, der Dom so hoch und hehr,
Die Straße voll und das Collegium leer;
Zum Thor hinaus die Bursche singend ziehn, —
In stiller Klause büffelt der Kamin,
Kennst du sie wol? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o Freund, noch einmal ziehn.

Die Gasse eng, und schmal der breite Stein,
Und Carambol und Schmisse hinterdrein;
Der Knote flieht entsetzt mit blut'ger Nüster —
Kopfschüttelnd steht am Fenster der Philister:
Kennst du sie wol? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o Freund, noch einmal ziehn.

Ein ewig Kommen und ein ewig Gehn,
Das Scheiden kurz, und froh das Wiedersehn.
Das Herz so leicht, das Auge treu und hell,
Und stets fidel, trotz Carcer und Pedell:
Kennst du die Stadt, die heit're wol? Dahin
Möcht' ich mit dir, o Freund, noch einmal ziehn.

Die im Jahre 1854 von Hinze mir übersandte, biographische Skizze lautet wörtlich: „Doctor Johann Friedrich Hinze, geboren im Jahre 1805*) in Lübeck, ältester Sohn des als Schriftsteller und Schauspieler rühmlichst bekannten damaligen Directors der lübeckschen Bühne, H. P. F. Hinze, ging 1820, als er nach geendetem Gymnasialcursus nicht in den Stand gesetzt werden konnte, die Universität zu beziehen, als funfzehnjähriger Knabe nach Petersburg, um die Handlung zu erlernen. Nach Verlauf von drei Jahren, in denen alle Versuche, aus dem jungen Menschen einen Kaufmann zu bilden, gescheitert waren, da derselbe, statt mit der Handelswissenschaft, sich nur mit Literatur beschäftigte, und statt Rechnungen zu schreiben, Gedichte schrieb (schon als vierzehnjähriger Knabe hatte er dramatische Versuche und einen schauerlichen Räuberroman verfaßt), gab ihm sein Principal die Mittel, seinem Berufe zu folgen, und schickte ihn zu seiner akademischen Ausbildung, zuerst auf die medico-chirurgische Akademie in Petersburg, dann aber, als Unkenntniß der russischen Sprache seine Fortschritte hemmte, 1826 nach Dorpat, von wo er 1830 als Dr. med. ins praktische Leben trat. Gegenwärtig ist er praktischer Arzt und kaiserlich russischer Staatsrath und in Petersburg ansässig. Das damals zwanglose Universitätsleben in Dorpat trug am meisten dazu bei, seinem poetischen Geiste diejenige Richtung zu geben, die seinem heitern, lebensfrohen Gemüthe entsprach und das gesellige Leben der Residenz verlieh allen seinen Geistesproducten das Gepräge des Humors. Schon das «Magazin für Unterhaltung deutscher Leser in Rußland», an dessen Jahrgängen 1838—39 er mit andern ihm Gleichgesinnten eifriger Mitarbeiter war, enthält viele humoristische Aufsätze von ihm, unter verschiedenen Pseudonymen; aber seine Lieder voller Lust und Geist, die jetzt vielfach in Petersburg und Dorpat gesungen werden, gehören den letzten zehn Jahren an."

Sollte jemand diese Selbstkritik für unbescheiden halten? Nicht nur daß Hinze's Lieder wirklich „voll Lust und Geist" sind, sie gehören zu den jovialsten, welche in deutscher Zunge gedichtet wurden! Seine Lieder sind thatsächlich Eigenthum der Burschenwelt (wenigstens in Livland und Rußland) geworden. Das Urtheil über jene Lieder steht bei jedem unverrückt fest, der sie einmal gelesen oder angehört hat. **Jegór von Sivers.**

*) Die „Petersburger Zeitung" gibt den 7. November 1804 an und fügt zu den obigen Vornamen noch „Heimbertsohn" hinzu.

Der italienische Feldzug von 1859.

Aus dem italienischen Feldzuge 1859. Von Joseph Bruna. Prag, Credner. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.

Unter der so reichen Radetzky-Literatur fanden wir eine durch besondere Frische der Darstellung ausgezeichnete kleine Schrift: „Aus dem Feldlager Radetzky's", die wir mit verdienter Anerkennung in Nr. 29 d. Bl. f. 1859 unsern Lesern empfohlen haben. Der Verfasser schloß dasselbe mit den Worten: „Es scheint, als ob die ewige Unruhe in Italien nicht eher aufhören soll, als bis eine großartige Katastrophe allem eine neue Richtung, ein neues Leben geben wird." Diese Worte sind beinahe ganz in Erfüllung gegangen: die Katastrophe ist erfolgt, die neue Richtung gegeben — auf das neue Leben wartet die Zeit noch. In dem jetzt vorliegenden Werkchen, das der Verfasser seinen Waffengefährten des k. k. Infanterieregiments König der Belgier Nr. 27 gewidmet, schildert er, was er in dem letzten italienischen Kriege als Augenzeuge gesehen und als Mitkämpfer erlebt hat. Wir wissen aus den militärischen Berichten, daß gerade das Regiment, welchem Bruna angehört, sich bei Magenta mit Ruhm bedeckte; „ein Maria-Theresien-, 9 Kronorden, 29 Verdienstkreuze und 189 Tapferkeitsmedaillen", sagt der Verfasser, „sowie das Blut von 1200 eurer Kameraden, worunter 57 Offiziere, sprechen deutlich genug, welche glänzenden Thaten ihr verrichtet habt." Gewiß! Die Truppen trifft kein Vorwurf. Jeder Beitrag von österreichischer Seite zur Geschichte jenes Krieges ist uns sehr willkommen; möchte nur endlich auch eine wahrheitsgetreue Darstellung desselben aus officiellen Quellen erfolgen! Dazu ist aber wol die Zeit noch nicht gekommen.

Am Dreikönigstage 1859, als noch mehrere Offiziere des Regiments in der Kaserne beim Nachtisch saßen, stürzte ein Kamerad mit freudeglühendem Gesicht hinein, mit den überraschenden Worten: „Morgen Ausmarsch nach Italien!" Bruna hatte sieben Jahre in Italien gestanden, wo er in zwei siegreichen Feldzügen ehrlich mitgefochten; kein Wunder, daß ihn die Nachricht besonders elektrisirte. Die Brigade wurde von nachmittags 3 Uhr bis morgens 8 Uhr mobil gemacht; am 7. Januar auf der Südbahn in Bewegung gesetzt, kam sie am 9. früh in Triest an und gelangte von dort auf drei Dampfern nach Venedig, wo sie einen Ruhetag erhielt, um dann auf der Eisenbahn nach Mailand befördert zu werden: von Wien in kaum vier Tagen. In Mailand war noch alles ruhig, die Theater, besonders die Scala, die Spaziergänge und öffentlichen Vergnügungsorte waren stets überfüllt. An einzelnen Skandalen und Demonstrationen fehlte es zwar nicht, aber sie waren meist sehr kindischer, ungefährlicher Art, und viele Gerüchte, welche ausgestreut wurden, z. B. von einem festlichen Orkuitage, an welchem alle österreichischen Offiziere erdolcht werden sollten, erwiesen sich bald als unsinnig. Im Theater ereigneten sich viel komische Scenen. Verdi, dessen Namensbuchstaben bekanntlich als „Vittorio Emmanuele Rè d'Italia" eine Art Losung geworden, sollte mit einer neuen Oper zu einer großartigen Demonstration dienen. Die Primadonna erschien, vom Strumpfband bis zum Scheitel im schönsten Tricolor und wurde vom wildesten Applaus empfangen, aber ihre Mistöne erregten sogleich den Unwillen des kunstliebenden Publikums, welches Politik und Demonstration darüber vergaß, die Mistöne der Dame nachahmte und jeden folgenden Sänger mit Zischen, Pfeifen, Schreien und Hohngelächter abfertigte, sodaß der Zweck verloren ging. In „Norma" dagegen wurde der bekannte Chor: „Guerra! guerra!" mit wüthendem Applaus — wozu das Signal aus der Loge der Herzogin Visconti kam — begrüßt und mußte wiederholt werden; am folgenden Tage das gleiche Spiel; die österreichischen Offiziere aber, als die Nationalität sich ausgetobt hatte, verlangten nun ihrerseits den Chor zum dritten male und setzten die Wiederholung mit Säbeln, Händen, Füßen und Commandostimmen auch durch — worauf alles wieder ruhig wurde, als sei nichts vorgefallen. Ende Februar gab die Beerdigung des Grafen Dandolo, eines Kämpfers von 1848, wieder Gelegenheit zu einer Demonstration. 80 Equipagen folgten dem Sarge, welchen Nobili trugen; zwei große Tricolorkränze fielen auf denselben unter stürmischem Beifall der Tausende, welche den Leichenzug bildeten. Die Behörde ließ sie gewähren und kürzte nur den Carneval ab, als je wirklich Excesse vorfielen. Von da an, eifrig geschürt von der piemontesischen Presse und aufrührerischen Proclamationen, welche den Einmarsch der Piemontesen und Franzosen verkündigten, wuchs die Aufregung, und was der Verfasser über die Zeit derselben berichtet, ist interessant zu lesen. In Mailand und der ganzen Lombardei schien sie sich zwar Anfang April wieder zu legen, aber niemand täuschte sich mehr, daß man am Vorabend eines Kriegs stehe, welchen Piemont um jeden Pr

wollte und dabei dreist behauptete, von Oesterreich provocirt zu sein. Der Verfasser sagt darüber: „Und wenn der Kampf nicht so geendet, wie wir es gewünscht, ersehnt, so tröstet uns doch das Bewußtsein vollkommen erfüllter Pflicht und der stolze Gedanke, daß wir die einzigen gewesen, die ehrlich den Kampf gegen eine Macht gekämpft, vor der — man sage was man wolle — Europa sich beugt, ohne den Versuch gewagt zu haben, dieses drückende, beinahe entehrende Joch abzuschütteln." Man nennt es freilich den Frankreich gebührenden Einfluß!

Am heiligen Abend vor Ostern kam endlich der Befehl zum Ausmarsch für Bruna's Regiment. Es sollte Mailand nicht wiedersehen! Bei Pavia wurden zunächst Cantonnirungen bezogen; ein Bataillon lag in Mirabello, also auf dem Schlachtfelde von 1525, dessen Bodengestaltung sich freilich seitdem ganz verändert hat.

Der zweite Abschnitt heißt: „In Piemont." Er schildert den Einmarsch in Feindesland und die Stimmung der Truppen bei Anhörung des Armeebefehls. „Der Geist des alten Helden Radetzky war in jenem Moment mit uns. Und gewiß, der Feind von Custozza und Novara hätte uns auch diesmal wieder als sieggewohnte Kämpfer kennen gelernt, doch hätten wir zuschlagen und nicht zaudern sollen, bis sich derselbe durch den Feind von Aspern und Leipzig verstärkt hatte." In dieser einfachen und gesunden Soldatenkritik liegt das ganze strategische Problem, das man das „Geheimniß des Siegs" genannt und tiefsinnig zu enthüllen gesucht hat. „Man findet den Feind immer, wenn man nur will!" sagte der alte Suworow. Den Angriff hat Friedrich der Große immerdar seinen Generalen empfohlen: „Lieber einen Fehler begehen, als unthätig mit gekreuzten Armen die Dinge abwarten!" Das war es eben.

Wie die Truppen sich eingerichtet auf piemontesischem Boden, sehen wir aus den persönlichen Erlebnissen des Verfassers. Es ging nun der „minder kurzweilige Theil des Kriegs an, es begannen die Vorpostenstellungen, die Märsche und Contremärsche". Dabei erhielt Bruna das Commando einer Compagnie. Schon nach fünf Tagen in Feindesland und noch nahe an der Grenze riß bereits Mangel ein! „Wir waren damals noch nicht an das Hungern gewöhnt!" bemerkt der Verfasser. Dazu kam der Regen in der Niederung am Po. Bei den Vorposten war das Pulver im Lauf sogar einmal zu Brei geworden. Fronte gegen Süden aufgestellt, gab man sich der Hoffnung hin, die rasch geschlagene Brücke zu überschreiten, aber schon am 7. Mai „escamotirte man uns und die Hauptstärke überhaupt auf den rechten Flügel an die Sesia". Der Verfasser bedauerte hier seine Kenntniß der italienischen Sprache, da er von manchem hohen Herrn gebraucht wurde, ihm allerlei Comfort zu verschaffen, den armen Bauern begreiflich zu machen, daß man zum Diner, und wenn es auch nur aus Brot bestand, Teller, Löffel, Messer und Gabel bedürfe, und ihm moralisch Wein und Fleisch abzuzwingen, der das ganze lange Jahr hindurch nur seine Polenta sieht. Es liegt ein bitterer Humor in diesen Schilderungen. Die Stimmung der Bevölkerung war durchaus nicht feindselig, wozu die gute Mannszucht der Truppen das Ihrige beitrug. Ueber drei Wochen in Feindesland und noch immer nichts geschehen! Die Nachricht von dem Gefecht von Montebello, welche jetzt eintraf, war die erste Auffrischung der Gemüther; aber eine Kanonade vom 25. Mai, welche 5½ Stunde über die Sesia hin und her unterhalten wurde und den Truppen die ersehnte Schlacht zu verkünden schien, endigte wieder mit einer Täuschung. Man vertrieb sich im Lager die Zeit wie man konnte; die Offiziere von Preußen-Husaren stellten sogar einmal eine Steeple-chase an. Da riefen endlich die Ereignisse in rascher Folge auch diesen Heerestheil zum ernsten Kampfe. Garibaldi's Einfall in die Lombardei war im Hauptquartier unterschätzt worden; General Ramming, Bruna's Brigadier, war täglich nach Garlasco geritten, um den Irrthum zu bestreiten; erst nach dem Gefecht von Palestro sah man ein, daß die feindliche Heeresmacht dem kühnen Parteigänger nachziehe, ihr Linksabmarsch gegen Novara im besten Gange sei. Zum Gefecht kam Bruna's Regiment nicht mehr, aber das dritte Corps erhielt nun Marschbefehl nach Norden, wo die Flanke des Heeres schon umgangen war und niemand zweifelte, daß es bei Novara zur Schlacht kommen werde; vergebens! „Wieder ein verlorener Tag!" rief der Herzog Eugen von Würtemberg, welcher Bruna's Regiment commandirte, als er den Haltbefehl bekommen hatte und vom Pferde stieg. Rückzug dann über den Tessino!

Der dritte Abschnitt: „Magenta", gibt uns die Schlacht; in allgemeinen Zügen, was der Verfasser nicht selbst gesehen, in lebendigster Schilderung dagegen die Scenen, an denen er als Mitkämpfer betheiligt gewesen ist. Noch am Morgen des 4. Juni ahnten die Truppen, denen er angehörte, nicht im entferntesten, daß der Feind schon auf demselben Ufer des Tessino stehe und einige Fortschritte gemacht habe, sie richteten sich auf längeres Bleiben in ihrem Bivouak ein, als um 1 Uhr Marschbefehl erfolgte. Erst bei Abbiategrasso vernahmen sie den Kanonendonner der Schlacht, die schon einige Stunden gewährt hatte. Wie vereinzelt die österreichischen Streitkräfte in den Kampf rückten, ist ja bekannt. Das erlöschende Feuer — es war jene Pause MacMahon's — ließ glauben, daß die Schlacht schon beendigt sei, aber Belgien-Infanterie sollte noch einen hervorragenden Antheil an derselben nehmen, als das Regiment endlich um 5 Uhr eintraf, um die weichende Division Reischach durch einen Angriff in die rechte Flanke des nachdringenden Feindes freizumachen. Die einzelnen Gefechtsmomente, in welchen dasselbe danach thätig mitwirkte, sind vortrefflich dargestellt, der Leser lebt alles mit durch. Man erkennt daraus zugleich, wie unter dem Einfluß der eigenthümlichen Verhältnisse — allerdings auch der Bodencultur — alle Gefechtsleitung aufgehört hatte. Als die finstere Nacht dem Kampfe ein Ende machte, lebte in den Truppen keineswegs das Gefühl einer Niederlage; Abtheilungen, deren letzte Angriffe siegreich gewesen, waren vielmehr der Meinung, daß die Schlacht gewonnen worden, und bereiteten sich vor, am folgenden Tage den Sieg zu vervollständigen. Darin bestärkt beim Anbruch des Morgens durch Trommelschlag und Musik vom Schlachtfeld und das Feuer bei Ponte vecchio di Magenta, welches vom Regiment Großherzog von Hessen erstürmt wurde, kam der Befehl zum Rückzuge um so unerwarteter. Der Verfasser läßt bei der Schilderung desselben der Edelherzigkeit der Italiener gegen die Verwundeten und Nothleidenden volle Gerechtigkeit widerfahren. Wie die Armee stolz gewesen auf die Schlacht von Magenta, bemerkt er dann, daß deren Misgeschick auch später nicht so sehr die nothwendige Folge ungünstiger Entscheidungen des Kampfes gewesen, als vielmehr aus der kleinmüthigen Auffassung derselben hervorgegangen sei. Auf dem Rückzuge kam Bruna's Brigade nicht zum Gefecht, das von Melegnano hörte sie aber ganz in der Nähe. Bazancourt's falsche Angaben über dasselbe werden hier durch Thatsachen widerlegt. Dabei erzählt der Verfasser auch einen merkwürdigen Vorgang. Am Abend der Schlacht von Magenta hatte sich eine Grenadierdivision seines Regiments in ein Gehöft geworfen und dasselbe behauptet, war dann durch den Rückzug isolirt und umzingelt worden, und hatte sich endlich nach tapferm Widerstande zu einer Capitulation auf freien Abzug entschlossen, für deren Abschluß ein französischer Offizier sich ermächtigt erklärte. Schriftlich — der Verfasser hat das Papier in Händen gehabt — hatte sich dieser Offizier, Capitaine-Commandant Philippe vom 70. Linienregiment, mit seinem Ehrenworte verbürgt, daß die österreichische Abtheilung am Morgen des 5. Juni frei und ungefährdet ihrer Armee nachziehen könne. Statt dessen wurde sie unter Escorte zu den andern Gefangenen geführt; alles Protestiren, selbst beim General de Ville, half nichts: er erklärte sein Bedauern, der Fall werde sorgfältig untersucht werden, aber das Resultat müßten sie in Frankreich abwarten. In Toulon wurden die Offiziere von der Mannschaft getrennt, der französische Commandant schimpfte auf Kapitän Philippe, der seine Vollmacht überschritten habe, der von Marseille nahm die Reclamation gar nicht an und sein Adjutant erklärte, das von Philippe angewendete Mittel sei zwar nicht das ehrenhafteste, aber

im Kriege komme es nur auf den Erfolg an. Nach Bourges gebracht, schrieb der älteste österreichische Offizier an den Kriegsminister Randon, erhielt aber keine Antwort. Der niederländische Gesandte in Paris, an den er sich auch wandte, nahm sich dagegen der Sache an und trug sie dem Grafen Walewski vor, welcher ihm antwortete, daß Kapitän Philippe allerdings seine Vollmacht überschritten habe, daß aber die Angelegenheit dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt werden solle. Dessenungeachtet blieben die Offiziere gefangen, ja einer, der kurz vor der Schlacht erst aus Preußen gekommen war, um in die österreichische Armee zu treten und, der französischen Sprache mächtig, sich besonders heftig über das erlittene Unrecht geäußert hatte, wurde von den andern getrennt und geradezu ins Gefängniß geworfen, aus welchem ihn nur der Friede von Villafranca erlöste.

Der letzte Abschnitt heißt „Solferino". Er schildert den enthusiastischen Jubel, mit welchem der Kaiser und Heß und der Befehl zum erneuten Vorrücken gegen den Feind begrüßt worden. Auf seinem armseligen Strohlager im Bivouak wurde der Verfasser am Johannistage um 4½ Uhr morgens durch Kanonendonner geweckt, er stieg sofort mit seinem guten Fernrohr auf einen Baum, um die Höhen zu beobachten, wo eben die Schlacht begonnen hatte. Was er da gesehen, ist in den lebhaftesten und naturgetreuesten Farben zu einem höchst gelungenen Bilde vereinigt. Um 8 Uhr verließ seine Heeresabtheilung den Bivouak, aber erst um 10 Uhr kam sie in das Feuer, und zwar im Schußbereiche der gezogenen Kanonen. Doch war der Verlust gering, weil die Bataillone meist überschossen wurden. „Hunderte von süperb aufsteigenden Projectilen sprangen hoch in der Luft über unsern Köpfen, der herabfallende Hagel tödtete aber nur selten, obgleich die moralische Wirkung, wie nicht zu leugnen, groß war." Kurz vor der Schlacht hatte das Regiment einen Rekrutenersatz bekommen, brave kernfeste Steirer, welche gehofft hatten die Sache ohne viel Federlesens mit den Kolben auszumachen; daß aber die Kanonen ein großes Wort mitzusprechen hätten, war ihnen nicht im Traume eingefallen; sie hatten sich eine Schlacht als eine großartige Prügelei vorgestellt und fanden sich nun sehr enttäuscht. Noch immer konnten die Truppen in der Ebene keinen thätigen Antheil am Kampfe nehmen; die Offiziere griffen wieder zu den Fernröhren und gewahrten denn mit Schrecken, daß Solferino in die Hände der Franzosen gefallen war. Die Schlacht im Centrum schien nahezu verloren, als endlich Bruna's Regiment vorrückte. In dem wüthenden Gefecht, das sich nun hier entspann, werden gebührend auch die glänzenden Attaken von Preußen-Husaren erwähnt. Bruna wurde durch einen Schuß verwundet. Bald darauf brach der furchtbare Orkan los, welcher die Schlacht fast auf allen Punkten schweigen hieß. In großen Zügen schildert der Verfasser noch, was auf dem andern Flügel des Heeres vorgefallen, wo Benedek die Piemontesen schlug — sie prahlen freilich auch mit einem Siege, weil Benedek endlich, als der Kaiser ihm dazu Befehl schickte, dem allgemeinen Rückzuge hinter den Mincio folgen mußte, aber selbst ihre Bundesgenossen, die Franzosen, lachen über diese Großsprecherei. Der Frieden von Villafranca überraschte die Armee, wie alle Welt. Der Verfasser enthält sich natürlich darüber jedes Urtheils, er ist vor allem ein ehrlicher treuer Soldat, und sein von patriotischem Geist durchwehtes Buch wird jedem, der gleiche Gesinnung hegt, eine wohlthuende Lectüre sein. **Karl Gustav von Berneck.**

Notizen.

Der Säculartag eines deutschen Lustspieldichters.

Das deutsche Volk hätte im Laufe des Mai abermals den Säculartag eines dramatischen Dichters feiern können; es hat aber von dem Tage so gut wie gar keine Notiz genommen. Am 3. Mai 1761 nämlich ist August von Kotzebue geboren worden. Wir begreifen, daß die deutsche Nation stillschweigend über diesen Säculartag hinweggegangen ist; aber wol hätte man von den deutschen Bühnen eine größere Antheilnahme erwarten können und fordern sollen. Denn den deutschen Bühnen ist Kotzebue ausnehmend viel gewesen; sie haben ein schönes Stück Geld mit ihm verdient; ihr Lustspielrepertoire bestand früher vorzugsweise aus Kotzebue'schen Producten und in Zeiten der Lustspieldürre hat man immer wieder seine Zuflucht zu ihm genommen. Unsers Wissens haben aber unter den Hofbühnen nur die von Dresden, Koburg (hier sogar in Begleitung einer Festouvertüre) und Stuttgart durch Aufführung Kotzebue'scher Stücke dem Tage ausdrücklich eine Erinnerung geweiht. In Stuttgart wie in Dresden gab man „Die deutschen Kleinstädter", jenes Lustspiel, welches auch Goethe zur Zeit des höchsten Glanzes der weimarischen Bühne in Scene zu setzen nicht verschmähte, und in Dresden als Zugabe noch das kleine Lustspiel „Der Freimaurer". Die von Zoller fleißig und umsichtig redigirte und durch Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Mittheilungen hervorragende Zeitschrift „Ueber Land und Meer", das illustrirte Organ Hackländer's, bemerkt bei dieser Gelegenheit über die Aufführung in Stuttgart: „Die letzte Theaterwoche bot Gelegenheit zu einer Festfeier, aber wir haben nirgends gelesen, daß man den dramatischen Dichter geehrt, dem wir so manchen heitern Abend verdanken und den wir, trotz aller seiner Mängel, stolz über die Achsel anzusehen kein so großes Recht haben. Er hat die Bühne und ihre Wirkung gekannt und der Entfaltung des künstlerischen Talents Gelegenheit geboten, wie kaum ein anderer, und war er auch kein ursprüngliches Talent, er hat das Repertoire der deutschen Bühne mit manchem köstlichen Stücke bereichert, das heute noch mit seinem erheiternden Elemente unsere Theaterabende aufs erfreulichste ausfüllt. Wir haben deshalb «Die deutschen Kleinstädter» mit großer Befriedigung am hundertsten Geburtstage August von Kotzebue's auf dem Repertoire unserer Hofbühne gesehen, wenn wir auch bedauerten, daß die Bedeutung des Tags auf dem Zettel nicht in das Gedächtniß des Publikums gerufen worden. Aber wir haben herzlich gelacht über dies echte Stück nationaler «deutscher Schaubühne», auf das wir so stolz sein dürfen als die Dänen auf ihren alten Holberg." Der Verfasser des betreffenden Theaterberichts im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" spricht sich zwar über Kotzebue im ganzen sehr ungünstig aus, muß aber doch dem Stücke manche Verdienste einräumen; er bemerkt unter anderm: „Die berühmte Krähwinkeliade des Autors ist leider bis zum heutigen Tage noch nicht so veraltet, wie unser Streben nach Bildung dies wünschen und ermöglichen sollte; sie ist, wenn auch die Moden, die Costüms, die Ausdrucksformen sich geändert haben, ein Lebensbild, das uns in vieler Beziehung noch immer Anlaß bietet, über eigene Schwächen zu lachen. Die Komik der Situationen und Charakterschilderungen, die zeitgeschichtliche Treue mancher Lebensbeziehungen und die pikante Färbung des Dialogs elektrisirten das Publikum — eine Zeit lang; doch kühlte sich die laut aufjubelnde Stimmung der Menge in dem Maße, als nach dem Schluß des Stücks zu die komische Kraft des Dichters unverkennbar erschlafft.... Dagegen hält sich die Persiflirung der Titelsucht und der selbstgefälligen Schwätzerei von Dingen, die niemanden als den Sprecher selbst interessiren, wie überhaupt des unsterblichen Krähwinkelthums, an dessen Ausrottung wir mit so großen Anstrengungen und so kleinen Erfolgen arbeiten, bis zum Schluß frisch und erheiternd." Zu seiner Zeit hat dieses Kotzebue'sche Lustspiel eine große und heilsame Wirkung ausgeübt. Wenn auch, wie der Berichterstatter der „Constitutionellen Zeitung" richtig bemerkt, das Krähwinkelthum in Deutschland unsterblich ist und immer nur andere Formen annimmt, so fing man sich doch seit Kotzebue's Lustspiel ein wenig an zu schämen, und von jener Gattung von Bürgermeistern, Kirchenvorstehern u. s. w., wie Kotzebue sie schildert, mag es in den gebildetern Theilen Deutschlands wol nur noch wenige, dann aber um so kostbarere Exemplare geben. Jener Senator, der erst jüngst in irgendeiner deutschen Hauptstadt gegen die Ansässigmachung eines begabten Novellisten und Journalisten sprach, weil Schauspielern, Tänzern und derarti-

gem Volk das Bürgerrecht nicht gewährt werden könne, und jener ihn secundirende Stadtdirector, welcher in dem stolzen Bewußtsein, daß ein Stadtdirector allem gewachsen sei, sich zu der Behauptung verstieg, daß er auch Novellen schreiben könne, wenn er wolle: diese beiden, sonst ohne Zweifel sehr soliden und bürgerlich achtungswerthen Herren würden in einem Lustspiel „Die neuen deutschen Kleinstädter" gewiß sehr wirksame Figuren abgeben können. Demnach hat die Wahrnehmung, welche Goethe während des Feldzugs 1792 in Frankreichs kleinen Städten zu machen Gelegenheit hatte, daß nämlich die französische Kleinstädterei (die sogenannte Petite ville) vielleicht „lächerlich" sein möge, die deutsche dagegen „absurd" sei, leider ihre Gültigkeit noch nicht ganz verloren, und schon deshalb wäre zu wünschen, daß man nicht ablassen möge, dem deutschen Krähwinkelthum von Zeit zu Zeit eine Aufführung des Kotzebue'schen Lustspiels als Recept zu verschreiben.

Aus der „Literary Gazette".

Die Nummer der „Literary Gazette" vom 23. März enthielt über A. von Eye's Werk „Leben und Werke Albrecht Dürer's" einen Bericht, dessen Verfasser unter anderm dem guten alten Nürnberg seine Huldigung abstattet. Er vergleicht es geradezu mit Florenz und findet, daß dieselbe Freiheit, dieselbe Kunsthöhe und Kunstliebe beide Städte ausgezeichnet habe. Er fragt, wie es komme, daß Augsburg nicht dasselbe in der Kunst geleistet? denn Augsburgs Handel habe hinter dem Nürnbergs nicht zurückgestanden und das Geschlecht der Fugger sei sogar noch reicher gewesen als das der Imhof und Pirkheimer; aber, meint er, die bischöfliche Gewalt habe in Augsburg zu sehr auf den Geistern gelastet. Auch fügt er seinem Bericht den bekannten deutschen Dichtervers „Wenn einer Deutschland kennen" u. s. w. in englischer Uebertragung ein:

Who seeks of fatherland the fame,
Whose love for it's not dull,
He first of all must Nurnberg name,
Of noble art so full.

Der Berichterstatter hätte hierbei auch des Gedichts von Longfellow „Nürnberg" gedenken können, in welchem Albrecht Dürer in zwei Strophen verherrlicht wird, deren letzte (nach der deutschen Uebertragung von A. R. Nielo) lautet:

„Emigravit" ist die Inschrift auf des Grabsteins Angesicht:
Nicht gestorben, nur geschieden — denn der Künstler endet nicht.
Holder scheint die alte Stadt mir, sonniger die Sonnendüfte,
Daß er schritt auf ihren Steinen, trank den Odem ihrer Lüfte!

Der Berichterstatter über das Eye'sche Werk meint zum Schluß, daß eine vollständige englische Uebersetzung desselben sehr wünschenswerth sei, sowol im Interesse der Kunstgeschichte als der Bewunderer des Künstlers.

In der nächsten Nummer derselben londoner Literaturzeitung wird irgendeine gleichgültige Gedichtsammlung besprochen und der Recension folgende Bemerkung vorangestellt: „Schlechte Verse zu schreiben läßt sich in mancher Hinsicht entschuldigen. Oft ist es ein rettendes Ventil für stürmische Leidenschaften in einem gefährlichen Lebensalter; der Plagiator und schwache Nachahmer wird dadurch wenigstens zum Studium classischer Vorbilder veranlaßt; endlich tragen dichterische Versuche nicht wenig dazu bei, um sich einen hübschen Prosastil anzueignen. Und selbst wenn man gestehen muß, daß es eine traurige Zeitvergeudung ist, so kann man doch auch nicht leugnen, daß, um Macaulay's berühmten Ausspruch über den Benthamismus zu paraphrasiren, es nicht viel absurder ist als der sogenannte Spiritualismus, und unvergleichlich ehrenhafter als das Branntweintrinken. Aber für das Druckenlassen schlechter Verse gibt es keine Entschuldigung. Hat man sie geschrieben, so ist damit jeder vernünftige Zweck erreicht. Sie veröffentlichen heißt unnütz Geld verthun, seinen Feinden einen Triumph und seinen Freunden eine Verlegenheit bereiten, endlich die Stimmung des Kritikers, der durch den Unrath gewissenhaft hindurchschreitet, verbittern oder seine Gewissenhaftigkeit abstumpfen, wenn er recensiren soll, was er doch nicht lesen kann." Das wird Wasser auf die Mühle unserer Berichterstatter über deutsche Anfängerlyrik sein, die zur Warnung und Abschreckung doch auch besprochen werden muß, wie ja auch in Kunstausstellungsberichten die schlechten Bilder nach den Grundsätzen der Abschreckungstheorie summarisch abgethan zu werden pflegen. **H. M.**

Bibliographie.

Abeken, B. R., Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Adeline. Liebeslieder vom Rheine. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 20 Ngr.

Aimard, G., Freikugel. Deutsch von E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Alpenburg, J. N. Ritter v., Deutsche Alpensagen. Gesammelt und herausgegeben. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Aus der Mappe eines Einsamen. Von C. W. Wien, 1858. 8 Ngr.

Gaeta-Album. Gedichte an Ihre Majestät Marie Sophie, Königin beider Sicilien, geb. Herzogin in Bayern. Gesammelt und herausgegeben von J. B. Vogl und F. Wolf. Mit dem Porträt Ihrer Majestät der Königin beider Sicilien. München. Gr. 16. 1 Thlr.

Heim, Geschichte der Kriege in Algier. Zwei Bände. Mit 2 Karten und 1 Plane. Königsberg, Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

Der arme Heinrich. Ein Drama bearbeitet nach der poetischen Erzählung gleiches Namens von Hartmann von der Aue, von der Verfasserin der „Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen". Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 12 Ngr.

Sostmann, Wilhelmine, Das Haus Walitzka oder Bilder aus Ungarn. Ein Roman in drei Bänden. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 2 Thlr.

Thiemich, W., Rose und Heinrich. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Eingeführt durch eine Reliquie de la Motte Fouqué's. Dramburg. 16. 10 Ngr.

Valentiner, Aus dem Tagebuch eines christlichen Platonikers. Ein Vermächtniß. Mit dem Bilde des Verfassers. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 12. 1 Thlr.

Weigelt, G., Die Belagerung von Sebastopol 1854—1856. Mit besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit der Artillerie bei derselben nach den officiellen französischen und englischen Quellen bearbeitet. Mit einem Plane der Umgegend und einem Plane der Angriffsarbeiten vor Sebastopol. Berlin, Springer. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Zopf, H., Zwei Vorlesungen über die Anforderungen des Lebens an die Kunst nebst Beispielen für alle Künste. Berlin, Bach. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Mazzini, J., Aufruf an die Deutschen. Aus dem Italienischen. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai des Jahres 1809. Mit einer biographischen Skizze des Erzherzog Carl von Oesterreich, dem Programme zur Monuments-Enthüllung in Wien am 51sten Jahrestage der Schlacht bei Aspern und der Abbildung des Monuments. Wien, Dirnböck. 1860. Br. 8. 6 Ngr.

Die Ueberlegenheit der französischen Waffen beseitigt durch das stehende Lager. Eine militärische Denkschrift von ***. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 6 Ngr.

Was uns noch retten kann. Ein Wort ohne Umschweife. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie wäre die Venezianische Frage ohne Blutvergießen und ohne Abtretung der Festungen zur Zufriedenheit Oesterreichs und Italiens zu lösen? Wien, Dirnböck. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 27. Juni 1861.

Epische Poesie.

Es liegen uns diesmal meistentheils Dichtungen von epischem Charakter zur Beurtheilung vor, die mit einigen Ausnahmen in Hinsicht auf die Form nur wenig zu wünschen übrig lassen. Ueberhaupt haben wir es — Dank sei es den Bestrebungen Platen's, Minckwitz' u. a. — in der Form herrlich weit gebracht, jedoch der schöne, reine Versbau und die Correctheit der Sprache sind nicht allein entscheidend für ein gutes Gedicht. In einem schönen Körper sucht man auch einen schönen Geist, den man aber leider zu häufig vermißt; und wo man wirklich noch Geist antrifft, da ist es nicht immer der naturwüchsige Genius, der sich in einfachen, erhabenen und erhebenden Gedanken kund gibt, sondern ebenso oft der durch die gesammte Cultur und den hohen Bildungsstand unsers Jahrhunderts gebildete Geist, der über jeden beliebigen Stoff, sei es aus der Geschichte, sei es aus dem alltäglichen Erlebniß, sehr viel in sehr schönen Worten zu sagen weiß. Die Form sucht nach Geist, findet ihn aber nicht, wohingegen der göttliche Funken des Genius seine Form gleichsam von selbst findet. Der Geist gibt dem Körper das Gepräge, nicht der Körper dem Geiste. Es geht mit der heutigen Poesie wie mit der modernen Musik und vielleicht auch mit den meisten andern Künsten. In der Virtuosität der Form läßt die Musik nichts zu wünschen übrig, aber den Geist suchen wir meist vergebens. Es ist interessant, zu bemerken, wie die deutsche Musik mit der deutschen Poesie immer gleichen Schritt gehalten hat.

Bach war der Vertreter der gelehrten, gekünstelten Musik; Haydn, Mozart, Weber und Beethoven wußten Wohlklang und Anmuth mit großem Gedankenreichthum zu verbinden, ebenso auch Marschner, der noch lebende letzte Romantiker der Tonkunst; die neuen Tondichter aber haben fast nur leeres Geklingel. So rang in der Dichtkunst Klopstock nach streng künstlerischer Form, Goethe und Schiller besaßen bei allem Wohlklang, aller Zartheit und Lieblichkeit einen unerschöpflichen Reichthum an Gedanken, ebenso auch Uhland, der letzte noch lebende Romantiker in der Poesie; die Erzeugnisse der meisten neuern Dichter dagegen sind mehr oder weniger nur ein leeres Versgeklingel. Es fehlt den Neuern, den Kindern der nüchternen zwanziger und dreißiger Jahre unsers Säculums, meist die Gefühlsinnigkeit, die ganze Hingabe an die Kunst, ohne welche niemals etwas Großes geschaffen ist. Sie wissen unser Herz nicht zu erwärmen, uns nicht mit fortzureißen mit dem Adlerschwunge der Begeisterung, wie gut und angenehm sie auch sonst zu unterhalten und sogar uns zu fesseln verstehen. Diese Theilnahme, die sie uns dennoch hin und wieder abzunöthigen wissen, hat ihren Grund aber lediglich in einem großen Fehler, dessen sich die meisten heutigen Dichter schuldig machen. Es ist dies der Fehler, unser Interesse durch die Massenhaftigkeit und Vielfältigkeit des Stoffs wach zu erhalten, unsere Aufmerksamkeit durch die verschiedensten Verhältnisse und Situationen, sollten sie auch mit den Haaren herbeigezogen werden, fesseln zu wollen. Möchten die Dichter doch zunächst vor allen Dingen zu der alten Einfachheit wieder zurückkehren. Die Einfachheit allein kann sich zur wahren Schönheit entfalten, wohingegen die zusammengehäufte Massenhaftigkeit und Complicirtheit des Stoffs nothwendig zur Künstelei ausartet, oder zur Flachheit, Altweibergeschwätzigkeit oder falschen Sentimentalität hinabsinkt. Möchten die Dramendichter — und sie dürften dabei immerhin den Sitten und Verhältnissen unsers 19. Jahrhunderts Rechnung tragen — sich immer und immer wieder an die alte Einfachheit der griechischen Dramatiker anschließen; die Romandichter „Wilhelm Meister's Lehrjahre" zum Muster nehmen und die Epeudichter unsere beiden in unvergänglicher Schönheit und Erhabenheit dastehenden Heldengedichte: das Nibelungenlied und die Gudrun! Was die letzten beiden Dichtungen anbetrifft — und wir haben es hier ja meistentheils nur mit epischen Gedichten zu thun —, so wechseln in ihnen die Bilder des strengsten Ernstes mit der heitersten Laune ab, die naivste Naturwahrheit und Naturwüchsigkeit mit der vollendetsten Kunstschönheit, einfache und dabei feurige Darstellung mit der Fülle des Gemüths und dem Blumenschmelz der üppigsten Einbildungskraft. Und welche Lebendigkeit der Situationen, welche Sicherheit und folge-

richtige Durchführung in den Charakteren! Wenn es auch nicht immer gut ist, wie Platen in seiner Betrachtung „Das Theater als ein Nationalinstitut" meint, große Vorgänger gehabt zu haben, weil dieser Umstand die Dichter häufig auf Irrwege führe, so können wir doch, wie die Sachen jetzt einmal stehen, nicht unterlassen, selbst auf solche Gefahr hin, die Dichter auf ewig gültige Muster zurückzuführen, den Ependichtern aber das allergründlichste Studium dieser beiden Dichtungen anzuempfehlen und unsern Maßstabbei der Beurtheilung von Poesien solcher Gattung gleichfalls nach diesen Musterstücken zu nehmen.

Was die Stoffe anbetrifft, so steht es allerdings bekanntlich dem Dichter frei, sich dieselben zu wählen in allen Himmelsgegenden und in allen Völkern, aber warum das Schöne in der Ferne suchen, das uns oft so nahe liegt? Würde es französischen, englischen oder russischen Dichtern wol jemals einfallen, sofern sie noch Stoff in ihrer eigenen Geschichte, in ihrem eigenen Volke finden, deutsche Helden, deutsche Sitten und Verhältnisse zu besingen, zu verherrlichen? Wir müssen es sehr bezweifeln. Es ist ein Unglück, daß wir Deutsche zu kosmopolitisch sind und andern Völkern gegenüber so wenig Nationalstolz besitzen. Unsere deutsche Geschichte bietet den Ependichtern ein massenhaftes, nicht zu bewältigendes Material dar, und sie haben wahrlich nicht nöthig, sich ihre Helden aus den Felsschluchten des Kaukasus, von den Eisflächen der Beresina oder den schwarzen Bergen Montenegros zu holen.

Was nun die nachfolgenden Dichtungen anbetrifft, so haben dieselben, abgesehen von ihrer Sprachweise, dem Reim u. s. w. nach den hier dargelegten Ansichten und Grundregeln ihre Beurtheilung gefunden. Es mag sich daher auch dieser oder jener Dichter, dessen Leistungen nicht das gehoffte und nach seiner Meinung verdiente Lob gefunden haben, damit trösten, daß wir unsere Ansichten keineswegs für allein maßgebend halten und daß andere hier und da vielleicht anders geurtheilt hätten.

---

1. Fürst und Bürger. Zwei Erinnerungen aus Rheinlands Vorzeit von Otto Bacano. Berlin, Riegel. 1860. 16. 20 Ngr.

Das erste dieser beiden Gedichte: „Herzog Reichard", ist eine recht hübsche mittelalterlich-romantische Rheinsage, voll von Waldesduft, Liebe und Kampf. Auf geschickte Weise hat der Verfasser am Anfange und Schluß der Dichtung das warm pulsirende Leben der Gegenwart mit hineinzuverflechten verstanden, wodurch das kleine freundliche Gemälde des Mittelalters wie in einen Rahmen eingeschlossen vor uns liegt. Das zweite Gedicht: „Jan Kohleer", schildert die Kämpfe der Stadt Wesel mit den Spaniern und ihren endlichen Sieg über dieselben zu den Zeiten des kleveschen Erbfolgestreits. Der Held dieses Gedichts, Jan Kohleer, ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Um ihn sowie um seine Braut Agnes und deren Vater, den Bürger und Kaufherrn Mülder, gruppiren in schön gewundenem Kranze die Freiheitskämpfe und Abenteuer. Beide Dichtungen, denen wir einen recht großen Leserkreis wünschen, sind in schönen, correcten Versen lebendig erzählt und zeugen von der hohen Begabung des Verfassers. Wir können es uns nicht versagen, die Schlußworte von „Des Liedes Abschied" hier mitzutheilen:

Vom Schweizerland bis zu dem Nord
Klingt deutscher Sprache holder Laut
Zum Wellenschlage frei und traut.
Wo Rebengrün von Sonnenbränden
Im Wisperwind sich kosend kühlt,
Und wo an blühenden Geländen
Und Wiesengrund die Woge spült;
Wo Felsen schroff zum Himmel steigen,
Durch Schluchten rauscht der Wasserschuß,
Sowie wo sanfter an den Deichen
Anschlägt der breite, stille Fluß:
Allüberall übt Rheinlands Jugend
Noch heut' der Väter Bürgertugend,
Allüberall mit Gut und Blut
Wehrt Rheinlands Volk dem Uebermuth,
Und, wie's in Wesel einst geschah:
Dem Dränger ist der Rächer nah.

2. Am Alpsee. Dichtung von Christian Schneller. Innsbruck, Wagner. 1860. 16. 15 Ngr.

Wie in „Herzog Reichard" von Bacano, so ist auch in den Anfang und das Ende dieses Gedichts, in welchem sich Sage und Märchen in freundschaftlichem Bunde die Hand reichen, unsere frische, lebenswarme Gegenwart auf sinnige Weise mit hineinverflochten: ein Umstand, der das an und für sich schon reizende Gemälde des Mittelalters in noch hellern Farben erscheinen läßt. Der zweite Theil des Gedichts: „Mondnacht am See", ist prachtvoll wie ein Matthisson'sches Mondscheingemälde. Die Form ist gefällig und läßt überhaupt wenig zu wünschen übrig.

3. Hadshi-Jurt von Prinz Emil von Wittgenstein. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hadshi-Jurt, der Mittelpunkt der in diesem Epos geschilderten Einzel- und Schlachtenkämpfe, ist der Name eines Dorfs im Kaukasus. Diese Schilderungen der langjährigen, hartnäckigen Kämpfe zwischen den Tscherkessen und Russen hat der Verfasser, abgesehen von den einzelnen darin auftretenden Helden, die vielleicht theilweise fingirte Personen sind, nach der Wirklichkeit gezeichnet. Das ganze Epos gibt uns ein recht anschauliches Bild des orientalischen Lebens, der orientalischen Sitten und Unsitten, von denen die von ihren ersten Anfängen bis zur Ausführung musterhaft gezeichnete Blutrache nicht die geringste ist. Die Diction ist lebhaft und besonders die Schlachtgemälde sind so drastisch geschildert, daß der Leser kaum seinen objectiven Standpunkt behaupten kann, sondern sich selbst mit hineinverwickelt sieht und Partei zu ergreifen gezwungen wird. Gern hätten wir aber gesehen, wenn der Dichter nicht nur den zweiten und vierten Vers, sondern auch den ersten und dritten gereimt hätte, das Ganze würde dadurch an Wohlklang noch bedeutend gewonnen haben. Sehr störend sind die vielen für uns unverständlichen kaukasischen Namen und Ausdrücke, die in einem Anhange freilich eine umfassende und lehrreiche Erklärung finden. Im Epos wollen wir sie uns indessen noch eher gefallen lassen als in allen andern in gebundener Redeweise verfaßten Dichtungsarten, wo sie gewiß durchaus verwerflich sind. Ein Gedicht soll weniger unsere Kenntnisse bereichern als auf das Gefühl wirken. Wir lassen eine kleine Probe hier folgen.

Blindes Rasen ist der Anlauf!
Heldenmuth der Widerstand!
Gräßlich wüthet das Gemetzel
Aug' in Auge, Hand in Hand!
Würgend noch im Todeskampfe,
Fluchend noch mit bleichem Mund,
Zerrt den Sieger der Gefall'ne
Zu sich nieder auf den Grund.

Wie der Hagel, der zerstörend
Niedermäht die junge Saat,
Mähen die Tscherkessenkugeln
Alles nieder auf dem Pfad.
Wild umstürmt von allen Seiten
Stehet dorten der Urus (Russe),
Bis zum Schaft die Flinte blutig,
Und in Blut gestemmt den Fuß.

4. Der Uebergang über die Beresina mit einem Nachwort an den Kaiser der Franzosen, von Friedrich von Iserlohn. Leipzig, Lehmann. 1860. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser hat einige Anlagen für epische Dichtung, an Schwung und Feuer der Darstellung fehlt es ihm nicht. Um so unangenehmer berühren aber seine vielen prosaischen Ausdrücke, wie „hauen" und „packen", sowie auch das Zurückfallen in den seichten Ton der alltäglichen Unterhaltung. Sein episches Feuer reißt ihn auch mitunter zu gar zu verwegenen Bildern fort, wie auf S. 11:

Rapp', tummle dich! Rapp', tummle dich!
Sollst jetzt ein Blutbad schauen!
Will noch den Namen von Weib und Kind
Tief in die Feinde hauen!
Und tief ins dichteste Kampfgewühl
Stürzt sich's mit blitzendem Degen;
Haut tief den Namen Eugenie
In die Reihen der Feinde verwegen.
Da sinket gelähmt die rechte Faust,
Durchbohrt die Kugel den Nacken,
Doch haut die Linke den Namen Eugen
Noch tief in die Stirn der Kosacken.
So, so, mein Roß, jetzt ist's vollbracht!
Verewigt sind die Meinen!
Doch jetzt dem Kaiser, dem Kaiser nach,
Mit dem Kaiser mich zu vereinen!
Des Kaisers Namen brauch' ich nicht
Noch blutig roth zu ritzen.
Mein Kaiser lebt, solange noch
Hier Schwerter klirren und blitzen!

Abgesehen von diesem kühnen, in diesen wenigen Versen sich viermal wiederholenden halb possirlichen Bilde, ist das eigentliche Epos ihm noch am besten gelungen. Gänzlich verwerflich aber, zum Theil auch unklar und unverständlich ist das Nachwort an den Kaiser der Franzosen, sowie auch der aus mehreren Einzelgedichten bestehende Anhang. So gut das Nachwort auch gemeint ist, so schlecht ist es gelungen. Die reine Prosa wäre werthvoller gewesen. Sollte je ein günstiger Zufall es dem Kaiser zuführen, so wird er, wenn wir auch von dem deutsch-patriotischen Inhalte ganz absehen wollen, dasselbe ebenso beurtheilen wie wir. S. 17 heißt es unter anderm:

Dann muß das Volk er unterhalten
Mit Leitartikeln und Lustbarkeit;
Den armen Bürger mit Hoffnung füttern
Auf eine schöne, bessre Zeit.
Er muß des Staates Kraft und Blüte
Zu seinen Fahnen locken an,
Und über seine Plane lassen
In Ungewißheit jedermann.
Und um das alles auszuführen
Mit feiner, artiger Manier,
Muß er erprobte Männer ernennen
Zu Directoren des plaisirs.

Man glaubt kannegießernde Philister, aber nicht einen Dichter zu hören. Das Beste aus den Gedichten des Anhangs sind die Reminiscenzen an Arndt und Heine:

Das war das deutsche Volk und Land,
Wo Eide schwur der Druck der Hand;
Wo edler Freiheitsstolz und Muth
Durch die Adern rollte mit keuschem Blut!

Mit seinen alten Sitten und Linden
Wirst du es nirgends wiederfinden!

5. Die Geusen. Epische Dichtung von J. L. K. F. Seyffardt. Herausgegeben von Emil Palleske. Elberfeld, Bädeker. 1860. 16. 15 Ngr.

Dieser junge, talentvolle Dichter ist seinem Vaterlande und uns zu früh gestorben. Er war von Geburt ein Holländer und hinterließ uns in vorliegendem in deutscher Sprache gedichteten Schwanengesange ein vortreffliches Heldengedicht, welches, einige unbedeutende Incorrectheiten abgerechnet, die wir ihm als Holländer zugute halten müssen, den Anforderungen eines epischen Kunstwerks entspricht. Wie von einem Brennpunkte aus die Strahlen nach allen Seiten sich verbreiten, so sind hier die Religions- und Freiheitskämpfe der Geusen an einen kleinen Familienkreis geknüpft, dessen Mitglieder, auch die weiblichen nicht ausgenommen, eine hohe Bedeutung in diesem Kampfe gewannen und theils für das Vaterland geopfert wurden, theils kämpfend selbst den Heldentod fanden. Eine Frische, Lebendigkeit, Innigkeit und Wahrheit herrscht in dieser in wahrhaft rührender Begeisterung und hoher Vaterlandsliebe gesungenen Epopöe, wie wir sie selten bei einem vaterländischen Heldengedicht zu finden gewohnt sind. Gewiß wird das Gedicht bald seinen Uebersetzer ins Holländische finden. Palleske gegenüber fühlen wir uns aber zunächst zum Danke verpflichtet, daß er durch die Herausgabe des Gedichts unsere Literatur mit einer köstlichen Perle bereichert hat.

6. Die beiden Epheuranken. Ein Märchen von der Verfasserin der „Waise". Mitau, Lucas. 1860. 16. 8 Ngr.

Dieses kleine, nur 35 Seiten umfassende Gedicht, in ungebundener Redeweise geschrieben, schildert die stillen Freuden und Leiden einer Familie, und hat die Tendenz, uns zu zeigen, daß das eheliche Glück nicht an körperliche Schönheit und Gesundheit gebunden ist und daß die Hochherzigkeit und Aufopferung des weiblichen Geschlechts so weit geht, selbst Blindheit und völlige Lähmung nicht als Hinderniß zum Ehebunde anzusehen. Das Ganze ist eines Mädchens Traum, in welchem ein alter Epheu mehreren Hyacinthen die Geschichte der Familie mittheilt. Bertha's Entschluß ist, als sie aus dem Traume erwacht, gefaßt. Sie gibt ihrem blinden Vetter Felix die Hand und verlobt sich mit ihm. Es ist eine kleine, recht wacker geschriebene Familiengeschichte, die wir indessen nicht „Märchen" überschrieben haben würden.

7. Die Waise. Eine poetische Erzählung von der Verfasserin des Märchens „Die beiden Epheuranken". Mitau, Lucas. 1860. 16. 12½ Ngr.

Ein recht hübsches Gedicht in glatten Versen und meistentheils echten Reimen, hervorgegangen aus einem sehr gläubigen, frommen Gemüthe. Das Material würde sich jedoch besser zu einer kleinen Novelle geeignet haben, eine Dichtungsart, für die die Verfasserin von „Die beiden Epheuranken" augenscheinlich mehr Talent zeigt. Die poetische Ausdrucksweise ist nicht immer recht getroffen, denn die ganze Dichtung, die sich allerdings recht befriedigend abwickelt, ist mehrfach in dem gewöhnlichen Conversationstone und — sit venia verbo — in der geschwätzigen Art und Weise ihres Geschlechts gehalten:

Sie rauscht herein im blauen Atlaskleide,
Die Haube schmückt ein Blumenstrauß und Band,
Und Hals und Arme decken Goldgeschmeide,
Doch reicht sie Anna gnädig ihre Hand.
„Hier sehn Sie", spricht sie, „Ihre Schülerinnen,
Sie sind schon lange ohne Unterricht,
Drum wünsch' ich, daß sie morgen gleich beginnen.
Nun, Wally, Emma, kommt, genirt (!) euch nicht."

Das klingt doch etwas zu prosaisch. Dahin gehören auch Redensarten wie: „Ich mach's nicht lange"; „Dergleichen ist Papa ganz einerlei". Auch darf man nicht sagen: „Wie lange

wartet' ich Sie schon." Am besten sind die der Erzählung eingeflochtenen Gesänge und Gebete gelungen.

8. Alpröslein. Von Robert Byr. Prag, Bellmann. 1860. 16. 16 Ngr.

Die Ausstattung ist vorzüglich, das Gedicht aber ist gereimte Prosa, matt, ohne Schwung und Leben. Es ist den Reimen und dem Rhythmus zu Liebe manches Wort verschwendet, welches unbeschadet des Ganzen hätte fortbleiben können. Solche Flickwörter sind stets ein Zeichen, daß der Dichter noch ein Anfänger in seiner Kunst ist; sie thun jedem Gedicht Abbruch, und um so mehr, wenn sie wie hier, so häufig aus der Sphäre des gemeinen Lebens genommen sind. Nicht jedes Wort paßt für ein Gedicht. Wie unpoetisch z. B. ist es, die Brustwunde Christi eine blutige Schramme zu nennen! Ueberdies wimmelt diese Poesie, die oft sogar in blühenden Unsinn ausartet, von falschen Abkürzungen, Provinzialismen, widerwärtigen Härten und Verstößen gegen die Grammatik. Es ist z. B. unstatthaft zu sagen: „Die Dunkel"; „Mit tausend von Fragen"; „Das Eck"; „Er ist ein derb großer und stattlicher Mann". Und was ist eine Zille? Wer kennt eine Zille? Was ist eine Tramme? Der Leser mag sich selbst von der Gerechtigkeit unsers Urtheils überzeugen:

> Wie da auch die Stunden triefen (!),
> Jahre jagen dran vorbei,
> Immer sehn sie diese Wände
> Blank geweißt und rein gekehrt;
> Denn hier walten fleiß'ge Hände
> Und ein heimlich trauter Sinn.
> Immer bleibt's dieselbe Decke,
> Durch die Zeit geschwärzte Tramme,
> Mit der Vögel Stöße drin,
> Dort zum Trocknen aufgesteckt.

9. Lore. Eine Novelle in Versen. Von August Aberholdt. Weimar, Kühn. 1860. 16. 15 Ngr.

Wir müssen es als eine große Verirrung der Poesie bezeichnen, einen Novellenstoff mit dem Gewande des Rhythmus zu umkleiden. Wohin würden wir gelangen, wenn wir uns erlauben wollten, jeden beliebigen Stoff in Verse zu bringen? Eine Novelle in Versen! Viel eher wollen wir uns noch jene alte gereimte Geographie oder Zumpt's gereimte, grammatische Regeln gefallen lassen. Hätte der Verfasser in Prosa geschrieben, so würde er augenscheinlich eine recht hübsche Erzählung zu Tage gefördert haben, denn das Material eignet sich recht gut dazu; aber in dieser gereimten Novelle stellen sich sogleich die übeln Folgen seines Misgriffs heraus. Er hat nicht umhin gekonnt, die dialogische Form des Dramas durchweg anzuwenden, die jedesmalige Veränderung der Scenerie, sowie auch die handelnden Personen in besondern Ueberschriften zu bezeichnen und uns schließlich selbst — zu ermüden.

Die Verse fließen übrigens recht gut, doch kommen hier und da Ausdrücke vor, die wir höchstens in einer prosaischen Novelle durchschlüpfen lassen würden, wie: „Die Ruhbank hier ist köstlich arrangirt"; „Das ist fürwahr ein urgemüthlich Nest".

10. Historien der Liebe. Gedichte von Adolf Böttger. Leipzig, Baumgärtner. 1860. 16. 24 Ngr.

Hier tritt uns Adolf Böttger, der bekannte Uebersetzer des Lord Byron, des lyrischen Dramas „Odysseus" von Ponsard und anderer ausländischen Dichtungen, wieder als Originaldichter entgegen. Es ist ein seltenes, wohlthuendes Gefühl, bei Lesung von Gedichten sich einmal ganz wieder dem vollen Genusse hingeben zu können, ohne alle Augenblicke durch allerlei Unregelmäßigkeiten in der Form und prosaische Ausdrucksweisen gestört zu werden. Wir erkennen in diesem Gedicht wieder den alten Meister. Außer dem bereits vom Kapellmeister Büchner in Musik übertragenen Operntert „Lanzelot vom See", haben uns ganz besonders die beiden im spanischen Romanzenton gehaltenen Gedichte: „Guillem von Cabestaing" und „Heinrich (Henri quatre) und Fleurette" gefallen, zwei wundervolle Romanzen, zart und innig und voll von dem Zauberduft der echten, ungekünstelten Romantik. Originell ist das kleine komische Heldengedicht „Zarte Liebe", welches die Liebe eines sich in lächerlicher Situation befindlichen jungen Musiklehrers zu einer reichen Kaufmannstochter in oft drolligen Reimen schildert. Unter den „Vermischten Gedichten" ist es fast schwer, irgendeinem derselben den Vorzug einzuräumen.

11. Franz von Sickingen. Ein erzählendes Gedicht aus dem Reformationszeitalter. Von Paul Pressel. Leipzig, Engelmann. 1860. 8. 1 Thlr.

Hätte der Verfasser wol einen passendern und dankbarern Stoff wählen können, als Sickingen, den Vorkämpfer unserer politischen und religiösen Freiheit? Und wahrlich, er hat es auch verstanden, denselben zu einer prächtigen Dichtung zu gestalten, bei der das Herz uns warm wird. Pressel, der augenscheinlich nach Quellen gearbeitet hat, ist der Geschichte, unbeschadet der poetischen Schönheit, treu geblieben. Wir fühlen uns durch seine lebenswarmen, lebhaften Schilderungen mitten in jene Zeit hineinversetzt, von der und in welcher Ulrich von Hutten ausrief: „O Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!" Und dabei hat es der Dichter verstanden, mit geschickter Hand hier und da die feinsten Beziehungen zur Gegenwart anzudeuten, die heißesten Wünsche des heutigen deutschen Volks zu anticipiren und seinem Helden, dem edeln Sickingen, oder auch Ulrich von Hutten in den Mund zu legen. Wir heißen dies vaterländische Heldengedicht willkommen und wünschen und hoffen, daß es einen großen und dankbaren Leserkreis finden möge. Wir greifen drei Strophen heraus:

> Euch Fürsten und euch Pfaffen werf' ich den Handschuh hin,
> Und will nicht Frieden schließen, als bis ich Bürger bin
> Des evangelisch freien und ein'gen Vaterlands!
> So lautet das Gelübde des deutschen Ritters Franz.
>
> Wohlauf, erklang's im Chore, ruf' aus den heil'gen Krieg,
> Mit Gott für Deutschlands Ehre und für des Wortes Sieg:
> Franciscus Heil, die Städter und Ritter sind dein Heer,
> Den Fürsten und den Pfaffen zu strecken das Gewehr.
>
> Da schmettern die Trompeten, da lärmt der Trommeln Klang,
> Ein Windstoß schwingt die Fahne des Reichs in hohem Schwang,
> Der Burghof ist ein Lager: statt Böller und Haubitz'
> Durchzuckt in dunkler Ferne die Wolken Blitz auf Blitz.

12. Eleonore. Ein Lebensbild. Vevey, Schweighauser. 1860. 16. 12 Ngr.

Ein Hauch der Schwermuth, der ungestillten Sehnsucht zieht sich durch diese Dichtung, die nicht ohne einzelne Schönheiten ist; das Ganze jedoch erhebt sich nicht sehr über die Mittelmäßigkeit. Dazu kommt noch, daß uns vieles unklar bleibt, das aber dem Dichter in dem dunkeln Drange seiner Gefühle wahrscheinlich selbst nicht zum klaren Bewußtsein gekommen ist und also auch zu keiner klaren, durchsichtigen Gestaltung gelangen konnte.

13. Die Zernagorassen. Gedicht von Ernst Meyert. Bremen, Geisler. 1860. 8. 22½ Ngr.

Die Zernagorassen sind die die „schwarzen Berge" bewohnenden Montenegriner und Haiducken, deren Heldenthaten hier in der Nibelungenstrophe besungen werden. Das Epos zeigt von dem Dichterberufe des Verfassers, hat vortreffliche poetische Stellen; aber dennoch gewährt es nicht den vollen und ungetheilten Genuß, den wir von einer Kunstschöpfung mit Recht erwarten dürfen. Anstatt unsern Genuß bei jedem neuen „Gesange" zu erhöhen, stumpft es ab und ermüdet. Gewiß wär jeder Leser desselben, wenn ihm die Wahl gelassen wird, ebenso

gern sich durch Klopstock's Messiade hindurcharbeiten als durch die „Zernagoraffen". Die Schuld liegt aber weniger an dem Dichter als an seinem Stoffe, der sich durchaus nicht für ein deutsches Heldengedicht in dem Nibelungenversmaße eignet. Mag der Montenegriner und Haiduck ähnlich wie Freiligrath's Beduine auf seinem Rosse, selbst ein „phantastisches Gedicht" sein: zu einem Heldengedichte, welches durch neun Bogen hindurch unser Interesse fesseln soll, bieten diese Räuberbanden und Kopfabschneider wahrlich keinen Stoff. Da reizen uns doch die wirklichen Heldenthaten der edlern Tscherkessen weit mehr, weshalb wir auch dieses Gedicht, ganz abgesehen von demselben Fehler, den Störungen durch die vielen barbarischen Namen, dem oben bezeichneten Gedichte des Prinzen Emil von Wittgenstein: „Hadshi-Jurt", bei weitem nachsetzen, obschon die ganze Anlage und der Bau desselben unsers Erachtens vortrefflich sind. Und ob die Nibelungenstrophe, trotz ihrer mannichfachen Vorzüge vor dem modernen Versbau, den „Zernagoraffen" nicht auch einigen Abbruch thut? Der Leser ist gewohnt, Recken wie Siegfried, Hagen u. s. w. in ihr lieben, hassen und kämpfen zu sehen. Sind Verse wie die folgenden für ein deutsches Ohr wohlklingend und liegt überhaupt Poesie darin?

> Der zweite Brautführer, hoch und stark gebaut,
> Deß Auge so durchbohrend und schlau und drohend schaut,
> Als ob den Blick ihm lehrte Marko Kraljewitsch,
> Ist Laso's Pobratim, der Held Ghiko Wulowitsch.

14. Friedrich und Katte. Roman-Epos von Karl Furkert. Berlin, Plahn. 1860. 16. 15 Ngr.

Der einem wilden königlichen Trotze und Eigensinn geopferte unglückliche Katte mit seinem großen, edeln Herzen voll aufopfernder Liebe und Freundschaft, hat in Furkert einen würdigen Sänger gefunden. Furkert's Muse ist ein echtes Götterkind mit feinem Schönheitssinne, mit tiefer Liebe und tiefen Schmerzen in dem Busen. Sie hat ihm in diesem Epos die Hand geführt zu einem wirklich seelenvollen Gemälde, in welchem Licht und Schatten wohlthuend abwechseln. Seine theils markigen, theils zarten Pinselstriche, deren er oft nur wenige gebraucht, um große Wirkungen zu erzielen, überschreiten nie die Grenzen der Schönheit, ein Fehler, in den die Ependichter gar leicht verfallen und dem er bei diesem Stoffe auch leicht hätte erliegen können. Die Charaktere sind gleichfalls ebenso gut gezeichnet als consequent durchgeführt; die handelnden Personen haben Fleisch und Blut. Es ist dies wieder einmal ein Gedicht, welches unsere volle Theilnahme in Anspruch nimmt und uns einen hochpoetischen Genuß gewährt. Aus welchen Gründen aber der Dichter die Doppelüberschrift Roman-Epos gewählt hat, ist uns nicht recht klar geworden. Wir halten diese Dichtung nicht für ein solches Zwitterding, wie der Verfasser dadurch anzudeuten scheint, sondern für ein einfaches, durchaus gelungenes Epos.

15. Die Braut des Handwerkers. Mit einem Anhange vermischten Inhalts. Von Karl Weise. Vierte Auflage. Berlin, Lenz. 1861. 16. 15 Ngr.

Die vierte Auflage! In der That, ein seltener Fall und ein Beweis, daß diese Gedichte bereits einen Beurtheiler gefunden haben, dessen Urtheilsspruch wir, gemäß dem alten Sprichwort: Vox populi, vox Dei, wenigstens für diesmal als durchaus maßgebend anerkennen. Hat das Publikum sie wirklich so freundlich aufgenommen, daß bereits die vierte Auflage nöthig geworden ist, so bleibt uns nur noch übrig, den Geschmack des Publikums lobend zu erwähnen und unsere Beurtheilung seiner Thatkritik nachfolgen zu lassen. Dies Buch führt den Titel: „Die Braut des Handwerkers", ist also mehr oder weniger auch für den Handwerkerstand bestimmt. Es freut uns um so mehr, mit Gewißheit voraussetzen zu dürfen, daß es gerade dieser Stand ist, bei dem die deutsche Muse, welche durch die immer weiter um sich greifende Blasirtheit und Indolenz der höhern Stände verscheucht wird, eine heimatliche Stätte gefunden hat. Heil dem wackern Handwerkerstande, der, nachdem er in den letzten Jahren sich unter Kampf und Mühen zu einer nicht geringen Bildungsstufe emporgeschwungen, nun zugleich angefangen hat, der Träger der Ideale zu werden! Heil der deutschen Muse, sie hat an treuen Herzen ihre Freistätte aufgeschlagen, und Heil auch dem deutschen Vaterlande, es darf an seiner Zukunft nicht verzweifeln.

Das erste dieser Gedichte schildert auf 39 Seiten die Vorbereitungen und Gefühle der Braut vor dem Hochzeitsmorgen. Sie, die Handwerkertochter, steht sinnend und betrachtend mit dem Verlobten vor ihrer Truhe und Wäschlade, in welcher ihre Ersparnisse nebst den gewöhnlichen Haus- und Küchengeräthschaften verwahrt sind. Sie werden einzeln aufgezählt, zum Theil hervorgelangt, und mit verschiedenen, meistens frommen Reflexionen angeschaut. Es ist ein einfaches, naturwahres Gedicht, vom Herzen kommend und deshalb auch wieder zu Herzen gehend:

> Arm, goldne Braut, ist der hienieden,
> Dem nie die Liebe Kränze wand;
> Der Reichthum suchte, statt den Frieden,
> Auf Lenz gehofft und Winter fand.
> Reich ist das Paar, das sich umschlungen
> Nach Tagesmühn, das freudig spricht:
> Mehr, als gebraucht, ward heut' errungen,
> Nein, Gottes Hand verläßt uns nicht!
> Dann leuchtet der Minuten eine,
> Die der Zufriedne himmlisch nennt;
> Dann geh' ins Kämmerlein und weine,
> Reich ist, wer Freudenthränen kennt!
> Und selig, wenn durch Schmerzgeschicke
> Der Liebe Flügel tröstend rauscht,
> Die Wonne solcher Augenblicke
> Wird nicht für Kronen eingetauscht.

Die Gedichte des Anhangs sind nicht minder schön. Den Vorzug von ihnen möchten wir indessen den Bildern aus Thüringen und den Wanderbildern geben. Wir beschließen diese Kritik mit der letzten Strophe des „Gruß an Stettin":

> Und nun laßt hoch die theuern Fahnen schweben,
> Aus nah und fern schließt euch, ihr Brüder, an!
> Laßt uns die Hand, laßt uns das Herz erheben,
> Noch gilt's ein Hoch, das brause himmelan!
> Singt, daß es brausend schalle
> Und brausend widerhalle
> Aus aller Brust im deutschen Länderband:
> Es lebe hoch das deutsche Vaterland!

Wilhelm Andreä.

Tendenziöse und tendenzlose Politik.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Wir wenden uns zu Friedrich von Raumer's „Historisch-politischen Briefen" (Nr. 2). In ihrer Form weit loser, unzusammenhängender, unsystematischer, als das Buch von Clemens Graf zu Brandis, hat diese Schrift doch ihrem Inhalt nach weit mehr wissenschaftlichen Werth. Denn diese verfolgt keine einseitige Parteitendenz, sondern hat in ihrer Tendenzlosigkeit lediglich den Zweck, die allseitige politische Wahrheit zu ermitteln.

Das Raumer'sche Buch verhält sich zum erstgenannten wie Staatsweisheit zur Staatsthorheit. Denn worin besteht die Weisheit? Besteht sie etwa darin, gleich einem Don Quixote ein Phantasieideal im Kopfe mit sich herumzutragen und dieses überall, ohne Rücksicht auf Ort und Zeit und Umstände, zur Anwendung zu bringen? Gewiß

nicht. Die donquixotischen Weisen machen sich nur lächerlich. Vielmehr besteht die echte Weisheit darin, überall die wahre Natur der Dinge zu durchschauen und dieselben gemäß dieser ihrer Natur zu behandeln. Der echte Weise schert nicht alle Dinge über einen Kamm, sondern wird jeder Eigenthümlichkeit gerecht, versteht jedes Individuum und jedes Verhältniß nach seiner besondern Natur zu nehmen. Der echte Weise hat zwar auch Ideale im Kopfe; aber es sind keine Phantasieideale, sondern die wesenhaften Ideen der Dinge selbst; und in ihrer Verwirklichung geht er nicht wie die Principienreiter durch dick und dünn, sondern nimmt Rücksicht auf die örtlich-zeitlichen Bedingungen und auf die geschichtliche Entwickelung. Kurz, der echte Weise ist Idealist, aber zugleich auch Realist. In ihm ist der Idealismus nicht vom Realismus und der Realismus nicht vom Idealismus getrennt.

Ein solcher Staatsweiser ist Raumer. Vor ihm hat keine Staatsidee und keine Staatsform eine ausnahmslose, unbedingte Gültigkeit, keine darf sich als Universalmedicin anpreisen; sondern eine jede wird nach ihrer bedingten, relativen Gültigkeit untersucht, jede wird nach ihrer begrenzten Anwendbarkeit und Heilsamkeit zum Bewußtsein gebracht. Es weht in dieser Beziehung ein ähnlicher Geist in dem Raumer'schen Buche als in Montesquieu's „Esprit des lois".

Solche Untersuchungen sind freilich ein schwierigeres und mühsameres Geschäft, als das der politischen Don Quixote und Charlatane, die mit ihrem Phantasieideal und ihrer Universalmedicin von Haus aus fertig sind und ein für allemal abgeschlossen haben; aber sie sind dafür auch lohnender und verdienstlicher.

Charakteristisch ist gleich im ersten Briefe die Bemerkung Raumer's über sich: „Von jeher hatte ich eine Abneigung gegen die in Deutschland überschätzte Compendien- und Paragraphenweisheit, welche, getrennt von Leben und Wahrheit, durch leere oder durch trockene Abstractionen die Welt zu bewegen oder zu beherrschen wähnt." Raumer ist ein zu guter Historiker und hat als Historiker die Verschiedenheit und Wandelbarkeit politisch-socialer Verhältnisse zu gut kennen gelernt, als daß er auf alle Völker und Zeiten nur einen Maßstab anwenden, alle nur nach einer Façon selig werden lassen sollte.

Charakteristisch für das Raumer'sche Buch ist auch folgende Stelle im vierzehnten Briefe:

> Wenn man sieht, daß diejenigen, welche mit größter Zuversicht allgemein Gültiges hinstellen, den meisten Beifall finden; daß diejenigen, welche von überschwenglichen Idealen phantasiren und die bunte Mannichfaltigkeit des Wirklichen geringschätzig behandeln, leicht die angeblich gefühlvollsten und edelsten Gemüther ins Schlepptau nehmen: so möchte man auch diese bequemen Wege einschlagen und das mühsame Erforschen, Zweifeln, Bedingen, Berichtigen zur Seite werfen. Weil aber der Verlauf längerer Erfahrung immer wieder das Unzulängliche jener Allgemeinheiten und dieser Ideale erweist, so wird man nochmals (wollend oder nicht wollend) gezwungen, nach allen Seiten umzuschauen, arbeitend Hand an jedes einzelne Werk zu legen, jeden Gegenstand zu erörtern, jede Frage möglichst zu beantworten.

In der That wird Raumer nicht fertig mit „mühsamem Erforschen, Zweifeln, Bedingen, Berichtigen". Viel mag bei diesem bedächtigen, skeptischen, unentschiedenen und zaudernden Verfahren auf Rechnung des Alters kommen. Denn die Alten unterscheiden sich ja bekanntlich von den Jungen dadurch, daß sie ebenso bedächtig und zaudernd in Behauptungen und Entschlüssen sind, wie letztere voreilig und schnellfertig. Aber in so schweren, verwickelten Fragen, wie die politischen und socialen, ist jedenfalls das bedächtige Verfahren der Natur der Sache angemessener als das voreilige. Hier ist dogmatisch-absprechendes Wesen weniger am Platze als kritisch-skeptisches. Es kann nach unserer Meinung gar nichts schaden, wenn einmal zum Bewußtsein gebracht wird, „wie unendlich schwer es ist politische Rechte genau und buchstäblich festzustellen, da lebendige Verhältnisse so mächtig und mannichfaltig einwirken" (vgl. Brief 55). Unreife politische Theorien haben schon genug Unheil angestiftet, als daß nicht allem politischen Dogmatismus endlich durch Skepsis und Kritik ein Ende gemacht werden sollte.

Freilich dürfen wir andererseits auch wieder in der Skepsis und Kritik nicht stecken bleiben, sondern müssen zu neuen positiven Resultaten fortschreiten. Aber so schlimm steht es auch nicht, daß die Skepsis und Kritik lediglich ein negatives Resultat haben sollten. „Die Sache ist nicht so schlimm wie sie aussieht; wenn man verständig das Besondere durch Allgemeines läutert und reinigt, und das Allgemeine durch Besonderes belebt und gestaltet, so wird es nicht unmöglich sein für Ort, Volk und Zeit, aus der Unzahl bestimmter Möglichkeiten das wahrhaft Natürliche und Passende aufzufinden." (Brief 55.) Freilich wird selbst auch dann „die wichtige Wahrheit sich geltend machen, daß keineswegs alle irdischen Mängel sich durch blos irdische Mittel vertilgen lassen, sowenig wie durch die Heilkunde alle Krankheiten". Aber „anstatt deshalb zu verwerfen die Heilkunde für den Leib, oder Staatsrecht und Politik für die geselligen Verhältnisse, sollen wir redlich, unermüdet, hoffnungsvoll forschen und handeln, um uns dem erhabenen Ziele wenigstens zu nähern". (Brief 55.)

Raumer ist zwar nicht, wie Clemens Graf zu Brandis, ein kirchlicher, confessioneller Politiker, aber darum verkennt er doch die Bedeutung der Religion im politischen Leben nicht. Richtung und Maß der geselligen Verhältnisse liegen nach ihm „in der Kraft, dem Rechte, der Sitte, der Religion". Ohne Kräfte physischer und geistiger Art sei kein Dasein, kein geselliges Leben denkbar; aber den Kräften allein vertrauen, auf Macht und Gewalt allein Staaten gründen wollen, wie manche Staatsmänner und Herrscher, sei einseitig und erweise sich als ohnmächtig. Deshalb müsse das Recht heiligend hinzutreten. So irrig es aber sei, nur an Machtvergrößerung ohne Rechtsbegründung zu denken, so irrig sei es, lediglich dem Buchstaben des Rechts zu vertrauen und alle Entwickelung der Kräfte zu vernachlässigen. Angenommen aber, Kraft, Recht, Sitte wären gleichmäßig berücksichtigt und in schönster Harmonie und Wechselwirkung;

so trete dennoch (wie die gesammte Geschichte erweise) die Mangelhaftigkeit und Hinfälligkeit alles Menschlichen nur zu oft augenscheinlich hervor, das Böse siege ob und der Verstand könne den rettenden Faden nicht finden.

Alsdann wenden sich die Zornigen zum Bösen, Gemüthliche zum Klagen, Ernstere zu stoischer Ergebung: allen fehlt die höhere Hülfe. Ohne Gott, Religion und Vorsehung, die über alle irdischen Kräfte und Triebfedern hinausreichen, diesen erst Wahrheit und Lebenskraft geben, kann der einzelne kein würdiges und glückliches Dasein haben. Wer jenen Rettungsanker hochmüthig oder leichtsinnig verschmäht, treibt dem Zufall überlassen auf dem Lebensmeere umher. Die feige Resignation, welche die Hände in den Schos legt, und die stolze Anmaßung, welche alles mit Händen und irdischen Mitteln zu Stande bringen will, sind gleich verwerflich. Alles menschliche Thun fällt haltungslos auseinander, sobald die Religion nicht heiligend und verklärend hinzutritt. Kraft ohne Recht, Recht ohne Kraft, Religion ohne Wirksamkeit und Rückwirkung auf Erden sind und bleiben mangelhaft. Allen echten gesunden Verhältnissen der Menschen liegt jene Dreieinheit zum Grunde; wir werden immerdar auf sie zurückkommen müssen und für sie Bestätigungen der mannichfaltigsten Art finden.

Diese Art der Religiosität ist denn doch eine ganz andere als die, welche wir bei Clemens Grafen zu Brandis fanden; und wir brauchen wol unsern Lesern nicht erst zu sagen, welche die wahrere, dem reinen, unverfälschten Christenthum entsprechendere sei. Die Raumer'sche Religiosität, wenn auch alles Menschliche für unzulänglich haltend, hindert doch nicht freie Entwickelung der menschlichen Kräfte; während die des Grafen Clemens in ihrer exclusiv-kirchlichen Form den Geist in die ultramontane Zwangsjacke steckt und somit alle freie Entwickelung hemmt. Die einzige Offenbarung, aus der Graf Clemens schöpfte, war das Dogma der „alleinseligmachenden Kirche"; dagegen schöpft Raumer aus der „dreifachen Offenbarung der Natur, des Geistes und der Heiligen Schrift" (vgl. Brief 3).

Clemens Graf zu Brandis zeigte wie für alles Katholische, so auch für das beschauliche Klosterleben, für die betenden Mönche und Nonnen, eine besondere Vorliebe. Hören wir dagegen, wie sich Raumer über den Gegensatz des beschaulichen und thätigen Lebens äußert. Er kommt auf den Einwand zu sprechen, der gegen das politisch-thätige Leben erhoben wird, daß nämlich durch dasselbe das beschauliche, wissenschaftliche Leben oft mit Unrecht gehindert und hintangesetzt wird, obgleich es allen andern Richtungen und Thätigkeiten voranstehen sollte.

Ich entgegne: Selbst der größte Vertheidiger des beschaulichen oder wissenschaftlichen Lebens, Aristoteles, sagt: „Thätigkeit ist Glück", woraus unleugbar folgt, daß ihm die beschauliche und die thätige Richtung im Staate nicht blos möglich, sondern auch nothwendig erscheint. Und Cicero (ein schwächerer Philosoph, aber ein größerer Praktiker) sagt von seinem Standpunkt aus: jede Pflicht und Thätigkeit, welche die Verbindungen der Menschen und die bürgerliche Gesellschaft zu schützen vermag, ist derjenigen vorzuziehen, welche sich auf Erkenntniß und Wissenschaft bezieht. Gewiß ist es grundfalsch, das beschauliche und thätige Leben unbedingt und feindlich entgegenzusetzen; erst aus freundschaftlicher Durchdringung beider entsteht das Vollkommenste, ihre völlige Sonderung erzeugt verderbliche Einseitigkeit. Aus derselben entsteht ferner die Gefahr, in übertriebener, falscher Begeisterung zu vergessen, daß im Staate die Gerechtigkeit das Gute und für alle Zuträgliche ist. Man setzt rücksichtslos das darüber hinaus, was man wol Entwickelung nennt, die um jeden Preis zu verfolgen und zu erstreben sei. (Brief 11.)

Wie aus dieser Stelle, so ist auch noch aus vielen andern zu ersehen, wie sehr Raumer alles einseitige und rücksichtslose Geltendmachen allgemeiner Principien verhorrescirt. Im ganzen Raumer'schen Buche ist ein sorgfältiges Bemühen, die Gegensätze zu vermitteln, wahrzunehmen; nichts liegt ihm ferner, als eine maßlose Politik. Maß in allen Dingen zu halten, die verschiedenen Ansichten durcheinander zu ergänzen und einzuschränken, das ist die charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Staatsweisen. Fragt ihr: Ist er Demokrat oder Aristokrat, ist er für „Volkssouveränetät" oder für „göttliches Recht", so ist die Antwort darauf: nichts von alledem und doch von allem etwas. Bei Raumer heißt es nicht: entweder — oder, sondern sowol — als auch.

Natürlich verdirbt es der Maßhaltende in der Regel mit allen maßlosen, extremen Parteien; aber daraus folgt noch keineswegs, daß es richtiger und heilsamer sei, maßlos zu sein, als Maß zu halten. Von den Sprüchen der sieben Weisen lautet ja bekanntlich auch einer: „Maß zu halten ist gut", und sollte dieser Spruch nicht ebenso im öffentlichen wie im Privatleben seine Wahrheit behalten?

Die Vertheidiger der Volkssouveränetät sowie die Anhänger des göttlichen Rechts mögen hören, wie Raumer über beides urtheilt. Nachdem er die Gründe, die sich gegen die Volkssouveränetät vorbringen lassen und in der Geschichte auch von bedeutenden Staatsmännern gegen dieselbe geltend gemacht worden, angeführt hat, fährt er fort:

Woher kommt es (diese Frage drängt sich unabweisbar hervor), daß ungeachtet dieser wichtigen, leicht noch zu vermehrenden Gründe die Lehre von der Volkssouveränetät noch immer so zahlreiche und eifrige Vertheidiger findet? Beruht dies lediglich auf Unverstand, Ehrgeiz, Leidenschaft, oder wirken auch ehrenwerthere und bessere Gründe? Die Geschichte erweist, daß unsinnige Lehren und alles wahre Recht verletzende Grundsätze jahrhundertelang mit erfolgreichem Nachdrucke sind geltend gemacht worden; aber auch, daß man (verkehrterweise) löbliche Wahrheiten ebenso lange und mit ebenso viel Eifer und Erfolg bekämpfte. Dies gebietet dem Unbefangenen auch an dieser Stelle nur mit großer Vorsicht ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Wir überzeugten uns bei der Lehre von der Ehe und dem Staate, daß der vielfach bestrittene Begriff des Vertrags zwar nicht den ganzen Inhalt umfaßte, nicht das ganze Wesen enthüllte; daß aber dunkles Gefühl immer wieder darauf hinleitete, und schärfere Prüfung erwies, das in ihm sich offenbarende Rechtselement und die damit ausgesprochene Wechselseitigkeit seien unentbehrlich. So liegt (aber freilich fast ganz überdeckt von unausführbarer Theorie und verwerflicher Praxis) auch in der Forderung der Volkssouveränetät ein Bestandtheil unvertilgbarer Wahrheit: nämlich daß die Völker nicht blos Knechte einer von ihnen ganz unabhängigen, willkürlichen Gewalt sind, daß für sie vielmehr irgendein gesetzliches Maß der Prüfung und Mitwirkung, daß eine achtbare und geachtete Rechtsstellung müsse gesucht und gefunden werden. Jedoch kann das Gefundene, Brauchbare nicht für alle Zeiten und Völker ganz dasselbe sein; es gibt natürliche Grenzen und Abstufungen..... Man muß einräumen, daß in einzelnen Zeiträumen die Völker wie von einem höhern Geiste ergriffen und geleitet wurden (numine afflantur) und man ihre Stimme nicht mit Unrecht als Gottes

Stimme bezeichnete (vox populi, vox dei); aber gleichermaßen wurden auch ganze Völker bisweilen von einer Raserei befallen, welche man (eigne Schuld ablehnend) kurzweg der Einwirkung des Teufels zuschreiben möchte!

Nachdem Raumer in dieser besonnenen, umsichtigen Weise über die Volkssouveränetät geurtheilt hat, das Wahre in diesem Begriff anerkennend, aber auch das Bedenkliche und Gefährliche desselben bei falscher Anwendung nicht verkennend, fährt er ebenso umsichtig und einsichtig über das „göttliche Recht der Fürsten" fort:

Die jetzt wieder laut hervorgehobene Lehre vom göttlichen Recht der Fürsten ist das Gegenstück, das Paroli zu der Lehre von der Volkssouveränetät (sowie die Steuerverweigerung der Gegensatz zum unbedingten Veto). In gesunden Verhältnissen sind alle diese Lehren meist praktisch unbrauchbar; in kranken leisten sie keine ausreichende Hülfe. Ganz angemessen wird das Recht mit göttlichem Willen und göttlicher Offenbarung in enge Verbindung gesetzt und hier nach einer sichern, unantastbaren Beglaubigung geforscht; allein nur das göttliche Recht Gottes hat und bedarf keiner Schranke, weiter abwärts bezieht es sich nicht blos auf die Fürsten, sondern auch auf die Völker. Ja, das Recht eines jeden, von dem Höchsten bis zu dem Geringsten, vom König bis zum Bettelmann, ist innerhalb seiner Grenze ein göttliches, geheiligtes: jede Ueberschreitung, von oben oder unten, ist gleich verdammlich und führt zur Despotie oder Anarchie. (Brief 12.)

Ist diese das Recht eines jeden als göttlich, geheiligt betrachtende und das Wahre in der Lehre von der Volkssouveränetät anerkennende Auffassung nicht christlicher, als die den „christlichen Staat" zum „Rechtsstaat" in Gegensatz stellende und die Volkssouveränetät verhöhnende ultramontane Politik des Grafen Clemens?

Ebenso weise und wahrheitsliebend als über die Theorien von der Volkssouveränetät und dem göttlichen Recht urtheilt Raumer über die verschiedenen Verfassungsformen:

Das Bemühen, den unbedingten Vorzug einer Form der Verfassung nachzuweisen, eine schlechthin allgemein passende Normalform aufzufinden, ist ein verkehrtes Bemühen. Denn wenn man auch gern gestatten muß, daß theoretisch die Bestimmung des menschlichen Geschlechts erforscht und nach Ergründung der Formen getrachtet werde, so hat sich doch bisjetzt jede durch Theoretiker ausgesonnene Staatsform (von Plato bis Morus, Harrington und die französischen Verfassungen) praktisch als ganz unhaltbar gezeigt, und durch das Bemühen, ein angeblich Ideales an die Stelle der gemeinen Wirklichkeit zu setzen, ist fast immer das noch handlich Nutzbare in bloßes Uebel verwandelt worden. Jene absoluten Formenmacher gleichen einem Schneider, welcher einen Normalrock zusammennähte und in der Freude über sein Machwerk ihn allen Kunden passend über den Leib ziehen wollte; einem Schuster, welcher leugnet, daß sein Normalschuh irgendjemand drücken könne. (Brief 13.)

Es hat Politiker gegeben, die alle Verfassungsformen für gleichgültig hielten und alles Gewicht nur auf den Inhalt, auf den Geist, in welchem regiert wird, legten. Andere wieder, den Inhalt ignorirend, machten das Heil des Staats einzig von der Verfassungsform abhängig. Auch hier hält Raumer die richtige Mitte, ist gleich fern von Verachtung als von Vergötterung der Verfassungsformen:

Es ist gleich verkehrt mit Formen Götzendienst zu treiben, als sie für gleichgültig zu erklären. Wo eine Verfassung wahrhaft lebendig war, wirkt sie nicht blos auf die Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten, sondern darüber hinaus auf alle Theile des öffentlichen und Privatlebens, der Kunst und Wissenschaft. Daher nennen Aristoteles, Isokrates, Paruta (der venetianische Staatsmann) die Verfassung das Leben oder die Seele des Staats.... Die beste Form der Verfassung stirbt ab, sobald den Besitzern die Fähigkeit fehlt, ihre Vorzüge einzusehen, oder der Muth, sie zu vertheidigen. Aus der Anhänglichkeit an die Formen und an die Personen geht die größte Tüchtigkeit der geselligen Verhältnisse hervor. (Brief 15.)

Keine Form begründet oder verbürgt nach Raumer allein die Freiheit; „keine darf Kraft, Recht, Sitte, Religion unberücksichtigt lassen. Im höchsten Sinne ist Freiheit da, wo der Geist Gottes; was aber der Geist Gottes sei, darüber sind sehr verschiedene, oft irrige und hochmüthige Antworten gegeben worden.... Ohne besser zu werden, werden die Völker nie freier; denn was ist Freiheit zuletzt anders als geistige und sittliche Tüchtigkeit und Vollkommenheit." (Brief 13 und 15.)

Ebenso wie Raumer in der Frage über den Werth der Verfassungsformen die richtige Mitte hält, gleichweit entfernt ist von Ueber- wie von Unterschätzung dieses Werths, ebenso auch noch in vielen andern wichtigen Fragen. Wir berühren z. B. nur noch die Frage über den Werth der „öffentlichen Meinung". Clemens Graf zu Brandis hatte unter anderm auch dieses mit der Kreuzzeitung gemein, verächtlich von der öffentlichen Meinung und ihrem Ausdruck in der Tagespresse zu denken und zu sprechen. Natürlich, denn die öffentliche Meinung ist ja nicht für den christlichen Staat im Sinne des Ultramontanismus und der Orthodoxie. Andere wieder in unserer Zeit treiben Götzendienst mit der öffentlichen Meinung, vielleicht nur aus demselben egoistischen Grunde, aus welchem jene als geschworene Gegner und Verächter der öffentlichen Meinung auftreten. Hören wir nun, wie Raumer sich über den Werth und die Bedeutung der öffentlichen Meinung im allgemeinen äußert:

Sowie uns einseitige Bewunderung der Lehre vom geselligen Vertrage und der Volkssouveränetät nicht abhielt zu prüfen, ob dort eine Universalmedicin verborgen oder zu Tage liege, so ist auch hier eine nähere Untersuchung nöthig, um nicht in sehr gefährliche Irrthümer zu verfallen.

Nun weist Raumer darauf hin, daß fast niemals eine einzige, ganz allgemeine und allgemein anerkannte Meinung hervortrete, sondern daß sich gleichzeitig mehrere untereinander widersprechende Meinungen entwickeln, deren jede Anspruch darauf macht, die rechte, allgemeine zu sein. Bei so bewandten Verhältnissen gehe die Unfehlbarkeit jener gerühmten höchsten Instanz, die allmächtige Hülfe des Palladiums verloren. Angenommen aber, es offenbare sich in einem gewissen Zeitpunkte nur eine ganz allgemeine Meinung, so erhalte sie zwar dadurch ohne Zweifel größeres Gewicht und Bedeutung; die Erfahrung beweise indeß, daß derlei öffentliche Meinung keineswegs immer das Ergebniß ist von naturgemäß sich bildenden und wechselseitig erziehenden Gegensätzen, sondern daß sie oft nichts berücksichtige, alles tyrannisch umwerfe und später über den Wahnsinn erstaune, den sie für Weisheit hielt.

Die öffentliche Meinung ist also an und für sich nicht immer gut; sie bedarf eines höhern Prüfsteins, einer erhabenen

Beglaubigung.... Die Lehre von der Allmacht der öffentlichen Meinung legt alle Gewalt lediglich in die Gegenwart, sie ist eben die Meinung des letzten Tags und muß, wenn sie die unzähligen Tage der Vergangenheit und Zukunft unberücksichtigt läßt, diesen nothwendig unterliegen. Sie steht, sobald sie von allem Dauerhaften (insbesondere den Gesetzen) absieht, ohne Zweifel des stärksten Bundesgenossen beraubt. Umgekehrt rauben Vergangenheit, Zukunft und Gesetze dem Augenblicke der Gegenwart und den Meinungen der Gegenwart keineswegs ihre hohe Bedeutung. Man soll sie aus Hochmuth weder unberücksichtigt lassen, noch sich ihnen kurzweg aus Feigheit unterwerfen. Der wahre Staatsmann erzeugt, prüft, zügelt, beherrscht die Meinungen. (Brief 15.)

In dem „Staat auf christlicher Grundlage" von Clemens Graf zu Brandis stießen wir wiederholt auf Invectiven gegen die Revolution und die Revolutionäre. Hören wir dagegen, wie weise, wie wahrheits- und gerechtigkeitsliebend sich auch über diesen Punkt Raumer äußert, wie er auch hier gleich weit entfernt ist von Verdammung wie von Bewunderung. Alle Bedeutungen des Wortes Revolution stimmen nach Raumer darin überein, daß sie eine Bewegung sei; wo aber Bewegung ist, „da ist Leben, und Leben ist besser als der Tod ohne Bewegung. Allerdings kann aber Bewegung so wie die Gesundheit bezeugen und fördern, so auch Krankheit und Tod herbeiführen und beschleunigen, und hier zeigt sich der Uebergang zu jenem so häufigen und natürlichen Loben und Tadeln der Revolutionen." Raumer gibt zu, daß Revolutionen den Charakter des Heftigen, Gewaltsamen, Zerstörenden an sich tragen; um aber diesen schweren, unabweisbaren Tadel nicht parteiisch blos nach einer Seite hin auszusprechen, bemerkt er, „daß nicht diejenigen die ersten Revolutionäre sind, welche zu gewaltsamen Mitteln schreiten, sondern diejenigen, welche diese Möglichkeit (oder gar Nothwendigkeit) dadurch herbeiführten, daß sie nützliche, zeitgemäße Besserungen, Reformen hemmten und verweigerten. Die sogenannten Antirevolutionären haben gewiß die Hälfte der Revolutionen herbeigeführt." Kein Geschichtskundiger kann nach Raumer leugnen, daß aus Revolutionen auch große Wohlthaten für die Menschheit hervorgingen, Uebel vertilgt, Abgestorbenheit gehemmt, neue Lebenskräfte herbeigeführt wurden. Dennoch hebt er auch die Schattenseiten dieser hitzigen politischen Fieber hervor und sucht nachzuweisen, aus welchen Gründen sie in den Staaten ausbrechen, wie sie wissenschaftlich und geschichtlich zu betrachten und wie sie zu behandeln sein dürften.

Aus solcher Betrachtungsweise, welche die Revolutionen nicht, wie Clemens Graf zu Brandis und mit ihm alle orthodoxen Politiker, als Empörungen gegen Gott, als Beleidigungen der göttlichen Majestät, sondern als nothwendige und unter gewissen Bedingungen heilsame geschichtliche Krisen auffaßt, ist jedenfalls mehr zu lernen als aus den frommen Invectiven jener.

Wir könnten nicht müde werden die politischen Weisheitssprüche Raumer's auszuheben. Doch wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen. In demselben wechseln die rein theoretischen Erörterungen mit geschichtlichen Darlegungen der geselligen und politischen Verhältnisse bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten ab, und dadurch erhält das Buch nicht blos einen großen Reichthum und eine bunte Mannichfaltigkeit an Inhalt, sondern es wird auch immer einleuchtender: „Eine Theorie, welche nur eine Form zuläßt, alles über einen Leisten schlägt, thront auf bitterer Armuth und zerstört die lebendige, unendliche Mannichfaltigkeit der natürlichen Erscheinungen." (Brief 9.)

Nach Raumer wirkt politische Unduldsamkeit nicht minder gefährlich und schädlich als religiöse. Wir fügen hinzu, daß politische Unduldsamkeit eine nothwendige Folge der religiösen ist. Das Buch von Clemens Grafen zu Brandis hat uns wenigstens von neuem in diesem Gedanken bestärkt. Einer alleinseligmachenden Kirche kann nur eine alleinbeglückende Politik folgen. Ein exclusiver Glaube fordert ein exclusives weltliches Regiment. Sollen daher die Völker politisch frei werden, so müssen sie vor allen Dingen religiös frei werden. Die Reformation hat nur darum auch in politischer Beziehung so befreiend gewirkt, weil sie in religiöser die Geister vom Joche des Dogma erlöst. Doch mit der Reformation hat diese in religiöser wie in politischer Beziehung befreiende Bewegung nur begonnen; an uns ist es, sie weiter und zu einem gedeihlichen Ziele führen zu helfen. *)

Julius Frauenstädt.

*) Von desselben Verfassers Werke „Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" ist vor kurzem eine dritte verbesserte und vermehrte Auflage (Leipzig, Brockhaus) erschienen. Der Verfasser bemerkt in der „Berlin, 22. October 1860" datirten Vorrede, es seien seit der zweiten Ausgabe dieses Buchs so viele lehrreiche und umfassende Werke erschienen, daß es ihm unmöglich gewesen, sie sämmtlich zu lesen, auszuziehen und zu beurtheilen. Er habe eine Auswahl treffen und sich auf einen engern Kreis beschränken müssen. Mithin sei diese dritte Auflage allerdings verbessert und bedeutend vermehrt; im wesentlichen habe er aber an dem frühern Plane und Zweck festgehalten, „nicht für Eingeweihte und eigentliche Sachverständige, sondern für gebildete Männer eine kurze, ihnen viel Zeit ersparende, verständliche Uebersicht des Ansprechendsten zu geben". Zum Schluß bemerkt er, er habe es nicht versucht, „Männer und Systeme blos durch allgemeine Formeln zu charakterisiren", vielmehr es vorgezogen, „schlagende, wie Blitze erleuchtende Stellen mit den eigenen Worten der Verfasser anzuführen und dadurch zu einer innigern Bekanntschaft Veranlassung zu geben". Wunder genommen hat es uns einigermaßen, unter diesen Citaten keinen aus den Schriften unserer Dichter (außer A. von Haller), eines Goethe, Herder, Schiller, um nur die größten zu nennen, in diesem so verdienstlichen und so brauchbaren Werke zu begegnen. Namentlich aus den beiden erstern, die kaum zu umgehen waren, würden unsers Dafürhaltens viele „wie Blitze erleuchtende Stellen" über die in diesem Werke behandelten Fragen anzuführen gewesen sein. Allerdings hat sich die deutsche Wissenschaft, obschon sie der neuerwachten deutschen Poesie außerordentlich viele Anregungen und ihre Befreiung von den Fesseln des Pedantismus, der Trockenheit und Geistlosigkeit verdankt, in neuester Zeit der Poesie ziemlich schroff gegenübergestellt; aber Goethe, Herder und Schiller waren nicht blos Dichter, sondern auch Denker und Culturhistoriker. Mit dieser Nebenbemerkung, die vielleicht auf den Verfasser speciell gar nicht einmal paßt und die anzubringen wir hier eben nur die Gelegenheit ergriffen, sollen natürlich gegen den hervorragenden Werth und die durch drei Auflagen sattsam bewiesene Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit des Buchs keinerlei Zweifel erhoben werden. D. Red.

Der Syrakusaner Dion.

Das Leben des Syrakusaners Dion. Eine gekrönte Preisschrift von Thaddäus Lau. Prag, Kober und Markgraf. 1860. 8. 20 Ngr.

Wenn wir bei dieser 1853 von der philosophischen Facultät der Universität Königsberg mit dem Preise gekrönten und in der That preiswürdigen Monographie einen Augenblick verweilen, so geschieht dies namentlich auch wegen der augenfälligen, merkwürdigen Vergleichspunkte, welche die Vertreibung des jüngern Dionys mit den letztjährigen Vorgängen in jenem Theile Italiens bietet und auf die unsers Wissens auch im „Deutschen Museum" auf Anlaß vorliegender Schrift bereits aufmerksam gemacht wurde. Diese Vergleichspunkte liegen im Gegenstande selbst; Thaddäus Lau konnte sie, als er die Schrift ausarbeitete, so nicht voraussehen. Er würde auch davon schwerlich viel Gebrauch gemacht haben, wie er es ja auch verschmäht hat, gewisse allgemeine Parallelen mit modernen Staatszuständen und politischen Ereignissen, die sein Stoff ihm auch sonst entgegentrug, in den Vordergrund zu stellen. Er bemerkt hierüber im Schlußwort: „Leicht wäre es gewesen, für den behandelten Stoff ein größeres Interesse zu gewinnen. Dazu hätte es nur bedurft, das Colorit der Darstellung durch moderne Anspielungen, durch Parallelen und Digressionen auf heutige Zustände, durch feuilletonistische Schilbereien zu heben, wie sich Mommsen dieses Mittels in seiner «Römischen Geschichte» mit so vielem Erfolge bedient hat. Wir haben es vorgezogen, uns lediglich an die Quellen zu halten; es ziemt nicht der Würde der Geschichte, sich der Schmink- und Toilettenkünste der Schauspieler zu bedienen."

Die Zustände auf Sicilien unter dem ältern und jüngern Dionys glichen ziemlich stark denjenigen, wie sie unter den beiden letzten Regierungen im Königreich beider Sicilien stattfanden. Gewaltmaßregelungen, Hinrichtungen, Einkerkerungen und Verbannungen waren an der Tagesordnung, obschon damals wie heute das Gerücht, von den Privatgegnern der bestehenden gewaltthätigen Regierung geschürt, manches übertrieben und ins Schwarze gemalt haben mag. Mancherlei absichtliche Erfindungen wurden ohne Zweifel in Umlauf gesetzt; aber auch diese, die auf ihren Werth oder Unwerth zurückzuführen jetzt schwer sein möchte, in Abzug gebracht, war der Zustand gräßlich genug. Namentlich hatte das schleichende Spioniren der geheimen Polizei dieselben demoralisirenden Folgen, die es auch in modernen Staaten gehabt hat. Keiner war vor dem andern sicher; die Familienbande waren gelöst, alles Vertrauen vergiftet, jedes öffentlich oder selbst in den vier Wänden der Häuslichkeit gesprochene Wort belauert, Heuchelei und kriechende Schmeichelei an der Tagesordnung. Lau bemerkt über diesen Gegenstand: „Die geheime Polizei der alten Tyrannen war ganz trefflich organisirt und stand den neuern Einrichtungen wenig nach. Von Hiero, den Pindar in seinen Oden preist, sagt Aristoteles («Politik», V, 9), er habe seine Otakusten überall hingesandt, wo es Gesellschaft gab, um die Anwesenden auszuhorchen, und erwähnt dabei auch die Prosagogen, welcher Name Anlocker bedeutet, also was man in Paris provocateurs nennt, Polizeispione, welche verkleidet sich mit Fremden einlassen und sie dabei zu arglosen Aeußerungen über die Regierung veranlassen sollten, welche sie dann höchsten Ortes anzeigten. Nach einer andern Lesart gab es auch weibliche Spione, welche ebenfalls im Dienste der Polizei standen, wie zu Paris die sogenannte Cytherische Cohorte." Dergleichen sich von selbst aufdrängende Hinweisungen auf Zustände und Einrichtungen der Gegenwart gestattet sich der Verfasser äußerst selten, und er verweist sie dann in die Noten.

Es ist zwar eine weit verbreitete Ansicht, daß die Politik mit der Moral nichts zu thun habe; aber die Geschichte lehrt, daß Regierungen, welche diesen Grundsatz dahin anwenden, daß sie sich nur unsittlicher und entsittlichender Mittel bedienen, keinen Halt haben in sich selbst, sondern bei vielleicht äußerer scheinbarer Gesundheit in sich krank und morsch sind und bei dem ersten auf ihren Mittelpunkt geführten und energisch und geschickt geleiteten Stoße zusammenbrechen. Was helfen noch so zahlreiche und übermüthige Leibwachen oder Garden, wenn dem sittlichen Geist keine Wache zur Stütze dient? Auf diese Fäulniß der Dionysischen Herrschaft rechnete der verbannte Dion, als er mit geringen Streitmitteln es unternahm, sie über den Haufen zu stürzen. Es waren etwa 800—1000 angeworbene bewährte Krieger, mit denen er sich einschiffte; von den sicilischen Verbannten, deren Zahl sich auf nicht weniger als 1000 belief, hatten nur 25 (nach Diodor 30) ihren Beistand zugesagt. Die meisten waren, wie dies auch heutzutage so oft der Fall, wegen ihrer Zungenfertigkeit verbannt; sie waren Lärmer und Schreier, aber nicht sehr geneigt, ihr Leben, wenn es galt, einzusetzen und das Schwert statt die Zunge zu schärfen. Mit dieser geringen Macht eroberte Dion im Sturmlauf Sicilien und Syrakus, letzteres bis auf die Burg, die längere Zeit tapfer aushielt, denn Unentschlossenheit und Feigheit gehörten, wie Lau bemerkt, nicht zu den Fehlern des zweiten Dionys. Aber die Tage seiner Herrschaft waren gezählt; zu spät, wie dies meist der Fall, verstand er sich zu allerlei Concessionen, die zu rechter Zeit gewährt und ehrlich gehalten, ihn vielleicht für den Augenblick hätten retten können; er versprach die Abgaben zu ermäßigen, die Einwohner zu keinem Kriege zu zwingen u. s. w. Man wußte aber gegnerischerseits, daß dies nur Winkelzüge waren. Ein überaus ungestümer, anfangs für die Dionysianer mit Erfolg gekrönter Ausfall wurde nach blutigem Gemetzel von Dion, der dabei selbst an der Hand verwundet wurde, zurückgeschlagen. Dionys wagte nun keine Landschlacht mehr; nachdem er, um freien Abzug zu erhalten, Dion vergebens zuerst die Hälfte seines Reichs, dann die ganze Herrschaft angeboten hatte, hielt er es endlich, um nicht lebendig in die Hand des Feindes zu fallen, für das Beste, sich mit seinen kostbarsten Schätzen heimlich nach Italien einzuschiffen, was ihm auch glücklich gelang. Dion und Garibaldi, die Burg von Syrakus und Gaeta — wem fielen diese Parallelen nicht unwillkürlich ein? Dion erlebte Undank, wie ihn auch Garibaldi von gewisser Seite erlebte und noch mehr erlebt haben würde, wenn er sich etwa zum Dictator aufgeworfen hätte, statt sich bescheiden nach Caprera zurückzuziehen.*) „Volksdank und Fürstendank! Da ist kein Unterschied!" fühlt Lau sich versucht auszurufen. Die Wirren und Parteikämpfe, die nach der Flucht des Tyrannen den Zustand der Dinge unsicher machten, finden in neuerer Zeit Parallelen genug, und in Neapel nicht allein.

Doch man lese die Schrift selbst nach, welche, obschon sie auf dem gründlichsten Quellenstudium beruht und keinem leichten Unterhaltungszwecke huldigt, doch so geschrieben ist, daß sie auch von dem intelligentern Theile des allgemein gebildeten, nicht eigentlich gelehrten Publikums mit Nutzen wird gelesen werden können. Die Schrift ist instructiv und reich an pikanten Zügen. Zu den anziehendsten Episoden derselben gehört unter anderm die Darstellung des Verhältnisses zwischen Plato und Dionys. Von andern Gewalthabern, welche im Sinne der beiden altsicilischen Despoten die Tyrannei übten, unterschied sich der jüngere Dionys — denn der ältere lebte blos dem materiellen Genuß — doch wesentlich durch seine philosophische Bildung und die innigen Beziehungen zu dem ersten Philosophen seiner Zeit, dem er sogar einigen Einfluß auf seine Regierungsweise gestattete. Man könnte hierbei an irgendeinen „aufgeklärten Despoten" des vorigen Jahrhunderts denken, zunächst an das Verhältniß zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire, dem es auch nicht an Intimität und schließlichen Differenzen fehlte, wenn es jemand im Ernste in den Sinn kommen könnte, den „philosophischen König" von Preußen mit dem blasirten philosophischen Tyrannen von Syrakus vergleichen zu wollen.

*) Auch in ihren Charaktereigenschaften weisen Garibaldi und Dion manche Verwandtschaft auf; nur eine gewisse abenteuerliche romantische Schwärmerei, die Garibaldi eigen zu sein scheint und vielleicht auf altgermanische Abstammung hinweisen dürfte, war dem antiken Dion fremd.

Auf diesen hatte sein Umgang mit Plato eine Zeit lang den wohlthätigsten Einfluß; bei seinen Symposien fingen Anstand und Sittsamkeit an zu herrschen und er befleißigte sich gegen jedermann eines sanften und leutseligen Betragens. Ja Plato kam durch ihn so in Mode, daß, wie Plutarch berichtet, alle Menschen hinliefen, um sich in der Philosophie unterrichten zu lassen und daß die Stadt von den vielen Fremden, die zu diesem Zwecke nach Syrakus kamen, voller Staub war. Bei der Bevölkerung einer modernen Hauptstadt in diesem Grade einen Philosophen in Schwung zu bringen, möchte doch wol schwer fallen. Dionys hatte sich durch fortgesetzten Umgang an Plato so gewöhnt, „daß er ihn nicht entbehren konnte; eine Art heftiger Liebe zu demselben hatte ihn ergriffen, von Plato allein wollte er geliebt und geachtet sein, dafür verlangte er aber, daß jener seine Freundschaft der des Dion vorziehen möchte, ja er war sogar bereit, für ein solches Versprechen die Tyrannei niederzulegen". Natürlich hatte Plato auch eine mächtige Partei gegen sich, die der Höflinge und Leibtrabanten, denen an diesem vermenschlichenden Einfluß des griechischen Philosophen auf Dionys sehr wenig gelegen war, und da Plato bei diesem die Zurückberufung Dion's dringend und unablässig zu befürworten fortfuhr, so kam es zwischen beiden zu einem offenen Bruch. Nun zeigte sich aber auch wieder der raffinirte Tyrann, denn Plato, der bisher im Garten neben dem Palaste gewohnt hatte, erhielt nun den Aufenthalt unter den ihm aufsässigen Trabanten und Leibwächtern angewiesen, mehr wol, wie der Verfasser meint, um ihn zu beleidigen, als, wie Plutarch meint, um ihn den Mishandlungen der Söldlinge auszusetzen. Zuletzt mußte Dionys ihn jedoch ziehen lassen, ja er fand es sogar für angemessen, seine Feindschaft mit Plato vor der Welt durch ein feierliches Abschiedsfest und andere Höflichkeiten zu verdecken. Nach Plutarch habe Dionys den Philosophen bei der Abreise gefragt, er werde wol seinen philosophischen Freunden viel Böses von ihm erzählen, und Plato darauf mit feinem Lächeln erwidert: „Ich hoffe, daß es in der Akademie nie so sehr an Stoff zum Reden gebrechen soll, daß jemand an dich denken wird." Jedenfalls lebte in dem jüngern Dionys etwas Edleres, aber er hatte, und auch dies gibt einen neuen Vergleichspunkt, die als Erbschaft mitübernommenen Sünden seines Vaters und Vorgängers zu tragen und dafür zu büßen. Mit dem System, in welchem er aufgewachsen und mit dem die ganze Dionysische Herrschaft verwachsen war, mußte er stehen oder fallen.

Wir mögen jedoch von dieser gehaltreichen Schrift nicht scheiden, ohne folgende interessante Bemerkung des Verfassers aus dem Eingange seiner Schrift mitgetheilt zu haben: „Wir Neuern sind gewohnt, über die erste Kindheit und die Jugendjahre des Mannes, dessen Leben dargestellt werden soll, möglichst genaue und eingehende Untersuchungen anzustellen. Wir erledigen eine Menge von Vorfragen, bevor an die eigentliche Aufgabe herangetreten wird. Die Abstammung und Geburt, die Verwandtschaft und Sippe, die Kinderspiele und Freundschaften, Unterricht und Erziehung, Schule und Lehrer, die Lieblingsbeschäftigungen und Neigungen, Anlagen und Talente — bei allem dem pflegt der moderne Biograph in ausführlicher Schilderung zu verweilen. Sind die einschlagenden Thatsachen dunkel oder fehlen die betreffenden Nachrichten ganz, so wird dem Leser die Einleitung darum doch nicht erspart; er muß sich übel oder wohl durch eine unvermeidliche Bedettenkette von Reflexionen und Combinationen, von Hypothesen und Deductionen durchschlagen, welche das thatsächliche Material ersetzen sollen. Unsere redselige und schreibfertige Aera erzeugt biographische Arbeiten, welche nicht allein lange Abschnitte und Kapitel, welche ganze Bände mit Partien des bezeichneten Inhalts anfüllen. Die Lebensbeschreibung der Alten dagegen verlegt den Schwerpunkt der Darstellung ohne Aufenthalt und ohne Umschweife in das gereifte Mannesalter, in die Zeit der Thaten und Handlungen; sie ignorirt entweder die Jugendgeschichte des Helden völlig, oder vernachlässigt dieselbe doch auffallend. Fast ohne Ausnahme begnügen sich die antiken Biographen mit einer lakonischen Angabe des Vaterlandes und Geschlechts, dem der Held entstammt; wenn es hoch kommt, fügen sie mitunter die Namen der Lehrer hinzu, in deren Umgang sich der Jüngling zu bilden versuchte. Ein näheres Eingehen auf die weitern Einflüsse, welche die Entwickelung des Mannes gefördert oder gehemmt, wird stets vermieden." **H. M.**

Die Geschichtsverfälschung in den neuern historischen Dramen.

Aus welchen politischen Gründen das Alterthum die Benutzung solcher Stoffe, die der Zeitgeschichte angehörten, für dramatische Darstellung nicht duldete — Aeschylus wurde wegen der „Perser" bekanntlich gestraft —, mag jetzt unerörtert bleiben, denn wenn Athen und Rom von ihrem besondern Standpunkte auch recht daran thaten, die neuere Zeit hat sich über diese Bedenklichkeit längst hinweggesetzt. Shakspeare dürfte wol wenn nicht als der erste, doch jedenfalls als derjenige anzusehen sein, der mit nachhaltigem Erfolg und nachgeahmtem Beispiel historische Stücke, bis auf den Vater der Königin, unter welcher er lebte und dichtete, herunter, auf die Bühne brachte; doch enthielt er sich solcher Stoffe, welche wie Johanna Gray näher lagen und später ebenfalls, ob mit dramatischem Geschick oder nicht, bleibe hier ununtersucht, auf die Bühne gebracht wurden. In Frankreich that bekanntlich erst Corneille durch seinen „Cid" einen Eingriff in die Tradition, welche nur antike Stoffe zu behandeln verstattete; dann war es Voltaire, der in seinem „Mahomet", „Tancrède" und andern Geschichtliches aus dem Mittelalter erwählte; die neuere Zeit, die Gegenwart, blieb unberührt, oder wenn ja ein Versuch gemacht wurde, so blieb er unbeachtet. Diesseit des Rhein hat man alle Bedenklichkeit hierin schon längst abgeschüttelt und Otto von Wittelsbach, Agnes Bernauer, Kaspar der Torringer sind schon im vorigen Jahrhundert über die Breter, die die Welt bedeuten, geschritten. Man ist also über die Zulässigkeit geschichtlicher Stoffe nicht nur längst einig, sondern man scheint ihnen sogar vor solchen aus der Luft gegriffenen Nebelbildern, wie Müllner's „König Yngurd" war, entschieden den Vorzug zu geben.

Eine doppelte Klippe scheint aber hier von den Dichtern vermieden werden zu sollen. Einmal die Verunstaltung geschichtlicher Treue und Wahrheit. Wie Goethe gesagt hat, obgleich nur im Scherz: „Und besonders die Poeten, sie verderben die Natur", so kann man, obgleich im leidigen Ernste, sagen: sie verderben die Geschichte. Es wird kaum irgendein geschichtliches Drama zu nennen sein, in welchem nicht, absichtlich oder zufällig, gröbere oder kleinere Verstöße gegen die Wahrheit der Thatsachen, der Personen, oder wenigstens des Colorits, der Sitten und Gebräuche, zu finden wären. Was an Goethe's „Götz" und „Egmont", an Schiller's „Maria Stuart" und „Jungfrau" augenfällig, obgleich natürlich mit Willen und Wissen der Dichter, Ungeschichtliches ist, kann als allgemein bekannt hier wol übergangen werden. Ob der Dichter ein Recht habe, mit der geschichtlichen Wahrheit so frei zu schalten und zu walten, wird freilich von verschiedenen Seiten auch verschieden beantwortet werden; die Dichter werden sich das Recht, nach Belieben, d. h. nach ihrer dichterischen Anschauung, dem immerhin spröden Stoff eine für ihren Zweck geeignete Umgestaltung zu geben, nicht nehmen lassen, die Geschichtsfreunde werden darin eine Verstümmelung der Wahrheit, eine Veruntreuung eines anvertrauten Gutes, eine an dem Publikum, auf das der Dichter mit weit größerer Macht einzuwirken vermag als der bloße Erzähler, begangenes Unrecht, ja eine Versündigung erkennen. Sie werden gegen den Dichter dasselbe Gesetz in Anwendung bringen wollen, welches auch dem Landschafter oder dem Prospectenmaler verwehrt, etwa um größern Effect hervorzubringen, neben oder gegenüber einem wirklichen altdeutschen kirchlichen Gebäude einen erfundenen oder anderswo gelegenen modernen Palast aus der Zeit der Renaissance hinzustellen, wennschon ihnen nicht gewehrt ist, die belebende Staffage nach ihrem

Belieben, nur daß auch sie im Einklang mit dem Ganzen sei, zu wählen. Aber man wird es jederzeit als eine offenbare Verdrehung der Wahrheit ansehen, wenn „das Ding, das nicht ist", als vorhanden und wirklich hingestellt und Tausende von Unwissenden, die dem mit der Macht des Worts an ihre Seelen sich wendenden Dichter im guten Glauben, er stehe auf dem Boden der Thatsachen, sich hingeben, dadurch irre geführt und getäuscht werden. Nicht leicht aber ist dies in einem ärgern und stärkern Grade gethan worden, als in dem mit lebhaftestem Beifall, wo er nur gegeben wurde, aufgenommenen „Zunftmeister von Nürnberg".

Schon der Titel des Stücks ist eine Unwahrheit. Daß ein Zunftmeister existirt habe, setzt nothwendig die Existenz von Zünften voraus. Wenn aber gerade in Nürnberg es niemals Zünfte gegeben hat, so konnte doch wol auch ein Zunftmeister nicht existiren. Wie? wird man rufen, in Nürnberg, dieser gerade um ihrer vielen aus dem Boden des Handwerks hervorgegangenen kunstreichen Erfindungen willen berühmten Stadt, soll es keine Zünfte gegeben haben? Nein, ihr lieben Männer von Athen, und wenn ihr euch auch noch so ungeberdig stellt, es hat keine Zünfte gegeben, obgleich Handwerke in aller und jeder Weise. Aber, werdet ihr sagen, das ist ja leeres Wortgefecht; Zunft ist Handwerk und Handwerk ist Zunft. Nein, ihr Guten, ihr müßt erlauben, daß man auch hier widerspreche: Handwerk ist noch keineswegs Zunft, obgleich Zunft in den meisten Fällen Handwerk sein wird. Wenn man die Worte nur so obenhin gebraucht, ohne weitere Folgerungen daraus zu ziehen, dann kann es ziemlich gleichgültig sein, ob man von einer Zunft oder aber von einem Handwerk der Schlosser, Schmiede, Schneider u. s. w. redet; wenn es sich aber darum handelt, das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen, es nicht blos misbräuchlich anzuwenden, so ist es gar nicht einerlei, ob man so oder so rede. Unter Zunft im eigentlichen Sinne versteht man eine geschlossene Genossenschaft, welche nicht blos zur selbstbeliebigen Ordnung ihrer innern Angelegenheiten vollkommen befugt ist, ihre Vorstände und Vertreter zu wählen, Versammlungen ohne alle Controle zu halten, Strafen aufzuerlegen Macht hat, sondern die auch zur Theilnahme an der Regierung und Verwaltung des Gemeindewesens, dem sie angehört, berechtigt ist. Von solcher Beschaffenheit waren z. B. die Zünfte von Florenz; in Deutschland möge vor allem Augsburg genannt sein. In Nürnberg aber war dieses Verhältniß, mochte es auch in den andern deutschen Städten größerentheils vorhanden sein, nicht vorhanden und damit fällt also schon der Titel und mit ihm ein guter Theil des geschichtlichen Nebelgebäudes darnieder.

Noch mehr. In Nürnberg gab es weder vor noch nach dem Aufstande von 1348 Zünfte. Daß dieser Aufstand aus dem von einer demokratischen Partei ausgegangenen Bestreben, ebenso wie es in andern Städten den Handwerkern, dem populo minuto, gelungen war, die Herrschaft der bevorzugten Geschlechter — die man beiläufig gesagt im 14. Jahrhundert auch noch nicht einmal im Traume Patricier nannte — zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen, so ein Gleiches auch in Nürnberg zu unternehmen, eben dieser Umstand beweist erstlich, daß es vorher keine Zünfte gab, sonst wäre ja kein Versuch gemacht worden, sich als solche zu constituiren, und zweitens ist es aus der folgenden Geschichte bekannt genug, daß es auch nachher keine Zünfte, d. h. keine Handwerksgenossenschaften in der oben bezeichneten Weise gab. Der Dichter des „Zunftmeister" hat sich für berechtigt gehalten, die in der Geschichte der Stadt Nürnberg nicht erklärte Thatsache, daß etwa 30 Jahre nach dem Aufruhr (also 1378) Handwerker dem Kleinen Rath beigezogen worden, aus einer solchen gewaltsamen, jene frühere Bewegung wiederholenden Sturmpetition zu erklären, und er würde hierin nicht zu tadeln sein, wenn nur nachher, d. h. von 1378 an, Zünfte vorhanden gewesen wären. Aber, was auch die Veranlassung gewesen sein mag, daß acht Handwerker, Schneider, Kürschner, Färber, Bäcker, Bierbrauer, Lederer, Blechschmiede (nicht Goldschmiede), Fleischhacker in den Kleinen Rath aufgenommen wurden, weder waren diese Handwerke seitdem zünftig, noch waren ihre in den Rath aufgenommenen Mitglieder Vertreter ihres Handwerks, sondern es war dies lediglich ein Ehrenamt, mit welchem man wahrscheinlich die bedeutendsten Handwerke gewinnen wollte, um etwa möglichen Wiederholungen des Aufruhrs vorzubeugen, aber keineswegs eine Vertretung ihrer Handwerksgenossen, um als solche bei dem Regiment der Stadt mitzuwirken. In allen Handwerksangelegenheiten waren es vielmehr die Geschworenen des Handwerks, welche von dem Rath über alle vorkommenden Fälle befragt wurden. Mit der Ehre, je einen aus ihrem Mittel zu dem Rath gezogen zu sehen, begnügten sich die Handwerke, da doch gelegentlich auf mittelbarem Wege aus dem collegialischen Verhältniß auch für sie einiger Vortheil entsprang, und es liegt auch nicht die leiseste Spur vor, daß eine solche gewaltsame Bewegung, wie sie der Dichter dargestellt hat, um diese angebliche Zunftberechtigung zu erwerben, gemacht worden wäre. Daß gemäß dem der menschlichen Natur eigenen Verlangen, Versagtes und Verwehrtes sich anzueignen, auch noch später, im 15. Jahrhundert, wiederholte Versuche zu eigenmächtigem Benehmen vorkamen, könnte man dem Dichter, wenn er glaubt, daraus eine Bestätigung seiner Aufstellungen zu entnehmen, recht gern selbst darbieten, nur müßte er dabei auch beachten, daß einem jeden solchen Unterfangen, mochte es von einem Handwerk ausgehen, von welchem es wollte, sofort mit Entschiedenheit entgegengetreten und mit Strafen eingeschritten wurde. Die Handwerker durften keine besondern Trinkstuben haben, keine Versammlungen halten, und wenn im letztern Falle einzelne, höchst seltene Ausnahmen gemacht wurden, so geschah es unter Anwesenheit obrigkeitlicher Personen, sie durften über Misbräuche nicht selbst Strafen verhängen; sie durften die Zahl ihrer Gesellen und Lehrlinge nicht eigenmächtig vermehren. Ausdrücklich ist endlich zu beachten, daß nicht blos der Ausdruck Zunft amtlich nie gebraucht, sondern immer nur Handwerk gesagt wird, sondern auch daß der Rath in nicht wenigen solcher strafenden Erlasse mit bestimmten Worten ausspricht: es sei das zünftische Wesen verboten, er wolle nichts Zünftisches dulden.

Hiermit fiele im Grunde aller Anspruch des Stücks auf geschichtliche Wahrheit zusammen, denn die Anwendung der Namen Behaim, Holzschuher, Tucher, Garland u. s. w. wird doch wol den eben nachgewiesenen Mangel nicht zu ersetzen vermögen; manche haben die Meinung ausgesprochen, das Stück habe im Grunde so wenig specifisch Nürnbergisches, daß man es ohne viele Mühe auf irgendeine andere Stadt transponiren könne. Dabei soll jedoch sein ästhetischer Werth ihm ungeschmälert sein. Doch eins möge noch bemerkt werden. Daß der Held, der Goldschmied Wilhelm Kraft — beiläufig: die Goldschmiede träten erst im 16. Jahrhundert an die Stelle der Blechschmiede in den Rath, doch das ist unerheblich —, eine Liebschaft mit der Tochter eines „Patriciers" hat, mag dem Dichter, um der aufzulösenden Gegensätze willen und um Effect zu machen, sehr brauchbar vorkommen, wie es natürlich auch der Mehrzahl des Publikums sehr zusagt, wenn diese verhaßten Scheidewände der Stände möglichst bekämpft und niedergerissen werden. Nur läuft hier ein gewaltiger Verstoß gegen das Costüm vor. Nicht darin, daß sich ein Goldschmied in eine Patricierstochter verliebt, wiewol solche Verhältnisse damals noch seltener vorgekommen sein mögen als jetzt, aber daß er, obgleich unverheirathet, dennoch Meister ist. Wie unsere Gegenwart in vielen Dingen das gerade Widerspiel der alten Zeit ist, so namentlich hier. Heutzutage muß oder soll man wenigstens Meister sein, um heirathen zu können — von den immerhin zahlreichen Ausnahmen dieser Regel glauben wir eben, weil sie Ausnahmen sind, Umgang nehmen zu dürfen —, ehemals mußte man, um Meister zu werden, geheirathet haben. Es war geradezu undenkbar, daß man Meister eines Handwerks, Mitglied des Größern oder des Kleinern Raths wurde, ohne verehelicht zu sein. Noch im Jahre 1500 wurde, offenbar um die frühere Strenge etwas zu mildern, verfügt: daß zwar auf allen Handwerken ledige Gesellen zur Meisterprüfung sollen zugelassen und, wenn sie bestehen, zu

Meistern erklärt werden, doch sollen sie das Handwerk nicht ausüben, sie seien denn vorher Bürger und im ehelichen Stand. Wie sich nun der unbeweibte Meister mit seinen 30 Gesellen — eine für jene Zeit fabelhafte Zahl —, der als Wortführer und Volkstribun nicht blos seines Handwerks, nein, der ganzen in ihrem (vermeintlichen) guten Rechte gekränkten Gemeinde auftritt, mit der geschichtlichen Wahrheit zusammenreimt, das möge der Dichter, dem man indessen keine absichtliche Verdrehung Schuld geben will, bei sich selbst erwägen.

Daß den meisten solche Ausstellungen unerheblich dünken und sie mit dem Genusse eines Stücks, das schöne Sprache, ergreifende Scenen, spannende Verwickelung, einen wohlthuenden Ausgang enthält und gut gespielt wird, vollkommen befriedigt sind, ohne auf weiteres Anspruch zu machen, ist nicht befremdlich; wird ja von der Masse nichts so gering geachtet als das zunächst so unfruchtbare geschichtliche Wissen. Doch ist noch ein zweiter Umstand zu beachten. Daß man aus dem Theater keine Kenntnisse mit nach Hause tragen werde, daß solche Schilderungen von fürstlichen Personen, wie z. B. der Königin Anna im „Glas Wasser", des Königs Ludwig XIV. im „Urbild des Tartuffe", des Königs Friedrich Wilhelm I. in „Zopf und Schwert" u. a. m., nur dem Theaterzwecke dienen, darüber ist man wol im Reinen; daß aber, abgesehen von dem geschichtlichen Zerrbilde, in dem Gemüthe der Hörenden, welche diese Darstellungen für baare Münze nehmen, sich eine ganz falsche Ansicht der Dinge entwickelt und die Begriffsverwirrung, das Leiden der Zeit, noch vermehrt wird, das ist die zweite Klippe, von der oben gesprochen wurde. Wie gegenwärtig die Sachen stehen, haben die auf bloßen Beifall der Menge speculirenden Dichter, wenn sie sich der in den gewöhnlichen Tageblättern vertretenen Meinung anschließen, wenn sie, wie Kotzebue seinerzeit gethan, von Aufklärung, Fortschritt, Gleichheit und Freiheit, Abschaffung aller Standesunterschiede und Vorrechte, Aufhebung alles confessionellen Zwangs und einer ungebundenen Befriedigung der Leidenschaft u. s. w. declamiren, gewonnen Spiel, und man kann, wenn sie weiter nichts wollen, es ihnen nicht verargen, wenn sie auf diesen wohlfeil zu erhandelnden Profit ausgehen. Ob nicht auch in dieser Hinsicht dem „Zunftmeister" der Vorwurf zu machen sei, den Neigungen des „Volks" gegenüber der Aristokratie zu schmeicheln, ob sein Erfolg nicht auch dadurch, daß gegen das Bestehende Opposition gemacht wird, erreicht wurde, ist das wol ganz zu bestreiten? Ist es nicht vielmehr überall weit leichter, anzukämpfen, zu bestreiten, zu tadeln, als zu vertheidigen, aufrecht zu halten, besser zu machen? Wenn der Dichter eine würdige Stellung einnehmen will, so kann er es nur dadurch, daß er auch das Würdige und Ehrenhafte aufrecht hält, nicht aber indem er sich zum Organ der täglich neuentstehenden und wiedervergehenden Meinungen (opinionum commenta) macht, daß er das Ewigwahre in dem Wechsel der Erscheinungen festzuhalten sucht.

Die Stadt Nürnberg hat binnen weniger Monate das zweifelhafte Glück erfahren, zwei Momente ihrer Geschichte dramatisch behandelt zu sehen. Der „Zunftmeister" wurde im Mai (Pfingsten) zum ersten mal, der „Palm" im August und September (1860) gegeben. Das letztere Stück kam in doppelter Behandlung zum Vortrag, die öffentliche Stimme hat der zweiten, und wol mit Recht, den Vorzug vor der erstern gegeben. Hier ist es gleichviel, welche Sprache schöner und naturgemäßer, welches Stück bühnengerechter sein mag; in beiden aber herrscht dieselbe principielle Unwahrheit, einen Mann, der, übrigens unbescholten und ehrenwerth, doch in keiner Weise sich über das gewöhnliche Niveau erhob, zum Träger einer großen Idee zu machen, von der, als er noch lebte, kein Mensch, der ihn gekannt hat, eine Spur bei ihm fand oder suchte. Palm's Schicksal bleibt tragisch, weil er durchaus unschuldig war und nach allem, was man weiß, von dem Inhalt der durch ihn abgesetzten Schrift und ihrem Verfasser ebenso wenig Kenntniß hatte, als sie ein Sortimentsbuchhändler in der Regel hat, dem kein Mensch zumuthen wird, daß er die ihm zum Verschleiß zugesendeten Artikel anders als höchstens dem Titel nach kenne. Selbst daß er auf die Kenntniß des Titels hin glaubte, mit der pikanten Broschüre ein gutes Geschäft zu machen, war kein Verbrechen, denn auf Geschäftemachen ist der Kaufmann angewiesen. Daß er also unschuldig, daß seine Verurtheilung ungerecht, ja grausam war, darüber wird kein Zweifel obwalten. Aber dessen ungeachtet bleibt auch dieses Drama — „Palm" und „Philipp Palm" — ein Verstoß gegen die geschichtliche Wahrheit, und mit demselben Rechte, mit welchem man sich gegen die Unwahrheit des „Zunftmeister", der etwa dem fabelhaften Eppelein von Gailing, seinem Zeitgenossen, gleichzustellen wäre, erklärt, muß man auch gegen diesen „Palm" Protest einlegen, der nichts weiter als eine nichtgeschichtliche, mit dem gegenwärtig in den Zeitungen ausgelegten Declamationskrame schöner Redensarten von deutscher Nationalität behängte Truggestalt ist. *) 60.

War Nikolaus Kopernicus ein Deutscher oder ein Pole?

Nicht blos in Warschau hat die „grata patria", wie die Unterschrift lautet, Kopernicus ein ehernes Denkmal errichtet, sondern überall bis auf diesen Tag bemühen sich die Polen in Schriften denselben als ihren Landsmann sich zu vindiciren, und es hat nichts Auffälliges, daß die polnische Nation, jetzt zersplittert und zerstreut, Trost im Andenken an eine ruhmvolle Vergangenheit sucht und jede Gelegenheit ergreift, die den alten Glanz erhöhen kann. Dieser patriotische Eifer, so ehrenwerth er an sich ist, darf uns Deutsche aber nicht bewegen, aus Mitgefühl das ihr zu überlassen, was uns mit Recht gebührt und auch unsern Ruhm vermehrt. Die Frage nämlich, ob Kopernicus ein Deutscher oder ein Pole sei, ist unzweifelhaft zu unserm Gunsten zu beantworten. Die Beweisgründe dafür sind in einer im vorigen Jahre in Thorn in lateinischer Sprache erschienenen, nicht in den Buchhandel gekommenen Schulschrift von dem vielfach um die Biographie des Kopernicus verdienten Dr. Prove zusammengestellt.

Die Argumente, welche die Polen für sich anführen, lassen sich auf drei Punkte zurückführen: a) Preußen sei zur Zeit der Geburt des Kopernicus polnische Provinz gewesen, Thorn eine polnische Stadt; b) die Vorfahren des Kopernikus väterlicherseits hätten in Krakau gewohnt, die seiner Mutter stammten aus Polen; c) Kopernicus selbst habe sich immer für einen Polen ausgegeben.

Alle drei Beweise sind erdichtet. Durch den Thorner Vertrag von 1466 trat Preußen nur in Personalunion mit Polen, erkannte keinen andern Herrn als den König, behielt seine besondern Rechte, seinen besondern Rath. Niemals später gelobten die Preußen den Nachfolgern Kasimir's eher Treue, als bis ihnen selbst von dem König der Eid geleistet war. Später versuchten die polnischen Könige dies Verhältniß zu ändern und Preußen ganz zu Polen zu ziehen. Auf dem Reichstage von Lublin 1569 setzte der König die Untheilbarkeit von Preußen und Polen durch. Trotz des Protestes wurden die preußischen Stände gezwungen, Sitz im polnischen Reichstage zu nehmen. So wurde den Polen der bisher verbotene Zugang zu Aemtern in Preußen ermöglicht. Polen ließen sich in den preußischen Grenzgegenden nieder, und ein Theil des deutschen Landadels, schon polonisirend, polonisirte seine und seiner Besitzungen Namen, wie denn im 18. Jahrhundert viele deutsche Namen von Dörfern und Gütern bei Thorn polnischen wichen. Die größern Städte aber, wie Danzig, Thorn, Elbing, hielten ihren deutschen Ursprung entschieden fest. Aus dem 16. Jahrhundert sind Rathsbeschlüsse von Thorn erhalten, die das Verbot aussprachen,

*) Obige Auslassung haben wir, weil sie in der Hauptsache sicherlich viel Richtiges und Treffendes und außerdem einige interessante historische Daten und Berichtigungen enthält, mitzutheilen nicht unterlassen wollen, ohne deshalb im einzelnen dem Verfasser immer unbedingt beizupflichten. D. Red.

Thorn eine polnische Stadt zu nennen, einer von 1586 verbietet, andere als Deutsche in die Bürgerschaft aufzunehmen, und ebenso untersagten die Innungen 1478 den Polen den Zutritt. Nur wenige Polen, und ohne Bürgerrecht, wohnten in Thorn. Bis zu dem unglücklichen Jahre 1724 findet sich in Thorn kein Pole im Rath noch unter den Schöffen.

Von den Vorfahren des Kopernicus sodann ist uns nichts Sicheres bekannt. Der Name der Familie kommt am Ende des 14. Jahrhunderts öfters in Thorn vor, als Czeppernick, Koppirnik, Koppernick. In Krakau wird 1396 ein Nikolaus Coppirnig erwähnt, ein anderer Johannes Coppernik als Zeitgenosse des Vaters des Astronomen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Zweig der Familie des Kopernicus von Krakau nach Thorn eingewandert ist. Aber ob die Familie früher in Krakau oder in Thorn gewohnt habe, darauf kommt es nicht an, wenn es sich um das Vaterland des Kopernicus handelt. Zudem waren die Bürger von Krakau größtentheils deutsche Colonisten; bis zum 16. Jahrhundert findet sich in den städtischen Acten von Krakau nichts in polnischer Sprache geschrieben. Der Vater des Astronomen weiter, wenn er auch wirklich von Krakau nach Thorn eingewandert ist, kann kein Pole sein, weil er in Thorn das Bürgerrecht hatte, mit einer vornehmen Frau aus Thorn verheirathet war und das Schöffenamt bekleidet hat. Die Mutter des Astronomen, Barbara Watzelrode, war die Tochter des angesehenen Patriciers und Schöffen Lukas Watzelrode; dies Geschlecht wird hundert Jahre lang unter den Rathsherren und Schöffen von Thorn genannt.

Endlich wenden die Polen ein, Kopernicus habe aus Vaterlandsliebe die Universität Krakau den deutschen vorgezogen. Der Beweis sagt nichts, denn die damaligen Universitäten hatten keine nationale Farbe. Daß dann Kopernicus als Student zu Padua in das Album der Polen eingetragen sein soll, ist auch bedeutungslos, denn die sogenannten Nationen auf den Universitäten waren weitumfassend, in Bologna umfaßte die polnisch-deutsche Nation Deutsche wie Polen, in Prag bestand die polnische Nation nur aus deutschen Schlesiern und verband sich mit der sächsischen und bairischen Nation gegen die böhmische, welche die von slawischer Abkunft umfaßte. In Frauenburg ferner, wo Kopernicus lebte, redete weder damals noch jetzt jemand polnisch. Endlich sind alle Schriften des Kopernicus entweder lateinisch oder deutsch abgefaßt, er hat kein polnisches Wort geschrieben. Hieraus ergibt sich, daß Kopernicus ein deutscher Mann gewesen ist. 42.

Notizen.

Baron Thiébault über München.

In Nr. 21 d. Bl. haben wir dem harmlosen Geplauder eines Engländers über die weimarische Gesellschaft einige Aufmerksamkeit geschenkt, in der heutigen gedenken wir des Geplauders eines Franzosen über die münchener. Wir meinen damit die in Paris herausgekommene Schrift des Barons Thiébault: „Vingt semaines de séjour à Munich (hiver de 1855 à 1856).“ Die Lorbern seines Großvaters haben, wie es scheint, den Baron nicht schlafen lassen. Er ist nämlich der Enkel jenes Dieudonné Thiébault, der 20 Jahre lang Friedrich's des Großen Gesellschafter war und sich durch ein jüngst wieder in Paris neu aufgelegtes Buch „Vingt ans de séjour à Berlin“ bekannt gemacht hat. Der Verfasser eines Berichts über die Schrift Thiébault's des Enkels im Maiheft von „Bentley's Miscellany“ bemerkt mit Recht, daß es sich jetzt mit dem Reisen verhalte, wie es sich auch mit der Literatur verhalte: Dieudonné Thiébault habe es sich 20 Jahre kosten lassen, um mit dem Hofe und der Gesellschaft Friedrich's des Großen bekannt zu werden, sein Enkel habe nur 20 Wochen gebraucht, um in Bezug auf den münchener Hof und die münchener Gesellschaft zu demselben Ziel zu kommen. Das Resultat ist nun auch danach. Wir kennen das Buch freilich nur aus dem Bericht in „Bentley's Miscellany“, glauben aber kaum, daß dasselbe noch weitere tiefe Geheimnisse bergen werde als diejenigen, welche der englische Berichterstatter daraus mitgetheilt hat. Daß es an einzelnen pikanten Zügen und interessanten Beobachtungen nicht fehlt, soll deshalb nicht in Abrede gestellt werden. Zumeist aber beschäftigt sich der Verfasser nur mit den Audienzen, die er bei beiden Königen, der Königin, den Prinzen hatte; mit den Hoffesten, zu denen er zugezogen wurde; mit den Diners bei hochadelichen Familien, zu denen er Einladungen erhielt. Der Verfasser vergißt nicht, genau zu erzählen, was gegessen, was getrunken wurde, von welcher Seite die Teller zugeschoben oder die Weingläser, die Messer und Gabeln entfernt wurden, ob die Stühle auch in hinlänglich bequemer Entfernung voneinander standen u. s. w. Etwas Gründliches können wir von dem Verfasser schon deshalb nicht erwarten, weil er, wie wir auf Anlaß seiner Audienz bei König Max erfahren, nicht deutsch sprechen kann, „nicht mehr als sein Großvater“, und wenn dieser kein Deutsch lernte, so geschah dies, wie wir bei derselben Gelegenheit erfahren, auf den Rath Friedrich's des Großen selbst, der darin das beste Mittel erblickte, sein Französisch vor Germanismen zu bewahren. Man denke sich umgekehrt einen Herrscher von Frankreich, der einen deutschen Reisenden warnen wollte, französisch zu lernen, damit er sein Deutsch nicht verderbe! Thiébault jun. ist infolge der huldvollen Aufnahme, die er bei den Mitgliedern der königlichen Familie und namentlich bei dem regierenden Könige fand, von der Wittelsbach'schen Familie ganz entzückt; er erklärt sie für rein national, während Oesterreich durch schweizerische Habsburger regiert würde, Rußland durch deutsche Holsteiner, Frankreich durch Corsen, England durch Hannoveraner und Braunschweiger, Preußen durch Nürnberger (liegt Nürnberg auf französischen Karten vielleicht im Kosackenlande statt in Deutschland?), Spanien durch französische Bourbons, Belgien durch Sachsen-Koburger, Holland durch Nassauer, Dänemark durch Oldenburger, Schweden durch Franzosen, Griechenland durch Baiern, Konstantinopel durch Türken und Italien durch Savoyarden, die aber jetzt ihre Wiege geopfert hätten. Um so gemischter sieht es dagegen mit der münchener Aristokratie aus, wie die Namen Cetto, Pallavicini, Arco, de la Pagerie u. s. w. beweisen dürften. In das münchener Schlaraffenleben des französischen Barons warf nur das Benehmen des österreichischen Gesandten und des Fürsten Oettingen-Wallerstein einen dunkeln Schatten. Mit jenem hatte Thiébault Karten gewechselt; als er aber mit ihm bei Hofe zusammentraf und ihn anzureden wagte, würdigte Graf Apponyi ihn keiner Antwort, und Thiébault erinnert ihn zur Strafe dafür an gewisse Wollgeschäfte mit einem Kaufmann der Straße Saint-Denis. Der Fürst Oettingen-Wallerstein hatte dem französischen Baron eine Einladung zugesagt und mit Schmerzen wartete dieser darauf, aber vergebens. Thiébault schiebt dies darauf, daß Oettingen-Wallerstein an der Spitze der liberalen Opposition gestanden habe; denn ein Mitglied der münchener Aristokratie, der sich so etwas zu Schulden kommen lasse, sei von seinen Standesgenossen verfemt, ja man vermeide es sogar, auch nur seinen Namen auszusprechen. Trotz dieser beiden harten Schläge dankt es Thiébault seinem Schicksal, daß es ihm gegönnt habe, in München, „einer glücklichen, gebildeten, künstlerischen, freien und friedlichen, weise und väterlich regierten Stadt“, einen Winter zu verleben. Von einigen Druckfehlern oder groben geographischen Irrthümern wissen wir nicht, ob sie auf Rechnung des französischen Barons oder des englischen Berichterstatters kommen. So lesen wir einmal Kiel statt Kehl, ja wir begegnen sogar einer Stadt „Rebehald“, die eine Besatzung von 6000 Oesterreichern habe. Für dieses mythische „Rebehald“ wird man wol correcter „Rastadt“ lesen müssen.

J. G. Fichte.

H. Schwarz gab heraus: „J. G. Fichte's, des deutschen Kraftmannes Lebensweisheit und vaterländische Gedanken“ (Berlin, Nicolai, 1860). Der Verfasser bemerkt im Vorwort, daß diese Darstellungen ihrem wesentlichen Inhalte nach öffentliche Vorträge waren, welche von ihm zu wohlthätigem Zwecke z

seinem Wohnorte (Ulm) gehalten wurden, und daß er sie habe drucken lassen, nachdem er von den verschiedenartigsten Seiten ersucht worden sei, dieselben als „ein wahres Noth- und Hülfsbüchlein für jeden Deutschen" zu veröffentlichen. Die Schrift zerfällt in die beiden Abhandlungen: „J. G. Fichte's Lebensweisheit" und „J. G. Fichte's vaterländische Gedanken". Der Titel der erstern scheint uns nicht ganz glücklich gewählt; denn „Lebensweisheit" im eigentlichen Sinne des Worts ist nun wol bei Fichte nicht gerade zu finden, und überhaupt ist die Philosophie, wie sie von deutschen Kathedern gelehrt wird, nicht von der Gattung, die sich auf das Leben anwenden ließe, und das gehört doch wol, genau genommen, zu dem Begriff „Lebensweisheit". In seinen vaterländischen Gedanken, wie er sie in schlimmer Zeit in seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation" niedergelegt hat, haben wir wol zumeist die dauernde Bedeutung des geist- und charaktervollen Mannes für unser Volk zu suchen. Ihm ist die Wurzel alles Uebels bei einzelnen Menschen sowol als bei ganzen Völkern die Selbstsucht, die sich bis zu ihrem höchsten Grade unter einem Volke erst dann entwickelt, wenn sie, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesammtheit der Regierten ergriffen, auch bei den Regierenden alleiniger Lebenstrieb wird. Fichte führt dann in ergreifenden Zügen die Folgen eines solchen Zustandes weiter aus. Die Deutschen erscheinen ihm nun als das Volk und Urvolk, welches bestimmt sei, ein neues menschenwürdiges Dasein zu schaffen, und nach seiner Ansicht werde nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen gelöst haben werde, sodann auch jene des vollkommenen Staates lösen. In einen Widerspruch mit seinen übrigen Grundsätzen von der Berechtigung des Ich scheint übrigens Fichte zu gerathen, wenn er will, daß die Erziehung von Staats wegen geschehen solle, wodurch das Familien-Ich ja mit gänzlicher Vernichtung bedroht sein würde. Er hielt aber die Familie, wie er sie zu seiner Zeit vorfand, für entartet und verkommen, und war daher der Ansicht, daß es nöthig sei, das zu erziehende neue Geschlecht dem Hauche des ablebenden verderbten ganz zu entrücken.

Eine im Verlagscomptoir zu Frauenfeld erschienene Schrift: „Noch ein Nachwort zu der neuen Ausgabe von Johann Gottlieb Fichte's Reden an die deutsche Nation mit einem politischen Fragmente desselben", polemisirt gegen den Sohn Fichte's, weil dieser in seinem Vor- und Nachworte zu den von ihm neu herausgegebenen „Reden an die deutsche Nation" Franzosenhaß predige, zum Kriege mahne, die gegenwärtigen Zustände für besser ausgebe, als sie früher waren (wofür er, wie der Verfasser plump witzelt, „den Orden vom treuen Mops vierter Klasse mit Distellaub" verdiene), und gelegentlich den Demokraten einen Hieb versetze, während doch Fichte junior von seinem Vater gelernt haben sollte, daß ein „ursprünglich republikanischer Geist" im deutschen Volke lebe. Angehängt ist ein ziemlich phantastischer Traum des ältern Fichte: „Die Republik der Deutschen, zu Anfang des 22. Jahrhunderts unter ihrem fünften Reichsvogt."

Viel beschäftigt sich mit dem ältern Fichte auch Siegfried Hirsch in seiner Schrift: „Erinnerungen an die Jahre 1807—13" (Berlin, Hertz, 1859), und zwar auf S. 13—20. In dieser Schrift wird das Wirken der Männer beleuchtet, welche die Wiedererweckung Preußens vorbereiteten. Der Verfasser erkennt in der Wiederherstellung des Christenthums die „Mittelthatsache" des Jahrhunderts; in ihr liegt, seiner Ansicht nach, allein die Bürgschaft, „daß die revolutionäre Umbildung, in der Europa noch immer begriffen ist, nicht in der Selbstzerfleischung oder in dem stumpfen Siechthum seiner Völker enden, vielmehr zu segensreichem Ausgang, zu gottgewählten Zielen führen werde". Möge man sich über die Tiefe und Verbreitung dieser christlich-religiösen Wiedergeburt nur nicht zu seinem eigenen Schaden täuschen.

H. M.

Bibliographie.

Brachvogel, A. E., Lieder und lyrische Dichtungen. Berlin, Vogel u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kadelbach, O., Ausführliche Geschichte Kaspar von Schwenkfelds und der Schwenkfelder in Schlesien, der Ober-Lausitz und Amerika, nebst ihren Glaubensschriften von 1524—1860, nach den vorhandenen Quellen bearbeitet. Lauban, Baumeister. Gr. 8. 1 Thlr.

Kamla, F., Gedichte. Zwei Theile. 2te vermehrte Auflage. Kiel, Akademische Buchhandlung 1860. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kohlmünzer, E., Blumen-Bouquet. Ein Cyklus von Novellen und Erzählungen. Wien, Dirnböck. 1859. 8. 18 Ngr.

Langer, A., Ein Wiener Kostkind. Volks-Roman. Zwei Bände. Wien. 1860. Gr. 16. 20 Ngr.

— —, Die Rose vom Jesuiterhofe. Historischer Volksroman aus dem Jahre 1794. Zwei Theile. Wien, Dirnböck. 1860—61. Gr. 8. 1 Thlr.

— —, Wiener Volks-Bühne. Zwei Bände. Wien, Dirnböck. 1859. 16. 1 Thlr.

Ponson du Terrail, Vicomte, Die Schwertbrüder. Roman. Frei bearbeitet nach dem Französischen von S. W. Drei Theile. Wien. Gr. 4. 12 Ngr.

Scheibe, T., Die schöne Bäckerstochter vom Himmelpfortgrund. Historischer Roman aus der Zeit Kaiser Josef II. Vier Bände. Wien. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Souchay, E. F., Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. 1ster Band. Geschichte der Carolinger und der Ottonen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Franz Joseph Wankmüller, bischöflich geistlicher Rath, Dekan des Landkapitels Kempten und Pfarrer in Hindelang. Dessen Bildung, Charakter und Leben. Von einem Freunde des Verewigten, M. J. Kempten, Kösel. 1860. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung des Angriff's auf Franz Baader in Thilo's Schrift: Die theologisirende Rechts- und Staatslehre rc. mit Hinweisungen auf Herbart, Drobisch, Taute, Hegel rc. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutsche Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. I. Die politische Situation. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Feder oder Schwert? Mainz, Kirchheim. Lex.-8. 4 Ngr.

Montalembert, Graf Ch. v., Der Kampf der Kirche mit dem falschen Liberalismus in der italienischen Frage. Ein Sendschreiben an den Hrn. Grafen von Cavour. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 6 Ngr.

Der Nationalverein in seinem Wirken. Zu Nutz und Frommen des deutschen Volks. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Nieder mit Neu-Babylon! Propheten-Ruf. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Die Politik der dänischen Regierung und die „Mißverständnisse". Ein Beitrag zur Würdigung des Budgetstreits. Hamburg, Rudolphi. Gr. 8. 9 Ngr.

Preußen, England und Frankreich. Ein offener Brief an Geo. Freih. von Vincke. Von H. v. B. Braunschweig, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen oder Oesterreich? Von einem Deutschen. Göttingen, Wigand. 8. 5 Ngr.

Rath, H. K., Louis Napoleon III. im Spiegel der Wahrheit. Cöln, Nelte, Böltje u. Comp. 8. 2¼ Ngr.

Rodbertus, v. Berg und L. Bucher, Seid deutsch! Ein Mahnwort. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

— —, An Mazzini. Offener Brief. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung und die Bestellungen sind deshalb sofort zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Uebersendung stattfinde. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint seit Anfang dieses Jahres **in erweiterter Gestalt**, indem sie außer ihrem Hauptblatt **wöchentlich drei Beilagen** von einem halben Bogen bringt, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und namentlich auch ausführlichern Mittheilungen aus den mit der Politik zusammenhängenden Gebieten gewidmet sind.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" mit Entschiedenheit und Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bremer, F., Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Aus dem Schwedischen. Erster bis vierter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der Anfang eines neuen Werks der beliebten schwedischen Schriftstellerin, das sich in Ausstattung und Preis genau an die in demselben Verlage erschienenen

Gesammelten Schriften von Frederike Bremer

(jetzt 34 Theile, 11 Thlr. 10 Ngr.)

anschließt, die unter folgenden Titeln auch einzeln (jeder Theil zu 10 Ngr.) abgegeben werden:

Die Töchter des Präsidenten. Fünfte Auflage. — Das Haus. Zwei Theile. Fünfte Auflage. — Die Nachbarn. Zwei Theile. Sechste Auflage. — Nina. Zwei Theile. Dritte Auflage. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Vierte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Sommerreise. Zwei Theile. — Leben im Norden. — Morgen-Wachen. — Die Heimat in der Neuen Welt. Neun Theile. — Hertha. Drei Theile. — Vater und Tochter. Zwei Theile.

Carion, L., Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Maria Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Gregorovius, F., Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. 1 Thlr. 24 Ngr. — Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 10 Ngr. — Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr. — Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Guischard, W., Black Douglas. Ein australischer Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Die Hunyady. Ein historischer Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Gutzkow, K., Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Neun Bände. 8. Geh. 12 Thlr. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 8 Thlr. 20 Ngr.

Marino, Novellen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Sanct-Florian's Rache. 8. Geh. 18 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Erzählungen eines Rheinischen Chronisten. Erster Band: Karl Immermann und sein Kreis. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Zweiter Band: Aus Jacobi's Garten. — Furioso. Aus Beethoven's Jugend. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rellstab, L., Drei Jahre von Dreißigen. Ein Roman. Zweite Auflage. Fünf Bände. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr.

—— Gesammelte Schriften. Neue wohlfeile Ausgabe in 24 Bänden. 8. Geh. Jeder Band 15 Ngr.

Band 1—4: 1812. Ein historischer Roman. — Band 5: Sagen und romantische Erzählungen. — Band 6: Kunst-Novellen. — Band 7 und 8: Novellen. — Band 9: Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers; Vermischte Aufsätze. — Band 10: Vermischte Schriften. — Band 11: Dramatische Werke. — Band 12: Gedichte. — Band 13 und 14: Algier und Paris im Jahre 1830. — Band 15—18: Erzählungen. — Band 19: Dramatische Werke. — Band 20: Musikalische Beurtheilungen. — Band 21—24: Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften.

Willkomm, E., Verirrte Seelen. Ein Roman. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich von Hutten.

Trauerspiel in fünf Acten von Carl Nissel.

8. Geh. 20 Ngr.

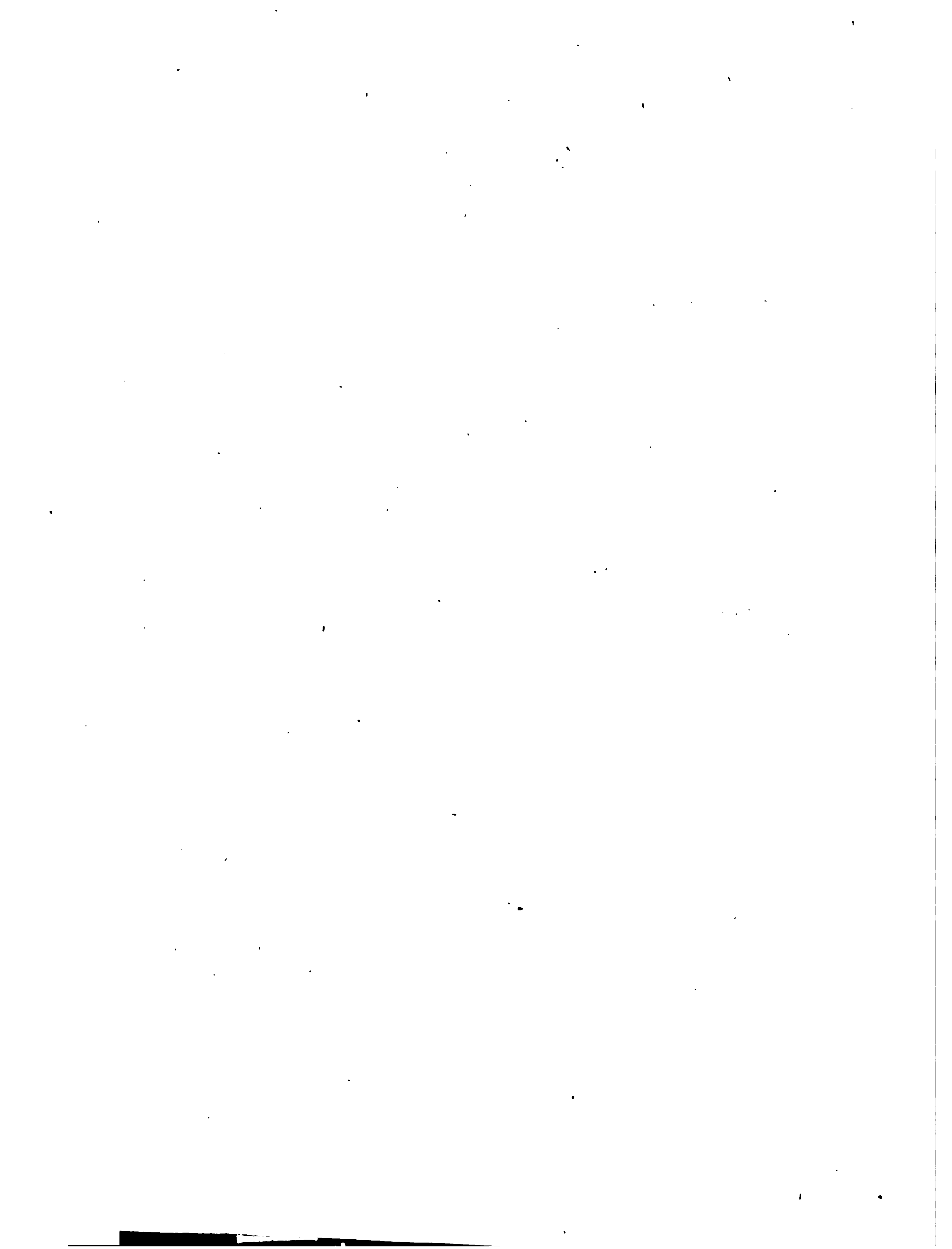
Der vaterländische Stoff dieses neuen Trauerspiels eines begabten Dichters, dessen „Söhne des Kaisers" im vorigen Jahre in Breslau mit großem Erfolg über die Bühne gegangen sind, macht dasselbe bei der vorherrschenden Zeitstimmung zu einer besonders anziehenden und empfehlenswerthen Erscheinung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1861.

Zweiter Band.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1861.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom".

Vierter Artikel.*)

Siebenter, achter und neunter Band.

Mit dem eben erschienenen neunten Bande ist Gutzkow's großes Culturgemälde vollendet. Wir haben die sechs ersten Bände bereits analysirt und wollen eine Betrachtung der Schlußbände der Charakteristik des Gesammteindrucks, den die dichterische Schöpfung macht, vorausschicken.

Der siebente Band führt uns nach Wien, in dies „Capua der Geister", eine Hauptstadt des Katholicismus, in welcher der heiterste Lebensgenuß herrscht und welche von unserm Autor als Zwischenstation zwischen der bisher geschilderten westdeutschen Heimat des Katholicismus und seinem eigentlichen Heimatlande Italien benutzt wird. Schon knüpfen sich die Fäden an, welche nach der Weltstadt Rom, wie zu den Eichen von Castellungo hinüberführen. Benno, welcher hierhergereist, um dem Grafen Hugo die rettende Hand Paula's unter der Bedingung zu sichern, daß Bonaventura's Urtheil über ihn günstig laute, lernt die kleine, wilde Gräfin Olympia kennen, die Nichte des Cardinals Ceccone, in Wahrheit seine Tochter mit einer römischen Judith, die ihm ihre Ehre opferte, um ihn zu tödten. Die Begegnung in der Menagerie rückt uns diese „grüngelbe" Tochter des Südens und das Thierische, das in ihrem Wesen liegt, gleich in das rechte Licht. Diese Scenen sind frappant; wir ahnen alsbald aus der glühenden Leidenschaft, die sie für Benno faßt, eine tiefer greifende Entwickelung. Bedeutsamer noch ist die Begegnung Benno's mit dem Grafen Hugo, mit seiner Mutter, der Herzogin von Amarillas und seiner Schwester, der Kunstreiterin Angiolina, der Geliebten des Grafen Hugo. Während er mit diesem über die Bedingungen seiner Ehe mit der schwärmerischen Paula verhandelt, wird das Haupthinderniß derselben, Angiolina, durch eine tragische Ironie des Zufalls aus dem Wege geräumt, indem ein Sturz mit dem Pferde ihren Tod herbeiführt. An der Leiche der Schwester gibt sich Benno auch der Mutter zu erkennen — Enthüllungen ergreifender Art! Das alles ist mit lebendigem Fortgange, dramatisch spannend und erschütternd geschildert! Daß Benno, ehe er seine Schwester als Leiche zum ersten male sieht, vorher nur ihr Gesichtchen hinter den Fensterscheiben, ihren Hut im Zimmer des Grafen erblickt, ist ein feiner Zug, welcher eine vorahnende Wehmuth über die der Katastrophe vorausgehenden Situationen verbreitet. Wie Benno reist auch Bonaventura, im Auftrage der Gräfin Paula, nach Wien. Ein Rückblick auf seine letzten Erlebnisse führt uns in die Aeußerlichkeit des Klosterlebens ein, welche durch einige pikante Abenteuer illustrirt wird. Lucinde begleitet Bonaventura, von ihm unerkannt, in Mannskleidern auf seiner Fahrt; die Verbindungen mit dem Grafen Hugo, die er, um seinen Auftrag zu erfüllen, vergebens gesucht, kommen zuletzt durch Lucinde zu Stande. Der Graf hat von der Fälschung der Urkunde, welche seine Familie um die lange gehegten Hoffnungen betrügt, gehört und gleichzeitig erfahren, daß Lucinde im Besitze des Geheimnisses sei. Sie will ihm eine Antwort zukommen lassen durch Bonaventura, nach einer im Beichtstuhle mit ihm genommenen Rücksprache. Gleichzeitig eröffnen sich für Bonaventura's Laufbahn die glänzendsten Aussichten. Er soll Bischof von Robillante werden. Der Eremit von Castellungo, Frâ Federigo, in welchem Bonaventura seinen nicht im Schnee der Alpen umgekommenen Vater zu erkennen glaubte, war plötzlich verschwunden — wie man vermuthete, in den Kerkern der Inquisition. Mußte da sein Sohn nicht nach hoher geistlicher Macht trachten, um ihn retten zu können?

So in die Zukunft hinausweisend, schließt dieser Band! Die Fäden der Haupthandlung, die wir angedeutet, ver-

*) Vgl. die Besprechung über den ersten und zweiten Band in Nr. 51 d. Bl. f. 1858; über den dritten und vierten Band in Nr. 37 f. 1859; über den fünften und sechsten Band in Nr. 18 f. 1860. D. Red.

laufen auf einem breiten Grunde, dem Grunde des wiener Lebens, welches uns mit dem buntesten Colorit, mit der lebendigsten Wärme geschildert wird. Gleich die rauschende Ouvertüre des Bandes führt uns in diese Welt der Lebenslust ein. Wir besuchen das Theater, die schöngeistigen Salons mit ihren, in der Hauptstadt Oesterreichs heimischen Typen; wir hören Hrn. von Pötzl und Nestroy mit deutlichem Anfluge des wiener Dialekts plaudern; ja der Pinsel Gutzkow's verschmäht hier und dort selbst die Farben nicht, die wir in der Regel auf der Palette der Lokalposse finden. Mit besonderer Geschicklichkeit sind die größern Ereignisse des Romans auf diesem bestimmten Lokalgrunde aufgetragen. Ein Spazierritt gibt die Veranlassung zu der tragischen Hauptkatastrophe; im Theater, in der Schaubude begegnen sich Benno und Olympia. Ohne Vergnügungen, ohne Zerstreuungen keine Komödie, keine Tragödie auf diesem Boden! Die Audienz bei dem Staatskanzler, in dessen Schilderung Gutzkow seine anerkannte Gewandtheit in der Zeichnung öffentlicher Charaktere von neuem bewährt, zeigt uns den Geist, der über diesen Wassern schwebt, einen hin- und herspringenden Geist, der aber doch sprungweise große Perspectiven entrollt, während durch den Chorherrn, Pater Grödner, die Galerie „katholischer Freigeister" um das ansprechende Bild eines den Römlingen feindlichen, überall auf den Kern sehenden Ehrenmannes bereichert wird.

Die beiden letzten Bände führen uns nach Italien, auf welches uns Titel und Anlage des Werks von Haus aus hinweisen. Wir betreten damit den Boden der politischen Herrschaft und Machtfülle des Katholicismus, den Boden seiner historischen Größe, welcher freilich von den modernen Gedanken und den von der Kirche losgerissenen politischen Tendenzen bedenklich unterwühlt ist. Die abenteuerliche Vermischung der kirchlichen Staatskunst mit der Räuberromantik, die politischen Verschwörungen gegen die weltliche Macht der Kirche, die Bedrückungen und Verfolgungen eines Ketzerthums, das unter den geistlichen Großwürdenträgern eifrige Bekenner findet, Protectionswesen und Nepotismus in höchster Ausbildung, Eifersüchteleien der Machthaber und der einzelnen Orden untereinander, zuletzt zum Ausbruch kommende politische Kämpfe — das gibt ein Gewirre der öffentlichen Interessen, in welches sich die Fäden der Privatintriguen und Herzensleidenschaften um so ungezwungener verschlingen, je mehr sie von Haus aus alle auf Rom, den Mittelpunkt der katholischen Welt, hinweisen.

Hier finden wir die beiden Mönche Sebastus und Hubertus auf einer der in Rom üblichen Bettelwanderschaften zum Besten des Ordens. Beide aus westfälischer klösterlicher Haft entflohen, sitzen, nach beschwerlicher Pilgerschaft wieder in Rom, im Kloster San-Pietro in Montorio gefangen. Der officielle Bettelbesuch gilt dem Principe di Rucca, der heute Abend seine Hochzeit mit der kleinen Olympia feiert. Unter den Gästen befindet sich auch Lucinde, welche hier eine große Rolle spielt. Der Cardinal Ceccone hat ein Auge auf sie geworfen; der päpstliche Offizier Graf Sarzana bewirbt sich um ihre Hand — man weiß nicht, ob aus verbindlichen Rücksichten gegen den Cardinal. An einer einsamen Stelle des Gartens, im Gespräch mit der Herzogin von Amarillas, wird Lucinde von Räubern überfallen, von den beiden Mönchen, denen sie schon früher begegnet, gerettet. Der Räuberhauptmann Grizzifalcone wird von Hubertus erschossen; Pater Sebastus, jener genial-wüste Doctor Klingsohr, Lucindens Jugendliebe, gefährlich verwundet. Die Untersuchungen über diesen Vorfall weihen uns in die Opera buffa des römischen Staatslebens, in die Beziehungen der vornehmen Machthaber zu den Räubern, Zöllnern und Sündern ein.

Als der eigentliche Held des achten Bandes muß Benno betrachtet werden. Er erscheint in Rom wie einer jener deutschen Siegesfürsten, denen die Herrlichkeiten des Südens ein tödliches Gift werden. Seine Begegnung mit der leidenschaftlichen Mutter schlägt bereits alle die vollen Klänge an, die nachher ein wildbewegtes Leben begleiten. Er war auf seiner Reise mit den Gebrüdern Bandiera bekannt geworden, politischen Agitatoren, welche ihm die lebhafteste Theilnahme einflößten. Durch diese Beziehung geräth er in das Treiben der Carbonaria, deren Sitzung bei dem Advocaten Bertinazzi uns mit lebendigen Farben geschildert wird. Noch verderblicher für ihn wird sein Verhältniß zu Olympia, die ihn mit glühender Leidenschaftlichkeit fesselt.

Der neunte Band führt uns zu den Stätten der Waldenser, deren Ketzerthum in dem visionären Schlusse des Romans eine sieghafte Geltung gewinnt. Als Held dieses Bandes muß Frâ Federigo gelten, der Vater Bonaventura's, der sich absichtlich auf dem St.-Bernhard einem andern, im Schnee Umgekommenen substituirte, um durch seinen Tod die Liebe seiner Gattin zum Präsidenten von Wittekind zu sanctioniren. Die Vergangenheit des Eremiten von Castellungo wirft ein grelles Streiflicht auf den Grundsatz der katholischen Kirche, welcher an der Unlöslichkeit der kirchlich eingesegneten Ehen festhält. So schließt sich Frâ Federigo jenen Figuren an, deren Lebensschicksale dazu dienen, den Widerspruch einer kirchlichen Satzung mit echt menschlichen Herzensbedürfnissen ins Licht zu setzen. Später erscheint er als prophetischer Vertreter des Waldenserthums, einer ketzerischen Glaubensrichtung, welche sich aus dem Formelzwang der Kirche nach der Freiheit einer schlichten Religiosität hinaussehnt. Sterbend in den Armen seines Sohnes hinterläßt er ihm das Vermächtniß seiner Lebensresultate. Und dieser Sohn selbst, Bonaventura, der ebenso seinen Freund Benno, einem Opfer des römischen Freiheitskampfes, nach einem unbefriedigenden, ziellosen Leben mit Olympia und der Mutter, die Augen schließt, der in seiner schwärmerischen Neigung zu Paula den Schmerz und die Resignation seines Lebens findet, dessen eigene Taufe nach den Lehren der Kirche von zweifelhafter Gültigkeit ist — dieser Bonaventura, dessen ganzes Christenthum gleichsam auf einer kirchlichen Incorrectheit, auf einer Ketzerei beruht, erscheint als der siegreiche Vertreter des geläuterten, idealen Katholicismus und wird in einem über die Gegenwart hinaus-

greifenden, visionären Schlußtableau mit der dreifachen Krone des Papstthums gekrönt! Gegenüber seiner in geistiges Licht getauchten Gestalt sehen wir die Schattenwelt, die Welt der zerstörten Geister, ihrem Verhängniß erliegen. Der edelste, Benno, geht an den Leidenschaften des Südens zu Grunde. Lucinde, welcher der Verfasser in Bezug auf ihre frühern Verhältnisse ein testimonium castitatis ausstellt, diese skeptische, schlangenhaft schillernde Lucinde heirathet auf den Wunsch ihres Gönners, des Cardinals Ceccone, den von ihr verachteten Grafen Sarzana, der in der römischen Revolution fällt. Das dämonische Interesse, welches dieser Charakter bis zum Schlusse einflößt, geht aus der zur Schau getragenen geistigen Ueberlegenheit über die Posse des Lebens und aus der Verstrickung ihres Gemüths in eine unglückliche Leidenschaft, aus wirklichem Unglück und doch immer geschickt speculirenden Ausbeutung der Verhältnisse hervor. So ist es ein köstlicher Zug, daß die Gräfin mit Hülfe ihres frühern Verehrers Nück, der zum Islam übergetreten ist und in Brussa seinen Wohnsitz genommen hat, einen einträglichen Seidenhandel treibt, mit welchem sie die Kosten ihres Salons bestreitet. Auch ihr Untergang ist tragisch gedacht. Jene Urkunden, deren Besitz sie festhält, um Bonaventura gegenüber eine beständige Drohung in Händen zu haben, die Drohung einer so ungern hoffnungslosen Leidenschaft, führen ihn herbei. Die Jesuiten sind lüstern nach dem Besitze derselben, um durch sie Bonaventura zu stürzen. Im Begriff, sich ihrer durch einen Diebstahl zu bemächtigen, geht Walter von Terschka mit Lucinde und dem Pater Hubertus durch einen Sprung aus dem brennenden Hause zu Grunde. Wenn auch der Brand in den Katastrophen des Romans eine zu oft wiederholte Hauptrolle spielt, so ist doch der gewaltsame Untergang für das Kleeblatt, welches ihn erleidet, vollkommen gerechtfertigt; denn ein zerstörtes und zerrüttetes Leben kann nur mit einer Dissonanz endigen. Walter von Terschka aber, der Jesuit, der innerlich gebrochene Sklave seines Ordens, der noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Grafen Hugo zur alleinseligmachenden Kirche hinüberzuziehen, der zuletzt im Dienste seines Ordens sogar ein gemeines Verbrechen begehen will, hat nur ein verlorenes Leben hinter sich; der Mönch Hubertus aber, dieser gewaltthätige Kraftmensch, diese fleischgewordene „Lebensassecuranz" für so viele Helden des Romans, der Retter und Helfer in allen Nöthen, geht in der Ausübung seines edeln Berufs unter. Armgard und Paula, die Entsagenden, jene am Grabe des Geliebten, diese am Grabe des früh verstorbenen Gatten, finden wir am Schlusse unter der Menge wieder, welche den auf Petri Stuhl erhöhten Bonaventura festlich begrüßt.

In Bezug auf Einzelheiten enthalten die letzten Bände viel Treffliches. Das Colorit des Südens ist warm, ohne Ueberschwenglichkeiten; die Salonbilder, die Genrebilder aus dem Volksleben sind durchweg charakteristisch gehalten; die Scenen im Park und an den Thoren der Villa, am Hochzeitabend, Mönch und Bandit im Kampfe, von echt italienischer Färbung; die vornehmen Römer und Römerinnen charakteristisch geschildert als das depravirte Vollblut der einst weltbeherrschenden Rasse. Nicht blos die geschickte Verwerthung touristischer Eindrücke, der dichterische Griff ins volle Menschenleben ruft diesen Reichthum an prägnanten Zügen hervor. Das landschaftliche Colorit, mit welchem die römischen Stadtperspectiven, die Bluteichen von Castellungo, die Einsamkeiten des Silaswaldes und der Villen von Tibur ausgeführt sind, drängt sich nie allzu üppig hervor; die Decoration beeinträchtigt nirgends die Handlung. Nirgends eine leere Panoramenmalerei; Stimmungen der Seele verknüpfen überall Bild der Natur mit dem Geschicke der Menschen. Doch ist Gutzkow auch ein Meister des Colorits, wie folgende Schilderung beweisen mag:

> Unbeschreiblich ist die Schönheit des letzten Blicks der scheidenden Sonne Italiens, wenn ihre Strahlen sich zuletzt nur noch leise durch die grünen Zweige der Bäume stehlen. Ein Olivenwald vollends ist an sich schon zauberisch... Seine Schatten sind so licht, das Laub ist so seltsam graugrün blitzend... Und wenn seine Stämme hundertjährig sind, so sind die Gestalten der Zweige und über den Boden herausragenden Wurzeln so phantastisch, daß sie sich im purpurnen Dämmerlicht der Sonne zu bewegen scheinen wie die Bäume in den „Metamorphosen" Ovid's. Ein magischer Sommernachtstraum gaukelt durch einen solchen uralten Olivenhain. Sieben, acht Stämme sind zu einem zusammengewunden. Wie Polypen von Holz sind sie aufgeschnitten, das Mark ist heraus und nur die Rinde noch zurückgeblieben; aber die trägt die graugrünen Blätterkronen mit den blauen, kleinen Pflaumen der Frucht ganz so, als wäre Herz und Seele noch drinnen. Diese groteske Welt voll Fratzen, als hätte sie Höllenbreughel geschaffen, schwimmt nun im Lichte und wird zu purem Golde; die untergegangene Sonne läßt am Horizont einen riesigen Baldachin der glänzendsten Stickerei zurück. Flimmernde Goldfransen hängen in Himmelsbreite an violetten und rosa Wölkchen. Während nach der östlichen Seite hin schon die Nacht urschnell und tiefblau, mit sofort sichtbaren Sternen aufleuchtet, steht noch im Westen diese Phantasmagorie der Farbenmischungen eine wunderbare Weile. Endlich wird auch sie röther und röther; die goldenen Fransen, die Stickereien von Millionen von Goldperlen erbleichen; dann wird der westliche Himmel dunkelblauroth. Nun schwimmt der Olivenwald wie in einem Meer von aufgelöstem Ultramarin. Die Nacht im Osten ist schon tiefschwarz. Alles das lehrt — Ewigkeit des Schönen.

Was glänzende Schilderung einzelner Lebensbilder betrifft, so erinnern wir an die Sterbescenen Benno's im erzbischöflichen Palais Bonaventura's, um dessen Seele sich vor dem Tode noch gleichsam sein guter und böser Engel, Armgard und Olympia streiten, an die Waldensergruppen im Silaswald, an die Carbonariscenen in Rom, an die Einsiedlerromantik Frà Federigo's und die wechselvollen Schicksale des Pater Hubertus, an die Liebesscenen zwischen Benno und Olympia in den halbunterirdischen Gängen der Villa des Kaisers Hadrian, an das von bengalischen Flammen beleuchtete visionäre Schlußtableau.

Selbstverständlich ist der Gedankenschatz der drei letzten Bände nicht geringer, als der der frühern. In unsern realistischen Werken ist die Sentenz geächtet, mit der Sentenz freilich der ganze allgemein gültige Gedankeninhalt. Alle großen Classiker haben das Gold ihres Geistes in solche Courantmünzen umgeprägt, die von Hand zu Hand gehen und den geistigen Verkehr der Nationen bestreiten helfen. Freilich, nur den tiefern Begabungen ist es vergönnt, Lebens=

wahrheiten in eine so prägnante Form zu fassen, daß ihr Inhalt sich bleibend dem Gedächtniß der Menschen einprägt. Nur der leere akademische Kunstverstand und die selbstgefällige realistische Schablonenmalerei belächeln die Gedankenfülle und halten sich frei davon, indem sie aus der Noth eine Tugend machen. Ihnen gilt nur die leere architektonische Muschel, und sie halten die Perle in ihr für ein Erzeugniß krankhafter Kunst. Gutzkow's neuester Roman ist reich an Sentenzen, die nirgends aufdringlich hervortreten, stets in die Gedankengänge des Werks selbst, in die innern Entwickelungen seiner Helden verwebt sind, sich aber auch zu selbständiger Geltung loslösen lassen. Wir geben eine kurze Blütenlese aus den drei letzten Bänden, und um auf die Reichhaltigkeit des Werks als eines Blumen- und Fruchtgartens der Lebensweisheit hinzuweisen:

Einen Punkt in sich zu wissen, wo es nicht hell und rein im Gemüth ist, wird dem edeln Sinn zum tiefsten Schmerz... Jeder unbelauschte Gedanke fällt dann in ein Grübeln zurück: Wie kannst du diesen Flecken von dir tilgen! Wie kannst du Ruhe und Zufriedenheit mit dir selbst gewinnen!.. Jünglinge, Männer können zuweilen in die Lage kommen, an Frauen Empfindungen zu verströmen, die nur formelle Erwiderungen ohne wahre Betheiligung des Herzens sind... Irgendeine Schonung fremder Schwäche galt es da, irgendein mildes Entgegenkommen gegen einen Wahn, der sich so schnell, wie wol die Wahrheitsliebe mochte, nicht im verirrten Frauengemüth heilen ließ... Verstrickt dann zu sein in die Folgen solcher Unwahrheit, die sich das Herz um seiner thörichten Schwäche willen vorwerfen muß, leiden zu müssen um etwas, was man so gar nicht empfunden, so gar nicht gewollt hatte, das sind Qualen der Seele, die an ihr brennen können, wie das Kleid des Nessus.

Eine Braut ist in den ersten Tagen ihres Glücks ganz nur von stiller Prüfung und Beobachtung erfüllt, wie sich der Geliebteste in der ihm jetzt gestatteten engern Vertraulichkeit des Umgangs ausnimmt; wie ihm die Berührung mit ihrem eigenen kleinen Dasein steht; wie ihre Blumen, ihre Bücher, ihre kleinen Pedanterien am Nähtisch von ihm beurtheilt werden; wie in die tägliche Ordnung des Aelternhauses sein Wesen sich bescheiden oder vielleicht gar — o Wonne und Glück! — ihre aparten Ansichten über diesen Brauch und jenen Misbrauch den Aeltern gegenüber unterstützend fügt... Wohl dem Bund, wo dann alles so still beklommen Beobachtete die Seligkeit des Besitzes mehrt, kein plötzlich ausbrechender Thränenstrom verräth, daß oft ein einziges allzu sorglos hingeworfenes Wort den Cultus eines ganzen ersten Jugendlebens stürzt — Welten wie Spinneweben zerreißt... Wohl dem Bund, wo die Harmonie der Herzen dann auch eine des Geistes und unsers irdischen, oft allerdings launisch bedingten Daseins wird.

Nichts ist anziehender als ein lebensmuthiger, froher, sorgloser junger Mann... Ihm gehört die Welt... Alles, was die Gegenwart bietet, muß sich ihm zu Gefallen ändern... Der Tag rauscht dahin, Jahre vergehen, den Reichthum seiner Lebenskraft scheint nichts zu berühren... Gefühle, Leidenschaften, Gedanken, mit denen das Alter geizt, von denen die Erfahrung nur noch Einzelnes und Abgegrenztes entgegennimmt, ihm ist das alles noch eine in sich zusammenhängende große Welt, die den ganzen Menschen ergreift, alle Sinne zu gleicher Zeit, die Seele und den Leib — den Leib und die Seele.

Tugend ist nur da, wo die natürliche Empfindung sie zugleich mit hervorruft, oder nur da, wo sie schon die natürliche Begleiterin von Stolz und Liebe ist.

Unser Leben ist eine einzige große Verschwörung der verbündeten Menschheit gegen den Schöpfer, der uns vieles doch so gar, gar schwer gemacht hat, besonders die Existenz.

Was ist einem Weib von Geist — ihr Spiegel? Liebesfähigkeit gibt ihr der Wille und des Willens ewige Jugend.

Müssen sich nicht selbst die Drohnisse der Natur in Quellen der Freude verwandeln, wenn sie uns die Gemeinsamkeit des Erdenloses lehren und das Bild eines großen Zwecks aufstellen, dem aus Tod erst an der ewigen Schöpfungsquelle die Erfüllung wird.

Selbst am brausenden Donnerton des Wassersturzes nistet ein Vogel im traulichen Versteck... Die ermüdete Menschenseele, Erquickung bedürfend, sucht sich ihre Ordnung aus den Schrecken der Zerstörung, sucht — und findet ihre alte, ihr so wohl bekannte Gewöhnung an Freud und Leid — auch in Sturm und Ungewitter.

Hierher gehören auch die wenigen Gedichte, welche Gutzkow zwischen die Seiten seines Romans verstreut hat und in denen sich sinnige Reflexionen mit dem Hauche echt lyrischer Stimmung aussprechen. Wir theilen zwei derselben mit:

Einmal eh' sie scheiden,
Färben sich die Blätter roth,
Einmal noch in Freuden
Singt der Schwan vor seinem Tod —
Und an edeln Bäumen,
Wenn der Winter vor dem Thor,
Bricht in irren Träumen
Wol ein Frühlingsreis hervor —
Stirbt der Lampe Schimmer
In des Dochts verkohltem Lauf,
Zuckt mit hellem Flimmer
Einmal noch die Flamme auf.
Einmal wird gelingen,
Eh' mein Stundensand verrollt,
Mir von guten Dingen
Eines noch, was ich gewollt.
Eins wird sich erfüllen,
Eine Freude wird wie Wein
Schäumen, überquillen! —
Mag es dann geschieden sein!

Nimm an der Welt dein ganzes Theil,
Nimm es mit vollen Händen!
Was du verschmähst, wird nicht zum Heil,
Nicht zum Gewinn sich wenden!
Der Blüten nur im Lenz gedenk',
Die rings den Rasen decken,
Vom Apfelbaume ein Geschenk
Den Winden, sie zu necken!
Und doch im Herbst — der liebe Baum,
Was er an Früchten spendet!
Erinnern kann er sich noch kaum
Der Blüten, die verschwendet.
Zur Erde blicke nicht hinab,
Wenn Götter dich umschweben!
Für jeden ist das kühle Grab,
Für jeden erst das Leben.
Für jeden dreifach ein Genuß
Und einmal nur Beschwerde!
Es wogt ein sel'ger Ueberfluß
Der Freude durch die Erde.

Mit dem neunten Bande ist das große Gemälde des Katholicismus zum Abschluß gebracht. Wir haben bereits

in den frühern Artikeln nachgewiesen, mit welcher Feinspürigkeit der Autor alle Beziehungen der katholischen Kirche zu den tiefsten und wichtigsten Lebensverhältnissen aufgefunden und mit Fleisch und Blut bekleidet hat. Das Cölibat, die Beichte, die gemischten Ehen, die kirchliche Unlösbarkeit der Ehen, die Abhängigkeit der Gültigkeit kirchlicher Acte von der innern Ueberzeugung des Priesters: das sind die Knotenpunkte der Haupthandlung, in denen sich alle dialektischen Fäden des großen kirchlichen Gewebes kreuzen. Die tyrannische, die eigenen Diener züchtigende Gewalt der Kirche wird bis in die Profoßhäuser und die Strafgefängnisse der Klöster verfolgt, tritt aber noch frappanter in jener unfreiwilligen Dienstbarkeit hervor, in welcher der Jesuitenorden seine, selbst anscheinend zu weltlicher Freiheit entlassenen Missionare hält. In dieser Hinsicht ergänzt das Bild Walter's von Terschka das des Paters Sebastus! Während in den ersten Bänden der Kampf des Welfen- und Ghibellinenthums mit Zugrundelegung der kölner Wirren im protestantischen Staate geschildert wird, betreten wir in den letzten die eigenthümliche Heimat der politischen Machtsphäre der Kirche und ihrer weltlichen Hoheit, sehen sie aber sowol durch die eigene Ohnmacht und Corruption, wie durch die politischen Freiheitsbewegungen der Zeit gerade in dieser Heimat gefährdet.

Die epische Dichtung strebt nicht, wie die dramatische, nach einem scharfbestimmten Ziele, von dem aus sich erst das Licht über die Gliederung des Kunstwerks ergießt. Ihre eigene Bewegung ist ihr Selbstzweck; jeder Punkt derselben ein erreichtes Ziel. Der in der Tragödie ausgeschlossene Zufall erhält im Roman sein gutes Recht. Dieser Zufall darf in die Lösung der Verwickelungen mit hineinspielen, allerdings aber nie die höhern Rechte einer sittlichen Weltordnung aufheben. Wol mag es scheinen, als ob unser Autor einzelne Verwickelungen zu gewaltsam gelöst, andere wieder zu friedlich habe im Sande verlaufen lassen. Doch der Roman kann die schärfern Pointen des Dramas entbehren und läßt der Willkür des Autors einen freiern Spielraum. Wol aber darf man fragen, von welchem Standpunkte aus der Autor dem Spiel der Verhältnisse zusieht; denn die Welt des Dichters darf sich nicht wie die Welt des Epikur aus einem blinden Zusammenstoß der Atome bilden. Das Spiel der Kräfte darf ebenso wenig zu mechanischer Zerreibung, zu chemischer Auflösung führen; wir wollen einen ewigen Inhalt sehen, der sich in all dieser Vergänglichkeit der Erscheinungen bewährt; beileibe keine aufdringliche Tendenz, aber eine siegsgewisse Idee, welche durch die immer transparenter werdende Handlung hindurchscheint.

Der Dichter mißt den Katholicismus an der Humanität, welche in der That der berechtigte Maßstab unserer Bildung ist. Inwieweit sich die Veredlung und Verklärung des menschlichen Lebens mit den Einrichtungen der Kirche verträgt, das ist die in jedem einzelnen Fall zu beantwortende Frage. In allen geschilderten Verwickelungen lautet die Antwort indeß nicht zu Gunsten der Kirche, und gerade in den Zweifeln der edeln Gemüther, die mitten im kirchlichen Leben stehen, in ihrem Ringen nach Versöhnung spricht sich am tiefsten der Bruch aus, der durch die moderne Kirche geht. Das Verlangen nach Läuterung und Reform, der ewige Schlachtruf der Ketzerei in allen Zeiten, durchtönt auch unsern Roman, und dem Vertreter eines humanen Ketzerthums schenkt der Autor am Schlusse die höchste Macht der Kirche, die dreifache Krone. Gegen die Misstände der Kirche trat am siegreichsten der Protestantismus auf, der eine halbe Welt zum Abfall bewegte; aber Gutzkow ist weit davon entfernt, von ihm die Hebel der Kirchenreform zu borgen. Er will eine Wiedergeburt des Katholicismus von innen heraus und geht daher auf das alte Ketzerthum der Waldenser zurück, welche für die Vorläufer der lutherischen Bewegung gelten können und deren thatsächlich noch bestehende Sekte im Roman als der Mittelpunkt aller idealen Reformbestrebungen angesehen wird. Als Dichter ist Gutzkow dabei in seinem guten Rechte; denn der Protestantismus ist eine ganz fremdartige Welt, und die undichterische Verflachung, die er in seiner starren Ausbildung in das Leben gebracht hat, gibt durchaus keine Motive her, welche poetisch bedeutsamer wären als die Motive der katholischen Welt, oder ihre Probleme anders als durch sehr äußerliche Negation lösen könnte. Solche Lösung käme für das Dichtwerk von außen her, nicht von innen heraus. Hierzu kommt, daß einige Haupthelden des Romans, Klingsohr und Lucinde, protestantische Proselyten sind. Dennoch ist das Waldenserthum mit seiner Bibelfestigkeit, wie es Gutzkow geschildert, nur ein unausgegorener Protestantismus und kann dem Dichter nur einen sehr äußerlichen Anhalt für den Ansatz seiner idealen Hebel geben. Indem er seinen Helden, Bonaventura, zum Papste macht, erklärt sich der Autor für eine Läuterung des Papstthums selbst und bleibt auf dem katholischen Boden stehen, er erklärt das Papstthum für vereinbar mit den höchsten Interessen der Menschheit! Was aber wird dieser Idealpapst mit Cölibat und Ohrenbeichte machen, wie wird er alle schwebenden Fragen des Romans zum Austrag bringen? Der Dichter bleibt uns darauf die Antwort schuldig, sie verhallt in der „gloria in excelsis" des Schlußtableau. Und er kann sie in der That nicht geben; denn eine „Vision" verträgt keine protokollarische Aufnahme. Die edle Gesinnung allein gilt als Bürgschaft der Wiedergeburt:

> Nicht was wir glauben, siegt, de Santos! Nein,
> Wie wir es glauben, das nur überwindet!

Der Katholicismus ist in der ganzen Starrheit seiner Formen, in der ganzen Herbheit seines Wesens dargestellt; mit einem außerordentlichen Scharfsinn sind seine Geist und Herz verwüstenden Einflüsse beleuchtet; aber seine angekündigte Reform bleibt im Dämmerlicht einer träumerischen Gemüthswelt stehen und seine idealsten Helden werden nur von den bleichen Reflexen der Skepsis beleuchtet. Geist- und gemüthreiche Männer von edler Gesinnung, aber ohne große Gewalt des Genius, ohne die Thatkraft der Ueberzeugung! Der durch Connexionen schlechtester Art gehobene Bonaventura, in dessen inner-

liches geistiges Leben wir interessante Blicke thun, bleibt doch eigentlich nur ein Vertreter der besten Intentionen, deren Verwirklichung wir der Zukunft überlassen müssen, und sein Gesinnungsgenosse, der Schüler des Waldenser-Eremiten, der edle Cardinal Ambrosi, der einen Reliquienkasten verpackt, um ihn nach Mexico zu schicken, bürgt uns für die Fortdauer des Reliquiencultus innerhalb der geläuterten Kirche. Möglich, daß der moderne Katholicismus, den uns der Dichter schildert, nur solche innerlich gebrochene Gestalten von mehr passivem Heldenmuth erzeugt, weil seine ganze Atmosphäre durch die auflösenden Gedanken der Zeit zersetzt ist; möglich, daß auf seinem sumpfigen Boden keine kernigen Eichenstämme gedeihen, sondern nur gaukelnde Irrlichter wie Lucinde und Klingsohr umherflirren! Dennoch vermissen wir in dem, in so vieler Hinsicht meisterhaften Zeitgemälde des Katholicismus zwei Gestalten, in denen jeder der feindlichen Gegensätze mit ungebrochener Kraft zum Ausdruck gebracht würde; einen Vertreter der großartigen Vergangenheit des Katholicismus, einen edeln, ehrlichen Vertreter seiner weltgeschichtlichen Herrlichkeit und einen ebenso klaren und entschiedenen Gegner des ganzen kirchlichen Lebens, einen Vorkämpfer der uneingeschränkten Autonomie des Menschengeistes, wie es weder der träumerische Bonaventura noch der irrlichtelirende Klingsohr, noch der indifferente Benno ist! Erst ein solcher, zur Anschauung gebrachter polarer Gegensatz mit seiner vollen Energie würde die mittlern Gruppen, in deren überaus feiner Schattirung und mannichfachster Individualisirung sich Gutzkow als Meister bewährt, in schärferes Licht rücken. Ob der Katholicismus eine Zukunft hat, darüber dürften die Ueberzeugungen auseinander gehen; die Bedeutung seiner Vergangenheit ist eine geschichtliche Thatsache. Auch in unserer modernen Welt ließe sich eine Gestalt denken — und der Dichter hätte das Recht, sie zu schaffen —, welche gleichsam im Brennpunkte dieser mittelalterlichen Sonnenglorie steht. Bonaventura ist es nicht; er ist der Held des idealen Reformkatholicismus; diese Gestalt gravitirt nach der Zukunft hin. Die Fanatiker, wie Mühlenhoff und Beda Hunnius, sind ironisch beleuchtete Figuren; kurz, es fehlt der edle, begeisterte Schwärmer, der den Katholicismus in seiner mittelalterlichen Größe und Herrlichkeit auffaßt und mit Beseitigung moderner Auswüchse zu derselben zurückführen will. Und wie dieser edle kirchliche Fanatiker, so fehlt auch sein schroffer Gegensatz, der radicale Humanitätsschwärmer, der mit vollem Bewußtsein von der Ausgelebtheit des kirchlichen Inhalts der Kirche als solcher feindlich gegenübertritt.

Wie der Reichthum an Ideen, so ist auch der Reichthum an Gestalten, der sich in diesem Romane erschließt, bewundernswerth. Während anfangs die dämonischen Charaktere, Lucinde und Klingsohr, zu sehr, wenigstens für das Gewissen einer moralisirenden Kritik in den Vordergrund treten: gruppiren sie sich zuletzt auf das angemessenste neben den übrigen. Freilich wird ihr eigener Kreis gegen den Schluß des Werks mit zwei höchst interessanten Frauengestalten bereichert, in denen die ganze südliche Wildheit und Leidenschaftlichkeit pulsirt, der Fürstin Olympia und der Herzogin von Amarillas! Es sind dies zwei Römerinnen, welche an die verwilderten Frauen der Imperatorenzeit erinnern. Auch die in den letzten Bänden neu auftretenden Cardinäle sind trefflich individualisirt; Fra Federigo ergänzt das Bild Bonaventura's und der Mönch Hubertus, der in den letzten Bänden mehr hervortritt, ist treffend geschildert als eine aufopfernde treue Seele in einem Athletenkörper und einer Mönchskutte.

Ueber die Art und Weise der Gutzkow'schen Charakteristik kann ich nur wiederholen, was ich in der neuen Auflage meiner „Nationalliteratur" (III, 576) ausgesprochen. Sie ist eine echt deutsche.

Wir Deutschen müßten unser tiefstes Geistesleben verleugnen, wenn wir nur so äußerlich ausgebackene Charaktere, wie die Engländer und Franzosen, in unsern Romanen zur Schau stellen wollten. Wir sind einmal ein Volk von Denkern und Dichtern und die Richtung unsers Denkens und Dichtens hilft wesentlich unsern Charakter mitbestimmen. Nicht wie wir erscheinen, wie wir gespornt und gestiefelt sind, was wir für Geschäfte oder allenfalls für Witze machen — nein, wie wir denken und empfinden und die Welt ansehen, das macht den tiefern Unterschied deutscher Charaktere aus.

Die Erzählungsweise selbst ist oft durch die Schwere des Inhalts gleichsam im leichten Fluß gehemmt; die Einschachtelungen älterer Ereignisse in die Erzählung der neuern ist nicht immer glücklich und oft verwirrend oder mindestens die Spannung unterbrechend. Die kleinen Hülfsmittel der leichten Leihbibliothekenerzähler verschmäht Gutzkow, obwol er sich dadurch oft um einen großen Theil der Wirkungen bringt, welche an und für sich in der geschickt erfundenen Handlung liegen. Wenn indeß auch hin und wieder in diesem Roman die Gruppirung ungefällig, die Darstellung der Verhältnisse als trockene Auseinandersetzung erscheint, so ist die Entschuldigung, die ich in meiner „Nationalliteratur" dafür geltend mache, gewiß berechtigt:

Die gewöhnlichen Unterhaltungsromane haben nur die unschwere Aufgabe zu lösen, einen Ring der Begebenheiten in den andern zu hängen, um die fortlaufende Kette der Handlung zu bilden. Wo aber ein Gedankenroman aus einem geistigen Mittelpunkte heraus entworfen ist, da bildet die Handlung nothwendig concentrische Kreise, und die Aufgabe des Erzählers, der uns auch äußerlich von einem zum andern führen soll, wird bedeutend erschwert... Der Stil hat nicht das epische Gleichmaß, wie der Stil der „Ritter vom Geiste"; er ist bewegter, dramatischer, oft hastig und sogar spröde; die Gedankenpunkte, welche die Stelle der Gedankenstriche vertreten, durchlöchern oft siebartig seine Perioden; aber er ist stets geistdurchdrungen, mit den feinsten Tüpfelchen der Gutzkow'schen Dialektik versehen; rasch, kurzathmig fügt er Bild an Bild, wo es lebendige Schilderung gilt; wie eine langgegliederte oft verwickelte Kette schleift er einher, wo er Reflexionen aneinander reiht, und oft scheint er „zerknittert" von der Leidenschaft und Empfindung, die er darstellt. Wo es sich um humoristische Genrebilder handelt, nimmt er selbst eine Lokalfärbung an, die zuweilen so weit geht, das Gebiet der Posse zu streifen. Davon abgesehen, dient es der Meisterschaft des Autors, die Lebensatmosphäre der einzelnen Städte und Landschaften zu schildern, uns Hamburg, Köln, Wien und Rom, die Rheinlande, Westfalen und Italien in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit darzustellen, die wie ein aus den feinsten und kleinsten Atomen zusammengewehter Duft über derselben schwebt. Gutzkow's Muse erscheint in diesem Roman oft ebenso reich, wie

die Muse Jean Paul's, wenn auch die Früchte, die sie aus ihrem Füllhorn schüttet, nicht den thauschweren Schimmer der Empfindung tragen, sondern hin und wieder von berechnender Hand versilbert und vergoldet sind; aber sie ist nicht minder ungelenk, wie die Muse Jean Paul's, wo es gilt, die einzelnen Verbindungsglieder der Erzählung einzufügen.

Einem großen und inhaltreichen Kunstwerke gegenüber kann niemals ein einzelnes Urtheil erschöpfend sein. Jeder sieht das Werk in einer andern Beleuchtung; für einen jeden bietet es eine Fülle anderer Resultate; ein jeder bringt seine eigene Welt mit hinzu. So sei dies Werk allen empfohlen; keiner wird ohne Bereicherung seines geistigen Lebens von ihm scheiden!

Rudolf Gottschall.

Reuchlin's Geschichte Italiens.

Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart. Von Hermann Reuchlin. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1859—60. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser beginnt die Vorrede zum ersten Theile seines Geschichtswerks mit den Worten:

Jedes Volk des Nordens, jeder Nordländer hat einen Zug nach dem milden, lichten Mittag und seinen Gütern. Unser Mittag ist Italien; in der Völkerwanderung und seitdem sind die Deutschen diesem nachhaltigen Drange gefolgt. Lange Jahrhunderte waren beide Länder Zwillingsgeschwister; diese Verbindung hat auf ihre politische Entwickelung und Gestaltung nachhaltig eingewirkt. Wenn auch unter sehr veränderter Form und Bedeutung besteht dies Band bis zur Stunde noch und, was wichtiger für uns ist, kraft ihrer Geschichte gleichen sich beide Völker nicht nur in ihrer politischen Gestaltung, sondern sie haben auch in ihren Strebungen, in ihren Idealen und vielleicht in manchen ihrer Irrthümer Aehnlichkeit.

Diese Worte wurden noch vor dem Ausbruch des Kriegs von 1859 niedergeschrieben, sonst würde es ihrer nicht bedurft haben, um das Interesse zu begründen, welches jeder Deutsche an der neuesten Geschichte der Halbinsel nehmen muß. Sind doch die Blicke der ganzen civilisirten Welt seit mehr als zwei Jahren mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Ereignisse gerichtet, welche dort, noch vor kurzem von den wenigsten geahnt, in blitzschneller Aufeinanderfolge nicht allein dem langjährigen Zustande der Dinge in Italien, sondern dem ganzen System der Wiener Congreßverträge und der bisherigen politischen Gruppirung der Staaten ein Ende zu machen, ja den leitenden Ideen der europäischen Staatsweisheit eine neue Richtung geben zu sollen scheinen. Noch freilich sind die letzten Würfel nicht gefallen, noch sind die großen staatlichen Veränderungen nicht abgeschlossen, noch weniger anerkannt, am wenigsten die Ideen, von denen sie ausgehen, die Principien, auf denen sie beruhen, in den Codex des europäischen Völkerrechts aufgenommen. Noch mistraut man auf der einen Seite der politischen Erhebung des italienischen Volksgeistes und glaubt noch immer ein Strohfeuer zu sehen, das nach dem gewaltigen Aufflammen bald wieder in Asche sinken werde; noch harren die Anhänger des Alten ungeduldig ihrer Stunde, deren Kommen sie so sicher erwarten wie 1799, 1815 und 1849; noch sehen auf der einen Seite die legitimistischen Sympathien der Monarchen sowie der instinctmäßige bornirte Freiheitshaß des Junkerthums und der Hierarchie, auf der andern der fanatische und engherzige Radicalismus gar sauer zu dem neu aufgehenden Sterne einer nationalen und constitutionellen Monarchie. Welches aber auch die fernere Entwickelung und das Ende sein mag, das dieser großartigen Auferstehung eines gemeinhin historisch todtgeglaubten Volksthums beschieden ist: niemand, der irgend theilnimmt an den Geschicken der Menschheit, am wenigsten ein Deutscher, der in manchen Zügen ein Bild, ja hier und da in ungeahnter Weise ein Vorbild, in andern eine Warnungstafel für die eigenen Strebungen und Wünsche vor sich sieht, kann sich dem Verlangen entziehen, den ihm noch verborgenen Keimen der Thatsachen, die plötzlich über Nacht so riesengroß aufgeschossen sind, nachzugehen und so für das ganze wunderbare Getriebe erst den Schlüssel des Verständnisses und die Antwort auf die große italienische Frage zu suchen. Nur eine zuverlässige, gründliche Geschichte des modernen Italien kann dies Verlangen befriedigen, und eine solche besaßen wir bisher nicht. Die meisten im Auslande verfaßten Geschichten Italiens reichen nur bis zum Jahre 1815. In den wenigen, welche weiter gehen, sind die letzten 40—45 Jahre doch nur sehr summarisch abgefertigt, außerdem meist einseitig und ohne gründliches Quellenstudium behandelt.

Allerdings hat ein derartiges Unternehmen, wie Reuchlin mehrfach erwähnt und wie wir ihm aus eigener Erfahrung bezeugen können, seine eigenthümlichen und großen Schwierigkeiten. Unter den despotischen Regierungen des größten Theils der Halbinsel spielte die Oeffentlichkeit eine sehr geringfügige Rolle. Die geheimen Triebfedern, der innere Zusammenhang der Handlungen, ja diese selbst kamen oft gar nicht, oft wenigstens nur spät und unvollkommen ans Tageslicht. Die Wahrheit zu sagen und zu schreiben war bis auf die neueste Zeit meist ein großes Wagniß, nicht selten ein schweres Verbrechen. So sind die italienischen Quellenschriften und Geschichtsbücher nothwendigerweise höchst unzuverlässig. Im Inlande müssen die Verfasser, wenn sie sich zum Schmeicheln und Lügen nicht herablassen wollen, vieles ganz verschweigen, anderes nur andeuten oder zwischen den Zeilen lesen lassen; im Auslande rächen sie sich dafür und für ihre Verbannung durch leidenschaftliche Tiraden und einseitige Uebertreibungen. Die glühendsten Leidenschaften züngeln überall hervor und werfen ihre grellen Lichter und schwarzen Schlagschatten über alles und jedes. Dazu kommt, daß die Italiener eine eigenthümliche Scheu haben, über Lebende zu schreiben. Freilich haben sie dieselbe in der neuesten Zeit nothgedrungen abzulegen begonnen. Auch hat das constitutionelle Piemont dem freien Wort wieder eine Stätte gegeben. Aber selbst Balbo, Farini, Gualterio, d'Azeglio, Torelli u. a., so unentbehrlich ihre Schriften dem Geschichtschreiber Italiens sind, stehen sämmtlich zu sehr als handelnde Personen inmitten der Ereignisse, um der objectiven Wahrheit immer nahe zu kommen. Sie haben alle zu viel mit dem Herzen geschrieben. Parteiischer noch, wir möchten sagen absichtlich parteiischer, sind die österreichischen Schriftsteller,

welche über die Ereignisse von 1848 geschrieben. Schönhals in seinen vielbewunderten und in Bezug auf die Darstellungsart bewundernswerthen „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" wird durch seinen Haß gegen die italienische Nationalpartei, wie der sehr vorsichtige und gemäßigte Verfasser unsers Werks mehrmals anerkennen muß, hier und da geradezu zu einer vielleicht halbbewußten Fälschung von Thatsachen verleitet.

So ist es kein Wunder, wenn, wie uns der Verfasser versichert, oft nach Abhörung von tausend Zeugen die Frage: Was ist Wahrheit? noch festgegürtet vor ihm stand. Er ist nicht selten genöthigt, über manche wichtige Entwickelungsphase in der innern Geschichte, zumal des Kirchenstaats und Neapels, flüchtig hinwegzugehen, andere male die einseitigen Darstellungen der Regierungen oder der Oppositionspartei zu referiren, ohne im Stande zu sein, die Thatsachen endgültig festzustellen. Nur in Oberitalien, zumal den österreichischen Provinzen, ist ihm dies fast vollständig gelungen. Trotz dieser Mängel, deren Schuld den Verhältnissen und nicht dem Verfasser zur Last fällt, bezeichnet sein Werk einen außerordentlichen Fortschritt in der Kunde des neuern Italien, und verdient von allen, die an jenem herrlichen Lande und seinem reichbegabten, wir dürfen jetzt, so oft auch das Gegentheil behauptet worden ist, wol auch hinzufügen zukunftreichen Volke irgendein Interesse nehmen, mit Freuden begrüßt zu werden. Wir erhalten durch sie ein historisches Bild des neuern Italien, wie wir es bisher nicht einmal annähernd besaßen. Es ist nicht nur die Aufeinanderfolge, die Gruppirung und der innere Zusammenhang der Ereignisse, die er uns vor Augen zu führen bemüht ist: die ganze Volksthümlichkeit, der einzelnen Provinzen wie der Nation im allgemeinen, die statistischen Verhältnisse der verschiedenen Landestheile, die Eigenthümlichkeiten der Parteien wie der Regierungen, ja selbst der landschaftliche Charakter des Landes entrollt sich vor unserm Blicke wie ein großartiges Gemälde, auf dessen Hintergrunde sowol gewaltige Schatten- und Lichtmassen wie eine unendliche Menge interessanter Details unser Auge fesseln. Daß die letztern oft wenigstens scheinbar ohne Zusammenhang mit der Composition des Ganzen auftreten, daß überhaupt dieser Composition der rechte einheitliche Charakter abgeht, daß auch im Colorit so viele grelle Contraste nebeneinander erscheinen und neben scharf umrissenen Gruppen auch nicht wenige mit verfließenden Rändern oder im Chiaroscuro verschwimmend sich zeigen, dürfen wir dem Verfasser nur zum kleinsten Theile zur Last legen. Wenn auch das Italien Metternich's als geographischer Begriff längst zum Spottworte geworden ist, so kann doch bis auf die allerneuesten Ereignisse von einer gemeinsamen Geschichte Italiens kaum die Rede sein. So halten wir den dem Verfasser gemachten Vorwurf einer falschen Anordnung, weil er in jeder Periode zwar einen italienischen Staat nach dem andern abhandelt, aber, zumal im zweiten Theile, stets diejenige Landschaft in den Vordergrund stellt, die der jedesmalige Schauplatz des nationalen Kampfes, das Centrum der nationalen Idee war, im wesentlichen für ungegründet.

Wer sich, wie der Referent selbst, mit der neuesten Geschichte der Halbinsel einigermaßen eingehend beschäftigt hat, wird nicht umhin können, den unermüdlichen Fleiß des Verfassers im Aufsuchen der zum Theil spärlich oder verborgen fließenden Quellen und seine große Gewissenhaftigkeit in der Benutzung derselben aufrichtig zu bewundern. Ein Wust politischer Zeitungen, eine Unzahl von Flugschriften, eine Menge Geschichtswerke, die größtentheils noch in der Kampfeshitze oder unter dem verbitternden und verzerrenden Einfluß der Verbannung geschrieben wurden, vor allem eine unglaubliche Menge von diplomatischen Actenstücken hat derselbe aufs sorgfältigste durchgearbeitet und verwerthet. Er deutet selbst an, was dem Kundigen ohnehin klar ist, daß wenige Seiten oft das mühsame Resultat vieltägiger Arbeit in sich schließen. Ein wiederholter Aufenthalt in Italien, persönlicher Verkehr mit bedeutenden Männern des Landes, wie es scheint sowol Diplomaten als Gelehrten, hat nicht nur manche Lücke ausgefüllt, welche die gedruckten und handschriftlichen Quellen noch ließen, sondern ihn auch in den Stand gesetzt, seiner ganzen Darstellung die Anschaulichkeit und Klarheit, den concreten, der Natur des Landes, des Volks und der Ereignisse entsprechenden Charakter zu geben, welcher seiner Geschichtschreibung einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dabei ist sein Stil kurz, knapp, scharf, lebendig, im ganzen einfach, der Ausdruck originell, oft schlagend, zuweilen gesucht, nicht ohne verfehlte Bilder und mehr bizarre als glückliche Zusammenstellungen und Antithesen. Es würde zu weit führen, eine Aehrenlese von Beispielen zu allen diesen Eigenschaften hier anzufügen; doch mögen Ausdrücke wie „leibarm" für klein und schmächtig (auf die Florentine rangewandt); „in der Politik ist es wie auf dem Schachbret, das übernächste Feld hat wieder die gleiche Farbe"; „die ganze schroffe Küste von Monaco bis über Spezzia hinaus, am Südabhange des Apennin, reich an Häfen, trefflichen Seeleuten, hier und da an Palmen"; „die beiden Augen" (Heß und Schönhals als die Augen Radetzky's!) „sollen etwas schief gegeneinander gestanden haben" u. s. w., dazu dienen, das Gesagte zu veranschaulichen.

Ueber zweierlei möchten wir mit dem Verfasser rechten. Zunächst über den Titel seines Buchs. Wir halten denselben für ungerechtfertigt. Er verspricht uns eine Geschichte Italiens von der Gründung der bis 1859 bestandenen Dynastien bis auf die Gegenwart. Wir sind dadurch berechtigt, abgesehen von der relativen Wichtigkeit der Epochen, eine gleichmäßig eingehende Darstellung dieser für die einzelnen Staaten außerordentlich ungleichen Periode (in Sardinien seit mehreren Jahrhunderten, in Parma seit 12 Jahren) zu erwarten. Was wir dagegen erhalten, ist eine detaillirte Geschichte der italienischen Reform, Revolution und Restauration von Pius' IX. Thronbesteigung bis zur Schlacht bei Novara, d. h. von Juni 1846 bis März 1849, mit einer Vorgeschichte und einem raschen Ueberblick der folgenden Ereignisse bis zum Aus-

bruch des Kriegs von 1859. Die einfache Angabe des Umfangs der verschiedenen Abschnitte wird diese Behauptung rechtfertigen. Die Geschichte vor der letzten Papstwahl umfaßt die ersten acht Abschnitte des ersten Theils bis Seite 279; der genannte Zeitraum (16. Juni 1846 bis 23. März 1849) die Abschnitte 9—25, d. h. das Ende des ersten, vom zweiten die erste Hälfte ganz und die zweite mit Ausschluß der letzten 28 Seiten. Der Verfasser hat selbst das Bedürfniß empfunden, diese Ungleichheit zu rechtfertigen. Im Vorwort zum zweiten Theil sagt er:

Ich lerne einen Menschen oder ein Volk ungleich gründlicher kennen, wenn ich ihm in einer entscheidenden Krisis seines Lebens mit Theilnahme nahe stehend einen Einblick darin gewinne, als wenn ich während einer langen Reihe von Jahren als Bekannter in gleichmäßiger Entfernung neben ihm hergehe. Mit der steigenden Wichtigkeit der nationalen Bestrebungen Italiens, besonders für Deutschland, mußte jene Epoche der italienischen Geschichte auch stärkere Ansprüche an Tiefe und Ausdehnung der Schilderung machen.

Die Richtigkeit dieser Bemerkung ist unleugbar, aber sie kann den Titel der Schrift nicht rechtfertigen, der, wenn nicht geradezu weniger, doch etwas anderes verspricht als was das Buch leistet. Daß die Darstellung der Hauptperiode durch das reiche, trefflich gesichtete Detail, durch die lebendige, anziehende Schilderung und Erzählung der einzelnen Momente (z. B. der Revolution von Mailand, der Schlachten bei Sta.-Lucia, Custozza, Novara u. s. w.) unendlich gewonnen, und vielfach ein wir möchten sagen dramatisches Interesse erhalten hat, wollen wir nicht in Abrede stellen. Dagegen kann uns alles, was der Verfasser dafür anführt nicht davon überzeugen, daß er die diplomatischen Verhandlungen nicht viel weitläufiger behandelt habe, als nothwendig und gut war. Es ist ohne Zweifel zum Verständniß jener Epoche wie der heutigen Stellung der Großmächte zur italienischen Frage von hoher Wichtigkeit, die Rolle genau zu kennen, welche dieselbe während der Revolutionsperiode von 1848 gespielt haben, aber das Bild derselben würde an Klarheit und Schärfe nicht verloren, sondern gewonnen haben, wenn er alle die einzelnen Noten und Aeußerungen der Diplomaten nur an seinem Schreibtische und nicht auch auf den Seiten seiner Geschichte analysirt hätte. Die Verhandlungen während des österreichisch-piemontesischen Waffenstillstandes nehmen allein einen Raum von 74 Seiten ein! Wir sind indeß weit entfernt, den Lesern Reuchlin's die allerdings wenig unterhaltende Lectüre dieses Abschnitts zu widerrathen. Sie werden daraus erkennen, wenn sie es nicht schon vorher wußten, daß England stets den liberalen und nationalen Bestrebungen Italiens günstig war und sie ermuthigte, solange es nicht galt, irgendeine Garantie zu übernehmen oder gar mit Waffengewalt für die italienische Sache einzutreten; daß Frankreich in Italien stets nur die österreichische Hegemonie bekämpfte und dem nationalen Einheitsstaate ebenso wenig günstig war als das östliche Kaiserreich; daß die Republik unter Lamartine und Bastide so gut wie der Kaiser Napoleon für eine Idee kämpfen wollte, und so gut wie dieser die Besitznahme Savoyens und Nizzas dabei unverrückt im Auge behielt; daß Rußland und Preußen, das eine, weil es zu fern und zu wenig direct betheiligt, das andere, weil es zu doctrinär und unpraktisch ist, eine sehr nichtssagende Rolle spielten; daß endlich Oesterreich dort noch mehr gegen das Nationalitätsprincip, dessen Anerkennung ihm den Todesstoß versetzen würde, als für seine italienische Besitzung kämpfte.

Die Erwähnung Oesterreichs führt uns auf den zweiten Punkt, den wir an dem vorliegenden Werke zu tadeln haben. Deutschland hat an den Kämpfen und Entwickelungsphasen Italiens nicht nur das Interesse, welches es, bei der Solidarität des europäischen Völkerlebens an dem politischen Ringen einer jeden der großen Culturnationen nehmen muß: es ist durch die geschichtliche Entwickelung und vor allem durch Oesterreich in ein ganz anderes und viel näheres Verhältniß zu demselben gestellt als alle übrigen Staaten, selbst Frankreich nicht ausgenommen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß in der gegenwärtigen Krisis vor allem freilich die leitenden Staatsmänner, dann aber auch die ganze deutsche Nation sich klar bewußt werden wie sie sich der Bewegung gegenüber, welche ganz Welschland so gewaltig ergriffen hat, zu verhalten haben. Von dem Standpunkte der Nation ausgehend, können wir gewisse abstracte legitimistische Sympathien und graue völkerrechtliche Theorien, so gut wie unser Verfasser beiseite lassen. Wie weit aber liegt es im wohlverstandenen Interesse Deutschlands, Oesterreich in seinen offenkundigen Bestrebungen zur Wiederherstellung des status quo ante zu unterstützen? Wie weit fallen seine Interessen mit denen des Kaiserstaats jenseit der Alpen zusammen? Diese entscheidende Frage hätte unserer Ansicht nach der Verfasser beantworten müssen. Er hat es vorgezogen, sie zu umgehen und den Leser sich selbst aus den von ihm parteilos dargelegten Thatsachen selbst ein Urtheil fällen zu lassen. Viele werden ihn vielleicht dieser Zurückhaltung wegen rühmen. Aber so weit wir von der Ansicht entfernt sind, daß der Leser auf die verba magistri schwören und aus Bequemlichkeit dem eigenen Urtheil entsagen solle, so halten wir doch dafür, daß der Verfasser, der natürlicherweise alle einschlagenden Verhältnisse besser als fast irgendein anderer muß beurtheilen können, seine Meinung über diese Kapitalfrage mit klaren und entschiedenen Worten hätte aussprechen müssen. Aber es geht durch das ganze Werk eine nicht zu verkennende Aengstlichkeit, für einen Gegner Oesterreichs zu gelten. Sein historisches Gewissen zwingt den Verfasser, das Verhalten Oesterreichs in Italien durch Thatsachen als ein für die Halbinsel wie für Italien gleich verderbliches nachzuweisen; aber er hütet sich wol, das Resultat deutlich auszusprechen. Wenn er die Absicht gehabt haben sollte, dadurch in den Augen der tonangebenden Kreise in Wien oder in den ultramontanen Lagern in Süd- und Norddeutschland Gnade zu finden, so hat er, fürchten wir, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Er hat weder Thatsachen gefälscht

noch verschwiegen, er hat sich nicht einmal entschließen können, sie durch eine schwarzgelb angelaufene Brille zu betrachten.

Wie er selbst über die italienisch-österreichische Frage denkt, ist deshalb schwer zu entscheiden. Man möchte fast glauben, er sei mit sich selbst darüber nicht ganz im Reinen. So finden wir Stellen wie Thl. 2, Hälfte 2, S. 81, wo der bekannte falsche Schluß wiederholt wird, daß, weil Oesterreich verschiedene Nationalitäten enthalte, es keinen Stein aus seinem Gewölbe losreißen lassen dürfe, weil sonst alles zusammenbreche. Daher könne es auch den Grund nicht anerkennen, eine so widerwillige, durch bloße physische Gewalt angeschmiedete Provinz wie die Lombardei müsse dem Gesammtstaat mehr Kräfte an Geld und Menschen kosten als sie nutze. Denn sonst hätte eine jede Provinz sich nur störrisch zu erweisen, um ihre Lostrennung zu verlangen und durchzusetzen; oder wie Thl. 2, Hälfte 2, S. 178, wo der Verfasser meint, daß Südtirol mit Venetien zugleich abgetreten werden müsse, also Oesterreich keins von beiden abtreten könne, weil Südtirol das Venetianische durchaus beherrsche. Dagegen deutet er oft genug an und beweist es durch sein ganzes Werk, daß der Besitz des lombardisch-venetianischen Königreichs ein Unglück für Italien sowol wie für Deutschland, ja für den Kaiserstaat selbst gewesen sei. Aus diesem Dilemma müssen wir uns selbst heraushelfen, der Verfasser läßt uns dabei im Stiche. Keiner muß besser wissen als er, daß der Rath, den er Oesterreich ertheilt, sich auf den Weg der Reform zu begeben, „sonst sehe er nichts als eine Abwechselung von Cavour und Mazzini voraus", nicht allein schwer auszuführen, sondern auch, wenn er befolgt, für die Sicherung des italienischen Besitzes gänzlich unfruchtbar sein würde. Wir denken, die deutsche Nation wird auch hier das Ei des Columbus, von dem der Verfasser so oft redet, finden und die Vertheidigung unsers Vaterlandes an der Minciolinie wird bald zu den politischen Fabeln gehören. Sagt Reuchlin doch selbst (I, 43): „Oesterreich war es sich von der ersten Stunde an klar bewußt, daß die Waffen der Rechtstitel seines Besitzes in Italien waren und bleiben mußten." Wie reimt sich das mit jenem Rathe?

Wir würden weder unserer Pflicht gegen den Verfasser, noch gegen unsere Leser genügt zu haben glauben, wenn wir diesen allgemeinen Betrachtungen über den Werth des vorliegenden Buchs nicht noch eine gedrängte Uebersicht seines reichen Inhalts hinzufügten.

Die Geschichte Italiens bis zur Französischen Revolution, auf wenigen Blättern abgehandelt, ist kaum mehr als eine Einleitung. Sie zeigt uns die Staaten und Völker der Halbinsel im Stande der tiefsten Erniedrigung. In Kriegen rein dynastischer Natur wurden die Provinzen Italiens als die todte Masse benutzt, „aus welchen man bei den Friedensschlüssen zur Ausgleichung der Ansprüche fremder Dynastien meist für ihre Nachgeborenen Stücke abschnitt und wie auf dem Fleischmarkt gegeneinander abwog". So wurden Neapel und Toscana zu bloßen Nebenländern ausländischer Herrschergeschlechter. Dabei regierten die besten Fürsten nach dem Grundsatze: alles für, nichts durch das Volk. Die Republiken Venedig und Genua waren versumpft, das ganze italienische Volk tief in politische Apathie versunken. Nur in Piemont (so nennt Reuchlin gewöhnlich, nach dem Vorbilde der Italiener, das spätere Königreich Sardinien) war etwas regeres Leben, wenigstens in den höhern Ständen. Es ahmte Preußen nach, auch in seinem jetzt freilich gebrochenen, starren und hochmüthigen, beschränkten Junkerthum, das im übrigen Italien unbekannt blieb. Bis in die neueste Zeit ließ sich, wie wir selbst oft aus dem Munde ausgezeichneter Piemontesen gehört, Sardinien gern das italienische Preußen nennen. Man hat freilich in den letzten Jahren diesseits das Seinige gethan, um dieser Bewunderung und Nachahmung Schranken zu setzen. Vielleicht ist die Zeit nahe, wo das Verhältniß von Vor- und Nachbild sich umkehrt.

Der Einfluß der Französischen Revolution und das Auftreten Napoleon's in Italien, dessen Nachwirkungen bis in die Gegenwart fortdauern, führt uns der Verfasser in scharfen Umrissen, freilich ohne alle Detailzeichnung, vor. Er sagt:

> Napoleon war nicht der Mann der Nationalität, noch Mann der Freiheit, dennoch hat er den Namen beider in Italien ausgestreut, freilich im romanischen Sinne, der die Freiheit wesentlich in der Gleichheit sucht... Er erschien den Italienern als ein römischer Imperator, der an der Spitze der gallischen Legionen das Reich einnimmt.

Er selbst hielt nicht übermäßig viel von den Italienern und meinte, man brauche mit ihnen noch weniger Umstände zu machen als mit allen andern Völkern. Aber er galt ihnen als Landsmann und verstand es, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, sie in ihren eigenen Augen zu heben. Die Waffenthaten der italienischen Legionen des kaiserlichen Heers zeigten, daß der kriegerische Geist des Volks wieder zu erwecken sei. So konnte Balbo Italien unter Napoleon trotz seiner Unfreiheit, trotz der schweren Opfer und fremder Kriegsdienste glücklich preisen. Dennoch war man beim Sturze des Imperators des Imperialismus und der Franzosen im allgemeinen ziemlich müde. Aber die unsinnige Reactionswirthschaft der restaurirten und der neu eingesetzten Dynastien, die freilich am empörendsten und in grauenerregender Weise schon unter englischem Patronate 1799 in Neapel aufgetreten war, umgab die Napoleonische Herrschaft nachträglich mit einer Glorie, die mit jedem folgenden Jahre in hellerm Glanze strahlte. Wie die Monarchen zu Kalisch die Deutschen, so hatte Erzherzog Johann, der Reichsverweser, im Jahre 1809 die Italiener zum Nationalkriege aufgerufen. Aber dieser Fürst war hier nicht glücklicher mit seinen Nationalitätsideen, als später an den Ufern des Rhein und Main. Kaiser Franz und Metternich wollten die Italiener vergessen machen, daß sie Italiener seien, die Nationalitätsideen vertilgen, den „Geist des Jakobinismus" zerstören und so die Ruhe Italiens sicher stellen. Victor Emanuel ging in seiner Reaction in Piemont bis an die Grenzen des Blödsinns. Pius VII. schaffte in Rom die Pockenimpfung und Straßenbeleuchtung als

französische Neuerungen ab. Italien wurde zum geographischen Begriffe degradirt.

So war es natürlich, daß eine stets wachsende Unzufriedenheit, eine stets zunehmende Sehnsucht nach einer Aenderung der bestehenden Verhältnisse, ein tiefes Gefühl der Demüthigung über die innern wie die äußern staatlichen Verhältnisse sich nach und nach fast aller gebildeten Italiener bemächtigte, während im Kirchenstaat wie in Neapel und Sicilien das auch materiell schwer bedrückte Volk sich gegen die Machthaber aufzulehnen begann. Dazu kam, daß, wie der italienische Staatsmann und Historiker Farini sagt, die wunderbaren Erfolge der Napoleonischen Epoche die Seelen in eine Aufregung versetzt hatten, welche in Erwartung neuer Wunder nie zur Ruhe kommt; „daher jenes Passen auf einen Glücksfall, der allgemeine Umwälzung verspräche, jenes Tag für Tag Dahinleben in der Hoffnung des von der hoffnungsreichen Phantasie versprochenen Aufruhrs, ungeheuere Pläne, nur auf das Verlangen und den Zufall gegründet, Misachtung der bescheidenen aber beständigen Fortschritte, der Studien, Tugenden u. s. w. und so anstatt der gedankenlosen, zufriedenen Unthätigkeit unserer Väter das anmaßliche, geschwätzige Nichtsthun der jetztlebenden Generationen." *)

Die Unterdrückung der Nationalität, die Knechtung der Presse, die Willkürherrschaft der allmächtigen Polizei, in Verbindung sowol mit den ebengenannten, durch die Zeitumstände erzeugten, wie mit den dauernden und eingeborenen Eigenthümlichkeiten des italienischen Volksgeistes hatten zur natürlichen Folge die Entstehung politischer Geheimbünde (sette), die freilich ihre Wurzeln bis in das vorige Jahrhundert hineinerstrecken. „Geheime Gesellschaften", sagt Reuchlin, „sind immer ein Zeichen ungesunder Säfte, des Mangels an organischer Einheit der höhern und der niedern Klassen, der Entfremdung ihrer Bildung und Gesittung, ein Zeichen gerechter oder ungerechter Bedürfnisse, welche den rechten Mann an der rechten Stelle nicht finden." Er gibt uns eine treffliche Charakteristik dieser geheimen Verbindungen, die theils die Republik, sogar die socialistische, theils die constitutionelle Monarchie, theils die Reaction und Priesterherrschaft, auch wol Raub und Mord auf ihre Fahnen schrieben: der Carbonari, Concistoriali, Sanfedisten, später der Unitarier und des Jungen Italien. Sie haben unendliches Unheil über die Halbinsel gebracht, über die Völker wie über die Einzelnen, haben eine große Anzahl ihrer Feinde dem Mörderdolche, eine größere Anzahl ihrer Mitglieder dem Henkerbeil oder dem Exil, zahllose Familien dem Elend geweiht, das ganze italienische Volk Jahrzehnde hindurch der Verachtung des übrigen Europa preisgegeben. Dreißig Jahre lang bildeten sie die einzige Opposition gegen das bestehende Regiment; hier und da freilich auch seine Handlanger, Delatoren, Henkersknechte oder enfants terribles.

Auf das treffliche Bild, welches unser Verfasser von dem „italienischen Land, Volk und Regiment seit 1815" entwirft, müssen wir unsere Leser selbst als den wichtigsten und interessantesten Abschnitt des ersten Theils verweisen. Die zahlreichen deutschen Lobredner der Zustände in Oesterreichisch-Italien werden vor den durchweg auf unumstößlichen Thatsachen fußenden Ausführungen des Verfassers verstummen müssen. Freilich war die Regierung weder so schwach wie in Toscana, noch so unsinnig wie im Kirchenstaat, noch so abscheulich wie in Neapel. Aber Oesterreich hatte die materiellen Zugeständnisse von den Großmächten hauptsächlich dadurch erlangt, daß es die Nothwendigkeit darstellte, durch seine starke Hand die revolutionären Elemente niederzuhalten, und dies, nebst der Aufrechterhaltung seiner politischen Hegemonie auf der ganzen Halbinsel war der Hauptgesichtspunkt seiner Regierung, keineswegs die Wohlfahrt seiner italienischen Unterthanen, am wenigsten die geistige. Interessant ist der Nachweis, daß der Antagonismus Piemonts gegen das Kaiserreich nicht, wie viele glauben, erst von Karl Albert herrührt: schon im Jahre 1815 protestirte der piemontesische Gesandte d'Aglié in London gegen die Vergrößerung Oesterreichs in Italien und sah deutlich die Gefahr für Piemont, für die Unabhängigkeit Italiens, sowie die Unfruchtbarkeit der Erwerbung für Oesterreich selbst voraus; schon 1816 machte Sardinien vergebliche Versuche, sich mit Neapel gegen Oesterreichs übermächtigen Einfluß zu verbünden. Weniger unbekannt ist, was man doch denen, die jetzt über Sardiniens „Kirchenraub" ihr Anathema sit! rufen, ans Herz legen möchte, daß Metternich sich nicht darüber zufrieden geben wollte, daß Oesterreich die ihm versprochenen Theile des Kirchenstaats nicht erhalten habe.

Die Revolutionen von 1820 und 1821 in Neapel und Piemont, Resultate des weitverbreiteten Carbonarismus, der gelungenen Militärrevolution in Spanien, der faulen Regierungen und der getäuschten Hoffnungen der Völker, brachten bekanntlich durch die auf dem Laibacher Congreß erfundene Interventionstheorie das österreichische Vasallenthum dieser Staaten und die Unterdrückung der italienischen Nation zum Abschluß. Die traurige Geschichte der folgenden Reactionsperiode charakterisirt der Verfasser folgendermaßen (I, 200):

> Die innere Geschichte Italiens in dem Jahrzehnd bis 1830 ist eine düstere. Die Präponderanz Oesterreichs, die harten Strafen und Maßregeln der meisten Regierungen, Kerker, Verbannung lähmten und unterdrückten nicht blos die Absichten der Sekten, welche durch den nahen griechischen Aufstand geschürt wurden. Fremde Soldaten, der Bund mit der reactionären Partei der Kirche, Verfinsterung, höchstens noch Förderung der materiellen Interessen, waren die große politische Weisheit dieser Tage, welche den Geistern Muthlosigkeit einflößte, die sich hier und da in zerstörenden Acten blinder Verzweiflung, wie eine Naturkraft, entlud. Die ganze Welt schien sich gegen Italien verschworen zu haben, und so wurde ihm auch der Segen zum Fluche.

„Italien von 1830—46; tiefster Stand, Anfang der nationalen Aufraffung" lautet die Ueberschrift des achten Abschnitts. Revolutionen beginnen die Periode; Reactionsgreuel, dumpfe Apathie, Verschwörungen, wahnwitzige Handstreiche des Radicalismus und politische Meuchelmorde

*) D. h. wol von 1814—47.

füllen sie aus; die in der höchsten Noth am Himmel aufdämmernde Morgenröthe einer bessern Zeit beschließt sie.

Eine der ersten Manifestationen der auswärtigen Politik der neuen pariser Juliregierung war die Proclamation des Princips der Nichtintervention. Sie war das Signal der Revolution in Parma, Modena, den Marken und Legationen. Aber die Hoffnungen der Liberalen auf Ludwig Philipp erwiesen sich als auf Sand gebaut. Der österreichischen Intervention in der Romagna antwortete zwar die französische Besatzung Anconas, aber sie kam weder den unglücklichen Provinzen Mittelitaliens zu statten, noch vermehrte sie den Ruhm und den Einfluß Frankreichs. Das Memorandum, in welchem die Großmächte dem Papste Mäßigung und weise Reformen empfahlen, von der Mehrzahl der Unterzeichner wol kaum ernsthaft gemeint, verhallte wirkungslos. Die päpstliche Misregierung und die österreichische Suprematie erschienen gesicherter als je. In Sardinien hatte inzwischen nach dem Aussterben des savoyischen Mannsstammes (1831) Karl Albert von Carignan den Thron bestiegen. Durch große Misgriffe, Nachstellungen und Verleumdungen früh gereift, von schmeichelnden Spionen auf jedem Schritte umgeben, von Metternich wie von dem eigenen Vorfahr angefeindet und beargwohnt, hatte er sich früh in sich selbst zurückgezogen. Ehrgeizig, der Selbstherrschaft zugeneigt, aber in der Nationalsache auch die eigene sehend, war er nur mit Schwierigkeiten für die nothwendigen innern Reformen, später für die constitutionelle Regierungsweise zu gewinnen. Stets ein Feind der österreichischen Hegemonie, aber unentschlossen von Natur und durch Erziehung wie durch Neigung fromm bis zur Bigoterie, bedurfte es des unwiderstehlichen Dranges der äußern Ereignisse, um ihn an die Spitze des gemäßigten Liberalismus zu stellen und ihn zum „Schwerte Italiens" zu machen. Den feindlichen Elementen auf beiden Seiten nicht gewachsen, von beiden verleumdet, nicht im Stande, die entfesselten Volkskräfte zu beherrschen, von den Oesterreichern geschlagen, von den Mazzinisten gehöhnt, verfolgt, fast ermordet, stürzte er, dessen Muth, zumal im Dulden, unerschütterlich war, sich in einen Kampf der Verzweiflung, dankte, besiegt, auf dem Schlachtfelde ab, kaum 50 Jahre alt, und starb im Exil: ein wahrer königlicher Märtyrer und eine fast einzige Erscheinung in unserm Jahrhundert.

An der Spitze seiner Gegner im radicalen Lager stand sein eigener Unterthan, der Genuese Mazzini.

> Eine mystische Natur, von einfachen, ansprechenden Manieren, von anscheinender Gutmüthigkeit, die ihm den Ruf der Aufrichtigkeit verschaffte, und phantastischem Ausdruck. Sein Motto war Freiheit, Gleichheit, Humanität, Unabhängigkeit, Einheit. Im glühenden hohlen Raum abstracter Phantasie brütet er die eine, untheilbare Republik aus, wozu die Täuschung, Aengstung und Ausbeutung der Besitzenden, die Aufstachelung der Armen die Waffen liefern soll. Dazu seine Beharrlichkeit und die Unerschütterlichkeit der fixen Idee. So nahm dieser Prophet des Socialismus den Kampf wider alle conservativen Elemente Europas auf.

Wir fügen dieser dem Verfasser entlehnten Schilderung aus eigener Kenntniß des Mannes und seiner Wirksamkeit noch hinzu seine große Gabe der Rede, zumal der schriftlichen; seinen unglaublichen Einfluß auf die feurigen Gemüther und die leicht erhitzbare Phantasie der italienischen Jugend; seine Kunst, die eigene Persönlichkeit in ein mysteriöses Dunkel zu hüllen und, während er nur höchst selten selbst aus dem Schatten hervortritt, durch den Klang seines Namens mittels zahlreicher treu ergebener Agenten zu wirken. Es wird den Zeitungslesern der letzten 20 Jahre erinnerlich sein, wie er, der wahre Ueberall und Nirgends, bald hier, bald dort, in allen möglichen Theilen Italiens und der umliegenden Länder gesehen sein sollte und nie gefunden und festgehalten werden konnte. Wir sind fest überzeugt, daß sein noch heutzutage, wie die Vorgänge in Neapel und Sicilien beweisen, großer Einfluß längst dahin sein würde, ohne diese weise und berechnete Zurückhaltung seiner Person. Die moralische oder physische Feigheit, die ihm seine Gegner vorwerfen, ist dagegen nicht hinlänglich bewiesen. Er hat über zahlreiche Individuen wie über sein Vaterland im ganzen großes Unheil gebracht und scheint damit noch immer nicht zu Ende zu sein. In Beziehung auf die Ereignisse von 1848 sagt der Verfasser von ihm:

> Auf den ersten Blick erscheint Mazzini hier wie ein Prophet oder als oberster Leiter alles Bestehenden; sehen wir es aber näher an, so ist er nichts weniger als Staatsmann, sondern bloßer Demagog, gescheidter als manche andere: er weiß einige Fäden anzuknüpfen, den fremden Zettel zu verwirren, aber keine Leinwand zu weben.

Die ägyptischen Wirren und der drohende europäische Krieg von 1840 hatte die Hoffnungen der Patrioten wie die der radicalen Sektirer neu gehoben. Neue Ausbrüche erfolgten; „aber die Wechsel an den Scharfrichter, mit denen Mazzini 1844 und 1845 seine Opfer (zumal die unglücklichen und hochherzigen Brüder Bandiera) aussandte, machten seinen Credit sinken". Der adriatische Theil des Kirchenstaats, dazu Apulien und Calabrien, waren „das Eldorado der Zettelungen". In den oströmischen Provinzen galt das Sprichwort: „Lieber türkisch werden als päpstlich bleiben." Aber die schweizerischen Söldner des Papstes und des Königs von Neapel, im Hintergrunde die stets schlagfertig drohende österreichische Intervention brachten, verbunden mit der steigenden Bildung und Gesittung und dem größern Verkehr mit den edlern Geistern und Sitten des Auslandes, allmählich einer immer größern Anzahl von Patrioten auch unter den Flüchtlingen die Ueberzeugung von der Fruchtlosigkeit und Immoralität dieser wahnwitzigen Handstreiche und des ganzen politischen Sektenwesens bei. Fast gleichzeitig erhoben sich in den Jahren 1843—46 eine Anzahl geachteter ehrenwerther Männer von tadellosem politischen Rufe und bewährter Vaterlandsliebe für die Politik des gemäßigten, ausdauernden Vorwärtsstrebens innerhalb der Schranken der Gesetze. Gioberti's „Primato morale e civile degli Italiani", C. Balbo's „Speranze d'Italia", Massimo d'Azeglio's „Casi di Romagna" u. s. w. sind wie Merksteine, welche den Abschluß der Aera der Verschwörungen und krampfhaften Zuckungen und den Anbruch eines neuen Zeitraums des bewußten, kräftigen Ringens nach

einem klar erkannten und erreichbaren Ziele bezeichnen. Nur wer damals in Italien lebte (denn die Polizei und die zur Gewohnheit gewordene mistrauische Scheu, auch vor der stets wiederkehrenden Verletzung des Briefgeheimnisses, verhinderten, daß zu viel davon auswärts bekannt ward), kann sich eine Vorstellung von der zauberhaften Wirkung dieser Schriften machen. Sie waren Thaten von größerm Gewichte als manche gewonnene Schlacht. Von ihrem Erscheinen datirt die Existenz einer mit jedem Jahre anwachsenden gemäßigten Partei in Italien, welche, die Unabhängigkeit der Halbinsel und das Nationalitätsprincip in den Vordergrund stellend, in Beziehung auf die innern Fragen anfangs alles auf die Beendigung des Unabhängigkeitskriegs verschieben wollte, bis sie einsehen lernte, daß nur durch den rückhaltlosen Anschluß an die einzig waffentüchtige nationale Macht, Piemont, der Erfolg dieses Kriegs überhaupt möglich werde. Auffallend war es, daß die meisten dieser Schriftsteller aus Piemont selbst hervorgingen, auf welche bisher zumal die Toscaner als auf das italienische Böotien verächtlich herabgeblickt hatten. Ein neues geistiges Leben schien überall zu erwachen und drängte, wo auch seine Wiege stehen, wie heterogen auch der ursprüngliche Zweck sein mochte, überall auf das politische Feld hinüber. Was sich weder in der Presse, noch in einem Parlamente Luft machen konnte, kam in den Versammlungen der Gelehrten (nach dem Muster der deutschen Naturforscherversammlungen seit 1839), der Freunde der Landwirthschaft (Georgofili) u. s. w. zu Tage.

Cardinal Orsini hatte unter Pius VI. einen vergeblichen Versuch gemacht, alle italienischen Staaten zu einem Bunde unter dem Vorsitze des Papstes zu vereinigen. Der Versuch war nicht so sehr an dem Widerstande der einzelnen italienischen Regierungen sowie Oesterreichs und Frankreichs, als an dem ganzen antipäpstlichen Zeitgeiste gescheitert. Seit Jahrhunderten hatten die italienischen Patrioten aller Stände und Parteischattirungen sich gewöhnt, nach Machiavelli's Vorgang das Papstthum als den ewigen Stein des Anstoßes und Fels des Aergernisses für die italienische Nationalität zu betrachten. Gioberti, ein Priester, Philosoph und liberaler Patriot, dabei nicht frei von einer gewissen Schwärmerei, suchte sie eines Bessern zu belehren. Italien an der Spitze der modernen Civilisation unter dem Vorsitz eines liberalen und nationalen Papstes zum Bundesstaat vereinigt, das war das kühne Ideal, welches er seinen erstaunten und entzückten Landsleuten vorhielt. Man glaubte ihm gern, weil man wünschen mußte, ihm glauben zu dürfen. Aber von dem damaligen Inhaber der dreifachen Krone konnte selbst Gioberti die Erfüllung seiner kühnen Plane nicht erwarten. Da starb Gregor XVI., und die Papstwahl vom 16. Juni 1846 hob einen Mann auf den Stuhl St. Peter's, dessen Auftreten anfangs die kühnsten Wünsche zu krönen, das Unmögliche wirklich zu machen schien, freilich nur um die traurige Wahrheit nachher in desto grellern Farben hervortreten zu lassen.

Dem Charakterbilde, welches uns der Verfasser von Pius IX. liefert, möchten wir etwas mehr Vollständigkeit und Abrundung wünschen. Die Geschichte hat über den noch Lebenden schon zu Gericht gesessen. Von Natur weich und gutmüthig, die Leiden und Bedrückungen des Volks aus eigener Anschauung kennend, nicht gleichgültig gegen dessen Beifall und Verehrung, dabei jünger als seit lange irgendein Papst, war er zu bürgerlichen Reformen gern bereit, solange er sie mit den Rechten und Pflichten der römischen Kirche und ihres Oberhaupts für verträglich hält. Zu kurzsichtig, um den Abgrund zu sehen, dem er sich zudrängen ließ und die Unvereinbarkeit der Priesterherrschaft mit einem geordneten oder gar auf liberalen Institutionen ruhenden Staatswesen, der unbedingten Autorität der Kirche mit der bürgerlichen und moralischen Freiheit zu gewahren, von sehr beschränktem Gesichtskreise, lenksam und wenig energisch zu eigener That, aber unerschütterlich in Gewissenssachen oder dem, was er dafür ansah, mußte er in einem Conflicte der Principien, dem er nicht von fern gewachsen war, nothwendig unterliegen. Mit seiner Thronbesteigung beginnt die Geschichte der italienischen Reform und Revolution, und es unterliegt keiner Frage, was damals die einsichtsvollen Ultramontanen und Absolutisten fast offen aussprachen und sich heute noch heimlich gestehen, daß Pius IX. diese Bewegung, wenn nicht hervorgerufen, so doch beschleunigt und gezeitigt hat.

Der Raum verbietet uns, dem Verfasser zu folgen, wie er Schritt vor Schritt den Papst von Reform zu Reform, zum italienischen Bunde, zum Kampfe gegen Oesterreich, zu einem demokratischen Ministerium gedrängt zeigt, bis er endlich, am Rande des Abgrundes taumelnd, von seinen amatissimi sudditi (heißgeliebten Unterthanen) schwer bedroht, verkleidet, bei Nacht und Nebel das Weite sucht, um sich von nun an, mit seiner Vergangenheit gründlich brechend und die Politik seiner Vorgänger wieder aufnehmend, sich an die Spitze der europäischen Reaction zu stellen.

Hinter dem Papste zurückzubleiben, war für die andern Fürsten Italiens kaum möglich. Toscana eröffnete den Reigen. Dem gutmüthigen und schwachen Leopold II. wurde wie Pius IX., im Jahre 1847 eine Reform nach der andern durch Ovationen abgedrängt. Reuchlin liefert uns bei dieser Gelegenheit eine treffliche Charakteristik von Florenz und Livorno, sowie von den Führern der constitutionellen und der radicalen Partei im Großherzogthum. In solchen Schilderungen ist er Meister (vgl. die Schilderung Roms nach Farini, I, 286; der Insel Sardinien, I, 334 fg.; Oesterreichisch-Italiens, II, 4 fg.; Siciliens, II, 48 u. s. w.) und sie bilden vielleicht den werthvollsten Theil des Buchs.

Karl Albert betrat nur widerwillig den Weg der Reformen; aber Piemont durfte und konnte sich von den übrigen Staaten der Halbinsel nicht überflügeln lassen. Ferdinand II. von Neapel widerstand solange wie möglich. Als aber die Revolution in Palermo ausbrach und sich windschnell über die ganze Insel verbreitete, als sich selbst die grausamen Zwangsmittel des berüchtigten Del

Carretto als vergeblich erwiesen, versuchte er sich durch die nach französischem Vorbilde zugeschnittene Verfassung vom 29. Januar 1848 plötzlich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Der Versuch gelang jedoch nur insoweit, als dadurch die liberale Partei in Neapel von den Siciliern getrennt ward.

Oesterreich allein, mit dem die Herzoge von Parma und Modena eine Offensiv- und Defensivallianz geschlossen hatten, blieb fest und unerschütterlich. Allen Demonstrationen der heißblütigen lombardischen Jugend setzte es die eiserne Faust der Gewalt entgegen. Was es von Reformen bot, verdiente kaum den Namen. Aber deshalb ist nicht mit ihm zu rechten. Der Verfasser gesteht selbst zu, es sei damals wie jetzt absolut unmöglich gewesen, die Italiener durch Reformen für die österreichische Herrschaft zu gewinnen. Dreißig Jahre früher mochte es gelingen. Wie er nun dennoch Oesterreich auf diese Bahn hinweisen mag, um wenigstens Venetien zu retten, ist eine schwer begreifliche Inconsequenz.

Piemont und Toscana waren mit ihren Verfassungen Neapel auf dem Fuße gefolgt. Die freie Presse wie die Tribune warben für die Guerra dell' indipendenza. Da kam die pariser Februarrevolution, für Italien wie für Deutschland ein schwerer Schicksalsschlag, indem sie in beiden Ländern die extremen Elemente in Gärung brachte, die Bewegung überstürzte und dadurch später der Reaction die Wege bahnte.

Die wiener Revolution vom 13. März gab das Signal zum längst vorbereiteten Ausbruch in Mailand. Von dem fünftägigen Straßenkampfe gibt uns der Verfasser ein anschauliches, lebenvolles Gemälde. Dagegen begreifen wir nicht, wie ein Geschichtschreiber uns bei der Charakteristik Radetzky's damit abspeisen kann, daß derselbe so sehr in allen Tonarten gerühmt sei, daß er nichts Neues hinzuzufügen wüßte. Verlangt er von den künftigen Lesern seiner Geschichte, daß sie alle diese Tonarten kennen? Oder ist das abermals ein Resultat der ängstlichen Vorsicht, die überall hervortritt, sobald Oesterreich, seine Interessen und Persönlichkeiten in Frage kommen?

Dem Siege der Revolution in Mailand und dem Rückzuge Radetzky's nach Verona folgte der Einfall Karl Albert's in die Lombardei, in seiner Begründung dem seines Sohnes in den Kirchenstaat und die Länder Franz' II. von Neapel sehr ähnlich. Hier wie dort fehlte die formelle Kriegserklärung wie der völkerrechtliche Grund zum Kriege. Daß für den Vater wie für den Sohn im Grunde gar keine Wahl war, daß sie durch ihr Thun den Willen der unendlichen Mehrheit ihres Volks zur Ausführung brachten, kann sie natürlich in den Augen der Verfechter des formellen Rechts quand même nicht rechtfertigen.

Die Schilderung des oberitalienischen Kriegs von 1848 ist dem Verfasser wieder ausgezeichnet gelungen und stellt nicht minder seine Kunst der Darstellung als seiner Unparteilichkeit und sorgfältigen Quellenbenutzung ein vortreffliches Zeugniß aus. Die Quellen flossen allerdings hier am reichlichsten.

Der Waffenstillstand vom 9. August 1848, der Sardinien in die alten Grenzen verwies, hatte dem Kriege vorläufig ein Ende gemacht. Das Säbelregiment herrschte wieder im lombardisch-venetianischen Königreiche mit Ausnahme der wiedererstandenen Inselrepublik Venedig. In Neapel hatte der treulose König schon am 15. Mai eine revolutionäre Bewegung benutzt, um die Reaction einzuleiten, die von diesem Augenblicke an Schritt für Schritt vorschreitend bis zu den empörendsten Greueln führte. Im übrigen Italien hatte die Niederlage Piemonts die Herrschaft der radicalen Partei zur Folge. Den Sommer hindurch kämpfte sie mit der constitutionellen Partei, im Herbst stieg sie mit Guerrazzi und Montanelli in Toscana und, nachdem der treffliche und energische Rossi einem Meuchelmörder zum Opfer gefallen war, mit Sterbini, Canino und Genossen in Rom auf den Thron. Nur in Piemont hielt sich das constitutionelle Regiment, die feste und nationale Monarchie unter den schweren Stürmen aufrecht. Vergebens versuchte hier der Minister Gioberti, dem alten Plane treu, die zerrissenen Fäden des italienischen Bundes wieder anzuknüpfen. In Mittelitalien sollte die Constituente italiana, das von Montanelli adoptirte Schoskind Mazzini's, über das Schicksal der Halbinsel entscheiden. Im November floh der Papst, im Februar 1849 der Großherzog nach Gaëta. In Sicilien war der Kampf von neuem entbrannt. Die Disciplin der schweizerischen Söldner des Königs von Neapel trug den Sieg über die undisciplinirte Tapferkeit der Freischaren aus dem In- und Auslande davon. Die Greuel, welche die Soldateska in Messina und anderswo verübte, rathen wir nur Personen von starken Nerven, zumal aber den auch in Deutschland noch vorhandenen Verehrern des väterlichen neapolitanischen Regiments zu lesen.

Die Intriguen der geschwätzigen, ränke- und herrschsüchtigen, aber mit ihrem Blute sparsamen Radicalen in Oberitalien waren ein Haupthinderniß für das Gelingen des Unabhängigkeitskriegs gewesen. In Mailand wäre Karl Albert ihrer sinnlosen Wuth fast zum Opfer gefallen. Die Verleumdung, die ihn als Verräther brandmarkte, und die ewigen Anfeindungen nagten an seinem Leben. Die vermittelnden Mächte, England und Frankreich, denen anfangs (England zumal) die Mincioline zu wenig geschienen hatte, gaben Schritt für Schritt allen Forderungen Oesterreichs nach. Der Brüsseler Congreß wurde vor seinem Zusammentritt zur Satire. England bewies, wie immer, Italien gegenüber, daß es ihm an sympathischen Worten niemals fehle, desto mehr an Thaten.*) An sich und seiner Sache verzweifelnd, beschloß Karl Albert mit geringer Hoffnung alles auf eine einzige Karte zu setzen und wenigstens ehrenvoll unterzugehen.

*) „Palmerston", sagt Reuchlin, „ist ganz die Personification John Bull's, indem er eine gewisse stolze Sympathie für das physische Wohlergehen und für eine gewisse politische Freiheit anderer Völker heg[illegible] solange dieselbe England nicht mehr kostet als gute Rathschläge und wohlfeile Dienste. Um den Frieden zu erhalten, ist den englischen Staatsmännern alles feil, wenigstens alle Interessen ihrer Verbündeten, einschließlich der eigenen Ehre."

Auf dem blutigen Schlachtfelde von Novara, wo die letzte Hoffnung Italiens — wie es damals schien auf lange Jahre — ins Grab sank, dankte er ab und Victor Emanuel II. unterzeichnete die Bedingungen des Waffenstillstandes und bald darauf des Friedens, der die alten Grenzen der beiden Staaten bestätigte.

Mit dem Frieden zwischen Oesterreich und Sardinien ist das Geschichtswerk des Verfassers, wie schon bemerkt, eigentlich zu Ende. Was noch folgt, auf 28 Seiten zusammengedrängt, erinnert uns unwillkürlich an die Nachweisungen, die manche Romanschreiber, nachdem der Knoten gelöst und die Katastrophe vorüber ist, ihren neugierigen Lesern über die weitern Schicksale der handelnden Personen zu geben pflegen. In der That bezeichnet der Verfasser diesen letzten Theil nur als einen Schlüssel zu dem, was den Lesern aus den Zeitungen bereits bekannt sei. Aber es will uns scheinen, als öffne der Schlüssel durchaus nicht alle Schlösser. Zumal meinen wir, daß die Geschichte Italiens in gleichmäßiger Weise bis zur vollendeten Restauration und Reaction, d. h. etwa bis zum Jahre 1852 hätte fortgeführt werden sollen und können. Aber freilich, die Spannung, das dramatische Interesse ist mit der Katastrophe von Novara vorüber. Die Eroberung Roms, Venedigs und Livornos, die Reactionswirthschaft in Neapel und Sicilien erscheinen nur als ihre unvermeidlichen, von allen vorhergesehenen Folgen, als die letzten, krampfhaften Zuckungen der sterbenden Bewegung, deren Schilderung dazu angethan ist, den Verfasser wie den Leser nur unangenehm aufzuregen, wenn nicht gar zu langweilen. Und doch ist die Geschichte vieser Jahre, wie der Referent sich anderswo nachzuwei-'en bemüht hat*), außerordentlich lehrreich für das Ver-ländniß der gegenwärtigen italienischen Bewegung. Daß ie Italiener von 1859—60 so unendlich verschieden von en Italienern der Jahre 1848—49 erscheinen, obgleich rößtentheils dieselben Personen handelnd auftreten, ist ur aus der Geschichte des letzten Jahrzehnds vollständig u begreifen, und diesen Nachweis durfte uns der Verasser nicht schuldig bleiben.

Fassen wir schließlich noch einmal den Totaleindruck es vorliegenden Werks zusammen, so müssen wir geste-en, daß es eine harte Aufgabe ist, eine Geschichte zu sen, die von Anfang bis zu Ende ein düsteres Gemälde s Kampfs zwischen Regierenden und Regierten bildet: eilich eines Kampfs mit sehr ungleichen Waffen. Auf r einen Seite Unterdrückung der persönlichen Freiheit, s freien Wortes, ja des freien Gedankens; Proscriptio-n, Confiscationen, moralische wie physische Folter, Ver-nnungen, Hinrichtungen im einzelnen und Füsilirungen masse, vor allem die sich über Gesetze und Behör-n stellende Polizeiwillkür; auf der andern das stets geliffene Stilet, Banditenwesen, ein endloses Gewirr von mploten und Verschwörungen, offener Aufruhr und ieg, zäher passiver Widerstand, tödlicher Haß, Isolirung und Verfemung; dem allen entsprechend ein Wechsel von Despotismus und Anarchie: das sind die charakteristischen Züge der neuern Geschichte Italiens.

„Die Organisation der nationalen Kräfte war und ist für die Italiener eine Unmöglichkeit, solange sie nicht andere Sitten und Neigungen anziehen; solange sie sich nicht ändern, können sie nur durch fremde, d. h. französische Hülfe einen Wechsel der Fremdherrschaft erreichen." Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie weit die Italiener von 1860 den Postulaten des Verfassers bereits gerecht geworden sind. Er wagt kein Urtheil über die Zukunft der Halbinsel auszusprechen. Wir werden uns begnügen müssen zu sagen, daß, welches auch das Ende des gegenwärtig noch unentschiedenen Kampfes sein möge, der bald wieder weit großartigere Verhältnisse annehmen dürfte, die Italiener jedenfalls den Beweis geliefert haben, daß sie verdienen, ein Volk zu heißen, daß ein reges und kräftiges nationales Leben in ihnen wohnt und endlich, daß Italien nie wieder dauernd zum geographischen Begriffe herabsinken wird. Italien ist, wie der Verfasser mit Recht behauptet, der französischen Bundesgenossenschaft, die es weder an harten Bedingungen noch an Kränkungen fehlen läßt, von Herzen müde; aber es kann sie erst entbehren, wenn Europa gerecht gegen es wird, wenn zumal in Deutschland der abstracte Zopfcultus der Legitimität aufhört und unsere Staatsmänner erkennen, daß sie gegen die drohenden Riesen im Osten und Westen keinen zuverlässigern, weil keinen so sehr von gleichen Interessen geleiteten Bundesgenossen haben können als ein freies und einiges Italien, das fähig ist auf eigenen Füßen zu stehen.

Wenn aber unsere Nation dereinst zu dieser Erkenntniß gelangen wird, so darf sich unser Verfasser keinen ganz geringen Theil des Verdienstes zuschreiben. Dann ist der Wunsch erfüllt, mit dem das Vorwort zum zweiten Theil seines Werks schließt: „Möge sein Erfolg eine für Wahrheit und Gerechtigkeit gewonnene Schlacht sein!" *)

Otto Speyer.

*) Vgl. den Aufsatz: „Toscana in den Jahren 1849—60" in „Unsere ...", IV, 465 fg.

*) Der Verfasser wird es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihn auf einige kleine Irrthümer aufmerksam machen, um dieselben in einer hoffentlich bald nöthigen zweiten Auflage seines Werks zu verbessern.

Die Flucht des Großherzogs von Toscana wurde schon am Abend des 7. Februar 1849 in Florenz bekannt und am 8. morgens fand die Revolution statt; die Restauration nicht am 11. Mai, sondern am 12. April 1849. Das Bahnhofgebäude in Empoli, welches „nebst Pinienwaldungen reizend die Höhe krönt", liegt schon in der streng cultivirten Ebene des untern Arnothals, wenn auch noch in geringer Entfernung von den letzten pinienbewachsenen Bergen. Von einer „eisglatten Lava" kann nur sprechen, wer dies rauheste aller Gesteine nie selbst gesehen. Unter dem „rothblühenden Lorber" ist wol nicht der gelbgrün blühende Laurus nobilis, sondern der Oleander (Nerium oleander), hier und da auch Lorberrose genannt, zu verstehen. Statt 26—28° R., die der Verfasser für das Sommerklima der Lombardei angibt, mußte es 16—18° heißen. Keine europäische Isothere überschreitet 20° R.; der heißeste Monat des heißesten Orts (August in Catania) erreicht kaum 25°. Das Pietra-Grottafest in Neapel soll wol heißen Pie-di-Grottafest. Anderes übergehen wir als muthmaßliche Druck- oder Schreibfehler.

Schriftstellerlos und Schiller-Lotterie.

1. Ueber das Los der Schriftsteller. Oeffentlicher Vortrag, gehalten im Hotel de Saxe zu Leipzig von E. Wengler. Leipzig, Wengler. 1861. 8. $1\frac{1}{3}$ Ngr.
2. Die Schiller-Lotterie. Ein Nationalunternehmen. Von Alexander Ziegler. Dresden 1861.

Schriftstellerlos und Lotterie! Wer fühlt nicht einen gewissen ironischen Wechselbezug zwischen beiden? Ist die schriftstellerische Laufbahn nicht selbst eine höchst unsichere, tausend Zufälligkeiten unterworfene Lotterie mit nur wenigen Treffern bei zahllosen Nieten? Ist, um mit Worten zu spielen, das Schriftstellerlos unter allen Losen der Lebenslotterie nicht ziemlich das ungewisseste? Und liegt in dem Umstand, daß es gerade in Deutschland einer Lotterie, der Schiller-Lotterie, bedurfte, um der Schiller-Stiftung einen dem Bedürfniß einigermaßen entsprechenden Fonds zuzuführen, nicht auch etwas Ironisches?

Zwar war ich eigentlich zu dem Entschlusse gekommen, über die allerdings immer neue Seiten bietende Schriftstellerfrage, nachdem ich mich über dieses Thema von meinem Standpunkt wiederholt ausgesprochen, in d. Bl. für jetzt nichts Specielles mehr zu schreiben. Indeß kann ich doch die Wengler'sche Broschüre (Nr. 1), da sie das Gutachten eines Buchhändlers, also eines objectiven Kenners, nicht eines Mitleidenden ist, nicht wol mit Stillschweigen übergehen. Wir Schriftsteller können ja diesem ehrenwerthen Mitgliede des Buchhändlerstandes nur dadurch unsern Dank bezeugen, daß wir seiner Broschüre die Beachtung schenken, die sie verdient. Ehrendiplome können wir Schriftsteller als Stand nicht ausfertigen; Ehrenbecher oder sonstige Ehrengeschenke von Werth einem Manne darzubringen, der sich um unsern Stand verdient gemacht hat, verbieten uns ja die Zustände, die der Verfasser selbst in seiner Broschüre kennzeichnet; auch ist es leider unter uns Schriftstellern nicht Brauch, erkenntlich zu sein und durch eine gemeinsame Manifestation jemand unsern Dank zu bezeugen; in dieser Hinsicht stehen wir hinter jedem andern Stande zurück. Wer für uns sich bemüht, muß einzig in dem Gefühle, seine Pflicht gethan zu haben, seinen Lohn suchen und zu finden wissen. Nur insofern findet ein Fortschritt gegen früher statt, und auch diesen begrüßen wir mit Freuden, daß man wenigstens jetzt über diese Verhältnisse sich offen und öffentlich aussprechen darf, ohne wie früher Gefahr zu laufen, von den eigenen Standesgenossen dafür mit suffisanter Misachtung oder gar mit polemischen Rippenstößen und Fußtritten behandelt zu werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß, seitdem die wohlthätigen Folgen eines im Schose des Schriftstellerstandes vorgegangenen Selbstreinigungsprocesses deutlicher zu Tage treten und durch verschiedene Bestrebungen über die Macht, den Einfluß und die Bedeutung der schriftstellerischen Arbeit richtigere Begriffe in Umlauf gesetzt worden sind, die Masse der wahrhaft Gebildeten sich mehr und mehr auf die Seite des Schriftstellerstandes gestellt hat, gegenüber den Bestrebungen entgegengesetzter Art, die noch keineswegs aufgehört haben. Namentlich scheint man in den officiellen Regierungskreisen Deutschlands meist noch nicht, wie dies in England und Frankreich der Fall ist, zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß auch die schriftstellerische Arbeit ein nationaler Factor sei, der, wenn auch vielfach unbequem, sich doch auch mit größtem Erfolg im Dienste des Staatswohls verwenden lasse. Amt und Titel, wonach in England bei einem Schriftsteller niemand fragt, gehören bei uns immer noch dazu, um dem Schriftsteller bei den Universitäts- und Schulgelehrten, bei den Staatsdienern und bei einem großen Theile des Publikums auch bürgerliche Achtung zu verschaffen, selbst wenn er den höchsten Interessen der Menschheit wie der Nation die erheblichsten Dienste geleistet haben sollte. An sich ist der Schriftsteller in Deutschland so credit- und heimatlos, wie nach den Begriffen eines durch diese Behauptung namhaft gewordenen deutschen Stadtdirectors „Schauspieler, Tänzer und derartiges Volk"; er wird etwa so betrachtet und behandelt wie im Mittelalter in Deutschland die „fahrenden Leute" betrachtet und behandelt wurden. Mit Recht bemerkte auf Anlaß der Wengler'schen Broschüre im „Deutschen Museum" Robert Prutz: „Ein wunderlicher Widerspruch, in der That, daß gerade dasjenige Land, das sich der größten literarischen Bildung erfreut und die meisten Schriftsteller producirt, es am wenigsten versteht oder vielleicht auch nur verstehen will, den Schriftstellern eine ihrer nationalen Bedeutung entsprechende äußere Stellung zu bereiten."

Die vorliegende Wengler'sche Broschüre kann und wird, vorausgesetzt, daß sie viel gelesen und besprochen werden sollte, hoffentlich das Ihrige dazu beitragen, unter den Vorurtheilen aufzuräumen, unter denen die schriftstellerische Arbeit zur Zeit noch zu leiden hat. Wir begrüßen dies Schriftchen mit um so größerer Freude, da der Verfasser einem Berufskreise angehört, aus dessen Schose, wie versichert wird, noch jüngst bei dem leipziger Buchhändlerjubiläum Ansichten ganz anderer Art zu Markte gebracht worden sein sollen.*) Es ist darüber, wie man weiß, sogar zu öffentlichen Erklärungen gekommen. Nun wissen wir sehr wohl, daß die Gesammtheit der Buchhändler nicht für die bedauerlichen momentanen Gesinnungsäußerungen einzelner verantwortlich zu machen ist; leider hat sich aber auch schon früher, als einige hervorragende, wohlgesinnte Mitglieder des Buchhändlerstandes einen Beitrag zur Schiller-Stiftung aus den Fonds der deutschen Buchhändler befürworteten, eine ähnliche systematische Opposition sehr bemerkbar gemacht.**) Jedenfalls durfte man erwarten, daß die Bewilligung einer solchen kleinen Liebesgabe aus den Ueberschüssen des Buchhändlerfonds ohne allen Widerspruch, wenigstens ohne gehässige Bemäkelung des Schriftstellerstandes votirt werden würde, und wir für unsere Person sind der Ansicht, die, soviel wir wissen, auch diejenige Gutzkow's ist, daß man es in Zukunft verschmähen sollte, bei dem Buchhändlerstande um eine Wiederbewilligung zu petitioniren, sondern abzuwarten, ob der Buchhändlerstand die Initiative dazu ergreift, ja selbst die Gabe protestirend zurückzuweisen oder nur unter energischen Verwahrungen anzunehmen, falls wieder so viel Beleidigendes daran- und darumhängen sollte. Es ist dies jedoch nur unsere Privatmeinung, die wir keinem aufdrängen wollen.

Der Vortrag, der den Inhalt des Schriftchens „Ueber das Los der Schriftsteller" bildet, wurde vom Herrn Buchhändler Wengler im vergangenen Winter im Hotel de Saxe zu Leipzig gehalten und gehört zu jenem Cyklus populär-wissenschaftlicher Vorträge, welche der jetzige Inhaber des genannten Hotels, der auch als Dichter und Schriftsteller bekannte Ludwig Würkert, unter Direction des Professors Roßmäßler, wöchentlich und zwar Donnerstags veranstaltete. Die warm und herzlich gefühlte und abgefaßte Rede wurde von dem Auditorium des Hotel de Saxe mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, und wir wollen hoffen, daß sie nun, wo sie gedruckt vorliegt, auch in weitern Kreisen denselben Anklang finden möge. Wengler bemerkt im Vorwort: „Der Vortragende wählte gerade diesen Gegenstand, weil seine langjährige Geschäftserfahrung ihm die Ueberzeugung verschafft hat, daß die schriftstellerische Arbeit, zum größten Theil infolge der Indifferenz des Publikums, weder nach Verdienst belohnt, noch in ihrer Eigenthümlichkeit richtig gewürdigt und verstanden wird. Ja man kann sagen, da

---

*) Wenn ein leipziger Blatt die Meinung aussprach, daß die Herren Buchhändler zu ihrem Festmahl wenigstens, außer dem Rector magnificus, den Facultätsdekanen und den Vorstandsmitgliedern des leipziger Schriftstellervereins, noch einige „chargirte" Schriftsteller hätten einladen sollen, wobei ein Hofrath, ein Commissionsrath und ein Consul namhaft gemacht wurden, so weiß man in der That nicht, ob dies ernsthaft oder ironisch genommen werden müsse. Ein „chargirter" Schriftsteller, insofern dieses Prädicat auf einem äußern zufälligen Titel beruht, ist ein Unding.

**) Daß auch noch bei der letzten Versammlung der Antrag auf Bewilligung eines neuen Beitrags auf eine „ungeheuere Opposition" gestoßen sei, behauptete ein Berichterstatter in den hamburger „Jahreszeiten".

gerade über diese Thätigkeit des menschlichen Geistes bei einem großen Theile des Publikums die wunderlichsten, unklarsten und schädlichsten (wenn nicht gar schändlichsten) Begriffe herrschen, die bei dem deutschen Volke um so auffallender sind, je mehr gerade bei diesem die geistige Arbeit und ihr Gesammtproduct, die Literatur und die Literaturgeschichte im Vordergrunde stehen. Es gibt kaum ein Gebiet des Natur- und Menschenlebens, über das nicht erleuchtetere Begriffe herrschten, als über diesen Zweig des menschlichen Schaffens. Wollen doch viele die schriftstellerische Arbeit gar nicht einmal als Arbeit anerkennen." Der Verfasser schließt seine Vorrede mit den Worten, die wir angelegentlichst sich zu Herzen zu nehmen bitten: „Möchte jene Gesinnung auch in Deutschland allgemein werden, womit in einer 1853 aus Birmingham an Charles Dickens (Boz) gerichteten Adresse gesagt werden konnte: Es ist längst bemerkt worden, daß bei uns Briten die Achtung für unsere Schriftsteller jedem gebildeten Manne Gewissenssache ist." *)

Hieraus würde nach britischen Begriffen aufs logischste der Satz folgen, daß, wer sich die Achtung für die Schriftsteller seiner Nation nicht zur Gewissenssache mache, auch nicht zu den Gebildeten gerechnet werden könne.

Wengler leitet seinen Vortrag mit der Bemerkung ein, daß erst unser Jahrhundert, unsere Zeit Anstrengungen gemacht habe, das Los der Schriftsteller erträglicher zu gestalten, und dem Schriftstellerthume diejenige Stellung einzuräumen, welche es schon seit Hunderten von Jahren verdiene. Er fährt dann fort: „Unsere Jetztzeit erkennt es nach langer Verkennung an, daß des Schriftstellers Thätigkeit auch eine Arbeitsbewirkung, eine Arbeitsverrichtung sei, und zwar eine solche, die der ganzen Welt zu Nutzen und Frommen gereiche, daß er dafür sowol klingenden Lohn, als auch eine allgemeine Anerkennung bedürfe und verdiene. Zwei erfreuliche Erscheinungen dürften dies beweisen und Folge der wachsenden, richtigern Erkenntniß sein: die Zahlung größerer Honorare für die schriftstellerischen Arbeiten von seiten der Verlagsbuchhändler und die Gründung der «Schiller-Stiftung»."

Was die Versicherung anlangt, daß gegenwärtig für schriftstellerische Arbeiten größere Honorare gezahlt würden als früher, so hat sich schon ein Berichterstatter in den hamburger „Jahreszeiten" gemüßigt gesehen, diese Behauptung durch ein eingeklammertes Fragezeichen in Zweifel zu ziehen. Wenigstens kann dies wol nur für gewisse Literaturzweige gelten, aber ganz gewiß nicht für dichterische Schöpfungen. Dramen werden schon jetzt sicherlich nur ausnahmsweise honorirt und meist wol sogar auf Rechnung ihrer Verfasser gedruckt und wahrscheinlich wird es auch bei lyrischen und epischen Producten immer mehr Geschäftspraxis werden, daß der Verleger die Zahlung eines Honorars vom Erfolge, der sich in Zukunft nur immer ungewisser anlassen dürfte, abhängig macht; höchstens dürfte bei gewissen Modegattungen dann und wann eine Ausnahme vorkommen. Auf dem Gebiete der Romanproduction drückt die ungeheuere immer noch zunehmende Concurrenz die Preise nieder, und wer von der Romanschriftstellerei leben will, muß mit Dampfkräften arbeiten und jährlich eine gewisse Zahl von Bänden fabriciren nach dem Grundsatz: die Masse muß es bringen. Flüchtigkeiten ebenso wol in der Composition wie in der Charakteristik und Diction sind hiervon die unmittelbare Folge. Nur durch die so enorme Vermehrung der meist mit Feuilletons oder Beiblättern versehenen Zeitungen, populär-wissenschaftlichen Zeitschriften, illustrirten Journale, encyklopädischen Werke u. s. w. hat sich auch die materielle Lage der Schriftsteller gegen früher gebessert, indem diese periodischen Unternehmungen unendlich viel literarisches Material verbrauchen, vielen Schriftstellern sogar feste Stellungen gewähren und meist auch die einzelnen Beiträge gut oder doch erträglich honoriren. Indeß hat es selbst schon im vorigen Jahrhundert in Deutschland gut, selbst ausgezeichnet honorirende Journale gegeben (die „Horen" z. B. honorirten den Octavbogen mit sechs Louisdor). Für eigentlich dichterische Schöpfungen, Novellen ausgenommen, ist in diesen periodischen Schriften freilich meist keine Stätte. Ohnehin schadet eine zu ausgebreitete journalistische Thätigkeit dem Poeten ebenso sehr, als die viele flüchtige Zeitungs- und Journallectüre überhaupt der Stimmung schadet, die zur Aufnahme und zum ruhigen Genuß poetischer Schöpfungen erforderlich ist.

In bittern Worten beklagt Wengler das bisher meist traurige Schicksal der Schriftsteller und Dichter, und er fährt dann in beredter Weise fort: „Und doch ist es etwas Hohes und Schönes um die Schriftstellerei allezeit gewesen und ist es noch, denn die Schriftsteller verrichten die geistige Arbeit für Nationen, für die ganze Welt! Ohne sie wären wir zurückgeblieben in unserer geistigen und auch materiellen Entwickelung und ständen wer weiß wo und wie! Ohne sie hätte unsere ganze Bildung stets nur an einem seidenen Faden gehangen, denn nur die Schriftsteller sind es, die sie festhalten und fortführen. Sie erst erschließen uns die Pforten der Weisheit, sie nur geben unsern eigenen Gedanken, Empfindungen, Gefühlen den Ausdruck — denn die Schriftsteller sind die Erfinder des Worts! Ich sage des Worts und Sie wissen gewiß alle, was das zu bedeuten hat. Denn das Wort ist stark, so stark ist es, daß ihm nichts gleicht und das Wort ist auch mild, so mild, daß es durch nichts anderes zu ersetzen wäre..... Und wer hat uns dieses Wort gegeben für unser Denken, Hoffen und Regen? Es sind diejenigen, die eigentlich die geborenen Lieblinge der Nationen sein sollten, es sind, ich sagte es schon eben, die Schriftsteller und Dichter! Den Ursprung solcher Worte, die ich meine, sucht ihr fast vergebens in Palästen, wo Ordensstern und Ordensband antichambriren, ihr findet ihn auch selten da, wo der Reichthum schwelgt; wollt ihr ihn aber sicher finden, so tretet ein in die einsame Studirstube der Gelehrten, der Dichter, steigt hinauf in einem Hause bis unters Dach, wo vielleicht bei Wasser und Brot und tief herabgebrannter Kerze ein Dichter sich abmüht, das richtige Wort für euch zu finden — nur da ist die Geburtsstätte des Worts!"

Einen Hauptgrund, warum es der Schriftsteller meist zu nichts bringe, findet Wengler in dem Umstande, „daß der Schriftsteller zu seinen Arbeiten keine Gehülfen anstellen kann, daß er alles allein schaffen muß, daß, wenn er durch Krankheit oder andere Verhältnisse am Arbeiten verhindert ist, auch sein Erwerb einen Stillstand erleidet, und jedermann unter uns weiß gewiß, daß alle diejenigen, welche außer ihrer eigenen persönlichen Arbeit auch nicht zugleich durch Verdienst an anderer Hände Arbeit gewinnen können, allemal zu kämpfen haben, um nur ihr Leben zu fristen. Unter diese Kategorie gehören auch Künstler, absolut aber alle Schriftsteller."

Wengler ruft dann aus: „Das Los der Schriftsteller, ich spreche es hier vor Ihnen laut und unumwunden aus und will's auch documentiren, war fast bis zur Stunde eine lange Kette von Noth, Kummer, Verfolgung, Verzweiflung! Vom grauen Alterthum an, von Homer bis Herloßsohn's Grab oder bis zu Karl Simrock's Geistesumdämmerung gab's darin Noth und oft grausigen Tod!"

Hierauf gibt er eine wenn auch gewiß nicht ganz vollständige, doch überaus reichhaltige Liste literarischer Märtyrer. Zu diesem Heer von Unglückskindern haben alle Zeiten und Nationen ihr Contingent gestellt, das unverhältnißmäßig größte aber bis auf unsere Tage herab begreiflicherweise die deutsche Nation. Das deutsche Ehrgefühl und das deutsche Gemüth nehmen zuweilen höchst wunderliche Formen an; denn es scheint wirklich in Deutschland gar nicht an Leuten zu fehlen, welche in dem erwähnten Umstande sogar ein Ehrenzeugniß deutscher Nation

*) Ein anderes öffentliches Zeichen der Anerkennung wurde Dickens vor etwa zwei Jahren in Edinburg zu Theil. Als er hier gegen hohes Eintrittsgeld sein „Christmas carol" vorlas, hatten sich nicht weniger als 2000 Zuhörer eingefunden, die ihm zum Schlusse ein silbernes Gefäß zu dem Christmas-Wassail (einem aus Ale, Zucker und Aepfeln bereiteten Getränk) verehrten. In einem solchen Lande muß es eine Lust sein, sein Talent im Dienste des Publikums zu verwenden.

erblicken, und denen es zur gemüthlichen Erbauung zu gereichen scheint, sich vorstellen zu können, daß der Dichter, dessen Schöpfungen ihnen so vielen Genuß gewähren, sein Leben in fortdauernden Sorgen hinbrachte und von den Mitlebenden mishandelt wurde wie ein Hund, den man zum Jagddienst dressirt.

Schließlich forderte der Vortragende sein Auditorium auf: „daß wir die Schriftsteller ehren und daß wir, so viel an uns, dahin mitstreben und mitwirken wollen, das Los derselben zu verbessern; denn sie sind die Prediger und Propheten des Fortschritts“. Er erinnert auch an Ernst Ortlepp, der im Sommer Obsthüter und im Winter Bewohner des Armenhauses ist, und fragt, ob die Schiller-Stiftung nicht wenigstens etwas für diesen Unglücklichen thun könnte, „damit er nicht seine letzten Tage zum Skandal der Menschheit verlebe“. Soviel wir in Erfahrung gebracht haben, hat der Verwaltungsrath es nicht für angemessen erachtet, Ortlepp wenigstens dem Straßenrenommée zu entziehen. In einer Note stellt der Verfasser die Behauptung auf: „Dadurch, daß die Schiller-Stiftung nur ganz im geheimen den Schriftstellern Beihülfe leistet, nimmt diese den Charakter eines Almosens an, die Fonds fließen aber aus dem Volke, und dieses will durch jene Beihülfe nicht Almosen, sondern Zeichen der Dankbarkeit gegen das Schriftstellerthum öffentlich ausdrücken, daher die so strenge Geheimhaltung hier nicht am Platze scheint.“

Ich bemerke hier, daß nach meinen Beobachtungen die hier von Wengler geltend gemachte Ansicht beim leipziger Publikum vorherrschend ist, während von schriftstellerischer Seite aus die von den Vorstandsmitgliedern der Centralstiftung wie sämmtlicher Filialstiftungen, also von etwa 200 ehrenwerthen Männern geübte Controle für genügend gehalten wird. Vielleicht ließe sich ein Mittelweg dadurch treffen, daß man die Oeffentlichkeit zum Princip erhöbe, aber auf das Ersuchen der Stipendiaten selbst jede nur immer mögliche Ausnahme gestattete, daß man sich bei bloßen Nothpfennigen absolute Verschwiegenheit zum Gesetz machte, bei der Bewilligung von fortlaufenden Jahrgeldern und bei freiwillig ertheilten Gaben von höherm Betrage aber vollste Oeffentlichkeit walten ließe. Denn diese fallen sicherlich in die Kategorie der Auszeichnungen; und wenn man die dann und wann von gekrönten Häuptern an Dichter und Künstler verliehenen Jahrgelder mit besonderm Eclat in allen Blättern ausgerufen hat, so läßt sich nicht wol einsehen, warum mit den aus dem Fonds der Schiller-Stiftung fließenden Ehrenpensionen nicht dasselbe geschehen sollte.

Denselben Punkt berührte jüngst Karl Gutzkow in der neubegründeten „Neues aus der Welt“ betitelten Beilage zu seiner Zeitschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd“. Die beziehungsreiche Rede, welche der Herzog von Aumale als Vorsitzender bei der zweiundsiebzigsten Jahresfeier des Royal literary fund gehalten hat, gab ihm Gelegenheit, in einem Aufsatz „Die londoner Schiller-Stiftung“ interessante Vergleiche zwischen hüben und drüben anzustellen: „Welch ein Unterschied gegen Deutschland!“ ruft er aus; „in der Rede des Herzogs die edelste Anerkennung der Presse, der Literatur, die Nichtbeachtung ihrer Ausschreitungen, die gegen ihren Segen nichts zu sagen hätten.*) Bei einer Verwilligung von 300 Thalern, die kürzlich die in Leipzig versammelten Buchhändler demselben Gedanken einer Unterstützung des Talents auf seine alten Tage oder für den Fall des Bedrängnisses gewähren sollten, eine Flut von geringschätzenden Aeußerungen und Anklagen! In London Prinzen, Herzoge, Peers, Minister, die einer von einem Demokraten und Republikaner, Benjamin Franklin, begründeten Stiftung ihre Anerkennung zollten.**) In Deutschland mehrere regierende Fürsten, die gar nichts für die gleiche Idee thaten, ja denen, die um ihre Beihülfe baten, nicht einmal geantwortet haben; Ein gekröntes Haupt sogar, das gegen ein solches Institut als eine Ermunterung der schlechten Schriftstellerei geradezu protestirte; mehrere Regierungen, die den einzelnen Filialen die juristische Persönlichkeit versagten; ein Adel, der, mit rühmlichen Ausnahmen, hier und da, z. B. in München, von einer «Ermunterung des Proletariats» sprach; Schriftsteller wie Jakob Grimm, der als abgesetzter göttinger Professor für sich in Deutschland collectiren ließ, aber die gleiche Idee der Hülfe für Autoren, die fortwährend abgesetzt sind, d. h. nicht, wie er, mit 2000 Thalern Gehalt angestellt, eine «schwächliche» nannte! In London zeichnete man nach der Rede des Herzogs von Aumale 900 Pf. St. = 6000 Thaler. Wir können die Parallele eines etwa ebenso herumgehenden Bogens und seines Resultats nicht fortführen, denn ein Banket zu Ehren der Schiller-Stiftung wäre wenigstens in Berlin unter dem Präsidium eines Prinzen und unter Assistenz des Herrenhauses gar nicht denkbar. In Weimar freilich würde die edle Mitwirkung und eine den Worten des Herzogs von Aumale gleichkommende Rede des Großherzogs nicht gefehlt haben. Aber noch eine andere Parallele trifft nicht zu. Der Herzog von Aumale erhält die Erlaubniß, in dem geheimen Archiv der Stiftung zu blättern und findet unter denen, die vor Jahren aus diesem Fonds eine Hülfe erhielten, mit Rührung den Namen seines Landsmanns Châteaubriand. Der Dichter der «Atala» lebte in London unter großen Bedrängnissen als Emigrant. Der Redner sagte: «Sie unterstützen im stillen; ohne Erniedrigung für den, der Ihren Beistand empfängt! Sie helfen dem jungen kämpfenden Talente! Sie unterstützen den Greis, dem am Abend seines Lebens die Kraft des Wirkens schwindet, seine Witwe, seine Angehörigen, mit gleicher Vorsorge (d. h. Delicatesse)! Erst heute hab' ich das Vorrecht genossen, in Büchern zu blättern, die jedermann verschlossen sind!» Im Gegensatz zu England erhebt sich bei uns das Verlangen nach Oeffentlichkeit und will «Ehrengaben» genannt wissen, was durch seine Bekanntmachung jeden, der von Schiller-Stiftungsfonds empfing in seiner bürgerlichen Stellung leicht ruiniren kann“ u. s. w.

Es ist richtig, daß das englische Publikum von dem Verwaltungsrath des Royal literary fund keine Namensveröffentlichung verlangt; die „englische Schiller-Stiftung“ hält in Bezug auf die von ihr Unterstützten das Princip der Anonymität aufrecht, wie dies die englischen kritischen Blätter in Bezug auf ihre Mitarbeiter durchweg thun. Glauben und Vertrauen bestehen noch in England; man hält jeden für einen ehrlichen Mann und Gentleman, solange man nicht bestimmt das Gegentheil von ihm weiß. Indeß wenn die Krone oder das Parlament oder ein einzelner Minister an Autoren oder deren Hinterlassene Unterstützungen ertheilen, so haben wir in diesen speciellen Fällen die Namen der Unterstützten immer genannt gefunden. Möge

*) Noch unbedingter, wärmer und tendenzloser lautete diese Anerkennung in der Rede Palmerston's am neunundsechzigsten Jahresfest der Stiftung. Der englische Minister ließ hier auch ein bei deutschen Politikern und Staatsmännern ziemlich verpöntes und verachtetes Ding, sein Herz sprechen.

**) Daß die Angabe, Benjamin Franklin sei der Gründer des Royal literary fund gewesen, auf einem Irrthum beruhen müsse, deuteten wir schon in dem Aufsatz „Zur Geschichte der Schiller-Stiftung“ in Nr. 6 d. Bl. an. Die ursprüngliche Anregung dazu ging von Williams aus; der ersten Versammlung in der Prinz von Wales-Taverne (1773) wohnte Benjamin Franklin als Gast zwar bei, aber er sprach sich, insofern wir gut unterrichtet sind, sogar zweifelnd über die Realisirbarkeit und Zweckmäßigkeit der Idee aus. Es läßt sich auch kaum denken, daß Franklin, der Nordamerikaner, in London, wo er doch nur flüchtig auf einer Reise weilte, eine solche Stiftung ins Leben gerufen haben sollte. Auch constituirte sich der Verein des Royal literary fund erst 1790, nachdem Sydenham's Hungertod die Nothwendigkeit einer solchen Stiftung klar ans Licht gestellt hatte, aber man will, wie es scheint, einen berühmten Namen haben und so entzieht man dem unberühmtern Williams das Verdienst und die Ehre, die ihm und nicht dem Nordamerikaner Franklin von Rechts wegen gebühren. Dieser, der quäkerhafte Realist, war wol überhaupt kein sonderlicher Freund der Künstler und Dichter.

man im übrigen das Verfahren des Royal literary fund auch in andern Punkten sich zum Vorbilde dienen lassen. Châteaubriand, obschon ein Franzose, wurde von dieser Stiftung im liberalsten Sinne unterstützt und zur Herausgabe seiner Schriften in den Stand gesetzt. Möge der deutsche „Literary fund" wenigstens seine Wohlthätigkeit nicht auf die im deutschen Bundesgebiete geborenen oder lebenden Dichter und Schriftsteller beschränken, sondern sie auf alle deutsche Autoren auch außerhalb Deutschlands, selbst jenseit des Oceans ausdehnen, die nöthige Qualification bei ihnen natürlich vorausgesetzt! Möge man den Petenten, die zugleich das Prädicat der Würdigkeit besitzen, nicht mit jener Umständlichkeit, Pedanterie und Ausfragemethode, die der Deutsche so schwer überwindet, den Weg zum Herzen der Stiftung allzu sauer machen! Möge man dem Würdigen, dem „verschämten Armen" lieber halbwegs entgegenkommen! Möge man dem poetischen Faulenzer, der den Nimbus der Genialität um sich zu verbreiten gewußt, vor dem fleißigen, unermüdlich thätigen Arbeiter (Fleiß, sagte Schiller, sei das Genie) nicht zu sehr den Vorzug geben! Möge man endlich auch dem Arbeiter auf streng wissenschaftlichem Gebiete, falls er der Unterstützung bedürftig und würdig, unter die Arme zu greifen nicht anstehen! Denn ist es wahr, was man über den Ueberschuß der Schiller-Lotterie berichtet, so kann der Wohlthätigkeitsbetrieb der Schiller-Stiftung sich die weitesten Grenzen stecken.

Ueber diese hat der als Reisender und Reiseschriftsteller rühmlich bekannte Alexander Ziegler, der von sich selbst sagt, daß er in der Lage sei, niemals die Wohlthätigkeit der Schiller- und Tiedge-Stiftung in Anspruch nehmen zu dürfen, eine kleine, an interessanten Daten reiche Schrift herausgegeben: „Die Schiller-Lotterie. Ein Nationalunternehmen" (Nr. 2); die uns mit einer andern Schrift desselben Verfassers: „Die erste deutsche Expedition nach Innerafrika. Ein Nationalunternehmen", zusammengeheftet zukam. Der Verfasser bemerkt unter anderm, daß der Gründer der Schiller-Lotterie, Major Serre auf Maxen, und der ihm zur Unterstützung beigegebene Hauptverein sich ganz uneigennützig der bedeutenden Arbeit und Mühe unterzogen hätten, den Major Serre'schen Plan auszuführen, „welcher lediglich den nationalen Zweck verfolgt, endlich einmal in Deutschland die Zeit herbeizuführen, wo durch den zu gewinnenden Reinertrag die edeln Zwecke der Schiller- und Tiedge-Stiftung erreicht: würdige, aber hülfsbedürftige Dichter, Schriftsteller und Künstler (Maler, Musiker und Bildhauer), jeden Alters und Geschlechts, sowie deren hinterlassene Witwen und Waisen rechtzeitig, d. h. noch bei Lebzeiten, durch Unterstützungen, statt nach dem Tode mit kalten Monumenten geehrt werden. Auf diese Weise sollte die Schiller-Lotterie in Hinblick auf den hohen Zweck der Stiftungen ein wahrhaftes Nationalunternehmen fördern, das für immer vermittelst dieser Stiftungen zwischen deutschen Dichtern, Schriftstellern und Künstlern, deren Schöpfungen das Publikum die höchsten Genüsse verdankt, und diesem ein Freundschaftsbündniß, ein Bund der Liebe und des Vertrauens sein, auf den sich Schiller bei der Ankündigung seiner «Thalia» in jenen Tagen berufen hat, in welchen auch ihn die bittere Lebenssorge niederbeugte. Kurz gesagt: das Unternehmen sollte ein ewiges Denkmal zum Gedächtniß unsers großen Lieblingsdichters, eine Nationalfreude für die Mitwelt und ein lautredendes Zeugniß für die Nachwelt sein, daß das große gebildete deutsche Volk, was niemals seine todten, um das Vaterland verdienten Männer durch Monumente u. s. w. zu feiern vergessen, für die Zukunft auch nicht mehr die Lebenden, die Verdienstliches thaten und noch thun, leiden lassen, sondern ihnen im Namen des Vaterlandes fürsorgende Hülfe darbringen will. Dies ist und bleibt der hohe Zweck des Unternehmens und kein anderer. In Hinblick auf ein solch edles Ziel entschließen wir uns sehr ungern, den von manchen Seiten unaufhörlich erfolgten Provocationen, sowie manchen bei der jetzigen Austheilung der Gewinne laut gewordenen Bedenklichkeiten und kleinlichen Gesinnungen gegenüber einen kurzen aber wahren Beitrag zur Geschichte der Schiller-Lotterie zu liefern, ein aufrichtiges Wort zur Verständigung zu sagen und insbesondere die Frage zu beantworten: Wie ist Herr Major Serre als Gründer des Unternehmens und als geschäftsführendes Mitglied der Nationallotterie seinen Verpflichtungen und wie das Publikum den von ihm gehegten Erwartungen nachgekommen?"

Die Art, wie dies von dem Verfasser geschieht, führt zu einer Rechtfertigung des ganzen Verfahrens, wie sie vollständiger nicht gedacht werden kann. Aber es ist traurig, daß eine solche Rechtfertigung überhaupt nur nöthig wurde und „daß sogar an der Gründungsstätte, woselbst durch die Lotterie den Einwohnern so viele Vortheile erwachsen, und wo für Abholung der Gewinne so viele Concessionen gemacht worden sind, seit langer Zeit, wie es scheint geflissentlich, von einzelnen Schritte und Handlungen gethan worden sind, um Mistrauen zu erwecken und die Handlungsweise des Major Serre zu verdächtigen." Die beklagenswerthen Verfolgungen und hämischen Angriffe und Verleumdungen, denen das großartige Unternehmen seit Beginn, besonders aber in letzter Zeit ausgesetzt gewesen ist, entsprangen also aus der trüben Quelle von Lokalintriguen, wie sie in Deutschland so gewöhnlich sind. Aber auch außerhalb Dresdens schienen die meisten vergessen zu haben, daß der Zweck der Lotterie ein wohlthätiger sei; und was bekümmert sich auch die Masse der Nation um das Los der Schriftsteller? Läge ihr dies am Herzen, so hätte es ja gar keiner Lotterie bedurft. Aber einige verlockende Hauptgewinne, eine Lotterie ohne eigentliche Nieten, der bestechende Name „Schiller-Lotterie", an welchen die weniger Gebildeten der Himmel weiß welche phantastische Erwartungen knüpften — diese Umstände waren es, welche mehr als eine halbe Million von Deutschen plötzlich in Wohlthäter der Dichter und Schriftsteller verwandelten. Wer in die Staatslotterie setzt, muß sich darauf gefaßt machen, für seinen weit beträchtlichern Einsatz gar nichts zu gewinnen; wer in die Schiller-Lotterie setzte, war doch sicher, für seinen Thaler wenigstens eine Kleinigkeit zu gewinnen, ein Bild, eine Nippsache u. s. w., womit er wenigstens einem andern, wenn auch nur einem Kinde, eine kleine Freude oder einen kleinen Spaß bereiten konnte, und das ist doch auch schon etwas. Außerdem waren aber auch interessante oder werthvolle Gewinne genug vorhanden, nur daß freilich, wenn der Zweck des Unternehmens nicht gänzlich vereitelt werden sollte, nicht jeder einzelne Gewinngegenstand einen Verkaufswerth von 1 Thaler haben konnte. Das liegt doch auf der Hand. Sehr treffend nennt der Verfasser diese Lotterie ein „heiteres Glücksspiel", eine „wahre Nationalfreude", und er fragt: „Was würde das Ausland dazu sagen, wenn der Schiller-Jubelfeier-Enthusiasmus der Deutschen blos in materielle Gewinnsucht sich verliefe?" Auch über den wackern alten preußischen Major Serre (geb. 1789 zu Bromberg), der in seinem siebzigsten bis zweiundsiebzigsten Lebensjahre eine so ungeheuere Aufgabe löste und sich von jeher durch seinen Wohlthätigkeitstrieb ausgezeichnet und als Gönner und Förderer der Kunst und gemeinnütziger Bestrebungen bethätigt hat, enthält die Broschüre einige willkommene Daten. Der Verfasser ruft ihm tröstend zum Schlusse zu:

> Was für andere man gethan,
> Bleibt doch immer wohlgethan.

Wir wollen auch fortfahren, ihm öffentliche Anerkennung zu zollen; denn wie Shakspeare im „Wintermärchen" sagt:

> Die gute That, die ungepriesen stirbt,
> Würgt hundert andre, die sie zeugen könnte.

Auf großen Dank wird man freilich verzichten müssen, wenn man in dieser Richtung wirkt und schreibt. Verlangt vielleicht doch mancher von demjenigen, welcher ein Vierteljahrhundert lang für das Project einer Stiftung wie die Schiller-Stiftung in zahlreichen Aufsätzen das Wort geführt und die Idee dazu nachweislich zuerst in Deutschland angeregt, auch dafür natürlich kleinliche Anzweifelungen und hämische Angriffe genug erduldet hat, er solle seine Bescheidenheit so weit treiben, selbst seine Freude und Genugthuung über die schließliche Realisirung seiner

Lieblingsideen nebst besten Wünschen für sie nicht öffentlich laut werden zu lassen; gibt es doch vielleicht sogar einzelne, welche von ihm verlangen, er solle gegen diese seine Lieblingsidee plötzlich kehrt machen, weil es einem berühmten Professor gefiel, an höchst unpassendem Orte, d. h. in einer zu Schiller's Ehre und Gedächtniß gehaltenen akademischen Rede, mit nicht gerade sehr taktvollen oder neuen Worten gegen die Schiller-Stiftung zu polemisiren. Auch uns ist dieser Professor in seinem speciellen wissenschaftlichen Fache höchste Autorität; aber von den Verhältnissen, die auch in Deutschland eine Stiftung wie diese schon längst zum Bedürfniß und zur Ehrensache machten, versteht ein deutscher Kathedergelehrter meist nichts; in diesem Punkte kann er von einem einfachen Geschäftsmanne wie E. Wengler das Nöthige lernen. **H. M.**

Sagenliteratur.

1. Mythen und Bräuche des Volks in Oesterreich. Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde von Theodor Vernaleken. Wien, Braumüller. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der letzte Mönch. Eine Schwarzwaldsage vom Verfasser des „Eckmann". Tübingen, Riecker. 1860. 16. 7½ Ngr.
3. Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. Gesammelt und herausgegeben von Adalbert Kuhn. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 3 Thlr.
4. Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Märchen, Sagen, Volksreime, Räthsel, Sprichwörter, Aberglauben, Sitten und Gebräuche, nebst einem Idiotikon. Von L. Curtze. Arolsen, Speyer. 1860. Br. 8. 2 Thlr.

Bei den tausend und abertausend tiefgehenden Beziehungen, durch welche der einzelne für den ganzen Umfang seiner geistigen und physischen Existenz, in engerer Sphäre mit der Familie, in weiterer, mit dem Volke, dem er angehört, verknüpft ist, kann nichts seine Sympathien so sehr in Anspruch nehmen als die Fragen nach Herkunft und Verwandtschaft, nach den Schicksalen und Charaktereigenthümlichkeiten der Ahnen des Stammes und des Volks. Wir freuen uns, wenn wir sie von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis in die neuesten Zeiten zurückverfolgen können, sammeln große und kleine Charakterzüge, die letztern oft mit mehr Vorliebe als die erstern, und hängen uns mit demselben lebendigen Interesse an die sichtbare Reliquie wie an das geistige Vermächtniß durch Ueberlieferung in Wort und Schrift. Die Geschichte malt in gewaltigen Umrissen und führt uns dichte Massen mit wenigen hervorragenden Spitzen vor Augen; mit der Sage dringen wir tiefer ins Land und Volk hinein, durchforschen jenes bis zu den entferntesten Winkeln und Schluchten, sehen uns in Haus und Familie um, füllen den großen Rahmen der Geschichte mit einer Menge kleiner mehr ausgeführter Bilder an, durch die uns jene großen Umrisse erst deutlicher und verständlicher werden, und halten selbst da noch, wo uns die Geschichte längst verlassen hat, erfolgreiche Ausschau und Umschau.

Es konnte daher nicht fehlen, daß die Sagenliteratur sich von ihrem Entstehen an zahlreiche Freunde erwarb, und je trefflicher sogleich die ersten Arbeiten waren, mit denen diese Literatur gegründet wurde, um so größer mußte der Kreis dieser Freunde werden. Seit dem Auftreten der Gebrüder Grimm folgten sich in steter Zunahme lange Reihen von Sagenbüchern; kein Land, kein Ländchen mochte zurückbleiben, und selten wird eine neue Erscheinung auf diesem Gebiete aufgetaucht sein, die sich nicht ihren Leserkreis verschafft, zugleich aber auch ihren Beitrag zu dem Schatze geliefert hätte, der aus der in solcher Weise angehäuften Gesammtliteratur hoffentlich recht bald durch kundige Hand gehoben werden wird. Mit jeder Sammlung mehr schließt sich für die einzelnen Sagenkreise, wenn auch unter Abweichungen in der Ausschmückung, ein größeres gemeinschaftliches Gebiet auf, wir verfolgen die Erzählungen, die wir in der Kinderstube aus dem Munde der Mutter oder Wärterin hörten, die mancherlei Bräuche, die sich an Festzeiten und besondere Tage im Jahre anknüpfen, und die Sprüchlein und Deutungen, mit denen die Wissenden um uns her tausend kleine Begebenheiten und Vorgänge im Leben auslegen und begleiten, nunmehr an der Hand des Forschers über die weitesten Gebiete und die fernsten Zeiten hin und erblicken mit einer Art von Ehrfurcht in so vielen dieser seltsamen und anscheinend sinnlosen Dinge die Reliquien einer Urzeit, in welcher die weitverzweigte indogermanische Völkerfamilie noch im gemeinsamen Stamm verbunden war und ihren gemeinsamen Mythus hatte. Aus der Gesammtmasse des angehäuften Materials das allwärts gleichmäßig Auftretende herauszunehmen und an dem so gesichteten Stoffe das Fortleben des arischen religiösen Elements und der daran sich knüpfenden Sitten und Gebräuche in den indogermanischen Volksstämmen, wie es trotz aller Umgestaltung je nach der verschiedenen Charakterentwickelung der Stämme und namentlich den durch das Christenthum herbeigeführten Modificationen doch noch immer erkennbar ist, systematisch nachzuweisen, andererseits aber hierdurch zugleich die Religions- und Sittengeschichte dieser Völkerstämme bis zu der des Urvolks hinauf zu ergänzen, ist eine Aufgabe, die noch zu lösen bleibt. Indeß sind auch die Vorarbeiten zu diesem Werke mit Dank anzuerkennen. Die Sammelwerke von Vernaleken, Kuhn und Curtze bieten in dieser Beziehung sehr werthvolle Beiträge dar und nehmen bei Mittheilung der meist selbst im Volke gesammelten Sagen überall, wo sich die Spur der wesentlichen Momente auf die alten Mythen zurückführen ließ, darauf Bedacht, die diesfallsigen Andeutungen mit Hinweis auf die größere oder niedere Verbreitung der Sage an die Hand zu geben.

Mit Vernaleken's „Alpensagen" haben wir unsere Leser bereits früher bekannt gemacht. Gewissermaßen als Ergänzung schließen sich an dieselben die gegenwärtig zu besprechenden „Mythen und Bräuche des Volks in Oesterreich" (Nr. 1) an, die ebenso viel des Interessanten wie jene in guter und lebendiger Darstellung enthalten. In der Anordnung hat der Verfasser fast ganz das in den „Alpensagen" beobachtete Verfahren beibehalten. Die ersten Abtheilungen beschäftigen sich mit dem Mythenkreise Wuotan's; darauf folgen Sagen über Entrückungen, Verwünschungen, Erlösungen und Schatzberge; an diese schließen sich die Sagen über die kleinen Elementargeister, die Wichte und Elbe, als Wassergeister, Zwerge, Hausgeister und Waldgeister an, und zuletzt verbreitet sich das Werk über Volksgebräuche mit Belegen aus dem Volksleben.

Zu Anfang sehen wir Wuotan und Holda unter dem Namen Karl und Agnes am Fuße des Kahlengebirgs auf der hohen mit Wald umgebenen Jägerwiese beim Dorfe Sivering, unweit Wien, ihr Wesen treiben. Dort befindet sich am Abhange des Hermannskogels das weitbekannte Agnes- oder Jungfernbrünnlein. Dorthin wandern Tausende, um beim „Brindl" ihr Glück zu suchen. „Wo jetzt das Brünnlein sich befindet, stand vor Zeiten eine mächtige Eiche, welche eines Tages ein Kohlenbrenner umhauen wollte. Da vernahm er hinter sich einen Ton wie von einem Kinde. Er sah sich um und erblickte ein kleines wunderschönes Mädchen. Das nahm er zum großen Aerger seines Weibes mit nach Hause und erzog es neben seinem Karl. Mit dem Findling war auch Glück ins Haus gekommen, denn alle Kohlen, welche das wunderbare Mädchen berührte, verwandelten sich in lauteres Gold. Der Köhler baute nun neben jener Eiche eine Kirche und ein prachtvolles Schloß. Karl und Agnes wuchsen auf und liebten sich täglich mehr, als plötzlich ein Krieg ausbrach und Karl mitziehen mußte. Nach Jahren kehrte er heim, reich an Ehren und Würden; und als er so vornehm gekleidet in das Zimmer trat, rief Agnes aus: «Wenn das der Karl ist, will ich verdammt sein.» Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als das Schloß mit allem, was darin war, in die Tiefe sank. Nur das Brünnchen bezeichnet noch die verhän-

nißvolle Stätte. Karl und Agnes finden seitdem nimmer Rast und Ruhe. Zuweilen erscheinen sie im Walde und theilen Gaben an die Armen aus." Wuotan, als Gott des Wunsches, ist vorzugsweise ein begabender. Noch heute wandern Tausende zum Brunnen am Hermannskogel, um sich von den dort ihr Wesen treibenden Prophetinnen die glückbringenden Lotterienummern aus den Planetenbüchern herauslesen oder sonst auf geheimnißvolle Weise verkünden zu lassen; auch drängen sie sich zur Quelle, schauen mit größter Spannung auf den Grund und suchen die Glücksnummern in den Figuren des Schlammes oder auf Steinchen zu entdecken, waschen sich dann die Augen mit dem Wasser des Brunnens aus und schreiben die Ziffern auf; oder sie suchen einen Stein auf der Agneswiese, legen ihn ins Wasser des Brünnleins und stecken ihn hinters Kopfkissen, worauf sie jede Woche fünf Nummern ablesen können. Zuweilen diente in gleicher Weise ein Bild der Agnes, das ein Bauer in Sivering in seinem Hause aufgestellt hat. Die Phantasie muß natürlich dabei mit zu Hülfe kommen, wie eine der glücksuchenden und unter langer Betrachtung des Bildes von Zeit zu Zeit Ziffern in ihr Büchlein schreibenden Frauen ganz naiv gegen den Verfasser bekannte, indem sie ihm auf seine Frage: „Sehen Sie denn etwas?" antwortete: „Na, ich sich grad nix, oba i moan halt i sichs." Der Verfasser zeigt, daß der Hermannskogel ein heiliger Wald, der verehrte Baum über dem Brünnlein wahrscheinlich seine Grenze und die Jägerwiese eine Opferstätte war. Interessant sind die Hinweise auf mancherlei ähnliche Züge, die an den Cultusstätten der Hellenen, bei den Orakelorten und bei den an Bäumen aufgestellten Götterbildern vorkommen, welche letztern in Griechenland sehr häufig waren, und zwar so, daß das Bild, wie noch heute in katholischen Ländern, sein Tempelchen hatte, das ihm alsbald nach der Weihe gegründet ward.

Die Beziehung Wuotan's als Todesgott führt uns in einen weiten Sagenkreis ein, in welchem besonders die Lenoren-Sagen Interesse erwecken. Die Tendenz derselben ist aber nicht die der Bürger'schen Ballade, spricht sich vielmehr überall dahin aus, daß es die Todten nicht ruhen lasse, wenn die Lebenden allzu sehr um sie klagen. Wir haben auf diesen sinnigen Zug in der germanischen Anschauung vom Andenken an die Todten bereits bei Besprechung der „Siebenbürgischen Sagen" (in Nr. 28 d. Bl. f. 1858) von Friedrich Müller unter Bezugnahme auf ein altschwedisches Volkslied von derselben Tendenz aufmerksam gemacht und freuen uns, in den hier mitgetheilten niederösterreichischen Sagen dafür eine neue Bestätigung zu finden.

Bei den kleinen Elementargeistern stoßen wir zuerst auf Namensverschiedenheiten. „Wichtlein und Elben" finden sich in Oesterreich nicht; dagegen gibt es Querge, Fenesleute, Trollen, Gangerl, Wassermänner, Wasserweiber und Wasserjungfern, Hehmänner, Buschweibchen, Salige und Feuermänner. Die „Fenesleute" wohnen auf einem Berge bei Heinzendorf im nördlichen Schlesien. Auf dem Gipfel des Bergs befindet sich das sogenannte „Fenesloch". Die „Fenesleute lieben die schönen Menschenkinder". Sollte der heinzendorfer Berg etwa auch ein Venusberg, wie der Hörsel in Thüringen sein, und wären die Fenesleute etwa aus „Venusleute" verdorben? Daß im Volksdialekte Venus und Fenes gleichbedeutend sind, namentlich in der Zusammensetzung mit Geschlechtsnamen, z. B. Fenes-Schneider u. s. w., ist Referenten häufig vorgekommen. Die Fenesleute würden dann zum Hofstaat der Frau Holda gehören, welche in der Hörselsage als mit der Frau Venus identificirt erscheint.

Der Wassergeist heißt in Böhmen Hastrmann. Im südlichen Böhmen, unweit des Dorfes Dobrawitz bei Budweis spielt er die Rolle des Rattenfängers von Hameln, den auch die siebenbürgische Sage kennt. Bei Kremsier erscheint er in der Gestalt eines Pferdes, welches ein Maul von Holz hat und durch ein mit geweihter Erlenrinde überzogenes Leitseil in die Gewalt des Menschen gebracht werden kann. Man muß es aber mit Steinen statt mit Hafer füttern. Dann verrichtet es alles, was ein gewöhnliches Pferd verrichtet, während es, wenn nicht mit Steinen gefüttert, alles zusammenschlägt.

Die Buschweibchen im nördlichen Böhmen, in der Gegend um Waresdorf, gleichen ganz denjenigen, mit denen uns Schönwerth in den „Oberpfälzer Sagen" bekannt gemacht hat. Sie lassen sich von den Hirtinnen die Haare ordnen und bezahlen mit gelben Blättern, die sich in Gold verwandeln. Eine ganz besondere Gattung von Waldgeistern sind die salige Leute, von denen in den abgelegenen Schluchten und Nebenthälern des Eselthals im östlichen Tirol erzählt wird. Nach dem Glauben der Alten waren sie Kinder Adam's, die er schon vor dem Sündenfalle gezeugt hatte. Die Erde blieb ihnen Paradies; sie verkehrten in der alten Zeit mit der noch unverdorbenen Menschheit, als aber diese allmählich entartete, mußten sich die frommen und friedlichen Salige in einsame Höhlen und Wälder zurückziehen, wo sie sich aus Wurzeln und Kräutern schmackhafte Speisen zu bereiten wissen. Die Gemse, ihr Hausthier, ist für sie ganz zahm und gibt ihnen Milch; gegen Kälte und Hitze, sowie gegen andere Unbequemlichkeiten sind sie unempfindlich. Wo sie einkehren bringen sie kleine Gaben, Glück und Segen ins Haus. Groß und Furcht einflößend dagegen sind die wilden Weiber, divé ženy, in der Gegend von Molbautein. Ihr Gesicht ist mit borstigen Warzen bedeckt, der Mund breit, das rechte Auge schwarz und tiefer als das blaue linke. Die rothen Haare hängen ungekämmt bis zur Mitte des Körpers herab. Es sind böse Geister, die den Menschen jeden nur möglichen Schaden verursachen, giftige Schlangen zähmen, die geheimen Kräfte der Natur kennen, und sich aus Kräutern und Wurzeln eine Salbe bereiten, mit der sie ihren Körper einschmieren, um ihn zum Fluge geschickt zu machen. Am gefährlichsten werden sie durch Kinderraub.

An die Elementargeister schließen sich Alraun und Trude an, obschon sie nicht eigentlich zu diesen gehören, sondern mehr Personificationen von Kräften sind. Das alte alrûn, die menschlich gestaltete Wurzel der Mandragora ist ein bekanntes Zaubermittel. Man schnitt Figuren daraus und nannte diese Alraunen, Galgenmännlein, Heinzelmännchen, Pissedieb. Weil die Mandragora selten war, schnitt man die Männchen auch aus der Bryonie, Zaunrübe, die also schon damals, wie jetzt, ihre Heilkraft äußerte. Unter diesem Abschnitte erfährt man auch, wie man sich ein kleines dienstbares Teufelchen ausbrüten kann, nämlich vom siebenten Ei einer ganz schwarzen Henne, welches man sieben Tage ununterbrochen unter der linken Achsel trägt; doch muß man sich dasselbe zur rechten Zeit wieder vom Halse schaffen, der eine steckt es unvermerkt dem andern zu, bis endlich der unglückliche siebente Besitzer eines geheimnißvollen unnatürlichen Todes stirbt, während sich der Teufel mit der Seele auf- und davonmacht.

Von den „Volksgebräuchen und Aberglauben" berichtet der Verfasser nach den Zeiten des Jahres. Mit dem ersten Fallen des Schnees beginnt das Dodamon-(Todten-Mann-)Spiel: die Kinder, oft auch unter Theilnahme älterer Leute, bauen den Dodamon aus Schnee auf, hüpfen im Kreise um ihn herum und singen:

> Då sitzt da ålti Dodamon
> In Reg'n und in Schnee,
> Wås wer ma erm z'fress'n geb'n
> Leis oda Fleh?
> Zipfl, zapfl, Budakrapfl,
> Kum ålte, fång mi!

Dann beginnt ein Haschespiel und zuletzt fällt die kleine Schar den Dodamon mit einer langen Stange an und wirft ihn unter allgemeinem Jubel zu Boden. Es ist dies, wie der Verfasser richtig bemerkt, ein Kampf gegen den Tod, der hier, wie sonst in der germanischen Anschauung, als weißer Mann auftritt, und allerdings im winterlichen Bilde des Schneemanns passend repräsentirt ist. Das Leben triumphirt hier über den Tod, wie in der deutschen Volkssage der lustige Lebensmuth so oft über den Teufel triumphirt. Wir knüpfen mit Uebergehung der mancherlei Gebräuche der Weihnachtszeit hier gleich das am

Sonntag Lätare stattfindende Todaustragen an, wozu Mähren und Schlesien neue Belege darbieten, während wir es bei Besprechung der thüringischen Sagen von Bechstein (in Nr. 40 d. Bl. f. 1859) als Laubmannsfest in der Gegend von Ruhla antrafen und dort zugleich von seinem Vorkommen in der Pfalz und in England Erwähnung thaten. Im Oesterreichischen sind es die Mädchen, die den Tod im weißen weiblichen Anzuge austragen und ins Wasser werfen. Die Identification des Todes und des Winters ist hier sehr deutlich in dem Verschen ausgeprägt, das die Mädchen singen, wenn sie, einen geschmückten Tannenzweig tragend, den Heimweg antreten:

Den Tod haben wir ausgetragen,
Den Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Mai
Der Blümlein allerlei.

An andern Orten erfolgt das Todaustragen in der Gestalt einer Art Vogelscheuche am schwarzen oder Todtensonntage (14 Tage vor Ostern), und in Niederösterreich findet der Kampf zwischen Winter und Sommer am Faschingsdienstage statt. Der Sommer, ganz weiß gekleidet, trägt eine Sichel in der Hand, der Winter einen Dreschflegel, dazu kommt er mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und hat die Arme und Beine mit Stroh umwunden. Der Kampf scheint aber hier mehr ein geistiger Wettstreit zu sein, indem sich in dem Liede, das in wechselnden Strophen gesungen wird, beide beeifern, ein jeder sich selbst ins Licht und den andern in Schatten zu stellen, ohne daß einem von beiden der Sieg zuerkannt würde.

Ein merkwürdiger Hochzeitsgebrauch findet sich im budweiser und chrudimer Kreise in Böhmen. Ein schon vorher von den zur Hochzeit geladenen Jünglingen gekaufter und gutgefütterter Hahn wird am Vermählungstage mit rothem Mützchen, Röckchen und Beinkleide herausgeputzt in feierlicher Versammlung zum Tode verurtheilt, dann mit Musik in die Mitte des Marktfleckens gebracht und nachdem alle Umstehenden ihn um Verzeihung gebeten, sowie nach Abspielung eines Todtenmarsches von einem Mann in rother Kleidung, der den Scharfrichter vorstellt, geköpft oder gehängt, zuletzt aber gebraten und den Gästen gereicht. Anderwärts (in Niederösterreich) kam der Gebrauch vor, daß die Braut, von den Hochzeitsgästen umringt, den Haushahn, dessen Flügel gestutzt waren, so lange im Kreise herumjagen mußte, bis er todt liegen blieb. Möglich, daß sich in diesem Gebrauche ein Ueberrest einstigen bei Vermählungen gebräuchlich gewesenen Opferdienstes erhalten hat; außerdem ist ihm eine aus dem am Opferthiere vollzogenen Gerichte und der tödlichen Verfolgung desselben durch die Braut leicht zu entnehmende symbolische Bedeutung abzugewinnen.

Die Sammlung enthält noch mancherlei interessante Gebräuche und Ueberlieferungen, wie von Neusohl im nördlichen Ungarn, wo man, wenn ein Mensch dem Sterben nahe ist, an dessen Haupte leise mit einem Glöckchen läutet, damit die scheidende Seele durch den Ton gelockt noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erstarrenden Körpers verweile, während, nachdem der Tod eingetreten ist, weiter und immer weiter vom Todten weg, dann zur Thür hinaus und ums Haus herum geläutet wird, um die Seele auf ihrem Scheidewege zu geleiten; oder von den Johannisfeuern, den Losen und Orakeln, dem Apfelschneiden, den Barbarazweigen und den Begegnungen und Anzeichen, bei denen uns namentlich die Anzeichen, die man aus der Stellung der Sterne zum Monde entnimmt, als ein Ueberbleibsel der astrologischen Träume bemerkenswerth scheinen. Indeß müssen wir uns mit dem bisher Mitgetheilten begnügen, um zu den weiter zu besprechenden Werken zu gelangen.

„Der letzte Mönch" (Nr. 2), eine Schwarzwaldsage, gehört nicht unter die Sagensammelwerke und ist auch als einzeln stehende Ueberlieferung mehr im Tone chronikalischer Erzählung als in dem der Sage behandelt. Der Schauplatz der Erzählung ist die kleine Stadt Wildberg im Nagoldthale, wo kurz vor der Säcularisation der dort befindlichen Klöster ein Mönch zum Scheine evangelischer Pfarrer wird, um später die in geheimen unterirdischen Gewölben geborgenen Schätze zu bewachen. Das Abenteuerliche dabei besteht darin, daß ihm unter Dispensation des Heiligen Stuhls der einsame Aufenthalt in der Unterwelt durch Vermählung mit einer Nonne abgekürzt werden soll, in der er seine frühere Geliebte wiederfindet. Die Ausführung scheitert aber zunächst an äußern Gründen, und der Mönch wird Märtyrer, indem er die anfangs zum Schein angenommene evangelische Lehre später aus Ueberzeugung erfaßt und infolge dessen dem geheimen katholischen Strafgerichte verfällt. Wir sind dem ungenannten Verfasser bereits in Nr. 40 d. Bl. f. 1859 in der Eckmannsage begegnet, und wenn wir auch in Vergleichung beider dem „Letzten Mönch" den Vorzug geben und insofern einen Fortschritt anerkennen, so können wir doch nicht sagen, daß der letztere im Gegensatze zu ersterer von besonderer künstlerischer Gestaltung in Anordnung und Darstellung zeuge, wollen aber dem Verfasser, der mit seinem Schriftchen „nicht glänzen" und es „nicht für große Herren geschrieben haben will", die dabei ausgesprochene Hoffnung, daß es diejenigen unterhalten werde, für die es bestimmt ist, nicht rauben.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Notizen.

Zur Kunstreformfrage.

Wolfgang Müller von Königswinter gab eine Flugschrift heraus: „Das Verhältniß des Staats zu den bildenden Künsten. Zur Reform der Kunstangelegenheiten in Preußen" (Berlin, Seehagen, 1861). Reformen in Betreff der Kunstangelegenheiten sind gerade in den letzten Jahren mehrfach und von den verschiedensten Standpunkten angeregt, vorgeschlagen und des Breitern motivirt worden. So von F. Kugler in der bereits 1849 auf Veranlassung des Ministers von Ladenberg verfaßten, aber erst nach Kugler's Tode (Berlin 1858) erschienenen Schrift: „Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preußischen Staate", von dem in Köln erscheinenden und von F. Baudri redigirten „Organ für christliche Kunst" in einer Reihe von Aufsätzen „Akademie oder Werkstätte?" (1859), von Herman Grimm in der Schrift: „Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate" (Berlin, Hertz, 1859). Müller spricht sich über diese Vorschläge ausführlicher aus. Der Verfasser des Aufsatzes „Akademie oder Werkstätte?" steht fast ganz und gar auf dem Standpunkte des Mittelalters, will Meister, Gesellen, Lehrlinge u. s. w.; Kugler hält an dem Institut der Akademien fest, für die er aber große und umfassende Reformen in Vorschlag bringt; Herman Grimm repräsentirt den modernen Individualismus, will von keinem Systeme etwas wissen und tritt als Ritter für die persönliche Kunstbildung auf. Müller, nachdem er sich über die Reformprojecte seiner Vorgänger ausgesprochen, wirft die Frage auf: „Wie soll der Staat nun seine Kunstschulen einrichten?" und er antwortet: „Wir meinen, er würde ganz entschiedene Erfolge erzielen, wenn er das Gute, was sich in den Werkstätten des Mittelalters und in den Akademien der Renaissancezeit findet, mit einer zugleich individuellen Entwickelung zu verbinden strebte." Der Verfasser sucht nun nachzuweisen, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei, hält aber stets das Princip im Auge, daß es sich dabei um einen Ausdruck in Baukunst, Malerei und Bildhauerei handelt, „welcher den Geist unsers Volks widerspiegelt"; er befürwortet also eine wesentlich nationale Kunst. Die Entschiedenheit, womit der Verfasser gegen die Anwendung griechischer Architektur unter unserm Himmel eifert, entspringt somit einem edeln Motiv; er erklärt zwar Schinkel für ein Genie, meint aber, daß er für Preußen auf einem falschen Weg gewesen sei. Es ist wahr, wir Modernen stecken in einem heillosen Eklekticismus; aber gerade für Museen möchte der griechische Baustil nicht zu verwerfen sein, und Gebäude wie die münchener Glyptothek und das Schinkel'sche Museum in Berlin

möchten wir unter den modernen Kunst- und Prachtbauten Deutschlands doch nicht missen; nur freilich gehört zu solchen Bauschöpfungen eben das Genie eines Schinkel und der ausgebildete Kunstgeschmack eines Klenze. Sehr mit Recht verlangt Müller von dem Künstler eine umfassende geistige Ausbildung, unter anderm eine wenn auch nur mäßige Kenntniß der Geschichte, der Kunst-, Cultur- und Literaturgeschichte. Er sagt sehr wahr: „Wenn man sich zuweilen mit sogenannten Künstlern einläßt, die sich sogar durch eine geschickte Hand auszeichnen, so staunt man über ihre bodenlose Unwissenheit. Gewöhnlich gehen diesen Leuten denn auch sehr früh die künstlerischen Ideen aus, die Kraft versagt ihnen in Jahren, wo sonst der Mann in vollster Kraft steht, sie verfallen in Manier" u. s. w. An dieser geistigen Beschränktheit so vieler Künstler liegt es denn auch, daß selbst gute Kunstjournale in Deutschland nicht gedeihen wollen, während Müller mit größtem Recht und Nachdruck hervorhebt, welchen Nutzen gut geleitete öffentliche Zeitschriften dadurch haben, daß sie den Sinn für die Kunst im Publikum wecken und ihm das Verständniß der einzelnen Kunstwerke erleichtern. Mit gleichem Recht befürwortet er auch die Zusammenkünfte deutscher Kunstgenossenschaften. Den deutschen Schriftstellern wären solche Zusammenkünfte auch zu empfehlen; nur daß unter ihnen die Uneinigkeit leider noch bei weitem größer und die Geldmittel im allgemeinen noch beschränkter sind als unter den Künstlern. Als Heinrich Laube einmal eine Anzahl deutscher Schriftsteller und Dichter aufforderte, nach Frankfurt zu reisen, um der Enthüllung des Goethe-Standbildes beizuwohnen, entschuldigten sich fast alle damit, daß ihnen die pecuniären Mittel dazu fehlten. Ist dies nicht traurig? Vielleicht könnte in späterer Zeit auch zu solchen Zwecken der Fonds der Schiller-Stiftung beisteuern, wie ja unsers Wissens die unter den Künstlern bestehenden Hülfskassen in ähnlichen Fällen ärmern Kunstgenossen zu Hülfe kommen. **H. M.**

Der General Roßwurm.

Sonderbarerweise ist die erste ausführliche und authentische Biographie des tapfern deutschen Generals Roßwurm, welcher zwei Jahre lang mit Glück den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres gegen die Türken führte und dann sein Leben auf dem Schaffot enden mußte, von einem Böhmen und zwar in czechischer Sprache geschrieben worden. Der Titel lautet: „Herman Kristof Russwurm. Sepsal Ferdinand B. Mikovec" (Prag 1861). Der Verfasser, welcher sich durch seine „Malerisch-historischen Skizzen aus Böhmen" und seine „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens" bereits einen Namen als gründlicher Kenner der Geschichte seines Vaterlandes gemacht hat, berichtigt in dieser Monographie nach den ihm zu Gebote gestandenen handschriftlichen Quellen der wiener und prager Archive und Bibliotheken die vielen Irrthümer, welche sich namentlich in Barthold's Abhandlung über Roßwurm's Ende eingeschlichen haben. Besonders sind die mitgetheilten Acten des Processes für den Historiker von großem Werth. 61.

Bibliographie.

Aegidi, L. K., Aus dem Jahr 1819. Beitrag zur deutschen Geschichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 4. ... Ngr.

Behrle, R., König und Königin. Romantisch-historische Erzählung aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. Freiburg im Br., Herder. 8. 1 Thlr.

Bibra, E. Freih. v., Erinnerungen aus Süd-Amerika. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Griechenland im Sommer 1860. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Cosack, C. J., Paulus Speratus Leben und Lieder. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte, besonders zur Preußischen, und zur Hymnologie. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diez, Katharina, Eine Jugendfreundschaft. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 8. 15 Ngr.

Frohschammer, J., Ueber die Freiheit der Wissenschaft. München, Lentner. Gr. 8. 24 Ngr.

Hieronymi, W., Die Entwickelung des deutschen Bürgerstandes. Streiflichter von vergangenen auf gegenwärtige Zustände. Vorträge gehalten in geselligem Kreise. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Huber, J., Johannes Scotus Erigena. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Theologie im Mittelalter. München, Lentner. Gr. 8. 3 Thlr.

Lieder und Sagen vom Rhein. Gesammelt und herausgegeben von L. Horst. Leipzig, Amelang. 8. 1 Thlr.

Münkel, L., Bunte Blätter. Gedichte. Hannover, Helwing. 16. 20 Ngr.

Nick, F., Die Hof- und Volks-Narren sammt den närrischen Lustbarkeiten der verschiedenen Stände aller Völker und Zeiten. Aus Flögel's Schriften und andern Quellen. Zwei Bände. Stuttgart, Scheible. 16. 2 Thlr.

Riendorf, M. A., Der alte Dessauer. Fürst Leopold von Dessau. Gedicht. Mit einem Plane der Schlacht von Kesselsdorf. Berlin, Janke. Gr. 16. 20 Ngr.

Noack, L., Heinrich Pestalozzi. Der Held als Menschenbildner und Volkserzieher. Ein Haus- und Volksbuch. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 24 Ngr.

Osenbrüggen, E., Die Raben des heiligen Meinrad. Vortrag in der Züricher antiquarischen Gesellschaft gehalten. Schaffhausen, Hurter. 16. 5 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Reise nach Madagaskar. Nebst einer Biographie der Verfasserin, nach ihren eigenen Aufzeichnungen. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr.

Remling, F. X., Der Speyerer Dom, zunächst über dessen Bau, Begabung, Weihe unter den Saliern. Eine Denkschrift zur Feier seiner 800jährigen Weihe. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 26 Ngr.

Rintel, W., Carl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischem Manuscript bearbeitet. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wickede, J. v., Ein deutsches Reiterleben. Erinnerungen eines alten Husaren-Officiers aus den Jahren 1802 bis 1815. 1ster Theil. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Flugblätter des deutschen Nationalvereins. Herausgegeben im Auftrag des Ausschusses vom Geschäftsführer. III. Die Bundes-Kriegsverfassung. Coburg, Expedition der Wochenschrift des National-Vereins. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der ungarische Landtag 1861. 1ster Band. 1stes Heft. Pest, Osterlamm. Br. 8. 8 Ngr.

Muffat, K. A., Denkrede auf Dr. Georg Thomas von Rudhart. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 26. März 1861. München. Gr. 4. 6½ Ngr.

Rigaer, Der mitteleuropäische Bund. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Stens, W., Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz den Geheimen Staatsminister rc. Hrn. Dr. von Bethmann-Hollweg in Berlin. Leipzig, Purfürst. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vom Gleichgewicht der Kräfte im deutschen Bunde. München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wagner, A., Denkrede auf Gotthilf Heinrich von Schubert. Gehalten in der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 26. März 1861. München. Gr. 4. 16 Ngr.

Warrens, E., Ueber Deák's Rede. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Widenmann, G., Zur Bundesreform. Ein Separatvotum aus dem National-Verein. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MÉMOIRES
POUR SERVIR
A L'HISTOIRE DE MON TEMPS.
Par
M. GUIZOT.

Edition autorisée pour l'étranger.

Tome IV. Gr. in-18°. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Memoiren Guizot's sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden. Der soeben ausgegebene vierte Band ist durch seinen Inhalt besonders geeignet, das Interesse an dem Werke von neuem anzuregen; er beschäftigt sich zunächst mit der auswärtigen Politik Frankreichs in den Jahren 1832—36, schildert dann die Lage dieses Staats unter dem Ministerium Molé und der Coalition der Oppositionsparteien (1837—39) und schliesst mit einer ausfürlichen Darlegung der orientalischen Frage, die zu Ausgang der dreissiger Jahre den politischen Horizont zu umdüstern begann.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche Lustspiel
in Vergangenheit und Gegenwart.
Kritische Beiträge
zur Literaturgeschichte unseres Volkes
von
Dr. Emil Kneschke.

30 Bogen in 8. Elegant broschirt. Preis 2 Thlr.

Das vorliegende Buch, das erste, welches die Geschichte des deutschen Lustspiels von den ersten Anfängen an im Zusammenhange und mit dem Streben nach möglichster Vollkommenheit darzustellen versucht, kann den gebildeten Lesern aller Sände mit Recht zur unterhaltenden und belehrenden Lectüre empfohlen werden. Dasselbe bildet einen speciellen und neuen Beitrag zur Literaturgeschichte unsers Volks und wird für jeden Freund der Poesie und dramatischen Kunst von hohem Interesse sein. Von wirklich praktischem Nutzen endlich dürfte es sich für Schauspieler und namentlich Regisseure und Theaterdirectoren bei Zusammensetzung von Repertoiren erweisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonnirt 12 Ngr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Nunmehr ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die deutsche National-Literatur
in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt
von
Rudolph Gottschall.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. 8. 3 Bände. 100½ Bogen. Elegant broschirt. Preis 4 Thlr. 15 Sgr. Elegant in englisch Leinen gebunden 5 Thlr. 7½ Sgr.

„Gottschall vereinigt die Tiefe und Gründlichkeit des Forschens mit dem Streben und der Lust, für das Volk zu schreiben. Seine National-Literatur ist vor allen Dingen populär in der idealern Bedeutung des Worts. Dabei kennzeichnet ihn eine Prägnanz des Ausdrucks und doch wieder das nöthige Eingehen in den bestimmten Gegenstand, daß wir gar oft beim Lesen dieser oder jener Stelle erstaunten. Die Anordnung des Ganzen ist geradezu mustergültig, und die Einleitung, resp. der Uebergang aus der Literatur des 18. in die des 19. Jahrhunderts, zeugt von einem so tiefinnern Verständniß, wie wir es freilich nur bei einem Schriftsteller von Gottschall's Geist und Gewandtheit voraussetzen durften. . . . . Ueberall zeigt sich die Durchdringung des Gegenstandes, Schärfe des Urtheils, Wahrheit der Ueberzeugung, überall Unparteilichkeit. Nirgends gewahren wir ein Haschen nach Effect, ein Gefallenwollen; stets bewundern wir den Denker und Forscher, den Dichter zugleich, der seiner Nation ein Werk lieferte, worauf sie stolz sein darf, ein Werk deutschen Geistes und Schaffens! Möge Gottschall's National-Literatur einziehen in die Büchersammlungen und den Sinn der Gebildeten aller Stände, sie ist für die Nation! Möge das Werk die Verbreitung finden, die es in reichstem Maße verdient; die nachhaltigste Rückwirkung auf den allgemeinen Bildungsgrad wird nicht ausbleiben!" (Hamburger Presse.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied
aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt
von Eduard Bürger.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebersetzung des Nibelungenliedes weiß den Charakter der alten Einfachheit mit leichter Verständlichkeit und poetisch moderner Sprache auf das glücklichste zu vereinigen und sie hat deshalb trotz der vielen schon vorhandenen Uebersetzungen ihre volle Berechtigung. Der Uebersetzer hat das ganze Epos in der abgeglätteten Nibelungenstrophe wiedergegeben, wie sie namentlich Uhland in mehreren seiner schönsten Balladen anwandte.

Unser großes Nationalepos kann erst durch diese Uebersetzung recht ein Eigenthum unserer Zeit werden, indem man in derselben sich leicht und angenehm liest, ohne daß der Typus des Urtextes verwischt wäre. Es werden damit zugleich die Vorurtheile mancher, denen das Nibelungenlied zu hart, roh und unförmlich erschien, überwunden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 11. Juli 1861.

Hutten's Gespräche übersetzt und erläutert von David Strauß.

Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von David Friedrich Strauß. — A. u. d. T.: Ulrich von Hutten. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 2 Thlr.

Es wird bei unsern Lesern keiner besondern Entschuldigung bedürfen, daß wir etwas länger als gewöhnlich gesäumt haben, das vorliegende Buch in d. Bl. zu besprechen. Wäre dabei eine Schuld, so würde sie dem Referenten allein zur Last fallen. In der That aber ist diesmal nichts versäumt worden. Bücher, die für alle Zeiten wichtig sind, haben das Vorrecht, nicht zu veralten, man darf zu jeder Zeit von ihnen reden und es ist hier niemals zu fürchten, daß die Besprechung zu spät kommt. Freilich sind solche Erscheinungen in dem literarischen Getriebe der Gegenwart nicht häufig. Die Sterblichkeit der Bücher ist in unserm schreibseligen Deutschland nun bekanntlich sehr groß, und ich glaube gern, daß bei einer ganzen Menge die eilige Besprechung so wünschenswerth ist, als bei manchen Kindern die Nothtaufe. Man muß diese Schriften so schnell als immer möglich in den Tagesblättern anzeigen, damit, wie man zu sagen pflegt, das Kind einen Namen bekomme. Indessen reden wir hier von einem Buche, das für sich selbst sorgt und alle Bedingungen erfüllt, welche die literarische Lebensdauer verbürgen: ein berühmter Verfasser, ein berühmter Gegenstand und eine vortreffliche Arbeit!

Ein künftiger Biograph, der einmal die Lebensgeschichte von Strauß für die Nachwelt aufzeichnet, wird seinen Lesern die Uebersetzung der Hutten-Gespräche als eine Schrift bezeichnen, die in der schriftstellerischen Thätigkeit von Strauß einen Wendepunkt ausmacht. Es scheint nämlich, als ob diese Schrift die Reihe der Lebensbeschreibungen beschließen und eine neue, der Theologie wieder zugewendete Periode ankündigen wolle. Wenigstens in der Vorrede unsers Buchs tritt Strauß nach einer langen Reihe von Jahren zum ersten male wieder hervor auf den theologischen Kampfplatz, und ein Mann wie Strauß legt sich den Harnisch nicht umsonst an, er will nicht blos sehen, wie er ihm steht, er wird ihn für die Zukunft brauchen. Vermuthlich und setzen wir hinzu hoffentlich wird jener künftige Biograph berichten können, daß Strauß zwei theologische Perioden durchgemacht habe, in einem andern und bessern Sinne als Schelling seine beiden philosophischen. In der Mitte jener beiden theologischen Perioden steht die Reihe der biographischen Schriften, deren letzte und glücklichste Frucht Hutten's Leben war. Ueber Strauß als Biograph haben wir in Nr. 7 d. Bl. f. 1858 eingehend gehandelt. Von dem Leben Ulrich von Hutten's haben wir in der „Minerva" (Neue Folge, 1858, Bd. 2, Hft. 2) eine ausführliche Darstellung gegeben. Die Uebersetzung der Hutten-Gespräche schließt sich hier genau an, sodaß sie dem Werke über Hutten als dritter Theil angefügt werden durfte. Und der Uebergang zu neuen theologischen Arbeiten — wir setzen den Fall, daß diese Periode im Aufgange begriffen ist — konnte durch nichts besser angebahnt werden als durch die Biographie Hutten's, durch die Uebersetzung seiner Gespräche. Wir befinden uns mitten in dem bewegtesten, noch vom ersten Thatendrange erfüllten Sturm der deutschen Reformation.

Unterrichten wir uns zuvörderst über die Bedeutung der Hutten-Gespräche. Was Ulrich von Hutten für alle Zeiten dem deutschen Volke unvergeßlich macht, was ihn unserer Zeit ganz besonders nahe rückt, ist seine heldenmüthige Theilnahme an dem deutschen Freiheitskampfe des 16. Jahrhunderts, an der vaterländischen Sache der Reformation, ist sein mit ritterlicher Feder geführter Kampf für Deutschland gegen die römische Fremdherrschaft, gegen das Papstthum. Dieser Kampf fällt in seine letzten Jahre. Es war in seinem unsteten und bewegten Leben nicht der einzige, aber der größte, der ihm das dankbare und ruhmvolle Andenken der deutschen und protestantischen Welt sichert. Vorangegangen waren der Streit gegen die Lossier in Greifswalde, eine reine Privatfehde; dann der größere Kampf gegen den Feind seiner Familie, den Herzog Ulrich von Würtemberg, der Hans von Hutten, einen Vetter des Ritters, umgebracht hatte, und welchen Ulrich von Hutten, ein Rächer der Seinigen, mit Feder und Schwert tapfer und auf das hartnäckigste verfolgte.

Noch grimmiger als gegen den schwäbischen Tyrannen rüstet er sich jetzt gegen den Tyrannen in Rom. „Denn jenes", sagt Hutten selbst in einem seiner Gespräche, „war nur Familien- und Privatsache, dieses ist die gemeinsame Angelegenheit des Vaterlandes." Hier vereinigen sich, um den Eindruck Hutten's überwältigend, seine Wirkungen unwiderstehlich zu machen, die feurige, heißspornartige Natur des Ritters, die, was ihr widerstrebt, in der persönlichsten Weise empfindet und bekämpft, mit der Begeisterung und dem rein patriotischen Eifer für eine große und weltgeschichtliche Sache. Es ist in Hutten etwas dem Shakspeare'schen Percy Aehnliches. Aber der deutsche Ritter hat die Größe voraus, zu der mehr gehört als blos persönliche Tapferkeit. Bei beiden ist der Zorn leicht zu erregen; wenn er erregt ist, bricht er los wie ein Ungewitter, aber die entzündliche Natur Hutten's wird nicht blos durch persönliche Beleidigung in Flammen gesetzt, sie hat ein Herz für die Leiden eines Volks, für die gemeinsame Angelegenheit des Vaterlandes. Zu dem Ritterlichen in Hutten kommt das wahrhaft Patriotische und das Weltbürgerliche. Temperament und Stand geben ihm das Gepräge einer durchaus ritterlichen Erscheinung, die auf dem Selbstgefühl der eigenen Kraft ruht, trotzig, stolz, unabhängig, herausfordernd; Talent und Bildung machen aus ihm einen der ersten Humanisten des Zeitalters, der bedeutendsten Schriftsteller der Welt; daß er diese Kraft und diese Bildung einsetzt zum Kampfe für die deutsche Reformation, für die politische und religiöse Befreiung seines Vaterlandes, dafür einsetzt, als ob es seine eigene, persönlichste Angelegenheit gegolten hätte: das allein erhebt ihn zu einem großen Charakter, zu einem der besten Männer, die Deutschland jemals gehabt hat. Ritterthum, Humanismus, Reformation nähern und durchdringen sich in Hutten und passen hier, wie kaum in einer zweiten Erscheinung, so vortrefflich zueinander und so ungezwungen, daß jeder dieser drei Factoren in Hutten einen ausgeprägten und hervorragenden Typus findet. Er wird der feurigste Vertheidiger Luther's, er, der am liebsten den Augustiner als einen Mönch unter Mönchen angesehen hätte; er ist der Freund Sickingen's, den er für die lutherische Sache gewinnt; er war der Freund des Erasmus, von dem er abfällt, weil dieser die Sache der Reformation im Stich läßt. Dürfen wir Hutten mit einem deutschen Dichter der neuern Zeit vergleichen, so würden wir in seiner pathetischen Natur und vor allem in der Größe seines Pathos eine Aehnlichkeit mit Schiller finden, eine Aehnlichkeit, die sogar in den Handschriften beider auffällt. Und mit jenem mächtigen, zum Kampf für große Objecte, zur Vernichtung feindseliger Gewalten aufgelegten Selbstgefühl haben beide ein poetisches Gebiet gemeinsam, ich will es mit einem Ausdrucke Schiller's bezeichnen: die pathetische Satire. Ulrich von Hutten wäre ein Object gewesen für eine Tragödie Schiller's!

Die von Strauß übersetzten Gespräche sind Hutten's reformatorische Streitschriften. Um diese Schriften zu verstehen, muß man sich den Zeitpunkt vergegenwärtigen, in dem sie auftreten. Hutten war im Jahre 1517 von seiner zweiten italienischen Reise nach Deutschland zurückgekehrt; in demselben Jahre beginnt in Wittenberg die Reformation, der Luther'sche Kirchenstreit, dem Hutten zunächst fremd bleibt, den er gleichgültig, beinahe verächtlich ansieht, als eine theologische Streitigkeit, als bloßes Pfaffengezänk; in demselben Jahre erscheint der zweite Theil der „Briefe der Dunkelmänner", woran Hutten selbstthätig theilnimmt, der erste Theil war das Jahr vorher erschienen; Hutten erfuhr es in Bologna, der Ruhm der Autorschaft gehörte nicht ihm, wie die öffentliche Meinung glaubte, sondern seinem Freunde Crotus Rubianus. Mit diesen Briefen hatte der Humanismus des 16. Jahrhunderts seinen Sieg über die Scholastik auf die glücklichste Weise und meisterhaft vollendet. Er hatte die Vernichtung vollendet, weil er den Gegner komisch vernichtet hatte; es war eine scherzhafte, spielende Satire, während Hutten's Genie für die pathetische Satire gemacht war. „Die Hebamme seines Geistes war der Zorn." Die „Epistolae obscurorum virorum" fanden Hutten's ganzen Beifall, er mochte sie in gutgelaunter Muße nachahmen, aber er war nicht dazu angelegt, dieses heitere Spiel zu erfinden. Nach Deutschland zurückgekehrt war Hutten bereits von sich aus gegen das Papstthum entschieden. Seine deutsche Gesinnung empörte sich gegen die römische Fremdherrschaft, sein Gerechtigkeitsgefühl gegen das schmähliche Treiben des päpstlichen Hofs, das er in nächster Nähe selbst kennen gelernt hatte. Er hatte gesehen, wie in Rom die Deutschen zugleich verachtet und geplündert wurden, wie unter dem Scheine der Religion die Gewinnsucht der Statthalterschaft Christi ihr gemeines und übermüthiges Spiel trieb. Das Signal zum Kampf gegen Rom, zur Rettung des Gewissens und der Religion war durch Luther gegeben. Es bedurfte dieses Signals nicht, um Hutten gegen Rom aufzubringen. Er stand schon in vollem Harnisch zum Kampfe bereit. Indessen war Hutten noch weit entfernt, seine Sache mit der Lutherischen zu verbinden. Mancherlei Hindernisse standen zwischen ihm und dem Reformator. Zunächst beschäftigte ihn der Kampf gegen den Herzog von Würtemberg, er hatte eine Reihe von Streitschriften gegen den Herzog gerichtet, zuletzt den „Phalarismus", die furchtbarste von allen. Hier hatte er zum ersten male die Gesprächsform angewendet nach dem Vorbilde Lucian's, den er in Bologna studirt; hier hatte er zum ersten male das Motto gebraucht, das später seine kühnsten Schriften und mehr als irgendein anderes ihn selbst kennzeichnet: „Alea est jacta!" oder wie er deutsch sagte: „Ich hab's gewagt!" Im Jahre 1519 endete die Fehde mit dem Feldzug in Würtemberg, an dem Hutten theilnahm und hier schloß er den Freundschaftsbund mit Franz von Sickingen. Sie waren Lager- und Zeltgenossen. Hutten's Briefe waren voll von Sickingen's Lob. Die Streitsache mit dem Herzog von Würtemberg war es nicht allein, die Hutten von der Lutherischen Angelegenheit abzog. Er stand dieser ganzen Sache auch innerlich noch fern. Er urtheilte darüber wie ein Ritter und

ein Humanist über eine mönchische Sache. Damals war Hutten noch nicht im Klaren über Luther's unermeßliche Bedeutung. Er meinte, die Mönche zankten sich jetzt über den Ablaß, wie einige Jahre früher die Dominicaner und Franciscaner über die Empfängniß Mariä. So schreibt er einem Freunde:

Mönche stehen an der Spitze der Kämpfenden, die Buchdrucker bekommen zu thun. Es werden Streitsätze und Corollarien, Schlüsse und Artikel verkauft. So, hoffe ich, werden sie sich zu Grunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir die Mittheilung machte, zur Antwort gegeben: „Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet!"

Und selbst wenn Hutten schon damals Luther's Bedeutung hätte ermessen können, so würde in seiner persönlichen Stellung ein Hinderniß gelegen haben, seine Theilnahme für den wittenberger Mönch rückhaltslos zu äußern. Er lebte damals am Hofe Albrecht's, des Kurfürsten von Mainz, eines Fürsten, der zugleich die humanistische Bildung begünstigte und den Ablaßhandel in Deutschland betrieb, und finanziell gezwungen war ihn zu treiben. Luther war offen hervorgetreten gegen die Unterhändler des mainzer Erzbischofs. Hutten verehrte in demselben Fürsten seinen Gönner und Schutzherrn, an dessen Hofe er gastliche Aufnahme und literarische Muße gefunden. Auf die Dauer konnte natürlich für Hutten in der wichtigsten Angelegenheit des gesammten Vaterlandes die persönliche Rücksicht kein Hinderniß sein. Das Hofleben hatte er bald satt. Und wie Luther immer bedeutungsvoller in den Vordergrund der reformatorischen Bewegung hervortrat und Hutten die Wichtigkeit und Größe des Mannes erst begriffen hatte, so nahm er öffentlich für Luther Partei und redete nicht blos der Sache, auch dem Manne selbst das Wort, dessen Name eins geworden war mit der Sache der Reformation. Als die Mächte der Welt, Kaiser und Papst, sich gegen Luther vereinigt hatten, stand Hutten auf seiner Seite. Man kann in den Gesprächen Hutten's deutlich bemerken, wie sich sein Verhältniß zu Luther mit den Zeitverhältnissen und Begebenheiten ändert. Die frühern Gespräche sind entschieden antirömisch und antipäpstlich; das war Hutten von jeher, schon in seinen Epigrammen. Aber jene Gespräche sind noch nicht offen lutherisch, Hutten vermeidet noch den Namen des Reformators zu nennen. Dagegen die „Neuen Dialoge" sind nicht blos reformatorische Streitschriften, sie sind unverhohlene lutherische Parteischriften. Die ersten fünf Dialoge erschienen in Mainz im April 1520, die „Neuen Dialoge" erschienen im März 1521. Das große Ereigniß, das zwischen die beiden Gruppen der Hutten-Gespräche fällt, ist der Reichstag zu Worms. Gleichzeitig und in innerer Beziehung zu dem Reichstage in Worms stehen die neuen Dialoge; ähnlich verhalten sich die frühern zu dem Reichstage zu Augsburg 1518. Als Hutten die ersten Gespräche schreibt, ist er noch in Mainz, ein Schützling des Kurfürsten; als er die letzten schreibt, ist er auf der Ebernburg, der Gast und Freund Sickingen's. Die Ereignisse zwischen diesen beiden Zeitpunkten, dem Reichstag von Augsburg und dem von Worms, haben es bewirkt, daß sich Hutten ganz auf die Seite Luther's stellte. Noch auf dem Reichstage zu Augsburg verhielt er sich gleichgültig gegen die Sache Luther's. Mit der leipziger Disputation 1519 wird ihm der wittenberger Mönch bedeutsam. Er redet schon in seinen Briefen mit Begeisterung von Luther, und wenn er in seinen öffentlichen Schriften noch den Namen zurückhält, so ist das nicht mehr Gleichgültigkeit gegen die Sache, sondern nur noch persönliche Rücksicht gegen den Erzbischof. Die Ereignisse drängen sich und reißen Hutten mit sich fort. Am Hofe des Erzherzogs Ferdinand in Brüssel, wohin Hutten im Interesse seiner reformatorischen Plane gereist war, hatte er nichts ausgerichtet. Der Papst verlangt seine Auslieferung, er hat alle mögliche Nachstellungen zu fürchten, er kann nicht länger in Mainz bleiben. Auch von dem neugewählten Kaiser, der eben aus Spanien ankommt, ist wenig zu hoffen, er ist ganz in der Hand von Römischgesinnten, er läßt Luther's Schriften in seinen burgundischen Erblanden verbrennen. Eck kehrt aus Rom zurück mit der päpstlichen Bannbulle gegen Luther. Alles hängt davon ab, ob Kaiser und Reich zu Worms sich mit dem Papste verbinden werden. Das ist der Zeitpunkt, in dem Hutten seine neuen Gespräche schreibt. Strauß sagt:

Nie in seinem Leben entwickelte Hutten eine so rasche, ja leidenschaftliche schriftstellerische Thätigkeit als in diesem ersten Herbst und Winter seines Aufenthalts auf der Ebernburg. Erst beklagte er sich bei dem Kaiser, dem Kurfürsten von Sachsen und bei den Deutschen aller Stände in ausführlichen Sendschreiben über die ihm durch die päpstliche Verfolgung ohne Urtheil und Recht widerfahrene Unbill; dann glossirte er die Bannbulle gegen Luther, besang den Brand der Lutherischen Schriften, besorgte die Uebersetzung seiner lateinischen Dialoge ins Deutsche und faßte verschiedene Schriften, namentlich eine gereimte „Klag vnd vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapsts in Rom" in deutscher Sprache ab. Und neben alledem nun arbeitete er noch in lateinischer Sprache, in der er sich doch am stärksten wußte und am leichtesten bewegte, eine Reihe neuer Gespräche aus, die er der frühern Sammlung an die Seite stellen wollte.

Hutten wollte die Reform, die gründliche Verbesserung der Dinge im Kirchlichen und Politischen. Er wollte die Reform zunächst durch die gesetzmäßigen Organe. Auf den Papst als Reformator mochte er wol nie im Ernste gehofft haben. Auch damals nicht, als er die Schrift des Laurentius Valla gegen die weltliche Macht des Papstes herausgab und so naiv oder so klug war, sie Leo X. zu widmen. Auf den Kaiser hoffte er ernstlich. Als er sich in dem Kaiser und in den deutschen Fürsten getäuscht hatte, dachte er an eine Verbindung zwischen Rittern und Städten, um die Reformation zum Durchbruch zu bringen. Er wollte die Reform um jeden Preis, er wäre auch mit den Bauern gegangen. Hatte er früher gezögert, sich für Luther zu erklären, so ging er jetzt entschieden über Luther hinaus; mit ihm war Sickingen. Er überschreitet die Grenze zwischen Reform und Revolution und an diesem Punkte entscheidet sich das tragische Geschick seines Lebens. Seine Gespräche führen uns bis an diese Grenze.

Der „Phalarismus" und das Gespräch vom Hofleben gehören nicht zu den reformatorischen Streitschriften: die „Fortuna", die beiden „Fieber", der „Vadiscus" und die

„Anschauenden" bilden die erste Gruppe. Die „Bulle", die beiden „Warner" (monitores), die „Räuber" bilden die zweite Gruppe der „Neuen Dialoge". Dazu kommt der „Arminius", der nach Hutten's Tode erscheint. Die ersten fünf Gespräche hat Hutten selbst in der Sprache seiner Zeit verdeutscht. Eine vollständige Verdeutschung in der Sprachweise unserer Zeit gibt zum ersten male Strauß in dem vorliegenden Werke. Die frühern Uebersetzungen von Schreiber und Münch haben die Aufgabe nicht vollständig und auch nicht in der richtigen Weise gelöst. Hutten verdeutschen heißt nicht, dessen eigenes Deutsch modernisiren, wobei wir einen unüberwindlich fremdartigen und gemachten, keineswegs den echten und natürlichen Eindruck von Hutten's Schriften empfangen. Hutten bewegte sich in der lateinischen Sprache so frei und eigenthümlich, wie Luther in der deutschen. Um in ihrer Weise zu wirken, müssen seine Schriften unmittelbar aus dem Lateinischen in das heutige Deutsch übertragen werden. Um diese Schriften zu verstehen, sind historische Erläuterungen nothwendig, die bei den frühern Uebersetzungen ganz fehlten und die Strauß jedem der beiden Gesprächsbücher im ganzen, dann jedem einzelnen Gespräch im besondern vorausschickt.

Um von Hutten's Gesprächen eine Anschauung zu haben, muß man sie lesen. Es ist unmöglich, durch eine Inhaltsanzeige diese Anschauung irgendwie zu ersetzen. Das ist ein gutes Zeichen für Hutten's dialogische Kunst. Gespräche sind Menschen, und Inhaltsanzeigen sind Skelete. Wenn man ein Gespräch ohne wesentlichen Verlust leicht referiren und in eine trockene Inhaltsangabe zusammenfassen kann, so ist es mit diesem Gespräche bestellt wie mit einem Menschen, an dem sich, wie man zu sagen pflegt, alle Rippen zählen lassen. Haut und Knochen ist alles, Fleisch und Blut fehlt. Nicht so sind Hutten's Gespräche. Sie sind in einem Grade lebendig, affectvoll, natürlich, daß man ganz und gar vergißt, daß sie Werke rhetorischer Kunst sind und zum Theil nach fremden Mustern gebildet. Der bloße Nachahmungstrieb und die glücklichste Nachahmungskunst reichen auch nicht hin, solche Gespräche zu erzeugen. Man fühlt sogleich, daß die Gegenstände und Materien, die Hutten in seinen Gesprächen behandelt, nicht erst durch Kunst dialogisch gemacht werden, daß hier dem Stoff gewissermaßen von Natur die Gesprächsform anhaftet. Ueber solche Themata, wie sie im „Vadiscus", den „Warnern", den „Räubern" besprochen werden, hat damals alle Welt geredet und gestritten, soweit die Reformation die Gemüther in Bewegung setzte, es waren die beliebten Gespräche des Tags, und man kann sich vorstellen, wie oft, wie gern, wie feurig Hutten selbst über diese Dinge sich mit seinen Freunden unterredet hat. Daher dieser leichte Fluß des Dialogs, der nirgends künstlich aufgehalten oder weiter getrieben wird, der lebhafte, leidenschaftliche Fortschritt, der sich niemals künstliche Hindernisse setzt, was bekanntlich die Gesprächskünstler lieben. Ich habe in Hutten's Gesprächen nicht eine Stelle gefunden, die langweilig wäre, das will bei Gesprächen viel sagen: keine Stelle, wo gleichsam die Rede still steht und in künstlich gezogenen Spiralen um einen und denselben Punkt herumläuft, wo sich der Leser unnütz aufgehalten sieht und es ihm Mühe kostet, die Geduld nicht zu verlieren. An diesem Fehler leidet unsere dialogische Literatur, namentlich die Gespräche, welche die Platonischen nachahmen. Eigentlich sollten Dialoge nur solche schreiben, die im wirklichen Gespräch ihre Stärke haben, denen in der Unterredung mit andern die Gedanken am ergiebigsten strömen, die Auge in Auge am besten reden und immer von neuem animirt werden durch das, was der andere sagt. Hutten ist eine ausgemacht dialogische Natur. Das Gespräch ist sein rhetorisches Element, in dem sich mit der größten Leichtigkeit seine streitlustige und siegreiche Beredsamkeit entfaltet. Was ihn lebhaft bewegt, das gestaltet sich in ihm unwillkürlich zu einem Zwiegespräch, das er mit sich selbst führt, wenn ihm die Mitunterredner fehlen, und so nehmen seine Gedanken bei der Darstellung unwillkürlich die dialogische Form an. Sie ist ihnen die natürlichste und nächste. Selbst wo die Fiction klar ist, erscheint die Gesprächsform ganz ungesucht und ganz natürlich. Dieses dialogische Talent ist offenbar mit in seiner streitlustigen Natur, in seiner muthigen, immer gerüsteten und schlagfertigen Art begründet. Er liebt den Kampf, auch den Wortkampf. Er redet am liebsten, indem er disputirt. So sind auch seine Gespräche disputatorischer Natur, Reden ad hominem, Wortkämpfe, die bisweilen mit Faustkämpfen beginnen oder enden. Und das Feuer seiner Rede erwärmt und belebt selbst die abstracte Figur, die er sich im Gespräch gegenüberstellt. Das ist ein Zug, der mich an den Dialogen Hutten's außerordentlich überrascht hat. Es werden Gespräche geführt mit der Fortuna, dem Fieber, der päpstlichen, gegen Luther gerichteten Bannbulle: lauter Gegenstände, die erst den bedenklichen Weg der Allegorie passiren müssen, um in den Dialog einzugehen. Man fürchtet, daß bei einer solchen Allegorie das ganze damit verbundene Gespräch zusammenfriert; die Ueberschrift läßt einen frostigen, langweiligen, künstlich gedrechselten Dialog erwarten; was kann man auch mit der Fortuna und gar mit dem Fieber und der Bulle reden, was kann man solche Dinge reden lassen? Und siehe da! das Gespräch ist vollkommen lebendig und schon bei den ersten Worten hat man vergessen, was die Ueberschrift fürchten ließ: das Abstractum ist wirklich eine dialogische Person geworden, um deren allegorische Geburt man sich nicht mehr kümmert. Bei den Gesprächen, die Hutten aus der Entfernung durch Thür und Fenster mit dem Fieber führt, das mit der Gier eines Vampyrs auf ihn losstürzen will, das Hutten wie der Gebrannte das Feuer von sich abwehrt, dem er seine Freunde, die Pfaffen, als bessere Nahrung empfiehlt, ist diese immer wiederkehrende Situation so lebendig und drastisch geschildert, daß uns förmlich die Furcht überfällt, das Fieber könne ihn plötzlich anpacken und alle Abwehr doch vergeblich sein. Man ist zuletzt für den Ritter froh, wenn das Fieber abzieht. So wird es im Laufe des Gesprächs ganz vergessen, daß man mit einer Allegorie

zu thun hat. Eine solche Personification gehört zu den Wundern, welche allein die Leidenschaft verrichtet. Die Leidenschaft haucht dem Leblosen ihr eigenes Feuer ein. In Hutten's Gesprächen erleben wir das umgekehrte Wunder des Pygmalion. Was bei der Bildsäule des Pygmalion die Liebe thut, das thut hier der Haß: er belebt seine Objecte. Dieser Abscheu vor dem Fieber, diese Wuth über die Bulle geben dem abstracten und trockenen Dinge diesen lebendigen und persönlichen Ausdruck. Und wenn Hutten eine Gabe aus dem Füllhorn des Glücks begehrt, so personificirt sich diesem leidenschaftlich empfundenen Wunsche die Göttin Fortuna.

Ich muß noch eine Eigenschaft an den Gesprächen Hutten's hervorheben, die mir dieses dialogische Talent sehr deutlich und zugleich bewunderungswürdig gemacht hat. Man sagt mit Recht: Aller Anfang ist schwer. Und das ist so wahr, daß man am Anfange den Anfänger erkennen und von dem geübten Talente gleich unterscheiden kann. Die Anfänger wissen nicht, wie sie anfangen sollen. Am liebsten beginnen sie, was sie auch darstellen, mit dem Anfang der Dinge, und statt die Sache, um die es sich handelt, ins Leben treten zu lassen, präambuliren sie weit von derselben entfernt, sehr behutsam und sehr unsicher. Ich verstehe hier unter Anfänger nicht das beginnende Talent, sondern den Stümper, der immer Anfänger bleibt. Das wirkliche Talent, auch das beginnende, zeigt sich darin, daß es seine Sache anzufangen weiß, das Object gleich am richtigen Flecke anfaßt, sofort lebendig werden läßt. Das ist unter anderm ein Zug, der schon in seinen ersten Werken Schiller's großes dramatisches Talent offenbar macht. Wie er seine „Räuber", „Fiesco", vor allem „Kabale und Liebe" beginnen läßt, das ist der unverkennbar sichere Griff, der auch im Anfänger schon den Meister verkündet. Aehnlich verhält es sich in dieser Rücksicht mit Hutten's Gesprächen, mit jedem ohne Ausnahme. Gleich mit dem ersten Worte ist man mitten in der dialogischen Verhandlung und Scene und gleich in der lebendigsten Spannung auf den Disput, der sich eröffnet. Der Leser nehme als Probe die Anfänge der drei ersten Gespräche.

Fortuna.

Hutten. Gib mir etwas, o Herrin, von dem, was die Reichen nicht brauchen.

Fortuna. Aber die brauchen und verlangen ja immer mehr.

Hutten. Und haben doch schon so viel!

Fortuna. Nur gar zu viel.

Hutten. So mußt du billig denen spenden, o Königin, die nichts haben.

Fortuna. Aber gerade das sehe ich nicht, welche nichts haben, denn ich bin blind u. s. w.

Das Fieber. Erstes Gespräch.

Hutten. So zieh' einmal ab, du lästiger Gast, den ich gleich am ersten Tage hätte wegjagen sollen. Hörst du nicht? Fort, fort, packe dich!

Fieber. Wenn ich denn fort soll, so darf ich doch wol von deiner Höflichkeit und nach altem deutschen Brauch erwarten, daß du mir wenigstens eine andere Herberge anweisest. Aber ich bitte dich noch einmal, wenn es sein kann, treibe mich nicht weg in dieser Winterszeit, da ich nicht weiß wohin u. s. w.

Das Fieber. Zweites Gespräch.

Hutten. Hörst du das Pochen, Knabe? Hörst du, wie die Thür kracht? Hörst du nicht? Willst du die Thür einschlagen lassen? Doch halt, steh erst zum Fenster hinaus und wenn es ein ungelegener Besuch ist, sag', ich sei nicht daheim.

Fieber. Nicht daheim, du, den ich dies selbst sagen höre? Thu' mir auf und laß mich aus dem Wind und Regen hier hinein u. s. w.

Hutten versteht es, die allegorische Figur nicht blos dialogisch zu beleben, auch für den Zweck seines Dialogs vortrefflich zu benutzen. Vor Thür und Fenster ist dieses Fieber wirklich ein sehr interessanter Besuch. Es hat allerhand Leute kennen gelernt und weiß von ihnen zu erzählen, am meisten von den Pfaffen, die Hutten ihm als besondere Leckerbissen empfiehlt. So verwandelt sich unter der Hand der Angriff, den das Fieber auf Hutten macht, in einen Angriff Hutten's auf die Pfaffen, in die stärkste Satire gegen das pfäffische Leben und Treiben. Das ist die eigentliche Spitze des Dialogs. Wie vortrefflich ist in dem ersten Gespräch die Schilderung des Cardinals Cajetan, die Hutten seinem Fieber in den Mund legt. Es will sich nicht mit dem Cardinal abfinden lassen und auf Hutten's Frage: „Warum behagt er dir denn aber nicht?" sagt das Fieber:

Wie? Der magere, dürre, binsendünne, saftlose Gesell? Der Kopfhänger? Vor kurzem noch ein Mönch und zwar ein Käsebruder? Jung als Cardinal, im übrigen alt genug! Der für einen Dreier zu Mittag speist, dessen Koch ich oft vom Markte mit einer halben Unze Fleisch zurückkommen sehe?

Hutten. Du verdrehst auch alles: der Hochgeachtete, sag' ich, der Ehrwürdigste, der von des Papstes Seite, den man Eure Herrlichkeit, Eure Väterlichkeit, Eure Gnaden anredet, wie sollte der karg und ärmlich leben, nach dessen Meinung vielmehr die Deutschen sich auf Wohlleben nicht verstehen?

Fieber. Wie er für sich selbst lebt, darüber streite ich nicht. Wie aber sollte er mich gut halten, da er alle seine Leute übel speist und übel kleidet? Neulich klopfte ich an seinem Thor; der Pförtner fuhr mich an; ich bat um Unterkunft auf einige Tage. „Hörst du das Gepolter?" fragte er. — „Ich hör' es", versetzte ich; es klang aber wie das Pochen von solchen, die etwas fordern. — „Das Gesinde", sagte er, „hat soeben gegessen und verlangt noch Brot." — „Brot?" fragte ich, „und so kärglich wird hier im Hause Speise gereicht, daß nicht einmal Brot genug da ist?" — „Ja, so kärglich", sagte er; „auch sind keine Polster noch Federkissen da und keinerlei Bequemlichkeit, die ausgenommen, in welcher der Cardinal selber sich behagt und gütlich thut. Gegen dich ist er durch Vermaledeiung geschützt und würde dich alsbald in den Bann thun, sowie du nur einen Fuß zu ihm hineinsetztest; denn er ist Papst Leo's Legat und hat Macht, Böses und Gutes einem jeden je nach dessen Verdienst und seinem Belieben anzuwünschen." Das ließ ich mir gesagt sein, ging weg und fand bald in dir einen gütigern Wirth.

In dem zweiten Gespräch läßt Hutten das Fieber auch aus eigener Anschauung eine Pfaffenwirthschaft schildern, eine ganz exemplarische, sozusagen eine Musterwirthschaft, die für tausend andere gilt. Die Züge sind dabei so individuell gefärbt, daß man das anschaulichste Genrebild, ein wahres Cabinetstückchen aus dem Pfaffenleben vor sich sieht. In der besten Laune läßt sich Hutten die häuslichen Liebesfreuden und -Leiden eines Pfaffen erzählen, bei dem das Fieber zu Gaste gewesen. Boccaccio hätte daraus eine Novelle machen können.

So oft ihn — erzählt das Fieber von seinem Wirthe — das Mädchen freundlich anlächelte oder umfing und küßte, seufzte er: „Wollte Gott, das wäre dein Ernst, mein Elschen, und die Liebe ginge dir von Herzen!" Darauf sie: „Warum sollte sie mir nicht Ernst sein und von Herzen gehen? Kennst du mich so?" Nun warf er ihr einen von den jungen Leuten vor, die alle Tage in sein Haus kamen und die er bisweilen sie küssen oder allzu vertraut mit ihr sah. Da gab es dann Geschrei, Schimpfreden und manchmal Entzweiung auf längere Zeit. Sie schrie, so lange habe sie ihm freundlich beigewohnt und nichts anderes damit verdient, als daß er schlecht von ihr denke, ein argwöhnisches und treuloses Volk sei es um die Pfaffen; das seien nun die Versprechungen, das die glänzenden Hoffnungen, die er ihr vorgespiegelt, das der Dank dafür, daß sie, die bei Fürsten hätte ankommen können und von Reichern umworben, ihn vorgezogen, ihm allein ihre Reize, ihre Scherze und ihr junges Leben zu eigen gegeben. „Ja, so werth hielt ich dich", sagte sie, „daß ich, um bei dir zu bleiben, dem reichen Jüngling, der mich zur Ehe begehrte, einen Korb gegeben habe: dir allein sollte meine Jugend blühen und verblühen. Und wo ist eine in der ganzen Stadt, die so treu nur einem anhinge, so wohl und sorgfältig haushielte? Wo andere mindern, da habe ich gemehrt: was andere verderben, habe ich erhalten." Hier weinte die Schlaue und trieb auch dem armen Schelm Thränen in die Augen: so wenig merkte er den Trug.

Hutten. War sie denn wirklich so?

Fieber. Ich will dir sagen, wie sie war. Zehn andere Liebhaber hatte sie und zwar so heimlich, daß sie mehr als einmal alle zugleich bei Tische hatte; denn sie nöthigte den Pfaffen, so oft sie wollte, sie einzuladen; indem sie von dem einen dies, von dem andern jenes rühmte: sie konnten die Laute und die Flöte spielen oder sie machten Verse, einige waren gute Tänzer, andere lustige Gesellschafter: einen jeden wußte sie nothwendig zu machen. Verstand dann gleich einer seine Kunst nicht, half ihm ihre Empfehlung doch, und mehr als einmal ließ sich der Pfaffe von ihr weismachen, es sei einer Meister in etwas, wovon er nicht das Mindeste wußte; denn geschickt war ihr jeder, der ihr wohlgefiel. Sie hielt sie aber ungleich: von dem einen nahm, dem andern gab sie; vor allem aber leerte sie das Haus.

Am Ende läßt das Fieber Hutten fahren, da dieser es durchaus nicht einlassen will, es kann zuletzt doch über den Ritter frohlocken, denn dieser wird seinem Schicksal nicht entgehen, er wird sich die Pfaffen auf den Hals hetzen, und diese sind schlimmer als das Fieber.

Unter den frühern Gesprächen ist der „Vadiscus" oder die römische Dreifaltigkeit Hutten's eigentliches Manifest gegen Rom und die römische Knechtschaft der Deutschen. Der Name des Gesprächs kommt von den Drillingssprüchen, einer Dreiheit von Schlagworten, mit denen das römische Unwesen getroffen wird und die im reichsten Maße durch den Dialog ausgestreut sind. Zu dieser zugespitzten und epigrammatischen Form ist Hutten höchst wahrscheinlich durch Crotus angeregt worden. Die gehäufte Wiederholung solcher Triaden hätte leicht einförmig und langweilig werden können, wenn nicht Hutten vortrefflich verstanden hätte, diese Dreiheiten arabeskenartig in den Dialog zu verflechten und immer an der richtigen Stelle hervorspringen zu lassen, wo sie nie ihre Wirkung verfehlen.

Die römische Knechtschaft der Deutschen, wogegen Hutten's Zorn und seine Angriffe sich richten, mußte ihm die Parallele mit den ältesten Zeiten der deutschen Geschichte nahe legen, der römischen Herrschaft über die germanischen Völker, der Befreiung der Deutschen durch den Arminius. So entsteht jenes Gespräch in der Unterwelt, das erst nach Hutten's Tode erschienen ist und wahrscheinlich zu seinen ersten dialogischen Arbeiten gehört. Indessen ich will hier nicht die Gespräche selbst im einzelnen auseinandersetzen, die am besten sich selbst erklären, indem sie gelesen werden. Ich könnte nichts anderes thun, als die Erläuterungen und Einleitungen abschreiben oder ausziehen, mit denen der Uebersetzer die Dialoge eingeführt hat.

Ueber den Gesprächen Hutten's haben wir fast den Uebersetzer vergessen. So wenig macht sich dieser in seinem Werke bemerkbar, so sehr haben wir in der Uebersetzung ganz den Eindruck Hutten's empfunden. In der Vorrede hören wir Strauß. Fast unwillkürlich führt ihn die Vorrede von dem großen Gegenstande des Buchs auf die heutige Zeit und auf seine eigene Sache. Man kann von Hutten, dem classischen Schriftsteller der Reformation, nicht reden, ohne mit der damaligen Zeit die heutige zu vergleichen und im Geiste Hutten's diese heutige katholische und protestantische Welt ins Auge zu fassen, ohne die protestantische Theologie dieses Jahrhunderts zu berühren. Hier mußte Strauß von sich selbst reden. Er schreibt die Vorrede 25 Jahre nach seinem „Leben Jesu". Wir können uns kurz fassen. Seit dem „Leben Jesu" und der Dogmatik hat keine Schrift von Strauß auf so viele Menschen einen so tiefen und ergreifenden Eindruck gemacht als diese Vorrede. 9.

Sagenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 27.)

Wir kehren nach diesem kurzen Abstecher zu den eigentlichen Sagenbüchern und zwar nunmehr zu dem bedeutendsten unter den uns gegenwärtig zur Besprechung vorliegenden, zu den „Sagen, Gebräuchen u. s. w. aus Westfalen", von Adalbert Kuhn (Nr. 3), zurück. Die Sammlung ist theils bei mehrjährigen Wanderungen aus mündlichen Quellen geschöpft, theils durch schriftliche Mittheilungen von Männern, die sich für die in ihrer Umgebung noch erhaltenen Volksüberlieferungen interessirten, bereichert worden und nimmt theils durch ihre Vollständigkeit, theils durch den Umstand, daß sie sich auf einem für germanische Alterthumsforschung überaus wichtigen Gebiete bewegt, theils endlich durch die zu jeder bedeutendern Sage gegebenen tief eingehenden Anmerkungen, bei denen eine überaus reiche Literatur benutzt ist, unsere vollste Beachtung in Anspruch. Was die Anordnung betrifft, so hat der Verfasser das örtlich Zusammengehörige zusammengelassen, hat mit den nördlich der Wesergebirge des linken Ufers gelegenen Gegenden begonnen, ist dann zum Münsterlande, der Grafschaft Mark, dem Süderlande und Siegenschen, dem Paderbornischen, dem Lippeschen und Ravensbergischen übergegangen und hat dann Sagen aus den Gegenden zwischen Weser und Elbe und einige aus Pommern und der Mark folgen lassen. In den Anmerkungen sind theils sehr umfassende Nachweise über die Gebiete, wo sich dieselben Sagen oder ähnliche Züge finden, gegeben, theils ist ihr mythischer Ursprung zu ergründen gesucht und namentlich bei wichtigern Sagengruppen, in denen sich ganze Mythen erhalten, die Bedeutung der letztern beziehendlich unter Hinweis auf die entsprechenden griechischen und indischen Mythen in umfassender Darstellung entwickelt worden.

Der Anordnung des Verfassers folgend heben wir aus den mitgetheilten Sagen einige der interessantesten heraus. Der

Eichbaum zu Strohen bei Osnabrück (Sage Nr. 45) steht, wie so mancher andere seinesgleichen, als Denkmal eines Brudermordes. Die Sage ist aber insofern charakteristisch, als von den Aesten und Blättern des Baums nicht das Geringste aufgelesen und noch weniger etwas auf dem Herde verbrannt werden durfte, weil sonst eine große schwarze Rüde kam, sich auf den Herd legte und nicht eher wich, bis man das Holz oder wenigstens die Asche davon wieder unter den Baum geworfen hatte. Referenten scheint hierin das natürlich richtige Gefühl ausgesprochen, daß jener Baum als fortlebender Zeuge der Missethat für etwas durch diese Mission Geheiligtes und Unantastbares anzusehen und in seiner vollen Integrität zu erhalten sei. In Sage Nr. 68[a] legen ein paar Linden von dem einst so häufig vorgekommenen Asylrecht Zeugniß ab. „Zu Gesmold steht an der Landstraße eine Linde auf einem kleinen ummauerten Hügel und ebenso eine halbe Stunde östlich an der Landstraße noch eine, die nennt man den freien Hagen, weil, wer ein Verbrechen begangen und sich hierher geflüchtet hat, frei gewesen ist.“ Die Stätte heißt der freie Hagen zu Gesmold. Auch sollen dort die Freiherren von Hammerstein die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod gehabt haben, und es hangen noch an der Linde zu Gesmold außen am Gemäuer zwei viereckige Steine an einer Kette, an welcher ehemals die Verbrecher aufgehängt worden sein sollen. Das Zusammentreffen des Asyls und der Richtstätte an einem Punkte ist ein seltsamer Contrast. An die Richtstätte anknüpfend, erwähnen wir den eisernen Birnbaum (Nr. 73) oder richtiger Bierbaum, nach dem Verfasser „Betebaum“; eine Linde zwischen Lengerich und Lienen, wo ein Mensch unschuldig hingerichtet wurde, und der Richter nach vollzogenem Amt sein Schwert in die Erde gestoßen und gesagt haben soll: „So gewiß das Schwert grünen wird, so gewiß ist dieser Mensch unschuldig gerichtet!“ Und von Stund an habe das Schwert angefangen zu grünen und sei ein großer Baum geworden. Darauf hätten die Processionen, die von Iburg nach Lengerich gegangen, an diesem Baume zu beten gepflegt, wovon der Name.

In welchem hohen Ansehen bei dem Westfalen das Eigenthum steht, und welche wichtige Consequenzen er daran knüpft, wissen wir schon vom alten Justus Möser. Die Sage Nr. 79 gibt uns dafür einen treffenden Beleg. Ein Mann in Havixbeck erzählte dem Verfasser: Als Grinkenschmied gestorben ist, hat er in den Himmel gewollt. Sanct-Petrus aber hat ihn nicht hineinlassen wollen; da hat er ihn gebeten, er möchte doch nur die Thür ein klein wenig öffnen, daß er nur eben hindurchsehen könne. Das hat Sanct-Petrus gethan, und Grinkenschmied hat sogleich sein Schurzfell durch die Spalte in den Himmel geworfen, nun hat er gebeten, daß er es sich herausholen dürfe, sich dann aber daraufgesetzt und gesagt: „Nu sitt ick uppet mine“, und da hat ihn Sanct Petrus drin lassen müssen. Die alten heidnischen Einwohner haben aber die Leute vorzeitig in den Himmel spedirt. Man erzählt von ihnen, daß sie die Alten, die das sechzigste Jahr überschritten, todtgemacht und in viele kleine Stücke gehackt, diese in große Töpfe gethan und ein Lämpchen hineingesetzt hätten. So hätten sie sie dann in die Erde gegraben, wo man solche Töpfe noch heutzutage häufig ausgrabe. Der Verfasser knüpft daran umfassende Hinweise auf diesen bei verschiedenen Völkern eingeführt gewesenen Gebrauch, erinnert auch an die „Depontani“, die sechzigjährigen Greise, die man von der Brücke geworfen, wozu jedoch zu bemerken, daß darüber schon die Alten verschiedener Meinung gewesen, indem Festus das Herabwerfen von der Brücke als gleichbedeutend mit Ausschließen vom Stimmrecht erklärt, nämlich so, daß man sie nicht mehr über jene Brücken habe schreiten lassen, auf welchen sich das Volk zu den Abstimmungsplätzen begeben; während Ovid in den „Fasten“ (V, 623) singt:

> Corpora post decies senos qui credidit annos
> Missa neci, sceleris crimine damnat avos.

Andere verstanden es wörtlich. Sei dem, wie ihm wolle, daß der Gebrauch wirklich bestanden hat und selbst, wie bei den Mongolen zum Beispiel, noch bis ins vorige Jahrhundert hineinreichte, dafür hat der Verfasser überzeugende Belege beigebracht. Aber auch von Kinderopfern berichtet die Sage. Unterhalb Kohlstedt liegt am Bach ein altes Gemäuer, welches die alte Kirche heißt: hier sollen in heidnischer Zeit Kinder geopfert worden sein und der dort gelegene Weinberg noch davon seinen Namen führen, denn von demselben aus hätten die Mütter der Kinder das Opfer mit angesehen und über dasselbe geweint. Wer sich von den ernsten, sich hieran knüpfenden Betrachtungen wieder losmachen will, findet in Sage Nr. 131 Gelegenheit dazu, wo von dem Hünen berichtet wird, der sein „Behoves“ gemacht, wobei wir jedoch nicht länger verweilen wollen. Daß Krankheiten dadurch gehoben worden, daß man sie in Bäume verkeilt, ist ein allgemein verbreiteter Besprechungsglaube. Nach der Sage Nr. 148[a] wird die Pest auf diese Weise verbannt. Interessant ist es, sich nach den bei dieser Stelle zum Theil nach Rochholz' Vorgange angezogenen Stellen aus Livius zu vergegenwärtigen, daß das Einkeilen in Rom zur Aufgabe der höchsten Saatsbeamten gehörte, wie denn einmal gegen die Pest, ein anderes mal bei Gelegenheit des gegen 170 vornehme Frauen eingeleiteten Hexenprocesses ein dictator clavi figendi causa ernannt wurde. Da verstanden die Herren vom Hexenhammer die Sache besser. Von ihm und seinen Hexenproben findet sich in unserer Sammlung nichts vor, wol aber von einer Jungfernprobe, über die uns Sage 153[a] belehrt.

„Bei Iserlohn liegt die Brautwiese und unweit davon der Bockskamp, wo zu von Steinen's Zeit noch Ueberreste einer Burg sichtbar waren; auf diesem soll vor alters ein Mann, Namens Bock, mit einem mächtigen Barte gewohnt haben, welcher die mannbaren Mädchen fing und sie küßte, wovon denselben ein Bart wuchs. Waren sie keusch und rein, dann bedurfte es nur des Waschens in Ballotsspringe (einem heilkräftigen Wasser, an welchem ehedem der juffernbeårn stand, und wohin noch am Ostermorgen gewallfahrtet wird), um sie davon zu befreien.

Auch Westfalen hat sein Krähwinkel, und so erfahren wir aus Sage 258 und Nr. 259, daß die Leute in Kleinenberg an der Egge Kanonenkugeln für Pferdeeier kaufen und Hasen daraus brüten, ingleichen Käse aussäen, um Kühe zu ernten, wovon ein Bruch in der dortigen Gegend den Namen Käsebruch bekommen. Auch die klugen Mossenberger, die Störche im Felde schießen lassen wollen und den Jäger, damit er die Frucht nicht zertrete, vier Mann hoch auf einer Bahre hineintragen, gehören in dieselbe Kategorie. Doch kehren wir nach diesem kurzen Abstecher auf das Gebiet des Volkswitzes zur eigentlichen Sage zurück, so können wir den Verfasser zu Nr. 274, von der weißen Jungfrau, die in den Schafen geht, und vom wimmernden Kinde, auf einer größern Excursion auf das Feld der vergleichenden Mythologie begleiten, aus welcher wir als von allgemeinerm Interesse nur einige Bemerkungen hervorheben wollen, die über den Ursprung der allgemein verbreiteten Sage, daß der Storch die Kinder bringe, Auskunft geben. „Bei uns“, sagt der Verfasser, „werden die Kinder bald aus dem Brunnen, Teich oder Meer geholt, bald von Bäumen, bald aus den Felsen oder aus Berghöhlen, oder sie kommen zu Schiffe. Das alles sind Ausdrücke für Wolke, wofür die Veden zahlreiche Belege liefern; die Vorstellung ist also die, daß die Neugeborenen, wie bei den Indern das erste sterbliche Paar, ebenfalls aus der Wolke stammen. Von dort werden sie entweder geholt, oder es bringt sie der Storch, der Bote der Wolkengöttin, der zu diesem Amt erkoren ward, weil er mit der aus der Verwünschung erlösten Göttin ebenfalls wie sie im Frühling wiederkehrt und zugleich mit dem Blitzgotte Donar in enger Beziehung steht, wol wegen der rothen Beine.“ Wie sich in Vorstehendem Brunnen, Teich, Meer und Bäume mit dem Begriff der Wolke identificiren, so tritt in einer andern Sagengruppe die Wolke als Stier auf, wobei der Verfasser an den irischen Elfstier, den schottischen Waterbull, den apfelgrauen Stier der Eyrbyggjasaga, den apfelgrauen Bullen des Olaf Pfau,

Bennwaka oder Brunnenwecker, ferner an die Ochsenheerden, welche die Sage den Riesen zutheilt, an die alle Morgen aus dem Wittgenstein kommende Kuh, an das Meerweib, das mit langem lockigen Haar dem Meer entstiegen schneeweiße Rinder auf die Weide treibt, an die schwarzgrauen Kühe der Frau Hulda, an den in Stiersgestalt auftretenden und die himmlischen Kühe befruchtenden sommerlichen Gott Indra, an den brahmanischen Stier des Manu und an den Minotaurus erinnert. Wir finden hier die deutsche und griechische Mythenbildung in schönster Uebereinstimmung auf die indische zurückgeführt und im Stier eine Symbolisirung der im Sommer aufsteigenden Regen- und Donnerwolke, die im Winter als in der Unterwelt gefesselt erscheint und deshalb mit ihrem Feuerhauche das Eis aufthaut oder mit Donnergebrüll es bersten läßt, im Sommer aber zwar nicht die irdischen, wol aber die himmlischen Kühe, die Wolken, befruchtet, daß sie ihren Reichthum über die Erde ergießen, aber dann auch von ihm verschlungen werden, um mit ihm zu verschwinden und der Sonne und allen lichten Göttern Raum zu geben. Es würde sehr interessant sein, dem Verfasser in der weitern Entwickelung dieser vergleichenden Uebersicht und der Analysirung der einzelnen Sagen zu folgen; wir müssen aber auch noch dem zweiten Theile, der hauptsächlich von den Gebräuchen handelt, einige Aufmerksamkeit zuwenden.

Wir übergehen die weit und breit bekannte, allerorten thätige Obervorsteherin der Spinnstuben, Frau Holle, Wulle oder Berte, die darauf sieht, daß fleißig gesponnen wird, damit alle Rocken vor dem Zwölften, wo abgesponnen sein muß, leer werden, auch Samstags nicht zu lange spinnen läßt und sonst ihre „blauerige Hand“ durchs Fenster streckt, die aber auch gelegentlich einmal der Wöchnerin das Kind trocken legt und es am Feuer wärmt; nur daß die Mutter, wenn sie erwacht und es sieht, nicht etwa schreit, sonst wirft Frau Holle das Kind ins Feuer und verschwindet. Auch sei nur mit einem Worte unter den mancherlei Mitteln, mit denen man die Kinder schreckt, des ewigen Hötemann gedacht, eines Seitenstücks zum Ewigen Juden, nämlich eines Nachtwächters aus Christi Zeiten, der sich an Christi vergangen und zur Strafe ewig tuten muß. Dagegen wollen wir aus dem unerschöpflichen Borne der Hochzeitsgebräuche, bei denen der Verfasser auch über Westfalen hinaus eine weitere Umschau hält, einige der interessantern Züge mittheilen.

Wenn die Braut auf dem Hofe des Bräutigams ankommt, wird sie von den Schwiegerältern an der obern Thür empfangen, es wird ihr ein Stuhl an den Herd gerückt, sie setzt sich und erhält nun Zange und Feuerbrand in jede Hand; dann wird sie zur untern Thür geführt, wo die Hochzeitgäste sie in Empfang nehmen und zur Kirche geleiten. Früher wurde sie abends von den Frauen ins Bett gelegt, wofür diese eine Verehrung erhielten. In Weidenhausen wird die Braut bei der Ankunft auf dem Hofe um den Mist geführt. Im Süderlande gilt das uralte dreimalige Führen der Braut um das Herdfeuer oder den Kesselhaken, was stellenweise auch bei dem Eintritt der Mägde stattfindet. Das Symbol für den Uebertritt der Braut in den Stand der Frauen ist in Altenhunden nicht die sonst übliche Haube, sondern das Käppchen, um das sich ein Kampf zwischen Frauen und Mädchen entspinnt, in welchem jene den Sieg meistens durch eine Weinkaltschale erkaufen. Das Wegnehmen der Schuhe ist allgemein verbreitete Sitte. Ursprünglich mußte der alte Schuh dem Bräutigam überreicht werden, welcher der Braut dafür ein Paar neue Schuhe gab, als Symbol, daß die Frau durch die Ehe in die Mundschaft des Mannes kam, wie denn auch zum Zeichen des Gehorsams der zu Adoptirende in den Schuh des Adoptivvaters, der überwundene Fürst in den Schuh des Siegers treten mußte. Ein ähnliches Symbol findet im Hildesheimischen statt, wo die Braut am dritten Hochzeitstage nach dem Essen in den Frauentanz gebracht wird, bei welchem die Verheiratheten ihr den Brautkranz, der bis dahin von ihr getragen wird, abzunehmen und ihr den Hut des Bräutigams aufzusetzen suchen. Die Unverheiratheten dagegen suchen dies zu verhindern und die Braut mit dem Kranz nach Hause zu bringen, und die siegende Partei erhält nicht nur eine Weinkaltschale, sondern hat auch von da ab bis zum Schlusse der Hochzeit das Vorrecht beim Tanzen. Hier wird denn endlich dem Hute zur Herrschaft verholfen, die junge Frau, wie sie von diesem Augenblicke an heißt, behält ihn auf und tanzt mit den Frauen, welche sich alle anfassen, d. h. sie wird in den Frauentanz gebracht. In der Bergstraße und dem Odenwalde wiederholt sich die polnische Sitte: man trinkt aus dem der Braut ausgezogenen Schuh. In der Soester Börde findet der eigenthümliche Gebrauch statt, daß der Bräutigam, sobald er nach der Trauung aus der Kirche tritt, von den Hochzeitgästen Prügel bekommt, damit er fühle, wie Schläge schmecken und seine Frau damit verschone. Unter den hochzeitlichen Elementen spielen auch in Westfalen die Nüsse, die Symbole des im Keime ruhenden Lebens, ihre Rolle, und wenn sie gut gerathen, gibt es viele Heirathen; die Eheprophezeiungen aus in Nußschalen schwimmenden Lichtchen sind allgemein gebräuchlich, sie haben sich nach der Mittheilung in Nr. 124 selbst in Berlin bis auf den heutigen Tag erhalten, und in England, wo der 31. October der Nußknackabend ist, sowie in Irland benutzt man paarweise in das Feuer geworfene Nüsse als Treue- und Liebesproben, je nachdem sie ruhig nebeneinander brennen oder platzen und voneinander wegspringen.

Von der Hochzeit bis zum Grabe ist's oft ein kleiner Schritt. Wie fröhlich es indeß auch im Trauerhause zugehen kann, lernen wir aus der Leichenwache zu Altenhunden, bei welcher die Angehörigen die Versammelten bewirthen mußten. Und „Bursche und Mägde“, heißt es weiter, „kamen in dem Zimmer, wo der Todte lag, zusammen und spielten dabei die tollsten Spiele, namentlich «Wie gefällt dir dein Nachbar», wobei die Mädchen den Burschen auf dem Schose sitzen und beim Wechsel der Plätze von dem im Kreise Stehenden Schläge mit dem Plumpsack erhalten.“ Wie wir weiter lesen, findet sich diese Sitte, nach Schmitz, noch in der Eifel, ebenso nach Leoprechting am Lechrain, nach Rochholz in der Schweiz, und nach dem „Glossary of North-Country words s. v. lakewake or lykewake“ in England.

Es bliebe eine reiche Auslese übrig. Wir berühren nur im Fluge noch die in Uchte wie auch sonst in Norddeutschland und in Schwaben vorkommende Meinung, daß die Störche verwandelte Menschen seien; die Heilighaltung vieler Vögel, wie denn z. B. der Schwalbe, wenn sie wiederkam, die ganze Hausgenossenschaft, den Familienvater an der Spitze, bis ans Thor des Gehöftes entgegenging und ihr festlich die Scheuer öffnete, während es allgemein als unheilbringend gilt, wenn man ein Rothkehlchen tödtet; die mancherlei Sprüche von den Marienwürmchen (Sunnenschinken, Herrgottschaunken), die man fragt, ob man in den Himmel oder in die Hölle kommt; die Beliebtheit des Hundenamens „Wasser“, weil man glaubte, daß, wenn der Hund so heiße, das Haus nicht abbrenne; das Neujahrsbringen an die Obstbäume, denn wer dem Obstbaum kein Neujahr gibt, dem beschert er kein Obst, wobei aus dem „Mirror“ mitgetheilt wird, daß man in Devonshire den am besten tragenden Baum umringt und ihm in Cider den Toast bringt:

Here's to thee, old apple tree,
Whence thou mayst bud, and whence thou mayst blow
And whence thou mayst bear, apples enow!
Hats full, caps full!
Bushel bushel — sacks full
And my pockets full too! Huzza! *)

---

*) Du alter Apfelbaum du, wir trinken's dir zu,
Nun sollst du knospen und blühen fein,
Und tragen viel tausend Aepfelein,
Hüte voll, Mützen voll!
Scheffel, Scheffel — Säcke voll!
Und alle Taschen voll obendrein! Hurrah!

Endlich hieran anknüpfend das Opferbrod, das im Wittgenstein-schen, im Frühjahre, wenn zum ersten male zum Acker gefahren werden sollte, die Großmutter oder Mutter unter dem Arme getragen brachte, und welches sie dann mitten auf den Pflug legte und in zwei kleine Stücke zerschnitt, wovon eins der Ackermann erhielt, während das andere abermals in zwei gleiche Theile zerschnitten den beiden Zugthieren verabreicht wurde.

Wir wiederholen es, daß sich auch in diesem zweiten Theile ein reicher Schatz von Mittheilungen findet, die ebenso interessante als belehrende Einblicke in das innere Volksleben und in die Stetigkeit und Zähigkeit, mit denen der Mensch am Hergebrachten und Altgewohnten hängt, auch wenn es nur noch die äußere Hülle des längst verschwundenen Kerns ist, in mannichfach abwechselnder Fülle thun lassen. Allein wir müssen uns jetzt von dem verdienstvollen Verfasser verabschieden, um zu dem letzten der heute zu besprechenden Werke, den „Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck" von Curtze (Nr. 4) überzugehen, die sich den westfälischen Sagen schon örtlich anschließen und ebenfalls einen werthvollen Beitrag zu der Gesammt-Sagenliteratur darbieten. Die Sammlung enthält außer den eigentlichen Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuchen auch eine größere Auswahl von Volksreimen, Räthseln und Sprichwörtern, sowie ein Idiotikon. Das letztere darf man allerdings nicht bei der Lectüre der Sammlung selbst, die zum Theil den Volksdialekt beibehalten hat, zu Hülfe nehmen, denn die meisten Wörter, die man aufsucht, finden sich nicht darin; für die vergleichende Sprachforschung aber ist es, wie jeder derartige Beitrag, von mannichfachem Interesse. So finden sich Zeitwörter theils aus Interjectionen, theils aus Adjectiven und Substantiven gebildet, die wir in der deutschen Schriftsprache nicht haben, wie z. B. achen = jammern, arzen = den Arzt gebrauchen, ebenen = passen; andere Wörter kommen in völlig entgegengesetzter Bedeutung vor, wie z. B. abscheulich = sehr gut; noch andere entsprechen dem heutigen Englischen, während sie in der heutigen deutschen Schriftsprache mehr oder mindere Modificationen erhalten haben oder gar nicht mehr vorkommen, wie z. B. af = weg (off), beiden = warten (abide), bir = durch (by), Cleff = steiler Berg (cliff), up = auf (up); Hose = Strumpf (hose), kuffen = husten (cough), late = spät (late), Pipe = Röhre (pipe), rotten = faulen (rott), Spring = Springquelle (spring), Süster = Schwester (sister). Das Wort Heim = Heimat (home) scheint sich auch in die deutsche Schriftsprache mehr und mehr einbürgern zu wollen und verdient diese Aufnahme vollständig.

Zur Sammlung selbst übergehend, bemerken wir, daß für die Sage das kleine Fürstenthum Waldeck insofern einen historisch interessanten Boden bildet, als hier das fränkische und sächsische Element zusammenstößt, eine Grenzmarke, die sich auch in der Sage selbst charakterisirt. Originell ist die mehrfach wiederkehrende Annahme, daß der Freitag ein glücklicher Tag für Hochzeiten sei, während sonst in der Regel, auch in dem benachbarten Westfalen, wie wir aus Kuhn sehen, gerade das Entgegengesetzte gilt. Der Unterschied erklärt sich daraus, daß in dem einen Falle die christliche Anschauung die heidnische vollständig verdrängt hat, während in dem andern die letztere sich behauptete. Denn Frigg ist die Vorsteherin der Ehen, ihr Tag der Freitag, und wir lesen, daß man in Waldeck fest genug an den frühern Mythen hält, um noch jetzt die Hochzeiten gern an einem Freitage vorzunehmen. Unter den Märchen heben wir das von der treuen Frau hervor, das recht hübsch erzählt ist. In der Sage begegnen wir wieder den altbekannten mythischen Personen, vom Wilden Jäger, Schimmelreiter und Frau Holle bis zu den Zwergen und Wichtelmännchen, doch schließen sich auch später historische Sagen an, von denen freilich manche als bloße chronikalische Notizen über Unglücksfälle und dergleichen nur ein lokales Interesse in Anspruch nehmen können. Dagegen finden sich auch andere von culturgeschichtlichem oder sonst wissenschaftlichem, andere von poetischem Werthe; unter letztern die rührende Berufung einer unschuldig hingerichteten Kindesmörderin auf die Lerchen als Unschuldszeugen, die nun in jener Gegend nicht mehr singen. Bei der Sage vom Kukuk seien diejenigen, die darauf halten, Geld in der Tasche zu haben, wenn er zum ersten mal schreit, daran erinnert, daß der Kukuk der Vogel des Thuner, des Schatzgottes, ist, und daß sie daher guten Grund haben, dem Thiere zu huldigen. Das bringt uns auf die Schatzsagen, die in allen Sagensammlungen äußerst reich vertreten sind. Die oft wiederkehrende Version, daß der eine träumt, er werde einen Schatz auf einer Brücke finden, und dort einen zweiten Träumer trifft, von dem er erzählen hört, daß der Schatz an einem Platze ganz in seiner Nähe liege, der natürlich dem zweiten Träumer unbekannt ist, wird in der vorliegenden Sammlung (Nr. 97) auf das Ittlarfeld und die Fuldabrücke zu Kassel verlegt. In andern Schatzsagen verhelfen nicht Träume, sondern die Blumen der Springwurzel zum Heben der Schätze; und wo der Teufel an Doner's oder Thuner's Stelle getreten, haben es die Schatzgräber mit schwarzen Hähnen und Kröten zu thun. Von einem Schatze noch ganz anderer Art lesen wir in der weidelburger Sage. Die schöne Agnes von Dalwigk trägt ihn auf dem Rücken von der Burg herab, nämlich den Eheherrn, der auf Tod und Leben belagert war, eine Wiederholung der treuen Weinsbergerinnen im Kleinen. Eine ernste Symbolik liegt in der alten flechtdorfer Ueberlieferung, wonach es heißt, daß diejenigen Kinder, welche sich an ihren Aeltern thätlich vergreifen, erst mit Wermuth geschlagen werden müssen, ehe sie sterben können. Damit wollen wir zu den Volksreimen und Sprichwörtern übergehen. Die erstern sind nicht zahlreich in der Sammlung vertreten; doch findet sich auch hier das weitverbreitete: „Es schickt der Herr den Gokel naus", was im Waldeckschen so beginnt:

De Heere, de schikked den jochen uut,
De sall de Haawer mäggen u. s. w.

Nach den von dem Verfasser in der Anmerkung gegebenen Notizen ist dieses Lied nicht nur in Deutschland und England, sondern auch in Ungarn und Griechenland unter den alten Volksreimen anzutreffen. Es scheint fast, als ob der Jochen oder Gokel die Völkerwanderung mitgemacht habe. Auch an Räthselfragen, die der Volkswitz stellt, fehlt es nicht, z. B. „Wat is klenner offe dat klennste löchken? Wat drin get"; oder: „Wat is dat lichteste upp der Welt? Sick ówwer andere uphallen." Sehr reiche Ausbeute gibt die Sprichwörtersammlung, mit vielem Bemerkenswerthen darunter. Hier nur eine kleine Auswahl: „Wei vamm plauge (Pfluge) rieke weeren will, mott en auk ergriepen. — Wat de buure (Bauer) nitt kennt, dat ittet hei nit. — Enn buure is offe (wie) enne wiede, wam'me se schnitt, schlet se jümmer widder uut. — En besuoppenen mot me midde ennem feuder heu uut'em weege föhren. — Me kann von ennem offen nit mei verlangen offe'n (als ein) stücke rindfleisch. — Ligget er twei upp em küssen und hat twei gewitten, doo ligget de düüwel der twischken. — De leewe gott erhält uns olle, ówwer doch mannegen verdüükert knappe. — Muus oder Maus, steerte (Schwänze) hat se olle. — Meilchen wett du brandwein drinken, füschen mußt du barwes gehn. — Kenner (Kinder) uffen schoos brenget brod ins hoos. — Woos der mäster dit, äs gut gedohn, woos der geselle bit, geht a noch oon, und der lährjunge muß schläge honn." Die letzten drei sind aus der Edergegend. Die große Mehrzahl des Gegebenen findet sich in den meisten Sammlungen wieder; immer aber freut man sich, so viele gesunde Volksanschauung allerorten gleichmäßig verbreitet zu sehen, wovon diese waldecksche Sammlung einen neuen Beleg abgibt.

Den Schluß des Werks bilden 240 Sprüchlein und Regeln, wie sie sich unter den Sagenkundigen von Munde zu Munde fortpflanzen und noch jetzt von alten und jungen Mütterchen, von manchen mit ernstem, von manchen mit lachendem Munde, aber gewiß von den meisten mit dem innern Glauben an ihr unfehlbares Eintreffen oder ihre bewährte Kraft zum besten gegeben und angewendet werden. Auch von den hier vorliegenden

waldeckschen wird dies wol gelten und der Glaube dort ebenso groß sein wie sonst in Israel. Denn welche jener wissenden Mütterchen wäre nicht von der Nothwendigkeit überzeugt, daß man den Kindern das erste mal die Nägel abbeißen, nicht abschneiden müsse, damit man sie vor Stehlen bewahre, wie sie in Appenzell sagen; und welche wüßte nicht, daß kleine Kinder nicht mehr wachsen, wenn man sie mißt oder wenn man über sie hinwegschreitet? Welche wagte es, das „unberufen“ wegzulassen, wenn sie die Gesundheit eines Kindes rühmt, und welche wüßte nicht, daß einem kleinen Kinde das Herz blutet, oder daß es ein Tröpfchen Bluts verliert, wie man im Voigtlande sagt, wenn man ihm nicht von allem gibt, was man in seiner Gegenwart ißt? Und dann das Kapitel von Liebe und Ehe: da finden wir auch in Waldeck wieder, was wir so oft schon gelesen und gehört, daß ein Mädchen so viele Freier hat, so oft ihm die Finger knacken; daß, wer zwischen zwei Schwestern sitzt, bald in den Brautstand gelangt, daß, wer die Butter anschneidet, noch sieben Jahre warten muß, ehe er heirathet (wobei wir zum Troste der Harrenden bemerken, daß die sieben Jahre möglicherweise auch nur sieben Monate bedeuten, worüber Kuhn in der Abhandlung über die siebenjährige Periode in der Sage, I, 125 fg. zu vergleichen); ferner, daß, wenn drei Lichter in einer Stube brennen, eine Braut darin ist; daß diejenige, die beim Kränzchenwerfen das Kränzchen trifft, die nächste Braut wird; daß das Regnen in den Brautkranz reichen Segen, das Zerbrechen vieler Gläser auf der Hochzeit Glück bedeutet; endlich, daß, wer den Trauring verliert, untreu wird; daß, wer von den beiden Eheleuten das Fleisch schneidet, das Regiment im Hause hat, und daß dieses sich bei der Frau befindet, wenn die Tische wackeln und die Messer nicht schneiden. Dasselbe gilt von den zahlreichen Pythiasprüchen bei Krankheiten und Tod. Etwas antiquirt sind die Wahr- und Anzeichen, die sich auf Teufel und Hexen beziehen, obschon sie in den minder gebildeten Schichten noch stark im Schwunge gehen, dagegen unbestritten manche von denjenigen, welche an Thiere anknüpfen, wie denn jedermann weiß, daß Besuch kommt, wenn sich die Katze putzt, und daß, wenn man jemand zu besuchen im Begriffe steht, begegnende Schweine anzeigen, daß man unwillkommen, Schafe, daß man willkommen ist. Zuletzt die allbekannten Besuchs- und Tischregeln: daß man sich im fremden Hause niedersetze, um nicht die Ruhe mitzunehmen; daß man sich nicht zu dreizehn zu Tische setze, weil der dreizehnte stirbt; daß alles rein aufgegessen werde, damit es gutes Wetter gebe; und daß man das Salz nicht verschütte, was schon die Römer für ominös hielten.

Es freut uns, wie schon im Eingange bemerkt wurde, zu sehen, daß sich für dergleichen Kinderstuben-, Haus- und Gesellschaftssprüchlein, wie für die mancherlei Sagen und Märchen, an welchen unsere kindliche Phantasie sich übte und vergnügte, der räumlichen Begrenzung nach ein Gebiet aufschließt, das weit über das Gebiet unserer Muttersprache hinausreicht; mit noch größerm Interesse aber gewahren wir, daß hinter den meisten dieser anscheinend zusammenhanglosen Dinge ein tieferer Kern verborgen liegt, der sie für lange Entwickelungsperioden der Volksstämme, denen sie angehören, als beziehungs- und bedeutungsvoll erscheinen läßt, daß wie einst die Phantasie des Kindes, so jetzt die Forschung des Mannes sich mit ihnen beschäftigt, um klarere Einblicke in das religiöse und sittliche Leben längst dahingeschwundener Generationen zu gewinnen, und daß alle diese Einzelheiten das Material darbieten, um die Religions- und Sittengeschichte einer weitverzweigten Völkerfamilie bis zu ihren Anfängen hinauf in mancher Beziehung zu ergänzen und zu vervollständigen.

Daher werden auch die hier besprochenen Sagensammlungen sich nicht blos in den speciellen Landstrichen, auf denen sie gesammelt sind, viele Leser und Freunde erwerben, sondern auch theils an sich, theils im Hinblick auf die vorangedeuteten Zwecke fortdauernd ihren wissenschaftlichen Werth behaupten. 18.

Maximen-Literatur.

1. Fürs Leben. Ein Festgeschenk für gebildete Leser und Leserinnen von German Mäurer. Schaffhausen, Brodtmann. 1860. 16. 27 Ngr.
2. Blüten und Knospen von J. Petit-Senn von Genf. Nach der dritten Auflage frei bearbeitet von F. A. Stocker. Frick, Stocker. 1861. 16. 10 Ngr.
3. Senfkörner. Erkanntes und Erlebtes in kurzen Aufzeichnungen von Wilhelm Eduard Immanuel von Biarowsky. Erlangen, Bläsing. 1861. 8. 21 Ngr.

Seitdem man überhaupt wieder sich mehr gewöhnt hat in sich zu blicken, an seiner innern Ausbildung zu arbeiten und über sein Verhältniß zur Welt wie über die nöthig gewordene sittliche Wiedergeburt der Menschheit nachzudenken, ist auch die Literatur der Maximen und Sentenzen wieder stark in Aufnahme gekommen. Wir haben erst im November des vorigen Jahres in dem Aufsatz „Sentenzen- und Spruchliteratur“ (Nr. 48 d. Bl.) Gelegenheit gehabt, eine ganze Reihe solcher Sammlungen anzuzeigen und uns von unserm Standpunkt über die wahrscheinlichen Gründe dieser Erscheinung wie über den relativen Werth solcher Bücher eingehend auszusprechen. Wir enthalten uns daher hier, um uns nicht zu wiederholen und uns selbst abzuschreiben, aller allgemeinern Bemerkungen über die Gattung selbst und gehen ohne weitere Kreuz- und Umwege sofort zur Besprechung der uns neu zugegangenen, oben mit ihren Titeln angeführten Schriften dieser Qualität über.

Von diesen Schriften scheint zwar diejenige von Petit-Senn, ohne Zweifel weil sie ursprünglich in französischer Sprache abgefaßt ist, bisher die meiste Aufmerksamkeit in der Presse gefunden zu haben; wir stehen jedoch nicht an, in sehr wesentlichen, wenn auch nicht allen Beziehungen der von German Mäurer den Vorzug zu geben. Es ist wahr, der Genfer weiß seine Gedanken in mehr witzige Formen und pointirtere Worte zu fassen, aber der Deutsche übertrifft ihn an Höhe und Weite der Gesichtspunkte und an philosophischem und culturhistorischem Gehalt. Selbst was bei ihm nicht richtig gedacht oder nicht neu sein sollte, erhält doch Werth durch den sittlichen Ernst und die vollkommene Ueberzeugungstreue, womit er es ausspricht. Petit-Senn ist durchaus nicht frivol, im Gegentheil er hat eine solid moralische Tendenz und Grundlage; aber es fehlt ihm jener heilige, leidenschaftliche Zorn, womit Mäurer gegen das, was seinen moralischen Unwillen erregt, und für das von ihm als wahr Erkannte eifert. Des Genfers Büchlein kann sich in jedem Salon sehen lassen, weil er auch das Bitterste, mitunter auch triviale Wahrheiten und zum Theil gänzlich Unbedeutendes, wie es ja in keiner solchen Sammlung fehlt, mit Geschmack und Esprit auszusprechen weiß. So erscheint bei ihm manches, was an sich nichts ist, durch die bloße Fassung pikant und sieht nach etwas aus. Bei Mäurer sucht sich immer die Wesenheit des Gedankens geltend zu machen: bloße Toilettenkünste und kosmetische Mittel verschmäht er. Der Unterschied zwischen Petit-Senn und Mäurer ist ziemlich derselbe, wie er zwischen dem französischen Esprit und dem deutschen Geist im allgemeinen stattfindet, obschon wir nicht verkennen, daß des Genfers Esprit doch nicht die eigentliche blos äußerlich kokette und anspruchsvolle pariser Tournure, sondern eine Beimischung genfer Schwere und deutschen Ernstes hat. Er kann wol etwas Unbedeutendes in pikanter Form sagen, aber er wird niemals etwas Zweideutiges, gegen das sittliche Gefühl Verstoßendes aussprechen, blos weil es ihm Gelegenheit gibt, eine pikante Wendung anzubringen, wie dies pariser Art zu sein pflegt. Die präcise epigrammatische Schärfe, die ein Hauptreiz solcher Aphorismen und Maximen ist, besitzt in Verbindung mit Eleganz des Ausdrucks der Genfer in höherm Grade als Mäurer, doch ist sie auch diesem keineswegs versagt, wennschon die gewissenhaft breit motivirende deutsche Reflexionsweise im ganzen bei ihm mehr hervortritt.

Ehe wir zu Mäurer's Buche übergehen, wollen wir, da ihm seine Landsleute noch nicht genügende Gerechtigkeit haben

widerfahren lassen, einige biographische Notizen über ihn mittheilen, die wir der Biographie entlehnen, welche Mary Anne Burt in ihren „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets“ (zweite Auflage, Leipzig 1854) den von ihr übersetzten Proben Märrer'scher Poesie vorangestellt hat. Märrer ist geboren im Schlosse Bensberg unweit Köln und studirte anfangs der dreißiger Jahre Philologie in Berlin. Im Jahre 1833 begab er sich nach Paris, wo er am College seine Studien bis 1836 fortsetzte. Auf die Empfehlung des Grafen von Hohenthal, spätern sächsischen Gesandten in Berlin, wurde er Hauslehrer bei den beiden Söhnen des Obersten von Thorn, in dessen Salons sich die berühmtesten damals in Paris lebenden Staatsmänner, Diplomaten, Journalisten, Schriftsteller und Künstler zusammenfanden. Auch die zweite Tochter des Obersten, spätere Frau Baronin de Pierre und Ehrendame bei der Kaiserin Eugenie, war seine Schülerin. In dieser Stellung verblieb er siebentehalb Jahre. Hierauf übernahm er die Erziehung des einzigen Sohnes des Generallieutenants de Pelet, Pairs von Frankreich, später Senator, und nach seines Zöglings frühem Tode schrieb er für mehrere Zeitschriften, besonders den „National“. Märrer trat während seines Aufenthalts in Paris vielen aristokratischen französischen und englischen Familien, namentlich wie es scheint als Erzieher und Sprachlehrer näher. Miß Burt nennt unter ihnen J. Peel, Bruder Sir Robert Peel's, Lady J. Hay, Madame Nisbet, Schwiegertochter Lord Nelson's, Lord Clifford, die beiden Grafen Berthier, den Bankier M. A. Fould, Frau Baronin de Pelet de la Lozère u. s. w. Nach der Februarrevolution verließ er Paris und siedelte nach Frankfurt a. M. über, wo er zur Zeit der beginnenden Reaction, nachdem man auf Ansuchen einer deutschen Regierung bei ihm Haussuchung gehalten hatte, ohne ein ihn compromittirendes Papier zu finden, als der Mitgliedschaft an einer politischen Verbindung verdächtig verhaftet und neun Wochen lang „in a narrow and unwholesome cell of the Frankfort prison“ gefangen gehalten wurde. Zwar wurde er von dem Verdacht, welcher ihm diesen Gewahrsam zugezogen, später officiell freigesprochen, aber doch als Demokrat ausgewiesen. Er ging nun nach Zürich und fand nicht sehr lange darauf, er, der deutsche Verbannte, Zuflucht und Anstellung im Staate Napoleon's, nicht in Cayenne, sondern in dem schönen Frankreich selbst, ja als kaiserlicher Professor erst an dem kaiserlichen Lyceum in Napoléon Vendée, hierauf in Evreux, wo er sich noch jetzt befindet. Zu seinen hervorragendsten Dichtungen oder interessantesten Schriften gehören: „Politische Briefe aus Berlin“ (Paris 1840); „Das Weltdrama“ (Zürich 1847); „Ein Buch für Leute, die denken“ (Zürich 1845, zweite Auflage, 1857); „Anthroposophie“ (Frankfurt 1851); „Blumen aus dem Abendlande“ (Zürich 1854) u. s. w.

Eine Kritik läßt sich über Bücher wie das neueste vorliegende von German Märrer: „Fürs Leben“ (Nr. 1), nicht eigentlich schreiben: es genügt, daraus eine Reihe von Proben mitzutheilen, theils solche, welche Allgemeingültigkeit haben, theils solche, welche für die Gesinnung des Verfassers bezeichnend sind. Wir wählen dazu nur kürzere, die zugleich meist derart sind, des Verfassers Fähigkeit auch für epigrammatisch pointirte Einkleidung seiner Gedanken ans Licht zu stellen:

„Von ihrem Standpunkte haben die Menschen alle recht: es ist nur schade, daß die meisten verkehrt stehen. —

Die Liebe ist jedermanns Sache; die Freundschaft nur ein Eigenthum bevorzugter Seelen. —

Es ist gut, die Menschen zu kennen, aber ohne dringende Fälle nicht klug, es ihnen zu zeigen. —

Die, welche in ihrem Urtheile am strengsten gegen andere, sind fast immer bis zur Verblendung nachsichtig gegen sich selbst. —

Die Jugend ist unduldsam, weil sie zu wenig, und das Alter, weil es zu viel erfahren. —

Jedes Unglück — selbst das verdiente — ist so etwas Heiliges, daß niemand darüber spötteln oder dabei gleichgültig bleiben kann, ohne sich der Verachtung der Edelsten preiszugeben. —

Der einzige und zugleich untrüglichste Maßstab für die Größe des moralischen Menschen ist die große, gemeinnützige That; das höchste Ziel seiner Tugend die freiwillige Aufopferung seiner Persönlichkeit auf dem Altare der Menschheit. —

Alle Revolutionen haben drei Feinde in ihrem Gefolge: Schwärmer, welche das Unmögliche wollen; Ehrgeizige, welche das Mögliche, aber nur durch ihre Person wollen, und unsaubere Egoisten und Reactionäre, die nichts als ihr persönliches Interesse wollen. —

«Warum hatten wir 1848 keinen einzigen großen Mann!» jammern die fromm patriotischen Gemüther. Und ich antworte: «Wenn er dagewesen wäre, hätte er euch von euerer Philisterei und Dummheit retten können?» Ein Volk, das nicht selbst etwas ist oder wenigstens zu werden sucht, sondern von einzelnen seine Befreiung hofft, wird immer auch nur der Sklave von einzelnen bleiben. —

Je mehr Urtheil jemand hat, je langsamer und bedächtiger geht er ans Verurtheilen. —

Der Mensch ist nie in größerer Gefahr, als wenn er sich ganz sicher glaubt. —

Wenn die Verführung pfeift, fangen die Leidenschaften in uns zu tanzen an. —“

Endlich lassen wir hier noch eine etwas größere Sentenz „Die Moral und der Schriftsteller“ folgen:

„In einem Jahrhundert, wie das unsere, worin der sittliche Zweck der menschlichen Handlungen wenig oder gar nicht mehr in Betracht kommt, sondern das Gelingen und der materielle Erfolg unserer Unternehmungen als das Höchste gilt, hat nur die zahlungsfähige Moral noch Ansehen, und ist daher auch die einzige, wonach man den Werth oder Unwerth des Mannes bemißt. Wer hält mitten in dem Schmuze, worin wir uns mit unsern thierisch-sinnlichen Gelüsten wälzen, allein noch das Panier der Wahrheit aufrecht, indem er uns auf eine höhere Bestimmung, auf den ewigen Adel des Geistes, auf eine Welt der Erkenntniß, Schönheit und Liebe hinweist und die Ehre der gegenwärtigen Geschlechter vor künftigen Jahrhunderten rettet, wenn es nicht der Mann der Idee, der Hohepriester eines bessern Menschenthums — der Schriftsteller — ist?“

Der Verfasser ist insofern Socialist, als er der Ansicht ist, die Armuth könne unmöglich Gottes Werk sein, sie sei nur Folge verkehrter Menschenwirthschaft, und er erinnert gelegentlich an Goethe's Sentenz:

Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann übergebt ihr ihn der Pein —

womit Goethe „ein furchtbares Anathema über unsere Gesellschaft“ ausgesprochen habe. Aber Märrer gehört nicht zu denen, welche eine Vervollkommnung der politischen und socialen Zustände durch barbarische Gewaltmittel zu erreichen hoffen oder trachten; er steht auf seiten der Elihu Burritt'schen Friedenstheorie; er glaubt, daß unsere Cultur hinlängliche Mittel bietet, auf dem friedlichen Wege der Aufklärung und der Humanisirung zu dem gewünschten Ziele zu gelangen; er kann daher auch niemals einer geheimen Verbindung angehört haben, welche der Kugel- und Bleitheorie und der Barrikadendoctrin huldigt. Er weicht von der Partei jener destructiven Nivellirer, welche auch auf geistigem, literarischem und künstlerischem Gebiete keine Aristokratie gelten lassen wollen, schon dadurch beträchtlich ab, daß er für die Autokratie des Genie, für die exclusive Geistesrichtung und für die aristokratische Literaturschicht einen fast zu ausschließlichen Respect bekundet; Märrer bezeugt den volksthümlichen Schriftstellern seine Nichtachtung. Es wird freilich darauf ankommen, was er unter „volksthümlichen Schriftstellern“ versteht; doch nicht etwa diejenigen, die jetzt die „populär-wissenschaftlichen Werke“ fabriciren? Doch nicht etwa Erzähler wie Cramer und Spieß, wie der Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“, der „Mimili“? Es gibt auch im edeln Sinne „volksthümliche“ Schriftsteller, und es wäre sehr zu wünschen, daß sich Autoren

finden möchten, die für das Volk unserer Zeit so volksthümlich bildend schrieben, wie z. B. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, für die seinige. Wodurch verrichtete Luther so große Dinge, als durch seine ganz volksthümliche Denk- und Schreibweise? Und wie soll jener „sehr große Abstand zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben", über den schon Schiller in seiner Recension der Bürger'schen Gedichte klagte, endlich einmal ausgefüllt werden, wenn niemand mehr für das Volk schreiben, niemand mehr im bessern Sinne volksthümlich zu werden streben will? Jene Ansicht macht Mäurer auch ungerecht gegen das Lustspiel, das, wie er meint, nur den „niedrigen Pöbel" vorführe, während der tragische Dichter den „hohen Adel" unsers Geschlechts in den Vordergrund stelle. Andere Völker wissen besser, warum sie ihre hervorragenden Lustspieldichter hochschätzten oder hochschätzen, die alten Griechen ihren Aristophanes, die Römer ihren Plautus und Terenz, die Italiener ihren Goldoni, die Franzosen ihren Molière, die Spanier ihren Moreto, die Dänen ihren Holberg; und würden wir nicht eben nur einen halben Shakspeare haben, wenn sich sein Genius nicht auch im Lustspiel der Menschheit offenbart hätte? Der Verfasser bemerkt ja selbst, der Lustspieldichter habe es mit den socialen und religiösen Vorurtheilen, Lächerlichkeiten und Narreteien seiner Zeitgenossen zu thun: sollen diese undargestellt und ungegeiselt bleiben? Indeß sagt der Verfasser selbst von seinem Buche in der Vorrede: „Die darin niedergelegten Gedanken und Ideen ist er keineswegs gemeint dem Leser als lauter unumstößliche Wahrheiten zu geben. Der Zweck des Büchleins ist kein anderer als der, auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft zum Selbstdenken anzuregen. Der Verfasser stellt seine Erfahrungen, Ansichten und Ueberzeugungen nur neben andere hin und verlangt nichts weiter, als daß man sie prüfe. Was daran nicht taugt, möge jeder einzelne nach Gutdünken und Belieben, jedoch ohne vorgefaßte Meinungen und besonders ohne Haß verwerfen. Wurzeln ja doch auch alle Ideen des Verfassers nur in der Liebe zur Menschheit, und darf er wol mit Montaigne sagen: «Cecy est un livre de bonne foy..... Je donne mon advis non comme bon, mais comme mien.»"

J. Petit-Senn's Maximensammlung, im französischen Original „Bluettes et boutades", in der deutschen Uebersetzung „Blüten und Knospen" (Nr. 2) betitelt, enthält in der letztern nicht weniger als drei Vorreden, eine von Louis Reybaud, eine von dem Verfasser selbst und eine vom Uebersetzer. Was die des Verfassers betrifft, so erzählt er darin, daß er im Jahre 1842 begonnen habe, alle die tausenderlei Launen und Gedanken, die auf seinen täglichen Spaziergängen in Feld und Wald seinen Geist beschäftigt hätten, in klaren, kurzen Bildern und Sprüchen niederzuschreiben. Er habe sie dann in mehreren periodischen Zeitschriften der französischen Schweiz veröffentlicht, und der Beifall, den sie hier gefunden, habe ihn ermuthigt, Proben seiner Arbeit seinem Freunde Louis Reybaud in Paris (dem geistreichen Verfasser von „Jerôme Paturot") zuzusenden, um dessen ihm vielgeltende Meinung darüber zu vernehmen. Reybaud habe nicht nur sehr günstig geurtheilt, sondern sich auch erboten, eine Sammlung dieser „Bluettes et boutades" in Paris herauszugeben, den Druck derselben zu überwachen und das Werkchen mit einem Vorworte einzuleiten. Das Buch sei erschienen und mit Beifall von der literarischen pariser Welt von 1846 aufgenommen worden. Nur an dem Titel habe man gemäkelt. Frau A. de Carlowitz habe im „Messager" bemerkt, der Verfasser würde besser gethan haben, den Titel „Maximes et caractères" zu wählen. „Sie bedachte aber nicht", fährt der Verfasser fort, „daß gerade mit der Erinnerung an diesen Titel und mit der Erinnerung an die erhabenen Namen von Larochefoucauld und Labruyère man meinen Lesern eine Keule in die Hände gegeben hätte, mit der sie mich unfehlbar todt geschlagen haben würden. Habe ich übrigens in den nachfolgenden Blättern manchmal gesucht, den Ernst der Moral hervortreten zu lassen, so trachtete ich andererseits danach, den größten Theil dieser Aphorismen in eine zarte satirische Form zu fassen, oder andere schon bekannte Ideen durch einen unerwarteten Ausdruck, durch ein malerisches Bild zu verjüngen." Aus der Vorrede Reybaud's entlehnen wir folgende Bemerkung: „Schon längst haben die beiden Städte Genf und Lausanne sich eine Ehre daraus gemacht, der Weltstadt eine Zahl Schriftsteller entgegenzuhalten, gegen welche die Wälle von Paris ohnmächtig sind. Gewissenhaftigkeit und Talent ist die Devise ihrer Fahne, eine Devise, die von vielen nicht mehr beachtet wird. Die schöne Literatur Frankreichs, die lange Zeit in ihrem herrlichsten Ruhme glänzte, ist gegenwärtig in einen Zustand der Entkräftung und Entnervung gefallen, die der Abmattung eines Heers nach einem langen Feldzuge gleicht, und vielleicht kann ihr der Stachel einer aufblühenden Nebenbuhlerschaft nicht unnützlich sein... Nicht erst vom heutigen Tage datirt es, daß die französische Schweiz zur Legion der Denker und Dichter beigetragen. Wir haben Jean Jacques Rousseau aufzuweisen; Madame de Staël hat hier die schönsten Blätter ihrer Werke geschrieben; Zschokke hat immer und nur als Schweizer gedichtet. Näher von unsern Tagen hat sich Vinet als Schriftsteller und Kritiker einen europäischen Ruf erworben, während Töpffer ein volksthümlicher Romandichter geworden ist. Diese zwei letztern Namen haben uns immer angehört. So wird auch J. Petit-Senn mit dem gleichen Titel als Moralist und Philosoph uns angehören, sobald er dem Volke bekannt sein wird. In reellem Verdienste steht er in Beziehung auf Dichtung und Stil nicht einem der Männer nach, die ich soeben erwähnt habe."

Reybaud bemerkt in seinem Vorwort zur zweiten französischen Auflage, er habe Petit-Senn vor 15 Jahren kennen gelernt; dieser sei schon damals ein humoristisches Genie gewesen und habe, da er eben nichts Rosenfarbiges in dieser Welt gefunden, der menschlichen Gesellschaft ziemlich schroff gegenübergestanden. Das Gedicht der „Miliciade", eine Satire über die militärischen Institutionen der Schweiz, habe schon früher die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und viel Heiterkeit erregt u. s. w. Reybaud sagt von vorliegender Schrift: „Das Buch ist allerdings eine Satire, aber das Ganze hat in seinen Grundgedanken Lehren für das Leben: Philosophie dargestellt in allem Glanze einer stilistischen Arbeit." Es herrsche darin, bemerkt er ferner, „eine Bündigkeit, eine Bestimmtheit der Ideen, ein glücklicher Ausdruck der Gefühle, der an die größten Meister erinnert". Petit-Senn besitzt, wie schon bemerkt, nicht dieselbe Schwere der Reflexion wie German Mäurer, aber mehr Anlage zu satirischer Auffassung und witziger Darstellung; er weiß seine Gedanken und Einfälle sehr geschickt zu facettiren. Der scharfe Schliff der französischen Sprache kommt ihm hierbei zu Hülfe, obschon bereits Lichtenberg in seinen Einfällen und Goethe in seinen „Maximen und Reflexionen" bewiesen haben, daß es auch in der deutschen Sprache möglich ist, ganz dieselbe Prägnanz zu erreichen. Die Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit der deutschen Periodik, worüber die Ausländer so bitter zu klagen pflegen, rührt nicht von dem Genius der deutschen Sprache her: wer, wie auch German Mäurer, klar und scharf denkt, wird auch in ihr den nöthigen klaren und scharfen Ausdruck für seine Gedanken zu finden wissen. Auch aus Petit-Senn's Büchlein lassen wir hier eine Anzahl Sentenzen als Proben folgen:

„Wir fühlen uns durch die Achtung der Großen beehrt, aber nur die Achtung der Kleinen ist es, die uns selbst ehrt. —

Der pedantische Mensch will uns nur von dem unterrichten, was er weiß, nicht aber von dem, was wir nicht wissen. —

Wundern wir uns nicht über das Glück der schlechten und das Unglück der gerechten Menschen; das Leben ist ein Buch, die Errata sind am Ende. —

Die Zeiten der politischen Krisen haben nur Meinungen, die Tugenden zählen nicht. —

Die Tagesromane werden einst das Los der alten Römer erreichen, die die ganze Welt eroberten, sie aber nicht behalten konnten. —

Gewisse republikanische Minister wollen ihren Luxus beschränken und uns überzeugen, sie fahren in Kutschen, um ihre Schuhe zu sparen. —

Eher haben die großen Menschenfreunde ein System für das Glück der Menschheit gefunden, das niemand verlangt, als einen Sou für den Armen, der ihnen die Hand darstreckt. —

Der Geiz und das Genie scheinen mir zwei Parallellinien zu sein, die sich nie begegnen können. —

In den Augen der Weltkinder hat man besser gethan, ein Vermögen zu erwerben, sei es auf welche Weise es wolle, als es zu verlieren. —

Jeder sollte sich einmal mit den Augen des Nachbars sehen. —

Eine böse Kritik macht mehr Aufsehen als ein gutes Buch. —

Wenn ein Poet sich ertränkt, schwimmt sein Geldbeutel auf dem Wasser. —

Ein Schriftsteller, den die Journale auf dem Rücken tragen, geht schneller als weit. —

Wir haben von Glück zu sagen, wenn wir uns nicht aus jedem, den wir um etwas ansprechen, einen Feind machen. —

Ich glaube, die Egoisten müssen die Welt schlecht finden; sie sehen nur sich darin. —

Wenn derselbe Schriftsteller gleicherweise gute Verse und gute Prosa schreibt, so loben die Dichter seine Prosa und die Prosaisten seine Verse; sie werden meinen, einen Nebenbuhler beseitigen zu können, wenn sie sein Verdienst außerhalb des Kreises stellen, in welchem sie selbst zu glänzen glauben. —

Das Misgeschick, das uns nachsichtig gegen andere macht, macht sie oft hart gegen uns selbst."

Petit-Senn's Büchlein hat bereits eine dritte Auflage erlebt: wäre es, ganz dasselbe enthaltend, ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben, so würde es weder das Glück einer dritten Auflage, noch das einer Uebersetzung ins Französische erlebt haben. Deutsche Bücher haben stets mit einer größern Ungunst zu kämpfen als französische. Ueberhaupt muß man sagen, daß wenn deutsche Bücher in Deutschland Erfolg haben sollen, sie entweder unendlich viel Geist und Tiefe oder unendlich wenig haben müssen. Denn das deutsche Publikum scheidet sich in eins, das auf der höchsten Höhe der geistigen Bildung steht, und das ist das bei weitem kleinere, und in eins, welches ganz gedankenlos nur der Materie lebt.*)

Ganz anderer Art als die vorgenannten Sentenzensammlungen sind B i a r o w s k y's, Dekans und ersten Pfarrers in Erlangen, „Senfkörner" (Nr. 8), die aus einer specifisch-christlichen Gesinnung hervorgegangen und daher in jenem sermonmäßigen Ton gehalten sind, welcher für Schriften dieser Tendenz charakteristisch ist. Veranlassung zur Veröffentlichung dieser Schrift war, wie er im Vorwort salbungsvoll bemerkt, „einerseits die Furcht vor dem gerechten Urtheilsspruche über den Schalk und faulen Knecht, der das ihm anvertraute Pfund im Schweißtuche behalten, der Gehorsam gegen des Herrn Befehl, die übrigen Brocken zu sammeln" u. s. w., „andererseits der Wunsch und die Hoffnung, durch diese Mittheilungen ein Witwenscherflein zur Erbauung der Behausung Gottes im Geiste und zur Förderung des zumal in unserer Zeit selten gewordenen lebendigen Christenthums beizutragen". Er spricht den Wunsch aus: „So mögen denn diese «Senfkörner», die hoffentlich nicht blos durch ihre unscheinbare Gestalt, sondern auch durch die ihnen innewohnende Keim- und Lebenskraft ihre Verwandtschaft mit dem Senfkorn des Himmels (Matth. 13, 31. 32) darthun, auf feines gutes Land fallen." Christlichen Gemüthern, welche mit dem Verfasser auf demselben Boden „lebendigen Christenthums" stehen, werden denn auch diese „Senfkörner" zur Erbauung gereichen und zu empfehlen sein; wer von Haus aus kein Organ für diese Anschauung und Sprache besitzt, lasse sie lieber ungelesen, denn er würde sich doch wol vergebens bemühen, diesen Senfkörnern großen Geschmack abzugewinnen, obschon doch manches darin ist, was auch den nicht specifisch Christlichen zur Lehre dienen kann. Vorzugsweise ist dem Verfasser nachzurühmen, daß er nicht wie so viele Verderber und Verdreher der Lehre Christi fanatischen Haß und Unduldsamkeit predigt, sondern daß er das Christenthum als das erfaßt, was es ursprünglich ist, als eine Religion der Liebe, Humanität, Duldung und Nachsicht. „Wie tief ist unser Fall, wie groß unser Elend!" ruft er einmal aus, „wir brechen den Stab über die, so anderer Lieblingssünden Knechte sind als w i r, ja in unserer Selbstverblendung finden wir es ganz unbegreiflich, daß es z. B. leidenschaftliche Spieler, leidenschaftliche Trunkenbolde geben kann. Und warum erscheint das uns so grauenhaft, so unbegreiflich? Blos deshalb, weil w i r eben keine sonderliche Neigung zu jenen Sünden spüren, weil für uns jene Sünden keinen Reiz, nichts Lockendes haben. Kann die Selbstsucht noch höher steigen? Gibt es eine ärgere Selbsttäuschung und Verblendung?" So tadelt er es auch, daß wir so gern a n d e r e r Sünden beichten, so geduldig bei f r e m d e n Leiden seien, während wir unsern eigenen Sünden gegenüber nur zu viele Geduld, bei eigener Trübsal aber gar keine bewiesen. Es geht hieraus und aus vielen andern Stellen hervor, daß der Verfasser nichts gemein hat mit jenen Zeloten im Priestergewande, die blind, finster und lieblos schon jede Aeußerung der bloßen Lebenslust und Fröhlichkeit als strafwürdige Sünde verdammen, während Christus sogar Sünderinnen und Ehebrecherinnen gegen die Verfolgung heuchlerischer Zeloten in Schutz nahm. Der Verfasser will denn auch, „daß unser Christenthum kein Schemen und Gespenst, sondern Wahrheit und Leben sei". Etwas Tiefes und auch Wahres liegt in dem Ausspruche: „Warum gelangen so wenig Menschen zur wahren Ruhe? Weil so wenige zur rechten, heiligen U n r u h e gelangen, zur göttlichen Traurigkeit." Zuweilen spielt der Verfasser in etwas auffälliger Weise mit Worten, wie S. 34 mit „Bettkämmerlein" und „Betkämmerlein", S. 80 mit „Schatzung" und „Schatz", S. 172 mit „Salbung" und „Salbaderei". Schiller's Ausspruch

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet —

wünscht er für Brautleute ins Christliche übersetzt und zwar so:

Drum prüft, die ihr euch ewig bindet,
Ob ihr im Herrn euch sucht und findet.

Werthvoller war uns der Nachweis, daß Christus dann und wann auch die Form der Ironie angewandt habe; aber weniger gerechtfertigt scheint uns die daraus gezogene Folgerung: „Es gibt also auch eine h e i l i g e Ironie." Der Verfasser eifert gelegentlich auch gegen die Titelsucht, versäumt es doch aber nicht, sich auf dem Titelblatt als „Dr." und „Dekan", statt einfach als Pfarrer zu bezeichnen. Es würde uns sehr sonderbar vorkommen, wenn wir von Christus als von einem Doctor der Theologie, Dekan oder Consistorialrath sprechen müßten, während seine Nachfolger auf solche Prädicate als Beweistitel ihrer Würdigkeit meist einen nicht geringen Werth zu legen scheinen.

H. M.

---

*) In einem jüngst an mich gerichteten Briefe eines mit Frankreich aufs intimste vertrauten Mannes begegnete ich folgender Bemerkung: „Pascal und Labruyère mit ihren «Pensées» wären in Deutschland, wo man immer geneigt ist, die Quantität der Qualität vorzuziehen, von der hohen und niedern Kritik todtgeschwiegen werden, während sie in Frankreich seit länger als 240 Jahren täglich von den ersten Männern der Literatur mit höchster Vorliebe behandelt werden, und niemand, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch macht, es laut werden lassen dürfte, daß er diese beiden Genien, die das Leben und die Menschen kannten, nicht aufmerksam gelesen habe. Ihnen verdankt auch der Franzose wie keinem einzigen seiner übrigen Schriftsteller den klaren beobachtenden Blick in alle socialen Verhältnisse und praktischen Zustände, der dem Deutschen bei dem Durchlesen seiner dicken Folianten abhanden gekommen ist, infolge dessen er nun bei allen Gelegenheiten so tölpisch auftritt und meint, alle Dinge mit «edler deutscher Grobheit» abthun zu können."

Ein biographischer Roman.

John Paul Jones. Biographischer Roman von Stanislaus Graf Grabowski. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1860. 8. 2 Thlr.

Die Morgendämmerung des 23. April 1778 weckte die englische Hafenstadt Whitehaven in Cumberlandshire mit wildem Geschrei, Trommeln, Sturmglocken und aus dem Hafen aufsteigenden Feuersäulen und Rauchwolken. Auf dem Quai verwehrte eine Hand voll fremder wohlbewaffneter Seeleute, unter Anführung eines jungen Mannes von kleiner, aber schlanker, eleganter Figur, stolzer imponirender Haltung, mit blitzenden dunkeln Augen, die gezogenen Pistolen in der Hand, dem bestürzten Schiffsvolke und der herbeiströmenden Volksmenge eine Zeit lang das Löschen der von ihnen in hellen Brand gesetzten großen Fahrzeuge, um endlich in zwei bereitgehaltenen Booten mitten zwischen die beiden Hafenforts hindurch, die sie bereits in der Nacht heimlich passirt, von der Landseite überrumpelt und durch Vernagelung ihrer Batterien unschädlich gemacht hatten, ein vor dem Hafen kreuzendes unbekanntes plumpes Kriegsschiff zu gewinnen, das sie aufnahm und gegen die schottische Küste steuerte. Nur durch den Verrath eines der fremden Brandstifter, der durch rechtzeitiges Lärmschlagen in der Stadt die spätere Bewältigung des Feuers noch ermöglicht hatte, wurden die im Hafen ankernden 150 Schiffe vor der beabsichtigten vollständigen Vernichtung, der englische Handel vor unermeßlichem Schaden bewahrt. Das unbekannte Kriegsschiff aber war ein amerikanisches, sein Commandant der Kapitän John Paul Jones, derselbe junge Mann, der den nächtlichen Handstreich befehligt hatte. Seine Person und theilweise auch sein Name war in Whitehaven nicht unbekannt.

Geboren am 6. Juli 1747 als zweiter Sohn des Gärtners Paul zu Arbigland an der schottischen Küste, Whitehaven gegenüber, hatte John Paul schon in seinem dreizehnten Jahre, als Lehrling eines in Whitehaven weilenden amerikanischen Kaufmanns, seinen unwiderstehlichen Hang zur See durch eine erste Fahrt nach Amerika befriedigt und seit dieser Zeit sich praktisch wie theoretisch, durch die verschiedenen Chargen des Kauffahrteidienstes hindurch, zum tüchtigen Seefahrer ausgebildet. Als erster Steuermann und interimistischer Kapitän auf dem Schiffe eines whitehavener Handlungshauses war er von einer zweijährigen Fahrt nach Südamerika zuletzt im Jahre 1772 zurückgekehrt. Verleumderische Gerüchte über seine grausame Disciplin, die auf eben dieser Fahrt den Tod eines seiner Matrosen veranlaßt haben sollte, waren jedoch Veranlassung, daß er weder in Whitehaven noch in einem andern britischen Hafen wieder die Führung eines Schiffs zu erlangen vermochte. Voll Unmuth und Erbitterung hierüber wandte er zu Anfang 1773 seinem Vaterlande den Rücken, um es fünf Jahre später, als verderblicher Feind im Marinedienst seiner empörten Colonien wieder zu betreten — auf nur wenige Stunden und zum letzten male in seinem Leben.

Als im Herbst 1775 zu Philadelphia der Congreß der eben constituirten 13 vereinigten nordamerikanischen Staaten zur Gründung der nordamerikanischen Marine den Bau von 13 Kriegsschiffen decretirte, in sofortigen Kriegsdienst aber vier dazu einzurichtende Kauffahrteischiffe stellte, bot demselben unter zahlreichen Mitaspiranten auch John Paul, der mit seiner Ankunft und Niederlassung in Virginien, im Frühjahr 1773, den Beinamen „Jones“ angenommen und seinen rastlosen Thätigkeitstrieb anfangs in Handelsunternehmungen, später aber wieder als Kauffahrteikapitän an der nordamerikanischen Küste entfaltet hatte, seine Dienste als Marineoffizier an und wurde durch Congreßpatent vom 22. December 1775 als erster Lieutenant angestellt. Als solcher bestand er auf dem Alfred, dem größten, mit 24 Neunpfündern bemannten Schiffe jener kleinen improvisirten, vor der virginischen Küste kreuzenden Flotille, unter Befehl des Commodore Hopkins, am 16. April 1776 auf der Höhe von Newport mit dem englischen Kriegsschiff Glasgow von 20 Kanonen das erste regelmäßige Gefecht, das jedoch nach bedeutender Beschädigung an Schiffen und Mannschaft mit dem Rückzug der Amerikaner endete und sogar die strengste kriegsgerichtliche Untersuchung zur Folge hatte, aus der Paul Jones als einer der wenigen vollständig gerechtfertigten Offiziere hervorging und zur ehrenden Anerkennung seiner bewiesenen Tüchtigkeit das Commando der Providence erhielt. Mit diesem kleinen Fahrzeug von nur 12 Vierpfündern entging er am 1. September 1776 bei den Bermudasinseln allein durch die überraschendsten, kühnsten Manöver der ihm von zwei großen englischen Fregatten drohenden Aufbringung. Nachdem er im folgenden Jahr, als wirklicher Kapitän des Alfred, den Engländern an der Küste von Neuschottland viele empfindliche Verluste beigebracht hatte, segelte er zu Anfang 1778, als Commandant des Ranger von 18 Kanonen, nach Brest, dem Hafen des befreundeten Frankreich, um von dort aus seine geheime Mission zur Beschädigung der Engländer auf ihren eigenen Meeren und Küsten auszuführen. Sein erster großer Erfolg in der irischen See war jener abenteuerliche Handstreich auf Whitehaven, der zum Glück der Engländer seinen verderbenbringenden Zweck nicht erreichte. Auch seine noch am Abend desselben Tages unternommene Landung auf der Insel St.-Mary, unfern der schottischen Küste, verfehlte ihren eigentlichen Zweck, die Aufhebung des dort auf seinem Landsitz wohnenden Earl of Selkirk, durch dessen zufällige Abwesenheit und beschränkte sich auf eine von der Gräfin erhobene Contribution von Silbergeschirr zu Gunsten seiner Schiffsmannschaft, welches er dieser jedoch, charakteristisch für seine großmüthige Uneigennützigkeit und sein feines Ehrgefühl, aus eigenen Mitteln abkaufte, um es später wieder zur Verfügung des Grafen zu stellen. Vom vollständigsten Erfolg gekrönt war aber am Abend des folgenden Tags sein mehrstündiger hitziger und siegreicher Kampf mit dem von ihm aus der Rhede von Carrickfergus gelockten überlegenen englischen Kriegsschiff Drake, um es als zerschossene Prise am 8. Mai in den Hafen von Brest einzubringen. Diese beiden Tage reichten hin, den Namen „Paul Jones“ zum Schrecken der Engländer zu machen und ihm für lange Zeit den Titel des „Schottischen Seeräubers“ und eines Landesverräthers zu erwerben. Mit Recht aber hält Grabowski, der Verfasser des uns vorliegenden Werks, den englischen Anschuldigungen, die er in der Auffassungsweise der Mutter und der Braut seines Helden concentrirt, die Thatsachen entgegen, daß Paul Jones bereits vor der Empörung der Colonien nach Amerika ausgewandert und im Kriegsdienst seines neuen Vaterlandes zur gewissenhaftesten Befolgung seiner Instructionen, größtmöglichste Schädigung der Engländer, verpflichtet, dann aber auch moralisch vollkommen gerechtfertigt war durch seine wahrhaft begeisterte Hingabe an die Sache der amerikanischen Freiheit, die er so sehr zu seiner eigenen machte, daß er nie auch nur die geringste Besoldung während seiner zwölfjährigen ihr gewidmeten Dienstzeit annahm.

Der inzwischen von Frankreich an England erklärte Krieg bewog Ludwig XVI., dem auf seine Einladung nach Paris gekommenen und dort lebhaft gefeierten jungen Seehelden nach dessen Wunsch unter dem Titel eines Commodore ein kleines Geschwader von vier französischen Schiffen zu 42, 30, 18 und 12 Kanonen unter nordamerikanischer Flagge zur selbständigen Action gegen die Engländer anzuvertrauen, denen Dr. Franklin, als Bevollmächtigter des Congresses, noch die amerikanische Fregatte Alliance von 36 Kanonen beigesellte. Mit diesen fünf Schiffen kreuzte Paul Jones, am 19. April 1779 die Rhede von L'Orient verlassend, in den englischen und spanischen Meeren, an kühnen Unternehmungen leider durch die Indolenz und den Widerspruchsgeist der ihm untergebenen, auf seinen Ruhm eifersüchtigen französischen Schiffskapitäne vielfach verhindert. Dennoch erkämpfte er am 23. September auf der Höhe von Scarborough mit seinem alten morschen, schlecht bewaffneten und mit dem Conglomerat aller Nationen bemannten Commodoreschiff Le bon homme Richard gegenüber dem Serapis von 44 Kanonen und mit der Pallas gegenüber der Countess of

Scarborough von 22 Kanonen, zwei vortrefflichen, ihm an Geschütz und Mannschaft überlegenen englischen Kriegsfregatten, während er selbst von seinen übrigen Schiffen verlassen blieb, einen ebenso blutigen wie glänzenden Sieg. Von 7—9½ Uhr abends dauerte der furchtbare, vom Verfasser mit lebendiger Anschaulichkeit geschilderte Vernichtungskampf, der mit der Capitulation der gänzlich kampfunfähig gewordenen Engländer gerade in der für den Bon homme Richard verzweifeltsten Phase endete, wo derselbe bereits von seiner 375 Mann starken Besatzung 300 verloren, durch Schüsse unterm Wasserspiegel über 5 Fuß im Wasser und an zwei Stellen in hellen Flammen stand, ja sogar von seinem endlich herannahenden eigenen Kampfgenossen, der Alliance, sei es aus Irrthum oder Verrath ihres Kapitäns — Grabowski nimmt entschieden das letztere an — aus nächster Nähe zwei volle verderbenbringende Schußlagen in seinen Rumpf erhielt. Um seine Prisen vor übermächtiger Verfolgung zu sichern, lief der Sieger am 8. October mit seiner inzwischen wieder gesammelten Flotille in den Texel ein, wo er, von einem überlegenen englischen Geschwader blokirt, seine französischen Schiffe mit den Verwundeten und Gefangenen unter dem Schutze der neutralen holländischen Flotte zur Rückkehr nach Frankreich aussegeln ließ, er selbst aber mit der amerikanischen Alliance, deren Commando er an Stelle des von ihm suspendirten französischen Kapitäns übernommen, dem Feinde zum Trotz so lange zurückblieb, bis er, von der neutralen holländischen Regierung gedrängt (der übrigens bald darauf, aus Anlaß dieser Schutzfrage, von England der Krieg erklärt wurde), in der Frühe des 27. December 1779 plötzlich mitten zwischen das ihn blokirende Geschwader hindurch in die See hinausschoß und mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit sich der angestrengtesten feindlichen Verfolgung auf die französische Rhede von Groix entzog, wo er am 10. Februar 1780 unbeschädigt anlangte.

Abermals wurde Paul Jones in Paris, vom König in feierlicher Audienz empfangen, mit goldenem Ehrendegen und dem Kreuz des militärischen Verdienstordens, sowie bei seiner spätern Abreise mit dem wärmsten offenen Empfehlungsschreiben an den Congreß geehrt, der enthusiastisch gefeierte Held des Tags. In Philadelphia belohnte, nach seiner bis zum 18. Februar 1781 durch widrige Zwischenfälle verzögerten Rückkehr der amerikanische Congreß seine unbezahlbaren Verdienste um den jungen Freistaat durch ein öffentliches Belobungsvotum und die Verleihung des Commandos über das größte und schönste, noch im Bau begriffene Kriegsschiff von 44 Kanonen, die Amerika, das er jedoch, nachdem er binnen 16 Monaten die kriegstüchtige Herstellung dieses Fahrzeugs bewirkt hatte, einem französischen Kapitän abtreten mußte, weil der Congreß nach dem am 30. November 1782 zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Separatfrieden, Ludwig XVI. die Amerika als Zeichen seiner Dankbarkeit zum Geschenk machte. Befremdend muß es uns erscheinen, daß der französische König, bei einem persönlichen Wohlwollen für den kühnen amerikanischen Seehelden, nicht die hier so naheliegende Gelegenheit benutzte, denselben an seinen eigenen Dienst zu fesseln. Ja, als Paul Jones in den Jahren 1783—86 im Auftrag des Congresses in Frankreich verweilte, um die amerikanischen Prisengelder zu erheben, bemühte er sich, im Einverständniß mit dem Congreß, um sich noch mehr in Führung größerer Geschwader auszubilden zu können, sogar vergeblich um wenn auch nur freiwillige Dienste auf der französischen Flotte: französische Misgunst und Eifersucht und die nach dem Frieden von Versailles (1783) [illegible] in Frankreich wirksamen Intriguen des englischen Hasses gegen den „Landesverräther" boten ihm fortwährend unüberwindliche Hindernisse. Ein an Ludwig XVI. direct gerichtetes Verwendungsschreiben des Congresses, welches er im Herbst 1787, gelegentlich einer weitern, die Erhebung der amerikanischen Prisengelder von Dänemark bezweckenden Mission, nach Paris mitnahm, hatte keinen bessern Erfolg für ihn.

In Kopenhagen, wo der nun schon jahrelang zu diplomatischen Sendungen misbrauchte Seeheld im März 1788 vom dänischen König huldvoll aufgenommen und mit der Belehnung einer jährlichen Pension von 1500 Kronen ausgezeichnet wurde, überraschte ihn die von Katharina II. ihm angetragene Ernennung zum russischen Contreadmiral, der seinem heißen, nur zu lange schon unterdrückten Ehrgeiz in dem eben ausgebrochenen russisch-türkischen Kriege endlich volle Befriedigung verhieß. Der Zustimmung des amerikanischen Congresses sicher, acceptirte er sofort und nahm, da England in seinem Hasse ihm die Ostsee durch seine Kreuzer verlegte, den Weg über Schweden und in einem kleinen, offenen Fischerboot sechs Tage und sechs Nächte lang durch den mit Eisschollen treibenden Bottnischen Meerbusen nach Reval, um sich von dort aus unverzüglich Anfang Mai 1788 in Petersburg der Kaiserin vorzustellen, die ihn mit größtem Wohlwollen empfing und, auf das entschiedenste den auch hier ihm von der englischen Partei, namentlich englischen Marineoffizieren bereiteten Intriguen begegnend, nach 14 Tagen zu seinem Dienst im Dniepr-Liman entließ, wo die russische Flotte, unter dem Oberbefehl des unerfahrenen Prinzen von Nassau-Siegen, die im Schwarzen Meere unter dem tüchtigen Kapudan-Pascha Hassan operirende türkische an der Unterstützung der von Suworow belagerten türkischen Festung Oczakow verhindern sollte.

Bereits am 7. Juni rettete der neucreirte russische Contreadmiral mit der ihm zugetheilten Flottendivision die unvorsichtig exponirte des Prinzen-Admiral vor der ihr von Hassan-Pascha drohenden vollständigen Vernichtung und nöthigte letztern zum Rückzuge. Er wurde dafür vom Generalissimus Potemkin mit dem St.-Annenorden geschmückt. Der am 26. Juni von den Russen auf der Höhe von Oczakow über Hassan errungene, mit der Eroberung von dessen Admiralschiff, acht andern Schiffen und Gefangennahme von 8000 Türken gekrönte große Seesieg muß Paul Jones fast allein zugeschrieben werden, indem der erst spät mit seiner Division herangesegelte Prinz-Admiral sich nur, dem russischen Interesse gänzlich entgegen, durch Verbrennung der bereits von ersterm gemachten Prisen auszeichnete. Ueber dies zweckwidrige Benehmen des Oberbefehlshabers erhob Paul Jones sofort beim Generalissimus Beschwerde, die jedoch statt der ihm zugesagten Untersuchung im Gegentheil einen auf Potemkin's Meldung gestützten Bericht der „Petersburger Hofzeitung" zur Folge hatte, der, den Contreadmiral nur beiläufig belobend, den glänzenden Sieg auf dem Liman allein dem Prinzen-Admiral zuschrieb. Auf die höchst wahrscheinliche Bitterkeit und formlose Derbheit der infolge dieser Wahrheitsverdrehung und Ungerechtigkeit von dem tiefgekränkten Helden bei Potemkin schriftlich erneuerten Beschwerde läßt sich, da dies Document uns nicht vorliegt, doch aus seinem spätern, von Grabowski vollständig mitgetheilten originellen Schreiben vom 25. Februar 1791 an die Kaiserin selbst schließen, das, in jedem Ausdruck den kühnen, freimüthigen Republikaner kennzeichnend, einem russischen Offizier wunderlich genug zu Gesicht steht. Allem Anschein nach fand der herrische Alter-Ego Katharinens durch jene Beschwerdeschrift die Würde seiner Autokratie verletzt. Paul Jones erhielt von ihm den gemessenen Befehl, sofort nach Petersburg abzureisen, um dort ein Commando bei der Ostseeflotte zu erhalten. In der That aber erhielt er dort, dank den kleinlichsten und schmuzigsten Intriguen seiner Feinde, die er durch eine unweise Zurückgezogenheit vom Hofe freilich selbst erleichterte, im Juli 1789 einen zweijährigen „Urlaub", infolge dessen er sich unter vergeblichen Bemühungen, die kaiserliche Ungnade von sich abzuwenden, anfangs nach Warschau, später über Amsterdam nach Paris begab.

Hier warf ihn der ihn verzehrende Mismuth über den schnöden russischen Undank und seine gezwungene Thatlosigkeit, im Verein mit seiner durch die Strapazen der letzten 12 Jahre mehr und mehr zerrütteten Gesundheit, die selbst seine Rückkehr nach Amerika nicht mehr zuließ, inmitten der Französischen Revolution, im Frühjahr 1792 aufs Krankenlager, von dem ihn am 18. Juli der Tod, im vollendeten fünfundvierzigsten Lebensjahre, erlöste. Der französische Nationalconvent ehrte den Todten

durch eine Deputation bei seinem Leichenbegängniß auf dem Père-Lachaise und einen Nachruf.

Paul Jones ist keiner von den hervorragenden Namen in dem Register der geschichtlichen Helden. Zu einem solchen fehlte ihm die günstige Constellation der Verhältnisse, die stets die eine äußerliche Vorbedingung eines höchsten Ruhmesglanzes ist. Die andere, wesentlichere innerliche aber trug er in seiner eminenten Leistungsfähigkeit, wie sie uns aus seinem kurzen Lebenslauf entgegentritt, in vollkommener Genüge in sich; er hatte ganz das Zeug zu einem Helden, wie es nach ihm, inmitten welterschütternder Begebenheiten, ein Nelson wurde. War ihm solch hohes Ziel vom Geschick versagt, so ist doch „seinem Bestreben, in den Blättern der Geschichte sich Ehre und Achtung zu sichern", wie sein Wahlspruch lautete, in der gerechten Würdigung der Nachwelt die Erfüllung gefolgt. Namentlich die biographische Darstellung seines Lebens von Grabowski, die wir unsern Lesern in ihren allgemeinen Hauptmomenten hier gekennzeichnet haben, ist eine klare und überzeugende Ehrenrettung des von seinem Jahrhundert vielfach verkannten, ungerecht beurtheilten und maßlos geschmähten Mannes. Sie ist um so wirksamer, als sie sich auf die gediegensten und gewissenhaftesten, sehr oft auf Urquellen, wie Actenstücke, Briefe u. s. w., zurückgehenden geschichtlichen Studien gründet und in lobenswerthester Objectivität gehalten ist. Der sich ihr leicht und natürlich anschmiegende, in sich aber selbständige Roman bildet, im Gegensatz zu der großen Mehrzahl der historischen Romane, bei denen das umgekehrte Verhältniß stattzufinden pflegt, in decorativer Ausschmückung nur die Folie, von der sich das geschichtliche Bild des Helden um so kräftiger abhebt. Um letzteres ganz rein und treu zu empfangen, sehen wir auch nicht Paul Jones selbst zum Mittelpunkt dieses Romans gemacht, dessen Hauptscenen das Leben und Treiben am Hof von Versailles schildern, sondern nur dessen Schützling, den jungen Midshipman Edward Myddleton, an dem zugleich der Verfasser die moralischen Eindrücke zu veranschaulichen sucht, die sein geschichtlicher Held nach seiner ganzen Erscheinung auf seine nächste Umgebung hervorbringen mußte. Hiernach ist die immer vieldeutige Bezeichnung „biographischer Roman" auf dem Titel des Grabowski'schen Werks zu verstehen, das eine den frühern eigentlichen Romanen, die den amerikanischen Seehelden ebenfalls feiern, wie A. Dumas' „Paul Jones", Cunningham's „Paul Jones" und Cooper's vortrefflicher „Lootse", ganz entgegengesetzte Tendenz verfolgte. Der Grabowski'sche „John Paul Jones" ist im Grunde eine Biographie, für die der Verfasser nur die Romanform gewählt zu haben scheint, um ihr einen allgemeinern Wirkungskreis zu sichern, da die historischen und biographischen Romane nun einmal als die literarischen Schoskinder unserer Zeit das Vorzugsrecht beim großen Lesepublikum genießen.

Friedrich Biedermann.

Zur deutschen Städtegeschichte.

Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim am Rhein. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Wilhelm Franck. Darmstadt, Jonghaus. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Geschichte der Stadt Oppenheim ist nicht ohne Bearbeiter geblieben, ohne doch bisher eine solche Behandlung zu finden, wie sie dem Standpunkte der Wissenschaft von heute irgend genügen könnte. Der Verfasser hat sich deshalb aufgefordert gefühlt, ihr seine verdienstvolle Thätigkeit zuzuwenden und zunächst eine Zusammenstellung von 221 der wichtigsten, die Stadt betreffenden Urkunden gemacht, die, aus den Archiven zu Oppenheim, Karlsruhe und Darmstadt gezogen, jetzt zum ersten mal gedruckt vorliegen und den zweiten Theil unsers Werks bilden. Dazu kommt ein diplomatisch genauer Abdruck des alten, für deutsches Städtewesen wichtigen oppenheimer „Stadtbuchs". Hierauf fußend hat der Verfasser dann die geschichtliche Darstellung unternommen, bei der zunächst das Streben vorwaltete, den Zusammenhang der speciellen Vorgänge in der einzelnen Reichsstadt mit den Verhältnissen des Landes und des großen Reichsganzen im Auge zu halten und nachzuweisen. Daß der Verfasser in den ersten Kapiteln namentlich die Entwickelung des Stadtrechts und der Verfassung der Stadtgemeinde sich angelegen sein läßt, entspricht der gründlichern, auf den Kern der Dinge gerichteten Art und Weise heutiger Geschichtsdarstellung und namentlich in dieser Beziehung wird man sein Werk als eine wahre Bereicherung unserer historischen Literatur betrachten dürfen.

Wir sehen Oppenheim, um eine Skizze seiner Darstellung zu geben, zuerst als Dorf unter den Aebten von Lorsch, denn weiter hinaufzugehen erlaubt die gewissenhafte Forschung nicht, namentlich nicht den Mythen von einer celtisch-römischen Niederlassung Gewicht beizulegen. Oppenheim wird zuerst genannt in einer Urkunde des „Codex Laureshamensis" vom Jahre 764; dort ist von einer oppenheimer Mark die Rede und zehn Jahre später, in einer Schenkungsurkunde König Karl's vom 2. September 774, von einer Villa Obbenheim, deren nächste Verhältnisse nun wol die eines Sitzes von Grundholden des Klosters waren, welche von einem Meier, villicus, major, verwaltet wurden. Thiodroch, der 865 Abt von Lorsch war, gründete die Kirche und erbaute das Kloster auf dem Abrahamsberge in „Obbenheim". Im Jahre 1147 wird dann die curtis Oppenheim von der Abtei Lorsch, weil diese wegen ihrer innern Zerrüttung den „königlichen Dienst" mit 100 Pfunden, die sie jährlich zu zahlen hatte, nicht mehr leisten kann, an Konrad III. als Entschädigung übergeben; der Ort ist also von nun ab ein königlicher Marktflecken (das Marktrecht datirt von 1008), dem Kaiser Friedrich's sententia de immunitate civitatum von 1218, welche allen mit Wochen- und Jahrmarktsprivilegien versehenen Orten eigene Gerichtsbarkeit gab, zum Stadtrechte verhalf. König Heinrich verlieh dann 1234 Oppenheim das Recht der königlichen Stadt Frankfurt. Im weitern Verlauf sehen wir die Entwickelung des städtischen Gemeinwesens zu einem freien reichsstädtischen, bis am Ende des 14. Jahrhunderts eine Wendung dadurch eintritt, daß, nachdem schon frühere ganze oder theilweise Verpfändungen vorgekommen sind, Kaiser Karl IV. die Stadt an Kurpfalz verpfändet, und Ruprecht III. von der Pfalz vom König Wenzel für sein Haus die Erblichkeit dieses Pfandrechts erhält, 1399. Oppenheim bleibt nun pfälzische Landstadt, zuerst unter der ältern Kurlinie, bis zur Einführung der Reformation, 1557, bei welchem Zeitpunkt unser Autor in der Erzählung der Ereignisse innehält, um die innern Zustände Oppenheims während des spätern Mittelalters darzustellen: ein Kapitel, welches, alle culturhistorischen Momente ins Auge fassend und klar und anschaulich schildernd, von besonderm Interesse ist. Das ganze innere Leben unserer Stadt wird uns hier vorgeführt; wir sehen an der Spitze des Gemeinwesens den Reichsschultheiß, der in Oppenheim nicht allein dem Kaiser und Reich, sondern auch der Stadt durch einen Eid verpflichtet war und aus den Burgmannen genommen wurde. In der pfälzischen Zeit tritt an seine Stelle der Amtmann, dem, einem adelichen Sinecuristen, der Landschreiber als der eigentliche Functionär zur Seite steht, wie es einst fast in allen deutschen Ländern war, nur daß der Landschreiber anderswo Amtkeller, Amtsrentmeister u. s. w. genannt wird, während der Amtmann vielfach als Droste vorkommt. Unter dem Schutz des Schultheißen regiert die Stadt sich durch ihren Rath, mit zwei jährlichen Bürgermeistern, deren einen die Burgleute, den andern die Bürger wählen, während sieben adeliche und sieben bürgerliche Rathsgenossen den Schöffenstuhl des oppenheimer Reichs- und Stadtgerichts besetzen, das alle peinlichen und die wichtigern bürgerlichen Sachen vor sein Forum zog. Der Schultheiß, später ein Unterschultheiß hegte es im Namen von Kaiser und Reich. Das Verfahren war das deutsche gemeinrechtliche, der Malstätte bei der Treppe des St.-Katharinenkirchhofs. Die vom Schöppenstuhl ausgesprochenen Strafen scheinen übrigens sehr willkürlich gewählte gewesen zu sein. Aus einem alten Scharfrichtermemorandum sehen wir, daß man 1380 einen Dieb

hängte, einen andern verbrannte; bei 1415 wird bemerkt: „Item uff St.-Jacobsabendt, da man rachte von zween übelthätigen, einen zu börnen (verbrennen) den andern zu enthaupten, da werden dem Henker 6 Fl. — 1418: item als Henne Clue durch seine Ohren gebranndt ward, dem Henker 2 Fl. — 1422: da man ein thät seine Augen ausstechen, wollt der Henker nit mind han, dann 5 Fl. — 1429: als von Bürhenn gerackt ward mit dem Kessel, da worden dem Henker 4 Fl. 6 Sch. — 1443: umb den Kessel, darin man den Claus Happen brändt 32 Sch. 4 Hll. — 1456: dem Meister am Viehweg von den zweien Schweinen, die das Kind vor der Gaupforten zu todt brachten uff dem Schar lebendig zu begraben 1 Pfd. Heller" u. s. w.

Wir finden also, daß auch Thiere dieser rächenden Strafjustiz verfielen, die außerdem noch mit Ertränken, Ohrenabschneiden, Schneppen, d. h. ins Wasser Tauchen, und namentlich mit Verbannungen für die Aufrechterhaltung des ethischen Princips thätig war. Ein Verbannter konnte sich nach Jahr und Tag lösen, nämlich bei dem Schultheißen mit 3 Pfd. Heller, dem Beschädigten mit 5 Schillingen und bei der Sadt mit einem Fuder Weins, welches bei seiner Rückkehr dem Volke auf dem Markte preisgegeben wurde. Was das bürgerliche Recht angeht, so war die Hauptquelle desselben das vom Verfasser vollständig mitgetheilte Stadtbuch, das für Germanisten von großem Interesse ist; es ist ein im Anfange des 15. Jahrhunderts aufgezeichnetes Weisthumsrecht.

Neben den Bürgern stehen mit besondern Rechten begabt die Burgmannen: diejenigen Adelsgeschlechter, welche gegen Begabung mit Burglehnen die Hut der Burg, der „Landskron" bei Oppenheim, anvertraut erhalten hatten, welche letztere, nachdem eine frühere Burg von den Bürgern zerstört worden, aus den Zeiten Rudolf's von Habsburg stammte. Diese Burgmannen waren ziemlich zahlreich vorhanden, wohnten aber zum Theil zerstreut diesseit und jenseit des Rhein auf ihren Gütern; 27 Burglehne hatten ihre Renten von den in Oppenheim ansässigen Juden zu beziehen; was dann noch von den unglücklichen Kindern Israels zu erhalten war, bekam die Stadt, die sich aber beschwerte, daß es damit wenig auf sich habe! Diese Lehnsgefälle wurden von zwei Burgleuten eingetrieben, während ein Ausschuß von vier in der Burg den Befehl hatte, unter dem Oberbefehl des Schultheißen. In der Burg bestand ein Mannengericht.

Etwas zu wenig Gewicht scheint uns der Verfasser auf die Handelsverhältnisse Oppenheims im Mittelalter zu legen, während die Stadt ihr Aufblühen doch diesen wol hauptsächlich zu verdanken hatte. Oppenheim lag für den damaligen Welthandelszug, der durch Tirol und die Schweiz nach Schwaben und dem Rhein ging, namentlich für die Waaren, die über Basel und Speier kamen, als Knotenpunkt der Hauptstraße da, indem hier die Wege nach Burgund (über Alzei), nach dem Niederrhein (über Mainz) und nach Norddeutschland (über Frankfurt) auseinander liefen. Hatte doch die Stadt auch das älteste Posthaus am Rhein (jetzt Amand'sches Wohnhaus), und seit dem 14. Jahrhundert schon ihr Marktschiff für die Fahrten nach Mainz, und merkwürdigerweise hat sich diese patriarchalische Anstalt bis heute erhalten trotz aller nebenher brausenden Dampfboote und Eisenbahnzüge.

Den Schluß unserer Darstellung bildet eine Skizze der mittelalterlichen Physiognomie der Stadt, in welcher die schöne Hauptkirche von St.-Katharinen einen wesentlichen Zug bildet, die jetzt in guter Restauration die Stadt schon von weitem überragt.

In den zwei letzten Abtheilungen seiner Geschichtserzählung behandelt der Verfasser die Zeiten unter dem Kurfürsten von der Simmerischen Linie, die letzten pfälzischen Regenten und die Wandelungen der neuern Zeit, Oppenheim unter der französischen Herrschaft und als Bestandtheil des Großherzogthums Hessen. Die Hauptepisoden sind hier die Schicksale der Stadt im Dreißigjährigen Kriege, wo Gustav Adolf im Jahre 1631 hier über den Rhein setzte und der zwölfjährigen Herrschaft der Spanier in Oppenheim ein Ende machte, sodann die völlige Zerstörung der Stadt im Orléans'schen Raubkriege 1689 durch die Franzosen. Es scheint, der Verfasser hat sich ein gewisses räumliches Maß für seine Darstellung gesetzt, sonst würde er wol bei diesen beiden Hauptereignissen länger verweilt und uns mehr Detail gegeben haben, wie sich überhaupt den beiden letzten Abschnitten wol noch manches culturhistorisch interessante Detail hätte einschieben lassen, das an seinem Platze gewesen wäre, ohne die streng wissenschaftliche Behandlung zu beeinträchtigen, die im übrigen unsers Autors Arbeit auszeichnet und sie zu einer so beachtenswerthen und willkommenen Erscheinung macht. 39.

Notizen.

Eine Auseinandersetzung mit dem „Pionier".

Ein Aufsätzchen im Heinzen'schen „Pionier", überschrieben „Eine Probe kritischer Weisheit aus Deutschland" beginnt mit den Worten: „Wir haben eine specielle psychologische Malice auf oder vielmehr für unsern nie gesehenen «alten Bekannten und Freund», H. Marggraff, Redacteur" u. s. w. Heinzen erkennt uns nämlich „eine gewisse Anlage zu ehrlicher Gesinnung", einen „gewissen guten Willen für humane Zwecke" und eine „gewisse Neigung zu geistiger Aufklärung" zu, aber er bedauert, daß wir „als Märtyrer der Polizei und der Angst" alle diese „guten Eigenschaften" fortwährend unter die Füße träten. Heinzen weist uns nun zurecht wegen einiger gelegentlich ausgesprochenen Worte des Bedauerns, daß es zwischen den Nord- und Südstaaten zum Kriege gekommen und jeder Compromiß von der Hand gewiesen sei. Da nun aber der Heinzen'sche Strafartikel bei den Lesern des „Pionier" den Verdacht gegen uns rege machen könnte, als ständen wir mehr auf Seite der Secessionsstaaten oder seien wol gar ein verkappter Anwalt des Sklavenwesens, so bemerken wir hier nur einfach, daß unser „nie gesehener, alter Bekannter und Freund", K. Heinzen, auf den oder vielmehr für den wir eine „specielle psychologische Malice" haben so gut wie er für uns, die Sklaverei in jeder Form nicht mehr hassen kann als wir, obschon wir den klimatischen und historischen Entschuldigungsgründen, die für den Fortbestand der Sklaverei in den Baumwollstaaten geltend gemacht werden können, doch auch Rechnung tragen müssen. Wie viel unsere heimischen Zustände auch zu wünschen übrig lassen mögen, so fühlen wir uns doch glücklich, in einem Lande zu leben, wo es wenigstens keine gewaltsam hereingeschleppten schwarzen Sklaven gibt und wo alle diejenigen, welche in einer Art Sklavenzustand leben, wenigstens die weiße Landesfarbe im Gesicht tragen. Aber wir bedauerten den Ausbruch der Revolte und des Kriegs und die auf beiden Seiten an den Tag gelegte Unversöhnlichkeit, weil wir wahrnahmen, mit welcher Freude und Schadenfreude die reactionäre Partei in Europa dieses Ereigniß begrüßte und zu ihren Zwecken ausbeutete. So also stand und steht es mit eurer Musterrepublik! rufen ihre Organe den Freunden der Volksherrschaft zu; sie wittern bereits eine Vermehrung des stehenden Heeres in den Nordstaaten nach dem Maßstab der stehenden Heere Europas, in den Südstaaten aber vollkommen martialische Herrschaft, militärische Dictatur und zuletzt Monarchie, ohne alle repräsentative Verfassung, mit einem einheimischen General oder noch besser mit einem der vielen europäischen Prinzen, die nach einer Versorgung schmachten und für die in Europa selbst die Aussichten immer ungünstiger werden, als Herrscher. Die Kanone ist selbst für die Könige die „ultima ratio"; den deutschen Radicalen, die nicht immer so glückliche Politiker sind, als sie radical sind, ist sie aber das nächste Mittel das beste. Sie scheinen nicht zu bedenken, daß ein lang dauernder Bürgerkrieg nicht blos die materielle und finanzielle Wohlfahrt eines Volks, sondern auch seine sittliche und geistige Cultur für Jahrhunderte vernichten kann und daß nicht selten die Untergangsperiode eines Staatswesens mit Bürgerkriegen und innern Fehden beginnt. Bei dem schweizerischen Sonderbundskrieg handelte es sich nur um die Entwaffnung einer ebenso übermüthigen als

kleinen klerikalen Fraction; aber jenseit des Oceans stoßen ganze Bevölkerungen und mächtige materielle und sociale Interessen aufeinander, und wenn der Enthusiasmus der Secessionisten kein bloßes Strohfeuer ist, so lassen sich bei der Ausdehnung der Sklaventerritorien Dauer und Ende des Kriegs wahrlich nicht absehen. Möge es auch gelingen, den politischen Riß äußerlich durch Blut zu verkitten, so wird doch der moralische fortbestehen und vielleicht früher oder später bei erster Gelegenheit zu einem noch ernstern Bruche führen. Was aber unsere radicalen Landsleute betrifft, die einen so schönen Eifer für die gute Sache der Nordstaaten zeigen, dabei sich aber etwas renommistisch vorzudrängen scheinen, so werden diese, wie wir fürchten und wie aus verschiedenen bedauerlichen Vorfällen hervorzugehen scheint, dem einen Theile nur noch verhaßter, dem andern nur noch unbequemer werden. Viel wird übrigens auf die Haltung der Sklaven selbst ankommen. Karl Heinzen decretirt kurzweg: „Wer Sklavenaufstände niederschlagen hilft, ist ein Verräther", und er gibt den Soldaten Vollmacht, jeden Offizier, der gegen aufrührerische Sklaven Feuer commandirt, auf der Stelle niederzuschießen. Heinzen selbst schießt freilich nicht mit, er schießt überhaupt nicht gern mit Kugeln, lieber mit Injurien; er nennt z. B. einen gewissen O. Ottendörfer in Neuyork einen „Sklavenhalter-Schuft". Man hat Heinzen als den „Chef des deutschen Radicalismus" aufgefordert, die Radicalen zur Bildung eines revolutionären Elitencorps aufzurufen, aber der vorsichtige Heinzen entgegnet: „Der Radicalismus stehe über dem gewöhnlichen Treiben und dürfe daher keine Handlangerdienste thun", und außerdem fragt er sehr richtig: „Wer sollte den «Pionier» redigiren?" Gut war es übrigens, daß Heinzen nicht mit in Baltimore war; er würde sonst seinen christlichen Wunsch, „daß diese Musterstadt der Bestialität mit ihrem ganzen Pöbel vom Erdboden vertilgt werden sollte", sicher in Ausführung gebracht haben.

Aus dem londoner „Athenaeum".

Das „Athenaeum" gedenkt eines Werks von dem verstorbenen Thomas Smith, das von dessen Sohne, dem Geistlichen F. Smith herausgegeben wurde und den Titel führt: „Arminius; a history of the German people and their legal and constitutional customs from the days of Julius Caesar to the time of Charlemagne." Der Verfasser widmete sich seinem Werke mit unermüdlichem Fleiße. „Was ich ausführe", schrieb er einmal aus Heidelberg, „das wünsche ich gründlich auszuführen, sodaß es später als Autorität angeführt werden möge. Ich suche Thatsachen, Lokalitäten, vor allem Daten kritisch aufzuklären. Wo die Quellen voneinander abweichen, da citire ich sie und vergleiche sie kritisch miteinander, indem ich das Zweifelhafte daran hervorhebe und die glaubhaften mit Gründen unterstütze" u. s. w. Das „Athenaeum" bemerkt: „Als eine Studie über die frühere deutsche Geschichte ist das Werk sehr verdienstlich; die Methode ist gut, die Darstellung tüchtig und der Stil, wenn auch wenig anziehend, doch hinlänglich kräftig, um der Würde des Gegenstandes angemessen zu sein." Leider hat der Herausgeber gerade die Noten weggelassen, auf welche der Verfasser so viel Gewicht legte. Unsere Germanologen werden hoffentlich nicht unterlassen, die Hebel ihrer Gelehrsamkeit an diesen „Arminius" anzusetzen, um zu prüfen, ob er etwas wesentlich Neues enthält und dem Anspruch, als Quelle zu dienen, wirklich genügt.

Dasselbe londoner Journal bringt eine wie wir glauben aus der Feder eines Engländers herrührende Correspondenz aus München vom 29. März, in der es unter anderm heißt: „Vergangene Woche hatten wir ein Preisstück, das beinahe ausgepfiffen worden wäre, aber gerettet wurde, wie ich denke aus Rücksicht für den König, der den Preis ertheilt hatte und dem Fehlschlage beiwohnte. Der Preis war ausgesetzt für ein Drama aus der bairischen Geschichte; der Titel desselben lautet «Maximilian» und die Scene ist gegen den Schluß des Dreißigjährigen Kriegs verlegt. Es war gar schwierig, den edeln und ehrenfesten (stern) Krieger, wie Thorwaldsen ihn in gediegener Bronze ausgeprägt hat, in diesem plauderhaften alten Herrn wiederzuerkennen, den wir auf der Bühne sahen und der die vier ersten Acte hindurch bigotes Zeug schwatzt, um zuletzt nach einer Scene, welche derjenigen zwischen Posa (das «Athenaeum» schreibt «Rosa») und Philipp abconterfeit ist, zur Duldsamkeit bekehrt zu werden. Vorher ging auch ein gereimtes Vorspiel nach dem Muster von «Wallenstein's Lager», welches vielleicht die beste Partie des Stücks war, besonders da der Decorationsmaler, an Wahrheit und Treue den Dichter übertreffend, den alten Schrannenplatz dazu geliefert hatte. Mit allen darin vorkommenden Ausrufen von «Deutschlands Muth» und allen Anspielungen auf das «Vaterland» will ich Sie verschonen." Diese ewigen Berufungen auf „deutschen Muth" und deutsches Vaterland müssen, namentlich im Munde katholischer wie protestantischer Sonderbündler des 17. Jahrhunderts, die vom deutschen Vaterlande ebenso wenig etwas wußten als das deutsche Vaterland von ihnen, einem Ausländer in der That höchst komisch vorkommen, und je mehr Preisdramen in Deutschland ins Leben gesetzt werden, um so mehr sinkt, wie es scheint, das Drama selbst im Preise. **H. M.**

Zur vlämischen Literatur.

Von C. J. Hansen erschien in Gent im vorigen Jahre folgende Schrift: „Noordsche Letteren." Diese „Nordischen Briefe", welche gewissermaßen zur Vervollständigung der früher erschienenen „Reisebriefe aus Deutschland und Dänemark" („Reisbrieven uit Dietschland en Denemark") desselben Verfassers dienen, sind dazu bestimmt, die Vlämingen und Holländer mit den nordischen Sprachen und Literaturen bekannt zu machen. Die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in der Wortbildung und Grammatik der dänischen, altnordischen, schwedischen und isländischen Sprache einerseits und der niederdeutschen andererseits werden auf eine recht faßliche Weise dargestellt, dann folgt ein kurzer Abriß der Geschichte der altnordischen, dänischen, schwedischen und isländischen Literatur, welchem nicht nur ausführliche Lebensbeschreibungen der bedeutendsten Schriftsteller, sondern auch Uebersetzungen einzelner aus ihren Werken ausgewählter Proben beigefügt sind. Da der Verfasser ein großes Talent zum Uebersetzen besitzt, ist dieses Werk eine wahrhafte Bereicherung der vlämischen Literatur und ein Stein mehr zum Aufbau des allmählich und langsam vorwärtsrückenden Gebäudes der Vereinigung aller germanischen Völkerstämme.

Einer der bedeutendsten niederdeutschen Dichter, welcher durch Geburt Holländer, durch Erziehung und Gewohnheit Belgier ist, gab seine im Zeitraum von 20 Jahren theils in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreuten, theils in verschiedenen Bänden erschienenen Gedichte zum ersten male vollständig unter dem Titel: „Gedichten van J. Nolet de Brauwere van Steeland (1839—59)", in Amsterdam und Brüssel (1852) gesammelt heraus. Von seinem Talent erfahren dadurch die mit der niederdeutschen Literatur Vertrauten nichts Neues, aber sie überschauen jetzt seine poetische Wirksamkeit im Ganzen. Sie ist reich und reichhaltig. Nolet de Brauwere besitzt den in der vlämischen von den Mittelschichten ausgehenden Literaturbewegung bisher noch seltenen Vorzug einer akademischen und weltmännischen Durchbildung. Seine Gedichte sind daher auch mehr Productionen der Kunst und des Verstandes, als Ausflüsse des Gemüths und des Naturells, nur in seinen launigen Sachen tritt mehr seine eigentliche Persönlichkeit hervor, obgleich auch nur mit bewußter Naivetät. In sprachlicher Hinsicht müssen diese Dichtungen als vortrefflich anerkannt werden. 61.

Bibliographie.

Barth, J., Hohenzollernsche Chronik oder Geschichte und Sage der hohenzollernschen Lande. Nach dem neuesten Stande der historischen Forschung bearbeitet. 1ste Lieferung. Sigmaringen, Tappen. 8. 5 Ngr.

Becht, J., Der goldene Mai. Eine Frühlingsphantasie. Fragment der vier Jahreszeiten. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 16. 15 Ngr.

Bertermann, K. E., Gedichte. Hirschberg, Krahn. 8. 15 Ngr.

Böhme, F. M., Das Oratorium. Eine historische Studie. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Conturen aus Schwaben. 1861. Schaffhausen, Hurter. 8. 10 Ngr.

Ernst, J., Schreiner Joseph Kraft. Ein Bild aus dem schweizerischen Handwerkerleben. Winterthur, Steiner. Gr. 16. 10 Ngr.

Ewich, J. J., Das Fundament aller Religion oder die Versöhnung des gläubigen Gemüthes mit dem denkenden Geiste. Unserer intelligenten Zeit voller Zweifel zur Erwägung dargeboten. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 16. 24 Ngr.

Fest, A., Schloß und Gefängniß. Eine Erzählung. Berlin, Kastner u. Comp. 8. 15 Ngr.

Fitzball, E., Lorelei. Grosse romantische Oper in drei Akten. Von W. Vinc. Wallace. Text nach dem Englischen von J. Mielck. Leipzig, Schuberth u. Comp. 8. 4 Ngr.

Galen, P., Die Insulaner. Rügianisches Charakterbild. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Glaser, A., Galileo Galilei. Trauerspiel in 5 Acten. Berlin, Riegel. 16. 20 Ngr.

Klun, V. F., Das Kaiserthum Oesterreich. Geographisch-statistischer Abriß nach dem neuesten Standpunkte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Kneschke, E., Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart. Kritische Beiträge zur Literaturgeschichte unseres Volkes. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 2 Thlr.

Lambrecht, A., Bruno und Brunhilde. Historisch-dramatisches Gemälde aus den Zeiten Carl's des Großen in drei Abtheilungen. Salzgitter. Gr. 16. 20 Ngr.

Mahler, H. G. F., Picta et Scripta. Heitere Studien. Zwei Bände. Berlin, Kastner u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Matthes, B., Reise-Bilder. Bilder aus Texas. Dresden, Sch. 8. 15 Ngr.

Mengersen, J. B. Graf v., Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Historisches Epos in neun Gesängen. Hannover, C. Rümpler. Lex.-8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Meyer von Schauensee, Luise, Der Knabe vom Berg. Erzählung. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 16. 1 Thlr.

Meyer-Merian, T., Arnold von Winkelried. Trauerspiel in fünf Acten. Winterthur, Lücke. 8. 15 Ngr.

Meyr, M., Vier Deutsche. Roman aus den letzten Jahrzehnten. Drei Bände. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Morell, K., Karl von Bonstetten. Ein schweizerisches Sitten- und Lebensbild. Nach den Quellen dargestellt. Winterthur, Lücke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pimodan, Marquis v., Erinnerungen aus den Feldzügen in Italien und Ungarn 1848 und 1849. Nach der zweiten französischen Auflage übersetzt von J. Seybt. Leipzig, Gerhard. 20 Ngr.

Polt, J. J., Numa Pompilius, König von Rom. Operette in zwei Akten. Musik von Jos. Joh. Soukup. Prag, Pospischil. Gr. 12. 8 Ngr.

Rapp, M., Das goldne Alter der deutschen Poesie. Zwei Bände. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Riehl, W. H., Die deutsche Arbeit. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rom am Rhein. Roman aus der Gegenwart von einem Gläubigen. Zwei Bände. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schirren, C., Nachricht von Quellen zur Geschichte Russlands, vornehmlich aus schwedischen Archiven und Bibliotheken. St.-Petersburg. 1860. Lex.-8. 10 Ngr.

Schmettau, H. v., Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen. Ein geschichtliches Lebensbild, dem deutschen Volke gewidmet. Mit dem Bildniß des Hochseligen Königs. Berlin, Küntzel u. Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schnaase, C., Bildung und Christenthum. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Lex.-8. 10 Ngr.

Sebastiani. — Stimmen aus dem Grabe an meine lebenden Brüder von dem in Stade im Hannöverschen in seinem Grabe lebenden Prediger Sebastiani. Harburg. 1860. 8. 1 Thlr.

Sivers, J. v., Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Steffens, Clara, Emma. Eine Novelle. Zwei Theile. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Künstlerbilder. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Steyrer, C., Durch Irren zur Einsicht. Ein Sittenbild aus dem südbairischen Volksleben unserer Tage. Zwei Bände. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 2 Thlr.

Tafrathshofer, J. B., Blüthen am Lebenswege. Gedichte. Regensburg, Pustet. 1860. 16. 24 Ngr.

Politisches Taschenbuch für Landtagsabgeordnete, Wahlberechtigte und überhaupt für alle Staatsbürger. Mit einer Uebersichtskarte der Landtags-Wahlordnung für das Königreich Böhmen. Prag, Mercy. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thalhaus, F., Serapia. Erzählung aus dem zweiten christlichen Jahrhundert. Nach Abbé France frei bearbeitet. Aachen, Cremer. Gr. 12. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Thiele, H., Rom als Mittelpunkt der katholischen Christenheit nach eigener Anschauung dargestellt. Mit einem Plane von Rom. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Trautmann's, F., heitere Städtegeschichten aus alter Zeit. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 20 Ngr.

Ungt, G., Twee Geschichten in Münstersk Platt. Ollmanns Jans in de Früümde un Ollmanns Jans up de Reise. Münster, Brunn. Gr. 16. 15 Ngr.

Waldmüller, R., Wander-Studien. Italien, Griechenland und daheim. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wehl, F., Allerweltsgeschichten. Ein Novellenbuch. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Weber, K. v., Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Tagesliteratur.

Einigung oder Einigkeit. Ein freimüthiges Wort an die Deutschen von einem Süddeutschen. München, Fleischmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Ereignisse in Amerika in ihrer Rückwirkung auf Deutschland. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Die deutsche Frage und das Großherzogthum Baden. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Hermann, C., Das Verhältniß der Philosophie zur Geschichte der Philosophie. Eine Vorlesung gehalten zum Antritte einer außerordentlichen Professur in der akademischen Aula zu Leipzig am 17. April 1861. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutsche Pflichten. München, Fleischmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Die katholische Presse Deutschlands. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 18. Juli 1861.

Ludwig Börne und Henriette Herz.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber Ludwig Börne ist etwas durchgängig Gutes und Bedeutendes noch nicht geschrieben worden. Was man über ihn in den gebräuchlichen Literaturgeschichten der Neuzeit findet, ist zwar nicht gerade unrichtig oder ohne Verständniß; aber es trifft den Nagel nirgends recht auf den Kopf. Gutzkow's Biographie, mehr ein Werk guten Willens und edeln Strebens als kritisch-biographischer Kunst, litt an einer Schreibart, welche im Rauch die Flammen erstickt. Heinrich Heine's Büchlein über Ludwig Börne darf weniger als ein Beitrag zur Kenntniß Börne's als des Verfassers empfohlen werden. Zwar übermäßig hart und streng, wie man gewöhnlich annimmt, können wir das Urtheil des einen halb freiwillig, halb unfreiwillig Verbannten über den andern, den Gestorbenen, nicht gerade finden. Falsch ist es hier und da im höchsten Grade und Börne hat über Heine einst weit treffender geurtheilt. Doch in Wahrheit ist es dem Verfasser der „Reisebilder" auch niemals darauf angekommen, richtige Urtheile über literarische Zeitgenossen zu verbreiten. Ihn kümmerte ausschließlich das Urtheil über seine eigene Erscheinung. Da er sich nicht mit Unrecht als den Begabtesten unter den deutschen Schriftstellern seiner Zeit fühlte, hielt er ängstlich auf Sonderstellung. Zu Ende der dreißiger Jahre sah er sich in Gefahr, mit Krethi und Plethi der deutschen Demagogen in einen Topf geworfen zu werden, und es tröstete ihn keineswegs, dabei einen so ehrenwerthen Genossen wie Börne zu haben. Zudem empfand Heine Anwandelungen von nicht blos poetischer Sehnsucht nach dem Vaterlande und war mehr als einmal stark versucht, sich mit den bestehenden heimischen Verhältnissen auf einen leidlichen Fuß zu setzen. Hätte der Fürst Metternich es der Mühe werth gehalten, ihm 1840 etwa die helfende Hand zu reichen, wir glauben, es wäre ein seltsamer Frieden zu Stande gekommen und zwar auf den Grundlagen eines etwas frivolen Liberalismus, dem zweifellos beide Theile huldigten. Damals (1840) trat Heinrich Heine mit seiner Schrift über Börne hervor. Sieht man sich dieselbe genauer an, so wird man finden, daß von einer Verdammung Börne's und Börne'scher Grundsätze darin nirgends als von einem großen Endzweck die Rede ist. Heine verwahrt sich dagegen, jemals der Freund eines so rücksichtslosen Demagogen wie Börne gewesen zu sein. Er verwahrt sich dagegen, es mit der Revolutionirung Deutschlands wirklich ernst gemeint zu haben wie Börne. Er empfiehlt sich der Bundespräsidialmacht — könnte man beinahe sagen — als einen Mann von hinreichender Frivolität, um in den Salons der wiener Aristokratie sein Glück zu machen. Entschieden unglücklich wird er nur in dem Bestreben, sein Privatleben gegen das eines Börne in vortheilhaftes Licht zu setzen. Die Art, wie er das Verhältniß Börne's zu Frau Wohl ansieht, zeigt weiter nichts, als daß er von einem andern als einem geschlechtlichen Verkehr der Geschlechter keine Idee hatte. Das überhaupt war Heine's schwärzeste Seite, daß er, um die unschuldige Verzeihlichkeit, ja die Liebenswürdigkeit seiner eigenen kleinen Laster recht schlagend zu erweisen, so oft dazu griff, den Gegner, den Nebenbuhler widerlicher Unnatur zu bezichtigen. In diesem Sinne sprach er aus Haß gegen das strenge, straffe Preußenthum sogar über Friedrich den Großen. Auf diese Weise bekämpfte er Gustav Pfizer und den Grafen Platen. Nicht viel besser machte er es mit Börne. Was Heine über Börne's politisches Verhalten Tadelndes sagt, könnte man in der Ordnung finden, wenn die Gründe, weshalb er es tadelt, nur besser, nur achtunggebietender wären. Aber leider sind sie überall nur witzig, nur hinreißend, nur einzig gut in ihrer Art, verwerflich in jeder andern. Wer auf Kosten Börne's lachen will, lese Heinrich Heine über Ludwig Börne. Wem es darum zu thun ist, den Verfasser der „Briefe aus Paris" zu verstehen, seinem Andenken das richtige Maß von Bewunderung und Mitleiden zuwägen zu lernen, der kann aus jedem andern hierhergehörigen Werke, er kann aus dem betreffenden Artikel des Conversations-Lexikon mehr profitiren als aus Heinrich Heine.

Doch hätten wir nur eine handliche, gut redigirte und

zugleich bezahlbare Ausgabe von Börne's Schriften, so wäre der Mangel einer guten Biographie und Kritik einstweilen noch zu verschmerzen. Aber auch hier liegt die Sache Börne's so im Argen, wie die keines andern deutschen Schriftstellers von gleichem Werthe. Wir wissen nicht, ob die Erben des Verlagsrechts und die Verleger von Börne's Schriften bei der jetzigen Art des Vertriebs ihre Rechnung finden oder zu finden glauben; aber das wissen wir ganz bestimmt, daß sie das Publikum nicht dabei findet. Es ist nach unserer Ansicht ein sehr großer Irrthum, zu glauben, die Werke jener literarischen Vorkämpfer in der Restaurationsperiode ließen sich buchhändlerisch behandeln wie die unserer Classiker. Man übersehe nicht, daß es in Börne — aber auch in Heine — wimmelt von Anspielungen, welche sammt und sonders zu verstehen in wenigen Jahrzehnden ein eigenes Studium sein muß. Da lasse man sich das Publikum nur erst entwöhnen, jene Werke als eine käufliche, gangbare Waare zu betrachten und wir wollen abwarten, wie künftigen Generationen mit der billigsten Ausgabe ihnen fremd und unverständlich gewordener Schriftsteller gedient sein mag. Gewiß wollen wir nicht sagen, daß die Werke eines Börne und Heine keine Dauer versprechen; aber daß die Theilnahme an denselben eine so stetig wachsende sein wird, wie die von den Werken Lessing's, Goethe's und Schiller's, das bezweifeln wir durchaus.

Börne's Schriften, wie sie jetzt vor uns liegen, zerfallen in drei Hauptabtheilungen. Die erste ist unter dem Titel „Gesammelte Schriften" mehrfach aufgelegt, in acht (Hamburg) und in fünf Bänden (Stuttgart); sie enthält hauptsächlich nur das vor der Julirevolution Geschriebene und Veröffentlichte. Die zweite Reihe wird eingenommen von den sechs Bänden „Pariser Briefe", wozu füglich auch geistesverwandte, doch getrennt veröffentlichte kleine Arbeiten, wie der berühmte „Franzosenfresser Menzel", gerechnet werden mögen. Den Schluß endlich bilden mehrbändige Sammlungen von Börne's Nachlaß, worunter noch vieles aus der frühern Periode, namentlich zahlreiche Briefe an Frau Wohl, welche für uns zu dem Anziehendsten gehören, was Börne überhaupt geschrieben. Da die einzelnen Abtheilungen dieser sämmtlichen Werke nun verschiedene Verleger haben, manches, wie wir hören, auch schon vergriffen sein soll, hat es seine Schwierigkeiten, zum Besitz eines vollständigen Exemplars zu gelangen — auch für denjenigen, der 24 Bändchen voll kleiner Briefe und Journalartikel, weil sie von Börne sind, wirklich mit 20—30 Thalern bezahlen will.

Briefe und Journalartikel — weiter enthalten die Werke Börne's nichts von Belang. Was in Form, Umfang und Inhalt darüber geht, das, kann man sagen, war bei Börne vom Uebel. Börne schrieb um so besser, je mehr er nur für einen Tag, für eine Gelegenheit, ja für eine Person zu schreiben schien. Bei Aufsätzen, welche seine Thätigkeit ersichtlich längere Zeit in Anspruch genommen haben müssen, fällt auch der Fortgang und das Ende in der Regel ersichtlich gegen den Anfang ab. Seine Versuche, sich an die Bearbeitung eines größern Ganzen zu wagen, seine Plane, Geschichtschreiber oder Romandichter zu werden, mußten immer kläglich scheitern. Doch wohnte ihm glücklicherweise selbst ein richtiges Gefühl seiner Fähigkeiten und Unfähigkeiten inne, sonst würde er schwerlich so viel um Rath gefragt haben, ob er die Darstellung der großen Französischen Revolution, wie er einmal Lust hatte, wirklich unternehmen solle. Er besaß kein höheres schriftstellerisches Talent als das des Journalisten und Correspondenten; dies eine aber besaß er im höchsten Grade, in einem Grade, wie wahrscheinlich kein Deutscher vor ihm oder mit ihm; in einem Grade, der ihm den schönsten Lorber sichert, welchen der Tagesschriftsteller erringen kann. Dabei war die Lebensart, welche ihm einzig zusagte, eine solche, wie sie seiner literarischen Befähigung und Neigung durchaus zugute kommen mußte. Um das Schlimmste vorauszuschicken, von früh auf hätschelte er, nach Schleiermacher's Ausdruck, mit Behagen seine Faulheit. Die voraussichtlichen Mühen einer großen Arbeit engten seine Schreiblust schon beträchtlich ein, denn wie angewachsen am Schreibtische zu sitzen, war seine Sache keineswegs. Selbst Briefe und kurze Artikel brachte er nur in mehreren, oft nur in vielen Absätzen zu Stande. Frühes oder spätes Aufstehen, sparsame Tageseintheilung — er scheint sich dergleichen nie selbstquälerisch zur Regel gemacht zu haben. Im Bett langweilte er sich auch wachend niemals, das sagte er selbst; außer dem Bett war er nicht ganz ebenso sicher vor der Feindin Langeweile, obschon er doch die Stunden durch ein wenig Lesen, ein wenig Schreiben, durch eine Pfeife Taback, durch ungeduldiges Warten auf den Briefträger und ähnliche, schwer zu vereinigende Hauptgeschäfte auf eine Weise zu verbringen wußte, welche für uns so anmuthige Früchte getragen hat. Sehr viel Zeit scheinen ihn dann und wann seine Berechnungen gekostet zu haben, wie viel er verdienen könnte, wenn er fleißig sein wollte. Jedenfalls fühlte er sich des süßesten Lohnes werth, sobald er einige Seiten heruntergeschrieben hatte und säumte dann gewiß selten, sich denselben nach seinem Geschmack zu Theil werden zu lassen. Aber nicht etwa die Verlockungen des Ehrgeizes waren es, denen er zur Erholung von seinen schriftstellerischen Anstrengungen nachzugeben pflegte; nein, solchen höhern Verlockungen vermochte er jederzeit zu widerstehen, nicht aber denen eines mit kluger Berechnung gemalten Conditorschildes. In der That begleitete ihn die heftigste Vorliebe für das Kaffeehausleben, für Journallesezimmer und Gläser Gefrorenes von Berlin, wo Kranzler 1803 schwerlich schon blühte, bis Paris, wo Tortoni seine letzten Lebensjahre versüßen half. Theater, Concerte, Opernbälle, öffentliche Schaustellungen oder Versammlungen, sei es um eines abgerichteten Seehunds oder um der St.-Simonisten willen, kurz, alle jene bunten Felder, von denen der Tagesschriftsteller Honig zu sammeln pflegt, hatten auch einige Anziehungskraft für unsern Börne. Er sah gern alles, was zu sehen, hörte gern alles, was zu hören war und hütete sich als ein äußerst mäßiger Mann nur kläglich,

irgendwo auf die Hefe der Langeweile zu gerathen. Großes Vergnügen gewährte ihm das Reisen, wenn er auch keineswegs ein gründlicher und unermüdlicher Reisender war. Auch hierbei huldigte er vor allem der Bequemlichkeit und mied sorgfältig, was Anstrengung heißt. Schöne Gegenden genoß er am liebsten vom Fenster des Gasthauszimmers oder vom Kutschensitze aus und begnügte sich deshalb gern mit den Sehenswürdigkeiten, welche der Heerstraße nahe liegen. Seine schriftstellerische Thätigkeit erlitt durch seine häufigen Reisen keinerlei Unterbrechung; vielleicht schrieb er unterwegs mehr als daheim, wenn auch nichts von Anfang an für den Druck Berechnetes. Wo er sich auch befand, erlebte und sah er täglich ungefähr so viel, um mit der humoristischen Selbstzufriedenheit, mit der sorglosen Heiterkeit eines alten Junggesellen, der eine hübsche Rente und keinen beschwerenden Anhang hat, den üblichen Bericht an Frau Wohl abzufassen, aus welchen Berichten der größere Theil seiner Werke, wenigstens aller spätern, entsprungen ist. Aus dieser ganzen Art und Weise von Börne's Leben und Schaffen erhellt mit großer Deutlichkeit, daß die lange Reihe seiner Schriften eine Reihe autobiographischer Beiträge bilden muß, deren Vollständigkeit und Authenticität in der That das Bedürfniß nach einer anderweitigen Lebensbeschreibung des Verfassers ungemein schwächen würde, wenn sie selbst vollkommen geordnet und hinlänglich verbreitet wären.

Doch über die ersten 30 Jahre seines Lebens würde allerdings auch die bestredigirte Ausgabe seiner Werke wenig Aufschluß geben; denn Börne wurde nicht eben zeitig Schriftsteller, sondern erst, nachdem ihm die Restauration, wofür man ihr ironisch danken möchte, sein bürgerliches Amt genommen hatte. Gerade in seine Jugend aber fällt eine kleine Gruppe von Erlebnissen, über die man vorzüglich ins Klare gesetzt zu werden wünschen muß, weil ihr Einfluß auf seine innere Entwickelung sicher der bedeutendste gewesen, den er frühzeitig erfahren hat. Ein kurzer Aufenthalt zu Berlin, die unmittelbar an diesen geknüpfte Studienzeit in Halle war es, die den kaum zum Jüngling Gereiften zuerst mit bedeutenden, ja mit einigen der interessantesten Menschen seiner Zeit in Verbindung brachte und die ersten Flammen des tief in seine Brust gelegten Feuers zum verrätherischen Ausbruch kommen ließ. Nur eine allgemeine Ahnung konnten wir bisher von der Fülle haben, welche die etwas trockene Geschichte von Börne's Jugendleben an der bezeichneten Stelle dem wirklichen Verlaufe gemäß unterbrechen müßte; wir wußten, wo die grüne Oase zu suchen sei und empfanden Durst nach ihren Quellen, aber das Grün zu schauen und der Frische zu genießen, war uns bisher und wie es schien für alle Zukunft benommen. Das Erscheinen der Neuigkeit nun, welche wir heute zu besprechen haben, ist zu nichts Geringerm geeignet, als unsere Kenntniß von Börne's Leben gerade an jener Stelle aufs wünschenswertheste auszufüllen, von deren Bedeutsamkeit, wie sich nun zeigt, unsere Idee keineswegs eine zu hohe, vielmehr die durchaus richtige gewesen. Bevor wir das neu erschlossene Gebiet jedoch durchmessen, wollen wir einen flüchtigen Blick zurückwerfen auf Börne's frühere Wege, denn daß man sich deren verhältnißmäßige Oede recht vergegenwärtige, ist zu seinem Verständniß in der Periode, welche unsere Aufmerksamkeit hier vorzüglich in Anspruch nehmen soll, schlechterdings nothwendig.

Ludwig Börne wurde den 22. Mai 1786 als Löb Baruch in der Judengasse zu Frankfurt a. M. geboren, woselbst sein Vater ein Geschäftsmann war, der — wie es scheint wenigstens späterhin — nicht unwichtige Verbindungen mit Wien unterhielt. Auch dem Großvater, einem Leibjuden, wie W. Menzel sich vielleicht ausdrücken würde, des Kurfürsten von Köln, war es schon gelungen, sich bei Gelegenheit einer Kapitelwahl durch geschickte Aufwendung seines Einflusses den kaiserlichen Hof zu verpflichten, was noch nach Jahrzehnden dem Enkel hätte sehr nützlich werden können, wenn dieser nicht mit seinen unreellen Neigungen eine seltsame Ausnahme von der übrigen Familie geblieben wäre. Der junge Löb Baruch wurde den Ueberlieferungen des orthodoxen Judenthums gemäß erzogen. Ein Hauslehrer, welcher etwas von den freisinnigern Ideen Moses Mendelssohn's profitirt hatte, durfte es doch nicht wagen, seinen Zögling auf Kosten des vor allem gebotenen Unterrichts im Hebräischen und dem heiligen Ritual für dankbarere aber profanere Studien anzustrengen, sodaß dieser, als er mit 14 Jahren in eine neubegründete Erziehungsanstalt nach Gießen gebracht, daselbst aber auch gleich immatriculirt wurde, schwerlich ein Wunder der Gelehrsamkeit gewesen sein dürfte. Doch da das umfangreiche, in mancher Beziehung nicht sehr zweckentsprechende Examenwesen unserer Zeit damals noch nicht erfunden war, möchte es schwer zu bestimmen sein, ob Löb Baruch, außer im Hebräischen, einen leidlichen Tertianer jetziger Schätzung an Kenntnissen übertraf, als man ihn schon zum Studenten machte. Nach allem zu schließen, scheint er von früh an mehr für einen höchst sonderbaren, als für einen sehr begabten Knaben gegolten zu haben. Er liebte es, sich von den Geschwistern abzusondern, und so gewöhnte man sich denn auch bald, ihn für etwas Besonderes, doch keineswegs Besseres anzuerkennen. Lesen war seine größte Lust, doch leider nur das Lesen von Büchern, die im älterlichen Hause mit Argwohn betrachtet wurden, weil sie nichts zum Judenthum Gehöriges behandelten. In den Augen einer alten Dienerin, welche das Regiment im Hause führte, stand die Abtrünnigkeit des Knaben fest, sowie sich sein Charakter auszubilden begann, und die Aeltern würden den Sohn schwerlich so früh aus dem Hause entfernt haben, wenn er ihr Liebling gewesen wäre. Vielleicht war der Vater schon zu sehr Geschäftsmann, um ein junges Familienmitglied, das sich für den Handel entschieden untauglich und für das Studium nicht entschieden tauglich erwies, mit günstigen Blicken anzusehen. Darüber, welches Fachstudium der Knabe zu ergreifen habe, falls er überhaupt studiren sollte, konnte kein Zweifel obwalten. Es gab nur eins, in welchem ihm als Juden ein Fortkommen möglich war, das ärztliche, welches ihn allerdings nicht

im mindesten anlockte. Indessen erst weit später sollte sich Löb Baruch über seinen wahren Beruf klar werden und einstweilen ergriff er, was ihm gewissermaßen Frist zu fernerm Hin- und Hertappen verschaffte: er wurde mit 14 Jahren zu Gießen dem Namen nach Mediciner. Sein Leben als solcher hatte mit der üblichen Freiheit des deutschen Universitätslebens nichts zu schaffen, denn sein Pensionsgeber war beauftragt, ihn genau als Schulknaben und zwar als jüdischen zu behandeln.

Wir lassen es dahingestellt sein, ob der Vater wenig Vertrauen in die Lehrfähigkeit der Universität Gießen setzte oder ob er den Sohn dort nicht mehr hinreichend beaufsichtigt glaubte, als dessen Pensionsgeber von Gießen schied; genug, nach wenigen Jahren, da Löb Baruch nur eben erst fähig zu werden anfing, von den Lehrmitteln einer Universität Gebrauch zu machen, entschloß sich sein Vater plötzlich, ihn nach Berlin zu versetzen. Dort bestand damals noch keine Universität. Doch schon jahrelang vor deren Stiftung bot die preußische Hauptstadt Gelegenheit und Hülfsmittel für allgemein wissenschaftliche, namentlich aber für medicinische Studien wie kaum irgendeine der kleinern Universitäten. Und was den Ausschlag gab, es war möglich, den jungen Mann daselbst der Obhut eines jüdischen Hauses anzuvertrauen, dessen Ruf und Ansehen nicht allein wissenschaftliches, sondern auch sittliches Gedeihen versprach. Marcus Herz, das Haupt dieses Hauses, galt mit Recht für einen ebenso geistvollen Arzt als für einen edeln, in jeder Beziehung achtungswerthen Menschen. Seine Gattin, Henriette Herz, geborene de Lemos, war eine Frau von der seltensten Schönheit, von den seltensten Anlagen des Geistes und des Herzens zugleich. Diese Frau, eine von denen, welche dem höhern gesellschaftlichen Leben Berlins wenigstens für längere Zeit ein eigenthümliches, der gewöhnlichen vornehmen Flachheit hohnsprechendes Gepräge aufgedrückt haben, war geboren zu Berlin am 5. September 1764, stand mithin schon dem vierzigsten Lebensjahre ziemlich nahe, als der siebzehnjährige Pensionär aus Frankfurt a. M. in ihr Haus einzog. Doch die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Reinheit ihrer Formen bewirkte, daß sie noch weit später die Kennerblicke der Künstler auf sich zog. Ihre Ehe mit dem bedeutend ältern Marcus Herz, dem sie außergewöhnlich früh vermählt worden, war kinderlos, wofür sie die Wohlhabenheit und Gastlichkeit des Hauses, welches sie der besten Gesellschaft öffnen durfte, allerdings nie ganz entschädigte, obwol ihre Befähigung für ein reiches Weltleben vielleicht ihre häuslichen Tugenden zu überglänzen schien.

Berlin, um auch davon noch einige Worte zu sagen, konnte zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch immer mit vollem Recht als die Hauptstadt der Toleranz und Freigeisterei gelten, obwol das elfjährige Regiment Friedrich Wilhelm's II. mit unheilvoller Emsigkeit an der Ausmerzung gerade derjenigen Friedericianischen Staatsmaximen gearbeitet hatte, welche dem Emporkömmling unter den Staaten Europas in den Augen Europas das sicherste Recht der Existenz gaben. Es ist wahr, an die Juden beschränkenden Gesetzen hatte es auch Friedrich der Große nicht fehlen lassen, und die preußische Bestimmung, wie viele Töchter und wie viele Söhne einer jüdischen Familie äußerstenfalls wiederum Familien gründen dürften, gab an thörichter Unleidlichkeit dem zu Frankfurt a. M. althergebrachten Judenzwange wenig oder nichts nach. Aber es gab zu Berlin kein Gesetz, welches die Juden in eine schmuzige Gasse bannte, welches ihnen verbot, des Abends über eine gewisse Stunde aus ihrem Revier zu bleiben, welches sie unter den Linden oder im Thiergarten von den Christen schimpflich sonderte oder sonst öffentlich der Verachtung, der Lächerlichkeit preisgab. Gedrückt als Staatsbürger, waren sie frei in der Gesellschaft, und wo Druck am schwersten empfunden zu werden pflegt, in Aeußerlichkeiten und kleinen Dingen, unterschied zu Berlin kein Mensch den Juden und den Christen. Gerade die tonangebenden Stände, hoher Adel, Offiziere von den stolzesten Regimentern, Räthe aller Gattungen, ja ein Prinz des königlichen Hauses gefielen sich damals in Leichtlebigkeit und trieben ein geistreiches Unwesen, das aller Vorurtheile spottete. Nicht der Mittelstand, nein, die vornehme Welt arbeitete in Berlin zuerst für Judenemancipation und drängte sich unbefangen nach den kleinen Zimmern einer Rahel Levi und Henriette Herz.

Im November 1802 traf Löb Baruch, damals vielmehr schon Louis Baruch oder schlechthin Louis genannt — wie wir ihn denn auch bis zur Schlußverwandlung in Ludwig Börne nennen wollen — zu Berlin ein. Was er daselbst im Hause des Dr. Herz lernte, war aber etwas sehr anderes, als weshalb man es für ihn ausersehen hatte — nämlich Liebe, leidenschaftliche, verzehrende Liebe zu einer verheiratheten Frau, die „füglich seine Mutter sein konnte". Die gute Gesellschaft, die schöne Häuslichkeit, der treffliche Unterricht, alles, was sich ihm bot, ließ ihn gleichgültig, außer die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Frau vom Hause. Den geselligen Kreisen gegenüber, welche sich ihm öffneten, scheint er möglichst die altkluge Miene eines reifen Mannes angenommen und sich dadurch unausstehlich gemacht zu haben. Die Studien betreffend, so hätte er freilich auch mit dem besten Willen kaum Zeit gehabt, dieselben ernstlich aufzunehmen, denn etwa zwei Monate nach seiner Ankunft starb Marcus Herz im Januar 1803 nach kurzer Krankheit im besten Alter. So blieb der junge Louis gerade zu Berlin sich selbst und einer Leidenschaft überlassen, die er mit kränklicher Gefühlsschwelgerei nährte, bis der Gegenstand seiner thörichten Qualen dem gefährlichen Spiel entschlossen ein Ende machte. Gleich nach Herz' Tode nämlich hatte die Witwe sich durch Louis' inständige Bitten bewegen lassen den heimlichen Anbeter noch einige Zeit im Hause zu behalten. Als er aber bald nachher den Versuch machte ihr von den glühenden Ergüssen und Liebesgeständnissen, welche er längst halb tagebuch-, halb briefartig, aber nur zu seiner eigenen Erleichterung, niederzuschreiben pflegte, etwas in die Hand zu spielen, als er dann gar ernstlich, aber noch nicht ernst genug zurückgewiesen, auf eine Weise, die unmöglich verborgen bleiben konnte

nach Gift verlangte: da sah Henriette Herz ein, daß die Leidenschaft des kleinen Louis gefährlicher war, als sie geglaubt haben mochte, und sorgte, daß er im Juli 1803 auf die Universität Halle übersiedeln mußte. J. Fürst, der treffliche Biograph Henriettens, sagt:

Bei seinem Abschiede hinterließ er ihr, gleichsam als ein Vermächtniß, ein Tagebuch, welches die innere Geschichte seiner Liebe enthielt. Leider ist dies Tagebuch nicht minder vernichtet, als sämmtliche Briefe Börne's an Henriette Herz, welcher er, nachdem das Feuer der Leidenschaft verraucht war, stets ein anhänglicher Freund blieb.

Das Tagebuch nun, dessen Verlust oder bisherige Verborgenheit den Biographen Börne's, Gutzkow, zu der Behauptung veranlaßte, es möge mit der hoffnungslosen Liebe seines Helden für Henriette Herz wol so arg nicht gewesen sein, als die Rede gehe; jenes Tagebuch ist von den Todten auferstanden, wie und auf welche Weise — wir wissen es nicht, jenes Tagebuch ist es, das hier in den „Briefen des jungen Börne an Henriette Herz" vor uns liegt.

Gestehen wir, daß es uns einigermaßen wunder nimmt, in der Vorrede zu dieser so höchst merkwürdigen literarischen Erscheinung kein Wort darüber zu finden, wie es möglich geworden ist, einen Schatz, den man so sicher verloren glaubte, wie den der Nibelungen, nach so langer Zeit an das Licht des Tags zu ziehen. Wir können uns nur durch die Vermuthung helfen, daß das von Frau Herz vernichtete Exemplar dieses Tagebuchs nicht das einzige gewesen und daß ein zweites Manuscript, wonach der Abdruck geschehen, sich im Nachlaß Börne's selbst vorgefunden haben mag.

„Mir ist nicht wohl, mir ist nicht weh. Ich bin nicht froh, ich bin nicht traurig..." So beginnt die erste, Dienstag den 9. November 1802 (vormittags 12 Uhr) niedergeschriebene Tagebuchnotiz des jungen Mannes. Von Sonnabend den 13. November findet sich (S. 5) ein kurzer Bericht über seine Ankunft in Form eines Briefs an seine Aeltern.

Montag Abend bin ich hier angekommen. Ich war sehr müde und blieb die Nacht im Gasthofe. Den andern Morgen um 10 Uhr ging ich zu Hrn. Professor Herz. Ich traf ihn nicht zu Hause, aber seine Frau... Sie können sich denken, liebe Aeltern, daß ich ein wenig Herzklopfen hatte, als ich zu Madame Herz in die Stube trat. Meine Aengstlichkeit verlor sich sogleich, nachdem ich sie gesehen und gehört hatte. Sie empfing mich sehr freundlich. Herz ist ein sehr guter Mann. Madame Herz besucht mich oft in meinem Zimmer... Sie kann mich sehr gut leiden. Sie kennt vier fremde Sprachen. Haben Sie das je von einer Frau gehört? Sogar griechisch.

Es gefiel ihm keineswegs gleich den ersten Tag zu Berlin. Der Anblick von Frau Herz und ihrer Schwester erinnerte ihn an „das erste Geschöpf, das ihn erfahren ließ, daß ..."; er bildete sich also ein, schon einmal geliebt zu haben und das Bild einer Geliebten noch im Busen zu tragen; aber das dauerte nicht lange. Sowie er etwas tiefer in die Augen seiner schönen Hüterin, die auch seine Lehrerin — wahrscheinlich im Englischen — war, geblickt hatte, fing er an sich wohl zu fühlen und fand bald alles — Zimmer, Brot, Conditorei, Schauspiel und was nicht sonst noch, besser als in Frankfurt. Nur daß sein Fleiß wachse, redete er sich nicht ein. S. 6:

Mit welchen Entschlüssen kam ich nach Gießen! Welche gute Vorsätze faßte ich dort! Und hielt ich sie? Nein. Wird es mir hier wol besser gehen?

S. 10:

Wenn ich Stunde bei ihr habe, das ist meine schönste Zeit; aber lernen werde ich nicht viel. Wer kann aber auch da aufmerksam sein, wenn man ihr so nahe ist, so nahe ihren schwarzen Augen.

So schrieb er am 13. und 21. November. Schon Mitte December glühte der arme Junge, unterdrückte mit Mühe und nur aus Scham die Thränen, wenn er die angebetete Frau vorlesen hörte, ließ sich indessen durch die Macht höherer Gefühle noch nicht abhalten, herzliche Freude über die endliche Auffindung der Theaterconditorei auszusprechen.

Am 19. Januar — January schreibt er, um seine neue englische Gelehrsamkeit anzubringen — glaubte er verzweifeln zu müssen, da er soeben morgens den Tod des Professor Herz erfahren: „Er ist todt und alle meine Freuden sind hin. Ich muß Madame Herz verlassen und das schönste Glück!" — „Sie will mich behalten, ich soll nicht ganz von ihr. Hört ihr's, ihr Menschen?" konnte er spät abends hinzusetzen.

Mitte März hat er den ersten Versuch schriftlicher Erklärung gewagt; natürlich daß er zittert und seine Kühnheit bereut, sobald das Blatt aus seinen Händen ist und er sich ausmalen muß, wie sie es erbricht und überfliegt. — „Nach Jahren wollen wir von der jetzigen Zeit sprechen." Das ist der ganze Inhalt der Antwort, welche er, wie es scheint mündlich, von Henrietten empfängt und deren kühle Freundlichkeit ihn vollkommen außer sich, statt zur Besinnung bringt. Vom 20. März ist das erste Billet an den Apotheker Lezius um Rattengift. Am 31. März richtet er noch einmal „Sterbeworte seines kranken Herzens" an die geliebte Frau, welche ihm das Blatt jedoch mit folgenden daruntergeschriebenen Zeilen zurücksendet (S. 42):

Es ist völlig wider unsere Abrede, daß ich dergleichen Worte von Ihnen annehme, Louis, deshalb schicke ich sie Ihnen zurück. Ich wollte, daß strenger Ernst immer der herrschende Ausdruck in meinem ganzen Wesen gegen Sie gewesen wäre, vielleicht hätte ich dann anders auf Sie gewirkt und glücklicher, oder Sie hätten es wenigstens nicht zu sagen gewagt, wie ich auf Sie gewirkt habe.

Ich wiederhole, was ich erst gesagt, Sie allein können sich froh machen; ich kann nichts dazu thun.

Darauf noch ein Billet, worin er witzig zu sein versucht, das er aber gar ungelesen zurückerhält. Nun bietet er dem Apotheker Lezius 10 Louisdor, wenn dieser ihm den Arsenik geben wolle, „warum er letzthin schon geschrieben". Doch diese wiederholten Vergiftungsversuche oder vielmehr Drohungen scheint Louis — um die Wahrheit zu sagen — nicht ohne Berechnung auf etwas gar zu plumpe Art dem Romeo nachgemacht zu haben. Wenn er aber, wie wir sehr vermuthen, die Giftcorrespondenz mit Willen so einrichtete, daß sie schon durch das zum Todesboten ersehene Dienstmädchen der Frau vom Hause

verrathen werden mußte, so erreichte er den einzig möglichen Zweck, sich Rührung und Nachsicht zu erzwingen, freilich nicht. Vielmehr mußte er aus dem Munde der Geliebten die treffenden Worte vernehmen: „Ich kann Ihre Liebe zu nichts brauchen", und diese Worte scheinen wirklich einen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, den er weder wegzuironisiren, noch wegzuschwärmen mehr im Stande war. Von Mitte April ab hören sich seine Geständnisse weit vernünftiger an. Er schrieb am 18. April (S. 54):

Ich liebe Mad. H. weit mehr wenn sie sitzt, als wenn sie steht. Wenn sie dies wüßte, ich glaube, sie würde dann immer stehen. Auch gefällt sie mir besser mit unbedeckten Haaren als mit der Haube. Wenn sie geputzt ist, kann ich sie auch besser leiden. Das ärgert mich und ich habe mir's lange nicht eingestehen wollen. Es ist nun aber einmal so und ich kann mir's mit aller Gewalt nicht ausreden.

Er fügt dann weiterhin gar noch bei (S. 55):

Ich würde mich sehr freuen, wenn Mad. H. einen Mann heurathete, den sie sehr liebt. Dies ist mir in der That unerklärbar; ein wahres psychologisches Räthsel. Aber gewiß, ich würde mich sehr freuen.

Selbigen Tags, 8 Uhr abends, nachdem er wieder einmal die lateinische Stunde geschwänzt, macht er sich Vorwürfe über seine Faulheit, da er doch durch Fleiß den Lohn freundlicher Blicke von Henrietten zu verdienen im Stande sei. Höchst charakteristisch und eine seiner besten Bemerkungen ist folgende alsdann (S. 57):

Ich spreche immer von meiner Liebe zu H. und ich bin ihr zu Liebe doch nicht ein bischen fleißiger. Mein Leben würde ich sehr gern für sie hingeben, und thue doch ihretwegen nicht eine Stunde anstrengend studiren (wenn ich sonst eben keine Lust zur Arbeit habe).

Je besonnener er wird, desto mehr tritt auch seine Neigung, Worte und Gedanken zuzuspitzen, hervor (S. 62): „Ich wünschte nicht, daß mich H. so liebte wie ich sie, ich könnte das Glück nicht ertragen", schreibt er z. B. am 19. April.

Unklar bleibt uns, was die letzte Notiz von diesem Tage zu bedeuten habe (S. 62):

(Abends halb 9.) Ich komme nach Hause. So wäre denn auch dieser Schritt gethan, der Schritt, von dem sie mich abhalten sollte. Abgeworfen hätte ich jeglichen Stolz und jede Schaam, und vor meine Augen tritt die schaamrothe Sünde. Darf ich ihr wie sonst mit freyer Stirn unter die Augen treten? — O Gott! — Nur der erste Schritt zum Laster fällt schwer; die andern werden leicht und immer leichter. Wie oft habe ich sie mit dem Gelde betrogen; und diesmal auf die schändlichste Weise. Aber ich werde es nicht mehr thun. Ich habe gottlob noch ein Maaß im Vergehen, und dieses Maaß habe ich noch nie überschritten, und dieses Maaß ist noch sehr beschränkt.

Es mag wol nichts Schlimmeres gewesen sein, als daß ihn seine Naschhaftigkeit gezwungen hat, mit den Stundengeldern nicht immer der Ordnung gemäß zu verfahren; denn von einem sträflich weiten Gewissen legt keins seiner sonstigen offenen Bekenntnisse Zeugniß ab (S. 65):

D. 20. April. Wer weiß, ob ich Mad. Herz jezt nicht blos aus Gewohnheit liebe, oder aus Trägheit, den Eindruck, den sie schon längst auf mich gemacht hat, auszurotten. Als ich diesen Abend zwischen 3 und 6 Uhr bei ihr war, fühlte ich wieder die ganze Macht meiner Leidenschaft; ich hätte ihr um den Hals fallen mögen.

Ich bin jezt so heiter als ich's noch nie gewesen war und es müßte gewiß etwas ungewöhnlich Schlimmes sein, das mich verdrießlich machen könnte. Sie hat Züge um den Mund, die unwiderstehlich sind.

Madame Herz kann es nicht leiden, wenn ich sie lobe und bewundere. Das ist Stolz; und nichts kann mich so sehr kränken und mich in meinen eigenen Augen so sehr herabsetzen, als dieser Widerwille für die Aeußerung meines Wohlgefallens.

(Abends 9 Uhr.) Ich denke wohl alles wie ich es der Herzin sage; ich denke aber manches, das ich ihr um alles in der Welt nicht sagen würde.

Seitdem ich Madame Herz kenne, wünsche ich mir Goethe oder Schiller zu sein.

Alberner, wie er selbst meint, aber doch gewiß nicht minder verzeihlich ist der tags darauf ausgesprochene Wunsch „schön zu sein".

„Ich bin heute recht ordentlich und fleißig gewesen und habe viel übersetzt" (S. 71); mit dieser Notiz vom 26. April bricht das Tagebuch für mehrere Wochen ab. Erst vom 10. Juni findet sich wieder ein Sätzchen. Dann, am 9. Juli, folgen Abschiedsworte an Frau Herz, welche in ihrer Sommerwohnung zu Charlottenburg weilt, während er sich zur Reise nach Halle rüstet. Waren schon alle die letzten Ergüsse seit der überstandenen Selbstmordkrisis nicht mehr einzig und allein von Leidenschaft dictirt, hatten Verstand und Witz längst vornehmlich mitgesprochen, so gewinnen sie von nun an geradezu die Oberhand. Jene Worte Henriettens, die Louis in seinem ersten Briefe aus Halle am 19. Juli 1803 anführt (S. 76): „So ist es recht, Louis, bis zur Ironie muß es mit der Sache kommen", scheint er sich ernstlich zu Herzen genommen zu haben. Zunächst fand er sich darein, an die verehrte Frau nicht mehr als an eine Geliebte, sondern als an seine „liebe Mutter" zu denken und zu schreiben. Ein Unterschied in der Form, der einen gewaltigen Unterschied im Inhalt ihres weitern Verkehrs bedingte.

Ueber seine hallesche Zeit, über den Zustand der Universität vor dem Hereinbrechen des Napoleonischen Unwetters hat sich Börne 1823 in dem Aufsatze „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens" (hamburger Ausgabe der „Gesammelten Schriften", dritter Theil) selbst ausgesprochen. Weder an berühmten Lehrern, noch an zahlreichen Zuhörern fehlte es der Universität, als er ihr lernendes Mitglied wurde. Einem der berühmtesten Lehrer war er speciell untergeben; wol auf die Empfehlung Henriettens hatte er im Hause Reil's, jenes ausgezeichneten Mediciners, der später bei Gründung der Universität Berlin und bei der Erhebung des preußischen Volks hervorragend betheiligt war, Aufnahme gefunden. Haben wir nun gesagt, daß die Briefe des Studenten aus Halle, aus dem Reil'schen Hause durchweg lesbarer sind als das früher Geschriebene, so können wir sie nicht immer liebenswürdiger finden. In der That wir fürchten, daß der Schreiber derselben keine sehr angenehme Erscheinung gewesen sein kann. Das gemeine Vorurtheil, welches gerade den begabtesten jugendlichen Mitgliedern der Glaubensgenossenschaft, der Louis entsprungen war, drei Eigenschaften anzuheften pflegt, wo

wir sämmtlich mit Fremdwörtern bezeichnen, nämlich Impertinenz, Arroganz und Malice, es dürfte durch ihn, wie er damals war, schwerlich Widerlegung gefunden haben. Daß ihm, um das Maß der unangenehmen Eigenschaften eines nur halberwachsenen Jünglings voll zu machen, auch eine gewisse Art von Affectation Natur war, dafür legt jede Seite der „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz" Zeugniß ab; Schleiermacher und Henriette selbst haben darin richtig gesehen.

Man kann es noch heute nicht ohne Unwillen lesen, wie schonungslos der vertraulich aufgenommene Fremdling den Stachel seines jungen Witzes an den mancherlei Schwächen einer Familie übte, die ihm als zugehörigen Mitgliede keine ihrer innersten Angelegenheiten zu verbergen trachtete. Doch so sind junge Leute: neben überschwenglicher Herzlichkeit und Gefühlswärme für das, was sie sich erkoren, was ihnen gemäß ist, zeigen sie oft erbarmungslose Kälte und grausamen Hohn gegen Existenzen, welche sie nicht verstehen, welche ihnen nicht durch äußern Schein Achtung abnöthigen. Im Hause des gelehrten Reil zu Halle sah es freilich anders aus, als in dem des eleganten Herz zu Berlin. Die Frau mag wol — wir wollen es gern glauben — in Vergleich mit der schönen Henriette, nichts Besseres als eine gutmüthige Trine gewesen sein. Was Louis über den Mann sagt (S. 90):

> Er ist ein herzensguter Mann, ein schöner Mann, ein großer Geist und noch viele Sachen mehr.
>
> Doch — haben alle Götter sich versammelt,
> Geschenke seiner Wiege darzubringen?
> Die Grazien sind leider ausgeblieben —

möchte gleichfalls genau zutreffen. Die Hauptsache blieb immer, daß die ganze Professorenfamilie, daß Mann und Frau den Pensionär unverkennbar herzlich in ihrem Hause willkommen hießen und ihn so gütig behandelten, daß er sich der Anerkennung selbst nicht entschlagen konnte. Am 20. August 1805 schreibt er an die mütterliche Freundin (S. 83):

> Die Reilin, ich habe es Ihnen schon gesagt, ist eine charmante, herzensgute Frau. Ich kanns gar nicht genug rühmen, wie gütig und sorgfältig sie mich behandelt. So oft sie spazieren fährt, nimmt sie mich mit. Wenn sie mit ihrem Manne Abends außer dem Hause ißt, so bittet sie mich immer, ich solle mir einen meiner Bekannten zu Tische laden, um Gesellschaft zu haben. Ueberhaupt bestrebt sie sich, mir alles nach Wunsche zu machen. Mein Logis ist geräumig und äußerst bequem. Das Essen ist vortrefflich und meine Aufwartung kann ich mir nicht besser wünschen.

Woher es kam, daß Louis trotzdem sein Herz beharrlich gegen die ehrenwerthen Leute verschloß und all ihr Thun und Treiben stets nur im Lichte der Lächerlichkeit sah, darüber haben wir gleichfalls sein eigenes Bekenntniß. Den 26. Januar 1805 schrieb er (S. 133):

> Wenn jemand, wie Reil's ganzes Haus nicht nach meinem Sinne ist, so will ich, daß es mir nicht einen Augenblick gefalle. Wie auch hier, so ist mir in hundert andern Fällen die kleine Mittelstraße zuwider, ob ich gleich sonst alles liebe, was an Gold ist, weil ich dafür Kuchen kaufen und nach Berlin die Reise machen kann.

Daß Frau Reil sich allenfalls die Strümpfe in seiner Gegenwart anzog, daß man große Lust zeigte, ihn zu duzen, beweist viel mehr nicht, als daß er — was ihn freilich am meisten geärgert haben mag — mit 18 Jahren noch sehr knabenhaften Aussehens gewesen sein muß. Auch der Grad seiner Kenntnisse gab Veranlassung, ihn zutraulich als unreifen Jungen zu behandeln. Er mußte sich schon im ersten Briefe von Halle beklagen (S. 79):

> Reil will, und besteht darauf, ich soll auf das Gymnasium gehen, und das ist mir so zuwider und schlägt mich so nieder, daß all mein bischen Eifer, den ich mitgebracht habe, verraucht ist. Bis Ostern soll ich noch auf der (!) Schule gehen und den ganzen Tag weiter nichts lernen als: Lateinisch, Griechisch und Zeichnen.

Darin allerdings hatte Louis recht, Reil konnte es indeß nicht gleich anfangs wissen: für die Schule taugte er nicht mehr. Er war an Erfahrungen, an selbständigem Denken und Beobachten nicht allein seinen Schulbildungsgenossen, sondern auch seinen Altersgenossen viel zu weit voraus, um auf der Secundaner- oder Primanerbank noch eine erträgliche Rolle zu spielen. Sein positives Wissen stand im Misverhältniß zu den Früchten, welche er sich bereits vom Baume der Erkenntniß gelangt hatte: das ist aber bei Talenten seiner Art gewöhnlich in einem gewissen Alter der Fall und für die Ausgleichung muß man ihnen die Sorge selbst überlassen.

Mit Louis' eigener Lust, jenes Misverhältniß auszugleichen, stand es nun vorläufig noch immer schlecht. Er konnte selbst die Beharrlichkeit seines Fleißes nicht rühmen. (Vgl. den dreiundfunfzigsten Brief.) Was er am Ausgang seiner halleschen Periode davon sagt, ist das Richtige (S. 163):

> Mir ist überhaupt das Bewußtsein sehr übel bekommen, daß meines Vaters Vermögensumstände es mir verstatten würden, so lange als ich nur will, auf der Universität zu bleiben; es hat mich faul gemacht.

So werden denn auch Reil's Kinder nicht falsch gesehen haben, wenn sie schon nach kurzer Bekanntschaft meinten (S. 84):

> Herr Louis thut sich gewaltig dick mit seinem Gelde, Herr Louis ist eitel, er glaubt er wäre schön, er guckt sich beständig im Spiegel, putzt sich gerne.

Schwerlich dürften die Kinder zu einer solchen Beobachtung der Nachhülfe von seiten Erwachsener bedurft haben, wie Hr. Louis unwillig argwöhnte. Indessen wir besitzen noch ganz andere Zeugnisse über Louis Baruch, den halleschen Studenten, als solche, die aus seinem Umgange mit der Familie Reil herstammen. Aber das Bild wird auch durch diese keineswegs angenehmer.

Im October 1804 kam Schleiermacher von Stolp an die Universität Halle. Das innige Freundschaftsverhältniß, welches dieser große Mann seit den letzten neunziger Jahren mit Henriette Herz unterhielt, ist uns durch seine jüngst in zwei Bänden veröffentlichten Briefschaften klar geworden. Die edle Frau hatte ihm, da er nach Halle übersiedelte, ihren dort weilenden frühern Pensionär angelegentlichst empfohlen und Schleiermacher trat sein Universitätsamt gewiß mit dem besten Willen an, dem Ersuchen der Freundin zu willfahren. Auch Louis war auf die Ankunft Schleiermacher's begierig. Am 25. September 1804 fragt er seine „liebe Mutter" (S. 115):

Kömmt der Socrates Schleiermacher bald nach Halle? Ich werde ihn lieben, weil er Ihr Freund ist; und ich wünsche, daß ich ihm nicht mißfalle, weil Sie seine Freundin sind. Ich werde verlegen seyn, wenn ich ihn zum Erstenmale spreche; denn ich weiß, Sie werden mich ihm gemahlt haben, und dann muß ich mich schämen. Man spricht schon in Halle von ihm und die Studenten sind begierig auf seine Vorlesungen. Eine Dame sagte mir ohnlängst, sie habe gehört, er wäre ein Jacobiner. Soviel ist vorauszusehen, er wird in Halle mit manchen Herren hart zusammenstoßen, besonders mit den Theologen. Ich werde seine Vorlesungen besuchen, wenn ich Zeit habe, und seine Predigten fleißig hören, damit ich ein besserer Mensch werde. Dieses ist aber eigentlich mein Scherz, denn ich denke Predigten, sie mögen noch so gut sein, vermögen keinen zu bessern; und der Eindruck, den Reden zuweilen auf unser Herz machen, ist nur ein sinnlicher, der bald vorübergeht und keine Spuren zurückläßt.

Nachdem er dann seine Bekanntschaft gemacht, schreibt er den 13. November 1804 (S. 121):

Schleiermacher ist ein wahrhaft göttlicher Mensch, und lächeln muß ich doch über diesen Ausspruch, denn daß mir je ein Mann gefallen könnte, das setzte ich immer in das Reich der lunarischen Möglichkeiten. Ach, liebe Mutter, mir ist so wohl, wenn ich bei ihm bin, und oft so ungezwungen kann ich seyn, daß in diesen Stunden der jedem Menschen anhaftende Egoismus bey mir weit zurücktritt. Ich rede wie ich denke, und ich rede alles was ich denke. In seiner Gegenwart spotte ich meines eignen Herzens, und spotte wiederum dieses Spottes.

In demselben Briefe weiterhin heißt es (S. 124, 125):

Ich komme ohngefähr alle fünf bis sechs Tage zu Schleiermacher, ach, ich käme gern alle Tage, wenn ich nicht fürchtete ihn zu stören. Ich fand Schleiermacher's Physionomie sehr ironisch, gleich im ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft. Ich fragte ihn hernach selbst, ob er wohl so wäre? Er verneinte es, sagte aber zugleich, daß ihn schon viele seiner Bekannten dafür gehalten hätten, und Brenna (die Schwester der Henriette Herz) nenne dieses sein Wesen Canaillerie. Das Wort drückt in der That die Sache sehr gut aus.

Weihnachten 1804 reiste Louis dann sogar mit Schleiermacher zusammen nach Berlin zum Besuch. Auf dieser Reise zuerst scheint er sich das entschiedene Missfallen Schleiermacher's zugezogen zu haben, denn bald nachher tritt die Erkältung zu Tage. An wem die Schuld lag, ist am besten daraus zu ersehen, daß auch Henriette Herz bei jenem Wiedersehen nicht sehr erbaut von dem Wesen des Jünglings war und sich bald darauf in Briefen an diesen selbst und an Schleiermacher offen darüber ausgesprochen haben muß, denn am 17. Februar 1805 entgegnet ihr Louis (S. 136):

Daß Sie sich nicht scheuten mir anzurathen, ich sollte nicht so genialisch sein, daß Sie nämlich nicht fürchteten, ich könnte, Sie mißverstehend, mich damit gekränkt fühlen, indem ich es für Spott achte, das überzeugte mich, mehr als je etwas, von der guten Meinung, die Sie von mir haben.

Aber war es Ihnen denn Ernst damit, liebe Mutter, daß Sie an Schl. schrieben, ich käme Ihnen so affectirt vor? Er erzählte mir's, und daß er eben so sehr wie Sie dieser Meinung sei, verbarg er nicht.

Dann am 20. März 1805 klagt er (S. 138):

Ich habe mich auf Schleiermacher gefreut und mich oft mit ihm getröstet, wenn ich mich einsam fühlte, allein mit mir geht alles rückwärts, auch damit ists aus. Sie haben mich ja dessen versichert, liebe Mutter, daß ich ihm gefallen habe, und auch mir entging es nicht. Aber seit einiger Zeit, so oft ich zu ihm komme, bin ich ihm so gleichgültig, daß er mich nicht einmal kalt aufnimmt. Immer sieht er aus, als werde er gestöhrt, und doch — heißt er mich nicht fortgehen. Ich mißtraue meinen Sinnen sehr, doch hier kann ich nicht irren. Nun bin ich auch nicht so thöricht zu denken, daß Schl. zufällig übel gelaunt sein könne, denn ein solcher Mann wird sich von Launen nicht beherrschen lassen. Aber der einzige Grund ist der, daß ich ihm, meiner Schwachheit und Trägheit wegen, verächtlich scheine. — Was soll ich machen?

Dieser nämliche Brief vom 20. März schließt mit melancholischen Worten der Art, wie sie junge verkannte Genies regelmäßig im Munde führen, bis sie einsehen gelernt, daß es nicht sowol an der Welt ist, sich um ihre Würdigung zu bemühen, sondern an ihnen selbst, sich der Welt als Genies zu erkennen zu geben. Der Schluß lautet (S. 140):

Mich liebt und mich kennt niemand. Bald 20 Jahre irre ich nun herum ohne Freund, und mein Leben wird verstreichen, ohne daß ich mein eigener werde. Aber bedenke ich, wie viele vielleicht, solcher wie ich bin, herumwandeln unter den Menschen, ungeliebt und ungekannt, und sich fürchtend ihre warme Gefühle zu offenbaren, so sich übertünchen lassen, von der Freiheit und Flachheit des Volks, und wie ihre Sehnsucht nie befriedigt, traurig zurückkehrten, und wie wir für einander geschaffen, uns einander zu nähern nicht wagen, dieses Gefühl könnte mich tödten, wäre ich nicht zu krank zum sterben.

Dazwischen fehlt es denn freilich keineswegs an Bemerkungen, an Briefstellen, welche den künftigen Börne mit der ganzen Grazie seines Witzes ahnen lassen. Er ist z. B. im April 1805 in Frankfurt bei seinen Aeltern zum Besuch gewesen und berichtet über sein dortiges Leben im Mai von Halle aus der Freundin (S. 142):

Ich spreche immer von Juden, denn mit Christen gehen wir (seine frankfurter Familie) nicht um, noch weniger sie mit uns. Was nun das für Menschen sind, welch ein Leben das ist, welch ein Handeln. Die alten Juden von Abraham bis zum weisen Salomo, sind mir immer vorgekommen, als hätten sie die allgemeine Weltgeschichte travestiren wollen, lesen Sie das Buch Josua und der Könige, und Sie werden finden wie Blumauerisch alles darin aussieht.

Am 1. September sagt er „seiner guten Mutter" Dank daß sie wenigstens sich mit Schleiermacher nicht verbunden habe, ihn zu verstoßen (S. 149):

Ich habe nun Schleiermacher diesen ganzen Sommer nicht einmal gesehen, und wie wehe es mir thut, daß ich so gleichgültig gegen ihn geworden bin, kann ich nicht genug ausdrücken. Aber es ist nicht meine Schuld, er will mich nicht mehr. Und warum nicht? Ich bin wahrhaftig nicht schlimmer geworden, seit der Zeit, daß ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Aber er hatte mich an sich gezogen, um mich zu bessern, und da er das nicht vermochte, ärgerte er sich darüber und jagte mich fort. Aber mein Gott, wie würde ich mich vor solche Freunde bedanken, die mir meiner vortrefflichen Tugenden und nützlichen Eigenschaften wegen anhingen, daß ich sittlich, ordentlich, fleißig, mäßig, witzig und verständig, und weiß der Himmel was mehr bin, und die mich nicht darum liebten, weil ich Louis bin und kein anderer, und nichts anders! Wie Schleiermacher von seiner Reise zurückkam, sah ich ihn zum erstenmale bei Gall's Vorlesungen, ich ging ihn zu bewillkommnen, aber wie er mich so kalt ansprach, so unausstehlich kühl, daß ich vor Aerger hätte weinen mögen, wenn ich mich nicht geschämt hätte, und seit der Zeit gehe ich auch nicht mehr zu ihm.

In dieser letztern Briefstelle ist besonders klar ausgesprochen, was die Dauer eines guten Verhältnisses zwischen Schleiermacher und Louis unmöglich machte. Ch

rattere, wie der junge Börne, können eine gute Meinung, die ihnen nur auf Bedingung — auf Kündigung sozusagen — dargebracht wird, nicht gebrauchen. Sie wollen auch in den Stadien der Unfertigkeit, schon deswegen geschätzt werden, was sie sind, nicht deswegen, was man sich von ihren Fähigkeiten versprechen kann. Je mehr Louis fühlen mußte, daß Schleiermacher, um ihm seine Freundschaft zu erhalten, allerlei von ihm erwarte, als z. B. Fleiß und folgerichtiges klares Streben, desto unbequemer wurde ihm die Gönnerschaft des großen Freundes der verehrten Frau, die er Mutter nannte, desto unbehaglicher fühlte er sich in der Nähe von dessen unbestreitbarer Ueberlegenheit. Sich selbst und seine Erfahrungen mochte er nicht gering anschlagen.

Wenn auch jung an Jahren, so habe ich so viel doch schon erlebt, und so vieles erlebt, daß mancher Menschen Alter, zehnfach genommen, abspringen würde, am ersten Viertel meines Lebens. Denn in mir lebte ich, und dem Geiste ist kein Ziel gegeben, sein Leben ist unsterblich, wie es nie begann. Doch daß ich mich ergötzen kann, an der Menschen kümmerliche Freuden, darum hasse ich mich. (S. 132.)

So hatte er einmal im Januar 1805 geschrieben. Die Wahrheit ist, daß er sich nur für Augenblicke haßte wegen Dingen, derentwegen er durchaus nicht nöthig hatte sich zu hassen. Für gewöhnlich liebte er sich ganz gewiß wegen Eigenschaften, die vorläufig niemand als er selbst von der guten Seite betrachten konnte. Daß unbedeutende Erfahrungen ihn bedeutend gefördert hatten, war sein Verdienst nicht. In der That brauchen geistvolle junge Leute nicht eben quantitativ mehr zu erleben, zu erfahren als gewöhnliche flache Bursche, um dennoch zehnmal mehr erlebt und erfahren zu haben als zehnmal ältere Leute. Wem Geist verliehen ist, der ist von der Natur geadelt; aber Adel verpflichtet, und mit dem steten Hinweis auf diese Verpflichtung incommodirte wahrscheinlich Schleiermacher den Schützling seiner „Jette" allzu häufig.

Die Briefstellen, in denen Schleiermacher sich hierüber ausgesprochen, sind allerdings schon seit Jahren bekannt. In dem Fürst'schen Buche finden sie sich schon ganz ebenso, wie der zweite Band von Schleiermacher's Leben in Briefen sie wiedergibt. Dennoch gehören sie zu wesentlich zur Vervollständigung des Bildes, dessen Grundzüge wir herzustellen bemüht waren, als daß wir sie hier fehlen lassen dürften. Schleiermacher schrieb am 10. April 1805 *) an Henriette Herz:

Wegen Louis hast du etwas recht und er etwas recht, und ich gar nicht unrecht. Er kam mir ein paarmal sehr ungelegen wegen J. und M., und das mag es wol sein, was ihm aufgefallen ist. Freundlich bin ich ihm übrigens immer, aber gleichgültig ist er mir sehr. Wie soll man mehr Interesse an einem Menschen nehmen, als er selbst an sich nimmt? Er fängt gar nichts mit sich selbst an, vertändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruinirt sich durch Faulheit und sieht dies selbst mit der größten Gelassenheit an, und sagt mir immer: es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas anderm zwingen wollte, so wäre es ja dann doch nicht besser. Wie kann man auf einen Menschen wirken, der sich so den Willen selbst wegraisonnirt? Ich weiß nicht, ob er untergehen wird, manche Natur rettet sich aus diesem Zustande; aber in diesem Zustande ist nicht auf ihn zu wirken und kein Theil an ihm zu nehmen. Dabei ziert er sich noch und ist falsch. So hat er sich z. B. gegen mich angestellt, als ginge er höchst ungern nach Frankfurt, und fürchte sich dort vor der schrecklichsten Langweile, dagegen versichert mich die Reil, er habe sich gefreut darauf wie ein Kind. Wie er klagen kann, daß er trübe ist, begreife ich wohl, aber nicht wie du es als Klage aufnehmen kannst. Was hat ein gesunder junger Mensch, dem nichts abgeht, trübe zu sein? Aller Trübsinn kommt aus seiner Unthätigkeit, die ihn schlaff macht. Du kannst ihm das alles schreiben, ich sage es ihm auch selbst ganz gewiß, wenn er wiederkommt. Schade ist es um ihn, wenn er in diesem Gange bleibt, aber helfen kann ihm niemand, wenn er sich nicht selbst hilft.

Die andere Stelle vom 10. October 1805 lautet:

Mit Louis und mir, liebe Jette, ist es weiter nichts geworden. Er liebt und hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit, und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmüthig über sie wegsehen. Das letzte kann er nicht über mich, und das erste kann ich nicht gegen ihn, denn Faulheit und Eitelkeit sind mir an jungen Leuten ekelhaft und verhaßt. Auf diese Weise ist er eigentlich von mir abgekommen. Ein interessanter Mensch, wenn du es so nennen willst, kann er wol immer bleiben, aber weiter glaube ich nicht, daß er etwas wird, zumal ich auch nicht einmal ein entschiedenes, tüchtiges, bestimmtes Talent an ihm bemerkt habe, auf welches ich meine Hoffnung setzen könnte, daß es Herr über ihn werden und ihn durcharbeiten würde.

Auch nachdem sie von Schleiermacher diese Erklärungen empfangen, ließ es sich Henriette Herz immer noch angelegen sein, zwischen ihm und Louis zu vermitteln. Des letztern Briefe vom 1. December 1805 und 20. Januar 1806 enthalten wenigstens Einwürfe gegen versuchten Zuspruch. Aeußerliche Entschuldigungsgründe für Schleiermacher's Theilnahmlosigkeit gelten zu lassen lehnte Louis mit richtigem Gefühl ab. Dann mühte er sich durch allerlei Sophistereien die Sache so zu wenden, als ob Schleiermacher nur zu faul gewesen sei ihn zu bessern und an sich zu ziehen. Doch gesteht er schließlich (S. 156):

Schleiermacher hat ein Etwas, was mich immer abhalten wird, ihm ganz zu vertrauen und mich ihm warm und innig aufzuschließen. Aber halten Sie dieses Etwas nicht für ein antipathisches Gefühl, das mich abschrecke, es ist vielmehr die Reflexion, die mich warnt. Denn mit der höchsten Ausbildung des Verstandes, der uns zum Bewußtsein unserer Individualität und der Kraft, sie zu behaupten, bringt, auch jenes Gefühl zu verbinden, bei dem, wenn es uns beiwohnt, wir uns nur als Glieder eines Ganzen erkennen: das ist den Männern nie, den Frauen selten nur gegeben. So ist es mit Schleiermacher. Was ich mit Gefühl rede, fürchte ich, wird er für Declamation, was ich mit Verstand sage, für Eloquenz halten, sodaß ich selbst nie meine Befriedigung dabei finde. Darum entsank mir auch immer der Muth, wenn er im Dialog mich so bedächtig mit seinen dialektischen Augen ansah, und mein Vertrauen war zu Ende.

Er trat nicht mehr in nähere Beziehungen zu Schleiermacher. Wiedergesehen hat er ihn später noch einmal am Rhein im Jahre 1819, wenn wir nicht irren bei Arndt; vielleicht auch daß sie sich 1828 in Berlin nochmals begegneten; aber das durch Henriette Herz angebahnte intimere Verhältniß war zu Ende. Es darf kaum hinzugefügt werden, daß Schleiermacher viel zu sehr dem Geiste und der Wahrheit die Ehre gab, um den Schriftsteller Ludwig Börne, der sich aus dem einstigen hallenser

*) Fürst hat 1806, doch das ist offenbar ein Irrthum.

Studenten Louis Baruch entwickelte, nicht zu schätzen und freudig anzuerkennen.

Louis' Briefwechsel mit Henriette Herz — soweit er gedruckt vor uns liegt — brach erst im Herbst 1807 ab. Unter den letzten fünf Briefen aus Halle und den beiden aus Heidelberg, welche die Sammlung schließen, ist der vom 26. Juli 1806 noch besonders merkwürdig. Wir sind geneigt ihn für denjenigen zu halten, dessen vermeintlichen Verlust Fürst als für die Würdigung Börne's ganz unersetzlich beklagt, obgleich Fürst diesen in der Erinnerung unter den heidelbergern suchen zu müssen glaubt, unter den wir ihn nicht zu erkennen vermögen. Wir möchten den genannten Brief zur Unterscheidung von all den übrigen im großen Stil geschrieben nennen, denn der Verfasser schweift hier, durchglüht von seherischer Begeisterung, aus der Enge privater und heimischer Verhältnisse ins Weite. Nicht daß er sich in Allgemeinheiten erginge, nein; aber er blickt auf die ganze Lage der Gegenwart und danach erst beurtheilt er seine eigene. Es ist ihm der Sinn für die wirkliche Welt, für die Zeitgeschichte aufgegangen und er spürt zum ersten male die Lust, sich zu betheiligen, die Hoffnung, etwas zu leisten, eine historische Person zu werden. Auch an einer bestimmten Ahnung des von Westen nahenden Unwetters fehlt es nicht.

Schneller, fürchterlicher, vernichtender als irgendjemand zu denken vermocht hatte, brach dieses über Preußen herein. Vor dem ersten Andrang der nach den unglücklichen Octobertagen sich über die sächsische Provinz ergießenden Feinde scheint sich Louis mit Reil von Halle geflüchtet zu haben. Erst zu Anfang des Jahres 1807 verließ er Halle gänzlich; im Frühling finden wir ihn zu Heidelberg wieder; aber auch dort beendete er seine Universitätsstudien noch nicht, vielmehr warf er sich, der Medicin nie sehr hold, nun erst auf ein anderes Fach, da die Invasion der Franzosen den versteinerten reichsstädtischen Verhältnissen ein Ende gemacht und den frankfurter Juden bisher verschlossene Lebensbahnen eröffnet hatte. Er begann Jura und Kameralia zu studiren und brachte es endlich im Jahre 1808 auf der nochmals bezogenen Universität Gießen bis zum Doctor der Philosophie. Die Geschichte seiner um das Jahr 1811 erfolgten Anstellung als Polizeiactuarius in der damals von einem Napoleonischen Vasallenfürsten regierten Vaterstadt beschreibt er selbst („Nachgelassene Schriften", IV, 85, 86) folgendermaßen:

> Ein einziges mal in meinem Leben sprach ich mit einem Fürsten, der die viel gelobte, aber meiner Meinung nach gar nicht löbliche Sitte hatte, jede Woche für seine Unterthanen öffentliche Audienz zu geben. Ich überreichte ihm eine Bittschrift um Anstellung als Actuar bei einem Amte und trug mein Gesuch auch mündlich vor. Nachdem ich fünf Minuten lang von der Sache gesprochen, sagte der Fürst: er sehe gar kein Hinderniß ein, warum ich nicht Accoucheur werden könnte. Ich war ungewöhnlich fein, dankte für die gnädigste Bewilligung, ließ meine Bittschrift zurück und ward bald darauf Actuar.

Daß ihm die Restauration als einem Juden diese Stellung wieder nahm, haben wir bereits erwähnt. Er ward mit einer höchst mäßigen Pension abgefunden und gewann nun Muße, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, in der er schon längst bescheidene Versuche gemacht hatte. Bereits die Briefe an Henriette Herz enthalten die Andeutung über eine 1806 von ihm verfaßte „Rede an die Juden". Seinen literarischen Ruf begründete die 1818 unternommene Herausgabe der „Wage". Ungefähr gleichzeitig bildete sich das Verhältniß zu Frau Wohl aus, auf welchem von da ab seine ganze Existenz als Mensch und Schriftsteller beruhte.

Mit Henriette Herz pflog er den vertraulichsten Umgang auch fernerhin, so oft sich ihre Lebenswege noch begegneten. Er war schon ein berühmter Mann, als dies zum ersten male wieder geschah. Im Jahre 1819 auf der Rückreise von Italien nahm Henriette Herz zu Frankfurt a. M. einen kurzen Aufenthalt; später nochmals und beide male kamen sie fast tagtäglich zusammen. Im Jahre 1828 reiste Börne auf mehrere Monate nach Berlin und die betreffenden, im dritten Bande der „Nachgelassenen Schriften" enthaltenen Reisebriefe an Frau Wohl geben Kunde von der auch hier wieder erneuerten Herzlichkeit des Verkehrs mit der alten Freundin. Eine Stelle aus diesen Briefen wollen wir anführen, weil sie bezeugt, wie wenig die Anziehungskraft, welche das ganze Wesen Henriettens stets auf einen weiten Kreis geübt hatte, nachließ mit dem Verblühen ihrer einst so gepriesenen Schönheit. Börne schrieb am 24. März 1828:

> Die Herz ist eine merkwürdige Frau! Sie hat unglaublich wenig Geld und weiß doch durch eine kluge Oekonomie sich so einzurichten, daß sie viele Wohlthaten üben und ihrem Hauswesen einen Schein von Behaglichkeit geben kann. Neulich hatte sie eine Soirée, wobei Gesandte, Minister, sogar eine Prinzessin war. In Frankfurt hat man keine Vorstellung davon, wie eine Prinzessin zwei enge Treppen zu einer getauften Jüdin, die keine tausend Gulden Einkommen hat, hinaufkriechen mag, um eine Tasse Thee und ein Stückchen Wurst zu verzehren.

Henriette Herz blieb noch lange der Mittelpunkt einer Gesellschaft, aus welcher manche ausgezeichnete Persönlichkeiten hervorgegangen sind. Sie überlebte den berühmten Freund, dessen knabenhafte Anbetung ihr einst so viel Noth gemacht hatte, um volle zehn Jahre und starb erst 1847, nachdem ihre äußere Lage durch Friedrich Wilhelm's IV. Huld noch kurz zuvor eine Verbesserung erfahren. Am 12. Februar 1837 schon war ihr Börne zu Paris vorangegangen.

Möchte uns die Ankündigung, das Erscheinen einer neuen, vollständigen Ausgabe von Börne's Werken bald die erwünschteste Gelegenheit geben, auf den Verfasser in den Jahren seines Ruhms zurückzukommen. Börne, den Mann, den Schriftsteller, dessen tagesberichtliche Briefe und Aufsätze ewig für den Tag geschrieben erscheinen werden, an dem man sie gerade liest, ihn muß man vorwiegend ins Auge fassen, um auch an den Producten seiner jugendlichen Feder, mit denen uns hier in den Briefen an Henriette Herz ein höchst dankenswerthes Geschenk gemacht worden ist, das lebendigste Interesse zu nehmen. Was in der Vorrede zu dieser von uns besprochenen Erscheinung gesagt wird, daß sich „in den frühesten

Aeußerungen des Jünglings von siebzehn oder achtzehn Jahren der spätere Börne schon ganz fertig" zeige, möchten wir zwar nicht gerade wörtlich genommen wissen; doch Spuren „des Witzes, des Humors, der Weichheit, der Unart, der Eigenwilligkeit des spätern Schriftstellers" sind auch in den ersten Zeilen von seiner Hand nicht zu verkennen. Sein Stil befestigte sich erst, nachdem Jean Paul einen merklichen Einfluß auf ihn gewonnen. In den Briefen an Henriette ist der Stil noch schwankend; oft fehlt alles, was man Stil nennen könnte. Fehler, von denen Börne's Sprache einige niemals los wurde, stammen offenbar schon aus der Lehre, aus dem Hause, aus der Familie. Die Neigung zu Casusverwechselungen, wie sie ärger nicht in den Schreiben des Unterquartaners Karlchen Miesnik an Hrn. Kladderadatsch zu finden sind, hat Börne sich gewiß nicht erst in Berlin zugeeignet, sie ist jüdischen Ursprungs, aber auch das einzige unerfreuliche Erbtheil, dessen Besitz er angetreten und nie verleugnet hat.

Uebrigens scheint uns keine Behauptung falscher als die, daß das Judenthum schwer auf Börne gelastet habe. Wir sind im Gegentheil der festen Ueberzeugung, daß nie ein Jude getauft worden ist, der mit größerer Unbefangenheit seinen Lebensweg fortgesetzt hätte als Börne. Um die Wahrheit zu sagen: die Emancipation Deutschlands nahm sein Interesse so ganz in Anspruch, daß er sich um die Emancipation der Juden verhältnißmäßig wenig kümmerte und seine Abstammung mit der Zeit beinahe ganz und gar vergaß.

M. E. Lessing.

Gottschall's Geschichte der modernen deutschen Literatur.

Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf Gottschall. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1860. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Zweite und überhaupt weitere Auflagen eines Werks können, wie man begreifen wird, in d. Bl. nur dann Berücksichtigung finden, wenn ihre erste Auflage infolge irgendeines Zufalls unbesprochen blieb, was im ganzen sicherlich ein sehr seltener Fall ist, oder wenn die spätere in sehr umgeänderter und erweiterter Gestalt vor das Publikum tritt und gleichsam einen neuen Leib angezogen hat.

Letzteres ist in sehr beträchtlichem Grade mit der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage des Gottschall'schen Literaturwerks der Fall; denn nicht nur hat der Verfasser die Entwickelung der einzelnen lebenden Dichter bis in die neueste Zeit verfolgt und neu auftauchende Talente mit in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, andere Autoren dagegen, deren spätere Leistungen den Anfängen nicht entsprachen, mehr zurücktreten oder ganz verschwinden lassen; er hat auch ganz neue Abschnitte von culturhistorischer Bedeutung hinzugefügt, z. B. ein umfangreiches interessantes Kapitel: „Der Musenhof in Weimar", ferner Betrachtungen über den Einfluß der Philosophie auf Staat, Gesellschaft, Kirche und Kunst, über das moderne Unterrichtswesen und die Literatur, über den Buchhandel und den Geschmack des Publikums, über die Stellung der Schriftsteller, über die Lage der dramatischen Dichter, über Hof- und Volksbühne u. s. w. Er gesteht in der Vorrede selbst, daß von den Vorwürfen, welche die erste Auflage seines Werks getroffen, derjenige ihm als der gerechteste erschienen sei, „der eine genügende Abspiegelung des culturgeschichtlichen Elements darin vermißt". Diese gewiß richtige Erwägung hat den Verfasser bestimmt, in der neuesten Auflage dem culturgeschichtlichen Element größere Beachtung zu schenken, soweit dies, ohne dem ursprünglichen Organismus des Werks zu schaden, überhaupt thunlich war. Sicherlich hat die Gottschall'sche Literaturgeschichte dadurch gegen früher bedeutend gewonnen; denn wie die Bildung des Bodens und der Zustand der Atmosphäre auf Form, Farbe und Wachsthum einer Pflanze den größten Einfluß haben, so sicherlich auch der Allgemeincharakter einer Zeit auf deren geistige Producte.

Ueber die Tendenz, die Einrichtung, den Inhalt und die Form des Gottschall'schen Werks haben wir uns schon früher auf Anlaß der ersten Auflage in d. Bl. in zwei Abhandlungen ausführlicher ausgesprochen, sodaß wir es wol unterlassen dürfen, uns über das Werk nochmals eingehender zu verbreiten. In fast allen übrigen Literaturgeschichten wird bekanntlich die deutsche zeitgenössische Literatur höchst übel und wegwerfend handelt oder ganz ignorirt, zuweilen auch geradezu versichert, sie sei, was wenigstens die poetischen Schöpfungen betrifft, gänzlich inhaltlos und unter der Würde eines Geschichtschreibers. Plausibler ist ein anderer Grund des Ignorirens, der auch wol angegeben wird, daß nämlich die Literaturbewegung der Gegenwart noch unfertig und im Flusse sei, daß manches, was der Zeitgeschmack hoch stelle, nicht vor dem Urtheil der Nachwelt werde Stand halten können, daß unter dem fortdauernden Kampfe der Ansichten und Tendenzen keiner die nöthige Ruhe besitze, um vollkommen parteilos und unbefangen über die gleichzeitige Literatur zu urtheilen und das Bleibende vom Vergänglichen zu unterscheiden. Gottschall ist sich auch dieser und anderer Schwierigkeiten, wie er in der Vorrede zur ersten Auflage andeutet, vollkommen bewußt gewesen; aber mit galanter Tapferkeit hat er sich zum freiwilligen Vertheidiger der modernen Literatur aufgeworfen, in der edeln Ueberzeugung, daß ein von vielen Seiten gehässig und böswillig Angeklagter und vielleicht ungerechterweise vor ein hochnothpeinliches Halsgericht Gestellter doch auch seinen Advocaten haben müsse. Nach Schiller ist es ja nur der Lebende, der recht hat, derjenige, dem sein Recht geschehen muß. Derselbe Schiller bemerkt einmal in einem Briefe an Körner: „Den Deutschen gereichen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden kann." Hiermit hat Schiller selbst den Nachlebenden vorgeschrieben, daß sie auch bei ihm nicht stehen bleiben, sondern ihr Heil eben in einem ewigen Fortschritt suchen sollen.

Die Fortschritte, welche die Literatur in unsern Tagen gegen früher gemacht hat, nachzuweisen und ans Licht zu stellen, ist eben die Hauptaufgabe, die sich Gottschall in seinem Werke gestellt hat. Ja auf dem Felde der Lyrik ist dieser Fortschritt nach Gottschall so bedeutend, daß er nicht ansteht zu sagen: „Die Lyrik der letzten Jahrzehnde, welche in zahlreichen Anthologien eine populäre Verbreitung gewonnen, überflügelt in der That die Lyrik des 18. Jahrhunderts, sowol was die Ausbreitung und Tiefe des Gehalts, als auch was den Reichthum an originellen Talenten, den Glanz und die Fülle der Formen betrifft." Gottschall hätte freilich hinzufügen können, daß dieser Glanz nicht selten ein falscher, diese Fülle nicht immer eine ganz natürliche sei, daß es selbst manchem berühmten neuern Lyriker, wie überhaupt unserer Zeit, an jener Naivetät und Simplicität fehle, wie sie das Kennzeichen jugendlicherer Perioden sei; dagegen hat es seine vollkommene Richtigkeit, wenn der Verfasser an einer andern Stelle hervorhebt, „wie sich die moderne Lyrik durch eine Fülle neuer Gedankenstoffe bereichert hat, wie sie den Staat und die Gesellschaft, alle Ideen, welche die Zeit

bewegen, in ihre Kreise zog, an Ereignisse der neuesten Geschichte anknüpfte und poetische Perspectiven in erotische Formen und in den von der Wissenschaft durchforschten Kosmos eröffnete". Wenigstens einigen der Hauptvertreter moderner Lyrik kann man Gedankenarmuth nicht zum Vorwurf machen. Man blättere nur unsere Spruch- und Sentenzensammlungen durch und man wird finden, daß einige neuere Dichter, voran Rückert und Schefer, ihnen eine größere Ausbeute an gnomischer Weisheit geliefert haben als irgendein älterer, Goethe kaum ausgenommen. Daher gelten dem Verfasser diejenigen, welche „wegen einzelner Fehler des Reichthums bedeutende Leistungen verwerfen", für „kritische Boileaus, die, nüchtern bis auf ihren Grimm, mit der Gartenschere umherliefen und gegen die blühenden Hecken wegen einiger wuchernder Ranken tobten". Aber wol erkennt der Verfasser eine große Gefahr für die Lyrik darin, daß die Frauenwelt die Mode in ihr zu bestimmen angefangen, das Männerpublikum sich aber fast ganz von der Lyrik zurückgezogen habe.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat der Verfasser die Genugthuung, sich sagen zu können, daß er mit seinem Werke den Bedürfnissen eines großen Theils des Publikums entgegengekommen sei. Eine so vollständige Uebersicht der literarischen Kräfte, welche theils in unserer Zeit wirken theils in der kurz voraufgegangenen gewirkt haben, wie sie hier geboten wird, mußte dem aufgeweckten Theile des literarisch gebildeten Publikums allerdings angenehm sein. Der Verfasser übergeht so leicht keinen Autor von nur einiger Bedeutung, und er verbreitet sich nicht nur über die Dichter, sondern auch über die Philosophen, Historiker, Publicisten, Naturhistoriker u. s. w. Sein Stil ist blitzend, bilderreich, etwas luxuriös und könnte hier und da noch beschnitten werden, aber im wesentlichen wird man ihn doch nicht anders wünschen wollen, da einmal diese Sprache *seine* Sprache und mit seiner ganzen Anschauungs- und Darstellungsweise organisch verwachsen ist. Im ganzen möchte dies die am wenigsten langweilige Literaturgeschichte sein, die wir im Deutschen haben. Während der Verfasser manche Schöpfungen und Werke, die man in zehn Jahren vielleicht kaum noch dem Namen nach kennen wird, mit allzu feuriger Zunge lobt, so ist er wol andererseits gegen manche Dichter, namentlich gegen diesen oder jenen Romantiker, nicht ganz gerecht; aber sein Tadel hat niemals etwas Hämisches, versteigt sich nie auf persönliches Gebiet und bewegt sich immer in anständigen, selbst chevaleresken Formen. Man kann diesen Vorzug der Urbanität und Noblesse gerade an einem deutschen Kritiker nicht genug hervorheben, da, wie einmal F. Brendel in seinen „Anregungen" bemerkt, sonst „die alte Roheit und Bärenhaftigkeit der Deutschen noch immer eine Rolle bei uns spielt", oder nach Chr. H. Weiße's treffender Bezeichnung, „noch immer ein geistiges Faustrecht bei uns aufrecht erhalten wird, nur mit Verbannung aller Rittersitte".

Zu der zweiten Auflage seines Werks hat Gottschall ein interessantes Vorwort, ein literarisches Manifest geschrieben, das er mit den Worten beginnt: „Die nöthig gewordene zweite Auflage meiner «Nationalliteratur» beweist wol zur Genüge, daß es auch der weniger mürrischen und hoffnungslosen Betrachtung der modernen Poesie nicht an einem theilnehmenden Publikum fehlt. Wenn Julian Schmidt in jeder «Vorrede» zu einer neuen Auflage triumphirend auf den Sieg seiner Ueberzeugungen hinweist, so will ich nicht in den gleichen Fehler verfallen, da ich recht wohl weiß, daß die Zahl der Leser eines Buchs noch nicht die Zahl der Glaubensgenossen des Verfassers bestimmt und überhaupt von der wechselnden Mode und von mancherlei Zufälligkeiten abhängig ist. Ich will nur in bescheidenem Maße sein Argument auch zu Gunsten meines Werks in Anwendung bringen und in den Sympathien des Publikums einen hinlänglichen Beweis finden, daß auch eine den modernen Bestrebungen wohlwollende und dabei nicht dem nackten Realismus huldigende Darstellungsweise der neuen Literatur keineswegs nur aus einer Laune des Verfassers hervorgeht, sondern aus einer Nöthigung der Zeit, als der Ausdruck einer weitverbreiteten Ueberzeugung."

Er geht dann näher auf die Verschiedenartigkeit der Gesichtspunkte ein, welche Julian Schmidt bei der Abfassung seines Literaturwerks und ihn bei der Abfassung des seinigen leiteten, wobei er es nicht an einer scharfen Analyse der Schmidt'schen Behandlungs- und Beurtheilungsweise fehlen läßt. Mit dieser Analyse im genauen Zusammenhange stehen die Schlußworte, die wir hier anführen wollen: „So möge denn das Werk in seiner neuen Gestalt sich die dauernde und hoffentlich wachsende Theilnahme aller derjenigen erwerben, welche die Talente der Gegenwart achten, an eine freudige Fortentwickelung unserer Literatur glauben und der Dichtkunst höhere Aufgaben stellen, als das Copiren der Wirklichkeit und die stilistische Studie. Hoffentlich ist das deutsche Volk jetzt bald des «trockenen Tones satt», der in Kritik und Poesie in jüngster Zeit eine allzu große Rolle spielte, sonst mögen wir die Denkmäler unserer großen Dichter wieder zertrümmern und den «unsterblichen» Magistern von Leipzig und Berlin, den Gottscheds und Nicolais, solide Ehrensäulen errichten!"

Wir wünschen dem Verfasser ein recht langes Leben und in diesem Leben seinem Werke recht viele Auflagen, damit er die Entwickelungen der deutschen Literatur auch fernerhin gleich liebevoll begleiten, Fort- wie Rückschritte signalisiren und sein Werk innerlich ausbauen und immer mehr vollenden könne. Denn es ist dies eine werdende Literaturgeschichte, die aus den gleichzeitigen Entwickelungen der Literatur selbst ihre Entwickelung schöpft. Es müßte interessant sein, eine spätere, vielleicht erst nach Decennien erscheinende Auflage mit der ersten vergleichen zu können, um zu sehen, welche neue Autoren und Dichter im Laufe dieser Jahre in den Vordergrund, welche der jetzt im Vordergrunde Stehenden in den Hintergrund traten und wie des Verfassers Ansichten über seine jetzigen Lieblinge und Lieblingsschöpfungen dann lauten möchten.

H. M.

Historische Romane.

1. Heinrich von Mömpelgard und Elisabetha von Bitsch. Historischer Roman aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von Theodor Griesinger. Zwei Bände. Stuttgart, Mäntler. 1860. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Graf Eberhard im Bart ist bestrebt, das unter verschiedene Familienglieder vertheilte würtemberger Land unter einen Hut zu bringen und damit gegen fernere, nur zur Ohnmacht führende Zersplitterungen zu schützen. Das gelingt ihm nach mancherlei Verhandlungen, und endlich sind unter Heinrich von Mömpelgard, dem Sohne von Eberhard's Oheim, Ulrich, die verschiedenen Theile vereinigt. Das mag das Hauptsächlichste von dem Historischen dieses Buchs sein, wohin beiläufig noch gehört, daß Heinrich dem Johanniterorden angehört und Coadjutor des Erzbischofs von Mainz ist, weshalb der Papst die geistlichen Gelübde annullirt, damit Heinrich heirathen kann. Dem Historischen ist sodann das Topographische anzureihen, namentlich soweit solches Stuttgart angeht. Der Verfasser hat mit sichtlichem Fleiße sich in dem mittelalterlichen Stuttgart umgethan und bezeichnet vorkommendenfalls genau jeden Fleck des heutigen, wo für die Zeit des Romans irgendein Haus, eine Kapelle, oder Sonstiges in Betracht kommt. Auch fehlt nirgends Monatstag und Jahreszahl. Was sodann den romantischen Theil des Buchs anbetrifft, so fand Referent sich dabei plötzlich zu seinem Erstaunen in jene Blütezeit deutscher Ritterromane versetzt, die, durch Spieß, Cramer und Consorten heraufbeschworen, die liebe Lesejugend im Geiste zu den ungeheuerlichsten Thaten entflammte. Die lasterhaften Streiche eines Ritters, die Tücken eines Pfaffen, die buhlerischen Künste eines schamlosen Weibes bereiten der Tugend und dem Edelsinn mancherlei entsetzliche Gefahren, wo denn ein grundtreuer Knappe so glücklich ist, noch eben zu rechter Zeit Vorkehrungen und Gegenanstalten zu ermöglichen, und dann gottlob sich die Wahrheit der Xenienworte bewährt: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tische"

Es versteht sich, daß zwischen dem allen der keuschen Liebe die gebührende Stelle zugewiesen ist. Die Betheiligten sind freilich gleich dem edeln Manchaner und seiner Dulcinea meistens weit voneinander, und wo sie zusammentreffen, wagen sie kaum einen züchtigen Blick; auch gehen Jahre darüber hin, ehe sie verbunden werden; allein sie werden doch endlich verbunden und damit ist alles gut. Auch verdient es Anerkennung, daß eben das schlechteste Weib im ganzen Buche doch zuletzt in sich schlägt, und den eigentlichen Stammvater des würtembergischen Hauses, der von der Lasterrotte geraubt werden soll, errettet. Als Eigenthümlichkeit des Romans mag vielleicht noch hervorgehoben werden, daß, soweit Referent sich umzusehen vermochte, hier zum ersten male Nonnenklöster als Bordelle vorgeführt werden; auch daß im ganzen Buche von allen vier Jahreszeiten Herbst und Winter vorherrschen, vielleicht um das Laster noch grauenhafter erscheinen zu lassen. Schließlich und im allgemeinen darf übrigens den geschichtlichen Studien des Verfassers Anerkennung nicht versagt werden. Diese Anerkennung schließt jedoch den Wunsch ein, es möge dem Verfasser gefallen, für die Darstellung seiner Studien die Form des Romans ganz aufzugeben, oder wenn wir nun einmal dem sogenannten historischen Romane nicht gänzlich den Abschied geben sollen, bei Walter Scott und andern gültigen Mustern noch fleißig in die Schule zu gehen.

2. Schwert und Kapuze, oder König Wenzeslaw und die Seinen. Historischer Roman aus den ersten Zeiten der Hussiten von Wilhelm Grote. Drei Bände. Berlin, Sandrog und Comp. 1861. 8. 4 Thlr.

Johann Huß und Hieronymus von Prag waren dem Glauben geopfert, nicht, die Wahrheit desselben zu verherrlichen, sondern seine allein seligmachende politische Macht zu sichern gegen die mehr und mehr herandrohende Macht des Geistes, der nicht in Ketten zu legen und auf den Scheiterhaufen zu bringen ist. So war in Konstanz das Fleisch vernichtet, aber das Wort erhob sich lebendiger aufglühend aus der Asche, um in Böhmen zu hellem Brand aufzulodern. Das ungefähr mag der vorliegende Roman haben zur Anschauung bringen sollen, und im allgemeinen läßt sich das auch wol herauslesen. Gleichwol kommt es zu nichts Sonderlichem. Der schwankende König Wenzel, der in verschiedenen Zornausbrüchen wie eine Art Hampelmann vorgeführt wird, ist einem großen Theile der Aristokratie als Glaubensabfälliger verdächtig, während die Hussiten, welche der Titel des Buchs gewiß vorzugsweise als „die Seinen" bezeichnet, durch seine Unentschiedenheit gehemmt werden, ihm sichern Schutz gegen Priestertücke und Adelsmacht zu gewähren. An Priestertücke, wie sie vornehmlich hinter Klostermauern hervorbricht, fehlt es denn auch nicht, und unter anderm muß Ziska's Schwester auch einem Mönch erliegen. Sie stirbt an der Heerstraße, ihr Kind nimmt eine Zigeunerin auf, wird demnächst Frau eines Zigeuners und an einem Kreuz vom eigenen Vater wiedererkannt. Ueberhaupt spielen die Zigeuner, wiewol nur selten vorgeführt, eine Rolle im Buche: sie sind, obgleich Heiden, dennoch edle Menschen und erweisen sich helfend und schützend, wogegen sie endlich hingemordet und vertrieben werden. Zwischen Schwert und Kapuze hin bewegt sich denn auch eine Liebesgeschichte. Boleslav von Hussinecz und Illona von Rosenberg, beide den Hussiten angehörend, haben viele Fährlichkeiten zu bestehen, ehe sie gewissermaßen am Todtenbette des vergifteten Königs die Hände für das ganze Leben zusammenlegen können. Im Grunde jedoch kommen wir in dem ganzen Buche zu nichts. Schwert und Kapuze sollen gegensätzliches Grundthema sein, und wirklich werden auch hin und wieder Schwerter gezückt und Kapuzen arg mitgenommen; allein, wie der König nicht weiß, was er anfangen soll, so hält es Ziska mit den Seinen immer noch nicht an der Zeit, das Kelchbanner zu Sieg und Tod zu erheben, und die mächtigen aristokratischen Gegner sind einer auf den andern eifersüchtig, sodaß eine Phalanx den drohenden Glaubensstreitern gegenüber nicht zu Stande kommt. Es ist ein ewiges Hin- und Herzerren, und der Leser muß sich damit begnügen, daß er einzelne Kapitel und Scenen vielleicht annehmlich findet. Eine nur einigermaßen genügende Befriedigung gewährt das Buch jedoch nicht, wie denn auch Ziska's Ausspruch am Schlusse des Buchs, daß nämlich die Taboriten Böhmen regieren werden, sich bekanntlich nicht bewährt hat.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf das Buch, insofern es als „historischer Roman" bezeichnet ist, so theilt es mit nicht wenigen seiner Vorgänger und Mitlebenden das Schicksal einer für ein Kunstwerk nicht genügenden Anlage und Durchführung, woran vielleicht die geläufig gewordene und doch ganz unpassende Bezeichnung „historischer Roman" die Schuld tragen mag. Wie nämlich Walter Scott den deutschen Romanschriftstellern als Muster gilt, so haben sie doch eben die Hauptsache nicht sonderlich beachtet. Die der Geschichte angehörenden Persönlichkeiten und Thatsachen bilden bei Walter Scott lediglich den Hintergrund in so eigenthümlicher Weise, daß der gewöhnliche Leser sie leicht übersieht, und freilich eben deshalb verleitet werden kann, das in den Vorgrund gestellte Lebensbild als „Geschichtliches" hinzunehmen, also nicht daran zu denken, daß dieses Lebensbild ohne jenen Hintergrund eine Unmöglichkeit sein würde. Bildet der Leser sich damit eine falsche Ansicht, indem er glaubt, sich historische Kenntnisse gesammelt zu haben, so ist das nicht die Schuld des künstlerischen Organismus, sondern die eines nicht begriffenen Kunstwerks, dann aber auch die der unpassenden Bezeichnung desselben als „historischer Roman". Der vorliegende Roman, und mit ihm viele seiner Genossen, kehrt die Sache um. Der Leser sieht im Vorgrunde historische Persönlichkeiten und Thatsachen und wird damit, wenn er nicht etwa geschichtliche Studien treibt, herausgefordert, sie bona fide als getreue Darstellungen hinzunehmen, denn einen festen verläßlichen Punkt verlangt selbst der oberflächlichste Leser fast unbewußt als Handhabe, an und mit welcher er dann die übrigen Personen und ihr Thun und Lassen an sich vorüberwandeln läßt, natürlich ebenfalls in dem guten Glauben, das alles sei pure geschichtliche Wahrheit. Damit ist weder der Geschichte, noch der darstellenden Kunst, noch dem Leser ein Dienst geleistet. Uebrigens läßt sich dem vorliegenden Roman insofern einiges Gute nachsagen, als er das Bestreben zeigt, in jedem seiner Kapitel ein anschauliches Bild vorzuführen.

Friedrich Voigts.

Zur Berichtigung in Betreff Lessing's.

Unter der Ueberschrift „Zu Lessing's Andenken. Mitgetheilt von W. Wattenbach" finden sich in der „ersten Hälfte" des achtunddreißigsten Bandes des „Neuen lausitzischen Magazin" (Görlitz 1861) die in öffentlichen Blättern bereits vielfach besprochenen, Lessing betreffenden Briefe, welche größtentheils zwischen Elise Reimarus und „dem Schwager ihres Bruders, dem 1826 als Administrator der Grafschaft Ranzau verstorbenen Kammerherrn von Hennings, dem Großvater des Herausgebers", nach der Angabe des letztern gewechselt sind. Auf welche Weise sich diese Briefe nicht nur an, sondern auch von dem Großvater erhielten, welches Schicksal sie seit dem Tode des letztern hatten, wie, wann und in welchem Zustande, ob und wie weit in der Urschrift, oder ob und wie weit nur in Abschriften sie der Neffe besitze, darüber theilt dieser uns gar nichts mit, und doch wünscht man bei Briefen, die an 90 Jahre in die Vergangenheit zurückreichen, über dergleichen Auskunft zu erhalten.

In den Bemerkungen, welche der Herausgeber den von ihm mitgetheilten Briefen vorausschickt, sagt er: „Mit Lessing's Verheirathung versiegt die reichste Quelle über sein Leben, der Briefwechsel mit Frau König. Dagegen liegen in den letzten Jahren einige Briefe an Elise Reimarus vor, in denen sich die lebhafteste Herzlichkeit, das offenste Vertrauen ausspricht. Wann diese Freundschaft begonnen hat, weiß ich nicht zu sagen; 1771 hatte Lessing schon das Manuscript der Fragmente, 1773 waren

nach einem der folgenden Briefe in seiner Gegenwart Plane zur Herausgabe gemacht; aber das vertrautere Verhältniß zum Reimarus'schen Hause scheint mir doch mehr der spätern Zeit anzugehören" u. s. w.

Daß das vertrautere Verhältniß zum Reimarus'schen Hause, wenn man nicht richtiger sagt: zu Elise Reimarus, mehr der spätern Zeit angehöre, darin gibt Wattenbach schon der Umstand recht, daß vor dem Jahre 1778 keine Briefe Lessing's an Elise Reimarus und ihren Bruder, den Arzt, vorhanden sind. Wenn er aber meint: „1771 hatte Lessing schon das Manuscript der Fragmente", so ist dies unrichtig, falls es bedeuten soll: Lessing habe das Manuscript erst in jenem Jahre erhalten. Er hat es aller Wahrscheinlichkeit nach schon in Hamburg besessen und von da als sein Eigenthum mit nach Wolfenbüttel genommen, wohin er im April 1770 übersiedelte. Von hier nahm es bei dem Besuche, den er in demselben Jahre Lessing abstattete, Moses Mendelssohn mit nach Berlin, um es zu lesen, wie aus dessen Briefe an Lessing vom 29. November 1770 hervorgeht. Den Verfasser des Werks, von welchem Lessing die Fragmente in Abschrift besaß, Reimarus den Vater, welcher im März 1768 starb, hat Lessing, obgleich noch ein Jahr neben ihm in Hamburg lebend, nicht gekannt, und wie er das Manuscript nicht von ihm selbst erhalten haben kann, so liegt auch durchaus kein Grund und keine Anzeige dafür vor, daß er es von dessen Kindern erhalten hätte, die er erst sehr viel später persönlich kennen lernte. Dasselbe ging vielmehr in Abschriften als herrenloses Gut um, und daher hatte Lessing die Freiheit, deren er sich auch bediente, über die ihm gehörige, vielleicht auf seine Kosten von einer andern Abschrift genommene Abschrift nach seinem Gutdünken zu verfügen. Es ist möglich, daß Lessing selbst anfangs den Namen des Verfassers gar nicht oder doch nicht mit Bestimmtheit gewußt hat. Wie wichtig diese Umstände für die Beurtheilung Lessing's sind, wird niemand entgehen, der die Geschichte der Herausgabe der Fragmente durch Lessing kennt.

Wattenbach nimmt irrig an, daß Lessing das Manuscript im Jahre 1771 durch die Reimarus'schen Kinder erhalten habe, indem er hinzusetzt: „1773 waren nach einem der folgenden Briefe in seiner Gegenwart Plane zur Herausgabe gemacht." In der That heißt es in einem der von Wattenbach mitgetheilten Briefe von Elise Reimarus an Hennings, dem „Hamburg den 8. Februar 1776" datirten: „Was den Plan in Ansehung der bewußten Handschrift angeht, so sind deren hier schon vor drei Jahren in seiner (Lessing's) Gegenwart verschiedene gemacht, die ich aber soviel als möglich hintertrieben" u. s. w. Hier legt sich aber Elise Reimarus eine Wichtigkeit in der Sache bei, die sie nicht hatte. Karl Lessing behauptet*) zu „wissen", daß sein Bruder „1771, als er in Berlin war, dieses Manuscript daselbst drucken lassen wollte", und daß dieser Plan aus Ursachen und Gründen scheiterte, an denen Lessing unschuldig war. An der Richtigkeit dieser Nachricht ist nicht zu zweifeln. Lessing war im September 1771 in Berlin, sowie in demselben Monat und dem October desselben Jahres in Hamburg, und hat offenbar auch damals die Reimarus'sche Familie weder schon gekannt noch die Herausgabe des Manuscripts mit ihr berathen. Dagegen, daß dies, wie in dem Briefe Elisens von 1776 bei Wattenbach steht, „schon vor drei Jahren" oder 1773 geschehen sei, spricht blos, daß Lessing im Jahre 1773 gar nicht in Hamburg gewesen ist. Er kam überhaupt seit 1771 nicht vor dem August 1776 wieder nach Hamburg, was damit zusammenhing, daß seine Verlobte, die Frau König, von 1772—75 von dort abwesend war, und sie sich während dieser Zeit in Braunschweig und Wien sahen. Das Gesagte würde nur der Ausgangspunkt zu einer eingehendern Kritik der vorliegenden Briefe von und an Elise Reimarus sein, da sich gegen eine Menge von Angaben darin ähnliche Bedenken erheben, wie gegen Lessing's vorgeblichen Besuch in Hamburg von 1773. Vielleicht findet sich aber Wattenbach, von welchem wir annehmen, daß er die Briefe in der besten Meinung veröffentlicht habe, schon durch diese wenigen Bemerkungen veranlaßt, die Auskunft, welche wir vermißt, soweit er es vermag zu geben und uns dadurch in den Stand zu setzen, über den Charakter und Werth seiner Veröffentlichung im allgemeinen richtiger zu urtheilen.

August Boden.

*) In seiner Anmerkung zu Mendelssohn's Briefe an Lessing vom 29. November 1770 („Lessing's sämmtliche Schriften", XIII, 258).

Notizen.

Das Deutschthum und der Ultramagyarismus.

In Nr. 25 der wiener „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik" fanden wir die Mittheilung, daß gegenwärtig im Theater in der Josephstadt diejenigen Schauspieler und Schauspielerinnen, welche durch die Auflösung mehrerer deutschen Theater in Ungarn außer Engagement gekommen sind, Vorstellungen geben und alle Umstände in Betracht gezogen überraschend Gutes leisten. Der Berichterstatter bemerkt bei dieser Gelegenheit: „So zeigt es sich denn, daß der leidige Nationalitätengeist, der in dem Gesammtstaatskörper wühlt, nothwendig zugleich alle einzelnen Glieder beschädigen muß. Die Kunst, die vollkommenste Blüte der Völkerentwickelung, die über allen Standes- und politischen Stufen schwebend, bisher als der neutrale Boden galt, als das die Lebenswogen ausgleichende Oel, dessen man sich nicht zur Nahrung, sondern zur Beruhigung und Weihe bedient — die Kunst selbst muß uns öffentlich gestehen, daß sie nach Brot geht, und zwar nach Brot gehen muß, weil jener unselige Zwist bis in die innersten Lebensnerven der Civilisation, bis in die reine Freude an dem allgemein Menschlichen und an seiner Reproduction hineinbringt" u. s. w. Bekanntlich sind in Pesth sämmtliche deutsche Schulen durch die städtischen Behörden ohne weiteres cassirt worden. Wären diese Proscriptionen alles deutschen Wesens wol möglich, wenn die in so vielen ungarischen Städten den eigentlichen Kern der intelligenten Bevölkerung bildenden Deutschen besser zusammenhielten und größere Energie entwickelten? Aber leider mußten wir jüngst in einem deutschen Blatte, erinnern wir uns recht in der „Europa", in einer Mittheilung aus Ungarn lesen, was wir schon so oft über die Deutschen im Auslande lesen mußten, daß sie es sich fast zur Ehrensache zu machen scheinen, ihre Nationalität zu verleugnen. Es hieß in jener Correspondenz: „Wenn man die Deutschen will gering schätzen lernen, so gehe man nach Pesth und höre Meister Schlosser, Meister Schneider und Tischler, der aus Frankfurt a. M., aus Regensburg, Wiesbaden u. s. w. eingewandert ist, über Deutschland spotten und höhnen. Soll der Magyare Achtung vor einer Nation haben, die sich selbst mit Schmuz bewirft? Oder soll er zwischen entarteten und patriotischen Deutschen unterscheiden? Der ungarische Handwerker thut dies; er spricht mit Achtung von Deutschland, wenn er dort auf Wanderung war; der höher gebildete Magyar achtet deutsche Wissenschaft und Bildung, nur die Renegaten wollen wie überall ihre Abkunft verbergen. Von den Tausenden deutscher Bürger hat nicht einer den Muth gehabt, gegen die Aufhebung der deutschen Schulen zu sprechen." Ist dies möglich? Aber freilich, die frühere österreichische Regierung ist mit ihrem monströsen System daran wesentlich mitschuldig. Ihr Verfahren war wol geeignet, den Magyaren den Argwohn und den Wahn einzuflößen, daß sie darauf hinarbeite, sie zu germanisiren, und doch handelte es sich dabei nur um ein Austriacisiren. Das Deutschthum selbst galt dieser Regierung für revolutionär, für gefährlich, für antiösterreichisch, und so that sie nichts, sich an der deutschen Bevölkerung eine geschlossene Macht gegen die Uebergriffe des Magyarismus zu erziehen. Darauf wies auch jener Correspondent aus Ungarn hin, und als ein schlagendes Beispiel führte er den Umstand an, daß sich in Pesth eine selbständige deutsche Liedertafel nicht habe bilden können, weil sie die obrigkeitliche Erlaubniß dazu nicht erlangen konnte. Mögen übrigens die magyarischen Schnurrbärte bedenken, was sie thun. Sie handeln gegen ihren eigenen Vortheil, wenn sie sich eine

Nation von mehr als 40 Millionen, eine Nation, der sie ihr bischen Bildung und die Grundlagen ihres Städtewesens und ihrer materiellen Wohlfahrt hauptsächlich verdanken, eine Nation, die früher große Sympathien für sie hegte, sich durch ihre unvernünftigen Rasereien mehr und mehr entfremden. Zur Cultivirung einer Nation bedarf es eines andern Geistes als des bloßen Husaren- und Czikosgeistes, und wir erinnern hier an die Warnungen der „Literary gazette", die wir bereits in Nr. 14 mittheilten und die darauf hinausliefen, daß sich die Ungarn durch die Aufhebung der deutschen Schulen eines Hauptförderungsmittels ihrer Cultur selbst beraubten. Es steht zwar jetzt im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen fast wie nach einer allgemeinen europäischen Verschwörung gegen alles Deutschthum aus, und wir verkennen die politischen Schwächen und gewisse nationale Unliebenswürdigkeiten der Deutschen keineswegs, die dazu veranlassen mögen: aber die germanischen Ideen sind trotzdem unwiderstehlich, und wie man sich auch gegen sie stemmen und sperren möge, die Zukunft Europas gehört ihnen.

Eine Reiseskizze über Spanien.

Eine anonyme Dame im Matronenalter verließ am 29. Mai 1860 St.... (Stuttgart?) und zwar in Begleitung einer „lieben Cousine", reiste über Zürich, Lausanne, Genf, Lyon, Nimes, Cette, Toulouse, Pau, Ortez, Bayonne, bestieg hier die spanische Diligence und war am 25. Juni morgens 6 Uhr in Elizondo. „Nie ist man dummer und unbeholfener", gesteht die Touristin, „als wenn man in einem Lande einschläft und in dem andern aufwacht. All unser Spanisch, das wir während drei Wochen sitzend, gehend, fahrend mit dem größten Ernst betrieben hatten, war dahin." In Spanien blieb sie nun 12 Tage, sah Pampeluna, Tudela, Saragossa, Lerida, Barcelona, den Montserrat und begab sich dann wieder über Bordeaux nach der deutschen Heimat zurück. Diese Reise hat sie in einer Schrift „Zwölf Tage in Spanien im Sommer 1860" (Stuttgart, Aue, 1861) geschildert, und als Zweck der Abfassung gibt sie an, sie habe sowol in Frankreich wie in ihrer deutschen Heimat so viele Vorurtheile über Spanien verbreitet gefunden, „daß ich es den guten Spaniern (fährt sie fort), die so freundlich und duldsam gegen uns gewesen waren, schuldig zu sein glaube, sie durch diese flüchtige Skizze doch wenigstens im Kreise meiner Freunde zu rechtfertigen. Möchte dieser leise Anstoß die Wellen des Wohlwollens weiter tragen, damit wir Deutsche doch wenigstens jenen Brüdern der großen Völkerfamilie nicht lange mehr so fremd bleiben möchten." Freilich sah die Verfasserin nur einen kleinen Theil Spaniens, nicht einmal die Hauptstadt, auch erfordert es einen etwas längern Umgang und eine gründlichere Bekanntschaft, als eine Neugier- und Unterhaltungsreise von 12 Tagen sie gewähren kann, um ein Volk in allen seinen nationalen Eigenthümlichkeiten und socialen und häuslichen Gewohnheiten kennen und würdigen zu lernen. Die Verfasserin reiste in der Diligence, wohnte in Hotels und besuchte die öffentlichen Spaziergänge; mithin sah sie das Volk nur im Fluge und gleichsam im Sonntagsstaat, auf den sich grade der Spanier besonders gut versteht. Die Verfasserin selbst bemerkt: „Der Spanier hält viel auf sich und seine Kleidung, was für den Reisenden wohlthätig ist. Mag auch das Innere der Wohnungen öde und unwirthlich sein, so dringt man ja auch seltener ein." Französische Ingenieure, die an der Eisenbahn zwischen Pampeluna und Saragossa arbeiteten, nannten Spanien gegen die Verfasserin ein „schreckliches Land", worin sie sich sehr unglücklich fühlten; indeß weiß sich der Franzose überhaupt schwer in die Eigenthümlichkeiten fremder Völker zu finden, und ganz besonders scheinen, wie die Verfasserin bei einer andern Gelegenheit anführt, „spanische und französische Charaktere schwer zusammenzupassen". Der deutsche Reisende, überhaupt gerechter, hat dagegen im allgemeinen eine größere Sympathie für den Spanier. So auch unsere anonyme Dame. Nur reicht es nicht hin, die reizenden Spanierinnen bloß im Spazierschritt auf dem Paseo gesehen zu haben, man muß sie auch bei andern Gelegenheiten beobachtet haben, z. B. bei einem Stiergefecht. Ein solches war während des Aufenthalts unserer Dame in Barcelona angekündigt, aber der Wirth versicherte ihr, „es sei ganz schlecht und nur für das gemeinste Volk", weshalb unsere Touristin vorzog, der Vorstellung einer Truppe Ninios (Kinder) aus Florenz im großen Theater auf der Rambla beizuwohnen. Diese Ninios gaben außer einem Ballet ein Stück unter dem Titel: „Der König von Preußen und die Marketenderin", welches durch seinen Unsinn die beiden deutschen Touristinnen sehr amusirte. An den Barcelonesen rühmt die Verfasserin, daß sie sich überall sehr freundlich und zuvorkommend gegen die deutschen Gäste gezeigt hätten: „Hatten wir nicht gleich die gehörige Summe zur Bezahlung bei uns, wollten sie uns stets mit dem vollsten Vertrauen die Waaren mitgeben." Von den Stalaktitenhöhlen auf dem Monserrat erzählt die Verfasserin, daß sie überaus schön sein sollen, „da man oft von der einen zur andern nur auf allen Vieren kommen kann". Wir hatten bisher noch nicht gewußt, daß eine Stalaktitenhöhle darum schön sei, weil sie den Besucher nöthigt, „auf allen Vieren" hindurchzukriechen. H. M.

Bibliographie.

Benedix, R., Sammlung deutscher Epigramme. Leipzig, Hartknoch. Gr. 16. 1 Thlr.

Brasch, F., Das Grab bei Wöbbelin oder Theodor Körner und die Lützower. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 20 Ngr.

Brodmeier, K., Natur, Vernunft und Offenbarung. Eine Appellation von dem ausschließlichen Kirchen- und Pastorenthum an das Gemeindebewußtsein. Erfurt, Körner. 8. 20 Ngr.

Büchner, Louise, Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimath und Fremde. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Contzen, L., Die Wanderungen der Kelten. Historisch-kritisch dargelegt. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Fischer, K., Schiller als Komiker. Vortrag gehalten in der Rose zu Jena am 30. Januar 1861. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 8. 12 Ngr.

Henke, E. L. Th., Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth und Inquisitor. Marburg, Elwert. Gr. 12. 6 Ngr.

Horand, O., Reffreime der deutschen Zechstube. I. Hagen, Butz. Gr. 12. 3 Ngr.

Die europäischen Staaten seit dem Wiener Kongreß bis zur neuesten franko-sardischen Destruktions- und Annexionspolitik. Nach neuesten Quellen staatenweise gruppirt vom Verfasser des „italienischen Gil Blas". Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Stampfer, C., Geschichte Vinstgaus während der Kriegsjahre 1796—1801. Mit besonderer Beziehung auf das Gericht Glurns. Mit 1 Karte des Kriegsschauplatzes und 1 Plane des Gefechts bei Taufers. Bozen. Lex.-8. 1 Thlr.

Valentiner, Dorothea, Charakterbilder und Gruppen aus der Cultur- und Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Wilson, Sir R., Geheime Geschichte des Feldzugs von 1812 in Rußland. Aus dem Englischen von J. Seybt. Leipzig, Gumprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Holtzendorff, F. v., Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein protestantischer Orden im Staatsdienst. Aus bisher unbekannten Papieren dargestellt. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmitt, F., Die Rechtsverhältnisse Ungarns zu den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie als Entgegnung auf Déak's Adress-Antrag. Wien, Lechner. Lex.-8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 25. Juli 1861.

Thomas Babington Macaulay.

Dritter Artikel: Macaulay als Dichter und Denker.*)

Als Dichter ist Macaulay sehr verschieden beurtheilt worden. Viele haben ihm von vornherein die poetische Ader absprechen zu müssen geglaubt, weil wahre Dichterkraft mit einem so scharfen, kritischen Verstande unvereinbar sei. Thatsache ist, daß Macaulay nur selten von den geisterhaften Gestalten verfolgt wurde, welche das Zwielicht der Phantasie bevölkern.

> Dies Lied soll nachts gesungen sein;
> Wer's liest beim hellen Sonnenschein,
> Dringt nie in sein Geheimniß ein —
> Und doch ist's leicht zu finden!

Solche Romantik war ihm unbekannt; was zu sagen war, sollte klar und deutlich gesagt werden, und seiner Ansicht 'nach ließ es sich besser bei Tage als bei Nacht lesen. Ein Schwärmer war Macaulay nie, selbst nicht in früher Jugend, und merkt man den meisten seiner Gedichte an, daß viel Nachdenken auf die Abfassung derselben verwandt wurde. Dies bezieht sich hauptsächlich auf seine „Lays of ancient Rome". Die Vorrede zu diesen Liedern ist in ihrer Art interessanter als die Gedichte selbst; Macaulay enthüllt uns darin in anziehender Weise den Entstehungsproceß dieser Dichtungen und bemerkt, daß er durch das Studium Niebuhr's darauf gekommen sei, die großen Legenden, welche in den ersten Büchern von Livius vorkommen, in ihre vermuthlich ursprüngliche Balladenform zurückzuschmelzen. Außerdem finden wir in der poetischen Thätigkeit Macaulay's wieder dieselbe Eigenthümlichkeit, welche uns bereits bei seinen Reden entgegentrat, nämlich daß er mehr Sympathie mit der Vergangenheit als mit der Gegenwart hatte; schon in den meisten seiner Jugendgedichte zeigt er sich frei von Gedanken oder Emotionen, die irgendwelche Beziehung auf seine Persönlichkeit oder seine eigene Zeit haben. In Ivry, der Armada, der Schlacht bei Naseby, ebenso wie in den altrömischen Liedern ist es unmöglich, eine einzige Anspielung zu entdecken, welche ein Gefühl für das Leben der Gegenwart verräth; es sind eben eine Reihe von historischen Gemälden, welche durch eine große Kluft voneinander und von uns getrennt sind. Die beste von diesen historischen Balladen ist offenbar die „Schlacht bei Naseby", welche wir hierhersetzen, da sie den meisten Lesern noch unbekannt sein wird:

Die Schlacht bei Naseby,
von Obadiah „Bindet-ihre-Könige-in-Ketten-und-ihre-Edeln-mit-Fesseln-von-Eisen", Sergeant in Ireton's Regiment.

> O! warum kommt ihr dort frohlockend aus dem Nord
> Mit Händen und mit Füßen und Kleidern von Blut genäßt?
> Und warum schickt euer Hauf' Geschrei zum Himmel auf?
> Und woher sind die Reben, die ihr in der Kelter preßt?
>
> Die Wurzel war verflucht und bitter war die Frucht,
> Und purpurn war der Weinsaft, der da floß aus Beer' und Kern —
> Denn wir traten auf die Schar, die stolz und mächtig war,
> Die hoch im Rath saß und erschlug die Heiligen des Herrn.
>
> Im Juni zur Mittagszeit, — die Sonn' schien hell und breit, —
> Da sahn wir ihrer Banner Tanz und ihrer Panzer Schein;
> Gesalbten Haars erschien der Mann des Bluts, um ihn
> War Astley und Sir Marmaduke und Ruprecht von dem Rhein.
>
> Einem Priester gleich zu Pferd, mit Bibel und mit Schwert,
> Ritt durch die Reihn der General und formt' uns zum Gefecht;
> Da in der Feinde Schos brach ein Gemurmel los
> Und ein gottloses Schlachtgeschrei für des Tyrannen Recht.
>
> Und horch! wie schaumverhüllt am Strand die Brandung brüllt
> So durch die ganze Linie hört man nun das wüste Schrein;
> Für Gott und für die Kron'! Für die Kirche, für den Thron!
> Für Karl, den König von Engelland und Ruprecht von dem Rhein!
>
> Der deutsche Wüthrich naht mit Pfeif' und Trommel im Staat,
> Mit seinen Räubern vom Elsaß und den Pagen von Whitehall;
> Nun faßt ihn ins Gesicht — schließt eure Reihen dicht!
> Kommt Ruprecht, zwischen Sieg und Tod bleibt uns dann nur die Wahl!
>
> Sie sind da, sie brechen ein. Es schwanken unsre Reihn —
> Unsre Linke schwindet vor dem Feind wie Stoppeln vor der Glut;
> O, Herr, schütz' deine Knecht'! O, Herr, beschirm das Recht'!
> Nun sammelt euch und fechtet's aus — ihr steht in Gottes Hut.
>
> Skippon, der Held, verblich — das Centrum brach und wich —
> Was für ein Pferdegetrappel klingt im Rücken uns? Hört ihr?
> Wessen Banner weht von fern uns? Hurrah, gesandt vom Herrn uns —
> Nur einen Augenblick — hurrah! und Oliver ist hier.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1; den zweiten in Nr. 15 d. Bl. D. Red.

Wie fliegen sie herbei! Die Speer' in einer Reih' —
Gleich Wirbelwind in einem Forst, gleich Wassersturz im Deich —
Unsrer Kürassiere Wucht trieb alle in die Flucht
Und hat ihren ganzen Pikenwald zerschmettert mit einem Streich.

Ihr, die noch jüngst so keck — was sucht ihr im Versteck?
Eure feigen Köpfe müssen doch verfaulen auf Temple Bar.
Und er — er kehrt, er flieht — sein schmachvoll Auge sieht
Die Qualen seiner Feinde gern: doch ungern sieht's Gefahr!

Kamraden, fegt den Plan und wo auf blut'ger Bahn
'Ne Leiche liegt, da tretet sie noch einmal in den Staub.
Dann nehmt die goldnen Dinger von Aermel, Tasch' und Finger,
Die Zeichen ihres Uebermuths und nun des Armen Raub.

O! Euer Wams saß gut, euer Herz schlug wohlgemuth,
Als ihr heut in der Früh geküßt eurer Schönen Lilienhand;
Und morgen wird der Fuchs aus der Höhl' im Tannenwuchs
Mit seinen Jungen heulend gehn um eure Leich' im Sand.

Wo ist die Zunge nun, die zu lästern nicht wollte ruhn
Und eure Hand, die mit dem Schwert jüngst noch geprunkt so sehr,
Euer duftig Seidenkleid, euer Fluch und euer Eid,
Sonett, Theater, Kartenspiel und was der Dinge mehr?

Zertreten von bitterm Hohn sammt Priestermütz' und Kron'
Liegt nun des Papstes Mammon und des Hofes Götzentand,
Weh' herrscht in Orfords Schul', in Durhams Kirchenstuhl,
Der Jesuit schlägt seine Brust, der Bischof zerreißt sein Gewand.

Und zittern am Tiberstrom sollen die sieben Hügel von Rom,
Wenn von den Schwertern Englands sie die Mär vernehmen dort;
Und die Könige all' voll Graun, sollen hören sie's und schaun,
Was Gottes Hand gethan hat für Parlament und Wort.

So gut auch die vorstehende Uebersetzung ist, so wird doch nur derjenige, der die „Schlacht bei Naseby" im englischen Original liest, vollkommen im Stande sein, dieser trefflichen Ballade gehörige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Danzel in seinem Leben Lessing's bemerkt, daß uns Heutigen nur dann eine Geistesentwickelung einen normalen Verlauf zu haben scheine, wenn der Geist erst im Mannesalter, infolge trüber Kämpfe und gewaltsamer Umwälzungen, den Standpunkt erreiche, auf dem er zu beharren bestimmt war. Wir meinen, es gehöre dazu, daß einer von einem totalen Bruch mit seiner Vergangenheit zu erzählen habe, und thun uns nicht wenig darauf zugute, wenn es uns so schlimm geworden, — und sollten wir uns auch das innere Zerwürfniß, welches dabei vorausgesetzt wird, erst nachträglich eigens zu diesem Zwecke antäuschen. Nicht so das ältere, einfachere und zum mindesten nicht weniger gesunde Geschlecht, welches noch nicht gelernt hatte, mit sich selber schön zu thun. Hier gewann der Geist zu der Zeit, in welcher sich überhaupt der Mensch physisch und sittlich zu einem Individuum befestigt, seine Grundstellung zur Welt und Wissenschaft, und wählte sich, was er lieben wollte; es war dies seine Urform, die sich dann nicht eben in geradliniger Fortbildung, sondern auf dem Wege vielfältigen Hinzu- und Umlernens, aber doch in continuirlicher Metamorphose, theils in der Breite hin fortentwickelte, theils immer schärfer bestimmte und mit gründlicherm Selbstverständniß vertiefte. So ist von Klopstock schon auf Schulpforta nicht nur der „Messias", das Werk seines Lebens, entworfen und begonnen worden, sondern die Rede, welche er bei seinem Abgang auf die Universität hielt, spricht auch das klarste Bewußtsein über seinen Standpunkt aus. Auf ähnliche Weise vollführte auch Lessing schon in Meißen jene That geistiger Selbsterschaffung, durch welche der Mann ist, was er ist; und wurde Macaulay bereits in Cambridge als Student, was er zu werden bestimmt war. Sein erstes Aufleuchten war nicht sein Glanzpunkt; im Gegentheil trägt sein Leben bis ans Ende den Charakter eines unablässigen Fortschreitens; aber das Gesetz seines Daseins stellte sich bereits in seiner Jugend fest.

Ein Blick auf die frühesten Schriften des Historikers lehrt dies zur Genüge. Die Veröffentlichung dieser Schriften ist gerechtfertigt, weil die meisten derselben einen innerlichen Werth besitzen, zugleich aber auch, weil sie biographisch wichtig sind und uns Macaulay's Ansichten und Stil im Entstehen und Durchbilden vorführen. Manche dieser Artikel würden wir zurückweisen, wenn sie nicht von Macaulay herrührten; wären sie von einem Mr. Plumpudding oder Macdonald verfaßt, so würden wir das Unternehmen tadeln, sie dem deutschen Publikum in einer Uebersetzung zugänglich zu machen; aber weil sie von Macaulay sind, heißen wir sie willkommen. Der Inhalt der Bände ist zu mannichfaltig, als daß wir eine eingehende Kritik derselben liefern könnten. Die Essays über Dante, Petrarca und die athenischen Redner sind nicht so gründlich und schlagend, wie spätere, welche zuerst in der „Edinburgh Review" veröffentlicht wurden. Einer der interessantesten Artikel ist die Unterhaltung zwischen Milton und Cowley über den großen Bürgerkrieg, in welchem diese beiden berühmten Dichter bekanntlich auf verschiedenen Seiten standen, Milton auf der der Patrioten, während Cowley ein eifriger Royalist war. Die Conception von den Charakteren der beiden Disputanten ist ungenügend, aber in der feinen und scharfen Widerlegung, welche Milton in diesem imaginären Dialoge allen Sätzen Cowley's über den Fluch der Revolution und Anarchie, sowie über das schreiende Unrecht, welches man Karl I. that, zu Theil werden läßt, zeigt sich bereits die natürliche Logik, welche Macaulay in spätern Jahren in so hohem Maße zu Gebote stand. Die Einkleidung des Dialogs ist, daß Milton und Cowley, welche in Gesellschaft eines gemeinschaftlichen Freundes zusammen zu Mittag gespeist haben, nach dem Essen eine Wasserfahrt auf der Themse machen, und wie sie an den Thürmen von Westminster und Whitehall vorüberrudern, bricht Cowley in Klagen über die schrecklichen Thaten aus, an welche ihn der Anblick dieser Orte erinnert. Er betrachtet die Revolution als eine Sündflut, welche alles zerstört und in Verwirrung gebracht habe; Milton bemerkt dazu, daß allerdings eine Flut über das Volk hinweggefahren sei, aber keine Sündflut, sondern eine gesegnete Flut, wie die Ueberschwemmungen des Nil, welche freilich alte Landmarken wegwaschen und Grenzen verwirren und Wohnungen fortreißen, ja sogar viele faule und gefährliche Reptilien erzeugen, aber auf der andern Seite auch den Kornboden füllen, den Garten verschönern und alles Lebende ernähren. Cowley geht sodann zu einer bittern Philippika gegen das Lange Parlament über, welches auf alle Zuge-

ständnisse des Königs mit Beleidigungen antwortete und der offenen Hand der Gnade mit der geballten Faust der Bosheit gegenübertrat. Dagegen entwirft Milton eine herbe Schilderung von der Treulosigkeit, Wortbrüchigkeit und Heuchelei des Königs Karl, welchen Cowley hinwiederum in Schutz nimmt als einen gnädigen Fürsten und vollendeten Edelmann, der nur das Unglück gehabt habe, in einer Zeit zu leben, worin der Geist der Menschen für die Freiheit, und die Präcedenzfälle früherer Zeiten für die Prärogative des Königs waren. Für Jakob I. und Elisabeth habe man nichts als Lob, aber sie seien gerade so tyrannisch gewesen wie Karl. Milton behält jedoch in diesem Streite das letzte Wort, indem er anführt, daß jene nie geschworen, ihre Prärogative aufgeben zu wollen, und daß er Karl nicht wegen der schlechten Regierung seiner frühern Jahre tadle, sondern wegen dessen, was er that, nachdem er die Bill of rights angenommen hatte.

Sie gehen dann zur Besprechung der Hinrichtung König Karl's über. Milton erklärt, daß die Heftigkeit, welche ihm in seinen jüngern Jahren zur Last gelegt wurde, durch das Alter und die Blindheit, womit Gott ihn geschlagen, sehr gemildert sei und daß er nicht alles vertheidigen wolle, was er früher geschrieben habe. Aber noch jetzt sehe er nicht ein, warum ein König nicht ebenso gut bestraft werden solle wie jemand anders; wo die größte Macht und Gelegenheit sei, Schaden zu stiften, da müsse es auch eine Möglichkeit geben, dasselbe zu verhindern. Man dürfe nicht sagen, daß es keine Gesetze gegen einen König gebe; denn Gott selbst habe das Gesetz der Selbsterhaltung in unsere Herzen geschrieben; es gebe einen uranfänglichen Gesellschaftsvertrag, der nicht in besondern Ausdrücken abgefaßt, noch auf Pergament niedergeschrieben, noch auf Stein eingegraben sei; der aber in der Thatsache, daß die Menschen sich zusammenfanden, implicirt, in allen folgenden Gesetzen vorausgesetzt, unzerstörbar und nicht darum für ungültig erklärt werden könne, weil er in diesem oder jenem Codex nicht anerkannt sei. Er fährt dann fort, die Inconsequenz derer auseinanderzusetzen, welche einen Unterschied zwischen solchen machen wollen, die nur gegen den König fochten, und solchen, die ihn zum Tode verurtheilten. Wäre seine Person unverletzlich gewesen, so war es ebenso schändlich, bei Naseby das Schwert gegen ihn zu ziehen, als ihm in Whitehall den Kopf abzuschlagen. Uebrigens wolle er nicht die Hinrichtung des Königs vertheidigen; wenn jemand zum Tode verurtheilt werde, so geschehe es nicht, um ihn zu tödten, sondern damit dem Staate daraus Vortheil erwachsen solle. Der Tod Karl's aber habe der Freiheit Englands eher geschadet als genützt. Der König hinterließ einen Erben; er selbst saß gefangen, der Erbe war frei; er selbst war den Schotten verhaßt; der Erbe stand bei ihnen in Gunst. Wenn man also den Gefangenen tödtete, wodurch der Thronerbe in der Ansicht aller Anhänger des Königshauses sofort zum König wurde, so war dies in der That nichts anderes, als den Gefangenen in Freiheit zu setzen und ihm außerdem noch andere große Vortheile zu gewähren. Sodann misfiel die Hinrichtung des Königs — wie sich leicht hätte voraussehen lassen — nicht allein seiner Partei, sondern auch vielen im entgegengesetzten Lager; und wenn es gefährlich für jede Regierung ist, die öffentliche Meinung zu verhöhnen, wie mußte es erst für eine Regierung sein, welche dieser Meinung ihre Entstehung, ihre Nahrung, ihren Schutz verdankte! Außerdem aber könne man die Hinrichtung Karl's nicht dem Langen Parlamente zur Last legen, denn sie fand erst statt, nachdem alle dem Heere feindlichen Mitglieder aus dem Parlamente ausgestoßen waren, und das letztere in der That vollkommen unter dem Einfluß der Generale stand. Cowley benutzt diese Anführung des Heers, um das Parlament der Kurzsichtigkeit anzuklagen. Sein Schicksal, arguirt er, war ebenso verdient wie das des Diomedes, welcher von denselben Pferden aufgefressen wurde, welche er gelehrt hatte, sich von menschlichem Fleisch und Blut zu nähren. Das Parlament konnte nicht hoffen, daß andere die Gesetze achten würden, welche es selbst mit Füßen getreten hatte; daß Schwerter, welche gegen die Rechte des Königs gezogen waren, auf Befehl der Gemeinen wieder in die Scheide gesteckt werden sollten. „Die ich rief, die Geister, werd' ich nicht mehr los." Ein ebensolcher Kobold ist das Heer; man kann wol ein Heer ausheben, aber es nicht entlassen. Man muß eine blutige Aufgabe nach der andern dafür finden, oder es wird die in Stücke zerreißen, welche es geschaffen haben. Das Parlament erhöhte aber den gewöhnlichen Soldatenübermuth noch durch religiösen Fanatismus, spornte seine Krieger an, von großen Fässern herab gegen die Kinder Belial's zu toben, bis jeder Troßbube sich für einen Propheten hielt, und das Papstthum zu beschimpfen, bis jeder Trommler sich einbildete, er sei so unfehlbar wie der Papst. Cowley beschreibt dann mit glänzenden Antithesen den Wandel, welcher über die Religion kam; wie sie nicht mehr die Mutter der Künste und Wissenschaften, unschuldiger Zufriedenheit am häuslichen Herde war, sondern man nichts als sauere Gesichter sah, und Narrengeschwätz und Gebrüll von Wahnsinnigen hörte; wie Leute nicht essen und trinken wollten, aber Blut verlangten; wie sie bei Bühnenvorstellungen die Stirn runzelten, aber bei Metzeleien lächelten; wie alles, was vorher süß gewesen war, verbittert, alles was nährend gewesen war, vergiftet wurde. Dasselbe Parlament, sagt er, welches so laut gebrüllt hatte, als König Karl in die Halle trat, um die Auslieferung der ihm feindlichen Mitglieder zu verlangen, wagte keine Gegenrede, als Cromwell das Haus mit Soldaten besetzte, den Stab einem Corporal übergab, die Schlüssel in seine Tasche steckte und die Mitglieder mit Schimpfwörtern auseinanderjagte, welche halb nach der Betstube und halb nach der Branntweinschenke rochen. Dann beugten sich die Engländer vor einem Manne von gemeiner Abstammung, von rohem Benehmen, von stotternder und pöbelhafter Redeweise, den jedermann als einen schändlichen Heuchler kannte, der Gesetze nach seinem Gutdünken machte und abschaffte, Unzählige ins Gefängniß

werfen ließ und ihr Vermögen einzog, Landsitze und Häuser mit Soldaten vollpfropfte und selbst die Magna-Charta mit gemeinen Spottreden verfolgte. Milton's Gegenrede ist vortrefflich. Er sagt, daß ein Heer allerdings eine gefährliche Waffe sei; aber doch bedenkt sich niemand, der von Räubern angefallen wird, seine Flinte abzufeuern, weil sie möglicherweise in seiner Hand zerspringen und ihn erschlagen kann. Ebenso dürfen Staaten nicht anstehen, sich zu vertheidigen, weil ihre Vertheidiger sich schließlich gegen sie wenden könnten. Auch sei das Parlament nur durch die Rücksicht auf das öffentliche Wohl dahin gebracht, den Generalen so viele Macht einzuräumen; in der ersten Zeit der Revolution stand nämlich jedes Regiment unter dem Befehl eines Parlamentsgliedes, und diese Einrichtung brachte es mit sich, daß die Leitung des Ganzen ohne Einheit war; das Parlament erließ daher die sogenannte „selbstverleugnende" Verordnung, wodurch der Befehl in die Hände von Leuten kam, welche nicht zum Parlamente selbst gehörten. Die Kriegführung gewann dadurch allerdings, aber das Haus verlor seinen unmittelbaren Einfluß auf die Soldaten; dies sei der große Irrthum des Parlaments gewesen, aber ein edler und tugendhafter Irrthum, welchen man mehr beklagen als tadeln müsse. Milton geht sodann darauf über, Cowley's Invectiven gegen Cromwell zu widerlegen. Man beurtheile Menschen gewöhnlich danach, ob sie gut oder schlecht sprechen, und weil Oliver ein trübseliger Redner gewesen sei, wolle er ihn als einen Mann von geringen Fähigkeiten hinstellen. Aber es habe sehr viele Männer gegeben, welche homines illiterati, ohne Witz und Beredsamkeit waren, aber doch Weisheit besaßen auszudenken, und Muth zu vollbringen, was sie nicht gehörig in Worte zu kleiden verstanden. Solche Männer hätten oft in schlimmen Zeiten ihr Volk befreit und sich selbst groß gemacht, nicht durch Logik oder Rhetorik, sondern durch Besonnenheit im Erfolg, Ruhe in der Gefahr, stolze und hartnäckige Entschlossenheit in allem Misgeschick. Die Thaten Cromwell's seien seine Beredsamkeit gewesen und sehr wenige würden seinen Namen anders als mit Verehrung nennen, wenn nur die sich verächtlich über ihn äußern dürften, welche nicht vor ihm zitterten, solange er lebte. Gewiß habe er Fehler gehabt; aber er sei absolut genöthigt gewesen, vieles zu thun, was nicht mit seiner Neigung übereinstimmte, noch zu seinem Ruhme beitrug, weil das Heer, von dem sein Leben und sein Einfluß abhing, sonst unzufrieden geworden wäre. Diejenigen, welche die Menschen regieren wollten, müßten ihnen in vielen Stücken gehorchen; wer sich solchen Einflüssen nicht fügen wolle, könne allenfalls ein Einsiedler, aber kein Feldherr oder Staatsmann sein. Wenn jemand geradeaus gehen wolle, ohne rechts oder links auszuweichen, so könne er das allenfalls in einer Wüste, aber nicht in einer belebten Verkehrsstraße Londons thun. Mit der Auflösung des Parlaments habe Cromwell übrigens vollkommen recht gehabt, denn zu der Zeit, wo er es that, habe das Haus nicht mehr das englische Volk repräsentirt, sondern sei eher einem Rath der Zehn vergleichbar gewesen. Sonst aber habe er die vortrefflichste Verfassung gegeben, welche ein Land jemals gehabt. Er selbst sei gleich groß in der Verzeihung von Unrecht, in der Besiegung von Feinden, in der Ausdehnung der englischen Herrschaft gewesen, und habe doch nur sehr wenig Macht für sich behalten, wo er alle hätte in Anspruch nehmen können. Das Gold Spaniens, das Eisen Schwedens, die 10000 Segel Hollands konnten nichts gegen ihn ausrichten. Während jeder fremde Staat vor den Waffen Cromwell's zitterte, saßen die Engländer sicher vor jedem feindlichen Angriff da, und der Krieg brachte nie die Lieder der Ernteknechte, noch das Klappern der Webstühle zum Schweigen.

Mit der Restauration dagegen seien alle die schlimmsten Laster zurückgekehrt: Wollust ohne Liebe, Sklaverei ohne Treue, faule Reden, unehrliches Verfahren, grinsende Verachtung alles Guten und Edeln; die Umgebung des Königs bestehe aus Kupplern, Schauspielern und Hanswürsten. Milton weist dann darauf hin, daß der König die Besten und Tapfersten unter den Anhängern seines Hauses entweder gar nicht oder in der schäbigsten Weise belohnt habe. Dies klingt bei Cowley an, der der Sache der Stuarts selbst viele gute Dienste geleistet und nur Undank dafür zum Lohn erhalten hatte, und er spricht daher nur seine Ansicht aus, daß wenn man zwischen Despotismus und Anarchie zu wählen habe, er den erstern vorziehe. Milton erwidert darauf in sehr glänzender Weise und zeigt, daß der Despotismus immer nur zeitweilig sein könne, daß gegen den Hunger und die Verzweiflung eines Volks kein Heer auf die Dauer Schutz zu bieten im Stande sei; keine Macht könne jemals von den Gesetzen beschützt werden, welche nicht von ihnen beschränkt sei; Anarchie sei die nothwendige Folge der Tyrannei und Völker müßten frei sein, wenn Regierungen sicher sein sollten; ein feuerspeiender Berg drohe dann am meisten Gefahr, wenn der Rauch und das Feuer nicht mehr, wie gewöhnlich, ungestört daraus hervorquelle; und so würden auch die Staaten immer am ärgsten erschüttert, wo das Volk in sehr engen Schranken gehalten werde. Etwas Unruhe sei gleichsam der Regenbogen eines Staats; man sehe freilich daraus, daß ein Regenschauer vorüberziehe; aber er sei auch eine Verheißung, daß man keine Sündflut zu erwarten habe. Wer den Essay Macaulay's über Milton gelesen hat, wird sich lebhaft durch die vorstehenden Zeilen daran erinnert fühlen; in der That ist nicht nur der Inhalt, sondern großentheils auch die Wortfügung in beiden Abhandlungen fast identisch. Der Essay über Milton enthält mehr Bilder, ist feuriger und zusammenhängender geschrieben, auch stilistisch vollkommener als der Dialog zwischen Milton und Cowley; aber der allgemeine Grundriß ist derselbe und enthält der frühere Artikel bereits die allgemeine Anschauung Macaulay's über die englische Revolution, welche sich in allen seinen spätern Schriften wiederfindet. Wenn man bedenkt, daß Macaulay, als er diese Abhandlung schrieb, erst 23 Jahre alt war, so muß man in der That über die frühe Reife seines Geistes erstaunen.

Andere von Macaulay's Jugendschriften sind deswegen interessant, weil sie das allmälige Werden und Wachsen seiner Ideen und selbst seiner berühmtesten Bilder darstellen. Zu gleicher Zeit aber liefern sie auch einen Beweis dafür, wie treu Macaulay sein ganzes Leben lang den Principien blieb, welche er einmal zu den seinigen gemacht hatte. Wo es galt, für Recht, Wahrheit und Freiheit aufzutreten, war er beständig am Platze und unter den Vordersten. Seine Whigüberzeugungen blieben sein ganzes Leben lang dieselben; er hatte über fast alle Gegenstände, welche überhaupt für die Menschheit von Interesse sind, feste definitive Ansichten, von denen er nicht abging, welche er sich früh gebildet hatte und an denen er mit Zähigkeit festhing. Er hatte, besonders in der Literaturgeschichte und in der Politik, fast nie ein Urtheil oder eine Ansicht, welche er einmal ausgesprochen, zu widerrufen. Wo er sich noch keine eigentliche Ueberzeugung gebildet hatte, da drückte er sich immer mit Vorsicht aus; war er aber einmal seiner Sache gewiß, so ging er nie wieder davon ab. So enthält z. B. der Artikel über Mitford's Geschichte Griechenlands seine ersten Ideen über die Kunst der Geschichtschreibung, welche später in einem besondern Essay über diesen Gegenstand nur schärfer gefaßt, und in der Einleitung zu seiner Geschichte Englands recapitulirt wurden. Macaulay's Geist hatte gleichsam eine Menge verschiedener Fächer, welche er im Verlauf seiner Studien anfüllte; war einmal ein solches Fach ganz voll, so blieb es so, und bei Gelegenheit kamen die betreffenden Ideen daraus zum Vorschein; nie aber riß er das, was er einmal in einem solchen Fach angesammelt hatte, daraus fort und füllte es mit anderm verschiedenartigen Inhalt.

Eins der berühmtesten Bilder Macaulay's ist der „Neuseeländer", welcher, wenn unsere Civilisation in Staub und Asche zerfallen sein wird, die Ruinen Londons besuchen und auf einem der zerbrochenen Pfeiler von Londonbridge sitzend, die zertrümmerte Kuppel von St.-Paul skizziren wird. Dieser „Neuseeländer" hatte sich jahrelang in England einer solchen Popularität zu erfreuen, wie sie weder Sindbad der Seefahrer und Marco Polo im Mittelalter, noch Livingstone, Barth und die Schlagintweit in neuester Zeit nur annähernd genossen haben. Eine Zeit lang erschien dieser „Neuseeländer" zwei- bis dreimal die Woche in den Leitartikeln der Zeitungen und den Reden der Parlamentsmitglieder, und selbst jetzt kommt er noch zuweilen, obwol allerdings selten genug, aus seinem Versteck hervor. Es ist interessant, das Werden dieses Bildes in Macaulay's Schriften zu verfolgen. Die erste Spur oder Nebelgestalt dieses berühmten Reisenden erscheint in dem eben angeführten Artikel über Mitford's Geschichte Griechenlands. Mitford, ein Historiker, dessen Ruf nicht über die Grenzen Albions hinausgedrungen ist, hat in seinem Geschichtswerke Athen geschmäht und Sparta den Vorzug gegeben. Macaulay hält infolge dessen eine begeisterte Lobrede Athens:

> Alle Triumphe der Wahrheit und des Genie über Vorurtheil und Gewalt in allen Ländern und zu allen Zeiten sind die Triumphe Athens gewesen. Ueberall, wo einzelne große Geister gegen Gewaltsamkeit und Betrug in der Sache der Freiheit und Vernunft aufgestanden sind, ist sein Geist mitten unter ihnen gewesen, beseelend, ermuthigend, tröstend; bei der einsamen Lampe des Erasmus, auf dem ruhelosen Lager Pascal's, auf der Rednerbühne Mirabeau's, in der Zelle Galilei's, auf dem Schaffote Sidney's. Aber wer vermag den Einfluß zu bestimmen, welchen Athen auf Privatglück ausgeübt hat? Wer kann sagen, wie viele Tausende weiser, besser und glücklicher durch die Dinge geworden sind, worin Athen die Menschen angetrieben hat, sich zu vertiefen; für wie viele die Studien, welche von ihm ausgingen, Reichthum in Armuth, Freiheit in der Knechtschaft, Gesundheit im Siechthum, Gesellschaft in der Einsamkeit gewesen sind? Seine Macht zeigt sich im Gerichtshofe, im Senat, auf dem Schlachtfelde, in den Schulen der Weltweisheit. Aber das ist nicht sein Ruhm. Ueberall, wo die Literatur den Schmerz lindert, die Sorge erleichtert; überall, wo sie Augen erheitert, welche durch Wachen und Thränen und Schmerzen um das dunkle Haus und den langen Schlaf brechen — da zeigt sich in seiner edelsten Gestalt der unsterbliche Einfluß Athens. Dies ist Athens Gabe an die Menschheit. Seine Freiheit und seine Macht sind vor mehr als zwanzig Jahrhunderten vernichtet; sein Volk ist zu furchtsamen Sklaven, seine Sprache zu einem barbarischen Kauderwelsch ausgeartet; seine Tempel sind der Reihe nach von Römern, Türken und Schotten beraubt worden; aber seine geistige Herrschaft ist unvergänglich. Und wenn diejenigen, welche mit ihm in Größe gewetteifert haben, sein Schicksal getheilt haben werden; wenn die Civilisation und das Wissen in fernen Ländern Aufenthalt gefunden; wenn der Herrscherstab England entwunden sein wird; wenn vielleicht Reisende aus fernen Gegenden sich vergeblich bemühen werden, an einem vermodernden Piedestale den Namen unsers stolzesten Feldherrn zu entziffern; wenn wilde Lobgesänge einem ungestalten Götzenbilde über der in Trümmer gefallenen Kuppel unsers stolzesten Tempels erschallen werden und ein einsamer nackter Fischer seine Netze in dem Strome der 10000 Masten waschen wird — dann wird Athens Einfluß und Ruhm doch noch weiter leben, frisch in ewiger Jugend, frei von Veränderlichkeit und Verfall, unsterblich wie das geistige Princip, woraus sie entsprungen sind und worauf sie ihre Wirkung ausüben. (Neue Folge, I, 183.)

So schrieb Macaulay im Jahre 1824. Im Jahre 1831 kehrt das Bild in einem Artikel über utilitarische Logik und Politik wieder:

> Der civilisirte Theil der Welt hat jetzt nichts von der Feindseligkeit wilder Völker zu befürchten. Einmal ist die Sündflut der Barbarei darüber hinweggegangen, um sie zu zerstören und zu befruchten, und in dem Zustande, in welchem die Menschheit sich gegenwärtig befindet, genießen wir eine vollständige Sicherheit gegen ein solches Unglück. Jene Flut wird nie zurückkehren, um die Erde zu bedecken. Aber ist es möglich, daß im Herzen der Civilisation selbst die Krankheit erzeugt werde, welche sie zu zerstören berufen ist? Ist es möglich, daß Einrichtungen gemacht werden sollen, welche ohne den Beistand eines Erdbebens, einer Hungersnoth, einer Pestilenz oder einer fremden Kriegsmacht die Arbeit so vieler Zeitalter der Weisheit und des Ruhms vernichten und allmählich den Geschmack, die Literatur, die Wissenschaft, den Handel, die Fabriken, kurz alles zerstören soll, ausgenommen die rohen Künste, welche zur Erhaltung des thierischen Lebens nothwendig sind? Ist es möglich, daß in zwei- oder dreihundert Jahren ein paar magere und halbnackte Fischer zusammen mit Eulen und Füchsen die Ruinen der größten europäischen Städte bewohnen; ihre Netze unter den Ueberbleibseln ihrer ungeheuern Waarenlager waschen und ihre Hütten aus den Säulen ihrer prächtigen Kathedralen aufbauen werden? (Neue Folge, III, 38.)

Der wahre und leibhaftige Neuseeländer endlich tritt in dem Essay über Ranke's „Geschichte der Päpste" auf, welcher im October 1840 in der „Edinburgh review" erschien:

Nie gab es auf der Welt ein Werk menschlicher Politik, welches eine genaue Untersuchung so wohl verdiente wie die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche verbindet die beiden großen Zeitalter der menschlichen Civilisation. Keine andere Institution ist stehen geblieben, welche den Geist zu jenen Zeiten zurückführt, wo der Opferrauch aus dem Pantheon in die Höhe stieg und wo Kameloparden und Tiger in dem Flavischen Amphitheater umhersprangen. Die stolzesten Königshäuser stammen erst von gestern, wenn man sie mit der Dynastie der Pontifices maximi vergleicht. Wir können diese Linie in ununterbrochener Reihenfolge von dem Papste abwärts verfolgen, welcher Napoleon im 19. Jahrhundert, bis zu dem Papste, welcher Pipin im 8. Jahrhundert krönte, und die erhabene Herrscherlinie erstreckt sich noch weit über die Zeit Pipin's hinaus, bis sie sich im Zwielicht der Fabel verliert. Zunächst an Alter kam die Republik Venedig, aber sie war modern, wenn man sie mit dem Papstthum vergleicht; die Republik Venedig ist verschwunden, und das Papstthum ist noch da. Das Papstthum liegt nicht im Verfall; es ist nicht eine bloße Antike, sondern voll von Leben und jugendlicher Kraft. Die katholische Kirche sendet noch zu den fernsten Enden der Welt Missionare aus, welche ebenso eifrig sind wie jene, welche mit Augustin in Kent landeten, und feindlichen Königen noch mit demselben Geiste entgegentreten, womit sie sich dem Attila gegenüberstellten. Die Zahl ihrer Kinder ist größer als in irgendeiner frühern Zeit. Ihre Errungenschaften in der Neuen Welt haben reichlichen Ersatz für das geliefert, was sie in der Alten verloren hat. Ihre geistliche Herrschaft erstreckt sich über die ungeheuern Ländermassen, welche zwischen dem untern Lauf des Missouri und dem Cap Horn liegen; Länder, welche in einem Jahrhundert vielleicht eine ebenso zahlreiche Bevölkerung enthalten mögen, wie sie jetzt Europa hat. Die Glieder ihrer Gemeinschaft zählen gewiß nicht unter 150 Millionen, und schwerlich belaufen sich die aller andern christlichen Sekten zusammengenommen auf 120 Millionen. Auch sehen wir noch kein Zeichen, welches darauf hinweist, daß das Ende ihrer langen Herrschaft naht. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller geistlichen Einrichtungen, welche jetzt in der Welt existiren, und vielleicht mag sie das Ende sehen. Sie war groß und geachtet, bevor der Sachse in Britannien Fuß gefaßt, bevor der Franke über den Rhein gegangen war, als die griechische Beredsamkeit noch in Antiochia blühte, als Götzenbilder noch im Tempel von Mekka verehrt wurden. Und sie mag noch in unverminderter Kraft bestehen, wenn vielleicht ein Reisender aus Neuseeland in der Mitte einer einsamen Wüste auf einem zerbrochenen Bogen der Londonbrücke stehen wird, um die Ruinen der Paulskirche zu skizziren. („Critical and historical essays", II, 128.)

Dieser Auszug ist besonders interessant in der gegenwärtigen Zeit, wo das Papstthum nicht mehr „voll von Leben und jugendlicher Kraft" ist, sondern in der That in den letzten Zügen zu liegen scheint, und eifrige Papisten sehen auch bereits dem baldigen Erscheinen des Neuseeländers entgegen. Macaulay war übrigens nicht der erste, welcher ein ähnliches Bild entwarf. Im Jahre 1819 sprach Shelley in der Widmung seines Gedichts „Peter Bell der Dritte" an T. Brown (Moore) die feste Erwartung aus, daß dies Gedicht noch leben werde, wenn alles andere zu Grunde gegangen sei, und benutzte dabei die folgenden Worte, welche fast identisch mit denen Macaulay's sind:

Wenn London eine Wohnung von Wasserhühnern sein wird, wenn die St.-Paulskirche und die Westminsterabtei als ungestalte und namenlose Ruinen mitten in einem unbewohnten Sumpfe stehen werden; wenn die Pfeiler der Waterloobrücke Weiden und Schilf zum Halt dienen und die zackigen Schatten ihrer gebrochenen Bogen auf den einsamen Strom werfen — dann wird ein Reisender vom andern Ufer des Oceans alles in den Wagschalen eines neuen Systems der Kritik abwägen und dann werden auch die Verdienste des vorliegenden Werks anerkannt werden.

Noch früher als Shelley sprach indessen Kirke White, eine Art von poetischem Wunderkind, das schon mit 21 Jahren starb und eine Menge von poetischen Werken hinterlassen hat, in einem Gedichte, welches er „Zeit" („Time") überschrieb, denselben Gedanken aus. Wir finden ihn sodann in Sismondi's „Histoire de la littérature du midi de l'Europe", welche im Jahre 1813 in vier Bänden in Paris erschien. In diesem Werke heißt es:

Wer weiß, ob nicht in einigen Jahrhunderten dieses nämliche Europa, welches jetzt das Reich der Literatur und Wissenschaft ist, welches von solcher Pracht glänzt und so trefflich über die Vergangenheit urtheilt, nicht so verlassen und öde liegen mag wie die Hügel von Mauritanien, die Sandwüsten Aegyptens und die Thäler Anatoliens? Wer weiß, ob nicht in einem ganz neuen Lande, vielleicht in den Hochlanden, aus welchen der Orinoco und Amazonenstrom ihre Quellen beziehen, vielleicht in den jetzt undurchdringlichen Gehegen der Berge Neuhollands, Völker mit andern Sitten, Sprachen, Gedanken und Religionen sich bilden mögen; Völker, welche das Menschengeschlecht wieder erneuern; welche wie wir die Vergangenheit studiren werden, mit Verwunderung sehen, was wir gewesen sind und daß wir gewußt haben, was sie wissen werden; daß wir wie sie an Ruhm und Dauer geglaubt haben; welche unsere ohnmächtigen Versuche bemitleiden, und die Namen Newton, Racine, Tasso als Beispiele für das vergebliche Ringen der Menschen anführen werden, einen unsterblichen Ruhm zu erlangen, welchen das Schicksal ihnen versagt.

Der erste jedoch, welcher diesen Gedanken ausgesprochen hat, scheint Volney gewesen zu sein, welcher im zweiten Kapitel der „Ruinen" folgendermaßen reflectirt:

Qui sait, si tel ne sera pas un jour l'abandon de nos propres contrées? qui sait si sur les rives de la Seine, de la Tamise ou du Zuyder Zee, là où maintenant, dans le tourbillon de tant de jouissances, le coeur et les yeux ne peuvent suffire à la multitude des sensations; qui sait si un voyageur comme moi ne s'asseoira pas un jour sur de muettes ruines, et ne pleurera pas, solitaire, sur la cendre des peuples et la mémoire de leur grandeur?

Dies wurde 1787 geschrieben und 1792 herausgegeben, sodaß Volney jedenfalls das Prioritätsrecht vor den genannten Schriftstellern gebührt. Es ist wahrscheinlich, daß Macaulay, der so außerordentlich belesen war, die meisten dieser Stellen gekannt hat; jedenfalls kannte er die bei Sismondi, welcher sein Lieblingsschriftsteller war. Darum aber dürfen wir ihm doch nicht den Vorwurf machen, daß er wissentlich die Gedanken anderer für seine eigenen ausgegeben habe. Es ist gewiß schon jedem Schriftsteller vorgekommen, daß er nicht im Stande war zu sagen, ob ein Gedanke, der ihm in die Feder kommt, originell oder entlehnt ist, und so war es vermuthlich mit Macaulay. Jedenfalls bleibt ihm die Ehre, den Reisenden, welcher über den Trümmern unserer Civilisation trauern wird, getauft zu haben, und wird man daher immer noch mit Recht von dem „Neuseeländer Macaulay's" sprechen können.

Julius Althaus.

Zur Literatur über die Frauen.

1. Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Von Bogumil Goltz. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thr.
2. Les femmes en Orient. Par M[me] la comtesse *Dora d'Istria*. Zwei Bände. Zürich, Meyer und Zeller. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Ueber die Rechte und Stellung der Frauen. Von einem Deutschamerikaner. Neustadt O/S., Weilshäuser. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Die Emancipation der weiblichen Schule. Würzburg, Halm. 1861. Gr. 16. 7½ Ngr.
5. Das Leben der christlichen Frau in der gesellschaftlichen Welt. Von de Ravignan. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. 1861. 8. 25½ Ngr.

Die Frauen sind das ewige Welträthsel, über das schon erschrecklich viel geschrieben, gedichtet, gedeutelt und gewitzelt worden ist. Der „Siècle“ fragte einmal auf Anlaß einer Schrift von dem Fräulein J. de Marchet-Girard: „Die Frauen, ihre Vergangenheit und Zukunft“: „Das weibliche Herz ist ein Räthsel für die Frauen selbst unter sich, und der Mann glaubt es zu ergründen?“ Nach einigen ist das Weib von höherer, nach andern von niederer Art als der Mann; nach dem einen ist es blos die Sklavin, die in ihrem Gatten ihren absoluten Herrscher anzuerkennen und seinen Befehlen unbedingt Folge zu leisten hat, nach dem andern aber eine Göttin, die er immer auf den Knien verehren und anbeten müsse. Man hat sogar, und wie es scheint nicht immer blos im Scherze, zu behaupten gewagt und nachzuweisen gesucht, daß das Weib gar nicht zu den Menschen gerechnet werden könne. So erschien 1672 zu Wittenberg eine von den Gelehrten Hölzsch und Wals verfaßte Schrift, „Foemina non est homo“; später anonym und ohne Druckort und Jahreszahl die Schrift: „Disputatio nova contra mulieres“, worin dieselbe Behauptung durchgeführt und mit neuen Beweisgründen gestützt wird, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Schrift von J. N. Neumann: „Beweis, daß die Weiber keine Menschen seien.“ *) Noch in den letzten Wochen erregte eine Compilation von dem pseudonymen Justus Wallfisch: „Beweis, daß die Frauenzimmer eigentlich keine Menschen sind“, in Leipzig einigen Rumor, ja brachte es infolge von Reclamen in kurzem sogar zu einer vierten Auflage und rief schließlich eine kleine Gegenschrift von dem pseudonymen Grund Hecht „Ein kurzes offenes Wort an Herrn Justus Wallfisch. Nebst einigen Bemerkungen über die sogenannte Schmuzliteratur“ hervor.

Viel Ausbeute gewährte, wie es scheint, dem genannten Justus Wallfisch die 1855 bei Wengler in Leipzig unter dem Titel: „Was man den Frauen Böses nachgesagt hat“, in deutscher Uebersetzung erschienene Schrift: „Le mal qu'on a dit des femmes“, von Emil Deschanel, eine übrigens ganz interessante Blumenlese von Sottisen auf die Frauen, zu der, außer den Schriften der alten Griechen und Römer, namentlich französische Autoren in Contribution gesetzt worden sind. Ueberhaupt ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß nirgends so viel auf das weibliche Geschlecht gestichelt, nirgends so viel Gehässiges und selbst Verleumderisches über die Frauen ausgesagt worden ist, als gerade bei dem Volke, welches sich rühmt, die Kunst der Galanterie zur größten Höhe entwickelt zu haben. Die Französinnen sind ihren männlichen Gegnern übrigens nichts schuldig geblieben; beide sagen sich gegenseitig die größten Sottisen und können doch nicht ohne einander leben. Die Liebe ist überhaupt in Frankreich kein Gedicht voll lyrischer Innigkeit, sondern ein pikantes Epigramm, ein geistreiches, mehr oder weniger maliciöses Bonmot. Man küßt seiner Dame devot und zierlich die Hand und macht dabei eine spitzige Bemerkung, die nicht unerwidert bleibt. Je mehr Geist von beiden Seiten dabei entwickelt wird, um so mehr Würze empfängt das Verhältniß. Dagegen kommt es auch in diesen Kampfspielen französischer Galanterie seltener zu impertinenten Beleidigungen und rohen Anzüglichkeiten als anderswo. Vielleicht verdient hier folgende Bemerkung eines Franzosen selbst, des Schriftstellers Bougeart, angeführt zu werden: „Frankreich ist das Land, in welchem die Männer die meiste Galanterie, aber die wenigste Achtung vor den Frauen haben. Diese jedoch beklagen sich darüber nicht, denn die meisten ziehen die bloße Schmeichelei der Achtung vor.“

Mit den in den genannten Schriften und in der vor einiger Zeit erschienenen Schrift von Dente: „Die Liebe der Frauen zu den dummen Männern“, aufgehäuften Beschuldigungen gegen das weibliche Geschlecht vergleiche man nun wieder die Hymnen, womit die meisten Dichter aller Zeiten und Nationen das Weib gefeiert und verherrlicht haben. Freilich besingen unsere Poeten die Frauen meist wie sie den Frühling besingen, d. h. ziemlich gedankenlos, weil es einmal so hergebracht ist. Die Bäume werden wieder grün, die Vögel singen, die Blumen fangen an zu blühen — nun das brauchen uns unsere Dichter nicht erst zu sagen, das wissen wir alle, das erleben wir bei jeder Wiederkehr des Lenzes. Die Frauen sind anmuthig und werth geliebt und geküßt zu werden — auch das ist eine alte Geschichte, wenn sie auch für den einzelnen, dem sie just passirt, immer neu bleiben mag. Wol die meisten Frauen sind nur zu geneigt, diese conventionellen Schmeicheleien immer von neuem mit größtem Vergnügen zu hören, denn Eitelkeit ist ja wol einer der Hauptfehler der Töchter Eva's; aber es gibt auch nüchterne Frauen, die von diesen Huldigungen gar nicht sehr erbaut sind und die es als eine Beleidigung ansehen, daß man das Weib nur als eine Art Schmucksache betrachtet und behandelt, als ein Wesen, das im Grunde zu nichts weiter da sei, als vom Manne Huldigungen der gewöhnlichsten Sorte und nebenbei Schmachtblicke und Küsse zu empfangen und ihm dafür „Rosen ins irdische Leben zu flechten“, Rosen, die natürlich auch ihre Dornen haben und unter die sich zuweilen auch Klatsch- und Flatterrosen

*) Uebrigens ist schon vor den genannten in Deutschland erschienenen Schriften eine Schrift ähnlichen Inhalts, wahrscheinlich außerhalb Deutschlands veröffentlicht worden. Wir finden nämlich bei E. Deschanel die Notiz: „Ein kleines im Jahre 1641 erschienenes Buch sucht den Beweis zu führen, daß die Weiber keine Menschen seien, daß also Christus auch für sie nicht in den Tod gegangen sein könnte, weshalb sie auch nicht selig würden.“

verirren mögen. Dabei idealisiren unsere Dichter den Frühling, der bekanntlich bei uns im Norden meist mehr unangenehme und naßkalte als freundliche Tage bringt, ebenso sehr als die Frauen, an denen sie in der Regel gerade nur das Vergänglichste, die Schönheit und äußere Anmuth feiern. Im ganzen sind diese conventionellen Erbhuldigungen unserer Poeten den Frauen wol nicht von großem Nutzen gewesen, haben wenigstens zu ihrer moralischen und geistigen Vertiefung nichts beigetragen.

Freilich haben nicht alle großen Dichter in diesem hymnologischen Tone von den Frauen gesungen; manche, namentlich mehrere wenn nicht die meisten des Alterthums, haben ihnen auch sehr arge Injurien gesagt: Aristophanes, Euripides, Simonides, Ovid, Juvenal u. s. w. Menander nennt das Weib von Natur zügellos und wild, Erde und Meer erzeugten zwar eine Menge wilder Thiere, das Weib sei aber von allen das wildeste. Hipponax behauptete: eine Frau bereite ihrem Mann nur zwei glückliche Tage, den Hochzeitstag und ihren Begräbnißtag, und Chaeremon bestätigte dies mit der Bemerkung, daß letzterer der glücklichere Tag von beiden sei. Doch wir wollen hier keine Blumenlese von Invectiven gegen die Weiber geben; man könnte mit ihnen ganze Bände füllen. Nur eine weniger bekannte Stelle aus einem Dichter christlicher Aera, aus Milton wollen wir ihrer Sonderbarkeit wegen hier mittheilen:

> O, warum schuf Gott, der den Himmel ja
> Mit Geistern männlichen Geschlechts bevölkert,
> Auf Erden dieses neue, reizende
> Gebrechen der Natur, und füllte nicht
> Die Welt auf einmal gleich mit Männern an?
> Warum nicht fand er einen andern Weg,
> Die Menschheit fortzupflanzen? Dann geschah
> Dies Unheil nicht, erspart wär' aller Gram,
> Den die Verbindung mit dem Weibe noch
> Unzählig oft dem Mann bereiten wird u. s. w.

David Asher in seiner kleinen Schrift: „Ueber die Kunst zu lesen" (Leipzig 1858), sucht und findet den Anlaß zu dieser wunderlichen Anklage gegen die Vorsehung, daß sie keinen andern Weg der Fortpflanzung als den durch Weiber gefunden, in den persönlichen Schicksalen des Dichters. „Milton" sagt er, „hatte viel Unglück mit seinen Gattinnen; ich sage Gattinnen, denn er war dreimal verheirathet; seine erste Frau war eine Xantippe, seine zweite starb ihm nach einem Jahre, von der dritten läßt sich nicht viel Gutes erzählen. Die erste aber machte ihm das Leben besonders schwer." Aber dies „neue Gebrechen der Natur", das Weib, muß doch sehr verführerisch sein, da Milton, nachdem er an seiner ersten Frau eine so schlimme Erfahrung gemacht, sich doch noch zweimal mit einem solchen „reizenden Gebrechen" verband. Im ganzen mag es aber richtig sein, daß an diesen Philippiken der Männer gegen die Frauen individuelle Erfahrungen großen Antheil haben mögen.

Es braucht wol kaum gesagt und nachgewiesen zu werden, daß sich in sittlicher Hinsicht beim weiblichen Geschlecht ebenso viele Nuancen und Abstufungen bemerkbar machen als beim männlichen, während sich auf intellectuellem Gebiete beim männlichen sicherlich eine bei weitem größere Mannichfaltigkeit, Ausdehnung und Fülle wahrnehmen läßt. Wenn es unter den Weibern Messalinennaturen gibt, so gibt es unter ihnen auch wahre Madonnennaturen, und wenn gewiß jeder weibliche Individuen, sogenannte Megären kennen gelernt hat, die überall Unfrieden anstifteten und durch Neid und Bosheit, Intriguen-, Klatsch- und Zanksucht der Schrecken und das Unglück ganzer Familien wurden, so wird jeder auch sicherlich solche weibliche Wesen kennen gelernt haben, die überall, wo sie erschienen, wie ein guter himmlischer Genius Segen, Frieden und Harmonie verbreiteten. Nichts verehrungswürdiger als eine liebende Mutter, die für ihre kleinen Kinder mit einer unerschöpflichen Geduld sorgt, welche dem Manne unbegreiflich ist; die förmlich zur Dichterin wird, wenn es gilt, ihre Kleinen mit Liebesnamen und Liebeständeleien zu überhäufen; die beim Rasen der Elemente, bei den heftigsten Donnerschlägen vielleicht ruhig fortschlummert, und bei dem leisesten kaum vernehmbaren Seufzer ihres Säuglings sofort aus dem Schlafe fährt, um ihm Hülfe zu leisten. Aber ausnahmsweise gibt es auch schlechte, lieblose, entartete Mütter, die wir in unserer Sprache „Rabenmütter" nennen und als Ungeheuer verabscheuen, und wenn es verächtliche Männer gibt, die weibischer sind als jedes Weib, so gibt es auch andererseits widerliche Weiber, sogenannte Mannweiber, die roher und in ihren Leidenschaften gemeiner sind als jeder Mann. Wenn es auch richtig ist, daß die bei weitem meisten schweren Verbrechen von Männern begangen werden, so würde sich das Verhältniß doch nicht wenig zu deren Gunsten ändern, wenn man davon diejenigen in Abzug bringen wollte, zu denen weiblicher Einfluß direct oder indirect den Mann veranlaßte. Wer denkt hier nicht an die fränkischen Königinnen Brunhilde und Fredegunde, welche in Blutthaten förmlich wetteiferten und den Ruf von weiblichen Teufeln erlangt haben? Wer nicht an jene ungarische Gräfin, die Hunderte von jungen Mädchen grausam zu Tode peinigen ließ und meist selbst mit Hand anlegte, weil sie bemerkt haben wollte, daß Waschen mit Menschenblut die Haut frischer und weißer mache?*) Wer nicht an die vielen, äußerlich meist sanften und liebenswürdigen Giftmischerinnen, welche zuletzt die Giftmischerei aus bloßer dämonischer Passion betrieben, ihre Schlachtopfer zum Theil sogar zärtlich pflegten, deren Leiden dadurch verlängerten und sich an ihren Todeskämpfen weideten? Es ist längst bemerkt worden, daß das Weib eine tiefere Stufe moralischer Verworfenheit erreichen könne als der Mann. Dies geschieht besonders in Zeiten allgemeiner Corruption, wie in den Zeiten des römischen und des byzantinischen Kaiserreichs. Wenn ein französischer Schriftsteller gesagt hat: „Unsere (der Männer) Laster bewirken die Fehler der Frauen; fast alle ihre Laster gehören uns an, während ihre guten Eigenschaften ihnen und nur ihnen allein angehören", so heißt das

*) Anderer weiblicher Ungeheuer gedenkt Goltz in einem besondern Kapitel seines Buchs über die Frauen.

viel zu viel gesagt. Die Corruption ist in solchen Zeiten tiefster moralischer Versunkenheit die Folge übermäßiger Ueberhandnahme des Luxus, des üppigen Wohllebens, der maßlosen Vergnügungssucht, der Prunk- und Putzsucht, und daß diese zumeist und zunächst bei den vornehmen Frauen Eingang finden oder doch auf sie verderblicher wirken, braucht wol nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Vergnügungs- und putzsüchtige, eitle Weiber sind aber ohne Ausnahme schlechte Mütter und Erzieherinnen; die schlechte Erziehung wird dann in den Familien erblich; jede nachfolgende Generation geräth schlechter als die frühere, bis zuletzt eine allgemeine sociale und sittliche Fäulniß von den vornehmen Klassen sich auf die untern verbreitet und alles wie im bacchantischen Taumel dem Abgrunde entgegenrast, in den sie dann alle versinken. Das alte Rom ging zumeist an seinen vielen verzogenen üppig eiteln Muttersöhnchen zu Grunde, und man wird wol nicht leugnen wollen, daß es auch in unsern Zeiten solcher Muttersöhnchen eine zu große Zahl gibt und daß sie es namentlich sind, die das Werk einer wahrhaften Wiedergeburt und Wiederermannung beeinträchtigen und hemmen.

Leider schreiben die Frauen nicht so über sich, wie sie wol sollten. Die Frauen kennen einander von ganz anderer Seite; aber sie wissen, daß ihre Bücher auch in die Hände der Männer kommen, und Eitelkeit und Politik scheinen ihnen zu gebieten, sich den Männern anders darzustellen als sie sind, d. h. sich so darzustellen, wie die Männer wünschen, daß sie sein möchten. Unter den Hunderten von Tadelsvoten gegen die Frauen, welche Emil Deschanel der bloßen Curiosität wegen in seiner obenerwähnten Schrift gesammelt hat, befinden sich nur zwei oder drei von Frauen selbst. Frau von Arconville z. B. behauptete: „Die meisten Frauen lernen nur, damit man sage, daß sie etwas wissen, und kümmern sich sehr wenig darum, ob sie wirklich etwas wissen", und Frau von Girardin: „Eine edelmüthige Frau ist in Frankreich noch seltener als eine dumme", und: „Man lobt niemals eine Frau zu Danke, wenn man zwei lobt. Die Lobsprüche vernichten sich gegenseitig; es gibt nur ein Mittel, einer Frau große Lobeserhebungen zu machen und es besteht darin, daß man ihr viel Nachtheiliges von ihrer Nebenbuhlerin sagt." Weniger noch heuchelt Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) gegen ihre Geschlechtsgenossinnen. Sie sagt z. B. in ihren „Esquisses morales" (Paris 1860):

> Man begegnet selten Frauen, denen unsere dummen Vorurtheile so viel Verstand gelassen haben, um nach höhern Zielen zu streben.... Während der Mann, der in die Welt des Geistes eingeführt wird, fortschreitet und sich erhebt, kriecht die Frau in ihrer natürlichen Unwissenheit am Boden; sie bleibt stets ein Kind, ja ein schlecht erzogenes, nur von dunkelm Instinct geleitetes Kind, das keine andere Furcht kennt, als die vor der öffentlichen Meinung und der Strafe.

Fast noch kräftiger lautet das summarische Urtheil der Rahel, das aber ursprünglich nicht für das Publikum bestimmt war:

> Was sind die Weiber elend! So wahr mir Gott in meiner letzten Noth beistehen soll, ich fasse sie nicht! Nur eitel, gräßlich; so schlecht find' ich sie in ihren ewigen, gediegenen, schleimigen Lügen, in den unbewußten Lügen, in dem auf nichts sich beziehenden Putzen des Leibes bis zu den innern Fasern; wegen dieser plumpen, ja nicht glaublichen Dummheit im Lügen; in dieser völligen Kunstlosigkeit und Unfähigkeit zu einer Mäßigung.

Ein Urtheil „unter uns" war auch das der Dorothea Schlegel, welche, wie die Chézy in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, allen Frauen die Fähigkeit zu urtheilen absprach, wie dies ziemlich auch Goethe in den Reimzeilen that:

> Was die Weiber lieben und hassen,
> Das wollen wir ihnen gelten lassen;
> Wenn sie aber urtheilen und meinen,
> Da will's oft wunderlich erscheinen.

Eine andere Dame dagegen, Frau Jenny P. d'Héricourt, weist in ihrer Schrift: „La femme affranchie", vom anatomisch-physiologischen Standpunkt, der freilich in der Feder eines Frauenzimmers ein etwas eigenthümlicher ist, ihren Geschlechtsgenossinnen sogar eine höhere Stellung an als dem männlichen Geschlecht. Sie sagt ganz keck: „Die Frau ist physiologisch von höherer Natur als der Mann, weil es bewiesen ist, daß je höher der Respirationsapparat im Organismus liegt, um so erhabener die Art auf der Stufenleiter der Wesen ist; die Frau athmet aber durch den obern Theil der Lunge, der Mann durch den untern." Ob sich das weibliche Geschlecht zu einer solchen Vertheidigerin, die sogar ganz ungescheut mit Proudhon öffentlich über den physischen Unterschied der Geschlechter discutirt, Glück zu wünschen hat, möchte doch wol zu bezweifeln sein. Ihre Ansichten sind so avancirt, daß man diesem durch den obern Theil der Lunge athmenden Geschöpf auf der Stufenleiter der Wesen einen ganz besondern Platz anweisen muß. Wie sich dies erhabene Geschöpf so weit herablassen konnte, ein so geringes Ding, das durch den untern Theil der Lunge athmet, nämlich einen Mann zu heirathen, das läßt sich nicht wohl einsehen. Ein brüsseler Correspondent des „Deutschen Museum" sagt von der Verfasserin, niemals sei die Verleugnung der Weiblichkeit in Gedanken, Stil und Bild so weit gegangen als in diesem Blaustrumpf.

Die genannte Dame hat den Muth gehabt, als anatomisch gebildete Amazone gleich mit einer ganzen Schar von Männern, mit A. Comte, Proudhon, E. de Girardin, Michelet u. s. w. anzubinden, wenn man ein solches Beginnen bei einem Geschöpfe, das sich über den armen Männern so weit erhaben fühlt wie der obere Theil der Lunge über den untern, überhaupt Muth nennen kann. Namentlich scheinen Michelet's berühmte Bücher „L'amour" und „La femme" bei ihr, wie überhaupt bei den Frauen gar nicht die Zustimmung gefunden zu haben wie zum großen Theil bei den Männern. So schöne poetische Phrasen Michelet auch über die Frauen macht, so ärgert es sie doch, daß er sie, nach dem Ausdruck der „Revue des deux mondes" zu einem bloßen „phenomène de la circulation" erniedrigt, daß er sie nur deshalb aufs zarteste geschont und behandelt haben will, weil das Weib, nach seiner Ansicht, den größten Theil des Jahres über

eine Kranke ist. Der Ehemann soll gewissermaßen nur ihr Krankenpfleger und ewig nur ihr Galan sein, die Frau darf nur wenig arbeiten und wenn sie in ihrer Muße auf böse Gedanken kommt, so muß er sie aufs eiligste nach den Alpen oder Italien reisen lassen. Wenn solche Anforderungen an einen Ehemann gestellt werden, wer soll noch heirathen? In Deutschland könnten dies gewiß nur sehr wenige; auf Deutschland mit seinen vielen schlechtbezahlten Stellungen und meist kinderreichen Ehen leidet das Buch überhaupt keine Anwendung; in Deutschland muß das Weib meist hart mitarbeiten, wenn die Wirthschaft nicht zu Grunde gehen soll; in Deutschland ist die Ehe eine meist strenge Schule gegenseitiger Arbeit und gegenseitigen Unterrichts in der praktischen Lebenskunst; in Deutschland bleibt dem Ehemann meist nicht viel Zeit übrig, den Courtisan und Krankenpfleger seiner Frau abzugeben. Von Kindern ist, soviel wir uns erinnern, in dem Michelet'schen Buche kaum oder gar nicht die Rede, und das Buch sollte demnach noch den erläuternden Titel führen: „Für pariser Eheleute, die wenigstens 10000 Francs Rente, überflüssig viel Zeit und keine Kinder haben." Michelet will, daß der Mann an seiner Frau immer neue Entdeckungen machen soll. Noch immer neue Entdeckungen an einem Wesen, welches er vielleicht schon 15 oder 20 Jahre die Seine nennt? Es ist zu fürchten, daß gerade diese neuesten Entdeckungen für ihn nicht immer die angenehmsten sein möchten. Wenn er von ärgerlichen Geschäften, von ermüdenden Bureauarbeiten verstimmt nach Hause kommt, soll er noch den schmachtenden Liebhaber einer vielleicht launischen, ihm mit Putzrechnungen entgegentretenden Frau spielen und, sich selbst halb krank fühlend, Krankenstudien und neueste Entdeckungen an ihr zu machen suchen! Michelet ruft seinem Ideal von Ehemann zu: „Du mußt deine Frau schaffen"; aber wie wenn sie eigensinnig ist und sich nicht schaffen lassen will? Michelet's Buch über die Liebe ist ein zum Theil sehr reizendes Gedicht, mit eingeflochtenen allzu reellen physiologischen und medicinischen Beobachtungen; aber auf das Leben, wie es ist und wie es namentlich in Deutschland ist, läßt sich daraus wenig übertragen, ausgenommen, daß vielleicht roh geartete Männer daraus Nachsicht gegen die aus der eigenthümlichen körperlichen Organisation des Weibes entspringenden Augenblickslaunen ihrer Gattin lernen können. Im ganzen aber würden die Vorschläge Michelet's mehr auf ein freies und kinderloses Maitressenverhältniß passen, wie der weniger ideale und edle, aber aufrichtige Balzac es schildert:

> Eine Maitresse ist die einzige Frau, welche den Gesinnungen, die ein Mann ihr zeigt, vollen Glauben schenken kann, denn sie sind unabhängig von Pflichten, von Gesetzen, von der Welt, von den Interessen der Kinder; und wenn seine Zuneigung eine dauernde ist, findet sie darin einen Zauber und ein Glück, das sie entschädigt für den größten Kummer, den ihr das Urtheil der Welt bereiten kann.

Dies gilt freilich nach deutschen Begriffen mit Recht als frivol; aber wenn ein Mann einmal, wie Michelet will, immer nur der Courtisan und zeitweilige Arzt und Krankenpfleger seiner Geliebten sein soll, so kann er dieser Forderung viel eher in einem solchen Verhältniß auf Zeit, wo er nur nach Lust und Neigung der Besucher seiner Geliebten ist, als in einer Ehe genügen, selbst wenn diese kinderlos bleiben sollte.

Unter den vielen in jüngster Zeit über das weibliche Geschlecht erschienenen Schriften, von denen Johannes Scherr's Werk über die deutschen Frauen schon früher eingehender besprochen wurde, nimmt Bogumil Goltz' „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" (Nr. 1) einen eigenthümlichen Platz ein. Trotz des interessanten Inhalts wird diese Schrift aber doch wol nur ein kleines Publikum gefunden haben, denn alles stark individuell Ausgeprägte ist zur Zeit nicht sehr beliebt. Wenigstens verlangt man, daß das originell Angeschaute und Empfundene in sauberer, delicater Form ausgedrückt sei; Bogumil Goltz' Pinselführung ist aber nicht zierlich und delicat, wie es unsere jetzige gebildete Leserwelt verlangt, sondern naturalistisch kräftig, stellenweise selbst derb und dabei flüchtig und nachlässig. Seine Gemälde sind frisch und lebendig, dann und wann aber auch gekleckst. Als Beobachter und Denker ist er im ganzen originell, zuweilen tief, wo ihn sein Instinct richtig leitet, aber auch einseitig, regellos, den Impulsen des Augenblicks zu sehr gehorchend und unlogisch hin- und herfahrend, sodaß alle seine Bücher reich an Widersprüchen und grellen Contrasten sind. Von geordneten historischen Studien scheint er kein großer Freund zu sein; er überläßt sich den Eindrücken, welche ihm die unmittelbare Gegenwart oder eine wie es scheint nur desultorische Lectüre zuführt. Von den Büchern, die bisher über die Frauen geschrieben sind, mag er wol nur wenige gelesen, kaum eins bei der Abfassung seines Buchs benutzt haben. Nun läßt sich aber eine „Naturgeschichte" der Frauen gar nicht schreiben, ohne die Geschichte des weiblichen Geschlechts gründlich studirt zu haben. Die Naturgeschichte einer Thiergattung kann man schreiben, ohne seine Geschichte zu kennen; denn das Thier hat überhaupt keine Geschichte, es ist zu allen Zeiten dasselbe; aber das Weib hat neben dem Manne eine Geschichte, eine geistige und sociale Entwickelung; es ist, ganz abgesehen von den ethnographischen Unterschieden, zu den verschiedenen Zeiten ein anderes gewesen, ein anderes in seinen Sitten, in seiner Bildung, in seiner socialen Stellung. Aber allerdings gilt dem Verfasser das Weib nur als „die eingefleischte Natur", und so mag er glauben, sich um die Vorgeschichte desselben nicht viel kümmern zu dürfen.

Wir wollen hier unter den vielen Widersprüchen, denen wir in dem Goltz'schen Buche begegnet sind, nur einige hervorheben. Das Kapitel „Ehe" beginnt er mit den Worten:

> Am Weibe thut die Ehe ihre ganze Heiligkeit und Herrlichkeit kund, bethätigt sie sich als tägliches Wunder, als leibhaftiges Sakrament. In der Ehe geschieht es, daß die junge Frau, die noch kurz zuvor ein unfleißiges, unachtsames oder leichtfertiges oder träumerisches Mädchen war, ohne Verstand für den Ernst und die Forderungen des Lebens, daß sie zur besonnenen und fleißigen Hausfrau, zur sorglichen Gattin, daß sie zu einer Mutter heranreift! u. s. w.

Dagegen heißt es auf Seite 180:

Das gewöhnliche Weib legt mit der Verheirathung alle Delicatesse, alle Grazien des Mädchenthums und der Jungfräulichkeit ab. Sie wird knauserig, ordinär und dreist; ihre körperlichen Bewegungen bekommen etwas Unternehmendes und Heftiges; ihre Gesichtszüge etwas Verwaschenes, und, was unendlich schlimmer ist: der ganze Charakter erinnert an eine Art von Bettdecken, die aus bunten dreiseitigen Lappen zusammengenäht werden. So ein Alltagsweib verliert jede Norm und gibt sich allen Augenblicken hin, welche ihrer Zankteufelei und Spektakelsucht ein Genüge thun.

Allerdings spricht hier der Verfasser von den „gewöhnlichen" oder den „Alltagsweibern", und es ist richtig, daß die Ehe auf die verschiedenen Individuen auch eine sehr verschiedene Wirkung übt, selbst bei den Männern. Viele wüste, zügellose, cynisch rohe Männer werden durch die Ehe veredelt und in solide fromme Ehemänner verwandelt, andere dagegen, früher idealistisch-poetisch, warm hingebend, einfach natürlich, verlieren nach ihrer Verheirathung oder überhaupt durch den Umgang mit Frauen diese Eigenschaften und erscheinen plötzlich, zur Ueberraschung ihrer frühern Freunde, kalt gemessen, egoistisch berechnend, vornehmthuerisch und affectirt. Wenn aber die Ehe auf die verschiedenen Individuen so verschiedene Wirkungen ausübt, so durfte auch Goltz den Satz, daß die Ehe am Weibe „ihre ganze Heiligkeit und Herrlichkeit" kund thue, sich als „tägliches Wunder, als leibhaftiges Sakrament" bethätige, nicht in so absoluter Weise hinstellen; er mußte schon in dem Kapitel über die Ehe die eben angeführte merkwürdige Erscheinung nicht unerwähnt lassen und nachzuweisen suchen, woher sie rührt.

Goltz sagt den Weibern entsetzlich viel Böses nach; wir brauchen hier nur die Ueberschriften einiger Kapitel, in denen dies vorzugsweise geschieht, anzuführen: „Frauen-Caprice, Zähigkeit, Inconsequenz, Wetterwendigkeit und Geduld"; „Frauen vermengen das Größte und Kleinste ohne Witz und Humor, aus Mangel an Organ für Unterordnung der Nebensache unter ein Princip"; „Die Knauserei und der Geiz des schönen Geschlechts"; „Die Lüge und Verstellung der Frauen"; „Züge und Zeugnisse von Grausamkeit in der weiblichen Natur"; „Die Sünden der Frauen gegen das weibliche Gesinde"*); „Zu dem Signalement der gemeinen Weiber"; „Die prononcirt schulgebildeten Damen"; „Blaustrümpfe" u. s. w. Mit dem, was in diesen und andern Kapiteln den Frauen nachgesagt wird, könnte man ein ganzes Bändchen füllen, gerade so dick wie Deschanel's Schriftchen: „Le mal qu'on dit des femmes", und man begegnet auch hier dem bei Goltz häufig wiederkehrenden Widerspruch, daß er sich gegen die rohen Naturkinder ebenso eingenommen und feindselig zeigt als gegen die durch die höhere Cultur Gebildeten oder die „Barbaren der Civilisation", wie er sie nennt, obschon wir recht wohl begreifen, wie guten Grund er hat, sich gegen die Bonnen- und Gouvernanten-Erziehung unserer Tage zu erboßen. „Was der Mann im Weibe sucht und ersehnt", sagt der Verfasser, „das wird ihm in unsern Tagen selten zu Theil." Selbst das Kapitel „Zur Apologie der Frauen" enthält gleich im Eingange noch Anklagen und Anzüglichkeiten genug. Trotzdem ruft der Verfasser gleich auf der folgenden Seite aus:

Wer kann Feuer und Wasser dämmen, wer kann Sonnenstrahlen controliren, wer kann die Luft fest machen?. Aber, was da wächst und blüht, was duftet, sich bildet und färbt, das gedeiht und wird so: durch die elementare Natur. Sie zeitigt allerlei Samen, allerlei Blüten, süße und herbe Früchte, Disteln und Trauben; sie zeugt Fledermäuse und Singvögel in demselben Schoße; und so schafft sie auch im Weibe Rosen und Dornen. In den Augen, den Geberden der Frauen, in ihrer Liebe liegen Himmel und Hölle. Es ist nichts süßer, nichts bitterer, nichts beseligender, nichts dämonischer als ein Weib. Sie kann alles, sie ist alles; sie verwandelt sich in alles; sie erlöst und bindet den Mann; sie ruft durch ihre Liebe eine Glückseligkeit aus dem Nichts, aus der Wüste des Lebens hervor!

Diese Stelle ist schön, sie ist in der That poetisch; aber man fragt sich, wie es möglich sei, daß die Weiber so große Wunder verrichten können, wenn es mit der Schilderung, die er sonst von ihnen entwirft, seine Richtigkeit haben sollte. Freilich fügt er, schwarz gegen weiß setzend, sofort hinzu:

Mit derselben elementaren Kraft verwandelt das Weib aber auch ihr eigenes Herz und den Frieden des Hauses in eine Hölle, sobald sie der Leidenschaft, der Eifersucht, der Rache, dem Neide, dem natürlichen Egoismus Raum gegeben hat.

In dem Kapitel „Zur vergleichenden Charakteristik der Frauen" ruft der Verfasser aus: „Unter den deutschen Frauen findet sich das Wunder der Schöpfung in der sublimsten Potenz: eine Versöhnung; ein Wechselhauch von Natur und Geist, durch das Erbe von ungezählten Generationen in vielen Jahrhunderten bewirkt"; und ein andermal: „Nur in einer deutschen Frauenseele haben alle heiligsten Sympathien Himmels und der Erden, haben die duftigsten Blüten, die Mysterien der Liebe, der Sittlichkeit, der Poesie und Religion, ihren lebendigen Schoß und Schooß", und so geht es noch eine ganze Weile fort. Wir möchten fast glauben, daß der Verfasser diese Rosenguirlanden von Phrasen, welche sich unter dem übrigen Dornengeflechte so sonderbar ausnehmen, nur winde, um seine deutschen Leserinnen zu beschwichtigen und ihnen die übrigen vielen bittern Pillen zu versüßen. An welchen Frauen kann Goltz seine Beobachtungen angestellt haben als vorzugsweise an deutschen Frauen? Und welche Bedeutung und welchen Nutzen können seine Tadelsvota haben, wenn das deutsche Weib von ihnen ausgenommen ist? Der Verfasser behauptet auch einmal, daß nur in England und Deutschland sich die Geschlechtsliebe bis zur Lebenspoesie verkläre und erhöhe, daß nur aus einer deutschen Liebe eine Ehe zu erwachsen vermöge, „durch welche dem Idealismus des Herzens ein Körper zugebildet wird".

*) In die Händel zwischen den Dienstherrinnen und ihren weiblichen Dienstboten sollten die Männer sich gar nicht mischen, sondern es den beiden betheiligten Parteien überlassen, diese Streitigkeiten unter sich auszumachen. Ist es doch, soviel wir wissen, eine uralte und weitverbreitete Klage der Ehefrauen, daß ihre Männer nur zu sehr geneigt seien, für die mishandelten Dienerinnen, Köchinnen, Haus- oder Kindermädchen u. s. w. Partei zu ergreifen, wobei sie sich allerlei Uebles zu denken pflegen. Könnten nicht die Ehefrauen, die das Goltz'sche Buch lesen, auch auf den Verfasser eifersüchtig werden und über parteiische Zurücksetzung zu Gunsten ihrer hübschen weiblichen Dienerschaft Klage führen?

Fernan Caballero, dieser von einem deutschen Vater und einer spanischen Mutter stammende Autor, behauptet dagegen, daß die Liebe einer Spanierin zwar treu, fest und innig, aber viel weniger materieller und sinnlicher Art sei als die der nordischen Frauen. Gelegentlich kommt Goltz auch auf Goethe zu sprechen; er bemerkt:

Die Frauen sind wie Goethe; in ihren unwillkürlichen Lebensäußerungen, in ihren Sympathien, Antipathien und Affecten naturwahrer, d. h. minder corrumpirt von Schule und Schematismus als die Männer; aber diese sind wahrer in der Darstellung ihres geistigen Wesens; wahrer durch Verleugnung der sinnlichen Natur für den Geist und seine Ideen. Goethe's Gedichte und Naturempfindungen sind wahrer, weil natürlicher als die von Reflexion durchgesetzte Natur Schiller's; aber Schiller ist trotz seines Idealismus mehr ein wahrhaftiger Mann als Goethe, weil er sich überall ehrlicher, selbstverleugnender, entschiedener und rhythmischer finden läßt. Der schlechtweg objectiv proclamirte Goethe steht der Geschichte, der Religion und der Philosophie ganz so subjectiv gegenüber, als Schiller: der Natur, den sinnlichen Werktagsbiographien.

Ueber diese Stelle schrieb mir der verstorbene Emanuel Raulf (Wickerhauser), dessen sich manche Leser d. Bl. noch als unsers Mitarbeiters erinnern werden, nach der Lectüre des Goltz'schen Buchs mit Recht: „Meines Erachtens ist das hierorts gefällte Urtheil ein total unrichtiges, ein schlagender Beweis, daß sich auch große Irrthümer in das Buch von Goltz eingeschlichen haben."

In der That müssen auch wir gestehen, daß diese Parallele zwischen Schiller und Goethe über unsern Verstand geht, daß wir in diese wirren Redensarten keinen Sinn und logischen Zusammenhang zu bringen wissen. Trotzdem enthält das Buch im einzelnen sehr viel Richtiges und Treffendes, was sich die Frauen, wenn sie sich überhaupt Moral lesen ließen, zu Herzen nehmen sollten, und einzelne köstliche, drastische, gemüthvoll humoristische Genrebilder, wie das im Eingange des Kapitels „Zur Naturgeschichte der Mütter", das auch unter dem Titel „Mutter und Kind" in Wengler's „Hausschatz der deutschen Humoristik" als Probe des Goltz'schen Humors übergegangen ist. Das Verhältniß zwischen einer liebenden Mutter und ihrem sie ein wenig tyrannisirenden kleinen Kinde ist wol noch nicht wahrer, drolliger und liebenswürdiger geschildert worden als hier von Goltz.

Die Gräfin Koltzoff-Massalski, als Schriftstellerin Gräfin Dora d'Istria, hat in einem voluminösen zweibändigen Werke „Les femmes en Orient" (Nr. 2) die Geschichte, Lage und Charaktereigenschaften der Frauen des Morgenlandes behandelt. Sie hat sich, wie man weiß, schon früher durch ihre Schriften „La vie monastique dans l'église orientale", ihr mehrbändiges, auch in deutscher Sprache vermehrt erschienenes Werk: „La Suisse" u. s. w., rühmlich bekannt gemacht. Es ist von diesen Werken in d. Bl. wiederholt in anerkennendster Weise die Rede gewesen und dabei auf die Verfasserin als ein Phänomen hingewiesen worden. In der That mag sie wol an gelehrten Kenntnissen und ernsten Studien und Zielpunkten alle ihre mitlebenden Geschlechtsgenossinnen übertreffen. Sie kennt oder spricht alle lebenden Hauptsprachen Europas und außerdem das Lateinische und Altgriechische, das sie unter der Leitung des ausgezeichneten griechischen Gelehrten Pappadopoulos studirte, dem sie auch als ihrem „vénéré maître" ihr neuestes Werk gewidmet hat. Es ist ihr ebenso geläufig, Stellen aus Hesiodus, Aristophanes und den alten Tragikern als aus irgendeinem französischen, englischen oder deutschen Historiker zu citiren. Sie beruft sich in vorliegendem Werke ebenso gut auf Kant, Lessing, Gervinus u. s. w. als auf die Novellisten Hackländer und Gustav Freytag. Von dem letztern bemerkt sie, daß er in seinem „Soll und Haben" die unter den Deutschen vorwaltenden Ansichten über die Slawen auf eine „manière très naïve" ausgedrückt habe.

Der verstorbene „Fragmentist" Fallmerayer, der übrigens mit der Verfasserin über verschiedene Punkte im Streite lag, bemerkte in der „Allgemeinen Zeitung", in der er über gewisse Seiten des Buchs sich sehr ausführlich verbreitete, in Betreff dieses Werks:

Die neueste Schrift über die Stellung des Weibes im Orient, in Briefform an eine vornehme Freundin in Paris gerichtet, wird den Ruhm der edeln Gräfin nicht vermindern, wol aber wird dieses Werk durch glänzende Scenerien die neugierige Lesewelt blenden, und manchen Weisen des Occidents durch den Schwung und die Originalität der Anschauung nicht weniger, als durch die beinahe unbegreifliche Kenntniß der Literatur aller civilisirten Völker demüthigen und beschämen.

Die Verfasserin behandelt im ersten Bande den Zustand des weiblichen Geschlechts bei den Rumänen in Siebenbürgen, der Walachei und Moldau, bei den Bulgaren, den Serben, Bosniern, Dalmatinern, Tschernagorzen, Albanesen, Hellenen und Türken; im zweiten Bande beschäftigt sie sich mit dem Zustande des weiblichen Geschlechts bei den zahlreichen Völkerschaften, welche unter russischem Scepter leben. Fortschreitende Civilisirung und somit Gleichberechtigung auch der morgenländischen Frauen mit den Männern ist das Ziel der ebenso durch ihren Freimuth wie durch ihre Intelligenz bekannten Verfasserin. Das Werk ist so reichhaltig, daß wir uns versagen müssen, auf dessen Inhalt näher einzugehen. Wir beschränken uns hier nur auf einiges, was für uns Deutsche von besonderm Interesse sein dürfte.

Die Verfasserin gedenkt der Deutschen an mehreren Orten bei Gelegenheit Siebenbürgens, der deutschen Colonien in Rußland und der deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Die Gräfin nimmt ihre Rumäninnen gegen die Sachsinnen in Siebenbürgen in Schutz. Die Verfasserin sagt:

Man muß diese guten Haushälterinnen (die Sachsinnen) gegen die rumänischen Frauen losziehen hören! Es ist allerdings wahr, daß diese munter, jene sauertöpfisch, diese ebenso gastfreundlich als jene geizig sind, und daß jede gute Deutsche eine Person, die nicht eine verdrossene Miene mit einer oft zu weit gehenden Sparsamkeit zu verbinden für nöthig hält, über die Achsel ansieht.

Die Ost- und Südvölker können sich nun einmal nicht in die deutsche, schon in unsern Kinderbüchern gepredigte und verherrlichte Schwefelhölzchenmoral finden, wonach unter den Bewerbern um eine Stelle demjenigen der Vorzug gebührt, der ein Schwefelhölzchen von der Diele

aufhebt, damit es nicht verloren gehe. Indeß zeigt sich die Verfasserin später geneigt, diese Sparsamkeit der deutschen Frauen, wodurch sie sich auch vor den Russinnen bemerkbar machen, in einer Note mit den Worten zu entschuldigen: „Il est vrai qu'à Reval comme ailleurs, la race germanique se distingue par une prodigieuse quantité d'enfants, qui rend l'économie indispensable.“ Und schließlich muß sie doch bei Gelegenheit der deutschen Colonien in Rußland zugeben, daß eine deutsche Haushaltung eine ganz andere sei als eine national-russische. Eine Bojarin bemerkte der Gräfin, bei den lateinischen Nationen fände man Urbanität selbst in den untersten Klassen verbreitet, während bei den germanischen Nationen ungehobelte Formen selbst da noch beständen, wo sie sich am wenigsten finden sollten. Dieselbe Bojarin fuhr dann weiter fort:

Wenn man längere Zeit in den Ländern lateinischer und in den Ländern germanischer Zunge gelebt hat, so gelangt man zu der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der Egoismus unter den Söhnen der cité-reine weniger Anbeter zählt als unter den Abkömmlingen der Ueberwinder des Varus. Bei den lateinischen Völkern waltet das Herz vor.

Was werden diejenigen hierzu sagen, welche das Dogma aufgestellt haben und daran festhalten, daß Herz und Gemüth im Alleinbesitz der Deutschen seien!

An andern Stellen zollt allerdings die Verfasserin den Deutschen Ausdrücke höchster Anerkennung. Sie bemerkt einmal:

Die Deutschen sind zwar nicht in dem Grade von den Versuchungen menschlicher Schwäche frei, als die Teutomanen vorgeben, aber sie haben hervorragende Eigenschaften, die nur die Parteilichkeit ihnen abstreiten könnte. In wahrhaft exceptionellem Grade sind ihnen der Geschmack für Künste und Unterricht, die Kenntniß praktischen Lebens und Ordnungs- und Sparsinn eigen..... Die Gattin oder Tochter eines dorpater Professors besitzt sicherlich mehr durchgebildete Intelligenz als eine der reichen Kaufmannsfrauen von Moskau und Petersburg. Keine russische Bäuerin kann sich an Thätigkeit mit einer deutschen Colonistin nur halbwegs messen.

Ganz besonders rühmt sie die deutsche Bevölkerung in den russischen Ostseeprovinzen; sie sagt:

Der Adel in Kurland, Livland und Esthland, also denjenigen Provinzen, welchen der Name der „deutschen“ Provinzen geblieben ist, hält in würdiger Weise die Ehre der deutschen Bildung aufrecht. Seine Sitten, sein erleuchteter Geist, die Würde seiner Manieren beweisen, daß er die Grundsätze der Reformation und die Bedürfnisse des Jahrhunderts im ausgezeichnetsten Grade begreift. Die Edelleute haben an die Stelle der Anforderungen des Luxus und einer guten Tafel die zartern Genüsse der Literatur und der Künste gesetzt. Bei den Frauen finden sich dieselben Vorzüge. Die Landsmänninnen der Frau von Krüdener verbinden mit einer gebildeten, ernsten und von Pedanterie freien Intelligenz, mit einem edeln und zärtlichen Charakter die verführerischsten Formen u. s. w.

Auch die Bürgerschaft von Mitau, Riga und Reval ist, wie die Verfasserin bemerkt, dieses Rittergeschlechts nicht unwürdig. Es thut fast wohl, den Behauptungen von deutscher Bescheidenheit als einer Nationalschwäche gegenüber die Verfasserin von einem „orgueil germanique“ sprechen zu hören und weiter der Behauptung zu begegnen: „L'influence immense qu'exerce la race germanique fait illusion sur le nombre de ses représentants en Russie.“

Die Verfasserin hält, wie fast alle Frauen, auf ihr Geschlecht sehr viel; doch verschweigt sie auch dessen Schwächen nicht; sie tadelt an den Frauen z. B., daß sie zu sehr alles Glänzende liebten: „Les villes saccagées, les nations foulées aux pieds, les entrées triomphales dans les cités vaincues charment toujours plus ou moins leur imagination. Nous sommes en cela aussi étourdies que les hommes politiques, et ce n'est pas peu dire.“

Mögen sich auch diese oder jene Behauptungen der Verfasserin bestreiten lassen, so scheint uns doch so viel gewiß, daß niemand fortan über den Orient und über die Frauen wird schreiben können, ohne das Werk der Gräfin Dora d'Istria zu Rathe gezogen zu haben, wenn er nicht Gefahr laufen will, ein lückenhaftes Werk zu liefern.

Die Schrift „Ueber die Rechte und Stellung der Frauen“ (Nr. 3), ohne Namen des Verfassers erschienen, stammt sicherlich aus den Kreisen des deutschen Radicalismus, wie dieser sich in Nordamerika auszubilden angefangen hat. Es ist möglich, daß dieser Radicalismus auch fernerhin noch erhebliche Fortschritte macht, nur wäre dann zu wünschen, daß er sich wenigstens in anständigere Formen kleide. Der Deutsche verliert so leicht das richtige Maß, das nöthige Fein- und Zartgefühl, und so hat sich auch der deutsche Radicalismus darauf versessen und scheint fast eine Ehre darin zu suchen, das Nackte immer in nacktester Weise auszusprechen. Als das Bedenklichste erscheint, daß auch unter den Frauen, die bisher noch die Hüter des Idealismus und der Delicatesse waren, dieser mit Frivolität gepaarte Radicalismus immer größern Anhang zu gewinnen scheint, womit zum Theil auch das oft so dreist burschikose Auftreten der jüngern weiblichen Generation im Zusammenhange stehen mag. Mit der Zunahme dieses Wesens würde natürlich das weibliche Geschlecht auch den Anspruch auf jene galante Behandlung verlieren, der ihm früher freiwillig eingeräumt war. Auch diese Schrift ist (angeblich) von einer Frau befürwortet und bevorwortet. Der Verfasser, der das Weib zu einem „selbständigen Menschen“, zu einem „freien Individuum“ erhoben wissen will, stellt unter andern folgende gewagte Behauptungen auf:

Diejenigen Frauen gehören, wenigstens in gewissen Ständen, zu den Seltenheiten, die ein Jahr nach der Verheirathung sich noch sagen können, daß ihr Ehemann wirklich noch der Mann ihres Herzens sei, und dies Geständniß ist weiter nichts als das Geständniß der Prostitution..... Ich glaube behaupten zu dürfen, daß unter den gebildeten Ständen in großen Städten von hundert Männern nicht zehn ihren Frauen nur ein Jahr lang „treu“ bleiben..... Obschon nun die meisten Männer in gewisser Beziehung nicht werth sind, der gewöhnlichsten Frau die Schuhriemen, geschweige den Gürtel zu lösen, machen sie doch an das weibliche Geschlecht die übertriebensten Anforderungen. Auch der ausschweifendste Mann wird seine Frau für-

todeswürdig halten, wenn sie seine tägliche Untreue nur ein einziges mal erwidert..... Die gewöhnliche Ansicht geht dahin, der Mann habe mehr sinnliche Bedürfnisse, namentlich mehr Bedürfniß der Abwechselung, mithin mehr Recht zu dessen Befriedigung als das Weib. Selbst geistreiche Männer, die nicht durch Erziehung vorzugsweise sinnlich disponirt waren und die sich durch ein sittliches Streben auszeichneten, habe ich ihre Ansicht dahin aussprechen hören, daß im Staate der Zukunft der Mann sich nicht auf ein einziges Weib beschränken könne, sondern die Freiheit haben müsse, mit einer beliebigen Anzahl Frauen, die indeß nicht beisammen zu wohnen brauchten, gleichzeitig in einem (sogen.) ehelichen Verhältniß zu leben.

Der Verfasser selbst würde sich dies, glauben wir, recht gern gefallen lassen, aber er sieht leider ein, daß ein solches Privilegium bei den Frauen auf den größten Widerstand stoßen würde, da dieselben, wie er bemerkt, sich nicht bereitwillig finden lassen würden, einen geliebten Mann mit einer andern Frau zu theilen. Er fordert daher unter anderm frühzeitige Verehelichung der jungen Männer und Jungfrauen, damit nicht der Mangel an Gelegenheit zur Befriedigung des Geschlechtsbedürfnisses sie auf Abwege treibe; er fordert, daß die Freiheit der Verehelichung nicht durch weitläufige Formalitäten und hemmende Bedingungen beschränkt werde; er fordert Sorge des Staats für die Kindererziehung, und er fordert, daß dieselbe Freiheit, welche bei der Schließung der Ehe herrscht, auch bei der Trennung derselben herrschen müsse, daß jeder Ehebruch auch einen Ehewechsel sofort zur Folge haben dürfe. Warum hat er nicht auch den Vorschlag St.-Juste's adoptirt, daß jedes Paar, welches in den Stand der Ehe treten zu wollen erklärt, gleich einen Sprößling vorzuweisen haben müsse. Er hätte diesen Vorschlag mit folgenden Gründen vertheidigen können: erstlich würden die bloßen Convenienzheirathen, die aus Berechnung und nicht aus Liebe hervorgehen, ein Ende haben; sodann würde das Paar die Ehe nicht im bloßen Rausch antreten und die Enttäuschungen, die so oft den Flitterwochen folgen, nicht zu befürchten haben, und drittens würde die Ehe dadurch, daß die Sorge für ein Kind schon bei ihrer Schließung in den Vordergrund träte, von vornherein eine ernste Gestalt annehmen und vom ersten Augenblick an Sparsamkeit und Arbeitsamkeit zur Pflicht machen. Das menschliche Gehirn hat ja wol überhaupt noch keinen Unsinn ausgebrütet, den zu stützen es nicht auch Gründe auszubrüten im Stande wäre. Unser Deutschamerikaner will eine „zweite verbesserte Auflage des Griechenthums"; er fragt:

> Man stellt uns immer einen Apoll von Belvedere und eine mediceische Venus als Ideale der Schönheit dar. Aber sehen wir in unserer Zeit nicht schönere Männer, als jenen kurzstirnigen, taillelosen Apoll? Und diese stirnlose Venus mit dem geistlosen Gesicht und der kurzleibigen schwunglosen Gestalt, ist sie schöner als die Schönheiten unserer Frauenwelt?

Das ist freilich haarsträubender Unsinn, aber aus irgendeinem verborgenen Winkel seines grillenreichen Gehirns treibt der Verfasser doch für ihn Gründe auf. Als ein Mittel zur Vervollkommnung nicht blos des geistigen sondern auch des körperlichen Menschen erscheint ihm die Mischung der Nationen, die beste Mischung scheint ihm aber die zwischen Franzosen und Deutschen zu sein. Vielleicht könnten unsere deutschen Regierungen mit der Regierung des Kaisers von Frankreich einen Vertrag abschließen, um diese Kreuzung in aller Weise zu fördern.

Der Verfasser der Schrift „Die Emancipation der weiblichen Schule" (Nr. 4) befürwortet die Einführung von Lehrerinnen und Uebergabe eines Theils der Schulen an solche; denn, meint er, wolle man nicht zu dem männlichen, in größern Städten bereits in abschreckender Weise zunehmenden Proletariat auch noch ein weibliches hinzufügen, so müsse man sich bei Zeiten nach Wegen umsehen, auf denen die heranwachsende weibliche Jugend versorgt und ihr eine gesicherte Zukunft verschafft werden könne. Namentlich hebt er hervor, daß es in unsern Tagen weit schwerer sei, Vermögen zu erwerben als früher, daß es unzählig vielen Aeltern immer saurer werde, ihren erwachsenen Töchtern eine Stellung im Leben zu verschaffen und ihre Zukunft zu sichern, und zwar würde diese Klage gerade aus den Mittelständen, ja aus den besten Familien vernommen. Dieser Bemerkung über die Tendenz der Schrift können wir nur den Wunsch hinzufügen, daß Urtheilsfähige die in ihr enthaltenen Vorschläge prüfen mögen.

Ebenso kurz können wir uns über die Schrift: „Das Leben der christlichen Frau in der gesellschaftlichen Welt", von Pater de Ravignan (Nr. 5), fassen. Im Vorwort wird gesagt, daß von den zahlreichen Frauen, welche sich unter des Paters geistliche Leitung gestellt, viele ihn gedrängt hätten, ihnen schriftlich Rathschläge zu geben, die sie auf dem Wege der Vollkommenheit zur Richtschnur nehmen könnten. Um diesen Ansprüchen zu genügen, habe er sich zur Abfassung dieser Schrift entschlossen. Indeß habe der Tod die Feder des frommen Verfassers zerknickt, und so sei nur der erste Theil mit dem Titel „Die Lebensweise des Christen in der gesellschaftlichen Welt", vom zweiten mit dem Titel „Pflichten und Tugenden" aber nur das erste und zweite Kapitel, darunter das von der Ehe, vollendet worden. Begreiflicherweise steht diese Schrift zu der von dem Deutschamerikaner im grellsten Gegensatz; nach dem Pater de Ravignan bildet das christliche Leben allein den vollkommenen Menschen, nach der Ansicht des Deutschamerikaners ist „in dem einfachen Tuileriengarten zu Paris mit seinen Statuen und Promenaden mehr Religion zu finden als in Notre-Dame und allen andern Kirchen von Paris". Dieser Deutschamerikaner scheint ein sehr genauer Glaubens- oder vielmehr Unglaubensgenosse jener Dame aus Illinois, Kathinka vom Thal, zu sein, welche jüngst im „Pionier" dreist versicherte: „Ich bin Anhängerin der Principien der freien Liebe, ich hasse das Institut der christlichen Ehe so sehr wie das Christenthum selber." In solchen Gegensätzen zwischen dem Pater de Ravignan und Kathinka vom Thal bewegt sich unsere Generation.

Hermann Marggraff.

Otto Müller's „Roderich".

Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812 von Otto Müller. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Mit derselben Freude, mit der wir an die Lectüre eines neuen Romans aus der Feder des geachteten Verfassers gingen, gehen wir an die Besprechung desselben, da wir es hier einmal in der That mit einem Werke zu thun haben, welches unserer ersten Anforderung an ein echtes Kunstwerk: Idealismus und Realismus aufs innigste zu vereinigen, vollkommen Genüge leistet. Wir haben hier einen hochtragischen Stoff, eine tiefpsychologische Aufgabe vor uns, und finden dieselbe, bis auf den Schluß, in der würdigsten Weise gelöst: Die Charakteristik der handelnden Personen ist vortrefflich, die Darstellung spannend, die Verwickelung der Situationen interessant und natürlich; oft finden wir die Darstellung hochpoetisch durchwebt mit einer Fülle von Gedanken, die alles Edelste aussprechen und in uns anregen, manchmal fühlen wir unser ganzes Innere bis zur Erschütterung aufgeregt, und dann wieder finden wir das tägliche Leben und die einfachsten Zustände mit einer Naturwahrheit bis in die Einzelheiten gezeichnet, daß wir an das Detail der französischen Malerschule und an Jean Paul's Humor erinnert werden.

Der Schauplatz der Erzählung, die uns der Verfasser als die historischen Thatsachen gibt, ist in der Gegend von Heidelberg und in einer dort herum gelegenen kleinen Residenz zu suchen. Roderich, der Titelheld, wird uns zuerst als eine verhüllte Gestalt vorgeführt, die am Grabe der Mutter weint. Der Vater, der alte Dorfpfarrer Zimmermann, betrachtet ihn aber als „verlorenen Sohn" und findet allein in der Nachricht von seinem Tode noch Trost für die Schande, welcher dieser Sohn Eugen als Student in Heidelberg an der Seite eines Malers Robert Münzer über die ehrliche Familie gebracht — vor mehr als 20 Jahren. „Robert Münzer war der böse Dämon, den die Mächte der Finsterniß heraufschickten, um meinen armen Sohn Eugen, meines Lebens schönste Hoffnung, zu umgarnen, zu verderben, tausendfachen Jammer und Verzweiflung über mein und meiner Gattin Haupt zu bringen!" Erst viel später ahnen wir, daß dieser Eugen und der Prediger Roderich, Erzieher des Prinzen Leberecht, des einzigen Sohnes der verwitweten Prinzessin Aurelie, die wieder an den Hof ihrer Geburt, wo ihr Großoheim als Landgraf regiert, zurückkehrt und Roderich dahin mitbringt, eine und dieselbe Person sind.

Sehr hübsch ist die Schilderung des Hoflebens: „Das Hofleben einer kleinern Residenz ist nicht blos die «melkende Kuh», welche alle Klatschbasen und Kaffeeschwestern der Stadt mit Milch und Sahne versorgt; es ist auch zugleich der orakelspendende Stier Apis, aus dessen jeweiligem Gebaren, wie er wandelt und steht, wie er den Kopf dreht und mit dem Schweif wedelt, wie er mit oder ohne Appetit speist und das Genossene wiederkäut, seine Priester, die Hofchargen, ihre Inspiration empfangen; die sie sodann dem draußen in den Vorhallen andächtig harrenden Volke als neuestes «Evenement» bei Hofe verkünden, welches sofort Lungen und Zungen der getreuen Residenz in Bewegung bringt, und mit der Kraft eines galvanischen Stroms alle Froschnerven der hüpfenden und quakenden Loyalität in Zuckungen versetzt. Kein Donner rollender Weltgeschicke, keiner Kassandra dunkle Prophetenstimme erweckt bei einem getreuen Residenzdeutschen so tiefen und heiligen Schauer, rchrieselt in gänsehäutigem Fröstelu seinen zitternden Respectspf, als dies eine Hofneuigkeit bewirkt, vorausgesetzt, daß er h überhaupt in seiner submissen Wesenlosigkeit unterwinden rf, eine unmaßgebliche Privatmeinung darüber zu hegen und se sogar unter Vorbehalt alles dessen, was vorbehalten wern muß, vertrauten Freunden mitzutheilen. Seitdem einmal s aus Unvorsichtigkeit verschüttetes Glas Wasser am Hofe der glischen Königin Anna die politische Constellation Europas rändert hat, kann sich an keinem noch so winzigen Duodezse Deutschlands ein Vorfall der alltäglichsten Art ereignen, und sofort ergießt sich die angestammte Unterthanentreue aus allen Schleusen der staunenden Begeisterung, und der Sturm im Waschbecken wandelt als riesige Windhose, die alles in ihren Wirbel hineinzieht, durchs ganze Land.

„Ein Ereigniß bei Hofe ist der lechzenden Residenzmenschheit, was die himmlische Manna den alten Juden in der Wüste war; und ein galantes Abenteuer dieser und jener Hofdame, ein Bonmot von Serenissimus, ein engeres Hofcirkelanekdötchen geht in allen möglichen Variationen von Mund zu Mund, findet ebenso viele tiefsinnige Auslegungen, als es lebendige Chroniken und wahrhafte Residenzorakel im Publikum gibt. Der fürstliche Hof ist die geheimnißvolle Santa-Casa, an deren Schlüsselloch die öffentliche Meinung beständig ihr lauschendes Ohr legt, und deren Mysterien meist viel eher stadtkundig sind, als die betheiligten höchsten und allerhöchsten Personen noch selbst Sinn und Zusammenhang davon recht begriffen haben; denn je kleiner eine Residenz ist, um so mehr steht der Hof in gutem und bösem Sinne zu dem Publikum in dem nämlichen Verhältniß, wie beim einzelnen Menschen das Gewissen zum moralischen Imperativ Kant's. Je leiser und geräuschloser der Schritt des Handelnden über seine parquetirten Fußböden hinschleicht, je diplomatischer ein Knoten geschürzt, je feiner ein Fädchen gesponnen wird, desto leichter ahnt, desto sicherer durchschaut der Instinct des Publikums den kunstvoll angelegten Plan in seinen innern Gründen und äußern Zwecken, und findet schnell in der landesüblichen Mundart das rechte Stichwort für ein Ereigniß, eine Verwickelung, die man bei Hofe kaum noch dem Beichtvater oder Hofprediger anzudeuten sich getraute. So geht auch das Gewissen noch beim Witze oder der schlauen Berechnung in die Schule, und die ehrwürdige Muhme Moral droht ihm schon ohne Umstände mit dem hagern Knochenfinger, zeigt ihm klar und unerbittlich Ursachen und Folgen seiner Handlung, lange bevor es noch selbst den rechten Namen dafür gefunden hat."

Dies zur Probe von dem Jean Paul'schen Humor des Verfassers.

Roderich wird von dem Landgrafen, „einem Fürsten von freisinniger Denkart und einer sowol im Regierungs- wie im Privatleben den höchsten Lebenszielen zugewandten Geistesrichtung" mit Güte und Herzlichkeit empfangen, er bezieht mit dem Prinzen eine Wohnung außerhalb des Schlosses bei dem Hofarzt Geheimerath von Demann. Ueber Roderich ist man indeß in der Residenz sehr im Unklaren. „Er sollte Astrolog, Sonderling und Menschenfeind sein, wußten die einen, er sollte an einer Uebersetzung des Plato mit gelehrten Anmerkungen arbeiten, die andern. In jener Stadt, wo die Prinzessin Aurelie unter den bekannten, für sie so peinvollen Verhältnissen mit ihren jungen Prinzen seither gelebt hatte, sollte er früher die bescheidene Stelle eines Nachmittagspredigers bekleidet und sich darin zum ausgezeichneten Kanzelredner ausgebildet haben; er redete fünf lebende und zwei todte Sprachen, spielte das Cello mit einer seltenen, oft dämonischen Virtuosität und — dies war die letzte Neuigkeit über den mysteriösen Prinzenerzieher und officiellen Lebensretter eines jungen Frauenzimmers — sollte am nächsten Sonntag, den 20. nach Trinitatis, vor dem ganzen Hofe seine erste Predigt halten mit Zugrundlegung des durch die Landesliturgie vorgeschriebenen Textes Matthäus 7, 15—21. Zwar war nicht eigentlich die Rede von einer Probepredigt; aber der Umstand, daß überhaupt ein fremder Theolog die Kanzel der Hofkirche betreten durfte, eröffnete in Verbindung mit gewissen anderweitigen Verhältnissen und allbekannten höchsten Absichten den Vermuthungen des Publikums ein weites Feld, und jedenfalls mußte es mit dieser Bevorzugung eines ausländischen Theologen irgendeine ganz besondere, hochwichtige Bewandtniß haben. Denn der gegenwärtige Hofprediger war ein altersschwacher Greis, hatte keinen Zahn mehr im Munde, dagegen Beine so lang und mager wie ein Schloßstorch; seine stark im Naturnachlaß begriffenen Erbauungspredigten wurden höchstens noch von etlichen alten Leuten und den Kindern der Stadtschule besucht. Aber selbst den letztern mußte er, einem von

ihm eingeführten allerdings ungewöhnlichen Brauche gemäß, nach beendigtem Gottesdienst durch den Kirchendiener jedesmal aus seinem Privatseckel einen «Weckkreuzer» verabreichen lassen, sonst wären auch sie weggeblieben." Auch der Leser ist nicht klar über den neuen Prediger und thut erst einen Blick in sein Inneres bei dem Monolog, den Roderich hält, als er auf dem Wege zum Forsthofe des Oberjägermeisters von Bebra im Walde mit einem verdächtigen Menschen zusammengetroffen ist, bei Gelegenheit einer Art Treibjagd, die man da auf Diebsgesindel veranstaltet, das überall Einbrüche und Diebstähle verübt, wie sie in jener unsichern Zeit oft von ganzen Banden unternommen worden. „Ja, du hast recht, Robert, alter Höllenaffe, damit hast du mir das wahre Wort der Vernichtung in die Seele gedonnert! So klein auch die Schuld meiner Jugend vor dem allwissenden Gott und meinem eigenen Herzen gewesen ist; durch die Umstände meines spätern Lebens wird sie zur vollendeten Missethat; ich selbst habe den tauben Wurm in meiner Brust durch meinen Ehrgeiz zum schwarzen verderblichen Molch der Sünde herangefüttert, muß ihn fort und fort wachsen und giftig anschwellen sehen, weil ich dem bösen Versucher einst den kleinen Finger reichte, an dem er mir nun alle Knochen aus den Gelenken reißt! Gott, o Gott! vor dem ich morgen angesichts so vieler guten und vortrefflichen Menschen mit Inbrunst wieder beten wollte: ist das deiner Weisheit und Güte schrecklicher Wille, daß ein einziges Geschöpf in deiner großen schönen Welt lebt, ohne daß darüber ihr ganzer herrlicher Plan aus den Fugen geht, welches so in Jammer leben und dulden muß, wie ich! Wo bleibt deiner Gerechtigkeit allsehendes Auge, wo deiner Vaterliebe göttliche Huld und Milde, wenn es im Herzen von einem einzigen deiner Menschenkinder eine Schuld gibt, die du nicht aus seinem innersten schwerbedrängten Gefühle heraus mächtig wachsen und zur sühnenden Reue heranreifen lässest, sondern die nur um des schreienden Gegensatzes willen zu allem sonstigen schönen und friedlichen Glück dieses Lebens beständig ihr drohendes Furienhaupt schüttelt? Was habe ich denn so Schweres und Unsagbares verbrochen, was nicht Tausende in ihrer unbesonnenen Jugend gleichfalls verübten und büßten, ohne daß darum ihr eigenes Bewußtsein sie fort und fort verdammte, oder die Welt später ihrer aufrichtigen Wiederkehr zu guten und redlichen Grundsätzen mistraute?"

Darauf predigt er in der Hofkirche über einen Abschnitt der Bergpredigt: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte u. s. w." Wir entnehmen dieser fast ganz ausgeführten meisterhaften Predigt diejenigen Worte, welche gleichsam die Tendenz des Romans ausdrücken: „Die That ist gethan; aber die Beweggründe, die verborgenen innersten Triebfedern, das Zusammenwirken so vieler Umstände, der ganze innere Lebensgang des Schuldigen, sie bleiben in Dunkel gehüllt. Die Welt spricht ihr Urtheil, ihr verdammendes. In kalter Strenge stößt sie den Unwürdigen von sich, die Reinen wollen sich nicht durch die Berührung des Unreinen beflecken. Dies ist der Pharisäismus von einst und von heute. Fühlt etwa der Ausgestoßene nicht, daß er ausgestoßen wird? Ist darum alles Gefühl in ihm todt, weil er vielleicht durch allzu lebhaftes Gefühl, durch heftiges Ungestüm oder durch biegsame Weichheit seiner Natur sich in Schuld stürzte? Er wird die Härte empfinden, welche die erbarmungslose Tugend gegen ihn ausübt, er wird sie mit Entsetzen fühlen: sie frißt, sie ertödtet den letzten Rest der Menschheit in ihm. Er lernt die Tugendhaften hassen, verachten und in ihnen die Tugend. Er sinkt zum Abgrund, und bei Bösewichtern findet er, was er bei der pharisäischen Tugend umsonst suchte, umsonst erflehte: Mitgefühl, Erbarmen! Die That ist gethan, und aus ihr entspringt ein geisterhaftes, entsetzliches Gebilde: die Schuld! Sie umschwebt den Missethäter mit tonlosen Schwingen im unsichtbarem Fluge, seine unzertrennliche Gefährtin. In tausend Wandelungen höhnt sie ihm entgegen; er flieht entsetzt — umsonst, sie verkörpert sich, und alle Gestalten der lebendigen Natur tragen ihre Züge. Sie hüllt sich ins Dunkel der Nacht, sie macht das Licht zum Verrath, in die Einsamkeit treibt sie den Geängsteten und aus der Einsamkeit zurück in die Welt. Es ist die Allgegenwart der Hölle, die ihn verfolgt. Und auch du willst ihn noch verfolgen, kalte, erbarmungslose, pharisäische Tugend, ja verfolgen mit deinem guten Rechte?"

Im zweiten Bande machen wir die im ersten Bande nur leise geahnte Entdeckung, daß Roderich der Geliebte Aureliens, die mit ihrem verstorbenen Gemahl in der unglücklichsten Ehe gelebt, nun erst durch Roderich glücklich ist. Sie ist auch immer in ihn gedrungen, sich morganatisch mit ihr zu vermählen, aber er hat diesen Antrag immer zurückgewiesen, obwol er ihr seine Jugendschuld gestanden und sie ihm dieselbe vergeben. Als er die doppelte Entdeckung sowol dieses Verhältnisses als seiner Jugendschuld durch den noch lebenden und ihn verfolgenden Genossen der letztern zu fürchten hat, willigt er endlich ein, und reist zu einem nahen, ihm verpflichteten Geistlichen Albert, von ihm eine heimliche Trauung zu erbitten. Als er die Nacht im Pfarrhause zubringt, werden durch ihn Kirchenräuber entdeckt und ergriffen: man erkennt in ihnen die längst verfolgte Diebesbande und in ihrem Anführer denselben François Ventron, den wir zuerst als einen verdächtigen Krämer kennen gelernt, denselben, dem Roderich im Walde mit Bebra begegnete, den Gefährten seiner Jugend, Robert Münzer, der ihm schon mehrmals mit Entdeckung gedroht. Das Gewitter zieht sich über Roderich's Haupt zusammen. Gleichzeitig mit dem Ereigniß im Pfarrhause wird in alten Actenhaufen die actenmäßige Darstellung von Roderich's oder Eugen Zimmermann's Jugendgeschichte aufgefunden. Danach ist dieser als Student in Heidelberg zuerst durch den Maler Robert Münzer in die Gesellschaft eines französischen Gaunerpaars gerathen, das unter fremdem Namen in Heidelberg ein großes Haus macht. Die Frau zieht ihn in ihre Netze und um Mittel zur Flucht von ihrem tyrannischen Mann zu gewinnen, gibt sie Eugen ihre Juwelen zum heimlichen Verkauf und beredet ihn endlich sogar zu einem Angriff auf die Kasse ihres Mannes. Chevalier zeigt das an und — Eugen flieht. Später entdeckt man in Chevalier den Betrüger und Dieb en gros; er wird gefänglich eingezogen und erhängt sich, nun erscheinen Münzer und Eugen als seine Helfershelfer und es werden noch nachträglich Steckbriefe gegen sie erlassen. Eugen's Vater hat an Chevalier allen Verlust, den dieser durch den Sohn erlitten, zurückerstattet. Eugen selbst wird von einem katholischen Geistlichen gerettet und gebessert, bleibt aber protestantischer Theolog und beginnt unter neuem Namen ein neues edles Leben, seinem Vater schickt er den Todtenschein; aber dieser selbst forscht der Gestalt nach, die am Grabe seiner Gattin geweint, da er nun den Sohn darin vermuthet, und wird so gewissermaßen selbst die Veranlassung zur Erneuung seines Processes. Verderbenschwanger bricht nun die Katastrophe herein: „Sonst ist es die Schuld, aus deren düsterm Schatten das Verhängniß hervorschreitet und den Menschen verfolgt, der durch eine böse That den Zorn der Rachegöttinnen gereizt hat. Bei dem jungen Studenten Eugen Zimmermann dagegen haben wir es zwar auch mit einer Schuld aus früherer Zeit und deren unseligen Folge für das spätere Leben zu thun; das Uebel aber, welches für ihn daraus erwächst, steht außer allem Verhältniß zu der wirklichen Größe der That; denn der Himmel lächelt schon lang versöhnt über des Schuldigen Haupt, als der Ruf: «Steinigt ihn!» gerade von denen erhoben wird, die ihm vielleicht die be[illegible] gangene böse Handlung am ersten verziehen hätten, wäre [illegible] damit nur nicht später ihrem eingebildeten und wirklichen Sitt[illegible] lichkeitsgefühl, nicht den Gesetzen ihrer falschen und wahren Con[illegible] venienz feindlich und verletzend entgegengetreten." Die Katastrophe selbst leitet der Verfasser mit folgenden Worten ein: „Die Katastrophe — welches poetische Gleichniß vermöchte uns die er[illegible] schütternde tragische Wirkung derselben auf den Unglücklichen [illegible]

veranschaulichen, mit dem wir uns von jetzt an fast nur noch ausschließlich beschäftigen werden! Da hängt der furchtbare Fels, der ihn zerschmettern soll, schon jahrelang in schwindelnder Höhe scheitelrecht über seinem Haupte; längst hat er sich daran gewöhnt, ohne Grauen zu der drohenden Gefahr hinaufzublicken, baute sogar die Hütte seines stillen Glücks, seines wiedergewonnenen Friedens mit sich, mit Gott und der Welt unmittelbar unter den furchtbaren Felsen; rings umblühte ihn, den Gefährdeten, ein reiches seltenes Glück voll herrlicher und entzückender Farben; vielleicht daß sogar die jahrelange Gewohnheit an den finstern Anblick seine freudige Zuversicht, sein Gottvertrauen noch erhöhte und eine von gnädigen Himmelsmächten sichtbar beschützte hohe einzige Liebe seinen Geist mit einer Weihe verklärt, die selbst den auf seinem vergangenen Leben ruhenden Fluch endlich noch versöhnen zu wollen scheint! Da mit einmal löst sich ein kleiner Stein von der stützenden Unterlage los und rollt als warnender Vorbote des nahenden Unheils in die Tiefe; diesem folgt bald ein zweiter, ein dritter, bestürzt blickt der Bedrohte empor, der Fels hängt noch immer in der gewohnten schauerlichen Schwebe unbeweglich über seinem Haupte, doch ist die Angst in seiner Seele erwacht, das sichere Selbstvertrauen entschwunden; er lauscht mit athemloser Spannung auf jedes neue unheimliche Warnezeichen aus der Höhe und bald auch aus der Tiefe; schon denkt er ernstlich an seine Rettung vor der drohenden Gefahr; aber erst gilt es, auch noch andere theure und heilige Güter, ihm mehr werth als das eigene Leben, dem Verderben zu entreißen, diese angstvolle Sorge läßt ihn selbst das nahende Unheil vergessen, verwirrt ihm die Sinne, täuscht sein sonst so scharfes Auge über die eigene Gefahr und plötzlich begräbt ihn, den der Himmel noch einmal sichtbar erretten wollte, der stürzende Fels tief unter sich im Abgrund — erst sein Verderben und nun das stumme Denkmal seines Untergangs".

Bis hierher ist die ganze Entwickelung meisterhaft, im höchsten Grade spannend. Wir erwarten nun, besonders nach obigem Gleichniß, die Lösung durch eine erhabene Katastrophe; aber die Katastrophe besteht in nichts als in des Landgrafen Ungnade, welche mit der Trennung von der Geliebten verbunden ist, und auf deren Innewerden Roderich eines plötzlichen *Todes stirbt*; ob am Schlagfluß, ob an Gift, das bleibt der Conjectur überlassen. So legen wir zuletzt das Werk doch nicht völlig befriedigt aus der Hand; es bleibt das Bedauern zurück, daß es der Verfasser — nicht verstanden, wollen wir nicht sagen — daß er es nicht vorgezogen, seinem trefflichen Werke durch einen würdigen Schluß die Krone aufzusetzen und so unsere Literatur mit einem vollendeten Kunstwerke zu bereichern, das sich mit Bulwer's ihm so verwandten „Eugen Aram" kühn messen dürfte.

August Peters.

Der Steinmann'sche Pseudo-Heine.

Es ist uns ein Flugblatt, ein Separatabdruck aus dem hamburger „Freischütz", Nr. 82 und 83, mit der Ueberschrift „Der Steinmann'sche Pseudo-Heine" zugegangen. Der Verfasser desselben, Adolf Strodtmann, der bekanntlich von Julius Campe mit der Herausgabe von H. Heine's sämmtlichen Werken beauftragt ist, bemerkt darin, daß es an der Zeit sei, einem so unerhörten Misbrauch, wie ihn Steinmann mit dem Namen Heine's getrieben, endlich ein Ziel zu setzen und dem Publikum den unzweideutigen Beweis in die Hand zu geben, „daß es sich hier nicht blos um einen verdammenswerthen Eingriff in fremdes Eigenthumsrecht, sondern zugleich um eine literarische Fälschung handelt, welche in den Annalen unserer Literatur vergeblich ihresgleichen sucht". Es geht daraus hervor, daß Steinmann die später bei den Brüdern Binger in Amsterdam erschienene Sammlung bisher ungedruckter, angeblich Heine'scher Producte zuerst Hrn. Julius Campe gegen Honorar zum Verlage bot, zugleich auch hinzufügte, sich im Ablehnungsfalle sofort an eine andere Verlagshandlung wenden zu wollen. Campe erwiderte hierauf am 13. Juni 1860 mit einem Schreiben, in welchem es unter anderm heißt:

„Ich sehe nicht ab, unter welchem Rechtstitel Sie befugt sind, sich zum Erben der Heine'schen Schriften zu machen, die Heine absichtlich nicht reproducirt wissen wollte; oder was berechtigt Sie: der Familie Gegenstände vorweg zu nehmen, welche diese noch zu verwerthen denkt? Madame Heine hat mir einen Nachlaß offerirt und verlangt dafür 30000 Francs, welchen ich abgelehnt habe, da er nur ein Octavbändchen formirt und viele von Heine selbst und von mir abgelehnte Gegenstände enthält, welche einen solchen Werth nicht in sich tragen. Ich könnte Ihnen eine Menge Gedichte nachweisen, die existiren, von Heine aber selbst ausrangirt sind —, ich frage: wer hat das Recht, diese, gegen den Willen des Dichters, abermals in das Publikum zu bringen? Gewiß ist der Herr Dr. Steinmann zu einer «Buchmacherei» nicht berufen, auf die ein solches Beginnen einzig und allein hinweist. Die Angehörigen Heine's werden zu einer solchen Anmaßung gewiß nicht schweigen und zusehen, was Sie zu thun belieben, und wie ständen Sie dann diesen Leuten und dem Publikum gegenüber da! — Doch, das ist Ihre, nicht meine Sorge."

Es ist dies zugleich der einzige von den Briefen Campe's an Steinmann, den dieser, freilich aus leicht erklärlichen Gründen, in seiner Broschüre „Der Froschmäusekrieg" nicht mit abdrucken ließ. Gegen den Schluß des Briefs erinnert Campe den münsterschen Gerichtssecretär Steinmann, daß es eine Grenze gäbe, die ein Mann von Ehre nicht überschreiten dürfe, und daß er, Steinmann, ein Mann der Rechtswissenschaft sei und wissen werde, wie weit er seine Schritte ausdehnen dürfe, um das Gebiet der Ehre nicht zu verletzen. Nachdem Steinmann trotzdem seine Sammlung poetischer Schriften Heine's herausgegeben und der Bruder Heinrich Heine's, Gustav Heine, und eine Anzahl der gelesensten Journale die Echtheit eines großen Theils derselben in Abrede gestellt, erklärte Steinmann, daß deren Manuscript für jeden Betheiligten bereit läge, und später, daß er die Manuscripte an Fräulein Ludmilla Assing und die Herren Lassalle und Moser in Berlin, „welche alle mit Heine's Handschrift vertraut", zur Einsicht gesandt habe. Strodtmann gestattete sich nun in einem sehr anständig und taktvoll abgefaßten Briefe vom 25. Mai an Steinmann die „höfliche Anfrage" zu stellen, ob das in seinen Händen befindliche Manuscript von ihm in Steinmann's Wohnung oder wo sonst in Augenschein genommen werden könne. In ersterm Falle sei er mit Vergnügen bereit, sich zur Einsichtnahme in die Heine'schen Originalmanuscripte am Sonnabend den 1. oder 8. Juni oder einem näher zu verabredenden Tage bei Steinmann einzustellen. Hierauf erhielt Strodtmann von diesem folgendes Schreiben, das in seiner Art zu einzig ist, als daß nicht auch wir uns beeilen sollten, es in d. Bl. vollständig zum Abdruck zu bringen.

„Münster, 27. Mai 1861.

Herrn Adolf Strodtmann, Wohlgeboren.

Ein seltsameres Ansinnen als das Ihrige ist mir wahrlich noch nie gemacht! Ich müßte ein Narr sein — sagte der große Kurfürst — wollte ich meine getreuen Unterthanen gegen Mamelucken vertauschen. Und ich wäre ein Narr, wollte ich Ihnen in der wider mich par Ordre des Herrn Campe eingenommenen Stellung infolge Ihres leeren Gewäsches in den drei hamburger Lokalblättern die Einsicht auch nur einer Zeile der Heine'schen Manuscripte gewähren, welche zufolge meiner Veröffentlichung vom 13. December vor. J. gegen G. Heine sechs Monate offen gelegen, längst recognoscirt sind (auch augenblicklich sich in Berlin befinden), sodaß nichts überflüssiger erscheint als Ihre Recognition und nichts in der Welt mir gleichgültiger ist als die Rücknahme Ihres publicirten Unsinns, namentlich im Vorworte zu der s. g. «Gesammtausgabe» der Werke Heine's, der ich, da mir fortwährend als willkommene Resultate meiner Bemühungen ungedruckte Beiträge aus Heine's Feder zugehen (in voriger Woche noch das

Interessanteste, was er je geschrieben — 21 Briefe an seine Geliebte), mit einer bändereichen Sammlung entgegentreten werde, während die s. g. Gesammtausgabe, wol nur mit wenigen Ausnahmen, das Allbekannte bringt. «Blinder Eifer schadet nur!» heißt's in der alten Fabel. Lesen Sie den Lehmann'schen Artikel in der neuesten Nummer 21 des «Magazin für die Literatur des Auslandes» mit Ruhe und beherzigen Sie und Herr Campe denselben. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Friedr. Steinmann."

Auch früher schon war dem Bruder des Dichters die Einsicht in die angeblichen Originalmanuscripte verweigert worden. Und so schrieb und handelte Steinmann, nachdem er früher in höhnischster Weise sich darüber lustig gemacht, „daß wol Autographenhändler, nicht aber die Klatsch- und Skandalkrämer auch nur eines einzigen jener im Verdächtigen so voreiligen Blätter sich zur Einsicht gemeldet." Nun wandte sich Strodtmann an Hrn. F. Lassalle und Fräulein Ludmilla Assing in Berlin, in deren Händen sich die Manuscripte zur Zeit befinden sollten. F. Lassalle erwiderte unterm 27. Mai 1861, daß ihm Steinmann keinerlei Manuscript zur Einsicht gesandt habe und daß er, Lassalle, schon vor einigen Wochen auf ähnliche Anfragen von dem Verleger jenes Herrn und von einem Hrn. Wortmann dieselbe Antwort habe ertheilen müssen; Ludmilla Assing erwiderte unterm 28. Mai, Steinmann habe bei ihr angefragt, ob er ihr die Manuscripte vorlegen dürfe; sie habe sich dazu bereit erklärt, aber bisjetzt noch nichts erhalten. Das Zeugniß der dritten von Steinmann namhaft gemachten Persönlichkeit konnte leider nicht eingeholt werden, da Moser, ein intimer Freund Heine's aus der Zeit seines berliner Aufenthalts, schon seit Jahren — verstorben ist. Uebrigens werden von der durch Steinmann's Verfahren in ihrem Eigenthumsrecht benachtheiligten Witwe H. Heine's gerichtliche Schritte beabsichtigt, wie aus folgender Stelle des Flugblatts hervorgeht:

„Das einzuleitende Gerichtsverfahren muß herausstellen, inwieweit Herr Steinmann sich dem Bereich der gesetzlichen Verantwortlichkeit für seine Handlungsweise etwa dadurch entzogen hat, daß er seine «Nachträge u. s. w.» im Auslande, bei den amsterdamer Nachdruckern der Heine'schen Werke, erscheinen ließ, und die von Heine's Witwe auf Grund der «Convention conclue entre la France et les Pays-Bas pour la garantie réciproque de la propriété des oeuvres d'esprit et d'art, 29. Mars 1855» anzustellende Klage sich folglich gegen die holländische Verlagsfirma (Gebr. Binger) zu richten hat."

H. M.

Zur Charakteristik des schweizerischen Lebens.

Aus den Schweizerbergen. Neue Geschichten von Franz von Sonnenfeld. Glogau, Flemming. 1861. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Da von allen Schriftstellern der Erzähler des besten Willkommens und der nachsichtigsten Beurtheilung gewiß zu sein pflegt, so zweifeln wir nicht, daß auch das vorliegende Viergespann von Erzählungen geneigte Leser und Freunde finden wird. Der Verfasser liefert in denselben lebendig geschriebene Beiträge zur Charakteristik des schweizerischen Lebens, das schon an und für sich einen stets neuen Reiz auf unsere Lesewelt ausübt. Ist doch die Schweiz gleichsam der Salon von Europa, und wem die Wirklichkeit eine Reise in die Alpen versagt, der will wenigstens im Geiste das Land der Gletscher und Seen, das Land der Freiheit und Mannhaftigkeit besuchen. Leider gebricht es dem Verfasser an Tiefe sowol in der Auffassung geschichtlicher Begebenheiten und Zustände, als auch in der Zeichnung menschlicher Charaktere; er hält sich meist auf der Oberfläche. Allein auch diese Oberfläche ist nicht immer glatt und schön, vielmehr lassen Anlage und Stil seiner Geschichten manches zu wünschen übrig. Die erste Erzählung: „Der Bezirksschreiber", versetzt uns in das sogenannte Rosleliland, nördlich am Hauptzuge des Jura, und schildert im Gewande einer Liebesgeschichte die Einwirkungen, welche der moderne Industrialismus auf dies ursprüngliche Hirtenländchen ausgeübt hat. Doch — zum Troste der schönen Leserinnen sei es verrathen — die treue Liebe siegt zuletzt über den Mammonsdienst, und der blutarme Liebhaber wird am Hochzeittage durch die Schenkung eines ansehnlichen Bauergutes der Sorge um das tägliche Brot glücklich enthoben und dem reichen Schwiegervater mundgerecht gemacht. Die zweite Geschichte, „Cavanz oder Vacanz" betitelt, läßt uns einen Blick in das Leben und Treiben der deutschen Flüchtlinge im Jahre 1849 thun. Es ist freilich weder ein besonders eindringender, noch ein besonders erbaulicher Blick. Ueberdies schwankt der Verfasser in seinen politischen Ansichten etwas unsicher zwischen den entgegengesetzten Parteien hin und her und schlägt nach Centrumsmanier bald nach links, bald nach rechts. In der dritten Erzählung: „Die verhängnißvolle Communionfeier", erhalten wir einige Enthüllungen aus der luzerner Jesuitenwirthschaft während des Jahres 1846 und begleiten einen aus ihren Klauen geflüchteten Studenten erst nach Zürich, und dann nach einer süddeutschen Universität, wo er sich bis zu einer solchen Höhe von Freisinnigkeit emporschwingt, daß er sogar ein Judenmädchen entführt und heirathet, die natürlich zum Katholicismus übertritt. Die vierte Erzählung endlich: „Die geprellten Eidgenossen", gibt uns die Art und Weise zum besten, in welcher sich Baselland von Baselstadt getrennt hat. Wenn wir unserm Verfasser glauben sollen, so war das Ganze die Folge eines schlechten Witzes zweier unzufriedenen Regierungsräthe. Der Verfasser huldigt darin jener trostlosen Betrachtungsweise der Geschichte, nach welcher sie nur als ein Gewebe von Zufälligkeiten erscheint, denen der geistige und sittliche Zusammenhang fehlt, und wo von treibenden Ideen, von sich durcharbeitenden Principien, überhaupt von einer geistigen und sittlichen Entwickelung im Großen wie im Kleinen keine Rede ist. Wir gestehen, daß wir hauptsächlich aus diesem Grunde des Verfassers Buch unbefriedigt aus der Hand gelegt haben. Wir wurden beim Lesen stets, und zwar keineswegs zum Vortheil des Verfassers, an G. Keller's „Fähnlein der sieben Aufrechten" in Auerbach's diesjährigem Volkskalender erinnert. Ja, das ist eine Schweizergeschichte! Die empfehlen wir Hrn. von Sonnenfeld zum Studium und zur Nacheiferung! 54.

Notizen.

F. Th. Vischer und die romanischen Literaturen.

Der berühmte Aesthetiker Vischer hat neuerdings durch die neue Folge seiner „Kritischen Gänge" die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Aber auch Frankreich hat sich mit seinen ästhetischen Untersuchungen zu beschäftigen angefangen. Die „Revue germanique" brachte in ihrem vorigen Jahrgang über Vischer's „Aesthetik" nicht weniger als vier Artikel von Victor Cherbuliez unter der Ueberschrift „Philosophie du beau". Aus diesen Abhandlungen möchten wir nur einen Punkt hervorheben. Cherbuliez erkennt den deutschen Aesthetiker durchaus als einen „esprit distingué" an und er gibt zu, daß Vischer's Werk eine Fülle anziehender und selbst tiefer Betrachtungen enthalte; aber er bedauert, daß er gegen die Nationen lateinischer Zunge so ungerecht sei. Vischer's Ansicht nach zählten nur Griechenland und Deutschland (indem für dieses auch Shakspeare in Anspruch genommen werde) in der Literaturgeschichte. Was habe, dieser Ansicht zufolge, die französische Muse der Welt gegeben? Einige ziemlich muntere Komödien und einige ziemlich anmuthige Chansons, in denen aber deutsche Gemüthstiefe nicht zu finden sei. Auch die andern romanischen Literaturen würden von ihm sehr wegwerfend behandelt und selbst die altlateinische Poesie finde vor diesem erbarmungslosen Todtenrichter der Literatur keine Gnade. „Die Zukunft gehört den Söhnen des Arminius", fährt Cherbuliez fort, „ein Deutscher wird es sein, welcher die Ehre haben wird, in der Malerei den nordischen Stil und den italienischen oder rafaelischen zu vereinigen. Und sicherlich wird auch einem Deutschen der Ruhm vorbehalten sein, das große

Problem dramatischer Kunst zu lösen, das Problem: die griechische Tragödie und das englische Drama in eins zu verschmelzen." Nachdem Cherbuliez über diese Ansicht gespottet, sagt er weiter: „Glücklicherweise hat Deutschland gerechtere Ansprüche auf Ruhm als diese ziemlich unsichere Hoffnung, den berühmtesten tragischen Dichter aller Zeiten hervorzubringen; das Land, welches einen Mozart, einen Goethe, einen Hegel erzeugt hat, braucht nicht in Verlegenheit zu sein, in der Welt eine Stelle zu behaupten. Durch seine großen Männer ist Deutschland die Schule der Völker geworden; aber je sicherer man seines Ruhmes ist, um so leichter sollte es auch sein, sich gegen andere gerecht und nachsichtig zu zeigen." Gegen den Schluß bemerkt Cherbuliez: „Bei Vischer vermischt sich der systematische Geist mit dem deutschen Stolz und mit den sehr lebhaften und sehr eingewurzelten Vorurtheilen gegen das romanische Genie und besonders gegen die französische Literatur. Deutschland ist das Land der großen Denker und der umfassenden Intelligenzen; es ist das Land der Schelling, Humboldt, Fallmerayer. Aber es gibt auch ein Deutschland aux bras étroits, welches in seinen Journalen den Satz aufstellt, daß alle neulateinischen Völker in die Aera ihres Verfalls eingetreten seien, daß es Jugendlichkeit des Herzens und Männlichkeit des Geistes nur noch an den Ufern der Spree und Donau gäbe..... Es ist bedauerlich sehen zu müssen, wie ein so ausgezeichneter Denker mit einem Federzuge die Größen der französischen Literatur vernichtet, Corneille und Racine zu dem Range kalter Declamatoren erniedrigt, Lafontaine und unsere Lyriker des 19. Jahrhunderts mit Stillschweigen übergeht und von Molière in einer Weise spricht, die zweifeln läßt, daß er auch nur drei Zeilen aus dem «Tartuf» oder dem «Misanthropen» gelesen habe." Zuletzt erinnert Cherbuliez an Condillac's Wort: „Il faut le dire, rien n'est plus contraire au goût que l'esprit philosophique." Das sei, meint Cherbuliez, zwar nur eine Grille, aber es sei zu bedauern, daß Condillac, um unrecht zu haben, doch ein wenig recht gehabt habe.

Illustrirte Vogelschießen-Literatur.

Man erstaune nicht über diese Ueberschrift. In der That sind wir bedroht, zu den vielen Literaturgattungen, mit denen wir Deutsche gesegnet sind, nun noch eine Vogelschießen-Literatur zu erhalten; der Anfang dazu ist wenigstens durch zwei uns vorliegende illustrirte Bücher gemacht: „Das Dresdener Vogelschießen von Herbert König. Mit 50 Illustrationen" (Dresden, Kuntze), welches das erste Bändchen einer Serie „Dresdener Humoresken" bildet, und „Ein Thüringer Vogelschießen. Federzeichnungen von H. J. Schneider. Mit Reimen von Friedrich Henneberg" (Gotha, Müller). Es ist kaum ein Zweifel, daß sich unsere dichtenden und zeichnenden Talente fortan dieses Gegenstandes mit dem Muth der Verzweiflung bemächtigen und ganz Deutschland nach Vogelschießen durchforschen werden, um sie in ähnlicher Weise humoristisch, artistisch und buchhändlerisch zu verwerthen. Im übrigen bieten diese Vogelschießen und ähnliche Feste fast noch die einzige Gelegenheit, um Reste des deutschen Volkslebens, freilich oft in ziemlich verlieberter und gebrochener Gestalt, vor Augen zu bekommen. Auch bewegt sich hier jene Welt von Abenteurern: Athleten, Seiltänzer, Kunstreiter, Inhaber von Affenbuden, Marionettentheatern, Menagerien u. s. w., die für das Volk immer einen gewissen poetischen Reiz besitzen werden und sogar die historischen Personen eines beliebten neuern Romans, der „Vagabunden" von Karl von Holtei, abgeben. Es ist auch vielleicht hohe Zeit, diese buntscheckige Welt zu photographiren, da ein verfeinerter Geschmack bald auch diese Welt mit der Zunge der Cultur beleckt haben wird. Manche charakteristische Erscheinungen sind daraus schon verdrängt; die fashionabeln „Circus" haben den plebejischen Kunstreiterbuden bereits starken Abbruch gethan, und das Handwerk der kleinen Thierbudeninhaber u. s. w. dürfte bei der Zunahme der zoologischen Gärten auch geschmälert werden.

Was Herbert König betrifft, so hat dieser in seiner Darstellung des dresdener Vogelschießens sein Doppeltalent als humoristischer Erzähler und als Zeichner sehr glücklich zur Anwendung gebracht, und gern wird der Leser ihn auf seinen Wanderungen begleiten und seine Skizzen, Bemerkungen und Randglossen als das hinnehmen, was sie sein sollen, „als kleine Bonbons — mitunter auch als Pillen — für eine Zeit, die wir alle gründlich im Magen haben". Schalkhaft sagt er, daß er „in seinem Widerwillen gegen alles, was Caricatur heißt", stets dahin trachte, „jeder Situation wie Person den Stempel möglichster Wahrheit und Naturtreue auf die Nase zu drücken", indem er es für das unverantwortlichste Verbrechen halte, „durch Uebertreibungen und sonstige Allotria der Nachwelt einen schiefen Begriff von der Gegenwart und unsern Zeitgenossen zu geben". Auf Einzelheiten können wir hier natürlich nicht eingehen, wir bemerken nur, daß Herbert König sowol das Publikum wie die Schaustellenden aufs vielseitigste ausgebeutet und in den buntesten Gruppen ausgemünzt hat. Um sein Doppeltalent ist der Verfasser, der ein besonderes Talent zur Auffassung verkommener und verzwickter Menschengestalten und Physiognomien hat, übrigens zu beneiden, denn unsere humoristischen Talente werden wol alle künftig auch zeichnen lernen müssen, da sich das Publikum schon längst gewöhnt hat, nur in solchen humoristischen Büchern Humor zu finden, welche zugleich mit Illustrationen und zwar möglichst zahlreichen versehen sind; ja der erklärende Text steht zu den Bildern jetzt etwa nur in demselben secundären Verhältniß, in welchem der Text einer Oper zu deren Musik zu stehen pflegt. Auch das „Thüringer Vogelschießen", mit räumlichern Bildern und mit kurzen Erklärungen in Vers und Reim, können wir Liebhabern solcher Darstellungen empfehlen. Fehlt es auch hier an drastischen Scenen und Situationen nicht, so hat das Ganze doch eine gemüthvollere Physiognomie. Ein thüringisches Vogelschießen liefert begreiflicherweise nicht so viele verlieberte, verkommene, verfratzte, verschmitzte und vergaunerte Physiognomien wie ein hauptstädtisches Volksfest.

H. M.

Bibliographie.

Bierling, H., Leipzig und die Leipziger. Heitere Wanderungen eines Amerikaners durch Leipzig. Leipzig, O. Voigt. 16. 10 Ngr.

— — Leipziger Photographien. Humoristische Schilderungen des Leipziger Familienlebens. Leipzig, O. Voigt. Gr. 16. 12½ Ngr.

Boz (Dickens), Gesammelte Werke. 1ster Halbband. Leipzig, Wiedemann. 8. 5 Ngr.

Feydeau, E., Sylvia. Episode aus dem pariser Leben. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. 8. 12 Ngr.

Ficker, J., Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. Vorlesungen gehalten im Ferdinandeum zu Innsbruck. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Genée, R., Große und kleine Welt. Dichtungen. Leipzig, Hübner. 8. 22½ Ngr.

German, E., Der Zeitgeist und die Kirche. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Hannemann, Alwine, Gedichte. Stralsund. 16. 10 Ngr.

Herrmann, E., Die österreichisch-preußische Allianz vom 7. Februar 1792 und die zweite Theilung Polens. Eine Streitschrift gegen Professor H. v. Sybel. Gotha, F. A. Perthes. 8. 20 Ngr.

Hieronymus Bonaparte weiland König von Westphalen. Vom Verfasser der „Sphinx". Hamburg, O. Meißner. 8. 7½ Ngr.

Vogl, J. N., Twardowski, der polnische Faust. Ein Volksbuch. Mit Illustrationen von V. Katzler. Wien, Kober u. Markgraf. Gr. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 1. August 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Geschichte der neuesten Zeit.

1. Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Vierter Band. Leipzig, Engelmann. 1859—60. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.
2. Revolutionszeitalter. (Geschichte der Neuzeit vom Jahre 1789—1848.) Von Gustav Struve. Erstes bis siebentes Heft. Newyork, Struve. 1859. Gr. 8. Jedes Heft 25 Cents.
3. Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte (1740—1860). Von Wolfgang Menzel. Sechs Bände. Stuttgart, Krabbe. 1860. 8. 5 Thlr. 12 Ngr.
4. Geschichte der neuesten Zeit (1856—60). Von Wolfgang Menzel. (Supplementband zu der Geschichte der letzten 40 Jahre.) Stuttgart, Krabbe. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Beurtheilung der Arbeiten über neuere Geschichte wurde in d. Bl. in den letzten Jahren meist von Wilhelm Schulz-Bodmer gegeben. Der geist- und kenntnißreiche, stets anregende, überall mit reichster Wissenschaftlichkeit und klarster Erkenntnißfülle eine erquickende Ueberzeugungstreue verbindende Schriftsteller schlummert im Grabe des Exils. Auch für ihn, wie just für all die bedeutsamsten Männer unter den Exilirten kommt jene Amnestie zu spät, an welche Preußens Herrscher, nachdem fast alle Staaten Europas über die Verirrungen der Revolutionsjahre den Schleier der Versöhnung und Vergebung gebreitet, jetzt erst denken durfte; jetzt erst, nach dem endlichen Heimgange des traurig umnachteten Herrschergeistes, welcher vor 20 Jahren in herrlichem Aufschwunge seinen Völkern voranleuchten, noch vor 12 Jahren dem deutschen Gesammtvaterlande das Banner der Freiheit und Einheit, wegen dessen Erhebung so viele aus der Heimat getrieben wurden, vorantragen zu wollen schien! Vertiefen wir uns nicht in verbitternde Betrachtungen! Der Segen für das Vaterland, welcher von den Wohnstätten der Verbannten hereinwehte, war die Aufrechthaltung der Zuversicht auf die moralische Stärke der patriotischen Ueberzeugungen des Geistes und Herzens, welche im Anblicke der Reactionsepoche von 1850—60 und ihrer Gewalten über schwache Gemüther schier zu ersticken drohte. Nehmen wir jetzt eine der Arbeiten eines dieser Verbannten auf, durch welche er seinen innigen Zusammenhang mit den heimatlichen Geistesströmungen frisch und lebendig erhielt, bis der Tod ihm die fleißige Feder aus der Hand nahm, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß wir Besseres nicht zu geben vermögen, sondern nur einer Pflicht genügen, welche der Oeffentlichkeit gegenüber besteht. Der Kritiker — so parador es klingt —, welcher die Feder des gestorbenen Kritikers in die Hand nimmt, fühlt sich jedoch nicht blos gegenüber den Lebendigen, deren Bücher er bespricht, sondern auch dem Todten gegenüber seltsam beengt und befangen. Jeder, der es ehrlich mit der Oeffentlichkeit und seiner Aufgabe meint, versteht und theilt sicherlich diese Empfindung, ohne daß wir sie des Breitern zu erörtern brauchen. Aber erwähnen durften wir sie um so mehr, als zunächst der weitere Inhalt eines Werks anzuzeigen ist, dessen Grundlagen, Einleitungen, Entwickelungen und Gestaltungen durch Schulz-Bodmer bereits ausführlich erörtert wurden. (Vgl. Nr. 33 d. Bl. f. 1855, Nr. 6 f. 1857 und Nr. 10 f. 1859.)

Um so weniger brauchen wir auf die frühern Bände des Gervinus'schen Werks (Nr. 1) zurückzugehen. Hatte der letzte derselben die Revolutionsbewegungen geschildert, welche die romanische Welt nach dem zweiten Pariser Frieden und während des Wiener Congresses bis ins tiefste Mark durchschütterten, so blieb dem vierten Bande die Aufgabe, deren Unterdrückung durch die Heilige Allianz oder doch im engsten Zusammenhange mit ihr zu erzählen. Gervinus' Darstellungsweise ist zu bekannt, als daß hier nochmals darauf hinzuweisen wäre, wie derjenige, welcher die allgemeinen Umrisse damaliger Zeit und Zeitströmungen nicht bereits kennt, ein allgemeines und plastisches Bild derselben schwerlich aus seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" zu schöpfen vermag. Es handelt sich überall mehr um Charakteristik der herrschenden Zeitströmung als um Schilderei der sogenannten Ereignisse, mehr um die Hervorhebung geistig bedingender Persönlichkeiten und ihre Parallelisirung mit geistigen Potenzen analoger Geschichts-

momente früherer Zeiten, als um die Detailkrung der von ihnen bedingten oder gar direct ausgehenden Maßregeln und Thatsachen. Je weniger die Zeit und ihre Erscheinungen Gelegenheit bieten, das Volk selber handelnd vorzuführen, desto mehr vertieft sich der Geschichtschreiber in eine mehr psychologisch-biographische Behandlungsweise seiner hervorragenden Repräsentanten, und dieser Behandlungsweise verdanken wir auch zunächst in der Einleitung eine der erschöpfendsten Darstellungen des Verhältnisses, in welches Bentham zu den romanischen Staatsveränderungen seiner Zeit getreten war. Aber dies nicht blos wegen jenes Verhältnisses.

Bentham ist uns mehr noch durch sein praktisches Verhalten zu den gleichzeitigen demokratischen Bewegungen in England, er ist uns auch durch seine schriftstellerische Bedeutung überhaupt von dem vielseitigsten Interesse; ja er ist uns für die geschichtlichen Betrachtungen, denen wir einige Blätter dieses Bandes widmen wollen, von einer ganz summarischen Wichtigkeit, weil sein Leben, seine Werke und Wirkungen in der Geschichte seiner einen Person gleichsam ein typisches Vorbild darstellen für den innern Verlauf, den die Entwickelungen des Demokratismus in unsern Zeiten überall zu nehmen pflegen.

Indem Bentham mit Rousseau parallelisirt wird, kommt Gervinus zu dem Ergebniß, daß alle die tiefen socialpolitischen Bewegungen, welche England nach seiner conservativsten Epoche (während der Napoleonischen Kriegszeit) durchlebte, von Bentham ihren Ursprung abzuleiten hätten.

Die Revolution war (1815) in Frankreich in die Zelle der Reue gesperrt, die Demokratie nach ihrer planmäßigen Vernichtung in Europa in die Zelle der amerikanischen Einsamkeit zurückgedrängt, der Jakobinismus in den Gemüthern erstickt. Jene offene gewaltsame Flut, in der sich das demokratische Element durch Frankreich über Europa ergossen, war abgedämmt und ausgetrocknet. Aber mitten unter dieser Arbeit eines ganzen Menschengeschlechts war gerade in jenes conservativste Volk, das diese Arbeit vor den andern geleitet und vollbracht hatte, dasselbe dort abgelenkte Element durch andere Kanäle heimlicher eingesickert, um sich von da aus in getheiltern, sanftern, verborgenen Strömungen in alle Welt hin aufs neue weiter zu breiten. Dies war Bentham's Werk, das Rousseau's Arbeit ablöste; wenn man Werk nennen kann, was nur die Wegweisung eines rasch orientirten Führers ist, der in voraneilendem Geiste die Richtung vorwegnimmt, die die Allgemeinheit in dunkelm Instincte einzuschlagen ringt. Zunächst in Bezug auf die englischen Reformen dieses Jahrhunderts und weiterhin auf die ganze Umgestaltung des Geistes und Körpers dieser Zeit hatte Bentham in den wichtigsten Angelegenheiten vorauserkannt und gelehrt, wohin bald mit Nothwendigkeit die Geschichte und Geschicke treiben würden und hat persönlich vorauserlebt, was ihm die Geschlechter nachleben sollten. Betroffen vom Uebermaß des Misbrauchs und der Verrottung im englischen Staatswesen begann er anfangs versöhnlich und maßvoll, mit staatssinnigen Vorschlägen einzelner Verbesserungen seinen ferngesteckten Zielen einer grundmäßigen Staatsveränderung nur allmählich vorzuarbeiten. Mit diesen wohlwollenden Bestrebungen aber fand er sich von Menschen und Verhältnissen in England wiederholt abgestoßen und zurückgewiesen. Ueber dieser Unbill der Zurücksetzung seiner Person, aber mehr seiner edeln Sache, und über dem Misgefühl bei dem Rücksturze der Zeit in die Ausschreitungen des Absolutismus verbitterte er seine gutmüthig angelegte Natur, streute er nun das Gift der Leidenschaft in seine kaltverständige Lehre und sprang von seiner praktisch nationalen Richtung über in überspannte Uebereilungen, in radicale und weltbürgerliche Extreme. In dieser Geschichte eines Individuums kann sich das ganze Zeitalter wie im Spiegel erblicken.

Diesen und ähnlichen Vorausschickungen folgt die Entwickelung des Bentham'schen Princips und seiner praktischen Tendenz, zusammt dem Nachweise über dessen kosmopolitische Abwendungen, wodurch sich einerseits der demokratische Doctrinarismus Bentham's vom gegebenen Boden der englischen Staatsordnung vollständig ableiten, andererseits er selber bei seinen Landsleuten vollständig discreditirt wurde. Aber dennoch zog Bentham auch wieder allmählich durch den mächtigen Einfluß, welchen seine mittelbare und unmittelbare Einwirkung auf die transatlantischen Staatsveränderungen, wie auf die südromanischen Bewegungen ausübte, die Geister der eigentlichen Heimat in seinen Ideenkreis. Bentham hatte das Glück, es zu erleben, daß der Geist geweckt ward, dessen sein Werk zur Durchführung bedurfte, wenn auch der Traum, „seinen Verfassungscodex unter allen Nationen in Kraft zu sehen", ein unerreichbares Utopien blieb. Er erlebte die Reformbill in England, was im echten Sinne seiner Lehre mehr werth war als jede eingreifende Veränderung in Verfassungsformen. Denn was sein System als stets gleichmäßigen Inhalt aufstellte, das war „wesentlich dieselbe Lehre der staatlichen Menschenfreundlichkeit, deren sich die Demokratenpartei als ihres besten Theils und Anspruchs überhaupt berühmen darf".

Von Bentham ab beobachtete man in England eine große Schar edler Männer, zum Theil sehr vereinzelt und außer aller Parteiverbindung wirkend, „welche sich mit bewundernswerther, nur in England heimischer Unverdrossenheit und Ausdauer auf die Durchführung verschiedener einzelner politischer Grundsätze und Zwecke von vorschlagend humanistischem Charakter auf dem ganz praktischen Wege der allmählichen Verbesserung warfen". Man braucht unter den vielen nur auf Romilly, Bentham's nächsten Schüler, den Sheriff Howard, Mackintosh, Grattan und Plunkett, Brougham, St.-Bourne, Grenville, King, Lansdowne hinzuweisen. Sie alle leitete dunkler oder bewußter das Gefühl, daß der höhere Begriff des Staatsberufs unter der Aristokratenherrschaft sehr gelitten hatte, daß die völlige Vernachlässigung aller Emporbildung der ärmern Klassen als mangelhafter Rechtschutz und verhinderte Möglichkeit der Erwerbung von Wohlstand laut nach Abhülfe schrie, daß dies „selbst würdigere Gegenstände der Aufmerksamkeit seien als die Verfassungsfragen". Unter den Bestrebungen solcher politisch parteilosen Männer lernten allmählich, langsam, schwer begreifend die englischen Parteien ihre schroffen Grundsätze abschleifen, ihren Fanatismus abkühlen. „Ohne diese Veränderung aber in der ganzen politischen Moral der Staatsparteien wäre an die englischen Reformen des dritten und vierten Jahrzehnds niemals zu denken gewesen."

Um dies im Detail nachzuweisen, greift Gervinus in der folgenden Schilderung „englischer Zustände" bis auf den Anfang des Jahrhunderts zurück. Denn gerade beim Eintritte der großen europäischen Restauration schien die hochtoryistische Verwaltung des Ministeriums Liverpool eine derartige grundtiefe Veränderung in den englischen Staatsverhältnissen weiter als jemals zurückzuverweisen.

So sehen wir die Kämpfe der Whigs und Tories flüchtig, aber in scharfgezeichneten Gestalten an uns vorüberziehen, und die Partei der letztern, umglänzt vom kriegerischen und politischen Ruhme Englands, welches Europa gegen den Napoleonismus aufraffte und leitete, sich zu einer immer festern Phalanx verschränken. Kaum wagten einzelne Stimmen die Heroen dieser Macht einer strengern Kritik zu unterwerfen, kaum fanden ihre Bedenken und Anklagen einen allgemeinen Widerhall, kaum wagte sich hier und da ein Zweifel oder gar eine entschiedene Opposition hervor gegen die Unfehlbarkeit der hochtoryistischen Autorität. Erst das offene Auftreten absolutistischer Gelüste des Königthums unter Georg III., unterstützt und dem Verfassungsleben gefährlich gemacht durch Castlereagh's nur halbverschleierte Hinneigung zu der diplomatischen Staatskunst des Continents und Wellington's offener Haß gegen die neumodischen Verfassungen auf dem Festlande, enthüllten das Drohniß für Englands inneres Leben auch weitern Kreisen, denen sogar einzelne Fractionen der Tories nicht entgegentraten. Sie waren vornehmlich von der Gängelung der englischen Politik im Auslande durch Metternich's Einfluß erbittert. Mit der alten Whigpartei, welche seit der vollen Regentschaft des Prinzen von Wales (1812) für abgenutzt und zerschmettert galt, war jedoch ein Gegengewicht gegen die Macht und Weise der toryistischen Regierung nicht zu erreichen. Selbst ihre Talente und Specialitäten lichteten sich in den Jahren 1814—19 auffallend durch Altersschwäche, Ueberläuferei, den Tod u. s. w. Und dies eben hatte der Krone die Gelegenheit gegeben, diesen innern Verfall zu ihrem Vortheil auszubeuten. Aeußere Antriebe und innere Läuterung mußten eine Wiedergeburt fester Parteigrundsätze, eine Veränderung der Parteistellung herbeiführen. Diese innere Läuterung der Whigs fand sich durch die große innere Staatsfrage, welche im Laufe der nachfolgenden Jahre an die Stelle der veralteten Parteigegensätze trat, durch die Frage um die Reform der Parlamentsvertretung.

Es würde uns zu einem vollen Auszuge des Gervinus'schen Werks nöthigen, wenn wir demselben in der Entwickelung der Gestaltungen dieser Frage von einem reinen Parteihader, von einem ganz banalen Kampfe des *ôte-toi, que je m'assieds*, bis zur vollen Emporarbeitung des parlamentaren Reformprogramms selbst blos andeutungsweise folgen möchten. Jedes Wort tritt mit gewaltigster Wucht an uns heran und zeigt uns in den Geschichten des gegenwärtigen Entwickelungslebens auf dem Festlande so viele Analogien, daß man in der That mitunter sich gleichzeitig erschrocken und zweifelnd fragt, ob unser Geschlecht so wenig aus nächstvergangener Geschichte gelernt oder ob es deren Lehren schon wieder so gänzlich vergessen habe. Nach der Gewohnheit des Verfassers, einzelne Gestalten gleichsam als Pionniere der Zukunft eigenartig aus der Bilderfülle hervorzuheben und sie zum geistig bewegenden Mittelpunkte zu machen, gibt er auch hier William Cobbett's Charakteristik in schwungvollen Umrissen, zeichnet er die Unterstützung seiner socialdemokratischen Bestrebungen durch die allgemeine Theuerung und Noth, malt er die steigende Rathlosigkeit des altgewohnten Regierungsmechanismus gegenüber der steigenden Geltung und Bewegung der socialdemokratischen Ideen. Aber die alten Mittel erweisen sich nicht blos unzulänglich, sondern geradezu wirkungslos. Nachdem man zuerst im aristokratischen Regiment kein Ohr für die Noth der Massen gehabt und nachher nur mit Palliativen operirt hatte, galt es 1815 durch die Erneuerung der Korngesetze von 1670 dem Landbau selber in die Höhe zu helfen. Das Korngesetz hatte jedoch blos die Wirkung, die Massen von neuem gegen das toryistische Regime zu erbittern, ohne den Landwirthen zu helfen. Anfangs blieben die Getreidepreise trotz des Gesetzes niedrig und dann (1816) war die Getreideerzeugung so gering, daß die hohen Preise, während sie die übrige Bevölkerung in immer tieferes Elend stürzten, den Landwirthen nichts mehr nutzten. Das Elend reichte also durch alle Klassen. Da endlich sah man sich nach gründlicher Rettung um, und so verschiedenartig auch sonst die Beweggründe wie Ziele der Oppositionen sein mochten: darin kamen alle überein, daß ein Hauptgrund der Noth in den Folgen der übernatürlichen Kriegsanstrengungen, in der angewachsenen Schuld, in der übermäßigen Besteuerung liege. Mit dem ersten Zusammenstoße mit der öffentlichen Meinung, wie er bei der Finanzvorlage im Parlamente von 1816 geschah, erschien die ganze Kriegspopularität der Toryregierung plötzlich verscherzt; in und außer dem Parlamente regte sich der entschiedenste Widerstand, die Arbeitertumulte griffen immer weiter um sich, zuerst gegen die Maschinen gerichtet, dann durch William Cobbett's Preßthätigkeit gegen die Misregierung und auf das Verlangen nach Parlamentsreform gelenkt. Zu letzterm trug namentlich der Umstand sehr viel bei, daß die Toryregierung im Parlamente vier Ausnahmegesetze durchsetzte, welche den Bewegungen der Nation mit dem panischen Schrecken einer Verwaltungsdictatur (Suspension der Habeas-Corpus-Acte u. s. w.) entgegentraten, in der folgenden Zeit rücksichtslos geübt und sogar 1817 nochmals mit einer Indemnitätsbill belohnt wurden. Aber der wiederholte Nothstand des Landes und die fortdauernden Bankrestrictionen führten trotzdem zu neuen Bewegungen der Radicalen, welchen wieder mit verhaßten Ausnahmezuständen begegnet wurde, während die kriechende Fügsamkeit der Minister in Erfüllung der Wünsche Georg's IV. nach einer Trennung von seiner Gemahlin „fast alle Reste ihres frühern Ruhms in eine wahrhafte Schmach vor der Welt verwandelte". Damit war das Los des toryistischen Princips entschieden.

Wir übergehen hier die unglückliche Geschichte Karolinens von Braunschweig, welche Gervinus seiner Darstellung einwebt, um zu erweisen, wie gerade die moralische Corruption des Toryregiments, welche sich hierbei kund gab, demselben seine letzte Stütze raubte. Noch 1819 behandelten seine Träger den gemäßigtsten Parlamentsreformplan eines Burdett mit Spott und Hohn; aber als 1822 Lord Russell vorschlug, das Unterhaus um

100 Vertreter der Grafschaften und Städte zu vermehren, da war dieser siegessichere Ton bereits tief herabgestimmt. „Da durchdrang schon damals die frohe Vorempfindung alle Gemüther, daß die Morgenröthe einer bessern Zukunft anbreche, die den ungerechten und schädlichen Ausschließungen wie in den materiellen, so auch in den constitutionellen Fragen ein Ende bereiten werde.“

Wir sind diesen Darstellungen der innern Zustände Englands wesentlich darum ausführlicher gefolgt, weil der Verfasser selbst den übrigen Inhalt der ersten Abtheilung des vierten Bandes, die Schilderung der österreichischen Interventionspolitik in Italien und der französischen Restaurationskriege in Spanien, gewissermaßen aus dem Gesichtspunkte der Complementirung der englischen Entwickelungsgeschichte behandelt. Zeigte sich bisher die englische Geschichte bis zu dem Momente dargelegt, von wo ein besserer Einklang zwischen Volk, Gesetzgebung und Verwaltung anhebt, so sollen die Folgeereignisse der südromanischen Revolutionen darthun, wie auch das Verhalten der auswärtigen Politik Großbritanniens zu derselben allmählich zu einer größern Uebereinstimmung mit dem englischen Volksgeiste hinlenkte.

Natürlich stehen, wo es sich um Oesterreichs Intervention in Italien handelt, dem Charakter des Werks gemäß, weniger die revolutionären Veranlassungen dazu, als die diplomatischen Lauferzüge und Rösselsprünge im Vordergrunde, welche auf den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona ihren Ausdruck als Ausartung der ursprünglichen Principien der Heiligen Allianz in die absolutistische Interventionspraxis fanden. Von einer formellen, auch den geschichtsunkundigen Leser anziehenden Uebersichtlichkeit kann hierbei um so weniger die Rede sein, als die intimere Quellengeschichte der drei „Reunionen“ dem Verfasser erst nach der Vollendung des Drucks der ersten Abtheilung des vierten Bandes zugänglich und daher in einem besondern Anhange der zweiten Abtheilung zugefügt wurden. Der Verfasser bemerkt zwar, daß diese überaus wichtigen authentischen Quellen fast nur beweisen, „daß entschieden Falsches oder geradezu Verkehrtes über jene Verhandlungen nicht vieles verbreitet ist“. Allein er verleugnet ebenso wenig, daß aus dieser Sammlung „vieles Halbe zu ergänzen, vieles Irrthümliche zu berichtigen, vieles Schiefe gerade zu stellen“, was bisher „allgemein angenommen war und auch in unserer Darstellung noch mit unterlaufen mußte“. Dies zu thun muß dem Studium des Gervinus'schen Werks anheimgestellt werden und macht namentlich auch eine populäre Monographie über diese drei folgereichen, mit ihren gefährlichen Völkerrechtsprincipien noch in unsere unmittelbare Gegenwart hereinwirkenden Reunionen äußerst wünschenswerth. Sie würde sich auf die gewonnenen Resultate der Gervinus'schen Untersuchungen zu stützen haben und wahrlich keineswegs blos dazu dienen, die Bitterkeit der öffentlichen Meinung gegen diese Congresse und die aus ihnen weiter hervorgegangenen Ministerialconferenzen zu verschärfen. Hebt es doch der Verfasser selbst als ein wesentliches Ergebniß seiner Forschungen in diesen so argwöhnisch geheim gehaltenen Archivquellen hervor, „daß, wenn auch auf manche schon bekannte Schwächen von Regenten und Regierungen aus diesen Urkunden noch manches weitere Licht fällt, doch auch die Mittel in ihnen geboten werden, ungerechte Verleumdungen zu tilgen und selbst ganz unbekannt gebliebene Maßnahmen eines löblichern Charakters an das Licht zu ziehen; denn gerade über das Geheime in den öffentlichen Dingen Wort und Griffel an sich zu reißen, wird immer Bosheit und üble Nachrede geschäftiger sein als Wohlmeinung und strenge Wahrheitsliebe“.

Es ist auch bezüglich des Gervinus'schen Werks nicht blos müßiger Zufall, wenn wir dieses Wort just an dieser Stelle citiren, es bezeichnet mehr oder minder die ganze Stimmung, in welcher die Vorgänge und Umstände dieser dreifachen Congresse besprochen sind. Nicht in der Voraussetzung, daß schon die Heilige Allianz mit ihren schönrednerischen Grundsätzen einer unklaren Gemüthsexaltation von Alexander I. mit dem Nachgedanken ihrer absichtlichen Deteriorirung und ihrer Anwendung gegen jegliche Entwickelung des Volkslebens, gegen jegliches Fortwirken der freiheitlichen Ideen, gegen jegliche Geltung des nationalen Moments angeregt und zu Stande gebracht worden sei, ist die Darstellung der Reunionen von Troppau, Laibach und Verona zusammt der Entstehung der dort beschlossenen Interventionen zur Erscheinung gebracht. Der Wendepunkt datirt vielmehr erst von Aachen und findet fast ausschließlich durch Metternich principiell und mit Bewußtsein jene schergenhafte Auslegung und Ausführung, welche in ihren fortwirkenden Consequenzen bis auf unsere Gegenwart die europäische Ueberzeugung fortpflegen mußte, daß Herrschaftsrecht und Volksrecht, Regierungsstärke und freiheitliche Entwickelung, fürstliche Autorität und Rechtszustand keine gegenseitig ergänzende, sondern urfeindliche Elemente seien. Wollte man mit Schlagworten spielen, man könnte sogar sagen, es hat etwas schmerzlich Erschütterndes, die unseligen Vorgänge jener Tage aus „Misverständnissen“ hervorgehen und in Misverständnissen zwischen Regierenden und Regierten ihre Wirkungen fortpflegen zu sehen, welche endlich naturnothwendig wieder zu einem 1830, 1848 und unserer Gegenwart führen mußten. Das Princip steht auf keiner Seite von vornherein nackt, absolut, mit dem Bewußtsein der Verderblichkeit für die andere Partei auf; erst der Kampf jagt seine praktische Gestaltung von Consequenz zu Consequenz bis zum Extrem, dadurch vom Bewußtsein des principiellen Rechts zur Gewaltthat der unberechtigten Machtübung. Eben diese schiefe Bahn, auf welcher man hingleitet, bewirkt es, daß die materiell sieghafte Macht sich nicht mit der Zurückdrängung der Gegenmacht auf ihre Grenzen begnügt, sondern nach deren Besiegung auch ihre völlige Vernichtung als Nothwendigkeit erachtet. Aber auf beiden Seiten handelt es sich um geistige Potenzen neben den materiellen Interessen und der äußerste Sieg der einen Macht muß nothwendig, wenn er sich bis zur Vernichtung der Gegenmacht überstürzt, sich selbst der Machtmittel zur Festhaltung des Siegs berauben.

Wir widerstehen dem Anreize, diesen allgemeinen und keineswegs rein historischen Betrachtungen, welche sich jedem bei der Lectüre der Gervinus'schen Darstellung dieser Interventionsepoche von selbst aufdrängen, an der Hand der dargelegten Thatsachen weiter zu folgen. Jedenfalls ist es ein vollkommen neuer Standpunkt in der Behandlung dieser schon so oft erzählten Vorgänge, das rein menschliche Moment der politischen Motive so entschieden in den Vordergrund zu drängen. Nur einer Meisterschaft in der Beherrschung des Stoffs, wie sie, unsers Erachtens gerade diese Partie des Werks bezeichnet, vermochte einen solchen psychologischen mit dem historischen Pragmatismus in so unzertrennliche Wechselbeziehung zu verflechten. Ja, gestehen wir es offen, wir erachten es vielleicht als eine Gunst des Zufalls für die Gesammtwirkung, was der stofflichen Vergegenwärtigung des historischen, beziehendlich chronikalen Pragmatismus der Darstellung entgegenzustehen scheint: daß nämlich die oben erwähnte Sammlung von Specialdocumenten dem Verfasser erst nach voller Beendigung dieses Theils seiner Arbeit sich zur Benutzung darbot. Die Einwebung der hier gewonnenen Resultate kann an dem allgemeinen Résumé der historischen Epoche nichts Wesentliches ändern, hätte aber leicht manche Gestaltung und Gruppirung in ihrer ethischen Stellung zu verdüstern vermocht.

Nicht um einen ungefähren Einblick in den Erzählungsgang zu geben, sondern weit mehr in dem Bewußtsein, wie schlagend manche Bemerkungen auch auf viele derjenigen Bewegungen passen, von denen heute die europäische Staatenwelt im allgemeinen und die italienische Nationalpolitik insbesondere beherrscht ist oder die hier und dort mit feindlich gezückten Schwertern oder im diplomatischen und staatsmännischen Schachspiele widereinander stehen, heben wir ganz einzelne, fast zufällig aufgegriffene Bemerkungen aus der lebenvollen Fülle hervor. Erinnert es uns nicht an Ereignisse nächstgelegener Vergangenheit, wenn der Verfasser die Schilderung der Unterdrückung der italienischen und spanischen Revolutionen jener Zeit mit den Sätzen einleitet: „Der erste und nächste Eindruck, den die spanische Revolution in dem Lager der Legitimität hatte machen müssen, war die Besorgniß über das gegebene Beispiel des Soldatenaufstandes." Und warum? „Die Welt erlebte von neuem, was die großen Erfahrungen in Frankreich schon so nachdrücklich gelehrt hatten, daß die Gefahr für Freiheit und Fortbildung, die ein Montesquieu in den stehenden Heeren gelegen sah, ein Gegengift in sich trug, insofern der Soldat doch nie ganz aufhörte, Bürger zu sein." Aber erinnert es nicht an Englands heutige Haltung bei den südromanischen Fragen, wenn Castlereagh damals eine Gesammtaction des europäischen Bundes mit einer Quasibilligung der neapolitanischen Revolution verhinderte, nur um „Oesterreich von Rußland zu trennen"? Denn fast in demselben Athem, womit er eine Gefahr für die europäischen Ordnungen in den unteritalienischen Verhältnissen bestritt, „gab er bereitwillig die Gefahr für das nahe betheiligte Oesterreich zu, das er für vollberechtigt erklärte, nach eigener Beurtheilung seiner eigenthümlichen und schwierigen Lage in Italien seine Schritte zu bemessen". Man braucht beinahe nur einige Namen zu wechseln, und man hat die heutigen staatsrechtlichen oder völkerrechtlichen Deductionen der gestürzten Tories, wie der herrschenden Whigs. Als aber damals in Troppau Rußland, Preußen und Oesterreich als „Centrum der Union der europäischen Staaten" die Phalanx der Heiligen Allianz von neuem errichteten, um der Revolution entgegenzutreten, da war es England — und erst gestern versuchte es Frankreich —, welches die Mittelstaaten benutzte, um dagegen zu operiren. „In München, Stuttgart, Karlsruhe dachte man eine Weile sogar auf einen Gegencongreß zu Würzburg; der König der Niederlande sprach an Clancarty ausdrücklich seinen Dank aus für die schützende Haltung Englands, die alle Staaten zweiter Ordnung um seine Regierung versammeln müsse." Aber nachdem Englands Plan zur Trennung des „Centrums der europäischen Union" mislungen, ließ es die Kleinen, wie die Neapolitaner im Stich, steckte die trotzige Erklärung der Troppauer „mit der höflichsten Freundlichkeit in die Tasche, zerstreute plötzlich alle die Hoffnungen, die der sanguinische Liberalismus bis dahin auf England gesetzt hatte".

Wir thun einen weiten Sprung über die Schilderungen des piemontesischen Verhaltens zu den Nationalbewegungen Italiens in jener Zeit, wie über diese selbst, wenn wir noch einzelne betrachtende Rückblicke darauf hervorzuheben suchen.

W. Pepe tröstete sich über die militärische Schmach seiner Landsleute mit der Beobachtung, daß auch die Amerikaner, die Spanier, die Belgier in Zaghaftigkeit, unter Fahnenflucht, durch Unübung im Kriege ihre ersten Mühen und Schlachten verloren hatten, ohne darum ihre Sache verloren zu haben. Er konnte sich einen noch nähern Trost suchen. Die Kriege jener Völker waren Unabhängigkeitskämpfe gegen fremde Unterdrücker. ... Der Kampf der Neapolitaner aber war wesentlich nur um ein neues Verfassungsstatut, um politische Ideen, um bürgerliche Freiheiten und Rechte. Für dergleichen sind wol zu allen Zeiten innere Partei- und Bürgerkriege geführt worden; sehr selten ist aber ein Volk auf die Probe gestellt worden, für solche Zwecke seine Tapferkeit in äußern Kriegen beweisen zu sollen, und schwer würde diese Probe je glücklich bestanden werden.

Daß aber damals auch im Volke selbst die nationaleinheitliche Bewegung Italiens keinerlei Vorbedingung erfüllt fand, um zum sieghaften Durchbruche zu gelangen, beweist der Geschichtschreiber weiter mit einer Ueberzeugungskraft, welche dem Leser unwillkürlich selbst die ernstesten Bedenken gegen das Gelingen des heute wieder entbrannten, bisher so wunderbar sieghaften Einheitskampfes der italienischen Nation erzeugen muß. Man späht fast beklommen nach einem leitenden Worte des freisinnigen Geschichtschreibers einer kaum noch als Geschichte abgeschlossenen Vergangenheit über Italiens nationale Zukunft. Er versagt es nicht, indem er mit jener mislungenen Einheitsbestrebung abschließt und auf die Gegenwart seine Schlüsse zieht. Es erscheint ihm von einer eigenen historischen Bedeutsamkeit, daß damals zuerst das wenigst italienische Land (Piemont) in das italienische Gemeinwesen trat, und nicht von den Zielpunkten dynastischen

Ehrgeizes aus; daß in den folgenden Stadien der Bewegung, in einer ganz normalen Fortschreitung der Einheitsideen, im vierten Jahrzehnd der Kirchenstaat, Modena, Parma, die jetzt im dritten zurückgeblieben waren, die dreifarbige Fahne aufpflanzten; daß im fünften Jahrzehnd das am längsten widerstandene Toscana und das österreichische Italien, wo die Fremdherrschaft am unmittelbarsten lastete, mitgerissen wurden; daß dann schon der ganze Mittelstand Italiens (was die besten Kenner kaum für möglich gehalten hätten) in die politischen Interessen und Handlungen hineingezogen wurde, und daß derselbe Fürst, der diesmal die Bewegung Piemonts vereitelt hatte (Karl Albert), dann an der Spitze der italienischen Erhebung stand. Das waren die innern Fortschritte der freisinnigen und einheitlichen Bestrebungen unter den damals Besiegten, während die damalige Allmacht ihrer Sieger gleichzeitig in demselben Grade von ihrer moralischen Kraft immer mehr einbüßte... Und heute kehrt die Intervention, damals von Oesterreich für Oesterreichs Absolutismus geübt, sich rächend gegen dies verhaßte System für die Interessen der Freiheit; und Europa rief die Großmacht vor neue Congresse, um gegen eben den unnatürlichen Druck auf die italienische Entwickelung zu protestiren, den sie auf ihren damaligen Congressen organisirte.

Wie Gervinus bei Gelegenheit der englischen Reformbewegung in Bentham's Persönlichkeit den Mikrokosmos der Nationalentwickelung vorgezeichnet sah, so sind ihm das Zusammen- und Widerspiel der Gegensätze, welche im italienischen Naturell wirken, in den Brüdern Wilhelm und Florestan Pepe plastisch verkörpert, die „einig in ihren Zwecken, immer verschieden in ihren Mitteln, gegenseitig aneinander Freude hatten, obwol sie sich ewig tadelnd und misbilligend entgegengesetzt waren". Der eine vertraute, Italiens Freiheit und Ruhm gesichert zu sehen, „wenn die Zeit sich erfüllen werde", der andere nannte die Zeit das Werk der Menschen. Während Wilhelm Pepe stets den Zufall walten sah und das Heil des Volks durch einen Schlag entscheiden zu können meinte, war Florestan überzeugt, daß eine Frucht nur der Kernbildung des Volks entsprießen könne, daß alle Staatsreform ohne vorausgegangene Reform der Menschen nur ein Wahn bleibe.

Der Enthusiasmus, mit dem Burke dieser trostlosen Ansicht widersprach, würde den Italienern besser gefallen. Aber heilsamer ist ihnen, auf die strengere Meinung zu achten: daß ihre Erhebung langsam und allmählich sein wird, wie der Verfall war und sein muß, wenn sie von Dauer sein soll... Die Beispiele der Aufopferung sind ihnen genug gegeben, der Einmuth der Gesinnung für die Unabhängigkeit ist weit genug ausgebreitet, ein neues Selbstgefühl dem Volke trotz allen bisherigen Vereitelungen seiner Hoffnungen eingeflößt worden; und wie hoch man die Macht der Beherrscher, die Kraft des Bestandes und die Stärke der Verträge, wie gering man die Fähigkeit der Italiener sich freizukämpfen anschlagen möge: die Unabhängigkeit wird früher oder später, nachdem so starke Triebfedern seit so langer Zeit für sie in Bewegung gesetzt und so unabgenutzt thätig gewesen sind, unfehlbar erreicht werden. Wie unabhängig sich aber Italien dann erhalten wird, wie einheitlich es sich einrichten, wie glückbringend seine Wiedergeburt sein wird, das wird wesentlich davon abhängen, ob dem besonnenen Theile der Volkslenker die Muße und der Einfluß gestattet wird, dem jungen Selbstgefühl eine wohlthätige Reife und einen tauglichen Inhalt zu geben.

Die Geschichtsdarstellung der französischen Invasion in Spanien beginnt äußerlich mit dem Congreß von Verona und endet mit einer Charakteristik Canning's. Erst stand der Sieg der Reaction bereits so fest, daß der Congreß sich vollkommen als Uebereinstimmung der fünf Hauptmächte darstellte und Frankreich nur darum besorgt war, daß seine hegemonistische Occupation nicht als herrschsüchtige Invasion erscheine, sondern daß der europäische Areopag „seinen Maßregeln das Ansehen und Gewicht der Allianz geben und den Revolutionären aller Länder einen heilsamen Schrecken einjagen" möchte. England sträubte sich, wie herkömmlich, doch blos aus dem Gesichtspunkte der Räthlichkeit; der rathlose spanische Hof wurde, wie herkömmlich, eingeschüchtert; beiläufig suchte man in aller Stille die aufsteigende griechische Frage zu begraben und eine Circularnote zeigte endlich den Höfen blos an, daß die conferirenden Monarchen „die von ihnen angenommenen Grundsätze als unerlaßliche Bedingung der Erfüllung ihrer wohlwollenden Absichten ansähen, daß sie, um Europas Frieden und Ruhe zu sichern, auf die stets bereite Unterstützung aller Regierungen müßten rechnen können". Daß auch der Deutsche Bund, nachdem er sich seiner dissentirenden Mitglieder entledigt, immer entschiedener in die Bahnen der Heiligen Allianz einlenkte und dafür Metternich's Lob erntete, daß überhaupt der Druck in den Innerverhältnissen nicht blos der kleinern Staaten, sondern selbst Frankreichs immer mehr zunahm u. dgl., sind bekannte Dinge. Dagegen constatirt auch Gervinus, daß trotz mancher Anregungen und Versuche in Verona kein förmlicher Beschluß gefaßt, kein geheimer Tractat gegen die Repräsentativverfassungen und die Presse abgeschlossen wurde.

Englands Hoffnung auf Frankreichs Mäßigung in der spanischen Frage stützte sich nach dem Congresse wesentlich darauf, daß Hr. von Châteaubriand auf den Herzog von Montmorency in der Leitung des auswärtigen Amts folgte. Bekanntlich war diese Hoffnung trügerisch. Aber dieses Moment gibt Gervinus Veranlassung zu einer ausführlichern Charakteristik Châteaubriand's (S. 359), welche unsers Erachtens im Zusammenhalte mit dem Gegenbilde Canning's (S. 432) zu den höchsten Glanzpunkten des Werks zählt. Zwischen diesen beiden Gestalten ist die Geschichte der ruhmlosen französischen Invasion eingeklammert.

In dem diplomatischen Wettkampfe der Mächtigen des Westens fiel das arme Spanien, über dem der Zusammenstoß statthatte, zermalmt als Opfer. Es ging in den Krieg, angegriffen von dem rücksichtsvoll geschonten Nachbar, verlassen von dem kalten selbstsüchtigen Vermittler, dem es vor nicht lang der Schauplatz und die Werkstätte seiner Siege gewesen, der es nun für die Zukunft mit dem Raube seiner Colonien, seiner letzten und größten Hülfsmittel bedrohte, der ihm in der Gegenwart mit einer unbarmherzigen Schuldforderung die Mittel der Vertheidigung aufs empfindlichste beschnitt.

Der französische, mit lächerlichem Pompe gefeierte Jagdzug in Spanien mußte unter solchen Verhältnissen enden, wie er es bekanntermaßen that; und Frankreich selbst mußte es mit 200 Millionen bezahlen, daß sein Königsregiment nicht etwa blos in Spanien, sondern in Frankreich selbst alle Herzen mit Beschämung und Erbitterung erfüllte.

Hr. von Châteaubriand hatte den Spaniern eine geeignete Verfassung gewünscht und zu geben gehofft; er hatte ihren Einrichtungen nicht den Krieg machen, sondern nur sich gegen Einrichtungen vertheidigen wollen, welche „Frankreich den Krieg machten"; er hatte das Recht der constitutionellen Ordnung schweigend anerkannt, als er ihren Vertretern die Mittel zur Auswanderung und zum Leben in der Fremde auszahlen ließ; was er aber in der That mit diesem Sündengelde und mit den übrigen Opfern Frankreichs und mit all dem vergossenen Blute vollbracht hatte, das war die Herstellung der scheußlichen Regierungsweise, die er selber als „blutig, habgierig, fanatisch, als einen abgeschmackten Despotismus, eine vollständige Anarchie der Verwaltung" bezeichnete, die Herstellung eines Königs, den er selber „einen hassenswürdigen Fürsten nannte, der die Verfassung nur beschworen, um sie zu verrathen, fähig, sein Reich in einer Cigarre aufzubrennen"... Als der König von Spanien auf seinem nunmehr absoluten Throne fester als jemals saß, hob er zum Danke das Salische Gesetz auf und zerstörte so das Princip und schob die Rechte zurück, die dies Hausgesetz dem französischen Zweige der bourbonischen Familie auf die Nachfolge in Spanien gab. Und gleich darauf brach die Katastrophe in Frankreich aus, die das regierende Haus stürzte und die ohne Zwang auf die Folgen der spanischen Invasion zurückgeführt werden konnte... So sagte Hr. von Châteaubriand selbst, sein Schicksal beklagend, das ihn zum Förderer des Untergangs der alten Gesellschaft gemacht in dem Augenblicke, wo er sie retten wollte.

In diesem Gange der Dinge fand jedoch Georg Canning die Momente, um Englands öffentliche Meinung seiner auswärtigen Politik wiederzugewinnen, den whiggistischen Ansichten sich zu nähern, gleichsam zu den Anfängen seines politischen Lebens zurückzukehren. Er faßte Englands Aufgabe, einen bestimmten Mittelgrund einzunehmen, um zwischen den streitenden Principien und Völkern die Wage zu halten, dadurch, daß er, um den äußern Zusammenstoß der Staaten zu verhindern, dem neuen Bunde der Heiligen Allianz in Portugal alte Verträge entgegenhielt und, was den Zusammenstoß der Principien betraf, die Selbstbestimmungsrechte der spanischen Colonien zu schützen drohte. Er ging so weit, die Uebermacht des Absolutismus in Europa mit dem Gegensatze, mit der Erschaffung demokratischer Staaten im transatlantischen Westen, einzuschüchtern. „Und nach drei Jahren rühmte r sich, diese neue Welt ins Leben gerufen zu haben, um as Gleichgewicht der alten herzustellen, als einer vollndeten Thatsache."

Dieser Wettkampf zwischen Monarchie und Republik n der jenseitigen Hemisphäre bildet den Inhalt der zweien Abtheilung des vorliegenden vierten Bandes. Wir erzichten darauf, den natürlich gegebenen Verwickelungen einer trefflichen Darstellungen nachzugehen. Buenos-Ayres, Columbien, Neuspanien, Peru unter dem Schutze von hile und Columbien faßt die erste große Gruppe verandter Gestaltungen zusammen. Das Verhältniß der nabhängigen Staaten des spanischen Amerika zu Europa ildet die Uebergangsbrücke zu der eigenthümlichen Erscheing der Monokratie Bolivar's. Brasilien in seinem echselverhältnisse zu Portugal folgt und eine Rück- und orschau auf Amerikas Unabhängigkeit zieht die Result der vorausgegangenen Betrachtungen. Die Anerkenng Amerikas durch England ward Canning's kühnstes d größtes Werk. Novus saeclorum nascitur ordo!

Diese zukunftblickenden Worte hatte er selbst gleich damals geschrieben. Und sie gingen in Erfüllung. England ward zu den Festlandstaaten wieder in eine Stellung gebracht, wie nie zuvor. Dies war für die Absolutisten eine schwere Niederlage mitten in ihren Siegen. Ohne sie wäre Griechenlands Entstehung unmöglich geworden. Aber daß bei dieser griechischen Frage Frankreichs Staatskunst durch Rußland und Oesterreich zu doppelten Irrgängen verleitet ward, zeitigte die Katastrophe von 1830, „die die politischen Tendenzen in dem Welttheile den absolutistischen Richtungen für immer entfremdete".

„Revolutions-Zeitalter" (Nr. 2) heißt das in der Ueberschrift unserer Anzeige aufgeführte Buch Gustav Struve's auf den Umschlägen der sieben vorliegenden Hefte; die Seitenüberschrift desselben lautet dagegen mit gleicher Consequenz „Geschichte der Neuzeit". Diese Doppelbenennung ist charakteristisch und gut bezeichnend. Denn soweit die Arbeit reicht, wird schwerlich ein Leser zur vollen Wahrheit darüber gelangen, ob die Recapitulation der bekanntesten und breitgetretensten Thatsachen der französischen Revolution und der europäischen Zustände im letzten Zehntel des vorigen Jahrhunderts blos als historische Folie allgemeiner Betrachtungen in sogenannter revolutionärer Terminologie bilden sollen, oder ob letztere blos vorhanden ist, um die vornehmlich in Rotteck'scher Formenverwandtschaft, höchstens hier und da mit zweifelhaften anekdotischen Einstreuungen bereicherte oder wenigstens ausgedehnte Geschichtserzählung für Liebhaber der Phrase und des Schlagworts annehmlicher zu machen. Der Verfasser selbst meint jedoch in seinem „Prospectus":

Noch kein Geschichtschreiber war im Stande, dasjenige Zeitalter, welches mit Recht das der Revolution genannt wird, wahrheitsgetreu, d. h. revolutionär darzustellen... Noch kein Geschichtschreiber hatte den Vortheil, diese großartige Geschichtsperiode meist auf Grund eigener Erlebnisse und selbstgemachter Erfahrungen niederschreiben zu können, dessen (wessen?) ganzes Leben innig damit verbunden ist, der mit Recht ein Mann der Revolution genannt wird. Der achtjährige Aufenthalt des Verfassers in freien Staaten mußte sein Urtheil noch mehr schärfen. Man fürchte daher nicht, hier ein Parteiwerk zu finden. Es ist ein Volksbuch im wahren Sinne des Worts und darum, deutsche Mitbürger, setzt euch in den Besitz desselben u. s. w.

Wir unsererseits bedauern, den Beweis der Wahrheit für diese Behauptungen im Buche selbst nirgends geführt zu sehen.

Es beginnt mit einer allgemeinen Einleitung, welche in keineswegs neuer Weise den ebenfalls keineswegs neuen Gedanken ausführt, daß auch im Völkerleben, wie in dem Leben der Natur eine Entwickelungsstufe auf die andere folgt. „Der Fortschritt der Menschheit, wenn auch in großen Zügen ununterbrochen, schließt doch mannichfaltige Schwankungen nicht aus; auch die Magnetnadel hat ihre Abweichungen." Ganz recht; aber wie bei der Magnetnadel diese Abweichungen nicht etwa ein Mittagschläfchen der in ihr ruhenden Kraft bedeuten, sondern eine ganz bestimmte Aeußerung ihrer Wirkung unter bestimmten Bedingungen, so schwankt und wankt auch niemals die fortschreitende Entwickelung der Menschheit,

sondern äußert sich eben nur unter verschiedenen äußern Verhältnissen verschiedenartig, bleibt jedoch immer eine stetige Entwickelung. Wir führen nur dieses zufällig begegnende Beispiel eines grundfalschen Vergleichs an, womit der Verfasser eine politische Lehre versinnbildlichen will, weil er damit, während er auf der einen Seite eine historische Wahrheit popularisirt, auf der andern Seite, offenbar der klingenden Phrase zu Liebe, ein naturwissenschaftliches Misverständniß fortpflegt. Das aber darf ein Volksbuch nicht, wenn es nicht in den Kreis jener salbadernden „sogenannten" Volksschriften gerathen will, welche absichtlich der Volksunwissenheit nach dem Munde reden, um eben dem selbstdenkenden Fortschritt entgegenzuarbeiten. Ueberhaupt liebt es der Verfasser, mitten in den Darstellungsgang eine Reihe oder vielmehr einen bunt zusammengewürfelten Haufen von Reflexionssätzen zu werfen, welche weder mit der Darstellung einen nothwendigen Zusammenhang haben, noch untereinander in einer logischen Consequenz stehen. Z. B. soll der Satz illustrirt werden: „Hätten Europas Völker und namentlich die Franzosen, welche seit 1789 entschieden den Ton angaben, mehr Tugend, eine höhere sittliche Kraft besessen, so würden die Rückfälle unmöglich gewesen sein, welche wir während der Jahre 1794—1814, 1816—30, 1832—48 erlebten." Abgesehen davon, daß der Verfasser die europäischen Menschheitsfortschritte, welche sich auch in diesen Intervallen der eigentlichen Revolutionsausbrüche vollzogen, ganz ignorirt, hätte man doch etwelche Verdeutlichung der angeblich ermangelnden „Tugend" erwarten sollen. Aber anstatt dessen nichts als allgemeine, gar nicht hierher gehörige und alles Mögliche, nur nicht den aufgeworfenen Satz des Revolutionskatechismus berührende Phrasen aus dem Revolutionslexikon, bis sich die Feder endlich bei dem Satze wiederfindet: „Es genügt den Völkern in unsern Tagen die Mündigsprechung des dritten Standes nicht mehr" u. s. w.

Was nun Struve als definitiven Abschluß der Revolution erwartet, ist Folgendes:

> An die Stelle des Königthums wird die Republik, an die Stelle des Adels das gleichberechtigte allgemeine Bürgerthum treten; die Religion wird als Privatsache der einzelnen und nicht mehr als polizeiliche Zwangsanstalt behandelt, die stehenden Heere werden durch bewaffnete Völker abgelöst, die Beamten als Diener der Nationen und die Erde als Gemeingut betrachtet werden — sobald die im Wachsthum begriffene Sturmflut die Throne der Despoten verschlungen haben wird. Dieses ist die Richtung, in welcher der Zeitenstrom fließt, nicht blos seit 1789 oder 1517, sondern seit den ersten Tagen der Geschichte, seit dem Falle der griechischen Republiken und des römischen Reichs, und der Entstehung der aus dessen Trümmern hervorgekommenen neuen Staaten. Wann dieser große Zusammensturz stattfinden werde, kann niemand mit Sicherheit voraussagen; allein da die ganze geistige Grundlage der jetzt bestehenden Gesellschaft gewichen ist, können die Bajonnete allein auf die Dauer dieselbe nicht aufhalten.... Wenn eine neue Generation thatkräftiger Jugend herangewachsen ist, welcher die noch nicht der Gegenwart abgestorbene ältere freudig die Hand reicht, dann ist der Zeitpunkt gekommen, da die Geister aufeinander platzen, da sich Elektricität in hinreichender Masse angesammelt hat, um vernichtende Blitze zu schleudern, und da der Geist sich hinreichend abgeklärt hat, um die von der Menschheit begehrten neuen Gestaltungen zu schaffen.

In der weitern speciellen Einleitung zur französischen Revolutionsgeschichte erfährt man zwar, daß der Verfasser den Terrorismus als Revolutionsmittel für bedenklich hält, weil „auch die Terroristen" unter dem Fallbeil endigten. Aber „der Fehler lag nicht sowol in der That als in der derselben zu Grunde liegenden Auffassung der Sachverhältnisse". Dies ungefähr ist der Grundgedanke, welcher die ganze Erzählung der Revolutionsvorgänge beherrscht, und da selbst in dieser Darstellung kein weiterer Gesichtspunkt festgehalten wird, als fortwährende unumschränkte Entschuldigung aller Revolutionsgreuel, dagegen ausnahmslose Verdächtigung aller bürgerlichen, adelichen, priesterlichen, fürstlichen, besitzenden oder sonstwie berechtigten Elemente, welche die Ueberleitung der Revolution in die Reform versuchten, absolute Verdammung ihrer Mittel, fraglose Verurtheilung ihrer Zwecke, unbedingte Ignorirung ihrer heiligsten Verpflichtungen; so dürfen wir an dieser Stelle wol eine weitere Begleitung des Struve'schen Werks aufgeben, besonders da uns blos der Torso seiner ersten sieben Hefte vorliegt.

Referent gesteht nun zwar ganz offen, daß seine politischen Ueberzeugungen außerdem auch mit der Struve'schen Glückseligkeitslehre von vornherein nicht übereinstimmen. Aber selbst wenn er den Versuch macht, dem Buche mit vollkommenster Objectivität gegenüberzutreten, kann er nicht zu dem Glauben gelangen, daß dessen banale Form irgendeinen Gesinnungsgenossen Struve's anzuziehen vermag. Ein Volksbuch ist es einmal gar nicht, dazu ist es viel zu abstract; und wer irgendeine Geschichte der neuern Zeit gelesen hat, lernt auch in den Thatsachen nichts Neues. Den ganzen Gedankenapparat und selbst die Phrase haben wir aber in hundert Büchern Europas bereits bis zur vollsten Sättigung genossen. Der Verfasser hätte also sein Buch auch in Deutschland drucken lassen können und es würde ebenso wenig gehindert worden sein als in Amerika. Was der „Prospectus" in dieser Beziehung sagt, ist eitel Humbug; vielleicht erklären dereinstige Hefte, warum er allein es schreiben konnte. Aus den vorliegenden ist es jedenfalls nicht zu erkennen.

Die literarische Fruchtbarkeit **Wolfgang Menzel's** auf historischem Gebiete hat im Jahre 1860 alles gewohnte Maß überschritten, obgleich man sich bei diesem Schriftsteller bereits seit Jahren des Außergewöhnlichsten hinsichtlich der Bogenzahl zu versehen gewöhnt hatte. Sechs Bände Geschichte der „Letzten 120 Jahre" (Nr. 3) und einen dicken Band „Geschichte der neuesten Zeit" (Nr. 4) gleichzeitig in die Welt zu schicken, ist keine Kleinigkeit, besonders da die Feder außerdem von der Niederschrift einer „Geschichte der letzten 40 Jahre", einer dreibändigen „Geschichte deutscher Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit", Gelegenheitsschriften und den kritischen Erörterungen eines eigenen Literaturblattes sozusagen niemals trocken geworden ist. Man wird aber das Unbegreifliche einigermaßen begreiflicher finden, wenn man die

technische Manipulation dieses literarischen Fabrikgeschäfts einigermaßen näher ins Auge faßt. Die unter dem Titel „Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte" — und ohne jede andere Bezeichnung — vorliegende Arbeit ist nämlich zu ihrem größten Theile durchaus nichts anderes als der wortgetreue Abdruck der Geschichtswerke, welche die Epochen („Geschichte Europas") 1789—1815 und 1816—56 („Geschichte der letzten 40 Jahre") behandeln, wozu blos im Anfange die Geschichte der Jahre von 1740—89 und zum Ende die von 1856—60 neu hinzugefügt sind. Der Epoche 1740—89 begegnen wir bisjetzt auf dem Buchmarkte auch wirklich noch nicht wieder mit gänzlich unverändertem Text oder nur unter besonderm Titel und in verändertem Format. Dagegen kommt der Abschnitt 1856—60 in Zwillingsgestalt auf die Nachwelt: einmal in Duodezformat der „120 Jahre" als deren sechster Band (zweites Buch bis Schluß), das andere mal in anständigem Octav, die Zwillingsverbrüderung mit den 120 Jahren verleugnend und sich dagegen als „Supplementband zu der Geschichte der letzten 40 Jahre" bezeichnend. Die Nachwelt mag auch kritisch feststellen, ob der Schlußband des dickern Werks ein Abdruck dieses selbständig betitelten Buchs ist oder umgekehrt. Diese Aufgabe wird jedoch allerdings um so schwieriger werden, als selbst Vorwort, Buchhändleranzeige, Prospect und dergleichen, sonst nicht ganz ungewöhnliche Verständigungsmittel es mit bewundernswerther Sorgfalt vermeiden, dem Publikum eine Andeutung über die Inhaltsgleichheit der verschiedenen hier genannten Bücher zu geben.

Man wird es dem Referenten nicht verübeln, wenn er unter solchen Umständen blos die wirklich neu dargebotenen Partien der vorliegenden Bücher einigermaßen in Betracht zieht. Auch wird es bei der Bekanntheit des Autors überflüssig sein, dessen wirkliche und unbestrittene Vorzüge nochmals des Breitern vorzuführen. Das Geschick der Massengruppirung und eine lebhafte Darstellungsform stellt niemand in Abrede; nur bedauern kann man, daß erstere durch die Absichtlichkeit, letztere durch den Zelotismus des Parteieifers neuerdings bei Menzel überhaupt, besonders aber je näher seine Geschichtserzählung der Gegenwart rückt, oftmals sehr wesentlich beeinträchtigt und verdüstert wird. Selbst nur der Stärke des im Verfasser überall erkennbaren sittlichen Triebes (dessen praktische Stärke freilich durch die oben berührten literarisch-buchhändlerischen Praktika nicht besonders glänzend illustrirt wird) mag es zugeschrieben werden, wenn der eifernde Ton sich nur allzu häufig in Keifen oder Poltern verliert, welchem gemeine Redewendungen und selbst sogenannte schlechte Witze keineswegs ganz fremd bleiben. Dagegen erscheint das ziemlich willkürlich ausgewählte Detail durchweg so entsetzlich cavalièrement behandelt, daß die ganze Arbeit selbst hinsichtlich ihrer Popularität, die sie doch erstrebt, mehr als zweifelhaft wird.

Für die fabrikmäßige Flüchtigkeit ihrer Production und Reproduction zeugen nicht blos die Mengen falscher Namen und selbst Jahreszahlen, welche endlich nicht mehr mit dem großen Sündenmantel der Druckfehler zugedeckt werden können, sondern auch die mit wahrhafter Liederlichkeit behandelte Schreibart, welche an vielen Stellen den Leser zu allerlei Misverständnissen geradezu nöthigt. So liest man z. B. in „Die letzten 120 Jahre" (I, 450):

> In demselben Geiste schrieb der Exjesuit Raynal 1771 eine berühmte Geschichte der beiden Indien, worin er zu zeigen suchte, wie das Glück unschuldiger Völker ausschließlich durch die Pfaffen und die Könige herbeigeführt (sic!) werde, und zum Sturz von Thron und Altar aufforderte.

Ferner (I, 459):

> Der Winter auf 1789 war ungewöhnlich streng, was die ärmsten Klassen schwer empfanden und was in Verbindung mit ausgedehnten Hagelschlägen im darauffolgenden Sommer eine Theuerung und zeitweise Hungersnoth in Paris herbeiführte.

Die Reihenfolge der hier berührten Thatsachen war aber folgende: Hagelschläge 1788, harter Winter 1788—89, Hungersnoth 1789. An andern Stellen sind Vorder- und Nachsatz zu halber Unverständlichkeit zusammengezogen, an noch andern die Unverständlichkeiten durch Weglassung des Zeitworts vollständig gemacht u. s. w.

Der Geist, in und aus welchem Menzel moderne Geschichte auffaßt, ist bekannt genug. Warum ihn also aus diesen neu zusammengedruckten „120 Jahren" abermals signalisiren? Dagegen wird es nicht ganz uninteressant sein, einzelne Urtheile des Verfassers über Vorgänge und Zustände der letzten fünf Jahre für oder gegen sich selbst zeugen zu lassen. Der wohlgeneigte Leser kann sie entweder im letzten Bande von „Die letzten 120 Jahre" oder in der „Geschichte der neuesten Zeit (1856—60)" nachlesen; wir citiren sie nach letzterm Separatabdruck. Das erste Buch desselben betitelt sich: „Deutschlands Selbstschwächung 1856." Dort liest man bei Besprechung des österreichischen Concordats (S. 5) Folgendes:

> Das Concordat machte Oesterreich, je eifriger es sich desselben annahm, um so mehr und erbitterte Feinde nicht nur unter den Protestanten, sondern auch unter den religiös Indifferenten und insbesondere unter den Bureaukraten. Die Gehässigkeit steigerte sich, als in demselben Frühjahr verboten wurde, Protestanten auf den katholischen Kirchhöfen zu begraben, und als die Bischöfe in Mailand und Venedig die Verbreitung schlechter Bücher verboten. Wie sehr auch dieses bischöfliche Verbot gerechtfertigt, ja pflichtmäßig erscheint, wenn man erwägt, mit welcher Gattung von gottlosen und unsittlichen Büchern die romanische Welt von Frankreich aus überschwemmt wird, so faßten die Feinde Oesterreichs die bischöfliche Censur doch nur als Eingriff in die heilige Preßfreiheit auf. Mit mehr Recht hätte man den Eiferern für das Concordat zum Vorwurf machen können, daß sie den Thron, ehe sie ihn so nahe an den Altar rückten, nicht zuvor reinigten von dem Schmuze der ihn in nächster Nähe umdrängenden Börsenschwindler, Unterschleifler und Staatsbetrüger, wie auch der Juden, welche trotz des Concordats noch immer vorzugsweise die officielle Presse besorgten und die Vermittler des Staatsgedankens blieben. Die Juden waren und blieben auch die Hauptgläubiger des Staats. Um auch noch die letzte Schranke ihrer Gier niederzureißen, erschöpften sie sich in scheinheiliger Winselei um Gewissensfreiheit und Humanitätsrücksichten, d. h. um das Recht, liegende Güter erwerben zu dürfen, welches sie in den Stand setzen würde, die vom Staat entäußerten Domänen von etwa 150 Mill. Gulden Werth in ihren Rachen hineinzuziehen. Dem mit eiserner Faust entgegenzutreten, wäre die Aufgabe eines neuen christlichen Staatsthums gewesen u. s. w.

Man darf übrigens nicht glauben, daß Preußen eine viel bessere Censur bekommt. Auch von seinen Zuständen heißt es (S. 8 und 9):

Der Sittenzustand der untern Klassen in Preußen konnte sich nicht verbessern, sofern das Fabrikwesen und das damit unzertrennlich verbundene Elend noch immer im Zunehmen war.... Das Fabrikwesen erzeugte hier dieselben Uebelstände wie in England, klägliche Abschwächung der Rasse, Sterblichkeit in jungen Jahren, Prostitution und Demoralisirung aller Art.... In der Metropole der Intelligenz bekämpfte sich der unkirchliche und frivole Geist immer noch mit dem streng lutherischen.... Die Hegel'sche Philosophie war fast vergessen, nur der Humboldt-Cultus noch in voller Blüte.... Die Intelligenz, welche Humboldt vertrat, hatte ebenso wenig sittlichen Gehalt wie die, welche Hegel vertreten hatte und gehörte nur mit zu dem Rost, welcher die eiserne Monarchie auffraß.

Nach der Modification des Ministeriums unter dem Prinz-Regenten, erfahren wir weiter (S. 13), habe Bethmann-Hollweg zwar die (S. 11 belobten) Raumer'schen Schulregulative gegen Diesterweg aufrecht erhalten,

dagegen wurden den Juden immer mehr Rechte eingeräumt. Der kerndeutsche und Gott sei Dank auch noch christliche Adel sträubte sich, güterbesitzende Juden in seine Mitte aufzunehmen, was aus einem richtigen Gefühle entsprang und ihm von liberaler Seite nicht so sehr hätte verübelt werden sollen in einem Staate, in welchem eine reiche Judenschaft schon zu lang und zu üppig vom Arbeitsschweiße der christlichen Bevölkerung schwelgt. Im übrigen hatte man mit ebenso viel Recht (als was?) dem Adel vorgeworfen, er habe zu viel Branntweinhelme unter seine Helme aufgenommen und Industrien begünstigt, die den Kern der ländlichen Bevölkerung ebenso schädlich angreifen, wie die jüdische Speculation.

Noch ein Urtheil über die Aufhebung des schweizer Söldnerdienstes macht ebenfalls gerechten Anspruch auf besondere Hervorhebung. S. 31 heißt es:

Im Jahre 1859 erfolgte die definitive Aufhebung des seit Jahrhunderten in der Schweiz üblichen Söldnerdienstes. Immer noch dienten Schweizer dem König von Neapel und diese Helden, würdig der schönsten Zeiten des Schweizerruhms, hatten dem König 1848 durch ihre Tapferkeit den Thron erhalten. Weil nun aber der radicale schweizer Bundesrath 1859 noch blind der englisch-französischen Politik gegen Oesterreich und alle conservativen Interessen diente, untersagte derselbe beim Thronwechsel in Neapel den dortigen fünf Schweizerregimentern den fernern Dienst und beging damit eine doppelte Thorheit, denn er unterstützte eine Politik, die sich nur zu bald gegen die Schweiz selbst wenden sollte, und beraubte die Schweiz des populärsten und zweckmäßigsten Mittels, sich des Ueberflusses ihrer Bevölkerung zu entledigen und den kriegerischen Ruhm der Väter immer wieder zu erneuen. Die Radicalen hatten dafür keinen Sinn. Umsonst vertheidigte der schweizerische Nationalrath Oberst Ziegler das Recht der tapfern Truppen und hielt Segesser aus Luzern eine unsterbliche Rede, eines alten Römers würdig, worin er dem schweizer Radicalismus den Spiegel seiner Erbärmlichkeit vorhielt u. s. w.

Das zweite Buch trägt den Titel: „Italienische Anzettelungen 1856", bezeichnet jedoch damit blos den kleinern Theil seines Inhalts. Es hätte wol richtiger: die Westmächte und Italien, heißen sollen. Sicherlich wäre es jedoch unbillig, wenn wir nach Hervorhebung historisch-politischer Maximen, deren Anwendung auf Deutschlands innere Zustände wir für ebenso historisch unbegründet als politisch ungerechtfertigt erachten, jetzt übergehen möchten, daß dieser zweite, von parteiischer Befangenheit weniger getrübte Abschnitt der Erzählung unserer zeitgenössischen Geschichte einzelne Partien enthält, deren sachliche Gruppirung und psychologische Pragmatik jedenfalls auf allgemeinere Anerkennung Anspruch machen darf. Dahin rechnen wir namentlich die Charakteristik des neunapoleonischen Frankreich, des Verhaltens der Westmächte zu Neapel u. s. w. Aber nach kurzer Auffassung zu derartigen Anschauungen und Darstellungen höhern Stils verfällt der Verfasser dann plötzlich wieder in ein bloßes Excerpiren der Tagesnachrichten aus der „Neuen preußischen Zeitung" und verwandten Blättern. Von einem umfassendern kritischen Studium der vielen und schätzbaren Materialien zur Geschichte der letzten Jahre, wie sie die deutsche und namentlich auch die nichtdeutsche Literatur in Documentensammlungen, Broschüren, Mono- und Biographien geboten haben, bemerkt man überhaupt kaum leise Spuren. Daraus mag es vielleicht auch zu erklären sein, daß das Detail der Vorgänge mindestens ohne jedes erkennbare historische Princip ausgewählt erscheint, wenn es gegeben wird, und eine so einseitige Behandlung findet, daß man in der That oftmals zweifelhaft werden muß, ob die sonst zur Schau getragenen Principien des Verfassers nicht bloße Redensarten sind. So begreift man es geradezu kaum, wenn der sonst überall zelotische Protestant und fanatische Eiferer gegen die Lauheit des Familiensinns unserer Zeit die Mortara-Angelegenheit mit folgenden Worten abthut (S. 57):

Ein Zwischenfall wurde geschickt benutzt, um das protestantische England und Deutschland und die Judenschaft von ganz Europa gegen den Papst aufzustacheln. Im Juli 1858 machte man von Bologna aus einen großen Lärm. Hier hatte nämlich vor sechs Jahren Anna Morisi, die christliche Magd des Juden Mortara, dessen am Sterben liegenden, damals einjährigen Knaben Edgard aus reinem Mitleide getauft, damit er selig werden könne. Der Knabe war indessen wieder genesen und die Thatsache der Taufe blieb verschwiegen. Als sie aber 1858 bekannt wurde, ließ am 24. Juni 1858 das heilige Officio den Knaben seinen jüdischen Aeltern wegnehmen, um ihn als Christ zu erziehen. Aber dieser Mortarahandel wurde gleich dem frühern Madaihandel ausgebeutet, um die römische Kirche der abscheulichsten Tyrannei anzuklagen. Niemand sollte den Fall mit christlichen Augen ansehen dürfen.(?) Am frechsten benahm sich Cavour, der dem Papst einen Protest wegen des Mortarahandels zuschickte, als ob er, der kleine Minister von Piemont, schon Herr in ganz Italien wäre.

Damit ist die Sache für Menzel erledigt. Man erinnert sich unwillkürlich des Lessing'schen Patriarchenworts: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt."

Dagegen steht es jedenfalls vollkommen in Uebereinstimmung mit diesem Glaubenseifer, wenn der Geschichtschreiber unserer Zeit im Bau des Leviathan (Great Eastern) und des transatlantischen Kabels absolut nichts erblickt als freveln Uebermuth des englischen Reichthums, welchen Gott expreß strafte. Es liest sich ähnlich wie die alttestamentarische Menetekel-Geschichte von Belsazar, wenn der Verfasser (S. 59) bei dieser Gelegenheit schreibt:

Als Symbol dieses Luxus wurde das größte Schiff der Erde, der Great Eastern (folgen die Raumangaben) gebaut und am 2. November 1857 feierlich mit dem Namen Leviathan getauft, um gleichsam Gott selbst herauszufordern. Aber das Meer weigerte sich lange, das Ungeheuer aufzunehmen; dieses

machte jedoch 1860 glücklich seine erste Fahrt nach Neuyork. Es konnte nur mit großer Mühe flott gemacht werden. Gleichzeitig begann die Themse einen so unerträglichen Gestank zu verbreiten, daß das Parlament davon flüchten und seine Sitzungen unterbrechen mußte. Das reine Element rächte sich an den Menschen, die es verunreinigen. London zählte im Jahre 1858 schon 2½ Mill. Einwohner und allen Schmuz dieser Menschenmasse sollte die Themse wegschwemmen. Was Wunder, daß sie selbst zum Kloak wurde! Der Uebermuth des Reichthums machte sich am breitesten in der Verfertigung des atlantischen Kabels.... Anfangs, hieß es, habe der Telegraph seinen Dienst geleistet und Begrüßungen von Europa nach Amerika hinüber- und wieder herübergebracht. Bald aber stockte er und man sagt sogar, auch jene ersten Dienste seien nicht wirklich geleistet, sondern von den Beamten erdichtet worden. Genug, trotz aller Versuche ließ sich der unterseeische Telegraph nicht mehr in Thätigkeit bringen und das stolze Unternehmen mußte aufgegeben werden. Zur gerechten Beschämung derjenigen, welche bei dieser Gelegenheit in Humboldt's Manier meinten, der erfinderische Menschengeist bedürfe keines Gottes mehr, sondern vermöge alles allein.

Daß dies kein Verständiger, am wenigsten aber Humboldt jemals „gemeint" hat, genirt das historische Gewissen eines frommen Eifers natürlich nicht, dem auch Thatsachenfälschungen als vom Zwecke geheiligte Mittel in majorem Dei gloriam dienen.

Wir glauben unsere Leser nicht weiter lüstern nach Belegen für die Anschauungen, welche Menzel's Geschichtschreibung dictirt haben. Sicherlich aber rufen auch die Gesinnungsgenossen dieses fruchtbaren Historikers, wenn sie seine neuesten Producte lesen: Herr bewahre uns in Gnaden vor unsern Freunden! **Aurelio Buddeus.**

Reiseskizzen aus Griechenland und Texas.

1. Ausflug nach Griechenland im Sommer 1860 von H. K. Brandes. Lemgo, Meyer. 1861. 8. 15 Ngr.
2. Reisebilder von Benno Matthes. Bilder aus Texas. Dresden, Zeh. 1861. 8. 15 Ngr.

Von den oft so wenig erquicklichen, so wenig eigentlich gemüthliche Erholung bietenden Wanderungen durch das Gebiet der Biographien und Selbstaufzeichnungen deutscher Dichter etwas ermüdet und verstimmt, will ich mir nun auch einmal eine kleine kritische Erholungsreise, einen kritischen Ferienausflug durch ein ansprechenderes Gebiet gönnen, und ich wähle mir dazu die obengenannten kleinen Reiseschriften.

Zunächst begleite ich den Professor und Rector des Gymnasiums zu Lemgo, H. K. Brandes, auf seinem „Ausflug nach Griechenland" (Nr. 1). Brandes, zur Zeit dieser Wanderung bereits ein Mann von 63 Jahren, aber trotz seiner Jahre noch rüstig zu Pferd und zu Fuße und ein tüchtiger Bergsteiger, benutzt seit einer Reihe von Jahren die jedesmaligen Sommerferien zu irgendeinem Ausfluge, bald nach Süden, bald nach Norden, bald nach Rom oder in die Pyrenäen, bald nach Schottland oder Schweden. Im vorigen Sommer führte ihn sein Lern- und Wandertrieb nach Griechenland. Auch diese Reise hat er, wie seine frühern, in einem kleinen Schriftchen, dem vorliegenden, beschrieben, welches unter seinen Reiseschriften vielleicht die gehaltvollste ist. Zwar scheint es, als ob die kurze Zeit, welche Brandes auf seine Ausflüge zu verwenden hat, nicht genügen könne, um die von ihm besuchten Lokalitäten einigermaßen gründlich zu schildern; aber Brandes besitzt einige Eigenschaften, welche ihn in den Stand setzen, in dieser kurzen Zeit mehr zu beobachten, als manche andere in der doppelten. Zuvörderst geht er immer mit guten Vorkenntnissen in Betreff der zu besuchenden Lokalitäten auf Reisen, und besonders war dies infolge seiner philologischen und historischen Berufsstudien in Bezug auf Griechenland der Fall. Sodann weiß er die ihm gegönnte Zeit trefflich und ökonomisch zu benutzen und zu seinen Reisezwecken zu verwenden. Irgendwo müßig zu liegen und zu lungern, unter dem Vorwande sich erholen zu müssen, fällt ihm nicht ein. Als er von seinem Gewaltritt durch Livadien nach Athen zurückgekehrt war, wunderten sich seine dortigen Freunde nicht wenig, daß der alte Schulmann von der Reise bei so heißer Jahreszeit nicht nur ungelähmt und ungebrochen zurückgekommen sei, sondern auch noch den Muth habe, gleich am folgenden Tage eine zweite nach dem Peloponnes zu unternehmen.

Der Verfasser beschreibt uns zuvörderst Athen mit der Akropolis, den noch übrig gebliebenen Tempelresten, Heiligthümern u. s. w. Diese erwecken die Bewunderung des Besuchers, und doch wie kärgliche Ueberbleibsel der altathenienfischen Herrlichkeit sind diese Reste! Der Verfasser gibt gelegentlich nach dem Geschichtschreiber Pausanias ein Verzeichniß der in dem alten Athen zusammengehäuft gewesenen oft riesigen und vergoldeten Götterbilder und sonstigen Bildwerke, der Tempel, der Gemälde (in der Poikile), Staatsbauten u. s. w. Das Verzeichniß ist so lang, daß man fast ermüdet, es durchzulesen. Es muß ein wahrer Wald von Götterbildern gewesen sein. Und doch waren zu der Zeit, wo Pausanias sich in Athen befand (100 Jahre nach dem Apostel Paulus, der bekanntlich in Athen auch einen dem „unbekannten Gotte" geweihten Altar erblickte), schon viele Heiligthümer von den Eroberern zerstört oder von den Römern weggeführt worden. Nichts ist wehmüthiger als der Gedanke, daß all dies Herrliche verschwunden ist bis auf wenige Tempelreste und Sculpturfragmente, welche auch so für unsere Künstler Gegenstände des Studiums und der Nachahmung sind und eben nur hingereicht haben, die Kunst auf Erden nicht untergehen zu lassen. Von Athen machte der lemgoer Rector einen „Ritt in das alte hellenische Land"; er besuchte Delphi („eine ernstere, erhabenere, feierlichere Gegend läßt sich kaum denken", sagt er), stieg tief hinein in die korycische Höhle und bis zum höchsten Gipfel des Parnaß hinauf, ritt dann nach dem Schlachtfelde von Chäronea und erblickte hier den im letzten Türkenkriege wieder entdeckten kolossalen Löwen von bläulichem Marmor, welchen die Thebaner ihren in der Schlacht gefallenen Mitbürgern als Ehrendenkmal errichteten, jetzt freilich, weil man in seinem hohlen Körper Schätze vermuthete, in sieben Stücke zerschlagen, die, wenn man sie nicht bald wieder zusammensetzt und aufrichtet, wol auch noch verschleppt zu werden gefährdet sind. Weiter besuchte er das Schlachtfeld von Platää; Theben, in einer Gegend, nach welcher er noch immer eine Sehnsucht zu haben bekennt, wie sie ihm, freilich in anderer Weise nach den Wasserfällen von Trollhätta verblieben sei; endlich das Schlachtfeld von Marathon. Sein Ausflug nach dem Peloponnes führte ihn nach Argos und Micenä, nach Korinth, das er noch in den Ruinen fand, in welche es (nämlich die Türkenstadt) durch das Erdbeben von 1858 zusammengestürzt war, und Megara, von wo er über Eleusis nach Athen zurückkehrte.

Von den Griechinnen bemerkt er: „Die Frauen, weniger schön als die Männer, kleiden sich sehr einfach, tragen ein langes, bis fast an die Knöchel reichendes Hemde, welches so eng ist, daß sie nur kleine Schritte machen können, als lebte in ihnen der althellenischen Frauen Schicklichkeitsgefühl, denen es, wie wol jeder gebildeten Frau, ein Greuel war, Husarenschritte zu machen, und über dem Hemde eine weiße wollene enge Tunika ohne Aermel, die vorn offen nur lose durch Bänder zusammengehalten wird, sodaß das Hemde vorn sichtbar ist. An Sittsamkeit übertreffen gewiß die griechischen Landmädchen unsere Bauernmädchen. Jungfrauen — ich will sie einmal so nennen — denen ihr eigenes Kind oder ihre eigenen Kinder nachlaufen, wie solche Exemplare in Deutschland nicht selten sein sollen, kommen, so hörte ich, dort nicht vor. Da das Volk selten warme Speisen ißt, und daher die Frauen wenig mit Kochen beschäftigt sind, so sieht man sie häufig Wolle oder Baumwolle an der Spindel verarbeiten. Gegen Fremde mistrauisch, scheinen

die Leute zueinander viel Vertrauen zu haben; denn an keiner Hausthür bemerkte ich ein Schloß, freilich ist aus den Hütten wenig zu nehmen. Unsere Hausbequemlichkeiten und Hausgeräthe, Tische, Stühle, Betten kennen sie entweder nicht oder verachten sie, und indem sie höchst mäßig leben, schlafen sie, in eine Decke gewickelt, auf dem Erdboden. Sie sind ein Naturvolk, in welchem ein tüchtiger Kern steckt."

Von den Männern, denen er nachrühmt, daß sie ein natürlicheres Gefühl für Anstand zeigten als die Deutschen, bemerkt er: „Hinsichtlich der geistigen Anlagen und seines Charakters ist der Grieche mit dem Italiener verwandt. Er hat viel natürlichen Verstand, begreift leicht, ist gewandt und lebhaft, spricht geläufig und ausdrucksvoll und gestikulirt wie ein Redner; dabei ist er höflich, gastfrei, mäßig, fleißig und in allem, was ihm gefällt, unverdrossen und ausdauernd. Fremde soll er gern betrügen, was begreiflich ist, da er so viele Jahrhunderte hindurch von Europäern und Türken beknechtet worden und daher in jedem Fremden leicht einen Feind zu sehen glaubt."

Er zweifelt nicht, daß dieses Volk, „wenn es durch den Schall der Posaune seine Brüder aus Thessalien, Macedonien, Thrazien, aus Konstantinopel, aus Kleinasien und Syrien unter seinen Riesenplatanen versammelt hat", zu neuer Macht und Größe aufblühen werde.

Ein bedeutsamer Zug ist es, daß die Gebildeten dieser Nation sich besonders der deutschen Wissenschaft zuwenden. Der Verfasser bringt davon mehrere Zeugnisse bei. Einmal begegnete er einem Cavalerieoffizier, den er italienisch anredete, der aber, als er gehört, daß Brandes ein Deutscher sei, sogleich deutsch zu sprechen anfing. Dieser Grieche hatte in Berlin studirt, „wie ich denn", fährt Brandes fort, „viele gebildete Griechen traf, die in Deutschland ihre Studien gemacht hatten, und alle waren voll Lobes für deutsche Wissenschaft und Gelehrsamkeit". In Arachowa besuchten ihn zwei junge in Athen studirende Griechen, die gerade auf einer Ferienreise begriffen waren. „Unsere großen Dichter und Philologen waren ihnen nicht unbekannt", bemerkt Brandes, „und sie sprachen mit hoher Achtung davon, wie ich dasselbe überall dort gefunden; auch würden sie beide, setzten sie hinzu, nach Beendigung ihres Cursus in Athen nach Deutschland gehen, um in Berlin ihre medicinischen Studien fortzusetzen." In Kephisia besuchte er den berühmten Professor Ringabé, der dort die Universitätsferien zubrachte: „Der gelehrte Herr, der früher Minister in Athen war und ein geachteter Lehrer und Schriftsteller ist, sprach deutsch, denn er hatte in München studirt. Da ich früher in einer unserer Zeitschriften gelesen, er habe Schiller's Drama «Kabale und Liebe» in das Neugriechische übersetzt, so brachte ich das Gespräch auf diesen Gegenstand; er erklärte jedoch, daß man ihm fälschlich die Uebersetzung zugeschrieben, sie sei nicht von ihm verfaßt." Der Zufall führte ihn auch mit einem griechischen Major, aber einem geborenen Piemontesen zusammen, der bald italienisch, bald griechisch, bald auch deutsch sprach; dieser erzählte ihm „mit Herzenslust, daß es ihm am besten in Norddeutschland, wo er überall Bescheid wußte, gefallen habe; dort, sagte er, wohnten die besten Leute, die er sodann den aufmerksam zuhörenden Griechen besonders rühmte". Schon auf dem Dampfboot, mit dem er nach Griechenland fuhr, hatte er einen griechischen Gelehrten, Petris, Vorsteher eines Instituts in Syra, angetroffen, der in Deutschland studirt hatte, gut deutsch sprach und mit der deutschen Literatur vertraut war; ein anderer Grieche, Dr. Inglessis, kam von Heidelberg, wo er das Studium der Rechte betrieben hatte.

Der Verfasser der „Reisebilder" oder „Bilder aus Texas", Benno Matthes (Nr. 2), scheint sich als Naturforscher längere Jahre in Amerika aufgehalten zu haben und namentlich mit Texas wohl vertraut zu sein; leider finden wir in der Vorrede über Zweck und Dauer seines Aufenthalts in Amerika nichts mitgetheilt, aber wol begegnen wir in der Schrift gelegentlich der Bemerkung, daß er den Auftrag gehabt habe, für das königlich sächsische Museum Naturalien zu sammeln. Der Verfasser, nachdem er über die Einwirkung der Trockenheit auf das pflanzliche und thierische Leben in den Jahren 1856 und 1857 in Texas und über die dann im Herbst 1857 eintretenden, das Land vom Verderben rettenden Regengüsse und Gewitter interessante Mittheilungen gemacht, schildert seine Erlebnisse auf einer Jagdexcursion, welche ihn und seine Gefährten mehrere Tage und Nächte in die Wildniß bannte. Er weiß Großes und Kleines, die Schönheit eines Urwaldes oder das Treiben der Aasgeier, die erhabene, oceangleiche Einförmigkeit einer texanischen Prairie, oder den Kampf zwischen einer Wespe und Tarantel, die Natur der wilden Pferde (Mustangs) oder die Art und Weise der Seminolen-Indianer, von denen er auf seiner Excursion eine ganze Anzahl ausgesuchter Exemplare kennen zu lernen das seltene Glück hatte, mit gleicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit zu schildern. Wir beschränken uns hier nur auf nachstehendes, die Verthiertheit der jetzigen Mexicaner kennzeichnendes appetitliches Genrebild: „Unter der sogenannten Veranda des Hauses, welche in der That aber nichts war, als ein verlängertes Schindeldach, welches von vier roh gearbeiteten Cederbalken gestützt wurde, saß eine Frau in den mittlern Jahren, deren Teint etwas dunkel und nur so eben noch ins Gelb hinüberspielte; die Kleidung war geschmacklos und auffallend. Sie saß auf einem Schaukelstuhl und brachte sich regelmäßig, wie der Pendel einer Uhr, in Schwung; dann und wann zog sie eine mit Schnupftabak gefüllte Dose hervor, nahm ein kleines Stäbchen, welches an dem einen Ende mit Schwamm versehen war und für gewöhnlich aus dem Munde einige Zoll lang heraus stand, aus dem Munde, tupfte den mit Speichel durchtränkten Schwamm in den Schnupftaback und steckte dasselbe wieder in den Mund. Das Gesicht dieses Weibes war ohne allen Ausdruck, ein vollendet nichtssagendes; die Lippen öffneten sich ziemlich oft, um einer schwarzen Sauce, welche jeden Augenblick mit einer gewissen Virtuosität hervorgespritzt wurde, kein Hinderniß in den Weg zu legen; dabei schien ihr sehr daran gelegen, daß jedesmal die eine von den vier oder fünf Fuß entfernten Dachstützen getroffen wurde, was auch jedesmal gelang und eine ganz besondere Uebung voraussetzte. Auf einer andern Stelle lag lang ausgestreckt auf einer Büffelhaut der Herr Gemahl, vor sich liegend eine Portion Taback, der zur Bereitung von Papiercigarren bestimmt war, von denen er eben eine in Brand gesteckt hatte und den Dampf bald aus dem Munde, bald aus der Nase herausblies. Die Haare gaben an Schwärze denen seiner Donna nichts nach und waren jedenfalls seit langer Zeit sich selbst überlassen."

Der Verfasser sieht überhaupt die jetzigen Mexicaner als ein verkommenes, hauptsächlich durch Mischung mit bestialischen Rassen entartetes Geschlecht an; er bemerkt: „Die Vermischung der Spanier mit den Indianern wurde die erste Veranlassung zur Entartung, obgleich die Halbblutindianer immer noch im Stande sind, eine größere Intelligenz zu entwickeln, als dies z. B. bei der Vermischung mit Negern der Fall ist. Daß die Vermischung mit Indianern noch intelligente Kräfte wecken kann, beweist z. B., daß diese Leute noch im Stande, die höchsten Ehrenstellen im Staate einzunehmen, wie dies jetzt der Fall, wo von den beiden sich gegenseitig bekämpfenden Präsidenten Mexicos der eine ein Halbblutindianer ist. Dies beweist aber auch gleichzeitig, wie weit die Rassenvermischung bereits vorgeschritten." Leider sei aber, sagt der Verfasser weiter, die Untermischung mit der äthiopischen Rasse, die sich schon etwa um die Mitte der dreißiger Jahre bemerkbar gemacht, im Fortschreiten und jetzt nicht mehr zu verkennen; „denn", bemerkt der Verfasser, „man findet viele Mexicaner, deren Gesichtsprofil sich dem der Neger sehr nähert und deren schwarze Haare eine gewisse verdächtige Hinneigung zur Kräuselung zeigt". Vorliegende Schrift ist übrigens das erste Heft einer Reihe von „Reisebildern"; dieselben sollen in zwanglosen Heften zu verschiedenen Zeiten erscheinen, aber so abgefaßt sein, daß jedes Heft für sich ein vollständig abgeschlossenes Ganzes bildet. **H. M.**

Aus der Zeit des Kaisers Franz II.

Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman von Franz Carion. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1860. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Die Schilderung der Höfe und der Volksstimmungen am Schluß des 18. Jahrhunderts, Sitte und Unsitte der nächsten Jahrzehnde, das ist die Hauptaufgabe dieses historischen Romans. Die Sünden, welche von 1795—1815 von Regierungen und Völkern begangen wurden: das heutige Europa hat sie in seinen Erschütterungen von heute, in dem Zusammensturz aller bewährten Grundsätze des Staatsbaues zu büßen! Denn wer kann zweifeln, daß, hätte man sich 1815 entschließen können, nach kräftiger Niederwerfung Frankreichs in den Freiheitskriegen, der That nach einen starken deutschen Bundesstaat anstatt eines schwachen Staatenbundes zu gründen, jetzt und heute in ganz Europa germanische Elemente, deutsche Rechtsgrundsätze, nicht aber die Ideen von 1789 herrschen würden. Das ist die Schuld der Thugut und Cobenzl, der Haugwitz und Metternich, und diese uns vorzuhalten, ist die löbliche Absicht des Verfassers. Vor allem hat er Oesterreich im Auge und ist hier auch am besten bewandert; aber sein Blick streift auch Berlin, Paris und Petersburg, freilich oft ein wenig umschleiert, mitunter auch in der Irre. Von allen diesen Orten her hat er unendlich viel Hofgeschichten, oft auch gewöhnlichen Hofklatsch zu berichten, und ist im ganzen unterrichtet genug, auch die wohlbekannten Persönlichkeiten, welche neben den Trägern des Regiments zur Geltung kommen, mit anziehenden Streiflichtern zu illustriren, wobei ihm denn freilich auch auffallende Verstöße und nicht wenige Irrthümer begegnen. So läßt er z. B. am Hofe zu Berlin im Jahre 1800 den schlachtenkundigen Grafen York von Wartenburg eine Rolle spielen, während dieser Ehrenmann damals in irgendeiner kleinen preußischen Garnison als Jägermajor sein Bataillon exercirte und bekanntlich erst 1813 sich den Zunamen Wartenburg erfocht und den er also offenbar mit Rühle oder Köckritz verwechselt.

Den Mittelpunkt seines Gemäldes nimmt natürlich Kaiser Franz II., der letzte deutsche Kaiser ein, aber das Bild, das er von diesem Fürsten entwirft, ist im ganzen genommen nicht sehr schmeichelhaft. Eine beinahe feststehende Ueberlieferung hat uns den Kaiser Franz als einen Mann von beschränktem Geist, unselbständig und in Kleinigkeiten befangen, aber doch als einen höchst gemüthlichen, wohlwollenden und menschenfreundlichen Charakter übermittelt. Von alledem finden wir bei dem Verfasser — außer der geistigen Beschränktheit — eigentlich wenig wieder. Sein Kaiser Franz ist nicht blos überaus herrisch, höchst eigenwillig, über die maßen von seinem Fürstenrecht eingenommen und darauf eifersüchtig, sondern auch hart, schonungslos, ohne Erbarmen und ohne Milde des Herzens. Ein Fürst, der wie Franz (II, 385) sagen kann: „Das ist a Malefizmensch — denn auch Franz spricht bei dem Verfasser fast immer den wiener Jargon — der Brunvillier! Wenn i den hätt, in Eisen müßt er mir zeitlebens. Schreiben's den Namen auf . . . daß er jederzeit, wenn es auch sei, in meinen Staaten sofort ergriffen und ohne weiteres nach Munkatsch für Lebenszeit transportirt wird", hat auf den Namen eines wohlwollenden oder gerechten Fürsten wol keinen Anspruch, mag er als Gatte und Familienvater auch noch so achtbar sein. Mehr Gerechtigkeit findet bei dem Verfasser der König Friedrich Wilhelm III. und sein Hof: die Tugenden der Königin Luise weiß er wenigstens vollständig zu würdigen. Vom Kaiser Alexander geben die spätern Theile seines Romans ein ganz gelungenes Bild, und seinem Napoleon fehlt es gleichfalls nicht an historischer Treue. Nächst diesen Trägern der Geschichte sind die Thugut, Haugwitz, Metternich und Talleyrand die Hauptfiguren dieses Gemäldes. Vor allen führt er uns den erstern als die Gestalt ein, um welche sich seine Erzählung in den beiden ersten Theilen gruppirt. Thugut, der eigentliche Beherrscher Oesterreichs bis zum Schluß des Jahrhunderts, war in der That ein merkwürdiger Geist, ein Mann von geringer Herkunft, der seine Stellung nur sich selbst und seiner überlegenen Beherrschung der Dinge um ihn her verdankte, der Erfinder der unseligen Polizeiwirthschaft, die den Kaiserstaat verdarb, dessen Lebensziel die Demüthigung der Aristokratie, die Rache des Proletariers an ihr war, dabei in vielen Beziehungen ein Ascet, dessen Mahlzeit aus sieben Pflaumen und einem Glase Wasser bestand und der jeden Lebensgenuß willig seiner Herrschbegier opferte, immer kalt, immer berechnend und außer dem Verlangen nach Rache von keiner Leidenschaft jemals bewegt. Dieser Mann, das wahre Gegentheil seines Nebenbuhlers Haugwitz, hielt den Kaiser Franz fast zwanzig Jahre lang in seinem Zauber gebannt. Haugwitz ihm gegenüber war ein Weichling, ein Sybarit, Genußmensch vor allem; an Berechnung, an Scharfblick war Thugut ihm weit überlegen; aber Haugwitz hatte das Wohl des Staats im Auge, Thugut nur sich selbst; Haugwitz irrte unbewußt, Thugut gab den Staat preis, wenn es seine eigene Sache zu fördern galt. In den spätern Theilen nimmt Metternich seine Stelle ein. Dieser war an sich ein wohlwollender, ein reinerer Charakter; er hatte freilich die Erbschaft Thugut's angetreten, aber es ist noch immer die Frage, ob die heute so schwer verurtheilte Politik Metternich's nicht die einzige war, welche den gefährdeten Kaiserstaat, wie die Dinge einmal lagen, bis heute zu erhalten vermochte. Ursprünglich freisinnigen Ideen zugänglich und den Greueln der Polizeiwirthschaft innerlich abhold, war Metternich der Mann der Zeitströmungen, dem man nur den Vorwurf machen kann, daß er diese Strömungen in andere Bahnen zu lenken nicht die Kraft besaß; der Wille dazu fehlte ihm nicht und die Autokratie war ihm nur ein Nothbehelf. Metternich hat stets für einen ganz integren Staatsmann gegolten; der Verfasser erzählt jedoch einen Zug von ihm, für welchen wir ihm die volle Verantwortung überlassen müssen. „In diesem versöhnenden Sinne machte Alexander", heißt es, „bei seiner Abreise von Wien, ihm den Antrag, neben dem Kurierwechsel der Cabinete noch eine freundschaftliche, nicht politische Privatcorrespondenz zwischen ihnen in den Gang zu setzen, zu deren Kostendeckung der Fürst 50000 Dukaten annehmen möge. Schnell combinirend, daß dies so schmeichelhafte Anerbieten leicht zur Falle werden könne, entgegnete Metternich, daß er die ganze Größe dieser Gnade zu schätzen wisse, aber nicht ohne Vorwissen seines Kaisers in ein solches Verhältniß treten könne. «So melden Sie dem Kaiser meinen Wunsch», war Alexander's Antwort. Kaiser Franz war überrascht: aber es war Abend. «Lassen's mich über die Sach' schlafen», sagte er. Am andern Tage kam der Fürst zur gewöhnlichen Stunde. «Hören's Metternich, ich hab' mir die Sache überlegt», sagte der Kaiser. «Verbieten könnt' ich Ihnen am End' die Correspondenz doch nicht: vielleicht dürft's mir noch nützlich sein. Wissen's, ich halt' Sie für einen ehrlichen Mann. Nehmen's den Antrag an.»"

Von Zügen dieser Art ist das Buch voll: sie sind oft unbeglaubigt, aber sie fesseln und reizen den Leser. In einer unübersehbaren Reihe geringerer Gestalten empfängt dieser dann ein umfassendes Bild der Zustände Oesterreichs in dieser dunkelsten Zeit. Nicht genug, daß der Verfasser an vier oder fünf verwickelten Familiengeschichten den Geist und die Sitten der Aristokratie, daß er an den Gestalten der drei Brüder Braunstätter die Armee, die Verwaltungsbeamten, die Geistlichkeit in den mannichfachsten Färbungen illustrirt, daß er eine ausgiebige Geschichte der Diplomatie, der Höfe und ihrer Intriguen durch dreißig und mehr Jahre vor uns entfaltet, die entsetzliche Polizeityrannei, der Oesterreich verfallen war, schonungslos enthüllt: er malt uns auch die tiefsten Schichten der Gesellschaft und läßt uns in einen Abgrund von Verbrechen, Selbstsucht und Schmach blicken, daß wir oft unsern Augen nicht zu trauen vermögen. Die Herrschbegier des Klerus, die Gewissenlosigkeit der Beamten, die Perfidie der Polizei, die Bodenlosigkeit der Corruption ringen hier um den Vorrang unter sich und mit der Schwäche und der Verblendung der Fürsten und Machthaber. Eine Episode dieser Art, furchtbar und erschütternd an sich, bietet die sogenannte „Roschmanniade" dar. Ein Kreisdirector

Roschmann, selbst ein Tiroler, hat sich in die Verbindung der tiroler Patrioten, welche unter Hormayr's Leitung die Erhebung Tirols gegen das französische Joch beriethen, gemischt und verräth diese Bestrebungen dem Kaiser selbst, aber in solcher Weise, daß Franz sie als gegen sich gerichtet ansehen muß, und mit dem Zwecke, den beliebten Erzherzog Johann als König von Rhätien zum unabhängigen Fürsten auszurufen. Natürlich werden die Verschworenen ergriffen: der treffliche Hormayr, Roschmann's Jugendfreund, verschwindet im Kerker von Munkatsch, mit ihm die Uebrigen, selbst ihr Name wird nicht mehr genannt, und der edle Erzherzog fällt in tiefste Ungnade. Solcher und ähnlicher Episoden wären viele aus dieser Darstellung zu erwähnen, fehlte uns nicht der Muth und der Raum dazu; das Aergste aber ist, daß dieser Vorgang dazu benutzt wurde, dem Kaiser Napoleon einen neuen Beweis von der Treue Oesterreichs in die Hand zu geben.

Fassen wir einen andern, den schöngeistigen Standpunkt auf, so ist gewiß, daß das Wühlen in solchen Greueln, die Entfaltung so scheußlicher Familienverhältnisse, die Beschäftigung mit so widrigen Charakteren, wie Gräfin Bray, Vitus Braunstätter, Graf Seringsfeld und zahllosen andern, dem Leser einen eigentlichen Genuß nicht gewähren kann, mag auch ab und zu ein freundlicheres Bild, wie Graf Althaus, der ehrliche Thürhüter Franzli, der Held Ignaz Braunstätter, selbst Regina und einige Frauen aus dem Volk, die dunkeln Bilder des Verfassers durchleuchten, oder so komische Scenen, wie Suworow's Auftreten am Hofe eine Abwechselung in das nächtliche Gewebe dieser Erzählung bringen; lehrreich und instructiv aber ist die Erzählung allerdings. Bieten sich für Gefühl und Gemüth auch nur wenig erhebende oder erfreuliche Motive dar, so gehen diese Seiten des Interesses doch auch nicht ganz leer aus; das Verhältniß Ignaz' und Regina's ist vielmehr eine Probe davon, daß der Verfasser auch in dieser Beziehung Löbliches zu leisten vermag. Des letzten Kaisers Verhältniß zu seiner dritten Gemahlin, die merkwürdigerweise eine geschiedene Frau war, dasjenige zu seinem Enkel, dem armen Herzog von Reichstadt, dessen Geschichte der Verfasser ziemlich abweichend von seinen Biographen behandelt, stellen manche liebenswürdige Herzensseite dar und auch folgender Zug zeigt uns den gemüthlichen, wenn auch schwachen Fürsten. „Der Kaiser, sehr zufrieden mit der Fügsamkeit seines Ministers, deren Grund er jedenfalls in einem außerordentlichen Grade von Ehrfurcht vor seiner erhabenen Person erblickte, zeigte nach einem auf seinem Pulte stehenden allerliebsten Kästchen von glanzvoller Lackirung. «Sie werden das für besonders remarkable Correspondenzen brauchen können, Herr von Thugut», sagte er; «mögen sich dabei fleißig Ihres wohlaffectionirten Kaisers erinnern — ist meine Arbeit und glaube, eine sehr gelungene.»"

Wären die Bilder, welche der Verfasser uns vorführt, überall und ausschließlich unter dem streng historischen Gesichtspunkte aufzufassen, so würden wir manche erhebliche Ausstellung dagegen geltend zu machen haben; wir glauben uns jedoch dieser Ausstellungen überheben zu können, da er sein Buch doch nur als einen historischen Roman bezeichnet und grobe Geschichtswidrigkeiten uns nicht gerade aufgestoßen sind. Die Sachen sind meist richtig, nur die Farben mögen nach Geschmack und Bedürfniß von dem historischen Bilde abweichen, wie dies dem Romandichter denn auch wol zusteht. Als ein romantisches Gemälde von großem Reichthum der Erfindung und von einer recht befriedigenden Totalwirkung lassen wir denn auch diesen Bänden alle Gerechtigkeit widerfahren; der Verfasser ist offenbar in Bildern dieser Art sehr geübt und schöpft aus reichen Quellen der Erfindung und des historischen Wissens. Dürften wir ihm einen Rath ertheilen, so wäre es der, sich künftig nicht zu sehr in Details zu verlieren, welche die Theilnahme des Lesers entkräften, indem sie zersplittern, dagegen aber bei Hauptmomenten der Erzählung, bei Kapitalsituationen länger zu verweilen und, mehr als er thut, diese mit treu der Geschichte entnommenen Farben zu schmücken.

Entschieden aber müssen wir jedoch zum Schluß auf den Misbrauch, den der Verfasser mit dem Volksidiom treibt und in dem er alle Stände, bis zum Kaiser aufwärts, sich äußern läßt, hinweisen. Es gibt hierin unsers Erachtens wol eine Mittelstraße, welche die Kritik gestatten kann, ohne sich selbst zu verleugnen; allein der Autor hält diese Mittelstraße nicht inne und muthet seinen Lesern außerhalb Oesterreich offenbar zu viel zu, wenn er z. B. den bekannten Roschmann (III, 289) in folgender Art einführt. „Schau, mein lieber Seph, das verwundert mi nit. I hab' halter nie a Versterken mit dem Guten und dem Schlimmen an mir gespielt. Das Gute haben's nit gesehen, aber das Schlimme is ihnen wie a Fliegen in d' Augen gesprungen, und hab' i a Dummheit gemacht, haben's glei geschrien und mi verdammt und a haushohe Geschicht z'sammeng'schwefelt, als wär' i a wahrhaftiger Saggraschwanz von a Tiroler. Noa, i bin kein Engel g'west, das möcht' i schon nit sagen, aber a solche Teufelsfratz', noa, das is halter a bisserl z'viel!" Bene dixisti meinen wir, das ist etwas zu viel, und hiermit wollen wir den Autor, unter dem aufrichtigen Wunsche bessern Maßhaltens bei künftiger Gelegenheit, im übrigen wohl empfohlen entlassen.

4.

Notizen.

Literarisches und Sittengeschichtliches aus Frankreich.

Wenn wir auch hinsichtlich gewisser Eigenschaften, z. B. Urbanität, Noblesse, taktvoller Berücksichtigung individueller Verhältnisse, collegialischem Geist u. s. w., die Franzosen wiederholt den Deutschen zur Nachachtung empfohlen haben, so sind wir doch keineswegs gemeint, darüber ihre vielen Nationalschwächen zu übersehen, durch die sie sich in den Augen der Vernünftigen im übrigen Europa oft gerade dann lächerlich machen, wenn sie glauben, Aufmerksamkeit und Bewunderung zu verdienen. Die Franzosen sind zum großen Theil ebenso lächerlich eitel als lächerlich unwissend, was freilich meist Hand in Hand geht; denn wer viel weiß, wird immer auch der bescheidenste sein, weil er zugleich erkennt, wie viel er noch wissen möchte, was er nicht weiß und was andere wissen. Selten aber haben sich selbst Franzosen so lächerlich gemacht, als Paul Lacroix, Em. Domenech und der Ministre d'état et de la maison de l'empereur bei der Herausgabe des mit 200 Kupfertafeln versehenen Werks „Manuscrit pictographique américain, précédé d'une notice sur l'idéographie des Peaux-rouges". Das betreffende Manuscript stammt aus der sich jetzt im Besitz der Arsenalbibliothek befindenden Büchersammlung des Marquis von Paulmy, wurde von dem bekannten Gelehrten Paul Lacroix der Aufmerksamkeit Domenech's zur Herausgabe empfohlen und von diesem auch wirklich veröffentlicht, nachdem der Minister des Innern die nöthigen Summen dazu hergegeben hatte. Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede: „Wir prätendiren keine Uebersetzung; diese ist bei unserer geringen Kenntniß der Pictographie der Rothhäute nicht möglich; nichtsdestoweniger gedenken wir nicht allein den Gegenstand der Handschrift, sondern auch eine große Anzahl der darin befindlichen Hieroglyphen zu erklären." Und nun strengt er all seinen Scharfsinn an, um den Sinn dieser seltsamen Figuren zu deuten. Dieses Manuscript ist aber nur das Kritzelheft eines deutschen Colonistenkindes, durch igendeinen Zufall wahrscheinlich in dem verlassenen Blockhaus eines deutschen katholischen Ansiedlers im fernen Westen aufgefunden. Da erblickt man z. B. auf Tafel 144 ein paar ziemlich parallel laufende, oben und unten halbkreisförmig geschlossene Linien und darunter in ungeschlachter Schulknabencurrentschrift das Wort „Wurssd" (von Domenech als „Emblem des Blitzes" und als „Symbol der göttlichen Züchtigung" gedeutet!), auf Tafel 145 die rohe Zeichnung einer Brezel und dabei das Wort „Fasstag", auf Tafel 119 einen Kreis mit Punktirungen, und mitten drin dreimal das Wort „Hon

u. s. w. Paul Lacroix, Em. Domenech und der Ministre d'état et de la maison de l'empereur wissen also von der Sprache, in welcher Goethe und Schiller dichteten und Humboldt seinen „Kosmos" schrieb, und von deutscher Currentschrift so wenig, daß sie diese allerdings meist nicht nach den Regeln der Orthographie geschriebenen deutschen Worte für Worte aus dem Idiom der Rothhäute hielten, und so respectabel tief ist ihr Scharfsinn, daß ihnen die ersten rohen Zeichenübungen eines Knaben, wie sie so häufig auch auf Planken und Wänden vorkommen, für die „Pictographie" nordamerikanischer Wilden gilt. Wir waren anfangs versucht, das Ganze für den schlechten Spaß eines deutschen pariser Correspondenten zu halten, wenn uns nicht versichert würde, daß sich die königliche Bibliothek zu Berlin curiositätshalber ein Exemplar dieses „Buchs der Wilden" habe kommen lassen. Mit Recht ist in Nr. 29 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (Beilage) hervorgehoben, wie lächerlich es sich einer solchen „tragikomischen Calamität" gegenüber ausnimmt, wenn der Graf Walewski jüngst bei einer öffentlichen Feier versicherte: „Frankreich ist jetzt die Nation, die alle andern Völker unterweist und ihnen Lehre und Beispiel gibt." Ja freilich, wenn Frankreich uns dahin unterrichtet, daß die knabenhaft rohe Darstellung einer Wurst die Darstellung des Blitzes als Zeichens der göttlichen Züchtigung sein solle!

Haben die Franzosen kein Recht sich mit ihrem Wissen zu brüsten und deshalb auf die andern Völker verächtlich herabzusehen, so haben sie dazu noch weniger Recht in sittlicher Hinsicht. Das zweite Kaiserreich hat der unbändigen, schamlos selbstsüchtigen Finanzspeculation wie dem sittenlosen Geiste in Literatur und Kunst noch mehr wie jede frühere Regierung die Zügel freigegeben. Die Dramen aus den Kreisen der Demi-Monde, der männlichen wie der weiblichen, die Romane von E. Feydeau zeigen, wie es in letzterer Hinsicht steht. Daher äußerte auch eine Bojarin zu der Gräfin Dora d'Istria, wie diese in ihrem in Nr. 30 d. Bl. angezeigten Buche über die Frauen des Morgenlandes anführt: wenn man die Romane von Balzac, Eugène Sue u. s. w. läse, so könne man nur sagen, „que les Français, qui découvrent le brin de paille sous la paupière de leur voisin, n'aperçoivent pas la poutre qui crève leurs yeux", und weiter bemerkt sie, daß die neufranzösischen Lustspiele und Vaudevilles aufs deutlichste zeigten, „daß an den Ufern der Seine, der Loire und Gironde die Tugend nicht häufiger ist als in Bukarest, ja daß in Frankreich noch mehr als hier die Ehe nichts weiter ist als eine Finanzspeculation". Derselbe Geist der Entsittlichung und der Speculation hat auch die Kunst und den Kunstgeschmack in Frankreich vergiftet. Auf der letzten Kunstausstellung fand kein Gemälde so großen Beifall, als das von M. L. Gérôme: Phryne vor ihren Richtern darstellend. Nach der alten Erzählung entblößte der Anwalt nur die schönen Brüste der angeklagten Hetäre; auf dem Bilde von Gérôme zieht er ihr gleich das ganze Gewand vom Körper, daß sie vom Scheitel bis zu den Zehen vollständig nackt vor ihren Richtern steht. Hierzu denke man sich nun die faunisch lüsternen Mienen und Blicke der graubärtigen Richter, welche als Kenner weiblicher Körperformen die unverhüllte Gestalt der Hetäre prüfen! Vor diesem Bilde, von dem jüngst die pariser „Illustration" eine Holzschnittcopie im Kleinen brachte, war immer ein so dichtes Gedränge von Personen beiderlei Geschlechts, daß es schwer hielt, einen Platz davor zu erhalten. Auch unter den Sculpturwerken begegnete man diesmal einer besonders auffallend großen Menge von nackten Gestalten, und zwar nicht blos mythologischen Personen, bei denen das Nackte vorgeschrieben oder doch gestattet ist, sondern auch bei Frauen, deren schamhafter Charakter Gewandung und Verhüllung erwarten läßt, z. B. Eurydice. Indeß, spielen wir nicht die Pharisäer, geben wir Frankreich nicht auf, so lange noch edle Männer wie Jules Simon im Namen der Pflicht, der Sittlichkeit und des Familienlebens zu dem französischen Volke sprechen. In seinem neuesten Werke „L'ouvrière" weist derselbe nach, wie dadurch, daß in einem Arbeiterhaushalt Vater und Mutter, jedes nach einer andern Seite 14 Stunden des Tages abwesend seien, in jenen Schichten die Familie so gut wie vernichtet sei. Freilich ist es das schlimmste Los, wie Kassandra das unvermeidlich heranschreitende Verderben erkennen, und doch keinen Glauben finden.

H. M.

Bibliographie.

Anneke, F., Der zweite Freiheitskampf der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. 1ste Abtheilung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 15 Ngr.

Arnold, W., Zur Geschichte des Eigenthums in den deutschen Städten. Mit Urkunden. Basel, Georg. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

da Ponte, Lorenzo. Denkwürdigkeiten. Aus dem Italienischen übersetzt von C. Burckhardt. Gotha, Opetz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Expektorationen über den Sonntag. Von F. v. Mutterstadt. Landau, Kaußler. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Gentz, J., Ueber die Tagebücher von F. Gentz, und gegen Varnhagens Nachwort. (Ein Nachtrag zu der Schrift „Friedrich Gentz und die heutige Politik".) Wien, Wallishausser. Gr. 8. 10 Ngr.

König, H., Dresdner Humoresken. I. — A. u. d. T.: Das Dresdner Vogelschießen. Mit 50 Illustrationen. Dresden, Kuntze. Gr. 16. 10 Ngr.

Leben um Leben. Von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 25 Ngr.

Mayer, J. B., Die Idee der Seelenwanderung. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 10 Ngr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 5 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Neumann, K. F., Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Krieg bis zu den Verträgen in Peking. (1840—1860.) Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Pajeken, C. A., Reise-Erinnerungen und Abenteuer aus der neuen Welt in ethnographischen Bildern. Mit einem Vorwort von F. Ruperti. Bremen, Heyse. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Photographien ohne Retouche. Bilder aus dem Berliner Alltagsleben. Berlin, Sandrog u. Comp. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Berner, A. F., Abschaffung der Todesstrafe. Dresden, v. Bötticher. Lex.-8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Dieckhoff, Die Waldenser im Mittelalter. Ein Vortrag. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Herquet, F., Die Begrenzung der deutschen Bundesgewalt in ihrer Beziehung zu den Landes-Verfassungen der einzelnen Bundesstaaten. In den Grundzügen dargestellt. Leipzig, Oehme. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Schleier der Zukunft hebt sich. 1ster Theil: Die Verwicklung — die Katastrophe, oder: Napoleon auf der Höhe seiner Macht und sein Untergang. Emmerich, Romen. Gr. 8. 3 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Der Herzog von Gotha und sein Volk. Ein Aufsatz. Nebst einem Antwortschreiben des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Waencker, O. v., Aus der deutschen Geschichte der zwei letzten hundert Jahre. Vorträge gehalten in der Mittwochsgesellschaft zu Freiburg im Winter 1860/61. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Ein deutsches Wort in der ungarischen Frage. Von R. T. Innsbruck. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Neue Dichtungen

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brunmor, Poetische Fragmente. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Hammer, J., Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

—— Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die frühern Gedichtsammlungen Julius Hammer's erschienen in Miniaturausgaben in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Schau um Dich und Schau in Dich. Zehnte Auflage. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Fester Grund. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Kortum, C. A., Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen. Neunte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

—— Urvasi. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Von Edmund Lobedanz erschienen in demselben Verlage noch folgende Uebersetzungen classischer Dramen in Miniaturausgaben:

Antigone. Tragödie des Sophokles. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Iphigenia in Tauris. Schauspiel des Euripides. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Romeo und Julia. Tragödie des Shakspeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Hamlet. Prinz von Dänemark. Tragödie des Shakspeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Schulze, E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Achte Auflage. Gebunden 1 Thlr.

Die „Bezauberte Rose" ist außerdem noch in folgenden Ausgaben erschienen:

Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Cartonnirt. 12 Ngr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage.

Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.

Prachtausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

Von Ernst Schulze erschien in demselben Verlage:

Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Theile. Gebunden 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Sämmtliche poetische Werke. Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. Vierte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von Julius Sturm erschienen in demselben Verlage:

Neue fromme Lieder und Gedichte. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Gedichte. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 12 Ngr. Gebunden 16 Ngr.

Im Verlage von **August Hirschwald** in Berlin ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Goethe als Naturforscher

und in besonderer Beziehung auf Schiller.

Eine Rede nebst Erläuterungen

von

Rudolf Virchow.

Mit 3 Holzschnitten. 8. Geh. Preis 12 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Premier livre
de lecture, d'écriture et d'instruction allemande

à l'usage de la maison et des écoles.

Par **B. Sesselmann,**

Professeur à l'École supérieure de Nancy.

In-8. Geh. 6 Ngr.

Dieses deutsche Elementarbuch zum Gebrauche für Franzosen ist für das erste Kindesalter bestimmt und empfiehlt sich durch die für diesen Zweck höchst praktisch eingerichtete Methode einer erleichterten Einführung der Jugend in die ersten Grundlehren der deutschen Sprache. So mannichfache Lehrbücher auch für Franzosen zur Erlernung des Deutschen vorhanden sind, so fehlte darunter bisjetzt doch ein dem Denkkreis des frühern Kindesalters vollständig angepasstes Unterrichtsbuch und als solches bildet dieses Werkchen gewissermassen einen Vorläufer der bekannten in demselben Verlage erschienenen Lehrbücher von Ahn.

Bei Boyes & Geisler in Hamburg erschien soeben:

Aussaat und Erndte.

Vaterländisches Schauspiel aus der Zeit Friedrich Wilhelm's von Braunschweig-Oels, in 4 Aufzügen, von

R. Blumenbach.

Geheftet. Preis 15 Sgr.

Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Dieses dramatische Werk, durch welches in edler Sprache ein frischer Hauch vaterländischen Gefühls geht, gibt eine getreue Charakteristik und ein wahres Gemälde der jüngsten Vergangenheit. Der jetzigen Zeitstimmung entsprechend, dürfte diese Erscheinung als besonders anziehend, zu empfehlen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 8. August 1861.

Johann Melchior Goeze.

Nachdem der Aufriß und Situationsplan der deutschen Literaturgeschichte in den Werken von Gervinus, Koberstein und Goedeke vollendet ist, soweit die einzelnen Landstriche, Höhenzüge und Vertiefungen bisjetzt erforscht sind, nachdem sich Vilmar das Verdienst erworben, mit gelehrter Kenntniß die wissenschaftlichen Errungenschaften einem größern Publikum in anziehender Darstellung zu übermitteln, scheint es in der That an der Zeit, von der Abfassung allgemeiner Literaturgeschichten einstweilen abzusehen. Denn eine neue Bearbeitung des gesammten Materials dürfte erst dann wieder zu einer Nothwendigkeit werden, wenn so viele einzelne Nova entdeckt worden, daß die bisherige Uebersichtskarte des Gesammtgebiets infolge jener Correcturen einer Umgestaltung bedarf. Vor der Hand aber soll sich die Forschung wieder in das Einzelne vertiefen, wo noch so vieles im Dunkel liegt. Die deutsche Literaturgeschichte ist keine alte Wissenschaft: kaum ist der Morgen vorüber und die Sonne, welche die Spitzen und breitern Thäler schon prächtig vergoldet und dem spähenden Auge eröffnet — in die engern Schluchten, in die verborgenen Winkel, wo doch auch des Schönen und Merkwürdigen viel verborgen liegt, hat sie noch nicht überall dringen können.

Literargeschichtliche Monographien sind es,* die der gegenwärtige Stand der Wissenschaft vor allem fordert, Monographien, die mit aller Liebe und redlichstem Fleiß die Aufhellung des Einzelnen sich zum Ziele setzen. Als eine solche begrüßen wir:

Johann Melchior Goeze. Eine Rettung von Georg Reinhard Röpe. Mit Porträt und Facsimile. Hamburg, Nolte und Köhler. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

„Quem rodunt omnes" setzte Lessing als Motto seinen Rettungen des Horaz vor. Auf wen paßten diese Worte besser als auf den Hauptpastor Goeze, der seit seinem Streite mit Lessing als eine Art Popanz, dessen Namen zum Sprich- und Stichwort geworden ist? Verdient er diese Verdammung? Das ist die Frage, welche Röpe in seiner Untersuchung zu lösen versucht. Röpe selbst steht auf gläubigem Standpunkt, doch hat er sich, wenn er auch z. B. die Zeitungspresse nicht mit unsern Augen betrachtet, im allgemeinen einen durchaus freien Blick, ein vielseitiges Interesse und einen offenen Sinn für das Schöne vollkommen gewahrt. Diese geistige Freiheit bei aller Entschiedenheit der religiösen Ueberzeugung bewährt sich in der ungeheuchelten Ehrerbietung, mit der er über Goeze's großen Gegner, auch da, wo er ihn zu Gunsten seines Clienten bekämpfen muß, stets sich ausspricht. Zu Gunsten seines Clienten: denn das Buch ist eine Apologie. Hören wir denn der Verhandlung zu.

Der Verfasser stellt zunächst fest, daß die vielfältigen Angriffe, die auf Goeze erfolgten, nur aus den religiösen Richtungen und Kämpfen seiner Zeit sich erklären. Daß diese Angriffe bis heute sich wiederholen, beruhe theils darauf, daß jene Kämpfe noch nicht abgeschlossen und der Name Goeze's wie eine Devise gebraucht werde, theils darauf, daß sein Name sich an den hochgefeierten Lessing's anschließe. Und hier spricht nun der Verfasser jene tiefste Verehrung für Lessing aus, der er auch durch das ganze Buch bei aller Entschiedenheit der Polemik nicht untreu wird. Aber hätte er aus Respect vor Lessing jenen Versuch, Goeze's Ruf zu retten, überhaupt unterlassen sollen? Gewiß wäre das am allerwenigsten in Lessing's Sinn gehandelt gewesen, des großen Wahrheitsfreundes, der, wie bekannt, selbst eine Reihe Rettungen geschrieben und damit seiner überall erkennbaren Gesinnung einen schlagenden Ausdruck gegeben. Der Verfasser ist also in seinem vollen Recht, und vertrauensvoll treten wir an seine Schrift heran, die keine theologisch-kirchliche Tendenzschrift sein, noch auf den theologischen Standpunkt Goeze's mit Verleugnung der kirchlichen Entwickelungen seit jener Zeit sich selbst stellen soll.

Dem ersten Kapitel, „Goeze's böser Leumund" überschrieben, steht ein höchst geschickt gewähltes Motto aus Lessing voran:

Sie wissen, wie unbekannt noch bisjetzt der wahre Berengarius ist, wie unzuverlässig sich noch bisjetzt von seiner Meinung urtheilen lasse. Man hört immer nur die Gegner, die sich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — recht behalten. Wie natürlich; denn man hört nur immer

einen sprechen; und wenn der andere ja einmal etwas sagt, so sagt er es durch den Mund seines Gegners. (Auszug von W. von Maltzahn.)

Paßt dies Wort nicht auch auf Goeze? Oder wie viele sind denn, die denselben anderswoher als aus Lessing's und andern Angriffen kennen?

In diesem ersten Abschnitte zählt nun der Verfasser eine Reihe von Facten auf, die nach und nach Goeze's schlechten Ruf zu Wege gebracht. Da ist erstens eine Beschuldigung, daß er auf einem Kaffeehause Realinjurien erlitten. Das Factum ist, soweit es Goeze treffen soll, unwahr. Dann kommt der „reisende Franzose" und tischt in seinen Reisebriefen eine Anzahl Geschichtchen auf, die, ihre Wahrheit vorausgesetzt, Goeze theils lächerlich, theils verächtlich machen mußten. Ihre Wahrheit vorausgesetzt. Der Verfasser weist nun zwar nach, daß das Meiste dieses Geklatsches theils unwahr, theils mindestens erdacht ist: aber es wurde geglaubt und leistete so Goeze gegenüber dieselben Dienste, als wenn es wahr gewesen. Viel zu Goeze's übelm Ruf hat Johann Otto Thieß beigetragen, ein Theolog der alleräußersten Linken, mit Goeze in persönlichen Conflict gerathen und seinen Groll in seiner Autobiographie durch die heftigsten Angriffe bethätigend. Auch diese Angriffe waren großentheils der ordinärsten Art. Am schlimmsten aber spielte dem hamburgischen Hauptpastor Blumauer mit, der Verfasser der „Travestirten Aeneide". Lessing wird von ihm als deutscher Ringer dargestellt, dessen hingeworfenen Fechthandschuh (d. i. die „Fragmente") Goeze umspringt:

> Ein Ochs, der in Hammonien
> Gern Apis werden möchte,
> Berühmt in dem polemischen
> Gelehrten Stiergefechte,
> Der lief wie wüthend drum herum
> Und brüllte, daß dem Publikum
> Darob die Ohren gellten.

Und auch ein Mann ganz anderer Art, Matthias Claudius, hat durch eine Satire beigetragen, den Ruf Goeze's zu vernichten; sowie auch Friedrich Stolberg in den „Jamben". *) Alle diese Angriffe haben mitgeholfen an der Zerstörung einer Reputation, die für immer niederzuwerfen Lessing allein genügt hätte.

Und wie kam nun Goeze dazu, dieser allgemeine Angriffspunkt zu sein? Weil er stehen geblieben war, während das Zeitalter sich änderte: er war der letzte Hort lutherischer Orthodoxie gegenüber der hereinbrechenden Aufklärung. Sehr schön sagt der Verfasser, nachdem er den Segen anerkannt, den wir heute für die neuere Entwickelung kirchlichen Lebens und Strebens in jener Aufklärung leicht entdecken:

> Zu beklagen sind jedoch die Menschen, die durch Lage, Gesinnung oder Amt den Beruf haben, als Vertreter und Verfechter des Bestehenden gegen die Neuerer vor den Riß zu treten: sie haben den großen Schmerz zu erfahren, wie das unberechtigte Neue gegen das berechtigte Alte einen zunächst beklagenswerthen Sieg gewinnt. Das sind die Zeiten tragischer Conflicte in der Weltgeschichte.

*) Beiläufig bemerkt, Gervinus thut diesem Buche unrecht, wenn er Niebuhr verdenkt, es hochgestellt zu haben. Der Dichter ist begeistert für Religion, Vaterland, Freiheit und Nationalität und kämpft für diese Güter in edler Sprache.

Und ganz richtig parallelisirt er Goeze in diesem Sinne mit der Gestalt des Götz von Berlichingen am Ende des Mittelalters. Nicht ohne Schuld war Goeze; er war leidenschaftlich, trennte unter keinen Umständen Christenthum und Kirchenthum, ließ sich auch zu Persönlichkeiten hinreißen; aber im allgemeinen, behauptet Röpe, ist ihm Unrecht geschehen, und auch Danzel und Guhrauer (ersterer gelangte nicht bis zu den Streitigkeiten über die „Fragmente") haben den Bann von diesem Namen nicht genommen, Adolf Stahr aber und Karl Schwarz haben denselben von neuem der Verdammniß überliefert. Ehe wir von diesem Abschnitte scheiden, nur noch ein paar Worte, die Röpe zur Vertheidigung von Goeze's Ansicht, daß mit dem Christenthum auch die Sittlichkeit falle, niedergeschrieben und die in ihrer prägnanten Kürze ein großes Princip vortrefflich formuliren:

> Es kann allerdings eine gewisse Sittlichkeit, einen Edelsinn, ein Trachten nach dem Idealen geben auch ohne Glauben an den lebendigen Gott; jedoch nur bei höherer Cultur, wie sie blos den durch Stand und Geist und Erziehung Bevorzugten zugänglich ist. Aber bei wahrem Christenthum, dessen der Geringste ebenso fähig ist wie der Begabteste, kann keine sittliche Verkommenheit stattfinden.

Welches war nun die Orthodoxie, als deren letzter Halt Goeze gelten kann? Wenn Lessing dem orthodoxen System das Zeugniß ausstellt, er kenne kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte: was soll man dann über das abgeschmackte Geschwätz halbgebildeten vornehmen Pöbels sagen, der in seiner rührenden Ignoranz wol nie nur eine Ahnung von selbständigem Denken gehabt und doch die Kühnheit hat, als Unsinn (das ist die Lieblingsphrase) zu qualificiren, was ein Lessing für das scharfsinnigste Erzeugniß des Menschengeistes erklärt? Man kann die Orthodoxie bekämpfen, aber man darf nicht glauben, mit einem lahmen Gegner zu streiten.

Der Verfasser verkennt nicht, daß die Rechtgläubigkeit des Lutherthums, abgeleitet aus der Heiligen Schrift und beschlossen in den Symbolischen Büchern, durch die rabies theologica, durch die Vernachlässigung des christlichen Lebens über Fixirung der Lehre sich vielfach selbst geschädigt. Aber mehr noch als die eigenen Sünden, hatte die Bedeutung ihrer Gegner die lutherische Orthodoxie zu Ende des 18. Jahrhunderts um allen Credit gebracht. Da waren einerseits die edeln Pietisten Francke und Spener, die dem starren Orthodoxismus die Fülle christlicher Liebe entgegenhielten, da waren die philosophischen Aufklärer Thomasius und Wolf, da war die neu aufstrebende Literatur, da war der Held des Jahrhunderts, Friedrich der Große, selbst; und alle diese, so verschieden untereinander, waren einig in der Bekämpfung des Kirchenglaubens. Und in diesem allgemeinen Abfall hielt Goeze die Fahne der Orthodoxie hoch empor, von allen Seiten angegriffen und von den Mitstreitern mehr und mehr verlassen. Sollten wir nicht schon dem Muth und der Ausdauer des Kämpfers Achtung und Anerkennung zollen?

Welcher Entstehung und Art war nun Goeze's Polemik? Geboren am 16. October 1717 zu Halberstadt, hatt

er 1734—38 in Jena und Halle Theologie studirt und ward, nachdem er in seiner Vaterstadt und Magdeburg gewirkt, 1755 nach Hamburg berufen. In den ersten Jahren seiner hamburger Wirksamkeit ist von Polemik in wissenschaftlicher Richtung noch nichts zu melden, nur gegen sittliche Ausschreitungen, wozu er freilich auch Maskeraden und sonntägliche Schlittenfahrten rechnete, lag er beständig zu Felde. In seinem dreiundvierzigsten Lebensjahre 1760 erlangte er die Senioratswürde, die sonst erst in bei weitem vorgeschrittenerm Alter erreicht zu werden pflegt, und nun vor allem fühlte er durch seine Stellung sich zur Aufrechthaltung kirchlichen Glaubens und Lebens berufen. Da war es denn zuerst das Auftreten Basedow's, der noch dazu eine Zeit lang in Altona hauste, welches den Eifer Goeze's herausforderte und ihn so zuerst in die theologische Polemik hineinriß. Daß und wie Basedow an dem Gebäude des christlichen Dogmas rüttelte, um ein nach „eigenen einmal gefaßten Grillen" umgemodeltes an die Stelle zu setzen, hat schon Goethe in „Wahrheit und Dichtung" geschildert. Natürlich, daß in damaliger Zeit Senat und geistliches Ministerium sich ins Mittel schlugen. Als Sprecher des letztern schrieb Goeze ein „Pastoralschreiben an die Gemeinden Gottes in Hamburg, um dieselben vor der Gottesvergessenheit, Gottlosigkeit und Gotteslästerung dieser Zeiten väterlich zu warnen und treulich zu vermahnen" (1764). Persönlich aber trat er gegen eine von Basedow's Marotten auf in der Psalmsonntagpredigt desselben Jahres: „Ueber das Gebet der Unmündigen und Kinder", welches Basedow verworfen hatte, Goeze aber mit vollem Rechte in Schutz nahm und empfahl. Von jetzt an flogen Pasquille und Satiren wie Schneeflocken (das ist Goeze's Lieblingsausdruck für diese und ähnliche Sachen) um sein Haupt. Basedow vertheidigte sich und ein lebhafter Kampf entbrannte. Das größte Aufsehen aber machte die gegen Goeze geschleuderte Satire von Abbt (geb. 1738, gest. 1766), welche er noch in seinem Todesjahre unter dem den Inhalt andeutenden Titel erscheinen ließ: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fé." Sie schloß mit Driller's Epigramm:

> Da steht er, seine fette Wange
> Färbt keine Scham mehr roth:
> Und Hamburg, abergläubisch bange,
> Horcht fromm auf sein Gebot,
> Und ehrt mit knechtischem Entsetzen
> Den von ihm selbst erhöhten Mann,
> So schuf sich Juda einen Götzen,
> Ein Goldnes Kalb — und betet's an.

Von dieser Zeit an bis zu seinem Lebensende zieht sich ein ununterbrochener Kampf Goeze's für die lutherische Orthodoxie gegen Neuerer und Aufklärer, zu dem er sich, wie schon gesagt, durch seine Stellung an der Spitze der hamburgischen Kirche verpflichtet und (das läßt sich, trotzdem bei ihm die polemische Lust so lange geschlummert, nicht verkennen) mit den wesentlichsten Eigenschaften ausgerüstet fand. Diese Zeugnisse für die göttliche Wahrheit des kirchlichen Systems gab er zunächst in seinen „Texten". Dies sind gewissermaßen ausgeführte Dispositionen, die die Hauptpastoren von ihren Predigten drucken ließen. Die seinigen wurden reißend gekauft, und nicht mindern Einfluß hatten seine Erbauungsschriften.

Aber neben dieser kirchlichen Wirksamkeit, die auch im Dienste seines einen großen Lebenszwecks stand, geht nun seine wissenschaftliche, ausdrücklich ad hoc berechnete Polemik. Wo irgendein Neuerer auftauchte, augenblicklich stand ihm Goeze gegenüber. So hat er gegen Semler sein ganzes Leben über gestritten. Er ist gegen Bahrdt's Uebersetzung des Neuen Testaments aufgetreten, die ja auch Goethe geärgert hat. Wie recht beide, Goeze und Goethe, die von sehr verschiedenen Standpunkten in der Verurtheilung dieses Bahrdt'schen Elaborats übereinstimmen, gehabt haben, möge eins der vom Verfasser angeführten Beispiele zeigen. Die Stelle Evang. Matth. 5, 4: μακάριοι οἱ πενθοῦντες (Luther: Selig sind, die da Leid tragen), hat Bahrdt übersetzt: „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen!" Auch den Professor Leß in Göttingen, der den Neuerern zu viele Concessionen zu machen schien, hat Goeze in einer umfänglichen Streitschrift mit Ernst und Satire bekämpft.

Sowenig wir damit übereinstimmen mögen, eine Art von Consequenz liegt allerdings darin, wenn er sich der staatlichen Anerkennung der Reformirten mit aller Anstrengung widersetzte. Er that dies, weil er für Hamburgs religiöse und bürgerliche Grundverfassung, welche letztere auf der erstern, d. h. auf dem exclusiven Lutherthum beruhte, in die Schranken treten zu müssen glaubte. Daß er noch heftiger gegen die Papisten eiferte, versteht sich wol von selbst.

Daß diese ungeheuere Thätigkeit, von der man sich erst einen Begriff macht, wenn man sich erinnert, daß Goeze allein in jeder Woche zwei Predigttexte (in dem oben definirten Sinne) drucken ließ, einen ebenso heftigen Widerstand hervorrief, daß insbesondere Nicolai und die „Allgemeine deutsche Bibliothek" mit scharfen Waffen gegen diesen Erzdunkelmann *) zu Felde zogen, braucht keiner Versicherung. Nachdem der Verfasser noch durch Citate aus einer Predigt „Von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte" gezeigt hat, daß der so verschriene Goeze, den Röpe mit Recht den bestverleumdeten Mann des 18. Jahrhunderts nennt, im ganzen über Glaubenseifer und Toleranz nicht unvernünftige Grundsätze hat, wendet er sich und wir mit ihm zur Darstellung einiger der bekanntesten von seinen literarischen Kriegszügen. **)

*) Die sogenannte „Schwarze Zeitung", redigirt vom Kanonikus Ziegra in Hamburg, eigentlich genannt „Freiwillige Beiträge zu den hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", an welcher Goeze mitarbeitete, wird von Röpe sehr gegen ihre Gegner in Schutz genommen.

**) Rücksichtlich des Schlosser-Goeze'schen Theaterstreits verweist Röpe mit Recht auf die erschöpfenden drei Abhandlungen von Geffken in der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte", III, 1, 1—77. Beiläufig will ich dabei anmerken, daß Geffken sich das besondere Verdienst erworben hat, einen ersten hamburger Theaterstreit 1677—88,

Zunächst der Streit mit Alberti. Alberti war seit 1755 Diakonus zu St.-Katharinen und gehörte der aufklärenden Partei an. Im Anfang standen die in ihren Meinungen schroff divergirenden Collegen einander wenigstens nicht feindlich gegenüber. Aber Alberti verkehrte mit Basedow und war überhaupt, wie es scheint, Weltmann; doch möchte sein Leben wol kaum so schlimm anzusehen sein, als der Verfasser thut. Oder sollte Klopstock einen Unwürdigen seiner Freundschaft gewürdigt haben? Der Streit entbrannte über eine Stelle des officiellen Bußgebets: „Herr, schütte deinen Grimm aus auf die Heiden, die dich nicht kennen" u. s. w., die Alberti eigenmächtig ausließ. Eigenmächtig: darin, in der Verletzung kirchlicher Ordnung liegt die Schuld Alberti's, während er in der Sache ganz recht hatte. Denn nicht darauf kam es an, daß die Worte, wie sie ursprünglich gemeint waren oder wie sie Goeze erklärte *), einen ganz richtigen Sinn gaben, sondern darauf, daß sie in der Gemeinde, ohne weitere Erklärung vorgetragen, Anstoß erregten. Ein furchtbarer Sturm entbrannte, infolge dessen Goeze, der mit seinen Angriffen auf den Neuerer von Senat und Ministerium im Stich gelassen worden war, sein Seniorat niederlegte, die Formel des Gebets aber im Sinne der Neuerer abgeändert wurde. Noch einmal aber entbrannte die Fehde zwischen beiden Gegnern über Alberti's „Anleitung zum Gespräch über Religion", ein, wie der Verfasser unsers Buchs zu erweisen sucht, zwischen Orthodoxie und Neologie schwankendes oder vielmehr die letztere schlecht verdeckendes Lehrbuch. Wiederum schwankte der Streit hin und her: da starb am 30. März 1772 Alberti und damit hatte Goeze seine Sache in den Augen des Publikums verloren. Denn obgleich Alberti lange an der Schwindsucht gelitten, mußte nun der streitbare Goeze ihn getödtet haben und das Mitleid mit dem Todten und seinen 11 Kindern (die eine Tochter heirathete den Kapellmeister Reichardt, die andere 1798 Tieck) verurtheilte seinen Gegner.

Aehnlichen Anlaß und ähnlichen Verlauf hatte Goeze's Streitigkeit mit Friderici. Dieser, seit 1775 Hauptpastor an St.-Petri, erregte durch Schweigen über wichtige Glaubenslehren Verdacht gegen seine Rechtgläubigkeit. Da war es wiederum vorzüglich Goeze, der durch besondere Hervorhebung und Betonung der von Friderici durch Schweigen oder Rationalisirung gefährdeten Dogmen in seinen Predigten die Polemik begann. Daß er nach seiner ganzen Natur, nach seinem ganzen Charakter nicht anders konnte, ist uns nun schon klar: daß aber, als Friderici am 12. August 1777 an einem Gallenfieber starb, dieses ebenfalls den Angriffen des Pastor Goeze zugeschrieben wurde, war wol ebenso natürlich. Wenn der Verfasser dann über die Berechtigung dieser Polemik handelt, so können wir ihm nur theilweise recht geben. Auch ein Mann von Goeze's Standpunkt hätte doch wol in der innern seelsorgerischen Thätigkeit für seine Gemeinde Stoff genug für seinen Eifer und seine Energie gefunden und nicht immer und ewig wieder diese Kriegslanzen erhoben, besonders da ihn nach Niederlegung des Seniorats zunächst nicht der allgemeine status ecclesiae, sondern die Bedürfnisse seiner Gemeinde berührten, wenn nicht — die Polemik das seiner Natur Gemäße gewesen wäre. Vollkommen richtig dagegen ist es, wenn trotz der scheinbaren Friedfertigkeit die Aufgeklärten als die eigentlichen Angreifer bezeichnet werden, obgleich sie wegen der Orthodoxie der Gemeinden noch sehr behutsam zu Werke gehen mußten. Dessenungeachtet haben sie der Entwickelung der Kirche einen entschiedenen Dienst geleistet. Röpe sagt, ohne diese Halbheit oder wie er es nennt Unehrlichkeit würden sie von großem Nutzen gewesen sein. Einmal ist der Ausdruck Unehrlichkeit gewiß im allgemeinen nicht zutreffend, da sehr viele dieser Rationalisten nicht aus eitler Menschenfurcht sich im Unbestimmten gehalten haben werden, sondern gerade weil sie im eigenen Gewissen noch nicht ins Klare gekommen waren. Sie würden aber nicht der kirchlichen Entwickelung gedient haben, sondern sie haben ihr gedient, indem sie dieselbe erst hervorriefen und die verknöcherte Orthodoxie aus ihrer Selbstgenügsamkeit und dem juristischen Sichfestklammern an dem status quo aufschreckten. So war die Orthodoxie allerdings der angegriffene Theil; aber Goeze war der Hektor des rechtgläubigen Troja gewiß ebenso sehr aus Pflicht und Naturbestimmtheit.

Bevor sich der Verfasser nun zum Fragmentenstreit selbst wendet, betrachtet er zunächst das frühere Verhältniß der beiden Kämpfenden. Goeze und Lessing standen während des letztern Anwesenheit in Hamburg zur Verwunderung von Lessing's Freunden auf gutem Fuß: Goeze schätzte den geistreichen Mann, Lessing achtete in Goeze Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit. Noch später machte Goeze in Wolfenbüttel Lessing einen Besuch, ohne ihn jedoch zu Hause zu treffen.

Als Lessing Ostern 1767 nach Hamburg übersiedelte, stand der Kampf Goeze's gegen die Neuerer in vollen Flammen und — Lessing eher auf Seite Goeze's als der Gegner. Wol nicht das Interesse Goeze's für die junge deutsche Literatur, für das der Verfasser nur sehr dürftige Beweise beibringt — ein Interesse, welches in der That auch zu dem ganzen abgeschlossenen Bilde Goeze's nicht passen würde —, wol aber die Ehrlichkeit und Ganzheit von Goeze's Charakter gewannen ihm Lessing's Zuneigung und stellten diesen fast denselben Gegnern gegenüber, die Goeze bekämpfte. So bestritt Lessing Basedow, so stand er wie es scheint in dem Alberti'schen Streit auf Goeze's Seite. Ja zum argen Entsetzen seiner berliner Freunde unternahm Lessing den Beweis, daß der große Leibniz nicht, wie man von seiten der Aufklärung, um diesen Gegner zu beseitigen, annahm, nur aus äußern Gründen den Schein der Orthodoxie gesucht, sondern vielmehr wirklich rechtgläubig gewesen und besonders die Lehre der

---

den man über dem zweiten ganz vergessen hatte, zuerst aufmerksam zu machen.

*) Er meinte, solange die Kirche eine ecclesia militans, müsse sie um Sieg, also um Niederlage der Feinde beten, wobei leibliche Vernichtung nicht eingeschlossen, geschweige geistliche Errettung ausgeschlossen sei.

Socinianer von „ganzem Herzen verworfen" habe. Und als sein Bruder Karl ihm die Verwunderung der Aufklärer über die von ihm ergriffene Partei an den Tag legte, sprach Lessing jenes merkwürdige Glaubensbekenntniß aus, welches zu charakteristisch ist, um hier übergangen zu werden:

Ich sollte es der Welt misgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich selbst verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir nun meine eigene Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art. Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis ich weiß, woher reines nehmen. Ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser. Mit der Orthodoxie war man Gott sei Dank ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns, anstatt uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuern Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als das alte sich anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich das alte vertheidige. Meines Nachbars Haus droht ihm den Einsturz. Wenn mein Nachbar abtragen will, will ich ihm redlich helfen, aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen. (Vom 2. Februar 1774.)

So sehr in diesen oft discutirten Worten Lessing sich durchdrungen zeigt von der Großheit und dem dialektisch-scharfsinnigen Bau des orthodoxen Systems, so abgeneigt den schwankenden Versuchen der damaligen Aufklärung, so ist er doch weit entfernt, dem materiellen Inhalt jenes Systems als Dogma zuzustimmen. Es liegt daher auch kein Widerspruch darin, wenn Lessing drei Jahre später (Januar 1777) durch die Herausgabe der sogenannten „Fragmente" (von Hermann Samuel Reimarus, Professor am hamburger Gymnasium, gest. 1768, geschrieben, von dessen Tochter Elise Lessing übergeben, von diesem aber als in der wolfenbütteler Bibliothek aufgefunden bezeichnet) dem orthodoxen Lehrgebäude vom theistischen Standpunkte aus den Krieg erklärte. Von nun an beginnt Röpe's Polemik gegen Lessing, eine Polemik, die nach Form und Inhalt eine durchaus würdige, würdig des großen Mannes, den sie angreift, und des gewissenhaften Angreifers, genannt werden muß.

Was hat Lessing zu der Herausgabe bewogen? Wenn auch die äußern Umstände ihn auf literarischen Verdienst hinwiesen, so würde ihn doch „die äußerste Noth nicht haben bewegen können, geradezu gegen seine Grundsätze zu handeln". Aber das zuerst publicirte Fragment (1774) war verhältnißmäßig sehr unschuldiger Natur; über die Duldung der Theisten handelnd (es wurde im dritten Stück seiner Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel gedruckt) wurde es von Lessing noch mit polemischen Bemerkungen gegen die damaligen Aufklärer versehen. Im vierten Beitrage, welcher erst 1776 erschien, folgten dann die fünf andern Fragmente: 1) „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln"; 2) „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten"; 3) „Durchgang der Israeliten durchs Rothe Meer"; 4) „Daß die Bücher des Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren"; 5) „Ueber die Auferstehungsgeschichte".*) Auch hier fügte Lessing wieder seine Bemerkungen hinzu, „Gegensätze", die den Text begleiteten oder vielmehr beurtheilen. Die Hauptsumme der Sätze Lessing's läßt sich wol in dem einen zusammenfassen: Auch wenn es dem Fragmentisten gelänge, die Wahrheit der biblischen Geschichte über den Haufen zu werfen, so würde damit nicht nothwendig auch die Religion selbst fallen. Daß Lessing auch mit dieser Herausgabe und seinen Zusätzen zunächst gegen die neumodischen Theologen gefochten und von der Wirkung derselben bei den Orthodoxen überrascht worden sei, kann ich dem Verfasser, auch nach Ansicht der Stelle in Nicolai's Brief, unmöglich zugeben. Vielmehr scheint er mir, wie ich schon oben andeutete, daß das Materielle des orthodoxen Lehrbegriffs nie seine Zustimmung gehabt, nun auch nach dieser Seite hin Fronte zu machen. Im Publikum wurden die „Fragmente" mit Beifall aufgenommen; die edelsten unter den Aufklärern aber, ein Semler und Leß, fühlten sich nicht weniger schmerzlich berührt als die Orthodoxen. Und so begann der Kampf.

Ich übergehe die ersten Angriffe auf den Fragmentisten von Schumann in Hannover und Reß in Wolfenbüttel, weil beide nur die „Fragmente" berücksichtigen, nicht Lessing's „Gegensätze". Von Lessing's gegen den letztern gerichteter „Duplik" beginnt nach Röpe der bittere Ton, der von nun an in diesen Streitschriften Lessing's herrscht. Vier Gründe macht der Verfasser geltend, um diese Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit Lessing's zu erklären: seine häuslichen Verhältnisse, die durch den Tod seiner Frau Schiffbruch gelitten, die dadurch zerrütteten finanziellen Zustände, den psychologischen Erfahrungssatz des Tacitus: odisse quem laeseris, und den Mangel an christlichem Bewußtsein. Denke man über diese Ansicht wie man will, jedenfalls ist sie dem Verfasser nicht von Haß, wie man gemeint hat, sondern von Verehrung gegen Lessing eingegeben.

Goeze, der nun zunächst auftrat mit einem Artikel

*) Im Jahre 1778 folgte das letzte Fragment, besonders gedruckt: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger."

in den „Freiwilligen Beiträgen" vom 17. December 1777, wendete sich hauptsächlich gegen die „Gegensätze". Die Hauptsumme seiner Ansicht ist: die christliche Religion fällt mit der Bibel. Hier wirft nun der Verfasser, welcher behauptet, Lessing habe die Wahrheit der Goeze'schen Entgegnung eingesehen, dem erstern ein unehrliches Spiel mit dem Ausdruck „christliche Religion" vor. Er thut dies mit Ehrerbietung, aber doch scheint er mir die harte Anklage, wenn ich den Verfasser recht verstehe, zu umgehen. Denn wie? Lessing selbst unterscheidet zwischen der christlichen Religion, die Christum als göttlich verehrt, und der Religion Christi, „die er als Mensch erkannte und übte, die jeder mit ihm gemein haben kann". Weil nun jene „christliche Religion", die Christum als göttlich verehrt, mit der Bibel steht und fällt, und bei Wegfall der Historien nur die Religion Christi, d. h. seine Anschauung von dem Verhältniß des Menschen zu Gott und den Menschen, d. h. etwa die christliche Moral übrig bleibt, so soll Lessing wissentlich mit unrechten Waffen gekämpft haben. Aber kann er nicht gegenüber der geschichtlich gewordenen christlichen Religion auch das, was er in einem spätern Brief Religion Christi nannte, im Anfang dieses Streits ebenfalls noch christliche Religion genannt haben? Und wäre dies nothwendig unredlich? Ist nicht die Werthschätzung des Dogmas gegenüber der Moral von jeher den größten Schwankungen unterworfen gewesen und die christliche Moral auch sonst als Kern, als das Wesen des Christenthums bezeichnet worden? Indessen näher auf diesen Punkt, den ich dem Verfasser zu freundlicher Erwägung anheimgebe, einzugehen, ist in d. Bl. nicht der Platz. Daß Lessing eine Argumentation, wie sie Goeze wünschte, nicht gab und überhaupt es ihm nicht leicht machte, ihn zu fassen, ist richtig. Indessen auf das eigentlich Materielle der Frage hier näher einzugehen ist unmöglich, sonst würden wir gern uns mit dem Satze Röpe's, den er dem berühmten Lessing'schen Axiom: „Zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden", entgegenhält, näher beschäftigt haben. Röpe betont nämlich den Unterschied der Geschichte Christi von anderm Geschichtlichen, der darin besteht, daß das Leben Christi keine einmal gewesene, abgeschlossene, fertige Thatsache, sondern ein in der Gemeinschaft Christi mit den Gläubigen fortdauernde und sich täglich erneuernde Erfahrung ist: ein jedenfalls beachtenswerther Gedanke, den wir uns aber wie gesagt begnügen müssen anzuführen.

Auf jenen ersten Artikel Goeze's antwortet Lessing 1778 mit der Parabel von dem großen Palaste und der „Bitte", welchem dann das Absagungsschreiben angehängt ist. Unterdessen und noch ehe dies gedruckt war, erhielt Lessing die in Nr. 61—63 der „Freiwilligen Beiträge" abgedruckte Recension Goeze's über Reß' Auferstehungsgeschichte. Diese Recension gerade war es, die das Absagungsschreiben hervorrief, in welchem zuerst aller Hohn und Spott auf den armen Goeze ausgegossen und ihm insinuirt wird, daß „in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm (dem Fragmentisten) aufzuwägen vermögend sind"! In demselben Jahre folgen die „Axiomata", d. h. die Vertheidigung jener Sätze Lessing's, von denen wir oben als den hauptsächlichsten den angeführt, daß die christliche Religion nicht mit der Bibel falle. Diesen Satz verficht er denn auch in den folgenden 11 „Anti-Goeze", die sämmtlich noch ins Jahr 1778 fallen. Wenn er dabei sich allen Zweifel an seiner eigenen Rechtgläubigkeit verbittet:

> Nur eins muß ich mir dabei ausbedingen. Er (Goeze) muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt ist Meuchelmord —

so ist es gewiß ein Beweis für die wohlwollende und ehrerbietige Beurtheilung von Lessing's Verhalten seitens unsers Verfassers, wenn er dieses Sichfestklammern an das christliche System als Pietät gegen das religiöse Leben seiner Väter, seines Volks und seiner eigenen Jugend bezeichnet.

Auf Parabel, Bitte und Absagungsschreiben antwortete Goeze (April 1778) durch: „Etwas Vorläufiges gegen des Hrn. Hofrath Lessing's mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die Heilige Schrift", in acht Aufsätzen, und ließ dann noch im selben Jahre drei Hefte: „Lessing's Schwächen", folgen. Auch Goeze macht den von unserm Verfasser so sehr betonten Beweis für die Wahrheit des Christenthums, welcher in der innern Lebenserfahrung des von Christus durchdrungenen Gemüths gefunden wird, geltend, ohne denselben in den Mittelpunkt des Streits zu versetzen. Zugleich versucht er Lessing nachzuweisen, daß nur von der natürlichen Religion gelten könne, was Lessing von der christlichen behaupte, daß sie ohne Bibel fortbestehen könne.

Was das Formelle des Streits betrifft, so läßt sich freilich nicht verkennen, wie unendlich Lessing seinem Gegner an Dialektik, Witz und Darstellung überlegen ist; aber etwas Verwerfliches kann ich in der Goeze'schen Polemik nicht finden. Sie ist theilweise plump, aber offenbar auch da, wo er Lessing etwas hochgemuth ins Gewissen redet, im ganzen wohlgemeint. Daß er die hohe Obrigkeit gern in den Streit hereingezogen hätte, scheint nicht abzuleugnen; aber wie lange ist es denn her, daß wir in Deutschland uns gewöhnt haben, nicht bei jedem Schrecken nach der Polizei zu rufen? Diese Schwäche war großentheils eine Schwäche der Zeit und einer Generation, die, in ewiger Bevormundung aufgewachsen, naturgemäß als letzte Instanz die über den beschränkten Unterthanenverstand hinausragende Regierungsweisheit betrachtete.

Der Hauptstreitpunkt war das Historische im Christenthum, und die damit zusammenhängende Frage von der wörtlichen Inspiration spielte hinein. Zu einem eigentlichen Abschluß kam es nicht. Auf Goeze's wiederholte Frage, welche Religion er unter der christlichen Religion verstehe, antwortete Lessing in der „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg" (1778). Auch dies führte nicht zu einem Resultat, da Lessing erwiderte: „Alle diejenigen

Glaubenslehren, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind" und in der „Nöthigen Antwort u. s. w., erste Folge" sich auf die Tradition, die er schon früher angerufen und der Bibel gegenübersetzt, stützte, Goeze aber im dritten Stück von „Lessing's Schwächen" ihn unter anderm auf den Widerspruch hinwies, in dem seine jetzige Appellation an die Ueberlieferung mit der Stelle in dem Absagungsschreiben stehe, wo es heißt: „Luther, du! Großer verkannter Mann! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens!" Die Gestalt des Patriarchen im „Nathan", in der Lessing seinen Gegner soll haben darstellen wollen, bleibt das letzte Denkmal dieses merkwürdigen Streits.

Und nun eilen auch wir zum Ende unsers Referats. In der Verurtheilung des sittlichen Gehalts von „Werther's Leiden", die Goeze in Recensionen der „Freiwilligen Beiträge" (1775 separat gedruckt) ausgesprochen, trifft er mit Lessing's Kritik, obgleich diese freilich von einem andern Standpunkte ausgeht, über dasselbe Buch zusammen und hat in seiner Art recht. Es ist undenkbar, daß man noch heute das Recht des genialen Subjects, sich über die Moral, die für andere gewöhnliche Menschen gilt, hinwegzusetzen, anerkennen sollte; und doch ist es dieses Recht, was man, jedenfalls gegen Goethe's Willen, aus dem „Werther" deducirte. Wenn er auch hier wieder nach der Polizei ruft, so glaube ich oben diese Schwäche erklärt und entschuldigt zu haben.

Auch Goeze's Leben neigte sich zu Ende. Noch hatte er einen Streit mit dem Literaten A. F. Cranz auszufechten, der seinen persönlichen Charakter gelobt, dann aber seinen verdammungssüchtigen Zelotismus als nothwendige Folge seiner Orthodoxie hingestellt hatte. Dann gerieth er mit seinem Collegen Winkler über die Unzulässigkeit gewisser Verwandtschaftsgrade bei der Ehe in Kampf, behauptete gegen seinen Collegen Sturm die Nothwendigkeit der Missionen, stritt mit dem Ministerium über das Gesangbuch, und starb endlich ungebrochen und glaubensfest den 19. Mai 1786, verfolgt von Epigrammen und Satiren, wie er im Leben von dergleichen begleitet worden war. Sein großer Gegner war ihm am 16. Februar 1781 vorausgegangen.

Und nun, was ist das Resultat der Verhandlung und des Zeugenverhörs? Es scheint mir, daß es dem Verfasser gelungen, seinen Clienten in ein besseres Licht zu stellen. Soll ich das Bild, wie es mir aus der Darstellung des Verfassers entgegengetreten ist, noch einmal mit wenigen Strichen hinwerfen? Daß Goeze nicht streitlustig und ewig kampfbereit, davon kann sein Leben niemand überzeugen; auch die allgemeine Strebsamkeit, die Vielseitigkeit seines Interesses hat der Verfasser wol mit allzu großer Vorliebe in seinem Helden entdecken wollen. Im Gegentheil: die schroffe Einseitigkeit ist ein Theil seines Wesens. Was aber der Verfasser bis zur Evidenz erwiesen hat, das ist: Goeze war ein ganzer Mann, aus einem Stück, von redlichster Ueberzeugungstreue und aus innerem Gewissensdrang, nicht aus inquisitorischem Rachegelüst, handelnd und streitend, dabei von unverächtlicher Gelehrsamkeit. Eine sanftere Natur würde weniger gestritten haben, aber Goeze stritt nicht aus Streitlust, sondern seine Streitfertigkeit machte nur, daß er den Streit, den er von seinem Gewissen sich geboten glaubte, bereitwilliger aufnahm. Sein Unglück war, daß die Zeit, in der er lebte und kämpfte, ihn gar nicht mehr begriff.

Dem Verfasser aber gebührt unser Dank, daß er durch seine sehr interessante und anregende Schrift das Andenken Goeze's von unverdienter Schmach befreit und über eine Partie der Literaturgeschichte, welche durch den Fanatismus des Parteienkampfes noch vielfach unklar war, neues Licht verbreitet hat.*) August Henneberger.

Zur Geschichte des deutschen Lustspiels.

Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart. Kritische Beiträge zur Literaturgeschichte unsers Volks von Emil Kneschke. Leipzig, Veit und Comp. 1861. 8. 2 Thlr.

Bisjetzt fehlte noch eine Geschichte des deutschen Lustspiels, und auch in unsern Literaturgeschichten wurde dasselbe, wie im allgemeinen die komische Literatur, stets sehr stiefmütterlich behandelt. Ueberhaupt ist für die kritische Sichtung und die literarhistorische Behandlung des überaus reichhaltigen Materials, welches auch die komische und humoristische Literatur der Deutschen dem Forscher entgegenbringt, seit Flögel bis auf die letzte Zeit äußerst wenig geschehen. Wir haben auf diesen Mangel schon wiederholt und seit Jahren in d. Bl. hingewiesen. Auch der Verfasser vorliegenden Werks klagt darüber, „daß in literarhistorischen Werken dem Lustspiele bisher immer nur sehr wenig oder gar kein Raum gegönnt worden ist, und daß man dasselbe wol gar für ein außerhalb der Poesie stehendes Erzeugniß betrachtet hat, welches dem Handwerk angehöre und allein auf Befriedigung eines untergeordneten Bedürfnisses, der Lachlust, berechnet sei". Und ebenfalls in Uebereinstimmung mit uns erblickt er in dieser ungerechtfertigten Geringschätzung, in diesem Verkennen der „künstlerischen Bedeutung" des Lustspiels die Hauptursache der auffallenden Erscheinung, „daß im Grunde immer nur sehr wenige unserer Poeten ersten und zweiten Ranges sich in der Komödie versucht haben, daß dieselbe stets der eigentliche Tummelplatz von Talenten inferioris ordinis gewesen ist und daß sie jetzt eben auch wieder, wie nicht minder schon in der Vergangenheit, noch ausschließlicher in den Händen von Fabrikarbeitern sich befindet als das Drama". Dies ist im allgemeinen richtig; es ist ein wahres Ameisengewühl von

---

*) Ganz anders freilich lautet das Urtheil August Boden's, der bei dieser Gelegenheit auch wieder Menzel's Angriffe gegen Lessing mit gewohnter kritischer Schärfe und Sachkenntniß zurückweist, über das Röpe'sche Buch oder dessen den Streit mit Lessing betreffende Partien in Nr. 24 der „Heidelberger Jahrbücher" für 1860. Wir gehen hierauf fürs erste jedoch nicht weiter ein, da Boden, wie wir wissen, eine auf gründlichen Forschungen beruhende größere Arbeit über Lessing und Goeze unter der Feder hat, nach deren Erscheinen sich über die Sache weiter wird sprechen lassen. Auch einige Punkte, die Röpe in einem an uns gerichteten Schreiben berührt hat, werden dann nicht unberücksichtigt bleiben. D. Red.

Fabrikanten, welche sich damit beschäftigen, für die Befriedigung des täglichen Lustspiel- oder Possenbedürfnisses zu sorgen; es ist eine ungeheuere Concurrenz von Leuten des kleinen Handwerks, welche einander den Bissen vom Munde wegzuschnappen suchen. Aber doch erblicken wir unter den Lustspieldichtern der Gegenwart einige unserer besten Talente, und schon scheint es fast Mode zu werden, daß sich jeder Dichter auch einmal im Lustspiel versuchen müsse; wie es eine Zeit lang Mode war, daß er, um mitgezählt zu werden, sich auch einmal in der Tragödie versucht haben mußte.

Unsere Classiker überließen dagegen das Lustspiel fast ganz den eigentlichen Bühnenlieferanten, mit Ausnahme Lessing's, der sich von vornherein viel im Lustspiel versuchte, dann in „Minna von Barnhelm“ die feinere Conversationsprosa, wie das deutsche Lustspiel sie bedurfte, schuf und dadurch Muster wurde, und dem es nur an günstigen Lebensverhältnissen und an Bühnenterrain zur praktischen Anwendung seiner dramaturgischen Grundsätze fehlte, um das deutsche Repertoire mit einer ganzen Reihe musterhafter Komödien und Charakterlustspiele zu bereichern. Was Schiller betrifft, so hat er es in der That unter seiner Würde gehalten, das Lustspiel durch Originalschöpfungen zu heben und in Schwung zu bringen. Diese eigensinnige Doctrin und nicht absoluter Mangel an komischer Begabung ist an seiner Unlust zu komischer Production schuld. In Kneschke's Augen ist unter den Schiller'schen Figuren nur der Hofmarschall Kalb eine wirklich komische, doch sei, bemerkt Kneschke weiter, dieses komische Element, welches ihr ursprünglich eigen, ohne gehörige Ausarbeitung und Benutzung geblieben. Dagegen erlauben wir uns, im Widerspruch mit dem Verfasser, auch den Mohr in „Fiesco“ für eine wesentlich komische Figur zu halten, und zwar für eine so typische und originelle, wie sie kaum seit Shakspeare dagewesen. „In den spätern Schiller'schen Dramen“, behauptet Kneschke, „verschwindet vor dem Pathos des tragischen Stils jede auch nur leise oder versteckt humoristische Zuthat.“ Der Verfasser scheint hier ganz „Wallenstein's Lager“, die Tafelscenen in den „Piccolomini“, die Hauptleute Deveroux und Macdonald, die fast zu einer Originalproduction sich erhebende vortreffliche Bearbeitung der „Turandot“ vergessen zu haben. Daß Schiller nicht blos des höhern komischen Ausdrucks, sondern sogar des leichtesten Conversationstons mächtig war, zeigen die bekannten Bearbeitungen zweier französischer Lustspiele, für welche der Nachwelt ein Originallustspiel aus Schiller's Feder sicherlich willkommener gewesen wäre. An sinnreichen Combinationen zu einem solchen hätte es Schiller wahrlich nicht fehlen können, und der dramatischen Charakteristik und Sprache war er Meister. Kurz, es steckt in Schiller's dramatischen Producten genug komisches Element, um es gerechtfertigt erscheinen zu lassen, daß Kuno Fischer vor kurzem eine von uns bisjetzt übrigens noch nicht gelesene besondere Schrift: „Schiller als Komiker“, erscheinen lassen konnte. Ein improvisirter Schwank von Schiller, der sich auf das Körner'sche Haus bezieht und sogar etwas muthwillig cynischer Art sein soll, ist bekanntlich handschriftlich vorhanden und dürfte früher oder später veröffentlicht werden. Erwähnt zu werden verdient endlich, daß selbst Charlotte von Schiller im Jahre 1802 einen in dem Buche „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ abgedruckten Schwank: „Der verunglückte fünfte März“, eine Satire auf Kotzebue, verfaßte. Für den Hausbedarf griff man also in jenen idealen Kreisen sogar zur Posse.

Auch der Appellationsrath Körner, dem es um Hebung des daniederliegenden deutschen Lustspiels ernstlich zu thun war, erkannte diese komische Ader in Schiller und munterte ihn in einem Briefe vom 4. März 1789 dazu auf, ein Lustspiel zu schreiben. Doch die Stelle gehört ganz besonders hierher. Körner hatte soeben mehrmals den „Geisterseher“ gelesen, und er knüpft an diese Lectüre folgende Bemerkung:

Ich habe seine Züge von Charakterdarstellung darin gefunden, die mich auf den Gedanken gebracht haben, ob du dich nicht einmal im edeln Lustspiel versuchen solltest. Es existirt so wenig Gutes in diesem Fache der deutschen Literatur. Franzosen, Italiener und Engländer haben diese Gattung noch lange nicht erschöpft. Lessing und Engel haben nur Proben gegeben. Lenz, Klinger und Beck haben zu wenig Geschmack. Iffland hat Talent, ist aber bequem. Goethe hat ja nur in kleinern Stücken und in einzelnen Stellen von größern sich in diesem Fache versucht. Dir sind schon einige Stellen dieser Art in einem Stücke gelungen, das, wie du weißt, sonst nicht mein Favorit ist, „Kabale und Liebe“.

Auch später kommt Körner mehrmals auf diesen Gegenstand zurück. Im Jahre 1790 schrieb er an Schiller: Iffland habe bei all seinem Talent für das Detail von der höhern Wirkung des Lustspiels keinen Begriff, und er fährt dann fort:

Solltest du dich nicht einmal in dieser Gattung versuchen? Es ist etwas im Lustspiel, was noch kein Deutscher, selbst Lessing nur selten erreicht hat: Leben mit Grazie auf eine Art darzustellen, daß die Aufmerksamkeit möglichst beschäftigt und der Genuß durch nichts gestört wird. Iffland will seine Stücke durch bittere Satiren, durch heftige Rührungen würzen. Aber dies zerstört die sanftheitere Stimmung, die ich mir als die schönere Wirkung des Lustspiels denke. Du verstehst mich, und es kommt gewiß nur auf dich an, dem Publikum zu zeigen, was ein Lustspiel sein kann.

In einem Briefe vom 13. Mai 1801 bemerkt dann Schiller, er habe eine Idee zu einer Komödie, glaube sich auch derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten als auf komische Charaktere und auf Humor ankomme, gewachsen, aber seine Natur sei doch zu ernst gestimmt u. s. w.

Körner hat in seinem Briefe vom 4. März 1789 schon das Verhältniß Goethe's zur Muse des Lustspiels ganz richtig bezeichnet: Goethe habe nur in kleinern Stücken und in einzelnen Stellen von größern sich in diesem Fache versucht. Daß seine komische Begabung eine noch reichhaltigere und ursprünglichere war als die Schiller's, das beweisen seine lustigen, oft überlustigen Farcen und Puppenspiele, in denen, nach Kneschke's Ausdruck, „der Witz häufig mit einer souveränen Hoheit, einer alles sich unterwerfenden Macht vor uns hintritt“, die Volksscenen in „Egmont“, andere in „Faust“, die ergötzliche Nachbildung der „Vögel“

des Aristophanes, das die spätere Willkürkomik der Romantik vorbereitende phantastisch-satirische Lustspiel: „Der Triumph der Empfindsamkeit" u. s. w.; aber das Repertoire des deutschen Lustspiels hat auch Goethe nicht bereichert, weder mit seinem Jugendlustspiel: „Die Mitschuldigen", noch mit dem „Großcophta" und dem „Bürgergeneral", einem, wie Kneschke bemerkt, ganz harmlosen Schwank, hinter dem man mit Unrecht eine ernste Demonstration gewittert habe.

Da nun Goethe trotz seiner Neigung zu ausgelassenen humoristischen und satirischen Tollheiten so gut wie Schiller es verschmähte, das komische Repertoire der deutschen Bühne mit größern Originallustspielen zu bereichern, da Wieland das Kapital seines Witzes wenigstens nicht für die Bühne veranlagte, da Klopstock und Herder gar keine humoristische Ader besaßen, da überhaupt die vorzüglichern Dichter zum deutschen Volke meist in pathetischem, nicht selten sogar etwas schwülstigem Tone sprachen, und da endlich der früher auf protestantischer Kanzel von Jobst Sackmann, auf katholischer von Abraham a Sancta Clara so wacker vertretene Humor auch aus der Kirche verschwunden war, um einer vornehm salbungsvollen Rhetorik Platz zu machen: so konnte es nicht wunder nehmen, daß sich unter den Gebildeten die Ansicht festsetzte, das Lustspiel und die komische Literatur überhaupt gehörten gar nicht in die eigentliche Literatur oder es sei wenigstens eines höher Gebildeten nicht würdig, eine Vorliebe dafür blicken zu lassen. Die Kritik macht überhaupt leicht grämlich oder wird von ursprünglich grämlichen und kritteligen Leuten geübt, die von Haus aus keinen Sinn für Humor haben; die meisten Literaturgeschichten werden theils von solchen, etwas schwarzgalligen Kritikern geschrieben, oder von gravitätischen Schulmännern und Professoren, die an den docirenden Kathederton gewöhnt sind und ihrer Würde etwas zu vergeben meinen, wenn sie den komischen Producten das ihnen gebührende Recht neben den ernsten einräumen. Sie bedenken aber nicht, daß sie sich dadurch gewissermaßen einer literarhistorischen Unterschlagung und Veruntreuung schuldig machen. Kneschke gibt zwar Gervinus recht, wenn dieser gesagt, daß Shakspeare's Lustspiele bei weitem die unvollständigste Idee von seiner dichterischen Kraft gäben und im allgemeinen gewiß niemand die Fläche seiner Komödien mit der Tiefe seiner Tragödien werde vertauschen wollen. Indeß ohne seine Lustspiele würden wir eben nur einen halben Shakspeare haben, und wenn man paradox sein wollte, so könnte man das Ding sogar umkehren und behaupten, daß Shakspeare in seinen Lustspielen: „Der Sturm", „Der Sommernachtstraum", „Was Ihr wollt", „Wie es euch gefällt", „Der Kaufmann von Venedig" (denn auch diesen rechneten Shakspeare und seine Zeitgenossen sicherlich zu den Lustspielen), „Verlorene Liebesmühen", „Die lustigen Weiber von Windsor", wie überhaupt in allen Falstaffiaden, in der „Bezähmten Widerspenstigen" u. s. w. noch phantasie- und erfindungsreicher, noch lehrreicher und in der Charakteristik noch origineller und unnachahmlicher sei, daß er hier auf einem noch überlegenern und freiern Standpunkte stehe, mit noch größerer Macht die Dinge dieser Welt seinem souveränen Willen und seiner schöpferischen Laune dienstbar mache als in seinen Trauerspielen. Diese Ansicht mag, wie gesagt, paradox erscheinen, aber sie ließe sich nicht ohne einige haltbare Gründe vertheidigen. Jedenfalls verdient hier aber angeführt zu werden, daß der Appellationsrath Körner, der ein Mann von großer und freier Einsicht und Voraussicht war, sich einmal gegen Schiller in einem Briefe beklagt, daß man Shakspeare's Lustspiele gegen seine Tragödien viel zu sehr zurücksetze.

Kneschke selbst bemerkt von seinem Standpunkte über das Lustspiel:

> In der That achten wir die Komödie nicht um einen Deut geringer als die Tragödie, und meinen, es gehöre eine gleich große künstlerische Begabung und ein in demselben hohen Maße entwickelter Sinn für das ästhetisch Schöne und poetisch Wahre dazu, um ein gutes echtes Lustspiel zu dichten, als man vom Tragiker zu fordern berechtigt ist. Und ebenso sind wir der Ansicht, daß die Literarhistoriker nicht erst warten sollten, bis die Dichter, die sich durch anderweitige Productionen schon einen Platz in der Geschichte der Poesie erworben haben, zufällig auch einmal auf den Gedanken kommen, ein Lustspiel zu schreiben, um dann demselben auch ihre Aufmerksamkeit zu schenken und in den literarhistorischen Compendien seiner Erwähnung zu thun; sondern wir denken, es sei vorerst Pflicht der Kritik, dem Lustspiele mehr Recht und Würde zu gönnen als bisher, um dann sicher erwarten zu dürfen, daß auch die hervorragendsten der productiven Geister sich öfter demselben zuwenden und so ganz von selbst die Thätigkeit und die Erfolge der Dii inferioris ordinis beschränken werden. Von solchem Standpunkte aus schreiben wir unser Buch.

Freilich diejenigen, welche der Ansicht sind, daß wir Deutschen überhaupt noch gar kein Lustspiel besitzen, werden ein solches Buch für durchaus überflüssig halten; denn es gibt in der That genug Leute in Deutschland, welche das althergebrachte Urtheil nachsprechen, daß wir Deutsche nur ein einziges nennenswerthes Lustspiel besitzen, Lessing's „Minna von Barnhelm". Indeß gar so schlimm steht es mit unserm Komödienvorrath doch nicht. Aus früherer Zeit sind immerhin Kotzebue's „Kleinstädter" und Heinrich von Kleist's „Zerbrochener Krug" nennenswerth, auch Klinger's (von Kneschke übrigens nicht erwähntes) Lustspiel „Die falschen Spieler", das zwar in eine wunderliche, wenig komödienhafte Katastrophe ausläuft, aber in der Charakteristik und in der Entwickelung tüchtig und scharf und im Dialoge von großer Schlagkraft und Lebendigkeit ist. Aus neuerer Zeit, seitdem einige Mitglieder des Jungen Deutschland und einige dieser Richtung verwandte Autoren Bahn gebrochen, lassen sich aber gar manche Lustspiele nennen, welche einen ehrenvollen Platz in unserer komischen Literatur einzunehmen verdienen, wie ihre Schöpfer selbst: Gutzkow, Hackländer, Freytag, Bauernfeld, Benedix, Th. Apel, Gottschall, J. von Plötz, Schleich, F. Wehl, G. zu Putlitz u. s. w. Ueberhaupt hat unsere poetische Production gerade auf komischem Gebiete gegen das vorige Jahrhundert in einigen Gattungen erhebliche Fortschritte gemacht; man vergleiche nur die komischen Erzählungen und Balladen und die Lustspiele unserer Tage mit den komischen Erzählungen und den

Lustspielen aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: die Combinationen sind feiner, die Beziehungen sinnreicher, die Formen geschmackvoller, die Sprache gewählter. Verlangen wir aber nach derb komischen, drastischen Erfindungen, so beweisen uns die bessern unter unsern Lokalpossen, namentlich den wienern und berlinern, daß es uns auch hieran nicht fehlt. Ueberhaupt finden sich in den deutschen Lustspielen eine Menge echt komischer Züge zerstreut, und man begegnet ihnen oft gerade in solchen, welche sonst auf literarischen Werth nicht den entferntesten Anspruch machen können. Aber es ist dadurch wenigstens bewiesen, daß Lust und Befähigung zur Komik nicht blos bei den deutschen Schauspielern — denn unter diesen gibt es ganz ausgezeichnete Darsteller und Darstellerinnen sowol für das Fein= als für das Derbkomische —, sondern auch bei den Autoren reichlich vorhanden ist und daß es weniger an den Talenten, als an äußern ungünstigen Verhältnissen liegt, wenn trotzdem die Leistungen mit der vorhandenen Befähigung nicht ganz in richtigem Verhältniß stehen. Diese ungünstigen Verhältnisse, deren viele namhaft zu machen wären, bewirken es auch, daß wir zwar Lustspiele zahllos wie Sand am Meer und darunter einzelne nennenswerthe, aber keinen großen Lustspieldichter besitzen, denn zu einem solchen gehört etwas mehr als bloße Kotzebue'sche oder Birch=Pfeiffer'sche Fruchtbarkeit. Möglich, daß er noch kommt. Ohnehin machen moderne Trauerspiele nur selten noch dauerndes Glück, oder höchstens nur, wenn sie einige dankbare Rollen haben, die Gastspielern Gelegenheit geben, ihre Kunst zu produciren. Unser modernes Publikum scheint gewaltsamen tragischen Katastrophen, Sterbescenen u. s. w. in der That wenig geneigt zu sein. Man mag dies beklagen; aber wir haben in der Tragödie ein sehr reichhaltiges Repertoire, und wenn es künftig gelingt, diesem Repertoire im tragischen Fache ein gleich reichhaltiges und werthvolles im komischen zur Seite zu setzen, so wäre auch damit schon etwas Großes erreicht.

Jedenfalls danken wir Kneschke für die unendliche Mühe, die er sich genommen hat, von dem Wust der deutschen Lustspielproduction eine kritisch raisonnirende, meist von verständigem Urtheil zeugende Uebersicht zu geben, die soweit möglich auf Vollständigkeit Anspruch machen kann. Ja in Bezug auf die Gegenwart ist das Buch fast zu vollständig, indem darin eine Menge dramatischer Eintagsfliegen secirt werden, die heute leben und morgen vergessen sind, wogegen sich in Bezug auf die Vergangenheit manche empfindliche Lücken bemerkbar machen. Das Werk hat seine Mängel; aber man muß billig sein und bedenken, daß es aus dem Rohen herausgearbeitet und das erste in seiner Art ist. Für Theaterfreunde ist es jedenfalls sehr lesenswerth und brauchbar, und auch künftige Literaturhistoriker werden sich seiner nicht ohne Nutzen bedienen können. Ein solches Buch konnte auch kein Professor schreiben, der fast ausschließlich in Bibliotheken und Büchern, überhaupt im historisch Gewordenen lebt, sondern nur ein Literat in freier Stellung, der als Bühnenreferent das Theater fast täglich besucht, mit dem Theatervölkchen im genauen Verkehr steht und die meisten Stücke, über deren Inhalt er berichtet, aufführen sah oder sie doch aus der Lectüre von Journalen, Theaterblättern, Theaterlexika u. s. w. kennt, kurz, dem die Bühne ein lebendig Werdendes, unter seinen Augen sich Entwickelndes ist.

Das culturhistorische Element, die Einflüsse der Sitte und Bildung zu den verschiedenen Zeiten auf den Charakter des Lustspiels hat der Verfasser wol zu wenig berücksichtigt, obschon aus seiner Darstellung indirect allerdings genug Sittengeschichtliches abfällt. Das Lustspiel ist aber viel mehr noch der Abdruck der jeweiligen Bildung und des Sittenzustandes einer Zeit oder Nation als das Trauerspiel, welches, in modernen Zeiten wenigstens, den Impulsen der Gegenwart viel weniger unterworfen ist. Hätte Kneschke das culturhistorische Element mehr vor Augen gehabt, so würde er auch gegen Kotzebue gerechter gewesen sein, obschon er dessen Talent nicht verkennt. Goethe war durchaus kein Freund Kotzebue's; auch er tadelte an Kotzebue Oberflächlichkeit, Charakter= und Gehaltlosigkeit und namentlich „unerhörte Eitelkeit", aber doch gestand er, es werde sich nach dem Verlaufe von hundert Jahren schon zeigen, „daß mit Kotzebue eine wirkliche Form geboren wurde". Kotzebue war nicht schlechter als das Publikum, das eben das seinige war, und er hatte dies Publikum in allen europäischen Ländern; denn seine Stücke machten eine wahre Völkerwanderung über alle Bühnen Europas. Es ist dasjenige Publikum, welches zwar den Moses und die Propheten, Shakspeare, Goethe und Schiller vor sich hat, und doch noch heutzutage nichts oder wenig von Shakspeare, Goethe und Schiller weiß. Wir wollen damit Kotzebue's offenbare Gebrechen nicht in Schutz nehmen; aber wir glauben, daß wenn Kotzebue nicht dagewesen wäre, um die Bedürfnisse dieses Publikums zu befriedigen, irgendein untergeordneteres und dabei nicht sittlicheres Talent sich gefunden haben würde, dieses Geschäft zu verrichten. Es ist viel zweckmäßiger, dem Publikum Moral zu lesen und die Wahrheit zu sagen, damit es sich anfange zu schämen, als seine trotzdem fortdauernden Sünden immer nur einem einzelnen als dem allgemeinen Sündenbock aufzuladen. Aehnlich macht man jetzt ja wol auch vorzugsweise oder ausschließlich eine gewisse Klasse von Theaterrecensenten für die Corruption der Bühne verantwortlich, obschon sie doch nur Glieder in der ganzen Kette des Verderbnisses sind und nicht aussterben werden, solange der allgemeine Zustand derselbe bleibt. Ja, sagt das hochverehrliche Publikum dann wol mit liebenswürdigster Naivetät, ich weiß, ich tauge nichts; aber daran bin nicht ich schuldig, sondern einzig und allein die schlechten Theaterrecensenten, besonders aber jener lasterhafte Herr von Kotzebue, der nur leider die Untugend hat, mich weidlich zu amusiren, während mich classische Tragödien zu Tode langweilen.

Kneschke beschäftigt sich wol mit dem „Rehbock" und den „Beiden Klingsbergen", allerdings Stücken, die gerechten Anstoß geben. Kotzebue hat aber auch die „Kleinstädter" geschrieben, ein Lustspiel, das nichts Anstößiges

enthält, das sich probehaltig erwiesen hat, das typisch geworden ist und auch gegen einen alten deutschen Erbschaden, die dummstolze Kleinstädterei, manchen Nutzen gestiftet hat und noch stiftet. Die ersten zwei oder drei Acte wenigstens erlauben wir uns für ein Meisterstück in ihrer Art zu halten, während gegen den Schluß des Stücks der Witz des Verfassers allerdings mehr und mehr erlahmt. Bekanntlich wurde Kotzebue zu diesem Lustspiel, dem Vorbild aller spätern Krähwinkeliaden, durch eine Komödie des Franzosen Picard angeregt, mit der es jedoch außer der allgemeinen Tendenz, kleinstädtische Charaktere zu schildern, nichts weiter gemein hat, weder in der Handlung, noch in der Structur, noch in der Charakteristik oder der Art des Witzes. Es ist so rein deutsch, wie das Picard'sche Lustspiel eben französisch ist, übertrifft aber das letztere weit an komischer Erfindung, Witz, treffender Satire und Schärfe der Charakteristik. Kotzebue hat daher auch kühn eine Uebersetzung des französischen Lustspiels zugleich mit seinen „Kleinstädtern" erscheinen lassen und mit gerechtem Stolze das Publikum herausgefordert, zwischen beiden zu vergleichen. Im übrigen wiederholt sich bei Kotzebue eine ähnliche Erscheinung wie bei Wieland: er war, allen Berichten nach, ein höchst solider Ehemann und Hausvater, der seine Kinder zärtlich liebte. Ob er mit seinen Frivolitäten schädlicher auf die deutsche Jugend gewirkt habe, als Wieland mit seinen erotischen Dichtungen, möchte doch fraglich sein.

Im übrigen hatte das deutsche Lustspiel mit Kotzebue gar nicht einmal seinen tiefsten sittlichen und ästhetischen Standpunkt erreicht; Spätere, z. B. H. Clauren, haben ihn weit überboten und mit der Grundsuppe des Publikums noch viel schamloser kokettirt. Man lese nur, was Kneschke über dessen glücklicher- und verdienterweise jetzt vergessenen, früher aber mit größtem Beifall aufgenommenen Lustspiele berichtet:

> Kotzebue's Vorzüge kamen bei Clauren in viel verkleinertem, seine Fehler jedoch in sehr vergrößertem Maßstabe zum Vorschein. Ganz unausstehlich wird endlich dieser grobe Bajazzo, wenn er, wie das stellenweise vorkommt, zu weinen anfängt, wenn er sentimental wird oder gar, wenn er in Pathos verfällt und hochherzige Gesinnungen zur Sprache bringen will. Daraus entsteht dann ein Jargon, der abscheulich ist..... Die Hauptrollen in seinen Lustspielen — wir nennen z. B. Hannchen im „Wollmarkt", oder Lottchen Wollank im „Vogelschießen" — hat gewöhnlich ein junges Mädchen inne, welches als ein noch mehr ins Läppische herabgezogener Abklatsch der Kotzebue'schen Gurli mit ihrer erkünstelten Naivetät und erlogenen Unschuld gelten muß. Sie soll das reine, unverfälschte, unwissende Naturkind sein, aber der Verfasser kann nicht umhin, ihre Reden mit allerlei Zweideutigkeiten und sinnlichen Beziehungen zu würzen.

Man glaube aber nicht, daß dergleichen heutzutage nicht mehr vorkäme; solche kindisch altkluge, naiv ungezogene Gurlis spielen auch jetzt noch eine Rolle auf der deutschen Bühne. Die gewöhnlichen Tageslieferanten für das Theater kennen keine Pietät, schonen kein Respectsverhältniß. Das Frivolste ist ihnen das Liebste, weil es das Pikanteste ist. Väter und Mütter, Oheime und Tanten werden verhöhnt, das höhere Alter in ein lächerliches Licht gestellt. Je abgefeimter irgendein Liebespaar die Aeltern oder sonstige Personen, denen sie Ehrfurcht schulden, betrügt und überlistet, um so besser! Das ganze Familienleben wird in ein niederträchtiges Intriguenspiel aufgelöst. Schon Müllner überbot in dieser Hinsicht seinen Vorgänger Kotzebue. Kneschke bemerkt:

> In den „Großen Kindern" hatte die damalige Theatercensur Wiens das Verhältniß der Kinder und ihr Benehmen gegen den Vater so frei und unehrerbietig gefunden, daß man sich genöthigt sah, den Vater in einen Oheim zu verwandeln. Darin lag unstreitig etwas Wahres, richtig Gefühltes.

Die patriarchalische wiener Theatercensur erklärte damit freilich, daß man Oheimen keinen Respect schuldig sei, es war also doch durch diese willkürliche Aenderung immer nicht viel gebessert. Nur noch einige Proben aus unsern Tagen: In einem Lustspiel von G. von Moser verkleidet sich eine junge Witwe als Husar und kommt dadurch in die Lage, mit einem wirklichen Husarenoffizier in einem und demselben Gemache zu übernachten. Es kommt bis zum Aeußersten; der wirkliche Husar macht bereits Anstalt, sich zu entkleiden und in das bereitstehende Bett zu legen, und nun erst, in dieser verfänglichsten aller Situationen, gesteht das leichtfertige Geschöpf, daß es ein Weib sei. Diese Rolle ist eine der beliebtesten der Frau Kierschner. In dem Lustspiel „Eine Erzählung ohne Namen" von C. Görner, einem Autor, dem es übrigens nicht an Talent fehlt, macht ein verheiratheter Mann einer von seiner Frau ins Haus genommenen Pflegetochter aufs zudringlichste den Hof, sucht ihr auf die abgefeimteste Weise Küsse abzugewinnen und bietet überhaupt alle frivolen Verführungskünste eines Roué gegen sie auf, bis sich endlich zu seiner Beschämung herausstellt, daß Emma seine eigene uneheliche Tochter ist, der Sprößling eines Verhältnisses, welches er, als er schon der Bräutigam seiner kreuzbraven Gattin war, in weiter Ferne angeknüpft hatte. Neben diesem erbärmlichen Menschen agiren noch ein halber Einfaltspinsel von jungem Liebhaber, der nie mit seinem Heirathsantrag fertig werden kann, und ein lächerlich geckenhafter alter Mann von 70 Jahren, der auch verliebt ist. Das Publikum aber, statt sein Misfallen auszusprechen, spendet, wie wir selbst erlebten, diesem so anstößigen Product wüthenden Beifall, es macht sich also daran mitschuldig nach dem Sprichwort, daß der Hehler so gut wie der Stehler sei. Selbst berühmte tragische Schauspielerinnen nehmen keinen Anstand, darin aufzutreten und dem Stücke Beifall zu verschaffen. Nein, wir Deutsche haben nicht das Recht, uns pharisäisch über die Frivolitäten in den Demi-Monde-Stücken der Franzosen aufzuhalten und zu rufen: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese! In vielen unserer Lustspiele geht es ebenso unsittlich, nur noch gemeiner und widriger her, ohne jene Grazie und selbst ohne jenes Gemüth, womit der Franzose seine Frivolitäten schmackhaft zu machen weiß.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß, wie aus Kneschke's Buch hervorgeht, sich von jeher an der deutschen Lustspielproduction gerade Schauspieler und Bühnendirecto-

ren in großer Zahl betheiligt haben; wir nennen hier nur Iffland, Schröder, Großmann, Beck, Ziegler, F. von Holbein, P. A. Wolff, Lebrun, L. Schneider, L. Angely, Töpfer, Eduard Devrient, W. Vogel, C. P. Berger, A. Wilhelmi, C. Görner, Raymund, Nestroy, Weirauch, Räder, Frau von Weißenthurn, Frau Birch-Pfeiffer u. s. w. Sie alle haben nur für das gewöhnliche Tagesbedürfniß geschrieben; kaum daß sich der eine oder andere aus der niedern Sphäre der gewöhnlichen Lustspiel- oder Possenfabrikation zum soliden bürgerlichen Drama erhob. P. A. Wolff, der, in Goethe's Schule gebildet, als Schauspieler die ideale Richtung vertrat, schrieb, außer der „Preciosa", ein mageres Verkleidungsstück, den „Cäsario", das ganz niedrige possenhafte Stück „Baron Schniffelinsky" und endlich gar das Machwerk „Der Hund des Aubry", das, weil eine vierfüßige Bestie die Hauptrolle darin spielte, die Veranlassung wurde, daß Goethe die Oberleitung des weimarer Theaters niederlegte. Welch ein Abstand gegen Shakspeare, der ursprünglich auch Schauspieler und später Schauspieldirector war! Freilich ist in Shakspeare's Lebens- und Bildungsgang vieles, ja sagen wir fast alles unaufgeklärt, und wenn wir die Lücken in den kärglichen Ueberlieferungen über ihn ausfüllen könnten, was wol niemals geschehen wird, so würden wir vielleicht zu unserer Ueberraschung erfahren, daß wir von seinem Bildungsgange, seinen Studien, seinen Reisen, seinen Verbindungen mit hochstehenden Personen, vielleicht zugleich seinen anonymen Mitarbeitern, bisher so gut wie gar nichts wußten. **Hermann Marggraff.**

Neugriechische Heldenpoesie.

Durch Fauriel, dessen Werke in Deutschland von dem liebenswürdigen Wilhelm Müller übersetzt wurden, sind die Volkslieder der Griechen, Schlacht- und Siegsgesänge ihrer Klephten allgemeiner bekannt worden; dies war aber auch so ziemlich alles, was von dem armen, physisch und moralisch unterdrückten Volke der Griechen im Gebiet der Poesie seit Jahrhunderten geleistet worden war. Nur die trefflichen Freiheitshymnen des edeln Konstantinos Rigas, dessen Name von der Geschichte der griechischen Freiheit unzertrennlich ist, erscheinen als Verkündigungen einer bessern Zeit schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Bis zum Jahr 1821, dem Jahre der Erhebung des griechischen Volks bildeten sie mit jenen Volks- und Klephtenliedern die poetische Literatur der Hellenen, aber sie waren auch zugleich Eigenthum des ganzen Volks geworden, das sich durch sie zum Vernichtungskampfe gegen die barbarischen Unterdrücker kräftigte. Mit der allgemeinen Erhebung des Volks gegen die politische Knechtschaft begann aber auch eine kräftige Entwickelung des zwar schlummernden, aber nie vernichteten poetischen Lebens. Penagos, Sutsos, Kalvos, Risas Nerulos u. a., besonders aber der Graf Dionysios Solomos aus Zante sangen zum Theil noch während des Freiheitskriegs Hymnen und Kriegslieder, die von dem gesammten Volke mit Begeisterung aufgenommen wurden. Seitdem fließt die poetische Quelle von Jahr zu Jahr reichlicher. Unter den neuern Dichtern nimmt Aristoteles Valaoritis eine hervorragende Stellung ein. Derselbe begann seine poetische Laufbahn mit einem Gedicht auf den obengenannten Solomos, der durch seine großartige Hymne „An die Freiheit" so mächtig auf das ganze Volk gewirkt hatte. Dieses Gedicht ist im Dialekt von Epirus geschrieben, den der Dichter als die natürliche Sprache des kriegerischen Griechenland betrachtet. Es ist eine nicht wenig merkwürdige Erscheinung, daß schon im Beginn der Entwickelung der Poesie die Mundarten eine solche Stellung einnahmen, wie einst im alten Griechenland; uns scheint dies ein Beweis von großer Lebenskraft, die sich auch in den einzelnen Stämmen geltend macht und zur selbständigen Entwickelung gelangen will. Dieser Lobgesang auf Solomos zeugt von großer poetischer Kraft und von feuriger Begeisterung für die Sache des Vaterlandes; wir wünschen, daß es in der nachfolgenden Uebersetzung nicht zu viel von seiner Frische verloren haben möge.

„Der Lorber und die Nachtigall.

Ihr Wogen, schwärzt euern Schaum, und euern Schnee ihr Berge; denn der Winter ist gekommen, und die Nachtigall singt nicht mehr, die Nachtigall, welche auf dem Gipfel der Hügel wohnt. Weinet, o Berge und Felsen, die Nachtigall singt nicht mehr.

Und du, griechischer Lorber, immer grüner Lorber, der du deine Blüten in dem Nachtthau badetest, auf daß du ihr schöner erscheinest und prächtiger, sage mir, warum singt sie nicht mehr, die Nachtigall?

Sie hat geahnt, daß der Frühling endlich ankomme, da konnte sie es nicht erwarten ihn zu sehen, sie ist ihm entgegengeeilt, um ihn zuerst zu umarmen und mit ihm zurückzukommen.

Ach! wenn wird er endlich erscheinen, wann wird der Schnee verschwinden, wann werden die Stürme schweigen? Dann werden mit ihm auch die Schwalben kommen, und du, mein Lorber, wirst sie über dein Schicksal befragen. Was werden sie dir wol antworten?

Tröste dich, mein Lorber, du bist nicht der einzige, der deine Freundin, die Nachtigall, erwartet. Wenn du wüßtest, wie viel Gebeine, wie viele Tapfere in ihrem dunkeln Grabe nach ihrer Rückkehr seufzen!

Am ersten Tage des Kampfes haben sie ihren Gesang vernommen, der wie ein Kriegshorn ertönte, wie ein Orkan daherbrauste und sogleich hat der Donner über dem Agaphra gerollt, es haben die Büchsen, die Schwerter im Strahle der Sonne geglänzt.

Und während sie sich schlugen, diese armen wiedererstandenen Todten, erwärmte sich ihr Blut bei dem Gesang der Nachtigall; und wenn sie weinte, wenn sie zwitscherte, erblühte der Lorber und die Myrte.

Der mächtige Widerhall ihres Gesangs gelangte nach Missolunghi an dem nämlichen Tage, da man diese Heldenstadt zu Grabe trug, an dem Tage, wo ihr Bischof in seinem Flammengewand verbrannt gen Himmel stieg.

Gott! wie sanft wiegten die harmonischen Gesänge der Nachtigall jene Tapfern, jene Löwen ein, wenn sie im Todeskampfe lagen und sich voll Blut auf die Erde legten, um auf immer einzuschlafen!

Indessen zog der Gesang durch die Wälder, die Gebirge, die Ebenen; und das Wasser, das in den Thälern freudig dahinfloß, trug ihn in seinem Schaume fort, um ihn der Meereswoge zu bringen, die am Ufer wartete.

Und alsobald wächst diese Woge, sie wird wild und drohend. Sie betrachtet die Erde, und da sie dieselbe schon frei sieht, schäumt sie vor Wuth und Eifersucht. Laut brüllend schwillt sie auf und erhebt ihr Haupt wie das Haupt eines Berges.

Ach! wie viele Blicke sind, wie Sterne glänzend, damals auf das wüthende Meer gefallen! und wie viele Arme, die marmorschwer geworden, sind unbeweglich geblieben, indem sie mit den Fingern auf die Wogen zeigten!

Denn ein dunkles Gefühl machte ihr Herz schlagen und sagte ihnen, daß der Tag kommen würde, da sie auf dem griechisch gewordenen Meer weiß und blaue Banner, den schäumenden Wellen gleich, stolz würden flattern sehen.

Unterdessen brauste das Meer, es brüllte und machte in seiner Wuth die Felsen, die Gebirge erzittern. Verschwinde, Halbmond, und zeige dich nicht wieder. Siehst du nicht, daß Kanaris bei diesem furchtbaren Lärm erwacht ist?

Er ist erwacht wie aus einem tiefen Schlaf, indem er aus

dem Grabe sich aufschwang. Er läuft, er drückt in seinen Armen die furchtbare Woge, und von diesem Augenblick an verbinden sich Welle und Feuer, die unversöhnlichen Feinde, zu einem schrecklichen Bund.

Und wenn die beiden Brüder die Meere durchzuziehen beginnen, haben die Feinde, denen sie begegnen, keine Gnade mehr zu erwarten. Es ist breit und tief, das Grab der Wellen. O Kanaris, werde nicht müde; denke an Psara.

Warum, ach warum war ich nicht auch ein Funken deines Blitzes, warum war ich nicht auch ein Tropfen dieses Meeres, um in jener denkwürdigen Nacht an deiner Seite zu sein, o Kanaris, als du den Abgrund öffnetest und die Muselmänner in demselben begrubst?

Da ich dir unaufhörlich wiederholt: «O Kanaris, werde nicht müde, die Ungläubigen zu verbrennen, zu ertränken, zu durchbohren, zu vernichten», und mitten in den Blutströmen hätte ich deine Wuth angefacht, dir stets zurufend: «Gedenke der Worte der Nachtigall!»

Der Worte, die sie dir in einem Garten leise zusang, als die Unglückliche seufzend aus dem Bosporus kam und dir sagte, daß sie einen heiligen Leichnam an den Wellen auf die verwüstete Küste habe werfen sehen.

Und sie hat dir gesagt, daß sie sich ihm genähert habe, um ihn zu erkennen — sie habe gesehen — sie habe geschaudert — sie habe sich herabgeschwungen, um ihn zu küssen — und als sie sich dem Munde des Märtyrers genähert, habe sie an seinem Hals statt der Stola einen Strick hängen sehen.

Und der unbarmherzige Knoten preßte den Patriarchen so gewaltig, er war so tief in das Fleisch gedrungen, daß er den Hals getrennt und ihn wie einen zweiten Mund geöffnet habe, der Tag und Nacht nach Rache schreit.

Als die Nachtigall diese blutige Nachricht brachte, zog sie sich auf das Gebirg zurück und faltete ihre Schwingen.*) Dort freute sie sich, wenn sie ihren Lorber blühen und den Lenz seine Wohlgerüche auf die armen Wesen verbreiten sah.

Dreißig Jahre sind verflossen wie ein einziger Tag, und immer hat er gelauert, immer hat er den Wind, der vom Olymp herweht, gefragt, welche Nachricht er ihm bringe, und ob der Halbmond noch auf dem Pindus glänze.

O welche Freude hat sie empfunden, die arme Nachtigall! Sie hat die Fügel geschwungen, sie fliegt hin und her, sie wird wieder jung, da sie vernimmt, daß oben in Thessalien das Schwert des heiligen Petrus die Gräber noch öffne.**)

Sie hat sich an ihre Jugend erinnert, an ihre ersten Lieder, und sie hat von neuem begonnen, in ihrer Einsamkeit geheimnißvoll zu singen. Mein Lorber, welch grausames Schicksal! Ihre letzten Töne haben sich in Leichengesänge verwandelt, und mit ihnen ist ihr letzter Seufzer entflohen.

Wer wird jetzt die kalten Gebeine zu den Waffen rufen; welcher Engel wird in die Posaune der Auferstehung blasen, welcher Vogel wird nun den Todten Hoffnung und Trost bringen?

Mögen sich die Gräber schließen und Gras auf ihnen wachsen! Mögen sich die Todten auf ihr Bett legen und ausruhen! Gott allein weiß, wie viele Frühlinge, wie viele Jahre verfließen werden, ehe sie wieder eine Nachtigall sehen, und ehe sie mit ihrer gesegneten Stimme den Gesang des ersten Mai anstimmen hören."

In der neuesten Zeit hat Valaoritis eine Sammlung nationaler Gedichte unter dem Titel „Erinnerungen" („Μνημόσυνα") herausgegeben (Korcyra 1857), in welchen er die Heldenkämpfe der Griechen besingt; besonders sind es die mächtigen Kämpfe gegen den blutdürstigen Ali-Pascha von Janina, die ihn zu den glühendsten Gesängen begeistern. Freilich endigten diese Kämpfe stets mit dem Untergang der Griechen, aber dieser selbst

*) Die Hymne des Grafen Solomos „Auf die Freiheit" schließt mit dem Tod des Patriarchen Gregor, auf den sich diese Stelle bezieht.

**) Anspielung auf den letzten Aufstand in Thessalien.

war der größten Helden des Alterthums würdig, und der Dichter verdient Dank und Anerkennung, daß er in seinen Dichtungen gerade diese großartigen Gestalten gepriesen hat, welche den ungleichsten Kampf gegen die Unterdrücker ihres Volks unternahmen, ob sie gleich nicht hoffen durften, ihre Tapferkeit, ihre Aufopferung mit Erfolg gekrönt zu sehen. Unter den „Klephten", welche der Dichter besingt, war Katzantonis einer der merkwürdigsten. Die Heldenthaten, die er mit kleinen, unansehnlichen Häuflein ausgeführt hatte, hatten ihn den Türken furchtbar gemacht, ihm aber auch das unbedingteste Vertrauen seiner Landsleute erworben.

Im Jahre 1805 hatten sich die Armatolen*) von Anatolien, Epirus und Thessalien in Santa-Maura um ihn vereinigt, um eine neue Schilderhebung zu berathen, deren guter Erfolg ihnen unzweifelhaft schien. Auch Katzantonis theilte diese Ueberzeugung und er nahm daher den Oberbefehl freudig an, den man ihm als dem Tapfersten anbot. Bald darauf wurde er bedenklich krank, sodaß der Aufstand verschoben werden mußte und Ali-Pascha, der durch seine Spione von der Verschwörung unterrichtet war, seine Maßregeln ergreifen konnte. Aber kaum hatte sich der Held wieder etwas erholt, als er mit seinem Bruder Georg nach dem Agaphra reiste, um sich an der frischen und reinen Gebirgsluft zu stärken. Er blieb einige Tage in einem Kloster, wo die Mönche ihn liebevoll pflegten. Aber er wußte wohl, daß das Auge des Pascha überall hindrang. Um jedem Verrath zuvorzukommen, verbarg er sich mit Georg auf einem allen unbekannten Berg; aber ein Priester, der sich anerboten hatte, ihnen Lebensmittel zu bringen, verkaufte dem Pascha das Geheimniß ihres Verstecks; 60 Albanesen unter der Führung des Arabers Jussuf umzingelten plötzlich den Felsen. Katzantonis war noch immer krank und kampfunfähig. Sein Bruder nahm ihn auf den Rücken und begann den Berg zu ersteigen, indem er fortwährend auf die Feinde feuerte. Obgleich verwundet, hätte Georg noch fliehen können, aber er zog vor, sich zu ergeben, um das Schicksal seines Bruders zu theilen. Diese Klephten waren nicht blos groß im Kampf, sie waren es noch mehr, wenn der blutdürstige Feind sie unter den grausamsten Qualen hinrichten ließ. Keine Klage, kein Seufzer entfloh ihren Lippen, die gräßlichsten Leiden entrissen ihnen keinen Schmerzenslaut; ja es schien, als ob sie durch die Heiterkeit ihrer Mienen ihre Feinde noch bis zum letzten Augenblick verhöhnen wollten. In seinem Gedicht auf Katzantonis hat Valaoritis das Ende des Helden mit besonderer Liebe geschildert; und in der That verschwindet der freudigste Schlachtenmuth gegen die Willens- und Charakterkraft, die der tapfere Klephte in den letzten qualvollen Augenblicken seines Lebens zeigte, in denen er die Natur selbst besiegte und seine Geistesfreiheit bis zum letzten Athemzug bewahrte. Wir theilen die Stelle des Gedichts mit, in welcher der Dichter den Tod des Helden schildert:

„Katzantonis.**)

Kommt herbei, ihr, die ihr ihn auf dem Gipfel der Gebirge gesehen habt, ihr, königliche Adler, Falken und Schwalben, kommt

*) So hieß die griechische Miliz, die von Selim I. gegen die Einfälle der Klephten errichtet worden war, die sich aber endlich mit diesen gegen die Türken vereinigte.

**) Katzantonis ist eine jener heroischen Gestalten, welche der kriegerische Geist Griechenlands seit der Zeit, da die Hellenen ihren unsterblichen Kampf gegen die Unterdrücker ihrer Nationalität begonnen haben, in Menge hervorgebracht hat. Valaoritis hat in einem dem Gedichte, welches dem unbezwinglichen Klephten gewidmet ist, vorangeschickten sehr interessanten Vorwort interessante Mittheilungen über seine Thaten gegeben, Mittheilungen, die er in seinem Vaterland (Santa-Maura) aus dem Munde mehrerer Jonier gesammelt hat, welche den Helden gekannt hatten. In der That wurde dieser kühne Feind Ali-Paschas oft genöthigt, nach Santa-Maura zu flüchten und dort auf günstigere Gelegenheiten zu warten. Alle, die ihn dort gesehen haben, erinnern sich an seine kräftig-kriegerische Physiognomie. Er

und stimmt ihm den Todesgesang an. Katzantonis ist gefangen; weinet, meine Vögel, weinet! Ein Priester hat ihn verrathen! Möge die heilige Hostie, die sein verruchter Mund genommen, sich in seinem Hals in ein Messer verwandeln. Möge seine heilige Stola sich um seinen Hals*) in Stricke und Schlangen verwandeln; möge er in seiner letzten Stunde keinen Priester finden, der ihm seine Sünden vergebe, keine theuern Hände, um ihm die Augen zuzuschließen!

Sein geliebter Bruder Georg Chasotis wacht und lauscht. Katzantonis schläft. Die Blattern brennen, das Fieber verzehrt ihn. «Erwache auf, mein Bruder, erwache, daß ich dich auf der Schulter davontrage. Die Liapiden**) kommen und wollen uns zu Sklaven machen.»

«Mein Bruder, fliehe, rette dich; habe kein Mitleiden mit mir! Wenn du mich liebst, wenn du willst, daß ich zufrieden von hinnen gehe, so schneide mir den Kopf ab***), damit er nicht in die Hände des Arabers†) falle. Trage ihn auf den Gipfel des Gebirgs. Wähle einen Felsen, lege ihn darauf, damit er ihm zum Gipfel diene, daß er sie trage, daß er sie als Fahne bewahre. Komm, mein Bruder, tödte mich schnell, daß ich in die Höhe mich schwinge, daß ich dahin entfliehen kann, wo schwarze Wolken, wo glänzende Blitze mich an den Rauch und die Blitze meiner Flinte erinnern werden, die verwaist in deinen Händen zurückbleibt. Liebe sie, küsse sie, behandle sie wie deinen Bruder.»

Georg, der wol sah, daß das Fieber zunahm, hebt ihn auf den Rücken und schwingt sich aus der Höhle. Er steigt so weit hinauf, daß er die Gegend übersehen kann; er erblickt 60 Albanesen, die seine Spur verfolgen. So oft sie sich näherten, legte er seinen Bruder wie eine Schanze hin, und schoß sein Gewehr auf die Feinde ab. Glücklich die Mutter, die solche Löwen zu Söhnen hat! So verfolgte man die beiden treuen Brüder, bis zu dem Augenblick, da sich der Morgenstern zeigte, bis zu dem Augenblicke, wo die Sterne erblaßten und die Morgenröthe erglänzte. Da wurde Georg schwer verwundet, man ergriff sie lebendig und führte sie nach Janina.

Und eines Morgens erwarten die beiden Löwen des Baltos und Xeranero mit Ketten beladen ihre letzte Stunde im Schatten einer Platane††), die mit Blut gedüngt aus einem schwachen Zweig zum mächtigen Baum geworden ist. Tausend Folterwerkzeuge, Feuerbrände, wie Hammer und Ambos liegen vor ihnen auf der Erde. Als Georg sie betrachtete, wollte bei dem Gedanken an seinen geliebten Bruder eine Thräne aus seinen Augen quellen; ein Blick des Helden drängte sie sogleich zurück.

Und während die beiden Brüder sich einander von ihrer Jugend, von der Eisquelle†††), von dem Schrecken Ali's, von dem Todeskampf Ghela's erzählen, erhebt sich plötzlich ein blitzendes Schwert und ein Kopf ist herabgefallen. Christ ist erstanden! Ich komme, ruft Katzantonis, und wirft ihm von fern einen Kuß zu, einen letzten Kuß.

Die Seele des Tapfern verbirgt sich in den Zweigen der Platane, in ihrem grünen Laub*), und betrachtet ihren Bruder, den man zum Märtyrer macht.

Zwei Zigeuner haben ihn gebunden auf den Amboß gestreckt und beginnen den Hammer auf ihn zu schwingen, seine Knochen zersplittern, das Mark ergießt sich nach allen Seiten, seine zerrissenen Nerven und sein Fleisch hängen nur noch stückweise an den Gliedern; er aber schaut zum Himmel auf und erhebt mit melodischer Stimme einen Jubelgesang.

Schlagt mich, schneidet mich in Stücke, ihr Hunde; Katzantonis fürchtet weder den Tiger Ali-Pascha, noch das Schwert, weder Hammer noch Amboß.

Schon seit einer Stunde zermalmten sie ihn. Ihre Hände sinken ermattet; voll Aerger durchschneiden ihm die Zigeuner die Kehle. Die zerschnittene Luftröhre öffnet sich und schließt sich wieder zu: das Blut quillt in schwarzen Wogen empor und im fein rothen Schaum, in dem heisern Ton des Röchelns vernimmt man noch die abgebrochenen Worte des Gesangs.

Schlagt mich, schneidet mich in Stücken, ihr Hunde; Katzantonis fürchtet weder den Tiger Ali-Pascha, noch das Schwert, weder Hammer noch Amboß.

Als die Platane den Schaum des Blutes fühlte, sog sie es gierig ein, damit die Erde es nicht trinke, und von dieser Stunde an dehnte sie ihre Zweige so schwer und so dicht aus, daß Ali sie in seinen Träumen auf ihn herabbeugen sah, und er schrie auf und ward vom Entsetzen ergriffen, wenn er an den Tag dachte, wo ihre Zweige die Stadt**) mit ihrem Schatten bedecken würde."

Ein anderer Held, der ebenfalls durch Betrath unterlag, war Euthymos Blachavas, ein Sohn der thessalischen Gebirge. Niemand kannte seinen Ursprung und seine Aeltern. Immer bewaffnet stürzte er bald vom Pindus, bald vom Olymp und bald vom Ossa auf die Soldaten Ali-Paschas wie der Adler der Alpen auf die Lämmer, die in den Ebenen weiden. Er hatte zum Gefährten einen Mönch Namens Dimitri, der in ganz Thessalien durch seine glühende Vaterlandsliebe bekannt war. Der Kampf, den sie mit ihren Freunden gegen Ali Pascha führten, war zu ungleich, als daß er lange hätte dauern können. Verwundet und von seinen Gefährten verlassen, wurde Blachavas nach Janina geschleppt, wo er die gräßlichsten Martern mit unbesiegbarem Gleichmuth erduldete. Balaoritis hat eins seiner Gedichte dem Andenken dieses Helden gewidmet. Im ersten Gesang „Die zwei Berge" personificirt der Dichter den Olymp und Ossa; aus der Liebe dieser zwei Gottheiten entspringt ein Held, dessen Herz von glühender Vaterlandsliebe beseelt ist: dieser Held ist Blachavas. Der zweite Gesang, „Der Bekenner", erzählt uns dessen heldenmüthigen Tod; im dritten schildert uns der Dichter, wie die Ungläubigen im barbarischen Jubel über den Tod des Helden, vor dem sie so lange gezittert hatten, dessen Leichnam durch die Straßen schleppen und sich um den blutigen Nacken desselben streiten. Wir theilen den Anfang des ersten Gesangs mit, damit man den Dichter auch von einer andern Seite kennen lerne:

„Die zwei Berge.

Blachavas, wer gab dir das Leben? wer war deine Mutter? wer dein Vater?

Der Olymp liebte die schöne Ossa, die stolze und heißgewünschte Ossa. Seit langen Jahren betrachtete er sie mit liebeglühenden Augen und sie schien darob vor Scham und Schrecken zu vergehen.

Eines Abends schwärmte der Frühling, alles war Gottesfreude***) und Friede. Die Sterne des Himmels funkelten und

war von mittlerer Größe, sein Gesicht war braun; sein Oberkleid war abgetragen, aber seine Weste war mit Stickereien bedeckt. Ali, der seine Kühnheit fürchtete, machte lange Zeit die vergeblichsten Anstrengungen, um ihn beiseite zu schaffen. Der Verrath gelang dem Vezier besser als die Gewalt.

*) Die Priester der orientalischen Kirche haben die alterthümliche Stola beibehalten, welche um den Hals geschlungen wird und auf die Brust herabfällt.

**) Die Liapiden sind einer der ärmsten und blutdürstigsten albanesischen Stämme.

***) Die Klephten hielten es für eine Schmach, ihren Kopf in den Händen der Türken zu lassen, die sie als Siegeszeichen zur Schau trugen.

†) Der Araber, von dem hier die Rede ist, hieß Jussuf und war einer der wildesten Obersten Ali-Paschas.

††) Unter dieser Platane wurden in Janina die Hinrichtungen vorgenommen.

†††) Bei dieser Quelle war der Albanese Veli Ghela, ein Anhänger Ali-Paschas, von Katzantonis erschlagen worden.

*) Die Orientalen glauben, daß die Seele einige Zeit an dem Orte bleibt, wo sie sich vom Körper getrennt hat.

**) Konstantinopel.

***) Eine ganz griechische Redensart.

ihr Licht zitterte, wie wenn sie einer geheimnißvollen Liebe geglüht und feuriges Herzklopfen empfunden hätten. Die zarten Lämmer blökten, die Glöckchen erklangen am Halse der Rinder, welche weidend durch die Wiese zogen und von Zeit zu Zeit hörte man die Schalmei des Hirten, die die Bäume und Blumen in sanften Schlaf wiegt. Der Lorber und die Myrte hauchen ihren Duft aus und die fröhliche Lilie erhebt sich über den Wassern, dem Antlitz einer Jungfrau gleich, welche die Sonne noch nie gesehen: sie neigt das Haupt, spiegelt sich und wird von Liebe ergriffen, indem sie ihr Bild im Grunde des Bachs beschaut. Sanft und harmonisch wiederholte das Echo den Gesang des Klephten, der des Christo Millioni gedenkt; und plötzlich blieben der Wind, die Pflanzen, die Wellen unbeweglich, indem sie, sich selbst vergessend, auf die Stimme ihres alten Freundes horchten. Der Thau stürzt klar und rein herab, wie die Thräne eines Kindes und es scheint, daß die jungfräuliche Natur selbst weint, indem sie das Andenken Christo Millioni's feiern hört.

Warum, o meine Berge, warum habe ich mitten unter so viel Freude und so viel Liebe, mitten unter so viel Leben und so viel Harmonie durch das Murmeln der Blätter und der Gewässer nicht eine Stimme gehört, welche die Freiheit besingt?

Eine solche Nacht hat der Olympus gewählt, um der Ossa von seiner Leidenschaft zu sprechen, um ihr von seiner Liebe zu singen. Seht, ach seht, wie schön dieser Bräutigam in seinem Festkleide ist.

Weiß und lang hängt sein wogendes Haar auf seine riesigen Schultern herab. Goldene Strahlen färben es sanft; aus der Ferne würde man es für blond und golden halten. Er trägt ein Nebelkleid, dem Schaume der Wogen ähnlich und zur Fustanelle*) dient ihm die weiße Maiwolke. Auf seiner Brust leuchtet der Blitz; der Donner ist sein Gewehr. Ach, tausendmal glücklich ist die Jungfrau, die dieser olympische Klephte liebt!"

Ali-Pascha siegte selten im Kampfe und in offener Schlacht; seine zahlreichen Scharen wurden oft von einer Hand voll tapferer Krieger in die Flucht geschlagen. So wurde einst in einem Kriegszug gegen die Sulioten, die unter dem Befehl des tapfern Tsavellas standen, Ali's Kriegsmacht beinahe gänzlich vernichtet. Schon hatten die Türken die kleine Schar der Sulioten zurückgedrängt und die Gefahr war auf das Höchste gestiegen. Da stürzt sich Mosco, das heldenmüthige Weib des Tsavellas mit den Frauen und Kindern auf die heranstürmenden Türken, sie rollen mächtige Felsstücke von den Bergen auf die Barbaren herab. Bald ist das feindliche Heer durchbrochen, das sich in vollständiger Flucht auflöst. Selbst Ali muß fliehen, um nicht den Rächern in die Hände zu fallen. Valaoritis hat diese Heldenthat in der „Flucht" auf wahrhaft großartige Weise besungen:

„Das Pferd Ali's.

Vor ihm sieht man stolz, schwarz wie ein Rabe, ganz mit Gold überdeckt, einen Hengst, der seinesgleichen nicht hat, glühend wie Feuer, schnell wie der Blitz. In seinen Adern rollt das reinste arabische Blut; man nennt ihn Boreas.

Es stampft mit dem Fuß, es scharrt die Erde, es beißt das Eisen, das durch sein Maul gezogen ist. Seine breiten Nüstern zeigen ihre blutrothen und rauchenden Höhlen.

Es hört das Getöse der Schlacht und wiehert. Seine Ohren erheben sich, sein Auge wird wild. Seine Mähne, sein Schweif richten sich empor, sein Leib windet sich wie der einer Schlange.

Ungeduldig bäumt es sich; seine Klauen glänzen, seine Hufeisen schleudern Funken. Man könnte glauben, daß er die Erde nicht mehr berührt. Wie schade, er mußte zu einer schmachvollen Flucht dienen!

Lambros**) sah ihn von fern; er seufzte vor Neid und biß sich die Lippen, indem er sagte: «Stolzer Hengst, wenn ich dich hätte, wäre ich allein in Janina eingezogen!»

*) Der weiße Rock der Epiroten.

**) Lambros Tsavellas, der Häuptling der Sulioten.

Inzwischen zittert Ali vor Furcht: er legt die Hand auf den Hals des Rosses, schwingt sich auf seinen Rücken. Schnell wie eine Kugel, wie ein Blitz, verschwindet der Hengst mit seinem Herrn." 2.

Kober's „Album".

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Vierzehnter Jahrgang. Vierundzwanzig Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1859. 16. Jeder Band 10 Ngr.

Der uns hier zur Besprechung vorliegende Jahrgang dieses „Album" enthält folgende Beiträge:

1. Frau von Staël. Biographischer Roman von Amely Bölte. Drei Bände.
2. Täuschung und Wahrheit. Eine Geschichte aus dem Leben von Th. Mügge.
3. Die letzten Lebenstage Katharina II. Historische Novelle von L. Mühlbach.
4. Der beseelte Schatten. Roman von Gustav Höcker. Zwei Bände.
5. Die Emigranten. Historische Novelle von St. Graf Grabowski.
6. Künstlerliebe. Novelle von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt).
7. Die Rheider Burg. Erzählung von Levin Schücking. Zwei Bände.
8. Ernest Octav. Novelle von Ernst Fritze. Drei Bände.
9. Nürnberg. Culturhistorischer Roman von Luise Otto. Drei Bände.
10. Die Zauberflöte. Komischer Roman von Eduard Breier. Zwei Bände.
11. Die Malerin von Dresden. Erzählung von Elfried von Taura.
12. Eine arme Seele. Roman in drei Bänden von Max Ring.
13. Vergangene Tage. Geschichten von Edmund Hoefer.

Die Aufgabe, über 13 Romane, welche zusammen 24 Bände füllen, auf einmal berichten zu sollen, ist eben keine erfreuliche, zumal wenn sich, wie es bei dem vorliegenden Jahrgange des „Album" der Fall ist, unter denselben keiner befindet, der sich in eindringlicher Weise über das Niveau der durch Geschick und Virtuosität herzustellenden Erzeugnisse erhöbe oder sehr fühlbar unter dasselbe herabsänke, indem keiner im ungewöhnlichen Grade zu packen oder zu begeistern, keiner im außerordentlichen Maße Unzufriedenheit oder Entrüstung zu erwecken vermag. Man befindet sich unter ihnen, wie in einer Gesellschaft mehr oder minder gewandter, mehr oder minder unterhaltender Personen, die sich alle darauf verstehen, dem, welcher dessen bedarf und nichts Besseres zu thun weiß, über ein paar müßige Stunden hinwegzuhelfen, die alle Weltkenntniß, Bildung, Geschmack, Darstellungstalent genug besitzen, um uns die Schwere des Daseins entweder wirklich vergessen, oder wenigstens nicht allzu schwer empfinden zu lassen, von denen aber keiner einen merklich tiefern und mächtigern Eindruck auf uns macht, als wir es in gebildeter, guter Gesellschaft gewohnt sind, und von denen man daher nicht so fest ausgeprägte Bilder in sich aufnimmt, als man sie empfangen zu haben wünscht, wenn es gilt, sie gegeneinander abzuwägen und zu beurtheilen.

Ist dieser Mangel einer stark hervortretenden Rangverschiedenheit für den Beurtheiler nicht erfreulich, so ist sie umgekehrt auch den Büchern selbst nicht günstig. Das Gefühl für das zwar anerkennungswerthe, aber doch nicht gerade ausgezeichnete Gute stumpft sich nothwendig ab, wenn man allzu viel gleich Gutes unmittelbar daneben sieht, man schätzt es daher in solcher Gesellschaft gar leicht unter seinem wirklichen Werth. Begegnet aber dies den bessern unter also zusammengestellten Erscheinungen, so werden damit natürlich auch die minder guten noch weiter, als sie es vielleicht verdienen, herabgedrückt. Das Gute

sinkt möglicherweise zum Mittelmäßigen, das Mittelmäßige zum Schlechten herab. Es sollten daher die Verlagshandlungen solcher Sammelwerke, wie das „Album" ist, möglichst darauf hinzuwirken suchen, daß nicht die ganzen Jahrgänge, sondern die einzelnen Gaben derselben unabhängig voneinander und womöglich von verschiedenen Beurtheilern besprochen werden. Allerdings würde auf diese Weise die oberste Leitung solcher Unternehmungen in gewissem Betracht der Kritik entzogen werden; aber dieser Verlust dürfte durch die Vortheile, die mit einer Einzelbesprechung verbunden sind, reichlich aufgewogen werden.

Trotzdem daß sich sämmtliche Romane des vorliegenden Jahrgangs in einer mittlern Region bewegen, sind die Werthunterschiede zwischen ihnen immer noch bedeutend genug, um sagen zu können, welche von ihnen einen höhern, welche einen geringern Anspruch auf Achtung und Anerkennung haben. Nehmen wir hierbei ganz im allgemeinen den Grad des Interesses und der Befriedigung zum Maßstab, den wir theils bei, theils nach ihrer Lectüre empfunden haben, so müssen wir zu den empfehlenswerthern die Gaben von Amely Bölte, Theodor Mügge, Luise Mühlbach, Levin Schücking, Ernst Fritze und Edmund Höfer, dagegen zu den minder gelungenen die von Gustav Höcker, Graf Grabowski, Julie Burow, Luise Otto, Eduard Breier, Elfried von Taura und Max Ring rechnen.

Unter den letztgenannten ist „Der beseelte Schatten" von Gustav Höcker ein seltsames Gemisch von fast genialen und nahezu faden Ingredienzien. Frost, der Held desselben, ist ein mit wissenschaftlichen und künstlerischen Bildungselementen begabter Kaufmannsdiener, und die ganze Anlage und Fassung des Romans unterstützt die Vermuthung, daß der Autor selbst dieser oder einer ähnlichen Bildungssphäre angehört, denn einerseits finden sich darin Partien, die von einer vertrauten Kenntniß und unmittelbaren Beobachtung der engern und weitern Kreise des Kaufmannsstandes zeugen, andererseits begegnet man darin deutlichen Spuren jener schwunghaften, überschwenglichen Auffassung ästhetischer Interessen, bei welcher das Können mit dem Wollen in sichtbarem Misverhältniß ist und welche daher dem, der in diesen Regionen wirklich zu Hause ist, neben der Theilnahme und Achtung, die man solchen Bestrebungen nicht versagen kann, leicht auch ein Lächeln, zwischendurch auch die Aeußerung einer fatiguirten Stimmung abnöthigt. Es macht eben das Ganze den Eindruck eines noch unausgegorenen, süßlich-sauern Mostes. Ob noch ein Wein daraus wird und was für einer, müssen wir der Zeit zur Entscheidung überlassen.

Die „Emigranten" von Grabowski, eine Erzählung aus den Zeiten der französischen Revolution, welche die Versuche der Chouans gegen die Republik und den Landungsversuch der Emigrirten bei Quiberon zum historischen Hintergrunde hat, bieten dem Leser mehrere sehr spannende Partien und hätten wol Anspruch, den bessern Gaben der Sammlung zugezählt zu werden, wenn nicht der Eindruck des Ganzen ein vorherrschend unerquicklicher wäre. Es ist dem Autor trotz allen Gefahren, in die er seine Personen verwickelt, nicht gelungen, ein wirklich warmes und inniges Interesse für sie zu erwecken.

Am unangenehmsten unter allen diesjährigen Spenden hat uns „Künstlerliebe" von Julie Burow berührt. Sie bewegt sich um Herzensconflicte, in deren Ausmalung sich nur eine krankhafte weibliche Phantasie gefallen kann, und bei der Ausmalung derselben werden uns Scenen vorgeführt, die man schon von einem Manne ungern hinnimmt, kaum aber zu ertragen vermag, wenn sie uns von weiblichem Munde erzählt werden. Die sonstigen Elemente entschädigen hierfür nicht. Könnten wir uns hier auf eine eingehende Kritik einlassen, so würde dieselbe wol nur weniges unangetastet lassen dürfen.

Eine weit achtungswerthere Arbeit ist hingegen der culturhistorische Roman „Nürnberg" von Luise Otto. Er gibt von dem Leben und Treiben dieser interessanten Stadt zur Zeit Albrecht Dürer's und einer nicht unbedeutenden Anzahl historischer Persönlichkeiten ein von tüchtigen Vorstudien zeugendes Bild, und kann für Leser, die in Romanen mehr Belehrung als Unterhaltung suchen, wirklich instructiv werden. Aber in ästhetischer Beziehung vermögen wir ihm keinen hohen Werth beizulegen. Die Darstellung hat etwas Monotones, die Charakteristik der Personen ist eine zu äußerliche, schematische und die Erzählung ihrer Lebensschicksale vermag nur hier und da ein wärmeres Interesse zu erwecken.

Eduard Breier's komischer Roman: „Die Zauberflöte", beginnt sehr versprechend. Was im zweiten Kapitel erzählt wird, hat ganz den Charakter einer guten Lustspielexposition. An sich selbst schon komisch genug, läßt es die lächerlichsten Verwickelungen und ergötzlichsten Lösungen erwarten. Leider aber ist die Art und Weise, wie der Verfasser diesen glücklich erfundenen Anfang ausgebeutet hat, eine sehr wenig befriedigende. Es kommen zwar hier und da noch komische Scenen von glücklicher Wirkung vor, aber sie sind mit viel unpassenden Elementen confundirt, und man genießt sie nicht so, wie man würde, wenn sie sich organisch aus dem ursprünglichen Kerne entwickelten, während sie so, wie sie sind, wie durch Zufall aufgerafft erscheinen. Wie von seiten des künstlerischen Aufbaues trägt der Roman auch in Betreff des Stils und der Charakteristik durchaus das Gepräge einer leichtfertigen, salopen Composition.

„Die Malerin von Dresden" von Elfried von Taura ist eine Art Fortsetzung seiner in einem frühern Jahrgang des „Album" befindlichen Erzählung: „Die Tochter des Wilddiebes." Dieselbe Doris, die er sich dort aus den unseligsten Verhältnissen zu einer sittlichen Reinigung emporarbeiten läßt, führt er uns hier als Künstlerin vor. Der Gedanke scheint uns kein übler; aber der Autor hat die interessante psychologische Aufgabe, die sich ihm hier zur Lösung darbot, nach unserm Dafürhalten in wenig befriedigender Weise gelöst. Es kam hier vor allem darauf an zu zeigen, einerseits welche Vortheile ihr die Anschauungen und Erfahrungen ihres frühern Lebens für die Ausbildung zur Künstlerin boten, andererseits welche Schwierigkeiten sich daraus für sie entwickelten. Statt dessen führt sie uns der Verfasser schon mehr oder minder ausgebildet vor und gibt uns eine Darstellung äußerer Lebensverhältnisse, die an sich manches Interessante bieten, aber mit der Geschichte der frühern Novelle kaum in einer engern Beziehung als der einer Personalunion stehen. Auch abgesehen hiervon bleibt der Eindruck des Ganzen hinter der „Tochter des Wilddiebes" zurück.

Der dreibändige Roman von Max Ring: „Eine arme Seele", ist eine höchst langathmige Leidensgeschichte, welche jeden, der nicht etwa ein erklärter Liebhaber solcher Drangsalade ist, zuletzt zur Verzweiflung bringen muß. Daß das Leben oft hart und grausam genug ist, ein junges Mädchen für einen jugendlichen Fehltritt so schwer und anhaltend büßen zu lassen, wie es hier mit der „armen Seele" geschieht, kann leider nicht geleugnet werden. Aber welchen Grund hat die poetische Erfindung, ebenso hart und grausam zu sein, da ihr die volle Freiheit zu Gebote steht, sich die Dinge nicht nach dunkeln, räthselhaften Fügungen, sondern nach logischen, ethischen und ästhetischen Gesetzen entwickeln zu lassen? Den Schicksalsmächten gegenüber bescheiden wir uns, wenn wir ihr Walten mit unserer beschränkten Einsicht nicht zu begreifen vermögen. Aber wenn sich der Dichter erlaubt, es ebenso zu machen wie sie, dann legen wir mit Recht unser Veto dagegen ein, denn wir verlangen von ihm nicht blos einen mechanischen Abklatsch des Lebens, sondern ein verklärtes, vom Licht der menschlichen und göttlichen Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit durchleuchtetes Gemälde desselben, welches uns nicht blos zu quälen und zu peinigen, sondern auch zu trösten und zu erheben vermag. Das Bild des Verfassers wirkt um so trostloser, als es uns [illegible] nicht einmal von der Naturnothwendigkeit der die arme Seele verfolgenden Leiden zu überzeugen vermag. Das Pflichtgefühl, welches Martha nicht dazu kommen läßt, sich rechtzeitig von ihrem verworfenen Verführer loszureißen, erscheint dem Leser mindestens als eine grenzenlose Bornirtheit. Man denkt an das alte Sprüchwort: „Wer dumm ist, muß geprügelt werden!"

und damit ist man über das Mitleiden, das man bisher ihr geschenkt hat, hinaus. Daß sie nach allem Jammer und Elend, das sie durchzumachen hat, zuletzt doch noch zu einem stillen, bescheidenen Glücke gelangt, vermag den tristen Eindruck des Ganzen nicht zu beseitigen; eher tragen einige in freundlichern Farben ausgeführte Nebengestalten, wie der Schauspieler Baudissen und der Pastor, zu einer Milderung desselben bei. Nicht ohne Werth sind einzelne Schilderungen, besonders die der Diakonissinnenanstalt, in welcher der erste Theil der Geschichte spielt.

Unter den Gaben, die wir zu den bessern gerechnet haben, gehört unstreitig „Frau von Staël" von Amely Bölte zu den interessantesten und gehaltvollsten. Ein Roman im strengen Sinne des Worts ist es allerdings nicht, aber ein Lebensbild, das mehrere Romane in sich schließt und durchweg so frisch und lebendig, so spannend und fesselnd geschrieben ist, daß es sich ganz wie ein Roman liest. Woher die Verfasserin Stoff und Farben zu diesem Bilde geschöpft, haben wir hier nicht zu untersuchen; jedenfalls muß es als ihr Verdienst anerkannt werden, den aus zahlreichen Quellen der historischen und Memoirenliteratur ihr zugeflossenen Stoff in ebenso unterhaltender wie belehrender Weise zusammengestellt und dadurch die überaus interessante Entwickelungs- und Lebensgeschichte der bedeutenden, mit der Geschichte ihrer Zeit und den größten Celebritäten derselben auf das engste verflochtenen und für uns Deutsche doppelt anziehenden Frau auch dem größern Lesepublikum in einem abgerundeten und poetisch angehauchten Gemälde zugänglich gemacht zu haben.

Dieser Gabe am nächsten verwandt ist die historische Novelle Luise Mühlbach's: „Die letzten Lebenstage Katharina II." Auch bei ihr stützt sich das Interesse hauptsächlich auf eine gewandte und pikante Verarbeitung eines schon an sich interessanten historischen Materials und insbesondere auf eine farbenfrische Charakteristik geschichtlich oder psychologisch merkwürdiger Persönlichkeiten, von denen wir hier außer der berühmten Kaiserin selbst nur ihren Günstling Platon Zoubow, die Großfürsten Paul und Konstantin, den Feldmarschall Suworow, den König von Schweden Gustav IV. Adolf und den schwedischen Baron von Armfelt nennen wollen. Der Kunstform des Romans genügt diese Novelle unstreitig mehr als der soeben besprochene biographische Roman, denn die verschiedenen Fäden desselben sind kunstgemäß zu einem Knoten geschürzt, der zuletzt durch den plötzlichen Tod Katharinu's freilich mehr durchhauen als gelöst wird. Aber daneben zeigt er auch deutlichere Spuren solcher Romane, welche ihre Wirkung mehr den Kunstgriffen einer äußerlichen Routine, als den natürlichen Folgen einer innerlichen Vertiefung verdanken.

„Täuschung und Wahrheit" von Th. Mügge wird uns als eine „Geschichte aus dem Leben" geboten und in der That verdient sie diesen Namen; denn nicht nur die Geschichte als solche ist ein getreues Conterfei der Art und Weise, wie es heutzutage im Leben herzugehen pflegt, sondern auch die darin auftretenden Personen sind dergestalt mitten aus der Masse der uns alltäglich umwogenden Gestalten herausgegriffen und so naturgetreu photographirt, daß man meint, man müsse selbst sie schon gesehen, selbst schon mit ihnen verkehrt haben. Die bestgezeichnete und ergötzlichste unter diesen Figuren ist unstreitig der einstmalige Cigarrenfabrikant, jetzt als Rentier lebende Herr Frohlieb; jedoch auch die junge Witwe, der Kriegsrath, der Finanzrath u. s. w. zeugen von des Autors scharfer Beobachtungsgabe auch für die ihm zunächst gelegenen Lebensverhältnisse. Weniger können wir mit der Composition als solcher zufrieden sein. Der ästhetische Eindruck der Novelle ist kein ausreichend harmonischer. Fortgang und Schluß der Geschichte ist für den Anfang zu ernst. Je besser aber dem Verfasser die scherzhafte Einkleidung der Eingangsscenen gelungen, um so schwerer vermag man ein gleiches Interesse für die mit minderm Glück ausgeführten ernsten, ja zum Theil auf Rührung berechneten Partien zu gewinnen. Man vermißt es schmerzlich, daß sich der Autor nicht zu jener humoristischen Auffassung erhoben hat, welche Scherz und Ernst zu einer wirklichen Einheit zu verschmelzen weiß.

Eine gleichfalls aus den gewöhnlichen Lebensverhältnissen geschöpfte, jedoch mit einigen romantischen Zuthaten ausgeschmückte Novelle ist „Ernest Ortav" von Ernst Fritze. Sie ist entschieden frischer und anregender als desselben Autors Beitrag zum vorigen Jahrgang. Leistet sie auch nicht ganz das, was sie nach dem sehr viel versprechenden „Einleitungskapitel" erwarten läßt, so muß sie doch im ganzen, wie in vielen Einzelheiten als eine eigenthümliche und geschickte Erfindung, in welcher heitere und ernste Partien in angenehmer Weise miteinander wechseln und sich befriedigend zu einem Gesammtbilde vereinigen, bezeichnet werden. Die Zahl der darin auftretenden Personen ist keine geringe; aber es ist dem Autor gelungen, jeder derselben ein individuelles Gepräge aufzudrücken und sie mit Zügen auszustatten, daß wir an ihre Realität zu glauben und uns für sie zu interessiren vermögen. Am meisten gilt dies von dem trefflich gezeichneten Agenten Belguth und kaum im geringern Grade vom Oberkammerherrn und seiner Gemahlin, vom Regierungsrath und seiner Tochter Alice, von der Madame Hirsch Meier, von Konstanze, von den Gliedern der Amtmannsfamilie, vom Doctor Sterenthal u. a. Weniger befriedigt die Zeichnung des Doctor Ernest Schmidt und des Virtuosen Benno Schmidt. An jenem ist die Starrköpfigkeit, an diesem die Aufdringlichkeit nicht naturwahr genug gestaltet, um nicht merken zu lassen, der Autor schildere sie nur so, weil er sie für seinen Plan gerade so und nicht anders braucht. Der Gedanke, die beiden Personen, welche infolge gewisser Umstände Anwartschaft auf eine große Erbschaft und auf den Eintritt in eine adeliche Familie haben, so zu zeichnen, daß der rechtmäßige Erbe von dem ihm zugedachten Glück aus überspanntem Ehr- und Selbstgefühl, sowie aus einseitig demokratischen oder antiaristokratischen Principien schlechterdings nichts wissen will, während sein unberechtigter Rival als abenteuernder Glücksritter alles daransetzt, das ihm nicht gebührende, aber verführerisch genug zulächelnde Glück auf jeden Fall zu erwischen — dieser Gedanke ist zwar an sich gut und pikant und der Verfasser hat auch die Ausführung desselben mit vielen wohlerfundenen Zügen ausgestattet; aber nach unserm Dafürhalten hat er dabei doch nicht ganz den richtigen Ton getroffen, indem er sich die innern und äußern Conflicte beider Personen zu einem Ernst steigern läßt, der weder mit dem fast komischen Charakter jenes Grundgedankens, noch mit der heitern Lösung des Ganzen im Einklange ist. Eine ganz besondere Hervorhebung verdient die nicht nur sehr spannende, sondern auch durch andere Vorzüge sich auszeichnende Erzählung der Erfahrungen, welche der menschenfreundliche Doctor an dem Volk auf einer der Elbinseln bei Hamburg macht. Partien wie diese verleihen dem Ganzen ein reales Interesse, durch welches es eigentlich über den Charakter einer Novelle hinausgehoben wird, wie denn dasselbe überhaupt mehr auf den Namen eines Romans Anspruch hat.

Im allgemeinen gilt dies auch von der Erzählung Levin Schücking's: „Die Rheider Burg." Die Grenzen zwischen dem Roman und der Novelle sind zwar noch nicht endgültig festgestellt; nach dem vorherrschenden Sprachgebrauch jedoch wird jener Name in der Regel auf stoffreichere, complicirtere und in strengern Kunstformen sich abwickelnde, dieser dagegen gewöhnlich auf mehr durch Gedankengehalt anregende, einfachere und leichter gebaute Erzählungen angewandt, und hiernach ist die vorliegende Arbeit Schücking's mehr berechtigt, für einen Roman als für eine Novelle zu gelten. Das Hauptinteresse ist ein entschieden stoffliches, es gründet sich auf eine ziemlich verwickelte und gerade durch ihre ursprüngliche Unentwirrbarkeit spannende Verschlingung von Fäden, und dem entsprechend hat das Ganze auch eine kunstvoll angelegte und planmäßig durchgeführte Composition erhalten müssen. In letzter Beziehung dürfte der in Rede stehende Roman der beste des vorliegenden Jahrgangs sein. In seinen wesentlichsten Grundzügen erinnert derselbe an einen

frühern Roman Schücking's, nämlich an sein „Stiftsfräulein“, welches er, wenn wir nicht irren, später unter dem Titel „Eine dunkle That“ hat erscheinen lassen. Auch hier nämlich bewegt sich das ganze Interesse um die allmälige Enthüllung einer dunkeln That, und hier wie dort hat der Autor verstanden, den Leser solange als möglich in spannender Ungewißheit zu erhalten. In der Ausführung haben beide Romane trotzdem nichts miteinander gemein.

Das letzte Bändchen des Jahrgangs: „Vergangene Tage“ von Edmund Hoefer, bietet den Lesern drei kleinere Erzählungen. Die erste derselben: „Fräulein Else“, ist nicht nur die längste, sondern auch die beste. Zwar schmeckt sie ein wenig nach oft ausgebeuteten Romansituationen und Romanfiguren; aber trotzdem hat es der Autor verstanden, ihr eine poetisch stimmende und fesselnde Wirkung abzugewinnen. Dies gilt besonders von der ersten Hälfte. Die zweite enthält zwar noch eine sehr spannende Scene; übrigens aber ist sie entschieden matter und die den Schluß herbeiführende Lösung muß geradezu verfehlt genannt werden, da die Rettung der von Gefahr Bedrohten durch einen deus ex machina herbeigeführt wird und die Dissonanz zwischen Vater und Tochter trotzdem ungelöst bleibt. Die beiden folgenden Erzählungen: „Im Waldschloß“ und „Ein Schrei“, leiden daran, daß die einrahmende Erzählung für die eingerahmte nicht nur zu umfangreich, sondern auch zu anspruchsvoll ist. Der Autor bringt dadurch die letztere um ihre natürliche Wirkung. Am auffälligsten zeigt dies „Ein Schrei“. Hier erweckt die einleitende Schilderung des sein Leben erzählenden Seemanns und die Ausmalung der Nebenumstände, unter denen die Erzählung erfolgt, so hochgespannte Erwartungen, daß man von der Erzählung selbst kaum noch einen Eindruck empfängt, um so weniger, als die Verhältnisse, in denen sich die Geschichte bewegt, so wüste und die Elemente so roh sind, daß man schwer eine Sympathie dafür zu gewinnen vermag. In der Ausführung entwickelt der Autor gleichwol eine nicht unbedeutende Virtuosität für die Schilderung physischer und psychischer Kämpfe. 11.

Notizen.

Zur Berichtigung in Betreff französischer Zustände.

Wir haben in der vorigen Nummer als einen Beleg für französische Ignoranz das „Buch der Wilden“ angeführt, aus welchem hervorgeht, daß dessen gelehrter Herausgeber und die übrigen an der Herausgabe des Werks zunächst betheiligten Notabilitäten kein Wort deutsch kennen und niemals deutsche geschriebene Schrift vor Augen gehabt haben müssen. Aber wir sind es der Wahrheit schuldig zu bemerken, daß die aufwachsende gebildete Generation in Frankreich eifrig bemüht ist, sich dieser Ignoranz zu entwinden und daß gerade deutsche Sprache und Wissenschaft bei ihr immer mehr Eingang finden. Die Regierung selbst trägt dafür Sorge, denn soviel wir wissen, sind bei jedem kaiserlichen Lyceum und bei den Militärschulen Lehrer für die deutsche Sprache und Literatur angestellt. Wir selbst erhielten vor kurzem erst einen deutsch und in deutscher Currentschrift geschriebenen Brief eines jüngern französischen Alterthumsforschers, eines Herrn B. in Evreux, der eine Nachfrage nach einem sich auf der leipziger Rathsbibliothek befindlichen Manuscript enthielt und bis auf einen einzigen Fehler sowol in orthographischer als grammatikalischer Hinsicht vollkommen correct geschrieben, auch recht gut stilisirt war. Nachdem wir dem wackern Professor der deutschen Sprache und Literatur am kaiserlichen Lyceum zu Evreux, German Märner, in einem gelegentlichen Briefe unsere Verwunderung darüber ausgesprochen hatten, schrieb uns derselbe: „Herr B. ist ein geborener Franzose, der in nicht ganz sechs Monaten das Deutsche von mir so weit erlernt hat, daß er es ziemlich fertig spricht und fast ohne Fehler schreibt. Ich habe hier unter dem Richterstande noch fünf Schüler, die es in demselben Zeitraum noch weiter als er gebracht haben. Der Franzose lernt seit einer Reihe von Jahren beinahe ebenso fleißig deutsch, wie man bei uns französisch lernt.“

Noch einen andern Punkt möchten wir hier berühren. Wir haben in derselben Nummer von den Symptomen von Unsittlichkeit gesprochen, die sich in der französischen Kunst und Literatur offenbaren. Wir haben aber schon in dem obigen Aufsatz über das deutsche Lustspiel hervorgehoben, daß es in sehr vielen deutschen Lustspielen noch bei weitem roher und cynischer hergehe als in den französischen Stücken, die man der Frivolität zeiht. Wir hatten erst in der letzten Zeit Gelegenheit, auf der leipziger Bühne an einem und demselben Abend das französische Stückchen „Furcht vor der Freude“ von der verstorbenen Frau de Girardin und das Görner'sche Lustspiel „Eine Erzählung ohne Namen“ zu sehen, und wir müssen gestehen, daß, wenn man den Grad der Bildung, Sittlichkeit und Gemüthlichkeit bei beiden Völkern nach diesen Stücken beurtheilen wollte, das Urtheil entschieden zu Ungunsten des deutschen ausfallen müßte. Die Sitte ist in Frankreich feiner ausgebildet, und dadurch werden auch die Gefahren, von denen die Sittlichkeit bedroht ist, bedeutend gemildert. Die „Novellenzeitung“ führte jüngst eine Betrachtung von L. Kalisch über die französische Artigkeit an, worin es unter anderm hieß: „Ich habe in Paris oft Händel anfangen sehen; ich habe hier oft Menschen aus der niedrigsten Volksklasse im Zank beobachtet, aber sie haben sich gewöhnlich Witze, keine Grobheiten an den Kopf geworfen.“ Der Franzose, bemerkt Kalisch weiter, habe eigentlich nur zwei Phrasen, die er gewöhnlich im Zank anwende: „Vous m'ennuyez“ und „Vous m'embêtez“; der Franzose kenne eben nichts Schlimmeres als die Qualen, die man seiner Geduld bereite. Kalisch meint übrigens, die Frage, ob der französische Witz oder die deutsche Grobheit mehr Vorzüge habe, lasse sich leichter aufwerfen als beantworten. Wir für unsere Person stehen nicht an, die Grobheit für das zu erklären, was sie in den meisten Fällen ist, für ein Zeichen der Gemüthsroheit oder der unbehülflichen Geistlosigkeit, geben aber zu, auch ein Mann von Geist und Gemüth könne durch rücksichtslose Behandlung und grobe Zumuthungen so in die Enge getrieben werden, daß er zu dem deutschen Nationalmittel grober Entgegnung seine Zuflucht zu nehmen sich nicht zu schämen braucht. Wird man mit Kanonenkugeln beschossen, so reichen Spitzkugeln nicht mehr aus.

Redwitz und die nürnberger Presse.

Von dem Verfasser des Aufsatzes „Die Geschichtsverfälschung in den neuern historischen Dramen“ (Nr. 26 d. Bl.) erhielten wir ein Schreiben, worin derselbe uns für die Aufnahme des Aufsatzes seinen Dank sagt und dann fortfährt: „Wenn Sie in der Anmerkung erklären, daß Sie dem Aufsatz nicht durchweg beistimmen können, so ist mir dies keineswegs befremdend, da ich nicht erwartet habe, daß meine Ansichten sich unbedingter Anerkennung zu erfreuen haben könnten. Es genügt mir die theilweise Anerkennung der geschichtlichen Berichtigungen, für deren Zuverlässigkeit ich einstehen kann. Wer sich seit langen Jahren mit einem einzelnen Gegenstande, wie die Specialgeschichte von Nürnberg, in sorgfältiger Untersuchung beschäftigt, der muß vor einiger Galle aufgeregt werden, wenn er sieht, wie jeder Neuling, der zufällig eine unserer alten, meist ganz kritiklosen handschriftlichen Chroniken in die Hand bekommt, in derselben einen Schatz gefunden zu haben glaubt und auf ihre Gewähr hin irgendein Werk oder Werkchen in die Welt ausgehen läßt, wodurch die Confusion über die mittelalterlichen Zustände von Nürnberg immer ärger gemacht wird. Leider thun dies auch solche, denen man als geborenen oder wenigstens eingebürgerten Nürnbergern eine bessere Kenntniß der Verhältnisse zumuthen sollte, unter denen in neuerer Zeit niemand ärgern Unsinn, offenbare Unmöglichkeiten zu Markte gebracht hat, als ein gewisser ***, der vor drei Jahren ein Büchlein über Nürnberg geschrieben und für das Gesangfest einen kurzen Auszug aus demselben veranstaltet hat. Was Hr. von Redwitz in dieser

Beziehung gefehlt hat, ist gegen diesen Menschen ein peccadillo. Hier zu Lande wäre es aber unmöglich gewesen, der Stimme der Wahrheit gegen Redwitz Gehör zu verschaffen aus mehr als einem Grunde. Das einzige hiesige Blatt, das eine nicht radicale Färbung hat, außer dem «Correspondent von und für Deutschland», hat für Redwitz, der in Baiern zu der conservativen Partei gehört — er ist von altem fränkischen Adel und Katholik —, gleich von Anfang Partei genommen und sich dadurch bei ihm in besondere Gunst gesetzt; dem «Fränkischen Kurier» und dem «Nürnberger Anzeiger», rein demokratischen Blättern, die sich jetzt in das Gefolge des Nationalvereins begeben haben, waren die in dem Stück liegenden zeitgemäßen Tendenzen erwünscht, A. Kökert von Leipzig spielte recht gut, und so wäre man hiesigen Orts gesteinigt worden oder mit Charivaris begrüßt, hätte man eine laute Aeußerung gewagt. Der süße Pöbel, unser souveränes Volk, war über die maßen außer sich vor Freude. Aber auch die münchener Blätter würden gegen die geschichtliche Unwahrheit des Stücks, um der dichterischen Bedeutung des Hrn. von Redwitz willen, nichts als höchstens, wie gleich anfangs geschah, einige leise Bedenken und Zweifel kund gegeben haben" u. s. w. Im übrigen begegneten wir auch in Gottschall's Werke „Die deutsche Nationalliteratur" der Klage über die „tendenziöse Verfälschung des Mittelalters", deren sich Redwitz in „Amaranth" schuldig gemacht. Hierdurch bestätigt auch Gottschall den von uns wiederholt in d. Bl. geltend gemachten Grundsatz, daß man, ganz abgesehen von Redwitz und seinem „Amaranth", überhaupt die Geschichte nicht zu tendenziösen Zwecken irgendwelcher Art verfälschen dürfe. **H. M.**

Bibliographie.

Anakreon's Wein- und Liebeslieder in deutsche Lieder übertragen von C. Seiferheld. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 15 Ngr.

Blumenbach, R., Aussaat und Erndte. Vaterländisches Schauspiel aus der Zeit Friedrich Wilhelm's von Braunschweig-Oels, in vier Aufzügen. Hamburg. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Güth, J. S., Poligraphia Meiningensis, d. i. Gründliche Beschreibung der Uhr-alten Stadt Meiningen, bestehend in drei Büchern. Im Namen des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins neu herausgegeben mit Anmerkungen und Zusätzen von C. Schaubach. Meiningen, Brückner u. Renner. 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hauff, G., Liederstrauß. Stuttgart, Quack. Gr. 16. 21 Ngr.

Hopf, A., Marienblüthen. Danzig, Kafemann. 8. 20 Ngr.

Horowitz, L., Der Kozficer Magid oder die Polizei des Himmels. Eine Kriminal-Novelle. Zwei Theile. Pest. Gr. 8. 1 Thlr.

Jäger, A., Das goldene Kalb des neunzehnten Jahrhunderts. Heidelberg, C. Mohr. 8. 7½ Ngr.

Lang, W., Michel Angelo Buonarroti als Dichter. Stuttgart, Mäcken. Gr. 8. 24 Ngr.

Lemcke, C., Lieder und Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mejer, O., Einleitung in das deutsche Staatsrecht. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Perlenkranz spanischer Poesie. Aus Dichtern älterer und neuerer Zeit gesammelt und im Versmaße der Originale übersetzt von J. P. Schmitz. München, Lindauer. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Plautus', C. M., Trinummus. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von W. Wagner. Mit einem Vorwort von J. Classen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 10 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 2te Folge. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prochnow, J. D., Leben und Wirken von Johann Jakob Weitbrecht, weiland Missionar der englischen kirchlichen Missions-Gesellschaft zu Burdwan in Bengalen. Mit Weitbrechts Bildniß, 20 Holzschnitten und Karte. Berlin, Künzel u. Beck. 8. 28 Ngr.

Rinck, H. W., Vom Zustande nach dem Tode. Biblische Untersuchung mit Berücksichtigung der einschlägigen alten und neuen Literatur. Ludwigsburg, Riehm. Gr. 8. 1 Thlr.

Rußland unter dem Mikroskop. Von einem bekannten Unbekannten. Hamburg, B. S. Berendsohn. 12. 1 Thlr.

Schönhuth, O., Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz, mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. In Verbindung mit vielen Schriftstellern, die Illustrationen unter Leitung von A. v. Bayer, herausgegeben. 1ste bis 3te Lieferung. Lahr, Geiger. 12. à 3 Ngr.

Shakespeare's Gedichte. Deutsch von W. Jordan. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Smitt, F. v., Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812. Nach archivalischen Quellen. Mit 1 lithographirten Karte. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Stenographie als Eheprocurator. Posse mit Gesang von A. G. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 5 Ngr.

Strack, K., Feindseligkeiten der Franzosen gegen Deutschland. Ein Warnungsruf aus der Vergangenheit an die Gegenwart und Zukunft. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 Thlr.

Modernes Studententhum. Eine satirisch-didaktische Humoreske in miserabeln, dem Gegenstande angemessenen, Knittelversen vom Verfasser mehrerer unbekannter Werke, ci-devant Buchser. Berlin, H. Müller. Gr. 16. 5 Ngr.

Ueber Sclaverei, Sclaven-Emancipation und die Einwanderung „freier Neger" nach den Colonieen. Aufzeichnungen eines Weitgereisten. Bremen, Heyse. 8. 10 Ngr.

Venedey, J., Georg Washington. Ein Lebensbild. Freiburg im Br., Wagner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Virchow, R., Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen. Mit 3 Holzschnitten. Berlin, A. Hirschwald. 8. 12 Ngr.

Schottische Volkslieder der Vorzeit. Im Versmaß des Originals übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Waldau, A., Geschichte des böhmischen Nationaltanzes. Culturstudie. Prag. Gr. 16. 24 Ngr.

Winckler, W., In Egypten. Gedichte. 1stes Bändchen. Prag. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, K., Rede bei der Einweihung des Lutherdenkmals zu Möhra. Gehalten am 25. Juni 1861. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Beamtenthum in Oesterreich. Eine social-politische Schrift. Geschrieben im Frühling 1861. Wien, Förster's artistische Anstalt. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutschland und die Reformation. Eine Beleuchtung historisch-politischer Anschauungen der H.H. von Ketteler und Dr. Seitz. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Funkhänel, K. H., Ueber Erziehung der Jugend zu Vaterlandsliebe und Gemeingeist. Eine Schulrede. Eisenach, Baerecke. Gr. 8. 2 Ngr.

Griesemann, C., Unsere Gegenwart und Zukunft. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 4 Ngr.

Jerwitz, W., Dresd'ner Vogelwiesen-Buch. Illustrirter großdeutscher National-Kladderadatsch auf die höhere Bummelwoche von anno 61. Dresden, Klemm. Gr. 16. 3 Ngr.

Rheinins, P., Wird durch die Mainz-Darmstädter Convention der confessionelle Friede gefördert? Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmidt, K., Das Ideal des deutschen Lehrers. Rede zur Einleitung der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Cöthen gehalten. Langensalza, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Elfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

„Die Psalmen der Heiligen Schrift“ sind das neueste poetische Werk von Julius Hammer (dessen Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich“ bereits in elf Auflagen erschienen sind) und zwar ein größeres Werk, das schon seines Gegenstandes wegen besondere Beachtung finden wird: eine vollständige poetische und zugleich dem Urtext treu sich anschließende Nachdichtung der Psalmen. In der „Europa“ heißt es darüber: „Da Julius Hammer die Psalmen wieder in ihr altes Recht, den geistlichen Liederschatz der frommen Gemeinde zu bilden, einsetzen wollte, so mußte er die in ihnen vorwaltende Form des declamatorischen Arioso verlassen. Er hat den hebräischen Rhythmus mit Recht durch den gereimten Vers ersetzt. Wie von ihm zu erwarten war, ist ihm der Ausdruck der Gottergebenheit und der Klage ebenso gelungen wie jener des heiligen Zorns gegen Gottes Feinde. Seine Umdichtung ist eine wahrhaft schöne poetische Gabe.“

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite gestellt worden.

Gleichfalls freundliche Theilnahme fanden seine in zweiter Auflage vorliegenden Dichtungen: „Zu allen guten Stunden“, poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

„Fester Grund“ kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

„Auf stillen Wegen“ ist der bezeichnende Titel von Gemüthsklängen, die allen, welche die frühern Sammlungen liebgewonnen, gewiß ebenso willkommen sein werden.

„Unter dem Halbmond“ wird den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie“ geht den Gedichten voraus. Levin Schücking sagt von ihnen, daß sie „mit Recht einer Reihe orientalischer Perlen verglichen werden können, so anmuthig, schön und glänzend ist die Mehrzahl von ihnen“.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte dieses Romans, mit dem Julius Hammer zuerst als Romanschriftsteller aufgetreten, ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Herzog von Gotha und sein Volk.

Ein Aufsatz von **Eduard Schmidt-Weißenfels**

nebst einem

Antwortschreiben des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.

Zweite Auflage.

8. Geh. 10 Ngr.

Die erste Auflage dieser Schrift war sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen und deshalb eine zweite Auflage nöthig. Die Schrift enthält eine interessante lebensfrische Schilderung des Herzogs von Gotha als Regent und Bürger, mit dem bunten Hintergrund des gothaischen Lebens und Volks, sodann aber ein Schreiben des Herzogs selbst an den Verfasser dieser Schilderung. Der Herzog spricht sich darin in eingehendster Weise über das Verhältniß zwischen ihm als Fürsten und seinem Volke aus. Dieses Schreiben hat nicht verfehlt, im Lande des Herzogs selbst wie auch überall in Deutschland Aufsehen zu erregen. Gerade in jetzigem Augenblick ist das Erscheinen einer solchen Beleuchtung und Kritik der politischen Grundsätze des populären deutschen Herzogs aus seiner eigenen Feder, eine solche Schilderung des Fürsten von seinem Land und dessen Leuten, von höchsten Interesse und wird dazu beitragen, die nach politischer Einheit und Freiheit strebende deutsche Nation mit dem innersten Denken und Empfinden eines ihrer hervorragendsten und edelsten Männer vertraut zu machen.

Soeben erschien bei Unterzeichnetem:

Die Schwächung der Generation durch die moderne geistige Treibhauszucht. Sammt andern Erziehungsgebrechen dargelegt von Falibor aus seinem Leben. Anhang: Ein Aufruf zur Gründung von Vereinen für naturgemäße Jugenderziehung. Zweite Auflage, vermehrt mit einer Sammlung gewichtvoller Aussprüche über den jetzigen Verfall der Jugend auf den Schulen. Preis 15 Sgr.

W. L. Athemann, Berlin, am Königsgraben 21/22.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. 8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 8. Cartonnirt 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 15. August 1861.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungsliteratur.

Hartwig. Pösche. Hansmann. Roßmäßler.

Dieser Zweig der schriftstellerischen Thätigkeit ist ungemein rasch und schön zur Blüte gekommen. Vor 30, 40 Jahren war er in Deutschland noch wenig gekannt; nur hier und da machten sich damals einige glückliche Versuche bemerkbar. Dagegen hatten sich die Franzosen, Engländer und Amerikaner schon viel mehr darin versucht. Wir konnten dieser neuen literarischen Rührigkeit unsern Beifall nicht versagen, indeß begnügten wir uns damit, die fremde Frucht in heimatlichen Boden zu verpflanzen und dieselbe durch gute Pflege zum Gedeihen zu bringen. In unsern Tagen ist die Sache eine ganz andere geworden, ja man kann recht gut sagen, sie hat sich geradezu umgekehrt. Die deutschen Naturforscher sind jetzt allgemein anerkannte Meister in der Kunst, ihr Wissen mundgerecht und werthvoll für das gebildete große Publikum zu verarbeiten; sodaß nicht blos ihre Landsleute mit besonderer Vorliebe nach ihren Werken greifen, sondern auch sogar Ausländer einen geistigen Heißhunger danach haben. Das Uebertragen der populären naturwissenschaftlichen deutschen Werke ins Französische, Englische, Holländische, Russische u. s. w. ist noch nie so lebhaft betrieben als eben jetzt. Der deutsche Gelehrte wird im Auslande bewundert und auch in der Heimat hoch geehrt, weil er sich so praktisch ins wirkliche Leben hineinarbeiten kann, weil er es nicht verschmäht, sich herabzulassen und seine Leser emporzuziehen, weil er in Wahrheit für seine Wissenschaft begeistert ist und andere zu begeistern die Geschicklichkeit besitzt. So belebt, gelenkig, beredt, so anziehend, belehrend wie der deutsche Schriftsteller der genannten Sphäre sich in der Gegenwart gibt, war er noch nie. Daher hat er sich auch einen literarischen Weltmarkt eröffnet, auf dem er den Ruhm einer ebenso gründlichen als zweckmäßig verwertheten Wissenschaftlichkeit erworben hat. Ich habe hier nur den Blick auf die Leistungen der Naturforscher gerichtet, weil die nachfolgende Besprechung eine solche Beschränkung nothwendig machte, indeß habe ich damit durchaus nicht aussprechen wollen, daß auf den übrigen literarischen Bahnen nicht Aehnliches oder Gleiches geleistet worden wäre. Die deutsche Gelehrsamkeit, Kunst und Gewerbthätigkeit hat sich überhaupt Bahn gebrochen, und jede hat sich auf ihre Weise eine hohe Achtung erworben.

Kann man nun nicht anders als mit großem Beifall auf diese populäre naturwissenschaftliche Schriftstellerei blicken, so verdient dabei auch noch ganz besonders erwähnt zu werden, daß dieselbe dem ruhigen Gange des ernsten Forschens und Schaffens der Gelehrten von Fach durchaus nicht Abbruch thut, sondern im Gegentheil viel dazu beiträgt, die im In- und Auslande schon längst errungene würdevolle Beachtung noch zu erhöhen.

Ich lenke jetzt die Aufmerksamkeit der Leser speciell auf einige neuere literarische Erscheinungen dieser Art, welche ganz dazu geeignet sind, das vorhin ausgesprochene günstige Urtheil zu rechtfertigen.

1. Der hohe Norden im Natur- und Menschenleben dargestellt von Georg Hartwig. Wiesbaden, Kreidel und Niedner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser hat sich schon einen sehr beachteten Namen gemacht durch sein „Leben des Meeres", und das vorliegende Werk ist ganz dazu geeignet, diese Aufmerksamkeit noch höher zu steigern und allgemeiner zu machen. Das Interesse für die Natur des hohen Nordens ist schon lange wach geworden im gebildeten großen Publikum, aber es war doch noch nie so aufgeregt als in unsern Tagen, wo die so lange erstrebte nordwestliche Durchfahrt endlich wirklich erforscht worden ist, und wo das Nachforschen über John Franklin's Schicksal die theilnehmenden Gemüther so lange in sorgenvoller Spannung erhalten hat. Es fehlt uns daher auch nicht an Schriften, welche dieses Thema für allgemein gebildete Leser passend behandelt haben. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur an Zimmermann, Wrangel, Castrén, Hermes und Kane, welche uns ein schauerlich wahres Bild von der eisigen Einöde, von der verkümmerten Natur der Pflanzen, Thiere und Menschen geben und dabei entweder selbst-

forschend oder blos beschreibend und sammelnd zu Werke gingen. Der Verfasser kennt die Polarnatur nicht durch eigene Anschauung, aber er hat dieselbe fleißig studirt aus den ausführlichen Berichten der kühnen Reisenden, die dort bald aus freiem Entschlusse, bald gezwungen sich aufgehalten haben. Er ist ein vortrefflicher Sammler eines umfangreichen belehrenden Materials und ein noch vortrefflicherer Bearbeiter dieses reichen Stoffs. Mit einer einfachen, wenig imponirenden Sprache führt er seine Leser in eine Welt des Schreckens, wo die kalte, nackte Wirklichkeit eigentlich alles vernichtet, was das Gemüth erwärmen und erfreuen kann; aber dennoch weiß er überall der Sache eine behagliche Gemüthsseite abzugewinnen, er weiß das Mitleid seiner Leser rege zu machen und sie auf den Ursprung der Begeisterung der Naturforscher hinzulenken, wodurch sie selbst begeistert werden für das Edle und Große und Schöne in der Menschennatur. Die Schilderungen sind oft schrecklicher Art, aber sie enthalten doch nie mehr als die reine Wahrheit, und dann fehlt es auch nicht an Reflexionen, welche geeignet sind, das Gemüth der Leser zu erwärmen und zu beruhigen.

Der Verfasser zerfällt sein Buch in 33 Kapitel, bespricht zunächst im allgemeinen die Natur der Pflanzen, Thiere und Menschen im Vergleich mit den klimatischen Verhältnissen der Polarregionen, geht dann über zur speciellen Beschreibung der Länder und Meere der Nordpolregionen, wobei derselbe, so oft es sich nur thun läßt, biographisch zu Werke geht.

Um nun den Inhalt des Buchs auch in seinen Einzelheiten zur Anschauung bringen zu können, wählen wir zunächst das dritte Kapitel aus, welches sich mit der Beschreibung von Spitzbergen, Bäreneiland und Jan Mayen beschäftigt. Hier erscheint die hochnordische Natur in einem erhabenen malerischen Gewande. Der Verfasser sagt:

Wenn der dichte Schleier des Nebels, der den Anblick des mächtigen Ufergebirgs dem behutsam sich nähernden Schiffer verbarg, sich plötzlich aufrollt, dann scheint es wie ein wunderbares Zauberbild aus den kalten Fluten des Arktischen Meers emporzusteigen. Wild und zerrissen steilen die 2—3000 Fuß hohen Felswände in den Himmel; hier in mächtigen Promontorien weit in die See hineinragend, dort tiefe Fjorden bildend, und der grelle Gegensatz von Licht und Schatten erlaubt dem Auge noch in meilenweiter Entfernung alle Umrisse des großartigen Bildes mit Genauigkeit aufzunehmen und zu verfolgen. Wo das nackte Gestein zu Tage liegt, erscheint es schwarz gegen den blendend weißen Schnee, der alle Aushöhlungen, Schluchten, Spalten und Thäler anfüllt und das Tageslicht mit solcher Kraft zurückwirft, daß seine weiten Lager wie im hellen Sonnenschein erglänzen.

Dann bespricht das Buch die wunderbar schönen Formen der einzelnen Berge, wovon die Insel den Namen erhalten hat, und geht nun zur Belebung des Bildes über. Als Barentz und Heemskerk die Insel entdeckten, erklommen einige muthige Matrosen die Felsen, um Eier zu sammeln, doch als sie wieder hinabsteigen wollten, sahen sie unter sich ein schreckliches Gewirr von spitzigen Steinblöcken, senkrechten Abgründen und gähnenden Schlünden. Der furchtbare Anblick erfüllte sie mit Entsetzen. Es war keine Möglichkeit, ihnen die geringste Hülfe zu leisten, und so sahen sie sich denn endlich nach langem Zaudern genöthigt, den gefahrvollen Rückweg zu unternehmen. Die entsetzlich geängsteten Menschen kamen zuletzt doch glücklich bei ihren Gefährten an. Ein holländischer Kaufmann büßte später bei einer ähnlichen Gelegenheit das Leben ein. Den genauern Aufschluß über diese Inselgruppe entnimmt der Verfasser aus den interessanten Notizen Scoresby's, des berühmten Walfischfängers.

Am 23. Juli 10 Uhr abends machte sich der berühmte Walfischfänger mit einigen Gefährten auf den Weg, um die noch nie von Menschen betretene Kuppe zu erreichen. Im Schatten des ersten Hügels zeigte das Thermometer + 2° R. Auf der Spitze desselben stieg es auf + 4° und am jenseitigen Abhange sogar auf + 5 und 6°, sodaß auf dem Gipfel des höhern Bergs, der wenigstens auf 3000 Fuß geschätzt wurde, die Mitternachtssonne noch die Kraft besaß, die Temperatur um einige Grade über den Gefrierpunkt zu erhöhen und rauschende Wasserbäche dem schneebedeckten Berghaupt entlockte. So abschüssig war die Seite des Hügels und mit so vielen losen Steingeröllen bedeckt, daß es nicht möglich war, in ruhigem Gange fortzuschreiten, sondern der Abhang springend oder laufend erklommen werden mußte, was eine höchst beschwerliche Arbeit war. Nicht weit von der Spitze des ersten Hügels lag ein Eis- oder Schneegürtel, welchen geraden Wegs zu übersteigen unmöglich war. Den Rand desselben einige hundert Schritte weit verfolgend längs abschüssiger Felswand, wo jeder Schritt einen Steinregen in die Tiefe warf, gelang es, eine nackte Kante zu erreichen, die glücklich zum Gipfel führte. Nach kurzer Rast, während welcher einige mineralogische Exemplare und die dürftigen Pflänzchen gesammelt wurden, die in den Felsritzen ihr kümmerliches Dasein fristeten, setzte man nun den Weg nach dem höhern Berge fort. An einer Stelle war der Grat, auf welchem sie wanderten, so schmal, daß Scoresby wie zu Pferde mit einem an jeder Seite hinabhängenden Beine, darauf sitzen konnte. Bis auf die Höhe war nirgends fester Felsengrund, sondern überall loses Gestein, zum Theil mit schwarzen Flechten bedeckt. Die verschiedenen Pflanzen (Steinbrech, Weiden, Löffelkraut und Riedgräser), die bis zur Höhe von etwa 2000 Fuß die kühnen Bergsteiger begleitet hatten, hörten von nun an auf. Als die Spitze erreicht wurde, berührte eben die Sonne den nördlichen Horizont und warf ihre Strahlen von unvermindertem Glanze auf die schneebedeckten Kuppen. Der abgerundete Bergrücken bildet auf dem Gipfel eine Platte von etwa einem Viertelmorgen. Nur die Südseite war zugänglich; die übrigen alle senkten sich steil in die Tiefe. Beim Besteigen lösten sich viele große Steine vom Abhange. Von Fels zu Fels springend, wirbelten sie bei jedem Anprall eine dichte Staubwolke empor, und zahlreiches Geröll mit sich fortreißend kam endlich das Ganze im tiefen Schneebette zur Ruhe, 2000 Fuß unter dem Punkte, wo sie zuerst sich lösten. Viele zerschellten in tausend Stücke, während radförmig andere auf dem Rande hinabrollten und obgleich auf einmal Sätze von einigen hundert Fuß machend dennoch unterbrochen die Tiefe erreichten.

Oben auf der Höhe genossen die beherzten Reisenden eine wunderbar schöne Aussicht. In der Nähe lagen Berg und Thal im wilden Gemische durcheinander und in der Ferne zeigte sich nichts als Himmel und Meer. Es war Mitternacht und doch schien die offene Sonne. Der Eindruck war ergreifend feierlich und wirkte um so mächtiger, als die ganze Lage überall Lebensgefahr zeigte und ahnen ließ. Das Hinabsteigen war entsetzlich, wurde aber doch glücklich vollbracht. Längs des Ufers der Insel fanden die Reisenden Renthier- und Walroßknochen, auch

menschliche Gebeine lagen zerstreut umher oder ruhten eingesargt in rohen Kisten. Verlassene russische Hütten mit Vogel- und Fuchsfallen und anderm Geräth fanden sie auch, aber keine Spur von Bewohnern. Das lebhafteste Interesse erweckte aber bei ihnen das Auffinden eines bereits in Fäulniß übergegangenen todten Walfisches, ein Fund, der noch immer seine 400 Pf. St. werth war.

Als der erste Einschnitt gemacht wurde, sprang das Oel wie ein Springbrunnen heraus. Es war eine langsame schwierige Arbeit, den werthvollen Thran an Bord des Schiffs zu schaffen, da dasselbe wegen der gefährlichen Natur der Küste zwei englische Meilen weit vom Ufer liegen bleiben mußte. Nachdem fünf Bootsladungen in Sicherheit gebracht waren, änderte sich plötzlich der Wind, sodaß das Schiff weit vom Ufer wegtrieb und das Boot die größte Mühe hatte, es wieder zu erreichen. Die halbe Mannschaft war unterdessen am Lande geblieben und konnte erst am folgenden Tage wieder abgeholt werden.

Auf der Ostküste fanden sie das Land zugänglicher und geschützter für die Fahrzeuge, sie entdeckten die zwei Meilen breite Magdalenenbucht, welche später mehrfach von den arktischen Forschern benutzt worden ist. Hier ankerten unter anderm auch die Dorothy und der Trente, die 1818 unter Buchan und dem später so tragisch berühmt gewordenen Franklin direct nach dem Nordpol steuern sollten. Der Verfasser theilt unter andern Eigenthümlichkeiten dieses öden Eilandes auch noch die Geschichte seiner ersten Entdeckung und der Versuche, es für Menschen bewohnbar zu machen, mit.

Das siebzehnte Kapitel widmet der Verfasser der Lebensbeschreibung eines in jeder Beziehung achtungswerthen deutschen Naturforschers. Dies ist Georg Wilhelm Steller, der 1709 zu Winsheim in Franken geboren war, Medicin studirt hatte und sich später als Arzt zur russischen Armee begab, als dieselbe Danzig belagerte. In Petersburg wußte er sich durch sein gediegenes Wissen eine solche Beachtung zu verschaffen, daß man ihn zum Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ernannte und nach Kamtschatka sandte, um die Natur dieses Landes zu erforschen. Als er diese Aufgabe zur völligen Zufriedenheit der kaiserlichen Regierung gelöst hatte, bat er 1740 um die Erlaubniß, den Kapitän Spangberg auf einer Reise nach Japan begleiten zu dürfen; doch ehe die Antwort eintraf, ließ er sich durch Bering bereden, an dessen zweiter Entdeckungsfahrt gen Norden theilzunehmen. Diese Reise hatte zunächst den Zweck, manche Fragen, welche bei der 1730 ausgeführten Nordfahrt unbeantwortet geblieben waren, zu lösen. Man wußte noch nicht, ob Kamtschatka im Norden mit Amerika zusammenhänge, oder wie groß hier die Entfernung beider Welttheile voneinander sei. Zu dieser Expedition gehörten zwei Fahrzeuge, St.-Peter unter Bering's Commando und St.-Paul unter Tschirigow. Am 4. Juni 1741 verließ dieselbe die Awatschabucht unter unglücklichen Vorbedeutungen. Der Oberbefehlshaber Bering ging krank auf die Reise und war verdrießlich über eine Verzögerung der Abfahrt um einen ganzen Monat. Ein dichter Nebel trennte die beiden Fahrzeuge schon in den ersten Tagen des Unternehmens, sodaß Bering sich genöthigt sah, die ganze Reise allein zu machen. Am 15. Juli zeigte sich die hohe Gebirgsküste Amerikas. Man ankerte an der kleinen Insel Kaiak. Hier wäre nun eine reifliche Ueberlegung am Platze gewesen, ob man bei der schon vorgerückten Jahreszeit fortfahren sollte, das Land zu verfolgen, oder ob man überwintern und ein günstigeres Frühjahr abwarten, oder endlich wieder nach Hause reisen sollte. Die Berathung ward aber nicht gewünscht, sondern mürrisch nur der Befehl zum Einholen des frischen Wassers gegeben. Unserm Steller ward es rundweg abgeschlagen, als er darum gebeten hatte, mit dem zur Rekognoscirung ausgesandten Boote ans Land zu gehen. Der Verfasser gibt dann Steller selbst das Wort:

Man suchte mir erst mit Erzählung grausamer Mordgeschichten Angst zu machen, und weil ich erwiderte, daß ich niemals so weibisch gewesen, mich vor Gefahren zu fürchten, auch gar nicht rathen könne, warum man mich nicht nach dem Lande lassen wolle, da doch dieses mein Hauptzweck, Beruf und Schuldigkeit, auch mein fester Wille sei, der Krone wie bisher nach Vermögen zu dienen, so nannte man mich einen wilden Menschen, der sich auch nicht durch Bewirthung mit Chocolade, die eben damals in der Arbeit war, von Verrichtungen wolle abhalten lassen. Weil ich nun sah, daß man mich mit Gewalt zu unverantwortlicher Verabsäumung meiner Dienste zwingen wollte, so setzte ich endlich alle Achtung aus den Augen und betete ein besonderes Gebet, wodurch sich der Herr Commandeur sogleich erweichen ließ, mich mit den Wasserträgern, jedoch ohne die geringste Hülfe zuzugeben, nach dem Lande fahren zu lassen.

Die Nachforschung am Lande war kurz und ohne erheblichen Erfolg. Am 21. Juli erschien Bering gegen seine Gewohnheit auf dem Verdeck und gab Befehl zum Lichten der Anker und zur Weiterfahrt auf dem frühern Curs. Der neuentdeckte Continent ward nicht einmal eines Besuchs gewürdigt. Man erforschte nur die Lage und die Umrisse der kleinen genannten Insel. Die vielfachen Drangsale, welche die Expedition später noch erlebt hat, verschweigt der Verfasser, weil sie nicht eigentlich in das Bereich seines Hauptthemas gehören. Wir bemerken nur noch, daß Steller nach endlicher glücklicher Landung in Kamtschatka, Befehl erhielt, nach Petersburg zu kommen. Auf dem Wege dahin kommt plötzlich ein anderer Befehl, sich zu Irkutsk vor der Kanzlei zu stellen. Hier erfährt er, daß man ihn beschuldige, Pulver an die Grenzvölker Asiens ausgetheilt zu haben. Da wird er nach Sibirien geschickt. Nach einem Jahre erhält er die Freiheit, eilt nach Petersburg, aber schon in Moskau trifft ihn der Befehl, unverzüglich vor der Kanzlei zu Jakutsk zu erscheinen. Man schickt ihn abermals nach Sibirien zurück, weil er sich von schurkischer Verleumdung vor einem ebenso verdächtigen Gerichtshofe nicht zu reinigen im Stande ist. Ueber sein Ende berichtet der Verfasser:

An einem außerordentlich kalten Tage hielt die Wache an, um in einer nahe am Wege liegenden Schenke sich mit Branntwein zu erfrischen, und Steller, der in seinem Schlitten blieb und abwarten wollte, bis die Kosacken ihren Durst gelöscht, schlief ein, erstarrte und erfror. Er liegt bei der Stadt Djumen begraben, und kein Denkmal erinnert den durchreisenden Naturforscher, daß hier sein unglücklicher Vorgänger in der traurigen Ferne starb.

So entfaltet das Werk nach und nach immer mehr

naturgetreue Bilder des eisigen Nordens, die der Verfasser mit den Schicksalen und Heldenthaten der Menschen geschickt zu beleben und zu erwärmen weiß. Ganz vorzugsweise gelingt ihm dies aber bei den Gemälden der Nordpolreisenden. In übersichtlicher historischer Reihenfolge wird erst auf die Leistungen von Frobisher, Davis, Hudson, Baffin, John Roß, Parry, Franklin. Beechey, Dease und Simpson hingewiesen, worauf der Verfasser zu Franklin's unglücklicher letzter Reise übergeht und zuletzt mit einer edeln menschenfreundlichen Begeisterung alle die heldenmüthigen Anstrengungen bespricht, welche aufgeboten sind, um dem vermißten Helden zu Hülfe zu kommen, oder doch wenigstens Gewißheit zu erlangen über sein und seiner Unglücksgefährten Lebensende. Das Gemüth des Lesers wird durch diese Darstellung gehoben und beruhigt, es gewinnt die feste Ueberzeugung, daß hier sicher alles gethan ist, was Menschen zur Rettung der Menschen zu leisten im Stande sind. Aber das Herz wird dem Verfasser schwer, wenn er daran denkt, daß noch ein zweiter großer Reisender schon jahrelang vermißt wird, ohne daß es möglich war, etwas Bestimmtes über sein Schicksal in Erfahrung zu bringen. Er denkt an Eduard Vogel, an diesen ebenso vielseitig und gründlich gebildeten als kühnen Naturforscher Centralafrikas, und weiß auf die Frage: ob auch wol hier alles aufgeboten worden sei zur Rettung des Unglücklichen oder zur Erlangung der Gewißheit über seine letzten Erlebnisse? keine beruhigende Antwort zu geben! Ja es will ihm fast scheinen, als wenn dabei die Deutschen nicht innig, nicht begeistert genug empfunden hätten, daß es sich hier um das Leben und das Schicksal eines Deutschen handle! Sollte nur irgendwie ein Funken von Wahrheit in diesem Zweifel begründet sein, so wäre es hohe Zeit, daß wir uns rührten, damit daraus nicht ein Vorwurf erwachse, der unsern Patriotismus in einen unedeln Schatten stellen könnte. *)

Bei dieser Gelegenheit kommt der Verfasser auch auf die von M'Clure gemachte Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt und zu dem Auffinden der Spuren und Reliquien von John Franklin durch Rae. Von dem Erfolge der von Kapitän M'Clintock durchgeführten Expedition konnte im Buche noch nicht die Rede sein, weil derselbe erst nach dem Drucke desselben in die Oeffentlichkeit gelangte. Bei der Besprechung von Rae's Entdeckung sagt der Verfasser schließlich:

> Der verstümmelte Zustand einiger Leichen und der Inhalt der Kessel ließen nicht daran zweifeln, daß die Unglücklichen, vom Hunger gefoltert, noch vor dem Sterben eine schreckliche Kannibalenmahlzeit gehalten hatten. Silberne Löffel und Gabeln, ein runder silberner Teller mit der Inschrift: „Sir John Franklin K. C. B.", ein Stern des Guelfenordens, mit dem Motto: „Nec aspera terrent", und noch einige andere Gegenstände, die Rae von den Eskimos erhandelte, bekräftigten die traurige Kunde. So wußte man denn, wie ein Theil jener unglücklichen Seefahrer geendet hatte, doch manches Dunkel blieb noch unaufgeklärt zurück. Was war aus den Schiffen, was aus den Uebrigen geworden? Welche Schicksale hatten sie, nach so vielen Wintern, endlich zur Ruhe auf der kalten Erde geführt und ihren Wanderungen ein ewiges Ziel gesetzt? Wird es M'Clintock, der noch im vergangenen Sommer (1857) nach Boothien ausgelaufen ist, zwar ohne Hoffnung, einige der Verunglückten noch am Leben zu finden, doch wenigstens in der Erwartung, ihre sterblichen Ueberreste zur Bestattung in der heimatlichen Erde zu sammeln; wird es ihm, dem letzten Franklinsfahrer gelingen, einige dieser Mysterien zu lösen? Zürne nicht, o Genius des Nordens, und vergönne dem Helden, die edle Witwe wenigstens mit der Asche des unvergeßlichen Gatten zu trösten!

Wir haben jetzt eine Antwort.

*) Diese Worte wurden geschrieben, ehe noch von der Heuglin'schen Expedition die Rede war. D. Red.

2. Das Leben der Natur im Kreislaufe des Jahres. Seine heimischen Erscheinungen im harmonischen Zusammenhange dargestellt von Hermann Pösche. Braunschweig, Westermann. 1860. 8. 1 Thlr.

Dies Buch macht eine sehr wohlthuende heitere Wirkung auf seinen Leser. Der Verfasser bringt mit lebendigen frischen Farben die anziehendsten Gemälde des gesammten Naturlebens vor Augen, ist überall zu Hause, interessirt sich für alles und weiß dafür zu interessiren. Man hat nirgends über zu große Ausführlichkeit zu klagen. Alles ist rasch fertig und dabei doch klar und schön gesagt. Die besten Blüten der Naturwissenschaften hat der Verfasser emsig zusammengeholt, um daraus anlockende Sträuße und Kränze zu binden. Das ist es nun aber, was die Herzen eines großen Theils des gebildeten Publikums erfreut und befriedigt, darum wird es dem Buche sicher nicht an günstiger Aufnahme fehlen. Ein anderer Theil möchte allerdings noch etwas mehr haben; ihm wäre eine größere Ausführlichkeit, eine gründlichere Tiefe und eine Unterweisung zum Selbstziehen der herrlichen Blumen noch erwünschter gewesen; aber für diese ist das Buch weniger berechnet. Man kann es nun einmal nicht allen recht machen. Wir freuen uns, daß der Verfasser mit in den Kreis der geschickten deutschen Schriftsteller gehört, welche den einmal wach gewordenen Sinn für die große Natur beleben und begeistern können.

Im allgemeinen läßt sich der Inhalt des Werks als eine naturwissenschaftliche Beschreibung der vier Jahreszeiten bezeichnen. Bekanntlich haben wir schon eine solche und zwar eine vortreffliche von Roßmäßler, aber beide sind doch wesentlich voneinander verschieden, sodaß diese ganz vorzugsweise vom naturhistorischen, vom botanischen Standpunkte ausgeht, während jene auch noch die erleuchtenden Strahlen der Astronomie, Physik, Chemie und Meteorologie mit hinzunimmt. Uebrigens stimmen beide darin miteinander überein, daß sie ihren Gegenstand mit poetisch gehobener Liebe zur Natur auch ästhetisch vollendet zur Darstellung gebracht haben, sodaß sie sich auch vom Standpunkte der Kunst mit Thomson's und Haydn's „Jahreszeiten" in Vergleich bringen lassen. Was aber diesen Punkt betrifft, so können wir darauf nur untergeordneten Werth legen, denn wir haben in diesem Augenblicke nur einen naturwissenschaftlichen Maßstab zum Messen und Beurtheilen des innern Gehalts.

Das Werk zerfällt in fünf Abtheilungen, wovon der erste im allgemeinen die Erscheinungen des Himmels und

der Erde zur Anschauung und in einen ursachlichen Zusammenhang zu bringen sucht, während die vier andern sich speciell auf die vier Jahreszeiten beschränken, sodaß die charakteristischen Erscheinungen derselben in Bezug auf Sonne, Mond und Sterne, auf Luft, Wasser, Erde, auf Pflanzen, Thiere, Menschen zu abgeschlossenen Rundgemälden verarbeitet worden sind, und der Winter den Anfang macht.

Wir lenken nun die Aufmerksamkeit der Leser auf das vom Verfasser geschilderte Winterleben der Thiere:

Dem Winterschlafe der Pflanzen entspricht der Winterschlaf der Thiere, und wie jener der charakteristische Zug für das Winterleben der Pflanzen war, so dieser für das Winterleben der Thiere. Er hängt wie jener theils von den äußerlichen Einflüssen der winterlichen Natur ab, die wir im Vorhergehenden besprachen, theils sind aber gewiß auch innere Ursachen in Rechnung zu ziehen. Was die äußern Einflüsse betrifft, so sind Licht und Wärme, Luft und Nahrung die allgemeinen Lebensbedingungen für die Thiere..... Die Kälte ist jedenfalls die wesentlichste und wichtigste Ursache. Ihre Einwirkung auf die Winterschläfe ist zu auffallend. So wird der Winterschlaf bei den Insekten im allgemeinen bei steigender Kälte tiefer, und manche kommen an sonnigen Wintertagen aus ihrem Winterlager hervor. Freilich sind auch viele Winterschläfer, Amphibien und Säugethiere, im allgemeinen gegen bedeutende Kälte in hohem Grade empfindlich und werden durch sie sogar aus dem Winterschlafe erweckt oder getödtet. Dennoch ist eine gewisse mäßige Kälte Bedingung der Erhaltung des Winterschlafs, und sie lassen sich durch sie künstlich in den Winterschlaf versetzen, wie sie durch eine höhere Temperatur regelmäßig aus ihnen erweckt werden. So verfiel nach Brokow ein Igel im Eiskeller in einer Temperatur von $2\frac{1}{2}°$ R. Wärme in wenigen Tagen in den vollkommenen Winterschlaf, und doch war es Frühling, das Thier hatte den Winterschlaf eben erst durchgemacht, war vollkommen erwacht, hatte gefressen, hatte Futter neben sich liegen und war, wie die nachträgliche Untersuchung zeigte, vollständig abgemagert.

Auch in dem Nahrungsmangel findet der Verfasser wie alle Naturforscher eine mitwirkende Ursache zum Winterschlaf. Die schlafenden Insekten nähren sich von Pflanzenstoffen, wie die winterschlafenden Nager, Eichhörnchen, Hamster und Siebenschläfer, und da dies Nahrungsmittel im Winter ganz fehlt oder doch sehr kümmerlich dargeboten wird, so verschlafen sie die Zeit der Noth.

Die Fledermaus nährt sich fast nur von Abend- und Nachtinsekten, die sie im Fluge mit großer Geschicklichkeit schnappt, aber nicht gehend, nicht laufend. Wovon soll im Winter die Fledermaus sich nähren? Von Pflanzenkörnern? Da müßte man ihr erst die kleinen meißelartigen Schneidezähne, die Eckzähne, die kegelförmigen und schneidenden Lückenzähne, die spitzhöckerigen Backenzähne, mit einem Worte das ganze nur für Insektenfraß eingerichtete Gebiß des weiten Rachens nehmen.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Fledermaus es nicht verschmäht, ganz gegen die hier bezeichnete Natur auch Speck zu fressen; es ist besonders dem Landmanne schmerzlich genug bekannt geworden, daß diese wunderlichen Winterschläfer sich in Speckseiten einquartieren und dieselben selten eher verlassen als bis sie diese ganz ausgehöhlt haben.

In dem Abschnitt über den Frühling ist die Einwirkung dieser Jahreszeit auf den menschlichen Körper als eine sehr bedeutungsvolle dargestellt, weil hier das bildende Leben im ganzen Organismus am stärksten auftritt und daher auch am kräftigsten auf die Beseitigung aller krankhaften Punkte hinarbeitet. Was dann die Frühlingsarbeiten betrifft, so sind hier die Menschenhände ebenso vielseitig als umfangreich beschäftigt, und der Verfasser hat Noth, davon nur das Wichtigste zur Sprache zu bringen. Da diese Periode eigentlich den Naturanfang des Jahres betrifft und in der Urgeschichte aller Völker auch dafür genommen worden ist, so fallen in dieselbe die wichtigsten Religionsfeste. Der Verfasser sagt:

Das heiterste und freundlichste Fest im Jahre fiel bei den Alten zwischen den 1. bis 13. Mai, in die zweiten Zwölften. In der Zeit von den ersten bis zu den zweiten Zwölften feierten die Urahnen ihr Frühlingsfest, wie ja die Götter selbst in dieser Zeit durch ihre feierlichen Umzüge den Sieg des Frühlings verkündeten. Da aber der Frühling in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sehr verschieden eintritt, so konnte es nicht fehlen, daß die Frühlingsfeste zu sehr verschiedenen Zeiten gefeiert wurden. In Süddeutschland feierte man das Hauptfrühlingsfest bereits im Februar, am 22., oder am Fastnachtstage, am 1. März. In Schwaben und der Pfalz beging man es am 21. März oder zu Mitfasten (Lätare), anderwärts um Ostern und am 1. April, und in Norddeutschland sogar am 1. Mai oder zu Pfingsten, im skandinavischen Norden sogar um Johanni. Durch wechselnden Verkehr wurden später diese einzelnen Feste miteinander vermischt und manche ihrer Ueberreste finden wir darum oft heute an einem Orte vereinigt. Mit dem Februar haben wir also den Frühlingsfestkreis zu beginnen. Dieser Monat selbst war der Erdenmutter Gerda (Hertha) geweiht und noch heute heißt er der Monat, den die Frau regiert. Ihr zu Ehren wurde zu Lichtmeß (2. Februar), wo nach der Volkssage die Lerchen zu singen anfangen, die Lichter angezündet, die später, als die Kirche den Muttergottestag untergeschoben hatte, am Altare geweiht, als Schutzmittel gegen den Blitz und Zauberei betrachtet und dem Sterbenden zur Verscheuchung böser Geister in die Hand gegeben wurde. Darum ist Lichtmeßtag dem Landmann für das Wetter noch vielbedeutend, Sonnenschein zu der Lichtmeß verkündet viel Schnee, aber ein gutes Frühjahr; wir wissen ja schon, daß Frau Holle Beschützerin wie der Spinnerinnen, so auch des Flachsbaues ist, wie alle Witterungsfactoren außer dem himmlischen Lichte und der Wärme. Bedeutsam für den Cultus des Volks aber wurden die Frühlingseinzüge des Sonnengottes und der Erdgöttin. Wohl wurden diese Umzüge zunächst als ihre eigene Handlung angesehen. Aber das gesammte Volk nahm daran theil und so wurden aus den Umzügen der Gottheiten feierliche Aufzüge und Schaustellungen. Wol schirrte der Priester den Wagen der Nerthus und die Göttin begleitete ihn; das Volk aber, Haus, Dorf und Stadt, schmückte sich, um sie feierlich zu begrüßen, sie mit Gesang und Spiel festlich zu empfangen, und fröhliche Tage von Krieg und Arbeit zu rasten. Jetzt genoß man auch Speise und Trank reichlicher, während man in der Zeit der Vorbereitung und sehnlichen Erwartung des Kommenden jener Tage gefastet hatte. Aus diesen Umzügen sind die Carnevalsvermummungen und Aufzüge hervorgegangen und unsere abgeschwächten Maskenbälle. Bei den Carnevalsaufzügen spielt die Metzgerinnung eine Hauptrolle, weil während des Verweilens der fahrenden Göttin Opfer gebracht wurden.... Nächst der Vermummung spielen ebenso noch heute die Fastenspeisen, so z. B. die sogenannten Kräpfel, eine Hauptrolle. Die Sitte hängt mit großer Zähigkeit an dieser periodischen Speise, die gleichsam als diätetisches Bedürfniß der Natur erscheint. Ihre Beziehung zu den alten Opfermahlen steht darum auch außer Frage. „Wer zu Fastnacht keine Kräpfel backt, kann das Jahr nicht froh sein." Eine ähnliche Rolle spielen die Fische.

Man sieht, der Verfasser hat fleißig in Jakob Grimm studirt und kommt mit diesem zu der Ueberzeugung, daß man Winter und Sommer personificirt im Kampfe

ansah, wobei man während des Frühjahrs den Sieg für den Sommer, und während des Herbstes für den Winter günstig ausfallen ließ. Das Volk schaute zu und sang dann im Chore:

> Der Winter hat's verloren,
> Der Winter liegt gefangen,
> Und wer nicht dazu kommt,
> Den schlagen wir mit Stangen.

Aus diesen mitgetheilten Bruchstücken wird der Leser gewiß schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Buch mit viel Geist und Wissen abgefaßt worden ist und daß dasselbe mit Recht der nähern Beachtung empfohlen werden kann.

3. Kleinigkeiten in bunter Reihe. Bemerkungen und Betrachtungen über Gegenstände der Natur und Kunst. Von J. F. L. Hausmann. Zweites Bändchen. Göttingen, Dieterich. 1859. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir können der Verlagshandlung nur unsern Dank dafür aussprechen, daß sie diese Fortsetzung eines schon vor 30 Jahren begonnenen kleinen Werks gerade jetzt an die Oeffentlichkeit gebracht hat; denn obgleich sich seitdem fast alle wissenschaftlichen und socialen Verhältnisse sehr wesentlich umgestaltet haben, so enthält das Buch doch viel Belehrendes und Wissenswerthes, wofür sich eben in der Gegenwart eine reiche Klasse von gebildeten Lesern lebhaft interessirt.

Der Verfasser weilt nicht mehr unter den Lebenden; er ist bald nach dem Erscheinen dieses zweiten Bändchens gestorben. Er hat sich als Schriftsteller und als Lehrer der Hochschule zu Göttingen einen sehr beachteten ehrenvollen Namen erworben. Für die Berg- und Hüttenleute, sowie für die Mineralogen von Fach war er eine hohe Potenz, und in dieser Hinsicht legte auch die königliche Regierung zu Hannover viel Gewicht auf seine Vorschläge und Ansichten. Der Zustand der Bleibergwerke am Harz war in den zwanziger Jahren nicht der Art, daß er sich mit dem Aufschwunge der Bleigewinnung in Spanien messen konnte, deshalb ward Hausmann von seiner Regierung dazu bestimmt, nach Spanien zu reisen, um die Sache durch eigene Anschauung zu prüfen und dann Vorschläge zur Verbesserung im Vaterlande machen zu können. Diese Reise begann im October 1828, womit denn zugleich eine Wanderung durch Holland, Belgien, Frankreich und England verbunden wurde. Das was hierbei Spanien betraf, trat 1831 an die Oeffentlichkeit, und hierauf bezieht sich das erste Bändchen unsers Werks, worüber d. Bl. in Nr. 186 f. 1840 eine Besprechung gebracht haben. Der Verfasser selbst spricht in der Vorrede den Zweifel aus, ob das Buch nach so langer Unterbrechung noch Interesse besitzen möchte, beruhigt sich aber damit, daß Bemerkungen über die Natur der bereisten Länder nicht wohl veralten können, daß ebenso auch das Andenken der Personen von europäischem Rufe, mit denen er in Berührung gekommen sei, nie zu spät aufgefrischt werden könne, auch dürfte es nicht uninteressant sein, den jetzigen sehr rasch emporgeblühten Zustand mit dem frühern zu vergleichen. Im Fall dies Büchelchen mit Freundlichkeit aufgenommen werden sollte, beabsichtigte der Verfasser noch ähnliche Bemerkungen über die Reise nach Spanien nachfolgen zu lassen. Die freundliche Aufnahme fehlt nun sicher nicht, aber es ist der Verfasser selbst abgerufen, sodaß wir wahrscheinlich auf die Fortsetzung verzichten müssen, im Fall dieselbe nicht schon als fertiges Manuscript zwischen den hinterlassenen Papieren vorkommen sollte.

Dies zweite Bändchen ist in Form eines Tagebuchs zu einer Reise angelegt. Der Verfasser bespricht die Natur, die Personen und Sachen auf eine gemüthlich erzählende Weise, zeigt Sinn und ein waches Auge für alles, was dem Reisenden begegnet, und hält auch selbst einen guten Witz nicht unter seiner Würde. Von ganz ausgezeichnetem Interesse ist der Verkehr des Verfassers mit den damals lebenden bedeutendsten Männern der Wissenschaft. Wir können es nicht unterlassen, gerade auf diesen Punkt als den wichtigsten aufmerksam zu machen.

Wir geben nun dem Buche selbst das Wort, damit es sich bei den Lesern als ein lesenswerthes empfehle:

> Am ersten Tage in Holland habe ich mich in einem unausgesetzten innern Lachen befunden; denn der erste Eindruck, den die Häuser, die Fuhrwerke, die Trachten, die Sprache, die Sitten machen, ist für einen Deutschen ein komischer. Eine peinlich enge Karrete nahm mich in Delfzyl auf; ein Wagen aus dem vorigen Jahrhundert, an drei Seiten geschlossen, aber mit fünf runden Fenstern, vorn offen, in Riemen hängend, mit zwei Sitzen dicht voreinander und einem kleinen, in Riemen hängenden Brete als Kutscherbock. Es war nur eben für mich und meinen Koffer Platz im Wagen. Aber die Pferde waren gut genährt, mit blankem Geschirr, und der wackere Kutscher schonte ihrer nicht. Unbequem aber schnell ging es über die klirrenden Zugbrücken der kleinen Festung und dann auf dem höchst schmalen aus geschlagenen Backsteinen gemachten und daher ziegelrothen Wege gen Groningen weiter. Zur Linken ein langsam bewegtes Wasser mit Trekschuiten und mit Torf beladenen Fahrzeugen. Zur Rechten trefflich angebautes Marschland, mit Gärten und Häusern abwechselnd. Auch kleine Ortschaften. Alles wie geleckt; alles blitzernd und bläukernd. Die Häuser von Ziegelstein, entweder roth und weiß ausgestrichen oder auch mit Oelfarbe oder Theer ganz angestrichen; dabei die Fenster- und Thüreinfassungen hochgelb, die Thüren und Fensterladen hochgrün.

Doch wir wollen diese ziemlich allgemein gekannten Eigenheiten der Holländer nicht weiter verfolgen und uns auch nicht lange bei der Beschreibung der technischen Einrichtung der holländischen Ziegelbrennereien, Salzsiedereien u. s. w. aufhalten, sondern dem Verfasser gleich nach Paris folgen. Hier besucht er den weltberühmten Cuvier, mit dem er schon in Göttingen bekannt geworden war, wohin denselben eine Mission Napoleon's geführt hatte, ward ein fleißiger Gast der Cuvier'schen Soiréen, wodurch er Gelegenheit erhielt, mit andern großen Gelehrten dieser Weltstadt bekannt zu werden. Dem Baron Rothschild war Hausmann von Hannover aus empfohlen; dieser erwies ihm die Ehre, ihn zu einem großen Diner einzuladen, wobei er mit mehreren Gesandten und berühmten Männern bekannt wurde. Hier lernte er auch John Franklin und dessen liebenswürdige Gattin kennen, und er erzählt von dem erstern, daß derselbe damals keinen größern Wunsch gehegt habe, als noch einmal Gelegenheit zu

haben zu einer glücklichen Nordpolfahrt. Sehr interessant ist auch der Besuch der Akademie der Wissenschaften beschrieben; wir theilen etwas davon mit:

Das Gebäude der Akademie liegt am linken Ufer der Seine am Quai. Die Versammlungen finden in einem Saale der Bibliothek statt, der für die große Anzahl der Mitglieder und der gewöhnlich zugleich anwesenden Fremden ziemlich beengt ist. An der einen längern Seite des Saals befindet sich der Tisch, vor welchem der Präsident, jetzt Dulong, der Vicepräsident, jetzt Mirbel, und die beständigen Secretäre; Cuvier, Fourrier, nebeneinander sitzen. Ein sehr langes, durch jenen Tisch unterbrochenes Oval bildet die Tafel, an welcher die Sitze der Mitglieder sich befinden. Rings umher finden die Fremden einen Platz, und für Männer, welche man auszeichnet, stehen im innern Raum einige Stühle, sowie ein kleiner Tisch, der für diejenigen bestimmt ist, die, ohne zu Mitgliedern zu gehören, Vorträge halten. Fremde können durch Mitglieder den Zutritt erhalten. Ich wurde durch Cordier eingeführt und dem Präsidenten vorgestellt, worauf man mir die Ehre erzeigte, mir einen Platz im innern Raume anzuweisen, den ich jedesmal eingenommen habe. Als ich zum ersten male in den Kreis eintrat, bemerkte ich, daß aller Augen auf mich gerichtet waren, und ich erfuhr nachher, daß man mich für Franklin gehalten hatte, dem ich doch in keiner Hinsicht gleiche.... Während meiner Anwesenheit erregten besondere Aufmerksamkeit die Berichterstattungen von Thenard und Arago über angeblich fabricirte Demanten. Zwei verschiedene Personen hatten der Akademie angezeigt, daß von ihnen die Verfertigung von Demanten wirklich zu Stande gebracht sei. Die Producte des einen wurden in der Zeit, in welcher ich an den Versammlungen theilnahm, der Untersuchung unterworfen, bewährten sich aber nicht als wirkliche.

Man sieht, das Büchelchen gewährt reichen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung und kommt auch nicht zu spät, wie der Verstorbene fast gemeint hatte. Bei der Ankündigung des ersten Bändchens vor 30 Jahren rief der königsberger Rosenkranz aus: „Die Abhandlungen sind vortrefflich und musterhaft geschrieben, wahre Zierden unserer Nationalliteratur. Trefflicher Hausmann! wärest du doch ein Ausländer, wärest du doch erst durch schlechte Uebersetzungen eingewandert! ja dann würde man von diesen schönen Abhandlungen wissen!" Das ist ein charakteristisches Zeichen jener traurigen Zeit, wo die Uebersetzungsmanie in Deutschland so viele Köpfe verdreht und verschroben hatte. Was damals der Beachtung werth sein wollte, mußte vom Auslande kommen, es war ja sonst nicht weit her. Möchte doch diese schon mehrmals überwundene kranke Schwäche Deutschlands endlich auf immer geheilt und beseitigt sein.

1. Der Mensch und das Weltmeer. Eine Skizze von E. A. Roßmäßler. Leipzig, Brandstetter. 1859. Ler.-8. 10 Ngr.

Dieses Schriftchen soll eigentlich ein Ergänzungsheft zu einer zweiten Ausgabe des von unsern Lesern schon bekannten größern Werks „Das Wasser" sein und ist nur separat gedruckt, damit das Ankaufen erleichtert wird, und weil sein Inhalt ein specielleres Thema behandelt, wofür auch ein besonderes Interesse vorauszusetzen ist.

Wir kennen die gemüthvolle geistreiche Weise, mit welcher der Verfasser seine Leser erfaßt und einführt in das Bewundern und Erkennen der großen Natur. Er ist ein talentvoller Meister in der schweren Kunst, das Wissen zu einem Gemeingut des denkenden großen Publikums zu machen. Die vorliegende Skizze liefert einen neuen sprechenden Beweis für des Verfassers reiche Begabung. Sie ist den gebildeten Denkern und Freunden der Natur ganz besonders zu empfehlen. Man liest sie mit Vergnügen.

Das Buch gibt geistvolle Fingerzeige über die Bedeutung des Weltmeers im Hinblick auf den Culturgang des Menschengeschlechts; es beschränkt seine Betrachtung nur auf zwei Kapitel dieses inhaltreichen Stoffs. Zuerst wird des Weltmeers erziehende Kraft nachgewiesen; darauf folgt dann der Lehrgang, den das Weltmeer in seiner Civilisation des Menschengeschlechts genommen hat. Der Verfasser läßt sich hierbei von den tiefgedachten Anregungen leiten und beleben, welche Alexander von Humboldt im zweiten Bande seines „Kosmos" gegeben hat. Dadurch stellt er sich aber gerade auf den von unserm großen Karl Ritter so genial innegehaltenen Standpunkt der allgemeinen Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen. Der Verfasser schließt mit den Worten:

Groß ist überall das Weltmeer, und mächtig der Anstoß, mit welchem es das Menschengeschlecht vorwärts treibt auf der Bahn der geistigen und sittlichen Entwickelung; aber göttlich an Macht und Größe ist es doch nur dort, wo es, nicht in zufälliger, züchtigender Laune wie anderwärts, sondern wo es immer dem sich ihm Nahenden zuruft: nahe mir nicht, wenn du nicht für eine lange Zeit zu jeglicher Großthat bereit bist, die ich von dir fordern werde.

Zur Erkenntniß dieses Ausspruchs führt das Buch, von dem wir darum nur wünschen können, daß es recht viel gelesen werde.

Heinrich Birnbaum.

Biographisches.

1. Doctor Melchior von Ossa. Eine Darstellung aus dem 16. Jahrhundert von Friedrich Albert von Langenn. Leipzig, Hinrichs. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ernst der Fromme, Herzog von Gotha, nach seinem Leben und Wirken dargestellt in Wort und Bild von Karl Klaunig und H. J. Schneider. Leipzig, R. Weigel. 1857. Hoch 4. 3 Thlr.

Für die Richtung der Geschichtsforschung, welche Hr. von Langenn seit einer langen Reihe von Jahren mit so großem Verdienste insbesondere für die sächsische Geschichte eingeschlagen hat, mußte eine Persönlichkeit, die in den Urkunden und Ereignissen des 16. Jahrhunderts neben Christoph von Carlowitz, Ponikau, Mordeisen, Comerstadt u. a. oft und in rühmlicher Weise genannt wird, eine besondere Anziehungskraft haben. Auch ergab sich gar bald, daß die Biographie Melchior von Ossa's (Nr. 1) von neuem eine Gelegenheit darbiete, sich um die Specialgeschichte Sachsens sowie des Reformationszeitalters ein wesentliches Verdienst zu erwerben. Und der Entschluß, dieses Verdienst an die frühern anzureihen, ward einem Manne nicht schwer, der mit einer unermüdlichen Arbeitskraft die reinste Liebe zu seinem Vaterlande und die wärmste Anhänglichkeit an die Reformationszeit verbindet. Zur Ausführung des Entschlusses ward dem Verfasser, durch Stellung und Namen unterstützt, von allen Seiten die förderlichste Hülfe zu Theil, sodaß das Werk an Gründlichkeit so gut wie nichts zu wünschen übrig läßt. Was die Darstellung anbetrifft, so sind deren rühmliche Eigenschaften durch die frühern Werke des Verfassers zu bekannt, als daß es in dem vorliegenden Falle noch einer besondern Charakteristik derselben bedürfte. Gelegentlich sei noch bemerkt, daß der Verfasser das Verdienst in Anspruch nehmen darf, das Tagebuch von Osse's — diese Form des Namens kommt zumeist vor —

zum ersten male vollständig benutzt zu haben, was um der Eigenthümlichkeit willen, die dasselbe hat, z. B. eine sehr schwierig zu lesende Handschrift, nicht ohne große Mühe und Geduld ausgeführt werden konnte. Uebrigens befindet sich dieses Tagebuch jetzt im Besitze der königlichen Bibliothek in Dresden.

Melchior von Ossa, dessen Ahnherren ihren Namen von der in der Grafschaft Rochlitz liegenden Ortschaft Ossa führten und 1377 urkundlich beglaubigt auftreten, war sehr wahrscheinlich 1507 geboren. Seine Jugendgeschichte ist dunkel: gewiß ist, daß er die Rechte studirte und nachdem er einige Zeit Kriegsdienste gethan zu den Wissenschaften zurückkehrte und in Leipzig nach Erlangung der Doctorwürde Vorlesungen hielt. Bald aber trat er als Rath in die Dienste Georg's des Bärtigen, später als Kanzler in die des Kurfürsten Johann Friedrich; nach dessen verhängnißvollem Ausgange betraute ihn Moritz mit dem Amte eines Hofrichters zu Leipzig; unter dessen Bruder August beschloß er seine Laufbahn. Theils nun vermöge seines hellen Blicks, theils vermöge seines patriotischen Herzens, theils endlich wegen seiner amtlichen Stellungen konnte er das Verhängnißvolle seiner Zeit besser beurtheilen oder das Kommende sicherer voraussehen als viele seiner Zeitgenossen. Denn es konnte, um mit dem Verfasser zu reden, seinem Blicke nicht entgehen, daß sich mancher Schatten über des Reiches Hoheit und Macht lagerte. Mehr und mehr hatte der Stand der Dinge die bedeutendsten Fürsten Deutschlands zur Kräftigung ihrer selbständigen Macht eingeladen, man möchte sagen genöthigt. Die Steigerung, welcher das Recht der fürstlichen „hohen Obrigkeit" zuging, war beinahe zur vollendeten hohen Landeshoheit geworden, und wenn nach der Idee, welche das Reich verkörpern sollte, der Rechtsbereich der Fürsten sich allenthalben nach dem Reiche zu richten hatte, so blieb beinahe jetzt dem Kaiser als solchem nur das noch, was das Emporstreben reichsfürstlicher Selbständigkeit übrig ließ. Diese und ähnliche Betrachtungen und Wahrnehmungen umdüsterten das Herz des vaterlandsliebenden Mannes oft dermaßen, daß seine Aufzeichnungen zuweilen an das Mürrische grenzen, was um so weniger wunder nehmen darf, wenn man erwägt, daß von Ossa vermöge seiner juristisch-politischen Anschauung der Dinge nach unserm jetzigen Sprachgebrauche zu den gemäßigten Altconservativen zu zählen ist. Aber dieser Conservatismus machte den einsichtigen und vielerfahrenen Mann nicht im geringsten blind gegen die Gebrechen in Staat und Kirche; er beklagt und rügt sie mit aller Freimüthigkeit und mit demjenigen Ernste, welcher den Mann charakterisirt, dem das Wohl und Wehe seines Vaterlandes am Herzen liegt und der da weiß, wie viel davon fürstlicher Gewalt in die Hände gegeben ist. Von diesem Gesichtspunkte aus will insbesondere das sogenannte Testament von Ossa's betrachtet sein. Mit diesem Testamente hat es aber folgende Bewandtniß. In demselben Jahre (1555), in welchem von Ossa's Tagebuch in der Mitte eines Satzes abbricht, erhielt derselbe einen ehrenvollen Auftrag vom Kurfürsten August des Inhalts: er solle ihm seine Ansichten mittheilen, wie „eine gottselige starke rechtmäßige unparteiische Justiz in dem Kurfürstenthum und Landen erhalten, wie die Misbräuche abgeschafft und die Verzögerung der Sachen beseitigt werden möchten", mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, er möge „sein Bedenken, wie er die Sachen allenthalben befinde, unscheulich melden". In sehr kurzer Zeit entledigte sich von Ossa, der auf Frauenfels bei Altenburg in stiller Muse lebte, nur als Hofrichter aller Vierteljahre auf dem Rathhause in Leipzig bis 1557 erscheinend, dieses ehrenvollen Auftrags in einer Weise, daß die Schrift, die ursprünglich nur für den Kurfürsten bestimmt war, sich durch Abschriften vielfach verbreitete und theilweise auch ins Lateinische übersetzt ward. Der bekannte Thomasius gab von Ossa's rechtliche Bedenken, worunter eben das Testament zu verstehen ist (1717) mit einer Einleitung heraus. Und in der That verdient dieses Testament, welches man für jene Zeit ein Buch staatsmännischer Weisheit nennen kann, nicht blos als historische Erscheinung und Charakterzeichnung des 16. Jahrhunderts unsere Aufmerksamkeit, sondern auch darum ist es verdienstlich, daß uns die historische Wissenschaft dasselbe wiederum ins Gedächtniß zurückruft, weil Lehren und Wahrheiten in ihm enthalten sind, die auch für die Regierenden und Regierten unserer Tage ihren Werth und ihre Bedeutung nicht verloren haben. Aber noch von einer andern Seite läßt sich das sogenannte Testament von Ossa's, in welchem ebenso wol eine reiche Erfahrung als die innerste Seelenstimmung sich ausgeprägt findet, betrachten. Alle einsichtigen und patriotisch gesinnten Männer, welche im 16. Jahrhundert durch Wort oder Schrift in den Vordergrund treten, sind angesichts der Dinge, die sich entwickeln, von lebhafter Besorgniß für die Zukunft erfüllt, theils aus politischen, theils aus religiösen Gründen. Auch von Ossa läßt diese Besorgniß gar oft durchblicken und mahnt deshalb um so dringender bei verschiedenen Veranlassungen nicht allein zur Eintracht und zum Frieden, sondern auch zur Heilung aller Gebrechen und Schäden, die Fürsten, Obrigkeiten und Volk zum Unglimpf und zum Verderben gereichen.

Um nun unsern Lesern noch ein kleines Bild von der Schreib- und Denkweise des von Ossa vorzulegen, heben wir aus seinem Testamente folgende Stelle aus: „Hochmüthige, aufrührerische, heuchlerische, untugendhafte Leute sind im Regimente nicht zu dulden. Die wichtigsten Sachen sind durch die alten Räthe zu besorgen, sie fallen nicht so leicht als junge Leute in Affect, sind kaltsinniger, versucht und erfahren. Ein Alter redet oft im Rathe wenig Worte, bedenkt aber daneben viel Ursachen, die ihn dazu bewegen; dies macht junge Leute zuweilen frech, die vermeinen sie wollten viel weitläufiger, mehr und besser von Sachen reden, denn sie von den Alten gehört, und verstehen doch nicht, daß die Alten bereits solche der Jungen Bedenken in ihrem Sinn und mehr dagegen erwogen und was nach Betrachtung der Sache auf alle Orte auf dem Wetzstein oder der Probe, wie man zu sagen pflegt, geblieben, mit wenig Worten angezeigt haben, denn alte Leute beladen sich nicht mit weitschweifigen Worten, wissen viel und reden wenig. Daran sollen sich die Jüngern nicht ärgern. Langes Leben bringt Wissenschaft und Erfahrung, wie Aristoteles sagt, macht aber die Leute zu großer Arbeit und unnöthigen Reden verdrossen. Doch gebührt den Alten, die Jüngern geduldig zu hören und mit Lindigkeit zu unterweisen."

Der Ernestiner Fürst, unter dem Namen „Ernst der Fromme" bekannt, obwol unter den Vordersten in der Reihe derjenigen Regenten stehend, die ihren erhabenen Beruf im vollsten Maße erfüllten, hat gleichwol noch keine Biographie aufzuweisen, die seiner vollkommen würdig wäre. Denn das Bild, was Heinrich Gelbke in seinem Werke „Herzog Ernst I. der Fromme genannt" gezeichnet hat, wenn der Verfasser sich auch auf Acten und bewährte Druckschriften beruft, ist dennoch weder vollkommen wahr, noch scharf genug ausgeprägt, um die ganze Trefflichkeit dieses Ernestiners daraus erkennen zu lassen. Es ist aber unsers Bedünkens eine völlig getreue Charakteristik des Wirkens und Seins dieses Fürsten aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten: aus einem rein historischen und aus einem sittlichen Gesichtspunkte. Der rein historische lehrt uns an einem neuen Beispiele, wie fürchterlich tief der Dreißigjährige Krieg in die kleinsten staatlichen Kreise, in die innersten Eingeweide Deutschlands einschnitt und wie es deshalb kein Wunder ist, wenn diese Wunden gar nicht vernarben wollten. Als den moralischen Gesichtspunkt glauben wir es bezeichnen zu müssen, daß eine solche Biographie, wie die vorliegende ist, einen recht schlagenden Beweis liefert, wie herrlich es sei, wenn ein begabter Fürst sich seiner Regentenpflichten recht lebhaft bewußt ist und denselben nach allen Richtungen hin die gebührendste Rechnung zu tragen sich bemüht. Dergleichen Biographien eignen sich besonders zur Lectüre für gebildete Volkskreise. In diese Kategorie glauben wir auch die vorliegende rechnen zu müssen, um so mehr, da Illustrationen einzelner Scenen aus dem Leben des Herzogs Ernst versinnlichend dem Texte beigegeben sind. Der

um das Ganze rein wissenschaftlich und erschöpfend zu gestalten, dazu fehlte es dem Verfasser des Textes an Gelegenheit einer vollständigen Quellenbenutzung. Nachdem wir auf diese Weise Klaunig's Schriftwerk (Nr. 2) gekennzeichnet haben und nur noch hinzufügen, daß das Publikum, welches eine so populäre Geschichtslectüre liebt, sich durch seine Darstellung sehr befriedigt fühlen dürfte, wollen wir im Interesse unserer Leser eine längere Stelle mittheilen, die sich auf das Privatleben des trefflichen Fürsten bezieht, dem das rauhe Kriegshandwerk und die Roheit der Zeit den Sinn für Gottesfurcht und häusliche Religiosität nicht abgestreift hatten. Wir thun dies aus einem doppelten Grunde: einmal weil diese Stelle den Charakter unsers vorliegenden Buchs kennzeichnet, sodann weil sie ein Streiflicht auf das Privatleben einer Fürstenfamilie jener Zeit zu werfen geeignet ist. Dem Herzoge Ernst dem Frommen wurden 18 Kinder geboren, von denen ihn neun überlebten; der Familienkreis blieb deshalb immer noch ziemlich zahlreich. In diesem Kreise gab es eine strenge häusliche Andachtsordnung, aber nicht blos für die Kinder, sondern auch für die Aeltern geltend. Wir erzählen jetzt nach dem Verfasser. „Sobald Unsere geliebten Kinder", heißt es in einer betreffenden Verordnung, „so ihren Verstand so weit erlanget, daß sie morgens früh entweder vor sich aufwachen oder durch andere aufgewecket werden, sollen sie nicht stracks an irdische zeitliche Dinge gedenken oder aber mit andern davon anfangen zu reden, sondern ihres Herzens Gedanken zu Gott richten und ihm Dank sagen, daß er sie durch den Schutz seiner heiligen Engel die Nacht über behütet, und ihn daneben anrufen, daß er sie den Tag über vor allen Leibes- und Seelenschaden gnädiglich bewahren wolle. Wenn sie aufstehen und desgleichen abends, wenn sie sich niederlegen, sollen sie sich allezeit christlich segnen mit diesen Worten: «Das walte die heilige Dreifaltigkeit, Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist. O Herr Jesu Christe, in deine Hände befehle ich dir mein Leib und Seele, du hast mich erlöset, Herr treuer Gott durch dein theures Blut, davor sage ich dir Lob und Dank in alle Ewigkeit.»" Die Tagesarbeit wurde von ihnen ebenfalls mit Gebet und Gesang begonnen. Bisweilen wohnte der Herzog selbst diesen frommen Uebungen bei und bei besondern Gelegenheiten sprach der Hofprediger das Gebet. „Bei allen Betstunden sowol in der Kirche, als die im Gemach gehalten werden, sollen Unsere Kinder sich andächtig, aufmerksam und still erweisen, auch alle Ungeberde und anderes fremdes Beginnen und Gedanken und alles dasselbe, was bei dem Gebete übel anstehet, das verboten worden, ernstlich vermeiden." Durch Nachfragen sind dieselben zu erforschen, „ob sie sowol auf den Text selbst als den angeführten Nutzen fleißig Achtung gegeben haben". An dem öffentlichen Gottesdienste nahmen sie in Gemeinschaft mit ihrem hohen Aelternpaare regelmäßig theil; denn „bei der Versammlung der Gläubigen hat Gott versprochen mit allen Gnaden gegenwärtig zu sein und zu der Handlung seines heiligen Wortes und den hochwürdigen Sakramenten seinen reichen göttlichen Segen und Gedeihen zu verleihen. Dieweil aber Gott der Herr aller Heuchelei spinnenfeind und also auch übel damit zufrieden ist, wenn man nur mit dem Munde zu ihm nahet und das Singen und Beten verrichtet und ihn sonst blos zum äußerlichen Schein mit Anhörung seines Worts und Gebrauch der heiligen Sakramente dienet, das Herz aber fern von ihm ist: also wollen Wir, daß auch bei solchem hohen Werk sich Unsere geliebten Kinder christlich und Gott wohlgefällig erweisen. Sobald das erste Zeichen mit den Glocken zum Gottesdienst gegeben wird, sollen sich dieselben erinnern, welchermaßen durch solchen Glockenschlag sie Gott der Herr gleichsam aufmuntern lasse, herzlich zu bedenken, wie sie ihm bei der öffentlichen Kirchenversammlung mit Beten, Lesen, Singen, Anhörung seines heiligen Worts und dergleichen angenehmen Dienst leisten und sich im wahren Christenthum weiter anführen und stärken lassen sollen. Hiernächst sollen die, welche lesen können, in ihren Gemächern ein Gebet aus dem Hausbüchlein, Arnd's «Paradiesgärtlein» oder dergleichen Gebetbüchlein mit herzlicher Andacht lesen. Wenn ausgeläutet wird, sollen sie allerseits aus ihren Gemächern fein sittsam nach Unserer herzgeliebten Gemahlin Gemach sich begeben und Unsere geliebten Söhne vor demselben aufwarten, Unsere geliebten Töchter aber sich darin jedwede an ihren gewöhnlichen Ort mit kindgehorsamlicher Ehrerbietung verfügen, auch daselbst so lange stille stehen und alles Gewäsche, Ungeberden, Herumlaufen oder Gaffens, Winkens, Stoßens und dergleichen übel anstehende Dinge ernstlich meiden." Nun ging der Zug in die Kirche: voran die Söhne, dann die Aeltern, dann die Töchter. Während des Gottesdienstes war allen die herzlichste Andacht zur Pflicht gemacht. „Wenn nach vollendetem Gottesdienst Wir aus der Kirche nach Unserm Gemach Uns begeben, sollen Unsere geliebten Kinder auf vorgeschriebene Art und Weise, wie bei dem Kirchengehen vorher gemeldet, vor Uns die Söhne und nach Unserer herzgeliebten Gemahlin die Töchter gehen und sich alsobald in deroselben Gemach verfügen, auch insgesamt sich vor sich selbst erinnern, was in der Predigt vorgefallen und eher nichts anderes in Sinn oder sonst wirklich vornehmen, bis sie aus der Predigt erforschet worden." In solcher Weise feierte der Herzog die Sonn- und Festtage mit den Seinen. Wer möchte nun noch zweifelhaft sein, woher dem Herzog Ernst von Gotha der Beiname „des Frommen" geworden? Er war übrigens der neunte von 11 Brüdern, während sein berühmter Bruder Bernhard von Weimar die elfte Stelle von der Natur erhalten hatte. Ernst starb nach längerm Siechthum den 25. März 1675.

Karl Zimmer.

Zur Romanliteratur.

Der Sohn des Gärtners. Roman von **Philipp Galen.** Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. 8. 6 Thlr.

Die Mahnung, welche wir an den Verfasser auf Anlaß seines „Emery Glandon" richteten, für seine nächste Leistung ein weiteres Gedankengebiet oder mindestens neue Lebensstellungen aufzusuchen, scheint insoweit auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, als er in dem vorliegenden Roman uns auf einmal in den Kreis mehrerer fürstlichen Familien führt und so wenigstens den Beweis liefert, daß er auf dem durch kleinbürgerliche Schilderungen gewonnenen Ruhme nicht wie auf einem Schlummerkissen auszuruhen gedenkt. Indeß hat er sich doch von der einmal ihm eigen gewordenen Form der erzählenden Selbstbiographie nicht frei zu machen gewußt und scheint überhaupt aus dieser, die behaglichste Breite allerdings sehr begünstigenden Form sich nicht mehr loswinden zu können. So verfällt er denn auch hier wieder in den Fehler unendlicher Wortseligkeit und beschädigt sich selbst durch unmotivirte Kleinmalerei, welche die Spannkraft unserer Gedanken lähmt und den Leser oft ungeduldig macht. Er geht mit dieser Neigung ernsten Gefahren entgegen, und wir müssen, da er auf unsere Warnungen denn doch einiges Gewicht zu legen scheint, die Mahnung wiederholen, was er in der Feder hat, ernster zu prüfen, als er thut, und nicht ohne weiteres anzunehmen, daß alles, was darinsteckt, dem Leser auch angenehm sein müsse, seine Vorstellungen zu concentriren, sich Grenzen zu ziehen, der Logik des Stils Rechnung zu tragen und vor allen Dingen unter dem Gesichtspunkt des guten Geschmacks zu prüfen, ob seine Feder nicht auf Abwege geräth. Wäre dies hier geschehen, so würde er uns sicher so widerwärtige Darstellungen erspart haben, als sie der erste Theil dieses Romans in der Schilderung des Vaters seines Helden, als eines „Quartalsäufers", der Frau und Kinder thierisch mishandelt, und seines Lehrers Beau, eines Scheusals von Häßlichkeit und Schlechtigkeit darbietet. Denn wem, fragen wir, hat der Verfasser mit diesen Bildern Beifall abzugewinnen und welchem Leser von Takt und Geschmack hat er damit eine Freude zu machen gehofft?

Von diesen Mahnungen abgesehen, haben wir von der Leistung Galen's manches Lobende zu sagen. Die Erzählung stellt uns in Kurt Flemming, der für den Sohn des fürstlichen

Hofgärtners gilt, ähnlich wie in Fritz Stilling, einen Menschen dar, dem Wahrheit, Lauterkeit des Herzens und Ehrliebe über alles gelten, der wissentlich nie eine Lüge sagt oder ein Unrecht begeht, an Verstand nicht gerade stark, aber reinsten Herzens, sanften Gemüths, kurz eine anima di Dio, wie der Italiener sagt, und der durch eben diese Eigenschaften ein höchstes Lebensglück erringt, Gemahl einer heißgeliebten Prinzessin und Freund ihres Bruders, eines edeln Fürsten wird, deren getrennte Gemüther er versöhnt. Die Tendenz des Romans ist also durchweg zu loben. Kommt nun auch in dieser Erzählung schließlich alles wieder auf eine untergeschobene Kindergeschichte heraus, wie wir sie seit „Preciosa" und „Tom Jones" vielleicht zum tausendsten male erlebt haben, so führt uns der Verfasser doch Verhältnisse vor, die an sich auf Theilnahme Anspruch haben und mannichfache Lebensblicke eröffnen können. Kurt Flemming nämlich, der für den Sohn des fürstlichen Gärtners gilt, erlöst sich aus dem Elend des väterlichen Hauses dadurch, daß er die kleine Prinzeß Hildegard, freilich auf etwas unwahrscheinliche Art, vom Tode des Ertrinkens rettet, durch ihren Bruder Bruno in die fürstliche Familie aufgenommen und hier mit den fürstlichen Kindern erzogen wird. Mit Bruno durch ein inniges Freundschaftsband verknüpft, bezieht er mit diesem die Universität Göttingen, wo jener, in liberale Verbindungen hineingezogen, zu einem freisinnigen Prinzen und zugleich zum Repräsentanten des edelsten Menschenthums gebildet wird. Eben dies aber verfeindet ihn denn auch mit seiner Familie, sodaß das zerrissene Band eben nur durch Kurt, dessen Herzensideal Prinzeß Hildegard bleibt, schwach genug erhalten wird, während die letzte, einem ungeliebten und sittlich verdorbenen Fürsten vermählt, nach dessen Tode in der Fremde — Regentin seines Landes wird. Dieser Theil der Erzählung zeigt nun zwar, daß Galen seinen „Klüber" nicht besonders studirt hat, sodaß wir hier, wo er sich auf einem ihm ganz fremden Gebiete bewegt, viel Schwaches und Unwirkliches mit in den Kauf nehmen müssen: indessen unterhält er uns doch, wenn auch seine etwas wunderlichen Humanitäts- und Freiheitsideen nicht gerade einen großen Eindruck auf uns hervorbringen. Denn daß eine Fürstin wie Hildegard z. B. eine Kindesmörderin lieber begnadigt, als zum Tode verurtheilt, ist ziemlich natürlich; wenn der Verfasser aber die Sache so darstellt, als gäbe es in diesem deutschen Lande weder Gesetz noch Tribunal, sodaß alles Recht von dem Fürsten allein ausgehen müßte, so widerspricht dies nicht nur seinen eigenen freisinnigen Ideen, sondern ist auch unwahr und chimärisch. Wie dem nun auch sei, es ist dem Prinzen Bruno, der indeß Elsbeth, die Fürstentochter, geehelicht hat, gelungen, Kurt erst als Archivar, dann als Geheimrath bei Hildegard anzubringen, wo seine Herzensflamme denn zu neuer Glut erwacht. Er bringt es dahin, daß diese Gefühle leise erwidert werden, versöhnt endlich die stolze fürstliche Schwester dem Bruder, und empfängt, nachdem der letzte seine wahre Abkunft, als Erben der Grafen Wetterau entdeckt und enthüllt hat, seinen Lohn durch die Hand der Fürstin Hildegard, welche der Regierung entsagt, um die Gattin des Gärtnersohns zu werden.

Diese Skizze bietet Stoff und Inhalt genug dar, um ein mannichfaltiges und bewegtes Lebensgemälde zu entwickeln, von dem, wie der Verfasser es entrollt, nur zu bedauern ist, daß er durch allzu behagliche Breite und allzu häufige Rückkehr zu denselben Gedanken die Geduld des Lesers auf manche harte Probe stellt. Es ist um den guten Geschmack eine eigene Sache: er kann kaum erlernt werden und muß wol eigentlich angeboren sein; allein es bleibt immerhin merkwürdig, daß wir in der ganzen griechischen und römischen Literatur doch nichts antreffen, das als absolut „geschmackswidrig" im Sinne der Zeit zu bezeichnen wäre, wie dies bei sehr vielen Abschnitten dieses Romans geschehen muß. Durch Concentration, durch raschere Folge der Situationen und durch Beseitigung jener ungenießbaren Episoden hätte der Verfasser den Werth seiner Erzählung unverkennbar erhöht; allein er gefällt sich so sehr in Miniaturgemälden seiner Situationen, daß er beispielsweise einmal zehn Seiten braucht, um uns die Empfindungen Kurt's zu zeichnen, mit welchen er auf den Klingelzug der Fürstin wartet. Mit einem Worte, der Verfasser fällt überall in den großen Fehler, der Phantasie seines Lesers nichts zuzutrauen, ihr nichts, gar nichts zu überlassen und ihn damit zu einer überaus gefährlichen Unthätigkeit zu verdammen, während doch die Kunst des Erzählers, wie jede Amme schon weiß, gerade darin besteht, die „selbstthätige" Mitwirkung der Phantasie ihres Zuhörers immer neu anzuregen. Gilt dieser Vorwurf besonders dem ersten und dem letzten Theile dieser Arbeit, wo theils die Knabengeschichte Kurt's, theils seine Herzensleiden in allzu behaglicher Breite geschildert sind, so zeichnen dagegen die beiden mittlern Bände manche fesselnde und psychologisch bedeutende Situation. Der Kampf des liberalen, ja etwas demokratischen Prinzen Bruno mit seiner von solchem Greuel empörten Familie und Kurt's Zwischenstellung inmitten der streitenden Parteien ist an sich selbst und durch die Darstellung des Verfassers anziehend genug. Reizend und von lieblicher Reinheit ist das Verhältniß des Prinzen zu der Fürstentochter, die sein Weib wird, gemalt, und mit großer Spannung sehen wir dem ersten Zusammentreffen Kurt's mit seiner geliebten Fürstin nach langer Trennung entgegen, der keine zweite folgen soll. Bei solchen Anlässen fehlt dem Verfasser auch ein tief ergreifender Ausdruck nicht, der sein Talent bewährt und über die Mängel und Untiefen seines Stils hinweghilft. „Nur ein Gedanke", sagt er, „unter allen war angenehm, nur ein Bild war klar und ungetrübt. Es war der Gedanke an sie. Ich durchlief im Geiste ihr ganzes Leben, wie es mir vorschwebte. Ich sah sie als Kind, der Elfe gleich zwischen den Blumen des Schloßgartens spielen, ich hörte sie mit ihren Vögeln sprechen und ich sah sie in dem Wasser zwischen den Eisschollen versinken, denen meine Hand sie entriß. Dann aber wuchs sie in meiner Erinnerung schnell riesengroß und namenlos holdselig empor... Ich sah sie mit dem Zauber ihres Lächelns alle erfreuend und mit der Glut ihres in heiterster Bläue strahlenden Auges jeden verwundend und entzückend. Damals schien ihr ein wonnevolles Eden auf Erden bestimmt: sie war geliebt, verehrt von allen... Und jetzt? Würde sie auch jetzt noch die reine keusche Eva im unentweihten Paradiese sein? Hätte der versengende Strahl der Glückssonne" u. s. w.

Das vorstehende Fragment aus mehreren Seiten im Texte mag dem Leser zugleich als Probe dienen, wie der Verfasser Empfindungen in die Breite zu ziehen pflegt, die mit wenigen Strichen gezeichnet uns bewegen und befriedigen würden. Der dritte Theil ist zum großen Theil der Schilderung eines Landes gewidmet, in dem unter dem Fürsten, der Hildegard's Hand erhalten, die ärgste Misregierung waltet. Hier findet sich so ziemlich alles vor, was unsere Zeitungspresse als leckere Bissen für den modernen Liberalismus zuzubereiten und dem gläubigen Publikum aufzutischen pflegt. Prinzeß Hildegard ist nun berufen, diesen Augiasstall zu säubern; allein wir bekennen, daß wir dem Verfasser, der allerdings kein „Staatsweiser" ist, doch mehr Urtheil und mehr Einsicht zugetraut hätten, als er in dieser vielfachsten Widerspruch darbietenden Schilderung und in der Art und Weise bekundet, in der jene kranken Zustände geheilt werden sollen. Es reducirt sich nämlich alles auf die allergewöhnlichste Philister- und Bierhauspolitik, wie sie nur irgendeine schlechte Marktfleckenzeitung zu Tage zu fördern im Stande ist, und beweist uns somit, daß das Gebiet des Verfassers hier seine natürliche Grenze hat. Besser ist das Verhältniß unsers Kurt zu der geliebten Regentin gehandhabt, in welchem er allmählich vom Bibliothekar zum Rath, zum Vertrauten und endlich zum Herzensfreund emporsteigt, um am Schluß über alle seine alten und neuen Gegner zu triumphiren, die Aussöhnung mit Bruno zu bewirken und als anerkannter Graf Wetterau die Hand Hildegard's zu erlangen: Stadien, die in ihren gut motivirten Uebergängen den Leser angenehm — obwol etwas zu lange — unterhalten.

Indem wir nun unser Urtheil über diese neue Arbeit Philipp Galen's, der mit solchen nur allzu freigebig ist, zusammenfassen, wiederholen wir unsere Anerkennung für die alles Lobes würdige

Tendenz dieses Romans, die keine andere ist, als das Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten", zu illustriren; müssen aber bekennen, einmal daß er dies Thema gar zu oft wiederholt, und zweitens daß er alles, was seinem Satze: „der Mensch werde nur durch Tugend glücklich", widerspricht, gar zu leicht in Caricatur hinüberzieht und ihm das Gepräge des Gemachten und Unwahren aufdrückt. Dabei hält er weder im Guten noch im Bösen das rechte Maß, überläßt sich der Wortseligkeit und erlaubt seiner Feder, ohne Prüfung des „καλὸν καὶ ἀγαθὸν" zu sagen, was ihr gefällt. Sein Stil zeigt daher meist etwas Ermattetes und Schlummerhaftes, ermüdet den Leser und zeichnet das gerade Gegentheil eines gedankenreichen und von Ideen bewegten Schriftstellers. Der Leser wird, glauben wir, dies Urtheil bestätigen, und der Autor, meinen wir, kann über seine Strenge nicht klagen, wenn er sich der Mahnungen erinnert, die wir, neben größter Anerkennung seiner Leistungen, schon öfters an ihn gerichtet haben. Er ist im Besitz eines sehr achtbaren Erzählertalents, das seinen Culminationspunkt in „Fritz Stilling" und seiner launigen und harmlosen, aber doch tiefen und geistvollen Lebensanschauung erreichte; aber der Verfasser ist seitdem nicht gewachsen; er hat sich vielmehr nur wiederholt oder ist unter sein eigenes Niveau herabgestiegen. Was hieraus folgt, weiß er sich selbst zu sagen: es ist hohe Zeit, sich zusammenzufassen, neue Gedankengebiete zu suchen, seine Entwürfe zu studiren und seiner Feder — wo sie die alten und bekannten Wege einschlagen will — womöglich ein kräftiges Halt zu gebieten. Geschieht dies nicht, so sagen wir ihm voraus, daß er die Wege Holtei's und anderer ursprünglich guter Talente gehen wird. 4.

Hackländer'sche Festreiseberichte.

Tagebuch-Blätter. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1861. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die beiden Anfangszeilen aus Schiller's tiefsinnigem Gedicht „Kassandra":

> Freude war in Trojas Hallen,
> Eh' die hohe Feste fiel —

hätten diesen beiden Bänden als Vorspruch, die beiden letzten Zeilen aber:

> Und des Donners Wolken hangen,
> Schwer herab auf Ilion —

zum Nachspruch dienen können. Ein großer, ja der größte Theil dieser Reiseskizzen hat es nämlich mit kaiserlichen Festreisen zu thun, an welchen der Verfasser als Chronikant oder Historiograph theilnehmen durfte. Dahin gehört namentlich die Beschreibung der Feste, womit die Anwesenheit des österreichischen Kaiserpaars in Venedig celebrirt wurde, und die Schilderung der Kaiserreise in Ungarn im Jahre 1857. Welch ein Jubel! welche donnernden Eljenrufe! welche Illuminationen! Und das alles kam, wie der Verfasser versichert, aus dem Antriebe der reinsten, freiwilligsten Begeisterung! Das alles entsprang ausschließlich aus der unbezwinglichen Sehnsucht der Ungarn, die „ritterliche Gestalt" des jugendlichen Kaisers und Königs zu erblicken und der Kaiserin, „von deren Freundlichkeit, Güte und Schönheit sie so viel schon gehört", ihre Huldigung darzubringen! Bei Gelegenheit der Beleuchtung von Pesth und Ofen versichert der Verfasser: „Wie sehr hier die ganze Festlichkeit aus eigenem freien Antriebe des einzelnen hervorging, und wie sehr sich jeder bemühte, dem geliebten Kaiserpaar aus gutem Herzen seine Huldigung darzubringen, sah man an der stets wechselnden, stets eigenthümlichen Art, in der die einzelnen Häuser beleuchtet waren, einander überbietend an Glanz und Pracht." Ein andermal sagt der Verfasser: „Das war ein schöner Tag und man sah hier recht, wie freudig bewegt alles war, wie glücklich man sich schätzte über den Besuch des Kaiserpaars in Ungarns Hauptstadt." Er bedauert die Bevölkerung von Waitzen, daß ihr nicht die Freude zu Theil werden konnte, „auch ihre Kaiserin von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen, wodurch bei der wahrhaft rührenden Theilnahme, welche der hohen Frau, wo sie nur erblickt wird, entgegenjubelt, die Feste, bei denen sie fehlt, immer einen guten Theil ihres Glanzes verlieren". Der Volksjubel in der Nähe von Isaszeg gibt ihm Gelegenheit, abermals zu bemerken, man fühle wol, „daß der Ungar aus freiem Antrieb und mit herzlicher Gesinnung meilenweit gefahren und geritten ist, um das Kaiserpaar zu begrüßen, und wenn man ferner eine solche enthusiastische Begrüßung so oft wie wir mit angesehen, so muß man sich überzeugen, daß dergleichen aus gutem Herzen kommt und sich durch kein Mittel in Scene setzen läßt". Wie dagegen steht es jetzt in Ungarn? Sollte der Kaiser in den nächsten Jahren dieses Land wiedersehen, so geschieht es vielleicht an der Spitze eines Heeres, um dieselben Banderien zu bekämpfen, welche ihm 1857 säbelschwingend ihr Eljen entgegenriefen. Und was ist in Venedig den Kaiserfesten gefolgt? Nein, eine Kassandra ist Hackländer nicht gewesen, er hatte nicht nöthig, mit der Schiller'schen Seherin auszurufen:

> Nimm, o nimm die traurige Klarheit,
> Mir vom Aug' den blut'gen Schein!

Der Verfasser beschreibt auch die Feste, womit 1846 in Peterhof und Petersburg die Verlobung und Vermählung des Kronprinzen von Würtemberg mit der Großfürstin Olga celebrirt wurden. Auch da ist alles Glanz, Jubel, Fröhlichkeit, ohne daß Hackländer den fatalen „blut'gen Schein" erblickt hätte, den eine Kassandra gesehen haben würde. Wie die Flotte, in der ersten Reihe 18 Linienschiffe, in der zweiten 18 Dampf- und Segelfregatten und in der dritten eine Anzahl kleinerer Kriegsschiffe, im Feuer manövrirte, das war ein großes, imposantes, gewaltiges Schauspiel, welches eine Idee gab von dem, was diese Kolosse leisten würden, wenn es zum Zusammenstoß in ernster Seeschlacht käme. Und was haben sie geleistet? Sie haben sich hinter den Mauern von Kronstadt gar nicht hervorgewagt, während im Südmeer des Reichs eine ebenso stolze Flotte man möchte sagen durch feigen Selbstmord elend zu Grunde ging und eine für unbezwinglich gehaltene Feste nach einer Reihe verlorener Schlachten in Trümmer gelegt wurde! Ja,

> Des Donners Wolken hangen,
> Schwer herab auf Ilion!

Und die Wolken haben sich noch nicht verzogen; sie hängen so schwer herab auf Ilion wie nur jemals und die ganze Atmosphäre riecht erstickend nach Schwefel und Salpeter.

Dem Verfasser, und darin verdient er Glauben, obgleich oder weil er keine Kassandra ist, wurde es selbst etwas wunderlich zu Muthe, als er diese Blätter zum Behufe der Herausgabe wieder vornahm und durchsah. „Ihr Inhalt", sagt er in der Vorrede, „blickte mich so fremd an, daß ich mich besinnen mußte, ob ich denn auch dies alles wirklich gesehen und erlebt. Wohin ich schaute, zeigte sich gegen damals eine Veränderung, die eigentlich jede Vergleichung ausschließt. Nicht eine geringe Zahl von Jahren, nein, mindestens ein ganzes Menschenalter schien seitdem vergangen. Es zeigte sich auch hier, wie fieberhaft und aufreibend unsere Zeit ist, wie viel schneller sie uns alt, ich möchte sagen, wie viel älter sie uns werden läßt, als unsere Vorfahren. Was wir vor wenig Jahren sahen und erlebten, ist heute für uns schon so fern, wie unsern Vätern die Träume und Bilder ihrer frühesten Jugend waren. Wir wissen nichts mehr davon, und wenn sie dennoch einmal vor uns auftauchen, sehen wir verwundert und ungläubig sie an, wie Märchen und Sagen aus einem andern Jahrhundert, und wir fragen mit Trauer oder Zorn, weshalb das alles nichts mehr ist, nichts mehr sein soll als — etwas Vergangenes? So haben mich diese Blätter berührt, so biete ich sie meinen Lesern hier als Bilder aus einer Zeit, die wir alle erlebt, die so manche vergessen zu haben scheinen, und die doch so viel des Guten, Erhebenden und Schönen enthielt, das eines steten und treuen Erinnerns werth bleibt."

Wir geben dies gern zu, obschon bei diesem „Guten, Erhebenden und Schönen" auch viel poetische Luftspiegelung und subjective Sinnentäuschung mit untergelaufen sein mag; indeß

Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod —

wie Schiller's Kassandra sagt, die dann weiter noch ausruft:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

Wer sich also wie Hackländer seines Lebens freuen will, der hüte sich, in seine Tiefen zu blicken, wo jene bösen neidischen Dämone hausen, die plötzlich und unerwartet aus dem Abgrunde steigen, um über Nacht ein ganzes Schaugebäude von Glanz und Pracht über den Haufen zu stürzen!

Im übrigen sind nicht alle in dieser Sammlung enthaltenen Skizzen bloße Festberichte; der Verfasser schildert uns auch London und Paris, eine Reise über den St.-Gotthard und eine landwirtschaftliche Ausstellung in Wien. Aber auch die eigentlichen Festreiseberichte enthalten sehr vieles, was anziehend und wissenswürdig ist und mit den Festlichkeiten in keinem Zusammenhange steht, und wer das Leben und Treiben in Venedig und das so eigenartige und bunte Volksleben in Ungarn nebst dem Charakter des Landes, das der Verfasser bis Jaszberenv, Szegedin und Großwardein bereiste, kennen lernen will, der möge nicht unterlassen, diese Skizzen zu lesen; sie werden ihm Vergnügen und Unterhaltung genug verschaffen. Denn Hackländer besitzt in der That eine beneidenswerthe Gabe, die großen und kleinen Gegenstände des Lebens sorgsam zu beobachten, scharf aufzufassen und das, was er beobachtete, zwar etwas cavaliermäßig, aber auch liebenswürdig, anschaulich und wo es angebracht ist auch mit Gemüth darzustellen. Schilderungen wie die der Regatta in Venedig, der Beleuchtung der Mercerien, der Zusammenkunft mit dem alten Radetzki, des in Winterschnee gehüllten Venedig, des Weihnachtsabends in Venedig, eines Schiffsbrandes, eines Seemanövers, der pariser Boulevards, eines pariser Maskenballes, des londoner Straßenlebens, eines Abends in Vauxhall, der Husaren- und Csikosbanderien im tiefen Ungarn, des Volksfestes in Großwardein, der Theißfahrt u. s. w. — das sind alles Gemälde von künstlerischer Hand arrangirt, bis ins Kleinste sorgsam und dabei elegant ausgeführt und prägen sich durch Frische der Farben dem Gedächtniß rasch und so dauernd ein, daß man sie, auch nach beendigter Lectüre, noch alle lebendig vor sich hat. Uns persönlich waren sie noch alle gute und liebe Bekannte, da wir sie früher in Zeitungen und Journalen, die meisten wol in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit Vergnügen gelesen hatten. Und dieses Vergnügen fanden wir bei der Lectüre dieser Sammlung kaum gemindert. Das Unbedeutendste in dieser Sammlung ist wol die Beschreibung der russischen Brautfahrt und ihrer Festverbrämungen.

Dynastien und Regierungen hören gemeinhin nicht auf die Warnungsstimme einer Kassandra; aber meist auch nicht die Völker; auch sie suchen sich zu betäuben und glauben so ewig fortleben und fortjubeln zu können; nur ist bei ihnen weniger officieller Trug, weniger anbefohlene und vorschriftsmäßig organisirte Heuchelei. Als Hackländer von einer der obern Logen des großen Opernhauses in Paris mit einigem Schauder in das wüste und tolle Maskentreiben da unten hinabblickte, lehnte neben ihm ein Pompier, ein ältlicher Mann, der, als Hackländer einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte, ganz ruhig bemerkte: „Ah, oui monsieur! mais où finira ça?" Das war die Kassandrastimme für das Volk, aber der wilde gotteslästerliche Lärmen verschlang sie.

Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion!

H. M.

Frankreich und Deutschland.

Die Franzosen in Deutschland. Historische Bilder herausgegeben von Adolf Tellkampf. Hannover, C. Rümpler. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Thatsachen sprechen eindringlicher als die beredtesten Worte und in einer Zeit wie die gegenwärtige, wo man dringender denn je wünschen muß, das patriotische Gefühl der Nation geweckt zu sehen, wirkt vielleicht nachdrücklicher als alle Mahnrufe eine Vorführung der Bilder des Unglücks, welches Deutschland dem Mangel jenes Gefühls zu danken gehabt hat, eine lebhafte Erinnerung an die Wunden, die ihm, dank seiner Zersplitterung, im Laufe mehrerer Jahrhunderte geschlagen werden durften. Der Herausgeber bezeichnet dies auch als seinen Zweck, wenn er eine Schilderung der Unbilden liefert, die das deutsche Volk auf seinem eigenen Boden von den Franzosen erlitten hat. Er hofft von den geschichtlichen Bildern, die er dem Leser vorführt, „die Wirkung, welche eine treue und lebendige Darstellung verhängnißvoller Begebenheiten in der vaterländischen Geschichte auf jedes empfängliche Gemüth äußert: Erwärmung und Belebung des patriotischen Sinns und vor allem die Befestigung jenes Bewußtseins, daß nur Gemeinsamkeit des Handelns uns für die Zukunft gegen siegreiche Angriffe des alten Feindes mit gewissem Erfolge zu schirmen vermöge".

Durch eigene und fremde Worte rechtfertigt es der Herausgeber in der Vorrede, daß sein Buch, „statt ruhmreicher Erinnerungen der vaterländischen Geschichte zu wecken, vorherrschend das Gedächtniß schmachvoller Zeiten aus den Kämpfen mit Frankreich erneut", und wir können ihm nur beipflichten, wenn er eine solche Rechtfertigung für beinahe überflüssig erachtet. Der Römer entmuthigte seine Mitbürger keineswegs, als er ihnen die blutige Leiche der entehrten Lucretia zeigte, er feuerte sie dadurch vielmehr an, das Tyrannenjoch abzuschütteln.

Wir finden im vorliegenden Buche Auszüge aus den besten deutschen Geschichtswerken zu einem Ganzen aneinander gereiht, welches dem angegebenen Zwecke jedenfalls entsprechen kann, und in der That ein recht dringend zu empfehlendes Lesebuch für alle Volksklassen bildet. Während nun die Arbeit des Herausgebers keineswegs Rechtfertigung, sondern Dank verdient, wird die bloße Angabe der Namen der Historiker, deren Werken er den Inhalt entlehnte, jede Bemerkung über den literarischen Werth des Buchs überflüssig machen.

Der ganze Zeitraum, auf den sich dasselbe bezieht, umfaßt 300, ja 400 Jahre, wenn man von den im ersten Aufsatze nur kurz erwähnten 50000 Armagnaken beginnt, die Karl VII. von Frankreich dem Kaiser Friedrich als Hülfstruppen gegen die Schweizer schickte und die der Volkswitz „Arme Gecken" nannte. Von den 358 Seiten des Werks sind indeß nur 80 den frühern Jahrhunderten gewidmet, während das Treiben der Franzosen in Deutschland seit 1792—1813 den ganzen übrigen Raum in Anspruch nimmt. Der gesammte Inhalt zerfällt in folgende chronologisch geordnete 27 Abschnitte: 1) „Raub der Bisthümer Metz, Tull und Verdun"; ein Auszug aus einem unter gleicher Ueberschrift in Raumer's „Historischem Taschenbuche" von 1842 veröffentlichten Aufsatze von H. Scherer; 2) „Feldzüge und Friedensunterhandlungen der Franzosen in Deutschland gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs", aus Ranke's „Französischer Geschichte"; 3) „Verlust des Elsaß an Frankreich durch den Westfälischen Friedensschluß und seine Folgen", nach Scherer's Aufsatz im „Historischen Taschenbuche" von 1843; 4) „Der Raub Strasburgs", aus Ranke's „Französischer Geschichte"; 5) „Ludwig's XIV. Zerstörungskrieg am Rhein", aus Schlosser's „Weltgeschichte für das deutsche Volk"; 6) „Die Franzosen an den deutschen Höfen", aus Rühs' „Ueber den Einfluß Frankreichs auf Deutschland"; 7) „Der Marschall von Richelieu im Siebenjährigen Kriege", aus Archenholz' „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs"; 8) „Einnahme von Mainz im Jahre 1792", aus Häusser's „Deutscher Geschichte"; 9) „Besetzung Hannovers durch die Franzosen im Jahre 1803", aus Wachsmuth's „Zeitalter der Revolution" und

Pertz' „Leben des Freiherrn von Stein"; 10) „Napoleon in Ulm 1805", aus Wachsmuth's „Zeitalter der Revolution"; 11) „Auflösung des Deutschen Reichs mit Gründung des Rheinbundes", aus Häusser's „Deutscher Geschichte"; 12) „Preußens Niederlage im October 1806", aus Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts; 13) „Die Franzosen in Halle", aus Steffens' „Was ich erlebte"; 14) „Die Flucht der Königin Luise von Preußen", aus Adami's „Luise, Königin von Preußen"; 15) „Preußen nach dem Frieden von Tilsit", aus Beitzke's „Deutsche Befreiungskriege"; 16) „Der Congreß in Erfurt", aus Häusser's „Deutscher Geschichte"; 17) „Napoleon's Aechtung des Ministers von Stein", aus Pertz' „Leben des Freiherrn von Stein"; 18) „Die Dotationen französischer Generale und Minister"; 19) „Der Rheinbund unter Napoleon" und 20) „Das Königreich Westfalen", aus Häusser's „Deutscher Geschichte"; 21) „Die Befreiungskämpfe des Jahres 1809", aus Droysen's „Vorlesungen über die Freiheitskriege"; 22) „Die französische geheime Polizei", nach Venturini u. a.; 23) „Preußen zu Anfang des Jahres 1813", und 24) „Die Erhebung Preußens", aus Beitzke's „Deutsche Befreiungskriege"; 25) „Die Franzosen in Magdeburg"; 26) „Hamburg unter Davoust", aus „F. Perthes' Leben"; 27) „Ausgang der französischen Gewaltherrschaft", aus Droysen's „Vorlesungen über die Freiheitskriege". Der Herausgeber schließt, wie man sieht, die lange Reihe von Scenen der Trauer und Schmach mit einem tröstlichen Bilde.

Französische Historiker wissen natürlich nichts von den Scheußlichkeiten, die ihre Armeen, Führer wie Soldaten, zu allen Zeiten im Auslande verübt haben; sie wissen nur, daß sich ihre Truppen überall stets tapfer und artig benommen, und wenn sie sich ja einmal Excesse erlaubt haben, nun, so waren es doch keine barbarischen Excesse! Ueberblickt man all die unerhörten Greuel und Schandthaten, die das vorliegende Buch in so überreicher Fülle schildert, so nimmt es sich dagegen in der That höchst seltsam aus, wenn wir bei Thiers (in seiner „Geschichte des Consulats und Kaiserthums", bei Gelegenheit des Einmarsches der verbündeten Heere in Frankreich) die Bemerkung lesen: „In Franche-Comté, Elsaß, Lothringen, Champagne, Burgund, Flandern, herrschte Trübsal und Bestürzung. Die feindlichen und namentlich die preußischen Truppen verübten Grausamkeiten (atrocités), deren sich die französischen Armeen, obwol sie in eroberten Ländern oft beklagenswerthe Excesse begangen, niemals, wenigstens nicht in gleichem Grade, schuldig gemacht hatten." Gegenüber den schauderhaften Verwüstungen, Plackereien und Erpressungen, deren sich die Franzosen so oft und namentlich auch während der letzten Kriege in Deutschland schuldig gemacht hatten, wagt er es noch, von den „horribles exactions commises dans nos provinces" zu sprechen, worunter übrigens nichts anderes zu verstehen ist, als in ganz regelmäßiger Weise gemachte Requisitionen nothwendiger Lebensmittel u. dgl. Was es hingegen mit dem französischen Raubsysteme auf sich hatte, zeigt unter anderm auch der oben mitangeführte Abschnitt „Dotationen". Als man ihnen aber das schnöde Geraubte schließlich wieder abnahm, waren die Räuber naiv oder vielmehr unverschämt genug, sich für die Beraubten zu halten, und in gleicher Weise spricht Thiers im achtzehnten Bande seiner Geschichte von „Opfern", welche Frankreich im Jahre 1814 auf dem europäischen Continente gebracht, und von Entschädigungen, die es dafür habe beanspruchen können. Und doch wurden die Franzosen in den Jahren 1814 und 1815, weit entfernt für hundertjährige Unbilden bestraft zu werden, noch nicht einmal zur vollständigen Herausgabe des Geraubten angehalten!

Wenn es sich übrigens darum handelt, den Deutschen zu Gemüthe zu führen, was sie sich bereits von den Franzosen haben gefallen lassen und wessen sie sich von denselben zu versehen haben, so möchten wir weit dringender noch als auf die Kriegshändel und Soldatengreuel auf die moralischen Gifte hinweisen, womit sie an „des Reiches Eichenkern" genagt haben. Die ärgsten Erpressungen haben noch nicht so arg geschadet als z. B. die entsetzlich demoralisirende geheime Polizei, und wenn Deutschlands Städte und Dörfer in Asche gelegt wurden und das Blut seiner Söhne die Schlachtfelder düngte, war das angerichtete Unheil noch gering im Vergleich mit dem, was französische Moden, Sitten, Tanzmeister, Hofmeister und Bonnen in Deutschland angerichtet haben. Diese letztgenannten Erscheinungen, und nicht die Kriegsheere, sind von jeher die am meisten zu fürchtenden „Franzosen in Deutschland" gewesen. Der Herausgeber hat dies natürlich nicht übersehen, und es enthält namentlich der Abschnitt „Die Franzosen an den deutschen Höfen" einige darauf bezügliche Bemerkungen. Gleichwol können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der angedeutete Umstand etwas ausführlicher behandelt worden sein möchte.

Das vorliegende Buch ist, wie die oben vollständig angegebene Uebersicht des Inhalts zeigt, eine nicht sowol Blumen- als vielmehr Dornenlese, sofern es sich um den Inhalt handelt, aber eine Dornenlese aus historischen Werken von zum Theil classischer Geltung. Möge der Kranz, zu dem eine Anzahl werthvoller Bruchstücke hier vereinigt sind, in vollstem Maße das Gute stiften, was der Herausgeber damit bezweckte! 58.

Notizen.

„From the Fatherland."

Der in Deutschland residirende Engländer, dem wir die in Nr. 21 d. Bl. erwähnten harmlosen Mittheilungen über die „world of Weimar" verdanken, hat in einer neuern Lieferung von „Blackwood's Magazine" in einem Aufsatze „From the Fatherland", unter dem er sich wie in dem frühern mit „Tlepolemus" unterzeichnet, dem ganzen Deutschland seine Aufmerksamkeit zugewendet. Zuvörderst gedenkt Tlepolemus der Galanterie, welche die Deutschen dem Sonnenkörper dadurch erweisen, daß sie denselben zu einer weiblichen Person erhoben hätten, bemerkt aber zugleich, daß die Sonne diese Artigkeit nicht mit gleicher Höflichkeit erwidere. Denn die Gegend, wo er gegenwärtig seinen Aufenthalt habe, liege ungefähr in der Breite von Southampton, und doch habe diesmal der deutsche Winter von Ende October bis in den Mai hineingedauert. Dadurch würden die Deutschen genöthigt, den größten Theil des Jahres über in den Stuben und in künstlicher Wärme zu leben, und da das Holz bei dem Mangel an Waldungen theuer sei, so helfe man sich mit Steinkohlen, die doch nur ein nicht sehr reinliches Surrogat seien, halte auch außerdem Thüren und Fenster möglichst verschlossen, damit die kalte Luft nicht eindringe. Man beschränke sich auf den kleinsten Raum, in welchem man esse, wohne und schlafe, verdicke leider auch die Luft mit vielem Tabackrauch, und daher rühre es wol, daß ein so großer Theil der Bevölkerung bleiche aufgedunsene Gesichter habe und an „torpidity" leide. Der Deutsche bewege sich wenig in der freien Luft; für viele reiche ein halbstündiger Gang nach einer bekannten „Kneipe" und wieder zurück als Leibesbewegung hin. Wir wollen diese Behauptungen auf sich beruhen lassen, und nur bemerken, daß, wenn die Behauptung von den „sodden pallid looks" richtig ist, dieses Aussehen vielleicht zumeist von schlechter und unzulänglicher Nahrung herrührt, da in kinderreichen Familien mit schmalem Einkommen, und diese bilden in Deutschland die Mehrzahl, auf diesen wichtigen Gegenstand nicht viel verwandt werden kann, während man nach dem bekannten deutschen Sprichwort, niemand könne einem in den Magen sehen, lieber für gewisse Außendinge sorgt, welche geeignet sind, vor der Welt den Schein von Anstand oder gar Wohlhabenheit aufrecht zu erhalten. Anerkanntermaßen ist die englische Kost durchschnittlich eine kräftigere und ausreichendere, als die deutsche. Der Verfasser bemerkt weiter: „Die Erscheinung, daß fast ein ganzes Volk, welches eins der höchst gebildeten und höchst civilisirten auf dem Erdboden ist, sich so schwer zu rascher und energischer Handlungsweise entschließen kann, ist in physiologischer wie in psychologischer Hinsicht eine wunderbare Thatsache.... Die tiefsten und originellsten Denker der Welt sind, wenn es aufs Handeln

ankommt, die trägsten und unfähigsten." So habe Deutschland zwar die hervorragendsten Schriftsteller über die Gesellschaftswissenschaft und doch ertrage es Monopole aller Art, Verschiedenheit der Maße und Gewichte u. s. w. Dies rührt aber weniger von dem deutschen Phlegma her, welches eine Fabel ist, als von der deutschen theils angeborenen, theils zu dynastischen Zwecken künstlich unterhaltenen Uneinigkeit und nationalem Hadergeist. Dagegen erfreue sich das protestantische Deutschland der ungemessensten Freiheit im Aussprechen und Denken religiöser Ansichten, und er wolle keineswegs untersuchen, inwiefern dies vom Uebel sei oder nicht. Von diesem Punkt ist nur ein kleiner Schritt zu Betrachtungen über die politische Lage Deutschlands. In der dänischen Angelegenheit nimmt Tlepolemus, wie die meisten Engländer, für Dänemark Partei, indem auch er sich das Märchen hat aufbinden lassen, daß Preußen das Herzogthum Holstein für sich verlange. Trotzdem ist er für eine englisch-deutsche Allianz, indem er fürchtet, daß Frankreich sich des italienischen Heeres und der künftigen italienischen Flotte zu specifisch französischen Planen bedienen werde und daß überhaupt der von Napoleon angestrebten Verbindung aller romanischen Völker gegenüber die germanischen und skandinavischen zusammenhalten müßten. Er bemerkt weiter: „Es ist kein Zweifel, daß Deutschland in Betreff seiner materiellen Hülfsmittel hinter keinem andern Volke der Welt zurücksteht; jede seiner kleinen Hauptstädte ist in ihrer Art ein Centrum der Civilisation; und es ist nicht wohlgethan, Berlin oder Wien jedes besonders mit London oder Paris zu vergleichen, sondern alle deutschen Hauptstädte große oder kleine zusammen mit jeder der Monstrehauptstädte von Frankreich und England besonders. Was Deutschland, wenn es sich zur That erhebt, ausrichten kann, hat sich im Befreiungskriege 1813 gezeigt" u. s. w. Sei Deutschland vereint, so könne es ein Heer aufbringen, gewaltig genug, um Frankreich ins Gesicht lachen zu können; was die Disciplin, die Dressur, die Massenevolutionen der deutschen Regimenter betreffe, so ließen diese wenig oder nichts zu wünschen übrig, und sie würden in jeder Hinsicht es mit allen Truppen der Welt aufnehmen können, auch was die Ausdauer anlange, wenn nur die Zahl der alten Soldaten unter ihnen größer wäre. An einer Stelle versichert Tlepolemus, daß, während die Norddeutschen mehr den Engländern glichen, die lebhaften Münchener und Wiener mehr den Italienern und Südfranzosen ähnlich seien. Von den Münchenern kann dies wol weniger gelten als von den Wienern.

Die „Westminster review" über neuere deutsche Werke.

Die „Westminster review" brachte in ihrer Aprillieferung zwei ausführliche Artikel: „The life and letters of Schleiermacher", mit Zugrundelegung der von Frederica Rowan ins Englische übersetzten Briefe Schleiermacher's, und „The countess of Albany", gestützt auf das in Berlin erschienene zweibändige Werk von Alfred v. Reumont: „Die Gräfin von Albany." Der Verfasser des erstern geht auf Schleiermacher's persönlichen Charakter, seine Beziehungen zu Männern und Frauen, endlich seine Bedeutung für Theologie, Religion und religiöses Leben sehr ausführlich ein, und kommt zu dem Schluß: Schleiermacher verdiene „a high position for many years to come"; diese hohe Stellung würden ihm selbst viele von denen willig einräumen, die sich sonst mit seinen Arbeiten nicht befreunden und mit deren Resultaten nicht einverstanden erklären könnten. Der Aufsatz über die Gräfin Albany beschäftigt sich mit ihrem Lebensgefährten Alfieri ebenso sehr als mit der Gräfin. Der Verfasser bemerkt unter anderm: „Man kann nicht sagen, daß Alfieri ein großes nationales Drama geschaffen habe, obschon er der namhafteste Dramatiker ist, welchen Italien hervorgebracht hat. Wir verstehen unter nationalem Drama ein solches, welches die Besonderheiten des Volks widerspiegelt und eine Verkörperung seines Geistes ist. In diesem Sinne ist Shakspeare der eigentlich dramatische Dichter Englands, Racine derjenige Frankreichs, Calderon derjenige Spaniens und Goethe derjenige Deutschlands." Diese nationale Besonderheit der genannten Dichter, bemerkt der Verfasser, drückt sich vorzugsweise in der Wahl der Gegenstände und in der Art der Behandlung aus, und er führt dann fort: „Jeder von ihnen verhalf Wahrheiten zum Ausdruck, welche allgemeines Eigenthum geworden sind, aber sie kleideten sie in ein Gewand, das den Landesursprung verräth. Die charakteristischsten Stellen in ihren Schriften sind allerdings, auch wenn man sie übersetzt, noch charakteristisch, aber während dieses Processes verlieren sie doch die Hälfte ihres Werths, indem ihnen dadurch die volksthümliche Blüte verloren geht, welche sie denen empfiehlt, für welche sie bestimmt waren. Was dann noch übrig bleibt, ist trotzdem sicherlich immer noch genug, um allgemeiner Bewunderung und dauernder Zustimmung sicher zu sein. Die größten Dichter sind dies zugleich für ihre Landsleute und für die Menschheit; sie sind zugleich die Vertreter ihres Volks und die Häupter des Menschengeschlechts." Das national-italienische Element fehle nun, meint der Verfasser, Alfieri, und darum hätten seine Dramen auch keine allgemeinere Bedeutung. Villemain habe Alfieri mit Byron, Macaulay ihn in seinem „Essay on Byron" mit Cowper verglichen. Der Verfasser gesteht zwar, daß er auf Parallelen keinen Werth lege, da sie nichts bewiesen und bloße literarische Zeitvertreibe seien; solle aber verglichen werden, so möchte er den italienischen Dichter am liebsten mit Schiller vergleichen. Doch ist von den angeführten Vergleichspunkten höchstens der zutreffend, daß beide in ihren Dramen (Schiller aber doch nur in einigen) politische Grundsätze auszusprechen sich bemüht hätten. Doch ist der Verfasser vorsichtig genug, zu gestehen, daß in andern Punkten der Unterschied zwischen beiden ein sehr großer und dann die Ueberlegenheit Schiller's „most conspicuous" sei. Schiller habe zwar weniger vom Leben gewußt, es aber mit größerer Wahrheit und Einfachheit zu schildern verstanden. — In derselben Lieferung findet sich in der Rubrik „Contemporary literature" unter anderm ein Urtheil über Auerbach's „Joseph im Schnee". Der betreffende Referent meint, daß sich überhaupt Auerbach's neuere Erzählungen von den „Schwarzwälder Dorfgeschichten" unvortheilhaft durch die vorwaltende Hinneigung zu Reflexionen unterschieden; diese neueste Erzählung sei interessant durchgeführt, aber doch nicht viel mehr als eine moralisirende Anekdote; die Darstellung des ländlichen Lebens sei ausgearbeiteter, aber doch nicht so zufriedenstellend wie früher. Während die „Edinburgh review", die ehedem so viel gethan, um die deutsche Literatur in England in Schwung zu bringen, nur noch höchst selten Berichte über deutsche Literatur enthält und auch das „Athenaeum" in dieser Hinsicht viel matter geworden zu sein scheint, als es vor einigen Jahren war, bleibt die „Westminster review" der deutschen Fahne treu. Hat es doch selbst auf seinem Titel zu dem Motto von Shakspeare ein anderes deutsches gesellt; es ist der Ausspruch von Goethe: „Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß."

Das „Buch der Wilden".

Wir haben in Nr. 31 d. Bl. des sogenannten „Buch der Wilden" gedacht und dabei, der Annahme anderer Blätter folgend, die Vermuthung ausgesprochen, daß das zu Grunde liegende Manuscript nur das Kritzelheft eines deutschen Hinterwälderknaben gewesen. Aber die zum Theil auch sehr obscönen Proben daraus, welche der dresdener Bibliothekar J. Petzholdt in einer soeben erschienenen besondern Schrift: „«Das Buch der Wilden» im Lichte französischer Civilisation" (Dresden 1861) veröffentlichte, bringen uns auf eine andere Vermuthung; wir möchten glauben, daß sich ein deutscher Spaßvogel mit dem unwissenden Franzosen, muthmaßlich dem Marquis von [illegible], dem er das Manuscript in die Hände spielte, einen Scherz erlaubt habe. Die Figuren scheinen uns nämlich eher absichtlich auf Täuschung berechnete Fratzenbilder als die ungelenken

Zeichenübungen eines Knaben zu sein, und die deutschen Buchstaben scheinen ebenfalls, um zu täuschen, absichtlich verzogen und weit auseinander gestellt, sodaß auf den ersten Blick selbst für den Deutschen die betreffenden Worte nicht immer ganz leicht zu lesen sind. Unbegreiflich bleibt trotzdem die Unwissenheit und der Mangel an Scharfsinn und Scharfblick bei dem französischen Herausgeber, da diese deutschen Buchstaben, namentlich die a, g, w, r unverkennbare Aehnlichkeit mit den entsprechenden Buchstaben des lateinischen Alphabets tragen, und es dem Herausgeber und den übrigen Kennern des Manuscripts doch sofort einleuchten mußte, wie ganz undenkbar es sei, daß sich die Rothhäute jemals zu ihrer Schrift eines dem lateinischen so ähnlichen Alphabets bedient haben könnten. Uebrigens erwähnt Petzholdt in seiner Schrift, daß das betreffende Manuscript aus der reichen Sammlung des Marquis von Paulmy stammen soll, daß man aber sonst nicht bestimmt wisse, wann und woher es nach Paris gekommen sei.

Lessing im Amthaus zu Hoyerswerda.

Die Pietät, welche die deutsche Nation Lessing und allem, was ihn betrifft, schuldig ist und bewahrt hat, läßt uns erwarten, daß man auch folgende uns zugegangene kleine Mittheilung mit Dank aufnehmen wird:

Ein Vatersbruder Lessing's, Theophilus Lessing, war bis 1748, dessen Sohn Johann Theophilus Lessing aber bis 1798 kurfürstlicher Amtmann in Hoyerswerda, und der berühmte G. E. Lessing pflegte sehr häufig, namentlich während seiner Ferien als Fürstenschüler und Student, längere Besuche im kurfürstlichen Amthause zu Hoyerswerda (nur einige Meilen von Kamenz entfernt) zu machen. In dem Zimmer des Amthauses, in welchem er bei diesen Besuchen zu wohnen pflegte, findet sich folgende eigenhändige Inschrift von ihm in einer Fensterscheibe eingeschnitten:

Nunquam ego neque pecunias, neque tecta magnificá, neque opes neque imperia in bonis.

5. Juni.

Diese Inschrift, sowie die gesammte Einrichtung des fraglichen Zimmers ist von der Besitzerin des ehemaligen Amthauses (der Frau Rentmeister Kaiser in Hoyerswerda), einer Verwandten Lessing's, sorgfältig erhalten worden und bildet einen interessanten Beitrag zu den zahlreichen mündlichen Ueberlieferungen, die in diesem Hause in Bezug auf Lessing fortleben. H. M.

Bibliographie.

Adelsspiegel. Eine politisch-historische Abhandlung zur Würdigung der Ansprüche und Tendenzen der Adelspartei in Preußen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein Ergebniß aus der Kritik der Kantischen Freiheitslehre. Von dem Verfasser der Schrift: „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung." Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Fehr, J., Der Gottesfriede und die katholische Kirche des Mittelalters. Augsburg, Doll. Gr. 8. 15 Ngr.

Feldruf. Patriotische Lieder eines deutschen Officiers. Stuttgart, Fischhaber. 16. 10 Ngr.

Glaser, A., Geschichte des Theaters zu Braunschweig. Eine kunstgeschichtliche Skizze. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 8. 15 Ngr.

Grote, G., Platon's Lehre von der Rotation der Erde und die Auslegung derselben durch Aristoteles. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von J. Holzamer. Prag, Credner. Gr. 8. 8 Ngr.

Grünhagen, C., Zwei Demagogen im Dienste Friedrich des Grossen. Nach handschriftlichen Quellen. Nebst einer Beilage, enthaltend einige politische Gedichte aus den Zeiten der schlesischen Kriege. Breslau, Max u. Comp. Lex.-8. 10 Ngr.

Hussein-Ali-Mirza, Alkoran der Liebe. Neu-iranische Dichtungen. Den Deutschen gewidmet von J. Altmann. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 16. 15 Ngr.

Idzikowski, F., Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft Rybnik in Oberschlesien. Mit einem Plane der Stadt und der nächsten Umgegend. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 1 Thlr.

Kierkegaard, S., Christenthum und Kirche. („Die Gegenwart.") Ein ernstes Wort an unsere Zeit, insbesondere an die evangelische Geistlichkeit. Aus dem Dänischen. Hamburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Klenze, W., Schwarzenberg. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kramer, G., Beiträge zur Geschichte August Hermann Francke's, enthaltend den Briefwechsel Francke's und Spener's. Mit 1 Bildniß A. H. Francke's und 2 Facsimile. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Maltitz, H. v., Lucas Cranach. Historischer Roman. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Luther und Lucas Cranach. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Reinhardt, C., Humoristische Erinnerung an die Dresdner Vogelwiese für 1861. Mit vielen Illustrationen. Nach der Natur. Leipzig, R. Schäfer. Gr. 16. 6 Ngr.

Rozier, V., Die öffentliche Bälle und die Balldamen in Paris. Pariser Studien. Berlin, J. Abelsdorff. Gr. 16. 10 Ngr.

Rundo, H. J., Bittrer Ernst, Humor und Satyre. In Versen. Berlin, Plahn. Gr. 16. 1 Thlr.

Scholz, C. G., Meine Erlebnisse als Schulmann. Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Demokratische Studien. 1861. Unter Mitwirkung von L. Bamberger, Mor. Hartmann, Frdr. Kapp, F. Lassalle ꝛc. herausgegeben von L. Walesrode. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 2 Thlr.

Veltheim, H. v., Das Hotel Niorres. Eine Erzählung. Frei nach dem Französischen des E. Capendu. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Veuillot, L., Christliche Lebensphilosophie. Aus dem Französischen übersetzt von J. Laurent. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Vorzeit und Gegenwart. Historisch-romantische Schilderungen aus Schwaben und Franken. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Fischhaber. 8. Jeder Band 20 Ngr.

Vosen, C. H., Das Christenthum und die Einsprache seiner Gegner. Eine Apologetik für jeden Gebildeten. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr.

Wichmann, R., Die britisch deutsche Legion 1855—1857. Braunschweig. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Alvensleben, L. v., Heinrich von Bourbon, Herzog von Aumale und die jetzigen Orleans. Biographische Skizze. Leipzig, Poenicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Für die Verfassung von 1860 als einzige Grundlage zum Frieden in Kurhessen. Den Kurhessischen Landständen gewidmet. Marburg, Elwert. Gr. 12. 3 Ngr.

Frohschammer, J., Die historisch-politischen Blätter und die Freiheit der Wissenschaft. München, Lentner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Nationalverein in seinem Entstehen und seinem Fortgange. Geschichtlicher Rückblick zur Würdigung seiner Bestrebungen. Von einem Ostfriesen. Emden, Woortmann. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Schröder, F. W. J., Aus vierzehn Tagen in Rom. III. Das Coloseum. Vorlesung, dem Barmer Gustav-Adolphs-Verein gehalten. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 22. August 1861.

Inhalt: Theodor Mügge. Von Rudolf Gottschall. — Epische Dichtungen. — Altes und neues Studententhum. — Nordamerikanische Zustände. — Das Geschlecht von Trotha. — Notizen. (Ida Pfeiffer; Englische Hexameter; Ein Roman für das große Publikum.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Theodor Mügge.

Mit Theodor Mügge, welcher im Laufe dieses Jahres gestorben, hat unsere neuere Literatur einen ihrer beliebtesten Erzähler verloren, dessen Ruf mit fast jedem seiner Werke wuchs. Ehe wir uns mit einem nachgelassenen Werke von ihm beschäftigen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf sein Leben und seine bisherigen Leistungen werfen.

Theodor Mügge ist 1806 in Berlin geboren. Anfangs unentschlossen in der Wahl des Lebensberufs, wurde er später, als er mit festem Streben nach einem bestimmten Ziele rang, durch seine politische Richtung, welche mit den herrschenden Grundsätzen der damaligen Regierung in Widerspruch trat, aus der Bahn geworfen und so auf freie schriftstellerische Thätigkeit angewiesen — eine Wendung, welche wir im Leben vieler neuern Schriftsteller nachweisen könnten, und immerhin ein Beweis, daß die Energie fester politischer Ueberzeugungen in unserer neuen Literatur die Rücksichtnahme auf gesicherte Lebensstellungen überwiegt. Mügge wollte anfangs Kaufmann werden, später Soldat; ja jener Zug in die Weltferne, welcher seine meisten Schriften charakterisirt, sprach sich schon in dem neunzehnjährigen Jünglinge aus, indem derselbe 1825 nach Peru auswandern wollte, um unter Bolivar's Fahnen für die Freiheit Südamerikas zu kämpfen. Als er indeß in London angekommen war, erfuhr er bereits den siegreichen Ausgang der südamerikanischen Revolution und kehrte über Paris nach Berlin zurück, wo er sich historischen und philosophischen Studien widmete, um sich zu einem akademischen Lehrfache vorzubereiten. Die Julirevolution war inzwischen ausgebrochen; ihre elektrischen Wirkungen auf die strebsamen deutschen Geister beherrschten noch die nächsten Jahre und entluden sich in einer großen Zahl politischer Broschüren. Auch Mügge zollte dem Zeitgeiste seinen Tribut und veröffentlichte zwei Schriften: „Frankreich und die letzten Bourbonen" (1831); „England und die Reform" (1831), welche ein für seine Staatscarrière unvortheilhaftes Aufsehen erregten. Der Censor, der sie durchgelassen, wurde seines Amtes entsetzt; und ähnlich wie Karl Gutzkow durch die Julirevolution bestimmt wurde, seine akademische Laufbahn aufzugeben, sah sich Mügge durch dieselbe genöthigt, seinen Aussichten auf eine amtliche Anstellung in Preußen zu entsagen. Von jetzt ab widmete er sich mit Erfolg der schriftstellerischen Laufbahn, theils als Romanschriftsteller, theils als Publicist. Das Leben eines deutschen Schriftstellers verläuft in der Regel ohne bedeutende Einschnitte und Katastrophen. Hat er sich zur Höhe eines Classikers erhoben, so wird freilich die Nachwelt mit den interessantesten Enthüllungen über seinen literarischen Verkehr belästigt, und es gilt für ein Zeichen tiefer Gelehrsamkeit, alle Notizen über seine Geldverlegenheiten und Honorare zu sammeln und seinen Briefwechsel mit Buchhändlern und Theaterdirectionen zu veröffentlichen. Schriftsteller, welche weder von der Nachwelt noch von Johannes Minckwitz für classisch erklärt werden, müssen sich nun freilich trösten, wenn ihre großen und kleinen Lebenssorgen im Dunkeln bleiben. Theodor Mügge correspondirte für mehrere Zeitungen und war im Jahre 1850 Mitbegründer der „Nationalzeitung", jenes gediegenen Organs der Fortschrittspartei, welches sich stets durch Klarheit, Festigkeit und durch das Zurückgehen auf tiefere, leitende Gedanken hervorgethan. Mügge redigirte das Feuilleton des Blattes, welches mehrere seiner Romane brachte. Seine literarische Thätigkeit unterbrach er mehrfach durch Reisen nach dem Norden und nach der Schweiz, welche sowol anregend für seine dichterische Production wirkten, als auch zur Ergänzung seiner publicistischen Thätigkeit beitrugen. Denn in den trefflichen Reisewerken, in welchen er sie beschrieb*), nahm er stets auf die politischen Verhältnisse Rücksicht, und ließ die Darstellung derselben nie ohne praktische Nutzanwendung für sein Vaterland. Nichts ist achtbarer als die Unermüdlichkeit, mit welcher ein Autor für seine politischen Ueberzeugungen kämpft, in der Regel mit Aufopferung äußerer Lebensvortheile! Stehen sie im Widerspruch mit den Anschauungen der herrschenden Partei, so muß er auf jede Art von Verfolgung gefaßt sein! Kommt aber die Partei

*) „Skizzen aus dem Norden" (2 Bde., 1844); „Streifzüge in Schleswig-Holstein" (2 Bde., 1856); „Die Schweiz" (3 Bde., 1847).

ans Ruder, für deren Grundsätze er gekämpft hat, so darf er nicht darauf rechnen, Anerkennung für sein etwaiges Märtyrerthum oder für seine rastlosen Vorarbeiten zu finden. Denn in dem Augenblicke, wo der Umschlag in der Richtung der Staatsgewalten stattfindet, ist die Bekehrung so allgemein, daß man sich nicht um das Datum desselben kümmert; ein jeder scheint mit den neuen Ueberzeugungen groß geworden zu sein, und die Früchte fallen nicht demjenigen in den Schos, der sie schütteln half, sondern den andern, welche von den entgegengesetzten Richtungen der Windrose herbeigeeilt kommen!

Diese achtbare Seite einer consequenten politischen Ueberzeugung verdient bei Mügge um so mehr hervorgehoben zu werden, als sie nicht nur in stiller Wirksamkeit zu den Fortschritten unsers Staatslebens beitrug, sondern auch auf die poetische Production des Verfassers den vortheilhaftesten Einfluß ausübte. Sie wies ihn von Haus aus darauf hin, das geschichtliche Leben in seinen Kämpfen und Gegensätzen aufzufassen und darzustellen, sicherte ihn vor allen Verirrungen der Romantik, des einseitigen Salonlebens, der schönseligen Empfindungswelt und gab seinen Schöpfungen den Charakter gesunder Tüchtigkeit. Mügge's Romane sind fast alle bereits einzeln in d. Bl. besprochen worden. Die Productivität unsers Autors war nicht gering, wenn auch keineswegs eine übertriebene. Außer zahlreichen Novellensammlungen, denen sich das von ihm herausgegebene Taschenbuch „Vielliebchen" anreiht, veröffentlichte er folgende größere Romane: „Der Chevalier" (3 Bde., 1835); „Die Vendéerin" (3 Bde., 1837); „Tänzerin und Gräfin" (2 Bde., 1839); „Toussaint" (4 Bde., 1840); „König Jakob's letzte Tage" (1850); „Der Vogt von Sylt" (2 Bde., 1851); „Der Weihnachtsabend" (1853); „Der Majoratsherr" (2 Bde., 1853); „Afraja" (1854); „Erich Randal" (1856); „Neues Leben" (3 Bde., 1856); „Der Doppelgänger" (1857); „Karl I. und Cromwell" (1857); „Der Tell von Unterwalden" (1857).

Theodor Mügge ist ein moderner Autor, der nicht in den verschütteten Schachten der Geschichte nach Romanstoffen sucht, sondern sich Helden wählt, in deren Bestrebungen ein dem Streben der Neuzeit verwandter Pulsschlag unverkennbar ist. Mit besonderer Vorliebe schildert er unterdrückte Volksstämme in ihrem Ringen nach Freiheit und Menschenwürde. Dies ist das geistige Band, welches seinen „Toussaint" mit seinem „Afraja" verbindet. Die Sonne der Humanität soll am Pol wie in den Tropen aufgehen. Seine Romane aus jener Epoche der englischen Geschichte, welche uns Macaulay mit Meisterhand gezeichnet, führen uns in die bewegten Verfassungskämpfe ein, deren Resultat der bewundernswürdig feste Bau ist, der Albions Größe trägt; seine „Vendéerin" entrollt uns ein Gemälde des blutigsten Parteikampfes der Französischen Revolution; sein „Erich Randal" zeigt uns, wie die Intriguen der Diplomatie, wie die Kämpfe um dynastische Interessen einen tüchtigen Volksstamm in seiner Entwickelung hemmen. Kurz, wir begegnen überall Stoffen und Conflicten der Neuzeit und sehen das Geschick der Helden bestimmt durch jene Mächte, welche überhaupt unser Jahrhundert beherrschen. „Die Politik ist das Schicksal", sagte Napoleon; dies ist das Motto der Mügge'schen historischen Romane.

Was die Ausführung betrifft, so verdient vor allem hervorgehoben zu werden, daß Mügge der glänzendste Colorist unter unsern Romandichtern ist. Seine Naturschilderungen sind von außerordentlicher Lebendigkeit. War schon im „Toussaint" die exotische Pracht der Tropennatur mit brennenden Farben wiedergegeben, so mußte die Poesie, mit welcher Mügge in seinen neuern nordischen Romanen die Einöden Lapplands und Finnlands Seeufer und Waldhügel ausstattete, noch größere Anerkennung finden. Den Schatz eigener Anschauungen, welche für den Romanschriftsteller wol unerlaßlich sind, ergänzten eine reiche Phantasie und eine höchst lebendige Darstellungsgabe. Wir brauchen blos an die Schilderung der Wanderung Merstrand's zu Afraja's Renthierheerden oder der Ueberfahrt Otho Waimon's über die eistreibende Flut der Alandsinseln zu erinnern, um jedem Leser der Mügge'schen Romane diese seltenen Vorzüge derselben ins Gedächtniß zurückzurufen. Auch große militärische Katastrophen, wie den Brand Sweaborgs, und historische, wie die Thronrevolution in Schweden, Schlachten, wie in der „Vendéerin" und in „Erich Randal", schildert Mügge mit großer Wärme und Anschaulichkeit. Alle Farben, die der Epiker zu seinen Weltgemälden braucht, stehen ihm reichlich zu Gebote; er hat den regsten Sinn, nicht nur für die wechselnde Beleuchtung der Naturschauspiele, sondern auch für die Interessen des praktischen Lebens: die realistische Tüchtigkeit, mit welcher er die Bilder des kaufmännischen Verkehrs, der Volkssitte und der Volksfeste darstellt, war dem Geschmacke der jüngsten Zeit durchaus genehm und trug nicht wenig dazu bei, ihm die stets wachsende Theilnahme des Publikums zuzuwenden. Gestalten aus dem Volksleben, wie Lars Normark mit seinem Sohn, wie der Quäner Wienborg u. a. treten bei Mügge kräftig hervor; ebenso alle Helden, in denen das Pathos einer Ueberzeugung lebendig ist, der leidenschaftliche Finne Otho Waimon nicht minder als Afraja und Toussaint l'Ouverture. Auch seine egoistisch-speculirenden nordischen Kaufleute, ein Halset, ein Helgestadt, sind treffliche Figuren.

Wie es indeß bei allen Autoren der Fall ist, denen die Fülle des äußern Lebens darzustellen Hauptaufgabe, oder bei denen das Pathos politischer und sittlicher Ueberzeugungen überwiegt, oder die wie Mügge diese beiden Richtungen vereinigen: die psychologische Entwickelung mit ihrer Dialektik und allen ihren Feinheiten tritt nicht in gleichem Maße hervor. In Bezug auf die Gruppirung der Charaktere hat sich Mügge mit jedem Werke vervollkommnet; wir erinnern nur an den glücklichen Contrast zwischen Otho Waimon's leidenschaftlicher Energie und Erich Randal's horazischem Gleichmuth. Doch im Entwickelungsgang der Charaktere selbst finden wir oft überraschende Sprünge; der Autor läßt uns viele fehlende Mittelglieder der innern Entwickelung errathen, und zu

gründlicher er in der Motivirung der Ereignisse zu Werke geht, welche auf den äußern Zusammenhang der Handlung Bezug haben, mit desto spärlichern Andeutungen begnügt er sich, wo es sich um die innern Wandelungen der Charaktere handelt. Und dennoch liebt er es wieder, psychologische Räthsel aufzugeben; er liebt es, verschlossene Frauencharaktere zu schildern, wie Mary Halset, deren Inneres lange in zweifelhaftem Dunkel liegt, bis es plötzlich durch einen jähen Blitzstrahl erhellt wird; oder wie Ilda Helgestadt, bei der der Kampf zwischen Pflicht und Neigung nur mit leisen Zügen angedeutet wird. Ebenso plötzlich ist der Uebergang Otho Waimon's von den russenfreundlichen Ueberzeugungen, die er aus seinem Verkehr mit Serbinow geschöpft, zu schwedischem Fanatismus. Es fehlt den Mügge'schen Romanen das Element, welches im Drama der Monolog vertritt, das Element der innern Einkehr, aus welchem uns das Werden, das Wachsen und Wandeln des Seelenlebens klar wird. Es spricht dies für die durchweg epische Ader des Mügge'schen Talents, und wir würden diesen Mangel auch keineswegs betonen, wenn sich Mügge nicht selbst psychologische Aufgaben stellte, welche mit den historischen und ethnographischen Weltgemälden, die er entrollt, nur in lockerm, keineswegs nothwendigem Zusammenhange stehen.

Erst mit „Afraja" und „Erich Randal" hat sich Mügge ein Weltpublikum erobert, wie er auch erst in diesen Romanen seinen eigenthümlichen Romanstil zu vollständiger Bestimmtheit durchgebildet hat. „Afraja" ist in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden und hat in Amerika binnen wenig Wochen mehrere Auflagen erlebt. Taylor erzählt, ein Nordamerikaner sei auf der Newhaven-Eisenbahn, auf welcher er nach Hause fuhr, so in die Lectüre des Buchs vertieft gewesen, daß er noch 13 Meilen über seine Heimat hinausgereist sei. In der That, wer sich des Heine'schen Verses erinnert:

In Lappland sind schmuzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein —

wer die Beschreibungen des Herings- und Stockfischfanges an der norwegischen Küste liest, wem daraus der Thrangeruch des dortigen kaufmännischen Verkehrs entgegenhaucht, der würde es kaum für möglich halten, einen fesselnden Roman in diese Scenerie zu verlegen. Und doch hat Mügge diese Aufgabe gelöst; aber nicht in der äußerlich realistischen Weise, sondern indem er Fragen der Humanität zum Mittelpunkte des getreuen Volks- und Naturgemäldes machte und überhaupt mit tiefem Naturgefühle alle Beleuchtungen und Stimmungen des eigenthümlichen landschaftlichen Panoramas wiedergab. Um alle die untergehenden Kinder dieses unterdrückten Volksstammes, um Afraja, Mortuno und Gula, schwebt jene elegische Verklärung, mit welcher das Gemüth stets die von freier menschlicher Bildung ausgeschlossenen Naturkinder schmückt. Wie in „Afraja" Mügge als Walter Scott Lapplands, erscheint er in „Erich Randal" als der Walter Scott Finnlands. „Erich Randal" erhebt sich zur Höhe des echten historischen Romans. Die Gegensätze des Volksnaturells, die Intriguen und Kämpfe der Parteien, Natur und Geschichte in Wechselwirkung, beide in glänzenden Schilderungen vertreten, dabei der Faden einer spannenden Erzählung, welche uns für das wechselnde Geschick der Menschen interessirt, über dem entrollten farbenreichen Gemälde eine ideale Beleuchtung — in der That, es fehlt keins der Elemente, welche dem historischen Roman eine vollgültige poetische Berechtigung geben.

In dem nachgelassenen Roman:

Der Prophet. Historischer Roman aus dem Bauernkriege von Theodor Mügge. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1860—61. 8. 5 Thlr.

kehrt Mügge von seinen Weltfahrten in die Heimat zurück und wählt zum ersten male seinen Stoff aus der deutschen Geschichte und zwar aus einer der bewegtesten Epochen derselben, aus der Zeit der Bauernkriege. Die traulichen Waldthäler und Waldberge Schwabens und Frankens mit ihren alten Burgen und Bischofssitzen bilden die Decorationen des vaterländischen Gemäldes, denen freilich der eigenthümliche Reiz eines fremdartigen Colorits fehlt. Glänzende Naturschilderungen sind von selbst ausgeschlossen, so sehr auch der Autor bestrebt ist, uns den deutschen Bergwald in anmuthig wechselnder Beleuchtung, Dörfer und Städte in den Flußthälern in ihrer lieblichen landschaftlichen Umrahmung vorzuführen. Dagegen ist das geschichtliche Leben von buntester Mannichfaltigkeit; die reformatorischen Ideen des Zeitalters kreuzen sich mit den verschiedensten Interessen der Stände; ein Theil des Adels schließt sich der Bauernbewegung an; ein deutscher Fürst will sie zur Wiedereroberung seines Landes benutzen; die Städte sind schwankend, von Parteikämpfen bewegt, ihre Diplomaten laviren hin und her. Es ist eine Zeit wilder Thaten: hier richten die Bauern im Verein mit den Bürgern ihre Geschütze gegen das Fürstenschloß eines geistlichen Herrschers; dort jagen sie einen vornehmen Reichsritter, den Schwiegersohn eines Kaisers, in ihre Spieße. Die gewaltsame That trifft die grausame Strafe. Aus der allgemeinen Anarchie treten einzelne geschichtliche Charaktere hervor. In den Mittelpunkt seines Gemäldes aber stellte der Autor Florian Geyer, den ritterlichen Bauernführer, welcher im Kampfe für die Rechte des Volks und für seine Befreiung von althergebrachten Lasten seinen Tod fand.

Florian Geyer ist schon einmal von Robert Heller zum Helden eines mehrbändigen Romans gemacht worden. Und dennoch scheint er uns mehr zum Helden einer Tragödie, als zum Helden eines Romans geeignet. Er bestimmt sein Schicksal durch einen kühnen Bruch, durch einen entscheidenden Act der Selbstbestimmung, indem er sich von den Standesgenossen lossagt und sich an die Spitze der Bauern stellt. Solche Helden sind aber echt dramatischer Art, das Holz, aus dem man die Gestalten der Tragödie schnitzt. Die innere Nöthigung zu diesem Bruche mit den bisherigen Lebensverhältnissen von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem gebieterischen Höhenpunkte zu motiviren: dazu hat die in Seelentiefen hinabsteigende

dramatische Muse geeignetere Mittel, als die Muse des Epikers. Denn während diese auf das Gemälde der äußern Welt eingehende Sorgfalt verwenden und für dasselbe das Interesse des Publikums erobern muß: kann jene mit ungetheilter Energie sich in den Charakter des Helden vertiefen und dort die Hebel der That ansetzen. Die entscheidende That, in welcher sich gleichsam der Inhalt eines ganzen Lebens zusammendrängt, gehört aber dem Drama. Erich Randal, der sich in philosophischer Ruhe von den Umständen bestimmen läßt, ohne ihnen indeß seine Ueberzeugung zu opfern, ist ein echter Romanheld; Florian Geyer, der aus freier Wahl zum Fahnenträger des Bauernaufstandes wird, ist ein dramatischer Held.

In der That tragen auch beide Romanschriftsteller in der Art und Weise, wie sie Geyer's Uebergang zu den Bauern motiviren, dem Charakter der epischen Dichtweise Rechnung. Robert Heller registrirt die Thatsache selbst im Anfange des zweiten Bandes als vollbracht, als einen Ausfluß der innern Ueberzeugung; die Fäden im ersten Bande, welche sie motiviren könnten, stehen nur im lockern, vom Romandichter selbst nicht nachgewiesenen Zusammenhange mit ihr. Mügge läßt die That allerdings aus einem weit straffern Conflicte hervorgehen; aber ihre epische Motivirung geht doch allzu sehr in die Breite. Während der Dramatiker die That aus einem entscheidenden Motiv herzuleiten hat, darf der Epiker eine größere Zahl von Motiven benutzen und ohne strenge Steigerung bald das eine, bald das andere hervorkehren. Florian Geyer schwankt bei Mügge zwischen der Liebe zur geistreich-ehrgeizigen Hildegard, der Nichte des würzburger Kirchenfürsten, und der Neigung zur kindlichen Christine, der Tochter des Volksadvocaten Wendelin Hipler. Er bewegt sich dabei gleichzeitig in den fürstbischöflichen Salons, wo ihn bald der Vertilger der Bauernbrut, der grausame Truchseß, bald der Markgraf Kasimir von Ansbach vergeblich auffordern, in ihre Dienste zu treten, und in den demokratischen Kreisen der würzburger Bundesbrüder, wo seine von Haus aus humane und den Volksrechten zugeneigte Gesinnung um so mehr bestärkt wird, je mehr Hildegard in die Mitte der Intriguen des geistlichen Hofs zu treten scheint. Als sie aber sich mit dem ungeliebten Eustach von Thüngen verlobt, als dieser Junker auf ihr Geheiß Christine entführt: da schlägt die Flamme aus dem vulkanisch unterwühlten Boden empor; Geyer stellt sich an die Spitze der Bauern, stürmt die Burg des Junkers und befreit das Mädchen. Mügge hat so den dramatischen Inhalt dieses Umschlags schärfer gefaßt als Heller; aber die psychologische Motivirung bleibt bei ihm doch auch nur skizzirt, ähnlich wie wir es schon in seinen frühern Romanen gesehen, wogegen die äußere Erscheinung der That in bengalischer Effectbeleuchtung hervortritt. Nach dieser That aber wird Geyer von den hochgehenden Wogen der Volksbewegung gleichsam mit fortgerissen und nimmt, ohne im Getümmel der Menge zu verschwinden, doch keine, den Gang der Bewegung bestimmende Stellung mehr ein.

Um den Helden selbst entrollt sich nun das Gemälde des Zeitalters der Reformation. Wenn überhaupt die deutsche Geschichte sich gegen dichterische Behandlung spröde zeigt, weil die Vielköpfigkeit des deutschen Reichswesens auch die dichterische Einheit erschwert, weil den excentrischen Kreisen ein Mittelpunkt fehlt, weil wir überall statt der Radien und Sehnen nur Tangenten erblicken, so wird dieser Mangel im Zeitalter der Reformation nur dem Anscheine nach durch die Einheit der Freiheitsidee aufgehoben, welche als treibende Kraft in allen damaligen Bestrebungen wirksam war. Diese Sonne brach sich wieder in so verschiedenen Prismen, daß eine verwirrende Buntfarbigkeit daraus hervorgehen mußte. Die Anarchie jener Zeit spiegelt sich mehr oder weniger in allen Dichtungen, die aus ihr schöpfen. So möchten wir auch dem Mügge'schen „Propheten" eine Ueberladung mit Figuren und Gruppen schuld geben, welche den Autor oft zu einer großartig hingeworfenen Frescomalerei nöthigt und, wenn sich auch das Mark seines Talents in der stets energischen Darstellung bewährt, doch das Interesse nach zu vielen Punkten hinlenkt, um jene Spannung, welche z. B. in „Afraja" herrscht, hervorzurufen. Bei aller Tintoretto'schen Bewegtheit der Massentableaux bleibt die Composition des Werks indeß doch geistreich und historisch gediegen, weil jeder der Factoren, deren Product jene Bewegung war, in der Dichtung zu seinem Rechte kommt.

Da sehen wir zuerst die Vertreter des alten Reichsregiments, die Gegner der neuen Bestrebungen, in deren Mitte sich der Held in der größern Hälfte des Romans bewegt. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg vertritt den schlauen, kein Mittel verschmähenden Machiavellismus der Herrschaft, welcher die neue Bewegung zur eigenen Machterweiterung auszubeuten sucht; der Bischof von Würzburg den Epikuräismus, welcher sich mit Behagen dem Genusse der Macht hingibt, in der Mitte eines üppigen Hofs, dessen Lustbarkeiten uns lebendig geschildert werden; der Truchseß ist eine jener Gottesgeiseln der bestehenden Staatsordnung, welche mit Behagen in grausamer Wiedervergeltung schwelgen und die unter verschiedenen Namen in allen Zeitaltern wiederkehren.

Neben den „hohen Herren" fehlen auch die „kleinen" nicht. Der Held des Romans, der anfangs auf eine einflußreiche Stellung am würzburger Hofe ausgeht, gehört selbst ihren Kreisen an; ebenso der biderbe Götz von Berlichingen, der mit Florian zusammen als Volksführer auftritt. Eine echt ritterliche stolze Gestalt ist der Graf Helfenstein, während das übermüthige und brutale Junkerthum in Eustach von Thüngen und Hans von Hutten seine Repräsentanten findet.

Am buntesten war die Bewegung in den Städten: Würzburg, Rothenburg, Heilbronn und Nürnberg treten in den Rahmen unsers Bildes. Da spielen die neuen Ideen in die alten Kämpfe um Macht und Einfluß mit hinein. Wir sehen die städtischen Diplomaten, einen Menzingen, einen Berlin, die mit den Zeitgedanken kokettiren, die starrsinnigen Anhänger des Alten, wie Erasmus von Muslohn, die begeisterten Schwärmer für das

Neue, wie die Mitglieder des würzburger Schattenclubs und die Abgesandten von Nürnberg, unter denen Meister Albrecht Dürer hervortritt; dabei überall Bewegungen, welche zu blutigen Conflicten und tragischem Ausgange führen. Unter den Leitern des Aufstandes selbst treten besonders Wendelin Hipler, als der Kopf und die Seele desselben, als der feindenkende und feinfühlende Advocat der Volksrechte, und Jakob Röhrbach als der Vertreter der brutalen Volksgewalt und zum Ausbruch kommenden Volksrache in den Vordergrund — neben ihnen Karlstadt, der blinde Prophet von Rothenburg u. a. An die in wirksamstem Contrast stehenden Frauengestalten Hildegard und Christine reihen sich die edle Gräfin von Helfenstein, die wilde schwarze Hofmännin, die schwärmerische Agnes Pröll und das üppige Fräulein von Muslohn.

Welche Fülle von Gestalten, Gruppen, Bildern! Welcher rasche, durch sie bedingte Scenenwechsel, der jedenfalls wie die zahlreichen Verwandelungen eines Dramas, der einheitlichen Spannung Eintrag thut! Welche sich drängenden Tragödien einer im ganzen und großen tragischen Geschichtsepoche! Die Unruhe der anarchischen Bewegung durchzittert den Roman und verscheucht das epische Behagen aus demselben! Ihm fehlt jene Allmählichkeit der epischen Bewegung, welche in „Afraja" und „Erich Randal" uns von Ort zu Ort führt und welche hier durch kühne Phantasiesprünge ersetzt wird! Durch Stoff und Composition genöthigt, muß auch der Stil einen beschleunigten Pulsschlag annehmen; die Schilderung muß ihre Bilder um so schärfer prägen, je weniger Zeit ihr zu behaglicher Ausmalung gelassen ist. Doch gerade hier zeigen sich die Vorzüge des Mügge'schen Talents in glänzendem Lichte. Er weiß mit richtigem Takte die bezeichnenden Umrisse und Farben zu wählen, jedes der rasch vorüberfliehenden Bilder in die günstigste Beleuchtung zu rücken. Wie idyllisch lieblich die Begegnungen des Helden mit der herzigen Christine, wie traumhaft romantisch seine Abenteuer mit der hochgestimmten Hildegard! Da paßt jeder einzelne Zug des Colorits und keiner ließe sich ohne Schaden von einem Bilde auf das andere übertragen. Mit welcher saubern Genremalerei ist die eigenthümliche Klausnerwohnung geschildert! Welche grellflackernde Beleuchtung schwebt über den wilden geschichtlichen Tableaux, der Ermordung des Grafen Helfenstein, der Belagerung des würzburger Schlosses! In der That, man mag die allzu rasche Folge der wechselnden Bilder tadeln; aber jedes einzelne hat seinen selbständigen Reiz, und sicher gestaltet, bei aller Schnelle, die Phantasie des Autors. Hierzu kommt, daß der geistige Gehalt jener Zeit ohne alle Aufdringlichkeit weitschweifiger Reden und Abhandlungen doch mit aller Klarheit zum Ausdrucke kommt und das Werk mit einer gleichmäßigen Wärme durchdringt. Im Gegensatze zu der Mügge'schen Darstellungsweise finden wir in Robert Heller's „Florian Geyer", einer sehr fleißigen und in vieler Hinsicht verdienstlichen Arbeit, die sorgfältigste Detailmalerei, welche aber oft einen verwirrenden Eindruck macht. Soll die aufnehmende Phantasie ein klares Bild erhalten, so muß die schaffende des Autors nicht zu viele Züge auf einmal nebeneinander hinstellen, sondern mit richtigem Instincte diejenigen hervorheben, welche rasch das Bild vor die Seele des Lesers zaubern. Die Ueberladung mit Detailmalerei hat nur zur Folge, daß die Phantasie sich bemühen muß, alle diese Bausteine zum Bau eines Ganzen zusammenzutragen, der ihr oft wieder unfertig in Trümmer fällt. In den Schilderungen des Reiterkampfes, den Scenen in der Sägemühle wird Heller, indem er allzu deutlich sein will, unklar und schwerfällig, während der saubere Fleiß der Ausführung, wo die allzu große Fülle technischer Einzelheiten fehlt, eine gute Wirkung hervorbringt. Man könnte die Composition des Romans deshalb tadeln, weil die Tragödie des Bauernkriegs mit einer Komödie anfängt, deren Heldin das als Gräfin verkleidete Kellermädchen ist. Doch liegt gerade hierin ein fein ironischer Zug; in dieser Maskerade spiegelt sich wie in einem Vexirspiegel die ganze nach Gleichheit gehende Zeitbewegung, und wenn Tieck und Arnim einen Roman aus der Zeit des Bauernaufstandes geschrieben, sie hätten gewiß eine ähnliche Ouvertüre gedichtet.

Mügge's Roman: „Der Prophet", bleibt, wenn er auch an Vorzügen des epischen Stils hinter „Afraja" und „Erich Randal" zurücksteht, doch ein würdiger Schlußstein seines Strebens, zugleich ein Denkmal der Gesinnungstreue, mit welcher er von seinem ersten Werke bis zu seinem letzten den Principien der Humanität anhing. Möchte bald die in Aussicht gestellte Gesammtausgabe seiner Werke und zwar in möglichst volksthümlicher, allen zugänglicher Form erscheinen, um ein abgeschlossenes Bild seines dichterischen Schaffens zu geben! **Rudolf Gottschall.**

Epische Dichtungen.

Obgleich wir vor einiger Zeit (Nr. 7 und 49 d. Bl. f. 1860) in zwei größern Artikeln die Menge der neu erschienenen epischen Dichtungen zu bewältigen versuchten, liegen uns doch noch so viele unbesprochene Erscheinungen vor, daß wir kaum wissen, wie wir dem doppelten Interesse der Leser und der Dichter entsprechen sollen. Betrachten wir alle epischen Dichtungen der letzten Jahre ihrem Stoffe nach, so finden wir das eigentliche Epos nur sehr schwach vertreten. Ausgebildet ist namentlich die Erzählung in Versen, mit dem durch Goethe eingeführten elegischen Nachklang; hat damit die Erzählung etwas von dem Wesen der Ballade erhalten, so ist auch die Behandlung dem entsprechend geworden. Die Novelle in Versen finden wir in den unten besprochenen Dichtungen vorzüglich vertreten durch Waldmüller's Dorfidyllen, der sein bedeutendes Talent für diese Art der Dichtung glänzend auch schon anderweit bewährt hat. Weiter lag uns sogar ein Roman in Versen vor: „Eines Dichters Liebe" von einem Ungenannten, der von der epischen Dichtung nur „das Gesetz der Langsamkeit vor und für sich hat" und der sowol in der Begründung seiner Berechtigung als auch in der Ausführung eine Fülle verworrener Begriffe und Anschauungen

zeigt. Vorwiegend haben die epischen Dichtungen der Neuzeit einen historischen Hintergrund oder sie behandeln eine besonders hervortretende geschichtliche Persönlichkeit. Die Helden, die mit dem Schwerte kämpften, sind beliebter geworden als die Helden des Geistes; leider kommen Thatkraft und Leidenschaft nur selten zur Erscheinung; wir hören vielmehr, was der Dichter über seinen Helden denkt, statt daß wir berechtigt wären, den letztern handeln zu sehen. Die richtige Objectivität fehlt fast überall. Anerkennungswerth ist die vorwiegende Behandlung nationaler Stoffe, das Bestreben der Dichter, aus der Vergangenheit ruhmwürdige Beispiele hervorzusuchen, damit die junge Generation aus ihnen Muth und Thatkraft für die Zukunft schöpft. Die Absicht zu belehren tritt überhaupt immer bedeutender hervor, wie denn ja auch die Verallgemeinerung der Wissenschaften ein Hauptbestreben unserer Zeit ist. Selbst die Märchen, die wir unten besprechen, haben einen entschieden didaktischen Inhalt. Die Erzählungen sind übrigens meistens ernst, die komischen, die namentlich bis zu den dreißiger Jahren so tüchtige Vertreter hatten, kommen — zu unserm Bedauern — nur selten vor. Die einzige humoristische Dichtung, die uns heute zur Beurtheilung vorliegt, ist ein komisches Heldengedicht von großem Werthe, das freilich schon vor 200 Jahren gesungen wurde — Jakob Balde's „Krieg der Frösche und Mäuse". Die kleinern lyrisch-epischen Dichtungen haben in neuester Zeit manchen tüchtigen Vertreter aufzuweisen.

Im allgemeinen sehen wir in den epischen Dichtungen der Neuzeit ein bewußtes Verlassen des alten Epos; der lyrische Anklang ist in ihnen stärker und vorherrschender; der elegische Nachhall und die Ahnung der Zukunft sind ausgeprägter als die kräftige, in der Gegenwart sich bewährende That; der Vorwurf, der den Deutschen gemacht wird, daß sie mehr dächten als handelten, ist unserer Ansicht nach mit mehr Recht und mehr Begründung den epischen Dichtungen der Neuzeit zu machen. Aber immerhin entspricht diese Art der Behandlung „der Nation von Denkern", und sie hat, als der Ausdruck einer hervorstechend nationalen Eigenthümlichkeit, eine nicht zu leugnende Berechtigung.

1. Eines Dichters Liebe. Roman in Versen. Göttingen, Dieterich. 1859. 8. 1 Thlr.

Wir sind glücklicherweise nicht bis zum Aerger über diesen Roman in Versen gekommen, rathen aber doch den Lesern, nicht wie wir das Wagniß zu unternehmen, dieses Machwerk zu prüfen. Der Verfasser ist naiv genug, zu glauben, es ließe sich noch irgendjemand imponiren durch die Art und Weise seines Auftretens, durch die unbescheidene Sprache, die er führt, durch das Geheimniß, in das er sich hüllt, als ob es jemand interessiren könnte, wer solches Zeug geschrieben hat. Der Verfasser hat noch mehr „Dichtungen" liegen, er droht mit einer Trilogie, „die an innerer Begründung jener berühmten des Aeschylus nichts nachgibt" — „von ihrem übrigen poetischen Werthe nicht zu reden", setzt er bescheiden hinzu. Das volle Verständniß dieses Romans wird dem Leser erst werden, wenn er alle drei poetischen Werke vor sich hat. Doch ist der Verfasser so gütig, mitunter auch bescheiden zu sein; so gesteht er gleich in der Vorrede, Shakspeare besäße ein größeres Talent als er, er verzichtet sogar auf den Ruhm, ein Kunstwerk „im eigentlichsten Sinne des Worts" geschaffen zu haben. Sehen wir uns das „uneigentliche" Kunstwerk etwas näher an. Lothar, ein junger Mensch von sehr wenig Urtheil und Klarheit, verliebt sich in ein Landmädchen (Margret), die Blumen in der Stadt verkauft; es entsteht ein Liebesverhältniß, das nur insoweit einiges Interesse hat, als Lothar das Mädchen, das schon nach kurzer Bekanntschaft ihn auf seiner Stube besucht, für einen Ausbund von Tugend hält; er sentimentalisirt sich denn auch so in diese Liebe hinein, daß er auf ihr Dorf zieht, wo er selbstverständlich den derben Bauernnaturen gegenüber eine höchst lächerliche Rolle spielt. Die Liebe macht ihn immer verdrehter, wenigstens zeigen die Gedichte eine Steigerung des Paroxismus in einem solchen Grade, daß er schon S. 35 gesteht: „Ich bin wie ein Kameel, das käuet wieder." Daß sich Margret, ein praktisches Mädchen, zuletzt langweilt, wenn Lothar nur küßt und ihr seine unsterblichen Lieder vordeclamirt, ist mehr als natürlich; dazu scheut er sich trotz seiner glühenden Liebe, mit „der Gesellschaft" zu brechen, er bedauert, die Mesalliance mit dem Blumenmädchen, das er sehr poetisch immer „die Dirne" nennt, nicht schließen zu können. Nichts ist natürlicher, als daß Margret zuletzt Hrn. Lothar laufen läßt und mit einem „jungen Lüstling zu Spiel und Tanz geht". Lothar's Seufzer werden mit den schönen Worten eingeleitet:

> Doch hören wir nur gleich ihn selber stöhnen
> Und schenken etwas Mitleid seinen Thränen.

Schließlich heirathet Margret einen wohlhabenden, adelichen Rittergutsbesitzer und stirbt infolge ihrer ersten Entbindung. Der treue Lothar liebt übrigens während seines Verhältnisses mit Margret eine Laurette und Julie in demselben Dorfe und findet das höchst natürlich und verzeihlich. Der Grundton des ganzen Romans ist ausgeprägte Langeweile; durch 184 enggedruckte und gebrochene Quartseiten geht nur eine Stimmung, sentimentales Gewimmer, hier und da unterbrochen durch äußerst geschmacklose Gedanken. Lothar, der seine Geliebte keusch zu lieben vorgibt, verliert sich in die sinnlichsten Schilderungen, so weit, daß er sogar in den Anmerkungen (und diese sind ein nothwendiges Uebel, wenn man überhaupt die Dichtung in ihrer Breite verstehen will) die schlüpfrigste Stelle in Feydeau's „Fanny" überbietet. Diese Anmerkungen wetteifern mit dem Romane an Abgeschmacktheit und Unklarheit; dem Leser zur Erheiterung folgen hier zwei derselben: Lothar sagt zu seiner Dirne, um sie zu necken: „Du riechst etwas": sie wäscht sich darauf und fragt: „Rieche ich noch?" (S. 151). Der Zeugungsact ist ihm nicht mehr zuwider, „da er in Leidenschaft so Heldes schafft wie sein Mädchen" (S. 22). In dem ganzen Romane wird ein Mensch geschildert, der trotz aller Sinnlichkeit doch unwahr genug ist, seine Liebe rein zu nennen, der es sogar wagt, diese Gefühlsverirrung mit religiösen Floskeln zu bekleiden. Wie der Inhalt verfehlt erscheint, so ist es noch mehr die Ausführung; wahrhaft Ungeheuerliches ist dort an Fehlern der Sprache, des Stils, des Ausdrucks geleistet. Als ein Beispiel von der poetischen Ausdrucks- und Anschauungsweise geben wir den Anfang des Gedichts, in welchem er seine Geliebte als Leiche schildert:

> Gefleckt die schönen Wangen! — Athem süß!
> O! blumensüß! ist eine Leich' zu sehen —
> Und dabei scheint mir noch ein Paradies,
> Um diese Leich', die schlafende, zu weben u. s. w.

2. Friedrich der Große an das deutsche Volk. Eine patriotische Träumerei von Hugo Wauer. Berlin, D. Reimer. 1859. Lex.-8. 15 Ngr.

Wauer wünscht die Einigung des deutschen Volks durch den Anschluß der deutschen Stämme an Preußen:

> Nur in Preußens Prinz-Regenten
> Lebt der Deutschen Einheit Hort —

läßt er S. 73 Friedrich den Großen dem deutschen Volke zurufen. Der Hohenzollern Aar soll eine kühne Politik treiben, mit dem

Schwerte soll Preußen Deutschland zu seinem Glücke zwingen, es soll, mit einem Worte, in Sardiniens Fußtapfen treten. Preußen ist zu dieser Aufgabe berufen, denn seine Herrscher sind in jedem Jahrhundert als größte Fürsten bewundert worden und sein Volk hat „Löwenmark, Treue, Muth und opferfreudige Herzen, Heldengeist" und eine Reihe von Tugenden, die der Dichter mit patriotischer Bewußtheit verkündigt. Wäre es möglich, Deutschland einig zu machen durch guten Willen, wahrlich, der edeln, aufrichtigen Bestrebungen hätten wir genug gehabt; aber leider ist zu besorgen, daß unsere Hoffnungen nur Träume sind, doppelt da, wo wie hier von Voraussetzungen ausgegangen wird, die in Wahrheit nicht bestehen. Die Einigung Deutschlands ersehnen viele, aber die Mittel dazu sind sehr verschieden; nicht allein durch die Fürsten wird die Möglichkeit erschwert, sondern auch — und fast noch mehr — durch die deutschen Volksstämme. Es ist schwer zu glauben, daß in Oesterreich — im deutschen Oesterreich —, in Baiern, Würtemberg, fast in ganz Süddeutschland, daß ferner in Sachsen eine Majorität im Volke sich finden sollte, die sich für eine Unterordnung unter Preußen entscheiden würde. Preußens Führerschaft in der Stunde der Gefahr nehmen jene Volksstämme mit Dank an, aber zu einer Unterordnung unter Preußen fehlt vor allem die Sympathie des deutschen Volks, das mehr föderativ als einig gesinnt ist. Traurig genug, daß wir jede Möglichkeit einer Einigung Deutschlands wie einen schönen Traum betrachten müssen, traurig genug, daß wir eingestehen müssen, nur durch einen großen Krieg kann ein einiges Deutschland erstehen. *) Die politischen Träumereien Wauer's haben uns auf ein Feld geführt, das wir — hier zumal — sonst gern vermeiden. Der Dichter entwickelt in acht Bildern seine Ansichten. In dem ersten: „Zweifel und Besorgnisse eines preußischen Patrioten", behandelt er die Frage, ob Preußen mit Oesterreich gegen Italien sich hätte verbinden sollen. Wauer gehört zu den „deutschen Patrioten", die eine Schwächung Oesterreichs für einen Sieg der deutschen Sache halten; eine — allerdings undankbare — „Einigung unter Oesterreich würde eine Aussaat für Frankreich werden". Verzweifelnd steht der Dichter vor dem Monumente Friedrich's des Großen; der König führt ihn in die Unterwelt, zeigt ihm alle Opfer Napoleonischer Herrschaft, fünf Millionen verstümmelte Leichen. Von da geht es nach der „stolzen Marmortruhe", zu dem Grabmale Napoleon's im Invalidendome. In kräftigen Zügen werden die Laster geschildert, die ihn zu den Verbrechen trieben und die nun Wacht halten an seinem Grabe. Ein anderes Bild, das fünfte, führt uns nach dem Mausoleum von Charlottenburg, nach dem Grabe des Königs und der unvergeßlichen Königin Luise. Der Dichter findet hier Gelegenheit, das Andenken des ruhmreichen Geschlechts der Hohenzollern zu feiern. Die Napoleoniden sind die Unterdrücker der Freiheit, die Hohenzollern „bahnen dem Volke den Weg zum Licht". Aber — und hier knüpft der Dichter wieder an den Anfang an — die Aufgabe der Hohenzollern bleibt, Deutschland einig zu machen und sei es mit dem Schwerte; „den deutschen Volkesleuen soll der Hohenzollern Aar führen", wie es der Dichter S. 75 mit einem eben nicht glücklich gewählten Bilde ausspricht. Immerhin zeigt die Dichtung von einem wackern, patriotischen Streben; auch die poetische Behandlung verdient Anerkennung; namentlich gelungen ist das vierte und fünfte Bild.

3. **Jakob Balde's Krieg der Frösche und Mäuse. Ein Vorspiel des Dreißigjährigen Kriegs. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einem Vorworte versehen von Max Joseph Berchem. Münster, Coppenrath. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.**

Die vorzüglichste satirische Dichtung Jakob Balde's (1603—68) liegt uns hier in einer sehr gelungenen, das Original an Witz und Feinheit erreichenden Uebersetzung vor. Balde's Verdienste um die deutsche Literatur sind vielfach anerkannt worden; größer freilich wäre sein Einfluß noch gewesen, wenn der alte Dichter nicht durch seine süddeutsche Abstammung im Gebrauch der hochdeutschen Sprache behindert worden wäre. Aber auch durch seine lateinischen Gedichte, die ihm den Namen eines deutschen Horaz verschafften, wirkte er bedeutend für den Fortschritt unserer Literatur. Goethe schreibt über ihn an Herder: „Er (Balde) bleibt bei jedem Wiedergenusse derselbe und, wie die Ananas, erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren" (Herder's „Nachlaß ungedruckter Briefe", I, 147). Die hier trefflich übersetzte „Batrachomyomachia Homeri, tuba Romana cantata" ist eine freie lateinische Nachbildung der nachhomerischen Batrachomyomachie; unter den Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs entstand dieses Scherzepos (zwischen 1634 und 1637), der Dichter sang es sich zur Erheiterung. Wie Balde selbst in seiner Vorrede berichtet, ist dieser „Krieg der Frösche und Mäuse" eine Satire auf die großen Kriege; „in noch schlimmerm Hasse entbrennen sie (die Menschen), lächerlicher Ursachen wegen erheben sie beweinenswerthe Kriege". Wahrlich, wenn man aus der Vogelperspective in objectiver Anschauung „die Großthaten" der Menschen bewundern könnte, wie klein und nichtig würden sie da erscheinen! So ist denn dieses Gedicht nicht blos eine Satire auf den Dreißigjährigen Krieg, sondern auch auf die meisten Kriege überhaupt. An feiner Beobachtung, an Witz und zutreffenden Vergleichen ist diese Dichtung „Reineke dem Fuchs" fast gleichzustellen, die geschmackvolle Vermischung des Erhabenen mit dem Lächerlichen wirkt höchst ergötzlich. Wir empfehlen zum Schluß nochmals die so wohlgelungene, treffliche Uebersetzung dieser epischen Dichtung und denken, daß die Freunde eines gesunden Humors sich, wie wir, daran erfreuen werden. Als Probe möge hier das kurze zweite Kapitel des zweiten Buches folgen, die Versammlung der Mäuse zum Kriegsrathe gegen die Frösche besingend:

> Noch nicht hatte der Tag darauf seine Nebel vertrieben,
> Und schon strömt die Menge, es kommen im Zuge die Bürger,
> Wie auch die Väter der Stadt, bestellet vom Consuln Leckmann,
> Muselmanenentsprossne, und Greise mit würdigem Barte.
> Lang ist die Reih' des Senates; es läßt auf den Sitz sich der Consul
> Nieder, man wahrt bei den Rängen der Plätze die Zahl und die Würde.
> In der curulischen Urn' sitzt Brodzahn, seltene Ehre,
> Alt war die Urne und roch nach Wein und nach klebendem Satze;
> Aufrecht stand vor der Pforte ein Lictor mit winzigem Beile
> Und mit genageten Fascen; es starb der Benager den Schwerttod.
> Brodmauls Bruder er war. Dank milderte ihm seine Strafe,
> Da er lebendig verdiente das Grab, und er konnte erleiden
> Größere Straf' als der Dieb, der selbst sich verdienet den Hanf hat.
> Denn nach dem alten Gesetz hätt' gern er am Galgen gebaumelt,
> Wie es die Bäuerin Baucis bezeuget und selber Philemon,
> Leutchen, die beide den Göttern gefielen; denn in ihrer Armen
> Habe erging er sich oft und stahl Endivien, Beeren,
> Er nur allein und begoß mit dem lieblichen Trunke der Milch sich.

4. **Waldeinsamkeit. Eine Dichtung. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1860. 16. 10 Ngr.**

Im Grunde haben wir es hier mehr mit lyrischen Gedichten als mit einer epischen Dichtung zu thun; es sind Schilderungen von Empfindungen, aber keine Thaten. Ein Jüngling liebt die Waldeinsamkeit, sie ist ihm Trösterin in jedem Leide, zu ihr flüchtet er, um ihr seine Freuden und Schmerzen anzuvertrauen. In ihrem Schatten findet er ein Mädchen, das er liebt und zu dessen Lobe alle diese uns hier vorliegenden Gedichte gesungen wurden. Das wundervolle Mädchenbild ist aber zu schwach, um all die Lenz- und Liebeslust zu ertragen, sie stirbt; der Dichter gibt sich mehr und mehr seinen verzehrenden Schmerzen hin, bis seine Geliebte ihm erscheint und ihn ermahnt, durch Schmerz verklärt zur Welt zurückzukehren und „für Gott und Wahrheit den Streit zu bestehn". In der Verkündigung der göttlichen Liebe findet er Trost:

*) Wir haben unserm Berichterstatter sein Recht, einer politischen Dichtung gegenüber seine entgegengesetzte Ansicht gelten zu machen, nicht verkümmern zu dürfen geglaubt, obwol wir dieselbe nicht theilen. D. Red.

> Ihm wird, von Gottes Hauch geweiht,
> Betkämmerlein Waldeinsamkeit.

Der kurze, hier angegebene Inhalt ist mit vielen Thränen und überschwenglicher Sentimentalität ausgeputzt; man wünscht unwillkürlich, daß einmal ein Blitz in diese Waldeinsamkeit hineinschlüge, um den Dichter zu mahnen, daß die Großartigkeit der Natur bewundernswerther ist als ihre Lieblichkeit. Dem Dichter ist übrigens Reim- und Formgewandtheit nicht abzusprechen; das Lied: „O birg dein Antlitz an dem meinen", ist zart und duftig. Hier und da sind Bilder und Ausdrucksweise verfehlt, z. B.:

> Johanniswürmchen, das im Monde glüht,
> Erhebt wie Opferrauch sich in die Lüfte.

Oder:

> Bescheiden' still und sinnig,
> Bist du zum Heil ersprießt u. s. w.

Sprachlich unschön sind jedenfalls die Verse:

> Verlier' ich dich, ich find' dich doch,
> Wirst Engel du, mein bleibst du noch,
> Wann nicht bei mir, du lebst in mir,
> Wann nicht mit dir, ich lebe dir.

5. **Hotel Baur.** Diplomatisches Heldenstück in vier gereimten Conferenzen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 16. 7½ Ngr.

Die bekannten Züricher Conferenzen werden hier mit Schärfe und Witz gegeiselt; es ist zum Theil unsere Schuld, daß wir von dieser Dichtung wie von einer historischen Antiquität reden müssen. Die Todten reiten schnell und die hochgehenden Wogen der Zeitströmung haben — für die große Masse wenigstens — Villafranca und Zürich aus der Erinnerung hinweggespült. Die Dichtung hat den Fehler, daß sie einzelnen Persönlichkeiten und noch dazu den ausführenden, die Fehler vorwirft, die im Großen und Ganzen gemacht wurden. Hier und da wird auf die poetische Freiheit etwas zu sehr gepocht und die Farben erscheinen zu stark aufgetragen.

6. **Ein Hundeleben.** Märchenepos in sechs Gesängen aus dem Deutschen von **August Kokemüller.** London, Williams und Norgate. 1860. Gr. 16. 3 Ngr.

Kokemüller, den wir schon als dramatischen und lyrischen Dichter in d. Bl. verzeichnet haben, bietet uns in der vorliegenden Dichtung ein Märchenepos, das seine bisherigen Productionen an Geschmacklosigkeit noch übertrifft. Kokemüller gehört zu jenen verbissenen, im Auslande lebenden Deutschen, die sich einbilden, nur sie können das Vaterland retten, die jeden Deutschen, der in Deutschland zurückblieb, zum Hundepack zu zählen bereit sind, die frech genug sind, immer zu wiederholen, daß wir „noch immer in Windeln lägen". Dieses unsinnige Gewäsch wird von jenen sogenannten Patrioten im Auslande so oft wiederholt, daß man uns dort zuletzt schon längst für nichtsnutzige, unmündige Männer halten müßte, wenn nicht eben jene Schmähenden dort bereits längst jeden Credit verloren hätten. Was soll überhaupt diese ganze, sogenannte Dichtung, die nicht einmal den allergeringsten poetischen Werth hat? Daß es servile Naturen auch in Deutschland gibt, braucht nicht erst gesagt zu werden, sie finden sich überall, hier dem Fürsten, dort dem Pöbel schmeichelnd, je nachdem dieser oder jener herrscht. Die Erfindung des Märchenepos ist nicht neu, dafür ist sie mit Phrasen behangen, aus deren Umhüllung immer wieder die nackte Gemeinheit herausschaut. Wahrlich, durch solches Zeug wird es nie dahin kommen,

> Daß deutsches Recht und deutsche Macht,
> Kein Fremder und kein Päck verlacht,
> Und deutsches Volk und deutsches Wesen,
> Zu Einheit, Freiheit, Kraft genesen.

7. **Melusina.** Luxemburgische Sage aus dem 10. Jahrhundert von **Friedrich Albrecht.** Ludwigslust, Hinstorff. 1859. Gr. 16. 15 Ngr.

Siegfried verirrt sich auf der Jagd; an einem Bache findet er ein wunderbar schönes Mädchen (Melusina); gegenseitige Liebe entzündet sich schnell. Das Mädchen will die Frau des Ritters werden, nur an der Woche „siebtem" Tage (Albrecht gebraucht diese Form öfters) soll er nimmer nach der Geliebten fragen, auch nie nach dem Stamm, dem sie entsprossen, forschen u. s. w. Auf des öden Bockfells Gestein läßt sich Siegfried vom Teufel, dem er sich dafür verschreibt, eine Burg bauen; dort lebt er mit seiner jungen Gattin in Wonne und Lust. Da nach zwanzig Jahren macht ihn ein Freund aufmerksam, es wäre doch sonderbar, daß Melusina an jedem siebenten Tage ein Geheimniß vor ihm hätte, und nach abermals fünf Jahren zischelt ihm sogar eine Schlange Argwohn in die Seele. Er eilt nun, das Geheimniß zu erspähen, findet Melusina halb Weib, halb Fisch; aber mit der Entdeckung verschwindet sie auch auf Nimmerwiedersehen. Freunde kommen, ihm sein Leid wegzusingen, er aber eilt von ihnen, und am andern Tage findet man seinen Körper an dem Felsen zerschellt, der Teufel hat seine Seele geholt. Ist die Sage auch nicht neu, so bietet sich doch in der Behandlung viel Gelegenheit, die Phantasie und das Talent des Dichters kennen zu lernen. Das erste Begegnen, der Pact mit dem Teufel, die Beschreibung von dem Glücke des Paares, die Schilderung der Grotte, in die sich Melusina jede Woche einmal zurückzieht, ihr Verschwinden und Siegfried's Tod: alles das konnte höchst poetisch erzählt und mit reicher Phantasie uns vor die Seele geführt werden. Auch das gegenseitige Geheimniß, das doch immer wie ein schwarzer Schatten sich auf das Sonnengold ihres Glücks senken mußte, wäre ein treffliches Motiv in dieser Dichtung gewesen und nicht so leicht hätte ein Dichter sich dieses entgehen lassen. In der vorliegenden Dichtung vermissen wir manches, was wir gern hineingewünscht hätten, und finden vieles, was besser und correcter hätte gesagt werden können. Das Sagenhafte vor allem tritt nicht genug in den Vordergrund, wir bleiben, ohne daß wir eine beabsichtigte Spannung des Dichters voraussetzen dürfen, bis zum letzten Gesange unklar über das Geheimniß: bei der Trauung hätte die Nixe schon, dem Leser gegenüber, ihren Abscheu gegen die Ceremonien der Kirche zeigen können, schon früher hätte der Dichter uns ihre Gewissensangst verrathen und kraft seiner Zauberruthe uns in das Feenreich einführen müssen, wo Melusina, halb Weib, halb Fisch, die Stunde der Entzauberung erwartete, um dem Geliebten wieder angehören zu können. Wir hätten an dem siebten Tage Hrn. Siegfried ruhelos, wegen seines Pactes mit dem Teufel, und sehnsuchtsvoll nach der heute für ihn verborgenen Gattin in den Wäldern umherstreifen lassen und dann bei seiner Rückkehr mit den glühendsten Farben die gegenseitige Seligkeit und Liebeslust geschildert, um das Vergessen, den Mangel an Neugier, das Vertrauen u. s. w. zu erklären. Wir hätten, wenn wir überhaupt zu der Bearbeitung eines so oft behandelten Stoffs uns entschlossen hätten, vor allem Metrik studirt, vorher Stilübungen gemacht und uns endlich ein Reimlexikon angeschafft. Ja wir hätten sogar hier und da den Brockhaus oder den Pierer aufgeschlagen, um z. B. von Trier mehr sagen zu können als:

> Und vor ihm Trier, das alte, liegt
> Mit seinen tapfern, frohen Zechern,
> Mit seinen hohen Giebeldächern,
> Die manch Jahrhundert schon besiegt.

Albrecht weiß also factisch von Trier nichts zu erzählen, als daß es alt ist, Zecher und Giebeldächer hat, die gleichfalls alt sind. Ueberhaupt ist sein Gedankengang oft merkwürdig genug; wir wollen es ihm noch verzeihen, daß ein Dichter ein Verirren im Walde angenehm findet, aber wunderbar bleibt jedenfalls der entscheidende Grund, weshalb er sich dem Teufel verschreibt: ein Abt hat ihn eben bei einem Tauschhandel

angeführt, er denkt zürnend an die Pfaffen und da ist doch nichts natürlicher, als daß er mit Satan einen Pact abschließt. Ueber die poetische Sprache in dieser Dichtung möge der Leser nach den folgenden Beispielen urtheilen (S. 13):

> Wenn Herzen still in Liebe glühn,
> Umdacht von schattigen Waldeszweigen,
> Verborgen in der Büsche Grün,
> Wo's nur die Blumen sehen und schweigen u. s. w.

S. 59:

> Von lichtem feenhaften Glanz umflossen
> Ist das Gemach, wo ruht das schöne Weib.

Oft liegt das Bessere so nahe, daß wir es unbegreiflich finden, wie niemand Albrecht darauf aufmerksam machen konnte; wie leicht hätte er S. 14 statt: es rauscht sein Herz — es singt sein Herz; S. 54 statt: es rennen hin die Stunden — es eilen hin die Stunden, S. 74: Herr Siegfried packt die Harfe an — die Harfe faßt Herr Siegfried an u. s. w. sagen können. Aber freilich, der rathende Freund hätte besser gethan, statt zu ändern, lieber das ganze Gedicht neu zu gestalten und neu zu singen. Unter den Aenderungen wäre aber eine andere und hoffentlich eine vorzüglichere Dichtung entstanden.

8. Maria. Ein Gedicht von Adam Asser. Hannover, Lohse. 1859. 16. 20 Ngr.

Das köstliche dreizehnte Kapitel des ersten Briefs an die Korinther dient dieser Dichtung als Motto. Geschildert wird ein Mann, der in des Zweifels Qualen herumgetrieben wird und seinen Seelenfrieden in der Erkenntniß der göttlichen und in dem Finden der irdischen Liebe wiedergewinnt. Der Dichter, dem eine reiche poetische Begabung nicht abzusprechen ist, begeht den Fehler, mehr von seinem Helden zu reden, als ihn handeln zu lassen. Er erzählt, daß Richard, eines Försters Sohn, in Waldeinsamkeit und ohne den milden Einfluß einer Mutter aufgewachsen ist, voll Kraft und Muth, dem Helden ähnlich, dem er seinen Namen verdankt: „Richard Löwenherz"; weiter schildert er ihn als „zweiten Faust", sich abquälend, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, „von Frühlingsstürmen kühn durchbraust", als einen Mann mit „einem Heer der göttlichsten Gedanken", aber auch mit dem Bewußtsein, daß „der unsichtbare Geist die Natur mit engen Netzen umschnürt". Ein Gewitter im Walde bringt ihn zu dem Entschlusse, in dem Kampfe mit der Welt den Frieden zu suchen; er schläft ein; ein Traumbild zeigt sich seinen Blicken; er erwacht als Träumer. Wir sind nach der Schilderung des Helden berechtigt, nun Thatkraft von ihm zu fordern; der Dichter mußte ihn in große Lagen bringen, ihn im Kampfe mit der Welt zeigen, mit einem Worte, ihn sich bewähren lassen. Statt dessen irrt Richard wie ein Besessener durch die Welt, schlägt sich selbst Brücken über die Gewässer und verirrt sich schließlich dermaßen, daß er sehr froh ist, daß endlich ein Licht ihm eine Zuflucht verheißt. Das gastliche Haus wird von einem Pfarrer, seiner Frau und seiner Tochter bewohnt, er findet hier das Glück, das der innere Frieden gewährt, er hört von der ewigen Liebe, die nimmer aufhört und Richard's, durch die irdische Liebe zu Maria erwärmtes Herz nimmt leicht und froh den Trost hin, der in dem Glauben an die erlösende Liebe gefunden wird. Dies Durchdringen Richard's „zu erstem Frühroths Purpurlichte" ist unserer Ansicht nach etwas schnell geschehen und wie wir statt des Wanderns Thaten erwarteten, so hätten wir hier statt der Lieder Richard's und Maria's lieber Kämpfe gesehen, die uns von der Wahrheit der Bekehrung überzeugten. Ueberhaupt eilt der Dichter unserer Ansicht nach etwas zum Schluß; er mag selbst gefühlt haben, daß hier etwas fehlt, und dann mangelt ihm gerade da, wo er sie am meisten bedurfte, die zu reichlich, namentlich am Anfange angewendete Kraft des Ausdrucks. Die von vornherein zu gehobene Stimmung hält nicht aus. Bei der übrigens fast durchgängig hochpoetischen Sprache und bei dem nicht gewöhnlichen Reichthum der Gedanken in dieser Dichtung hätten wir einige Trivialitäten gern vermieden gesehen; z. B. in der Schilderung des gestörten Waldfriedens den Schluß: „Im Kreis der Füchse, Hirsche, Eulen ist's wahrlich eine böse Nacht." Weiter ruft Richard, indem er um sein Ende fleht, aus: „O, daß mein Geist das Ziel erst schaute, darum ich hier bluttriefend focht"; endlich in der sehr gelungenen Erzählung des Pfarrers die Bemerkung: „Dann ging er fort durch Gänge dumpf und hohl."

Wie wir schon in dem einzelnen Gelegenheit fanden, manches lobend hervorzuheben, so können wir auch von der Dichtung überhaupt rühmen, daß wir in ihr ein wackeres und tüchtiges Streben, besten Willen, dichterische Weihe, Ernst und Liebe bei nicht gewöhnlicher poetischer Begabung gefunden haben.

9. Sieben Märchen von Theodor Oelckers. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 16. 24 Ngr.

In der Form des komischen Märchens behandelt hier Oelckers politische, sociale und religiöse Fragen; es sind im eigentlichsten Sinne des Worts Tendenzmärchen. Im allgemeinen liegt der Fehler vor, daß die handelnden Personen von Anfang an dieselben sind wie am Schlusse, dann fehlen die Wunder, über die man sich verwundern kann und die in dem komischen Märchen zur Erscheinung kommen müssen. Es liegt im Grunde hier nur ein Tendenzkern vor, der so vielfach eingewickelt gegeben wird, daß er nur mit besonderer Mühe zu finden ist; in einigen Märchen ist die Tendenz nur aus dem Titel und aus dem Motto ersichtlich. So verschwindet z. B. in dem Wintermärchen „Der deutsche Frühling" der eigentliche Sinn durch die Breite der Erzählung, durch die Nebenumstände, denen der Dichter eine tiefere Bedeutung geben möchte. Hier wie in den übrigen vorliegenden Märchen ist die Exposition das Vorzüglichste; da ist alles lebendig, der Humor oft sprudelnd, der Gegensatz des wirklichen Lebens und der Dichtung höchst wirksam. Weiter versteht es der Dichter, das Interesse der Leser noch anzuspannen durch die Sagen, in die er seine poetischen Figuren bringt, nur daß eben hier die oft gesucht untergelegte tiefere Bedeutung schon dem Märchen schadet; am Ende aber erlahmt überall die Phantasie des Dichters und der Leser wird es sich bewußt, daß die Pointe doch schwerfällig genommen ist, daß sie nicht in dem Verhältnisse zu dem Anlaufe steht, den der Dichter nahm. Der Anfang versprach mehr, als das Ende erfüllte. So ist im Teufelmärchen die Einleitung das Frischeste und Gesundeste, die eigentliche Verführungskunst, die der Teufel gegen den armen Candidaten anwendet, ist naiver und nicht sehr geistreicher Natur, die Pointe: „Und nichts bereitet ihm (dem Teufel) so herbe Qualen, Als sieht er sich mit eigener Münze schlagen", ist gesucht. Die Idee, daß im Himmel das Bestreben, sein anvertrautes Gut trefflich anzuwenden, schon anerkannt wird, wenn auch der Erfolg uns selbst nicht befriedigt, tritt nur ganz nebenbei auf, während sie den Hauptgedanken bilden sollte in der Unterhaltung des Candidaten und des als Klausner verkleideten Teufels. Sind in diesem Märchen, wie wir es oben sagten, die Verführungskünste des Teufels sehr naiv dargestellt, so behandelt der Verfasser in einem Gegenstück den „lieben Gott", den gegenüberstehenden Geist auch sehr obenhin und beleidigt zum Theil das Gefühl durch unpassende Witze; er schadet dadurch zunächst sich selbst, wenn er den Gegner so klein, schwach und ohnmächtig darstellt, er verwirrt aber auch das Urtheil über seine eigene Tendenz, indem er sich radicaler darstellt, als er vielleicht ist oder zu sein glaubt. Wir haben schon früher bei der Beurtheilung der Gedichte von Theodor Oelckers: „Meine Mitgefangenen" (Leipzig 1860), darauf hingewiesen, daß der Dichter zu sehr zum Kampf und zum Hasse mahnt, daß er in politischen Liedern ihre tiefere Bedeutung so verhüllt, daß sie leicht falsch verstanden werden können und daß er in den religiösen Liedern hier und da der Phrase huldigt. Alle diese Fehler finden wir mit allen Vorzügen der Oelckers'schen Muse vereinigt hier wieder. Die Fehler aber sind um so mehr zu bedauern, da die vorliegenden Dichtungen sich sonst durch einen gesunden Humor, durch treffliche Bilder, durch eine freie kräftige Sprache auszeichnen, da sie überhaupt von reicher

poetischer Begabung Zeugniß ablegen. Aber überall mischt sich in die philosophische Durchbildung das Gefühl jener Erbitterung, daß die Welt nicht so ist, wie Oelckers sie sich in seinem Kopfe construirt hat; die despotische Anlage, die mehr oder weniger jeder hat, die Welt nach der Rolle zu beurtheilen, die wir in derselben spielen, kommt auch bei diesem Dichter zur Erscheinung. Er redet und dichtet sich hinein in eine gewisse Aufregung, und wenn man endlich zum Kern seiner Tendenz kommt, sieht man, daß er eben nicht durchaus so radical ist, wie er erscheint, und daß die Vermittelung seiner Ideale mit den wirklichen Zuständen der Welt nicht so schwer ist, als er uns glauben machen will. Wir beklagen die Verbitterung, die sich in den Märchen und in den Gedichten ausspricht, um so mehr, da sie das Resultat schwerer Erfahrung ist. Dabei urtheilen wir nicht nach dem Scheine und geben dem Dichter recht, wenn er singt:

O, zählt sie drum nicht zu den Liebeleeren,
Weil vor der Menge düster ihr Gesicht;
O, wähnt doch nicht, daß sie des Lichts entbehren,
Weil es nicht strahlend in die Weite bricht;
O, haltet doch das schlichte Herz in Ehren,
Das sich begnügt mit seinem innern Licht;
Die Dunkeln sind gar oft die Auserkornen
Und flücht'ger Flitterglanz schmückt die Verlornen!

Ganz besonders ansprechend, und auf der andern Seite ein Bild von der Stimmung des Dichters gebend, erschien uns das wahre Märchen: „Das Gespenst." Es lehrt, daß wir von Plagegeistern umgeben sind, die uns necken und unser freies Denken und Wandeln beeinflussen; es sind Gespenster, die wir selbst heraufbeschwören und die eine unbedingte Herrschaft über uns erlangen, wenn wir nicht bei Zeiten dem Gegner fest ins Auge blicken, ihn fassen und ihn zwingen, das Joch zu tragen, in das er uns selbst spannen möchte. „Denn stark macht den Spott nur unser eigener Wahn". Freilich ist das Besiegen keine leichte Sache und wie das Motto sagt: „Hoc non est opus unius diei nec ludus parvulorum".

10. Genovefa. Gedicht von J. Weißbrodt. Münster, Theissing. 1859. 16. 1 Thlr.

Weißbrodt's „Genovefa" erzählt die bekannte Sage von der treuen, verleumdeten und verstoßenen Gattin, die dann unschuldig befunden und im Triumphe wieder in ihres Gatten Haus zurückgeführt wird. Besonderer Nachdruck wird auf die Bezüge ihres Lebens gelegt, die von ihrer Frömmigkeit Zeugniß ablegen und die sie zu einer Heiligen der katholischen Kirche gemacht haben. Wie Genovefa's Liebeskraft fortwirkte nach ihrem Tode und sich zeigte in Heilung der Kranken, wird zum Schluß recht ansprechend berichtet. Im allgemeinen müssen auch wir aussprechen, daß wir die Bearbeitung von Stoffen, die früher schon eine gediegene Behandlung erfahren haben, nicht zu sehr lieben; sie erscheint uns nur dann gerechtfertigt, wenn neue Gesichtspunkte aufzufinden sind, unter denen das bekannte Thema neu erscheint. In der vorliegenden Dichtung ist der Stoff nun an und für sich das Nebensächliche, das Christlich-Romantische die Hauptsache, oder besser gesagt, in den Schicksalen der Genovefa wird die Kraft gezeigt, die aus dem Umfassen des Kreuzes erwächst; heilige Liebe und Geduld sind die beiden christlichen Tugenden, mit welchen man „sicher auf des Himmels Bahn wallt".

Der Dichter hat seinen Stoff in acht verschiedenen Abtheilungen, von denen wieder jede mehrere Gesänge zählt, und in verschiedenen Versmaßen behandelt. Bei der Verschiedenheit der Situationen und Stimmungen ist die wechselnde Form nicht unwirksam; meist ist sie ganz angemessen gewählt, wie wir denn überhaupt dem Dichter ein tüchtiges Erzählertalent, Reim- und Sprachgewandtheit, poetische Stimmung und Fähigkeit, das Empfundene zu gestalten, nicht absprechen können. Nur wo die Erzählung einen lyrischen Beisatz erhält, vermissen wir meist die eben gerühmten Vorzüge der Dichtung; so sind namentlich die vielfach in dieselben eingewebten geistlichen Lieder trotz der vorherrschend religiösen Richtung des Dichters unbedingt der schwächste Theil. In dem Bestreben, die kindliche Hingebung wiederzugeben, durch welche sich die ältern geistlichen Liederdichtungen auszeichneten, wird Weißbrodt leicht trivial; das Einfache erscheint gesucht, die naive Anschauung gemacht, der süßliche Ton ersetzt uns nicht die kindliche Hingebung; man vgl. z. B. „Das Gebet auf Waldesgrund", das unmittelbar folgende „Gottes Vöglein lieb und traut". Wie wenig ansprechend ist ferner die Erzählung von dem ersten Sündenfall, die Genovefa ihrem Knaben lehrt. Wenn wir oben die dichterische Fähigkeit und das Talent Weißbrodt's gern anerkannten, so dürfen wir doch auch nicht verschweigen, daß er sich hier und da in der Sprache und in der Construction Freiheiten gestattet, die bei einer sorgfältigen Prüfung ihm selbst als Fehler und Schwächen an seiner Dichtung erscheinen müssen. Gleich in den ersten vier Zeilen stört die Wiederholung des Wortes: „stieg". Wir nennen weiter die Verse als Beispiele zu unserer Behauptung:

Sie war der Frauen Krone,
Der Tugend Demant echt.

Dann tauschten liebe Reden,
Sie traut in Wechselwahl.

Wir verweisen ferner auf die unmögliche Construction S. 16: „Und wie im süßen Sonnenbrand" u. s. w., auf die zu Ehren des Reims gezwungenen Wendungen:

Ihr rastet von der Kunde
Die Nacht in diesem Haus.

Oder:

Opfer muß die Liebe tragen,
Wird nur so des Himmels Pfand.

Auch in den Bildern ist Weißbrodt nicht immer glücklich; so hat die Liebe des Bischofs Hindulf zu Christus durch die Bilder jenen sinnlichen Beigeschmack, der uns in der Verehrung der Jungfrau Maria häufig genug widerlich berührt hat; aber auch die profanen Bilder sind in dieser Dichtung hier und da verfehlt, wie denn der Dichter z. B. singt:

Und friedlich kehrte wieder
Das Schwert in sein Gemach u. s. w.

Wir können auf Einzelheiten hier nicht näher eingehen, müssen aber noch unsere Verwunderung aussprechen, daß der Dichter Genovefa in der Liebeswacht ohne ihren Siegfried läßt.

11. Eginhard und Emma. Ein episch-lyrisches Gedicht von Eduard Ziehen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1860. Gr. 16. 20 Ngr.

Der Lieblingssänger Karl's des Großen entbrennt in Liebe zu des Kaisers Tochter Emma. Seine Schönheit und die Macht seines Gesanges rühren das Herz der Fürstin; eine Trennung, verursacht durch den Krieg gegen die Sachsen, macht sie gegenseitig klarer über die Stärke ihrer Gefühle. Nach der Rückkehr schleicht Eginhard zu der Geliebten, der Morgen überrascht sie und zu ihrem Schrecken entdecken sie, daß der Sänger nicht unbemerkt entfliehen kann; der draußen frischgefallene Schnee würde die Fußspuren Eginhard's verrathen. Da entschließt sich Emma, den Geliebten durch den Schloßhof zu tragen; aber der Kaiser, in düsterer Sorge über das Schicksal seines Reichs wachend, sieht den abenteuerlichen Liebeszug und entbrennt in Zorn, daß ein Sänger es wagen darf, seine Blicke zu seiner Tochter zu erheben; er läßt beide verhaften und dann, als der erste Zorn verraucht ist, ruft er seine Mannen in Eile zusammen, damit sie die Schuldigen richten. Das Urtheil lautet auf Kerkerhaft, dann aber solle der Kaiser Gnade üben und verzeihen. Es stimmt überein mit dem Entschlusse, der in Karl's Seele schon langsam emporwuchs; die Liebenden werden herbeigeführt, sie geben neue Beweise der Stärke ihrer Liebe und der Kaiser segnet ihren Bund.

Der hier angegebene Stoff ist in der vorliegenden Dichtung sehr ansprechend besungen; der Dichter hat es verstanden, von Anfang bis zu Ende das Interesse für die Liebenden wach zu erhalten, und wenn wir auch gewünscht hätten, daß er den Sänger öfters in Lagen versetzt hätte, in denen er sich bewähren konnte, so sind wir doch auch schon mit dem Gegebenen gern zufrieden. Eginhard's Charakter ist durchaus ansprechend geschildert; daß Ziehen ihn nicht nur als den liebenden Sänger vorführt, sondern auch wenigstens einmal zeigt, daß er ebenso gut das Schwert zu führen, als in die Saiten zu greifen versteht, zeigt von richtigem Takte und Verständnisse. Das Ganze ist eine durchaus liebliche Dichtung; die wechselnde Form ist mit viel Geschick behandelt, die Sprache ist rein und correct, die Schilderung lebendig und charakteristisch, die eingefügten Liebeslieder angemessen, frei von Sentimentalität. Besonders gelungen ist die „Schlacht" und die „Zusammenkunft"; weniger gefallen hat uns „Eginhard's Reue".

12. **Willfried.** Episches Gedicht in neun Gesängen von **Ferdinand Bäßler.** Berlin, Decker. 1859. 16. 27 Ngr.

Die Episode aus dem Befreiungskriege, die in diesem epischen Gedicht behandelt ist, spielt in Sachsen zur Zeit der leipziger Schlacht. Preußen und Franzosen stehen sich nahe gegenüber. Willfried, ein preußischer freiwilliger Jäger, wird von dem Feldherrn in sein Heimatsdorf entsandt, das von den Feinden besetzt ist. In der Mühle bei seinen Aeltern erhält er die gewünschten Nachrichten, wird aber von dem Müllerknechte, seinem Nebenbuhler bei des Schultheißen Tochter, verrathen. Willfried entkommt zwar, aber des Vaters Mühle wird in Brand gesteckt, der Alte selbst gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Ein Ueberfall des Dorfs rettet den Vater und vereint den Sohn mit ihm und der Geliebten. Loben wollen wir zunächst die patriotische Gesinnung, durch die sich dieses epische Gedicht auszeichnet; es ist in zum Theil sehr guten Hexametern geschrieben, nur selten sind auffallende Fehler in der Versbildung bemerkbar (z. B. S. 12, Z. 3 v. o.; S. 58, Z. 12 v. o.; S. 70, Z. 9 v. o.). Die Sprache ist fast durchweg correct, einige auffallende Wortbildungen, wie „Gebietiger", hätten vermieden werden können. Das Interesse für den Stoff wird durch den Dichter erweckt und lebendig erhalten, indem er uns den Helden in entscheidenden Lagen vorführt und sich in ihnen bewähren läßt. Die Darstellung ist ruhig fortschreitend, auch in den Bildern und in den Episoden ist ruhige Entfaltung zu erkennen. Vermißt haben wir, oft die Uebereinstimmung der Verhältnisse mit den Worten; hier und da sind die Personen auf eine Weise redend eingeführt worden, daß uns der über der Handlung stehen sollende Dichter plötzlich zu nahe tritt; wir nennen dahin gehörig z. B. die Liebeserklärung des Knappen (S. 95). Unwahrscheinlich erscheint, daß weder die Aeltern noch der Knappe den heimkehrenden Sohn erkennen; in der Motivirung des Hasses des Knappen gegen Willfried hätte des erstern Eifersucht mehr hervorgehoben werden müssen. Im ganzen haben wir aber so viel Erfreuliches in dieser Dichtung gefunden, daß wir die kleinern Mängel gern übersehen wollen.

13. **Der Flüchtling.** Episches Gedicht von **G. Friedrich Wilhelm Neumann.** Leipzig, Hübner. 1859. 16. 25 Ngr.

Den Hintergrund dieser epischen Dichtung bildet die badische Revolution. Die Anlage ist idyllisch; wir sehen ein friedliches Dörfchen, das unbekümmert um die politischen Fragen in seiner Ruhe fortlebt, während ringsherum alles in Flammen steht; ein Pastor (conservativ) und dessen Tochter spielen die Hauptrolle; letztere ist begeistert für die Freiheit, weil ihr Geliebter (Dr. Meyer) mit den Republikanern kämpft, und verschmäht die Werbungen des conservativen Amtsassessors Fuchs. Die Demokraten unterliegen. Meyer kommt als Flüchtling mit der trüben Erkenntniß, daß die thörichten Menschen zwar „die Freiheit führen im Munde, aber der Freiheit unwerth sind und sie vergeuden durch eigene Frevel". Er flieht nach Amerika, mit ihm diese Tochter, die der Pfarrer ihm zuvor als Gattin antraut. Widerlich genug nimmt sich bei der wie gesagt idyllischen Anlage diese Ausführung aus und dies wüste Geschrei der Tagespolitik, diese phrasenhaften Discussionen über die Zeitfragen, über Recht und Berechtigung; nirgends ist etwas Neues, Förderndes, Bedeutendes zu entdecken. Während ringsherum im Lande gekämpft wird, erfahren wir nichts von dem, was vorgeht, sondern nur, wie der Herr Pastor, dessen Tochter, der Assessor und der Schulze über die Bewegung denken. Die Verse (Hexameter) sind dabei herzlich schlecht; von rhythmischem Wohlklang, Taktgefühl, von richtiger Cäsur u. s. w. ist nicht die Rede; der Satz, ja selbst die Worte sind oft gewaltsam gebrochen, um die Form herauszubekommen, die dadurch selbstverständlich steif erscheint. Oft genug ist es uns, als läsen wir Prosa, auch in der Ausdrucksweise kommen Ausdrücke vor, die, so charakteristisch sie in dem Munde des Betreffenden sein mögen, doch nicht in eine epische Dichtung passend sind:

> Mir scheint,
> Was sie sagen, nicht ohne —

Oder:

> Er sah wol
> Noch am ehesten, wie die Actien standen.

Des alten Pfarrers Leichtsinn, der so ohne weiteres, ohne Aufgebot seine Tochter mit einem Flüchtlinge verbindet und sie so mit theilnehmen läßt an dessen Gefahren und an seiner ungesicherten Zukunft, dürfte auch nicht mit seinem sonstigen ruhigen und überlegenden Charakter übereinstimmend erscheinen.

14. **Bellrem von Weißenstein.** Romantische Sage von **Ludwig Auerbach.** Pforzheim, Flammer. 1860. 16. 5 Ngr.

Ludwig Auerbach legt eine Lanze ein für die Berechtigung der Sage: „Des Volkes Urtheil ist die Sage" u. s. w. Wir glaubten natürlich nach diesem Anlaufe eine Sage zu vernehmen, die auch das Schiller'sche Motto von dem Fluche der bösen That anschaulich machen würde. Statt dessen wird uns eine ganz gewöhnliche Rittergeschichte aufgetischt: Bellrem's Liebe zu Zuleika, die er im Morgenlande kennen lernte, die ihn aber verschmähte, weil sie einem andern Ritter ihr Herz geschenkt hatte. Bellrem, noch außerdem im Zweikampf gedemüthigt, flieht nach seinem Vaterlande, beauftragt aber vorher eine Sklavin, die beiden Liebenden zu vergiften. In der Ueberzeugung, daß er einen Mord veranlaßt hat, quälen ihn ganz gerechtfertigte Gewissensbisse. Da treten ihm die angeblich Vergifteten ganz gesund gegenüber; der Mordanschlag ist nicht ausgeführt. Neuer Streit entspinnt sich, die Eifersucht wächst und Bellrem lauert mit einem Genossen dem Liebespaare auf und ermordet nun selbst den Ritter und Zuleika. Eine Pilgerfahrt nach Rom soll die Stimme des Gewissens übertäuben. Nach 20 Jahren sehen wir ihn wieder unter seiner Schuld nach wie vor gebeugt. Da erscheint ihm Zuleika wieder frisch und gesund; sie scheint nicht sterben zu können. Bellrem aber zieht nun vor, statt nochmals einen Versuch zu wagen, sie nach des Orkus finstern Gründen zu senden, sich selbst vom Felsen herabzustürzen. Man wird gestehen, daß „der Wahrheit heil'ger Geist" in dieser Sage schwer zu entdecken sein dürfte, denn daß ein Mörder Gewissensbisse empfindet, ist eine zu bekannte Thatsache, als daß uns dies erst durch die Sage klar gemacht zu werden braucht. Den genre terrible in dieser Dichtung hat Ludwig Auerbach durch die Behandlung des Stoffs mildern wollen. In dem Gedichte ist so viel Frühlingsjubel, Lerchenschlag, Nachtigallengesang, purpurne Morgenröthe, Urgeist der Freude, hoffnungszündendes Sternenleuchten und silbernblühende Mondespracht, daß wir über all diesen Flittertand und über alle von dem Dichter selbst aufgeworfene Fragen nur mühsam zu der Geschichte selbst gelangen. Die Dichtung ist weiter mit einer Menge von Bildern angefüllt, die zum Theil sehr gesucht, zum Theil ganz unverständlich sind: da hören wir von „Lerchen mit ihrem Sonnenchor", daß sich „langes, süßes Heimweh in die Seele schmeichelt", da wird ein Lustgelag umschrieben bezeichnet als ein „bacchantisch frohes

Streben". S. 37 wird des Ritters Lieben mit „Hohn getreten" u. dgl. m. Hier und da ist auch die Construction unklar, wie denn z. B. S. 9 es der sprachlichen Wendung nach ungewiß bleibt, ob der im Walde einsam Jagende der Ritter oder der Kaplan ist; einige Constructionen leiden an starker Unverständlichkeit, z. B. die vier letzten Strophen des ersten Verses S. 15. Vielleicht trägt übrigens hier auch einer der vielen Druckfehler die Hauptschuld, welche in dem angefügten Verzeichnisse nicht berichtigt sind; einige Verbesserungen erscheinen uns nicht einmal als solche; so will der Dichter S. 20 „näherte" statt „nährte" gelesen wissen, während nahete einfacher und richtiger gewesen wäre. Unter den sprachlichen Fehlern bemerken wir besonders S. 19 den Positiv „gern" an Stelle des hierher gehörigen Comparativs „lieber"; alsdann „zurück aber donnert sie Vollbert" (S. 28) u. dgl. m.

15. Dorfidyllen von Robert Waldmüller. Stuttgart, Cotta. 1860. 16. 1 Thlr.

Waldmüller's Dorfidyllen gehören zu den lieblichsten epischen Dichtungen der Neuzeit. Wie wir dem Dichter gleich bei seinem ersten Auftreten eine große Zukunft versprachen, so finden wir hier in diesem neuesten Geschenke seiner Muse eine Bestätigung unserer ersten Ansicht und einen weitern bedeutenden Fortschritt. Mit großer Form- und Sprachgewandtheit spricht Waldmüller seine Gedanken aus, die von wahrer und tiefer Empfindung ein glänzendes Zeugniß ablegen. Auch dem an und für sich unbedeutend Erscheinenden weiß der Dichter durch seine Behandlung eine tiefere Bedeutung zu geben; seine Dichtungen sind das Product eines klaren Geistes und eines tiefen Gefühls. Alles in diesen Dorfidyllen gibt Zeugniß von dem Talent, dem Takte und dem Verständnisse des Dichters; wir haben nichts zu tadeln gefunden, und nur zu danken haben wir für den wahren Genuß, den uns diese scheinbar leicht hingeworfenen und doch so bedeutenden Dichtungen bereitet haben.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Altes und neues Studententhum.

1. Deutsche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Nach alten Handschriften gesammelt und mit einleitenden Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Studentenliedes versehen von Robert Keil und Richard Keil. Lahr, Schauenburg u. Comp. 1861. Gr. 16. 15 Ngr.
2. Modernes Studententhum. Eine satirisch-didaktische Humoreske in miserabeln, dem Gegenstande angemessenen Knittelversen vom Verfasser mehrerer unbekannter Werke, ci-devant Buchsier. Berlin, H. Müller. 1861. 16. 5 Ngr.

Die beiden Brüder Robert und Richard Keil, die bereits 1858 eine „Geschichte des jenaischen Studententhums" als Festgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der thüringischen Universität erscheinen ließen, haben durch ihre Sammlung von Studentenliedern die deutsche Sittengeschichte mit einem höchst interessanten und werthvollen Beitrag bereichert. Es sind dies nämlich Kneip-, Bummel-, Hospizlieder u. s. w., welche bisher theils noch gar nicht, theils nicht in der hier gegebenen Fassung veröffentlicht waren, von den Herausgebern in „vergilbten Blättern" des 17. und 18. Jahrhunderts mühsam aufgefunden und chronologisch geordnet. Die Herausgeber bemerken von dem Studentenliede: es habe zwar ebenso wie die Jägerlieder, Hirtenlieder, Winzerlieder, Bergmannslieder, Gesellenlieder, Soldatenlieder u. s. w. manches mit dem deutschen Volksliede gemein, aber es habe daneben, gerade wie jene Jägerlieder u. s. w., auch sein Besonderes. „Es ist", fahren die Herausgeber fort, „das Product und damit auch der Ausdruck der Denk- und Gefühlsweise eines besondern Lebenskreises, desjenigen der zu wissenschaftlicher Ausbildung in eigenthümlicher Freiheit zusammenlebenden Jugend und, wie wir schon oben sagten, der eigentlichste, frischeste, wahrste Ausdruck der Verhältnisse, der Sitte, des Geschmacks und der Stimmung. Da aber diese Verhältnisse, diese Sitte, dieser Geschmack sich allmählich änderten und umgestalteten, mußten selbstverständlich auch die Studentenlieder aus den verschiedenen Perioden einen wesentlich verschiedenen Charakter annehmen. Sie haben in der That, wie wir sehen werden, solch einen verschiedenen Charakter angenommen, lassen die deutschen akademischen Zeiten gewissermaßen unmittelbar zu uns sprechen und bilden sonach einen Spiegel, in welchem sich das deutsche Studentenleben treu abspiegelt."

Freilich wird dem gesitteten und zartfühlenden Leser bei der Lectüre dieser Lieder oft weh und übel zu Muthe werden; man glaubt sich nicht seltene unter heulend, sich um den Verstand saufende Kannibalen versetzt, und selbst diese werden sich solcher Roheiten und Abscheulichkeiten bei ihren Zechgelagen nicht schuldig machen, wie sie bei den wüsten Orgien deutscher Studenten vorkamen und zum Theil noch vorkommen. Dem gebildeten Ausländer, dem vorliegendes Document deutscher Studentenroheit in die Hände fällt, müssen sich die Haare sträuben bei dem Gedanken, daß ein solcher Geist der Bestialität auf deutschen Hochschulen genährt und gepflegt werden konnte. Selbst edelgeartete Jünglinge unterlagen endlich der systematischen Verführung und der Furcht vor dem Hohn, den die verhärteten, im Saufen virtuos ausgebildeten „alten Häuser" über die schüchternen Neulinge ausgossen. Die Betäubung durch Tabacksrauch, Bier oder Schnaps, durch Lärmen und das Gebrüll des Rundreims that das Uebrige. Endlich kann man auch nicht leugnen, daß manche selbst der wüstesten Lieder dann und wann durch einen körnigen, eigenartigen, wenn auch stets derben Witz und namentlich meist auch durch die Originalität oder Drolligkeit der Singweisen bestechen.

Die Herausgeber gestehen in der Einleitung, daß sie manches Lied wegen des allzu obscönen Inhalts nicht abzudrucken gewagt hätten und nicht selten werden ganze Strophen nur durch Striche ausgefüllt, indem dieselben wegen „der allzu derben Obscönität" oder der „unmittelbarsten gemeinsten Sinnlichkeit" nicht mittheilbar waren. Von welcher Beschaffenheit mögen diese Strophen gewesen sein, da in manchen in die Sammlung aufgenommenen Strophen und ganzen Liedern die äußerste Grenze der Lascivität und Obscönität erreicht oder überschritten ist. Man brachte dem ein Hoch,

> Der Wein wie Wasser säuft
> Und nach des Mädchens Busen greift,

um dann „bezecht in Doris' Arme" zu sinken; man sang:

> Mit schönen Kindern artig spielen,
> Den Vorrath ihrer Brust durchwühlen,
> Das ging wol an.

In welcher zarten Weise man von dem weiblichen Geschlecht dachte und ihm huldigte, davon zeugen die Strophen:

> Amynt spricht: eher Mädchen wagen
> Und ihrem Zwang und Stolz entsagen,
> Vergeht mir Zeit und Muth.
> Nein, junge Witwen sind mir lieber,
> Bei denen ist das schon vorüber,
> Das macht er gut!
>
> Die Mädchen sollen bis zum Paaren
> Den jungfräulichen Kranz bewahren,
> Die Pflicht ist allgemein;
> Allein da viele nimmer wissen,
> Zu welcher Zeit sie Jungfern hießen,
> So müssen wenig Jungfern sein.

Mancher kam dann in die bedenkliche Situation, die in der Strophe geschildert ist:

> O weh, mir armen Choridon, o weh!
> Man bringt mir einen jungen Sohn, o weh!
> Dazu soll ich der Vater sein,
> So schlage das Donner und Wetter drein,
> O weh! o weh! o weh!

Wir haben hier nur das Zarteste in diesem Genre mitgetheilt, manches aber, was die Herausgeber doch für mittheilbar hielten, als zu anstößig beiseite gelassen. Nirgends herrschte auch unter der weiblichen Jugend größere Sittenverderbniß als in den Universitätsstädten und den umliegenden Dörfern und (bei Jena) den Mühlen, wo man sich „Vergnügen" kaufte und „toll und frevelhaft der Venus huldigte". Das Zusammenleben eines pariser Studenten mit seiner Grisette erscheint gegen eine solche zügellose feile Liederlichkeit sittlich, reinlich und für den allgemeinen Sittenzustand weniger verderblich.

Hauptsächlich aber, wir brauchen dies wol kaum erst zu sagen, wird in diesen Liedern der Säufertollheit gehuldigt. Die „Saufmesse", das „Verschißlied" (wer kennt nicht dieses noch von seinen Studententagen her, das himmlische: „Zieh, Schimmel, zieh, im Dreck bis an die Knie!"), das „pro poena"-Trinken zielten nur darauf ab, sich im Zechen zu überbieten und zu zeigen, was man darin leisten könne. Man soff, bis man spie, liegen blieb und Vieh wurde; wer am längsten aushielt, war der Held des Tags. Leider kam seit dem Dreißigjährigen Kriege neben dem Biere auch in den Studentenkreisen ein noch berauschenderer Trank, der Branntwein auf; von da an sang man:

Bier, Toback und Branntewein
Müssen da gesoffen sein,
Bis wir endlich all darniederliegen.

Freilich weiß man ja, daß um jene Zeit, namentlich aber im 15. und 16. Jahrhundert, auch an den fürstlichen Höfen die Völlerei in höchster Blüte stand und daß der reiche Bürgerstand den Höfen und dem Adel es gleichzuthun suchte. So veranstaltete, wie die Herausgeber in der Einleitung erzählen, der reiche augsburger Bäcker Veit Gundlinger 1493 zur Vermählungsfeier seiner Tochter eine achttägige Festlichkeit, bei der nicht blos „gar freundlich und zärtlich gebulet, geneckt und geliebt", sondern auch so geschmaust, gezecht, getanzt und geschwärmt wurde, daß schon am siebenten Tage viele wie todt hinfielen. Heutzutage nennt man das deutsche Volk ein „Volk von Denkern", was in dieser Allgemeinheit gesagt freilich viel zu viel gesagt ist; damals, wo man die Reichseinheit verzechte, und im Saufen und Schmausen vergessen zu wollen schien, daß es einst eine mächtige und große deutsche Nation gegeben, damals war das deutsche Volk bei allen übrigen Nationen als ein Volk von Trunkenbolden aufs tiefste verachtet. Alle Verordnungen der Reichstage gegen die allgemeine nationale Völlerei und Schlemmerei konnten nichts helfen, da die Fürsten und Großen selbst diesem Laster huldigten. So groß war die Nichtachtung dieser Reichsgesetze, daß, wie J. W. Petersen in seiner 1782 zu Leipzig erschienenen „Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke" erzählt, die Edelleute sich mit den höhnenden Worten zutranken: „Es gilt dir des Reiches Abschied wider das Zutrinken!"

Diese systematische Liederlichkeit, dieser aufreibende Wettstreit in Ausschweifungen aller Art rächte sich denn auch an vielen aufs fürchterlichste durch geistige Stumpfheit, Abschwächung des Verstandes und Körper und Seele zerrüttende Krankheiten. Auch hierüber wußte und suchte man sich aufs frivolste zu trösten. Zu einem Liede aus dem Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, worin die „alte Burschenherrlichkeit" gefeiert und unter anderm jocos geschildert wird, wie die Wäscherin kommt und dem Burschen einen Buben aufs Bette hinsetzt, wurden in den neunziger Jahren folgende Zusätze gemacht:

Zu Hause darf ich auch nicht mehr,
Da hat man mein vergessen,
Weil ich nun Doctor worden bin
Im Saufen und im Fressen;
Verdebauchirt, vercommerchirt,
Und die Gesundheit ruinirt!
O Jerum u. s. w.

„Ein'n alten Schlafrock hab' ich noch,
Der ist gar sehr zerrissen,
Hat vorn und hinten ein großes Loch
Und ist auch 'nein gesch—;
In meinem letzten Unterhemd
Spaziert ein ganzes Regiment
Kroaten und Panduren u. s. w.

Ueberhaupt bediente sich diese Art der deutschen Musensöhne am liebsten solcher cynischen und schmuzigen Ausdrücke, wie man sie höchstens in der Fuhrmannskneipe zu hören erwarten sollte. So heißt es in einem Liede, welches besonders in den Jahren 1770—90 üblich war:

Sic vivamus, wir Studenten,
Leben alle Tage wohl,
Saufen absque Complimenten,
Sch—n Strumpf und Hosen voll;
Sic vivamus ich und du,
Burschenfleisch hat keine Ruh,
Und wer uns was zuwiderspricht,
Dem sch—n wir ins Angesicht
Und lachen noch dazu.

Wir würden noch stärkere Stellen solcher Art vorführen können, wenn sich nicht unsere Feder dagegen sträubte. Natürlich mußten bei einem so liederlichen wüsten Treiben die sittlichen Begriffe auf einen so tiefen Stand fallen, wie man es bei einem sogenannten christlichen Volke und gar bei den „Musensöhnen" dieses Volks nicht für möglich halten sollte. Irgendeinem ehrlichen Familienvater, der mit dem Seinigen nicht auskommen konnte, hielt man wol das deutsche Sprichwort vor, man müsse sich nach der Decke strecken, ohne doch anzugeben, wie er es anfangen solle, wenn die Decke nicht länger, der Körper der Familie aber immer größer wird; dagegen verstand es sich bei einem Burschen von echtem Schrot und Korn im Grunde von selbst, daß er mit seinem Wechsel, oft groß genug um davon eine bürgerliche Familie zu erhalten, nicht auskam, sondern Schulden machte. Den „Alten" nöthigen, über sein Vermögen Gelder nachzuschicken, den Philister anpumpen, betrügen und womöglich dafür noch aufs brutalste behandeln, unter Schimpfworten zur Thür hinauswerfen u. s. w., das bildete einen Hauptsatz im lästerlichen Sittencodex dieser oft den vornehmsten Ständen angehörenden Lüderjane. Sie sangen:

Wenn Bursche aus dem Bann und Grenzen
Entweichen und Philister schwänzen,
So reiten sie zum Thor hinaus
Und lachen die Philister aus.

Oder:

Studentenschulden und Luther's Lehr'
Vergehen nun und nimmermehr;
Bläst einst der Teufel zum Gericht,
Selbst da bezahlt der Bursche nicht.

Von Pietät gegen irgendetwas war nicht die Rede; das Heiligste wurde in burlesker Weise verhöhnt; z. B.:

Ich bin, um Betrübniß zu meiden,
Aus fröhlichem Samen gezeugt,
Mich hat meine Mutter mit Freuden
Empfangen, geboren, gesäugt.
Es war der mich taufende Priester
Nebst allen drei Zeugen voll Wein,
Mich schrieb der redliche Küster
Besoffen ins Kirchenbuch ein.

Wahrhaften Abscheu erregt folgende Strophe aus einem zu Jena in den neunziger Jahren gesungenen Liede:

Gestern ist das letzte Vierteljahr verflossen,
Da der Alte Gelder schicken muß,
Sollte er auch den letzten Rock verstoßen,
Daraus zieht der Bursche den flotten Schluß:
Muß der Alte gleich zum Thor hinaus,
Ei was macht sich da der flotte Bursche draus!

Selbst auf die Mütter machte man lascive Witze:

Daß Mütter auf die Söhne schmähen,
Wenn sie zu früh die Enkel sehen,
Das ist kein Wunder;
Doch daß nicht die Mama so dachte,
Als man auch dem Papa eins brachte,
Das ist ein Wunder.

Natürlich werden auch die Professoren nicht verschont:

Die Professores mögen lesen,
Vivallalleralera,
Ei schade für ihr eitles Wesen,
Vivallalleralera,
Sie mögen sich den Hals abschrein,
Ich komme ihnen doch nicht 'nein u. s. w.

Kein Wunder, wenn Mütter ihre die Universität beziehenden Söhne nur unter den bängsten Befürchtungen entließen, Befürchtungen, die im Grunde gerechtfertigter waren als die, womit sie ihre in den Krieg ziehenden Söhne entließen; aber wol darf es wunder nehmen, daß die Universitätslehrer im ganzen so wenig thaten, um diesem wüsten Treiben Einhalt zu thun, das übrigens in dieser Weise gar nicht möglich gewesen wäre, wenn man schon auf den Gymnasien und andern Schulen mehr auf eine ethische Ausbildung der Jugend Bedacht genommen hätte. Selbst gottesfürchtige Lehrer bewiesen aus einem oder dem andern Grunde die auffallendste Nachsicht. Sogar Luther und Melanchthon billigten die Gebräuche bei den sogenannten Pennalschmäusen und den lächerlichen und barbarischen Depositionsritus, indem sie darin nur „eine Figur und Bild des menschlichen Lebens in allerlei Unglück, Plagen und Züchtigung“ erkennen wollten, und Luther hat einmal in Person eine Deposition vorgenommen und den jungen Studenten Wein auf das Haupt gegossen und sie so vom Bachanten absolvirt. Viele Professoren waren selbst einem zügellosen Leben und dem Trunke ergeben; Locher, genannt Philomusus, ließ sich die größten Ausschweifungen zu Schulden kommen und führte mit den Studenten in Ingolstadt öffentliche Skandalscenen auf; der berühmte Eoban Hesse war ein gewaltiger Trunkenbold und Schuldenmacher, und Taubmann, zweimal Rector Magnificus in Wittenberg, betrank sich am dresdener Hofe so, daß er das Genossene bei Tafel wieder von sich geben mußte.

Wenn man Lieder der bezeichneten Gattung als den einzigen und entsprechendsten Ausdruck des studentischen Gesammtgeistes, wie er herrschend war und noch nicht überall erloschen ist, zu betrachten hätte, dann freilich müßte man gestehen, das deutsche Volk habe bisher noch gar nicht gewußt oder geahnt, in welch unsaubern Händen sich ein großer Theil seiner heiligsten Interessen jahrhundertelang befunden habe. Denn von diesen jungen Schlemmern und Trunkenbolden waren nicht diejenigen die gefährlichsten, welche, zu jeder geistigen und geordneten Thätigkeit unfähig geworden, in der Liederlichkeit umkamen, als Abenteurer verdarben, sich als Kanonenfutter anwerben ließen u. s. w., sondern diejenigen, welche später mit einem für Menschenliebe und für alle sanftern und edlern Regungen erstorbenen Herzen das Wort Gottes von den Kanzeln verkündeten, des Rechts pflegten, dem Kranken auf seinem Schmerzenslager beistanden oder im Staate zu hohen einflußreichen Stellen gelangten. Aus diesen cynischen Studentenkreisen gingen dann hervor jene Theologen, welche, weil der Geist des lebendigen Christenthums und der Menschenliebe niemals in ihr Herz Eingang gefunden hatte, sich an den bloßen Buchstaben hingen und Grimm im Herzen und Fluch auf den Lippen trugen; jene Gelehrten und Professoren, welche nur in rohen gelehrten Klopffechtereien und in skandalösen, meist in injuriöse Persönlichkeiten ausartenden literarischen Fehden ihre Erholung suchten; jene Rectoren, welche die Schulen in den philisterhaftesten Formalismus und Mechanismus und in die despotischsten, jeden sittigenden Einfluß wahrer Humanität ausschließenden Schulgesetze schnürten; jene Rechtsgelehrten und Schöffen, welche, im Gemüth durchaus verhärtet, gewissen- und mitleidlos inquirirten, durch die fürchterlichsten, unerträglichsten Folterqualen den Inquirenten Geständnisse abzupressen wußten und unschuldig Angeklagte auf die zweifelhaftesten Indicien hin zum Martertode verurtheilten, ohne sie überführt zu haben; endlich jene Staatsbeamten, die, ohne Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit, nur die Stützen des Particularismus, Absolutismus und des herz- und ideenlosen Despotismus wurden.

Kein Zweifel, daß auch von diesen studentischen Wüstlingen manche, die an Geist und Körper etwas zuzusetzen hatten und in denen ursprünglich etwas Edleres lebte, später zur Erkenntniß kamen, ihre Jugendsünden bitter bereuten, ein neues Leben anfingen und sich fortan als nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft und als gute und solide Bürger und Väter bewährten. Ein hervorragendes Beispiel aus älterer Zeit wäre hier zu nennen: der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius in Freiburg im Breisgau, der als Student in Tübingen so locker gelebt hatte, daß er in spätern Jahren die dort verbrachte Zeit als eine verlorene zu betrachten und zu bereuen pflegte, aber später doch seiner Wissenschaft wie seiner Vaterstadt die erheblichsten Dienste leistete. Aber gewiß gelang es verhältnißmäßig nur wenigen, die bei den studentischen Zechgelagen aufgesogene cynische, gemüthlose und freche Welt- und Menschenanschauung und ihre Folgen ganz aus ihrem Gemüth und Leben zu tilgen. Auch Zasius behielt manche üble studentische Gewohnheit bei. Wir rechnen dahin nicht seine Neigung zum Trunk, denn diese war damals fast allgemein und Zasius konnte viel vertragen und trank später auch nicht mehr als er eben vertragen konnte; aber wol seine Liebhaberei für mehr cynische und lascive als blos zweideutige Gespräche, denen er sich selbst in der Gesellschaft von Frauen überließ, in welchen Fällen die Gattin seines Gevatters Ambrosius Kempf das Buch des Erasmus über den Gebrauch und Misbrauch der Sprache herbeizuholen und ihm damit, wie er selbst erzählt, den Mund zu stopfen pflegte.

Glücklicherweise war es aber doch immer nur ein Theil der Studentenschaft, wenn auch freilich ein sehr großer, der jenes in ein förmliches System gebrachte liederliche und gotteslästerliche Leben als die Hauptaufgabe eines echten Burschen betrieb. Auch kam in frühern Jahrhunderten den besser gearteten und Besseres erstrebenden Jünglingen ein besonderer Umstand zu Hülfe, die Möglichkeit, mit dem Professor, dem man anhing, in einen innigern Verkehr und in ein persönlich näheres Verhältniß zu treten, als dies jetzt der Fall ist. War dieser Professor ein edel und zart fühlender, humaner und lehrreicher Mann, so konnte es nichts Bildenderes geben als diesen vertrauten Umgang. Angesehene und verehrte Theologen, z. B. Melanchthon, hatten auf ihren Spaziergängen immer einen Schweif von Studenten hinter sich, die auf diesen Spaziergängen sicherlich mehr für Geist und Herz lernten als in den Collegien. Viele Studenten waren sogar die Haus- und Tischgenossen eines Professors und wurden wie Mitglieder seiner Familie betrachtet und behandelt. Die Abende wurden dann meist in heiterer und anmuthiger Geselligkeit verbracht; man sang fröhliche oder zärtliche Liedchen, dichtete sie auch wol selbst, spielte die Laute u. s. w. So geschah es wenigstens im Hause des genannten Ulrich Zasius. Hätten nicht solche kleine Kreise besserer Zucht bestanden, so würde in der That die Sittenverwilderung allgemein geworden sein und die unheilbar schrecklichsten Folgen gehabt haben.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als sich das deutsche Volk wieder aus seinem Nationalschlafe emporzuraffen und sich auf seine Ehre zurückzubesinnen anfing, bildeten sich unter den Studenten selbst mehr und mehr engere Kreise, in denen den Musen und der Humanität gehuldigt und ein besserer, freierer und edlerer Geist vorbereitet wurde, so in Leipzig um Gellert u. A., in Halle um Gleim, in Göttingen, wo der Hainbund zuerst das Vaterlandsbanner aufsteckte und dadurch, bei allen Excentricitäten, für deutsches Universitätsleben epochemachend und in gewissem Sinne das Vorbild der spätern Burschenschaft wurde, nur daß diese mehr nach Art einer politischen Verbindung orga-

nisirt wär. Man sieht also, wie sehr man auch in dieser Hinsicht unsern Dichtern zum Dank verpflichtet ist. Was Schwung und Idealismus betrifft, so hat das deutsche Studententhum wol nie höher gestanden als zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen, namentlich in Jena und Halle. Der Appellationsrath Körner dachte noch 1789 von den jenenser Studenten als von blosen Brotstudenten sehr gering, wie dies sein Schreiben an Schiller vom 17. November erkennen läßt; dagegen schrieb er am 23. April 1808: „Die Studenten sind wol noch diejenige Klasse des deutschen Publikums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hat"; und ferner: „Das eigentliche Burschenleben ist ein immerwährendes Fest, und eine festliche Stimmung ist eine Hauptbedingung des höhern Kunstgenusses." Wie sehr mußte sich hiernach das Burschenleben inzwischen gehoben und gereinigt haben! Ueber den auf der Universität Halle zu Ende des vorigen Jahrhunderts herrschenden Geist schrieb mir einmal der Turnvater Jahn: „Bescheiden waren wir alle, das gehörte mit zur Zeit. Die Lebensfrische von Goethe, Schiller, J. Richter, Herder u. s. w. duftete mit warmem Odem.... Jeder sollte streben, nach seinen verliehenen Anlagen etwas Tüchtiges zu leisten" u. s. w. Begreiflicherweise zeigten sich nicht alle Studenten von diesem edlern Geiste ergriffen; so klagt z. B. Knebel noch später namentlich über die (meist adelichen) mecklenburgischen Studenten in Jena, denen er vorwirft, daß sie sich durch Ungezogenheiten aller Art, besonders aber durch rohes, brutales Wesen bemerkbar machten.

Es ist übrigens interessant, in der vorliegenden Keil'schen Liedersammlung die wohlthätigen Einwirkungen dieses erwachenden bessern Geistes auf das Studentenlied zu verfolgen. Das freche Liebes- und wüste Zechlied tritt immer mehr zurück, mit ihnen jene Obscönitäten, Cynismen und ungezogenen burschenschaftlichen Renommistereien, welche die meisten ältern Studentenlieder zu einer Kloake machen; dafür feiert man um so öfter den weisen und mäßigen Lebensgenuß, das Vaterland, die Freiheit und Heldenkraft der alten Deutschen, die Freundschaft, die „große Brüderschaft", die Menschheit. Sogar melancholische Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens und seiner Freuden mischen sich ein, darunter Strophen, die nicht immer ohne Tiefe sind, z. B. in dem Liede, „Wir schwimmen dahin im Strome der Zeit", die Strophe:

> Es strebt sich entgegen die menschliche Kraft —
> Beständiger Wirbel,
> Der eine zerstört, was der andere erschafft.

Wir sind hiermit in eine bessere Zeit eingetreten, und die Frage liegt nahe, ob der Geist der Musensöhne sich auf derselen idealen Höhe gehalten hat, auf der er sich zur Zeit der Vollreife unserer Literatur oder später in burschenschaftlichen Zeiten befand. Diese Frage beantwortet sich jedoch fast von lbst angesichts der materialistischen Impulse unserer Zeit, in eren Strömung nach und nach alle Factoren unsers Nationalbens hereingezogen zu werden scheinen. Wollten wir dem ionymen Verfasser der satirischen Gedichte gegen die Corpsudenten, welche den Inhalt der Schrift Nr. 2 „Modernes tudententhum" bilden, Glauben beimessen, so wäre das Stunenthum heutzutage nur noch eine Hülse ohne Kern. Der erfasser schildert den modernen Corpsstudenten wie folgt:

> Wer schreitet so keck die Straße entlang,
> Hebt seine Stirn so frei,
> Wirft um sich Blicke, so stolz, so frank,
> Als ob er Großmogul sei?
>
> Garderobe, Handschuh zum Malen!
> Modernstes pariser Werk:
> Das sind die blutdürst'gen Vandalen
> Im schönen Heidelberg.
>
> Wie glitzern so herrlich im Sonnenlicht
> Die Stiefelchen, die lackirten;
> Wie duften die Löckchen ums Angesicht,
> Die gebrannten, pomadisirten!
>
> Wie kokettiret so graziös
> Die Hand mit Ring und Stöckchen;
> Wie baumeln und klappern so famös
> An der Uhr die goldnen Berlöckchen!
>
> Und die weite Hose, wie elegant
> Verdeckt sie den Mangel der Wädchen!
> Es schmachten sich, von Glut entbrannt,
> Zu Tod fast die lüsternen Mädchen.
>
> Es klebt ach! so fabelhaft interessant
> Am Auge die Lorgnette;
> Unmöglich wird der Widerstand
> Für Jungfrau, wie für Lorette.
>
> Sie schreiten keck die Straße einher,
> Heben die Stirn so frei,
> Rempeln auch wol recht insolent,
> Kommt ein Philister vorbei.
>
> Denn im Benehmen unverschämt,
> Aeußerlich möglichst patent,
> Blasirt, renommistisch, ein wenig servil
> Ist der deutsche moderne Student.

Der Verfasser versteht hierunter vorzugsweise den norddeutschen Studenten, denn, fügt er in einer Note hinzu, „der süddeutsche unterscheidet sich im allgemeinen in seinem Auftreten nicht gerade sonderlich vom Handwerksburschen". Der Verfasser, der die studentischen Gebräuche und den studentischen Jargon sehr genau zu kennen scheint und wol gar ein alter reuig gewordener Corpsbursche ist, schildert weiter einen Pistolenskandal, einen modernen Commers u. s. w. und ruft auf Anlaß des letztern unter anderm aus:

> Sagt! Was wärmt ihr auf die Lieder,
> Die jetzt klingen so veraltet?
> Hallen nicht im Busen wieder:
> Deutsche Liebe ist erkaltet.
> Deutsche Freiheit, deutsche Einheit
> Führt man kaum jetzt noch im Munde;
> Deutschland ist ja doch im Grunde
> Nur ein geograph'scher Name.
> Wenn bei diesen deutschen Klängen
> Unsern alten Demagogen
> Schwellend Herz und Busen flogen,
> In den Augen Thränen stehn,
> War das alles gut und schön
> Für die schwärmenden Phantasten,
> Wo die Lieder in die Zeiten paßten; —
> Euch ist nur die Form geblieben,
> Die ihr ängstlich conservirt,
> Doch den Geist, der jene einst geführt,
> Hat die Neuzeit längst vertrieben.

Als Abhülfe gegen die Auswüchse des modernen Verbindungswesens hat man in letzter Zeit eine allgemeine Studentenverbindung in Vorschlag gebracht, und es haben sich dafür aus dem Schose der deutschen Studentenschaft selbst ganz beachtenswerthe Stimmen erhoben. In Würzburg hat nach diesen gereinigten Grundsätzen ein Mediciner, F. M. Werner, eine Studentengesellschaft begründet, die im Frühling 1860 bereits 120 Mitglieder zählte und sich auch nach andern Hochschulen verzweigt hat. Derselbe Werner hat im vorjährigen Maiheft des wie es scheint jetzt eingegangenen „Teut" den deutschen Studenten gezeichnet, „wie er ist und wie er sein soll". Er sagt unter anderm: „Man glaubt, die Hochschule sei blos zum Austoben und Verschwenden der Jugendkraft da, auf daß nur ja das Vaterland recht zahme und ausgemergelte Philister zu

Dienern bekommt. Renommiren, Duelliren, Poussiren, Bummeln, Saufen, Skandalmachen macht den Studenten aus, da der Grundsatz in voller Geltung ist, daß ein grundverdorbener Mensch einen flotten tüchtigen Burschen nicht ausschließt. Ebenso faul ist größtentheils der Obscurantismus, eine charakterlose Masse, die sich ganz glücklich in ihrem Schlamme zu fühlen scheint. Daß die Hochschulen, die Brennpunkte deutscher Wissenschaft und deutscher Bildung, nach Alexander von Humboldt so innig mit dem deutschen Volksleben verwachsen, Charakter, Geist und Körper eines tüchtigen Mannes und Vaterlandsdieners würdig ausbilden sollen, das scheinen nur wenige zu wissen. Wie die Lyrik der getreue Spiegel des Volkscharakters ist, so lassen uns auch die neuern Studentenlieder, wenn man von den herrlichen Liedern der Burschenschaften absieht, einen tiefen Blick in das Verderbniß und den Wirrwarr des deutschen Studententhums thun. «In die Kneipen laufen und sein Geld» versaufen ist der hohe, göttliche Beruf des Studenten, der das ganze Semester «durchpumpt», der sich «den Teufel darum schert», wenn er durchs Examen fällt. Er glaubt an keine edlere Liebe, an keine Tugend; denn ach, «die liebe Unschuld thut nur so». Er zahlt keinem Philister einen «Kniff», droht ihn mit «Verschiß» oder wirft ihn gar «flugs aus dem Haus»; alles säuft er nieder in bacchantisch wilder Lust; «ob er auch Collegia schwänzte, fehlt er im Commershaus nie, wo er manches Glas credenzte, manchen Schoppen wiederspie»: er gibt die erhabene Lehre: «Schlagt euch wacker, sauft und schwänzt.» Wer ihm just nicht gefällt, dem tritt er auf den Fuß; da wundert er sich; er tritt ihn noch einmal, da ärgert er sich. «Hören Sie mal, geschah das mit Vorsatz? Nein, mit dem Absatz. So na, das find' ich ja sonderbar! Thuen Sie mir den einzigen Gefallen und finden Sie hier nichts sonderbar; Sie sind ein dummer Junge. Und die Paukerei geht los, der Witz, der ist wahrhaftig groß, haut' ihm eine tücht'ge Winkelquarte.»*) Diese angeführten Stellen aus Studentenliedern beweisen genügend die traurige Wahrheit meiner Behauptung."

Weiter bemerkt er über die Corpsstudenten: „Trotzend auf ihre Klopffechterei beleidigen sie die Nichtverbindungsstudenten auf das gröbste, sie sind des Nachts die reinsten Straßenlagerer und führen ihre Don Quixote-Stückchen auf das frechste aus. Der Senat wendet sich bei Fackelzügen und sonstigen Feierlichkeiten blos an sie, als wenn die Obscuranten, obschon die Mehrzahl, gar nicht da wären, wie es in Würzburg wieder bei der Schiller-Feier der Fall war. Was Heine von Göttingen sagt, gilt von jeder deutschen Universität. Die Straßen wimmeln von gefärbten Franken, Schwaben, Baiern, Germanen, die roh und zügellos leben wie zur Zeit der Völkerwanderung und blos von ihrem Gesetzbuch, dem Comment, einigermaßen in Schranken gehalten werden."

Von den Reformen, die er vorschlägt, nennen wir folgende: „Durch einen gemeinschaftlichen wöchentlichen Kneipabend soll Gelegenheit zur Kennenlernung, zu einem innigern Aneinanderschließen, zur gesellschaftlichen Unterhaltung, zur Weckung des Gemeinsinns geboten werden. An einem andern Wochentage werden in einem bestimmten Lokale, das aber kein Kneiplokal sein darf, wissenschaftliche Vorträge gehalten, die dann gemeinschaftlich besprochen und in ein eigenes Buch geschrieben werden. Dadurch wird der Eifer für selbständiges Denken geweckt und gefördert und zugleich Gelegenheit zum freien Reden geboten, das gegenwärtig ein sehr dringendes Zeitbedürfniß ist. Der Turnunterricht soll sich besonders mit dem alten Turnen der Griechen ohne Geräthe befassen. Ebenso sollen auf dem Fechtboden die Waffenübungen nach allen Richtungen getrieben werden und niemand soll sich ohne triftigen Grund ausschließen."

*) Dies ist eine Probe neudeutscher Studentenpoesie, wie sie in gewissen blasirten Kreisen cultivirt wird. Sie hat im allgemeinen nicht die Roheit, aber auch nicht die Kraft und Originalität des alten Studentenliedes und macht sich zumeist nur durch die Fadheit des Witzes bemerklich.

Jedenfalls sollen die Universitäten dem deutschen Volke ein an Körper, Geist und Sitte ritterliches Geschlecht zuziehen, keine Kopfhänger, keine „patenten" Modegecken, aber auch keine ungeschlachte Renommisten. Man sorge dafür, daß jugendliche Fröhlichkeit statt wüster Lust in den studentischen Zusammenkünften herrschend werden möge. Die Universitäten sollen nicht Schulen des bloßen einseitigen Wissens, der bloßen Brotwissenschaft und des absprechenden suffisanten Dünkels, des beleidigenden Uebermuths, der höhnischen Arroganz, sondern zugleich der Humanität, der Urbanität und der Toleranz sein. Aus diesem Grunde sollten auch die ästhetischen Interessen mehr als bisher in den Kreis des Universitätsunterrichts gezogen werden, denn was ist alles bloße Berufswissen ohne Gemüthsadel und geläuterten Sinn für das Schöne? Dies wäre auch das beste Ableitungsmittel gegen die gedankenlose politische Kannegießerei, von der wir ja heutzutage auch so schon auf allen Wegen und Stegen genugsam gemartert werden. Aber wol mögen die Geschichtsprofessoren dazu thun, die Jugend zu tüchtigen Vaterlandsfreunden zu erziehen und dem deutschen Provinzialgeist, der ja die ursprüngliche Wurzel der Landsmannschafterei war, kräftig entgegenarbeiten. Zugleich möge man aber auch die Blicke der studirenden Jugend fortdauernd auf die höchsten Humanitäts- und Culturzwecke hinlenken und ihr zu Gemüthe führen, was sie als künftige Bürger ihren Nebenmenschen, was sie der Menschheit selbst schuldig sind. H. M.

Nordamerikaische Zustände.

Ralph Norwood. Von Armand. Fünf Bände. Hannover, C. Rümpler. 1860. 8. 8 Thlr.

Als wir das jüngste Werk Armand's: „Bis in die Wildniß" besprachen (Nr. 10 d. Bl. f. 1860), hielten wir in der That dafür, dies Thema sei erschöpft, nachdem der Autor die drei großen Peripherien des amerikanischen Lebens: die Wilden, die Grenzer und Farmer und das Stadtleben im Süden und Norden der Staaten in ausführlichen Schilderungen uns dargelegt und zu voller Anschauung gebracht hatte. Die vorliegenden fünf Bände aber belehren uns zugleich, daß wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht und wie groß der Reichthum von Bildern ist, die dem Verfasser immer wieder zufließen; denn in diesen fünf Bänden wiederholt er nichts und fast keiner der schon dargestellten Zustände Nordamerikas tritt wieder vor uns auf. Nordamerikas! Welch einen Herd culturgeschichtlicher Neubildungen bietet dies Land in diesem Augenblicke dar! Welcher Denker erschöpft augenblicklich die Möglichkeiten seiner Neugestaltungen unter den Phasen des Bruderkampfes, der zur Ueberraschung der ganzen Welt eben jetzt dort begonnen hat! Allerdings war es dem Einsichtigen, dem Menschen und Geschichtskenner wol längst klar, daß die providentielle und vulkanische Natur der Sklavenfrage dereinst eine Krise in der Geschichte Amerikas herbeiführen und über seine Zukunft entscheiden müsse; niemand aber diesseit oder jenseit des Oceans — davon sind wir überzeugt — hat vorausgesehen, daß diese blutige Krise so nahe bevorstehe. Seitdem sie eingetreten, steht nun alles dort in Frage. Alles, sagen wir: die Verfassung des Staats, denn ganz neue Machtverhältnisse müssen unter der Nothwendigkeit der Concentration der Regierungsgewalt sich entwickeln zu einer Einheitsspitze, zur zwingenden Macht eines Willens hinführen; der Wohlstand, denn ganz andere staatliche und finanzielle Bedürfnisse treten nun in den Vordergrund; die Cultur, die socialen Stellungen, denn die erwerbenden Kräfte, erschüttert, bedroht, zerrüttet, müssen ganz andere gesellschaftliche Ordnungen aus sich erzeugen; eine neue Welt, ein neuer Staat muß sich bilden, die Macht der Massen muß der Macht der Autorität weichen! Alles dies ist unausbleiblich, ist Wille der Weltregierung! In einem solchen Momente bringt uns Armand sein Buch, ein Buch, das uns über die Unhaltbarkeit der einst so thöricht bewunderten amerikanischen Zustände aufs vollständigste belehrt. Oder soll etwa ein Staatswesen dauerhaft und

haltbar sein, in dem der ausgeprägteste Egoismus das herrschende Princip, in dem das Unmoralische die Fahne ist, um die sich alles schart? Ein Staatswesen, in dem das Gesetz für den Ruchlosen ohne Wirkung, das Recht ein Spielball der List und der Gewalt ist, wo die Faust als der oberste Richter und die Willkür für jeden als das höchste Machtgebot gilt? Was sollen wir von einem Staate urtheilen, in welchem mit Blut gesättigte Seeräuber, wie dieser Flournoy, als Dandy und Gentleman ungescheut und ungestraft umherziehen und Ansehen und Ehren genießen können, während sie den Plan verfolgen, die Genossen ihrer Schandthaten dadurch zum Schweigen zu bringen, daß sie ihnen ein Fest bereiten, dabei einen Schlaftrunk credenzen und dann die Lunte an die Pulverkammer des Raubschiffs legen, um Schiff und Mannschaft für ewig verschwinden zu lassen? Oder wo ein Unmensch, wie dieser Norwood, der jedem Gesetz der Menschlichkeit Hohn gesprochen, doch reich und General der Republik werden und nicht vom Gesetz, nein, nur von dem rächenden Scalpmesser der Seminolen, die er hinterlistig ins Verderben gestürzt hat, erreicht werden kann? Solche Zustände können nicht dauern, sie haben sich selbst gerichtet!

Es ist nun die Aufgabe der vorliegenden Bände, uns in diese Zustände einzuführen, sie uns verständlich, begreiflich zu machen: sehen wir, wie dies geschieht. Der hervortretenden Gestalten sind nicht eben viele und die leitende Idee, der Gang der Ereignisse in dieser anziehenden Erzählung ist daher kurz und leicht wiederzugeben. Ralph Norwood, der Held der Geschichte, ist der Sohn eines redlichen Farmers in Florida und einer Seminolin; wir sehen den jungen Mann, der in schlechte Gesellschaft gerathen ist, zuerst am Sterbelager des Vaters, wo ihn Reue erfaßt und er sich selbst Besserung gelobt. In diesem Entschluß bestärkt ihn auch der Aufenthalt in der trefflichen Familie des Farmers Arnold; er schließt mit deren Sohn, Frank, einen Freundschaftsbund, und da dieser Bräutigam einer angesehenen jungen Dame in Baltimore ist, so macht er mit ihm die nöthigen Einkäufe in dem neuentstandenen Städtchen, unfern von Arnold's Besitzung und reist mit Frank nach Baltimore. Haben wir hier das Leben der Grenzcolonisten und den Verkehr mit den Wilden in Land und Stadt, die Kniffe und die Gaunereien der Wirthe und Kaufleute in den neuen Ansiedelungen kennen gelernt; gesehen, wie jene ihre Gäste dadurch festhalten, daß sie ihren Reitthieren eine Nadel in den Huf bohren und diese einen Stiefel aushängen, mit dem Preise von drei Dollars bezeichnen, nachher aber das Doppelte rechnen, weil der andere Stiefel auch drei Dollars kostet, so sind wir nun in Baltimore Zeugen des schmachvollen Treibens in den großen Städten. Leider findet Norwood denn auch nur zu bald alte Kameraden seines frühern Lebens, Betrüger, Urkundenfälscher und Spieler, und erliegt, trotz Frank's Bemühungen ihn zu retten, ihren Verführungskünsten. Er spielt Monte, diese Seuche Amerikas, und verliert sein ganzes väterliches Erbe. Hierauf folgt nun eine Kette von Schandthaten, die uns die trostlosen Zustände von Recht und Gesetz in Amerika zwar vollständig kennen lehren, aber an sich doch kaum eine erfreuliche, am wenigsten aber eine genußreiche Lectüre bilden. Held Norwood versteht es, erst zwei Freunde tödlich aneinander zu hetzen, sodaß der eine den andern erschießt; dann, als dem Mörder der Proceß gemacht wird, befreit er ihn für 10000 Dollars mit Hülfe der Seminolen, seiner Verwandten mütterlicherseits, vom Galgen, liefert dann den Geretteten wieder für 10000 Dollars der Familie des Ermordeten aus, vergeudet die so gewonnenen Summen, tödtet die eigene Tochter und verkauft zuletzt seine besten Freunde, die Seminolen, indem er sie in einen Hinterhalt lockt, wo sie als Volk vernichtet werden. Nun ist er General und Besitzer der glänzenden Farm Norwood-Park; aber von dem Genossen seiner Schandthaten, dem Seeräuber Flournoy, endlich selbst an den rachedürstenden Seminolenhäuptling Tollihadjo verrathen, finden beide Ehrenmänner ihren wohlverdienten Tod im Scheiterhaufen der Wilden. Hier lesen wir: „«Ralph Norwood», sprach Tallihadjo finstern Blicks, «mache dich bereit für meine Rache, bevor ich dich den Seminolen übergebe.» Bei diesen Worten warf er die Panzerhaut von seinem Oberkörper ab, zog ein blinkendes Messer aus seinem Gürtel hervor und sah gleich einem Rachegeist einen Augenblick in die angsterfüllten Augen Ralph's. Dann stürzte er sich auf ihn, faßte mit der Linken in sein borstiges Haar, führte mit Blitzesschnelle den scharfen Stahl rings um Ralph's Kopf, riß ihm den Scalp vom Schädel und zeigte ihn dem Volk!" Dergleichen ist nicht gerade schön oder nach unserm Geschmack; indeß es ist wenigstens Justiz im amerikanischen Sinn und rächt unerhörte Unthaten.

Zur Ehre des Verfassers müssen wir jedoch hinzusetzen, daß er dem Leser zum Ersatz für so entsetzliche Bilder, wie sie seine Norwood, Flournoy, Soublett, Garret u. s. w. ihm vorführen, auch sanfte Scenen und erfreuliche Gemälde vor ihm aufzurollen weiß. Der brave Frank Arnold, Farland und Berenice, der Kapitän Dosamontes und seine schöne Tochter Eloise, Ralph's unglückliches, von ihm grausam vernichtetes Weib, Max Fornay, der Schwager Frank's und einige bis in den Tod getreuen Diener und Sklaven bieten frohe besänftigende Bilder in Menge dar. Indem der Leser so von grausigen und rührenden Eindrücken ohne Unterlaß bewegt wird, nimmt er ein volles Bild von den nordamerikanischen Zuständen in sich auf, und es ist nicht des Malers Schuld, wenn dies Bild eine Zerrüttung und eine Trostlosigkeit darbietet, vor der unser Gemüth zurückbebt. Nur bei den großartigen Natursceneu kann es genießend verweilen, und diese bilden denn auch einen Hauptbestandtheil dieses umfangreichen Buchs. Mit Vergnügen verweilen wir so im vierten Bande bei der Reise, die Frank Arnold den Hudson hinauf nach Westpoint und Albany und den Fällen des Trenton, den Rochester- und Niagarafällen unternimmt. Dies letzte so oft beschriebene Schauspiel empfängt in der Schilderung des Verfassers dadurch einen neuen Reiz, daß er es uns zuerst im Mondenschein darstellt, bevor er es von dem Glanz der Sonne verklärt zeigt. Einige Züge aus diesem Bilde werden dem Leser willkommen sein. „Sie traten aus der Dunkelheit des Breterverschlags hinaus. Welch ein riesenhaftes Bild stand in diesem Augenblick vor ihnen! Ein wogendes Meer tobte der beinahe meilenbreite Strom zu ihren Füßen vorüber und warf den Gischt seiner dunkeln Wogen haushoch empor. Ueber seinen Schaumwellen stand eine Flutenwand 100 Fuß hoch in Form eines Hufeisens und links, nur wenige Ruthen entfernt, stürzte sich 500 Schritt breit ein anderer Arm des Niagara vom Felsabhange in sein neues Bett, um sich mit dem Hauptstrom wieder zu vereinen. Das Mondlicht traf jetzt nur die westliche Hälfte, den Hufeisenfall, dessen Wasserschichten wie Atlasmassen perlweiß und silbergrau erglänzten und als einzelne Cascaden von Diamanten in das rollende Schaummeer hinabstürzten, während eine Wolkensäule von Wasserstaub aus demselben emporstieg, gegen den sternbedeckten Himmel emporwirbelte und in drei prächtigen Regenbogen sich widerspiegelte und die östliche Hälfte des Stroms, den Zuschauern ganz nahe in tiefem Schatten lag und seine dunkelgrünen Fluten schaumdurchstrahlt wie ein stürzendes Meer in das untere Strombett hinabrollte, mit ununterbrochenem Donner die Luft erfüllend." Auf dies entzückende Mondscheinbild folgt dann das smaragdene Sonnenbild dieser großen Naturscene.

Es gibt Geisteswerke, denen man auf den ersten Blick, wir möchten sagen, ihre innere Gesundheit ansieht, wie es andere gibt, die sich sofort als kränkelnd, als gemacht und erstrebt, als Producte mühsamer Anstrenguug darstellen. Von den Arbeiten Armand's läßt sich sagen, daß sie alle aus der Fülle gesunder Naturkraft hervorgehen und uns mit dem frischen Hauche der Ursprünglichkeit und der Natur anwehen. Man sieht ihnen an, daß sie, weit entfernt, den Autor zu erschöpfen, ihm nicht die geringste Mühe gekostet haben und daß er, wenn er wollte, stets noch weit mehr hätte bringen können, als er eben bietet. Diesen Charakter der Ursprünglichkeit und des Schöpfens aus der Fülle bietet auch das vorliegende fünfbändige Werk seiner Feder, und wenn wir an ihm die Ausstellung zu machen hatten, daß

er uns etwas zu lange und zu reichlich mit Scenen der Verworfenheit und Auftritten voll Graus und Entsetzen unterhält, so schließt dies doch nicht aus, daß wir aus seinem Buche viele und neue Belehrung über die amerikanischen Zustände empfangen und daß seine an Ereignissen überreiche Erzählung nicht ebenso fesselnd wäre, als ihre vielgelesenen Vorgänger. Nun aber öffnet ihm der Bruderkampf des Südens und des Nordens abermals ein neues und unabsehbares Feld! 4.

Das Geschlecht von Trotha.

Vorstudien zur Geschichte des Geschlechts von Trotha. Gesammelt durch Thilo von Trotha. Neuwied, v. d. Beeck. 1860. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Verfasser hat, ohne auf bedeutende Vorarbeiten fußen zu können, aus sehr zerstreuten, im ganzen nur sehr dürftig vorhandenen Quellen über die Geschichte seines Geschlechts zusammengestellt, was sich darüber für jemand, der nicht Historiker von Beruf ist, beibringen ließ. Er nennt das Ergebniß deshalb bescheiden „Vorstudien" zu einer Geschichte derer von Trotha. Doch ist dies Ergebniß dankbar aufzunehmen als bedeutsam und werthvoll für die Genealogie der deutschen Geschlechter.

Die von Trotha sind uralten ministerialen Herkommens und tauchen urkundlich zuerst als Burgmänner zu Wettin und der Burg Giebichenstein bei Halle und als Lehnträger zweier vom Erzstift Magdeburg abhängiger Höfe im Dorfe Trotha auf. Die älteste Urkunde, worin der Name vorkommt, von 1163, ist von sehr fraglicher Echtheit, und das Geschlecht muß sich bescheiden, nicht weiter als bis in das Ende des 14. Jahrhunderts hinauf urkundlich seine Existenz nachweisen zu können. Der Name wird verschieden geschrieben, Drothe, Trote, Trotha; auch Drod und Drat kommt vor. Es spaltete sich früh in zahlreiche Linien, jedoch ist von denselben nur eine, die deutschenthaler übrig geblieben, welche sich in neuerer Zeit wieder in vier noch blühende Linien abgetheilt hat, die gänsefurt-hecklingische, die krosigk-deutschenthalsche, die obhauser, die neue schkopausche.

Es gibt in Hessen eine Familie von Trott und ferner in Kurland eine Familie von Trotta-Treyden. Unser Verfasser ist nicht ins Klare darüber gekommen, ob diese letztern Zweige der seinigen sind oder eigene für sich bestehende Geschlechter. Uns scheint das letztere anzunehmen. Allerdings führen alle drei dasselbe Wappen; 1 und 4 einen schwarzen Raben mit einem Ringe im Schnabel, im goldenen Felde, 2 und 3 einen roth und weiß geschachten Sparren im schwarzen Feld; auf dem zu 2 und 3 gehörigen Helme tragen die Adlerfluchten rothe und weiße Herzen. Davon aber ist nur der Rabe das ursprüngliche Wappen unserer Trotha; der geschachte Sparren das ursprüngliche Wappen der hessischen Trott, und die Herzen scheinen herübergenommen aus dem alten Stammwappen der Trotta-Treyden, die, nach Siebmacher, eine weiße Lilie und ein rothes Herz geführt haben mögen. Es ist nämlich sehr möglich, daß die Familien ihr Wappen verschmolzen, um sich mehr Ansehen zu geben; es kam wenigstens seit dem 16. Jahrhundert öfter vor, daß ganz fremde Familien desselben Namens das gleiche Wappen annahmen, während die eine früher ein ganz anderes hatte. Unsere Trotha führten ganz ohne allen Zweifel bis ins 17. Jahrhundert, ja stellenweise bis 1660 hinab, den Raben allein; das jetzige zusammengestellte Wappen stammt nach der Angabe eines Chronisten aus dem Jahre 1587; ein anderer Geschichtschreiber erwähnt eines Familienvertrags, der zu jener Zeit zwischen der sächsischen, hessischen und märkischen (kurländischen) Familie geschlossen sei, und von dieser Vereinbarung wird sich dies neue Wappen herschreiben. Unser Autor führt wenigstens nicht das Mindeste zur Erklärung an, woher sonst das neucomponirte Wappen entstanden sein könnte.

Von dem Trothaischen Raben existirt eine bekannte, auch poetisch behandelte Wappensage. Ein alter Chronist erzählt von dem berühmten Bischof von Merseburg, Thilo von Trotha, der seit 1466 (oder 1468) 48 Jahre lang regierte: „Von diesem Bischof Thilo von Trodte ist unter dem gemeinen Mann eine gemeine Rede gewesen, als wenn er einsmahls seinen Cammer-Diener Darumb, daß er ihm seinen Pitzschir-Ring entführt haben solle, hinrichten lassen, welches sich aber nach etlichen Jahren anders befunden, indem ein Schiefer-Decker solchen Ring in eines Raben Nest auf dem Thurm innen an der Dom-Kirchen gefunden, weswegen solcher Bischoff hernachmals solche That an seinem Diener soll sehr bedauert und zum steten Andenken einen Raben mit einem Ring im Schnabel in seinem Wappen geführt haben." Auf dem Schloßhofe zu Merseburg zeigt man noch, wenige Schritte links vom Haupteingange in denselben, einen Stein mit dunkeln Flecken, welche für unvertilgbare Blutspuren von der Hinrichtung des Dieners Johannes ausgegeben werden. Auch soll bis zum heutigen Tage im Schloßhofe zu Merseburg ein Rabe unterhalten und zu dessen Fütterung in der Rentamtsrechnung ein Gewisses an Gerste verschrieben werden.

Es ist manches geschrieben worden, um die Unechtheit der Sage darzuthun, und so viel ist allerdings wahr, daß die Trotha schon lange vor Bischof Thilo den Raben im Wappen führen. Dennoch scheint uns gewagt, eine so festgewurzelte Volksüberlieferung, die nicht etwa an vorhistorische Gestalten oder Vorgänge weit entlegener Zeiten anknüpft, sondern an eine Persönlichkeit des 15. Jahrhunderts, darum von allen realen Grundlagen entblößt zu erklären. Es ist sehr möglich, daß Bischof Thilo, gerade weil der Rabe sein Wappenthier war, sich einen Raben im Hofe hielt, der nun den Ringdiebstahl ausführte; daß Wappenthiere in lebendigen Exemplaren gehalten werden, kommt ja sehr oft vor, wer kennt nicht die berner Bären?

Unter den Illustrationen der Familie steht dieser Bischof Thilo von Trotha obenan; doch haben ihn mehr seine lange Regierung und seine bedeutende Persönlichkeit bei seinen Zeitgenossen berühmt gemacht, als große Thaten, welche er vollbracht hätte. Die letzten bestanden hauptsächlich in energischer Vermehrung des Stiftsvermögens und in großen Bauten, so der ganzen Burg und der bischöflichen Curie zu Merseburg. Er starb 1514.

Eine andere bedeutende Persönlichkeit der Familie ist der um dieselbe Zeit lebende kurpfälzische Marschall Ritter Hans von Drot oder Trotha unter dem streitbaren Pfalzgrafen Friedrich I. dem Siegreichen, der jenem die feste Burg Berwartstein sowie auch das nahegelegene Schloß und Thal Greventan, früher der Abtei Weißenburg zuständig, verlieh, wodurch Hans von Drot in die mannichfachsten und erbittertsten Händel mit jener Abtei gerieth; er scheint überhaupt ein unruhiger, verwegener Mann gewesen zu sein, der sich jedoch seinem Kriegsheere durch seine Feldherrngaben und seine Vorschüsse unentbehrlich gemacht haben mag. Hans von Drot starb 1503 und ist in der einsam im Thale liegenden Kapelle bei Niederschlettenbach am Bremelberge (Rheinpfalz) begraben, allwo sein Grabstein noch gezeigt wird. Ritter Hans war des Bischofs Thilo Bruder. Seitdem hat die Familie sich als landsässiger Adel in ziemlich bedeutendem Güterbesitz erhalten — seit 1738 ist das Rittergut Goldschau mit Zubehör Majorat —, auch in ansehnlichen Hof- und Kriegsdiensten gestanden, ohne doch für die Geschichte bedeutsame Namen aufzuweisen.

Was unser Werk angeht, so fügen wir noch hinzu, daß die Art und Weise, wie der Verfasser die einzelnen Generationen seines Geschlechts durchgeht und der Reihe nach alle je eine Generation bildenden Personen bespricht, nicht dazu dient, die Uebersichtlichkeit zu erhöhen. Es ist besser, die einzelnen Zweige von Vater auf Sohn zu verfolgen, weil dadurch eine solche Geschlechtshistorie sich besser gliedert und sondert, sodaß die Uebersicht erleichtert wird. In einem Anhange sind die wichtigen Urkunden beigegeben. 39.

Notizen.

Ida Pfeiffer.

In England erschien, von H. W. Dulcken übersetzt: „The last travels of Ida Pfeiffer: inclusive of a visit to Madagascar. With a biographical memoir of the author." Das „Athenaeum" spricht sich auf Anlaß dieses Buchs gar nicht sehr bewundernd für die Reisende aus. In ihren autobiographischen Aufzeichnungen, bemerkt der Berichterstatter, liege etwas, was für englische Begriffe „inexplicable, unwholesome" sei. Dies bezieht sich namentlich auf die Stelle, in der die Pfeiffer erzählt, wie schlecht es ihr gegangen; daß sie jahrelang mit der größten Entbehrung gerungen, daß sie allerdings ihrer Mutter oder ihren Brüdern sich habe entdecken können, daß sich aber ihr Stolz dagegen gesträubt, daß nur der Gedanke an ihre Kinder sie von einem verhängnißvollen Schritt abgehalten habe u. s. w. Der Berichterstatter findet diesen Stolz erheuchelt und wenig gerechtfertigt; indeß mag es in England überhaupt Unglücklichen leichter sein, sich ihren Angehörigen zu entdecken; es liegt, glauben wir, etwas in der deutschen Art, was Schritte dieser Art äußerst schwer und peinlich und empfangene noch so kärgliche Wohlthaten zur Last macht. Weiter kann der Berichterstatter nicht begreifen, daß Ida Pfeiffer ihre Häuslichkeit und ihre Kinder verließ, um in der Welt herumzustreifen, daß sie, um einer bloßen Neigung zu fröhnen, oder etwas zu thun, was sie für groß und heroisch halten mochte, ihrem pflichtgemäßen Wirken entsagte und selbst ihr Leben aufs Spiel setzte. „Ist dies etwa", fragt der Berichterstatter, „von irgendeinem deutschen Erziehungs- und Moralsystem vorgeschrieben?" Der Berichterstatter gesteht, es sei ihm nicht möglich, einen so abenteuerlichen Sinn sehr zu bewundern, denn Frau Pfeiffer sei, soweit sich wenigstens aus ihren Geständnissen ergebe, nicht aus Wißbegier, nicht zu dem Zwecke, den Schatz ihres Wissens und des Wissens der Nebenmenschen zu vermehren, sondern der Aufregung wegen gereist. „The pitcher which goes often to the well", schließt der Berichterstatter, „sollte, ohne daß man deshalb mitleidlos zu sein braucht, auf ihr Grabmal geschrieben werden. Wir können sie weniger als eine Märtyrerin der Wissenschaft denn als eine Märtyrerin der Ruhelosigkeit betrachten."

Englische Hexameter.

Wenn man in England und Nordamerika in letzter Zeit mehr und mehr Versuche gemacht hat, auch aus dem widerstrebenden Stoff der englischen Sprache Hexameter herzustellen, so verdankt man dies sicherlich den Hexameterexperimenten deutscher Dichter und Uebersetzer und den Lehren neudeutscher Metriker. Jüngst hat sich Matthiew Arnold, „Professor of poetry in the university of Oxford" in einer Schrift: „Three lectures on translating Homer", die übrigens, über den Charakter der Homerischen Dichtungen in Bezug auf Gedanken und Sprache sehr viel Gutes, eine „admirable analysis" enthält, sich offen für den Hexameter als das zur Uebersetzung des Homer bestgeeignete Versmaß erklärt. Auch hat er eine Anzahl Homerischer Verse in englischer Hexameterübersetzung beigegeben; doch lassen diese Arnold'schen Hexameter sehr viel zu wünschen übrig. Man wird sicherlich sehr in Verlegenheit kommen, folgenden richtig zu lesen:

To a mortal? but ye are without old age and immortal.

Arnold will, daß er folgendermaßen scandirt werden solle:

— ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — — | — ◡ ◡ | — ◡

To a | mortal? but | ye are with | out old | age and im | mortal.

Ein Berichterstatter in der „Westminster review" meint, daß der Verfasser so nicht gelesen werden könne, und wir meinen dies auch. Die lesbarsten englischen Hexameter sind wol noch immer die in der „Evangeline" von Longfellow, der sich dabei die ohne alle Pedanterie dem Genius der deutschen Sprache angepaßten Hexameter in „Hermann und Dorothea" zum Muster genommen hat. Uebrigens finden wir gegen Arnold's Schrift bereits eine Gegenschrift angezeigt, deren vollständiger Titel lautet: „Homeric translation in theory and practice. A reply to Matthiew Arnold, Esq., professor of poetry, Oxford. By Francis W. Newman, a translator of the «Iliad»."

H. M.

Ein Roman für das große Publikum.

Die Romane August Schrader's haben sich neben denen der Luise Mühlbach, Philipp Galen's und Golo Raimund's in jenem weit ausgedehnten Lesekreise, der sich vom ärmlichen Dachstübchen der Nähterin bis zum eleganten Boudoir der Salondame erstreckt, neuester Zeit wol des meisten Beifalls und Begehrs zu erfreuen. Auch sein zweibändiger Roman „Ein armes Mädchen" (Leipzig, Luppe, 1860) bewährt den Ruf des Verfassers: „interessant zu unterhalten" vollkommen: Verwickelung häuft sich auf Verwickelung, die Spannung kommt nicht eher zu Athem, als bis das Ende erreicht ist und da — hat doch der Roman keinen charakteristischen Eindruck hinterlassen. Die fertigste Technik vermag nicht das Anregende und Nachwirkende des geistigen Elements, das wir in Charakteren wie Situationen vermissen, zu ersetzen. Selbst der Werth dieser Technik sinkt bedeutend, wenn wir die Mittel prüfen, deren sich der Autor zu seinen gekünstelten Knotenverschlingungen bedient hat. Da haben wir ein Dutzend Lauschscenen, die nur deshalb die Intriguen der einen der beiden um ihre Interessen ringenden Parteien enthüllen, um ihnen die Intriguen der andern entgegenstellen zu können und so allerdings sehr leicht das fast bis ins Peinliche ausgedehnte, nur auf den Effect berechnete Kampfspiel zwischen Tugend und Laster ermöglichen, das für solidere Motivirungen freilich geistvollere Combinationen erfordert haben würde, als diese Lauschgelegenheiten bald der einen, bald der andern jungen Heldin, die beide übrigens nach altem guten Herkommen mit allen nur denkbaren Vorzügen des Geistes und Körpers zu reichlich ausgestattet sind und zu löbliche Absichten verfolgen, um nicht auch selbst in der zweideutigen Situation des Lauschers an der Wand noch die Bewunderung der zartfühlenden Leserin zu gewinnen. 62.

Bibliographie.

Angerstein, W., Friedrich Ludwig Jahn. Ein Lebensbild für das deutsche Volk. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 5 Ngr.

Bode, C. G., und G. Penning, Sturm und Morgenröthe oder Licht- und Schattenbilder aus dem Englischen Volksleben. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Holtei, K. v., Erzählende Schriften. 1ste Lieferung. Breslau, E. Trewendt. 16. 4 Ngr.

Mainz. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Maltitz, A. v., Spartacus. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Weimar, Kühn. Gr. 8. 15 Ngr.

Norden, F., See und Land. Aus dem Leben Michael Wolf's von Möhringen auf den Fildern. Stuttgart, Fischhaber. 16. 7½ Ngr.

Pondělík, F. J., Ignatius Martyr, oder die apostolische Kirche in Syrien. Ein Abbild wahrer Christen. Prag, Bellmann. 8. 16 Ngr.

Reichenbach, B. Graf, Der Staat ein Zuchtmeister auf Christum. Rechtsphilosophischer Versuch. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Raumer, R. v., Deutsche Versuche. Erlangen, Bläsing. 8. 20 Ngr.

Schreiber, F. A. W., Max Emanuel, Kurfürst von Bayern. Erinnerung an die Enthüllung des Monuments Max Emanuels zu München. München, Fleischmann. 8. 16 Ngr.

Schultz, H., Die Voraussetzungen der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Neue technologische Werke

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emy, A. R., Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst. Aus dem Französischen von L. Hoffmann, Baumeister in Berlin. Neue Ausgabe. Zwei Bände. Mit einem Atlas von 157 Tafeln. (Text in Octav, Atlas in Folio.) 16 Thlr.

Müller, F., Lehrbuch der Geometrie für Handwerker-Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterricht für Baubeflissene, Mechaniker und Techniker. Nebst einem Anhange über das specifische Gewicht und die Festigkeit der Materialien. Mit 98 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

—— Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Baupraxis nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhange: Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden. Mit 87 Holzschnitten. 8. 12 Ngr.

Müller, H., Die Brückenbaukunde in ihrem ganzen Umfange. Ein Handbuch für Ingenieure und Baumeister. Neue Ausgabe. Vier Abtheilungen. Mit einem Atlas von 98 Tafeln. (Text in Octav, Atlas in Folio.) 8 Thlr.

Die vier Abtheilungen auch einzeln unter folgenden Titeln:

I. Die Hülfswissenschaften. Mit einem Atlas von 23 Tafeln. 2 Thlr.

II. Die Erbauung der hölzernen Brücken. Mit einem Atlas von 29 Tafeln. 2 Thlr.

III. Die Erbauung der steinernen Brücken. Mit einem Atlas von 20 Tafeln. 2 Thlr.

IV. Die Erbauung der eisernen Brücken. Mit einem Atlas von 26 Tafeln. 2 Thlr.

Statz, V., Kirchliche Bauwerke in gothischem Style. Folio. Cart. 24 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Künstler-Geschichten mitgetheilt von August Hagen.

Erstes und zweites Bändchen. Zweite Auflage.

Auch unter dem Titel:

Die Chronik seiner Vaterstadt Florenz von Lorenz Ghiberti. Nach dem Italienischen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage von einem derartigen Werk, wenn auch erst nach längerer Zeit, ist gewiß ein Beweis, daß dasselbe sich in weiten Kreisen Freunde erworben und Anspruch darauf hat, eine bleibende Stelle in der deutschen Literatur einzunehmen. So seien Hagen's „Künstler-Geschichten" allen empfohlen, die sie noch nicht kennen.

Das dritte und vierte Bändchen erschien in demselben Verlage unter den Titeln:

Die Wunder der heiligen Katharina von Siena. Nacherzählt. 12. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leonhard da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen. 12. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das soeben erschienene **fünfundfunfzigste Heft** (Bogen 26—29 des fünften Bandes) enthält:

Fürst Clemens Metternich, österreichischer Staatskanzler. — **Der Feldzug Garibaldi's und der italienischen Süd-armee.** Zweite Abtheilung. — **Abraham Lincoln**, Präsident der Vereinigten Staaten. — **Graf Titus Dzialynski.**

Kleinere Mittheilungen: Beauregard (Peter G. T.) — Causidière (Marc). — Cotta (Friedrich August von). — Davis (Jefferson). — Georg (Friedrich Karl Joseph, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz). — Georg (Wilhelm, Fürst zu Schaumburg-Lippe). — Russel (Francis). — Stephens (Alexander H.).

Dieses Werk bildet ein unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon", sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus selbständigen Werth, indem es das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt. Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt 6 Ngr. Der **erste bis vierte Band**, die gewissermaßen den **16.—19. Band des Conversations-Lexikon** bilden, werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Krisis der deutschen Polizei.

Von

Dr. F. C. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 15 Ngr.

Für eine brennende Frage der Gegenwart wird in dieser Schrift der Weg zur Lösung gezeigt. Der Verfasser, auf dem Felde der Polizeiwissenschaft durch sein Werk „Das deutsche Gaunerthum" rühmlichst bekannt, entwickelt in geistreicher Weise aus dem Wesen dessen, was die Polizei sein soll und im alten deutschen Bürgerthum wirklich gewesen, daß eine Krisis, wie sie gegenwärtig eingetreten, nicht ausbleiben konnte. Dann aber zeigt er auch den Weg, auf welchem diese Krisis zur Heilung führen kann. Die Schrift wird nicht nur für Männer von Fach von höchster Bedeutung sein, sondern überhaupt jeden lebhaft interessiren, welcher fühlt, daß hier ein wunder Fleck im öffentlichen Leben des Vaterlandes ist, welcher dringend der Heilung bedarf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 29. August 1861.

Frederike Bremer's Reiseschilderungen aus der Alten Welt.

Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. Jeder Theil 10 Ngr.

In allem, was Frederike Bremer schreibt, ist ein köstlicher Kern enthalten: es ist dies ihre tiefe und wahre Religiosität, wie sie sich hier in thätiger Menschenliebe, dort in wirklichem und höchst achtbarem Wissen von dem ausspricht, was uns allen noth thut. Mag sie aus der Neuen Welt oder aus der Alten ihre Gedanken mittheilen, jener feste Kern bleibt ihr immer. Diesem großen Vorzuge steht jedoch ein sehr störender Mangel gegenüber. Frederike Bremer befaßt sich nämlich auch mit der Politik. Wir können die von uns so hochgeachtete Schriftstellerin vor diesem Abwege nicht genug warnen: ja es ist uns nicht wohl erklärlich, wie sie bei ihrer großen Selbstkenntniß und ihrer sonstigen Bescheidenheit diese Verirrung über ihre Begabung nicht selbst erkennt. In der Politik nämlich steht sie durchaus nicht höher, als etwa ein wohlgeschulter Primaner eines deutschen Gymnasiums und sie sollte daher billig Bedenken tragen, mit solchem Fonds staatsmännischer Weisheit vor Männern aufzutreten. Wir sagen dies nicht etwa aus irgendeinem Parteistandpunkte, obwol wir allerdings der Gattung von Liberalismus, der sie huldigt und dessen Phrasen beständig der Wirklichkeit ins Gesicht schlagen, wenig Werth beimessen; sondern wir sagen es, weil uns die Schaustellung eines so mangelhaften Urtheils, wie sie es in ihren politischen Excursen bekundet, eben weil wir sie hoch achten, um ihrer selbst willen leid thut. Alles, was dagegen Seelenkunde, Erziehung des Menschen überhaupt und besonders des weiblichen Geschlechts, was die Gesellschaft und ihre Bildung, was wahre Sittlichkeit, was die Größe der Natur, Gottes Werk auf Erden, selbst was die Völker und ihre Sitteneigenthümlichkeit näher berührt, verschmilzt sich so wohlthuend in ihren Schriften mit einer bescheidenen, reinen und für das Schöne stets empfänglichen Persönlichkeit und wird so anmuthig und kunstgerecht vorgetragen, daß wir ihre Schriften stets mit wahrem Genuß durchlesen, in welchem uns eben nichts störte, als jene politischen Seitensprünge, für welche wir die Verfasserin vor sich selbst verantwortlich zu machen genöthigt waren. Denn können wir auch wol annehmen, daß Frederike Bremer ihre Urtheile in dem vorliegenden Tagebuche über Cavour, Garibaldi und Italien seit den drei Jahren, da sie niedergeschrieben wurden, wesentlich berichtigt und ihre Begeisterung moderirt haben wird, immer doch bleiben die Täuschungen, denen sie unterliegt, bestehen und zeugen wider sie, indem sie die Schwäche ihrer Voraussicht und ihres Urtheils offen darlegen. Indem wir diesen Punkt hiermit für abgethan erachten, können wir uns dem Vergnügen überlassen, über den sonstigen Inhalt dieser vortrefflichen Blätter nähern Bericht zu erstatten.

Ein Vergnügen aber ist es in der That, der Verfasserin von Tag zu Tag in diesem vierjährigen Zeitraume ihres vielbewegten Lebens zu folgen, zu sehen, wie sie ihren Reiseberuf treu und gewissenhaft erfüllt, und mit welcher Herzensfreudigkeit, mit welchem tiefen und offenen Blick sie ihn erkennt und alle seine Pflichten erfüllt, welche für sie selbst eine Art von innerer Mission darstellen und große Aufgaben in sich schließen. Diese Mission ist darauf gerichtet, ihren Lesern deutlich und eindringlich vorzuhalten, wie Mäßigung, Tugend und Sittlichkeit die Völker, wie den einzelnen, beglücken, welchen Segen, Menschlichkeit, Mitgefühl und thätige Menschenliebe immer und für jeden abwerfen, wie weise die Welt regiert wird und wie herrlich Gottes Natur sei, und wie wir selbst zur innern Ruhe gelangen.

Diesem Thema ist ihr Tagebuch gewidmet. Die Vorrede dazu ist in Athen geschrieben; aber ihr erstes Kapitel beginnt mit der Schweiz, die sie von Bern aus überblickt; dieser Blick von der Terrasse herab ruft ihr zu: „Hege Vertrauen zur Sonne und preise ihre Macht!" Sie lobt die Schweiz wegen ihres lebendigen Vaterlandsgefühls, sie erhebt ihre Gesellschaft fast über jede andere, betont ihre thätige Religiosität, preist die Erziehung des weiblichen Geschlechts, in der dies Land allen andern

voraus ist und beschäftigt sich viel mit der freien Kirche in Waadt und dem geistigen Leben am Genfersee. Wie sie sagt, ist sie in die Schweiz gekommen, um hier ein Wort zu vernehmen über die Kirche der Zukunft; nach ihrem Aufenthalte im Lande sieht sie ein Licht dämmern und jetzt — jetzt hört sie klar und vernehmlich dies Wort! Wohl ihr, der Gewinn ist nicht klein: die Zweifel sind geschwunden, das Recht des Menschen, „die Wahrheit zu suchen", ist ihr klar geworden. Man erkennt hier leicht die starre schwedische Protestantin, der die vermittelnde Stellung der schweizerischen Theologie etwas Neues ist, das ihr mächtig imponirt, obgleich Fénelon und Franz de Sales hier längst vorgearbeitet haben.

Neben dieser Geschichte innerer Entwickelung gehen die anmuthigsten Naturbetrachtungen in kurzen aber bedeutenden Schilderungen des Gesehenen her. Die dritte Station z. B. malt uns das Haslithal, Grimsel, Gemmi, Rosenlaui, den Rigi, Interlaken u. s. w. Der Geist, von der Größe der Natur ergriffen, sagt die Verfasserin, erhebt sich unwillkürlich, als wolle er der Majestät des Naturlebens einen höhern Adel entgegensetzen, was unstreitig schön gedacht ist. Es ist eben ein besonderer Reiz dieses Tagebuchs, daß sich darin beständig Fragen des höchsten menschlichen Interesses, Gespräche über die wichtigsten Bedenken des Geistes mit Naturschilderung und Darstellung des Wirklichen mischen, ja innig durchdringen, eine Kunst des Vortrags, die nicht jedem gelingt und in welcher die Verfasserin es zu wahrer Meisterschaft gebracht hat. Dagegen scheint es uns etwas kühn zu sein, wenn sie, wie oft geschieht, schweizerische Scenerien mit schwedischen zusammenstellt, die Sage von der schwedischen Einwanderung in die Schweiz ernst nimmt und sie mit Kleidertrachten, Ammenliedern oder gar mit der Tell-Sage, die auch in Skandinavien bekannt ist, zu belegen strebt — denn dergleichen Anklänge werden sich stets finden, wenn man sie sucht —, oder den Sonderbund ohne weiteres für eine freiheitsfeindliche Reactionsbestrebung erklärt. Viel lieber sehen wir sie bei den aufgeklärten Benedictinern von Einsiedeln verweilen, dem religiösen Bedürfniß der Einfältigen im Herzen gerecht werden, Zwingli's Verdienste würdigen und das Kapitel mit so sinnigen Betrachtungen schließen, wie sie sich in den Worten aussprechen:

> Doch nicht allein die sonnenbeglänzten Höhen des Monte-Rosa sind Vereinigungspunkte für die Blicke der Menschen; höhere Gesichtspunkte, höhere Interessen vereinigen dieselben um alle Völker der Erde! Der Ygdrasil des menschlichen Lebens wächst frisch in allen Landen, und so wächst er zum Himmel empor, ja, in den Himmel hinein!

So schließt der erste Theil des Tagebuchs. Der zweite beginnt mit der Reise der Verfasserin zum Besuch des Wohlthätigkeitscongresses zu Brüssel, zu dem sie eingeladen war. Dieser Abschnitt gewährt das mannichfachste Interesse nicht blos durch das, was sie über Versammlungen dieser Art überhaupt sagt, sondern vorzüglich durch eine dreistündige, sage dreistündige Privataudienz, die sie bei König Leopold hat. Vorher hat sie uns berichtet, daß sie in diesem großen Congreß mit Verwunderung nicht einen einzigen Mann der Kirche gesehen. Woher kommt das, fragt sie mit Recht? Ist es, daß die Kirche noch immer an ihrem unvollständigen Begriff vom letzten Ziel des Evangeliums festhält? Daß sie dies Ziel mehr in einen individuellen Seelenzustand jenseit des Grabes setzt, als in das Reich Gottes auf Erden? Und wenn dem so ist, darf sie sich wundern, daß die Lehren des Socialismus und des Communismus mehr Zuhörer finden als ihre Predigten? Hierauf empfängt sie der König, der sie kennen zu lernen wünschte. Die Unterhaltung, abwechselnd englisch und französisch geführt, und in der der Fürst große Gaben entwickelt, ist sehr anziehend; als er aber der Belohnung im Himmel als eines Motivs für ein Leben für Wahrheit und Recht gedenkt, muß ihn Frederike Bremer corrigiren, worauf der König fein lächelt und gutmüthig sagt, sie sei gar zu streng! Sehr viel Schönes sagt die Verfasserin dann von den wohlthätigen Vereinen, z. B. dem der Petites soeurs des pauvres in Belgien, der Grande beguinage u. a. m., wie sie denn überhaupt von Land und Leuten hier den wohlthuendsten Eindruck empfängt.

Von Antwerpen geht die Reise nach Paris, das sie seit 30 Jahren nicht gesehen und dessen Zustand von 1821 sie mit dem von 1857 vergleicht. Sie sagt:

> Das Paris von 1821 erkannte ich nicht wieder. Auf den Boulevards kein Bettler, kein Elend, aber auch keine glänzenden Züge; wenig Lärm, aber auch wenig Lachen; das Palais-Royal dunkel, durch die stillen volksleeren Straßen fährt der neue Kaiser rasch dahin, niemand achtet auf ihn; in den Tuilerien ein Häufchen Kinder mit dürren Blättern spielend, das ganze alte pariser Leben wie abgestorben! Sauberkeit und Reinlichkeit überall; aber auch das Häßliche in seiner Blüte. Nur das Louvre hat seinen alten Glanz behauptet. Ludwig Napoleon ist der Regent des Augenblicks — nicht der Zukunft; denn kein höheres Princip, keine Initiative zu einem neuen Dasein trägt ihn: er hält nur das Alte zusammen!

Auf der sechsten Station ist Frederike Bremer wieder in der Schweiz. Diesmal gilt es Chamouny, den Monte-Rosa, Italien und seine neuen Interessen, welche die Verfasserin in der Nähe beschauen muß. Vorher jedoch malt sie uns ihren Winteraufenthalt in Lausanne, ein reizendes Stillleben am Leman und die waldenser Gemeinden und deren Geschichte, die sie in großer Ausführlichkeit und voll Bewunderung für den Muth dieser kleinen gläubigen Schar unter Bann, Druck und Noth aller Art im dritten Theile entwirft. Alles dieses, der innige Verkehr mit bedeutenden Menschen, wie Vinet, Merle d'Aubigné, der Geschichtschreiber der Reformation, der Gräfin Gasparin und Dora d'Istria, ihre Betrachtungen über die genfer Theologen, ihre Nachrichten über die Industrie des Jura und eine Reihe wohlthätiger Anstalten, ihr Besuch von Chamouny und ihr Versuch am Monte-Rosa, vor allem aber ihr Aufenthalt unter den Waldensern geben dem zweiten und dritten Theile des Tagebuchs wieder einen so hohen Reiz der Mannichfaltigkeit und des Bedeutenden, daß wir ihn mit wirklichem Genuß mehr mitleben als durchlesen. Es sind die wärmsten Mittheilungen einer uns befreundeten Seele, eines liebenswürdigen Herzens, die wir zu lesen glauben. In politischer

Beziehung lobt sie an der Schweiz, die sie nun verläßt, den freien Gemeingeist, den sie in Nordamerika so wiedergebärend gefühlt hat; aber sie tadelt doch die Enge seines Horizonts und das Fehlen des allgemein menschlichen Interesses, des Sinnes für den „Bundesstaat der Menschheit", ein Mangel, der den edeln und großen Sinn der Verfasserin allerdings verletzen muß. Von der *Familie* sagt sie endlich, daß sie die Männer meist klug, zuverlässig und betriebsam gefunden habe, daß sie aber ihre Hausfrauen oft nicht so betrachteten, wie das schöne schwedische Wort für Gattin: Maka, d. h. gleich, es erfordert, wogegen ihr die Stellung der weiblichen Jugend in der Familie der Vollkommenheit nahe zu sein scheint. Dies erste wird mit folgendem hübschen Zug belegt: Zwei Kinder spielen miteinander. „Nun, setz' dich in die Ecke", sagt der kleine Bruder zur Schwester, „nun mußt du meine Frau sein." — „Warum soll ich denn deine Frau sein?" fragt die Schwester. Und er: „Damit ich jemand habe, mit dem ich zanken kann!"

Die neunte Station führt uns bei schlimmem Wetter über den Simplon in Italien ein, das die Reisende sehr düster empfängt. Dennoch weiß sie auch aus diesem so oft beschriebenen Oberitalien viel Neues und Bedeutendes zu berichten. Vor allem ist es ihr Aufenthalt in La Torre und San-Martino, mitten unter den Waldensern, der uns fesselt. Die patriarchalische Verfassung dieser Gemeinden, an deren Spitze der Geistliche steht, ist jetzt von der Regierung anerkannt, und selbst die katholische Kirche hat ihre feindselige Stellung zu ihnen in eine freundliche umgewandelt und tiefster Friede herrscht nun in diesen einst blutgetränkten Thälern. Nur die rührenden Klagelieder (complaintes) mit dem Refrain: „Et moi je vais mourir", sind noch im Munde des Volks wie verklingende Erinnerungen an bestandene Trübsal zurückgeblieben. Es ist begreiflich, daß der echte Pilgersinn, welcher Frederike Bremer auszeichnet, besonders gern an diesen Stellen weilt. Italien dem Evangelium zuwenden ist überhaupt einer ihrer Lieblingsgedanken und selbst in ihren begeistertsten politischen Ergüssen betont sie es stets, daß die wahre Freiheit Italiens mit seiner Emancipation von der katholischen Suprematie eng zusammenhänge. Wir werden bald sehen, wie sie selbst dem Papste gegenüber diese Ansicht aufrecht erhält. Indessen sagt sie von der Bevölkerung Oberitaliens fast nur Gutes: sie erzählt rührende Züge von ihrer Familienliebe, z. B. wie Francesco, ihr Gondelführer im Lago-Maggiore, nicht heirathet, weil er vier „ragazzo" seiner Schwester zu ernähren hat und also nicht Zeit habe, an sich zu denken und Aehnliches. Dann geht sie auf die Stellung Sardiniens zum übrigen Italien ein, verherrlicht Carlo Alberto, den Heiland Italiens, Graf Balbo, Gioberti, Azeglio und das ganze bekannte Siebengestirn der italienischen Wiedergeburt, und schreibt einen Panegyrikus auf Cavour, bei dem sie eine lange Audienz hat. Sie sagt von ihm:

Er gleicht einem englischen Landedelmann, der gut ißt und trinkt und das Leben leicht nimmt. Die ganze Gestalt hat zugleich etwas Viereckiges, Festes und doch Feines; frischer Teint, prächtige Stirn, durchdringenden Blick in hellblauen Augen; Nase und Mund von Napoleon, Schalk im Lächeln, ruhig, zwanglos in der Haltung. In der Unterhaltung äußerte er unter anderm: „Piemont hat lange einem Fahrzeug geglichen, das zu nahe an einer Felswand liegt, um den gehörigen Wind in seine Segel zu bekommen: das muß anders werden."

Nun, der Wind ist gekommen und es ist anders geworden! Ob aber die Verfasserin für Cavour's staatsmännische Weisheit noch so eingenommen ist wie damals, möchten wir doch bezweifeln, wenn sie erfährt, daß der Mann ihrer Hoffnung den evangelischen Christen im Königreich Italien nicht einmal einen eigenen Kirchhof zum Begrabenwerden bewilligte! Uebrigens, meint sie, die politische Erhebung habe ihn gesucht, nicht aber er sie. In Genua bringt sie eine Woche zu, sieht nichts als heitere, lustwandelnde Menschen, schöne Frauen mit wehenden weißen Schleiern, die wundervolle Villa Pallavicini und die herrliche Natur. Die strengkatholische Stadt zählt jetzt doch fünf evangelische Kirchen, theilweise ohne ein anderes Bekenntniß, als den Glauben an das Evangelium. Ueber La Spezzia gelangt sie nach Pisa, das ihr den Eindruck eines großen Hospitals macht, mit dem Hungerthurm als Spukbild. Ein guter Gedanke ist es, daß der bekannte schiefe Thurm nach ihr nicht im Begriff ist zu fallen, sondern sich aufzurichten; deshalb sehen wir ihn ohne Furcht! Anziehend ist ferner ihr Bericht über die Schriftstellerin Katharina Ferrucci, die hier lebt und wirkt. Dagegen sind die Erträgnisse eines vierzehntägigen Aufenthalts in Florenz nicht eben bedeutend. Das Haus Michel Angelo's wird noch von einem Buonarotti bewohnt — dem Minister —. Beim Besuch der Specola, dieses glänzenden Grabdenkmals für Galilei, verfällt sie in die bekannten Irrthümer über diesen großen Geist; Leopardi und das Theater in Florenz beurtheilt sie sehr günstig; auch zählt sie in Toscana 25000 Protestanten. Hierauf nimmt sie ihr Winterquartier in Rom. Die Verfasserin liebt es, Charaktere zu schildern. Hierbei wundert es uns, wie sie nicht auf den Gedanken kommt, daß Italien in diesem Augenblick unstreitig mehr Charaktere, Männer von entschiedenem Charakter, aufzuweisen hat als irgendein anderes Land der Welt. Garibaldi, Cavour, Victor Emanuel, Pius IX., Antonelli, General Bosco, der Vertheidiger von Messina und Franz II. selbst: welche Galerie verschiedener, auf sich beruhender, durch sich selbst geschaffener Charaktere!

Wahrlich, wir haben recht gehabt, wenn wir bei unsern Referaten über Berichte aus Italien stets behauptet haben: Italien schlafe nur, aber es sei innerlich lebendig. Auch Frederike Bremer kommt auf dies Resultat; sie irrt nur darin, glauben wir, daß sie die Mission Italiens für die Menschheit erfüllt hält, wenn es eine politische Macht wird. Wir fassen seine Mission anders. Das Wie ist nicht gerade leicht auszusprechen; wenn wir aber sagen, daß Italien uns bestimmt zu sein scheint, die Aussöhnung zwischen den im Norden Europas jetzt vorherrschenden materiellen und sachlichen Interessen mit den Interessen der Kunst, der Idee der Schönheit anzubahnen und

auf diesem Gebiet zu glänzen, so hoffen wir wenigstens einigen unserer Leser verständlich zu werden; solchen nämlich, die hierin mit uns einen Fortschritt der Menschheit zu erblicken geneigt sind.

Wir sehen den weitern Theilen dieses Tagebuchs mit Interesse entgegen und behalten uns vor, darauf zurückzukommen. **Wilhelm von Lüdemann.**

Epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 34.)

16. Herzog Bernhard. Ein Gedicht von Albert Türcke. Dessau, Gebr. Katz. 1860. 16. 16 Ngr.

Albert Türcke ist ein fleißiger Dichter, der es ernst meint mit seinen Dichtungen und sein nicht unbedeutendes Talent mit anerkennungswerthem Geschick zur Geltung bringt. Seine Stoffe findet er namentlich in der Reformationszeit. Früher besprachen wir „Hutten in Ufnau" und „Fürst Wolfgang" (Nr. 7 d. Bl. f. 1860); die heutige Dichtung feiert den Helden des Dreißigjährigen Kriegs, Bernhard von Weimar. Mitten hinein versetzt werden wir in die traurige Zeit, wo Deutsche gegen Deutsche kämpften, wo unser Vaterland von seinen eigenen Landeskindern ebenso vernichtet wurde wie von den fremden Heerscharen, die unter dem Vorwande der Reformation zu dienen den Untergang des deutschen Reichs beschleunigten und die Kluft vergrößerten, die Nord- und Süddeutschland scheidet. Gustav Adolf ist gefallen, der Schweden Uebermuth ist gewachsen, Bernhard trennt sich von ihnen. Der erste Gesang schildert die Entzweiung und demnach die Bemühungen Frankreichs, Bernhard für sich zu gewinnen. Im zweiten Gesang sehen wir den Herzog einziehen in Paris, festlich empfangen; besonders gelungen ist die Schilderung der Gedanken, die den deutschen Fürsten bestürmen, als er den Louvre zum ersten male sieht und jene Fenster, aus denen der König den Greuelscenen der Bartholomäusnacht zuschaute; die Verabredungen zwischen Bernhard und Richelieu sind nahe daran, zu scheitern, da letzterer den Elsaß als Bedingung der französischen Hülfe verlangt. Im dritten Gesange sehen wir unsern Helden, der sich entschließen mußte, allerdings mit geistigem Vorbehalte, auf die Bedingungen Frankreichs einzugehen, vor Breisach. Gryphius beweist ihm, daß vor allem deutsches Wesen an Stelle des französischen treten müsse, wenn Deutschland erstarken wolle:

> Reißt dem Volk die Narrenjack'
> Vom Leib, den fränk'schen Ungeschmack.

Er räth ihm, aus Weimar eine Art Ferrara zu machen. Breisach wird genommen, die deutsche Fahne aufgepflanzt. Vierter Gesang: Richelieu vernimmt den Vertragsbruch Bernhard's; an dem Sterbebette seines Unterhändlers, Pater Joseph, verspricht er, Deutschland zu demüthigen, im Geiste zeigt sich ihm das fortdauernde Streben Frankreichs, unser Vaterland zu unterjochen, selbst auf Napoleon wird hingewiesen. Währenddessen schlägt Bernhard die angebotene Hülfe der Schweden aus, in der Hoffnung auf die deutschen Fürsten, deren „Particularität" aber kein Bündniß zu Stande kommen läßt. Im fünften Gesange sehen wir den sterbenden Bernhard „gehüllt in Betten"; er war „Giftes inne worden". Das Gift nennt der Herzog selbst einen „pulverisirten Blitz". Der Held stirbt, eine Vision zeigt ihm noch Deutschland den Elsaß wiedererobernd, einig unter einem Hohenzollern, der auch die Krone der Hohenstaufen trägt. Eine Klippe für diese Dichtung ist der zu weite historische Hintergrund und die Schwierigkeit, in der bewegten Zeit das Interesse auf Bernhard zu concentriren. Eine Episode gibt selten einen guten epischen Stoff und so fehlt das auch beim Anfang und Ende; im Beginn wird zu viel Wissen vorausgesetzt, am Schlusse aber auf Hoffnungen hingewiesen, deren Erfüllung aber doch etwas weitaussehend ist. Der Tod Bernhard's bildet weiter nun den Abschluß seines ruhmreichen Lebens, aber nicht der Zeit, für die das Interesse doch geweckt war; im Gegentheil, im Momente seines Sterbens steht es schlimm genug um die von ihm verfochtene Sache und nur das — wiederum vorausgesetztes Wissen — lohnt uns, daß die Saat, die er ausstreute, gute Früchte brachte. Was die Ausführung betrifft, so finden wir in dieser hier mehr zu tadeln, als sonst in den übrigen epischen Dichtungen Türcke's. Vor allem sei der grobe Umgangston erwähnt, den der Dichter zwischen Bernhard, den Schweden und Richelieu einführt; man kann sehr derb sein, ohne die Regeln des Anstandes zu verletzen. Weiter ist die Sprache schwerfällig, wunderbare Einschaltungen und Constructionen erschweren das Verständniß und reißen die Sätze auseinander; hier und da ist die Sprache geradezu hart und mit Worten bereichert, die wir wenigstens nicht für poetisch halten, z. B. „entkönigt" für „die ihren König verloren haben", „werthend" gleich „für Werth haltend". Im allgemeinen bestrebt sich der Dichter populär zu sein, aber dann legt er wieder seinen poetischen Figuren Vergleiche in den Mund von Scylla und Charybdis, Hektor, Alexander, Nero u. s. w., die sie gewiß niemals gebraucht haben. In der Wahl seiner Bilder ist Türcke diesmal auch entschieden nicht glücklich; besonders verfehlt und gesucht sind die im Beginn des dritten und vierten Gesanges; geschmacklos ist jedenfalls „Hut" zu umschreiben: „Deckel kochender Gedanken", von Gallas zu erzählen, er würde „einbrechen wie die Katze ins Nest der Feldmaus, darin Familienfest gefeiert wird" u. dgl. m. Wenn wir endlich die Hinweisung auf die Zukunft in einer poetischen Vision einmal für zulässig erachten wollen, so stört doch hier unbedingt die öftere Anwendung dieses Manövers in dem Gespräche mit Gryphius, in dem Monologe Richelieu's und in den Sterbeseufzern unsers Helden.

17. Lanzelot und Ginevra. Ein episches Gedicht in zehn Gesängen von Wilhelm Hertz. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 16. 1 Thlr.

Das Liebesverhältniß Lanzelot's zur Königin Ginevra ist in zahlreichen Romanen in allen Sprachen der mitteleuropäischen Literatur besungen worden; zu uns kam dieser britische Artusroman am Ende des 12. Jahrhunderts durch Ulrich von Zazickhofen. Der Minnedienst, das eigentliche Lebensprincip der Ritterlichkeit, verschuldet hier die Conflicte, durch welche die berühmten Helden der Tafelrunde untergehen. Der Stoff ist an und für sich so einfach, daß er der dichterischen Phantasie den weitesten Spielraum gestattet hinsichtlich der verbindenden Momente und der Ausführung. Wilhelm Hertz bezeichnet seinen Standpunkt zur Sage mit dem Motto aus Immermann's „Tristan":

> Nicht wähnet aber, die ihr prüde seid,
> Und die nur freuen kann das müde Leid
> Schläfriger Lieb', ich werd' in siechen Tönen,
> Die schöne Glut der wilden Fabel höhnen.

Unter der Hand von Wilhelm Hertz gewinnt die Romantik der Sage Fleisch und Blut; die fabelhaften Gestalten treten uns näher, wir erkennen an ihnen unsere Leidenschaften, sie lieben und hassen wir wir; selbst die Verbannung Merlin's in dem Walde von Broceliand erscheint hier nur wie ein natürlicher Entschluß des Zauberers, in den Armen seiner Viviana köstlichen Liebestraum zu träumen. Aber freilich, die Liebe und der Haß sind mächtiger und kräftiger als bei und in uns; wer fragt bei ihnen, ob Tausende zu Grunde gehen um ihrer Leidenschaft willen! Hertz versteht es meisterhaft zu steigern; auch keinen Augenblick erlahmt das Interesse, er setzt die bedeutendsten Helden der Tafelrunde in Bewegung, ohne einen durch den andern zu beeinträchtigen; mit wenigen gelungenen Zügen schildert er uns den greisen König Arthur, sein bildschönes Weib Ginevra, den liebedürstenden Lanzelot, den treuen Freund Gawain, den Verräther Mordred u. a.; überall treten sie charakteristisch auf, so groß in ihrer Liebe, wie in ihrem Hasse und ihren Verirrungen. Prächtig sind die einzelnen Schilderungen der Begebenheiten und Situationen, der Liebesfeier und Liebeskämpfe, der innern und äußern Conflicte. Mit reicher dichterischer Begabung werden namentlich die Seelenstimmungen der

handelnden Personen zur Anschauung gebracht; aber das sind nur Momente, für deren zarte und geistreiche Schilderung wir dem Dichter dankbar sein müssen; zum Träumen bleibt keine Zeit, die Liebe tritt in Thätigkeit, sie schwelgt im Genuß, sie bereitet die Conflicte vor, durch welche ihre Helden mit Thränen und Blut untergehen müssen. Und mitten in diesen Kämpfen erscheint wieder die Liebe, die hochgehenden Wogen der Leidenschaft besänftigend, in der wildesten Aufregung einen Augenblick den Gemüthern Ruhe bringend: ein sanfter lyrischer Gesang unter Schlachtgeschrei und Schwerterklingen. Wie wunderbar schön ist z. B. die Schilderung, wie Ginevra den wiedergefundenen Gatten in der Burg des Geliebten pflegt, wie ansprechend das Bild von der Venus von Melos u. dgl. Wir stehen nicht an, diese epische Dichtung dem Stoffe und der brillanten Ausführung nach für eine der besten der Neuzeit zu erklären. Als Probe von der Sprachweise des Dichters geben wir den letzten entscheidenden Moment aus dem vorzüglich geschilderten Zusammentreffen Arthur's mit dem Gegenkönig Mordred am Walde von Barrendown (S. 112):

Herr Markulf war ein mächt'ger Streiter,
Ihm folgten Mordred's Lanzenreiter.
Er kam fernher von Frieslands Dünen,
Vom wuchtigen Geschlecht der Hünen;
Den hohen Hengst erdrückte fast
Des Heldenleibes ehrne Last.
Er war in seinen Wikingsjahren
Mit Mordred über Meer gefahren
Und hielt getreu in manchem Strauß
Zu Land und Wasser mit ihm aus.
Heut' stritt er keuchend wie ein Bär,
Von Leichen thürmt's sich um ihn her,
Nicht allzu schnell war seine Hand,
Doch fand sie nirgends Widerstand.
Er brach mit hohlem Waffenschall
Der Feinde stolzen Reiterschwall;
Ihr Banner sank, der Kampf war heiß,
Er trieb sie auf des Flusses Eis.
Weich bog sich die krystallne Rinde,
Behaucht vom rothdurchglühten Winde,
Und von der stampfenden Rosseschlacht
War laut des Stromes Groll erwacht.
Da ward von schwirrenden Geschossen
Der starke Hüne übergossen,
Und rücklings bäumt er sich im Fall —
Es kracht das Eis mit dumpfem Knall,
Aufspritzt die Flut, es sinkt der Recke,
In Stücke springt der Wellen Decke —
Und Freund und Feind, und Roß und Mannen,
Schwamm der befreite Strom von dannen.
Doch auf der Schollen glattem Rand,
Hält sich noch manches Paar umspannt;
Sie kämpfen fort mit Dolch und Faust,
Bis sie das Wasser überbraust —
Dann lösen langsam sie die Glieder
Und sinken still und einzeln nieder.
Die Flut wird satt, die Schollen schleichen,
Der Strom wälzt Schwerter hin und Leichen.

18. Homer's Apotheose von Leopold Schefer. Erster Band. Lahr, Schauenburg und Comp. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das wol wenigen unserer Leser zugängliche „Neue Lausitzer Magazin" enthält in seinem siebenunddreißigsten Bande eine mit großer Sachkenntniß und Liebe geschriebene Abhandlung Paur's über Leopold Schefer und seine Dichtung „Homer's Apotheose". Der Berichterstatter hat seine Ansichten über diese epische Dichtung auf 17 Quartseiten niedergelegt und gesteht dabei noch, daß er zum Schluß eile, da der Reichthum des Stoffs ihn überwältige. Die Arbeit Paur's ist eine literarische Skizze, die alle Anerkennung verdient und auf die wir unsere Leser verweisen möchten, da wir unmöglich in dem kurzen uns hier zugemessenen Raume alle Vorzüge und alle Schwächen dieser Dichtung näher bezeichnen können. Als literarhistorisch interessant erwähnen wir zunächst, daß Schefer schon im Jahre 1842 den neunzehnten Gesang: „Wie Aphrodite den Paris belohnt", in Chlodwig's Taschenbuch „Roswitha" erscheinen ließ, daß also „Homer's Apotheose" schon eine vor längerer Zeit begonnene Arbeit Schefer's ist. Ihr Zweck ist, das Werden des Dichtergeistes zur Anschauung zu bringen: die gebrauchten Götternamen sind nur Vertreter der Schefer'schen Ideen, die griechische Schönheit ist, wie der Dichter selbst sagt, „dem Neuern zum Bessern verschmolzen"... Der größte Fehler der Dichtung ist der Mangel an Bewegung, die Handlung bleibt von Anfang bis zu Ende dieselbe; das Thatsächliche ist überall zerstreut und man muß es mühsam entdecken aus der „tiefsinnigen psychologischen Entwickelung"; freilich nur die kleinere Hälfte der Dichtung liegt uns vor, und auch dieser Umstand bestimmt uns, nicht näher auf das gegebene Bruchstück einzugehen. Versbildung und Sprache sind sehr ungleich, neben vorzüglichen Hexametern finden wir entschieden verfehlte; ein Schatz von Bildern und Reflexionen, von bedeutenden Gedanken und großartigen Bezügen sind in der Dichtung niedergelegt. Wir möchten unser Urtheil dahin zusammenfassen: Alle Vorzüge und Schwächen der Schefer'schen Poesie finden sich in „Homer's Apotheose" wieder; es gehört eine Ueberwindung dazu, um den Versuch zu wagen, das Ganze zu überwältigen; das Geistreiche in der Dichtung fesselt uns zunächst, und über vieles Gesuchte hilft uns das bedeutende Streben hinweg, das wir in dem Wunsche Schefer's erkennen, sein geistiges Leben mit seinen Anschauungen der Natur durch die Poesie zu vermitteln.

19. Epische Dichtungen. Von Julius Grosse. München, Fleischmann. 1861. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Was uns zunächst bei den epischen Dichtungen von Julius Grosse fesselt, ist der Wohllaut der Sprache, der schöne, klare und durchsichtige Stil, die glücklich gebildeten Formen und der wogende Rhythmus. Aber der geistige Gehalt und Inhalt steht der vorzüglichen technischen Ausführung durchaus nicht nach. Wir bemerken durchgängig eine feine Beobachtung, eine Menge schöner und anregender Gedanken, vorzügliche Schilderungen von Naturschönheiten wie von psychologischen Erscheinungen, köstliche Bilder, die in das Ganze so taktvoll eingewebt sind, daß sie als integrirender Theil desselben erscheinen. Durch alle diese Vorzüge erscheint die Erzählung lebendig und fesselnd, der ruhig fortschreitende Gang wird oft durch Episoden unterbrochen; aber auch sie schmiegen sich dem Inhalte vortrefflich an. Es sind hier drei verschiedene epische Dichtungen, die uns Grosse bietet; unserer Ansicht nach ist die erste: „Das Mädchen von Capri" die vorzüglichste, während die letzte: „Der graue Zelter", uns hinsichtlich des Stoffs und der Ausführung am wenigsten befriedigt; die Erzählung erscheint hier lahmer, die einzelnen Situationen treten nicht lebendig genug hervor und auch die Kürze der Diction erscheint uns hier und da gezwungen. In der zweiten Dichtung: „Farek Musa", wird der Held durch seine Geliebte in etwas starker Weise geprüft. Es scheint überhaupt eine Eigenthümlichkeit Grosse's zu sein, seine Helden mehr denkend als handelnd darzustellen; ihn reizen zur Darstellung psychologische Räthsel, die Entwickelung des innern Menschen kommt zur Erscheinung und Conflicte des Geistes und des Herzens sind es, in denen seine Helden sich zu bewähren haben. Alle Vorzüge aber der Grosse'schen Muse finden wir vereint in dem „Mädchen von Capri", einer Dichtung, die von Anfang bis zu Ende spannend ist durch den Stoff, die Episoden und durch die bedeutenden psychologischen Beobachtungen. Vorzüglich sind geschildert die Fahrt nach Capri, des Helden Besuch bei der Geliebten, das Geständniß der Liebe, Alessandro's Eintritt in das Haus Giacinta's, seine Flucht, das Todtenbett des Freundes, der Kampf an der Beresina u. s. w. Die Liebe des

reichen Russen zu einem Mädchen von Capri, das im innersten Herzen dessen vermeintlich treulosen Freund liebt und nun dem neu Angekommenen sich hingibt, in dem Verlangen, bei ihm zu vergessen, was hoffnungslos sie aufregte; dagegen der Kampf Alexander's, ehe er sich klar wird, daß ihn kein vorübergehendes Interesse, sondern eine starke Liebe fesselt, und in dem Momente dieses Bewußtseins, die Ueberzeugung, daß er nur der Becher ist, aus dem Giacinta trinken will, um den sterbenden Geliebten zu vergessen — alle diese Conflicte sind so vorzüglich geschildert, daß wir dem Leser nur empfehlen können, sich durch die Beschäftigung mit dieser Dichtung einen wahren Genuß zu verschaffen. Den tiefern Sinn der Erzählung spricht Große aus in den Worten (S. 64):

Nimmer erblüht dem Sterblichen Heil, in den Trümmern des Heute
Sich sein morgendes Glück zu bauen. Einzig für sich will
Selbstgebietend ein selig Geschick uns Menschen beherrschen,
Will, wie aus himmlischen Höhn ein Gast voll Demuth empfangen,
Aber nimmer entschleiert sein. Sein warnender Blick spricht:
Frage das Glück nicht, woher und warum? wer bist du? wo wohnst du?
Schnell hinschwindet es oder es tödtet sein rächender Strahl dich —
Und fortspinnen von neuem an eisernen Fäden die Parzen.

Oder in den Schlußstrophen (S. 79):

Wahn ist das Glück, was die Welt begehrt und der Leidenschaft Taumel.
Heil dem Liebling der Götter allein, dem die volle Natur sich
Einmal ergab, in der Fülle des heiligen, quellenden Lebens,
Die nicht Gold, noch Kunst euch kauft. Von Tausenden trinken
Wenige nur an dem Quell der ewigen Schönheit und Jugend.
Rein sei die Lippe, das Herz sei treu und die Seele der Einsatz,
Daß sie in Liebe sich selbst vergißt und im Strome der Wesen
Untertauchend sich wiederfindet im Schose der Urkraft,
Die uns zur athmenden Welt entließ, die in Wiegen uns schaukelt
Oder in Särgen. Lebend und sterbend, im Kommen und Gehen
Führt sie uns ein zur göttlichen Ruh'.

20. Der Primator. Gedicht in sieben Gesängen von Ludwig August Frankl. Prag, Kober. 1861. 8. 8 Ngr.

Die Scene ist im Ghetto zu Prag. Die ganze Romantik der dunkeln, schmuzigen Judenstadt mit dem denkwürdigen Friedhofe und der düstern Altneuschule wird vor uns aufgerollt. Jahrhunderte reden zu uns aus der alten Synagoge, die nach dem Falle von Jerusalem von Engeln hier erbaut sein soll, aus den alten Grabmälern und den knorrigen Bäumen, die diese beschatten; gewaltig spricht Sage und Geschichte aus jenen alten Denkmälern. Erst die neueste Zeit hat bekanntlich die Juden aus der engen Grenze befreit, in welche eine barbarische Gesetzgebung sie einschloß; dort in der Judenstadt hatten sie ihre eigene Verwaltung, ihr Richter war der Primator. Einen solchen zeigt uns die Erzählung, er ist angesehen und reich, die vornehmsten Herren stehen mit ihm in Verbindung; aber auch sein Blick ist freier und dem orthodoxen Judenthume ist er schon längst entfremdet. Es ist Sabbat, von der Mahlzeit fort läßt ihn der Burggraf zu sich bescheiden; auf dem Schlosse findet er eine wilde Gesellschaft, religiöse Gespräche geben Veranlassung zu Streit, die vom Wein erhitzten Edeln dringen auf den Juden ein, der Bischof rettet ihn, indem er Wasser über ihn ausgießt zum Zeichen der Taufe. Ein fanatischer Mönch, ein früherer Jude, eilt zu dem Vater des Primators; er verkündet ihm, was geschah, am nächsten Morgen würden die Priester in Procession kommen, den neuen Sohn der Kirche zu holen. Der Vater beruft schnell den Bet-Din, drei Rabbiner, die in jeder altjüdischen Gemeinde ein in religiösen und rituellen Dingen entscheidendes Gericht bildeten; sein Ausspruch genügt dem Vater nicht, er beschließt auf eigene Art zu handeln. Er dringt in das Haus des Sohnes, sterben muß er, damit sein ewiges Heil gerettet werde, denn ewige Verdammniß erwartet den Abtrünnigen. Aber der Muth versagt ihm, den schlafenden Sohn zu ermorden und doch — die Zeit drängt. Da hört man Lärm in der Judenstadt, das Haus des Primators brennt, er selbst wird ein Raub der Flammen; wahnwitzig heraus stürzt ein alter Mann, den man seitdem irren sieht auf der Begräbnißstätte bis er stirbt mit dem Bekenntnisse, er habe dereinst das Rächeramt übernommen für Jehovah. Die Dichtung ist reich an spannenden und fesselnden Momenten, der Kampf zwischen religiösem Fanatismus und der Vaterliebe ist namentlich vortrefflich geschildert, das Ganze gibt ein lebendiges und interessantes Bild. Die Dichtung ist schon früher in der Zeitschrift „Von Haus zu Haus“ erschienen, von dorther stammen auch die Illustrationen, die übrigens nicht immer mit der Erzählung übereinstimmen; so sucht man umsonst die „weichgeschlungene Feder“ und „die niedergeschlagene Krämpe“. Einzelne Fehler der Sprache, des Ausdrucks und der Construction hätten vermieden werden können. Z. B.:

Und wenn sich einer hat verspätet,
Eilt (er) rasch zum warmen Herde fort.

Ebenso die Constructionen „Indeß — es“, die Bilder „Christus an die Seele pressen“, „blaß wie Kreide“ u. dgl. Nicht correct ist die Versbildung:

Wie schwellend wieder Schall der Lieder
Im Wind von der Altneuschul' streift —

ebenso wenig der Reim:

— Stieren Blicks und leise,
„Wenn er stürbe!“ wiederholt der Greise.

Trotz dieser Ausstellungen heißen wir doch diese Dichtung gern willkommen; sie gibt ein neues, glänzendes Zeugniß von der poetischen Begabung Frankl's.

21. Helden- und Liederbuch von Ludwig August Frankl. Prag, Kober. 1861. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Dichter der eben beurtheilten epischen Dichtung gibt uns hier eine Auswahl seiner poetischen Schöpfungen während der letzten zehn Jahre. Frankl's Ruf als einer der besten Dichter der österreichischen Gruppe ist begründet und es bleibt nur noch übrig, zu untersuchen, ob die neuern Geschenke seiner Muse den frühern an Werth gleich sind. Unbedingt gelingen Frankl jene Balladen besser, die den Muth eines Denkers oder Märtyrers feiern, als diejenigen, welche die allezeit kampfgerüsteten Helden der Vorzeit oder die Romantik des Mittelalters besingen. Für die letztern Stoffe hat der Dichter nicht die rechte Begeisterung, die Kraft der Worte und Gedanken erscheint dort gezwungen, der bestimmte Ton wird seltener getroffen. Die Exposition in diesen Balladen ist oft zu breit, die Handlung erscheint unnöthig aufgehalten, die Entwickelung naht dann zu schnell, das eigentlich Bedeutende wird durch das Nebensächliche gedrückt, z. B. in der Ballade „Der Ring“, wo der Entschluß, der allein uns den Helden als solchen erscheinen lassen konnte, dem Leser unbestimmt bleibt. In dieser Abtheilung ist denn auch die technische Ausführung nicht so lobenswerth wie in den andern; Reime, wie Neronen — Heroen, Scharte — erstarrte; Bilder, wie „Wehmuth in eines Adlers Blicke“, „des Springbrunns tönende Flut“; Wortbildungen wie „aufhorchsam“ u. dgl. stehen nicht vereinzelt da und konnten von einem Dichter wie Frankl so leicht vermieden werden. Sobald es aber gilt, die Helden zu feiern, die im geistigen Kampfe sich bewährten, wird der Dichter belebter, der Ausdruck bedeutender, die Ausführung vorzüglicher. Alle bekannten Vorzüge Frankl's erscheinen nun glänzend vertreten. Man sieht, daß der Dichter hier vollständig Meister seines Stoffs ist, während in der ersten Abtheilung die Erzählung öfters nur durch die Anmerkungen verständlich wird. Besonders lobend müssen wir noch den Cyklus „Künstler“ erwähnen, von denen wir wieder „Schiller als Feldscher“, hervorheben, eine Dichtung, die sich übrigens schon einer gewissen Popularität erfreut. Die weniger Lieder der Sammlung sind, wenn auch nicht bedeutend in der Erfindung und in den Gedanken, doch immerhin schon durch die Ausführung bemerkenswerth. Von den gemischten Gedichten heben wir besonders das letzte „Genius in Banden“ hervor, mit dem Urtheile über die Dichter von Gottes Gnaden:

Und preist man, was sie schön und kühn vollbrachten,
Da lächeln sie den Kränzen zu voll Wehmuth —
Und was die Meister formten, kämpften, dachten,
Herzinnig mahnt es sie zu tiefer Demuth.

22. Poetische Tischreden für Aerzte und deren Freunde. Ernst und Humor von Heinrich Schwarzschild. Kassel, Fischer. 1859. 8. 20 Ngr.

In keinem Stande ist der Wahlspruch „Mundus vult decipi ergo decipiatur" verbreiteter, in keinem ist das Einsehen von dem „Nichtswissenkönnen" mehr mit Dünkel und Ueberschätzung gepaart als in dem ärztlichen. Der Verfasser der vorliegenden „Tischreden", die meistens zu Ehren eines Jubilars entstanden, hat für die Schwächen seines Standes offenen Sinn und klares Verständniß, und geht unbarmherzig, mit Ernst und Humor, gegen die Modekrankheit unserer Zeit — den Schein — los. Leider geht es ihm wie so vielen gescheidten Leuten und umgekehrt wie den meisten Aerzten, er ist Meister in der Diagnose, aber die Heilmittel bleiben ihm unbekannt. Schwarzschild zieht namentlich zu Felde gegen die Mode gewordene Halbwisserei, die Verflachung, die Hohlheit, den Dünkel von seiten Unberufener — Schwächen und Fehler, die sich nirgends breiter machen als in der Arzneikunst. Es geschieht dies mit bitterm Ernst, öfters jedoch — und auch viel passender — mit lachendem Humor. Von letzterm gibt der Dichter vorzügliche Proben. Gleich die erste Tischrede: „Jungen Arztes Erdenwallen", die den Schreckenstitel „Junger Arzt" mit all seinen Illusionen, Täuschungen u. s. w. malt, die erzählt, wie der Arzt jenen Beinamen nicht los wird, selbst wenn er schon längst verheirathet ist, oder eine Glatze oder graue Haare hat, ist höchst ergötzlich geschrieben, ein Daguerreotyp aus dem Leben. Ernsthafter ist Mephisto's „Krankengeschichte" mit dem Geständnisse, daß die Hölle gerade in neuester Zeit durch Doctoren stark bevölkert worden sei; selbst im Reiche der Finsterniß schweigt der Systemstreit nicht:

Zuletzt, o Höllensatire! noch braten
Beieinander die Allo- und Homöopathen.
Die messen sich mit so giftigen Blicken,
Und zeigen sich höhnisch die geschundenen Rücken,
Und mitten in ihren entsetzlichen Leiden,
Sie an den Qualen des Nachbars sich weiden,
Und lächeln sogar bei der Gegner Gewimmer,
Und befreunden sich nimmer!

Man sieht wenigstens daraus, daß die Eintracht nicht sehr roß ist und daß der in der folgenden Dichtung „Das ärztliche ollegialitätsgericht" gegebene Rath: „Was du nicht willst" . s. w., leichter gegeben als gehalten sein mag. Die allgemeiner nteressirende und nach unserer Ansicht zweitbeste Dichtung ist Die beiden Freunde". Zwei junge Leute, ein tüchtiger Arzt nd ein bankrotter Kaufmann, befreunden sich bei der Ueberfahrt ach England, wohin sie gehen, ihr Glück zu versuchen; nach ahren finden sie sich wieder, der Kaufmann ist ein berühmter, icher Arzt geworden, der Arzt hat keine Praxis gefunden; ner hatte auf das Vertrauen der Narren, dieser auf das der ugen Leute speculirt. Ernsthafter ist „Der Kampf mit dem rachen", mit der sehr gelungenen Beschreibung des Systemechsels bei den Patienten und mit dem humoristisch verfaßten atrometer für noble Patienten. Die beste Dichtung ist der interna chtstraum: „Der Streit der Organe", schwachen Nern freilich nicht zu empfehlen; verfehlt erscheint uns „Das rankenbett". Im allgemeinen machen wir gern auf diese „Tischen" aufmerksam; der Dichter hat seine Absicht erreicht: dem ztlichen sowol als dem größern Publikum wird damit ein piegel vorgehalten, der so manches Fratzenhafte ungeschminkt dergibt, und es geschieht das mit einem Humor, der die tere Pille „Wahrheit" leichter herunterschlucken läßt.

Autharis und Theodelinde. Dichtung in neun Romanzen von Wilhelm Opel. Frankfurt a. M., Hermann. 1861. 16. 14 Ngr.

Wie ein kurzes Vorwort uns erzählt, sang früher ein Dichter, der in Syrakus begraben liegt, dieselbe Mär:

Er schuf ein Bild in engem Rahmen,
Ich malt' es aus mit treuem Fleiß.

Vergebens haben wir in Platen — denn dieser soll doch wol unter dem in Syrakus begraben liegenden Dichter gemeint sein — nach diese Märe gesucht, um so rascher aber erkannt, daß der Stoff dieser Dichtung weder neu noch interessant sei. Ein Ritter, der auf Abenteuer ausziehend durch ein Reh, das er verfolgt, seine Geliebte entdeckt, im Turnier sich auszeichnet, unter falschem Namen um die Dame seines Herzens wirbt und, nach ziemlich unbedeutenden Zwischenfällen, sich endlich als ein mächtiger Fürst zu erkennen gibt: alles das ist schon früher dagewesen, und jeder erinnert sich, dergleichen schon öfter gelesen zu haben. Auch die Ausführung entschädigt nicht für den Mangel an äußern und innern Conflicten, sie bleibt sogar hinter den Erwartungen zurück, die wir nach den frühern Gedichten Opel's (Darmstadt 1857) von diesen zu hegen Berechtigung hatten. Zwar können wir auch hier, wie dort, eine gefällige Form lobend erwähnen, aber wir haben dagegen eine mehrfache Uncorrectheit des Reims zu tadeln (z. B. reiche — steige; golden — wollten und viele ähnliche Reime). Oefters gebraucht der Dichter geradezu prosaische Wendungen, wie S. 59: „Den euch schon dieses Lied genannt", oder auf derselben Seite die Anknüpfung: „Dies sah die Maid im Mondlicht klar."

24. Legenden von Theodor Bornowski. Köln, Schwan. 1860. 16. 12½ Ngr.

In alten Dorfkirchen fanden wir oft Statuen und Bilder von Heiligen, die, so entschieden unkünstlerisch sie auch waren, doch durch die naive Auffassung, mit und in der der Bildhauer und Maler sie schuf, unsere Aufmerksamkeit erregten. Aehnlich wie mit jenen Heiligenbildern ging es uns mit diesen „Legenden", deren kindlicher, anspruchsloser, hier und da sogar volksthümlicher Ton uns entschädigte für den oft sehr geringen geistigen Inhalt und für den Mangel an höherer poetischer Auffassung. Ein strenggläubiges Gemüth hat sie gedichtet, ein Dichter, der so weit symbolisirt, daß er sogar die Bäume sich neigen läßt, um die Heiligenbilder zu küssen und ihnen sanfte Liebesgrüße zuzuflüstern. Aber selbst diese, uns als Unnatur erscheinende Manier gewinnt durch ihren Ausdruck etwas Natürliches; es ist, wie gesagt, in diesen „Legenden" so viel Einfaches und der Dichter gibt so ungeschminkt und ohne Scheu den Ausdruck seiner religiösen Stimmung, daß sie schon deshalb der Aufmerksamkeit empfohlen werden können.

25. Bilder und Romanzen. Dichtungen von Hugo Freiherrn von Blomberg. Breslau, E. Trewendt. 1860. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir schließen unsern Artikel mit der Empfehlung eines vorzüglichen Buchs: „Bilder und Romanzen" von Blomberg. In allen vorliegenden Gedichten haben wir eine reiche Kunst der Darstellung gefunden; der Dichter versteht es, interessante Stoffe mit Gedanken und Gefühlsreichthum anschaulich zu behandeln. Er vermeidet breite Schilderungen, mit wenigen Zügen zeichnet er uns Situationen, Charaktere, Zustände der äußern und der innern Welt. Die Stoffe sind sehr verschieden und wir bemerken eine jedesmalige entsprechende Behandlung derselben; neben der Ballade und der Romanze finden wir in dieser Sammlung fast alle Gattungen der kleinern lyrisch-epischen Dichtungen vertreten. Hervorzuheben ist hinsichtlich der Behandlung namentlich der charakteristische Strophenbau, die durchgängig edle Sprache, die Abwechselung im Reim. Blomberg ist eine wahre und echte Künstlernatur, er versteht das Geheimniß der richtigen Verbindung von Idee und Form; dazu zeigt er sich uns als ein Mann von gereifter Erfahrung, mit gebildetem Geschmacke und richtigem Kunsturtheile, dem es vergönnt war, viel Schönes in der Kunst zu sehen, der aber auch mit geistigem Auge schaute und nun bemüht ist, das innerlich Erlebte auch andern mitzutheilen.

Der Kunstkenner und der Dichter, der mit ästhetischem Behagen an die Kunstwerke herantrat, erweist sich namentlich in den poetischen Erzählungen, welche Künstler feiern, z. B. in „Morto da Feltre", mit der erhabenen Schilderung des Eindrucks, den Rafael's Loggien auf jenen Maler machten; weiter in „Die Freske zu San-Gregorio", Poussin's Bewunderung für Domenichino schildernd, bei Betrachtung von dessen Geiselung des heiligen Andreas. Von großer Wirkung ist weiter „Karl V. in Barcelona"; ergreifend schön „Ein Porträt von Alba" und „Ein Madonnenbild"; voller Gemüth „Der Graf von Linzgau". Hervorzuheben ist der wohlgelungene volksthümliche Ton in „Ein Königswort"; feierlich ernst wirkt „Das Urtheil des Tok-Tamisch"; bemerkenswerth ist die geschickte Anwendung der Gegensätze in „Ein Schicksal"; gelungen der humoristische Ton in „Eisenbahnträume" — kurz, wir mögen jede einzelne Dichtung vornehmen, überall finden wir neue Vorzüge und Schönheiten, überall fühlen wir uns schon dadurch wohlthätig berührt, daß hier meistens nur die höhern, geistigen Bezüge der Menschheit besungen und gefeiert werden. Von den Liedern rühmen wir namentlich das einfache, tief sinnige: „Wie die Kinder lesen"; der Dichter erzählt hier, wie sein kleines Mädchen von 17 Monaten verständig in des Vaters Bücher hineinschaut und aus ihnen gleichsam die Worte herausliest, die es stammeln kann, und weiter fährt er fort:

> Mir aber wird oft wunderlich dabei
> Zu Muth — und auf dem Bänkchen neben ihr,
> Mein' ich ein ganzes großes Publikum,
> In gleichem Lesewerk vertieft zu sehn;
> Gar alt' und hochgelahrte Männer drunter
> (Auch, daß es niemand übel nimmt, mich selbst,
> Obwol ich eben keins von beiden bin)
> — Und halten tausend klein' und große Bücher,
> Nicht etwa Märchen und Romane nur,
> Im Gegentheil: recht vollgewicht'ge Bände:
> Der Künste Buch, wie das der Wissenschaft,
> Den dicken grauen Trichter: „Weltgeschichte",
> Selbst jenes größte — schwer nur klappt's sich auf! —
> Das alte, das Natur betitelt ist:
> — Und lesen ernst und laut einander vor
> Und leiten zeilenweis sich mit den Fingern,
> Die Größern nämlich — Kleinste hören zu, —
> Und mancher, fürcht' ich, hält das Buch verkehrt,
> Und A bis 3 steht lustig auf den Köpfen.
> Der große Vater aber, denk' ich mir,
> Sieht lächelnd nieder auf die kleine Welt
> Und streichelt manches kluge Lockenköpfchen,
> Als sprach' er: „Wie das Kind schon lesen kann!"
> Im stillen aber sagt er: „Warte nur:
> Nehm' ich dich einst aufs Knie und lehre dich,
> Dann lernst du's anders!"

3.

Castelli's Memoiren.

Memoiren meines Lebens. Gefundenes und Empfundenes, Erlebtes und Erstrebtes von J. F. Castelli. Erster Band. (Vom Jahre 1781 bis zum Jahre 1813.) Wien und Prag, Kober und Markgraf. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Manie, mit Selbstaufzeichnungen und Memoiren das Publikum zu behelligen, greift in Deutschland immer mehr um sich. Viel trägt hierzu die liebe Eitelkeit bei, welcher in unsern Tagen durch manche Umstände, z. B. auch durch die Zugänglichkeit unserer Journale und besonders der illustrirten, für die Aufnahme biographischer Mittheilungen, Porträts u. s. w. wesentlich Vorschub geleistet wird. Bei andern, die wirklich viel erlebt und erfahren haben, ist aber wol auch der Drang, diese Erfahrungen der Welt nicht verloren gehen zu lassen und ihr durch deren Mittheilung nützlich zu werden, das Hauptmotiv, welches sie bei der Abfassung ihrer Memoiren leitete. Am meisten gerechtfertigt erscheinen aber solche Selbstaufzeichnungen, wenn sie von einem Manne herrühren, der von der Warte eines hohen Alters die Weltdinge möglichst objectiv aufzufassen in der Lage ist, der Jahre erreicht hat, in denen das Wirken und Schaffen naturgemäß hinter die Contemplation zurücktritt und das Resumiren und Rechenschaftablegen über das in einem langen Leben Erfahrene und Beobachtete dasjenige ist, was zumeist noch einen an sich lebhaften Geist zu beschäftigen vermag.

Eine solche Autobiographie gewissermaßen testamentarischen Charakters liegt vor uns. Castelli, dessen Bedeutung als gemüthlich launiger Dichter wir auf Anlaß der letzten Ausgabe seiner gesammelten Werke (Nr. 7 d. Bl. f. 1860) eingehender charakterisirt haben, steht jetzt in seinem achtzigsten Jahre, und 80 Jahre sind ein langer Zeitraum, in dem sich viel erleben und erfahren läßt, in welchem man vieles entstehen, vieles untergehen sehen kann: Individuen, ganze Geschlechter, ganze Reiche, ganze Geschmacksrichtungen, Tausende von Schriften, Büchern, Dichtungen, Theaterstücken, die, ehemals beliebt, der vollständigen Vergessenheit anheimfielen. Freilich wird man diese Memoiren mit den Goethe'schen weder was den Inhalt noch was die Kunst der Darstellung betrifft entfernt vergleichen wollen. Goethe, selbst der Schöpfer einer ganzen Literaturepoche, stand als universellster Geist im Mittelpunkt alles deutschen, um nicht zu sagen alles europäischen Literatur- und Culturlebens und mit den meisten so bedeutenden Männern, an denen Deutschland während der eigentlich Goethe'schen Epoche so überaus reich war, theils in persönlichem, theils literarischem Verkehr; gerade nur zu Oesterreich hatte Goethe fast gar keine, wenigstens kaum nennenswerthe Beziehungen. Castelli bebaute, wenn auch mit Glück, ein sehr specielles und beschränktes literarisches Gebiet, verkehrte zumeist nur mit den literarischen Kleinmeistern oder doch, von seinen flüchtigen Reisebekanntschaften abgesehen, höchstens nur mit den Notabilitäten der österreichischen Literatur, lebte und wirkte zumeist nur als Oesterreicher für Oesterreich, und wenn er auch nicht unansehnliche Reisen außerhalb Oesterreichs machte, so blieb er doch auch auf diesen immer der gemüthliche spaßige Wiener, der immer nur fragte, nicht: was ist denn jetzt in Europa, sondern: „Was ist denn jetzt in Wien geschehen?" So lautete nämlich der Titel einer Flugschrift von Castelli, die im März 1848 erschien und binnen wenigen Tagen in 100000 Exemplaren verkauft wurde, sicherlich das sprechendste Zeugniß für die außerordentliche Popularität, deren sich der alte gemüthliche Herr bei seinen dankbaren Wienern zu erfreuen hat.

Aber gerade dieses specifisch Oesterreichische verleiht dem Manne und seinen Memoiren ihre eigenthümliche Bedeutung. Das Altösterreicherthum oder genauer gesagt Altwienerthum ist so eigenartig, daß es sich in der ganzen Welt so nicht wiederfindet; es ist die munterste Farbe unter den sieben mal sieben Regenbogenfarben deutscher Nation, und es wäre jammerschade, wenn sie einmal gänzlich erlöschen sollte; sagt man doch, daß die wiener Farbe im deutschen Prisma gegen früher bereits stark getrübt sei und an Munterkeit und Glanz viel eingebüßt habe, nachdem die ungarischen und italienischen Wolken ihren Schatten darauf geworfen. Castelli aber vertritt noch das reine, alte Wienerthum. Schriebe ein Norddeutscher oder Mitteldeutscher, ja selbst ein Stuttgarter oder Münchener seine Memoiren, so werden sie wesentlich der Ausdruck specifisch hochdeutscher Sinnes- und Lebensart sein; denn selbst in München, trotz der offenbaren Verwandtschaft, die das dortige Volksleben in manchen Stücken mit dem wiener zeigt, lebt doch alles, was auf literarische Bildung Anspruch macht, auf hochdeutschem Fuße. Nun lese man Castelli's Memoiren! Wie abweichend ist da alles, was er schildert und wie er es schildert von dem, wie wir es im ganzen übrigen Deutschland gewöhnt sind! Diese Memoiren sind so specifisch wienerisch, daß es fast zufällig, ja fast widersprechend erscheint, wenn Castelli sie in hochdeutscher Sprache geschrieben hat. Sie würden sich, glauben wir, vielleicht sogar besser lesen lassen, wenn sie im wiener Dialekt abgefaßt wären.

Castelli ist von einer unglaublich naiven Offenherzigkeit; diese ist zwar bei einem Memoirenschreiber eine sehr schätzens-

werthe Tugend, aber man muß gestehen, daß sie bei dem alten Herrn etwas weit geht, namentlich in Bezug auf seine Liebschaften und die Motive seines achtzigjährigen Junggesellenlebens. Er gesteht, er habe immer Liebschaften haben müssen, und er wisse keine Zeit seines Lebens, wo er nicht in „Liebesbanden" gefangen gewesen sei. Aber zur Beruhigung frommer Leser, die dabei etwas Arges denken könnten, bemerkt er, daß alle seine Liebschaften ganz unschuldig waren und blieben: „Mädchen, mit welchen ich ein Liebesverhältniß anknüpfte, sind immer von mir so rein wieder verlassen worden, als wir uns kennen lernten." Die armen Dinger, die so gar nichts von seinen Schelmereien hatten! Er habe, bemerkt er weiter, immer gewußt, daß sein Liebesfeuer bald erlöschen werde, aber immer ein Rechtsgefühl besessen, welches ihn hinderte, ein solches armes Geschöpf unglücklich zu machen; denn vom Heirathen sei er immer ein „entsetzlicher Feind" gewesen. Nach einigen Wochen, nach einigen Monaten hätten ihn die Bande zu drücken angefangen, die Geliebte sei ihm gleichgültig geworden, ja um so lästiger, je mehr sie ihn liebte; denn sie habe dann um so mehr von ihm verlangt, daß er ihr seine Zeit opfern sollte; er habe sich dann um so mehr nach seiner Freiheit gesehnt; er habe lieber seine Abende in lustiger Männergesellschaft zugebracht, „als daß ich (fährt er fort) bei ihr saß und seufzte und mich langweilte". In den Mitteln, einen Bruch herbeizuführen, war Castelli nach eigenem Geständniß nicht gerade sehr ängstlich; er fing z. B. an, seine Geliebte zu vernachlässigen; diese ließ es nun nicht an Vorwürfen fehlen, und damit war der gewünschte und von ihm selbst absichtlich herbeigeführte Anlaß zum Hader und zum Bruche gegeben. Man muß gestehen, daß in einem solchen Verfahren doch Methode ist. Selbst aus einer „dicken Liebschaft" wurde nichts, obschon ihm das betreffende weibliche Individuum besonders zusagte; es war ein Mädchen von außerordentlich üppigem Körperbau: „Kurze Männerarme hätten sie gar nicht umspannen können, denn die Natur hatte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ausgepolstert." Der Verfasser gesteht: „Ich habe nie eine Sympathie für die Sylphengestalten der Romanschriftsteller mit blauen Augen, blonden Haaren und einem Gelsenleib gehabt, von dem man fürchten muß, er breche im nächsten Augenblicke. Ein solches ätherisches Wesen gehört nach meiner Meinung nur in einen Schrein unter einen Glassturz, und nicht in die Arme eines Mannes, der doch auch fühlen will, daß er etwas an sein Herz drückt." Nun ja, das ist freilich Liebe mit Gefühl — fürs Dicke, echt türkischer Geschmack! Im übrigen ist Castelli geneigt, sein langes Leben seiner Ehelosigkeit zuzuschreiben, denn in einem von ihm gedichteten, für seine Freunde als Flugblatt gedruckten und auch uns zugesandten Gedichte: „Zu meinem einundachtzigsten Geburtstage am 6. März 1861", lautet eine Strophe:

Man muß nur vermeiden jeden Verdruß,
Vermeiden jeden giftigen Kuß,
Vermeiden das lästige Eheband,
Wo das Herz gefangen hält den Verstand;
Denn die Kräfte verlieren bei Nacht sich,
Dann wird man viel leichter auch achtzig.*)

*) Aus diesem Gedichte citiren wir noch folgende Strophe:
Daß aber mein Oest'reich, neu aufgebaut ganz,
Sich bald erhebe mit neuem Glanz,
Daß sein Papier stelle Silber vor
Und daß es alles, was es verlor,
Bald wieder gewinn' in der Schlacht sich,
Möcht' ich noch erleben mit achtzig.
Nachdem er noch, nicht ohne einige Schelmerei, geschildert, wie „erbärmlich" man sich als Greis verändere, schließt der Verfasser:
Und doch gefällt mir's noch gut auf der Welt,
Weil mir es an Muth und an Freunden nicht fehlt,
Und weil ich's Gott sattsam zu danken nicht weiß,
Daß mein kleines Talent und mein bischen Fleiß
Es zur Anerkennung gebracht sich,
Daß ich noch einmal leben möcht' achtzig.

Eine der interessantesten Partien des Buchs ist die seinen Conflict mit den Franzosen und seine Flucht in das tiefe Ungarland, über das er manches Interessante mittheilt, betreffende Episode. Castelli, immer ein guter österreichischer Patriot, hatte im Jahre 1809 ein Kriegslied verfaßt, welches Erzherzog Karl in einer Auflage von wie man sagt 300000 Exemplaren drucken und in der Armee vertheilen ließ. Dieses Gedicht wurde später von den Franzosen bei österreichischen Gefangenen aufgefunden, und da Castelli's Name darauf stand, wurde er in der Gesellschaft Collin's, der auch Wehrmannslieder gedichtet hatte, und des Intendanten bei der italienischen Armee, Carpani, von Napoleon proscribirt, und der „Moniteur" brachte die Meldung, daß diese Herren, wo sie immer gefunden würden, einem Militärgericht zu unterziehen seien. Castelli sah sich genöthigt, seine Person in Sicherheit zu bringen; nur wußte er nicht wie und wohin; auch fehlten ihm damals die dazu nöthigen pecuniären Mittel. Er suchte daher um eine Audienz beim Kaiser nach, die er auch durch die Verwendung des kaiserlichen Oberstkämmerers Grafen von Wrbna erhielt. Kaiser Franz wußte bis dahin noch gar nichts von der Sache und fragte Castelli im Verlaufe der Audienz, warum er denn proscribirt worden sei. Castelli reichte nun dem Kaiser die betreffende Nummer des „Moniteur" und sprach: „Hier steht alles, bitte zu lesen." Der Kaiser las, schüttelte den Kopf, zog die Stirne kraus und stieß dann, indem er das Zeitungsblatt zurückgab, barsch die Worte heraus: „Ein Kriegslied haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen denn das befohlen?" Auf diese gänzlich unerwartete Anrede stand Castelli begreiflicherweise wie angedonnert, verbeugte sich stumm und ging. Die österreichischen Landstände hatten mit dem Dichter, der aus patriotischem Antriebe und nicht auf Befehl Kriegslieder zu dichten sich herausnahm, mehr Mitleid und halfen ihm fort nach Ungarn.

Ein großer und interessanter, vielleicht der interessanteste Theil dieses Bandes hat es mit den frühern wiener Theater- und Censurverhältnissen zu thun, und nur der Umstand, daß wol die pikantesten der von Castelli erzählten Theater- und Censuranekdoten bereits die Runde durch eine Menge von Blättern gemacht haben, hält uns ab, näher auf dieses Kapitel einzugehen. Nur eine Scene aus dem frühern Komödienbierhaus möge hier als Probe eingeschoben sein. Es war dies die Bierschenke, in welchem sich die dienstlosen Schauspieler einfanden, um Engagements zu suchen, und wohin auch die Impresare der Provinzbühnen und der ambulirenden Truppen kamen, um Schauspieler anzuwerben. Castelli erzählt: „Kurz nachher wird die Thüre mit großem Geräusch geöffnet, und ein stattlicher Mann mit einer Perrüke, in grauem Ueberrock, kurzen Beinkleidern und Schnürstiefelchen, welche nur so weit reichen, daß man auch die stattlichen Waden sieht, tritt ein; er trägt einen Ring mit glänzenden Steinen, welche man für Rauten halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie von Glas sind, an dem Zeigefinger seiner rechten Hand; auch hat er Uhrkette und einen Stockknopf, welche von Gold — weit entfernt sind. Der Wirth macht ihm eine tiefe Verbeugung, und wischt sogar mit seinem Vortuche den Tisch ab, an den er sich setzt.

Der Mann ist Director einer ambulanten Truppe und spricht: Herr Wirth! ich brauche einen Liebhaber, ist einer da?

Wirth (auf den jungen Mann deutend): Dort sitzt so was.

Jüngling (steht auf und tritt vor): Ich bin zu Ihren Diensten.

Director (nachdem er ihn lange stillschweigend gemessen): Nun, das Wachsthum ist nicht übel, da läßt sich was reden. Was spielt denn der Herr?

Jüngling: Feste Liebhaber.

Director: Wo waren wir denn zuletzt engagirt?

Jüngling: Zu Bruck an der Leytha.

Director: Schlechte Wirthschaft dort! Bei mir geht's genauer zu. Wie lange ist der Herr schon beim Theater?

Jüngling: Drei Jahre.

Director: Wer waren wir denn früher?

Jüngling: Buchdrucker.
Director: Hat der Herr einen schwarzen Frack?
Jüngling: Ja, einen schwarzen, diesen blauen und auch einen Ueberrock.
Director: Das läßt sich hören. Kann der Herr die sieben Actionen des Königs?
Jüngling: Ich verstehe Sie nicht.
Director: Man wird mich gleich verstehen. Zeig' mir der Herr, wie wird Er gehen, wenn Er einen König spielt?
Jüngling (schreitet pathetisch auf und nieder).
Director: Nicht übel! Wie grüßt der König?
Jüngling (nickt herablassend mit dem Kopfe).
Director; Bravo! Ich sehe, das geht schon. Wenn der Herr also bei mir engagirt sein will, so muß ich Ihm Folgendes sagen: Er kriegt bei mir Mittagsmahl, Suppe, Rindfleisch und Zuspeis, zwei Gulden alle Wochen Gage, und in jedem Ort, wo wir spielen, wird auf Seinen Namen eine Vorstellung gegeben, wo Er das davon bekommt, was die Leute über den gewöhnlichen Eintrittspreis herschenken. Nur muß der Herr auch die Zettel schreiben und austragen und versteht sich alles spielen, was Ihm zugetheilt wird. Ist dem Herrn das recht?"

Natürlich ist es dem Herrn recht, nur bittet er selbstverständlich um einen kleinen Vorschuß, worauf der Director bemerkt: „Da hat der Herr einen Gulden, und Sie, Herr Wirth, geben Sie dem Manne noch eine halbe Bier, ein Brot und ein Rostbratl."

Der Verfasser erzählt, daß, als die Franzosen in Wien waren, das Komödienhaus, wenn der Komiker Hasenhut spielte, immer überfüllt war und die fremden Gäste aus vollem Halse über den drolligen Menschen lachten, obschon sie kein Wort von seinem wiener Kauderwelsch verstanden. Ueberhaupt meint Castelli, die Komik ausländischer (nicht wienerischer) Schauspieler sei eine gemachte und lasse meistens kalt; manche norddeutsche Schauspieler, zu oberst Iffland, hätten es auch wol zur Virtuosität gebracht; „allein gelacht", fährt er fort, „so recht herzlich gelacht, daß es mich schüttelte, habe ich doch nur über österreichische Komiker." Daher habe er auch zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß im „Auslande" (für Castelli ist natürlich alles nichtösterreichische Deutschland „Ausland") anerkannte und hochgepriesene komische Schauspieler, wenn sie in Wien Gastrollen gaben, selten ganz befriedigten, während österreichische Komiker, wenn sie sich im Auslande zeigten, das ganze Haus blos durch ihr drolliges Wesen und ihren Dialekt zum Lachen brachten. Castelli behauptet kurzweg: „Die meisten Oesterreicher sind geborene Spaßmacher"; Castelli selbst macht hiervon keine Ausnahme.

Diesem mit dem wohlgetroffenen und gut ausgeführten Bildniß des Verfassers geschmückten ersten Bande sollen noch zwei oder drei Bände nachfolgen. Ueber das, was man in diesen zu erwarten hat, bemerkt der Verfasser in der Vorrede: „Ich bin überzeugt, daß diese folgenden Bände noch größeres Interesse für die Leser haben werden; denn während Kinder- und Knabenbegebenheiten (welche ich doch nicht ganz übergehen konnte) einen großen Theil dieses ersten Bandes füllen, boten meine folgenden Reisen durch ganz Deutschland, Frankreich und Italien mir bedeutendern Stoff, interessantere Ereignisse und merkwürdige Männer vorzuführen. Die genaue und ausführliche Beschreibung der Ludlamshöhle, Charakterskizzen berühmter in- und ausländischer verstorbener Schriftsteller werden die Leser mehr anziehen, und wenn das ganze Werk vollendet sein wird, so hoffe ich, daß es mir nicht zur Unehre gereichen und einen Beitrag zur Geschichte von Altwien liefern werde."

Wir haben die Besprechung über diesen ersten Band nicht bis auf das Erscheinen weiterer Bände versparen wollen, da sein mehr feuilletonistischer Inhalt keinen langen Aufschub vertrug und zwischen dem Versprechen, weitere Bände zu liefern, und deren Erscheinen oft lange Zwischenräume liegen oder Umstände sich einfinden, die deren Erscheinen verhindern. Indeß wünschen wir, daß es dem Verfasser die beabsichtigte Fortsetzung bald ins Werk zu setzen möglich sei; denn wir dürfen uns auch von ihr eine ebenso unterhaltende und vergnügliche als in Bezug auf österreichische Verhältnisse und Zustände auch lehrreiche Lectüre versprechen.

H. M.

Cultur- und Sittenbilder in erzählender Form.

1. Börse und Leben. Originalroman in vier Bänden von August Schrader. Wien, Leo. 1861. 8. 3 Thlr.
2. Der Student von Orford. Pädagogischer Roman als Rathgeber sowol für gebildete Aeltern, wie auch als Führer für Jünglinge beim Eintritte in die Welt. Von J. F. T. Wohlfarth. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.
3. Schwedische Lebensbilder. Drei Novelletten von Wilhelm von Braun. Hadersleben, Griem. 1860. 16. 10 Ngr.
4. Aslan der Abrek. Ein Lebensbild aus den Kaukasischen Gebirgen. Von einem Deutschrussen. Mitau, Reyher. 1859. 8. 20 Ngr.
5. Aus Norwegens Hochlanden. Erstes bis drittes Bändchen. — Erstes Bändchen: Schön Synnöv. Zweites Bändchen: Arne. Drittes Bändchen: Ein frischer Bursche. Von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Henrik Helms. Berlin, Hasselberg. 1860. 8. Jedes Bändchen 10 Ngr.
6. Arne. Von Björnstjerne Björnson. Aus dem Norwegischen übersetzt von Otto Lübbert. Bergen. 1860. 8. 27 Ngr.

Diesmal gilt es einer bunten Blumenlese der Belletristik. Bunt nicht allein, weil die Stoffe dem deutschen, norwegischen, schwedischen, kaukasischen Leben entnommen sind, bunt noch viel mehr, da sich in diese Blumenlese deutsche und norwegische Schriftsteller theilen, wenn wir den einen anonymen Deutschrussen den erstern zurechnen dürfen. Welche Gelegenheit zu weitgreifenden culturhistorischen Bemerkungen! Wie einladend, die Musterung der Bücher nach ihren literarischen Bezügen zueinander zu bewirken! Sollten wir das, so mögen wir es doch nicht gern. Die Rücksicht auf das Resultat dieser Musterung gebietet uns einige Vorsicht. Möglich nämlich, daß bei einer solchen strengen Musterung der vorliegenden Bücher die deutschen Autoren nicht gut davonkämen. Stellten wir sie aus Patriotismus voran, so doch nur gleich einem Concertvater, der die weniger gelungenen Sachen voraufschiebt, damit sie von den nachfolgenden vortrefflichern nicht gar zu sehr gedrückt werden. Wahrheit, und zwar eine traurige, bleibt es: mit so vielem schriftstellerischen Selbstgefühle unsere deutschen Belletristen auch ans Werk gingen, diesmal müssen sie sich bescheiden vor dem einen norwegischen Björnstjerne Björnson verneigen. Freilich sind diese unsere deutschen Autoren hier nur in August Schrader und Wohlfarth vertreten. Wie denn aber, wenn wir deren noch eine größere Elite herbeizögen und immer noch stände dieser Björnson voran! Ja ja, er ist und bleibt nun einmal ein Dichter, dieser Björnson; die Mehrzahl unserer Belletristen dagegen liebt nur das Handwerk in der schriftstellerischen Thätigkeit.

In Betreff dieses Handwerks sucht August Schrader unter den deutschen Autoren seinesgleichen. Dreist nimmt er's mit den renommirtesten französischen Literaturfirmen auf. Das zeigt sein vierbändiger Roman „Börse und Leben" (Nr. 1) zur Genüge. Sich mit Feder und Tinte in die romantischsten und abenteuerlichsten Verwickelungen hineinzustürzen, zeigt schon das von Muth, um wie viel mehr wiegt nicht der Muth, sich aus diesen Verwickelungen wieder herauswickeln zu mögen. August Schrader schwelgt förmlich in gordischen Knoten, die sich unter der Hand wie ganz von selbst auflösen. Geschwindigkeit ist keine Hexerei, das variirt Schrader in seiner Weise als: mit einer gewissen Kühnheit überwindet man die literarischen Scrupel

Kühn, in der That kühn verwickelte August Schrader die „Börse" mit dem „Leben", doch noch kühner wickelte er schließlich die Börse aus dem Leben wieder heraus. Unsern ästhetischen Professoren gilt diese literarische Kühnheit freilich als ein Greuel. Da wird lieber die Ascese schriftstellerischer Dürftigkeit gepriesen, als das „Sichanpassen dem Tagesbedürfnisse" geduldet. Schaue man sich indeß darauf hin unter den Belletristen nur um: „Ich kann nicht anders", sagt der, und „Ich kann auch nicht anders", sagt jener. Wie ein Keil den andern, so jagt ein Belletrist den andern immer mehr in dieses „sich dem Tagesbedürfnisse Anpassen" hinein. Geld, Geld, nichts als Geld; haben, haben, nichts als haben, das die Losung des vorliegenden Romans. Das Handwerk oder besser die Kunst, wie sie Schrader betreibt, mag mit dem „ich kann nicht anders" ihre Rechnung finden. Nur freilich, wie stehen wir damit einem Dichter wie Björnson gegenüber?

Weg mit der Bitterkeit, die in den Worten liegen könnte! Doch unverhohlen: „Börse und Leben" ist leider zu sehr aus der Wirklichkeit gegriffen. Zu sehr! Ziehe sich den Vorwurf nicht der Verfasser allein an, sondern ebenso gut unser armseliges Jahrzehnd, wenn es sich allein auf das Ringen und Trachten nach Geld und wieder Geld etwas einbildet. Mit einer grenzenlosen Aehnlichkeit stellt uns Schrader eine Photographie unsers socialen Haschens nach der Sicherheit des Genusses hin. Sein Roman spreizt sich mit der modernen Unwahrheit, die den Segen des Idealismus vielleicht fort und fort auf der Zunge führt, sich aber dafür hinter dem Rücken des ersten besten Nächsten an das realistische Bedürfniß des Habens klammert. Um das zu beweisen, müßten wir irgendeinen Faden des Romans speciell verfolgen. Doch nein, wir fürchten, seitenlang erzählen zu müssen, um dem Leser nur einigen Einblick in die Natur der romantischen Verwickelungen bieten zu können. Das größte Interesse knüpft sich an ein Zwillingsschwesternpaar. Es ist Gegenstand raffinirtester Verwickelungen. Offen gestanden: zuweilen reißt uns der Faden der Geduld, wenn wir die eine der Schwestern an der Hand zu führen meinen und wie im Umsehen der andern in die Augen blicken. Doch der Verfasser tröstet immerfort so liebreich: „die Auflösung aller Räthsel bietet der Verlauf des Romans", daß wir stets aufs neue ansetzen. Die Handlung spielt auf dem Lande in der Rheinprovinz, in Köln und in Brüssel. Geheime Trauungen, uneheliche Kinder, räthselhafte Eisenbahnfahrten, Irrenhausstudien, Morde und Mordversuche, Verlobungen, Heirathen, überseeische Erbschaften und sonstige belletristische Waldblumen flechten sich als ein dicker Kranz um das Schwesternpaar. Ob wir's nicht zuweilen auch mit recht planlosen Intriguen zu thun haben? Ob wir nicht manchmal in einem Urwalde spannender Situationen herumirren und uns unsere ästhetische Nase an dem Gestrüppe einer wuchernden Phantasie wundstoßen? Daß Schrader die Charakteristik seiner Personen irgendwie übertrieben hätte, das wollen wir nicht behaupten; aber zu bodenlos flach erscheinen uns seine Menschen der Mehrzahl nach, als daß wir ihretwegen viel Aufhebens machen möchten. Was läßt sich denn auch Großes von der ordinärsten Advocatenweisheit denken, die sich im Romane leider nur zu breit macht. Wenn etwa das Wohl des modernen Staats oder der so viel gerufene „Staat des Rechts" auf Personen beruht, wie dem Justizrathe Ernst oder dem Bankier Kaiser, dann mag uns der Himmel vor diesem Staate des Rechts in Gnaden bewahren. Die Finessen des jüdischen Levi Markus dagegen, einer Figur, an die der Verfasser meist das Beste seiner Feder setzte, ja, die lassen wir uns gefallen. Ueber diesen Maulwurf fauler Geschäfte lachen wir aus voller Brust; wenn wir nur seine Tritte hören, beschleichen uns schon die humoristischsten Anwandelungen. In dem Wesen dieses Helden vom Stamme Juda liegt wenigstens kein Titelchen der modernen Unwahrheit, wie sie leider nur zu viele christliche Gestalten des Romans angefressen hat. Levi Markus will in der Welt einfach nichts weiter als „haben", der Bankier Kaiser und Justizrath Ernst dagegen verehren das Geld nach höhern Rücksichten. Pfui, ein dreifaches Pfui auf das Treiben dieses durchtriebenen Schächers. Levi Markus, der offen eingestehen würde: „Zunächst will ich nur Brot und Butter, aber recht viel Brot und Butter." O welch ein materialistisches Bedürfniß, auf das unsere feinen und wohlerzogenen Geldmänner mit Widerwillen hinblicken! Dagegen statt in Dreiern und Sechsern in Friedrichsdoren machen, statt auf Brot und Butter auf Börsenpapiere, überseeische Erbschaften oder Eisenbahnkassen sinnen, d. h. „Verehrung des Geldes nach höhern ideellern Rücksichten!" Es thäte sehr wohl, schwänge sich Schrader's leichter Stil zuweilen auf die Flügel des Geistreichen. Als Beleg für den Stil und die vom Verfasser beliebte Spannung ein Abschnitt aufs Gerathewohl. Im ersten Kapitel erzählt eine Zimmervermietherin in Köln: „Ich hatte die Vermiethung eines Stübchens und einer Kammer durch das Aushängen eines Täfelchens angekündigt, wie in unserm Stadtviertel Sitte ist. Dieses Täfelchen mußte ein junger Mann gelesen haben, der zu mir kam, die Wohnung ansah und nach dem Preise derselben fragte. Alles schien ihm zu conveniren, er miethete für seine Frau (eine der Zwillingsschwestern), wie er sagte und zahlte auf zwei Monate den Zins voraus. Da der junge Mann sehr anständig gekleidet war und durch sein Benehmen eine gute Herkunft verrieth, so fragte ich nach seinem Namen, — denselben Nachmittag zog Madame Seltenau ein; ihren Mann habe ich nicht wiedergesehen, auch habe ich nicht bemerkt, daß ein Brief oder ein Bote von ihm angekommen ist. Vierzehn Tage nach ihrem Einzuge schenkte Madame Seltenau der Welt ein liebliches Töchterchen.... Da wir keine Wärterin bezahlen konnten, habe ich Tag und Nacht bei ihr gewacht.... Ob Madame Seltenau aus unserer Stadt ist, oder ob sie von einem andern Orte gekommen, weiß ich nicht; so oft ich sie um ihre Herkunft befragte, so oft brach sie in Thränen aus. Um sie nicht aufzuregen, habe ich diesen Gegenstand nie wieder berührt."

Damit sich die Contraste sehr stark berühren, lassen wir auf „Börse und Leben" den pädagogischen Roman des Kirchenraths Wohlfarth: „Der Student von Oxford" (Nr. 2), folgen. Hören wir, wie es im zwölften Kapitel des zweiten Bandes in den „Ermahnungen an Jünglinge" heißt: „Was ist das Herrlichste im Menschenleben? Nicht mit Flotten die Meere anfüllen, nicht an den Küsten die Flaggen aufziehen, nicht den Ocean durchdringen und fremde Länder aufsuchen; sondern einen geistigen Blick gewinnen und den größten Sieg, die Herrschaft über das Laster, erringen; den Geist emporheben über die Drohungen und Verheißungen des Geschicks; nicht in das Herz kommen lassen arge Gedanken, zum Himmel erheben reine Hände; was die Menschen so hoch anschlagen, wenn es ein Zufall ins Haus gebracht, so betrachten, daß es hinauskommt, wie es hereingekommen; jeden Augenblick zum Sterben bereit zu sein und so frei zu werden, nicht nach den Bestimmungen des römischen Rechts, sondern nach dem Rechte der Natur. O es ist Wonne, unter den Sternen wandelnd, die kostbaren Fußböden der Reichen zu belächeln und die ganze Erde mit dem Gold, welches zu Tage gefördert worden und welches noch in ihrem Schose liegt. Es ist etwas Hohes und Herrliches um den menschlichen Geist, dies Geschenk der Gottheit, ja selbst etwas Göttliches!"

So sprach schon Seneca. Der geschätzte Verfasser des pädagogischen Romans gibt die Worte als seiner Ansicht entsprechend an. Wir dürfen sie mithin in etwas als Tendenz der wohlgemeinten Arbeit betrachten. Ja wol ist dieser pädagogische Roman eine wohlgemeinte Arbeit. In erzählender Form sucht der Verfasser ein Bild der großen Gefahren zu entrollen, denen die studirende Jugend auf vielfache Weise ausgesetzt ist. Er griff mit seiner Erzählung in die Vergangenheit zurück. Er drückte dem Romane mit dem Titel „Student von Oxford" sogar einen historischen Stempel auf. Freilich rief er damit Erwartungen wach, die er nicht ganz erfüllte. Denn könnte sein „Student von Oxford" nicht ebenso gut Student von Pisa, Leyden, Prag, Wittenberg heißen? Und auch mit dem Rückgriffe in die Vergangenheit war der Verfasser nicht sehr glücklich.

Warum? Das Studententhum von heute ist in seinen Wirkungen von dem vor zwei Jahrhunderten doch wesentlich verschieden. Wenn früher die Studenten zu den ärgsten Raufbolden, Tagedieben, verkommenen Menschen ausarteten, so trifft sie dieser Vorwurf schon lange nicht mehr vorzugsweise. Wenigstens theilen mit ihnen jetzt junge Kaufleute, Künstler, überhaupt alle, welche frühzeitig zu selbständiger Lebensweise gelangen, die Gefahren des sinnlichen Lebens. Der Verfasser bezeichnet seinen Roman freilich als einen „Rathgeber sowol für gebildete Aeltern, wie auch als Führer für Jünglinge beim Eintritt in die Welt". Er will sich also nicht besonders an die Studenten, sondern überhaupt an alle Jünglinge wenden. Doch aber paßt das meiste, vor dem er warnt, eben nur auf akademische Jünglinge. Daher wird sein Rath auf diese beschränkt bleiben müssen.

In einem pädagogischen Romane erwartet man nicht Reichthum an Handlung. So wenig indeß, wie in diesem Romane, das heißt zu wenig bieten. Schon in der ersten Hälfte des zweiten Bandes verrinnt die Handlung ganz und gar im Sande. Von da ab erhalten wir Auszüge aus einem Tagebuche, die sicher höchst wohlgemeinte Rathschläge bieten. Sie sind dem warmen Herzen eines Menschenfreundes entströmt. Doch fragt sich's, ob sich in einem pädagogischen Romane, in dem das erzählende Element immer vorherrschen muß, durch größere Detailzeichnung der Verhältnisse nicht mehr denn durch bloße Rathschläge wirken ließe. Beigegeben ist dem Romane ein Anhang: „Der heilige Cölestin oder Blicke in das Jenseits", eine Art Cantate. In Familienkreisen, denen die Erbauung am Herzen liegt, möchte sich das Gedicht mit begleitender Musik warmer Theilnahme erfreuen.

Die „Schwedischen Lebensbilder" von Wilhelm von Braun (Nr. 3) sollen jedenfalls Meisterstücke nicht sein. Ein Offizier oder Gutsbesitzer, der in Schweden einige Lebenserfahrungen gemacht, oder sich etwas hat vorerzählen lassen, fühlte das Bedürfniß, so scheint es, dies weiter zu erzählen. Böte er uns treue Lokal- oder Sittenschilderungen des schwedischen Landes und Volks, so würden wir diese gern willkommen heißen. Bei den vorliegenden drei Novelletten Wilhelm von Braun's müssen wir unsern Willkommen indeß dem Wunsche gleichachten, es möchte dem Verfasser gefallen, bei guten Belletristen in die Schule zu gehen, ehe er uns wieder mit schwedischen Lebensbildern beglückt. Seine ganze Darstellungsweise verräth noch zu sehr den schriftstellernden Dilettanten, um in der Gesammtheit mehr denn einen flüchtigen Eindruck zu hinterlassen. Unter den drei Novelletten des Bändchens gewährt noch der „Regimentsprediger" die eigenthümlichste Schilderung schwedischen Lebens. Man merkt, daß dem Verfasser so etwas wie eine humoristische Ader wirklich innewohnt und daß er auch ziemlich scharf beobachten kann, wenn er das Seitenstück eines milden und pflichttreuen Predigers in einem derben Compagniechef, dem Hauptmann Ehrenmalm findet. Die beiden andern Novelletten: „Der Kutscher" und „Der Adjutant", sind echte Soldatenstücke, wie sie auch bei uns dilettantische Offiziere so gern schreiben. Nur hat's der Verfasser einigen unserer Soldatenschriftsteller noch nicht abgelernt, einen Schwank wirklich als Schwank zu erzählen, oder ihm eine Bedeutung beizulegen, als handelte es sich dabei um eine Haupt- und Staatsaction.

Das gerade, woran es den Braun'schen Novelletten mangelt, gewährt die Erzählung „Aslan der Abrek" (Nr. 4) im vollsten Maße. Die Lokal- und Sittenschilderung der kaukasischen Verhältnisse ist ganz vortrefflich, um so vortrefflicher, als sie mit einer Geschichte zusammenfällt, die des Prädicats einer im löblichen Sinne spannenden wol werth ist. Wenn der Verfasser dieses Lebensbildes, in dem wir einen mit der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen durchaus vertrauten Russen zu erkennen meinen, sich entschuldigt, daß die „Form seines Bildes dem streng ästhetischen Urtheile nicht Genüge leisten" möchte, so darf er das stoffliche Interesse seines Buchs dafür aufkommen lassen. „Im wilden Gebirge des Kaukasus entsprossen, bietet es eine Charakteristik der noch so wenig bekannten, obschon häufig erwähnten Tscherkessenlande, wobei, um der Wahrheit willen, auch manche Scene des Kampfes und Schreckens mit hingenommen werden mag." Mit diesen Worten schrieb sich der Verfasser sein eigenes, günstiges Urtheil. An Mord und Brand fehlt es in den kaukasischen Bergen natürlich nicht, in denen zwischen Russen und Tscherkessen eine ewige bewaffnete Freundschaft besteht. „Aslan der Abrek" ist eine von den edeln, aber flammenden Naturen, die, wenn sie geschworen, ihr Leben lang auf den Tod russischer Soldaten bedacht zu sein, diesen Schwur treulich halten. Mit „Abrek" wird ein Mann bezeichnet, der sich aus irgendeinem Grunde gegen die Russen ewige Feindschaft angelobte. Wenn in dem vorliegenden Lebensbilde russische Soldaten auf jede Weise wie das liebe Vieh niedergeschossen werden, so kann man die Tscherkessen von dem Vorwurfe der Brutalität jedenfalls freisprechen. Denn die scheußlichste Brutalität liegt auf russischer Seite, wie sie immer auf Seite derer liegt, die sich aus egoistischen, aber sogenannten Civilisationszwecken auf ein freies Volk stürzen. Ahnten unsere nach Stoffen suchenden Dramatiker, besser unsere Operntextverfasser, welch ein spannender Stoff in diesem „Aslan der Abrek" liegt, das Lebensbild würde reißenden Abgang finden. Die ersten zwanzig Seiten des Buchs lassen sich geradezu abschreiben, so gut und dramatisch legte der Verfasser den ersten Act des Lebensbildes an.

Nun zu Björnstjerne Björnson. Seine Novellen liegen uns in Uebersetzungen vor. Es sind die Novellen „Schön Synnöv", „Arne" und „Ein frischer Bursche". Alle drei übersetzt von Henrik Helms (Nr. 5); die eine davon, nämlich „Arne", auch noch in einer Uebertragung von Otto Lübbert (Nr. 6). Wir wissen es beiden Uebersetzern Dank, daß sie dem deutschen Volke die Bekanntschaft mit dem vortrefflichen norwegischen Dichter Björnson erleichterten. Wir gratuliren uns, daß uns diese duftenden poetischen Gaben in die Hände fielen. Trotz unserm Berthold Auerbach und andern unserer guten Erzähler thut es uns noth, immer wieder überzeugt zu werden, wie die Einfachheit und Wahrheit in der Kunst das Höchste ist und dieses Höchste die Schönheit ganz von selbst in sich schließt. Wir wollen nicht allzu streng an die kritische Goldwage treten, um zu ermitteln, welcher der beiden Uebersetzer die Aufgabe besser löste. Was so weit herkommt wie Lübbert's Buch aus Bergen, das trägt wol in etwas die Spuren der langen Reise an sich. Diese Spuren finden wir bei Lübbert in einzelnen provinziellen Wendungen und Redefiguren, die aus der zu treuen Anlehnung an das Original entsprungen sein mögen. Da es uns drängt, zunächst eine Probe von Björnson's Darstellungsweise zu geben, so wählen wir das erste Kapitel aus „Arne", das für sich allein ein kleines Genrebild bietet. Wir wählen es in der Lübbert'schen Uebersetzung, um damit dem im hohen Norden wohnenden Deutschen ein Zeichen unserer Anerkennung zu geben.

„Da war eine tiefe Kluft zwischen zwei Felsen; durch diese Kluft zog sich ein wasserreicher Fluß schwerfällig dahin über Steine und Geröll. Hoch und steil ragten beide Wände, sodaß die eine völlig nackt war; aber dicht am Fuß derselben und so nahe dem Flusse, daß dieser im Frühling und Herbst seinen feuchten Staubregen über ihn entsandte, stand ein Haufe frischer Waldbäume, schaute nach oben und gerade aus und konnte weder vor- noch rückwärts. «Wie wär's, wenn wir den Fels bekleideten?» sagte der Wacholder eines Tags zu der ausländischen Eiche, der er vor allen am nächsten stand. Die Eiche sah nach unten, um dahinterzukommen, wer da redete; demnächst schaute sie wieder auf und schwieg. Der Fluß arbeitete so schwer, daß er mit weißem Schaum bedeckt war, der Nordwind hatte sich in die Kluft hineingefunden und heulte in den Rissen des Gesteins; der nackte Fels hing schwer vornüber und fror. «Wie wär's wenn wir den Fels bekleideten?» sagte der Wacholder zur Fichte

an seiner andern Seite. — «Soll einer es thun, so werden wir's wol thun müssen», sagte die Fichte; sie strich sich den Bart und sah nach der Birke hin: «Was meinst du dazu?» Die Birke aber blinzelte bedächtig den Fels hinauf, der hing so schwer über sie hin, daß sie kaum meinte Athem holen zu können. «Laß uns ihn in Gottes Namen bekleiden», sagte die Birke, und da (obschon) ihrer nicht mehrere waren als die drei, so unternahmen sie's denn (doch), den Fels zu bekleiden. Der Wacholder ging voran."

Die Bäume nehmen nun unterwegs noch das Heidekraut mit und so arbeiten sie sich den Fels hinauf. „Der Fels aber begann darüber nachzudenken", heißt es weiterhin, „was für 'ne Art kleinen Gesindels das möglicherweise sein könnte, das ihn da prickelte und sich an ihm heraufarbeitete. Und als er nun ein paarhundert Jahre über diesen Gegenstand nachgedacht hatte, *entsandte* er einen kleinen Bach nach unten, um 'mal nachzusehen. Es war gerade um die Frühlingszeit, wo die Gebirgswässer anschwellen, und der Bach hüpfte und hüpfte, bis er auf das Heidekraut stieß. «Liebes, allerliebstes Heidekraut, willst du mich nicht durchlassen, ich bin nur so ganz klein», sagte der Bach. Das Heidekraut war sehr beschäftigt, hob sich blos ein wenig vom Boden und arbeitete weiter. Der Bach schob sich drunter durch und vorwärts ging's. «Lieber, allerliebster Wacholder, willst du mich nicht durchlassen, ich bin nur so ganz klein.» Der Wacholder warf einen scharfen Blick auf ihn, aber hatte ihn das Heidekraut passiren lassen, so in alle Wege (auf alle Fälle) konnte er's wol auch thun. Der Bach schoß unter ihm durch und vorwärts und kam nun dahin, wo die Fichte stand, *tiefathmend* am Abhange. «Liebe, allerliebste Fichte, willst du mich nicht durchlassen, ich bin nur so ganz klein, ich», sagte der Bach, küßte den Fuß der Fichte und geberdete sich äußerst *einschmeichelnd*. Das machte die Fichte verlegen und sie ließ ihn durch. Die Birke aber hob den Fuß, ehe der Bach darum bat. «Hi, hi, hi», sagte der Bach und wuchs. «Ho, ho, ho», sagte der Bach und stürzte Heidekraut und Wacholder und Fichte und Birke kopfüber kopfunter, holterpolter den gewaltigen Abhang hinab. Der Fels saß da manch hundert Jahr und dachte nach, ob er an dem Tage den Mund zum Grinsen verzogen hätte oder nicht."

Zu einer andern Zeit machen sich dieselben Bäume und Sträucher wieder auf den Weg den Fels hinan. Es glückt ihnen das zweite mal besser denn früher. „So war denn der Tag gekommen, wo das Heidekraut so hoch hinaufgelangte, daß es mit dem einen Auge über den Felsrand schauen konnte. «O nein, o nein, o nein (ei, ei, ei)», sagte das Heidekraut und weg war es. — «Du meine Güte, was hat das da gesehen», sagte der Wacholder und klomm so weit empor, daß er hinübergucken konnte. «O nein, o nein (ei, ei)», schrie er und weg war er. — «Was hat denn der heut, der Wacholder», sagte die Fichte und machte lange Schritte in der Sonnenhitze. Bald war sie im Stande, auf den Zehen stehend hinüberzublinzeln. «O — nein!» Zweige und Nadeln blieben steil aufgerichtet stehen vor Verwunderung. Sie klomm fürbaß, kam hinauf und weg war sie. «Was ist's, das alle die andern sehen, nur ich nicht», sagte die Birke, nahm ihre Kleider hübsch zusammen und trippelte *hinterdrein*. Da gelang's ihr, den ganzen Kopf mit eins über die Felskante zu bringen. «Ah, ah, steht hier nicht ein großer Wald von lauter Fichten und Wacholdern und Heidekraut und Birken hier oben auf der Fläche und wartet auf uns», sagte die Birke und ihre Blätter erzitterten im Sonnenschein, daß der Thau herabtröpfelte. — «Ja, das nenn' ich vorwärts kommen in der Welt», sagte der Wacholder."

Nicht wahr, ein allerliebstes Genrebild! Ein Genrebild, ja *freilich*. Ist doch der ganze Björnson ein Genre- und Detailmaler. Aber was für einer! Dieses Genrebildchen hat mit der nachfolgenden Erzählung „Arne" wenig gemein, nur so viel, daß es die Situation des Schauplatzes andeutet. Deshalb aber gerade wählten wir es. Wir hätten wenigstens weder aus „Arne", noch auch aus „Schön Synnöv" ein anderes gleich kurzes und gleich charakteristisches Kapitel herausgreifen können. Wir meinen das wirklich originelle Talent Björnson's mit der kurzen Probe wenigstens einigermaßen charakterisirt zu haben. Seine beiden vorliegenden Erzählungen fallen in die gangbare Kategorie der Dorfgeschichten. Und doch wäre es ungerecht, sie Dorfgeschichten zu nennen, wenn damit der Gegensatz zur idealern Poesie ausgesprochen werden sollte. Björnson ward schon anderweitig der norwegische Berthold Auerbach genannt. In der musterhaften Treue der Schilderung und in der Wahl der Stoffe aus dem einfachsten Leben hat auch Björnson mit unserm Auerbach viel gemein. Nur dichtet Björnson, wir wollen es so ausdrücken, tendenzloser als Auerbach. Kann man bei diesem nie ganz davon abstrahiren, daß seine Dichtungen aus dem Gegensatze zur romantischen Schule entsprangen, so wird man bei Björnson auf solchen Gegensatz gar nicht hingewiesen. Björnson flicht daher auch keine humanistischen Reflexionen und philosophischen Anschauungen in seine Dichtungen, wie dies ein deutscher Novellist von heute mehr oder weniger thun muß. Die Darstellung ist bei Björnson so knapp, daß sie für Damen auf parfümirtem Kissen jedenfalls zu knapp ist. Sollen wir der „Schön Synnöv" oder dem „Arne" den Vorzug geben? Das ist eine schwere Frage. Ist doch in beiden die Charakterschilderung und Charakterentwickelung der Personen außerordentlich schön. Vielleicht, daß Björnson's Talent über die Darstellung einfacher Stoffe nicht hinausreicht! Wir mögen das nicht behaupten, obschon Björnson unserm Bedünken nach unrecht thäte, wollte er sein herrliches, für die psychologische Entwickelung seiner Menschen unvergleichliches Talent an bloße Leihbibliothekswerke verschwenden. Wäre daher sein im kleinen unvergleichlich großes Talent noch engbegrenzter, als es den vorliegenden Proben nach erscheint, es wäre doch noch groß genug, um Dutzende von unsern deutschen Novellisten leider vollständig in Schatten zu stellen. Wer jemals durch die Steffens'schen Novellen, ferner durch Th. Mügge's „Afraja" für norwegisches Land und Volk gefesselt worden ist, der wird auch diese „Schön Synnöv" und „Arne" mit wahrer Freude und Befriedigung lesen. Zwei nicht eben lange Erzählungen, in denen es sich eigentlich auch nicht um mehr handelt, als wie „einer eine kriegt". Und doch ist dieses „Sichkriegen" mit einem so vorzüglichen Aufgebote psychologischer Entwickelung durchgeführt, und doch ist in den eigentlich so durchaus alltäglichen Stoffen das Werden und Sichentwickeln der Knaben und Mädchen, der Jünglinge und Jungfrauen mit einer solchen Frische dargelegt, daß sich dem Reize beider Charaktergemälde schwerlich jemand entzieht. Wer sich da an die stellenweise offene Schilderung derber norwegischer Naturen, an einzelne Püffe und Hiebe stoßen wollte, der thäte wahrlich sehr unrecht. Blasirten Sinnes freilich darf man die Björnson'schen Erzählungen nicht in die Hand nehmen. Sonst findet man vielleicht nicht einmal den köstlichen Humor, der in der Scene liegt, wo sich in „Schön Synnöv" der Knabe im Kirchstuhle seines Vaters mit einem andern Knaben zu balgen beginnt. Und wer obenein keine Augen für den Werth der reinsten psychologischen Darstellung hätte, der würde viele wahrhaft meisterhaft ausgeführte Schilderungen, so namentlich die Mutter des Arne für nichtssagend oder werthlos ansehen. Genug, wir können diese Björnson'schen Novellen nur und nur empfehlen. Wer sie mit genügsamem Sinne lesen kann, wohl dem. Es stände wahrlich um unsere deutsche Geschmacksrichtung schlimm, sollten sich „Schön Synnöv" und „Arne" bei uns einer weiten Verbreitung nicht erfreuen dürfen. Dem norwegischen Dichter aber reichen wir freudig die Hand hinüber, darauf daß er uns immer nur solch gute Sachen senden möge.

Das dritte Bändchen enthält die Novelle: „Ein frischer Bursche". Es ist in der That ein prächtiger frischer Bursche! Wir haben bereits über „Schön Synnöv" und „Arne" so viel Lob geschüttet, daß wir bei diesem dritten Bändchen damit etwas einhalten sollten. Aber nein, wir mögen das nicht. Unsere Freude über die Vortrefflichkeit dieser dritten Erzählung des norwegischen, auf der Schule und auf der Universität nur für ein untergeord-

netes Lumen gehaltenen Dichters muß um so unverhohlener sein, weil wir ihr in mancher Hinsicht vor den beiden andern Geschichten den Vorzug einräumen möchten. Das betrifft namentlich die unvergleichliche Frische und Originalität der Darstellung, die tiefe psychologische Entwickelung und die feine humoristische Färbung einzelner Partien, wie sie nur eine tiefe und groß angelegte dichterische Natur zu liefern im Stande ist. Erwarte niemand bei Björnson eine große Haupt- und Staatsaction. Auch hier handelt es sich wieder um die Liebe eines ärmern Häuslersohns mit einer reichern Bauerntochter; auch hier wird wieder diese Liebe von ihrem ersten Entstehen im Kinderherzen bis zu dem Punkte verfolgt, da sie am Altare gekrönt wird.

Wenn wir die feine humoristische Färbung rühmten: nun blicke man nur auf die ersten Seiten, wo Eiwind einen Schafbock für eine Butterbrezel verschenkt! Es ist dies eine köstliche Enthüllung der Kindesnatur. Oder weiter suche man die Seiten, auf denen das Schulexamen der Dorfjugend erzählt wird. Wir geben hiervon ein Pröbchen: „Ein dritter beobachtete alle Dinge im Zimmer und brauchte sie in seiner Weise als Zeichen: wenn die Wanduhr, die gleich schlagen würde, nicht eher schlüge, als bis er zwanzig gezählt hätte, so würde er durchkommen; wenn derjenige, den er auf dem Hausflur gehen hörte, der Hausknecht Lars sei, käme er durch; wenn der große Regentropfen, der dort über die Fensterscheibe langsam herabrollte, bis an den Leisten käme, werde er auch durchkommen. Die letzte und entscheidende Probe sollte die sein, ob er wol den rechten Fuß um den linken schlingen könne, und das war ihm ganz und gar unmöglich.... Der sechste dachte an den Prediger, der ein so guter, lieber Mann war und seinen Vater so gut kannte, dachte auch an den Schulmeister, der ein so liebes, freundliches Gesicht hatte, und an Gott, der so herzensgut war und so sehr vielen Leuten geholfen habe, schon vor Jakob's und Joseph's Zeiten, und dachte ferner daran, daß seine Mutter und seine Geschwister zu Hause säßen und für ihn beteten, sodaß er ganz gewiß durchkäme.... Aber unten an der Thür saß auf einer niedrigen Fußbank mit untergeschlagenen Beinen der ruhige dreizehnte; seine kleinen funkelnden Augen machten die Runde in der Stube wol dreimal in der Secunde und in dem großen Kopfe mit dem struppigen Haare hausten alle die Gedanken der zwölfe in bunter Verwirrung durcheinander, von der großartigsten Hoffnung bis zur zermalmenden Verzweiflung hinab, von den demüthigsten Vorsätzen bis zu den zerstörendsten Racheplanen gegen die ganze Dorfschaft, und bei alledem hatte er alles entbehrliche Fleisch an seinem rechten Daumen abgenagt, biß jetzt in die Nägel und sandte große Stücke von diesen über den Fußboden hinaus...."

Sei denn hiermit auch dieses Bändchen der Gunst des deutschen Publikums empfohlen, um die sich Henrik Helms durch seine gewandte Uebersetzung mitbeworben hat. Möge sich der kaum neunundzwanzigjährige Dichter — er ist am 8. December 1832 als Sohn eines norwegischen Landpredigers geboren — nie von seinem reinen Wege ab, das ist unser wiederholter Wunsch, zu einer bloßen Büchermacherei oder Leihbibliotheksschreiberei verleiten lassen. **Emil Müller-Samswegen.**

Notizen.

Neufranzösische Lyrik.

Das erste Augustheft der „Revue des deux mondes" enthält einen Aufsatz „Les poètes et la poésie française en 1861" aus der Feder A. D. Pontmartin's, aus dem hervorgeht, daß man in Frankreich über das Zurückgehen der poetischen Production und des poetischen Geistes überhaupt ebenso denkt und klagt, wie fast in allen übrigen europäischen Ländern. Und diese Klagen mögen in Frankreich noch gerechtfertigter sein als z. B. in Deutschland. Die einzige Gattung der Lyrik, in welcher sich die Franzosen wirklich und in eigenthümlicher Weise ausgezeichnet haben, ist der Chanson, und da für diesen unsere Zeit nicht harmlos genug ist, so liegt auch er danieder, wogegen die noch weiter unten zu erwähnenden Versuche, die in anderer Richtung gemacht werden, eben noch Anfänge sind, wenigstens in Frankreich selbst oder näher bezeichnet in der ausschließlich den Ton angebenden Hauptstadt noch kein Bürgerrecht erlangt zu haben scheinen. Pontmartin findet im allgemeinen, daß unsere Zeit zu verständig, zu berechnend, zu skeptisch geworden sei, sich zu sehr mit dem Realen beschäftige, als daß sie an den naiven Spielen und Träumen der Poesie ihr Behagen finden könne. Daher gedeihe auch in unsern Tagen zumeist nur die Kritik, die Geschichtschreibung, die Wissenschaft überhaupt; habe sich doch selbst der Künste der Speculationsgeist bemächtigt. Man könne schwerlich leugnen, daß selbst die hervorragenden Dichter, welche zu Anfang und in dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts geblüht hätten: Byron, Schiller, Walter Scott, Châteaubriand, die Verfasserin der „Corinna", für unsere Zeit bereits einigermaßen veraltet seien. Was die lebenden Dichter betreffe, so sei ihre Poesie „essentiellement individuelle et partielle"; es fehle diesen Dichtern keineswegs an Talent, formeller Geschicklichkeit u. s. w., aber wol an allgemeinen Gesichts- und Zielpunkten, auch dürfe man mit Ideen, z. B. christlich-Châteaubriand'schen, unserer Generation gar nicht kommen. Pontmartin fährt dann fort: „Schiller, Châteaubriand, Lord Byron, Walter Scott, Thomas Moore, Frau von Staël, Goethe, Wieland, Shelley, Werner, Jean Paul sind den verschiedenen Instrumenten einer bewundernswerthen Symphonie zu vergleichen, welche von der Hand eines göttlichen Meisters geleitet wird. Jetzt haben wir nur noch eine partielle Poesie; jeder pflegt und hütet abgesondert das kleine Theilstück, das er sich angeeignet hat. Nicht nur gibt es kein Band mehr, welches die Dichter vereinigt; man könnte auch glauben, daß einer nichts von dem andern wisse, so groß sind die zwischen ihnen bestehenden Spaltungen und Abgründe!"

Pontmartin hat bei diesen Klagen über die Zerfahrenheit der Dichter, die im gleichen und vielleicht noch höhern Grade auch für Deutschland ihre Gültigkeit haben, einen französischen Dichterbund vergessen, von dem schon öfter in d. Bl. die Rede war; wir meinen jenen Bund französischer Dichter, welcher von den Provinzen aus das Monopol der exclusiven pariser Dichterzunft zu durchbrechen trachtet und aus dem frischen Quell der Volkspoesie, namentlich auch aus dem der deutschen und slawischen Lyrik, aus dem Liederquell Goethe's, Petöfi's u. s. w., der französischen Lyrik neue und frische Strömung zuzuführen sucht. Man wird es nur begreiflich wenn auch nicht gerade schön finden, daß die vornehme pariser Kritik diese jungen Dichter für ihre Vermessenheit dadurch straft, daß sie dieselben systematisch ignorirt. Diese Dichtergenossenschaft hatte bisher ihr Provinzialorgan an der zu Lyon erscheinenden „France littéraire" von Peladan, der in seinem Blatte wiederholt mächtige Donnerkeile gegen das hoffärtige Paris geschleudert hat. Andere Blätter, welche zum Sammelpunkt dieser Provinzialdichter dienen, sind zu Maçon von Demoule und im Norddepartement von Lizot gegründet worden. Seit dem Februar hat Bernard Thalès, der Rührigste unter diesen Poeten, in Paris selbst die Monatsschrift „Revue de la province. Journal littéraire, artistique et scientifique" ins Leben gerufen, deren Hauptmitarbeiter außer dem Redacteur Leon Roger, Verfasser der Schrift „Bernard Thalès et l'école allemande", Lecomte de Lisle, A. Lestourgie, Achille Millien u. s. w. sind. Auch eine Dichterin, Zoë Florentin, befindet sich unter ihnen. Sie ist die Verfasserin einer in dem Bernard'schen Blatt, welches von ihr in Nr. 5 einen Cyklus von Gedichten unter dem Titel „Rêveries allemandes" brachte, vielgerühmten Gedichtsammlung „Poésies élégiaques". Mehrere lyrische Beiträge sind einer Sammlung von F. Pittié entlehnt, welche Nachbildungen deutscher, slawischer und ungarischer Gedichte enthält. **H. M.**

Eine Satire gegen deutsche Kleinstaaterei.

Eine Parodie des kleindeutschen Staatslebens konnte wol zu keinem Zeitpunkt passender erscheinen, als in unsern Tagen, wo die politischen Verhältnisse das pedantisch ängstliche Festhalten und eitel trotzige Pochen auf die „souveränen Prärogative" deutscher Staatenlenker selbst zwölften und dreizehnten Ranges dem Patrioten ebenso verderblich und traurig, als dem schadenfrohen Auslande nur lächerlich und vielleicht gerade willkommen erscheinen lassen. Daher heißen wir nachstehende Satire: „Klein-Deutschland oder Magnus XCIX. von Thoren. Komischer Roman von C. L. Werther" (2 Bde., Berlin, Janke, 1861), willkommen. Ein gesunder, derber, wenn auch mitunter etwas toller und phantastischer Humor persiflirt hier mit anerkennenswerthem Freimuth in allegorischer Darstellung, die wir um noch intensiverer Wirkung willen nur weniger carikirt gewünscht hätten, die politischen und socialen Verhältnisse von deutschen Kleinstaaten solcher Größe und Bedeutung, wie sie etwa das „Fürstenthum Thoren" und das „Herzogthum Nasenhausen" haben, deren Gebiet freilich in wenigen Stunden durchschritten werden kann, deren Beherrscher aber nichtsdestoweniger von ihrer „souveränen Oberherrlichkeit" in Gesetzgebung und Cabinetsbefehlen, Gesandtschaften und Ordensverleihungen, Kriegs- und Friedensbeschlüssen den unumschränktesten Gebrauch machen. Hierdurch kommen denn Situationen und Figuren zur Erscheinung, die, abgesehen von den durch die satirische Tendenz des Buchs hervorgerufenen ernstern Anregungen, durch drastische, leider nur hin und wieder auch ans Platte streifende Komik eine jedenfalls erheiternde Wirkung auf den Leser üben, obschon die wenigsten der Charaktere den Eindruck der Originalität machen. Diese Großkanzler Ledderhose, Geheime Oberhofleibarzt Papelmeier, Diplomat Honigseim, Polizeidirector Schnuphase und andere sind bei aller Wirksamkeit doch nur Variationen bekannter Urbilder in der schönen Literatur. Am verdienstvollsten erweist sich die bei aller Bizarrerie dennoch keineswegs naturwahr erscheinende Charakteristik des jagd- und frauenliebenden Titelhelden, der in den Augenblicken, wo der von Regierungssorgen, die ihren Schwerpunkt überall im Wald- und Wildstand finden, niedergedrückte Duodez-Selbstherrscher, nur Mensch ist, sogar unsere aufrichtige Theilnahme gewinnt, weil er wenigstens Muth und Herz zeigt. Diese Tugenden, nur zu oft die einzigen eines Regenten, fehlen seinem feigen, ihn in einen an den „Frosch- und Mäusekrieg" erinnernden Successionsstreit verwickelnden Antagonisten, dem soldatendrillenden Herzog von Nasenhausen gänzlich, dessen geist- und gemüthloses Bild uns übrigens, wenn wir dem gerade hier besonders hervortretenden carikirenden Grundton des Ganzen gebührend Rechnung tragen, nicht minder naturgetreu erscheinen muß. 62.

Bibliographie.

Avé-Lallemant, F. C. B., Die Krisis der deutschen Polizei. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Bode, W. J. L., Geschichte des Bundes der Sachsenstädte bis zum Ende des Mittelalters mit Rücksicht auf die Territorien zwischen Weser und Elbe. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 12 Ngr.

Coaz, J. W., Der Wald. Zwei Vorträge gehalten zu Chur. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Conradi, Johanna, Lebensbilder aus der baltischen Heimath. Mitau, Lucas. 8. 1 Thlr.

Eliot, G., Silas Marner, der Weber von Raveloe. Uebersetzt von J. Frese. Berlin, Besser. Gr. 8. 24 Ngr.

Flygare-Carlén, Emilie, Camera obscura. Zeit- und Sittengemälde nebst einzelnen Lebenserinnerungen. Mit Genehmigung der Verfasserin veranstaltete deutsche Ausgabe. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

Grant, J., Maria von Lothringen. Historischer Roman. Deutsch von E. Susemihl. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lüdemann, C., Die Verleugnung Gottes des Vaters. Ein theologisches Bedenken. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Philippi, F., Die deutschen Ritter im Burzenlande. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens. Kronstadt. Lex.-8. 16 Ngr.

Quenstedt, F. A., Epochen der Natur. Mit zahlreichen Holzschnitten. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Rasch, G., Das neue Italien. 1ster Band. Berlin, Vogel u. Comp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Richard, A. V., Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhunderte. Nach seltenen handschriftlichen Urkunden und anderen Quellen bearbeitet. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Springer, R., Garibaldi, das Haupt des jungen Italiens; sein Leben, seine Abenteuer und Heldenthaten. Historisch-politischer Roman aus der neuesten italienischen Geschichte. Drei Bände. Berlin, Lindow. Gr. 8. 3 Thlr.

Steinau, O., Aus der Jugendzeit. Freud' und Leid. Gedichte. Pforzheim, Flammer. 16. 15 Ngr.

Terke, M., Der Engel von Laxenburg. Vaterländischer Roman in drei Theilen. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 12. 2 Thlr.

Ule, H. W. — Das Leben des Consistorial- und Schulrathes Heinrich Wilhelm Ule, gestorben zu Frankfurt a. O. den 12. Januar 1861. (Aus dem Nachlaß des Verstorbenen.) Halle, Schwetschke. Gr. 8. 10 Ngr.

Ule, O., Sahara und Sudan. Ein Beitrag für die erste deutsche Expedition nach Innerafrika mit einem Vorwort über den Ursprung des Unternehmens. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 6 Ngr.

Vischer, W., Geschichte des schwäbischen Städtebundes der Jahre 1376—1389. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 28 Ngr.

Lustiger Volkskalender für 1862 von A. Brennglas (Glaßbrenner.) Mit Beiträgen von J. und E. Cohnfeld, G. Horn, Dr. B. L. ꝛc. 14ter Jahrgang. Illustrirt von G. Heil. Leipzig, Purfürst. 8. 12 Ngr.

Werfer, A., Gottes Herrlichkeit in seinen Werken. Ulm, Ebner. 16. 22½ Ngr.

Winkler, G. G., Island. Seine Bewohner, Landesbildung und vulcanische Natur. Nach eigener Anschauung geschildert. Mit Holzschnitten und 1 Karte von Island. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Mordversuch an Sr. Maj. Wilhelm I. König von Preußen in Baden-Baden am 14. Juli 1861. Mit interessantem, authentischem Bericht über Becker's Lebensverhältnisse, die angestellten Untersuchungen ꝛc. Nebst wohlgetroffenem Porträt und facsimilirten Original-Brief Becker's ꝛc. Leipzig, Pönicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Raven, Mathilde, Die deutsche Frage und die servile Presse. Eine Antwort auf das „Sendschreiben" des Anonymus Nr. IV. Coburg, Expedition der Wochenschrift des National-Vereins. Gr. 8. 5 Ngr.

Tábor, F., Ernste Worte zur Situation Ungarns, mit dem Motto: „Freie Wahrheit ist die stärkste Schutzwehr jeder Volksfreiheit, und eines geordneten öffentlichen Lebens." St.-Pölten, Passy u. Sydy. Gr. 8. 9 Ngr.

Wahner, E., Friedrich der Große hat in Oppeln nicht unter der Maischbütte gesteckt. Oppeln, Clar. 8. 2½ Ngr.

Was uns nicht retten kann. Ein Wort für Deutschland. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 7½ Ngr.

Zur religiösen Frage. Ein freies Wort an die Vorarlberger. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 5. September 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Walter Scott.

Walter Scott. Ein Lebensbild. Aus englischen Quellen zusammengestellt von Felix Eberty. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1860. 8. 3 Thlr.

Der Roman ist die Poesie der Gegenwart; das Beste in dieser Poesie haben die Engländer geleistet; Walter Scott aber ist der Meister des englischen Romans. Seine Vorgänger werden genannt, allein, mit wenigen Ausnahmen, kaum noch gelesen; von seinen Nachfolgern, obwol ihm manche an Geist und Bildung überlegen waren, hat keiner den Ruhm seiner Werke zu überstrahlen vermocht. Noch fesselt ihr tiefer stiller Reiz Tausende von Lesern; ja, der Geschmack daran ist in letzter Zeit mit erneuerter Stärke hervorgetreten. Ein Leben Scott's ist darum eine willkommene Erscheinung auf dem Büchertische, besonders wenn der Verfasser sich etwas von der Behaglichkeit des Scott'schen Erzählertons zu eigen gemacht hat. Wir dürfen dem Professor Eberty einen solchen Abfall von der Professorenweise dankbar nachrühmen; in anderer Hinsicht freilich hätten wir gewünscht, daß er seinem Stande treuer geblieben wäre. Er verzichtet nämlich beinahe ganz auf eine Kritik der Gedichte und Romane Scott's. Dazu hat ihn der Irrthum verleitet, als ob bei diesem Autor Leben und Poesie einander gar nichts angingen. Wäre das wirklich der Fall, so würde Scott's Leben nicht verdienen beschrieben zu werden, denn die Biographie eines Dichters hat nur darin ihren Werth, daß sie uns als Schlüssel dient zu seinen Werken.

Es ist falsch, daß die Dichtungen Scott's „durch persönliche Stimmungen und Lebensverhältnisse sehr wenig beeinflußt" worden seien. Man braucht kaum auf die Selbstschau des Dichters zu verweisen, welche er am Abende seines Lebens in der Form von Einleitungen zu seinen gesammelten Arbeiten verfaßt hat; ein Blick auf die letztern selbst genügt, um darüber klar zu werden, daß sie aus einer sehr starken persönlichen Neigung hervorgewachsen sind. Scott's Auge ist scharf und seine Hand ist fest, und man wird ihn deshalb in der Sprache der Schule einen „objectiven" Dichter nennen; allein der Kreis, den Auge und Hand beherrschen, ist von Haus aus sehr eng, allmählich gelingt es ihm, denselben zu erweitern, doch nicht ohne Gefahr des Fehlgriffs; bei aller Fruchtbarkeit ist nur mäßige Mannichfaltigkeit in den Schöpfungen Walter Scott's; dies hat seinen Biographen auf den zweiten Irrthum gebracht, als sei bei ihm von keiner eigentlichen Entwickelung die Rede. „Sein erstes Gedicht ist schon ganz so vollendet und meisterhaft durchgeführt, wie sein letztes, und sein erster Roman wird von keinem der folgenden an künstlerischem Werth übertroffen." Es scheiden sich aber sehr deutlich in Scott's poetischem Wirken vier Stufen voneinander ab: auf der ersten steht Scott, der Sammler altschottischer, der Ueberſetzer deutscher Balladen; auf der zweiten Scott, der lyrisch-epische Sänger; auf der dritten Scott, der unvergleichliche Romandichter; auf der vierten endlich Scott, der mittelmäßige Geschichtschreiber. Doch auch von Gedicht zu Gedicht, von Roman zu Roman ist ein lebendiger Zug der Entwickelung nicht zu verkennen: das Streben, neue Seiten und Aufgaben der Kunst, die vorher vernachlässigt waren, in den Kreis des Schaffens aufzunehmen, die Bilder des Lebens reicher und tiefer zu fassen.

Walter Scott wurde am 28. August 1771 zu Edinburg geboren. Sein Vater war königlicher Notar (writer to the signet) daselbst, ein Jurist von jener unstudirten Gattung, der man in Großbritannien den Ehrentitel „Gentleman" zu versagen pflegt. Der klare nüchterne Geschäftsmann hatte einen Poetenwinkel in seinem Herzen, worin die Treue gegen alte Sitten, der schottische Heimatssinn, die Liebhaberei für Kirchengeschichte Platz fanden, sowie das angenehme Gefühl, mit einem herzoglichen Hause entfernt verwandt zu sein. Ja selbst ein harmloser Hochverrath, ein Rest jakobitischer Sympathien schlummerte dort. Diese poetischen Elemente im Charakter des Vaters kehren im Sohne, stärker entfaltet, wieder,

doch hat er auch von der gesunden Prosa, dem schlichten, klaren Menschenverstande des Alten sein reichliches Theil geerbt. Eben dieser richtige Verstand und das gute Herz, welches dazu gehört, machen seine phantastischen Grillen nicht nur unschädlich, sondern selbst liebenswürdig. Dazu gehört der alten Sängen der aristokratische Sinn, der bei dem geborenen Edelmann gewiß weniger lebhaft gewesen wäre, als bei dem Bürgerssohne, welcher mit dem erlauchten Geschlechte der Buccleugh in einer weitläufigen Verbindung stand. Nicht minder hoch ist der Einfluß der Mutter Scott's anzuschlagen, die eine Art von lebendiger Chronik, ein „Verbindungsglied zwischen einer sehr frühen Vorzeit und der Gegenwart" war. Scott erklärt selbst: „Wenn ich einige Geschicklichkeit in der Darstellung vergangener Zustände erworben habe, so verdanke ich das zum größten Theile den Erzählungen meiner Mutter."

Ueberhaupt ist Walter Scott mehr vielleicht als irgendein anderer großer Dichter ein Geschöpf der Jugendeindrücke. Weder sind die eigenen Schicksale, die er später erlebte, noch ist die Einwirkung der Weltgeschicke auf ihn mächtig genug gewesen, um die Richtung wesentlich zu verändern, welche sein Knabengemüth empfing. Im zarten Alter von anderthalb Jahren traf ihn das Unglück, daß infolge eines hitzigen Fiebers sein rechtes Bein gelähmt ward; seine Aeltern schickten ihn deshalb auf das Landgut seines Großvaters in der Nähe von Kelso, und hier prägten sich in die empfängliche Seele des Kindes die Bilder ein, welche sie dauernd beherrschen sollten — Bilder, die Scott in der Einleitung zum dritten Gesange des „Marmion" als den Samen seiner Dichtungen verherrlicht hat:

Es war ein Land aus ödem Stein,
Wild kreuzten sich die Felsenreihn,
Doch lag, vom Sonnenstrahl geweckt,
Manch holde Matte drin versteckt;!
Da leuchtete, in stiller Hut,
Des Rosenbusches Blütenglut,
Des Geißblatts grün Geäst umschlang
Das Klippengrau am Bergeshang.
Mir schien solch heimlich traute Stelle
Die schönste, die der Tag erhelle,
Des alten Thurms geborstne Wand
Das höchste Werk der Menschenhand;
Und selig saß ich manche Stunde
Und lauschte athemlos der Kunde
Von reis'ger Schar, die hier gehaust,
Oft raschen Ritts hervorgebraust,
Des Feindes Beute zu erjagen,
Wo Cheviots blaue Gipfel ragen;
Und wenn vom Raubzug kehrte der Troß,
Dröhnte von tollem Jubel das Schloß.
Mir war's, als bebte noch die Halle
Von Hurrah und Trompetenschalle,
Mir war's, als ob wild grimmige Mienen,
Hinter den rostigen Gittern erschienen.
So hört' ich, Staunen in der Brust,
Alte Mären voll Leid und Lust,
Von Liebesweh', süßer Frauengestalt,
Von Zauberlist, von Waffengewalt,
Von Kämpfen, entbrannt die Schmach zu sühnen,
Von Wallace dem Schnellen, und Bruce dem Kühnen;
Von Schlachten, wo trotziges Hochlandsheer
In Thal sich ergoß, ein wüthendes Meer,
In blutgefärbter Wogen Drang,
Die Scharlachröcke des Südens verschlang.

Selbst unsere matte Uebersetzung wird genügen, um die Macht dieser Kinderpoesie deutlich zu machen. Scott war glücklicherweise nicht dazu verurtheilt, als ein völlig hülfloser Krüppel männliche Kraft und That nur von fern zu bewundern; trotz seines lahmen Beins gedieh seine Körperstärke vortrefflich, und nachdem er sich in den Kämpfen der edinburger Straßenjugend als Held hervorgethan, sehen wir ihn gegen das Ende des Jahrhunderts als britischen Freischarenhauptmann, dem es gar nicht unlieb gewesen wäre, wenn die Franzosen mit ihren Drohungen Ernst gemacht hätten. Er wird, aus Neigung wie aus Gesinnung, ein großer Virtuos in allen Fächern des „Sport", und es kam ihm in der Blüte seiner Jahre nichts darauf an, zwölf Stunden weit täglich zu gehen oder vierzig zu reiten. Seine geistigen Anlagen entwickelten sich schon während seiner einsamen Kindheit auf dem Lande zu erstaunlicher Tüchtigkeit. Er las alles Mögliche von schottischen Liedern, Sagen und Geschichten, was ihm in die Hände gerieth; treu bewahrte es sein Gedächtniß und äußerst lebendig wußte er es wiederzuerzählen. Schon in den ersten Höschen war er ein Gelehrter in seiner Weise; allein eben s e i n e Weise hielt er hartnäckig fest: was ihm zusagte, eignete er leicht und schnell sich an, spröde wies er alles Fremdartige von sich ab. So war sein frühreifer Genius den unbefangenen Besuchern seines väterlichen Hauses eine Freude, aber seinen Schulmeistern ein Aerger. Er theilt mit manchem großen Manne das Zeugniß, ein herzlich schlechter Schüler gewesen zu sein. Ueber das Lateinische und das Griechische, welche ihm nicht in den Kopf wollten (vom letztern hatte er als Mann sogar das Alphabet vergessen), pflegte er sich lustig zu machen, und wenn einer von seinen Lehrern den freundlichen Humor hatte, ihn als den „Historiker seiner Klasse" zu rühmen, so war er den übrigen um so gründlicher verhaßt. Er hatte die „Frechheit", in einer von Belesenheit strotzenden Abhandlung dem Ariosto den Vorrang über Homer einzuräumen, was ihm von seinem Rector das Urtheil eintrug, „er sei ein Esel und werde ein Esel bleiben". Als Scott jedoch zu seinem Vater als Jurist in die Lehre kam, zeigte sich sofort seine Achtung vor dem Praktischen; wie trocken und langweilig die Schreiberei, er unterzog sich ihr gewissenhaft. Dem Alten lag indessen daran, daß der Sohn es weiter bringen sollte als er. Von 1790 an trieb Scott die höhern Rechtsstudien auf der Universität zu Edinburg, und im Juli 1792 ward er als Sachwalter erster Klasse (barrister) eingeschrieben.

1792 — eine bedeutungsvolle Jahreszahl. Wenn es jedoch selbst für einen freigesinnten Engländer schwer ist, die Französische Revolution in ihrer vollen Größe zu begreifen, so mußte sie für einen Mann, bei dem die Vorurtheile des Patrioten und die des Tory sich vereinigten, nur ein häßliches, abschreckendes Schauspiel sein. Hatte

er schon als Knabe in Washington seinen „persönlichen Feind“ gehaßt, so erblickte er jetzt in dem „Gallier“ einen Frevler ohnegleichen. Er begeisterte sich für alle Coalitionen, und verehrte im Herzog von Braunschweig einen „Helden der Freiheit“ (vgl. „Marmion“, Einleitung zum dritten Gesang). Wenn aber auch in politischer Hinsicht der Ideenstrom seiner Zeit über sein Haupt unverstanden hinwegbrauste, so schritt er dagegen fest und mächtig mit einer andern Bewegung fort, die sich gleichzeitig entwickelt hatte: wir meinen die große Revolution des Geschmacks. Dieselbe begann mit einer Empörung gegen künstliche, unlebendige Formen, mit einer Rückkehr zur Natur. Bekannt ist es, welch großen Antheil daran Macpherson's „Ossian“ und Percy's „Sammlung altbritischer Lieder und Romanzen“ hatten. In diesen Büchern hatte Walter Scott von Jugend auf geschwelgt, und früh erwachte in ihm der Trieb, auf eigene Hand solche Denkmäler der Volkspoesie zu sammeln. Seine Heimat, das südliche Grenzgebiet Schottlands, war überreich daran; er durchforschte es — Sprachkenner, Historiker und werdender Poet in einer Person — nach Schätzen alter Bardenkunst, bis endlich, eine Frucht langen Suchens und Sichtens, seine „Border minstrelsy“, zu Anfang unsers Jahrhunderts ans Licht trat. Dies Werk ist ein erster großer Ausdruck des lebhaftesten Gefühls, welches die Seele Scott's erfüllte und welches er auch später so häufig kund gegeben hat, am beredtesten im sechsten Gesang des „Lay of the last minstrel“:

Gibt's einen Mann, deß Seele so matt,
Daß er niemals feurig gejubelt hat:
„Dies ist mein eigenes, mein theures Land!“
Daß nie ihn durchklang ein wonniger Gruß,
Wenn heimwärts kehrte sein wandelnder Fuß
Von einsamer Reise am fremden Strand:
Gibt's solchen Mann — verachte ihn!
Laß unbesungen ihn fürder ziehn,
Wie stolz sein Titel, sein Name wie groß,
Wie glänzend, vom Pöbel beneidet, sein Los,
Dich blende nimmer der öde Schein!
Den Wicht, der nur sich liebt, sich allein,
Ihn treffe im Leben Schimpf und Schmach,
Bis doppelt ihn trifft des Todes Schlag;
Er sinke zu Staub, woraus er entsprang,
Ihm folge kein Lob, noch Thräne, noch Sang.

Scott's Patriotismus gilt zwar vor allen Dingen dem „Land der braunen Heide“ — er gedenkt mit Freude und Stolz der altschottischen Heldenkraft, die sich im Kampfe gegen die Engländer übte —, aber es fällt ihm nicht ein, die Erneuerung dieser Herrlichkeit, deren Verfall er betrauert, ernsthaft zu wünschen. Sein schottischer Provinzialsinn ordnet sich seinem großbrittannischen Bürgerbewußtsein vollkommen unter; es ist einer von den vielen Fällen, wo sein Verstand sich vortrefflich mit seinem Gefühle abzufinden weiß.

Jene Revolution des Geschmacks, welche „Natur und Wahrheit“ auf ihre Fahnen schrieb, empfing, wie wir gesehen, ihren Anstoß von volksthümlichen Poesien alter Zeit, unter denen die britischen in vorderster Reihe standen; allein sie suchte sich zugleich eine neue, frische, noch unverdorbene Zunge auf, die ihre Thaten verkünde, und sie fand eine solche — bei uns. Die deutsche Sprache war die erste und ist bisjetzt die einzige des neuern Europa, die ohne römischen Grund- oder Hauptstoff sich zum Range einer großen Literatursprache erhob. Bisher barbarisch gescholten, erwies sie sich plötzlich als ein würdiges Gefäß des Schönen und Edeln. Sie trat auf mit dem Reize der Jugend, mit allem Zauber des Ursprünglichen und Eigenartigen. Es war natürlich, daß dies zuerst unter einem Volke germanischer Abkunft anerkannt ward, und Walter Scott ist einer von den ersten Briten, denen es einfiel, deutsch zu lernen. Er fing damit an, Geßner's „Idyllen“ zu lesen, deren falsche Natürlichkeit ihn bald abstieß; dafür fand er unter den Erzeugnissen unserer „Sturm- und Drangperiode“ sehr schnell die besten heraus. Noch vor den „Border minstrelsy“ erschienen seine Uebersetzungen mehrerer Balladen Bürger's, sodann die des „Götz von Berlichingen“. Damit sind zugleich die wesentlichen Anregungen genannt, die seine Muse von Deutschland aus empfing. Er ist der eigentlich classischen Entwickelung unserer Literatur ohne tiefere Theilnahme gefolgt; weder fühlte er sich, wie Coleridge, von den prächtigen Versen des „Wallenstein“ angezogen, noch versenkte er sich mit dem gedankenreichen Shelley in die Geheimnisse des „Faust“. Viel eher ist er unsern Romantikern verwandt; daß er sie kannte, verräth am deutlichsten seine „Anna von Geierstein“. Er theilt mit ihnen die Sympathie für den Naturzustand des Faustrechts, für das Mittelalter, dessen poetisches Zubehör er in der Einleitung zum ersten Gesange des „Marmion“ also feiert:

Ersteh' im Vollglanz deines Ruhms
Du freier Geist des Ritterthums!
Und um dich her, von dir erhellt,
Erstehe die alte versunkene Welt:
Schild, Lanze, Schwert und Federhelm,
Fee, Riese, Drache, Zwerg und Schelm,
Der Zauberer im dunkeln Kleid.
Auf weißem Zelter die edle Maid.
Zu dir geselle sich, keusch und gut,
Die Liebe mit verschwiegner Glut,
Die Treue, die süß Geheimniß wahrt,
Die Ehre von fleckenloser Art,
Daß alles Volk dich freudig schaut,
Ob's ihm auch ängstlich im Busen graut, —
Die zarte Sitte, den Frauen hold,
Des Glaubens Feuer, rein wie Gold,
Der Löwenmuth, der nichts begehrt
Als im starken Arme das gute Schwert.

Ein solches Wohlgefallen an der tugendhaften Willkür der Feudalzeit ist in den meisten deutschen Romantikern, wie in Scott. Was diesen jedoch von jenen unterscheidet, das ist erstens eine ungleich stärkere Gabe von gesundem Verstand und zweitens eine mächtige Gestaltungskraft. Er kennt und er trifft die Charaktere der Menschen, die Vorgänge und Verwickelungen des Lebens, mit einem Worte: das Wirkliche; darum blieb sein Dichten nicht in bloßer Romantik gefangen; er ward der Begründer und einer der glücklichsten Vertreter jener „realistischen“ Poesie, die im 19. Jahrhundert am liebsten genossen wird.

Im Jahre 1805 erschien Scott's erste selbständige

Dichtung von größerm Umfange, das schon erwähnte „Lied des letzten Minnesängers". Der Erfolg war außerordentlich: über 30000 Abzüge wurden verkauft. Hieran schlossen sich mit steigender Wirkung „Marmion" (1808), worin, wie in dem „Last minstrel", die Erinnerungen des schottischen Grenzlandes aufgefrischt werden, und „Die Jungfrau vom See", eine poetische Kunde aus den Hochlanden. Scott hatte Freunde, die ihm empfahlen, sein Talent an größern Stoffen zu üben, der „ehrenden Führung", dem „gebahnten Wege" der Meister zu folgen; er weist ihren Rath mit stolzer Bescheidenheit zurück (vgl. die Epistel an W. Erskine vor dem dritten Gesang des „Marmion"). Seine Verse waren ursprünglich nur eine Befriedigung der eigenen Dichterlaune, ein Erzeugniß des freien Spieltriebes der Phantasie. Es fand sich aber, daß er ohne zu suchen und zu berechnen, den Geschmack von vielen tausend Lesern getroffen hatte; was ihm gefiel, das gefiel der Welt. Und so gewann er als Schriftsteller einen ganz neuen großartigen Standpunkt: die meisten englischen Dichter durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch hatten für Literaten und Kritiker geschrieben; Walter Scott ward und zwar in einem ganz unerhörten Maße der Dichter des Publikums. Sobald er einmal das Bewußtsein dieser Stellung hatte, strebte er natürlich, sich darin zu erhalten; er machte es zur Richtschnur seines poetischen Schaffens, nicht nur einer kleinen Anzahl studirter Kenner zu genügen, deren Empfänglichkeit durch Vorurtheil und falsche Regel so häufig gestört wird, sondern die große Menge der Unbefangenen durch die frischen lebensfrohen Kinder seiner Muse zu ergötzen und zu erfreuen. Wenig kümmerte ihn die „irritable race" seiner Collegen von der Feder, wenig die Vorschriften der Theorie (the bard shall scorn pedantic laws!), wenig die Richtersprüche der Zeitungsschreiber (little reck of the censure sharp may idly cavil at an idle lay); die Gunst und der Beifall des Publikums, das er erquickt und erheitert, galt ihm als der höchste, wenn nicht als der einzige Lohn seiner Arbeit. Man lese die Vorreden zu seinen Werken in der Gesammtausgabe, und man wird reichliche Belege finden, wie emsig er darauf bedacht war, neuen Reiz zu ersinnen, neue Mittel der Spannung zu entdecken, neue günstige Eindrücke vorzubereiten, damit ihm die Liebe seiner hunderttausend Freunde gesichert bleibe. Zwar nicht auf die Kritiker von Fach, wol aber auf verständige, natürlich empfindende Leute aus der Menge hörte er aufmerksam; besonders viel gab er auf das Urtheil begabter Frauen (vgl. die Einleitung zur „Lady of the lake"), mehr noch beinahe auf die Fühlfäden seines Buchhändlers. Wie sehr ihm jedoch am begeisterten Zuruf der Volksstimme gelegen war, niemals vergaß er in seinem eifrigen Streben danach seiner persönlichen Würde; niemals ließ er sich herab, etwas zu schreiben, das ihm selbst nicht gemäß war; niemals ward er der Diener der Launen des Publikums. „Sei interessant", schreibt er (1812) an einen Freund; „dann wird es sich zeigen, daß den Leuten gefällt, was ihnen vorher niemals gefiel, und daß es ihnen um so mehr gefällt, weil ihre Theilnahme ganz neu und frisch ist; Schwäche und Langeweile sind die einzigen Todsünden des Dichters." Höchst liebenswürdig ist die Bescheidenheit, die sich mit diesem Selbstgefühl verbindet; Scott ist sich seines Berufs bewußt, die Freistunden seiner Leser erfreulich zu machen; sie sollen sich an seinen Gaben erholen vom Ernste des Lebens; aber dieser Ernst selbst erscheint ihm weit höher und wichtiger, als das ergötzliche Spiel der Dichtung:

Es ist mir niemals in den Sinn gekommen, die Auszeichnung auf dem Gebiete der Literatur mit der im Staate und im Felde vergleichen zu wollen; ja nicht einmal mit den Leistungen auf andern Gebieten praktischer Thätigkeit. Thaten zu vollbringen, die werth sind, beschrieben zu werden, ist in meinen Augen noch etwas ganz anderes, als blos zu schreiben, was andere gern lesen mögen, und es hat mich jedesmal erröthen gemacht, wenn von Dingen, wie Davy's Sicherheitslampe oder Watt's Dampfmaschine und von dem Ruhm, den dergleichen ihrem Erfinder erwirbt, neben meinen Producten Erwähnung geschah.

Bei einer solchen Hochachtung vor dem „Praktischen", die für den „Romantiker" Scott höchst eigenthümlich ist, begreift es sich leicht, daß ihm der Gedanke zuwider war, blos von der Literatur zu leben. Er war Jurist, und alle reichen Goldernten seiner Werke konnten ihn nicht bewegen, diesem Stande zu entsagen. Freilich kamen, wie er uns in der Einleitung zum „Letzten Minnesänger" sehr anziehend schilderte, die Geschäfte seines Berufs mit den Neigungen seiner Phantasie in Widerstreit, und er bemühte sich deshalb, eine gemächliche Stellung zu erhalten, die ihm einige Stunden des Tags und einige Ferienmonate im Laufe jedes Jahres für sein Dichten freiließ. Dies gelang ihm mit Hülfe seiner Freunde und Bewunderer in den höchsten Aemtern des Staats. Im Jahre 1806 ward er Clerk to the session am obersten Gerichtshof zu Edinburg. Es war ein „kluger Rückzug". Für „sicheres Brot" war gesorgt. Scott konnte sich vornehmen, „daß die Literatur sein Stab und nicht seine Krücke sein sollte". Und sie erwies sich als ein sehr zuverlässiger Stab, ja als ein Zauberstab in der Hand des Schatzgräbers. Scott's Einkünfte wuchsen von Jahr zu Jahr und mit ihnen wuchsen seine aristokratischen Bedürfnisse, sein Hang zu einem vornehmen und prächtigen Dasein. Jene unglücklichen Dichter des 18. Jahrhunderts, die nur für kritische Gönner schrieben, hatten Tage des Glanzes mit Jahren des Elends bezahlt; selbst Robert Burns, der erste „Barde" Schottlands, war von den „Herren der caledonischen Jagd", denen er seine Lieder widmete, schmählich verlassen worden und in der Verkümmerung früh verstorben. Walter Scott aber herrschte nicht nur wie ein König über das lesende Publikum; er lebte auch wie ein König im Vollgenuß aller Herrlichkeiten eines verfeinerten Lebens. Es war das erste mal, daß durch die leicht und behaglich fließende Arbeit der Feder eine so fürstliche Stellung in der Gesellschaft errungen ward. Die Besitzung zu Abbotsford, die Scott 1811 erwarb, dehnte sich in jedem Jahre weiter aus; das Schloß, das er sich dort erbaute, war ein Lieblingswerk seiner hochfliegenden Phantasie; zahllose Gäste aus der Nähe und Ferne strömten dort zusammen und

wurden glänzend aufgenommen. Scott hatte indessen nichts von jenem Geschlechte der „Nabobs“ an sich, die damals in England wegen ihrer geschmacklosen Verschwendung verrufen waren und von denen er selbst einen in dem Roman „St.-Ronan's Brunnen“ so trefflich gezeichnet hat: es war Geist und Schönheitssinn in seinem Luxus, es war Anmuth und Feinheit in seinen kostbaren Liebhabereien, es war vor allen Dingen in seinem geselligen Auftreten eine edle Gemüthlichkeit, die unendlich wohl that, und sein anregendes Gespräch wird als die beste von allen Gaben gerühmt, die der großmüthige Wirth seinen Gästen darbot. Keiner verließ Abbotsford ohne den Eindruck, daß er den Umgang eines bedeutenden, aber auch eines echten Menschen genossen habe, eines Mannes, der, obwol durch angeborene Herzensneigung, wie durch seinen selbstverdienten Platz in der Welt ein Aristokrat, doch niemals eine von den schlichten probehaltigen Tugenden des Bürgers verleugnete. Zu diesen Tugenden gehörte besonders sein tiefer warmer Familiensinn. Schon im Jahre 1797 hatte er sich vermählt und zwar mit einer Französin, Fräulein Charpentier. Dies erscheint sonderbar bei einem Manne, der bis zum Vorurtheil national gesinnt und aller Ausländerei herzlich abhold war („bunte Westen und Tuchnadeln auf schmuzigen Hemden sind mir zuwider“), der sich sogar über die Complimente „fremder Literaten“ ärgerte, ihre Briefe selten las und nie beantwortete, ein Schreiben seines verehrten „Meisters“ Goethe ausgenommen. Seine Ehe war dennoch eine überaus glückliche. Die Gattin und die Kinder hatten seine ganze Liebe, von letztern vorzugsweise der älteste Sohn Walter, der „lange Fähnrich“, dem der Vater für sein Verhalten in der Garnison weit ausführlichere Rathschläge zu ertheilen pflegte, als dem jüngern Sohne Charles für seine gelehrten Studien.

Der große Aufwand, an den Scott sich gewöhnt hatte, forderte seine Arbeits- und Erwerbskraft sehr dringend heraus. Es war eine bedenkliche Wendung, daß sein viertes und fünftes Gedicht geringere Zugkraft äußerten; der „Rokeby“ trotz seiner „novelty“ (Scenen aus der großen englischen Rebellion), und der „Herr der Inseln“ trotz seines „taking title“ (kein geringerer als Bruce ist der Held dieser Dichtung). Scott faßte jene Wendung so auf, daß „Byron ihn geschlagen habe“ („Childe Harold“, 1811). Es ist etwas Wahres in dieser Niederlage, allein sie führte zu einem Triumphe. Während Byron's starkes unbändiges Selbst, wesentlich mit sich, nur nebenbei mit der Welt und ihren Erscheinungen beschäftigt, zu lyrischen Ergüssen drängte und der melodischen Form des Gesanges geradezu bedurfte, um zu wirken und zu fesseln, so hatte Scott von Haus aus einen entschiedenen Sinn für die Sachen und für den Stoff, und die gebundene Rede war ihm deshalb nicht nur entbehrlich, sondern er mußte, je mehr sein eigenthümliches Talent wuchs, sie geradezu als etwas Lästiges empfinden. So war es ein inneres Bedürfniß, daß er sich der freien Prosa zuwandte. Schon seine Gedichte lassen sich, in solche aufgelöst, recht wohl genießen. Es sind Romane in Versen. „Rokeby“ und der „Herr der Inseln“ sind keine eigentlichen Rückschritte; sie bezeichnen vielmehr ein derartiges Wachsthum des stofflichen Interesses, daß die enge metrische Form nicht mehr genügt. Scott selbst charakterisirt sehr treffend dieses Wachsthum in seinen Gedichten. „Die Wirkung des «letzten Minnesängers»“, sagt er (Brief an Bellantyne, vom 28. October 1812), „gründet sich auf den Stil (die romantische Versmusik), die des «Marmion» auf die Schilderung (Landschaften und Porträts), die der «Jungfrau vom See» auf die Handlung, und die des «Rokeby» auf die Charaktere.“ Walter Scott betrat also zum ersten male sein eigenes rechtes Feld, als er im Jahre 1814 seinen schon früher begonnenen Roman „Waverley“ vollendete. Wir dürfen nur andeuten, woraus die große Wirkung dieses Buchs entsprang. Es war ein historischer Roman, dessen Boden und Hintergrund auf Urkunden und Actenstücken ruhte, in welche die Phantasie des Dichters lebendiges Leben hauchte; es war eine heimatliche Geschichte, das Werk eines Mannes, der in der Heimat ganz zu Hause war und an allem Großen und Kleinen, was ihr angehörte, mit treuer Seele hing; es war eine Schilderung vergangener Fehden, Empörungen, Bürgerkriege, in welche sich jedoch bei aller Begeisterung für romantisch-jakobitisch-feudale Ideen das gründliche Behagen an einer geordneten, friedlichen Gegenwart verflocht. Dies letztere ist eine Hauptsache — von Stürmen hört man gern in sicherer Hut —, man bewundert das Glänzende einer abenteuerlichen Vergangenheit, aber man freut sich zugleich, daß man sie hinter sich hat. Dazu gesellte sich nun die große Kunst Walter Scott's, seine Erzählungen glaubhaft, wahrscheinlich vorzutragen; er hütet sich, dem Zutrauen der Leser allzu viel zuzumuthen; vieles Außerordentliche, was man schon als gewiß erwartet, geschieht nicht, und wenn dann einmal etwas Seltsames sich begibt, so ist man um so mehr geneigt, es in der Ordnung zu finden. Nicht minder hervorzuheben ist die Kunst des Dichters, seine Gestalten dem Leser nicht nur deutlich und lebenswahr, sondern auch als vertraute und wohlbekannte vorzuführen. Der Held seines „Waverley“ ist ein Durchschnittsmensch, eine tüchtige liebenswerthe Mittelmäßigkeit; es müßte sonderbar zugehen, hätten wir unter unsern Vettern und Freunden nicht einen, der ihm gliche. So versteht es Scott, uns im Roman den Eindruck des vollkommen Wirklichen zu geben; wir folgen gern dem sichern Zuge seines Vortrags; immer finden wir festen Grund, überall Erinnerungen an das Selbsterlebte. Die verständige Vermeidung alles dessen, was man im schlechten Sinne „romanhaft“ nennt, hat Walter Scott immer beobachtet, auch in den spätern Werken, wo seine Muse einen höhern Ton anschlägt und eine reichere Welt vor uns entfaltet. Denn, wie schon gesagt, Eberty täuscht sich, wenn er keinen wesentlichen Fortschritt in Scott's Romandichtung annimmt. Scott hat die unentbehrliche Eigenschaft eines Erzählers, der tief und dauernd wirken will: er ist fruchtbar bis zur Unerschöpflichkeit. Allein er wiederholt sich nicht. Und er begnügt sich auch

nicht mit einem bloßen Wechsel von Ort und Zeit, mit neuen Farben geographischer und ethnographischer Malerei; er tritt — was der einzige echte Fortschritt des Dichters ist — an höhere sittliche Probleme heran, seine Kenntniß des Herzens vertieft, sein historischer Blick erweitert sich. Wir begnügen uns, auf „Ivanhoe“ und auf das „Heart of Midlothian“ zu verweisen, hinter denen „Waverley“ als eine bloße Vorstudie zurückbleibt. Wie mächtig prägt sich dort der Geist einer großen Zeit in Charakteren aus, deren natürliche Anlage durch die Weltbewegung befruchtet ward; wie traut und schön spricht uns in der unvergleichlichen schottischen Dorfgeschichte das Volksgemüth an, das selbst den Unsinn veredelt, selbst in der Schande noch etwas von seinem gesunden Werthe bewahrt; wie rein offenbart sich in beiden Meisterwerken das beste, das heiligste Gefühl des Dichters: die Achtung vor dem Menschen — vor dem Menschen in jedem Kleid, in jedem Stand, auf jeder Bildungsstufe. Es gereicht dem Tory Scott zum höchsten Ruhme, daß er in seinem poetischen Schaffen über jedes politische, religiöse, sociale Vorurtheil hinauskam, daß er das Menschliche ehrte in allen seinen Formen und vor allen Dingen im Volke. Er äußerte einmal:

> Ich habe Bücher genug gelesen und mit den größten und bedeutendsten Männern mich unterhalten, aber ich kann versichern, daß die tiefsten Aussprüche, die ich gehört habe, von den Lippen armer ungebildeter Männer und Frauen kamen, wenn sie mit großem, wenn auch wenig bemerktem Heldenmuthe die schwierigsten Lagen und Verhältnisse überwanden. Wenn sie über solche Dinge mit den Ihrigen sprachen, da kamen oft Dinge zu Tage, die erhabener und ergreifender vielleicht nur in der Heiligen Schrift gefunden werden können.... Und der Dichter wird seinen wahren Beruf nur erfüllen, wenn er alles als eitel und werthlos erkennt, was nicht wahre innere Herzensbildung ist.

Es ist uns kaum noch vergönnt, auf die Katastrophe, die unsern Dichter am Abend seines Lebens traf, einen Blick zu werfen. Es war die Katastrophe eines bürgerlichen Trauerspiels — ein Bankrott. Scott hatte sich durch die Aussicht auf größern Gewinn schon 1808 verleiten lassen, der Compagnon seines Verlegers zu werden. Des letztern weitschichtige Unternehmungen brachen zusammen im Jahre 1826 und mit ihnen Walter Scott's Reichthum und Herrlichkeit. Der „große Unbekannte“, der bisher unbelauscht von der Welt gearbeitet und nur vor ihren Augen sein Leben fürstlich genossen hatte, trat männlichen Schrittes herab von seiner erhabenen Stellung und arbeitete nun offenkundig, um seine Schulden zu bezahlen. Seine Schreibfertigkeit, unglaublich schon zuvor, vervielfachte sich auf das wunderbarste; er schrieb nicht allein mehr, was ihm zusagte, sondern auch das, wozu er sich zwingen mußte („Leben Napoleon's“, 1827). Ungeheuer war die Summe, die er in wenigen Jahren seinen Gläubigern abzahlte, aber sein Genius ging darin und mit ihm sein Leben zu Grunde: er starb (1832) — ein Märtyrer seines ehrlichen Namens.

Gustav Liebert.

Die arbeitenden Klassen im Alterthum.

Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom. Nach den Quellen von W. Drumann. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Drumann hat sich um die deutsche Wissenschaft, wie bekannt ist, durch eine Reihe trefflicher historischer Schriften ein bleibendes Verdienst erworben.*) Namentlich war es seine in Biographien entworfene und ausgebaute römische Geschichte, welche, auf ebenso reicher als gründlicher und feiner Beobachtung und Durchdringung des antiken römischen Staatslebens beruhend, ihm die Achtung des gebildeten deutschen Publikums eroberte. Referent nahm deshalb Drumann's neuestes, in der obigen Ueberschrift genanntes Werk mit großem Interesse in die Hand, ja er kann sagen, mit einem doppelten Interesse, einmal mit derjenigen Erwartung, welche unsere Gedanken und Empfindungen spannt und bewegt, wenn wir vor einen anerkannt großen Künstler treten, zum andern um der Sache willen, die eine tiefgreifende allgemeine Völkerangelegenheit ist. Denn die Völker nach ihren thätigen und müßigen Gliedern oder mit andern Worten nach ihren Kopf- und Handarbeitern und nach ihrem Gesindel ohne Fertigkeit, Kenntniß und Menschenliebe beleuchten, heißt nicht allein Licht und Verständniß, sondern auch Gerechtigkeit in die Geschichte tragen. Verlangt man mit Recht von dieser, daß sie auf Völker triebkräftig einwirken soll, so muß sie unbedingt eine wahrhaftige Völkergeschichte sein. Und dazu gehört, daß man nicht blos die Keulengeschichte der Heroen, die Kronengeschichte der Fürsten und die Kreuzzüge der Diplomaten farbenreich malt, es wollen und müssen auch die Einflüsse der Heerden, Felder und Gewerbe, die geistigen Bestrebungen und die Gesittungen eines Volks historisch mitreden, weil sie im Flusse der Wirklichkeit mithalten. Es ist deshalb sehr zu rühmen, daß man neulich begonnen hat, gleichfalls diese Gebiete in der Geschichte der Alten Welt gründlich zu bearbeiten. Auch die Arbeit Drumann's ist auf dieses Ziel gerichtet, und ebendaher erklärt sich unsere Freude, mit der wir an die Lectüre der Schrift herangingen. Leider müssen wir nach geschlossener Lectüre bekennen, daß unsere Erwartung nicht in dem Maße erfüllt worden ist, als wir mit Recht um deswillen hoffen durften, weil der Verfasser das classische Alterthum behandelt, in welchem er nach seinem eigenen Geständniß stets am meisten gelebt und geforscht hat. Ungeachtet daß wir unsere Beurtheilung allen Beschränkungen unterworfen haben, welche der Verfasser für sich und seine Schrift geltend gemacht wissen will, wie wir denn namentlich berücksichtigten, daß er in seinem Vorwort ausdrücklich bemerkt und betont, es sei von ihm das Buch im hohen Greisenalter geschrieben worden und es sei einzig und allein sein Plan gewesen, die arbeitende Völkerschicht des Alterthums nur in Beziehung auf die

*) Drumann ist, seitdem dieser Aufsatz über sein letztes Werk geschrieben worden, am 25. Juli d. J. in Königsberg im dem hohen Alter von 75 Jahren gestorben.

antike Anschauungsweise darzustellen und mit seiner Arbeit nichts weiter als eine Unterlage für solche Werke zu schaffen, welche die gesammte bezügliche Materie auf eine genügende Weise zu gestalten vorhätten, so können wir doch unsere Befriedigung mit seiner Schrift nicht über einen mittlern Durchschnitt erheben. Die Gründe hiervon, die theils in der Form, theils in der Sache liegen, lassen sich selbstverständlich in den Spalten dieses Blattes nur in mehr andeutender als ausführlicher Weise vorlegen.

Es sollte kein wissenschaftliches Buch auf seiner Stirn die Frage unbestimmt oder unbeantwortet lassen, für wen dasselbe geschrieben sei. Dies verlangt nicht allein die Feststellung des Zwecks, auf welchem wesentlich die Zuschneidung und Gestaltung des Inhalts einer Schrift beruht, sondern auch die unerlaßliche Verpflichtung gegen das Publikum, welches am Schilde des Hauses erkennen will, ob es daselbst einkehren darf oder nicht. Das Drumann'sche Werk hat einen Titel, der das ganze gebildete Publikum zur Lectüre und somit zum Ankaufen einladet und der um so mehr dazu heranzieht, als die Aufschrift „nach den Quellen" auf eine angestrebte Gründlichkeit hinweist. Gesetzt nun, es kaufte ein Kaufmann erster oder mittler Größe das Buch und er läse dessen Anfang:

§. 1. Allgemeine Benennungen der Arbeiterklassen: Die allgemeine Benennung ist βαναυσοι, Ofenhocker, Stubensitzer, wie man jetzt sagen würde, Lohnarbeiter, Gewerbtreibende, Industrielle, im Gegensatz der Bürger, welche im Frieden und im Kriege Zeit und Kräfte nur dem Staate widmen. Aristoteles unterscheidet sie willkürlich von den Θητες, Tagelöhnern, die doch in dieselbe Kategorie gehören, obgleich das Wort auch eine speciellere Bedeutung erhielt. Andere Namen sind:

δημιουργοι, die des Erwerbs wegen für das Volk, für die Mitbürger arbeiten, Zimmerleute, Schiffsbaumeister u. s. w.

Θητες,

τεχνιται, Handwerker und Künstler. Sie sind Banausen.

ἑδραιοι,

καθημενοι, die eine sitzende Lebensweise führen.

χειροτεχναι, χειρωνακτες

und χερνητες, die von der Arbeit ihrer Hände leben.

γυνη χερνητις, eine um Lohn spinnende Frau.

χρηματισται, die des Erwerbs wegen arbeiten.

Ihre Beschäftigung wird βαναυσια genannt, βαναυσον εργον, τεχναι βαναυσικαι u. s. w. —

würde er nicht sein verausgabtes Geld bejammern und den gerechten Vorwurf erheben, daß man die Andeutung unterlassen habe, es sei das Buch nicht für das gesammte große Publikum, sondern nur für Philologen geschrieben? Doch halt, wenn wirklich jenes, ist auch dieses vollkommen wahr? Man sollte es meinen, weil die griechischen und römischen Schriftsteller nicht blos mit einzelnen Ausdrücken, wovon die oben ausgezogene Stelle sattsam Zeugniß ablegt, sondern selbst häufig mit längern Stellen dem Werke eingewebt sind. Ein solches quellenfestes Verfahren ist unter der genannten Voraussetzung wol nicht zu tadeln, reicht indeß lange nicht aus, den Philologen zu befriedigen, vielmehr muß dieser, wenn er in der That aus dem classischen Stahl und Stein Feuer schlagen will, nothwendig fordern, daß das Ganze und Einzelne nach gründlich historischer Entwickelung, nach möglichster Vollständigkeit und nach sachlicher Wichtigkeit erörtert werde. Da jedoch der Verfasser sich die zwei erstern Anforderungen nicht als Ziel gesetzt hat, indem er im Vorwort bestimmt erklärt, eine Geschichte der Handwerker, des Handels, der Künste und Wissenschaften nicht schreiben, und gelegentlich bemerkt, den Gegenstand nicht erschöpfen zu wollen, so bleibt als einziger philologischer Anhaltepunkt die Erörterung der Materie nach ihrer Wichtigkeit übrig. Zugegeben, daß überhaupt dieselbe beim Wegfall der beiden andern Forderungen ohne Einbuße genügend darstellbar wäre, so müssen wir gestehen, daß auch in diesem Falle die Philologen sich nicht befriedigt fühlen können. In der Anlage des Stoffs ist allerdings eine gewisse Gleichmäßigkeit insofern beobachtet worden, als in der Behandlung und Anordnung der griechischen und römischen Geschichte im ganzen dieselben Gesichtspunkte festgehalten werden, indeß in der Ausführung treten die einzelnen Abschnitte nicht nach ihrer Wichtigkeit abgewogen auf. Die leitenden Ideen oder vielmehr die beiden Haupttheile in der griechischen und römischen Geschichte des Buchs sind die Arbeiter und die Communisten; demnach mußten die Gebiete, auf denen die Arbeit oder die communistischen Bestrebungen vorherrschten, wenn anders diese letztern in das classische Alterthum hineingeheimnißt werden dürfen, auch eine größere Würdigung finden als alle andern Gegenstände, bei denen dies nicht der Fall ist. Wenn nun unter anderm der römische Ackerbau und Cicero's rednerische Ausbildung, sicherlich zwei ganz verschiedene historische Größen, dort eine höchst bedeutsame Seite der Beschäftigung eines Volks, hier eine einzelne Volksindividualität, gleichviel Raum oder mit andern Worten gleichviel Blätter erhalten, so sind offenbar die Schwerpunkte der Dinge verrückt. Ebendasselbe gilt, wenn man den Abschnitt über die Einströmung der griechischen Volksseele in das römische Volks- und Staatsleben mit den Abschnitten über den Ackerbau und die Gewerbe der Römer vergleicht. Unleugbar liegt doch jener an und für sich interessante Gegenstand von der wahren Aufgabe des Buchs weiter ab als diese Materie, und dessenungeachtet werden jenem Gegenstand 33, diesem nur 15 Seiten Raum gegönnt. Ueberhaupt treten die Kapitel über Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht gegen die über Handel, Künste und Wissenschaft sowol in dem Abschnitt von den Griechen als in dem von den Römern auffällig zurück und dies nicht blos in Bezug auf den Umfang, sondern auch darauf hin, daß jene Kapitel viel loser behandelt sind als diese. Dort werden die Quellen und die Behauptungen nicht anders als bloße Excerpte und darauf bezügliche Erklärungen aneinander gereiht, hier wird mehr oder minder der Nexus der Gedanken vermittelt, sodaß selbst einzelne Kapitel sich zur historischen Entwickelung oder zur Nothwendigkeit des Organismus erheben und dadurch einen fesselnden instructiven Charakter gewinnen.

Will man übrigens alles bisher Gerügte zu Liebe des Verfassers nicht hoch anschlagen und auch selbst das nicht betonen, daß derselbe, obschon er S. 218 bestimmt ausspricht, es sei bei seiner dermaligen Arbeit

die römische Kaiserzeit ausgeschlossen worden, doch diesen Zaun überspringt und in redseliger Weise vielfach (S. 225, 226, 263, 265, 277, 317 u. s. w.) in die genannte Kaiserzeit hineingreift, so können wir dies wol geschehen lassen; die Art jedoch, wie der Verfasser die zwei Begriffe, Arbeiter und Communismus, deutet und anzuwenden sucht, vermögen wir nicht der gleichen Berücksichtigung preiszugeben, weil sie die Seele der Schrift bilden, für die jeder Verfasser, er mag alt oder jung sein, einzustehen hat. Was nun zuerst die Arbeiter betrifft, so hat der Verfasser nicht die Arbeit und Arbeiter schlechthin, sondern ausschließlich die Stellung der Arbeiter ins Auge genommen und hier ist es ihm in der That gelungen, den Satz: „Die Gewerbe werden verachtet, aber erwerben wollte jeder“, als den charakteristischen Zug oder den rothen Faden, der sich durch das ganze griechische und römische Volksleben hindurchzieht, nachzuweisen; indeß dem gegenüber vermissen wir einmal eine genügende Construction des historischen Bildes, wie sich die Stellung und somit die Bedeutung der Arbeiter bei den Griechen und Römern im Laufe der Zeiten nach den wachsenden Einflüssen des Reichthums und Luxus verändert hat, zum andern die strenge Fixirung und Festhaltung dessen, was die antike Welt unter „Arbeiter“ verstand. In Bezug auf den ersten Punkt bringen selbstverständlich die verschiedenen Zeiten verschiedene Anschauungen und Werthmessungen wenn auch nicht hinsichtlich aller Arbeiter, doch gewiß hinsichtlich derer, welche mit dem Geiste beschäftigt sind, und eben dies war im Leben der Griechen und Römer so weit nachzuweisen, daß man die Hauptmomente der Veränderungen klar erkennen konnte. Bezüglich des zweiten Punktes können wir, wenn die antike Welt in dem Begriff Arbeiter alle mit Kopf und Hand nicht für das allgemein Bürgerliche, sondern für das Eigene arbeitende, gelderwerbende Individuen einschließt, uns unmöglich zu dem verstehen, daß man, wie der Verfasser thut, der Arbeitergalerie Götter, Heroen, Habsucht, Beutejagd und Müßiggang einreiht, indem derartige Mächte und Erscheinungen ebenso gut dem Streben für das Allgemeine als dem für das Besondere angehören. Fordert daher die culturhistorische Gerechtigkeit nach dieser Seite hin eine größere Beschränkung oder Verengung des vom Verfasser angenommenen Begriffs Arbeiter, so muß sie nach einer andern Seite und zwar rücksichtlich der Künstler auf eine ihnen entsprechendere Auffassung dringen, als dies vom Verfasser geschehen ist, indem dieselben bei den Griechen sowol als bei den Römern ihre Tage hatten, wo sie sich durch ihre Schöpfungen über den Kreis der bloßen Arbeiter oder des verachteten Gelderwerbes erhoben und sich allgemeine Anerkennung errangen.

Befinden wir uns demnach mit dem Verfasser in Betreff seiner Auffassung der griechischen und römischen Arbeiter in starkem Zwiespalt, so ist dies jedoch noch mehr der Fall in Bezug auf seine Abschnitte über die Communisten des classischen Alterthums. Hier müssen wir schlechthin aussprechen, daß er in eben dies Alterthum eine Idee getragen hat, welche demselben fremd ist und fremd sein mußte. Wenn einerseits der Industrie des griechischen und römischen Volkslebens ein großartiger Charakter abgeht, weil ihre Triebe nicht in der gesammten Volkskraft wurzelten, so fehlten andererseits derselben Zeit in noch höherm Grade die nöthigen Bedingungen zur Geburt des wahren Communismus, insofern dieser nur da entstehen kann, wo das Bewußtsein und das Herz der Menschheit von der Idee ergriffen und erfüllt wird, daß die Menschen vor Gott gleich und untereinander auf Erden Brüder und Glieder einer großen ethischen Familie sind. Es war das Christenthum, das diesen Glauben zuerst in die Welt brachte; und daher konnte auch nur dasselbe zuerst den Communismus wach rufen. Wo dagegen wie im griechischen und römischen Staatsleben die Menschen nach bürgerlichem Werth und Unwerth gespalten und in Freie und Unfreie gegliedert werden und mithin noch die Sklaverei als eine Nothwendigkeit in der menschlichen Gesellschaft gilt, da läßt sich das Wesen des eigentlichen Communismus nicht als eine mögliche sociale Erscheinung annehmen. Und in der That alles, was der Verfasser unter Communismus zusammenstellt, sind Bestrebungen, welche blos einzelnen Volksschichten zugute kommen, keineswegs auf der Grundlage einer allgemeinen bürgerlichen Gleichstellung in Rechten und Genüssen beruhen. Parteibestrebungen aber, soviel sie auch auf die gleiche Berechtigung größerer oder kleinerer Volksgruppen hinzielen, bilden noch lange nicht das Wesen und Leben des Communismus, der nicht Corporationen, sondern die ganze Menschheit umfaßt.

Wir kommen nun zum Schlusse. Gern gestehen wir dem Verfasser zu, daß er in seiner Schrift ein reiches Material für die Geschichte der Arbeiter im griechischen und römischen Volksleben angesammelt hat, bedauern aber auch zugleich, daß gerade das Hauptthema der Schrift nicht streng wissenschaftlich ausgeführt und daß dieser Mangel um so mehr verschärft worden ist, als das Ganze sich zu keiner durchgreifenden historisch verzahnten Entwickelung erhoben hat. Würde dies geschehen sein, so müßte eine solche Arbeit vor allem dazu beitragen, die schrillen Mistöne oder die klaffenden Schäden in dem socialen Leben des classischen Alterthums bloßzulegen, Schäden, die in der Stellung der Arbeit zu den Trägern des öffentlichen, bürgerlichen Lebens und somit in der gesellschaftlichen Gliederung lagen und die trotz einer vielhundertjährigen Fortbildung der antiken Staaten nicht entfernt wurden und entfernt werden konnten, weil sie durch die antik-religiösen und sittlichen Anschauungen und Einrichtungen gefestigt waren. Erst mit dem neuen Geiste des Evangeliums kam die Erlösung der Menschheit von diesem Uebel.

G. Brückner.

Zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs.

1. Friedrich der Große von Kollin bis Roßbach und Leuthen nach den Cabinetsordres im königlichen Staatsarchiv. Nebst zwei Beilagen und zwei Schlachtplänen. Herausgegeben von der historischen Abtheilung des königlich preußischen Generalstabes. Berlin, Mittler und Sohn. 1858. 8. 1 Thlr.

Bei Gelegenheit der kleinen Schrift über die Schlachten von Roßbach und Leuthen von Müller theilten wir in Nr. 28 d. Bl. f. 1858 mit, daß bei der hundertjährigen Gedächtnißfeier im November und December 1857 von dem Dirigenten der historischen Abtheilung des preußischen Generalstabes in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin Vorträge gehalten worden, welche die Zeit von der Schlacht von Kollin bis zu der von Leuthen umfaßten. Dieselben sind in dem vorliegenden Werke unverändert durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben worden, als Vorstudien, wie wir auch schon bemerkten, zu einem größern Werke, welches aus den reichen Schätzen des königlichen Staatsarchivs hervorgehend, zunächst die Jahre 1756 und 1757 enthalten soll. Der Verfasser sagt in dem Vorwort: „Zählt der Feldzug von 1757 zur unübertroffenen Glanzperiode Friedrich's des Großen, so kam es vor allem darauf an, mit den eigenen Worten des Königs den Geist nachzuweisen, in welchem derselbe rasch, kühn, entschlossen, voll Einsicht, Energie und Seelengröße geführt wurde." Schon in dieser Beziehung ist die Schrift von großem Werthe, aber sie wird es noch mehr durch die eingefügten eigenen Ansichten des Verfassers über Krieg und Kriegführung, welche unbeirrt durch die schwankenden Tagesurtheile über neue Erscheinungen im Kriegswesen auf dem festen Fundament des Bleibenden und Unveränderlichen in der Natur des Kriegs ruhen und über alles den Charakter des Feldherrn und folgerichtig die That stellen. Diese aber führt stets zum Princip der Offensive.

Das Werk schildert zuerst den Eindruck der Schlacht von Kollin auf den König mit den Worten eines Augenzeugen, des Grafen Henckel von Donnersmarck, welcher dabei war, als Friedrich wieder vor Prag eintraf. „Der König lag auf einem mit einem Bettuch belegten Strohsack, da sein Gepäck noch nicht angekommen war. Er küßte, vielleicht zum ersten mal, seinen Bruder (den Prinzen Heinrich) zärtlich und gestand ihm seinen tödlichen Schmerz. Er wiederholte zu verschiedenen malen, daß er zu sterben wünsche." Der Verfasser hebt dann hervor, wie des Königs glühende Phantasie sich auch später mehrfach einen freiwilligen Tod ausgemalt, vor dem ihn Gott gnädig bewahrte, wie aber — und dies ist das Eigenthümliche in dem Charakter des Königs — dieser Seelenzustand nie in einer seiner Handlungen als Regent und Feldherr hervorgetreten sei. Zum Beweise dienen gleich seine Verhaltungsbefehle an Lehwaldt und den Prinzen August Wilhelm. „Daß dieses alles Euch den Muth nicht sinken mache", schrieb er dem erstern. „Meine Meinung ist, daß wir es sobald als möglich an einem oder dem andern Ort auf eine entscheidende Bataille ankommen lassen." Bei dieser Gelegenheit spricht der Verfasser nach dem Zeugniß der im Archiv noch aufbewahrten Briefe des Generals Winterfeld diesen von dem Verdachte frei, den Prinzen bei dem König wegen seiner Operationen getadelt zu haben (vgl. Nr. 6 d. Bl. f. 1859). Wie der König über ängstliche politische Rücksichten dachte, lesen wir in der Antwort auf Lehwaldt's Bedenken, die Russen in Polen anzugreifen, um nicht mit der Republik in Conflict zu gerathen. Lehwaldt freilich verlor die Schlacht, und der König, wie ernstlich er sie auch kaum vier Wochen nach seiner Niederlage suchte, kam nicht dazu. Als er nach Thüringen abmarschirte, um die französische und die Reichsarmee zu schlagen, übertrug er bekanntlich dem Herzog von Bevern das Commando über die zurückbleibenden Streitkräfte. Sein Unglück hat ihn dem schärfsten Tadel ausgesetzt, doch war er einer der geschicktern Generale Friedrich's, der selbst, wie der Verfasser nachweist, durch die Katastrophe von Breslau das Vertrauen des Königs nicht verlor. Von großem Interesse ist die Correspondenz Friedrich's mit dem Feldmarschall Lehwaldt, den er wegen der Niederlage von Großjägerndorf mit der achtungsvollsten Rücksicht tröstete: „Er solle sich die Sache nicht sehr zu Herzen nehmen, es sei ein Unglück, so im Kriege arriviren kann." Wir folgen dem König dann nach Roßbach und lesen mit seinen eigenen Worten, was in ihm vorher bei alle den widerwärtigen Nachrichten vorging. Auch der Humor fehlt nicht; so schrieb er an Fink, der in Dresden vom Laudon angegriffen zu werden erwartete, eigenhändig unter die ihn belehrende Depesche: „Die charmanten Canaillen vom Bascopol haben solche amitié vor uns, daß sie mir nicht verlassen. Ich habe sie hier alle um und vor mir. Also wenn was nach Dresden kömmt, so muß es ein anderes Geschmeiß von die Grasteufels seindt." Aber das Unglück, das er in seinem ganzen Umfange seiner geliebten Schwester, der Markgräfin von Baireuth, schildert, ließ den Gedanken an einen freiwilligen Tod stärker als je in des Königs Seele auftauchen. die Philosophie, wie er selbst gesteht, entschwand ihm unter den Leiden der Gegenwart und nur in der Poesie fand er die Zerstreuung, die ihn von der Ausführung jenes entsetzlichen Entschlusses, „in den Armen des Todes seinen Hafen zu suchen", ablenkte. Wie nun diese Aufschlüsse von allgemein menschlichem Interesse sind, so ist es für den Militär höchst wichtig, die Entschlüsse und Befehle des Königs als Feldherr, wie sie der Drang des Augenblicks geboren, in ihrer Entstehung zu verfolgen und das Werk, wie alle, die wir noch von dem Verfasser zu erwarten haben (bereits ist der Feldzug der Nordarmee erschienen), hat nächst seinen andern Vorzügen besonders darin seinen Werth, daß es aus Quellen geschöpft ist, die bisher unzugänglich waren. Wir versagen uns ungern, unsern Lesern von dem Schriftwechsel des Königs mit seinen Generalen einiges mitzutheilen; alle seine Aussprüche über Krieg und Kriegführung nennt der Verfasser mit Recht wahre Goldkörner. Der erste Abschnitt: „Von Kollin bis Roßbach", endigt mit einer klaren und gelungenen Darstellung dieser „Normalschlacht", wobei auch die neuern Ermittelungen aus süddeutschen Kriegsarchiven über die Reichsarmee berücksichtigt worden sind. Im zweiten Abschnitt folgen wir dem König von Roßbach nach Leuthen. Wir lesen seine Correspondenz mit dem Herzog von Bevern, der ihm durch sein Zurückweichen, durch sein Zaudern, den Feind anzugreifen, wie ihm Friedrich ausdrücklich befohlen, die höchste Unzufriedenheit erregt. „Ich habe Sie vor timide Rathgeber und Conseils gewarnt, sagen Sie aber Kyau und Lestwitz von Meinetwegen grade heraus, daß ihre Köpfe mir insonderheit davor repondiren und fliegen sollten, wenn sie weiter gleichsam wie alte Huren agiren würden und dieses wird noch mehreren andern Generals arriviren, die dergleichen lâcheté und Schwachheit bezeigen und ihr devoir nicht wie redliche Leute thun werden." Des Königs Stimmung war durch den Fall von Schweidnitz aufs äußerste gereizt, daß er gegen die beiden genannten Generale, die eine sehr ehrenvolle Vergangenheit aufzuweisen hatten, so hart sein konnte. Selbst dem Herzog schreibt er, „ohne die termes zu mesuriren", wiederholt, „Dero Kopf soll Mir davor repondiren, daß Dieselben sich von dem Feinde nicht weiter rückwärts zwingen lassen". Eine falsche Nachricht ließ den König einen Moment glauben, daß der Herzog bei Breslau einen Sieg errungen habe (wie in unsern Tagen auch Deutschland mit falschen Siegesbotschaften getäuscht wurde), um so größer war sein Zorn und Schmerz über die Niederlage seines Heeres. Der Verfasser weist nach, daß Bevern nur an der Situation gescheitert, und in seiner ungünstigen Stellung vor Breslau einzig und allein durch den bestimmten Befehl des Königs zur Schlacht festgehalten worden sei. Wir lesen mit Antheil das lange Schreiben, in welchem der Herzog aus der Gefangenschaft, in welche er am Tage nach der Schlacht gerathen, an die Gerechtigkeit des Königs appellirt; er nennt das, was leider geschehen, ein unglückliches Schicksal, zu welchem er ein erzwungenes Instrument gewesen. Der König war auch bald vollständig mit ihm ausgesöhnt und gab ihm, nachdem er im Mai 1758 aus der Gefangenschaft entlassen worden, das Gouvernement von Stettin, woselbst er

gegen die Schweden gute Dienste leistete. Er lehnte es ab, als Generalfeldmarschall in dänische Dienste zu treten, er lehnte auch den Oberbefehl über die portugiesische Armee ab, der ihm 1762 angetragen wurde, und erhielt nach dem siegreichen Gefecht von Reichenbach, das er, wieder zur Operationsarmee berufen, geschlagen hatte, abermals das Obercommando in Schlesien bis zum Schlusse des Kriegs. Später wohnte er oft den berühmten Herbstmanövern bei Potsdam bei und starb 1781. Beiläufig erwähnt war er an Körpergröße vielleicht der erste in der ganzen preußischen Armee. Nach der gelungenen Charakteristik des Herzogs von Bevern kehrt das Werk zum König zurück, der nun, was er unaufhörlich von seinen Generalen gefordert: Offensive, auf den Hals gehen, die bataille suchen, ohne Rücksicht auf die numerische Ueberlegenheit des Feindes, selbst ergreifen wollte, als letztes Rettungsmittel in höchster Noth. Die Schlacht von Leuthen, in ihren Hauptmomenten als allgemein bekannt vorauszusetzen, ist nur kurz skizzirt, desto richtiger aber beurtheilt. Für Detailschilderung verweisen wir unter den neuern Schriften auf Kutzen's Werk (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1858). Interessant war es uns, über den General von Driesen, der durch seinen Cavalerieangriff die Schlacht selbständig, sicher und schnell entschied, einige genauere biographische Notizen zu lesen. Er ist in demselben Sinne Sieger von Leuthen geworden, wie Seydlitz Sieger von Roßbach war. Der Tod rief ihn aber schon im folgenden Jahre ab. Das Werk schließt mit dem Bericht, wie der König nach dem Siege Gott die Ehre gegeben: „Wenn Preußen jemals Ursache gehabt hat, ein «Herr Gott dich loben wir» anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit. Nie habe ich so viele Hindernisse zu überwinden gehabt, aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat." In den Beilagen ist das schon erwähnte längere Schreiben des Herzogs von Bevern an den König und das Kriegsgericht über die Generallieutenants von Kyau, von Katt und von Lestwitz wegen der Uebergabe von Breslau enthalten. Der Verfasser des Werks nennt sich nicht, er arbeitet nur im Interesse des Generalstabes, dem er als Abtheilungschef angehört; in der Armee ist aber sein Name rühmlichst bekannt.

2. Die Schlacht von nicht bei Roßbach oder die Schlacht auf den Feldern von und bei Reichardtswerben den 5. November 1757, und was ihr voranging und nachfolgte. Nach bisher noch unbenutzten authentischen und archivalischen Quellen und nach glaubwürdigen Berichten von Augenzeugen von Johann Elieser Theodor Wiltsch. Mit vier Beilagen, einem Schlachtplan und einer Biographie mit den Schlachtsäulen. Reichardtswerben. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Entschluß, die berühmte Schlacht zu beschreiben, sagt der Verfasser in seinem Vorwort, ist von ihm, der mitten auf dem Schlachtfelde wohnt, bald nach seinem Amtsantritt, vor mehr als zehn Jahren gefaßt worden. Er hat das Werk nun nach einer langen Zeit der fleißigsten Forschungen und Vergleichungen vollendet und übergibt es dem Publikum. „Wie ich alles genau genommen habe", sagt er, „so habe ich es auch mit dem Titel gethan. Der Sinn desselben ist: Die Schlacht von Roßbach genannt, aber bei Reichardtswerben geschehen." Er hat recht, wie ein Blick auf jeden Schlachtplan derselben zeigt; aber es ist ja mit vielen Schlachten, z. B. Hohenfriedberg, Austerlitz, ebenso geschehen. Ferner rechtfertigt er das Erscheinen seines Werks, da schon genug Beschreibungen der Schlacht vorhanden, dadurch, daß noch manches darüber zu berichten, aber auch zu berichtigen gewesen. Er habe sich diese Aufgabe gestellt: nicht blos habe er den Sieg des großen Königs und seines unvergleichlichen Heeres verherrlichen helfen, sondern auch die Franzosen und Reichstruppen vor ungerechten Beurtheilungen in Schutz nehmen wollen. Es weht auch wirklich ein milder Geist der Versöhnung durch das Werk, wie er einem Diener der Kirche wohl ansteht. Er sucht nach den reinen und unverfälschten Quellen, den Berichten glaubwürdiger Augenzeugen. Einen lebenden Augenzeugen hat er nicht mehr getroffen, der letzte, geboren 1743, ist 1834 gestorben und der älteste Mann, den er dort kennen gelernt, vier Tage nach der Schlacht geboren. Dagegen hat er mit seltener Ausdauer und Beharrlichkeit schriftliche Berichte von Augenzeugen in den Kirchenbüchern und Stadtarchiven der Gegend aufgesucht und nächst den gedruckten Werken über den Siebenjährigen Krieg auch das Archiv des Generalstabes in Berlin, zu welchem ihm durch den verstorbenen General von Reyher der Zutritt gestattet wurde, und die herzogliche Bibliothek zu Gotha benutzt. „Wie er alles genau nimmt", so theilt er auch die Namen der Männer mit, welche ihm bei seinem Unternehmen überall freundliche Unterstützung und wodurch angedeihen ließen. Von den veröffentlichten Werken über seinen Gegenstand ist ihm unsers Wissens nichts entgangen, er wußte sogar von dem erst bevorstehenden des Hauptmanns Brodrück, das mittlerweile nun auch erschienen ist. Wo irgend möglich, hat er die eigenen Worte der Quellen wiedergegeben, seine Worte sollten nur die der Manuscripte verbinden und die Uebergänge der einzelnen Gedanken bilden. In dem Werke sind daher die Noten und Beweisstellen, wie bei Schlosser, im Verhältniß zum Texte fast überwiegend.

Nach einer kurzen Einleitung werden die nächsten Vorgänge vor der Schlacht von Roßbach dargestellt, besonders der Empfang, der dem König in Thüringen zu Theil wurde. Dort nahm man ihn, wie einst Gustav Adolf, als den Beschützer des evangelischen Glaubens auf, weil man meinte, der Krieg werde die Gestalt eines Religionskriegs annehmen. Der Verfasser bekundet, daß in seiner Gegend die Einwohner um ihres evangelischen Glaubens willen auf eine himmelschreiende Weise verfolgt worden sind. Die gothaer Manuscripte berichten ausführlich über des Königs Ankunft in Gotha und die Unternehmung der feindlichen Armee gegen das von ihm dort zurückgelassene Detachement unter Seydlitz, das sich fechtend in bester Ordnung zurückzog, um darauf den bekannten aber vielfach entstellten Ueberfall zu machen. Von einem gestörten Mittagsmahl der Prinzen und Generale auf dem herzoglichen Schlosse mit noch dampfenden Schüsseln, welche nun Seydlitz und seine Offiziere verzehrt, ist nirgends die Rede. Die Prinzen verließen schon um 1 Uhr das Schloß, die herzogliche Familie sah von einem Altan der ganzen Action und unbeschreiblichen Verwirrung des Abzugs zu, wobei ihnen eine kroatische Kugel vorüberpfiff und erst um 6 Uhr kam Seydlitz dahin. Nach denselben Manuscripten und einem 1759 erschienenen Werke, dessen Verfasser die combinirte Armee bei Gotha kennen gelernt hat, sowie nach Huschberg's neuern Ermittelungen wird die Stärke und Zusammensetzung dieses Heeres angegeben. Hierauf folgt im ersten Abschnitte der Marsch der beiderseitigen Armeen bis zum Uebergange über die Saale, im zweiten ihre Lagerung vom 2. bis 5. November, mit vielen lokalen Details. Der Verfasser hätte freilich manche Notiz, welche durchaus keine Bedeutung hat, weglassen können, z. B. daß der Pastor Schieritz in seinem Missivenbuche vermerkt: „Die Preußen meldeten ihre Ankunft denen Franzosen mit etlichen so starken Kanonenschüssen, daß wir alle in der Stube herumtaumelten und nicht wußten, wie uns geschahe, denn es war gar so nahe. Dann hörte man von der preußischen Armee das Feldgeschrei: «Wer da?» so alle Viertelstunden wiederholt wurde, so sehr gräßlich anzuhören war." Das fordert eher den Humor gegen den verstorbenen Amtsbruder heraus, welchem selbst das gewöhnliche Anrufen des Lagerdienstes gräßlich erschien. Dagegen nehmen wir mit Dank an, was derselbe Geistliche über die Morgenandacht des peußischen Heeres am 4. November aufgezeichnet hat. Es trat seinen Marsch mit dem Liede an: „Wach auf, mein Herz und singe"; nach Beendigung desselben wurde halt gemacht, die Prediger hielten eine kurze Anrede und ertheilten den Segen, dann ging der Marsch mit dem Liede „Es wollt' uns Gott genädig sein" weiter. Daß überhaupt die Preußen damals geistliche Lieder auf dem Marsche zu singen pflegten, bemerkt auch Varnhagen von Ense in seiner Biographie des Generals von Seydlitz. Der Verfasser gibt dazu noch einige allgemeine Notizen. Er beschreibt dann die Gegend, we

die Heere am Tage vor der Schlacht gelagert haben, mit der Genauigkeit eines Anwohners, der sie in allen Richtungen durchwandert hat und jeden Hügel, jeden Strauch kennt. Den Bericht über die Lager selbst gibt er wörtlich aus Gaudy's Tagebuch, anerkannt die beste Quelle, und fügt in den Noten einiges aus dem Archiv von Mücheln hinzu, welches das Elend der Gegend schildert.

Der dritte Abschnitt enthält die Darstellung der Schlacht. Zuerst wird der Uebermuth der Franzosen in das rechte Licht gestellt, ihr Heerführer erklärte die Preußen für ein kleines Frühstück und meldete nach Paris, er werde bald den König von Preußen gefangen dahin senden, worauf bekanntlich die deutsche und derbe Herzogin von Orléans bei der Tafel sagte: „Das wäre mir lieb, so bekäme ich endlich einmal einen König zu sehen." Dann folgt eine „Heerschau" über die Alliirten, ihre Stärke, Zusammensetzung und Verfassung; auch die schauderhafte Verwüstung und Mishandlung des sächsischen Landes, in welches die Franzosen doch als Befreier kamen, wird nochmals durch Thatsachen bestätigt. So zerhieben sie z. B. einmal 100 Schweine, die sie nicht mitnehmen konnten, in kleine Stücke! Leider waren es aber nicht die Franzosen allein, welche so hausten, auch die Kaiserlichen und Reichstruppen erneuerten die Scenen des Dreißigjährigen Kriegs gegen die „lutherischen Hunde", und entweihten die Kirchen, die heiligen Gefäße, selbst die Bibel auf die scheußlichste Weise! Der Verfasser beschreibt dann das Schlachtfeld, besonders den Höhenrücken, welcher die Bewegung der Preußen den Alliirten verbarg. Die Schlacht selbst scheidet er in eine Cavalerie- und eine Infanterieschlacht, welche sowol der Zeit als dem Raume nach eine halbe Stunde auseinander gelegen. Nichtmilitärische Leser werden gegen diese Auffassung der Momente nichts einzuwenden haben. Wie genau er alles genommen, zeigt wiederum, daß er selbst sogar die Position auf dem Janushügel abgeschritten hat, ob sie Raum für 18 Geschütze mit 20 Schritt vorschriftsmäßiger Intervalle geboten, wobei er sich aber doch um eine Intervalle verrechnet hat. Von der Höhe konnten des Terrains wegen, wie der Verfasser sich durch den Augenschein an Erntewagen, die im Grunde fuhren, überzeugt hat, nur die Kopfbedeckungen der Franzosen wahrgenommen werden, als ihre Colonnen, in der sichern Hoffnung, den König schon umgangen zu haben, plötzlich von einem furchtbaren Feuer empfangen und gleich darauf von Seydlitz mit der Cavalerie angegriffen wurden. Das Resultat ist bekannt. Die Reiterschlacht flutete über die Feldflur bis dicht an den Janushügel und auf der andern Seite bis ganz nahe an Reichardtswerben. Noch in unsern Tagen sind auf der ganzen Strecke Gräber, Gerippe, Waffen, Sporen, selbst französische Goldmünzen gefunden worden. Die Infanterieschlacht dauerte von dem ersten Feuern des Grenadierbataillons Billerbeck an nur eine Viertelstunde, dann löste sich die feindliche Armee in Flucht auf, welche nun Seydlitz, der sich bei Reichardtswerben nach seinem Siege gesammelt hatte, zum Einbruch benutzte. „Besonders die grünen Husaren, Szekely", sagt ein Brief aus jener Zeit, „kamen ungerufen, mengten sich in diese Confusion und haben ganz erschrecklich gewüthet." Der Verfasser ist seit 1847 in jedem Jahre am 5. November auf dem Schlachtfelde gewesen und zwar von Nachmittag 3 Uhr an, um die verschiedenen Momente der Zeit und dem Raume nach festzustellen, er bekundet, daß es beim Beginn der Infanterieschlacht schon zu dämmern angefangen.

Im vierten Abschnitt bespricht er den Sieg und Triumph, der Leser findet hier sogar eine namentliche Liste von allen gefangenen französischen Offizieren. Höchst ergötzlich sind die Schilderungen der großen Furcht vor den Preußen, die sich der Feinde bemächtigt hatte; der Verfasser hat auch hier die Zeugnisse der Zeitgenossen in der Gegend mit Fleiß und Glück gesammelt. Der Pfarrer in Gleina hat es mit vielen Personen gesehen, wie über 400 bewaffnete Franzosen vor zwei preußischen Husaren die Flucht ergriffen; ein Kirchenbuch berichtet: „Das Volk riß vor seinen eigenen Husaren aus, weil sie grün gekleidet waren, wie die preußischen Husaren", und Aehnliches mehr. Betrachtungen über den Eindruck der Siegesnachricht, der sich auch in Gedichten kund gab, schließen sich an; wir lesen endlich die Geschichte der drei Denksäulen, welche auf dem Schlachtfelde nach und nach gestanden haben. Die erste, von Sandstein, hatte die Gemeinde Reichardtswerben gesetzt, sie war schon beschädigt, als Prinz Louis Ferdinand von Preußen 1792 mit dem Eben'schen, später Göcking'schen Leibhusarenregiment (in weiterer Abstammung das jetzige dritte Husarenregiment) das Schlachtfeld passirte, wo er den Offizieren ein glänzendes Gastmahl gab und ein neues Denkmal zu setzen befahl. Diese zweite Schlachtsäule trug die Namen der Offiziere jenes Regiments, welche zu den Kosten beigesteuert. Viele sind uns wohlbekannt. Die erste Säule wurde etwas näher an das Dorf gerückt und später von den Bauern vergraben, als Napoleon 1806 Befehl gab, das Denkmal französischer Schmach fort und nach Paris zu schaffen. Warum er dasselbe, vom Pferde abgesessen, geküßt, können wir freilich nicht recht begreifen. Es war dies die zweite, von den Preußen gesetzte Säule, welche wirklich nach Paris geschafft, wo es in der Nähe der Kirche von St.-Roche aufgestellt und 1814 wahrscheinlich in die Seine gestürzt worden ist. Die ältere Säule, wie gesagt von den Bauern heimlich vergraben, ist später theilweise zum Bauen verwendet worden und nur der Kopf unversehrt geblieben, der gegenwärtig das Denkmal ziert, das zur dritten Jubelfeier der Reformation am 31. October 1817 im Dorfe aufgestellt worden ist. Die dritte Säule endlich verdankt ihre Errichtung Offizieren vom dritten preußischen Armeecorps, als dasselbe nach der Schlacht von Leipzig die Gegend berührte. Zu einem neuen würdigen Denkmale, auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV., ist am hundertjährigen Jubelfeste den 5. November 1857 der Grundstein gelegt worden.

Diese Feier wird ausführlich beschrieben, nachdem der Verfasser noch einige allgemeine Betrachtungen über die Ursachen des schnellen Siegs der Preußen anstellt. Er findet dieselben zum Theil mit Recht in der schlechten innern Verfassung des verbündeten Heeres und theilt aus den gothaer Manuscripten mehrere schlagende Beweise davon mit; natürlich stellt er aber das Genie des Königs und den Ruhm des unsterblichen Seydlitz dabei in das vollste Licht. An der Festrede, welche der Verfasser gehalten, werden unsere Leser sich erfreuen. Eine dankenswerthe Beilage ist die Charakteristik der beiden Kriegsheere und ihrer äußern Erscheinung, nach den gothaer Manuscripten und Lange's „Heerschau der Soldaten Friedrich's des Großen mit Originalzeichnungen von Adolf Menzel". Die zweite Beilage enthält die Schlachtberichte beider Parteien, die dritte deutsche und französische Gedichte über die berühmte Schlacht, die vierte die beiderseitige Ordre de bataille. Möchte der Verfasser von dem größern Publikum, für welches er geschrieben, die Anerkennung finden, welche sein fleißig und gründlich zusammengetragenes Werk verdient.

3. Die Schlacht von Zorndorf. Eine Jubelschrift von Adolf Schottmüller (früher Müller). Mit einem Schlachtplan. Berlin, F. Schulze 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Das hundertjährige Gedächtniß der Siege Friedrich's des Großen hat zu den bereits erschienenen Jubelschriften des Verfassers über die Schlachten bei Prag, Roßbach und Leuthen (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1858) noch die vorliegende über die Schlacht von Zorndorf hinzugefügt. Er nimmt für dieselbe aber einen höhern Werth in Anspruch, als den einer bloßen Jubelschrift, indem er dadurch alles erschöpft zu haben glaubt, was von Quellen irgend zugänglich ist, wodurch seine Monographie einem künftigen Geschichtschreiber Friedrich's des Großen von Nutzen sein werde. Wir sind nur der Ansicht, daß ein Geschichtschreiber, der gründlich zu Werke geht, sich lieber selbst zu den Quellen wendet, und verweisen für die Schlacht von Zorndorf noch auf das ausführliche Werk des Generals von Etzel. Die vorliegende kleine Schrift verfolgt ihren besondern patriotischen Zweck und ist mit Benutzung mancher wenig bekannten Quelle

geschrieben. In der Einleitung, „Der König“ betitelt, wird der Feldzug von 1758 bis zu dem Marsche Friedrich's gegen die Russen dargestellt; der zweite Abschnitt schildert „Die Russen“. Der Verfasser theilt dabei sehr interessante Auszüge aus der Lebensgeschichte Christian Tägen's, damals russischen Feldpredigers, mit, welche im Jahre 1804 erschienen ist. Wir sehen daraus die orientalische Pracht, mit welcher Fermor einherzog. Sein türkisches Zelt, welches das Licht von oben empfing, war im Innern mit weißem und blauem Seidenstoff bekleidet, und prachtvoll möblirt; stets wurde von Silber gespeist, ein Ceremonienmeister ordnete alles an; jeder Toast wurde von Kanonenschüssen begleitet, für die Kaiserin 101, für den Großfürsten 51 u. s. w. Prinz Karl von Sachsen, der bei ihm eingetroffen war, aber mit ihm nicht in vertraulichen Verkehr trat, überbot ihn noch an fürstlicher Pracht. Sein Gepäck beschreibt Tägen ausführlich. Zehn Maulthiere, mit hohen Federbüschen geziert, an deren Spitze harmonisch gestimmte silberne Glöckchen klangen, trugen, von prächtig gekleideten Knechten geführt, auf jeder Seite einen Kasten mit gelber Decke, auf welcher mit Silber und Blau das Doppelwappen des sächsisch-polnischen Hauses gestickt war. Dann folgten 19 berittene Diener, hinter ihnen der Oberstallmeister mit dem Zuge der prinzlichen Reitpferde, etwa 30, jedes von einem Knechte in schöner Livree geführt, dann zwei Prachtkutschen des Prinzen, eine Kutsche mit dem Beichtvater, eine andere mit dem Leibarzte, noch eine mit „zween Damen“ und dann eine Menge von Küchen- und Packwagen. Mitchell, der englische Gesandte, dessen Memoiren der Verfasser ebenfalls benutzt hat, schreibt dem Prinzen Karl von Sachsen ausdrücklich die Einäscherung Küstrins durch das russische Bombardement, wie schon im vorhergehenden Jahre die Zerstörung von Zittau, einer sächsischen Stadt, zu — „aus blindem Eifer“. Das Hauptstück des Werks, die Schlacht, ist nach den bekannten Quellen und einigen andern, z. B. der handschriftlichen Chronik von Küstrin, den Erinnerungen des Predigers Kalisch u. s. w. bearbeitet. Die Kritik des königlichen Morgengrußes vor der Schlacht: „Messieurs, ich gratulire, die Schlacht ist gewonnen!“ lassen wir auf sich beruhen, wie sehr wir auch sonst die fromme Gesinnung des Verfassers ehren. Diese hat ihm, beiläufig gesagt, in einer Kritik von freireligiöser Seite Anfechtung zugezogen; er habe die Schrift wol vor der neuen Wendung der Dinge geschrieben! Als ob diese sich von Frömmigkeit und Glauben ganz abgekehrt habe! Weise man doch dem Verfasser eine Stelle nach, die nicht auch jene anerkennen müssen! Oder wollen sie etwa auch Gottes Macht in den Weltgeschicken leugnen? Daß die preußische Feldmusik beim Vorrücken ein geistliches Lied spielte: „Ich bin ja Herr in deiner Macht!“ ist ihnen vielleicht ein Gegenstand des Spottes, wir tauschen es nicht für die Marseillaise ein. Aus der Schlacht lesen wir mehrere Scenen nach den Berichten von Augenzeugen sehr lebendig geschildert, so die Zustände in der großen russischen Massenstellung, gewöhnlich Quarrée genannt, welche Tägen erzählt. Auch Scenen der Flucht lesen wir, von Augenzeugen aus der Gegend dargestellt. Ob der sechsspännige Wagen mit den erwähnten „zween Damen“ des Prinzen von Sachsen wirklich im Sumpfe versunken, daß weder vom Wagen, noch von den Pferden, noch von den Personen jemals eine Spur aufgefunden worden, lassen wir dahingestellt. Der Verfasser nimmt diese eigenthümliche Versumpfung auf Treu und Glauben eines Neudammers an, der sie in seiner Jugend oft von einem Husaren, welcher es mit angesehen haben will, erzählen gehört.

Zum Schlusse folgen einige Betrachtungen über die Schlacht, welche mit keiner andern des Siebenjährigen Kriegs Vergleichungspunkte bietet, sie zeigt Friedrich's Feldherrngröße besonders darin, daß er Schlag auf Schlag seine ursprünglichen Anordnungen ändern muß und stets mit sicherm Blick die neue Bahn, die der Augenblick nöthig macht, erkennt; Seydlitz gab er ja selbst die Ehre des Tags. Das Schlußwort sagt, daß Preußen durch innigen Anschluß an einen Verbündeten, an die Macht des Geistes, weder die moussirende Nationalität Frankreichs, noch den kirchlich-römischen Geist Oesterreichs, noch die elementare Gewalt Rußlands zu fürchten habe! Welcher Geist ist damit gemeint?

4. Geschichte des preußisch-schwedischen Kriegs in Pommern, der Mark und Mecklenburg 1757—62. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs. Nach gleichzeitigen preußischen und schwedischen Berichten von v. d. 'n. Berlin, Mittler und Sohn. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

In welthistorischen Kriegen wendet sich der Blick unwillkürlich nur den Schauplätzen zu, auf denen die großen Operationen, die Hauptschläge, geführt werden; was seitwärts derselben vorgeht, wo geringere Kräfte gegeneinander ringen und oftmals auch Thaten, der höchsten Bewunderung werth, geschehen, verschwindet mehr oder minder der allgemeinen Beachtung. Das ist überall der Fall gewesen und wird es auch bleiben. Wer denkt nicht dabei an den Feldzug von 1812, wo aller Augen der großen Armee folgten, während doch auf beiden Flügeln deutsche Truppen für ihre Waffenehre rühmlichst kämpften und zum Theil verbluteten, wie das tapfere bairische Contingent. Auch bei dem Siebenjährigen Kriege ist eine Episode desselben, der gegen Schweden geführte Kampf, bisher beinahe gar nicht beachtet und auch von den Schriftstellern sehr oberflächlich behandelt worden. Dies hat den Verfasser der vorliegenden Schrift veranlaßt, den Manen der in diesem Kampfe gefallenen preußischen Krieger durch sein Werk einen bescheidenen Denkstein zu setzen. Er hält dasselbe weder für vollendet noch abgeschlossen, und wünscht nur, daß es dazu dienen möge, andere — Würdigere, Begabtere — aufzumuntern, diesem Theile des großen Kampfes neue und umfassendere Forschungen zu widmen. Wir ehren diese Bescheidenheit und nehmen das Werk als einen willkommenen und erfreulichen Beitrag zur Kriegsgeschichte auf.

Der Krieg gegen die Schweden trägt, wie das Vorwort richtig bemerkt, nicht jenen großartigen Charakter, wie er auf andern Theilen des ausgedehnten Kriegsschauplatzes auftritt, ein desto weiteres Feld bietet er aber für den kleinen Krieg. Hier, setzen wir hinzu, fast ausschließlich, während auf dem westlichen Kriegstheater, wo der Herzog Ferdinand von Braunschweig sich unsterblichen Ruhm gewann (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1859), der kleine Krieg mit dem großen Hand in Hand ging und bei der Armee des Königs derselbe auf Seite der Preußen fast ganz unterblieb, weil der König, solange es ihm möglich war, immer große Entscheidungen suchte.

Das Werk beginnt mit einer musterhaft kurzen Einleitung und geht dann gleich zur Sache; es ist naturgemäß nach den Jahren des Kriegs in fünf Kapitel getheilt. Mit 17000 Mann rückte der schwedische Feldmarschall von Ungern-Sternberg ohne Kriegserklärung in der Nacht vom 12. zum 13. September 1757 über den Grenzfluß von Schwedisch-Pommern, die Peene, und eröffnete dadurch die Feindseligkeiten. Die Stärke und Zusammensetzung dieser Truppen, die fast gar keinen Widerstand in dem von geringen Streitkräften besetzten Lande fanden, ist aus schwedischen Quellen mitgetheilt. Dem commandirenden General in Pommern, von Manteuffel, blieb nichts übrig, als sich auf einzelne Beunruhigungen des Feindes zu beschränken, der immer weiter vordrang. Aus der Ukermark wurde er jedoch auf eine sonderbare Weise wieder verscheucht. General Lieven, der schon Prenzlow besetzt und eine Contribution von 300000 Thaler ausgeschrieben hatte, detachirte eine Abtheilung zum Fourragiren nach Zehdenick. Dieselbe wurde bei ihrem Nachtmarsch aus einem Gebüsch durch fünf als preußische Husaren verkleidete Postillone beschossen, der Offizier glaubte ein starkes preußisches Corps gegen sich zu haben und kehrte eiligst nach Prenzlow zurück, wo er den General Lieven durch seine falsche Meldung zum Abzuge aus der Ukermark bewog. Der wunderliche Vorfall ist glaubwürdig verbürgt. Die schwedische Armee bei Anklam bezog ihre Winterquartiere wieder auf eigenem Boden und Wollin wurde durch einen Ueberfall befreit. Endlich erschien dem bedrängten Pommern Hülfe durch das Corps von

Lehwaldt, das bisher in Preußen gegen die Russen gestanden hatte; eine genaue Liste desselben weist die Truppentheile nach, aus denen es bestand. Die Schweden räumten vor ihm Anklam und Demmin, das sie noch besetzt gehalten und das Jahr endigte zum Vortheil der preußischen Armee, welche ihrerseits nun in Schwedisch-Pommern einrückte, dort Winterquartiere bezog und Stralsund blokirte. Das Obercommando der Schweden ging auf Rosen über, von dem, als noch aus Karl's XII. Schule stammend, man sich viel versprach; auch bei den Preußen wechselte der Oberbefehl, indem Lehwaldt wegen geschwächter Gesundheit dem Grafen Dohna Platz machte, und als dieser auf des Königs Befehl die Blokade von Stralsund aufheben und gegen die Russen marschiren mußte, das Commando über die wenigen in Pommern zurückbleibenden Truppen dem Herzog von Bevern, der soeben seine Freiheit erhalten hatte (vgl. Leuthen), übertragen wurde. Die pommerschen Stände hatten unterdessen eine Landmiliz aufgebracht, nebst Freicompagnien und Provinzialhusaren, für deren Thätigkeit im kleinen Kriege sich ein weites Feld eröffnete. Diese verfolgt der Verfasser, soweit es ihm möglich gewesen, bis zu den Patrouillengefechten, wofür ihm militärische Leser, denen alle taktischen Details höchst willkommen sind, dankbar sein werden. Die schwedische Armee, jetzt unter Hamilton, ansehnlich verstärkt, rückte wieder vor und war nur noch wenige Tagemärsche von Berlin, als der König den General von Wedell mit 8000 Mann aus Sachsen nach Pommern beorderte, um ihrem weitern Vordringen Einhalt zu thun. Dieser ergriff auch sofort die Offensive und zwang die Schweden nach einem glücklichen Gefechte bei Fehrbellin zum Rückzuge bis Prenzlow. Aber bald wurde auch er wieder vom König nach Sachsen abgerufen und das Commando ging auf den früher erwähnten General von Manteuffel zurück, durch dessen Operationen, welche des Feindes Rücken bedrohten, derselbe im December bewogen wurde, sein Lager bei Anklam zu verlassen und sich über die Peene zurückzuziehen. Jetzt erschien Graf Dohna wieder in Pommern, während General von Lantingshausen den Befehl über die schwedische Armee übernahm, die in einem stark verschanzten Lager bei Greifswald stand. Vor dem energischen Angriff Dohna's, der von Manteuffel geschickt unterstützt wurde, wichen die Schweden bis unter die Kanonen von Stralsund zurück, Demmin, Anklam und Peenemünde mußten nach kurzer Belagerung capituliren. Diese Capitulationen sind genau im Texte mitgetheilt. Dohna erkrankte; Manteuffel, welcher im Mai nach Greifswald gerückt war, um die Bewegungen der Russen in Hinterpommern zu beobachten, mußte später zur Armee des Königs abmarschiren, um an der Schlacht von Kunersdorf theilzunehmen; Kleist, den er mit 6000 Mann zurückgelassen, wurde nach dem bedrohten Berlin gezogen. So war also Pommern von Truppen entblößt und die schwedische Armee konnte wieder einbrechen, bis in die Ukermark vordringen und das Land durch Contributionen heimsuchen, um nach kurzem Genusse ihrer leichten Erfolge durch eine kleine preußische Schar zum Rückzuge gezwungen zu werden. Die pommerschen Freicorps führten unterdessen den kleinen Krieg auf das lebhafteste, an demselben nahmen die Belling'schen Husaren eifrigen Antheil. Ohne Schwertstreich gaben die Schweden, 15000 Mann stark, vor jener kleinen Schar, mit welcher Manteuffel Ende September nach Pommern zurückkehrte (Freiregiment Hard, Plettenberg-Dragoner, Belling-Husaren), alle errungenen Vortheile auf und verließen den preußischen Boden, „da die Zeit zum Campiren verstrichen war und der General-en-chef die Cantonnirungsquartiere in Schwedisch-Pommern hatte einrichten lassen". Welche Wendung hätten sie dem Kriege geben können, wenn sie unaufhaltsam gegen Berlin vorgedrungen wären, als der König bei Kunersdorf die große Niederlage erlitten hatte! Interessant für die Geschichte der preußischen Marine sind auch die Nachrichten über den Seekrieg von 1759, der freilich mit einer Niederlage der kleinen pommerschen Flotille endigte. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, da die Schweden sein Land nicht vor dem Einmarsch der Preußen schützen konnten, hatte seine Infanterie, um allen Conflicten zu entgehen, nach Schwedisch-Pommern geschickt, wo sie auf der Insel Rügen, heute würde man sagen internirt wurde.

Der Feldzug von 1760 begann wieder mit kleinern Unternehmungen. Es ist eine traurige, zu allen Zeiten wiederkehrende Erscheinung, wie die bravsten Truppen der Unfähigkeit ihrer Führer zum Opfer fallen! Wer wollte den Schweden ihre altbewährte Tapferkeit absprechen! Sie bekundete sich auch hier bei vielen Gelegenheiten auf das glänzendste. Ein Fähnrich mit 24 Grenadieren vertheidigte sich in einem Gehölz gegen preußische Husaren und keiner nahm den ihnen gebotenen Pardon an; in der Schanze bei Anklam hielt sich ein Lieutenant Fegesack mit 80 Mann drei Tage gegen die Uebermacht, bis er keine Lebensmittel mehr hatte. Die Heeresleitung dagegen! Der Ueberfall von Anklam gelang nicht (nur Manteuffel gerieth dabei im Handgemenge, durch drei Bajonnetstiche verwundet, in Gefangenschaft), dann ruhten die Waffen bis zum August und nun erst wurde der neue Feldzug eröffnet, in der Absicht, bis tief in die Mark vorzudringen. General Stutterheim, der die Preußen befehligte, durchschaute den Plan und wußte ihn zu vereiteln, vorzüglich aber beginnt jetzt der Oberst von Belling mit einem Streifcorps seine kühnen und gewandten Unternehmungen, trotz des unglücklichen Gefechts bei Jagow. Er blieb zuletzt mit seinem Husarenregiment und einigen Abtheilungen Infanterie der feindlichen Armee, welche bei Prenzlow halt gemacht hatte und vier Wochen dort verblieb, ganz allein gegenüberstehen, als fast alle Truppen, über welche der mit Verstärkung angekommene Prinz Eugen von Würtemberg den Oberbefehl übernommen hatte, wiederum dem bedrohten Berlin zu Hülfe eilen mußten. Jetzt aber erschien der General von Werner. Dieser hatte mit seinen braunen Husaren und nur drei Bataillonen Infanterie das von den Russen belagerte Kolberg (vgl. Nr. 44 d. Bl. f. 1858) durch einen kühnen Angriff entsetzt und einen solchen Schrecken verbreitet, daß die russische Armee nicht allein die Belagerung aufhob und sich in größter Eile zurückzog, sondern daß sogar die vereinigte Flotte die Anker lichtete. Dann wandte er sich mit einiger Verstärkung nach Pommern und griff das detachirte Corps von Ehrenswaerd in Pasewalk an. Dies blutige Gefecht, das wiederum der schwedischen Tapferkeit alle Ehre macht, fiel trotz der Erstürmung zweier Redouten zum Nachtheil der Preußen aus, worauf sich Werner in Verbindung mit Belling setzte und durch geschickte Märsche nach Treptow an der Tollense wandte, um die Rückzugslinie der schwedischen Hauptarmee zu bedrohen. Diese wurde dadurch bewogen, ihre Stellung aufzugeben und bis Anklam zurückzugehen. Ueber Werner's Bewegungen, nachdem er in Mecklenburg eingerückt, Contributionen ausgeschrieben und das Land förmlich unter preußische Botmäßigkeit genommen hatte, fehlen die Nachrichten. Ende October marschirte er ab, um den russischen Streifereien von Schwedt aus zu begegnen, und Belling blieb in Pommern wieder sich selbst überlassen. Die schwedische Armee unternahm aber nichts gegen ihn, sondern ging über die Peene zurück, um bei der rauhen Herbstwitterung Cantonnirungsquartiere zu beziehen, nur einzelne Detachements wurden nach Mecklenburg geschickt, um das Eintreiben der Contributionen zu verhindern. Dies gab Belling Gelegenheit zu einigen glücklichen Coups. Anfang December rückte dann der Prinz Eugen von Würtemberg, den der König nach der Schlacht von Torgau entsendet hatte, in Mecklenburg ein und schlug sein Hauptquartier in Rostock auf, wo er den Oberbefehl über sämmtliche gegen die Schweden stehenden Truppen übernahm. Durch seine Leutseligkeit wußte er die Herzen der Einwohner zu gewinnen, auch ermäßigte er die dem Lande auferlegte Contribution von anderthalb Millionen Thaler um den dritten Theil.

Das Jahr 1761 begann in tiefer Ruhe, sogar zwischen den Vorposten waren alle unnützen Alarmirungen eingestellt. In Mecklenburg wurden Rekruten, besonders für das Husarenregiment Belling, geworben, das von fünf auf zehn Escadrons gebracht werden sollte; alle gewaltsame Werbung war aber

verboten. Der Prinz von Würtemberg brach im Mai mit seinem Corps nach Hinterpommern auf, um Kolberg zu decken. In Mecklenburg blieb nur Belling mit seinen Husaren zurück, wurde aber später durch einige Truppen verstärkt. „Hier beginnt die Glanzperiode in Belling's Leben", sagt der Verfasser. Seine Operationen im Feldzuge von 1761 können als Muster in der Geschichte der Kriegführung gelten. Mit seinen geringen Streitkräften wußte er eine ganze Armee monatelang zu beschäftigen und hinzuhalten. Das Gefühl seines persönlichen Uebergewichts theilte sich wie ein elektrischer Funke dem einzelnen Soldaten wie dem Ganzen mit. Seine Unternehmungen grenzten oft an Tollkühnheit; er nahm sich zuweilen, den Feind schon vor der Thür, noch Zeit, Toilette zu machen. Seine kleine, gedrungene Figur und der nie gewechselte Schimmel ließen ihn überall leicht und sicher erkennen und dem Feinde zur Zielscheibe dienen. Er wußte das, aber er stellte sich unter einen höhern Schutz. Ein Zeitgenosse sagt von ihm: „Die Bibel und ein gutes Erbauungsbuch waren seine täglichen Handbücher. Durch sein Gottvertrauen konnte kein Misgeschick seinen Muth beugen, Verzweifeln wie Verzagen war ihm fremd, Hoffen und Handeln waren die Grundzüge seines Charakters." Für die Belege zu dieser schönen und treffenden Schilderung verweisen wir unsere Leser auf das Buch selbst, in welchem der Feldzug von 1761 mit Vorliebe und gelungen in seinen Einzelheiten dargestellt ist. Der Verfasser hat dabei die einander widersprechenden Berichte beider Parteien verglichen und die Wahrheit zu ermitteln gesucht, doch klagt er über mangelhafte Aufschlüsse, die bedauernswerthe Lücken entstehen lassen. Belling erhielt auf eine kurze Zeit zweimal Beistand durch das Corps des Generals von Stutterheim, welcher aber bald wieder abmarschirte. Bis in den Januar 1762 hinein zog sich diesmal der Feldzug, obgleich die schwedische Armee, jetzt unter Ehrenswaerd, bereits Mitte October über die Peene zurückgegangen war. Belling dehnte seine Streifzüge sogar bis Schwedisch-Pommern aus. Dann ruhten die Feindseligkeiten, bis der Waffenstillstand vom 10. April und der Friede von Hamburg am 22. Mai 1762 dem Kriege hier ein Ende machten. Friedrich weigerte sich scherzhaft den Frieden zu unterzeichnen, indem er die schwedischen Gesandten an Belling wies, welchem in der letzten Zeit der Krieg obgelegen habe. Belling, zum Generalmajor ernannt, rückte mit seinem Husarenregiment zu der Armee des Prinzen Heinrich nach Sachsen, wo er noch an der Schlacht von Freiberg, der letzten im Siebenjährigen Kriege, ruhmvollen Antheil nahm. Das war der Mann, unter welchem Blücher seine kriegerische Laufbahn begann. Dieser war als Junker beim schwedischen Husarenregiment Mörner eingetreten, und bei dem Gefecht von Kavelpasse, 27. August 1760, wo ihm sein Pferd erschossen worden, von den Belling'schen Husaren zum Gefangenen gemacht. Belling bewog ihn, in preußische Dienste zu treten, wirkte seine Entlassung aus der schwedischen Armee aus und stellte ihn in seinem Husarenregiment an. Belling's Laufbahn endigte 1779 bald nach dem Frieden von Teschen, nachdem ihm noch in dem Bairischen Erbfolgekrieg der Schwarze Adlerorden und eine Pension von 1000 Thalern verliehen worden war.

5. Ereignisse im Herzogthum Sachsen-Altenburg während des Kriegsjahres 1757. Altenburg, Pierer. 1858.

Der Herausgeber, Professor und Archivar Dr. Gersdorf, sagt über diese Mittheilungen, welche bei ihrem ersten Erscheinen eine so günstige Aufnahme fanden, daß sie lediglich Auszüge aus den Archivacten der ehemaligen Landesregierung seien, da alle Versuche, einzelnes aus den correspondirenden Acten der Unterbehörden zu vervollständigen erfolglos geblieben. Er beklagt mit Recht die kritiklose Vernichtung aller Papiere, die für den unmittelbaren geschäftlichen Gebrauch werthlos geworden und nennt dies einen unersetzlichen Verlust für die Sittengeschichte. Selbst Injuriensachen, die jetzt meist schon nach 15 Jahren vernichtet werden, enthalten oft ein höchst charakteristisches Material zur Zeichnung der Zeit und ihrer Verhältnisse. In der Einleitung wird das noch klarer ausgeführt: „Wie jeder seine Heimat liebt hat, so läßt er sich auch gern von dem Leben, Thun und Treiben seiner Vorfahren erzählen. Aber wie der Wanderer auf dem Wege in die Fremde gar bald die liebe Heimat nicht mehr mit leiblichen Augen sehen kann, so entschwindet auch von den Geschehenen dem Augenzeugen ein Zug nach dem andern und dem nächsten Geschlecht wird es nur sehr unvollkommen mündlich oder in Schriften überliefert; man redet von dunkler Zukunft, aber die Vergangenheit ist es im Grunde nicht weniger. Wie es jetzt vor 100 Jahren bei uns zugegangen und ausgesehen, ist nur noch in großen, groben Umrissen bekannt; wie unsere Vorfahren bei all dem Lärm sich in Haus und Familie gehaben mochten, was sie bei den uns überlieferten Ereignissen in tiefinnerster Seele dachten und empfanden, das erzählt uns niemand." Sehr wahr! Wir können uns kaum noch in Verhältnisse, wie die in den folgenden Mittheilungen geschilderten, hineindenken und der Verfasser, obschon mit dem Thatsächlichen vertraut, muß gestehen, daß ihm bei der Lectüre mehr als einmal das Blut vor Empörung über jene recht-, wehr- und ehrlosen Zustände warm geworden ist. Ueber die kleinen Züge aus der Lokalgeschichte des altenburger Landes, welche der Herausgeber sorgfältig in dem Gepräge der Zeit, ohne etwas ab- und zuzuthun, gibt, mochte die Form des Gedankenausdrucks, als Typus der Zeit auch schwerfällig und ungelenk bleiben, bemerkt derselbe: „Fleisch, Farbe, Leben läßt sich aus verstäubten Acten freilich nicht herauslesen, indessen wird man vielleicht dennoch hin und wieder die alten Gestalten, wie sie leibten und lebten, im Geiste erblicken." Zur Orientirung werden einige Andeutungen vorausgeschickt, wie der Siebenjährige Krieg begonnen und sich nach Thüringen gespielt hat. Nach der Besitznahme von Kursachsen waren während des Winters die Grenzen stark mit Truppen belegt. In Kursachsen mußte jede Gemeinde eine ihr bestimmte Zahl kriegstüchtiger junger Leute einliefern und wer dazu ausersehen zu sein glaubte, suchte ins Ausland zu entfernen. Zwar wurde im Altenburgischen angeordnet, daß keiner fremden Mannsperson der Aufenthalt im Lande zu gestatten sei, aber es mochte dem nicht nachgekommen werden, auch richteten die kursächsischen Gemeinden ihr Augenmerk auf die ausgetretenen jungen Leute. Konnte man ihrer nicht mit List habhaft werden, so kamen nachts eine Anzahl der fremden Bauern durch Soldaten verstärkt oder auch diese allein, in altenburgische Dörfer und gebrauchten Gewalt. Davon werden uns aus den Acten sehr viele Geschichten der abscheulichsten Art erzählt. Reclamationen halfen nichts, es wurden auch einheimische Burschen gewaltsam als Rekruten fortgeschleppt, oft unter den schändlichsten Mishandlungen, und die Regierung war zu ohnmächtig und zu ängstlich, bei den „bedenklichen und gefährlichen Kriegsläuften" energisch Abhülfe zu treffen. Im Jahre 1757 bald nach der Schlacht von Prag kamen dann preußische Streifcorps nach Franken und Thüringen, die Reichsarmee sammelte sich langsam bei Nürnberg, im August rückte ihr Vortrab in Erfurt ein, Laudon (den der Herausgeber noch Loudon schreibt, obschon seine deutsche Abkunft aus dem baltischen Ordenslande feststeht) rückte mit einem kleinen Corps dorthin, andere kaiserliche Truppen folgten, um sich mit dem französischen Heere zu vereinigen. So wurden denn jene Lande von allen Schrecken der Bedrückung und Erpressung heimgesucht.

Nach diesem Eingange folgen dann die einzelnen Vorfälle in der Darstellung jener Zeit. Wir lesen zuerst eine Menge Thatsachen über jenen empörenden Menschenfang. Meist führten die Untersuchungen zu keinem Resultate, die Sache blieb auf sich beruhen. Zuweilen wurden die Gewaltthaten ganz in Abrede gestellt, die Eingefangenen verleugnet. Der General von Rantenkranz, herzoglicher Stadtcommandant, hatte seine liebe Noth mit allen Vorstellungen der Gemeinden und den Ansprüchen, die an ihn gemacht wurden. Eine Freifrau von Breitenbauch, welche von ihren Gütern neun Mann von wenigstens 72 Zoll stellen sollte und dieselben nicht auftreiben konnte, bat um einige Züchtlinge von der Leuchtenburg; die Regierung forderte vom Amte Kahla

Bericht, wie viel zum Kriegsdienste brauchbare Personen im Zuchthause befindlich und befürwortete das Gesuch der Frau von Breitenbauch „wegen der hohen Fruchtpreise" zur Erleichterung der Zuchthauskasse bei dem Herzog; dieser schlug es jedoch ab, ebenso das gleiche Gesuch eines Werbeoffiziers. Auch die Verhandlungen wegen des Tabacksmonopols, das die Regierung einführen wollte, sind charakteristisch genug. Wir lesen das Gutachten der Kramerinnung: es sei nicht zu vergessen, daß die Seele der Commercien in einem freien, uneingeschränkten Ein- und Verkaufe der Waaren bestehe, und derjenige Staat am besten blühe, wo öffentliche Negationen (Negoien?) ungekränkt getrieben werden könnten". Welche Leiden der Krieg dann über jene blühenden Landschaften gebracht und wie sie schutzlos der Willkür fremder Truppen preisgegeben waren, mögen die Leser aus den unzähligen amtlich beglaubigten Ereignissen sehen, die der Herausgeber hier zusammengestellt und mitgetheilt hat. Die kleine Sammlung ist in der That ein guter Beitrag zur Geschichte jener Zeit, über welche die Acten noch lange nicht abgeschlossen sind. Die heute besprochene Reihe neuer Schriften beweist das. **Karl Gustav von Berneck.**

Der eutiner Literaturkreis.

Eutiner Skizzen. Zur Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Wilhelm von Bippen. Weimar, Böhlau. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der interessanten Publicationen auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte sind jetzt so viele, daß wir bei dem besten Willen, sie möglichst rasch zur Anzeige zu bringen, doch dann und wann damit später kommen, als uns selbst lieb ist. Das vorliegende Buch ist vor bereits zwei Jahren erschienen, und da wir erst heute darauf aufmerksam machen, so könnte es manchem und namentlich dem Verfasser selbst so erscheinen, als sei damit eine Art Zurücksetzung und Verkennung des dem Buche eigenthümlichen Werths ausgesprochen. Im Gegentheil müssen wir das Buch als einen sehr interessanten und dankenswerthen Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts anerkennen. Der Verfasser schildert uns darin einen jener vielen Kreise, die sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts in den verschiedensten Punkten Deutschlands und deutschredender Theile des Auslandes, in Zürich, Leipzig, Halle, Halberstadt, Strasburg, Darmstadt, Schloß Warthausen, Hamburg, Berlin, Göttingen, Braunschweig, Münster, endlich Jena und Weimar zu Literatur-, Cultur- und Humanitätszwecken bildeten oder durch sie zusammengeführt wurden: den Literaturkreis zu Eutin mit Voß, dem jüngern Stolberg u. a., dem sich dann als weiterer Kreis das Literatur- und Geistesleben im übrigen Holsteinischen, Lübeckschen u. s. w. anreiht.

Wilhelm von Bippen, den wir als Mitarbeiter auf dem Gebiete der Literaturgeschichte zuerst aus vorliegendem Buche kennen lernten, scheint uns nicht zu der eigentlichen Zunft der Fachgelehrten und Fachschriftsteller zu gehören, und es wäre in der That wünschenswerth, wenn sich Männer, welche im literarischen Kriegshandwerke nicht eigentlich von der Pike an gedient haben, sondern der Literatur mehr genießend gegenüberstehen und mit Ernst der Gesinnung weltmännische Bildung vereinigen, sich mehr als bisher an der Literatur- und Culturgeschichtschreibung betheiligen wollten. Bippen beschränkt sich nicht blos auf jene Namen, welche in den Literaturgeschichten stehend geworden sind und immer wiederkehren, er zieht auch die Einflüsse des allgemeinen Sittenzustandes, der höhern gesellschaftlichen Bildung und der vielen, welche als Liebhaber und vom Laienstandpunkte für das Emporkommen der Literatur und Geistescultur wirkten, mit in den Kreis seiner Darstellung. Nicht als ob wir im Einzelnen mit dem Verfasser immer übereinstimmten. Der Schilderung blos häuslicher und familiärer Zustände, der bloßen Genremalerei scheint uns hier und da zu viel Raum gegeben, während wir anderes weiter ausgeführt wünschten. Gerstenberg's Talent, wie es sich wenigstens epochemachend im „Ugolino" ausspricht, scheint uns nicht ganz gerecht gewürdigt; Claudius' lyrische Verdienste beschränken sich nicht blos auf die beiden Gedichte, die der Verfasser von ihm anführt, und an dem Hainbund scheint er uns zu sehr das blos Burleske hervorzuheben und dadurch den guten vaterländischen Kern, der ihm trotzdem eigen war, zu sehr in den Hintergrund, ja einigermaßen in ein lächerliches Licht zu stellen, ohne dies im Grunde doch zu beabsichtigen. Man muß mit den Extravaganzen begeisterter Jünglinge nicht so scharf rechten und nicht vergessen, daß der Bund der göttinger Dichterjünglinge auch in weitern Kreisen auf das Studentenleben veredelnd gewirkt hat, ja daß in ihm gewissermaßen das naive Vorbild der spätern Burschenschaft zu suchen ist. Von da an breiteten sich jene Ideen, welche die göttinger Dichter in ihren Gesängen feierten, weiter auf den deutschen Universitäten aus: Sittlichkeit, brüderlicher Sinn und Freundschaftsgefühl, Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit, Liebe zu sanftern, von der Poesie verklärten Freuden und zum Naturgenuß. Die freche Zote und überhaupt das gotteslästerliche Wesen verschwand nun immer mehr aus den studentischen Rundgesängen, und es war nicht die Schuld dieser göttinger Jünglinge, daß später das humane Element, dem sie huldigten, wieder mehr und mehr zurücktrat und der reine Cultus des Vaterlandsgefühls, den sie betrieben, dem politischen Raisonnement und der Sucht, hohe Politik zu treiben und eine Art deutschen Carbonarismus einzuführen, nur zu sehr Platz machte. Die Aufgabe von Jünglingsbünden scheint uns nur die zu sein, das heilige Feuer idealer Vaterlandsliebe und Humanität in den Gemüthern zu unterhalten, nicht dem Wirken des künftigen Mannes und Bürgers vorzugreifen. Schwärmen und ideal träumen darf und soll man in der Jugend, aber das praktische, selbständige Handeln und Eingreifen muß dem spätern Lebensalter vorbehalten bleiben.

Bippen schildert uns zuvörderst Stadt und Landschaft Eutin und gibt uns einen Abriß ihrer Geschichte. Dann gibt er ein interessantes Culturbild des vorigen Jahrhunderts in gedrängten, nicht immer gerade sehr neuen, aber gut und charakteristisch zusammengestellten Zügen und in einer Darstellung, die zugleich die tüchtige deutsch-vaterländische Gesinnung des Verfassers aufs überzeugendste bekundet. Wenn man diese Darstellung liest, so wird man jene unserer nüchternen Generation so lächerlich erscheinenden Ausbrüche von Hyperenthusiasmus und Sentimentalität, wie sie damals so häufig vorkamen, nicht mehr für so lächerlich halten, als sie allerdings an sich sein mögen; um aus dem alten Zustande bodenloser Roheit, Ungeschlachtheit und Pedanterie hinauszugelangen, war der Durchgang durch solche Uebertriebenheiten nothwendig. Es ist ein seltenes, so vielleicht nie dagewesenes Schauspiel, daß sich eine Nation trotz der ungünstigen Umstände durch die vereinte Kraft aller Bessern aus einem Zustande heilloser Barbarei sich so schnell zu einer solchen Höhe der Cultur auf allen Gebieten emporgearbeitet hat. Glücklicherweise hatte sich die deutsche Nation bei aller Barbarei eine Naivetät bewahrt wie keine der andern vorgeschrittenen Nationen. Diese Naivetät erklärt jene Erscheinungen von übertriebener Schwärmerei und Empfindsamkeit und ihr verdanken wir es, daß die größten modernen Dichter, die zugleich deutschesten und allgemeinmenschlichsten, aus dem deutschen Volke hervorgegangen sind. Die andern Völker verharrten in ihrer nationalen Abgeschlossenheit; die Deutschen, die kein gemeinsames politisches Vaterland hatten und sich dafür um so mehr zum Menschen auszubilden trachteten, nahmen das Gute von allen Völkern und Zeiten her und thaten das Ihrige hinzu, ebenso viele Naivetät der Empfindung als Schärfe des Gedankens und die ihnen ganz besonders eigene Fähigkeit des Combinirens. Hierzu war ihnen ihre Sprache behülflich, die trotz aller ihr aufgedrängten Verschnörkelungen ihre Urkraft bewahrt hatte und ihre unverbrauchten, ja bisher nicht zur Hälfte benutzten unerschöpflichen Hülfsquellen für die größten Leistungen auf allen Gebieten zur Verfügung stellte, die mit den Philosophen mitphilosophirte, mit den

wissenschaftlichen Forschern mitforschte, mit den Dichtern mitdichtete und den Uebersetzern die Hälfte ihrer Arbeit abnahm.

Seinen culturgeschichtlichen Betrachtungen läßt der Verfasser zwei vollständige Monographien über Friedrich Leopold von Stolberg und über Heinrich Voß folgen, für die das lesende Publikum dankbar sein wird, namentlich auch für die Mittheilungen über Stolberg, von dessen Lebensumständen wol die meisten nur wissen, daß er in seiner Jugend zu den Mitgliedern des Hainbundes gehörte, später katholisch wurde und darüber mit seinem Freunde Voß zerfiel. Von Stolberg's Gedichten und Balladen werden jetzt wol nur noch diejenigen gelesen, die sich ab und zu in Anthologien befinden, von seinen Schriften wol keine, außer vielleicht von irgendeinem sehr glaubenseifrigen und lesezähen Katholiken seine händereiche „Geschichte der Religion Christi". Der Mann ist ein Problem; denn während man wol in den frühern Schriften aller übrigen Apostaten irgendeinen Anknüpfungspunkt für ihren spätern Katholicismus findet, so möchte dies bei Stolberg kaum möglich sein. Früher, auch in seinen kräftigen „Jamben" (1784), eiferte er für alle Arten Freiheit, politische wie religiöse, und gegen das Pfaffenthum. Dagegen lassen sich allerdings schon in der zehn Jahre später erschienenen Beschreibung seiner Reise durch Italien und Sicilien Spuren seiner Gesinnungsänderung finden, und darum wird das Publikum auch die von Bippen aus dieser jetzt wol ebenfalls kaum noch gelesenen Reise mitgetheilten Auszüge willkommen heißen. Stolberg schwärmt für das entsagungsreiche Leben der Ordensgeistlichen auf Sicilien, für die Sicilier überhaupt. „Glückliches Inselvölkchen!" ruft er aus, „das Meer trennt dich von der Feste. Bleib auch in deinen Sitten, deiner Frömmigkeit ein Inselvölkchen!" u. s. w. Auch ein Besuch bei dem Heiligen Vater der ihn in einer Privataudienz empfing, und sein Verkehr mit dem Erzbischof von Tarent, einem übrigens auch von Herder wegen seiner Geistesanmuth und seiner umfangreichen Kenntnisse bewunderten Prälaten, scheinen nicht ohne großen Einfluß auf Stolberg gewesen zu sein. Freilich war auch inzwischen in Frankreich jene sociale und politische Umwälzung vor sich gegangen, die durch die Greuel, welche sie mit sich führte, viele Freiheitsfreunde in Deutschland bestürzt und ihren Begriffen von gesetzlicher Freiheit, die sie früher gehegt, untreu gemacht hat. Stolberg schrieb im Jahre 1791: „Ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet, also Despotie ist, noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. Es sind doch immer Franzosen, die sie waren. Paris, diese allgemeine Masse der Frivolitäten, diese Mutter der Unsittlichkeit, konnte wol der Brennpunkt der Nationalunruhen werden; aber der Sitz heiliger Freiheit, sollte sie das sein können? Und sind nicht Mirabeau und Maury, Erzschalke, an der Spitze der Nation? Ich sehe den Strom heranrauschen, welcher alle Despotien stürzen wird. Segen und Fluch wird er immer mit sich bringen. Denn welche Völker der Freiheit nicht fähig sind, und nur durch hohe Sittlichkeit werden Völker ihrer fähig, die fallen aus der Knechtschaft in die Anarchie. Ich ehre, ich liebe die Freiheit, aber ebendeswegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gift seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat." In diesem Sinne richtete er 1793 an die Franzosen seine Strafrede „Westhunnen", und mit aufrichtiger Freude begrüßt er die Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoche. So ruft er in der Ode „Die Grenze" im Januar 1814:

> Friede, ja Friede sei
> Dem eiteln Volk in alter Grenze;
>
> Aber dem Deutschen sei deutsche Freiheit,
> Soweit die Sprache tönet, die trauliche,
> Die fromme, hehre u. s. w.

Aus der Biographie von Voß führen wir folgende, das Jahr 1772 betreffende Stelle an: „Boie hatte die Voß'schen Erzeugnisse auch Gleim, dem menschenfreundlichen Mäcen aller «hungernden Poeten» mitgetheilt, und durch dessen Unterstützung, wie durch fortgesetzte eigene Verwendung erreicht, daß Voß die nöthigen Reisemittel, sowie Collegien und einen Freitisch in Göttingen erlangte. Nachdem darauf Boie auch die Bezahlung einer Wohnung aus eigenem Antrieb übernommen hatte, wagte Voß nach drittehalbjähriger Prüfungszeit im Oertzen'schen Hause trotz seiner beschränkten Lage im Frühjahr 1772 die Universität zu beziehen." Boie war für den göttinger Dichterkreis das, was Gleim für den weitern Kreis hülfswürdiger Talente in Deutschland war. Gleim war, wie dies auch noch Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften" anerkannte, von einer wahren Leidenschaft besessen, Talenten aufzuhelfen und sie in jeder Weise zu fördern, und dabei schenkte er meist anonym und handelte und wirkte im Verborgenen, sodaß auch der Verdacht fortfällt, er habe Dank und Lob dafür einstreichen wollen. Gleim steht in dieser Hinsicht nicht nur unter den deutschen, sondern auch unter den europäischen Autoren wahrhaft einzig da. Die Besprechung über den interessanten, soeben von H. Düntzer herausgegebenen Herder-Gleim'schen Briefwechsel wird uns Gelegenheit geben, zu den zahlreichen Wohlthätigkeitsacten, die von Gleim bekannt sind, noch zahlreiche andere weniger oder gar nicht bekannte hinzufügen zu können. Indeß dieser Trieb, einander zu fördern, in Stellen unterzubringen, bei reichen Literaturfreunden nach rechts und links zu empfehlen, war zu jener Zeit unter den deutschen schriftstellerischen Talenten sehr allgemein und diesem Triebe namentlich verdankt man es auch, daß sich zu jener Zeit so viele Literaturkreise um diesen oder jenen Mäcen bilden konnten. In jener Zeit war daher auch der Mangel an einer Stiftung wie die Schiller-Stiftung weniger zu empfinden; sie war und ist aber eine Nothwendigkeit in unserer Zeit, wo der Wahrspruch „Hilf dir selber!" auch unter den Schriftstellern, und zumal unter diesen, an der Tagesordnung ist und die reichen adelichen Literaturmäcene fehlen. Wir hoffen, beiläufig bemerkt, im Laufe der Zeit von dieser Stiftung auch eine moralische Wirkung, indem durch ihre Segnungen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der collegialische Geist unter den Schriftstellern wieder kräftiger angeregt werden dürften.

Noch folgendes idyllische Genrebildchen aus Voß' Aufenthalt bei Claudius in Wandsbeck (1775) möchten wir nicht mit Stillschweigen übergehen. „Wir liegen", schrieb Voß damals, „den ganzen Tag im Walde oder in Claudius' kleinem Garten auf einem Grasstück neben einer Laube von zwei Stockwerken und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter neben uns, mit losgebundenen Haaren und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen ein Pfeifchen dabei und schwatzen oder dichten." Ob wol jetzt unter den Schriftstellern noch solche wandsbecker schäferliche Scenen im Grünen möglich sind?

Ende Juli 1782 trat Voß, von dem Antrage seines Freundes Stolberg freudig Gebrauch machend, an Stelle des zur Professur nach Kiel berufenen Eckermann, das Rectorat in Eutin an. Während der ersten zehn Jahre seines dortigen Aufenthalts war Stolberg immer nur auf Wochen oder Monate in Eutin anwesend; dann ließ er sich für längere Zeit daselbst nieder, aber nun hatte bei den immer schroffer sich gestaltenden Meinungsverschiedenheiten der tägliche Umgang zwischen beiden Freunden oft etwas Beängstigendes und Peinigendes, und es kam zwischen ihnen sogar zu heftigen Auftritten. Am Pfingsttage, den 1. Juni 1800, legten Stolberg, seine Gattin und seine ältern Kinder, mit Ausnahme der bräutlichen Tochter, in der Hauskapelle der Fürstin Galyzin zu Münster das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände Overberg's ab. Am 2. August theilte Gräfin Katharina dem darüber ganz außer Fassung gebrachten Voß das Geschehene mit. Am 9. August langte Stolberg mit Frau und Kindern und in Begleitung seines Bruders in Eutin an, und suchte sofort den dort gerade weilenden [illegible]

sophen Jacobi und seinen alten Freund Voß auf. Jener erklärte entschieden, ihn nicht wiedersehen zu wollen, Voß ließ sich verleugnen, sandte ihm dafür aber seine Ode: „Warnung an Stolberg", nebst der brieflichen Bitte, wenigstens die Kinder, deren Uebertritt noch nicht bekannt war, von dem unheilvollen Schritt abzuhalten. Man weiß nicht, ob man dies Verfahren gegen einen alten Freund, welcher Voß manches Gute erzeigt hatte und, wie man doch wol annehmen durfte, aus gewonnener, wenn auch blos subjectiver Ueberzeugung zum Katholicismus übergetreten war, schön nennen darf. Stolberg schrieb denn auch von seinem Standpunkt nicht mit Unrecht an Voß: „Sie werden bedenken, lieber Voß, daß ich meinen andersdenkenden Freunden wie der von den Seinigen angefochtene Hiob sagen könnte: Irre ich, so irre ich mir. Diese Sache ist eine Sache zwischen Gott und mir, und so ist es auch meine *Leitung oder* Misleitung der Kinder, welche nicht Menschen, denen ich Rechenschaft schuldig wäre, sondern Gott mir anvertraute." Uebrigens fügte Stolberg hinzu: „Gegen Sie und Ernestine *bin und bleibe* ich der alte, und gebe Ihnen die Hand darauf." Bevor Stolberg Eutin verließ, um sich in Münster, wo er ein Haus gemiethet, festzusetzen, sprach er den Wunsch aus, persönlich von der Voß'schen Familie Abschied nehmen zu dürfen, was ihm jedoch abgeschlagen wurde, „aus Schonung für Sie und für uns", wie Ernestine Voß ihm schrieb. In seinem Antwortschreiben sagt Stolberg: „Mir ist, seit ich katholisch bin, kein *alter* Freund darum weniger werth geworden; sowie auch kein Protestant, dem das Christenthum wirklich heilig und lieb ist, sich darum von mir entfernt hat. Jacobi, der dem Atheisten Fichte sein Haus in Pempelfort anbot, schloß mir das seinige" u. s. w. Der Abschiedsbrief Stolberg's schloß mit den Worten: „Gott sei mit Ihnen, und mit Voß, und mit Ihren Kindern! Ich umarme Sie beide mit Wehmuth und herzlicher Liebe." Toleranter als Voß und Jacobi dachten von Stolberg's Schritt Lavater, Herder und Goethe. Lavater schrieb: „Bleibe Katholik, *bleib es* von ganzem Herzen! Sei allen Katholiken und Unkatholiken ein leuchtendes Beispiel der nachahmungswürdigsten Tugenden und christlichen Heiligkeit" u. s. w. Herder schrieb am 6. October an Gleim (vgl. den obenerwähnten von Düntzer herausgegebenen Briefwechsel zwischen Gleim und Herder): „Stol*bergen* wollen wir in seinem Katholicism Ruhe wünschen und ja nichts über ihn laut sagen. Er war ein edler Mensch..... Hindern Sie ja alles, liebster Gleim, was von unsinnigen Eiferern zu seiner Beschimpfung laut ertönen mag! es ist unwürdig. Ich hasse solche Eiferer, wie den T—. Was geht sie der verirrte, der kranke Stolberg an? Hat nicht jeder sein Gewissen, *seine Religion* frei?.... Mich dauert Stolberg, weiter kann ich nichts sagen; ich ahne den ganzen Gang seiner Seele. Finde er Ruhe!" So human und tolerant dachte Herder, der protestantische Theolog. Auch der fromme Claudius blieb dem Convertiten treu verbunden. Voß dagegen schleuderte gegen seinen *alten Freund* noch im Jahre 1819 seine bekannte Anklageschrift. Bald darauf, am 5. Januar 1820 starb Stolberg. Seine Witwe schrieb am 19. Januar: „Weder vor noch während der Krankheit meines Gemahls ist irgendeine Bitterkeit gegen den Verfasser der osterwähnten Schrift im «Sophronizon» in sein großes Gemüth und in sein mildes Herz gekommen. Er hat in jener Schrift von dem Augenblicke an, da er sie gelesen, in Absicht auf die Person des Verfassers nur die Aufforderung gesehen, *für ihn* zu beten, und die Seinigen wiederholt dazu verpflichtet."

Zu dem eutiner Literaturkreise gehörte auch H. W. von Gerstenberg, der Dichter des „Ugolino", der 1783, um in der schönen Gegend und in Voß' Nähe zu leben, dorthin zog und mehrere Jahre daselbst weilte; Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, der in der Stolberg'schen Familie in Emkendorf lebte und 1793 nach Pempelfort ging; Schlosser, der Schwager Goethe's und später Schwiegervater des genannten Nicolovius; und der Philosoph Jacobi, der wie Schlosser vor den Kriegsunruhen sich dem friedlichen, geistig belebten Eutin geflüchtet war. Ausgezeichnete Männer und Frauen, die Fürstin von Galyzin, Lavater, G. A. von Halem u. s. w. besuchten Eutin. Mit Meldorf, wo Boie, mit Plön, wo Adolf Friedrich von Hennings lebten und mehrere berühmte Emigranten, Lafayette und der Herzog von Liancourt, sich aufhielten, wie in Emkendorf Graf Portalis und in andern Theilen Holsteins der Herzog von Orléans, Dumouriez, Quatremère de Quincy, Lameth, Frau von Genlis u. s. w.; mit Kiel, Lübeck und Hamburg fand ein lebhafter Verkehr, Besuch und Gegenbesuch statt. Der Verfasser führt uns die betreffenden Persönlichkeiten näher, darunter auch Karl Friedrich Cramer, Reinhold, Kleuker, Köppen, Johannes Geibel, Overbeck den Liederdichter, Frau von Rodde, von ihrem Vater, dem berühmten Schlözer, durchaus männlich erzogen (sie mußte z. B. als sechzehnjähriges Mädchen zu Klausthal in männlicher Kleidung monatelang die Grube befahren und alle Verrichtungen eines praktischen Bergmanns vollziehen), in zehn Sprachen bewandert, Charles Villers aus Lothringen, der mit Dorothea von Rodde häufig nach Eutin kam u. s. w. Ein besonderes und interessantes Kapitel beschäftigt sich mit dem holsteinischen Adel, der sich durch Bildung auszeichnete und unter dem damals die Anzahl der Schriftsteller groß war. Wir lernen bei dieser Gelegenheit unter anderm das merkwürdige Verhältniß zwischen Schönborn und Katharina von Stolberg kennen, das, ohne Ehe zu sein, in unzertrennlicher Genossenschaft, Gebundenheit und Gütergemeinschaft bestand. Dieses seltene Paar, erzählt der Verfasser, „erregte oft auf der Gasse die Verwunderung der Vorübergehenden, wenn er, in schlotterndem Oberrocke, willenlos, sie wahrhaft sibyllinisch von Kleidung und Ansehen, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenstab gestützt, still stand und sich im Stillstande vergessend umschaute." Solche Originale gab es damals auch in den höhern Ständen viele; jetzt sucht man nach ihnen vergebens, wie nach allem Originellen.

Außer den zahlreichen von dem Verfasser angeführten gedruckten Quellen hat der Verfasser auch vieles Handschriftliche benutzt, unter anderm die reichhaltige Autographensammlung des Oberregierungsraths Hellwag zu Eutin, das Bruchstück einer gräflich Schmettau'schen Chronik, den beiläufig 120 Nummern umfassenden Briefwechsel zwischen Voß und Overbeck, im eigenen Besitz des Herausgebers befindliche Originalbriefe, endlich mündliche aber durchaus glaubwürdige Mittheilungen, die er in Eutin und Lübeck sammelte und mit denen er einzelne aus den genannten Quellen nicht zu ergänzende Lücken ausfüllen konnte.

H. M.

Bunsen's Bibelwerk.

Bunsen's Bibelwerk nach seiner Bedeutung für die Gegenwart beleuchtet von Bernhard Baehring. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 12 Ngr.

Nachdem der Tod Bunsen's reiches und großes Leben zum Abschluß gebracht, ist es möglich geworden, in einem Ueberblick den Gesammteindruck zusammenzufassen, den vorher die einzelnen Momente und namentlich seine einzelnen Schriften minder leicht boten. Und in der That ist das Gesammtbild kein anderes als das einer wahrhaft edeln und großen Persönlichkeit, in welcher das rein Menschliche in classisch-antiker Weise mit evangelischem Geiste in seltener Vereinigung und Durchdringung sich vorfindet, sodaß bei ihm unwillkürlich das Goethe'sche Wort zur Geltung kommt: „Er war ein geborener großer Mann, ein Mann aus dem Ganzen."

Bunsen hatte sich ein seiner selbst würdiges Ziel gesteckt in dem redlichen Forschen nach religiöser Wahrheit und ist sich selbst treu geblieben, auch als die Untreue der meisten ihn fast allein ließ; er ist in schwerer und trauriger Zeit eingetreten für die Sache der Gewissensfreiheit und hat durch Wort und That wol manchem Verzweifelnden Trost und Halt geboten; er hat mit prophetischer Siegesfreude ausgehalten und auch andern durch den Nachweis Gottes und der sittlichen Weltordnung in der Ge-

schichte gleiche Zuversicht gegeben, und er hat endlich durch den Hinweis auf das entfremdete Bibelwort den Weg zum Bessern gezeigt aus dem Gezänke der Partei, aus den Uebergriffen nach beiden Seiten und aus der Gleichgültigkeit und Verkommenheit, mochte sie schamlos ihrer Blöße sich brüsten oder schamloser ein Heiligenkleid tragen. Die wissenschaftliche Bedeutung seiner Werke ist hinlänglich zur Anerkennung gekommen, aber es mag als Bunsen charakterisirend daran erinnert werden, wie alle seine Arbeiten jenem Ziele dienten, und wie wir auf allen Punkten jenem sittlichen Ernst, jener männlichen Festigkeit, jener jugendlichen Frische begegnen, an der wir uns um so mehr erfreuen mögen, je häufiger solche Persönlichkeiten mit Recht oder Unrecht der Gegenwart abgesprochen werden.

Freilich gehörte Bunsen zu den Männern, die aus einer großen Zeit in die Gegenwart hereinragten, aber so, daß an ihr Greisenalter nur ihre Reife, nicht ihre Schwäche mahnte; indessen wäre es wahrlich nicht in seinem Geiste gehandelt, wollten wir der Gegenwart das Epigonengepräge aufdrücken und darüber jammern; das neue Leben und Regen auf dem religiösen Gebiete ist vielmehr eine Bürgschaft für die Gegenwart, daß sie trotz allen Untergangspropheten kräftige Lebenskeime in sich trägt und reifen wird, und wie Bunsen an dieser Hoffnung festhielt und sie zum Theil verwirklicht sehen durfte, so wollen auch wir in dem Kampfe der Geister nicht einen Auflösungsproceß, sondern die endliche Entscheidung erkennen, an der jeder redlich mitarbeiten helfe, soviel er kann! Das Andenken Bunsen's aber mag in solchem Streite alle ehrlichen Kämpfer nicht blos so beseelen, daß wir in liebevoller Pietät uns seiner erinnern als eines rüstigen Vorkämpfers und an seiner Frische und Ausdauer die eigene Kraft stählen, nicht so blos, daß wir seinen wissenschaftlichen Forschungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und die Bedeutung seiner Leistungen nicht unterschätzen, sondern auch so, daß wir die von ihm betretenen Bahnen weiter verfolgen und vor allem dem Bibelworte uns zuwenden, dessen siegreicher Kraft er vertraute und welches der Gemeinde neu zu erschließen die Aufgabe seines Lebens war.*)

In diesem Sinn und Geist ist das obengenannte Schriftchen über Bunsen's Bibelwerk geschrieben, von welchem der Verfasser selbst sagt, „daß es zunächst ein Zeichen persönlicher Verehrung und Liebe gegen den unvergeßlichen edeln Mann sein, dann aber auch soweit als möglich eine gleiche Gesinnung gegen ihn zu erwecken suchen soll". Diese Worte dienen als Charakteristik, und es mag nur hinzugefügt werden, daß der Plan und Inhalt des Bibelwerks dem Original möglichst genau entsprechend wiedergegeben ist, sodaß wir hoffen dürfen, des Verfassers Zweck werde dadurch nicht verfehlt werden. Vorher geht eine biographische Skizze, aus welcher wir neben dem gesammten Lebensgange Bunsen's namentlich seine letzten Tage kennen lernen, und es ist erfreulich daraus zu ersehen, wie auch in der Zeit der Krankheit und des schmerzlichen Leidens, die weder der Freunde Antheil noch der Seinen zärtlichste Liebe abkürzen konnte, Bunsen die schöne Klarheit und ruhige Heiterkeit der Seele geblieben ist, die ihn ebenso wenig im Kampfe verlassen hatte. Noch weniger konnte ihn natürlich die körperliche Schwäche zu einer veränderten Stellung in seiner theologischen Ueberzeugung bringen, ja die Theilnahme der Gemeinde, für deren Rechte er so lange muthig eingetreten war, nicht blos an seinem persönlichen Zustande, sondern vor allem an seinem Unternehmen, und ihre Zustimmung dazu hat sicher seine Ueberzeugung ebenso gestärkt und befestigt, wie die immer größere Annäherung an das von ihm erstrebte und miterrungene Ziel seinen Lebensabend verschönte.

Bunsen's wissenschaftliche Bedeutung setzt der Verfasser, wie es auch in den Referaten über „Gott in der Geschichte" seinerzeit ausgesprochen wurde, namentlich darein, daß er sich gegen den durch Hegel's System begründeten logischen Pantheismus wendet, der in seinen Consequenzen nicht zur Erkenntniß der Wirklichkeit und ihrer Gesetze und Bedürfnisse führen konnte und eine Neologie begründete, die vorwiegend zersetzend in der Behandlung des historisch Gewordenen wirken mußte. Die Ursache dieses ungünstigen Resultats findet Bunsen darin, daß mit dem Begriffe des Seins nicht der des Werdens in organischer Weise verbunden worden sei. Aus dem Begriffe des Absoluten allein könne durchaus noch nicht das Wirkliche begriffen werden, und diese Erkenntniß müsse doch die letzte Aufgabe aller Philosophie sein. Es habe darum bei jener philosophischen Schule auch an der Verbindung der historischen Forschung mit der Speculation gefehlt, wie vorher oft die letztere bei der erstern vernachlässigt worden sei. In der richtigen Verbindung dieser beiden Seiten der wissenschaftlichen Thätigkeit findet nun Bunsen den Fortschritt bezeichnet, der nunmehr zu erringen ist, und er selbst hat seine Kraft der Lösung dieser Aufgabe, der Darstellung des geistigen Kosmos oder der sittlichen Ordnung des Weltalls gewidmet; dies ist es, was Bunsen seinen weltgeschichtlichen Standpunkt nennt.

Vor allem war es aber doch das Bibelwerk, auf welches Bunsen's Streben von Anfang an immer gerichtet blieb, dem auch seine übrigen Werke vorbereitend und ergänzend dienen sollten und dessen Tendenz von seinem sittlichen Ernste zeugt, wie ein ethischer Inhalt und eine ethische Bedeutung auch seinen übrigen Werken eigen ist. Zwar erregte das Bibelwerk anfangs einen großen Sturm, der auch jetzt noch nicht vorüber ist, und der Verfasser spricht es selbst aus, daß wenn auch niemand, der Bunsen persönlich kannte, seinem menschenfreundlichen Herzen und seinem großen Geiste Liebe und Verehrung versagte, er doch gerade um dieses Werkes willen einen Gegensatz und eine Anfeindung unter seinen Zeitgenossen gefunden hat, wie kaum ein anderer Schriftsteller unserer Tage. Es ließ sich voraussehen, daß ein in unsere religiösen Verhältnisse so tief eingreifendes Werk viele Gegner finden würde. Aber die Angriffe, auch die persönlichen, wurden der Art, daß die Standhaftigkeit, mit welcher Bunsen sein Werk auf dem Herzen getragen, und der unausgesetzte Fleiß, mit dem er an seiner Vollendung gearbeitet hat, einen wahren Heldenmuth bekunden. Das Wunderbare bei diesen Angriffen ist, daß sie aus den entgegengesetzten Heerlagern stammend entgegengesetzte Anklagen erheben, sodaß sie eigentlich sich gegenseitig aufheben, jedenfalls aber als Quelle das Parteitreiben erkennen lassen. Denn während die „Protestantische Kirchenzeitung" Früchte von vorwiegend orthodoxer Art von einem Manne wie Bunsen befürchtet, erblicken andere Gegner in seinem Werke nur Abfall und Verrath, und nicht etwa nur an der Partei, sondern Verrath an dem Bibelworte in Judas' Art. Wir wollen schweigen von der Unzahl kleiner Geister, die etwas von Lessing's Geiste in Bunsen ahnen mochten und sich beeilten, in Goethe's Manier „Zeugniß abzulegen" gegen das Unternehmen. Auch die anonymen Gegner, welche einen Tropfen Gift ihrem Stiche beizugeben suchten, mögen wir beiseite lassen; Bunsen hat schwerlich ihre Beistimmung je erwartet oder gewünscht; er hat sich immer nur an solche gewendet, die es ehrlich meinen. Ebenso trifft der Pessimismus der „Preußischen Jahrbücher", welche eine Vermittelung zwischen der gegenwärtigen Wissenschaft und dem alten kirchlichen Gemeindeglauben für unmöglich halten, nicht sowol Bunsen. Aber die hämischen persönlichen Angriffe, die perfide Art der Hengstenbergianer, die minder das Werk angreifen, als die Person verdächtigen: sie erregen einen herzlichen Widerwillen, und mit Recht fragt der Verfasser, was aus unserer Kirche geworden sein würde, wenn diese frommen Herren die Herrschaft behalten hätten.

Das Bibelwerk selbst hat am besten die meisten dieser Angriffe widerlegt und wol aus manchem Gegner einen Freund gemacht. Sein Fortgang ist nicht nur durch die Vorarbeiten Bunsen's gesichert, sondern es liegt der größte Theil des Manuscripts bereits druckfertig vor, und der bisherige Mitarbeiter, Licentiat Kamphausen, wird es in Bunsen's Geist abschließen. Zur richtigen Würdigung wird auch Baehring's Schrift etwas beitra-

*) Eine sehr interessante Biographie Bunsen's erschien kürzlich im vierundfunfzigsten Hefte (fünfter Band) des Werks „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon." D. Red.

gen haben, deren ruhiger Darstellung wir in ihrem polemischen Theil nur etwas mehr Derbheit wünschten, als deren Vorzüge aber neben maßvoller Haltung Uebersichtlichkeit und Genauigkeit zu rühmen sind. 33.

Notizen.

Peter von Cornelius.

Die „Literary gazette" bringt von Zeit zu Zeit Correspondenzen aus München, die, wie wir wol glauben annehmen zu dürfen, von einem Nationalbriten herrühren, vielleicht von Charles Boner, indem er sich mit C. B. unterzeichnet. In der Nummer vom 22. Juni berichtet der Correspondent über die am 11. Juni begangene Cornelius-Feier, und er spricht sich dabei über den Gefeierten selbst in folgenden Worten aus: „Cornelius sieht selbst für seine Jahre alt aus; aber noch lebt in seinem Auge ein Feuer und in seinem Blick etwas Durchdringendes, dessengleichen ich nie gesehen habe. Wenn er seinen Blick auf dich richtet, so kommt es dir vor, als ob er jede Außenhülle durchbohre und deine innersten Gedanken durchschaue. Die Nase ist groß und mächtig gestaltet, aber besonders die Stirn bewundernswürdig geformt. Welcher Ausdruck von Macht liegt in diesen breiten hervorragenden Augenbrauen! und so klein der Mann ist, so verkündet doch dieses Haupt allein, daß er nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehört.... Aber wie hoch auch Cornelius wegen seines künstlerischen Genius geachtet ist, so ist er dies nicht weniger wegen der Lauterkeit seines Charakters, wegen seiner Geradheit, wegen seiner allen niedrigen Motiven und aller Intrigue unzugänglichen Gesinnung, wie er dieselbe während seiner ganzen langen Laufbahn bewährt hat. Niemals hat er kleinlicher Eifersucht Raum gegeben, niemals einem vorübergehenden Geschmack gehuldigt, niemals um die Gunst der Großen gebuhlt, niemals dem Mammon sich dienstbar gemacht. Seinen Kunstgenossen hat er sich immer edelmüthig bewiesen, immer war er bereit, den Bedürftigen beizustehen und die Würdigen zu ermuntern. Ihm war die Kunst und sie allein alles. Er hat den Pfad gezeigt, den man gehen muß, und nie ist er von ihm abgewichen trotz aller Versuchungen. Und dies ist es, was ihn allen deutschen Künstlern so theuer macht und was ihm überall, in allen Weiten und Breiten des Landes, eine warme und ehrenvolle Aufnahme sichert. Die Künstlerwelt schaut auf ihn als das glänzende Muster für alle, welche noch folgen werden; er ist die Persönlichkeit (individual man), der sie Ehrfurcht bezeigen, und wo auch von ihm als demjenigen gesprochen wird, den der Künstler zu ehren sich zur Freude macht; nie wird man eine Gegenstimme laut werden hören." Wir, die wir dem großen Künstler und großen Charakter früher, im Jahre 1837, leider freilich nur für wenige Monate, persönlich näher zu treten das Glück hatten, können dieses Urtheil nur bestätigen. Niemals hat ein Künstler auch als Mensch und Charakter einen so bedeutsamen, von dem Gebaren anderer Menschenkinder und Kunstjünger so abweichenden Eindruck auf uns gemacht als Cornelius. Die volle Macht, mit der eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit und echte Künstlernatur wirkt, ist uns an ihm klar geworden. Cornelius erinnerte uns zugleich an eine Zeit, in der es noch erlaubt war, nicht blos Genie, sondern auch Charakter zu sein, und um auf irgendeinem Gebiete menschlicher Thätigkeit heilsame durchgreifende Reformen hervorzubringen, bedarf es nicht blos des Talents, sondern mehr noch des Charakters und einer scharf ausgeprägten Individualität von dem Gepräge eines Peter von Cornelius. H. M.

Zur novellistischen Literatur.

Von Elise Polko erschien eine Sammlung „Neue Novellen" (Leipzig, Schlicke, 1861). Die Verfasserin geht in diesen „Neuen Novellen" auf der Bahn weiter, die sie in ihren Erzählungen „Aus der Künstlerwelt" beschritten hat, nur mit dem Unterschiede, daß es sich in ihnen nicht blos um Maler und historische Persönlichkeiten, sondern auch um Dichter und Tonkünstler, und um Erfindungen ihrer Phantasie handelt. Das Bändchen enthält im ganzen drei Erzählungen: 1) „Vor hundertfunfzehn Jahren 1745", worin den Lesern die damaligen Celebritäten Leipzigs, insbesondere Victoria Adelgunde Gottsched, Lessing und Felix Weiße, die beiden letztern noch als Studenten, vorgeführt werden; 2) „Elisabeth", die Liebes- und Leidensgeschichte einer Blumenmalerin, Elisabeth Müller, von der wir nicht wissen, inwieweit sie aus dem wirklichen Leben gegriffen ist; 3) „Czinka", die Geschichte einer schönen Zigeunerin, in welche die Figur eines einst bewunderten ungarischen Violinspielers, Anthony Czermak, verflochten ist. Die erste dieser Novellen ist nach unserm Geschmack auch die beste. Zwar ist ihre Charakteristik nicht gerade aus der Tiefe geschöpft und ihre Darstellung erhebt sich zu keiner besondern Höhe; aber sie ist einfach und anspruchslos erzählt, zeigt uns die für sie benutzten Persönlichkeiten in ansprechendem oder erheiterndem Lichte und macht im ganzen einen wohlgefälligen Eindruck. Die zweite dagegen leidet an einer krankhaften Sentimentalität und verräth sich in allen Zügen als ein Product specifisch-weiblicher Anschauung. Von der dritten gilt, was die psychologische Charakteristik betrifft, dasselbe; jedoch wird sie für einen großen Theil der Leser dadurch anziehender wirken, daß sie mit mancherlei romantischen Zuthaten ausgestattet ist. 11.

Bibliographie.

Anthony, W., Blüthen und Blätter. Novellen und Gedichte. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Hamerling, R., Ein Schwanenlied der Romantik. Mit einem Anhang von Hymnen. Prag, Kober. 1862. 8. 12 Ngr.

Handelmann, H., Nordelbische Weihnachten. Ein Beitrag zur Sittenkunde. Kiel. Gr. 8. 6 Ngr.

Hausrath, A., Der Ketzermeister Konrad von Marburg. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 8 Ngr.

Herder. — Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. 1ster Band. Herders Briefwechsel mit Gleim und Nicolai. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Heusinger, E., Geschichte der Residenzstadt Braunschweig von 1806 bis 1831. Mit besonderer Berücksichtigung der westphälischen Hof- und Staatsverhältnisse. Braunschweig, Bock u. Comp. 8. 1 Thlr.

Hiller, E., Stimmen vom Krankenlager. Gedichte. Stuttgart, Quack. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lampert, F., Der Fall Magdeburgs. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 7½ Ngr.

Lorenz, O., Die Sempacher Schlachtlieder. Wien, Tendler u. Comp. Lex.-8. 8 Ngr.

Manoco's Ende. Weltgeschichtlicher Schwank in einem Akt von Vielleicht Später. Lübeck. Gr. 8. 4½ Ngr.

Die ostfriesischen Marschen und die Veränderungen der ostfriesischen Küste. Lüneburg, Engel. 8. 7½ Ngr.

Mebing, K. H., Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 8 Ngr.

Michelis, F., Bemerkungen zu der durch J. Kleutgen vertheidigten Philosophie der Vorzeit. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Mitis, F. Ritter v., Publicistische Versuche. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Molitor, J. G., Dorfgeschichten aus dem badischen Unterlande. Pforzheim, Flammer. 8. 22½ Ngr.

Oldenburg, F., Die Brüder des Rauhen Hauses. Wider Hrn. Dr. von Holtzendorff. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

So ist es! Romantisch-phantastisch-medicinisch-pharmaceutische Oper von Giacomo sen. Breslau. 8. 5 Ngr.

Wartenburg, K., An trüben Tagen. Novellen. Zwei Theile. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 12. September 1861.

Jörg's „Geschichte des Protestantismus".

Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung. Von J. E. Jörg. Zwei Bände. Freiburg im Breisgau, Herder. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Es ist eine alte Wahrheit, daß man auch von dem Gegner lernen kann, nur daß unter solchen Verhältnissen die Kunst des bereitwilligen Lernens ebenso schwierig ist wie die Billigkeit und Milde des Lehrers, welche auf religiösem Standpunkte leicht für Gleichgültigkeit gehalten werden kann oder in leidenschaftliche Verblendung übergeht. Dieser Gedanke ist auch bei der Beurtheilung von Jörg's „Geschichte des Protestantismus" festzuhalten, in welcher ein strenger Katholik es unternommen hat, die neuern Bewegungen innerhalb der protestantischen Kirche zu schildern, die natürlich seinen Augen in einem ganz besondern Lichte erscheinen müssen. Die traurige Spaltung der evangelischen Welt, die bereits in ihrem ersten Entstehen ihr bedrohlich zu werden schien, ist gegenwärtig zu einer confessionellen Zerrissenheit geworden, deren gehässiger Eifer alle ihre Freunde schmerzlich erschreckt und dem Gegner alles wahre Leben, alles lebendige Christenthum und alle glaubensvolle Frische verdeckt, die trotz alledem unter der wogenden Flut der Parteileidenschaft verborgen ist, während eine pessimistische Anschauung darin nur eine völlige Auflösung mit der Unfähigkeit zur Weiterentwickelung, ja zum Weiterbestehen gewahrt. Für eine solche Anschauung liegt es natürlich auch nahe, die drohenden Anzeichen vorzugsweise zu betonen und ihre Bedeutung zu steigern, sodaß ihre Vertreter als wahre Grabespropheten ängstliche Gemüther verzweifeln machen könnten, wenn diese nicht mitten in ihren ängstlichen Besorgnissen und Zweifeln, mitten in dem Sturm und der Brandung des unleugbar aufgeregten Meeres auch die Sterne finden und festhalten, die leuchtend ihnen zu Hülfe kommen und deren Licht andere gerade zu frohem Hoffen ermuthigt.

Auch Jörg sieht in den gegenwärtigen Bewegungen des Protestantismus nichts Gutes. Das Resultat seiner Forschungen und die Grundanschauung seines Werks ist eigentlich kurz ausgesprochen die trostlose Beobachtung, daß es mit dem Protestantismus aus ist. Er geht seiner Auflösung nothwendig entgegen, er ist unvermögend eine Kirche zu bilden, er bildet nur Kirchen, und zwar nicht im dogmatischen, sondern höchstens im politisch-statistischen Sinne von staatlich anerkannten religiösen Gemeinschaften, die zum Theil auch nur ein jämmerliches Dasein fristen, verkümmernd unter dem Drucke innern Widerspruchs und deutlicher Selbsttäuschung. Seine Zukunft ist womöglich das Mormonenthum oder eine ähnliche nebel- und schwindelhafte Gestalt, in sich selbst aber vermag er Rettung keinenfalls zu finden. Da das Werk ein rein historisches ist, so unterbleibt natürlich ein Hinweis auf die alleinige Rettung unter solchen Umständen, dessen sonstige Bestimmung sich aus des Verfassers streng katholischer Anschauung leicht ergibt, und wovon sich sogar eine Andeutung bei der Erwähnung einer protestantischen Richtung zu finden scheint, die in ihrem auch sonst deutlichen Zuge zum Katholicismus auch den katholischen Kirchenbegriff aufstellt und zu verwirklichen sucht: ein Unternehmen, das sich allerdings in der protestantischen Welt nur Misbilligung erworben hat.

Es ist nun eine streng-wissenschaftliche Erörterung oder polemische Beleuchtung des unzweifelhaft bedeutenden Werks, dessen Bedeutung auch die Schärfe seiner Sprache und seines Urtheils nicht verringert, wol einem andern Orte zu überlassen; jedenfalls aber verdient es eine genaue Beachtung auch in dem oben angedeuteten Sinne, und seine Wichtigkeit ist selbstverständlich nicht nur eine theologische oder abstract wissenschaftliche, wie sich das auch schon aus seiner Entstehungsweise ergibt. Der Verfasser hat nämlich als Redacteur der „Historisch-politischen Blätter" seine Aufmerksamkeit neben den allgemeinen Zeitereignissen insbesondere auf die eingetretene protestantische Bewegung gerichtet und die Früchte seiner Beobachtung seit dem Jahre 1853 unter dem Titel: „Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus", in jenen Blättern niedergelegt. Seine Absicht hierbei war vor allem — wie es in der Vorrede heißt —, mit jenen Streiflichtern seinen Glaubensgenossen nach dem Maße seiner

Einsicht eine Basis zur Beurtheilung jener protestantischen Entwickelung zu bereiten, nachdem sein anfängliches Erstaunen über die Neuheit und Seltsamkeit der hervorstechendsten Charakterzüge an derselben ihn zu sorgfältiger Beobachtung des Phänomens veranlaßt hätte. Von verschiedenen Seiten darauf angegangen, diese Artikel, die zu einer durch fünf Jahrgänge jener Blätter fortlaufenden Reihe herangewachsen waren, in eine eigene Sammlung zusammenzufassen, „nachdem sie schon als journalistische Streiflichter auch außerhalb der katholischen Kreise namhafte Beachtung und mitunter über Erwarten günstige Aufnahme gefunden", fordert daher der Verfasser vor allem den Vorzug für sein Werk, daß es nicht gemacht und beabsichtigt, sondern sozusagen von selbst gewachsen ist, unter welchem Gesichtspunkte er es auch von den Kundigen beurtheilt wissen will. Als Quellen werden Kirchenzeitungen und andere Zeitschriften verschiedener Art genannt, „an denen sich die Pulse der protestantischen Geschichte am unmittelbarsten fühlen". Den Ausgang bildet der Aufschwung seit dem Jahre 1848; als Schlußpunkt ist die Versammlung der Evangelical Alliance zu Berlin (September 1857) angenommen.

Diese Art des Entstehens, für welche der Verfasser zugleich an den Vorzug des lebendigen Eindrucks vom jedesmaligen Moment erinnert, ist unleugbar wegen der chaotischen Masse des Materials nicht unangemessen, von dessen Umfang der Titel eine Idee gibt. Nur muß gleichzeitig bemerkt werden, daß unter solchen Umständen auch eine gewisse Abgerissenheit der Darstellung nicht gut vermieden werden konnte, sodaß des Werkes ausschließliche Einheit wirklich nur in der feindseligen Tendenz zu liegen scheint, die auf jeder Seite unverkennbar hervortritt und bei aller scheinbar objectiven Haltung überall ein Urtheil durchschimmern läßt, das durchaus nicht zu Gunsten des Protestantismus ausfällt. In Uebereinstimmung hiermit steht auch des Verfassers Ausspruch in der Vorrede, hinsichtlich der Tendenz seine Arbeit sine ira, non sine studio durchgeführt zu haben. Niemand werde ihm zumuthen, als Katholik sans phrase eine *protestantische* Geschichte des Protestantismus zu schreiben, wenn auch sein Bewußtsein ihm sage, die Pflichten der Billigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit erfüllt zu haben; aber wenn auch die religiöse Ueberzeugung des einzelnen als solche zu ehren und für das eigene Urtheil maßgebend ist, so muß doch der Leser jener Erklärung gemäß von vornherein darauf hingewiesen werden und sich dessen bewußt bleiben, daß dies also eine *katholische* Geschichte des Protestantismus ist, und diese Unterscheidung führt von selbst zu der Annahme, daß der Verfasser seine Darstellungsweise von der Geschichtschreibung nach allgemeinen Grundsätzen unterscheidet oder einer katholischen Objectivität sich befleißigt, wie er auch neben dem historischen Interesse noch eine besondere Sympathie für diejenigen Richtungen des neuen Protestantismus zugesteht, bei welchen die Annäherung an die katholischen Grundprincipien eclatant ist. Seine Forschungen haben ihn zu der Wahrnehmung geführt — und diese ihn bei dem „sonst unerbaulichen" Geschäfte gefesselt —, daß der Proceß zwischen den Parteien jetzt endlich bis auf jene Tiefe der großen Spaltung zurückgeführt habe, welche in den mehr als dreihundert Jahren vorher nirgends erreicht worden war, „bis auf jenen Punkt, wo die ganze Uebermacht der Naturgemäßheit und Consequenz in der katholischen Existenzweise des Christenthums überwältigend hervortritt". Das ist sein Trost gegenüber der andern Thatsache, daß im übrigen die confessionellen Gegensätze sich wieder mehr als je schärfen, auch bei der Masse edler Kräfte, welche im religiösen Bruderkriege tagtäglich für den Kampf gegen die vorrückenden Verderber der Societät selbst verloren gehen. Charakteristisch sind in diesem Zusammenhange folgende Worte der Vorrede:

Ich hatte auch die protestantischen Parteien des Tags unter sich zu messen und habe zu diesem Zwecke den rein objectiven Maßstab der reformatorischen Principien getreulich angewendet. Selbstverständlich gestalteten sich hier die Resultate im umgekehrten Verhältniß zu meinen persönlichen Sympathien. Um sie zum vornhinein kurz anzudeuten: ich begreife sehr wohl, wie man Rationalist oder Subjectivist sein kann, ich begreife so ziemlich, wie man Pietist und Unionist werden kann, ich begreife zur Noth, wie man als Altlutheraner vegetiren kann, ich begreife noch leichter, wie man zur Schwärmerkirche übergehen kann; aber ich begreife gar nicht, wie man im Ernste länger als 24 Stunden in dem neulutherischen Widerspruch zwischen Soll und Haben aushalten kann.

Um nun auf den Inhalt des Werks selbst überzugehen, so sind es nach Jörg drei Stufen der protestantischen Entwickelung, die sich im Leben ausgeprägt finden und um die sich die mannichfaltigen Parteien gruppiren: die blos persönliche Religiosität, die objective Christlichkeit und die Basileia, die eigentliche Kirchlichkeit, oder als concrete Begriffe: der Pietismus, „die Religion der blos persönlichen Gottwohlgefälligkeit", der Confessionalismus und das Neulutherthum, jedes mit seinen mannichfaltigen Schattirungen, und den Fortschritt von jenem religiösen Subjectivismus bis zur gegenwärtigen Objectivität zu kennzeichnen, das ist die Aufgabe des Buchs.

Die glückliche Inconsequenz und Indifferenz des Pietismus allein hatte dereinst das Salz gebildet, das, in die stagnirenden Wasser der Orthodoxie geworfen, die Auflösung des Protestantismus verhütete. Jetzt freilich, nachdem man das Rettungswerk bequem zu übersehen vermag, wird auch erkennbar, wie große Opfer es gekostet. Daher hat sich unter den Männern der Reaction heutzutage so gar viel Gehässigkeit gegen die überwundene Stufe des Pietismus festgesetzt, und der erst noch so gefeierte Name Spener's muß sich jetzt nicht weniger harte Reprobationen gefallen lassen als damals, wo der alte Fechtius ihm das Epitheton beatus verweigerte. „Schon verklagt man", sagt Stier, „die Spener'sche Schule, sie habe mit kräftigem Irrthum gelehrt, das Heil der Kirche komme mehr aus der Heiligung ihrer Glieder, als aus ihrem Halten am Bekenntniß, an reiner Lehre." Kliefoth hat geradezu erklärt: Spener verhalte sich zur lutherischen Kirche wie ein erotisches Gewächs. Seitdem ist es auf der Höhe zweiter Stufe des protestantischen Aufschwungs förmlich zur Regel geworden, den Pietismus als eine antilutherische und specifisch-reformirte Ausgestaltung zu behandeln und ihm die Schuld an dem Verderben der objectiven Christlichkeit aufzubürden: die Erzeugung des Rationalismus und des Unionswesens. „Der Pietismus", äußern die bairischen Altlutheraner, „ist der Großvater, wenn nicht gar der Vater des Rationalismus; denn im Pietismus haben sie angefangen, das

ernste Halten auf lautere Lehre über die Achsel anzusehen und haben den Hauptnachdruck auf die Heiligung gelegt und je länger je mehr auf die Werke getrieben; da war's denn dem Unglauben leicht unter dem Schein der Tugendliebe und des Edelsinns an der faulgewordenen Rechtgläubigkeit zu rütteln und sie zu stürzen." Andererseits habe ganz folgerichtig derselbe Pietismus die Hände geboten „zu einem Kirchenbau aus allerlei vermischten Bausteinen, aus Leuten von verschiedenem Bekenntniß, sodaß Irrthum und Wahrheit gleiches Recht und gleiche Geltung haben — zur Union und Allerweltskirche".

Also Unkirchlichkeit ist der Grundfehler des Pietismus, und das Unionswesen, „das sich seit 1817 wie ein erstickender Nebel über das ganze protestantische Deutschland lagerte", ist die natürliche Ausgeburt seiner Vermischung mit der Aufklärung, sodaß heute noch sich diese Allianz gegen den Andrang der objectiven Christlichkeit ohne viele Umstände abschließt. Diese kostete daher ein gewaltiges Ringen, um sich aus der subjectivistischen Befangenheit blos persönlicher Religionsgefühle emporzuarbeiten, und der Verfasser erinnert an den „langwierigen und schmerzlichen" Proceß, den selbst ein „Eisenmann" wie Hengstenberg durchzumachen hatte, ebenso wie die Vereine für Heidenmission, „die freilich dafür jetzt eine Säule und Grundfeste des Altlutherthums sind". Und doch war es immer nicht mehr als bloße Täuschung der Objectivität, was hier angestrebt wurde, im Grunde war es abermals subjective Reproduction „oder aber dürre Buchstäbelei". Kurz wieder nur die alte Orthodoxie mit allen ihren Schwächen und noch dazu mit welchen jüngsten Antecedentien! Indessen die Restauration einer so gefallenen Größe konnte doch unmöglich das Endziel der großen religiösen Bewegung sein, und die Vorkämpfer der objectiven Christlichkeit fühlten es eigentlich auch selbst, daß sie bei der bloßen Glaubensnorm nicht stehen bleiben dürften. Es erscheint daher jetzt ein neuer und ungewohnter Begriff, und zwar zuerst bei den Theologen der vollen lutherischen Exclusivität, der Begriff der Kirche. Allerdings war da das Ziel im allgemeinen vorerst noch weniger klar und sicher gewußt, aber es sprach sich doch allenthalben das Gefühl eines gewissen Mangels an der errungenen objectiven Christlichkeit aus, das unbestimmte Verlangen nach einem Rückhalt für die Glaubensnorm, der nicht wieder sie selbst wäre, und so große Verwirrung und Widerspruchsfülle des Meinens und Wollens auch auf diesem Punkte herrscht, so gewöhnte man sich doch allmählich ohne Ausnahme das unbestimmte Schlagwort „kirchlich" an.

Kirchliche Ordnung! ein schweres Wort, gefährlich und höchst bedenklich auf protestantischem Boden. Um die Tragweite desselben zu begreifen, braucht man nur die objective Christlichkeit selbst mit diesem Begriffe in logische Verbindung zu bringen. Eine Glaubensnorm, die ihre Rechtsbeständigkeit für den Einzelnen erst dadurch gewänne, daß sie durch dessen subjectives Ermessen hindurchginge und in diesem Proceß das Placet erzielte, ist mit kirchlicher Ordnung nicht verträglich. Soll es aber eine Glaubensnorm sein, die aus göttlicher Autorität einer wirklichen kirchlichen Ordnung Beugung des individuellen Willens und unbedingtes Fürwahrhalten forderte, wo blieben dann die protestantischen Principien von der clara sufficiens scriptura, vom sola fide, von der Kirche, welche blos die unsichtbare Vereinigung der wahrhaft Gläubigen sei?

Hier findet sich denn nun jene dritte Stufe, deren Vertreter sich indessen meist darauf beschränkten, die kirchliche Ordnung ohne weiteres im Leben blos äußerlich wiederherzustellen, wobei es ihnen allerdings begegnete, „daß ihre neuen Praxen entweder aller logischen Begründung ermangelten, oder daß sie im Versuch, diesen Mangel zu heben, eine Sprache zu reden begannen, welche der Bellarmin's zum Verwechseln ähnlich sah". Aber im praktischen Leben nahm diese kirchliche Restauration einen raschen Fortgang, um die Kirche wieder in das äußere Leben einzupflanzen, nur begleitete sie trotzdem das Bewußtsein, daß der religiöse Aufschwung in ihr keineswegs vollendet sei. Sie konnte sich noch nicht als die Kirche fühlen, sah sich vielmehr gleich noch ein weiteres und sehr erhabenes Ziel gesteckt, welches als „objective Macht der Kirche" bezeichnet und principiell als ein tieferes Verständniß des Artikels von der Kirche, des Kirchenbegriffs erklärt wird, dessen Fixirung hier für die eigentliche Aufgabe der Gegenwart gilt. Die Abtheilung nun, welche sich mit der protestantischen Kirchenfrage im recht eigentlichen Sinne abgibt, indem sie in dem Hauptpunkte die reformatorischen Symbole corrigiren zu müssen glaubt, sie wird unter dem Namen Neulutherthum begriffen. Sie bildet die Spitze und Krone des protestantischen Aufschwungs; in ihr findet die Kirchlichkeit, die Basileia, wenigstens die gewollte, ihren lebendigsten Ausdruck, nur ist eine Harmonie zwischen dieser Kirchlichkeit und den beiden Grundprincipien der Reformation — das sola fide und die clara et sufficiens scriptura — noch nicht hergestellt.

Nach dieser vorläufigen Skizze der Parteien geht nun das Buch auf die äußern Bedingungen der Reaction über, auf ihr Verhältniß zur Schule und die Stellung und den Kampf der drei Entwickelungsstufen, nachdem noch zur Veranschaulichung der Gefahr und Mühe, welche für die Ueberwindung des pietistischen Standpunktes vorlag, sowie zur Orientirung in dem Parteigewühl und den Schlagwörtern die Geschichte des Entwickelungsganges Stahl's und seines Kampfes mit Bunsen, die Träger der Reaction in Baden und zuletzt Hengstenberg und Vilmar geschildert worden sind. So zutreffend indessen auch manches hier Gesagte unleugbar ist, so müssen wir uns doch mit dieser Anerkennung und der Constatirung der scharfschneidenden aber geistvollen Darstellung begnügen und eilen als zu dem Wichtigern zu dem folgenden Abschnitte, welcher die Reaction für äußere Glaubensnorm darstellt. Es handelt sich hier um das „in dem protestantischen Dualismus unlösbare" Problem von der Stellung des Symbols oder der festen äußern Glaubensnorm zur Schrift. Principiell dreht sich hier die Bewegung um die Frage: „Bibel oder Symbol", praktisch äußert sich diese Frage in dem großen Streite zwischen Union und Confession, Conföderation und Separation oder Exclusivität: ein Streit, für dessen Verlauf, auch nachdem die Evangelical Alliance zu Hülfe gerufen, Jörg nur eine neue Gestaltung der widerstreitenden Elemente als Sektengeist und Kirchengeist erwartet, während der heidelberger Zittel

diesen Gedanken so formulirte, daß er als das Ende des gegenwärtigen Schwankens ein Auseinandergehen nach dem katholisch=orthodoxen Kirchenprincip oder der wirklichen evangelischen Freiheit prophezeite. Zwar selbst ein Stahl konnte noch vor wenigen Jahren die Meinung aussprechen: Union und Confession vermöchten recht wohl in Einer Kirche, zu Zwecken der Vorsehung nebeneinander geordnet, zu bestehen. Jene habe den Glaubensinhalt von menschlicher Beimischung, insbesondere in theologisch=wissenschaftlicher Forschung, je mehr und mehr zu reinigen, diese habe ihn selbst als Bollwerk zu wahren und zu befestigen, damit er sich unter jenen Bestrebungen nicht verflüchtige. Indessen leuchteten die bedenklichen Consequenzen hiervon ein, und immer mehr erkannte man, „daß die Union unfähig sei zur christlichen Zucht der Geister; sie erschien bald als die eigentliche Brutstätte des nihilisirenden, subjectivistischen, demokratisch=revolutionären Geistes, die strenge Confession als deren Gegengift". Die Union gibt dem einzelnen Individuum und der einzelnen Kirche Macht über den gegebenen Glaubensinhalt, sie verlegt die Autorität nach innen; die Confession dagegen behauptet äußere Autorität. Die Hauptfrage also ist: soll die auszulegende oder die ausgelegte Schrift Quelle und Norm des Glaubens sein? Es fehlt nicht an Vertretern für beide Meinungen.

Die Bibel übt innere Autorität, das Symbol als ausgelegte Schrift und festgesetzte Summe der Schrift unterjocht dieselbe unter seine äußere Autorität und muß auch ohne Kirche oder als Selbstkirche die Intention haben, „alles unter den Gehorsam der Kirche zu bringen". Von dem Schriftprincip kann da keine Rede mehr sein, sobald „das Facit für immer feststeht". Jede solche ausgelegte Schrift müßte die katholische Glaubensidee nach sich ziehen: „Insofern schreien die Vertreter der obersten und alleinigen Geltung der sich selbst auslegenden Bibel mit gutem Grund über den Papismus der Confessionalisten." Allerdings protestiren auch die Kämpfer für äußere Autorität des Symbols gegen die Unterschiebung, als wollten sie damit eine todte mechanische Macht aufstellen, und berufen sich zur Rettung des evangelischen Schriftprincips auf die subjective Reproduction. Indessen kann das Symbol diese doch nur unter der Bedingung zugestehen, daß ihr Resultat ihm und der „Bekenntnißzucht" congruent sei, und will man nicht in katholischer Weise auf die Kirche recurriren, so bleibt dem Subjectivismus sein volles Recht: der Inhalt des Symbols wird nur geglaubt, insofern er die Bibel deckt und insofern ihn der einzelne als biblisch erkannt hat. Ganz folgerichtig erwächst aber hieraus die Nothwendigkeit einer andern Concession, die Revisionsfähigkeit und =Bedürftigkeit der Symbole, und es mag an dieser Stelle gleich daran erinnert werden, daß diese selbst ausdrücklich nur als Zeugen der Wahrheit gelten wollen. Nach altlutherischer Ansicht decken sich freilich Bibel und Symbol schlechthin, jede Prüfung gilt hier für ebenso überflüssig wie frevelhaft; für diesen Standpunkt liegt principiell das unanzweifelbare Facit als ausgelegte Schrift vor; aber Jörg fügt hinzu, es bedürfe keiner tiefen Untersuchung, um das Schiefe und Unhaltbare dieser Richtung zu finden. Nach diesen Leuten hat das Recht der freien Auslegung, die Sufficienz und Perspicuität der Schrift nur für Luther und die Verfasser der Symbole Geltung gehabt, sodaß der rostocker Philippi den Inhalt derselben wirklich für inspirirt ansieht; gegenwärtig aber ist dieses Recht in dem System dieser „Stabilitätsmänner" nur noch da, um damit den Katholiken gegenüber zu prangen. Will man daher jener „Ungeheuerlichkeit" eines inspirirten Inhalts der Symbole ausweichen, so bleibt nur die Persönlichkeit Luther's, bloßes Menschenwort als Fundament unfehlbarer Kirchenlehre, und es wird durch diese starre Fixirung der menschlichen Schriftauslegung ein neues Traditionsprincip zur Geltung gebracht, dem die Gegner womöglich noch größere Beschränktheit, Engherzigkeit und Unduldsamkeit vorwerfen, als dem römischen eigen sei. Dann ist keine Schriftforschung mehr möglich, ja sie wird zum Attentat gegen die „gesundene Wahrheit", und doch würde die heutige Orthodoxie dem alten Calovius als die strafbarste Heterodoxie erscheinen, doch ist nirgends mehr Streit über die Lehre als gerade unter den orthodoxen Lutheranern, daß die Gegner zu beiden Seiten zuversichtlich hoffen, es werde endlich niemand mehr wissen, was lutherische Kirche, was lutherische Sekte sei.

Macht man aber auf der andern Seite gemäß dem protestantischen Princip die Bibel wirklich zur Garantie des Symbols, so kann wieder von fester äußerer Glaubensnorm zur Bändigung des zügellosen Subjectivismus keine Rede sein. Das Symbol lebt dann nur durch die individuelle Reproduction und besteht nur so lange, als die Gesammtheit oder die Mehrheit das Revisionsrecht nicht applicirt. Hier sind also die Symbole nur „Zeugnisse der Wahrheit", und die Möglichkeit einer freien Bewegung oder dogmatischen Weiterbildung ist offen gelassen, daß ein Bekenntniß, welches von der überwiegenden Mehrheit einer Kirche nicht mehr bekannt würde, dadurch schon sein Recht verloren hätte. Der entgegengesetzte Weg der „Juristen, welche nur vom überlieferten Rechtsbestand wissen und ihn gewaltsam behaupten wollen", gilt hier für völlig unkirchlich; „man kann das wollen, aber es wird nichts daraus". In solcher Weise sind nun allerdings die Unmöglichkeiten der symbolischen Stabilität vermieden, die alleinige biblische Garantie ist gerettet, das Recht der subjectiven Reproduction gewahrt, die Revisionsbefugniß einer „sogenannten" Kirche sanctionirt. Zugleich ist aber offenbar auch alle äußere objective Autorität verunmöglicht, alle definitiv ausgelegte Schrift verboten, der göttliche Lehrinhalt einem steten Fluß überliefert und insbesondere alle Berechtigung aufgehoben, der unionistischen Tendenz zu widerstehen. Alle Art von Unionismus erscheint dann vielmehr nur als die wohlberechtigte und aus der biblischen Garantie herfließende Anwendung jenes Revisionsrechts, welches die Reformatoren selbst geübt und geheiligt haben. Ja die Bibel als alleinige Garantie des Symbols führt unmittelbar auf die Pflicht Union zu machen. Also die Bibel soll das Symbol bestätigen und

garantiren. Sofort aber sieht man sich gezwungen, für das Verständniß der Bibel selbst nach einer Bestätigung und Garantie zu suchen, die nicht wie bei der Stabilitätspartei wieder das Symbol nur wäre. Ja nach der Art dieser Garantie bei den verschiedenen Richtungen bilden sich dann eben die mannichfaltigen Unionsparteien aus, welche untereinander nicht weniger im factischen Gegensatze stehen, als alle zu der Richtung der Stabilität. Die einen suchen die Garantie des richtigen Verständnisses der Bibel im Leben durch die Tradition, die andern in der Schule durch die Wissenschaft.

Beide Richtungen stellen ihr Contingent zu der großen Partei der eventuellen Revision der Symbole, aber beide erkennen auch die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit eines solchen Revisionsverfahrens an; denn es lassen sich weder die Principien noch der Maßstab desselben finden, und so bleibt denn der „ersehnten Revision" der Symbole gegenüber doch nur ihre interimistische Geltung als Glaubensnorm, zwar nicht für den Glauben des einzelnen, aber doch für das kirchliche Lehramt: eine Forderung, deren Despotismus gegenüber die Behauptung der andern Partei vernünftig und consequent erscheint. So verläuft also auf dieser Seite der ganze Proceß ohne Resultat. Das Reproductions- und Revisionsrecht ist principiell und facultativ zugestanden, aber es beruht thatsächlich als völlig müßig. Wird dagegen damit Ernst gemacht, so führt der damit eingeführte äußerste Subjectivismus zur völligen Bekenntnißlosigkeit. Dies ist denn auch der Ursprung und die Begründung oder Berechtigung der großen Subjectivistenpartei. Die Bibel mit dem Reproductions- und Revisionsrecht der Schule und des einzelnen als Garantie und Normativ des Symbols ist ihr Ausgangspunkt. In consequenter Entwickelung kommen sie mit Nothwendigkeit aber endlich dahin, daß sie mit aller andern äußern Glaubensnorm auch die Bibel selbst als solche Glaubensnorm für unprotestantisch erklären, da sie als Gesetzbuch oder Lehrnorm doch einer authentischen Erklärung bedürfte und somit die ganze kirchliche Institution mit untrüglichem Bekenntniß, Amt und Regiment forderte.

Also die Selbstgarantie des Symbols nach Art des Stabilitätsaxioms läuft nach beiden Seiten hin auf Absurdität aus; die Bibel als Garantie des Symbols überliefert dieselbe der Discretion des Subjectivismus; die Tradition an sich und ohne lebendigen Mund der Autorität bleibt entweder in jenem ersten Sumpfe stecken oder stürzt in diesen zweiten Abgrund. So ist denn die lutherische Strömung wirklich auf die unter andern Umständen natürlichste Rede verfallen: Garantie des Symbols oder der äußern Glaubensnorm sei die Kirche.

Aber wo ist diese Kirche? Es ist noch nicht einmal ein haltbarer Begriff davon ermittelt, und selbst wenn der Protestantismus, anstatt in zahllose Parteiungen zerfallen zu sein, in Einer lutherischen Kirche beschlossen wäre, könnte und dürfte etwa eine solche Kirche ihre Symbole als bindende Glaubensnorm von Autoritäts wegen dem einzelnen aufladen? Protestantisch ist allein, daß jeder seiner Auffassung der evangelischen Wahrheit folge; der Kirchenlehre unbedingt zu folgen, ist römisch. Protestantisch ist allein das, daß in Sachen der Glaubensüberzeugung Befehl und Gehorsam überall nicht stattfinde; Glaubensvorschriften menschlicher Autoritäten gehorchen, das ist römisch. Die symbolmäßige Kirche ist die Summe der recht aus der Bibel Bekennenden, eine bestimmte Auslegung als absolute Norm unter Garantie einer solchen Kirche oetroyiren wollen, das wäre im besten Falle nichts anderes als unberechtigte Tyrannei einer zufälligen Majorität über eine zufällige Minorität, denn Unfehlbarkeit kann eine solche Kirche nie beanspruchen.

So ist denn die „Zukunftskirche, Wiederkunft, neue und reichere Ausgießung des Heiligen Geistes" der gewöhnliche Schluß der Debatte; aber mit Recht finden die Subjectivisten hierin nur den Ausdruck der Verzweiflung, die Sache auf dem Wege der geschichtlichen naturgemäßen Entwickelung durchzuführen. Außer ihnen stimmen aber nur noch zwei Richtungen nicht in diesen Verzweiflungsruf ein: die rechten Altlutheraner von der Stabilität, „die sich mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer in dem Meere ihrer Widersprüche gefallen", und die Neulutheraner, welche den reformatorischen Kirchenbegriff corrigiren wollen, um eine garantiefähige wirkliche und dingliche Kirche an der Stelle der symbolmäßigen Personenkirche zu erhalten. Vorläufig aber wird die bisherige Schilderung mit folgenden Worten geschlossen, deren Schärfe eine Idee von der gesammten Färbung des Werks gibt:

Die Absurditäten des Stabilitätsprincips mit seiner willkürlichen Voraussetzung permanenter Congruenz der ausgelegten Schrift und der auszulegenden Schrift einerseits, die Zukunftskirchensehnsucht und das Neulutherthum andererseits stehen als lebendige Beweise der Thatsache da, daß für eine feste äußere Glaubensnorm, trotz aller Drehungen und Täuschungen, die benöthigte objective Garantie auf dem symbolmäßigen Gebiete der protestantischen Principien nicht zu finden ist. Dieselben lassen nur die Bibel als solche Garantie zu, und zwar, wenn die Drehung im Cirkel nicht sofort von neuem beginnen soll, die Bibel nur in ihrer individuellen Auslegung. Jedenfalls hat so die Summe der Einzelnen Macht über die Glaubensnorm und Kirche, nicht umgekehrt. Dies ist der legitime Boden, in welchem alle Art von Unionismus wurzelt; er hat das Kirchen- und das Schriftprincip des Protestantismus unbestreitbar für sich. Die Confession oder geschlossene äußere Glaubensnorm dagegen besteht nur trotz jener Principien, in der Vertheidigung gegen deren Andrang ist sie reducirt auf den bloßen juridischen Rechtsbestand. Gewiß eine bedenkliche und gebrechliche Stütze in Sachen des Evangeliums!

Praktisch äußert sich nun die Bewegung um die Frage von dem Verhältniß der formulirten Glaubensnorm und der Bibel als der gewaltige Streit um Confession oder Union, und sein Verlauf ergibt sich in Jörg's Darstellung allerdings ausschließlich zum Vortheil der unionistischen Strömung. Das Schriftprincip nämlich und die symbolmäßige Personenkirche sind unzertrennliche und einander bedingende Grundsätze; beide aber verhalten sich wieder bedingt und bedingend zu dem allbeherrschenden Fundamentalartikel vom sola fide, d. h. vom rechtfertigenden Glauben des einzelnen: ein Verhältniß, dessen Verrückung nothwendig katholisirende Consequenzen nach sich zieht, wie sie die Träger der unionistischen Strömung dem Confessionalismus mit Recht auch vorwerfen. Nämlich

ohne das sola fide, d. i. ohne die Ausbildung und Aneignung des Glaubens durch den einzelnen aus der Bibel treten augenblicklich äußere Autorität und gestalteter Glaube einerseits, die katholische Kirchenidee andererseits an die Stelle des Schriftprincips und der Personenkirche. Die Vernachlässigung des Schriftprincips dagegen und die Substituirung der absolut entwickelten Glaubensnorm an seine Stelle verwandelt das sola fide in den katholischen Glaubensbegriff und zieht auch den katholischen Kirchenbegriff nach sich. Dieser symbolmäßigen Logik gegenüber kann sich der Confessionalismus nur mit Inconsequenzen, Widersprüchen und dem trockenen juridischen Rechtsbestande behelfen, und soweit er sich nicht geradezu in die Bewegung um Aenderung des Kirchenbegriffs stürzt, sieht er sich daher zu einer höchst verhängnißvollen Consequenz gedrängt. Man gibt nämlich auf der Confessionsseite die Unterscheidung von seligmachend und fundamental nach, worauf man auf der Unionsseite logisch richtig eine Unterscheidung von fundamental und nichtfundamental herausbildet.

Hätte der Confessionalismus die Möglichkeit eines Kirchenbegriffs, wie er für die Garantie einer Glaubensnorm nöthig ist, dann wäre ihm jene lebensgefährliche Concession unmöglich; unter der Dictatur des sola fide entsteht sie aber ganz natürlich. Nämlich den ganzen Lehrinhalt in den rechtfertigenden Glauben hereinzuziehen, das wäre offenbare Verleugnung des sola fide, und so unterscheidet man denn, nicht der ganze Lehrinhalt sei nothwendig zur Seligkeit, aber wol sei der ganze Lehrinhalt fundamental. Ganz richtig aber schließen hieraus die Gegner, auf deren Seite überhaupt die Stärke einer consequenten Logik in diesem Streite unbedingt gefunden wird: was nicht nothwendig ist zur Seligkeit, das kann auch nicht fundamental sein.

Man erkennt hierin die feste Basis aller Union. Der Kirchengeist weiß sich dagegen nur durch den Machtspruch zu verwahren, daß er jene ganze Unterscheidung ausschließlich für die Theorie anerkennt, aber jede praktische Consequenz, namentlich alle kirchenbildende Bedeutung ihr abspricht: eine Entscheidung, deren Widerspruch nur ihre Willkür gleichkommt. Jener Unterschied sollte eigentlich nur bewirken, daß zwischen den Inhabern des seligmachenden Moments die Lehrdifferenzen in andern Punkten nicht als trennend im kirchlichen Leben eintreten dürften, und in diesem Sinne war daher die preußische Union, deren Grundgedanke jener war, eigentlich eine Lebensunion. Indessen eine solche ist nur die unterste Stufe und beruht nur auf jener willkürlichen Unterscheidung von seligmachend und fundamental; die richtigere Logik in der Unterscheidung von seligmachend oder fundamental einerseits, nichtfundamental andererseits führt zu der Lehrunion, für welche freilich jedoch immer das Wie der Ausscheidung des Nichtfundamentalen und der Herstellung des benöthigten Minimum fraglich bleibt. Natürlich soll die Schule durch die Wissenschaft diese Aufgabe vollziehen, und sie hat sich derselben mit Ausnahme der Stabilitätskirchen allenthalben so eifrig unterzogen, daß Unionismus und theologische Wissenschaft als identisch aufzutreten pflegen; aber sie konnte dafür entweder das gelehrte Bibelverständniß ausschließlich benutzen oder der Tradition im kirchlichen Leben mehr oder weniger Recht lassen und dem entsprechend Unions- oder Consensustheologie werden. So schaffte die negative Union die Bekenntnisse durch das weitherzigste quatenus ab, d. i. dieselben sollten nur gelten, „soweit" es der individuellen Bibelauslegung convenire; die positive aber ließ die Sonderbekenntnisse in Geltung, ausgenommen die kirchentrennende Eigenschaft der Differenzlehren. Den Vorzug der Consequenz hat nun unbedingt wieder die Unionsidee der Subjectivisten. Sie behalten allein die Principien als Unionsbasis bei, namentlich das sola fide, und überlassen die Anwendung aus der Bibel an jeden einzelnen. Von allem Lehrinhalt ist ihnen nur fundamental „Christus, so wie sie ihn nach einer treuen und gewissenhaften Forschung in der Heiligen Schrift erkennen", und das sola fide führen sie im Munde, um zu behaupten, daß es überhaupt nicht darauf ankomme, was und wie viel geglaubt wird. Es ist dies eigentlich nur der pietistische Indifferentismus in wissenschaftliche Form gebracht, denn sie wollen nur die sich selbst auslegende Schrift, keine außerhalb der Schrift liegende authentische Norm ihrer Auslegung, ja ausdrücklich ohne dem Fluß der sich selbst auslegenden Schrift irgendwo Grenzen zu stecken und unter entschiedenem Protest gegen den Judaismus, der die Menschen einfangen will unter allerlei Gesetz und Formel. Dieser „bekenntnißlosen" Union und ihrer Consequenz gegenüber ergibt sich sofort die Schwäche der positiven Union. Principiell beansprucht sie nämlich das gleiche Revisionsrecht wie jene zur Behandlung der Sondersymbole und zur Ausscheidung des Fundamentalen vom Nichtfundamentalen. Aber sie begnügt sich mit der Vereinigung von Lutherthum und Calvinismus, worauf sie willkürlich in dasselbe Stabilitätsaxiom verfällt, das eben erst für unwahr und unprotestantisch erklärt wurde, wenn sie nicht aus dessen stagnirenden Wassern in den reißenden Wirbel der Kirchenbegriffsrevision sich stürzt. Solche Verwirrung ist die Folge jener Unterscheidung, und nur die katholische Rechtfertigungslehre und das katholische Kirchenprincip vermag davor zu bewahren. Das erkennt nun auch die Stabilitätspartei und strebt darum nach dem Schein dieses Vortheils, allein es ist dies nur Widerspruch und Selbsttäuschung. Indessen ist selbst dieser Schein das höchste Ideal des protestantischen Aufschwungs, da er zu der wahren Quelle des Uebels nicht zurückzugehen vermag. Trotzdem aber erfährt die confessionelle Exclusivität das strengste Urtheil, dessen Kraft noch durch den vernichtenden Hohn gesteigert wird, mit welchem sich Jörg gerade gegen diese Partei wendet.

So hart aber Jörg's Urtheil klingt — man möge es im Buche selbst nachlesen —, so entbehrt es doch nicht der Wahrheit, wie die nun folgende Ausführung beweist, und die hierbei geschilderte versöhnliche Milde der gerade von den Altlutheranern so geschmähten Reformirten kann nicht verfehlen, diese Partei in das rechte Licht zu setzen, die

es für Gewissenssache ausgibt, in ihrer Mitte wohnenden Reformirten das Abendmahl zu versagen, weil es durch ihre Theilnahme entweiht werde, und über den Grundsatz jubelt: Lieber keine Bibel im Hause, als eine von der englischen Bibelgesellschaft!

Bei aller sonstigen Verschiedenheit ihrer Tendenz theilte auch die Conföderation des Kirchentags vom 20. September 1853 der Exclusiven symbolgemäßen Kirchenbegriff einer bloßen Personenkirche. Dieses Kirchentages Zweck war die Conföderation der lutherischen, reformirten und unirten Kirche als die Einheit der evangelischen Kirche Deutschlands, und als gemeinsames Symbol setzten die Lutheraner die specifisch-lutherische Augustana vom Jahre 1530 durch. Der mildernde Zusatz jedoch, „jeder möge mit seinem Gewissen abmachen, was er unter den Worten dieser unveränderten Augustana verstehe", brach dieser Vereinigung die Spitze ab, und so erklärten denn eigentlich die Reformirten, ihre besondern, in der Augustana verworfenen Lehren standhaft festhalten zu wollen, die Unirten dann, die Gegenlehren je der Lutheraner und Reformirten nicht verwerfen zu wollen, die Lutheraner endlich konnten nicht umhin, dies beides als antiaugsburgisch zu erkennen; aber der Kirchentag nannte dies nichtsdestoweniger „eine mit vollster Offenheit und Wahrhaftigkeit vollzogene, positive Darlegung der in ganz Deutschland gültigen evangelischen Lehre und der Grundlage des kirchlichen und rechtlichen Bestandes der evangelischen Kirche in Deutschland". So stimmten sie in allem überein, nur in dem nicht, worin sie nicht übereinstimmten, wenn auch ein Glied der Versammlung am Schlusse „unentwagt" donnerte: „Wir müssen bekennen, daß wir Eine Kirche sind und Einen Leib haben." Weit entfernt also die angestrebte Vereinigung von Union und Confession verwirklicht zu haben, bewies dieser Versuch eigentlich nur die Unmöglichkeit davon, und drei Universitäten beeilten sich denn auch, gegen das Ganze Protest einzulegen, da durch jenes vermeintliche Bekenntniß zur Augustana die Lauterkeit der Kirchenlehre für zweifelhaft erklärt würde; ja aus Mecklenburg ward entschieden, die Theilnahme an einem Entschlusse komme dem Austritte aus der lutherischen Landeskirche gleich.

Was nun in dem Bisherigen von dem protestantischen Aufschwunge im ganzen gesagt worden ist, das weisen die folgenden Kapitel im einzelnen von den Bewegungen in den kleinern und in der preußischen Landeskirche nach, und die Gerechtigkeit fordert es, anzuerkennen, daß für des Verfassers Zweck eine geschicktere Darstellung nicht gefunden werden konnte. Die mit Citaten belegten zahlreichen und interessanten Einzelheiten sind trefflich benutzt, um überall nur Verwirrung und völligen Mangel an irgendwelchem sichern Halt nachzuweisen; das Widersprechende, ja Entgegengesetzte der einzelnen Richtungen überall in das gehörige Licht gesetzt, und das Resultat dasselbe wie vorher: es wird aus dem allen der Schluß gezogen, daß eine Rettung unmöglich ist, weil der Protestantismus seinem Wesen nach den Keim der nothwendigen Auflösung in sich trägt, sodaß jeder Versuch zur Vereinigung den Parteien nur eine neue hinzufügt und so die Verwirrung steigert.

Dies gilt denn auch von der Partei der Zukunftskirche, d. i. von derjenigen Richtung, welche die Lösung des Widerspruchs, nämlich die Sichtbarmachung der symbolmäßig unsichtbaren Kirche, welche doch Amt, Zucht und Verfassung leisten soll, von einer reichern Ausgießung des Heiligen Geistes in der Zukunft erwartet, also an den natürlichen Mitteln und der geschichtlichen Entwickelung verzweifelt.

Wir begegnen hier zunächst der „Innern Mission", in welchem Gedanken man Ersatz für die entschwundenen kirchlichen Realitäten, Mittel und Weg die rechte Kirche hervorzubringen hoffte. Bei der thatsächlichen Verfallenheit und Unfähigkeit dessen, was sich für Kirche ausgibt, sollte die Innere Mission nicht etwa amtlich, sondern als das allgemeine Priesterthum dahin wirken, Christum unter den Massen wieder zur Anerkennung zu bringen, und ihre Stützpunkte in den hohen Kreisen der Gesellschaft hielten sie bei diesem Freiwilligkeitsprincip fest. Aber indem in ihr eine Minorität willkürlich sich selbst an die Stelle der Kirche setzte, war ihr Wesen Amtlosigkeit und Unkirchlichkeit von Haus aus, und durch Hinzutritt des social-politischen Moments erwuchs ihr die Gefahr, Werkzeug zu politischen Zwecken, bloßer Bundesgenosse der Politik und Polizei zu sein oder als solcher zu erscheinen. Im Gegensatze zu der Geistlichkeitskirche nämlich, die im protestantischen Dualismus befangen als bloße „Sonntagsschule" die Kirche vom wirklichen Leben trennt und das irdische Gebiet der Sorge der irdischen Gewalt freiwillig überläßt, besetzte die Innere Mission diesen leergelassenen Punkt, mußte aber nicht nur Verdächtigungen ihrer reinen Gesinnung, sondern auch den Vorwurf eines christlichen Socialismus erfahren. Den Todesstreich aber gab sie sich selbst, als sie am berliner Kirchentage sich als „deutsch-evangelische Gesammtkirche" hinstellte und ihrer Idee untreu, nur eine Regeneration der Kirche zur wirklichen Volkskirche zu sein, so die Zukunftskirche selbst anticipirte. Indessen lösten sich aus ihrem weiten Schose zwei ausgeprägte Zukunftskirchenrichtungen los, deren Gegensatz zunächst in ihrem Kirchenbegriffe liegt, denn die eine hat eine Zukunftskirche dinglicher Natur im Sinne, d. i. es bildet sich die Kirche hier aus gottgegebenen Dingen, die andere bleibt bei der symbolmäßigen Personenkirche. Die erste wird „die juridisch-politische Katholicität der theologischen Dilettanten" genannt, und in diesem glücklich gewählten Namen liegt schon ihre Charakteristik. Es ist hier die Kirche „der göttliche Organismus mit Recht und Macht über den Menschen", und zu ihrer Verwirklichung soll ihr die protestantische Kirche ihre wesentlichen innern Wahrheiten, die katholische aber ihren festen organischen Bestand liefern. Dabei macht die unmögliche Vereinigung der protestantischen Principien, namentlich des sola fide, mit der angestrebten katholischen Unfehlbarkeit der Unbefangenheit dieser Richtung wenig Sorge, sowenig wie die Vereinigung des allgemeinen Priesterthums mit einer gegliederten Hierarchie sammt Primat, oder die

Sicherung des lutherischen Rechtsbestandes und der Begriff einer Zukunftskirche; es ist eben der Standpunkt der Widersprüche. Die andere Richtung, die Evangelical Alliance, bleibt dagegen den Symbolen treu und verlegt die Kirche als unsichtbare, in den innern Glauben des einzelnen. Ihre Vertreter achten den individuellen Glauben höher als alle kirchlichen Fragen und weisen als Lügner diejenigen zurück, welche die Glaubensformel über die Glaubenskraft stellen. Es ist der Sektengeist, der hier spukt und das Ganze zu einer Erweiterung des angloamerikanischen Baptismus macht. Daneben aber führt die Tendenz, diese Kirche sichtbar zu machen, ihre Vertreter zu der Behauptung, sie selbst seien die Kirche, und so zur Vereinigung von Union und Confession. Dieser Widerspruch trennte von ihnen die preußischen Unionisten oder Subjectivisten, welche in ihrem Kirchenbegriffe sich sonst nicht weit von ihnen entfernten und nur die enge Formulirung der Bekenntnißgrundlage als Bedingung der Zugehörigkeit bedauerten. Sie bauen an einem Dome, „dessen Mauern weit genug sind, die ganze Christenheit zu umfassen, alle, die Jesum allein ihren Herrn nennen", und hierzu bedürfen sie nur der Freiheit einer convenabeln Verfassung und den nöthigen Raum, um die Kirchenthür weit genug zu machen; alle Welt kann wirklich dieser Kirche der Negative angehören; aber was ist hier aus dem Kirchenbegriff geworden?

Man sieht, um diesen Kirchenbegriff dreht sich bei Jörg alles: er ist der stete Angriffspunkt, der Mittelpunkt der Discussion und der Maßstab der Beurtheilung. Auch die folgenden Kapitel über die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit oder Sichtbarmachung der Kirche, über das geistliche Amt und die Disciplin stehen damit im engsten Zusammenhange, während die Schilderung der schwärmerischen Sekten Deutschlands und Amerikas diese als die Caricaturen der Kirche darstellen. Es ist auch dieser Punkt charakteristisch und zugleich erklärend für die Grundanschauung des ganzen Werks, denn der Kirchenbegriff mit seinen Consequenzen ist die Kluft, welche Protestantismus und Katholicismus trennt, und die nie ausgefüllt werden kann. In ihm können alle Differenzpunkte leicht und natürlich zusammengefaßt werden, und aus dem einseitigen Festhalten des jedesmaligen Standpunktes ergibt sich dann eine nothwendig schiefe Beurtheilung oder ein völliges Misverständniß der andern Partei.

Das Christenthum mit allen seinen Wahrheiten und Segnungen — so lehrt das Tridentinum — besteht wirksam nur in der Kirche, welche eine sichtbare ist, unter dem sichtbaren Statthalter Christi auf Erden stehend. Sie besteht wie jeder Staat aus Regierenden und Regierten. Letztere sind die Laien, die sich der Kirche unbedingt unterwerfen müssen, die ersten sind die Kleriker, deren Versammlung unter ihrem Primas gesetzgebende Gewalt hat, da sie vom Heiligen Geiste geleitet wird. Im Besitze der Wahrheit entscheidet diese Kirche, d. i. die Gesammtheit der allein dazu befugten Kleriker, bei entstandenen Streitigkeiten und fördert kraft der von den Aposteln ererbten Weihe Unterwerfung dergestalt, daß nicht nur außer ihr kein Heil, sondern daß sogar die Wirkung des andererseits auf seiten des Empfangenden ex opere operato wirkenden Sakraments abhängig ist von dem Verhältnisse des Spendenden zur Kirche. Es ist dieser Satz allerdings dahin abgeschwächt worden, daß auf seiten des administrirenden Geistlichen nur Intention erforderlich sei — intentio faciendi id quod facit ecclesia —, aber auch aus dieser Fassung resultirt dieselbe Omnipotenz der Kirche. Es ist also der katholische Kirchenbegriff wesentlich ein juristischer und seine Mängel Legalität und Aeußerlichkeit, welche den ethischen Charakter des Protestantismus nie zu fassen vermag. Sicherheit und Bestimmtheit, Consequenz und Abgeschlossenheit sind die imponirenden Vorzüge dieses Kirchenbaues, die den Denkenden wie den an das Denken nicht Gewöhnten gleichmäßig befriedigen. Aber die Unterordnung oder Aufopferung der Persönlichkeit wird zur kläglichen Knechtschaft der Gewissen, ihre Stabilität hebt die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung auf und fordert despotisch eine Uniformität, die nie wahr sein kann und es nie vermag, eine reale Lebensmacht zu werden. Die Autorität der Kirche endlich, selbst abgesehen von der problematischen Natur jener apostolischen Succession und der hierdurch erfolgten Weihe, ist menschliche Anmaßung, die Schrift verdrängend, wie der in Wirklichkeit allein bestehende Curialismus bezüglich der Unfehlbarkeit des Papstes — denn der Episkopalismus ist bloße Theorie geblieben — die gesetzgebende Gewalt der Concilien illusorisch macht. Auf diesem Standpunkte ist es unmöglich, die Principien des Protestantismus und seine Bewegungen zu verstehen; die Berechtigung der Persönlichkeit bei aller Unterwerfung unter die Schrift, die Verinnerlichung und der sittliche Ernst, wie sie dem Protestantismus eigen, erscheinen hier als Zerrbilder. Die protestantische Kirche dagegen ist kein Staat und will keine Rechtsanstalt sein, ihr Wesen ist durchaus ein ethisches, und den verkehrten Bestrebungen einzelner gegenüber, sie dennoch zu einer Rechtsanstalt zu machen, gilt einfach jenes Wort: „Man kann so etwas wollen, aber es wird nichts daraus." Darin lag gerade die Berechtigung und Wahrheit der Innern Mission, daß sie ihre Aufgabe von dem kirchlichen Amte trennte und ihre Tendenz von der amtlichen Aufgabe des Seelsorgers unterschied; jene katholisirenden Richtungen aber werden immer an dem gesunden Sinn und dem sittlichen Ernst der Mehrzahl scheitern. So sind auch die Bewegungen der Gegenwart, durch die Berechtigung der Persönlichkeit bedingt, demjenigen unverständlich, der eine dogmatische Weiterbildung nur denken kann in der Weise, wie z. B. die immaculata conceptio zum Dogma erhoben wurde, oder wie bei einer gewünschten Kanonisirung das geschickte Plaidoyer des advocatus diaboli durch einen Machtspruch niedergeschlagen wird. Verständigung, ja nur Verständniß ist hier unmöglich, daher die Anschauung dieses Werks, und man braucht dabei nicht zu Verdächtigungen des Charakters zu greifen; nein, je entschiedenerer Katholik einer ist, desto weniger ist ein anderes Urtheil möglich, sonst hat er die Kirchenlehre schon verlassen. Hier kommt

nur der Zwiespalt zur vollen Geltung durch die geschickte Schilderung, die dem Zwecke völlig entspricht, durch des Verfassers Geist und Witz, wodurch das ganze Buch spannend wirkt, und durch die Vollständigkeit der Darstellung, deren Länge bei ihrer geistvollen Form nicht ermüdet.

Aber das Buch ist auch lehrreich, und nicht blos weil es eine Uebersicht bietet. Die confessionelle Zerrissenheit des Protestantismus war anerkannt, ehe Jörg sein Buch schrieb. Hat dieses durch seine Schärfe verletzt, nun vielleicht nutzt es auch als eine unwillkürliche Mahnung zur Einigkeit. Mahnte doch im Oesterreichischen Successionskriege selbst der türkische Sultan die entzweiten christlichen Staaten Europas zur Einigkeit. Möchte hier der Erfolg ein besserer sein! 33.

Georg Washington.

Georg Washington. Ein Lebensbild von J. Venedey. Freiburg im Breisgau, Wagner. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende durch Klarheit und Einfachheit sich dem großen Publikum empfehlende und den sittlichen Anschauungen des Verfassers Ehre machende Biographie Georg Washington's kommt wie gerufen in einem Augenblick, wo die wesentlich als eine Schöpfung Washington's zu betrachtende große nordamerikanische Republik infolge des Abfalls von den gesunden sittlichen Principien des edeln Mannes in zwei feindliche Heerlager gespalten und in einem unseligen Bürgerkriege begriffen ist. Der Verfasser hebt namentlich alle jene Momente hervor, welche geeignet sind, jene Staatsgrundsätze und die hohen sittlichen und geistigen Charaktereigenschaften seines Helden klar ans Licht zu stellen; auf Vollständigkeit des Details, namentlich in Bezug auf militärische Vorgänge, kam es ihm nicht an; er theilt davon nur so viel mit, als geeignet und nöthig erschien, die Klugheit, Entschlossenheit, Mäßigung, Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit Washington's, dieses antiksten Charakters in modernen Zeiten, zu illustriren und zugleich den Entwickelungsgang der politischen und militärischen Dinge an den unentbehrlichsten Daten nachzuweisen.

Wir selbst können hier dem Verfasser nicht Schritt für Schritt nachgehen; wir wollen nur einige Einzelheiten hervorheben. Ueber die Erziehung Washington's bemerkt der Verfasser:

„Die Erziehung Washington's war eine sehr einfache. Seine Mutter flößte ihm und allen seinen Geschwistern noch ganz jung durch Vorlesen aus Moralschriften, durch ihre achtunggebietende, nachdrückliche und tiefernste Belehrung seinen Edelmuth, seine Wahrhaftigkeit, seine Sittenreinheit, sein ruhiges, ernstes unwandelbares Pflichtgefühl, mit einem Worte: seine nimmerwankende Liebe zur Tugend ein..... Zum Glück für Washington, zum Glück für die Welt, der er stets als heller Stern des Schönen und Edeln vorleuchten wird, gab es zu seiner Zeit in Amerika noch keine Universitäten, um die Natur des Menschen zu maßregeln, die Stahlkraft der Jugend abzunutzen, den Geist in Schulregeln zu knechten, das stille Bewußtsein der eigenen Beschränktheit und Ohnmacht zum hohlen Stolze des Wissenden, zum Hochmuth des Gelehrten hinaufzuschrauben. Er lernte lesen, schreiben und rechnen in der «Feldschule Hobby's», eines Pachters seines Vaters, in welcher sehr oft der Lehrer sowol als seine Schüler Besseres zu thun hatten, als zu lehren und zu lernen, und in der Georg Washington bei den Spielen und Kämpfen, die hier mehr als Banksitzen und Buchschwitzen die Regel bildeten, bald der beständige Anführer seiner Schulgenossen war."

Bemerkenswerth ist, daß Washington, als er zum ersten mal, im Jahre 1759, öffentlich sprechen sollte und zwar im Bürgerhaus von Virginien, die Sprache ihm versagte. Als ihm nämlich der Vorsitzende, Robinson, für die großen Dienste, die er bereits dem Lande geleistet, seinen Dank ausgesprochen hatte, erhob sich Washington zwar, um zu antworten, aber er fand keine Worte. Robinson riß ihn aus der Verlegenheit mit den taktvollen Worten: „Setzen Sie sich nieder, Herr Washington, Ihre Bescheidenheit ist ebenso groß wie Ihre Tapferkeit und das ist mehr werth als die Gabe des Worts, die uns andern zu Gebote steht." Venedey bemerkt hierzu: „Die Scham des öffentlichen Worts ist oft ein Erbe hoher und gefahrtrotzender Geister, wie der Muth der kecken Sprache nicht immer, ja nur selten eine Bürgschaft tapferer Herzen ist." Begreiflicherweise hat Washington später diese „Scham des öffentlichen Worts" besiegen gelernt; zur eigentlichen Wohlredenheit, zu hinreißendem oratorischen Schwunge brachte er es zwar nie, aber er sprach einfach, männlich, offen, logisch, überzeugend, ganz wie er dachte, wirkte und handelte.

Zu erwähnen ist ferner, daß Chatham den Verhandlungen des ersten amerikanischen Congresses seine Bewunderung schenkte und ihr im Hause der Lords Ausdruck verlieh. „Wenn Eure Herrlichkeiten", rief er aus, „die uns von Amerika zugekommenen öffentlichen Blätter und Schriften ansehen, wenn Sie die Würde, Weisheit und Festigkeit im Benehmen des Congresses in Betracht ziehen, dann werden Sie nicht umhin können, die Sache Amerikas zu achten und zu wünschen, sie zu Ihrer eigenen machen zu können. Ich meinerseits muß gestehen und erklären, daß ich in den größten Staaten der Welt kein Volk und keinen Senat kenne, die in einer solchen Verwickelung schwieriger Umstände höher gestanden hätten, als die im allgemeinen Congreß zu Philadelphia versammelten Abgeordneten Amerikas." — „Ich sehe mit Vergnügen", sagte Chatham bei einer andern Gelegenheit, „daß Amerika uns widersteht. Drei Millionen unsersgleichen, die bereit gewesen wären, freiwillig Sklaven zu werden, würden vorzügliche Werkzeuge geworden sein, auch uns Uebrige zu Sklaven machen zu helfen." Leider waren es aber zur Zeit nicht die Grundsätze des großen Chatham, nach welchen die englische Colonialpolitik geleitet wurde, und so gingen die nordamerikanischen Colonien ihrem Mutterlande verloren.

Wenigen wird es bekannt sein, daß die letzten Schlachten des Befreiungskriegs unter den preußischen, den schwarzweißen Farben ausgekämpft wurden. Es hatte sich nämlich zu Anfang des Kriegs in Philadelphia aus deutschen Flüchtlingen, die in Europa Kriegsdienste gethan hatten, eine „Compagnie der Greise" gebildet. Diese Veteranen hatten an einer Fahne einen Trauerflor befestigt, und die Amerikaner, denen dieser Gedanke gefiel, führten nun als Beweis der Trauer über den Bruderkrieg schwarze Fahnen allgemein ein. Als nun französische Hülfstruppen zu den Amerikanern stießen, fügte Washington zum Zeichen des herzlichen Einverständnisses zwischen Frankreich und Amerika der schwarzen amerikanischen Fahne das bourbonische Weiß hinzu. Durch diesen eigenthümlichen Zufall hat das preußische Feldzeichen eine Zeit lang auch den Amerikanern bei ihren Siegen vorangeflattert.

Im übrigen hatte bereits Washington öfters Anlaß, über jene Milizen zu klagen, die, während die andern im Lager dem Tode, dem Hunger, der Kälte trotzten, in Masse das Lager verließen, sobald die Zeit verflossen war, für die sie sich verpflichtet hatten. Im jetzigen Bürgerkriege geschah bekanntlich das Unerhörte, daß, während bereits ein Theil der Truppen bei Bull's Run engagirt war und anfangs mit Glück, ganze Regimenter das Schlachtfeld verließen, weil mit diesem Tage gerade ihre Dienstzeit zu Ende war. Aber zu Washington's Zeiten wurden sie in den Orten, durch welche sie zogen, wie feige Ausreißer und Landesverräther verhöhnt, heutzutage scheint man es ganz ordnungsmäßig zu finden, daß man mitten in der Schlacht ganz genau die Verfallszeit innehält und seine kämpfenden Brüder im Stiche läßt. Flüchtige Regimenter, die ohne Waffen und Röcke daherzogen, wurden jüngst in den Städten wie siegreiche Kampfeshelden empfangen und gefeiert. Sie hatten die Röcke ohne Zweifel ausgezogen und weggeworfen, um in der

Sonnenhitze besser laufen zu können; der Bevölkerung in Stadt und Land aber redeten sie ein, sie hätten sie ausgezogen, um besser fechten zu können, und man glaubte ihnen.

Freilich haben die schlimmen Laster, die schon Washington beklagte und die er durch Lehre und Beispiel zu bekämpfen bestrebt war, seitdem in den Vereinigten Staaten sicherlich die ungeheuersten und beklagenswerthesten Fortschritte gemacht. A. Harrison, dem Sprecher des Abgeordnetenhauses von Virginien, schrieb Washington während des Unabhängigkeitskrieges: „Eine Gesellschaft, ein Concert, ein Diner, ein Souper, die drei-, vierhundert Pfund kosten, sind Ursache, daß so manche nicht nur nichts für uns thun, sondern kaum daran denken, daß etwas zu thun sei; während ein großer Theil der Offiziere unsers Heeres aus Noth den Kriegsdienst verläßt, und nur die Tugendhafteren Noth und Elend dem Rücktritt vom Heere vorziehen." Dann klagt er im bittern Tone: „Wenn ich aufgefordert würde, nach dem was ich gesehen, gehört und aus Erfahrung weiß, ein Bild der Zeit und der Menschen zu entwerfen, so würde ich sagen, daß Müßiggang, Ausschweifung, Verschwendung fast überall herrschen; daß Speculation, Veruntreuung öffentlicher Gelder, ein unersättlicher Durst nach Reichthum die Oberhand erlangt zu haben scheinen; daß Privatstreitigkeiten, persönliche Zänkereien das Hauptgeschäft des Tages bilden, während die Angelegenheiten des Reichs und die Noth und das Elend des Heeres von Woche zu Woche verschoben werden."

Seinen staatsmännischen Tiefblick bewährte Washington besonders auch in seinen Urtheilen über die Französische Revolution, die ohne den Vorgang der Nordamerikaner gar nicht stattgefunden hätte, anfangs dieselben Principien verkündigte, aber sehr bald von ihnen abfiel und mit grauenvoller Schnelligkeit in eine blutige Caricatur der nordamerikanischen Erhebung ausartete. Während Jefferson für die Ausrottung der königlichen Geschlechter, die er „Geschlechter von Tigern, Löwen und Mammuths in Menschengestalt" nannte und für die Quelle alles Unheils in der Welt ansah, Volksgebete zum Himmel verordnet wissen wollte, schrieb Washington an Morris, den damaligen Geschäftsträger Amerikas in Paris: „Die Revolution ist zu gewaltig, als daß sie in einem so kurzen Zeitraum und mit so wenig Blutvergießen abgeschlossen sein könnte. Die Demüthigung des Königs, die Ränke der Königin, die Unzufriedenheit der Prinzen und des Adels werden Uneinigkeiten in der Nationalversammlung hervorrufen; sie werden jeden Fehler bei der Herstellung der neuen Regierung auszubeuten suchen, und es am Ende wol auch zum offenen Widerstande treiben. Dazu kommt, daß die Ausschweifungen des Volks auf der einen und blutige Rache von der andern Seite selbst diejenigen, die der Revolution am eifrigsten ergeben sind, beunruhigen und viel zur Untergrabung der guten Sache beitragen werden. Jedenfalls gibt es Klippen und Sandbänke genug, an denen das Fahrzeug scheitern kann, und in diesem Falle wird aus der ganzen Bewegung ein viel unheilvollerer Despotismus hervorgehen, als der war, über welchen das Volk bisher zu klagen gehabt hat."

Als Jefferson, damals Secretär des Aeußern in Washington's Cabinet, diesem siegstrahlend die Nachricht von der Flucht und Gefangennahme Ludwig XVI. überbrachte, fand er Washington über dieses Ereigniß so „niedergeschmettert", wie er ihn nie in seinem Leben gefunden. Zu seiner Betrübniß mußte Washington wahrnehmen, daß das Beispiel des Jakobinerclubs unter dem Einfluß des französischen Gesandten Genet auch in Nordamerika Nachahmung finden zu wollen schien, namentlich in den „demokratischen Gesellschaften", welche Washington zum Ziele ihres Hasses und ihrer Anfeindung machten. Gegen diese künstlichen Parteiungen erklärte sich Washington offen, gegen alle solche Verbindungen und Gesellschaften, „die unter noch so schönem Aushängeschilde die Absicht haben, die regelmäßige Berathung und Wirksamkeit der eingesetzten Behörden zu lenken, zu hemmen, einzuschüchtern"; er erklärte, daß die abwechselnde Herrschaft einer Faction über die andere an und für sich ein „häßlicher Despotismus" sei u. s. w.

Ein hervortretender Zug in Washington's Charakter ist seine tiefe Religiosität. In seiner Antrittsrede als Präsident sagte er, nachdem er sich mit einer Bescheidenheit ohnegleichen über seine Unzulänglichkeit zu einem so hohen Posten ausgesprochen: „Nach dem Bekenntniß meiner Unfähigkeit kann ich meine Functionen nicht antreten, ohne mich im brünstigen Gebet an den Herrscher des Alls zu wenden, an den allmächtigen Gott, der den Versammlungen der Nationen vorsteht, und dessen Vorsehung alles das ersetzt, was dem menschlichen Geiste an Talenten und Einsicht abgeht; ich flehe zu ihm, seinen Segen über das Volk der Vereinigten Staaten zu verbreiten und eine Regierung zu schützen, die die Nation selbst in der Absicht gegründet hat, um sie frei und glücklich zu machen; endlich, daß er so gnädig sein möge, alle Staatsdiener, die mit den verschiedenen Verwaltungsgeschäften beauftragt sind, zu erleuchten. Indem ich so diesem erhabenen Wesen, der einzigen Quelle alles Guten, huldige, bin ich gewiß, daß meine Gefühle auch die Ihrigen und die meiner Mitbürger sind. Welches Volk sollte bereitwilliger sein, als das der Vereinigten Staaten, die mächtige und unsichtbare Hand, die die Angelegenheiten dieser Welt lenkt, anzuerkennen und anzubeten! Jeder Schritt, durch welchen die Nation der Freiheit und Unabhängigkeit näher gekommen ist, scheint durch ein besonderes Merkmal des himmlischen Schutzes bezeichnet zu sein."

Daher würden, fuhr er fort, alle mit ihm der Meinung sein, „daß die Verrichtungen der neuen Regierung nicht besser begonnen werden könnten als durch ein an den obersten Herrn aller Reiche gerichtetes Gebet". Als er 1797 für immer aus dem Staatsdienst zurücktrat, bemerkte er in seiner Abschiedsadresse unter anderm: „Die unentbehrliche Grundlage für das politische Gedeihen des politischen Gemeinwesens sind Religion und Sittlichkeit. Nimmer würde dem der Name eines Vaterlandsfreundes gebühren, der, was er auch sonst Hohes beabsichtigte und Gutes thäte, sich bemühte, diese starken Säulen menschlichen Glücks, diese festen Stützen der Menschen- und der Bürgerpflichten niederzureißen. Nur mit Vorsicht darf man die Behauptung aufnehmen, daß Sittlichkeit ohne Religion bestehen könne; die Vernunft und die Erfahrung lehren, daß bei einer ganzen Nation Sittlichkeit unter Ausschluß des religiösen Princips nicht möglich ist."

Daher ordnete er nach der Gefangennahme des englischen Corps unter Lord Cornwallis in Yorktown in einem Tagesbefehl für den nächstfolgenden Tag bei allen Brigaden und Divisionen einen Gottesdienst an, wie er schon früher die Brigadegenerale in einem Rundschreiben aufgefordert hatte, dafür Sorge zu tragen, daß die Mannschaft regelmäßig dem Gottesdienste beiwohne.

Freilich wird Washington mit solchen Anschauungen vor dem Forum unserer avancirtesten Fortschrittsmänner schlecht bestehen. Zwar hat er mit seinen Grundsätzen ein großes und bis dahin glückliches republikanisches Gemeinwesen geschaffen; aber für unsere überweise Zeit sind sie veraltet, und wer mit ihnen auftreten wollte, dem würde aus allen Winkeln und Ecken der deutsch-amerikanischen Presse ein wüthendes Hohngelächter entgegenschallen. Wie erhaben steht über ihm z. B. Karl Heinzen, der vor einiger Zeit in seinem „Pionier" bemerkte: „Nur aus der Verderbniß, womit das Christenthum Geist, Natur und Charakter der Menschen zerstört, können wir uns die stupide, unnatürliche und unmenschliche Geduld, Unempfindlichkeit und Memmenhaftigkeit erklären, womit jetzt seit Monaten die freien Staaten und ihre Vertreter die beispiellose Mishandlung hinnehmen, wodurch die Sklavenhalter jedes Gemüth empören, das nicht — amerikanisch ist."

Werfen wir einen Blick auf die Zustände, in welche die Washington'sche Schöpfung, die große nordamerikanische Republik, nun gerathen ist! Wir wollen hoffen, daß die Nordstaaten gerade von ihren Niederlagen lernen werden, die begangenen Fehler zu vermeiden und sich in bessere Kriegsverfassung zu setzen, vorausgesetzt, daß ihnen die siegreichen Truppen der Secessionsstaaten dazu Zeit lassen. Die Römer erscheinen nie

größer als nach der Niederlage bei Cannä, Friedrich II. von Preußen nie größer als nach den Niederlagen von Kollin und Hochkirch. Aber die Niederlage und Demüthigung von Bull's Run war, wenn auch nicht so blutig, doch allen Berichten nach so vollständig wie die von Jena und von den beklagenswerthesten Symptomen der Auflösung und Insubordination begleitet. Eine solche ebenso wol militärische als moralische Niederlage läßt sich schwer repariren. Die in den crassesten Handelsegoismus versunkene Bevölkerung der Nordstaaten scheint eben nicht viel Römisches zu haben und unter ihren Feldherren keiner zu sein, der Hoffnung darauf gäbe, ein militärisches Genie zu entwickeln, wie Friedrich der Große; es steht kein Führer, weder politischer noch militärischer, von der sittlichen Größe Washington's an ihrer Spitze. Auch in dem Unabhängigkeitskrieg wechselten Niederlage und Sieg in wahrhaft wunderbarer Weise; aber die Engländer kämpften unter einer rings empörten Bevölkerung, von ihrem Mutterlande durch den weiten Ocean getrennt; die Truppen der Südstaaten stehen auf eigenem Grund und Boden, aus dem sie sich leicht ergänzen und immer wieder neue Kräfte ziehen können; die Südstaaten scheinen es außerdem sehr ernst zu meinen und bilden ein Territorium, welches ihnen durch Natur und Ausdehnung erlaubt, den Krieg in eine unabsehbare Länge zu ziehen, obschon es sehr wahrscheinlich ist, daß auch ihnen bei länger Dauer des Kriegs große innere Gefahren drohen. Wir glauben in der That, daß den secessionistischen Truppen nach dem Siege von Bull's Run nichts im Wege stand, direct auf Washington vorzurücken und die Stadt des Capitols bei der dort herrschenden Verwirrung nach muthmaßlich nur kurzem Widerstande zu nehmen. Wenn die wie es scheint energischen Generale des südlichen Sonderbundes davon abstanden, so thaten sie es entweder, weil sie die Niederlage des Feindes nicht sofort in ihrem ganzen Umfange kannten oder mehr aus politischen als aus militärischen Gründen; sie wollen vielleicht vor Europa den Schein der Mäßigung, der bloßen Selbstvertheidigung aufrecht erhalten. Selbst wenn die Truppen des Nordens in spätern Gefechten siegreich sein sollten, so läßt sich doch bei der Entfesselung der Leidenschaften sobald keine zufriedenstellende und dauerhafte Lösung der Verwickelungen absehen. Blut, Gut und Familienglück wird der Krieg noch in Menge kosten, und was wird der Ausgang sein?

Wer hatte nun recht, jene weisen deutschen Staatsmänner Nordamerikas, die Hecker, Struve, Karl Heinzen u. s. w., die mit wildem Geschrei immer zum Kriege drängten und jeden Compromiß als Landes- und Freiheitsverrath verwarfen, oder wir, die wir den Krieg für ein noch größeres Uebel erklärten als wie Secession? Der Krieg bleibt immer ein barbarisches Mittel, und ein sehr zweifelhaftes, zu dem man nur in der äußersten Noth seine Zuflucht nehmen sollte. Karl Heinzen hat zwar jüngst über die unwiderstehliche Gewalt der Principien sehr schöne Dinge gesagt; aber zuletzt concentriren sie sich doch auch bei ihm wie bei allen deutschen Radicalen im Princip der Gewalt und des Faustrechts. Man ist inhuman und brutal gegen jeden Andersdenkenden, außer gegen einen entlaufenen schwarzen Burschen; man hudelt und mordet die Weißen, um angeblich die Schwarzen zu befreien; man führt Soldatensklaverei ein, um angeblich der Negersklaverei ein Ende zu machen. Ist es ber allerdings sehr lobenswerth, die Menschenrechte auch uf die Schwarzen auszudehnen, so sollte dies doch niemals auf Kosten des Menschenrechts anderer geschehen. An menschen- wie riegsrechtlichen Renommistereien haben die deutschen Radicalen s freilich nicht fehlen lassen; ja sie haben hierin die preußischen Junker von 1806 noch weit überboten. Hecker, schwelgend in en Erinnerungen an seinen badischen Feldherrnbankrott, erklärte on vornherein, keinen Pardon geben zu wollen; weiter aber at man von ihm nichts gehört. Nun werden sie wieder, statt en Grund des Uebels tiefer zu suchen, in gewohnter Weise über nfähigkeit der Regierung, über Verrath u. s. w. schreien, und m den Vorwurf der Feigheit abzuwenden, setzt man das Gericht in Umlauf, daß die Truppen der Südstaaten ihre Siege nur ihrer Ueberzahl verdanken; damit wäre aber nur bewiesen, daß diese, obschon nicht halb so stark bevölkert als die Nordstaaten, mehr Truppen auf die Beine gebracht, mithin mehr Aufopferung an den Tag gelegt haben. Wir freuen uns aufrichtig, daß die absichtlich in die Reserve gestellten deutschen Regimenter Blenker's durch ihre stramme Haltung dem Feinde imponirt und Schlimmeres abgewendet haben und daß Sigel in der leider doch auch ungünstig ausgefallenen Affaire von Springfield tapfer gekämpft zu haben scheint; aber wenn wir in die Spalten deutsch-amerikanischer Blätter blicken, so vergeht uns wieder der Muth, viel zu hoffen; wir fürchten vielmehr, daß dieser maßlose, gerade in der deutschen Presse Nordamerikas das Wort führende Radicalismus noch manches Unheil anstiften wird. Ueberhaupt können wir Rettung für das erschütterte Staatswesen Nordamerikas nur in einer entschiedenen Umkehr zu den Principien Washington's erblicken. **H. M.**

Zu den „Xenien“.

Noch immer warten manche Räthsel in den neuerlich vielfach erklärten Stachelversen der weimarer Dioskuren auf ihren Oedipus, und zwar an solchen Stellen, wo man längst das Rechte gefunden zu haben glaubte oder über Nichtverstandenes ruhig hinweglas. Von dieser Art ist die Reihe Xenien Nr. 348—350, die zu der fast ausschließlich von Schiller gedichteten Unterwelt gehört.

Am 31. Januar 1796 meldet Schiller dem Freunde, für ihre Xenien hätten sich bei ihm seit seiner Abreise (nach der Mitte Januar) allerlei Ideen entwickelt, die aber noch nicht reif seien. „Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen und in dem Gericht, das er über den Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die zum Theil auch schon ausgeführt sind; ebenso auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hier und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt; wir müssen auch hierin unsere Arbeiten ineinander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?“ Als er aber im Juni an die Zusammenstellung der Xenien ging, zeigten sich bei der Verknüpfung manche Schwierigkeiten. „Die Homerischen Parodien“, meldet er am 18. Juni, „habe ich, weil sie sich an das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die Todtenerscheinungen werde unterbringen können.“ Unter den Parodien sind hier nicht allein die auf das Niederschießen der Freier, sondern auch die auf die Unterwelt, die Nekromantie, zu verstehen, die Parodien auf das Gespräch des Odysseus mit Elpenor, Achilles und Ajax, auf Tantalus, Sisyphus, Hercules und Gorgo, wogegen die Todtenerscheinungen die ohne Anlehnung an Homerische Stellen in der Unterwelt eingeführten Personen bezeichnen; jene wollte er damals ganz auswerfen, da er an einer passenden Anknüpfung verzweifelte, diese dagegen beibehalten, obgleich er noch nicht sah, wie er sie unterbringen könne. Einige Zeit schien es Schiller unmöglich, die Xenien zu einem Ganzen zusammenzuschließen, und man entschloß sich, sie im „Musenalmanach“ zerstückelt einzurücken; aber schon am 1. August hatte er die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, indem er die ernsten, unschuldigen Xenien dem ersten Theile des Almanachs zuwies, die lustigen, bittern an den Schluß stellen wollte, sodaß sie wirklich ein gewisses Ganzes ausmachten. Goethe hoffte am 13. August noch bei der Redaction der Xenien gegenwärtig sein zu können und seine neuesten unterzubringen. Während seiner sechswöchentlichen Anwesenheit zu Weimar (vom 18. August an) ward der „Musenalmanach“, dessen Schluß die Xenien bildeten, ausgedruckt. Indessen dürfte Goethe dem Freunde bei der Redaction der Xenien freie Hand gelassen haben, da dieser ihn durch seine

Zusammenstellung, welche sehr viele ihm ganz neue Xenien brachte, zu überraschen beabsichtigte.

Sehen wir die Unterwelt in den Xenien genauer an, so schließt dieselbe mit dem Philosophenstreite (371—389) und dem in ein Gespräch mit Shakspeare's Schatten eingekleideten Spotte über das neuere deutsche Drama (390—412), wo die Einführung des Hercules eine Parodie auf den Schatten des Hercules in der Homerischen Unterwelt ist. Unmittelbar vor dem Philosophenstreite findet sich eine Anzahl Xenien (366—370), welche sich auf den Streit zwischen Wolf und Heyne über die „Ilias" beziehen; als Uebergang dienen Nr. 364, 365. Den Eingang zur Unterwelt bilden Nr. 332—335. Betrachten wir die noch übrigbleibenden Xenien, Nr. 336—363, in denen weder Boas noch Saupe einen bestimmten Plan nachzuweisen vermocht. Sie beginnen mit den Homerischen Parodien auf das Gespräch mit Elpenor, Achilles und Ajax (Nr. 336—345), denen treffende Beziehungen auf Personen der neuesten Zeit gegeben sind. Bei Homer folgen nun Minos, Orion, Tityos, Tantalus, Sisyphus und Herakles, von denen wir hier nur die drei letzten finden, doch so, daß zwischen Tantalus und Sisyphus vier Xenien, zwischen Sisyphus und Hercules eine Anzahl von 39 tritt. Die auf Tantalus und Sisyphus hat Schiller stehen lassen als Erinnerung an die Homerische Unterwelt, obgleich sie nicht besonders treffend und bezeichnend sind; dazwischen sind vier politische von großer Bitterkeit eingeschoben, die wahrscheinlich erst bei der spätern Redaction entstanden sind. Das „Tantalus" überschriebene Xenion:

> Jahrelang steh' ich so hier, zur Hippokrene gebücket,
> Lechzend vor Durst, doch der Quell, will ich ihn kosten, zerrinnt —

hat man allgemein auf Gottsched bezogen. Boas bringt zur nähern Erklärung nichts bei. Saupe bemerkt, der moderne Tantalus Gottsched habe sein ganzes Leben der Poesie und Beredsamkeit gewidmet, ohne auch nur einmal zu einer leisen Ahnung vom Wesen derselben zu gelangen. Aber Gottsched empfand ja keinen quälenden Durst nach der Hippokrene, wie Tantalus nach dem Wasser des Flusses, sondern er glaubte immer aus der Hippokrene die reichsten und reinsten Züge zu thun. Man muß sich den Tantalus als Büßer denken; weil er im Leben sich an der Musenkunst so arg versündigt, wurde ihm diese Strafe zu Theil, was freilich das Xenion deutlicher hätte aussprechen sollen. Wie schon in den Einleitungsversen der Unterwelt, so griff Schiller auch im folgenden Xenion nach einer Stelle aus der Virgilischen Unterwelt, um die politischen Xenien einzuführen, nämlich nach jenem Phlegyas, von dem es heißt: „Vendidit hic auro patriam, dominumque potentem imposuit, fixit leges pretio atque refixit." Er stellt nämlich den edeln Forster als Verräther von Mainz dar; freilich nicht um Gold hat er die Stadt verrathen, sondern weil ihn seine Frau verleitet, sich dem französischen Freiheitsschwindel hinzugeben, sich an die Franzosen als die wahren Beglücker der Menschheit anzuschließen. Zur Strafe für sein Vergehen muß der moderne Phlegyas immer seine Schuld bejammern, wie der Virgilische allen klagend zuruft: „Discite justiciam moniti et non temnere divos." Es folgen die beiden Xenien:

Die dreifarbige Cocarde.

> Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
> Und mit grimmiger Faust sich die Cocarde zerzaust?

Agamemnon.

> Bürger Odysseus! Wohl dir! bescheiden ist deine Gemahlin,
> Strickt dir Strümpfe und steckt keine drei Farben dir an.

Bei der Deutung dieser Verse ist man bisher allgemein höchst unglücklich gewesen. Man bezieht das erste Xenion gleichfalls auf Forster. Aber dieser würde dann hier in einer ganz andern Situation dargestellt. Wenn er eben seine Verblendung bejammert, so würde er hier grimmig die Erinnerung an seine arge Täuschung vernichten. Nachdem der moderne Phlegyas so deutlich vor uns aufgetreten, käme die Frage, wer der Wüthende da sei, höchst seltsam, besonders da er eben gar nicht in der Wuth, sondern im bittersten Jammer aufgeführt wird. Noch unglücklicher ist die Beziehung des zweiten Xenions auf Klopstock, der bekanntlich von der französischen Republik das Ehrenbürgerrecht erhielt. Ein Spott darauf soll in der Anrede „Bürger Odysseus" liegen. Aber citoyen war unter der Republik bekanntlich die allgemein gangbare Anrede, und so deutet dies nur darauf hin, daß der hier redend Eingeführte ein Republikaner ist. Und weshalb sollte Klopstock's französisches Bürgerrecht hier bespottet werden? Weil er, so belehrt uns Boas, dem Saupe folgt, sich durch seine zweite Gattin abhalten ließ, die schärfsten seiner Freiheitslieder drucken zu lassen. Dies ist aber von Boas zur Erklärung willkürlich erfunden. Und wäre es wirklich der Fall gewesen, so verdiente es wahrlich nicht den Spott, den man hier annimmt. Klopstock ging ja auch weiter, nicht allein ließ er die stärksten Freiheitsoden nicht drucken, er erklärte sich in mehreren wirklich zur Zeit gedruckten Oden gegen die an die Stelle der Freiheit getretene Schreckensherrschaft. Warum sollte er nicht das Ehrenbürgerrecht annehmen? War er etwa dadurch gezwungen, alle seine Freiheitsoden, die vor jene Ertheilung des Ehrenbürgerrechts fallen, drucken zu lassen? Und Schiller sollte darüber spotten, der gleichfalls das Ehrenbürgerrecht erhalten hatte, wie er aus den Zeitungen erfuhr, wenn auch das Diplom selbst erst im März 1798 in seine Hände kam? Und widerspricht nicht die ganze Fassung des Xenions einer solchen Auslegung? Sagt es nicht gerade, daß die Gattin des Bürgers Odysseus sich nicht um die Politik kümmert, ihren Mann ruhig gewähren läßt? So erweist sich diese Deutung von allen Seiten als eine unmögliche. Saupe hat richtig gesehen, daß der in Xenion 349 Redende derselbe ist, nach welchem im vorigen Xenion gefragt wurde; denn er spricht vom „Agamemnon-Forster". Wie wäre es aber denkbar, daß dieselbe Person einmal als Phlegyas, dann als Agamemnon bezeichnet würde? Die Sache ist ganz einfach. Neben dem durch seine Gattin in die Revolution hineingezerrten Forster wollte der Dichter noch ein anderes ähnliches Beispiel aufführen. Der Abwechselung wegen zeigt er uns im ersten Xenion die bittere Reue über die Theilnahme an der Revolution, im andern die Verführung durch die Gattin. Da aber in der Homerischen Unterwelt Agamemnon gegen Odysseus den schmählichen Verrath seiner Gattin verwünscht, die ihm den Tod im eigenen Hause bereitet, so kleidet der Dichter das Ganze in ein Gespräch zwischen Odysseus und Agamemnon, und deshalb erhält hier der von der Gattin zur Theilnahme am Umsturze Getriebene den Namen Agamemnon's, der freilich hier etwas sonderbar eintritt. Fragen wir aber, wer hiermit gemeint sei, so kann kein Zweifel obwalten, daß hier an den französischen Minister Roland und dessen Gattin zu denken; denn daß der Dichter sich nicht auf deutsche Beispiele beschränkte, beweist das folgende Xenion. Roland de la Platière, Generalinspector der Manufacturen und Fabriken zu Lyon, wurde von seiner für die Republik schwärmenden Gattin immer weiter in die Strudel der Revolution getrieben. Das Ministerium des Innern verwaltete er im Girondeministerium mit ausgezeichneter Sorgfalt, aber ein von seiner Frau ihm eingegebener scharfer Brief an den König hatte seine Entlassung zur Folge. Nach der Vernichtung des Königthums ward er wieder in das Ministerium gewählt, aber da er den Ausschweifungen der Jakobiner entgegentrat, wurde er in den Sturz der Girondisten verwickelt; er entzog sich durch die Flucht der Verhaftung, gab aber, als er die Hinrichtung seiner Gattin vernommen, die nicht zur Flucht zu bewegen war, sich selbst den Tod, indem er sich in sein eigenes Schwert stürzte. Roland war ein redlicher, reichgebildeter Mann, aber ein rauher, jähzorniger Charakter, woher er hier als wüthend, grimmig erscheint; im bittern Ingrimm über seine schreckliche Täuschung reißt er sich die Cocarde, das Zeichen des freien, 1789 hergestellten Bürgerthums, ab, und brüllt gewaltig, indem er durch die Hölle rennt. Agamemnon muß den Odysseus, der Xenion 348 gesprochen, glücklich preisen, weil seine Gattin sich beschei-

den in ihrem Kreise halte, ihn nicht verleitet, sich in das Getriebe der Revolution zu stürzen, wodurch er sich unglücklich gemacht. So ist auch er seiner Gattin zum Opfer gefallen, wie Agamemnon, freilich in ganz anderer Weise, da sie mit bester Absicht ihn zu Grunde gerichtet und selbst mit heldenhaftem Muthe Blutzeugin ihrer republikanischen Ueberzeugungen geworden.

Unverkennbar ist die Beziehung auf den Herzog von Orléans, Egalité, beim folgenden Xenion:

Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arm.

Köpfe schaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert auch, was er hat, noch dazu!

Wie hier der zweite, scheinbar ganz sinnlose Vers zu verstehen sei, davon sagen die Erklärer kein Wort; daß sie aber wirklich ihn nicht verstanden haben, beweist ihr Schweigen, da sie im andern Falle irgendeine Andeutung hätten geben müssen. Auch der jämmerliche Egalité tritt hier als einer der Büßer auf, wie Forster und Roland. Seine Strafe besteht aber darin, daß er, der auf das Köpfen ausging und selbst zuletzt den Kopf verlor, alle Personen in der Unterwelt kopflos sieht. Deshalb fordert er sie auf, sich ja mit Köpfen zu versehen; denn wenn er zur Stunde, wo die Wuth zu köpfen wieder in ihn fährt, sie kopflos finden sollte, so wird er in seinem Grimm sie ganz vernichten, weil er jene an ihnen nicht auslassen kann.

Im Xenion 351 folgt wieder ein Büßer der Homerischen Unterwelt. Odysseus oder, wenn man will, der zur Unterwelt gestiegene Xeniendichter (vgl. Nr. 332—335) redet den Sisyphus an:

Auch noch hier nicht zur Ruh', du Unglücksel'ger! Noch immer
Rollst du bergauf, wie einst, da du regiertest, den Stein!

Beim ersten Anblick ist man versucht, auch dieses Xenion auf den Herzog von Orléans zu beziehen; doch die hier bezeichnete Person muß zur Strafe wirklich den Stein zur Höhe wälzen. Man deutet die Verse auf Klotz, aber ich sehe nicht, in welcher Beziehung sie auf dessen Thätigkeit und, was die Erklärer hervorheben, auf dessen Sturz durch Lessing stehen sollen. Derjenige, welcher hier den Stein wälzt, muß auch im Leben sich immerfort vergeblich bemüht haben; denn dieses versteht man ja eigentlich unter einer Sisyphusarbeit. Ich glaube kaum zu irren, wenn ich das Xenion auf den Philosophen Christian Wolf beziehe, dessen Dogmatismus so lange Zeit in Deutschland regierte, bis er durch den Kriticismus Kant's gestürzt ward. Wolf hatte sich unendliche Mühe gegeben, sein System bis ins einzelste in strengster Folgerichtigkeit zu begründen und auszuführen; seine systematischen Werke über alle Haupttheile der Philosophie umfassen allein 22 Quartanten. Das Xenion bespottet den einst in ganz Deutschland und über einen großen Theil Europas herrschenden Philosophen, da all sein Mühen, das Wesen der Dinge darzustellen, vergeblich gewesen. Von dem spottenden Xeniendichter kann man natürlich keine Würdigung der geschichtlichen Bedeutung der Wolf'schen Philosophie erwarten.

Auf die Homerische Parodie folgt die von mir nachgewiesene Klopstock'sche, welche Goethe angehört (Nr. 352, 353); wahrscheinlich stellte Schiller die Xenien um und fügte, durch die Erwähnung Sulzer's und seiner Schrift über die Unsterblichkeit der Seele veranlaßt, das treffende Xenion auf Mendelssohn's „Phädon" hinzu. Wenn Sulzer, Haller und Mendelssohn zufrieden sind, daß es ihnen noch so gut in der Unterwelt ergangen ist, so treffen wir in den beiden folgenden Xenien zwei Schatten neuerer Zeit, welche sich über die ihnen auf der Oberwelt erfahrene Unbill bitter beklagen, Werther und Lessing, von denen der erstere durch Nicolai, der andere durch seinen eigenen Bruder so schmählich behandelt worden. Höchst treffend ist es, daß Werther in der Unterwelt nicht deshalb gequält wird, weil er freventlich Hand an sich gelegt, sondern sich unglücklich fühlt, weil er noch immer seine Rache an Nicolai nicht auslassen kann, der so lange auf sich warten läßt, noch immer nicht zur Unterwelt herabsteigen will. Ehe der Dichter nun auch einige Personen der alten Welt mit Bezug auf die ihnen neuerlich widerfahrene Behandlung einführt (Nr. 360—363), versetzt er in launiger Weise die Stolberge und Ramler in die Unterwelt (Nr. 357—359). Zu den Xenien über Wieland's Lucian müssen wir gegen Saupe bemerken, daß hier nicht der Wunsch angedeutet ist, Wieland hätte die Lucianische Spreu ausscheiden oder wenigstens darauf verzichten sollen, die nur dem altgriechischen Gaumen genießbaren üppigen Näschereien in deutschen Schalen wiederaufzutischen — wie hätte auch Schiller oder Goethe es Wieland übelnehmen können, daß er den ganzen Lucian in einer so trefflichen Uebersetzung gab —, vielmehr spottet der Dichter über die zu günstige Auffassung Lucian's in den Erläuterungen und in der dem ersten Bande der Uebersetzung vorangehenden Abhandlung „Ueber Lucian's Lebensumstände, Charakter und Schriften", worin die selbstgefällige Geschwätzigkeit des Sophisten, der, auch das Edle in seinen Spott herabzuziehen, nicht nach Gebühr bezeichnet worden.

Heinrich Düntzer.

Gesammelte Erzählungen.

1. Aquarelle von Günther von Freiberg. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1861. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Zwischen Soonwald und Westrich. Drei Erzählungen von Gustav Pfarrius. Kreuznach, Voigtländer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Massenhaftigkeit unserer belletristischen Zeitschriften und der starke belletristische Bedarf, den selbst viele politische und täglich erscheinende Zeitungen für ihre Feuilletons haben, bringen es mit sich, daß jüngere wie ältere Schriftsteller das Feld der Novelle und kleinen Erzählung überhaupt mehr bebauen, als sonst vielleicht der Fall sein würde: jene führen so ihre Namen am schnellsten und sichersten in der Lesewelt ein, und diese finden sich von den Gesuchen der Redactionen um derartige Beiträge so überhäuft, daß sie ihnen auch willfahren, selbst wenn der längere Roman ihr eigentliches Feld ist. Was nun so nach Himmelsgegenden oft verstreut worden, das tritt dann wieder in einem Bande gesammelt vor uns, sodaß wir darin oft alten Bekannten begegnen. So ist es uns namentlich mit Freiberg's Buch ergangen. Baumgärtner's „Modezeitung" hat mehrere dieser „Aquarelle" (Nr. 1) gebracht und wir haben schon damals Gefallen daran gefunden. Der Titel der Sammlung ist gut gewählt; der Verfasser ist in der That ein bei weitem gewandterer Maler als Erzähler an sich. Die Charaktere und die aus ihrer Begegnung entspringenden Conflicte, das eigentliche epische Moment, die Erfindung und spannende Entwickelung der Fabel, sind es viel weniger, was uns bei ihm anspricht und fesselt, als die originelle Wahl des Schauplatzes und seine meisterhafte Scenerie, das Talent der Darstellung, das uns in correcter Zeichnung mit zarten Farben überhaupt ein sinnig erfundenes und gut ausgeführtes Gemälde bietet. Der erste Theil enthält: 1) „Die Parias von Rom", 2) „Vive la joie", 3) „Der heilige Hieronymus", 4) „Eine Badesaison". Nr. 1 führt uns in das gegenwärtige Leben vornehmer, blasirter Römer, deren einer, Fortunato, ein Mädchen aus dem Volke, Grazia, liebt, in der er die Tochter des Henkers erkennt. Noch jetzt sind der Henker und seine Familie die Parias von Rom. Um ihretwillen ist Fortunato seiner Braut untreu geworden, zu der er nach jener Entdeckung wiederkehrt; aber an dem Hochzeittag mit ihr sieht er Grazia wieder tanzen, sie kommt ihn zu verfluchen, er folgt ihr, und „ward nicht mehr gesehen". Dies ist freilich ein sehr ungenügender Schluß, aber die Novelle ist eben so anziehend geschrieben, daß wir ihn vergeben. Noch mehr gilt das von „Vive la joie". Unter dieser Devise hatte sich zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia eine Ordensgesellschaft gebildet, deren Zweck es war, die Freuden des kurzen Daseins zu genießen. „Einmal im Jahr", erzählt ein Mitglied derselben,

„werfen wir die Last des alltäglichen Lebens von den Schultern, streifen die Verhältnisse ab, in die uns Zufall oder Wahl geführt haben und kommen hier (auf Malsdorf, einem Schlosse des Grafen Gotter) als Menschen zusammen, um der Freude zu opfern. Einem jeden Jahre trotzen wir eine wolkenlose Woche ab, sind Menschen unter Menschen, lieben, lachen, tanzen, zechen, und vergessen Vergangenheit und Zukunft. Die Gegenwart ist die Göttin, der wir opfern, und Macht, Schönheit, Talent, Geist, hohe Geburt, Witz und Laune drängen sich hier um ihren Tempel." In dies tolle Treiben geräth Graf Hohenfels und wird durch die Liebe unglücklich, die er der herrlichen Caprice widmet, in der er die erste Tänzerin der pariser Oper, Anna Maria Camargo, erkennt. Man sieht, daß gewissermaßen das Motiv zu dem Schicksal des Helden dasselbe ist wie bei Nr. 1; in der Zeichnung und dem Colorit des Ganzen aber erhalten wir ein wesentlich verschiedenes Bild. Nr. 3: „Der heilige Hieronymus", führt uns in Rom bis auf das Jahr 364 zurück und ist vielleicht eins der allergelungensten Gemälde. Nr. 4: „Eine Badesaison", spielt zwar in der Gegenwart in Baden-Baden; aber auch hier mischt sich durch die Schilderung der Griechin Zarina ein fremdartiges Element hinein. Der zweite Theil enthält: 1) „Violante"; 2) „Sidi-Rhean"; 3) „Unvorsichtig"; 4) „Herodias"; 5) „Seppi". In Nr. 1, „Violante", werden wir zu Ende des vorigen Jahrhunderts an den Lago di Garda geführt, wo der wiener Kapellmeister Donati mit mehreren Sängern Vorstellungen gibt. Nr. 2 führt uns gar in den letzten funfziger Jahren unter die Kabylen zu der wilden Aissa, indeß uns Nr. 3 mit Madame Récamier 1810 nach Coppet am Genfersee zu Frau von Staël und ihrem Sohne leitet. Nr. 4 ist die wirkliche biblische Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers und Nr. 5, Seppi, ein Jüngling in den Karpaten, der seine vornehme Herrin liebt und durch ihre Hand beglückt wird. Wir wissen nicht, welchem dieser kleinen Gemälde wir den Vorzug geben sollen: Interesse und Stimmung des Lesers mögen selbst entscheiden; man sieht, welche Verschiedenartigkeit der Stoffe der Verfasser gleich geschickt in den engsten Rahmen zu fassen weiß.

Keineswegs so weiten Spielraum gestattet sich der Verfasser von „Zwischen Soonwald und Westrich", Gustav Pfarrius (Nr. 2). Auf seine Heimat hat er sich beschränkt, und gibt uns ein treues Bild von Land und Leuten dort, geräth aber dabei nicht in jenen widerwärtigen Realismus hinein, der in und mit der gegenwärtigen Dorfgeschichtenliteratur sich so breit macht, daß wir die Natur nie mehr im „Feierkleide", wie Gutzkow sagt, sondern nur noch im Alltagsrock zu sehen bekommen. Pfarrius hat sich edlere Aufgaben gestellt, und verschwendet sein schönes Erzählertalent nicht an das Gemeine. In „Das Ende des Hauses Dhaun, Bruchstück nach Denkwürdigkeiten", schildert er den letzten jungen Rheingrafen Philipp von Dhaun, die Geschichte seines Herzens bis zu seinem Ende und die seiner, erst durch ein tragisches Geschick von ihrem Leichtsinn geheilten Mutter. Es ist ein treues Bild der Zustände aus dem vorigen Jahrhundert. „Bastel Jakob" ist eine erschütternde Erzählung aus dem Volksleben, die zum größten Theile in einem Fergenhause an der Nahe spielt. Es handelt sich um die Entdeckung eines Mordes, auf die wir selbst mit in äußerster Spannung warten. „Die Klause am Sulmenbach" versetzt uns zwar in geringere Unruhe, berührt uns aber wohlthuender nach solcher Erschütterung. Sie spielt zur Zeit der französischen Herrschaft in Odenheim 1805. Ein Deserteur ist der Klausner geworden und spielt nun wechselnd die Rolle eines frommen Bruders und eines Sergeanten, bis er darin entdeckt wieder Kriegsdienste nimmt und dann seine Geliebte heimholen kann. Alle diese Erzählungen zeugen von sittlichem Ernst und künstlerischem Streben, geben uns Wirklichkeit und Natur, aber gleichsam übergossen von jenem schönen idealen Duft, den eben die Natur selbst, im Sonnenschein wie im trüben Wetter, über alle ihre Erscheinungen gießt; wir fühlen, daß Pfarrius ein Dichter ist und erinnern uns unwillkürlich an seine Balladen, die ihm einen so guten Namen gewonnen haben.

August Peters.

Notizen.

England und das deutsche Blond.

Von Andrew Winter, dessen „Curiosities of civilisation" bereits die dritte Auflage erlebten, erschien in London: „Our social bees: pictures of town and country, and other papers." Es sind Feuilletonartikel oder Essays über die verschiedensten Gegenstände, die früher in der „Times", in der Wochenschrift „Once a week", „Fraser's Magazine" u. s. w. erschienen waren. Die „Literary gazette" sagt davon: „Diese Essays sind reich an Facten, schimmernd im Schmuck der Phantasie, anmuthig und in philosophischem Geiste geschrieben." Der Verfasser, meint der Berichterstatter, erhebe sich nie über unsern Horizont, sei aber dabei so scharfsinnig, so gefühl- und gedankenvoll und wisse die Thatsachen so meisterlich zu bewältigen und zu arrangiren, daß ihm hierin niemand gleichkomme. Wir finden darunter auch einen Aufsatz „The German fair", und auch in dem Essay „Human hair" wird in eigenthümlicher Weise auf Deutschland Bezug genommen. Es heißt nämlich darin: „Lichtes Haar kommt nur aus Deutschland, und wird dort von einer Gesellschaft Holländer gesammelt, welche im Auftrag jährlich einmal herüberkommen. Es möchte scheinen, als ob entweder die Mode oder die Nothwendigkeit in der letzten Zeit die Nachfrage Englands in Bezug auf beide Länder (Deutschland und Frankreich) gänzlich geändert habe. Vor 40 Jahren war, wie einer der ersten Kaufleute in diesem Zweige versichert, allein nach blondem deutschen Haar Nachfrage. Derselbe Kaufmann schwärmte für eine ausgezeichnet goldene Couleur, welche zum höchsten Preise geschätzt wurde und welche sein Vater in sorgsamem Verschluß zu halten und nur besonders begünstigten Kunden zu zeigen pflegte.... Diesen geschätzten Artikel verkaufte er zu 8 Sh. die Unze, fast doppelter Silberpreis. Das alles ist nun dahin; man fragt jetzt hauptsächlich nach den dunkelbraunen Schattirungen Frankreichs. Unser Gewährsmann, sich kühn auf einen Gegenstand einlassend, mit welchem sich die Ethnologen zu befassen Scheu tragen, ist der Ansicht, daß die Haarfarbe des englischen Volks sich während der letzten 50 Jahre verändert und infolge des großen Verkehrs seit den Kriegen mit südlichen Völkern das bei unsern Ahnen vorherrschende sächsische Blond stark nachgedunkelt habe. Derselbe scharfspürende Kenner versicherte, daß jeder, der in Haaren mache, allein vermittelst des Geruchssinns zwischen deutschem und französischem Haar unterscheiden könne, ja daß er selbst, wenn er seine Nase hineinstecke, zwischen irischem, schottischem, wälischem und englischem Haar zu unterscheiden im Stande sei!" Sollte jene in England sich bemerkbar machende Vorliebe für französisches Haar vielleicht gar whigistischer Natur und ebenso wol eine Folge als Beförderungsmittel der französisch-englischen Allianz sein? Sollte man mit den Haarflechten, die man in Frankreich kauft, dieses Bündniß fester zu knüpfen beabsichtigen? Was übrigens die präsumirte Nachdunkelung des blonden Haars betrifft, so will man dieselbe, schon früher einmal in d. Bl. besprochene merkwürdige Erscheinung auch bereits in Deutschland selbst wahrgenommen haben. In der That gibt es in Deutschland ganze Landstrecken, in denen das reine „sächsische Blond" bereits eine große Seltenheit geworden ist; ob infolge eines Naturgesetzes, wonach bei Völkern wie bei Individuen im Alter die Haare von selbst nachdunkeln, ob infolge der gegen frühere Jahrhunderte so veränderten Diät und Lebensweise und des dadurch gleichfalls veränderten „Stoffwechsels", ob infolge der allmählichen Vermischung mit dunkelhaarigen Volksstämmen, das zu untersuchen und zu entscheiden muß den Physiologen überlassen bleiben.

H. M.

Das Luther-Denkmal in Worms.

Nach dem Hinscheiden Ernst Rietschel's sind für die Vollendung des Luther-Denkmals in Worms zwei andere tüchtige Künstler, die Herren Kietz und Donndorf in Dresden gewonnen worden, die seit längerer Zeit den verstorbenen Meister bei diesem Kunstwerke unterstützt haben und mit der Ausführung desselben ganz vertraut sind. Ist nun von dieser Seite für die Vollendung des schönen Denkmals aufs beste gesorgt, so sind dagegen die nicht unerheblichen Kosten für dasselbe noch immer nicht vollständig aufgebracht. Es ergeht daher an alle Freunde und Verehrer Luther's das Ersuchen, durch neue Sammlungen von Geldbeiträgen an der Förderung des Denkmals sich zu betheiligen, sowie auch in ihren Kreisen für die Verbreitung des in der Officin von F. A. Brockhaus in Leipzig angefertigten und von dieser Firma debitirten xylographischen Kunstblattes „Das Luther-Denkmal in Worms nach dem Entwurfe von Ernst Rietschel" zu wirken, das bestimmt ist, einen Theil der Kosten des Denkmals anzuschaffen. Der Preis desselben ist auf 15 Ngr. oder 54 Kr. Rh. gestellt, und deshalb so billig, um es auch den weniger Bemittelten zugängig zu machen, die auf diese Weise zum Gelingen des großartigen nationalen Werks ihre Beisteuer spenden. Es ist von den 60000 Exemplaren bereits über die Hälfte (33500 Exemplare) abgesetzt worden und man darf deshalb gewiß hoffen, daß auch die noch vorräthigen Exemplare zum Besten des Denkmals Käufer finden werden. 55.

Bibliographie.

Anger, Clara, Schloß Hartenstein. Roman nach Martha's Aufzeichnungen. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Berthold, G., Die Hand des Todten oder: Rache um Rache. Roman. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Historische Briefe über die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brunold, F., Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schwedens. Roman. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 1 Thlr.

Chalybäus, H. M., Fundamentalphilosophie. Ein Versuch das System der Philosophie auf ein Realprincip zu gründen. Kiel, Homann. Gr. 8. 24 Ngr.

Ernesti, Luise, Bilder und Skizzen aus dem Leben. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Waldemar Bookhouse oder der Werth eines Namens. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fest-Album herausgegeben vom literarischen Studenten-Verein zum 50jährigen Jubiläum der Universität zu Breslau am 3. August 1861. Breslau, C. Trewendt. 16. 22½ Ngr.

Finlay, G., Griechenland unter den Römern. Historische Uebersicht des Zustandes der griechischen Nation seit ihrer Unterjochung durch die Römer bis zum Erlöschen der römischen Macht im Orient, 146 v. C. bis 716 n. C. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Geffken, J., Johann Winckler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit (1684—1705) nach gleichzeitigen, vornehmlich handschriftlichen Quellen. Mit dem Bildnisse Wincklers, einem Facsimile seiner Handschrift und seinem Wappen. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 2 Thlr.

Heine's, H., sämmtliche Werke. Rechtmäßige Originalausgabe. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. à 25 Ngr.

Klopp, O., Tilly im dreißigjährigen Kriege. 1ster Band bis zur Zeit des Friedensschlusses von Lübeck 1629. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Koßmann, H., Bemerkungen über die Bildung im Allgemeinen und die Jugendbildung in Rußland. St. Petersburg. Lex.-8. 10 Ngr.

Kulturabentheuer. Historien aus der wirklichen Welt von Ernst Thränenmacher. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 8. 15 Ngr.

Mendelssohn Bartholdy, F., Reisebriefe aus den Jahren 1830 bis 1832. Herausgegeben von P. Mendelssohn Bartholdy. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyer, E., Christian IV. und sein Geschlecht. Historische Novelle. Mit Genehmigung des Verfassers in's Deutsche übertragen von A. Marahrens. Lüchow, Saur. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nadbyl, B., Chronik und Statistik der königlichen Universität zu Breslau. Bei Gelegenheit ihrer 50jährigen Jubelfeier am 3. August 1861 im Auftrage des akademischen Senats verfaßt und herausgegeben. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 4. 22⅓ Ngr.

Nota, A., Il benefattore e l'orfana. Commedia di 3 atti. — Der Wohlthäter und die Waise. Schauspiel in drei Aufzügen. — München, Franz. 16. 8¾ Ngr.

Pagenbarm, W., Die Herzöge Bruno, Dankward und Otto, die Gründer der Stadt Brunswick, nach alten Nachrichten und Volkssagen. Balladen. Braunschweig. Lex.-8. 10 Ngr.

Petzholdt, J., „Das Buch der Wilden" im Lichte französischer Civilisation. Mit Proben aus dem in Paris als „Manuscrit pictographique Américain" veröffentlichten Schmierbuche eines deutsch-amerikanischen Hinterwäldler-Jungen. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Reichsrath. Biographische Skizzen der Mitglieder des Herren- und Abgeordnetenhauses des österreichischen Reichsrathes nebst den Programmen der verschiedenen Parteien rc. 1stes Heft. Wien, Förster's artistische Anstalt. Gr. 8. 8 Ngr.

Reinkens, J., Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift der katholisch-theologischen Facultät. Breslau, Aderholz. Gr. 4. 1 Thlr.

Schlatter, G. F., Die Unwahrscheinlichkeit der Abstammung des Menschengeschlechts von einem gemeinschaftlichen Urpaare. Eine philosophisch-historische Studie. Mannheim. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zander, C. L. E., Das Herzogthum Lauenburg in dem Zeitraum von der französischen Occupation im Jahre 1803 bis zur Uebergabe an die Krone Dänemark im Jahre 1816. 1ste Abtheilung. Ratzeburg, Linsen. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke in Sachen des dänischen Pöbels wider Baron C. Dirckinck-Holmfeld, nebst Ansichten über die jetzige Sachlage des deutsch-dänischen Streits. Juli 1861. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 6 Ngr.

Auerbach, B., Goethe und die Erzählungskunst. Vortrag gehalten in der Sing-Akademie zu Berlin. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 10 Ngr.

Brückmann, C. H., Die katholische Publizistik. Westfälische Aphorismen zur Ergänzung und Berichtigung der anonymen Broschüre: „die katholische Presse Deutschlands." Coesfeld, Wittneven Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Oskar Becker. Ein Zeichen der Zeit. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Ngr.

Hahn, R., Und Frauenzimmer sind doch Menschen! Dramatische Kleinigkeit. Dresden, Zeh. 16. 5 Ngr.

Hie Welf! Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Katholicismus, Protestantismus und eine deutsche Nationalkirche. Den Katholiken und Protestanten Deutschlands gewidmet von B. von H. Leipzig, Baumgärtner. 8. 9 Ngr.

Klänfoth, H., Lederström's Selbstbefreiung aus der Haft, ohne Caution. Humoristische Episode. Berlin, Klänfoth. 8. 2½ Ngr.

Wie aus den römischen Bischöfen Päpste wurden. Zur Belehrung für Jedermann, der es noch nicht weiß. Von Laurentius Valla II. Zeitz, Webel. Gr. 8. 10 Ngr

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 19. September 1861.

Dichter- und Künstlerschicksale in novellistischer und dramatischer Form.

1. Erzählungen eines Rheinischen Chronisten. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Erster Band: Karl Immermann und sein Kreis. Zweiter Band: Aus Jacobi's Garten. Furioso. Aus Beethoven's Jugend. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen von Julius Gundling. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1861. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
3. Charlotte Stieglitz, die unglückliche Frau eines unglücklichen Mannes. Drama in fünf Aufzügen von Sanct-Hilar. Leipzig, Luppe. 1859. 8. 15 Ngr.
4. Christian Grabbe. Drama in fünf Aufzügen von Sanct-Hilar. Leipzig, Luppe. 1859. 8. 15 Ngr.
5. Faustina Hasse. Musikalischer Roman von Elise Polko. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 27½ Ngr.

Aus den Biographien deutscher Dichter und Künstler wird man immer von neuem in Erfahrung bringen, daß sich das Publikum um ihre Existenz und Wohlfahrt im allgemeinen so gut wie gar nicht kümmerte, vielmehr ihnen eher Wehe als Wohl bereitete und Blößen an ihnen zu entdecken sich zum Vergnügen machte. Es ist dies eine alte Klage, und schon Herder's Frau schrieb im Jahre 1799 an Gleim: „Wir arme Deutsche haben auch gar kein Vaterland, das mit den feinern Seelen und Geistern zart mitfühlte, daß sie sich nicht am Joch der Nothdurft fast erdrücken müßten.“ Ganz anders verhält es sich meist nach ihrem Tode. Wenn ihre leibliche Erscheinung von der Erde verschwunden ist, also in einem Augenblick, wo ihnen alle Theilnahme nichts mehr helfen, zu ihrer Erquickung und Aufrichtung nichts mehr beitragen kann, dann pflegt Mitgefühl, wirkliches oder scheinbares an Stelle der frühern Gleichgültigkeit zu treten; man weint Krokodilsthränen, die nun keinen Werth mehr haben; man greift nach den Büchern, in denen ihre innern und äußern aufreibenden Kämpfe geschildert werden, ohne zu merken, daß man im Grunde in diesen Märtyrergeschichten seine eigene Schande liest. Geschieht dies wirklich mit dem Vorsatz und zu dem Zwecke, sich zu bessern und an den Mitlebenden wieder gut zu machen, was man an den Dahingeschiedenen verbrochen hat? Oder beruht das Wohlgefallen an solchen Martyrologien nur auf dem Triebe der Neugier oder gar jener geheimen grausamen Schadenfreude, die es bewirkt, daß vielen die Schilderungen der Mühen und Qualen ihrer Nebenmenschen und namentlich hervorragender Geister zur genußreichen Lectüre werden?

Es liegt uns hier eine Reihe von Schriften vor, in denen theils in erzählender, theils dramatischer Form Dichter- und Künstlerschicksale behandelt werden. Man hat in unsern Tagen, und gerade von schriftstellerischer Seite her über Dichtungen, in denen Dichter selbst oder überhaupt Künstler als Helden auftreten, den Stab gebrochen. Dies ist bezeichnend für unsere realistische Zeit, von deren Geist sich selbst Kritiker und andere Schriftsteller so ergriffen und eingenommen zeigen, daß sie laut erklären, das Wirken und Leben eines Handlungscommis, eines Ackerknechtes, einer Dorfmagd u. s. w. sei bedeutungsvoller, inhaltreicher und der poetischen Darstellung würdiger als der Lebenskampf und das Ringen eines Künstlers und Dichters. Wir lassen jedem seinen Glauben, in welchem er sich behaglich fühlt, und wir gönnen jenen Realisten von Herzen gern das kostbare Vergnügen, das ihnen das Aufsuchen ihrer Ideale und Heroen in Kuhställen und unter Thran- und Heringsfässern gewährt; aber wir freuen uns doch, daß es noch Schriftsteller und Schriftstellerinnen gibt, die nicht derselben Ansicht sind wie jene Ultrarealisten. Die vorliegende Reihe von Schriften beweist dies.

Zunächst wenden wir uns zu Wolfgang Müller's „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten“ (Nr. 1), deren erster Band den Dichter-, Künstler- und Tonkünstlerkreis behandelt, der sich in den dreißiger und vierziger Jahren in Düsseldorf zusammenfand und als deren persönlicher Mittelpunkt hier der Dichter Karl Immermann erscheint. Außer diesem treten der dramatische Dichter Christian Grabbe, die Tonkünstler Felix Mendelssohn

und Norbert Burgmüller, der Maler Hasenclever und der Maler und Dichter Robert Reinick am meisten hervor. Von andern, welche diesem Kreise angehörten, z. B. von Friedrich Uechtritz, Karl Schnaase u. s. w. ist wenigstens die Rede. Der Verfasser hat die über diese Persönlichkeiten bestehenden gedruckten Quellen gewissenhaft und geschickt, wenn auch vielleicht in etwas zu ausgiebiger Weise benutzt: Immermann's „Memorabilien", Ziegler's Buch über Grabbe, Lampadius' Schrift über Mendelssohn, das Buch von Ludmilla Assing über die Gräfin Ahlefeldt u. s. w. Im Nachwort zum zweiten Bande versichert er zugleich, daß er eine Menge von Thatsachen aus eigener Anschauung habe und „in den meisten Dingen Augenzeuge der dargestellten Katastrophen war". Norbert Burgmüller sei sein erster Freund gewesen; er habe auf Robert Schumann's Bitte schon im Jahre 1846 dessen Biographie für eine musikalische Zeitschrift verfaßt und sich an diese seine frühern Mittheilungen in den betreffenden Partien vorliegenden Buchs angelehnt. Er habe gesucht, nur solche Personen in die Erzählung aufzunehmen, die bereits hinübergegangen seien. Er fährt dann fort:

Mit der Gattin Immermann's mußte ich freilich eine Ausnahme machen. Ich sehe die Verwegenheit dieses Schritts vollkommen ein, hoffe aber auf Entschuldigung bei denen, welche wissen oder erfahren, daß bereits früher eine Novelle erschienen war, in welcher die vortreffliche Frau eine Rolle spielt. Sie ist indeß in derselben ganz und gar verzeichnet und auch die Verhältnisse sind durchaus falsch hingestellt. Ohne diesen Vorgang, der freilich pseudonym erschien, aber so gehalten war, daß mit den Fingern auf die betreffenden Personen gewiesen wurde, hätte ich wol kaum die Kühnheit gehabt, meine Erzählung zu beginnen, die ich einestheils eine Berichtigung nennen darf und die anderntheils das Andenken an einen herrlichen Dichter und seine Umgebung neu aufgefrischt hat.

Wir erwähnen dies besonders deshalb, weil man an einer gewissen Stelle über des Verfassers Indiscretion Ach und Wehe geschrien hat. Wir für unsere Person halten eine Indiscretion, die schonungs- und anstandslos selbst von den intimsten Verhältnissen nicht blos kaum verblichener, sondern oft sogar noch lebender Individuen den Schleier hinwegzieht, für ein Hauptlaster unserer Zeit; aber wir können nicht finden, daß Müller in dieser Hinsicht irgendwie zu weit gegangen sei und die Vorschriften zarter Rücksicht irgend verletzt habe. Man hat in unserer Zeit über lebende Personen und deren Verhältnisse nur zu oft ganz andere Dinge lesen müssen! Was Immermann's Verhältniß zu der Gräfin Ahlefeldt betrifft, so hat das Buch von Ludmilla Assing hierüber schon so viele Aufschlüsse und Andeutungen gebracht, daß es dem Verfasser wol erlaubt war, hierauf weiter zu bauen und im Anschluß an diese Schrift Situationen zu erfinden und auszumalen, die ihm nöthig zu sein schienen, um die damit zusammenhängenden Vorgänge in des Dichters Herzen und Leben zu motiviren und miteinander zu verknüpfen.

Ueber die Absichten, die ihn bei der Abfassung seiner Arbeit leiteten, sagt der Verfasser ferner noch im Nachwort:

Allerdings war es nicht darauf abgesehen, historische Romanfabrikarbeit nach neuestem Schnitt zu liefern, wie sie der Welt jetzt als Lesefutter geboten wird. Ich bin bestrebt gewesen, getreue Culturbilder zu malen, in denen sich Ganzes und Einzelnes aus wahrhaftigen Ueberlieferungen entwickelt. In diesem Sinne habe ich erfunden, was zur Herstellung des Zusammenhangs nothwendig erfunden werden mußte. Selbst in der Chronologie wird man mir nicht leicht einen Fehler nachweisen.... Auf die Frage, warum ich nicht lieber, namentlich in Bezug auf Immermann, eine biographische Arbeit geschrieben habe, erwidere ich, daß mir das vollständige Material nicht zu Händen war, und man in Deutschland nicht gern Biographien liest, wenn sie nicht etwa die allergrößten Männer der Menschheit behandeln.

Der Verfasser stellt in seinem Buche nicht ohne Absicht Christian Grabbe so Immermann, wie den Componisten Norbert Burgmüller Mendelssohn gegenüber, ohne Zweifel in der Absicht um zu zeigen, daß zur Hervorbringung von großen und dauernden Werken in Kunst und Poesie ein reinlich geordnetes Dasein gehöre, während sich aus einem regellosen nur vielverheißende Anfänge oder höchstens großartige Bruchstücke gestalten. Es ist aber sicherlich nicht in Abrede zu stellen, daß die Schilderung eines excentrischen Lebenslaufs, an welchem sich ein ursprünglich genial begabtes Individuum aufreibt, bei dem Leser größeres psychologisches Interesse erweckt, als die einer ruhig und gesetzmäßig fortschreitenden Geistes- und Lebensentwickelung. Aus diesem Grunde wird Christian Grabbe die meisten Leser dieses Buchs mehr interessiren als Immermann, Norbert Burgmüller mehr als Felix Mendelssohn. Auf die Schilderung Grabbe's würden wir hier näher eingehen, wenn wir dies nicht schon früher auf Anlaß des Ziegler'schen Buchs gethan hätten; doch wird man es dem Verfasser Dank wissen, daß er dem Hauptinhalte des Buchs von Ziegler, welches wol schwerlich in weitere Kreise eingedrungen sein dürfte, durch den Wiederabdruck der prägnantesten Scenen weitere Verbreitung und seinem Buche eine pikante Würze verschaffte. Wir sagen dies vom Standpunkte des Lesers; denn von einem andern möchte über die Frage, ob es auch ganz in der Ordnung sei, ein früher erschienenes Buch in dieser Ausdehnung zu benutzen, gestritten werden dürfen. Nur eine eigenthümlich erschütternde Scene möge hier mitgetheilt sein. Grabbe ist als gebrochener, seiner geistigen und leiblichen Auflösung entgegeneilender Mann aus Düsseldorf nach seiner Vaterstadt Detmold zurückgekehrt. Im Gasthofe liest er eines Abends in der Trink- und Spielstube seine letzte Dichtung vor. Müller (oder Ziegler) erzählt:

Grabbe brachte seine „Hermannsschlacht", ließ sich die Lichter zurecht rücken und begann so laut und declamatorisch zu lesen, als es sein schwindendes Organ zuließ. Man hörte, es war ihm darum zu thun, daß er einen imposanten Eindruck mache. Anfangs lauschte ihm auch eine Gruppe von jungen Leuten, die aber bald immer kleiner und kleiner wurde. Hatte man sich auch aus einer gewissen Achtung vor dem unglücklichen Dichter verhältnißmäßig ruhig verhalten, so kam doch der Lärm bald wieder in sein altes Gleis. An einem andern Tische wurde mit Würfeln gespielt. Dort tönten die Worte: Wie hoch? Elf! Zehn! Dreizehn! Nun komme ich! Ich hab's! Wer hält's! Ich halt's! Wer hat die Vorhand? aus Kehlen, die mit jedem Augenblicke rauher wurden. In einer Ecke flog ein Champagnerstöpsel

knallend in die Höhe, worauf man mit den Gläsern aneinander klang. Hier scholl ein lautes, wieherndes Gelächter, dort versuchte einer mit lallender Stimme ein neues Lied. Die wenigen, die sich treu an Grabbe und seine Vorlesung gehalten hatten, steckten die Köpfe immer mehr aneinander, um seine Worte zu hören. Mitunter rief auch einer den Lärmenden zu, sie sollten still sein. Aber Detmold war kein Griechenland und der Dichter kein Homer, dem die Männer Joniens athemlos lauschten. „Dummes Zeug!" antworteten die Spielenden, „kommt her und versucht euer Glück mit den Würfeln." — „Dummes Zeug!" riefen die Trinkenden. „Jetzt ist keine Zeit zum Vorlesen. Spart's auf ein andermal." Zugleich brachte einer der letztern Grabbe ein Champagnerglas und forderte ihn auf, zu trinken. Der Dichter nahm den Wein und sagte kleinmüthig mit dumpfer Stimme: „Es ist wahr, heute geht's nicht. Aber in kurzer Zeit lad' ich euch alle in mein Haus, da sollt ihr hören." Dann brach er plötzlich ab, schlug die Blätter zu, knöpfte das Manuscript unter seinen Rock, und saß da, unendlich trübselig vor sich hinstarrend. Er hatte auf geistige Einwirkung gehofft und neben das Ziel geschossen. Ihm war es wie einem, dem im Wasser der Boden unter den Füßen schwindet und der rettungslos ertrinken muß. *)

Der Verfasser sagt auf S. 407, nachdem er erzählt, daß Grabbe's Grabhügel nicht einmal mit einem Denkstein versehen worden: „Ach, es scheint fast, daß der Mensch auch ein regelmäßiges Dasein geführt haben muß, wenn die Zeitgenossen seine letzte Ruhestätte mit einem Zeichen zieren sollen." Man wird aber nachsichtig sein müssen, wenn man Grabbe's Jugendgeschichte, die schaudervollen Umstände seines Ehelebens und alles, was dazwischenliegt, unbefangen erwägt, und damit den Lebenslauf anderer Künstler und Dichter vergleicht, eines Felix Mendelssohn z. B., der in einem reichen Hause aufwuchs, von Kindheit auf an ein vornehmes Leben gewöhnt war, dem für seine künstlerische Entwickelung und für sein Fortkommen und Emporsteigen alle Hülfsquellen zu Gebote standen, welche Reichthum und einflußreiche Verbindungen gewähren. Der Verfasser hat wol gelegentlich selbst einmal diesen Unterschied hervorgehoben; er hätte dies aber auch bei der erwähnten Stelle wiederholen sollen, denn nur zu viele Leser wissen auf den letzten Seiten eines Buchs nicht mehr, was sie auf den ersten gelesen haben.

Die Zuflucht, welche ihm Immermann in Düsseldorf gewährte, kam für Grabbe zu spät; seine bösen Dämonen hatten ihn bereits dem Untergange geweiht. Ein mehr künstliches als freiwilliges Aufzucken seines Genie fand wol noch statt, aber nur um seinen Lebensstoff nur um so rascher und vollständiger aufzuzehren. Der Umstand, daß er Immermann bat, für ihn ein Theaterstück copiren zu dürfen und daß er dann wirklich eine höchst saubere Abschrift davon lieferte, beweist allein schon, wie es mit ihm damals stand. Auch die Broschüre, die er im Interesse Immermann's über das düsseldorfer Theater schrieb, war

*) Ziegler erzählt noch in seinem Buche, daß, als er nach dieser Scene dem zerknirschten Grabbe, bei dem er allein zurückblieb, gerührt die Hand drückte, dieser mit schmerzlicher, fast ins Weinen umspringender Stimme gerufen habe: „O dieser Händedruck ist mir lieber als die ganze Welt! All meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt; ich wollte, daß ich todt wäre!"

sicherlich ein abgequältes Product; gewiß dachte Grabbe über vieles ganz anders als er schrieb. Ueberhaupt paßten beide Männer durchaus nicht zueinander; Grabbe, der sich die Regellosigkeit zur Regel machte, glaubte ohne Zweifel ebenso hoch als poetisches Genie über Immermann zu stehen, als Immermann, der ein Leben nach der Schnur führte, in jeder andern Beziehung über Grabbe zu stehen glaubte. Immermann, von seinen Umgebungen wie ein kleiner Goethe respectirt, konnte den Umgangston nicht anschlagen, an den Grabbe gewöhnt war. Dieser fühlte, daß man sich zu ihm herabließ, daß man ihn nur duldete, daß er in diesem Kreise eine Anomalie, eine Art Monstrum sei. Das ganze Verhältniß hatte für ihn etwas Drückendes und Demüthigendes, um so mehr, da ihm Immermann eine irgend comfortable Existenz nicht verschaffen konnte. Peinliche Nahrungssorgen haben immer an Grabbe herumgezerrt. Er erniedrigte sich nicht dazu, für den Geschmack des großen Publikums um Geld zu schreiben; aber er gehörte auch nicht zu den gemüthlichen Deutschen, welche das alberne Dogma aufgestellt haben, daß der Dichter nothwendig bittere Noth leiden müsse, um Großes hervorzubringen; er wußte, daß das Ringen um die tägliche Existenz, die Aussicht auf Hungerthurm oder Schuldgefängniß, die Mishandlungen seitens stürmischer Gläubiger nothwendig alle Freudigkeit und allen Zusammenhang des Schaffens zerstören müßten. Ist ja doch zu allem, was belehren und den Umfang der Kenntnisse erweitern, zu allem, was das nüchterne moderne Leben verschönern und erheitern kann, zu jeder Erholungsreise, zur Anschaffung von Büchern und andern Hülfsmitteln des Wissens, zum Besuch von dramatischen und musikalischen Aufführungen u. s. w. doch Geld und immer Geld nöthig, und gerade den Dichter und Künstler will man von all diesem abschneiden und ihn auf die bitterste Noth als sein ihm einzig gebührendes Erbtheil, auf die unausgesetzte Hungercur als seine zehnte Muse verweisen! Daher wünschte sich Grabbe, wie er einem befreundeten Buchhändler schrieb, nur einmal im Besitze von 2000 Thalern zu sein, um einen „Faust" zu schreiben, gegen den, wie er renommirte, Goethe's „Faust" Dr— sein solle. Freilich war dies nur eine echt Grabbe'sche leere Prahlerei, die aber vielleicht eine Ausgeburt seiner Nothstände und der dadurch hervorgerufenen gereizten Stimmung war. *)

*) Hier wäre vielleicht der Ort gewesen, abermals auf die Schiller-Stiftung zu sprechen zu kommen; wir unterlassen dies, ergreifen aber wenigstens diese Gelegenheit, auf einen Aufsatz von P. J. Willatzen über den dänischen Dichter Johannes Ewald in Nr. 30 des „Bremer Sonntagsblatt" zu verweisen, der in der Einleitung viele nur zu wahre und treffende Bemerkungen über die deutschen Schriftsteller-verhältnisse enthält. Willatzen bemerkt unter anderm: „In einer deutschen Culturgeschichte darf später die Opposition gegen die Schiller-Stiftung nicht unerwähnt gelassen werden." Und merkwürdig, diese Gegenstimmen, welche sich auf die Befürchtung gründen, daß die Almosen der Schiller-Stiftung nur dazu beitragen würden, die Dichter zu üppig zu machen und zu verderben, kamen meistens von Leuten, welche sich um die Dichtkunst gar nicht kümmern oder doch der Ansicht sind, daß es jetzt mit allem Dichten ein Ende haben müsse. In solchen Negationen und absprechenden Behauptungen leisten gerade die Deutschen, die im ausschließlichen Besitz des Gemüths sein wollen, Erstaunliches. Wie ganz

Wie es mit dem Glück Grabbe's stand, wissen wir; aber wie stand es mit demjenigen Immermann's? Der ausschließlich von dem Ertrag seiner Erzeugnisse lebende Dichter ist, wie man weiß, im allgemeinen in Deutschland sehr schlecht situirt; aber der in Staatsdiensten stehende Dichter hat wieder mit andern Uebelständen zu kämpfen. Die höhern Regierungsbehörden, seine Vorgesetzten, wie seine Collegen wollen in der Regel von ihm nicht viel wissen; sie halten ihn für einen phantastischen Kopf, für einen Schwärmer und Zeitverderber, der seine amtlichen Pflichten über seinen dichterischen Arbeiten oder „Schmierereien" vernachlässigt; sie bedenken aber nicht, daß derjenige, der seinerzeit vielleicht auch in praktischer Beziehung das Meiste für das weimarische Land gethan hat, nicht blos Minister, sondern auch Dichter war — Goethe. Den Collegen ist ein beamteter Dichter schon deshalb unbequem, weil er überhaupt nur andere Wege geht als sie, weil er nicht ausschließlich in Acten lebt oder weil sie sich gar in den Kopf setzen, daß er sich über sie erheben und etwas Besseres sein wolle als sie. So ging es auch Immermann. Er war ein preußischer Patriot vom reinsten Schwarz-Weiß, ein entschiedener Royalist, wenn er auch begreiflicherweise den reactionär-junkerlichen Bestrebungen und den Manövern der Dunkelmänner nicht hold war und den Fortschritt unter der Fahne des aufgeklärten preußischen Königthums wollte. In manchen Partien der „Epigonen" und des „Münchhausen" hat er sich in der That mit männlichem Freimuth über politische und Standesverhältnisse ausgesprochen. Wolfgang Müller bemerkt, daß Immermann trotz seiner umfassenden schriftstellerischen Bestrebungen sein Amt keineswegs vernachlässigt und sich auch in seinem staatsdienstlichen Verhältnisse bei dem Collegium, dem er angehörte, sich als gewissenhafter Arbeiter die allgemeinste Achtung erworben habe. „Nichtsdestoweniger war er 12 Jahre lang", fährt der Verfasser fort, „ohne Erhöhung seines Ranges und seines Gehalts in seiner Stellung gelassen worden. Seinen mehrmaligen Gesuchen um Beförderung in den rheinischen Appellationshof hatten immer Hindernisse oder bevorrechtete Werber im Wege gestanden. Ohne Zweifel aber waren gerade seine schriftstellerischen Arbeiten seiner Beförderung entgegen gewesen." Eine andere schlimme Erfahrung machte er mit dem von ihm geleiteten düsseldorfer Theater. Dieses Institut, als Musteranstalt gepriesen, obschon es sicherlich auch bei längerm Bestande auf das übrige deutsche Theaterwesen ohne besondern Einfluß gewesen sein würde, und von ihm mit so vielen Opfern geleitet, ging nicht an einem innern Leiden unter, sondern einzig daran, „daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unserer hiesigen (düsseldorfer) Optimaten bilden, nicht ein ferneres jährliches Subsidium von 4000 Thalern mehr abwerfen wollten, denn so viel etwa bedurfte sie (die Bühne) zu ihrem Fortbestande". Es ist factisch, „daß wegen jener mangelnden 4000 Thaler ein Institut in Trümmer ging, welches bestimmt zu sein schien, in die Reihe der rheinischen Culturanstalten mit einzurücken". Kurz, Immermann machte nach allen Seiten hin, bei der Regierung, bei den sogenannten Kunstmäcenen, bei dem Publikum, bei seinen Collegen sowol den Beamten als den Schriftstellern traurige Erfahrungen, die ihm in einer in Form eines Briefs an den Redacteur gekleideten Recension über Heine's erste Gedichtsammlung im „Westfälischen Mercur" die Worte abpreßten:

> Wenn die Meßkataloge des 19. Jahrhunderts einen neuen Poeten anzeigen, so empfinde ich ungefähr dasselbe Grauen, als wenn ich ausrufen höre: Da läuft wieder ein toller Hund her! Sie werden mich der Paradoxie beschuldigen, wenn ich sage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichterisches Wesen erscheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufstellen, daß es mir wie eine schwere Last des Schicksals vorkommt, in unsern Tagen mit poetischem Talent geboren zu sein.

Warum aber fuhr Immermann trotz dieser Ueberzeugung doch fort, nicht blos zu dichten, sondern was er gedichtet auch zu veröffentlichen?

In Bezug auf die Schicksale des hochbegabten jungen Tonkünstlers Norbert Burgmüller bemerkt der Verfasser: „Wie die Welt ist, so pflegt sie nur denjenigen zu suchen, der sie selber sucht. Ueber den bescheidenen und anspruchslosen Menschen sieht sie weg, wenn sie ihn auch kennt; und ruft er sich ihr nicht täglich ins Gedächtniß, so vergißt sie ihn." So ist allerdings die Welt, und die Folge davon ist, daß man jedes Mittel anwendet, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, daß man sich unbescheiden vordrängt, daß man zu scheinen sucht, was man nicht ist und daß man schnell und übereilt producirt, um immer im Munde der Leute zu sein. Im übrigen ist es doch fraglich, ob es auch gutzuheißen sei, einen wenn auch verstorbenen persönlichen Bekannten, einen Freund als Novellenfigur zu verarbeiten. Denn wennschon der Verfasser seinen Freund Burgmüller im ganzen als einen liebenswürdigen Menschen, als ein „treffliches, treues, gutes Herz" darstellt, so schildert er doch in ihm auch jene Geistesträgheit, jene Energielosigkeit, jene schlaffe Duselei, jene Genialitätssucht, womit man sich vorspiegelt, eine außerordentliche Größe zu sein, weil man sich, statt thatkräftig nach außen zu wirken, vollständig in seine Subjectivität oder höchstens in die — Kneipe zurückzieht. Wie man aber auch hiervon und über andere Eigenschaften der Schrift denken möge, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß Wolfgang Müller ein lesenswerthes und fesselndes Buch geschrieben habe. Der Verfasser erwähnt im Nachwort zum

---

anders in England, wo selbst Gelehrte und Staatsmänner an dem doch so reich dotirten Royal literary fund nur das eine auszusetzen haben, daß er immer noch nicht reich genug dotirt sei. Wenn übrigens Willatzen immer nur über die Indifferenz des Publikums klagt, so ist dagegen zu bemerken, daß wir Schriftsteller insgesammt dem einzelnen Schriftsteller gegenüber doch auch Publikum sind. Ein rühmlichst bekannter Gelehrter und Schriftsteller schrieb uns jüngst: „Ich bewundere Sie, daß Sie noch immer den loyalen Muth besitzen, für die Interessen des Schriftstellerstandes in die Schranken zu treten. Nach meinen Erfahrungen" ... Doch wir wollen den Schluß aus Gründen hier lieber weglassen.

zweiten Band, die davon in der „Kölnischen Zeitung" erschienenen Bruchstücke hätte die Wirkung gehabt, daß seine rheinischen Landsleute wieder lebhaft nach den Werken Immermann's und Grabbe's gegriffen hätten.

Der zweite Band enthält zunächst ein anziehendes Tableau: „Aus Jacobi's Garten", in welchem neben den beiden Jacobi und deren weiblichen Zugehörigen auch Goethe, Heinse, Jung Stilling u. a. eine Rolle spielen. Die hervorragendste Figur darunter ist begreiflicherweise der junge Goethe, den der Verfasser in all seiner sprudelnden Genialität, liebenswürdigen Keckheit und stets zum Helfen und Schlichten bereiten Menschenliebe dargestellt hat. Den Mittelpunkt der Novelle bildet die Liebesgeschichte H. Schenk's, den wir zum Schluß der Novelle nochmals in München als Geheimen Staatsreferendar und als Vater des Dichters Eduard Schenk begegnen. Der Verfasser hat jene bisher unbekannt gebliebene Liebesepisode von einem liebenswürdigen humanen alten Junggesellen, dem Geheimen Regierungsrath Fasbender in Düsseldorf, einem Studiengenossen und nahen Freunde seines Vaters vernommen. Außerdem war der Verfasser in der Lage, seine Erzählung auf lokale Anschauungen zu begründen, da er schon als Knabe in das Pempelfort'sche Haus kam und mit den zwei jüngsten Enkeln Fritz Jacobi's bekannt war. Von diesen ist jetzt Rudolf Jacobi Arzt in Elberfeld; Romuald Jacobi, ein „äußerst humoristischer Mensch", studirte Jura und ging nach Amerika, wo er gestorben ist.

Der Held der zweiten bei weitem umfangreichern Novelle „Furioso" ist kein anderer als der junge Beethoven, und es wird gewiß allen Verehrern desselben von großem Interesse sein, hier über die Jugendentwickelung des genialen Tonkünstlers bisher wenig oder gar nicht bekannte Mittheilungen zu lesen. In Bonn, wo der Verfasser studirt hat, war ihm vollauf Gelegenheit geboten, lokale Studien zu machen und von alteingesessenen Einwohnern die Traditionen der Vergangenheit zu erlauschen. Auch hat er noch die bonner Jugendfreunde Beethoven's persönlich gekannt: den Kapellmeister Ries, der am 10. November 1755 geboren erst am 1. November 1846 fast 91 Jahre alt starb, „allgemein geschätzt und betrauert", dessen berühmtern Sohn Ferdinand, den Schüler Beethoven's, und den Geheimen Rath Wegeler, mit Friedrich Ries der Verfasser der Schrift: „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven" (Koblenz 1838), an die sich der Verfasser vielfach anlehnt. Beethoven hat schon früh alle Nothstände und Kämpfe kennen lernen, die das Genie, dem Wohlhabenheit und hervorragender Stand nicht die Wege ebnen, meist oder immer zu bestehen hat. Bekanntlich hat er auch später schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, und es bleibt erwähnenswerth, daß Beethoven eine ihm gewährte große Erleichterung nicht dem deutschen, sondern dem englischen Volke verdankt; es war nämlich die Philharmonische Gesellschaft in London, welche ihn auf Moscheles' Verwendung in liberalster Weise unterstützte. Mit Bezug hierauf rief einmal der Franzose Escudier im „Journal de l'empire" aus: „Das Leben Beethoven's, der bis zum Grabe von Entbehrungen und Leiden, vom Neid und von der Intrigue verfolgt wurde, ist eine ewige Schmach für diese deutsche Nation, die kalt wie ihr Himmel ist." Eine harte Anklage!

Einen besondern Werth erhält die Novelle „Furioso" durch ihre culturhistorischen Unterlagen. Interessant sind z. B. die Bemerkungen über die Fürstensitze des vorigen Jahrhunderts, die zugleich die Sitze der Aufklärung waren. „Seltsame Gegensätze!" bemerkt der Verfasser einmal; „die Fürsten regierten despotisch, sie hielten Hofhaltungen mit unermeßlichem Luxus, bauten Schlösser von kolossalen Dimensionen, alles nach dem Beispiele der Bourbonen, und zugleich lasen sie die Bücher, in denen die Gedanken keimten, welche dieses überschwengliche Dasein zerstören sollten." Selbst die geistlichen Fürsten, die in den Kurstaaten Mainz, Trier und Köln saßen, machten alle Neuerungen mit, die sie nur eben mitmachen konnten.

Es wurden sogar Protestanten zu den verschiedensten Aemtern verwandt. Georg Forster, der Naturforscher, war damals Professor, und Wilhelm Heinse, der Dichter, Vorleser des Kurfürsten von Mainz. Aehnliche Verhältnisse fanden sich am kurtrierschen Hofe zu Koblenz. Zu Bonn aber führte Max Franz das kurfürstliche Scepter. Und Max Franz war ein Bruder Joseph's II. Er hatte dessen Neuerungen in Oesterreich mit eigenen Augen angesehen und den lebhaftesten Antheil an denselben genommen.... Der Fleißigste und Redlichste galt ihm auch als der beste Mann. Von dem Adel, der in leeren Formen bestand und nicht auch das Herz auf der rechten Stelle hatte, mochte er wie Kaiser Joseph nichts wissen.... Der Kunst und Wissenschaft bewies er sich als ein eifriger Förderer mit offenen Händen.

Dann kam die große Umwälzung in Frankreich, die ihre Einflüsse auch auf Deutschland und namentlich das Rheinland erstreckte:

Die größte Aufregung herrschte ohne Zweifel bei den gebildeten Klassen, deren Geister durch die Ideen der damaligen Zeit mehr oder weniger angesteckt wurden. Die unruhigsten Köpfe befanden sich jedenfalls unter den Gelehrten und besonders unter den Mitgliedern der (bonner) Universität, an denen die Lehren der Freiheit und Gleichheit nicht unbeachtet vorübergingen. Im ganzen aber machte sich doch mehr ein ideales wie praktisches Bestreben geltend, um die alten überlebten Zustände der menschlichen Gesellschaft in neue und bessere Bahnen hinüberzulenken. Jeder Idealismus pflegt seine edeln Seiten zu haben. Es gibt nur selten einen gemeinen Schwärmer.

Im ganzen macht dieser zweite Band doch einen wohlthuendern Eindruck als der erste, theils weil wir den in objectivere Ferne gerückten Personen und Zuständen, die er vorführt, unbefangener gegenüberstehen, theils weil es damals, wenn auch originelle Köpfe in großer Zahl, doch nicht so viele zerrissene, sich eitel in sich selbst bespiegelnde und hoffärtig sich aufblähende Charaktere gab als jetzt, theils endlich weil jener Idealismus, von welchem Wolfgang Müller spricht, und der Geist wahrer Humanität alle Bestrebungen der damaligen Zeit verklärten und durchgeistigten und den rohen Impulsen des sich selbst vergötternden Materialismus Widerstand boten.

Der Roman von Julius Gundling „Henriette Sontag" (Nr. 2) sollte eigentlich „Henriette Sontag und Karl Herloßsohn" betitelt sein; denn in der That ist es

kein anderer als der Schriftsteller Herloßsohn, dessen Jugendschicksale mit den Künstleranfängen der Sängerin Henriette Sontag hier in Verbindung gebracht werden. Der Verfasser schildert zuvörderst, wie Herloßsohn als blutjunger Mensch zufällig die Bekanntschaft der jungen Henriette macht, und wie sich dann eine gegenseitige Neigung entwickelt, die jedoch bei der Sängerin nur sehr flüchtiger Art ist; später erkennt er sie bei einer Aufführung des „Freischütz" in Prag als Agathe wieder, und zuletzt trifft er sie noch einmal als bereits hochberühmte Künstlerin im Hôtel de Pologne zu Leipzig. Ob jene Jugendbekanntschaft und Jugendliebe zwischen Karl und Henriette auf Wahrheit beruht oder nur eine Fiction ist, wissen wir nicht zu sagen; ohne Zweifel aber beruht sie auf einer mündlichen Aussage Herloßsohn's selbst, der als guter Erzähler ein großes Talent hatte, seine Bekannten mit allerlei Selbsterfundenem zu mysticiren. Dahin wird wol auch die Mittheilung gehören, daß Herloßsohn einmal auf dem prager Theater beim Chor als Statist mitgewirkt habe. Der Verfasser versichert, daß, als Herloßsohn sich hierzu gemeldet, er auf den ihn musternden Theaterdiener sofort einen „günstigen Eindruck" gemacht habe. Der Verfasser scheint, hiernach zu urtheilen, Herloßsohn nicht persönlich gekannt zu haben; denn seine Figur war wol keineswegs sehr geeignet, einen „günstigen Eindruck" zu solchem Zweck zu machen und ihm unter den Statisten eines Theaters einen Ehrenplatz zu sichern.

So viel ist richtig, daß Herloßsohn in seiner Jugend viele Kämpfe um seine Existenz durchzumachen hatte und daß nach einer Periode des Wohllebens und eines gewissen literarischen Glanzes diese Kämpfe abermals sein Leben verdüsterten: eine Erscheinung, die sich öfter bei Schriftstellern seiner Gattung wiederholt. Es ist, als ob er schon im Jahre 1830 sein Schicksal vorausgesehen hätte; denn in seinem in dem genannten Jahre erschienenen Romane „Hahn und Henne" bemerkt er einmal:

> Die Armuth des Lebens umgibt uns Dichter, vermuthlich um unsern innern Reichthum höher zu steigern: das Leben rollt ab, arm an Anerkennung und Auszeichnung — ach! der Grabhügel, den sie vielleicht später kränzen, ist gefühllos. Der Mensch ist nicht wie die Nachtigall, der es genügt, einsam, unbelauscht zu singen; er will auch gehört sein, denn er singt mit seiner Seele, und die Seele will das Echo anderer Seelen. Und findet sie es nicht, so verhaucht sie ihr Klagelied im Innern und geht unverstanden, weinend, das schöne Los verfehlend über die Erde.

Ja, auch sein Grabhügel ist, um seine Prophezeiung in allen Theilen wahr zu machen, bekränzt worden, wenigstens auf einer Abbildung desselben, welche die „Gartenlaube" jüngst als Illustration zu einer Beschreibung des Johannisfestes brachte.

Doch werfen wir hier einen Blick auf Herloßsohn's späteres Leben und schriftstellerisches Wirken, von dem der Verfasser vorliegenden Romans nichts berichtet. Karl Herloßsohn war viele Jahre hindurch in gewissen gesellschaftlichen Kreisen Leipzigs ein beliebter Mann und hatte es sogar bis zum „Schutzbürger" gebracht, was sonst für einen Literaten mit einigen Schwierigkeiten verbunden zu sein pflegt. Er entwarf die Programme zu den Festlichkeiten der Vereine, in denen er sich bewegte, und war in seiner besten Zeit unerschöpflich in der Erfindung von Schnurren und Maskenscherzen, wie man sie in solchen Kreisen liebt. Dazu hatte er in seinem „Komet" die Fahne des Liberalismus von 1880 aufgesteckt, und nicht leicht dachte damals ein Anhänger dieses Liberalismus an Leipzig, ohne auch an den dort erscheinenden „Komet" und seinen Redacteur zu denken. Er schwärmte für die polnischen „Freiheitskämpfer", für die „Helden von Grochow und Ostrolenka", was damals zum guten Ton gehörte, und er hatte sogar von Leipzig aus das Regierungssystem, welches Dom Miguel im fernen Lissabon zu dem seinigen gemacht hatte, mit äußerster Hartnäckigkeit anzugreifen gewagt. Es konnte nicht fehlen, daß er der Abgott der liberalen Bourgeoisie, der männlichen wie weiblichen wurde, gleichzeitig mit Ortlepp, dem Dichter des „Pfingstliedes" und des „Osterliedes", dem eine Anzahl liberalgesinnter Leipzigerinnen einmal einen schönen selbstverfertigten Teppich verehrten, dem er wie den Geberinnen selbst jetzt als Obsthüter und Bewohner des Armenhauses vielleicht noch dann und wann eine wehmüthige Erinnerung schenken mag.

Karl Herloßsohn's Stube war das Stelldichein aller durchreisenden Schöngeister, Schauspieler, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, aller Künstler bis zum Escamoteur und Intendanten der „betriebsamen Flöhe" herab. Gutherzig wie er war, öffnete er, ohne Aussicht auf Dank, in seinen guten und selbst noch später in seinen schlimmen Tagen seine Börse jedem, der unter dem Vorwand der Kunstjüngerschaft und der augenblicklichen Noth an sein offenes Herz oder vielmehr seine offene Börse appellirte. Und wenn ihn eine exaltirte gerührte Stimmung hinter dem grünen Rheinweinglase überkam, leerte er wol aus freiwilligen Stücken seine Börse in die Hand eines schriftstellerischen Collegen, dem er an seiner niedergeschlagenen Miene ansah, was ihm mangele, und was er bedürfe.

Aber auf die guten Tage kamen die schlimmen, und die magern Jahre fraßen die vorangegangenen fetten auf. Einige Freunde blieben ihm wol treu, aber die meisten, und zwar zum Theil gerade diejenigen, welche seine geselligen Talente ausgebeutet hatten, wandten sich spottend und achselzuckend von ihm, indem sie dies und jenes vorschützten, wozu sie selbst ihn zu verleiten vielleicht beflissen gewesen waren, weil sie davon ihren Spaß hatten. Herloßsohn arbeitete nun bei einem Verleger unter Verschluß und Riegel. Niemand wurde während der festgesetzten Arbeitszeit zu ihm gelassen. Sein Verleger zog den Schlüssel hinter ihm ab, und er saß in der strengsten Clausur. Nur die allerdringendsten Fälle gestatteten eine Ausnahme. Ein solcher Fall erlaubte mir ihn in einer Lage zu erblicken, von welcher, wie ich später erfahren, selbst genauere Bekannte Herloßsohn's keine Ahnung hatten. Er saß in einem feuchten dunkeln Zimmer, so kalt und feucht, daß er mitten im Hochsommer eine Wildschur um die Füße geschlagen hatte, um sich zu er-

wärmen! Wenn es auch richtig sein mag, daß Herloßsohn selbst es so haben wollte, um sich während der Tagesstunden allen Verführungen und störenden Besuchen zu entziehen, so bleibt das Factum doch immer bezeichnend und verdient in das Martyrologium deutscher Schriftsteller eingezeichnet zu werden. Als Gegenhalt gegen diese Kälte, diesen feuchten Moder, diese Clausur bedurfte er dann wieder stimulirender Getränke, und der Abend sah ihn wieder in der gewöhnlichen Umgebung.

Aber Herloßsohn war nicht mehr der gewöhnliche. Eine auffallende Exaltation gab sich an ihm kund. Er erzählte in fliegender Aufregung, daß er Ritter vom Danebrog geworden, und Aehnliches. Man hielt dies für etwas anderes als was es war. Bald aber brach die nervöse Krankheit aus, deren Symptome schon lange vorher unschwer zu verkennen waren. Eine Kaltwassercur rettete ihn noch für diesmal, und Herloßsohn vegetirte noch einige Jahre. Aber seine geistige Kraft war gebrochen.

Einige Literaturfreunde, die seine Talente und seine frühern Verdienste zu schätzen wußten, sorgten dafür, daß er kurz vor seinem Tode in das Jakobsspital geschafft wurde; auch veranstalteten sie eine kleine Geldsammlung, um seine irdischen Ueberbleibsel anständig dem kleinen Hause unter der Erde zu übergeben und den Sarg, der seine sterblichen Reste einschloß, sogar mit einem Lorberkranz zu schmücken. So starb Herloßsohn, der Dichter der populär gewordenen Lieder: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" und „Ob ich dich liebe, frage die Sterne!" der Verfasser von vielleicht mehr als 60 Bänden verschiedenen Genres, decennienlang Eigenthümer und Redacteur eines vielgelesenen Blattes, ein einst gefeierter Vorkämpfer des Liberalismus und längere Zeit durch seine Romane einer der Lieblinge des Leihbibliothekenpublikums!

Herloßsohn verdient die Nichtachtung nicht, die ihm in den meisten Literaturgeschichten widerfährt. Allerdings beruht seine literarische Bedeutung zumeist auf den theils gemüthvollen, theils schalkhaft-satirischen, immer aber gutmüthigen Genrebildern, deren er viele ergötzliche (z. B. die bekannte köstliche „Geschichte zweier Deutschen im Auslande") für Zeitschriften lieferte oder in seine komischen Romane einflocht. Aber er erhob sich mitunter auch zu poetischem Schwunge, und da man ihn von dieser Seite weniger kennt als er verdient, so erlauben wir uns, eine Stelle aus seinem 1843 erschienenen, jetzt wol kaum noch gelesenen Roman: „Fahrten und Abenteuer des M. Gaudelius Enzian", anzuführen und damit zugleich einen Beweis zu liefern, daß Herloßsohn's Grundcharakter die Friedensliebe und eine fast utopische Menschenliebe war. Gaudelius träumt von dem Tage der allgemeinen Versöhnung:

Alle Nachtigallen sangen und alle Knospen öffneten ihre Blätter und alle Blumen ihre Kelche; nur der Schierling nicht und die Kaiserkrone nicht und die Wolfsmilch nicht und alle Giftpflanzen. Die Schlangen und die Wölfe verbargen sich in ihre Höhlen und die Geier stürzten sich in das Meer und die Adler nisteten sich in die Nester der singenden Nachtigallen und brüteten ihre Eier aus und nannten die junge Brut ihre Kinder und liebten sie. Und die Tauben flogen durch die Luft freudig; denn die Sperber waren ausgestorben. Ruhig graste neben dem Löwen und Tiger das Reh; die Krokodile flüchteten sich in die ägyptischen Königsgräber, um einen ewigen Schlaf zu thun. Alle Schlachtstätten waren blühende Maisfelder und Lilienbeete geworden; in keinem Walde mehr erschallte ein Schuß und die Wellen waren barmherzig und trugen jeden Sinkenden sanft ans Ufer. Mit der Palme vermählte sich die nordische Tanne und auf dem Dornstrauch wuchs die Dattel. Aus dem Schlamme des Ganges, wo sonst der Kaiman hauste, entsproß Rhododendron und Oleander. Der Upasbaum auf Java verdorrte und ward zur Linde, welche süßen Blütenduft aushauchte. Die Worte Giaour und Jude waren Mythen geworden und der Neger von Guinea freite eine blonde Fürstentochter und sie ward sein liebendes Weib. Schiffe durchkreuzten in allen Richtungen die Meere, doch von keinem donnerte ein Geschütz. Die Sklavenmärkte von Smyrna und Kairo waren menschenleer; es wucherte dort hohes Gras. In keinem Gesetzbuche, selbst in der Bibel nicht, war das Wort „Tod" zu lesen. Alle Richter waren Versöhner, alle Armen Brüder der Reichen. Der Blitz umflog die Erde nur mit einem abendlichen Purpurschein und der Donner sang nur das Lied: „Großer Gott dich loben wir." Es gab keine Nackten und keine Hungernden und Durstenden. Alle Lavinen lösten sich in weiße Blütenblätter auf; die Erde bebte nicht, sie war nur voll Wärme und machte auf ihrer Oberfläche nur Blüten und Körner wachsen. In der Traube war nur Begeisterung und nicht Trunkenheit, und die Glocken läuteten nur zum Dienste des Herrn und nicht zu Sturm und Feuersbrunst. Die Treue war eine Wahrheit geworden und unvergänglich, wie die Liebe; und die Liebe war alles. Die Rosen verwelkten nicht, sie waren unsterblich wie der Mensch. Und der Mensch war glücklich und nannte Gott nur seinen Vater, den Vater der Liebe, den Schöpfer der Versöhnung.

Leider erfährt man über den literarischen Charakter Herloßsohn's aus dem etwas lose zusammengefügten Roman Gundling's so gut wie nichts; der Verfasser versichert nur im allgemeinen, Herloßsohn's Name sei als ein „populärer" durch ganz Deutschland gehallt, „welches in ihm einen seiner besten Humoristen und den Schöpfer des deutschen historischen Romans erkennt". Indeß der historische Roman war in Deutschland schon lange vor Herloßsohn da. Ueberhaupt sind es eigentlich nicht der Held und die Heldin des Romans, welche den Leser vorzugsweise fesseln, sondern einzelne Charakterfiguren mit humoristischem Anfluge (darunter auch der originelle Kanne, ehemaliger Redacteur der „Wiener Musikzeitung") und einige aus dem Leben gegriffene Genrebilder, z. B. die aus dem prager Ghetto. Als Probe theilen wir hier des Verfassers Schilderung der Schamesgasse mit:

Die Schamesgasse verdiente einen Weltruf zu genießen. In derselben ist kein Haus, welches nicht wenigstens dreißig Hausherren, und kein Zimmer, welches nicht wenigstens vier Inwohner hätte. In der Schamesgasse culminirt das die prager Judenstadt charakterisirende Theilhaus- und Theilstubensystem. Jeder Stein hat seinen eigenen Hausherrn, und eine Baracke, die keine 300 Gulden werth ist, hat ein Dutzend Hausbesitzer. In das finsterste Haus der finstern Gasse heißt Aron Schnackeles seinen Freund ihm folgen. Eine Holztreppe, auf welcher der Schmuz von Jahrhunderten liegt, geht es in die Höhe. Die, so die wankenden, knisternden, schiefen Stufen mühsam emporklettern, müssen ihre Kopfbedeckung abnehmen und sich dann noch tief bücken, wobei sie aber noch immer Gefahr laufen, den Mörtel von der Wand zu streifen.... Die beiden Studenten befinden sich in der nächsten Secunde in einer schmalen, niedrigen Stube, deren Verrohrung durch den abgestreiften Verputz an hundert

Orten hervorschimmert. Die Stube hat drei abgesonderte Kaminplätze, und jede Kaminstätte hat ihren selbständigen Rauchfang. Alle drei Rauchfänge haben jedoch die unfreundliche Eigenschaft, daß sie mit einer solchen Zähigkeit an dem Rauche hängen, daß sie ihm jede Möglichkeit zu entschlüpfen verkümmern. Dank dieser sinnreichen Construction der drei Rauchfänge schwebt eine ewige Rauchwolke über dem Zimmer, in welchem zugleich eine wahre Dampfbadtemperatur herrscht. Da die drei Familien, welche diese Stube bewohnen, auch in derselben ihre Mahlzeiten kochen, so ist es natürlich, wenn die Hitze die Luft in förmliche Dämpfe auflöst. Das Zimmer zerfällt durch einen Strick in zwei Abtheilungen. Die eine derselben ist doppelt so groß als die andere und enthält auch zwei Feuerstätten. Die beiden Familien des Schölletkochers Ephraim Kletteles und des Gänsebraters Herrschmann Josua Kletteles halten zusammen und unterstützen sich auch gegenseitig in ihrem Gewerbsbetriebe. Sie brauchen keinen Strick, um ihre Zimmerterritorium zu markiren, weil sie gegenseitig sich vertragen und miteinander harmoniren. Dagegen nimmt die Geschmeidlerfamilie Herrschmann Kletteles eine isolirte Stellung ein, die sie nicht selten sogar in feindseligen Conflict zu ihren Stubengenossen bringt. Die gegenseitigen Reibungen nehmen mitunter einen so bedrohlichen Charakter an, daß die Markirung des gegenseitigen Terrains durch einen über die Breite des Zimmers gezogenen Strick sich als ein unabweisliches Auskunftsmittel herausgestellt hat.

Der Pseudonymus Sanct-Hilar hat denselben Grabbe, den Wolfgang Müller novellistisch behandelte, zum Helden des Dramas „Christian Grabbe" (Nr. 4) und Charlotte Stieglitz zur Heldin des Dramas „Charlotte Stieglitz, die unglückliche Frau eines unglücklichen Mannes" (Nr. 3) gemacht. Wir geben hier nur einige Proben. Grabbe hat sein Amt aufgegeben und dadurch den Zorn seines entsetzlichen Weibes hervorgerufen. Es folgt nun nachstehende Scene:

Lucie (stemmt die Fäuste unter). Unsinniger! was willst du nun thun? Denkst du mit deinen verbohrten Ideen Geld aus der Erde zu schlagen? Du bist literarisch ebenso verwahrlost, wie du moralisch verlumpt bist! Wer kauft das Zeug, das du geschrieben? Hier nimm es hin und wechsle Pfennige ein! (Sie wirft ihm die Manuscripte vor die Füße.) Der ganze Plunder ist die Zeit nicht werth, die du in deinem Wahnsinn dreingegeben. (Sie wirft fortwährend, was sie auf seinem Pulte findet, wüthend vor ihn hin.)

(Grabbe läßt es in kalter Ruhe geschehen.)

Umgib dich mit dem Schund, hirnloser Narr und stelle dich als Denkmal mitten in die Lumpen. Als warnend Beispiel stehe da, du verwirrter, gottverlassener, zerrissener, entnervter, bis auf das Nichts herabgekommener Mensch!

Grabbe (ergeben). Was weiter noch?

Lucie. Hier ist noch mehr! Hast du das Amt dahingegeben, nimm auch die alten Schwarten drein! Komm her du Corpus juris civilis romanis (!) — und predige dem verjagten Auditeur das — Hausfrauenrecht! (Sie wirft den Foliant vor ihn hin.)

Grabbe (gen Himmel). Was bin ich nun?

Lucie (hebt beide Hände gegen ihn). Ein Unhold!

Hierzu macht der Verfasser unter den Text folgende Note:

In dieses letzte Wort „Unhold" legt die „Kannibalin" die ganze Teufelei ihres Charakters; sie wächst gleichsam wie eine Hexe vor ihm auf und ihre Augen treten ihr sozusagen aus dem Kopfe heraus. Sie ist nun das wirkliche Gespenst, das der unglückliche Mann in ihr geahnt hat, der dieser satanischen Wuth nichts entgegenzusetzen vermag, als eine willenlose, traurige Ergebenheit.

Anfang des fünften Acts sieht man die beiden Freunde Grabbe und Norbert Burgmüller im Wirthshaus zum Drachenfels schlafend an der Wirthstafel einander gegenübersitzen, die Elnbogen aufgestemmt, beide in herabgekommener schäbiger Kleidung. Immermann, Achenbach und Dr. Runkel treten ein; Grabbe und Norbert Burgmüller wachen auf, und es ergibt sich nun zwischen beiden folgendes Zwiegespräch:

Grabbe. Norbert!
Norbert. Grabbe!
Grabbe. 'is sauer.
Norbert. Sehr!
Achenbach. Still, es kommt noch was!
Grabbe. Wollen wir?
Norbert. Ja.
Grabbe. Was?
Norbert. Nichts.

(Sie versinken wieder.)

Nach einiger Zeit erheben sich die „Genies" (in einer Note heißt es von ihnen: „Die Genies bewahren bei ihren Reden den vollständigsten Ernst") langsam von ihren Sitzen, ohne einen Schritt zu thun, sehen sich gegenseitig wieder an und sprechen:

Grabbe. Norbert!
Norbert. Grabbe!
Grabbe. Stehn wir auf.
Norbert. Auf.
Grabbe (ohne sich umzusehen). Hundsfötter.
Norbert. Galgengesichter.
Grabbe. Pah!
Norbert. Pah!

(Sie setzen sich wieder.)

In der folgenden Scene erscheint der Kellner mit Wein; die „Genies" erheben sich und sprechen, indem Grabbe die Flasche ergreift:

Grabbe. Norbert!
Norbert. Grabbe!
Grabbe. Haben wir eine.
Norbert (faßt die Flasche mit an). Eine.

(Sie schenken ein und trinken den Wein in wenigen Zügen aus, dann treten sie vor und sehen sich um.)

Grabbe. is leer.
Norbert. Leer.
Grabbe. An den Rhein.
Norbert. Rhein.

In dem Drama „Charlotte Stieglitz" wird Heinrich Stieglitz als ein gewaltiger Egoist und Schwächling geschildert; er präsentirt sich z. B. in der elften Scene des vierten Aufzugs wie folgt:

Handwerksbursch. Ein armer Handwerksbursch.

Stieglitz. Unverschämter Kerl.

Charlotte. O bitte, laß ihn nicht ohne eine milde Gabe gehen, es ist ja unser Hochzeitstag.

Stieglitz. Du heilige Elisabeth! (Gibt ihr seine Börse.)

Charlotte. Da.

(Sie hält sie dem Handwerksburschen hin, der sie mit einem desperaten Griff erfaßt und ergeht.)

Stieglitz (ruhig). Was gabst du ihm?

Charlotte. Wie?

Stieglitz. Nun, du hast ihm doch nicht? — (Dreht schnell um und ruft): Kerl!

Emma. Sieh, wie der läuft.

Stieglitz. He, Handwerksbursche! Ja, der ist durch und meine drei Thaler sind auch durch, am Beutel war nicht viel gelegen.

Charlotte. Ich häkle dir einen bessern.
Stieglitz. Wer häkelt mir aber drei Thaler?

Derselbe Handwerksbursch hat in der vorhergehenden Scene einer Dame auf die Frage, woher er komme, erwidert, „von Borne!" und auf deren Frage, wo denn das liege, weiter geantwortet: „Bei Mausegretzsch, Schuhpege und Kuhzwenke". In demselben Stück tritt auch Dr. Schnedelbach auf, von dem es in einer Note heißt:

Schnedelbach war zu seiner Zeit eine bekannte Stadtgröße von Leipzig. Er trug gelbe Nankinghosen, die an den Knien zusammenschruppten; einen zeisiggrünen Frack mit großen gelben Knöpfen und einen weißen Felbel. Dabei eine ungeheuere Halsbinde, die seinem ganzen Aussehen das Komische nicht benehmen konnte. Das Auffallendste seiner Erscheinung war aber ein kolossaler Regenschirm, den er bei allen Wetterfragen stets unter dem Arme trug.

Mit demselben Regenschirm erscheint Dr. Schnedelbach bei den Schwestern Willhöft und als Therese ihn aufschlägt, fällt eine Wurst heraus. Therese schiebt diesem Schnedelbach ein schief abfallendes Sofakissen unter, sodaß er, als er sich setzen will, herabrutscht. Alle Damen, außer Charlotte, lachen, und als Charlotte bemerkt: „Ich finde wenig Spaß dabei, wenn jemand vom Stuhle rutscht", sagt Schnedelbach: „Ja, es fragt sich nur, wie er rutscht, er kann nämlich von vorne rutschen, und kann von der Seite rutschen, und kann auch von hinten rutschen." Im übrigen soll nicht in Abrede gestellt werden, daß solchen Schnurrigkeiten gegenüber der Charakter Charlottens selbst zart, edel und rührend gehalten ist.

Aus der trüben und drückenden Atmosphäre, welche die mehr peinlich als wohlthuend fesselnden Märtyrergeschichten deutscher Dichter und Schriftsteller um sich verbreiten, erhebt uns Elise Polko in ihrem Roman „Faustina Hasse" (Nr. 5) in eine sonnigere und glänzendere Luftregion. Sie behandelt in novellistischer Form die Lebens- und Künstlerlaufbahn der berühmten Sängerin Faustina Bordoni, der spätern Gemahlin des gleichberühmten Tonkünstlers Johann Adolf Hasse, von den Italienern seinerzeit nur der „caro Sassone" genannt. Nächst diesen beiden treten unter den zahlreichen Gestalten dieses Romans mehrere namhafte Maler und Malerinnen in den Vordergrund: Canaletto, Rafael Mengs, die Malerin Rosalba Carriera, und, damit auch die Poeterei nicht unvertreten bleibe, wird gelegentlich auch der seinerzeit vielgenannte Poet und Magister artium, Ulrich König, auf die Scene gebracht. Der Roman eröffnet gleich mit einem glänzenden Gemälde, mit der Schilderung eines Gesellschaftsabends im Palast der Marcelli zu Venedig, wo die beiden großen Geigenspieler Veracini und Tartini miteinander um den Preis ringen. Hier lernen wir auch den Lehrer der Faustina, Karl Heinichen kennen, einen schüchternen Mann, an den eine Dame die Anrede richtet: „Die Faustina Bordoni würde sich nicht vor italienischen Prinzen fürchten, und nun gar vor deutschen! Sagt, sind alle Deutsche so wie Ihr?" worauf Karl Heinichen erwidert: „Die Prinzen wol nicht! die andern aber ungefähr so." Aus den glänzenden Räumen venetianischer Paläste versetzt uns die Verfasserin bald in ein stilles Künstleratelier, bald in ein prunkloses Stübchen in der mächtigen Handelsstadt Hamburg und von hier wieder in die Pracht und die Ueppigkeit des musikliebenden dresdener Hofs. Es fehlt also weder an einem bunten Wechsel der Personen, noch der Lokalitäten und Scenerien. Von dem Charakter Faustinens und ihrer Stellung in Dresden bemerkt die Verfasserin unter anderm:

Unter den Frauen stand sie völlig isolirt. Es ist ja eine traurige Wahrheit, daß nur ausgezeichnete Frauen es einer Frau vergeben, wenn sie sich, durch irgendein inneres oder äußeres Verdienst, die Berechtigung erwarb, den goldenen Stirnenreif der Anerkennung zu tragen. Gefeierte Frauen müssen meist auf Frauenfreundschaft verzichten — es sei denn, daß sie über alle Gebühr häßlich. Faustina war zu dem allen auch nicht gemacht für Frauenumgang, sie vermißte ihn weder, noch hatte sie je Gefallen daran gefunden, sich in Gefühlsschwärmereien zu ergehen; auch lag in ihrem Wesen kaum etwas, das ein Weib anzuziehen vermochte; dagegen sah sie die junge und alte Aristokratie Dresdens zu ihren Füßen, und die Musiker trieben einen wahren Cultus mit ihr. So unerbittlich sie auch jeden kleinen Fehler, jede Schwankung rügte, wenn sie auf der Bühne oder im Concertsaal stand, so eindringlich sie mit ihren Feuerblicken zu strafen wußte, so mild und gütig war sie doch gegen jeden, der ihren Rath oder ihre Fürsprache in Anspruch nahm. Voll strenger Gerechtigkeitsliebe, machte sie keinen Unterschied zwischen den Deutschen und ihren Landsleuten, wenn sie sich auch offenbar lieber mit den letztern beschäftigte.

Die liebenswürdige Verfasserin, voll Erregbarkeit der Empfindung und Phantasie, widmet der Kunst und namentlich der edeln Musikkunst einen schwärmerischen Cultus und neigt sich dabei entschieden dem Idealen zu. Ihre Auffassungs- und Schreibweise ist ganz weiblicher Art. Weiblicher Sinn verräth sich in der minutiösen Ausmalung der Toilettengegenstände und ähnlicher Objecte, und weibliche Auffassung ist es, wenn sie in der Liebe und ihren süßen Schmerzen den Hauptimpuls, ja fast den einzigen Impuls erblickt, durch den der Mann getrieben wird, das Höchste in der Kunst zu erreichen. Sie sagt von Hasse:

Ohne Faustinens Liebe, die ihn plötzlich aus dem Thale emporhob auf die freie Höhe, die ihn aus der engen Hütte in stolze Marmorhallen versetzte, wäre Adolf Hasse wol nur geworden, was tausend arme begabte Diener der heiligen Cäcilia werden bis auf den heutigen Tag: ein redlicher, nimmer müder Arbeiter, aber gequält von schwermüthigen Träumen, gemartert von jener unklaren Sehnsucht nach einem Etwas, für das sich kein Name auffinden läßt, so sehr man sich auch müht.

Wie Hasse durch das Liebesglück seiner Kunsthöhe zugeführt wurde, so wurde Canaletto, wie wenigstens die Verfasserin es darstellt, durch den Schmerz der Liebe dazu gereift, seine zauberischsten Ansichten aus der Lagunenstadt zu schaffen. Nun wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß die Liebe, die glückliche wie die unglückliche, Dichtern und Künstlern für ihr Schaffen ein mächtiger Impuls werden kann und oft geworden ist; aber wir glauben, daß die Einwirkungen dieser Leidenschaft sich mehr in gewissen Werken der Dichtkunst als in den Werken der bildenden Kunst und in Tonschöpfungen offenbaren. Wenigstens läßt sich kaum annehmen, daß z. B. ein Landschafts-, Architektur- und Vedutenmaler durch

Liebesschmerz und Liebesverzweiflung in Stand gesetzt werden könne, besser zu malen als früher; im Gegentheil scheint es uns, als ob bei sehr heftiger leidenschaftlicher Erregung seine Hand unsicherer, die Pinselführung unklarer werden müsse, da zu solchen Nachbildungen des Gegenständlichen doch wol die größte Gemüthsruhe und Objectivität nöthig ist. Auch sonst geht die Verfasserin in ihrer weiblichen Auffassung der Zustände und Personen oft zu weit, z. B. in der Zeichnung Hasse's, der uns gar zu weich und verschwommen hingestellt zu sein scheint. Während es sonst in Romanen und Theaterstücken das Vorrecht des Weibes ist, in Ohnmacht zu fallen und dadurch die Gemüther zu rühren, läßt unsere Verfasserin den Tonmeister Hasse bei einem ohnehin geringfügigen Anlaß „lautlos“ an einem ihn unterstützenden Mädchen herabgleiten und in „schwerer Ohnmacht“ zu Boden sinken. Der Sohn und Nachfolger August's des Starken scheint uns in weiblicher Weise auch stark idealisirt. Im ganzen aber ziehen wir eine Schriftstellerin, welche der ursprünglich weiblichen Weise treu bleibt, jeder andern weit vor, welche sich männliches Wesen künstlich angeeignet hat. Aus einem Roman von weiblicher Hand wollen wir eben erkennen, wie das Weib die Welt und namentlich ihr eigenes Geschlecht anschaut, und wir werden dann manchen feinen psychologischen Zügen begegnen, die dem Auge des Mannes entgehen und doch für die Erkenntniß des menschlichen Seelenlebens nicht unerheblich sind.

Hermann Marggraff.

Deutsche Sprachforschung.

Die deutsche Sprache. Von August Schleicher. Stuttgart, Cotta. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist immer ein für uns Deutsche erhebender Gedanke, daß wir zum Ersatz für misliche politische Verhältnisse unsers Vaterlandes in den von Vertretern deutscher geistiger Größe angeregten und unbeirrt von Waffenlärm und Diplomatenkünsten ihrem Ziele zustrebenden wissenschaftlichen Unternehmungen einen Trost finden können, den uns kein schlimmer Nachbar rauben soll. Anerkennung daher den Männern, die auf der Höhe der Wissenschaft stehend unsere Nation würdig vertreten, Anerkennung aber auch denen, die von jener Höhe herabsteigen, um weitern Kreisen der Bevölkerung von dem mitzutheilen, was den Gelehrten als Monopol zu betrachten der echte nationale Gemeinsinn verbieten soll. Da nun dies letztere Streben den Zwecken d. Bl. vollkommen entspricht, halten wir es hier für besonders nöthig, auf ein Buch aufmerksam zu machen, dem wir vom Herzen wünschen, es möge vielen Belehrung bringen.

Erst seit wenig Jahrzehnden ist durch die Bemühung großer Denker und Forscher eine Wissenschaft begründet und erweitert worden, die wir als eine echt vaterländische zu begrüßen durchaus berechtigt sind, nämlich die vergleichende Sprachwissenschaft. Wir könnten hier eine Reihe der bedeutendsten Sprachforscher anführen, es möge aber genügen, vorzüglich drei Männer zu erwähnen, an deren Namen sich die wichtigsten und staunenswerthesten Entdeckungen auf diesem Gebiete knüpfen. Hatte zuerst Wilhelm von Humboldt die Resultate seiner tiefgehenden Untersuchungen über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und dem Verhältnisse der Sprache zur geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts in seinen Werken (namentlich in dem über die auf Java einheimische Kawisprache) niedergelegt, hatte ferner F. Bopp in seinem vergleichenden Conjugationssystem des Sanskrit, Persischen, Griechischen, Lateinischen, Slawischen und Deutschen und in einer vergleichenden Grammatik dieser Sprachen eine Urverwandtschaft der sie redenden Völker nachgewiesen, so war es nun Jakob Grimm, der seine ganze Thätigkeit einem dieser Sprachstämme, dem deutschen, zuwandte, wovon seine deutsche Grammatik, seine „Geschichte der deutschen Sprache“ und das bekannte noch unvollendete Wörterbuch der Gebrüder Grimm hauptsächlich zeugen. Gefeierte Männer haben der neuen Wissenschaft das Wort geredet, unter denen wir nur Alexander von Humboldt anführen wollen („Kosmos“, II, 142 fg.); aber sie hat, wie natürlich, auch ihre Gegner gefunden. Besonders unbequem war es den strengen Philologen, daß von den barbarischen Völkern des fernen Orients über die sprachlich und culturhistorisch wichtigsten Verhältnisse Griechenlands und Roms Belehrung ausgehen sollte. Doch seitdem einer ihrer genialsten, Otfried Müller, bekannt hat („Kleine deutsche Schriften“, I, 12), daß entweder die Philologie sich etymologischer Forschungen über die Gestalt der Wurzeln und den Organismus der grammatischen Formen begeben oder in diesen Stücken der comparativen Sprachkunde als Rathgeberin sich anvertrauen müsse, seitdem endlich die bedeutendsten Historiker mit großem Erfolg die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für ihre Forschungen benutzt haben, ist auch von seiten der strengern Philologie jedes Ankämpfen gegen die neue Wissenschaft unnütz geworden. Beiden Disciplinen ihre richtigen Grenzen angewiesen zu haben, ist besonders das Verdienst von Georg Curtius. Wenn dieser der Sprachwissenschaft „mehr Popularität unter dem Volke der Gelehrten verschafft hat“, wie sich ein verdienstvoller Sprachkenner (Corssen in seiner Recension der Bopp'schen vergleichenden Grammatik in den Jahn'schen „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“, Jahrg. 23, Bd. 68, S. 226) ausdrückt, so bietet uns nun August Schleicher, der rühmlichst bekannte Sprachforscher in seiner „Deutschen Sprache“ ein Werk dar, welches „die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zugänglich machen und zugleich das Wesen unserer deutschen Muttersprache in seinen Hauptzügen darlegen soll“. Hier haben wir auch sogleich zwei Hauptmomente, durch welche das Nationalgefühl gehoben werden soll: Werthschätzung der auf vaterländischem Boden gepflegten Sprachwissenschaft und Werthschätzung und Heilighaltung der Muttersprache. Demnach zerfällt das Buch in zwei Haupttheile, einen „einleitenden“, worin im allgemeinen von der Sprachwissenschaft und ihrer Methode, gezeigt an der deutschen Sprache, die Rede ist, und in einem zweiten, worin der Verfasser die Hauptzüge einer mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Grammatik gibt. Dieses hauptsächlich, um den Leser in Stand setzen zu können, die gefeierten Dichtungen des Mittelalters in der Ursprache zu genießen. In einem „Anhang“ ist einiges aus der mittelhochdeutschen Syntax und Metrik, sowie ein Wortverzeichniß zur Lehre von der richtigen Schreibung des Neuhochdeutschen angefügt. Mit richtigem Takte ist nämlich in dem Buche überhaupt die jetzt gewöhnliche Schreibart des Neuhochdeutschen beibehalten, da gewiß Orthographie und selbst die lateinischen Schriftzeichen, wie sie z. B. die Gebrüder Grimm eingeführt wissen wollen, der Verbreitung des Werks nur von Nachtheil sein können. „Der dadurch entstandene Widerspruch zwischen den in dem Buche Gelehrten und zur Anwendung Gebrachten“ ist ein Mittel, welches vollkommen der Zweck heiligt.

Im ersten Theil, dem „einleitenden“, liegt sicherlich das Hauptgewicht des Buchs und zwar besonders in der Originalität seines Zwecks und dessen Durchführung. Weit entfernt, eine dem Verfasser originelle Behandlungsweise der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Grammatik abstreiten zu wollen, scheint doch die Belehrung, die uns im allgemeinen Theil des Buchs zu Theil wird, insofern die wichtigere zu sein, als hier zum ersten male der Versuch gemacht ist, allgemeine sprachliche Anschauungen populär zu machen, während das größere Publikum zum Verständniß mittelalterlicher Sprachdenkmäler heranzuführen schon andererseits und gewiß auch nicht ohne Erfolg versucht worden ist. Doch sind die Arbeiten der auf diesem Felde thä-

tigen Schriftsteller wiederum ganz anderer Art, indem bei ihnen das sprachliche Element dem sachlichen untergeordnet ist, während das erstere bei Schleicher hauptsächlich hervorgehoben wird. Versuchen wir nun im Folgenden einiges Wichtige aus den Abschnitten des ersten Theils herauszuheben, um den Lesern d. Bl. einen Begriff von dem reichen Schatz sprachlicher Bemerkungen zu geben, die in dem Buche enthalten sind.

Zunächst spricht der Verfasser in dem ersten Abschnitt von der „Sprache im allgemeinen, von ihren verschiedenen Formen und Sippen" sich darüber aus, daß uns von den uns umgebenden Naturorganismen durch allerlei Schriften populärer Art eine genügende Anschauung geboten werde, daß wir aber von sprachlichen Organismen, als den uns zunächst liegenden, wenig wüßten oder auch wissen wollten und beklagt mit Recht, daß mancher, an die schönen Zeiten von mensa, mensae denkend, später mit einem gewissen Wohlbehagen sich dieses Ballastes entledige und mitleidsvoll auf den schaue, der sich noch mit solchem trockenen Kram abgeben müsse. Der Grund aber zu dieser bedauerlichen Erscheinung liegt nicht nur in einem pedantischen Schulunterricht, er liegt eben hauptsächlich darin, daß uns verständliche Bücher über sprachliche Dinge noch fehlen. Es ist ferner eine Entschuldigung, daß wir uns so wenig vertraut mit sprachlichen Anschauungen zeigen, die, daß es unendlich schwieriger ist, eine Idee von der räumlichen Ausdehnung der Sprachen auf der Erde zu gewinnen, als z. B. eine Einsicht in die Verhältnisse anderer Naturorganismen, wie der Pflanzen und Thiere, die sich vielfach unsern Blicken darbieten, zu erlangen. „So kommt es, daß jedermann z. B. (S. 4) von dem Unterschiede einer Wasserlinse und einer Eiche, oder von der eines Regenwurms und eines Rosses eine mehr oder minder entwickelte Anschauung besitzt, während es eine weit weniger geläufige Sache ist, daß es Sprachen gibt, die in ihrem Baue sich in ähnlich auffallender Weise unterscheiden, wie die genannten Naturwesen. Gesetzt, es kennt jemand alt- und neudeutsch sammt englisch, schwedisch, dänisch und holländisch, lateinisch und französisch, italienisch und spanisch, griechisch, slawisch, persisch und sanskrit, so ist er, trotz seines nicht geringen sprachlichen Wissens, doch nur einem solchen Pflanzenkenner vergleichbar, dem außer Erbsen, Wicken, Linsen und Bohnen noch nie eine Pflanze unter die Augen gekommen wäre."

Von der populären Definition: Sprache sei lautes Denken, ausgehend, bespricht der Verfasser die Function des Lautes, als in Bedeutung und Beziehung bestehend. Die Laute nun, die Fähigkeit haben, die Bedeutung auszudrücken, sind die Wurzeln, die in allen Sprachen auf wissenschaftlichem Wege ausgeschieden werden können, wenngleich mit Beziehungslauten umgeben und durchsetzt. Beispiel: In dem gothischen sununs, die Söhne (Acc. Plur. von sunus), ist die Wurzel su, welche „gebären, hervorbringen" bedeutet, das Uebrige drückt die Beziehung der Wurzel aus und zwar ist nu Zeichen der Vergangenheit, n das Plural- und s das Accusativzeichen, also ist su-nu-n-s abzutheilen. Außer dem Laut, der Bedeutung und Beziehung, findet sich noch ein anderes Element vor, welches das Wort näher bestimmt, nämlich die Form, d. h. die Mannichfaltigkeit der Stellung des Bedeutungs- und Beziehungslautes. Betrachten wir also unser obiges Beispiel nach diesen Gesichtspunkten, so haben wir zuerst in sununs den einfachen Wortlaut, zerlegen wir das Wort in seine Theile, finden wir Bedeutung und Beziehung (Function) leicht heraus und vergleichen wir sunus (Nom. Sing. oder Plur.) mit sununs, so rgibt sich, daß eine Veränderung und zwar hier im Beziehungsaut stattgefunden, also einfach die Form des Worts sich geändert hat. Da nun das Wesen der Sprache hauptsächlich in der mehr ber minder entwickelten Sprachform besteht, so führt uns die Verschiedenheit derselben zu einer allgemeinen Eintheilung der Sprachen, wonach wir von einer isolirenden, combinirenden, lectirenden Sprachklasse reden können. Das Beispiel einer isoirenden Sprache, so genannt wegen der „Vereinzelung und Unerschmelzbarkeit ihrer Elemente", bietet uns hauptsächlich das Chinesische. Die Wurzel ta, groß, kann Adjectiv in jedem Genus, Casus und Numerus sein; sie kann als Substantiv „die Größe", als Verbum „groß sein" oder „vergrößern" oder als Adverbium „sehr" bedeuten. Will der Chinese „mit Gewalt" ausdrücken, setzt er die Wurzeln von gebrauchen und Gewalt nebeneinander, was dann eine Art von Ablativus instrumenti vertreten würde. Schi heißt Stein, yl, Kind, zusammen Steinkind, d. h. Steinchen.

Während in dieser Sprachklasse jedes Wort für sich eine Einheit bildet, ist in der zweiten, der combinirenden Sprachabtheilung, insofern ein wichtiger Fortschritt bemerkbar, als der Beziehungsausdruck eng mit der Wurzel verwachsen ist, sodaß Worte aus mehreren Elementen zusammengesetzt, entstehen. Hierher gehört die große Sprachgruppe, die man die finnisch-tatarische, auch uralisch-altaische nennt, also das Finnische, Magyarische, Esthnische, Lappische, Türkische, Mongolische, Dekhanische, ferner ein großer Theil der Malaien-, Neger- und Indianersprachen. Beispiel: Im magyarischen Worte ir-at-ok bedeutet ir das Schreiben, ok, ich und at, den Begriff des Lassens, das Causative. Diese Begriffe sind also eng miteinander verbunden und keine getrennten Elemente mehr, wie bei der isolirenden Sprachklasse. Solche Theile, die das Wort bilden, finden sich in der combinirenden Sprachklasse in unendlicher Menge vor und sie hat die besondere Eigenthümlichkeit, „das Wort auf Kosten des Satzes zu entwickeln". Beispiele: Im Magyarischen heißt ir-jä-tok a könyvet, ihr schreibt das Buch, wörtlich aber, „ihr schreibt es das Buch", also ist das Object doppelt vorhanden. Das ist nun aber noch gar nichts gegen wahre Monstra von sprachlichen Gebilden, wie sie in den Indianersprachen vorkommen. Der Curiosität wegen wollen wir auch hierzu das Beispiel anführen, welches der Verfasser citirt. In einer indianischen Sprache heißt, ich sehe seinen Sohn: oo goosis-a ne wâppa-m-im-owa, wörtlich übersetzt: er Sohn — sein, ich seh — ihn — den — seinen. „Eine solche Erweiterung des Wortes auf Kosten des Satzes ist weit davon entfernt, den Sprachen den Charakter harmonischer Entwickelung zu verleihen. Nur eine strenge maßvolle Worteinheit vermag einen schönen Satzbau, die höchste Entfaltung sprachlicher Vollkommenheit, zu ermöglichen. Auch fordert der Begriff der Sprache, als des lautlichen Abbildes des Denkens, daß auch im Laute die innige Verschmelzung von Bedeutung und Beziehung, die im Denken stattfindet, zur Erscheinung komme." Dies ist aber nur möglich, wenn der Bedeutungslaut, „die Wurzel selbst zum Zwecke des Beziehungsausdrucks regelmäßig verändert werden kann". Dieser Vorgang, Flexion genannt, ist nun Hauptvorzug der dritten großen Sprachklasse, der flectirenden, welche wiederum in zwei große Stämme, den semitischen (hebräisch, syrisch, arabisch) und den indogermanischen, dem wir angehören, zerfällt. Wie nun die semitischen und indogermanischen Sprachen wieder vielfach differiren, sodaß sie durchaus nicht als einem einzigen Sprachstamme angehörig zu betrachten sind, davon wird S. 21—26 Näheres erörtert, was hier weiter zu besprechen uns zu weit führen würde. Nach einer allgemeinen Betrachtung über Eintheilung der Sprachen in Sprachsippen (Sprachstämme), Sprachfamilien, Mundarten u. s. w. schließt der erste Abschnitt des Buchs.*)

Die im zweiten Abschnitt vom „Leben der Sprache" vom Verfasser besprochenen Hauptsätze sind folgende: Die Veränderungen, denen alle Sprachen ausgesetzt sind, treten nach bestimmten Gesetzen ein. Die Summe derselben bildet die Sprachengeschichte, welche sich eintheilt in die Geschichte der Bildung und des Ver-

*) Zur Verdeutlichung ist S. 28 ein Schema gegeben, wie überhaupt Schleicher es liebt, durch graphische Bilder seine Ansichten unserer Anschauung näher zu bringen, was gewiß ein nicht unerheblicher Vortheil für seine Methode ist; ob er aber durch Aufstellen von einer Art mathemathischer Formeln, die sich zuweilen ungefähr wie Progressionen ausnehmen, seinen Zweck erreicht, das mag jeder Leser des Buchs an sich selbst beurtheilen.

falls sprachlicher Formen. Die Sprachbildung fällt bei allen Völkern in die vorhistorische Zeit. Sprachbildung und Geschichte sind sich „ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht". Geschichte und Sprachentwickelung stehen in umgekehrtem Verhältniß. Bei Völkern, die eine bedeutendere geschichtliche Entwickelung ihrer Nationalitäten aufzuweisen haben, verlieren die Sprachen ihren ursprünglichen Formenreichthum, während bei Völkern ohne Geschichte die alten sprachlichen Formen sich am treuesten erhalten. Die Einwohner Islands reden eine Sprache, die der altnordischen an Formentwickelung noch ziemlich gleicht. Die englische Sprache hat an Laut und Form von den deutschen Sprachen am meisten verloren. Und so können wir viele andere Beispiele finden. Es wird nun die Ansicht derer widerlegt, welche Eine Ursprache für alle Sprachen annehmen wollen. Es gibt im Gegentheil viele Ursprachen. Die Form derselben war zuerst die einfachste und zwar die der isolirenden Sprachklasse; darauf weist die Betrachtung höherer Sprachformen hin, welche immer auf noch einfachere Formen zurückweisen. Die Sprachen sind also durch eine Reihe nach und nach hinzukommender Momente allmählich entstanden. So ist anzunehmen, daß auch die indogermanische Ursprache drei Entwickelungsphasen durchzumachen hatte. Zuerst muß sie isolirend gewesen sein, ehe sie in die zweite Hauptsprachklasse, in die combinirende eintreten konnte und mußte erst diese durchgemacht haben, bis sie zur vollkommensten Sprachform, der flectirenden kam. Dieser ganze Proceß ist aber wie gesagt vorhistorisch, die vergleichende Sprachkunde ist aber im Stande, auf wissenschaftlichem Wege die muthmaßliche Beschaffenheit solcher Ursprachen erschließen zu können. Um uns zu verdeutlichen, in welcher Weise der Verfall der sprachlichen Formen vor sich geht, erfahren wir zuerst etwas von den Veränderungen, denen die Vocale ausgesetzt sind. Hören wir, wie sich dieser Proceß auf physiologischem Wege erklären läßt.

„Von allen Vocallauten ist der in unserm Sprachstamm ursprünglich weitaus häufigste, das a am unbequemsten auszusprechen, es unterliegt daher, ohne daß nachbarliche Laute auf dasselbe einwirken, schon der zu seiner Hervorbringung nöthigen Muskelanstrengung willen, vielfacher Veränderung. Während der Aussprache von a muß die Mundhöhle ganz frei gehalten, die Zunge platt niedergelegt werden; sowie in diesem die Vocalfärbung bedingenden, an das Stimmwerk im Kehlkopfe angesetzte Rohr, der Mundhöhle, eine Annäherung beider Wände desselben, der obern und untern stattfindet, ist die Reinheit des a getrübt. Solche Annäherung findet nun gar leicht am Gaumen, dem Orte der i-Bildung, oder an den Lippen, der Stelle, an welcher der Stimmritzenton zu u gestaltet wird, statt. Tritt das erstere ein, so wird das a i-ähnlich, d. h. es wird ä; findet das zweite statt, so wird es u-ähnlich, d. h. zu trübem a (å), und zu o." Unzählige Beispiele hierfür finden sich nicht nur bei der Vergleichung der Sprachstämme im großen Ganzen, sie finden sich auch besonders, wenn wir die verschiedenen Dialekte eines Stammes betrachten. Der Norddeutsche spricht das a oft wie ä ja wie ö, einer aus einer andern Gegend unsers Vaterlandes läßt es in seiner vollen Reinheit ertönen, während ein dritter a fast wie o spricht.

Die Veränderung der Vocale und Consonanten geht in den Sprachen nach dem ganz bestimmten Gesetz der Lautverschiebung vor sich, eine der großartigsten Entdeckungen der Sprachwissenschaft. Nachdem in diesem Abschnitt noch andere Erscheinungen angeführt sind, die in den Sprachen die Abweichung von dem Ursprünglichen bedingen, oder mit andern Worten dem Verfalle sprachlicher Formen Vorschub leisten, werden noch Bemerkungen über das nach und nach schwindende Sprachgefühl, d. h. das Gefühl „für die Function der einzelnen Elemente des Wortes", angefügt. Am stärksten mußte dies natürlich da gewesen sein, wo entweder die Sprachformen sich zu bilden anfingen, also in der vorhistorischen Zeit, oder in der Zeit, wo sie ihre Integrität noch vollkommen bewahrten, zu Anfang der historischen Zeit. Im Laufe der Zeit aber muß dies Sprachgefühl mit der Veränderung und Verschleifung der sprachlichen Formen schwinden. „Wie sollte ein Franzose bei Worten wie dit, été (aus esté, dieses aus sté, latein. sta-t-us) etwas anderes empfinden, als daß das eine «gesagt», das andere «gewesen» bedeutet. Wie sollte er fühlen können, daß été und station die nächsten Verwandten sind, zumal sich auch die Function (ursprünglich «gestanden») so stark abgeschwächt hat?" Ebenso bei uns Deutschen. „Wer denkt bei los an verlieren (verliesen), taufen an tief, gift an geben, Last an laden, Gestalt und Stall, auch Stuhl, an stehen? Wer ahnt noch den Zusammenhang von Frau (Herrin), Fronfestung, Fronleichnam, frönen (von dem verlorenen frô, Herr) und Freude?"

Ersatz für verlorene Formen suchen die Sprachen in der Zusammensetzung von Worten. Hiervon sind mehrere schlagende Beispiele aus dem Lateinischen und aus den romanischen Sprachen angeführt. Hierher gehört z. B. die Bildung unserer schwachen Conjugation, indem das Deutsche, am Gothischen am leichtesten erkennbar, zur Herstellung eines Imperfects das Wort „thun" verwendet, salbo-dêdum, salbten, wörtlich „salben thaten wir".

Im dritten Kapitel erhalten wir eine Uebersicht der acht Sprachfamilien des indogermanischen Stammes, der indischen, iranischen, griechischen, italienischen, celtischen, slawischen, litauischen und deutschen. Diese acht Sprachen sind aber nicht gleichmäßig miteinander verwandt; sie spalten sich in mehrere große Gruppen. So ist indisch und iranisch, griechisch und italienisch (daß auch das Celtische zu der gräco-italienischen Gruppe gehört, ist eine neuere Ansicht, früher betrachtete man diese indogermanische Sprache als einzeln für sich bestehend), slawisch und deutsch näher verwandt. Und wiederum stehen auf der einen Seite indisch, iranisch, griechisch, italienisch, celtisch; auf der andern slawisch, litauisch und deutsch in näherm Zusammenhang. Es sind überhaupt folgende Grundsprachen anzunehmen: eine alle Stämme umfassende indogermanische Ursprache, eine asiatisch-südeuropäische (indisch-iranisch-griechisch-italienisch-celtische), die sich wiederum in eine asiatische (indisch-iranische) und europäische (griechisch-italienisch-celtische) theilt; ferner eine nordisch-europäische und wiederum eine lettisch-slawische Grundsprache. Hierzu bei Schleicher eine veranschaulichende Zeichnung (S. 81). Worte, die sich in allen indogermanischen Sprachen vorfinden, beweisen, daß sie auch in der Ursprache, natürlich in anderer Gestalt, da waren, wie sich überhaupt die indogermanische Grundsprache nur aus der Beschaffenheit der Töchtersprachen erschließen läßt. So ist es namentlich in culturhistorischer Beziehung interessant, Ausdrücke für die Urbeschäftigungen des Menschengeschlechts, wie Jägerei, Ackerbau, Viehzucht in den Sprachen unsers Stammes aufzusuchen.

Nicht nur über das Vorhandensein einer indogermanischen Ursprache, auch über den muthmaßlichen Wohnsitz des Urvolks gibt uns die Sprachwissenschaft Aufschluß. Es läßt sich der Satz aufstellen, daß die indogermanischen Sprachen eine Stufenleiter bildeten in der Weise, daß das Alterthümliche in der Sprache abnähme in der Richtung von Ost nach West. Die Völkergruppen, die weniger Ursprüngliches bewahrt haben, müssen sich zuerst vom Urvolk losgerissen haben, am spätesten die Sanskritredenden als die der Ursprache am nächsten kommenden Völker (Inder). Eine alte Tradition derselben weist aber auf eine Einwanderung der alten Arier von Nordwesten her ins Pendschab, das Fünfstromland des Indus hin. Auch eine persische Sage bezieht sich auf eine von Osten her stattgefundene Einwanderung, wodurch es wahrscheinlich wird, daß auf der mittelasiatischen Hochebene, die südlich durch den Himalaya, nördlich durch den Altai, östlich durch das Himmelsgebirge, westlich durch den Belurtagh begrenzt ist, das Stammland der Indogermanen zu suchen ist. Auch in das nicht auf einer niedrigen Stufe stehende Culturleben der Indogermanen können wir mit Hülfe der Sprache einen Einblick thun. Wir sehen hier nicht nur das Familienleben entwickelt (Ehe,

wir erfahren auch, daß Ackerbau und Viehzucht getrieben wurden und können auch z. B. bestimmen, daß dem leuchtenden Element (Wurzel div, leuchten, in allen indogermanischen Sprachen) die Gottesverehrung gewidmet war.

Wie schon erwähnt, ist für Slawen, Deutsche, Litauer eine Grundsprache anzunehmen, das Deutsche hat also drei Perioden durchzumachen, die sämmtlich in die vorhistorische Zeit fallen, erstens ist es als in der indogermanischen Grundsprache enthaltend zu betrachten, zweitens als slawo-deutsch und drittens als deutsche Grundsprache. Diese scheidet sich ins Gothische, Deutsche im engern Sinn, und in das Nordische. Das Gothische steht der Grundsprache am nächsten. Wir kennen es aus der bekannten Bibelübersetzung des Ulfilas, der aus den Runen (rûna=Geheimniß), welche in Holz oder Metall „gerissen" wurden, und dem Griechischen eine neue Schrift bildete. Von nun an kommt das fremde Wort schreiben (scribere) auf. Die weitern Gliederungen des Deutschen in niederdeutsch (friesisch, sächsisch, angelsächsisch, plattdeutsch, niederländisch) und hochdeutsch sind uns durch ein Schema versinnlicht (S. 94). Der fünfte Abschnitt belehrt über den Unterschied zwischen althochdeutsch, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch. „Das Mittelhochdeutsche empfiehlt sich durch ein feines Ebenmaß der Entwickelung; es ist nicht mehr die volle althochdeutsche Sprache mit ihren gewichtigen Endsilben, die zum Theil, namentlich im Verse, die Stammsilbe zu verdunkeln drohen, aber auch noch nicht die vielfach gestörte und auf Abwege gerathene neuhochdeutsche Sprache. So verdient die schönste, für die Zwecke der Dichtkunst geeignetste Altersstufe unserer Sprache mit Recht den Namen der mittelhochdeutschen. Die Eintönigkeit ist erst in den Endsilben eingerissen; die Stammsilben sind aber noch theils lang, theils kurz; der Ton macht noch nicht die Silbe lang, wie im Neuhochdeutschen." Ein fernerer Unterschied der hochdeutschen Sprachen ist der: Im Althochdeutschen schrieb jeder nach seiner Mundart, im Mittelhochdeutschen ist vorzüglich Eine Mundart vorherrschend (die schwäbische, auch höfische genannt), in der die Haupterzeugnisse der ersten Blüteperiode unserer Nationalliteratur abgefaßt sind. Das Neuhochdeutsche ist gar keine Mundart, „es ist kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich Gebildetes und Zusammengewürfeltes. Aber eben nur deshalb, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart ist, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigenthums auf dasselbe hat, besitzt es die Fähigkeit, ein gemeinsames Band — leider fast das einzige — für alle deutschen Stämme, hochdeutsche und niederdeutsche zu sein, und somit ist eben das, was die sprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutschen bedingt, die Quelle seiner hohen, für die Nation unschätzbaren Bedeutung."

Woher nun diese Sprache? Der gewöhnlichen Meinung nach wird sie auf Luther zurückgeführt; dieser hat sie aber nicht geschaffen, sondern er sagt selbst, „er bediene sich der Sprache der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland". Also hat das Neuhochdeutsche einen „papiernen Ursprung", indem es von den Erlassen der kaiserlichen Kanzlei herrührt, die in einer Art Mischung verschiedener deutscher Mundarten abgefaßt sind. Dieser officielle Gebrauch und die gewaltige Verbreitung der lutherischen Bibelübersetzung sind die Gründe davon, daß diese neuhochdeutsche Schriftsprache bei der ganzen deutschen Bevölkerung als die allgemein gültige angesehen wird. Trotz vielfacher Mängel wie inconsequenter Orthographie und verschnörkelter Schrift, die sich mit dieser neuhochdeutschen Sprache verbreitet haben, steht doch nur ihr allein das Recht zu, die Sprache allgemeiner Mittheilung zu sein. Dazu darf eine Mundart, die nur von lokalem Interesse ist, nicht angewendet werden. Dies hieße auch dem Particularismus der deutschen Stämme nur Vorschub leisten. Ernsten Tadel verdient hingegen auch das Streben dessen, der die Mundarten, deren Werth vorzüglich für die Sprachforschung so groß ist, verachtet und darein die „höhere" Bildung setzt, ja nicht an seiner Sprache merken zu lassen, welchem Theile Deutschlands er angehöre. „Es gibt einmal naturgemäß nur Mundarten, und wir werden von ihnen stets etwas in die uns allen gemeinsame Schriftsprache und höhere Umgangssprache hineintragen, ohne uns dadurch um dies unschätzbare Kleinod zu bringen." Unnatürlich ist es also, seine angestammte Mundart verleugnen zu wollen und völlig lächerlich, die Mundart eines andern Stammes nachzunahmen. Da will ein Schwabe sich einer „reinen" Aussprache befleißigen und s=tellt sich an wie ein Hannoveraner zu s=prechen, bedenkt aber dabei nicht, daß das in gewissen Fällen fast wie ä oder ö ausgesprochene a und die Weglassung des Zischlautes in sp und st eine Eigenthümlichkeit der niederdeutschen Mundarten ist. Umgekehrt kommt es freilich nicht vor, daß ein Hannoveraner, um rein zu sprechen, sich den schwäbischen Dialekt mit seinen vielen Zischlauten aneignen wollte; aber Vorurtheil ist es wol, zu behaupten, der Norddeutsche spräche reiner und besser als der Süddeutsche. Da werden Schulkinder geplagt, ihr Gesicht zu einer wahrhaft widrigen Grimasse zu verziehen, um ein recht feines, wie ä oder ö lautendes a herauszuquälen (vgl. die Sprache des ehrenwerthen Schnuphase in Gutzkow's „Zauberer von Rom"), aber naturam expellas furca, bald tritt das Lächerliche solcher Anstrengungen desto mehr hervor, wenn der Schulknabe oder auch jener sogenannte Gebildete mit einem „er hät gesögt" von seinen „mit Mühe geführten Sprachstelzen herabfällt".

Zu Ende des Abschnitts ist der schon früher erwähnte Mangel an Sprachgefühl, der wie bei andern modernen Nationen so auch bei uns wesentlich hervortritt, in einer Reihe von Beispielen durchgesprochen. (Man vergleiche hier die Aufsätze Schleicher's in Nr. 6 u. 7 des „Deutschen Museum" f. 1861.)

Im sechsten Abschnitt ist der Unterschied zwischen Philologie, als einer „historischen", und Sprachwissenschaft (Glottik) als einer „naturhistorischen" Disciplin festgestellt und eine weitere Gliederung der letztern gegeben.

So schließt der allgemeine Theil des Buchs, indem das bisher Entwickelte nicht nur die nöthigen sprachwissenschaftlichen Vorbegriffe enthält, sondern auch so mancherlei, was „speciell von den indogermanischen und deutschen Sprachen gilt".

Auch wir schließen hier unser Referat mit dem Bemerken, daß uns vielleicht später einmal Gelegenheit gegeben werde, über den zweiten, den speciellen Theil des Werks etwas zu sagen, und mit dem Wunsche, daß das Buch, welches sich auch durch eine treffliche äußere Ausstattung empfiehlt, vielen Belehrung bringen möge.

Ludwig Grobe.

Zur Geschichte der europäischen Höfe.

Unter dieser Ueberschrift kamen bereits (Nr. 21 d. Bl. f. 1859) mehrere Werke zur Besprechung, unter denen einige um jene Zeit noch nicht vollständig erschienen waren. Auch gegenwärtig vermissen wir noch den völligen Abschluß von Crusenstolpe's „Versailler Hof". Indessen ist, da der Verfasser verstorben, vielleicht keine andere Feder bereit zur Vollendung; darum glauben wir mit einem Nachtrag zu unserer frühern Besprechung nicht länger säumen zu dürfen und ziehen daher in den Kreis unserer Unterhaltung nunmehr noch folgende Werke:

1. Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter I. Von Magnus Jakob Crusenstolpe. Fortgesetzt von C. Volkhausen. Achter und neunter Band. — Auch unter dem besondern Titel: Nikolaus I. Von der polnischen Revolution bis zum Tode des Zaren. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859—60. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichte des dänischen Hofes, von Christian II. bis Friedrich VII. Von Eduard Maria Oettinger. Achter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Als etwas später erschienen und dem Hofleben, zunächst des vorigen Jahrhunderts angehörend, ist hier noch anzureihen:

3. Eleonore d'Olbreuse, die Stammutter der Königshäuser von England, Hannover und Preußen. Ermittelungen zur Ge-Geschichte ihrer Heirath mit dem Herzoge von Braunschweig-Celle und der dermaligen Zeit, in besonderer Beziehung auf Ebenbürtigkeitsheirathen, von J. F. Neigebaur. Mit dem Bildnisse der Herzogin Eleonore. Braunschweig, Leibrock. 1859. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

In der oben bezeichneten Nr. 21 d. Bl. verließen wir den russischen Hof mit dem Niederwerfen der polnischen Revolution, und hier in den vorliegenden beiden Bänden von Crusenstolpe's Werk (Nr. 1) wird auf dem Wege der Vernichtung Polens und Umwandelung desselben in eine russische Provinz energisch fortgeschritten, wogegen das übrige Europa, obgleich damit eine Vormauer gegen die Vollstreckung vom Testament Peter's I. zertrümmert wird, nichts einzuwenden weiß. Ob Furcht vor dem nordischen Koloß, oder was sonst alles hieran die Schuld trägt, bleibt hier unerörtert. Immer aber ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein Herrscher ganz Europa regierte, obgleich man recht gut wußte, daß er eigentlich nur ein Kasernen- und Exercirsoldat war, daß sein Heer die Jammerfarbe des Hungers selbst bei den Staatsparaden zu Kalisch zur Schau tragen mußte. Dennoch stand der Selbstherrscher überall als ein Popanz da, der es, eben wie dieser, trefflich verstand, die Beute zu födern, zu mästen und zu verschlingen. Nur einen einzigen bekannten Moment gibt es in seinem Leben, wo seine Macht gebeugt wurde durch Papst Gregor XVI., der ihm im December 1845 als Ankläger gegenüberstand. Was bei dieser Unterredung zweier, feindlich einander gegenüberstehender Kirchenhäupter eigentlich zur Sprache kam, ist ein Geheimniß geblieben. Wir wissen nur im allgemeinen, daß die Unterdrückung der unter russischem Scepter lebenden Römisch-katholischen das Hauptthema abgab. Wie aber der Zar daraus hervorging, schildert der Cardinal Wiseman in seinen „Recollections of the last four Popes", und will man einwenden, dies Zeugniß sei als einseitiges der Gegenpartei nicht zulässig, so ist diesem, einem englischen Gentleman, der im Corridor den Kaiser kommen und gehen sah, in den Mund gelegten Zeugnisse doch nicht widersprochen. Jedenfalls war es nicht die Gewalt der Bajonnete und Kanonen, sondern nur eine geistige Macht, vor welcher der Zar verwirrt sich zurückzog. Indessen hinderte dieses denkwürdige Zusammentreffen in keiner Weise den Fortgang auf dem einmal eingeschlagenen Wege nach innen und außen. Im Innern sollte das Altrussenthum wieder aufleben in Kleidung und Sprache, obgleich der Zar selbst in der letztern nur unsicher sich erging, und die erstere doch nicht auf das Militär ausgedehnt wurde. Im übrigen fehlte es nicht an der altrussischen Knute, an Sibirien und, wie schon im vorigen Artikel angedeutet wurde, an einem Katechismus für die liebe Jugend, der dem französischen, welcher Napoleon I. als anzubetenden Gott hinstellte, ziemlich nahe verwandt war. Alle dergleichen Dinge stehen in grellem Widerspruch mit dem Gange der Weltgeschichte; allein es kommt den Menschen überhaupt meistens nur auf die Gegenwart, diesen mathematischen Punkt, an, und unter dem Zügel des sogenannten conservativen Fortschritts geht es dann mit eigenthümlicher Selbsttäuschung rückwärts, wie in Tieck's „Zerbino" die Decorationen der vorigen Scene wieder zum Vorschein kommen als symbolische Umkehr der Kunst und Wissenschaft unserer Tage. Wir sagen Selbsttäuschung lediglich mit Bezug auf einen Selbstherrscher. Mehr als jeder andere findet er diensteifrige Creaturen: doch steht der creatürliche Diensteifer allein im engsten Rapport mit dem eigenen Vortheil, und darum war Rußland auch mindestens seit einem vollen Jahrhundert einer Corruption verfallen, wie sie abschreckender kaum anderswo wiedergefunden wird. Wir können und dürfen dem Verfasser nicht Schritt vor Schritt folgen auf allen Bahnen, welche die russische Politik bei jeder passenden Gelegenheit einschlug, um wenigstens dem nächsten Ziele, durch das Schwarze Meer das Mittelmeer zu gewinnen, immer näher zu kommen. Wir als Mitlebende haben überall augenblicklich Kunde davon erhalten, und der Verfasser weist nach, daß selbst bei anscheinend ungünstigen Erfolgen Rußland dennoch den Löwenantheil davonzutragen wußte, was denn der russischen Diplomatie wirklich alle Ehre macht, wenigstens auf die Einsicht anderer Höfe einen Schatten wirft. Indessen ist es mit solchem Löwenantheil doch eigen bestellt. Er wird hastig verschlungen und wehrt nur den Mahnungen augenblicklichen Bedürfnisses. So kam dem Lande von allen auswärts erfochtenen Vortheilen nichts zugute. Viele Jahre lang verschlang der Kaukasus alle Kraft an Geld und Menschen. Obgleich Schamyl sich endlich in unsern Tagen unterwarf, so wissen wir doch, daß der Tscherkessenkrieg des Zaren Achillesferse war, und der eine Mann, den nach den bekannten Bulletins jeder Kampf mit den Bergvölkern nur abforderte, hatte dieselbe Bedeutung, wie bei Börsenmännern die im Handel um Millionen der Kürze wegen nur ausgesprochene einfache Zahl vor den Millionen oder Hunderttausenden. Napoleon I. soll gesagt haben: Rußland ist ein eherner Koloß auf Thonfüßen. Das Wort hätte seine Richtigkeit in Bezug auf den Zar. Der Krimkrieg stürzte diesen Koloß; Rußland dagegen ist geblieben. Alles, was wir bisjetzt wahrnehmen konnten, zeigt darauf hin, daß es aus der oben schon angedeuteten Corruption sich erheben wolle, um einen Ehrenplatz in der Reihe der europäischen Staaten zu gewinnen. Das ist freilich eine Riesenarbeit, wie z. B. allein schon die Emancipation der Bauern, an die man doch nun ernstlich Hand angelegt hat.

Die vorliegenden beiden Bände entrollen ein möglichst anschauliches Bild von Rußlands Stellung im Innern und nach außen unter dem Kaiser Nikolaus. Es ist nicht eben erfreulich: allein der Geschichtschreiber hat nicht nach Erfreulichem und Unerfreulichem zu fragen. Weniger befriedigend möchte sich der Leser angesprochen finden, wenn er, auf den Haupttitel des Werks „Der russische Hof" bauend, das Hof- und Familienleben nur vorübergehend vorgeführt sieht. Dennoch ist das Gegebene völlig hinreichend, denn es zeigt, daß von einem solchen Leben da nicht füglich viel zu reden war, wo kaum mehr, als tagein tagaus Kasernen und Parademanöver Geltung haben, und die Charakteristik des Zaren im letzten Bande gibt alles, was in Bezug auf Hof und Familie in Frage kommen kann.

Wenden wir uns damit zum achten Bande von Oettinger's „Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII." (Nr. 2). Was von Oettinger's Darstellungsweise zu sagen wäre, ist bereits in dem frühern Artikel angedeutet. Als Geschichtschreiber im strengern Sinne des Worts wird er sich selbst wol nicht betrachten, doch sucht er alles Erreichbare zu geben, in flüssiger Memoirenmanier dem Publikum vorzuführen, und Hof- und Familienleben anschaulich mit dem politischen zu verbinden. So gibt denn dieser achte Band getreulich eine Reihe gekrönter Ehescheidungen und kostbarer Vermählungen, die endlich in die morganatische Ehe mit der Jungfer Rasmussen auslaufen. Die Geschichte dieser Dame in ihren verschiedenen Lesarten gibt das dreizehnte Kapitel (S. 198 fg.). Die vorangehenden drei Kapitel beschäftigen sich ausführlich mit Friedrich VII. und seiner Reise nach Genf und Italien, welche zum großen Theil aus und nach einem eigenhändigen Tagebuche desselben mitgetheilt wird. Daß Friedrich VII. und sein Vorgänger Christian VIII. zum Theil sehr angelegentlich sich der Wissenschaft und den Künsten zuneigten, hinderte doch nicht, den geistigen Blick zu verdunkeln in Bezug auf die ihrem Scepter untergebenen Länder. Diese sollten durchaus ihre Individualität in das eine und theilbare Dänemark aufgehen lassen, und nirgends sollte und soll ein anderes Wort laut werden als ein dänisches. Das verlangte nicht einmal Napoleon I., und Oesterreich liest und läßt doch seinen sehr verschiedenen Völkern die angeerbte Sprache. Allein man ließ sich wol durch österreichische Executionstruppen aus der Klemme ziehen, hat jedoch trotz tausendjähriger Erfahrung auch heute noch nicht lernen wollen, was ein unveräußerliches Erbtheil der Völker bleibt. Man hat indessen den Sprachzwang doch zunächst auf Schleswig beschränken

zu müssen geglaubt, wahrscheinlich, weil man einigermaßen begriff, daß Holstein und Lauenburg nicht so ohne weiteres zu bewältigen sein würden. Ob überhaupt, beiläufig bemerkt, nach dem Befreiungskriege irgendein wirklich zwingender Grund vorlag, das Herzogthum Lauenburg, bis auf die Kleinigkeit am linken Elbufer, an Dänemark hinzugeben, ist eine Frage, die vielleicht damit beantwortet sein soll, daß Dänemarks Trauer wegen Norwegens Verlust nothwendig besänftigt und für seine getreue Ausdauer im Bündnisse mit Napoleon I. doch nothwendig belohnt werden mußte durch deutsches Land und Volk. Mit Sachsen verfuhr man bekanntlich anders. Wenden wir uns davon ab nach dem schleswig-holsteinischen Kriege. Er wird vom dreizehnten Kapitel ab in gedrängter Uebersicht dargestellt. Daß dabei die frankfurter Reichsverweserschaft und der aus ihrer Asche verjüngt aufgestiegene Phönix des Bundestags in so gut wie gar keinem Lichte erscheinen, darf bei dem Verfasser nicht wunder nehmen. Es gibt außer ihm noch manchen, der die Möglichkeit des Ausgangs dieses Kriegs als einen tief düstern Fleck in der deutschen Geschichte betrachtet. Vom siebzehnten bis zum zweiundzwanzigsten, dem letzten Kapitel gibt der Verfasser das neue Thronfolgegesetz von 1853, das Grundgesetz von 1849 und das Verfassungsgesetz von 1855; ferner die Ablösung des Sundzolls, eine Liste der von Friedrich VII. bis Ende 1857 ernannten Ritter des Elefantenordens, und zum Schluß ein chronologisches Verzeichniß aller Lehnsmänner und Commandanten von Schloß Kronborg von 1584—1858. Wo der Verfasser es vermochte, sind den in diesem Bande vorkommenden Persönlichkeiten biographische Nachrichten beigegeben, die das Interesse des Lesers und den Werth des Buchs noch zu erhöhen geeignet sind.

Schon in dem frühern Artikel bezeichnete Referent sich als einen Touristen durch Europas bedeutendere Reiche. Gegenwärtig, wo „Eleonore d'Olbreuse" (Nr. 8) vor ihm aufgeschlagen liegt, kehrt er von der großen Welttour in eine kleine Häuslichkeit zurück. Da wird es ihm überall zu enge und so scheint es auch dem Verfasser des Büchleins ergangen zu sein. Von der letzten Herzogin von Braunschweig-Celle ist nämlich bei dem Mangel sonstiger Nachrichten eigentlich weiter nichts zu sagen, als was schon Rehtmeyer in seiner Chronik gesagt hat: „Sie war von großem Verstand und sonderbarer Tugend", und dennoch ist sie damit weit hinausgehoben aus dem großen Kreise sittenloser Damen ihrer Zeit. Ueber ihre Verbindung mit dem Herzog Georg Wilhelm, der sie 1665 zu Breda kennen lernte, schwebt insofern einiges Dunkel, als noch nicht ermittelt werden konnte, ob bis 1674 eine morganatische oder nur eine wilde Ehe bestand. In diesem Jahre und zwar am 16. Juni ward in Celle eine förmliche Vermählungsfeier begangen. Mochte bis dahin übrigens das Verhältniß sein wie es wollte, das Fürstenthum Lüneburg mußte mit dem Tode des Herzogs an Hannover fallen, und um die Land- und Vermögenserbschaft nach allen Seiten hin sicher zu stellen, ward es in Hannover nothwendig erachtet, die 1666 in wilder oder doch morganatischer Ehe geborene Prinzessin Sophie Dorothea 1682 mit dem Kurprinzen Georg Ludwig zu vermählen. War sie doch durch die förmliche Vermählung der Aeltern bereits 1674 ein legitimes Kind, und da ihre Mutter 1680 zu einer Herzogin von Braunschweig-Celle erhoben war, so ließ sich auch von Ebenbürtigkeit reden. Herzog Georg Wilhelm starb 1705; die Herzogin auf ihrem Witwensitze zu Lüneburg erst 1723 in ihrem vierundachtzigsten Lebensjahre, und da sie bisher schon wenig beachtet war, so blieb sie in Lüneburg vergessen. Fügen wir noch hinzu, daß sie schön und Sprößling eines sehr alten Adelsgeschlechtes in Frankreich war; des reformirten Glaubens wegen die Heimat verlassen mußte; ihrer Tochter immer eine Mutter blieb und endlich in einem Sarge ohne Inschrift in Celle beigesetzt wurde. Das ist es alles; es hätte nur eine Flugschrift von etwa einem Bogen gefüllt. Allein der Verfasser wollte seine persönlichen Nachforschungen, mit großem Eifer an verschiedenen Orten betrieben, nicht so ganz vergeblich angestellt haben, darum sind die Ergebnisse hier mit einer Abhandlung „Ueber Mißheirathen" eingeleitet. Daran reihen sich die weitern Abtheilungen: „Die Welfen"; „Das Haus Braunschweig"; „Herzog Georg Wilhelm"; „Eleonore d'Olbreuse"; „Die Herzogin Eleonore"; „Sophie Dorothea"; „Die Herzogin von Ahlden"; „Mutter und Tochter"; „Das braunschweigische Haus in Glaubenssachen"; „Die Prinzessin Rhodogüne"; „Die Enkel der Herzogin Eleonore"; „Mißheirathen im Hause der Este-Welfen und ihre Folgen". Am ausführlichsten verweilt der Verfasser bei der Tochter, der unter dem Namen „Herzogin von Ahlden" bekannten Gemahlin des Kurprinzen Georg Ludwig, wie denn bekanntlich auch ihr Verhältniß zum Grafen Königsmark viele berufene und unberufene Federn in Bewegung gesetzt hat. Unter diesen ist auch die einer pseudonymen Gräfin Dash, deren Roman ausführlicher besprochen und davon Gelegenheit hergenommen wird, die eigene Geschichte der Gräfin dem Publikum vorzuführen. Aus dem in der Zeit dem tragischen Ereignisse am nächsten stehenden Romane „Rhodogüne" werden die Persönlichkeiten und Thatsachen in ihrer Uebereinstimmung mit jenem Ereignisse ausführlich nachgewiesen. Der Hauptpunkt in der ganzen Begebenheit möchte gegenwärtig nur noch die Frage nach der Unschuld oder Untreue der Kurprinzessin bleiben. Der Scheidungsproceß, soweit er bekannt ist, umgeht diese Frage; die Prinzessin beruft sich auf Gottes Gericht; dagegen ist neuerdings ein Briefwechsel, angeblich zwischen ihr und Königsmark geführt, zu Tage gebracht, der die Untreue der erstern zweifellos erscheinen läßt. Allein eben dieser Briefwechsel regt so mancherlei innere und äußere diplomatische Bedenken an, daß für den Augenblick noch jede Beweiskraft desselben ausgeschlossen und einer sehr sorgfältigen Prüfung ein sicheres Ergebniß vorbehalten bleiben muß. Referent glaubt vernommen zu haben, daß Professor Havemann sich einer solchen Prüfung unterziehen will.

Mit dem Vorstehenden ist übrigens noch nicht alles angedeutet, was das Büchlein kurz berührt oder näher bespricht; jedenfalls bezeugt es Belesenheit und ernsten Fleiß, und beide mögen dem Historiker als Handhabe zugute kommen. Ob die Höfe zu London, Berlin und Hannover sich dem Verfasser geneigt bezeigen, daß er als deren Stammutter eine in Vergessenheit verfallene Dame dem Publikum öffentlich wieder vorführt, ist eine Frage, deren Beantwortung nur der Geschichte zusteht. Dem lesenden Publikum wird übrigens mit dem Buche, welches sogar von einer unbefleckten Empfängniß zu sagen weiß, eine helle Aussicht in die Hofgeschichten mit und nach Ludwig XIV. eröffnet, wo sich denn ergibt, daß der Herzog Georg Wilhelm bis zu seiner Verbindung mit Eleonore d'Olbreuse der angefaulten Zeit freilich ebenfalls Opfer brachte, dann aber seinen kleinen Hof in Celle gegen den Ruf sittlicher Versunkenheit zu schützen wußte, was ihm und seiner Gemahlin nur zur Ehre gereichen kann. Das Porträt der letztern, nach der Photographie eines in Elfenbein geschnittenen Bildchens, ist eine Zierde des leider durch nicht wenige störende Druckfehler zu vorsichtigem Lesen ermahnenden Büchleins. Friedrich Voigts.

Touristenliteratur.

1. Alpenbilder aus Tirol. Von Eduard Freiherr von Badenfeldt (E. Silesius). Leobschütz, Hensel. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Stimmung, welche sich in dem Stolberg'schen Seufzer:

> Süße, heilige Natur,
> Laß mich gehn auf deiner Spur! —

ausspricht und in der der Verfasser diese Blätter geschrieben hat, ist für einen kühnen Bergsteiger nicht gerade sehr zu empfehlen. Sie deutet auf einen nackten Verlauf der nachfolgenden Dinge, und so erhebt sich denn auch diese Schrift nicht über das Zwielicht gewöhnlicher Alpengefühle und Bergbetrachtungen. Neues enthält sie außer einigen gut vorgetragenen Märchen und Volkssagen gar nicht, und in wissenschaftlicher Hinsicht kommt ihr keine Bedeutung zu. Nichtsdestoweniger lesen sich die Wanderungen durch das Brixenthal zur hohen Salve, die Bilder aus

der Umgegend von Botzen, besonders aber die Schilderung des Oetzthales und der Talferufer, in Bezug auf weibliche Schönheit das Circassien Tirols, angenehm genug und die Sommerfrischen bei Botzen werden unserer Phantasie reizend genug vorgeführt. Der Verfasser hat, wie er uns zeigt, sowol für die liebliche Naturseite des Eisackthals, als für die Schauer des Oetzthales offenen Sinn und trifft es meistens die verwandten Gefühle auch bei seinem Leser anzuregen. Dabei kennt er jeden irgend bedeutenden Punkt in den von ihm gezeichneten Naturscenen und bringt seine geschichtliche oder malerische Bedeutung gut zur Geltung. Seine Hauptstärke ist jedoch die poetische Sage; er theilt davon mit, was er irgend weiß, ja er erfindet selbst mit dichterischem Seherblick dergleichen Wundersagen, wo sie nicht anzutreffen sind, wie dies am gigantischen Dolomitfelsen des Schleeren, der sich 8000 Fuß hoch über dem Fassathal erhebt, von ihm geschieht, und wobei König Laurin und der „Rosengarten" eine Rolle übernehmen müssen. Solche Märchen zu erträumen mag der jugendlichen Phantasie allerdings nicht verschränkt werden, ihren Werth aber können sie nur durch richtige Natursymbolik empfangen und diese vermissen wir im vorliegenden Falle doch sehr. Im ganzen genommen kommt auch der Verfasser bei Vergleichung der Gebirgsformationen Südtirols mit denen der nördlichen Tauernkette zu dem Resultat, daß sie formenreicher, mannichfaltiger, im Colorit wundervoller, in der Vegetation üppiger und somit anziehender seien, als der oft öde und starre Norden, der dagegen das Großartige seiner Bildungen für sich hat, in welcher Hinsicht das wilde Oetzthal, an der Südwand des Oberinnthales, vielleicht den Preis verdient. Diese Gegend ist zugleich der Hauptsitz der Sagen und Märchenwunder, von welchen der Verfasser eine ganze Reihe berichtet und unter denen die Sage von Seppi und dem seligen Fräulein die vorzüglichste Stelle einnimmt. Alle diese Sagen haften denn auch so fest im Glauben des Volks, daß es gefährlich ist dagegen irgend anzukämpfen, und sowol der Priester als der kluge Beamte es für angemessen findet, sie unangetastet bestehen zu lassen, denn den Zweifler trifft im Glauben des Volks unfehlbar die Strafe des Himmels. Hier öffnet sich uns die Schattenseite des bis dahin so poesievollen Bildes; die Vorstellung, welche wir von der Geistesbildung des Südtirolers gewinnen, ist eine traurige, die Nacht des Aberglaubens lastet auf ihr im hohen Grade, und nichts geschieht, diese Nacht zu lichten. Die Ersteigung des Hochvernagtferners am Platteikogel ist so ziemlich die bedeutendste Bergpartie, die der Verfasser unternimmt: er steigt von hier zu den Sommerfrischen von Botzen herab, deren eigenthümlichen Reiz er mit Vorliebe ausmalt und die auch uns eine angenehme Erinnerung hinterließen, denn wer denkt nicht gern an Unterinn, Völs, das liebliche Jenesien, Kapenn, St.-Isidor und Kollern, deren frische Bilder uns der Verfasser wieder vorführt? Und so mag sein Buch denn die bescheidene Stelle, die es beansprucht, immerhin auch behaupten.

2. Aus der Moldau. Bilder und Skizzen von W. v. K. Leipzig, Lorck. 1860. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser dieser kleinen aber anziehenden Schrift fühlt und zeigt eine lebhafte Sympathie für den Volksstamm an der untern Donau. Er erhebt sich lebhaft gegen alle die, welche jeden wirklichen Fortschritt bei den Rumänen für unmöglich halten; er vergleicht die Moldau und ihre Bewohner mit einer Pflanze, die hinter einem Breterverschlag siechte und verkam und deren Aeste und Zweige plötzlich nach dem Fall ihrer Schranken in ihrer Verkümmerung und Verdorrung sichtbar werden. Der Baum gleicht keinem andern; aber der gesunde Saft lebt noch in der Wurzel, der Stamm ist ungebrochen und Gottes freie Luft wird seine Schößlinge zu einem schönen Laubdach emporziehen. Die alten Aeste müssen freilich fallen; aber Liebe von außen und sonnenwarmes, kräftiges Streben von innen werden dies Ziel erreichen. Indem er daher die Moldau dem Wohlwollen Europas empfiehlt, strebt er uns an Scenen und Skizzen aus dem Volksleben nachzuweisen, welche gesunde Kraft hier noch lebendig, welche Entwickelungsfähigkeit in diesem Stamme noch vorhanden ist. Er sucht dies besonders in fünf Bildern zu verdeutlichen, in einer Jagdscene, einem Besuch des Klosters Tomnatika, einem Bilde vom Bade Slanik, einer moldauischen Dorfgeschichte und in einer Schilderung des Eliasmarktes zu Foltitschani. Vermißt der Leser nun hier auch jede systematische Behandlung der Sache, so erfreuen, belehren und erheitern uns doch diese Bilder um so mehr, als sie mit unverkennbarer Vorliebe und mit glücklichem Humor ausgeführt sind. Die Jagdscene im Gebirge des Grinziesch malt uns die liebenswürdige Gastfreiheit und Hülfsfertigkeit der Moldauer, die Kraft und Schönheit der Männer, die Wälder voll Bären und Wölfe, die Culturzustände der großen Landgüter, die patriarchalische Sitte ihrer halbwilden Besitzer und endlich den Verfasser selbst, als Culturmenschen unter ihnen, der zwar einen Bären schießt, aber dabei auch vor Entsetzen in Ohnmacht fällt. Der unfreiwillige Besuch des Nonnenklosters Tomnatika ist noch charakteristischer. Das Kloster selbst ist fern davon, unsern Vorstellungen von einem solchen zu entsprechen: es stellt sich als eine Colonie kleiner Häuschen auf einem weiten Wiesenplan rings um zwei kleine Kirchen zerstreut dar, zwischen welchen die Nonnen behaglich hin- und herwandeln und Papiercigarren rauchen! Die Bewohnerinnen sind sämmtlich Cousinen und Schwestern seiner Begleiter, springen vor Lust des Wiedersehens, klatschen in die Hände und bewirthen die Gäste in ihren Zellen mit Dulces und Confect, während von Todtenköpfen und Crucifixen nichts, wol aber überall bequeme Divans und allerliebste Möbel zu sehen sind. Das Kloster ist eine Versorgungsanstalt für Töchter vornehmer Familien, die der Kirche irgendein Opfer zu bringen haben; diese Anstalten aber erlöschen allmählich. Das Bad Slanik, seit 1840 dem Staat gehörig, stellt sich im Urzustande dar und liegt unfern der kleinen Stadt Okna zwischen halsbrechenden Felsentrümmern. Die gemüthliche Geselligkeit des Moldauers tröstet für den Mangel an jedem Comfort in diesem Ort aus Bretern, der im Winter dem wilden Gethier des Waldes preisgegeben, im Sommer das Rendezvous der leidenschaftlichsten Spieler und einiger Leberkranker ist. Viel Befriedigung gibt uns die Geschichte Sava's, eine moldauische Dorfnovelle, die in Padurika am Sereth spielt; frisch und launig erzählt, schildert sie uns Sitte und Denkart des Rumänen, seine patriarchalischen Sitten, seinen Haß gegen den Militärdienst, seine Vorliebe für Gastereien, die seine Mittel weit übersteigenden Todtenfeierlichkeiten, welche vier- bis fünfmal und selbst noch nach sieben Jahren wiederholt werden und den Wohlstand vieler Familien zerstören, die Feldarbeiten u. s. w. Die kleine Erzählung kann als ein Musterstück in der Gattung der ethnographischen Novelle gelten, so trefflich verschmilzt sie die Romantik mit der Genremalerei. Große Schwierigkeit findet ferner der Fremde im Umgang mit den Rumänen in der Sitte, sich nur mit den Vornamen zu bezeichnen und anzureden. Da solcher Vornamen nicht gerade viele sind, so müssen die gebräuchlichsten unter ihnen sich die seltsamsten Modulationen gefallen lassen, um noch als erkennbare Bezeichnungen dienen zu können. So wird denn aus Alexander unter anderm Sander, Sandulaki, Aleco, Alekch, Koko u. s. w., und aus Johann, Ioan, Ianku, Iankascher, Ionitza, Ionutza u. s. w., indem man den Titel Kakono (Herr) entweder vorsetzt oder wegläßt. Die schlechte Besoldung der Beamten und die daraus absließende Bestechlichkeit derselben ist eine andere moldauische Landplage. Fast jeder höhere Beamte hat einen Zigeunerburschen an seiner Thür stehen, der den Bittsteller empfängt. „Hast du denn nichts mitgebracht, gar nichts?" Der Bittsteller schweigt. „Nun, mit leerer Hand kommst du doch nicht. Hier ist wenigstens ein Truthahn, den kannst du bringen, ich will ihn dir verkaufen." Und so wird der Truthahn denn zehn- bis zwölfmal täglich verkauft.

Mit der Industrie, dem Handel und Verkehr steht es noch schlecht, wie uns das Gemälde der Messe von Foltitschani zeigt, wo die Juden herrschen und mehr getrunken als gehandelt wird. Der Fehler der Rumänen ist die Sucht zu glänzen und die

Leidenschaft für das Spiel; mit beiden verfällt der Bojar in die Gewalt der Juden, die über das gesammte Kapital im Lande gebieten. Wir sehen so aus allem, was der Verfasser berichtet, daß die Zustände des Landes noch mangelhaft sind, Recht, Gesetz und Geistesbildung noch sehr daniederliegen, ein gebildeter Mittelstand noch gänzlich fehlt; allein er weist darauf hin, daß die Moldau erst seit einem Menschenalter von der türkischen Herrschaft erlöst, eine große verjüngende Kraft entfaltet, dem Auslande nachringt und die krummen Aeste sichtbar durch frischen, kräftigen Nachwuchs zu ersetzen anfängt. Der Verfasser ist ein Kurländer und schreibt ein tadelloses Deutsch, und so ist uns denn seine vorurtheilsfreie, frische und heitere Schilderung der moldauischen Volkszustände als ein guter Beitrag zu ihrer nähern Kenntniß willkommen. 4.

Eine Randglosse über das Couplet.

Zu folgender Bemerkung über das Couplet veranlaßt uns ein Gedicht Hagedorn's. Bei dem Worte Couplet denken wir meist nur an jene poetischen Liebausgeburten der heutigen Posse. Das Couplet ist aber weit älter als etwa die Herren Kalisch, Dohm, Löwenstein; älter auch als der berühmteste der neuern französischen Couplettroubadours, als Béranger. Schon aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts besitzen wir Couplets von trefflicher Form. Das heißt nicht gerade wir Deutschen, dafür aber doch die Franzosen, von denen wir sie entlehnen konnten. Das Couplet ist auf dem Gebiete der lyrischen Poesie bekanntlich ungefähr dasselbe, was in der Musik die Variationen sind. Hier wie da handelt es sich um einen Grundgedanken, der hier auf die verschiedenste Weise verändert, dort mit den passendsten und interessantesten Beispielen belegt wird. Meist läßt sich der Grundgedanke des Couplets in einen Refrain zusammenfassen, der mit seiner steten Wiederkehr am Schlusse jeder Strophe der Spannung wesentlich günstig ist. Der Ton des Couplets muß gefällig, spielend, der Ausdruck geistreich, prickelnd, mit Anspielungen gefüllt, das Ganze so liedmäßig sein, daß sich ohne große Mühe eine Sangesweise dazu finden läßt. Nach allem diesen gehört das Couplet unbestritten der volksthümlichen Poesie an und sein Werth ist ursprünglich nicht gerade gering anzuschlagen. In der Ausartung durch die moderne Posse ist sein Werth freilich so gesunken, daß sich heutigen Tags jeder gebildete, nicht mit allen Geschmacksrichtungen schwimmende Dichter eigentlich schämen muß, seine Feder an ein Couplet zu legen. Denn das heutige Couplet respectirt weder Form, noch Sprache; es leugnet sogar die Vorzüge einer gefälligen, urbanen Form, die Vorzüge und Errungenschaften einer gebildeten, nicht in der Küche, nicht im Stalle, nicht auf den untersten Schulbänken zu erlernenden Sprache, um mit Nuditäten, groben Sprachmängeln und plebejischen Ausdrücken dem hohen und edeln Zwecke der Persiflage zu dienen. So ist denn das Couplet lange nicht mehr das Mittel feiner und gesitteter Geister zur Geiselung sittlicher Gebrechen und socialer Uebelstände, sondern leider nur der Ausdruck des kleinlichsten und oft gewöhnlichsten Philisterbewußtseins, das, ohne den guten Willen und die redliche Kraft der sittlichen Reinigung und Fortbildung in sich zu tragen, sich die Berechtigung zur Verspottung und Verhöhnung alles und jedes ohne Scham beilegt. So dient das Couplet von heute nur der leichtfertigsten Splitterrichterei.

Nun ja, die Franzosen trifft dieser Vorwurf zumeist, rechtfertigt sich vielleicht die deutsche Gewissenhaftigkeit. Ach nein, entgegnen wir, nicht zumeist die Franzosen, uns so gut wie die Franzosen, uns Deutsche nach einer gewissen Seite hin sogar mehr als die Franzosen. Er trifft uns um so schwerer, weil wir nur Nachahmer der Franzosen und zumeist sehr plumpe sind. Ob wir Deutsche eine Zote nicht mit der ganzen tollen Ausgelassenheit der Franzosen vortragen mögen, das gibt uns ihnen so gar großen Vorzug. Zote bleibt Zote, und das Couplet nach heutigem Geschmacke ist und bleibt der Vorbote des Cancan.

Mit Hinweis auf Hagedorn wollen wir den Vorwurf einer „plumpen Nachahmung", den wir soeben den heutigen Couplet-sängern machten, in etwas beschränken. Wir wollen ihm gegenüber nur von einem gewissen Ungeschick sprechen. Es findet sich unter Hagedorn's Gedichten eins, „Die Schule" betitelt, in ausgeprägter Coupletform, das ihm nur zum Theil zu eigen gehört. Wir lassen es hier folgen:

Durch tiefe Seufzer blöder Lust
Erklärte Damis alle Triebe
Seiner Liebe;
Doch rührt' er nicht der Schönen Brust.
Es konnt' ihm durch sein Gold ja glücken;
Doch spart' er dieses und verlor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ach liebte meine Phyllis mich!
Seufzt Damon, seine Zärtlichkeiten
Anzudeuten.
Und Phyllis sagt: Erkläre dich!
Allein bei ihren süßen Blicken
Bringt Damon weiter nichts hervor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Am Abend weid' ich an dem Bach,
Mein Polidor, scherzt Adelheide,
Wo ich weide,
Da, rath' ich, schleiche mir nicht nach.
Sie nicht so sträflich zu berücken,
Verspricht und hält ihr Polydor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ein Schwindel, aber nur zum Spaß,
Befiel Dorinen, als ihr Lehrer
Und Verehrer,
Der steife Cleon, bei ihr saß.
Unwissend selbst sie zu erquicken,
Rief er die Mutter schnell hervor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

„Bis hierher", so bemerkt Hagedorn mit echter deutscher Gewissenhaftigkeit in einer Anmerkung, „ist dies eine freie Nachahmung (besser wol freie Uebersetzung) der Couplets, welche Marivaux seiner «Ecole des mères» hinzugefügt hat, die im vierten Bande des «Nouveau théâtre français» befindlich ist." Bis hierher also! Das nun Folgende, und das sind noch vier Strophen, gehören mithin der freien Erfindung Hagedorn's (in nicht blos übersetzender sondern wirklich frei nachahmender Weise) an. Die vier Marivaux'schen Strophen lassen als Couplets wenig zu wünschen übrig; sie variiren einen bestimmten Gedanken in zwar leichter, aber doch ansprechender Weise. Was wird nun der ehrliche Hagedorn als Fortsetzung bieten! Man höre:

Melander, den die Schreibsucht quält,
Glaubt, weil der Reim ihm treu verbleibet,
Daß er schreibet
Und daß ihm keine Muse fehlt.
Auch er kann den Apoll entzücken;
Auch er singt mit in seinem Chor!
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Der Leser wird mit uns über den ehrlichen Hagedorn staunen und lächeln. Um sein Ungeschick in der Nachahmung und den Abfall aus der vorgängigen Stimmung ja recht anschaulich zu machen, bemerkte er ausdrücklich, daß die vier ersten Strophen nicht ihm, sondern Marivaux angehören! Und nun weiter:

Ein Witzling liest den Arouet
Und räth ihm, Worte, Reime, Zeilen
Mehr zu feilen,
Vor allen in dem Mahomet.

Wie übt er sich an Meisterstücken!
Wie steigt sein reicher Ruhm empor!
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ein Neuling, der verrufen darf,
Was Lehrer, die entscheiden können,
Wahrheit nennen,
Glaubt nichts, als was sein Wahn entwarf.
Sein Wahn wird einst die Welt beglücken;
Nun denkt sie edler als zuvor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ein Arzt, der sich zum Doctor prahlt,
Verläßt Paris, um Deutschlands Kreisen
Sich zu weisen,
Wagt, martert, würgt und wird bezahlt.
Nur er, den tausend Künste schmücken,
Stellt sichtbar den Galenus vor:
O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Ja, den ehrlichen Hagedorn selbst müßte man in die Schule schicken, einzusehen, wie wir an unserer eigenen Kunst zum Johann Ballhorn werden, sobald wir etwas frei nachzuahmen suchen, was nun einmal mehr oder weniger im ausländischen Esprit wurzelt. Ein anderer Deutscher an Hagedorn's Stelle wäre vielleicht aus Marivaux'scher Leichtigkeit, oder will man Leichtfertigkeit, in die größte, urdeutsche Plumpheit und Obscönität gefallen. Davon ist der gebildete Hagedorn zu seiner Ehre weit entfernt. Aber wie nüchtern und eigentlich geistlos setzte er „Die Schule der Mütter" fort. Er kennt nichts als seine literarischen Federkriege und diese klebt er ohne Bedenken an. Der Refrain allein bildet das Bindemittel zum Vorigen; Idee, Inhalt und Ausführung wahrlich nicht.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Novellenliteratur.

Novellen von C. Schlenker. Halle, Fricke. 1860. 8. 24 Ngr.

Von den zwei Novellen, die das vorliegende Bändchen enthält, haben wir der ersten, umfänglichern, „Alwine" betitelt, kein Interesse abgewinnen können. Ein emancipationssüchtiges Mädchen voll innerer Widersprüche, das trotz des hohen Begriffs von seinen Eigenschaften seine Selbständigkeit gefährdet sieht, wenn es mit einigen Schulden für Putz und unbewandert in der Küche und Wirthschaft an den Traualtar tritt und deshalb seinen Bräutigam mit Ansetzung des Hochzeittags von Frist zu Frist hinhält, in der Zwischenzeit aber nichts thut, um diese Schulden abzustoßen und das Mangelnde zu erlernen: ein solches Wesen ist eine gar zu dürftige Titelfigur für eine gute Novelle, und eine solche hat uns der Verfasser gewiß nur liefern wollen, waren wir berechtigt von ihm zu erwarten. Auch die übrigen auftretenden Personen entschädigen nicht für den gerügten Mangel. Fritz, der ein Charakter zu sein scheint, bleibt zu sehr im Hintergrunde, Franz, der geduldige Liebhaber der launenvollen Alwine, kann höchstens unser Mitleid erregen, und Lisette-Marie, der am breitesten durchgeführte Charakter, deren erstes Verhältniß zu dem Soldaten Braun recht hübsch und natürlich geschildert ist, handelt später so unnatürlich, unwahrscheinlich, daß uns auch ihre darauffolgenden Bußehandlungen und der Heiligenschein, mit dem der Verfasser sie abtreten läßt, nicht zu rühren vermochten. Ebenso erging es uns mit dem frommen Dr. Wilbert, der mit Bibelstellen nicht weniger als mit Recepten curirt. Das Ganze hat bei uns jene specifische Leere hervorgebracht, die wir beim Lesen der einen und andern Dorfgeschichte neuerer Zeit empfanden.

Ganz anders muß, zu unserer Freude, das Urtheil über die zweite Novelle „In Kansas" lauten. Hier ist ein Stück amerikanischen Lebens von der wilden, abenteuernden Sorte auf das Anziehendste, Spannendste geschildert. Hier treten die Personen in scharfen, klaren Umrissen vor unser Auge und wir folgen ihnen, den guten wie bösen, mit Theilnahme bis ans Ende ihres Wegs. Nicht weniger meisterhaft ist die landschaftliche Scenerie behandelt, sodaß gewiß kein Leser das Buch ohne vollste Befriedigung aus der Hand legt.

Ob auf Rechnung des Setzers oder des Manuscripts kommt überall „Abolutionist" und „abolutionistisch" statt „Abolitionist" und „abolitionistisch". 63.

Notizen.

Die Presse in England und Deutschland.

In der Schlußsitzung des jüngst in Dublin abgehaltenen National Science-Congresses stattete Lord Brougham auch der Presse seinen Dank ab und bemerkte unter anderm: „Ich möchte diesmal, wie wir das bei allen frühern Gelegenheiten gethan haben, der Presse, und zwar zunächst der hiesigen Presse, unsern Dank für die Unterstützung aussprechen, die sie uns hat angedeihen lassen. Die Unterstützung der hiesigen Presse ist eine stetige und höchst ersprießliche gewesen. Aber ich darf auch nicht unterlassen, zu erwähnen, daß uns von seiten entfernter gelegener Zeitungen — ich spreche von der hauptstädtischen Presse und von der Presse Glasgows und Edinburgs — ein stetiger und ersprießlicher Beistand zu Theil geworden ist. In Bezug auf die Zeitungen, auf die großen ansehnlichen Zeitungen in London, Irland und anderwärts, würden wir uns einer Sünde schuldig machen, von der man gesagt hat, sie sei schlimmer als Hexerei, der Undankbarkeit nämlich, wenn wir nicht die Hülfe anerkännten, die sie dem Fortschritt der socialen Wissenschaft und beinahe sammt und sonders unserm Vereine gewährt haben. Es gibt aber eine Sünde, die sogar noch schlimmer ist als die Undankbarkeit, welche hinwiederum schlimmer ist als die Hexerei, nämlich die Ungerechtigkeit, und es würde der Gipfel der Ungerechtigkeit sein, wenn ich nicht anerkännte, wie viel wir der Presse verdanken. Nun gibt es aber noch etwas, was zwar keine Sünde, jedoch ein Fehler und noch schlimmer als die Ungerechtigkeit ist, nämlich die Thorheit, und es würde eine unglaubliche Thorheit von seiten unsers Vereins sein, wenn er nicht ein ganz besonders dankbares Gefühl gegen die große hauptstädtische Presse empfände, hauptstädtisch in England, hauptstädtisch in Dublin, hauptstädtisch in Edinburg und Glasgow. Die Geldopfer, welche diese großen Blätter bei jeder Gelegenheit gebracht haben, um das Publikum zu belehren und um die Discussion, sowie alles, was der socialen Wissenschaft Vorschub leistet, zu fördern, sind so ungeheuer, daß, wie ich glaube, Hunderttausende von Pfunden zu diesem Zwecke verausgabt werden, und ich darf wol ohne Uebertreibung sagen, daß diese Ausgaben uns zugute gekommen sind. Erlauben Sie mir nun, Ihnen, wie stets am Schlusse des Congresses geschehen ist, vorzuschlagen, daß wir die Dienste, welche uns die Presse, und zwar namentlich die hiesige Presse, bei der gegenwärtigen Gelegenheit erwiesen hat, öffentlich anerkennen."

Zu diesen Worten, welche mit lautem und allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, bemerkt die „Kölnische Zeitung" mit Recht: „Wann werden wir in Deutschland eine ähnliche Rede zu hören bekommen? Die Naivetät, mit welcher das deutsche Publikum, respective die dasselbe vertretenden Festcomités vor, während und nach den Versammlungen und Festlichkeiten von der Presse, namentlich von den großen Organen derselben, noch häufig alle mögliche Förderung und die verschiedenartigsten Dienstleistungen in Anspruch nehmen, ohne an Dank oder vollends an Gegenleistungen, an allerpflichtschuldigste Artigkeit und Aufmerksamkeit zu denken, ist in der That bewunderungswerth. Die deutsche Presse ist übrigens selbst nicht ohne Schuld an der geringen Achtung, die ihr noch häufig erwiesen wird, da sie die schöne Tugend der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit bisher wirklich übertrieben hat." Unsere Leser werden sich vielleicht erinnern, daß wir in der Notiz „Die Macht des politischen

Journalismus" (Nr. 16) schon früher eine ganz ähnliche Klage aussprachen und ebenfalls die Schuld dieser Erscheinung zum Theil den Vertretern der deutschen Presse beimaßen. Sonst aber hängt die Geringschätzung, welche bei uns noch immer Regierungen und Publikum gegen die Presse zur Schau tragen, überhaupt mit der verhältnißmäßig geringen Achtung zusammen, in welcher im allgemeinen die schriftstellerische Arbeit und namentlich die schriftstellerischen Arbeiter noch in Deutschland stehen, Wien vielleicht ausgenommen, das ja aber von den meisten Deutschen als außerhalb Deutschlands liegend betrachtet wird. Ein „Zeitungsschreiber" gilt auch heutzutage noch nicht viel mehr als der „Blättchenschreiber" oder „Blättleschreiber" des vorigen Jahrhunderts. Alle Säcularfeiern verstorbener Dichter, deren jede meist eine Demonstration gegen einen andern vielleicht gleichberechtigten in sich zu schließen pflegt, sind nicht im Stande, diese Thatsache hinwegzudemonstriren. Aber so lange sie noch besteht, so lange haben wir keinen Grund, uns in Bezug auf wahre Bildung und wahre Menschenachtung den civilisirtesten Völkern vollkommen gleichzustellen.

Johann Georg Müller.

Gelzer's „Protestantische Monatsblätter" brachten im ersten Juliheft eine Selbstbiographie Johann Georg Müller's, Bruders des berühmten Historikers Johannes von Müller, die zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus im vorigen Jahrhundert wie überhaupt damaligen geistigen Lebens in Deutschland manche nicht unwichtige Beiträge enthält. Müller studirte erst in Zürich, dann in Göttingen. Hier gefiel es ihm sehr wenig. „Ich merkte bald", schreibt er, „daß in Göttingen eine ganz andere Luft als in Zürich wehte, und besonders war mir, war mir immer und ist mir noch der Studententon äußerst verhaßt und ekelhaft..... Besonders sehnte ich mich nach unsern Sonntagabenden in Zürich zurück, wo unsere ganze Familie miteinander in den schönen Gegenden um die Stadt unter vertraulichen Gesprächen spazieren ging. Alles war öde und todt für mich. In Zürich war es jeden Sonntag meine Lust, Lavater, Pfenninger, Heß oder Häfely predigen zu hören; ihre Reden heiligten, sozusagen, meine Seele für die ganze folgende Woche. Hier hingegen hörte ich so abgeschmackte, langweilige, seelen- und herzlose Orationen, daß ich mir's endlich zur Gewissenssache machte, nicht mehr in die Kirche zu gehen, und niemals habe ich dieser Art zu predigen, wie man sie in der Universitätskirche hörte, Geschmack abgewinnen können." Unter den Professoren rühmt er namentlich Koppe: „Die Würde, womit er von der evangelischen Geschichte sprach, machte ihn mir wahrhaft ehrwürdig. Er hatte das nicht, was z. B. Michaelis hatte, die elenden Witzeleien und Possenreißereien, womit sich die Herren Subscribenten zuziehen wollen." Er hörte darum auch bei Michaelis nichts; gesteht aber, daß er später aus seinen Schriften große Achtung für ihn gefaßt habe, ja daß er ihn nun für den größten Mann halte, den Göttingen damals und seither hatte. Einen mächtigen Eindruck machten auf ihn die Worte, womit Spittler eine seiner Vorlesungen schloß: „Dies ist der Zustand der Religion am Ende des 18. Jahrhunderts; wie es sein soll im 19., das wird zum Theil, meine Herren, auch von Ihnen abhängen." Auf eingeholte Erlaubniß begab er sich zu Herder nach Weimar; „ohne ein einziges Thränchen verließ ich die Bücherstadt", schreibt er. Im Hause Herder's, und er war hier wie ein „Kind im Hause", wurde ihm wohl. Zwar hatte er auch hier manche trübe Stunden; bald fühlte er seinen Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen (Müller hatte erst in Göttingen mühsam hebräisch und griechisch, unter anderm auch den Homer zu lesen angefangen), bald drückte ihn das Gefühl seiner Fehler wieder; „aber ein Wort von ihm (Herder), ein Händedruck, ein freundliches Lächeln machte alles wieder gut". Müller erzählt weiter: „Fast täglich nahm Herder mich auf seine Spaziergänge mit, aber meine unbesiegliche Blödigkeit machte, daß ich oft wie ein Steinklumpen vor diesem großen Manne war. Vorzüglich gern war ich bei seinen Kindern, mit welchen er gewöhnlich nach Tische spielte; setzte er sich ja mit den Kleinsten auf den Boden, dann entstand ein allgemeines Jauchzen. Nach dem Nachtessen waren er, sie und ich gewöhnlich noch einige Stunden beieinander und lasen oder sprachen. Oft wenn ich müde war zu arbeiten, ging ich in das Zimmer der Mutter, die unter ihren Kleinen saß und arbeitete, und da schwatzten wir manche fröhliche Stunde weg" u. s. w. Interessant sind diese Aufzeichnungen besonders durch die vielen beredten Zeugnisse eines nach sittlicher Vervollkommnung und nach religiöser Erkenntniß des Wahren unablässig ringenden edeln Gemüths.

H. M.

Bibliographie.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 3ter Band: Schleiermacher's Briefwechsel mit Freunden bis zu seiner Uebersiedelung nach Halle, namentlich der mit Friedrich und August Wilhelm Schlegel. Zum Druck vorbereitet von L. Jonas, nach dessen Tode herausgegeben von W. Dilthey. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Aus Skandinavien! Skizzen und Novellen deutsch herausgegeben von H. Helms. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 8. 1 Thlr.

Boulangé, T., Studien über den heiligen Franz von Sales. Sein Leben, sein Geist, sein Herz, seine Werke, seine Schriften und seine Lehre. Aus dem Französischen. 1ster Band. München, Lentner. Gr. 8. 27 Ngr.

Büchner, L., Physiologische Bilder. 1ster Band. Leipzig, Thomas. 8. 2 Thlr.

Scherenberg, C., Verbannt. Dichtung. Berlin, Schindler. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod 1681—1781. 1ste Lieferung. 1ste Abtheilung. Leipzig, Grunow. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Tschabuschnigg, A. Ritter v., Grafenpfalz. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ulrici, H., Gott und die Natur. Leipzig, T. O. Weigel. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Völker, C. W., Analyse und Symbolik. Hypothesen aus der Formenwelt. Leipzig, R. Weigel. 8. 22½ Ngr.

Das belagerte Wien. Eine Reimchronik. Leipzig, Barth. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wolff, O. L. B., Eleutheria. Vollständigste Sammlung der Freiheitslieder und Klagen aller bekannten Nationen in wörtlichen metrischen Uebertragungen. Leipzig, O. Wigand. 16. 25 Ngr.

Zeise, H., Aus meiner Lieder-Mappe. Gedichte. Altona, Uflacker. 16. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

An das deutsche Volk! Ein fliegendes Blatt. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 6 Ngr.

Gaume, J., Wozu der Papst? Ein Zeitbild. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 16. 2 Ngr.

Linderer, E., Einen Tag Dienstmann oder: Nie wieder! Humoristisch-satyrischer Berliner Ulk. Berlin, H. Müller. 8. 2½ Ngr.

Merle d'Aubigné, Die lutherische und die reformirte Kirche. Ihre wesentliche Verschiedenheit bei ihrer Einheit. Uebersetzt von F. Merschmann. Berlin, Rauh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Stahl, J., Ansprache zur Eröffnung der Berliner Pastoral-Conferenz in der Trinitatiswoche 1861. Berlin, Rauh. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Verfahren der dänischen Regierung bezüglich der deutschen Sprache im Herzogthum Schleswig. Nach einer officiellen Denkschrift. Hamburg, Rudolphi. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 26. September 1861.

Möllhausen's und Schiel's transatlantische Reisen.

1. Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas bis zum Hochplateau von Neumexico, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Von Balduin Möllhausen. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Landschaften und Abbildungen von Indianerstämmen, Thier- und Pflanzenbildern in Farbendruck, nebst einer Karte. Eingeführt durch zwei Briefe Alexander von Humboldt's in Facsimile. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. Lex.-8. 6 Thlr. 24 Ngr.
2. Reise durch die Felsengebirge und die Humboldtgebirge nach dem Stillen Ocean. Eine Skizze von J. Schiel. Schaffhausen, Brodtmann. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser des erstverzeichneten Werks bemerkt gelegentlich (II, 356):

> Ich kann nicht leugnen, daß ich, seit meiner ersten Bekanntschaft mit dem „fernen Westen", gewissermäßen ein Verehrer des abenteuerlichen Lebens der Pelzjäger und Pelztauscher gewesen bin und zwar in so hohem Grade, daß es keine geringfügigen Umstände erforderte, mich von dem Entschlusse abzubringen: mein ganzes Leben in den romantischen, verlockenden Urwildnissen zuzubringen. Nirgends fühlte ich mich behaglicher als in den Blockhäusern am obern Missouri und in den Rocky-Mountains, und nirgends fröhlicher als in der Gesellschaft weißer Jäger, mochten auch sonst Verhältnisse der widrigsten Art auf mich einstürmen und mich von allen Seiten bedrohen.

Indem wir dies charakteristische Geständniß aus dem zweiten großen Reisewerke Möllhausen's herausgreifen, beabsichtigen wir unsern Lesern das Bild des ausgezeichneten Reisenden, welches sie durch Beschäftigung mit dem frühern Reisewerke (Nr. 50 d. Bl. f. 1858) gewonnen haben mögen, besonders deutlich wieder vor die Seele zurückzuführen. Abermals als Mitglied einer von der Regierung der Vereinigten Staaten angeordneten Expedition finden wir den deutschen Landsmann wieder, dem angeborene Neigung zu einem abenteuerlichen Wanderleben den preußischen Militärdienst verleidete, dem es, nach seiner offenen Selbstschilderung am wohlsten ist, wenn er unbehindert durch vielköpfige und vielsinnige Genossenschaft über die weite Prairie dahinjagen und in vollen Zügen Gottes freie Luft trinken kann.

Schon am Schlusse seines interessanten Berichts über die erste große Felsengebirgsexpedition von 1853—54 konnte uns Möllhausen die angenehme Aussicht auf eine Fortsetzung seiner lebenvollen Schildereien eröffnen. Noch bevor er den Griffel aus der Hand gelegt hatte, mit welchem er uns seine Forschungen und Erfahrungen als Expeditionsmitglied unter Führung des Lieutenants Whipple, zwischeninne seine Abenteuer als Begleiter des kühnen Herzogs Paul von Würtemberg oder seine Kreuz- und Querzüge als lederstrumpfartiger Gefährte weißer und rother Büffeljäger zeichnete, noch bevor er, durch Humboldt's Gönnerschaft dem Könige von Preußen empfohlen, in seiner neuen Stellung als Custos der Schloßbibliotheken zu Potsdam hatte warm werden, noch bevor er sich von seinen frühern amerikanischen Anstrengungen hatte eigentlich erholen können, traf ihn die Berufung zur Theilnahme an einer neuen Expedition in das Felsengebirge, diesmal zur Erforschung der Schiffbarkeit des Colorado und unter dem Commando des Lieutenants Ives, welcher schon die Whipple'sche Reise als stellvertretender Befehlshaber mitgemacht hatte. Diesmal sollte nicht von Osten nach Westen das Land durchzogen und in das Gebirge eingedrungen werden. Von San-Francisco, der californischen Metropole, sollte die Expedition ausgehen, um sich zu Fort Yuma am Colorado zur Beschiffung dieses wenig bekannten Stromes zu vereinigen. Es handelte sich wol eben vor allem um die Nutzbarkeit einer Wasserstraße, welche den Mormonen im Utahterritorium die erwünschte Verbindung mit den südlichen Staaten, Sonora und Neumexico, und mit dem Weltmeere, durch den Meerbusen von Californien, sichern würde. Deshalb hatten auch die Mormonen die Ausrüstung der betreffenden Expedition vornehmlich bei der Regierung in Washington betrieben, während sie derselben, als sie nun endlich zu Stande gekommen war, infolge ihres mittlerweile eingetretenen Zerwürfnisses mit der Regierung, alle erdenklichen Hindernisse in den Weg legten.

Möllhausen gibt im ersten Kapitel seines neuen prächtigen Reisewerks eine gedrängte Uebersicht über alles, was

von der Expedition erstrebt und was schließlich von ihr erreicht wurde. Diese Uebersicht fühlen wir uns stark versucht, unsern Lesern ohne weiteres aufzutischen, weil sie in der That die beste ist, die hier gegeben werden kann. So leicht dürfen wir uns unsere Arbeit indessen nicht machen und es sei nur bei dieser Gelegenheit besonders hervorgehoben, daß der Verfasser der „Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas" (Nr. 1) ebenso gut zu generalisiren, das Erlebte und Errungene ebenso gut mit kurzen Worten zusammenzufassen, als mit ausführlichen, von Tag zu Tage fortschreitenden, langen und doch nicht langweiligen Berichten vor dem geistigen Auge seines Lesers panoramatisch zu entwickeln versteht.

Die Gegenden, in welche uns der Verfasser führt, sind uns zum großen Theil nicht völlig neu; es sind oft dieselben, welche wir bereits vor wenigen Jahren an seiner Hand kennen lernten. Mehrmals schneiden wir den Weg, den einst Whipple zurückgelegt hat; häufig erinnert uns der Verfasser selbst an die merkwürdige Fügung seines Geschicks, deren er sich wehmüthig bewußt wird, wenn er in der großartigen Wildniß frühere Rastplätze wiedererkennt an den umgebenden ungeheuerlichen Felsgestalten oder wenn ihm sein Gesicht aus dem schwarzen Spiegel eines in tiefem Krater blinkenden acherontischen Gewässers nochmals entgegenschaut, wie es ihm schon einmal vor Jahren daraus entgegenschaute. Die schauerlichen Einöden zwischen dem Rio Grande und dem Colorado wiederzusehen, hatte der Topograph der Whipple'schen Expedition freilich weder ahnen, noch vielleicht wünschen können.

Bevor wir nun an unsere Aufgabe gehen, den Weg der zweiten Felsengebirgsexpedition, welche Möllhausen mitgemacht und uns geschildert hat, mit flüchtigen Grundstrichen nachzuzeichnen, neueröffnete Aussichten hierbei besonders zu markiren und der Eigenthümlichkeiten des Erzählers kurz zu gedenken, müssen wir noch einen Blick rückwärts thun auf die besprochene erste Reise. Wir werden zu diesem Innehalten veranlaßt durch das kleine Werk eines andern Reisenden, dessen am besten gleich hier gedacht wird, wenn wir desselben überhaupt gedenken sollen. Dies Heft, welches in einem gewissen Bezug zu Möllhausen's erstem Reisewerke steht, ist J. Schiel's „Reise durch die Felsengebirge und die Humboldtgebirge nach dem Stillen Ocean" (Nr. 2), welche der Verfasser mit sehr ziemlicher Bescheidenheit eine Skizze nennt. An und für sich muß es für uns sicher interessant sein, die Felsengebirge auch noch auf andern, als den von Möllhausen beschrittenen Wegen kennen zu lernen. An dem Stoffe liegt es keineswegs, wenn uns Schiel's Skizze nicht zu reizen vermag; umfaßt dieselbe doch sogar das Utahgebiet mit dem großen Salzsee, dem neuen Jordan und dem neuen Jerusalem, und die Aussicht, etwas von dem Leben und Treiben jener sonderbaren Heiligen, der Mormonen, zu hören, verfehlt ihre Wirkung auf unsere Neugier doch sonst gewiß nicht. Aber die Sache ist die, daß wir den keineswegs weitschweifigen Wegen Schiel's nicht zu folgen vermögen, daß wir durch seine schmucklosen Schilderungen keine Anschauung gewinnen, daß wir nach seinen trockenen Lehren ebenso klug sind als zuvor. Wenn man auch nur eine Skizze schreibt, so muß doch auch die Skizze so etwas wie Hand und Fuß haben. Der Faden, den der Verfasser einmal aufnimmt, darf nicht willkürlich fallen gelassen, darf nicht ohne weiteres abgerissen werden; ihn abzuspinnen bis zum wirklichen, sich selbst ergebenden Schluß und Ende, hat der Verfasser seinem Publikum gegenüber eine gewisse Verpflichtung übernommen und von unverantwortlichem Belieben kann auch hier die Rede nicht sein. Wir wollen uns über die Mängel von Schiel's schriftstellerischem Erzeugniß nicht weiter auslassen, denn es verlohnt der Mühe nicht. Der Stoff seiner Skizze ist interessant für uns, und so wollen wir es denn auch mit dem Stoff nur zu thun haben.

Der Zusammenhang der ersten Möllhausen'schen Reise mit der Schiel'schen ist folgender. Im Jahre 1853 entsandte die Regierung der Vereinigten Staaten, vornehmlich durch militärische Rücksichten bewogen, drei Expeditionen zur Erforschung des geeignetsten Eisenbahnwegs nach Californien:

> Die erste (wir entnehmen diese Worte dem Aufsatze in Nr. 50 d. Bl. f. 1858) unter dem Gouverneur Stevens längs der Thäler des Missouri und Columbia zwischen dem 47 und 49° nördl. Br.; die zweite unter Kapitän Gunnison auf dem 38°, d. h. auf der Linie, welche den nächsten Weg zwischen San Francisco und St.-Louis bezeichnet, und die dritte unter Lieutenant Whipple, welche auf dem 30° nördl. Br. ihren Weg suchen sollte."

Diese dritte, südlichste Expedition war es, welche Möllhausen zuerst mitgemacht und uns beschrieben hat; an der mittlern, Gunnison'schen dagegen nahm Schiel theil und von ihr handelt seine Skizze. Es ist diese mittlere Expedition die unglücklichste von allen dreien gewesen, denn ihr Führer, der Kapitän Gunnison, wurde in der Nähe des Sees, in welchen sich der Seviersluß ergießt, mit mehreren Begleitern von den Utahindianern niedergemacht. Wir bedauern, uns in Betreff des Wegs, den diese Expedition im Felsengebirge, im sogenannten großen Bassin und im Humboldtgebirge genommen, auf der Karte nicht genügend zurecht finden zu können, woran freilich Schiel nur so weit die Schuld trägt, als er nicht mit der klaren Sorgfalt und erschöpfenden Ausführlichkeit Möllhausen's zu Werke geht. In Gegenden, wo sich indianische, spanisch-mexicanische und neuamerikanische Benennungen häufig verwirrend den Rang streitig machen, ist es freilich immer schwer, die Angaben des Reisebeschreibers mit den Angaben der Karten in Einklang zu bringen, wenn der Reisebeschreiber nicht entweder auf diese Schwierigkeiten behutsamste Rücksicht nimmt oder seinem Werke eine eigene Karte mitgibt. Auch bei der Lectüre des neuen Möllhausen'schen Reisewerks würde uns die Mühe einer speciellen Orientirung noch beträchtlich erleichtert werden, wenn der beigefügte Uebersichtsplan besser wäre und nicht blos die allgemeine Richtung indianischer Völkerwanderungen veranschaulichen sollte.

So viel haben wir aus Schiel's Skizze klar ersehen,

daß auch in der Prairie zwischen Kansas und Arkansas, daß auch in den Felsengebirgen verschiedene Beobachter den nämlichen Dingen recht verschiedene Resultate der Beobachtung abgewinnen können. Wenn Schiel z. B. die Erfahrung gemacht hat, daß der nordamerikanische Büffel niemals aus einer wilden Bestie ein brauchbares Hausthier werden wird, und wenn Möllhausen uns die Versicherung zu geben vermag, daß keine andere Bestie so viele Anlagen fürs Culturleben entwickelt als ebenderselbige Büffel, so gerathen wir in einige Verlegenheit, wem wir nun glauben sollen. Wir können nicht leugnen, daß uns der wohlwollende Ton, mit welchem Möllhausen die eingeborenen Menschen und Thiere des fernen Westens beurtheilt, ein bei weitem größeres Vertrauen einflößt, als die absprechende Art, in der Schiel rothe Krieger und zottige Büffel behandelt wie ein grober Arzt die zahlungsunfähigen Patienten.

In der Milde seines Urtheils, in der Humanität seiner Ansichten scheint sich Möllhausen überhaupt seinen großen Gönner, Alexander von Humboldt, zum Vorbilde genommen zu haben. Namentlich gewahrt man bei ihm Humboldt'schen Einfluß, wo von den farbigen Rassen, von Negern und Rothhäuten, von ihren Fähigkeiten und Rechten die Rede ist. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, uns über dieses Thema hier weiter auszulassen. Wir wünschen jedenfalls, daß Humboldt und nach ihm unser Reisender recht behalten, daß sich alle noch so verschieden gefärbten und gebauten Völkerstämme als wahre Menschen im Grunde gleichbeseelt erweisen mögen; wir fürchten, daß unsere bisherigen Erfahrungen dem widersprechen; wir glauben, daß, wie dem auch sein möge, der weiße europäische Culturmensch durch nichts berechtigt werden kann, seinen farbigen Nächsten anders zu behandeln, als er ihn nach Bewährung der Humboldt'schen Ansicht behandeln müßte.

Noch an gewissen andern Stellen erinnert Möllhausen n den Verfasser des „Kosmos“. Humboldt, wenn er ns eine Ansicht, ein Gemälde gegeben hat, pflegt — oft nit einer schüchternen Entschuldigung — der subjectiven Stimmung zu gedenken, in welche ihn selbst der Anblick ersetzte. Tief- und warmgefühlte lyrische Ergüsse unterrechen anmuthig den großartigen Strom seiner Erzähung. Nun verhält es sich beim Schildern der Naturfühle insofern ähnlich wie beim Schildern der Liebesfühle, als nur ein höchst reicher und origineller Geist Gefahr der Einförmigkeit dabei vermeiden kann. Gott groß; auf diesen etwas alten Gedanken laufen die efühle des Naturschwelgens allerorten ebenso sicher naus, wie die des Liebenden auf das ewige: die Gebte ist ein Engel. Wir möchten Möllhausen rathen, nn ihn bei der Arbeit des Reisebeschreibens, die ihn fentlich noch manchmal beschäftigen wird, künftig wieder Versuchung anwandelt, eigener Naturgefühle und Landftsstimmungen zu gedenken, daß er dann scharf unterchen möge, ob ihr Gehalt der Mühe des Niederschreis werth ist, ob sie mehr enthalten als das sehr wahre, r sehr plattgeschlagene „Gott ist groß“.

Aber berichten wir unsern Lesern nun vor allen Dingen, welche Länder und Völker Möllhausen diesmal gesehen, welche Gefahren und Abenteuer er durchgemacht, welche Merkwürdigkeiten er diesmal schildert. Es könnte, wenn wir vorher länger bei den wenigen einzelnen Ausstellungen verweilen, die wir ihm etwa zu machen haben, dann leicht den Anschein gewinnen, als ob wir es mit unserm Interesse, mit unserm Lobe, ja mit unserer theilweisen Bewunderung des kühnen Reisenden und fleißigen Reisebeschreibers nicht ehrlich meinten.

Am 12. August 1857 also verließ Möllhausen Berlin, um sich zunächst nach Neuyork und Washington zu wenden. Von Neuyork aus setzte er seine Seereise am 21. September fort, überschritt Anfang October auf der Panamaeisenbahn den Isthmus an der schmalsten Stelle und langte am 22. October zu San-Francisco an. Dr. Newberry, ein Amerikaner, der als Arzt und Geolog der Coloradoexpedition angehörte, und Hr. von Egloffstein, ein Baier, der als Topograph mit ihm demselben Ziele zueilte, waren schon von Neuyork aus seine Gefährten gewesen. Von andern Mitgliedern der Expedition, die sich in San-Francisco zusammenfanden, nennen wir nur noch den Commandeur Lieutenant Ives und Mr. Peacock, den originellen Trainmeister. Am 2. und 3. November brach die Gesellschaft auf, um sich in drei Colonnen nach Fort Yuma zu begeben. Lieutenant Ives selbst segelte um das Cap Lucas herum nach der Mündung des Colorado, um dort zunächst das in einzelnen Stücken hintransportirte kleine eiserne Dampfboot zusammenfügen zu lassen, welches zur Beschiffung des Colorado bestimmt war. Andere Mitglieder der Expedition sollten an zwei verschiedenen Punkten der californischen Küste landen und sich auf ihnen vorgeschriebenen Routen nach Fort Yuma begeben. Unsern Deutschen traf das Los, von San-Pedro, dem Hafen von Pueblo de las Angeles aus, erst nach Fort Tejan, einem Militärposten im Innern Californiens, zur Abholung von 120 für die Expedition bestimmten Maulthieren gehen zu müssen, um dann in mäßigen Tagemärschen durch die Wüste nach Fort Yuma zu steuern.

Schon dieser erste Theil von Möllhausen's Reise, dieser Ausflug nach Fort Tejan, von da nach dem Kennsee und dem Tulanethal an der Sierra Nevada, ist höchst interessant, ebenso wie der Marsch durch die Coloradowüste. Wir können uns bei den Specialitäten dieser Einleitungsreise indessen nicht aufhalten und bemerken nur, daß Möllhausen, nach kräftiger Ueberwindung eines Krankheitsanfalls, mit Mann und Roß am 20. December wohlbehalten zu Fort Yuma anlangte, woselbst er die Abtheilung, welche von San-Diego aus die Landreise gemacht hatte, schon gelagert vorfand, auf den Chef aber und das Dampfboot noch bis zum 6. Januar warten mußte.

Der mehrwöchentliche Aufenthalt im Lager bei Fort Yuma dürfte gleich dem Umgange mit einer Dame von scharfen, harten Zügen mehr das Prädicat interessant als angenehm verdienen.

Gegenüber der Mündung des Gila, auf einem abgesonderten

vulkanischen Hügel von granitischem Porphyr, dessen Höhe kaum 100 Fuß übersteigt, liegt Fort Yuma. Obgleich der Posten, auf viele Meilen im Umkreise, der einzige hervorragende Punkt ist, der die weiten Ebenen gleichsam zu beherrschen scheint, so bietet die Lage doch nichts, was das Auge irgendwie ansprechen könnte. Kahl und dürr sind die Felsen, auf welchen die einfachen Gebäude sich erheben; nur die anspruchslose Euphorbia, deren Wurzel die Eingeborenen als ein Heilmittel gegen den Biß der Klapperschlangen anwenden, keimt hin und wieder zwischen dem Gerölle, und dann auch nur so lange, bis die Junisonne, welche die Atmosphäre bis auf 120° F. erhitzt, sie wieder versengt und tödtet. Die Gebäude und Kasernen, die den Hof in Form eines länglichen Vierecks bilden, sind von Adobes zierlich aber fest aufgeführt, doch muß der Aufenthalt dort oben während des ganzen Jahres mehr als peinigend sein, denn wenn die sengende Hitze ihre Qualen nicht ausübt, so sind es wieder die furchtbaren Sandstürme, welche die Besatzung heimsuchen. Dergleichen Stürme springen fast allwöchentlich, manchmal auch einen Tag um den andern, in der Richtung von der californischen Küste her auf; sie fegen dann über die breite Wüste und führen wahre Sandwolken mit sich, vor deren feinen Bestandtheilen weder Thüren noch Fenster und dichte Vorhänge zu schützen im Stande sind, ja die Werke in den Uhren bleiben, wenn die Kapseln nicht mit besonderer Genauigkeit gearbeitet sind, nicht von den kaum sichtbaren Sandkörnchen verschont. Mehrmals war ich während eines solchen Sturms in den Baracken, und zwar hinter verhangenen Fenstern und Thüren, doch wagte ich dann kaum zu sprechen, aus Furcht, die sandigen Zähne auf empfindliche Weise aneinander zu reiben.

Trotz der abschreckenden Physiognomie der Gegend wird dieselbe von Landspeculanten, welche bereits eine „Colorado City" abgesteckt und für Dampfschiffe auf dem Strome gesorgt haben, dem fernen Publikum Auswanderungslustiger als ein Paradies gepriesen, und Zeitungsartikel, welche zur Niederlassung und zum Ankauf am Colorado verlocken, führen die Ueberschrift: „Merkwürdig günstige Gelegenheit, in kurzer Zeit ohne Arbeit reich zu werden."

Die Bevölkerung um Fort Yuma besteht größtentheils aus Yumaindianern, doch ist es schwer zu sagen, ob man diese stattlichen, aber durch den Umgang mit weißen Auswürflingen bereits verderbten bemalten Eingeborenen nicht noch dem rohen Soldatentroß der Garnison vorziehen soll. Das stehende Heer der Vereinigten Staaten scheint nämlich nach den Schilderungen Möllhausen's eine Gesellschaft von solchen Leuten zu sein, mit denen man ein Zusammentreffen an abgelegenen Orten jedenfalls zu meiden hat, wenn man keinen schußfertigen Revolver bei sich führt.

Man richtete sich im Lager bei Fort Yuma so gemüthlich ein, als es sich unter den obwaltenden Umständen thun ließ. Der Verfasser unserer Reisebeschreibung jagte nach Exemplaren für seine zoologische Sammlung; die andern Mitglieder der Expedition vertrieben sich die Langeweile nach ihrer Weise. Dr. Newberry und Mr. Peacock scheinen die besten Gesellschafter der Reisefamilie gewesen zu sein; aber auch ein ebenso häßlicher als allgemein beliebter Hund, Grizzly, der später im Felsengebirge sein vielbeklagtes Ende fand, that das Seinige zur Unterhaltung. Das Eintreffen einer Postsendung von Briefen und Zeitungen brachte Bewegung in das Lesezimmer von Fort Yuma. Zwei Monat alte Tagesneuigkeiten wurden mit gespanntestem Interesse aufgenommen und die Mitglieder der Expedition hatten alle Ursache, den Nachrichten über den Mormonenkrieg besondere Aufmerksamkeit zu widmen, denn schon drangen Gerüchte zu ihren Ohren, die Mormonen würden sich dem Vordringen der Coloradoexpedition widersetzen, wie es denn später wirklich nicht an mormonischen Versuchen fehlte, die Eingeborenen am Colorado gegen die Regierungssendlinge aufzuhetzen. Als es hieß, die Mormonen seien schon bis zu den Dörfern der Mahanoindianer vorgedrungen, rüsteten die Eigenthümer der Coloradodampfer plötzlich und mit auffallender Eile noch vor Ankunft des Lieutenants Ives ein Boot, den Jessup, aus, der nun noch vor der Regierungsexpedition den Colorado hinaufgehen sollte. Die Mitglieder der Expedition sahen dies sehr ungern, theils weil ihnen dadurch für ihre bevorstehende Fahrt der Reiz erster Neuheit verloren ging, theils weil sie diesen plötzlichen Versuch, ihnen den Preis der ersten Erforschung abzujagen, wol nicht ganz mit Unrecht gewissen Eifersüchteleien verschiedener Offiziercorps der Vereinigten Staatenarmee zuschrieben. Genug der Jessup dampfte vor ihnen den Fluß hinauf und sie mußten schon zufrieden sein, als es ihnen am 11. Januar beschieden war, dem beneideten Nebenbuhler mit ihrem endlich angelangten kleinen Explorer nachzueilen. Bevor es zum Aufbruch kam, erlitt der Reiseplan noch einige Veränderungen. Regierungsdepeschen wiesen den Lieutenant Ives an, die Expedition zu beschleunigen und zu beschränken, damit vor allem über die Nutzbarkeit des Colorado als Militärstraße nach dem Mormonengebiete Bericht erstattet werden könne. Das Dampfboot mußte sich demgemäß so beeilen, daß der Maulthiertrain zu Lande nicht gleichen Schritt halten konnte. Dieser sollte daher unabhängig nachfolgen, um mit der Gesellschaft vom Dampfboot erst dann zusammenzustoßen, wenn der weitern Stromfahrt sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten. Mr. Peacock, der Führer des Trains, mußte vor Abgang seiner Karavane noch als Kurier einen Ritt von Fort Yuma nach San-Francisco machen, einen Ritt von 900 englischen Meilen in neun Tagen; denn es handelte sich darum, noch vor dem Abgange des nächsten Regierungsdampfers mit Depeschen in San-Francisco zurecht zu kommen. Mr. Peacock lachte zu dieser Aufgabe, sagte: „Jetzt werde ich euch zeigen, ob ein Californier reiten kann", und erreichte wirklich am neunten Tage San-Francisco, nachdem er die ersten 170 Meilen durchritten hatte, ohne auch den Sattel nur einmal abzunehmen und nachdem zwei Pferde unter ihm zusammen gebrochen waren.

Das Schlimmste bei der neuen Reiseordnung war, daß die Mitglieder der Expedition, allein auf den kleinen Dampfer angewiesen, ihr Gepäck auf das Allernothwendigste beschränken mußten, was aber unsern deutschen Landsmann und seine musikalischen Freunde nicht hinderte, ihre Guitarren und sonstigen Instrumente mit an Bord zu nehmen, um unterwegs oftmals beim abendlichen Lagerfeuer in den Thälern des Colorado Concerte

zu veranstalten, welche sich des vollen Beifalls der rothen Zuhörerschaft zu erfreuen hatten.

Die eigentliche Expedition nun, welche mit der Abreise von Fort Yuma begann, zerfällt in zwei Haupttheile, in die Stromfahrt bis zur Grenze der Schiffbarkeit des Colorado, also bis in die Nähe der Mündung des Virginflusses, sodann in die Gebirgstour mit dem Train zur Wiederaufsuchung des Colorado in seinem geheimnißvollen obern Laufe. Die Resultate, welche die Expedition auf beiden Wegen, auf dem Wasser- wie auf dem Landwege erzielt hat, sind keineswegs günstige zu nennen. Zwar drang der Explorer beträchtlich weiter auf dem Strome vor als der Jessup, kam auch glücklich wieder nach Fort Yuma zurück, während der Jessup auf der Heimfahrt verunglückte, doch läßt sich über den Colorado nicht anders urtheilen, als daß er bei hohem Wasserstande durch reißende Wildheit gefährlich bleibt, wogegen er zur trockenen Jahreszeit so bedeutend fällt, daß Sandbänke und Klippen den Schiffen eine fortlaufende Reihe von Hindernissen bereiten. Dies widerfuhr dem Explorer, der an manchen Tagen kaum eine oder zwei englische Meilen zurücklegen konnte, weil er an seichten Stellen häufig der Erleichterung wegen ausgeladen und über Stromschnellen hinaufgewunden werden mußte. Wo fruchtbare, saftige Thalstriche den Strom umsäumen, sind dieselben doch nur schmal, nicht holzreich genug und überhaupt nicht geeignet, eine zahlreiche, bedürfnißvolle Einwohnerschaft zu ernähren. Nackte Felsenmassen begrenzen überall die Aussicht und bieten, da und dort zu kühnen Obelisken und schlanken Nadelspitzen ansteigend, dem Auge des Beschauers ein wunderbar großartiges, niemals aber ein anmuthiges Bild dar. Jagd und Fischfang fand die Expedition nicht immer ergiebig. Da ihre Vorräthe an Lebensmitteln sehr beschränkt waren, mußte sie darauf bedacht sein, dieselben unterwegs bei den Indianern zu ergänzen, die sich denn auch neugierig zu den Landungsplätzen drängten, um für ihren Mais weiße Glasperlenschnüre zu ertauschen. Die Indianerstämme der Coloradothäler, die Yuma-, die Chimehwhuebe- und Mohave-Indianer, machen durch Erscheinung und Benehmen einen vortheilhaftern Eindruck als die Gebirgsstämme, wie z. B. die Wallpays, denen die Expedition später auf der Landreise öfters begegnete. Es gelang, namentlich mit den Mohaves, auf einem leidlichen, oft freundschaftlichen Fuße zu verkehren und selbst die von mormonischen Sendboden angeschürte Glut des Mistrauens bald wieder glücklich zu dämpfen. Kleine Diebereien, ja Verräthereien wurden hin und wieder von einzelnen rothen Individuen versucht, jedoch ohne ernstlichen Erfolg. Sehr zu statten kam der Expedition die Freundschaft des Häuptlings Kairock und des Kriegers Ireteba, welche dereinst schon dem Lieutenant Whipple gute Dienste geleistet hatten. Jene Stellen über den Verkehr mit den Mohaves über die Besuche von Häuptlingen und Häuptlingsfrauen an Bord des Explorer, gehören nicht zu den mindest anziehenden der Erzählung Möllhausen's. Der Verfasser selbst hatte besonders viel mit den Indianern zu thun, da er sie, schöne Exemplare von Hornfröschen und Molchen mit Perlenschnüren aufwiegend, zu eifrigen Naturaliensammlern gemacht hatte. So kam es denn, daß, als die Reisenden den Explorer verließen und sich anschickten, am 23. März auch das Mohavethal zu verlassen, um mit dem Train vereinigt ins Felsengebirge zu dringen, der Abschied von den Eingeborenen des Thals ein beinahe rührender mit Küssen und Umarmungen wurde. Am 8. März nämlich hatte man das weitere Vorgehen auf dem Strome aufgeben müssen; am 13. war die Rückfahrt bis ins Cottonwoodthal angetreten worden, woselbst man den Train erwartete, der am 18. März aber in nicht erwünschtem Zustande eintraf.

Der Landexpedition glückte es nur einmal noch, den Colorado — nicht weit oberhalb der Grenze seiner Schiffbarkeit — wiederzusehen. Alle fernern Versuche, höher hinauf die Gestade des Flusses zu erreichen, schlugen fehl. Um unsern Lesern einen Begriff von den Schwierigkeiten dieser Felsengebirgsreise zu geben, müssen wir uns durchaus der aus dem trefflichen Einleitungskapitel entnommenen Worte des Verfassers bedienen:

> Auf der Ostseite des Flusses gelangt man, tüchtig aufsteigend, bald bis zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. In dieser Höhe gelingt es noch zuweilen, Schluchten zu entdecken, die, dem Reisenden zugänglich, hinab an den Strom führen. Es ist dann immer ein langer und äußerst beschwerlicher Weg, doch findet man dort Gelegenheit, mächtige Felswände zu bewundern, welche sich bis zu 3000 Fuß hoch senkrecht über dem etwa 1000 Fuß hoch gelegenen Spiegel des Colorado erheben, der wild tobend über losgerissene Felsblöcke dahinstürzt. Zurück auf das Hochland führt anfangs die Hauptschlucht und später jede der wie ein Geäder einmündenden Nebenschluchten, die nicht durch herabgerolltes Gestein verstopft ist. Bei fortgesetzter Reise gegen Nordosten gelangt man endlich in den Winkel, der von dem Colorado und dem aus Südost kommenden Colorado Chiquito gebildet wird, und zugleich auf eine Höhe von 9000 Fuß über dem Meeresspiegel und etwa 7500 Fuß über dem Spiegel des Colorado. Dort nun beginnt das Hochland, welches sich wie eine weite, ununterbrochene Fläche nach allen Richtungen hin ausdehnt und dessen Horizont selten von nebeligen Bergkuppen, häufiger aber von spaltenähnlichen Einschnitten in der Ebene selbst unterbrochen wird. Eine unbeschreiblich beängstigende Einsamkeit herrscht dort oben; verkrüppelte Cedern wechseln durch die Luftspiegelung scheinbar in der Ferne ihre Gestalt, oder ragen, abgestorben und ihres dunkelgrünen Schmucks beraubt, ähnlich verwitterten riesenhaften Geweihen vorweltlicher Hirsche, empor; sengende Hitze erwärmt die felsige Fläche, dörrt die im einsamen Winkel keimenden Halme und reift die stacheligen Früchte saftreicher Cacteen. Eisiger Sturm, von heftigem Donner begleitet, wirbelt zu andern Zeiten dichte Schneemassen über die Hochebene, Untergang drohend den dorthin verirrten Menschen und Thieren.
>
> Wenn man nun in der Absicht, den großen oder kleinen Colorado wiederzufinden, seine Schritte gegen Norden lenkt, dahin, wo Spalten im Boden mächtige Thürme und Mauern bilden, zugleich aber auch den Lauf großer Gewässer verrathen, so gelangt man bald in ein Labyrinth von Schluchten, die durch ihre Tiefe um so mehr überraschen, als sie aus der Ferne kaum an einer geringen Senkung des Bodens zu erkennen sind. Einer solchen Schlucht nachzufolgen, gelingt nur theilweise, indem Abgründe von 50—500 Fuß Tiefe den Weg in der Schlucht selbst bald abschneiden, und auf einer vorstehenden horizontalen Felsenlage, wie auf dem äußersten Rande eines Daches an grauenvollen Abgründen hinreitend, gelangt man auch nur dahin,

wo selbst der sichere Huf des Maulthiers keinen Halt mehr findet und der Weg zurück eingeschlagen werden muß; ein Weg, der über der furchtbaren Tiefe frei in der Luft zu schweben scheint; wo man sich gern die Augen beschattet, um die Felsmassen nicht zu erblicken, die sich scheinbar träge aneinander vorbeischieben; wo die unter den Füßen sich lösenden Steine nicht rollen, sondern unhörbar weite Räume durchfliegen, tief unten auf felsigem Boden zerspringen, und der auf diese Weise erzeugte, durch die Entfernung aber gedämpfte Schall unheimlich in den Spalten und Klüften verhallt. Was mit Hülfe von Thieren nicht gelingt, das versucht der Mensch noch mit eigenen Kräften. Lange Stricke auf dem gefährlichen Pfade benutzend, gelangte unsere Expedition allerdings weiter, doch auch nur so weit, um die Unmöglichkeit einzusehen, den Höhenunterschied zwischen der Hochebene und dem Spiegel des Colorado, der über 7000 Fuß beträgt, ganz zu überwinden. Es blieb also nur noch übrig, zu suchen, gerade dort die Höhe zu gewinnen, um einen Blick in diese abgeschlossene Welt zu werfen. Was man nun von dort oben erblickt, ist unbeschreiblich und überraschend. Wie ein Chaos verschwimmen ineinander tiefe Schluchten; Tausende von Fuß hoch liegen übereinander die Formationen verschiedener Epochen, deutlich erkennbar an den grellen Farbencontrasten; senkrecht stehen die Wände, als ob die geringste Erschütterung sie hinabzustürzen vermöchte; schwindelnd bebt man bei dem erhabenen Anblick und gewinnt eine schwache Ahnung von der Unendlichkeit bei dem Gedanken, daß der fallende Tropfen die Schlünde bildete, die dem Beobachter von allen Seiten entgegenstarren.

Gegen 3000 Fuß tief waren die äußersten Schluchten, bis zu welchen unsere Expedition gelangte; trockener rother Sandstein bildete dort den Boden. Wenige Meilen weiter, noch 4000 Fuß tiefer, floß der Colorado, doch mehr als menschliche Kräfte wären nöthig gewesen, dahin zu gelangen, von wo ein Blick hinab auf den Fluß hätte genommen werden können. Wir sahen den Colorado nicht wieder. So steht dort der Mensch nahe vor seinem Ziele, das ihm dennoch unerreichbar ist; gegenüber einer furchtbar erhabenen Natur fühlt er seine Ohnmacht; er beneidet die Weihe, die furchtlos über den Abgründen schwebt, er folgt ihr im Geiste und schafft sich mit ahnungsvollem Grauen ein Bild von dem Felsenthal des Colorado des Westens, welches vielleicht noch für kommende Jahrhunderte dem Menschen ein Geheimniß bleiben wird.

Mehrfach versuchten wir weiter östlich und nördlich den Fluß, dessen Uferbänke wir vom Fuße der San-Franciscoberge aus zu unterscheiden vermochten, noch einmal wieder zu erblicken, doch undurchdringlich fanden wir überall die Felsenwüste. Selbst die freundlichen Moqui-Indianer schienen durch besondern Widerwillen abgehalten zu werden, einen Pfad hinunter nach dem Colorado zu suchen oder zu zeigen.

Der gänzliche Mangel an Lebensmitteln, sowie die täglich lichter werdenden Reihen unserer ermatteten und halbverhungerten Maulthiere, zwangen uns endlich, von allen fernern Versuchen abzustehen. Wir schieden mit Bedauern von diesem interessanten Felde und sahen also nichts von den Naturscenen, die ein Fluß aufweisen muß, der auf einer Strecke von etwa 300 englischen Meilen nahe an 3000 Fuß zu fallen hat.

Es war Anfang Mai, als die Expedition am Colorado Chiquito oder kleinen Colorado angelangt sich theilte, um zur Hälfte unter Lieutenant Ives noch einen letzten Versuch zu wagen, in nordöstlicher Richtung jenseit des Colorado Chiquito das Ufer des wirklichen Colorado wiederzugewinnen, während der Haupttrupp, bei welchem Möllhausen blieb, die südöstliche Richtung einschlagend, in kürzester Zeit die Stadt Zuñi zu erreichen suchen sollte. Dort war dem Mangel an Lebensmitteln leicht abzuhelfen und die Wiedervereinigung mit Lieutenant Ives weiter nördlich zu Fort Defiance schnell zu bewerkstelligen.

Unser Reisebeschreiber führt uns nun belebtern Gegenden zu. Wir sehen ihn seine Bekanntschaft mit den Häuptern der ackerbautreibenden, ziemlich friedlichen Zuñi-Indianer in deren Stadt erneuern, begleiten ihn in die saubere Häuslichkeit eines indianischen Gastfreundes und setzen endlich durch die Ländereien der Navahnes, welche den Zuñis keineswegs bequeme Nachbarn sind, den Marsch mit ihm fort bis zur Militärstation Defiance.

Acht Tage später traf daselbst auch Lieutenant Ives mit seinen Begleitern ein, ohne den Zweck seiner getrennten Wanderung erreicht zu haben. Am 24. Mai brach die vereinigte Expedition dann zur östlichen Weiterreise über den Campbellspaß und die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und der Südsee wieder auf. Am 1. Juni setzten Menschen und Thiere über den angeschwollenen Rio-Grande und bezogen ein Lager vor der Stadt Albuquerque. Hier ward den Reisenden Gelegenheit, sich für so viele überstandene Mühseligkeiten und Entbehrungen einigermaßen gütlich zu thun. Die Fandangos und das Corpus-Christifest, welche beiden Erbauungen sich im neumexicanischen Leben nicht so fern liegen als in unserer Anschauung, gewährten ein Schauspiel, welches durch seine bunte Heiterkeit den vom langen Anblick starrer Felsenwüsteneien ermüdeten Augen der Reisenden nothwendig wohlthun mußte. Die feurigen Señoritas wurden beim Tanze bewundert und auch des flüssigen Feuers am Büffet nicht vergessen. Daß die Soldaten der Escorte hierin alles Maß und Ziel überschritten, kann bei Soldaten der Vereinigten Staaten, wie wir sie durch Möllhausen kennen gelernt haben, nicht befremden.

Ein sehr originelles Bild erhalten wir noch durch die Schilderung des bereits erwähnten Corpus-Christifestes. Der Marktplatz von Albuquerque, in dessen Mitte sich die alterthümliche Kirche mit ihren Lehmmauern erhebt, hatte einen eigenthümlichen Schmuck zu diesem Kirchenfeste erhalten, indem die Giebel seiner Häuser von oben bis unten mit Decken, Shawls, Tüchern und farbigen Zeugstreifen behängt worden waren, was ihm das Ansehen einer großen Trödelbude gab. Hin und wieder sah man kleine Altäre errichtet, auf welchen, von dem merkwürdigsten Schmucke umgeben, die Jungfrau Maria als Bild, Gipsfigur oder glänzend geschmückte Puppe prangte. Nach diesen Altären hin bewegte sich die Procession, welcher die Musikbande der Garnison ihre Märsche aufspielte. Dazwischen knatterte unausgesetzt Musketenfeuer, was nach neumexicanischen Begriffen zur Erhöhung der Feierlichkeit ungemein beiträgt und nach dem Hochamt in der Kirche schloß das Musikcorps das Vormittagsfest durch eine Bravouraufführung der „Donaulieder" und der Weber'schen „Aufforderung zum Tanze".

Lieutenant Ives, der nach Santa-Fé hatte gehen müssen wegen des zur Abrechnung und zum Abschluß der Expedition nöthigen Geldes, kehrte am 7. Juni nach Albuquerque zurück. Die Expedition ward für aufgelöst erklärt und Möllhausen, dessen sehnsüchtige Lust zu einem Heimritte über die vieldurchstreifte Prairie während der ganzen Reise dermaßen gewachsen war, daß er endlich

auch seine Gefährten Mr. Peacock, Dr. Newberry und Egloffstein damit angesteckt hatte, erhielt die nöthigen Mittel und Vollmachten, um ostwärts nach Fort Leavenworth am obern Missouri abzugehen. Lieutenant Ives selbst trat am 8. Juni seine Rückreise nach Californien mit der Vereinigten Staaten-Post an.

Da den vier Freunden der Transport der Sammlungen auf dem sichern Landwege anvertraut war, so hatten sie sich auch die Beschwerung mit einer Militärescorte gefallen lassen müssen. Jedoch kümmerten sie sich während ihres nun folgenden Prairieritts nicht viel um die uniformirten Beschützer und trafen höchstens bei den Lagerplätzen mit ihnen zusammen. Am 11. Juni nahmen sie bei Becherklang Abschied von den freundschaftlichen Albuquerquern, machten am folgenden Tage einen Abstecher nach Santa-Fé und mußten sich dort das Fortkommen aufs neue erschweren lassen, durch alte Bekannte, deren Lust, „eins mit ihnen zu trinken", nicht ausgehen wollte. Endlich am 13. mittags machten sie sich beinahe gewaltsam los und jagten davon, als ob es das Leben gälte.

Auf diesem langen Ritt nun bis Leavenworth, den sie am 24. Juli beendeten, können wir den flüchtig über die freie, weite Prairie brausenden Freunden nicht folgen. Freilich ist es verlockend, mit ihnen am Arkansas zottige Büffel zu jagen oder die von Ansehen ritterlichen Indianer der Steppe zu begrüßen. Doch müssen wir ohne ferneres Verweilen mit unserm Berichte nunmehr zu Ende zu kommen suchen, denn allzu lange hielt uns schon der Colorado und das Felsengebirge auf. Aber das sei unsern Lesern gesagt, daß dieser letzte Abschnitt von Möllhausen's Reise, der Ritt durch die Prairie vom Rio-Grande bis an den Missouri, ganz ebenso interessant ist wie das Einleitungskapitel, wie alle übrigen Theile des Werks.

Zu Leavenworth sind wir am Ziele der von Möllhausen uns so anziehend beschriebenen Reise. Denn hier ward es den kühnen Wanderern möglich, nach dem alten Worte: „Kleider machen Leute" — mit Hülfe von Schuster, Schneider und Friseur — den alten Menschen von abenteuerlichem, ja verdächtigem Aussehen vollständig und mit einem male abzuthun, um von da ab bis Neuyork wieder mit der gewöhnlichen Salonfähigkeit in Hotels, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen verkehren zu können.

Neuyork prangte im schönsten Festkleide, mit allgemeinem Jubel wurde gerade der erhabene Austausch von telegraphischen Grüßen zwischen der Königin Victoria und dem Präsidenten Buchanan gefeiert, als Möllhausen am 1. September 1858 an Bord des Schraubendampfers Saxonia ging, um über den Atlantischen Ocean der Heimat zuzufliegen.

Soweit die Inhaltsübersicht, die wir von dem trefflichen Reisewerke zu geben vermögen. Einen höchst beträchtlichen Theil des Inhalts, der dem Werke einen ganz besondern Reiz verleiht, haben wir dabei ganz unberücksichtigt gelassen. Wir meinen die spannenden Erzählungen, welche die eigentliche Reisechronik hier wie in Möllhausen's erstem Werke unterbrechen und dem Leser, der etwa durch die Einförmigkeit des Stoffs ermüdet werden könnte, eine mit großem Geschick erzweckte Abwechselung bereiten. Abenteuer und Erlebnisse der frühern Streif- und Jagdzüge des Verfassers selbst, blutige Indianergeschichten, mit denen Mr. Peacock der Reisegesellschaft beim nächtigen Lagerfeuer ein „Gruseln" erregte, Selbstgeständnisse aus dem Leben von Trappern und kühnen Herumtreibern jeder Art, sind in der ungezwungenen Form gelegentlicher Unterhaltungen mit künstlerischer Absicht und Wirkung eingeschoben. Man könnte mit dem Verfasser rechten, ob dergleichen in einen wissenschaftlichen Reisebericht gehört, denn auch das Prädicat „wissenschaftlich" kann sein Werk vollkommen in Anspruch nehmen. Wenn aber Möllhausen auf einen derartigen Einwand antwortete: „In mein Werk gehört es gewiß", so würden wir ihm unbedingt beipflichten, denn die Anwendung, welche er von der genommenen Freiheit macht, ist eine so treffliche, daß wir sie — durch die Wirkung gewonnen, ja überwältigt — für gerechtfertigt halten müssen. Möllhausen ist ein Reisebeschreiber ganz eigener Art, gleich geschickt, sich mit wissenschaftlicher Gediegenheit über das Gesehene und Erlebte auszulassen, sodaß uns niemals ein Zweifel an seiner Zuverlässigkeit überkommt; wie andererseits geneigt, sich in romanhafter Abenteuerlichkeit zu ergehen, weiß er es so einzurichten, daß seine verschiedenen Fähigkeiten sich in der Anwendung niemals feindlich begegnen, sich nie einander beeinträchtigen, wie bei manchem andern Reisebeschreiber, dessen Berichte wir zwar gern, aber nur mit großer Vorsicht aufnehmen. Möllhausen spricht mit ebenso gediegenem Verständniß über die Einführung der Kameelzucht in den Vereinigten Staaten, als mit dichterischem Talent über die Liebesgeschichte eines jungen indianischen Kriegers. Möge seiner Kunst neue Gelegenheit werden, uns zu erfreuen und zu belehren! 52.

Ein vaterländischer Roman von Melchior Meyr.

Vier Deutsche. Roman aus den letzten Jahrzehnden von Melchior Meyr. Drei Bände. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

„Vier Deutsche"! Die Zeit liegt noch nicht allzu weit hinter uns, wo dieser Titel allein vielleicht genügt hätte, uns zu bewegen, das Buch ungelesen zur Seite zu legen. Ich meine die Zeit, wo Heine erzählen durfte, daß er, sobald ein Aufzug von Deutschen auf den Boulevards mit der schwarzrothgoldenen Fahne seinen Augen sich darstelle, schleunigst den Rückzug antrete, gewiß, daß nun irgendeine Dummheit passiren müsse; die Zeit, in der Börne seinem Patriotismus in Schimpfreden auf das deutsche Volk Luft machte, um es aus seiner Lethargie emporzuschrecken; die Zeit, in der jenes für erstaunlich witzig, dieses für die zweckmäßigste Methode gehalten wurde; eine Zeit, welcher der abgeblaßte Kosmopolitismus als das Ideal philosophischer Weltanschauung erschien und welche die widerstrebenden Nationalitäten, besonders die kaum nennenswerthe deutsche, gern in den allgemeinen kosmischen Urbrei aufgelöst hätte.

Diese Zeit liegt noch nicht allzu weit hinter uns, aber Gott sei Dank sie liegt doch hinter uns, und nicht ohne Beschämung schauen wir auf dieselbe zurück. Wir haben gelernt, daß nur in unserer eigenthümlichen Nationalität uns Heil erblühen kann, daß wir unsere Volksthümlichkeit pflegen, daß wir unser Volk lieben und ehren müssen, wenn überhaupt etwas aus uns werden soll. Und da haben wir denn gefunden, daß dieses Volk, welches Heine so lächerlich und Börne so schimpfenswerth erschien, eine Fülle der edelsten Anlagen und Eigenschaften besitzt, daß es an Geist und Gemüth, an Wissen und Können von keinem der andern Völker überragt wird und daß zu hoffen steht, ein solches Volk werde auch das einzige noch Mangelhafte, den staatlichen und nationalen Willen, zu einem Grade ergänzen und bethätigen; daß es die ihm gebührende Stelle im Rathe der Nationen einnehmen und behaupten könne.

Von diesen und ähnlichen Anschauungen geht auch Melchior Meyr bei seiner neuesten Production aus. Wir danken ihm zunächst für die nationale Wahl des Stoffs: statt in den Schmuz des Seinebabels, welches einige unserer Poeten immer noch zu sehr anzieht, hat er in das volle deutsche Leben hineingegriffen und uns die Schicksale von vier Studiengenossen durch einige Jahrzehnde hindurch gezeichnet.

Es ist nicht meine Absicht, den Inhalt des Romans in nuce hier zu reproduciren, obwol ich mir zu diesem Zwecke einen sorgfältigen Auszug aus den drei Bänden gefertigt. Ich würde nur die nackten Thatsachen geben können, losgelöst aus der psychologischen Motivirung, und damit die künstlerische Composition zerstören. Nur so viel. Ein Hauptcharakter ist es, um den sich die andern mehr als Staffage herumgruppiren. Otto von Ehrenfels, solid, etwas eckig, voll edelsten Eifers, ein Doctrinär im besten Sinne des Worts; neben ihm der Poet, mit entschiedenem Hang zur contemplativen Betrachtung des Lebens, ein sehr erfreulicher Humorist; neben ihm ferner Eduard Horst, ehrgeizig, oberflächlich, unruhig, doch nicht ohne edlere Anlage; neben ihm endlich Bernhard, durch precäre äußere Stellung in zweifelhafte sittliche Verhältnisse gerathend, aber nicht ohne einen ursprünglichen Fonds von anständigem Wesen, durch den er sich wieder herausarbeitet. Diese vier Charaktere, geworfen in die Stürme des Jahres 1848, das mit seinen Leiden und Freuden, mit seinem Großen und seinem Jammer in frischer Lebendigkeit an uns vorübergeführt wird, bieten das eigentliche Schauspiel, zu welchem die vormärzliche Heranbildung dieser Eigenthümlichkeiten, obgleich sie wie billig in der Darstellung den größern Raum einnimmt, doch nur die Exposition und einleitende Grundlegung bilden kann.

Der politische Standpunkt, von dem aus die Sachen gesehen und beurtheilt werden, ist der gothaische und diese gesunde Anschauung der Politik ist bei dem billigen Urtheil, welches sie über andere Richtung fällt, überaus erfreulich. Heinrich von Gagern wird das verdiente Lob in ehrenvollen Worten gezollt, und wenn der Verfasser am Schluß ausdrücklich sagt, was für den aufmerksamen Leser durch das ganze Buch bemerkbar ist, daß er nicht blos Neugierde, sondern Wißbegierde, nicht blos ideal-poetische, sondern auch historisch-praktische Interessen bei seinen Lesern voraussetzte, so glauben wir ihm eine sehr erfreuliche Wirkung in nationalem und liberalem Sinne voraussagen und verbürgen zu dürfen.

Um so mehr, da der Verfasser einfach und gut erzählt und darstellt. Die philosophischen Deductionen freilich, die speculative Begründung der Trinität, die in Schelling'schen Formen vorgetragen wird, muß ich hiervon ausnehmen und, ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit, für absolut unpassend in einem Roman erklären. Politische Interessen sind die Angelegenheiten des ganzen Volks und also wol geeignet zur ästhetischen Bearbeitung und Darstellung; die Philosophie aber ist eine Wissenschaft und als solche esoterisch, und wenn Referent, der der Herbart'schen Schule angehört, zwar nicht billigend, aber doch verstehend dieser naturphilosophischen Abhandlung folgt, so wird ein großer Theil der Leser, welcher (und das ist ja doch keine Sünde!) keine speciellen philosophischen Studien gemacht hat, von dem gänzlich Unverstandenen mismuthig sich abwenden.

Kann ich mit diesem philosophischen Excurse, so sehr er den Beifall der Personen im Romane findet, mich durchaus nicht einverstanden erklären, so spreche ich um so lieber meine Freude und das reine Wohlgefallen aus, welches die humoristischen Partien des Buchs hervorzurufen geeignet sind. So ist die Verherrlichung des Geschichtemachens im Wirthshause, wie es eine Zeit lang im Jahre 1848 blühte, ganz im Geiste Ludwig Tieck's und sowol in Gedanken als Darstellung von erfreulichster Wirkung. So ist die Beweisführung, daß „jede Stelle in der Versammlung (links, linkes Centrum, Centrum u. s. w.) die beste ist, die überhaupt eingenommen werden kann", von schönstem Humor eingegeben und gewürzt. Möge die erste der angeführten Stellen als Probe gelten:

„Bei Zeus und allen Göttern des Olymps — wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir sagen, daß wir früher gar nicht gelebt haben! Erst jetzt sehen wir, welche Kräfte in der menschlichen Natur liegen, und was hoch und höchst Erfreuliches zu Tage treten kann, wenn die interessantesten Regungen nicht mit zwingender Hand niedergehalten werden!" Er hielt ein wenig inne, man sah ihn fragend an, und er fuhr fort: „Betrachten wir nur eine Seite des Lebens! Auch früher, allerdings, hat man in den Wirthshäusern gesessen, poculirt und hier und da kühne Reden geführt. Aber der schärfere Beobachter konnte doch gar oft bemerken, daß Muth und Selbstgefühl durch geheime Sorgen, durch Zweifel und den Mangel eines wahrhaft guten Gewissens beeinträchtigt waren. Jetzt erkennt man was gefehlt hat.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Blieb den Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl!

Darin liegt's! Trinken und trinkend Sinnenglück haben, das konnte man früher wol auch, aber trinken fürs Vaterland, trinkend Geschichte machen und eine neue Epoche der Menschheit heraufführen, das hat man erst jetzt gelernt! Und darum, behaupte ich, konnte man früher auch nicht einmal recht trinken! Große Gedanken müssen das Gehirn bewegen, edle Gefühle das

Herz durchströmen, wenn Bier oder Wein in rechter Erquickung durch die Kehle rinnen soll. Der Geist muß sich für hochherzige Ideen belohnt wissen durch die Labung des ihm unterthanen Körpers und in dem Getränk, das sich in Masse darbietet, nur den gebührenden Tribut erkennen für die Dienste, die er der Welt geleistet und zu leisten fortfährt. Dann, wenn der Trank die Würde zu umduften sich glücklich fühlt, dann steht der Trank im richtigen Verhältniß zu den höchsten Qualitäten! Und dann ist auch der Anblick der Trinker für den Menschenfreund wahrhaft erquickend und erhebend! Ich spreche blos nach empfangenen Eindrücken, wenn ich sage: Der Uranide der Gegenwart ist der Demokrat in der Kneipe! Wer sie gesehen hat an gläserbedeckten Tafeln, Sprüche sprechend als Urtheile letzter Instanz und herumschauend mit Augen, welche die Hindernisse durch bloße Blicke verschwinden machen, der kann sich rühmen, die Menschheit in ihrer höchsten Entfaltung erblickt zu haben! Der gute Trank gießt Freude in die Seele, und die Freude verschönt das Angesicht; aber nur wenn sie geadelt wird durch das Bewußtsein der Machtvollkommenheit, tritt das vollendete Menschenthum zu Tage!"

Man antwortete mit gemüthlichen Zeichen der Heiterkeit, und der hierdurch ermuthigte Humorist fuhr fort: „Regieren, meine Verehrten, Lenken und Walten ist süß! Wie viele Großthaten nicht nur, sondern auch Unthaten sind im Laufe der Zeiten begangen worden um dieser königlichen Lust willen, auch wenn ihre kurze Dauer ahnend vorhererkannt war. Die gewaltigsten Geister kämpften um die Krone, die nur dem einen zu Theil werden konnte, der die andern niederschlug! Und was dieser mit ungeheuern Mühen errungen, trug er dennoch mit Sorge vor einem kommenden Glücklichen; der eine Regierende war selbst regiert von Furcht, von Argwohn, von bösen Träumen! Glorreicher Fortschritt der Zeit! Das Göttergefühl des Regierens wird heutzutage jedwedem zu Theil, der es nur in sich aufkommen zu lassen den Muth besitzt. Das Volk regiert. Jedweder gehört zum Volk, ist das Volk — jedweder ist König. Er ist König in seinem innersten Bewußtsein, und was man in diesem ist, das gerade ist man unzerstörbar. Die herrlichsten Empfindungen schwellen die Seele und adeln die Züge und formen die ganze Gestalt verklärend um; und ich spreche nur meine innigste Ueberzeugung aus, wenn ich sage: wie man früher die gebietenden Physiognomien ausschließlich in den höchsten Klassen zu suchen hatte, so wird man sie künftig in allen Klassen, namentlich aber in den untersten finden! Freuen wir uns dieser Errungenschaft, wie man das jetzt nennt — verstehen und erkennen wir den großartigen Humor der Geschichte!" Otto, in der nun folgenden Pause, schüttelte lächelnd den Kopf und bemerkte: „Deine Worte haben nicht nur eine scherzhafte, sondern im Grunde auch eine sehr ernsthafte Wahrheit!" — „Wer sagt dir", entgegnete der Poet, „daß sie nicht ernsthaft gemeint sind und der Scherz nur als Maske vorgehalten wird? Ich schildere treulich die Anschauungen, die ich gehabt habe, und nach diesen muß ich sagen: wenn es jemals in der Geschichte eine Wiedergeburt des goldenen Zeitalters gab, so leben wir jetzt in einer solchen. «Erlaubt ist, was gefällt!» Dieser große Satz ist jetzt durchgeführt. Man hat früher gemeint, das ginge nicht, und wenn man's geschehen ließe, würde alles ins Verderben sinken. Weit gefehlt! Es geht ganz gut, wie man sieht. Die Anarchie regiert — und was ist ihr Product? Die Idylle. Eine Idylle eigener Art, ich geb' es zu; aber doch eine Idylle, erquicklich wie das Saftgemälde eines Landes, wo Milch und Honig fließt! Allerdings, meine verehrten Damen, setzt die Freiheit, wenn sie gedeihlich sein soll, Tugend voraus, wie dies bereits Montesquieu nachgewiesen. Aber das ist ja das Wunderbare an der gegenwärtigen Zeit, daß sie mit einem mal die Menschen tugendhaft gemacht hat! Sie lächeln? Ich weise Sie einfach auf Thatsachen. In der vormärzlichen Zeit, wie wir nur zu gut wissen, sorgten die Menschen für sich und ihre guten Freunde. Und jetzt? Vom frühen Morgen bis in die Nacht — bis spät in die Nacht — für das allgemeine Wohl! Kein Wort, es sei denn für das Beste des Volks! Kein Federstrich, er sei denn für das Heil des Ganzen! Das Gedeihen des Landes und der Nation erstrebt in bedeckten Räumen und unter freiem Himmel; in Wort und Schrift, in Prosa und Versen; in Büchern, Broschüren, Zeitungen und Plakaten; im Salon, in der Werkstätte, namentlich aber im Wirthshaus! Wenn das nicht Tugend ist, dann hat es nie welche gegeben, und meine Moralphilosophie hat mir falsche Begriffe beigebracht!" Er sah die Gesellschaft an, schüttelte dann lächelnd den Kopf und begann aufs neue: „Obwol Sie meine Sätze für Ironie zu halten scheinen, fahr' ich dennoch ernsthaft fort und sage: die neue Zeit hat uns nicht nur tugendhaft, sie hat uns auch wieder zu echten, frischen Menschen gemacht. Zum Henker die höfliche Phrase, wenn sie Wahrheit und Natur aufzehrt! Kein Mensch kann gut sprechen, wenn er nicht frei von der Leber spricht: der Höflichkeitszwang trocknet alles aus, sodaß zuletzt auch der eitelsten Eitelkeit die gedrechselten Complimente fade schmecken. Nun wohl, auch wir sind auf gutem Wege gewesen, durch Rücksichtnahme marklos zu werden, nachdem sogar das letzte Journal, welches sich noch einer gesunden Grobheit beflissen hatte, unterdrückt worden war. Die Revolution hat uns gerettet! Wundersamer Umschwung! Ueber Nacht ist's anders geworden, und mit Staunen hat der unbefangene Beobachter wahrgenommen, welche unendliche Quellen von Natur in der deutschen Natur verborgen liegen! Gestern noch die besten Köpfe bloße Talente, denen elegante Dicta gelangen; heute schon jeder ein Genie, das Urworte sprach! Wodurch? Durch Indignation, die von jeher den Vers gemacht hat! Durch Zorn, ohne den auch Dr. Luther nicht schreiben zu können erklärte! Durch rücksichtsloses Hinschleudern der innersten Gedanken ins hochüberraschte, aber dennoch überraschend schnell gewohnte Publikum. Wie ergötzlich war's, Institute, die in der Diplomatenphrase grau geworden, plötzlich, vom Weine der Freiheit bezecht, gleich trunkenen Alten Grobheit lallen und über ihren eigenen unverhofften Muth selbstzufrieden lächeln zu sehen! Nun konnte man die Journale, die man vorher studiren mußte, doch wieder mit Vergnügen lesen und genießen! Das frische Grün der Erfindung erquickte die Augen, wohin man blickte (denn die Natur, wenn sie nicht vom Regelzwang erdrückt wird, ist immer schöpferisch!) — Eigenthümlichkeit, Individualität, Charakter sprach uns von allen Seiten an, und aus der freigegebenen Grobheit erblühte mit rascher Entfaltung die naturwahre, lebensvolle Kunst der Rede, die auch in der höchsten Ausbildung niemals ihren Ursprung verleugnet. Die Männerwelt lernte echte Grobheit produciren und ertragen — und der Deutsche brauchte sich nicht länger zu schämen, wenn er sich mit seinem vorgeschrittenen germanischen Bruder, dem Engländer, verglich!

„Ich komme zum Schluß. Die Regel ist gut und nützlich, wenn sie in ihrer Sphäre bleibt. Aber sie bleibt nicht in ihrer Sphäre, wie denn nichts in ihrer Sphäre bleibt auf dieser seltsamen Erde; und wenn sie nun mit despotischen Uebergriffen dem Geschlechte das Mark ausgesogen zu haben scheint, dann hilft nach einer weisen Anordnung die Natur sich selber. Die Menschheit sinkt auf einmal zurück in alte Roheit, und aus dem Schlamme sogar, der sich hier erzeugt, gewinnt sie neue Kraft. Die Urbasis alles Lebens, die Bedingung auch der wahren und gesunden Schönheit, ja des wahren und gesunden Anstandes, tritt wieder heraus und setzt sich fest in gigantischer Mächtigkeit, um neuen Culturflor tragend und nährend auf sich erblühen zu lassen. Preisen wir uns glücklich! Die Natur, die Mutter der Dinge, ist wieder einmal hervorgebrochen, wo sie am nöthigsten war — in unserm lieben Vaterland! Bringen wir nun zu ihrer dermaligen Masse eine ebenso große Masse von Geist hinzu, um die aus Urtiefen zu Tage gedrungenen Schätze zu fassen und in Schönheit auszuarbeiten, dann beginnt jene große neue Zeit, die wir muthig vorausgesagt haben, mitten im Jahre 1848, und wir haben das wunderbarste Schauspiel: das Schauspiel einer Menschheit, die mit neuen Materialien und neuen Ideen neue Werke schafft und festen Trittes die letzte und höchste Stufe ihrer Entwickelung ersteigt!"

Vor mehreren Jahren habe ich in d. Bl. eine Gedichtsammlung Melchior Meyr's angezeigt (Nr. 16 f. 1857). Was mir damals aus den Gedichten entgegentrat, habe ich auch in dem vorliegenden Romane wiedererkannt. Der Verfasser ist ein ernster, männlicher Geist, dem das stofflose Spiel, welches die romantische Phantasie aufführt, nicht als Poesie gilt. Er will mindestens ebenso sehr durch den Inhalt als durch die Form wirken. Und der Inhalt, den er seinen Producten gibt, ist ein sittlich, politisch und national so gesunder; die Gedanken, die der Verfasser ausspricht, messen sich immer und immer wieder an den Idealen mit solcher Gewissenhaftigkeit und der Wille, die Ideen in das Leben überzuführen und dem für recht Erkannten zur Existenz zu verhelfen, ist ein so entschiedener, die Form dabei so gehalten und nobel, daß ein immer erfreulicherer Erfolg dem Verfasser im allgemein sittlichen und nationalen Interesse zu wünschen und vorauszusagen ist.

Und so schließen wir mit den schönen Worten des Poeten in unserm Buche: „Hat man einmal eine Nation, wie die deutsche, in die Welt gesetzt, so muß man, wenn man unser Herrgott ist, sie auch ausarbeiten zur Vollendung. Das ist die Hauptsache! Unser Herrgott ist ein Künstler, der seine Genialität vor allem in der Wahl des Stoffs beweist und sich gewiß nicht plagen wird, aus einer andern Nation zu machen, was ihm allein mit der deutschen am besten gelingen kann" — indem wir zu der patriotischen Prophezeiung ein andächtiges Amen sprechen.

August Henneberger.

Erinnerungen eines preußischen Artilleristen.

Von der Pike auf. Erinnerungen an eine neunundvierzigjährige Dienstzeit in der königlich preußischen Artillerie von W. Mente. Berlin, A. Duncker. 1861. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon oft haben wir Gelegenheit gehabt, militärische Denkwürdigkeiten und Erinnerungen zu besprechen, ganz besonders aber unsern Lesern diejenigen empfohlen, welche von Zeiten berichten, deren Gedächtniß dem lebenden Geschlecht Deutschlands immer frisch erhalten werden muß: wir meinen die Zeit der Erniedrigung des Vaterlandes unter schmachvolle Fremdherrschaft und die darauffolgenden glorreichen Befreiungskämpfe. Zu diesen Schriften gehören die vorliegenden Erinnerungen, sie haben aber noch ein anderes Interesse, indem sie zugleich ein Bild früherer Zustände der preußischen Armee, insbesondere der Artillerie, welcher der Verfasser angehörte, entwerfen. Derselbe war dazu und namentlich was speciell das Leben des Soldaten betrifft, um so mehr in der Lage, als er sich unter besonderer Ungunst der Verhältnisse, mehrere Jahre in den untern Graden des Militärstandes bewegen mußte und dadurch vielfältig mit dem gemeinen Mann in Berührung kam. Das Leben im Felde, die Mühseligkeiten und Entbehrungen desselben, wie seine Freuden und begeisternden Momente sind mit einer Wahrheit geschildert, wie wir es selten in so scharfen Zügen gefunden haben. Ueberall spricht der tüchtige und praktische Soldat, der nicht belehrend auftreten will, aber durch seine Mittheilungen den jüngern Kameraden eine Fülle von lehrreichen Winken gibt; er erzählt in der behaglichen Weise, welche alten Soldaten eigen ist, und nicht ohne den guten Humor, der ihn auch in schwierigen Lagen nicht verlassen hat. Für Waffengenossen der Artillerie erhält sein Werk aber noch dadurch einen bleibenden Werth, daß es als ein Beitrag zur Geschichte dieser Truppengattung zu betrachten ist und in die genauesten Details des Materials, wie der ganzen Technik und des Feldgebrauchs derselben eingeht. Unserm größern Leserkreise haben wir darüber nicht, wol aber von den [illegible] der Schrift zu berichten, welche ein allgemeineres Interesse haben, und deren finden sich gar viele.

Der Verfasser ist in seiner Laufbahn nicht vom Glück begünstigt worden. In seinem dreizehnten Lebensjahre, wie es damals üblich, auf Avancement als „Volontär-Bombardier" eingetreten, sollte er im October 1805 den Unterricht in der Regimentsschule, „Regimentscollegia" genannt, hören, als die Ordre zur Mobilmachung kam. Die letztere, bei der Artillerie damals wegen ihres mangelhaften Personals und Materials mit [illegible]lichen Schwierigkeiten verknüpft, ist mit grellen Farben, aber durchaus nicht übertrieben geschildert. Mente, als noch zu jung, blieb im Depot zu Breslau, doch kehrten die ausgerückten Truppen, infolge des Preßburger Friedens, bald in die Garnison zurück. Der Verfasser gibt nun ein Bild von diesem Garnisonleben, von dem strengen Dienst und der Disciplin damaliger Zeit, der auch die Soldatenfrauen unterworfen waren, sodaß sie bei etwaigen Vergehen mit in den sogenannten „Brummstall" (Arrest) bei Wasser und Brot) gesteckt wurden, mochte derselbe auch mit noch so viel männlichen Individuen besetzt sein; bei größern Vergehen wurden sie vor das Regimentsgericht gestellt und nach erfolgter Verurtheilung in der Regel durch den Profoß körperlich gezüchtigt. Für den Verfasser sollte der unterbrochene Unterricht im Mai 1806 wieder beginnen, wurde aber bald durch eine neue Mobilmachung beendigt. Mente blieb wieder in Breslau und erlebte die Belagerung mit, war aber bei der Capitulation als Junker von der Kriegsgefangenschaft befreit und gelangte glücklich nach Glatz, wo er von seinem Vater, der als Civiladministrator von Schlesien dem Generalgouverneur Grafen Götzen beigeordnet war, dem letztern vorgestellt wurde und dann wieder in activen Dienst bei einer neuformirten halben reitenden Batterie eintrat, welche zu den Feldtruppen (Freicompagnien) gehörte, mit welcher der Fürst von Pleß eine allgemeine Erhebung gegen den Feind zu bewirken gedacht hatte. Von diesen Bestrebungen und dem verschanzten Lager von Glatz erzählt der Verfasser als Augenzeuge, wie er auch dem General von Höpfner für sein bekanntes, ausgezeichnetes Werk manches mitgetheilt hat. Der Friede von Tilsit brachte eine „tödlich abspannende Ruhe, in welcher alles in der Trauer über das Geschehene wie betäubt, kopfhängend einherging". Mente konnte erst 1809, wo die Artilleriecollegia wieder eröffnet wurden, systematischen Unterricht genießen; die Reorganisation der Armee, von welcher er viel Einzelheiten erzählt, brachte ihm auf den Antrag seines Vaters eine Versetzung nach Graudenz, wo er in die neuerrichtete Brigadeschule trat. Im October 1811, nach sechs Jahren, endlich zum Unteroffizier befördert, kam er auf die Provinzialkriegsschule nach Königsberg, aber bereits im Februar 1812 rief ihn sein Commandeur ab, um Ersatzmannschaften und Pferde nach Graudenz zu führen: „Es sei jetzt keine Zeit zum Studiren und der Dienst ginge allemal vor." Zwar kam er noch im October auf die Kriegsschule nach Berlin, aber diese wurde im Januar 1813 infolge der Ereignisse in Rußland aufgelöst. Auf diese Weise zum vierten male in seinen Studien unterbrochen, fand er keine Gelegenheit mehr, sie fortzusetzen, mußte den ganzen Feldzug als Unteroffizier mitmachen und wurde erst im November 1813, mit Ueberspringung der Portepeefähnrich-Charge, zum Offizier befördert — was ihm nachmals in seiner weitern Laufbahn zum großen Schaden gereicht hat.

Mit dem Feldzuge von 1813 beginnen des Verfassers „schönste, aber auch schwerste Erinnerungen". Er fand seine Batterie auf dem Marsch, als er mit der Post vorbeifuhr, und schloß sich ihr sogleich an. Die Märsche und Bivouaks, seine persönlichen Erlebnisse und besondern, oft sehr beschwerlichen Dienstleistungen verfolgen wir hier weiter nicht; die Batterie war bei den Bülow'schen Truppen, welche am 4. Juni das Gefecht bei Luckau bestanden, nahm an demselben jedoch keinen Antheil. Während des Waffenstillstandes wurde Mente nach Kott-

dann zur Ablegung des Offiziersexamens commandirt, wozu eine Commission von Artillerieoffizieren gebildet war. Voll Hoffnung eilte er dann in sein Cantonnement zurück, von wo die Batterie nach sechs Wochen nach Berlin abrückte, der Krafft'schen Brigade (nicht Division) zugetheilt. Bei Großbeeren kam sie zum ersten male in das Feuer. Hier erzählt der Verfasser eine von jenen Kriegsanekdoten, welche so oft vorkommen und bei späterer Erzählung, weil sie unglaublich klingen, als Curiosa eigener Invention und Uebertreibung von den jüngern Zuhörern lächelnd bezweifelt werden. Das Werk enthält deren noch mehr, aber der Krieg ist eben reich an außergewöhnlichen Dingen. Hier handelte es sich darum, der Batterie, da im strömenden Regen alle Lunten ausgegangen waren, Feuer zu verschaffen, und wie schnell entschlossen und umsichtig das der Verfasser möglich gemacht — freilich mit einer Brandstiftung an seinem eigenen Mantel — mag man im Buche nachlesen, auch wie nahe ihm der Tod gewesen. Dabei bekämpft er durch erlebte Thatsachen die neuere theoretische Annahme, daß ein Geschoß keinen Luftdruck ausüben könne — er selbst ist durch den Druck der Luft einer ihm zwischen den gespreizten Beinen durchfliegenden Kanonenkugel zu Boden geworfen worden. Die bei Großbeeren vereinigte Artilleriemasse veranlaßt ihn zugleich, sich entschieden gegen eine Massenführung als unmöglich im Kriege auszusprechen, womit wir einverstanden sind, ohne dadurch den Massengebrauch der Artillerie in Frage zu stellen. Der oberste Befehlshaber soll nur das Ganze im großen leiten, die einzelnen Batteriechefs suchen die passenden Positionen für sich und richten ihr Feuer auf die bezeichneten Punkte, wie es am wirksamsten ist. Die 80 Geschütze bei Großbeeren haben sich so allmählich batterieweise zusammengefunden.

Von der Verpflegung der Truppen wußten wir freilich schon, daß sie in jenen Feldzügen schlecht gewesen; hier erfahren wir aber wahrhaft jämmerliche Einzelheiten darüber. „Das dritte Armeecorps ging in der Regel mit nüchternem Magen in die Schlacht", sagt der Verfasser. Allerdings waren die Gegenden, wo der Krieg damals lange Zeit feststand, gänzlich ausgesogen, aber daß die Administration mancher schwere Vorwurf trifft, steht wol auch fest. Jedenfalls ist das Streben der Behörden in neuester Zeit, diesem wichtigen Zweige mehr Solidität zu geben, ein höchst erfreuliches, möchte es nur mit Erfolg belohnt werden! Nicht allein den hungernden Truppen wird dadurch geholfen, sondern auch dem Feldherrn, welcher mit kräftigen Streitern größere Erfolge gewinnt, und dem Lande, den unglücklichen Einwohnern wird namenlose Verwüstung erspart. Woher stammt denn das Wort Verheerung anders, als von dem unseligen „Brotsuchen" der Heere, die für sich selbst sorgen mußten?

In der Schlacht von Dennewitz zeichnete sich die Batterie Nr. 16, welcher Mente angehörte, besonders aus, sie wurde auch in dem Berichte des commandirenden Generals ausdrücklich genannt; dennoch erhielt kein einziger von der Mannschaft eine Belohnung, weil der Kapitän, da sich, wie er sagt, alle ausgezeichnet, dazu niemand vorgeschlagen hatte. Mente dagegen bekam jetzt für sein Verhalten in der Schlacht von Großbeeren das eiserne Kreuz. Die Batterie stand dann mit vor Wittenberg, das bekanntlich belagert, aber bei Napoleon's Vorrücken eiligst verlassen wurde. Seit dem 19. August kamen die Truppen am 15. October zum ersten male wieder unter Dach und Fach, nachdem sie vorher eine der schrecklichsten Bivouaksnächte bei strömendem Regen auf rothem Lehmboden zugebracht hatten. Nun ging es zur Schlacht von Leipzig, an welcher die Nordarmee erst am 18. October theilnahm. Dabei macht der Verfasser die Bemerkung, daß der Sturm auf die Stadt am 19. October gewiß nicht so viele Opfer gekostet haben würde, wenn man den zahlreichen Batterien, welche schon bis an die Kohlgärten vorgerückt waren, gestattet hätte, den Angriff durch ein kräftiges Feuer gegen die Stadtmauer vorzubereiten. Die Schrecken des Bivouaks in der folgenden Nacht werden lebendig geschildert, wie die Truppen zwischen Leichen, Verwundeten, Pferdecadavern und Trümmern aller Art gelagert, ohne etwas zur Nahrung zu haben als Sellerie aus den Kohlgärten, denn auf Meilenweite um Leipzig war das letzte schlachtbare Thier, die letzte Kartoffel längst verspeist. Ueber das Elend in Leipzig haben wir von Augenzeugen noch traurigere Schilderungen, als der Verfasser sie geben kann. Im weitern Verfolg seiner Erzählungen kommt er auch auf die Landwehr und freiwilligen Jäger zu sprechen, und es ist bei der jetzt herrschenden Agitation gegen längere Dienstzeit bemerkenswerth, was von einem alten Soldaten, welcher alles mit erlebt hat, darüber gesagt wird. Man hat viel übertrieben und neuere kriegsunkundige Schriftsteller haben manche Waffenthat der Landwehr zugeschrieben, von welcher kein Mann dabei war. Ihrer Tapferkeit und dem, was sie wirklich geleistet hat, soll damit kein Eintrag geschehen, aber, wie der Verfasser sagt: „Wahr bleibt wahr und Wahrheit gut Ding. Unausgebildete Soldaten sind nur Futter für Pulver, noch mehr aber für die Spitäler. Diese meine Behauptung hat sich denn auch bei den freiwilligen Jägern auf eine höchst betrübende Weise bewährt. Ich kannte freiwillige Jägerdetachements, welche mit 100 und mehr Köpfen ins Feld rückten und kaum 20 Mann stark in Paris einzogen. Dies Verhältniß fand noch in einem höhern Grade bei der Landwehr statt."

Mitte November wurde Mente endlich Offizier. Es war im Münsterlande. Er erzählt noch einige Beispiele französischer Herrschaft aus deutschen Gegenden, welche das Glück hatten, zum französischen Kaiserreiche zu gehören. Ein Hofbesitzer z. B. erhielt einen Gensdarmen als Execution, bis er seinen Sohn, der angeblich als französischer Soldat desertirt sei, herbeischaffen würde. Natürlich konnte das der Mann nicht und mußte dem Franzosen täglich fünf Francs Executionsgebühren zahlen und ihn verpflegen, bis dieser von den anmarschirenden Preußen verscheucht wurde. Nachher ergab sich's, daß der Sohn nicht desertirt, sondern in Gefangenschaft gerathen war! Bei den Gelüsten des Nachbars nach deutschem Boden ist es gut, unsere Brüder daran zu erinnern, was sie einst unter französischer Regierung gelitten haben! Das Bülow'sche Corps, mit ihm Mente's Batterie, befreite Holland von diesem Glück. Wir lesen über den Feldzug und die Einnahme der festen Plätze in Holland interessante Details. Mente erhielt dabei manchen wichtigen Auftrag, dessen Ausführung er einfach erzählt; der wichtigste war, in der genommenen festen Stadt La Fère das Commando über die Artillerie des Platzes zu übernehmen: ein verlorener Posten von äußerster Gefahr, bis die gewonnene Schlacht von Laon ihn sicherte. Dabei wurde Mente zugleich beauftragt, sich von dem französischen Commandanten vor dem Abzuge der Besatzung das reiche Arsenal überliefern zu lassen. Seine Thätigkeit wurde hier in der angestrengtesten Weise in Anspruch genommen; Leser von Fach werden dem Verfasser in dem Wunsche beistimmen, lieber ein paar heiße Schlachten mitzukämpfen, als eine solche Lage noch einmal durchzumachen. Am 8. April lief endlich die officielle Nachricht von der Einnahme von Paris ein, welche anfangs jeder Einwohner von La Fère für unmöglich hielt, bis er durch die kirchliche Siegesfeier und die Salutschüsse mit doppelter Feldladung überzeugt wurde. Die in La Fère eroberten Bestände betrugen den Werth von mehreren Millionen. Sie wurden theilweise an fremde Speculanten verkauft, theilweise freilich auch auf dem Transporte verwahrlost, worüber der Verfasser einige Auskunft gibt; wie viel wirklich in das preußische Artilleriematerial übergegangen, weiß er freilich nicht anzugeben. Die vorzeitige Räumung französischer Plätze nach dem Frieden brachte sogar die 70 bei Laon eroberten Geschütze wieder in französische Hände, doch wurden sie ihnen entrissen, bei welcher Unterhandlung Mente einige Kurierreisen zu machen hatte. Ueberhaupt regte sich, wie er sagt, in den Franzosen, die man zu liberal behandelt hatte, schon wieder „der alte Adam". Wir können die verlorene Gelegenheit, Deutschland wieder zu allem Raube, der an ihm verübt worden, zu verhelfen, nur tief beklagen. Von dem neuerwachten Uebermuth der Franzosen erzählt der Verfasser noch manches Beispiel. So begegneten dem dritten Armeecorps bei Gent die mit Wehr und Waffen heimkehrenden Besatzungen

der nicht überwältigten deutschen Festungen, wobei die unangenehmsten Auftritte von letztern veranlaßt wurden. Ein Dragoner vom Regiment Königin, als Ordonnanz verschickt, mußte an einer solchen Colonne vorüberreiten und erlitt dabei die pöbelhafteste Verhöhnung; was konnte er dagegen thun? Als er aber die Queue der Colonne erreicht hatte, wandte er plötzlich sein Pferd, riß den Säbel aus der Scheide, spornte seinen Gaul mit einem Satz unter die Franzosen hinein, ritt und hieb nieder, was sich in der Eile thun ließ und jagte dann befriedigten Gemüths von dannen. Wente schließt mit dem Rückmarsch aus Frankreich sein Werk und hat damit eigentlich nicht erfüllt, was der Titel versprach. Der reichhaltige Stoff hat freilich das Buch mehr anwachsen lassen, als er anfangs für möglich gehalten, indessen wäre wol manches, auch in der Darstellung, zu kürzen gewesen, um Raum für die Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1815 und mehreren Decennien der nachfolgenden Friedensjahre zu erhalten, die wir gern noch gelesen hätten. Da aber eine Fortsetzung wenigstens in mögliche Aussicht gestellt ist, so wollen wir darauf hoffen und das Vorliegende als eine für das praktische Kriegsleben ebenso lehrreiche als unterhaltende Lectüre empfehlen.

Karl Gustav von Berneck.

Miß Nightingale über Krankenpflege.

Die Pflege bei Kranken und Gesunden. Kurze Winke, den Frauen aller Stände gewidmet, von Florence Nightingale. Von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe, nach der zweiten Auflage ihrer „Notes on Nursing" bearbeitet. Mit einem Vorwort des Geh. Sanitäts-Rath Dr. H. Wolff in Bonn. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 20 Ngr.

Dieses Schriftchen enthält einen vortrefflichen Schatz von Erfahrungen am Krankenbette, die es in der That verdienen, recht allgemein gekannt und tief beherzigt zu werden. Wir beeilen uns daher, diese soeben ausgegebene gute Uebersetzung unsern Lesern zur aufmerksamsten Beachtung zu empfehlen. Der Inhalt des Büchelchens erinnert lebhaft an die Grundsätze der Oesterlen'schen „Hygieinischen Briefe", welche in Nr. 47 d. Bl. f. 1859 ihre anerkennende Besprechung gefunden haben, nur hat es sich in der Auswahl seines Stoffes viel engere Schranken gestellt als jene Briefe. Wenn diese ganz vorzugsweise auf die Pflege zur Erhaltung der Gesundheit und zur Wiedergenesung kranker großer Volksmassen hinarbeiten, so will die vorliegende Schrift dies auch, aber nur bei einzelnen Menschen im engen Familienkreise. Jene beziehen sich auf das Wohl und Wehe ganzer Gemeinden, ganzer Staaten und Nationen, während diese in stiller Gemüthlichkeit an Vater, Mutter und Kind sich anschließt, und gutgemeinten Rath in den einzelnen Häusern und Hütten ertheilen will. So verschieden aber auch der Wirkungskreis sein mag, so stehen sie doch beide auf demselben rationalen Grund und Boden, wonach sie jede Krankheit im Menschen als einen auf Beseitigung der Störungen im Organismus hinstrebenden Naturproceß, als eine Naturerscheinung ansehen, wovon zunächst die Naturgesetze zu erforschen sind; damit man darüber ins Klare komme, was die Natur will, um ihr behülflich sein zu können. Die Frage nach den Ursachen dieser Gesetze suchen sie dann auch wol zu beantworten, aber sie gehen darin nicht gar zu mikrometrisch weit, weil sie wissen, daß sie gerade hier das Feld der Hypothesen betreten, worauf noch wenig Sicherheit geerntet worden ist. Der Arzt hat jetzt denselben Grundsatz; aber sie denken nicht daran, diesen zugleich mit ersetzen oder gar überflüssig machen zu wollen, im Gegentheil stützen sie sich auf den erfahrenen, pflichtgetreuen, denkenden Arzt als ihren Hauptanhaltepunkt; ihm stellen sie sich vertrauensvoll zur Seite, in seinem Geiste beobachten und handeln sie, so oft er behindert ist gegenwärtig zu sein. In Hinsicht der Pflege des gesunden Menschen haben sie allerdings die klar ausgeprägte Absicht, den Arzt entbehrlich machen zu wollen, vor Augen, aber dies ist es ja gerade, was der vernünftige Arzt auch beabsichtigen muß. Sein Wissen, seine Kunst hat den höchsten Zweck erreicht, wenn damit das Krankwerden im Menschen unmöglich gemacht werden könnte.

Die Verfasserin geht von der sehr richtigen Ueberzeugung aus, daß es vorzugsweise die Frau sei, welche einen angeborenen Beruf zur Pflege des kranken und gesunden Menschen hat. Die Frau müßte aber verständig, gemüthvoll, gewissenhaft und erfahren sein, sie müßte schnell und unbeachtet sein beobachten, müßte sich rasch in die Verhältnisse schicken können, müßte das jedesmal Richtige augenblicklich mehr herausfühlen als herausdenken. Dazu hätten die meisten Frauen von Natur die Anlagen und es wäre nur nöthig, dafür zu sorgen, daß sie gehörig gebildet würden; sie müßten gründlich eingeführt werden in die Naturprocesse des alltäglichen Lebens. Ein bloßes Zustutzen und Abrichten ohne selbständige Einsicht sei mehr schädlich als nützlich. Eine gute Pflegerin müsse sich des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Mittel und Erfolg klar bewußt geworden sein, damit sie im Stande sei, zu jeder Zeit im Geiste des Arztes zu handeln, zu beobachten, zu verhüten, so oft dieser nicht selbst gegenwärtig sein könne. Wir sehen, Miß Nightingale verlangt viel von einer tüchtigen Pflegerin, und sie mag wol recht haben, wenn sie es beklagt, daß England noch sehr arm daran ist. In Deutschland möchte es ihr indeß leichter werden, unter unsern gebildeten Müttern eine große Zahl zu finden, welche allen Anforderungen vollkommen entsprächen. Wir freuen uns, daß der Geheime Sanitätsrath Wolff in seinem Vorwort demselben Gedanken Worte gibt. „Ich kenne deutsche Mütter in großer Anzahl", sagt er, „welche, ohne je von Miß Nightingale gehört zu haben, ja lange vor dem öffentlichen Auftreten derselben, bei der Krankenpflege stets nach den Principien dieser Schrift gehandelt haben." Aber dennoch werden auch selbst diese vortrefflichen Mütter das Buch herzlich begrüßen und ihm wünschen, daß es überall mit Wärme und Liebe aufgenommen werde; denn es thut auch in Deutschland noch hohe Noth, daß die Pflege der Gesunden und Kranken auf vernünftigere Grundlagen gebracht werde.

Die Winke, welche die Verfasserin in Bezug auf den richtigen Takt im Umgange mit kranken Menschen gibt, sind segenbringende Wohlthaten für das ganze Menschengeschlecht. Sie sind himmelweit verschieden von den Grundsätzen unserer heutigen protestantischen Diakonissinnen oder unserer katholischen Barmherzigen Schwestern. Diese behalten eine kirchliche Färbung, welche dem Kranken nicht gut ist und die er auch nicht mag. Sie haben große Verdienste, haben sich bewundernswürdig aufopfernd bewiesen, so oft es sich darum handelte, der leidenden Menschheit ein Opfer zu bringen; das wollen wir nicht verkennen, sondern sogar dankend anerkennen. Auch können wir ihnen ihre innige Verschwisterung mit der Kirche nicht zum Vorwurf machen, denn gerade ihre ganze Hingebung zu ihrer Kirche machte sie stark und muthig im Handeln und Dulden. Wir sind nur der Meinung, daß die Krankenpflege und die Hülfe des Arztes nicht immer und ausschließlich eine kirchliche Tendenz zu haben braucht, daß das religiöse und moralische Princip zwar nie fehlen darf, obgleich es gar oft nöthig ist, dasselbe nicht stark vorzudrängen, sondern still innerlich wirken zu lassen.

In der Einleitung macht die Verfasserin darauf aufmerksam, daß die Krankheit ein Wiederherstellungsproceß sei, von dem irrthümlich angenommen werde, daß er immer mit Schmerzen in Verbindung stehen müsse. Es sei daher die Aufgabe der Pflege, diese Schmerzen wo nur immer möglich zu erleichtern und zu beseitigen und dabei den Wiederherstellungsproceß zu unterstützen und zu fördern. Dann wird auch die Pflege der Gesunden in das rechte Licht gestellt. Sie ist noch am wenigsten richtig verstanden und hat viel Gemeinplätze zur Entschuldigung. Besonders wird auf die sehr große Sterblichkeit der Kinder in England aufmerksam gemacht. In diesem civilisirten Lande stirbt von sieben Kindern eins, ehe es das erste Lebensjahr erreicht, und in London sterben von fünf Kindern zwei, bevor sie das

fünfte Lebensjahr zurückgelegt haben. „Aus diesen Thatsachen sind die wunderlichsten Schlußfolgerungen gezogen worden. Eine geraume Zeit hat eine Bekanntmachung etwa wie folgt die Runde durch die Zeitungen gemacht: «Mehr als 25000 Kinder sterben jährlich in London unter zehn Jahren, deshalb bedürfen wir eines Kinderhospitals.» In diesem Frühjahr wurde ein Prospectus veröffentlicht, und allerlei andere Mittel für folgenden Zweck in Bewegung gesetzt: «Unter Frauen herrscht großer Mangel an Kenntniß der Gesundheitslehre, darum sollten wir ein Frauenhospital errichten.» Beide Thatsachen sind allerdings nur zu wahr. Aber wie steht es mit der Schlußfolgerung? Die Ursachen der außerordentlichen Kindersterblichkeit kennt man vollkommen genau; sie liegen vorzüglich in dem Mangel an Reinlichkeit, an frischer Luft, an öfterm Kalkanstrich der Wände, mit einem Wort, in unzureichender häuslicher Gesundheitspflege." Man kennt jetzt ganz andere Mittel zur Abhülfe als ein Kinderhospital. Daß es den Frauen noch sehr an ausreichender Kenntniß zur Gesundheitspflege fehle, ist nur zu wahr, und man denkt auch schon ernstlich daran das Fehlende zu ersetzen, aber sicherlich nicht durch Errichtung eines Hospitals für Frauen. Man sorgt schon hier und da in den Töchterschulen für eine gerade auf diesen Zweck bezügliche Naturlehre und unterweist die gebildeten Mütter durch praktische Bücher. Man stößt hierbei allerdings noch auf allerlei wunderliche Einreden, läßt sich aber doch nicht dadurch irre machen. So pflegt man gewöhnlich zu sagen: die Umstände, durch die unserer Kinder Gesundheit bedingt ist, stehen gar nicht im Bereich des Menschen; können wir dem Wind gebieten, das Wetter bestimmen? und hängen nicht alle Krankheiten vom Wind und Wetter ab? Unsere Verfasserin antwortet darauf: „Wer spürt es denn, wenn der Wind von Osten steht? Gewiß nicht der Hirt vom Hochlande, der dem Ostwinde stets ausgesetzt ist, wol aber die durch Mangel an frischer Luft, an Sonnenlicht u. s. w. kränklich gewordene junge Dame. Man bringe sie in gleich gute gesundheitliche Verhältnisse, und auch sie wird bald nicht mehr wissen, wenn der Ostwind weht."

Die Hauptregel zur Krankenpflege findet die Verfasserin darin, die Zimmerluft, welche der Kranke einzuathmen hat, so rein und frisch zu erhalten, wie die äußere freie Luft, man sorge aber dafür, daß dies zu erreichen sei, ohne daß sich der Kranke erkälte. Gegen diese Regel wird am meisten gesündigt. Man läßt wol Luft ein, bedenkt aber nicht woher sie kommt. Oft nimmt man sie aus einem Gange, in welchem zu gleicher Zeit andere Räume gelüftet werden, oft läßt man sie aus den untern Hausräumen, aus der Küche, dem Waschhause, den Hofplätzen emporkommen, wo sie verdorbener ist als im Krankenzimmer. Die Luft sollte immer von außen kommen, und zwar durch diejenigen Fenster, durch welche man sie am frischesten bekommt..... Mit einer hinreichenden Zahl von Fenstern und gehörigem Luftzuge in den Kaminen ist frische Luft verhältnißmäßig leicht zu gewinnen, wenn der Kranke im Bette liegt. Darum nur keine Scheu vor offenen Fenstern! Im Bette holt man sich keine Erkältung. Dies ist ein weitverbreiteter Irrthum. Mit angemessenen Bettdecken und guten Wärmflaschen, wo es noth thut, kann man immer einen Kranken im Bette warm halten und gleichzeitig mit frischer Luft versehen. Aber eine unachtsame Pflegerin, welches auch ihr Rang und ihre Erziehung sei, pflegt jede Ritze zuzustopfen und Treibhaushitze zu unterhalten, solange der Kranke im Bette liegt; ist er aber einmal im Stande aufzustehen, so läßt sie ihn verhältnißmäßig ungeschützt. Am leichtesten erkältet man sich (und es gibt außer dem Schnupfen noch eine Menge anderer Arten Erkältung) beim ersten Aufstehen; einmal ist man durch das Ankleiden erschöpft, sodann dadurch, daß die nach mehrstündigem oder mehrtägigem Bettliegen erschlaffte Haut für eine gesunde Reaction unfähiger geworden ist. Dann kann dieselbe Temperatur, die den Kranken im Bett erfrischt, dem eben Aufgestandenen gefährlich werden. Der gesunde Menschenverstand lehrt, daß während reine Luft wesentlich ist, dabei für eine Temperatur gesorgt werden muß, bei der der Kranke sich nicht erkältet. Sonst ist das Mindeste, worauf man gefaßt sein muß, eine fieberhafte Reaction. Um die Zimmerluft so rein zu haben wie die äußere, ist es nicht nöthig, wie man oft anzunehmen scheint, sie auch ebenso kalt zu machen." Die Verfasserin hat recht, gerade diesen Punkt der gehörigen Ventilation der Krankenzimmer mit Nachdruck zu berühren und die hartnäckig eingewurzelten Vorurtheile zu bekämpfen. Wenn es schon dem gesunden Menschen eine hochgepriesene Erquickung ist, frische Luft zu athmen, so wird dies für den Kranken das Hauptmittel zur Erleichterung seiner Qual, zu seiner Genesung. Hiervon wird dann noch Anwendung gemacht auf das Lüften der Schulen, Werkstätten und Arbeitssäle, in denen viele Menschen oft den ganzen Tag beisammen leben müssen. Der Wärme wird dann dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet als der Luft. Die Pflegerin hat dafür zu sorgen, daß den Kranken weder Uebermaß noch Mangel an Wärme quäle. Es ist allgemein bekannt, daß schwache Patienten morgens weit mehr als abends an der Kälte leiden. Des Morgens sind die Lebenskräfte geringer. Nach dieser Regel sollte die Pflegerin mehr des Morgens als des Abends darauf bedacht sein, die Wärmflasche zu Hülfe zu nehmen. Wer weiß aber nicht aus Erfahrung, daß dies gewöhnlich umgekehrt ausgeführt wird.

Ueber Ansteckung spricht sich die Verfasserin so aus: „Sie ist ein Ding, wovor die Leute gewöhnlich solche Angst haben, daß sie aus Rücksicht darauf häufig gerade das thun, was sie vermeiden sollten. Nichts wurde für so ansteckend gehalten als die Pocken, und doch ist es noch nicht lange her, daß man die Patienten in schwere Bettdecken hüllte, während man stark feuerte und die Fenster verschloß. Die Pocken sind nun natürlich bei solchen Einrichtungen sehr ansteckend. Jetzt geht man bei der Behandlung dieser Krankheit etwas klüger zu Werke. Man wagt es die Kranken nur leicht zu bedecken und die Fenster offen zu halten, und man hört denn auch viel weniger von Ansteckung durch die Pocken als früher. Aber verfährt man in unsern Tagen klüger bezüglich der Ansteckung durch Fieber, Scharlachfieber, Masern u. s. w. als unsere Voraltern in Hinsicht der Pocken? Hat nicht die herrschende Ansicht über Ansteckung zur Folge, daß man an sich selber mehr als an den Kranken denkt? daß man z. B. es sicherer findet, nicht zu viel bei dem Kranken zu sein, seinen Bedürfnissen nicht zu viel Aufmerksamkeit zu schenken?"

Dies Kapitel des Aberglaubens über Ansteckung kann nicht derb genug zur Darstellung gebracht werden. Ist es doch bekannt, daß es in einem Lazarethe von Pestkranken den Krankenpflegern bei Todesstrafe verboten war, in die Nähe der Patienten zu gehen, daß der inspicirende Arzt die Zungen der Kranken mit dem Fernrohre beobachtete und daß er ihnen zum Aderlaß und Oeffnen der Geschwüre die Lanzette aus einer Entfernung von mehreren Fuß zuwarf. Die Furcht vor Ansteckung macht die Menschen geradezu unfähig, vernünftig zu denken. Unsere heutige aufgeklärte Krankenpflege weiß von gar keiner Ansteckung anders, als von der, welche durch Vernachlässigung der Krankenpflege entsteht. Reinlichkeit, frische gesunde Luft, Licht und Wärme, wie der Zustand des Kranken es erfordert, und unermüdete Aufmerksamkeit in jeder nothwendig werdenden Hülfeleistung sind die Hauptmittel zur Abwehr jeder Ansteckung, oder richtiger zur Beseitigung der Veranlassung der Krankheit. Es ist eine Freude gerade über diesen Punkt im Buche nachzulesen. Die Verfasserin redet eine eindringliche überzeugende Sprache, welche ganz gewiß ihre guten Früchte tragen wird.

Ueber den wohlthätigen Einfluß des Sonnenlichts auf den menschlichen Körper werden auch gute Winke gegeben. Und ebenso werden Wohnung, Nahrung und Bett in den Kreis der Untersuchung gezogen. In einem Nachtrage zum Buche wird nochmals speciell die Aufmerksamkeit auf die Pflegerinnen gelenkt und außer anderm gezeigt, wie sich dieselben bei der Convalescenz zu verhalten und wie sie besonders die Kinder ins Auge zu fassen haben, damit diese sich einen gesunden kräftigen Körper aneignen können. Bei der Gelegenheit kommt die Rede auch auf die Lehrerinnen und überhaupt auf die Töchter, von denen

es doch gewiß sei, daß sie einst die Pflichten einer Pflegerin der Gesunden und Kranken zu übernehmen hätten. „Wenn man nun die Gesundheitsgesetze", sagt die Verfasserin am Schlusse, „soweit dabei frische Luft, Reinlichkeit, Licht u. s. w. in Betracht kommt, diesen beibrächte, würde man damit nicht manchem Kinde das Leben retten, dem Einwurzeln mancher übeln Gewohnheit vorbeugen? Auf die Frau müssen wir in erster und letzter Instanz rechnen, wo es sich um die Gesundheit der einzelnen, wie des ganzen Hausstandes, um Vorkehrungen gegen Entartung der Familie handelt, insoweit diese durch Vernachlässigung jener Dinge entstehen kann. Wäre es nicht das rechte Mittel, die Kunst, die eigene Gesundheit zu erhalten, dem menschlichen Geschlechte beizubringen, wenn man die weibliche Hälfte desselben darin unterrichtete, und zwar in Schulen wie in Hospitälern, und sowol durch praktischen Unterricht als durch einfache Experimente, soweit letztere das erläutern, was man die Theorie der Sache nennen kann?" Das ist ein Gedanke, welcher von den strebsamen Männern unserer Töchterschulen schon hier und da Anregung gefunden, aber noch wenig praktischen Erfolg gehabt hat. Vielleicht kommt es jetzt dazu, wo ein Weib den Muth hat, die Stimme zu erheben. Das Handanlegen zur Verbesserung der Töchterschulen ist und bleibt auch selbst in dem vorliegenden Falle die Sache eines Mannes, und zwar eines ganzen Mannes von reifer Erfahrung im Schulfache. Daran hat Deutschland, Gott sei Dank, noch keinen Mangel. Darum ist Hoffnung vorhanden, daß das vernünftige Wort der Miß Nightingale gerade in Deutschland nicht unbeherzigt bleiben wird. Sie gibt nur Winke, die das einzelne der Pflege der Gesunden und Kranken betrifft, ist aber weit davon entfernt, daran zu denken, damit den hochwichtigen Gegenstand erschöpft zu haben. Wir werden gewiß recht bald noch von mehreren andern Seiten darüber zu lesen bekommen. Das ist gut, nur wünschen wir, daß es ebenso auf verständiger Erfahrung ruhen möge, wie das vorliegende Büchelchen.

Heinrich Birnbaum.

Notizen.

Jakob Grimm und die projectirten Dichterstandbilder in Berlin.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" enthielt vor einiger Zeit folgende Bemerkung, der wir, obschon wir einiges an ihr zu berichtigen haben, auch durch d. Bl. gern weitere Verbreitung geben möchten: „Professor Jakob Grimm, der in seiner bekannten akademischen Schiller-Rede gegen die Tendenz des Schiller-Vereins polemisirte, ist jetzt bekanntlich auch aus dem berliner Goethe-Comité geschieden, weil in dem letztern der Vorschlag genehmigt worden war, die Bildsäule Lessing's — des großen humanen, echt deutschen Lessing! — mit den Standbildern von Schiller und Goethe in Berlin zu vereinigen. Die Motive dieses Austritts scheinen ebenso unerklärlich wie die akademischen Bedenken gegen die Wirksamkeit des Schiller-Vereins. Professor F. A. Märcker gibt in einem gedruckten Circular Nachricht über den Austritt Jakob Grimm's, jedoch ohne andere Erläuterungen als zwei Sonette an den letztern, und dessen Rückäußerung: «daß noch viel ungeduldiges Wasser die Spree hinunterlaufen wird, ehe hier das Band für deutsche Einheit reift, und ehe nichts anderes mehr geschieht als was ihr entspricht». Es macht das die Sache noch unverständlicher; denn im vorliegenden Fall hat doch wol nur der Ausgeschiedene das gethan, was etwa der deutschen Einheit nicht entspricht. Der hochachtbare Gelehrte ist ebenso über die Gleichstellung Lessing's mit Schiller und Goethe, wie über die erfreuliche Wirksamkeit des Schiller-Vereins in entschiedenem Widerspruch mit der Ansicht des deutschen Volks. Als vor einigen Tagen, am 30. Juli, der Dichter des «Laienbrevier», Leopold Schefer in Muskau, im Kreise seiner Kinder und Enkel seinen achtundsiebzigsten Geburtstag feierte, da segnete nicht blos dieser Kreis, sondern auch gar mancher schlichte Mann aus dem Volk den Schiller-Verein, welcher dem greisen Dichter, der leider nicht mehr in alter Weise thätig zu sein vermag, eine Pension bewilligte, mit der er sorgenfrei (?) leben kann. Nicht minder hat die unerwartete Weihnachtsbescherung, mit welcher am letzten 24. December der Schiller-Verein den Lieblingsdichter der Schlesier, Karl von Holtei, durch Bewilligung einer Jahresrente erfreute, eine ganze Provinz in gemüthliche Aufregung versetzt. Wahrlich, Jakob Grimm, der von den Geldbewilligungen des Schiller-Vereins befürchtete, daß sie nur die ohnedies schon viel zu große Zahl der unberufenen Schriftsteller in Deutschland vermehren würden, weiß nicht wie viel poetischer Sinn noch im deutschen Volk lebt, das gerade für solche Ideen, wie die des Schiller-Vereins und der vereinigten Denkmäler seiner großen Dichter, sehr empfänglich ist." Eine der unlöblichsten Eigenschaften der Deutschen, aus der in literarischer wie namentlich auch politischer und socialer Hinsicht manches Uebel entspringt, ist, wie uns scheint, ihr rechthaberischer Eigensinn, mit dem vor gerade die Gelehrten von jeher vorzugsweise behaftet waren; je berühmter ein Gelehrter ist, um so mehr wird er darauf halten, daß sich gegen seine Autorität nicht der leiseste Widerspruch erhebe. Im übrigen platzen, um einen Luther'schen Ausdruck zu gebrauchen, im Schoße der Comités die Geister oft in so bedenklicher Weise aufeinander oder die Debatten werden in so pedantisch quälerischer oder verletzend vorlauter Weise geführt, daß man es mitunter wol erklärlich finden kann, wenn ein an dergleichen vielleicht nicht gewöhntes Mitglied es am gerathensten findet, das Comité um seine Person zu verringern, besonders wenn es fühlt, daß man nur seinen Namen und nicht seinen Rath begehrte. Wol mit Recht hat übrigens schon die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" der obigen auch von ihr aufgenommenen Mittheilung die Frage beigefügt, ob nicht lediglich die beabsichtigte Stellung der drei Standbilder der Grund zu Grimm's Ausscheiden gewesen? Dagegen hat sie zu berichtigen vergessen, daß das „Magazin für die Literatur des Auslandes" hier durchgehends von einem „Schiller-Verein" spricht, während man dafür „Schiller-Stiftung" zu lesen hat. Die Schiller-Vereine bezwecken ausschließlich die Förderung des Schiller-Cultus; die Schiller-Stiftung verfolgt einen ausschließlich wohlthätigen Zweck; beide haben miteinander nichts weiter gemein, als daß sie auf Schiller's Namen getauft sind, außer daß das Comité der leipziger Zweig-Schiller-Stiftung zur Hälfte aus Mitgliedern besteht, die auch dem leipziger Schiller-Verein angehören.

Die beiden Goethe-Büsten in der weimarischen Bibliothek.

In der auf den Mittheilungen eines in Deutschland residirenden Engländers beruhenden Notiz „Die world of Weimar" (Nr. 21), wurde auch einer in der weimarischen Bibliothek befindlichen Büste Goethe's gedacht mit der Bemerkung, daß, wenn dieselbe vollkommen ähnlich und nicht etwa idealisirt sei, Goethe mehr als irgendein Literator einem Apollo geglichen haben müsse. In einer Parenthese war hinzugefügt, daß unter dieser Büste die von David zu verstehen sei. Dies ist aber ohne Zweifel ein Irrthum. Auf der weimarischen Bibliothek befinden sich mindestens zwei Büsten von Goethe, die eine von dem Bildhauer Trippel, 1787 in Rom, soviel wir wissen im Auftrage des Herzogs von Gotha angefertigt, die andere, eine Kolossalbüste, von dem französischen Bildhauer David 1829 in Weimar ebenfalls nach dem Leben modellirt. Unser Engländer kann nur die erstere, die von Trippel gemeint haben, von der leider, wie man uns versichert hat, noch kein Abguß, nicht einmal eine photographische Abbildung besteht. In der That könnte man für irgendeinen noch aufzufindenden oder bereits aufgefundenen Rumpf eines Apollokörpers keinen idealern Kopf finden als diesen Trippel'schen Goethekopf. Was die David'sche Büste aus dem Jahre 1829, also aus dem hohen Greisenalter Goethe's betrifft, so hatte deren Verfertiger den etwas eigenthümlichen Einfall, den Dichter so darzustellen, wie er etwa während des Dichtens an „Faust" ausgesehen haben müsse. Unter anderm

hat der Künstler um die Nasenwurzel einige bedenkliche, den harmonischen Eindruck des Kunstwerks beträchtlich störende starke Falten angebracht, die wol theils das philosophische Element des Faust, theils das skeptisch-ironische des Mephistopheles ausdrücken sollen. Man erzählt, daß Goethe, als er diese Büste zum ersten mal erblickte, nichts weiter ausgerufen habe als „curios! curios!“ Dieses Wort scheint überhaupt ein Lieblingsausruf gewesen zu sein, womit Goethe alle ihn in Verwunderung setzende Vorfälle oder Eindrücke abfertigte und beseitigte, und er brachte ihn einmal bei einer Gelegenheit an, die sich hier nicht weiter erzählen läßt, über die aber in Weimar die Tradition fortbesteht. An solchen mündlichen Traditionen wimmelt es in Weimar; aber sie sind begreiflicherweise nur mit Vorsicht aufzunehmen. Eine dieser Traditionen, daß nämlich Goethe Jacobi's „Woldemar“ einmal im Kreise seiner weimarischen Freunde „feierlich verbrannt“ habe, finden wir in einem vor uns liegenden Schriftchen über Weimar abgedruckt. Die Sache ist aber die, daß Goethe das Buch mit den Deckeln, sodaß der Wind mit den Blättern freies Spiel hatte, an eine jetzt morsche Buche in Ettersburg nageln ließ und nun eine humoristische Standrede hielt, und zwar nicht „aus dem Wipfel“, wie die meisten Biographen Goethe's erzählen, sondern von einem Ast, den die Buche nur wenige Fuß über dem Erdboden entsendete, sodaß sich Goethe leicht auf denselben schwingen konnte.*)

H. M.

Bibliographie.

Allihn, F. H. T., Die Grundlehren der allgemeinen Ethik, nebst einer Abhandlung über das Verhältniss der Religion zur Moral. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Barndt, J., Aus dem Tagebuche eines Schulmeisters. Gedichte. Jauer. 1859. 8. 7½ Ngr.

D'ham, C. J. L., März-Briefe an das deutsche Volk. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 12½ Ngr.

Dumas sen., A., Der Arzt auf Java. Roman. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Bände. Brünn, Karafiat. 16. 1 Thlr.

Gedanken einer Mutter über biblische Texte. In Reden an ihre Kinder. Aus dem zu London 1859 erschienenen englischen Original ins Deutsche übertragen und herausgegeben von L. Stein. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 16. 20 Ngr.

Grünhagen, C., Breslau unter den Piasten als deutsches Gemeinwesen. Breslau, Max u. Comp. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hartwig, G., Die Inseln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben. Mit 4 Abbildungen in Irisdruck und 8 Karten. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 3 Thlr.

Heinrichs, Emilie, Der Maskenball oder: Die Hexe der Neustadt. Historischer Roman. Hannover. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herbahney, F., Schloß Neustein. Eine romantische Erzählung aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Leipzig, Schlitz. 1862. 8. 1 Thlr.

Irenius, E., Die Scheidewand zwischen Rom und den Evangelischen. Für Evangelische dargestellt in einer Sammlung von Geschichtsbildern aus alter und neuer Zeit zur Weckung ernsten und schriftgemäßen Nachdenkens über die confessionellen Differenzen. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 16 Ngr.

Kertbeny, K. M., Erinnerungen an Graf Ladislaus Teleki. Prag, Kober. 1862. 8. 24 Ngr.

Kluge, K. E., Ueber die Ursachen der in den Jahren 1850 bis 1857 stattgefundenen Erd-Erschütterungen und die Beziehungen derselben zu den Vulkanen und zur Atmosphäre. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 24 Ngr.

Kunstmann, F., Die Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien. München, Kaiser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Landsteiner, K., Die Kinder des Lichtes. Zwei Bände. Freiburg im Br., Herder. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Matthias, J. F., Nachtrag zu den Berliner Polizei-Silhouetten. Von Dr. W. Eichhoff. Berlin. 8. 10 Ngr.

Meißner, A., Charaktermasken. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mc. Sherry, J., Ahasistari's, des Huronen-Häuptlings, Treue. Eine Erzählung aus den Indianer-Missionen von Nord-Amerika. Nach dem Englischen von J. J. Menge. Freiburg im Br., Herder. 8. 12 Ngr.

Melena, Elpis, Blick auf Calabrien und die Liparischen Inseln im Jahre 1860. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Molitor, W., Emmanuel. Ein dramatisches Festgedicht zur 8ten Säcularfeier der Speyerer Domweihe. Speyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Sieben Monate aus meinem Leben. Episoden aus dem italienischen Revolutions-Kriege des Jahres 1848. Von einem k. k. Offizier. Wien, F. Klemm. Gr. 8. 16 Ngr.

Mundt, T., Czar Paul. Historischer Roman. 2te Abtheilung: Czar Paul und sein Volk. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Raaflaub, J., Hundert Jahre einer Familie. Bern, Blom. 1862. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raumer, F. v., Lebenserinnerungen und Briefwechsel. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schultes, C., Braunschweig's Leu, frank und treu! Historisches Schauspiel in vier Acten. (Mit theilweiser Benutzung des von Maltitz'schen Werkes: „Der Herzog an der Leine.“) Zur 1000jährigen Feier der Stadt Braunschweig. Braunschweig, Wagner. Gr. 16. 15 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Wiese, B. v., Die Familie Friedemann. Roman. Bromberg, Levit. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Fünf neue Lieder zum 25jährigen Jubiläum der Leipziger Buchhändlerbörse am Cantate-Sonntage, 28. April 1861. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller, M., Zu Göthe's Geburtstag! Ein Gedenkblättchen, Freunden und Gesinnungsgenossen gewidmet. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen und die Wiener Verträge. Aus dem Französischen. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Scholl, C., Drei Stimmen aus Frankreich, England und Amerika über die religiöse Bewegung der Gegenwart. Uebersetzt und herausgegeben. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die kathartistische Tendenz der neueren Zeit mit besonderer Beziehung auf den Baptismus. Ein Vortrag gehalten auf der Berliner Pastoralconferenz in der Trinitatiswoche 1861. Berlin, Rauh. Gr. 8. 2½ Ngr.

Thudichum, G., Kirchliche Bedenken. II. Der Katechismus. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Ueber den militärischen Geist. Zum Besten der preußischen Flotte von einem Preußen. Erfurt, Keyser. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Wink von einem Tiroler. Wien, Wenedikt. Gr. 8. 4 Ngr.

---

*) Da wir hier gerade beim Berichtigen stehen, so wollen wir bei diesem Anlaß noch bemerken, daß das von F. M. Werner in der Zeitschrift „Teut“ erwähnte angebliche Studentenlied mit dem läppischen Wortspiel von „Vorsatz“ und „Absatz“ (vgl. die Betrachtung „Altes und neues Studententhum“ in Nr. 34 d. Bl.) nicht aus studentischen Kreisen stammt, sondern eine Strophe des bekannten, in einer L. Schneider'schen Posse halb gesungenen, halb gesprochenen Liedes ist: „Ungeheure Heiterkeit“ u. s. w.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung und die Bestellungen sind deshalb sofort zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Uebersendung stattfinde. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint seit Anfang dieses Jahres **in erweiterter Gestalt**, indem sie außer ihrem Hauptblatt **wöchentlich drei Beilagen** von einem halben Bogen bringt, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und namentlich auch ausführlichern Mittheilungen aus den mit der Politik zusammenhängenden Gebieten gewidmet sind.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" mit Entschiedenheit und Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Im Verlage von Gustav Lücke in Winterthur ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl von Bonstetten.

Ein
schweizerisches Zeit- und Lebensbild
nach den Quellen bearbeitet
von
Karl Morell.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

An die Biographie eines der freisinnigsten und geistvollsten Repräsentanten der denkwürdigen Uebergangsperiode der alten in die neue Schweiz knüpft sich eine Reihe frisch und schön dargestellter Lebensbilder aus dieser interessantesten Periode unserer neuern Geschichte.

Die wissenschaftliche Grundlage dieser Arbeit, der freie humane Geist, der dieselbe durchweht, und ihr stofflicher Reichthum machen das Buch zu einer der besten Erscheinungen unserer neuern schweizerischen Literatur.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Alfred Rethel.

Blätter der Erinnerung
von Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 24 Ngr.

Eine liebevolle biographische Schilderung des kürzlich verstorbenen geistvollen deutschen Malers, der besonders durch seine Fresken im Kaisersaale zu Aachen sowie durch sein tragisches Geschick bekannt ist und von dem Verfasser „der größte geschichtliche Maler unserer Zeit" genannt wird. In die Schilderung sind zahlreiche Briefe Rethel's und andere dem Verfasser von der Familie zur Benutzung überlassene Mittheilungen verflochten.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.
Erster Band: **Karl Immermann und sein Kreis.** 1 Thlr. 24 Ngr.
Zweiter Band: **Aus Jacobi's Garten. — Furioso. Aus Beethoven's Jugend.** 1 Thlr. 15 Ngr.
Münchener Skizzenbuch. 8. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch

zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet
von **J. H. Kaltschmidt.**

Fünfte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein für den praktischen Geschäftsmann sehr nützliches Fremdwörterbuch, das sich durch Vollständigkeit sowie durch zweckmäßige Einrichtung vor vielen ähnlichen Werken auszeichnet und bereits in fünfter Auflage vorliegt.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Aesthetische Versuche
über
Goethe's Hermann und Dorothea.

Von **Wilhelm v. Humboldt.**

Dritte Auflage. Mit einem Vorwort von Hermann Hettner.
Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Hermann und Dorothea.

Von **J. W. v. Goethe.**

Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Novellen von Marino.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Inhalt dieser Schrift bilden zwei neue Novellen von Marino, dessen erste Novelle „Sanct-Florian's Rache" (geheftet 18 Ngr., gebunden 24 Ngr.) vielfachen Beifall fand. Sie führen die Titel: „Eine Septime" und „Eine oberschwäbische Idylle", und zeichnen sich ebenfalls durch Frische und poetische Schilderungen aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Buckle's „Geschichte der Civilisation in England".

Geschichte der Civilisation in England von Heinrich Thomas Buckle. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Arnold Ruge. Erster Band. Leipzig, C. F. Winter. 1860. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Ist die Geschichte eine Wissenschaft in demselben Sinne wie die andern Wissenschaften? Arthur Schopenhauer bestreitet dies; er spricht der Geschichte den wissenschaftlichen Grundcharakter ab und nennt sie ein bloßes Wissen ohne Wissenschaft. Er begründet dies folgendermaßen: Die Wissenschaft sondert das unzählbar Viele, sammelt es unter Artbegriffe und diese wieder unter Gattungsbegriffe, wodurch sie den Weg zu einer Erkenntniß des Allgemeinen und Besondern eröffnet, welche auch das unzählbar Einzelne befaßt, indem sie von allem gilt, ohne daß man jegliches für sich zu betrachten habe. Dadurch verspricht sie dem forschenden Geiste Beruhigung. Dann stellen alle Wissenschaften sich nebeneinander und über die reale Welt der einzelnen Dinge, als welche sie unter sich vertheilt haben. Ueber ihnen allen aber schwebt die Philosophie, als das allgemeinste und deshalb wichtigste Wissen, welches die Aufschlüsse verheißt, zu denen die andern nur vorbereiten. Blos die Geschichte darf eigentlich nicht in jene Reihe treten, da sie sich nicht desselben Vortheils wie die andern rühmen kann; denn ihr fehlt der Grundcharakter der Wissenschaft, die Subordination des Gewußten; statt deren sie bloße Coordination desselben aufzuweisen hat. Daher gibt es kein System der Geschichte, wie doch jeder andern Wissenschaft. Sie ist demnach zwar ein Wissen, jedoch keine Wissenschaft. Denn nirgends erkennt sie das Einzelne mittels des Allgemeinen, sondern muß das Einzelne unmittelbar fassen und so gleichsam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen, während die wirklichen Wissenschaften darüber schweben, indem sie umfassende Begriffe gewonnen haben, mittels deren sie das Einzelne beherrschen und, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, die Möglichkeit der Dinge ihres Bereichs absehen, sodaß sie auch über das etwa noch Hinzukommende beruhigt sein können. Die Wissenschaften, da sie Systeme von Begriffen sind, reden stets von Gattungen, die Geschichte von Individuen. Sie wäre demnach eine Wissenschaft von Individuen, welches einen Widerspruch besagt.*)

Verhielte sich's nun wirklich so, wie hier Schopenhauer sagt, dann freilich hätte die Geschichte auf den stolzen Titel einer Wissenschaft zu verzichten und hätte sich damit zu begnügen, blos eine Erzählung von dem zu sein, „was nur einmal und dann nicht mehr ist". Aber der Schopenhauer'sche Vorwurf trifft, genau besehen, nicht die Geschichte als solche, sondern nur die Geschichte, wie sie bisher in der Regel behandelt worden ist. In der bisherigen Behandlung war nämlich die Geschichte meistens wirklich weiter nichts als eine Erzählung von Begebenheiten oder von Individuen, die einmal sind und dann nicht wieder. Einzelne Helden und ihre Thaten, einzelne Völkerbewegungen, Dynastienwechsel, Schlachten, Revolutionen, in ihrer zeitlichen Succession und ursächlichen Verknüpfung waren das Hauptthema der Geschichte. Erst in neuester Zeit hat man angefangen einzusehen, daß diese Behandlung der Geschichte eine unwissenschaftliche sei und daß, wenn die Geschichte zum Range einer Wissenschaft erhoben werden soll, man so gut in ihr die allgemeinen Gesetze des Geschehenden aufsuchen müsse, wie der Naturforscher die allgemeinen Gesetze aufsucht, nach denen die physischen Körper sich bewegen und verändern.

Es liegt bei diesem Bestreben, die Geschichte zum Range einer Wissenschaft zu erheben, freilich die Voraussetzung zum Grunde, daß die menschlichen Handlungen so gut wie die Bewegungen und Veränderungen physischer Körper, von allgemeinen Gesetzen beherrscht werden; aber wer, der einsehen gelernt hat, daß der Mensch nicht ein

---

*) Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung" (Bd. 2, Kap. 38)

außer- und übernatürliches Wesen, sondern nur das höchste Naturproduct auf Erden ist, möchte jene Voraussetzung noch zu bestreiten wagen? Wer, der den Zusammenhang des Menschen mit der ganzen übrigen Natur und seine Abhängigkeit von derselben erkannt hat, möchte heutigen Tages noch den alten Gegensatz zwischen Natur und Geschichte, wonach jene das Reich der Nothwendigkeit, diese hingegen das Reich der Freiheit ist, wieder aufwärmen?

Zwar, wie wir uns erinnern, wurde noch vor 25 Jahren dieser Gegensatz auf deutschen Universitäten vom Katheder herab mit hochtönenden Phrasen von der Freiheit des menschlichen Willens verkündigt. Wir selbst hörten ihn noch von einem berliner Professor salbungsvoll vortragen. Aber für den Kundigen war dieser Gegensatz schon damals veraltet. Denn hatte nicht schon Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" und in den „Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik" die durchgängige Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit aller Erscheinungen gelehrt? Hatte er nicht gezeigt, daß die Freiheit ganz wo anders liegt, als im Gebiete der empirischen Realität? Und gehört etwa die Geschichte nicht zum Gebiete der empirischen Realität?

Man hat zu wählen. Will man die Geschichte noch fernerhin der Natur in dem besagten Sinne entgegensetzen, so hat man auf ihre Wissenschaftlichkeit zu verzichten. Will man sie hingegen als eine Wissenschaft betrachten und behandeln, so hat man jenen Gegensatz aufzugeben.

In der That unterscheidet sich die Geschichte von der Natur nicht dadurch, daß das in ihr Geschehende ein Freies, das in letzterer Vorgehende hingegen ein Nothwendiges ist — denn nothwendig ist ohne Ausnahme alles, was geschieht; da alles, was geschieht, einen zureichenden Grund hat, und nothwendig sein eben nichts anderes bedeutet, als Folge aus einem zureichenden Grunde sein —, sondern die Geschichte unterscheidet sich von der Natur nur durch die Art der Nothwendigkeit. In der Natur nämlich sind es mechanische und chemische Ursachen, welche die Veränderungen hervorbringen; in der Geschichte hingegen sind es Motive, welche die Handlungen bestimmen. Daß aber ein Motiv eine ebenso handfeste Ursache sei, wie ein Druck oder Stoß, das hat Arthur Schopenhauer, von dem überhaupt in dieser Beziehung noch viel zu lernen ist, in seiner gekrönten Preisschrift „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens"*) zur Genüge dargethan. In derselben sagt er unter anderm:

Es ist durchaus weder Metapher noch Hyperbel, sondern ganz trockene und buchstäbliche Wahrheit, daß, sowenig eine Kugel auf dem Billard in Bewegung gerathen kann, ehe sie einen Stoß erhält, ebenso wenig ein Mensch von seinem Stuhle aufstehen kann, ehe ein Motiv ihn wegzieht oder treibt: dann aber ist sein Aufstehen so nothwendig und unausbleiblich, wie das Rollen der Kugel nach dem Stoß. Und zu erwarten, daß einer etwas thue, wozu ihn durchaus kein Interesse auffordert, ist wie erwarten, daß ein Stück Holz sich zu mir bewege, ohne einen Strick, der es zöge. Wer etwa, dergleichen behauptend, in einer Gesellschaft hartnäckigen Widerspruch erführe, würde am kürzesten aus der Sache kommen, wenn er, durch einen dritten, plötzlich mit lauter und ernster Stimme rufen ließe: „Das Gebälk stürzt ein!" wodurch die Widersprecher zu der Einsicht gelangen würden, daß ein Motiv ebenso mächtig ist, die Leute zum Hause hinauszuwerfen, wie die handfesteste mechanische Ursache.

Doch Schopenhauer ist keineswegs der erste, der diese strenge, ausnahmslose Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen behauptet und bewiesen hat. Er hat vielmehr eine lange Reihe von bedeutenden Vorgängern, die er selbst in der erwähnten Preisschrift anführt. Unter den Theologen Augustinus und Luther, unter den Philosophen Hume, Hobbes, Spinoza, Voltaire, Kant, unter den Dichtern Shakspeare, Walter Scott, Goethe, Schiller — sie alle stimmten, ungeachtet ihrer sonstigen Verschiedenheit, darin überein, daß der Mensch in seinen Handlungen der Nothwendigkeit unterworfen sei. Geht doch Kant sogar so weit, einzuräumen,

daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart, sowie sie sich durch innere sowol als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf diese wirkenden äußern Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Mondfinsterniß, ausrechnen könnte.

Und seine „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte" hebt er so an:

Was man sich auch in metaphysischer Absicht für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen möge, so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, ebenso wol als jede andere Naturbegebenheit, nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt.

Demgemäß sagt auch Schiller im „Wallenstein":

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Angesichts solcher Denker und Dichter, deren Aussprüche über die Nothwendigkeit des menschlichen Thuns Schopenhauer in der erwähnten Preisschrift unter der Rubrik „Vorgänger" gesammelt hat, mußten wir uns sehr wundern, Buckle's Unternehmen, die Nothwendigkeit in der geschichtlichen Entwickelung nachzuweisen, die allgemeinen Gesetze, von denen dieselbe beherrscht ist, darzulegen und dadurch die Geschichte aus einer bloßen Erzählung von Begebenheiten, wie sie meistens bisher war, zum Range einer wirklichen Wissenschaft zu erheben — wir mußten, sagen wir, uns sehr wundern, dieses Unternehmen Buckle's in einigen vielgelesenen deutschen Zeitschriften als Fatalismus abfertigen zu sehen. Mit solchen Schlagworten ist es einer so bedeutenden Leistung gegenüber, wie die Buckle's, nicht gethan. Buckle kann sich solcher oberflächlichen Kritik gegenüber getrösten, die größten und tiefsinnigsten Denker aller Zeiten für sich zu haben, und er

*) Vgl. „Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften" (zweite verbesserte und vermehrte Auflage; Leipzig, Brockhaus, 1860).

hat bereits in einer Anmerkung zum ersten Kapitel seines Buchs sich auf Kant berufen. Ist es aber nicht eine Schande, daß ein Engländer uns auf Kant verweist und dennoch hinterher von deutschen Kritikern getadelt wird, weil er in Uebereinstimmung mit Kant die menschlichen Handlungen wie Naturbegebenheiten betrachtet und sie nach allgemeinen Gesetzen bestimmt sein läßt? Daß Kant das Zusammenbestehen der Freiheit mit der Nothwendigkeit gelehrt, kommt hier nicht in Betracht. Denn jedenfalls hat doch Kant die Freiheit an einen andern Ort verlegt, als die Geschichte ist, hat sie in das übersinnliche Gebiet verwiesen, und hat ausdrücklich gelehrt, daß die Freiheit „nicht das Naturgesetz der Erscheinungen hindere" (vgl. „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", §. 53). Warum sollte also Buckle zu tadeln sein, daß er das Naturgesetz der geschichtlichen Erscheinungen erforscht und dargelegt? Uns wollte es immer bedünken, daß gewisse deutsche Kritiker, ehe sie es wagen, über Leistungen, wie die Buckle's, abzusprechen, besser thäten, vorher bei Kant und Schopenhauer in die Schule zu gehen. Sie würden dann nicht mehr mit Schlagworten, wie Fatalismus, Naturalismus u. s. w. um sich werfen und würden aufhören, ihre kindliche Freiheitslehre zu Markte zu bringen.

Möchte man Buckle auch immerhin im einzelnen manche Irrthümer nachweisen, möchte man die nähere Ausführung seines Grundgedankens in manchen Punkten zu einseitig finden — sein Grundgedanke selbst wird doch nur von unphilosophischen Köpfen angefochten werden können, wie es deren leider in Deutschland nur noch zu viele gibt, obgleich sich die Deutschen die philosophische Nation par excellence nennen. Ruge, der sich durch die Uebersetzung des Buckle'schen Werks ein wahres Verdienst erworben, bemerkt mit Recht in dem Vorwort zu seiner Uebersetzung, die Annäherung des deutschen und englischen Geistes sei „von der höchsten Wichtigkeit", und „was die Deutschen vorzugsweise von den Briten lernen können und ohne allen Zweifel lernen werden, ist eine erhöhte Achtung vor der wahren Geschichte im scharfen Gegensatz zu der bisherigen falschen Geschichte".

In dem ersten Kapitel seines Buchs klagt Buckle:

In allen übrigen großen Gebieten der Forschung wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von jedermann zugegeben, und wir begegnen edeln Anstrengungen, auf besondere Thatsachen gestützt, sich dazu zu erheben, die Gesetze zu entdecken, unter deren Herrschaft diese Thatsachen stehen. Die Historiker hingegen sind so weit davon entfernt, dies Verfahren zu dem ihrigen zu machen, daß unter ihnen der sonderbare Gedanke vorherrscht, ihr Geschäft sei lediglich, Begebenheiten zu erzählen und diese allenfalls mit passenden sittlichen und politischen Betrachtungen zu beleben.

Die Stellung einer so beschränkten Aufgabe habe auf den Fortschritt unserer Erkenntniß sehr nachtheilig gewirkt; sie habe die Zunft der Historiker verleitet, die nothwendigen Vorstudien zu vernachlässigen, die sie befähigt hätten, ihren Gegenstand in dem ganzen Umfange seiner natürlichen Verhältnisse zu erfassen. Daher die sonderbare Erscheinung, daß der eine Historiker nichts von der politischen Oekonomie, ein anderer nichts von den Gesetzen, wieder ein anderer nichts von geistlichen Angelegenheiten und von den Veränderungen der religiösen Vorstellungen wisse; daß der eine die Statistik, der andere die Naturwissenschaft vernachlässige: obgleich diese Fächer die wichtigsten von allen seien, da sie die Verhältnisse umfassen, von denen vornehmlich die Stimmung und der Charakter der Menschen erzeugt und in denen beides entfaltet worden.

Später, im fünften Kapitel, kehrt die ähnliche Klage wieder, die Geschichte sei unglücklicherweise bisher von Männern geschrieben worden, welche ihrer großen Aufgabe so wenig gewachsen waren, daß bisjetzt von dem nothwendigen Stoff erst wenig gesammelt worden sei. Anstatt uns Dinge zu erzählen, die allein einen Werth haben, füllten bei weitem die meisten Historiker ihre Werke mit den unbedeutendsten und erbärmlichsten Einzelheiten, mit persönlichen Anekdoten von Königen und Höfen, mit endlosen Nachrichten darüber, was ein Minister gesagt und ein anderer gedacht, und, das Schlimmste von allem, mit langen Berichten von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen, die sehr interessant seien für die, welche dabei waren, aber völlig unnütz für uns, denn sie gäben uns weder neue Wahrheiten, noch die Mittel an die Hand, wodurch wir neue Wahrheiten entdecken könnten.

Dies ist das eigentliche Hinderniß, welches jetzt unsern Fortschritt hemmt. Dieser Mangel an Urtheil, diese Unkunde davon, was vor allem ausgewählt zu werden verdiente, beraubt uns des Stoffs, der schon lange aufgehäuft, geordnet und für den künftigen Gebrauch hätte angelegt sein sollen. In andern großen Wissenszweigen ist die Beobachtung der Entdeckung vorangegangen; zuerst hat man die Thatsachen verzeichnet und dann ihre Gesetze gefunden. Aber in der Geschichte des Menschen sind die wichtigsten Thatsachen vernachlässigt und die unwichtigen aufbewahrt worden. Die Folge ist, daß jeder, der jetzt historische Erscheinungen auf den Begriff ziehen will, ebenso wol die Thatsachen zu sammeln, als die Verallgemeinerung zu vollziehen hat. Er findet nichts vorbereitet und fertig. Er muß Maurer und Baumeister zugleich sein; er muß nicht blos den Riß des Gebäudes machen, er muß auch die Steine aus dem Bruch holen.

In dieser Weise klagt Buckle über die bisherige Art der Geschichtschreibung. Ließe sich nun auch gegen diese Klagen einwenden, ganz so schlimm, wie es hier Buckle macht, stehe es doch nicht mehr; denn die großen Historiker der Gegenwart, namentlich unsere Schlosser, Gervinus, Ranke u. a. tischen uns doch nicht mehr blos persönliche Anekdoten von Königen und Höfen, nicht mehr blos Berichte von dem, was ein Minister gesagt, ein anderer gedacht, und nicht mehr blos endlose Rapporte von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen auf, sondern enthüllten uns in den einzelnen Begebenheiten die allgemeinen bewegenden Mächte und widmeten der Culturgeschichte nicht geringere Aufmerksamkeit als der politischen: so behält doch Buckle immer recht, daß für die Geschichtschreibung, wie er sie versteht, d. h. für die ihren Gegenstand nach naturwissenschaftlicher Methode behandelnde Geschichtschreibung, bisher noch wenig Vorarbeiten geliefert sind.

Eben wegen dieses Mangels an brauchbaren Vorar-

beiten hat sich Buckle genöthigt gesehen, seinen ursprünglichen Plan einer Geschichte der Civilisation überhaupt aufzugeben und sich nur auf die Geschichte der Civilisation einer großen Nation zu beschränken, wozu er, aus Gründen, die er näher angibt, die Engländer gewählt hat. Aber auch so noch ist sein Werk eine Riesenarbeit, zeugt von immenser Gelehrsamkeit und umfassender Denkkraft. Ja, Buckle kann sich rühmen, eine neue Aera in der Geschichtschreibung begonnen zu haben. Denn von nun an werden die gewöhnlichen Geschichtsdarstellungen, selbst unserer bedeutendsten Historiker, nur zu Material herabsinken für die von Buckle begonnene Art der Geschichtschreibung.

Obwol Buckle's Werk nur die Geschichte der Civilisation in England zu liefern beabsichtigt, so bringen doch die beiden vorliegenden Abtheilungen des ersten Bandes, welche die allgemeine Einleitung zu dem Ganzen enthalten, schon eine Uebersicht über die Gesetze der Civilisation überhaupt.

Bei seinem Unternehmen, „für die Geschichte des Menschen dasselbe oder doch etwas Aehnliches zu leisten, was andern Forschern in der Naturwissenschaft gelungen ist", sah sich Buckle natürlich genöthigt, zuerst das Vorurtheil zu widerlegen, als seien die geschichtlichen Thatsachen wegen der Willkür und Unregelmäßigkeit der menschlichen Handlungen einer Erhebung ins Allgemeine unfähig. Er zeigt im Gegentheil durch schlagende, der Statistik entnommene Beispiele, daß auch in den menschlichen Handlungen Regel- und Gesetzmäßigkeit walte. Er verwirft ebenso wol das metaphysische Dogma von der Willensfreiheit, als das theologische von der Vorherbestimmung, läßt die Handlungen der Menschen lediglich durch ihre Vergangenheit bestimmt sein, und da alles, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder äußerer Vorgang sein muß, so ist es ihm klar,

die ganze Mannichfaltigkeit der Ergebnisse, mit andern Worten, alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend müssen die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein: der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unser Inneres und der Einwirkung unsers Innern auf die äußern Erscheinungen.

Demgemäß folgert er, und hierin müssen wir ihm beistimmen, daß nur aus dem doppelten Studium der Gesetze, nach welchen die Natur auf den Menschen, und der Mensch auf die Natur wirkt, die wahre höhere Geschichtschreibung erwachsen kann.

Nur aus diesem Material läßt sich eine wissenschaftliche Geschichte aufbauen. Auf der einen Seite haben wir den menschlichen Geist, der den Gesetzen seines eigenen Wesens gehorcht, und, wenn unbehelligt von äußern Einwirkungen, sich seiner Anlage gemäß entwickelt. Auf der andern Seite haben wir, was man Natur nennt, die ebenfalls ihren Gesetzen gehorcht, aber unaufhörlich mit dem Geiste der Menschen in Berührung kommt, ihre Leidenschaften aufregt, ihren Verstand antreibt und ihren Handlungen eine Richtung gibt, die sie ohne diese Störung nicht genommen haben würden. So haben wir den Menschen, der auf die Natur, und die Natur, die auf den Menschen einwirkt: eine gegenseitige Einwirkung, aus der nothwendig alle Begebenheiten entspringen müssen.

Von diesen beiden Einwirkungen untersucht Buckle zuerst die der Natur auf den Charakter und die geselligen Verhältnisse der Menschen, und kommt hierbei zu beachtenswerthen, theilweise ganz neuen Resultaten. Die mächtigsten Einflüsse der Natur auf den Menschen entspringen nach ihm aus Klima, Nahrung, Boden und der Naturerscheinung im ganzen. Unter letzterm versteht er die Erscheinungen, welche vornehmlich durch das Auge, aber auch durch andere Sinne die Ideenverbindungen leiten und so in verschiedenen Ländern verschiedene Gedankenkreise erzeugen.

Klima, Nahrung und Boden betrachtet Buckle in ihrem Zusammenhange und zeigt, wie von ihnen das Erste und Wichtigste für eine jede Nation, die Anhäufung von Reichthum, sodann die Vertheilung desselben und endlich die politische Macht und sociale Stellung der verschiedenen Klassen der Bevölkerung abhängt.

Anhäufung von Reichthum ist der erste und wichtigste Schritt zur Civilisation; denn solange der Mensch noch ganz mit der Sorge für seines Leibes Nahrung und Nothdurft beschäftigt ist, hat er weder Muße noch Sinn für höhere Bestrebungen, kann keine wissenschaftlichen Kenntnisse erwerben, entbehrt folglich des mächtigsten Beförderungsmittels der Civilisation. Die Anhäufung von Reichthum hängt aber ganz von der Beschaffenheit des Bodens und Klimas ab, wobei der Boden den Ertrag regulirt, den irgendeine darauf verwendete Arbeit hat, und das Klima die Energie und Stetigkeit der Arbeit selbst regiert. Es gibt nach Buckle kein Beispiel in der Geschichte, daß irgendein Land durch seine eigenen Anstrengungen civilisirt worden wäre, wenn es nicht eine von diesen Bedingungen in einer sehr günstigen Form besaß. In Asien ist die Civilisation immer auf die große Strecke beschränkt gewesen, wo ein reicher angeschwemmter Boden dem Menschen den Reichthum gesichert hat, ohne dessen Genuß kein intellectueller Fortschritt möglich ist. Während so in der Alten Welt die Fruchtbarkeit des Bodens den größten Einfluß ausübte, wirkte dagegen in der europäischen Civilisation der andere Factor, das Klima, am mächtigsten. Hieraus erklärt sich schon die große Verschiedenheit der asiatischen und europäischen Civilisation. Wo nämlich der Reichthum von der Freigebigkeit des Bodens herrührt, wird die Thatkraft des Menschen nicht so angestachelt als dort, wo das Klima die den Reichthum gewährende Ursache ist.

Jedoch nicht blos die Anhäufung von Reichthum, sondern auch die Vertheilung desselben steht, wie Buckle ausführlicher zeigt, unter natürlichen Gesetzen und Natureinflüssen. Denn die Vertheilung hängt zusammen mit dem Wachsthum der Bevölkerung und diese mit der Nahrung, die ihrerseits wieder, wie gezeigt worden, mit der Beschaffenheit des Bodens und Klimas in Zusammenhang steht. Die Thatsachen, auf die sich hier Buckle's Auseinandersetzung stützt, sind einfach folgende:

Der Arbeitslohn steigt oder sinkt mit der Bevölkerung; er steigt, wenn zu wenig Arbeit auf den Markt kommt, und er sinkt, wenn zu viel angeboten wird. Die Bevölkerung selbst

wiewol durch manche andere Ursachen beeinflußt, steigt und fällt ohne Zweifel mit dem Vorrath der Nahrung; sie steigt bei reichlichem Vorrath, steht still oder geht zurück bei dürftigem Vorrath. Die nöthigen Lebensmittel sind in kalten Gegenden spärlicher als in heißen, und sie sind nicht nur spärlicher, sondern man braucht auch mehr, sodaß aus beiden Gründen dem Wachsthum der Bevölkerung, aus deren Reihen der Arbeitsmarkt sich füllt, weniger Vorschub geleistet wird. Um daher unsere Folgerung in ihrer einfachsten Form auszudrücken, können wir sagen, in heißen Gegenden ist immer eine starke Tendenz zu niedrigem Arbeitslohn und in kalten zu hohem.

Diesen großen Grundsatz auf den allgemeinen Verlauf der Geschichte anwendend, findet Buckle überall Beweise für seine Richtigkeit. In Asien, Afrika und Amerika hatte immer die alte Civilisation ihren Sitz in heißen Klimaten, und überall war der Arbeitslohn sehr niedrig und daher der Zustand der arbeitenden Klassen sehr gedrückt. In Europa entstand zuerst eine Civilisation in einem kältern Klima. Dadurch wurde der Lohn für die Arbeit und wurde die Vertheilung des Reichthums mehr ausgeglichen, als dies in Gegenden möglich war, wo ein überschwenglicher Ueberfluß von Nahrungsmitteln das Wachsthum der Bevölkerung anspornte. Dieser Unterschied brachte aber, wie Buckle ausführlicher zeigt, eine Menge politischer und socialer Folgen von der äußersten Wichtigkeit hervor.

In Indien war Sklaverei, verworfene, ewige Sklaverei der natürliche Zustand der großen Masse des Volks; es war der Zustand, zu welchem sie durch die physischen unwiderstehlichen Gesetze verdammt wurde. Die Gewalt dieser Gesetze ist in Wahrheit so unüberwindlich, daß sie allenthalben, wo sie in Wirksamkeit getreten sind, die productiven Klassen in beständiger Unterwerfung gehalten haben. Es gibt in der Geschichte kein Beispiel eines tropischen Landes, in welchem bei ausgedehnter Anhäufung des Reichthums das Volk seinem Schicksal entgangen wäre; kein Beispiel, wo nicht die Hitze des Klimas einen Ueberfluß der Nahrung und dieser Ueberfluß eine ungleiche Vertheilung zuerst des Reichthums und sodann der politischen und socialen Macht hervorgebracht hätte. Bei Nationen, die diesen Bedingungen unterworfen waren, hat das Volk nichts gegolten; es hat keine Stimme in der Verwaltung des Staats, keine Aufsicht über den Reichthum gehabt, den sein eigener Fleiß geschaffen. Sein einziges Geschäft ist gewesen zu arbeiten, seine einzige Pflicht zu gehorchen. So hat sich bei ihm jene Gewohnheit zahmer knechtischer Unterwerfung erzeugt, wodurch es, wie die Geschichte uns lehrt, sich immer charakterisirt...... Nicht eher, als bis eine Civilisation in Europa entstand, kamen andere physische Gesetze ins Spiel und wurden andere Ergebnisse erzielt. In Europa gab es zuerst eine Annäherung an die Gleichheit, eine Neigung, jenes ungeheuere Misverhältniß von Reichthum und Macht auszugleichen, welches hauptsächlich die schwache Seite der größten und ältesten Reiche bildete. Als natürliche Folge ist es Europa, wo alles, was des Namens der Civilisation würdig ist, seinen Ursprung genommen; denn hier allein sind Versuche gemacht worden, das Gleichgewicht in dem Verhältnisse seiner Theile zu erhalten.

Aehnliche ungünstige Verhältnisse, wie für Indien, weist Buckle für Aegypten, Mexico und Peru nach und geht dann, nachdem er in dieser Weise den Einfluß der eigenthümlichen Nahrung, des Klimas und Bodens auf große außereuropäische Culturvölker gezeigt, dazu über, den Einfluß, den die Naturerscheinungen im ganzen ausüben, darzulegen. Während Nahrung, Boden und Klima hauptsächlich die Ansammlung und Vertheilung des Reichthums beeinflußten und dadurch verschiedene politische und sociale Gestaltungen hervorriefen, so wirken dagegen, wie Buckle zeigt, die Naturerscheinungen im ganzen auf die Ansammlung und Vertheilung des Gedankens.

Buckle theilt unter diesem Gesichtspunkte die Naturerscheinungen in zwei Klassen: 1) die, welche vornehmlich auf die Phantasie wirken und 2) die, welche sich an den Verstand wenden, an die rein logischen Operationen der Intelligenz. In den außereuropäischen Culturländern war die ganze Natur verschworen, die Macht der Phantasie zu erhöhen und die des Verstandes zu schwächen. In Europa dagegen zielen die Naturerscheinungen im ganzen dahin, die Phantasie zu beschränken, den Verstand hingegen kühn zu machen und so den Menschen mit Vertrauen auf seine eigenen Hülfsmittel zu erfüllen und die Vermehrung seiner Kenntnisse zu erleichtern durch die Ermunterung jenes kühnen wissenschaftlichen Forschergeistes, der unaufhaltsam vordringt und von dem der Fortschritt in aller Zukunft abhängt. Daher, wie Buckle zeigt, der große Unterschied der Religion, Kunst und Literatur derjenigen Länder, in denen, wie z. B. in Indien, die Naturerscheinungen vorzugsweise auf die Phantasie wirkten, von denjenigen, wo die Natur sich vorwiegend an den Verstand wendet.

Es mangelt uns hier an Raum, in das Detail dieser ganzen Buckle'schen Darlegung des Einflusses, den die Natur auf die Geschichte ausübt, einzugehen. Wir können überall nur die allgemeinen Gesichtspunkte, unter welchen Buckle die geschichtliche Entwickelung betrachtet, hervorheben. Aber so viel ist gewiß, wer nicht schon vorher überzeugt war, daß im menschheitlichen Leben das Höchste an das Niedrigste, der Geist an die Materie, das Moralische an das Physische geknüpft ist, wird diese Ueberzeugung aus dem Buckle'schen Buche gewinnen. Buckle hat sich das Verdienst erworben, die Ergebnisse der Naturwissenschaften für die Geschichte zu verwerthen und dadurch den Riß zwischen Mensch und Natur, den die alte Weltansicht gemacht, auch auf diesem Gebiete auszufüllen.

Doch Buckle ist nicht so einseitig, den Menschen nur in seiner Abhängigkeit von der Natur aufzufassen. Er weiß, daß nicht blos die Natur auf den Menschen, sondern auch umgekehrt der Mensch auf die Natur wirkt, und findet den Grundunterschied der europäischen von der nichteuropäischen Civilisation eben darin, daß „im ganzen in Europa die Richtung der Weltgeschichte gewesen, die Natur dem Menschen, außer Europa den Menschen der Natur unterzuordnen". Dies leide in barbarischen Ländern einige Ausnahmen, in civilisirten dagegen sei die Regel durchgängig gewesen. Den großen Unterschied zwischen europäischer und nichteuropäischer Civilisation betrachtet Buckle daher als die Grundlage der Philosophie der Geschichte, denn er gebe uns die wichtige Regel an die Hand, daß wir z. B. um die Geschichte Indiens zu verstehen, die äußere Welt zu unserm ersten Studium machen müssen, weil sie die Menschen mehr als die Menschen sie beeinflußt. Wenn wir hingegen die Geschichte eines Landes wie Frankreich oder England verstehen

lernen wollen, so müssen wir den Menschen zu unserm Hauptstudium machen, denn die Natur ist hier verhältnißmäßig schwach, und so hat jeder Schritt in der großen Entwickelung die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Mächte der Außenwelt verstärkt.

Buckle führt die Thatsachen an, aus denen zu schließen ist, daß der Fortschritt Europas in der Civilisation durch einen verminderten Einfluß der Naturgesetze und durch einen vermehrten Einfluß der geistigen Gesetze bezeichnet wird. Hieraus folgert er aber weiter, daß die Auffindung der Gesetze der europäischen Geschichte sich zum ersten mal in die Auffindung der Gesetze des menschlichen Geistes auflöst.

Mit der Feststellung dieser Gesetze werden wir die erste Grundlage der Geschichte Europas gelegt haben; auf die natürlichen Gesetze wird weniger Gewicht gelegt werden, sofern sie nur zu Störungen Veranlassung geben, deren Macht und Wiederholung im Laufe mehrerer Jahrhunderte sichtlich vermindert worden ist.

Demgemäß untersucht Buckle im vierten Kapitel die „geistigen Gesetze", prüft aber vorher noch im dritten die bisherige Methode der Metaphysiker zur Entdeckung geistiger Gesetze und findet sie sehr mangelhaft. Die metaphysische Methode sei das gerade Gegentheil der historischen; denn der Metaphysiker erforscht *einen* Geist, der Historiker *viele* Geister; jener glaube aus der Beobachtung *eines* Geistes die Gesetze des Geistes entdecken zu können, dieser hingegen nur durch Ausdehnung seiner Beobachtung auf *alle* Geister. Zweitens die Metaphysiker theilten sich in Idealisten und Sensualisten, die beide zu entgegengesetzten Resultaten kommen, einander beständig in den Haaren liegen und das Studium des Geistes mehr verwirren als aufhellen. Von beiden, die darin übereinstimmen, daß geistige Gesetze nur durch das Studium einzelner Geister entdeckt werden können, sei nichts zu erwarten, und die Metaphysik könne nur durch eine Erforschung der Geschichte, die so umfassend ist, daß sie uns die Bedingungen verstehen lehrt, wodurch die Entwickelung des Menschengeschlechts geleitet wird, mit Erfolg behandelt werden. Dieses Kapitel ist, wie auch Ruge mit Recht in einer Anmerkung zu demselben rügt, etwas schwach und verräth den national-englischen Standpunkt des Verfassers. Buckle hat allerdings recht, daß zur Entdeckung der Gesetze, nach welchen der Geist in der Geschichte wirkt und sich entwickelt, eine ganz anderartige Psychologie erforderlich ist, als die sogenannte „metaphysische", welche das Wesen und den Ursprung des Geistes als solchen, wie er in jedem Individuum zu finden ist, erforscht. Jene geschichtliche Psychologie hat auch bereits bei uns in Deutschland unter dem Namen der „Völkerpsychologie" begonnen und es existirt eine Zeitschrift für dieselbe. Aber ist darum die „metaphysische" Psychologie zu verachten? Wir glauben, ihr Thema sei ein ebenso berechtigtes, wie das der Völkerpsychologie, und beide schließen einander nicht aus, sondern ergänzen einander. Die ganze Buckle'sche „Prüfung der Methode der Metaphysiker" leidet an Unklarheit und an Unkenntniß der Fortschritte, welche die Metaphysik in Deutschland, namentlich durch Schopenhauer gemacht hat.

Die geistigen Gesetze, zu denen er im vierten Kapitel übergeht, theilt Buckle in sittliche und intellectuelle. Denn der geistige Fortschritt ist ihm ein zweifacher, ein sittlicher und intellectueller, wovon der erste sich mehr auf unsere Pflichten, der zweite sich mehr auf unser Wissen bezieht.

Ein Volk kann nicht wirklich fortschreiten, wenn auf der einen Seite seine fortschreitende Geschicklichkeit durch zunehmende Laster begleitet wird, oder auf der andern Seite, wenn es zwar tugendhafter wird, aber auch unwissender. Dieser doppelte Fortschritt, der moralische und intellectuelle, ist für den Begriff der Civilisation selbst wesentlich und umfaßt den ganzen geistigen Fortschritt.

Buckle fragt sodann, welches von diesen beiden Elementen des Fortschritts das wichtigste sei, welches am kräftigsten wirke; denn nach dem stärkern sei der Fortschritt zu bemessen.

Wenn der Fortschritt der Civilisation und das allgemeine Glück der Menschheit mehr von den sittlichen Gefühlen als von dem Wissen der Intelligenz abhängt, so müssen wir natürlich den Fortschritt der Gesellschaft nach diesen Gefühlen abmessen, während auf der andern Seite, wenn er vorzüglich von der Wissenschaft abhängt, wir den Grad und den Erfolg der intellectuellen Thätigkeit als ihren Maßstab annehmen müssen.

Buckle findet nun, daß der sittliche Factor nur eine untergeordnete Rolle spiele, dagegen der intellectuelle die Hauptrolle. Sein Beweis hierfür ist im wesentlichen folgender. Es ist offenbar, im ganzen wird die Menschheit in ihrem sittlichen und intellectuellen Betragen durch die sittlichen und intellectuellen Begriffe geleitet, die in ihrer Zeit vorherrschen. Nun lehrt uns aber schon eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte, daß dieses Maß des Zeitgeistes sich fortdauernd ändert. Diese außerordentliche Unstetigkeit des Zeitgeistes gibt uns die Grundlage, auf der wir weiter bauen können; sie muß ihre Ursache haben, und kann sie nicht in einem stetigen, unwandelbaren, sondern nur in einem wandelbaren Factor haben. Wandelbar ist aber allein der intellectuelle Factor, während der sittliche stets derselbe bleibt. Folglich kann der Fortschritt nur von jenem herrühren.

Denn es findet sich ohne Zweifel nichts in der Welt, was so wenig Veränderung erlitten hat, als jene großen Grundsätze, welche die Moralsysteme ausmachen. Andern Gutes zu thun, unsere eigenen Wünsche zu ihren Gunsten zu opfern, unsern Nächsten zu lieben, wie uns selbst, unsern Feinden zu verzeihen, unsere Leidenschaften im Zaum zu halten, unsere Aeltern zu ehren, die Obrigkeit zu achten, dies u. dgl. m. sind die Hauptsätze der Moral; aber sie sind seit Jahrtausenden bekannt und nicht ein Titelchen ist zu ihnen hinzugefügt worden durch alle Predigten, Homilien und Textbücher, welche Moralisten und Theologen zur Welt gebracht. Wenn wir dagegen den stationären Zustand moralischer Wahrheiten mit dem fortschreitenden Zustande intellectueller Wahrheiten vergleichen, so finden wir in der That einen auffallenden Unterschied. Alle Moralsysteme, welche großen Einfluß geübt, sind wesentlich dieselben gewesen. Ueber unser sittliches Betragen ist jetzt dem gebildeten Europäer nicht ein einziges Princip bekannt, welches nicht auch den Alten bekannt gewesen wäre. Im Verhalten der Intelligenz hingegen haben die Neuern nicht nur in jedem Gebiete des Wissens, das die Alten je zu erforschen versuchten, die bedeutendsten Erweiterungen gemacht, sie haben auch die alten Methoden der Forschung

umgestoßen und revolutionirt; sie haben alle jene Hülfsmittel der Induction (Erfahrung und Beobachtung), welche nur Aristoteles dunkel ahnte, zu einem großen Forschungsplan vereinigt und Wissenschaften hervorgerufen, von welchen der kühnste Denker des Alterthums nicht die entfernteste Vorstellung hatte.

Aber nicht blos dieses, daß das intellectuelle Element viel progressiver ist als das moralische, ist für Buckle ein Beweis, daß jenes eigentlich es ist, was den Fortschritt bewirkt, sondern auch dieses, daß es viel dauerndere Resultate hervorbringt. Denn die Erwerbungen der Intelligenz werden in jedem civilisirten Lande sorgfältig aufbewahrt, in gewissen wohlverstandenen Formeln aufgeführt und durch die Anwendung einer technischen und wissenschaftlichen Sprache geschützt; sie werden leicht von einer Generation der andern überliefert, nehmen so eine zugängliche, sozusagen faßliche Form an und üben öfters auf die entfernteste Nachkommenschaft ihren Einfluß aus; sie werden die Erbschaft der Menschheit, der unsterbliche Nachlaß des Genius, dem sie ihr Dasein verdanken. Dagegen sind die guten Thaten, die wir mit unserer sittlichen Kraft ausüben, weniger zu vererben; sie haben mehr einen Privatcharakter und etwas Reservirtes. Jeder muß sie selbst hervorbringen, und da sie jeder von neuem zu beginnen hat, so ist ihre Wirkung wenig nachhaltig. Die Folge davon ist, daß zwar sittliche Vorzüge liebenswürdiger und anziehender sind als intellectuelle, daß sie aber in ihren weitern Wirkungen viel schwächer, von geringerer Dauer sind und viel weniger Gutes stiften.

Zwei Erscheinungen sind es besonders, an denen Buckle die Ueberlegenheit des intellectuellen Factors über den sittlichen in der Geschichte nachweist: erstens die Verminderung religiöser Verfolgung, und zweitens die Abnahme des kriegerischen Geistes in Europa. Zur Verminderung der religiösen Verfolgung sei das sittliche Gefühl gänzlich unfähig; denn, wie die Geschichte beweist, die religiösen Fanatiker waren meist die bestgesinnten Leute, die selbstsuchtlosesten Charaktere, standen sittlich viel höher als die, denen alle Religion gleichgültig ist und die daher keinen um seines Glaubens willen verfolgen. Hieraus folgert Buckle, daß die Verminderung religiöser Verfolgung dem bloßen Fortschritt intellectueller Bildung zu verdanken sei. Und was zweitens die Abnahme des kriegerischen Geistes betrifft, so weist er ausführlicher nach, daß dieselbe in der Zunahme der intellectuellen Klassen der Gesellschaft, mit denen der Militärstand natürlich im Widerstreit liegt, ihre Ursache habe. Durch etwas tieferes Eingehen in diese Frage hat Buckle außerdem noch drei weitere Ursachen herausgebracht, die zur Abnahme des kriegerischen Geistes mitgewirkt haben: die Erfindung des Schießpulvers, die Entdeckungen in der Nationalökonomie, und die Entdeckung besserer Reise- und Transportmittel. Dies seien die drei großen Richtungen, in denen der Fortschritt der Wissenschaft den alten kriegerischen Geist geschwächt. Folglich seien es auch hier nicht sittliche Gefühle noch moralische Lehren, denen Europa seinen Fortschritt aus der Barbarei zur Civilisation verdanke, sondern einzig und allein die Thätigkeit des menschlichen Verstandes, die Erfindungen und Entdeckungen, welche der Mensch im langen Lauf der Zeiten nach und nach gemacht hat. Die moralischen Mächte seien zwar noch stark und könnten gelegentlich Störungen verursachen; diese seien jedoch nur Abweichungen, die sich im langen Lauf der Zeiten die Wage halten und so für das Ganze völlig verschwinden.

Bei einem großen und umfassenden Ueberblick also hängen die Veränderungen bei jedem Culturvolke im ganzen einzig und allein von drei Dingen ab: zuerst von dem Umfang des Wissens seiner ausgezeichnetsten Männer, zweitens von der Richtung, welche dieses Wissen nimmt, d. h. von den Gegenständen, auf welche es sich bezieht, drittens und vor allem von der Ausdehnung, in welcher dieses Wissen verbreitet ist, und von der Freiheit, womit es alle Klassen der Gesellschaft durchdringt.

Dies sind nach Buckle die drei großen Hebel der Cultur in jedem civilisirten Lande, und obgleich ihre Wirkung durch die Laster oder Tugenden mächtiger Individuen gestört wird, so corrigiren sich doch die moralischen Gefühle gegenseitig und im Durchschnitt bleiben lange Perioden unbeeinflußt davon.

Der Grausamkeit wirkt Wohlwollen entgegen, durch Leiden wird Mitleiden erregt, die Ungerechtigkeit der einen ruft die Wohlthätigkeit der andern hervor; neue Uebel finden neue Heilmittel, und selbst die ungeheuersten Verbrechen, die jemals bekannt geworden sind, haben keinen dauernden Eindruck hinterlassen. Die Verwüstungen von Ländern und das Hinschlachten ihrer Bewohner sind Verluste, die sich unfehlbar wieder ersetzen, und in einigen Jahrhunderten ist ihre Spur gänzlich wieder verwischt. Die riesenhaften Verbrechen Alexander's oder Napoleon's verlieren nach einiger Zeit ihre Wirkung und die Angelegenheiten der Welt kehren auf ihr früheres Maß zurück. Dies ist die Ebbe und Flut der Geschichte, die fortwährende Strömung, der wir nach den Gesetzen der Natur unterworfen sind. Ueber alledem bewegt sich eine weit höhere Welt, und wie die Flut weiter rollt, jetzt vor- und jetzt zurückgeht in ihrem endlosen Hin- und Herschwanken, gibt es eins und nur eins, was ewig währt. Die Thaten schlechter Menschen bringen nur zeitweilige Uebel hervor, die Thaten guter nur zeitweiliges Gutes und endlich sinkt Gut und Uebel völlig zu Boden, wird aufgehoben durch nachfolgende Generationen und geht in der unaufhörlichen Bewegung folgender Jahrhunderte auf. Aber die Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich; sie enthalten jene ewigen Wahrheiten, die den Sturz von Reichen überleben, die länger dauern als die Kämpfe streitender Religionsparteien, ja eine Religion nach der andern in Verfall gerathen sehen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Grundgedanke der Buckle'schen Civilisationsgeschichte, zu dem alles Spätere nur die Ausführung und Durchführung enthält, ein wahrer ist. Die fortschreitende Erkenntniß ist in der That die Mutter alles sonstigen Fortschritts in der Geschichte. Der bloße gute Wille richtet in der Geschichte nichts aus, stiftet vielmehr, wenn mit Dummheit und Unwissenheit gepaart und mit der nöthigen Gewalt ausgerüstet, seine dummen guten Absichten auszuführen, nur Unheil, hemmt den Fortschritt statt ihn zu befördern. Insofern hat Buckle also recht, den Fortschritt von dem intellectuellen Factor herzuleiten. Auch darin müssen wir ihm beistimmen, daß die Entdeckungen und Werke des Genius dauernder und auf nachfolgende Generationen forterbender sind, als die guten Thaten einzelner. Aber Buckle hat darin gefehlt und dadurch Unklarheit in die Auseinandersetzung seines Grundgedankens gebracht, daß er den Willen nicht rein

von der Erkenntniß gesondert, sondern auf die Seite des Willens etwas herübergenommen hat, was eigentlich zur Erkenntniß gehört, nämlich die Moral. Buckle unterscheidet nicht genugsam die Moral von der Moralität, und daher kommt es, daß er nicht blos der moralischen Gesinnung, sondern auch den Moralsystemen allen civilisirenden Einfluß abspricht. Buckle hat offenbar recht, dem sittlichen Factor die civilisirende Wirksamkeit abzusprechen, insofern er unter demselben den nackten subjectiven Willen, die angeborene ursprüngliche Sittlichkeit versteht; denn diese ist allerdings, wie Buckle mit Recht bemerkt und wie in Uebereinstimmung mit ihm auch unser großer deutscher Philosoph Arthur Schopenhauer lehrt, unveränderlich, und von einem unveränderlichen Element in der menschlichen Natur kann der Fortschritt, der doch in fortwährender Veränderung und Verbesserung besteht, nicht herrühren. Aber Buckle rechnet zum sittlichen Factor nicht blos den subjectiven Willen, sondern auch die objectiven Moralsysteme, und da hat er unrecht. Denn die „Moralweisheit", als von der Erkenntniß herrührend und mit dieser fortschreitend, ist keineswegs, wie Buckle behauptet, zu allen Zeiten dieselbe gewesen. Buckle setzt sich mit den offenbarsten geschichtlichen Thatsachen in Widerspruch, wenn er die Unveränderlichkeit nicht blos der moralischen Gesinnung, sondern auch der moralischen Lehren behauptet. Er stützt sich dabei, wie wir gesehen haben, darauf, daß die Hauptsätze der letztern stets dieselben gewesen seien, nämlich: andern Gutes zu thun, unsere Leidenschaften zu beherrschen, unser selbstisches Interesse für das Gemeinwohl zu opfern u. s. w. Aber wenn auch die Moral aller Zeiten in diesen allerallgemeinsten Sätzen übereingestimmt hat, so hat sie doch eine große Verschiedenheit in der nähern Bestimmung dieser allgemeinsten Sätze gezeigt, und hierin hat die Moral der Gegenwart unleugbare Fortschritte gegen die des Alterthums und Mittelalters gemacht. Denn obgleich wir z. B. noch jetzt an dem schon vor Jahrtausenden gepredigten Satz der Nächstenliebe festhalten, so verstehen wir doch jetzt die Nächstenliebe ganz anders, wie man sie im Alterthum und Mittelalter verstanden. Unsere heutige Moral billigt nicht mehr die Sklaverei und die Befeindung fremder Nationen, unsere heutige Moral billigt auch nicht mehr die Ketzerverbrennungen aus Nächstenliebe und zur Ehre Gottes. Der Begriff des Nächsten hat sich in der Moral der Neuzeit bedeutend erweitert gegen den antiken und mittelalterlichen; nicht minder aber auch hat über das, worin die wahre Liebe des Nächsten besteht, unsere Moral ganz andere Begriffe, als die antike und mittelalterliche. Die gesammte Rechts- und Tugendlehre ist eine andere geworden.

In Erwägung dessen müssen wir die Moral so gut zu dem intellectuellen Factor der Geschichte rechnen, wie die Wissenschaften; und da ja nach Buckle aller Fortschritt von dem intellectuellen Factor herrührt, so müssen wir es für falsch erklären, der Moral, wie Buckle thut, allen civilisirenden Einfluß abzusprechen. Die Moral hat so gut ihren Antheil an den Fortschritten der Civilisation, wie die Chemie, Physiologie, Nationalökonomie u. s. w. Und zu behaupten, daß die Moral gar nicht zur Abnahme der Religionsverfolgungen und der Kriege beigetragen, ist ebenso unwahr, als umgekehrt der Moral allein diese Abnahme zuzuschreiben.

So viel über den Grundgedanken Buckle's. Dieser Gedanke ist es, der sich als rother Faden durch das ganze Werk hindurchzieht, der alle einzelnen Untersuchungen zur Einheit verbindet, der aber auch wegen seiner Einseitigkeit dem Ganzen eine einseitige Färbung gibt. Die „Totalität des menschlichen Wissens", von der Buckle die Totalität der menschlichen Handlungen herleitet, ist keine wirkliche, keine erschöpfende Totalität, da Buckle das moralische Wissen ausschließt und nur das von ihm sogenannte „intellectuelle" Wissen übrig läßt, als ob nicht jedes Wissen, also auch das moralische, ein intellectuelles wäre.

Im fünften Kapitel geht Buckle dazu über, näher die Gründe anzugeben, die ihn bewogen, die „Geschichte der Civilisation in England" zu schreiben. Die Wichtigkeit der Geschichte eines Landes hänge nicht von dem Glanze seiner Heldenthaten ab, sondern von dem Grade, in welchem seine Handlungen aus Ursachen entspringen, die ihm selbst angehören. Könnten wir daher ein civilisirtes Volk finden, das sich allem fremden Einfluß entzogen hätte und durch die Charaktere seiner Herrscher weder gefördert noch gehemmt worden wäre, so würde seine Geschichte von höchster Wichtigkeit sein, denn sie würde eine normale Entwickelung von innen heraus darstellen: sie würde die Gesetze des Fortschritts, wie sie in einem isolirten Zustande thätig sind, zeigen, ja sie würde ein fertiges Experiment sein und den vollen Werth jener künstlichen Vorrichtung besitzen, der die Naturwissenschaft so viel verdankt. Ein solches Volk zu finden sei offenbar unmöglich; aber ein philosophischer Historiker müsse sich zu seinem speciellen Studium das Land wählen, in dem diese Bedingungen am nächsten erreicht werden. Ein solches Land sei eben England. Zum Beweise dessen vergleicht Buckle zuerst die englische mit der französischen Geschichte, findet, daß die englische Civilisation mit geringer Beihülfe von den Franzosen, die französische hingegen mit bedeutendem Beistande von englischer Seite verarbeitet worden, und hält dann nach Ausschließung der Franzosen nur noch zwei Länder der Berücksichtigung werth, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, zeigt aber, daß auch diese sich nicht so wie England dazu eignen, die Gesetze der Civilisation an ihnen zu studiren. Wir können uns hier, da es das Urtheil eines Engländers über uns Deutsche betrifft, nicht enthalten, Buckle's Worte wiederzugeben:

> Die Deutschen, das ist ohne Zweifel richtig, haben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine größere Anzahl tiefer Denker als irgendein anderes Land, ich könnte vielleicht sagen als alle andern Länder zusammengenommen, hervorgebracht. Aber die Einwürfe, welche die Franzosen treffen, treffen die Deutschen noch mehr; denn das Princip des Schutzes oder der Bevormundung ist in Deutschland noch stärker als in Frankreich. Selbst die besten deutschen Regierungen mischen sich beständig in die Angelegenheiten des Volks, überlassen es nie sich selbst

kümmern sich immer um seine Interessen und mischen sich in die gemeinsten Angelegenheiten des täglichen Lebens. Außerdem verdankt die deutsche Literatur, obgleich jetzt die erste in Europa, ihren Ursprung, wie wir später sehen werden, jener großen skeptischen Bewegung, welche in Frankreich der Revolution vorherging. Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Deutschen, ungeachtet einiger ausgezeichneter Namen, wie Kepler und Leibniz, keine Literatur von wirklichem Werthe, und der erste Anstoß, welchen sie erhielten, wurde durch ihre Berührung mit dem französischen Geiste gegeben und durch den Einfluß der ausgezeichneten Franzosen, welche unter der Regierung Friedrich's des Großen sich in Berlin versammelten, einer Stadt, welche seitdem immer das Hauptquartier der Philosophie und Wissenschaft gewesen ist. Hieraus sind einige sehr wichtige Umstände entsprungen. Der deutsche Geist, durch den französischen zu einem plötzlichen Wachsthum angeregt, hat sich unregelmäßig entwickelt und in eine Thätigkeit gestürzt, welche größer ist, als die durchschnittliche Civilisation des Landes es erfordert. Die Folge davon ist, daß wir in keiner Nation in Europa eine so weite Kluft zwischen den höchsten und niedrigsten Geistern vorfinden. Die deutschen Philosophen besitzen eine Gelehrsamkeit und einen Gedankenflug, wodurch sie an die Spitze der civilisirten Welt treten; das deutsche Volk hingegen ist mehr vom Aberglauben, mehr von Vorurtheilen beherrscht, und ungeachtet der Sorge, welche die Regierungen für seine Erziehung tragen, in Wahrheit unwissender und unfähiger, sich selbst zu beherrschen, als die Einwohner von Frankreich und England.

Aus dieser Trennung der beiden Klassen, aus dieser Kluft zwischen den höchsten Intelligenzen und den niedern Klassen leitet Buckle den Mangel an Sympathie zwischen beiden, den isolirten und wirkungslosen Zustand der großen deutschen Schriftsteller, die nur füreinander, nicht für das Land schreiben, und die auffallendsten Eigenthümlichkeiten der deutschen Literatur ab.

Da es ihr an den gewöhnlichen Lesern fehlt, so ist sie von dem Einfluß des gewöhnlichen Vorurtheils abgeschnitten und hat folglich eine Kühnheit der Untersuchung, eine Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung der Wahrheit und eine Verachtung überlieferter Meinungen entwickelt, welche ihr einen Anspruch auf den höchsten Ruhm geben. Andererseits hat derselbe Umstand jenen Mangel an praktischer Einsicht hervorgebracht und jene Gleichgültigkeit gegen materielle und physische Interessen, woraus der deutschen Literatur mit Recht ein Vorwurf gemacht wird. Natürlich hat alles dies den ursprünglichen Riß erweitert und die Kluft vergrößert, welche die großen deutschen Denker von der schwerfälligen, hart arbeitenden Klasse trennt, die zwar unmittelbar unter ihnen liegt, aber doch den Einfluß ihrer Kenntnisse nicht spürt und von der Glut und dem Feuer ihres Genie nicht erwärmt wird.

In Amerika sieht Buckle andererseits eine Civilisation, welche das gerade Gegenstück zu dieser ist. Mit Recht sei von Amerika gesagt worden, daß in keinem andern Lande so wenig Leute von großer Gelehrsamkeit und so wenig Leute in großer Unwissenheit leben. Während in Deutschland die speculativen und die praktischen Klassen ganz und gar getrennt sind, sind sie in Amerika ganz und gar vermischt. Der Vorrath des amerikanischen Wissens ist klein, aber durch alle Klassen verbreitet; der Vorrath des deutschen Wissens ist unendlich groß, aber auf eine Klasse beschränkt. Beides, daß in Deutschland die Verbreitung des Wissens entschieden fehl geschlagen, und daß in Amerika dem Wissen die Anhäufung mangelt, ist nach Buckle ein ernstlicher Mangel; und da nun die Civilisation durch die Anhäufung und Verbreitung der Kenntnisse regulirt wird, so kann kein Land auch nur annähernd eine Mustercivilisation erreichen, wenn in ihm eine dieser Bedingungen zum Uebermaß cultivirt und die andere ganz vernachlässigt ist. In Amerika und in Deutschland sind aus dem Mangel dieses Gleichgewichts der beiden Elemente der Civilisation jene zwei großen Uebel entsprungen, die den Fortschritt beider Länder aufhalten unerachtet der zeitweiligen Vortheile, die eine solche einseitige Kraftanstrengung für den Augenblick immer mit sich bringt.

In England dagegen sieht Buckle deutlicher, als in irgendeinem andern Lande die Anhäufung und Verbreitung der Kenntnisse Hand in Hand gehen, sieht auch das Wissen weniger durch fremde, auswärtige Einwirkungen beeinflußt und findet das Volk weniger durch Bevormundung und Einmischung der Regierenden in seiner normalen Selbstentwickelung gestört. Aus diesen Gründen, aber nicht aus patriotischen Motiven gibt Buckle der Geschichte Englands den Vorzug, um an ihr die Gesetze der Civilisation darzulegen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Buckle hier mit der Hervorhebung der Folgen, die eine einseitige Anhäufung oder einseitige Verbreitung des Wissens nach sich zieht, auf ein wichtiges, fruchtbares Civilisationsgesetz hingewiesen hat, auf das Gesetz nämlich, daß die vollkommenste Civilisation aus der vollkommensten Harmonie zwischen Anhäufung und Verbreitung des Wissens entspringt. Aber so groß, wie er den Riß zwischen den intelligenten und arbeitenden Klassen in Deutschland darstellt, ist gegenwärtig dieser Riß daselbst wol nicht mehr, und andererseits so vollkommen, wie er die Harmonie zwischen Anhäufung und Verbreitung des Wissens in England sieht, dürfte sie dort noch nicht zu finden sein.

Es ist Buckle's Methode, die Gesetze jedes in der Geschichte wirkenden Elements an demjenigen Lande zu studiren, wo dieses Element am stärksten entwickelt ist, also die Gesetze der Bevormundung (Protection) an Frankreich, die der Anhäufung des Wissens an Deutschland, die der Verbreitung des Wissens an Amerika.

Denn, indem wir verschiedene Principien in den Ländern studiren, wo sie am stärksten entwickelt sind, werden die Gesetze der Principien sich leichter entfalten lassen, als wenn wir sie in Ländern studirt hätten, wo sie sehr unklar sind.

Er hält es schon deswegen für nöthig, in dieser Weise zu verfahren und in der vorliegenden Einleitung die Folgen nachzuweisen, welche jedes einseitig herrschende Element, wie z. B. in Frankreich das der „Protection“, hat, weil nach ihm in England die Civilisation sich am gesundesten entwickelt hat und man die Gesundheit um so richtiger erkennt, je gründlicher man die Krankheiten studirt.

Was die Geschichte von England vorzugsweise werthvoll macht, ist, daß nirgends sonstwo der nationale Fortschritt, sei es zum Guten oder zum Uebeln, so wenig Einmischung erlitten hat. Aber die bloße Thatsache, daß unsere Civilisation auf diese Weise in einem natürlichern und gesundern Zustande erhalten worden ist, macht es uns zur Pflicht, die Krankheiten zu studiren, denen sie ausgesetzt, indem wir jene andern Länder,

wo sociale Krankheiten mehr im Schwunge sind, beobachten. Die Sicherheit und die Dauer der Civilisation muß von der Regelmäßigkeit, womit ihre Elemente combinirt sind, und von der Harmonie, mit der sie wirken, abhängen. Wenn irgendein Element zu thätig ist, wird die ganze Verbindung in Gefahr gerathen; daher kommt es, daß, wenn wir auch die Gesetze der Verbindung der Elemente am besten feststellen können, wo wir diese Verbindung am vollständigsten vorfinden, daß wir doch die Gesetze jedes einzelnen Elements dort suchen müssen, wo wir dieses Element selbst am thätigsten finden. Während ich daher die Geschichte von England gewählt habe, weil in ihr die Harmonie der verschiedenen Principien am längsten aufrecht erhalten worden ist, so habe ich es gerade darum für räthlich gehalten, jedes Princip in dem Lande besonders zu studiren, wo es am mächtigsten gewesen ist und wo bei seiner ungewöhnlichen Entwickelung das Gleichgewicht des ganzen Baues gestört worden ist.

Nach dieser Methode verfährt Buckle, beleuchtet somit die Geschichte der Civilisation Englands durch die Geschichte der Civilisation anderer großer Länder, und eben hierdurch, durch diese comparative Geschichtschreibung wird sein Werk so höchst lehrreich und interessant, und bietet die vorliegende „Einleitung“ einen Ueberblick über die Gesammtgeschichte der Civilisation. Es ist auch nicht einzusehen, warum die comparative Methode nicht ebenso in die Geschichte eingeführt werden sollte, wie sie schon längst in die Naturwissenschaft eingeführt ist. Aus einer isolirten Betrachtung eines einzelnen Volks wird man doch nie das Wesen desselben und die Gesetze seiner Entwickelung so kennen lernen, wie aus einer vergleichenden. So wie das einzelne Individuum seine Vorzüge und Schwächen nur dann kennen lernt, wenn es sich mit andern vergleicht, so auch jede einzelne Nation.

In demselben Kapitel, in welchem er die Gründe auseinandersetzt, die ihn bewogen, vorzugsweise die Geschichte der Civilisation Englands zu schreiben, untersucht Buckle auch den Einfluß, den Religion, Literatur und Staatsregierung auf die geschichtliche Entwickelung üben. Dieser Einfluß wird gewöhnlich von den Geschichtschreibern als sehr groß, sehr bedeutend angesehen. Buckle dagegen zeigt sich auch hier als origineller, selbstdenkender Geschichtsforscher, indem er im Gegensatz zu jener gewöhnlichen Meinung die Geringfügigkeit des erwähnten Einflusses nachweist.

Die Franzosen haben eine Religion, die für sie zu schlecht, und die Schotten haben eine, die für sie zu gut ist. Die Freisinnigkeit der Franzosen paßt ebenso schlecht zum Katholicismus als der blinde Glaube Schottlands zum Protestantismus. In diesen und allen ähnlichen Fällen wird der Charakter der Religion von dem Charakter des Volks überwältigt, und die Nationalreligion bleibt in den wichtigsten Punkten ganz ohne Wirkung, weil sie mit der Civilisation des Landes nicht harmonirt. Wie überflüssig ist es also, die Civilisation der Religion zuzuschreiben, und wie viel mehr als thöricht sind die Versuche der Regierungen, eine Religion in Schutz zu nehmen. Paßt sie für das Volk, so wird sie keinen Schutz brauchen; paßt sie nicht dafür, so wird sie nichts Gutes wirken.

Aehnliches gilt, wie Buckle zeigt, von der Literatur eines Landes. Der Besitz einer Literatur ist für ein Volk ungleich unwichtiger, als die Geistesverfassung, womit es sie liest. In den dunkeln Jahrhunderten, die mit Recht diesen Namen führen, gab es eine Literatur mit werthvollem Inhalt; aber niemand wußte sie zu benutzen. Eine lange Zeit war die lateinische Sprache einheimisch, und wenn die Leute gewollt hätten, so hätten sie die lateinischen Classiker studiren können. Aber dazu hätten sie in einer ganz andern Gesellschaft als in der ihrigen leben müssen. Wie jeder andere schätzten sie das Verdienst nach dem Maßstab ihres Jahrhunderts, und danach waren die Schlacken besser als das Gold. Darum warfen sie das Gold beiseite und sammelten die Schlacken. Was damals stattfand, geschieht in geringerm Maße noch jetzt. Jede Literatur enthält etwas Wahres und viel Falsches, und ihre Wirkung wird vornehmlich von dem Verstande abhängen, womit das Wahre von dem Falschen gesondert wird. Keine Literatur kann einem Volke nutzen, wenn sie dasselbe nicht schon vorbereitet findet. In dieser Hinsicht ist das Verhältniß vollkommen dasselbe wie bei der Religion. Sind Religion und Literatur den Bedürfnissen eines Landes nicht gemäß, so werden sie sich unfruchtbar zeigen.

Was endlich drittens den Einfluß der Regierung betrifft, so weist Buckle nach, daß die Civilisation nicht durch denselben, sondern trotz demselben fortgeschritten ist. Die Regierenden seien im besten Fall nur die Geschöpfe, nicht die Schöpfer ihrer Zeit. Ihre Maßregeln seien die Wirkungen des socialen Fortschritts, nicht seine Ursachen. Keine große Reform, weder in der Gesetzgebung, noch in der Verwaltung sei je in irgendeinem Lande ursprünglich von seiner Regierung ausgegangen, sondern meist von kühnen, geistreichen Denkern, die den Misbrauch aufdeckten. Die Regierungen hätten durch ihre Einmischung meist hemmend gewirkt. Daß dennoch, trotz der verderblichen Einflüsse der europäischen Regierungen, die Civilisation unaufhaltsam fortgeschritten, dies beweise, daß nicht ihnen, sondern dem fortschreitenden Zeitgeist die Civilisation zu verdanken sei. Kurz, Buckle beweist aus Thatsachen der Geschichte, daß Religion, Literatur und Regierung, weit entfernt davon die Ursachen der Civilisation zu sein, vielmehr ihre Wirkungen sind und mehr von dem Zustand der Menschheit beeinflußt werden, als ihn beeinflussen.

An einem besondern Zweige der Literatur, nämlich an der historischen Literatur, weist Buckle ausführlicher nach, wie mächtig der Einfluß der jedesmaligen Civilisationsstufe ist. Wie verschieden ist doch die Geschichtschreibung früherer Zeiten von der unserigen, wie verschieden der Geist und die Richtung der Historiker! Mit Recht bemerkt Buckle, daß durch eine Betrachtung dieser Art viel Licht auf die Bewegung der Gesellschaft geworfen wird, „weil immer eine Verbindung der Art und Weise, wie die Menschen das Vergangene betrachten, mit der Art und Weise bestehen wird, wie sie das Gegenwärtige betrachten“. Die hierhergehörigen Kapitel 6 und 13 des Buckle'schen Buchs, wovon das erstere über „Ursprung der Geschichte und Zustand der historischen Literatur im Mittelalter“, das letztere über „Die Geschichtsliteratur in Frankreich vom Ende des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ handelt, sind besonders dankenswerth. Die Selbständigkeit des Buckle'schen Urtheils gibt sich auch hier kund.

Als Beweis dafür führen wir nur seine Würdigung Voltaire's als Historikers an. Während andere Voltaire als Historiker sehr gering schätzen, stellt ihn Buckle sehr hoch und zeigt, welche bedeutenden Fortschritte durch ihn die Geschichtschreibung gemacht hat. Voltaire lehrte nämlich die Historiker ihre Aufmerksamkeit auf Dinge von wirklicher Wichtigkeit richten und jene müßigen Mittheilungen beiseite lassen, mit denen die Geschichte bisher angefüllt worden war. Zum Beweise jedoch, daß diese Bewegung ebenso wol aus dem Zeitgeiste, als aus dem des Autors entsprang, weist Buckle ganz dieselbe Richtung in den Werken Montesquieu's und Turgot's, der beiden ausgezeichnetsten Zeitgenossen Voltaire's, nach. Beide befolgten insofern eine ähnliche Methode wie Voltaire, als sie die Beschreibung von Königen, Höfen und Schlachten wegließen und sich auf die Punkte beschränkten, welche den Charakter der Menschheit und den allgemeinen Gang der Civilisation aufklären.

Nachdem wir im Bisherigen die allgemeinsten Gesichtspunkte aus der Buckle'schen „Einleitung" gebührend hervorgehoben, glauben wir uns über die andern, mehr ins Einzelne gehenden Kapitel kürzer fassen zu dürfen. Das siebente Kapitel gibt einen Umriß der Geschichte des englischen Geistes von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und zeigt besonders die hohe Wichtigkeit des Skepticismus für den Fortschritt. Da Buckle allen Fortschritt der Civilisation einzig und allein von den Erwerbungen der Intelligenz und von deren Ausbreitung ableitet, so ist es natürlich, daß er dem Geist des Zweifels, welcher den blinden Autoritätsglauben stürzt und dadurch Bahn bricht für die Erwerbung neuer Kenntnisse und neuer Anschauungen, großes Gewicht beilegen muß.

Menschen, die mit ihrem Wissen vollkommen zufrieden sind, werden es nie unternehmen, es zu vermehren. Menschen, die vollkommen von der Richtigkeit ihrer Meinungen überzeugt sind, werden sich nie die Mühe geben, die Grundlage zu untersuchen, auf der sie beruhen. Sie sehen immer mit Verwunderung und oft mit Entsetzen auf Ansichten, die von denen, welche sie von ihren Vätern ererbt, verschieden sind, und während sie in dieser Gemüthsverfassung sind, können sie unmöglich irgendeine neue Wahrheit annehmen, die ihre Vorurtheile antastet. Obgleich also die Erwerbung neuen Wissens der nothwendige Vorläufer jedes socialen Fortschritts ist, so muß doch einem solchen Erwerbe selbst eine Liebe zur Forschung vorangehen, d. h. ein Geist des Zweifels, denn ohne Zweifel wird es keine Forschung, ohne Forschung keine Wissenschaft geben.

Buckle ist unsers Wissens der erste, der die Bedeutung des Zweifels für die Weltgeschichte durch ausführlichere Nachweisung seiner Wirkungen gebührend ins Licht gestellt hat; denn Buckle begnügt sich nicht, den Einfluß des Zweifels auf den Fortschritt in der Erkenntniß nachzuweisen, sondern da ihm von dem Fortschritt in der Erkenntniß auch der des politischen und socialen Lebens abhängt, so weist er damit auch den Einfluß des Zweifels auf das politische und sociale Leben nach. Der Skepticismus hat nach Buckle den Geist der Forschung geweckt, der während der letzten zwei Jahrhunderte nach und nach sich aller Gegenstände bemächtigt hat, der jeden praktischen sowol als speculativen Wissenszweig reformirt, das Ansehen der privilegirten Klassen geschwächt und so einen sichern Grund zur Freiheit gelegt hat, der den Despotismus der Könige gestraft, die Anmaßung des Adels gezügelt und sogar die Vorurtheile des Priesterstandes vermindert hat. Mit einem Worte, der Skepticismus hat die drei Grundirrthümer der alten Zeit aufgehoben, Irrthümer, welche das Volk in der Politik mit zu großem Vertrauen erfüllten, in der Wissenschaft zu leichtgläubig und in der Religion zu unduldsam machten.

Nicht minder interessant und lehrreich als das ebenerwähnte siebente Kapitel ist das achte, welches einen „Umriß der Geschichte des französischen Geistes von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Regierungsantritt Ludwig's XIV." gibt. Hier hebt Buckle besonders Richelieu's Bedeutung hervor. Richelieu demüthigte die Kirche aufs wirksamste. Weit entfernt, die Interessen der Kirche für höher als die des Staats zu halten, stellte er den Grundsatz der Politik auf, „daß der Ruhm des Staats die höchste Rücksicht wäre". Dadurch emancipirte er die Politik von dem alten geistlichen Einfluß. Während so Richelieu mit außerordentlicher Kühnheit das ganze System der französischen Politik verweltlichte, die ältesten Interessen außer Acht ließ und so das älteste Herkommen in den Wind schlug, verfolgte in einer höhern Region René Descartes eine ähnliche Richtung. So wie Richelieu's, so weist Buckle auch Descartes' großen Einfluß auf den Fortschritt der Civilisation nach, zeigt aber auch, warum der Skepticismus in Franreich nicht den gleichen Erfolg haben konnte wie in England. Beide Länder befolgten zwar die nämliche Ordnung der Entwickelung in ihrem Skepticismus, in ihrer Wissenschaft, in ihrer Literatur und in ihrer Toleranz. In beiden Ländern brach ein Bürgerkrieg aus — zu derselben Zeit, zu demselben Zweck und in mancher Hinsicht unter denselben Verhältnissen. In beiden waren die Aufständischen zuerst siegreich und wurden hernach geschlagen, und nach der Niederlage des Aufstandes wurden die Regierungen beider Völker fast in demselben Augenblicke völlig wiederhergestellt: 1660 durch Karl II., 1661 durch Ludwig XIV. Aber da hört die Aehnlichkeit auf. An diesem Punkte beginnt eine entschiedene Abweichung der beiden Völker voneinander, die länger als ein Jahrhundert immer im Zunehmen blieb, bis sie in England in Befestigung der Nationalwohlfahrt, in Frankreich in einer Revolution endete, die blutiger, gründlicher und zerstörender war, als die Welt je eine gesehen hat.

Die Ursache dieser Verschiedenheit ist nach Buckle in jenem Geiste der Bevormundung zu suchen, der das ernstlichste Hinderniß bildet, womit die fortschreitende Civilisation zu kämpfen hat.

Dieser, den wir mit Recht einen bösen Geist nennen können, ist in Frankreich immer viel stärker gewesen als in England. Ja, er bringt noch heutigen Tags unter den Franzosen die größten Uebel hervor. Er ist genau verbunden mit jener Vorliebe für die Centralisation, die sich in der Maschinerie ihrer Regierung und im Geiste ihrer Literatur zeigt.

Die Geschichte dieses bösen Geistes der Bevormundung

oder des „Schutzsystems" liefert Buckle im neunten Kapitel und vergleicht Frankreich mit England in dieser Hinsicht. Im zehnten Kapitel erklärt er aus der Macht des bevormundenden Geistes in Frankreich die Niederlage der Fronde. Das elfte Kapitel handelt von der Einführung des Geistes der Bevormundung auch in die Literatur durch Ludwig XIV. und untersucht die Folgen dieses Bündnisses der denkenden und herrschenden Stände. Das zwölfte Kapitel stellt die Auflehnung gegen den Geist der Bevormundung und die Vorbereitungen zur Französischen Revolution dar. Das dreizehnte Kapitel bespricht die Geschichtsliteratur in Frankreich vom Ende des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, und das vierzehnte oder letzte Kapitel des vorliegenden ersten Bandes handelt von den unmittelbaren Ursachen der Französischen Revolution in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Auch in diesen Kapiteln begegnen wir überall dem Buckle'schen Grundgedanken, wonach es die intellectuelle Bewegung ist, von der schließlich die Geschicke der Völker abhängen. Die Buckle'sche Geschichtschreibung ist für die Großen dieser Erde nicht schmeichelhaft. Denn Buckle zeigt ihnen überall, daß nicht sie es sind, welche die Geschichte machen, sondern der Geist. Darum polemisirt Buckle auch öfter gegen jene geistlosen Geschichtschreiber, die uns mit dem Geschwätz und Geklatsch der Höfe unterhalten, Ministern und Maitressen eine Bedeutung für die Geschichte beilegen. Er sagt:

Unsere politischen Compilatoren sehen zu sehr auf den Charakter der Individuen und zu wenig auf den Geist der Zeit, in der diese Individuen leben. Solche Schriftsteller werden nicht gewahr, daß die Geschichte jedes civilisirten Landes die Geschichte seiner geistigen Entwickelung ist, welche Könige, Staatsmänner und Gesetzgeber eher aufzuhalten als zu fördern pflegen; denn wie groß ihre Macht auch sei, im besten Falle sind sie nur zufällige und unzureichende Vertreter des Geistes ihrer Zeit. So weit sind sie davon entfernt, die Bewegungen des Nationalgeistes zu leiten, daß sie selbst nur den kleinsten Theil darin bilden und in einem allgemeinen Ueberblick des Fortschritts der Menschheit nur als Puppen zu betrachten sind, die auf einer kleinen Bühne sich breit machen und ihre Zeit verthun, während weit über sie hinaus und überall um sie herum sich Gedanken und Principien erzeugen, die sie kaum wahrzunehmen vermögen und durch welche dennoch allein der ganze Gang menschlicher Angelegenheiten schließlich regiert wird.

Durch die Auffassung und Behandlung der Geschichte in diesem Sinne hat Buckle den Blick für das wahrhaft Werthvolle, wahrhaft Bedeutende und Entscheidende in der Geschichte geschärft. Er hat entschiedener als irgendein anderer Historiker zum Bewußtsein gebracht, daß „die wirkliche Geschichte des Menschengeschlechts die Geschichte von Richtungen ist, die mit dem Geiste aufgefaßt werden, und nicht von Vorfällen, die man sinnlich wahrnimmt". Diese Einführung der geistigen Werthmessung in die Geschichte ist das Hauptverdienst des Buckle'schen Werks. Man wird von nun an einsehen, daß der Tod eines Fürsten, der Verlust einer Schlacht und der Wechsel einer Dynastie, obgleich dies Dinge sind, die mehr in die Sinne fallen und mehr Lärm machen, als jene stille und unsichtbare Bewegung der denkenden Geister, von denen der intellectuelle Fortschritt des Menschengeschlechts abhängt, doch im Grunde nichtssagende Dinge sind gegen diese. Man wird einsehen, daß die Geschicke der Nationen ganz wo anders entschieden werden, als „in den Vorzimmern der Minister und in den Rathssitzungen der Könige".

Freilich sinkt durch diese Art der Geschichtschreibung der Werth der Individuen und steigt der Werth der Massen und Richtungen. Aber bedenkt man, daß auch die größten welthistorischen Individuen nur Producte ihrer Zeit sind und daß sie nichts ausrichten könnten, wenn sie nicht eine für ihre Ideen vorbereitete und empfängliche Masse, gleichsam einen Zündstoff für die Funken ihres Geistes, in ihrer Zeit vorfänden; so wird man einsehen, daß die Rolle der Individuen in der Geschichte in der That eine secundäre ist gegen die der Massen und Richtungen.

Julius Frauenstädt.

Garibaldi-Literatur.

1. Ein Besuch bei Garibaldi im Sommer 1859. Von Theodor Mögling. Zürich, Schabelitz. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Lebensbilder zur Zeitgeschichte. I. Graf Cäsar Balbo. Den deutschen Patrioten gewidmet von Hermann Reuchlin. Nördlingen, Beck. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Lebensbilder zur Zeitgeschichte. II. Garibaldi und die Alpenjäger. Den Herzhaften unter der deutschen Jugend gewidmet von Hermann Reuchlin. Nördlingen, Beck. 1861. Gr. 8. 16 Ngr.
4. Garibaldi's Feldzug in beiden Sicilien. Persönliche Erlebnisse des Kapitän C. S. Forbes. Nach dem Englischen von J. Seybt. Mit dem Porträt Garibaldi's. Leipzig, Lorck. 1861. Gr. 8. 20 Ngr.
5. Freischaren und Royalisten. Sicilianisches Tagebuch von Hans Wachenhusen. Zweite Auflage. Berlin, Verlagscomptoir. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
6. Das neue Italien. Von Gustav Rasch. Erster Band. Berlin, Vogel und Comp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
7. Villafranca oder die Cabinete und die Revolutionen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart von Sir John Retcliffe. Ersten Bandes erste Abtheilung. Englische und deutsche Originalausgabe. Vierte Auflage. Berlin, Röhring. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Cavour und Garibaldi. Ein historisches Bild von Stanislaus Graf Grabowski. Berlin, Bach. 1862. 8. 22½ Ngr.

„Büchermachens ist kein Ende", seufzte bekanntlich schon Salomo dritthalbtausend Jahre vor Gutenberg, und es würde daher naiv klingen, wenn wir heutigen Tags über Buchmacherei noch viel Aufhebens machen und klagen wollten. Am unpassendsten würde das aber in Bezug auf eine „Literatur" sein, wie diejenige, von der wir hier einige Proben zu betrachten haben; es ist das eben nicht Literatur im höhern Sinne, es sind nicht eigentlich „Bücher", was man da macht, es ist nur gedruckte Plauderei — gossip — über Tagesgeschichte. Man würde ungerecht sein, wollte man die Sache anders ansehen und diese Producte mit dem Maßstabe messen, den man an Werke der Literatur zu legen hat. Ob und wiefern aber all diese Plauderei gut und nützlich ist, ob sie z. B. das Publikum über die Erscheinungen der Zeit wirklich aufklären hilft, ob sie dem Volke ersprießliche Winke über seine eigene Aufgabe zu geben vermag, das ist freilich eine andere Frage, die wir, wenigstens rück-

sichtlich der Mehrzahl der hier vorliegenden Schriften, leider nicht bejahend zu beantworten vermögen. Am schätzbarsten und dienlichsten sind darunter indeß immer noch diejenigen, die (wie die unter Nr. 1, 5 und 6 angeführten) sich hauptsächlich darauf beschränken, persönliche Erlebnisse und Beobachtungen mitzutheilen. Selbst wenn solche Schilderungen, wie es häufig der Fall, nur Zeitungsartikel in Buchform und von geringem literarischen Werthe sind, haben sie doch bisweilen, als Ersatz für jene Mängel, einige der Vorzüge, welche allen Selbstbiographien, wenn nur deren Verfasser nicht alles Geistes bar sind, einen nicht geringen Reiz verleihen. Während wir uns alsdann für den Verfasser selbst interessiren, sind wir auch dankbar für seine Schilderungen, weil wir wissen, daß sie uns Bilder der Wirklichkeit, nicht blos Erfundenes oder aus zweiter und dritter Hand Vernommenes und vielleicht durch falschen poetischen Flitter Entstelltes vorführen. Glück genug, wenn Schriften solcher Art, die meist ein Gemisch von politischem Zeitungsbericht und Reiseschilderung sind, mancherlei belehrende Auskunft geben; etwas Erbauendes und Erhebendes aber (was wir um so eifriger suchen, je trostloser die Ereignisse scheinen) haben sie äußerst selten, weil sie die Tagesgeschichte nicht in ihren großen Zügen, nicht in ihrer Verknüpfung mit Vergangenheit und Zukunft darstellen, sondern meist nur buntscheckige Mosaik liefern, allerlei kleine Züge, Anekdötchen, die pikantesten natürlich am liebsten, sodaß man weniger die Tagesgeschichte, als vielmehr die skandalöse Chronik des Tags zu lesen bekommt. Doch das alles kann, wie gesagt, noch nützlich und daher annehmbar sein, sobald es nur wahr ist. Entschieden verwerflich dagegen sind jene Producte, die sich für historische Romane ausgeben und unter diesem Titel an Ereignissen, an Menschen und Dingen, nach Herzenslust freveln. Da begnügt man sich nicht, das Skandalöse der Tagesgeschichte besonders hervorzuheben, man verwandelt vielmehr die Geschichte selbst in bloße skandalöse Chronik, man verunstaltet, man fälscht, und das heißt dann, die Sachen in ein poetisches Gewand kleiden.

Man sollte meinen, eine schlichte Heldengestalt, wie die Garibaldi's, könne durch falschen Schmuck nur verlieren, die echte und gesunde Romantik, die das vielbewegte Leben dieses Mannes begleitet, könne durch geschmacklose Uebertreibung nur beeinträchtigt werden; allein, begnügt sich auch das ziemlich kleine wirklich gebildete Publikum mit dem Erhabenen und Ausgezeichneten, wie es die Wirklichkeit bietet, der lesende Pöbel (wir finden kein passenderes Wort) verlangt nun einmal statt des Erhabenen grell Abenteuerliches, statt des Ausgezeichneten Fratzenhaftes, womöglich Unmögliches! und daher werden Ereignisse und Menschen entstellt und die Geschichte muß mit einer überwürzten Brühe zugerichtet werden, um für ihn genießbar zu sein. Genießbar! denn etwas anderes als Genuß, passiven Genuß ohne Selbstthätigkeit und Selbstdenken, will der lesende Pöbel auch selbst von der Geschichte nicht. Deshalb macht man denn solche sogenannte historische Romane, wie uns deren hier ein paar vorliegen. Wir wenden uns indeß zunächst zu den andern, oben verzeichneten Schriften, die nur Wahrheit und keine Dichtung geben wollen.

Das Büchlein von Mögling: „Ein Besuch bei Garibaldi im Sommer 1859" (Nr. 1), schildert, wie schon der Titel errathen läßt, Garibaldi und die Seinen während des Feldzugs gegen Oesterreich 1859. Hier begegnen wir gesunden politischen Ansichten und mancher lehrreichen Notiz. Von der Persönlichkeit Garibaldi's sagt der Verfasser (S. 9):

> Nach den verschiedenen Bildern, die ich von ihm zu Gesicht bekommen, hatte ich mir in Gedanken ein eigenes Bild von ihm gemacht, das jedoch der Wirklichkeit durchaus nicht entsprach. Ich war etwas überrascht, beim Eintreten in Garibaldi's Zimmer einen etwas ältern Mann von mehr als mittlerer Größe mit einem sehr freundlichen Gesicht, klaren blauen Augen, kurzgeschorenem, etwas grauem Bart und Haupthaar auf mich zukommen und mich freundlich begrüßen zu sehen. Sein Aeußeres hatte nichts Ungewöhnliches, er trug einen blauen Uniformrock, an der Stickerei auf Kragen und Aufschlägen erkannte man den General, seine Körperbewegung drückte Kraft und Energie aus, seine Stimme hatte einen angenehmen Ton und der ganze Mann flößte unwillkürlich Achtung und Vertrauen ein.

Ferner (S. 22):

> Garibaldi hat einige Eigenthümlichkeiten an sich, die seine Leute gut kennen, deshalb sind bei wichtigen Momenten die Augen aller seiner Untergebenen blos auf ihn gerichtet. Aus seinem Benehmen ersehen seine Leute schon, wie es steht. Er trägt stets nur eine einfache Mütze. Kommt er in die Nähe des Feindes, so hat er die Mütze so vorgezogen, daß seine Umgebung kaum die Augen von ihm sieht. Beim Beginn des Gefechts rückt er die Mütze etwas höher; je weiter der Kampf sich entwickelt, um so mehr schiebt er die Mütze auf den Kopf zurück und wenn die Entscheidung sich nähert, setzt er sie dann in den Nacken, sodaß die ganze Stirn frei wird. Dieses Zeichen kennen seine Leute und stürzen sich mit Hurrah auf den Feind, der, dem bedeutenden Anpralle nicht widerstehend, reißaus nimmt.

Wir nannten Mögling's Schrift lehrreich, und das ist sie, obwol bereits vor zwei Jahren und unter dem ersten Eindrucke der Ereignisse entstanden, heute noch; treffend sind namentlich seine Bemerkungen über die mißliche Stellung Piemonts zu Frankreich, über die Fehler und die getäuschten Erwartungen der Italiener. Nur die naive Masse oder die politischen Kannengießer des Kaffeehauses können sich einreden lassen, daß Garibaldi einerseits und die piemontesische Regierung, d. h. der Rè Galantuomo und Cavour andererseits, im wesentlichen in den Beweggründen ihres Handelns übereinstimmten. Jeder nicht ganz Verblendete dagegen sah vom Anfang an deutlich genug, daß zwischen der patriotischen und freisinnigen (Garibaldi's) und der dynastisch-ehrgeizigen Partei eine Kluft befestigt ist, die nur ausgefüllt schien und noch scheint, weil beide Parteien einander benutzen.

Die beiden Schriften von Reuchlin: „Graf Cäsar Balbo" und „Garibaldi und die Alpenjäger" (Nr. 2 und 3), bilden das erste und zweite Heft einer unter dem Titel „Lebensbilder zur Zeitgeschichte" begonnenen Reihe historischer Monographien. Da wir es hier speciell mit der jüngsten italienischen Bewegung und zwar namentlich sofern Garibaldi deren Mittelpunkt ist, zu thun haben,

enthalten wir uns auf die Schrift über Balbo näher einzugehen, die wir übrigens, ebenso wie Nr. 3, als eine verdienstliche Arbeit bezeichnen können, verdienstlich besonders deswegen, weil sie einen ernsten patriotischen Zweck im Auge hat; der Verfasser will durch die fremden Bilder, die er dem deutschen Volke vorführt, letzteres über sich selbst belehren und aufklären. Nichts ist nützlicher, bemerkt er im Vorwort zum ersten Hefte, aber auch nichts gefährlicher für unsere praktische Orientirung über unsere Stellung in der Welt und über unsere Pflichten gegen das Vaterland, als die Geschichte, als Parallelen der Vergangenheit und der Gegenwart; dasselbe gilt von der Vergleichung verschiedener Nationen. Wie viele Köpfe wurden z. B. in den Jahren 1848 und 1849 dadurch verwirrt, daß sie von der Voraussetzung ausgingen, die deutsche Bewegung müsse nothwendig denselben Verlauf nehmen, sich durch dieselben Stadien durcharbeiten, wie die Französische Revolution von 1789! Im zweiten Hefte (Nr. 3) liefert der Verfasser eine ausführliche und gründliche Schilderung der Thaten Garibaldi's und der Alpenjäger im Jahre 1859. Es ist das gewissermaßen ein Lehrbüchlein für Bildung von Freiwilligencorps und Organisation der Volkswehren. Wer namentlich darüber praktische Fingerzeige sucht, dem sei dieses Schriftchen empfohlen, in welchem ein guter deutsch-patriotischer Geist weht.

Kapitän Forbes, dessen Schrift „Garibaldi's Feldzug in Beiden Sicilien" (Nr. 4) in der uns hier vorliegenden Uebersetzung einen Halbband der Lorck'schen „Hausbibliothek" bildet, hat das bei zeitgenössischen Historikern nur zu seltene Verdienst der Unparteilichkeit und zeigt sich bemüht, Uebertreibungen auf das rechte Maß zu reduciren. Das gilt z. B. auch in Bezug auf den Zustand der neapolitanischen Gefängnisse, denen Forbes eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Er bemerkt darüber unter anderm (S. 157):

Den heutigen Tag (12. September 1860) widmete ich den Gefängnissen Neapels; nicht daß etwas in ihnen zu sehen gewesen wäre, aber jeder machte einen Rundgang durch die Gefängnisse. Die in Palermo, welche den Aussagen nach viel schlimmer waren, glichen ganz sicherlich nicht den Schreckenszellen, welche menschenfreundliche Reisende geschildert haben. Diese Herren sollten zweierlei bei ähnlichen Besuchen nie vergessen. Erstlich, daß sie aus einem Lande kommen — hier ist natürlich speciell England gemeint —, wo Verbrecher aller Klassen besser versorgt werden als Armenhausbewohner, und an Genüssen theilnehmen, die sich der ehrliche Arbeiter in keinem Fall verschaffen kann. Zweitens, daß Gewohnheiten, die in England für schweinisch gelten, in Neapel reinlich sind, und daß ein Neapolitaner von einem Gestank fett wird, der einen Engländer tödten würde. Und ich bin keineswegs überzeugt, ob der gewöhnliche neapolitanische Gefangene, wenn man ihm die Wahl zwischen einem täglichen kalten Bad und dem Zwang der Reinlichkeit oder seinem gewöhnlichen Zustand und einer schmuzigen Zelle ließe, nicht letzteres wählen würde. Die Brutalität, welche man dem neapolitanischen Gefängnißwesen vorwirft, bestand darin, daß auf den bloßen Verdacht politischen Vergehens die gebildetsten und würdigsten Personen mit dem Abschaum der verdorbensten Bevölkerung in Europa in einen Kerker geworfen wurden.... Wir wollen jetzt einmal in die Prefettura treten, in deren Hofraum rechts und links die gewöhnlichen Zellen für provisorisch Verhaftete sind.... Eine verschwenderische Anwendung von weißer Tünche und offene Thüren hatten nicht den pestilenzialischen Geruch des Ammoniaks vertreiben können, der uns Thränen in die Augen brachte, als wir eintraten. In dem innern Kerker war es unmöglich zu bleiben; hier fehlte es dem unglücklichen Gefangenen ebenso gänzlich an Licht, wie an frischer Luft. Eins dieser Löcher konnte nur durch einen Gang erreicht werden, der zu unreinlich war, als daß ich den Muth hätte fassen können, ihn zu betreten.... Wir stiegen jetzt den Berg hinauf, von welchem St.-Elmo herunterdräut und traten in das Gefängniß Santa-Maria Apparante, früher ein Kloster. Aus seinen Fenstern genießt man eine der herrlichsten Aussichten in Neapel und es ist in den heißesten Tagen kühl und anmuthig hier. Eine lange steinerne Treppe führt zu den Gängen und Zellen hinauf.. Glücklich waren die Opfer, denen diese Gefängnisse angewiesen wurden. Ihre Zellen waren hoch und geräumig und hätten dem Gefängnißsystem jedes Landes Ehre gemacht. In Nr. 1 hatte Poerio viele Jahre schwer gefesselt gesessen; ungerecht war es, daß er ohne Proceß oder Ueberführung ins Gefängniß geworfen ward, aber gegen das Gefängniß als Gefängniß konnte niemand etwas sagen.

Es fanden sich indeß noch andere Zellen, die den weiter oben geschilderten glichen und, obwol die Schließer dies leugneten, ebenfalls bewohnt gewesen zu sein schienen. Forbes bemerkt:

Später wurde mir das von Pace bestätigt, der hier von 1848 an zehn Jahre gelebt hatte und mir versicherte, daß jeden Morgen seine Kleider von dem durch den porösen Felsen gesickerten Wasser naß und seine Schuhe mit Schimmel bedeckt gewesen seien. Wäre er nicht ein merkwürdig kräftiger Mann gewesen, so hätte er es nicht überleben können. Als ich ihn fragte, ob ihn jemals Verzweiflung befallen habe, gab er zur Antwort: „Nie; der Gedanke, daß die Vergeltung schließlich kommen müsse, hielt mich aufrecht. Ich beschloß, zu leben, wenn auch nur, um Zeuge dieser Vergeltung zu sein."

Was Garibaldi's Charakter anlangt, so bemerkt Forbes, er enthalte sich darüber zu sprechen, weil ihm Worte keine Gerechtigkeit widerfahren lassen könnten. Der unwiderstehliche Zauber, der ihm erlaube, alle Herzen zu beherrschen, lasse sich auf die einfache Thatsache zurückführen, daß er das sei, was Pope das schönste Werk Gottes nennt: ein ehrlicher Mann. Oben, bei Gelegenheit des Feldzugs in Oberitalien, ward uns Garibaldi in Generalsuniform beschrieben. Forbes schildert ihn uns in der Tracht, in welcher er zur populären Figur geworden ist, nämlich etwas nach Matrosenart gekleidet, mit einem rothen Hemd, grauen Hosen, einem breitkrämpigen niedrigen Hut und einem flatternden seidenen Taschentuch auf den Schultern. Forbes erzählt (S. 59):

Während der Schlacht bei Melazzo (20. Juli) ereignete sich ein Zwischenfall, der den eigenthümlichen Charakter Garibaldi's zeigt. Da er fand, daß infolge seines persönlichen Antheils am Kampfe sein Hemd schmuzig und mit Blut befleckt war, zog er es aus, wusch es in dem vorbeifließenden Bache und hing es auf den Büschen zum Trocknen auf. Darauf aß er sein Frühstück, aus Brot, Obst und Wasser bestehend, rauchte mit nacktem Oberkörper seine Cigarette und saß in Gedanken verloren, allem Anschein nach auf das Trockenwerden seines Hemdes wartend. So theilte er im Felde und im Bivouak Gefahr und Anstrengung mit dem niedrigsten seiner Kameraden.

Hier ein Beispiel, welche Geltung er in den Augen der letztern hat. Von einem Cacciatore, dessen Compagnie bei Melazzo mehr als halb vernichtet worden war, erzählt Forbes (S. 114):

Sein politisches Glaubensbekenntniß, wie das fast aller andern Soldaten, mit denen ich gesprochen hatte, beschränkte sich auf das Wort Garibaldi. Als ich ihn fragte, worin der Garibaldi'sche Glaube bestände, antwortete er: „Italien zu einer Nation unter Victor Emanuel machen." Es war keine Verblendung dabei. Politik als Politik ist aus dieser Armee verbannt und ihre Ueberzeugung ist in dem Manne verkörpert, der sie führt. „Sowie er nach Caprera geht, gehe ich auch nach Hause", setzte mein Reisegefährte hinzu.

Was die äußerlichen und schnellen Erfolge betrifft, so kann freilich auch selbst ein Garibaldi'scher Glaube täuschen. Als Garibaldi von Neapel abreiste, richtete er einen Abschied an seine Waffengefährten und sagte bei dieser Gelegenheit unter anderm: „Wenn der März 1861 nicht eine Million Italiener unter den Waffen sieht, dann ist es geschehen um die Freiheit, dann ist es geschehen um das Leben Italiens!" Nun glauben wir aber nicht, daß es um die Freiheit und um Italien geschehen ist, obwol wir nicht an die baldige Einheit Italiens glauben und obwol im März 1861 keine Million Italiener unter den Waffen standen, was überhaupt wol nur als ein hyperbolischer Ausdruck zu betrachten sein dürfte, wie ihn die italienische Sprache liebt.

Hans Wachenhusen's „Freischaren und Royalisten" (Nr. 5), ein Büchlein, welches ebenfalls die Kämpfe in Unteritalien schildert, ist unterhaltend, ja kurzweilig, und wimmelt von Anekdoten und interessanten Notizen. Den Standpunkt des Verfassers wollen wir mit dessen eigenen Worten angeben, die wir übrigens beinahe unbedingt unterschreiben möchten. Er sagt nämlich im Vorwort:

Wenn ich ein begeisterter Verehrer Garibaldi's bin, sympathisire ich aus Instinct und Bedürfniß auch mit der Sache Italiens; aber ich habe mich gewöhnt, keiner Nation mehr Sympathie zu schenken, als sie uns entgegenträgt. Angesichts der Thatsache, daß diese Sympathien anderer Nationen für Deutschland nur nach dem Maße ihrer elenden realen Vortheile uns zugemessen werden, bin ich ein deutscher Egoist geworden und ich bin stolz auf diesen, unserm germanischen Wesen leider so mangelnden nationalen Egoismus, denn ich habe ihn eben diesen andern Culturvölkern abgelernt. Dieser Egoismus ist der Standpunkt, von welchem aus ich auch die Vorgänge in Italien beobachtet und beurtheilt habe.

Die Garibaldi'schen Truppen schildert Wachenhusen in ergötzlicher Weise oder, wenn man will, in trauriger Weise, nämlich als sehr zerlumpt. Aber diese Lumpen hatten Siege über regelmäßige Truppen davongetragen: Beweis, daß Tressen, Gold- und Silberstickereien den Feind nicht schlagen!

Man muß die Garibaldini in Sicilien gesehen haben, um ein Urtheil über ihr eigentliches Wesen zu fällen, denn wie sie in Neapel erschienen, waren sie kaum wiederzuerkennen; sie hatten Zeit gehabt Toilette zu machen, wie beispielsweise jener unter ihnen dienende deutsche Schneider, der auf dem Marsche durch Calabrien in einer Kapelle einquartirt war und sich aus der schweren gelben Brocataltardecke ein Paar Hosen fabricirt hatte, da er deren dringend bedurfte, um sich in der schönen Hauptstadt zeigen zu können.

Die Alpenjäger zeichneten sich auch in dieser Hinsicht vortheilhaft aus. „Schon der erste Blick auf diese Jäger lehrte, daß in ihnen der bessere und edlere Stoff der Armee steckte." Ganz anders aber nahm sich das Corps des Engländers Colonel Dunne aus:

Denke dir, lieber Leser, eine Räuberbande, in graue Jacken und graue Pantalons gekleidet, mit rothen, schirmlosen englischen Calicomützen, die über dem Kopf durch weiße Streifen gekreuzt, barfüßig oder wenigstens ohne Strümpfe, mit zerrissenen Jacken und Hosen, schmuzig bis zum Ekel, dabei mit Physiognomien versehen, die vom Galgen geschnitten schienen; kleine verkrüppelte Gestalten, eine Troglodytenbande, die zu discipliniren ein Meisterstück sein muß — das waren die sogenannten „figli della Libertà", die Söhne der Freiheit! In stoischer Ruhe ritt ihr Oberst neben ihnen her. Er schien nicht eben stolz auf sein Bataillon (etwa 300 Mann stark), denn selbst die Messinesen blickten mit einem gewissen Abscheu auf diese Bande, die meist aus Palermitanern rekrutirt sein sollte. Wie mir von Offizieren gesagt wurde, und wie mir am Abend der Colonel selbst bestätigte, ging dieser nur mit einem sechsläufigen Revolver bewaffnet in ihre Kaserne und ließ alle Tage ein paar von ihnen füsiliren, schoß auch wol selbst bei jedem leisesten Disciplinfehler den einen oder den andern über den Haufen, da er nur durch äußerste Strenge bei diesen Galgenvögeln seine Autorität aufrecht zu erhalten vermochte.

Garibaldi's Armee war während ihres Marsches durch die südlichen Provinzen des Festlandes sehr angeschwollen, jedoch nicht zu ihrem Vortheil, und Wachenhusen bestätigt die Ansicht, daß trotz Garibaldi's Heldenmuth und Feldherrntalent, trotz dem Zauber seines Namens und der großen Bundesgenossenschaft der überall ausgebrochenen Insurrection ihm schwerlich sein Werk gelungen wäre, wenn die neapolitanische Armee nur einen mäßigen Widerstand geleistet hätte.

Hier aber kam Coletta's Ausspruch zu seinem Recht: Das ist der Fluch des Despotismus, indem er Sklaven erzieht, findet er keinen, der zu befehlen im Stande wäre. Sklaven, blinde Werkzeuge und Büttel hatten sich die Bourbonen hier erzogen, aber kaum einen fähigen Offizier in der ganzen Armee. Wie sehr er z. B. seine Flotte hätschelte, besaß sie doch nicht einen einzigen Kapitän, der im Stande gewesen wäre, ein neapolitanisches Kriegsschiff zum Mittelmeere hinauszumanövriren.

Ueber Garibaldi's Persönlichkeit bemerkt Wachenhusen:

Sein vor den Strapazen eines mühe- und entbehrungsreichen Lebens schon zurückweichendes Haar zeigt eine nicht allzu hohe, aber doch schöne Denkerstirn, sein Auge ist keineswegs schön, aber klug, die Krähenfüße zwischen Schläfen und Augenwinkeln hat ein thatenreiches Leben dahin gezeichnet; seine leicht gebogene Nase gibt dem Antlitz den Ausdruck der Kühnheit, der untere Theil seines Gesichts steckt in einem blonden, schon mit leichtem Silber angeflogenen Barte. Garibaldi's Figur ist nicht über mittelgroß (oben sagte uns ein anderer Berichterstatter das Gegentheil). Breitschulterig und gedrängt, wie sein Körperbau ist, verräth derselbe die Härte des Eisens, und nur eine solche Hülle ist im Stande, einen so energischen und ruhelosen Geist überall zu begleiten, wohin sein Wille, sein Muth, seine Unerschrockenheit ihn treiben. Dennoch erlahmt auch dieser eiserne Körper bereits; Garibaldi leidet namentlich im Arm oft an rheumatischen Schmerzen, seine ganze Haltung hat bereits etwas Schlaffes, jedoch ohne Schwäche zu verrathen. Ausschweifend in seinen Planen, ist er von äußerster Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; er schläft, ißt und trinkt wenig und erhält sich dadurch in einer Nüchternheit, die allein im Stande ist, seinen Planen den Zügel der Besonnenheit anzulegen. Sein Costüm bestand, wie ich ihn da sah, aus einem feinen rothen Wollenhemd, über welchem eine goldene Uhrkette hing und das am Halse durch einen schmalen rothen Shlips zusammengehalten wurde. Ein grauleinenes Pantalon und der Säbel an seiner Seite — das war alles, was er um und an sich hatte.

Während wir durch die gewöhnlichen Zeitungsberichte die Dinge und Ereignisse meist nur in ihren großen und allgemeinen Umrissen zu sehen bekommen, werden sie uns durch Schriften wie vorliegende gleichsam unterm Mikroskop gezeigt, und sie gewinnen dabei in der Regel nicht. Wir sehen nicht mehr das Ganze, sondern blos die Einzelheiten, und was für Einzelheiten sind das zum großen Theil, die aber am Ende denn doch die Geschichte bilden helfen! Um die letztere über dem scheckigen Allerlei nicht zu vergessen, muß man bisweilen sozusagen einige Schritt vom Gemälde zurücktreten, sodaß man das Ganze wieder übersieht. Vergißt man nicht, dies zu thun, so wird man diese bunten Schilderungen nicht blos unterhaltend, sondern wirklich auch nützlich finden; und sie erstrecken sich in der That auf alles, behandeln nicht blos die Garibaldianer, sondern auch deren Gegner, beide nach ihren starken und schwachen Seiten; wir sehen da in nächster Nähe Helden und Gesindel, auch Amazonen, die für den „menschenjagenden Engländer" begeistert sind und sich im Kriegsgetümmel zu Hause fühlen. Hier auch ein Pröbchen, „welch hochherzige Instincte die neapolitanischen Bourbonen beseelten". Der später wegen seiner Verbindung mit einer Engländerin verbannte Prinz Carlo spazierte, etwa acht Jahre alt, eines Mittags, unter Aufsicht einer Kammerfrau, in der Nähe des königlichen Schlosses, wo Maurer beschäftigt waren.

Plötzlich sieht dieselbe (die Kammerfrau), wie der Prinz sich bemüht, einen schweren Stein an den Rand eines Plateau zu wälzen. „Aber, königliche Hoheit, was machen Sie da?" rief sie dem Prinzen zu, „der Stein ist ja viel zu schwer für Sie!" — „Pst!" winkte ihr der Prinz geheimnißvoll zu. — „Aber, königliche Hoheit, so lassen Sie doch den großen Stein liegen!" — „Nicht doch", flüsterte der Prinz, „helfen Sie mir lieber!" — „Aber wozu denn?" — „Sehen Sie da unten", antwortete der Prinz, sie an den Rand führend, „gerade hier unter uns schläft ein Maurer; ich will ihm den großen Stein auf den Kopf fallen lassen, denn ich möchte so gern einmal einen Menschen sterben sehen!"

Das Volk dieser Fürsten wird nun freilich auch in einer Weise geschildert, die uns nicht besonders für dasselbe einnehmen kann, und eins bedingt am Ende doch das andere. Die Neapolitaner scheinen nicht frei sein zu wollen, und so konnte es denn geschehen, daß unter Ferdinand II. das Polizeiwesen — versteht sich im schlechten Sinne — die interessanteste Branche der neapolitanischen Verwaltung geworden war.

Da in der guten alten Zeit der Lazzarone zwischen sich und dem Könige nur den einzigen Unterschied kannte, daß er nur so viel Maccaroni essen könne, wie er habe, der König aber soviel, wie er wollte, so sah man Ferdinand I. durch die Straßen fahren und den Lazzaroni die Zunge ausstrecken, was diese freundschaftlich erwiderten.

Was das Buch von Rasch anlangt (Nr. 6), so könnte uns, wenn wir etwas gläubiger wären, ein Blick in die Vorrede großen Respect einflößen, denn wir sehen da, daß der Hr. Doctor, wenn er auch nicht mit im Rathe der Vorsehung sitzt, doch darin zu sitzen glaubt. Er sagt nämlich:

Der zweite Band wird die Männer des neuen Italien in einer Reihe von Charakteristiken schildern. Der dritte Band soll den kommenden Ereignissen, dem bevorstehenden Kriege mit Oesterreich zur Befreiung Veneziens und dem Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstes vorbehalten werden.

Das heißt denn doch Geschichte schreiben, ohne den ernsten Griffel der Muse nöthig zu haben! Mit Genrebildchen und Anekdoten ist auch dieses Werk, dessen erster Band uns vorliegt, reich ausgestattet. Was Garibaldi anlangt, so nimmt der Verfasser dessen angefochtenes Organisationstalent in Schutz, charakterisirt ihn übrigens ausführlich, begeht aber, wie uns dünkt, einen Mißgriff, wenn er sagt (S. 273):

Garibaldi's Wesen und Charakter hat viel Aehnlichkeit mit dem Wesen des Königs von Italien. Victor Emanuel ist ein gekrönter Garibaldi.

Wir haben weiter oben angedeutet, wiefern wir in dieser Beziehung anders denken. Völlig stimmen wir dem Verfasser aber in dem bei, was er über Mazzini sagt, dem er Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er sagt unter anderm (S. 280):

In Mazzini's Herzen lebte Italien, wie Italien vergessen war; Mazzini's unermüdlicher und rastloser Thätigkeit von dem Tage an, wo er Garibaldi in die Giovine Italia aufnahm, sind die Früchte zu verdanken, welche im vergangenen Jahre in Italien geerntet wurden. Mazzini ist der erste Italiener, wenn man die Reinheit seiner Bestrebungen, seinen Opfermuth und das, was er für Italien that, als Maßstab an sein Leben legt. Auch er ist arm geblieben des Princips wegen; seine letzten 30000 Franken sandte er an Baron Stocco, um den Marsch der Calabresen nach Neapel möglich zu machen. Und zuletzt opferte er in Neapel das Princip, wofür er ein ganzes langes Leben voll Kämpfe, Mühen und Gefahren gelebt hatte, der Einigkeit seines Landes.

Der Uebergang von Schriften, deren Inhalt ein wunderliches Gemenge von Geschichte, Politik und mehr oder minder romantischer Reisebeschreibung, zu Büchern, welche die Geschichte geradezu zum Romane machen wollen, ist leicht.

Von dem „historisch-politischen Romane" von Sir John Retcliffe: „Villafranca oder die Cabinete und die Revolutionen" (Nr. 7), liegt uns nur die erste von den sechs Abtheilungen vor, die ihn dem Inhaltsverzeichnisse zufolge bilden sollen. Dieses Sechstel ist allein ein Großoctavband von 439 Seiten; die uns zur Zeit noch unbekannte sechste Abtheilung führt den Titel: „Für die Zukunft", und wenn die Gegenwart so brühwarm und zugleich so ausführlich verarbeitet wird, kann es dem Verfasser begreiflicherweise selbst so eng darin werden, daß er sich nur durch Hinübergreifen in die Zukunft Raum zu schaffen vermag, was er dann freilich nicht im Sinne der Philosophie der Geschichte, sondern im Sinne ganz gewöhnlicher Speculation thut. Wenn solche Producte von einem großen Publikum gierig genug gelesen werden — das vorliegende Buch z. B. rühmt sich bereits einer vierten Auflage —, so ist das ein Zeichen, daß es der Zeit noch an einem rechten Ernste fehlt. Solche Romane werden von Leuten gelesen, die gar keine Zeit und Muße haben, sich mit etwas Ernstem und Würdigem, z. B. mit der Geschichte selbst, zu befassen, aber Zeit vollauf, sich an derartigen Geschichtsmishandlungen

zu [illegible]. Die heilige Sache der Völker wird da zum grellen bunten Guckkastenkram, zum Zeitvertreib und pis-aller stumpfsinniger oder blasirter Hohlköpfe gemacht, welche die Lectüre, die zur Belehrung, zur Erbauung, zur Begeisterung dienen sollte, nur so gebrauchen, wie der Pöbel den Fusel. Die hervorragenden Persönlichkeiten der neuesten Geschichte werden hier in derselben würdigen Weise vorgeführt, wie in einem Puppentheater auf dem Jahrmarkte. Ludwig Napoleon, Kossuth, Garibaldi und seine Gattin, Mazzini, Orsini, Bonpland u. s. w., alle erscheinen in bunter Reihe und in wunderlichen Verbindungen, von denen sich diese so verschiedenen Leute selber niemals etwas träumen ließen. Orsini erscheint natürlich noch nicht als Attentäter in dieser ersten Abtheilung des Romans: wir begegnen ihm bei Gelegenheit der Flucht Napoleon's aus dem Schlosse Ham! Ebendaselbst kommt ein Engländer mit Ludwig Napoleon zusammen, welcher dem letztern alles genau weissagt, was im Laufe der nächsten Jahre geschehen wird; aber dieser Mann trägt blos die Maske eines Engländers und gibt sich plötzlich als Mazzini zu erkennen. Solche fabelhafte Erscheinungen, wie der „menschenjagende Engländer" werden natürlich in einem solchen Buche mit besonderer Vorliebe benutzt. In Betreff dieses „Barbaren" bemerkt übrigens Rasch („Das neue Italien", S. 287):

Oberst Peard commandirte — in Garibaldi's Armee — eine vortreffliche Compagnie von Revolverbüchsenschützen. Es ist dies derselbe Engländer, von dem conservative und im österreichischen Solde schreibende deutsche Blätter während des Feldzugs von 1859 die alberne Geschichte erzählten, daß er sich aus Blutdurst den Alpenjägern angeschlossen habe, mit seiner Büchse in wunderbarer Entfernung treffe und sich jeden getödteten Oesterreicher in sein Taschenbuch notire... Mr. Peard ist ein Gentleman aus Cornwallis, ein in jeder Hinsicht respectabler Mann, dazu ein Mann von Herz, von Geist und von Charakter... An jener albernen Geschichte ist nur das wahr, daß er statt mit der Muskete mit einer Doppelbüchse bewaffnet war... Das beste Zeugniß für Oberst Peard ist wol, daß er Garibaldi's Freund ist und von ihm sehr geachtet und geliebt wird u. s. w.

Das „historische Bild" von Stanislaus Graf Grabowski: „Cavour und Garibaldi" (Nr. 8), sündigt zwar nicht in so greller Weise durch Geschichtsfälschung, entbehrt aber jedes poetischen Schimmers, den man von ihm verlangen könnte, da es doch wenigstens ein Halbroman sein will. Die darin verarbeitete Geschichte reicht von Garibaldi's Expedition nach Sicilien bis zu Cavour's Tode, also bis zur jüngsten Zeit! So blitzschnell müssen die historischen Personen sich jetzt zum Romane verarbeiten lassen. Mit dem eigentlichen Romane ist übrigens diese Geschichte nur äußerst lose verknüpft, beide laufen nebeneinander und lassen sich leicht voneinander trennen. Ein liebend Paar, ein harter Vater, ein intriguanter Pfaffe haben die Ehre, die Aufmerksamkeit des Lesers zugleich mit den historischen Persönlichkeiten in Anspruch zu nehmen. Der Liebhaber dient zum Ärger des Alten unter Garibaldi; die Geliebte entweicht aus dem väterlichen Hause nach Neapel zum Geliebten, vermählt sich dort mit ihm, ehe es der reactionäre intriguante Pfaffe verhindern kann und zuletzt kommt eine Versöhnung mit dem Vater — aber versteht sich nicht mit dem Pfaffen — zu Stande. Von dieser Versöhnung nur durch einen Gedankenstrich geschieden folgen dann wieder Kammerberichte, auch werden wir in der Eile noch an Cavour's Sterbebette geführt und auf der letzten Seite des Buchs besinnt sich der Verfasser wieder, daß er nicht blos Geschichte, sondern auch einen Roman geschrieben hat und versichert uns, daß das junge Paar glücklich ist. Welche Schnelligkeit! Am 6. Juli war Cavour gestorben und kaum eines Monats bedurfte es, um das schon am Schlusse eines Romans gedruckt lesen zu können! Dergleichen könnte man nicht billigen, selbst wenn dem Romane, insofern er ein Kunstwerk sein soll, genügt wäre. Nur die Impietät kann sich in solcher Weise, wie es hier geschehen ist, an der Geschichte vergreifen und mit indiscreter frecher Hand die gefeierten Männer und die ernsten heiligen Interessen der Zeit zum Gegenstande frivolen Ergötzens herabziehen. 53.

Ein culturhistorischer Roman.

Jakobäa von Holland. Ein culturhistorischer Roman von Jeanne Marie von Gayette. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir leben entschieden in der Zeit der culturhistorischen Romane. Helden, Dichter, Gelehrte und Naturforscher müssen sich zu culturgeschichtlichen Romanen verarbeiten lassen; denn der „Idealität" ist einstweilen der Abschied ertheilt und der Realismus herrscht im Roman wie anderwärts; überall ist das „Fait accompli" der Fürst der Zeit. Nun wohlan; es wäre immer ein Fortschritt, eine Annäherung an die Wirklichkeit, an das Realprincip, die dem deutschen, zum Verflüchtigen in der Gedankenwelt so geneigten Geiste freilich noth thut, wenn nur alles das, was sich für eine culturgeschichtliche Arbeit ausgibt, diesen Namen auch wirklich verdiente! Allein Frauen fällt es schwer, sich Begriffe von kritischer Natur recht klar zu machen, und so ergeht es auch der Verfasserin mit der Bezeichnung ihres Buchs als eines culturhistorischen Romans. Genügte hierzu die Verwebung irgendwelcher geschichtlichen Person oder Thatsache in eine übrigens freie romantische Erfindung, so wären schon alle Romane Walter Scott's und seiner Nachfolger als culturgeschichtliche Arbeiten anzusprechen, was zu thun doch noch keiner ernsthaften Kritik eingefallen ist. Wir müssen daher der Sache näher zu kommen suchen. Was soll der culturhistorische Roman, als eine besondere Kunstgattung leisten und gewähren? Welches sind die Merkmale, die diesen Begriff constituiren? Das ist die Frage! Da ergibt sich nun, daß in dieser Gattung die Erfindung zunächst ganz zurückzutreten und daß sie ihre Stelle einem geistigen wahrhaften Bilde der Zeit, ihren Ansichten und ihren Bestrebungen einzuräumen hat. Die Personen, die Thatsachen treten nicht nur an und für sich, sondern als Ausdruck und Träger dieser Zeit vor uns auf; wir sollen durch sie nur die Zeit und ihre Gestalt erblicken. Im culturhistorischen Roman darf nichts erfunden, alles nur angeschaut, der Wirklichkeit selbst entlehnt erscheinen. Auch die Motive der Handlung müssen geschichtliche sein und die Erfindung darf nicht weiter, als höchstens auf die Gruppirung der Thatsachen sich erstrecken und auf die poetische „Verdichtung" der Sitte und der Vorgänge der Zeit. Sind dies nun aber die Hauptmerkmale des culturhistorischen Romans, so entspricht die „Jakobäa von Holland" der Verfasserin diesen Forderungen wenig. Wir finden hier zwar eine Reihenfolge historischer Thatsachen und geschichtlicher Personen im vollen Costüm der Zeit: allein die Beweggründe ihrer Handlungen gehören der Dichtung an oder sind doch wesentlich unhistorisch, dem Culturstande der Zeit

ganz fremd. Der romantischen Erfindung ist mindestens ein Drittel des gesammten Buches eingeräumt und dem äußern Costüm der Zeit sichtbarer Zwang angethan. So ist eine [illegible]liche „historisch-romantische Herzensgeschichte" — in dieser Beziehung nicht ohne Werth —, aber kein culturhistorisches Gemälde der Zeit entstanden.

Das eigentliche Gebiet des Frauenromans aber ist Herz und Gemüth, wie das des Männerromans der Gedanke und die aus diesem hervorwachsende That ist. Es ist nun äußerst schwer, in der Vermischung beider Gebiete eine feste Basis für den Roman zu finden, und nur ganz eminenten Geistern pflegt dies zu gelingen. Zu diesen ist die Verfasserin jedoch nicht zu zählen, und es ist daher auch nicht zu verwundern, daß sie nach beiden Seiten hin, indem sie nach einer Zwischenstellung inmitten beider Gebiete sucht, Fehlgriffe macht. Der Gedanke, uns die staatliche Bildung der Niederlande in einem historischen Gemälde klar zu machen, wird von einer hyperromantisch erfundenen Herzensgeschichte verwirrt und beschädigt, so gut wie diese von jenem, und beider Ziel wird dann natürlich verfehlt. Indem wir daher den Plan des Ganzen nicht loben können, vielmehr auch hier wieder erkennen, wie den Frauen die geschichtlichen Zustände des Mittelalters fast immer ein unverstandenes Buch bleiben, ist uns nur übrig, für einzelnes unsere Anerkennung auszusprechen, und diese soll denn auch dem Buche nicht fehlen. Eine achtbare Geschichtskunde, männlicher Blick und Kenntniß der Welt wird an mancher Stelle dieses Werks deutlich. „Holland", sagt die Verfasserin, „ist eine Wasserpflanze, Nebel hüllen es ein, trübe Dünste hindern die Sonne, ihre volle Beleuchtung über das Land auszugießen. Dennoch ist es kein kränkliches, schläfriges Geschöpf. Es hat Widerstand leisten gelernt und ist dabei erstarkt: es trägt das Bedürfniß freier Entwickelung in sich und hat sich die Freiheit erkämpft, es ist stolz auf seinen Sieg über die Natur, ohne den Hochmuth zu kennen, denn es ist gewöhnt, sich niemals sicher zu dünken, und indem es die Wellen beobachtet, die an seinen Küsten dahinjagen, denkt es, daß es vorwärts müsse, gleich ihnen. Das Meer ist seine Zeitenuhr, die Tage, die einander verschlingen, wie die Wellen, sollen auch Schätze abwerfen und in sein Netz führen, gleich ihnen." Dergleichen gut gegriffene Bilder begegnen dem Leser oft und gewinnen der Verfasserin unsere Achtung.

Jakobäa, die Tochter eines gutmüthigen und schwachen Vaters und einer herzlosen, machtsüchtigen Mutter, Margarethe von Baiern, hatte ein Erbe zu übernehmen, das ihr von allen Seiten durch Vettern und Nachbarn, am meisten und erbittertsten aber von ihrer Mutter streitig gemacht wurde, der großen Parteien der Städte nicht zu gedenken, die sich unter dem Namen der „Fische" und „Kabeljaus" blutig bekämpften. In diesem Wirrsal steht die sechzehnjährige Jakobäa allein. Die väterliche Liebe und der mütterliche Haß hatten sich dahin verbunden, sie mit dem Herzog von Touraine, Sohn Karl's VI. und der fränkischen Isabeau, zu vermählen. Ein kurzer Schimmer des Glücks kam über sie, als ihr Gemahl dem Gift erlag, das die Mutter ihm in einem Kleide beigebracht; der Dauphin stirbt und seine siebzehnjährige Witwe, trauernd um den Verlust des geliebten Vaters, inmitten eines im Bürgerkriege verwilderten Volks, habgierigen Verwandten, aller Wuth der Parteien und einer unnatürlichen Mutter gegenüber, aber voll Muth — das ist das Bild, das diese Erzählung uns darstellt. Dies Bild ist in der That ernst und fesselnd und bedürfte kaum der Zuthat einer nicht sehr glücklichen romantischen Erfindung, um für uns anziehend zu sein. Von dieser später. Die Erzählung eröffnet sich mit dem Plane Margarethens, ihre Tochter einem Gatten zu unterwerfen, der hinlänglich schwach ist, um ihren Entwürfen kein Hinderniß entgegenzustellen, und doch stark genug, um Jakobäa's Selbständigkeit zu brechen. Ihre Wahl fällt auf den Herzog von Brabant, Johann, ihren Neffen. Dieser nimmt die Wahl an, um der pfirsichfarbenen Wangen und der Sammthaut Jakobäa's willen, und Jakobäa unterwirft sich, um der Herrschaft willen, und die Verbindung erfolgt. In dieser Zeit hatte sich der Kunstgeschmack des Mittelalters mächtig entwickelt; der Geist der Poesie, der schönen Kunst, aus Italien und dem Orient eingebürgert, regte sich in mächtigen Schöpfungen der Baukunst und der Malerei. Johann van Eyck und seine Schule blühten und die Verfasserin führt uns ein so glänzendes Gemälde dieser Kunstblüte vor, daß wir dasselbe wol für die gelungenste Partie in dem culturgeschichtlichen Theile ihres Buchs erklären dürfen. Die Fürsten, ja die blutige, unnatürliche Mutter Jakobäa's selbst huldigen dieser Kunst und ihrer Uebung, und sie nennt Eyck mit dem Brudernamen, während der Meister sie ihrer Arbeiten wegen ausschilt. Ein gleich reiches Schauspiel gewährt uns der große Markt zu Brügge von Industrie und Handel der Niederländer in dieser Zeit. Wir lernen ferner Meister Jansen, den Blumenmaler, als ersten Erfinder des Buchdrucks kennen, dessen Schüler Faustus das Geheimniß des Meisters nach Mainz bringt: alles dies als Bilder des Culturlebens dieser Epoche. Inzwischen nehmen die politischen Ereignisse in wechselnden Siegen und Niederlagen der Parteien ihren Verlauf. Die geängstigte Jakobäa, von ihrem schwachen Gemahl verleugnet und verbannt, findet an Ritter Frank von Borsel eine treue Stütze; zweimal von ihr zu ihrem Statthalter ernannt, von den verbundenen Gegnern zuletzt besiegt, gefangen, zum Tode verurtheilt, befreit sie den geliebten Mann durch das Opfer ihrer Herrschaft, und den Herzog selbst verbindet sie mit dem neu geliebten Freunde. In diesen Hergang webt die Geschichte der armen Elsen, Jakobäa's Milchschwester und Pflegetochter der blinden Prophetin Aischa, ihre romantischen Fäden. Doch diese zu entwirren und den tragischen Ausgang ihrer Liebe zu Heinrich, dem englischen Ritter, zu verfolgen, müssen wir dem Leser selbst überlassen und bemerken nur, daß, indem uns auch die englischen Verhältnisse in den Kreis der Begebenheiten hineinspielen, es der Erzählung an stoffartigem Inhalt in der That nicht fehlt. Vielfach begegnen uns in allen Theilen Spuren besserer Vorstudien und einer ernstern Behandlung, als sie in Frauenromanen gewöhnlich sind; sie erwirken Achtung für das sichtbare Bestreben, wahre und dauernde Bilder hinzustellen. Von Eyck heißt es: „Er vor allen war es, der die Kunst aus ihrem Verfall zu erheben arbeitete. Sein erster Sieg war die heitere ungetrübte Frische des vollen Tageslichts, die er auszudrücken wußte, und wie der Lichtstrahl, der auf seiner «Verkündigung» durch das geöffnete Fenster dringt, dessen Wärme man zu empfinden meint, also drang das Licht seiner Kunst wie ein Gottesleuchten erwärmend und erhellend in sein Heimatland." In Wirklichkeit war das herrliche Gemälde nichts als das Abbild seiner Schwester Margarethe im sonnenbeleuchteten Nebenzimmer.

Aus dem Bilde des großen Marktes zu Brügge treten uns ähnliche gute Studien entgegen. „Wo gab es eine glänzendere Messe als diese? Vierunddreißig Nationen hatten hier ihre Repräsentanten, ihre reichen Erzeugnisse des Handels und der Industrie in der berühmten Halle von Ypern versammelt! Da kam England mit seinen Wollenwaaren, seinem Blei, seinen Kohlen und seinen Erzeugnissen aus Milch; da schickte Skandinavien und der russische Norden seine Holzstämme, seine Lederwaaren, seine schönen, bunten Felle und seine Zobelpelze; da öffnete der Süden seine glänzenden Silber- und Goldläden, seine Emailarbeiten, seine gelben und weißen Wachskerzenlager, Kirchen und Häuser zu erleuchten. Da rollte Spanien seine vollen Oelfässer [illegible] und häufte seine getrockneten Früchte in hohen Pyramiden [illegible] oder ließ seine Seidenstoffe in der Luft flattern und sein Quecksilber in großen Glasglocken rollen. Da schickte Frankreich [illegible] großen Gebinde feurigen Weins und sein kostbares Salz, [illegible]rend Asien und Afrika ihre Gewürze sendeten, und Reis, [illegible]wolle und Alaun zu kleinen Felsen aufbauten. Da [illegible] endlich auch Deutschland mit seinem vielgesuchten Eisen, [illegible] Stahlwaaren, seinem Korn und seinem edeln Rebensaft. [illegible] wogte die Menge, wie rauschte das Sprachengewirr [illegible]ander, wie lärmten die Gaukler, schrien die Händler mit [illegible] den Vögeln, wie tanzten die sarazenischen Mädchen, [illegible] Kameeltreiber, Affenführer und Jongleurs, Feuerfresser u. s. [illegible]

Wenn wir hiernach im Recht zu sagen, daß einzelnes in dieser Arbeit auf gerechte Würdigung vollen Anspruch hat, so begründet sich auch der Wunsch, daß die Verfasserin den wirklichen Zuständen der Zeit noch tiefer nachgeforscht und ihren Zeichnungen mehr Realität gegeben haben möchte. Das Romanelement nimmt aber zu viel Raum und die Neigung zu Aeußerlichem und zu persönlicher Zeichnung zu viel Zeit hin, um der Aufgabe eines Culturbildes auch nur annähernd gerecht zu werden. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als die Verfasserin sich sonst von den Unarten des Frauenstils so ziemlich frei gemacht hat und das ernste Bestreben bekundet, etwas Dauerhafteres zu liefern als Frauenromane gemeinhin zu sein pflegen. In dieser Beziehung möchten wir ihr denn ihre Schwester Mathilde Raven zum Vorbild empfehlen. 4.

Aus Nordamerika.

Wieder erhielten wir einmal eine Nummer des bostoner „Pionier", die vom 22. August, deren Zusendung uns bei den jetzigen nordamerikanischen Wirren willkommen war, um so mehr, da sie wieder manchen interessanten Culturstoff enthält. Zunächst findet sich darin eine gegen uns selbst gerichtete Notiz, veranlaßt durch unsere „Auseinandersetzung mit dem Pionier" in Nr. 28 d. Bl. Karl Heinzen stellt an uns das Ansinnen, seine gegen uns gerichtete Erklärung „unverkürzt und unverfälscht" zum Abdruck zu bringen; doch wir werden das bleiben lassen, um uns für Interessanteres, was die uns vorliegende Nummer des „Pionier" enthält, Raum zu ersparen. Wir hatten gesagt, Karl Heinzen schieße lieber mit Injurien als mit Kugeln, und unser überseeischer College nimmt davon Anlaß, zu definiren, was er unter „Muth" verstehe. Er behauptet z. B. humoristisch genug, daß er den Muth, am Potomac als einzelne Schildwache 1000 Mosquitos Trotz zu bieten, höher anschlage als den Muth, in Gesellschaft mit 800000 Mann auf die Rebellen zu schießen. Bei dem jetzigen Bürgerkriege handle es sich, wie er weiter bemerkt, um einen Vernichtungskampf, den „unversöhnliche Gegensätze" stets herbeiführen müßten, um eine zeitige, energische und gründliche Durchfechtung des Kampfes mit „Kanonen und Galgen". Namentlich von dem Galgen scheint Heinzen, wenn er je zur Weltdictatur gelangen sollte, einen recht ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen, und vor Massenfüsilladen würde er dann wol ebenso wenig zurückschrecken als irgendein europäischer Autokrat und Usurpator. Wir faßten uns unwillkürlich an den Hals, als wir am Schluß seiner gegen uns gerichteten Erklärung lesen mußten: „Wir haben an euch nur ein Anliegen: setzt uns in den Stand, allen Schurken und Feiglingen das verdiente Schicksal zu bereiten, und wir werden euch Unterricht im Muth ertheilen." Wir könnten es den deutschen Seilern nicht verdenken, wenn sie mit Freuden der Zeit entgegensähen, wo Karl Heinzen an der Spitze der in Soldaten verwandelten Abonnenten seines „Pionier" erobernd den Boden Deutschlands betreten und hier eine Republik nach seinem Muster etabliren sollte; denn sie haben Aussicht, dann gute Geschäfte zu machen.

Karl Heinzen nennt die Gegensätze, welche den jetzigen Krieg in Nordamerika herbeiführten, „unversöhnliche"; sind sie es aber, so wäre es wol das Klügste gewesen, die Südstaaten bis auf weiteres ihrem Schicksale zu überlassen. Die Sklaverei ist für das Gefühl eines gebildeten Europäers abscheulich, und sie wird noch abscheulicher durch die Motive, wodurch jüngst der Vicepräsident der südlichen Conföderation sie zu rechtfertigen suchte. Zugleich verdient aber erwähnt zu werden, daß auch ein Deutscher und dabei ein objectiver Kenner der nordamerikanischen Verhältnisse, Otto Ruppius, in einem in Nr. 39 der „Gartenlaube" veröffentlichten Aufsatze die Nothwendigkeit der Negersklaverei, wie sie unter jenen Breiten besteht, aus Rassegründen und im Hinblick auf sociale und klimatische Verhältnisse nachzuweisen gesucht hat. Gibt es doch unter allen Völkern historisch Gewordenes und in die gesellschaftliche Ordnung Eingewachsenes, das sich durch einen Gewaltschnitt nicht beseitigen läßt, obschon alle Einsichtigen darüber einverstanden sind, daß es sich vom höchsten Humanitätsstandpunkte nicht gutheißen lasse.

Zwar verwirft gerade jenes Christenthum, welches Heinzen als den Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft betrachtet und verdammt, grundsätzlich jede Sklaverei und Leibeigenschaft. Aber der Krieg ist an sich ebenfalls abscheulich, wo ihn nicht die dringendsten Umstände, die Verletzung und Gefährdung der heiligsten Nationalrechte und Freiheiten, die Bedrohung der nationalen Existenz durch einen fremden Eroberer als gerechtfertigt erscheinen lassen und nothwendig machen. Ein ernsthaft und bis aufs Messer geführter Krieg kann in wenigen Jahren mehr Uebel und Ruin, zehnfach mehr wahrhafte Leiden und Schmerzen und zugleich auch mehr Dienstbarkeit und Knechtschaft bereiten als die Negersklaverei in 100 Jahren, und in den Südstaaten ist die Negersklaverei, welche, nach Ruppius, den Yankees kein Gegenstand des Mitleids und der Humanität sondern nur Vorwand zur Erreichung selbstsüchtiger politischer Absichten ist, einmal in einer Weise organisirt, daß ihr nicht der Krieg, sondern nur die unwiderstehlich fortschreitende Gewalt humaner Principien und Interessen oder ein allgemeiner Sklavenaufstand und Niedermetzelung aller Weißen gründlich ein Ende machen kann, obschon mit Aussicht auf ein späteres Soulouquesches Empire. Dem Redacteur des „Pionier" scheint Menschenblut freilich so angenehm zu riechen, daß ihm ein solches allgemeines Massacre gerade willkommen sein würde. Das ist das, was er „Logik" nennt; wir haben eine andere, für die wir freilich den Heinzen'schen Galgen verdienen. Es würde daher auch nichts helfen, wenn man ihm, die Geschichte in der Hand, nachzuweisen versuchen wollte, daß namentlich der Bürgerkrieg, dieses schlimmste und riskanteste aller geschichtlichen Hazardspiele, in den meisten Fällen mehr die Nationalwohlfahrt und die Cultur zerstört, als sie gefördert hat. Athen und Sparta waren auch „unversöhnliche Gegensätze", aber der Peloponnesische Krieg hat sie nicht aufgehoben, er hat beiden nur unheilbare Wunden geschlagen, an denen das griechische Staatswesen und die griechische Cultur zu Grunde gingen. Protestantismus und Katholicismus sind auch „unversöhnliche Gegensätze", aber die innern Kriege, welche die fürstliche und besonders die habsburgische Politik über Deutschland heraufbeschwor, haben sie nicht aufgehoben, sie haben Deutschland nicht protestantisch, aber auch nicht katholisch gemacht; beide confessionelle Heerlager bestehen noch; aber Elend, Ruin, nationaler Bankrott und Militärdespotismus sind davon die Folgen gewesen und die Reichseinheit ist darüber verloren gegangen. Die Yankees haben als unumstößlich angenommen, daß die Truppen der Südstaaten außer Stande seien, vor ihren Milizen das Feld zu behaupten, und sie haben daher mit unzulänglichen Kräften angegriffen, während gerade der Angreifende als der verantwortlichere und im Falle der Niederlage auch gefährdetere Theil die auszuspielenden Trümpfe möglichst sicher in Händen haben muß. Aber niemals haben die Yankees, die in ihren Journalen eine Flut des beleidigendsten Schimpfs über die Männer des Südens zu ergießen gewohnt und sie unversöhnlich zu stimmen beflissen waren, in ihrem Leichtsinn und Hochmuth daran gedacht, sich die Frage zu stellen, was denn geschehen solle, wenn die Südstaaten im Felde sich überlegen zeigen und, was doch gar nicht unmöglich scheint, siegreich aus dem Kriege hervorgehen sollten? Gut und Blut nicht blos, sondern auch die viele von den kriegposaunenden Journalen darauf gewandte Tinte und Druckerschwärze wären dann umsonst vergeudet, und man würde gezwungen sein, die Südstaaten und mit ihnen die Sklaverei anzuerkennen, von allen Clauseln Umgang nehmend und ohne Hoffnung, diese Frage sobald wieder in Napoleonischer Weise „studiren" zu können. Und leider hätte die Sklaverei erst dann ihre eigentliche Sanction erhalten. Wir sagen dies alles nur, um unser Bedauern daran zu knüpfen, daß sich zur großen Genugthuung einer gewissen Partei in Europa dieser Riß in der Schöpfung Washington's, ja mitten durch ihr Herzblatt hindurch offenbart hat.

Manch bittere Frucht hat der jetzige Kriegszustand den Nord-

amerikanern schon eingetragen. Man berichtet über zahlreiche Verwarnungen der Zeitungsherausgeber, Zerstörung von Druckereien, Mishandlung von einzelnen Redacteuren und über Willkürmaßregeln seitens der Staatsgewalt gegen die Tagespresse. Preßfreiheit genießt im Süden wie im Norden jetzt nur, wer im Dienst der herrschenden Partei schreibt. Im übrigen haben wir zu viel Vertrauen zu der angelsächsischen Rasse und ihrer Gewöhnung an das Selfgovernment, als daß wir eine systematische und permanente Gewaltmaßregelung im Sinne europäischer Reaction befürchten könnten. In manchen Stücken dürfte sich freilich eine strengere Disciplin als heilsam und nothwendig herausstellen.

Sehen wir uns den weitern Inhalt des „Pionier" vom 22. August genauer an, so müssen wir einem Freunde recht geben, welcher sich dahin äußerte, für den Heinzen'schen Radicalismus müsse ein ganz neuer Name erfunden werden. In der That ist so etwas noch gar nicht dagewesen; es ist ein Radicalismus zum — Todtschießen. Mit der Menschheit ist es zwar schlecht genug bestellt; wenn sie aber wirklich so niederträchtig wäre, wie sie sich im Kopfe Heinzen's darstellt, dann wäre es am gerathensten, wir hingen uns, Heinzen ausgenommen, alle im nächsten Augenblick in Masse auf und überließen diese verfluchte Erde sich selbst — und dem Genie Heinzen's, der dann allein wirthschaften und sein Menschenheitsideal an sich selbst in aller Ruhe zur Ausführung bringen könnte. Hören wir, in wie liebreicher Weise Heinzen seine deutschen Landsleute schildert: „Man hat mitunter eine große Indignation zur Schau getragen wegen des Vorwurfs, daß das deutsche Volk im allgemeinen «niederträchtig» sei. Jedes Volk — wie ja auch das französische beweist — hat von der Natur und Erziehung eine gute Dosis Niederträchtigkeit mit auf den Weg bekommen. Jedes Volk betet diejenigen an, die es in der Gewalt haben, und küßt die Ruthe, die es geißelt, ja das römische Volk vergoß sogar Thränen, nachdem es seinen Nero verloren, und das russische beweinte blutrünstig seinen Iwan. Aber diese Art des Knechtssinnes bildete sich immer nur aus in einer langjährigen Schule wahrer Tyrannei und war gepaart mit einer entsprechenden sittlichen wie geistigen Roheit. Doch das deutsche Volk ist niederträchtig, ohne durch neronische Tyrannei abgestumpft oder durch russische Verkommenheit entmenscht zu sein. Auch hat keine andere Niederträchtigkeit diesen specifisch hündischen, mit Gemüth kriecherischen, mit Innigkeit sich prostituirenden, mit Moral verworfenen, mit Wissenschaft sich erniedrigenden Charakter der deutschen. Wie es scheint, kann nur ein Deutscher ein ganz freier Mensch, aber auch nur ein Deutscher ein ganzer Hund sein. Keine Sprache hat einen Ausdruck für «allerunterthänigst» und keine kann das Wort «ersterben» übersetzen. Kein anderer Servilismus hat diese fenchtäugige, vor seliger Erniedrigung zitternde Hingebung, diese aufdringlich sich «unterbreitende» Prostitutionswuth und diesen leibwächterlichen Fanatismus, einen Fanatismus, der ein förmliches Ritterthum des Knechtsinnes und eine Religion der Wegwerfung schafft, einen Fanatismus, welcher diejenigen, die nie eines Zorns gegen Unterdrückung fähig waren, mit der Wuth einer Bestie gegen die Feinde der Unterdrücker inspiriren kann. In Deutschland können Menschen, die nie den Zorn eines Mannes empfunden, einen «Mannes»-Charakter documentiren durch den Zorn eines Hetzhundes, und Memmen, die alleinstehend keinem freien Menschen ins Auge zu blicken wagen würden, werden Helden als Knechte unter dem Schutz der Polizei und dem Zuruf eines Pöbels, der fast so hündisch ist wie sie. Doch Hunde sind versöhnlich. Man versetze den Studenten Becker aus seinem Kerker auf den preußischen Thron, zur Rechten das Schwert, zur Linken den Brotkorb und als Dessert einen Teller voll Ordenskreuze daneben, und morgen leckt ihm mit glühender Inbrunst das ganze Hundegesindel die Füße, das ihn heute mit maultriefender Furie anbellt, von der «Volkszeitung» bis zur «Kreuzzeitung», vom Commerzienrath bis zum General, vom «Demokraten» bis zum Junker."

So etwas kann über seine eigene Nation doch nur ein Individuum schreiben, welches selbst dieser „niederträchtigen" Nation angehört, von einer deutschen Mutter geboren und später an den Brüsten irgendeiner deutschen alma mater ernährt ist! Daraus ergibt sich von selbst die Beantwortung auf die Frage, der wir weiter in dieser Nummer des „Pionier" begegnen: „Wie kommt es doch, daß die Deutschen überall gehaßt und verachtet sind? In Italien, in Ungarn, in Polen, in Frankreich, in England, in Amerika — überall dasselbe demüthigende Urtheil über die Deutschen. Ich glaube, selbst die Chinesen wissen es, daß wir die Parias von Europa sind. Das deutsche Volk hat seit dem Bauernkriege alle Selbstachtung verloren. Ulrich Hutten war der letzte deutsche Mann des Volks, denn Luther war ein ehrgeiziger Fürstenknecht, und mit Florian Geyer's schwarzer Schar ging die letzte Schar zu Grunde, die für Deutschlands Ehre focht. Drei Jahrhunderte hindurch gab es nun kein Volk mehr, sondern Herren und Knechte" u. s. w.

Das in dieser Stelle angeführte Factum, betreffend die Geringschätzung der Deutschen im Auslande, läßt sich allerdings schwerlich ganz in Abrede stellen; man muß es vielmehr wieder und immer wieder hervorheben; denn die Belege dazu mehren sich im Westen wie im Osten, im Norden wie im Süden und rücken uns immer näher auf den Leib. Wie es ehemals Judenhetzen gab, so gibt es jetzt förmliche Deutschenhetzen. Die meisten Deutschen empfinden dabei nichts — denn nur nach der schwachen dänischen Seite hin zeigen sie eine etwas mehr als gewöhnlich empfindliche Haut — und die politische Centralbehörde in Frankfurt denkt gar nicht daran, für die Gewaltthaten und Eigenthumsbeschädigungen, die etwa einem Deutschen im Auslande zugefügt werden, Genugthuung und Entschädigung zu fordern. Was aber soll Lippe-Detmold oder Baduz-Lichtenstein thun, wenn plötzlich allen außerhalb Deutschlands lebenden Lippe-Detmoldern oder Baduz-Lichtensteinern der Hals umgedreht werden sollte? Schon dieses Gefühl vollkommener Verlassenheit macht die im Auslande lebenden Deutschen demüthig und schüchtern, bald zu Schmeichlern der Gewalt, bald zu Schmeichlern des Pöbels und zugleich zu Pasquillen auf die Ohnmacht ihrer Regierungen machen. Dürfte doch selbst das anscheinend mächtige Oesterreich gegenwärtig kaum im Stande sein, seinen eigenen in Ungarn lebenden deutschen Unterthanen ausreichenden Schutz zu verleihen; hat es doch ruhig zusehen müssen, daß deutsche Schulen, deutsche Theater u. s. w. in Menge durch magyarische Beschlüsse aufgehoben und die davon Betroffenen dem Elend preisgegeben wurden. Selbst während der letzten verhängnißvollen zwölf Jahre haben es die doch hinlänglich gewarnten Regierungen verschmäht, ein deutsches point d'honneur herzustellen, sondern es aus kleinlichen Rücksichten vorgezogen, das deutsche Volk in seinem atomistischen Zustande zu belassen. Leider wird diesem Uebel weder durch renommistische Selbstberühmungen, wie man sie so oft in Deutschland zur Unzeit und am unrechten Orte hört, noch durch Heinzen'sche Selbstbeschimpfungen abgeholfen.

Vier Helden hat jedoch, nach dem „Pionier", diese „niederträchtige" deutsche Nation hervorgebracht; diese sind keine andern als — Staps, Sand, Tschech und Oskar Becker, welcher letztere ja, nach seiner vor seinen Richtern abgegebenen, nicht sehr heroischen Erklärung, nur einen bloßen Schreckschuß zu thun sich erlaubt hat, vermuthlich um einigen Lärm in der Welt zu machen. Weiter ruft der „Pionier": „Nieder mit den liberalen Zeitungen, nieder vor allem mit dem liberalen Nationalverein!" Der politische Mord, wo möglich Massenmord aller Fürsten und „Fürstenknechte", aller Nationalvereinler und liberalen Zeitungsschreiber scheint einmal zu den Lieblingsphantasien des „Pionier" zu gehören. Von den Professoren sagt Heinzen: „Wir halten jeden deutschen Professor von vornherein für servil, schon deshalb, weil er, wenn er es nicht wäre, nicht Professor sein könnte." Ein deutscher Correspondent des „Pionier" bemerkt mit Bezug auf Virchow: „Die Deutschen hätten sich schon manche Enttäuschungen auf politischem Gebiete ersparen können, wenn sie weniger geneigt gewesen wären, Götzendienst mit Naturforschern zu treiben." Ein anderer Correspondent beklagt, daß es in Deutschland keine republikanische Partei mehr gebe, und führt dann

fort: „Namentlich aber ist die ganze jüngere Generation entschieden antirepublikanisch und antirevolutionär. Die Studenten besonders machen mit ihrer Theilnahmlosigkeit, ihrer eiteln kindischen Prahlerei mit allergnädigst privilegirten Farben und Bändern einen höchst betrübenden Eindruck" u. s. w. Nur dürften Correspondenzen wie diese wenig geeignet sein, in Deutschland die Sympathien für diese Art Republik wieder wachzurufen.

Erfreulich dagegen ist, was dem „Pionier" aus Washington über die deutschen Regimenter berichtet wird. Von dem Regiment De Kalb, dessen Oberst von Gilsa freilich hart mitgenommen wird, wird z. B. gesagt: „Ordentlichere, hübschere und in ihren Uniformen mehr europäisch aussehende Leute hatte ich nie gesehen, als dieses Regiment im Juni hier eintraf, und namentlich war es die Compagnie Zuaven, die sich dem Regiment beigesellt hatte, welche wahrhaft überraschend nett, frisch und kriegerisch aussah." Nun, gute Soldaten sind die Deutschen, und sie haben sich auch jetzt in Nordamerika als solche gezeigt; aber sie scheinen nicht ebenso gute Politiker zu sein, so weise sie sich auch dünken, und meist fangen sie es verkehrt an und haben Unglück, wenn sie praktische Politik zu treiben unternehmen. Heinzen seinerseits bemerkt in einem Artikel „Deutsche Colonels", um jenes militärische Selbstgefühl abzudämpfen: „Wir halten es mit der Zeit um so mehr für nöthig, unsern deutschen Militärgrößen etwas auf die Finger zu sehen, da sich schon hier und da jener stupide und brutale Flintenkolben- oder Corporalsdünkel wieder zu zeigen beginnt, der sich namentlich in der badischen Revolution so ekelhaft breit machte, jener Dünkel, der jeden vernünftigen Menschen mit Verachtung behandeln oder zum Feigling stempeln zu können glaubte, welcher seinen Kopf nicht für jede Dummheit blindlings in den «Kugelregen» trug, sondern der Meinung war, es gebe für den Kopf noch andere Dinge zu thun, als diejenigen, wobei jeder Kosack ihn ausstechen kann."

Auch erfährt man aus vorliegender Nummer etwas über Friedrich Hecker, jetzt Oberst, und da man von dessen militärischen Leistungen im gegenwärtigen Sonderbundskriege bisher wenig in Deutschland erfahren hat, außer daß er vor Beginn des Kriegs schwor, dem Feinde keinen Pardon zu geben, so thun wir vielleicht unsern Lesern einen Gefallen, wenn wir die betreffende Mittheilung hier zum Abdruck bringen. Heinzen theilt zuvörderst folgende Notiz aus der in Chicago erscheinenden „Union" mit: „Früher als wir erwarteten, ist Hr. Hecker unserer Ansicht beigetreten, daß sein Platz nicht an der Spitze eines Regiments sei. Er hat seine Entlassung eingereicht, weil er mit seinen Leuten nicht fertig werden könne. Die Entlassung ist freilich noch nicht angenommen, ist aber ein genügender Beweis für die militärische Ungeeignetheit Hecker's. Trotz allen Versuchen einer, wir wissen nicht weshalb, für Hecker's Militärtalent begeisterten deutschen Presse ist das Wort des Mephistopheles eingetroffen:

Setz' dir Perrüken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer — was du bist."

Heinzen fügt dieser Mittheilung mit beißendem Spott hinzu: „Wir müssen diese Nachricht für irrig oder für Verleumdung halten, solange sie nicht durch Weiteres bestätigt wird. Nein, der «feste, eiserne Charakter» unsers deutschen Washington ist nicht disponirt, so schnell ein Werk wieder aufzugeben, das er selbst der Welt so pomphaft angekündigt hat. Nein, unser Hecker bleibt auf dem Posten, bis er siegt oder fällt, er legt das Schwert, das er sich eben erst «umgegürtet», nicht ungeröthet wieder ab. Nein, Friedrich Hecker weicht nicht, solange er den Filzdeckel nicht «auf der Spitze des Schwertes» vorangetragen und den Feind niedermedußt hat. Wenn die chicagoer «Union» meldet, der Feind, der nahenden Gefahr sich bewußt, habe dem furchtbaren Recken den noch furchtbarern Hut stehlen lassen und mit der Kopfbedeckung habe Simson Hecker auch den Kopf verloren, so könnten wir ihr glauben. Jetzt aber lassen wir uns nicht irre machen. Was? Der Mann, der den Rebellen keinen Pardon gibt, sollte «mit seinen Leuten nicht fertig werden können?» Das kann nur glauben, wer den Glauben an den Filzdeckel verloren.

„N. S. Haben wir's nicht gesagt? Der Telegraph meldet am 20. wörtlich Folgendes:

«Ironton, Mo., Aug. 17. Messengers bring information that Colonel Hecker, who left here on Thursday evening with his regiment, had suppressed a body of four hundred rebels, near Fredericksburg early yesterday morning, captured all their camp equipage, and ate their breakfast they had just prepared. Twelve prisoners were also taken.»

„Daß unser Colonel mit 1000 Mann 400 verjagte, ist nicht die Hauptthat, wie andere glauben mögen, sondern die Hauptthat ist, daß er «ihr Frühstück verzehrte». Er allein? Das eben läßt der Telegraph zweifelhaft. Wenn das ganze Regiment an dem für nur 400 Mann zubereiteten Frühstück theilnahm, so vermuthen wir, daß sein Oberst, der «keinen Pardon gibt», also keine Gefangene mit sich führt, die zwölf unglücklichen Rebellen zu einem «zweiten Frühstück» hat zubereiten lassen. Auch läßt der Telegraph es ungewiß, ob der «Colonel», als er das Frühstück attakirte, «vom Pferde stieg und den Hut auf der Spitze des Schwertes (oder Brotmessers) vorantrug». Allem Zweifel entrückt aber ist die Thatsache, daß Hecker dem Frühstück «keinen Pardon» gegeben hat."

Der „Pionier", dieser Thersites unter den Zeitungen, läßt überhaupt nicht leicht jemand ungeschoren, der es zu irgendeiner einflußreichen Stellung gebracht hat; er nennt unter anderm in seiner Nummer vom 18. August den Oberst Blenker einen „militärischen Gecken", den Oberst von Steinwehr einen „grandiosen Schwindler", den Oberst Einstein einen „Juden mit furchtbarem Mundwerk", und vom „Colonel" Seydel behauptet das Blatt, er habe in Neuyork einen Tanzsalon und ein Hôtel d'amour gehalten.

Im übrigen glauben wir, daß Karl Heinzen, trotz seiner Schmähreden gegen die Deutschen, sein Volk mehr liebt, als er sich und andern glauben machen will. Wir schließen dies unter anderm daraus, daß er sich mit den innern Verhältnissen und Zuständen Deutschlands fortdauernd in so ausführlicher Weise beschäftigt, daß sein „Pionier" eigentlich mehr für Deutschland als für die Deutschen in Nordamerika berechnet zu sein scheint. Er fühlt aber instinctmäßig, daß das deutsche Volk, welches sich freilich leider überhaupt um seine im Ausland befindlichen Angehörigen nicht viel zu kümmern pflegt, ihn nicht zurückbegehrt, und so nimmt sein Heimweh allerdings etwas seltsame Formen an, indem er zugleich die ihm in Neuyork in Bezug auf innere deutsche Verhältnisse gewährte unbegrenzte Preßfreiheit in etwas ausgiebiger Weise benutzt. Wir leugnen nicht, daß uns bei alledem Karl Heinzen, dem es an Geist und Energie des Verstandes keineswegs fehlt und der die Aufrichtigkeit selbst ist, als ein Problem nicht wenig interessirt. Die disparatesten Elemente, liegen bei ihm durcheinander. Vergebens suchen wir z. B. seine für Goethe kund gegebene Verehrung mit Ton und Inhalt seines Blattes zusammenzureimen. Goethe, der dem weimarischen Karl August als Minister diente und doch die schönste Gelegenheit hatte, sein Brutus zu werden und das weimarische Ländchen in eine Republik zu verwandeln, kann ja in Heinzen's Augen nichts weiter sein als ein „Fürstenknecht", der hundertmal den Strick verdient hätte.

H. M.

Notizen.

Zur französischen Journalistik.

Die „Revue germanique", für die sich bekanntlich bis gegen Ende des vorigen Jahres in Deutschland selbst ein stehendes Heer von nicht weniger als 15 Abonnenten, darunter mehrere in Deutschland residirende Ausländer zusammengefunden hatte, bespricht seit Anfang dieses Jahres außer der deutschen Literatur auch die anderer Völker, besonders die französische,

weshalb sie sich auch den Titel „Revue française et étrangère" beigelegt hat. Da sie außerdem, wie in der in Heidelberg erscheinenden „Volkszeitung für Süddeutschland" berichtet wurde, die Erlaubniß erhalten hat, auch politische Fragen behandeln zu dürfen, so nimmt sie jetzt einen ähnlichen Standpunkt ein, wie die „Revue des deux mondes", nur unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands und indem sie sich, gleich dem ebenfalls von Neffzer geleiteten „Temps", ohne Umschweife und Verclausulirungen einfach und fest auf den Boden des Nationalvereins stellt. Der ebengenannte „Temps" der, wie schon bemerkt, die gleiche Richtung unter den französischen Tagesblättern vertritt, liefert für einen geringen Zuschlag seinen Abnehmern auch die Revue, sodaß denselben beide Journale zusammen nicht höher als etwa die „Debats" zu stehen kommen. In dem Programm des „Temps" hieß es unter anderm: „Wenn wir uns die gegenwärtige Lage ohne Befangenheit vergegenwärtigen, so darf heutzutage eine Zeitung, welche den Fortschritt anstrebt, nichts als die zugleich allgemeine und uninteressirte Aufgabe der politischen Volkserziehung sich zum Ziele setzen. Die politische Volkserziehung ist das Werk des gegenseitigen Unterrichts. Wir können alle voneinander lernen, die Individuen von den Individuen, die Völker von den Völkern. Es ist nicht genug, daß die Nationalitäten sich kräftigen; sie müssen einander auch kennen und achten lernen, sich gegenseitig nähern und einander durchdringen. Unserntheils werden wir bemüht sein, zu diesem berechtigten Bestreben allgemeiner Annäherung und gegenseitiger Durchdringung nach Kräften beizutragen" u. s. w. Was die politische Richtung des „Temps" betrifft, so nimmt diese Zeitung in der französischen Presse eine besondere Stellung ein; sie hält sich von den Parteien wie von der Regierung vollkommen unabhängig, will nicht Organ für das sein, was man in Frankreich die alten Parteien nennt, sondern arbeitet dahin, der Kern einer jungen Partei zu werden. In beiden Blättern sind dieselben Mitarbeiter thätig, und man begegnet unter ihnen auch vielen deutschen Namen, z. B. Karl Dollfus, Ulbach, Johannes Weber, Scheerer, W. Bürger u. a.

An die „Revue germanique" wurden wir noch erinnert durch eine Notiz in Nr. 9 der neu begründeten pariser Monatsschrift „La critique française. Revue philosophique et littéraire", betreffend einen Aufsatz Seinguerlet's über die deutschen Universitäten in der erstern Revue. Seinguerlet hatte in seinem Artikel namentlich die auf deutschen Hochschulen herrschende vollkommene Freiheit des Unterrichts hervorgehoben, in ihr eine Frucht des Protestantismus erblickt und daran eine Schutzrede Luther's geknüpft. Die „Critique française" ist nun nicht der Meinung, daß Frankreich die Universitäten des Nachbarlandes um diese „heureuse indépendance" sehr zu beneiden habe. Diese auf philosophische Fragen beschränkte Freiheit des Worts wolle wenig bedeuten; die Hauptsache sei, die Jugend für das praktische Leben zu erziehen und die Zöglinge der Hochschulen zu Menschen und zu Bürgern auszubilden. Die Wissenschaft sei in Deutschland immer nur eine abstracte, und dies habe zur Folge, „que les étudiants turbulents qui font tant de tapage à Heidelberg, deviennent de très-pacifiques ministres ou les plus dociles employés". Unter den Bücheranzeigen in derselben Nummer der „Critique française" begegneten wir auch der Anzeige einer französischen Uebersetzung von Feuchtersleben's „Diätetik der Seele", die unter dem Titel „Hygiène de l'âme, par baron *E. de Feuchtersleben*, traduit de l'allemand par le Dr. *Schlesinger-Rahier*" erschienen und mit einer biographischen Skizze Feuchtersleben's von Pellagot und einer philosophischen Studie von Adrien Delondre, Professor an der philosophischen Facultät zu Douai, eingeleitet ist.

Ein Gesellenstammbuch des 17. Jahrhunderts.

Robert Keil, der sich schon durch die in Gemeinschaft mit seinem Bruder Richard herausgegebene „Geschichte des jenaischen Studententhums" und durch die (in Nr. 34 d. Bl. besprochene) Sammlung „Deutsche Studentenlieder aus dem 17. und 18. Jahrhundert", um die deutsche Culturgeschichte erhebliche Verdienste erworben, hat eine neue culturgeschichtliche Quelle ausfindig gemacht und zwar in den zugleich für die Spruchpoesie eine reiche Ausbeute gewährenden deutschen Stammbüchern früherer Jahrhunderte. Neuerdings gab er bei Schauenburg in Lahr heraus: „Ein denkwürdiges Gesellenstammbuch aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Originalmittheilung, als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Spruchpoesie und des deutschen Culturlebens überhaupt." Der Herausgeber bemerkt in der Einleitung, daß nur wenige größere Stammbüchersammlungen in Deutschland existiren, von denen eine der größten, wenn nicht geradezu die bedeutendste sich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befinde, die von dem großherzoglichen Hause von jeher mit besonderer Vorliebe gehegt und vermehrt worden sei. In dieser Sammlung wie in zahlreichen, von befreundeten Privatfreunden ihm mitgetheilten einzelnen Stammbüchern habe er Forschungen angestellt, und er sei dabei auf einige historisch merkwürdige Einzelheiten gestoßen, unter anderm auf ein Gesellenstammbuch, aus dem er nun in vorliegender Schrift die charakteristischsten Reimsprüche mittheilt, Bemerkungen über sittengeschichtliche Momente der Zeit, über die im betreffenden Stammbuche befindlichen Federzeichnungen, über die Reisen des Besitzers u. s. w. einflechtend und dadurch die Auszüge im erzählenden oder doch referirenden Tone verknüpfend. Es ist dies das Stammbuch des Buchbindergesellen Christoph Felber von Hall in Tirol, das er während seiner langjährigen, etwa zwanzigjährigen Wanderungen durch das südliche Deutschland und das östliche Europa (Danzig, Posen, Lissa, Konstantinopel u. s. w.) führte, das mit dem Jahre 1642 beginnt und mit dem Jahre 1662 schließt, wo er sich bereits als Buchbindermeister in Olmütz niedergelassen hatte. Dieses Stammbuch wurde von den Nachkommen Felber's in großen Ehren gehalten und gut conservirt, kam um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Besitz des Stammbuchsammlers Wagner in Ulm und ging mit den übrigen Bänden der Wagner'schen Sammlung im Jahre 1815 an die großherzogliche Bibliothek in Weimar über. Gesellenstammbücher sind übrigens, wie der Herausgeber anführt, aus jener Zeit, wo die Schreibekunst unter den geringern Ständen noch wenig verbreitet war, sehr selten; es sind dem Herausgeber außer dem Felber'schen nur noch zwei aufgestoßen, das eines Christian Lommer aus Zeitz, eines Buchdruckergesellen, und das eines Johann Karl Cober aus Amberg, eines Apothekergesellen. Das Buch ist den Manen Arndt's gewidmet und in dieser Widmung auch ein Schreiben Arndt's an die beiden Brüder Keil mitgetheilt, welches wir als eine theuere Reliquie auch hier zum Abdruck bringen wollen. Es lautet: „Bonn, 12. Wintermonats 1860. Dank, herzlichsten Dank für alle Ihre lieben Wünsche. Ich bin mit Wünschen, Ehren und Freuden bei dem Eintritt in mein einundneunzigstes Jahr fast überschüttet worden und bin heute noch müde von der überwältigenden Last. Wollen sehen, ob Gott mich zu einem deutschen hundertjährigen Wunder machen will, und muthig ferner fortpilgern. Die Stammbuchblätter aus den fürchterlichen deutschen Jahren 1640—60 werden wol traurige Zeichen und Spiele aus jener Zeit genug enthalten. Ein gutes deutsches Jahr mitten durch und aus der allgemeinen europäischen und deutschen Verwickelung und Verzettelung der Dinge. In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt."

Die „Geschichte eines Bissen Brotes".

Das von Th. Creizenach sehr gut redigirte Beiblatt der „Zeit", das „Neue Frankfurter Museum", gedenkt folgender in Paris erschienenen Schrift des Professor Jean Macé: „Histoire d'une bouchée de pain, lettres à une petite fille sur la vie de l'homme et des animaux", mit großem Lobe. In dieser „Geschichte eines Bissen Brotes" gibt uns der Verfasser, wie der Berichterstatter im „Neuen Frankfurter Museum" bemerkt, „in anziehend volksthümlicher, jugendlich heiterer Sprache einen Ein-

blick in den wundervollen Organismus des Menschen- und Thierlebens, seine Gedanken höchst originell an die Begegnisse und Wandlungen eines Bissen Brotes anreihend." Jean Macé macht darin auch einmal eine Abschweifung auf politisches Gebiet, die zwar in ein populär-wissenschaftliches Werk dieser Gattung nicht eigentlich gehört, die aber gerade für uns Deutsche von besondern Interesse ist. Er spricht von den unverdaulichen Nahrungsmitteln und bemerkt bei diesem Anlaß: „Gott hat bei seinem Wirken nur eine Verfahrungsweise, wenigstens kennen wir nur eine. Er zerstört, um neu zu bilden; er erbaut das, was sein wird, mit den Trümmern dessen, was gewesen ist; er verfertigt, wenn ich mich so ausdrücken darf, Leben mit Tod, und was sich im Kleinen in unserm Magen ereignet, das ereignet sich im Großen überall in der Welt. Die Staaten sind diesem allgemeinen Gesetze in demselben Grade unterworfen, wie alles andere, und es ist nicht immer ein Vortheil für sie, wenn sie sich nicht in dem großen Magen der Zeit verdauen lassen wollen. Da wir nun an diesem Punkte angelangt sind, halten wir etwas an, und um dir wieder einmal zu zeigen, wie diese kleine Geschichte vom Essen, so ruhig im Familienkreise erzählt, ihre Arme nach rechts und links auszubreiten vermag, ohne ihren Standpunkt zu verlassen — weißt du, warum Frankreich jetzt ein so starkes und lebensvolles Land ist, das eine so bedeutende Stellung in der Welt behauptet und das selbst denjenigen, die es mit scheelen Augen ansehen, fortwährende Beachtung abnöthigt? Das kommt daher, weil die tausend kleinen Staaten, aus denen es im Mittelalter zusammengesetzt war, gern ihre Zustimmung gaben, sich verdauen zu lassen, sich aufzulösen und unterzugehen, um in einem tausendmal schönern und herrlichern Dasein neu aufzuleben! Und weißt du auch, warum Deutschland, der Schrecken unserer kleinen Kinder, die Geographie lernen, mit einer zahlreichern, aufgeklärtern und sittlich höher stehenden Bevölkerung, mit seinen Legionen von auf allen Gebieten ausgezeichneten Männern, in Wirklichkeit, was es auch dagegen sagen möge, seinen Rang erst hinter Frankreich einnimmt? Das rührt daher, weil Deutschland ein Gemengsel unverdaulicher Staatchen ist, die sich bis auf den heutigen Tag gegen alle Anstrengungen der Zeit, sie aufzulösen, tapfer gewehrt haben, von denen jedes einzelne seine Form für sich bewahren will, und die sich alle mit Händen und Füßen sträuben, sich in jenen allgemeinen Nährstoff zu lösen, der allein fähig ist, die Kraft und das Leben zu erhalten im Herzen eines Volks."

Wir theilen mit dem Berichterstatter des „Neuen Frankfurter Museum", wenn auch nicht das unbedingte Vertrauen, doch den aufrichtigen Wunsch, daß die Kraft des deutschen Volks robust genug sein möge, „die Unverdaulichen, wenn sie ihm auch noch einige Zeit im Magen liegen werden, am Ende doch noch zu überwinden", und demnach auch den Wunsch, daß die deutsche Geographie, „worin bekanntlich unsere französischen Nachbarn — was wir ihnen bei der Fülle des Stoffs gar nicht verargen — nicht sehr stark sind, bald vereinfacht und deren Studium unserer beiderseitigen Jugend erleichtert werden möge". H. M.

Bibliographie.

Ravignan, X. G. de, Das Leben der christlichen Frau in der Welt. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Freiburg im Br., Herder. Gr. 16. 18 Ngr.

Reber, H., Der Bayerwald. Mit 1 Karte. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reich, A., Berliner Dramaturgie. 1stes Heft. Berlin, Lassar. Gr. 8. 6 Ngr.

Riese, A., Carl X. Gustav's von Schweden Kriegszug über das Eis gegen Kopenhagen im Jahre 1658 mit einem Rückblick auf die damalige Kriegs-Verfassung Schweden's. Eine Episode aus der früheren Kriegs-Geschichte. Mit 1 Karte, 1 Plane und 6 Beilagen. Berlin, Voss. Lex.-8. 1 Thlr.

Ruhe, H. A., Eugen Aram oder das Verbrechen als Gegenstand der Kunst mit Bezug auf Thomas Hood und E. L. Bulwer. Bromberg, Levit. Gr. 8. 10 Ngr.

Schirmer, A., Das Handelshaus Wilford oder die Falschen und die Echten. Vier Theile. Berlin, Janke. Gr. 16. 4 Thlr.

Segesser, A. P. v., Die Beziehungen der Schweizer zu Mathias Corvinus, König von Ungarn in den Jahren 1476—1490. Lucern, Schiffmann. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Sonchay, C. F., Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. 2ter Band. Geschichte der Salier und Hohenstaufen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Storm, T., Drei Novellen. Berlin, Schindler. 16. 15 Ngr.

Tasche, H., Bilder auf der Reise zur Naturforscherversammlung in Königsberg, im Herbst 1860. Mit besonderer Berücksichtigung der Bernsteinablagerung an der samländischen Ostseeküste, des Steinsalzvorkommens bei Staßfurt; nebst einigen andern wichtigen geologischen und socialen Fragen. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gießen, Heyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Tholuck, A., Vorgeschichte des Rationalismus. 2ter und letzter Theil. — A. u. d. T.: Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts. 1ste Abtheilung. Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zum westphälischen Frieden. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Umlauff von Frankwell, V. Ritter, Leben und Wirken eines österreichischen Justizmannes. Ein biographisches Denkmal zur Erinnerung an den k. k. Oberlandesgerichts-Präsidenten Johann Karl Ritter Umlauff von Frankwell. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Volger, W. F., Der Ursprung und der älteste Zustand der Stadt Lüneburg. Ein Versuch. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 8. 10 Ngr.

Werner, Minna, Dichtungen. Genthin, Gr. 8. 1 Thlr.

Wilcken, P. J., Krumme Wege überall! Erzählungen aus dem Leben. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Deutschland's Einheit und der National-Verein. Ein Vorschlag zur Güte und zur Aussöhnung des Vereins mit den deutschen Regierungen. Eine Stimme aus der Rheinpfalz. (Von F. Th. Fr.) Speyer, Lang. 8. 5 Ngr.

Griepenkerl, R., Festprolog zur Feier der 1000-jährigen Gründung der Stadt Braunschweig. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Hasenklever, J. G., Dr. Rudolf Nagel, der freireligiöse Dissident, und dessen Verdächtigung meines Glaubens. Remscheid, Krum. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Herzog von Coburg-Gotha. Magdeburg, E. Baensch. 8. 5 Ngr.

Hupfeld, H., Die heutige theosophische oder mythologische Theologie und Schrifterklärung. Ein Beitrag zur Kritik derselben. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Lex.-8. 6 Ngr.

Joska der Flüchtling, oder drei Jahre nach 1848. Temeswar, Sellheim. 8. 5 Ngr.

Plath, E., Gegen das Zunftwesen. Hamburg, O. Meißner. 8. 8 Ngr.

Sack, Kurze Geschichte der Stadt Braunschweig. Erinnerungsblatt an Braunschweigs 1000jährige Jubelfeier. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. Fol. 5 Ngr.

Tittmann, F. W., Nationalität und Staat. Dresden, Höckner. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die deutsche Einheit. An das deutsche Volk. Von D. J. K. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 6 Ngr.

Zimmermann, R., Philosophie und Erfahrung. Eine Antrittsrede. Gehalten am 15. April 1861. Wien, Braumüller. Lex.-8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

In zwanzig Bändchen zu 10 Ngr. 8. Geh.

Erstes Bändchen: Das Urbild des Tartüffe.

Lustspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage.

Diese neue wohlfeile Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen, im Format und Preis sich der „Volksbibliothek deutscher Classiker" anschließend, macht dieselben dem Privatbesitze zugänglicher, da sie gegen die frühere Gesammtausgabe um mehr als die Hälfte billiger ist. Die früheren Dramen erscheinen sämmtlich in neuer Umarbeitung, zum Theil in vierten und fünften Auflagen. Außerdem enthält die Ausgabe drei Dramen mehr als die frühere Ausgabe.

Alle drei Wochen wird ein Bändchen ausgegeben. Nach Vollendung der Ausgabe behält sich die Verlagshandlung eine Erhöhung des Preises vor.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch das erste Bändchen und ein Prospect über die ganze Ausgabe zu haben ist.

Stuttgart, Verlag von Carl Mäcken.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Michel Angelo Buonarroti als Dichter

von

Dr. Wilhelm Lang.

Elegant geheftet. Preis 1 Fl. 24 Kr. oder 24 Ngr.

So mannichfache Untersuchungen sich in neuerer Zeit mit dem Leben Michel Angelo's beschäftigt haben, dessen Persönlichkeit den Forscher fast nicht minder reizt, als seine künstlerische Bedeutung, so fehlte doch bisjetzt eine eingehende Darstellung seiner dichterischen Wirksamkeit. Diese Aufgabe versucht vorliegende Schrift zu lösen, indem sie die Gedichte Michel Angelo's im Zusammenhang mit seinem ganzen Leben auffaßt und in der Darstellung seiner poetischen Thätigkeit zugleich den innern Entwickelungsgang des denkenden Künstlers, des reifenden Mannes verfolgt.

In Commission von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung in Karlsruhe ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zu Göthe's Geburtstag!

Ein Gedenkblättchen,

Freunden und Gesinnungsgenossen gewidmet

von

Moritz Müller

in Pforzheim.

Preis 3 Sgr. oder 9 Kr. Rhein.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Nun vollständig erschienen:

Forschungsreisen in Arabien und Ost-Afrika,

nach den neuesten Entdeckungen von

Burton, Speke, Krapf, Rebmann u. A.

bearbeitet von

Karl Andree.

Zwei starke Bände von 64 Bogen. Nebst 8 Bildern in Ton- und Farbendruck, sehr zahlreichen eingedruckten Holzschnitten und 1 Karte. Preis complet 6 Thlr.

Das Werk enthält Burton's Reisen in Arabien zu den heiligen Städten Medina und Mekka und dessen Reisen in Ost-Afrika durch das Land der Somal nach Härrär, Orte und Gegenden, welche vor ihm noch kein christlicher Europäer betrat. Ferner enthält der zweite Band das Wesentliche der Forschungen von Krapf, Erhardt und Rebmann und ganz besonders Burton's und Speke's Reise in die neuentdeckte Seeregion zur Auffsuchung der Nilquellen. Eine vorzügliche von Herrn Dr. H. Lange gearbeitete Karte von Afrika, welche die sämmtlichen Entdeckungen nebst Reiserouten der kühnen Forscher enthält, ist dem zweiten Bande beigefügt; diese wird auch apart zu 16 Sgr. verkauft.

Im Verlage von Gustav Lücke in Winterthur ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arnold von Winkelried.

Trauerspiel in fünf Akten

von

Theodor Meyer-Merian.

Preis geh. 15 Ngr.

Einfach und edel wie der Held ist auch die Sprache des bekannten Dichters, welcher, fern von allem Pathos, den geschichtlichen Stoff meisterhaft zu behandeln wußte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein höchst merkwürdiger Briefwechsel, dessen Veröffentlichung bereits in weiten Kreisen Theilnahme und Aufsehen erregt hat: Liebesbriefe des jungen, nachmals so berühmt gewordenen Ludwig Börne an die gefeierte Henriette Herz, Herzensergüsse eines reichbegabten Jünglings, in denen der Charakter des spätern Mannes schon deutlich hervortritt, wiewol in ganz neuem, überraschendem Lichte. Das Vorwort schließt mit den Worten: „Mögen alle, die an dem hellen Geist, der warmen Vaterlandsliebe, dem muthigen Freisinn des edeln Mannes sich erfreuten, auch diesem seinem Jugendbilde ihren Antheil schenken!"

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 10. October 1861.

Wolfgang Amadeus Mozart.

1. W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Vier Theile. Mit 5 Bildnissen, mehreren Facsimiles, 10 Notenbeilagen und einem Namen- und Sachregister. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1856–59. Gr. 8. 13 Thlr.

Mit ausdauerndem, echt deutschem Fleiße ist diese bedeutendste Biographie unserer Zeit auf musikalischem Gebiete innerhalb vier Jahren vollendet worden und das glückliche Gelingen des schwierigen Unternehmens möge den Verfasser ermuthigen, die musikalische Trias, deren zweites Glied Mozart ist, durch seine umsichtige Geschichtschreibung, und zwar nicht blos seinen Landsleuten gegenüber, ein für allemal in das gehörige Licht zu setzen. Es ist kein Grund vorhanden zu zweifeln, daß dem Verfasser auch die Biographie der beiden andern Meister in gleicher Weise glücken werde, und daß er sie beabsichtigt, ist bekannt. Die ansprechendste, sozusagen liebenswürdigste Partie dieses Dreivereins wird aber immer Mozart bleiben, obschon ihm die kürzeste Lebenszeit zu Theil wurde.

Da das Buch jetzt vollendet vor uns liegt, können wir sicherer über dessen Anlage und Ausführung berichten, als es dem Referenten bei dem allmählichen Erscheinen desselben würde möglich gewesen sein. Vielleicht dürfte ein gedrängter Auszug des umfangreichen Werks in d. Bl. nicht an unrechter Stelle und zugleich der beste Weg sein, ein Urtheil über den Werth des Buchs zu begründen. Wir haben bei Mozart, der am 27. Januar 1756 zu Salzburg geboren wurde und am 5. December 1791 zu Wien starb, eine Lebenszeit von 35 Jahren vor uns, also eine kurze Spanne Zeit, die kaum bis ans reife Mannesalter reicht, durch den Fleiß Mozart's aber mit einer so großen Anzahl von Werken erfüllt wurde, daß, wenn Mozart bis über das Mannesalter hinausgelebt hätte, sein Fleiß und seine schaffende Kraft immer noch eine außerordentliche genannt werden müßte; bei der Jugend aber, in der der große Meister verstarb, bleibt seine Productivität allein, abgesehen von dem genialen Gehalt des Geschaffenen, eine einzige Erscheinung und erinnert an die Schöpferkraft Rafael's, der bei einem Alter von 37 Jahren auch eine solche Fülle von Werken hinterließ, daß der staunende Betrachter sich fragt, wie nur allein das Concipiren solchen Ideenreichthums möglich gewesen ist. Der Verfasser hat gewisse, fast natürlich sich ergebende Abschnitte in Mozart's Leben angenommen, die nach den beiden Wohnorten datirt sind und deren erster uns Mozart in Salzburg 1756—80 vorführt, der andere, seinen Aufenthalt in Wien beschreibend, von 1780—91 reicht. Da Mozart sammt seiner Schwester schon als Kind berühmt war, und dieser Ruf durch Kunstreisen mit dem Vater (theilweise auch mit der Mutter) erworben wurde, so zergliedert die Biographie den ersten Lebensabschnitt noch in folgende kleinere Abschnitte: Erstes Buch: „Mozart's Knabenjahre 1756—68"; zweites Buch: „Italien und Salzburg 1769—77"; drittes Buch: „Manheim, Paris, München 1777—81."

In den ersten Abschnitt fallen außer der anziehenden Charakteristik des Kindes Mozart auch die der Aeltern und die von Freunden in Salzburg, kurz die salzburger Lebensluft. Des Vaters Lehrmethode trug zeitig Frucht und die ersten Kunstreisen mit den hoffnungsvollen Kindern werden angetreten, und zwar die erste Kunstreise nach München 1761, wo sie während eines Aufenthalts von drei Wochen die größte Bewunderung, auch am Hofe des Kurfürsten Maximilian Joseph einernteten, der am Ende aber doch die Jagd lieber hatte als die Musik. Der Erfolg war aber so lockend, daß noch im September 1762 die zweite Kunstreise nach Wien unternommen wurde. In der Biographie werden beide Reisen nur für eine gerechnet, als die Kunstreise im Jahre 1762. Dieser zweite Ausflug führte über Passau, Linz, Kloster Yps, wo die Väter Franciscaner sammt Gästen von der Mittagstafel aufstanden, weil der sechsjährige Knabe auf der Orgel so wunderbar herrlich spielte. Der Hof in Wien war nicht nur musikliebend, sondern auch musikverständig. Schon Kaiser Karl VI. spielte selbst seinen Generalbaß so trefflich, daß sein Kapellmeister Fux ihm zutrauen durfte, seine eigene Stelle am Pulte versehen zu können. Seine Kinder waren alle in der Musik unterwiesen worden, die nachmalige Kaiserin Maria Theresia,

seine Tochter, soll sehr schön gesungen haben, und deren Töchter treten sogar später in berühmten Opern von Hasse und Gluck bei Hoffesten auf; auch der Gatte Maria Theresia's, Franz I., theilte das Interesse an der Musik. Wagenseil, der kaiserliche Kapellmeister, hörte seine für schwierig gehaltenen Compositionen vom Knaben Mozart mit vollendeter Fertigkeit spielen; es ging ihnen gut am kaiserlichen Hofe, am meisten fühlte sich das Kind aber zur später so unglücklichen Maria Antoinette hingezogen, er wollte sie ihrer Bravheit wegen sogar „heirathen".

Bald war die Kaiserstadt voll von dem Lobe der Kinder, besungen und angedichtet kehrten sie heim. Schon im Juni 1763 finden wir den Vater, den Paris sehr anzog, wieder mit den Kindern auf Reisen, es ist die zweite größere Reise. Man brach abermals nach München auf. Unterwegs erwies sich plötzlich die eminente Begabung des Knaben, indem er, der bisher nur das Manual der Orgel behandelt hatte, in Wasserburg zum Erstaunen des Vaters, der ihm vor der dasigen Orgel zu seinem Vergnügen den Gebrauch des Pedals explicirte, sogleich wie ein längst Geübter mit dem Pedal präludirte. Der Vater gerieth in Staunen über sein eigenes Kind, das so unbefangen blieb, wie nur ein artiges Kind seines Alters sein kann. Die berührten Städte und Lustschlösser waren, außer München und Nymphenburg, Augsburg, Heidelberg, Schwetzingen, Cannstadt, wo Jomelli gegen den Knaben intriguirte; Mainz, Frankfurt a. M., Koblenz, Bonn, Aachen, wo Prinzeß Amalia, die Schwester Friedrich's des Großen und Schülerin Kirnberger's, die Kinder kennen lernte. In Brüssel fanden sie an dem Gouverneur Prinz Karl von Lothringen, einem Bruder Kaiser Franz' I., einen Protector. Von hier ging es nach Paris, und durch den Baron Grimm, eine damalige Autorität in Sachen des guten Geschmacks, zur wichtigsten Person, zur Marquise Pompadour. Komisch muß es ausgesehen haben, als die Familie Mozart, Vater und Mutter mit den Kindern, und zwar der Knabe neben der Königin stehend und von ihr Leckerbissen empfangend, im Speisesaale hinter den Stühlen Ludwig's XV. und seiner Familie gehorsamst aufwartete. Man fragt sich, was spielten die Kinder? Marianne Mozart trug schwierige Compositionen von damaligen Virtuosen, einem Shobert, Eckart, tadellos vor; Wolfgang entzückte durch Klavier, Violine und Orgel; oft auch durch allerlei Kunststücke, durch Spielen auf verdeckten Tasten u. s. w. Der Vater ließ, ermuthigt durch den Beifall, Sonaten des Sohnes mit Violine stechen und der siebenjährige Componist widmete seine zwei ersten Werke der zweiten Tochter des Königs, der Prinzessin Victoire und einer Ehrendame am Hofe, der Gräfin de Tessé. (Man findet die erstern Cahier XVII, 3 und 4.)

Uebrigens war der streng-moralische Vater Mozart entrüstet über die damaligen Zustände in Paris, scheute sich auch, länger als nöthig in einer Atmosphäre zu verweilen, die ihm drückend, seinen Kindern aber sogar gefährlich werden konnte, obschon er die Annehmlichkeit, die aus dem beständigen Umgang mit der haute volée entsprang, anerkannte, er, der sonst die erworbene eigene Tüchtigkeit den Vortheilen des Standes und der Geburt mit Energie entgegensetzte. Interessanter ist sein Urtheil über die damalige französische Musik, die ihm „keinen Teufel werth war", die Kirchenmusik nennt er „frostig, leer, elend, kläglich französisch". Wäre Gluck jetzt schon hervorgetreten, würde niemand bereitwilliger seine Reformen im Opernwesen anerkannt haben als Leopold Mozart, der Vater, obschon er später, als er ihn kennen lernte, anfänglich auch noch mistraute. Mit noch besserm Erfolge ging er jetzt mit den Kindern nach England, wo sich nach des Vaters und anderer Augen- und Ohrenzeugen Aussagen die sichtlich wachsenden Fertigkeiten des Knaben Mozart wunderbar steigerten. Auch hier war bei Hofe Musik gern gehört; Georg III., sowie die Königin Sophie Charlotte, welche selbst sang und spielte, ließen die Wunderkinder öfter bei sich spielen. Man kann sich heute gar nicht mehr recht in das hineindenken, was damals als Concertmusik galt, da wir nach den drei großen deutschen Musikern Lebende uns keinen rechten Begriff von der Zeit machen können, in der man Haydn, Mozart und Beethoven noch nicht kannte. Einige Namen damaliger Tageslieblinge, jetzt freilich vollkommen verschollener Musiker, sind schon genannt, man merke noch Wagenseil, aber auch Händel und Bach. Nichts war dem Knaben zu schwer, sodaß er es nicht vom Blatte rein und sauber wegzuspielen vermochte. Lehrer der Königin war damals J. Ch. Bach, der sogenannte mailändische Bach, ein Sohn Sebastian's; auch er, der zierliche Klavierspieler, bewunderte das seltene Kind und der Vater Mozart sagt ganz unverhohlen, der achtjährige Knabe leiste, was sonst ein Mann von 40 Jahren verstehe.

Es ist nicht allein die sichere Handhabung des Generalbasses, die den Knaben auf einem zweiten Klavier zum Spiel der Schwester eine Begleitung improvisiren läßt, auch seine Phantasie, lebhaft erregt, erfindet über einen Baß von Händel sogleich mehrere schöne Melodien, oder er skizzirt sofort, am Klavier spielend, eine Arie mit Recitativ über die Worte „Liebe" und „Treuloser", wobei sein Talent zu formen sicher alle Anwesenden in Bewunderung versetzt hat; diese Anerkennung seiner höchst ungewöhnlichen Begabung verlor sich auch nicht während eines funfzehnmonatlichen Aufenthalts in England. Während einer längern Krankheit des Vaters daselbst setzte der Knabe von acht Jahren Symphonien. Als Opus 3 erhielt die Königin Charlotte sechs Sonaten mit Violine oder Flöte. (Es sind die Sonaten 10 und 11 aus Cahier IX; 21 und 22 aus Cahier XI; 14 aus Cahier X; 6 aus Cahier VIII.) Auf der Heimreise über Haag, Amsterdam, Gent traf beide Kinder, und zwar nicht zu gleicher Zeit ein hitziges, lebensgefährliches Fieber — auf der ersten Reise nach Wien 1762 befiel ihn das Scharlachfieber —, sodaß vier Monate noch verstrichen, ehe sie die Niederlande verlassen konnten. Auch im Haag ließ er, als Opus 4 sechs Sonaten mit Violine der Prinzessin von Weilburg gewidmet zurück, sowie er auch für

den Hof eine Festmusik zu componiren beauftragt wurde. Wie regsam, fast überreizt das Kind gewesen sein muß, dafür spricht die Thatsache, daß er, noch bettlägerig und kaum Reconvalescent, sich ein Bret aufs Krankenbett legen ließ, um nur schreiben zu können. Gent, Antwerpen, Harlem hörten den Knaben auf ihren großen Orgeln. Man sah ihn als Musiker überall für volljährig an. Noch einmal ging der Vater, der die Gelegenheit einer Kunstreise ordentlich zu Ende nutzen wollte, nach Paris. Berühmte Musiker ließen sich mit dem Knaben in Wettkämpfe auf der Orgel ein, er siegte über sie. Dijon, Lyon, Genf, Lausanne, Bern, Zürich — hier im Hause Salomon Geßner's —, Winterthur, Schaffhausen, Donaueschingen, Ulm, München hatten alle Gelegenheit, die Kinder zu bewundern. Ende November 1766 traf der Vater wieder in Salzburg ein, nach einer Abwesenheit von mehr als drei Jahren. Dieses vagabondirende Leben konnte auch nur unter der Führung und fortwährenden Beaufsichtigung eines so liebevollen und strengen Vaters unschädlich für die Kinder bleiben und spricht zugleich für den guten Fond ihrer Naturen, daß sie durch die Flut von Schmeicheleien und Liebkosungen, die sich über sie ergoß, nicht eitler geworden sind, doch ist bekanntlich bei Mozart immer eine gewisse Eitelkeit auf seine äußere Erscheinung, sicher von dieser Zeit her, hängen geblieben. Die in Salzburg wieder gegönnte Ruhe benutzte der Vater, der einsah, wie viel dennoch seinem berühmten Sohne fehle, um ihn zum fleißigsten Studium Emanuel Bach's, Hasse's, Händel's und der ältern italienischen Musik anzuhalten. Man hat aus dieser Zeit die ersten Versuche Mozart's in der Vocalcomposition, eine deutsche Passionscantate, und für die Universität Salzburg eine lateinische Komödie, „Hyacinthus und Apollo". Die Instrumentation tritt trotz der Jugendlichkeit dieser Arbeiten dennoch mitunter sehr eigenthümlich hervor.

Eine Vermählung am kaiserlichen Hofe, der Erzherzogin Maria Josepha mit dem König Ferdinand von Neapel, führte Mozart mit der Familie wieder nach Wien. Die epidemisch gewordenen Blattern ergriffen aber auch die Kinder, und obschon nach Olmütz vor der schrecklichen Krankheit geflüchtet, traf sie den Knaben dort, der neun Tage blind lag. Großmüthig nahm der dortige Domdechant, Graf Leopold Anton von Podstatzky, die ganze Familie während der Krankheit in der Domdechantei auf. Diese Unterbrechung war im October 1767 eingetreten; zu Anfang Januar 1768 waren sie wieder gesund und frisch in Wien, wo die Aufnahme bei Hofe bewies, wie sehr man sich für die Kinder interessire. Maria Theresia sprach lange mit Frau Mozart über die Krankheit der Kinder — das schöne Gesicht der Kaiserin war selbst im Jahre 1767 durch Blattern ganz entstellt worden —, doch war Wien jetzt nicht günstig, um dort durch Musik Geld zu verdienen. Der Kaiser Franz I. war 1765 schon gestorben; Maria Theresia enthielt sich seit dem Tode ihres Gemahls der Musik, ihr Zimmer war schwarz ausgeschlagen, auch sie selbst trug sich stets schwarz. Trotzdem kam von Kaiser Joseph II., der weit weniger musikliebend war als seine Aeltern, der Auftrag zu einer Oper an den kleinen zwölfjährigen Mozart. Nach des Vaters Urtheil war der damalige Wiener allem Ernsten abhold und nichts als die elendesten Possen fanden Beifall, deshalb griff man zu einer opera buffa, ihr Name war „La finta semplice"; der Knabe vollendete die drei Acte noch vor Ostern, allein ihre Aufführung scheiterte an den Intriguen, die der Brotneid der wiener Collegen eingab. Die Hoffnungen des Vaters waren bitter getäuscht; ja, hatte man erst die Arbeit des Knaben schlecht gemacht, so fing man nun an, sie als ganz vortrefflich und als unmöglich von ihm herrührend zu bezeichnen; gegen letztere Beschuldigung ließ er seinen Sohn in Gesellschaft ex tempore über einen erst in der Gesellschaft gegebenen Text aus Metastasio Arien mit Orchesterbegleitung componiren und niederschreiben, so kam wenigstens die technische Fertigkeit des kleinen Componisten außer Zweifel.

Der Vater nennt das Treiben der Musiker gegen ihn das Treiben einer „Musikhölle". Gluck's „Alceste", die denselben Winter 1767 zuerst in Wien aufgeführt wurde, wurde freilich noch für langweilig, selbst von Mozart dem Vater erklärt. Anstatt des so sehr gewünschten öffentlichen Triumphes wurde aber dem Sohne dennoch ein besonderer in einem Privatcirkel zu Theil, indem in dem Hause des Schulinspectors Dr. Mesmer (der bekannte Magnetiseur dieses Namens ist eine andere Persönlichkeit) eine kleine deutsche Oper „Bastian und Bastienne", die Wolfgang auch in dieser Zeit geschrieben hatte, mit großem Beifall aufgeführt wurde; dennoch blieb Zeitversäumniß und Geldeinbuße, die aus diesem Winteraufenthalt in Wien resultirte, ein großer Uebelstand. Hiermit schließt der Verfasser sein erstes Buch, das also die ersten acht Jahre von Mozart's Leben schildert. Die darin erwähnten größern Arbeiten hat der Verfasser eingehend auf Text und Behandlung genauer zergliedert und das Urtheil, daß die beiden Opern Mozart's, die zuletzt erwähnt wurden, den damals üblichen vollkommen an die Seite, wenn nicht über sie gesetzt zu werden verdienten, kann man als begründet ansehen.

Unter der Aufschrift: „Italien und Salzburg 1769—77", beginnt der zweite Abschnitt des ersten großen Lebensabschnitts (das zweite Buch). Die nicht mehr zu leugnende Befähigung Wolfgang's, sein weitverbreiteter Ruhm brachten ihm in Salzburg, wohin sie nun zurückkehrten, die anfangs keinen Gehalt gewährende Concertmeisterstelle in dem Orchester des Bischofs zu Salzburg, doch sah sicher auch der Vater diese Stellung nur als Nothbehelf an. Es ist aus dieser Zeit wenig von dem Treiben der Mozart'schen Familie bekannt, nur so viel ist gewiß, daß der Vater den Sohn trotz seiner Genialität zu den strengsten Studien anhielt. Die Augen des Vaters richteten sich auf Italien. Italien übte auch in Bezug auf Musik damals eine unwiderstehliche Anziehungskraft und nicht blos auf die Deutschen aus; das alte Heimweh, das sonst ganze Völker in die paradiesische Halbinsel trieb, es war, ja es ist heute noch immer vorhanden, nur verfeinert, wenn man so sagen darf, macht es sich geltend.

Der Künstler erhielt seine Weihe nur durch den Beifall Italiens: so stand es auch beim Vater Mozart fest, dem Sohne diese Segnung einer italienischen Reise zugute kommen zu lassen. Unter mannichfachen, nicht etwa blos musikalischen Vorbereitungen kam der December des Jahres 1769 heran, in welchem die große (vierte Kunst- und Bildungs-) Reise nach Italien angetreten wurde. Ueber Innsbruck und Roveredo, an welchen zwei Orten der dreizehnjährige Künstler sich hören ließ, ging es nach Italien, und das Staunen über den wunderbar begabten Jüngling war bei den leicht erregten Italienern noch viel größer als es auf den frühern Reisen sich ausgesprochen hatte. Schon in Roveredo mußten zwei handfeste Männer dem jungen Virtuosen durch die dichten Massen, die der Name Mozart in die Kirche gelockt hatte, Bahn zur Orgel brechen. In Venedig wurde ein Oelbild, in Lebensgröße von ihm, öffentlich ausgestellt. Derselbe Zudrang von Roveredo wiederholte sich in Verona. Aus einem in Mantua gegebenen Concerte erwähnen wir ein bestauntes Stück von ihm, das in der extemporirten Composition einer Arie bestand, die er aber, was in Italien doch etwas sagen will, sogar selbst mit Beifall sang. Seine Briefe an die Schwester sind aber stets heiter und kindlich, und die italienischen Opern, die er hört, scheinen als Musik so gut wie keinen Eindruck auf ihn zu machen, indem er meist nur das technische Geschick der Sänger beurtheilt, das selten mit einer guten Censur fortkommt. In Cremona war der Titel der gehörten Oper „La clemenza di Tito" (im Jahre 1791 schrieb Mozart, und zwar in 18 Tagen, eine Oper gleiches Namens von Metastasio für Prag zur Krönung Leopold's II. als König von Böhmen). Der Ton dieser italienischen Briefe ist meist sehr lustig und übermüthig.

In Mailand war es das Haus des kunstliebenden Grafen Firmian, das dem jungen Künstler überall offene Arme bereitete. Maskeraden, Carneval und Bälle waren willkommene Freudenfeste für den heitern Mozart; der ernstere Vater meint, halb ärgerlich über „die Narretei", man könne das Zeug (die Anzüge) wenigstens noch „als Fürtuch und Unterfutter" verwenden. Wichtig wurde Mailand insofern, als man dem jungen Künstler für 1770 die Composition der Oper für die Carnevalszeit übertrug, gegen das Honorar von 100 Dukaten. Im October mußten die Recitative in Mailand sein und im November er selbst, um die Oper mit den berühmtesten Sängern einzustudiren. In den Weihnachtstagen sollte die Aufführung stattfinden. In Bologna prüfte und belobte ihn der berühmte Theoretiker Pater Martini; liebenswürdiger benahm sich gegen beide Mozart der berühmte Sänger Farinelli. Ende März waren sie in Florenz; in der Charwoche hielten sie ihren Einzug in Rom, den Mozart dadurch feierte, daß er an der Charmittwoch Allegri's berühmtes Miserere den Sängern der sixtinischen Kapelle nachschrieb; diese äußerst wunderbare Probe seines Gehörs läßt sich nur durch den einfachen Bau dieses Musikstücks und seine Monotonie erklären. Eine Akademie folgte der andern; der Vater meint, die Bewunderung steige, je tiefer sie in Italien hineinkämen. Der Zufall wollte, daß sie in Begleitung von vier Augustinermönchen nach Neapel reisen konnten, was den Vortheil brachte, daß ihre Stationen mittags und nachts nur Klöster wurden. Während ihres vierwöchentlichen Aufenthalts in Neapel, wo ihre Empfehlungen vom Hofe in Wien gute Dienste leisteten, hörten sie vortreffliche Sänger, wir nennen die de Amicis und den Aprile, dessen schöne gleiche Stimme der junge Mozart rühmt. Die Fertigkeit von Mozart's linker Hand erregte bei den Neapolitanern den Glauben, sie rühre von einem Ringe her, den er an dieser Hand trug, und er mußte ihn ablegen, worauf sie ohne weiteres seine Kunstfertigkeit als sein wohlerworbenes Eigenthum anerkannten und bewunderten. Den unfreundlichen Jomelli trafen sie hier etwas freundlicher wieder, mußten aber erleben, daß seine „gescheidten und allzu altväterischen Opern" durchfielen. Höchst zufrieden mit ihrem Aufenthalte in Neapel reisten sie nach Rom zurück. Auf der Rückkehr dahin warf ein brutaler Postillon den Wagen um, wobei der Vater den Sohn vor dem Hinausstürzen rettete, sich selbst aber beschädigte. In Rom creirte in einer besondern Audienz der Papst am 8. Juli den jungen Künstler zum Ritter vom goldenen Sporn; dem Vater kommt die nunmehrige Anrede „Signor Cavaliere" an den Sohn komisch vor und Mozart hat nur selten von dem Orden Gebrauch gemacht; anders Gluck, der denselben Orden hatte und streng auf den Namen eines Ritters hielt.

Ueber Bologna nach Mailand zurückkehrend, hielten sie in Bologna zur heißesten Zeit eine kleine Rast, während welcher der Verkehr mit dem Pater Martini wieder aufgenommen, fleißig gearbeitet und der Ritter vom goldenen Sporn am 9. October auch zum Mitglied der Philharmonischen Akademie in Bologna nach bestandener Probe (er mußte eingeschlossen einen alten Kirchengesang vierstimmig setzen), zu der er eine halbe Stunde brauchte, erwählt wurde. Vom 18. October an ging es in Mailand mit Macht an die Vollendung der Opera seria, „Mitridate, rè di Ponto", und am 26. December ging sie mit großem Beifall in Scene. Dem jungen Componisten eine besondere Ehre anzuthun, wurde er am 5. Januar 1771 noch von der Philharmonischen Akademie zu Verona zum Kapellmeister ihrer Mitglieder ernannt. Turin, Venedig, Vicenza, Padua, Verona waren die Städte, die sie seit ihrer Abreise von Mailand Ende Januar bis Ende März 1771 noch berührten, worauf sie Salzburg wiedersahen.

Diesmal hatte der Vater seine Absicht besser erreicht, als bei den frühern Kunstreisen; von dieser (vierten) größern Kunstreise kam der junge funfzehnjährige Kapellmeister als gefeierter Operncomponist zurück. Für das Carneval zu Mailand 1773 war er schon wieder mit der Composition einer neuen Oper beauftragt, und zwar mit der Opera seria „Lucio Silla", desgleichen verlangte Venedig für seine Festzeit auch das Gleiche von ihm. Man sieht, der junge Mozart war ein gefeierter Mann und wurde für voll in seinem Berufe angesehen. Bei der Rückkehr

nach Salzburg erhielt er den Auftrag, eine theatralische Serenade, ein Festspiel „Ascanio in Alba", zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu componiren, und bald darauf wurde der Tod des Erzbischofs Sigismund für Mozart Anlaß zu einer gewiß nicht mit Bereitwilligkeit ausgeführten Composition „Il sogno di Scipione", mit welcher Allegorie der Nachfolger im Erzbisthum und der böse Dämon Mozart's, Hieronymus Franz von Paula, Graf von Colloredo, begrüßt wurde; übrigens verfiel Mozart gleich nach seiner Ankunft in Salzburg in eine schwere Krankheit. Seine Thätigkeit während des Sommers muß außerordentlich genannt werden, da allein vier Symphonien in diesen Sommer fallen, andere namentlich kirchliche Stücke ungerechnet.

Seit dem November 1772 war er wieder in Mailand, eifrig mit „Lucio Silla" beschäftigt. Vom 26. December an wurde die Oper mehr als zwanzigmal hintereinander bei vollem Hause gegeben, seinem „Mitridate" war die Ehre auch gerade zwanzigmal bei Mozart's erster Anwesenheit in Mailand zu Theil geworden. Störend mußte es für Vater und Sohn sein, daß der neue Erzbischof immer hartnäckiger den Urlaub zu Kunstreisen zu verweigern drohte. Neue Aufträge für Italien konnte Mozart in so ungünstiger Stellung gar nicht wieder übernehmen und „Silla" ist die letzte Oper, die Mozart für Italien schrieb. Der Wunsch nach Verbesserung ihrer Lage führte sie noch 1773 nach Wien, aber ohne Erfolg, doch datiren aus dieser Zeit sechs Streichquartette, wol nicht, ohne daß die Anregung dazu von Wien ausgegangen war, das durch Haydn (mit J. und M. Haydn waren Mozarts befreundet) diese edle Art Musik kennen und schätzen gelernt hatte. Das Jahr 1774, also das achtzehnte Lebensjahr, verbrachte Mozart unter Studien in Salzburg. Für das Carneval 1775 in München schrieb er, dazu aufgefordert, die komische Oper „La finta giardiniera", und diesmal konnte sich auch die Schwester von dem Beifall überzeugen, den man dem Genie ihres Bruders zollte. Die Aufnahme in München mag manches Verlockende für Mozart gehabt haben, da auch andere Compositionen von ihm mit großer Liebe aufgenommen wurden, sodaß seine Feinde leicht das Gerücht aussprengen konnten, Mozart denke in die Dienste des Kurfürsten von Baiern zu treten; sein eigener Patron, Hieronymus, der unfreiwillig in München Zeuge von den Triumphen seines Concertmeisters geworden war, wurde nur um so unzugänglicher. Daß aber Mozart fürs nächste Jahr (1776) die Opera seria für die münchener Carnevalszeit schreiben sollte, war sicher für den Beauftragten ebenso ehrenvoll, wie für den misliebigen Patron ärgerlich; indessen wurde das Geschick des jungen Concertmeisters dennoch benutzt, um den Aufenthalt des jüngsten Sohnes Maria Theresia's, des Erzherzogs Maximilian, in Salzburg durch eine Oper „Il rè pastore" zu feiern. Aus der Opera seria für München wurde diesmal freilich nichts, allein fünf Jahr später (1781) schrieb er den „Idomeneo" für den münchener Carneval. Zu den größern Compositionen, die aus der Zeit der ersten großen italienischen Reise stammen, ist auch noch eine Art Oratorium, „Betulia liberata", zu nennen, wenigstens schrieb der Vater 1771, daß sein Sohn auch für Padua ein Oratorium componiren müsse, sonst fehlen freilich bestimmtere Angaben für dieses 15 Nummern haltende Oratorium.

Der Verfasser macht an dieser Stelle halt im Flusse seiner Biographie und schaltet eine längere Abschweifung ein. Wir stehen nämlich allerdings auch an einem Wendepunkte in Mozart's Leben; wir sind an das Jahr 1775 gekommen. Nicht ganz zwei Jahre vergehen unter dem Drucke der salzburger Atmosphäre, die seit dem neuen Regimente für die Mozart'sche Familie mehr Stick- als Lebensluft war und die Folge war endlich der Austritt aus der Kapelle des Erzbischofs, der Gesuche um Urlaub consequent abschlug, weil er es nicht leiden konnte, „wenn man so ins Betteln herumreise". Ruf war erworben, Geld nicht; der Gehalt beider Männer betrug noch lange nicht 1000 Gulden. Die Welt vergißt leicht; Compositionen waren im Manuscript in Menge vorhanden, so reifte mit dem Jahre 1777 der Entschluß, auszutreten. Ehe der Verfasser uns aber den weitern Lebensgang Mozart's berichtet, rückt er seinen Leser in die Zeit zurück, in der sich die Oper anfing zu gestalten und führt sie bis zu der in Mozart's Zeit ausgebildet dastehenden Opera seria fort. Wir erhalten dadurch einen richtigen Blick auch über Mozart's frühere dramatische Arbeiten, die uns leicht aus dem, was uns bisher über sie bekannt war, mindestens als untergeordnete Versuche Mozart's in dieser Compositionsgattung erschienen sind; unter dieser Beleuchtung aber gewinnt so manches, das uns als zopfig und veraltet galt, wenigstens seine historische Berechtigung und tritt lebendig in den Entwickelungsgang des Mozart'schen Geistes ein. Wir können in unserm Auszug nicht näher auf diese Haupt- und Staatsactionen im Gebiete der Musik eingehen, wollen aber ausdrücklich auf diese Abschweifung des Verfassers als auf eine gediegene Belehrung hingewiesen haben. Nach diesem historischen Excurse folgt dann eine Zergliederung der Mozart'schen Arbeiten, die sich auf diesem historischen Hintergrunde freilich anders ausnehmen, als sonst in dem mythischen Halbdunkel, aus dem sie dann und wann auf Momente noch hervortreten.

Mozart mußte fort aus Salzburg, wenn er dort nicht verkümmern sollte. Als Virtuos auf dem Klavier, auf der Violine und auf der Orgel war er der Welt bekannt geworden, seine Compositionen hatten zum öftern über ältere und bewährte Meister den Sieg davongetragen, dabei hatte er erst das einundzwanzigste Jahr erreicht. Sollte er nun hier in Salzburg still und unbemerkt weiter leben, von seinem Patron einem Italiener Brunelli nachgesetzt, den er nach dem Urtheil seines Vaters im Violinspiel dennoch übertraf? Dazu kam, daß die Violine doch nicht das Instrument war, auf dem Mozart zu Hause war, dies war vielmehr das Klavier, und gerade dieses konnte er in Hofconcerten nicht spielen, da es aus den Concerten verbannt zu sein schien; so blieb also das Amt eines

Klavierlehrers übrig, das er bei den vornehmen Damen Salzburgs wol auch vertreten hat und das ihm mitunter Gelegenheit gab, für das Instrument, das er am meisten liebte, zu schreiben. Sein Gehalt als Concertmeister betrug 150 Gulden jährlich, dazu kamen Aeußerungen, der junge Mozart müsse ins Conservatorium nach Neapel gehen, um erst etwas Ordentliches zu lernen und Aehnliches, kurz, es erfolgte 1777 das unterthänigste Gesuch um Urlaub zu einer Kunstreise, das sofort abgeschlagen wurde; gleich darauf bat Mozart um seine Entlassung und erhielt sie; der Vater wurde mit ungnädigen Worten im Amte belassen.

Das dritte Buch der Biographie umfaßt die Jahre 1777—81 und beschreibt Mozart's fünfte Kunstreise mit der Mutter, wo ihn der Erzbischof nach Wien commandirte. Diese Reise unternahm Mozart um vieles gereifter als die frühern, begleitet von seiner Mutter, die er leider bald in Paris begraben sollte. Es ist leicht begreiflich, daß er bei seiner Sorglosigkeit einer Fürsorge unterwegs bedurfte, denn aufs „Geldeinnehmen" und zugleich aufs „Wenigausgeben" war es vor allem abgesehen. Dem Vater wurde die Trennung so schwer, als sie nur einem besorgten Vater werden kann, und der war er, ja er war so trostlos, daß er den Reisenden sogar seinen Segen zu geben vergaß, was er sich kaum verzeihen konnte; die Schwester ergriff der Abschied bis zur Erkrankung; Wolfgang schreibt aber gleich vom ersten Nachtquartier aus seine übermüthigen witzigen Briefe, in denen der gehässige Seelenhirt, der seiner Kapelle so ungnädig sich erwies, als „Mufti" belächelt wird. Mozart hatte sich reichlich mit sauber abgeschriebenen Compositionen und auch sonst als Virtuos für seine Instrumente zu dieser Reise wohl vorbereitet. Ein lebhafter Briefwechsel mußte den Vater einigermaßen für die Entbehrung entschädigen, den Concerten des Sohnes nicht beizuwohnen. Im Auge behielt man natürlich Geldmachen und womöglich eine gute sichere Anstellung. Ein Gespräch mit dem Kurfürsten Maximilian in München war fruchtlos. Da keine Vacatur da war, nutzte alles Bitten nichts; kurfürstliche Durchlaucht, sonst selbst Kenner und ausübender Künstler, gingen lieber auf die Jagd, als daß sie einem Manne wie Mozart aufgeholfen hätte. Der gelehrte Wirth, Hr. Albert, bei dem Mozart wohnte, kam, aus Verehrung für den jungen Musiker, auf den Gedanken, ihn, nach unserer heutigen Weise zu reden, auf Actien in München zu behalten, er wollte etwa zehn gute Freunde zusammenbringen, die durch den monatlichen Beitrag eines Dukaten den Aufenthalt in München möglich machen sollten. Der Vater schreibt: „Das halte ich für ganz unmöglich, wer könnten wol diese Menschenfreunde und Musikfreunde sein?" Der junge Mozart schwärmte aber für München, eine Oper für München schreiben zu dürfen, war sein höchstes Ziel. Der Vater hatte recht gehabt, es fanden sich diese Menschenfreunde nicht. Nach einer frostigen Audienz beim Grafen Seeau, dem Intendanten, der beim Bedauern Mozart's, „ihm nicht mit seinen Compositionen dienen zu können, an seiner Schlafhaube rückte", verließen die Mutter und der leichtgläubige Sohn, dem mittlerweile auch noch eine Aussicht auf eine Oper für Neapel zu Wasser geworden war, die schöne Stadt München, für deren Theater Mozart gar zu gern geschrieben hätte.

Die nächste Stadt Augsburg, die Vaterstadt seines Vaters, hatte wenigstens im Oheim, einem dortigen Buchbindermeister Mozart, einen aufrichtigen und liebevollen Freund; seine lustige und anmuthige Tochter, das schöne Bäsle, machte auf Mozart einen nachhaltigen Eindruck. Weniger gut kommt die siebenjährige Tochter des Klavierbauers Stein weg, deren Spiel — sie war eine Berühmtheit in Augsburg — mit übermüthiger Laune gegeißelt wird, „man müsse wie ihr Vater ein Stein sein, wenn man die Tochter ohne Lachen spielen sähe" u. s. w. Uebrigens ist Nanette Stein, seit 1797 mit Streicher, dem Begleiter Schiller's auf seiner Flucht aus Stuttgart, vermählt, bekannt als eine treffliche Klavierspielerin und als eine Frau von hoher geistiger Bildung; sie starb erst 1833. Was sonst den Aufenthalt in Augsburg anlangt, so war er noch viel ungünstiger als der in München. Die Patricier der Stadt ließen es sich wohl gefallen, daß ihnen Mozart umsonst vorspielte und Schwierigkeiten löste, die weit über ihren Horizont gingen; denn obschon sie ihn „mit Fugenthemas bombardirten" und unüberwindliche Hindernisse gestreut zu haben glaubten, so mußten sie erleben, daß Mozart sie spielend alle überwand und aus jeder Falle hervorging. Sie schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen über den Virtuosen auf drei Instrumenten, allein für eine Akademie war ihre Kasse leer, sodaß Mozart schreibt, „wäre das liebe Bäsle und deren Aeltern nicht in Augsburg, es reute ihn, so viel er Haare auf dem Kopfe habe, hergegangen zu sein". Das Staunen machte sich mitunter auf eine etwas sonderbare Weise Luft, z. B. einer, der bei ungewöhnlichen Erscheinungen in lautes Lachen auszubrechen pflegte, fing im Beifallsfeuer für Mozart plötzlich sogar an zu fluchen. Mozart trug hier in Augsburg seinen Orden; es spricht nicht gerade für den feinen Ton der augsburger Patricier, daß ein Offizier so ungezogen über diesen Schmuck witzelte, daß ihn Mozart zur Ordnung verwies, doch unterließ er ferner das Tragen des Kreuzes. Wenig erbaut verließen sie die Stadt im October 1777; leider blieb auch der Besuch in Hohenaltheim erfolglos, da der Fürst von Wallerstein, dessen Kapelle eines sehr guten Rufs genoß, gerade damals keine Musik hören konnte; so ging es denn nach Manheim, einem Orte, an welchem Mozart Monate blieb und der für ihn, obschon er ihm keinen seiner Wünsche erfüllte, von großer Wichtigkeit wurde.

Die Geschicklichkeit des Verfassers in Darstellung, sozusagen in Wiederbelebung vergangener Zustände, erreicht im Verlaufe seines Buchs mehrmals wahre Höhepunkte, zu denen die Beschreibung des manheimer Lebens gerechnet werden muß. Manheim stand damals in hohem Ansehen, Kurfürst Karl Theodor pflegte Kunst und Wissenschaft, vor allem war es aber die Musik, die der Stadt den Namen eines „Paradieses" erworben hatte. Man

wollte dort ein deutsches Nationaltheater einrichten, sollte doch Lessing an die Spitze treten. Hier hörte Mozart deutsche Sänger und Sängerinnen, z. B. die schöne Dorothea Wendling, den berühmten Tenor Anton Raaf, der freilich jetzt, wie die Mutter schreibt, „ein braver Sänger gewesen ist, nunmehro aber einbacket". Die Musik des alten Kapellmeisters Holzbauer findet Mozart feurig und vortrefflich; weniger sagte ihm die Kirchenmusik zu. Das Orchester war aber ausgezeichnet und Mozart hörte hier zum ersten male Clarinetten als Orchesterinstrumente; die vortreffliche Disciplin, die im Zusammenspiel herrschte, verdankte das Orchester dem Vorgeiger Cannabich. Man kannte italienische, aber auch französische Musik, bewahrte sich aber ein deutsches Streben. Mozart war fast betroffen, daß man ihm nicht mit mehr Anerkennung entgegenkam, und schob es wol im bösen Humor auf seine kleine Figur. Bald aber war er vertrauter Hausfreund bei der Familie Cannabich, die in ihrer Tochter Rosa einen starken Magneten für ihn besaß; er schrieb für sie, die Klavier spielte, wie er sagte, nach dem caractère der Mademoiselle Rosa, und andere fanden das Porträt ähnlich. Ebenso befreundet wurde Mozart bald mit dem Hause des Flötisten Wendling, dessen schöne Tochter Wieland, der um diese Zeit auch einer Oper wegen in Manheim war, mit einer Madonna von Rafael oder Dolce verglicht; auch für sie componirte er, dem Vater instrumentirte er ein Concert. Briefe voll des besten Humors gingen dem Vater über die manheimer musikalische Welt zu; den Musikern ward Mozart bald ein so liebenswürdiger College, daß sie unverhohlen ihre höchste Bewunderung ihm zu erkennen gaben, am meisten über seine eminente Fertigkeit, seine Ideen ohne weiteres in kunstgerechte, seelenvolle Musik umzusetzen; selbst die eigene Mutter schreibt, er spielt so unvergleichlich, „daß man es noch niemals so gehört hat: mit einem Worte, jedermann sagt, der ihn hört, daß seinesgleichen nicht zu finden sei". Ebenso wurden seine Orgelimprovisationen, die er mit allen kanonischen Künsten auszierte, mit Recht bewundert; dagegen scheint er aufgehört zu haben, öffentlich Violine zu spielen. Gegen Abt Vogler, einen vom Kurfürsten besonders begünstigten Musiker, faßte Mozart einen Widerwillen, und doch muß man sein scharfes Urtheil über die virtuosen Leistungen Vogler's, namentlich über sein „unausstehliches" prima vista-Spiel gerecht nennen; interessant bleibt, mit welcher männlichen Sicherheit der scheinbar harmlose, gutmüthige, kindliche Mozart sich entscheidet, wenn es seine Kunst galt. Der Hof fand Mozart's Spiel „unvergleichlich", lohnte mit einer goldenen Uhr; Geld zu einer Reise nach Paris, wohin Freunde aus der manheimer Kapelle auf Speculation reisen wollten, wäre ihm lieber gewesen, und eine Aussicht auf Anstellung wollte sich leider nicht machen. Der nach damaliger Sitte per „Er" titulirte Mozart strebte wol Lehrer der natürlichen Kinder des Kurfürsten zu werden, verehrte dem Hofe auch leichte Compositionen, allein es gelang nichts. Seine Freunde, denen daran lag, daß er nicht gleich wieder fort und später mit ihnen zugleich nach Paris ging, versuchten noch andere Mittel, unter denen wol das das eigenthümlichste genannt werden muß, daß Mozart einem reichen Holländer contractlich Musik und Monsieur Le Jean Geld liefern sollte; auch wurden Schüler in Aussicht gestellt. Der Vater war sehr misgestimmt über die geringen Erfolge des Sohnes, noch mehr wol über die 600 Gulden, die er, der Vater, schon der Reise wegen bisher aufgenommen hatte; doch ging die nächste Zeit hin, ohne gerade die Kosten zu steigern, der Unterricht an eine junge Patricierin verschaffte Mutter und Sohn freie Wohnung beim Vater derselben, und ein zweiter Schüler in der Composition der Mutter freien Mittagstisch. Interessant ist die Beschreibung, die Mozart von Wieland gibt, der diesen Winter seiner „Rosamunde" wegen in Manheim war; Mozart ließ sich nicht durch den übertriebenen Beifall blenden, mit dem man den berühmten Dichter in Manheim aufnahm, er nennt ihn blos „einen vortrefflichen Kopf, wie wir ihn alle kennen". Wieland hielt es für ein rechtes Glück, Mozart hier getroffen zu haben und begleitete diese Versicherung mit einer Menge Lobeserhebungen und einem herzlichen Händedruck.

Der Tod des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph — er starb am 30. December 1777 —, änderte überschnell gar viel in den manheimer Zuständen. Karl Theodor vertauschte seine Residenz mit der zu München. Manheim ging zurück. Die Schwester Mozart's weinte zu Hause, wenn sie bedachte, wovon der Vater die Neujahr einlaufenden Rechnungen bezahlen sollte; der Vater selbst blieb in seinem Mismuth über die mislungene Reise, und mußte jetzt auch noch die Entdeckung machen, daß Wolfgang die Tochter des manheimer Souffleurs und Copisten, Weber, aufs herzlichste liebte. Aloysia Weber, damals 15 Jahre alt, von anmuthiger Bildung und mit einer ausnehmend schönen Stimme begabt, wurde unter Mozart's Leitung eine Sängerin ersten Ranges, aber leider sein Weib wurde sie nicht, da sie später in München den Schauspieler Lange heirathete. Mozart schrieb ihr Arien und studirte sie ihr ein, und nach Cannabich's Urtheil sang sie damals schon nicht mehr wie eine Schülerin, sondern wie eine professora. Das war genug für den Vater, jetzt hieß es, fort nach Paris um jeden Preis, wohin ihm die manheimer Freunde vorausgegangen waren; ihre Gesellschaft hatte Mozart abgelehnt, theils wegen ihrer leichtfertigen Gesinnung, theils aber, wie es jetzt dem Vater einleuchtete, wegen dieser bedenklichen Liebesangelegenheit. Die Familie Weber war noch ärmer als die Mozart's. Der Sohn gehorchte, ohne die Geliebte aufzugeben, und reiste ab. Am 23. März 1788 trafen sie in Paris ein. Die damals in Paris sich befehdenden Anhänger Gluck's und Piccini's geben dem Verfasser abermals Anlaß zu einer Abschweifung, um uns die Lage der Streiter ins Klare zu bringen; er versucht die Entwickelung der Oper in Frankreich seit Lully (1672) nachzuweisen, und es steht diese Abschweifung der über die Oper in Italien würdig zur Seite. Wennschon diese Gründlichkeit dem Verfasser von anderer Seite als Weitschweifigkeit vorgeworfen worden ist, so hat man darin

wol nur insoweit recht, als Mozart auf einige Zeit dem Leser, und gerade in einem so interessanten Momente, entzogen wird. Hier nur so viel, die erste Oper Piccini's, die in Paris 1778 gegeben wurde, war „Roland", Gluck trat ihm mit seiner „Alceste" und „Armide" entgegen und blieb Sieger. Baron von Grimm und Wendling nahmen sich Mozart's in der Stadt, die ihm unbehaglich war, als wahre Freunde an. Wir gehen rascher über diesen Aufenthalt in Paris hinweg, der für Mozart im ganzen ebenso wenig einträglich wurde als der in Manheim; doch hatte er im Juli (1778) die Freude, eine Symphonie von sich für das Concert spirituel mit Beifall aufgeführt zu hören. Mozart schreibt: „Ich ging also gleich vor Freude nach der Symphonie ins Palais-Royal, nahm ein gutes Gefrorenes, betete den Rosenkranz, den ich versprochen hatte und ging nach Hause." Das Unbehagen erreichte aber seinen Gipfel, als nach längerm Kränkeln Mozart's Mutter am 3. Juli starb. Rührend sind die Briefe zu lesen, die der tiefbetrübte Sohn nach Hause schreibt und sie geben seinem Herzen das schönste Zeugniß.

Trotz der Theilnahme, die Baron von Grimm und eine Marquise von Epinay dem Verwaisten zuwendeten, trieb es ihn fort von Paris. Die Sprache, meinte er, habe der Teufel erfunden, und im ganzen hatte sein Genie die Würdigung nicht gefunden, die ihm zugekommen wäre. Dazu wirkte die Liebe zur schönen Aloysia Weber fort; mit der Familie Weber war er stets im Briefwechsel geblieben; seine manheimer Freunde, die sich im concert spirituel hatten hören lassen, waren längst heimgekehrt. Von Salzburg schrieb der Vater, daß der Erzbischof ihn wieder zu sehen wünsche; bald kam die Nachricht, daß ihm der hohe Herr 500 Gulden Gehalt bewillige, mit der Aussicht, einst in seines Vaters Stelle zu rücken. Die letzte unbehagliche Zeit in Paris erheiterte ihm in etwas das Zusammentreffen mit Christian Bach, dem er von England her noch wohl im Gedächtniß war. Unterdessen war Aloysia in München für 1000 Gulden als Sängerin angestellt, auch der Vater hatte als Souffleur daselbst einen höhern Gehalt als in Manheim, die ganze Familie war nach München übergesiedelt. Am 26. September ging Mozart von Paris fort, über Strasburg, wo er fast für nichts Concert gab, nach Manheim, das ihm trotz des Weggangs seines Kurfürsten immer noch so lockend erschien, daß er bis zum December da verweilte und mit Eifer an einer melodramatischen Oper „Semiramis" arbeitete. In München traf ihn das Herzeleid, seine Aloysia, der er abermals eine treffliche Arie geschrieben hatte, sich entfremdet zu finden, obschon er bei der Familie Weber wohnte.

Im Januar 1779 kehrte er in die Arme seines Vaters zurück. Mozart kam mit Widerwillen, und doch war seine Rückkehr allen Freunden in Salzburg die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches. An Liebe und Theilnahme hat es keiner fehlen lassen, sogar dem Erzbischof Nahestehende; selbst die Köchin Theresel hatte Kapaunen in Menge gekauft; auch war das schöne Bäsle, das er nach München bestellt hatte, mit nach Salzburg auf Besuch gekommen; er bedurfte wol des Trostes. Von nun an stellte er den Concertmeister, Hof- und Domorganisten in Salzburg vor. Aus dieser Zeit, die ihn nicht immer heiter fand, datiren einige ausgezeichnet schöne Compositionen, denen die Fortschritte, die ihr Meister während der Reise gemacht hatte, an der Stirn geschrieben stehen. Der Verfasser hat an mehreren Arbeiten Mozart's versucht, diese Fortschritte in einer längern Auseinandersetzung nachzuweisen. Es gehören dahin auch Vespern, ferner Chöre und Musik zum „König Thamos in Aegypten" — ihr feierlicher Ernst hat sie später in die bekannten Hymnen umgewandelt —, sowie die zweiactige Oper „Zaïde", die, nachdem er die „Entführung" geschrieben, wegen Aehnlichkeit des Stoffs von ihm selbst zurückgelegt wurde. Erwünscht kam ihm sicher der Antrag, für das münchener Carneval 1781 die große Oper zu schreiben. Im November 1780 war er mitten in der Arbeit, mitten unter den probirenden Sängern und Sängerinnen in München. Vater und Schwester waren bei der Aufführung im Januar 1781 in München zugegen. Der Verfasser zergliedert auch diese Oper, durch welche Mozart theils noch mit der Opera seria alten Stils, theils noch mit Gluck zusammenhängt, aber auch schon selbständig dasteht; die Behandlung des Orchesters und die Chöre waren das am meisten Abweichende. Mozart kam nicht nach Salzburg zurück. Mitte März berief ihn der Erzbischof nach Wien.

Hiermit beginnt der zweite Abschnitt dieser in ihrer Art einzig dastehenden Biographie. Seine Ueberschrift heißt „Wien 1781—91" (viertes Buch) und behandelt Mozart in seiner reifsten Zeit, von seinem fünfundzwanzigsten bis fünfunddreißigsten Jahre. Wien war freilich der Ort, an welchem Mozart lange schon gern gelebt hätte; vorläufig mußte es noch geschehen als aufwartender Diener eines seinen Werth absichtlich unterschätzenden Herrn. Er wie andere Kapellisten des Erzbischofs wurden in Gesellschaften befohlen, um dort vom Herrn producirt zu werden. Im Hause des Erzbischofs, wo er ein „charmantes Zimmer" für sich hatte, mußte er, wie die übrigen Musiker, mit den Kammerdienern und Köchen zu Mittag essen. Befand sich Mozart auch sonst, wenn er spielte oder aufführte, wozu mancherlei Gelegenheit geboten war, wohl genug, so stieg doch täglich sein Unwille gegen den misliebigen Erzbischof, dem seine Triumphe nicht behagten. Es kam zu einem Wortwechsel zwischen ihnen, in welchem Mozart vom geistlichen Seelenhirten mit „Lump, Lausbub und Fex" — d. h. Krüppel, wol wegen seiner kleinen Figur — beehrt wurde; das geschah im Mai 1781. Dies war genug, um den sonst harmlosen Mozart augenblicklich und für immer von einem ie unwürdigen Patron zu trennen; „ich hasse den Erzbischof bis zur Raserei", schrieb er nach Hause. Die völlige Entlassung aus erzbischöflichen Diensten setzte aber den bisherigen Unwürdigkeiten die Krone auf, indem der Graf Arco den fest auf seiner Entlassung beharrenden Mozart mit einem Fußtritt zur Thür hinauswarf, ob auf Befehl des geistlichen Herrn hat Mozart nicht erfahren, für

aber in seinem Geiste. Gibt es für solche Roheit einige Entschädigung, so ist es die, daß sie für immer in den Gedenkblättern der Geschichte Mozart's zu lesen bleiben wird, für die Betreffenden auch ein Denkmal aere perennius! Dem bängern Vater war die Selbständigkeit des Sohnes nicht recht, jetzt stand er hülfloser als je da. Schon im August 1781 finden wir ihn aber mit der „Entführung" beschäftigt. Auch dem Hofe spielte er öfters vor, wenngleich Kaiser Joseph II. seinen Salieri höher schätzte als Mozart. In einem Wettkampf mit Clementi, den der Kaiser veranlaßte, blieb Mozart obenauf; Mozart selbst nennt Clementi „einen bloßen Mechanikus". Es fehlte Mozart nicht an vornehmen Verbindungen, deren Feste er zieren half, wol auch gegen Honorar, auch brachten Compositionen das nöthigste Geld; er gefiel sich trotz der Unsicherheit immer mehr in Wien. Im Juli 1782 ging seine „Entführung" mit Beifall in Scene. Gluck lud den Componisten bei sich zum Speisen ein, die Oper hatte seinen Beifall. Dieselbe günstige Aufnahme fand die Oper im folgenden Jahre in Prag. Mozart war damals im Bräutigamsstande. Seine Wohnung hatte er bei Madame Weber, die mit ihren drei Töchtern, seit der Verheirathung Aloysia's in Wien, gerade nicht in glänzenden Verhältnissen lebte. Den Vater betrübte die Nachricht von einer Verlobung seines Sohnes mit Konstanze Weber abermals sehr. Welche Aussicht gab eine solche Verbindung für die Zukunft! Dem Vater gefiel die ganze Weber'sche Wirthschaft nicht und vielleicht nicht mit Unrecht. Der „Erzbube" Winter, Mozart feind wegen des Abtes Vogler, hatte gegen den Vater von der Konstanze in den unwürdigsten Ausdrücken gesprochen. Um dergleichen quälenden Gerüchten zu entgehen, fand unter Vermittelung einer Gönnerin, der — freilich auch etwas bedenklichen — Baronin Waldstädten, noch ehe des zurückhaltenden Vaters Einwilligung eintraf, am 4. August 1782 die Verheirathung statt. Am Tage nach der Hochzeit kamen erst die Briefe von Hause.

Mozart nannte scherzweise, mit Anspielung auf seine Oper, seine Heirath „die Entführung aus dem Auge Gottes", so hieß das Haus, in welchem Konstanze wohnte. Konstanze Weber hatte so viel musikalische Bildung, daß sie sicher vom Blatte sang und daß sie die Gaben ihres Gatten wol zu würdigen verstand; sonst ist bekannt genug, wie zärtlich Mozart seine Frau geliebt hat. Leider war sie sehr kränklich und gerade in der Zeit ihrer Krankheit steigerte sich seine vorsorgliche Liebe, sodaß es an Anekdoten nicht fehlt, die der Verfasser, wie überhaupt so manche über Mozart's Häuslichkeit, gesichtet mittheilt und die das Bild eines liebenswürdigen Lebens entwerfen. Im Haushalt selbst gab es beständig Ebbe und Flut, oft mehr Ebbe als Flut, stets aber heitern, sorglosen Sinn. Vom December 1787 an hatte er 800 Gulden fest als angestellter kaiserlicher Kammermusikus. Gluck war 1787 gestorben und Mozart bekam eigentlich seine Stellung, nur nicht seinen Gehalt von 2000 Gulden. Wir eilen über diese letzte, zwar reichste, doch aber auch bekannteste Lebenszeit Mozart's rascher hinweg. Im Jahre 1789 (Ende des Jahres) bekam Mozart den Auftrag „Così fan tutte" zu schreiben; im Februar 1790 starb Joseph II., und zweiter Kapellmeister Leopold's II., Salieri war erster, ist Mozart nie geworden, trotz seiner Bewerbungen. An geselligen Kreisen, an Gönnern — man denke nur an das musikliebende Haus van Swieten's, der Mozart mit Händel und Bach sich abzugeben veranlaßte —, fehlte es nicht, ebenso wenig an zahlreich besuchten Akademien. Auch Schüler fanden sich, so lebte J. N. Hummel bei ihm im Hause. Beethoven war im Jahre 1786 auf einem kurzen Besuche bei Mozart, der bekanntlich von ihm prophezeite: „Auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen." Doch dies nur beiläufig. Die Sorge um seine äußere Existenz treibt ihn 1789 zu einer (sechsten) Kunstreise nach Berlin, Leipzig, Dresden, ohne seiner äußern Lage dadurch aufzuhelfen. Im Jahre 1786 schrieb er in sechs Wochen die „Hochzeit des Figaro", in demselben Jahre zur Verherrlichung eines kaiserlichen Gartenfestes den „Schauspieldirector", eine Kleinigkeit, die blos deshalb hier erwähnt werden soll, weil unsere Zeit durch Aufführung eines elenden Machwerks dieses Titels sich einer schändlichen Beleidigung gegen den größten aller Musiker schuldig gemacht hat. Im Jahre 1787 ward in Prag der „Don Juan" aufgeführt und zum Theil erst dort vollendet. Noch einmal (1790) machte er, häuslicher Noth zu steuern, eine Kunstreise (die siebente) nach Frankfurt a. M. zur Krönung Leopold's II.; zwar wurde er überall, in Manheim, Mainz, München, wo er wieder beim „gelehrten" Wirth Albert wohnte, gut aufgenommen, aber es gelang ihm nicht, etwas zurückzulegen. Heimgekehrt schreibt er für Schikaneder (1791) die „Zauberflöte", und zur Krönung Leopold's II. zu Prag „La clemenza di Tito". Für einen Unbekannten arbeitet er am „Requiem", über welchem ihn der Tod am 5. December 1791 überraschte. Der Unbekannte war ein Graf Walsegg, der das Requiem zum Andenken seiner im Januar 1791 verstorbenen Gattin haben wollte. Der von Mozart verlangte Preis von 80 Dukaten (nach anderer Nachricht von 100 Dukaten) wurde ihm gleich bei der Uebernahme der Arbeit ausgezahlt. So starb Mozart gerade zu einer Zeit, in der er vielleicht einer etwas bessern Zukunft entgegengegangen wäre.

Von den beiden Söhnen Mozart's ist der ältere, Karl, 1859 als Beamter in österreichischen Diensten, der andere schon 1844 in Karlsbad gestorben; er lebte als Musiker in Wien. Konstanze Mozart heirathete später Georg Nissen, lebte, zum zweiten mal Witwe, in Salzburg und starb daselbst 1842. Der Vater, Leopold Mozart, der einsichtsvolle Erzieher und Führer seines Sohnes, starb im Mai 1787, ohne daß ein Miston zwischen ihm und den Kindern geblieben wäre. Die Schwester, Marianne Mozart, später verheirathet an den Reichsfreiherrn von Sonnenburg, seit 1801 Witwe, lebte in bequemern Verhältnissen auch in Salzburg, bis sie, von allen geliebt, 1829 nach neunjähriger Blindheit sanft entschlief.

Ueber den musikalischen Werth des Buchs eingehender zu urtheilen, ginge über die Aufgabe, die sich d. Bl.

stellen, doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfasser weit über zweihundert Arbeiten Mozart's mehr oder weniger ausführlich mit sicherm musikalischen Gefühl, geläutertem Geschmack und vor allem mit großer Sachkenntniß besprochen hat, da er, wo es möglich war, jede Arbeit Mozart's, auch die ungedruckten, selbst nachgelesen hat, und die Genauigkeit, die ihm von seinen philologischen Studien her zur andern Natur geworden ist, ihn auch hier vor jeder Uebereilung oder gar Flüchtigkeit sicher stellte. Die großen Werke Mozart's haben sämmtlich eine weitläufige Würdigung gefunden; wir wollen nur die des „Don Juan" ausdrücklich erwähnen, um den sich der Verfasser ein ganz besonderes Verdienst erworben hat, da Text und Scenerie hier vorzüglich im Argen liegen. Die Reichhaltigkeit und der Umfang des Buchs haben ein Register nöthig gemacht, das den Gebrauch desselben sehr erleichtert und es geradezu zu einem Mozart-Lexikon macht, das schwerlich eine genügende Antwort schuldig bleibt. Die Quellen, die der Verfasser für seine Biographie citirt, würden für sich allein schon eine kleine Bibliothek ausmachen, und man muß den ebenmäßigen Ton bewundern, der sich durch vier starke Theile hindurchzieht und der ein schönes Zeugniß ablegt, mit welcher Sicherheit der Verfasser seinen Stoff beherrschte, bei dessen Behandlung die Gefahr sich zu zersplittern so nahe lag. Jedem der vier Theile sind Beilagen hinzugefügt, die Belege oder weitere Ausführungen enthalten. Sinnreich ist es, daß jedem Bande ein anderes Bild Mozart's aus verschiedener Zeit vorangestellt ist, dem zweiten das des Vaters. Unsere Literatur besitzt an dem Buche einen unvergänglichen Schatz, und die große Mühe bei der Zusammenstellung desselben wird dem Verfasser mit der Unvergänglichkeit seines Namens lohnen.

2. W. A. Mozart. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst von Ludwig Nohl. Heidelberg, Bangel und Schmitt. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine kleine Schrift, die, wenn sie ihr Ziel, zu einem tiefern Verständniß Mozart's beizutragen, auch nur zum Theil erreicht, doch auf eine für unsere Zeit noch ungelöste Frage zu sprechen kommt, nämlich auf den Unterschied, der zwischen der Musik Mozart's und der Beethoven's statthat. Etwas bedenklich erscheint es uns, den Wohllaut, der Mozart's Musik vor der aller übrigen Zeitgenossen auszeichnet und der recht eigentlich das Element der Mozart'schen Musik ist, mit dem Worte „Liebe" zu bezeichnen. Was soll sich ein Musiker dabei denken, wenn er sich vorsagt, der Inhalt in der Mozart'schen Musik sei „Liebe", d. i. „der Inbegriff aller der Gefühle, deren der Mensch fähig ist und deren höchste Concentration mit dem Worte «Liebe» bezeichnet wird". Wir wollen kein philosophisches Gezänk über das Wort Liebe erheben, das hier willkürlich zu einer Bedeutung gelangt, die das Wort im Sprachgebrauch nicht hat und sicher in der Musik schwerlich erhalten wird, und nur so viel entgegnen, daß der Verfasser den Inhalt der Mozart'schen Musik — der Inhalt der Musik ist bekanntlich heutzutage aber noch ein Mysterium — mit dem Eindruck verwechselt hat, den seine Seele beim Anhören Mozart'scher Musik erhielt. Mehr als bedenklich ist aber die ästhetische Höhe, die seine Abhandlung am Schlusse erreicht; auf ihr erscheint nämlich ein Mozart-Rafael-Ideal. Beethoven hingegen wird künftig nur noch für den Forscher übrig bleiben, „denn die Menschheit wird, wenn sie sich den neuen Gehalt, den Beethoven mühevoll erstritten, angeeignet hat" und die neue Kunststufe erreicht ist, zu der uns Beethoven den Weg zeigte, „den vergessen, der ihr werden half". „Ewig ist nur das, worin, wie bei Mozart, das Göttliche wirklich geworden ist, nicht das, worin es im Werden begriffen ist, wo es nur werden will." Seltsamer Irrthum! Hätte der Philosoph geschwiegen, vielleicht wäre er Musiker geblieben; so scheinen sich im gebrochenen Stillschweigen aber beide von ihm zurückzuziehen.

3. Ueber die scenische Darstellung von Mozart's Don Giovanni, mit Berücksichtigung des ursprünglichen Textbuchs von Lorenzo da Ponte. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 15 Ngr.

Nach einem Textbuch, welches der Aufführung des „Don Juan" am 29. October 1787 zu Prag zu Grunde gelegen hat, unter Mitbenutzung der Mozart'schen Originalpartitur — jetzt bekanntlich im Besitz der Sängerin Frau Pauline Viardot-Garcia —, der von Mozart selbst sehr interessante Bemerkungen beigeschrieben sind, hat der Verfasser dieser kleinen Schrift versucht, die scenische Darstellung des „Don Juan", die seit 73 Jahren einer immer wachsenden Theaterwillkür anheimgefallen ist, zu reguliren und womöglich auf den Standpunkt zurückzuführen, andererseits aber auch hinzuführen, der es möglich machen wird, bei Beachtung dieser schätzenswerthen Winke den „Don Juan" an sich vorübergehen zu sehen, wie er Mozart selbst vor der Seele geschwebt hat. Jedenfalls ein sehr anerkennenswerthes Unternehmen. Es ist dem Verfasser möglich gewesen, das seltene Textbuch des Abbate da Ponte, das der ersten Aufführung des „Don Juan" zu Prag am 29. October 1787 zu Grunde lag, einsehen und benutzen zu können. Das Interessante sind nun die Bemerkungen da Ponte's, die uns zeigen, in welcher Weise er sich die scenische Einrichtung des Stücks gedacht hat; können diese Andeutungen eines sehr bühnenkundigen Dichters auch nicht durchweg maßgebend für uns sein, so muß man sie doch bei Herstellung des „Don Juan" als Grundlage ansehen. Ueberall hat der Verfasser mit Recht Rücksicht auf O. Jahn's eingehende Besprechung dieses Gegenstandes in seiner Mozart-Biographie genommen, wenn er schon nicht überall mit den Ansichten und Vorschlägen dieses Kritikers übereinstimmt. Das Büchlein müßte im Besitz jeder Theaterdirection sein, die das größte Meisterstück der deutschen Opernbühne wieder zu Ehren bringen will.

4. Mozart's Schauspieldirector. Musikalische Reminiscenzen von R. Hirsch. Leipzig, Matthes. 1859. 12. 12 Ngr.

Diese musikalischen Reminiscenzen eines in Wien lebenden Gelehrten sind eine Ehrenrettung Mozart's gegen die abscheuliche Verunglimpfung, die der große Mann in neuerer Zeit durch die gemeine Posse erfahren hat, die unter dem Titel eines einst von ihm selbst auf kaiser-

lichen Befehl verfaßten Scherzes, des „Schauspieldirector" nämlich, auf unsern deutschen Bühnen aufgeführt wird, und, man schämt sich als Deutscher hinzufügen zu müssen, auch Beifall gefunden hat. Der Verfasser hat die Umgestaltungen dieses musikalischen Scherzes vom Jahre 1786 an, wo Mozart denselben für ein Gartenfest des Kaisers in Schönbrunn schrieb, bis zu der Gestalt vom Jahre 1858, wo er als Beschimpfung von Mozart's Schatten in Berlin zurecht geschneidert wurde, nachgewiesen. Selbst der harmlose Mozart würde sich wundern, auf welche entsetzliche Weise hier Unkraut in Samen geschossen ist, obschon die Schande auf die Verfertiger allein zurückfällt. Das Urtheil des Verfassers über Mozart lautet:

Mozart war ein kindlich zarter, sorgloser, leichtbewegter poetischer Charakter, der das Sinnlich-Schöne in seiner Kunst zur höchsten Vollendung brachte und für äußere Eindrücke schon deshalb empfänglicher sein mußte. Niemals jedoch überschritt er die Linien, welche wohlverstandene Sitte zieht, galt ihm auch die menschliche Freude als das liebste Geschenk der Götter. Er erkaufte endlich niemals seinen Genuß mit der Kränkung anderer, mit der Beeinträchtigung fremder Rechte; er war ein trefflicher, zärtlicher Gatte und Vater; ein wohlthuender, wahrhaft aufopfernder Charakter, der sich niemals zu niedriger Knechtschaft, mochte sie Namen haben welchen immer, bekannte oder herbeiließ. Er war ein frühzeitiges Opfer seiner maßlosen geistigen Thätigkeit, welche durch allerlei, in letzter Zeit hinzugekommene Sorgen leider auch die körperliche Hülle in den Ruin nach sich zog.

Mit diesem begründeten Urtheile über Mozart wollen wir uns lieber von dem Büchlein trennen, als mit der widerwärtigen Erinnerung an das Machwerk, das Mozart's Namen schändet. Der Verfasser hat zum Schluß 132 Schriften zusammengestellt, die entweder ganz oder theilweise von Mozart handeln. Die Mozart-Anekdote vom Kritzendorfer Schulmeister und dem Teufel aus Wien scheint uns in dieser Fassung nicht glaubhaft. Die dankbare Mit- und Nachwelt hat Mozart achtundsiebzigmal im Bilde, auf Münzen und Medaillen, als Büste und Statue verewigt. 14.

Kalidasa's „Urvasi".

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 1861. 16. 20 Ngr.

Das bekannte Drama, welches hier in neuer, sehr gewandter und geschmackvoller Bearbeitung vorliegt, ist dem deutschen Lesepublikum bereits vor 82 Jahren in O. L. B. Wolff's Uebersetzung von H. H. Wilson's „Theater der Hindus" (Th. 1) unter dem Titel „Vikrama und Urvasi oder der Held und die Nymphe" näher gebracht worden. Wenn das Lesen dieser ältern deutschen Bearbeitung wol schwerer einen ästhetischen Genuß gewährt, so liegt dies sicher weniger an dem Original, als an der denn doch weniger glatten Form der Uebersetzung, die sich freilich wiederum dem Original in vielem gewiß enger anschließt, als dies bei der Lobedanz'schen der Fall ist.

Das Sujet des Stücks ist folgendes: Pururavas, ein König von hoher Abkunft, der durch seine Mutter Ilá von der Sonne, durch seinen Vater Budha vom Monde abstammt, lernt die Apsara (Himmelsjungfrau) Urvasi, die er mit siegreicher Hand aus den Händen der Asuren (Dämonen) befreit hat, kennen und erglüht beim ersten Anblick von heftiger Liebe zu ihr. Als er sie zu ihren Gefährtinnen, welche ängstlich ihrer auf dem Gipfel des Hemakuta harren, zurückgebracht, muß er sich von ihr trennen.

Urvasi verläßt ihn mit dem Ausruf:

O folgte Wiedersehn auf diese Trennung! —

und verschwindet in der Luft; der König aber sieht ihr sehnsüchtig nach und spricht:

Ach, Wünsche weckt die Liebe auf im Herzen,
Die schwer sich wol erfüllen! Wenn die Holde
Nun auf zum Himmelssaal des Vaters fliegt,
Zieht sie mein Herz gewaltig aus der Brust —
Wie der Flamingo aus dem Lotosherzen,
Das er gebrochen, zarte Fasern reißt.

Hier endet der erste Act.

Der darauffolgende zweite spielt im Garten von Pururavas' Palast zu Prayaga. Der Brahmane Mánava, der als Vertrauter des Königs um dessen Liebesgeheimniß weiß, entflieht hierhin, um den Nachstellungen zu entgehen, durch welche die Königsgefährtin Ausinari dies Geheimniß von ihm zu erforschen sucht. Nipunika, deren Dienerin, trifft ihn hier in der Einsamkeit und ist so glücklich, dem Mánava dasselbe zu entlocken. Indessen kommt der König, von Liebesschmerz unruhig umhergetrieben, auch in den Garten und trifft hier den Mánava, der ihn durch freundschaftliches Zureden zu trösten sucht. Während diese beiden sich miteinander besprechen, erscheint die von gleicher Liebe zu Pururavas erglühende Urvasi mit ihrer Gefährtin in der Luft und nähert sich ihnen, doch ohne von ihnen gesehen zu werden. Hier belauscht sie das Gespräch der beiden und erfährt so, daß der König von Liebesschmerz gequält und daß sie der Gegenstand dieser Liebe sei. Um ihn zu trösten, läßt sie ein beschriebenes Bhurdschablatt zu Mánava's Füßen fallen, der es aufhebt und dem König gibt. Dieser liest:

„Theurer, heißgeliebter Freund,
Wie mich dein Herz, so liebt das meine dich.
Wenn ich beim Sonnengott mein Amt vollführt
Und auf Korallenblüten Schlummer suche,
So flieht die Qualerfüllte Schlaf und Lust,
Ja selbst des Paradieses kühlend Fächeln
Wird mir zu Feuer, das mein Herz versengt."

Als Mánava dies gehört, stellt er dem König vor, daß er jetzt zur Freude Ursache habe wie einer, der hungert und zum Schmaus gebeten wird. Der König erwidert:

Zur Freude Ursach'? Freilich, aber bringt
Dies holde Blatt auch süße Bürgschaft mir
Und Trost, daß auch ihr Herz mich nicht verschmäht,
So wächst doch meine Sehnsucht, bald die Holde
Von Angesicht zu Angesicht zu sehn
Und ihrem Liebesblicke zu begegnen.

Da tritt Urvasi endlich vor ihn. Aber nach wenigen Augenblicken des Wiedersehens wird sie durch einen Götterboten abgerufen, um vor dem Götterkönig die göttliche Kunst des Bharata (die Schauspielkunst) mit auszuüben. Nichts entbindet sie von der Pflicht, diesem Ruf Folge zu leisten, und so müssen die Liebenden schnell sich wieder trennen.

Der dritte Act beginnt mit einer Scene, die in der Einsiedelei des Bharata spielt. Zwei Jünger desselben, Gálava und Pailava, unterhalten sich über das, was sie erlebt. Pailava war bei dem Schauspiel, in dem Urvasi mitgewirkt, gegenwärtig gewesen.

Bei „der Gattenwahl Lakschmi's",
Der Schönheitsgöttin, die, wie alle Hohen
Den Mann des Herzens selber sich erwählt,
Kann nur ein Stumpfer fühllos bleiben, doch —
Wie Urvasi die Titelrolle spielte,
Wie sie der Liebe selt'nen Ausdruck lieh,
Das können keine Worte dir beschreiben.

Doch Urvasi vergaß sich.

Sie war Lakschmi, Menaka Varuni.
Merk' auf! Varuni hat im Stück zu sagen:
Hier siehst der Welten Mächte du versammelt,
Die Geister siehst du, welche Leben schenken,

Und Wischnu selbst ist unter ihnen, sprich's
Denn aus, wen sich dein Herz erwählt?
Und hierauf hatte Urwasi zu sagen:
„Puruschottama.“ Doch statt dieses Namens
Entfiel ihr jetzt ein andrer — „Pururava!“

Da entbrennt Bharata in schwerem Zorn und ruft mit Donnerstimme diesen Fluch:

Weil also du mein Werk verachtet hast,
Soll auch dein himmlisch Wissen dich verlassen.

Als Indra aber Urvasi von Scham und Angst zur Erde fast gedrückt sieht, spricht er:

Jener König, den du liebst,
Mein Freund und Waffenbruder ist er, und
Ich schuld' ihm eine Gunst; so geh zu ihm,
Wohin dein Herz dich treibt mit süßer Macht,
Bleib sein, bis du ihm schenktest einen Sohn.
Ist es geschehn, so kehr' zum Himmel wieder.
Wenn er sein Kind gesehn, verlier' er dich!
Des Trostes wird er dann nicht mehr bedürfen.

Jetzt endlich kann der heiße Wunsch des Königs in Erfüllung gehen. Der Zuschauer wird wieder in den Garten des Palastes geführt, wo nach einigen das Hauptsujet nur entfernter berührenden Scenen Urvasi den Pururavas im Zwiegespräch mit seiner Gefährtin Ausinari antrifft. Sie hört noch, wie diese zu ihm spricht:

So nimm auch endlich du, und laß mich rufen
Zu Zeugen Rohini und Tschandra jetzt,
Das heil'ge Götterpaar, daß ich versöhnt
Mit meinem Freunde bin und ihm verspreche,
Mit jeder andern, die er liebt, zu leben
Als treue Schwester, wenn sie treu ihn liebt —

und wie der König darauf erwidert:

Ich bin dein Sklave, du kannst mich verschenken
An wen du willst, behalten mich als Sklaven.
Doch nicht ist dir mein Herz so abgeneigt,
Als du es glaubst. Drum thu mir unrecht nicht.

Da ruft sie:

O theure Schwester, was hab' ich gehört!
Der König liebt die schöne Freundin noch.
Ich Unglücksel'ge, die sich selbst getäuscht,
Ich gab zu früh mein Herz dem Heißgeliebten,
Und wünsch' es jetzt vergebens mir zurück.

Als sie aber, nachdem Ausinari fortgegangen, den König ausrufen hört:

Ach, also ließ Urvasi mich der Qual,
Die sie nicht stillen kann, nicht stillen will! —

beruhigen sich die schnell entstandenen Zweifel an der Wahrheit seiner Liebe zu ihr, und nachdem sie sich ihm zu erkennen gegeben, wird sie von ihrer Begleiterin Tschitralekha verlassen, die zum Abschied noch dem König sagt:

So nimm die Schwester denn und sei ihr treu.
Beherrsche sie, doch ewig nur durch Liebe!
Ich muß jetzt heim zu meinem Himmelsdienst.
Sorg', großer König, daß dies holde Wesen
In deiner Nähe nur den Himmel athmet;
Daß sie zur Freude nur erwacht am Morgen
Und abends süß beglückt zur Ruh' sich bettet;
Daß nimmer sie bereut, was sie gethan,
Und nie zurück sich nach der Heimat sehne.

So sind die beiden Liebenden endlich vereinigt und mit den Worten des Königs:

Wie ward in hoffnungslosem Sehnen, ach,
Dem Wachenden die Nacht so schrecklich lang,
Es schien, als sei sie hundertfach verdoppelt!
So wünscht' ich, wenn ich jetzt an deiner Seite
In holden Träumen eingeschlummert bin,
Daß sie sich heute hundertfach verlängre —

schließt der dritte Act.

Der Gegensatz zwischen dem Schluß des dritten Actes und dem vierten hat in der That etwas tief Ergreifendes. Der Zuschauer erfährt aus dem Dialog zwischen den Himmelsjungfrauen Tschitralekha und Sahadschanja, welche zunächst auftreten, daß Pururavas sich in ein schönes Mädchen verliebt hat und Urvasi aus Eifersucht den König verlassen und des heiligen Gesetzes, welches den Frauen den Zugang zu den Hainen des Kartikeja untersagt, uneingedenk, die vorgeschriebenen Grenzen überschreitend, jetzt die Strafe erduldet und in eine Ranke verwandelt ist; daß der König darüber irrsinnig geworden und den Hain vor Schmerz und Sehnsucht jammernd durchirre, um sie zu suchen. Kurz darauf erscheint nun der König selbst, irre redend, den Bäumen, den Thieren sein unendliches Leid und Weh klagend. Plötzlich bleibt er stehen und ruft:

Doch, Himmel! Ha, wie wird mir, was ist das?
Wie leuchtet's herrlich roth im Felsenspalt,
Als sei es Blut vom König dieses Haines,
Den frech ein Löwe mordet! Sind es Funken
Von Feuer, das der Regen jüngst gelöscht?
Nein, ein Juwel ist's, wie Asokablüten
So glühend roth. Mit ihren Strahlenhänden
Scheint ihn die Sonne liebend zu umfangen.
Wohlan, der Stein ist kostbar, und ich nehm' ihn auf.

Doch kaum hat er ihn in die Hand genommen, wirft er ihn wieder weg, weil er ihn in seiner Hand brenne. Doch eine Stimme aus der Wolke ruft ihm zu:

O nimm ihn wieder auf, den Stein, mein Sohn!
Es ist der Edelstein des Wiederfindens,
Und süß von Gauri's Füßen floß sein Glanz!
Glückselig der, so ihn besitzt, er führt
Zusammen ihn mit dem verlornen Theuern!

So nimmt er den Stein wieder auf, führt ihn an seine Lippen und ruft:

Wie glüht mein Finger, wenn er dich berühret,
Wie bebt mein Herz, denk' ich an deine Kraft!
Du bist die Macht, die mich zur Theuern führet,
Die endlich Lindrung meinen Qualen schafft!
Wohlan denn, lenke fürder meine Schritte,
Du kronengleicher, holder Edelstein;
Dann setz' ich dich auf ihres Hauptes Mitte,
Zu schimmern dort wie junger Mondenschein!
(Er sieht sich um.)
Was zieht mich plötzlich zu der Ranke dort,
Die so bescheiden, ohne Blüten, steht?
Ist es des Steines Kraft, die das bewirkt?
Ja, ja, mein Herz bebt ohne Ursach' kaum,
Wenn diese Pflanze jetzt mein Auge schauet!
Sie ist so zart, auf jungen Knospen liegt
Der Thau, gleich Thränen in des Kindes Augen!
Und traurig sieht sie aus, nicht 'mal ein Bienchen
Sieht man umschwärmen ihren kahlen Stamm!
Ach, gleicht sie meinem holden Weibe nicht,
Als zürnend sie dem Freund entfloh, der bitter
In einem Meer von Sorgen sie entbehrt?
Ich muß umschlingen dich mit meinen Armen,
Denn allzu ähnlich siehst du Urvasi!

Und sieh, die Ranke verwandelt sich in Urvasi. Pururavas will seinen Sinnen erst nicht trauen, doch bald überzeugt er sich von der ganzen Größe seines Glücks und kehrt mit Urvasi wieder heim in seinen Palast.

Hier spielt der fünfte Act. Der Stein des Wiedersehens, „der köstliche Rubin“, den für das königliche Diadem der Fürst bestimmt, um ihn zu tragen, ist von einem Habicht, der ihn für ein Stück Fleisch gehalten, geraubt und verschlungen worden. Der König läßt den Vogel, der weit entflohen und dem Auge kaum mehr sichtbar ist, verfolgen. Schon zweifelt alles am glücklichen Gelingen der Verfolgung, da meldet plötzlich ein Kämmerer, daß der Vogel von einem mit einem Namen bezeich-

neten Pfeil getödtet und der Stein wiedererlangt sei. Auf die Frage des Königs, wessen Pfeil das sei, wird dieser herbeigeholt und an der Inschrift desselben:

> „Des jungen Ajus' Pfeil ist dies,
> Des Hochgeborenen, von Ila's Sohne
> Mit — Urvasi; des Bogenschützen. Zittre
> Du, Ajus' Feindeschar, vor diesem Pfeil!" —

erkannt, daß derselbe einem Sohne des Königs Pururavas und der Urvasi angehören müsse. Da bringt eine Büßerin den jungen Schützen, den sie auferzogen, und übergibt ihn dem erfreuten Vater. Auch Urvasi kommt herbei; doch als sie den Sohn sieht, bricht sie in heiße Thränen aus. Der König, darüber erstaunt, fragt:

> Warum weinst du, holdes Weib?
> Da Seligkeit mein Vaterherz erfüllt,
> Daß mein Geschlecht durch ihn erhalten bleibt!
> Sieh, Thränen fallen auf der Brüste Schnee,
> Verdunkelnd deines Halsschmucks klare Perlen!

Sie antwortet ihm darauf:

> Weh, ich muß dich jetzt betrüben!
> So wisse denn: Als ich erfüllt von dir,
> Mir meines Lehrers Zorn aufs Haupt geladen,
> Da hat mir Indra Folgendes geboten ...
> „Wenn", so sprach er,
> „Der König sieht den Sohn, den du ihm schenkst,
> Dann sollst du wiederkehren in mein Reich."
> O Herr, verstehst du jetzt nicht meine That?
> Auf daß mich nichts von deinem Busen risse,
> Bracht' ich das schwere Opfer, meinen Sohn,
> Deß Dasein ich dir selbst verschwieg, entfernt
> Von uns in Chjavan's stillem Büßerhain,
> Durch die Satjavati erziehn zu lassen.
> Doch weh! Dein Auge hat ihn heut' geschaut,
> Und sein Gewinn wird zum Verlust der Gattin.

Der Götter Spruch muß sich vollenden, das weiß Pururavas zu gut, als daß er nicht willig wäre, sich in sein Schicksal zu ergeben. Aber mit dem Schmerz der Trennung auch noch die Last der Regierung zu tragen, das däucht ihm zu schwer, und darum beschließt er, der Herrschaft schwere Last auf seines Sohnes jugendkräftige Schulter zu legen und im „Haine bei den Gazellen zu wohnen". Da erscheint in einer Wolke der heilige Narada und ruft:

> Nie darf der Gatte von dem Gatten scheiden! ...
> Maghavan hat,
> Der Heil'ge, deinen Vorsatz angeschaut
> Durch seine inn're Kraft, daß du gedenkst
> In einem Büßerhain fortan zu leben.
> Die Göttlichen, die alles überschauen,
> Was in der dreifach weiten Welt geschieht,
> Ersahen, daß ein Krieg beginnen wird
> Der heil'gen Götter mit des Himmels Feinden.
> Du aber bist ein mächtiger Genosse
> Der Götter, und darfst deine Waffen nicht
> In diesem Augenblicke niederlegen;
> Und deshalb bleib so lang' du lebst, o Herr,
> Die holde Urvasi dein Eheweib.

Nun wird Ajus zum König gesalbt und das Stück endigt mit den Worten des Königs Pururavas:

> Wenn mir noch was zu wünschen übrig bleibt,
> Nun denn, so schenk' mir Indra diese Wohlthat:
> Daß mir Dichterkraft und Wohlstand,
> Die so oft einander fliehen,
> Die man, ach, an einer Stelle
> Selten sieht, verliehen werde
> Zu der ganzen Menschheit Glück!
> Und daß in des Lebens Brandung,
> Unter Klippen und in Strudeln,
> Jeder mög' sein Ziel gewinnen,
> Und kein Werk verloren gehe,
> Das im rechten Geist vollführt.

Das Stück, welches an Feinheit in der Darstellung und Durchführung der Charaktere, an Zartheit im Ausdruck, an Lebendigkeit und Spannung in der Situation keinem indischen Schauspiele nachsteht, wird, wie die „Sakuntala", dem Kalidasa zugeschrieben. Daß dieser nicht, wie man früher allgemein annahm, im 1. Jahrhundert vor Christus, sondern mehrere Jahrhunderte nach Anfang unserer Zeitrechnung gelebt hat, ist jetzt nach Albrecht Weber's Untersuchungen wol so ziemlich sicher. „Es ist ein jüngeres Werk des großen Dichters der «Sakuntala»", sagt unser Uebersetzer, „welcher, was Ursprünglichkeit, Zartheit, Feinheit und Innigkeit betrifft, anerkanntermaßen alles überragt, was die gesammten europäischen Literaturen aufzuweisen haben, eine Dichternatur, welche «kindlich-weise» vorahnend schon vor Christus das reinste germanisch-christliche Menschheitsideal in Bezug auf das Verhältniß zwischen Mann und Weib dargestellt hat, sich gänzlich freimachend von den so vielfältig irrenden Anschauungen seiner Zeit und seines Volks."

Können wir auch in dies das Maß des Rechten sicher überschreitende Lob unsers Drama nicht so unbedingt einstimmen, so müssen wir doch zugeben, daß das Lesen desselben auch für uns von dem höchsten, nicht blos literarhistorischen, sondern wirklich ästhetischen Interesse ist. Die Charaktere sind so scharf gezeichnet und gut durchgeführt, daß man in der That oft ein moderneres Dichterwerk vor sich zu haben glaubt. Urvasi ist durchaus edel und weiblich gehalten, Mânava, der Freund des Königs, erinnert in seiner derben Natürlichkeit und Nüchternheit an Falstaff; der Act, wo Pururavas als Irrsinniger auftritt, ist von einer wahrhaft tragischen Wirkung, welche durch die Gegensätze der vorhergehenden Scenen, wo die Lieblichkeit und Zartheit der jungfräulichen Braut gefesselt hat, nur um so mehr gesteigert wird. Alle diese verschiedenen Situationen sind mit Meisterhand entworfen und durchgeführt. Freilich scheint das Verhältniß des Königs zu seiner Geliebten Ausinari auf den ersten Anblick ein für die ganze Oekonomie des Dramas und seiner Entwickelung unwesentliches Moment zu sein, wenn man nicht etwa urtheilen will, daß es als Gegensatz das psychischere Verhältniß des Pururavas zu Urvasi nur um so mehr hervorheben soll. Indeß scheint dann, wenn dies wirklich der Fall sein sollte, jenes mehr auf das sinnliche Wohlgefallen basirte Verhältniß denn doch in dieser seiner Eigenschaft zu wenig markirt und ins Licht gestellt zu sein; der Dichter läßt es im Verlauf der Handlung eigentlich auch fallen.

Fassen wir endlich die Lobedanz'sche Bearbeitung ins Auge, so müssen wir entschieden sagen, daß sie in der Versification sehr gewandt, in der Sprache durchaus edel gehalten und sicher sehr geeignet ist, dem indischen Drama viele Freunde zu erwerben. Der wohlbekannte Name ihres Verfassers bürgt schon für etwas sehr Gelungenes. Sollte, was wir lebhaft wünschen, bald die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage sich herausstellen, so möchten wir den Verfasser bitten, daß er hier und da noch einige erklärende Anmerkungen hinzufügen und die indischen Namen, wo es nöthig ist, accentuiren wolle, damit dem des Indischen nicht kundigen Vorleser das Vorlesen erleichtert werden möge.

Schließlich möchten wir in die Scherzworte seines Freundes einstimmen, der dem Verfasser bei Uebersendung seiner „Sakuntala" geschrieben: „Mehr aus dem Faß, es ist zu schön." Es steht für einen so gewandten Uebersetzer, wie Lobedanz es ist, gerade auf dem Felde der indischen dramatischen Poesie noch eine reiche Ernte zu hoffen, für deren Reichthum ihm auch das deutsche Lesepublikum zu wirklichem Danke verpflichtet sein wird. Die morgenländischen Studien bedürfen noch immer dieser moralischen Unterstützung, wenn auch seit den letzten Jahrzehnden wahrhaft Erstaunenswerthes hier geleistet worden ist. 41.

Ernstes und Heiteres.

Bunt und den verschiedensten Kategorien angehörig ist die Sammlung der uns vorliegenden Bücher, und wenn wir die Besprechung derselben in einen Artikel zusammenfassen, so haben wir unsere guten Gründe dafür, die auch der freundliche Leser billigen wird. Die gelben, grauen, blauen und farbigen Umschläge der Werke und Werklein tragen gar verschiedenartige Zusätze zu ihren Titeln. Da werden humoristische Federzeichnungen, Humoresken, heitere Erzählungen, ein Roman, Soldatenbilder aus zwei Feldlagern versprochen, wie die Ueberschrift dieses Artikels sagt „Ernstes und Heiteres“ bunt durcheinander, und weil das Einzelne zu wenig für einen besondern Artikel, fassen wir im Mikrokosmus, wie das Leben im Makrokosmus, Scherz und Ernst zu einem hoffentlich harmonischen Ganzen zusammen.

Wir gestehen, an die Lectüre der uns übersendeten Bücher mit Lust und Liebe gegangen zu sein. Denn es war verlockend in unserer humorarmen Zeit, so viel Humoristisches und Heiteres versprochen zu sehen; leider verspricht aber unser Säculum immer mehr, als es halten kann. Wir fanden zwar in den Büchern auch manches Lustige, Humoristisches, wie wir und viele der Collegen mit uns den Begriff auffassen, jedoch nur sehr spärlich. Es ist das ein trauriges Zeichen der Zeit und ein betrübsames testimonium paupertatis für das Volk, das einen Jean Paul sein eigen nennt. Wie die großen Tragiker, so muß man heutzutage auch die Humoristen mit der Laterne des Diogenes suchen; fast nur der Mittelschlag ist ziemlich bedeutend vertreten. Wir wissen wohl, daß es harte Worte sind, die wir sagen, und doch durften wir unsers Herzens Worte um so weniger zurückhalten, als wir ja selbst zu denen zählen, über welche das Urtheil gesprochen ist und die da mit Inbrunst dem neuen Messias entgegensehen.

Nach dieser Einleitung, bei der uns wahrlich wehmüthig genug ums Herz ist, zur Sache.

1. Diavoletto. Prag und Böhmen in humoristischen Federzeichnungen. Prag, Schaiba. 1860. 16. 24 Ngr.

Das ist der Titel eines in recht geschmackvoller Ausstattung erschienenen Lieferungswerkleins von 252 Seiten in vier Lieferungen, die an die Wachenhusen'sche Bijoubibliothek erinnern, d. h. was das Aeußere betrifft. Diavoletto ist das Pseudonym eines böhmischen oder besser prager Lokalschriftstellers, der, wenn wir der buchhändlerischen Annonce unbedingten Glauben beimessen wollen, dort, im sagenreichen Lande der Czechen, schon viele tausend Leser und Freunde gefunden hat. Und wir wollen das auch glauben, denn in der That geht ein frischer Lokalton durch die Federzeichnungen, denen wir zuerst die Bekanntschaft Diavoletto's verdanken. Dieses Teufelchen führt eine durchaus nicht unelegante Feder und seine Federzeichnungen lesen sich auch recht gut; aber so recht von Herzen gelacht haben wir nicht, und wir durften dem Titel und der Ankündigung gemäß es doch hoffen, als wir das Werklein zur Hand nahmen. Diavoletto erinnert in etwas an seinen nordischen Collegen, Ernst Kossak, doch fehlt ihm des letztern brillante Schreib- resp. Umschreibungsweise und die bis in die kleinsten Details pikante Charakterzeichnung. Das Letztgenannte wird von den meisten der neuern Humoristen ganz besonders misachtet, sie suchen in Situationsschilderungen eine leicht erreichbare Wortkomik, ohne an Boz zu denken und an die Art und Weise, wodurch dieser geniale Humorist den Kranz errungen. Die Scenen aus den böhmischen Bädern haben uns von Diavoletto's Zeichnungen am besten gefallen.

Wir wenden uns nun zu den:

2. Glöckchen und Schellen. Heitere Erzählungen von Heinrich Smidt. Berlin, Janke. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Der sehr thätige und speculative Janke'sche Verlag bringt uns in der ersten Serie seiner „Deutschen Unterhaltungsbibliothek“ diese Sammlung Erzählungen aus der Feder eines Schriftstellers, der an der Grenze der Mannesjahre stehen muß, wenn er sie nicht schon überschritten hat. Täuscht uns unser Gedächtniß nicht, so hat Smidt schon vor einer Reihe von Jahren sein Seefahrerleben veröffentlicht und war doch damals schon ein gereifter Mann und Schiffskapitän a. D. Die „Glöckchen und Schellen“ machten uns den Eindruck, als seien sie so nach und nach seit Jahren entstanden und theilweise auch schon veröffentlicht, um nun als gesammeltes Ganzes zu erscheinen. Abgesehen von dem Mangel an origineller Erfindung, leidet das Buch an denselben Schwächen, die wir an Diavoletto's „Prag und Böhmen“ zu rügen hatten; auch hier sind die Charakterzeichnungen incorrect, hin und wieder auch unnatürlich, also unwahr, z. B. in der ersten Erzählung „Königin Elisabeth und ihr Hof“, und in der dritten, betitelt „Der Club der freien Männer“. Den Preis dürften die Geschichtchen „Der Fremde im grünen Baum“, nebenbei ziemlich ernsten Charakters, und „Schauspielers Reiseabenteuer“ (Smidt schreibt „Abentheuer“) verdienen.

Die militärischen Leser d. Bl. müssen wir um Entschuldigung bitten, wenn wir die Literatur, so ihren Stand behandelt, der officiell civilen nachstellen. Es wird ihnen jedoch zur Genugthuung gereichen, daß wir der uns vorliegenden Militärliteratur, ohne dabei unser Recensentengewissen zu belasten, aufrichtig Freundlicheres nachsagen können. Die beiden Werke aus der Soldatenwelt nennen sich:

3. Militärische Humoresken. Von Stanislaus Graf Grabowski. Potsdam, Döring. 1860. Gr. 16. 18 Ngr.

4. Halbmond und Doppeladler. Soldatenbilder aus zwei Feldlagern. Von Hans Wachenhusen. Berlin, Verlags-Comptoir. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir hatten früher (Nr. 31 d. Bl. f. 1860) das Vergnügen, den Lesern über die „Humoristischen Soldatengeschichten für Casino und Wachtstube“ von Winterfeldt zu berichten und die freundliche Anerkennung zu theilen, mit welcher jene allerliebsten, geist-, witz- und pointenreichen Erzählungen aufgenommen wurden. Und von den Grabowski'schen „Militärischen Humoresken“ dürfen wir dasselbe sagen wie von der gedachten Winterfeldt'schen Production. Winterfeldt war preußischer Cavalerieoffizier, Grabowski auch, der erstere quittirte den Dienst, um sich ganz den Musen in die Arme zu werfen, der letztere desgleichen. Winterfeldt ist ein geistreicher Mann, Grabowski nicht minder; kurz, es zeigt sich eine auffallende Verwandtschaft zwischen den beiden. Dabei ist die Art und Weise, wodurch die beiden Poeten als militärische Schriftsteller wirken, doch verschieden. Nicht, daß Winterfeldt, bei aller Vorliebe für zweierlei Tuch, satirischer ist als sein Nachfolger, sondern in der heitern Darstellung liegt diese Verschiedenheit. Winterfeldt zeichnet Situationen und läßt durch diese auf den Charakter der vorgeführten Persönlichkeiten schließen; Graf Grabowski hingegen entwirft mit einigen Strichen zuerst den Charakter, und aus den verschiedenen Charakteren entwickeln sich die Situationen. Kleine Cabinetsstücke in ihrer Art sind die drei Geschichten „Der Semmelfuchs“, „Ein Manöverbild“ und „Harras, der kühne Springer“; die Geschichte von der „Gustel von Blasewitz“, deren Titel schon sehr gesucht ist, leidet nebenbei an der großen Unwahrscheinlichkeit, daß ein junger Cavalerieoffizier während eines Casinoballes die Rolle einer jungen Rittergutsbesitzerswitwe aus Sachsen übernimmt und den Obersten, einen großen Kenner schöner Weiber (wahrscheinlich doch aber auch junger Cavalerieoffiziere) nicht nur täuscht, sondern vollständig in sich verliebt macht. Sonst ist auch diese Geschichte hübsch erzählt und liest sich wie die übrigen glatt und gemüthlich weg. Wir empfehlen das Büchlein allen Soldaten zur Erholungslectüre, wenn sie als Theile in „des Dienstes immer gleichgestellter Uhr“ wirksam gewesen sind.

Wachenhusen's „Halbmond und Doppeladler“, das bald nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig machte, führt

uns in seinem ersten Theil in das türkische Lager während des Donaukriegs von 1853—54, in welches er als Correspondent für die augsburger „Allgemeine Zeitung" geeilt war. Wir machen an seiner gewandten Touristenhand jenen merkwürdigen, wenn auch resultatlosen Krieg mit und lassen uns nach dem Dorfe Kalafat, der türkischen Festung Widdin, dem Hauptquartier Varna, schließlich nach den Lazarethen Konstantinopels führen, wo unser armer Freund, mürbe gemacht durch Anstrengungen und Entbehrungen mancher Art, nachdem er dem Lagerfieber, dem Typhus und der Cholera glücklich entgangen war, von einer Brustfellentzündung aufs Krankenbett geworfen wird, um mühsam zu genesen.

Der zweite Theil des lesens- und beachtungswerthen Buches ist dem italienischen Feldzuge im Jahre 1859 gewidmet. Wachenhusen dürfte durch seine damaligen Correspondenzen zuerst Anlaß zu der Fehde gegeben haben, die seinetwegen einige der größern deutschen Journale führten. Ihm war bekanntlich vorgeworfen worden, im österreichischen Solde zu stehen. Und in der That konnten wir selbst uns damals kaum dieser Annahme enthalten. In dem uns vorliegenden Buche aber deckt er schonungslos die Mängel in der Führung auf, er ist ein gewiegter, aber bitterer Kritiker Gyulai's und des ganzen Systems, das Oesterreich in jenem unglücklichen Kriege verfolgte. Er schließt sein Buch: „Das Glück war in diesem Feldzug nicht mit Oesterreichs Waffen; aber nicht die Armee war es, die hier unterlag, sondern das System! Frei von jedem politischen Gesichtspunkt — denn die Politik ist mir stets als eine kalte Göttin erschienen — habe ich diese Blätter niedergeschrieben; soweit es den letztern Theil derselben betrifft, als Erinnerung an jene Campagne und zugleich als Berichtigung jener Aufzeichnungen, welche ich im Sommer des vorigen Jahres (1859) unter den Keulenschlägen des Schicksals am Schauplatz dieser Kämpfe gemacht. . . . . Die österreichischen Quellen waren und blieben trübe, denn wo sie jene Punkte berührten, sprach man von «unglücklichen Zwischenfällen, welche die Verhältnisse aufzudecken verbieten». Ich meinestheils kenne diese Verbote nicht; ich kenne nur eine Rücksicht, und diese gebietet mir: die Anerkennung einer braven und tapfern Armee, welcher ich in Italien gefolgt bin, und die Aufdeckung alles dessen, was auf ihre dort gezeigte Bravour den leisesten Schatten zu werfen im Stande wäre."

In diesen würdigen Worten liegt die Rechtfertigung Wachenhusen's. Sonst ist er im ganzen Buche der alte lustige Spaß- und Wandervogel. Er gibt sich wie er ist, ohne Rückhalt und ziemlich unbekümmert darüber, was die Welt und seine Recensenten dazu sagen, davon denken. Hans Wachenhusen hat viel geschrieben, sehr viel, aber aus allen seinen Productionen athmet Gemüth, eine liebenswürdige Frische und Anmuth.

Den Schlußstein zu unserer kritischen Revue bilde der Roman:

5. Kirke Webbe, der Kaperkapitän. Von Waters. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das uns vorliegende Buch enthält einen der eigenthümlichsten Romane, welche wir kennen. Er gehört zu jenen echt englischen Erzeugnissen, die in jeder Zeile den Charakter unsers Bruderstammes jenseit des Kanals tragen. Eine unnachahmliche Ruhe, jene Ruhe, die man plastisch genannt hat, ist über das ganze Buch ausgebreitet, sie wird selbst nicht vermißt in Scenen und Situationen, welche die größte Spannung hervorrufen. „Kirke Webbe" gehört zu jenen modernen Räuberromanen, wie sie Griesinger und Wilhelmine Guischard (vgl. unsern Bericht in Nr. 8 d. Bl.) verfaßt haben. Der Leser kann dem Kaperkapitän ebenso wenig gram werden, als der Verfasser des Buchs, der sich als zweiten Helden selbst eingeführt hat und doch beträchtlich vom Master Webbe an der Nase herumgeführt wird. Es ist ein Urgenie, dieser Kaperkapitän, der heute in englischen Diensten auf die Franzosen Jagd macht und morgen seine französische Kaperbrigg besteigt, um die eigenen Landsleute zu ängstigen, wobei er noch von Glück sagen kann, wenn er nicht auf sein eigenes englisches Schiff stößt, das indessen von seinem ersten Lieutenant geführt wird. Kirke Webbe verleugnet dabei niemals ein biederes, seemännisches Wesen, und scheidet wirklich mit Eclat vom Schauplatze seiner Thaten. Der Roman spielt zu der Zeit, als Napoleon's Stern im Verlöschen war; der Faden ist gut angeknüpft und wird, trotz der verschiedenen Verschürzungen, befriedigend fortgesponnen. Die Uebersetzung ist fließend und gut, und wenn wir den Stil hin und wieder etwas weniger geschraubt wünschen, so gestehen wir doch gern ein, daß gerade dieser Roman seinem Uebersetzer mehr Schwierigkeiten als viele andere in den Weg legen mochte. Heinrich Mahler.

Die deutsche Gesammtausgabe der Werke Heinrich Heine's.

Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Rechtmäßige Originalausgabe. Erster und zweiter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1861. 8. Jeder Band 25 Ngr.

Von der rechtmäßigen Gesammtausgabe der Heine'schen Werke, welcher, wie in der Ankündigung versichert wird, das Publikum seit Jahren „mit Ungeduld" entgegensah, sind nun die beiden ersten Bände, der „Reisebilder" ersten und zweiten Theil enthaltend, ins Leben getreten. Wir gedenken nach Vollendung des Ganzen über diejenigen Bände oder Partien, welche durchaus Neues enthalten sollten, namentlich aber über die in Aussicht gestellte Zugabe Heine'scher Briefe ausführlicher zu berichten. Inzwischen hielten wir es für zweckmäßig und angemessen, vorläufig von dem Erscheinen der beiden ersten Bände Anzeige zu machen und aus dem Vorbericht des Anordners und Herausgebers, A. Strodtmann, oder der dem ersten Bande vorgedruckten „Ankündigung" einiges mitzutheilen.

Wir erfahren aus dieser Ankündigung, daß eine vervollständigte und durch neue Beiträge vermehrte Gesammtausgabe der Schriften Heinrich Heine's bereits im Jahre 1837 beschlossen gewesen; da aber eine Menge beengender Vexationen, die „in der Geschichte unserer Preßfreiheit eine traurige Berühmtheit erlangt", z. B. die bundestägliche Verfolgung der Schriften des Jungen Deutschland, das Verbot des ganzen Campe'schen Verlags in mehreren deutschen Staaten u. s. w., in jene Periode fielen, so kamen Verfasser und Verleger in dem Wunsche überein, die Veröffentlichung der Gesammtausgabe auf eine Zeit zu verschieben, wo für ein solches Unternehmen auf „das unparteiische Wohlwollen der resp. Censurbehörden Deutschlands" zu rechnen sein werde. Das Jahr 1848 habe nun zwar mit manchen andern Belästigungen und Hemmnissen der Geistesfreiheit in unserm Vaterlande auch das verhaßte Institut der Censur beseitigt, aber die stürmisch aufgeregte Zeit jenes Jahres und die zunächst folgenden Jahre trüber Entmuthigung hätten sich zu ungünstig für jedes literarische Unternehmen dieser Art erwiesen, als daß man damals das Erscheinen der Gesammtausgabe von Heine's Werken mit Fug habe erwarten können. Während seiner letzten Krankheitsjahre hätten den Verfasser vielfach die Vorarbeiten zu der französischen Gesammtausgabe seiner Werke beschäftigt, die, größtentheils von ihm selbst für den Druck revidirt und zusammengestellt, von 1855—59 bei Michel Lévy Frères zu Paris in sieben Octavbänden erschienen ist. Dieselbe sei keineswegs als eine vollständige Sammlung seiner Schriften zu betrachten, enthalte jedoch zahlreiche Stellen, welche in den deutschen Ausgaben der betreffenden Werke von der Censur unterdrückt worden.

Nach dem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode des Dichters habe der Verleger seiner sämmtlichen Werke, Julius Campe, es für seine Pflicht gehalten, nunmehr sofort die Publication der deutschen Gesammtausgabe zu beginnen. Eine ausführliche Disposition zu letzterer habe sich in zweifacher Abschrift unter den nachgelassenen Papieren des Dichters vorgefunden, und es habe sich letzterer von seinem deutschen Verleger das feierliche Versprechen geben lassen,

daß die von ihm selbst getroffenen Anordnungen genau befolgt werden sollten. Campe habe daher vor allem von der Witwe und Universalerbin Heine's die Aushändigung der erwähnten Disposition zu erlangen gesucht. Leider hätten sich seine oft und in jeder Form wiederholten Bemühungen als vergeblich erwiesen; die „launenhafte“ und (wie wir vermuthen) den Maßstab französischer Honorare an ein deutsches Verlagsgeschäft anlegende, in französischer Weise speculative und von französischen Rathgebern geleitete Frau habe seinen gerechten Anforderungen ein hartnäckiges Schweigen entgegengesetzt und ihm endlich, statt der verlangten Disposition, ein kleines Bändchen nachgelassener, größtentheils fragmentarischer oder früher schon veröffentlichter Gedichte ihres Mannes für das exorbitante Honorar von 30000 Francs angeboten. Nachdem in solcher Weise das Erscheinen der deutschen Gesammtausgabe durch Schuld der Witwe Heine's um länger als fünf Jahre verzögert worden und inzwischen auch der von dem Dichter zum Herausgeber seiner sämmtlichen Werke ausersehene Dr. R. Christiani verstorben sei, habe sich der Verleger genöthigt gesehen, jetzt ohne die ihm leider nicht mehr erreichbare, von Heine selbst entworfene Disposition die Veröffentlichung der Gesammtausgabe zu unternehmen. Zwar hätten sich in den brieflichen Mittheilungen des Dichters an seinen Verleger allerdings zwei Dispositionen für die Anordnung der deutschen Gesammtausgabe vorgefunden; doch hätten dieselben einerseits einer ältern Zeit (den Jahren 1846 und 1848) angehört, andererseits schon deshalb keine große Berücksichtigung finden können, weil sie in flüchtiger Eile nach einseitig buchhändlerischen Rücksichten entworfen seien.

Für die vorliegende Sammlung der Heine'schen Werke sei daher, soweit möglich, im wesentlichen das von dem Dichter selbst herrührende Arrangement der französischen Ausgabe benutzt worden. Die Reihenfolge der einzelnen Schriften werde — vorbehaltlich kleiner Abänderungen — folgende sein: erster und zweiter Band (die vorliegenden): „Reisebilder“; dritter Band: „Englische Fragmente“, „Shakspeare's Mädchen und Frauen“; vierter Band: „Novellistische Fragmente“; fünfter Band: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“; sechster Band: „Die romantische Schule“; siebenter Band: „Elementargeister und Dämonen“ (z. B. „Die Götter im Exil“, „Die Göttin Diana“ u. s. w.); achter, neunter und zehnter Band: „Französische Zustände“; elfter Band: „Ueber Ludwig Börne“ (nach Heine's Wunsch mit Weglassung der auf Madame Strauß bezüglichen Stellen); zwölfter Band: „Vermischte Schriften“; dreizehnter, vierzehnter, funfzehnter und sechzehnter Band: „Dichtungen“ (darunter auch die „Tragödien“, ferner: „Letzte Gedichte“); siebzehnter und achtzehnter Band: „Briefe“. Unter den letztern, die, wie der Herausgeber bemerkt, „zum Theil höchst interessante Aufschlüsse über die literarischen und politischen Bestrebungen des Dichters und seiner Zeit gewähren“, wird sich unter andern werthvollen Beiträgen auch Heine's Briefwechsel mit Karl Immermann, „welcher auf die Jugendarbeiten des erstern und auf den literarischen Freundschaftsverkehr der beiden Geistesheroen ein glänzendes Licht wirft“, und eine Anzahl von Briefen befinden, „welche Heine seit dem Jahre 1833 an Herrn Laube gerichtet hat, und welche gewissermaßen das confidentielle Programm des Kampfes enthalten, der zu jener Zeit auf theologischem und politischem Felde geführt ward“.

Der Herausgeber kommt bei diesem Anlaß begreiflicherweise auch auf die namhaft, oder besser gesagt, berüchtigt gewordenen Steinmann'schen Publicationen zu sprechen, auf jene „schamlose Ausbeutung des Interesses für den großen Verstorbenen, welche in letzter Zeit von einem vorgeblichen Freunde Heine's durch Herausgabe mehrerer Bände «Dichtungen» und Briefe von zweifelhaftester Echtheit versucht worden ist“. Er verweist dabei auf seinen auch in d. Bl. eingehender besprochenen Aufsatz „Ueber den Steinmann'schen Pseudo-Heine“ in Nr. 82 und 83 des hamburger „Freischütz“ und auf die Erklärung Alfred Meißner's in Nr. 70 der hamburger „Reform“. Meißner versichert darin, daß er selbst den Nachlaß des Dichters auf den Wunsch seiner Witwe „Blatt für Blatt“ durchgesehen, gesichtet habe, wenige Wochen nach seinem Tode, „als der ganze Haufen Papiere wahrscheinlich noch in demselben Zustande war, wie sie von Heine selbst das letzte mal geordnet wurden“, und er habe nun in den von Fr. Steinmann herausgegebenen Dichtungen keine einzige Pièce gefunden, die ihm aus diesem Nachlasse bereits bekannt gewesen wäre. Er erinnert hierbei an folgende, von Heine gegen Steinmann, der schon damals unbefugterweise allerlei alte Privatbriefe Heine's hatte abdrucken lassen, in der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 8. Februar 1843 erlassene Erklärung: „Seit länger als 18 Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestiren.“ Hieran knüpft Meißner, wie Strodtmann weiter hervorhebt, die treffende Bemerkung: „Nach jenem Briefe H. Heine's, der wie ein anticipirter Protest gegen den Herausgeber seines Nachlasses klingt, muß es wahrlich befremden, wenn wir in den von Herrn Steinmann herausgegebenen «Dichtungen von H. Heine» nun noch allerhand Pièçen finden, die dieser ihm aus seiner «Matratzengruft» zusendet, und in den «Briefen» die alte Freundschaft bis in den letzten Todestagen fortglühen sehen, eine Freundschaft, die sich so weit steigert, daß er, um seinen Freund in Münster zu erfreuen, ihm wol ein Schock Epigramme über das frankfurter Parlament einschickt.“ Strodtmann selbst hat, wie man weiß, documentarisch nachgewiesen und er wiederholt diese Behauptung hier nochmals, „daß Herr Steinmann nicht allein den von ihm öffentlich versprochenen Beweis für die Echtheit der von ihm unter Heine's Namen publicirten Productionen nicht geliefert, sondern sich betreffs seiner Angaben in ein haltloses Gewebe von Unwahrheiten verstrickt und dadurch den gegen ihn vorliegenden Verdacht einer absichtlichen literarischen Fälschung zur größten Wahrscheinlichkeit erhoben hat“.

Der Herausgeber bemerkt an einer andern Stelle, es sei ihm durch mühsame Vergleichung der neuen Ausgaben der einzelnen Schriften mit den vorhandenen Originalmanuscripten oder, sofern diese nicht herbeizuschaffen waren, mit den ältern deutschen und den verschiedenen französischen Ausgaben gelungen, „die vorliegende Gesammtausgabe von einer beträchtlichen Anzahl störender Druckfehler zu reinigen und den größten Theil der Censurlücken, welche bei manchen Bänden zwei bis drei Bogen betrugen, vollständig zu ergänzen“. Ein kurzes Vorwort zu jedem Bande wird den gewissenhaftesten Nachweis über diese Ergänzungen liefern. Ferner hat der Herausgeber, „um den beleidigenden Verdacht zu entfernen, als hätte sich Heine in der französischen Ausgabe seiner Werke unpatriotischerweise; dem französischen Publikum zu Liebe, willkürliche und wesentliche Veränderungen oder Kürzungen erlaubt“, jedem Bande ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Abweichungen und eine wortgetreue Uebersetzung der französischen Vorreden beigefügt.

Nur aus einem äußern Grunde, erklärt der Herausgeber, habe er darauf verzichtet, diese Gesammtausgabe mit dem Abdruck der Gedichte zu eröffnen. Dieser Grund sei die Hoffnung gewesen, während des Erscheinens der übrigen Bände nicht allein mancherlei Aufsätze und Briefe, sondern namentlich auch den poetischen Nachlaß Heinrich Heine's und eine größere Zahl ungedruckter oder in Zeitschriften verstreuter Gedichte aus früherer Zeit durch Vermittelung der Geschwister und Freunde des Verstorbenen zu erhalten. Es werden daher auch auf der innern Seite des Umschlags alle Besitzer Heine'scher Manuscripte ersucht, solche zur Benutzung für diese Gesammtausgabe recht bald und womöglich im Original an den Herausgeber gelangen zu lassen.

Heine's Reisebilder aus Italien vom Jahre 1828 kommen übrigens bei den jetzigen europäischen Verhältnissen sehr gelegen, und man weiß erst jetzt die Bedeutung der Heine'schen Beobachtung ganz zu würdigen, die in folgender Stelle enthalten ist: „Der leidende Gesichtsausdruck wird bei den Italienern am sichtbarsten,

wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu gibt's in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiener, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt." Dagegen scheint sich Heine doch sehr geirrt zu haben, wenn er an einem andern Orte behauptet: „Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien" u. s. w.

Im übrigen sind gerade seine Reisebilder aus dem Harz, Norderney und Italien („Reise von München nach Genua") soweit sie sich an objective Zustände anlehnen, unter seinen prosaischen Erzeugnissen wol die anheimelndsten; er hatte damals noch Gefühl für Natur und Volksleben, für alles Primitive; sein Witz befand sich noch im Vergleich zu später im Zustande einer gewissen Unschuld und war noch nicht im Dienste eines frivolen Publikums und unter dem Einfluß einer sich täglich mehr vergröbernden Gesellschaftsmoral corrumpirt. Inzwischen fragt es sich doch, ob seine vormärzlichen, ganz und gar auf den Boden der unmittelbaren Gegenwart, welcher er angehörte, gestellten Raisonnements, seine Hymnen auf die Emancipation des Fleisches, seine maßlosen Ausfälle gegen das freilich durch innere Streitigkeiten fortdauernd entwürdigte Christenthum, diese „Delinquentenreligion" wie er es nennt, für uns noch besonderes Interesse haben könne. Das Buch „Ideen" oder das einst vielbewunderte Buch „Le Grand" z. B. erschien uns bei der diesmaligen Wiederlectüre als ein ziemlich liederliches, chaotisches Geschreibsel eines sonst geistreichen Mannes, das sich wegen einiger schnurrigen oder originellen Einfälle kaum zu lesen verlohnt.

Andererseits ist Heine allerdings ein unterhaltender, origineller Schriftsteller, seine Schreibart blendend, sein Witz, wenn auch stellenweise trivial, burschikos roh oder jüdelnd, doch reich an drolligen Pointen und unerwarteten und überraschenden Wendungen und Zusammenstellungen, die freilich oft sehr barocke Mischung des Niedrig-Komischen und selbst Gemeinen mit dem Lyrisch-Empfindsamen und Phantastisch-Bilderreichen ihm ganz eigenthümlich. Da nun die jetzt vielgelesensten Tagesschriftsteller sehr wenig Witz und Humor besitzen, da ein gewisses saueres, schulmeisterlich doctrinäres Wesen überhaupt in der Literatur Platz gegriffen hat und das gerade von Heine in allen Formen und Gestalten mit größtem Glück lächerlich gemachte bürgerliche Philisterthum jetzt in aller Weise förmlich verherrlicht wird, da es endlich niemals an Individuen fehlen dürfte, welche an pikanten Frivolitäten und an muthwilligen Gemälden aus den fleischlichen Regionen, wie sie z. B. in dem sonst genial geschriebenen Abschnitt „Die Bäder von Lucca" vorkommen, ihre Freude haben und eines solchen Nervenkitzels bedürfen, so ist es gar nicht undenkbar, daß diese deutsche Gesammtausgabe der Heine'schen Werke auch in unserer ernsten, pruden und scheinbar sittlichen Zeit eine nicht unbeträchtliche Verbreitung findet, zumal da die Verlagshandlung, wie wir erfahren, den Sortimentshändlern große Vortheile gewährt. Scheint es doch so, als ob jetzt mehr als je der Absatz eines Buchs oder Werks von dem Eifer abhängt, womit sich die Sortimentshändler desselben annehmen.

Zu bedauern bleibt es, daß durch diese Gesammtausgabe auch die vielen calumniösen Zerrbilder von Zeitgenossen, an denen Heine sich zu rächen beabsichtigte, wieder in Umlauf gesetzt werden. Nie war, wenigstens in Deutschland, die Satire persönlicher und dabei boshafter und schonungsloser als bei Heine, und sie wurde dies im Laufe der Zeit immer mehr, weil er merkte, daß alle oder doch die meisten Nichtmitbetroffenen an diesen schmuzigen Porträts ihre Freude hatten. Das gerühmte deutsche Gemüth zeigte sich damals wieder im schönsten Lichte. Nichts kann z. B. widriger sein als das Conterfei eines altdeutschen „Demagogen" (II, 19 fg.), in welchem, soviel wir wissen, ein noch lebender, wegen seiner Kenntnisse und tüchtigen Gesinnung geschätzter Ehrenmann dargestellt sein soll. Wir beneiden diejenigen Leser, welche an dergleichen ihre Freude finden sollten, weder um ihren Geschmack noch um ihr Gemüth. Ganz antiquirt ist die beispiellos gehässige Polemik gegen den Grafen Platen (II, 260—311), die man am wenigsten in den Schilderungen aus den Bädern von Lucca erwarten sollte. Jämmerlich, daß so ein deutscher Schriftsteller selbst unter italienischem Himmel nicht seine literarischen Mucken, seine niedrigen Animositäten gegen deutsche Schriftstellergenossen vergessen kann. Namentlich gibt eine bei den alten Griechen einheimische, durch unsere Sitten verpönte Leidenschaft, welche man auf Grund einiger wol falsch verstandener Sonette dem Grafen schuldgibt, dem Verfasser Gelegenheit, die miserabelsten und anstößigsten Witze zu machen, die er in den verschiedensten Variationen und in allerlei frechen Anspielungen auf das „Sitzfleisch" immer wiederholt. Kein Wunder, daß Platen in einem Briefe an Schelling von Heine's „Reisebildern" behauptet, sie seien kaum als „Impromptus eines Handwerksburschen" gut genug, und dann hinzufügt: „Erlauben Sie mir eine Nation, deren beliebteste Schriftsteller wahre Satanasse sind, zu verabscheuen." Was Heine's polemische Ausfälle um so widriger macht, ist der Umstand, daß er, wenn er überhaupt Ueberzeugungen hatte, damit gegen seine eigene Ueberzeugung handelte; denn er selbst bemerkt einmal: „Ach, man sollte eigentlich gegen niemanden in dieser Welt schreiben. Jeder ist selbst krank genug in diesem großen Lazareth" u. s. w. Heine, der immer den Mund von sich voll zu nehmen pflegte, schreibt an einem andern Orte: „Ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit." Er hätte schreiben sollen: eine Geisel oder die Pritsche eines Arlequins sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn diese hat er redlich nach allen Seiten gebraucht. Trotz seines zur Schau getragenen Liberalismus war er gegen Andersdenkende im höchsten Grade illiberal; er spielte in der Literatur den übermüthigen Junker, der niemand ungeneckt läßt, und wendete seine Autorität zumeist dazu an, ihm unliebsame Personen in inhumanster und gemüthlosester Weise zu mishandeln und an den Schandpfahl zu stellen. **H. M.**

Zur Erzählungsliteratur.

Erzählungen eines alten Herrn. Von Gustav vom See. Breslau, E. Trewendt. 1860. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die vier vorliegenden Erzählungen sind trotz des Gesammttitels von sehr verschiedenem Werthe. Die erste: „Der Mönch", ist die längste und beste; sie spielt in den Kriegsjahren bis 1813, die in neuerer Zeit wieder — um gewisser Analogien willen — so vielfach bearbeitet worden sind. Der Mönch ist kein wirklicher Klosterbruder (auch nicht eine Weinflasche, für die er in einer humoristischen Episode bei seinem ersten Auftreten gehalten wird, weil ein solches Möbel in dem schlesischen Schlosse, dem Schauplatz der Erzählung, unter dem Namen „Der Mönch" existirt), sondern ein preußischer Offizier, der unter der Mönchskutte sich im Siebenjährigen Kriege verbirgt, und das Schloß vor einer Ueberrumpelung durch versprengte Marodeurs rettet und zum Dank dafür die Hand des Schloßfräuleins erhält. Dies Mönchsgewand trägt dann später (1812) wieder ein preußischer Offizier, der die Geschichte erzählende „alte Herr", der mit seinem Freunde Merlin sich in dasselbe Schloß verirrte und abermals das Schloßfräulein, Toni, die Enkelin des ersterwähnten, sich durch treue Bewährung im Feldzuge gegen Napoleon gewinnt. — „Stabat Mater" ist im Gegensatz zu dem humoristischen und patriotischen Inhalt der ersten Erzählung eine an der Loire 1786 spielende, sehr tragisch-romantische Geschichte. Margot von Verneuil, die Tochter des Schloßherrn, liebt ihren Musiklehrer Charles Arnaud, bei dem sie auch das Orgelspiel lernte; unter den Tönen des Stabat Mater kommen sie zum

Bewußtsein ihrer Liebe, der Vater überrascht sie dabei und jagt Arnaud fort, sie geloben sich Treue bis zum Tode und Margot entsagt mit dem Schwur, auch nie das Weib eines andern zu werden. Sie bleibt diesem Schwur auch in Paris treu, wohin sie der Vater führt und wählt lieber das Kloster. Als dies in der Französischen Revolution aufgelöst wird und sie den Geliebten wiederfindet, hält sie sich durch das Klostergelübde für gebunden — beide verharren nun in stiller Entsagung, doch ihrer Liebe getreu, bis sie unter dem Klange des Stabat Mater sterben. Eine sehr sentimentale Geschichte, die sich in unserer Zeit seltsam genug ausnimmt und von der wir nicht glauben, daß ihre Erzählung den Genossen unserer Zeit zu irgendetwas frommt. „Die wiedergefundene Jugend" spielt im schlesischen Gebirge und ist schließlich nur ein Traum zur silbernen Hochzeit: der Mann ist wieder jung geworden und begeht so mit den Erfahrungen des Alters viel dümmere Streiche als in seiner wirklichen Jugend. „Das Marienbild" ist eine unbedeutende Reiseerinnerung an ein wunderthätiges Marienbild. Alle diese Geschichten und Geschichtchen sind gewandt geschrieben, zuweilen aber etwas breit, sodaß man in der That meinen kann, „einen alten Herrn" erzählen zu hören. 50.

Notizen.

Die Preußen bei Waterloo.

Ein längerer, durch drei August- und Septembernummern sich hinziehender Artikel der „Revue des deux mondes" von Edgar Quinet: „La campagne de 1815", sucht, vorzugsweise auf das interessante und unparteiische Werk des Obersten Charras gestützt, die in dem kurzen aber ewig denkwürdigen Feldzuge von 1815 von Napoleon begangenen Fehler nachzuweisen, dagegen diejenigen seiner Generale, auf deren Schultern man seine Misgriffe abzuladen für gut befand, zu rechtfertigen oder doch ihren Antheil an dem unglücklichen Ausgang des Kriegs auf ein gerechteres Maß zurückzuführen. Zwar muß Grouchy auch in der Darstellung Quinet's seinen Antheil daran tragen; „aber", bemerkt Quinet weiter, „die Fehler Napoleon's sind nicht weniger augenscheinlich; sie sind zahlreicher und von früherm Datum.... Man hat das Andenken des Unterbefehlshabers vernichtet, indem man ihn nicht nur mit seinen eigenen Misgriffen, sondern auch mit denen des Oberfeldherrn belud; man hat diesem den Ruhm des Unglückstags gelassen, aber ihn von der Verantwortlichkeit dafür entbunden." Man werde aber, meint Quinet weiter, bei näherer Prüfung finden, daß Napoleon an seinem Unglück hauptsächlich selbst schuld gewesen. In der That war sein Heer so zahlreich, so begeistert gestimmt und racheburstig, so vortrefflich organisirt und ausgerüstet, von so entschlossenen Generalen angeführt, daß die Schlacht von Waterloo nicht in eine förmliche Niederlage ausarten und der Feldzug nicht in wenigen Tagen ein Ende nehmen konnte, wenn von Napoleon selbst nicht arge Fehler begangen worden wären. Ueberzeugend geht auch aus Quinet's Darstellung hervor, daß die sich nur mühsam haltende Armee Wellington's ohne die Dazwischenkunft der Preußen geschlagen, wenn nicht vernichtet war. Napoleon setzte gegen letztere nach und nach 16 Bataillone des Lobau'schen Corps, 14 der Garde, 8 der Division Durutte, im ganzen nicht weniger als 38 Bataillone in Bewegung, ungerechnet 3000 Reiter unter Domon und Subervie, sodaß fast die Hälfte der französischen Armee durch die Preußen beschäftigt war und bei den entscheidenden Angriffen auf die englische Stellung fehlte. Sehr lebhaft schildert Quinet die rastlose Verfolgung der Franzosen durch die Preußen, und er verschweigt dabei keinen Umstand, der zum Beweise dienen kann, daß die Franzosen durch den plötzlichen Wechsel der Dinge vollständig entmuthigt und demoralisirt waren. „Die Nacht kam", beginnt Quinet diese Schilderung, „und es geschah, was man noch niemals im Kriege erlebt hat: die Nacht gewährte den Besiegten keine Rast; im Gegentheil, sie verdoppelte ihre Noth, während in allen frühern Kriegen sich die Sieger davor hüteten, in die nächtliche Finsterniß, welche die Gleichheit zwischen dem Starken und Schwachen wiederherstellt, sich hinauszuwagen. Selbst an der Beresina trat mit der Nacht Waffenruhe ein. Hier aber hatte das Gefühl, daß nun alles zu Ende sei, beide Armeen mit gleicher Stärke erfaßt; es hielt den einen Theil ab, Widerstand zu leisten, und den andern, seinem Triumph Einhalt zu thun." Edgar Quinet bemerkt zum Schluß: „Napoleon hatte seinen Gegnern Unterricht im Kriege gegeben. Besonders hatte er sie zur Kühnheit angeleitet. Diejenige Blücher's war, trotz seiner 70 Jahre, unglaublich. Endlich hatte man nicht mehr mit Armeen zu thun, welche sich, wie diejenigen Wurmser's und Alvinzi's blos handwerksmäßig schlugen. Die Preußen zeigten in diesem Kriege eine Leidenschaft, welche bis zur Wuth ging. Unsere Soldaten waren, was sie früher waren; es waren die alten Krieger, Sieger in hundert Schlachten; aber der Feind war ein anderer. Der aus langer Knechtschaft hervorgegangene Haß und das brennende Verlangen nach Wiedervergeltung verliehen den fremden Heeren die Kraft einer nationalen Erhebung. Diese Heere waren Völker, und der Völker hatte sich eine feindseligere Stimmung bemächtigt als der Könige."

Rudolf von Raumer's „Deutsche Versuche".

Rudolf von Raumer hat eine Anzahl von Aufsätzen, die zum größten Theil schon früher und zwar in meist nicht sehr gelesenen Zeitschriften, z. B. in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien", den „Münchener Gelehrten Anzeigen" u. s. w. gedruckt waren, unter dem Titel „Deutsche Versuche" (Erlangen, Bläsing, 1861) erscheinen lassen; es ist dies ein etwas ominöser, an so viele deutsche Versuche, die bloße Versuche geblieben sind, erinnernder Titel. Literarhistorischen Inhalts ist unter andern der Aufsatz „Zur Beurtheilung Gottsched's". Der Verfasser verkennt die Verdienste Gottsched's nicht und findet sie besonders in zwei Dingen begründet. Erstens habe er durch eine rastlose Thätigkeit, durch Schriften, Vorlesungen, Vereine und zahllosen Briefwechsel das Interesse für deutsche Sprache und Literatur in weiten Kreisen verbreitet, und zweitens habe er sich durch seine Sammlungen und Zusammenstellungen wirkliche Verdienste um die deutsche Literaturgeschichte erworben. Raumer erkennt an, daß Danzel's Werk „Gottsched und seine Zeit" in allen diesen Punkten anziehende Aufschlüsse enthalte; zugleich aber sieht er sich bewogen, gewissen Uebertreibungen Danzel's entgegenzutreten, z. B. der Behauptung, daß der Gedanke einer deutschen Gesammtliteratur zuerst von Gottsched gefaßt und dann von Lessing und andern nur weiter ausgebeutet worden sei. Der Verfasser behauptet dagegen, daß vor Gottsched schon Leibniz' in Deutschland den Begriff dessen, was man jetzt als eigentliche Nationalliteratur aus dem ganzen Bücherwesen eines Volks aussondert (nicht wie Opitz blos die Poesie, sondern auch die Prosa), ziemlich klar aufgestellt habe, und er sucht dies durch ein Citat aus Leibniz' „Unvorgreifflichen Gedanken" nachzuweisen. Der Verfasser bemerkt in Bezug auf Danzel's Werk: „Bei der Art, wie solche Monographien jetzt bisweilen ausgebeutet werden, würde sich Referent nicht wundern, wenn ihm in einiger Zeit irgendein neues Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte zu Gesicht käme, worin Gottsched als der eigentliche Schöpfer der neuern deutschen Literatur dargestellt würde, in dessen ausgetretene Fußtapfen dann Lessing, Klopstock und wie diese kleinen Geister alle heißen mögen, getreten wären." Nur um diesem „Unfuge" vorzubeugen, hat Raumer, der unter andern Gottsched's „Handlexikon der schönen Wissenschaften" eine „wahre Fundgrube verkehrter Ansichten" nennt, seine Stimme gegen Danzel's Uebertreibungen erhoben. Es mag allerdings richtig sein, daß man längere Zeit Gottsched's Verdienste zu sehr unterschätzt hat; aber in unserer platt verständigen Zeit scheinen gewisse Leute in der That auf dem besten Wege zu sein, dahin zu gelangen, in Lessing, Klopstock, Schiller und Goethe nur secundäre Geister zu erblicken, die von dem allein correcten Wege Gottsched's abwichen und sich verirrten oder doch ohne Gottsched nicht

möglich gewesen wären. Zwei Aufsätze in dieser Sammlung beschäftigen sich mit dem Begriff und mit der Aufgabe der deutschen Philologie; vaterländischen Angelegenheiten sind die Aufsätze „Zur Feier des 18. October 1860" (eine vor einer Versammlung von Bürgern und Universitätsangehörigen zu Erlangen gehaltene Rede), „Zur Geschichte Preußens in den Jahren 1806—8" u. s. w. gewidmet, und in der Abhandlung „Die doppelte Recension des Textes von Kant's Kritik der reinen Vernunft" handelt es sich, wie der Verfasser selbst im Vorwort hervorhebt, nicht um ein ausschließlich philologisches oder philosophisches Interesse, sondern „um nichts Geringeres als um die Ehrenrettung eines der größten deutschen Denker". Auf die beim Antritte des Prorectorats der Universität Erlangen am 4. November 1858 gehaltene Rede: „Die Aufgabe der deutschen Universitäten", worin die Parallele zwischen den deutschen und den englischen Universitäten in Bezug auf Organisation und Aufgabe von besonderm Interesse ist, kommen wir wol bei einer andern Gelegenheit zurück.

H. M.

Aus der Wendenzeit.

Ein splendid ausgestattetes, nur vier Bogen starkes Bändchen: „Mistewoi. Aus der Wendenzeit. Von Oskar Roloff" (Berlin, Geelhaar, 1861), berichtet über die Schicksale Mistewoi's, des Obotritenfürsten, welcher, bereits zum Christenthum bekehrt, mit seinen Mannen den Sachsen zu Hülfe eilt, um sich dadurch die Hand Adelheid's, des Herzogs Bernhard schöner Nichte zu gewinnen. Geschmäht vom Markgrafen Dietrich und dadurch der ihm verlobten Braut verlustig gehend, wird Mistewoi zum erbitterten Feinde der bisherigen Freunde und schwört diesen blutige Rache. In Begleitung seines Freundes Alkamar zieht er ihnen entgegen, verwüstet die Gauen an den Ufern der Elbe und stürmt mit seinen 30000 Wenden Branibor, in das sich der stolze Dietrich zurückgezogen hat, wird jedoch, eines neuen Siegs schon fast gewiß, an der Tanger durch Verrath der dem heimlichen Christen feindseligen Götzenpriester geschlagen, und auf Anstiften dieser letztern von dem eigenen Volke ins Gefängniß geworfen, um den Göttern als Opfer zu fallen. Wanka, des Oberpriesters Wulkow Tochter, dem Spielgefährten der Jugend in stiller Liebe zugethan, befreit mit Hülfe Janko's, ihres Bruders, Mistewoi aus dem Kerker und flieht mit ihm nach dem Bardengau, wo sie später Janko aufsucht, in Johannes Friedlieb den Gatten seiner Schwester erkennt und dieser den Segen der bereits verschiedenen Aeltern bringt. Dies ist in kurzen Worten der Inhalt der im 10. Jahrhunderte spielenden interessanten Erzählung.

64.

Bibliographie.

Baeumen, A. v., Nach Marokko. Reise- und Kriegsmemoiren. Mit 1 Zeichnung der Stadt Tetuan und dem Bildnisse des General Prim. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Berlin ohne Dach. (Berliner Mysterien.) Ein Sittengemälde der Neuzeit. Zwei Theile. Berlin, van Severen. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dumas, A., Die Mohikaner von Paris. Roman. Fünf Theile. Berlin, van Severen. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Norbert Dujardin. Breslau, Kern. 8. 25 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 5te Abtheilung: Erläuterungen zu Klopstocks Werken von H. Düntzer. Oden. 3tes Heft. Wenigen-Jena, Hochhausen. Gr. 16. 4 Ngr.

Friedrich, F., Deutsches Leben. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 8. 2 Thlr.

Frommel, E., Aus einem Kellnerleben. Eine Geschichte aus dem Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 6 Ngr.

Hageby, A. L. v., Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857—1859. Aus dem Schwedischen. Mit dem Porträt des Verfassers, 10 colorirten Tafeln in Stahlstich nach Originalen von Hindu-Malern, 16 Tafeln in Tondruck, 3 Plänen und 1 Karte von Vorder-Indien. Leipzig, Mendelssohn. Lex.-8. 4 Thlr.

Hirschberg, E., Juliane. Ein dramatisches Gedicht. Forst. 8. 20 Ngr.

Kittl, Maria Gabriella, Die Jüdin in Jerusalem. Novelle. Leipzig, Hübner. Br. 8. 1 Thlr.

Längin, G., Aus unserer Zeit. Gedichte. Lahr, Geiger. Gr. 16. 12 Ngr.

Le Juge, H., Der Sohn des Verbrechers. Criminalistischer Roman. Berlin, van Severen. 8. 27½ Ngr.

Liebes- und Klagelieder des neugriechischen Volkes übersetzt von A. Passow. Magdeburg, Creutz. 8. 15 Ngr.

Die Lilie von St. Leonard. Eine schottische Erzählung von W. S. Mit 3 Illustrationen. Berlin. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Maisang, M., Rosen und Dornen. Gedichte. Wenigen-Jena, Hochhausen. 16. 1 Thlr.

Mind, G. — Der Katzen-Raphael. Zwölf Bläter Katzengruppen nach Gottfried Mind radirt von L. Bellon, E. Eichens, F. Hegi ꝛc. Nebst einer kurzen Lebensskizze Mind's und der Novellette: „Der Katzen-Raphael" von F. Freiherrn Gaudy. Berlin, Schröder. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Des Nibelungenliedes zweite Hälfte: Kriemhildens Rache. Aus dem Mittelhochdeutschen volksthümlich übersetzt von L. Gerlach. Dessau, Neubürger. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pichler, A., Aus den Tirolerbergen. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reineke Voß. Plattdeutsch nach der Lübecker Ausgabe von 1498 bearbeitet von K. Tannen. Mit einer Vorrede von K. Groth. Bremen, Strack. 8. 20 Ngr.

Saladin, C. W., Eusophia, oder Lichtblicke ins Leben. Besonders den edlen Frauen des Vaterlandes gewidmet. Berlin. Gr. 8. 20 Ngr.

Schmidt, K., Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker dargestellt. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Geschichte der Pädagogik in der christlichen Zeit. 2te Abtheilung: Die Geschichte der Pädagogik von Luther bis Pestalozzi. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schulze, H., Blätter und Blüthen. Gedichte. Gifhorn, Schulze. 16. 12½ Ngr.

Stein, P., Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sellin, E., Zur Enthüllung des mecklenburgischen Papstthums. Eine Gewissensstimme an die mecklenburgische Landeskirche. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Wackerhagen, Emma, Vittoria Colonna, eine Lebensskizze. Mit einem Vorworte von H. Thiele und dem Porträt der Vittoria Colonna nach einer Medaille in Kupferstich. Halle, Mühlmann. 16. 15 Ngr.

Wedekind, E., Gebrüder Schickler. Roman aus dem modernen Leben. Frei nach dem Französischen. Mit 11 Abbildungen. Berlin, Janke. 1862. Br. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Aubineau, L., Maria Eustalia. Aus dem Französischen übersetzt. Trier, Braun. Gr. 16. 5 Ngr.

Fliegendes Blatt aus Mecklenburg. Ein Hahn mit Senfsauce. Hamburg, O. Meißner. 8. 2½ Ngr.

Hopf, A., Der Pascha von Rummelsburg oder: Leberström's Anfang, Glück und Ende. Humoristische Eichhoffiade (Nr. 2). Mit 3 Bildern. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Graf Kikeriki, oder: Der Pascha von Blasedow. Mecklenburger Silhouette von einem Unterthänigsten. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Freie Worte eines Bürgers an den Kaiser von Oesterreich. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 17. October 1861.

Rahel.

Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte des literarischen Hervorbringens und Erzeugens ist nur die eine Hälfte der Literaturgeschichte; die andere Hälfte ist die Geschichte des Aufnehmens, der Empfänglichkeit des Publikums, denn Dichter und Schriftsteller, die niemand hört und liest, haben für diese Welt nichts zu bedeuten. Und wie die Geschichte der literarischen Production sich vorwiegend nur mit den Häuptern, nicht mit den Massen derer, welche die Feder führen, beschäftigen kann, so hält sich auch die Geschichte ihres Publikums manchmal an die Namen weniger Stimmführer, welche vermöge einer ausgezeichneten Gabe des Empfangens einen für den literarischen Erzeuger unschätzbaren, ja unentbehrlichen Einfluß auf die Masse der Empfangenden geübt und selbst zum Publikum gehörend zwischen Publikum und Schriftsteller vermittelt haben.

Es fragt sich, ob irgendwo die eigentlichen Kritiker vom Fach dem Urtheile der Menge seine Richtung geben; in Deutschland scheint uns dies, trotzdem es wegen seiner Kritik berufen ist, nicht der Fall zu sein. Wir müßten uns sehr täuschen, oder unsere Literaturblätter werden vornehmlichst von den Literaten und Literatengenossen gelesen. Zwar stützen wir uns weder mit dieser Ansicht, noch mit unsern bescheidenen Zweifeln an der vielgerühmten Popularität französischer und englischer Revuen auf etwas, wie eine genaue statistische Ermittelung, doch haben wir gute Gelegenheit gehabt, den Leserkreis kritischer Organe einigermaßen umschauen zu können.

Wichtiger für den Schriftsteller und seine Werke, als jene Geschmacksrichter, welche wieder Schriftsteller sind, haben sich oftmals Personen bewiesen, welche keine Zeile für die Oeffentlichkeit schrieben, sondern ihre Mittheilungen auf einen geselligen Kreis beschränkten und der innern Lebenskraft des gesprochenen Worts getrost die Sorge für dessen Verbreitung von Kreis zu Kreis, für seine Dauer von heute zu morgen überließen. Zwar ist der Salon bei uns nicht heimisch und wird es in seiner echten ursprünglichen Form schwerlich bei uns werden, doch hat man sich daran gewöhnt, einen nach unsern nationalen Bedürfnissen wesentlich umgestalteten Begriff in das von unsern westlichen Nachbarn unverändert entlehnte Wort zu fassen. In Berlin namentlich gibt es, seitdem ein eigenthümliches Leben sich in dieser Stadt frei von innen heraus entwickelt hat, etwas wie Salons, und Persönlichkeiten, welche den Mittelpunkt von dergleichen bildeten, haben durch die Anziehungskraft, welche sie für engere Kreise unmittelbar besaßen, durch den Einfluß, den sie mittelbar in die Weite übten, mit Recht höhern Ruhm erworben als manche bändereiche Schriftsteller.

Es kann nicht befremden, daß wir, wo ein hoher Grad von Empfänglichkeit Haupterforderniß ist, Frauen eine hervorragende Rolle spielen sehen. In der That haben namentlich zu Berlin in der ganzen Periode unserer geistigen Neugestaltung Frauen besonders lebhaft daran gearbeitet, nicht allein der Reformation des Geschmacks, welche Lessing, Goethe und Schiller ins Werk setzten, günstigen Boden zu bereiten, sondern auch der fast gleichzeitigen Reformation aller socialen Verhältnisse einen leichten Fortgang zu verschaffen. Gab ihnen eine schöne Eindrucksfähigkeit den Willen, ja das Bedürfniß auf ihre Weise helfend mit einzugreifen, so gab ihnen eine andere Seite natürlicher Anlage dazu auch das Vermögen. Sie allein waren im Stande, die nöthige Vereinigung von Vertretern mannichfacher Stände und Lebenskreise zum Behufe der feierlichsten Verschwörung herbeizuführen. Sie allein vermochten, eine solche statutenlose Gesellschaft zusammenzuhalten. Sie allein konnten dem erotischen Salon Anziehungskraft für Männer geben, welche gruppenweise gewohnt waren, höchstens in einem Gelehrtenkränzchen, schlimmstenfalls in leichtfertigen Häusern oder in Delicatessenhandlungen ihre Mußestunden zu genießen.

Schon beinahe hundert Jahre vor der Zeit, welche wir heute besonders ins Auge zu fassen Veranlassung haben, machte in der großen norddeutschen Residenz eine Frau von höchstem Einfluß denselben zum Vortheil der Künste und Wissenschaften geltend. Sophie Charlotte, die erste

preußische Königin, kann hier nur genannt werden. Ihr Leben fällt so ziemlich in die traurigste Periode deutscher Zustände, deutscher Literatur. Von einer Bedeutung ihres Salons für weitere Kreise kann nicht wohl die Rede sein, denn die schönen Geister, welche sich abendlich bei ihr versammelten, standen dem Volke fern und waren Gelehrte ohne nationale Bedeutung. Während sich Sophie Charlotte in ihrem Liezenburg (Charlottenburg) mit Leibniz unterhielt, schöpfte das geschmackvolle Berlin seine Geistesnahrung aus Hofmannswaldau's und anderer Deutschen auserlesenen Gedichten, aus Rost's und Happel's Staatsromanen und Christian Weise's „Drei ärgsten Erznarren"; das minder geschmackvolle lauschte den rohern Späßen Hanswursts oder der Jahrmarktpoesie fahrender Bänkelsänger. Kaum eine Art von literarischen Erzeugnissen war noch allen gemeinsames Eigenthum und vermochte das ganze Volk von der Königin bis zum Bauern noch in einem Genuß zu vereinigen: jene, damals zum Theil noch nicht alten Lieder, die sonntäglich in der evangelischen Kirche gesungen wurden. Doch machte selbst in der Hofkapelle die französische Sprache der deutschen den Rang streitig.

Das preußische nicht allein, sondern das ganze deutsche nationale Leben, die nationale Literatur, bekam neuen Gehalt erst durch das Auftreten Friedrich's des Großen. In einer jüngst von uns zur Besprechung gebrachten Schmähschrift auf den Philosophen von Sanssouci finden wir diese längst erkannte Wahrheit wieder geleugnet; doch bedarf es keiner neuen Widerrede. Lessing schöpfte den Stoff zu dem besten deutschen Lustspiele aus den Verhältnissen des Staats, der den deutschen Namen neu zu Ehren brachte; Goethe hat selbst das Wort gesprochen, welches Onno Klopp zu bemakeln versucht, und Schiller trug sich in seinen Blütetagen mit der Idee einer Friedericiade. Das ist genug. Die Saaten Friedrich's des Großen wären wahrscheinlich reicher aufgegangen, wenn sein Nachfolger ein besserer politischer Landwirth gewesen wäre. Was sich indessen auch durch die leichtsinnigste Behandlung nicht gänzlich mehr verschanzen ließ, war der Ausbruch eines gewissen Selbstgefühls, ja einiger Anzeichen von Nationalstolz. Zunächst begann die deutsche Sprache über die französische zu Berlin die Oberhand zu gewinnen. Die Akademie konnte damit so schnell nicht folgen, aber die Akademie hatte wenig oder gar keinen Einfluß. Im Volke regte sich's und die Richtung, die man einschlug, ward von oben wenn nicht befördert, so doch im geringsten nicht behindert. Friedrich Wilhelm II. hatte keine Anlage zum Tyrannen. Ihm fehlte alles, was die Erscheinungen Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's I. segensreich für den aufblühenden Staat gemacht hatte, aber ihm fehlte auch, trotz des Wöllner'schen Edicts, jede Spur der eigenwilligen Starrheit, die der Preuße bei seinem zweiten und dritten Könige oftmals hatte so bitter empfinden müssen.

Die Frauen hatten unter ihm bekanntlich andere Tage, als unter seinem großen Oheim. Doch leider nicht die edeln. Die mächtigste seiner Favoritinnen war keineswegs geeignet, die Aristokratie der Intelligenz auf eine anständige Weise zu fesseln. Es fehlte der Gräfin Lichtenau — wenigstens gegen das Ende ihrer Glückszeit hin — nicht gänzlich an der Begierde, etwas Höheres und Besseres zu bedeuten. Ihre Freundschaft mit Hirt legt Zeugniß dafür ab. Sie wäre, wie es scheint, zuletzt gern noch eine Schützerin der Künste und Wissenschaften geworden, wenn sich dies leicht und schnell hätte thun lassen. Wenn nicht aus edlerm Bedürfniß, so doch aus immerhin schätzbarer Eitelkeit hätte sie neben dem Rufe einer schönarmigen auch den Ruf einer schöngeistigen Frau erwerben mögen, um die Schande ihres sonstigen Lebens zu überfirnissen. Doch reichte dazu weder ihre Fähigkeit noch ihr Wille aus. Aus dem Schlamme entsprungen, in Gemeinheit groß geworden und einigermaßen gebildet nur zu dem Zweck, ihrer Sittenlosigkeit mehr Reiz zu geben, vermochte sie eigentlich niemals auf der Höhe des Lebens Fuß zu fassen, auf welche sie die Gunst eines königlichen Liebhabers scheinbar hingestellt hatte. Eine gewisse Freiheit und Eleganz der Bewegung könnte alles sein, was die berliner Gesellschaft ihren schwachen Bemühungen, Schöngeisterei zu treiben, etwa verdankt.

Während sich in Berlin die Nationalität mühsam unter dem auf ihr lastenden Franzosenthume vorarbeitete und ihr Stolz, die junge Literatur, mit Aengstlichkeit sich an die geistlos gedeuteten Vorschriften, Anweisungen und Verhaltungsmaßregeln eines Lessing anklammerte, tobten im mittlern Deutschland schon die Kämpfe der Sturm- und Drangperiode. Wir sehen Berlin daran so gut wie gar nicht betheiligt. Vielmehr war hier lange Zeit ein Hauptsitz des Widerstandes, der jedoch keineswegs dem Publikum *), sondern ausschließlich den Schriftstellern, den Gelehrten, den producirenden Leuten von Fach zur Last zu legen ist.

Es bildeten sich zu Berlin — während die Heroen der Aufklärerei sich noch lange im vollständigen Besitz der äußerlichen Herrschaft behaupteten — stille Gemeinden zur Verehrung Goethe's und seiner Richtung; doch waren ihre Versammlungsorte vorerst noch zu bescheiden, um den etwas anspruchsvollen Namen von Salons zu verdienen. Die Wohnzimmer einiger jüdischer Frauen wurden die ersten erklärten Tempel des neuen Dienstes. Merkwürdig wird es immer bleiben, daß recht aus dem Schose, aus dem Mittelpunkte der alten Gesellschaft, einige der exaltirtesten Bekenner der Romantik, der nachkommenden norddeutschen Sturm- und Drangperiode, entsprangen.

Moses Mendelssohn war eins der Häupter, eins der geachtetsten Mitglieder der alten Schule gewesen. Trotz der Beschränktheit seiner bürgerlichen Stellung, seines Einkommens, hatte er sein Haus hergegeben, um eine gleichgestimmte Gesellschaft wöchentlich zu vereinigen. In Fürst's Buch über Henriette Herz sind interessante Notizen diesen Moses Mendelssohn'schen Salon betreffend zu finden. Henriette Herz, schon als Mädchen mit Mendelssohn's

*) Vgl. das kürzlich erschienene Buch von Abeken: „Goethe in den Jahren 1771—75" (S. 361).

Töchtern befreundet, hatte oft Gelegenheit, die Frau vom Hause beim Abzählen für den Salon bestimmter Rosinen und Knackmandeln zu beobachten. Henriette Herz sowol als die Töchter Mendelssohn's nahmen bald mit ganzer Seele theil an dem Bestreben, ganz andern Lehren und Ansichten, als die in der Gesellschaft der Aeltern herrschend gewesen waren, die Oberhand zu verschaffen.

Das Erscheinen der Briefe des jungen Börne an Henriette Herz hat uns erst vor kurzem Gelegenheit gegeben, der Wirksamkeit dieser ausgezeichneten Frau mit Anerkennung zu gedenken. Fürst mit seiner Biographie hat ihr übrigens das schönste Denkmal gesetzt.

Von den Töchtern Mendelssohn's hat namentlich Dorothea eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die Umrisse ihres äußern und innern Lebens sind uns jüngst in einem Aufsatze des „Deutschen Museum" klar und deutlich gezeichnet worden. Erinnern wir hier nur daran, daß sie die Gattin Friedrich Schlegel's, daß sie die Mutter (von ihrem ersten Gatten) jener Veits war, deren künstlerische Bestrebungen vielleicht noch mehr Widerstand als Bewunderung hervorgerufen haben.

Dorotheens jüngste Schwester, Henriette, nimmt einen Platz ein in Varnhagen's „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang". Auch sie scheint, jedoch mit weniger Aufsehen, den Weg gewandelt zu sein, dessen natürliches Ziel Rom ist.

Weitaus die bedeutendste aller von den edeln Frauen jüdischer Herstammung, welche dem Geiste einer neuen Zeit fast allein beim Anbruch eines neuen Jahrhunderts in der guten Gesellschaft Berlins Aufnahme und Geltung erwirken halfen, war die den früher Genannten befreundete Rahel Levin. Sichert ihr schon die Uebermacht ihrer seelischen Anlagen den ersten Platz unter ihren Genossinnen, so hat auch glückliche Schickung äußerer Verhältnisse noch dazu gethan, eine solche hervorragende Stellung zu befestigen, ja gewissermaßen zu verewigen.

Denn indem Rahel Levin die Gattin Varnhagen's von Ense wurde, erweiterte und klärte sich nicht allein der Kreis ihrer Beziehungen und Einflüsse, sondern sie gewann auch unabsichtlich für die Verkündigung ihres Werthes, ihres Ruhms eine Feder, deren Geschicklichkeit in der Darstellung alles dessen, was dem Leben des einzelnen Bedeutung und Reiz für Nationen verleiht, unübertroffen dasteht.

Für uns, die Nachgeborenen, sind einige der Folgen von Rahel's Verbindung mit Varnhagen, dem berufensten Lebensbeschreiber seit Plutarch, dem feinsten Kenner und Sonderer aufbewahrenswerther Documente zur Geschichte des Individuums, geradezu unschätzbar. Auch Varnhagen's Kunst stets aufmerkender Beobachtung und natürliche Neigung zum Sammeln vertraulich-flüchtiger Lebensäußerungen hat schon miswollende Beurtheilung erfahren müssen. Bei neuester Gelegenheit ist sie witzig mit der Kunst der Spinne, Fliegen in ihr Netz zu locken und auszusaugen, verglichen worden. Wie dem auch sei: wir können nur den Wunsch aussprechen, daß doch mehr, daß doch wenigstens immerdar eine solche biographische Spinne auf der Lauer liegen möge, um nicht wie die Spinne erwünschte Beute nur an sich zu locken und auszusaugen, sondern wie Varnhagen den besten Theil der Ausbeute für die dankbare Nachwelt in Sicherheit zu bringen.

Rahel war ganz und gar nicht Schriftstellerin und ermangelte des Talents, die Fülle ihrer Gedanken in verständliche, dauerbare Formen zu gießen, etwas Ganzes aus dem ihr unerschöpflich zuströmenden Material zu gestalten. Sehr richtig nennt sie David Veit („Briefwechsel", I, 36) in der Kunst des Homer und Goethe einen ohne Hände geborenen Rafael. Spärliche Zeugnisse ihres geistigen Reichthums wären uns bestenfalls aufbehalten worden, hätte sich nicht Varnhagen rechtzeitig zu ihrem Schatzmeister gemacht und das Gold ausgeprägt, was sie achtlos umhergestreut hatte in eine achtlose Welt.

Bald nach dem Tode der Gattin (7. Mai 1833) veröffentlichte Varnhagen eine große Anzahl ihrer Briefe — zuerst, wenn wir nicht irren, nur in einem Bande für den Kreis ihrer privaten Freunde, dann auf allgemeines Verlangen in drei Bänden für das größere Publikum — unter dem Titel „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde." Im Jahre 1836 folgte die „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" in zwei Bänden. Frühere Mittheilungen, namentlich über die Zeit seines Bekanntwerdens mit Rahel, hatten schon einzelne Abschnitte seiner „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" enthalten. Von seiner fortdauernden Beschäftigung mit dem Gedächtniß der verlorenen Freundin zeugte die erste Veröffentlichung, welche nach seinem 1858 erfolgten Tode von der Erbin seines literarischen Nachlasses, Fräulein Ludmilla Assing, ins Werk gesetzt wurde. Der posthume achte Band der „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften" enthielt eine Sammlung von Aufsätzen über Rahel, welche in der That denkwürdig genannt werden müssen, obgleich Varnhagen vielleicht nur das Verdienst zukommt, sie aufbewahrt zu haben. Lebendigere, sprechendere Bilder von Rahel's Hauptepochen sind uns nicht erhalten als die hier zu findenden: „Rahel Levin und ihre Gesellschaft gegen Ende des Jahres 1801" und „Der Salon der Frau von Varnhagen. Berlin im März 1830."

Inzwischen war Varnhagen in der Würdigung des Einflusses und der Bedeutung seiner Gattin auch unter den Kritikern und Literarhistorikern nicht allein geblieben. Der Name Rahel wurde von allen Schriftstellern genannt, welche sich über Deutschlands geistige Bestrebungen im 19. Jahrhundert ausließen, und es blieb der Versuch nicht aus, die ganze Erscheinung jener ausgezeichneten Frau zu erklären, ja ihr Wesen als den reinsten Ausdruck des mit ihrem Hinübergange abgeschlossenen Zeitalters darzustellen. Wir haben an dem kleinen Buche von Schmidt-Weißenfels, dessen Titel „Rahel und ihre Zeit" auf eine derartige Absicht des Verfassers schließen läßt, vor allem auszusetzen, daß die moderne Eleganz seines Stils eine ganz und gar französische ist. Doch dies nicht allein — auch die Anschauung des Verfassers ist französisch und so

gewann das deutsche Culturbild, was er mit Geist und Leichtigkeit zu zeichnen unternahm, einen unverkennbar französischen Anstrich. Da sich in der deutschen Literatur indessen immer noch so viel Pedanterie und schwerfällige Gelehrsamkeit breit macht, liegt in der Behandlungsart Schmidt-Weißenfels' zweifellos auch etwas Lobenswerthes.

Die Erscheinung des Buchs, welches uns heute veranlaßt, das Wort zu nehmen, zeigt, daß die Reihe der Beiträge, welche Varnhagen selbst zur Verewigung des Gedächtnisses seiner Gattin bestimmt hatte, mit dem erwähnten achten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" noch nicht geschlossen war. Der vor uns liegende „Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit" trägt abermals die Aufschrift: „Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense", und bestätigt uns durch seinen Gehalt aufs neue, daß jene Ueberschrift schlechterdings als vollgültige Empfehlung zu erachten bleibt.

Es ist dieser Rahel-Veit'sche der erste von Rahel's Briefwechseln, welcher gesondert — in all der Vollständigkeit, in welcher er sich handschriftlich erhalten — ans Licht tritt. Eine Auswahl der zugehörigen Briefe Rahel's war schon in dem „Buch des Andenkens" gegeben, wogegen mehrere von den Briefen Veit's der „Galerie von Bildnissen" einverleibt waren. In dieser letztern eröffnet das Bild David Veit's die Reihe, und wir finden in dem soeben erschienenen Briefwechsel außer einem kurzen, eigens für die Herausgabe desselben abgefaßten Vorworte Varnhagen's jenes von früherher bekannte Bild wiederum statt sonstiger Erläuterungen über die Persönlichkeit von Rahel's Jugendfreunde vorangestellt.

David Veit ist niemals berühmt oder auch nur in weitern Kreisen bekannt geworden. Indem Varnhagen seinen Namen dennoch der Nachwelt überliefert, hebt er mit folgenden schönen Worten an:

> Gäbe es in der Welt blos diejenigen Talente und Bedeutsamkeiten, welche sich unmittelbar im Glanze der Oeffentlichkeit darstellen, und hier zu Namen und Ruf gelangen, so wäre der Lebensinhalt auch der Zeiten, die scheinbar die reichsten sind, doch nur für gering und armselig zu halten. Wenn wir aber betrachten, wie sehr in jenem Betreff das Spiel des Zufalls zu walten scheint, und ganz achtlos bald Geringeres an das Licht hebt, bald das Werthvollste im Dunkel hält, so gewinnen wir die tröstliche Ueberzeugung, daß die Welt viel reicher ist, als ihre jedesmalige Außenseite zu erkennen gibt. Nichts kann uns wehren sogar vorauszusetzen, daß neben dem Größten und Besten, welches wir sehen, noch eben dergleichen zahlreicher im Verborgenen weilt, und uns darum nicht minder zum Gewinne lebt. Tritt nun, früh oder spät, aus dieser unbekannten Größe, als Zeugniß ihrer Wirklichkeit, irgendein neues Bild hervor, mit dem erkennbaren Gepräge aller der Möglichkeiten, in welchen dasselbe hätte gelten können, so bringt sich uns ein Gefühl heiterer und erhebender Befriedigung auf, dem vergleichbar, welches ein Reicher empfindet, der seine zu Tage geförderten Schätze doch nur als einen Theil derer weiß, die unerforscht und unberechenbar im Dunkel liegen.

David Veit und Rahel Levin waren ungefähr von gleichem Alter; beide sind 1771 geboren. Trotzdem Veit aus Breslau herstammt, dürfen wir doch annehmen, daß er frühzeitig mit Rahel bekannt geworden, da er einen Theil seines Schulunterrichts zu Berlin genossen. Ihr vertrauter Briefwechsel, wie er uns hier geboten wird, beginnt mit dem Jahre 1793. Der erste Brief ist aus dem Frühlinge dieses Jahres von Veit, auf der Reise geschrieben und zwar über ein Thema, welches für Rahel stets ein Lebensthema blieb: über Goethe und sein Weimar.

Hier findet sich ein schicklicher Anlaß, zurückzuweisen auf den Gedanken, den wir an die Spitze unserer Bemerkungen setzten. Es ist gewiß: Rahel hat sich allein schon als begeisterte Verkündigerin Goethe's und des von Weimar ausgehenden Lichts ein hohes Verdienst erworben um den Dichter und die großen dichterischen Werke seiner Zeit. Auch sehen wir Goethe nicht undankbar gegen die Prophetin, und wenn er, der Berlin lange Jahre hindurch mit nicht eben günstigen Augen betrachtet, und sogar „die Musen und Grazien in der Mark" ziemlich spöttisch angelassen hatte, gegen das Ende seiner Laufbahn hin hohes Interesse für das sich großartig entfaltende berliner Leben zu zeigen begann, so dürfen wir nicht zweifeln, daß die Begründerin des Goethe-Cultus, der um die dreißiger Jahre in Berlin zur Modesache wurde, das Beste gethan hatte, um ihrer Vaterstadt gewissermaßen die letzten wohlwollenden Strahlen ihrer scheidenden Sonne zuzuwenden.

Doch würde es freilich ganz unzulänglich sein, die Verehrung und Verkündigung Goethe's als den Hauptinhalt von Rahel's Leben bezeichnen zu wollen. Ihre ganze Existenz füllte bloßer Goethe-Cultus ebenso wenig, als den vorliegenden Briefwechsel, und es würde ungefähr gleich schwer sein, den Inhalt von Rahel's Leben und den ihres Briefwechsels mit David Veit in kurzen Worten anzugeben. Rahel's Interessen waren die höchsten und weitesten, die der Mensch haben kann, und die Grenzen der Zeit und des Raumes, innerhalb deren ihre äußere Existenz sich halten mußte, vermochten der Bewegung ihres Geistes wol Bedingungen aufzuerlegen, aber nicht schwerere, nicht hemmendere, als welche von dem freiesten der Geister unbewußt und kaum ungeahndet ertragen werden müssen.

Es stände zu befürchten, daß wir in matte Wiederholungen des von andern schon öfter und besser Gesagten verfallen würden, wenn wir uns weiter in Betrachtungen über Rahel und ihre Zeit ergingen, ohne den Gegenstand gründlich erschöpfen zu wollen, wozu doch hier der geeignete Ort nicht scheint. In der That ist, was Schmidt-Weißenfels zu geben versucht hat, ein geistreich aufgefaßtes culturhistorisches Bild von Rahel's gesammten Einwirkungen und Lebensbeziehungen, das Einzige, was wir über Rahel noch brauchen können. An einzelnen treffenden Aeußerungen und Anschauungen hinsichtlich ihrer ist kein Mangel. Halten wir uns daher zum Schluß — einfach Bericht erstattend — nur an die willkommene Erscheinung ihres Briefwechsels mit David Veit.

Der größte Theil desselben gehört den Jahren 1793—96 an, welche Veit auf den Universitäten Göttingen, Jena und Halle dem Studium der Medicin obliegend verbrachte. Nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl

von Briefen aus spätern Zeiten reiht sich an, ohne daß jedoch irgendwo ein Merkmal gegenseitiger Erkaltung der Schreiber zu entdecken wäre. Der letzte Brief von Rahel an Veit, der sich als Arzt in Hamburg niedergelassen hatte, ist vom 20. April 1811. Schon am 15. Februar 1814 starb Veit.

Der Briefwechsel verdient nach vielen Richtungen hin Beachtung. Zunächst wird ihn kein Goethe-Verehrer ungelesen lassen dürfen. Außer dem schon erwähnten ersten Briefe Veit's, welcher einen Besuch bei Goethe schildernd den Reigen eröffnet, finden sich namentlich aus Veit's jenaischer Periode Mittheilungen ansprechendster und wichtigster Art über die weimarische Welt. Mit Begier wird man die Stellen aufsuchen, welche Rahel's Zusammentreffen mit Goethe in den böhmischen Bädern zum Gegenstande haben.

Dem Historiker, zumal dem Literarhistoriker ist hier ein reiches Archiv erschlossen. Zuverlässigere Actenstücke über den Geist eines Zeitalters lassen sich nicht denken als die oft bogenlangen Briefe, welche Rahel zu schreiben und zu empfangen gewohnt war. Doch das ist die Minderzahl derer, für welche das Buch bestimmt scheint, deren Wünsche und Absichten sich klassificiren lassen. Der höchste Genuß von demselben steht Lesern bevor, welche, in der guten Bedeutung des Worts, absichtslos an die Lectüre herantreten. Wir geben es nur aus dem Grunde auf, eine Reihe von Auszügen als lebendigste Empfehlung des Buchs hierherzusetzen, weil unter den auf jeder Seite von uns angestrichenen Stellen die Wahl schwer, ja unmöglich wird und überdies die aus dem Zusammenhange gerissenen Worte und Sätze den besten Theil ihres ursprünglichen Reizes einbüßen würden.

Möchten, da der Wunsch geistreich zu sein oder scheinen zu wollen jetzt so viel allgemeiner als das Gelingen ist, recht viele Leser aus diesen unmittelbaren Zeugnissen geistreichen Wesens, geistreichen Umgangs die leicht zu entnehmende Lehre schöpfen, daß der Werth des Menschen im geselligen Verhältniß nur zu bemessen ist nach dem Grade, in welchem er Unbefangenheit, Aufrichtigkeit und Theilnahme zeigt. **M. E. Lessing.**

Zur Culturgeschichte Italiens im Mittelalter.

Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von Jakob Burckhardt. Basel, Schweighauser. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Italien ist wieder so sehr in den Vordergrund des europäischen Lebens getreten und bietet uns ein so denkwürdiges Schauspiel in der Gegenwart, daß eine culturgeschichtliche Betrachtung der Zeit, in welcher es bahnbrechend war für das moderne Leben, gewiß auf vielseitige Theilnahme rechnen kann. Das vorliegende Werk gibt sich selbst als einen Versuch und erklärt den Gegenstand für so wichtig und umfassend, daß eine mehrfache Bearbeitung zu wünschen sei, und der Verfasser hat selbst auf das Gebiet nur hingedeutet, auf welchem Italien die Palme errang, indem er die Schilderung der Kunst einem besondern Buche aufbewahrte; einen vortrefflichen Beitrag dazu hat er indeß bereits in seinem „Cicerone" gegeben. Aus vielseitigen Studien bietet er uns eine Fülle charakteristischer Einzelbilder, die um so mehr an der Stelle, als gerade das individuelle Leben sich damals geltend machte und die Subjectivitäten auch mit ihren Schrullen und Wunderlichkeiten sich hervordrängten. Aber ich vermisse etwas die geistige Perspective in der Gruppirung; das Hervorragende und Tonangebende wird zu wenig durch Stellung und Ausführung hervorgehoben, und wir haben einen Eindruck wie von jenen altdeutschen Schlachtgemälden, auf denen im Figurengewimmel die leitenden Hauptgestalten verschwinden; aber dabei sind alle einzelnen Persönlichkeiten und Zustände mit feiner Sorgsamkeit und gründlichem Fleiß ausgemalt. Auch wird nicht zu leugnen sein, daß Burckhardt seinen Gegenstand mit Vorliebe behandelt, daß er die glänzenden Seiten gern herauskehrt und Schwächen oder Schatten überstrahlen läßt, sodaß die Vorzüge Italiens vor andern Nationen weit mehr als die Verdienste dieser hervortreten.

Burckhardt hat das Ganze in sechs Abschnitte eingetheilt: „Der Staat als Kunstwerk", „Die Entwickelung des Individuums", „Die Wiedererweckung des Alterthums", „Die Entdeckung der Welt und des Menschen", „Die Geselligkeit und die Feste", „Sitte und Religion". Ich glaube, daß eine andere Ordnung zweckmäßiger gewesen wäre, nämlich die persönliche Selbständigkeit des Individuums an die Spitze zu stellen; denn sie mit dem eigenen Denken und Wollen hatte sich erhoben und schlug auf allen Gebieten ihre Schlachten, und auch in der Kunst und der Wissenschaft, namentlich in der Philosophie waren die neuern Formen und Ideen das treibende Pathos der Individuen in solcher Mächtigkeit, daß dieselben ebenso sehr als Helden wie als Abenteurer und Märtyrer erscheinen; der Aufgang der Neuzeit war vulkanisch, eine große Sturm- und Drangperiode der Menschheit. Ich habe sie selbst in meinem Buche über „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" in ihrem Werden wie in ihrem Erwerb geschildert; ist das Burckhardt unbekannt geblieben oder hat er es vornehm ignorirt? Er hätte manches daraus lernen können, da es namentlich Italiens Antheil an der Philosophie eingehend darstellt, was bei den Kennern in Deutschland und Frankreich seine Anerkennung gefunden hat.

Folgen wir Burckhardt's Gang, so betrachten wir zunächst den Staat als Kunstwerk. Wir sehen, wie in Italien schon im 14. Jahrhundert der moderne Staatsgeist erwacht und den Staat als berechnete bewußte Schöpfung nach innen und außen zu gestalten und zu lenken sucht. Es sind besonders die aus den Parteifehden auftauchenden neuen Staaten, deren Gründer, illegitim wie sie waren, sich genöthigt sahen, das Bündniß mit jeder höhern geistigen Begabung einzugehen, und mit jener rücksichtslosen Selbstsucht voranzugehen, die man bestaunend verabscheut, sobald man den sittlichen Maßstab anlegt. Daß dieser aber selbst einem Manne wie Machiavelli abhanden gekommen, daß Italien aus der kirchlichen Autorität

damals heraustrat ohne die sittliche Wiedergeburt, wie sie wol ein Savonarola anstrebte, aber nur ein Luther in Deutschland, ein Cromwell in England als Seelsorger und Zuchtmeister der Nation einführten: das ist eine der Schattenseiten, die Burckhardt zu wenig betont und die daran schuld waren, daß Italien wenigstens für Jahrhunderte der Früchte verlustig ging, die ihm die glänzenden Geistesthaten zu Anfang der neuen Zeit verhießen. Burckhardt zeigt sehr anschaulich in einer Reihe historischer Genrebilder, welch eine Fülle von Frevelmuth, Gottlosigkeit, kriegerischem Talent und höherer Bildung sich damals in den kleinen Gewaltherren italienischer Gebiete vereinigten. Er wirft dann einen Blick auf die Republik Venedig und verweilt etwas länger bei Florenz, der Stadt, in welcher die verschiedenen Staatsformen mit künstlerischem Geist scharf herausgestaltet und zugleich geschichtlich dargestellt, theoretisch erörtert wurden; eben deshalb hätten wir gerade eine ausführlichere Charakteristik des größten der florentiner Staatsmänner und Historiker, Macchiavelli's, erwartet, so richtig die Striche auch sind, die Burckhardt zu seinem Bilde gibt. Die Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, die er bei der Lage seines Vaterlandes anräth, haben die folgenden Jahrhunderte vielfach geübt, aber die Größe seiner Zwecke, die Tiefe und Klarheit seines Geistes, seine patriotische Begeisterung wird erst in unserer Zeit gewürdigt. Von der auswärtigen Politik, wie sie damals Italien übte, sagt der Verfasser im allgemeinen, was er im besondern veranschaulicht: „Die völlig objective, von Vorurtheilen wie von sittlichen Bedenken freie Behandlung der internationalen Dinge erreicht bisweilen eine Vollendung, in welcher sie elegant und grossartig erscheint, während das Ganze den Eindruck eines bodenlosen Abgrundes hervorbringt." Auch die moderne, auf die Feuerwaffe basirte Kriegskunst ward zuerst in Italien virtuosenhaft entwickelt und wissenschaftlich behandelt.

Ein Gesammtitalien, auf welches sich alle höhern Bestrebungen zu beziehen hätten, ist zuerst von Dante und Petrarca, oder lieber es ist schon von ihnen proclamirt worden. Macchiavelli erkannte im Papstthum, in der weltlichen Macht desselben, das Haupthinderniß, und hing deshalb an Cesare Borghia, weil er von ihm die Säcularisation hoffte; Julius II. mit seiner Herrscherkraft und dann die durch die deutsche Reformation zur Abstellung so vieler Uebelstände getriebenen Päpste haben die weltliche Herrschaft gerettet; in unserer Zeit ist sie durch die öffentliche Meinung gerichtet, so sehr, daß einsichtige Sachkenner, die unter den kirchlich eifrigsten Katholiken hervorragen, wie Döllinger, sie nicht länger wollen aufrecht erhalten wissen. „Das Eisen wird aus der Wunde gezogen werden", wie Macchiavelli sagt, der den Reformator in Waffen, einen kriegerischen Savonarola für sein Volk wünschte; aber es wird einige Zeit kosten, bis die Wunde sich schließt, und die Italiener werden lange Jahre zu thun haben, bis sie im Innern Roms und Neapels eine gesetzlich geordnete Freiheit herstellen; mögen sie alle Kraft dieser schönen Aufgabe zuwenden, statt als Genossen eines selbstsüchtigen Despotismus durch einen Kampf gegen außen alles wieder auf das Spiel zu setzen!

Eine glänzende Partie des Burckhardt'schen Buchs ist der zweite Abschnitt: „Die Entwickelung des Individuums." Er beginnt:

Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objective Betrachtung des Staats und der sämmtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjective: der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches. So hatte sich einst erhoben der Grieche gegenüber den Barbaren, der individuelle Araber gegenüber den andern Asiaten als Rassemenschen.... Dante's große Dichtung wäre in jedem andern Lande schon deshalb unmöglich gewesen, weil das übrige Europa noch unter jenem Banner der Rasse lag; für Italien ist der hehre Dichter schon durch die Fülle des Individuellen der nationalste Herold seiner Zeit geworden.

Die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit, der allseitige Mensch, „l'uomo universale", ward das Ziel der begabtesten Menschen. Burckhardt nennt auch hier zunächst die Dichter. Dante, schon bei seinen Lebzeiten von dem einen ein Poet, von dem andern ein Philosoph, von dem dritten ein Theolog geheißen, strömt in all seinen Schriften eine Fülle persönlicher Macht aus, und in der ganzen äußern und geistigen Welt ist kaum ein wichtiger Gegenstand, über den seine Stimme nicht die gewichtigste Aussage aus jener Zeit abgäbe. Und bis zu welchem Wohllaut sind in den Satiren Ariosto's ausgeglichen der Stolz des Menschen und des Dichters, die Ironie gegen die eigenen Genüsse, der feinste Hohn und das tiefste Wohlwollen! Gerade aus dem 16. Jahrhundert aber hätten zwei Maler die besten Belege geboten, Leonardo da Vinci und Michel Angelo; wir vermissen sie wol nur darum, weil die Charakteristik ihrer Persönlichkeiten der verheißenen Kunstgeschichte aufgespart bleibt. Dem Streben nach Geltung der Individualität entspricht der Ruhm; er wird als solcher das Verlangen der Menschen, und das Correctiv der Ruhmsucht ist die Schmähung, womöglich in der siegreichen Form des Witzes. Als Meister der Lästerung wird unter andern Pietro Aretino geistreich geschildert. Wenn wir hier und anderwärts etwas vermissen, so wäre es dies, daß die Darstellung noch farbiger sein sollte durch Mittheilung besonders bezeichnender Stellen; der Verfasser citirt sie; aber welchem Leser sind sogleich die Bücher zur Hand? Er will Anstößiges vermeiden. Aber einmal ist die Culturgeschichte keine Wissenschaft für Mädchenpensionen, und dann stand ihm ja in den Anmerkungen die italienische Sprache des Originals zu Gebote. Es ist die Selbstschilderung der Menschen und der Zeiten immer das Belehrendste und Anziehendste.

Die Wiedererweckung des Alterthums vollzog sich auch darum zuerst in Italien, weil dasselbe die Erinnerung an

die eigene alte Größe des Volks ist. Vortrefflich sagt Burckhardt von den elegischen Gemüthern, die sich nach dem Mittelalter zurücksehnen, wenn sie nur eine halbe Stunde darin zubringen müßten, sie würden heftig nach moderner Luft begehren. Das große Gesammtereigniß der Renaissance sieht er darin, daß neben der Kirche, welche bisher (und nicht mehr für lange) das Abendland zusammenhielt, ein neues geistiges Medium entsteht, welches zur Lebensatmosphäre für alle höher gebildeten Europäer wird. Der schärfste Tadel, den man darüber aussprechen kann, ist der der Unvolksthümlichkeit, der Scheidung von Gebildeten und Ungebildeten; aber die Kluft ward in Italien am frühesten überbrückt, ihr größter Kunstdichter Tasso wird auch von den Ruderern in Venedig gesungen. Die Bildung, sobald sie sich von der Phantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntniß der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solchen bot sich das classische Alterthum dar mit seiner Fülle objectiver, evidenter Wahrheit; man nahm von ihm Form und Stoff mit Dank und Bewunderung an.

Nachdem Burckhardt auf die Ruinen des Alterthums und auf die lateinischen Poeten einen Blick geworfen, betrachtet er etwas ausführlicher die Verwendung der Humanisten zur Abfassung von Briefen und Staatsschriften und zur öffentlichen feierlichen Rede. Die großen Geschichtschreiber waren durch das Alterthum geschult, sie schrieben wieder italienisch, aber im Geiste der großen Meister Griechenlands und Roms. Die Wiedererweckung der antiken Philosophie erwähnt er nur beiläufig und schlägt ihren Werth zu niedrig an. Die neuplatonische Akademie in Florenz ist eins der bedeutendsten Zeichen der Zeit, und ein Kenner der Kunst wie Burckhardt wird gewiß nicht verkennen, daß die größten Maler, daß Michel Angelo und Rafael vom Platonismus beseelt sind. Vortrefflich aber ist die Schilderung der neulateinischen Poesie in Italien, für die zwei Haupterfordernisse lange vorhanden waren: ein allseitiges Entgegenkommen bei den Gebildeten der Nation und ein theilweises Wiedererwachen des antiken italischen Genius in den Dichtern selbst, ein wundersames Weiterklingen eines uralten Saitenspiels. Auch hat der Verfasser selbst hier ein Beispiel, wie viel für die Schilderung durch das Einflechten prägnanter Stellen im Original gewonnen wird.

Individuell hoch entwickelt und durch das Alterthum gebildet wendet sich der Italiener zur Entdeckung und Darstellung der Welt. Columbus ist nur der größte einer ganzen Schar von Männern, welche suchen und finden. Mit dem Aufleben der Naturforschung wird auch die Schönheit der Landschaft empfunden. Burckhardt bemerkt sehr fein, daß die Minnesänger des Mittelalters das stärkste Mitleben in den einfachsten Naturerscheinungen verrathen, als da sind der Frühling und seine Blumen, die grüne Heide und der Wald; aber es ist lauter Vordergrund ohne Ferne; aber Dante und Petrarca besteigen hohe Berge in der Absicht, den Fernblick zu genießen, und die großen Meister der flandrischen Malerschule, die van Eyck und Memling, geben der Landschaft bereits einen selbständig poetischen Gehalt. Aeneas Sylvius genießt und schildert die Herrlichkeit der italienischen Landschaft mit Begeisterung. Dann werden Dante, Petrarca, Boccaccio als Seelenschilderer gepriesen, auch über das Epos des Bojardo und Ariosto, sowie über das Theater, finden wir scharfsinnige Erörterungen. Und es soll hier ausdrücklich hervorgehoben sein, daß Burckhardt ganz frei von bloßer Phrase und leeren Allgemeinheiten ist, daß er immer in männlich klarer Weise mit festen Strichen zeichnet; er sieht die Gegenstände mit eigenen gesunden Augen an und sagt mit bestimmten Worten, was ihm im besondern Eigenthümliches darin erschienen ist oder was er gerade für seinen Zweck dienlich erachtet. An die Dichter reiht er die Biographen, die Charakteristik der Völker und Städte die Erfassung des äußern Menschen und seiner Schönheit, die Schilderung des Lebens auch in jener Schäferpoesie, in welcher das Hirtenwesen nur ein äußerlich übergeworfenes ideales Costüm ist für Empfindungen ganz anderer Bildungskreise. Der Formalismus der Italiener hat, meine ich, gerade hier in Vers und Prosa seinen Triumph gefeiert, sich aber auch in seiner Einseitigkeit, in seinem Mangel an Gehalt dargelegt. Wer das Schöne nur in die Form als Vollendung ohne Rücksicht auf Idee und Inhalt setzt, der müßte hier das Höchste finden. Uns aber macht den Dichter wesentlich auch die Größe der Weltanschauung, die Tiefe der Empfindung.

Ein reiches und glänzendes Gemälde des damaligen Italien gibt der Abschnitt: „Die Geselligkeit und die Feste.“ Ich verweise im besondern auf die Schilderung des Cortigiano, des feinen Weltmannes und auf die der Stellung der Frauen. Auch die äußere Erscheinung und Umgebung des täglichen Lebens zeigt den Schönheitssinn des Volks und trägt ein künstlerisches Gepräge. Was die Maler als Zeittracht darstellen, ist das Wohlgefälligste und Kleidsamste im damaligen Europa. Der Verfasser bemerkt:

> Die Nation war und ist eitel; außerdem aber rechneten auch ernste Leute die möglichst schöne und günstige Kleidung mit zur Vollendung der Persönlichkeit. Einst gab es ja in Florenz einen Augenblick, da die Tracht etwas Individuelles war, da jeder seine eigene Mode trug, und noch bis tief in das 16. Jahrhundert gab es bedeutende Leute, die diesen Muth hatten; die Uebrigen wußten wenigstens in die herrschende Mode etwas Individuelles zu legen. Unsere Zeit, welche wenigstens in der Männerkleidung das Nichtauffallen als höchstes Gesetz respectirt, verzichtet damit auf Größeres als sie selber weiß. Sie erspart sich aber damit viele Zeit, wodurch allein schon — nach unserm Maßstab der Geschäftigkeit — jeder Nachtheil aufgewogen würde.

Wie viel Glanz und wie tiefe Schatten mit der Entfesselung der Subjectivität verbunden waren, wenn dieselbe sich mit der Macht der Phantasie verband, statt unter die Zucht des Gewissens genommen zu werden, das erkennen wir recht deutlich im Schlußabschnitte „Ueber Sitte und Religion“. Machiavelli hat es selber einmal offen ausgesprochen: „Ja, wir Italiener sind vorzugsweise irreligiös und böse, weil die Kirche in ihren Vertretern das übelste Beispiel gibt.“ Burckhardt umschreibt

das: „Wir sind vorzugsweise individuell entwickelt; die Rasse hat uns aus den Schranken ihrer Religion und Sitte entlassen und die äußern Gesetze verachten wir, weil unsere Herrscher illegitim und ihre Beamten und Richter verworfene Menschen sind.“ Was indeß gerade bei hochbegabten Menschen dem Bösen am stärksten entgegenwirkt, ist das Ehrgefühl. Darüber heißt es:

Es ist die räthselhafte Mischung aus Gewissen und Selbstsucht, welche dem modernen Menschen noch übrig bleibt, auch wenn er durch oder ohne seine Schuld alles Uebrige, Glauben, Liebe und Hoffnung, eingebüßt hat. Dieses Ehrgefühl verträgt sich mit vielem Egoismus und großen Lastern und ist ungeheurer Täuschungen fähig, aber auch alles Edle, das in einer Persönlichkeit übrig geblieben ist, kann sich daran anschließen und aus diesem Quelle neue Kräfte schöpfen. In viel weiterm Sinne, als man gewöhnlich denkt, ist es für die heutigen individuell entwickelten Europäer eine entscheidende Richtschnur des Handelns geworden; auch viele von denjenigen, welche noch außerdem Sitte und Religion treulich festhalten, fassen doch die wichtigsten Entschlüsse unbewußt nach jenem Gefühl.

Es ist die Phantasie, welche die Italiener zur Spielsucht, zur raffinirten Rache, zur frivolen und idealen Liebe treibt, sobald einmal die Subjectivität entfesselt ist. „Die höher gebildete, individuell entwickelte Frau verfügt über sich mit einer ganz andern Souveränetät als im Norden, und die Untreue macht nicht jenen furchtbaren Riß durch ihr Leben, sobald sie sich gegen die äußern Folgen sichern kann.“ Das heißt: Männer und Frauen sind in Bezug auf eheliche Treue gleich gewissenlos. Und mit diesem Mangel eines reinen sittlichen Familienlebens hängt der Verfall Italiens weit mehr zusammen als man meint. Wer soll in weitern Kreisen viel auf Treue und Glauben halten, wenn er es nicht im engsten und innigsten thut? Kinder, die in der Zucht eines sittenstrengen Hauses, in der reinen Luft der Liebe und Treue aufgewachsen, würden schwerlich später als Männer so unbedenklich den bezahlten Mord unter die Mittel für ihre politischen Zwecke aufgenommen oder aus dem Verbrechen ein Gewerbe gemacht haben. Dazu kommt dann, daß das Volk nicht unterscheiden lernte zwischen Religion und Kirche, daß der Verfall der Kirche, ihre Misbräuche, wie ihr inquisitorischer Eifer für ungenügende Lehrformeln die Gebildeten auch der Religion selbst entfremdete, ja zum Spott über dieselbe veranlaßte, wie ein Aehnliches ja gleichfalls zu Voltaire's Zeit in Frankreich geschah; die erstaunlichen Wirkungen einzelner Bußprediger waren nur vorübergehende Wallungen im Volksgemüth; statt in Christus das sittliche Ideal zu erkennen und ihn ins Herz aufzunehmen, in wiedergeborener Gesinnung ihm nachzufolgen, gefiel man sich in einem künstlerisch geschmückten Madonnendienst, in einer fetischmäßigen Reliquienverehrung, und wenn man das Ungenügende daran einsah, dann verwarf man mit Schale auch den Kern der Religion. Die große Geistesarbeit der Scheidung von Kern und Schale ist freilich auch heute noch nicht vollbracht, auch bei uns noch nicht allgemein geworden; aber Deutschland hatte das voraus, daß die religiösen Denker am Ende des Mittelalters, wie Tauler, vor allem die Innerlichkeit der Gesinnung, die Einigung des Willens mit Gott betonten, und wo die Subjectivität sich der äußern Autorität entzog, da stellte sie sich um so nachdrücklicher selbst unter die innere Autorität des Gewissens und der Vernunft; wir danken es zweien der größten Geisteshelden aller Zeiten: Martin Luther und Immanuel Kant!

In Deutschland überwog im Reformationszeitalter das religiöse Interesse, in Italien die Weltlichkeit, Staat, Kunst und Wissenschaft. Seine Geistesbildung führte den Italiener zuerst zur Toleranz in religiösen Dingen, und die Geschichte von den drei Ringen ward schon vor Boccaccio in den alten Novellen erzählt. Aber alle Bildung kam nicht auf gegen den astrologischen Aberglauben, in welchen eben Selbstsucht und Phantasie die an sich richtige Idee vom Zusammenhang der natürlichen und sittlichen Weltordnung und dem Wechseleinfluß aller Dinge in einem organischen Universum verkehrt hatten.

Burckhardt gedenkt zum Schluß der theistischen Denkweise in der platonischen Akademie zu Florenz, namentlich in den Gedichten von Lorenzo Magnifico. Er sagt:

Während die Menschen des Mittelalters die Welt ansahen als ein Jammerthal, welches Papst und Kaiser hüten müssen bis zum Auftreten des Antichrist; während die Fatalisten der Renaissance abwechseln zwischen Zeiten der Energie und Zeiten der dumpfen Resignation oder des Aberglaubens, erhebt sich hier im Kreise auserwählter Geister die Idee, daß die sichtbare Welt von Gott aus Liebe geschaffen, daß sie ein Abbild des in ihm präexistirenden Vorbildes sei, und daß er ihr dauernder Beweger und Fortschöpfer bleiben werde. Die Seele des einzelnen kann zunächst durch das Erkennen Gottes ihn in ihre engen Schranken zusammenziehen, aber auch durch Liebe zu ihm sich ins Unendliche ausdehnen, und dies ist dann die Seligkeit auf Erden. Hier berühren sich Anklänge der mittelalterlichen Mystik mit platonischen Lehren und mit einem eigenthümlichen modernen Geiste. Vielleicht reifte hier eine höchste Frucht jener Erkenntniß der Welt und des Menschen, um derentwillen allein schon die Renaissance von Italien die Führerin unsers Weltalters heißen muß.

Um so mehr war zu erwarten, daß Burckhardt noch erwähnt hätte, wie diese Verschmelzung christlicher und platonischer Ideen mit den Lebensansichten, mit der Naturanschauung der neuern Zeit sich dann bei den italienischen Philosophen am Ende des 16. Jahrhunderts selbst vollzogen habe. Mein obenerwähntes Buch über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit hat die beiden großen Denker und Märtyrer ihrer Ueberzeugung, ihres Dienstes der freien Wahrheit, Giordano Bruno und Campanella ausführlich dargestellt und nachgewiesen, wie in ihnen die Keime der folgenden philosophischen Richtungen liegen und namentlich die Gegensätze, die bei Spinoza und Leibniz auseinander treten, noch verbunden sind; ihre Harmonisirung, die Ueberwindung von Theismus und Pantheismus, Spiritualismus und Materialismus in einer höhern, Geist und Natur, Gott und Welt sowol unterscheidenden als einheitlich versöhnenden Idee ist die Aufgabe der Gegenwart.

Moriz Carrière.

Literarische Porträts.

Silhouetten und Reliquien. Erinnerungen an Albach, Bettina, Grafen Louis und Kasimir Batthyány, Bém, Béranger, Delaroche, Haynau, Heine, Petöfi, Schröder-Devrient, Széchényi, Varnhagen, Zschokke u. s. w. Von K. M. Kertbeny. I. Wien und Prag, Kober und Markgraf. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der bisher besonders als Uebersetzer aus dem Ungarischen bekannt gewordene Deutsch-Ungar Kertbeny — er stammt aus einer im vorigen Jahrhundert aus Baiern in Ungarn eingewanderten deutschen Familie Namens Benkert — hat in vorliegendem Buche Erinnerungen an diejenigen deutschen, ungarischen, französischen und slawischen Notabilitäten zusammengestellt, mit denen er während seiner vielbewegten Lebensbahn persönlich bekannt wurde. Soviel wir gesehen haben, hat der Verfasser nur solche Personen seiner nähern oder fernern Bekanntschaft auf die Staffelei gebracht, welche bereits nach einem meist stürmischen Dasein das kleine, stille Haus unter der Erde bezogen haben, weshalb der Verfasser selbst einmal an den schönen Trostspruch Petöfi's erinnert: „Das Leben ist ein langer Kampf mit wenig Frieden, der Tod aber kurzer Kampf und ewiger Friede." Wir beabsichtigten zwar, eine Anzeige des Buchs bis zum Erscheinen des zweiten Bandes zu verschieben; da dieser aber etwas lange auf sich warten läßt (uns wenigstens ist er noch nicht zugekommen), dem Erscheinen eines verheißenen zweiten Bandes sich auch nicht selten unvorhergesehene Verhinderungsgründe entgegenstellen, dieser erste Band endlich auch für sich ein Ganzes bildet, so wollen wir nicht zögern, den mehr für den Augenblick berechneten Inhalt des vorliegenden ersten Bandes etwas näher in Augenschein zu nehmen. Wir erwähnen gleich hier, daß der Verfasser seine Porträts alphabetisch angeordnet hat und daß wir hier die Buchstaben A bis K (von Stanislaus Albach bis Jan Kollár) vor uns haben. Nicht alle von dem Verfasser Geschilderten sind von allgemeinerer Bedeutung und nicht alles über die bedeutendern Personen, die ihm zu seinen Federzeichnungen saßen, hier Erzählte ist von Werth; aber man trifft doch auch auf so manche Mittheilung, die zur Kenntniß der betreffenden Personen, der Zeit, der Kunst oder Literatur neue und interessante Züge bringt.

Fangen wir mit den deutschen Notabilitäten, und zwar mit Bettina an. Von dieser enthält vorliegender Band unter anderm eine Anzahl an den Verfasser gerichteter Briefchen, die für das Wesen dieser seltsam geistreichen, liebebedürftigen Frau sehr charakteristisch sind. Man möchte fast sagen, was der schon bejahrte Goethe der jungen Bettina war, das war der viel jüngere Kertbeny der greisen Bettina; sie war froh, daß sie wieder jemand hatte, gegen den sie ihrem Herzen, ihren echten wie unechten lyrischen Gefühlen Luft machen konnte und der ihr aufs Wort glaubte. Sie schreibt ihm einmal im Spätherbst 1849: „Ueber meine Briefe an dich ein paar Worte zum Verständniß. Meine Gedanken gären im Herzen, ihr Wein duftet mich an, daß ich ohnmächtig oft sie nicht fassen kann und wirklich nur stotternd sie vortrage. Der Schöpfungskreis meiner Sinne sind sie, da wallt mein Blut, da klopft mein Herz, und lauter Kunstsinnlichkeit ist's, da stürmen Bilder herauf, die sagen alles!" Und am 26. October 1850 schreibt sie: „Freund, du bist närrisch! — Daß du glauben kannst das Gegentheil von allem, was möglich ist! — Möglich ist nämlich, daß du von mir lassest, aber nicht ich von dir! Und um dich recht zu erschrecken, muß ich dir sagen, daß alle meine Sinne auf dich gerichtet sind, und zwar stets, ohne Unterbrechung denke ich dein. Und wenn ich am Abend will schlafen gehen, da mache ich noch Feuer im Kamin, sehe in die Glut, rede mit dir, habe den ganzen Tag das Bewußtsein in mir von einem Kleinod, was mir im Busen verwahrt liegt, und das ist deine Freundschaft." So viel zur Kenntniß ihres Verhältnisses mit Kertbeny.

Bettina kommt in diesen Briefen auch auf ihr mythisches, sicherlich zum größten Theil wie die angeblich an sie gerichteten Briefe des Meisters auf Fiction beruhendes Verhältniß zu Goethe wiederholt zu sprechen. Sie schreibt z. B. am 21. Mai 1850: „.... Warst du in Weimar, wo der Brunnen an der Wand steht, zwischen Pappeln, und die Dioskuren auf dem Brunnenrand? Da war's, als ich vom Goethe heimging; noch entzückt von süßen Wechselreden fiel ich von seinem Hals, auf die Füße der jungen Götter, und ahnte tief, daß sie mich einst noch aus andern Geistern grüßen werden."

Und bald darauf, am 16. Juni 1850: „Es waren die Grazien, die ihn umgaben, welche mich zu ihm führten; unser Liebesverhältniß war ein stetes Unterminiren der Zärtlichkeit mit Witz, die wir uns nicht zu nahe kommen ließen. Und dann, — ja dann waren Augenblicke, wo ich aufsprang, und den Thau ihm von der Stirne küßte. Ja, die Götter haben mich so leicht hintanzen lassen an dem sogenannten Abgrund, und da und dort glitt ich kühn herab, eine Blume zu brechen, die der Dichter mit tiefem Schauer hinnahm, und mich auch durchrieselte Schauer vor der überströmenden Freundlichkeit seiner Begeisterung. Das war die elektrische Kette — süße Unschuld; ja wie kann Liebe ohne Unschuld bestehen? Wie kann es blühen im Herzen ohne Unschuld, und wie wär's möglich, witzig zu sein ohne sie? Wer kann lieben ohne den Witz der Unschuld? Dieser Feurige, Feine, Listige! Ich könnte nun eins oder das andere dir erzählen, was so zwischen uns vorging! Aber du denke dir's selber aus; — angebetet habe ich ihn nicht; ich war so glücklich, wenn ich ihn dachte! wenn ich allein mit mir war, und ließ ihn dann auftreten vor mir und die blitzenden Gedanken, mit denen ich da heimlich ihn anflammte! und wie ein Dolch mein Muthwille, der ihn ritzte, und wie er da vor meinem Geist verathmete!"

Wir verdenken es dem Leser nicht, wenn ihm von diesen immerhin poetischen Worten etwas wirbelig zu Muthe wird, und wollen nur noch hinzufügen, daß den glaubwürdigsten Berichten zufolge Goethe sich gegen Bettina's Naivetäten mehr ironisch abweisend als sympathisch darauf eingehend verhalten hat. In Goethe's eigenen Aufzeichnungen findet man nichts, woraus sich auf eine besondere Vorliebe für Bettina, diese „Caricatur von Mignon", wie Gries sie nannte, schließen ließe. Die später zwischen beiden nicht ohne Bettina's Schuld, aber jedenfalls ohne Goethe's Schuld eingetretenen Differenzen sind bekannt. Von George Sand gesteht Bettina wenig gelesen zu haben, und ihr Urtheil über Heinrich Heine ist ein Todesurtheil. Sie schreibt im Spätherbst 1849: „Umrauscht von klaren Bächen der «Goethelieder» voll Unschuld, voll Sinnenwonnen, voll heißem, starkem Entzücken der Natur, konnte ich nie an Dichtungen Genuß haben, die wie destillirte und gebrannte Wasser mich anhauchen, ich meine: Heine!.... Liederlicher Geistesumgang raubt alles. Keuschheit im Geist kann alles ersetzen."

Ein andermal schreibt sie: „Heine! — nun ich nahm seine Gedichte hervor dort in der Nacht, als ich deinen Petöfi gelesen hatte. Diese Gedichte sind Gift; kein sehr schnelles, absolut tödtendes, aber ein latschiges Gift der Selbstbekosung. Also nur nicht den heiligen Eifer der Gottsinnlichkeit im reinen Dichter Petöfi verglichen mit dem Honigthau der klebrigen Dichterblüten des Heine! Uebrigens gönne ich ihm alles Gute, möchte alle Schmerzen ihm gelindert wissen, und jedes Erdenweh fern von ihm! Aber die Gesundheit des echten Dichters ist nicht in ihm!"

Heine lernte der Verfasser 1847 in Paris persönlich kennen, und er kam mit ihm unter anderm auch auf dessen abscheuliche Polemik gegen den Grafen Platen zu sprechen. Es entspann sich dabei folgendes Zwiegespräch zwischen beiden. Kertbeny fragte: „«Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wissen Sie, daß der Mann an Ihrem Hohn gestorben?» — «Ei freilich», meinte Heine, «halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten, er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem innern musikalischen Sinn bestand, in einem mathematischen Sinn für Musik.» — «Weshalb thaten Sie ihm aber mit so vollem

Bewußtsein Unrecht?» — «Ja, sehen Sie», erwiderte Heine und lächelte faunisch, «ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte ich voraus, und besonders all die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleinern der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in München mit einem Lorberkranze spazieren, das hab' ich selbst gesehen. Auch» — hier stockte Heine etwas — «war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einigemale sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne, er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn dann einen . . . und endlich erstach er sich, wie ein Skorpion.»".

Man sieht schon aus diesem Geständniß, daß Heine zwei Eigenschaften fehlten, ohne die auch das größte Talent der Menschheit keinen eigentlichen Segen, die größte Anlage zum Witz und zur Satire aber leicht mehr Unsegen als Segen bringt — Gewissen und Humanität. Er gehörte zu jener allerschlimmsten Sorte von Menschen, welche andern gegen sich nichts, sich aber gegen andere alles für erlaubt halten. Ueber Herwegh äußerte sich Heine mit folgenden Worten: „Er hat mich auch besucht, dieser Herwegh, und gethan wie ein großer Dichter, der einen Collegen zweiten Ranges einiger Worte würdigt; den ließ ich aber schön anlaufen, wie alle diese Größen, die nach mir kommen, denn ich bleibe doch ein Gott unter diesen Menschen, ich bin doch der Heine, den man sogar ins Japanesische und Malaiische übersetzte, — so sagte mir wenigstens Mr. *** unlängst auf der Bibliothek — und Herwegh hatte nur ein gewisses Pfündchen, was er sehr hübsch geprägt verausgabte und nun ist er leer und arm, ein heruntergekommener Verschwender. Sie werden sehen, er bleibt nun ewig stumm und wird blos von seinem Ruhme zehren. Dann lacht Herwegh nie, und ein Poet, mit einem solch verbitterten Gesichte hat nicht viel Verstand, es weist dies auf eine magere Einseitigkeit seines Lebensblickes hin."

Der Verfasser läßt seiner Skizze über Heine eine kurze Betrachtung folgen unter der Ueberschrift: „Heine in der ungarischen Literatur", und er versichert, daß Béranger und Heine von den neuern Dichtern den größten Einfluß auf die neumagyarische Lyrik geübt hätten. Er findet es höchst merkwürdig, „daß in der ihrer Naturanlage nach aristokratischen ungarischen Nation gerade so scheinbar demokratische Geister wie Béranger und Heine zu solchem Einflusse gelangen konnten, während der formell aristokratischste Dichter der Neuzeit, Byron, in Ungarn fast kaum gekannt ist, desto mehr aber einen nicht stark genug anzuschlagenden Einfluß in der russischen Literatur gewann."

Der Einfluß Heine's auf Petöfi läßt sich, nach des Verfassers Versicherung, namentlich in dem „capriciösen Abbiegen der Spitzen lyrischer Stimmungen" erkennen; „doch," fährt Kertbeny fort, „die weitergehenden Unarten Heine'scher Muse nahm Petöfi nie, auch nicht im leisesten an, denn er war eine burschikos ausgelassene, wildhumoristische Natur, aber bis zur Sprödigkeit herbe, sprödkeusch. In seinen mehr denn 4000 Gedichten kommt auch nicht ein Zug von Frivolität vor, so tief liebeathmend sie sonst sind. Seine Nachfolger und Manieristen — eine Legion! — «heineïsiren» schon mehr."

Aus der Skizze über den ungarischen Dichter und Schriftsteller Franz von Császár, der 1850 das Journal „Pesti Napló", das jetzt bedeutendste Blatt in Ungarn, gründete und 1856 verstorben ist, bringt man übrigens in Erfahrung, daß Petöfi bei seinen eigenen Landsleuten Anfechtungen zu erdulden hatte; der genannte Császár sprach nämlich in einer Beurtheilung Petöfi's seinen Aerger und seine Verwunderung darüber aus, wie man solche sinnlose und rohe „Bauerndichtung" nur ansehen möge! Wie Petöfi den Einfluß Heine's verräth, so hatte ein anderer ungarischer Dichter, der im Jahre 1853 gestorbene Garay, sich Uhland zum Muster genommen. Garay sprach, wie der Verfasser erzählt', „ziemlich gut deutsch, läugnete nicht, daß Uhland den meisten Einfluß auf ihn geübt, und daß er deshalb dessen Manier mit möglichster Selbständigkeit in die ungarische Literatur zu verpflanzen suchte." Wir bemerken hier, daß Garay, der in Ungarn eines großen Rufs genoß und genießt, seine Familie in Dürftigkeit zurückließ, daß auf eine zu diesem Zweck von dem Redacteur und Akademiker Johann Török erlassene Aufforderung sofort für sie gesammelt wurde und daß die Collecte in nicht ganz sechs Monaten nicht weniger als 30000 Gulden ergab! Dergleichen generöse nationale Wohlthätigkeitsacte hat man in den Annalen der deutschen Literatur und des deutschen Schriftstellerlebens zu verzeichnen noch nicht Gelegenheit gehabt.

Den Fürsten Pückler-Muskau lernte der Verfasser in Raab kennen, wo der junge Kertbeny damals im Schwaiger'schen Geschäft den Buchhandel erlernte. Der Verfasser erzählt: „Eines Nachmittags, schon gegen Abend, stürzte ein Lohnbedienter aus jenem Gasthofe zu mir in den Laden und sagte, ich möchte rasch die neuesten Bücher zusammennehmen und in den Gasthof kommen; Se. Durchlaucht der Fürst Pückler-Muskau wünsche Bücher zu kaufen. «Pückler-Muskau? wer ist es denn gleich, den Namen sollt' ich kennen?» sagte ich. «Nun, das ist ein serbischer Fürst», meinte der Lohndiener. «Der Fürst von Serbien heißt ja aber Milosch Obrenowitsch», wendete ich ein. «Gleichviel», replicirte der Hôtelmerkur, «das ist auch ein Serbe, Sie werden's ja gleich sehen; also sputen Sie sich.» Ich nahm nun einen Pack Bücher unter den Arm, sperrte den Laden, hing das Täfelchen aus und ging nach dem Lamme. Ein Bedienter führte mich im ersten Stocke in eine große Stube, in der ein großer Tisch stand, auf dem Armleuchter flammten. Oben am Tische saß ein Orientale, der Fürst im Kaftan und mit dem Feß auf dem Haupte; ihm zur Linken eine reichgekleidete Mohrin, rechts ein Mohrenknabe. Also hatte der Lohndiener doch recht. Der Fürst ließ mich näher treten und meine Waaren auskramen. Ich weiß noch recht gut, wie heute, welche Bücher ich bei mir hatte. Der Fürst sprach sehr freundlich, fast familiär, schrie aber dazwischen alle Augenblicke irgendeinen Domestiken oder die Mohren an, welche laut schwatzten und zankten. Ich legte in deutscher Uebersetzung «Nikolaus Jósika's sämmtliche Werke», nämlich die ersten acht Bände, vor. Die hatte der Fürst schon in Pesth gekauft. Dann einen Roman von Leopold Schefer. Den hatte der Autor selbst an die Durchlaucht geschickt. Also Mundt's «Madonna». Das wurde genommen. Einen Band von Laube; wurde auch genommen. Die ungarischen Skizzen von Ellrich; die wollte der Fürst auch behalten, doch ich erlaubte mir die Bemerkung, daß das jämmerliches Zeug sei, worin die Ungarn nur lächerlich gemacht werden, und kam dabei recht in patriotische Hitze, ließ aber zugleich so viel Kenntniß der Tagesliteratur merken, daß der Fürst lächelnd meinte, ich sei ein schlechter Buchhändler, weil mir die Bücher mehr als Waare seien, ich möge lieber bestallter Kritikus werden, u. dgl. m. Mitten in dieser mir etwas schmeichelnden Discussion nahm aber die Mohrendame eins der Bücher auf, das Taschenbuch «Delphin», welches als Titelkupfer das Porträt der George Sand enthielt. Sie hatte kaum das Bild gesehen, als sie mit einer Bleifeder dasselbe ganz unbarmherzig zerkratzte und überstrich. Der Fürst und ich bemerkten im selben Moment den Barbarismus; der Fürst schrie etwas in irgendeiner fremden Sprache, worauf die Mohrin erschreckt, aber zähnefletschend aufsprang, desgleichen der Fürst, der ihr in die nächste Stube nachjagte, und von dort her hörte man züchtigen und eine Weiberstimme kreischen. Als der Fürst wiederkam, war er sehr aufgeregt, ließ mich die Bücher zusammenpacken, zahlte das Behaltene, wobei ich mich als sehr schlechter Rechner erwies und von ihm corrigirt wurde, aber er sprach mit mir trotzdem gütig und notirte sich sogar meinen Namen."

Von Gustav Ritter von Frank, bekannt als Bühnenschriftsteller und als Adjutant Bem's während des wiener Aufstandes, erzählt und versichert der Verfasser, daß er sich später in London

das Trinken angewöhnt, darüber seine Lectionen in den vornehmen Häusern verloren habe, und daß der „einst so glänzende, stattliche Cavalier" im tiefsten Elende verstorben sei.

Die umfangreichste und vielleicht auch interessanteste Skizze dieses Bandes ist die über Béranger, den Kertbeny bei seinem ersten Aufenthalte in Paris besuchte, ohne ihm empfohlen zu sein. Er traf den alten Chansondichter in Gesellschaft einiger Herren beim Frühstück; Béranger reichte ihm sofort mit einem „Bon jour, mon cher ami!" freundlichst, wie einem alten Bekannten, die Hand, und mit jener „nur Franzosen eigenthümlichen feinen Ungenirtheit und Bonhomie" sprachen auch sogleich die andern Anwesenden mit dem Fremden, der sich so ohne weiteres in ihren Kreis eingeführt hatte. Nach einer halben Stunde empfahl sich Kertbeny und wurde ebenso ungenirt und wohlwollend wieder entlassen und von allen begrüßt, als kenne man ihn schon längst, wie es beim Empfange geschehen. Béranger reichte ihm noch einmal die Hand, hielt die Kertbeny's auch noch mit beiden Händen fest und sagte ihm einige recht herzliche Worte, ohne übrigens ihn nochmals einzuladen. Wie viel schwerfälliger, steifer und reservirter pflegen solche Empfangs- und Abgangsscenen bei uns vorzugehen! Steckt auch hinter jener französischen Zuvorkommenheit und Urbanität nicht viel, so erleichtern diese gefälligen Umgangsformen doch sicherlich den allgemeinen Verkehr und dadurch das Leben ungemein. Interessant ist, was der Verfasser über Béranger's häusliches Leben erzählt: „Béranger's Haus stand aller Welt offen, er liebte es, wie Leibniz, mit Personen jeder Kategorie zu schwatzen, daher fand sich auch das größte Gemisch der socialen Schichten bei ihm ein. Béranger stand schon um 7 Uhr morgens auf, und brachte die Zeit bis gegen 11 Uhr zu mit Journallesen, Briefschreiben, und dem Empfang besonderer Freunde oder Fremder. Immer plaudernd stutzte er sich dabei den Bart mit der Schere, was er sehr geschickt vollführte. Um 11 Uhr begab er sich Parterre in die Stube, um zu frühstücken, wo ihn Gäste und Besuchende erwarteten. Das Dejeuner verlängerte sich meist bis 1 Uhr, dann aber machte sich Béranger frei, um einen großen Spaziergang anzutreten. Das Diner fand um 6 Uhr statt. Bis zum Jahre 1848 waren diese Diners sehr heiter, und obgleich der Poet selbst sich des Weins enthielt, tranken die Uebrigen dort doch ausgezeichnete Sorten.... Nach 1848 war der Tisch des Chansonniers wahrnehmbar schmäler; die Schmarotzer blieben deshalb von selbst weg, und zufriedene Gäste lud man nicht mehr so häufig ein. Diese Nothwendigkeit fiel dem alten Mann sehr schwer, denn er war die absoluteste Wohlthätigkeit. Mlle. Judith Frère, die so treue Gefährtin, hatte nicht minder ein vortreffliches Herz. Sie glich in nichts der «Lisette» oder «Fentillon». Sie war eine Person von großer Taille, die einst außerordentlich schön gewesen sein soll. Sie beklagte sich stets über Kopfrheumatismus, und trug deshalb eine eigenthümliche Coëffure, welche sich, durch einen sonderbaren Zufall auch auf die Gesichtsähnlichkeit erstreckend, auch auf einem Gemälde des Domonico Futi im Louvre wiederfindet. Mlle. Judith hatte ein edles und würdiges Aussehen; sie behandelte Béranger, sowie dieser den Lamennais, d. h. ohne viel Umstände und offenbar mit Ueberlegenheit. Ohne literarische Anmaßung zu haben, erlaubte sie sich doch auch manchmal ihr Urtheil abzugeben. Unter uns Jüngern zog sie allen Emile Fage vor, der die Figur eines Romanhelden aus dem 17. Jahrhundert hatte, aber sie empfing uns alle mit gleichem Wohlwollen, und da sie behauptete, alle Poeten seien Kinder, so füllte sie uns stets die Taschen mit Bonbons..... Béranger's Kleidung war äußerst einfach. Er trug einen großen Ueberrock, blaue Brillen mit Gegengläsern versehen, und einen Hut mit breitem Rand, dessen Cylinder eingedrückt war, wie bei jenem der Schullehrer. Er war, wie gesagt, unverbesserlich wohlthätig. Wollte man eine Liste der Personen aufsetzen, denen er Unterstützung gegeben, ein dicker Band würde nicht genügen. Er war gegen jedermann mildthätig, aber für Poeten hatte er eigene Vorliebe. Theils erinnerte er sich stets, daß er sein Heil der Generosität des Prinzen Lucian verdankte, wie er von der Familie Bonaparte nur in Ausdrücken größter Erkenntlichkeit sprach, theils aber sagte er in Bezug auf die Dichterlinge: «Das ist eine eingebildete und faule Rasse; aber da sie incurabel sind, so helfen wir ihnen lieber, leben zu können, statt ihnen Moral zu predigen».“

Diese Mittheilungen sind einem Originalmanuscript des als Literator und als Verehrer der deutschen Poesie und der Volkspoesie aller Völker rühmlichst bekannten Bernard Thalès entnommen, der den alten Chansonnier durch vierzehnjährigen Umgang genau kannte und jenes Manuscript unserm Verfasser zu beliebigem Gebrauch übersandte. Dasselbe Manuscript enthält auch manche Aussprüche Béranger's über Literatur und zeitgenössische Dichter, die nicht ohne Interesse sind. In Betreff Byron's äußerte er: „Ich verabscheue Byron, weil er ein aristokratischer Poet ist. Er liebte das Volk nicht, er hatte kein Herz." Ein andermal sagte er: „Wie wollen Sie, daß mich die Fremden verstehen sollen? Das französische Lied ist eine besondere Frucht, die man vom Baum herab genießen muß"; und er erzählte bei dieser Gelegenheit: „Vor etwa dreißig Jahren lud man mich zu einem Diner, an dem auch distinguirte Engländer theilnahmen. Man bat mich, ein Lied zu singen. Ich suchte endlich nach einem, das für Fremde verständlich sei, und wählte also das tief melancholische «Octavia». Nun! meine Tischgenossen kamen gar nicht mehr aus dem Lachen, und zu Ende machten sie mir Complimente über meine kaustischen Verse und meinen jovialen Geist. Ich verschwor mich seitdem, nie mehr auf Urtheile von Fremden etwas zu geben. Man kann eine Sprache nicht allsogleich verstehen, nicht einmal die eigene. — «Ich versichere Sie, daß Goethe sehr gut französisch verstand.» — «Bei ihm mache ich eine Ausnahme. Er schrieb gutbegründete Urtheile über meine Chansons, und für seine Elogen war ich empfänglich, weil sie aus Kenntniß der Sache flossen.» — «Goethe war ein französischer Geist, verirrt (égaré) ins Deutsche; hingegen ist Edgar Quinet ein ins Französische verirrter deutscher Geist.»"

Letztere von Thalès in das Gespräch eingeschobene Bemerkung ist übrigens sehr wenig treffend; Goethe war in seinem Kerne so deutsch als möglich, er hätte sonst auch nicht „Götz von Berlichingen", „Faust", „Hermann und Dorothea", seine Lieder und Balladen, seine oft überderben, satirischen Fastnachtsspiele u. s. w. schreiben können; man verkennt Goethe ganz und gar, wenn man ihn einen ins Deutsche verirrten französischen Geist nennt. Erst noch jüngst wurde in der belletristischen Zeitschrift „Le monde élégant" Goethe's „Faust" dem „genre ennuyeux" beigezählt, und dann weiter bemerkt: „Alle diese abdestillirte Metaphysik, alle diese sentimentalen(!) Phrasen können wol den Deutschen gefallen, aber sie werden das französische Publikum immer kalt lassen; denn dieses will auf dem Theater Bewegung, spannende Handlung und überraschende Katastrophen." Damit ist freilich Wesen und Charakter der neufranzösischen Dramatik vollkommen erschöpft. Leider hält gegenwärtig auch die „monde élégant" in Deutschland bereits die Stücke Goethe's für langweilig und Dumas und Scribe für größere Dichter als Goethe und Schiller. Treffender als die Bemerkung von Thalès war folgende Béranger's: „Ich finde, daß Malesherbes und Boileau die französische Sprache zu sehr zustutzten. Man hätte sie regeln können, ohne ihr den pittoresken Charakter und ihren Reichthum zu nehmen. Boileau verdiente, daß man ihm ein tüchtiges Epigramm nachschickte."

Wir brechen hier ab, nachdem wir einiges, was uns dem Zwecke unserer Blätter besonders zu entsprechen schien, aus dem Buche mitgetheilt haben, ohne deshalb sagen zu wollen, daß nicht auch manche der andern Skizzen, wie die über den Satiriker Detmold, Eduard von Bülow, Eckermann, Hammer-Purgstall, Herloßsohn, General Haynau, Paul Delaroche, Joseph Dannhauser, Jan Kollár u. s. w., einzelne interessante Züge enthielten.

H. M.

Ein socialer Roman.

Das Geschlecht der Zukunft. Socialer Roman in sechs Bänden. Vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Die Leute der Amtsstube" u. s. w. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 6 Thlr.

Der beliebte, gewandte Verfasser bringt uns hier einen Tendenzroman mit sittlichen Zielen und zwar in einer sehr unterhaltenden, bis ans Ende spannenden Form. Es sind die unleugbar in ihren Ergebnissen zu Tage liegenden Gebrechen und Mängel unserer heutigen Kindererziehung, vorzüglich des weiblichen Geschlechts, Gegenstand seiner Kritik und der Vorschläge, die dem folgenschweren Uebel abhelfen sollen. Sein Axiom sieht in dem Weibe und der Mutter „die Hauptsäule unserer Cultur, und in der ganzen Generation der Zukunft, die jetzt uns umschwärmt, umrauscht, umduftet, umräuchert, umtobt und anekelt, das Product eines tiefgesunkenen, sitten- und grundsatzlosen, scheinsuchenden, hohlen, faulen Familienlebens. Suche jeder, der helfen mag, das Familienleben zu bessern; das geschieht durch das edlere Weib."

Es überschritte die Aufgabe unserer Besprechung, wollten wir hier die Ideen des Verfassers über eine Normalbildungsanstalt für Mädchen, wie eine solche im Buche selbst schon ins Leben gerufen auftritt, einer weitern Beleuchtung und Prüfung unterwerfen. Wir bezweifeln nicht, daß viele Leser des interessanten Werks sie ebenso schlagend und überzeugend, als sie uns erschienen sind, finden und dem Verfasser beipflichten werden, wenn er auf den Einwand, daß auch für das heranwachsende männliche Geschlecht etwas geschehen müsse, erwidert: „So wie das weibliche Geschlecht die Mutter der Menschheit, die erste Ernährerin des Menschenlebens ist, so ist es auch die wahrhaft natürliche Erzeugerin und Nährerin der Menschensitte. Wenn wir erst Tausende solcher Jungfrauen haben werden, wie sie mein Institut ins Leben einführt, so werden sie jeden jungen Mann verachten, der ihren sittlichen Ansprüchen nicht genügt. Wenn sie in häuslicher Thätigkeit, im Bewußtsein ihres Berufs, einen Mann nicht blos zu lieben, sondern auch zu beglücken, den Wohlstand zu mehren, die heiligen Pflichten der Gattin, Mutter und Erzieherin zu üben; wenn sie im Gefühl echter Schamhaftigkeit, wahrer Anständigkeit und Bildung heranreifen, dann werden sie keinen Geschmack an den leichtfertigen, faden, oberflächlichen, sittenlosen Buben und Zierbengeln haben, keine Neigung für das, was jenen das Dasein vergnügt; sie werden deren Frivolität, dummes Geschwätz, sinnlichen Kitzel und Werbung verächtlich zurückweisen und nur den Gleichgesinnten achten und lieben. Die männliche Jugend, die ja im Grunde nur so ausgeartet ist, weil sie dem entarteten weiblichen Geschlecht gefallen will, das für Tanzboden und Gesellschaft sich schnell und dem Gange der Natur vorgreifend zeitigt, wird sich unbeachtet sehen und die frivole Gefährtin der gemeinen Lebensanschauung vermissen; die Bessern werden sich besinnen, einlenken, sich bemühen, dem edeln Mädchen zu gefallen und dessen Anerkennung zu suchen" u. s. w.

Dies die sittliche Tendenz des Buchs. Was nun die künstlerische Form anlangt, die es erst zum Roman, und zwar zum guten stempelt, so wird man mit uns einverstanden sein, daß es keine leichte Aufgabe war, trotz der Wichtigkeit des Themas, dasselbe durch sechs Bändchen, ohne den Leser zu ermüden, immer im Auge zu behalten, dabei aber alle didaktische Trockenheit zu vermeiden. Es ist dies dem Verfasser vollkommen gelungen. Die Oekonomie und Gewandtheit, mit der er ein eben vor uns aufgerolltes Stück Familienleben, bevor wir es völlig ausgekostet, wieder unserm Auge entrückt und uns so nach einem spätern weitern Einblick lüstern macht; die Mannichfaltigkeit in dem geistigen und sittlichen Werthe der darin auftretenden Personen; die Keuschheit, mit der gewisse, nach der Anlage des Werks unvermeidliche Situationen behandelt werden; die Natürlichkeit des Eintretens der Katastrophen, die im Werke vorkommen; der sittliche Ernst, der überall, auch da noch, wo der Humor des Verfassers uns ergötzt und zum Auflachen reizt, durchschimmert: dies alles sind positive Eigenschaften, die gepaart mit geschmackvoller Darstellungsweise und reinem Stil, dies Buch zu einem der besten seiner Gattung nach unserer vollsten Ueberzeugung erklären lassen. Eine kurze Andeutung des in dem Werke auftretenden zahlreichen Personals mag sich diesem unserm unbefangenen Urtheile noch anschließen.

Schauplätze der Handlung sind eine ungenannte größere deutsche Residenz und eine kleine Stadt desselben Landes. Hauptmotor so ziemlich des ganzen Getriebes im Werke ist ein wohlhabender Bürger der Residenz, Namens Lausköter, ein Allerweltshelfer und Rather, wo es zu helfen und zu rathen gibt, ein wahres menschliches Prachtexemplar voll gesunder Lebensansichten, Thätigkeitstrieb und aufopfernder Uneigennützigkeit, unbeschadet einer guten Dosis schalkhafter Schlauheit; er ist das Organ, durch das der Verfasser seine Ansichten über Bestimmung des Menschen und Erziehung der Kinder vorzüglich ausspricht. Eine zweite trefflich gezeichnete Figur, ein Ideal von Mädchen, wie ein gebildeter deutscher Jüngling es sich nur zum Weibe träumen kann, ist die achtzehnjährige Marie Lamminger, Braut eines wackern jungen Arztes. Weitere acht Hauptfiguren treten uns entgegen in einem reichen Bankier Sonderegge, einem schwachen, den häuslichen Frieden um jeden Preis liebenden Manne; in seiner schönen, üppigen, stolzen, in eben den von Lausköter bekämpften unheilvollen Ansichten über die Bestimmung des Weibes befangenen und dem moralischen Untergang nahegeführten Gattin Elvire; in ihrem edlern, vernünftigen Bruder Stefani, Kaufmann aus Triest; in einem Gardelieutenant, Baron von Flammer, Hausfreund und Verführer der Frau Sonderegge; in einem verdorbenen jüdischen Handlungscommis und selbstprädicirten Dr. und Professor Meyerstein, Director einer Pension für reiche junge Ausländer; in einem ehemals davongejagten Dorfschulmeister Luttermann, jetzt ebenfalls Director einer Schule der Residenz und Hauptlump; in seiner verbuhlten Gattin Lucie, frühern Putzmachermamsell, und endlich in der zu ihrem Glück vom mütterlichen Stamme weit abgefallenen Frucht eines frühern intimen Verkehrs jener Lucie mit einem Grafen Wedel, der edeln trefflichen Jungfrau Johanne.

Frauen aller höhern gebildeten Schichten vorzüglich ist in diesem Romane eine dankenswerthe Nahrung für Geist und Herz geboten. 63.

Ein vergessener Lauradichter.

Wer kennt Burmann, oder Bormann? Gewiß nur eine Minderzahl unserer Literaturfreunde. Wer hat seine poetischen Arbeiten mehr als höchstens einmal der Curiosität halber durchblättert? Gewiß eine noch kleinere Zahl. Wer weiß, daß er zu unsern „Lauradichtern" zählt? Ach das wissen wol nur sehr wenige, denn es trifft sich zumeist ja sehr, sehr selten, daß man sich des Nähern mit einem, wie es die Welt nennt, verkommenen Genie gleich Burmann einläßt. Wir wollen uns auch gar nicht so sehr in die Brust werfen, wenn wir an dieser Stelle einmal wieder auf den unglücklichen Dichter aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufmerksam machen. Gestehen wir es doch frank und frei, daß uns auch nur ein Zufall auf eine nähere Betrachtung seiner poetischen Leistungen hinwies. Jedoch in einer Zeit, in der man sich in berliner Kreisen lebhaft über die Gleichberechtigung Goethe's und Schiller's streitet, in der man dem poetischen Genie Denksteine und Statuen setzt, in der wird es immer sein Gutes haben, ab und zu einmal wieder der Sündenböcke unserer Literatur zu gedenken. Und zu diesen Sündenböcken zählt sicher Gottlob Wilhelm Burmann.

Wir werden hier zu dem dürftigen Material seines Lebens keine neuen Daten anführen können. Wer sich für den verlornen Dichter und seine durch Absonderlichkeiten gestörte Existenz specieller interessirt, mag sich die Data seines Lebens aus unsern Literaturwerken zusammensuchen. Wir mögen hier auch nicht auf die Gesammtheit seiner poetischen Leistungen eingehen. Wir

halten uns nur an ein dünnes Bändchen schon im Jahre 1774 erschienener „Lieder in drei Büchern". Das, was wir hauptsächlich betonen, das deuteten wir schon oben an, indem wir Burmann einen vergessenen Lauradichter nannten. Und diese seine Besonderheit zeigt sich am besten in dem angeführten Bändchen der „Lieder in drei Büchern".

Also Burmann ein Lauradichter! Ja wohl. Hören wir doch, wie er selbst diese seine Eigenschaft, oder vielleicht auch diesen seinen Vorzug in der an den Herrn „Kanonikus Gleim in Halberstadt" gerichteten Widmung der Lieder betont:

O Gleim, Germaniens Tyrtäus
Und sein Anakreon;
Mich pflegt kein milder Helikon!
Mich necken weder Laura noch Lyäus —
Und dennoch sang ich kleine Lieder
Und schrieb sie einer Laura nieder
(Cithere mag es mir verzeihn —)
Im Ideal nur mein! —

Wenn sie dein Blick beseelte, sanfter Gleim —
O dann ersetzte mir dein Beifall jede Laure —
Doch ich bedaure;
Ein Dichter hört nicht gern der Dichterlinge Reim —
Allein uns kleinen Dichterlingen
Ist nun die saubre Art so leicht nicht abzubringen,
Zu großen Dichtern sich demüthig-stolz zu schwingen
Und in ihr Heiligthum
Wie Schmeichler in die Antichambern einzudringen —
Denn jeder schnappt, so gut er kann — nach Ruhm.

Wir citiren die Widmung nicht weiter. Denn das Angeführte genügt vollständig, um uns in Burmann, was man vielleicht am wenigsten erwarten möchte, einen bei aller aufrichtigen Ursprünglichkeit ziemlich bescheidenen Dichter erkennen zu lassen. Wie sticht doch dieses ehrliche, obschon beinahe etwas komische Geständniß: „Denn jeder schnappt, so gut er kann, nach Ruhm", vortheilhaft gegen das Selbstlob ab, mit dem sich unsere neuern Poeten aus idealistischen Rücksichten meist selbst bedenken! Ein hohes, idealistisches Streben scheint Burmann wol gekannt zu haben, sintemal er sich zu Lauraliedern begeisterte. Er besang eine Laura, „im Ideal nur mein". Er schrieb seine Lieder nicht auf eine wirkliche Geliebte, sondern nur auf eine gedachte nieder. Er besang außerdem auch noch Doris und Phyllis, und auch diese scheinen in der Wirklichkeit nicht existirt zu haben.

Nach dieser Einsicht löst sich der Widerspruch, weshalb ein entschieden begabter und auch edelstrebender Dichter in all seinen Liedern nur schnell Vergängliches liefern konnte. Seinen Liedern mangelte fast all und jeder reale Bezug. Auch das Schönste in ihnen, dessen sich in der That nicht selten findet, auch die unmittelbarste Ansprache an seine erdachte „Laura" dreht sich doch immer nur um allgemeine Empfindungen und Anschauungen. Nur höchst selten stoßen wir auf einen besondern Bezug auf die realen Verhältnisse.

Wie schade um Burmann's poetisches Talent! Wie schade um die stellenweise nicht unbedeutende Sangbarkeit und um den nicht gering anzuschlagenden leichten volksthümlichen Ton seiner Lieder! Namentlich wo sie eine gewisse humoristische Färbung annehmen oder sich in epigrammatischer Kürze geben, sind sie durchaus nicht ohne weiteres als veraltet oder werthlos beiseite zu werfen. Zum Beweis dessen berufen wir uns auf die beiden Gedichte „Hans" und „Hanne", beide zusammen nur sieben Strophen lang. Wir halten uns hier nur an das erstere, „Hans" betitelt, das übrigens im Volke gar nicht unbekannt ist; denn das Volk weiß manches Gedicht auswendig, von dem die Literaten nichts wissen. Das Liedchen lautet:

Heida lustig! Ich bin Hans
Und bin ohne Sorgen!
Freuden eines braven Manns
Fühl' ich heut' und morgen!
Schulz und Amtmann sind mir gut!
Schöppen und Gerichte
Nennen mich ein ehrlich Blut,
Und das hat Gewichte.

Meine Frau ist Kronen werth,
Vivat meine Hanne!
Was ihr Mann von ihr begehrt,
Thut sie ihrem Manne!
Zwar sie brachte mir nichts zu,
Als ein Herz von Treue —
Aber braucht man mehr zur Ruh?
Mehr daß man sich freue?

Bin ich nicht ein ganzer Kerl!
Glücklicher als Städter!
Meine Hanne, meine Perl',
Sagt mir das beredter.
Ich mag unsers Edelmanns
Edelhof nicht neiden —
Heida lustig, ich bin Hans
Und bin voller Freuden!

Doch mit diesem Gedichte hätten wir höchstens den hervorgehobenen volksthümlichen und sangbaren Ton seiner Liedweisen gekennzeichnet. So werden wir denn auch ein Liedchen herbeiziehen müssen, das sich durch eine bestimmte epigrammatische Kürze auszeichnet. Burmann's Lieder sind selten länger als vier Strophen, meist enthalten sie deren nur zwei; auch das „An meine Sorgen" enthält nur drei ziemlich kurze:

Was wollt ihr denn, ihr Sorgen!
Besucht mich lieber morgen!
Heut' bin ich so erfreut,
Heut' hab' ich keine Zeit.

Und morgen, wie ich glaube,
Bin ich in Doris' Laube,
Und dann geht's auch nicht an,
Daß ich euch sprechen kann!

Je nun, ihr lieben Sorgen,
Besucht mich übermorgen;
Chainirt's euch aber sehr —
Nun, so kommt gar nicht mehr!

Was nun seine eigentlichen Lauralieder besonders betrifft, so betonten wir schon oben, sie seien nur einer erdichteten Geliebten gesungen. Also an ein schemenhaftes Etwas gerichtet und doch, das muß uns billig wunder nehmen, zeichnen sie sich stellenweise durch innige Glut der Empfindung aus. Wir zählen seiner Lauralieder in Summa etwa vierundzwanzig und fast alle gehören sie zu den schönsten und feurigsten wie auch liebenswürdigsten Producten der Burmann'schen Muse. Es wird eine Probe genügen:

Du bist mein Trost und mein Entzücken,
Ja Laura, du bist meine Welt;
O selig, wenn von deinen Blicken
Ein Blick in meine Seele fällt.

Was hätte mir ein Thron zu geben,
Was wär' ein Peru ohne dich?
Wenn du mir fehlst, fehlt mir mein Leben
Wenn du mir fehlst, vermiss' ich mich.

Laß uns, o Laura, laß uns lieben,
Der Himmel heiligt einen Kuß,
Den unentweiht von niedern Trieben
Sein keuscher Engel meiden muß.

Wir wissen, welches Geschick in unsern Tagen alle sogenannte gemachte lyrische Poesie, alle nicht aus einem tiefen, ursprünglichen Innern mit eigenthümlicher Kraft fließenden Gedichte ereilt. Sie werden einmal gelesen und dann für immer

beiseite geworfen. An Burmann indeß sehen wir, daß dies auch schon vor 80 und 90 Jahren der Fall war. Und Burmann gehörte unter denen, die sich an nicht selbst empfundenen, sondern gemachten lyrischen Gefühlen hielten, noch nicht einmal zu den schlechten Dichtern. Freilich mußte er ohne sein Zuthun mit dem göttinger Dichterbunde concurriren, schon weil seine Thätigkeit mit dessen Wirksamkeit ziemlich zusammenfiel. Und diese Concurrenz hat dem literarischen Rufe Burmann's gewiß und entschieden Eintrag gethan. **Emil Müller-Samswegen.**

Jakob Grimm und das berliner Goethe-Comité.

Nach einer in diese, wie in viele andere Blätter übergegangenen Nachricht in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" ist Jakob Grimm aus dem Goethe-Comité in Berlin ausgeschieden, weil er den in seiner Abwesenheit gefaßten Beschluß desselben misbilligte, die Bildsäule Lessing's mit den Standbildern Goethe's und Schiller's zu einer Gruppe zu vereinigen. Seine Gründe sind öffentlich nicht mitgetheilt, und man erfährt nicht einmal, ob er für gut befunden, sie auch nur nachträglich und privatim zu äußern. Aber daß er seine Gründe gehabt, und daß dieselben nicht leicht bei ihm gewogen haben können, daran sollte man doch von vornherein nicht zweifeln. Denn daß er sich, wie gesagt worden, durch den von ihm geschehenen Schritt mit dem ganzen deutschen Volke in Widerspruch gesetzt, ist eine bloße Redensart, sowie es eine willkürliche Voraussetzung ist, daß er die Vereinigung nicht billige, weil Lessing Goethe und Schiller nicht ebenbürtig sei.

Wie die Gruppe der drei zu ordnen sein werde, darüber scheinen selbst die Anhänger des Beschlusses nicht einig gewesen zu sein, wenigstens fanden wir in einem berliner Blatt den Vorschlag, Goethe als den umfassendern Geist von den dreien in die Mitte zu stellen. Aber schließt nicht dieser Vorschlag schon das Eingeständniß in sich, daß die Ausführung des Beschlusses seine Schwierigkeit habe, erregt er nicht die Frage und einen Streit darüber, ob Goethe der umfassendste Geist von den dreien, ob er auf ebenso viel Gebieten des geistigen Lebens schöpferisch gewesen sei, wie Lessing? Gewiß ist daher Grimm nicht aus dem Grunde gegen die Vereinigung gewesen, weil Lessing nicht an Goethe und Schiller reiche. Wird die Gruppe ausgeführt, so kann kein Zweifel sein, daß der mittlere Platz der Bildsäule Lessing's gebühre. Ihn ihr nicht geben, würde heißen, Lessing dem großen Dichterpaar unterordnen, während Schiller und Goethe neben Lessing, ihm zu den Seiten gestellt, nichts von ihrer Bedeutung verlören, da Lessing auch auf dichterischem Gebiete, kritisch wie schaffend, ihr Vorläufer war.

Indessen gelten Goethe und Schiller als Dichter κατ' ἐξοχήν, was aber nicht auch mit Lessing der Fall ist, und das, wodurch Lessing dies ausgleicht oder wodurch er an Goethe und Schiller reicht, ihre Größe erreicht, ihnen ebenbürtig wird, wodurch er sich aber zugleich von ihnen unterscheidet, wird dem großen Publikum, dem Volke, nie so zum Bewußtsein kommen, daß es die Gruppe oder die Verbindung der Bildsäule Lessing's mit den Standbildern Goethe's und Schiller's zu einem Ganzen vollständig begriffe. Hiernach würde also die Meinung Grimm's gerade dasjenige vertreten, wofür sich die Stimme des Volks, wenn sie darüber vernommen werden könnte, aussprechen müßte. Wenn man daher in einem öffentlichen Blatte noch gesagt hat, Grimm verkenne pedantischerweise, daß durch die Gruppe die drei größten neuern deutschen Schriftsteller zusammengestellt werden sollten, so scheint dies vielmehr nach dem Gelehrtenstandpunkt zu schmecken, und Grimm dagegen den populären einzunehmen.

Zu Jakob Grimm's Gründen kann auch der gehört haben, daß Lessing's Zeit, wenn er auch Goethe's Jugenddichtungen noch erlebte, doch im Grunde in die Generation vor Goethe und Schiller fiel. Wie Rauch auf dem Denkmal Friedrich's des Großen neben Lessing nicht auch Goethe und neben Kant nicht auch Schiller stellte, so soll man vielleicht nach Grimm's Ansicht auch Lessing seinen Zeitgenossen nicht nehmen, diese, d. h. die Kant, Klopstock, Winckelmann seiner Gesellschaft nicht berauben, wenn man einmal Standbilder-Gruppen bilden will. Ich wollte nur sagen, daß diese oder ähnliche und bessere Gründe Jakob Grimm's Handlungsweise bestimmt haben mögen, Gründe, welche man, weil man ihnen nicht beistimmen will und kann, doch darum noch nicht verächtlich finden darf. **August Boden.**

Notizen.

Eine französische Schriftstellerin als Millionärin.

Das „Morgenblatt" brachte jüngst einen durch mehrere Nummern gehenden Aufsatz über George Sand, dessen Verfasser unter anderm auch mittheilte, daß sich George Sand eine Million erschrieben, und daran über die Berechtigung des Künstlers und Dichters, Geld zu verdienen, einige Bemerkungen knüpfte. Der Verfasser gibt zwar zu, daß sich der Künstler so wenig als der Seelenhirt, der Staatsmann dem gemeinen Geldgewinst hingeben dürfe, denn sie alle hätten zu hohe Interessen zu wahren, um sie im Kampfe gegen das Gemeine zu erniedrigen. Dann aber fährt er fort: „Dabei ist nicht zu vergessen, daß auch der Künstler in der Gesellschaft lebt, und daß ihm alle Pflichten obliegen, die jedes andere Glied zu erfüllen hat. Endlich ist es fast ohne Ausnahme wahr, daß der Künstler, sobald er Feder, Griffel oder Pinsel ergreift, noch einen höhern Zweck verfolgt als den des reinen Geldgewinstes. . . . Die Million, welche George Sand sich erschrieben hat, wie gern möchte sie mancher erschreiben! Um viel zu produciren, selbst wenn es nichts weniger als hoch steht, bedarf es aber schon einer bedeutenden Kraft; soll aber das Viele auch das Rechte sein, so muß die Kraft geradezu Genie heißen." In Frankreich beneidet man überhaupt niemand darum, wenn ihm sein Fleiß und Talent auch äußern Lohn einträgt; ja man würde es für abnorm und ungerechtfertigt ansehen, wenn es sich anders verhielte. Wie dagegen ist Goethe um die Summe, die er von seinem Verleger für das Eigenthumsrecht an seinen Werken erhielt und die noch bei weitem keine Million betrug, beneidet und angefeindet worden! Und was sind die Werke der Dudevant gegen die Werke Goethe's! Was sind, genauer besehen, all ihre Romane und Dorfgeschichten und Bühnenversuche gegen Goethe's Romane und Dramen, gegen den einen „Faust"! Was sind ihre Memoiren gegen Goethe's Autobiographie, dieses Buch der Weisheit, diesen Cultur- und Literaturspiegel seiner Zeit! Und was ist das Leben und Wirken von George Sand gegen das unendlich vielseitige, unermüdlich thätige, auch an praktischen Erfolgen (für das weimarische Land und seine Bildungsanstalten, namentlich die Universität Jena u. s. w.) überaus reiche Leben und Wirken Goethe's! Aber der Deutsche gönnt dem ausländischen Künstler und Autor eher seinen Gewinst als dem einheimischen, und George Sand ist glücklicherweise eine Französin. Es fällt uns natürlich nicht ein, hiermit der Vielproduction, insofern die bloße Gewinnsucht auch nur einigen Antheil daran haben sollte, und dem Millionärismus unter den Künstlern und Dichtern irgendwie das Wort reden zu wollen; wir haben durch die Parallele zwischen den 100000 Thalern Goethe's und der 1 Million Francs der Dudevant nur auf die Verschiedenheit der in Bezug auf literarischen Erwerb in Frankreich und Deutschland herrschenden Anschauungen aufmerksam machen wollen.

H. M.

Der polnische Faust.

In Wien bei Kober und Markgraf erschien ein „Volksbuch" von J. N. Vogl: „Twardowski, der polnische Faust", dessen Titel allein schon geeignet sein dürfte, die Neugier des deutschen Lesers rege zu machen, der wol gerne erfahren wird, in welcher Beziehung der polnische zu dem deutschen Faust steht und inwieweit die eine Sage in die andere eingreift oder mit dieser zusammenfällt. Ziemlich übereinstimmend in beiden Sagen ist die

Zeit des Auftretens des Helden (der deutsche Faust gehört wie bekannt in die zweite Hälfte des 15., Twardowski dagegen in das 16. Jahrhundert) ferner dessen sich auf eine gewisse Reihe von Jahren ausdehnender Pact mit dem Bösen, der sich als willenloser Diener zur Ausführung von allerlei Schnurren und Extravaganzen hergeben muß, und endlich der ihm zugesellte Famulus. Andererseits bietet die polnische Erzählung manches von der deutschen Abweichende, dem nationalen Charakter völlig Entsprechende, hat jedenfalls das Verdienst der Originalität für sich, wenn man auch annehmen will, sie sei mit der deutschen aus einer und derselben Quelle geschöpft, und es muß dankbar anerkannt werden, daß der Herausgeber sowol, wie die Verleger die vielumfassende Faustliteratur durch diesen Beitrag, der sich nebenbei noch ebenso sehr durch hübsche Ausstattung und zahlreiche, recht gelungene Illustrationen, wie durch billigen Preis empfiehlt, leider jedoch nicht frei von sehr störenden Druckfehlern in den polnischen Namen und Citaten ist, bereichert haben.

Gleichwie der deutsche Faust, so hat auch der polnische Twardowski manchen Bearbeiter gefunden. Unter andern hat Adam Mickiewicz, der gefeierte polnische Dichter, in der Ballade „Pan Twardowski" eine Episode aus des Schwarzkünstlers Leben besungen, welche in einigen Punkten von der eingangs genannten Sage abweicht oder sie vielmehr ergänzt und deren Inhalt in kurzen Worten folgender ist: Twardowski befindet sich in einer Schenke, in welcher er allerhand erstaunenerregende Kunststücke ausführt. Beim Zechen erblickt er auf dem Boden des Glases, aus welchem er eben einen Zug thut, die winzige Gestalt des Teufels, der alsbald herausspringt, seine gewöhnliche Größe annimmt und unter Vorzeigung des Chirographs den Schuldner an die Erfüllung des gegebenen Versprechens erinnert. Twardowski, gebunden durch das den Polen heilige Verbum mobile, weiß nichts einzuwenden, bedingt jedoch noch die Erfüllung dreier Punkte. Er verlangt nämlich, Mephisto solle das Schenkenschild — ein gemaltes Pferd — in ein wirkliches ververwandeln, das zum Reiten tauglich sei, ferner aus Sand eine Peitsche drehen, womit das Thier angetrieben werden könne und endlich im Walde von Nußkernen ein Gebäude aufführen, so hoch wie der Kempak. Das Dach desselben müsse aus Judenbärten bestehen und mit Mohnkörnern gedeckt sein, die jedes mit drei Nägeln von einem Zoll Dicke und drei Zoll Länge festzumachen seien. Nachdem das Unglaubliche zu Stande gebracht war, muthet Twardowski dem Teufel ein Bad in geweihtem Wasser zu und stellt ihm endlich die Aufgabe, mit Frau Twardowska, seiner Ehehälfte, ein Jahr lang zu leben und dieser von vornherein Liebe, Achtung und unbedingten Gehorsam zu schwören. Vor diesem Ansinnen schrickt selbst der Höllenfürst zurück und entflieht durch das Schlüsselloch. 64.

Bibliographie.

Album schwäbischer Dichter. 1ste Lieferung. Ludwig Uhland. Tübingen, Osiander. 4. 18 Ngr.

Beharrell, T. G., Die Brüderschaft; oder eine Darstellung der Grundsätze der Sonderbaren Brüderschaft, nebst einer kurzen Geschichte von Männern und Frauen der Bibel, welche bei ihrer Lebzeit die Grundsätze entwickelten, die die Brüderschaft angenommen hat. In drei Theilen. Cincinnati. 1860. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bölte, Amely, Vittorio Alfieri und seine vierte Liebe, oder Turin und Florenz. Historisches Zeitbild. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 3 Thlr.

Bungener, F., Die Geschichte des tridentinischen Concils. Uebersetzt von S. v. B. Vom Verfasser anerkannte Ausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Dante. — Die ersten Gesänge von Dante's göttlicher Komödie, als Probe einer neuen Uebersetzung von K. Witte. Halle. Gr. 8. 8 Ngr.

Fenner von Fenneberg, F., Transatlantische Studien. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 27 Ngr.

Grube, A. W., Blicke in's Triebleben der Seele. Psychologische Studien für angehende Pädagogen und Psychologen, wie auch für gebildete Väter und Freunde der Seelenkunde überhaupt. Leipzig, Brandstetter. 8. 1 Thlr.

Friedrich Prinz v. Schleswig-Holstein-Noer, Aufzeichnungen aus den Jahren 1848—1850. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr.

Vermischte Gedichte von J. B. Z. Neue Folge. Augsburg. 8. 8 Ngr.

Goedeke, K., Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtung. 1ste Hälfte. Dresden, Ehlermann. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Grey, H., An Bord der Lady. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Ottilie Meyerowicz. Autorisirte deutsche Ausgabe. Bevorwortet von Fanny Lewald. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hazal, H., Der fliegende Stern, oder Tecumseh und der Prophet. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von H. Hohmann. Cassel, Scheel. Gr. 8. 15 Ngr.

Heiberg, J. L., Eine Seele nach dem Tode. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Berlin, Lüderitz. 16. 24 Ngr.

Hesekiel, G., Fünf Bücher deutscher Gedichte. Berlin, Janke. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ludwig, G., Das Leben des heiligen Columba. Bern, Dalp. 16. 7½ Ngr.

Mair, A., Funken aus der Esse des Witzes, des Humors und der Satire in Poesie und Prosa. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 10 Ngr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). Leipzig, Grunow. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Orlich, L. v., Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften. 2ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Culturgeschichte Indiens, enthaltend Schilderungen des Castenwesens, religiösen Lebens, des Volkscharakters, der Erziehung und Mission ꝛc. Mit Benutzung des Nachlasses von L. v. Orlich und nach den vorzüglichsten Quellen von K. Böttger. Leipzig, G. Mayer. Lex.-8. 2 Thlr.

Plagge, T., Die Quellen des Irrsinns und der Selbstmorde. Eine psychiatrische Skizze. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 15 Ngr.

Burg Plümeran. Eine neue mecklenburgische Ritter- und Dorfgeschichte. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Robiano, L. v., Der Jesuit oder die gemischte Ehe. Nach dem Leben erzählt. 1ster Band. Ludwigsburg, Riehm. Gr. 8. 1 Thlr.

Schulz, J. H., Das Ideal, oder: Die Erfüllung des Grundgesetzes in Kunst und Leben. Mainz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Entgegnung auf den Hirtenbrief des Hochwürdigen Herrn Johannes von Geissel, Erzbischof von Cöln, an seine geliebten Erzdiözesanen mitgetheilt in der „Cölner Zeitung" vom 1. December 1860. Dortmund, Krüger. 8. 2½ Ngr.

Güntz, F. L., Eine zwölfjährige Meuchelei, erlebt und enthüllt. Berlin, Peiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Die auswärtige Politik der „neuen Aera" gerichtet durch sich selbst. Von einem Preußischen Mann. Berlin, v. Trautman. Gr. 8. 7½ Ngr.

Renaud, A., Herrn Dr. Friedrich Nöllner's Kritik des Heidelberger Rechtsgutachtens in Sachen der 109 Nationalvereinsmitglieder aus Offenbach beleuchtet. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 4 Ngr.

Schottmüller, A., Die herrschenden Ideen in Friedrichs des Großen Leben. Eine Vorlesung gehalten am 14. März 1861 im Asyle Schweizerhof. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 24. October 1861.

Culturgemälde aus Amerika.

1. Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nordamerika von Balduin Möllhausen. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.
2. Sklaverei und Freiheit. Autobiographie von Frederick Douglaß. Aus dem Englischen übertragen von Ottilie Assing. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Dolores. Ein Charaktergemälde aus Südamerika von Harro-Harring. Vier Bände. Basel, L. Fricker und Comp. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Erinnerungen aus Südamerika von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1861. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hätte die Lachenbäuerin in Auerbach's „Viereckig" einen Blick auf unsern Arbeitstisch thun können, so würde sie nicht gesagt haben: „Ich glaub' nicht an Amerika!" denn uns armen Recensenten wird der Glaube an Amerika in die Hand gegeben. Vor uns liegen abermals vier, aus nicht weniger als zwölf Bänden bestehende Werke über Amerika, Werke von ganz verschiedenen Verfassern, verschiedenem Inhalt und verschiedenem Zweck. Während sich das erste hauptsächlich im westlichen Nordamerika bewegt, spielt das zweite in den Sklavenstaaten der Union, das dritte in der Argentinischen Republik und Brasilien, und das vierte endlich in Chile und Peru. Wir können uns in der That eines humoristischen Anflugs nicht erwehren, indem wir diese Bücher auf unserm Tische bunt durcheinander liegen sehen. Was würde der hochwohlgeborene Freiherr von Bibra dazu sagen, wenn er seine schmucken Bände von dem des freigekauften Negers Douglaß beiseite geschoben, oder der königlich preußische Schloßbibliothekar Möllhausen, wenn er die seinigen von denen des Erzrepublikaners und Demagogen Harro-Harring in die Mitte genommen sähe? Es ist in der That eins der seltsamsten vierblätterigen Kleeblätter, welches sich unter unserer Feder zusammengefunden hat, und es müßte ein köstlicher Spaß sein, wenn wir die vier, soviel wir wissen, sämmtlich noch lebenden Verfasser um unsern Recensententisch versammeln könnten. Allein gerade diese Verschiedenartigkeit verleiht den vorliegenden Werken einen erhöhten Reiz und eine erhöhte Bedeutung; vertreten sie doch die Hauptfactoren des amerikanischen Lebens: Möllhausen die Colonisirung und das Jagdleben in der Wildniß, Douglaß die Sklaverei, Harro-Harring die politische Anarchie Südamerikas, Bibra endlich das tropische Sinnenleben in Chile und Peru. So ergänzt eins das andere, und es fehlt in der That nur noch die polarische Entdeckungsreise, um uns das amerikanische Leben nach allen seinen Hauptrichtungen vorzuführen. Je heterogener aber die zu besprechenden Werke sind, um so merkwürdiger und beweiskräftiger ist es, daß die Verfasser in ihren Ansichten und Ergebnissen über die Hauptfragen, welche gegenwärtig das amerikanische Leben beschäftigen, ziemlich genau zusammentreffen: wir meinen die Sklaverei und das damit zusammenhängende Kirchenwesen, über die wir daher nach einer kurzen Charakteristik der einzelnen Werke weiter unten ausführlicher sprechen müssen.

„Der Halbindianer" von Balduin Möllhausen (Nr. 1) bezeichnet sich selbst als eine Erzählung aus dem fernen Westen, wo die Woge der Civilisation gegen das starre Gestade der Wildniß brandet. Seitdem Cooper zuerst das Grenzerleben der Ansiedler und Indianer für die Literatur entdeckte, spielt der ferne Westen nicht nur in der amerikanischen, sondern fast noch mehr in den europäischen Literaturen eine so eingreifende Rolle, daß man ganz füglich von einer eigenen Literatur desselben, einer Prairien- und Hinterwaldliteratur reden kann. W. C. Bryant hat den Westen in begeisterten Gedichten poetisch verklärt; Washington Irving, Kapitän Mayne Reid, Marryat, Gustave Aimard u. a. haben in Reisebeschreibungen, Tagebüchern und Romanen ihre amerikanischen und englischen Leser auf die Prairien und unter die Indianer hinausgeführt. Dann brachte Sealsfield, jener räthselhafte Schriftsteller, der sich ganz im Gegensatze zu seinen Berufsgenossen stets eigensinnig vor der Oeffentlichkeit versteckt gehalten hat, die Schilderungen des Westens wie Mittelamerikas nach Deutschland herüber, wo die rastlose und geschickte Feder Gerstäcker's bald alle Klassen

unserer Lesewelt in den rauhen Ansiedelungen am Missisippi und Missouri vollständig heimisch machte. Allen diesen Werken sind gewisse große Charakterzüge gemeinsam und müssen es der Natur ihres Gegenstandes nach sein. Zunächst ist es die Schilderung einer großartigen, theilweise noch unberührten Natur, die den Leser in ihnen fesselt. Vor unsern Blicken werden Prairie und Urwald, Missisippi und Felsgebirge aufgerollt. Diese Natur muß der Ansiedler unter tausend Mühen und Gefahren bewältigen und der Gesittung dienstbar machen; aber nicht diese Natur allein, sondern auch ihre menschlichen und thierischen Bewohner. Natürlich muß der Held aus allen meist an das Wunderbare und Unglaubliche streifenden Abenteuern siegreich hervorgehen, und in dieser Beziehung kann man sagen, daß der Roman des Westens an die Stelle des Ritterromans getreten ist. Gegenüber den Indianern, welche sich die Anfänge der Gesittung aneignen, finden sich die Ansiedler in die Nothwendigkeit versetzt, sich des theils überflüssigen, theils hinderlichen Ballastes der Civilisation zu entledigen, und so entsteht jener Zustand der Halbcivilisation, der Naturbildung, welcher für die Entwickelung der menschlichen Persönlichkeit außerordentlich günstig und fruchtbar ist. Der unbeschränkte Spielraum bringt freilich nicht minder die Schattenseiten der menschlichen Natur zur Entfaltung als ihre Lichtseiten, und wir finden demgemäß in den vorliegenden Culturgemälden tiefe Schatten und blutgetränkte Seiten. Unbeengt von aller europäischen Mode und Convenienz gilt hier der Mensch nur an und durch sich selbst; er wird nicht getragen durch aristokratische Abstammung, durch ererbten oder erschwindelten Reichthum, durch Titel, Uniformen und Orden, sondern

> da ist der Mann noch was werth,
> Da wird das Herz noch gewogen.
> Da tritt kein anderer für ihn ein,
> Auf sich selber steht er da ganz allein.

Darin aber liegt eben ein hauptsächlicher Zauber für die deutsche Lesewelt. Unfähig uns selbst herauszureißen aus dem Gewebe der Aeußerlichkeiten und dem Druck der Verhältnisse und unsere freie Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, sympathisiren wir doch vorzugsweise mit den mannhaften Naturen, welche der Kampf gegen die Elemente wie gegen die ungebändigte Thier- und Menschenwelt erzeugt. Auf unserm weichen Sofa liegend träumen wir uns gar zu gern ins Heldenthum hinein. So erklärt sich auch der Beifall, mit welchem Freytag's indianisirter Saalfeld in der „Valentine" und dessen Abklatsch, Hr. von Fink in „Soll und Haben", aufgenommen worden sind. Um nicht ungerecht zu sein, dürfen wir nicht übersehen, daß Deutschland fortwährend ein nicht unbeträchtliches Contingent zu den Pionnieren der Civilisation nach dem fernen Westen entsendet und auch aus diesem Grunde sich westwärts gezogen fühlt. Der angelsächsische Stamm in Amerika wird seinerseits durch diese unaufhörliche Verquickung mit der deutschen und mit andern Nationalitäten frisch erhalten und vor Stagnation bewahrt. Vielleicht ist es auch diese Völkermischung und noch mehr das durch den Kampf aller gegen alle erhöhte und gestählte Kraftgefühl, welches jenen frischen naturwüchsigen Humor erzeugt, der dem Romane des Westens eigenthümlich ist und nicht seinen geringsten Reiz bildet.

Leider neigt sich das bunte, vielgestaltige Leben des fernen Westens nach Möllhausen's Versicherung seinem Untergange zu. Er sagt (IV, 272):

> In nicht allzu langer Frist vermag man es nur noch aus Schilderungen kennen zu lernen, aus Schilderungen, die man, trotzdem sie nach der Natur gezeichnet und mit den obwaltenden Verhältnissen in Einklang gebracht wurden, alsdann in die Reihe der Märchen zu stellen geneigt sein wird. Aus voller Ueberzeugung wiederhole ich daher, was ich schon bei einer frühern Gelegenheit sagte und was andere Reisende vor mir äußerten: nehmt dem nordamerikanischen Continent seine eingebornen Jäger und seine wandernden Büffelheerden, und er verliert die letzte Poesie, mit welcher ihn die freigebige Natur so reich bedachte, und die weder durch Eisenbahnen, noch durch die weithin sichtbaren Schornsteine der Brennereien und Fabriken, weder durch eine gewissenlose Politik, noch durch salbungsreiche Worte fanatischer, selbstsüchtiger Priester ersetzt werden kann.

Wir dürfen jedoch außer Sorge sein. Eine höhere Hand sorgt für die Continuität der Poesie, und wer weiß, ob nicht zu derselben Zeit, wo der nordamerikanische Westen der Poesie verloren geht, ihr das Innere Südamerikas erschlossen wird, wo noch unermessene Wildnisse der Civilisation entgegenharren.

Was wir hier zur Charakterisirung der Hinterwaldsromane überhaupt gesagt haben, findet auch auf Möllhausen's „Halbindianer" Anwendung, den der Verfasser selbst als eine Illustration zu seinen frühern Reisewerken bezeichnet. In seiner ganzen, durchaus realistischen und drastischen Anlage und Durchführung steht das Werk den Gerstäcker'schen Romanen am nächsten; es theilt ihre Vorzüge und Schwächen. Der Stil ist etwas sorgfältiger als bei Gerstäcker und nicht so arg mit Anglicismen gespickt. In der Wahl seiner Personen ist der Verfasser glücklich gewesen; er hat alle Bestandtheile der Bevölkerung, den verschlagenen, verbrecherischen Priester, den übersättigten Pflanzer, die sinnliche Cubanerin, die deutschen Auswanderer, den patriarchalischen Missionar, den französischen Trapper, die heuchlerischen Mormonen, die californischen Goldgräber und die Rothhäute zu einem harmonischen und spannenden Ganzen zu verweben und den Leser von der Havana über die Plantage bei Neuorleans nach St.-Louis, nach dem obern Missouri, nach Utah, „dem Diamanten der Wüste", bis nach San-Francisco durch alle Phasen des westamerikanischen Lebens zu führen verstanden. Allerdings sind die Beleuchtung und die Uebergänge oft grell und schroff, in den Charakteren wie in der Natur; darin liefert uns aber der Verfasser nur ein getreues Abbild der Wirklichkeit. Nach der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers sind überdies die meisten seiner Personen nach dem Leben gezeichnet; er hat sie gekannt und namentlich mit dem Halbindianer lange verkehrt, sodaß er sich am Schlusse seiner Erzählung nur ungern von ihnen trennt und ihre fernern Erlebnisse zum Gegenstand größerer Beschreibungen zu machen sich vernimmt. Beiläufig gesagt, möchten wir dem Verfasser [illegible]

dessen lieber eine wissenschaftliche Ausnutzung seines Stoffs anrathen, denn die Gattung, welcher sein „Halbindianer" angehört (le roman Gerstäcker, wie sie der Franzose nennen könnte), ist nahezu erschöpft, und es ist in dem ausgetretenen Gleise kein großer Ruhm zu erwerben, zumal da der Verfasser seinem Vorbilde an Gewandtheit und Frische nachsteht. Daß die einzelnen Personen poetisch aufgefaßt und gefärbt sind, wird nicht geleugnet: das ist eben ein wesentlicher Charakterzug aller Hinterwaldschilderungen. Kapitän Mayne Reid nennt sie in der Vorrede zu seinen „Scalpjägern" ganz richtig eine „Mosaik aus Dichtung und Wirklichkeit: Wirklichkeit zum Gerüst, Dichtung zum Ausputz". Und sollte auch die objective Wahrheit hier und da verletzt worden sein, so ist doch nie gegen die subjective oder dichterische gefehlt worden. Den Halbindianer selbst, seinen Helden, hat der Verfasser offenbar am meisten idealisirt. Dafür hat er ihm, vielleicht in instinctiver Anerkennung dieses Umstandes, in dem Potawatome Louis einen zweiten Halfbreed gegenübergestellt, welcher der Bildungsfähigkeit und Reinheit des ersten durch Verderbtheit und Nichtswürdigkeit die Wage hält. Der Verfasser weiß uns so für seinen Helden einzunehmen, daß wir sogar an seiner Verheirathung mit der blauäugigen deutschen Auswanderin keinen Anstoß nehmen, wiewol wir uns nicht verhehlen können, daß darin eigentlich eine rückschreitende Abweichung von der physischen Fortbildung des Menschengeschlechts eingeschlossen ist. Denn bei der Absorption der niedern Rassen durch die höhern ist es Regel, daß der Mann und nicht das Weib der höherstehenden angehören muß. Sollen wir, da wir von der Erzählung selbst nichts verrathen dürfen, um unsern Lesern den Genuß nicht zu verkümmern, einzelne Partien als besonders gelungen und lebenswahr hervorheben, so rechnen wir dahin die Beschreibungen des leeren Magens, der Zwillinge und der Adlercompagnie zu St.-Louis; des nächtlichen Gelags der Wilden; der Spielhölle in Sacramento, wo die Musikbande den „Choral aus den Hugenotten" aufspielt, und manches andere. Vortrefflich und ergreifend ist auch der Abzug der Californienfahrer von Kansas geschildert. Es zeigt sich darin, wie im ganzen Werke, daß der Verfasser mit scharfem und unbestochenem Blick beobachtet hat und tief in die Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Lebens eingedrungen ist. Er läßt allen Ausflüssen desselben ihr Recht widerfahren und verliert sich nirgends wie Harro-Harring in hohle Declamation. Wenngleich er die Schattenseiten Amerikas vielleicht mit Vorliebe schildert, so ist er doch auch rückhaltlos zur Anerkennung des Guten bereit und hat namentlich Gelegenheit genommen, dem, was er das „offenherzige, brave Jung-Amerika" nennt — natürlich nicht etwa in Harro-Harring's Sinne —, seine Hochachtung zu zollen, sodaß der Leser mit Vertrauen auf die augenblicklich so trübe aussehende Zukunft Amerikas erfüllt wird. Der biedere Lefèvre spricht (II, 48):

Laßt das junge Amerika immer singen, tanzen und sich zum Vergnügen gegenseitig die Nasen entzwei boxen, das ist ihre Sache. Wenn ihr aber treue, biedere Herzen nicht vergebens suchen wollt, dann sucht sie dort bei den wilden Gesellen unter ihren Flanellhemden und nicht unter feinen Leibröcken und gestickten Sammtwesten... Dem jungen Amerika lasse ich Gerechtigkeit widerfahren. Es ist rauh, aber immer bereit, mit seinem Leben einzuspringen, wenn es gilt, dem Bedrängten beizustehen. Hatte in meinen jüngern Jahren manchen heißen Kampf mit dem jungen Amerika auszufechten; ich theilte Püffe aus, erhielt aber auch welche, liebe es darum aber nicht weniger.

Ein liebevolles Verständniß besitzt unser Verfasser namentlich auch für die Thier- und Pflanzenwelt Amerikas, und zwar nicht allein für die des gemäßigten Himmelsstrichs, sondern auch für die tropische. Mit welcher Treue und Anschaulichkeit schildert er uns nicht z. B. den Biglersee in Californien (IV, 120):

Wenn am Morgen noch tiefe Schatten auf der stillen Wasserfläche ruhen, die ersten Strahlen der noch unsichtbaren Sonne die zackigen Berggipfel vergolden, dann steigen in langen Reihen aus den wilden Schluchten das starkgehörnte Bergschaf und der schwarzschwänzige Hirsch hernieder, um ungestört ihren Frühtrunk zu nehmen. Zittert und bebt dann die von der Mittagssonne erhitzte und gegen alle Winde abgeschlossene Atmosphäre, so erscheinen die Gebirgsbären, alles durcheinander, groß und klein, um ihre riesenhaften Glieder in den kühlen Fluten zu erfrischen. Sie sehen dann recht friedlich und harmlos aus, sodaß man glauben könnte, sich ohne Gefahr mit ihnen herumtummeln zu dürfen. Bei Einbruch der Nacht stellen sich die Wasservögel ein; in langen keilförmigen Zügen oder auch in Schwärmen kommen sie an, die blendend weißen Pelikane und die langhalsigen Schwäne, die heiser kreischenden Gänse und die lustig schnatternden Enten, und so fröhlich durchfurchen sie dann die verdunkelte Flut, als ob es für sie weder Jäger noch Raubthiere gäbe und als ob sie den einsamen kleinen Waschbären nicht bemerkten, der, an einer offenen Stelle sitzend, lüstern zu ihnen hinüberschaut. Der arme Waschbär, er ist im Begriff, sein einfaches, aus einer süßen Wurzel bestehendes Mahl zu verzehren; einfach, wie es aber auch sein mag, vergißt er doch nicht, dasselbe recht rein zu waschen; ja, er reibt die Wurzel so lange zwischen seinen zierlichen Vordertatzen, bis sie so gelb schimmert wie reines Dukatengold, und auch dann beißt er nur ein kleines Stückchen ab, um den Rest abermals ins Wasser zu tauchen und noch einmal abzupoliren.

Als passendes Seitenstück steht diesem Waldleben die Scenerie von Panama gegenüber (II, 253):

Kein Lüftchen regte sich, die erhitzte Atmosphäre bebte und flimmerte, und mit ihr bebten und flimmerten scheinbar alle Gegenstände, auf welche das Auge traf. Träumerisch ließen die schlanken Palmen ihre dunkelgrünen Wedel niederwärts hängen; wie im Bewußtsein ihrer Kraft standen aufrecht der blütenreiche Magnoliabaum und der breitblätterige Ahorn. Guirlandenweise rankten sich prachtvoll schimmernde Lianen und Schlingpflanzen um die mächtigen Stämme und verbanden auf das anmuthigste die Kronen getrennt stehender Bäume miteinander. Schüchtern drängten sich haushohe Rohrhalme zwischen Blättern und Zweigen hindurch, sich gleichsam anschmiegend und Schutz suchend gegen den Hurikan, der jeden Augenblick aufspringen und sie knicken konnte. Mächtige Blattpflanzen und Farnkräuter, bald auf hohen Stämmen ruhend, bald sich auf das schwarze Erdreich stützend, breiteten ihre saftigen, gekerbten und ausgezackten riesenhaften Blätter fächerähnlich auseinander, und zwischen dem tausendfältigen Grün, welches eine unerschöpfliche Zeugungskraft des Bodens verrieth, prangten Blüten, Früchte und Blumen in unbeschreiblicher Farbenpracht. Hier drängte es sich hervor als kleine schimmernde Sternchen, dort als umfangreiche, mit Regenbogenfarben geschmückte Kelche; halb versteckt unter dem üppigen Laub hochstämmiger Palmen reifte hier die in Fasern gehüllte Kokosnuß und dort im lichten Grün des stattlichen

Bananenbaums die Königin der Früchte. Kein Lüftchen regte sich, doch Baum und Blatt, Frucht und Blume, alles bebte und flimmerte scheinbar in der erhitzten Atmosphäre. Die Thiere, welche am frühen Morgen noch die kleine Landschaft so lustig belebten, schliefen alle; theils im Schatten, theils im Sonnenschein, je nachdem sie mehr oder weniger die Wärme liebten. Nachbarlich beieinander kauerten unter einem breiten Blatt der bärtige Affe und der schillernde Papagai; unbeweglich saßen sie da, ihre Augenlider senkten sich, als wenn sie zu schwer gewesen wären, von Zeit zu Zeit träge über die klaren Pupillen und verliehen dem Aeußern dieser verschiedenartigen Thiere den gleichen Charakter unbesiegbarer Müdigkeit. Regungslos, wie ein steinernes Wappenzeichen, thronte auf dem Gipfel des höchsten Baums der große Geier, die Flügel hielt er ausgebreitet, wie um die Strahlen der Sonne mit denselben aufzufangen, und nur dadurch, daß er den weit aufgesperrten Schnabel zuweilen schloß, verrieth er Leben. Auf staubigem Boden lag lang ausgestreckt die schwarze Waldschlange, auf glühendem Felsblock die große Gecko-Eidechse. Erstere zu träge, um den ruhenden Vögeln nachzustellen, letztere mit weitgeöffnetem Rachen wollüstig die heiße Luft einathmend. Nur die Heuschrecken und vereinzelte Grillen stießen ab und zu ihre schnarrenden Triller aus, während der unermüdliche Kolibri, ähnlich den fleißigen Bienen, summend von Blume zu Blume schwirrte und fliegend seinen röhrenförmigen Schnabel tief in die honigreichen Kelche tauchte.

Wir wenden uns zu der Autobiographie „Sklaverei und Freiheit" von Frederick Douglaß (Nr. 2). Hier vernehmen wir eine Stimme aus der Wüste der Sklaverei selbst, und zwar eine Stimme, welche uns die lautere Wahrheit, ohne Beisatz von Dichtung verkündigt. Und doch liest sich das Buch mit kaum geringerm Interesse als „Onkel Tom's Hütte", jene Ilias der Sklaverei. Nur hätten wir demselben eine größere Bündigkeit gewünscht, da die Breiten und Wiederholungen, namentlich in dem eingeflochtenen Raisonnement, öfters den Verlauf der Erzählung in störender Weise beeinträchtigen. Der Verfasser, der übrigens keineswegs ein reiner Neger, sondern väterlicherseits wahrscheinlich kaukasischer Abkunft ist, wurde auf einer Pflanzung am östlichen Ufer der Chesapeakebay in Maryland geboren. Das ist ein trauriger, verwahrloster Landstrich mit dürrem und sandigem Boden, wo die Wechselfieber herrschen und wohin sich nie der Fuß eines europäischen Reisenden verirrt. Die Bewohner zeichnen sich nur durch Unwissenheit, Schwerfälligkeit und Armuth aus. Seine Kindheit verlebte Douglaß in der Sklavenhütte seiner Großältern (sein Großvater war frei), die er uns mit den lebendigsten Farben ausmalt. Sein Zustand war der der vollkommensten Naturwüchsigkeit; seine einzige Bekleidung war ein sackleinenes Hemd (wenn ihn im Winter fror, kroch er in einen leeren Welschkornsack), seine Nahrung Welschkornbrei, den er in Ermangelung eines Löffels mit einer Austernschale aß. In seinem siebenten Jahre kam er in das Haus seines Herrn, welcher Besitzer einiger Farmen, zugleich aber auch Intendant über sämmtliche Pflanzungen des reichen Obersten Lloyd war, der unter anderm eine Heerde von beinahe tausend Sklaven besaß. Hier kam er unter die Aufsicht der schwarzen Köchin, Tante Katy, welche ihn nicht leiden mochte und ihn bald mit bald ohne Grund hungern ließ. Die wiederholte Beschreibung seines Hungers, dem er selbst noch als Jüngling in andern Verhältnissen ausgesetzt blieb, macht einen um so schrecklichern Eindruck, wenn wir dagegen sehen, in welchem Wohlleben der reiche Lloyd das von den Sklaven erarbeitete Geld verpraßte. Auf S. 79 heißt es:

Von seinem eigenen Tisch und nicht vom Felde aus betrachtet, war der Oberst ein Muster großmüthiger Gastfreiheit. Während einiger Wochen im Sommer glich sein Haus buchstäblich einem Hotel. Um diese Zeit besonders war die Luft durch das unaufhörliche Backen, Kochen, Braten und Schmoren, welches dort vor sich ging, mit den einladendsten Gerüchen erfüllt. Der Tisch stöhnt unter dem Gewicht der durch Blut erkauften in- und ausländischen Leckerbissen. Feld und Wald, Flüsse und Seen müssen dazu beisteuern. Unendlicher Reichthum, verschwenderisch ausgestreut, erfüllt das große Haus mit allem, was dem Auge gefallen oder den Geschmack reizen kann. Hier ist Hunger, nicht die Mittel zu seiner Befriedigung, der unerfüllte Wunsch. Fische, Fleisch und Geflügel gibt es hier im Ueberfluß. Hühner jeder Art, zahme und wilde Enten, von der gewöhnlichen bis zu der großen russischen, Perlhühner und Gänse werden in ihren Ställen fett gemacht. Der graziöse Schwan, der Mongral, die schwarzgehalste wilde Gans, Rebhühner, Wachteln, Fasanen und Tauben, ausgewählte Wasservögel in allen Spielarten werden in diesem großen Netz gefangen. Ochsen, Kälber, Hammel und Wild von der auserlesensten Art, alles strömt im Ueberfluß nach diesem großen Mittelpunkt. Der Reichthum der Chesapeakebay, ihre Meergrundeln, Barsche, Kabeljaus, Schads, Forellen, Austern, Krebse und Schildkröten finden sich hier vereinigt, um die glänzende Tafel des großen Hauses zu schmücken. Die Meierei ebenfalls, wol die erste an dem östlichen Ufer von Maryland, welche durch eigens eingeführte Kühe der besten englischen Zucht versorgt wird, trägt durch ihren Ueberfluß an würzigem Käse, goldiger Butter und vortrefflichem Rahm dazu bei, den Reiz der endlosen prachtvollen Gastmähler zu erhöhen. Die Früchte der Erde sind ebenso wenig vergessen oder vernachlässigt. Der wohlgepflegte, viele Morgen große Garten, unter der Aufsicht eines aus Schottland verschriebenen wissenschaftlich gebildeten Gärtners, Hrn. M'Dermott, nebst vier Arbeitern unter seiner Anleitung, welcher von der Farm getrennt, eine besondere Abtheilung bildete, blieb weder in der Fülle noch in der Vorzüglichkeit seiner Beiträge zu jener glänzenden Tafel zurück. Der zarte Spargel, der saftige Sellerie, Blumenkohl, Süßwurzeln, rothe Rüben, Salat, Pastinakwurzeln, Erbsen und Bohnen, frühzeitige wie späte, Radiesen, Cantelopen und Melonen jeder Art, die Früchte und Blumen eines jeden Klimas und Himmelsstrichs, von dem kräftigen nordischen Apfel bis zu der Citrone und Orange des Südens, wurden hier in höchster Vollkommenheit gezogen. Baltimore lieferte Feigen, Rosinen, Mandeln und saftige spanische Trauben. Französischer Wein und Branntwein, duftiger, chinesischer Thee in verschiedenen Sorten und aromatischer Javakaffee, alles vereinigte sich, den Luxus und die Ueppigkeit zu erhöhen, worin sich Eitelkeit, Trägheit und Uebersättigung wälzten.

Es begreift sich, daß die Pflanzer fürchten müssen, mit der Sklaverei zugleich dies Wohlleben und diese Reichthümer zu verlieren, und daß daher ihr Kampf gegen den abolitionistischen Norden von ihrem Standpunkte aus ein Kampf pro aris et focis ist.

In seinem zehnten Jahre kam Frederick leihweise nach Baltimore als Haussklave und Aufseher des kleinen Sohnes seines neuen Gebieters. Seine gütige Herrin versuchte ihn hier im Lesen und Schreiben zu unterrichten, mußte aber auf strenge Weisung ihres Gatten davon abstehen. Allein der Wissensdrang war dadurch einmal in ihm geweckt und er wußte sich verstohlenerweise und allen

Hindernissen zum Trotz nicht nur selbst die Elemente anzueignen, sondern er machte sogar bald Versuche, seine soeben erworbenen Kenntnisse seinen Mitsklaven zugute kommen zu lassen. Seine Schulen wurden jedoch bald entdeckt und selbstverständlich verboten. Von Baltimore begleiten wir ihn auf die Pflanzung zurück, wo er vom Haus- zum Feldsklaven degradirt und, da er sich widerspenstig zeigt, einem sogenannten Negerabrichter auf ein Jahr zur Erziehung übergeben wird. Da dieser ihn schändlich mishandelte, so kommt es endlich zu offener Widersetzlichkeit, und der sechzehnjährige Jüngling weiß seinem Peiniger dermaßen zu imponiren, daß er fortan wenigstens vor der Peitsche Ruhe hat. Der Verfasser spricht es zwar wiederholt aus, daß es nur von den Sklaven abhänge, ob ihr Herr sie schlagen solle oder nicht, indem es nur darauf ankomme, eine achtunggebietende Stellung gegen denselben einzunehmen, allein wenn auch in seinem Falle vielleicht richtig, scheint uns diese Ansicht doch keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen zu können. Gegen den Hunger dagegen vermochte sich Frederick nicht sicher zu stellen und er wird nach langen Kämpfen nicht nur dahin gebracht, zum Diebstahl seine Zuflucht zu nehmen, um seines Leibes Nothdurft zu befriedigen, sondern sogar zu der Ueberzeugung gedrängt, daß der Diebstahl, unter gewissen Einschränkungen, kein Unrecht für den Sklaven sei. Douglaß kehrt dann nach Baltimore zurück, arbeitet als Lehrling auf den Werften und bildet sich zu einem tüchtigen Schiffszimmerer und Kalfaterer aus. Sein Drang nach Freiheit, dessen erste Spuren er bis in sein frühestes Knabenalter verfolgt, ist mittlerweile unwiderstehlich geworden, und nachdem er früher schon mit einigen Leidensgefährten einen vielleicht zu seinem Heile entdeckten Fluchtplan gemacht hat, bewerkstelligt er jetzt auf eigene Hand glücklich seine Flucht von Baltimore aus (im September 1838). Die Einzelheiten derselben wagt er aber sogar jetzt noch nicht zu veröffentlichen, theils weil ihre Bekanntmachung seinen Helfershelfern Gefahr bringen könnte, theils weil dadurch seinen schwarzen Brüdern das Entkommen immer schwieriger gemacht wird. Aus letzterm Grunde misbilligt er mit Recht jede Veröffentlichung von Fluchtgeschichten, denn eine jede verstopft einen Weg zu glücklichem Entrinnen. In Neuyork angelangt wird der Verfasser von dem dortigen Vigilance Committee, d. h. dem Ausschuß der Abolitionisten, thatkräftig unterstützt, geht aber, weil er sich nicht sicher fühlt, nach Newbedford, Massachusetts, wo er drei Jahre lang als Zimmermann ein zufriedenes und häusliches Leben führt. Bereits in Neuyork hat er sich nämlich mit seiner, ihm von Baltimore nachgefolgten schwarzen Braut trauen lassen. Unablässig an seiner geistigen Ausbildung arbeitend und durch die von William Lloyd Garrison herausgegebene Zeitschrift „The Liberator" für die thätige Theilnahme an den Bestrebungen der Antisklavereigesellschaft gewonnen, wird er Agent dieser Gesellschaft und zwar in ihrem Interesse vier Jahre lang als Volksredner in den Neuengland-Staaten thätig. In dieser Stellung erst fand er seinen eigentlichen Boden. Die Uebersetzerin ergeht sich in der Vorrede in vielleicht übertriebenen Lobeserhebungen seines Rednertalents, welchem er hauptsächlich seine gegenwärtige hervorragende Stellung verdankt. Sie sagt (S. x):

In diesem an großen Rednern so reichen Lande (Nordamerika) ist Frederick Douglaß einer der größten. Vollkommene Beherrschung des Gegenstandes, Schärfe, glänzende Dialektik und richtiges Maß bei aller Leidenschaft sind ihm in hohem Grade eigen. Oft erhebt er sich zu einer tragischen Höhe, und dann beleuchtet er den Gegenstand wieder mit brillanten Schlaglichtern des Witzes und Humors, spricht zum Herzen des Zuhörers oder unterhält ihn zur Abwechselung mit leichtem Scherz. Alles ist frisch, ursprünglich und anziehend. Alle diese Vorzüge werden durch eine vollendete Beherrschung der Sprache gehoben, und durch ein Organ, so weich, wohlklingend, biegsam und zum Herzen sprechend, als ich jemals gehört habe. Welchen Reichthum von Geist, Frische und Originalität er besitzt, kann man daraus entnehmen, daß er in seinen Reden bereits seit siebzehn Jahren denselben Gegenstand behandelt, welchen außer ihm schon alle großen Redner des Landes ausgebeutet haben, ohne in Wiederholungen zu verfallen oder für das Publikum abgestanden zu werden. Die äußern Umstände, welche ihm bei seinem ersten Auftreten zu statten kamen, damals, als ein flüchtiger Sklave auf der Rednerbühne eine Seltenheit war und er den Vortheil genoß, eine ganz neue Erscheinung zu sein, können ihn gegenwärtig nicht mehr tragen; trotzdem aber sind seine Erfolge und sein Einfluß noch immer im Wachsen begriffen. Im ganzen Norden der Vereinigten Staaten gibt es keine Stadt und kein Dorf, worin nicht die Ankündigung seines Namens genügte, um die Zuhörerräume bis auf den letzten Platz zu füllen, selbst das verwöhnte, schwer zu befriedigende Publikum von Neuyork nicht ausgenommen, das ich — obgleich er alljährlich vor dasselbe tritt — von ihm hingerissen und begeistert gesehen habe, als wenn plötzlich ein neuer Apostel ihm zum ersten male eine Wahrheit verkündigt hätte, welche bis dahin unausgesprochen in dem Herzen eines jeden lag.

Als Douglaß im Jahre 1845 zuerst eine kurze Darstellung seines Sklavenlebens mit voller Nennung der Namen veröffentlichte, glaubte er mit Recht seine Sicherheit von neuem gefährdet und begab sich daher nach England, wo er fast zwei Jahre lang gleichfalls thätigen Antheil an der Abolition durch Rede und Schrift nahm und die Segnungen der Freiheit und Civilisation in vollem Maße genoß. Im höchsten Grade bezeichnend aber ist es, sowol für England wie für Amerika, daß seine englischen Freunde (wie er versichert, ohne sein Zuthun) ihn nicht eher wieder nach Amerika zurückkehren ließen, als bis sie ihn für die Summe von 150 Pf. St. (= 1000 Thaler) in aller Form Rechtens von seinem ehemaligen Herrn Hugh Auld losgekauft hatten (am 5. December 1846). Nun erst konnte er sich ohne Gefährde seiner unausgesetzten Thätigkeit zur Befreiung der Neger hingeben. Auch hierzu setzten ihn seine englischen Gönner in Stand, indem sie dritthalbtausend Dollars zur Einrichtung einer Druckerei für ihn zusammenbrachten. Mit diesem Gelde hat Douglaß seitdem zu Rochester, im Staate Neuyork, eine eigene Zeitschrift „The North Star" begründet, die seit einem Dutzend Jahren mit anerkanntem Erfolg für die Abschaffung der Sklaverei wirksam gewesen ist. Douglaß begann dies Unternehmen gegen den Rath und Wunsch seiner amerikanischen Gesinnungsgenossen, die ihm wol als Redner, aber nicht als Schriftsteller Fähigkeit und

Erfolg zutrauten, vielleicht auch in einer neuen Zeitschrift eine gefährliche Concurrenz für die bereits bestehenden Organe ihrer Partei („Liberator" und „Standard") erblicken mochten. Diese persönliche Meinungsverschiedenheit hat denn schließlich auch zu einer principiellen Trennung unsers Verfassers von William Lloyd Garrison geführt. Während dieser die Sklaverei durch die Constitution der Vereinigten Staaten sanctionirt glaubt und die letztere daher als ein „Bündniß mit dem Tode und einen Vertrag mit der Hölle" bezeichnet, ist Douglaß nach reiflicher Ueberlegung zu der Ansicht gelangt, daß in der Constitution kein Wort aufzufinden ist, das den Glauben rechtfertigen könnte, als gestatte sie die Sklaverei. Douglaß sagt (S. 358):

Die Constitution der Vereinigten Staaten ist eingesetzt, um eine vollständige Vereinigung zu bilden, die Gerechtigkeit zu befestigen, die innere Ruhe zu sichern, für die gemeinsame Vertheidigung zu sorgen, das allgemeine Wohl zu befördern und die Wohlthaten der Freiheit sicher zu stellen. Sie kann also nicht zu gleicher Zeit bestimmt sein, ein System des Raubes und Mordes, wie die Sklaverei, aufrecht zu erhalten und dauernd zu machen.

Nach ihm ist die Constitution die Gewährleistung für die Abschaffung der Sklaverei in jedem Staat der amerikanischen Union, und er betrachtet nicht mehr mit Garrison die Trennung der Union als die conditio sine qua non für die Abschaffung der Sklaverei. Wir können nicht untersuchen, ob Garrison's oder Douglaß' Auslegung die richtige ist; jedenfalls treffen beide in ihrem Ziele zusammen, nämlich in der Ausrottung der Sklaverei, und es ist bedauerlich, wenn sich die Verfechter derselben guten Sache über ihren Ausgangspunkt oder über den Weg zum Ziele entzweien. Hoffentlich wird die gegenwärtige Krisis auch dahin führen, daß die Verfassung authentisch ausgelegt, sowie daß dieser Auslegung unbestrittene Folge gegeben wird.

Auf einen ganz andern Schauplatz und in ganz andere Verhältnisse versetzt uns Harro-Harring's „Dolores" (Nr. 3). Die erste Hälfte dieses „Charaktergemäldes" führt uns nach Buenos-Ayres, die zweite nach Brasilien, insonderheit Rio-de-Janeiro. Welche Felder für einen Charakter- und Sittenmaler! Eine großartige, prachtvolle Natur, die auch der Sittenmaler nicht ganz außer Acht lassen darf; ein Gewühl von Nationalitäten, die im Kampfe mit der Natur wie unter sich selbst alle ihre Licht- und Schattenseiten in hellster Beleuchtung zeigen: gerade wie im fernen Westen, und doch wieder wie anders! Dazu kommen politische Zustände, die gerade in ihrer Unruhe und Gärung dem kundigen Beobachter Stoff zu den anziehendsten Studien und Darstellungen in Fülle darbieten. „Dolores" ist bereits in den Jahren 1843—45 geschrieben und spielt in der Zeit, wo Rosas als Haupt der Föderalisten den Vernichtungskampf gegen die Unitarier führte. Harro-Harring seinerseits ist ein glühender Anhänger der letztgenannten Partei und hat sein Werk mit dem Sinnbilde der Unitarier, dem südlichen Kreuz und dem Wahlspruche „Dios y Humanidad" geschmückt. Leider hat er in seiner politischen Befangenheit seinen Stoff in keiner Weise auszubeuten verstanden, und die Ergebnisse, die wir aus seinem Werke für die Kenntniß des südamerikanischen Lebens gewinnen, sind daher verhältnißmäßig gering. Betrachtet er doch alles und jedes durch seine jung-europäisch gefärbte politische Brille. Für die Natur hat er gar kein Organ. Als Erzähler ist er verworren und weitschweifig, und sein Buch hätte ohne allen Verlust auf die Hälfte zusammengedrängt werden können, wenn er uns seine politischen, philosophischen, astronomischen und andern Ergießungen hätte ersparen wollen. Allein weit entfernt davon scheinen ihm diese gerade am meisten am Herzen zu liegen. Wie Bravoursängerinnen beliebige, vollständig heterogene Arien in ihre Rollen einlegen, so beglückt er uns mit Einlagen über den Aufstand in Savoyen, die Verbrüderungsacte des Jungen Europa, Psychologie der Liebe und Ehe ohne Liebe, über das Leben auf den Planeten, Organisation des Bundes der Humanität, über Volk und Staat, über den Magnetismus u. dgl. m. Wer Harro-Harring kennt, wird sich nicht wundern, daß er jede Gelegenheit vom Zaune bricht, um seine politischen Ansichten aufzutischen. Wir lassen sie als bekannt und unerheblich beiseite; nur was er I, 289 fg. über Savoyen sagt, hat durch die seitdem eingetretenen Ereignisse ein erneutes Interesse gewonnen. „Savoyen", heißt es dort, „sollte unser Galiläa werden, von wo aus wir unser Evangelium der Freiheit an alle Völker Europas, mit Blut geschrieben, zu versenden hofften." Ein solches Galiläa ist es seitdem wenigstens für Italien in der That geworden, wenn auch nicht in Harro-Harring's Sinne. Harro-Harring's Hauptzweck ist offenbar, das Wirken und Treiben des „Jungen Europa" in Südamerika und in Verbindung mit den südamerikanischen Patrioten zu schildern. Er hätte sein Werk ganz passend „Jung-europäische Umtriebe in Südamerika" oder auch „Politisches Traumleben" überschreiben können. Sein Hinango und Dr. Thorsin vertreten das Junge Skandinavien; Barigaldi — wer lächelt jetzt nicht über diese Verkappung? — (der Kapitän des „Mazzini") und Sensini das Junge Italien; Dolores, Alfonso und Celest endlich das Junge Südamerika. Alle sind natürlich Heroen, um nicht zu sagen Halbgötter. Namentlich Hinango und Dolores sind sehr groß, aber der Verfasser läßt sie in so dichten Wolken thronen, daß wir nicht zu erkennen vermögen, worin ihre Größe besteht. Dolores bekommen wir fast gar nicht zu Gesicht. Sie ist eine Dichterin und ihre anonym erschienenen „Elegien de la Plata" haben die Wuth des Dictators Rosas so sehr gereizt, daß er den unbekannten Verfasser zum Tode verurtheilt hat. Der Verdacht fällt auf ihren Geliebten Alfonso, welcher wirklich für sie den Tod erleidet. Dolores, als Mönch verkleidet, spendet ihm im Gefängnisse in der letzten Nacht das Abendmahl und zwar, obgleich Katholikin, in beiderlei Gestalt, worauf ihr Freund und Begleiter, der wirkliche Mönch Celest, dem Verurtheilten folgende Parodie des kirchlichen Segens ertheilt (I, 68):

Der Herr lasse leuchten den Stern der Zukunft über unser=

Vaterland; der Herr begründe und erhebe die vereinten Staaten Südamerikas zum Heil der Völkerstämme, die darin wohnen, und zur Stütze der Freiheit aller Völker! Der Herr stärke dich und erhebe dich in deiner Todesstunde; der Herr sei mit dir im Uebergange aus Nacht zum Licht; der Herr führe dich von Stufe zu Stufe ewiger Vervollkommnung, zur Anschauung seiner Allmacht und Größe; der Herr vereine uns mit dir im Urglanz seiner Liebe, in Ewigkeit. Amen!

Alfonso wird bei Tagesanbruch von 27 Kugeln durchbohrt und Dolores entflieht unter tausend Fährlichkeiten auf der schwedischen Brigg Nordstjernan. Beiläufig wollen wir bemerken, daß wir uns vergeblich nach einer argentinischen Literaturgeschichte umgesehen haben, aus der etwas Näheres über diese Sappho des La-Platastroms und ihre unsterblichen Werke zu erfahren gewesen wäre. Der Verfasser versichert zwar (ähnlich wie seine drei Collegen), daß alle seine Charaktere „con amore nach der Natur gezeichnet" seien, allein das scheint ein Druckfehler zu sein, von denen das Buch überhaupt wimmelt, und es ist zu lesen: verzeichnet. Die Person und der Charakter der Dolores enthalten wahrscheinlich nur wenige Gran Wahrheit. Aehnlich mag es sich auch mit Hinango verhalten, in welchem manche Leser, nach des Verfassers Ausdruck, „die fixe Idee" gehabt haben, Hrn. Harro-Harring selbst erkennen zu wollen.

Also Dolores, wie gesagt, entflieht mit Hülfe einer englischen Familie nach Rio-de-Janeiro, während ihr Freund Celest zu den Patagoniern entkommt, welche uns der Verfasser von einer außerordentlich liebenswürdigen Seite schildert. In Rio-de-Janeiro gerathen wir nun in ein solches Gewirr zusammengewürfelter Personen und Verhältnisse, daß es öfters ziemlich schwierig wird, den Zusammenhang nicht zu verlieren. Wir bekennen offen, daß uns nur unsere Recensentenpflicht abgehalten hat, das Buch zuzusammenzuschlagen und beiseite zu legen, zumal es, beiläufig bemerkt, in einem entsetzlichen Stil geschrieben ist. Die Verfolgung der liberalen Partei, der Faroupilhas, steht auch hier im Vordergrunde. Den jung-europäischen und jung-amerikanischen Helden steht eine Anzahl verworfener Spione und Werkzeuge des Despotismus gegenüber, welche in einer Pulperia in der Straße des 25. Mai ihr Hauptquartier haben. Einem derselben, einem soidisant deutschen Baron Spandau, gelingt es schließlich, Dolores auf der Reise nach Santa-Catharina mit einer Orange zu vergiften, da er den von Rosas unterdessen auf ihren Kopf gesetzten Preis nicht anders verdienen kann. Sie wird feierlichst begraben; die „Jungen" kommen alle herbei, bedecken sie mit ihren symbolischen Flaggen, die der Verfasser mit schwärmerischer Liebe an einer andern Stelle ausführlich beschreibt, und so ruht sie nun in einsamer Größe am Gestade des Meeres.

Harro-Harring zieht leidenschaftlich gegen Rosas' Despotismus zu Felde, und wir können ihm darin unsere Sympathie nicht versagen, selbst wenn wir den über den Dictator beigebrachten Einzelheiten nicht überall vollen Glauben beimessen wollten. Anstatt persönlich vor dem Volke zu erscheinen, ließ Rosas zuweilen an besondern Festtagen sein Pferd, von zwei hohen Staatsbeamten geführt, auftreten; auch sein Bildniß, mit rothen Bändern und Blumen geziert, wurde ebenfalls zuweilen, von Priestern begleitet, in Procession geführt. Roth (Rosas, roth) war überhaupt die Leibfarbe des Tyrannen, und jeder getreue Staatsbürger mußte sich durch irgendetwas Rothes (Band, Halsbinde, Weste, Taschentuch u. s. w.) über seine Unverdächtigkeit ausweisen, wenn er nicht sofort der geheimen Polizei in die Hände fallen wollte. Auch der Bart mußte vorschriftsmäßig getragen werden, und zwar so, daß er unter dem Kinn glatt geschoren wurde, weil er sonst mit dem Backenbarte ein U, den Anfangsbuchstaben der verhaßten Wörter Unitarier und Uruguay, gebildet hätte. Trotz solcher Kleinlichkeit liebte Rosas, sich mit Napoleon vergleichen zu lassen, und ließ durch einen nach Rom gesandten vertrauten Priester mit dem Papste wegen seiner beabsichtigten Krönung und Salbung als König von Rio de la Plata unterhandeln. Als der Priester unverrichteter Sache zurückkehrte, erklärte Rosas den Papst für einen salvacho Unitario — salvacho, wild, war in Rosas' Munde stets das schmückende Beiwort der Unitarier — und kaufte aus Rache Bibeln von den Nordamerikanern. Wie Nero ließ er seinen Lehrer tödten und lebte mit seiner Tochter Manuelita in verbrecherischem Umgange. Beredter als alles das spricht jedoch die sogenannte Bluttafel, welche Harro-Harring einem zu Montevideo 1843 erschienenen Buche („Rosas und seine Gegner" von Don José Rivera Indarte) entlehnt hat. Danach sind durch und unter Rosas: vergiftet 4, geköpft 3765, erschossen 1393, ermordet 722, im Kampfe gefallen 14920, getödtet in kleinem Gefecht, bei Militärexecution u. s. w., aufs wenigste berechnet 1600, zusammen 22404 Personen. Ungerechnet sind dabei die Tausende, welche der Despot verbannte oder die sich seinem Blutdurst durch die Flucht nach Brasilien, Chile, Peru, Bolivia u. s. w. entzogen. Erwägt man die polarische Dünne der Bevölkerung, so ist es keine bloße Redensart, wenn man behauptet, daß Rosas sein Volk decimirt hat.

Interessant ist es, mit dieser Charakteristik des südamerikanischen Dictators die Skizze zu vergleichen, welche Darwin in seinen „Naturwissenschaftlichen Reisen" (übersetzt von Dieffenbach, Braunschweig 1844) von ihm gegeben hat. Darwin's Bekanntschaft mit Rosas fällt in das Jahr 1832, also vor den Beginn seiner Dictatur, und aus verschiedenen Gründen mußte ihm Rosas von der vortheilhaftesten Seite erscheinen. Und doch lassen sich in seiner Strenge und in der Grausamkeit, mit welcher er eben damals Krieg gegen die räuberischen Indianer führte, überhaupt in seinem ganzen ungebändigten Wesen bereits die Keime seines Charakters erkennen, welche die Uebertragung der absoluten Gewalt zur erschreckenden Reife brachte. Zwei von Darwin berichtete Anekdoten sind zu bezeichnend, als daß wir sie nicht zur Vervollständigung der Charakterschilderung hier einschalten sollten. Als echter Gaucho war Rosas ein vollkommener Reiter: ein Vorzug von keiner geringen Bedeutung in einem Lande, wo eine versammelte Armee ihren General nach dem folgenden Versuche erwählt. Eine Heerde wilder Pferde

wurde in ein Gehege getrieben und durch ein Thor herausgelassen, über dem sich ein Querbalken befindet; wer von dem Balken auf eins dieser wilden Thiere sich niederlassen kann, während es heraustobt, und es ohne Sattel und Zaum nicht nur reiten, sondern auch an das Thor des Geheges zurückbringen würde, sollte ihr General sein. Ein so erwählter Mann gab ohne Zweifel einen tüchtigen General für eine solche Armee ab. Dieses außerordentliche Kunststück wurde auch von Rosas vollbracht. Wie weit Rosas den Ernst trieb, lehrt die zweite Anekdote, welche einer seiner Possenreißer (deren er sich, wie die alten Barone, zwei hielt) erzählte. Er sagt:

Ich wünschte sehr, ein gewisses Musikstück zu hören, und ging deshalb zu dem General, um ihn darum zu bitten; er sagte mir aber: „Geh deinem Geschäfte nach, ich habe zu thun.“ Ich ging zum zweiten male, er sprach: „Wenn du wiederkommst, wirst du bestraft!“ Ich kam zum dritten male und er lachte. Ich kroch aus dem Zelte, aber es war zu spät; er befahl zwei Soldaten, mich zu fangen und mich zu pfählen. Ich bat bei allen Heiligen im Himmel, mich freizulassen, aber es geschah nicht: denn wenn der General lacht, so schont er weder Mann noch Maus. Der arme Herr — fährt Darwin fort — blickte ganz jämmerlich drein bei der bloßen Erinnerung an das Pfählen. Dieses ist nämlich eine sehr harte Strafe; vier Pfähle werden in die Erde getrieben und der Mann wird horizontal mit seinen Armen und Beinen darauf befestigt, und dort läßt man ihn mehrere Stunden ausgestreckt. Die Idee dazu kommt offenbar von der gewöhnlichen Methode, Häute zu trocknen, her.

Trotzdem genoß General Rosas einer so außerordentlichen Popularität, daß einmal einer seiner Anhänger einen Mann tödtete, blos „weil er geringschätzig von Rosas gesprochen“.

An ein solches Land und Volk läßt sich offenbar nicht der gewöhnliche Maßstab anlegen. Harro-Harring hat in seiner Schroffheit zu wenig Gewicht auf die Geschichte der argentinischen Länder gelegt, und Darwin bemerkt sehr richtig (S. 179), daß, wenn man über diese Länder urtheilt,

man nie vergessen sollte, wie sie von dem unnatürlichen Mutterlande erzogen wurden. Im ganzen haben sie mehr Ehre von dem, was sie gethan, als Schande durch das, worin sie mangelhaft sind. Man kann nicht anders denken, als daß die ausnehmende Freisinnigkeit, die hier herrscht, am Ende zu guten Resultaten führen muß. Die größte Toleranz aller Religionen, die Aufmerksamkeit, die man dem Erziehungswesen zuwendet, die Freiheit der Presse, die gute Aufnahme, die man Fremden zu Theil werden läßt und besonders denen, die auf Wissenschaft nur einigen Anspruch machen; alles dieses wird jeder mit Dankbarkeit anerkennen, der Südamerika besucht hat.

Die argentinischen Staaten scheinen nach allem der am meisten versprechende Theil von Südamerika zu sein.

Wenn wir sonach nicht umhin können, Harro-Harring's Haß gegen Rosas mehr oder weniger zu theilen, so können wir doch andererseits nicht verkennen, daß er eigentlich alles haßt, was seinen politischen Ideen entgegen ist. Eine ganz besondere Wuth hat er auf die Engländer, die er fast durchgängig in abscheulicher Verzerrung darstellt, obschon man ihm eine genaue Kenntniß derselben nicht absprechen kann. Er bezeichnet sie als die modernen Juden, die sich das auserwählte Volk dünken; er spricht vom „Fluch unterdrückter Nationen, der Britanniens von der Schlange des Verraths durchfressene Flagge umheult“; er verspottet die englische Idee, das Innere Südamerikas durch eine Kanalverbindung zwischen dem Amazonenflusse und dem La-Plata der Cultur aufzuschließen u. s. w. Und trotz alledem hat Harro-Harring seine „Dolores“ ursprünglich englisch geschrieben und im Jahre 1846 zu Neuyork herausgegeben! Nun gibt er zwar hier und da Andeutungen über die Verfolgungen, die sein Werk angeblich seitdem erduldet, wie sich alles zur Unterdrückung desselben verschworen hat, wie sogar Agenten von Rosas die neuyorker Presse überwachen, wie seine amerikanischen Verleger, die Harpers, contractbrüchig geworden sind, vorgeblich, „weil sein Werk keineswegs orthodox sei“, in Wahrheit aber durch einen Missionar vom Rio de la Plata dazu veranlaßt; allein wir müssen dies und Aehnliches übergehen, da wir es hier nicht mit den persönlichen Erlebnissen Harro-Harring's, sondern mit seinen Schilderungen südamerikanischer Zustände zu thun haben. Sollten wirklich von dieser oder irgendeiner andern Seite Maßregeln zur Unterdrückung oder zum Verbot seines Buchs versucht worden sein, so können wir sie nur für thöricht halten. Man sollte solche Herzensergießungen ruhig sich selbst überlassen; es ist hundertmal nachgewiesen, daß es für die Ausschreitungen der Presse kein besseres Heilmittel gibt als die freie Presse selbst. Eins aber können wir, ehe wir von unserm Jungskandinaven Abschied nehmen, nicht unterlassen, nämlich unsern Lesern ein Pröbchen seiner reichlich eingestreuten Poesien vorzulegen. Wir greifen aus einer poetischen Rede — es ist eigentlich ein Compendium der Weltgeschichte —, welche Celest aus dem Sattel seines Pferdes an irgendeine patagonische oder argentinische Volksversammlung hält, nachstehende Zeilen um so lieber heraus, als sie des Verfassers Ansicht über die englische Politik in Südamerika vervollständigen (IV, 127 fg.):

Britannia setzte seinen Fuß bereits
In Südamerika. Wir kämpften hier
Seit zwanzig Jahren nur auf Tod und Leben,
Entwaffnet hier und dort, aufs neu' bewaffnet,
Seit einst in Pernambuk das Ziel des Kampfs
Als Republik bezeichnet wurde. Schändlich
Verrathen und verkauft sehn wir die Kraft
Des Volks in Südamerika seither
Durch Briten, durch Britannia! Fluch dem Thron
Der heuchlerisch in Staatshypokrisie
Das Christenthum nicht braucht, sein Fundament
Der Lüg' und des Betrugs zu stützen, Fluch
Dem Cabinet Britannia — das durch Pfaffen
Gestützt, sein eignes elend Volk verhöhnt
Und in entfernten Welttheilen die Völker
Ins Joch zu spannen sucht — zum Sklavendienst.
— So weit des Oceans Woge schäumend rollt
Umgürtet Großbritannia Land und Länder,
Täuscht Volk auf Volk; erhandelt Staat auf Staat —
Entnervt den Orient und bedroht uns hier,
Das Resultat des zwanzigjähr'gen Kampfes
Als britisch Eigenthum sich anzueignen.
— Drum, meine Brüder! wißt, wofür wir kämpfen
Und gegen welchen Feind wir kämpfen! Wisset:
Die Zeit wird kommen und in aller Welt
Wird Volk auf Volk zum Kampfe sich erheben,

Im Geist der Aribee, des Menschenthums,
Die Freiheit aller Völker zu begründen;
Dann wird Britannia das Princip der Lüge:
Die Kirche und die Monarchie vertreten!
Und dann wird aller Feindschaft Zorn und Wuth
In Großbritannia sich zusammendrängen;
Die Tories werden dann als Feinde dastehn
Der Freiheit und der Menschheit, — und der Kampf
Wird fürchterlich dann werden. Wie noch nie
Gerungen und gekämpft ward in Erbitt'rung,
Wird dann der Menschheit Geist die Waffen führen
Auf Tod und Leben — gegen Großbritannia!

Für einen Beobachter des Völkerlebens in der Alten und Neuen Welt ist eine solche Verblendung fast unbegreiflich. Hat sich der Verfasser während seines wiederholten und dauernden Aufenthalts in Nord- und Südamerika nie die Gründe klar gemacht, warum in Nordamerika sich freie, kräftig gedeihende, reiche Staaten gebildet haben, welche bereits eine neue Phase in der Entwickelung der Menschheit bezeichnen, während Südamerika unter nicht minder günstigen natürlichen Bedingungen sich noch immer nicht aus der chronischen Anarchie und der Verrottung seiner politischen und gesellschaftlichen Zustände aufraffen kann? Auch wenn es nicht bereits hinlänglich nachgewiesen und erörtert wäre, so liegt es ziemlich klar auf der Hand, daß die Ursache fast ausschließlich in dem Rassenunterschiede der Bevölkerung liegt. Wie soll aber der Angelsachse, der geborene Ansiedler, wenn er solche Ergebnisse seiner Thätigkeit vor Augen sieht, Hochachtung und Sympathie für seinen südamerikanischen Antipoden hegen, für den zur Gründung neuer Reiche augenscheinlich unfähig gewordenen Romanen? Stößt der Angelsachse nicht auf Schritt und Tritt auf die Versuchung zur Selbstüberhebung? Und daß seine Politik selbstsüchtiger Natur ist, kann nur den Ideologen befremden, denn alle auswärtige Politik — nicht die englische allein — ist der Natur der Sache nach nichts als Interessenverfolgung. Doch das sind Gemeinplätze und Harro-Harring werden sie auf seine alten Tage doch nicht überzeugen. Wir wenden uns daher lieber zum vierten der zu besprechenden Werke.

Freiherrn von Bibra's „Erinnerungen aus Südamerika" (Nr. 4) unterscheiden sich von den drei bisher behandelten Werken vor allen Dingen dadurch, daß sie nicht einen zusammenhängenden Roman bilden, sondern aus acht kleinern, voneinander unabhängigen Erzählungen oder „culturhistorischen Novellen", wie sie der Verfasser (III, 8) nicht unpassend bezeichnet, bestehen, welche in der ersten Person vorgetragen werden. Durch den letztern Umstand erhalten sie eine subjective Färbung, welche mit dem Titel „Erinnerungen" ganz im Einklang steht. Leider brechen sie nach etwas weitschweifigen Einleitungen meistens mit einem sehr unbeholfenen und unbefriedigenden Schlusse ab. Auch sind ihre Helden im Gegensatze zu denen Möllhausen's und Harro-Harring's öfters zwar brave und gutmüthige, aber ziemlich linkische und beschränkte Burschen, denen von abgefeimten Betrügern und noch mehr Betrügerinnen auf das schändlichste mitgespielt wird; so z. B. Bernardo Muenos, Don Anselmo (ein Haciendabesitzer in Peru) und Don Casparo de Mas a Fuera, vulgo der Ziegenkasper genannt. Der Verfasser selbst stellt sich uns als eine kräftige, weltmännisch gewandte, mit scharfem Blick, glänzendem Witz und sprudelndem Humor begabte Persönlichkeit dar. Dieser Witz und Humor, die in ihrer Leichtfertigkeit stark an Heinrich Heine erinnern, sind es, welche dem Buche sein eigenthümliches Gepräge verleihen. Soweit sie sich auf des Verfassers eigene Erlebnisse oder das alltägliche Leben beziehen, sind sie in der That eine treffliche Würze und wir haben lange nichts Hübscheres und Witzigeres gelesen als beispielsweise die Schilderungen von des Verfassers spanischen Studien, von dem in Europa culturbeleckten Schneiderjüngling Sennor Laneros oder von der Plaza in Lima. Allein wir können nicht leugnen, daß es uns manchmal schmerzlich berührt hat, wenn der Witz des Verfassers selbst vor den erhabensten Naturerscheinungen oder dem tieftragischen Menschenschicksale nicht immer zurückschreckt. Vielleicht steht diese Eigenthümlichkeit des Darstellers in Wechselwirkung mit dem dargestellten Gegenstande; wenigstens hebt derselbe wiederholt hervor und belegt es mit schlagenden Beispielen, daß der Leichtsinn ein allgemeiner und tiefgehender Charakterzug der Chilenen ist. Selbst im Blutwerk sind sie leichtsinnig und die mit dem Erdbeben verknüpften geologischen Erscheinungen begrüßen sie in einem Augenblicke, wo sie sich persönlich sicher fühlen, mit lautem Gelächter. Hier tritt uns keine Spur von der sittlichen Tüchtigkeit des angelsächsischen Colonistenthums oder von dem politischen Drange der Argentiner entgegen; selbst die verrufenen Neger erscheinen in ihrem Ringen nach Freiheit und Bildung achtungswerther als die frivol in den Tag hineinlebenden Chilenen. Es ist eben Tropennatur. Die Welt ist den Chilenen nicht minder als dem Verfasser „eine sehr alte, eine sehr solide und sehr dauerhafte ‚Erfindung'". Eine große Annehmlichkeit ist es für beide Theile, daß es in Chile weder Geister noch Gespenster, noch überhaupt irgendwelchen Aberglauben gibt. Weniger zusagend dagegen erscheint es, daß die noble Passion der Jagd gänzlich fehlt. Einigen Ersatz dafür gewährt das Vergnügen, seine Mitmenschen zu tödten, welches der Verfasser zwar für ein gottloses, „aber doch, wie manche andere Gottlosigkeiten, für ein ganz außerordentliches Vergnügen" erklärt, „wenn es im rechtschaffenen Kampfe geschieht, und wenn, was immer die Hauptsache bleibt, der böse Feind im Hintergrunde uns nicht die Polizei oder die Justiz erblicken läßt".

Wir haben bereits im Eingange bemerkt, daß das tropische Sinnenleben das Thema ist, zu welchem die Erzählungen des Verfassers ebenso viele Variationen bilden. Es kommt dabei nicht wesentlich in Betracht, daß Chile seiner Lage nach kein wirkliches Tropenland ist; jedenfalls ist der Charakter seiner Bewohner tropischer Natur, und überdies spielen die Erzählungen theilweise auch in Peru. In der That drehen sich fast alle Erinnerungen des Verfassers um glühend heiße Liebesverhältnisse, zu denen nur

die Liebe der deutschen Maria in der gleichnamigen, übrigens unbedeutenden Erzählung einen wohlthuenden Gegensatz bildet. Am crassesten tritt die zügellose Sinnlichkeit der Weiber, als bewegender Factor aller gesellschaftlichen Verhältnisse, in den beiden Novellen „Ein Haciendabesitzer in Peru" und „Ein einziges Weib" zu Tage. Die erstere würde viel richtiger „Weibertreue in Peru" überschrieben sein. Hören wir den Verfasser selbst, der folgende Charakteristik der chilenischen Weiber gibt. Er sagt (II, 81 fg.):

Eine der schönsten Eigenschaften des chilenischen Weibes ist unbedingtes Vertrauen auf den Mann seiner Liebe. Die chilenische Frau wird sich von ihrem Geliebten, auf dem zerbrechlichsten Boote in das wild stürmende Meer rudern lassen. Der Mann arbeitet vielleicht mit keuchender Brust gegen die tobenden Wellen. Aber sie trällert ein Lied. Er hat ja das Ruder in der Hand, er, der so stark, so muthig ist. Es ist keine Gefahr zu befürchten, er bringt sie wohlbehalten an das Land. Die chilenische Frau sitzt hinter dem Sattel ihres Geliebten, sie hat den einen Arm um seine Hüfte geschlungen, mit dem andern hält sie vielleicht nachlässig ihren leichten Strohhut fest, aber sie spielt mit den dunkeln Locken ihres Freundes, denn er lenkt das Pferd. Aber dieses Pferd schreitet auf einem abhängigen Pfade, der keinen Fuß Breite hat, während rechts sich eine steile Felswand schroff und unzugänglich erhebt, und links ein jäher Abgrund gähnt. Ein einziger Fehltritt des Rosses, und beide liegen zerschmettert in der Tiefe. Aber das Roß kann diesen Fehltritt ja nicht thun. Er ist der beste, der kühnste Reiter, und er führt es. Dann liegt ein schmaler, schwankender Steg vor ihnen, der über eine schwindelnde Tiefe führt. Er trägt sie auf seinen Armen hinüber, und sie blickt sorglos und lächelnd in den schäumenden Mapocho, der seine brausenden Fluten durch die Thalschlucht wälzt, denn sie ist von den Armen des stärksten und gewandtesten Mannes gehalten. Vielleicht liegt sie auch ein andermal in der Glut des Fiebers. Die Sache ist bedenklich und sie weiß, daß alle ihre Theuern für ihr Leben besorgt sind. Der Arzt reicht ihr einen Trank. Aber sie verschmäht ihn. Der Geliebte weiß ein Mittel, er hat die Kräuter im Gebirge selbst geholt, selbst die Arznei bereitet, und sie nimmt sie vertrauensvoll, denn er ist ja so erfahren und klug. Wenn ihr endlich der Freund zuflüstert, komm in meine Arme, deine Ehre wird mir heilig sein, so theilt sie seine Kammer und sein Lager, denn er ist der beste Caballero und bricht nie sein Wort. Sie ist sicher in seinen Armen, trotz der Glut, die in beider Adern flammt und die sie wol kennt. Am Morgen aber, nach der Brautnacht, schüttet die Chilenin ihr Gold und ihr Geschmeide aus, vor dem Manne ihrer Wahl und fragt nicht mehr nach allen diesen Schätzen. Sie gehört ihm, mit allem, was ihr war. Er wird ihr Gold mehren, er wird sie nähren und kleiden und — lieben.... Die Schattenseite bei der Geschichte ist aber die, daß die chilenische Frau einige oder einen großen Theil dieser schönen Sachen, welche sie in die Hände ihres Geliebten legte, später sehr häufig in die eines zweiten, dritten und vierten Geliebten mit demselben Vertrauen legen wird, wie in jene des ersten.

Ueberhaupt, scheint uns, ist dieses Gold des Vertrauens nicht unbeträchtlich mit dem Kupfer des Leichtsinns legirt. Und warum sollten die Chileninnen nicht leichtsinnig sein? Sind sie doch so glücklich dabei und kommen so leichten Kaufs davon, wenn wirklich einmal ein unerlaubter Liebeshandel entdeckt wird. Denn dann werden sie in ein Bußkloster geschickt.

Diese Klöster sind Nonnenklöster und kein Mann hat unter irgendeinem Vorwande das Recht, sie zu betreten, mit Ausnahme eines einzigen alten, aber wirklich und echt alten und anerkannt ehrwürdigen Geistlichen, welcher wöchentlich ein- oder zweimal das Kloster besucht und die Bußübungen der Frauen überwacht, welche sich dorthin begeben haben. Diese Bußübungen bestehen in geistlichen Betrachtungen, im Gebete, in Fasten und Wachen, dann geiselt man sich auch, wie man mir wenigstens erzählte, und trägt einen Gürtel von Draht mit einwärts gekehrten Spitzen.... Nach vierzehn Tagen, nach vier oder sechs Wochen ist die Strafzeit vorüber und die Sünderin entsündigt.

Dann ist alles vergeben und vergessen und das fröhliche Leben beginnt von neuem, als wäre nichts vorgefallen.

Wir können und wollen jedoch nicht in Abrede stellen, daß der Verfasser auch den andern Seiten des chilenischen Lebens ihr Recht widerfahren läßt. In „Bernardo Ruenos" führt er uns unter die Araukaner; in den „Brüdern" entrollt er ein tragisches Bild des politischen Parteienkampfes und seiner Folgen, und im „Erdbeben" endlich zeigt er uns den unheimlichen Abgrund, über welchen die leichtsinnigen Chilenen ihr Schmetterlingsleben führen. Es ist das große Erdbeben von 1822, welches er nach mündlichen Berichten und einem Aufsatze von Dr. Juan Miguel in der Zeitschrift der Akademie von S.-Jago schildert. Ein wirkliches Erdbeben, terremoto, wie es kürzlich die blühende Stadt Mendoza vernichtet hat, unterscheidet sich himmelweit von einem bloßen Erdstoße, temblor, und erfüllt selbst den Leser mit Angst und Grauen. Wer kann sich ohne Beben hineinversetzen in die Trümmer der Städte und die Berge der Leichen, wo rings der Weheruf der Flüchtenden und das noch furchtbarere Angstgeheul der Thiere erschallt? So läßt der Verfasser den Engländer Brown erzählen (II, 62):

Todte lagen auf den Straßen und mehr als einmal sprengen unsere Pferde entsetzt und schnaubend zur Seite vor dem starren Blicke der im Wege liegenden Leichen, welche sonderbarerweise fast alle die glasigen Augen gegen den Himmel gerichtet hatten, und ich habe selten etwas Grauenhafteres gesehen als die zuckenden Bewegungen dieser todten Körper, wenn ein heftiger Erdstoß sie hob und senkte.

Er sagt an einer andern Stelle:

Alle Krankheiten nahmen den bösartigsten Charakter an. Eine kleine, ganz unbedeutende Schnittwunde konnte leicht, durch dazugetretenen Brand, den Tod herbeiführen, ein Aderlaß war ohne Gefahr nicht zu machen. Fast alle Frauen, welche in jener Zeit in die Wochen kamen, erlagen dem Kindbettfieber... Die Hundswuth, welche vorher nie in Chile beobachtet wurde, trat zu jener Zeit nicht selten auf, und es genügte, von einem nur halbwegs gereizten Thiere gebissen zu werden, um in kurzer Zeit unter allen Symptomen der Hundswuth zu sterben. Viele Krankheitsformen, welche bis dahin den leichtesten Verlauf hatten, nahmen jetzt einen gefährlichen Charakter an, und mehrere haben ihn von da bis heute beibehalten.

Es kann uns in der That nicht wunder nehmen, daß, wenn so die Natur selbst aus der Bahn ihrer ewigen Gesetze gewissermaßen heraustritt, auch die staatliche und sittliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft wie mit Einem Schlage über den Haufen stürzt; aber unter allen ist dies die betrübendste Erscheinung, daß der Mensch so aller Menschenwürde verlustig gehen und in unglaublich kurzer Zeit zum Thier herabsinken kann. Leider hat der Verfasser dieses Schauergemälde durch einen zwar witzigen, aber leichtfertigen Schluß entstellt, der uns wie Heine's „Madam, ich liebe Sie" gleichsam mit kaltem Wasser übergießt.

Wir kehren zum Schlusse unserer Anzeige zu den zwei Gegenständen zurück, welche für die Fortentwicklung des südlichen und noch weit mehr des „andern Amerika“ (so bezichnet es ein Sklave bei Bibra, II, 194) entschieden von der eingreifendsten Bedeutung sind. Wir meinen die sogenannte „besondere Institution“ der Sklaverei und das Kirchenwesen.

Alle unsere Verfasser sind darin einig, daß die Sklaverei nicht allein verwerflich, sondern auch verderblich für Amerika sei. Bibra spricht sich zwar nicht offen über diesen Punkt aus, allein er läßt es doch durchblicken, daß die Sklaverei im Widerspruch mit dem Republikanismus steht, und daß die Sklaven den abscheulichsten Mishandlungen ausgesetzt sind. Diese Verdammung der Sklaverei ist nun zwar nichts Neues, allein es kann doch nicht schaden, in einem so wichtigen Processe genau Buch zu führen und die verschiedenen Stimmen einzutragen. Möllhausen, offenbar der ruhigste und unbefangenste unserer Gewährsmänner, gibt sein Urtheil in gesperrter Schrift (IV, 265) dahin ab, daß

die meisten der nordamerikanischen Sklavenzüchter und Sklavenhändler erst dann zur Erkenntniß ihrer schmachvollen Stellung gelangen werden, wenn diejenigen, die ihrem Herzen am nächsten stehen, unter der heraufbeschworenen Rache der entfesselten Rasse verbluten, das heißt, wenn es zu spät ist.

Ein solcher Tag der Rache, an welchem das blutige Unrecht von Jahrhunderten blutig gesühnt wird, muß und wird erscheinen, denn bei dem gegenwärtigen Stande der Civilisation läßt sich ein ganzer Menschenstamm nicht auf die Dauer gewaltsam von allen menschlichen Rechten und menschlicher Bildung ausschließen. Und daß die Neger sogar in hohem Grade bildungsfähig sind, geht aus den vorliegenden Werken wiederum mit Einhelligkeit hervor, abgesehen davon, daß Douglaß in seiner Person ein schlagendes Beispiel geliefert hat. Nach ihm ist sogar der Afrikaner das beste Material für einen Gentleman (S. 39):

Man findet keine andere Nation, unter der das Gesetz der Ehrfurcht gegen Aeltere mit solcher Strenge durchgeführt würde. Der Neger erzeigt andern und verlangt für sich selbst alle jene Zeichen von Ehrerbietung, welche er seinem Herrn zu erweisen genöthigt ist. Ein junger Sklave darf sich dem ältern nur mit dem Hute in der Hand nahen, und wehe ihm, wenn er es unterläßt, irgendeine Gefälligkeit durch das herkömmliche „Danke“ zu erwidern! Diese Höflichkeit wird unter den Sklaven überall so gleichmäßig beobachtet, daß ich einen falschen Flüchtling an seinem Betragen leicht von einem echten unterscheiden kann.

Harro-Harring sagt, in Uebereinstimmung mit Douglaß, daß ihn die Bildungsfähigkeit und die geistigen Anlagen der Neger nie befremdet haben. Er berichtet von armen Negern, welche ohne alle Hülfe nicht nur schreiben, sondern sogar mittels Grammatik und Wörterbuch französisch gelernt haben. Der berühmteste Staatsminister Brasiliens unter König Johann war ein Neger. Ein besonders vortheilhaftes Bild entwirft er (I, 23) von den Minasnegern, die in Südamerika vorzugsweise anerkannt und geschätzt werden, und sagt weiter:

Es gibt allerdings einzelne Stämme, zumal diejenigen, welche in unmittelbarer Nähe des Aequators wohnen, welche in Bezug auf Anlage und Talent von der Natur stiefmütterlich begabt scheinen, wogegen aber andere Stämme nicht nur den Weißen mancher Länder Europas in moralischer Beziehung gleich stehen, sondern die sogenannten niedern Klassen mancher weißen Bevölkerung übertreffen. Unter die letztern gehören z. B. die Kabendas, Madengos, Mozambiques, Minas und mehrere andere Stämme. Die Minas sind Menschen edler Körperbildung, meistens hoher Athletengestalt. Ihre Gesichtsbildung mahnt an kaukasische Formen; ihr Ausdruck, wie ihr Charakter und ihr ganzes Wesen ist ernst, mit einem gewissen nachdenkenden Schweigen und einer natürlichen Würde vereint, welche sich ebenfalls in ihrer Haltung und Bewegung offenbart. Ihr Kinn bekleidet ein wolliger Bart, der an vielen Negerrassen vermißt wird. Die Grundzüge der Eigenthümlichkeit der Minas treten hervor als unbedingte Redlichkeit, Fleiß in jeglicher Beschäftigung, technisches Talent für allerlei Gewerbe, unwandelbare Anhänglichkeit der Freundschaft untereinander, Sinn für Familienleben im Kreise ihres Stammes. Mit solchen Eigenschaften verwebt sich die Treue, Ergebung und Aufopferung in ihrem Verhältniß als Sklave oder Diener eines Weißen, sobald sie in ihm den Menschen erkannten, der sie menschlich behandelt.

Eine Rasse, die ihre Ebenbürtigkeit so glänzend darzuthun vermag, soll sich ungerächt mit Füßen treten und tagtäglich peitschen lassen? In den südlichen Staaten der Union verlangt nach Douglaß jeder das Vorrecht, einen andern zu schlagen. Er gibt (S. 72) eine haarsträubende Schilderung der dort gebräuchlichen Kuhhautpeitsche, die er für noch ärger als die neunschwänzige Katze hält.

Sie besteht ganz aus ungegerbter trockener Kuhhaut und ist wol so hart als ein Stück alten Eichenholzes. Man hat sie von verschiedener Größe; die gewöhnliche Länge beträgt indessen ungefähr drei Fuß. Am Griff ist sie fast einen Zoll dick, läuft am Ende in eine Spitze aus und ist äußerst elastisch. Ein Hieb damit auf den härtesten Rücken zerreißt das Fleisch und ruft Blut hervor. Die Kuhhäute werden roth, blau und grün angestrichen und sind die beliebteste Sklavenpeitsche. Die volle Kraft des Armes concentrirt sich darin auf einen einzigen Punkt, und ein Hieb macht die Luft erzittern. Sie ist ein schreckliches Werkzeug und zugleich so handlich, daß der Aufseher sie immer bei sich führen und zum Gebrauch bereit halten kann. Die Versuchung hierzu ist immer stark, und ein Aufseher kann, wenn er will, immer Veranlassung finden. Bei ihm heißt es wörtlich: ein Wort und ein Hieb, und in den meisten Fällen kommt der Hieb zuerst.

Dieser Kuhhautpeitsche entspricht in Brasilien die Chigota, welche nach Harro-Harring eine große Familienähnlichkeit mit dem russischen Kantschu zeigt. In Chile ist die Negerpeitsche gleichfalls aus Rindsleder geflochten. (Bibra, II, 221.) Als ob solche Marterinstrumente für die Sklaven noch nicht ausreichend wären, hat sich die Erfindungsgabe ihrer weißen Herren und Peiniger in einer Anzahl anderer Zuchtmittel und Zwangsmaßregeln überboten, welche allen Freiheitstrieb und alle Menschlichkeit zu ertödten berechnet sind. In den Vereinigten Staaten dürfen die Neger nicht fragen, wie alt sie sind, indem dergleichen Fragen als Beweise von Ungeduld und frecher Neugierde betrachtet werden; bei der Arbeit werden sie zum Singen angehalten.

Ein schweigsamer Sklave ist weder bei den Herren noch bei den Aufsehern beliebt. „Macht Lärm“ und „Greift zu“ sind die Worte, welche am häufigsten an die Sklaven gerichtet werden, wenn einmal Stillschweigen unter ihnen entsteht. Dies mag den fast fortwährenden Gesang erklären, den man in den südlichen Staaten hört. Die Fuhrleute pflegten alle mehr oder weniger zu singen, um dem Aufseher dadurch anzuzeigen, wo sie wären und daß sie mit der Arbeit fortschritten. (Douglaß, S. 66.)

In Brasilien ist allen Negersklaven beiderlei Geschlechts verboten, Schuhe oder irgendeine Fußbedeckung zu tragen, und der Transport der Neger aus einer Provinz in die andere ist mit Zoll belegt. Zu diesen und andern Zwangsmitteln kommt schließlich noch der Hunger, welcher, wie wir an Douglaß gesehen haben, den Sklaven theils als wirkliche Strafe, theils aus Geiz auferlegt wird. Auch wo die Sklaven nicht gerade zu hungern brauchen, werden sie doch sehr schlecht genährt und gekleidet; wenigstens gilt dies von den Feldsklaven, welche uns von den Reisebeschreibern viel seltener vorgeführt werden als die Haussklaven. Douglaß straft diejenigen Sklavenhalter Lügen, welche behaupten, daß ihre Sklaven sich eines höhern Grades physischen Wohlergehens erfreuten, als die Bauern in irgendwelchem Lande der Welt.

Männer wie Frauen erhielten auf Oberst Lloyd's Farm monatlich acht Pfund gesalzenes Schweinefleisch oder ebenso viel an Fischen. Das Fleisch war oft verdorben und die Fische von der schlechtesten Sorte. Außerdem erhielt jeder einen Scheffel ungesiebtes Welschkornmehl, von welchem wenigstens 15 Procent nur zu Schweinefutter taugten, und eine Pinte Salz, und dies war die ganze monatliche Ration eines erwachsenen Sklaven, der täglich, Sonntag ausgenommen, von früh bis spät auf dem freien Felde arbeitete. (Douglaß S. 70.)

Das gräßlichste Beispiel von der Mishandlung der Sklaven erzählt jedoch nicht Douglaß, sondern Harro-Harring (II, 70). Es ist so entsetzlich, daß wir zur Ehre der Menschheit mindestens einen Theil davon der Phantasie des Verfassers zuschreiben möchten, wiewol er ausdrücklich versichert, daß seine Erzählung auf Thatsachen gegründet sei, wie sie während seines Aufenthalts in Brasilien sich dort ereignet haben. Mit der Uhr in der Hand läßt eine Plantagenbesitzerin, eine Witwe, einen ihrer Neger kaltblütig zu Tode peitschen, indem sie die Zahl der in gemessenen Pausen mit der Chigota ertheilten Hiebe auf einer Schiefertafel verzeichnet. Er hatte 150 Hiebe am Morgen erhalten und ebenso viel am Abend; kein Wunder, daß er unter den gräßlichsten Schmerzen sterben mußte, auch wenn ihm die Henkerin nicht noch Weinessig und Pfeffer hätte in die Wunden reiben lassen. Und warum das alles? Weil er Mitwisser und vielleicht Mithelfer bei einem treuen Liebesverhältnisse war, das die Züchtungsplane seiner Herrin durchkreuzte. Ueber diese letztern verbreitet sich Harro-Harring mit großer Offenheit — Zartgefühl ist überhaupt nicht seine starke Seite —, während Douglaß und Bibra die Thatsache zwar nicht verschweigen, aber ihre Leserinnen wenigstens nicht erröthen machen.

Trotz solcher Scheußlichkeiten ist merkwürdigerweise die Sklaverei das einzige Gebiet, auf welchem das südliche Amerika das nördliche wenigstens theilweise überflügelt hat. Die Vereinigten Provinzen de la Plata und Chile haben bekanntlich bei ihrer Unabhängigkeitserklärung die Sklaverei gänzlich abgeschafft, und auch in Peru ist sie wenigstens insofern beschränkt worden, als die Sklaveneinfuhr unterdrückt worden ist. Es heißt bei Bibra (II, 179):

Die aber einmal im Lande befindlichen Neger blieben Sklaven und ihre Kinder ebenfalls, sodaß man gegenwärtig diese schwarze Rasse dort fortzüchtet, etwa wie bei uns die Kaninchen. Die in den Pflanzungen Verwendeten haben es nun wol besser, als die zu derselben Arbeit bestimmten Schwarzen in den nordamerikanischen Freistaaten, unter Umständen indessen ist ihr Los dennoch keineswegs beneidenswerth. Die Haussklaven hingegen haben es, wie in allen Sklavenstaaten, meist gut, wenn der Herr oder die Herrin nicht geradezu boshafte und tyrannische Subjecte sind.

Die Peruaner hätten eben nur einen Schritt weiter gehen und zugleich alle von einem bestimmten Jahre ab im Lande geborenen Sklavenkinder für frei erklären sollen. Dann wäre die Sklaverei auf natürlichem Wege ausgestorben. Aber die Peruaner theilen wahrscheinlich die von Bibra ausgesprochene Ansicht, daß der weiße Mann, welcher unter den Tropen oder in der Nähe derselben leben will, des Schwarzen bedarf, welcher für ihn arbeitet, „denn keine weiße Rasse kann unter jenen Breiten anhaltende Feldarbeit verrichten, wenigstens auf die Länge nicht". Zugegeben, allein daraus folgt noch lange nicht, daß man die schwarzen Arbeiter zu Sklaven machen muß.

Unter all den geistigen Waffen, welche bisjetzt gegen die Sklaverei geschwungen worden sind, steht die Religion obenan. Sicherlich liegt es in dem Berufe des Christenthums, als der Religion der Liebe und Humanität, sowol die unterdrückte Rasse für die Civilisation zu gewinnen, als auch die herrschende Rasse von der Unmenschlichkeit und Unnatur ihrer Herrschaft zu überzeugen. Frau Beecher-Stowe hat sich daher mit allem Recht auf diesen Standpunkt gestellt und ihn mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit geltend gemacht. Sie hat aber doch nicht verhehlen können, daß die Kirche ihren hohen Beruf theilweise so weit vergessen hat, daß sie sich auch den Sklavenhaltern dienstbar gemacht hat. Auch unsere vier Gewährsmänner legen einstimmig Zeugniß dafür ab, daß die Kirche, protestantische wie katholische, ihre göttliche Sendung miskennend, sich zum Werkzeug der Politik und ihrer Leidenschaften erniedrigt hat und aus einer Segenspenderin nur zu oft eine Unheilbringerin geworden ist. Möllhausen spricht sich zwar nicht mit directen Worten, aber noch viel beredter durch den Plan und Gang seines Werks darüber aus. Die Grundlage seiner ganzen Erzählung bildet nämlich das verbrecherische Complot eines katholischen Priesters Antonio und seiner Helfershelfer, um, angeblich für die Kirche, in den Besitz einer unermeßlichen Erbschaft zu gelangen und den einzig berechtigten Erben, den Halbindianer, durch jedes zweckdienliche Mittel, Mord nicht ausgeschlossen, darum zu betrügen. Ihr Plan gelingt jedoch nur theilweise, und am Schlusse sehen wir den Priester Antonio und seinen Gehülfen Browns sich mit ihrem immerhin bedeutenden Raube wohlgemuth an Bord einer eigens gemietheten Brigg nach Europa einschiffen. Ihr Gepäck ist „Rom" gezeichnet. Browns macht sich Gewissensbisse, „denn im Grunde", sagt er, „war es doch nur ein gemeiner Diebstahl, den wir ausführten". Antonio ermahnt ihn, die Sache aus einem andern Standpunkte zu betrachten und entgegnet:

Ihr wißt, das Geld war ursprünglich für die Kirche bestimmt. Wir nahmen, was dem Pflanzer nicht mehr zukam, nicht mehr gehörte; wir nahmen, was die Kirche zu fordern ein

Recht hatte. Mag die Welt uns verdammen, wir sind gerechtfertigt vor Gott und unsern Vorgesetzten, denn der Zweck heiligt die Mittel. (IV, 269.)

Es ist das alte Lied von dem großen Magen der Kirche und, setzen wir hinzu, ihrer Diener. Um nicht ungerecht zu sein, hat Möllhausen, der überhaupt dem Raben gern den Schwan gegenüberstellt, den wahrhaft apostolischen Missionar M'Neal in die andere Schale der Wage gelegt, den Pflegevater des Halbindianers, der sein gesegnetes Leben im Dienste der echten Religion auf seiner presbyterianischen Mission in den Councilbluffs am obern Missouri zugebracht hat und den wir den Tod des Gerechten sterben sehen. Wir würden gern die jesuitische Niederträchtigkeit und die Verbrechen des katholischen Priesters gänzlich in das Reich der Dichtung verweisen und Möllhausen's poetische Licenz dafür verantwortlich machen, wenn wir nicht bei Douglaß und Harro-Harring so viel Bestätigung fänden, daß wir wenigstens einen großen Theil als auf Wahrheit beruhend annehmen müssen. Douglaß sagt (S. 159):

Die Sklavenhalter mögen mitunter Vertrauen in die Frömmigkeit ihrer Sklaven setzen, allein die Sklaven glauben selten an die Frömmigkeit ihrer Herren. «Mit unserm Blut an den Kleidern kann er nicht in den Himmel kommen!» Dieser Satz steht in dem Glauben eines jeden Sklaven unerschütterlich fest. Der beste Beweis seiner Bekehrung, den ein Sklavenhalter geben kann, ist die Emancipation seiner Sklaven.

Douglaß' Herr, Kapitän Auld, wurde auf einem Camp-Meeting von den Methodisten bekehrt, „allein wenn seine Religion überhaupt eine Wirkung auf ihn hervorbrachte, so machte sie ihn in jeder Hinsicht grausamer und hassenswürdiger und seine natürliche Schlechtigkeit schien seitdem nur gesteigert zu sein" (S. 160). Auch Covey, der Sklavenabrichter, ist ein außerordentlich frommer Methodist, was man so unter fromm versteht. Es ist eine Religion der Phrase und der Scheinheiligkeit, welche die Werke für gleichgültig hält und lediglich durch den Glauben selig zu werden hofft. Douglaß sagt an einer andern Stelle (S. 218):

Ich behaupte mit größter Entschiedenheit, daß, wie ich beobachtet und bewiesen habe, die Religion des Südens der bloße Deckmantel der schändlichsten Verbrechen ist; daß sie die furchtbarste Barbarei rechtfertigt, den hassenswerthesten Betrug heiligt; daß sie der sichere Versteck ist, hinter dem die finstersten, niederträchtigsten, gröbsten und teuflischsten Schändlichkeiten um sich greifen und gedeihen. Wäre ich noch einmal verurtheilt, ein Sklave zu sein, so würde ich nach diesem Unglück das, in die Hände eines frommen Sklavenhalters zu fallen, für das größte halten, welches mich treffen könnte.

Angesichts so entschiedener, durch Beispiele belegten Urtheile werden wir allerdings geneigt, Harro-Harring darin beizustimmen, daß die Protestanten intoleranter gegen die Sklaven zu sein scheinen, als die Katholiken. Bei dem Hasse, den Harro-Harring, wie wir gesehen haben, auf die Engländer überhaupt geworfen hat, dürfen wir uns nicht wundern, daß ihm die englische Mission vorzugsweise ein Greuel ist. Er erklärt sie für einen Humbug und sagt, die Mission sei durch die Engländer auf ewig geächtet. Der Zweck der britischen Missionare wie der Jesuiten in Südamerika ist nach ihm durchaus politisch. Das katholische wie das protestantische Pfaffenthum arbeiten nur Tyrannen wie Rosas in die Hände, der mit Hülfe desselben Verfinsterung und moralische Sklaverei herzustellen suchte.

Diese Ansichten werden von Professor Burmeister, einem der jüngsten und gediegensten Besucher Südamerikas in seiner „Reise durch die La-Platastaaten" (I, 198 fg.) vielfältig bestätigt. Es ist nach ihm

eine leider nur zu wahre und von allen echten Patrioten in Südamerika anerkannte Thatsache, daß die Abhängigkeit der Frauen von der Kirche, ihre große Bigoterie, die Selbstsucht der Geistlichkeit, die Dummheit, an der sie selber leidet und die sie im Volke unterhält, die Hauptsachen des zerrütteten innern Zustandes der dortigen Gesellschaft abgeben und einen fortfressenden Krebsschaden bilden, den nur eine geläuterte, wissenschaftliche Erziehung der Jugend heilen kann, wozu aber bei der Machtstellung, in welcher sich der Klerus zur Zeit noch befindet, sehr wenig Aussicht vorhanden ist. Das beständige Kirchengehen, die vielen Beichten und der daraus folgende häufige (sehr oft unerlaubte) Verkehr bringt die Frauen dieser Länder in eine große Abhängigkeit von der Geistlichkeit, welche verderblich wirkt auf das häusliche Leben der Familien, indem sie die laxe Moral der Männer begünstigt und den Frieden in der Ehe dadurch untergräbt, daß die Frau mehr dem Geistlichen, ihrem Beichtvater, folgt als den Wünschen ihres Mannes. Die übertriebene Religionsübung auf der einen Seite (bei den Frauen), steigert die Abneigung dagegen auf der andern (bei den Männern); die vielmalige tägliche Abwesenheit der Frau von ihrem Hauswesen vernachlässigt die Kindererziehung, indem sie sie den Dienstboten überläßt; sie veranlaßt Unordnungen im Hause, weil die nöthige Oberaufsicht fehlt, und zwingt den Mann, auch seinerseits das Haus zu meiden, um in den Clubs oder Hotels die Erholung zu suchen, welche er zu Hause entbehren muß. Die Mönche sind in der Regel ganz ungebildete Leute, die oft erst lesen und schreiben lernen, wenn sie in den Orden treten, weil hauptsächlich nur Bauersöhne und Knechte (Peone) sich zum klösterlichen Leben entschließen.

Allein selbst wenn die Kirche sich fähiger und dem Fortschritte der Civilisation förderlicher zeigte als sie thut, so würde sie doch auf keinen Fall ein ausreichendes Mittel zur Beseitigung eines politischen Gebrechens wie die Sklaverei darbieten. Nur politische und insbesondere nationalökonomische Gründe sind die Hebel, welche das Gebäude der Sklaverei aus den Fugen zu heben vermögend und bestimmt sind. Douglaß hat den volkswirthschaftlichen Schwerpunkt der Frage recht wohl herausgefühlt.

Der Conflict der Sklaverei mit den Interessen der weißen Handwerker und Arbeiter im Süden, das ist das Element, welches beim Umsturz des Sklavereisystems die wichtigste Rolle spielt (S. 268). Auf dem Lande ist dieser Conflict nicht so sichtbar, aber in Städten wie Baltimore, Richmond, Neuorleans und Mobile tritt er deutlich genug hervor. Der Sklave wird von seinem Herrn seines ganzen Verdienstes beraubt, mit Ausnahme dessen, was er zu seinem nothdürftigsten Unterhalt bedarf, und der Weiße wird durch das Sklavensystem des rechtmäßigen Ertrags seiner Arbeit beraubt, weil er mit einer Klasse von Arbeitern concurriren muß, die ohne Lohn arbeiten. Diese Concurrenz und ihre verderblichen Folgen werden noch einst die nichtsklavenhaltenden, weißen Einwohner der Sklavenstaaten nöthigen, sich gegen das Sklavensystem zu erheben und aus ihnen die wirksamsten Gegner des großen Uebels machen. Gegenwärtig verblenden die Sklavenhalter sie über diese Concurrenz, indem sie sie in ihren Vorurtheilen gegen die Schwarzen als Menschen, nicht aber als Sklaven bestätigen.

Eine solche Verblendung wird sich jedoch nicht auf die Dauer durchführen lassen, und die weiße Bevölkerung wird früher oder später zu der allgemeinen Ueberzeugung gelangen, daß die Abschaffung der Sklaverei nicht minder in ihrem eigenen Interesse, als in dem der Sklaven liegt.

Doch während wir schreiben, ist der große Kampf bereits aus den Schreibstuben der Zeitungsschreiber und von den Rednerbühnen der Agenten auf jene Felder hinausgetreten, auf denen die ultima ratio entscheidet. England hat das großartige Beispiel gegeben — ob Harro-Harring es anerkennen wird? —, daß sich die Sklavenbefreiung auf dem Wege der Reform bewerkstelligen läßt; allein das Beispiel ist für Nordamerika wenigstens verloren gegangen und die Geschichte schreitet hier wieder auf ihrer alten Bahn der Revolutionen vorwärts. Ist das ein Armuthszeugniß für die Staatskunst Amerikas oder war hier der Conflict der streitenden Mächte so übergewaltig, daß keine Regierungsweisheit den Ausbruch zu verhindern vermochte? Sei dem wie ihm wolle — der Entscheidungskampf scheint nun angebrochen zu sein; wir sagen scheint, denn es ist immerhin möglich, daß auch jetzt eine endliche Lösung der Sklavenfrage noch nicht herbeigeführt wird. Wir können daher nur mit dem Wunsche schließen, daß der gegenwärtige Bürgerkrieg zum Siege der Freiheit und Menschlichkeit führen möge. Dann werden nach einem halben Jahrhundert die Culturgemälde aus Amerika ein anderes Gepräge tragen und weder mehr von der Kuhhautpeitsche der Sklaventreiber, noch von den Mordplänen schändlicher Priester, noch von der Blutherrschaft soldatischer Dictatoren zu berichten haben! 54.

Garnier-Pagès' „Geschichte der Revolution von 1848".

In drei Bänden, die schon durch ihr Volumen, ihr stattliches Format, ihre zugleich solide und geschmackvolle Ausstattung geeignet sind, die Blicke auf sich zu ziehen, liegt vor uns „Histoire de la révolution de 1848 par *Garnier-Pagès*" (Paris 1861). Der Verfasser, der als Mitglied der provisorischen Regierung an den Verfassungsarbeiten seines Landes im Jahre 1848 lebhaften Antheil nahm und nicht mit dem aus der Julirevolution und den parlamentarischen Kämpfen unter Ludwig Philipp bekannten, im Jahre 1841 verstorbenen demokratischen Oppositionsführer gleiches Namens, seinem Bruder zu verwechseln ist, begleitete die Sendung mit einem aus Wien im September datirten Schreiben, worin es unter anderm heißt: „Si cette oeuvre vous paraît utile au progrès des nations et à la liberté des peuples, veuillez avoir l'obligeance d'en faire l'examen critique dans l'important journal dont vous êtes Rédacteur. Je m'estimerai heureux et honoré de voir présenter, par vous à l'Allemagne une oeuvre, à laquelle j'ai consacré de longues années de recherches et de méditations." Der Verfasser unterzeichnete sein Schreiben als „ancien membre du Gouvernement provisoire et de lacommission éxécutive". Aus einer Notiz des Verlegers geht übrigens hervor, daß mit diesen drei Bänden die Geschichte der Revolution von 1848 außerhalb Frankreichs abgeschlossen ist und nunmehr noch fünf Bände über Frankreich folgen sollen.

Allerdings scheint uns das Werk, in welchem unter anderm namentlich auch die unionistischen und republikanischen Bewegungen Deutschlands eine sehr hervortretende Rolle spielen, wol geeignet, dem „Fortschritt der Nationen und der Freiheit der Völker" förderlich zu sein; gleichwol können wir uns auf ein eigentliches „examen critique" desselben nicht tiefer einlassen, weil uns dies von der eigentlichen Aufgabe d. Bl. zu weit in das uns ferner liegende Gebiet politischer Discussionen abseits führen würde. Wir beschränken uns darauf, die Gesichtspunkte des Verfassers zu bezeichnen, die sich theils aus dem Werke selbst ergeben, theils von ihm selbst in dem kurzen Vorwort und in einem „Avertissement" angegeben sind.

„Um die Geschichte der französischen Revolution in ihrem vollen Umfange darzustellen (beginnt die Vorrede), hielt ich für nöthig, sie bis in ihre Verzweigungen im Auslande zu verfolgen, und ein treues Gemälde der unaufhörlichen Manifestationen und außerordentlichen Ereignisse zu skizziren, welche während dieser Epoche Europa in Bewegung setzten, die Völker durchzuckten, die Throne erschütterten und die Nationen aus der Lethargie aufrüttelten, in die sie versunken zu sein schienen. Anfangs war es eine Explosion, dann eine allgemeine Erhebung, endlich regelmäßige und gesetzmäßige Bewegung. Der Anstoß kam aus Frankreich und äußerte seine Wirkungen mit beispielloser Geschwindigkeit." Als echter Sohn Frankreichs blickt Garnier-Pagès begreiflicherweise mit großer Genugthuung auf die enorme Stoß- und Bewegungskraft, welche Frankreich damals ausübte. „Niemals", bemerkt der Verfasser, „erhob sich der Einfluß Frankreichs auf die Geschicke der Welt zu dieser Höhe, niemals erstreckte er sich so weit. Europa kann dies ohne Verdruß anerkennen und aus vollem Herzen seinen Beifall zollen, denn dieser Einfluß wurde nicht dem Schrecken der Waffen, nicht den Ränken der Diplomatie, nicht dem Eroberungsdrang verdankt; im Gegentheil, er war nur das Ergebniß der enthusiastischen Sympathien der Völker. Auf aller Gemüther senkte sich ein Strahl von Hoffnung. Alle, welchen die Angst der Finsterniß Seufzer abpreßte, wandten ihre Blicke auf Frankreich. Unsere Farben wurden die Farben der Erlösung, unsere Volkshymnen die Hymnen der Weltbefreiung. Von Norwegens und Schwedens düstern Wäldern an bis unter Italiens reinen Himmel hörte man Segenssprüche für unsere Größe, Wünsche für unsere Zukunft" u. s. w.

Dies alles mag richtig sein, aber die Gärung war schon vorher auch in Deutschland und anderwärts in den Gemüthern so groß, daß sie auch ohne die Februarrevolution, wenn auch auf langsamerem Wege zu irgendeinem Ergebniß geführt haben würde; war es doch sogar schon vor dem 24. Februar in Deutschland, z. B. in München, zu stürmischen Auftritten und zu Explosionen im Kleinen gekommen. Ja man kann sagen, daß der Ausbruch in Paris, der gleich anfangs über sein vorgesetztes Ziel weit hinausschoß, für Deutschland noch zu früh, zu überraschend kam; denn war hier die nationale Bewegung auch in den Gemüthern vorbereitet, so war sie doch nicht hinlänglich organisirt, und eine Reihe zusammenhangloser, unklarer Versuche, namentlich aber auch die störende Einmischung republikanischer und selbst communistischer Experimente oder Tendenzen mußte die Folge davon sein. Endlich sollte man auch in Frankreich nicht vergessen, daß die überall sich in Europa kundgebende Bewegung und Gärung antreibend auch auf die activen Oppositionsmänner in Paris zurückwirkte und daß diese schwerlich gewagt haben würden, alles zu riskiren, wenn sie nicht des Beifalls, sogar der unterstützenden Mitwirkung der Bewegungspartei in allen übrigen Ländern und der dann vorauszusehenden augenblicklichen Bestürzung und Lähmung der Regierungsgewalten sicher gewesen wären.

Der Verfasser bemerkt im Vorwort weiter: „Ich habe meine Darstellung in drei verschiedene Abschnitte getheilt, damit man die Bewegung leichter verfolgen und ihre Wechselbeziehungen mit der Gesammtentwickelung und der Lage Frankreichs sich vor Augen führen könne. Der erste Abschnitt erstreckt sich bis zum 25. März; der zweite vom 25. März bis zum 4. Mai, dem Tage, wo die provisorische Regierung ihre Vollmachten in den Schos der constituirenden Versammlung niederlegte; der dritte vom 4. Mai bis zu dem Augenblicke, wo die executive Com-

mission ihre Entlassung einreichte. Ich habe mich auf die Epoche beschränkt, während welcher ich zu der Leitung der Angelegenheiten meines Landes berufen war und daher alles wissen und alles beurtheilen konnte." Der Verfasser schließt: „Diese Epoche ist reich an Lehren. Völker und Staatsoberhäupter werden darin nützliche Fingerzeige für die Zukunft finden. Niemand habe ich die Wahrheit verhehlt; weder den einen noch den andern habe ich geschmeichelt. Nur vor Gott soll man das Haupt neigen."

In einem dem Vorworte folgenden „Avertissement" bemerkt der Verfasser in Betreff seines Werks: es sei vor dem letzten italienischen Kriege und bevor dieser noch die Situationen geändert, begonnen worden; er habe aber geglaubt, es in seiner ursprünglichen Gestalt zu belassen; daran zu rühren und zu ändern würde ihm als eine Entweihung der ihm zu Theil gewordenen Rathschläge erschienen sein. Der so bedauerte Manin habe nämlich während vieler und schöner Tage seine Erzählung Seite für Seite, bisweilen Satz für Satz und Wort für Wort durchgesehen, ihm die in seinem Besitz befindlichen Actenstücke zur Verfügung gestellt und des Verfassers Eindrücke discutirt oder gebilligt „avec cette vivacité de paroles, cette chaleur de conviction qui, venant de son âme élevée, me séduisaient et me captivaient toujours". Wenn sich Stellen in seinem Werke finden sollten, welche veraltet seien, Urtheile, welche zu streng erschienen, Erwartungen, welche nicht vollständig eingetroffen seien, so sei dies doch alles unzertrennlich von der Erzählung selbst, bei der ihm gewissenhafte Wahrheitsliebe die Feder geführt habe. Der Verfasser schließt sein Avertissement mit den Worten: „Dieses Drama, eins der wunderbarsten, eins der aufregendsten der neuern Geschichte, wird dadurch für den Leser, der mich mit Geduld lesen will, nur noch mehr Reiz erhalten. Er wird um so besser begreifen, wie das Italien von 1860 aus dem Italien von 1848 hervorgegangen ist."

Die Darstellung des Verfassers geht dann und wann, wo der deutsche Geschichtschreiber raisonnirend und kritisch erörternd und abwägend verfahren würde, für den deutschen Geschmack zu sehr ins Rhetorische über; dabei aber besitzt sein Periodenbau alle Vorzüge des französischen Stils, er ist klar, präcis, correct, durchsichtig; kurz, sein Stil entwickelt Eigenschaften, die geeignet sind, dem Ausländer, der des Französischen durch grammatisches Studium auch nur halbwegs mächtig ist, die Lectüre des Werks ungemein zu erleichtern. Vieler neufranzösischer Schriftsteller hat sich die Manie bemächtigt, seltsame, oft bizarre neue Worte und Redewendungen zu erfinden und zu gebrauchen, die nicht im Wörterbuch der Akademie und nicht in den Schriften der classischen Autoren Frankreichs zu finden sind und deren Ursprung und Bedeutung der Ausländer nur aus dem Zusammenhang errathen kann; von dieser Manie ist der Verfasser gänzlich frei. Geeigneten Orts erhebt sich die Darstellung auch zu dramatischer Wirkung; so namentlich in der Schilderung der berliner Märztage („De part et d'autre ce sont des efforts inouïs et des actes d'héroïsme dignes de l'histoire", bemerkt der Verfasser unter anderm über die Straßenkämpfe am 18. März), und er zeigt sich im allgemeinen von seinem Stoffe so ergriffen, daß er versichert: „en traçant la première partie de cette situation unique dans l'histoire, j'ai été saisi moi-même d'une émotion indicible et d'une surprise extrême à l'aspect de ce tableau mouvant, dont je n'ai groupé que les masses et esquissé que les scènes principales".

Der Verfasser läßt mehr die Thatsachen und die sich in ihnen offenbarenden Ideenbewegungen sprechen, als daß er sich vom Standpunkt eines moralisirenden Schulmeisters viel mit den Personen des großen Weltdramas von 1848 beschäftigte. Das unermeßliche Material erscheint übersichtlich infolge der sichtvollen Anordnung, der klaren Vertheilung der Massengruppen. Wir glauben, daß der Verfasser wenn irgend möglich sich nur authentischer officieller Actenstücke bedient hat, daß ihn überhaupt die reinste Wahrheitsliebe leitet, und daß, wo er täuscht, er selbst getäuscht worden ist. Den frühern russischen Einfluß in Deutschland, der freilich schlimm genug war, malt der Verfasser wol in zu dunkeln Farben aus, indem er z. B. behauptet, daß die russischen Zare nicht nur die deutschen Staatsmänner, Minister, Adeliche durch Jahrgelder und Titel corrumpirt, sondern auch Professoren und Dichter besoldet hätten, jene, um vom Katheder herab russische Ideen zu verbreiten, diese um das Lob der Zaren vom Theater zu verkündigen. Die Scharmützel im Posenschen stellt Garnier-Pagès als blutige Schlachten und als vollkommene Siege der Polen dar. So behauptet er von dem Gefecht bei Miloslaw: „Auf beiden Seiten hatte man sich mit gleichem Muthe geschlagen. Die Erde war mit Blut überströmt und mit Leichen übersäet. Man zählte auf dem Schlachtfelde ungefähr 500 Preußen und 300 Polen" u. s. w. Ebenso schlug man sich bei Wrzesnia von beiden Seiten „avec une bravoure et un acharnement extrêmes", die Polen trugen einen „zweiten" Sieg davon, „aber die Artillerie richtete in ihren Reihen eine solche Verheerung an, daß die Sieger ebenso viele Opfer zählten als die Besiegten; 500 Polen und 500 Preußen bedeckten die blutgetränkte Erde". Die preußischen Berichte lauteten bekanntlich ganz anders und namentlich in Betreff der Metzeleien von Wreschen für die Polen gar nicht sehr löblich. Ob die preußischen Berichte der Wahrheit ganz gemäß waren, wissen wir nicht, jedenfalls aber hat Garnier-Pagès sie unbeachtet gelassen und sich nur an die dreisten Aussagen der polnischen Führer gehalten. Man weiß, daß die Polen tapfere Soldaten, aber auch Flunkerer und Aufschneider sind.

Als das „mot de l'avenir" gilt dem Verfasser eine Versammlung von Vertretern aller Völker, welche über alle internationalen Fragen zu entscheiden haben soll, und er führt zu diesem Zwecke den Antrag auf einen „Völkercongreß", welchen Arnold Ruge bereits im frankfurter Parlament stellte, in französischer Uebersetzung an, die Erwartung hinzufügend, daß für denselben schon noch die Zeit kommen werde. Wenn erst diese Aufgabe gelöst sei, dann würden, meint Garnier-Pagès auch alle Fragen, die jetzt noch unlösbar schienen, sofort in Ordnung gebracht sein; die Eifersüchteleien und Feindseligkeiten unter den Völkern würden ein Ende haben; die ungeheuern Kosten für die stehenden Heere und die Festungen würden auf die Industrie und den Landbau verwendet werden können; man würde keiner diplomatischen Ränke, keines nichtigen militärischen Ehrgeizes, keiner entwürdigenden Spionirereien, keiner schändlichen Bestechungen, keiner blutigen Schlachten mehr bedürfen; tyrannische Regierungen wie Anarchien würden zu den Unmöglichkeiten gehören; nur liberale und gerechte Institutionen, die jedem die Ausübung seiner Pflicht und seines Rechts gewährleisteten, würden noch möglich sein. Der Dampf, der Elektromagnetismus, die Eisenbahnen hätten die Entfernungen aufgehoben; der Gedanke pflanze sich von selbst von einem Ende des Erdballs bis zum andern fort; jede neue Entdeckung sei ein Band der Annäherung zwischen den Menschen; der Credit, die Seele der Production, habe den Raum überwunden; nur die einzige Politik sei zurückgeblieben; sie allein trenne noch, was die Wissenschaft, die Interessen, der Credit zusammengefügt hätten; sie vernichte den Wohlstand, schüre den Haß, stürze die Völker in jene Zuckungen, „wo die Menschen, die sich als Individuen achten und lieben, auf dem Schlachtfelde einander zerfleischen wie wilde Thiere, einander verschlingen, einander ausrotten und den Boden mit abgerissenen Gliedern, mit Leichen und Blut bedecken. Nein, nein! (fährt der Verfasser fort) das ist nicht das Gesetz Gottes, nicht der Endzweck der Menschheit! Eine solche Politik ist lästerlich, verbrecherisch, unnatürlich; man muß sie ändern. Mögen alle Menschen von Gemüth, von Talent und freiem Geiste miteinander wetteifern, einander verstehen lernen! Laßt immerhin die einen von einer englischen, die andern von einer russischen Allianz, diese von einem deutschen, jene von einem italienischen Bundesstaate träumen; uns aber laßt uns höher und immer höher erheben, laßt uns die Vereinigten Staaten Europas ins Leben rufen!"

H. M.

Angelika Kaufmann als Heldin eines Romans.

Angelika Kaufmann. Ein historischer Roman in zwei Bänden. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1860. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der anonyme Verfasser hat die geschichtliche Thatsache, daß diese künstlerisch bedeutende, zugleich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Malerin (geb. 1741 zu Chur in Graubünden, gest. 1807 zu Rom), im Jahre 1767 zu London das Opfer eines nichtswürdigen Betrugs wurde, indem sie einem gemeinen Menschen ihre Hand reichte, der sich für den schwedischen Grafen Friedrich von Horn ausgab, während er nur dessen Bedienter war, mit dem am 8. Juni des folgenden Jahres zu Triest an dem berühmten Kunstkenner und Archäologen Winckelmann durch einen reisenden Italiener verübten Raubmord vermöge der poetischen Licenz in Verbindung gebracht und diese allerdings gewagte historische Combination — um so gewagter, als sie sich für des Autors Aufgabe durchaus nicht nothwendig erweist — zur Grundlage eines modern-romantischen Seelen- und Charaktergemäldes gemacht.

Je ungünstiger für eine poetische Wirkung dieser ganze, in seinen beiden Theilen dem ästhetischen Gefühl widerstrebende historische Grundstoff sich eignet, desto verdienstvoller erscheint gerade die bis auf wenige Mängel echt künstlerische Verarbeitung desselben in Anlage und Ausführung des Romans, die treffliche, mannichfach anregende Charakteristik von Personen, Scenerien, Situationen, die Geist und Poesie athmende, in einzelnen Kapiteln wahrhaft schwungvolle, überall in edelm Stil gehaltene Darstellungsweise, die in ihrer Gesammtwirkung den peinlichen Eindrücken des historischen Grundstoffs ein wohlthuendes Gegengewicht bieten. Das Talent des Verfassers gibt sich hier so bedeutend, daß es ihm bei einem günstiger gewählten Thema nicht an großen Erfolgen fehlen wird und wir es für unsere Pflicht halten, die Lesewelt auf dasselbe durch eine nähere Würdigung des vorliegenden Romans besonders aufmerksam zu machen.

Die in der Blüte ihrer Jugend stehende Angelika Kaufmann lebt in Rom ihren künstlerischen Studien, in geselligem Verkehr mit dem damals mit der Herausgabe seines Werks „Ueber die Empfindung des Schönen" beschäftigten Winckelmann, dem berühmten englischen Maler Sir Josua Reynolds, dem venetianischen Maler Antonio Zucchi und der kunstliebenden gräflichen Familie Burlington aus London, deren Familienleben sie in einer gemeinschaftlichen Wohnung auf der Piazza di Spagna, dicht an der Kirche Santa-Trinità de' Monti, theilt. In plastischen Zügen tritt uns ihre geniale, edle, milde, schaffensfrohe, ewig heitere, alles bezaubernde, echt weiblich elastische Natur nach den verschiedensten Beziehungen entgegen. Ihr hoher, enthusiastischer Künstlersinn schwelgt in den Schönheiten der antiken Kunstwelt, schwärmt für Plato's „Phädrus" und macht seine Behauptung: „In einem schönen Körper muß auch eine schöne Seele wohnen!" zu ihrem Glaubensbekenntniß. Ihr Kunstgenosse Antonio Zucchi, dessen schwärmerische Neigung zu ihr sie im stillen erwidert, überrascht sie mit dem Geschenk eines von ihm nach einem lebenden Modell gemalten Antinous, des von ihnen gemeinsam noch über den Apoll vom Belvedere erhobenen Schönheitsideals. Dies Bild tritt nun wie ein finsterer Schatten verhängnißvoll zwischen die in rührender Zartheit sich entfaltende Liebe der beiden seelenverwandten Künstlernaturen. Angelika begegnet bald darauf dem Original des Bildes in Francesco, einem Diener des Cardinals Albani, des greisen Gönners und Freundes Winckelmann's, und benutzt ihn ihrerseits ebenfalls zum Modellstehen für die Figur des ritterlichen Königs in ihrem bekannten Oelgemälde: „Leonardo da Vinci stirbt in den Armen Franz' I." Francesco, ein ehrgeiziger Abenteurer und von glühender Leidenschaft für die reizende Malerin entzündet, weiß seine fast ideale Schönheit geschickt mit dem romantischen Gewande hoher aristokratischer Abkunft und wunderbarer tragischer, allein ihn zu seiner niedrigen und namenlosen Stellung zwingender Schicksale zu drapiren und sich im Interesse und Mitgefühl Angelika's und ihrer aristokratischen Protectorin, der alten Gräfin Burlington, allmählich bis zur Stellung eines Hausfreundes und Cicisbeo emporzuschwingen. Dem gegenüber zieht sich der Mannes- und Künstlerstolz Antonio Zucchi's, dessen Fatalismus bisher noch eine entscheidende Bewerbung um Angelika versäumte, verletzt zurück, und sein Abschied von ihr vor ihrer Abreise mit den Burlingtons nach London (1766) ist ein so seltsamer, daß sie sich ihrerseits um eine Schwäche für einen schönen Mann von Antonio verschmäht glaubt.

Diese Vorbereitung der Katastrophe füllt den ersten, „Rom" betitelten Band. Er entrollt uns zugleich ein lebendiges Bild römischen Lebens, dessen Farbenfrische vermuthen läßt, daß der Dichter seine Eindrücke unmittelbar an Ort und Stelle geschöpft hat. Aus dem großen Reichthum dieses Bandes an Schönheiten der Schilderung heben wir namentlich den romantischen Ausflug Angelika's und ihrer jungen Freundin Sarah Burlington an den Nemisee („Spiegel der Diana") mit der Dianagrotte im Albanergebirge hervor. In dieser Freundin sehen wir Angelika's Gegensatz. Sarah, dies unglückliche Halbgenie, die, ihre Jugend in den Philosophen und Dichtern verträumend, sich selbst zur Dichterin berufen glaubt, das „poetische Agens" sucht und, als sie es gefunden, in vergeblichem Ringen und unbefriedigter Sehnsucht sich selbst verzehrt, um mit Sokrates den Tod als eine „Genesung vom Leben" zu begrüßen, ist ein vom Dichter mit rührenden Zügen geschilderter Charakter, der bei aller Originalität nirgends seine Lebensfähigkeit verleugnet, uns im Gegentheil in der Wirklichkeit häufiger in der Frauenwelt vorzukommen scheint, als man gewöhnlich geneigt ist zu glauben.

Die Scene des zweiten Bandes ist London und alles gestaltet sich, dem englischen Leben entsprechend, mehr realistisch, immer aber auch hier innerhalb der poetischen Auffassungs- und Darstellungsweise, die den Autor dieses Buchs kennzeichnet. Von neuem tritt in den Lebenskreis der auch jetzt wieder das Familienleben der Burlingtons theilenden Angelika die bestrickende Antinousgestalt; aber nicht mehr in der niedern Lebensstellung, wie in Rom. Francesco's „tragisches Schicksal" hat sich glücklich gewendet, er ist in die ihm gebührenden Titel und Reichthümer eines schwedischen Grafen von Horn eingetreten, der selbst in der höchsten londoner Aristokratie mit dem Glanz seines Erscheinens Epoche macht. Aber der schöne „Graf" weiß Angelika's Auge auch mit dem Adel seiner Seele zu blenden und umstrickt jetzt um so wirksamer ihre glühende Phantasie mit jener Doppelschönheit, die ihr Idol geworden, als ihr die sympathische Einwirkung des in Italien zurückgebliebenen seelenverwandten Kunstgenossen fehlt. Plötzlich ist London von der Kunde ihrer Verlobung mit „Graf Horn" erfüllt und in der Paulskirche findet im Sommer 1767 öffentlich ihre Trauung statt. Unmittelbar nach derselben aber, noch an ihrer Seite in der Hochzeitskutsche, wird Angelika's Gatte verhaftet, vor die Jury gestellt und als ein ehemaliger Bedienter des schwedischen Grafen Friedrich von Horn enthüllt, dem er in seiner tiefen, an Verschollenheit grenzenden Zurückgezogenheit in Italien mit dem größten Theil seines Vermögens auch seine wichtigsten Documente und Papiere gestohlen, die ihn zur erfolgreichen Durchführung seiner Pseudorolle befähigten. „Francesco Arc-Angeli, aus dem Dorfe Cambiglio bei Pistoja in Toscana" wird wegen „Felonie" zur Ausstellung am Pranger und zur Deportation nach Nordamerika verurtheilt. An der sehr complicirten Entlarvung des schlauen Abenteurers nehmen außer dem von Anfang an gegen ihn instinctmäßig eingenommenen, äußerlich schroffen und abstoßenden, innerlich edeln und hochherzigen Sonderling Arthur Burlington, einem vom Dichter ebenso originell wie die Schwester Sarah gehaltenen Charakter, und durch ihn veranlaßt, mehr oder minder directen und indirecten Antheil die geschickt und charakteristisch eingeflochtenen historischen Gestalten des großen Mimen David Garrick, seiner Gattin Viola, einer berühmten Tänzerin (Violetti?), und Dr. Samuel Johnson's, des geistreichen und witzigen Aesthetikers; hauptsächlich aber von Rom aus Winckelmann. Er verfällt dafür der Rache des vom Deportationsschiffe entsprungenen, nach Italien zurückgekehrten Verbrechers und erliegt am 8. Juni 1768 seiner mörderischen Hand in der Locanda

Grande zu Triest, nach dem geschichtlich bekannten Vorgange. In seltsam mysteriöser Weise deutet übrigens der Verfasser an, daß an dieser Ermordung des protestantischen Renegaten, der nur aus Liebe zur Kunst, die eigentlich seine ganze und einzige Religion war, katholisch geworden und manchmal die alleinseligmachende Kirche einer sehr scharfen Kritik unterzog, der römische Klerus nicht so ganz unbetheiligt gewesen sein möchte. Auf dem Hochgericht erfüllt sich an Francesco das Prognostikon, unter dem ihn der Dichter im Beginn des Romans einführte: „Die Grenze des Ehrgeizes ist das Grab."

Leider ist es der allergemeinste und niedrigste Ehrgeiz, der uns in diesem Francesco entgegentritt, der so überaus prosaische Ehrgeiz des materiellen Wohllebens — seine Leidenschaft für Angelika ist ebenfalls nur eine rein sinnliche —, der unsere Theilnahme für ihn als eine der Hauptfiguren des Romans gänzlich kalt lassen, wenn nicht stellenweise uns sogar anwidern muß. Die übrigens sehr schwach motivirte Rache an Winckelmann, der doch nur indirect diesem schnödesten aller Ehrgeize ein Ziel setzte, erhöht nur noch den peinlichen Eindruck dieses Charakters, anstatt ihm, wie es wol beabsichtigt scheint, ein erhebendes romantisches Relief zu geben. Wenn irgendwo der Dichter den geschichtlichen Thatsachen gegenüber zur poetischen Licenz berechtigt war, so war er es, mit Rücksicht auf die Anforderungen der Aesthetik, die das gänzlich Gemeine als dichterischen Vorwurf unzulässig erscheinen lassen, zu einer veredelnden Charakteristik des Ehrgeizes bei diesem geschichtlich allerdings ganz gemeinen Betrüger.

Angelika, deren Ehe mit dem falschen Horn am 10. Februar 1768 getrennt wurde, wirft die Verzweiflung über ihr grausames Geschick in eine fast hoffnungslose körperliche und geistige Apathie, aus der sie erst nach Verlauf von zwei Jahren, unter der Pflege der befreundeten Garricks und nach glücklichem Ueberstehen einer furchtbaren, aber entscheidenden heilsamen Krise gesundet, die durch das Wiedersehen des schon während des Processes nach London gekommenen Antonio Zucchi herbeigeführt wird. Sie ist sich über ihr innerstes Wesen klar geworden, sie hat ihre falsche Auffassung der Schönheitslehre des Plato berichtigt, sie weiß jetzt: „Die Schönheit des Mannes ist die Tugend und die Kraft." Die Leidenschaft zu dem ihre künstlerische Kraft und ihr besseres Selbst niederhaltenden modernen Antinous war bei ihr nur eine Phantasieliebe, d. h. eine Selbsttäuschung; ihre wahre und echte Liebe, die Liebe ihrer Seele, war und blieb, wenn sie auch zeitweise von jener in den Hintergrund gedrängt werden konnte, der ihr geistig verwandte, ihre künstlerische Schöpfungskraft und ihr besseres Selbst anregende Antonio. In diesem Conflict der Seelenliebe und der Phantasieliebe und dem endlichen siegreichen Ueberdauern der erstern, das selbst dann nicht hätte ausbleiben können, wenn Francesco auch kein Betrüger und keine gemeine Natur gewesen wäre, haben wir die ethische Tendenz dieses Romans zu suchen. Wir können ähnliche Conflicte zwischen Seelen- und Phantasieliebe in der menschlichen Natur täglich beobachten. Niemand aber ist in dieser Beziehung der Selbsttäuschung so sehr ausgesetzt als die künstlerischen, die dichterischen Naturen, deren Phantasie eben die empfänglichste und hinreißendste ist. Ihre Verirrungen vor allem fordern ein mildes Urtheil. So auch hat Antonio's ernste, tiefe, echte Künstlernatur, mit dem bei aller Weichheit und Schwärmerei doch männlichen Herzen, kühn und großdenkend, jene Verirrung Angelika's mit richtigem Verständniß mild beurtheilt und verziehen. Beider Liebe ging nach seiner Lebensdevise „durch Nacht zum Licht"! Das zart und sanft an die alten theuern römischen Erinnerungen wieder angeknüpfte Verhältniß führt 1774 zur endlichen Verbindung, nachdem Angelika auch noch den letzten harten Schlag des Schicksals überstanden, die ihr seither von Antonio's fast überzarter Schonung sorgfältig verborgene Schreckenskunde von ihres geschiedenen Gatten Verbrechertod als Mörder Winckelmann's. Nun erst wird ihre bis dahin durch ihre katholische Religion gebundene Hand frei zum gesegnetern Bund mit dem Geliebten ihrer Seele. Die Neuvermählten reisen nach ihrem künftigen Wohnsitz Rom, wo der Roman mit ihrem Besuch der verschwiegenen Vertrauten ihrer gegenseitigen Neigung, der vom Dichter reizend mit geistiger Jugendfrische geschmückten „alten Jungfer" Virginia Masti, der berühmten Blumenkünstlerin, in ihrem Gartenhäuschen am Tarpejischen Felsen schließt. Die hier noch dem divinationsbegabten Antonio in den Mund gelegte Weissagung einer einstigen Wiedergeburt Italiens erscheint zu improvisatorisch und überhaupt nicht im Charakter des Ganzen.

Friedrich Biedermann.

Zur Jagdliteratur.

Jägerhörnlein. Jägerlügen. Jägerlieder. Thierzauber. (Des Jägerbreviers anderer Theil.) Dresden, Schönfeld. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das neuerdings wieder erwachte Interesse an der Jagdliteratur scheint fortwährend im Steigen begriffen zu sein, denn immer noch gehen uns neue Beiträge zu derselben zu. So gibt sich das vorliegende elegante Bändchen als eine Fortsetzung des „Jägerbreviers", dessen wir bereits in d. Bl. (Nr. 12 f. 1858) gedacht haben, und verspricht uns noch einen dritten Theil, der die „Wilde Jagd" durch ganz Europa verfolgen soll, um diese wunderliche Sage in allen ihren Gestaltungen zu illustriren. Das „Jagdhörnlein" selbst stellt sich zuerst als eine Sammlung von Jägerabenteuern, Lügen und Schnurren dar, sodann als eine Galerie alter und ursprünglicher deutscher Jagdlieder und endlich als eine Geschichte der „gefeiten Jagdthiere" in ihrer Verbindung mit der nordischen Mythologie, eine Zugabe, welche wir in jeder Hinsicht für sehr beachtenswerth und werthvoll anerkennen müssen. Aber auch die 18 Nummern der ersten Abtheilung möchten wir nicht entbehren: sie sind geeignet, die Falten auch von der ernstesten Stirn des Lesers zu verbannen, dem wir wünschen, daß er über dieselben so herzlich lachen möge, als dies dem Referenten begegnet ist. Manche dieser Geschichten sind uralt und viele unter ihnen in dem bekannten „Münchhausen" zur Freude der Jugend schon benutzt. Die unterhaltende Tollheit dieser Lügen ist eben ihr Werth und ihr Verdienst. Auch an „Jagdkunststücken" fehlt es weiterhin nicht, am anziehendsten aber sind die alten und darum fast ehrwürdigen Jagdlieder, der Mehrzahl nach aus dem 15. Jahrhundert (1460—95) und unter diesen einige von großem, zartem oder naivem Reiz. Ein paar Stellen mögen davon Beispiel geben. In einem Liede von 1462 trifft ein Jäger statt des Wildes auf ein Mägdlein. Er sagt:

Gott grüß' euch, zartes Jungfräulein,
Dazu viel tugendreiche!
Was ich in diesem Wald erschleich'
Das muß mir werden eigen.
„Ach, edler Jäger wohlgestalt,
Ich bin nunmehr in eurer Gewalt."
Im Maien, am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein.

Er nahm sie bei der schneeweißen Hand,
Nach aller Jäger Weise;
Er führt sie in ihr Vaterland,
Viel Glück auf ihrer Reise!
Das Glück, das Glück ist kugelrund,
Deß freut sich mancher rother Mund,
Im Maien u. s. w.

Ein anderer Jäger (1466) preist die Waldeinsamkeit. Er schließt:

Im Wald will ich verbleiben,
Weil ich lebe auf dieser Welt,
Dem Walde mich verschreiben,
Drum ade, du schnöde Welt.
Ich allzeit bleib' in dem Wald,
Bis die Welt,
Bis die Welt zusammenfällt!

Und solcher naiver und sinniger Züge enthalten diese Lieder

gar viele. Die Geschichte der „gefeiten Jagdthiere“ bietet, indem sie von dem Wissen des Verfassers Zeugniß gibt, nicht minder anziehende Partien dar; sie bewegt sich meist im hohen Norden, in Norwegen, doch sind auch die Sagen, welche in den Niederlanden, in Luxemburg und dem Ardennenwaldgebiet und in der Pfalz im Schwange sind, berücksichtigt, wie denn auch Mannhardt's „Germanische Sagen“ vielfach benutzt sind, sodaß dieser Abschnitt für den Forscher deutscher Alterthümer ebenso bedeutend erscheint, wie er für den Jagdfreund anziehend ist. Zu den gefeiten, das heißt von Geistern und Zauberspruch beschützten Thieren gehört bei den Skandinaviern vor allen der Bär, der dem Thor heilig war. Bärenblut macht den Menschen stark und befähigt ihn, gegen böse Geister siegreich zu kämpfen. Dem Wolf ist kein Friede gesetzt: sieht der Mensch ihn aber eher als der Wolf ihn sieht, dann unterliegt er. Ebenso sind Fuchs und Hase gefeit und der Teufel erscheint oft in Gestalt eines dreibeinigen Hasen; wer mit solchem zu thun hat wird krank. Unter den Vögeln ist der Auerhahn gefeit, ebenso die Raben und die Meisen. Adlerhirn heilt den Husten, Adlerflaum am Hut getragen, macht muthig und scharfsichtig; alles vom Eichhörnchen Genommene macht frei vom Schwindel. Und so fort. Nach allem diesen bedarf es wol einer fernern Empfehlung des eleganten „Jagdhörnlein“ für Freunde der Jagd nicht weiter. 4.

Notizen.

Neue Gesammtausgabe der dramatischen Werke Karl Gutzkow's.

Nach der Zahl der Auflagen und Gesammtausgaben zu urtheilen, haben unter den neuern deutschen Theaterstücken diejenigen Karl Gutzkow's die meisten Sympathien für sich. In der That darf man sagen, daß es ihm mehr als jedem andern gelungen sei, gerade solche Conflicte zu behandeln, für welche im Publikum die regste Theilnahme herrscht, und daß er sie zugleich in einer Weise behandelt habe, die dem Geschmacke desselben in vorzüglichem Grade zusagt. Dieses Glück, welches Gutzkow's Dramen auch im Buchhandel zu haben scheinen, ist um so höher anzuschlagen, da dramatische Schöpfungen im allgemeinen jetzt nur einen kleinen Leserkreis haben und die meisten sich damit begnügen, Theaterstücke selbst namhafter und beliebter Bühnendichter ein- oder zweimal aufführen zu sehen, sie aber später, wenn sie im Buchhandel erschienen sind, ungelesen zu lassen. Wir bemerken dies auf Anlaß der vollständigen neu umgearbeiteten Ausgabe der „Dramatischen Werke“ von Karl Gutzkow (Leipzig, Brockhaus, 1862), die in 20 Bändchen zu wohlfeilem Preise (jedes Bändchen 10 Ngr.) im Format der beliebten „Volksbibliothek deutscher Classiker“ erscheinen soll. In dem sinnreich abgefaßten Prospect gedenkt Gutzkow unter anderm auch eines wichtigen Moments, das man bei der Beurtheilung der dramatischen und überhaupt dichterischen Producte der betreffenden Periode bisher viel zu wenig berücksichtigt hat, nämlich des durch die Censur auf literarische Erzeugnisse ausgeübten Drucks. Diese Censur gehörte auch zu den vielen Rechnungsfehlern der Staatsmänner alten Stils, indem sie nur dazu beitrug, die allgemeine Misstimmung zu steigern, das Ehrgefühl zu kränken und die Schriftsteller in der Erfindung von Mitteln zu ihrer Umgehung nur um so schlauer zu machen. „Junges Geschlecht“, ruft Gutzkow aus, „du hast ihn nicht gekannt, diesen Mehlthau, der sich noch vor 15 Jahren auf unsere Geistesblüten setzte, in die innersten Poren selbst der Blätter drang und mit ihrem bleichenden und verdorrenden Hauch schon die Conception der Ideen vergiftete! Man hat in den Lehrbüchern der Literaturgeschichte gut eintheilen von Lessing bis zur romantischen Zeit, von da bis zur Gegenwart. Die Wahrheit ist, daß man eine ganze Epoche der deutschen Literatur die der Bücherverbote nennen muß, die der Bundestagsverfolgungen, der blauen Censurtinte und demgemäß eines allgemeinen polizeilichen Giftlegens in Wald und Flur und Feld und Morgen- und Abendröthen und Milchstraßen am Himmel und wo sich nur der Dichter seine Kraft erholt. Gegen dies Gift erfand man ein Gegengift, die «Tendenz» und namentlich wurde die Bühne der Ort, wo sich beide, die Censur und die Tendenz, auf Tod und Leben bekämpften. Erst durch die gesunde frische Luft des Jahres 1848 haben sich die schlimmen Gase und Ausströmungen dieses Kampfes verloren.“ Das erste Bändchen dieser neuen Gesammtausgabe enthält das Lustspiel „Das Urbild des Tartüffe“ in zweiter Auflage, in der man, wie es in einer Anmerkung heißt, das Stück mannichfach geändert finden wird. Dieselbe Anmerkung enthält auch den Nachweis der historischen Gründe, durch die sich der Verfasser bewogen fand, für den Parlamentspräsidenten Lamoignon einen andern, den Präsidenten La Roquette zu substituiren, unter dem aber eigentlich der galante Bischof von Autun, Abbé Roquette, zu verstehen ist. Gutzkow kommt dabei auch auf die Geschichtsverfälschung in dramatischen Schöpfungen zu sprechen und er glaubt von jedem historischen Drama, dessen Inhalt sich nur irgendwie eine Entstellung der Geschichte erlaube, und wäre es Schiller's „Don Carlos“ oder Goethe's „Egmont“, behaupten zu dürfen, es stecke ein böser Wurm darin, der seine Lebensblüte mit der Zeit tödte.

Ueber die beiden weimarischen Goethe-Büsten.

In der Mittheilung über die beiden auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindlichen Büsten Goethe's von Trippel und David (Nr. 39 d. Bl.) war nach einer uns in Weimar mündlich gegebenen Versicherung erwähnt, daß von der Trippel'schen Büste leider noch kein Abguß bestehe. In Bezug hierauf kam uns aus Leipzig von einem Ungenannten folgende kleine Mittheilung zu: „Rücksichtlich des von Ihnen (Nr. 39 d. Bl.) abgedruckten kleinen Aufsatzes «Die beiden Goethe-Büsten in der weimarischen Bibliothek» dürfte es vielleicht für Sie und andere von Interesse sein zu erfahren, daß von der herrlichen Trippel'schen Büste ein Abguß sich hier im Besitze des Dr. Härtel (und wie deshalb zu vermuthen wol auswärts), von der jedenfalls «curiosen» David's eine saubere Abbildung in Stahl- oder Kupferstich vor einem pariser Nachdrucke des «Faust» (in Sedez) befindet, die z. B. der Ihnen gewiß erinnerliche Alexander Fischer aus Petersburg besaß.“ H. M.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Grenzstreifer. Deutsch von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Altmüller, K., Die Ironischen. Novelle. Neue Ausgabe. Göttingen, Wigand. 1862. Gr. 16. 20 Ngr.

Arany, J., Ungarische Dichtungen. Deutsch von A. Dux. Pest, Lauffer u. Stolp. 16. 16 Ngr.

Arbeit und Ruhe. Eine Erzählung aus dem Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 6 Ngr.

Bartoli, D., Der heilige Franziscus von Borgia, der General der Gesellschaft Jesu. Vier Bücher. Aus dem Italienischen von A. Haza v. Radlitz. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 27 Ngr.

Der weibliche Beruf. Gedanken einer Frau. Frei nach dem Englischen von Anna v. Wächter. Mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 8. 24 Ngr.

Nige Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goorn von A. W. Greifswald, Koch. 16. 1 Thlr.

Boulangé, T., Leben der ehrwürdigen Dienerin Gottes Margaretha Maria Alacoque, Profeßschwester von der Heimsuchung Mariä. Nach dem Französischen. München, Lentner. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Brockhaus, C., Gregor von Heimburg. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte des 15. Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Burow, Julie, In stillen Stunden. Gedanken einer

Frau über die höchsten Wahrheiten des Menschen-Daseins. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Calinich, H. J. R., Luther und die Augsburgische Confession. Eine Prüfung der historischen Untersuchungen Rückert's und Heppe's über letztere. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 15 Ngr.

Corsne aus Minden, Eberhardus, Der Minne Regel. Mit einem Anhang von Liedern herausgegeben von F. X. Wöber. In musikalischer Hinsicht unter Mitwirkung von A. W. Ambros. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Chronik der Universität zu Kiel. 1860. Kiel. Gr. 4. 15 Ngr.

Dolgorukow, Fürst P., Wahrheit über Rußland. Deutsch von L. Wachler. 1ster Band. Sondershausen, Neuse. 8. 25 Ngr.

Eberhard, A., Monotheistische Philosophie. Grundgedanke einer positiven Philosophie. München, Lentner. Gr. 8. 27 Ngr.

Eckenbrecher, G. v., Herr Goldkäfer. Eine Komödie. Berlin, G. Bethge. Gr. 16. 20 Ngr.

Fallmerayer, J. P., Gesammelte Werke, herausgegeben von G. M. Thomas. 1ster Band. — A. u. d. T.: Neue Fragmente aus dem Orient. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Flammberg, G., Hermann. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Erlangen, Bläsing. 16. 10 Ngr.

Forster, D., Deutschlands frühere Größe und Grenzen, so wie dessen Beraubungen, namentlich durch Frankreich. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 10 Ngr.

Greith, C., Die deutsche Mystik im Prediger-Orden (von 1250—1350) nach ihren Grundlehren, Liedern und Lebensbildern aus handschriftlichen Quellen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr.

Grohmann, J. V., Ueber die Echtheit des althochdeutschen Schlummerliedes, im Codex Supplement Nr. 1668 der k. k. Hofbibliothek in Wien. Prag, Calve. Lex.-8. 8 Ngr.

Grothe, W., Nebel und Sonnenschein. Roman aus der Gegenwart. Drei Bände. Berlin, Sandrog u. Comp. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Guseck, B. v., Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, M., Von Frühling zu Frühling. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hartenstein, G., Locke's Lehre von der menschlichen Erkenntniss in Vergleichung mit Leibniz' Kritik derselben dargestellt. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hasselbach, K. F. W., Sophokleisches. Zur Rechtfertigung und Allgemeineres. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinemann, F. v., Claus Hansen. Drama in fünf Aufzügen. Braunschweig. 1859. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Henning Brabandt, der braunschweiger Bürgerhauptmann. Historischer Roman. Hannover, Lohse. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herbert, L., 1831 oder Polen's letzte Tage. Roman und Geschichte. 1ster Band. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Aus drei Kaiserzeiten. 1ste Abtheilung. Berlin, Janke. 1862. 8. 3 Thlr.

Ein Hinter-Pommer in und bei Berlin. Memoiren erzählt von Greif Puck. Berlin, Plahn. 1860. 32. 10 Ngr.

Holland, H., Erinnerungen an Ernst von Lasaulx. München, Fleischmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Johansen, C., Die nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart. Wörter, Sprichwörter und Redensarten nebst sprachlichen und sachlichen Erläuterungen und Sprachproben. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kanitz, R., Graf v., Aus dem deutschen Soldatenleben. Militärische Skizzen zur deutschen Sittengeschichte. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Künssberg, H., Wanderung in das germanische Alterthum. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schwedische Lieder der Neuzeit. Eine Sammlung Gedichte von Geijer, Stagnelius, Runeberg, v. Braun und Strandberg. Deutsch von F. O. Freih. v. Nordenflycht. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Mohl, R. v., Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Monographien. 2ter Band. Politik. 1ster Band. Tübingen, Laupp. 1862. Lex.-8. 4 Thlr.

Mörner, T. v., Märkische Kriegs-Obersten des 17. Jahrhunderts. Ernst Georg und Otto Christof Sparr. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Nordenflycht, F. O. Freih. v., Die schwedische Staats-Verfassung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ruppius, O., Genre-Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Berlin, Besser. Gr. 16. 16 Ngr.

Schücking, L., Die Geschwornen und ihr Richter. Roman. Drei Theile. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Stücker, C., Sitten- und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. Berlin, Schlingmann. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vacano, E., Mysterien des Welt- und Bühnen-Lebens. Zwei Theile. Berlin, Schlingmann. 8. 2 Thlr.

Gordon Warren, der kühnste Seeräuber im Stillen Ocean, oder: Der Triumph wahrer Liebe. New-York. 8. 18 Ngr.

Weber, C., Iwan der Leibeigene. Erzählung aus der neueren russischen Geschichte. Philadelphia. Gr. 8. 1 Thlr.

Wilcken, P. J., Drei Freunde. Roman. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus dem Glaspalaste während der XIII. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands. Von dem Redakteur der „Sion" (J. G. Fußenecker). Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Neue actenmäßige Beiträge zur Geschichte der Leiden des seines Amtes entsetzten schleswigschen Geistlichen Gust. Schumacher. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 10 Ngr.

Deutsch-Oesterreich und der National-Verein. Wien, Förster's artistische Anstalt. Gr. 8. 4 Ngr.

Duell von Manteuffel-Twesten. Eine staatspolitische Würdigung des Ereignisses vom 27. Mai. Berlin, Rahn. Gr. 8. 3 Ngr.

Freimüthige philosophisch-theologisch-politische Gedanken über Freiheit und Fortschritt, Civilisation und Aufklärung mit besonderer Rücksicht auf die Gegenwart. Von einem Rheinländer. München, Weiß. Gr. 8. 3 Ngr.

Drei Harzgedichte. Stade, Strudel. 8. 2 Ngr.

Lorenz, C. G., Zur Erinnerung an Georg Joachim Goeschen. Grimma. Gr. 4. 6 Ngr.

Das Papstthum am Ende. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 16. 3 Ngr.

Der Reichsfreiherr vom Stein, Deutschlands Mitbefreier vom Joch Napoleon's I. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 16. 3 Ngr.

Baricourt, B., Die Juden und die Judenfrage. Pest. Gr. 8. 8 Ngr.

Zorn, E., Das untergehende Papstthum. (Als Widerlegung der Schrift: Schild gegen feindliche Geschosse alter und neuer Lügen von E. Siegfried.) Gemeinfaßlich und freidenkerisch beleuchtet. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 31. October 1861.

Herder's Verhältniß zu Gleim und Nicolai.

Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Erster Band: Herder's Briefwechsel mit Gleim und Nicolai. Leipzig, Dyk. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Unter den vier großen Autoren, welche dem Musensitze Karl August's in Weimar zur höchsten Zierde gereichten, ist wol Herder derjenige, um dessen Werke, Wirken und Leben sich die Masse der literarisch Gebildeten und die Literaturbeflissenen gegenwärtig am wenigsten zu bekümmern scheinen, ja gegen den sich in der letzten Zeit eine gewisse Ungunst kund gegeben hat. Ist Goethe noch viel heftiger, leidenschaftlicher, hämischer und lügenhafter angegriffen worden, so hat er doch ebenso viele beredte und enthusiastische Vertheidiger und Schutzredner gefunden; zu den Bemäkelungen Herder's schweigt, so scheint es, ziemlich alles still. Während man Schiller von allen menschlichen Schwächen freizusprechen bemüht ist, um ihm als einer Incarnation, einem Gottmenschen eine Art religiösen Cultus widmen zu können, sucht man bei Herder jeden Zug kränklicher Reizbarkeit und hypochondrischer Stimmung auf, um ihn als einen finstern, neidischen, verdrießlichen Menschen erscheinen zu lassen, der seine Lust daran gehabt habe, sich und andern das Leben sauer zu machen. Die von seiner körperlichen Organisation und seiner verdrießlichen Stellung als Geistlicher innerhalb ziemlich unchristlicher Umgebungen herrührenden trüben Stimmungen sollten eigentlich unsere innigste Theilnahme erwecken und uns zur Nachsicht gegen ihn anleiten; aber man benutzt sie nur, um ein Odium auf ihn zu werfen und seine nicht genug zu schätzenden Verdienste um die Culturfortschritte der deutschen Nation, ja der Menschheit möglichst zu verkleinern und ihn zu einem Geiste niederer Ordnung herabzudrücken.

Bei den weltlich Gesinnten schadet nämlich dem Andenken Herder's der Umstand, daß er überhaupt nur den Priesterrock trug, bei den specifisch theologisch Gesinnten der Umstand, daß er unter diesem Priesterrocke auch ein weltliches Kleid trug, ja eine Art belletristisirender Weltgeistlicher war. Hatte man doch, als es sich um seine Berufung nach Göttingen handelte, im hannoverischen Consistorium in der That geltend gemacht, Herder sei wol als „Belletrist", aber nicht als Theolog bekannt! Zu seinen Lebzeiten war es für jeden höher strebenden jüngern Theologen fast eine Ehrensache, in Weimar gewesen zu sein und einen seiner berühmten Kanzelvorträge mit angehört zu haben; heutzutage wollen ihn die Theologen kaum noch als einen der Ihrigen anerkennen. Die Theologie hat sich, wie überhaupt fast alle Fachwissenschaften, selbstgenügsam wieder auf sich selbst zurückgezogen, und nebenbei, wie dies zu Herder's Zeit der öffentlichen Meinung gegenüber noch erlaubt war, Humanitätszwecke zu verfolgen und den Musen zu opfern, würde als eine Profanation der betreffenden Fachwissenschaft angesehen werden. Die kritische Forschung ist jetzt die Hauptsache, nicht die Befruchtung der Wissenschaft mit humanen und musischen Tendenzen, nicht ihre Durchdringung mit dem Hauche künstlerischer Schönheit. Unter unsern Kathedergelehrten und Kanzelrednern befindet sich kaum einer von Namen, welcher wagte oder dazu organisirt und fähig wäre, wie Herder auch die Laute zu schlagen und ausübender Künstler zu sein. Auch jenes Humanitätsprincip, welches Herder auf sein Banner geschrieben hatte, zählt heutzutage nur wenige Anhänger. Wenn ein Gelehrter in unserer Zeit über den Kreis seiner speciellen Wissenschaft hinausschreitet, so geschieht dies, um sauere Politik zu treiben und den Staatsmännern Lectionen zu ertheilen. Dies ist der Drang unserer Zeit, und er mag durch den Gang der Verhältnisse und die logische Entwickelung der Dinge vorgezeichnet sein; aber unsere Gratulation wollen wir uns bis dahin versparen, wo wir in die Lage gesetzt sein werden, genau zu wissen und zu überschlagen, was dabei Segensreiches herausgekommen ist. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß der Sinn für Humanität in ihrer reinsten Form und der Kunst- und Schönheitsgeist der Nation darunter beträchtliche Einbuße erleiden.

Jedenfalls verdient Herder nicht, daß er so gegen Lessing, Schiller und Goethe zurückgesetzt werde, wie dies jetzt wirklich der Fall ist. Herder nimmt unter den

universellen und reformatorischen Geistern, an denen gerade die deutsche Nation so reich ist, einen der obersten Plätze ein. Friedrich Paldamus bemerkt in einer trefflichen Lebensskizze Herder's, die er seinem später einmal näher zu erwähnenden Werke „Deutsche Dichter und Prosaisten" einverleibt hat, mit Recht:

Herder gehört zu den größten Geistern des 18. Jahrhunderts; an Vielseitigkeit des Wirkens, an bahnbrechender Gewalt ist ihm kaum einer unter den Geistesheroen dieser Zeit an die Seite zu stellen. Nicht blos die poetische Literatur dankt ihm den energischen Hinweis auf das Volksmäßige und Nationale, auch die historische, theologische, philosophische Wissenschaft ist ihm zu höchstem Danke verpflichtet, nicht allein und nicht sowol um seiner eigenen unmittelbaren Leistungen willen, sondern um des anregenden und zum Theil geradezu neugestaltenden Einflusses willen, den er geübt. Und darum darf er auch nicht vergessen werden, auch nicht auf jene kühle Verehrung beschränkt bleiben, die ein lobendes Urtheil an die Stelle der Kenntniß und Pflege der Werke setzt.

Seine 1766 und 1767 in drei Abtheilungen erschienenen „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", die solchen Beifall fanden, daß die erste Sammlung schon 1768 neu aufgelegt werden mußte, sind geradezu eine That, eine Rettungsthat zu nennen, deren Tragweite und Wirkung eine unermeßliche war. Man darf diese Schrift dreist zu den erfolgreichsten und epochemachendsten literarischen Erzeugnissen rechnen, die je in Deutschland erschienen sind. Herder wurde damit der Prophet wie der Begründer der Genieperiode, der Periode des Sturms und Drangs. Das natürliche, ursprüngliche Genie, das in der deutschen Nation noch schlummerte, rief er in mächtig treibenden Worten in Waffen gegen das blos nachahmende Talent. Goethe selbst würde vielleicht noch lange im Ungewissen herumgetastet und sich wie ein bloßes dilettantirendes Talent in zersplitternden unsichern Experimenten abgemüht haben, ohne die Triebkraft, die sein Genie aus diesen „Fragmenten" schöpfte, ohne die Belehrungen und Fingerzeige, die er in Strasburg von Herder persönlich erhielt. Aus Goethe's eigenen Geständnissen geht dies deutlich hervor, wenn er auch den Einfluß, den Herder auf ihn übte, vielleicht nicht in seinem ganzen Umfange dargestellt hat. Selbst die etwas ungeordnete und ausschweifende, aber durch schwunghafte jugendliche Begeisterung hinreißende und immer aus tiefster Anschauung geschöpfte Sprache Herder's durfte nicht fehlen neben Lessing's männlich verstandesmäßiger, scharf logischer und epigrammatischer, dabei aber nicht sehr volksthümlicher Schreibweise. Ein anderes späteres Hauptwerk Herder's, die mehr berühmten als jetzt noch gelesenen, obschon des Studiums sicherlich würdigen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" eröffnete für die damalige Zeit ganz neue Gesichtspunkte über den ideellen Gehalt und culturhistorischen Zusammenhang der Geschichte; was aber dem Buche bei uns Nachlebenden Schaden thut, ist theils seine etwas fragmentarische Gestalt, die ihm als einer genialen Vorarbeit eigen ist und sein mußte, theils der ihm nur zur Ehre gereichende Umstand, daß Herder's darin entwickelte Ansichten schon längst in Blut und Fleisch der neuern Betrachtungsweise übergegangen sind, wenn auch allerdings immer noch nicht in dem Grade, wie es im Interesse der Humanität zu wünschen wäre. Als Dichter wollen wir ihn einem Goethe oder Schiller nicht gleichstellen, obschon sein ganzes Denken und Fühlen ein dichterisch gestimmtes und auch sein productives Dichtertalent keineswegs ein so untergeordnetes war, daß sich sein eigenartiger Glanz in den Strahlen jener beiden Sonnen gänzlich verlöre. Hervorzuheben ist, daß Schiller und namentlich Goethe wol von ihm, der die Mythen und Sagen aller Völker und Zeitalter in ihrer tiefsten symbolischen Bedeutung aufzufassen wußte, gelernt haben, er aber so gut wie nichts von ihnen. Das Gebiet, für das er von ihnen allenfalls hätte profitiren können, war das dramatische; aber die moderne Bühnenpoesie lag ihm gänzlich fern, war ihm sogar antipathisch; für eine den Göttern und ihrem Dienste gewidmete griechische Bühne zu dichten würde auch er seiner nicht für unwürdig gehalten haben. Aber der deutsche Neudichter des Romanzenepos vom Cid wird unter den deutschen Poeten immer einen Ehrenplatz einzunehmen beanspruchen dürfen. Auch manches sinnige, lehrreiche oder von sanfter elegischer Stimmung durchhauchte, tiefgefühlte, in anmuthigem Tonfall sich bewegende Lied, manche bedeutungsvolle Paramythie oder Legende sind aus seiner Feder hervorgegangen. Recht fein äußerte sich Schiller's Witwe einmal über Herder als Dichter in einem Briefe an Knebel vom Jahre 1818, nachdem sie gerade die neue Sammlung von Herder's Gedichten gelesen hatte:

Er selbst sagte es oft, daß er kein Dichter sein wolle, aber die Macht der Poesie, die in seinen Empfindungen vorwaltet, und seine schönen reichen Gedanken sind in so leichte anmuthige Worte gehüllt, daß es einem wie eine schöne Musik ertönt.... Herder's Geist und seine Anmuth gestalten sich von selbst poetisch, das hohe, reine Gemüth, das in dem Leben keine Sprache fand, bedurfte der innern Harmonie des Geistes, und seine Sprache versteht man nur recht tief und innig, wenn das ganze Wesen sich uns nähert. Der Unterschied ist recht zu bestimmen, daß jene Dichter (Homer, Goethe, Schiller) wie eine große Naturgewalt ergreifen, während Herder wie eine schöne Naturerscheinung glänzend und mild vorüberzieht und in wenigen Naturen den Anklang erweckt, den er erwecken sollte, weil wenige ihn aufzufassen vermögen.

Diese einleitenden Bemerkungen, die natürlich auf die Bedeutung einer auch nur annähernd erschöpfenden Charakteristik des auch als patriotischer Dichter Beachtung verdienenden Herder keinen Anspruch machen, sollten nur dazu dienen, die eigenthümliche Stellung, welche Herder als reformirender und vorschauender Geist innerhalb unserer Literatur und der Entwickelungen des deutschen Geisteslebens einnimmt, an einigen Merkzeichen hervorzuheben und ihn als einen Mann erscheinen lassen, welcher wol werth ist, zukünftigen Cultur- und Literaturhistorikern ein Gegenstand eingehender Würdigung und Forschung zu werden.

Heinrich Düntzer, dieser unermüdliche Arbeiter in den Schachten weimarischer Briefarchive, hat in Verbindung mit Herder's Enkel hierzu während des letzten Lustrums durch seine Veröffentlichungen aus Herder's Briefnachlaß ein höchst reichhaltiges und schätzbares, ja unentbehrliches

Material herbeigeschafft. Wenn irgendetwas geeignet ist, von der Bedeutung und der Centralstellung Herder's einen Begriff zu geben, so ist es seine Correspondenz, indem dieselbe ihn mit fast allen deutschen Männern seiner Zeit in einer Verbindung irgendwelcher Art stehend erscheinen läßt: er war seinerzeit in Deutschland nächst Goethe die höchste Urtheilsinstanz, an die man in allen höhern geistigen Fragen zu appelliren gewohnt war. Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder begannen ihre Veröffentlichungen im Jahre 1856 mit dem dreibändigen Werke „Aus Herder's Nachlaß". Seit jener Zeit wurden von Düntzer Herder's Briefe an seine Gattin während der italienischen Reise („Herder's Reise nach Italien", Gießen 1859), sowie Nachträge zu den Briefwechseln Herder's mit Hamann („Bremer Sonntagsblatt", 1859, Nr. 42—43) und dem Herzog Karl August („Morgenblatt", 1859, Nr. 37) veröffentlicht. Anderes findet sich in andern Druckschriften zerstreut. Jetzt hat Düntzer eine neue auf drei Bände berechnete Sammlung begonnen, die er selbst als einen vorläufigen Abschluß seiner Mittheilungen aus dem weimarer Heroenkreise betrachtet. Der vorliegende erste Band, den wir weiter unten eingehender besprechen werden, enthält die vielfach wichtigen und interessanten Briefwechsel mit Gleim und Nicolai; für die beiden folgenden sind die mit Heyne, Hartknoch, Eichhorn, August von Einsiedel, Karl und Friedrich von Dalberg u. a., ferner zahlreiche, bisher der Veröffentlichung entzogene Briefe Knebel's an Herder nebst vielen einzelnen Briefen hervorragender Personen bestimmt. Der Herausgeber spricht die Hoffnung aus, daß sich auch diesen neuen Mittheilungen die regste Theilnahme aller derjenigen zuwenden werde, „welche für die Entwickelung unserer Literatur und einer ihrer tiefsten und vielseitigsten Geister Sinn und Verständniß haben", und er fährt fort:

> Auf gar manche Seite der letzten 30 Jahre des verflossenen Jahrhunderts fällt hier ein so neues als erwünschtes Licht, besonders auch auf die Verhältnisse am weimarer Hofe, diesem Hauptmittelpunkte der gesammten geistigen Strömung jener Zeit, woher gerade alles, was uns Einsicht in diese Kreise gewährt, um so willkommener sein muß, als diejenigen, die sich zu Mittheilungen besonders aufgefordert fühlen sollten, mit ängstlicher Beschränktheit nicht genug Schlösser und Riegel vorlegen zu können meinen, ihre Schätze der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Der Herausgeber fühlt sich veranlaßt, weiter in dem Vorwort zu diesem ersten Bande seinem Verleger seinen besondern Dank dafür auszusprechen, daß sich derselbe von der Verlagsübernahme durch die geringe Aussicht auf genügenden Absatz nicht habe abschrecken lassen und fährt fort:

> Wie wenig Käufer selbst als unschätzbar anerkannte Mittheilungen dieser Art, wenn nicht ganz besondere Triebfedern wirken, bei unsern lieben Deutschen zu finden pflegen, davon wissen unsere Verleger ein trauriges Lied zu singen. An Lesern fehlt es nicht, aber an Käufern, da eine ganz andere Literatur bei denjenigen bevorzugt wird, welche im Stande sind, über größere Summen für ihre Privatbibliothek zu verfügen.... Tritt die vorliegende Sammlung in einer äußerlich weniger reichen Ausstattung hervor, so möge diese an die Stiefmütterlichkeit erinnern, womit die kaufende Lesewelt diesen für uns so wichtigen Literaturzweig bedenkt, von welchem sich deshalb unsere größern Verleger nach manchen theuern Erfahrungen ganz zurückgezogen haben. Den Mangel einer glänzenden äußern Ausstattung der Sammlung wird der Reichthum der innern hoffentlich ersetzen. Und somit seien auch diese Mittheilungen, deren Veröffentlichung ich mit Mühe und Aufopferung der Ungunst der Zeit gegenüber durchgesetzt, geneigter Aufnahme herzlichst empfohlen.

Die erste und bei weitem umfangreichste Partie des vorliegenden ersten Bandes bilden die Briefe zwischen Herder, dessen Gattin und Gleim, denen der Herausgeber eine längere und dankenswerthe, dieses seltene Freundschaftsbündniß in seinem Werden und Wachsen beleuchtende Einleitung vorangeschickt hat. Die Briefe umfassen die lange Periode vom 18. April 1772 bis zum 7. Februar 1803, der durch einen Brief Gleim's an Herder's Gattin vertreten ist, welchen der alterschwache blinde Dichter noch dictiren konnte, aber nicht ohne dabei zu ermatten und den Brief früher als er beabsichtigte abzubrechen. Dieses Schreiben schließt mit den Worten: „Du liebe Herderfamilie! Grüne, wachse, blühe auf deinem herrlichen Stammbaum. Die Nichte grüßt tausendmal. Hier noch, so lange Gott will, und ewig, ewig Ihr Gleim"; und enthält unter anderm die Nachricht, daß Klopstock auch sehr krank und mit dem Schwindel behaftet sei. Drei Tage nach diesem Schreiben, bemerkt Düntzer, „brach Gleim ganz in sich selbst zusammen; doch erst am 18. entschlief er so ruhig und sanft, daß man sein Verscheiden nicht bemerkte. Am 14. März folgte ihm Klopstock und noch vor dem Schlusse desselben Jahres ging auch Herder zum ewigen Frieden ein."

In jener langen Periode von 1772—1803 fand, was selbst unter den intimsten Freunden selten der Fall, zwischen beiden, oder vielmehr zwischen den drei verbündeten Personen, Gleim, Herder und dessen Frau kein störender Mißklang statt. Sie zeigen sich nur bemüht, einander aufzurichten, zu ermuntern und zu trösten, und sie bedurften dessen namentlich in späterer Zeit; denn Herder war kränklich und hypochondrisch, Gleim aber erblindet und längere Zeit an den Folgen einer Augenoperation leidend, die ihm traurigerweise das schmerzlich entbehrte Augenlicht nicht wiedergab. Herder nennt sich selbst einmal, im Jahre 1787, ein „geplagtes Thier, das billig keine Zeile drucken lassen sollte", und am 2. Januar 1802 schreibt er: „Man muß das Leben ertragen, mein Lieber! Auch ich bin von Arbeiten, die nicht fortwollen, gedrückt, alt und einsam." Es ist kaum glaublich, aber wahr: Herder hat sich in Weimar zu keiner Zeit behaglich gefühlt. Seine Briefe, namentlich an seine Frau aus Italien, beweisen dies hinlänglich. Ueber das Gefühl, in der kleinen, aber nicht wenig eingebildeten, kritteligen und hochnasigen weimarischen Welt isolirt dazustehen und unverstanden zu sein, konnte ihn sein Familienleben, konnte ihn die Ueberzeugung, der Mittelpunkt einer großen über ganz Deutschland verzweigten geistigen Gemeinde zu sein, nicht trösten. Ihm erschien Weimar leer an Gemüth und seiner Frau kaum weniger; denn auch diese spricht in einem Schreiben an Gleim vom 18. Juli 1796 von einem „herzvertrockneten Weimar" und wünscht Jean Paul dazu Glück, daß er daselbst nicht

lange geblieben sei. Sie fügt dann hinzu: „Rufen Sie uns nur immer Muth zu!"

Und das zu thun war Gleim immer auf das redlichste bemüht, und wo Herder, wenn auch selten und dann immer in humanster Form des Ausdrucks, einmal einer abweichenden Ansicht ist, da zeigt sich Gleim fast immer bereit, sich ihm als dem höhern Geiste zu beugen. In der That verehrte Gleim seinen doch um 25 Jahre jüngern Freund wie einen Geist aus höhern Regionen, wie einen Gottgesandten. Im Jahre 1774 schrieb er an den Minister Zedlitz:

Ich hörte Herder predigen, und als er von der Kanzel kam, gerieth ich in Enthusiasmus, umarmte den großen Mann, sagte: „Herder, du bist ein Apostel!" So einfach predigte er, wie die Apostel, die keine Gelehrte waren, ohne Zweifel gepredigt haben. Es ist unglaublich wegen mancher seiner Schriften, aber wahr. Und welch ein Umfang, welche Tiefe, welche Schönheit seines Geistes! Sein Umgang ist der angenehmste, freieste Freundesumgang, die höchste Humanität. Kein Stolz auf Wissenschaft, keine Gravität; gesprächig, munter, natürlich.

Im folgenden Jahre, am 24. October, schreibt er an Herder: „Ich kann, seit ich meinen Herder sah, nichts lesen, als was meines Herder's ist"; am 10. October 1779 versichert er, daß er Herder's letzten „lieben Herzensbrief" ans Herz gedrückt und geküßt habe, „wie man Liebesbriefe küßt"; seine Bescheidenheit gibt ihm in demselben Briefe die Worte ein, daß er für Herder's „Lied vom Bache" hundert seiner eigenen Lieder und Liederchen hingäbe; er schreibt am 20. November 1791: „Herder ist mein Held! Ich fühl's, ich bin sein erster Leser!" Am 14. Mai 1792:

Ich kam gestern Abend aus den Spielbergen. Die Nichte Dorothea Gleim kam mir entgegengestürzt: „Herder! Herder! ein Brief von Herder!" Nichte Luise Ahrends, Gottfried Herder's leibliche Schwester, kam gesprungen; es war ein Jubel. Zerrissen wurde der Umschlag, gelesen der Brief, vorgelesen, wieder gelesen, das Buch verschlungen. Der Altvater las, die Nichten und der Neffe Wilhelm Körte horchten, jubelten, es war ein hoher Festtag.

Am 15. September 1794 bedauert er Herder, daß er mit den „elenden Consistorialarbeiten" sich abgeben müsse und fügt dann hinzu:

Euer Herzog sollt' es nicht leiden. Ich hab' es zu Aschersleben schon einmal dem guten Herrn gesagt, muß es noch einmal ihm sagen. Wo sind die Männer, die wie Herder zu Lehrern der Menschheit von Gott unmittelbar berufen sind? Wie viele sind ihrer? Er weiß noch nicht, der gute Herr, wie viel er an unserm Herder hat und wie nützlich er selbst durch ihn der Menschheit werden könnte!

Auf diesen Punkt kommt er am 9. November desselben Jahres zurück: „Ach, daß ich meinen einzigen Herder von der Handarbeit zu befreien, nicht Euer Herzog bin! Wär's geschehen, so wollt' ich augenblicklich Euer Herzog nicht mehr sein!" Er nennt Herder wiederholt „meinen heiligen Herder", oder seinen „Abgott" oder redet ihn an mit „Göttlicher Mann!" u. s. w. Zugleich versetzen uns diese ekstatischen Ausbrüche in eine Zeit, die im allgemeinen mit Organen empfand, fühlte und sprach, die von den Organen unserer Zeit gänzlich verschieden sind. In unserer Zeit, die nur noch Verhältnisse und Compagniegeschäfte auf Zeit kennt, bei denen man die Procente und den möglichen Gewinn oder Verlust berechnet, hat das Freundschaftsgefühl schmählich Bankrott gemacht; damals trieb man mit der Freundschaft einen förmlichen religiösen Cultus, Gleim selbst sogar fast Abgötterei. Oft quälte sein Herz förmliche Eifersucht; bei dem geringsten Anlasse fürchtete er Bruch oder wenigstens Erkaltung der Freundschaft, und ein ausgeschlagener Besuch, ein eilend vorüberreisender Freund, eine verspätete oder gegen frühere Briefe etwas lauere Antwort bereitete ihm den tiefsten Schmerz und ruhelose Nächte. Sein damals in der literarischen Welt großes Aufsehen machendes Zerwürfniß mit Ramler im Jahre 1764 zog ihm sogar ein tödliches Fieber zu, weshalb er sich selbst schon die Grabschrift gesetzt hatte: „Die Freundschaft bracht' ihn um!"

Gleim ließ es aber nicht bei bloßen Worten bewenden, man fand ihn auch stets bereit, dem Hülfsbedürftigen mit der That, mit eigenen Geldopfern beizustehen. „Ein wahrer Proteus im Wohlthun", sagt sein Biograph Körte, „gab er immer in fremder Gestalt und unter dem Namen dessen, der dem Beschenkten am liebsten sein mußte." Wo er von einem großen Unglück hörte, war er immer bereit, theils mit Gedichten, die er zum Vortheil der Nothleidenden drucken und verkaufen ließ, theils mit Gaben aus der eigenen Tasche den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. In Halle, versichert Körte, war kein armer Student, der sich nicht an Gleim gewandt hätte. Nicht nur in Halberstadt hieß er der „Freund der Armen", sein Ruf als Wohlthäter und Menschenfreund verbreitete sich auch weithin, sodaß er oft aus weit entfernten Gegenden von ihm sonst gänzlich unbekannten Personen Bittgesuche erhielt. Namentlich aber waren es, wie aus den Annalen der deutschen Literatur bekannt ist, dichterische und schriftstellerische Talente, die er in aller Weise, durch Subscriptionen, Empfehlungen oder Geldgeschenke aus eigenen Mitteln zu unterstützen bemüht war. Bürger, Heinse, J. G. Jacobi, Michaelis, Seume, Klamer Schmidt, Voß, die Karschin, der Bardendichter Kretschmann u. a. haben sich seiner Fürsorge und seiner oft ganz beträchtlichen pecuniären Unterstützungen zu erfreuen gehabt, und einige derselben verdanken ihm ihre Rettung aus äußerstem Drangsal. Um diejenigen talentvollen Männer, deren Gesinnung zugleich der seinigen entsprach, vor drückenden Sorgen und Amtsgeschäften, wie vor der Aussaugung durch Verleger, die zu jener Zeit meist elend honorirten, sicher zu stellen, ging er eine Zeit lang mit dem Project einer in Halberstadt zu gründenden Akademie, einer Art Versorgungsanstalt für Schriftsteller und Dichter um; aber er fand die Mäcene nicht, die ihn durch Bewilligung von Geldmitteln dazu in Stand gesetzt hätten. Er fühlte aufs tiefste die Nothstände mit, die auf den deutschen Schriftstellerstand drückten, und wenn Herder's Frau im Jahre 1799 an ihn schrieb: „Wir armen Deutschen haben auch gar kein Vaterland, das mit den feinern Seelen und Geistern zart mitfühlete, daß sie sich nicht am Joch der Nothdurft fast erdrücken müßten", so war dies ganz aus seiner Seele geschrieben. Er klagt über die Han-

burger in einem Briefe vom 4. September 1800: „Wie denn belohnen sie ihre großen Männer? Hagedorn liegt unbegraben. Sie wissen nicht, was sie an unserm Klopstock haben. Lessing, Michaelis wären zu Hamburg verhungert.“ Er selbst hatte an einigen Buchhändlern, denen er seine auf eigene Kosten gedruckten Erzeugnisse zum Vertrieb übergeben und meist so gut wie geschenkt hatte, schlimme Erfahrungen gemacht. Er schreibt am 11. März 1801:

Einer dieser Sosier, dem ich meine „Soldatenlieder“ in seinen Verlag zum Geschenk machte, klagte, daß er nur ein paar Exemplare verkauft und beträchtlichen Schaden gehabt hätte. *Diesem* werd' ich die vorräthigen Exemplare nächstens abkaufen und verschenken. Einem andern schenkt' ich verschiedene meiner Werke, von manchen 1000 Exemplare; mit Dank nahm er das Geschenk an, machte die Bedingung, daß ich diese Geschenke dereinst in eine Sammlung meiner sämmtlichen Werke nicht aufnehmen solle. Ein dritter macht' es noch ärger. Wer möchte die Grobheiten, Unbillen u. dgl., die ich erfahren, herzählen wollen!

Theils aus solchen Erfahrungen, theils aus seinem angeborenen Hange zur Wohlthätigkeit gingen die Unterstützungen hervor, mit denen er hülfsbedürftigen Talenten eine Erquickung oder Erleichterung bereitete. Auch die vorliegenden Briefe und die Noten des Herausgebers liefern hierzu manche Beiträge. Am 23. März 1796 sandte Gleim, wie der Herausgeber nach Körte in einer Note erzählt, unter dem angenommenen Namen Septimus Firlein an Jean Paul 50 Thaler „zum Zeichen, daß es auch *dankbare* Leser gebe“, und Herder's Frau schreibt am 23. Februar 1787 an Gleim:

Mein Mann hat mir aufgetragen, lieber großmüthiger Freund, Ihnen in Mnioch's Seele zu danken für die 10 Louisdor. Sie kamen, als ob ein Gott sie ihm sandte. Er hatte Schulden gemacht, und hielt sich schon einige Wochen in Jena auf, um nicht arretirt zu werden, weil ein armer Teufel immer eher ergriffen wird als ein reicher Betrüger. Es wurde alles so eingerichtet, daß er morgen mit Ihrem Gelde nach Livland zieht. Einige seiner Freunde, worunter Faber ist, sagen für *seine* Schulden gut.

Aehnlich handelte Gleim an dem Euripides-Uebersetzer Bothe, der das Unglück gehabt hatte, sich ein Bein amputiren lassen zu müssen. Auch Herder selbst wurde, wie der Herausgeber in der Einleitung erzählt, im Jahre 1795 von ihm mit einem ansehnlichen Geschenk zur Erziehung seiner Söhne unterstützt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß desselben mit keinem Worte gedacht werden dürfe. Am 25. August 1796, dem Geburtstage ihres *Mannes*, schreibt ferner die Herder an Gleim:

Allerbester, aber noch stehe ich beschämt da, soll und will Ihnen danken für alle Ihre reiche Liebe, für Ihre liebevollen, theuern Freundesgeschenke und für den Goldenen Löwen.*) Bester, es ist süß zu geben und, wie Sie's thun, auch süß zu *nehmen*, aber nur von Ihnen! Sonst liegt so etwas Schmerzhaftes im Nehmen — aber bei Ihnen fühle ich's nicht; ich lasse diese liebe Sonne so über mir aufgehen und erfreue mich der *wohlthätigen* Strahlen.

Dabei aber war der edle Mann, dem die Unabhängigkeit des Schriftstellerstandes von allem Helotismus zumeist am Herzen lag, gar nicht gemeint, es gutzuheißen, wenn sich ein Dichter dazu hergab, Lobgedichte an Monarchen zu richten und sich dafür ein Douceur verabreichen zu lassen. So schreibt er am 29. Mai 1782:

Klopstock hat den Kaiser gelobt, sagt man, in einer Ode, die der Kaiser nicht will sehen lassen, und ein Trinkgeld angenommen für die Ode. Die Zeitungen und Reisende versicherten, es sei wahr. Pfui, das ist häßlich vom Messiasdichter.

Dieses Gerede war übrigens, wie Düntzer in einer Note versichert, grundlos und gehörte zu jenen lügenhaften Ausstreuungen, durch die man in Deutschland von jeher bedeutenden und unbescholtenen Männern in der öffentlichen Meinung zu schaden suchte.

Möge man von Gleim's poetischen Leistungen, unter denen jedenfalls seine Grenadierlieder die hervorragendste Stelle einnehmen, auch noch so gering denken, so wird man nach dem allen doch sagen müssen, daß sein ganzes Leben und Wirken von poetischem, echt humanem Inhalt gewesen sei. Goethe selbst hat ihm in seinen „Tag- und Jahresheften“, nach einem Besuche Halberstadts und des Gleim'schen Freundschaftstempels im Jahre 1805, folgenden Nachruf gewidmet, den wir hier als weniger allgemein bekannt mittheilen:

Suchte man in einen Begriff zusammenzufassen, was uns von dem edeln Manne vorschwebt, so könnte man sagen: ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines rein menschliches Gefühl zu verbreiten bemüht, zeigte er sich, als Freund von jedermann, hülfreich dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich. Ihm, als gutem Haushalter, scheint Wohlthätigkeit die einzige Liebhaberei gewesen zu sein, auf die er seinen Ueberschuß verwendet. Das Meiste thut er aus eigenen Kräften; seltener und erst in spätern Jahren bedient er sich seines Namens, seines Ruhms, um bei Königen und Ministern einigen Einfluß zu gewinnen, ohne sich dadurch sehr gefördert zu sehen. Man behandelt ihn ehrenvoll, duldet und belobt seine Thätigkeit; hilft ihm auch wol nach, trägt aber gewöhnlich Bedenken, in seine Absichten kräftig einzugehen. Alles jedoch zusammengenommen, muß man ihm den eigentlichsten Bürgersinn in jedem Betracht zugestehen; er ruht als Mensch auf sich selbst, verwaltet ein bedeutendes Amt, und beweist sich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen deutsches Vaterland und Welt als echten Liberalen. Alles Revolutionäre dagegen, das in seinen ältern Tagen hervortritt, ist ihm höchlich verhaßt, sowie alles, was früher Preußens großem Könige sich feindselig entgegenstellt. Da nun ferner eine jede Religion das reine ruhige Verkehren der Menschen untereinander befördern soll, die christlich evangelische jedoch hierzu besonders geeignet ist, so konnte er, die Religion des rechtschaffenen Mannes, die ihm angeboren und seiner Natur nothwendig war, immerfort ausübend, sich für den rechtgläubigsten aller Menschen halten und an dem ererbten Bekenntniß, sowie bei dem herkömmlichen einfachen Cultus der protestantischen Kirche gar wol beruhigen.

In solcher Kürze kann man von Gleim nichts Besseres sagen, als hier von Goethe geschehen, und es liegt die Vermuthung nahe, daß Goethe damit die Kränkung, welche dem trefflichen Manne in den „Xenien“ widerfuhr, einigermaßen und zu eigener Buße wieder habe gut machen wollen. Um so mehr muß man bedauern, daß ihm durch den Undank der Welt manche trübe Stunden bereitet wurden. Jacobi und Heinse, denen er in aufopferndster Weise

*) Gasthof in Eisleben, wo das Ehepaar Herder mit Gleim kurz vorher zusammengetroffen war.

sich wohlthätig erwiesen, verließen heimlich das halberstädter Asyl, als sich Gleim gerade in Magdeburg befand, und verabschiedeten sich bei ihm schriftlich, weil sie den Muth nicht hatten, ihren Entschluß offen und in Person ihrem Wohlthäter zu erklären. Rührend klagte damals Gleim in einem Schreiben, welches er Jacobi nach Düsseldorf nachschickte:

Da sitze ich einsam nun auf meiner Zelle; die Bilder aller meiner Freunde sehe ich an und seufze nach ihnen hin, suche noch um mich her ein sympathetisches Herz, finde keins so warm von Bruderliebe, wie ich's wünsche.

Auch Ramler, den er als jungen Mann in einer Hauslehrerstelle bei seiner verheiratheten Schwester untergebracht hatte, zeigte sich in verletzender Weise gegen ihn undankbar. Endlich bereitete ihm auch seine amtliche Stellung dann und wann „tödliche" Verdrießlichkeiten, namentlich im Jahre 1778, die ihm am 29. November in einem Briefe an Herder die bittere Klage abpreßten: „Wahrlich, mein bester Bruder, Voltaire hat recht, die Menschen waren's nicht werth, von Christus erlöst zu werden!" Damals ging Gleim ganz ernstlich mit der Absicht um, sich von seinem Amte loszumachen und ausschließlich den Musen und seinen Freunden zu leben.

Den höchsten Ersatz und Trost fand Gleim in der nie wankenden Freundschaft Herder's, der seinen Werth erkannt hatte und ihm unter anderm einmal schrieb: „Lebe wohl, liebster Gleim! Mann von Herzensenthusiasmus und Unschuld, Einfalt und Stärke, wie ich noch keinen sah." Meinungsverschiedenheiten tauchten, wie schon bemerkt, nur höchst selten zwischen beiden auf, und waren dann immer rasch und leicht beseitigt. Wehe that es z. B. Gleim, daß das Ehepaar Herder von Berlin so schlecht dachte, wohin er Herder zu ziehen in aller Weise bemüht gewesen war. Gleim schreibt am 14. Februar 1787:

Wer um Gottes willen, beste Schwester, hat das einzige Berlin, das ich allen großen Städten Deutschlands, die ich auch kenne, sehr weit vorziehe, wer, meine Theuere, hat so garstig von Berlin mit Ihnen gesprochen? War's Goethe, so hat er sich gröblich versündigt; denn er urtheilt nicht unparteiisch. Den Berlinern kam er stolz vor, und wurde deswegen eben nicht überall gut aufgenommen. Sie wissen, daß er einst mir auch so vorkam. Also mögen die Berliner nicht ganz unrecht haben. Und um einiger bösen Menschen willen, theuere Schwester, um der Ramler, um der Spaldinge willen — diese beiden halt' ich noch immer für die Bösesten in ganz Berlin, für die Bösesten in Absicht auf Herzlosigkeit; sie haben beide viel Verstand — muß man nicht alle für böse halten.

In einem Falle zeigte sich der Laie inhumaner und unduldsamer als der protestantische Theolog, nämlich auf Anlaß der Apostasie des Grafen Fritz von Stolberg. In einem Briefe vom 3. September nennt Gleim dieses Ereigniß, das damals in Deutschland ein enormes Aufsehen erregte, eine „greuliche Geschichte" und fährt dann fort:

Katharina Stolberg hat eine schandvolle Rolle gespielt. Als sie tobte, daß man die Braut, ihres Bruders Tochter, zu Wernigerode behalten wollte, und zu mir kam, in ihre Tollheit mich mit einzuflechten, damals schon wußte sie, daß ihr Bruder ein Apostat geworden. Nun tobt sie, weil ich des Apostaten Freund nicht bleiben will und quält mich mit ihrer Tollheit.

Ja er versichert am 10. September sogar, die Gräfin Stolberg sei zu ihm gekommen, um ihn selbst zu bekehren, sie sei aber übel bei ihm angelaufen. Herder rieth nun in seinem Antwortschreiben zur Nachsicht, jeder habe sein Gewissen, seine Religion frei, Stolberg sei ein edler Mensch gewesen, er, Herder, ahne den ganzen Gang seiner Seele, und Gleim möge alles thun, um öffentliche Angriffe auf Stolberg zu verhindern. Doch wir haben die betreffende Briefstelle schon früher bei der Besprechung der „Eutiner Skizzen" von W. von Bippen ziemlich vollständig mitgetheilt. Diesmal zeigte sich aber Gleim ungewöhnlich hartnäckig. Er erklärt am 12. October:

Laut werden müssen wir alle, die wir an unserer erkannten heiligen Wahrheit nicht zu Verräthern, nicht auch Apostaten werden wollen. Auch sind wir, seine nächsten Freunde, laut schon geworden, und werden, weil einige Hoffnung ist, daß er aus Finsterniß zu Licht zurückkehren werde, nicht aufhören, glimpflich, aber ernsthaft uns gegen ihn zu erklären.

Er fügt hinzu: „Ein Weib hat ihn verführt; man muß von keinem Weibe, wär's eine Karoline Herder, sich verführen lassen."

Sonst aber waren Gleim und Herder in allen allgemeinern und höhern humanen und politischen Fragen und meist auch in literarischen Dingen vollkommen einverstanden. So auch in Bezug auf die „Xenien". Gleim hat eben die „Xenien" gelesen, und er schreibt am 16. October 1796: „Goethe und Schiller so inhuman? Solche Katzbalgerei?... Ja wohl, Herzensbruder, haben wir mehr solcher Katzbalgereien durchlebt, wir wissen, was aus ihnen wird. Menschenfeindschaft, Unmenschlichkeit wird aus ihnen." In dem Augenblicke, wo er dies schrieb, wußte er noch nicht, daß auch auf ihn eine Xenie gemünzt sei; erst Falk machte ihn darauf aufmerksam. Herder's Gattin rieth ihm zu schweigen; aber Gleim hatte seine Gegenschrift „Kraft und Schnelle des alten Peleus" bereits vom Stapel gelassen, als die Warnung ihm zukam. Herder schreibt ihm hierauf:

Nicht nur „Kraft und Schnelle" sollten Ihre Poesien heißen, sondern auch Gutmüthigkeiten; denn ursprünglich gut sind Sie gegen die — —. Zwei Epigramme haben mich dabei wirklich gedauert, da Sie den Unsterblichen vom Sterben reden. Die Unsterblichen sterben nicht; einmal dies vorausgesetzt, ist man über alles erhaben.

Herder's Gattin drückt am 27. April den Wunsch aus, daß von den „Xenien" zwischen ihnen nicht mehr die Rede sein möge, und bemerkt dabei: „Humanität und Christenthum sind hier (in Weimar) Contrebande und verlachenswerthe Vorurtheile." Gleim bedauerte später selbst, nicht geschwiegen zu haben; er schreibt am 10. Mai 1797:

Von den herausgekommenen Antibarbarismen hab' ich so viel gehört, daß mich's ärgert, nicht wie ein Stock geschwiegen zu haben; so schlecht ist mir's noch nie gelungen. Ich wollte den Ton verhindern; vermuthlich kam ich zu spät! Schweigen war das Beste; deswegen schweigt auch Klopstock, der bei seinem Schweigen immer sich so wohl befunden hat. Den kritischen Stieren und Ochsen schwieg ich; warum nicht auch diesen Füchsen und Katzen?

Wie man im allgemeinen nur bedauern kann, daß Goethe und Schiller diese „literarische Hatz" (wie Schiller

selbst die „Xenien" nennt) veranstalteten und dadurch jenen Kopffechtereien, durch die sich unsere Literatur vor allen übrigen so unvortheilhaft auszeichnet, für alle Zukunft ihre Sanction ertheilten, so darf man doppelt bedauern, daß sie auch den alten verdienten Gleim nicht in Ruhe ließen, obschon derselbe auf Schiller, der über die Menschen eher zu herbe als zu mild zu urtheilen pflegte, bei seiner Anwesenheit in Weimar (Mai 1788) einen günstigen Eindruck gemacht hatte. „Von allen unsern berühmten Männern aus seiner Klasse", schrieb damals Schiller an seinen Körner über Gleim, „mag er den wohlwollendsten Charakter haben und der wirksamsten Freundschaft fähig sein." Im Grunde war gerade das Epigramm auf Gleim ziemlich zahm, ja in Betreff der Grenadierlieder sogar anerkennend, und man hat sich in späterer Zeit an eine ganz andere Sorte roher, boshafter, ja gemeiner und rein persönlicher Polemik gewöhnen müssen; aber die zahmste Anzüglichkeit, das mildest tadelnde Votum eines Goethe und Schiller hatte damals die Bedeutung eines literarischen Todesurtheils. *)

Indeß ließ sich Gleim durch seinen Mismuth nicht abhalten, für einzelne Dichtungen Schiller's seine Bewunderung auszusprechen; er schreibt z. B. am 27. November 1799: „Schiller's «Erwartung» und die «Glocke» tilgen seine Xeniensünden, besonders die «Glocke», die ein Demant in seinem Lorberkranze sein wird." Wunderlich dagegen lautet sein Urtheil über „Wallenstein's Lager" vom 12. October 1800:

Gestern fingen wir an, Schiller's „Wallenstein" zu lesen, lasen nur das Lager. Welch ein Spectacul? Und wozu? Welche Wirkung soll's thun? Zwei Wachtmeister, wie Paul Werner, konnten die Stimmung der Soldaten für ihren General eine Million mal besser dem Zuschauer bekannt machen! Ob ich das ganze Stück mir werde vorlesen lassen? Ich glaube, nein! Ich fürchte mehr solch Spectacul! Shakspeare ist ein ganz anderes.

Tiefer saß bei beiden Herders der Groll, namentlich bei Karoline. Man merkt dies an ihren mehrfach wiederkehrenden abfälligen Bemerkungen über Schiller's und Goethe's Wirksamkeit als Bühnendichter. Als im Jahre 1801 „Nathan der Weise" aufgeführt worden, ruft die Herder aus: „Nach dieser Vorstellung fühlen wir aufs neue, wohin unsere Schauspieldichter gesunken sind und wie hoch Lessing steht", und am 1. März 1802 schreibt sie:

Das neueste Gesetz des Theaters, das hier regiert und täglich unverschämter und frecher wird, setzt die dramatische Kunst auf Repräsentation und Declamation; der Inhalt des Stücks ist diesen ersten tief untergeordnet. Als hölzerne Puppen sollen wir unten im Parterre sitzen und die hölzernen Puppen auf der Bühne anschauen und declamiren hören, übrigens mir nichts dir nichts leer und trostlos von dannen gehen.... Goethe ist auch der Verfasser der Theaterartikel von Weimar im Modejournal vom Monat März an. Das Wichtigste, das jetzt in der Welt existirt, ist das Puppenspiel auf den Bretern!

Und doch hatte sie über Goethe am 8. Februar 1787 geschrieben: „Wir haben in den letzten drei Jahren nur mit ihm gelebt, an Geist und Herz verbunden!" Am 23. Februar: „Goethe würden Sie jetzt mehr als jemals lieben, wenn Sie ihn so kennten wie wir. Er ist ein Mann in allem Betracht", und am 22. September 1788: „Goethe ist gar trefflich lieb und gut seit seiner Wiederkunft. Er erscheint mir immer wie ein höhererer Genius." Inzwischen war ein tiefes Zerwürfniß zwischen Goethe und den Herders eingetreten, welches theils eine innigere Annäherung des erstern an Schiller zur Folge hatte, theils auch eine Folge dieser Annäherung war. Frauenrivalitäten und Frauenintriguen hatten sich ohne Zweifel eingemischt, Goethe so weit von Herder zu entfernen, als Schiller ihm zu nähern, und am 14. April 1787 schreibt die Herder an Gleim: „Wir sind nebenher tiefer verwundet von Goethe als durch alles, was in den «Xenien» steht."

Einigen Trost und Ersatz fanden Gleim und die Herders in den Schriften und der Zuneigung des jetzt eben seinen Aufflug nehmenden Jean Paul. Gleim, nachdem er „Hesperus" und „Quintus Fixlein" gelesen, schreibt an Karoline am 26. März 1796:

In Wahrheit, Herzensschwester, bei vielen Stellen fühlt' ich mein Nichts. Bei diesen sagt' ich: hier ist mehr als Swift! bei jenen: hier viel mehr als Yorik!... Dieser Richter schreibt alle Romanschreiber nieder; in seinen Naturbeschreibungen übertrifft er die Kleiste, die Thomsons, alle!

Er nennt ihn bald einen „Gottmenschen", der ihn oft in den Himmel gesetzt habe, bald einen „Erzmenschen in seinen Darstellungen der allgemeinen Menschenliebe". Er wünscht nicht, daß Richter nach Leipzig gehe: „Richter zu Leipzig? in dem Tumult? in den Zerstreuungen? Er bleibe doch ja zu Hof! Zu Hof war er Richter, zu Leipzig wird er etwas anderes sein"; auch drückt er einmal den Wunsch aus, daß Richter nicht neun Loth Kaffee des Tags und sparsamer Wein trinken möchte. Herder's Frau schreibt über ihn am 12. November 1798:

Richter ist nun auch in Weimar einquartiert. Es gefällt ihm hier außerordentlich, und er selbst findet ein größeres Publikum als man dachte. Am liebenswürdigsten ist er, wenn man allein mit ihm ist; da ist er ganz natürlich, munter, geistreich und an Gemüth ein Kind; diese wahrhaft edle und unbefangene Natur macht sich und andern das Leben leicht.

Vor seiner Verheirathung hatten deutsche Gemüthlichkeit und weibliche Zartheit und Wahrheitsliebe dafür gesorgt, daß allerlei böse Gerüchte über das Paar ausgesprengt wurden. Hierauf bezieht sich Frau Herder, wenn sie am 19. Juni 1801 schreibt:

Richter ist mit seiner trefflichen Frauen vier Tage hier gewesen. Wir haben uns fast täglich gesehen und sie lieb gewonnen. Er ist ein Liebling der Vorsehung; sie hat ihm die Hälfte seines Herzens, das Weib, das ganz für ihn geboren scheint, zugeführt. Sie ist gesund an Leib und Seele, ist munter, häuslich, liebenswürdig und ohne alle Schminke. Eine solche bedurfte er, und Gott hat sie ihm zugeführt.... Wie sind alle die lügenhaften Anekdoten von ihrer beiderseitigen Bekanntschaft durch die Gegenwart wie Spreu verflogen und vernichtet! O wie verdirbt das böse Geschwätz Menschen und alles Gute! Das ist jetzt der Ton geworden; die Lüge ruht nicht eher, bis sie auch dem Besten etwas angekleckst hat.

Ueber die Motive, welche Herder veranlaßten, um die Erhebung seiner Familie in den Adelsstand nachzusuchen,

*) Es verdient erwähnt zu werden, daß sich auch Johannes von Müller über den Xenienunfug aufs entschiedenste aussprach. „Die Haine der Musen", schrieb er im Jahre 1797, „werden Wälder voll Räuber; man darf nicht mehr darin lustwandeln, ohne Besorgniß, nackt und bloß ausgezogen und hierauf bespien zu werden."

enthält das Schreiben der Herder vom 2. November 1801 folgende nähere Angaben:

Ich übergehe viel unangenehme Scenen, die Adelbert (Herder's Sohn) mit einem adelichen Einstand in die neuen B—ischen Güter und den Bauern, die von diesem aufgehetzt waren, mit Lebensgefahr auszuhalten hatte. Kurz B. war bei seiner Anwesenheit von Tag zu Tag unzufriedener mit Adelbert; er verbot ihm sogar nach Stachesried zu gehen außer den Sonntagen. Er machte ihm allerlei Vorwürfe, die Adelbert alle beantwortete und vernichtete. Diese standhafte Beantwortung erbitterte das Ungeheuer noch mehr. Adelbert hatte sich erboten, die Oberverwaltung unentgeltlich zu führen, wenn B. nur die nöthige Unterverwaltung und Haushälterin auf das Gut setzen würde. Dazu hatte aber dieser keine Ohren, er setzte einen schlechten unwissenden Verwandten von sich als Nebenverwalter, muthete aber dem Adelbert zu, jetzt von dieser Zeit an für alles responsabel zu sein, oder er würde ihn schon vor der Regierung zu Straubingen zu finden wissen. Nach diesem ehrenrührigen, drohenden Brief konnte Adelbert nicht mehr länger in Diensten bleiben; er bat um seine Entlassung. Auch der Vater bat darum, mit Vorstellung aller Gründe. B. schrieb an meinen Mann einen Brief, den die Rabulisterei, die Frechheit und der Hohn selbst nur schreiben kann. Er entließ den Adelbert, aber nur unter der Bedingung, daß er jetzt Gebrauch von seinem unterschriebenen Einstandsrecht machen werde. Mehrere Tage vorher, ehe dieser Brief kam, warnte jemand Adelbert, es würde ein Einstand sich melden. In dieser ersten Verlegenheit schrieb mein Mann an den Herrn Grafen Görtz nach Regensburg, sich beim Kurfürsten zu verwenden, ihm mit seinen Söhnen das Indigenat mit adelichen Freiheiten zu ertheilen. Man kann nicht angelegener seine eigene Sache betreiben, als dieser Freund in der Gefahr diese Sache betrieb. Es kam eine Rückantwort von München, der Kurfürst ertheile zwar seit einem Vertrag von 1796 keine adelichen Freiheiten mehr, er wolle aber mit Vergnügen den Vater und seine Familie in den Adelstand selbst erheben mit dem Indigenat. Jetzt war die Zeit unserer Abreise vor der Thür. Wir konnten uns nicht gleich zur Annahme des Adels entschließen; der Vater schrieb an Görtz, er wolle aus Weimar das Weitere schreiben. Die Drohung von B. hielten wir blos für Drohung. Aber wie erstaunten wir, als wir bei unserer Durchreise in Baireuth das Nähere von seinem Charakter hörten, und wozu diese juristische Hyäne fähig sei! Mit Sorgen reisten wir bis hierher — und siehe, der erste Brief, den mein Mann erbrach, war von Görtz mit einem kurfürstlichen Rescript an diesen, worin unsere Sorge gehoben war. Acht Tage darauf kam auch die Nachricht, daß das Diplom taxfrei ausgefertigt werde. So kann also der gute, brave Adelbert seine Arbeit sorgenfrei unternehmen und ausführen. Er richtet nun das Gut nach bessern Grundsätzen der Landwirthschaft ein, macht alles lede und brachliegende Feld urbar, wozu denn die glückbringende Vorsehung ihr Gedeihen allein geben kann.

Zum Schluß versichert sie: „Das Wörtlein von wird von uns Aeltern nicht gebraucht werden." Der in dieser Geschichte eine so klägliche Rolle spielende Regierungspräsident von B. mag wol jener in Deutschland nicht wenig verbreiteten Gattung gemüthsroher Menschen angehört haben, die es sich zum Vergnügen machen, einmal einem Manne von Genie und Geist, wie Herder, brutal entgegentreten und ihm durch die That beweisen zu können, daß Stand und Besitzthum die Aristokratie des Geistes nicht zu respectiren brauchen, sondern das Privilegium haben, sie verhöhnen und mit Füßen treten zu dürfen.

Wir könnten noch manche interessante Mittheilungen und Urtheile über Personen und literarische Erzeugnisse (z. B. ein abfälliges der Herder über den Maler Tischbein, Herder's über „Reineke Fuchs", den er die „erste und größte Epopöe deutscher Nation, ja aller Nationen seit Homer" nennt), über die namentlich für Deutschland unheilvolle Zeit, die beiden Freunden im trübsten Lichte erscheint, über die schlechte Erziehung der deutschen Prinzen, denen, wie die Herder schreibt, „Liebe und Wahrheit ein fremdes Terrain" seien, und so noch manches andere hier anführen; aber wir haben noch über die den Schluß des Bandes bildende Correspondenz zwischen Herder und Nicolai einige Worte zu sagen und müssen für diese noch einigen Raum zu sparen suchen.

Herder betheiligte sich von Bückeburg aus mit Bücherrecensionen an Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek", aber bei allen Versicherungen gegenseitiger Hochachtung traten doch die verschiedenen Standpunkte beider Männer immer wieder hervor und führten bereits im Jahre 1773 zu einem entschiedenen Bruche. Schon der erste hier mitgetheilte Brief Herder's vom 6. Mai 1771 enthält mit Bezug auf die von Nicolai herausgegebene Correspondenz Abbt's mit Mendelssohn und Nicolai folgende Stelle:

So lehrreich und in vielem für Abbt's gelehrten Charakter wirklich ruhmvoll sie (Abbt's Briefe) sein mögen, ans Annehmliche ohnedem nicht zu denken: so — kurz, lieber Freund, wenn Sie irgendeinen Brief von mir aufgehoben haben, so verbrennen Sie ihn nicht blos, sondern mit Schwefelfeuer verbrennen Sie ihn, damit sich niemand daran erbaue, weder in dieser, noch in jener Welt. Amen! Nur eins anzuführen, so machen Sie, Männer der Literaturbriefe, darin so gut Sekte oder Bande, oder wie Sie's nennen wollen, als Gottschedianer, Bodmerianer, Klotzianer und wer sich künftig des Kranken- und Ruhebetts der heiligen Literatur annehme.

Dies war freilich eine etwas sonderbare Auslassung in einem Briefe, in welchem sich Herder zu Beiträgen für die „Bibliothek" erbot. Aber Nicolai lag aus verschiedenen, zum Theil von ihm selbst in seinen Briefen angegebenen Gründen an der Betheiligung Herder's sehr viel, und er antwortete auf den von diesem erhobenen, in nicht sehr zierliche Worte gekleideten Vorwurf sehr gemäßigt und verständig:

Wir machten freilich eine Sekte oder Bande aus, wenn dies so viel heißt, als verschiedene Wahrheiten für ausgemacht halten und sich, um über sie zu philosophiren, einerlei Art des Raisonnements zu bedienen. Es kann sein, daß wir auch einerlei Art der Vorurtheile hatten, aber auch dessen schämen wir uns nicht u. s. w.

In einem zweiten Briefe drückt er sogar in fast herzlichen Worten darüber, daß der letzte Preis der Akademie Herder zugefallen sei, seine Freude aus, weil er ihn hochschätze, weil er sein Freund und weil er ein Deutscher sei, und ersucht ihn namentlich um eine Besprechung der neuen Schlegel'schen Ausgabe des Batteux. Moses Mendelssohn habe dieses Buch besprechen wollen, „aber dieser vortreffliche Mann ist krank; der allzu große Fleiß hat ihm eine Art von Schwindel zugezogen, der ihn befällt, so oft er nur wenige Seiten mit Nachdenken liest. Er braucht diesen Sommer (1771) eine Cur, bei der er blos vegetiren muß; es ist schwerlich zu hoffen, daß er in Jahresfrist wird etwas liefern können." Aber sehr bald

fängt Nicolai über das Hervorstechende und Metaphorische der Herder'schen Schreibweise zu hofmeistern an. „Ich wünsche“, schreibt er einmal, „das so lange gehoffte Vergnügen, Sie mündlich zu sprechen, unter anderm auch deshalb zu haben, um mit Ihnen über das Sonderbare Ihrer Schreibart mich auszuschwatzen.“ In einem Briefe vom 24. August 1772 corrigirt er an dem Stil der Herder'schen Recensionen so schulmeisterlich herum, wie etwa ein Lehrer an den Stilübungen eines Quartaners. War ihm doch eigentlich auch Lessing's Stil schon zu markirt. Er erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß er Lessing schon erkannt habe, wenn er nur an die Thür geklopft, und fügt hinzu: „So geht's, wenn man alles auf eigene Weise machen will.“ Er eifert überhaupt gegen die „Originalköpfe, die alles auf ihre eigene Weise schreiben und nichts schreiben können, ohne erkannt zu werden“. Bei aller Planheit überließ sich aber doch auch Nicolai manchen Originalitäten und Phantastereien. Er glaubt z. B. in Betreff des griechischen Rhythmus Entdeckungen gemacht zu haben, welche die Begriffe vieler Kunstrichter von der Versification ganz verändern müßten; er getraut sich die Oden des Pindar in alte Musik zu setzen und glaubt in Betreff des Hexameters und Pentameters beweisen zu können, daß sie die Musik eines polnischen Tanzes gehabt hätten! Das ist doch origineller, als alles, was die „Originalköpfe“ des damaligen Deutschland je zu Markte gebracht haben.

Doch wir eilen zum Schluß. Die Meinungen beider Männer gingen immer weiter auseinander oder vielmehr ihre Grundverschiedenheit trat von selbst immer mehr zu Tage. In einem Briefe vom 13. Juni 1774 vergleicht Nicolai die metaphorischen Ausdrücke Herder's mit einem Beutel, den man nach Belieben auf- und zuziehen könne, wie man wolle, läßt dann noch ein höchst einseitiges Urtheil über die „Aelteste Urkunde“ Herder's los und bemerkt dann: „Mein liebster Freund, Sie schreiben orientalisch; fürchten Sie nicht, daß noch vor dem Jahre 2240 ein neuer Michaelis kommt und aus Ihrem Buche macht, was ihm beliebt?“ Herder erwidert hierauf unterm 29. Juli 1774 sehr gereizt und bitter, und schließt damit, daß er gewisse Stellen des Nicolai'schen Briefs nicht recht begreifen könne, „wie auch nicht den allegorischen Beutel und so manches andere, was ich denn sanft dem Herrn übergebe — und jetzt zur Abendmahlzeit wandere. Mit Gott empfohlen!“ Seinen nächsten, den letzten Brief in diesem Buche, vom 9. August 1774, beginnt dann Nicolai mit der spottweise förmlichen Anrede: „Hochehrwürdiger, Hochgelahrter, Insonders Hochzuverehrender Herr!“ und er schließt: „Ich bin, um Ihre eigenen Worte zu brauchen, die auch meine eigene wahre Gesinnung sind, ohne den mindesten Groll, Ew. Hochwürden gehorsamster Diener.“ Somit bilden diese Briefe zwischen Herder und Nicolai sicherlich einen interessanten und charakteristischen Beitrag zur innern Geschichte des so eigen und wunderlich gearteten deutschen Gelehrten- und Schriftstellerwesens.

Hermann Marggraff.

Zur Volksschriftenliteratur.

1. Die Heimat der Frau von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1859. 8. 1 Thlr.
2. Der Wunderdoctor Johannes Diel in Seebach. Ein erbauliches Lebensbild. Von Heinrich Schwerdt. Leipzig, Schlicke. 1860. Gr. 8. 22 Ngr.
3. Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen. Von Hermann Breusing. Bremen, Geisler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir haben der ausgezeichneten Schriftstellerin Ottilie Wildermuth, mit deren Werke wir unsere heutige Besprechung beginnen, bereits mehrfach in d. Bl. Erwähnung gethan; und wenn wir „Die Heimat der Frau“ (Nr. 1) zu den Volksschriften zählen, so glauben wir damit um so weniger einen Fehlgriff zu thun oder der würdigen Verfasserin irgendwie zu nahe zu treten, als sie sich im vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt hat, über ein vom rein humanistischen wie vom socialpolitischen Standpunkte aus gleich wichtiges Thema, nämlich über die Ehe, gemeinfaßlich und in unterhaltender Weise zum Volke zu sprechen, und als andererseits der Beruf des Volksschriftstellers zu den erhabensten gehört, die wir uns denken können, wenn nur die Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung erfaßt wird. Und was den behandelten Gegenstand anlangt, so gibt es kaum einen, der das allgemeine Interesse so sehr in Anspruch nähme, wie dieser. Bildet doch in der gesammten Unterhaltungsliteratur die Frage, ob ein Paar sich glücklich zusammenfindet und wie es sich in dem endlich erreichten längstersehnten Hafen befindet, den Angelpunkt, um den sich alles dreht, der in den tausend und abertausend sich jagenden Novellen und Erzählungen stets mit neuer Spannung verfolgt wird. Man könnte fast sagen, daß der Leser hier etwa in ähnlicher Weise gefesselt werde als der Spieler bei den verschiedenen Mischungen, in denen ihm dasselbe Spiel Karten immer aufs neue vorgelegt wird; nur gehen die Sympathien in allen den Fällen, wo wir einer tüchtigen Charakteristik begegnen, weit tiefer, und wir fühlen uns erregt, weil wir in den wechselnden Spiegelbildern, die an uns vorübergehen, das eigene Innere vor uns aufgerollt sehen, weil sich dieses an jenen Spiegelbildern in Beziehungen offenbart, die uns besonders nahe liegen und tief zum Herzen greifen. Um wie viel mehr muß uns der Gegenstand dann interessiren, wenn er von einem bestimmten, mit Bewußtsein festgehaltenen ethischen Standpunkte aus ins Auge gefaßt und dabei mit Geist und mit der Weihe poetischer Kraft zur Anschauung gebracht wird.

Zwei Sätze sind es, welche die Verfasserin in den drei Erzählungen des vorliegenden Werks, „Heimkehr“, „Verfehlte Wahl“, „Daheim“, als Basis des ehelichen Lebens hingestellt hat, nämlich: „Die Heimat der Frau ist an der Seite des Mannes, dem sie mit Gottes Segen angetraut ist“, und: „Wo unsere Heimat ist oder werden soll, da muß auch der Mittelpunkt unsers Liebens, unsers Strebens und Wirkens sein.“ Allerdings ist hierbei die nächste Anforderung nur an den einen Theil, das Weib, gestellt. Allein es ergibt sich von selbst, daß die correlaten Pflichten des Mannes hierbei nicht außer Betracht bleiben konnten. Die Verfasserin weiß ihre beiden Thesen, die wir aus vollster Seele unterschreiben, in der Hauptsache trefflich durchzuführen und namentlich alle Verstöße gegen dieselben in ihren langsamen und allmählichen, aber tiefgehenden und so leicht zu völliger Entfremdung führenden nachtheiligen Wirkungen anschaulich zu schildern. Wir sind auch vollkommen mit der Verfasserin einverstanden, wenn sie für eine gesunde Ehe eine religiöse Basis in Anspruch nimmt, und Ehen, denen dieses Element fehlt, selbst wenn sie aus wahrer Herzenszuneigung hervorgegangen, kein allzu günstiges Prognostikon stellt. Allein insofern geht sie hierin zu weit, als sie an ihren Beispielen nachzuweisen sucht, daß es in der Hauptsache in der Ehe weniger auf Liebe als auf gewissenhafte Pflichterfüllung ankomme. Ehen, welche sich von vornherein auf wahre Herzenszuneigung gründen, finden wir hier als auf romanhaften Phantasien beruhend

hingestellt und zu schlechtem Ende führend, wogegen Ehen ohne Liebe, nach kalter Verstandesberechnung oder aus pflichtschuldigstem Gehorsam gegen den nur die äußern Verhältnisse ins Auge fassenden Willen der Aeltern abgeschlossen, gewissermaßen als Ideale der Ehe hingestellt werden. Dies ist eine Verrückung der wahren ethischen Principien. Allerdings wird eine Ehe nie eine gesegnete sein, in der nur Liebe ohne Pflicht den Ton angibt, aber ebenso wenig eine, in der nur Pflicht ohne Liebe herrscht. Liebe ohne Pflichterfüllung kann eigentlich gar nicht gedacht werden, wohl aber Pflichterfüllung ohne Liebe. Was ist nun eine solche Pflichtehe? Ein Frühling ohne Blüten, ein Sommer ohne Sonne, ein Herbst ohne Frucht; ein ewig grauer Himmel, an dem zwar keine Wolken heraufziehen, der aber auch nimmer unter einem fröhlichen Lichtstrahl in heiterm Blau erglänzt. Wenn Tausende vor und mit und nach der großen Freudenhymne gejubelt haben und fort und fort jubeln und jubeln werden:

> Seid umschlungen, Millionen!
> Diesen Kuß der ganzen Welt! —

so wurden und werden die Arme in solcher Sehnsucht nicht umsonst ausgebreitet. Freilich kann uns Gott nicht die ganze, große Welt hineinlegen, aber er stillt uns die Sehnsucht doch, er legt uns die kleine Welt hinein. In der Ehe, die auf echt menschlich-natürlicher edler Geschlechtsliebe sich auferbaut, umarmt der Mann im Weibe und das Weib im Manne das verkörperte Urbild des Ganzen; in der Pflichtehe nicht. Indem unsere Verfasserin von jenen sogenannten Herzensehen, die aus einer flüchtigen Neigung hervorgegangen, des tiefern sittlichen Grundes entbehren, abschrecken will, verirrt sie sich allzu einseitig in das gerade Gegentheil, läßt eine aus Liebe geschlossene Ehe nach der andern auf die schnödeste Weise Schiffbruch leiden und verliert sich in Anpreisung solcher Ehen, die unter besonnenster Erwägung der „Umstände", d. h. unter höchst verständiger Vermeidung alles desjenigen, was zu einem etwas entbehrungsvollen Leben führen, und unter höchst berechneter Berücksichtigung alles desjenigen, was ein recht gehäbiges, bequemes Leben sichern könnte, abgeschlossen werde. Ja sie vergeht sich so weit, daß sie dergleichen „Umstände" als „Gottes Boten" bezeichnet, die dazu auffordern, geschlossene Liebesbündnisse zu lösen und neue — o nein, von Liebe ist nicht die Rede — nein, die dazu auffordern, anstatt jene Liebesbündnisse durch die Ehe zu heiligen und sich auf solchem guten Grunde sein Schicksal selbst zu schaffen — Ehebündnisse ohne Liebe zu schließen. Das ist eine Entwürdigung der Ehe, gegen die wir alles Ernstes Einspruch erheben müssen. In unserer materiellen Zeit ist es wahrhaftig nicht nöthig, dergleichen Nützlichkeits- und Gehäbigkeitsehen anzupreisen, und am allerwenigsten sollten sich Frauen von so ausgezeichnetem und liebenswürdigem Talent, wie unsere Verfasserin, dazu hergeben, sie zu predigen. Aber doch thut sie es. Wir dürfen uns nicht entbrechen, den Beweis, daß dem so sei, zu führen, und entlehnen ihn aus der ersten Erzählung, die wir bei allem bisher Gesagten besonders im Auge hatten, denn in den beiden folgenden lenkt sie wieder mehr zum Bessern hinüber. In dieser ersten Erzählung aber werden die Ehen ohne Herzensansprüche den andern auf Neigung beruhenden mit sichtbarer Vorliebe gegenübergestellt. Die Heldin schreibt an ihre Mutter: „Es ist mir lieber, einen ruhigen Bund zu schließen, als einen, der Herzensansprüche an mich machte", und die Mutter antwortet: „Du schreibst, daß du Achtung und Wohlgefallen an ihm findest, das ist genug, liebes Kind. Mir ist's mit deinem Vater selig auch nicht anders zu Muthe gewesen; bei uns ging's nie so hitzig zu, und wir haben dann so vergnügt zusammen gelebt! Du siehst's ja selbst bei der Tante, was bei dem Verliebniß herauskommt, und da ist's erst noch besser als an andern Orten." Die Tochter befolgt der Mutter Rath und ist auf dem besten Wege, ohne Herzensansprüche glücklich zu werden. Es ist hier alles so schön und herzlich geschildert und nichts hätte an demselben vergnüglichen Lebensabschlusse wie bei den Aeltern gefehlt, wenn nicht Lina das verwerfliche Gefühl in sich getragen, daß ihr im tiefsten Grunde der Seele eine unendliche Lücke geblieben, ein unausgefülltes Herz. Wir finden dieses Gefühl sehr natürlich, ohne freilich das weitere Verfahren Lina's zu billigen, die sich nachträglich verliebt, sich scheiden läßt und nunmehr in eine Herzensehe eintritt, die allerdings, weil auf vorherigen Treubruch begründet, zum Unheil ausschlagen muß. Die Auffassung des Verhältnisses ist hier nicht etwa die, daß die geschiedene Ehe von vornherein des Grundes zu einer gesegneten Existenz entbehrt habe, im Gegentheil, dieser war im Sinne der Dichtung auf das vollständigste gelegt, und nur jenes phantastische Gefühl von der Herzensleere war an allem Unglück schuld. Wo man dieses Gefühl nicht aufkommen läßt, geht's in der Ehe ohne Liebe vortrefflich. Hören wir nur die Jugendfreundin Lina's, wie sie bei spätem Wiedersehen der Unglücklichen, die sie nicht mehr erkennt, ihr eigenes Glück erzählt:

„Freilich, ich bin des pensionirten Schulmeisters Tochter; früher einmal meinte ich wol, ich möchte weiter in die Welt, aber es ist jetzt gut, daß es so gekommen." — „Ihr Vater lebt noch?" — „Ja wohl, bei uns hier, er hat das schönste Stübchen im Haus und ein heiteres Alter. Ich hatte einmal anders gemeint", fuhr die mittheilsame Frau fort, „ich habe so gern in den Büchern gelesen, wie ich noch jung war, und unser Provisor, der war wie ich, und wenn's nach uns gegangen wäre, so wäre ich nicht Müllerin hier. Der Vater wollt's aber nicht leiden. Der Unterlehrer war arm, und wir waren arm, und der Vater wußte besser als wir, was es ist um ein Leben der Sorge. Wenn mein Heinzelmann, Heinzelmann hieß er, weil Sie doch schon alles wissen, dann fragte: «Sollen so elende äußere Umstände zwei liebende Herzen trennen?» so sagte der Vater: «Umstände sind Gottes Boten.» Der Heinzelmann kam fort, aber wir versprachen einander die Treue ganz im stillen, und es dauerte so jahrelang, er bekam keinen Dienst, der Vater ward kränklich und das Amt geschah ihm sauer. Da hat der Müller hier um mich geworben, das war recht eine Gelegenheit, wo ich meine Treue zeigen konnte, und ich wollte ums Leben nicht. Der Vater aber schrieb an den Heinzelmann, der kam selbst und sagte mir, er wolle mir mein Wort wiedergeben, er könne mich doch nicht glücklich machen. Und ich sagte: «Soll ich meines Herzens Wunsch geben um elend Geld und Gut?» Er sagte: «Nein, aber um des Vaters Segen.» Da gingen wir voneinander, und ich habe geweint, es hätte unsern Mühlteich gefüllt. Aber es ist mir gut gegangen; ich habe einen braven Mann und mein Vater hat ein gutes Alter; und dem Heinzelmann geht's jetzt auch gut, er ist in Estelfingen drüben Schulmeister, sie besuchen uns alle Kirchweih."

Der grobsinnliche Materialismus ist hier bei diesem Verkaufen und Kaufen im Tempel durch den Hinblick auf die Versorgung des Vaters in etwas verklärt. Aber heiligt denn der Zweck das Mittel? Hätte die Frage oben gelautet: „Soll ich stehlen und betrügen um elend Geld und Gut?" würden wir auch die Antwort bekommen haben: „Nein, aber um des Vaters Segen"? Und wenn der Vater, um sich ein sorgenfreies Alter zu sichern, dem Verlobten das Herz der Verlobten stiehlt, und wenn diese mit dem frischen Treubruch auf der Zunge an den Altar tritt und dem reichen Müller ein Herz ohne Liebe zum ehelichen Bunde verpfändet, um in die gehäbige Mühle zu kommen und den Vater darin zu versorgen — ist denn dies etwas anderes als gestohlen und betrogen? Und solche Dinge sollen durch des Vaters Segen geheiligt werden? Solche Materialien, auf deren Grund das lucrative Handelsgeschäft abgeschlossen wird, sollen wir als „Gottes Boten" hinnehmen? Nein, wir achten die treffliche schwäbische Volksschriftstellerin viel zu hoch, um nicht den Verstoß, den sie sich hier zu Schulden kommen lassen, mit der größten Wärme zu rügen. Denn es ist nicht gleichgültig, von wem dergleichen Dinge gesagt werden. Lesen wir sie in einem Alltagsroman, so zucken wir die Achseln darüber und ereifern uns nicht; lesen wir sie aber in einer Schrift der Ottilie Wildermuth, die ihre goldenen Lebensregeln in so lieblichem Gewande vorzutragen weiß, daß sie sich Tausende von Herzen

damit erobert hat, die wir als eine wahrhaft segensreich wirkende Missionarin der Zufriedenheit und edle Pflegerin des Talents zur Freude unserer Leser auf das wärmste empfohlen haben, dann können wir nicht schweigen. Denn aus solchem Munde ist eine gefahrvolle Lehre doppelt gefahrvoll. Gern aber verbinden wir mit der Rüge das volle Anerkenntniß, das der Verfasserin auch für das vorliegende Werk in reichem Maße gebührt. Wir haben uns darüber bereits im Eingange unserer Mittheilung ausgesprochen und es bleibt uns nur übrig, dem noch hinzuzufügen, daß die Charakterschilderung, wie gewöhnlich, mit großer Feinheit und Schärfe durchgeführt und die Darstellung ebenso einfach als fesselnd ist. Auch fehlt es nicht an manchen mit höchst glücklichem Humor gezeichneten Charakteren, unter denen wir den der edeln und anspruchslosen armen Näherin, die z. B. über den ihr beigelegten Ehrentitel „alte Schachtel" in der ergötzlichsten Weise zu philosophiren weiß, zu den gelungensten zählen.

Wie sich durch „Die Heimat der Frau" der Grundton der Religiosität hinzieht, so ist im erbaulichen Lebensbild des „Wunderdoctors Johannes Dicel" von Schwerdt (Nr. 2) der Hauptzug der kirchliche Sinn des wackern Mannes, mit dem wir hier bekannt gemacht werden. Denn die Gründung einer Kirche nebst Pfarrei und Schule im Dorfe Seebach in Thüringen war die für die Kräfte eines unbemittelten Mannes allerdings außerordentliche Aufgabe, die sich der Wunderdoctor stellte und löste. Der Sohn eines armen Leinwebers und Tagelöhners, verbrachte er die Kindheits- und Jugendjahre in bitterster Noth, wurde ebenfalls Weber und Tagelöhner und warf sich später unter Benutzung einiger alter medicinischer Bücher, die ihm in die Hände gefallen, auf Kräuter- und Arzneifunde. Durch unablässige Studien gelang es ihm, sich nach und nach so viele Kenntnisse zu erwerben, daß er nicht nur viele glückliche Curen ausführte, sondern auch nach zuvor bestandenem Examen vom Herzog zu Sachsen-Eisenach zum „hochfürstlichen Medicus" ernannt wurde. Von einer regelmäßigen Abgabe, die er sich von seiner Einnahme selbst auferlegte, und dem Ertrage einer neben seiner Apotheke aufgestellten Sammelbüchse bestritt nun der Wunderdoctor nach und nach alle die Summen, die zu den obgedachten Stiftungen erforderlich wurden, bei denen er sich keineswegs der thätigen Beihülfe seiner Gemeinde zu erfreuen, sondern im Gegentheil mit vielfacher Opposition zu kämpfen hatte, da die Bauern befürchteten, daß ihnen die beabsichtigten Einrichtungen später doch noch Kosten verursachen würden.

Johannes Dicel ist ein Mann, der hinreichenden und dankbaren Stoff zu einer fürs Volk geschriebenen Biographie darbot. Unser Verfasser hat denselben mit sichtbarer Vorliebe behandelt, hat sich aber wol eben dadurch verleiten lassen, der sonst gelungenen Ausführung hier und da durch zu große Breite und durch Aufnahme von Thatsachen, die kaum in eine Lokalchronik gehören, Eintrag zu thun. Denn welche Pastoren nacheinander in Seebach amtirt haben, was für Reparaturen sich an den Pfarr- und Kirchengebäuden nöthig gemacht und wie viel sie gekostet, was für Brände stattgefunden und wie hoch sich die Verluste dabei belaufen, das hat höchstens für die Ortsgemeinde einige Bedeutung; die kirchenbuchartig gegebene Notiz aber über die Verehelichung der Töchter eines Pastors und Aehnliches kann kaum noch für die Ortsgemeinde, am wenigsten aber für das größere Publikum irgendein Interesse haben. Johannes Dicel starb im dreiundachtzigsten Lebensjahre am 9. Nov. 1758, am Eingange einer neuen Aera, ganz speciell bedeutungsvoll für die sachsen-weimarischen Lande, mit denen Eisenach inzwischen verbunden worden war; denn gerade in diesem Jahre trat die junge verwitwete Herzogin Anna Amalie ihre berühmt gewordene Regentschaft an. Der Verfasser berichtet gelegentlich von einer Festlichkeit, die um jene Zeit in der Nähe von Seebach stattgefunden und die wir als einen nicht ganz uninteressanten Beitrag zu den Zeichen jener Zeit unsern Lesern mittheilen wollen. „Die ganze Umgegend hatte bisher noch keine Kunststraße gehabt. Die Wege waren bisweilen grundlos und die Handelsleute, die von Frankfurt nach Leipzig zogen, brauchten zu dieser Reise mehrere Wochen und blieben gar nicht selten mit ihren Lastwagen im Moraste stecken. Da ward endlich Anno 1754 die wichtige Landstraße von Eisenach nach Gotha kunstmäßig erbaut. Am 12. Juli des genannten Jahres ward die Strecke von Eisenach bis Eichrodt, die bis dahin fertig, in Gegenwart der höchsten Herrschaften festlich eingeweiht. In Eichrodt war ein Zelt aufgeschlagen, wobei die Landmiliz in neuen Uniformen paradirte. Als die Herrschaften gefrühstückt, sahen sie wohlgefällig den Arbeiten zu, die geflissentlich im vollen Gange waren. Siehe, da brachte man grünlackirte Radebarren und übergoldete Schaufeln, und die fürstlichen Personen und alle Hofcavaliere griffen lustig zu, während die gewöhnlichen Arbeiter mit ihren Werkzeugen sich in Reihe und Glied stellten. Die Herzogin von Gotha eröffnete den Zug, indem sie eine der Radebarren fortschob und an Ort und Stelle ausschüttete. Unter allgemeinem Jubel folgte der ganze Hofstaat. Hierauf kamen Fuhrleute mit beladenen Karren, schütteten ihre Steine aus und fuhren wieder ab." Wier finden hier der Arbeit — in nationalökonomischer Beziehung vielleicht noch halb unbewußt — eine Anerkennung dargebracht, die ihr die spätere Zeit der Theorie noch vollständig sicherte, während die Praxis noch bisjetzt hinter der Theorie zurückgeblieben ist.

Die „Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen" (Nr. 3) von Hermann Breusing bestehen in fünf kurzen Geschichten, in welche westfälische Weise und Sitte am passenden Platze unter lebendiger und anziehender Schilderung entsprechend eingewebt ist. Die Geschichtchen lesen sich gut, sind mit Humor gewürzt und bieten nach Tendenz und Form eine gesunde und kräftige geistige Kost. Die Pflichtencollision im Hinblick auf Ehe und Liebe, herbeigeführt durch den Gegensatz der Verhältnisse oder den Widerstreit der Meinungen bei Aeltern und Kindern bietet auch diesen Erzählungen wie bei Tausenden ihrer Vorgängerinnen das wesentlichste Motiv zu Schürzung und Lösung des Knotens, die letztere erfolgt aber nicht auf dem Wege der Resignation, sondern auf dem der beharrlichen und treuen Ausdauer in der Liebe. „In Westfalen wächst wol die Eiche geduldiger Ausdauer, aber nicht die Rankenpflanze feigheitsseliger Entsagung." Es kann sein, daß der westfälische Charakter zu diesem Ausspruche in mancher Beziehung berechtigt, doch kommt es dabei in der Hauptsache auf eine vorurtheilsfreie Anschauung der Verhältnisse und auf eine wahrhaft ethisch richtige Würdigung der sich widerstrebenden Pflichten an. Entsagung ist eine so hohe, schöne Tugend, daß sie in allen Fällen etwas Bestechendes hat, selbst dann, wenn höhere Pflichten die Aufrechthaltung des Anspruchs, auf welchen Verzicht geleistet wurde, erforderten. Um so mehr ist es die Aufgabe eines jeden, dessen Wort zu weitern Kreisen Zugang hat, und vor allen des Volksschriftstellers, eine richtige Auffassung jener Collisionsfälle zu vermitteln, und es an gut gezeichneten Charakteren zur Anschauung zu bringen, wo Entsagung am Platze und wo sie nicht am Platze ist. Nur zu häufig geht das Entsagen in ein Verlassen über, die Erfüllung einer vermeintlichen Kindespflicht wird zur Verletzung einer höhern und heiligern Treuepflicht, und man fröhnt, indem man sich übel berathen und auf eine irrige Basis hin entscheidet, auf der einen Seite einer schnöden Laune oder einer äußerlichen Willkür, während man auf der andern eine Seele vergiftet und eine geistige Existenz, welche die Keime der herrlichsten Entfaltung in sich trug, zertrümmert. Der Verfasser weiß für solche Collisionsfälle, in denen so recht das Wort gilt, daß der Mensch Gott mehr gehorchen solle als den Menschen, den rechten Weg vorzuzeichnen. „Schmach dem Weibe, das ihre Liebe an ihren Stolz, an eine eingebildete Kraft verhandelt. Eine Buhlerin lügt sie die Selbstsucht zur Liebe. Vater, in allen Dingen gehorche ich dir, aber Eduard lasse ich mir nicht nehmen, bis ich ihn gehört, und dann vielleicht erst gar nicht, wäre seine Schuld auch noch so groß. Meine Seele

lasse ich nicht von mir scheiden; ich will sie mir zu bewahren suchen und wenn sie krank ist heilen. Meine Stärke soll meine Liebe schützen.... Mag alle Schmach und alles Unheil auf der Welt sich über seinem Haupte zu einer einzigen Gewitterwolke ballen, ich will mich an seine Brust lehnen, ihn küssen, trösten, stärken. Ich habe seinem Herzschlage gelauscht, aus seinem Geiste getrunken; uns trifft der Blitz zusammen, beide zugleich oder keinen von beiden.... Hälst du deine Tochter für eine Memme, Vater? Glaubst du, ich würde meiner Schwäche, meiner Furcht, meiner Eitelkeit meine Liebe preisgeben? Drohe mir nicht, Vater. Die Liebe ist die Ehre des Weibes. Ich werde meine Ehre schützen. Selbst du sollst sie nicht antasten. Du darfst keine Unsittlichkeit von mir begehren. Und thust du es doch, so widerstehe ich." Es handelte sich in vorliegendem Falle nicht um ein entehrendes Vergehen, sondern um eine Beleidigung, die der Bräutigam dem Vater der Braut unwissentlich zugefügt hatte, und man könnte dem Verfasser vorwerfen, daß die Stelle im Zusammenhange der Geschichte etwas zu excentrisch gehalten sei. Indeß träfe dieser Vorwurf nicht das Princip, nur die formelle Darstellung desselben. Das Princip ist durch und durch edel. Wenn der gleichgültigste Mensch ins Wasser gefallen, so stürzt alles herbei, um ihn zu retten. Und mit Recht, denn es gilt ein Menschenleben, wenn auch für den gegenwärtigen Fall nur ein äußeres, physisches. Wenn aber jemand eine Seele „sein nennt", die ihm die liebste auf Erden ist, und wenn diese Seele im Begriffe steht zu Grunde zu gehen, wenn sie sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, weshalb alle Welt sich von ihr abwendet und über die schmachbedeckte mit den Achseln zuckt, wenn sie in tausendmal größern Nöthen ist als in Wasser- oder Feuersgefahr, in Nöthen, aus denen nur noch die Liebe retten könnte, dann soll auch diese sich kalt abwenden und gleich der Menge die geliebte Seele zurückstoßen, eben weil die Menge es so für gut befindet? Die alltägliche Moral freilich urtheilt nicht anders und nimmt dabei den schwankenden Begriff der bürgerlichen Ehre zum bequemen Ruhekissen. Sehr richtig betont der Verfasser dagegen, daß es für diejenigen, die sich Liebe gelobt, erste und höchste Pflicht sei, das Krankhafte an der geliebten Seele zu heilen; und wie in dem hier angedeuteten Collisionsfalle weiß er auch in den übrigen den rechten Weg zu zeigen. In der Dichtung wie im Leben sehen wir tausendmal eine Ehe ohne Liebe zum Rettungsanker aus der Noth werden: dagegen legt auch in der letzten Erzählung wieder die Heldin entschiedene Wahrung ein. „Mein Wille steht fest. Ja, lieber alles Unglück bis zum äußersten Elende auf mein Haupt, ehe ich gegen Gott und meine Liebe lüge." Dergleichen kann nicht oft und nicht eindringlich genug gesagt werden. Bei unserm vollen Einverständnisse mit den Ansichten des Verfassers und den sonstigen Vorzügen des Werkchens, wie wir dieselben im Eingange angedeutet haben, können wir dasselbe unsern Lesern nur zur eigenen Lectüre empfehlen. 18.

Fanny Lewald's Selbstbiographie.

Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Im Vaterhause. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861. 8. 3 Thlr.

Fanny Lewald schickt ihrer Lebensbeschreibung eine Einleitung voraus, in welcher Goethe's Bemerkung über das Individuelle die erste Rolle spielt. Da man die Worte des Altmeisters als Motto der Selbstbiographie betrachten kann, und dieses Motto wieder gar charakteristisch für das uns vorliegende Buch ist, so setzen auch wir es hierher. Goethe sagt:

„Das Individuum geht verloren; das Andenken desselben verschwindet, und doch ist ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde. — Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht. — Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeschiedener selbst unbedeutender Menschen. — Die Frage, ob einer seine Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen. — Wenn sich einer nur mittheilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut. — Es ist gar nicht nöthig, daß einer untadelhaft sei, oder das Vortrefflichste und Tadelloseste thut; sondern nur, daß etwas geschehe, was dem andern nützen oder ihn erfreuen kann."

Fanny Lewald, in allen ihren Schriften individualisirend und mit liebevollem Pinsel auch das Kleinste naturgetreu malend, konnte ihrer Selbstbiographie kein Motto setzen, das passender als das Goethe'sche Wort gewesen wäre.

Außer Holtei's „Vierzig Jahre" hat uns seit langem kein Memoirenwerk so herzlich erfreut und interessirt und zu so aufmerksamen Lesern zählen dürfen als „Im Vaterhause".

Mit dem curriculum-vitae-mäßigen: „Ich bin am 24. März des Jahres 1811 zu Königsberg in Preußen geboren" u. s. w. beginnend, führt uns die geistvolle Frau bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre, d. h. bis zu ihrem ersten Ausfluge aus Königsberg, den sie an der Seite des in kaufmännischen Geschäften reisenden Vaters nach den Rhein- und Neckargegenden unternahm. Und mit 21 Lebensjahren einer Jungfrau, welche die Scholle noch nicht verlassen hat, auf der sie geboren, sind zwei Bände oder was dasselbe ist, 32 Druckbogen gefüllt. Es liegt auf der Hand, daß der Leser statt der Handlung nur Zeichnung finden kann, aber diese Zeichnungen zeigen eine so scharfe Beobachtungsgabe, eine so feste, bestimmte, klare und richtige Beurtheilung von Individuen und Situationen, eine so liebenswürdige Manier der Darstellung, wie wir sie nur von einem Engländer und den andern wenigen, vielgewandten Lebenszeichnern zu fordern gewöhnt sind.

Die Jahre der Kindheit sind schlicht und einfach gezeichnet und doch nicht arm an interessanten Zwischenspielen. Das mannichfache Unglück des Vaters (Bankrott, Feuersbrunst), verleiht den ersten Kapiteln das Gepräge der unmittelbaren Natürlichkeit. Die großen Zeitereignisse, Napoleon's Zug nach Rußland, die Retirade des geschlagenen der Vernichtung geweihten Xerxesheeres reichen ebenfalls hinein in das lebensvolle Bild, lag doch Königsberg an der großen Heeres- und Verkehrsstraße.

Dazwischen wieder die Schilderung des mütterlichen Haushalts. Töpfe, Kessel und Kannen werden beschrieben, die Krüge mit Eingemachtem aufgezählt, ja sogar einzelne Gerichte, die auf die Tafel kamen. Wir haben gleich im Anfang die Aeltern als dem Judenthum angehörig, aber auch als vorurtheilsfreie Leute kennen gelernt und wundern uns gar nicht, daß auch Wurst und Schinken eine Rolle in der Wirthschaft spielen. Dann begleiten wir die kleine Fanny in die Schule, lassen uns erzählen, welche Disciplinen ihren Beifall hatten, welche nicht; wir erfreuen uns an der psychologisch richtigen Zeichnung der kleinen Gespensterseherin und werden durch die Visionen Fanny's an die eigene Kindheit erinnert und an die schwarzen Männer oder andern Erscheinungen, die wir zu sehen meinten. Auch die Unlust Fanny's zur Musik ist unter ihren Mitschwestern wol verbreiteter als man glaubt. Man lasse sich nur von den Müttern erzählen, wie sehr die Töchter an den Flügel und „ans Ueben" erinnert werden müssen. Die Mode ist aber vorhanden und ihr zuwider darf nicht gehandelt werden; ginge es stets nach den Wünschen thörichter Aeltern, so müßte die Welt von Wunderkindern wimmeln und Ernst Kossak brauchte gar nicht wegen neuen Stoffs für seine Feuilletons zu sorgen. Man würde viel weniger schlechte Musik hören, wenn die Leute stets berücksichtigen wollten, daß wol viele berufen sind, sich an guter Musik zu erfreuen, sie zu empfinden, wenige aber auserwählt, diese Freude und Empfindung den Nebenmenschen zu bereiten.

Sehr schön ist dann später das Seelenleben der Jungfrau geschildert und die erwachende Liebe zu einem jungen Gelehrten, der unter dem Namen Leopold eine Rolle in der Biographie

spielt. Es ist das eine Liebe, ganz anders als wir sie in Romanen beschrieben finden: sie ist, wenn auch innig und tief, so doch leidenschaftslos, und mancher Leser wird von dieser Partie des Buchs wenig befriedigt, ja vielleicht kalt gelassen werden. Es ist eben keine ideelle Liebesgeschichte, sondern ein „Verhältniß" geschildert, wie es im Leben fast von selber sich knüpft und oft gelöst wird, man weiß nicht warum, man weiß nicht, auf wessen Seite die Schuld liegt. Für den phantasievollen Leser, der in der Selbstbiographie einer Dichterin etwas seinem Hautgout ganz besonders Zusagendes vermuthet, mag das sehr ernüchternd sein; Frau Professor Stahr, oder wie wir sie auch ferner nennen wollen, Fanny Lewald, hat aber von vornherein nichts anderes schreiben wollen als ein natürliches, „gelebtes Leben", und in den jungfräulichen Lenzen dieses Lebens kam eben ein solches „Verhältniß" vor.

Sehr erquickend in dem Buche ist die unbegrenzte Liebe und Verehrung, mit welcher die Schriftstellerin von ihrem Vater spricht. Es ist tausendmal dargethan worden, mit welcher begeisterungsvollen Anhänglichkeit die Poeten ihre Mutter verehren, weil es den meisten wie ihrem Altmeister Goethe ergeht:

> Vom Vater hab' ich die Statur
> Des Lebens ernstes Führen,
> Vom Mütterchen die Frohnatur,
> Und Lust zu fabuliren.

Fanny Lewald scheint der sprechendste Beweis dafür zu sein, daß bei den Dichterinnen das umgekehrte Verhältniß eintritt.

Aber der Vater der Schriftstellerin ist auch ein Charakter, werth dieser Liebe, werth dieser Verehrung. Er ist ein Mann, der das Leben kennt, die Menschen und das Herz. Patriarchalisch im Hauswesen, streng und doch auch wieder rathender Freund seiner Familie gegenüber, nachsichtig gegen die Menschen, reich an positiven Lebenskenntnissen und Erfahrungen, so geht seine Gestalt durch das Buch und jede seiner Handlungen muß ihm den Leser als Freund gewinnen. Wir wünschen jedem Studenten einen Vater, wie ihn die Brüder der Schriftstellerin hatten, der berühmte Rechtsanwalt und Vertheidiger Lewald in Berlin und der in Tiflis frühverstorbene Dr. med. Lewald, einen Vater, der den studirenden Söhnen sagt (II, 235): „Ihr werdet voraussichtlich, wie alle jungen Leute, Thorheiten machen und dadurch in Verlegenheit gerathen. Befindet ihr euch in einer solchen, so wendet euch nie an einen Fremden, sondern an mich. Ich habe sicherlich mehr guten Willen, euch zu helfen, als jeder andere!"

Das patriarchalisch-absolute Regiment des Vaters, wie er den Söhnen plötzlich mittheilt, daß sie getauft werden würden, wie er ebenso unvermuthet bei der Regierung darum einkommt, statt des bisher geführten Namens Markus den Namen Lewald anzunehmen (seine Brüder hatten diesen Namenstausch schon früher ausgeführt); das alles müssen wir unsere Leser freundlichst bitten, in dem allgemeinster Beachtung wohl werthen Buche selbst nachzulesen. **Heinrich Mahler.**

Neue Skizzen und Studien von Edmund Hoefer.

Deutsche Herzen. Skizzen, Studien und Geschichten von Edmund Hoefer. Prag, Kober u. Markgraf. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoefer gibt sich in diesem Buche als eine mit Adalbert Stifter verwandte Natur. Dieselbe Vorliebe für eine poetische Verklärung des sonst Uebersehenen und Vernachlässigten, für eine Hervorhebung des Nebensächlichen, für eine Belebung des scheinbar Unbelebten und Seelenlosen; dieselbe Sorgfalt und Wärme in der Schilderung und Charakteristik, besonders in der Ausmalung scheinbar kleiner, aber bedeutsamer Züge, dieselbe Neigung zum Wunderlichen und Absonderlichen und endlich auch dieselbe Hintansetzung des Geschichtlichen hinter das Descriptive und dieselbe Nachlässigkeit in der Behandlung der Totalform, in der künstlerischen Abrundung des Einzelnen zu einem wohlgegliederten und wohlproportionirten Ganzen. Nur in der Diction erlaubt sich Hoefer nicht eine gleiche Anwendung von Idiotismen und Provinzialismen, sondern schließt sich enger der allgemeinen Schriftsprache an; auch muthet er dem Leser nicht die naiven Wiederholungen wiederkehrender Handlungen zu, sondern liebt im Gegentheil, das in der Sache Aehnliche wenigstens in der Form und Einkleidung möglichst zu vermannichfaltigen. Dafür besitzen aber seine Schöpfungen auch nicht in gleichem Grade das Gepräge der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, sondern bewegen sich mehr in den Formen der gäng und gebe gewordenen Darstellungsweise.

Diesem allgemeinen Charakter gemäß sind unter den acht Gaben der vorliegenden Sammlung die vorherrschend schildernden in Vergleich mit den erzählenden entschieden die bedeutendern, nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Beziehung. Hierher gehören besonders die drei ersten Gaben: „Am Thore. Studien und Träumereien", „Aus dem Post- und Reisehandbuch eines Schulmeisters" und „Der Reisetag eines Launischen". Als skizzenhafte Personalcharakteristiken schließen sich ihnen an: „Aus dem Leben eines alten Militärs" und „Originale. Militäranekdoten". Den Preis unter diesen verdient ohne alle Frage das „Post- und Reisehandbuch des Schulmeisters". Wir dürfen es als ein kleines Meisterstück inniger und sinniger Darstellung einer einfach idyllisch-elegischen Herzensgeschichte und der ihrem Aufzeichner werth und bedeutungsvoll gewordenen Welt- und Lebensanschauungen bezeichnen, obschon das Ganze als solches sehr lose gefügt ist und fast nur durch das Band einer Personalunion zusammengehalten wird. Es besteht dasselbe außer einer kurzen Einleitung aus fünf verschiedenen Abschnitten: „Eine Pfingstreise", „Des Schulmeisters Liebe", „Herbstspaziergänge", „Eine Stunde an der See" und „Herr Diakonus". Unter diesen bildet der zweite den eigentlichen Kern. Es ist eine höchst einfache, aber darum keineswegs gewöhnlich verlaufende, sondern sogar mit einer tragischen Verwickelung und Entwickelung ausgestattete Liebesgeschichte und sie gehört zu dem Rührendsten, was wir derart im Gebiete der Dorfgeschichten gelesen haben. Den Schilderungen der Personen, Situationen und Stimmungen ist auch hier ein weiter Spielraum gestattet; aber nirgends anderswo hat sie der Autor so innig, wie hier, mit der eigentlichen Erzählung zu verweben gewußt. Die vier übrigen Abschnitte sind so gut wie reine Schilderungen und als solche vortrefflich. Besonders sind die „Herbstspaziergänge" und „Eine Stunde an der See" von einem echt poetischen Hauche durchweht. Der „Herr Diakonus" ist eine lockere Zusammenstellung von Zügen eines originellen Geistlichen, zum Theil von recht humoristischer Wirkung.

Entschieden den Charakter bloßer Studien haben „Am Thore" und „Der Reisetag eines Launischen". Auch sie enthalten der feinen Beobachtungen viel, doch lassen sie sich an poetischem Werth mit der zuerst von uns besprochenen Gabe nicht vergleichen. Es findet sich in ihnen neben dem Schönen doch auch manches Gesuchte oder Unwirksame. Dasselbe gilt von den beiden Personalcharakteristiken aus dem Soldatenleben. Es sind Zusammenstellungen von Wachtstubenanekdoten, zum Theil recht belustigend, zum Theil aber auch ohne diejenige komische Kraft, die ihnen von ihren Erzählern beigelegt wird. Der Ton, in welchem sie vorgetragen worden, ist glücklich getroffen.

Von den vorherrschend erzählenden Gaben der Sammlung sind „Der Rothe" und „Aus der Hauschronik meines Vaters" zwei Spukgeschichten, die nicht originell und pikant genug sind, um den jetzigen Ansprüchen an derartige Erzählungen zu genügen. Außerdem leiden sie an einer sehr unvollkommenen, der Einheit ermangelnden Composition. Weit bedeutender ist die das Buch schließende „Spiegelgeschichte". Es handelt sich darin um eine unter dem Einfluß von Hofkabalen und unglücklichen Verkettungen tragisch verlaufende Ehe eines Prinzen mit der Tochter eines Generals. Es fehlt ihr nicht an anziehenden Figuren und Situationen, aber dennoch vermag sie nicht recht zu packen und zu fesseln, und hierzu scheint mir vor allem die

unglücklich gewählte Einkleidung beizutragen. Der Autor hat nämlich die ganze Geschichte einem Spiegel in den Mund gelegt, und dies wird auf die Dauer ebenso lästig, wie es von vornherein gezwungen erscheint. Der heutige Geschmack ist für dergleichen nicht mehr. Nur wenn sich bedeutende Wirkungen dadurch erzielen lassen, darf sich der Dichter jetzt dergleichen noch erlauben. Von solchen Wirkungen haben wir aber hier nichts bemerkt. Die naturalistisch gehaltene Einleitung sticht gegen die phantastisch eingekleidete Geschichte selbst sehr vortheilhaft ab. 11.

Notizen.

Literarische Ausbeuterei.

Ein Bericht im Feuilleton des „Dresdener Journal“ (Nr. 236 vom 9. October) über Kneschke's instructives Werk „Das deutsche Lustspiel“ gibt uns Anlaß zu einer kleinen Beschwerde. Dieses Referat ist nämlich nichts weiter als ein knapper Auszug aus unserm Bericht über dasselbe Buch in Nr. 32 d. Bl. Es ist keine einzige Behauptung, keine einzige Ansicht in dem Bericht des „Dresdener Journal“, die sich nicht auch in unserm Referate befände. Nur ein paar Beispiele davon, in welcher bequemen Weise der betreffende Verfasser unsere Urtheile ausgezogen und umschrieben hat. Sagten wir: „Das Werk hat seine Mängel, aber man muß billig sein und bedenken, daß es aus dem Rohen herausgearbeitet und das erste in seiner Art ist“, so sagt der Recensent des „Dresdener Journal“: „Sein Werk ist in hohem Grade anerkennenswerth, wenn wir gegenüber seinen Mängeln die Schwierigkeiten erwägen, diesen Stoff zum ersten mal zu ordnen und zu behandeln“. Sagten wir: „In Bezug auf die Gegenwart ist das Buch fast zu vollständig, indem darin eine Menge dramatischer Eintagsfliegen secirt werden, die heute leben und morgen vergessen sind, wogegen sich in Bezug auf die Vergangenheit manche empfindliche Lücken bemerkbar machen“, so sagt der Recensent des dresdener Blattes: „Für die frühern Zeitperioden entstand manche Lücke, während dem neuesten Zeitabschnitte eine etwas zu ausgedehnte Beachtung gewidmet wurde“. Sagten wir: „Das culturhistorische Element, die Einflüsse der Sitte und Bildung zu den verschiedenen Zeiten auf den Charakter des Lustspiels hat der Verfasser wol zu wenig berücksichtigt“, so sagt unser Ab- oder Umschreiber: „Dagegen ist der Verfasser einer tiefern Erwägung des culturhistorischen Elements, der charakteristischen Wirkung von Bildung, socialer Sitte und herrschenden Zeitideen auf die Entwickelung des Lustspiels zu sehr ausgewichen“ u. s. w. Aber nicht blos Urtheile über das betreffende Buch finden sich hier ab- und umgeschrieben, sondern auch allgemeine Beobachtungen, auf die wir uns wol insofern etwas zugute thun möchten, weil sie von einiger Tragweite sind und wir der erste waren, der sie aus einer genauen, nicht ganz mühelosen Durchsicht des Buchs abstrahirte. Gegen den Schluß unsers Berichts hatten wir bemerkt: „Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß, wie aus Kneschke's Buch hervorgeht, sich von jeher an der deutschen Lustspielproduction gerade Schauspieler und Bühnendirectoren in großer Zahl betheiligt haben, wir nennen hier nur Iffland, Schröder, Großmann, Beck, Ziegler, F. von Holbein, P. A. Wolff, Lebrun, L. Schneider, L. Angely, Töpfer, Eduard Devrient, W. Vogel, C. P. Berger, A. Wilhelmi, C. Görner, Raymund, Nestroy, Weirauch, Räder, Frau von Weißenthurn, Frau Birch-Pfeiffer u. s. w. Sie alle haben nur für das gewöhnliche Tagesbedürfniß geschrieben; kaum daß sich der eine oder der andere aus der niedern Sphäre der gewöhnlichen Lustspiel- oder Possenfabrikation zum soliden bürgerlichen Drama erhob.... Welch ein Abstand gegen Shakspeare, der ursprünglich auch Schauspieler und später Schauspieldirector war!“ Dafür liest man im „Dresdener Journal“: „Verschiedene sehr beachtenswerthe Thatsachen treten uns in der speciellen Geschichte des Lustspiels entgegen, so unter anderm die, daß außerordentlich viel deutsche Schauspieler und Bühnendirectoren im Lustspielschreiben thätig waren, z. B. Iffland, Schröder, Beck, Ziegler, F. von Holbein, Lebrun, P. A. Wolff, L. Schneider, L. Angely, E. Devrient, W. Vogel, C. P. Berger, Töpfer, C. Görner, Frau von Weißenthurn, Frau Birch-Pfeiffer, Räder u. s. w. Fast alle diese kamen indeß nicht darüber hinaus, für den gewöhnlichen Tagesbedarf zu sorgen, und nur einige brachten es wenigstens zum soliden bürgerlichen Schauspiel; sie unterscheiden sich darin sehr stark von Molière und Shakspeare, die doch auch Schauspieler und Bühnendirectoren waren.“ Dabei werden aber unsere Blätter nirgends als Quelle angeführt, der Verfasser unterzeichnet seine Umschreibung unserer Kritik vielmehr wie einen echten Originalartikel ganz ruhig mit —r—! Wir sind sehr dankbar und erfreut, wenn man unsere Ansichten weiterer Verbreitung für werth hält und haben es oft ruhig mit angesehen, wenn man einzelne Urtheile von uns, ohne uns zu nennen, mehr oder weniger buchstäblich abdruckte, aber bei so ausgiebiger Benutzung erheischt es doch wol der literarische Anstand, wenigstens an Einer bezeichnenden Stelle die Quelle anzuführen. Es mag sehr bequem sein, auf diese Weise Recensionen zu schreiben, aber lobens- und empfehlenswerth ist diese Methode, die mühsamen kritischen Arbeiten anderer auszubeuten, jedenfalls nicht. H. M.

Ein Zeitbild.

In einem zweibändigen Roman „Handwerk und Industrie“ (Leipzig, Grunow, 1860) führt uns dessen Verfasser, Paul Stein, in die kleinen Verhältnisse des Lebens im Handwerkerstande ein; er schildert uns in der Familie Großheimer die Repräsentanten des alten zunftmäßigen Handwerks, das seinen goldenen Boden hatte, und zugleich auch namentlich in den Söhnen das Streben der neuern Zeit, das Handwerk aus seinen engen Schranken zu mehr industriellem kaufmännischen Wesen emporzuheben. Zugleich zeigt er an den Söhnen des in Amerika durch seine kaufmännischen Unternehmungen reich gewordenen Strehlen, wie gefährlich die Bahn allzu gewagter Speculationen ist und wie dieselbe oft in ein Leben voller Schulden oder in Bankrott verwickelt. Die Familie Großheimer vollführt trotz des entschieden am Alten hängenden Vaters diesen Uebergang zur Gründung neuer Verhältnisse in den Personen Karl und Ludwig zu ihrem Vortheile, während die Söhne des Kaufmanns Strehlen in ihren Unternehmungen scheitern. Das Thema ist gewiß ein zeitgemäßes, aber die Behandlung ist zu breit und läßt auch sonst manches zu wünschen übrig. Es sind, wie gesagt, doch immer nur die gewöhnlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er vor unsern Blicken aufrollt; kühl und langsam gehen wir dem Ziele zu, und gewinnen nur selten einen Höhepunkt, von dem aus man einen weiten freien Blick in das Treiben des menschlichen Lebens werfen kann. In stilistischer Hinsicht wäre zu tadeln, daß die große Masse attributiver Beiwörter, von denen der Verfasser ein großer Liebhaber zu sein scheint, der Schreibweise einen etwas gezierten Charakter verleiht, während der Verfasser andererseits es mit dem Sprachgebrauche nicht sehr genau nimmt, und z. B. „wegen“ fortwährend mit dem Dativ construirt und von einer „hartgeschafften Hand“ u. s. w. spricht. 23.

Bibliographie.

Berlichingen-Rossach, F. W. G., Graf v., Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie. Nach Urkunden zusammengestellt und herausgegeben. Mit 10 lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Bodemeyer, H., Die hannoverschen Verfassungskämpfe seit 1848. 1ster Abschnitt. Vom März des Jahres 1848 bis zur Berufung des Ministeriums von Schele am 23. November 1851. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Braun von Braunthal, Das Elixir des Teufels. Historischer Roman. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 20 Ngr.

Burow, Julie, An der polnischen Grenze. Ein Lebensbild. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 16. 1 Thlr.

Cahagnet, L. A., Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege. Ein Buch zum Troste der Menschheit, enthaltend: den unumstößlichen Beweis von der persönlichen Fortdauer und Beschäftigung der Seele nach ihrer Trennung vom Körper; durch protocollirte Aussagen ekstatischer Somnambülen geliefert. Nebst einem beurtheilenden Vorwort von J. Neuberth. (Neue Ausgabe.) 1ster Theil. Hildburghausen, F. Kesselring. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Gutzkow, K., Dramatische Werke. Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe. 1stes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 16. 10 Ngr.

Hartmann, G. F., Karl Fr. Hartmann, ein Charakterbild aus der Geschichte des christlichen Lebens in Süddeutschland. Gesichtet und ergänzt von K. C. E. Ehmann. Tübingen, Osiander. 8. 21 Ngr.

Höfler, K. A. K., Ruprecht von der Pfalz, genannt Clem, römischer König. 1400—1410. Freiburg im Br., Herder. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hutmacher, L., Ein Besuch in den römischen Katakomben von San Kallisto im Jahre 1859. Vorher: Kurze Mittheilungen über Name, Bestimmung und Geschichte der römischen Katakomben im Allgemeinen. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Körte, W., Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den sprichwörtlichen Redensarten der deutschen Zechbrüder und Aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetterkalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Malortie, C. E. v., König Ernst August. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Marsh, Eveline Marston. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 2 Thlr.

Meidinger, H., Die südafrikanischen Colonien Englands, und die Freistaaten der holländischen Boeren, in ihren neuesten Zuständen. Mit statistischen Belegen und 1 Karte. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 24 Ngr.

Rotter, F., Dante Alighieri. Sechs Vorträge über Dante. — Dante. Ein Romanzen-Kranz. Stuttgart, Schweizerbart. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Otto, Louise, Die Mission der Kunst mit besonderer Rücksicht auf die Gegenwart. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Overbeck, J., Beiträge zur Erkenntniss und Kritik der Zeusreligion. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 28 Ngr.

Pachtler, G. M., Das Christenthum in Tonkin und Cochinchina, dem heutigen Annamreiche, von seiner Einführung bis auf die Gegenwart. Nach der französischen Ausgabe bearbeitet. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reichenbach, Mathilde Gräfin v., Arndt und Follen. Zeitgemälde aus dem deutschen Befreiungskriege. Leipzig, Matthes. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Richter, F. Nobile v., Geschichte der österreichisch-slavischen und deutschen Freiwilligen und ihrer Kämpfe im Kirchenstaat im Jahre 1860. Nebst 2 Plänen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 17½ Ngr.

Ruppius, O., Ein Deutscher. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft. Leipzig, Keil. 1862. Gr. 16. 27 Ngr.

Schmidt, F., Musikalische Sonette. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von A. Peucer. Weimar, Kühn. 16. 10 Ngr.

Shakespeare's König Cymbeline. Für die deutsche Bühne bearbeitet von E. Rommel. Hannover, Lohse. 1860. 12. 12 Ngr.

Stern, A., und A. Oppermann, Das Leben der Maler nach Vasari und neueren Kunstschriftstellern für Kunstfreunde und Künstler bearbeitet. 1ste Lieferung. Leipzig, Matthes. 1862. Lex.-8. 12 Ngr.

Sturm, J., Für das Haus. Liedergabe. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.

Thesmar, F. H. J., Gedichte. Drei Theile. Hannover, Lohse. 8. 2 Thlr.

Thienen-Adlerflycht, K. Freih. v., In das Land voll Sonnenschein. Bilder aus Spanien. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tischbein, J. H. W., Aus meinem Leben. Herausgegeben von C. G. W. Schiller. Zwei Bände. Mit Porträt und 1 Stammtafel. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Traeger, A., Gedichte. 2te durchgesehene und vielvermehrte Auflage. Leipzig, Keil. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vom Palast zur Hütte. Original-Roman von C. Baronin Graven ..... Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1860. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waldau, A., Böhmische Granaten. Czechische Volkslieder. Zwei Bände. Prag, Ehrlich. 1858. 1860. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walhalla deutscher Materialisten. Münster, Coppenrath. Gr. 16. 18 Ngr.

Wauer, H., Der Burggraf von Nürnberg. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Berlin, Kastner u. Comp. Lex.-8. 20 Ngr.

Wörner, B., Lust und Leid. Geschichten aus unsern Tagen. Mit Illustrationen. 1ster Band. Augsburg, Schlosser. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Gedenk-Rede auf Pehr Henrik Ling, den nordischen Gymnasiarchen und Skalden. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von H. Rothstein. Mit dem Porträt Ling's. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 6 Ngr.

Fröbel, J., Oesterreich und die Umgestaltung des deutschen Bundes. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Märcker, T., Die Wahlsprüche der Hohenzollern. Zur Krönungs-Feier Sr. Maj. des Königs Wilhelm I. und Ihrer Maj. der Königin Augusta. Berlin, Decker. Lex.-8. 10 Ngr.

Mayer, F., Herzog Ernst. Charakteristiken und Skizzen. Gotha, Thienemann. 16. 6 Ngr.

Pfeifer, E., Der Ring des Polenkönigs Stanislaus. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 3 Ngr.

Der Proceß Oskar Becker, verhandelt vor dem Schwurgerichte zu Bruchsal am 23. September 1861. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 5 Ngr.

Sachtleben, H., Predigt am Jubelfeste des 1000jährigen Bestehens der Stadt Braunschweig den 20. August 1861 in der St. Katharinen-Kirche zu Braunschweig gehalten. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schleswig. Aus dem Englischen übersetzt mit Vorwort und Anmerkungen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 9 Ngr.

Schuselka, F., Oesterreich und Ungarn. Wien, Förster's artistische Anstalt. Gr. 8. 10 Ngr.

Hannoversche Staatsbriefe. I—XII. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Einige Worte über die Braunschweigische Revolution von 1830 und verschiedene Nachwirkungen derselben. Leipzig, Schrag. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zenetti, C. A., Der freie und befreiende Standpunkt der römisch-katholischen Wissenschaft. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Feier der Enthüllung des Ernst-August-Denkmals am 21. September 1861. Hannover, Lohse. Gr. 4. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 7. November 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Friedrich von Raumer's Memoiren.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Erinnerungen aus einem so mannichfach bewegten und in so vielen Kreisen thätigen, so selbstbewußt und mit so großer Consequenz durchgeführten Leben, wie das Friedrich von Raumer's, haben von vornherein einen Anspruch darauf, für jeden gebildeten Geist anziehend zu sein. Denn wenn es zu den Grundbedingungen einer interessanten Selbstbiographie gehört, daß der Biograph einen ihm eigenen Standpunkt im Leben eingenommen, und diesen im Gewirr der Pflichten nach außen und innen behauptet haben muß, so ist diese Grundbedingung hier in ungewöhnlichem Maße vorhanden und machtvoll gewahrt. An Eigenthümlichkeit des Standpunktes im Leben, an selbständiger Behauptung desselben, sei es als Mann der Wissenschaft, sei es als praktischer Politiker und patriotischer Staatsdiener, an Charakter mit einem Wort, werden wenige nur mit Friedrich von Raumer in die Schranken treten können. Doch wozu die Vorrede, da das vorliegende Buch den ungewöhnlichen Mann so vollständig kennen lehrt und kaum ein Kreis deutscher Leser bestehen wird, dem sein Name nicht geläufig ist!

Hr. von Raumer hat in seiner Selbstbiographie ein Buch vom höchsten Interesse in allgemein-menschlicher, wie in zeitgeschichtlicher Beziehung hinterlassen. Er leitet es mit einer Vorrede, eine halbe Seite lang, ein, die also beginnt:

1861.

Den 14. Mai bin ich volle 80 Jahre alt,
» 9. September bin ich 50 Jahre Professor,
» 5. October bin ich 50 Jahre Doctor,
» 20. October bin ich 50 Jahre verheirathet,
» 8. December bin ich 60 Jahre in königlichem Dienst,
» 29. December bin ich 60 Jahre Mitglied der Singakademie:

Diese, wie er sagt, „fast als Grabsteine zu betrachtenden Zahlen" hätten ihn zu dem Entschluß gebracht, wenigstens den frühern Theil seiner Lebenserinnerungen zu veröffentlichen. Wir preisen diesen Entschluß; denn der Verfasser hat den Grundsatz: nicht aus Altklugheit die Kindererinnerungen hinter sich zu werfen. Er gibt uns vielmehr aus ihnen die heitersten, aber auch die lehrreichsten Auszüge, in einer Weise, die, des köstlichsten Humors voll, in der That einem sprudelnden Wasserfall launigster Einfälle gleicht und uns von vornherein an diese geistvolle, ja, was Wahrhaftigkeit und Selbstkenntniß betrifft, unvergleichliche Selbstbiographie fesselt.

Die Familie Raumer's stammt aus der Oberpfalz und wanderte, um einer aufgezwungenen Bekehrung zu entgehen, nach Anhalt-Dessau aus, wo sie dem Lande Superintendenten, Präsidenten, Kanzler und Kammerdirectoren u. s. w. lieferte. Vom Großvater weiß der Verfasser nur dies eine Wort: „Fritz, es ist kein Vergnügen für Erwachsene, wenn Kinder in der Stube pfeifen." Die Großmutter, eine von Waldow, lehrte den Knaben französisch: als er einst ein Verbe zum Durchconjugiren zu wählen hatte, fiel er auf das Zeitwort puer und conjugirte nun: „Stinke du! Laßt uns stinken! O daß wir doch gestunken hätten!" Sein Vater, Kammerdirector und Verweser der Domäne Wörlitz, ein in England gebildeter Landwirth, thatkräftig und von großem praktischen Verstand, die Mutter, eine de Marees; er selbst am 14. Mai 1781 in Wörlitz geboren. Wenn der Vater dieses Ereignisses gedachte, setzte er stets hinzu: „Aber am 25. Mai erfror alle Rübsaat!" Das Lesen lernte der Knabe an der Fibel, dem magdeburger Kochbuch und der dessauer Gesetzsammlung! Der Versuch aber, beim Baden das Hemd zu waschen und danebenzusitzen, bis es getrocknet war, mislang gänzlich. Die Ansichten vom Geldbesitz, lange Zeit auf einen Dreier Taschengeld beschränkt, erweiterten sich sehr, als die Fürstin,

seine Pathe, eine rechtwinkelig gespaltene Birne mit vier Friedrichsdor schickte, die der Vater pünktlich mit 5 Procent verzinste. Mit dem Fürsten ging es minder gut. „Was machst du da oben“, rief er so donnernd dem Knaben auf dem Kirschbaume zu, daß die Hose zerriß und der Mutter die hohen Amtriebe offenbar wurden. Nun wurden Robinson und eine Geschichte Karl's I. Lieblingsbücher; dann kam lateinisch und griechisch an die Reihe. Alles aber übertraf der ländliche Aufenthalt in Wörlitz, über dessen Spielereien viel gespottet ist, die aber dem Autor, nachdem er den Vesuv und den Aetna bestiegen, nur noch besser gefielen.

Auf dem Joachimsthalschen Gymnasium stand der Knabe unter der Leitung ausgezeichnetster Männer: es war noch die relativ glückliche Zeit, da Aeltern und Verwandte sich um die Erziehung der Kinder kümmerten, während schon die 10 Jahre später geborene Generation — Referent spricht aus eigener Erfahrung — bei der Noth des Vaterlandes in gänzlicher Erziehungslosigkeit aufwachsen mußte. Onkel-Präsident Gerlach, ein Mann, der die σωφροσύνη und das μηδὲν ἄγαν praktisch darstellte, hatte den größten Einfluß auf die Erziehung; er, wie Geheimrath Raumer, hatten den Sinn für Poesie und Schönheit im regsten Geschäftsleben bewahrt, und vererbten diese Kunst auf den Schüler. Eine Tante und ein Onkel-Professor pflegten die Weichheit des Gemüths und die Liebe zur Wissenschaft in seiner Seele. Er las Shakspeare, aber auch Lafontaine, bis der Onkel gebot: „Lies die Alten, damit du jung bleibst.“ „Iphigenia“ ward aus der Krone einer großen Linde laut declamirt; dazwischen fielen die Schulstreiche gegen wunderliche Professoren. Wolf gab den philosophischen Anstoß für das ganze Leben; Naudé übersetzte: „Cäsar hazardirte den publiken Tresor zu spoliiren“ u. s. w. Ein Alumnus hatte Zweifel, zum Abendmahl zu gehen: der Professor wiederholte eindringlichst seine Bekehrungen und fragte dann: „Hat Er noch Zweifel?“ — „Ja“, war die Antwort. — „Nun?“ — „Herr Professor, ich habe keinen Hut!“ Meierotto, so vortrefflich der Mann war, gab doch für das Leben die Ueberzeugung, daß die breite, philologische Methode beim Lesen der Alten der Mehrzahl der Schüler mehr schadet als nutzt. Indeß wurden Prämien erlangt und 1798 die Reise zur Universität, mehr begehrt aus wirklicher Liebe zur Wissenschaft, als um des „dolce far niente“ willen, das den meisten ihre Studentenzeit so theuer und unvergeßlich macht! Der hallesche Studiosus war zunächst darauf bedacht, seine Unabhängigkeit zu wahren und schloß sich daher keiner Verbindung an; auch machte er bei 400 Thalern Jahrgeld keine Schulden. Eberhard's Logik und das damals gewaltig wuchernde Naturrecht waren sehr langweilig; beides erschien, z. B. die Frage, ob man nach dem Naturrecht ein Testament machen könne oder nicht? wie unfruchtbare Geistesspiele dem auf thätiges Wirken gerichteten Geiste. So entstand die Gefahr, das Hören von Vorlesungen für unnöthig zu halten, bis die Oheime ein Gegengewicht einwarfen, worauf Jurisprudenz mit Mathematik und Chemie bei Horkel die Oberhand gewannen. Kiel und Forster, der über Naturgeschichte so grob las, als verkehre er noch mit den Wilden, Krause und vor allem Sprengel, der trotz aller seiner Eigenthümlichkeit doch die Vorliebe für Geschichte unauslöschlich in der Seele Raumer's gründete, wurden hoch verehrt. Der letzte war ein solcher Freund des Punsches, daß, wo er erschien, niemals für andere mehr von diesem Getränk zu haben war; und Forster ein so entschlossener Gegner, daß, als ihm einst seiner Grobheit wegen die Fenster eingeworfen werden sollten, er die Attentäter mit Säcken voll Kieselsteinen zur Flucht trieb. Den Kunstsinn nährte das nahe Theater zu Lauchstädt, Naturgenuß und Naturdienst wurde mit dem treuen Hagen zu Wasser und zu Lande betrieben, um den jähen Tod des Freundes Golz zu überwinden; die Freuden eines unabhängigen wissenschaftlichen Strebens galten aber immer als die höchsten. Auch der Generalbaß bei Türk, sowie die Reisen nach Dresden, wo der Galeriebesuch damals mit einem Dukaten erkauft werden mußte, waren dem sparsamen Studenten nicht zu theuer. Nach zwei Jahren (1800) wurde das heiterere Göttingen, wo alles feiner und löblicher erschien als in Halle, bezogen. Waldeck, Hugo Beckmann wurden des Berufs halber, Heyne und Heeren aus Vorliebe gehört. Schlözer las über Nordamerika mit einer Weisheit, die er ausschließlich einem kleinen englischen Almanach verdankte. Bei Hoffmann ward Botanik getrieben; als er aber einst, da von Arioste die Rede war, fragte: „Wer ist Ariost?“ erschrak der Autor so, daß er das Collegium aufgab. Mit Freund Sotzmann wurde Milton und Spencer gelesen; Adam Müller zeigte sich schon damals als ein Schwarmgeist, der ein Kartoffelfeld für Kiensaat ansah und geckenhaft den reichen Engländer spielte. Mit Forkel dagegen fand ein inniger Verkehr statt; wenn man spazieren ritt, was immer nur im Schritt geschah, zog dieser plötzlich ein Griffbret hervor und übte sich im Spiel mit der Linken. Achim von Arnim zappelte in Liebesbanden; als aber die Freundin fand, daß seine chemischen Studien eine unangenehme Atmosphäre um ihn verbreiteten, warf er diese zur Seite und schrieb „Holly's Liebeleben“. So ging das Triennium zu Ende und der Autor war erst 20 Jahre alt, als er in das praktische Leben übertrat. Doch die wunderwürdige Laune, mit der der achtzigjährige Selbstbiograph diese Jugend uns malt, verläßt ihn noch nicht.

Ein höchst günstiger Umstand ließ auf die Zeit mannichfachster Ausbildung in den verschiedensten Richtungen ein Jahr ländlicher Muße in Wörlitz folgen, wo Landwirthschaft studirt und das gewonnene Wissensmaterial im Umgang mit praktischen Männern geordnet und gesichtet werden, auch der Fürst seine Gunst bewähren konnte. Darauf in Berlin dem alten Verwandtenkreise zurückgegeben, ward das juristische Examen absolvirt und der Referendarius am 8. December 1801 vereidet. Eine bedeutende praktische Thätigkeit folgte unmittelbar darauf, indem der junge Mann den Geheimen Rath von Bassewitz, der zum Uebernahmecommissarius der sogenannten Entschädigungslande (1802) ernannt war, nach dem

Eichsfelde begleitete und sich hier sogleich als Mann auf eigene Füße gestellt sah. Die reichen Klöster Gerode, Gibolbhausen, Duderstadt, Heiligenstadt, Nordhausen u. s. w. wurden in Besitz genommen, Güte und Gewalt abwechselnd zur Anwendung gebracht, Anschläge gefertigt, an der Organisation des neuen Besitzes gearbeitet und dabei manches ernste und komische Ereigniß in Mönchs- und Nonnenklöstern erlebt: alles unter dem schmerzlichen Gedanken jedoch, wie diese Besitznahme durch Deutschlands Schwäche und fremden Uebermuth herbeigeführt sei. Trotz alledem und obwol der Freund sich deutlich bewußt wurde, daß ernste Arbeit uns erst zum Mann, zum „brauchbaren" Mann macht und der wahre Probirstein des Lebens ist, herrschten doch sehnsüchtige oder poetische Stimmungen, Klagen über Mangel an geistvollem Verkehr, ja selbst ein gewisses Nebeln und Schwebeln in ihm vor und nährten sich an aus Göttingen mitgebrachten Büchern. Mitten unter diesen verschiedenen Bewegungen wurde (Juli 1803) das große Examen sehr gut bestanden, wobei Geheimrath Sack, einer der Examinatoren, einen sehr ruhigen Mittagsschlaf absolvirte. Hierauf bot sich die Wahl, in Heiligenstadt zu bleiben oder nach Berlin zurückzukehren. Der neue Assessor ging nach Potsdam und erhielt bald mit 400 Thaler Diäten das große Departement der Altmark, mit den bedeutendsten Aufträgen. Während er hier die „Bauern" kennen lernte, blieb sein Sinn für das Höhere, die Begeisterung für das Schöne so rege, daß er die „vertrockneten Jünglinge" unserer Zeit völlig unbegreiflich findet. Otto von Freysingen begeisterte ihn für Friedrich I., für die Kreuzzüge; es entstand der kühne Gedanke, selbst „Geschichte" zu schreiben. „Johannes von Müller empfahl mir das 15. Jahrhundert", sagt der Verfasser, „allein ich war schon selbst, wie durch Inspiration, bei den «Hohenstaufen» angekommen." So keimte denn diese berühmteste Arbeit Raumer's mitten unter Ablösungsrecessen und Dienstprotokollen. Die Gespräche („Vermischte Schriften") über den Werth des freien Handels beförderte Müller selbst zum Druck; er fand sie vortrefflich und es hat allerdings etwas Wunderbares, daß dies Thema heute nach 58 Jahren nicht weiter gefördert ist, als Raumer es damals entwickelt hat. Müller schreibt:

> Besonders ist vortrefflich, was Sie uns Deutschen über das wahre Nationalband ans Herz legen.... Daß durch die Zusammenwerfung einer Menge von selbständigen Staaten in Einen, wenn nicht zugleich eine große Seele das Ganze belebt, nichts gewonnen wird, sieht man an Spanien, das vor Ferdinand dem Katholischen viel mehr bedeutete als jetzt; denn Selbstvernachlässigung, wenn der Staat sehr groß wird, ist die Klippe, an der er versinkt. Und daß, wenn Eine Seele die vielen verbindet, ohne die trennenden Formen aufzulösen, Großes möglich ist, zeigen die Coalitionen wider Ludwig XIV.

Es sind dies Worte, die manchen allzu stürmischen Freund der „deutschen Einheit" etwas bedächtiger stimmen dürften.

Aufmunterungen dieser Art konnten nicht verfehlen, den auf die Wissenschaft gerichteten Trieb neu zu beleben: allein die inzwischen (1806) erfolgte Ernennung zum Domänenrath in Königs-Wusterhausen mit reichlichem Gehalt zog eine neue Schranke um diese Neigung. Da folgte Napoleon's Einzug in Berlin vor einer spärlichen und lautlosen Volksversammlung, und die Stockung aller Geschäfte ließ nun Muße genug, die Byzantiner, Anna Komnena und Abulfeda zu lesen und mit trunkener Begeisterung Griechen und Hohenstaufen zu umfassen, ja selbst historische Vorlesungen über die Kreuzzüge zu halten, wobei denn J. von Müller besonders die Schlacht von Hittin lobte, ohne jedoch den excerptmäßigen Stil zu billigen, dagegen aber die Alten empfahl, doch vor Tacitus warnte. Hagen, Solger, Krause und Keßler, darauf Schleiermacher und Steffens förderten dies Streben. Von Schleiermacher liegt ein merkwürdiger Brief (Januar 1807) vor, in dem es heißt:

> Die Lage von Europa ist närrisch: die beiden Extreme stoßen zusammen; allein aus ihrem Kampfe wird ein Raum für das Mittlere entstehen, das der Indifferenz näher ist. An eine dauernde Herrschaft Frankreichs über unser Land ist nicht zu denken — der Herrscher hat zu wenig den Sinn eines Königs.... Die Entstehung des Guten aber scheint unvermeidlich u. s. w.

Die historischen Studien begleitet ein redliches Streben, sich in der Philosophie zu orientiren; was darüber mitgetheilt wird, erweckt uns jedoch, offen gesagt, den Verdacht, daß der Verfasser damals wenigstens oft für Tiefe nahm, was doch wol nur jugendliche Unklarheit war. Die Liebe zur Philosophie dagegen blieb ihm sein ganzes Leben lang, wobei wir nicht verhehlen wollen, daß wir die Kriterien dessen, was man einen streng-philosophischen Geist nennt, in der Weise Raumer's eigentlich nicht zu finden wissen, da er uns doch entschieden mehr dem Thatsächlichen, dem Resultat des Denkens als der Befriedigung, die das organisirte Denken an sich gewährt, zugewandt erscheint.

Aus dieser Zeit kommen denn auch poetische Versuche nach Neigung und Gelegenheit vor, auf welche jedoch kein Werth zu legen ist und die im Strudel der Geschäfte untergingen; ja selbst Kreuzzüge und Hohenstaufen, Kaiser und Könige treten für eine Zeit lang in den Hintergrund, als mit dem Jahre 1808 die Wiedergeburt des völlig zerrütteten Vaterlandes alle Köpfe, wie eine Nothwendigkeit, zu beherrschen anfing. Die Schrift: „Ueber das britische Besteuerungssystem", lenkte die Aufmerksamkeit des Ministers Dohna, der mit einer „Einkommensteuer" beschäftigt war, auf sich; man berief den Verfasser in die Staatsschuldensection des Ministers Altenstein (Mai 1810), mit welcher Berufung denn eine Thätigkeit von der äußersten Bedeutung für die Umformung des ganzen Staatsorganismus begann. Wir sehen aus diesem elften Abschnitt, die Jahre 1810 und 1811 umfassend, welche unglaublichen Dinge damals in Preußen vorgingen, wie bodenlos die Versumpfung des alten Organismus war, welche fabelhafte und unglaubliche Projecte damals die hellsten Köpfe umnebelten und wie tief der Standpunkt des Wissens und der praktischen Fähigkeit unter den ersten Staatsbeamten damals war. Dies Bild ist so außerordentlicher Art, daß in der That alles Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Autors dazu gehört,

um es für „naturgetreu“ halten zu können! Der erste Auftrag, den der junge Rath empfing, war der, die Schuldensection in Bewegung zu bringen. „Aber wie kann ich das meinen Vorgesetzten gegenüber?“ fragte er den Minister. „Da sehen Sie zu“, war die Antwort. An der Spitze der Section stand Niebuhr; grundgelehrt, lehrreich mittheilend, von so empfindlicher Moralität, daß er bei Cäsar und Alexander nur die Schattenseiten sah, bis zur Schwäche weich, wo es auf festes Handeln ankam, völlig unpraktisch, ohne Entschluß und, wie Stein gesagt hatte, nur als Lexikon zum Nachschlagen brauchbar. Dieser Mann hatte die verderbliche holländische Anleihe abgeschlossen, und für eine Bagatelle von 1 oder 2 Millionen die sämmtlichen Staatsdomänen verpfändet! Der Besuch bei ihm zeigte Raumer sofort, daß er vom Schuldenwesen des Staats gar nichts wisse; alle Nachrichten darüber lagen in seinem großen Schreibtische, aus dem „nulla redemtio“ war. Und doch war Niebuhr's Ziel — das Finanzministerium! Die große Frage der Zeit war, wie zur Bezahlung der Kriegscontribution Geld zu beschaffen sei. Der Landtag in Berlin hatte hierzu ein fabelhaftes Einkommensteuergesetz ausgearbeitet, nach so parteilichen, so horrenden Grundsätzen, daß Raumer jedem Punkte desselben widersprechen mußte. In dieser Noth erwachte das alte Verlangen nach wissenschaftlicher Arbeit, und schon trat der Gedanke des Rücktritts nahe, als ein äußerst schmeichelhaftes Schreiben Hardenberg's den Autor in das Cabinet, ja in das Haus des Staatskanzlers berief. Von jetzt an, Freund und Rath dieses liebenswürdigsten Mannes, lag fast das Reformwerk des preußischen Staats in seiner Hand. Die nächste Frage war auch hier: Steuern oder Anlehen? Man entschied sich für Steuern; aber diese waren nicht zu erheben, ohne gründliche Zerstörung der Privilegien, ohne Freiheit der Bewegung, ohne Gleichheit vor dem Gesetz, ohne Gerechtigkeit, und dies ergab den völligen Umbau des Staats.

Ein mühevoller Kampf begann. Wittgenstein wollte, allenfalls mit Bajonneten, 100 Millionen durch Anlehen erpressen; Dohna, redlicher, aber stets in Nebendingen verloren, hatte gegen alles Bedenken und fand, daß eigentlich nirgends etwas fehle; sieben Plane für eine Verfassung lagen vor und kreisten bei den Ministern, ohne daß etwas zu Stande kam. Oelßen wollte alles mit Papiergeld bewältigen; der Verfasser, seinen Mann kennend, sagte ihm daher: „Aber, Hr. Geheimrath, erinnern Sie sich, daß schon Thucydides erzählt, wie große Uebel entstanden, als man in Athen zu viel Papiergeld gemacht hatte?“ — „Diese Erfahrung“, erwiderte jener, „ist allerdings von großer Wichtigkeit“, und ließ sich nun bekehren! Währenddessen stand Hardenberg fest auf seiner Ueberzeugung, nichts Einzelnes, sondern nur große Veränderungen im Innern könnten Preußen retten, verjüngen. Eine Reformcommission ward daher berufen, und Raumer erhielt den Auftrag, eine Instruction, wie die Reorganisation des Staats gründlich durchzuführen sei, für diese Commission zu entwerfen. Dieser unermeßlich schwierige Auftrag erschreckte, und trunken fast ging Raumer an die Arbeit, welche denn nun in 12 Punkten alle die wesentlichen Reformen bezeichnete, welche im Jahre 1811 die Umformung des Staatsorganismus durch Gesetze sanctionirten und welche die damals noch mächtige feudale Partei geradezu als „teuflisch“ bezeichnete. In der Commission waltete natürlich der heftigste Meinungskampf. Haydebreck hielt die Bauern für gänzlich rechtlos, Ladenberg schwärmte für eine Landaccise, andere verlangten Grundsteuerobligationen zur Verzinsung von Anleihen; indessen fielen doch die schlimmsten Schranken der Gewerbthätigkeit, der Vorspann, Naturallieferung u. s. w. Immer aber fehlte noch das Geld, den Kaiser Napoleon zu befriedigen, und so groß war die Noth, daß ernsthaft über eine neue „Gebietsabtretung“ discutirt wurde. Niebuhr tadelte jeden Plan, ohne sich durch die dringendsten Bitten des Kanzlers bewegen zu lassen, seinen eigenen Plan mitzutheilen; er verlangte durchaus, erst Finanzminister zu sein und verklagte den Kanzler beim König, indem er zugleich bat, diesem davon nichts mitzutheilen, worauf der König die ganze Anklage an den Kanzler sandte. Schön wollte die Domänenpachte ablösen, war jedoch ehrlich genug, nicht Minister werden zu wollen, und der König erklärte ihn für einen redlichen, aber excentrischen Charakter. Unzählige Finanzplane waren von Berufenen und Unberufenen, Grafen, Bankiers, Juden, Militärs, Kaufleuten, Handwerkern, eingereicht worden, ja selbst eine „Mademasel“, wie sie sich unterschrieb, fehlte nicht. Der eine forderte eine Ausspielung aller Domänen, ein anderer eine allgemeine Immobiliarlotterie; der will alle Glocken einschmelzen und davon die Armee bezahlen, jener verlangt Ledergeld statt des Papiergeldes; ein dritter will alles monopolisiren, ein vierter will eine Gesellschaft zur Versorgung aller Städte mit Lebensmitteln gründen; der will den Bauern die Pferde nehmen und ihnen nur Ochsen gestatten, um den Staat zu retten, ein anderer die Geschwängerten besteuern („vor die Bewilligung der Freude“, wie es heißt); jener will jeden Einwohner lebenslang an die Scholle binden und einer endlich bringt ein unfehlbares Recept, Gold zu machen, indem er bittet, dafür von der Schuldenexecution befreit zu werden. Diesen Wust zu durchlesen und darüber zu berichten, fiel dem Verfasser zu: „ein Fegefeuer“, wie er sagt.

Indeß wurde das Verhältniß zu Hardenberg täglich vertraulicher; es war ein großer Trost bei grimmiger und ungerechter Anfeindung. Im August 1810 reiste Raumer mit dem Kanzler nach Schlesien. Hier fand eine geheime Zusammenkunft mit Stein statt — geheim um Napoleon's willen —, der alle Plane Hardenberg's billigte und die von beiden dem Könige vorgelegt und sanctionirt wurden. „On voit bien, qu'un homme d'esprit est à la tête des affaires“, hatte Napoleon von Hardenberg gesagt. Und in der That, der Kanzler war ein Mann von den seltensten Eigenschaften, so gebildet, daß er nicht vor dem Genie erschrak, edel, wohlwollend und über die maßen fein und liebenswürdig, ein Gentleman im vollen Wortsinn, fähig, jeden zu gewinnen, in jede Ansicht sich hin-

einzudenken; schwach nur gegen Frauen. In einem jedoch hatte sein Rath eine schlimme Stellung: nachdem er jedes Gesuch leutselig angehört und meist willfährig beantwortet, ward der Bittende zu Weiterm an den Rath gewiesen, und dieser hatte dann das Odium der abschläglichen Antwort allein zu tragen. Hierzu kam als ein anderer Uebelstand die Schwerhörigkeit des Kanzlers. „Ein Müller", erzählt Raumer, „kam eines Tags ganz entrüstet zu mir: «Was ist der Kanzler doch für ein hartherziger Mann», rief er. «Ich klage ihm unter Thränen, daß meine Mühle abgebrannt ist, und er antwortet mir: «Das freut mich ja sehr!»"

Obwol nun der Verfasser in diesem Abschnitte seines Lebens vieles und viele zu tadeln findet, und wiewol dies zuweilen selbst auf ziemlich kaustische Art geschieht, so muß doch anerkannt werden, daß er nirgends sein persönliches Verdienst, wie unverkennbar dasselbe für die Reformirung des Staatsbaues auch dasteht, ungebührlich betont. Keine Ueberhebung tritt uns entgegen, vielmehr das Bewußtsein ungenügender Kräfte und daher das immer wieder emporwachsende Verlangen nach reinerer, wissenschaftlicher Thätigkeit. „Ich fühlte", sagt der Verfasser, „daß ich ohne Griechen, ohne Kreuzzüge und Hohenstaufen, ohne eine nähere Vertrautheit mit den Offenbarungen der Geschichte nicht leben konnte." Die Begütigungen und Ermunterungen Hardenberg's selbst hielten endlich dagegen nicht länger Stand, sowenig wie die Gelegenheit, vielen Gutes zu erzeigen, viele Wünsche zu erfüllen; wobei denn freilich auch manchem ungerechten Verlangen zu begegnen war. So verlangte Adam Müller nichts Geringeres als die Stelle eines Staatsraths, ein Wunsch, der schwer auszuführen war, da der Mann nur etwa acht Tage lang Referendarius gewesen und seine völlige Unbrauchbarkeit hinreichend documentirt hatte. An dem Mislingen sollte Raumer schuld sein, und Müller, der übrigens schon Katholik war, als er sich für einen Protestanten ausgab, ging in das Lager der Ultraaristokraten über, die jeder Reform widersprachen. Schlimmer noch ging es mit Kleist, der sich, gutmüthig wie er war, von Müller bis zu Drohungen, bis zum Zweikampf verleiten ließ, dann aber seinen Irrthum einsah und in seine alte Melancholie zurückfiel. Ja selbst seinen Aeltern erschien die seltsame und einflußreiche Stellung Raumer's bedenklich und die lebuser Stände verklagten ihn durch Müller direct beim König. Alles dies nährte zwar wol den Grundtrieb seiner Seele, gab jedoch keine letzte Entscheidung: was diese herbeiführte, war die „Wehmuth" über das häufige schwächliche und inconsequente Abweichen von den als richtig erkannten Grundsätzen. „Die Wahrheit des Spruchs meines Onkels Gerlach", sagt der Verfasser, „daß der königliche Dienst auf die Dauer mit meiner Art geschichtlicher Forschung unverträglich sei, erwies sich mehr und mehr, und Solger's Mahnungen, «nur nicht unwillig zu werden», fruchteten nicht mehr."

Die Reise nach Schlesien stand auch mit der Umbildung der Universität Breslau in Verbindung; sie reifte den Entschluß, und im September 1811 wurde die Bitte an den Staatskanzler um eine Professur der Staatswissenschaft bei der neuen Universität gerichtet. Der Kanzler mahnte in schmeichelhaftester Weise ab, zögerte, mußte jedoch endlich nachgeben. Es ward bekannt, daß der „kleine Staatskanzler" Professor geworden war. Das Opfer schien vielen übergroß; andere ergossen sich in Spott und Nichtachtung; aber die Universität Heidelberg ernannte Raumer zum Doctor und das Unterrichtsdepartement wünschte der Universität Breslau Glück zu seiner Erwerbung. Er selbst sagt von jenem Entschluß:

> Ich that, was meiner Natur zusagte, was ihr gemäß war und habe es nie bereut, und wenn auch auf Nachruhm gar nicht zu rechnen war, so hat doch das Erschaffen meiner Werke meinem Leben selbst einen großartigen und beglückenden Inhalt gegeben. Ohne Ausscheiden aus dem Staatsdienst hätte ich kein geschichtliches Werk zu Stande gebracht, hätte weder Deutschland, noch die Schweiz, Belgien und Holland, weder Italien, noch Frankreich, noch Amerika, Skandinavien, Athen und Konstantinopel gesehen; sondern wäre wol schon — längst begraben!

Wir verlassen hier den Lebensabriß Raumer's und wenden uns zu den in denselben eingefügten Mittheilungen aus seinem Briefwechsel. Den Leser aber, welcher uns bis hierher seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, werden wir wol nicht umsonst ersuchen, uns dieselbe noch auf kurze Zeit zu schenken, da ihm das Wichtigste aus diesem äußerst bedeutenden Briefwechsel, der wesentlich selbst nur ein Auszug einer inhaltreichen Correspondenz ist, in Folgendem in gedrängter Kürze vorgeführt werden soll.

Der Briefwechsel Raumer's gewährt darum so viel Befriedigung, weil er sich in strengster Auswahl nur auf das an sich Bedeutende beschränkt und offene Aeußerungen solcher Männer gibt, denen wir einen erheblichen Einfluß auf die Zeit- und die Culturgeschichte Deutschlands beizumessen haben. Er enthält nichts von dem, was wir in zahllosen Briefsammlungen der letzten Jahre als Beiwerk so oft in den Kauf zu nehmen genöthigt sind, literarisches oder gesellschaftliches Geklatsch, bedeutungsloses Papierwerk, triviale Familiencontroverse, vergessene Liebschaften und dergleichen bis zur Geschmacklosigkeit werthlose Papierschnitzel namhafter Männer. Was Hr. von Raumer von sich und andern mittheilt, ist ohne Ausnahme der gedruckten Mittheilung werth, weil es geistvoll, charakteristisch, oft prophetisch für die Zukunft, stets voll Belehrung über Zustände der Vergangenheit und der Gegenwart ist, der geistigen wie der materiellen. Er unterbricht diesen Briefwechsel ferner zweimal durch kurze biographische Uebersichten, und setzt den Leser hierdurch in den Stand, diese Mittheilungen an die rechte Stelle in seiner Lebensentwickelung einzufügen.

In dieser Sammlung finden wir von Johannes Müller, Heeren, Sotzmann, von Solger, von Kleist, Tieck, dem lebenslang treuen Freunde, von Hardenberg, Jean Paul, Bock, von Manso, Hagen, Schlegel, von Stein, den beiden Humboldt, Wilhelm Müller, von Hormayr, Leo, Löbell, von Raupach, der Herzogin von Dessau, den Königen von Baiern und Preußen, von den Damen Dorothea Tieck, Wilhelmine Stubenrauch, Auguste Crelinger und vielen andern, die bedeutendsten Mittheilungen aus dem Gebiete des

Staatslebens, wie der Wissenschaft und der Kunst um so reiner wiedergegeben, als sie nur in kurzen Auszügen das Materiell-Wichtige vor die Seele bringen. Aus dieser überreichen Fülle des Stoffs ist es schwer, auch nur das Erheblichste hervorzuheben: den Versuch dürfen wir aber nicht scheuen.

Zuvörderst möchten wir auf die Briefe von Johannes Müller aus den Jahren 1806 und 1807 aufmerksam machen, die uns doch ein ganz neues Bild von dem vielverkannten Manne hinstellen. Im letztern Jahre hatte Müller seine Entlassung begehrt, wollte jedoch gern bleiben, wenn man ihn nicht „zwischen zwei Stühle" setzen wollte. Jetzt schrieb er von Preußen: „Es muß in allem ein neuer Boden gelegt werden. Thöricht und gefährlich wäre, ferner eine Militärmacht sein zu wollen: anstatt der gewaltigen Armee müssen kleine Kerncorps aufkommen, dafür aber die Nation «militärisirt» werden, was zu viel größern Dingen führen kann, als der alte Modus. Von alledem ist aber noch keine Spur der Entschließung" u. s. w., woraus man sieht, daß das System der Landwehr zu einer Zeit diesem Geiste gegenwärtig war, als außer ihm noch niemand entfernt daran dachte. In dem noch hoffnungsreichen Briefe von 1806 heißt es von Karl dem Großen: „Erst der Zerfall seines Reichs war eine Wohlthat; sonst hätten wir eine Reihe «chinesischer» Kaiser bekommen, die zuletzt aus Langeweile nach Amerika gegangen wären, um das Werk der Freiheit da wieder anzufangen." Unerquicklich, aber sehr bezeichnend für den ganz haltlosen Geist H. von Kleist's ist der Briefwechsel mit diesem. Kleist behauptete, als Redacteur der „Abendblätter" von Raumer die Zusage einer amtlichen Geldunterstützung erhalten zu haben, was Raumer, als die „Abendblätter" infolge ganz unpassender Aufsätze Adam Müller's eingehen mußten, leugnete. Kleist maß nun den Untergang seines Journals Raumer zu, forderte Entschädigung, drohte mit Veröffentlichung des fraglichen Geldanerbietens und forderte im Fall zweideutiger oder ungenügender Antwort endlich, als Mann von Ehre, Genugthuung. Als aber Raumer dieserhalb zu ihm kam, weinte und klagte Kleist, sagte, er sei zu allem inducirt worden und sprach endlich Raumer dafür, daß durch seine Vermittelung ihm die Redaction des „Kurmärkischen Amtsblatt" in Aussicht gestellt sei, seinen Dank aus. „Ew. u. s. w." heißt es hier, „ersuche ich ganz ergebenst im Vertrauen auf Ihre edelmüthige Vergebung alles Vorgefallenen, diese Sache zur Befriedigung aller Interessen in Ihren Schutz zu nehmen" u. s. w. Nicht lange darauf endete er selbst sein Leben!

Nach seiner Entlassung war Raumer in den Verdacht gekommen, Verfasser der „Neuen Jakobiner" zu sein. Er schrieb deshalb dem Staatskanzler und dieser antwortete:

Ich will Ihren Brief gleich beantworten, lieber Raumer, damit nicht etwa Hindernisse es verschieben machen. Sie werden doch von mir nicht glauben, daß ich Sie für den Verfasser der „Jakobiner" sollte halten können. Sie kennen mich genug, um überzeugt zu sein, daß ich jede redliche Meinung ehre und nichts mehr hasse, als Insinuationen zum Nachtheil anderer. Ihnen ist meine Achtung und meine Freundschaft herzlich gewidmet, mögen Sie einverstanden sein mit allen neuerlichen Maßregeln oder nicht. Sie finden diese nicht unbedingt angemessen. Ich glaube aber, daß sie es bedingt waren u. s. w.

Nachdem der Entschluß, alle Kräfte der Wissenschaft zu weihen, ausgeführt war, bot das Leben in Breslau reichsten Ersatz für alle materiellen Opfer dar. Steffens, Hagen, Link, Heindorf, Schneider, Manso, der Bruder Karl, Schall und Mosevius bildeten einen Kreis, dem die heitersten geistigen Genüsse entkeimten. Der liebenswürdige Heindorf las über Agamemnon und den Aristophanes; eines Tags begann der gewissenhafte Mann mit der feierlichen Erklärung, daß Pflicht und Gewissen den Philologen oft zwängen, auszusprechen, was alle Sitte verletze. „Ich darf Ihnen daher nicht verhehlen, daß es zu dieser Stelle zwei Lesarten gibt: nach der einen ist der Redende verstopft; nach der andern aber hat er den Durchfall!" Der alte Schneider, originell und grundgelehrt, war ein großer Freund vom Klatschen und versuchte oft ganz eigenthümliche Scherze. Raumer hatte in Italien Bücher angekauft und ihm diese mit der Kostenrechnung übersandt, erhielt aber diese mit der Bemerkung zurück: „Ich nehme nur die und die Bücher und zahle dafür so viel." Raumer schrieb darunter: „Sie nehmen alle und bezahlen dafür meine Auslage." Und so geschah's. Als er ihn hierüber zur Rede stellte, gab er zur Antwort: „I, nun, ich wollte nur sehen, ob Sie so dumm wären, sich's gefallen zu lassen." Der überaus anmuthige Manso ist nach den unwahren „Xenien" oft falsch beurtheilt worden; seine Unterhaltung war wahrhaft attisch und gewann jeden.

Die langerwogene Theilnahme an dem Kriege (1813) unterblieb schließlich aus Gründen, mit welchen nicht ganz zu sympathisiren ist; die Vorlesungen — über die französische Revolution —, auch die Vorträge bei dem Kronprinzen waren indeß unterbrochen und eine Reise nach Italien in Begleitung des „minnelieberlichen" Hagen, zu der der König 1500 Thaler hergab, trat an ihre Stelle. Als der Verfasser heimkehrte, fand er durch die That Sand's, die Turnstreitigkeiten und die demagogischen Verfolgungen alle alten Verhältnisse zerstört und sich so zu dem Wunsch einer Versetzung gedrängt. Man rief ihn bald für einen Obscuranten, bald für einen Jakobiner aus, wie es Männern seines Schlags zu geschehen pflegt; „alle diese Charakteristiken waren aber", sagt er, „unrichtig." So wurde 1819 der Ruf nach Berlin angenommen, schon um Solger zur Seite zu haben. Hier heißt es in einem Briefe an Keßler:

Ich kämpfe mit allen Kräften gegen die Frechheit, welche bei gänzlichem innern Bankrott groß thut mit der Sehnsucht nach dem Umsturz aller geselligen Ordnung, welche auf alle Cultur schimpft und sie vertilgt sehen möchte, als hätte sie in ihrem wüsten Gemüth himmlische Schätze zu unserer Erlösung aufbewahrt, und welche nicht bei dem Gedanken erschrickt, daß im Hintergrund ihres Strebens Guillotine und Noyaden lauern, um das Reich der Vernunft, das Reich Gottes herzustellen.

Vortreffliche Worte, in der That! In einem andern Briefe an Hardenberg ist hervorgehoben, daß, solange nicht eine wirkliche Repräsentation erlangt ist, die Zer-

störung der alten Regierungsorgane, mit der man damals umging, verderblich sein würde, weil eben jene der Auflösung geweihten Collegien durch ihren Geist für die fehlende Repräsentation allein Ersatz böten. In diesem Briefe sind sehr merkwürdige Aeußerungen Napoleon's I. angeführt, in welchen er sich über den Sklavensinn seiner Beamten (Präfecten) beklagt. „Rendre un employé passif par devoir, c'est vouloir le rendre apte au mal", sagt er hier unter anderm. In diesen beiden Briefen, sowie in den Sätzen einer Vorlesung über den Gegensatz von „Reform und Revolution" ist der damalige staatsmännische Standpunkt Raumer's klar dargelegt und jene extremen Anschuldigungen sind damit aufs unzweideutigste widerlegt. In einem Briefe an Tieck spricht Raumer sich auch hierüber aus:

Ich hasse nichts so sehr als Anarchie, sei es im Staat, in der Kunst oder in der Seele. Ich sehe in jenen Verschmähern der Ordnung die echten Philister. Denn leben sie nicht von zwei oder drei Begriffen, die wir immer wieder hören müssen? Sind sie des Enthusiasmus fähig? Ist ihre Idolatrie (auch Goethe's) nicht reine Spießbürgerei? Denn darin besteht ja der Pedant, daß er nur eins kennt und will, ohne Kraft anderes zu erkennen! u. s. w.

Die lange Reihe der italienischen Briefe (1816) übergehen wir völlig, weil das darin Gebotene seinen Hauptbestandtheilen nach anderweit veröffentlicht worden ist, und obwol wir hiermit allerdings manch vortreffliches Wort und manch schönes Verhältniß zu verschweigen genöthigt sind. Ein Brief über Frau von Krüdener (1817) und ein Schreiben des Ministers Schuckmann (1817), sowie Jean Paul's originelle Zuschrift vom Mai 1818 fallen uns beim Uebergehen besonders schwer. „Das Einzige", sagt Jean Paul, „was ich von Ihnen nicht geschrieben wünsche, sind Ihre «Hohenstaufen»; ich wünsche sie blos — gedruckt." In einem Briefe an seinen Vater (1819) sagt der Verfasser:

Mein Hauptbemühen in den Vorlesungen ist die Vernichtung der unseligen revolutionären Grundsätze.... Ich suche sie durch alle erdenkbaren Gründe des Verstandes und durch hundert Beispiele aus der Geschichte zu widerlegen.... Allein es ist damit, wie mit der Cur des Bandwurmes; bleibt auch nur ein fingerlanges Stück zurück, so wächst das Uebel schnell wieder zur ganzen Größe empor.

Die Versetzung nach Berlin war von trüben Ereignissen begleitet. Solger starb gleich darauf, „ein Mann, der gründlichste Gelehrsamkeit mit Schönheit der Form zu einigen wußte, fest und redlich wie keiner", sagt der Verfasser. Wider seinen Willen wurde Raumer dann Mitglied des Obercensurgerichts, eine Stellung, der die peinlichsten Streitigkeiten unablässig entkeimten. Dann starb der Vater (1822), Raumer ward Rector der Universität; er fand dies Geschäft friedlich und einfach, aber es legte ihm die Pflicht der „Rede zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeste des Königs" auf, eine Arbeit, die, in den „Vermischten Schriften" abgedruckt, den Verfasser bekanntlich in die schlimmsten Lagen brachte. Auch Rühs, Krause, Manso starben aus dem Freundeskreise hinweg, als die „Hohenstaufen" erschienen. Die milde Art, wie Raumer tadelnde Beurtheilungen hinnahm, erwarb ihm viele Freunde, selbst Stenzel ward versöhnt. Dagegen aber brachte ein tadelndes Wort über den Schulunterricht in der Schrift „Ueber die preußische Städteordnung" den Verfasser mit dem Cultusminister in die übelste Verwickelung, die endlich dahin ausging, daß Raumer 10 Thaler Ordnungsstrafe bezahlte, dafür aber das letzte Wort in dem Streite behielt. Als aber das Obercensurcollegium die „Rede" wie ein Schulerercitium durchcorrigirte, verlangte Raumer seine Entlassung; das scharfgefaßte Gesuch ward durch die Indiscretion eines Gehilfen der Reimer'schen Buchhandlung veröffentlicht und zog dem Verfasser eine weitläufige Untersuchung zu, die man jedoch zuletzt fallen ließ. Mit seiner Entlassung schied der Verfasser (1832) völlig aus dem öffentlichen Dienst; wir werden die würdige und männliche Art, wie dies geschah, am Schluß noch näher kennen lernen.

Der Briefwechsel aus dieser Lebensperiode bietet wiederum die reichste Auswahl trefflicher Sachen dar. „Verliere dich nicht in Wissenschaft; eins ist Noth!" schreibt der Bruder Karl, und Raumer antwortet: „Zwischen dem einen und der wahren Wissenschaft ist kein Gegensatz. Das eine erlangt man nicht durch Vergraben seines Pfundes und keine Wissenschaft weist bestimmter auf Gott und seine Vorsehung hin, als die Geschichte; ja selbst äußerlich muß ich mich mehr mit Kirche und Religion beschäftigen, als — «die meisten Pastoren». Eine Rinde paßt nicht für alle Bäume; aber Bäume ohne Rinde vergehen." Manso schreibt: „Um noch etwas sittlicher zu werden, als ich bin, fing ich an, die «Mahabharatha» Kayßler's zu lesen; als ich aber las: «Wie ich der Gänse Wort vernehmend, Nischhadder's Herrn zum Mann erkor, mögen kraft der Wahrheit nun die Götter ihn mir zeigen» — da war alle meine Andacht zum Teufel." Und ein andermal: „Den Voß'schen Aristophanes habe ich nur eine Stunde bei mir geduldet. Für den Aristophanes ist Voß eine viel zu ernsthafte Bestie; wie er ihn gibt, hätten die Athener ihn sicherlich ausgepocht." Aus den sehr zahlreichen Briefen Tieck's ist es schwer, einzelnes hervorzuheben, da sie zumeist kritischen Inhalts sind. In einem trefflichen Briefe Raumer's an ihn heißt es:

Schlegel's Ansinnen an Sie hat überhaupt etwas Mohammedanisches! Wenn nun die Menschen zeitlebens nichts dächten, thäten, trieben und sprächen, als „Allah ist groß!" — soll ich diesen höchsten Satz nur in dieser Form anerkennen? Wer weiß denn, ob die Hunde, wenn sie bellen, nicht dasselbe sagen wollen? Aber der Menschen Stimme, Gefühl und That ist dennoch eine höhere Offenbarung!... Ebenso einseitig ist das stete Hervorheben des Todes. Ich denke jeden Tag daran, lösche nie darohne mein Licht aus; soll ich aber mit diesem Gedanken das Leben selbst in „Tod" verwandeln? Ist hier nicht neben den Forderungen der Religion jedem einzelnen das „Individuelle" noth?

So wie hier zeigt sich durch die gesammte Correspondenz Raumer's ein stetes, festes Fußen auf dem Religionsprincip, dem freilich das positive Christenthum vielfach untergeordnet ist. In diesem Kampfe gegen die Obscuranten schreibt Manso einmal:

Garve hat gesagt: «Der Tod ist eine chirurgische Operation, aber eine gefährliche; niemand weiß, ob sie gelingen wird.» Die physischen Möglichkeiten sind Hirngespinste und die mora-

lischen beruhen alle auf der Vortrefflichkeit unserer geistigen Natur. Aber ist denn diese in den Augen Gottes so groß?

Zu jener klaren Einsicht in das religiöse Bedürfniß des Menschen gesellt sich später auch die Erkenntniß, daß es ihm zum strengen Philosophen an aller Anlage fehle, weil er sich sofort in jedes „System“ hineindenke. Der Autor hat recht, indeß ist der Grund hiervon doch wol ein anderer. Was Raumer zum Philosophen fehlt, ist die vollkommene Hingabe an die Idee; es ist das stetige, ruhige, stets sich selbst beobachtende Denken, in welchem ihn sein Realismus beständig stört.

Die Reihe trefflicher Briefe aus Paris (1827) übergehen wir aus demselben Grunde, wie die italienischen von uns übergangen wurden. Dagegen verweisen wir auf die Briefe „Ueber die preußische Städteordnung“ als sehr anziehend. Die vielbesprochene Arbeit fand die volle Billigung des Schöpfers dieses Gesetzes, Ministers Stein, wogegen das damalige Cultusministerium amtlich den herbsten Tadel darüber aussprach. In einer ausführlichen Rechtfertigung (1828) protestirte Raumer gegen diese Art der Beurtheilung, die ihm Oberflächlichkeit und Mangel an Sachkenntniß vorwarf, und für diese Rechtfertigung wurden ihm 10 Thaler Strafe zudictirt, was denn schließlich zu seiner Entlassung aus seinem akademischen Verhältniß führte. Eine Professur in München war bereits früher uneigennützig abgelehnt worden. Von nun an waren Geschichtsstudien, Aesthetik und Philosophie die Hauptbeschäftigung des Verfassers, und obwol hin und wieder die ästhetische Kritik eine etwas überwiegende Stellung einnimmt, so finden sich doch in den Briefen aus dieser Zeit auch die tiefsten und geistvollsten Urtheile über Geschichte und Geschichtschreibung. Wir lassen hier unerörtert, ob Schopenhauer in dem Satze recht hat oder nicht: daß die Geschichte keine „Wissenschaft“ sei, weil sie das Individuelle nicht unter eine Idee subsummirt; aber wir erfreuen uns an den großen Blicken, die der Verfasser in ihre Structur, ihre Entwickelung, ihre Lehren wirft. Hier heißt es z. B. in einem Briefe an den Bruder Karl:

> Das Christenthum ist die heiterste Religion, weil es die „tröstlichste“ ist.... Ich sehe in der Weltgeschichte ebenso furchtbare Abwege, herbeigeführt durch falschen Ernst ohne Heiterkeit, als durch Heiterkeit ohne wahren Ernst.... Man kann nicht mit Einem allein vorwärts gehen.... Ein Staat nach puritanischen Grundsätzen erbaut, würde dieselbe Zerrüttung zeigen, wie der von wilder Leidenschaft nach philosophischen Irrlehren errichtete....

In einer Blumenlose von kurzen Kritiken über ausgezeichnete Geschichtschreiber heißt es von Schleiermacher's „Reden über die Religion“:

> Die unbedingte Trennung von Staat und Kirche genügt mir so wenig, wie die Trennung der Philosophie und der Theologie. Objectiv ist Gleichheit und Verschiedenheit da, wie zwischen Leib und Seele; aber in demselben Subject nennen wir die Trennung der letztern Tod!

Wir haben gesehen, mit wie scharfem Urtheil der Verfasser Niebuhr als Staatsmann abfertigt; die Nachricht von seinem Tode aber erschüttert ihn tief und er sagt den Gleichgültigen, daß Niebuhr, mit diesen Lilliputern verglichen, ein Riese an Geist sei.

Hormayr schreibt: „Der Tod der zwei großen Tartüffe, Friedrich Schlegel und Adam Müller, welche mit Gentz verbunden, so viel Geistesdruck organisirt haben, hat auch uns bewegt“, und Raumer äußert gegen Löbell:

> Schlegel hat das böse Schicksal derer gehabt, die mit Gewalt die Schranken alles Menschlichen durchbrechen wollen. Er glaubte zuletzt, nächstens Wunder thun zu können, Berge zu versetzen und Todte zu erwecken. Als er mit Dorothea zerfiel, setzte er Frau von ... zu und sagte ihr: „Hätte Maria so dem Heiligen Geiste widerstanden, so wäre Christus nicht geboren.“...

In einem Briefe Leo's von 1831 bezeugt dieser schon seinen ganzen Haß gegen das platte Gesindel, das mit gierigen Händen einen Stein nach dem andern abbrechen und am Ende ein lineärisches Haus ohne Bequemlichkeit für die Bewohner, ohne malerischen Anblick herstellen will.

Dieser Autor ist sich also wenigstens treu geblieben und die Reste des natürlichen Staatslebens, das die „Pöbelphilosophie“ gestohlen und verdorben hat, stehen auch noch heute aufrecht. Ein Brief des Königs Ludwig von 1831 dankt dem Verfasser für die Privatvorlesungen, die er dem Kronprinzen gehalten. Milder als über Friedrich von Schlegel urtheilt der Verfasser über W. A. von Schlegel, wogegen Löbell schreibt:

> Noch nie ist weder unter Todten noch unter Lebenden mir ein Mann vorgekommen, der bei eminentem Talent in der Geschichte und der Politik so durchaus bornirt und jammervoll verkehrt wäre, wie dieser mit Hochmuth herablassende, mit Adelstolz demokratische, mit Heißhunger nach Prunk und Hofherrlichkeit republikanische Herr von Schlegel. So leer und abgegriffen sind seine „Reden über diese Zeit“, wo das Weltgeschick mit so vernehmlichem Ernst hervortritt u. s. w.

Wie entschieden liberal der Verfasser auch immer denkt, so sind ihm die liberalen Allerweltsstaatsärzte doch ein Greuel, und so schreibt er einmal treffend:

> Auch der Arzt heilt nicht alle Kranke; doch bringt man diese darum nicht zum Schuster oder zum Schneider!... Dem einen ist das Recht gar nichts; er treibt Götzendienst mit allem, wo sich Gewalt und Empörung zeigt: der andere kann nicht begreifen, daß in der Weltgeschichte ein Rechtselement steckt, das höher ist als der Buchstabe des Privatrechts. Jener lamentirt, wenn Obrigkeiten Plündern und Brennen nicht gestatten, als sei dies ein Eingriff in die rechte menschliche Freiheit; diesem ist die Befreiung der Schweiz, der Niederlande, Amerikas ein Abfall vom göttlichen Gesetz. Weil der Anfang großer Ereignisse nicht tadelfrei war, kümmert sich dieser nicht um das, was sich später daranreihte; weil der Fortgang preiswürdig ist, will der andere gar keine Auswüchse einräumen u. s. w.

Diese vor 30 Jahren geschriebenen Worte, sind sie nicht wie für unsere Tage geschrieben? In einem Briefe an Tieck wird die Unstatthaftigkeit einer unbedingten „Wahrheit“ in politischen Dingen nachgewiesen. Hier heißt es:

> Für die Gegner der Ultras existirt keine Vergangenheit; jeder Einfall des letzten Tags gilt ihnen für ewige Wahrheit. Ich bin ein Thor; ich werde immer jünger! Die blos berechnende Klugheit scheint mir täglich unzulänglicher, der Haß gegen andere Nationen immer einseitiger, die Unzufriedenheit über einzelne Uebel immer unbegründeter, die Hoffnung auf einzelne Mittel immer unzuverlässiger, die Parteiwuth immer widerwärtiger.

Und später:

> Was ist's doch für ein miserabel Ding um den literarischen Ruhm? Hr. Schwenke sagt: ich sei mit puritanischen Redensarten frisirt; Hr. Kobbe, ich sei ein Jakobiner ohne Grundsätze; Hr. Börne nennt mich einen geschmeidigen Kammerdienerhistoriker; unsere Ultras sagen: ich lehre Rebellion und verdiene fort-

gesagt zu werden u. s. w. Ist's denn so sehr zu verwundern, wenn viele Austern und Rheinwein allem andern vorziehen?

Bei einem Manne, der im Ernst so dächte, müßte es in Verwunderung setzen, wenn er eine einflußreiche amtliche Stellung aufgäbe, um sich dennoch ganz dem literarischen „Narrenschneider" hinzugeben. Dennoch geschah dies, als das Obercensurgericht den Druck der „Rede zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier" untersagte; es geschah trotzdem, daß der Chef dieser Behörde der Oheim des Verfassers war, in einem scharf gefaßten Abschiedsgesuch. Dies Gesuch wurde ohne Raumer's Schuld publicirt, wie der Autor urkundlich darthut, und die eingeleitete Untersuchung hatte damit ihr Ende. Dieser entscheidende Schritt des Verfassers ist als das Ergebniß einer für einen Staatsdiener unpassenden Empfindlichkeit vielfach getadelt worden; wir müssen ihn aber für wohl motivirt erachten, da der energische Tadel seiner eigenen Collegen Raumer wol nicht gestattete, auf eine gedeihliche Wirksamkeit in seiner amtlichen Stellung länger zu rechnen. Frei, wie er nun war, bezeugen seine Briefe aus späterer Zeit, daß der Verfasser sich von nun an mehr und mehr von den realen Verhältnissen abwendete und kritische Studien (Goethe, Shakspeare) pflegte, welche in einer Beurtheilung Byron's einen schönen und sehr lesenswerthen Ausdruck fanden. Indem er die Menschenfeindlichkeit Byron's bestreitet und ihm vielmehr ein Uebermaß von Mitgefühl für seine Brüder beimißt, sagt er unter anderm: „Wer sich in londoner Routs nicht gefällt oder nicht jedem hergelaufenen Laffen williges Gehör leiht, ist deshalb noch kein Menschenfeind."

Hiermit schließen wir unsere Hinweisungen auf diesen reichhaltigen und anziehenden Briefwechsel, aus dem uns durchweg ein frischer, entschlossener und gesunder Geist wohlthuend anweht, den Briefwechsel eines Mannes, der bei einer bedeutenden Stellung in unserer Literatur den bescheidenen Geist nie verleugnet, eines Denkers, der ohne in den philosophischen Formalismus als in eine Schranke der Reflexion sich einzuengen, Welt und Menschen, die Civilisation und ihre Geschichte mit freiem Blick überschaut und aus dem Reichthum seines Geistes eine Fülle von Wahrheiten schöpft, die den Leser seiner „Lebenserinnerungen" stets anregen, belehren und ihn mit Achtung für seinen sittlichen Standpunkt, für den Muth des Charakters, der ihn auszeichnet, erfüllen.

Wilhelm von Lüdemann.

Belletristische Literatur.

1. Verrufen. Ein Lebensbild von Karl Schram. Vier Theile. Berlin, Bach. 1861. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Hohenastenberg. Roman aus dem Eheleben. Von Karl Robert, Verfasser von „Vier Lebenswege" und „Trystany". Zwei Theile. Nordhausen, Büchting. 1861. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Diana und Endymion. Ein Roman von Natalis Victor. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1860. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Denkwürdigkeiten einer deutschen Erzieherin in Belgien, England, Spanien, Portugal, Polen und Deutschland. Herausgegeben von ***. Berlin, Janke. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Aus der alten Zeit. Historische Erzählungen von Louise Otto. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1861. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Der Mann aus dem Römer. Eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit. (Von G. W. Pfeiffer.) Frankfurt a. M., Hermann. 1860. 8. 18 Ngr.
7. Leander und Hermigild, oder die Wiedergeburt Spaniens. Eine Erzählung aus der Geschichte der Westgothen von Hermann Geiger. Zwei Theile. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Die Familie Forster. Erzählung von der Verfasserin der „Margarethe". Halle, Fricke. 1860. 8. 24 Ngr.
9. Clara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes. Köln, Bachem. 1860. 12. 10 Ngr.

Vor uns liegt eine Reihe von neun Romanen, Lebensbildern, Erzählungen. Wir halten uns zunächst an die vier vorauf angeführten. In ihnen ist nicht nur der realistische Zug vorherrschend, sie schöpfen ihre Stoffe auch aus der unmittelbaren Gegenwart. Sie dürfen unsere Theilnahme zunächst in Anspruch nehmen; denn das Gegenwärtige hat ja das nächste Recht. Suchen wir das Poetische in der unmittelbaren Verbindung des Ideellen mit dem Reellen, so werden wir uns auch in diesen wie in so vielen epischen Werken der ungebundenen Sprache mit einer nur geringen Quintessenz der wahren Poesie begnügen müssen. Was uns indeß mehr als dies unangenehm berührt, ist der Mangel an plastischer Kraft, der uns im allgemeinen, wir sagen ausdrücklich im allgemeinen, bei der Mehrzahl unserer Romanschriftsteller entgegentritt. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, aus der Vierzahl der zuerst genannten Werke eins — nach unserm Dafürhalten ist es theilweise recht gelungen — mit dem Lobe der originellen Darstellung zu bedenken; wir werden auch wol da und dort das Streben nach plastischer Gestaltung besonders hervorheben: aber gerade dieses emsige Suchenmüssen nach dem Reize einer mehr als gewöhnlichen Auffassung und Darstellung der menschlichen Verhältnisse, die ungekünstelte Freude bei dem Rufe: „Das ist doch etwas mehr als alltäglich", bekundet hinlänglich die Schattenseiten der zum förmlichen Werkeltagsberuf angeschwollenen Romanschriftstellerei.

Doch seien wir nur nicht gar zu streng! Der Anstand in der Führung der Feder und die Scheu vor einer bloßen sinnkitzelnden Verkuppelung des Romantisch-Tollen, wie sie sich in den uns vorliegenden Bänden mehr denn einmal vortheilhaft hervorthun, ist auch ein Stückchen Lob werth. Mögen dies die Autoren der folgenden Bücher als eine Entschädigung vorauf ansehen, wenn wir weiter unten hier und da bei ihnen vergeblich nach der Poesie ihrer Werke suchen sollten.

Wenden wir uns zu „Verrufen. Von Karl Schram" (Nr. 1). Der Roman, oder das Lebensbild, wie ihn der Verfasser betitelt, zeichnet sich durch eine saubere Ausstattung aus; die vier zierlichen, weitgedruckten Theile sind geradezu bemessen, den Leser mehr und mehr zur Lectüre zu reizen. Dazu gesellt sich innerlich eine gewisse Frische der Darstellung, eine ansprechende Kunst der Detailzeichnung; und wenn der Verfasser auch nicht gerade in die tiefsten Schachte des menschlichen Herzens hinabzusteigen sich fähig erwies, so verstand er es doch, hier und da vernehmlich an die Thüren der Herzkämmerlein zu pochen und erfreuliche Blicke in die Welt der menschlichen Herzensgeheimnisse zu werfen. Nun aber: man legte dem Romane von einzelnen Seiten die Bedeutung von „Werther's Leiden" bei. Muß man denn gleich so hoch hinaus? Thut es denn ein Romanschriftsteller von heute nicht billiger? Will man denn durch eine solche Rangstellung der Kritik von vornherein imponiren? Oder glaubt man, das Leihbibliothekspublikum von heute greift nach einem Rivalen von „Werther's Leiden" am ehesten? Das doch wol nicht. Also unterlasse man lieber den blinden Lärm der Verherrlichung, mit dem man die unparteiische Kritik auf die Seite des Widerspruchs drängt.

Das Thema des Romans ist aus der Wirklichkeit gegriffen. Es dreht sich um eine Hofschauspielerin, die durch eigenthümliche Verhältnisse plötzlich in „Verruf" fällt und in diesen Verruf ihren Bräutigam wie ihren Stiefbruder mit hineinzieht. Daß dieser Roman vorzugsweise den Titel „Verrufen" verdiente, das wollen wir keineswegs behaupten, schon um deswillen nicht, weil es im lieben deutschen Lande viele hundert trostloser verworfener Personen gibt und geben wird, solange der Originalität und menschlichen Specialität durch das Philisterium die Wage gehalten wird. Von der Heldin entwirft uns der Verfasser folgendes Bild: „Julie Stahl rechtfertigt den Namen einer Künstlerin ersten Ranges. Nicht sowol die geistvolle Auffassung oder glückliche Darstellung einzelner Rollen, als vielmehr die Harmonie ihres Wesens macht sie zu einer seltenen Erscheinung in der Bühnenwelt. Imposante Gestalt, dabei Anmuth und Geschmeidigkeit in Haltung und Bewegung, ein ebenmäßiger, in allen Theilen vollendet schöner Körperbau, ein glückliches Organ, welches ohne Zwang die ganze Stufenleiter des Ausdrucks beherrscht und besonders in den mittlern Halbtönen eine wohlthuende, fast schmelzende Innigkeit besitzt, ein plastisch schöner Kopf und ein tiefdunkles Auge, aus welchem eine Fülle von Geist und Leidenschaft spricht, und dies alles getragen durch eine nicht blos theatralische Bildung: es kann daher nicht fehlen, daß Julie die gefeiertste Persönlichkeit der Hofbühne ist." Ihre Liebe hat ein Assessor Grosser gewonnen. Er bricht indeß das Verhältniß mit ihr aus Motiven einer gewöhnlichen Eifersucht. Julie Stahl sorgt nämlich für einen jungen Mann, Anton, welcher der Sohn ihrer Mutter und eines Hofraths Grün ist. Anton weiß aber nicht darum, daß er sich Julie's Stiefbruder nennen darf. Julie hingegen hat ein Gelübde abgelegt, ihr wahres Verhältniß zu Anton nicht zu verrathen. Was natürlicher, als daß Grosser aus Julie, wollen wir im gewöhnlichen Deutsch reden, nicht „recht klug wird", obenein da sie den Hofrath Grün, einen ihrer wärmsten Verehrer, zu Anton's Gunsten auszubeuten sucht. Der erste Theil endet damit, daß beide, Julie und Grosser, fern voneinander darüber nachzudenken haben, wie lieb sie einander hatten und wie unglücklich sie sich fühlen.

Im zweiten Theile werden wir in die Residenzstadt eines Nachbarstaates, in eine vorzugsweise „gemüthliche" Stadt versetzt. Assessor Grosser hat hier bei einem Justizrathe Bonafides Arbeit gefunden. Grosser ist ein talentvoller Jurist, aber ein um so schlechterer Gesellschafter. In der gemüthlichen Stadt ist er sehr schnell nicht nur als Menschenfeind, sondern sogar als ein durch und durch heruntergekommener Mensch verschrien, der schlechte Häuser besuche, die Nächte im wüsten Taumel verbringe und andere skandalvolle Allotria treibe. Durch einen jener unzähligen romanhaften Zufälle, an den sich ein gewissenhafter Recensent nicht stoßen darf, wird hierher auch Anton Schwedt, der Stiefbruder der gefeierten Julie Stahl verschlagen. Als angehender Jurist tritt er natürlich bei dem Justizrathe Bonafides in Dienst und verliebt und verlobt sich begreiflicherweise urplötzlich mit der schönen Emma, der Adoptivtochter des Justizraths. Aber das Damoklesschwert seiner anonymen Geburt bringt ihn hier sehr bald zu Falle. Sobald als man in der gemüthlichen Residenz nur zu munkeln beginnt, es sei im Taufscheine Anton Schwedt's, ferner in seinem Verhältnisse zu der berühmten Julie, endlich mit der Unterstützung, die ihm ohne all sein Zuthun zufließe, nicht ganz richtig; sobald finden sich auch zweier Residenzen ehrenwerthe Polizeivorstände ermüßigt, nach diesem sogenannten Anton Schwedt zu recherchiren, um in classischem Polizeideutsch zu sprechen. Ehe er sich dessen versieht, ist er, der weichherzige Anton, in der gemüthlichen Residenz eine persona ingrata, denn o wehe! er hat sich ja im Uebermaße der Thorheit mit dem verrufenen Assessor Grosser in engste Verbindung gesetzt. Zu seinem Troste indeß erscheint Julie Stahl; sie will den Intriguen ein Ziel setzen.

Die nachfolgende zweite Hälfte des Romans ist in dem dritten und vierten Theile etwas zu gedehnt erzählt. Sie steht der ersten Hälfte nach. Berichten wir den Verlauf in der Kürze: Anton Schwedt erhält seine Emma nicht; diese läßt sich vielmehr von einem Maler heimführen. Dagegen söhnt sich Grosser mit Julie Stahl aus und wird ihr glücklicher Gatte. Der Hofrath Grün, der Vater von Anton Schwedt, muß seinen Sohn anerkennen und natürlich noch vor seinem Ende als Universalerben einsetzen. So weit erzählt es uns der Verfasser zwar nicht ganz; er versichert aber, möglicherweise „unter veränderten Verhältnissen und in anderer Umgebung den Faden der Erzählung wieder aufnehmen zu wollen", und dann könnte er uns das doch erzählen. Wir unsererseits erblicken aber in diesem „Wieder-aufnehmen-wollen" einen großen Mangel des Lebensbildes. Es verläuft im Sande. Was nützt es, daß der Verfasser auf der vorletzten Seite schreibt: „Grosser ist der glücklichste Gatte seiner von aller Welt angebeteten Frau. Sie hat die Bühne nicht wieder betreten; aber wenn es irgendeinem wohlthätigen Zwecke gilt, vor allem, wenn es sich darum handelt, einem heruntergekommenen oder verunglückten Bühnenmitgliede aufzuhelfen, versagt sie ihre Mitwirkung nie, und wol ein großer Theil unserer Leser ist durch ihre Vorträge zu Thränen gerührt, oder zu stürmischer Begeisterung fortgerissen worden." Wer sich durch diese Apostrophe an das Publikum verleiten läßt, dies Lebensbild hinsichtlich des Interesses „Werther's Leiden" an die Seite zu setzen, der weiß die hohe Bedeutung des Goethe'schen Werks noch gar nicht zu würdigen. Wer Julie Stahl gleich an der richtigen Stelle zu finden meint, ob in Braunschweig, Koburg, Schwerin oder Karlsruhe, der wird die Veröffentlichung von Privatverhältnissen, die nicht allein dem einzig wahren, das heißt poetisch wahren Maßstabe angepaßt sind, doch immer etwas indiscret finden. Sonst schrieb man seine Memoiren, wenn man sich ins Grab zu legen gedachte, veröffentlichte sie gewiß erst nach dem Tode: hier hätten wir schon wieder Memoiren von Personen, die erst dreißig und einige Jahre erreicht haben und da oder dort als biedere Hausväter und Hausmütter zu wirken kaum begannen. Wer indeß Julie Stahl in den Papierschnitzeln seiner theatralischen Erinnerungen und Notizen nicht auffinden kann, der schlägt das Buch unwillig zu: nun der Verfasser hat uns ja doch nur mit seinen Erfindungen oder Ausschmückungen irgendwelcher wirklichen Begebenheiten regalirt! Doch alles in allem: dies vorliegende Lebensbild zählt zu den bessern der Gattung; ist es vom Verfasser doch mit fleißlichem Fleiße und Liebe zur Sache geschrieben.

Der unter Nr. 2 aufgeführte Roman „Hohenastenberg" von Robert steht in einem gewissen Gegensatze zu Schram's „Verrufen". Er kündigt sich als ein „Roman aus dem Eheleben" an. Das Motto über dem ersten Kapitel lautet nach Goethe: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, ein jeder lebt's, nicht jedem ist's bekannt, und wo ihr's packt, ist's interessant." Das klingt beinahe nach Selbstlob. Dem Verfasser war es indeß darum nicht zu thun. Verstand er sich doch mit dem „denn wo ihr's packt, ist's interessant" ziemlich glücklich abzufinden. Er „packt" das Leben einfach, indem er wirklich unmittelbar ins volle Menschenleben hineingreift. Es sind keine neuen Verwickelungen, keine pikanten Situationen, keine geistreichen Pro und Contras, keine tiefen socialen Ideen, die uns in „Hohenastenberg" entgegentreten. Der Verfasser baute sein romantisches Gebäude so solid und praktisch, daß sich in ihm nur ehrenwerthe Hausmütter und alternde Hausväter, mit nichten aber nach ästhetischen Rücksichten lebende Jünglinge und Jungfrauen wohlfühlen möchten. Aber das Leihbibliothekpublikum rekrutirt sich in nicht zu verschmähender Zahl aus Hausvätern und Hausmüttern. Für sie zu schreiben mag ein lohnendes Werk sein. Lassen wir uns an der Hand des Verfassers in den Mittelpunkt des Romans, in die Familie des Präsidenten von Astenberg einführen.

„Herr von Astenberg hatte von seinem Vater, der über seine Verhältnisse glänzend gelebt, nur einen guten Namen und verschuldete Güter geerbt. Er fand sich daher veranlaßt, sein

Heil im Staatsdienste zu suchen. Gute natürliche Anlagen, eine unermüdliche Thätigkeit machten ihn zu einem tüchtigen Geschäftsmanne, und endlich erreichte er das Ziel seines Ehrgeizes, eine bedeutende Stellung und ein hohes Amt im Staate.... Obgleich sein Gehalt ein beträchtlicher war, so reichte er doch kaum aus, die vielen Anstandsausgaben zu bestreiten, die seine Stellung erheischten, und mit dem Heranwachsen seiner Kinder vermehrten sich seine Sorgen.... Ehrgeizig und eitel, wie der Präsident war, hatte er für seinen ältesten Sohn um eine Anstellung in einem der Garderegimenter nachgesucht, für den zweiten die diplomatische Laufbahn erwählt. Seine beiden erwachsenen Töchter mußten bei Hofe erscheinen und die Carnevalsfreuden mitmachen, namentlich durften sie bei keinem Rout der Gesandten oder ministeriellen Empfangstage fehlen."

Da haben wir Familie Numero eins ziemlich ausführlich geschildert. Halbes glänzendes Elend, das für den Präsidenten Astenberg noch unerträglicher wird, da ihm sein Vetter Max von Astenberg in der verschwenderischsten Kehrseite des Elends gegenübersteht. Nur die goldene Hoffnung nährt sich fortwährend aus der Gewißheit, daß der Besitzer des Stammguts Hohenastenberg, der alte kinderlose Freiherr von Hohenastenberg das Zeitliche segnen und den Präsidenten von Astenberg zum Erben einsetzen müsse. Der Freiherr indeß erlaubt sich sein Besitzthum dem Vetter Max von Astenberg zu vermachen und den Präsidenten mit einem kleinen Legate abzufinden. Später aber, als er die Kinder des Präsidenten, Hedwig und Egon, näher kennen lernt, legt der Freiherr bei einem Justizrathe ein neues Testament nieder, demzufolge Egon das Schloß erben, der reiche Vetter Max dagegen nur die Summe von 30000 Thlr. erhalten sollte. Bei des Freiherrn Tode unterschlägt der Justizrath aus nicht näher zu erörternden Gründen dies letztere und läßt das erstere in Kraft treten. Der reiche Vetter Max wird Besitzer von Hohenastenberg, der Sohn des Präsidenten, Egon von Astenberg aber geht fast leer aus. Großmüthig schießt der reiche Vetter Max dem Egon ein Kapital vor, damit dieser die Militärlaufbahn verlassen und seines Vaters arg verschuldetes Gut Buchenwalde annehmen könne. So wird der Gardelieutenant Egon von Astenberg unter drückenden Verhältnissen Landwirth.

Mit Vorliebe hat der Verfasser diesen Egon gezeichnet, mit noch größerer dagegen die junge Gräfin Elisabeth Schönau. Beide sind für einander bestimmt; allein Gräfin Elisabeth wird eines Tages von Max von Astenberg heimgeführt. Egon heirathet darauf eine gutmüthige, aber alles idealen Reizes bare Landedelmannstochter Marie von Rathenau. Auch noch zwei der übrigen Kinder des Präsidenten von Astenberg betreten den heiligen Stand der Ehe. Wir erhalten daraus folgende Constellationen: die Ehe Max von Astenberg's mit Gräfin Elisabeth Schönau — der Mann ein Glückspilz und realer Geschäftsmann, die Frau eine tiefe, echt weibliche Natur von einer Reinheit und Schönheit, wie sie Heinrich Steffens so vortrefflich zu schildern verstand, — also eine nichts weniger als glückliche Ehe. Dann kommt Egon von Astenberg mit Marie von Rathenau; er ein poetischer trefflicher Mann, sie nur eine verständige Hausfrau: Facit, eine halb misrathene Ehe. Drittens findet sich der zweite Sohn des Präsidenten, der Legationssecretär Oswald von Astenberg mit einer feinen Dame der exclusivsten Gesellschaft zusammen; er möchte gern einen geregelten Hausstand führen, sie lebt nur für die Gesellschaft und die Vergnügungen: wieder eine Ehe, die viel zu wünschen übrig läßt. Nun aber als Gegensatz ein Paar, „auf dessen Glück man hätte Actien nehmen können, wenn auch die äußere Lage desselben eine beschränkte blieb"; dies Paar ist Helene von Astenberg und Hauptmann von Sonsdorf. Als Anhängsel hierzu die unglückliche Liebschaft Hedwig's von Astenberg mit einem Baron Uerholm, dessen Name schon ominös genug klingt, als daß man Gutes von ihm erwarten dürfte. Das Ziel des Verfassers geht natürlich auf endliche Vereinigung Elisabeth Schönau's mit Egon von Astenberg. Wie er, der Herr Karl Robert, das Verhältniß der sich insgeheim Liebenden durchzuführen weiß, wie er dann den Gatten der Elisabeth Max von Astenberg sterben und hinterher die Gattin Egon's, die Marie von Rathenau, des Todes erbleichen läßt: es geschieht zur höchsten Befriedigung ehrbarer Leser und Leserinnen. Aber auch wir, die wir uns oft über das schließliche „Sich-kriegen" lustig gemacht haben, wir hätten dem Verfasser ernstlich gezürnt, hätte er Elisabeth und Egon nicht vereinigen wollen. Legen wir das Buch ruhig aus der Hand, es wird sein Publikum finden.

Wir gäben etwas darum zu wissen, ob hinter Natalis Victor ein Herr oder eine Dame steckt und das aus Anlaß des Romans „Diana und Endymion" (Nr. 3). Ist es ein Herr, so wäre ihm zu der weiblich feinen, ohne Weichlichkeit feinen Schreibweise zu gratuliren; ist es eine Dame, ja dann hätte es eine Dame einmal wieder besser gemacht als viele schreibende Herren. Wir würden den Roman mit Beifall zu überschütten uns erlauben, entspräche die zweite Hälfte den in der ersten außerordentlich schön und originell auseinander gelegten Bedingungen. Gut, daß es so ist; denn sonst würde man uns einen übertriebenen Lobredner dieses Romans zu schelten haben, der auf uns in der ersten Hälfte einen ganz bedeutenden Eindruck machte. Ist doch die Anlage desselben wirklich originell. „Diana und Endymion", ja da rathe man hin und her, was das zu bedeuten hat. Und es liegt doch eigentlich so nahe, hören wir nur gleich ein Stückchen aus dem Buche:

„Sie (nämlich Eugenie, die schöne, achtzehnjährige, in voller Freiheit erzogene, geistvolle, etwas amazonenhafte Tochter des Gutsbesitzers Arnheim) kam langsam an der Seite eines dem Knabenalter noch nicht ganz entwachsenen Jungen aus dem Walde hervor. Ihre Linke ruhte nachlässig auf seiner Schulter, an der Rechten hing ihr runder Strohhut wie ein Schild. Sie hatte das Gesicht zu ihm gewandt und sprach eifrig. Die offenen braunen Augen des Köhlersohns sahen etwas blöde (verlegen?) vor sich hin. Es war ein schlanker Knabe von länglichen, sehr regelmäßigen Gesichtszügen, mit dunkelrothen, von Wind und Feuer gegerbten Wangen und struppigem, blondem Haare. Er war ärmlich gekleidet, nur sein braunes Hütchen, am Rande mit bunter Stickerei verbrämt, sah muthwillig vom Kopf herab, als wundere er sich über seinen Platz. Nun stand sie still, sah ihn prüfend an, ergriff seine Rechte mit beiden Händen und sagte: Hier endet der Wald und unser Revier; jetzt gute Nacht, Jost! schlafe auch nicht so dumm, sondern träume einmal einen schönen Traum, in dem wir beide vorkommen — morgen erzählst du ihn mir."

Also da hätten wir es: die Liebe, oder besser das Interesse einer reichen, jungen, schönen Dame an einem armen Köhlerknaben. Ja ja, es ist im Grunde dergleichen schon oft dagewesen. Und doch ist es originell, wenigstens wie das Thema hier angelegt ist. Adalbert Stifter könnte den Roman geschrieben haben. Nicht nur das Verhältniß Eugeniens zum Köhlerknaben, die naive Zartheit, mit der es festgehalten ist; mehr noch reizt uns die saubere Feinheit, die überall aus der Charakteristik der Personen hervorsticht. Da ist z. B. das Verhältniß Eugeniens zu ihrem Vater: es kann ja nicht anders sein, als daß eine Tochter, die des Vaters ganze Individualität geerbt hat, zu ihm in einem gewissen innern Rapport steht, der von der Außenwelt als beiderseitige Gleichgültigkeit aufgefaßt wird. Und doch mäkeln wir an dem Romane. Wie schon gesagt, über die erste Hälfte hinaus wirft die geehrte Verfasserin, denn mit einer solchen haben wir es doch wol zu thun, ihr erstes Thema beiseite. Wir sind gespannt, das Verhätniß Eugeniens zum Köhlerknaben Jost sich mehr und mehr entwickeln zu sehen. Aber nichts von dem. Jost wird zwar durch Eugeniens Vermittelung Landwirth; damit ist er aber auch für unser Interesse vollständig abgethan. Statt dessen hören und sehen wir allerlei zwar gut geschilderte, aber zu gedehnte Experimente, durch die Eugeniens stolzer und eigenwilliger Charakter in die Bande des Ehelebens geschlagen werden soll. Ihren glühendsten Liebhaber, den Assessor Reinhard

von Buch, müssen wir alle Qualen der Liebe und Eifersucht durchlaufen sehen, ohne ihm ein rechtes Interesse widmen zu können. Daß sich Eugenie mit ihm nicht glücklich fühlen könnte, scheint uns vollständig wahr; nur hätte es nicht der Bruder dieses Reinhard von Buch sein müssen, der ihre Liebe so ganz ex abrupto gewinnt. Doch die Verfasserin speculirte jedenfalls so: Eugenie ist eine stolze, nach Selbständigkeit ringende Natur; soll sie durch die Liebe gezähmt werden, so nicht anders als durch ein unmittelbares, sympathisches Verhältniß. Welche Romantik nun, sie (die Eugenie) den Bruder des Reinhard von Buch sehen und von Liebe getroffen sein lassen! Ja ja, dies mag angehen; aber wir kommen immer wieder darauf zurück, wie unendlich süßer und schöner der Schluß wäre, hätte das anfängliche Verhältniß Eugeniens zum Köhlerknaben Jost ein wärmeres Ende. Der arme, arme Jost! Am Ende gar ist er doch nur einem aristokratischen Tic geopfert. Zum Schluß des Romans heißt es: „.... Eugenie schrieb an die Daheimgebliebenen: Ich finde mich rasch in dies neue Leben hinein. Freier bin ich nicht geworden; denn er (ihr Gatte) macht mit mir, was er will. Aber die herrliche Zeit, die hinter mir liegt, hat mich schon an die süßen Fesseln gewöhnt, mit denen mich die Welt jetzt umschlungen hält.... Wohin er will! und wohin ich will — unsere Willen klingen ineinander, daß es eine Lust ist, und geben zusammen einen ganz andern, höhern Ton als jeder für sich.“ O die Täuschung! Und wenn nun der arme Jost als ein durch sich selbst gereifter, geistvoller Mann späterhin zwischen diese Gatten träte? Hinter den letzten Seiten des Romans können noch viele dunkle Blätter ehelicher Verirrungen und Misverhältnisse liegen.

An die anonyme Verfasserin der „Denkwürdigkeiten einer deutschen Erzieherin“ (Nr. 4) erlaubt sich der Referent folgendes Schreiben zu richten:

Geehrteste Dame! Wir wissen eigentlich nicht recht, was wir auf die Schlußworte der Vorrede antworten sollen. Der Herausgeber Ihrer Denkwürdigkeiten behauptet dort geradezu: „Kurz, wohin man blickt, überall findet man Belehrung und angenehme Unterhaltung, sodaß wir mit gutem Gewissen sagen können: es ist lange kein interessanteres Buch erschienen.“ Haben Sie sich über den Reiz dieses Interesses wol vollständig Aufschluß gegeben? Oder sind Sie von vornherein der Meinung, alles was die Aufschrift des Erlebten trägt, müsse schon an und für sich interessant sein? Da dürften Sie sich doch etwas sehr täuschen. Machen Sie es sich gefälligst nur recht klar, wie ungeheuer Sie mit Ihrer schlichten Wahrheit in vielen, vielen Punkten gegen die öffentliche Meinung ankämpfen. Die ganze Welt ist erfüllt von den ungeheuern Fortschritten, welche wir, das heißt die Menschheit in der Gesammtheit, tagtäglich machen. Und da kommen Sie nun, geehrteste Dame, und beweisen durch Dutzende von Beispielen aus Ihrem Verkehre mit fremden Menschen, daß dieser Fortschritt in der sittlichen Vervollkommnung der Menschen gar nicht aufzufinden ist. Zwar, das müssen wir Ihnen bereitwillig zuflüstern, stimmen Ihre pessimistischen Ansichten aufs Haar mit den Aeußerungen eines unserer Freunde überein, der nur einige wenige Jahre Hauslehrer und Procäpter in Ostpreußen war und sich doch zu behaupten erdreistete: „Warten Sie nur, wenn ich meine Erfahrungen in Memoiren niederlege, Sie werden über die Niedrigkeit der Menschheit staunen.“ Aber dieser unser Freund war unglücklicherweise einer von den unnützen Menschen, die da meinen, daß Humanität und Menschenwohl nicht sowol von einer Volksmasse decretirt oder den Leitern des Staats unter die Füße geschoben werden können, sondern zu allernächst in jedem einzelnen Individuum in festen sittlichen Grundsätzen angetroffen werden müssen. Wir lassen Ihnen das Vergnügen, die Resultate Ihrer zwanzigjährigen Thätigkeit als Erzieherin in Belgien, England, Spanien, Portugal, Polen und Deutschland drastisch wahr zu beschreiben. Nur warum müssen Sie uns belehren, daß Egoismus, Neid, parasitisches und sittenloses Wesen heute noch ebenso wie früher oder mehr als früher herrscht? Warum uns erinnern, daß ein großer Theil der Fortschritte in der Gegenwart nur auf eine Zertheilung der Menschheit in zwei große Klassen, in eine arme und eine reiche, abzielt? Warum uns ins Gedächtniß rufen, daß trotz der Aufhebung der Leibeigenschaft mitten unter uns Haufen von Sklaven existiren, nämlich als solche alle die, welche auf die Gnade der Reichen, wie eine arme Erzieherin, angewiesen sind? Und dann obenein, warum uns mit den abfälligsten Urtheilen über die englische Aristokratie geradezu vor den Kopf stoßen? Sie schreiben bitterböse Worte über die englische feine Welt. Wissen sie denn nicht, daß wir dem stammverwandten englischen Volke fortwährend um den Bart gehen müssen, daß wir es gar nicht ein egoistisches schelten dürfen, sondern als das Muster eines vorgeschrittenen anstaunen sollen! Haarsträubende Sachen aus dem englischen Familienleben theilen Sie uns mit: warum haben Sie auch so überaus hohe Begriffe von der Tugend des männlichen Geschlechts besessen? Aber nicht allein dort, in England, wie sehr müssen Sie auch in Spanien Ihre eigene vom allgemeinen Urtheile abweichende Meinung geltend machen! Sie können es gar nicht begreifen, wie man die spanische Nation eine versumpfte, feige, hinterlistige, bigote schelten könne. Sie sind hingerissen von der Offenheit, Ehrlichkeit, Grandezza des andalusischen Nationalcharakters. Sie haben den Muth, den Gegnern der Stiergefechte die viel ärgern englischen Boxereien, Hetzereien, Hahnenkämpfe u. s. w. entgegenzuhalten. Geehrteste Dame, hüten Sie sich, daß man Sie dieser warmen Theilnahme für das spanische Volk wegen nicht für eine verkappte Anhängerin Louis' des dritten Napoleon hält. Bedenken Sie, wir spaßen in der Beziehung nicht und heißen die gesammte spanische Nation eine elende, schon weil sich jener Lenker der Staaten derselben annehmen konnte. Ueber Polen, das Land, aus dem nicht viel zu holen, wie der Volksmund behauptet, theilen Sie uns Gutes und Schlechtes in bunter Folge mit; die Krone setzen Sie Ihren Denkwürdigkeiten aber durch Ihr letztes Stückchen auf, das da im lieben deutschen Vaterlande und in einer landedelmännischen Familie im Braunschweigischen spielt. Alle Wetter, geehrteste Dame, so sieht es bei uns selbst aus, bei uns, den „gemüthlichen“ Deutschen! Sie schwingen sich im Eifer über deutsche Geselligkeit zu großartigen, burschikosen Erörterungen auf. Hören Sie nur sich selbst: „Nach dem Concerte gesellte sich ein Herr von Th. zu uns, Schmeichler in rohester Form, der, um eine Portion Essen von Frau von K. zu erlangen, den Spucknapf geküßt hätte. Um ihr seinen pflichtschuldigen Haß gegen mich kund zu geben, spielte diese Blume des Adels den vollkommensten Lümmel gegen mich, weshalb ihm sämmtliche Damen .... süßen Beifall zulächelten. Dieser Ritter von der traurigen Gestalt begann seine Großthaten damit, daß er vor mir ausspie! (O, o, das im gemüthlichen deutschen Vaterlande!) Dieser verkörperte Begriff des Knotenthums belustigte mich ungemein, denn jedes Wort aus seinem Munde bewies, daß sein Studium noch nicht den Bereich des Düngerhaufens überschritten hatte.“ Wer hätte das in Ihnen gesucht, daß Sie so rachsüchtig sein könnten, geehrte Dame, Sie haben diese Worte jedenfalls mit innerstem Behagen niedergeschrieben. Gut, daß wir Sie dabei auf einem kleinen Abwege erwischen. Sie eifern in Ihrem Buche wiederholt gegen den Jesuitismus. Wissen Sie das Motto zu Ihrer Schrift? Wir sind allzumal Jesuiten, der eine mehr, der andere weniger. Auch Sie? Ja, auch Sie! Auch bei Ihnen heiligt der Zweck die Mittel. Sie schrieben Ihre Erfahrungen zur Belehrung für andere nieder; aber die Motive? Sie wollten sich an verschiedenen Personen rächen. Nun, Sie haben sich gerächt, also sprechen Sie es nur lächelnd nach: „Wir sind allzumal Jesuiten.“ Sie vergeben sich damit nichts; verlohnt es sich doch schon, Ihr Buch zu lesen, obgleich es, offen gesprochen, keine kleine Mühe ist, sich durch 357 enggedruckte Seiten derartiger Aufzeichnungen hindurchzuwinden. Zuletzt noch das eine: Sie sorgen, geehrteste Dame, daß ihr Buch der unerfahrenen Jugend nicht in die Hände falle. Und damit — Ihr ergebener u. s. w.

In den vier eben besprochenen Büchern hatten wir es mit Stoffen aus der Gegenwart zu thun. Lassen wir dem Gegensatz sein Recht und knüpfen wir unter Nr. 5, 6 und 7 etwas aus der Vergangenheit daran. Es bedarf oft nicht mehr als einer blossen Gegen- oder Nebeneinanderstellung, um die Contraste, welche die Gegenwart von der Vergangenheit trennt, deutlich zu fühlen. Von den drei herbeizuziehenden Büchern steht Nr. 6 unserer Zeit am nächsten; Nr. 5 schliesst sich ihm an, indem es hinter ihm in die vergangenen Tage nur um ein Kleines zurücksteht. Nr. 7 dagegen greift in das graue Mittelalter hinein, es spielt zu Ende des 6. Jahrhunderts. Bücher, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen, betonen gewöhnlich das Chronikartige, oder sie schreiten unter der Wucht der Historie etwas schwerfällig einher. Eine theilweise Geistreichigkeit, einen Glanz der Darstellung, Esprit und den Reiz pikanter Situationen, wie das alles in einem Romane aus der Gegenwart mehr oder weniger vorwalten kann, suchen wir in den drei vorliegenden Büchern vielleicht vergebens. Dafür muss uns indess der Blick auf den culturhistorischen Hintergrund entschädigen, gleichviel ob dieser Hintergrund wie bei Nr. 5 und 6 nur das Detail, die Lebensweisen und Schicksale einzelner Kreise, oder wie bei Nr. 7 das Ringen eines ganzen Volks gemäss einer alles durchdringenden und belebenden Idee betrifft.

Luise Otto, die vortheilhaft bekannte Romanschriftstellerin, bietet uns zwei Bände historische Erzählungen „Aus der alten Zeit" (Nr. 5). Sie sagt im Vorworte: „Ein Rückblick, aber keine Rückkehr! Ja recht eigentlich ein Rückblick, der gethan werden soll, um mit beitragen zu helfen, daß die Rückkehr vermieden werde.... Die Geschichte ist immer die beste Lehrerin und Trösterin, und in Zeiten, wo man dieser am meisten bedarf, ist man doppelt berechtigt, sich ihr zuzuwenden. Und so habe auch ich in alten Chroniken und Historienbüchern gestöbert. Es ist wol viel Staub dabei aufgeflogen, aber er hat meinen Blick nicht verdunkelt, und der Moderduft, der ihn begleitete, ist für mich kein betäubendes Parfüm geworden, noch fühlte ich mich je versucht, ihn dazu zu verarbeiten." Luise Otto gibt uns dem entsprechend in den beiden Bänden zehn Erzählungen, die sämmtlich auf deutschem Boden, zum grössten Theile sogar auf sächsischem spielen. Die Verfasserin kämpft in ihnen fast ausschliesslich gegen den Aberglauben des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie stellt den Frevel der Hexenprocesse in den Vordergrund; für unsern Geschmack etwas zu viel. Denn die Hexenprocesse gelten für die heutige Zeit als eine abgethane Sache. Es rührt dieses „Zuviel" vielleicht daher, daß die Verfasserin die zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Geschichten hier zusammenthat, ohne der Monotonie in der Auffassung und Behandlung der Stoffe noch abhelfen zu können. Doch auf diese nicht ganz zu leugnende Monotonie stößt man zumeist nur, wenn man die Geschichten zu schnell hintereinander liest. Dann sähe man es lieber, ein milder Humor hätte die hartherzige Tendenz dieser Geschichten etwas abgeschwächt. Was diese Tendenz betrifft, dem Volke in den Verkehrtheiten der Vorzeit einen Spiegel für die vorgeschrittene Gegenwart vorzuhalten, so billigen wir sie nicht ganz. Es wurde eben in der Vorzeit vieles, das uns unerträglich und entsetzlich dünkt, als solches nicht empfunden. Gar zu leicht täuscht sich die Welt der Gegenwart mit dem Gedanken, daß sie doch so und so viel vor frühern Zeiten voraushabe, in ihren eigenen Fortschritten. Es wird bis in ewige Zeiten so fortgehen, daß die nachfolgende Generation über die vorhergehende vieler Dinge wegen die Achsel zuckt, ohne eigentlich in sich dazu das Recht zu besitzen. Denn gleichwie man keinen Spaten Erde zu einem Haufen hinzuthun kann, ohne ihn zuvor von einer andern Stelle genommen zu haben, so geht auch das menschliche Geschlecht keinen Schritt vorwärts, ohne daß es nicht auf entgegengesetzter Seite irgendetwas preisgäbe. Das sehen wir an der Gegenwart meist nur nicht, weil wir zu sehr mitten darinstehen und das Preisgegebene, weil es uns nicht interessirt, von aller Welt als ein unnützes oder schädliches angesehen wissen wollen. Doch glaube die Verfasserin ja nicht, daß wir uns damit auf Seite derer stellen, von denen sie äußert, man wisse wol, daß mehr als eine Stimme, mehr als eine Fraction sogar, zur Umkehr auf allen Gebieten gerufen habe! Die beiden Bände enthalten zehn Geschichten, von denen nicht weniger als sechs trostlose Hexenprocesse veröffentlichen. Das ist wie gesagt des Uebels zu viel aufgehäuft. Als die besten Früchte der beiden Bände möchten wir „Der verborgene Schmuck", „In drei Städten", „Dorothee, die Tochter des Kryptocalvinisten" und „Johann Wittenborg und seine Tochter" hervorheben.

Es folgt eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit: „Der Mann aus dem Römer" (Nr. 6). Als Verfasser nennt sich in der Vorrede Dr. jur. G. W. Pfeiffer. Man weiß, daß in den Freien Reichsstädten die Zöpfe am längsten sitzen und am wohlfeilsten sind. So eine Freie Reichsstadt wie Frankfurt bietet den Vertretern der Zopfliteratur eine unerschöpfliche Fundgrube. Pfeiffer erzählt uns eine eigentlich recht gewöhnliche Geschichte mit einem Bewußtsein, als handelte es sich um eine große Staatsaction. Nun mag sie für einen frankfurter Bürger, dessen Familientraditionen noch weit ins vorige Jahrhundert zurückreichen und der sich auch in nächster Feierstunde aufmachen und die geschilderten Oertlichkeiten betrachten kann, viel Anziehendes besitzen; uns aber schrumpfen die 222 Seiten des Buchs fast zur Bedeutung einer Anekdote zusammen. Die lange Geschichte ist sehr bald erzählt. Ein geiziger Schlächtermeister will seine Tochter Kunigunde nur an einen Mann aus dem Römer verheirathen, so hat er gelobt. Römer ist bekanntlich oder auch nicht bekanntlich die volksthümliche Benennung des alten frankfurter Rathhauses; ein Mann aus dem Römer ist daher ein dort in der Unterbeamtensphäre Angestellter, während sich die Höhergestellten Herren aus dem Römer hießen. Solch ein Mann aus dem Römer wirbt um Kunigundens Liebe. Wie sehr er indeß darin durch eine intriguante unverheirathete Muhme unterstützt wird, Kunigunde liebt fest und treu den Sohn eines gegenüberwohnenden Schusters. Der Schusterhumor spielt in der Geschichte eine nicht unebene Rolle. Ein Pröbchen aus den Reimereien des Schusters mag genügen:

> Alle Bosheit ist zeronnen,
> Ich hab' den Proceß gewonnen.
> Fürchtet drum kein Zöpfchen,
> Alls heraus m'em (mit dem) Tröpfchen.

Die Intriguen des dichtenden Schusters gehen dahin, seinen Sohn zu einem Mann aus dem Römer zu machen. Siehe da, sintemal er sein Haus just muß neu bauen lassen, so bringt er über der Hausthür in Stein einen Pokal, einen sogenannten Römer an, und nun ist ja sein Sohn ein Mann aus dem Römer. Der geizige Schlächtermeister willigt jetzt wirklich in die Ehe seiner Tochter mit diesem sonderbaren Manne aus dem Römer und läßt den wirklichen Mann aus dem Römer sammt der intriguanten Muhme abfallen. Zum Uebermaße der Römerschaft wird dem Sohne des Schusters durch einen guten Freund schließlich noch die Rechenschreiberstelle im Rathscollegium verschafft, und somit darf sich das frankfurter Bürgerbewußtsein in jeder Weise geschmeichelt fühlen.

Von weitaus anderer Structur zeigt sich die zweibändige Erzählung aus der Geschichte der Westgothen von Hermann Geiger: „Leander und Hermigild oder die Wiedergeburt Spaniens" (Nr. 7). Die Erzählung spielt, wir erwähnten das oben schon flüchtig, zu Ende des 6. Jahrhunderts. Sie behandelt die religiösen Zwiste und Kämpfe der Westgothen in Spanien. Sie fällt in eine Zeit, da Fanatismus im kirchlichen Bekenntnisse mit den ärgsten Grausamkeiten Hand in Hand ging. Das Volk der Westgothen hing theils am freisinnigen arianischen, theils am orthodoxen katholischen Bekenntnisse. Diese Spaltung zog sich bis in die herrschende Königsfamilie hinein. Lassen wir darüber den Verfasser aus der Vorrede sprechen:

„Die frühern Bewohner Spaniens hatten sich politisch, aber nicht religiös mit den Siegern geeinigt. Die germanischen

Eroberer bekannten sich zum Arianismus, die frühern Bewohner des Landes glaubten als Katholiken an Christus, als den gleichwesentlichen Sohn des Vaters. Es erhob sich eine im Laufe der Zeit immer stärker werdende Scheidewand, welche das herrliche Volk trennte und seine Entwickelung hemmte. Ein heißer, etwa zehn Jahre andauernder Kampf (von 580—590 n. Chr.) entspann sich. Der Arianismus, einst so verbreitet, «daß der Erdkreis verwundert ausruft, daß er arianisch geworden», beginnt auch in Spanien den Kampf mit dem Katholicismus. Während desselben wird die Scheidewand niedergerissen, die Religion der politisch Besiegten kämpft mit den Waffen der Wahrheit und das echte Christenthum feiert seine Triumphe. Mit dem Fall des Arianismus auf der Pyrenäischen Halbinsel ist dem gefürchteten Drachen dieser Häresie für immer der Kopf zertreten."

Die Geschichte führt den Titel nach zwei Männern, von denen der erste, Leander, zu den berühmtesten Kirchenhäuptern Spaniens zählte, der andere, Hermigild, der Sohn des arianisch gesinnten Königs Leovigild, in Sevilla die Fahne der Empörung für das katholische Bekenntniß erhob. Letzterer büßte die Empörung mit dem Leben, trotzdem sich sein Bruder Rekared aufs wärmste für ihn bei dem ergrimmten Vater verwandte. Schon dieser eine Umstand deutet darauf hin, daß wir es in der Erzählung nicht gerade mit einem weichen Stoffe zu thun haben. Die ehernen Schritte der Weltgeschichte hören wir in jedem Kapitel und ihre blutigen Fußtapfen flößen uns wiederholt Grausen ein. Aber der Verfasser hat sich seiner Aufgabe in schöner Weise unterzogen und hat sie, was die Verarbeitung des historischen und culturhistorischen Materials betrifft. außerordentlich ehrenvoll gelöst. Das Buch strotzt freilich von historischen Anmerkungen. Der Verfasser gab sie indeß nicht, um blos mit seiner Gelehrsamkeit zu glänzen, wie dies viele unserer federfertigen, historische Romane Schreibenden mit ihrer Belesenheit zu thun pflegen. Wir würden vielmehr etwas vermissen, fehlten diese Anmerkungen. Es ist deshalb ein wirklich erlaubtes Selbstlob, wenn der Verfasser in der Vorrede meint: „Die meisten katholischen Romane, welche in den letzten zehn Jahren erschienen sind, haben sich durch das historische Material ausgezeichnet, das in ihnen verarbeitet wurde." Auch hat ihn seine religiöse Ueberzeugung keineswegs zu einer einseitigen tendenziösen Erzählung verführt. Im Gegentheil wir dürften im ganzen die seltene objective Ruhe hervorheben. Nur einmal, soviel uns erinnerlich, setzt er das „ne quid nimis" in einer Anmerkung ganz beiseite; er nennt da den Boccaccio geradezu einen „der schändlichsten Schriftsteller, die je die Welt mit ihrem Unflate besudelten". Der Verfasser gehört dem Priesterstande an, damit ist dieses schonungslose Urtheil wenigstens motivirt, und in gleicher Weise die nicht ganz zu leugnende Monotonie, die uns in der Charakteristik der vielen in die Erzählung verflochtenen Personen entgegentritt. Ein etwas realistischerer Ton würde auch an mehr denn einer Stelle der etwas zu starken Thränenseligkeit vorgebeugt haben. Doch das Buch sei nicht etwa blos den religiösen Parteigenossen des Verfassers empfohlen. Zur bloßen Unterhaltung greife man nicht danach. Wer aber lernen will, der nehme es. Für die culturhistorischen Studien namentlich bietet es ein sehr reichliches Material.

Wir hatten nicht nöthig, in der soeben beiseite gelegten Geiger'schen Erzählung das ausschließlich kirchlich-religiöse Element hervorzuheben. Es versteht sich von selbst, daß wenn ein Priester die Feder ergreift, er dies nur zur Ehre der Kirche thun kann. Thut er es dann in einer Weise, die in nichts an den Zelotismus eines halbgebildeten Geistes erinnert, so werden wir ihm, wie verschieden vielleicht unsere religiösen Anschauungen von den seinigen sind, die Anerkennung nicht versagen. Die beiden noch vor uns liegenden Bücher Nr. 8 und 9, betonen dies kirchlich-religiöse Element auch in ziemlich scharfer Weise. Lassen wir es bei dem letztern von beiden gelten, so ermüdet es uns doch in etwas bei Nr. 8. Dort ist es der katholische, hier der protestantische Standpunkt, der uns die Wohlthaten des kirchlich-frommen Wandels zu Herzen führen soll.

Die anonyme Verfasserin der Erzählung: „Die Familie Forster" (Nr. 8), begegnete uns erst jüngsthin mit einer ähnlichen, die sich „Margarethe" betitelte. Hätten wir geahnt, der Verfasserin so bald wieder zu begegnen, wir würden jene „Margarethe" etwas milder angelassen haben. Denn uns dünkt diese „Familie Forster" gerade kein Fortschritt gegen jenes frühere Product. Kennzeichnen wir zunächst die Darstellungsweise der Verfasserin mit dem ersten Abschnitte ihres neuen Buchs: „Als der Gerichtsrath Forster vor 26 Jahren Hochzeit hielt, da hatte er gelobt (correcter: da gelobte er) «Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen». Das Weib, welches er heimführte, war eines Herzens und eines Sinnes mit dem Manne gewesen, und was auch die Zeit ihnen gebracht, so trachteten sie doch miteinander das Gelöbniß der Treue ihrem Gott zu halten. Freilich war da viel Schwachheit, viel Ungehörigkeit, und manche Sünde ward bekannt und bereut, und manche verborgene Fehle hatten sie selbst nicht erkannt; aber der Geist der Liebe wehete in dem Forster'schen Hause und die Gnade des Herrn machte schlicht, was uneben."

Eine Darstellungsweise, die in unleidliche Manier ausarten kann! Der Anfang davon zeigt sich in dem trostlosen Gebrauch des Worts „nimmer". Hundertmal und öfter dieses gespreizte „nimmer" lesen müssen, wo es ein schlichtes „nicht" thäte, das heißt die Geduld auf die Folter spannen. Ist der Stoff der Erzählung aus dem Alltagsleben gegriffen, so vermag ihm nur der Reiz der Darstellung Leben einzuflößen. Der bloße gute Wille, die Alltagswelt zu copiren, thut es nicht. Am besten scheint uns von der Verfasserin das Bild der Waise Helene getroffen, es hat sehr ansprechende Züge. Dagegen dünkt uns die ältere der beiden Töchter des Gerichtsraths Forster viel zu engelhaft gehalten. Es entspricht aber der Anschauungsweise der Verfasserin, wenn es am Schlusse von dieser Tochter heißt: „Sie lebte fort in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Zeit flog dahin und nichts störte sie in der Hoffnung des seligen Endes dieser Zeit. Das Andenken an ihre Jugendliebe wurde nimmer matter; sie hoffte auf ein seliges Wiedersehen und Wiedererkennen. Sie wußte, daß Otto seligen Glaubens gestorben; alle ihre Geliebtesten wandelten des Wegs, demselben Ziele zu. Der Kampf dauert fort bis zum Ende! Jedes Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit."

Zum Schlusse das kleine Buch „Clara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes" (Nr. 9). Man muß zu den Kindern hinabsteigen, um den Werth dieses Buchs zu ermessen. Wir halten es für eine wirklich empfehlenswerthe Kinderschrift, dem zarten Geschmacke sinniger und wohlerzogener junger Mädchen von 10—14 Jahren angepaßt. Zwar weht etwas katholische Luft über die Blätter und das klösterliche Leben wird dann und wann, wenn auch nicht gerade absichtlich in die Herzen der Kinder hineingeschmeichelt. Aber ebenso unbedenklich, als die freisinnigsten Väter ihre Töchter den Herrnhutercolonien zur Erziehung anvertrauen, ebenso unbedenklich darf dies nette Buch „Clara Maitland" auf dem Tischchen protestantisch erzogener Mädchen liegen. Wir pflichten daher auch dem Herausgeber vollständig bei, wenn er in der Vorrede bemerkt: „Die Geschichte ist aus der Jugendwelt genommen und scheint danach zunächst für die reifere Jugend und zwar vorzugsweise für die weibliche Jugend bestimmt zu sein. Es wäre aber sehr zu bedauern, wenn das Büchlein den Erzählungen für die reifere Jugend gleichgestellt würde, an denen unsere deutsche Literatur so überreich ist. Es ist gewiß eine ansprechende und bildende Lectüre für den Leserkreis, welchem derartige Erzählungen — nicht immer als passende Unterhaltung — gewidmet sind; aber es ist mehr als dieses." Das Original der ungenannten Verfasserin ist in englischer Sprache, die vorliegende Uebersetzung zeichnet sich durch Lesbarkeit aus.

Emil Müller-Samswegen.

Ein Originalbrief Goethe's an Bettina.

Ein Leser und Freund d. Bl., der uns schon früher einen Beweis gab, daß er dieselben mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme und Sorgfalt zu lesen pflegt, hat uns die Abschrift eines von Goethe an Bettina gerichteten Originalbriefs nebst andern, Bettina und ihr Verhältniß zu Goethe betreffenden interessanten Mittheilungen freundlichst zukommen lassen. Die Veranlassung dazu findet man in den einleitenden Worten des Begleitschreibens ausgesprochen:

„In dem Aufsatz über Kertbeny's «Silhouetten und Reliquien» (Nr. 42 der «Blätter für literarische Unterhaltung») gedenken Sie Bettina's «sicherlich zum größten Theil, wie die angeblich an sie gerichteten Briefe des Meisters auf Fiction beruhenden Verhältnisses zu Goethe». Diese Worte regen mich an, Ihnen, in der Anlage gegenübergestellt, einen von Goethe wirklich geschriebenen Brief an Bettina, und die Bearbeitung desselben Briefs durch die Empfängerin abschriftlich zu senden. Zum Ueberfluß habe ich die wenigen echten Stellen der Bearbeitung roth unterstrichen."

Wir lassen nun zuvörderst den von Goethe wirklich geschriebenen Brief hier folgen; er lautet:

„Deine Schachtel, liebe Bettine, ist wie eine Glücksbombe ins Haus gefallen und hat einen herrlichen Effekt gethan. Meine Frau mag dir selbst schreiben wie verlegen sie um ein Maskenkleid gewesen und wie erfreut sie bey Eröffnung der Schachtel war. Dein lieber Brief mußte als der schönste Schmuck des Ganzen angesehen werden. Nimm in diesen wenigen Worten meinen Dank für deine nie versiegende Liebe, dein immer lebendiges Andenken an die Gegenwärtigen, deine Treue für die Vergangnen.

Dein Albrecht Dürer, wohl restaurirt und eingerahmt, hängt an der Wand zur Lust aller Kunstfreunde und Patrioten. Lebe wohl und laß bald wieder von dir hören.

W., den 5. Febr. 1810. G."

Dieses Billet hat Bettina in ihrem „Briefwechsel mit einem Kinde", II, 155, folgendermaßen verarbeitet:

„Das ist ein liebes, feines Kind, listig wie ein Füchschen, mit einer Glücksbombe fährst du mir ins Haus, in der du deine Ansprüche und gerechten Klagen versteckst. Das schmettert einem (sic) denn auch so nieder, daß man gar nicht daran denkt sich zu rechtfertigen. Die Weste, innen von weichem Sammt, außen glatte Seide, ist nun mein Bußgewand, je behaglicher mir unter diesem wohlgeeigneten Brustlatz wird, je bedingter ist mein Gewissen und wie ich gar nach zwei Tagen zufällig in die Westentasche fahre und da das Register meiner Sünden herausziehe, so bin ich denn auch gleich entschlossen, keine Entschuldigungen auf mein langes Schweigen aufzusuchen. Dir selbst aber mache ich es zur Aufgabe, mein Schweigen bei deinen so überraschenden Mittheilungen auf eine gefällige Weise auszulegen, die deiner nie versiegenden Liebe, deiner Treue für gegenwärtiges und vergangenes auf verwandte Weise entspricht. Ueber die Wahlverwandtschaften nur dies: Der Dichter war bei der Entwickelung dieser herben Geschicke tief bewegt, er hat seinen Theil Schmerzen getragen, schmäle daher nicht mit ihm, daß er auch die Freunde zur Theilnahme auffordert. Da nun so manches traurige unbeklagt den Tod der Vergangenheit stirbt, so hat sich der Dichter hier die Aufgabe gemacht, in diesem tiefempfundenen Geschick, wie in einer Grabesurne, die Thränen auf manches versäumte zu sammeln. Deine tiefen, aus dem Geist und der Wahrheit entspringenden Ansichten gehören jedoch zu dem schönsten Opfer, die mich erfreuen, aber niemals stören können, ich bitte daher recht sehr, mit gewissenhafter Treue dergleichen dem Papier zu vertrauen, und nicht allenfalls in Wind zu schlagen, wie bei deinem geistigen Commers und Ueberfluß an Gedanken reichlich zu befahren ist. Lebe wohl und lasse bald wieder von dir hören.

Weimar, d. 5. Februar 1810. Goethe.

Meine Frau mag dir selbst schreiben, wie verlegen sie um ein Maskenkleid gewesen, und wie erfreut sie bei Eröffnung der Schachtel war, es hat seinen herrlichen Effekt gethan. Ueber der lieben Meline Heirath sage ich nichts, es macht einem nie wohl, wenn ein so schönes Kind sich weggibt, und der Glückwunsch, den man da anbringt, drückt einem nur auf dem Herzen."

Damit es der Leser bequemer haben möge, die von Bettina aufgenommenen wenigen echten Stellen herauszufinden; haben wir dieselben mit gesperrter Schrift hervorgehoben.

Der Einsender, der weiter versichert, daß er andere Briefe Goethe's an Bettina nicht gesehen habe, außer einem kleinen Zettel vom 12. November 1810, der in dem gedruckten Briefwechsel überhaupt nicht stehe, bemerkt hierzu: „Man sieht aus dieser Probe recht deutlich, wie Bettina beim Druck ihrer Correspondenz Wirklichkeit und Fiction gemischt hat. Es fällt recht auf, wie unnatürlich und schönselig sie Goethe sprechen läßt. Und selbst, wo sie seine eigenen Worte wiedergibt, wie in dieser Probe bei dem «Andenken an die Gegenwärtigen» und der «Treue für die Vergangenen», unterläßt sie es nicht, solche Worte in Nebel zu hüllen und unklar zu machen. Uebrigens mögen in den fingirten Brief noch einige reelle Fäden aus andern wirklich geschriebenen Briefen hinübergenommen sein. Die Weste, von der die Rede ist, mag wirklich geschildert worden sein, aber die darangeknüpften Redensarten von «Bußgewand», «bedrängtem Gewissen» u. s. w. sind offenbar erlogen, wie die gespreizten Worte über die «Wahlverwandtschaften». Der Schluß der Nachschrift von der Meline Heirath fehlt im Original auch, könnte jedoch eher von Goethe herrühren und aus einem andern Briefe herübergenommen sein. Die Goethe'sche Erwähnung des Albrecht Dürer, die Bettina weggelassen, zeigt, daß die frühern Stellen in dem gedruckten Schreiben vom 3. November 1809, S. 132: «Albrecht Dürer wäre ganz glücklich angekommen, wenn man nicht die unselige Vorsicht gehabt hätte» u. s. w., ferner «Die Copie verdient alle Achtung» u. s. w. und «Sage dem Künstler meinen Dank» u. s. w. wahrscheinlich echt sind."

Der Einsender bemerkt mit Recht, daß diese Probe „einen ziemlich sichern Schluß auf das Ganze zuläßt". Wunderbar erscheint es nur, daß so manche sogenannte Literatur- und Goethe-Kenner diese ins Bettina'sche übersetzten Briefe für echt ansahen und zum Theil als Quelle benutzten, um so wunderbarer, da sich Bettina nicht einmal die Mühe gab, in ihren hinzugedichteten Zusätzen und Einschiebseln den Briefstil Goethe's aus jenen Jahren möglichst zu imitiren. Bettina schämt sich sogar nicht, in die obige Umschreibung des Goethe'schen Billets vom 5. Februar 1810 den angeblich Goethe'schen Lobspruch hineinzudichten: „Deine tiefen, aus dem Geist und der Wahrheit entspringenden Ansichten" u. s. w. O, sie wußte sehr gut, diese bei aller anscheinenden Naivetät so schlaue Dame, was man einem gebildeten deutschen Publikum bieten und wie leicht man es dupiren kann! Durch ihr dreistes Verfahren gelang es ihr auch, viele Leute glauben zu machen, daß Goethe's bekanntlich an Minna Herzlieb gerichteten Sonette ihr gewidmet gewesen seien, und wie schlagend auch die von Riemer, Schaefer, Lewes, Goedeke u. s. w. geführten Beweise und Nachweise des Gegentheils sind, so hat diese Bettina'sche Usurpation und Mystification noch in den letzten Jahren ihre Vertheidiger gefunden; ja diejenigen, welche die Wahrheit festzustellen suchten und denen es gelang, sie festzustellen, haben sich dafür sogar den gröblichsten Insulten ausgesetzt gesehen. Wurde ja doch die unbestreitbare Autorität Eckermann's, der zuerst dem Biographen Goethe's, J. W. Schaefer, die Mittheilung machte, daß jene Sonette an Minna Herzlieb gerichtet seien, für nichts geachtet. Wir tadeln es übrigens weniger, daß Bettina, um ihre Person zu illustriren oder sich mit dem Publikum einen Spaß zu machen, diese Märchen ihren Gläubigen aufzubinden gesucht hat, als daß sie von hinnen gegangen ist, ohne die Welt oder auch nur ihre nächsten Freunde über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Ferdinand in „Kabale und

Liebe" sagt: „Eine Lüge pflegt man doch sonst nicht auf diese Reise zu nehmen!" Oder ging es ihr, wie es schon manchem ging: hatte sich ihre Phantasie in ihr eigenes Märchengewebe so eingesponnen, daß sie selbst diese Märchen zuletzt für Wahrheit hielt?

Nachdem unser Gewährsmann noch bemerkt, daß die übrigen Originale der Goethe'schen Briefe, wie auch der Briefwechsel mit „Suleika", unter Verschluß und unzugänglich seien, führt er, auf die spätere Differenz zwischen Goethe und Bettina übergehend, in seinem Begleitschreiben fort: „In Nr. 24 Ihrer Blätter in dem Artikel über die weimarischen Klatschereien sagen Sie ungefähr anläßlich des Conflicts zwischen Goethe's Frau und Bettina: «Bettina warf nun der Frau von Schiller alle Tage trockene Bemerkungen hin über Herzlosigkeit und Schwäche des Meisters» u. s. w. Dies that nicht Bettina — oder vielmehr wenn sie dies that, so wäre es in jenem Moment von ihr sehr erklärlich gewesen —, sondern Frau von Wolzogen, und dies war der Schiller um so peinlicher, als sie in steter Gesellschaft ihrer Schwester war. Mit Bettina war sie wol gar nicht so intim, wenigstens nicht täglich zusammen. Auch in diesem Falle ist die «Frau» schlechthin stets Frau von Wolzogen; der Zusammenhang gestattet keinen Zweifel, wie die fernere Wendung in dem betreffenden Briefe der Frau von Schiller an die Prinzessin von Mecklenburg (vom 11. September 1811): «Meine arme Frau, die mit allerlei bösen Geistern zu kämpfen hat, sieht die Welt überhaupt durch ein trübes Glas»" u. s. w. Allerdings hätte uns schon das kleine Wörtchen „auch" in der Stelle: „die Frau wirft mir nun auch alle Tage Brocken hin" u. s. w. auf die Vermuthung bringen können, daß unter der „Frau" eine andere Person als Frau von Arnim gemeint sei. Aber man mische sich nur, auch blos vom literarhistorischen Standpunkt, in die Klatschereien und Zänkereien von Frauenzimmern, und man wird bald in ein verwickeltes Labyrinth von feinen und groben Bezügen gerathen, aus dem nur der allerschärfste, auch auf das Kleinste zu merken gewöhnte, jedes Wort — und oft hat auch das kleinste Wort in der That Goldeswerth — auf die Goldwage legende juridische Verstand den Ausweg findet. **H. M.**

Albrecht Dürer.

Leben und Wirken Albrecht Dürer's von A. von Eye. Nördlingen, Beck. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Nur in Deutschland war es möglich, daß der erste Meister neuzeitlicher Kunst bis zum Erscheinen vorliegenden Werks ohne würdige und umfassende Lebensschilderung geblieben ist. Albrecht Dürer, an dessen Namen sich unbedingt der Ruhm knüpft, der größte national-deutsche Künstler gewesen zu sein, der auch da, wo er nicht verstanden, nicht geliebt wird, sich durch den innern Gehalt seiner Werke Bewunderung erzwingt, war dem deutschen Volke noch nicht in einem klaren Bilde seines Lebens und Wirkens vorgeführt worden, und dies begrüßen wir als den Hauptvorzug des gegenwärtigen Buches, von dem man sich wundern muß, daß es erst jetzt erschienen ist, ohne eigentlichen Vorgänger zu haben.

Das Material der Biographie Dürer's war zerstreut, zum größern Theile bereits in weitern Kreisen bekannt; das große Werk von Heller, dessen erster Theil die Biographie enthalten sollte, ist nun in seinem zweiten Band, dem Verzeichniß der Dürer'schen Werke, erschienen, schwerlich würde es indessen den Anforderungen unserer Zeit entsprochen haben, und der biographische Rahmen ist durchaus als neue und selbständige Arbeit des Verfassers zu betrachten. Derselbe gibt in acht Abschnitten: „Dürer's Jugend, Lehr- und Wanderjahre"; „Die allgemeine Lage der bildenden Kunst in Deutschland"; „Dürer's erste Periode von 1494—1506"; „Häusliche Begebenheiten, Reise nach Italien"; „Dürer's Blütezeit 1507—13"; „Die Arbeiten von 1514—19"; „Die Reise nach den Niederlanden" und endlich: „Dürer's letzte Lebenjahre 1521—28", denen ein kurzer Ueberblick der spätern Schicksale seiner Werke folgt. Mit Ausnahme des sonderbarerweise novellenhaft gehaltenen Eingangs, der über den Charakter des Buchs täuschen könnte, wenn ihn die Anmerkung nicht entschuldigte, läßt der Verfasser in schlichter Darstellung die Wirksamkeit Dürer's durch eingehende Schilderung seiner Werke und im Zusammenhang mit den biographischen Nachrichten in seiner Entwickelung an uns vorübergehen. Leider sind die letztern in so geringem Umfange auf uns gekommen, daß auch dem umsichtigen Fleiße des Verfassers für lange Zeitperioden nur die Jahrzahlen der bezeichneten Werke als Leitfaden dienen konnten; so die „Wanderjahre", die in Briefen des Künstlers erhalten, unschätzbare Aufklärung über das Kunstleben und die Kunstrichtung jener Zeit geben mußten, wie die prächtigen Briefe es vom Aufenthalt in Venedig bieten. Daß der Verfasser bei der Natur seines Stoffs nicht mehr, als er gethan hat, das Bild des Meisters aus seinen Werken abstrahirt und sein geistiges Leben daraus zu schildern versucht, wird ihm niemand zum Vorwurf machen können; spätere, auf jetzt noch verschlossenen Quellen beruhende Forschungen müssen uns des Meisters äußere Thätigkeit erst vertrauter machen. Dagegen wird der Verehrer Dürer's bedauern, daß der Verfasser nicht in umfänglicherm Maße die eigentliche Kunstweise und künstlerische Auffassung Dürer's dem Verständniß unserer Zeit nahe zu bringen gesucht hat: eine Aufgabe, deren Grenzen durch das Mittel des beschreibenden Wortes zwar auch gesteckt sind, die aber auch keinen dankbarern Stoff als gerade Dürer sich wählen könnte. Wie im zweiten Abschnitte „Allgemeine Lage der bildenden Kunst" der Verfasser anschaulich in den Gestaltungssinn der altdeutschen Meister einführt, so hätte in Dürer's Leben statt der dem Nichtkenner nutzloser gegenständlicher Schilderungen immer wieder hingewiesen werden müssen auf die Natur- und Kunstanschauung des Meisters, die ihn veranlaßte, nicht allein diesen und jenen Stoff, sondern im Stoffe seine Gestalten, Gesichtszüge, Falten und Landschaften eben so zu stilisiren, wie er es gethan; mit einem Worte, es hätten die tiefer liegenden Ursachen mehr entwickelt werden sollen, welche unter der Dürer'schen „Häßlichkeit" als Zeugnisse seines schönen Künstlergemüths verborgen sind.

Nicht in der Macht des Verfassers lag es zu verhindern, daß wir sein Buch unmuthig aus der Hand legen: die letzten Lebensjahre und der Tod Dürer's, die ihm nach einem Einblick in das reiche Kunstleben der Niederlande die erbärmliche Kleinlichkeit und den Druck der häuslichen Verhältnisse so bitter empfinden ließen, müssen jeden Freund deutscher Kunst mit dem trüben Gedanken erfüllen, daß der Undank von Dürer's Zeitgenossen leider noch immer Seitenstücke in den „maßgebenden Kreisen" unserer Zeit findet; und wer in diesem Jahre den Kunstfesten Antwerpens beigewohnt und sich die äußerliche Lage von Dürer's „Nachfolgern im Geist" vergegenwärtigt, wird mit ähnlichen Seufzern die Worte lesen, die Dürer in sein Tagebuch schrieb: „Und zu Untorf sparen sie kein Kostung zu solchen Dingen, denn da ist Gelds genug." (Beiläufig mag hier ein Versehen berichtigt werden, indem von Dürer's Hand eine Ansicht Antwerpens von der Seeseite erwähnt wird, die doch nur von der Scheldeseite genommen sein kann.) Von dem trefflichen Schlußurtheil des Verfassers über Dürer mögen hier noch einige Zeilen stehen: „Ungleich größer als der durch mannichfache Umstände verkümmerte Einfluß auf die ästhetische Bildung ist Dürer's Einwirkung auf die sittliche Entwickelung seines Volks, und vorzugsweise von diesem Gesichtspunkt aus mußte seine Bedeutung auch für unsere Zeit, wenn diese die Betrachtung seiner Werke wieder aufzunehmen für gut fände, gewürdigt werden. Denn er hat uns das Leben nicht allein geadelt, indem er es in seinen Meisterwerken zur Darstellung gebracht, sondern er beweist in diesen vorzüglich dadurch seine höchste Meisterschaft, daß er den dem menschlichen Dasein zu Grunde liegenden Adel, der damals eben auch sonst mit Macht, Gefühl und Bewußtsein sich durchrang, mit aufdeckte; daß er namentlich alle Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des deutschen Wesens, die Tiefe und Weite der natürlichen Anlage, den Reichthum der

Entwickelung, die Reinheit des Strebens, die Wahrhaftigkeit des Charakters, vor allem die ganze Freiheit und Seligkeit des deutschen Gemüths und alle die Elemente glücklicher sittlicher Bildung zu Tage legte, die zum Theil seit seiner Zeit zu höherer Entwickelung herangewachsen sind, zum Theil noch im Keime schlummernd der Pflege harren; die insgesammt aber zeigen, worauf unser Leben gegründet und wozu es bestimmt ist; die den Glauben an Gegenwart und Zukunft lebendig zu erhalten vermögen." 65.

Notizen.

Preßzustände in den nordamerikanischen Nordstaaten.

Von Interesse waren uns einige uns zugegangene Nummern nordamerikanischer Zeitungen, des „New York weekly news" und des „New York weekly day book", weil sich aus ihnen zur Genüge erkennen läßt, einmal daß es in den Nordstaaten eine beträchtliche antikriegerische Partei gibt, deren Intriguen auf den Gang der Kriegsoperationen nicht ohne hemmende und lähmende Einwirkung sein dürften, sodann daß die Preßfreiheit für den Augenblick aufgehört hat zu sein. Das „New York weekly day book" erklärt in der Nummer vom 28. September, daß es für den Augenblick unter diesem Titel zu erscheinen aufhören müsse, „weil die Verwaltung Abraham Lincoln's unsern gesetzlichen Rechten als Zeitungsschreiber Einhalt gethan und unsern Subscribenten das Recht, das Blatt auf dem Postwege zu beziehen, entzogen hat. Auf Einen Schlag sind so über 30000 Subscribenten, von Maine bis Oregon, ihrer unzweifelhaften Rechte als freie amerikanische Bürger beraubt worden. Keine Anklage wurde gegen uns erhoben, kein Beweis geltend gemacht, keine Untersuchung eingeleitet; sondern mit einem Federzug despotischer Autorität hat der Secretär Herrn Lincoln's durch sein Edict die Freiheit der Presse über den Haufen gestürzt." Das Blatt versucht nun unter dem Titel „The weekly Caucasian" fortzuexistiren. Die Tendenz des „Weekly day book" erklärt das gegen dasselbe eingeschlagene Verfahren. Die Zeitung verfocht die Ansicht, daß die abolitionistische Partei die eigentliche secessionistische sei und die Trennung hervorgerufen habe und daß, um die Einheit und Einigkeit wiederherzustellen, es nothwendig sei, den „anti-slaveryism" oder vielmehr den „anti-southernism" zu Boden zu werfen. In einem Artikel „The downfall of New York" suchte die Zeitung nachzuweisen, daß Neuyork durch den Krieg ruinirt werden müsse, indem der Handel der Stadt auf Baumwolle, Reis, Taback u. s. w. beruhe und mithin zwei Drittel des neuyorker Geschäfts von der Sklavenarbeit der Südstaaten abhänge. Das andere obengenannte Blatt, das „New York weekly news" ist, laut seiner Nummer vom 24. August, in eine Untersuchung verwickelt. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß diese Zeitung unter anderm folgende Grundsätze vertheidigte und zu vertheidigen fortfährt: „Jeder Tropfen Bluts, der in dem gegenwärtigen Kriege vergossen wird, ist eine Calamität, und jedes Leben, welches verloren geht, ist ein Mord"; „die Vermehrung des Heeres, die Verausgabung von Geldern ohne Bewilligung des Congresses, die Blokade der südlichen Häfen, die Proclamation des Kriegsgesetzes, die Invasion souveräner Staaten ohne die Aufforderung seitens ihrer executiven und legislativen Behörden u. s. w. sind ebenso viele unconstitutionelle Handlungen, Verletzungen des von dem höchsten Magistratschef des Landes geleisteten Amtseides, weshalb derselbe anzuklagen und abzusetzen ist"; „den unzufriedenen Theil der Vereinigten Staaten in Frieden scheiden zu lassen und es zuzulassen, daß sich die Republik in zwei Conföderationen trenne, würde bei weitem besser und den Ansichten und Absichten der ursprünglichen Gründer der Verfassung entsprechender sein, als die verschiedenen Staaten in einen mörderischen Streit zu stürzen und die künftige Wohlfahrt der Union durch einen kostspieligen, unnützen und blutigen Krieg zu Grunde zu richten" u. s. w. Die für den Krieg ausgehobenen Mannschaften sind dieser Zeitung nur „victims of presidential tyranny". Ferner wurden der „Herald", der „High land democrat", das „Eastern State Journal", die deutsche Neuyorker „Staatszeitung" und die „Nationalzeitung" als „disloyal" vor die Bezirksgerichte beschieden, und das „Weekly day book" erkennt hierin wenigstens die Absicht, auf gesetzlichem Wege gegen misliebige Zeitungen zu verfahren als dies früher geschah, wo man ihnen ohne alle Voruntersuchung den Postdebit entzog. Aus Nr. 2 des „Weekly Caucasian" erfährt man, daß Master, Redacteur des römisch-katholischen Blattes „The freeman's appeal", wegen „disloyalty" auf seinem Bureau verhaftet und schließlich ins Fort Lafayette abgeführt wurde, anderer Verhaftungen nicht zu gedenken. Dasselbe Blatt, als es noch „Day book" hieß, brachte einen Aufsatz mit der Ueberschrift „Degradation of white men and their slavery in Europe" mit Bezugnahme auf mecklenburgische Zustände und namentlich das berüchtigte gräflich Hahn'sche Edict. In der That gibt es in Deutschland und England, wo man so tief gemüthlich für die Negersklaven im fernen Amerika empfindet, Sklavenzustände in allerlei Formen genug, bei denen dieselben christlichen Seelen nichts empfinden, ja die sie vielleicht zu erhalten mitbeflissen sind. Jener Schriftsteller z. B., welcher (wir erzählten den Fall in Nr. 38 d. Bl.) von einem Verleger in einem von außen abgeriegelten, feuchten, dunkeln, moderigen Parterrezimmer monatelang die Hälfte des Tags unter Clausur gehalten wurde, um sein Pensum zu verrichten und den ihm gewährten Vorschuß abzuarbeiten, dieser deutsche Schriftsteller war nichts als ein weißer Sklave. Im übrigen verdient bemerkt zu werden, daß laut öffentlichen Blättern jüngst Karl Andree in einem Vortrage ebenfalls die Ansicht aufgestellt hat, daß die Südstaaten durch die Insulten der Nordstaaten zum Austritt genöthigt worden seien und daß es ein Unglück sein würde, wenn die Nordstaaten siegen und die Millionen von Negersklaven in den conföderirten Staaten plötzlich freigegeben werden sollten.

Zur Kenntniß des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen.

In vier Lieferungen gab O. Freih. von Reinsberg-Düringsfeld heraus: „Festkalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen" (Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861). Dieses mit emsigem und gewissenhaftem Fleiße zusammengetragene Werk ist ein ebenso werthvoller culturhistorischer Beitrag zur Specialkunde böhmischer Volkssitten, Volksgebräuche und Volkstraditionen, als zur vergleichenden Sagen- und Sittenkunde überhaupt. Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: Böhmen sei reich an landeseigenen Festen und Gebräuchen, gleichwol aber gerade in dieser Beziehung am wenigsten bekannt. Denn was darüber veröffentlicht worden, sei in Zeitschriften und Kalendern, in den allgemeinen Topographien des Landes und in den Monographien der einzelnen Orte zerstreut, oder in Werken enthalten, welche nur den des Czechischen Kundigen zugänglich seien. Der Verfasser hat nun versucht, unter der Form eines Kalenders alles zusammenzufassen, was er in Büchern gefunden oder durch Fragen in Erfahrung gebracht hat. Daß seine Sammlung nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen könne, läge, bemerkt er weiter, nicht nur im Wesen derartiger Werke, sondern auch in der Nothwendigkeit, den Umfang des Buchs nicht allzu sehr auszudehnen. In Betreff der Anordnung hat der Verfasser das Jahr 1861 als Norm angenommen. Jedem Tage ist der lateinische Name der Pflanze oder Blume beigefügt, welche die Frömmigkeit eines dem Namen nach unbekannt gebliebenen Klosterbruders den verschiedenen Fest- und Heiligentagen des Jahres geweiht hat. Die Heiligen selbst sind nach dem Muster der in Böhmen üblichen Kalender angegeben, die Notizen über ihre Feste meist den Werken von Helwig, Pilgram und Scheffer oder den Bollandisten entnommen. Jahrmärkte sind nur angeführt, insofern sie durch ihr Alter ein historisches Interesse darbieten, oder in solchen einzelnen Fällen, wenn gewisse Tage ohne alle andere auf Böhmen bezügliche Besonderheiten blieben. Die auf

bestimmte Tage und Feste Bezug habenden Lieder konnten aus Rücksichten auf den zu beschränkenden Raum des Werks nur in einzelnen Proben mitgetheilt werden, deren deutsche Uebertragung von Ida von Düringsfeld, der Verfasserin der „Böhmischen Rosen" herrührt. Zum Schluß der Vorrede stattet der Verfasser noch den vielen Männern, welche ihm beim Sammeln freundlich beistanden, seinen Dank ab, besonders aber dem Hrn. F. N. Mikowec, der ihm nicht nur viele schätzbare Beiträge lieferte, sondern auch die Mühe der Correctur mit ihm theilte. In der nun folgenden dankenswerthen Einleitung bemerkt der Verfasser unter anderm, daß die alten Feste der Czechen, deren Spuren Professor Hanuš in seinem gelehrten „Mythologischen Kalender der Slawen" auf das gewissenhafteste verfolgt habe, eine merkwürdige Uebereinstimmung mit denen der germanischen Völker darbieten und gleich ihnen später größtentheils christianisirt wurden. Am reinsten hätten sich die Gebräuche des alten Festes der Wintersonnenwende in dem christlichen Weihnachtsfeste erhalten, und nicht nur der Glaube an die sogenannten 12 Nächte, deren jede das Wetter des betreffenden Monats im künftigen Jahre anzeige, sondern auch eine Anzahl abergläubischer Gebräuche und Vorstellungen hätten sich bis zum heutigen Tage unverändert erhalten. Bei den Deutschen und Czechen sei selbst der Name des heidnischen Festes geblieben und wie bei den Deutschen die Wochentage nach den Göttern und Göttinnen, denen sie meist geweiht waren, noch jetzt genannt würden, so führten bei den Czechen die meisten christlichen Feste noch jetzt alte vorchristliche Benennungen.

Der Puritaner William Prynne.

Unser Berichterstatter über Reinhold Pauli's, nun auch bereits unter dem Titel „Pictures of Old England" ins Englische übersetzte „Bilder aus Altengland" hatte in seiner kritischen Anzeige des genannten Buchs (Nr. 11 d. Bl.) unter anderm gesagt: „Endlich wollen wir noch bemerken, daß, wie auf S. 65 angegeben wird, William Prynne nicht «zweimal mit dem Verluste seiner Ohren für Widersetzlichkeit gegen Karl's I. Gewaltmaßregeln gebüßt» haben kann, da die Ohren des Menschen, wenn sie einmal abgeschnitten sind, nicht wieder wachsen und so hier die Natur eine wiederholte derartige Grausamkeit von seiten eines Tyrannen nicht zuläßt." Mit Bezug auf diese Bemerkung erhielten wir von einem Leser unserer Blätter in Posen, der seine Mittheilung, falls sie Aufnahme fände, nur mit Dr. O. B. zu unterzeichnen bittet, folgende Berichtigung: „So gerne wir mit dem verehrlichen Recensenten Prynne die Qual einer zweimaligen, so schmerzhaften Operation ersparten, so erlaubt dies doch unser historisches Gewissen nicht. Hätte freilich Prynne nach der ersten Operation der natürlichen Zeugungskraft der Mutter Natur allein vertraut, so hätte er sich den zweiten Schmerz erspart; er ließ sich aber unklugerweise die Ohren wieder annähen. Die Erwähnung beider Operationen mit den Quellenbelegen findet sich unter anderm bei Th. Carlyle, «Oliver Cromwell's letters and speeches», wo es I, 72 (Tauchnitz) heißt: «In the same year (1633).... William Prynne our unreadable friend, Peter Heylin having read him, was brought to the starchamber; to the pillory, and had his ears cropt off, for the first time» u. s. w., woraus hervorgeht, daß ihm damals seine Ohren zum ersten mal abgeschnitten wurden, und S. 92: «On the 30th of June 1637, in Old Palaceyard, three men, gentlemen of education, of good quality, a barrister, a physician and a parish clergyman of London were set in three pillories; stood openly, as the scum of malefactors, for certain hours there; and then had their ears cut off — bare knives, hot branding irons —, and their cheeks stamped «S.L.», (Seditious Libeller); in the sight of a great crowd, «silent» mainly, and looking «pale». The men were our old friend William Prynne, poor Prynne, who had got into new trouble, and here lost his ears a second and final time, having had them «sewed on again» before»" u. s. w. Hiernach wurde also Prynne, mit noch zwei Gentlemen von Erziehung, am 30. Juni 1637 abermals für mehrere Stunden am Pranger öffentlich ausgestellt, es wurden ihnen die Ohren abgeschnitten und ihnen auf die Backen die Buchstaben S. L. mit glühendem Eisen eingebrannt. Prynne verlor hier, wie der Schluß der angeführten Stelle ganz ausdrücklich besagt, „seine Ohren zum zweiten und letzten male, nachdem er sie sich vorher wieder hatte annähen lassen (having had them sewed on again before)".

H. M.

Bibliographie.

Elfeld, A., Dorf-Harmonieen. Eine Elegie. Rastadt, Hanemann. 1862. 8. 1 Thlr.

Elster, E. C. W., Geistliche Gedichte. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 8. 5 Ngr.

Ergebnisse einer Reise durch die Schweiz nach Mayland in der Lombardie und Italien im Sommer 1858 von C. L. R. Elberfeld, Bädeker. 8. 10 Ngr.

Frauenbriefe von Anna Schlatter, Wilhelmine von der Heydt, Kleophea Zahn und der Verborgenen. Herausgegeben von A. Zahn. Halle, Fricke. 1862. 8. 1 Thlr.

Germania. Beiträge deutscher Dichter und Dichterinnen. Herausgegeben im Namen des Berliner Frauen-Vereins für das Germanische National-Museum zu Nürnberg von Auguste Kurs. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Girsberger, J., Naturbilder in Dichtungen. 2te Reihe. Zürich, Meyer u. Zeller. 1858. 16. 8 Ngr.

— — Dasselbe. 3te Reihe. Zürich, Meyer u. Zeller. 1860. 16. 10 Ngr.

Görner, C. A., Possenspiele. Altona, Verlags-Bureau. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hahn, O., Recht und Licht. Das Gottleben in der Natur und im Menschen rhythmisch dargestellt. Stuttgart, Kummelsbacher. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei. Erste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Hebler, C., Lessing-Studien. Bern, Huber u. Comp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Iphigeneia in Aulis. Tragödie. Berlin, Janke. 1862. Lex.-8. 20 Ngr.

Kolb, A., Stuttgarter musikalische und unmusikalische Originale. 1ste Lieferung. Stuttgart. 16. 5 Ngr.

Das Lagerbier und der Tabak. Zwei historisch-panegyrische Possen von Cerevisius Nicotianus. Nordhausen, Förstemann. 1862. 16. 5 Ngr.

Lohmann, P., Ueber die dramatische Dichtung mit Musik. Leipzig, Luppe. 8. 6 Ngr.

Löhn, Anna, Verkennen und Erkennen. Original-Novelle. Dresden, Kuntze. 8. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Der Untergang der Protestanten in Ober-Oesterreich. Historischer Roman in zwei Theilen. Dresden, Kuntze. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mocquard, Jessie. Roman. Uebersetzt mit besonderer Bewilligung des Verfassers von A. Beckmann. Frankfurt a. M., Keller. 8. 2 Thlr.

Mylius, O., Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten. Stuttgart, Schiller. 8. 24 Ngr.

Pfeilschifter, J. B., Bayerischer Plutarch oder Lebensbeschreibungen denkwürdiger und verdienter Bayern. 1stes Bändchen. Aschaffenburg, Krebs. 8. 27 Ngr.

Ruskin, J., Der König des goldenen Stromes oder die schwarzen Brüder. Steirische Märchensage. Aus dem Englischen übersetzt von Henriette Lewald. Stuttgart, Thienemann. Br. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Entgegnung.

Herr Professor F. Th. Vischer in Zürich bringt in seinen „Kritischen Gängen", Neue Folge, 2. Heft (Stuttgart, Cotta), eine Recension, wenn man es so nennen will, meines Buchs „Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet", von D. B. Storffrich (Bremen, Kühtmann).

„Meine Arbeit", so beginnt der Herr Professor, „war schon lange vollendet (— sie lag schon seit anderthalb Jahren in meinem Pult —), als mir eine seltsame Broschüre zu Gesicht kam." Was will mein Recensent damit sagen? Er scheint Gewicht auf diese Mittheilung zu legen, da er sie an die Spitze seines Artikels stellt. In der ganzen Welt würde es doch wol niemandem einfallen, aus dem zufälligen Umstande des frühern Erscheinens meiner Arbeit irgendetwas zu schließen, und, wenn dies wäre, so könnte es doch nur die Vermuthung sein, der Recensent habe meine, wie gesagt, früher erschienene Schrift in der seinen benutzt. Dieser Gedanke liegt mir nun gänzlich fern, und ich finde es nur auffallend, daß, nachdem der Herr Professor diese für ihn so wichtige Thatsache seinen Lesern mitgetheilt hat, er später, mit einer Art Mitleid, hinzufügt: „Merkwürdig ist aber, wie diese Schrift in einzelnen Stellen ganz gute Gedanken enthält, mit denen man gern zusammentrifft." Sehr merkwürdig, fürwahr, auch für mich; die Behauptung oder vielmehr Verleumdung, daß ich ihm auf dem Irrwege seiner Hamletserklärungen begegnet sei, kann ich nur zurückweisen. Mein Weg führte wahrhaftig nach einer ganz entgegengesetzten Richtung.

Herr Vischer mag ein bedeutender Aesthetiker sein, er gilt wenigstens bei vielen dafür; aber von tieferer, praktischer Menschen- und Seelenkunde, die allein das richtige Verständniß des großen brittischen Dichters ermöglicht, hat er, inmitten seiner ästhetischen Theorien, keine Ahnung! Was ist denn nun der Inhalt der Recension? Nichtssagende oder wenigstens gar nichts beweisende Worte. Bevor ich zur Beleuchtung dieser Hohlheiten übergehe, erlaube ich mir, den Lesern eine kurze Mittheilung von dem Erfolge zu geben, den das hier besprochene Buch, mein erster schriftstellerischer Versuch, hatte, damit keiner auf die angemaßte Autorität meines Recensenten hin mein Buch ungelesen lasse. Einer unserer anerkanntesten literarischen Größen (Herrn Prof. Gervinus) sandte ich ein Exemplar meiner Schrift und bat ihn, mir sein Urtheil über dieselbe mitzutheilen, wofür ich ihm, ob es lobend oder tadelnd ausfiele, dankbar sein würde, da ich seinerseits einer unbefangenen und ehrlichen Kritik gewiß sei. Ich citire einige Stellen aus der freundlich auf den Inhalt meiner Schrift eingehenden Antwort und stelle diese Aussprüche dem Ausspruche des Prof. V. entgegen: „Ich danke Ihnen für die Uebersendung Ihrer Arbeit über Hamlet, die von einem denkenden und (was in Deutschland so selten ist) seelen- und menschenkundigen Autor zeugt. Niemand könnte bestreiten, daß Sie den Nachweis gründlich geführt haben, daß Heuchelei, Verstellung, krumme Wege, Unwahrheit und falscher Schein das Hauptelement bilden, das dem Trauerspiele «Hamlet» die psychologische Atmosphäre gibt", und dann theilt Hr. G. mir seine klaren ästhetischen Gründe mit, die, obgleich Obiges anerkennend, ihn veranlassen, hier die Hauptidee des Dramas nicht zu suchen. „Der Dichter", so lauten seine Worte, „bereitet sich mit der Betonung dieser Eigenschaften in seiner Menschengruppe den Boden, ohne den die ganze Handlung undenkbar wäre. Früher schob man zumeist in dem Dichter alles auf Divination; die Zeit wird kommen, wo man sich gegen das Zuvielerklären stellen müßte; denn würden Sie (bei aller Ehrfurcht vor Gründlichkeit wie vor Gewissenhaftigkeit) nicht selbst fürchten, daß ein allzu scrupulöses Hineinspähen in ein ästhetisches Werk, wie in eine praktische Aufgabe, doch der Beurtheilung ebenso gefährlich werden könnte, wie hier der That." Am Schlusse seines Briefs räth G. mir an, mich ja nicht in meinen fernern Studien über Shakspeare stören zu lassen und gibt mir einige wohlgemeinte Rathschläge aus seinen reichen Erfahrungen.

Außerdem wurde das Buch in vielen unserer besten literarischen Blätter durch sachkundige Kritiker besprochen und fand Anerkennung, mit alleiniger Ausnahme von Gersdorf's „Repertorium", das der Welt den kolossalen Unsinn begreiflich machen wollte, „Hamlet sei eine an Kraft, Verwegenheit und Kühnheit gigantische Menschennatur, für die die Schrecken der Natur, der Menschheit, des Grabes gar nicht vorhanden."

Auch hat mein Buch den größten Beifall bei den holländischen Gelehrten errungen und die beste literarische Zeitschrift des Landes („Nederlandsche Spectator"), von einer Anzahl hervorragender Männer herausgegeben, brachte in Nr. 19, Mai 1860, ihres Blattes eine ausführliche, eingehende Beurtheilung meines Buchs, in der mir glänzendes Lob gespendet wurde und die Arbeit das Scharfsinnigste genannt, das je über Shakspeare geschrieben wurde.

Auch über mein neuerdings erschienenes Buch „Schlüssel zu Shakspeare's Sonetten", wie früher über mein erstes, enthält das Stuttgarter „Literaturblatt" von Wolfgang Menzel eine für mich erfreuliche Beurtheilung, die mit den Worten schließt: „Unter allen bisherigen Erklärern Shakspeare's ist der Verfasser der vorliegenden Schrift der beste und wird dafür anerkannt werden." (S. Nr. 81, October 9, 1861.) Die „Grenzboten" (wahrscheinlich Herr J. Schmidt) enthielten kürzlich einen sehr verständigen Artikel über meine letzte Schrift, nannten meine Erklärungen schön und des Dichters würdig, machten es den hervorragenden Shakspearekennern in Deutschland zur Pflicht, dies Buch nicht zu ignoriren, sondern wenn sie damit nicht einstimmten, es öffentlich zu widerlegen. Noch brachte die „Novellenzeitung" (D. B.) über meine beiden Schriften einige mir günstige und für mich sehr erfreuliche Worte. Mein „Schlüssel" wird jetzt von einem gelehrten Engländer, der mit der deutschen Sprache vollkommen vertraut ist, mit meiner Zustimmung und Mitwirkung ins Englische übersetzt, derselbe war von meinen Aufschlüssen begeistert, und versichert, daß durch die Uebersetzung es seinen Landsleuten ebenso ergehen würde.

Von dieser Abschweifung kehre ich zu den ästhetischen Dunkelheiten zurück, welche der Herr Professor seinen Lesern auftischt. Nachdem er einige ganz allgemein gehaltene Worte meiner Arbeit citirt und nichts darüber sagt, fügt er einen schlechten Witz hinzu, nämlich daß „ein solcher Hamlet eigentlich nicht so frei ist, den König todt zu schlagen, wie man in der Visite nicht so frei ist, nach Kuchen zu greifen." — — — Der größte Theil des Aufsatzes wird nur einem einzigen Worte gewidmet. Storffrich übersetzt „o' erleavens" mit: „überschwellen läßt", während bisher alle Uebersetzer o' erleavens nicht für überschwellen läßt, sondern für „überschwillt" genommen (himmelschreiend). Mein Recensent macht sich dann an die wichtige Aufgabe, in einer langen Rede den Unterschied zwischen diesen beiden Formen desselben Wortes zu entdecken, kommt aber zu keinem bestimmten Schluß, er verliert sich vielmehr in seine eigenen Gedanken. (Er schreibt wörtlich, für „überschwillt" spricht entschieden der Zusammenhang, denn Hamlet geht aus von roher Sitte; gefällige Manieren werden also das Ueberschwellte sein; er müßte, wenn er jetzt auf einmal das Gegentheil wollte, die Ueberschwellung wahrer Kraft durch falsche Form einführen wollen, noth-

wendig ein „umgekehrt" einschieben.) Wer das versteht, ist allerdings klüger wie ich; fügt sonderbarerweise alsdann noch hinzu: „Allein auch angenommen, St. hätte hier exegetisch recht" — und nun thut er einen kühnen Gedankensprung aus seinen wirren Worten, in denen er stecken bleibt, heraus nach ganz etwas Anderm, das wenigstens mit dem Vorhergehenden gar nichts zu thun hat. Diese feine Gedankenfolge (von Professor Vischer) befindet sich S. XIX und XX in dem Vorworte seines Buchs, es ist wirklich interessant, was ein Professor der Aesthetik nicht alles schreiben kann, doch genug über dieses.

Will Herr Professor F. Th. Vischer in Zürich nun ehrlich gegen mich sein, ist es ihm nicht darum zu thun, seinen Lesern Sand in die Augen zu streuen, so fordere ich: als Angegriffener, ihn hiermit auf, Folgendes zu beantworten.

1) Sie sagen: „Wie die einzelnen Stellen nun gegen ihren klaren Wortsinn gedeutet werden, davon ist gar nicht anzufangen", fügen aber kein einziges schlagendes Beispiel hinzu, weil Sie keins geben konnten und sich hinter der Decke des „Gar nicht anfangen wollen" verbergen. Sie sind nun verpflichtet, mir die für Sie eclatantesten Stellen, wo ich gegen den klaren Wortsinn des Shakspeare'schen Textes gesündigt habe, öffentlich zu bezeichnen.

2) „Wer wird sich bestimmen lassen, das Auge zu verschließen gegen alle die klaren, schlagenden Stellen, wo der Dichter uns so unzweifelhaft sagt, daß Wahrhaftigkeit recht eine Grundtugend seines Helden ist?!" Blos um dieser Behauptung wegen habe ich, ohne irgendwie seiner Kritik zu erwähnen, brieflich an Herrn Vischer die bescheidene Bitte gerichtet, mir (vielleicht zu meiner Belehrung) einige solcher Stellen aus Shakspeare anzuweisen. Der vornehme Professor hat es aber aus seiner vermeinten Höhe nicht thun zu müssen geglaubt. Also womöglich alle jene klaren, unzweifelhaften, schlagenden Stellen, aus denen nach des Recensenten Ansicht jene Tugend herausleuchtet, bitte ich jetzt öffentlich, mir öffentlich aufzugeben.

Noch muß ich der Schlußzeilen meines Recensenten erwähnen. Er citirt aus meinem Buche den Satz: „Sh. bietet alles auf, um Anna's Unterliegen diesem Menschen (Richard III.) als etwas Undenkbares hinzustellen." Mein Recensent ist ein seltsamer Mann. Welche kindische Unbedeutendheiten er seinen Lesern oft vorführt, geht weit. In der Furcht nämlich, daß zwei Druckfehler in dem ersten Hefte seiner „Gänge" ihm in der gebildeten Welt als „schreiende Schnitzer" ausgelegt werden könnten, führt er sie in seinem Vorwort auf. Wer nun in ganz Deutschland würde den Professor der deutschen Literatur eines solchen Schnitzers zeihen, den ein Schulknabe nicht mehr macht.

Diese Lächerlichkeit zeigt sich nun wieder in dem, was er von meinem obigen Satze sagte, er nennt die Art, wie ich mich ausdrückte, ein verdrehtes Schreiben. Worin nun dies besteht, führt er nicht an; ist es etwa unlogisch? so konnte der Recensent doch mit wenigen Worten das Fehlerhafte jenes kurzen Satzes anweisen!

Und nun genug! Beantwortet mein Recensent meine Forderungen nicht in einem öffentlichen Blatte, oder auch in seinem nächsten Buche, so kann ich, als Beeleumdeter, nichts anderes thun, als mit Verachtung zu ihm hinabsehen und über seine eitle Selbstliebe lachen!

Bremen, 20. October. D. Barnstorff.

P. S. Ich benutze diese Gelegenheit, bekannt zu machen, daß ich mir die Uebersetzung meiner Schriften in fremde Sprachen selbst vorbehalte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 14. November 1861.

Zur Streitfrage über den „Seelenleib".

1. Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Von Immanuel Hermann Fichte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1860. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Materialismus und Idealismus in ihren gegenwärtigen Entwickelungskrisen beleuchtet von Adolf Cornill. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Psychologie von Julius Schaller. Erster Theil. — A. u. d. T.: Das Seelenleben des Menschen. Weimar, Böhlau. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Das jüngste Gericht der Seele, und: Die romantische Nachfrage um die Seele; in Ludwig Noack's „Psyche, Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens" (dritter Jahrgang; Leipzig, O. Wigand, 1860).
6. Die Frage nach dem Sensorium und Motorium commune, mit besonderer Rücksicht auf die Streitpunkte zwischen Lotze und Fichte über den Sitz der Seele. Von Rudolf Wagner. In den „Nachrichten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen", vom 13. Februar 1860. — Ueber die angeblichen Verhältnisse des Gewichts und des Windungsreichthums des menschlichen Gehirns zur Intelligenz. Von Rudolf Wagner. Ebendaselbst, vom 29. Februar 1860.

Wissenschaftliche Kämpfe sind vorzüglich dann von Nutzen und fruchtbar, wenn sie dazu dienen, aus der Menge unwichtigerer Dinge, in denen sich das wissenschaftliche Forschen zu zerstreuen Gefahr läuft, die wichtigsten Punkte hervorzuheben und in Beziehung auf sie durch den Kampf der entgegengesetzten Hypothesen eine genauere Fragestellung zu erzwingen. Solche Punkte werden dann, wenngleich der Kampf über sie noch nicht unmittelbar einer Entscheidung entgegenführt, die Heerde für eine geschärfte neue Forschung, durch deren geflissentliche Uebernahme und Ausführung sich der Wissenschaft neue Gesichtspunkte bieten. Einen solchen wichtigen Punkt betrifft die von Fichte und Lotze geführte Discussion über die Existenz eines Seelenleibes.

Fichte nimmt einen vom äußerlichen oder physikalischen Leibe verschiedenen inwendigen Leib oder Seelenleib an, Lotze leugnet denselben. Neue Theilnehmer am Kampfe treten herzu mit neuen Annahmen oder Modificationen der alten. In der Leugnung des Seelenleibes ist Lotze ein Bundesgenosse erwachsen in Noack. Aber dieser leugnet nicht nur den Seelenleib, sondern gibt auch die Seelenmonade, an welcher Lotze festhält, seinerseits zugleich mit preis. Und so, wie Noack von dieser Seite her die Lotze'sche Leugnung des Seelenleibes übertreibt, so sucht andererseits Cornill die Fichte'sche Behauptung desselben zu überbieten, indem er der Seele nicht nur einen ideellen und potentiellen, sondern auch noch dazu einen materiellen Leib aus imponderabeln Stoffen zuschreibt. Rudolf Wagner stellt sich vom empirischen Standpunkte des Anatomen in die Mitte zwischen die kämpfenden Parteien, jedoch so, daß ihm nach einer neuen Sichtung sowol, als Bereicherung der in dieses Gebiet einschlagenden anatomischen Thatsachen die Wahrscheinlichkeit mehr zu Gunsten Fichte's gegen Lotze als in entgegengesetzter Richtung zu liegen scheint.

Fichte's und Lotze's Theorie der Seele sind nicht nur in der Wurzel verschieden, sondern treten auch mit verschiedenartigen Ansprüchen auf. Lotze's Theorie stellt sich selbst nur hin als ein Nothbehelf in Ermangelung eines Bessern; Fichte's Theorie tritt mit größern Ansprüchen auf. Sie will etwas Befriedigendes leisten, einen neuen durchgreifenden Gesichtspunkt geben. Wenn Fichte auf das Ungenügende und Gewaltsame in der Lotze'schen Theorie einer Seelenmonade aufmerksam macht, so wird Lotze von diesem Einwurfe wenig berührt bei der großen Anspruchslosigkeit seiner Hypothese, welche im Grunde nichts weiter sein will, als eine anschauliche Art, dem menschlichen Fassungsvermögen ein Verhältniß näher zu rücken, welches in seiner innersten Tiefe dieses Fassungsvermögen nach Lotze's Ansicht übersteigt. Erst dann, wenn dieser bloßen Nothhypothese gegenüber eine andere aus dem tiefsten Begriffe der Sache selbst geschöpfte und befriedigende träte, würde jener Einwurf des Ungenügenden und Gewaltsamen ein starkes Gewicht in die Wagschale legen

können. Dieses aber eben ist es, was Fichte behauptet. Seine Theorie tritt mit dem Anspruch auf, der aus dem tiefsten Begriffe der Sache selbst geschöpfte Thatbestand zu sein. Und da nun Lotze ihm dieses bestreitet, so hängt der Ausgang der Discussion nur allein von der Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der Fichte'schen Theorie ab. Mit andern Worten, es ist die Fichte'sche und nicht die Lotze'sche Theorie, auf welcher das Interesse bei diesem Kampfe wesentlich ruht.

Die Fichte'sche Theorie vom Seelenleibe gründet sich auf die Annahme, „daß der Raum als eine Anschauung a priori von der Seele oder dem Subject hervorgebracht werde". Der erste Urheber dieser Annahme ist Kant, welcher dieselbe in der „Kritik der reinen Vernunft" nicht nur aufgestellt, sondern auch bewiesen hat. Der Raum, in welchem wir die sinnlichen Empfindungen auffassen, geht der Kant'schen Beweisführung zufolge diesen Empfindungen voraus als eine Bedingung, ohne welche dieselben nicht eintreten könnten. Wir dürfen daher behaupten, daß der Thätigkeit des Empfindens in unserer Seele eine andere Thätigkeit vorausgeht, zufolge welcher sie denjenigen Raum voraussetzt, welchen die wahrnehmende Thätigkeit mit Empfindungen erfüllt. Die Seele setzt oder producirt in jedem Augenblicke den Raum für die Empfindungen, und erfüllt ihn in demselben Augenblicke mit den Empfindungen, welche hineingehören. Sie setzt ihn, indem sie ihn erfüllt, und erfüllt ihn, indem sie ihn setzt. Wenn wir nun einen Raum von einer bestimmten Ausdehnung und Gestalt einen Leib nennen, so ist der Raum, welcher die Empfindungen aufnimmt, nach derjenigen Ausdehnung und Gestalt, Umfang und Begrenzung, welche die Empfindungen in ihm zeigen, der Leib unsers Empfindens, unser Empfindungsleib oder Seelenleib zu nennen. Insofern als das den Raum der sinnlichen Anschauung hervorbringende Vermögen den Namen der anschauenden Phantasie oder Einbildungskraft verdient, kommt dem inwendigen Leibe auch der Name eines Phantasieleibes oder Einbildungsleibes zu. Daß nun dieser inwendige Phantasieleib der Seele nicht zu verwechseln sei mit dem tastbaren physikalischen Leibe unserer Gliedmaßen, bemerkt jeder sogleich, welcher nur seinen Begriff wirklich auffaßt, und nicht entweder aus Flüchtigkeit und Unachtsamkeit, oder aus Lust an dialektischen Wortgefechten, etwas anderes heimlich an die Stelle schiebt, als was wirklich mit ihm gemeint ist. Der Phantasieleib ist von mathematischer Natur und geht den Empfindungen voran, welche durch ihn erst möglich werden. Der tastbare physikalische Leib unserer Gliedmaßen ist nicht von mathematischer, sondern von physikalischer Natur. Er besteht aus Stoffen, welche des mathematischen Raums allerdings ebenfalls zu ihrer Existenz bedürfen, jedoch so, daß sich mit ihnen Bestimmungen verbinden, welche aus der sinnlichen Erfahrung fließen und folglich aus denselben Empfindungen ihren Ursprung nehmen, denen der Phantasieleib als ihre bedingende Ursache vorausgeht. Was wir daher tasten und sehen, ist niemals unser Phantasieleib, sondern immer unser physikalischer Leib. Dagegen bringt die Seele die Empfindungen des Tastens und Sehens niemals am physikalischen Leibe, sondern immer allein an ihrem Phantasieleibe hervor. In ähnlicher Art gehen alle Einflüsse von außen zuerst und unmittelbar in den physikalischen Leib und erst durch seine Vermittelung in den Phantasieleib über. Dagegen fließen alle Willensimpulse von innen zuerst in den Phantasieleib und erst durch seine Vermittelung in den physikalischen Leib der Gliedmaßen ein.

Die Gegner des Seelenleibes finden die Schwierigkeiten dieser Sache nicht in dem in der Kant'schen Kritik wurzelnden Grundbegriffe desselben, sondern in Nebenumständen, insbesondere in dem zuletzt erwähnten Umstande, daß die Wirkungen der Seele auf ihren physikalischen Leib eben von ihrem Phantasieleibe ausgehen sollen. Wie ist es denkbar, rufen sie aus, daß ein Leib aus bloßem Phantasie- oder Einbildungsstoff, ein hohles Phantasiegebilde, eine leere Einbildung, bewegenden und umwandelnden Einfluß habe auf physikalische Stoffe oder auf deren Kräfte? Gehören nicht zum Einwirken auf Realitäten wiederum wirkliche Realitäten? Wem ist jemals in den Sinn gekommen, daß bloße Einbildungen oder Phantasiegebilde stark genug sein sollten, um reale Stoffe bewegen oder umändern zu können? Dieser Einwurf erscheint darum so furchtbar und kritisch, weil bloße Phantasiegebilde und Einbildungen nicht nur der Wirklichkeit entbehren, sondern auch das vollkommene Gegentheil alles Wirklichen, nämlich Täuschungen und Irrthümer sind. Aber eben in der scheinbaren Furchtbarkeit des Einwurfs liegt seine wirkliche Schwäche. Er verwechselt die sinnlich anschauende Einbildungskraft mit der dichtenden und die die Glieder bewegende Einbildungskraft mit der in Täuschungen und Irrthümern schwärmenden. Das Phantasma des aller sinnlichen Anschauung zu Grunde liegenden Raums ist nach Kant's Beweisführung so wenig ein nichts vermögendes Unding oder gar ein Irrthum, daß Kant keinen Augenblick ansteht, diesem Phantasma bei seiner transscendentalen Idealität und durch dieselbe eine vollkommene empirische Realität beizulegen. Diese empirische Realität des Raums der sinnlichen Anschauung besteht darin, daß er als Phantasiegebilde der anschauenden Vernunft sich realer, wirklicher und ursprünglicher zeigt, als die physikalische Materie, und zwar darum, weil seine Anschauung beim Vorgange der sinnlichen Erfahrung ursprünglicher und früher gegeben ist, als die Anschauung der physikalischen Materie. Mit diesem Kant'schen Begriff von der Realität anschauender Phantasie stimmt auch die Erfahrung im einzelnen überein, indem sie uns die Phantasie als einen der thatkräftigsten Hebel in unserm ganzen organischen Leben kennen lehrt. Ein jeder Eindruck wirkt die Reactionen unsers Organismus gegen ihn nicht gemäß seiner bloßen physikalischen Beschaffenheit, sondern gemäß der Phantasievorstellung, welche durch den Eindruck erweckt wird. Der Verfolgte flieht vor dem Rauschen jedes Blattes, aber nicht weil dies Geräusch ihn mit Gewalt von der Stelle triebe, sondern weil das Phantasiebild des verfolgenden Feindes, welches er fälschlich dem Geräusch unterschiebt, ihm die Glieder

bewegt. Eine Speise, deren unreinliche Zubereitung ich imaginire, einerlei ob mit Recht oder Unrecht, reizt meinen Magen zu rückgängigen Bewegungen. Die Phantasiebilder der herannahenden Gefahr wirken häufig vollkommen so stark als die Gefahr selbst, wobei es ganz dasselbe ist, ob diese wirklich im Anzuge war oder nicht. Und zwar erstrecken sich diese Wirkungen einerseits auf die willkürlichen Muskelbewegungen, andererseits aber auch auf den Herzschlag, den Puls, die Wärmeentwickelung, das Athmen, die Aussonderung von Thränen, Schweiß, bis zum Ergrauen der Haare, Abmagern der Gestalt, krankhaftem Verändern der Hautfarbe, Ohnmachten, epileptischen Zufällen, Schlaganfällen, Schwindsucht u. s. w. Was will solchen Thatsachen gegenüber noch das Bedenken sagen, man begreife nicht, wie ein Phantasiebild, ein unreelles Nichts, auf wirkliche Realitäten einwirken könne? Begreift man die Sache nicht, so lerne man sie eben begreifen. Denn begreiflich muß sie wol sein, da sie handgreiflich ist. Aber, wirft man ein, so müßte doch immer zuerst ein Weg gezeigt werden, auf welchem begreiflich würde, daß Phantasiegebilden unter gewissen Umständen eine nicht minder große Realität zugeschrieben werden dürfe, als physikalischen Kräften und Stoffen. Dieser Forderung eben ist vor bereits nahe an hundert Jahren von Kant vollständig genügt worden, indem er den Beweis geführt hat, daß die empirische Realität der Anschauungen a priori nicht minder groß ist, als die empirische Realität der physikalischen Stoffe. Dieser Kant'sche Beweis ist ein speculativer und konnte nicht anders als auf speculativem Wege geführt werden, weil das Problem, das er löst, bis in die innersten Tiefen des Erkenntnißprocesses hinaufreicht.

Indessen ist damit freilich die Sache noch nicht erledigt. Kant hat als ein gewaltiger Baumeister seinen Grundriß in großartigen Zügen gezeichnet, aber den Nachfolgern überlassen, zum Ausbau im einzelnen sich selbst die Mittel zu suchen. Und um die richtige Wahl dieser Mittel dreht sich eben vorzüglich der Kampf zwischen Fichte und Lotze.

Die Seele wirkt nach Fichte vermittelst ihrer Phantasiethätigkeit auf den physikalischen Leib ein als ein gestaltendes oder formgebendes Princip desselben. Die Seele übt auf den Leib eine morphologische Thätigkeit. Sie ist die Gestalt und zugleich das Formende ihres Körpers als ihres eigenen Abbildes, und zwar geschieht dieses Gestalten des Leibes von seiten der Seele durch einen physisch-psychischen Mechanismus, welcher eine dem höchsten Ursprunge der Dinge entstammende Anordnung ist, und dieses immer so, daß die Seele nur als formendes, niemals als real wirksames Princip in ihrer Corporisation gedacht werden soll. Der Raum der Vorstellung, welcher durch solche Umschreibungen für diese Sache übrig gelassen wird, verengt sich noch mehr durch die auf S. 63 der obigen Confession „Zur Seelenfrage" befindliche Aufzählung aller der Thätigkeiten, deren die Seele, während sie ihren Leib thatkräftig formt und gestaltet, schlechterdings nicht mächtig sein soll. Es heißt dort:

Weder vermag sie die realen, umzugestaltenden Körperelemente zu erzeugen, noch auch die vorhandenen herbeizuziehen durch eine Art von dynamischer Attraction, noch endlich, qualitativ verändernd in sie einzudringen. Mit einem Worte: die Stoffbildung und Stoffveränderung, der Chemismus in allen jenen Processen, als nothwendige Unterlage aller Leibesgestaltung, ist ihr völlig fremd. Dieser beruht allerdings auf allgemeinen von ihr unabhängigen Gesetzen, unter deren Bedingung zwar sie ihre morphologische Thätigkeit vollzieht, an denen selbst aber sie nichts ändern oder auch im einzelnen nur das Geringste umbeugen kann.

Da möchte man aber doch fragen: wie fängt sie es denn nur an? Formen soll sie doch wirklich ihren Körper, und das formende Princip ist doch in Beziehung auf den zu formenden Gegenstand nothwendig ein wirksames Princip. Denn die Form soll ja eben eine von ihm ausgehende Wirkung sein. Ist nun diese Form eine Form an den chemischen Stoffen des Leibes, so kann doch jene Wirkung nur eine solche sein, welche den chemischen Proceß des Leibes verändert, sodaß derselbe nun auf andere Art von statten geht, als es ohne jene Wirkung geschehen sein würde. Dieses ließe sich am leichtesten und ungezwungensten so denken, daß den chemischen Processen des Leibes von seiten der Seele theils neue Kräfte mitgetheilt, theils alte entzogen werden, oder daß die Summe der in der physikalischen Welt vorhandenen Kräfte von seiten des Seelenlebens theils Vermehrungen, theils Verminderungen erfährt. Ob nun wirklich in einem solchen Wechselverkehr psychischer und physikalischer Kräfte jener „physisch-psychische Mechanismus" bestehe, oder in etwas anderm, darüber ist Fichte bisher die nähere Erklärung schuldig geblieben. Man hat aber um so mehr recht, auf sie gespannt zu sein, da erst mit ihr der eigentliche Fortschritt der Wissenschaft in diesem Punkte erfolgen würde.

Man kann daher auch dem Bestreben Cornill's in seiner oben angeführten Schrift, sich die Wirksamkeit der Seele auf ihren Körper als eine physikalische und chemische Wirksamkeit vorzustellen, nicht die Anerkennung versagen, obwol die einzelnen Züge des davon entworfenen Bildes ohne Zweifel verfehlte sind. Cornill hält dafür, daß die formbestimmende Gewalt des Leibes nicht von einer ideellen Entelechie, sondern von einem kräftigen, feingegliederten und beweglichen materiellen Substrate der Seele ausgehe. Ob dieser geistige Organismus in seinen Bestandtheilen aus „feinstem Aether" oder aus was sonst für „realen Monaden", ob er aus „elektrischen Moleculen" oder aus „chemischen Atomen" bestehe, darüber entscheidet er sich nicht. Aber er hält an dem Grundsatze fest, daß keine Kraft ohne Stoff sei, und stellt sich also auch die Seele nicht ohne ein reelles Substrat vor. Hierbei läßt er jedoch auch zugleich den Begriff der Immaterialität der Seelensubstanz gelten, welche als unbekannte Größe über die unmittelbare materielle Wahrnehmung hinausgeht. Dieser immaterielle, individuelle Kern inmitten des materiellen Seelenleibes ist das Princip der Personalität, welches die von außen empfangenen sinnlichen Eindrücke mit Freiheit durch sich selbst reproducirt, verarbeitet und

zur Durchbildung seiner eigenen geistigen Natur verwerthet. Dadurch, daß die Seelenatome zueinander eine größere Attractionskraft haben, als zu den Atomen des irdischen Leibes, ist ein Fortbestehen und eine Fortentwickelung des Seelenleibes denkbar. Sie haben schon früher die Grundlage unserer Erinnerung gebildet; warum soll diese Erinnerung schwinden? Sie haben schon im leiblichen Leben die Fähigkeit besessen, Eindrücke von außen zu empfangen und selbständig zu verarbeiten; warum soll diese Fähigkeit untergehen?

Mehr verlangt der billig denkende Idealist nicht. Er verwundert sich blos darüber, daß diese so vielversprechend aussehende Hypothese im Grunde der Sache gar nichts leistet, weil sie das zu lösende Problem nicht löst, sondern seine Lösung nur weiter hinausschiebt. Denn man fragt nun, was der Seele als immaterieller und individueller Person inmitten des feinen Seelenleibes die Kraft gebe, diesen ihren feinen Leib zu gestalten und zu bewegen. Dieses kann ihr nie gelingen, wenn nicht immaterielle Thätigkeiten im Stande sind, Veränderungen in Stoffen hervorzurufen. Ist aber diese Fähigkeit vorhanden, so bedürfen wir auch nicht mehr eines materiellen, sondern nur noch eines ideellen Seelenleibes.

Und warum soll denn der inwendige Leib aus Atomen bestehen, von denen noch niemand etwas gewahr geworden ist? Warum begnügen wir uns hier nicht mit dem, was wir wirklich wahrnehmen, nämlich mit der Entelechie als einer in den Kräften, Trieben oder Thätigkeiten der immateriellen und personellen Seele wurzelnden bildnerischen Form eben dieser Kräfte, Triebe und Thätigkeiten? Will man darauf erwidern, daß zur Wirkung auf einen atomistischen äußern Leib auch ein atomistischer innerer gehöre, so geben wir dagegen zu bedenken, daß die Kräfte in der Natur gar nicht auf diese rohe atomistische, sondern auf eine viel feinere ideelle Weise ihre Wirkungen ausüben. Durch welche Atome wirkt denn wol die Schwerkraft auf die Theile der Massen ein, welche sie zusammen bewegt? Zieht sie etwa die Körper an Stricken? Durch welche Atome wirkt die Elasticität auf die Theile der Massen ein, welche nach ihrer momentanen Zusammenpressung wieder ihre alte Ausdehnung behaupten? Schiebt sie dieselben mit Armen auseinander? Es gibt hier weder Arme, noch Stricke, sondern die Kräfte wirken ohne alle Atome ganz auf eigene Faust. Warum sollten die Seelenkräfte nicht ebenso wirken können? Sind sie etwa schlechter als die Kräfte der Physik?

Schon früher ist die Cornill'sche Hypothese eines aus imponderabeln Stoffen bestehenden Seelenleibes in einer noch deutlichern und mehr ins Einzelne gehenden Weise aufgetreten bei F. A. Ritgen in seinen „Baustücken zu einer Krankheitslehre" (Gießen 1832) und mehreren andern kleinen Schriften. Nach dieser Ansicht strömen von unserm Leibe, namentlich vom Gehirn als Centralpunkt und den Sinnorganen als peripherischen Punkten, flüchtige Stoffe oder Scheine aus, wobei die Nerven mit ihrem Nervenflüchtigen die Verbindung zwischen Peripherie und Centrum bilden. Diese Scheine oder Ausstrahlungen vereinigen sich zu einem Leibe aus Scheinen oder Bildleib. Unser geistiges Selbst ist der Bildträger, die Bilder sind seine Vorstellungen. Dadurch, daß den centripetalen Strömungen in der Peripherie der Gehirnpunkt sein Nervenflüchtiges entgegensendet, werden die peripherischen Wahrnehmungen zu centralen, und das stärkere Laden und Richten des Stroms der Imponderabilien zum Sinnesobject hin heißt die Aufmerksamkeit. Es war an der Ritgen'schen Hypothese dieses mit Lob hervorzuheben, daß darin über den Vorgang des Wahrnehmens eine wirkliche Erklärung im einzelnen versucht wurde durch das Zusammenwirken des äußern mit einem innern Leibe. Nur lehrt ein genaueres Eingehen in die psychologische Forschung, daß die Gesetze der Vorstellungen von denen der imponderabeln Stoffe wesentlich verschieden sind und einer ganz andern Daseinssphäre angehören. Der angeschaute Leib gehorcht den Gesetzen der Physik, der anschauende denen der Metaphysik. Der assimilirte Leib ist ein Gegenstand der äußern Sinne, der assimilirende Leib kann nur durch den innern Sinn wahrgenommen werden. Wer nun, wie Ritgen und Cornill, den innerlich-sinnlichen vergröbert, der verwechselt die Speise mit dem Essenden, den Marmorblock mit dem Künstler und den Fußboden mit dem Spaziergänger.

Die Wirksamkeit der Seele auf den Körper ist nicht dadurch zu begreifen, daß man einen Theil von ihr selbst körperlich macht, sondern dadurch, daß man das Verhältniß der Einbildungskraft zu den physikalischen Stoffen, welches bisher nur speculativ begriffen wurde, zugleich bis in die Einzelheiten der psychologischen Erfahrung verfolgt. Die Kluft zwischen Seele und Leib bekommt nicht dadurch eine Brücke, daß man sie in die Seele selbst hineinverlegt, sondern dadurch, daß man den Mittelbegriff, welcher den Uebergang bildet, aufsucht.

Dieser Mittelbegriff ist der Trieb. Naturgetreue und eingehende Untersuchungen über den Trieb sind es, durch welche sich der erste Theil der „Psychologie" von Julius Schaller besonders vortheilhaft auszeichnet. Der Trieb gehört sowol der innern als der äußern Sphäre an, aber nicht als ein aus beiden zusammengesetztes Wesen, sondern als eine innere Verknüpfung zwischen ihnen. Denn der Trieb ist nach der ideellen Seite hin eine Bestimmung des Willens, nach der reellen Seite hin eine vom Willen ausgehende und in die Materie eintretende bewegende Kraft. Indem der Trieb die Bewegung vollbringt, schlägt er um oder geht er über in eine physikalische Kraft. Sobald wir dem Triebe diese Bedeutung geben, unter gewissen Umständen selbst zur physikalischen Kraft zu werden, unter andern Umständen aber aus dieser Entäußerung sich auch wieder in seine einfache Innerlichkeit zurückzuziehen, schlagen wir den einzig möglichen Weg ein, auf welchem einzusehen ist, wie die Seele formend und bildend in den äußern Leib übergreift. Denn nun kann das Schema des innern Leibes der Materie gegenüber nicht mehr ohnmächtig erscheinen, da es in den Trieben, von denen es erfüllt ist, zugleich die Kräfte

besitzt, welche es ins Werk richten. Wären diese Kräfte nur physikalische, so würden sie nicht dem Seelenleibe, sondern dem äußern Leibe angehören. Da sie aber ebenso wol in ihr physikalisches Anderssein entlassen, als auch daraus wieder in ihr innerliches Selbstsein zurückgenommen werden können, so gehören sie dem äußern Leibe nur entliehenermaßen, dagegen dem inwendigen Leibe als fester und unabtrennlicher Besitz an.

Man hat häufig den Trieb für etwas äußerlich Zusammengesetztes, für eine bloße Resultante aus physikalischen Vorgängen gehalten. Diese Betrachtungsweise hält vor einer genauen Untersuchung des empirischen Thatbestandes nicht Stich. Der Trieb gehört vielmehr zu den innerlichen Ursachen, zu den für sich seienden Principien, gegen welche gehalten die physikalische Materie nur ein abgeleitetes und der bloßen Erscheinung angehöriges Wesen zu nennen ist.

Schaller setzt den Trieb mit dem individuellen Selbstgefühl in die nächste Beziehung. Der Trieb ist das Streben des Selbstgefühls, den durch eine Unlustempfindung ausgedrückten ihm widersprechenden Zustand aufzuheben. So erscheint der Trieb als Vermittelung zwischen Empfindung und Bewegung. Die besondere Empfindung muß als ein Moment des individuellen Selbstgefühls gesetzt werden, wenn der Trieb entstehen soll. Durch die Differenz, die Unruhe, die sie in dem Selbstgefühl hervorbringt, wird dieses zum Triebe. Daher sind Gefühle und Triebe unzertrennlich. Beide beziehen sich auf dieselben Ursachen, beide aber auf andere Weise und nach verschiedenen Rücksichten. Während das Gefühl der einfache Ausdruck für das Erscheinen dieser Ursachen im Bewußtsein ist, bezeichnet der Trieb das dabei vorkommende praktische Verhältniß.

Schaller weist die Wirksamkeit der Triebe als ideeller und dennoch unbewußter Thätigkeiten auf treffliche Art nach an der Wirksamkeit des freien Willens. Dieser setzt sich in seinem bewußten und absichtsvollen Thun immer nur dadurch ins Werk, daß er eine Menge unbewußter und instinctartiger Bewegungen als Mittelglieder gebraucht, welche die Bewegungen der ihm untergeordneten unbewußten Triebe sind. Wenn wir uns z. B. entschließen, irgendwohin zu gehen, so haben wir nur diesen allgemeinen Zweck im Bewußtsein. Daß wir nun aufstehen, wie wir dabei die Füße setzen u. s. w., beachten wir nicht weiter. Um uns in Gang zu setzen, bedarf es eines ausdrücklichen Entschlusses, dann aber lassen wir uns gehen, und erst wenn wir die Bewegung wieder unterbrechen, fassen wir einen neuen Entschluß. Am auffallendsten ist dieses absichtslose Verhalten in der freien Bewegung im Sprechen. Wir haben sprechen gelernt, ohne auf die einzelnen Bewegungen unserer Zunge, unserer Lippen u. s. w. unsere Aufmerksamkeit verwandt zu haben, und wollen wir diese Bewegungen als solche kennen lernen, so werden wir ein Wort wiederholt aussprechen und erst hierbei diese Bewegungen uns zum Bewußtsein bringen durch eine Anstrengung, welche von ihrer einfachen Hervorbringung durch den Trieb weit verschieden ist. Es gibt schlechterdings keine freie, vom Willen gesetzte Bewegung, welche nicht das Bewußtlose, Unabsichtliche (den Trieb) als ein wesentliches Merkmal in sich enthielte. Auch wird keine willkürliche Bewegung aufzufinden sein, welche nicht auch der Schlafwandler oder der Fieberkranke ohne Willen vornehmen könnte, wobei dann auch die durch Uebung erlernte Bewegung wieder zur unwillkürlichen wird. In diesen Erscheinungen tritt in unbeschränkter Weise das hervor, was als Moment in jeder freien Bewegung liegt, das Wirken des blinden Triebes. Ohne den Uebergang in den Trieb ist der Wille der bloße abstracte Entschluß.

Schaller hat in diesen Beobachtungen den Thatbestand der Sache wahrheitgemäß beschrieben. Der Wille, welcher in der Sammlung aller seiner Theile in sich selbst der abstracte Entschluß ist, hat die Fähigkeit, gewisse Theile seiner selbst zu blinden Trieben im Seelenleibe herabzusetzen. Und der Organismus der blinden Triebe, welcher in der Sammlung aller seiner Theile in sich selbst ein nur auf sich und den Willen wirkendes Ganzes von psychischen Principien ist, hat die Fähigkeit, gewisse Theile seiner selbst zu physikalischen Kräften herabzusetzen oder in den körperlichen Organismus zu entlassen.

Niemals finden wir ein Phantasiebild im Organismus als bloßes Bild wirken, sondern immer sind es Bilder der Angst, der Freude, der Furcht, der Sehnsucht, der Hoffnung, der Mühsal oder auch des Appetits, der Erfrischung, der angenehmen Beschäftigungen, des Wetteifers, des Ehrgeizes u. s. w., welche unsere Glieder in Bewegung setzen. Folglich sind die Triebe und Affecte der Seele dasjenige für die Phantasiebilder, was die Kräfte für die physikalischen Massen sind. Die Phantasiebilder bringen ihre Wirkungen vermöge der unzertrennlich mit ihnen verknüpften Triebe hervor, wie die Massen ihre Wirkungen vermöge der unzertrennlich mit ihnen verknüpften Kräfte. Läge nun das System der Triebe in der Psychologie bereits ebenso aufgelichtet da, wie das System der Kräfte in der Physik, so könnte der Physiolog auf der Stelle die Gleichungen zwischen Trieben und Kräften nach bestimmten Aequivalentzahlen ansetzen, und es könnten somit auf der Stelle die wirksamen Seelenbilder mit in den Kreis der empirischen Naturforschung eintreten.

So weit sind wir aber noch nicht. Die exacten Kraftformeln für den Appetit, die Angst, den Fortpflanzungstrieb u. s. w. liegen noch sehr fern. Vielmehr sieht der Psycholog Gebirge von Arbeit vor sich aufgethürmt, deren Ersteigung zuvor nöthig ist, ehe an die Erfüllung solcher Wünsche auch nur gedacht werden kann. Und je größer die zuvor zu machenden Arbeiten sind, und je mehr bei denselben in ein unübersehbares und bisher fast ganz brach gelegenes psychologisches Detail einzusteigen ist, desto weniger kann den Psychologen hier die Lust anwandeln, durch ein dreistes Absprechen in wichtigen Punkten Behauptungen hinzustellen, welche ihn später bei einer genauern Besichtigung dessen in der Nähe und von unten, was er jetzt nur aus der Ferne und von oben schaut, vielleicht gereuen könnten.

Hierdurch erklärt sich wol die behutsame Umgehung des entscheidenden Mittelbegriffs, welche sich in der Fichte'schen Theorie vom Seelenleibe so auffallend bemerkbar macht, nämlich die Umgehung des Begriffs vom Triebe als eines physikalischen Agens. Fichte begnügt sich statt dessen mit dem bloßen Schema einer Subordination der niedern Kraftstufen unter die höhern. Die niedere wird von der höhern in Besitz genommen als ein untergeordnetes Organ. Die höhere nimmt Besitz von der niedern, um durch sie ihre Wirkungen nach außen zu entlassen. Sollte nun aber wol die niedere Kraftstufe von der höhern influirt werden können, ohne daß zuvor gewisse Theile von ihr ihrem niedern Zustande enthoben und in den höhern hinaufgehoben würden? Und sollte die höhere Stufe von der niedern wol einen wirksamen Besitz ergreifen können, ohne daß zuvor gewisse Theile von ihr ihrem höhern Zustande entlassen und in den niedern eingesenkt würden?

Es ging im Alterthum eine tiefsinnige Sage, daß Psyche, nachdem sie Untreue an Eros begangen, zur Buße in ein Arbeitshaus gesetzt sei, wo sie die niedrigsten Geschäfte zu verrichten habe. Die Heizung der Lebenswärme, die Ladung elektrischer Apparate, die Kochung der Speisen, die Ausleerung der den Organismus belastenden Stoffe sind für eine aus Gott geborene Seele harte und entehrende Arbeiten, und der Mythus hatte gewiß recht, sie als solche zu bezeichnen. Auch ist die gute Absicht derjenigen Psychologen in Ehren zu halten, welche die arme Sklavin um ihrer himmlischen Abkunft willen schon vor wirklichem Ablauf ihrer Dienstzeit durch ein Decret der speculativen Wissenschaft ihrer harten und entehrenden Arbeiten entheben möchten. Aber sie müssen wol bedenken, daß dieses nur dann angehen könnte, wenn die Seele gleich einer vornehmen Frau dienende Seelen zur Seite hätte, welche die minder willkommenen Geschäfte ihr abnehmen könnten; daß dieses aber keineswegs die Lage ist, in welcher die arme Gefangene sich befindet, welche vielmehr ihren ganzen Haushalt allein zu besorgen sich gezwungen sieht.

Umgekehrt müssen aber auch diejenigen Psychologen, denen die chemischen Fronarbeiten der Seele einleuchten, die Wahrheit des Mythus in dem Punkte beachten, daß die Seele in den chemischen Thätigkeiten, welche sie mit verrichten hilft, nicht ursprünglich zu Hause ist, und darin nicht ein eigenes, sondern ein fremdes Werk betreibt. In diesem Punkte sehen wir Noack in obigen Artikeln seiner Zeitschrift die Bahn des Richtigen verlassen. Noack's „Psyche" ist nicht die ätherische Jungfrau des Mythus. Sie besteht aus derbern Stoffen und weiß sich in ihrem Gefängniß mehr zu Hause. Zwar gefällt sie sich zuweilen darin, in einem gewissen romantischen Uebermuthe sich zu geberden, als ob sie die Bestimmung habe, Herrin ihres Leibes zu sein; doch kriecht sie zuletzt immer wieder zu Kreuze und besinnt sich eines Bessern, wie es auf S. 193 in der „Romantischen Nachfrage um die Seele" heißt:

> Mag die romantische deutsche Jungfrau, Seele genannt, sich in der Grille gefallen, sich als Reiter in den Sattel zu schwingen; zu guter letzt lehrt doch der Erfolg, daß nach dem natürlichen Verhältniß der Leib vielmehr der Herr ist, dem sie sich zu unterwerfen hat.

Daß diese Sprache deutlich sei, wird niemand verkennen. Was sie noch außerdem sei, soll hier nicht weiter untersucht werden; es ist hier nur unsere Absicht, einen Einwurf zu entkräften, welchen Noack gegen Fichte's Theorie vom Seelenleibe in Bereitschaft setzt.

Wenn Fichte die Leibgestaltung herleitet von einem sich stetig erzeugenden und stetig verändernden Raumschema, in welchem alle Lagen- und Größenverhältnisse ineinander berechnet, nach ihren Beziehungen geordnet und vorgezeichnet liegen, und in welches sich bei ihrem Wachsthum die Zellen hineinbilden, so führt Noack dagegen an, daß der Embryo nicht mit einem male, sondern nur durch eine Reihe von successiven Veränderungen entstehe. In der langen Reihe von vorübergehenden Zuständen und Bildungen, die zwischen den ersten Regungen der gestaltenden Kräfte und dem Endziele der Entwickelung liegen, werde eine jede zum Gesetz und zur Bedingung für die folgende. Diese Behauptung hat ihre Richtigkeit, aber Noack irrt, wenn er in ihr einen Einwurf gegen die Fichte'sche Vorstellung erblickt, welche vielmehr nur eine Bestätigung durch sie erfährt, obwol eine gänzlich überflüssige. Denn es ist Fichte niemals in den Sinn gekommen, ein commandomäßiges Eintreten der Zellen nach Reihe und Glied in ein unbewegliches und unveränderliches Schema zu behaupten. Vielmehr ist auch nach Fichte's Auffassung im inwendigen Leibe der apriorischen Vernunftanschauung nicht nur das Endziel der Bildung nach Umriß und Winkelmaß bestimmt, sondern zugleich auch der Zeitrhythmus einer stetigen Erzeugung von innen und Veränderung von innen mitgegeben, wie z. B. in der Entwickelung der Blätter, Blüten und Früchte bei den Pflanzen, oder im Uebergange der Raupe durch die Puppe zum Schmetterlinge. Mehreres andere über die rhythmischen Bewegungen im Raumschema des Seelenleibes findet der Leser, welcher sich hierfür näher interessirt, in des Unterzeichneten „System der Psychologie" (II, 86—88, 105—112 und 130—131).

Wir können Noack die vollkommene Versicherung davon geben, daß das wirksame Raumschema des organischen Bildungs- und Gestaltungsgesetzes durchaus nicht ein Schema der bloßen Zellenmasse und ihrer chemischen Processe ist, sondern ein Gesetz des allen chemischen Stoffen als Vorbedingung vorausgehenden Seelenraums, daß dieses Raumschema auch keineswegs ein unwirksames, sondern ein vollkommen wirksames ist, wirksam nämlich mit der Gewalt, welche dem Princip zukommt, sobald dasselbe in die von ihm abgeleitete und bewirkte Existenz verändernd eintritt. Zu diesem verändernden Eintreten hat es darum die Macht, weil der schöpferische Seelenraum durch sich selbst, nämlich durch die Urtriebe besteht, die ihn erzeugen und mit denen er eins ist, während die chemischen Stoffe ihr Bestehen nicht in sich selbst, sondern ebenfalls nur in jenen Urtrieben haben. Wenn daher Noack

weiter fragt: „Hat denn auch der Krystall seine Form der Phantasiethätigkeit eines ihm innewohnenden Seelenwesens zu danken?“ so kann ihm auch hiervon die völlige Versicherung gegeben werden, und wenn er zweifelnd, wie einer, der gern glauben möchte, noch einmal hinzufügt: „Woher hat denn der Krystall, woher die Pflanze das geometrisch wirkende Raumschema ihres Bildungs- und Gestaltungsgesetzes?“ so sei er fest versichert, daß alle diese so autochthonisch aussehenden Fabrikate nur allein aus dem apriorischen Besitzthum der anschauenden Vernunft als ihrem einzigen Fabrikorte bezogen werden können. Noack's wilde Kreuz- und Querfragen dieser Art, mit denen er in dieser Abhandlung sehr freigebig ist, beruhen zuletzt alle auf dem Grunde, daß es ihm nicht gelungen ist, sich den Kant'schen Begriff einer Anschauung a priori mit völliger Klarheit zu verdeutlichen.

Der Gipfel dieser Desorientirung bei Noack tritt hervor in der voraufgehenden Abhandlung der „Psyche“, betitelt: „Das jüngste Gericht der Seele.“ Was mit diesem moralisch lautenden Titel hier gemeint und gewollt sei, ist nicht recht abzusehen. Denn der Aufsatz selbst enthält nichts weiter, als das sonderbare Unternehmen, Kant zum Sachwalter des Materialismus und der Seelenleugnung zu stempeln, und zwar dadurch, daß alle vereinzelten Aeußerungen über die Seele aus der Vernunftkritik, welche zu diesem Zwecke brauchbar schienen, zusammengeflickt sind unter der Benennung eines „Mosaikbildes, dessen Treue Sachkundige anerkennen werden“. Obgleich nun die Treue dieses Bildes ungefähr mit derjenigen zu vergleichen ist, an welcher sich bei ihren Zusammensetzungsspielen unsere Kinder ergötzen, wenn das Bild etwa eines Jahrmarkts oder einer Volksversammlung in dreißig Theile zerbrochen wird, und nun die Köpfe, Arme, Füße treu nach der Natur durch- und übereinander liegen, so bleibt doch insofern auch bei diesem zerhackten Kant immer noch der unzerstörbare Charakter bewahrt, als auch hier noch jeder Fetzen, jedes zuckende Glied den Lebensathem des transscendentalen Idealismus aushaucht. Davon merkt jedoch Noack, wie es scheint, nicht viel. Er hat nur sein Ergötzen daran, wie empfindlich in diesen bunten Brocken die Seelendogmatiker der Wolf'schen Schule dazumal von dem „ebenso scharfsinnigen als ironischen Kant“ mit dem Schulmeisterlineal auf die Finger geklopft wurden. Dabei befolgt Noack diese Schlußmethode: Die Geklopften nahmen eine Seele an; Kant klopfte sie; folglich leugnete er die Seele. Die wißbegierigen Leser aber, welche sich an diesem überaus treuen Mosaikbilde Kopfweh gelesen haben sollten, verweisen wir zur Erholung von der Strapaze auf die überaus klare und geordnete Auseinandersetzung desselben schwierigen und wichtigen Themas der Kritik, nämlich des Themas von den Paralogismen, in Kuno Fischer's „Entwickelungsgeschichte und System der kritischen Philosophie“ (I, 449—476).

Von ungleich größerer Bedeutung für die Theorie des Seelenleibes ist die Beziehung derselben zu gewissen anatomischen Thatsachen, welche von dem Physiologen Rudolf Wagner hervorgehoben worden ist. Derselbe hat bei seinen neuesten, der königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen vorgelegten Untersuchungen in Betreff der Physiologie des Gehirns auf den durch Fichte und Lotze repräsentirten Gegensatz unter den Psychologen eine ausdrückliche Rücksicht mit genommen. Das von Wagner in dieser Angelegenheit mitgetheilte neue Material ist im ganzen dreist als ein der Theorie des Seelenleibes überaus günstiges zu bezeichnen, obgleich er mit einer dem Empiriker wohl geziemenden Vorsicht sich durch dasselbe noch nicht bewogen fand, den Kämpfern für die Wirksamkeit eines ideellen mit Werkzeugen zu seiner chemischen Darstellung versehenen Leibes geradezu sich beizugesellen.

Die zum Theil durch eigene neue Beobachtungen Rudolf Wagner's, zum Theil durch Combination derselben mit älterm Material festgestellten Thatsachen haben für die Fichte'sche Frage einestheils einen negativen, anderntheils einen positiven Werth: einen negativen, soweit sie dazu dienen, die entgegengesetzte Theorie einer leiblosen, unausgedehnten, auf einen einzelnen Punkt beschränkten Gehirnseele zu entkräften; einen positiven, soweit sie dazu dienen, verschiedene Organe des Nervensystems als Träger ursprünglicher und wesentlicher Seelenthätigkeiten zu zeigen, und dadurch der Seele als einer den Körper durchdringenden Macht eine inwendige Ausdehnung (einen ideellen Leib) zu vindiciren.

Unwahrscheinlich wurde Wagner die punktuelle Gehirnseele dadurch, daß es ihm niemals gelang, einen einzelnen Centralpunkt im Gehirn als Sensorium commune oder Motorium commune zu entdecken, daß im Gegentheil die psychischen im Gehirn ablaufenden Thätigkeiten nur auf eine große Anzahl discreter Punkte, welche in der Rindensubstanz des großen Gehirns liegen und folglich einen ausgedehnten Raum von bestimmter Gestalt und bestimmten Winkelstellungen zwischen sich einschließen, als auf ihre Wohnsitze hinzudeuten schienen. Wenn im Sinne Lotze's irgendwo im Gehirn eine Partie ungeformten Parenchyms vorhanden wäre, zu welcher die Erregungen von den Fasern von allen Seiten hingeleitet würden, so müßten mit der Zerstörung dieser Partie auch alle seelischen Erscheinungen sofort aufhören. Eine genaue Vergleichung der klinischen Erfahrungen und Sectionsberichte hingegen lehrte, daß nicht nur in den übrigen, sondern auch selbst in allen an der Basis des Gehirns gelegenen Theilen, auch den unpaarigen, wie der Hypophysis und der Zirbel, krankhafte Degenerationen, ja Zerstörungen vorkommen können, ohne daß die Seelenthätigkeit dadurch auffallend gestört zu sein braucht. Aber auch nicht einmal die bisher fast allgemein angenommenen Regeln: „daß bei sehr intelligenten Menschen das gesammte Hirngewicht beträchtlicher sei, als bei weniger geistig begabten Individuen“, und ferner: „daß die Hemisphärenoberfläche bei intelligenten Menschen sich durch einen größern Reichthum an Windungen auszeichne“, halten vor der genauen Beobachtung Stich, wie Wagner in der Abhandlung „Ueber die angeblichen Verhältnisse des Gewichts und des Windungsreichthums des menschlichen Gehirns zur Intelligenz“ bewiesen hat an Messungen und Wägungen, welche theils

von ihm selbst gemacht wurden, theils sich auf das von andern, namentlich von Huschke, in diesem Betreff früher Geleistete zurückbeziehen. Also auch dann, wenn man den Seelenleib auf jenen ausgedehnten Raum von bestimmter Gestalt und bestimmten Winkelstellungen im Gehirn beschränken wollte, würde den Thatsachen der Erfahrung durch eine solche partielle und beengte Einführung seiner Theorie schwerlich eine vollkommene Genüge geleistet werden.

Ebenso wichtig als diese negativen sind die positiven Winke, welche die Theorie vom innern Leibe durch die Physiologie empfängt. Sie bestehen darin, daß die ersten Anstöße zu den Bewegungen des lebendigen Leibes, welche vom Princip der Willensthätigkeiten oder Triebe ausgehen, innerhalb eines weitverbreiteten Systems von Nervenpunkten erfolgen, deren jeder aus discreten Anhäufungen von Ganglienſubstanz besteht. Solche Anhäufungen kommen in der ganzen Längenausdehnung des Rückenmarks, im verlängerten Marke und in den tiefern Theilen des kleinen Gehirns vor. Zu denselben kommen noch als die beiden am höchsten gelegenen Centra motoria dieser Art die beim Menschen in den beiden Großhirnstämmen, zwischen Großhirnschenkel und Haube gelagerten Anhäufungen von grauer Substanz, welche unter dem Namen Substantia nigra Soemmeringii bekannt sind, und welche für jede Körperseite in Gesicht, Rumpf und Extremitäten die vom Willen abhängigen Nerven beherrschen. Jede dieser beiden Stellen erscheint als Motorium commune für eine Körperhälfte, und zwar immer für die entgegengesetzte Seite, wie an interessanten pathologischen Fällen aus Mittheilungen von Siebert, Paget und Delasiauve näher nachgewiesen wird. Eine vorzügliche Wichtigkeit nimmt aber in dieser ganzen Knotenreihe von motorischen Organen das kleine Gehirn in Anspruch. Dasselbe ist ein motorischer Apparat, welcher bei der Regulation der symmetrischen Körperbewegungen, insbesondere den Gangbewegungen, betheiligt ist und von welchem auch organische Muskelapparate, wie die der Unterleibseingeweide, der Genitalien, wahrscheinlich auch das Herz, angeregt werden können. Bei der geringen Entwickelung des kleinen Gehirns beim neugeborenen Kinde kommen hier die Gangbewegungen erst nach Jahresfrist zu Stande. Umgekehrt besitzt nach einer Mittheilung von Retzius in Stockholm der mit einem so großen Flugvermögen ausgerüstete Albatros (Diomedia exulans) ein außerordentlich entwickeltes kleines Gehirn.

Rückenmark, verlängertes Mark, kleines Gehirn, graues Centrum der Großhirnschenkel, Großhirnlappen stehen in einem solchen Verhältnisse zueinander, daß verschiedene höher gelegene Abtheilungen immer eine gewisse Anzahl von Fasern tiefer gelegener Abtheilungen der Centraltheile zusammenfassen. So entspringen die Fasern für die Nerven der untern Extremitäten und der Genitalien aus dem Lendenmark und werden hier schon in erster Instanz, dann in zweiter vom verlängerten Marke, in dritter vom kleinen Gehirn zu mehr zusammengesetzten Bewegungen angeregt.

In Ansehung derjenigen Punkte also, von denen die Bewegungen unserer Glieder und Organe ausgehen, zeigt das Triebwesen oder das die Bewegungen verursachende psychische Princip allerdings ein inwendiges räumliches Schema, zufolge dessen die Bewegungen der Triebe sich aus der Region der psychologischen Vorstellungsprocesse auslösen und in die Region der chemischen Massen überspringen. Dieses Schema gehört nicht den chemischen Massen an, welche sich vielmehr erst nach seiner Vorschrift in die ihm entsprechenden Oerter und Gestalten abgelagert haben, daher auch durchaus nicht als seine Träger, sondern nur als seine Werkzeuge betrachtet werden dürfen, sondern es ist ein dem ideellen Vorstellungsleben angehöriges, ein der Seele als Wille oder Triebwesen angeborenes Schema.

Karl Fortlage.

Humoristische und satirische Literatur.

1. Fahrten und Abenteuer Gimpel's und Compagnie. Ein tamulisches Reise- und Scherzmärchen. Nacherzählt von Johann Georg Theodor Gräße. Mit sechs colorirten Bildern. Dresden, Kuntze. 1860. 8. 20 Ngr.
2. Der Froschmäusler oder Geschichte des Frosch- und Mäusekriegs von Marx Hupfinsloch von Mauseloch (Georg Rollenhagen). Ein Volksbuch aus dem 16. Jahrhundert. Für Volk und Jugend neu bearbeitet von Friedrich Seidel. Mit Illustrationen von A. Wiedemann. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins. 1861. 8. 15 Ngr.
3. Die Reise nach dem Lorberkranze. Humoristisches Lebensbild von Adolf Zeising. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Kulturabenteuer. Historien aus der wirklichen Welt von Ernst Thränenlacher. Bonn, Rheinische Verlagsanstalt. 1861. 8. 15 Ngr.
5. Funken aus der Esse des Witzes, des Humors und der Satire in Poesie und Prosa von A. Mair. Nordhausen, Büchting. 1862. 8. 10 Ngr.
6. Garnison-Geschichten. Ein Bilderbuch von A. von Winterfeld. Dritte Auflage. Mit 70 Illustrationen von L. Löffler. Berlin, Janke. 1861. Gr. 16. 20 Ngr.
7. Der Reactionär in der Westentasche oder rhythmischer Gang der qualitativen chemischen Analyse. Didaktisches Poem mit elegisch-spectral-analytischem Epilog und einer Gedankenpyramide der Analyse. In chemische Knittelreime gebracht von Hofmann. Vierte Auflage. Breslau, Maruschke und Berendt. 1861. 8. 7½ Ngr.
8. So ist es! Romantisch-phantastisch-medicinisch-pharmaceutische Oper von Giacomo sen. Breslau. 1861. 8. 5 Ngr.
9. Manoco's Ende. Weltgeschichtlicher Schwank in 1 Act von Vielleicht Später. Lübeck. 1861. Gr. 8. 4½ Ngr.
10. Und Frauenzimmer sind doch Menschen! Dramatische Kleinigkeit von Rudolf Hahn. Dresden, Zeh. 1861. 16. 5 Ngr.
11. Beweis, daß die Männer eigentlich keine Menschen sind! Von Juste Backfisch. Berlin, Lassar. 1861. 8. 2½ Ngr.
12. Graf Kikeriki oder: Der Pascha von Blasedow. Meklenburger Silhouette von einem Unterthänigsten. Berlin, Lassar. 1861. 8. 2½ Ngr.

13. **Einen Tag Dienstmann oder: Nie wieder! Humoristisch-satirischer berliner Ulk von Eduard Linderer. Berlin, H. Müller. 1861. 8. 2½ Ngr.**
14. **Die Maurer von Berlin. Ein Comödien-Bau mit Gesang und Tanz in acht Piècen von Eduard Linderer. Berlin, Geelhaar. 1860. 8. 2½ Ngr.**
15. **Kieselack und seine Carline vom Corps de Ballet. Große Kunst-Posse mit Gesang und Tanz in mehreren Abtheilungen von E. Linderer. Berlin, Geelhaar. 1861. 8. 2½ Ngr.**
16. **Lederström's Selbstbefreiung aus der Haft, ohne Caution. Humoristische Episode von H. Kläusoth. Berlin, Kläusoth. 1861. 8. 2½ Nr.**

Wieder eine ganz ansehnliche Reihe von humoristischen und satirischen Schriften und Schriftchen, von denen diejenigen, welche Erzeugnisse der Gegenwart sind, fast durchgehends meine schon in Nr. 23 d. Bl. gemachte Bemerkung bestätigen, daß sich unsere *jetzigen* launigen Autoren nicht an große allgemeine Verhältnisse, sondern an irgendeine Specialität halten: der Schriftsteller zieht gegen seine Genossen zu Felde, der Mediciner verspottet gewisse Richtungen der Medicin, der Musiker oder Musikfreund gewisse Richtungen der Musik, der politische Kannegießer die Politik und ihre Leiter, der Offizier oder gewesene Offizier macht sich über das Garnisonleben in kleinen Städten, der Postbeamte über das Hungerdasein der subordinirten Postbeamten, der gewesene Corpsbursche über das Corpsburschenthum lustig u. s. w. Wir haben jetzt sogar Satiren, die sich mit so ganz speciellen Gegenständen wie Pharmacie, Chemie u. dgl. beschäftigen. Einen *weitern* Kreis auszuschreiten, ganze Lebensläufe voll bunter Wechselfälle darzustellen, die menschliche Gesellschaft selbst, um vulgär zu sprechen, beim Wickel zu nehmen, das fällt heutzutage kaum noch jemand ein.

Zwar ist diese specielle Gattung der Satire, die sich gegen die in einem beschränkten Berufskreise vorkommenden Lächerlichkeiten richtet, auch zu andern Zeiten und bei andern Völkern angebaut worden, wie das tamulische Märchen „Fahrten und Abenteuer Gimpel's und Compagnie" (Nr. 1) zu beweisen scheint; denn in diesem Märchen wird an dem Faden der Schicksale des indischen Priesters Gimpel (Guru ist der indische Name) und seiner fünf Schüler Dummhut, Heupferd, Strohkopf, Kameel und Brömmer eine sehr ergötzliche Satire gegen die Brahmanendummheit abgesponnen. Aber die Abenteuer, welche diese gutmüthigen Einfaltspinsel erleben, und die lächerlichen Streiche, *die sie machen*, sind doch meistens der Art, daß sie auch andern Berufsgenossen zur Last gelegt werden können und in der That auch zur Last gelegt worden sind. Mehrere derselben sind schon längst in Europa bekannt; als solche bezeichnet der deutsche Bearbeiter J. G. Th. Gräße die Geschichte von dem Hunde mit dem Knochen, von dem Streit um des Ochsen Schatten und von dem Stutenei; weshalb man auch früher den Jesuiten Pater Joseph Constant Beschi (gest. 1746), der sie zuerst als Missionar im Karnatuk aus dem Munde des Volks sammelte und in der Landessprache, der tamulischen, niederschrieb, für den Verfasser halten wollte. Indessen hat der Franzose Abbé J. A. Dubois, der sich lange in derselben Gegend aufhielt, in der Vorrede seiner französischen Uebersetzung ausdrücklich versichert, daß er diese Geschichten häufig von den Einwohnern jener Gegenden habe erzählen hören. Außer den von dem deutschen Bearbeiter angeführten Geschichten werden übrigens noch einige andere schon längst in Deutschland erzählt; so die von dem Manne, der einen Baumast mit dem Gartenmesser abhacken will, sich aber rittlings so auf den Ast setzt, daß er das Gesicht dem Stamme, den Rücken aber dem Astende zuwendet und nun in der Richtung des Stammes lustig darauf loshackt. Natürlich muß er, wenn der Ast fällt, nothwendigerweise mit herabfallen. Eine andere, auch von August Kopisch in Verse gebrachte Dummheit wird in Deutschland den Einwohnern von Büsum aufgebürdet. Neun Büsumer nämlich badeten im Meere, und als sie wieder ans Land kamen, fing jeder an, seine Genossen zu zählen, um in Erfahrung zu bringen, ob nicht einer ertrunken sei: jeder vergaß aber sich mit zu zählen, jeder brachte demnach nur acht heraus, und alle fingen nun an über ihren ertrunkenen Kameraden zu jammern und zu klagen. Ein Mann aus der Nachbarschaft, der zufällig vorübergeht und ihre Dummheit durchschaut, räth ihnen nun, jeder ein Loch in den Sand zu machen, sich auf den Boden zu legen, die Nase ins Loch zu stecken und dann die Löcher zu zählen u. s. w. Einer gleichen Dummheit wie die Büsumer machen sich auch Guru und seine Schüler schuldig, nur vertritt in der tamulischen Erzählung ein drastischerer Gegenstand, nämlich frischer Kuhdünger, die Stelle des Sandes, den übrigens wahrscheinlich Kopisch aus ästhetischen Rücksichten für den Kuhdünger substituirt hat. Manche schnurrige Misverständnisse und drollige Abenteuer werden auch dadurch veranlaßt, daß die Schüler Guru's dessen Befehle und Aufträge als Silbenstecher ganz buchstäblich nehmen wie Eulenspiegel, dieser freilich aus Schlauheit, jene aus Dummheit. Kurz Benfey's Ansicht, daß die Hauptmasse unserer Märchen und Sagen aus Indien stamme und auf verschiedenen Wegen nach Europa gekommen sei, und daß namentlich auch die Mongolen während ihrer langen Herrschaft über die Slawen manches derartige diesen übermittelt haben, scheint an diesem tamulischen Reise- und Scherzmärchen eine neue Stütze zu erhalten. Freunde des Humors sollten diese schnurrige Volkserzählung, die außer einigen Auszügen in Journalen bisher in Deutschland völlig unbekannt geblieben, nicht ungelesen lassen, zumal da, wie der Verfasser bemerkt, „diese Art von Märchen gerade zu den allerseltensten gehören und, das Lalenbuch oder die Schildbürger abgerechnet, etwas Aehnliches in unserer Literatur nicht vorkommt". In das Lateinische, Französische und Englische (in das letztere unter dem Titel „The adventures of the Gooroo Paramaartan", London 1822) war das Märchen schon längst übersetzt.

Dieser deutschen Bearbeitung des tamulischen Märchens lassen wir die neue Seidel'sche Bearbeitung des alten „Froschmäusler" von Georg Rollenhagen (Nr. 2) folgen. Der Bearbeiter bemerkt in der Vorrede: „Zwar hat das Gedicht seinerzeit eine umfassendere Tendenz gehabt, als es jetzt haben kann, indem gewisse kirchlich-politische Anspielungen gar nicht oder nicht allgemein genug mehr treffen; indeß bleibt der übrige und bei weitem beträchtlichere Theil desselben in seinen allen Zeiten entsprechenden Zeichnungen des Familien- und Staatslebens immer noch interessant und lehrreich in hohem Maße." Seidel hat in vorliegender Arbeit die außer Curs gekommenen Anspielungen beseitigt, verschiedene fremdartige Episoden, welche theils aus der Odyssee, theils aus „Reineke der Fuchs" entlehnt waren, ausgeschieden; hier und da veraltete, jetzt ganz unverständliche Ausdrücke und Wendungen gegen neuere vertauscht und den zuweilen sehr holperigen Versbau durch natürlichere Wortstellungen und gebräuchlichere Biegungen möglichst geebnet. Wir möchten zwar den „Froschmäusler" nicht mit dem Verfasser vollkommen dem „Reineke" gleichstellen, jedenfalls ist er aber ein gutes komisches Gedicht, das der Erneuerung werth war. Wir machen hierbei wiederholt darauf aufmerksam, daß in Zeiten, wo fast alle übrigen Gattungen der Poesie, mit Ausnahme des Kirchenliedes, trostlos danieder lagen, gerade die komische Literatur bei uns in Blüte stand. Jene Zeiten erscheinen uns auch nur darum so literarisch öde, weil in unsern Literaturgeschichten die komische Literatur entweder gänzlich ignorirt oder doch nur sehr beiläufig und geringschätzig abgefertigt wird. Daß die Verlagshandlung auch für Illustrationen Sorge trug, kann man nur billigen. Das Publikum hat sich so an den illustrirten Humor gewöhnt, daß komische Erzeugnisse ohne solche Illustrationen jetzt kaum noch darauf rechnen dürfen, größere Verbreitung und gerechte Anerkennung zu finden.

Adolf Zeising, ein ästhetisch durchgebildeter Geist, hat den in unsern Tagen ziemlich selten gewordenen Muth gehabt,

abwechselnde politische, auf die letzten Schicksale des Fürstenthums Monaco anspielende Satire ist, wie sich schon aus dem Titel und dem Personenverzeichniß erkennen läßt. Es treten darin nämlich auf: der Fürst von Manoco, Criminella, dessen Tochter, Louis Comte de Renard, Lord Cooly of Waterstrong, Herr von Holter, der Maler Düsseldorf u. s. w. Daß letzterer Preußen vertreten soll, liegt auf der Hand. Die anspruchsvolle Armseligkeit eines finanziell ruinirten kleinen Fürsten, die Pfiffigkeit des Comte de Renard, die arrogante Vornirtheit des Lord Cooly of Waterstrong, das wiener Wesen des im österreichischen Jargon dreintappenden Herrn von Holter u. s. w. sind übrigens ganz amusant und drollig charakterisirt, sodaß man fast wünschen möchte, der Verfasser hätte die Composition zu einem umfangreichern Ganzen angelegt, jedenfalls aber die Intrigue gründlicher und kunstgerechter durchgeführt. Der Bediente und Secretär Peppo ist ganz gut im burlesken Geschmack des alten Kasperle angelegt, konnte aber im Verlauf des Stücks noch wirksamere Verwendung finden, um auch die sogenannte hohe Politik zu persifliren und zu parodiren.

Die soviel wir wissen in Dresden nicht ohne Beifall zur Aufführung gekommene dramatische Kleinigkeit „Und Frauenzimmer sind doch Menschen" von Rudolf Hahn (Nr. 10) ist durch das Schriftchen von Justus Wallfisch „Beweis, daß Frauenzimmer keine Menschen sind", welches in Leipzig auf dem Wege der Reclame eine wenig verdiente Sensation gemacht hat, hervorgerufen worden. Der Literat J. Wallfisch selbst tritt darin auf, außerdem seine Frau Laura und ein Hausknecht. Laura bestraft ihren Mann für die Abfassung seiner Schrift dadurch, daß sie dem Hausknecht schuldgibt, die Broschüre verfaßt zu haben. Der Hausknecht erwidert:

> Was? ich — das Buch? o, Gott sei ewig Dank!
> Ich bin gesund — mein Hirn war niemals krank!
> Zu stark für mich ist des Verdachtes Bürde,
> Die Schmiererei wär' unter meiner Würde.

Zuletzt muß Wallfisch, auf den Knien rutschend, Abbitte leisten. Daß der Mann eine unwürdige lächerliche Rolle spielt, scheint überhaupt in der neuen Goßmann-Kierschner-Komödie zur Regel geworden zu sein.

Daß das Renommée der Justus Wallfisch'schen Broschüre auch über die Grenzen nicht blos des leipziger Weichbildes, sondern selbst Sachsens hinausgedrungen ist, zeigt die in Berlin erschienene Posse: „Beweis, daß die Männer eigentlich keine Menschen sind!" von Juste Backfisch (Nr. 11). Diese „Juste Backfisch" ist ohne Zweifel einer jener berliner witz- und federgeübten Autoren, welche die Theater dritten und vierten Ranges mit Possen und dieselbe Verlagshandlung mit den „Komischen Gerichtsscenen" (darunter „Hulda auf der Anklagebank", „Die schöne Therese und ihr Gatte", beide von A. Hopf, „Pietsch im Verhör", von H. Salingré, „Puhlmann contra Bölicke" von C. Löffler, „Zwei nette Jungen" von A. Matthees, „Humoristische Polizei-Silhouetten" von H. Bernhardt), dem „Berliner Stadtklatsch", einer Reihe „heiterer Lebensbilder aus Berlins Gegenwart" u. s. w. versorgen, jedes Bändchen zu dem Preis einer „Stange Weißbier", nämlich zu $2\frac{1}{2}$ Sgr. In sittengeschichtlicher Hinsicht ist diese Literatur immerhin interessant. Vorliegende Posse, sammt dem „komischen colorirten Titelbilde" eine bloße Frivolität, hat bereits die zweite Auflage erlebt!

Die in dem gleichen Verlag zu demselben Weißbierpreise erschienene Schrift „Graf Kikeriki" (Nr. 12), natürlich eine Satire auf den Grafen Hahn und sein weltkundig gewordenes Hausedict, führen wir hier nur an als einen Beweis, daß diese berliner Witzindustrie sich nichts entgehen läßt und aus allem und jedem satirisches Kapital macht. Vorliegende Schrift ist eine Viertelstundenarbeit und besteht aus einer Reihe sehr locker zusammengestellter dramatischer Scenen. Wir haben nun auch eine gräflich Hahn'sche Literatur, zu der unter andern auch die nur stellenweise in einen witzelnden Ton verfallende Schrift gehört: „Fliegendes Blatt aus Mecklenburg. Seinem verehrten Freunde Moritz Wiggers, dem Standhaften, als Julklapp geworfen vom Fabrikanten. Ein Hahn mit Senfsauce" (Hamburg, Meißner, 1861). Ja, jeder gibt seinen „Senf" zu diesem „Hahn" her; es ist aber nicht immer der feinste und beste.

Die Nummern 13—16 sind, wie Nr. 11, berliner Possen im berliner Jargon, in einer und der andern abwechselnd mit Hochdeutsch. In der ersten „Einen Tag Dienstmann oder Nie wieder!" übernimmt Plötzensee für seinen Freund, den Dienstmann Stepple, aus Gefälligkeit dessen Geschäft und kommt dadurch in allerlei Verlegenheiten, die er mit berliner Witzen abfertigt. Unter andern erblickt ihn seine Geliebte Laura, und es entspinnt sich nun folgendes Gespräch:

„Laura. Also doch! Bis zum Dienstmann herabgesunken? Siehst du wol, ungetreuer Jüngling, det is die Strafe davor, des du deine Laura so meuchelmörderisch verlassen hast. Doch wat hab ick noch viel mit einem Menschen zu sprechen, den jeder dumme Junge vor eenen Jroschen April schicken kann! — Lebe wohl, Alfred, wir haben uns nie gekannt — und nu steht blos noch der Dienstmann vor mir! Hier, Dienstmann, is een Jroschen — blas mir'n Stoob weg!

Plötzensee. Ha, zu viel! zu viel! Das fordert Rache! siedende Rache! Jlaubst du etwa, du abgeblühte, verwelkene Eldoradopflanze, weil wir uns hier uff dem Potsdamer Bahnhof befinden, du hättest eenen Potsdamer vor dir?

Laura (sich höhnisch entfernend). Adje Speck! — meine Wuth habe ick gefühlt und sonst hatte es weiter keenen Zweck!

Plötzensee (ihr nachdrohend). Warte man! warte man! det werde ick dir jedenken! — Na ja, det kommt aber alles davon, wenn wir uns in eene Sphäre bejeben, in die wir nich hineinpassen!"

Wir sind nicht gemeint, selbst das Niedrig-Komische zu verwerfen, und wir beziehen uns hier mit Vergnügen auf einen Auffatz des Musikprofessors Lobe „Ueber das Niedrig-Komische in der Musik", welcher vor Jahren in dessen „Fliegenden Blättern für Musik" enthalten war. Der Verfasser begann mit der Hinweisung, daß er in einem frühern Hefte in einem Artikel „Ueber das Düstere in den Werken der Tonkunst" die „Neigung der deutschen Componisten für das von ihnen ganz vernachlässigte komische Element wieder zu erwecken versucht habe", und fuhr dann fort: „Diesmal gehe ich weiter und spreche auch ein Wort über das Niedrig-Komische. Ich fühle wol das Gefährliche des Unternehmens in einer Zeit, wo man das Gebiet der Tonkunst in immer engere Grenzen beschränken, ihr nur noch die Darstellung des Ernsten, Erhabenen, Düstern, Schrecklichen, Schmerzlichen, kurz, im ganzen genommen nahezu nur noch des Beugenden erlauben will. Da kommt man leicht in den Verdacht, dem Geschmacke für das Gemeine verfallen zu sein." Lobe schloß seinen Auffatz mit den gegen die ästhetischen Pharisäer und Heuchler — denn auf ästhetischem Gebiete gibt es solche augenverdrehende Heuchler so gut wie auf religiösem — gerichteten Worten: „O, habt euch nicht mit euerm feinen Geschmack! Waltet der etwa in euch, wenn ihr an dem «Postillon von Lonjumeau» Vergnügen findet, der sich als Säufer, Schläger und noch etwas Schlimmeres vor euch brüstet, von Anfang bis zu Ende, vom Kopf bis zur Zehe der gemeinste Schurke ist und bleibt? Zeigt man feinen Geschmack beim Anschauen einer Handlung, wie die der «Jüdin» von Halévy, wo ein armes unschuldiges Judenmädchen das ganze Stück hindurch auf alle Weise gemartert, zuletzt in einen Kessel mit siedendem Pech geworfen wird?! Oder soll ich die Stücke alle nennen, die tragisch und erhaben sein sollen, aber mit unwahrscheinlichen, läppischen und kindischen Dingen vollgespickt sind? Viele von den Stücken, die

ner feiner Geschmack sich gefallen läßt, sind nicht blos dramatisch unvernünftig, manche sind auch moralisch verwerflich, und verderben die guten Sitten."

Solche berliner Possen, wie die vorliegenden, sind nun nicht blos niedrig-komisch, sondern überhaupt das Niedrigst-Komische, was sich denken läßt. Wir wollen diesem specifisch berliner Witze seine oft unwillkürlich und in der ernstesten Stimmung zum Lachen hinreißende Drolligkeit, ja selbst eine gewisse Gutmüthigkeit nicht in Abrede stellen; aber man befindet sich in Possen dieser Art doch wie in dem Dunstkreis allgemeiner Lottrigkeit und Verlüdertheit, in der unentrinnbaren, allen Situationen und Personen ihren Geruch mittheilenden Atmosphäre von Kornschnapps und Kümmel, die übrigens für die aristokratischsten Nasen in Berlin keinerlei Widriges zu haben scheint; denn bei den Vorstellungen des „Eckensteher Nante" im Königstädter Theater waren gerade die für die vornehme und höchstvornehme Welt bestimmten Plätze immer ganz dicht besetzt. Zur besondern Würze dienen dann plumpe Zweideutigkeiten. In der Posse „Kieselack und seine Carline vom Corps de Ballet" z. B. entspinnt sich zwischen Duselich („gewesener Butterhändler, jetzt Sonntagsjäger") und Pauline („Eine, die auf Gastrollen geht") folgendes Zwiegespräch:

„Duselich (sie belorgnettirend). Ein allerliebstes Kind! wahrhaftig! lasterhafte Unschuld! 's ist scheußlich! — Ick soll dir woll so'n Sträußken abkoofen, meine Dochter? Na laß mal hören — wat is denn det Jenauste?

Pauline (schalkhaft). — Ach Sie hübscher, junger Herr — Sie duhn ja blos so — Sie wollen ja gar nicht — Sie —

Duselich. Ja, ich will — ich will u. s. w."

Das ist nur eine Kleinigkeit! Es findet sich viel Aergeres, hier gar nicht Mittheilbares; namentlich in der oben angeführten Schrift von Juste Backfisch, die fast nur aus Zweideutigkeiten, welche keine mehr sind, und aus sogenannten saftigen Witzen besteht. Man müßte dergleichen verderblich nennen, wenn an dem Publikum, das solche Sachen liest, überhaupt noch etwas zu verderben wäre. Da eifern wir im Vollgefühl unserer sittlichen Ueberlegenheit gegen die frivolen Schriftsteller der Franzosen, gegen E. Feydeau u. s. w., während es bei uns zu Hause viel ausgelassener und zuchtloser hergeht!

Ueberhaupt können komische Producte, und nicht blos diese der niedrig-komischen Gattung, nur dann einen literarischen Werth haben, wenn sie, an einen einzelnen Zustand oder eine einzelne Erscheinung anknüpfend, eine directe allgemeine Lehre, einen sinnreichen Gedanken enthalten, und es gibt Zustände und Erscheinungen genug, die nicht in ernster, sondern vorzugsweise oder ausschließlich in komischer Form zu diesem Zwecke wirksam verarbeitet werden können.

Die ernstern unter unsern Lesern mögen es uns nicht verübeln, wenn wir, überzeugt von der großen culturhistorischen Bedeutsamkeit der komischen Literatur, diesem von unsern kritischen Collegen so sehr oder gänzlich zurückgesetzten Literaturzweig dann und wann unsere Aufmerksamkeit widmen. Mehrere Zuschriften, die wir erst in letzterer Zeit von uns sonst gänzlich unbekannten Männern erhielten, geben uns den Beweis, daß doch manchem Leser ein Dienst damit geschieht. Eine derselben begann mit den Worten: „Die Humoristik ist doch so etwas Herrliches, ein dem Menschen zu heiterer fröhlicher Stimmung verhelfendes Mittel, daß es ebenso zu verwundern als zu bedauern ist, daß sie noch so wenig Anerkennung und Verbreitung gefunden hat" u. s. w. Ja, an Anerkennung fehlt es ihr in unsern kritischen Organen und vornehmen Literaturgeschichten wol; aber die ungemein zahlreichen Anthologien komischer Stücke in gebundener und ungebundener Rede und die vielen Auflagen, die manche dieser Sammlungen erlebten und fortdauernd erleben, sind allein schon der deutlichste Beweis, daß ein sehr großer Theil des Publikums in Betreff komischer Producte anders denkt und fühlt als unsere Kritiker und Literaturgeschichtschreiber.

Hermann Marggraff.

Ein politischer Roman.

Geradeaus. Eine Novelle von O. A. Waldfeld. Leipzig, O. Wigand. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist natürlich, daß die politischen Stürme unserer jüngsten, in der Hauptsache ergebnißlos gebliebenen Revolution von Ende der vierziger Jahre heute noch in vielen Köpfen nachhallen, und verzeihlich, wenn auch die Pfleger und Nährer der leichtern, sogenannten schönen Literatur theils dem innern Drange, ihrer Ueberzeugung nachträglich Luft zu machen nachgeben, theils und wol meist in einer ruhigern, unparteiischen Stimmung auf die Folgen, die alle politischen Parteikämpfe in den dabei betheiligten Menschen und ganzen Familienkreisen zurücklassen, als Objecte ins Auge fassen und darin einen guten Stoff für die Darstellung in Novellen- oder Romanform zu finden glauben. Und in der That ist hier einem scharfen Beobachter mit gewandter Feder Raum und Material genug zu Schilderungen aller Art, von der tragisch-erschütterndsten bis zu der komischsten, geboten. Geistige Abnutzung, nicht selten physische Vernichtung vieler Menschen, oft der Tüchtigsten ihrer Periode, liegt im Gange aller politischen Revolutionen. Die Gräben, die auf dem Wege zu der Feste führen, die das zu erobernde Kleinod birgt, sei es ein die Zeitgenossen dauernd beglückendes oder ein Götze, nur mit anderm Gesicht wie der eben gestürzte, müssen erst mit gebrochenen Herzen, zerfleischten Gliedern, zersplitterten Schädeln gefüllt werden, ehe das Ziel erreicht wird, und doch hofft jeder der Sturmlaufenden noch der Früchte des Siegs sich zu erfreuen. Blicken wir in das Leben der einzelnen und der Familie, so finden wir natürliche, langgepflegte persönliche Beziehungen und Bande, die ohne die leidenschaftliche Weckung eines Interesses, von dem man früher in der Brust des einen und andern kaum ein Fünkchen vorhanden wahrnahm, für ein ganzes Zusammenleben vorgehalten haben würden, verrückt und zerrissen, warme, herzliche Freundschaft in Kälte und Feindschaft umgewandelt und oft selbst die mächtigste Zauberin im Menschenleben, die geschlechtliche Liebe, politischen Rücksichten nachgesetzt, ihrer Macht entkleidet. Dies sind einige der Schattenseiten jener Umwälzungen, die nach der Geschichte von Jahrtausenden von der Existenz des Menschengeschlechts unzertrennlich zu sein scheinen, es jedenfalls aber bis heute vor Versumpfung und Untergang in sybaritischer Verweichlichung bewahrt haben.

Der Verfasser der vor uns liegenden Novelle hat nun politische Vorgänge in einem beliebig sich zu denkenden deutschen Staate geschildert, wie man sie mit geringen Abweichungen im Jahre 1849 in allen wahrnehmen konnte. Er hat seine Aufgabe zwar nicht auf eine eminente Weise, jedoch sattsam genügend gelöst, um ihm ohne zu ermüden und oft mit Beifall bis ans Ende seiner Arbeit zu folgen. Auf dem gewählten Schauplatze, wie anderwärts, hatte die bestehende Gewalt vor dem Andrange des Jahres 1848 die Segel gestrichen und alles, was die öffentliche Stimme verlangte, bewilligt. Jetzt begann der Rückschlag, die Reaction erhob ihr Haupt und ein Ministerwechsel war die erste Andeutung einer neuen Phase. Eine störrige Deputirtenkammer wurde aufgelöst, in der Hoffnung, mit einer neuen, gefügigern die vorjährige Verfassung umzuwandeln, d. h. auf dem Wege der Vereinbarung, um so den Schein zu retten, daß man nichts unversucht gelassen, den gesetzlichen Weg innezuhalten. Nun galt es, diesen Weg sich bequem zu ebnen. Die noch bestehende Verfassung untersagte zwar alle Einwirkung auf die Wahlen, aber — es konnte damit wol nur directe Einwirkung, Zwang gemeint sein, und nachgelassen bleiben, den Verwaltungsbeamten zu befehlen, jedes „erlaubte" Mittel anzuwenden, die Wahl „wohlgesinnter" Abgeordneter durchzusetzen. Daß und ob in dem Befehle zugleich eine Warnung vor den Folgen der Nichtbeachtung desselben für den Beamten lag, herauszufinden, gleichwie die richtige Deutung des Wortes „wohlgesinnt", blieb letzterm überlassen, denn sein Gewissen lag außerhalb des Rücksichtenkreises seiner vorgesetzten Behörde. Er hatte muthmaßlich zu wählen zwischen Verweis, nachtheiligem Ortswechsel, Amts-

entsetzung und gehöriger erfolgreicher Bearbeitung der Gutsbesitzer, Vorstände der Gemeinden und Zünfte.

So ist der Boden beschaffen, auf dem der Verfasser die zwei Helden seiner Novelle, die Bezirksgerichtsassessoren Hansen und Braun und eine dritte Hauptperson, den Chefminister von Feldheim auftreten läßt. Hansen wird von letzterm zum vortragenden Rathe seines Ministeriums gewählt, und er nimmt an, obgleich er mit sich nie ins Reine darüber kommen kann, welcher Regierungsform er den Vorzug geben soll. Der bestehende Constitutionalismus befriedigt ihn nicht, und die Herrschaft der Majoritäten, in der er nur den Philister mit seiner Beschränktheit erblickt, ekelt ihn an. Nur des stärksten Widerwillens gegen alles Demokratische ist er sich bewußt, denn die wüste Roheit sittenloser Massen hatte er das Jahr vorher kennen gelernt und die Aristokratie dünkt ihm fast erhaben über diese Roheit. Der zweite Held, Braun, ist ein redlicher, gerader, in seinen einmal gewonnenen Ansichten unbeugsam feststehender junger Mann, der es mit der Constitution ernst und ehrlich meint und z. B. dem Satze huldigt, daß ohne Steuerverweigerungsrecht der Kammern und ohne wirkliche Verantwortlichkeit der Minister jede Constitution ein Trugwerk, eine leere Komödie sei. Er ist der eigentliche Titelheld des Romans. Hr. von Feldheim, der neue Minister endlich, ein liebenswürdiger und als Mensch in seinen Handlungen sicherlich gewissenhafter, redlicher Aristokrat, protestirt gegen den Verdacht, Reactionär zu sein. Er erfreut sich der Gnade Serenissimi und will das Kunststück ausführen, die von ihm selbst als egoistisch bezeichnete Junkerpartei zu zügeln und ebenso wenig ans Ruder kommen zu lassen als die Demokraten und Literaten, dabei aber doch nothgedrungen sich auf die Junker stützen: ein Kunststück, das bekanntlich allerorten vor der Unersättlichkeit der Reaction mislang und den, der es versuchte, um Ehre und Reputation als Staatsmann brachte.

Neben diesen männlichen Hauptfiguren begegnen uns noch zwei Frauen von Belang, Franziska, Tochter des Ministers, ein recht anmuthig geschildertes unschuldiges Wesen, und ein Fräulein Thekla von Eisleben, schön, reich, begabt mit Geist und Herz, nach unserm Urtheil die anziehendste Persönlichkeit der ganzen Novelle. Beide entbrennen, jede in ihrer Weise, in Liebe für Hansen, der, wie in der Politik, auch in seinen Herzensgefühlen unsicher, unklar, schwankend, nach einer nächtlichen Scene, bei deren Ausmalung der Verfasser mit Takt bis an die Grenze des Erlaubten streift, ohne sie zu überschreiten, von Thekla stolz und beleidigend sich für alle Zeiten zurückgestoßen wähnend, gedrängt und beeinflußt durch seine dienstliche Stellung zu Feldheim — ohne sich dieser Motive selbst bewußt zu werden — sich für die Tochter des letztern entscheidet, die er nicht liebt. Diese Wahl beschleunigt seinen Untergang. Der Tag der Hochzeit ist angesetzt. Müde und abgespannt durch ein erfolgloses Wirken als Beamter, denn in der Zeit von seiner Verlobung bis zu diesem Tage rückte ihm das nahe völlige Scheitern der Plane seines Chefs und künftigen Schwiegervaters klar vor die Augen; verleugnet, ja verachtet von seinen frühern Collegen und Freunden, von den Aristokraten als Emporkömmling und bloßes Werkzeug ebenfalls gering geschätzt, die heftigste Leidenschaft für Thekla noch in der Brust, endlich schaudernd vor dem Verbrechen, ein reines unschuldiges Mädchenherz zu betrügen, sucht und findet er, nach Hinterlassung eines Briefs an den Minister, in stumpfer Verzweiflung den Tod im Wasser.

Unser zweiter Held, Braun-Geradeaus, ist unterdessen auch in der Kammer seiner Ueberzeugung treu geblieben und hat, wo diese es verlangte, muthig gegen die Regierung gestimmt. Folge davon, nachdem Warnung, Drohung und Bestechungsversuche an ihm abgeprallt, ist seine Amtsentsetzung und ein ihm an den Hals geschlenderter Tendenzproceß, aus dem er siegend hervorgeht. Ein Freund und Gesinnungsgenosse, reicher Kaufmann, gibt ihm seine Tochter, die ihn längst im stillen liebte, zur Gattin und macht ihn zum Compagnon seines Geschäfts.

Der Minister dankt ab und zieht sich aufs Land zurück. Franziska stirbt langsam hin in stillem Wahnsinn. Thekla wird Gattin des Sohnes von Feldheim.

Der Leser sieht, daß es der Novelle an ergreifenden, pikanten Situationen nicht fehlt. Diese sind natürlich gehalten. Der Stil ist tadellos und das Ganze gewiß den bessern Erscheinungen auf diesem Gebiete beizuzählen. 63.

Notizen.

Eine französische Anthologie.

Auch in Frankreich erscheinen Anthologien, wenn auch nicht in goldgeschmückten zierlichen Bändchen von so schlanker jungfräulicher Gestalt (ohne Crinoline gedacht) wie meistens in Deutschland, um unter den Nippsachen des Toilettentisches einen Ehrenplatz einnehmen zu können. Wenigstens die beiden ersten Bände einer neuerschienenen Anthologie, die wir hiermit angezeigt und zugleich empfohlen haben wollen, sind von ansehnlicher Corpulenz und fallen materiell und wir denken auch literarisch schwer ins Gewicht. Um von der Bedeutung des Werks eine Vorahnung zu geben, setzen wir den Titel vollständig her: „Les poëtes français. Recueil des chefs-d'oeuvre de la poésie française depuis les origines jusq'uà nos jours. Avec une notice littéraire sur chaque poëte. Par MM. Charles Asselineau; Hippolyte Babou; Charles Baudelaire; Théodore de Danville; Philoxène Boyer; Charles d'Héricault; Edouard Fournier; Théophile Gautier; Jules Janin; Louis Moland; A. de Montaiglon; Léon de Wailly etc. Précédé d'une introduction par M. *Sainte-Beuve* de l'académie française. Publié sous la direction de M. *Eugène Crépet*" (Paris, Gide, 1861). Wo so viele namhafte Kräfte mitwirken, da muß wol etwas Gutes herauskommen. Das Ganze ist auf vier Bände berechnet; der vorliegende erste umfaßt die Periode vom 12. bis 16. Jahrhundert; der zweite die Periode von Ronsard bis Boileau. Aus der Vorrede des Hauptredacteurs Eugène Crépet wollen wir hier nur folgende Stelle von allgemeinerer Bedeutung anführen: „Es würde ungerecht und kindisch sein, wenn wir von dem französischen Geiste verlangen wollten, was er nicht geben kann, und wir haben daher bei unsern Dichtern vor allem die dem nationalen Geiste entsprechendsten Eigenschaften berücksichtigen müssen. Nun, sie sind immerhin so glänzend, daß wir in unserer doch so beschränkten Auswahl sehr heikel sein konnten. Wenn Frankreich keine so großen Dichter hervorgebracht hat, wie Dante oder Shakspeare, deren Schöpfungen unter der Zahl der Meisterwerke des menschlichen Geistes prangen; wenn es selbst weder einen Milton, noch einen Tasso, noch einen Ariosto besitzt, so hat es doch große Schriftsteller, die, wenn sie auch in Betreff der Erfindung nur einen zweiten Rang einnehmen, doch in Betreff des Ausdrucks den ersten behaupten. Von Marot bis Ronsard, von Régnier bis Lafontaine, von Racine bis André Chénier, von d'Aubigné bis Victor Hugo hat es, und zwar in den verschiedensten Gattungen, eine fast ununterbrochene Reihenfolge großer Künstler und Meister hervorgebracht, die in der Kunst zu schreiben unvergleichlich sind."

H. M.

Zur Jagdliteratur.

Zu den zahlreichen Schriften, welche über „Jagd und Jagdlust" in neuerer Zeit geboten werden, gehört auch das elegante Quartheft „Bilder aus dem Jägerleben", von D. von Winterfeldt (Berlin, Decker, 1861), mit seinen sieben Illustrationen von Steffeck und seiner Widmung an einen regierenden Herrn. Da diese reich ausgestattete Schrift jedoch weniger die geschichtliche oder die naturhistorische Seite der Jagd ins Auge faßt, als sie lebenvolle und gutgezeichnete Jagdbilder gibt und der Art des Jägers Wort und Ausdruck verleiht, so fällt sie selbstredend noch weniger ins Gewicht als die von uns besprochenen inhaltreichern Arbeiten von Kobell, Tschudi, „Jägerhörnlein", „Wildanger", „Jägerbrevier" u. a. m. Sie gibt vielmehr nur Berichte von wirklichen Jagdscenen aus der Erinnerung, in den

verschiedensten Gestalten, Jahreszeiten und über die verschiedensten Jagdthiere in anspruchsloser Form, lebhaft und frisch ausgemalt, und bietet so eine für den vornehmen Jäger berechnete heitere Lectüre. Indem der Verfasser sich somit ausschließlich auf realem Boden bewegt, bedauern wir, daß er der poetischen Seite der Jagd gar nicht Rechnung trägt und können auch seine, wiewol schätzbaren Illustrationen verschiedenster Jagdscenen nicht für einen vollen Ersatz für diesen Mangel gelten lassen. 4.

Bibliographie.

Alpenklänge. Deutsches Album aus der Steiermark. Mit Beiträgen von M. Bermann, L. Bowitsch, G. Bogensberger, J. F. Castelli 2c. Herausgegeben von C. Pfeifer. Graz. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Alrebi, Stereoscopen. Novellen. Zwei Bände. Wollstein, Jacobi. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arnold, W., Das Aufkommen des Handwerkerstandes im Mittelalter. Basel, Georg. Gr. 8. 12 Ngr.

Bodenstedt, F., Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr.

Bölsterli, J., Die Einführung des Christenthums in das Gebiet des heutigen Kantons Lucern. Zugleich ein Beitrag zur Urgeschichte des Kantons Lucern. Lucern, Schiffmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Bölte, Amely, Winkelmann, oder von Stendal nach Rom. Culturhistorischer Roman. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 4 Thlr.

Bowitsch, L., Sindibad. Orientalische Dichtungen. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1860. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Volkslieder. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1860. Gr. 16. 8 Ngr.

Bühler, A., Theokritis. Ideen über Gott und Welt zur Versöhnung des Theismus und Pantheismus. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Busch, M., Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenschein. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 Thlr.

Clausnitzer-Hennes, Marie, Neue Gedichte. Mainz. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers. Erinnerungen. Vier Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Amsterdam, Gebr. Binger. 8. 6 Thlr.

Der Fink. Eine Erzählung (von Ludwig Gottfried Neumann). Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 16. 8 Ngr.

Gruner, Geschichte Polens nach Chodzko's Vorgange frei bearbeitet. Berlin, Nicolai. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Laband, P., Beiträge zur Kunde des Schwabenspiegels. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Limberg's, A. B., Gedanken und Aussprüche, nebst einem Lebensabrisse des Verewigten herausgegeben von C. Schlüter und F. Michelis. Münster, Theissing. Gr. 8. 2 Thlr.

Lübker, F., Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Literatur. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1862. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Nick, F., Hie gut Württemberg. Perlen und Edelsteine aus dem Leben und Wirken des Königs Wilhelm von Württemberg. Ein vaterländisches Geschichtsbild zur Feier seines 80jährigen Geburtsfestes. Stuttgart, Cammerer. 16. 7½ Ngr.

Perty, M., Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Pohl, E., Die Maurer von Berlin. — Eine Million für einen Erben. — Sachsen in Preußen. — Der Jongleur. Gesangs-Possen. Musik von Conradi, Stiegmann u. A. Couplets mit Pianoforte-Begleitung. Fünf Hefte. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 4. à 7½ Ngr.

Rapp, M., Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Reinbeck, E., Die Zigeuner. Eine wissenschaftliche Monographie nach historischen Quellen bearbeitet. Herkommen, Geschichte und eigenthümliche Lebensweise dieses räthselhaften Wandervolkes, von seinem ersten Auftreten im 15. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit. Salzkotten, v. Sobbe. Gr. 8. 22½ Ngr.

Riedel, A. F., Geschichte des preußischen Königshauses. 1ster und 2ter Theil. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 3 Thlr.

Rüstow, W., Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1860. Zwei Theile. Mit einem Briefe Garibaldi's in Facsimile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schaller, J., Das Spiel und die Spiele. Ein Beitrag zur Psychologie und Pädagogik wie zum Verständniß des geselligen Lebens. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr.

Schirrmacher, F. W., Kaiser Friderich der Zweite. 2ter Band. — A. u. d. T.: Kaiser Friderich der Zweite als Einiger und Mehrer des römisch-deutschen Reiches, Begründer der Monarchia Sicula. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sprenger, A., Das Leben und die Lehre des Mohammed. Nach bisher grösstentheils unbenutzten Quellen bearbeitet. 1ster Band. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Stachelstock, A. L., Licht und Finsterniß oder die freien Gemeinden und die Jesuiten. Altona, Verlags-Bureau. 8. 10 Ngr.

Stoltze, F., Gedichte in hochdeutscher Mundart. 1ste und 2te Lieferung. Frankfurt a. M., Keller. 16. 4 Ngr.

Thurm, Franz vom, Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weiß, A., Ranken und Reben. Gedichte. Rudolstadt. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wichert, E., Licht und Schatten. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Decker. 16. 22½ Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Auch ein Wort über die „katholische Presse Deutschlands" von einem deutschen Publicisten. Augsburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Böhlau, H., Die Einzelnhaft in Preußen. Eine Kritik. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 7½ Ngr.

Contzen, H., Thomas von Aquino als volkswirthschaftlicher Schriftsteller. Ein Beitrag zur nationalökonomischen Dogmengeschichte des Mittelalters. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Harkort, F., Die preußische Marine und die deutsche Flotte. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Henhöfer, A., Der Kampf des Unglaubens mit Aberglauben und Glauben ein Zeichen unserer Zeit. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 6 Ngr.

Klänfoth, H., Herr von Kackadu aus Schermeissel zum Krönungsfeste in Königsberg. Berlin, Klänfoth. 8. 2½ Ngr.

Paul, C. A., Die Preußen vor Paris. Dramatisches Gedicht. Eine Festgabe zur allerhöchsten Krönungsfeier Sr. Maj. König Wilhelm I. Berlin, Sandrog u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Unverhoffte Rettung Friedrich des Großen durch Rosalie Schreier in Oppeln und Geo. Margner in Zindel im 1sten schlesischen Kriege. Nebst einer Widerlegung der Wahner'schen Schrift: „Friedrich der Große hat in Oppeln nicht unter der Maischbütte gesteckt." Berlin, Geelhaar. 8. 1 Ngr.

Schramm, R., Zur Krönung. Leipzig, C. H. Mayer. Lex.-8. 5 Ngr.

Welcker, C., Die rechtliche Begründung unserer Reform mit ihren wichtigsten Folgen. Nebenbei die Beleuchtung eines ungerechten Angriffs. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 21. November 1861.

Neueste Shakspeare-Literatur.

1. Shakspeare's legal acquirements considered. By *John Lord Campbell*. In a letter to J. Payne Collier. London 1859.
2. Shakspeare a lawyer. By *William L. Rushton*. London und Liverpool 1859.
3. Shakspeare, his birthplace and his neighbourhood. By *John R. Wise*. Illustrated by W. J. Linton. London 1860.
4. Shakspeare's Tragödien — ein Wegweiser zum Glauben. Ein Vortrag, gehalten in Schwelm den 7. December 1858 von Julius Disselhoff. Schwelm, Scherz. 1859. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
5. Betrachtungen über die religiöse Bedeutung Shakspeare's. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1859. 8. 10 Ngr.
6. Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke, von F. Kreyßig. Drei Bände. Berlin, Nicolai. 1859—60. 8. 6 Thlr.
7. Kritische Gänge. Neue Folge. Von Friedrich Theodor Vischer. Zweites Heft. Stuttgart, Cotta. 1861. Gr. 8. 27 Ngr.
8. Shakspeare's Hamlet erläutert durch Karl Rohrbach. Berlin, F. Schneider. 1859. 8. 1 Thlr.
9. Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet von D. B. Storffrich. Bremen, Kühtmann und Comp. 1859. 8. 24 Ngr.
10. Der Hamlet von Shakspeare. Acht Vorlesungen gehalten zu Putbus im Winter 1860/61 von A. Gerth. Leipzig, Steinacker. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.
11. Shakspeare's Kaufmann von Venedig. Eine kritische Skizze von Wilhelm Bernhardi. Altona, Verlagsbureau. 1859. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
12. Schlüssel zu Shakspeare's Sonetten von D. B. Barnstorff, Verfasser der „Psychologischen Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet von D. B. Storffrich". Bremen, Kühtmann und Comp. 1861. 8. 28 Ngr.

Land! Land! möchte man rufen, nachdem man sich längere Zeit vorzugsweise mit den Lebensläufen und Geistesarbeiten deutscher Dichter beschäftigt hat und sich nun einmal wieder der nähern Betrachtung des alten großen Briten zuwendet. In der That kann es einem an der Seekrankheit leidenden Festlandsbewohner, der nach stürmischer Fahrt wieder den festen verläßlichen Boden eines großen Continents betritt, nicht wohler zu Muthe sein, als einem Kritiker, der nach längerer Beschäftigung mit modernen Literaturzuständen in die Lage kommt, sich wieder einmal mit dem Studium Shakspeare's, sei es auch nur an der Hand seiner Ausleger, befassen zu können. Denn, gestehen wir es nur, selbst die größten neuern Dichter, auch wenn sie sich in diesem oder jenem einzelnen Punkte oder an formeller Vielseitigkeit Shakspeare überlegen zeigen, seine gröbsten Fehler vermieden und von den geistigen Errungenschaften späterer Zeiten ihren Vortheil gezogen haben sollten, machen doch nicht den Eindruck eines vollkommen gesunden, durchweg kräftigen Organismus; es finden sich bei ihnen Ungleichheiten, Schwächlichkeiten und Gebrechlichkeiten, deren sie sich meist auch bewußt waren. Und wieder waren es vorzugsweise Shakspeare's Dichtungen, aus deren natürlich sprudelndem, mit keinerlei künstlichen chemischen Zusätzen vermischten Quell sie ihren Heil- und Erfrischungstrunk schöpften, in dessen gesunder Luftregion sie ihre beengten Lungenflügel auszudehnen und sich von den Einflüssen der krankhaften und schwindsüchtigen Miasmen ihrer Zeit zu befreien suchten.

Man wird hier zunächst an Goethe und Schiller denken. Goethe, der nach einer brieflichen Behauptung Schiller's unter den Dichtern seit Shakspeare von der Natur am reichsten ausgestattet war, hat doch auch viel experimentirt und herumgetastet und neben dem Größten und Herrlichsten auch einzelnes Schwächliche, Matte, Kränkliche und selbst Dürftige hervorgebracht; er war reich wie ein König, aber zeitweise auch launisch und unbeständig wie ein König; obschon ein in allen Kunstformen gewandterer, weicherer und extensiverer Geist als Shakspeare, fehlte es ihm, als einem echten Kinde seiner Zeit, doch an der wuchtvollen Mannhaftigkeit und der sittlichen Schwere Shakspeare's. An letzterer, wie überhaupt an hohen Eigenschaften, fehlte es Schiller nicht; aber er verfuhr, wie schon Goethe an ihm rügte, in der Behandlung der Leidenschaften oft zu sophistisch; er machte von der blendenden blos rhetorischen Theaterphrase nur zu vielen Gebrauch; er huldigte in seinen Dramen bald einem schroffen Kantianismus, bald (wie in der „Braut von Messina") dem Fatalismus oder (wie in der „Jungfrau von Orleans") dem katholischen

Mysticismus; kurz, er machte, wie er dies selbst in einem Briefe an Zelter vom Jahre 1804 gesteht, dem Geschmack des modernen schwachmüthigen Publikums, namentlich in der Zeichnung seiner Frauen und Jungfrauen, zu weit gehende Zugeständnisse.

Shakspeare's Fehler, die meist auch zugleich Fehler des Zeitgeschmacks waren, sind nicht die Folgen eines schwächlichen und gebrechlichen Organismus, sondern die Auswüchse von überschwellender Gesundheit, von Kraft und Ueberkraft. Es kann oft scheinen, als ob er brutal sei, und doch ist sein Grundzug das tiefste Gemüth, aber ein tüchtiges, gesundes Gemüth, das von schwindsüchtiger Sentimentalität nichts weiß.*) Diesem Gemüth wie seiner unergründlichen Menschen- und Lebenskenntniß verdanken wir bei ihm das Herbste wie das Süßeste, das Derbste wie das Zarteste, das Härteste wie das Weichste, das ungeschminkte Conterfei menschlicher Verworfenheit, Bosheit und Sünde, wie die Schilderungen zartester Gattenliebe, der Freundschaft, der unverbrüchlichen Treue, der Kindesliebe. Nie ist in so wenigen Strichen das innige Verhältniß eines Vaters zu seinem kleinen Knaben so wahr und bezeichnend geschildert worden als von Shakspeare in den Worten des Polyxenus:

Bin ich daheim,
Ist er mein Ziel für Scherz nnd Ernst, mein Spielwerk,
Jetzt mein geschworner Freund, und dann mein Feind,
Mein Höfling, mein Minister, mein Soldat;
Er kürzt mir Juli- zu Decembertagen
Und heilt durch tausend Kinderein Gedanken,
Die sonst mein Blut verdicken.

Dies eine Probe statt vieler für diejenigen, welche etwa geneigt sein möchten, Shakspeare der Gemüthsroheit zu zeihen. Daher hat auch R. Wise, Verfasser der Schrift „Shakspeare, his birthplace and his neighbourhood" (Nr. 3) sicherlich nicht unrecht, wenn er bemerkt:

Wenn ich gefragt würde, was mir der hervortretendste Grundzug bei Shakspeare zu sein schiene, so würde ich antworten: nicht seine Phantasie, nicht die Macht seiner Sprache, so groß diese sein mag, sondern vor allem seine Liebe. Er scheint jegliches Ding in den Bereich seiner Liebe gezogen zu haben, und der Geist der Liebe taucht alles, was er berührt, in ihre Wonne und ihr Sonnenlicht. Ich kann mir den Namen Shakspeare's von der Idee der Liebe nicht getrennt denken, Shakspeare blickt in der That weiter und tiefer mit dem Herzen, als mit dem Verstande, und ubi charitas ibi claritas, sagt ein noch älteres Sprichwort. Man könnte fast sagen, die Liebe nähme bei ihm die Stelle der Pflicht ein u. s. w.

Aber Shakspeare ist auch der Mann, der eben aus Liebe alles Unliebenswürdige, alles der Liebe Feindliche mit dem ganzen Zorn seines Gemüths zu hassen und zu brandmarken weiß. Und doch versteht er, uns auch für seine Bösewichter Bewunderung und eine gewisse Theilnahme einzuflößen, theils indem er ihnen Züge eines großen Charakters und großer Intelligenz beigesellt, theils indem er schildert, wie sie, ursprünglich edel geartet, durch Misverständnisse oder durch Versuchungen und Verführungen der außerordentlichsten Art in ihr Verderben getrieben werden. Und auch hierin darf man einen Zug seiner Liebe und besonders seiner Gerechtigkeitsliebe erkennen; er verurtheilt schließlich jeden Schlechten, aber nicht ohne vorher den Proceß für ihn geführt zu haben. Grundschlecht, berechnet schlecht sind manche seiner Helden; aber jeder von ihnen weiß, was er thut, und eigentlich schwächlich und verächtlich ist keiner; Shakspeare nöthigt uns, wenn auch nicht immer an den Adel und die Tugend des Menschen, doch stets an seine That-, Willens- und Verstandeskraft zu glauben. Er hat weder feige Bösewichter geschaffen, die, wie Franz Moor oder Wurm, jedes Zugs, der sie adelte, entblößt wären und nur Gemeines durch die gemeinsten Mittel wollten, noch solche weichliche verächtliche Selbstlinge wie Weislingen oder Clavigo. Hochbedeutsam für die Auffassung des Bösen bei Shakspeare sind die Worte, die er Heinrich V. in den Mund legt:

Es ist ein Geist des Guten in dem Uebel,
Zög' ihn der Mensch bedachtsam nur heraus!

Sehr gut sagt F. Kreyßig in seinen „Vorlesungen über Shakspeare":

Shakspeare schildert durchaus nur ganze lebendige Menschen — nicht idealisirte Heroen, wie die griechischen Tragiker, aber auch nicht leere kalte Abstractionen des französischen und des französirenden Dramas.*) Shakspeare präparirt seine Helden nicht auf Ehrgeiz, auf Eifersucht, auf Rachsucht, auf Edelmuth, auf Treue, auf Frömmigkeit, wie der Anatom einen Leichnam auf Nerven oder Adern, auf Sehnen oder Muskeln verarbeitet, um die künstlich herausgeschnittenen Organe dann in Weingeist zu setzen zur Belehrung der Schüler. Er zeigt uns am verworfensten Bösewicht die Reste einer bessern Natur, im reinsten Helden die verwundbare Achilles-Ferse. Wir sind Zeugen, wie der Versucher das Samenkorn der Schuld in die Seele wirft, wir sehen es aufgehen und wachsen, wir gewahren mit sich steigerndem Entsetzen, wie es die Fugen des Charakters auseinander preßt,

---

*) Zu den scheinbaren oder wirklichen Brutalitäten Shaksbeare's rechnet man auch wol die Tödtung des Polonius oder vielmehr die possenhaften Bemerkungen, die Hamlet über den Getödteten anstellt. Aber diese Späße, die sicherlich auf keinen Leser oder Zuschauer einen rein komischen Eindruck machen, gehen aus der ganzen Gemüthslage Hamlet's, aus der von ihm übernommenen Wahnsinnsrolle und aus seiner Verachtung des als Leiche vor ihm liegenden charakterlosen Schwätzers hervor. Einen weit abstoßendern Eindruck machen in der „Braut von Messina" die eisigen Worte, die Don Cesar unmittelbar nach dem Brudermorde an den wehklagenden Chor richtet: „Die Klage kommt zu spät" u. s. w. Hier handelt es sich um eins der unnatürlichsten Verbrechen, um einen Brudermord, und Don Manuel, verständiger und edler als sein jüngerer Bruder, war vollkommen unschuldig, was der Spionirer und alberne Hofintriguant Polonius keineswegs ist. Ohnehin stößt Hamlet mit dem Degen nur blindlings zu, ohne bestimmt zu wissen, wer hinter der Tapete verborgen ist, obschon er wähnt, daß es ein „Höherer" als Polonius sein möge. Die Ironie des Schicksals spielt ihm den Streich und macht ihn aufgelegt zu bitterm Spott.

*) „Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschen und Schicksale gehabt", läßt Goethe seinen Wilhelm sagen, „finde ich in Shakspeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als ob er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: Hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein und sind es doch nicht.... Die wenigen Blicke, die ich in Shakspeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgendetwas anderes, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte zu thun, mich in die Flut der Schicksale zu mischen" u. s. w.

bis dann auch die furchtbarste Katastrophe, die schwerste Schuld unsere innige Theilnahme dem vor unsern Augen so umgestalteten, leidenden, fehlenden Menschen nicht mehr gänzlich entziehen kann. Und damit hängt denn auch die unendliche Mannichfaltigkeit in des Dichters Charakteristik zusammen. Es würde schwer halten, in allen 37 Stücken zwei Figuren aufzutreiben, die sich vollständig gleichen. Sie alle, so viel ihrer sind, haben ihr eigenes Leben, ihre besondere vor unsern Augen sich entwickelnde Art zu sein und sich zu geben. Die Schablone unserer Helden, unserer ersten und zweiten Liebhaber, unserer Väter und Tanten, unserer naiven und sentimentalen Koketten wird hier bekanntlich vollkommen zu Schanden.

Und gleich treffend sagt Kreyßig weiter:

Mit einer Kraft der Phantasie ausgestattet, wie kein anderer, macht er gerade die ernstesten sittlichen Fragen zum Gegenstand seiner größten Schöpfungen. Es gibt kaum ein sittliches Problem, das in seinen Stücken nicht seine Lösung fände, freilich nicht in Sentenzen und wohlmeinenden Lehren, sondern thatsächlich in dem Fortschritt der Handlung. Aber diese sittliche Weltordnung ist eine rein menschliche gewordene, in einer Reinheit und Höhe, wie kaum die vorgeschrittensten Chorführer unserer Bildung sie seitdem errungen haben. Es wird bei Shakspeare Ernst mit der Freiheit, mit der Souveränetät des denkenden und wollenden Mannes. Aber es wird auch Ernst mit der Schuld und der Strafe. Seine Helden tragen ihr Schicksal in sich. Sie lachen der dunkeln Naturgewalt, der ein kindliches Zeitalter in der Form des Schicksals sich beugt.... Er zeigt wahr und unbestechlich wie kein anderer der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild. Ich stehe keinen Augenblick an, ihn als den sittlichsten, männlichsten und geistig gesundesten Dichter zu verehren und laut zu bekennen, wie er als der phantasiereichste, anziehendste, lieblichste und erschütterndste längst von Beurtheilern und Lesern aller Bildungsstufen und Farben anerkannt und genossen wird.

Wer aber war dieser Shakspeare, dieses Weltwunder? Denn ein Weltwunder kann man einen Genius wol nennen, welcher die Organe, womit die menschliche Seele arbeitet, so genau kannte, wie der gründlichste Anatom den menschlichen Körper, welcher die Tugend wie das Laster mit gleicher Wahrheit malte, welcher alle Lebensverhältnisse und alle menschlichen Ordnungen durchschaute und die tiefsten Töne erschütternder Tragik wie die hellsten des ausgelassensten Humors anzuschlagen wußte. Shakspeare lebte in keiner mythischen Zeit und doch ist sein Leben in ein fast undurchdringliches mythisches Dunkel gehüllt, und kaum lebt außer Homer ein Dichter so nur in seinen Werken fort wie Shakspeare. Durchaus treffend ist Bauernfeld's Epigramm:

Gern mach' ich meine Reverenz
Nachträglich unserm wackern David Strauß.
Stets unbegreiflich schien mir Shakspeare's Existenz,
Mit einer Shakspeare-Mythe komm' ich aus.

Wir haben von Shakspeare nicht einmal ein beglaubigtes Bildniß, denn selbst jene Shakspeare-Büste in Stratford, die, als angeblich nach einer Todtenmaske genommen, bisher als das einzige annähernd treue Porträt des großen Dramatikers galt, ist keineswegs über allen Verdacht erhaben; es ist nämlich sehr zweifelhaft, ob man damals schon in England Todtenmasken angefertigt und das damit verbundene Verfahren überhaupt gekannt habe. Hätte man bei Shakspeare's Lebens- und Sterbenszeit schon einen so großen Werth auf ihn gelegt, um bei seinem Tode nichts Eiligeres zu thun zu haben, als sich seiner Todtenmaske zu versichern, so würde man auch wol mehr Aufzeichnungen über seine Lebensumstände besitzen, als dies wirklich der Fall ist.

Die von Kreyßig in dem „Des Dichters Lebensgeschichte" überschriebenen Kapitel seines Buchs zusammengestellten Facta beweisen neuerdings, wie so gar wenig wir von Shakspeare's Erdendasein wissen. Alle seine Biographien bestehen eigentlich nur aus lauter Lücken, welche auszufüllen sind, aus leeren Blättern, bei deren Umschlagen man nur hier und da auf eine ebenso flüchtige als dürftige, meist sogar zweifelhafte Angabe stößt. Der Phantasie ist da freiestes Spiel gegeben, um diese Lücken auszufüllen. Wir wissen, daß er in Stratford geboren wurde, einer kleinen Stadt, von der R. Wise in seiner obenerwähnten Schrift bemerkt, daß rings um sie herum Wiesen von solcher Schönheit seien, wie man sie sonst nirgends in England finde. Die Vorliebe Shakspeare's für Blumen und namentlich Wiesenblumen, die sich so oft in seinen Dramen und in den in sie hineingewebten süßen Liedchen findet, könnte hiervon wol herrühren; indeß sind echte Dichter immer die Liebhaber von Blumen so gut wie von anmuthigen Frauen gewesen; sie haben ihnen stets als Frühlings- und Liebesboten und als Symbole zarter Vorstellungen gegolten, und die „Blumensprachen" neuerer Zeit bestehen zum größten Theil aus Sentenzen und Gedichten, womit die Poeten ihre Lieblingsblumen verherrlicht haben. Als Knabe besuchte er dann die stratforder Freischule, auf der er begreiflicherweise nicht den funfzigsten Theil der positiven Kenntnisse erwarb, über die er in spätern Jahren verfügte. Sinnlich und ungestüm war der junge William sicherlich, und wennschon die Geschichte von seiner Wilddieberei nicht auf unumstößlichen Zeugnissen beruht, so ist doch urkundlich festgestellt, daß er, erst 18 Jahre alt, die sieben Jahre ältere Anna Hathaway heirathete, daß diese schon nach sechs Monaten niederkam, daß Shakspeare, nachdem sich seine Familie bis auf drei Kinder vermehrt, 1586 oder 1587 Stratford verließ, um in London sein Glück zu machen und einem ihm vielleicht verhaßten und drückend gewordenen ehelichen Verhältniß zu entfliehen. Das kleine Stratford war überhaupt, trotz seiner gepriesenen Wiesengründe, nicht dazu gemacht, einen gewaltig ringenden Geist wie William zu befriedigen; er sehnte sich nach größern Verhältnissen. In London, wo er stets ohne seine Familie lebte, mag er denn anfangs ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt haben, ehe es ihm gelang, sein Talent geltend zu machen und festen Boden zu gewinnen. Jedenfalls bemerkt Kreyßig mit Recht, daß sein Jugendleben wol nicht der Art gewesen, um die „etwas idealistische Vorstellung wohlmeinender Kritiker von den ehelichen Tugenden und der exemplarischen Solidität des jugendlichen Shakspeare" zu rechtfertigen. Man wird auch von einem genialen jungen Manne wie Shakspeare nicht verlangen wollen, daß er exemplarisch und nach hausbackener Regel wie ein Registrator, wie ein deutscher Spießbürger hätte leben sollen. Genug, er lernte während seiner excentrischen Jugendexistenz das Leben von

verschiedenen und oft dunkeln Seiten und die menschliche Gesellschaft in den verschiedensten Schichten kennen; er gewann lehrreiche Einblicke in die Schwachheiten der menschlichen Natur, auch der eigenen, und es ist sehr fraglich, ob er der große dramatische Dichter, den wir in ihm bewundern, geworden sein würde, wenn er nichts zu bereuen gehabt hätte. Das Gewissen mag ihm manchmal geschlagen haben, und was das Gewissen sei, das hat noch kein Dichter in so erschütternden Zügen darzustellen gewußt wie unser William.

Aber Shakspeare wurde mit der Zeit in bürgerlicher Hinsicht ein sehr solider Mann; ja er beging sogar das Verbrechen, auch ein für die damalige Zeit sehr wohlhabender Mann zu werden; wir sagen „Verbrechen“; denn nach einem in Deutschland aufgestellten Dogma ist die Noth, die bitterste Noth die zehnte Muse und einem Künstler und Dichter gar nicht zu erlassen.

Kreyßig erzählt:

Shakspeare lebte glücklicherweise in einem Zeitalter und unter einem Volke, in welchem die Kunst nicht nur nach Brot ging, sondern auch zu Brot kam. Sein äußerer Wohlstand nahm sichtlich zu. Als 1597 Stratford von einer Hungersnoth heimgesucht war, wurde sein Vorrath auf 10 Quarter Getreide geschätzt. Um 1598 besaß er in seiner Vaterstadt bereits ein schönes Haus (Newplace) im besten Stadttheile, 1602—3 kaufte er drei verschiedene Grundstücke, 1605 für 440 Pf. einen Zehnten, 1610 bezahlte er in Southwark (seinem Wohnort in London) die höchste Armensteuer im Stadtviertel. Collier berechnet für seine letzten Jahre sein jährliches Einkommen auf 400 Pf., deren Werth einer heutigen Revenue von 12000 Thalern reichlich gleichkommen würde.

Shakspeare hat also so gut wie mancher heutige Schauspielunternehmer und Theaterpachter sein Geschäft verstanden und es zu einer Geldquelle zu machen gewußt, um sich zuletzt in einem Besitzthum behaglich zur Ruhe zu setzen und die Früchte seiner Unternehmungen fern vom Theater zu genießen, wie dies so mancher Schauspieldirector in unsern Tagen auch gethan hat.*) Doch rühmen seine persönlichen Bekannten die von ihm in seinen spätern Jahren beobachtete maß- und würdevolle Haltung, seine Sanftmuth und Milde, und noch lange nach seinem Tode schrieb Johnson: „Ich liebe den Mann und ehre sein Andenken so abgöttisch wie einer.“

Shakspeare's Leben bestand also, soviel wenigstens davon bekannt geworden, aus einer stürmischen Jugend, reich an jenen Ausschreitungen und Ueberwallungen, denen man häufig in dem Leben von Künstlern, Tonkünstlern und Dichtern begegnet, und die wenigstens für die edlern Naturen unter ihnen die Kraft reinigender Stürme haben, aus den Abenteuern und Frivolitäten eines jahrelangen Schauspielerlebens und endlich aus einer Periode solider, auf Erwerb und Ankauf von Besitzthum gerichteter kluger Geschäftspraxis, in der er sich als vortrefflicher Finanzmann bewährte. Mit einem solchen Leben läßt sich allerdings der Geist seiner Schöpfungen schwer zusammenreimen; die etwas gewissenlose Preisgebung seiner Familie stimmt nicht zu dem hohen sittlichen Inhalt, seine speculative Geschäfts- und Finanzpraxis nicht zu dem genialen Ausdruck seiner Dramen, nicht zu der ebenso erhabenen als tiefsinnigen Weltanschauung, die sich in ihnen ausspricht. Dies alles gibt der von einer Amerikanerin aufgestellten Hypothese einigen Schein von Berechtigung, wonach Shakspeare zu den Erzeugnissen eines hochstehenden Lords oder Staatsmannes, der aus Rücksichten auf seinen Rang und seine Stellung nicht genannt sein wollte, nur seinen Namen hergegeben habe. Diese Hypothese ist vielfach verlacht und verspottet worden; aber sie hat auch in England selbst ihre Vertheidiger und Anhänger gefunden. Jene Amerikanerin nannte als die eigentlichen Verfasser der Shakspeare'schen Stücke die Lords Raleigh oder Bacon. Für letztern würde man sich, wenn man überhaupt auf diese Hypothese eingehen wollte, noch eher entscheiden können; denn Bacon's Weltanschauung, seine umfangreichen Kenntnisse, seine im Staatsleben gemachten oft bittern Erfahrungen und dadurch erworbene Lebens- und Menschenkenntniß stimmen sehr wohl zu dem Geiste der Shakspeare'schen Dramen. Auch Moritz Carriere (in seinen Erläuterungen zu Kaulbach's „Shakspeare-Galerie“) erkennt etwas Gemeinsames zwischen „beiden großen Reformatoren“, und zwar in dem „durchdringenden Verstande“, der „scharfen Beobachtung“, dem „Blick für Naturwahrheit“, dem „Eifer für die Verbindung der Kunst wie der Wissenschaft mit dem Leben“. Der Umstand, daß nach dem Tode Shakspeare's, den Bacon doch noch um neun Jahre überlebte, keine neuen Shakspeare'schen Stücke mehr erschienen, wäre dieser Annahme keineswegs hinderlich, sondern ließe sich dadurch erklären, Bacon habe seit dem Tode Shakspeare's, auf dessen Verschwiegenheit, Klugheit und Vorsicht er sich verlassen durfte, der in seine Intentionen taktvoll einzugehen und seine Stücke mit größtem Geschick zu arrangiren und für die Bühne einzurichten wußte, überhaupt die Lust am Theater verloren. Hätte aber ein solches Verhältniß zwischen Shakspeare und Bacon bestanden, so würde doch irgendetwas auf diese Spur leiten; aber nichts weist darauf hin, daß beide sich persönlich näher getreten wären. Näher läge die Vermuthung, daß Graf Southampton mit Shakspeare in Compagnie gearbeitet habe. Southampton war, was man einen „amateur“ nennt, ein Protector der Poesie, phantasievoll, hochgebildet, für alles Schöne empfänglich, ritterlich, Held und Staatsmann. Shakspeare zeigte sich ihm für seine Freundschaft dankbar, indem er ihn in Sonetten feierte, und Southampton nennt ihn einmal in einem Empfehlungsschreiben seinen „besondern Freund“; Leute in so hoher Stellung pflegen aber niedriger Gestellten höchstens nur dann solche Prädicate zu ertheilen, wenn sie ihnen wirklich zu besonderm Danke verpflichtet sind. Könnten diese besondern Dienstleistungen nicht darin bestanden haben, daß Shakspeare, wie er dies ja auch in seiner frühesten Zeit mit ältern Stücken that, zum Theil Southampton's dramatische Vorlagen und Entwürfe weiter ausführte, für die Bühne einrichtete,

*) Shakspeare genoß diese Ruhe, und zwar in einem noch keineswegs sehr vorgeschrittenen Alter, in einem Alter, in welchem manche andere Dichter und Künstler erst ihr Vollendetes schufen, nur etwa zwei Jahre; denn um das Jahr 1614 zog er sich aus London und vom Theater in seine Vaterstadt zurück, und starb schon im Jahre 1616.

ganze Scenen, namentlich die komischen, hinzuthat, kurz mit ihm in Compagnie arbeitete, wie Beaumont und Fletcher? Daß er dann seinen Namen vorsetzte, weil es für einen englischen Edelmann nicht sehr anständig gewesen wäre, für die Bühne zu schreiben? Und erklärten sich nicht hieraus auch aufs natürlichste die aristokratischen Tendenzen in Shakspeare's Stücken, in denen so oft die Lehre vom göttlichen Recht der Obrigkeit verkündigt und der Pöbel fast stets als roh, unwissend und gemein dargestellt wird?

Indeß wir wagen, weil wir fürchten müßten, förmlich gesteinigt zu werden, nicht, diese Hypothese weiter zu vertheidigen, obschon das durch eine solche Hypothese an Shakspeare begangene Attentat nicht verletzender und verbrecherischer sein würde als dasjenige, welches der Philolog Wolf gegen Homer sich erlaubte, und obschon wir einen Goethe'schen, eben auf die Wolf'sche Homer-Theorie bezüglichen Ausspruch anführen könnten, wonach die Menschen nur zu sehr gewohnt seien, sich an einen Namen zu hängen, statt den Werken allein die Ehre zu geben. Aber wol bringt uns unsere Hypothese auf eine andere, mit welcher das Publikum vielleicht mehr einverstanden sein wird, nämlich auf die, daß Shakspeare's Lebenslauf, falls die auf seinen Namen lautenden Stücke allein von ihm herrühren, nothwendig ein ganz anderer gewesen sein müsse als derjenige, den seine Biographen aus den allerdürftigsten und oft zweifelhaftesten Angaben, die sich denken lassen, mühsam und doch mythisch herausgeklügelt haben. Nach den uns vorliegenden Berichten erschiene Shakspeare, von seinem Genie abgesehen, in sittlicher Hinsicht in der That nicht viel besser als irgendein Theaterspeculant, der nur zu dem Zwecke dichtet und das Theater verwaltet, um sich zu bereichern und nach erreichtem Zweck der Bühne und Bühnenpoesie zu entsagen; wir würden wenigstens unsere Meinung von seinem Dichtergenius und seinem sittlichen Werth sehr herabzustimmen haben.

Man vergesse zuvörderst nicht, daß die Atmosphäre des Theaterlebens von jeher eine der Frivolität und des Künstlerleichtsinns war und ist. Shakspeare aber war Schauspieler, verkehrte (z. B. in der „Mermaid", wo sich das Gespräch hauptsächlich wol um Theaterinteressen gedreht haben mag) vorzugsweise mit Theaterdichtern, Theaterkritikern und Schauspielern, und war dann, von 1604 an, Miteigenthümer und Mitdirector des Theaters. Von da an scheint er nicht mehr als Schauspieler gewirkt zu haben; auch hat er es als Schauspieler nicht weit gebracht; in den eigenen Stücken trat er nur in kleinern, wenn auch immerhin bedeutsamen Rollen auf, z. B. als Adam in „Wie es euch gefällt" und als Geist im „Hamlet". Wenn bisher Schauspieler und Schauspieldirectoren für die Bühne schrieben, so bewegten sie sich fast ausnahmslos in der niedern Region des gewöhnlichen Lustspiels, der Posse, der Bluette, höchstens des bürgerlichen Schauspiels; sie speculirten genau auf den gerade herrschenden Tagesgeschmack und verwendeten ihre Aufmerksamkeit besonders auf ein geschicktes scenisches Arrangement, auf solche dankbare Rollen, für die ein tieferes Nachdenken und ein gründliches Studium nicht erfordert wird, und höchstens noch auf unmotivirte überraschende Effecte, in der vulgären Theatersprache „Knalleffecte" genannt. Wir haben bei Gelegenheit des Kneschke'schen Buchs über das deutsche Lustspiel einige Dutzend dem Stande der Schauspieler und Schauspieldirectoren angehörende deutsche dramatische Dichter herausgezählt, von denen sich keiner zum historischen oder metaphysischen Drama oder überhaupt zur höhern Tragödie erhoben hat. Dasselbe gilt, glaube ich, auch durchweg von den englischen Schauspielern, die zugleich für die Bühne schrieben, von Garrick, Foote, Sheridan Knowles u. s. w. Am höchsten erhob sich Molière, der aber auch bei der Komödie stehen blieb, welche die herbsten Conflicte mehr humoristisch und spielend löst. Hat nun Shakspeare eine Ausnahme gemacht, so ist er um so mehr ein Räthsel und zwar ein gänzlich unlösbares, namentlich wenn man in Erwägung zieht, daß er je älter je weniger auf den Geschmack des Publikums speculirte, daß er immer herber und düsterer wurde und gegen Ende seiner Dichterlaufbahn manche Stücke schrieb, von denen er im voraus wissen mußte, daß sie nicht den Beifall seiner frühern finden konnten. Das widerspricht doch wieder ganz und gar den Interessen und dem speculativen Sinne eines Theaterunternehmers, welcher vorzugsweise auch seinen Seckel im Auge hat. Auch Shakspeare schrieb dankbare Rollen, aber keine, wie sie sonst Bühnenmitglieder schreiben, keine Rollen nach der gewöhnlichen Bühnenschablone, sondern Rollen für Könige, Helden und Philosophen.

Der Verfasser der Shakspeare'schen Stücke muß unbedingt sich in Kreisen bewegt haben, in die ein damaliger Schauspieler nicht gelangen konnte; es spricht sich in ihnen namentlich vielfach eine Kenntniß des Hoflebens aus, die ebenfalls ein bloßer Schauspieler und Schauspieldirector nicht erwerben konnte, und gehen wir nicht fehl, so mögen z. B. im „Hamlet" theilweise ganz bestimmte Hofpersönlichkeiten porträtirt sein, denen nahe zu treten ein Mann von der gesellschaftlichen Stellung Shakspeare's nicht in der Lage war. Shakspeare war ferner ein so energischer Patriot, wie es nur je einen gegeben hat; ein Patriotismus von solcher Ausschließlichkeit pflegt aber nicht in den eigentlichen Bühnenkreisen heimisch zu sein. Er muß außerdem die allerbittersten Erfahrungen gemacht, den kränkendsten Undank erlebt, die empörendsten Conflicte mit der Gesellschaft und zwar in ihren höchsten Schichten bestanden haben; das Schauspielervölkchen pflegt sich aber selbst mit den schlimmsten Erfahrungen, die es macht, leicht abzufinden und sie sich nicht allzu schwer zum Herzen zu nehmen, und ein Geschäftsmann, ein Bühnendirector ist eben auch nicht geneigt, sich hamletischer Verzweiflung hinzugeben, wenn man ihn einmal betrügt oder eine Handlung des Undanks gegen ihn verübt; er macht eben mit andern sein Geschäft, wie andere mit ihm.

Nun berücksichtige man aber auch den ganzen Vorrath von positiven Kenntnissen, welche Shakspeare in seinen Stücken entwickelt und die er unmöglich weder in Stratford noch in London erworben haben kann, falls

sein Leben sich nur auf diejenigen Momente beschränkt hätte, die davon angeführt werden. Hiernach könnte Shakspeare, dem freilich die große Natur- und Bildungskraft des englischen common sense zu Hülfe kam, nur ein Naturdichter gewesen sein; aber Naturdichter bringen es nicht zu solchen Compositionen, wie sie uns von Shakspeare übrig geblieben sind. Poesie von solcher Höhe, wie sie bei Shakspeare erscheint, erfordert die gründlichste Kenntniß und das tiefste Studium der vorhergegangenen größten poetischen Schöpfungen aller Zeiten. Die bis dahin bekannt gewordenen philosophischen Systeme muß Shakspeare ebenfalls aus dem Grunde gekannt haben, denn er steht auf der Höhe der Philosophie seiner Zeit. Hierzu kommen seine in Betracht der geringen wissenschaftlichen Hülfsmittel jener Zeit wahrhaft erstaunlichen positiven Kenntnisse im Gebiete der Geschichte, der Alten, der Bibel, der Theologie, der Sprachen, der Jurisprudenz, der Geographie; denn daraus, daß man bei Shakspeare, und zwar zumeist in seinen phantastischen Märchendramen, einzelnen Anachronismen und geographischen Schnitzern begegnet, wird man nicht schließen dürfen, daß Shakspeare es nicht besser gewußt habe.

Daher hat man in England selbst schon längst versucht, die in Shakspeare's Leben vorhandenen Lücken auszufüllen; namentlich hat man aber allerlei Vermuthungen über die Zeit zwischen seinem Abgang von der Schule in Stratford und seiner Niederlassung in London angestellt. Nach den einen hätte er sich mit dem Wollhandel beschäftigt, nach den andern Schulmeisterei oder gar das Metzgerhandwerk getrieben. Schon Chalmers stellte die annehmbarere Hypothese auf, daß Shakspeare, ehe er sich der Bühne zuwandte, attorney's clerk, also Schreiber bei einem londoner Advocaten gewesen sei. Dieser Ansicht haben sich neuerdings Lord John Campbell und William Rushton in den obengenannten Schriften „Shakspeare's legal acquirements considered" (Nr. 1) und „Shakspeare a lawyer" (Nr. 2) angeschlossen und aus Shakspeare's Stücken diejenigen Stellen zusammengestellt, welche darauf hinweisen, daß Shakspeare ein tüchtiger Kenner des Rechts und eine Zeit lang als Rechtspraktikant thätig gewesen sein müsse. Man hat diese Ansicht, obschon selbst eine solche Autorität wie Lord John Campbell für sie eintrat, meist kurz (auch seinerzeit der „Examiner") abgewiesen, ohne doch Thatsachen anführen zu können, die ihre Unhaltbarkeit ans Licht stellten. Wer weiß denn aber, was alles Shakspeare während jener Periode, die ein vollkommen weißes Blatt in seinem Lebensbuche ist, versucht und getrieben und in welchen Kreisen er sich bewegt hat! Man sollte doch froh sein, wenn durch solche Hypothesen, die vielleicht bei weiterer Forschung zu einem Resultat führen, der weite Umfang der Kenntnisse Shakspeare's wenigstens nach dieser einen Seite hin erklärt wird. Nur Starrköpfigkeit und Leichtsinn werden solche, durch Citate aus Shakspeare's Werken selbst motivirte Vermuthungen ohne weiteres verwerfen, während gerade der gewissenhafte Forscher mit Freuden die Handhabe ergreifen wird, die sich hier zur genauern Erklärung Shakspeare's ihm bietet. Sogar eine Reise Shakspeare's etwa auf einem Kauffahrteischiffe nach einem italienischen Hafen gehört für mich durchaus nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten; denn die offenbare Vorliebe des Dichters für dieses Land und sein Volk und seine Kenntniß italienischer Eigenthümlichkeiten lassen sich kaum aus seiner Lectüre italienischer Novellen allein erklären. Auch seine vielleicht als Matrose erworbene gründliche Kenntniß des Seemannslebens, wie es sich nur auf hoher See, in Sturm und Gefahr gestaltet, und aller nautischen Einzelheiten scheinen auf eine Seereise hinzudeuten, die ihn in die weite Ferne geführt habe. Eine Annahme dieser Art ist sicherlich nicht absurder und unwahrscheinlicher als die, daß er eine Zeit lang Wollhändler oder Fleischer gewesen sei. Daß er aber Grund hatte, über manche seiner Fahrten und Abenteuer gegen seine spätern Freunde zu schweigen, ist denkbar.

Bei alledem — wir befinden uns ja hier im Bereich aller nur immer denkbaren Möglichkeiten — bleibt die schon oben angedeutete Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Shakspeare sich in der That bei einzelnen Stücken dramatischer Vorlagen und Entwürfe von anderer Hand bedient habe, namentlich wenn man bedenkt, daß Shakspeare in etwa 22 Jahren 36 oder 37 Stücke verfaßt hat, Stücke von solcher Tiefe der Conception und Größe der Composition, daß sich ihnen nichts vergleichen läßt. Auch der Genius braucht zu seinen vollendetsten Schöpfungen Zeit, viel Zeit; nur gewöhnliche Bühnenlieferanten brauchen dazu so gut wie keine. Wollte man Hypothesen auf Hypothesen häufen, so könnte man auch seinen Rückzug nach Stratford mit dem Umstande in Verbindung bringen, daß sich sein anonymer Mitarbeiter aus irgendeinem Grunde um jene Zeit vom Theater zurückgezogen habe. Diese Hypothese geben wir freilich nur mit der größten Vorsicht.

Nur nebenbei gedenken wir der Schrift eines verdrehten, vom celtischen Nationalitätsschwindel besessenen Irländers „New exegesis of Shakspeare", worin die lächerliche Behauptung aufgestellt ist, der Dichter sei gar nicht englischen Ursprungs gewesen, sondern habe dem celtischen Stamme angehört; er habe das warme helle Celtenblut gehabt; das englische Blut sei dick und trübe, der englische Pulsschlag langsam und träge, das englische Gemüth aller Poesie bar und ledig. Wie das Naturell der Celten, so sei ihm auch deren Widerwillen gegen ihren Unterdrücker, den Sassanach (Sachsen) eigen. Typisch ausgedrückt habe er den englischen Charakter nur zweimal, nämlich im Caliban und Zettel! Auch die berühmtesten Darstellerinnen seiner Rollen seien immer Celten gewesen, z. B. Mrs. Siddons u. s. w. Solche aus leichtem „Celtenblut" hervorgegangene alberne Aufstellungen verdienen im Grunde gar keine Widerlegung; schon der Name Shakspeare ist nicht celtisch, sondern seinem Klange wie seinem Begriffe nach germanisch und der Charakter seiner Stücke ist gleichfalls so germanisch als möglich. Die Celten, Romanen u. s. w. mögen Witz und alles Mögliche besitzen; aber zum Humor, zu dem neben einem sonnenlichten Auge allerdings auch etwas „trübes" Blut gehören mag, erheben sie sich nicht; ja sie verstehen ihn kaum,

diese leichtblütigen Völker. Der Nationalitätsfanatismus hat es in unseren Tagen überhaupt zu wunderlichen Aufstellungen und Aneignungen gebracht. So haben die Czechen, wie früher schon Lessing, soeben auch den so echt deutschen Tonkünstler Maria von Weber ihrer Nationalität annectirt, weil er ein oder zwei böhmische Volksmelodien in seinen Opern verarbeitet hat.

Während so ein excentrischer Irländer sich einfallen ließ, mit einem Machtstreich seiner Phantasie Shakspeare dem celtischen Volksstamm zu vindiciren, haben deutsche Forscher ihn für das Christenthum zu gewinnen gesucht. Schon Ulrici hat die Ansicht geltend gemacht, daß Shakspeare's Weltanschauung eine wesentlich christliche genannt werden müsse. Auch **Julius Disselhoff**, der Verfasser der Schrift „Shakspeare's Tragödien als Wegweiser zum Glauben" (Nr. 4) und der anonyme Verfasser der Schrift „Betrachtungen über die religiöse Bedeutung Shakspeare's" (Nr. 5) haben sich bemüht, in Shakspeare den Christen nachzuweisen. Dies geschah und geschieht zur Beruhigung christlicher Gemüther; denn im eigenen Vaterlande hat, wie der Verfasser der zweiten Schrift anführt, ein gewisser Birch vor etwa 12 Jahren Shakspeare des Atheismus, der Religionsspötterei und der Lästerung angeklagt. Und was Deutschland betrifft, so hat „nicht blos Vischer", um mit dem Verfasser derselben Schrift zu sprechen, „an Shakspeare mit Wohlgefallen einen durchgebildeten Pantheismus entdeckt, sondern ein gutes Theil der Aufmerksamkeit, die Gervinus unserm Dichter bekanntlich zugewendet hat, scheint auf diese seine innerlichste Unabhängigkeit zurückgeführt werden zu müssen". Es ist also immerhin von Werth, der Ausgleichung wegen auch auf die Gegenstimmen zu achten.

Disselhoff, Pastor an der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth, spricht in seiner Schrift, die als Vortrag gehalten und zum Besten des Armen- und Krankenhauses in Schwelm gedruckt worden ist, begreiflicherweise als Theolog und daher auch gar sehr in dem etwas oratorischen Tone eines Predigers. Nach ihm hat noch niemand mit so gewaltigen und erschütternden Worten wie Shakspeare „in unsere mit Gefälligkeit sich schminkende Zeit" hineingedonnert:

> Wie so nichts sind doch alle Menschenkinder! und abermals: alles ist eitel! und nochmals: alles Fleisch ist wie Heu und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume! Oder wo könnten Sie, wenn ich noch einzelnes anführen soll, Ergreifenderes über die Nichtigkeit alles Menschlichen lesen als in der Todtengräberscene des „Hamlet"? .... Aber es sind nicht solche einzelne Stellen, es ist Shakspeare's ganze Weltanschauung, wie ich Ihnen dieselbe in Kürze in den sechs Tragödien vorgeführt habe, was allen menschlichen Dünkel, alle menschliche Selbstgenügsamkeit in Staub zermalmen muß. Nach Shakspeare hat jede menschliche Naturkraft, jede menschliche Tugend in sich den Keim des Verderbens.... Alle menschliche Größe und Tugend kann sich im Kampfe mit den feindlichen Gewalten des Lebens nicht einmal selbst aufrecht erhalten, wie viel weniger die Erde vom Fluch erlösen, der auf ihr liegt, die Sünde und den Zwiespalt versöhnen, der auf ihr wüthet.

Das ist, behauptet Disselhoff, „der Weg zum Glauben und diesen Weg bahnen Shakspeare's Tragödien". Zugleich weist Disselhoff auch darauf hin, daß Shakspeare auch die aufbauenden heilenden Kräfte, „die nicht von unten, sondern von oben stammen", im Spiegel seiner Kunst auffange, und er sagt zu seinen Zuhörern:

> Erinnern Sie sich nur an das letzte Drittel „Macbeths". Gottes Gnade ist's nach Shakspeare, die durch ihre Rüstzeuge das untergegangene Schottland rettet und für die Zukunft erhält. Sonst liegen auch in den andern Tragödien Andeutungen genug, daß die göttlich geordneten Mächte, die Ehe, Familie, Verhältniß von Aeltern und Kind, die erhaltenden Mächte sind, die ungestraft nicht verletzt werden können.

Der Verfasser der zweiten viel umfangreichern Schrift „Betrachtungen u. s. w." begegnet sich begreiflicherweise in diesen Anschauungen zum Theil mit Disselhoff; aber er holt zu seinem Zweck weiter aus und er dringt tiefer in das Detail der Shakspeare'schen Stücke ein. Disselhoff hielt nur einen Vortrag, um anzuregen; der Anonymus schrieb eine Analyse, eine Abhandlung, und konnte sich somit weiter ausbreiten. Namentlich verweilt er auch bei „Maß für Maß" und bemerkt zu den Worten Isabella's von der Gnade: „Es handelt sich also um die Einheit von Gerechtigkeit und Gnade. Das aber ist das große Thema der evangelisch-protestantischen Heilslehre; und weil die treibende Idee der Shakspeare'schen Stücke bis an diesen Punkt führt, haben wir sie eine evangelische genannt." Auch in der bekannten Rede Porzia's von der Gnade ist nach ihm „der Herzpunkt aller christlichen Weltanschauung" ausgesprochen. In dem Umstande, daß Christus selbst kaum einigemal und zwar besonders in den historischen Stücken genannt werde, erblickt der Verfasser eine „zarte Scheu des Dichters". Der Verfasser ist nicht geneigt, in den Shakspeare'schen Stücken „lautre Christenthum antreffen und aufdecken zu wollen"; man sei hierin vielmehr schon zu weit gegangen; ebenso wenig ist er aber auch der Ansicht von Gervinus, daß Shakspeare je absichtlich den religiösen Motiven aus dem Wege gegangen sei. Er bemerkt:

> Wir wüßten nicht, wie Shakspeare aus seiner Vorhalle noch viel weiter hätte in das Heiligthum vorgehen können, ohne die zarten Grenzen zu überschreiten, innerhalb deren überhaupt der Wahrheitsgehalt der christlichen Religion eine ästhetische, in specie eine theatralische Darstellung erlaubt u. s. w.

Die durchgehende Moral bei Shakspeare, wonach das Unrecht zuletzt der Strafe verfällt, ist eine religiöse und mithin auch eine christliche; aber sie war auch schon den griechischen Tragikern bekannt. Nur handeln die Menschen bei Shakspeare als durchaus freie Menschen, aber sie bezahlen ihre Willensfreiheit, wenn sie dieselbe zu eigennützigen Zwecken und zum Schaden der sittlichen Ordnung anwenden, mit ihrem Untergange. Sie fallen jener höhern Gerechtigkeit anheim, von welcher der Mönch Lorenzo in „Romeo und Julia" sagt: „Eine Macht, zu hoch dem Widerspruch, hat unsern Plan gekreuzt." Wir wundern uns, daß weder Disselhoff noch der Verfasser der „Betrachtungen" gerade diese Stelle, die bei jeder neuen Aufführung des Trauerspiels mit besonderer Gewalt unser Gemüth bewegt, nicht angeführt haben; wenigstens

erinnern wir uns dessen nicht. Kein Dichter hat es so verstanden wie Shakspeare, die Handelnden sich in ihre eigenen Schlingen verstricken zu lassen. Das ist ja wol das, was Tieck vorzugsweise die Shakspeare'sche Ironie nannte, nach Rötscher jenes „Umschlagen der menschlichen Absichten und Zwecke, des Wollens und Handelns der Menschen in das Gegentheil, aber so, daß durch dieses Umschlagen ein höherer Zweck erreicht, eine tiefere Weltanschauung erarbeitet wird". Es ist der sich als selbstgerecht setzende Eigenwille der Menschen, der vorzugsweise durch die Schläge der Shakspeare'schen Tragik getroffen wird. Ganz ohne Schuld fällt bei Shakspeare kein Opfer; selbst Julia erkennt:

> Obwol ich dein mich freue,
> Freu' ich mich nicht des Bundes dieser Nacht;
> Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich u. s. w.

Aehnlich verhält es sich mit Desdemona, und obschon Shakspeare anfangs alle Mittel anwendet, um das Entstehen ihrer Liebe zu dem Mohren zu motiviren, so geht doch aus dem Verlaufe des Stücks hervor, daß Shakspeare diese Liebesbrunst für einen Schwarzen, der dann auch immer mehr seine brutale, fast thierische Natur herauskehrt, für eine Monstrosität, eine Entartung weiblichen Gefühls erkannt wissen will. Lear wird für seinen blöden Eigensinn bestraft, aber auch Cordelia ist nicht ganz schuldlos. Disselhoff findet in ihr verborgen eine „ungebrochene und nicht zu brechende Selbstsucht", einen „unüberwindlich eigensinnigen Stolz", ein „steifes Pochen auf ihre Aufrichtigkeit im Gegensatz gegen allen Schein". Ihr dreimaliges kaltes „Nichts" drückt in der That einen gewissen kindischen Trotz aus, und zu ihren weitern Worten:

> Ich lieb Eu'r Hoheit,
> Wie's meiner Pflicht geziemt, nicht mehr noch minder —

bemerkt Disselhoff nicht mit Unrecht: „Sie brauchte der Wahrheit kein Haar breit zu vergeben, und konnte doch des Vaters Wunsch erfüllen; sie hätte nur in kindlicher Sprache ihr kindliches Herz zu zeigen brauchen" u. s. w.

Von diesen beiden Schriften, welche Shakspeare's Dichtungen oder Partien derselben vom Standpunkte der religiösen Tendenz beleuchten, wenden wir uns mit einigen Worten zu Kreyßig's „Vorlesungen über Shakspeare" (Nr. 6), aus denen wir schon oben einige, die allgemeine Charakteristik Shakspeare's betreffende Stellen mittheilten, die, wie wir hoffen, das Buch dem Leser empfohlen haben werden, indem schon jene wenigen Stellen den Verfasser als dem Verständniß des großen Briten gewachsen zeigen. Diese Vorlesungen sind wirklich von dem Verfasser einem Kreise von „zum Theil ganz vortrefflichen" Schülern und Schülerinnen in Elbing gehalten worden. Diese Schüler und Schülerinnen waren begreiflicherweise keine unmündigen; ihr Kreis bestand vielmehr, wie aus einer Andeutung des Verfassers hervorzugehen scheint, aus gebildeten Beamten und Geschäftsleuten nebst den diesen Kreisen angehörigen Frauen. Der Verfasser hat seine Vorträge vielleicht für den Druck etwas überarbeitet, sonst aber ist die rednerische Form der frei gesprochenen Vorträge beibehalten worden. „Sie ließ sich", bemerkt der Verfasser, „nicht gut verwischen, ohne dem Ganzen die Frische der Empfindung und die Einheit des Tons zu rauben, von welchen der Verfasser eine erwünschte Wirkung wesentlich abhängig glaubte." Kreyßig ist der Ueberzeugung, daß gerade eine Behandlung, wie die seine,

> für Shakspeare ein weit dringenderes Bedürfniß ist als für die Dichter unserer großen Epoche — denn mehr als sie alle ist Shakspeare geeignet, gerade in den großen Kreisen des gebildeten Publikums, unter Welt- und Geschäftsleuten ein nachhaltiges, geistiges Interesse zu wecken, der sogenannten öffentlichen Meinung eine solide Grundlage gesunder Anschauungen zu geben, den Blick für die reale Welt zu schärfen, ohne das Herz seiner höhern Heimat zu entfremden — und dabei entziehen sich selbst die populärsten seiner Schöpfungen dem unvermittelten Genuß durch eine zuweilen recht harte Schale theils alterthümlicher, theils fremdländischer Form, welche der sogenannte Laie, der nach des Tages Hitze sich an seinem Shakspeare erfrischen will, ohne Führer schwer überwindet u. s. w.

Somit wenden sich diese Vorlesungen

> vorzugsweise an strebsame und gebildete Dilettanten (im guten Sinne), an Männer und Frauen, welche ihrem Shakspeare, ohne die Muße und die Hülfsmittel zu langjährigen, strengen Studien zu besitzen, doch einen nachhaltigern Genuß verdanken möchten, als die unvermittelte und unvorbereitete Lectüre ihm gewähren kann.

Der Verfasser selbst bemerkt weiterhin in der Vorrede, daß das berühmte Werk von Gervinus seinem Plane nach mit dem seinigen wol die größte Aehnlichkeit habe, citirt sodann Gervinus' Worte aus dessen Einleitung zu seinem Werke: „Ich kann diese Darstellung Shakspeare's nicht als eine leichte Erholung darbieten wollen, da sie einen der ernstesten und reichhaltigsten Stoffe behandelt, die überhaupt gewählt werden können", und fährt nach dieser Anführung fort:

> Mit diesen Worten der Einleitung — und sie werden durch das Buch nicht widerlegt — nähert sich Gervinus jenem traditionellen Standpunkte der deutschen Gelehrsamkeit, der man im Auslande bekanntlich nachsagt, sie messe die Gediegenheit geistiger Arbeiten nicht selten nach der Schwierigkeit, welche sie dem Genuß und dem Verständniß entgegenstellen.

Nun aber fragte sich Kreyßig:

> Wäre es nicht möglich, die von jeder fruchtbringenden Arbeit nun einmal unzertrennliche Mühe auf eine den thatsächlichen Verhältnissen unserer größern gebildeten Kreise besser entsprechende Weise zwischen Verfasser und Lesern zu theilen, als dies in ernst gemeinten deutschen Werken in der Regel geschieht? Ließe namentlich durch klare Anordnung und knappe Auswahl des durchaus nothwendigen Materials, verbunden mit vollständiger und in sich geschlossener, von bloßen Andeutungen und weit ausgreifenden Parallelen sich möglichst fern haltender Darstellung des einmal als nothwendig Erkannten — ließe durch eine solche Behandlung das Maß der zu fordernden Vorkenntnisse sich nicht auf ein Minimum beschränken, und wäre es dann nicht erreichbar, durch leicht übersehbare Resultate in kurzen Zwischenräumen für die Mühe des Wegs zu entschädigen und so allerdings eine Erholungslectüre zu bieten, welche die Bezeichnung einer leichten im guten Sinne verdiente?

Wir können dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er seinem Zwecke, dem größern gebildeten Publikum das Verständniß der Shakspeare'schen Dichtungen zu erleichtern und ihm namentlich Liebe zu ihrem Schöpfer einzuflößen, meist sehr gut entsprochen hat. Seine Methode ist praktisch, seine Darstellung leicht und warm.

seine Erklärungsweise einfach und natürlich. Er ist bemüht, Shakspeare rein aus sich selbst zu erklären, statt, mit wenigen Ausnahmen, seine subjectiven Stimmungen und Ansichten oder gar „zeitgemäße" Tendenzen in ihn hineinzutragen. Er verfällt nicht in jene trostlose Manier, zu untersuchen, ob Shakspeare als Dichter historischer Dramen, als Dichter von Tragödien oder als Lustspieldichter größer sei; er schätzt die Shakspeare'schen Komödien nicht deshalb geringer, weil sie eben keine Tragödien sind; ihm ist jedes Lustspiel als ein Ausfluß des Shakspeare'schen Genius ebenso werth und bedeutsam als irgendeine seiner Tragödien und er geht an die Erklärung desselben mit gleicher Lust und Liebe. Wir müssen hier unsere schon früher ausgesprochene Ansicht wiederholen, daß sich in Shakspeare's Lustspielen ganz dieselbe Kraft der Phantasie, dieselbe tiefe Lebens- und Herzenskenntniß, dieselbe Fülle in der Zeichnung der mannichfaltigsten Charaktere finde wie in seinen historischen Dramen und seinen Trauerspielen. Ja, wenn sich sein pathetischer Stil und seine Charakteristik in den Tragödien bis zu einem gewissen Grade nachahmen lassen, so ist dagegen sein Humor und die Zeichnung seiner komischen Charaktere geradezu unnachahmlich. Copien seiner tragischen Charaktere mögen schwächlich ausfallen, aber Copien seiner komischen arten in der Regel in unausstehliche wesenlose Fratzen aus.

Manche Kreyßig'sche Zergliederungen Shakspeare'scher Stücke, immer ihren populären Zweck in Anschlag gebracht, ließen sich in der That als kleine Meisterstücke in ihrer Art citiren, so unter anderm die des „Macbeth". Wie überall weiß er auch hier gewisse verborgene echt Shakspeare'sche Schönheiten, für die dem größern Publikum erst das Auge geöffnet werden muß oder die es eben wie ein Geheimniß nur in dämmerndem Bewußtsein ahnt, aufs geschickteste hervorzuheben und zu zergliedern. So namentlich in „Macbeth" die wunderbare Meisterschaft, womit der Dichter, um in entscheidenden Momenten die Wirkung der Handlung zu heben, hier Natur- und Lokalfarben verwendet. Der Verfasser bemerkt:

> Wenn irgendwo, so ist hier die Richtigkeit der Ansicht zu erproben, daß für den echten Dichter die Natur nur als das Element Bedeutung hat, in welchem der Mensch sich bewegt. Shakspeare verwerthet ihre Schilderung in doppelter Weise und mit gleich trefflicher Wirkung für seine tragischen Scenen: als Gegensatz, gleichsam als abstechenden Hintergrund des menschlichen Treibens, oder als Symbol, als einen Zauberspiegel, welcher die Erscheinungen der sittlichen Welt in phantastischer, ahnungsvoller Bestimmtheit zurückwirft. Beide Arten der Darstellung finden sich in „Macbeth" mehrfach in hoher Vollendung.

Kreyßig hebt nun hervor, wie den redlichen gütigen Duncan aus den Umgebungen von Macbeth's Schloß seine eigene Gemüthsruhe anlächelt, und wie dann der gleichgestimmte Banquo, seine Betrachtungen über den „Sommergast", die Schwalbe, anstellend, die Schilderung in gleicher Weise fortsetzt und vollendet. Dagegen sucht Macbeth, „seitdem die Schuld sein Auge umdüstert, nur die dunkeln unheimlichen Züge der Landschaft. Die Natur wird dem Mörder zum Sinnbild des Mordes und der Gewaltthat." Diese Verwendung der Naturformen, der Lokalitäten, der Licht- und Nachterscheinungen zu gleichem Zweck ist seit Shakspeare auch den englischen Romandichtern geblieben; namentlich ist, wie man weiß, Dickens in dieser Kunst Meister, vielleicht der größte seit Shakspeare.

Je mehr nun Kreyßig im allgemeinen objectiv zu verfahren weiß und strebt, um so auffallender war es uns, ihn in der Zergliederung des „Hamlet", sowol des ganzen Stücks wie namentlich des Haupthelden selbst, seine objective Ruhe verlieren und sich subjectiven Deutungen überlassen zu sehen. Er trägt in den Charakter Hamlet's moderne Standpunkte, moderne Erfahrungen und Anschauungen hinüber; er verwischt durch subjective Striche sein ursprüngliches Bild; er faßt ihn nicht in seiner Tiefe, nicht als typischen Gattungscharakter, nicht in seiner allgemein menschlichen Bedeutung, sondern unserer Ansicht nach zu äußerlich und individuell auf, und gehen wir nicht fehl, so hat dem Verfasser bei dieser Analyse fortdauernd das Bild eines verstorbenen deutschen Monarchen vorgeschwebt, der, wie man sagt, sich selbst gern mit Hamlet identificirte. Unserm Verfasser erscheint Hamlet eigentlich nur als der Repräsentant modern „geistreicher Blasirtheit" oder der „genial geistreichen Bildung", die in ihrer Charakter- und Energielosigkeit nicht zum Handeln kommt; er nennt ihn geradezu einen „Schwächling", einen „rücksichtslosen Egoisten"; er findet in ihm eine „vom Winde der Laune regierte Haltlosigkeit", die „krankhafte Eitelkeit des Gedanken- und Redevirtuosen", und er erblickt in den Worten: „Sie rühren mein Gewissen nicht" u. s. w. „das Glaubensbekenntniß der Aristokratie des Geistes, aber freilich der falschen, verkommenen". Nach Kreyßig erweist sich an Hamlet, „daß die willenlose Schwäche, und wenn sie in den Mantel der feinsten Geistesschärfe und der reichsten Bildung sich hüllte, weit mehr Unglück anrichtet als die rücksichtsloseste Gewaltthat". Es ist daran etwas Wahres, aber diese Kreyßig'schen Deutungen, denn Erklärungen sind sie nicht, erschöpfen weder den Charakter Hamlet's selbst, noch die tiefere Tendenz des Dramas. Hamlet richtet kein „Unglück" an; er ist nur ein Werkzeug der höhern Gerechtigkeit. Im „Hamlet" ist alles krank: die Königsfamilie, die Familie des Polonius, die Hofleute — sie müssen alle, alle zum Schluß untergehen, und Hamlet, das Werkzeug der Rache und Vergeltung, mit ihnen, damit ein an allen den Greueln Unbetheiligter, Fortinbras, über Leichenhaufen eine neue Ordnung der Dinge aufrichte. Ueberhaupt nimmt der Verfasser in der Analyse des „Hamlet" einen etwas leichten Ton an, der hier am wenigsten hergehört. Er sagt z. B.: „Von dem, was eine tragische Liebe kennzeichnet, ist aber in Ophelia so gut als im Prinzen, meines Erachtens kaum eine Spur zu entdecken. Schon der Liebesbrief, welchen die gehorsame Tochter an den Papa auslieferte" u. s. w. Wir brauchen wol dem Leser nicht erst ausdrücklich zu bemerken, wie störend hier der Ausdruck „Papa" dem Ohre wie dem Auge ist.

Hiermit sind wir bei einer Reihe von Schriften angelangt, welche es mit der Analyse und Erklärung des

„Hamlet" zu thun haben; es sind dies das zweite Heft der „Kritischen Gänge" von F. Th. Vischer (Nr. 7), welches außer einem Aufsatz „Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen", auch eine längere Abhandlung über den „Hamlet" enthält; „Shakspeare's Hamlet" von Karl Rohrbach (Nr. 8), „Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet" von D. B. Storffrich (Nr. 9) und „Der Hamlet von Shakspeare" von A. Gerth (Nr. 10). Leider können wir uns mit diesen Auslegungen nicht so eingehend beschäftigen, als ihre Verfasser erwarten mögen. Zu einer irgend erschöpfenden Kritik würde es nöthig sein, die Ansichten der Verfasser über das Stück und dessen verschiedene Charaktere miteinander genau zu vergleichen und dann als Schiedsrichter unser eigenes Votum abzugeben. Hierzu würde aber der Raum eines ganzen Buchs nöthig sein. Auch können wir wol nur bei einem verhältnißmäßig kleinen Theile unserer Leser für dieses jedenfalls zwar interessante, aber auch sehr specielle Thema so viel Theilnahme voraussetzen, daß sie uns ohne Ermüdung durch das Dick und Dünn unserer Discussionen folgen sollten. Endlich, wenn wir unsern Recensirtisch überblicken, so sehen wir da mit einigem Schauder so viele Nova bergehoch angehäuft — und es befinden sich darunter manche, für die sich die meisten unserer Leser mehr als für subjective Betrachtungen über „Hamlet" interessiren dürften —, daß wir uns schon deshalb auf nur wenige Andeutungen beschränken müssen.

Begreiflicherweise oder wenn man will auch unbegreiflicherweise treffen diese vier, und rechnet man noch Kreyßig dazu, diese fünf neuesten Hamleterklärer fast in keinem Punkte genau zusammen, und die Verwirrung wird dadurch nur um so größer, daß z. B. einer derselben, Rohrbach, ganz ruhig in der Vorrede erklärt, daß er keine der anerkannten Autoritäten unter den Erklärern Shakspeare's, nicht einmal Gervinus' „vielgerühmte" Abhandlungen über Shakspeare gelesen habe, also auch weder ihnen beistimmen noch widersprechen könne. Shakspeare's „Hamlet" hat eben das Problematische oder „Incommensurable", was Goethe an gewissen modernen Producten als einen Vorzug anerkannt wissen wollte. „Hamlet", von dem eigentlich die Poesie des Weltschmerzes, also des Schmerzes und der Verzweiflung über die unversöhnlichen Risse und Spalten dieser Welt und über das Ungenüge an dem doch hochfahrenden eigenen Ich ihren Anfang nahm — dieser „Hamlet" ist wie einerseits die größte, gedankenvollste und einflußreichste, so andererseits die in sich unfertigste, zerfahrenste und chaotischste Schöpfung Shakspeare's, was wenigstens die äußere Gestaltung der Handlung und die Durchführung der Charaktere betrifft. Er hat das Stück mehrmals überarbeitet, ohne doch die mancherlei Ungleichheiten ebnen zu können; er hat die Charaktere zum Theil anders angelegt, als sie durchgeführt sind. Selbst der später fast komisch und carikirt albern erscheinende Polonius zeigt sich anfangs, wie in der Abschiedsrede an Laertes, leidlich verständig im Sinne der gewöhnlichen praktischen Verstandes- und Weltbildung, die vor Verleihen und, solange man noch hinlänglich mit Glücksgütern gesegnet ist, vor Borgen gleich heiligen Respect hat. Horatio ist anfangs darauf angelegt, eine bedeutende Rolle zur Seite des Prinzen zu spielen; der Dichter läßt ihn aber im Fortgange des Stücks fast gänzlich fallen. Hamlet, Ophelia, Laertes sind nun gar der verschiedensten Deutung und Auslegung fähig. Englische Erklärer haben dreistweg angenommen, daß Hamlet nicht eigentlich den Wahnsinnigen spiele, sondern an wirklichem latenten Wahnsinn leide; Vischer dagegen erblickt in der Wahnsinnsmaske, die Hamlet vornimmt, kein „Mittel", sondern einen „Selbstzweck"; „es ist", fährt er fort, „Hamlet's Geschmack, die Narrenrolle zu spielen; es ist ihm schlechthin ein Genuß an sich." Nach den einen ist Hamlet ein höchst cholerischer, nach den andern ein phlegmatisch-melancholischer Charakter, wie er fettleibigen Leuten eigen sei, wobei man sich vorzugsweise auf die extemporirte und, mit Bezug auf die Corpulenz des ihn darstellenden Schauspielers, als komisches Intermezzo eingeschobene Stelle stützt, wonach Hamlet fett und kurz von Athem sei. Nach den einen kommt er vor lauter Grübelei nicht zum Handeln, nach den andern handelt er nur zu viel und ungestüm. Nach den einen ist er ein nur allzu weicher Charakter, nach Vischer liegt in ihm „viel Hartes, Erbarmungsloses, Rauhes". Kreißig nennt ihn einen „Schwächling" und erblickt in ihm einen Repräsentanten der modernen geistreichen Blasirtheit; einem Recensenten des D. B. Storffrich'schen Buchs in Gersdorf's „Repertorium" erscheint Hamlet dagegen als eine „an Kraft, Verwegenheit und Kühnheit gigantische Menschennatur, für die die Schrecken der Natur, der Menschheit, des Grabes gar nicht vorhanden" u. s. w. Ebenso widersprechend lauten die Urtheile über Ophelia. Nach den einen ist sie eine durchaus reine, naiv unschuldige, bis zur Sprödigkeit keusche Mädchennatur, nach den andern lüstern und sinnlich oder gar vom Prinzen verführt; ja D. B. Storffrich schließt seine Analyse mit den Worten: „Nichts, gar nichts Königliches war in ihm (Hamlet), als seine Abstammung; wie in Ophelia nichts Jungfräuliches war als — ihr unverehelichter Stand." Die ganze theoretische Natur der Deutschen zeigt sich zum Erstaunen deutlich darin, daß sich unsere Shakspeare-Erklärer um die Frage, ob Ophelia gefallen sei oder nicht, mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit herumraufen, als handle es sich dabei um die Verurtheilung oder Freisprechung eines wirklich lebenden weiblichen Geschöpfes. Glücklicherweise wirkt die Tragödie bei der unreflectirten Lectüre und noch mehr bei einer guten Aufführung mit solcher Gewalt, daß man gar nicht Zeit gewinnt, an alle diese Haarspaltereien zu denken.

Ein anderes, ebenfalls manches Problematische bietendes Stück Shakspeare's hat Wilhelm Bernhardi, ein tüchtiger Kenner Shakspeare's, in der kritischen Skizze „Shakspeare's Kaufmann von Venedig" (Nr. 11) beleuchtet, die namentlich für Schauspieler, auf welche die Broschüre hauptsächlich berechnet ist, manche beherzigenswerthe Finger-

zeige bietet, aber auch dem Aesthetiker manche feine Winke gibt. In dem Stücke selbst liegt eigentlich das Problematische nicht; es ist durch unsere moderne deutsche Tendenzkritik und die moderne Tendenzschauspielerei hineingetragen worden; denn in der That haben wir jetzt in Deutschland auch Tendenzschauspieler, wie wir Tendenzdichter und Tendenzkünstler haben. Namentlich einer dieser deutschen Darsteller des Shylock faßt ihn so auf und stellt ihn so dar, daß allerdings, wie ein Beurtheiler dieser Shylockdarstellung sagte, darin „der selbstbewußte Stolz eines geistig überlegenen Menschen unbedeutenden Alltagsmenschen gegenüber, die nur durch den Zufall der Geburt höher stehen", hervorzutreten schien. Das hat aber Shakspeare nimmermehr beabsichtigt, und ganz gewiß hat der Schauspieler, welcher den Shylock unter Shakspeare's Augen gab, ihn in einer von dieser neudeutschen Auffassung ganz abweichenden Weise gegeben. Jene Auffassung hängt aber sehr innig mit der modernen Tendenzkritik zusammen, welche in dem Juden durchaus einen Repräsentanten moderner Emancipationsideen erblicken wollte. An solche Ideen hat Shakspeare gewiß nicht gedacht, oder wenn er daran gedacht hätte, so hätte er sich in der Wahl der Mittel vergriffen. Die Christen erscheinen durchweg edler, großherziger und ritterlicher als Shylock; seine Tochter geht ihm mit einem Christenjüngling durch und zwar — was allerdings nicht sehr löblich ist — zur Verzweiflung des Juden mit seinen Diamanten und Dukaten; vor Gericht wird er aufs furchtbarste gedemüthigt, er verliert sein Vermögen, er muß sich sogar taufen lassen, was er über sich ergehen läßt, weil ihm sein Leben doch noch lieber ist als sein Judenthum — und ein solcher Jude, ein gemeiner Wucherer, ein boshafter, tückischer und rachsüchtiger Christen- und Menschenhasser, frech, wenn er zu triumphiren glaubt, sonst aber feig und kriechend, diese nach Christenblut lechzende Bestie soll ein erhabener Repräsentant und Würdenträger der Emancipationsideen unsers Jahrhunderts sein! Allerdings hat auch hier wie immer Shakspeare für den Bösewicht des Stücks eine gewisse Theilnahme zu erwecken gewußt; theils weil wir fühlen, daß auch dem Juden als Juden von den Christen übel mitgespielt worden, theils weil wir die Consequenz seines Charakters bewundern. Aber dieser Umstand und einige gelegentliche ihm durch seine Situation herausgepreßte und dieser Situation angemessene fanatische Ausbrüche des Christenhasses berechtigen nicht im entferntesten zu der Annahme, daß Shakspeare seinen Zeitgenossen eine Strafpredigt über unterlassene Emancipation der Juden habe halten wollen. Man vergesse namentlich nicht, daß es dem Juden besonders darum zu thun ist, den edeln, seinem Wuchergeschäft hinderlichen Antonio, den „königlichen" Kaufmann aus dem Wege zu schaffen und daß er deshalb jenen Vertrag schließt, der, wie er sich fest einbildet, ihm den verhaßten Antonio ans Messer liefern werde. Diese Ansicht theilt Kreyßig vollkommen mit uns, und er hat sie in seiner Weise im dritten Bande motivirt und weiter ausgeführt.

Wir schließen mit der Anzeige eines wunderlichen, aber mit Geist, Consequenz und aller Ehrlichkeit subjectiver Ueberzeugung durchgeführten Buchs: „Schlüssel zu Shakspeare's Sonetten", von D. Barnstorff (Nr. 12). Der Verfasser ist derselbe, welcher unter dem Namen D. W. Storffrich die oben erwähnte Schrift über Shakspeare's „Hamlet" herausgab und dafür von Gervinus, dem er ein Exemplar derselben übersandte, wenigstens das Lob einerntete, daß die Arbeit von einem „denkenden und (was in Deutschland so selten ist) seelen- und menschenkundigen Autor" zeuge. Der von Barnstorff zu Shakspeare's Sonetten aufgefundene Schlüssel deckt nun freilich ein ganz neues, bisher von allen Shakspeare-Erklärern ungeahntes Geheimniß auf, das er selbst auf S. 12 mit folgenden Worten in Scene setzt:

> Ganz einfach gibt uns Shakspeare in seinen Sonetten Seelenanschauungen; er schildert seine eigene, letzte, geistigste Individualität, zuerst unter der Form von Zurufen seines sterblichen an seinen unsterblichen Menschen, seines äußern, der Zeit, der Umgebung angehörenden Wesens an sein höheres, der Menschheit, der Ewigkeit gehörendes Ich; seines, sozusagen, bürgerlichen Menschen an seinen Genius, an seine Kunst (Sonette 1—126). Sodann als Betrachtungen über das Drama, welches eben das irdische Weib ist, in deren Schos sich der Same seines Geistes, seines Genius („his love") befruchtend ergoß (Sonette 127—152). William Shakspeare, der Schauspieler, der unscheinbare, verkannte Mann des 16. Jahrhunderts, der schwache Mensch in der Umgebung und für dieselbe, widmet diese Verse seinem Genius („die Turteltaube dem Phönix"), seinem geistigen Ich, welches den äußern Menschen überwinden mußte (wie Hamlet es nicht konnte), um nicht ungekannt und ungenannt mit ihm verscharrt zu werden. Von diesem Gesichtspunkte aus, auf den man sich nur einmal zu stellen suche, bleibt nichts dunkel, nichts zweifelhaft.

Wenn aber diese Deutung nicht die richtige ist, dann wehe den Shakspeare'schen Sonetten! Dann, sagt der Verfasser, wären jene Ergüsse

> die eines Mannes, eines Dichters, eines Shakspeare ganz unwürdigen, brünstigen Klagen eines Liebenden, die, in ihrem Ursprung wenigstens, doch nur auf fleischliche Gelüste fußen könnten; ich würde nicht anstehen — trotz meiner unbegrenzten Bewunderung für den großen Dramatiker — mein Urtheil als Mensch dahin abzugeben, daß die Sonette mit allen ihren Schönheiten doch innerlich schmuzig seien.

Ein Hinderniß freilich, über das der Verfasser nicht hinweggekommen zu sein selbst bekennt, macht uns diesen neuen „Schlüssel" sehr verdächtig. Zwar ist es dem Verfasser bis zu einem gewissen Grade gelungen, alle Sonette bis zum hundertvierunddreißigsten in seinem Sinne zu deuten, wobei man jedenfalls einen Aufwand eigenthümlichen Scharfsinns bewundern muß; aber beim hundertfünfunddreißigsten angekommen, erklärt er zu seinem Bedauern, auf eine specielle Analyse der nun folgenden Sonette (135—154) verzichten zu müssen. „Wir gestehen offen", sagt er, „daß unsere Bemühungen um die ganze volle Erfassung jedes einzelnen Satzes bei mehreren derselben vergebens waren." Indeß ist er bescheiden genug, keinen Augenblick daran zu zweifeln, „daß einem Begabtern, Shakspeare Näherstehenden die Auflösung auch des letzten Wortes möglich wäre." Wenn aber jemand mit einem Schlüssel, den er selbst verfertigte, einen verborgenen Schatz nicht aufzuschließen vermag, wer sollte es dann außer ihm im Stande

sein? Paßt aber Barnstorff's Schlüssel zu den letzten 19 Sonetten nicht, so paßt er überhaupt nicht, und was uns übrig bliebe, wäre einzig und allein, uns an seinem Buche als einem geistreichen Spiele menschlichen Scharfsinns zu ergötzen. So weit geht sogar sein Scharfsinn, daß er William Shakspeare's Widmung W. H. als „William Himself" deutet. Nur hat ihm ein Berichterstatter im „Neuen Frankfurter Museum" (Bodenstedt?) nachgewiesen, daß im Texte nicht W. H., sondern „Mr. W. H." stehe, und er fragt dann: „Warum hat Barnstorff dieses Mr. weggelassen? Wußte er vielleicht, daß die beiden geheimnißvollen Buchstaben seine ganze Beweisführung über den Haufen werfen, wenn ein Mr. davorsteht?" Derselbe Berichterstatter behauptet, daß Barnstorff den Text überhaupt nicht verstanden, die englischen Worte nach seinem Belieben falsch gedeutet habe.

Zum Schluß wollen wir noch erwähnen, daß die soeben erschienene Uebersetzung der „Sonette" Shakspeare's von F. Bodenstedt, welcher zugleich ein eingänglicher Commentar und eine Zurückweisung der Barnstorff'schen Hypothese beigegeben sind, und die in desselben Vorlesungen „Aus Ost und West" enthaltenen Abhandlungen über Shakspeare und die altenglische Bühne nebst dem Bodenstedt'schen Werke „Shakspeare und seiner Zeitgenossen Werke" einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben müssen, wobei wir wol noch manches zu berichtigen, näher zu motiviren oder nachzutragen haben werden. Bodenstedt handhabt bekanntlich das Englische wie ein geborener Engländer, ist ein gründlicher Kenner Shakspeare's und der ihn und seine Vorläufer betreffenden Literatur, zudem aber auch Dichter. Gewisse verborgene Schönheiten und Feinheiten der Zeichnung und Composition in den Schöpfungen großer Dichter kann doch im Grunde nur des Dichters ahnender Sinn entdecken. So mangelhaft nach der einen Seite hin auch Goethe's bekannte Betrachtungen über den „Hamlet" sein mögen, so sind sie vergleichsweise und im wesentlichen doch das Beste, was bisher über diese problematische Tragödie geschrieben worden. Wenigstens wurde erst durch Goethe eine tiefere seelische Auffassung des Hamlet-Charakters angebahnt, und insofern waren und bleiben seine Deutungen und Andeutungen epochemachend.

Hermann Marggraff.

Herman Grimm als Biograph Michelangelo's.

Leben Michelangelo's von Herman Grimm. Erster Theil: Bis zum Tode Rafael's. Hannover, Rümpler. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nachdem Herman Grimm schon in seinen „Essays" durch den Aufsatz „Rafael und Michelangelo" gezeigt hat, daß ihm das Leben und die Thätigkeit dieser beiden Künstler ein Gegenstand eingehender Studien gewesen ist, legt er in dem vorliegenden größern Werke eine noch ausgereiftere Frucht seiner hierauf bezüglichen Beobachtungen und Forschungen nieder. Die deutsche Literatur hat Ursache, ihm für diese Arbeit dankbar zu sein, denn sie hat bisher, soviel mir bekannt, eine ihr von Haus aus eigenthümliche und ins Detail eingehende Biographie Michelangelo's noch nicht besessen, und Grimm hat diese Lücke durch ein nicht nur inhalt- und ergebnißreiches, sondern auch geistvolles und anregendes Buch ausgefüllt: vor der Hand zwar nur zur Hälfte, aber in dieser so, daß man auch dem zweiten Theile, dessen Herausgabe erst nach Veröffentlichung und Benutzung der von der toscanischen Regierung zur Publication bestimmten Papiere Michelangelo's erfolgen wird, mit den besten Hoffnungen entgegensehen darf.

Die Art und Weise, in welcher der Autor seinen Stoff behandelt, ist im allgemeinen derjenigen analog, in welcher auch seine Essays geschrieben sind. Dies gibt dem Buche einen frischen, pikanten Charakter und macht es zu einem nicht blos für den Kunsthistoriker und Aesthetiker von Fach, sondern auch für das größere Publikum interessanten Werke; andererseits aber hat es auf die Verarbeitung und Gestaltung des Materials auch einen ungünstigen Einfluß geübt; denn der Verfasser hat sich durch das Bestreben, seinen Stoff durch ein Brillantfeuerwerk von Geistesblitzen fort und fort in eine möglichst effectvolle Beleuchtung zu rücken, zu manchen gewagten Behauptungen und zu einer Unruhe der Darstellung verführen lassen, welche die Aufmerksamkeit von dem darzustellenden Object allzu sehr auf das darstellende Subject hinlenkt. Von Schriftstellern, wie Heine, Emerson u. a., welche überhaupt nur schreiben, um sich des Zündstoffs ihrer Subjectivität zu entladen, und sich ihre Stoffe nur wählen, um ihn im Contact mit ihren Witzfunken in irgendeiner überraschenden oder eclatanten Weise explodiren zu lassen, läßt man sich das gern gefallen. In die Kategorien dieser Autoren gehört aber Grimm doch eigentlich nicht. Einerseits ist dazu seine Subjectivität nicht schäumend und sprühend genug, andererseits besitzt er zu viel Achtung vor dem Object, um nicht selbst in der möglichst vollkommenen Entwickelung und Darlegung desselben die eigentliche Aufgabe seiner Arbeiten zu erblicken. Es ist also natürlich, daß auch im Leser derselben das auf den Stoff gerichtete Verlangen das dominirende bleibt; auf dieses aber machen die subjectiven Zuthaten häufiger den Eindruck störender Nebendinge, als genußerhöhender Reizmittel. Wenn man Heine's Buch über die Entwickelung der neuern deutschen Philosophie liest, so fällt es einem von vornherein gar nicht ein, daraus eine Kenntniß dieser Entwickelung in ihrem realen Thatbestande gewinnen zu wollen, sondern ist zufrieden, sich an seinen Einfällen darüber ergötzen zu können. Bei Grimm's Buch ist das anders. Dies ist in seiner Grundanlage und Ausführung von der Art, daß man wirklich das Leben Michelangelo's als solches daraus kennen lernen will, nicht blos Grimm's Gedankenblitze darüber. Für diesen Zweck aber enthält es der letztern zu viel; man fühlt sich daher durch dieselben mehr gehemmt als gefördert.

Ein zweiter, noch empfindlicher sich bemerklich machender Fehler des Werks ist die Hereinziehung zu viel nebensächlichen Stoffs. In dieser Hinsicht ist der Autor so weit gegangen, daß der Titel des Buchs in Vergleich mit dem Inhalt entschieden unrichtig erscheint, ja daß selbst ein Titel wie „Michelangelo und seine Zeit" dem thatsächlichen Massenverhältniß nicht entsprechen würde; denn der Gesammtumfang dessen, was sich direct auf Michelangelo selbst bezieht, beträgt nach genauer Ueberschlagung höchstens ein Drittel des ganzen Bandes, während der Darstellung der allgemeinen Zeitverhältnisse und der Charakteristik anderer Persönlichkeiten reichlich zwei Drittel gewidmet sind. Michelangelo's Leben bildet daher nicht nur nicht den alleinigen, sondern nicht einmal den prävalirenden Inhalt des Buchs. In manchem Betracht kann sich der Leser dies gefallen lassen. Daß ein Buch mehr bietet, als der Titel verspricht, ist jedenfalls annehmbarer, als das Umgekehrte. Es hat aber auch seine beklagenswerthe Seite. Für eine Biographie Michelangelo's erscheint der dem Künstler gewidmete Raum zu klein in Vergleich mit dem Ganzen; für eine Geschichte der Zeit überhaupt dagegen viel zu groß. Man befindet sich also während des Lesens fort und fort in dem Zwittergefühl, daß man nicht weiß, wofür man sich eigentlich interessiren soll. Das fortwährende Zurückkommen auf Michelangelo erweckt natürlich — auch abgesehen von dem Titel — die Empfindung, daß er das eigentliche Darstellungsobject ist; das immerfort wiederkehrende Abspringen aber von ihm und die allzu detaillirte Aus-

nahme anderweitiger Verhältnisse entspricht dem aus dieser Empfindung entspringenden Bedürfniß nicht. Was uns einmal als Hauptsache geboten wird, will man auch als Hauptsache behandelt sehen. Geschieht dies nicht, werden Neben- und Außendinge ihr gleichgestellt oder gar vorgezogen, so erscheinen sie, wie interessant an sich sie auch sein mögen, nothwendig als befremdende, unberechtigt sich aufdrängende Elemente. Gelingt es ihnen aber, wirklich ein Interesse für sich zu erwecken, so geschieht es stets auf Kosten des Hauptinteresses. Einigermaßen gemildert kann dieses Misverhältniß dadurch werden, daß die zwischen der Hauptperson und den Nebendingen bestehenden Beziehungen möglichst scharf hervorgehoben und stets im Gedächtniß erhalten werden. In dieser Hinsicht hat aber der Autor nicht genug gethan. Ist er einmal in ein anderes Fahrwasser gerathen, so überläßt er sich der Strömung desselben dergestalt, als ob überhaupt für ihn ein anderes Ziel als dasjenige, welches er nebenbei ins Auge fassen mußte, gar nicht existirte. So geht es ihm z. B. mit der Geschichte Savonarola's. Er behandelt sie mit einer Lebendigkeit und Ausführlichkeit, daß man Michelangelo eine gute Weile ganz darüber vergißt und auch hinterher nicht einsieht, warum diese Geschichte hier so umständlich behandelt werden mußte. Nicht anders widerfährt es ihm mit der Geschichte der Stadt Florenz überhaupt, mit der Geschichte der Medici, der Päpste Alexander Borgia, Julius II. und Leo X. und den Lebensbildern vorangegangener oder gleichzeitiger Künstler, von Cimabue und Giotto an bis auf Rafael, mit dessen Tod dieser erste Theil schließt. Was das Buch hierdurch an Inhalt gewonnen hat, hat es an Form verloren. Es fehlt ihm an Concentration und proportionaler Gliederung. Statt aus ihm von Michelangelo ein festes, scharf umrissenes Bild zu erhalten, gewinnt man durch dasselbe nur eine Anzahl einzelner Acte und Züge, welche durch eine Masse eingeschobener Erzählungen zersplittert werden. Als ein Bild der Zeit überhaupt aber vermag es ebenfalls nicht zu befriedigen; denn für ein solches ist es trotz der Masse des hineingezogenen Stoffs dennoch zu lückenhaft und zu willkürlich. Wie wichtig auch immer Michelangelo für seine Zeit gewesen sein möge, ihn geradezu als Mittelpunkt derselben zu fassen, heißt ihn überschätzen. Eine Darstellung, die dies versucht, wird und muß gerade das Gegentheil von dem erreichen, was sie bezweckt. Statt zu zeigen, daß seine Zeit um ihn gravitirt, wird sie fühlbar machen, daß er trotz aller Bedeutung doch nur ein einzelnes, neben vielen andern existirendes Moment seiner Zeit ist.

Was Michelangelo in dem bisher behandelten Zeitraume seines Lebens nach und nach als Künstler geleistet hat, ist vom Autor mehr äußerlich als innerlich entwickelt worden. Dies ist zu loben, sofern damit auch die falsche Methode, die Reihenfolge der Productionen eines Künstlers rein nach einem bestimmten Entwickelungsgesetz construiren zu wollen, glücklich vermieden ist; aber als ein Mangel stellt es sich dar, sofern die jedenfalls nicht blos durch äußere Einflüsse bedingten Fortschrittsmomente seiner Kunstthätigkeit nicht scharf genug nach ihren innern Unterschieden charakterisirt und mit der natürlichen Entfaltung seines eigensten Kerns und Wesens in Einklang gebracht sind. In seinem Urtheil über den ästhetischen Werth der einzelnen Michelangelo'schen Kunstwerke geht der Verfasser im ganzen seinen eigenen Weg. Inwiefern er hierbei da, wo er von andern Kunstkritikern abweicht, im Recht oder Unrecht ist, überlassen wir denen zu entscheiden, welche Gelegenheit gehabt haben, die Originale dieser Kunstwerke selbst mit gehöriger Sorgfalt und Unbefangenheit zu prüfen. Seine Beschreibungen derselben zeugen von einer frischen und lebendigen, vielleicht eher zu enthusiastischen, als allzu kritischen Auffassung. Er spricht in dem vorliegenden Bande über den Cupido (von Marmor), verschiedene Madonnen, den Bacchus, die Pietà, den David, die zwölf Apostel, den Carton der Badenden Soldaten, die Statue des Papstes, die Decke der Sixtinischen Kapelle, den Moses und die Statue des Sterbenden Jünglings. Die beiden letzten, welche bekanntlich zum Grabdenkmal des Papstes Giulio gehören, stellt er am höchsten, nicht nur unter den plastischen Arbeiten Michelangelo's, sondern unter den Sculpturwerken der neuern Zeit überhaupt. Vom Moses sagt er: „Es ist, als wäre diese Gestalt die Verklärung all der gewaltigen Leidenschaften, die die Seele des Papstes erfüllten, das Abbild seiner idealen Persönlichkeit unter der Gestalt des größten, gewaltigsten Volksführers, der jemals eine Nation aus der Knechtschaft zu eigener Stärke wieder emporgebracht. Wer diese Statue einmal gesehen hat, wie sie gesehen werden muß (was nicht leicht ist, da sie an ihrer Stelle, schlecht und dämmernd beleuchtet, oft kaum zu betrachten ist), dem muß ihr Eindruck für immer haften bleiben. Eine Hoheit erfüllt sie, ein Selbstbewußtsein, ein Gefühl, als ständen diesem Manne die Donner des Himmels zu Gebote, doch er bezwänge sich, ehe er sie entfesselte, wartend, ob die Feinde, die er vernichten will, ihn anzugreifen wagten. Er sitzt da, als wollte er eben aufspringen, das Haupt stolz aus den Schultern in die Höhe gereckt, mit der Hand, unter deren Arm die Gesetzestafeln ruhen, in den Bart greifend, der in schweren Strömen auf die Brust sinkt, mit weit athmenden Nüstern und mit einem Munde, auf dessen Lippen die Worte zu zittern scheinen. Ein solcher Mann vermochte wol, ein empörtes Volk zu dämpfen und wie ein wandelnder Magnet es mitten durch die Wüste und das Meer selber nach sich zu ziehen." Weiterhin spricht er es geradezu aus, der Moses sei die Krone der modernen Sculptur, nicht allein dem Gedanken nach, sondern auch in Anbetracht der Arbeit, die von unvergleichlicher Durchführung zu einer Feinheit sich steigere, die kaum weiter getrieben werden könnte. „Welch ein Paar Schultern mit den Armen daran! Welch ein Antlitz! Die drohend sich zusammenballenden Stirnmuskeln, der Blick, als überflöge er eine ganze Ebene voll Volks und beherrschte es, die Muskeln der Arme, deren unbändige Kraft man empfindet! Was meißelte Michelangelo in diese Gestalt hinein! Sich selbst und Giulio: beide scheinen sie drinzustecken. All die Kraft, die Michelangelo besaß, unverstanden von der Welt, zeigte er in diesen Gliedern und die dämonisch aufbrausende Gewaltsamkeit des Papstes in seinem Antlitz."

Nicht minder enthusiastisch urtheilt der Autor über den — jetzt im Museum des Louvre befindlichen — Sterbenden Jüngling, welcher beweise, daß Michelangelo keineswegs blos wegen seiner Darstellung des Großen, Ueberwältigenden, Furchtbaren Bewunderung verdiene. Vielleicht sei die zarte Schönheit dieser Statue noch durchdringender als die Gewalt des Moses. Frage er sich, welches Werk der Sculptur er zuerst nennen müsse, wenn das beste genannt werden solle, so liege für ihn auf der Stelle die Antwort da: den Sterbenden Jüngling des Michelangelo. An Unschuld in Auffassung der Natur ließen sich mit dieser Gestalt nur die besten griechischen Arbeiten vergleichen, in denen sich ebenfalls keine Spur von Schaustellung dessen, was man zu schaffen im Stande sei, sondern der einfachste angemessenste Ausdruck der Natur darbiete, wie sie der Künstler empfand und sich allein zur Freude nachbilden wollte. „Aber", fährt er fort, „welches Werk eines antiken Meisters besitzen wir, das uns so nahe stände als dieses, das uns tief in die Seele griffe wie diese Verklärung des höchsten und letzten menschlichen Kampfes in einer eben erblühenden Männergestalt? Dieser äußerste Moment zwischen Leben und Unsterblichkeit, dieser Schauder des Abschieds zugleich und der Ankunft, dies Zusammensinken kraftvoller, jugendlicher Glieder, die, wie ein leerer, prachtvoller Panzer gleichsam, von der Seele fortgestoßen werden, die sich emporschwingt, und nun, indem sie ihren Inhalt verlieren, ihn dennoch so ganz noch zu umhüllen scheinen. Mit einem über die Brust unter den Achseln herlaufenden Bande ist er an die Säule gefesselt, es schwinden ihm eben die Kräfte, das Band hält ihn aufrecht, er hängt beinahe darin, die eine Achsel wird emporgezwängt, zu der der rückwärts sinkende Kopf sich seitwärts hinneigt. Die Hand dieses Arms ist auf die Brust gelegt, der andere faßt über sich und erhebt sich eingeknickt hinter dem Haupte in der Stellung, wie man im Schlafe den Arm zu einem Kissen des Kopfes macht. Die Knie dicht aneinander gedrängt,

haben keinen Halt mehr; keine Muskel ist angespannt; alles kehrt in die Ruhe zurück, die den Tod bedeutet."

Auch den Werken anderer Künstler widmet der Autor eingehende Schilderungen und Charakteristiken, insbesondere denen Rafael's. Besondere Berücksichtigung unter diesen verdient die Beschreibung und Deutung der Malereien in der Farnesina, welche die Geschichte von Amor und Psyche darstellen. Er faßt dieselben, sowie auch die Darstellung der sogenannten Galatea in eigenthümlicher Weise auf, indem er in beiden nicht sowol die Psyche und Galatea, sondern die Venus als das eigentliche Darstellungsobject betrachtet wissen will. Stehen dieser Auffassung keine andern Gründe entgegen, dann würde allerdings für den innern Zusammenhang dieser Compositionen eine leitende Grundidee gefunden sein, die manches, was bisher darin willkürlich erschien, zu motiviren vermag. **Adolf Zeising.**

Theodor Mügge's „Arvor Spang". *)

Arvor Spang. Roman von Theodor Mügge. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1860. 8. 3 Thlr.

Vorliegender Roman des leider bereits verstorbenen Verfassers theilt mit „Afraja" den gleichen Hintergrund des norwegischen Lebens, nur mit dem Unterschiede, daß jenes mehr den Verhältnissen der Lappen und ihrer Stellung im Staate Rechnung trug, während dieses geradezu die Beziehungen der normännischen Bevölkerung zu dem König von Schweden heraushebt. Gemeinsam aber haben beide den landschaftlichen Hintergrund, die großartigen Bilder und Blicke in die Alpenwelt der Halbinsel Norwegen. Diese Schilderungen sind mit besonderer Frische, Wahrheit und individueller Naturtreue wiedergegeben, sodaß man sich vollständig in jenen Gegenden heimisch findet. Wir wandern mit unsern Personen vom Hardangerfjord zu dem Soefjord, wir besteigen mit ihnen die Folgefond-Gletscher und athmen ganz die scharfe, frische Luft, die von den unzähligen Buchten und Baien zu uns heraufweht. An dergleichen landschaftlichen Schilderungen ist das Buch reich und wir heben nur beispielsweise einige wie I, 82 und 211 heraus, wo der Verfasser besonders treffend die Landschaft charakterisirt. Die hohen, leuchtenden Gebirgsgipfel stehen da vor uns wie verzauberte Riesen am Himmel, in ihre langen Silbermäntel eingehüllt, deren Schleppen sich in Finsterniß verlieren. Da und dort laufen lichte Streifen über Wälder und Felsenrücken nieder und um die malerischen fernen Berge im Westen sammeln sich milchweiße Wolken und Nebel, durch welche Lichtstrahlen wie Blitze zucken. Diese scheinen niederwärts bis auf den großen strahlenden Schild zu dringen, den der Fjord dem Monde entgegenhält. Weit über jene Himmelsfernen liegt Licht und Frieden ausgegossen und unten ruhen die dunkeln Massen der Nacht mit ihrem Schweigen und ihrem Schrecken. Kein Ton des Lebens, kein Wellenrauschen, kein Wind, der die Blätter der Bäume bewegte, als ob Gottes unermeßliche Hände sich darüberdeckten und die Finger seiner Engel jeden Halm hielten und bewachten. Geheimnißvoll strecken sich die schwarzen Schluchten aus, wie ungeheuere Höhlen, die in den granitnen Leib dieser nackten Eisgipfel dringen.

Auf diesem Boden spielt nun die Geschichte Arvor Spang's, des Abkömmlings der alten Könige und Jarle auf Holmedal. Die Erzählung führt uns schon in der ersten Scene auf diesem Jarlhofe ein, wir landen mit dem Dampfer, der aus Christiania kommt und legen im Bergenstift an. An das Ufer steigen Christi Aalsen, Kapitän bei den Jägern zu Pferde, Magnus Capellen, königlicher Secretär beim norwegischen Minister und dessen Schwester Agnes Capellen. Die gastliche Halle von Holmedal, wo Arvor nach dem Tode seines Vaters unverheirathet haust, nimmt sie freundlich auf. Wir lernen hier schon theilweise die Bestrebungen der handelnden Personen kennen, namentlich tritt ein entschiedener Gegensatz zwischen Arvor Spang, der mit allen Fasern sich festklammert an das Leben seines Vaterlandes und dem seine Heimat über alles geht, während der Secretär Capellen die Partei vertritt, welche die Freiheiten Norwegens unter Schwedens Herrschaft zu beugen und damit zu brechen sucht, und sich zugleich vornehm aristokratisch über die schlichte, gerade Gesinnung des Volks erhebt. Die Reisegesellschaft war auf dem Wege nach Strömmen, das in der Nähe lag und wo der Kaufmann Jakob Aalsen, Vater des Kapitäns, mit seiner Tochter Gerda die Sommerzeit zubrachte. Es war dies ein reicher Handelsherr, der in Bergen ein großes Geschäft besaß. Der Vater Arvor's und der alte Aalsen waren lange Zeit Bekannte gewesen und Gerda und Arvor waren zusammen aufgewachsen. Des alten Spang Wunsch war gewesen, daß die Kinder ein Paar werden möchten; allein als er vor seinem Tode bei Aalsen darauf anspielte, suchte dieser über die Sache wegzugehen, weil er andere Plane mit seiner Tochter hatte. Am Todesbett warnte Spang noch seinen Sohn, nicht in Strömmen zu freien, ohne daß er jedoch diesem etwas über die zwischen ihm und Aalsen vorgefallene Scene sagte. Der Kapitän lud vor der Abreise aus Holmedal seinen alten Jugendfreund zum baldigen Besuch auf Strömmen ein, was dieser gern zusagte und mit seinem Freunde und Lehrer, dem Pfarrer Herzberg von Ullenswang daselbst eintraf. Wir erfahren nun hier, daß Christi seinem Vater seine Plane mittheilt, wonach er die Absicht hat, Agnete zu heirathen, während der Bruder Agnetens, der Secretär, Gerda freien soll. Christi hat genaue Erkundigungen über den Vermögensstand Agnetens eingezogen und der Vater billigt vollkommen seinen Plan. Außer diesen Privatbestrebungen verfolgten beide Männer noch den Plan, auf die Wahlen zum Storthing einzuwirken und dabei nur solche zu empfehlen, die auf die Anträge zu Verfassungsänderungen zu Gunsten der Königspartei einzugehen geneigt seien. Beide Männer, denen der schlaurechnende Kaufmann beistimmte und der damit glaubte das Glück seiner Kinder zu begründen, hofften leicht bei den Frauen ihre Plane durchzusetzen; allein Agnete, welche gar bald die Sache durchschaut hatte, daß Gerda und Arvor ein besseres Paar abgeben würde als ihr Bruder und Gerda und daß die zwischen beiden langsam herangereifte Liebe den Planen der Männer unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würde, machte ihre Einwilligung in ihrer capriciösen und eigenthümlichen Weise davon abhängig, erst dann Christi's Braut zu werden, wenn Gerda's Ring an dem Finger ihres Bruders wäre. Christi suchte nun die Sache zu entscheiden, ebenso wie Arvor seinerseits auf Gewißheit drang, nachdem er sich der entschiedenen Neigung Gerda's vergewissert hatte. Bei einem Besuche, den sämmtliche Personen dem Propste Herzberg in Ullenswang machten, brachte Arvor seine Brautwerbung bei dem Vater Gerda's vor. Mit Gerda Hand in Hand trat er vor denselben hin; dieser suchte anfänglich die Sache zu übergehen, abzulehnen ohne eigentlich etwas Bestimmtes zu sagen; da aber Arvor auf Entscheidung drang, so weigerte sich Aalsen entschieden, seine Zustimmung zu geben, und als sich Arvor auf Gerda's Willen berief, so stellte der Vater ihr die Entscheidung anheim, entweder gegen seinen entschiedenen Willen zu handeln oder Arvor's Hand loszulassen. Weder die flehenden Bitten Gerda's, noch Arvor's bestimmte Werbung konnten den alten Aalsen, der immer heftiger wurde, bestimmen nachzugeben, und als endlich auch noch der Propst zu Gunsten des Paars sich einmischte, da stieg der Zorn Aalsen's aufs höchste. „O du kluger Mann", sagte der greise Pfarrer, „siehst du denn in deiner Klugheit nicht, wie falsch und verderblich du rechnest? Unfriede und Weh bringst du über dich, wo soll das hinaus? Willst du etwa selbst noch ein vornehmer Herr werden? Willst du zu denen gehören, die des Königs Gunst verdienen wollen? Jakob Aalsen, des Krämers Sohn vom Hardanger, ein Aristokrat!" Damit war der wundeste Fleck getroffen. Gerda war genöthigt, ihrem Vater nachzugeben. „Vortrefflich", sagte Agntee, „ganz wie ich es

---

*) Eine Gesammtcharakteristik Mügge's gab, auf Anlaß von dessen Nachlaßwerk: „Der Prophet", Rudolf Gottschall in Nr. 34 d. Bl. D. Red.

sachte; die tugendhafte Tochter folgt gehorsam dem höchst verständigen Vater!" In Aufregung, Unfriede schied die Versammlung, Arvor blieb allein bei dem Propst zurück; „es fehlt ihr nicht an Liebe", sagte der Propst, „aber an Muth, ja an Muth fehlt es ihr." Arvor war bis in das Mark seines Lebens getroffen, traurig und schweigend stand er da, so sehr ihm Herzberg auch zuredete. „Schwächlinge", sagte er, „legen die Hände in den Schos, wie Schiffer, die im fliegenden Sturm die Ruder fortwerfen und die Wellen reißen ihr Fahrzeug in die Tiefe, aber dem Starken wächst die Kraft mit der Noth. Raffe dich auf, Arvor! Du sollst nicht grübeln und sinnen, sollst frisch und rüstig sein. Zeige denen, die dich verworfen haben, daß du ein Mann bist, besser als sie; zeige deinen Freunden, daß keiner dich verspotten darf; zeige deinem Volke, daß du bei ihm stehst und seiner Sache." Damit endet der erste Abschnitt des Romans.

Der zweite Theil führt uns nach Christiania, wo der König Johann seinen Einzug hält, um in Person den Storthing zu eröffnen. Da finden wir denn unsere Bekannten von Strömmen: Gerda, Agnete, Christi und Magnus in dem Hause des Präsidenten Capellen, und Arvor und Jakob Aalsen als Mitglieder des Storthing. Die Entwickelung der Handlung wendet sich nun mehr von den Personen ab auf die Entscheidung der staatsrechtlichen Fragen.

Dem Storthing sind gewisse Anträge der Regierung unterbreitet, wonach die Gewalt des Königs erweitert und die des Volks beschränkt werden soll. Im Hause des Staatsraths Capellen, wo auch Aalsen abgestiegen ist, befindet sich der Mittelpunkt der sogenannten schwedischen Partei, welche die Forderungen des Königs genehmigen will. Arvor steht auf Seite des Volks; die Intriguen beginnen, der König sucht durch Leutseligkeit und freundliches Betragen auf die Stimmung zu Gunsten der Regierung einzuwirken, allein Arvor weiß im Storthing durch seine gerade, offene Sprache alle Plane seiner Gegner zu vereiteln; die Anträge der Regierung werden verworfen. Die schwedische Partei sucht nun auf gewaltsame Weise die Verfassung Norwegens zu beseitigen und es bildet sich darum im Hause des Präsidenten eine Berathung. Arvor war mit Gerda seither nicht zusammengetroffen, nur auf einem Balle bei Hofe hatten sie sich wiedergesehen: sie waren noch immer die Alten, in treuer Liebe sich anhängend. Agnete, abhold dem Treiben ihres Bruders, hatte Gelegenheit, die Plane der schwedischen Partei kennen zu lernen und suchte dieselben zu vereiteln; sie lud deshalb Arvor in das Haus des Präsidenten ein und wußte es so einzurichten, daß Arvor von einem Nebenzimmer aus alle die gefährlichen Plane seiner Gegner vernehmen konnte. Agnete drängte zum Handeln, sie wollte ihr Vaterland nicht an die Schweden verrathen lassen, zugleich unterrichtete sie Arvor, wie auf dem Wege des Handelns auch für seine Liebe die Entscheidung zu holen sei. Es bedurfte wahrlich nicht der kühnen beredten Schilderung Agnetens von dem Leiden Gerda's, um ihn anzutreiben. Arvor beschloß, dem König die Plane seiner Feinde mitzutheilen; allein wollte er nicht gehen, Agnete bat ihn deshalb, Aalsen mitzunehmen, der nur aus Verstandesrücksichten und scheinbar auf schwedischer Seite gestanden und nun froh war, mit derselben brechen zu können. Als der König in später Abendstunde die Mittheilungen Arvor's vernommen hatte, so war er klug genug, den Kampf nicht weiter treiben zu lassen: der Staatsrath, das Haupt der Partei, ward entlassen und Magnus Capellen als Legationsrath ins Ausland geschickt. Der alte Aalsen sah ein, daß seine Rechnung falsch gewesen war; die Entscheidung über die persönlichen Beziehungen war jedoch schon gefallen, ehe die politische Krisis eintrat — und als im Frühjahr am Hardangerfjord der Regen die weiße Schneedecke abwusch, schaute der Propst durch seine Fenster in Ullenswang, und die Paare nahten: Arvor mit Gerda, Agnete mit Christi, um sich den Segen des Alten zu holen. Mit ihnen kam Jakob Aalsen, welcher dem Propst die Hand darreichte und sagte: „Hast ein richtig Wort gesprochen: Komm wieder, wenn Reue dich drückt! Stehe nun hier." Die Hochzeit kam, die Musik scholl über das Wasser fort und die Feuer loderten, die Hallen glänzten und die Tänzer wirbelten in langen Reihen. Am Himmel aber stand der Vollmond, und die Riesen in ihren weißen glänzenden Mänteln sahen schweigend herunter auf den Glanz und die Lust der Riesen, welchen Herzen gegeben sind, die in Freuden und Schmerzen alles Glück und Wehe dieser Welt empfinden und tragen sollen.

Es ist nicht zu verkennen, daß in dem ganzen Buche eine gehobene Stimmung vorherrscht und daß dasselbe von einem milden Hauche poetischen Geistes durchzogen ist, der auch da noch wohlthätig mildernd wirkt, wo die Charakterzeichnung gerade nicht vollständig unsern Beifall hat. Das Buch zeichnet sich auch ferner vor der großen Masse von Romanen vortheilhaft dadurch aus, daß es nicht nöthig hat, eine allzu große Anzahl von Personen in den Vordergrund zu bringen. Ursprünglich sind es nur sechs Hauptfiguren, denen erst im zweiten Theil der Präsident, jedoch als entschieden von untergeordneter Bedeutung hinzutritt; der Hauptcharakter ist Arvor Spang. Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser die Umrisse dieses Bildes gezogen, Linien darin angebracht, die deutlich auch uns zu erkennen geben, wie sehr sich der Schriftsteller bei der Entwerfung desselben bewußt war, daß diese Contouren an Stellen herlaufen, wo dieselben leicht sich verwischen oder ins Harte, Rauhe führen konnten. Arvor, von bäurischer Abkunft, hat ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht; sein Vaterland ist ihm alles; weil es norwegisch ist, darum ist es schön — das ist so sein Gedanke; sein Streben ist ohne Ehrgeiz; Ruhe, Frieden und Liebe, das sind die mäßigen Forderungen, die er an die Welt macht. Diese Individualität, getragen von den festen Sitten seines Volks, auf denen sie wie auf ihrem Angelpunkte ruht, hegt eine tiefe Liebe zu Gerda. Diese Liebe ist übrigens nicht sich überstürzend, leidenschaftlich, sondern selbst im höchsten Momente ihrer Erregtheit, da, wo der Vater ihm die Tochter versagt, wo diese selbst aus Gehorsam gegen ihren Vater dem Geliebten Lebewohl sagt, hat er dem richtigen Ausspruche des Propstes gegenüber, daß Gerda keinen Muth habe, die Entschuldigung für sie bereit: Mit eines Vaters Fluch, sei's auch ein ungerechter, kann ein Kind sich nimmer beladen. Wir sehen daraus, wie sein ganzes Sein wesentlich auf dem festen Boden der Familie steht, daß seine Regeln von diesem erhält und sein subjectives Fühlen jenem als Normgebenden unterordnet. In der Schilderung dieses Charakters hatte der Verfasser wesentlich die Klippe zu vermeiden, ihn nicht als ungebildeten Bauernsohn erscheinen zu lassen; darum läßt er ihn Bücher lesen, die ihm der Propst gibt, darum erscheint er in geistigem Verkehr mit diesem gebildeten Manne, darum vermittelt Gerda auch die Pflege seines poetischen Sinnes, indem sie ihm Gedichte zum Lesen gibt; und diese Bücher Gerda's sind für Arvor die schönsten, denn die Liebe gibt sie ihm und liebevoll nimmt er in sein stilles sinniges Gemüth den Wellenschlag der Dichtkunst und die frohe Stimmung einer gehobenen Lyrik auf. Auf der andern Seite ist übrigens auch der Verfasser bemüht, ihn nicht zu hoch über seine Erziehung und seine Geburt hinauszuheben; darum ist seine Tracht die nationale, er schämt sich der Bauernkleider seiner Väter nicht, er „quetscht" im Händedruck die Hand seines Freundes, er spricht wie das Volk denkt. Aber dennoch ist die einheitliche Charakterisirung nicht vollzogen, man merkt hier und da die Vermittelung, es will uns dünken, als sei der Widerspruch nicht ganz gelöst. Arvor's Auftreten am Hofe, in Christiania, im Storthing, seine Anschauungen, Reden und Handlungen sind, soweit sie politischer Natur sind, immer etwas, was uns bei Arvor fremd bedünkt, der seinem Gesinde vorsteht, sein Haus bestellt und die Streitigkeiten der Nachbarn schlichtet. Neben diesem Hauptcharakter spielt der Secretär Capellen eine sehr klägliche Rolle; dieser Hofmann, beleckt von äußerer Bildung, ist eben nur ein leerer Name, eine Etikette, die man auf jede leere Flasche kleben kann. Es ist weder in seinen persönlichen Beziehungen noch in seinen staatsmännischen Anschauungen eine gewisse Berechtigung zu erkennen; dichterisch durfte ihn der Verfasser doch nicht so sehr zum Sün-

denbock der Lächerlichkeit machen, daß er uns gerade um deswillen gar nicht als berechtigter Nebenbuhler Arvor's erscheinen kann. Der Verfasser hat ihn nach seiner Haltung äußerlich und innerlich viel zu sehr zu einem Gecken gemacht, als daß man das „überlegene Bewußtsein", mit dem man von höherm Standpunkte herabblickt, in ihm wiederfindet. Namentlich wird er in den beiden Scenen, einmal wo er beim Lachsfang mit dem Kahne umschlägt und ins Wasser fällt, das andere mal wo er bei dem Besuche der Folgefond-Gletscher mit seinem Pferde bis an den Hals in den Schnee fällt und nun still darin sitzt, bis ihn Arvor und zwar auf gar nicht sanfte Weise herausholt, gar zu sehr Gegenstand eines mitleidigen Lächelns, als daß wir in ihm noch den Bräutigam Gerda's, den Secretär des Königs erblicken können.

Eine dem Verfasser gelungene Figur ist der Handelsherr in Bergen, Jakob Aalsen. Er ähnelt in manchen Beziehungen einem Charakter in „Afraja"; er ist bestimmt und scharf hingestellt; es ist Realität in diesem Bilde, das mit seinen scharfblickenden Augen uns stets den guten Rechner, in seiner gedrungenen Gestalt den praktischen Kaufmann zeigt, der nichts von den Regungen des Herzens will. Aus dem Blute, so nennt er sehr bezeichnend die empfindende Seele, stammt Tollheit und Verwirrung; nur was der Verstand wie ein Rechenexempel bis auf den Strich fertig überschauen kann, das hat für ihn Bestand. Die Kurzsichtigkeit dieser rechnenden Pfiffigkeit findet darum auch in ihrem eigenen Calcul ihre Verbesserung. Nachdem sich der alte Aalsen einmal auf die Berechnungen seines Sohnes eingelassen und dieselben für richtig erkannt hat, schreitet er zur Ausführung derselben; gar bald kommt er aber durch dieselbe und auf diesem Wege zu Consequenzen, die ihn denn doch stutzig machen. So ist sein Erscheinen am Storthing vermittelt durch die Betrachtung, daß er das thun müsse, um das Glück seiner Kinder zu machen, es paßt in seinen Calcul. Aber seine eigene innere und äußere Natur sträubt sich gegen diese Verhältnisse; er theilt an und für sich die Gesinnung des freien norwegischen Handelsmanns und nun soll er mit einer Partei gehen, die im Lande gehaßt wird; er liebt in seiner Tracht und in seiner Lebensweise das Sichgehenlassen, das Nachlässige, und nun soll er auf Bällen im Frack erscheinen, er soll seine Soiréen mitmachen. Nun sieht man es ihm an, wie sein ganzes Wesen dagegen anstrebt, seine stämmige Natur stemmt sich gegen Frack und Handschuh und sehnt sich nach Pelzmütze und Rock, in denen er sich doch als freier Mann fühlte. Durch diese Unbehaglichkeit, in welche er sich noch mehr versetzt fühlte durch die bleichen Wangen Gerda's, die sich in Kummer und Harm abzehrte, wird sodann auch der Umschlag in seinen Gesinnungen begründet und dichterisch motivirt.

Weniger gelungen erscheint uns der Charakter seines Sohnes Christi. Dieser ist doch ein zu gewöhnlicher Speculant, er spielt seiner Braut gegenüber eine fast komische Rolle, er ist viel zu klug, es ist viel zu sehr bei ihm auf das Geld seiner Braut abgesehen, als daß man später so ganz an seine Liebe glauben sollte. I, 177 benimmt er sich demüthig wie ein Schoshündchen, und seine Braut muß ihn am Schlusse feierlich in das Schlepptau ihres politischen Patriotismus nehmen und ihn so gewissermaßen mit dem Mantel der Liebe vor unsern Augen verhüllen. Halte man einmal damit zusammen die Scene, in welcher Christi von seiner Untersuchung über das Vermögen seiner Braut seinem Vater Aufschluß ertheilt, und man wird finden, daß auch dieser Charakter zu keiner rechten realen Einheit angethan ist. Anders freilich ist dies mit Gerda der Fall; da sind aber auch die Linien so eng gezogen, daß sich nicht leicht darüberfahren läßt, und dennoch tauchen auch da Handlungen auf, wie die nächtliche Scene im Garten, die uns nicht ganz mit dem Hauptcharakter vereinbar scheinen. Gerda ist ein weiches, finniges Gemüth; ihr Wirkungskreis ist das Haus; Gehorsam und Liebe gegen ihren Vater sind die Richtschnur ihres Lebens; aus Gehorsam opfert sie ihr Lebensglück, ihre Gesundheit; aber ihre Liebe bewahrt sie still und fest im Herzen, es ist nicht ihre Sache, die Verhältnisse zu gestalten, selbständig in dieselben einzugreifen, sie ist passiv, und darum tritt Agnete in einen um so schärfern Gegensatz gegen jene. Sie hätte nimmer, sagt sie, den Mann ihrer Liebe aus ihrem Herzen verbannt, sie hätte es nicht einmal versucht, und wenn zehn Väter oder zehn Brüder gegen sie aufgestanden wären, sie hätte der Stimme ihres Herzens gefolgt. Agnete hat auch für die Stimmungen des Landes ein offenes Ohr, während dies ganz außerhalb der Anschauungsweise Gerda's liegt; auch ihre Aeußerungen, unter denen sie dem Kapitän Christi ihre Hand reicht, sind in Bezug auf ihre Anschauungen und das Verhältniß des Weibes sehr bezeichnend. Nachdem sie von ihrem Verlobten das Versprechen erhalten hat, die Rechte und Freiheiten des Vaterlandes schützen zu wollen, setzt sie hinzu: „Denn von einem Manne, der seines Volkes Rechte gering schätzt, würde ich nicht glauben können, daß er mein Recht besser achten würde. Aber meine Rechte, mein Herr Kapitän, sind ebenso unveräußerlich wie die norwegischen! Geben Sie das zu?" „Von ganzem Herzen!" sagt Christi. Ebenso würde auch der Propst von Ullenswang gesagt haben, der sein ganzes Leben geopfert hatte für das Wohl seiner Pfarrkinder und Norwegens; das war ein Mann, der seine Hand offen hielt für alle, der nicht festhalten konnte, was er hatte. Besonders tritt sein Charakter in der Schlußscene des ersten Theils hervor, wo er den zusammengebrochenen Arvor aufzurichten sucht; er ist ein Mann ohne Falsch und ohne Hochmuth, und das alles zu seiner eigenen und zu Gottes Ehre.

Der ruhige, gemessene Gang der Handlung, in welchem dieselbe verläuft, das Darstellungstalent, mit welchem der Verfasser seine Personen in den Vordergrund zu bringen versteht, die schlichte und dabei dichterische Verwickelung, mit welcher er den Knoten schürzt und löst, die edle und reine Sprache, in welcher das Buch geschrieben ist, die schwunghafte Schilderung des landschaftlichen Hintergrundes und das Interesse, das uns der Verfasser zu seinen handelnden Personen einzuflößen versteht: alle diese Eigenschaften werden dazu beitragen, diesem Buche einen gewählten Kreis von Lesern zu verschaffen. J. Gegenbaur.

Zwei Streitschriften für Gentz.

1. Friedrich Gentz und die heutige Politik. Von Joseph Gentz. Zweite Auflage. Wien, Wallishausser. 1861. Gr. 8. 8 Ngr.
2. Ueber die Tagebücher von Friedrich Gentz und gegen Varnhagen's Nachwort. (Ein Nachtrag zu der Schrift „Friedrich Gentz und die heutige Politik".) Von Joseph Gentz. Wien, Wallishausser. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Für Friedrich Gentz als Vertheidiger aufzutreten ist eine der undankbarsten Unternehmen. Die Politik, die Sache, das System, welches sich in diesem Manne personificirt hat, werden in einer Weise gehaßt und verabscheut, daß selbst jede Gerechtigkeit gegen die Person von Gentz den festgewurzelten Vorurtheilen gegenüber als Blasphemie, Reaction und Dunkelreien erscheint. Gegen diesen Instinct des Volks läßt sich nicht ankämpfen; darin liegt die Nemesis für Gentz. Wir selbst haben es am besten durch die Herausgabe der Biographie Gentz' erfahren, daß unparteiische Würdigung der guten Seiten dieses Mannes kein Verständniß, nicht einmal Entschuldigung findet, und in vieler Hinsicht zeugt dies für den politischen Takt des deutschen Volks. Die jetzige Generation ist Gentz und dem System gegenüber, welches er vertrat, zu historischer Würdigung nicht fähig; ihr liegt die Person wie die Sache noch zu nahe, beide spielen noch zu sehr in ihrem Leben mit, als daß der Parteibegriff nicht rechtmäßig den Rang vor dem sogenannten gerechten Urtheil einnehmen sollte.

Wenn die vorliegenden Schriften nun gleichwol der vergeblichen Mühe sich unterziehen, Gentz rechtfertigen, womöglich zur Anerkennung bringen zu wollen, so mag dies eine Entschuldigung darin finden, daß ihr Verfasser damit einen Act der

Pietät erfüllt. Der Verfasser Joseph Gentz ist ein natürlicher Sohn von Gentz und, wenn wir nicht irren, Polizeicommissar in Wien. Die Motive, welche ihn zur Abfassung und Herausgabe oben bezeichneter Schriften veranlaßt haben, mögen vielleicht zum Theil in der Absicht zu suchen sein, den ererbten Namen schriftstellerisch auszunutzen; am meisten aber lag dem Verfasser wol daran, der neuen politischen Bewegung Oesterreichs unter der Aegide eines aufsehenmachenden Namens einige jener liberalen Gratulationen abzustatten, die massenweise ankamen, als damit keine Gefahr mehr verbunden war.

Diese Motive dürften namentlich die Schrift „Gentz und die heutige Politik" hervorgerufen haben. Der Verfasser versucht hierin Gentz als guten Oesterreicher hinzustellen, der von seiner Anschauung aus und nach damaligen Begriffen das Rechte gewollt, wenn auch in der Wahl der Mittel sich geirrt habe. Namentlich sein erbitterter Kampf gegen Napoleon findet dabei eine warme, fast leidenschaftliche Apologie und von dieser Seite aus sucht der Verfasser auch die Parallele zwischen der Gentz'schen und der heutigen (österreichischen) Politik zu erfassen. Ist schon der Gedanke nicht glücklich, so die Durchführung noch schwächer. Der natürliche Sohn des berühmten Gentz verarbeitet längst ausgesprochene Ideen, die seinem Plaidoyer zu statten kommen, citirt die anerkennenden Urtheile anderer über Gentz und schlägt dieselben breit. Diese Ausläufer gegebener Anregungen sind aber wieder sehr willkürliche und unlogische, und namentlich bleibt das ganze phrasenhafte Raisonnement über die heutige Politik in der Luft hängen, ohne nur annähernd in organischem Zusammenhang mit dem Hauptvorwurf der Arbeit gebracht zu werden. Die entwickelten Ansichten selbst sind zu unbedeutend und gäng und gebe, um sie des Weitern hier zu berühren. Der Fehler aller Apologeten, die durch Dialektik mehr denn durch Thatsachen überzeugen wollen, tritt überall unangenehm hervor, da die Dialektik des Nachkommen von Gentz pretentiös, zerflattert und ohne jeden Tiefgang ist.

Noch unglücklicher ist der sogenannte „Nachtrag", die Polemik gegen Varnhagen's bekanntes Nachwort in den „Tagebüchern" von Gentz, welche letztern durch ihr gleichzeitiges Erscheinen mit der ersten Apologie die schlagendste Widerlegung dieser bildeten. Der Verfasser bezweifelt anfangs die Autorschaft Varnhagen's bezüglich jenes Nachworts, dann aber nimmt er ihn plötzlich als den Verfasser, um ihn, wie im ersten Buch zu loben, so jetzt zu schmähen. Auch bei dieser Gelegenheit klaubt er wieder anderer Urtheile zusammen, um die Armuth der seinigen zu maskiren, und was den Stil im Originalen betrifft, so hat er nichts von dem berühmten Gentz'schen aufzuweisen. Eine Vertheidigung von Gentz läßt sich sehr stark begründen, wenn sie auch auf die Geschworenen der öffentlichen Meinung wenig einwirken dürfte; aber wenn sich Joseph Gentz dazu berufen wähnte, weil er dessen Sohn ist, so war er nach dem, was er hier bietet, sicher nicht dazu der Fähige.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notizen.

Ein französisches Urtheil über den deutschen Roman.

Die letzte Septemberlieferung der „Revue contemporaine" enthielt ein Referat über das Kober-Markgraf'sche „Album", dessen Verfasser die Klage voranschickt, daß die moderne Gesellschaft sich immer mehr in ein monotones Grau der Mittelmäßigkeit verliere und der Charakter immer tiefer sinke, weil die materiellen Triebe über die geistigen die Oberhand gewonnen hätten. Das Maschinen- und Fabrikwesen sei übermächtig geworden. „Bequem leben und gut leben", fährt er fort, „sind in dieser fortschreitenden Gesellschaft gleichbedeutend: sie ist nur noch ein Verein von Producirenden und Consumenten; ihr Ideal ist, die Production und Consumtion möglichst zu fördern und alle Bedürfnisse und alle Begehrnisse vollständig zu befriedigen. So organisirt sich alles in dieser Welt, so plattet sich alles ab wie in einer ungeheuern Werkstätte. Selbst die Literatur richtet sich nach diesem Gesetze ein, und eine Menge Schriftsteller geben ihre Originalität preis, indem sie sich derselben Routine in Stil und Gedanken befleißigen, um schnell und mühelos zu produciren. Dieser Industriezweig ist wie jeder andere im Fortschreiten und eine glänzende Zukunft scheint ihr gesichert." Der Berichterstatter tröstet sich damit, daß es doch noch eine kleine Anzahl von Franzosen gebe, die sich mit edlern und höhern Aufgaben beschäftigten und daß, was die geistigen Werke betreffe, die französische Nation diejenige nicht sei, die am tiefsten schlummere. Sie leuchte vielmehr wie ein Licht andern Völkern und besonders dem deutschen voran. „Ich bin", fährt er fort, „weit davon entfernt, in Abrede zu stellen, daß die Deutschen eine Menge fast unnachahmlicher Eigenschaften besitzen, und ich bekenne, daß sie etwas tief Poetisches haben, was der Franzose niemals erreichen kann, mögen sie sich dabei auch bisweilen bis in die Wolken verlieren. Aber ihr moderner Stil ist mit unsern Ausdrücken überfüllt; oft vergessen sie sich so weit, vollkommen französisch zu sprechen. Sie suchen einen Ehrzeiz darin, ihren Träumereien die Lebhaftigkeit und die Anmuth unsers Geistes beizumischen. Thun sie recht daran, in dieser Weise französische Worte zu bevorzugen und anzuwenden, und thun sie dadurch, daß sie unserer Sprache so viele Ehre erzeigen, nicht der ihrigen unrecht? Sind ihre Nachahmungen immer glücklich zu nennen?.... Ich sage damit nur, daß sie uns nachahmen und ich habe in der «Album» betitelten Sammlung nur einen neuen Beweis dafür gefunden. Wir geben, um so zu sagen, für ihre Schriften den Ton an. Die Ideen sind fast immer ganz deutsch, aber die Form ist französisch oder strebt doch ziemlich sichtbar danach, französisch zu sein." Der Berichterstatter kommt zum Schluß noch einmal auf diesen Punkt zurück. Nachdem er bemerkt, daß man sich darüber freuen müsse, diese Romansammlung, die anfangs so bescheiden aufgetreten, von Jahr zu Jahr wachsen zu sehen, fährt er fort: „Diese durch die Sorgfalt der achtungswerthen Herausgeber zusammengescharte Gruppe deutscher Erzähler bildet einen recht wohlthuenden Contrast gegen eine andere ähnliche Gruppe, die in Frankreich mit ihren Producten die Magazine unserer Verleger vollstopft. Es gibt bei uns mehr Savoirfaire, aber weniger Natur und weniger ehrenhafte Gesichtspunkte. Sieht man genauer zu, so findet man bei uns wol auch weniger solides Denken. Nur dies schadet den Deutschen, daß sie uns dann und wann nachahmen wollen; darüber verlieren sie ihre kostbarsten Eigenschaften, ohne die unsern als Wiedererfatz zu gewinnen." Was die einzelnen Romane betrifft, so lautet über sie das Urtheil des französischen Berichterstatters meist anerkennender als das Gutachten der deutschen Kritik. Von dem Romane „Nürnberg" sagt er, daß die Verfasserin, Luise Otto, ihrer anziehenden Erzählung tausend interessante Details über die Sitten, Einrichtungen und Künste dieser zugleich wundersamen und poetischen Periode einzufügen gewußt habe; von dem Romane „Künstlerliebe" von Julie Burow, daß sie darin ihrem Geschlecht eigene Feinheit und Delicatesse der Beobachtung zeige; von dem Romane „Frau von Staël" von Amely Bölte, daß es der Verfasserin darauf angekommen zu sein scheine, Frau von Staël in einem durchaus idealen Lichte darzustellen, ganz im Gegensatze zu dem Verfahren, dessen sich gegenwärtig die meisten französischen Romanschriftsteller befleißigten. Den Roman von Theodor Mügge „Täuschung und Wahrheit" rühmt er als ein treffliches Gemälde des bürgerlichen Lebens, und an Edmund Hoefer's Erzählung „Vergangene Tage" hebt er die Einfachheit der Darstellung hervor, nur zeige Hoefer jetzt ein gewisses Bestreben, geistreich zu thun; er, der Berichterstatter, ziehe daher des Verfassers erste Manier vor. In Betreff des Romans „Die Rheider Burg" von Levin Schücking bemerkt er, daß darin die Franzosen in nicht sehr günstigen Farben dargestellt seien; aber er fügt hinzu: „Der Verfasser ist ein Deutscher; halten wir seinen Patriotismus in Ehren; gelegentlich machen wir es ja gerade so wie er. Im übrigen weiß der Verfasser interessant zu erzählen und malerisch zu schildern." Ernst Fritze, den die deutsche Kritik bisher nicht sehr beachtete, wird von dem seinem Romane „Ernst

Octav" gespendeten Lob selbst vielleicht ein wenig überrascht sein. „Der Verfasser habe", sagt der Berichterstatter, „einen graziösen und reichen Stil; in der Behandlung der Leidenschaften zeige er Kunst und Verstand" u. s. w. Auch rühmt er ihm einen Vorrath gewisser richtiger und nützlicher Gedanken nach, und bemerkt dann: „Ich liebe die Erzähler, die auch zu reflectiren wissen"; denn gemeinhin schienen die Romanschreiber nur darauf bedacht, dem Leser die Zeit zu vertreiben, ohne Rücksicht auf Nutzen und Moral. Der Berichterstatter findet dies sehr zu bedauern angesichts des gerade vom Roman auf weite Kreise geübten bedeutenden Einflusses.

Ein czechisches Gedicht gegen die deutsche Orthographie.

Ein Czeche, Joseph R. Wilimek, hat soeben ein wunderliches Büchlein erscheinen lassen unter dem Titel: „Der Sprachenklangmesser der böhmischen Orthographie. Sendschreiben eines böhmischen Philologen an einen deutschen Humoristen" (Prag, Gerzabek, 1861). Das Schriftchen ist in deutschen Hexametern verfaßt, die zwar zum Theil ziemlich holperig, aber für einen Czechen doch immer passabel gut sind. Anlaß dazu gab ein „deutscher Humorist", der bei „traulicher Tafel" sich über die böhmische Sprache lustig gemacht und demjenigen 100 Dukaten zugesagt hatte,

> .... wer unser Strz prst skrz krk in Musik
> Setzt, den lieblichen Klang der czechischen Sprache zu messen.

Unser Czeche entgegnet nun unter anderm drollig und drastisch genug:

> Stellet das Böhmische neben und dann kritisirt es und meistert's.
> Hört ein mre! — Nun blättert fort nach verschusterten Lauten.
> Wandelt ab: Stolpern! Ach du stolperst holpernderweise!
> Hörst nicht prst? Jetzt ändere ab: der Peisker, des Peiskers —
> Du verpeiskerter Sänger, hörst nicht das deutsche skrs knistern?
> Richter im Kritiker-Kreis', auch krk dir gackert im Schlunde.
> Und du Schluckergenosse des schuppenumgitterten Peiskers
> Meisterst uns und schnapperst nach uns in holpernden Sprüngen?
> Hörst nicht in diesen und ähnlichen Wortausläufern den deutschen
> Hall des böhmischen Schnacks?

Nicht unrichtig meint der Verfasser;

> Mächtig ist euere Literatur — wohl wahr — miserabel
> Aber die Orthographie; wir möchten derselben uns schämen.

Wir beziehen uns hierbei jedoch nur auf das Ungleichartige der deutschen Orthographie, die noch vielfach auf dem bloßen willkürlichen Usus und dem Gewohnheitsrecht beruht und der festen und dabei naturgemäßen Regeln entbehrt. So kommt es, daß mancher Elementarschüler z. B., dem sein Lehrer so und so viele Fehler in sein Dictat hineincorrigirt, nach Grimm'schen Grundsätzen richtiger schreibt als sein Lehrer. Der Verfasser räth nun den Deutschen, die böhmische Orthographie anzunehmen, und gibt als Probe und Muster zum Schluß folgende lustigen Verse:

> Dajér, praktišr Šrajbr, du konst di frwiklm Regln
> Dajnr Ortografi, di uncälign nichtign Ächer,
> Haufn von Dopibuchstabn cum Streku und Kürcn der Sylbn:
> Welchr Frlust an Mühe und Cajt, an Stofn cum Šrajbn! —
> Trit in unsrn Šrajbrferajn! Wir habn di Regl:
> „Šrajb den Vokal nicht dort, wo du denselbn nicht aussprichst."
> Und du hast den fraglichn Stab cum Messn des Šprachklangs.
> Brudr, Gebrüdrn frbrüdrt, frbrüdrst dich brüdrlich uns nicht?
> Wilst du nicht? Dayoht dir barbariš di bömiše Šrajbart? —
> Nun wir cwingn dich nicht: šrajb weitr den trüglichn E-šluk,
> Hüte dich abr cu majstrn den Klang der čechišn Šprache,
> Denke gewarnt des holprndn Springns, des Stotrns und Gurglns.

Freilich hört der Czeche um sich her nur die österreichische Aussprache, und die Oesterreicher haben eine ganz besondere Manier, das Flexions-e zu verschlucken und zu vergurgeln, z. B. Gemsl, Hirschl u. s. w., weshalb sie auch Eigennamen haben wie Seidl, Vogl, Weigl, Haydn u. s. w. Das Hochdeutsche hat zwar das Schriftthum erobert, aber es wird noch Jahrhunderte dauern, ehe es nach Verdrängung aller Provinzialdialekte in allen Gauen Deutschlands auch nur von den Gebildeten richtig gesprochen und ausgesprochen werden wird, falls es überhaupt je dahin kommt. H. M.

Bibliographie.

Auerbach, B., Edelweiß. Eine Erzählung. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Benedix, R., Haustheater. Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. Leipzig, Weber. 1862. 8. 2 Thlr.

Büchner, A., Der Wunderknabe von Bristol. Novelle. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bulwer's, E. L., sämmtliche Romane. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 3 Ngr.

Dickens (Boz), C., Große Erwartungen. Aus dem Englischen von H. v. Hammer. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 1862. 8. 20 Ngr.

Faber, A., Gedichte. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 16. 27 Ngr.

Frommhagen, G., Eine Flotte! Gedichte. Lüften. 8. 5 Ngr.

Das Füllhorn. Illustrirte Monatshefte zur Unterhaltung und Belehrung für gebildete Leser. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller von K. Hallig. 1ster Band. Zwölf Lieferungen. Berlin, Bibliographische Anstalt. Gr. 4. à Lieferung 5 Ngr.

Gätschenberger, S., Bayerischer Plutarch. Ein biographisches Lexicon berühmter Bayern und Solcher, die sich in Bayern berühmt gemacht. 1ste Lieferung. Würzburg, Gätschenberger. 4. 9 Ngr.

Gervinus, G. G., Friedrich Christoph Schlosser. Ein Nekrolog. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 15 Ngr.

Genée, R., Frauenkranz. Weibliche Charakterbilder aus deutschen dramatischen Dichtungen. Berlin, Gaertner. 1862. 8. 25 Ngr.

Goltz, B., Hinter den Feigenblättern. Eine Umgangs-Philosophie und pathologische Menschenkenntniß. 1ster Band: Vorschule der Menschenkenntniß. Berlin, Vogel u. Comp. 1862. Br. 8. 1 Thlr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. 9ter Jahrgang. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grothe, W., Aus dem Komödiantenleben. Erinnerungen eines alten Schauspieler-Vagabunden. Berlin, Sacco u. Comp. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grün, K., Italien im Frühjahr 1861. 1ste Lieferung. München, Fleischmann. 8. 12 Ngr.

Gruppe, O. F., Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieckschen Ausgabe. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hackländer, F. W., Der Wechsel des Lebens. Drei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. Br. 8. 3 Thlr.

Der Haushalt von Sir Thomas More. Aus dem Tagebuch seiner Tochter Margareta. Nach der 4ten Auflage aus dem Englischen übersetzt von A. Bacmeister. Stuttgart, Mäcken. 8. 20 Ngr.

Hertz, H., Scheik Hassan. Lustspiel in drei Aufzügen. Aus dem Dänischen übersetzt von Graf U. v. Baudissin. Altona, Uflacker. 16. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Abenteuerliche Gesellen. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoefer, E., Die Honoratiorentochter. Eine Erzählung. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Holtzhey, G., Die Sprache der Natur. Coburg, C. Riemann jun. 12. 12 Ngr.

Jäger, A., Der Streit des Cardinals Nicolaus von Cusa mit dem Herzoge Sigmund von Oesterreich als Grafen von Tirol. Ein Bruchstück aus den Kämpfen der weltlichen und kirchlichen Gewalt nach dem Concilium von Basel. Zwei Bände. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 4 Thlr.

Jsing, W. v., Michael Kohlhaas. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Cassel, Freyschmidt. 16. 15 Ngr.

Kauffer, C., Am heimischen Herd. Volksthümliche Erzählungen, Novellen und Charakterbilder. Zwei Bände. Leipzig, Hübner. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kaufmann, A., Das Gebiet des Weissen Flusses und dessen Bewohner. Brixen. 8. 15 Ngr.

Klein, J. L., Voltaire. Lustspiel in fünf Akten. Berlin, Guttentag. 1862. 8. 22½ Ngr.

Kohl, J. G., Geschichte der Entdeckung Amerika's von Columbus bis Franklin. Bremen, Strack. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Koester, H., Lieben und Leiden. Novelle in sechs Büchern. Berlin, Guttentag. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Die Dithmarsen. Historisches Volksdrama in fünf Aufzügen. Hildburghausen. Br. 8. 20 Ngr.

König, T., Calvin. Culturhistorischer Roman. Drei Theile. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 Thlr.

Kriegsschauplatz an der Erft und Roer im Sommer 1758. Nebst 1 Uebersichtskarte. Düsseldorf. Gr. 8. 10 Ngr.

Krug's, L., nachgelassene Schriften geschichtlichen, statistischen und volkswirthschaftlichen Inhalts. Im Auftrage seiner Erben herausgegeben von C. J. Bergius. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der preussischen Staatsschulden. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 3 Thlr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von C. Rohrbach. 4ter Jahrgang. 1862. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Laube, Die Katastrophe von Landeshut in Schlesien am 23. Juni 1760. Nebst 6 Beilagen und 1 Plane. Herausgegeben von v. Klützow. Landeshut. Gr. 8. 15 Ngr.

Lewald, Fanny, Meine Lebensgeschichte. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Leidensjahre. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1862. 8. 3 Thlr.

Löwenthal, E., System und Geschichte des Naturalismus. 1ste Abtheilung. System des Naturalismus. 3te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Voigt. Gr. 8. 14 Ngr.

Mangold, W., Jean Calas und Voltaire. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes um die Toleranz. Kassel, C. Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Maria's Schmerzensschrei. Entschleierte Klostergeheimnisse. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 8. 10 Ngr.

Marie de France, Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebes-Sagen übersetzt von W. Hertz. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1862. 1 Thlr. 5 Ngr.

Meyr, M., Herzog Albrecht. Dramatische Dichtung. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1862. 8. 24 Ngr.

Moraht, A., Karl Friedrich Wilhelm Catenhusen, weil. Superintendent des Herzogthums Lauenburg. Ein Denkmal. Ratzeburg, Linsen. Gr. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, L., Erzherzog Johann und seine Zeit. 3te Abtheilung: Erzherzog Johann und der Herzog von Reichstadt. Drei Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 5 Thlr.

— — Friedrich der Große. 1ste Lieferung. Berlin, Janke. Hoch 4. 5 Ngr.

Müller, A., Dramatische Schriften. 1stes Bändchen. Jena, Mauke. 16. 15 Ngr.

Müller, O., Aus Petrarca's alten Tagen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 3 Thlr.

Remmersdorf, F. v., Unter den Ruinen. Ein Roman aus Roms Gegenwart. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 4 Thlr.

Neuhaus, A., Feld-Blumen. Gedichte. Colditz. 8. 10 Ngr.

Illustrirter Novellen-Almanach für 1862. Mit Originalbeiträgen von L. Mühlbach, Berndt v. Gusek, A. Schrader u. A. m. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Plitt, H., Die Brüdergemeine und die lutherische Kirche in Livland. Schutzschrift für das Diasporawerk. Eine Erwiderung auf die Schrift des Dr. Th. Harnack: „Die lutherische Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeine." Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, F. v., Vorlesungen über die alte Geschichte. Dritte, nochmals wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Ruskin, J., Der König des Goldflusses oder die schwarzen Brüder. Aus dem Englischen von A. Benson. Mit 2 Bildern. Dresden, Kuntze. 16. 6 Ngr.

Sacher-Mosoch, L. Ritter v., Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich. Zum Theil nach Urkunden des k. k. Staatsarchivs zu Wien. Leipzig, T. O. Weigel. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schottin, Louise, Aus der Märchenwelt. Mit einem Vorwort von J. Sturm. Mit Illustrationen in Buntdruck. Leipzig, Schlicke. 8. 22½ Ngr.

Schreiber, F. A. W., Otto der Erlauchte, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern. München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spitta, C. J. P., Nachgelassene geistliche Lieder. Mit des Dichters Bildniß. Leipzig, Friese. 8. 1 Thlr.

Sträter, T., Die Komposition von Shakespeare's Romeo und Julia. Drei Vorlesungen, gehalten zu Bonn. Bonn, Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Studien zur Geschichte der Aesthetik. I. Bonn, Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

Temme, J. D. H., Dunkle Wege. Schilderungen aus der Wirklichkeit. Berlin, Gerschel. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Uhde, A., Die Länder am untern Rio bravo del Norte. Geschichtliches und Erlebtes. Mit 1 Uebersichtskarte. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Lex.-8. 2 Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. (Aus seinem Nachlasse.) Erster und zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Woycke, A., Sitten- und Charakterbilder aus Polen und Lithauen. Mit biographischen Notizen. Zwei Bände. Berlin, Nicolai. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Braucht Deutschland eine Flotte? Von einem deutschen Officier. Bremen, Heyse. 8. 5 Ngr.

Kein preußisches Kleindeutschland! Programm und Aufforderung zur Bildung eines großdeutschen Vereins von einem Süddeutschen. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 4½ Ngr.

Graf Kikeriki aus Blasedow und Knickebein aus Beeskow, oder: Volk und Adel bei der Krönung und Einholung in Königsberg und Berlin. Berlin, Lassar. Br. 8. 2½ Ngr.

Manning, H. E., Der Antichrist, oder die gegenwärtige Krisis des heiligen Stuhls, im Lichte der Weissagung betrachtet. Vier Vorträge. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Geheime Unterredung zwischen Wilhelm I., König von Preußen, und Napoleon III., Kaiser der Franzosen, im Schlosse zu Compiègne am 7. Oktober 1861. Mitgetheilt nach der stenographirten Aussage der im sechsten und höchsten Grade hellsichtigen Somnambüle Gabriele, unter der Leitung ihres berühmten amerikanischen Magnetiseurs H. München, Giel. 16. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge von 1860.

Von **Wilhelm Rüstow,**

Oberst-Brigadier der italienischen Südarmee.

Zwei Theile.

Mit einem Briefe Garibaldi's in Facsimile.

8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Militärschriftsteller Wilhelm Rüstow erzählt in diesem Werke, dessen bruchstückweise Mittheilung in der Deutschen Allgemeinen Zeitung bereits Aufsehen erregte, seine eigenen Erlebnisse und Beobachtungen in dem italienischen Feldzuge Garibaldi's von 1860, in welchem er bekanntlich als ein hervorragender Führer mitwirkte. Wir treten mit ihm mitten in die italienische Bewegung ein, lernen deren politische und militärische Führer kennen und durchleben die ebenso wichtigen wie interessanten Ereignisse, in die der Verfasser selbst handelnd eingreift. Als Militär von Fach, Mann von scharfer Auffassungsgabe und unbestechlichem Urtheil liefert er eine anschauliche und belebte Schilderung des merkwürdigen Dramas, das der Kriegsgeschichte ebensowol wie der modernen Staats- und Culturgeschichte angehört. Außerdem bilden Rüstow's Memoiren die erste authentische Schilderung eines Augenzeugen und Mithandelnden über den Garibaldi'schen Feldzug und werden so nicht nur den Militär von Fach, sondern jeden Gebildeten interessiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft.

Zum Gebrauch in Handelsschulen.

Von **Wilhelm Röhrich,**

Director der Handelsschule in Gotha.

8. Geh. 10 Ngr.

Diese Schrift ist ihrer Uebersichtlichkeit wegen für den Unterricht in der Handelswissenschaft ganz besonders geeignet und zeichnet sich durch Präcision des Ausdrucks und durch Klarheit der Behandlung des Stoffs aus. Sie verdient deshalb die Beachtung aller Lehrer der Handelswissenschaft an Handelslehrlings-, Gewerbe- und Realschulen, und wird, in der Hand des Schülers, den Unterricht wesentlich erleichtern und fördern.

Ein ausführlicheres Werk desselben Verfassers über den nämlichen Gegenstand, welches den Anforderungen solcher Anstalten entspricht, in welchen den Schülern das Maß an Zeit nicht zu karg zugemessen ist, und das zugleich den Zweck hat, Kaufleuten, intelligenten Gewerbtreibenden und andern Kreisen zum Privatgebrauche zu dienen, erschien vor kurzem ebendaselbst unter dem Titel:

Abriß der Handelswissenschaft. Zur Benutzung in Handelsschulen wie zum Privatgebrauche für Kaufleute und Nichtkaufleute. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch ist von der Presse, wie von Sachkundigen überaus günstig aufgenommen und sofort nach dem Erscheinen in mehreren Anstalten eingeführt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

In zwanzig Bändchen zu 10 Ngr. 8. Geh.

Erstes Bändchen: **Das Urbild des Tartüffe.**

Lustspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage.

Zweites Bändchen: **Zopf und Schwert.**

Lustspiel in fünf Aufzügen. Fünfte Auflage.

Diese neue wohlfeile Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen, im Format und Preis sich der „Volksbibliothek deutscher Classiker" anschließend, macht dieselben dem Privatbesitze zugänglicher, da sie gegen die frühere Gesammtausgabe um mehr als die Hälfte billiger ist. Die frühern Dramen erscheinen sämmtlich in neuer Umarbeitung, zum Theil in vierten und fünften Auflagen. Außerdem enthält die Ausgabe drei Dramen mehr als die frühere Ausgabe.

Alle drei Wochen wird ein Bändchen ausgegeben. Nach Vollendung der Ausgabe behält sich die Verlagshandlung eine Erhöhung des Preises vor.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch das erste und zweite Bändchen sowie ein Prospect zu haben ist.

Literarisches Festgeschenk.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung.

Herausgegeben von

Rudolph Gottschall.

Min.-Format. 37 Bogen. **Fünfte Auflage.** Höchst elegant geb. Preis 2 Thlr.

Die geschmackvolle Auswahl dieses bewährten Aesthetikers und Dichters, wie die Fülle der besten neuern Dichtungen, macht die Beliebtheit dieser Anthologie begreiflich. Sie gehört zu den reichhaltigsten der letzten Jahre.

(Berliner Montagspost.)

Von F. A. Brockhaus in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brandegger's Kinder-Globus.

Ein 4 Zoll im Durchmesser haltender in Farben ausgeführter Erdglobus in anschaulich instructiver Weise. In den Erdtheilen sind die denselben entsprechenden Menschenrassen, Thiere und Pflanzen, auch Seeungeheuer eingezeichnet. So an die Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie sich anreihend, verbindet derselbe sinnreich und angenehm den Ernst mit dem Spiele, das Nützliche mit dem Unterhaltenden. Ein Bogen Text behandelt auf kindlich anziehende Weise das Wissenswürdigste der mathematischen und physischen Geographie und dient den Aeltern und jedem Kinderfreunde als belehrender Fingerzeig.

Preis auf polirtem Fuß mit Verpackung nur 26 Ngr., pr. Dutzend mit Rabatt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 28. November 1861.

Reisen im Orient.

1. Nach Jerusalem. Von Ludwig August Frankl. Dritter Theil. — A. u. d. T.: Aus Aegypten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegendes Buch bildet den dritten Theil der (in Nr. 9 d. Bl. f. 1859 besprochenen) Reise des Verfassers „Nach Jerusalem", kann aber auch als selbständige Schrift angesehen werden. Es liest sich vortrefflich und verdient recht viel gelesen zu werden. Zwar bringt es nicht gerade viel Neues oder Unbesprochenes, indeß weiß es doch sehr geschickt seinen Gegenstand so zu handhaben und auszuschmücken, daß er überall ganz lebensfrisch aussieht und das Interesse wach erhalten kann. Es gibt uns vorzugsweise Bilder der Gegenwart aus Aegypten und zwar in so bunten und glänzenden Farben, um sich ein großes Publikum zu gewinnen und zu erhalten. Die Erlebnisse und Wahrnehmungen auf der Reise werden gut beschrieben, bilden jedoch noch lange nicht den Hauptzweck des Buchs, sondern dienen ihm nur zur Grundlage, zur Veranlassung einer viel weiter gehenden Unterhaltung. So erscheint das Buch als das Erzeugniß eines kenntnißreichen, viel gereisten Mannes, der gern erzählt, gut erzählt und viel zu erzählen weiß, der eine leicht entzündliche Phantasie besitzt, womit er selbst das Alltägliche poetisch auszuschmücken versteht. Daher kommt es denn auch, daß das Buch manches enthält, was nicht eigentlich Aegypten selbst angeht, und es mag darin der Grund liegen, weshalb der Verfasser seinem Werke den Titel „Aus Aegypten" gegeben hat. Es ist eine aus Aegypten geholte, aber in der Heimat gezogene und künstlich behandelte Pflanze, welcher mit feinem Takt recht viel Aeußeres gegeben ist, damit sie imponirt und gefällt.

Die Reise beginnt mit einer Ueberfahrt von Jaffa nach Alexandrien. Hier bildet eine Beschreibung des Seelebens überhaupt die Grundlage der Unterhaltung, in welche denn allerlei Reflexionen über Meeresgrün und Himmelsbläue, Sonnenauf- und Sonnenuntergang, über ägyptische Finsterniß, Albuquerque, über den Nil, Moses und Aegypten eingeflochten sind. Das bunte, aufregende Gewühl des Weltverkehrs in Alexandrien ist sehr gut zur Anschauung gebracht, ebenso auch die Ueberfahrt nach Kairo auf der Eisenbahn. Man schenkt hier dem Verfasser gern seine Aufmerksamkeit, wenn er von der Beherrschung der Wüste durch diese ebenso kühn als zuverlässig und zweckmäßig angelegte Kunststraße, von den daranliegenden Dörfern mit ihren Bewohnern, von den ägyptischen Reitern und andern Gestalten und Gruppen erzählt, welche sich während der Reise seiner Beobachtung darboten. Kairo machte nicht den bezaubernden Eindruck auf den Verfasser, welchen die vielen hochgespannten Beschreibungen anderer ihn erwarten ließen, er meint aber, dies sei daher gekommen, daß er in Smyrna, Konstantinopel, Jerusalem u. s. w. eine ganz ähnliche Welt erschaut und bewundert habe. Doch weiß er sich bald in den Zustand zu versetzen, als sei ihm alles ganz neu. Er ruft aus:

Wie fremd uns die Häuser anstarren! Alle Pforten sind geschlossen, es ist der schönste Spitzbogenstil, der sie überwölbt. Die Fenster haben statt zerbrechlicher Scheiben filigranartig durchschnittene Läden, es sind Brüsseler Spitzen aus Holz und hinter ihnen verborgen die Geheimnisse des Harems. Das Haus selbst, wenn es auch in offener, belebter Straße steht, ist eine unzugängliche Festung, und statt einer Kanone aus einer Schießscharte ist an manchen ein ausgebälgtes Krokodil als Wächter an Ketten aufgehängt. Ein Zug Kameele zwingt uns an die Wand des Hauses zu drücken, um von ihnen nicht zertreten zu werden, denn die Straße ist schmal und das plumpe Thier weicht nicht aus. Ein kleines Eselchen führt den Zug an, die Kameele, zwanzig an der Zahl, schreiten, durch einen Strick miteinander verbunden, eins hinter dem andern besonnen ruhig daher. Der Kameeltreiber, eine blaue Schwimmhose um die Lenden, einen weißen Turban ums Haupt, rothe Pantoffeln an den Füßen, sonst nackt, reitet entlang dem Zug, bald vor bald nach, was ihn nicht stört aus einer langen Pfeife zu rauchen. — Der Zug ist vorüber und unsere Phantasie ist thätig, um sich all die Kostbarkeiten Indiens vorzuzaubern, welche diese Kameele, von Suez kommend, tragen. Wir kommen in breitere Straßen, links und rechts sind Buden, in denen die kostbarsten Waaren, Waffen, Gewänder, Teppiche, Perlen, Korallen, Muscheln, Tiger- und Löwen-, Hyänen- und Gazellenfelle, Nasenringe und Elfenbein, bunte Pferdegezieme und Kameelsättel verkauft werden. Die Kaufleute sitzen in den Buden mit gekreuzten Beinen, sie neigen und beugen sich, wenn sie eben unbeschäftigt in dem Koran lesen,

wie die Juden beim Gebet; oder sie rauchen aus einem weit vor ihnen hingestellten Nargileh, an dem ein dünner, drahtumwundener Saffianschlauch wie eine rothe, schimmernde Schlange angebracht ist. Ein kleines Kohlenbecken steht im Hintergrunde der Bude, eine Kanne mit Wasser darüber, um den Käufer gleich mit frischem Kaffee zu bewirthen. Dabei geschieht es, daß der Kaufmann dem Käufer auch die Pfeife vom Munde weg freundlich reicht. Manche der Kaufleute, die eben nicht beten oder nicht rauchen oder nicht mit Käufern beschäftigt sind, geben sich, von der Glut des Tags ermattet, dem Schlafe hin, während ein Knabe gewöhnlich den Laden bewacht.

Zwischen diesen Handelsbuden gibt es auch andere für das Handwerk, worin aber das Geschäft bei weitem nicht mit der Rührigkeit des europäischen Geschäftsmannes betrieben wird. Die Buden sind mit Strohmatten als Schutz gegen die Sonne überdeckt, überhaupt herrscht in ihnen ein schattiges Halbdunkel, welches den Käufer zum Eintritt einladet. Der Verfasser sah auch zwei tief verschleierte Damen auf schneeweißen Eseln vorbeireiten, an denen ihm auffiel, daß sie die Leitung der Saumthiere ganz ihren Eunuchen überließen, während sie, mit beiden Händen ihren Mantel haltend, frei sitzend sich führen ließen. Er schildert dann auch die mit langen blauen Hemden angethanen Fellahweiber, welche zigeunerähnlich, von der Sonne verbrannt und von der Hitze erschöpft einherschreiten:

Die Augen sind schwarz geschminkt und ein silberner Nasenring gibt einer solchen Frau den Eindruck des Wild-Barbarischen. Ein schmuzig-weißer Schleier hängt an der Stirne befestigt nachlässig den Rücken herab, denn sie kann ihn nicht mit den Händen vor das Gesicht ziehen, weil sie auf dem Kopfe einen Korb trägt, den sie mit beiden Armen festhält, was der ganzen Gestalt das Ansehen eines zweihenkeligen Krugs gibt. Manches dieser Weiber läßt ihr Kind auf der Schulter rittlings sitzen, dasselbe ist meist völlig nackt. Zuweilen kauert eine solche Gestalt auf dem Boden und gibt dem nicht selten schon zwei- auch dreijährigen Kinde zu trinken.... Keine Mutter im Orient würde, die reichste nicht, ihr Kind einer Amme übergeben; jede ist zu eifersüchtig auf das Lächeln, auf das Kennen, auf das sich nähernde Glück ihres Kindes, als daß sie all das einer bezahlten Amme gönnen sollte!

So fährt der Verfasser fort sein Bild immer specieller mit ansprechenden Farben auszumalen, bis das Ganze wie belebt vor dem Leser steht.

Kairo bildet den Centralpunkt der ganzen Reise. Von hier aus werden dann vielfache Ausflüge nach Heliopolis, Schubra, nach den Pyramiden, nach Suez u. s. w. gemacht, von denen aber der Rückkehrpunkt immer wieder Kairo war, sodaß der Verfasser sich hier eine Art Heimat in der Fremde auserwählt hatte. Daher kommt es denn, daß er uns über recht viele Lebensbeziehungen dieses Ortes specielleren Aufschluß geben kann, als es die meisten andern Reisenden im Stande waren. Hierzu gehört unter anderm die Beschreibung der ägyptischen Romanerzähler, von deren Leistungen sogar viele interessante Proben gegeben werden. An einem Freitage ritt der Verfasser in Gesellschaft einiger Gefährten nach Alt-Kairo, um das seltsame Schauspiel der tanzenden Derwische zu sehen, wozu weder in Konstantinopel, noch in Skutari oder in Damascus eine Gelegenheit gewesen war.

Wir traten in einen mit Strohmatten belegten Hofraum des Klosters, in dessen Hintergrunde 21 Derwische mit gekreuzten Beinen saßen. Sie unterschieden sich in ihrem Anzuge nur durch die Kopfbedeckung. Einige trugen einen grünen, andere einen weißen Turban, noch andere hellblaue Mützen, wie Zuckerhüte, denen die Spitze abgeschnitten ist. Durch die Kopfbedeckung unterscheiden sich die mannichfachen Orden der Derwische. Eine Anzahl verschleierter Frauen und ihre Kinder, die von Negersklavinnen getragen oder an der Hand gehalten wurden, die letztern ohne Schleier, saßen den Derwischen gegenüber auf dem Boden. Eine immer größere Anzahl von Männern fand sich ein, unter denen uns Fremden in höflichster Weise Platz gemacht wurde. Wir saßen alle entlang den Wänden auf zerrissenen Teppichen; die ägyptischen Männer und Frauen mit gekreuzten Beinen. Nachdem wir längere Zeit gewartet hatten, während welcher die Versammlung sich laut sprechend unterhielt, erhoben sich die Derwische, bildeten sich mit ausgestreckten Händen fassend einen Kreis und bewegten sich, mit dem rechten Fuße austretend, in dem sie ununterbrochen „Allah! Allah!“ riefen. Bei jedem Schritte hielten sie inne und verbeugten sich. Nachdem der Kreis sich eine Zeit lang so bewegt hatte, trat ein Derwisch aus der Kette mitten in denselben. Seine Arme horizontal ausstreckend, fing auch er an sich um sich selbst zu drehen, doch in einer entgegengesetzten Richtung des Kreises, und fiel in den Chor „Allah! Allah!“ ein. Seine Bewegungen wurden immer heftiger, bis er sich wie ein Kreisel schwang, aber auch die der Derwische im Kreise nahmen ein rascheres Tempo an, indem die Männer mit dem rechten Fuße statt zu schreiten zu springen begannen und fort und fort immer lauter „Allah! Allah!“ schreiend sich verbeugten.

Nach etwa acht Minuten trat der Centrum-Derwisch wieder in die Kette und sieben andere bildeten einen innern Kreis, während die übrigen zweimal sieben den äußern ausmachten. Der kreisende Rundtanz und die Anrufung Allah's blieb dasselbe. Diese wunderliche Gottesverehrung der Moslemiten bringt der Verfasser in Vergleich mit den überspannten christlichen Säulenheiligen früherer Jahrhunderte, die damit ein gottgefälliges Leben zu führen meinten, wenn sie dasselbe stehend auf einer Säule zubrachten; oder er vergleicht sie auch mit den betenden Juden, die ohne heftige Körperbewegungen ihr Gebet für nicht inbrünstig genug halten. Die Moslemim haben sich daran gewöhnt, in den Bewegungen der Derwische eine symbolisch ausgedrückte fromme That zu erkennen, an der sie geistig theilnehmen.

Das berühmte Fest des Durchstechens des Nildammes hat der Verfasser nicht mehr mitmachen können, obgleich der Fluß gerade um die Zeit seines Dortseins die normale Höhe schon erreicht hatte. Er sah die kegelförmige Erdsäule, die „Aruseh“ oder Braut des Nil, schon errichtet, welche jetzt sinnbildlich alljährlich dem Flusse geopfert wird, während früher wirklich eine Jungfrau ins Wasser gestürzt wurde, um dasselbe dem Lande und den Menschen freundlich zu stimmen. Der Verfasser erzählt:

Es war zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch den arabischen Feldherrn Amr' Ibn 'Eld's, daß diesem gesagt wurde, es sei bei den Aegyptern die Sitte, zur Zeit wo der Nil steige, eine reichgeschmückte Jungfrau als Opfer in das Wasser zu werfen, um eine fruchtbare Ueberschwemmung zu erhalten. Man sagt, daß Amr' diese barbarische Sitte abgestellt habe. Infolge dieser Aufhebung stieg der Nil drei Monate nach der gewöhnlichen Frist noch immer nicht. Das Volk war sehr bestürzt und fürchtete Hungersnoth. Demzufolge schrieb Amr' dem Khalifen, was er gethan und welche Folgen daraus entsprungen waren. Omar

beantwortete diesen Brief, sprach seinen Beifall dem Amr' aus und gab demselben den Auftrag, ein Briefchen, welches in seinem Schreiben eingeschlossen war, in den Nil zu werfen. Der Brief war folgenden Inhalts: „Von Ald Allah Omar, Fürsten der Gläubigen, an den Nil Aegyptens! — Wenn du aus eigenem Willen fließest, dann fließe nicht, wenn dich aber der einzige mächtige Gott fließen läßt, so flehen wir zu Gott dem Mächtigen, daß er dich fließen lasse." Amr' erfüllte den Befehl des Khalifen und man erzählt, daß in derselben Nacht der Nil 16 Ellen stieg.

Die Durchstechung des Nildammes muß von den Todtengräbern Kairos ausgeführt werden und dies sind Juden, welche von Jahr zu Jahr wechseln. Der Verfasser meint, daß dies noch ein letzter Rest des Sklaventhums und des Frondienstes der Juden seit der Pharaonenzeit sei. Jetzt schone man wenigstens den Glauben der Juden, denn wenn die Arbeit auf einen Samstag fällt, so können sie sich von der Arbeit loskaufen, freilich aber nur um sehr hohen Preis. Bei dieser Gelegenheit wird auch die Judensage sehr ausführlich besprochen, daß mit den vier Jahreswechseln ein Blutstropfen vom Himmel in den Fluß falle, wodurch die bösartigen Krankheiten entständen. Das führt den Verfasser auf den Religionsstifter und Gesetzgeber der Juden, und es werden nicht weniger denn siebzehn Legenden von Moses mitgetheilt, welche allerdings sehr interessant zu lesen sind, aber doch eigentlich gar nicht zur Reise selbst gehören. Bei der Rückkehr nach Alexandrien theilt der Verfasser in ähnlicher Weise vier Alexandersagen mit. Ueber die Judengemeinden im Orient hat der Verfasser sehr ausführliche Forschungen angestellt und zur Mittheilung gebracht. In dieser Hinsicht besitzt das Buch noch ein ganz besonderes Interesse. Der Verfasser ist selbst Jude und zwar ein recht aufgeklärter mit einem warmen Herzen für seinen Glauben.

Am Schlusse der Reise erhandelt der Verfasser einen schwarzen Sklavenknaben, Musa, den er mit nach Wien nimmt. Diesem Knaben wird viel Aufmerksamkeit geschenkt, seine ihm angeborene wilde Natur bietet aber allen aufgebotenen Bestrebungen Trotz, aus ihm einen civilisirten Menschen zu erziehen, sodaß sich der Verfasser zuletzt genöthigt sieht, ihn wieder wegzugeben. Uebrigens hat aber der Knabe in kurzer Zeit so viel Deutsch gelernt, daß er im Stande ist, eine kurze Lebensbeschreibung von sich zu geben und dies benutzt der Verfasser zu einer Autobiographie des unglücklichen Menschen und zur Mittheilung von Märchen in gebrochenem Deutsch, wie er überhaupt jede Gelegenheit wahrnimmt, seine Leser angenehm zu unterhalten.

2. Das Boot und die Karavane, eine Familienreise durch Aegypten, Palästina und Syrien. Nach der fünften Auflage zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von E. A. W. Himly. Mit fünf Abbildungen. Leipzig, Schlicke. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

In diesem Buche herrscht eine gemüthliche Ruhe, ein stiller, friedlicher Sinn und eine fortwährend wach erhaltene Aufmerksamkeit für Volk und Land, für Natur und Kunst aller berühmten Plätze, durch welche sich die Reise hindurchzieht. Es redet eine anspruchslose, einfache Sprache, vermeidet alle Umschweife und Abschweifungen und will nirgends mehr scheinen, als es wirklich ist. Dadurch kommt es denn auch, daß man dasselbe recht lieb gewinnt und ihm Gutes wünscht, wie einem treubewährten alten Freunde. Aus diesem Grunde machen wir unsere Leser ganz besonders darauf aufmerksam. Es ist ein sehr empfehlenswerthes, lehrreiches Buch.

Aus der Vorrede ersieht man, daß die Schrift eigentlich für die reifere, gebildete Jugend bestimmt ist. Dafür paßt sie nun auch vortrefflich, aber durchaus nicht ausschließlich. Sie gehört in die Rubrik der populären Werke, welche einen reichen Schatz von Belehrungen in sich schließen, wofür sich jung und alt, Frau und Mann gleich lebhaft interessiren, und ist somit ganz dazu geeignet, ein Liebling der gebildeten Familien zu werden. In England hat man diesen Werth auch schon längst erkannt und zu würdigen gewußt; in Deutschland wird dies hoffentlich nun auch nicht fehlen, da Himly das Buch mit ebenso großer Vorliebe als Geschicklichkeit und Fleiß in unsere Muttersprache übertragen hat.

Der ungekannte Verfasser nennt sich in dem Buche Dalton. Er mit seiner Frau, einer erwachsenen Tochter und einem jüngern Sohne machen die Reise zur Erholung und Belehrung. Der Vater wird als reicher Kaufmann aus London bezeichnet, der sein Geschäft verkauft hat und sich nicht gut in die geschäftslose Ruhe hineingewöhnen kann. Auf den Rath des Arztes begibt er sich mit seiner Familie auf Reisen, zuerst nach Italien, dann auf den Vorschlag eines Freundes auch nach dem Gelobten Lande. Diese Einleitung besitzt ganz das Gepräge einer buchstäblichen Wahrheit, obgleich man am Ende des Buchs doch auch einige Zweifel nicht gut unterdrücken kann, denn es herrscht in dem Ganzen ein gründlich gebildeter Geist, der nichts weniger als an den eines in Geschäften reich gewordenen Kaufmanns erinnert. Mag dem aber auch sein, wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß das Buch für jeden gebildeten Leser den richtigen Ton angibt und nirgends die Seite zu hoch oder zu niedrig spannt.

Die Reise geht von London über Paris nach Neapel. Hier trifft der Verfasser mit dem Major Scott, einem alten Freunde, zusammen, der den größten Theil seines Lebens in Indien verlebt hat und in dem Verfasser die Lust zur Fortsetzung der Reise nach Oberägypten und nach Syrien erweckt. Der Plan ist rasch fertig. Man macht erst noch einen Abstecher nach Messina, Catania, Syrakus, Malta und fährt dann rasch nach Alexandrien hinüber. Hier wird über sehr viel Sehenswerthes Bericht erstattet. Durch einen deutschen Reisegefährten erhalten sie auch Gelegenheit, das Innere des Palastes des Paschas in Augenschein zu nehmen. Unser Verfasser erzählt:

Ein kurzer Ritt brachte uns zu den Thoren des Palastes. Wir traten in einen großen, offenen Raum und ritten durch eine Allee von Bäumen, welche durch ihr kränkliches und kümmerliches Aussehen beweisen, daß sie nur schlecht die Hitze des ägyptischen Klimas ertragen. An der äußern Seite war des Paschas Harem, ein einfaches, sogar häßliches Gebäude, jedes Fenster durch Gitterwerk von unangestrichenem Holze verwahrt. Das Aeußere des Palastes macht keine Ansprüche auf architektonische Schönheit. Kaum war aber die Gesellschaft zugelassen, als sie durch die

Eleganz und Kostbarkeit der großen Treppe in Erstaunen gesetzt wurde, sowie durch die lang sich erstreckende prächtige Reihe Zimmer, durch die sie geführt wurden. Der Fußboden war aus allen möglichen schön eingelegten Holzarten zusammengesetzt und spiegelblank polirt. Die meisten Wände waren mit Seidentapeten behangen und von üppigen Divans umgeben. Ein großes Zimmer von achteckiger Form, mit Fenstern von gemaltem Glase und einer schönen Ansicht der Stadt und des Hafens erregte im hohen Grade die Bewunderung der Besucher. In ihm waren kostbare Geschenke von beinahe jedem Fürsten Europas aufgestellt. Sogar der Papst hatte ein prächtiges Exemplar römischer Mosaik beigetragen. Das Speisezimmer ist in englischem Geschmacke eingerichtet, mit einem großen Mahagonitische und Stühlen von demselben Holze. Die Besucher erfuhren, daß der Pascha ab und zu auf europäische Weise zu Tische sitze. Durch den ganzen Palast hindurch ist eine sonderbare Mischung von europäischer und orientalischer Verzierung und Möblirung, aber der Eindruck im ganzen ist sehr imponirend. Eine französische Stutzuhr von keinem großen Werthe, welche auf dem Kamingesimse stand, wurde aufgezogen, damit wir eine Vorstellung von einer Locomotive und einigen Dampfwagen in Bewegung bekämen. Dieser erbärmliche Tand wurde offenbar als ein Wunder der Kunst betrachtet und triumphirend als eine große Merkwürdigkeit gezeigt. Das größte Zimmer, eine Audienzhalle, wurde nicht gezeigt, da es in Unordnung und Reparatur war. Ein heftiger Regen war kürzlich durch die Decke gekommen und hatte ihr sehr geschadet. Der ganze Palast ist von sehr schwachem Material gebaut und würde die Strenge eines nordischen Klimas schlecht ertragen.

Nach der Heimkehr von diesem Ausfluge war der Verfasser mit seiner Familie bei einem englischen Kaufmann zu Gaste, der schon seit einer Reihe von Jahren zu Alexandrien wohnte. Hier erfuhren sie, daß man angefangen habe, eine englische Kirche zu bauen. Für die Katholiken hatte man schon früher gesorgt.

Bei Tisch lernten sie eine Dame kennen, welche von Kairo zurückgekehrt war, wo sie die Hochzeit der Tochter des Paschas mitgemacht hatte. Die Festlichkeiten hätten, erzählte sie, eine ganze Woche gedauert und seien von der größten Pracht gewesen. Die Dame gab mit großer Lebhaftigkeit eine genaue Schilderung der Frauenanzüge. Am ersten Tage sei die Braut fast erdrückt von dem Gewichte der Diamanten und andern Juwelen, während der andern Tage dagegen sehr einfach angezogen gewesen. Die äußern Freuden hätten wenig Wirkung auf die Braut gehabt; sie habe vielmehr ernst und kummervoll ausgesehen. Es sei auch die Rede davon gewesen, daß sie ihren Vater dringend gebeten habe, sie nicht mit dem Manne zu vermählen, den er für sie ausgesucht habe. Der Pascha hätte aber den Wunsch der Tochter nicht erfüllen können, da die Vorbereitungen zur Hochzeit schon zu weit gediehen seien. Wenn ihr aber der Mann gar nicht gefiele, so könne sie sich am Tage nach der Hochzeit wieder von ihm scheiden lassen; die Hochzeit müsse aber erst vollzogen sein.

Die Reise geht nun nach Kairo, von hier auf dem Nil hinauf bis zu seinem ersten Katarakt bei Assuan und dann auf demselben Wege zurück bis Kairo. Bei der Hinreise blieben die berühmten Alterthümer ganz unbeachtet, man besah und besprach die Natur und das Leben der Gegenwart, dagegen war die Rückreise ausschließlich den großartigen Ueberresten einer längst erstorbenen Civilisation gewidmet. Was nun diesen zweiten Punkt betrifft, so bespricht der Verfasser die Gegenstände mit so viel Sachkenntniß, daß man wirklich auf die Vermuthung kommt, derselbe müsse wol ein Alterthumsforscher von Fach sein. Wir wollen die Familie auf einem kleinen Ausfluge nach Medinet Abu begleiten. Sie kamen zuerst zu den beiden kolossalen Statuen, welche in einsamer Majestät in der Mitte einer Ebene sitzen. Der Verfasser berichtet:

Sie werden gewöhnlich die beiden Memnons genannt, von den Arabern Dama und Schama benannt; aber Champollion zufolge, der die an den Seiten eingehauenen Hieroglyphen entziffert hat, stellen sie König Amenophis vor, der sie vor einem prachtvollen Gebäude aufstellte, das er in Theben etwa siebzehn Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung erbaut hatte. Ihre Höhe ist mehr als 60 Fuß. Sie sind aus einem einzigen Blocke grauen Sandsteins gemacht, der aus den Steinbrüchen der Thebaide hergebracht war. Eine dieser Statuen erweckte die Verwunderung der Alten dadurch, daß sie bei Sonnenaufgang musikalische Töne von sich gab. Viel ist darüber gestritten, das merkwürdige Phänomen zu erklären, aber durch die Nachforschungen ist nichts Genügendes ermittelt worden. Die Thatsache selbst ist nicht zu bezweifeln, denn die Statue ist mit zahlreichen lateinischen und griechischen Inschriften bedeckt, die den Besuch ausgezeichneter Personen berichten, welche bezeugen, sie hätten die Musik gehört. Unter ihnen ist der Name des Kaisers Hadrianus. Der obere Theil der Figur war abgebrochen und lag einige Jahrhunderte lang vor ihr. Es ward allgemein angenommen, daß sie auf Kambyses' Befehl verstümmelt wurde; es ist aber einiger Grund vorhanden zu glauben, daß es das Resultat eines Erdbebens 27 v. Chr. war, welches auch zu der Verwüstung der thebanischen Tempel beigetragen haben mag. Die musikalischen Kräfte der Statue wurden jedoch nicht beeinträchtigt, noch hörte sie auf, bis die Figur zu ihrer ursprünglichen Form durch Septimius Severus wiederhergestellt wurde. Einige glauben, die Töne wurden durch die Einwirkung der Priester hervorgebracht, andere, daß sie durch die Wirkung der Sonnenstrahlen auf den Stein entstanden seien, wenn derselbe durch den Nachtthau befeuchtet war. Vielleicht bekam sie ihren Namen Memnon, welcher der Sohn des Tithon und der Aurora gewesen sein soll, wegen des Glaubens, daß sie ihre Mutter bei Tagesanbruch grüße. Weibliche Figuren sind zu den Seiten beider Figuren ausgehauen; sie sehen vergleichungsweise winzig aus, haben aber dreimal die natürliche Höhe.

Während dieser Untersuchung waren Dorfbewohner mit allerlei Antiquitäten herbeigekommen, welche sie mit großer Zudringlichkeit zum Verkaufe anboten. Der Ankauf einer noch unverletzten Mumie war beabsichtigt, konnte aber nicht erreicht werden und es wird bei der Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, wie ungemein verschmitzt man den Betrug zu verstecken sucht.

Bei der Rückkehr nach Kairo wird einige Zeit halt gemacht, um alle Merkwürdigkeiten dieses Ortes in Augenschein zu nehmen. Von hier geht die Reise nach Syrien. In Jerusalem ist der Besuch des Heiligen Grabes näher beschrieben. Der Verfasser erzählt:

Die enge Straße, durch die wir zu gehen hatten, war beinahe versperrt durch Haufen von Apfelsinen, Datteln, Eiern, Zwiebeln und Brot, die auf der Erde lagen, während Schwärme von Pilgern aus allen Ländern und in allen möglichen Kleidungen damit beschäftigt waren entweder Einkäufe zu machen oder langsam vorwärts zu gehen. Dann wandten wir uns einen Hof hinab, der von kleinen Läden der Verkäufer von Rosenkränzen, Crucifixen, Amuleten, geschnitzten Muscheln u. s. w. umgeben war, und nachdem wir einige Stufen hinabgestiegen, kamen wir an eine niedrige, nicht mehr als fünf Fuß hohe enge Thür. Hier bestrebte sich eine dichte Masse Volks Eintritt zu erlangen.

Dimarch (der Dolmetscher und Führer) drängte sich vor, indem er „Guarda! — Guarda!" rief, und mit Hülfe seines sanft angewandten Kurbasch bahnte er sich einen Durchgang durch den Haufen. Nachdem wir eine Treppe betreten und hinabgestiegen waren, fanden wir uns in einem mit Marmor gepflasterten Hofraum. Eine Seite wurde von der Façade der Kirche begrenzt, welche gut erhalten ist und ein sehr malerisches Ansehen hat, obgleich sie nicht sehr groß ist. In einer Ecke war der Eingang; er war verschlossen, und eine doppelte Linie von Soldaten bildete eine quer über den Hof führende Gasse. Sie warten auf die Ankunft des türkischen Gouverneurs und seiner Beamten. Der übrige Hof war durch eine Menge von Pilgern eingenommen, die die Zeit damit hinbrachten, Rosenkränze und Kreuze zu kaufen, welche in großer Menge auf dem Pflaster umherlagen. Ungeheuere Massen dieser heiligen Spielzeuge werden während des Festes verkauft, um als geschätzte Reliquien nach allen Theilen Europas und Asiens gebracht zu werden. In kurzer Zeit kam der Gouverneur an und nahm seinen Sitz in einer Nische gerade innerhalb der Eingangsthür, während die Soldaten in jedem Theile der Kirche die Wache bezogen, um die Pilger in Ordnung zu halten. Die Nothwendigkeit solcher Vorsichtsmaßregeln ist durch die Erfahrung bewiesen, da nicht selten Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Sekten entstehen, die zuweilen von tödlichen Folgen gewesen sind.

Vor dem Weitergehen wird eine gedrängte Geschichte von dem Gebäude gegeben. Der erste Gegenstand, welcher bei dem Eintreten die Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine sechs Fuß lange und drei Fuß breite, wenig über den Boden erhobene, mit großen Wachslichtern besetzte Platte. Jeder Pilger kniete davor nieder und küßte sie. Man nennt sie „den Stein der Salbung". Sie ist aber nur der Deckel einer andern Steinplatte, auf welcher unser gestorbener Heiland gesalbt sein soll. Daneben ist ein von einem eisernen Geländer umschlossener Raum, auf welchem Mutter Maria gesessen hat, während die Vorbereitungen zum Begräbniß gemacht wurden. Jetzt betraten sie den Raum des Gebäudes, der den Namen des Heiligen Grabes führte.

Er ist kreisrund von Gestalt und von einer großen Kuppel bedeckt, um welche herum eine Galerie ist. Im Mittelpunkte ist eine kleine von Marmor erbaute Kapelle, in welcher die Pilger, nachdem sie zuerst ihre Schuhe abgelegt, eifrig hineingingen. Mit einiger Schwierigkeit bahnte ich mir und meinen Kindern einen Weg ins Innere, und befanden wir uns bald in einer kleinen Kammer, die durch viele von der Decke herabhängende Silberlampen erhellt war. Ein Mönch stand am andern Ende, um unser Opfer in Empfang zu nehmen. Zur Rechten war, die ganze eine Seite einnehmend und beinahe den ganzen Raum der Kapelle, etwas, das wir nicht besser beschreiben können, als indem wir sagen, daß es von Gestalt einem sehr großen und sehr langen Kasten glich, welcher etwa drei Fuß hoch dastand, und daß er aus Platten von weißem, vor Alter gelbem Marmor verfertigt war. Einige behaupten, daß dies das wirkliche Grab, während andere betroffen durch die Unwahrscheinlichkeit sagen, daß es nur der Deckel des in den Felsen ausgehauenen sei, in welches unser Heiland gelegt worden. Indem wir uns neben den Mönch stellten, ließen wir so viel Platz als möglich für die Pilger, welche dem Marmor einen eiligen Kuß gaben, ihn ehrerbietig mit der Stirn berührten, ein kleines Opfer an Geld auf einen Teller legten und verschwanden. Ein kleines Vorzimmer, durch das wir bei dem Verlassen der Kapelle hindurchgingen, soll mit dem Steine, der von dem Grabe hinweggewälzt war, gepflastert sein.

Dies mag genügen, unser gleich zu Anfang unserer Besprechung dieses Buches aufgestelltes Urtheil zu bewahrheiten. Hoffentlich wird bei unsern Lesern die Neigung erwacht sein, das Buch selbst zu lesen. Damit wäre denn aber auch der Hauptzweck unsers Berichts erreicht.

3. Wilbrand's von Oldenburg Reise nach Palästina und Kleinasien, lateinisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Verfassers herausgegeben von J. C. M. Laurent. Hamburg. 1859. Gr. 4. 20 Ngr.

Bei diesem Werk ist vor allem der große Fleiß zu rühmen, den der gelehrte Herausgeber darauf verwandt hat. Doch möchte das Buch wol nur einen sehr kleinen Kreis von Lesern für sich gewinnen; denn es macht einen recht alterthümlichen Eindruck und sieht gar nicht aus, als wenn es ein Erzeugniß für die Gegenwart wäre. Eigentlich gehört es auch der Literatur der Programme der lateinischen Schulen an. Abgesehen aber von der steifen Zopfform enthält das Werk recht vieles, was für die Historiker von Wichtigkeit ist. Es liefert Material, welches eine lebensfrische Feder recht gut benutzen könnte zu einem Werke, wofür sich ein großes, gebildetes Publikum lebhaft interessiren dürfte.

Wilbrand von Oldenburg gehört einem alten berühmten Geschlechte an, welches dem oldenburgischen Volke die Herrscher gegeben hat. Er ist in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts geboren, und unternahm die in Rede stehende Reise im Auftrage des Kaisers Otto IV., um die Städte an der Küste des Mittelmeers zu befestigen. Sein Aufenthalt im Heiligen Lande fällt in die Jahre 1211, 1212 und folgende. Die Rückkehr ist nicht genau anzugeben, denn es fehlt das Ende der Reisebeschreibung.

Die Art der Darstellung lernt man am besten durch eine Probe der Beschreibung selbst kennen, wir geben daher etwas von dem Anfange:

Nach manchen Gefahren also und nach manchen Qualen, welche wir sechs Wochen lang zur See erduldet hatten, kamen wir im zwölfhundertelften Jahre der Fleischwerdung unsers Herrn, im dritten Jahre der Weihe des glorreichen Königs der Römer, Otto's, im dreizehnten des Oberpriesterthums des Herrn Papstes Innocentius III., am 25. August zu Naction, oder, wie das Volk sagt, zu Algers an. Dies ist eine tüchtige, starke Stadt am Meeresufer, und zwar so gelegen, daß, während sie selbst ihrem Umfange nach ein Viereck bildet, zwei ihrer Seiten in Form eines Winkels vom Meere umgeben und geschützt sind. Die beiden andern Seiten werden von einem tüchtigen breiten Graben, welcher von Grund aus aufgemauert ist, und außerdem von einer mit Thürmen versehenen Doppelmauer in schöner Anordnung begrenzt. . . . Die Stadt hat einen guten sichern Hafen, den ein schöner Thurm schützt, in welchem einst von den irrgläubigen Heiden der Gott der Fliegen, welchen wir Beelzebub nennen, sie aber heißen ihn Accaron, verehrt wurde, woher die Stadt auch selbst Karon oder Akaron genannt wurde. Seitdem diese Festung nach dem Verlust des Heiligen Landes von den Unserigen mit großer Anstrengung wieder erobert ist, hat sie als getreue Tochter die Hinterbliebenen ihrer Mutter, der heiligen Jerusalem, nämlich den heiligen Patriarchen, den Herrn König, die Templer und andere Geistliche, Bischöfe und Aebte in ihre Pflege und Obhut genommen. . . . .

Als Schluß werden noch viele gelehrte Noten des Herausgebers gebracht, welche ganz vorzugsweise Aufschluß über alte und neue Benennung der Orte geben und auch zur historisch richtigen Deutung behülflich sind.

4. Von Darmstadt nach Ostindien. Erlebnisse und Abenteuer eines Musikers auf der Reise durch Arabien nach Lahore. Die denkwürdigen Ereignisse der letzten Jahre nach seinem Tagebuch wahrheitsgetreu geschildert von A. Anton. Darmstadt, Küchler. 1860. Gr. 8. 12½ Ngr.

Es ist dies eine ganz kurz beschriebene sogenannte „Ueberlandreise", auf der erlebt ist, was tausend und abertausend andere schon beschrieben haben. Daß der Verfasser ein Musiker ist, hat wenig oder gar keinen Einfluß auf das Ganze. Nur darin besitzt das Büchelchen eine besonders interessante Seite, daß der Verfasser die großartigen Kämpfe zur Unterdrückung des indischen Aufstandes mit erlebt hat. Aber auch dies ist von vielen andern Federn viel befriedigender ausgemalt worden. Das Büchelchen liest sich übrigens ganz gut. Der Verfasser erzählt seine Erlebnisse ganz anspruchslos schlicht und gerade und hat ein Interesse für alles, was nicht so ist wie in der Heimat. Die Schrift macht dadurch, daß sie nirgends mehr scheinen will, als sie wirklich ist, überall einen gewinnenden Eindruck auf ihre Leser.

Heinrich Birnbaum.

Heinrich Koenig's Selbstbiographie.

1. Auch eine Jugend. Erinnerungen und Bekenntnisse. Von Heinrich Koenig. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse. Von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der hervorragende Reiz, welchen die Memoirenliteratur auf die verschiedensten Schichten der Lesewelt ausübt, beruht jedenfalls großentheils auf der ansprechenden Vereinigung subjectiven Interesses, welches die Lebensgänge des Erzählenden hervorrufen, mit dem objectiven für die Weltereignisse, welche sein Leben bestimmend bilden. Das erstere stützt sich auf die edelste Wißbegierde des Menschen: der eigentliche Gegenstand der Forschung für den Menschen ist der Mensch. Und wirklich finden wir, daß Menschen, welche ihrer Bildungsstufe und der darauf beruhenden Neigung nach aller Theorie fern stehen und wie den Namen so den Begriff psychologischer Beobachtung nicht kennen, doch mit gespanntester Aufmerksamkeit der innern und äußern Entwickelungsgeschichte eines andern irgendwie hervorragenden Menschen nachgehen.

Das objective Interesse aber für die Weltereignisse findet nirgends so reiche Nahrung, als wenn es sich an das Schicksal eines einzelnen anschließt, an dem wir gleichsam unsere politischen und socialen Witterungsbeobachtungen anzustellen im Stande sind. Das große Ganze ist oft zu überwältigend, oft unklar und verwirrend: da gibt uns das Schicksal des einen Individuums, welches wir mit den geschichtlich gegebenen Bedingungen ringen, vorwärts kommen, zurückgeworfen werden, untergehen und wieder auftauchen sehen, einen Ariadnefaden in die Hand, der uns durch das Labyrinth des Geschichtlichen hindurchleitet.

Aber doch stellt das Vorige den Reiz der Memoiren nicht in das richtige Licht: denn alles das Gesagte und die beiden Arten von Interesse, auf welchen wir die Vorliebe für diese Gattung der Literatur beruhen glaubten, kommen auch der einfachen von einem dritten geschriebenen Biographie zu. Suchen wir also nach einem Merkmal, welches den Vorzug der Memoiren vor der von einem andern verfaßten Lebensbeschreibung begründen kann, so findet sich dies unstreitig noch in der lebendigen Unmittelbarkeit, mit der Selbsterlebtes und Erlittenes dem Schreibenden vor die Seele tritt und dann in der Niederschrift seinen Ausdruck findet.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Berührung mit der Welt und ihren Interessen ein Haupterforderniß bleibt, um alle die Wirkung, welche Memoiren hervorrufen können, wirklich hervorzubringen. Zwar ist auch eine rein innerliche Entwickelung, von dem Entwickelten selbst beobachtet und mitgetheilt, von reichstem psychologischen Interesse, aber doch fehlt dem Interesse dann der andere Factor, der Zusammenhang mit dem großen Ganzen der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung, d. h. derjenige Factor, der das Individuelle mit dem allgemeinen Interesse verknüpft und die Theilnahme an dem einen durch die Werthschätzung des andern erhöht.

Niemand darf die gestellte Bedingung, daß der Memoirenschreibende im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwickelung stehen müsse, dahin misverstehen, als ob nur Fürsten und Staatsmänner oder Feldherren die Prärogative besäßen, durch ihre Denkwürdigkeiten uns zu fesseln. Gewiß nicht: denn gerade auch von niederm Standpunkte ergehen sich Ein- und Ausblicke in den Gang der Dinge, die von höherer Stellung aus leicht übersehen werden. Aber andererseits dürfen wir wol constatiren, daß der Mangel an Memoiren über deutsche Verhältnisse aus jener Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts, welche in Frankreich eine so reiche Ernte dieser Gattung hervorgebracht hat, zum großen Theil darauf beruht, daß der deutsche Gelehrtenstand, der damals ziemlich allein in Deutschland die Feder wenn auch schwerfällig genug zu führen verstand, den öffentlichen Dingen und Ereignissen zu fern stand und in eine einsiedlerische Stubengelehrsamkeit sich eingesponnen hatte. Was hätten sie uns berichten sollen von dem Gange der öffentlichen Entwickelung, von den Staats- und Hofbegebenheiten, denen sie meist so fremd waren, als ob es sich um chinesische Verhältnisse handelte? So ist es gekommen, daß wir einerseits manche anregende Biographie, andererseits bändereiche Reichs- und Specialgeschichten, aber sehr wenig Memoirenartiges aus jener Zeit besitzen. Erst in unserer Zeit, die den einzelnen mit oder ohne seinen Willen aus seiner stillen Beschaulichkeit herausreißt und mitten hineinschleudert in die gärende Fortbewegung der allgemeinen und staatlichen Dinge, mehren sich die Denkwürdigkeiten bedeutender Zeitgenossen und stellen einem künftigen Geschichtschreiber dieser Zeit reichen Stoff in Aussicht.

Auch Heinrich Koenig, der hochgeschätzte Romanschriftsteller, hat seinen Beitrag zu dieser Art von Charak-

teristik unserer Zeit geliefert. Schon 1852 führte er durch sein (in Nr. 27 d. Bl. f. 1853 besprochenes) Buch „Auch eine Jugend" (Nr. 1) in die vergangene Herrlichkeit fürstbischöflicher Souveränetät, nach dem altkatholischen Fulda, wo der Verfasser das Leben erblickte und lange Jahre, nicht zu seiner Freude, lebte. Von diesem Buche ist jetzt die zweite Auflage erschienen, ein Beweis, daß es viele eifrige Leser interessirt hat, ein Erfolg, der auch der Fortsetzung dieser Selbstbiographie, welche mit jener zweiten Auflage zugleich erscheint, nicht fehlen wird.

„Ein Stillleben" (Nr. 2) nennt der Verfasser diese Fortsetzung. Mit Recht. Denn ein Hauch des Friedens, der Milde und der Versöhnung liegt über dem Buche, der uns selbst mit Ruhe und Befriedigung erfüllt in dieser laut tosenden und streitreichen Zeit. Aber doch hat Koenig mit Energie und Charakter an den öffentlichen Dingen theilgenommen und ist zum Theil mit denselben in recht ernstlichen Conflict gekommen. Wie er mit der katholischen Kirche zerfiel und von der Excommunication des Bischofs von Fulda getroffen wurde, wie er als freisinniger Mann dem hessischen Regiment ein Dorn im Auge von seinen Mitbürgern wiederholt in die Kammer gesandt wurde, wie er das Jahr 1848 hereinbrechen sah, das Jahr der Sühne alter Metternich'scher Sünden, und wie er dann plötzlich, wie alle ehrenwerthen Altliberalen, zu seiner eigenen Ueberraschung sich rechts findet, nicht weil er, sondern weil die Dinge ihren Standpunkt gewechselt: das alles sind nicht gerade die Bestandtheile eines Stilllebens, sondern Beweise eines energischen Willens und einer Thatkraft, die auch vor dem Kampfe, den sie für gerecht und nothwendig hält, nicht zurückschreckt. So erregt der eine Theil des Buchs das vaterländische Interesse, die Theilnahme des Lesers, der in unserer Zeit mit Geist und Gemüth vor allem andern auf die Entwickelung der öffentlichen Dinge gerichtet ist, während der andere Theil wirkliches Stillleben enthält, das Leben eines deutschen Schriftstellers. Wie „Die hohe Braut", „Regina", „Die Clubisten in Mainz" und die andern viel und gern gelesenen Schriften des verehrten Verfassers entstanden, wie er dazu gekommen, sogar mit russischer Literatur sich zu befassen und ein Aufsehen erregendes Buch über dieselbe in die Welt zu senden, wie er in Mainz beim Jubelfest der Buchdruckereierfindung der freien Presse ein Hoch brachte zum großen Jubel der Anwesenden, wie er mit vielen Schriftstellern, vor allen mit Varnhagen von Ense, in freundschaftlichem Verkehr und Gedankenaustausch stand, das alles wird in diesem Buche unserm Auge vorübergeführt. Dazwischen stehen freundliche Familienscenen und kleinere und größere Reisen.

Es kann nicht in der Absicht dieser Zeilen liegen, näher auf das einzelne einzugehen, was diese Bände Erfreuliches und Beifallswürdiges bieten. Aber scheiden wollen wir nicht von dem Buche und seinem Verfasser, ohne die Genugthuung auszusprechen, welche die offenbare Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, welche in diesen Memoiren gehandhabt wird, bei jedem Rechtliebenden hervorrufen muß. Ein leuchtendes Beispiel dieser höchst ehrenwerthen Geradheit und Unparteilichkeit ist die Beurtheilung, welche der Verfasser dem Bischof von Fulda zu Theil werden läßt, dem er seine Ausschließung aus der katholischen Kirche zu danken hatte. Ebenso erfreulich wie diese Unparteilichkeit wirkt die gesunde sittliche Anschauung und die besonnene und doch energisch-patriotische Gesinnung, die sich überall ausspricht.

Möge denn auch diese Schrift (und damit glaube ich zugleich dem Verfasser selbst aus dem Herzen zu sprechen) dazu beitragen, nationale Ueberzeugung zu nähren und den Muth der einzelnen durch Befestigung des Glaubens zu stärken, daß Recht doch Recht bleiben muß.

August Henneberger.

Zur Geschichte der Völkerwanderung.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wietersheim. Erster Band. Leipzig, T. O. Weigel. 1858—59. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn ein Mann die Kraft, welche ihm die Verwaltung arbeitsvoller Staatsämter und der Schmerz, den Familienschicksale ihm brachten, übrig gelassen haben, in der Nähe des Greisenalters stehend, mit ebenso viel Eifer als Ausdauer ernsten wissenschaftlichen Studien zuwendet, so verdient dies die vollste öffentliche Anerkennung; und wir schließen uns dieser Anerkennung, die bereits schon mehrfach ausgesprochen worden ist, auch hier um so lieber an, weil wir dem Verfasser auf einem Gebiete begegnen, auf dem wir selbst den größten Theil unsers wissenschaftlichen Lebens zugebracht haben. Und man heißt einen Studiengenossen, wie der Verfasser ist, um so freudiger willkommen, weil er aus seinem Staatsleben Erfahrungen und Anschaunngen mitbringt, die von unschätzbarem Werthe sind. Haben ja doch gerade die ausgezeichnetsten Historiker des griechischen und römischen Alterthums ihre Befähigung und Vorzüglichkeit ihrer Theilnahme am Staatsleben zu danken. Wir besäßen keinen Thucydides oder Sallust ohne ihre praktischen Kenntnisse des staatlichen Organismus und ohne die erfahrungsreiche Bekanntschaft mit dem politischen Leben ihres Volks. Und unter den neuern Nationalhistorikern sind Machiavelli, Thiers, Macaulay und Justus Möser die sprechendsten Beweise für unsere soeben ausgesprochene Behauptung.*) Wenn wir also den Verfasser auf dem Felde der Geschichte mit dem herzlichsten Gruße empfangen, so geschieht dies in der That nicht blos seines Strebens und seines Wissens halber, sondern auch ganz besonders der staatsmännischen Erfahrungen wegen, die seinen Blick ebenso wol zu leiten als zu schärfen geeignet sind. Gehen wir jedoch jetzt zu dem Werke selbst über, so weit es uns vorliegt.**)

Wie definirt nun der Verfasser die Völkerwanderung? Hören wir ihn mit seinen eigenen Worten: „Die Weltgeschichte kennt keine Begebenheit, welche der unermeßlichen Wichtigkeit derjenigen Umwälzung aller Verhältnisse der Völker, Staaten, Cultur und Sitte vergleichbar wäre, als diejenige, welche gewöhnlich die Völkerwanderung genannt wird, genauer aber als die Zertrümmerung und Auflösung des weströmischen Reichs durch die sich neubildende germanische Menschheit zu bezeichnen ist. Scheinbar nur ein örtliches, ist sie gleichwol das größte universalhistorische Weltereigniß seit der Schöpfung, weil sie den Untergang der alten und den Anfang der

*) Auch Niebuhr würde, wie wir schon früher an einem andern Orte ausgesprochen, niemals seine „Römische Geschichte" in der bekannten Weise geschrieben haben, wenn er nicht Staatsmann gewesen wäre.

**) Seit Abfassung vorliegender Besprechung ist auch der zweite Band dieses Werks erschienen, auf den wir noch zurückkommen werden.
D. Red.

zu behandeln sei, um weder gegen die Gesetze der Aesthetik noch gegen die der Moral zu verstoßen. Im Grunde wimmelt es in den Tragödien aller Zeiten und Völker von Verbrechen, vom Muttermorde des Orestes an bis auf Thusnelda's Sohnesmord, mit dem die allzu freigebige Phantasie Friedrich Halm's die edle Cheruskerfürstin belastet hat. Freilich müssen wir hierbei zwei Arten der Verbrechen unterscheiden, die eine, welche vor das Forum der Weltgeschichte gehört, die andere, welche nach bürgerlichen Gesetzen vor das Criminalgericht gehören würde. Jene Gattung von Verbrechen ist nun die für poetische Behandlung eigentlich berechtigte, die letztere wol nur in den seltensten Fällen, immer eine Behandlung der das Verbrechen motivirenden Leidenschaften vorausgesetzt, welche die hier naheliegenden Klippen glücklich umschifft.

Es bedarf keines Beweises, daß Thaten wie die Ermordung Cäsar's durch die Verschworenen oder die des Geßler durch Tell, daß die zu großen politischen Zwecken und unter Wahrung von Rechtsformen geschehende Hinrichtung Egmont's oder der Maria Stuart u. s. w. nicht in die Kategorie von Criminalverbrechen fallen, über deren poetische Berechtigung gestritten werden könnte. Gleichfalls ist Odoardo Galotti, der seine Tochter tödtet, weil sie es fordert und weil er sie vor Schmach und Unehre schützen will, kein gewöhnlicher Criminalverbrecher. Aber wenn Othello aus blinder Eifersucht sein Weib, Don Cesar aus gleichem Motiv seinen Bruder Manuel tödtet, so begehen sie Verbrechen, deren Aburtheilung der Dichter kraft eines Machtspruchs der gewöhnlichen Criminaljustiz entzieht. Auch Macbeth verübt im Dunkel der Nacht an König Duncan einen bloßen Meuchelmord, der unsern Abscheu hervorrufen würde, wenn nicht der unheimliche tragische Schauder, in welchen Shakspeare's hoher Genius die Situation gehüllt hat, das Mitleid mit dem von bösen Dämonen umstrickten unglücklichen Manne und die Ahnung unausbleiblicher schwerer Wiedervergeltung diesem Abscheu das Gleichgewicht hielten. Im ganzen wird man aber finden, daß große Dichter verhältnißmäßig nicht gerade oft bloße Criminalverbrechen zum Schwer- und Mittelpunkt ihrer Kunstschöpfungen gemacht haben, am seltensten wol Goethe, dessen milder Sinn, nicht selten sogar auf Kosten der tragischen Wirkung, sich gegen blutige Conflicte sträubte, welche im Grunde als Entartungen der menschlichen Natur mehr in die criminalistischen Darstellungen eines Pitaval, als in eine Dichtung zu gehören scheinen. Zuweilen haben aber auch selbst große Dichter sogar in Tragödien ganz gemeine verächtliche Handlungen in Scene gesetzt; dahin gehört z. B., wenn Franz Moor einen Brief fälscht, um dadurch ein unversöhnliches Zerwürfniß zwischen dem alten Moor und Karl Moor anzustiften, oder wenn der niederträchtige Wurm der Luise Miller unter allerlei erdichteten Vorspiegelungen jenen Brief in die Feder zwingt, welcher dann die Katastrophe herbeiführt, und schließlich die Betrogene noch das heilige Abendmahl darauf nehmen läßt, „diesen Brief als einen freiwilligen zu erkennen". Und Wurm nennt diesen schändlichen Misbrauch einer heiligen Handlung, zu dem sich Luise auch versteht, nur eine „Kleinigkeit"!

Wir müssen uns hier auf diese wenigen Andeutungen beschränken, zufrieden damit, wenn wir jemand angeregt haben sollten, dieser Frage in einer Specialschrift eine gründlichere Untersuchung angedeihen zu lassen. Wichtig ist diese Frage für unsere Zeit namentlich dadurch geworden, daß in vielen neuern Romanen besonders der Engländer und Franzosen Verbrecher oft von der schlimmsten und gemeinsten Sorte nicht blos die Hauptrolle spielen, sondern sogar mit einer Art Märtyrerschein umgeben, jedenfalls aber als hochbegabte Menschen und Helden der Theilnahme der Lesewelt durch pikante Darstellung aufs beste empfohlen werden. Die Begriffe von Sitte, Tugend, Recht und Gesetzlichkeit sind dadurch bei einem großen Theile des Publikums aufs bedenklichste verwirrt und beeinträchtigt worden. Leider läßt sich vorliegende Schrift, wiewol der Untertitel „Das Verbrechen als Gegenstand der Kunst" sie in Aussicht zu stellen scheint, auf eine gründlichere Untersuchung dieser Frage nicht ein, obschon der Roman Bulwer's „Eugen Aram", der darin neben Hood's Dichtung „Eugen Aram's Traum" zur Sprache kommt, sehr geeignet war, zu einer eingehendern Erörterung der betreffenden Frage Anlaß zu geben. Denn es ist nicht zu leugnen, daß Bulwer für den Mörder und wahrscheinlich Raubmörder Aram eine lebhaftere Sympathie zu erwecken gesucht und gewußt hat, als der Held dieser Mordgeschichte eigentlich verdient. Er sucht uns nicht blos jenes Mitleid und Bedauern, welches ein zum Verbrecher gewordener, mit großen Gaben ausgerüsteter Mensch jederzeit in Anspruch zu nehmen hat, sondern selbst eine Art Bewunderung einzuflößen und Eugen Aram's That und ihre Folgen von der poetischen Seite aufzufassen und zu beschönigen. Insofern aber auch der Herausgeber vorliegender Schrift dem Bulwer'schen Roman gegenüber den allein richtigen Standpunkt einnimmt, dürfen wir ihm immerhin dankbar sein; denn der denkende Leser wird von diesem speciellen Fall seine Anwendung auf das Allgemeine zu machen wol im Stande sein.

Wir dürfen bei den Lesern eine ungefähre Kenntniß der Lebensschicksale Eugen Aram's voraussetzen; indeß dürfte nicht jedem bekannt sein, was Smollet von ihm sagt. Unser Verfasser führt die Stelle an; sie lautet: „Er hatte trotz aller Mißgunst, von welcher geringe Herkunft und beschränkte Verhältnisse stets begleitet zu sein pflegten, vermöge seiner großen Fähigkeiten und durch seinen unermüdlichen Geist außerordentliche Fortschritte in der Mathematik und Philosophie gemacht, alle neuen und alten Sprachen sich angeeignet und schon einen Theil des celtischen Wörterbuchs entworfen, welches, wenn er lange genug gelebt hätte, es zu vollenden, ein wesentliches Licht auf den Ursprung und die Dunkelheiten der europäischen Urgeschichte geworfen haben würde."

Der Verfasser fährt dann fort: „Namentlich grub er den Wurzeln der alten Sprachen, die in den neuern als Antrieb fortleben, mit staunenswerthem Fleiße nach. Die Wissenschaft hat es zu beklagen, seine Forschungen, schließlich geordnet, nicht benutzen zu können. Aram lebte bis zum Jahre 1745 zu Knaresborough in Yorkshire. Dann ging er nach Lynn in Norfolk, wo er eine Schule stiftete, der er bis zum Jahre 1759 vorstand. Admiral Burney, ein Schüler von ihm, versichert, Aram sei ein vortrefflicher Lehrer und bei den Zöglingen seiner Anstalt ungemein beliebt gewesen."

Dieser Eugen Aram ward plötzlich verhaftet und eingekerkert. Man war beim Ausbessern eines öffentlichen Wegs im Sommer 1759 auf ein Menschengerippe gestoßen, und einer der Arbeiter, Houseman, that dabei die unbedachte Aeußerung: „Das sind so wenig Clarke's Knochen, als es die meinigen sind." Der in dieser Aeußerung erwähnte Daniel Clarke war nämlich vor 14 Jahren ermordet worden, und man schloß nun aus Houseman's Bemerkung, daß derselbe wissen müsse, wo Clarke vergraben liege, da er doch so bestimmt wisse, daß die an dieser Stelle ausgegrabenen Gebeine nicht die Ueberreste Clarke's seien. Houseman, in Verwirrung gebracht, bezeichnete nun einen Ort, wo man wirklich Gebeine fand, und bekannte zuletzt, daß er Augenzeuge der That gewesen und daß dieselbe von keinem andern als von Eugen Aram verübt worden sei. Vor Gericht hielt nun Aram jene Vertheidigungsrede, welche von jeher für ein Meisterstück gerichtlicher Beredsamkeit gegolten hat und die von dem Verfasser vorliegender Schrift in ihrem ganzen Umfange in deutscher Uebersetzung mitgetheilt wird. Ja, diese Rede ist in ihrer Art ein Meisterstück, aber mit Recht bemerkt H. A. Ruhe: „Wie geistreich und kunstvoll diese Rede auch ist, wie gründlich durchdacht und folgerecht geordnet, die Wärme der innern Wahrheit fehlt ihr. Mit einer derartig sophistischen Glätte, mögen die Geschworenen sich gesagt haben, spricht schwerlich ein durch die Anklage verletztes Gefühl, so bewunderungswerth weder die edle Entrüstung, noch der stoische Muth, so überlegt unmöglich die Unschuld." Ganz besonders scheint es der gelehrte Verbrecher in seiner Rede darauf abgesehen zu haben, durch seine ausgekramte Gelehrsamkeit in Betreff der Einsiedelorte, wo Menschen begraben und Gerippe gefunden wurden, vor seinen

Richtern und vor der Welt zu glänzen. Daß er den Zeugen und Angeber Houseman, einen notorisch schlechten, unglaubwürdigen Menschen, gänzlich ignorirt, statt ihn mit voller Entrüstung eines sich keiner Schuld Bewußten als einen frechen und ehrlosen Lügner darzustellen, mag immerhin als ein Zeichen des Stolzes gelten: jedenfalls war aber auch dies ein Umstand, der seinen Richtern auffallen mußte. Kurz, diese ließen sich nicht irren und verurtheilten Aram zum Tode. Er hörte den Spruch mit derselben Gelassenheit an, die er während des ganzen Processes gezeigt hatte. Sein Gesuch um Gnade beim König fand kein Gehör. Smollet meint, wenn je ein Mord Gnade finden könne, würde sie vielleicht nicht unpassend diesem Manne zu Theil geworden sein, dessen fruchtbarer Genius sie durch Werke von allgemeiner Nützlichkeit gerechtfertigt hätte. Um dem Tode durch Henkershand zu entgehen, zerschnitt sich Aram mit einem verborgen gehaltenen Rasirmesser an zwei Stellen die Adern des linken Arms; man fand ihn im Blute schwimmend, beeilte die Hinrichtung, man hing einen Sterbenden auf. Auf dem Tische seiner Gefängnißzelle fand man ein Blatt, worauf geschrieben stand: „Was bin ich besser als mein Vater? Sterben ist eine Sache der Natur und Nothwendigkeit. Dies völlig erkennend, fürcht' ich den Tod nicht mehr, als ich gefürchtet habe geboren zu werden. Nur in der Art des Todes soll man nach meiner Ansicht etwas Würdiges und Männliches suchen. Diese beiden Punkte habe ich, dünkt mich, wohl erfaßt. Niemand hat ein besseres Recht, über das Leben eines Menschen zu schalten, als eben dieser selbst; also sollte nur er und dürften nicht andere entscheiden, wie es zu enden ist. Welche Schmach man meinem Körper anthun, wie ehrenrührig man über meinen Glauben, meine Sittlichkeit denken will, das sind mir so gleichgültige Dinge jetzt, wie sie bei meinen Lebzeiten es waren" u. s. w.

Ein paar Verszeilen folgen, deren vierte mit den verrätherischen Worten beginnt: „Die Schuld schläft still!" Ueberdies hatte Aram bald nach seiner Verurtheilung zwei Geistlichen seine That unumwunden eingestanden, und sogar hinzugefügt, daß er dies Bekenntniß vor seiner Hinrichtung öffentlich wiederholen werde. Die eigentlichen Motive seiner That werden wol für immer unaufgeklärt bleiben; doch neigt sich auch H. A. Ruhe der wie es leider scheint nur zu richtigen Ansicht zu, daß er Clarke um Geld erschlagen; „so ganz unerhört ist es nicht", fügt der Verfasser hinzu, „daß Wissensdurst und Büchergier zum Morde verleitet haben." Aram selbst ließ gegen seine Geistlichen etwas von Eifersucht fallen, wahrscheinlich, um, wie Ruhe meint, das eigentliche Motiv zu verdecken und zugleich erklärlich zu machen, „weshalb er seine Frau verlassen". Auch der letztere Umstand scheint darauf hinzudeuten, daß Aram, wenn auch vielleicht nur im einseitigen Dienste der Wissenschaft und Bibliomanie, ein vollendeter Egoist gewesen.

Im Schlußabschnitt beschäftigt sich der Verfasser mit Hood's schönem Gedicht, das er seiner Schrift auch in vollständiger rhythmischer Bearbeitung einverleibt hat. Nachdem er bemerkt, daß Hood's Auffassung die einzig richtige, künstlerisch berechtigte sei, fährt er fort: „Die Kunst weiß nur von einem einzigen edeln Momente in dem Leben des gemeinen Verbrechers, welches sie für sich verwenden kann; es ist das der innerlichen Wiederherstellung. Diesen einen kurzen Silberblick wahrhafter Läuterung und Neugeburt findet sie, findet bekanntlich auch der biblische Himmel neunundneunzigmal poetischer, als der Buße nicht zu bedürfen oder sie ganz abzuweisen, und diesen einen kurzen Silberblick hat die mens divinior Hood's so einzig richtig aufgefaßt. Was den Dichter zur Behandlung dieses in jedem Verbrecher künstlerisch verwendbaren Moments äußerlich gebracht haben mag, ist die von Burney hinterbrachte, psychologisch erklärliche Thatsache, daß Aram sich oft und gern mit seinen Schülern über den Mord unterhielt, und zwar in einer den Knaben natürlich unverständlichen Seelenstimmung. Dieser Umstand wiederum gab dem Künstler auch die unvergleichlich schöne Anlage des Gedichts an die Hand." Auch Bulwer, der das „ergreifend schöne" Gedicht in einer Anmerkung seinen Lesern empfiehlt, erkennt an, daß die „mens divinior" in jeder Zeile desselben athme, aber er tadelt daran, daß Hood seinen Helden so gänzlich der Reue hingegeben habe. Dieser Tadel ist für Bulwer's Auffassung bezeichnend genug. Erinnerte sich Bulwer hierbei nicht an Shakspeare, der Verbrecher selbst höherer und poetischerer Gattung der Reue und den furchtbarsten Gewissensqualen, freilich immer im mannhaften Kampfe mit diesen, so oft verfallen läßt? Huldigt er wie so viele Neuere, wie Herwegh, dem Grundsatz, daß die Reue der „Teufel" sei, während man früher das Schuldbewußtsein für den „Teufel" hielt? Und ist die Reue ein unpoetischerer Gegenstand als hochmüthige Unbußfertigkeit?

H. M.

Otto Müller's „Hof- und Räubergeschichte".

Ueber den letzten Roman von Otto Müller: „Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812" haben wir bereits in Nr. 30 d. Bl. den Bericht eines Mitarbeiters zum Abdruck gebracht. Wir halten es jedoch nicht für überflüssig, hier einen zweiten von einem andern Mitarbeiter d. Bl. herrührenden, mit dem Abdruck des ersten ziemlich gleichzeitig eingetroffenen Bericht folgen zu lassen, der in mehr kritisch eingehender Weise das Werk bespricht und somit eines selbständigen Interesses nicht entbehren dürfte. Der Bericht lautet:

Otto Müller gehört noch zu den heutigen Tags eben nicht zahlreich vertretenen Romanschriftstellern, welche sich daran erinnern, daß der Roman nach seiner Entstehung, Entwickelung und Bestimmung eine Dichtungsgattung ist und als solche Form und Inhalt eines Kunstwerks haben muß. Er begnügt sich daher nicht, irgendein beliebiges Stück Geschichte, irgendeinen bereits in Memoiren oder Biographien niedergelegten Lebenslauf, irgendein Actenstück aus dem Archiv der Criminaljustiz oder dergleichen einfach zu paraphrasiren und allenfalls durch einige versüßende oder würzende Zuthaten für den allgemeinen Gaumen mundgerecht zu machen, sondern er sieht es als seine Aufgabe an, den woher auch immer geschöpften Stoff wirklich nach ästhetischen und künstlerischen Gesetzen zu verarbeiten und zu gestalten, ihm eine einheitliche, darstellungswürdige Idee zum Grunde zu legen, ihn zur Erzeugung erheiternder oder ergreifender, spannender oder lösender, beunruhigender oder versöhnender Wirkungen sachgemäß zu ordnen und zu verweben, seine Personen eine ihrem Grundcharakter entsprechende Entwickelung durchmachen zu lassen und in der Ausdrucksweise durch Entfaltung von Witz und Gedankenfülle über das Niveau der gewöhnlichen Prosa hinauszugehen.

Wie seine frühern Romane gibt auch der vorliegende hiervon Zeugniß. Den Stoff dazu scheint er aus einer in die Zeit der Napoleonischen Kriege fallenden Criminalgeschichte geschöpft zu haben, die schon an sich von nicht gewöhnlichem Interesse ist, noch interessanter aber dadurch wird, daß eine der damals im südwestlichen Deutschland regierenden Fürstenfamilien Gefahr lief, enger, als es die fürstliche Würde duldete, in dieselbe verwickelt zu werden. Wir wissen nicht, wie viel hiervon Wahrheit, wie viel Erfindung ist; aus der lebhaften Theilnahme aber, mit der man gerade diesen criminalistischen Elementen des Romans in einigen jetzigen oder vormaligen Residenzen des südwestlichen Deutschland seine Aufmerksamkeit geschenkt und sich dabei an längst vergessene Vorfälle erinnert haben soll, sowie auch aus der Darstellungsweise des Autors selbst scheint jedenfalls so viel geschlossen werden zu müssen, daß man es hier nicht mit einer bloßen Fiction, einem reinen Product der Phantasie zu thun hat. Ohne Frage würde schon die einfach berichterstattende Reproduction dieser Geschichte mehr als viele andere Stoffe, die man jetzt für Unterhaltungszwecke ausbeutet, weiten Kreisen eine willkommene Lectüre geboten haben. Der Verfasser hat sich jedoch hierauf nicht beschränkt, sondern es sich zur Aufgabe gemacht, ihm eine allgemein interessante, tiefere Idee abzugewinnen

und deren künstlerische Durchführung zum eigentlichen Kern seines Romans zu machen.

Diese Idee ist jedenfalls eine solche, die einer poetischen Verarbeitung würdig war. Sie wurzelt in der Erfahrung, daß an ein mehr aus Leichtsinn als Schlechtigkeit begangenes, aber mit dem Verlust der Ehre verknüpftes Jugendvergehen Folgen von so verhängnißvollem und vernichtendem Charakter sich anzuheften pflegen, daß eine vollständige Sühnung desselben fast wie eine Unmöglichkeit, und die Strafe über die ursprüngliche Schuld weit hinausgehend erscheint. Sie trifft also im allgemeinen mit dem Gedanken zusammen, in welchem Schiller's „Verbrecher aus verlorener Ehre" wurzelt, und der Roman macht es sich somit zur Aufgabe, uns, ähnlich wie diese Erzählung, einerseits das Ergreifende und Erschütternde, andererseits das Mahnende und Warnende dieses halb moralisch, halb naturalistisch wirkenden Gesetzes vor Augen zu stellen.

Der Hauptinhalt desselben, wir meinen die Lebensgeschichte seines Titelhelden, leistet dies auch vollständig und ist nebenbei — besonders im ablaufenden Theil der Geschichte — von überraschender Neuheit. Roderich — eigentlich Eugen Zimmermann heißend — ist der geistig und körperlich wohl ausgestattete Sohn eines Landpredigers, seine Aeltern aber verfahren in der Erziehung zu nachsichtig mit ihm und die Folge davon ist, daß er sich auf der Universität Heidelberg einem leichtsinnigen Leben hingibt. Er geräth einem nichtsnutzigen Subject, einem Maler Münzer, in die Hände, wird von diesem in die Familie eines Franzosen eingeführt, der sich für einen reichen Seidenhändler ausgibt, wird von der jungen Frau desselben in ein Liebesverhältniß hineingelockt und veranlaßt, für sie Pretiosen zu verkaufen, um mit dem Erlös zusammen flüchten zu können. Ehe es aber hierzu kommt, wird vom Seidenhändler alles entdeckt; Eugen soll ihm für die beim Verkauf erlittenen Verluste Ersatz leisten; er, ohnehin tief verschuldet, vermag das nicht und läßt sich in seiner Verlegenheit von Münzer verführen, dem Seidenhändler mehrere Goldrollen zu entwenden. Der Diebstahl wird entdeckt, Eugen ergreift vor seiner Verhaftung die Flucht und sein Vater muß sich, um seinen Sohn der steckbrieflichen Verfolgung zu entziehen, mit Opferung seines Vermögens zur Entschädigung des Seidenhändlers verstehen. Eugen ist spurlos verschwunden, aber schon nach einem halben Jahre ist die Justiz genöthigt, ihn dennoch steckbrieflich zu verfolgen. Es wird nämlich entdeckt, daß der vorgebliche Seidenhändler eine und dieselbe Person mit einem berüchtigten Gauner und Dieb ist, und da sich herausstellt, daß dieser bei seinen Spitzbübereien regelmäßig von einem jüngern Begleiter unterstützt ist, so wendet sich der Verdacht auf den entschwundenen Eugen und man sucht auch dessen habhaft zu werden. Dieser ist jedoch in der That der Mitschuldige nicht, sondern sein Verführer Münzer. Er selbst ist über den ihn verfolgenden Steckbrief so entsetzt, daß er sich das Leben nehmen will und zuvor dafür sorgt, daß sein Todtenschein in die Hände der ihn verfolgenden Justizbehörde gelangt. Er gilt seitdem für todt, ist es aber nicht wirklich. Ein katholischer Weltpriester hat ihn gerettet und verschafft ihm die Mittel, unter dem Namen Roderich sein Studium der Theologie fortzusetzen. Er bildet sich hier zu einem geist- und kenntnißreichen Prediger aus, wird als solcher in einer kleinen Residenz angestellt und macht durch verschiedene Gaben dergestalt sein Glück, daß man ihn zuletzt an einem größern Hofe als Prinzenerzieher der verwitweten Prinzeß Aurelie wiederfindet, schon öffentlich in sehr hoher, einflußreicher Stellung, insgeheim aber den höchsten Sphären noch enger liirt, denn er ist nichts Geringeres als der geheime Liebhaber und Geliebte der Prinzessin, die ihm mit solcher Hingebung zugethan, daß sie entschlossen ist, sich heimlich mit ihm zu vermählen. Trotzdem ist sein Los kein glückliches. Das Bewußtsein der Jugendsünde nagt an ihm und bald soll sich dazu auch die Angst vor einer Enthüllung seiner schmachbedeckten Vergangenheit gesellen: denn ein Zufall führt ihn wieder mit dem nichtsnutzigen Münzer zusammen, der seitdem zu einem noch gemeinern Gauner und Spitzbuben herabgesunken ist und seine Bekanntschaft mit dem hochgestellten Mann auf die unverschämteste und drohendste Weise zu seinem Vortheil auszubeuten sucht. Roderich lebt unter den Verfolgungen dieses Elenden wie in Folterqualen, und um diesen zu entgehen, willigt er endlich in Aureliens Verlangen, sich mit ihr zu vermählen, indem er hofft, wenn er erst thatsächlich der fürstlichen Familie so eng verbunden sei, dürfe man ihn nicht fallen lassen. Schon ist alles zur Ausführung dieses Plans vorbereitet, da kommt theils infolge seiner eigenen Vorkehrungen und Ausflüchte, theils infolge vieler zusammentreffenden Umstände doch plötzlich das ganze auf ihm lastende Geheimniß zu Tage und er wird hiervon dergestalt niedergeschmettert, daß sein Tod die unmittelbare Folge ist.

Man wird schon aus dieser dürren Skizze erkennen, daß in diesem Stoff viele und bedeutende Motive für ein Gemälde von tragischem, erschütterndem Charakter liegen, mithin um so weniger daran zweifeln dürfen, daß ein so begabter Schriftsteller, wie Otto Müller, verstanden hat, wirklich ein Gemälde von nicht gewöhnlichem, theils psychologischem, theils poetischem Interesse aus ihnen herzustellen. In der That hat der Autor in der Composition und Darstellung dieses Stoffs eine bedeutende Kunst entfaltet und außerdem durch Hinzuerfindung frischerer und freundlicherer Elemente, die zu jenen düstern Partien einen sehr wirksamen Gegensatz bilden, in anerkennungswerther Weise für Hebung und Verklärung seines Stoffs gesorgt. Trotzdem können wir uns gerade mit der Art und Weise, wie er hier sein Talent für Composition in Anwendung gebracht hat, nicht ganz einverstanden erklären. Der Autor hat es nämlich für zweckmäßig gehalten, den Leser sogleich in medias res einzuführen, d. h. die eigentliche Geschichte des Romans zu einer Zeit beginnen zu lassen, wo sich Roderich bereits in seiner hohen Stellung bei Hofe befindet und hier einerseits durch seine ungewöhnlichen Talente und ehrenwerthen Bestrebungen Achtung einflößt, andererseits durch eine krankhafte Scheu und Unsicherheit seines Wesens Argwohn und Mistrauen gegen sich erweckt. Hierdurch hat der Autor allerdings erreicht, in ihm eine jener geheimnißvollen, räthselhaften Romanfiguren hinzustellen, welche den Leser eben dadurch in Spannung erhalten, daß sie ihn so lange als möglich im Unklaren darüber lassen, was es eigentlich mit ihnen für eine Bewandtniß hat, was für dunkle Thaten und Schicksale mit ihrer Vergangenheit verwebt sind, ob sie dem guten oder bösen Princip näher stehen, ob man für sie oder gegen sie Partei ergreifen soll u. s. w. Es unterliegt keiner Frage, daß auch die Benutzung solcher Figuren ihre Berechtigung hat; manche Dichtungen haben damit eine bedeutende Wirkung erzielt. Daß es aber am zweckmäßigsten gewesen wäre, auch den Helden des vorliegenden Romans in dieser Weise zum Gegenstand des Interesses zu machen, müssen wir bezweifeln. Im allgemeinen sind nur solche zweideutige oder räthselhafte Figuren mit glücklichem Erfolg poetisch auszubeuten, die sich zuletzt entweder als entschieden gut oder entschieden schlecht darstellen, sodaß man eine wirkliche Freude darüber zu empfinden vermag, entweder den falschen Schein einer Schuld oder den Heiligenschein der Unschuld von ihnen genommen zu sehen. Eine solche Figur ist aber Roderich nicht. Auch wenn man alles über ihn erfahren hat, worüber man vorher im Dunkeln war, weiß man nicht recht, ob man sich seines Untergangs freuen oder ihn beklagen soll: denn er ist ein Mensch, mit dessen qualvoller Lage man zwar ein gewisses Mitleid empfindet, mit dem man aber doch nicht wirklich zu sympathisiren vermag; ein Mensch, den man nicht schlechtweg verdammen kann, der aber auch nach Ueberwindung seiner jugendlichen Fehler und auf der höchsten Stufe seiner sittlichen Entwickelung noch so viel anstößige und abstoßende Eigenschaften besitzt, daß das natürliche und sittliche Gefühl eigentlich von vornherein gegen ihn Partei ergreift. Das geht nicht nur dem Leser so, sondern es ist auch dem Autor selbst so gegangen, denn in der Ausmalung der Schattenpartien dieses Charakters bewegt er sich unverkennbar mit entschieden mehr Selbstbefriedigung und Erfolg, als in der Schilderung

seiner Lichtseiten, so sehr, daß er uns die überschwengliche Liebe, welche Prinzeß Aurelie zu diesem zweideutigen Menschen hegen soll, nicht wirklich glaubhaft zu machen gewußt hat.

Ein solches Interesse, wie es der Autor durch die eigenthümliche Anlage des Romans für seinen Helden zu erwecken gesucht hat, vermag man also an demselben nicht wohl zu nehmen. Nichtsdestoweniger ist und bleibt er aber dabei ein Mensch von außerordentlichem psychologischen Interesse, und hierdurch mußte sich der Verfasser bei der Composition seines Romans bestimmen lassen. Es galt die poetische Zeichnung eines psychologischen Entwickelungsprocesses; um aber diese Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen, durfte der Autor nicht mit dem letzten Stadium der Entwickelung beginnen und durch geflissentliche Verhüllung der Antecedentien zu spannen suchen, sondern er mußte uns die Erlebnisse und Schicksale seines Helden in natürlicher, chronologischer Reihenfolge vorführen und die Spannung statt auf eine nachträgliche Enthüllung der Vergangenheit, auf eine successive Entfaltung der Zukunft gründen. Er mußte uns also seinen Eugen-Roderich zunächst in seiner Kindheit, seiner Jugend zeigen und hierbei vor allem solche Züge und Eigenschaften an ihm hervorheben, welche geeignet waren, die volle Sympathie für denselben zu erwecken, daneben aber zugleich solche erblicken lassen, in denen sich die Keime zu Verirrungen und Entartungen erkennen ließen. Hierauf mußte sodann die Erzählung der heidelberger Katastrophe erfolgen, selbstverständlich aber nicht in so summarischer Manier, wie es die Form eines nachträglichen Berichts erfordert, sondern in tiefer eingehender und lebendig ausmalender Weise, wie es der Darlegung des eigentlichen Sujets angemessen ist. Hier konnte und mußte Eugen's Schuld so hingestellt werden, daß man zwar an ihm irre werden, aber doch nicht ganz an ihm verzweifeln durfte, daß man seinen sittlichen und physischen Untergang befürchten, aber doch auch ein Sichwiederaufraffen, einen Sieg seiner bessern Natur für möglich halten konnte. Auf diese Doppelaussicht mußte die Spannung der folgenden Partien gegründet werden. Der Held mußte hier zunächst zwischen zwei entgegengesetzten Wegen schwanken, nämlich mit sich kämpfen, ob er durch ein reumüthiges Bekenntniß seine Schuld sühnen oder sich durch Flucht, Selbstmord u. dgl. der Strafe entziehen solle. Die Rücksichten einer falschen Scham bestimmen ihn, sich für das letztere zu entscheiden. Eine längere Zeit hindurch scheint dies von glücklichem Erfolg zu sein, aber zuletzt nimmt die Sache doch wieder eine tragische Wendung und die Nemesis läßt ihn ihre Gewalt gerade um so härter empfinden, je mehr er es darauf anlegt, sie zu überlisten und ohne Reinigung der alten Schuld die Achtung des Unbescholtenen zu genießen.

Hätte der Autor diesen natürlichen Entwickelungsgang innegehalten, so hätte er damit fort und fort eine Theilnahme und Spannung erwecken können, welche weit über das Interesse, welches man bei der jetzigen Anlage an dem zweideutigen Roderich nimmt, hinausgegangen sein würde, und, wie die psychologische Entwickelung seines Helden, so würde auch die ethische Grundidee des Romans auf diese Weise weit klarer und wirksamer zu Tage gekommen sein; ganz besonders aber wäre Gelegenheit gewonnen, die Entstehung und Fortentwickelung des zwischen Roderich und Aurelie bestehenden Liebesverhältnisses in minder unbegreiflichem und minder peinigend wirkendem Lichte, als es jetzt erscheint, darzustellen.

Mit der Art und Weise also, in welcher der Dichter den eigentlichen Grundstoff seines Romans künstlerisch zusammengestellt und ausgemalt hat, können wir uns nicht ganz einverstanden erklären; dagegen haben wir unsern vollsten Beifall denjenigen Partien zu schenken, in denen uns der Autor ein lichtes, freundliches Gegenbild zu dem aus den düstern Lebensregionen geschöpften Hauptbilde zu geben sucht. Zwar ist auch ihnen nicht diejenige Stellung gegeben, in welcher sie so, wie sie es sollten und müßten, zur Hebung und Belebung des Gesammteindrucks beizutragen vermögen. Sie spielen nämlich vorzugsweise zu Anfang der Geschichte, und die anmuthige Wirkung, welche sie hervorbringen, wird in der Folge durch die peinliche Entwickelungsgeschichte Roderich's mehr als wünschenswerth paralysirt. Aber abgesehen hiervon und rein an sich betrachtet gehören die Partien, in welchen der Oberjägermeister, Frau Dionysia, der Onkel Rundegen, der Garde-du-Corps-Kapitän Claudius, der als Bauer lebende Rittmeister von Brandenstein, die treffliche Gattin desselben und vor allen die liebliche Serena die Hauptrollen spielen, zu den anmuthigsten und ergötzlichsten Gemälden, welche die neueste Romanliteratur geschaffen hat; sämmtliche der genannten Personen tragen zugleich das Gepräge der Originalität und der Lebenswahrheit, und wenn sich auch ihr Leben im ganzen ziemlich einfach abwickelt und mit der Hauptgeschichte nur lose verschlungen ist, so werden sie uns doch in verschiedenen sehr charakteristischen und poetisch wirkenden Situationen vorgeführt, unter denen namentlich die Scenen im Hause Brandenstein's von echt deutscher Gemüthlichkeit und wohlthuendstem Humor durchdrungen sind. Schon um dieser frischen, lebensvollen Genrebilder willen wird man sich der Lectüre dieses Buchs auf die Dauer mit Freuden erinnern. 11.

Notizen.

Englisches Urtheil über die deutsche Kunst.

„Fraser's Magazine" brachte in einer seiner letzten Lieferungen auf Anlaß der letzten berliner Kunstausstellung eine längere Mittheilung unter der Ueberschrift „Modern art in Berlin", deren Verfasser unter anderm auch der schädlichen Einflüsse der Kunstausstellungen in nachstehenden Worten gedachte: „Infolge der durch die öffentlichen Ausstellungen hervorgebrachten Aufregung gerathen hoffnungsvolle Maler in die Versuchung, oberflächlich und hastig zu produciren. So geschieht es denn, daß die Lippen ihrer schönsten Gestalten sich zur Kohlenschwärze verdunkeln, daß ihre prachtvollen Himmel all ihren Glanz verlieren, daß das Colorit sich von ihrer treulosen Leinwand wegstiehlt. Robert's «Schnitter», die «Mignons» Ary Scheffer's, Turner's «Seeküsten», Delacroix' «Dantes» sind unter den Augen der Generation, die sie entstehen sah, fast schon hinweggeschwunden, während die Madonnen des Giotto und van Eyck noch ihren ganzen Farbenglanz bewahrt haben." Der Correspondent gedenkt dann der in England weitverbreiteten Meinung, daß Deutschland das Paradies der Kunst und Wissenschaft sei. Dies sei jedoch nicht richtig. In Deutschland würden Künstler blos wegen nicht loyaler politischer Ansichten verfolgt und zurückgesetzt, und der Adel verhalte sich gegen die Kunst gleichgültig. „Der deutsche Adel", bemerkt der Brite weiter, „ist mit Einem Wort ein hohles Institut, auf welches der gegen die Aristokraten am Hofe des Königs Wilhelm gemünzte Ausspruch Burnett's angewandt werden kann: «They are for the most part the worst instructed, and the last knowing, of any of their rank I ever went among».'" Für die Malerei, behauptet der Brite weiter, komme in Deutschland fast alle Unterstützung von der reichen Mittelklasse, von Männern wie Wagner und Ravenée, aber doch nicht in dem Maße wie in Holland; mit Holland verglichen, sei der Handel auf den deutschen Bildermärkten fast Null. Ueber die deutschen Werke derjenigen Kunstgattung, die man in England als „High art" zu bezeichnen liebt, der religiösen nämlich, lautet des Briten Urtheil sehr abfällig; keins der hierhergehörigen Werke auf der berliner Kunstausstellung habe den Vergleich mit den Schöpfungen der Franzosen Ingres und Delacroix aushalten können. Ungerecht zeigt sich der Brite namentlich gegen Cornelius' Kunstweise, deren Werth und Bedeutung für eine sich entwickelnde, zu Großem aufstrebende Kunst er gänzlich verkennt, und besonders gegen dessen „Letztes Gericht"; aber auch Kaulbach's große Compositionen scheinen seinen Beifall nicht zu haben, wie wol aus folgender Bemerkung hervorgeht: „Kaulbach hat in seinen Illustrationen zum «Reineke Fuchs» eine bedeutende Fülle von Humor und Erfindung entwickelt; sie stellen seinem Genius ein sprechenderes Zeugniß aus als die ungeheuern Frescos, womit er das Treppenhaus verunstaltet hat." Dagegen lobt er

mit vollen Backen die „Lady Macbeth" von Schrader; er nennt sie ein Gemälde „full of originality, power, distinction and interest". Unter den Landschaftsmalern rühmt er vorzüglich A. Achenbach („unquestionably among the first of living landscape-painters") und Hoguet, unter den Genremalern namentlich Karl Becker, der noch jung und außerhalb Berlins wenig bekannt, aber ein „great colorist" sei, Meyer und Meyerheim; doch scheinen ihm die beiden letztern in der Erfindung und der Wahl der Gegenstände etwas dürftig zu sein. Ueberhaupt will er finden, daß die Deutschen, namentlich im Verhältniß zu den neuern Franzosen, in der Genremalerei schwach seien. Wir möchten jedoch den Briten daran erinnern, daß auf den pariser Kunstausstellungen in letzter Zeit gerade die Bilder deutscher Genremaler, wenigstens die von Knaus, allgemeines Aufsehen erregten, und wir möchten ihn weiter daran erinnern, daß Mitte der vierziger Jahre eine Landschaft von dem in England berühmten Turner unter der münchener Künstlerwelt als eine Monstrosität verlacht wurde, und zwar mit Recht. Der Brite schließt: „Die Nachkommen des Armin und Ariovist haben jetzt ein größeres Werk vor sich, als daß sie an die widerwärtigen Gezwungenheiten des Cornelius und an Richard Wagner's rohe Harmonien die bessernde Hand legen sollten. Bleiben sie nur sich selbst und der Humanität treu, so wird Europa gern die Jämmerlichkeit des «Letzten Gerichts» und die Thorheit des «Tanhäuser» vergessen und nur dessen eingedenk sein, daß Deutschland wenigstens am Werke der Freiheit und des Fortschritts mitbetheiligt ist." Er meint, Deutschland solle erst einen Victor Emanuel, einen Cavour und Garibaldi zu bekommen, und dann erst in allen Winkeln die legitimen Nachfolger eines Holbein und Mozart ausfindig zu machen suchen. Was hat dies nun alles mit einem Kunstbericht zu thun! Jedenfalls kann man mit den Fortschritten der deutschen Malerei im ganzen zufrieden sein, wenn man ihren jetzigen Zustand mit demjenigen vergleicht, in welchem sie sich vor 60, ja nur vor 30 Jahren befand.

Zur Geschichte der Rebus.

Es hat immer Gelehrte gegeben, welche irgendeine literarische Spielart und Curiosität zu einem Gegenstande ihres besondern Studiums machten und sie mit all dem Ernste und der Gründlichkeit behandelten, wie sie nur den gewissenhaftesten und gelehrtesten Forschern eigen ist. Man wird nicht leugnen können, daß auch diese oft zu interessanten Untersuchungen und Resultaten führenden gelehrten Liebhabereien ihren eigenthümlichen Werth haben. So hat ein gründlich gebildeter Sprachgelehrter, Johannes Ochmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Oppeln und Mitglied der berlinischen Gesellschaft für die deutsche Sprache, die Rebus oder Bilderräthsel in einer Schrift „Zur Kenntniß der Rebus" (Oppeln, Clar, 1861) seiner historischen Forschung unterworfen und ihren frühesten Anfängen nachgespürt mit Zugrundelegung alter und zum Theil sehr seltener Druck- und Handschriften und mit Benutzung einer Menge diesen Gegenstand betreffenden Notizen, die er zerstreut in Büchern neuern Datums und Journalen fand. Bekanntlich hat sich Paris, diese „capitale du monde" den Ruhm angeeignet, wie die Mutter der Calembourgs, so in neuerer Zeit auch die Erzeugerin der Rebus zu sein. Aus Ochmann's Untersuchungen geht jedoch aufs unzweifelhafteste hervor, daß das ganze 18. Jahrhundert hindurch die Rebus auch außerhalb Frankreichs schon bekannt waren, ja Addison spricht in seinem 1846 zu London neu aufgelegten „Spectator" (Nr. 59, 1711) von den Rebus als einer Art Witzes, der vor einem oder zwei Jahrhunderten unter seinen Landsleuten sehr im Schwange war, oder um Addison's eigene Worte anzuführen: „This kind of wit (which the moderns distinguish by the name of a rebus) was very much in vogue among our own countrymen about an age or two ago." Ohne Zweifel mögen sich auch schon die Mönche im Mittelalter mit rebusähnlichen Spielereien beschäftigt haben. Die Annahme Kahlert's, daß die Rebus wol mit den Bonbons, auf deren Enveloppe sie zur Ergötzung der Mitglieder eines Festmahls beim Dessert von jeher eine Rolle spielten, etwa nach dem Siebenjährigen Kriege nach Deutschland gekommen seien, möchte jedenfalls dahin zu berichtigen sein, daß sie um diese Zeit in den höhern Ständen Deutschlands größere Verbreitung fanden. Ein Modeartikel für alle Stände wurden sie jedoch erst in unsern Tagen; erscheint oder erschien doch sogar bei Schotte in Berlin jährlich ein förmlicher „Rebus-Almanach", mit der nähern Angabe auf dem Titel „Zur Unterhaltung für fröhliche Kreise und in einsamen Stunden", wofür es besser heißen sollte: in „müßigen" Stunden; denn es gehört viel Muße und auch etwas Müßiggang dazu, um sich mit der Auflösung dieser nicht immer gerade sehr witzigen Bilderräthsel zu beschäftigen. Im Vorwort zu dem sogar in zweiter Auflage erschienenen Jahrgang dieses Almanachs für 1860 war kühn bemerkt, der Rebus sei die „Keilschrift" unserer modernen Zeit geworden. Im übrigen wollen wir solche Liebhaber der Rebus, denen es darum zu thun ist, auch etwas über ihren Ursprung und ihre Geschichte zu erfahren, auf die gelehrte Ochmann'sche Schrift selbst verweisen, durch deren Ankauf sie auch einen kleinen Beitrag zu dem in Bunzlau zu errichtenden Denkmal für den Dichter Opitz beisteuern; denn für dieses Denkmal ist der Erlös der kleinen Schrift bestimmt.

Das Sprichwörtliche in Goethe.

Varnhagen hebt in seinen „Tagebüchern" hervor, daß er einmal mit besonderm Wohlgefallen in Goethe's „Maximen und Reflexionen" gelesen habe. Diese Sammlung von Aphorismen, im neunten Band seiner „Nachgelassenen Werke" oder im neunundvierzigsten der Gesammtausgabe von 1833 enthalten, birgt in der That einen kostbaren Schatz von treffenden Lebensmaximen, der sicherlich selbst manchem in den übrigen Schriften Goethe's gut bewanderten Deutschen nicht sehr bekannt, für die deutsche Nation aber ein noch ungehobener Schatz ist. Es zeigt sich darin, wie sehr es Goethe verstand, eine große fruchtbare Lebenserfahrung in wenige schlagende Worte zusammenzudringen und welch volksthümlicher Ausdruck seiner Feder zu Gebote stand. Manche Sentenzen würden ganz gut unter den Sprichwörtern deutscher Nation einen Ehrenplatz einnehmen können. Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir einige derselben hier anführen: „Das kleinste Haar wirft seinen Schatten". — „Mancher klopft mit dem Hammer auf der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf." — „Der Schmuz ist glänzend, wenn die Sonne darauf scheint." — „Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühlen leben." — „Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an." — „Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Crême daraus werden wolle." — „Die Menschen sind wie das Rothe Meer: der Stab hat sie kaum auseinander getrieben, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen." — „Was einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe." — „Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering zu halten." — „Die Welt ist eine Glocke, die einen Riß hat, sie klappert aber klingt nicht." Andere interessante Sentenzen, wenn auch von weniger sprichwörtlichem Gepräge, sind folgende: „Wenn der Mensch alles leisten soll, was man von ihm verlangt, so muß er sich für mehr halten als er ist." — „Man erkennt niemand an, als den, der uns nützt." — „Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung auf das Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleichbleibt. Die profane sollte durchaus heiter sein." — „Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein bischen unvernünftig sein." — „Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen müsse, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?" — „Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen, einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind

än." — „Die Irrthümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig." — „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, deswegen schadets dem Dichter nicht abergläubisch zu sein." — „Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren." — „So wie der Weihrauch eine Kohle erfrischt, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens." — „Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Antheil als die Schadenfreude." — „Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel." — „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an." — „Es gibt so viel gleichzeitiges Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt sich nicht." Doch wie viel gleich Treffliches, Anregendes oder Eigenthümliches könnten wir hier blos aus diesen „Maximen und Reflexionen" anführen, was, obschon es in Goethe's Werken steht, doch manchem so neu erscheinen dürfte, als wäre es einem eben erst erschienenen neuen Buche entnommen. H. M.

Bibliographie.

Castelli, J. F., Der häusliche Krieg. Oper in einem Akt. Musik von F. Schubert. Wien, Wallishausser. 1862. 8. 7½ Ngr.

Döllinger, J. J. J. v., Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. Historisch-politische Betrachtungen. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Emerson, R. W., Die Führung des Lebens. Gedanken und Studien. Ins Deutsche übertragen von E. S. v. Mühlberg. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Steinacker. 1862. Gr. 16. 25 Ngr.

Fallmerayer, J. P., Gesammelte Werke, herausgegeben von G. M. Thomas. 2ter Band. — A. u. d. T.: Politische und culturhistorische Aufsätze. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fröhlich's, A. E., gesammelte Schriften. 6ter Band: Geistliche Lieder. Zürich, Schultheß. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Ein Gebirgsthal Afrikas oder die Kirche in Regentstown in Westafrika. Deutsch von F. Merschmann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1862. 8. 18 Ngr.

Gerth, A., Der Hamlet von Shakspeare. Acht Vorlesungen gehalten zu Putbus im Winter 1860/61. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 1 Thlr.

Hahndorf, S., Zur Geschichte der deutschen Zünfte. Cassel, Fischer. Gr. 8. 10 Ngr.

Held, J., Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. In drei Theilen. Erster Theil. — A. u. d. T.: Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Herbert, L., Aus Frankreich. Federzeichnungen aus dem Frankreich Napoleon's III. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Johansen, C., Beschreibung der nordfriesischen Insel Amrum. Mit 1 Abbildung und 1 antiquarischen Karte. Schleswig, Heiberg. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Kutzner, J. G., Mac Clure's Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt in den Jahren 1850—1854, nebst einem Blick auf die früheren Entdeckungsreisen nach dem hohen Norden, sowie auf die nördliche Polarwelt im Allgemeinen. Für Jung und Alt. Mit 8 Illustrationen und 1 Karte. Glogau, Flemming. Gr. 8. 27 Ngr.

Löschke, K. J., Zu Herzensfreude und Seelenfrieden. Klänge deutscher Dichter aus der neueren und neuesten Zeit. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 16. 2 Thlr.

Loewe, J. H., Die Philosophie Fichte's nach dem Gesammtergebnisse ihrer Entwickelung und in ihrem Verhältnisse zu Kant und Spinoza. Mit einem Anhang: Ueber den Gottesbegriff Spinoza's und dessen Schicksale. Stuttgart, Nitzschke. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Machatschek, E., Geschichte des Königreichs Sachsen. Nach glaubwürdigen Quellen: Akten, Urkunden, Annalen rc. dargestellt. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mayer, A., Zur Verständigung über Materialismus und Spiritualismus. Gießen, Ricker. 8. 1 Thlr 20 Ngr.

Montepin, X. de, Die Zigeunerin oder die Braut aus der Havanna. Roman. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, van Severen. 8. à 4 Ngr.

Mühlbach, L., Neues Bilderbuch. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Müller, R., Gedanken-Spähne, gewidmet allen Lehrern und Erziehern in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Tönning. 8. 12 Ngr.

Neuburger, A., Ein Mädchen aus dem Volke. Sitten-Roman aus dem modernen Leben. Berlin, Janke. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Polko, Elise, Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Heerd. Lose Blätter. Leipzig, Amelang. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reuter, F., Schurr-Murr. Wat tausamen is schrapt ut de hochdütsche Schöttel, ut den plattdütschen Pott un den mißfingschen Ketel. Wismar, Hinstorff. 8. 1 Thlr.

Das Rolandslied. Das älteste französische Epos. Uebersetzt von W. Hertz. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 28 Ngr.

Rosen, L., Vier Freunde. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 5 Thlr.

Salma, B. v., Graf Mocenigo. Social-politischer Roman. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Sallmayer, H., Schutt und Kitt aus den Mauern von Wien. Bilder aus der Geschichte Wiens. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 16. 16 Ngr.

Schuler, J., Gesammelte Schriften. Nebst einem kurzen Lebensabrisse des Verstorbenen. Herausgegeben von seinen Freunden. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vogeler, F. W., Friedrich I. Markgraf von Brandenburg und seine Ahnen die Grafen und Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern. Berlin. 8. 10 Ngr.

Volk, Nation, Kirche. Kampf zwischen Licht und Finsterniß in unserem aufgeklärten Jahrhundert. Von einem Volksfreunde für's Volk. Mit 21 Holzschnitten und 1 Lithographie. Prag. Gr. 8. 10 Ngr.

Willkomm, E., Männer der That. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arndt's. Vier Theile. Leipzig, Thomas. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brasilianische Zustände und Aussichten im Jahre 1861. Mit Belegen nebst einem Vorschlag zur Aufhebung der Sklaverei und Entfernung der Schwarzen aus Nord-Amerika. Berlin, Nicolai. 1862. Folio. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Hoffmann, Predigt bei der Krönung Ihrer königlichen Majestäten des Königs Wilhelm und der Königin Augusta von Preußen gehalten in der Schloßkirche zu Königsberg am 18. October 1861. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Döllingers Auffassung des Urchristenthums beleuchtet. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber die Trennung der Schule von der Kirche. Zugleich eine Beleuchtung der Denkschrift: „Die Neugestaltung des Volksschulwesens in Baden." Von einem württembergischen Schulmann. Tuttlingen, Kling. Gr. 8. 4½ Ngr.

Zur Orientirung in dem Streite über die deutsche Rechtschreibung. Zürich, Schultheß. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Einladung zur Subscription.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheinen:

Karl von Holtei's Erzählende Schriften.

Gesammt-Volks-Ausgabe. Miniatur-Format.

In 33 Bänden, oder 65 wöchentlichen Lieferungen à 4 Sgr.

Die Lieferungen werden im Durchschnitt mindestens 8 Bogen umfassen, jedoch wird der Eintheilung in Bänden entsprechend die Vertheilung nicht gleichmäßig stattfinden können.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Wer kennt ihn nicht, den liebenswürdigen Dichter der „Vagabunden“, des „Christian Lammfell“ ꝛc., wer hat noch nicht aus voller Brust sein „Schier dreißig Jahre“ und „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka“ gesungen? Holtei ist kein Treibhausgewächs, keine Zierpflanze, deren Geistesblüten nur für den Nipptisch der Salons passen; er ist eine gesunde, kräftige Poetennatur, und darum haben seine Werke Freunde in allen Schichten der Gesellschaft gefunden. — Seine Schriften gehören zur unterhaltendsten, gesundesten Lectüre. Sie geben, was er gesehen, erlebt, gedacht, gefühlt, in novellistischer Umarbeitung wieder. Das Gedichtete darin ist wie schöne Wahrheit; die nackte Wahrheit ist wie eine Naturblüte der Poesie. — Ein Dichter, der in den weitesten Kreisen der Art Theilnahme erweckte, ist wie ein Hausfreund: man will nicht blos von ihm hören, man will ihn stets in der Nähe haben, man will ihn nicht blos lesen, sondern auch besitzen. — Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt also den Wünschen Vieler entgegenzukommen, wenn sie eine Gesammt-Ausgabe der erzählenden Schriften Karl von Holtei's in handlichem Format mit leserlichen scharfen Lettern sauber gedruckt und zu einem billigen Preise in Lieferungen veranstaltet und so die Anschaffung, zur Vervollständigung jeder Hausbibliothek von Klassikern und gerngelesenen Autoren, erleichtert. Diese Sammlung wird zunächst neu durchgesehen bringen:

1. **Kriminal-Geschichten.** 6 Bände in 12 Lieferungen.
2. **Noblesse oblige.** 3 Bände in 6 Lieferungen.
3. **Die Vagabunden.** 3 Bände in 6 Lieferungen.
4. **Christian Lammfell.** 5 Bände in 9 Lieferungen.
5. **Ein Schneider.** 3 Bände in 6 Lieferungen.
6. **Die Eselsfresser.** 3 Bände in 6 Lieferungen.
7. **Kleine Erzählungen.** 4 Bände in 8 Lieferungen.
8. **Vierzig Jahre.** 6 Bände in 12 Lieferungen.

Später werden auch die noch neu erscheinenden Romane des Autors dieser Sammlung einverleibt werden. — **Niemand ist durch die Subscription zur Abnahme des Ganzen verpflichtet — dagegen kann ein späterer Eintritt nur für diejenigen stattfinden, welche die bereits erschienenen Lieferungen übernehmen.** — Allen Freunden Holtei's sei diese elegante und billige Volksausgabe bestens empfohlen, und sind wir gern bereit, denjenigen, welche sich der Mühe des Subscribentensammelns unterziehen wollen, auf 12 Exemplare ein Freiexemplar zu gewähren. — Vierzehn Lieferungen sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Breslau, November 1861.

Verlagshandlung Eduard Trewendt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Künstler-Geschichten mitgetheilt von August Hagen.

Erstes und zweites Bändchen. Zweite Auflage.

Auch unter dem Titel:

Die Chronik seiner Vaterstadt Florenz von Lorenz Ghiberti. Nach dem Italienischen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage von einem derartigen Werk, wenn auch erst nach längerer Zeit, ist gewiß ein Beweis, daß dasselbe sich in weiten Kreisen Freunde erworben und Anspruch darauf hat, eine bleibende Stelle in der deutschen Literatur einzunehmen. So seien Hagen's „Künstler-Geschichten“ allen empfohlen, die sie noch nicht kennen.

Das dritte und vierte Bändchen erschien in demselben Verlage unter den Titeln:

Die Wunder der heiligen Katharina von Siena. Nacherzählt. 12. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leonhard da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen. 12. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter den Ruinen.

Ein Roman aus Roms Gegenwart

von

Franz von Nemmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Nachdem sich der geistvolle Verfasser dieses Romans bereits in den namhaftesten deutschen Zeitschriften, vorzugsweise in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, durch seine meist in Venedig spielenden lebenswahren Novellen die Theilnahme der gebildeten Lesewelt erworben hat, tritt derselbe jetzt zum ersten mal mit einer umfassenden Schöpfung auf. „Unter den Ruinen“ schildert römische Zustände der neuesten Zeit im Gewande eines durchgehends höchst spannend erzählten Erbschaftsprocesses. Der Verfasser verräth die genaueste Kenntniß der gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen Zustände Italiens. Die Situationen fesseln durch die Originalität der Erfindung wie die Charaktere durch eine eigenthümliche Schärfe der Zeichnung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 5. December 1861.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Felix Mendelssohn Bartholdy's Briefe.

Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholdy aus den Jahren 1830—32. Herausgegeben von Paul Mendelssohn Bartholdy. Leipzig, Mendelssohn. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Felix Mendelssohn ist unter den berühmten Musikern der Gegenwart der einzige, den eine allzu geschäftige Biographenfeder noch nicht mit einer längern Lebensbeschreibung bedacht hat, obschon höchst ungenügende, sogenannte kurze Lebensabrisse von ihm in nicht geringer Anzahl existiren. Soviel wir wissen, haben die noch lebenden Verwandten des Verewigten sich bisjetzt gegen dergleichen überhastete Arbeit mit Recht gesträubt und in keiner Weise unberufenen Scribenten die Hand geboten. Dafür hat nun der Bruder des Verstorbenen aus der Fülle eines reichen, ihm zu Gebote stehenden Materials in dieser Briefsammlung die Anfänge zu einer künftigen Lebensbeschreibung seines berühmten Bruders geboten und vor der Hand es den Freunden Mendelssohn'scher Kunst möglich gemacht, sich das Bild ihres liebenswürdigen Schöpfers auf die angenehmste und zugleich untrüglichste Weise zu vervollständigen; denen aber, die sich des Verstorbenen noch lebhaft erinnern oder gar in näherm Verkehr mit ihm gestanden haben, hat der Herausgeber dieser Briefe den Genuß einer werthen Erinnerung belebt und erhöht. Wir begleiten Mendelssohn in diesen Briefen auf seiner Römerfahrt, die auch für ihn und zwar in seinem einundzwanzigsten Jahre eine neue Lebensepoche beginnt, sowie auf seiner Rückreise durch die Schweiz und über Paris, von wo aus er 1832 zum zweiten male nach London ging, das er schon 1829 auf seiner ersten selbständigen Reise besucht hatte; es finden sich auch einige Briefe, die von diesem zweiten Aufenthalte in London datiren, am Ende der Sammlung. Diese in hohem Grade interessant zu nennenden Briefe sind vor allem in der zierlichen Form ein Abdruck von Mendelssohn's eigenem Wesen. Wie seine Musik auf einer vielseitigen Bildung ruht und ihr deshalb überall eine zierliche Gewandtheit eigenthümlich ist, deren Eleganz in ganz gleicher Weise beim ernsthaften Adagio, wie beim ausgelassenen Scherzo hervortritt, so in den Briefen eine reiche bunte Welt voll eindringlicher Erscheinungen, aufgefaßt von einem Auge, das nicht anders zu sehen versteht als in einem zierlichen, künstlerisch geordneten Bilde. Oefters finden wir sogar malerische Umrisse den Briefen beigegeben; bekanntlich besaß Mendelssohn auch für die Malerei ein schönes Talent. Durch diese Eigenthümlichkeit, die sich durchgängig unter anderm, z. B. bei der Beschreibung des Krönungsfestes in Presburg, oder der Gegend von Albano aufs glänzendste bethätigt, erhalten diese Schilderungen eine künstlerische Abrundung, durch die sie sich vor den Reiseberichten anderer Musiker, z. B. eines Spohr, wesentlich auszeichnen.

Es liegt in diesen Beschreibungen, z. B. einer Landschaft, scheinbar etwas ganz Dilettantisches, man stößt auf kein hergebrachtes Kunstwort, auf kein Princip, das durch die Schilderung durchschiene; regellos, so scheint es, springt das Auge von einem beleuchteten Punkte zum andern, oft zwischen den heterogensten Gegenständen umher, faßt hier einen kleinen Zug mit wenig Worten zusammen, dort hält es einen noch geringern mit nur einem Worte fest, unter Bezeichnungen, die weder ein gelehrtes noch sonst eines Touristen Interesse erzeugt hat und, siehe da, wir haben in all den glänzenden, aber auch glänzend festgehaltenen Punkten für unsere Phantasie ein köstliches Bild, das nur ein Künstlerauge so entwerfen und fixiren konnte. Am ersten hat uns der über die Schilderungen ausgegossene Duft noch an Eichendorff's Weise erinnert. Wir halten selbst einen Augenblick die obige Beschreibung von Albano fest. Es heißt darüber:

> Neulich waren wir junges Volk in Albano; fuhren des Morgens früh bei heiterstem Wetter fort; unter der großen Wasserleitung, die sich scharf dunkelbraun vom klaren Himmel

abschnitt, ging der Weg durch bis nach Frascati, von da nach einem Kloster Grotta ferrata, wo es schöne Wände von Domenichino gibt; dann nach Marino, das sehr malerisch auf einem Hügel liegt, und so kamen wir nach Castel-Gandolfo am See. Alle die Gegenden sind, wie mein erster Eindruck in Italien, keineswegs schlagend oder so auffallend schön, wie man sie sich denkt, aber so sehr wohlthuend und befriedigend, alle Linien so sanft-malerisch und ein so vollkommenes Ganzes, mit Staffage und Beleuchtung und allem. Hier muß ich meinen Mönchen eine Lobrede halten; die machen immer gleich ein Bild fertig, und geben ihm Stimmung und Farbe mit ihren mannichfaltigen Kleidern und dem andächtigen, stillen Gang und der dunkeln Miene. Von Castel-Gandolfo nach Albano geht eine schöne schattige Allee von immergrünen Eichen am See hin, und da wimmelt es nun von Mönchen aller Art, die die Gegend beleben oder auch einsam machen. Nahe an der Stadt gingen ein paar Bettelmönche spazieren; weiterhin kam ein ganzer Trupp junger Jesuiten; dann lag ein eleganter junger Geistlicher im Gebüsch und las; weiterhin standen ein paar im Walde mit Flinten und lauerten Vögeln auf; dann kam ein Kloster, um welches eine Menge Kapellchen im Kreise stehen. Da war es zuerst ganz einsam; dann aber kam ein dummer, schmuziger Kapuziner heraus, ganz mit dicken Blumensträußen beladen und steckte sie vor die Heiligenbilder rings und kniete erst vor jedem hin, ehe er es putzte. Wir gingen weiter und begegneten zwei alten Prälaten im eifrigen Gespräch begriffen: im Kloster vor Albano wurde zur Vesper geläutet, und selbst auf dem höchsten Berge steht ein Passionistenkloster. Da dürfen sie nicht mehr als eine Stunde täglich sprechen und beschäftigen sich immer nur mit der Leidensgeschichte. Ganz seltsam begegnete uns in Albano, mitten unter den Mädchen mit ihren Krügen auf dem Kopfe, unter den Kraut- und Blumenhändlern, im Gedränge und Geschrei, solch ein kohlschwarzer Mönch, der seine Rückreise auf den Monte-Cavo antrat. So haben sie die ganze herrliche Gegend in Besitz genommen und bilden eine sonderbare, melancholische Grundfarbe zu allem Lustigen, Freien, Muntern und zu der ewigen Heiterkeit, die die Natur gibt. Es ist, als brauchten die Menschen deswegen hier ein Gegengewicht. Das ist nun aber gar nicht meine Sache und ich brauche keinen Contrast, um mich an dem zu freuen, was ich habe.

Wird man nicht unwillkürlich an die überraschenden Wendungen in seinen Compositionen durch Schilderungen dieser Art erinnert?

Eine große Zahl Briefe sind nur mit Schilderungen der Art angefüllt und wir heben die aus Rom und Neapel als besonders interessant hervor. In ähnlicher Weise scharf und treffend, oft in gedrängter Kürze, treten uns andererseits bekannte Persönlichkeiten — Mendelssohn hatte die vielseitigsten Verbindungen — entgegen; so heißt es z. B. von Platen: „Graf Platen ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter, heiserer Greis von 35 Jahren; er hat mir Furcht gemacht: die Griechen sehen anders aus. Er schimpft auf die Deutschen gräßlich, vergißt aber, daß er es auf Deutsch thut.“ Später heißt es aus Paris von Heine und Börne: „Die Herren schimpfen und toben auf Deutschland und alles Deutsche, können aber nicht ordentlich französisch sprechen. Das will mir gar nicht behagen.“ So treffen wir gleich zu Anfang in mehreren Briefen auf die Beschreibung eines mehrtägigen Aufenthalts im Goethe'schen Hause; später finden wir den trefflichen Beobachter bei Bunsen in Rom. Vor allem gelungen scheint uns aber die Schilderung der deutschen Maler in Rom, dieser echten Kneipgenies im Stile deutscher renommirender Studentenclubs. Eines Lächelns kann man sich über den Contrast nicht erwehren, wenn es heißt, daß über Nacht plötzlich einmal die sonst mit Kunst gepflegten martialischen Schnauz-, Kinn- und Backenbärte der werthen Herren verschwunden sind, um ihre Besitzer bei bevorstehenden politischen Umwälzungen an diesem Zeichen der spürenden Polizei nicht als gefährliche Wühler zu entdecken. Es versteht sich von selbst, daß überall da, wo Mendelssohn Musik bespricht — und dies geschieht ziemlich oft, wir finden sogar ganze Stücke von ihm selbst in den Briefen —, der Meister sogleich zu Tage tritt. So haben wir z. B. noch keine Darstellung der Charwoche in Rom gelesen, die trefflicher und gerechter das hier Gebotene gewürdigt hätte als die hier niedergelegte. Von namhaften Compositionen eigener Arbeit sei nur erwähnt, daß die „Walpurgisnacht“ in Rom und Neapel geschaffen worden ist. Liebenswürdig klingt es, wenn der Componist sich in kritischen Augenblicken seine ihm geistig am nächsten stehende Schwester Fanny herbeiwünscht, ob sie ihm rathen würde, im Hexenchor an einer Stelle die große Trommel anzuwenden u. dgl. Dies führt uns auf einen weitern Vorzug dieser Briefe, nämlich auf den innigen Ton, der zwischen den Mendelssohn'schen Geschwistern überhaupt, aber ganz besonders zwischen dem Schreiber und seiner musikbegabten Schwester Fanny herrscht, sowie auf den Ton einer liebevollen Ehrfurcht, der zwischen dem Sohne und den Aeltern besteht. In dieser Beziehung treffen wir auf Stellen, aus denen der einundzwanzigjährige Jüngling seinen Geschwistern gegenüber, wie ein Freund treffend gegen den Referenten äußerte, „mit echt Salomonischer Weisheit“ redet; wir empfehlen den Brief S. 58 und 59 über die Art, wie Kinder einen Vater behandeln müssen. Als Beweis, wie sehr er den Vater ehrte, möge angeführt sein, daß, als der Vater gegen eine Reise nach Sicilien war, der Sohn auf eine Art der von ihm nur durch eine schmale Meerenge getrennten Insel entsagte, die gerade nicht allzu oft vorkommen möchte.

Anziehendes genug enthalten endlich auch die Briefe aus der Schweiz, deren Schönheiten Mendelssohn öfter zu kleinen malerischen Skizzen anregten, die er seinen Briefen beigab und die auch hier wieder mit beigegeben sind, und unsern Ausspruch über den künstlerischen Blick, mit welchem Mendelssohn Gegenden anzuschauen pflegte, wol bestätigen werden. Für den Musiker am interessantesten sind aber die Nachrichten aus Paris und London über den glänzenden Erfolg, theils seiner Compositionen, des Octetts, der Sommernachtstraum- und Hebriden-Ouvertüren, seines A-moll-Quartetts u. a. m., theils seines eigenen Auftretens als Klavierspieler und Dirigent. Ihm selbst ist aber der Enthusiasmus mitunter „toll und dumm“ erschienen, z. B. als man zu Paris in der Kirche sein Octett zu Beethoven's Todtenfeier aufführte und der Priester beim Scherzo stille Messe las. Porträts in wenig Zügen, sprechend ähnliche, finden sich auch hier, so von Kalkbrenner u. a. Von Meyerbeer's „Robert der Teufel“ heißt es:

Auf solch eine kalte berechnete Phantasieanstalt kann ich mir

nun keine Musik denken, und so befriedigt mich auch die Oper nicht; es ist immer kalt und herzlos, und dabei empfinde ich nun einmal keinen Effect. Die Leute loben die Musik, aber wo mir die Wärme und die Wahrheit fehlt, da fehlt mir der Maßstab.

Außer an seine Familie finden sich in dieser Sammlung noch Briefe an Eduard Devrient, Immermann, Taubert, an Zelter und an Frau von Pereira in Wien. Die treuesten Abbilder seines Wesens bleiben aber die an seine Aeltern und Geschwister gerichteten Briefe. Wir müssen dem Herausgeber für diese schöne Gabe der Erinnerung an seinen, allen Freunden noch lebhaft vorschwebenden geistvollen Bruder dankbar verpflichtet sein. Obschon mehr als 30 Jahre hinter der Zeit der Abfassung dieser Briefe liegen, so sind sie mit einer Frische und Lebendigkeit geschrieben, verzweigen sich auch so mannichfach noch in die Gegenwart selbst hinein, daß man von ihnen, wie von eben erst geschriebenen, auf das angenehmste berührt wird, bis wir am Schluß des letzten herzlich bedauern, daß der Tod den ausgezeichneten Mann so früh hat abrufen müssen. Die Todestage Goethe's, sowie Zelter's fallen während Mendelssohn's Abwesenheit von der Heimat und die von diesen Verlusten handelnden Briefe beweisen, wie tief er empfand; ist doch der Tod seiner geliebten Schwester Fanny, der ihn 13 Jahre später auf der Höhe seiner Laufbahn so plötzlich traf, nicht ohne Einfluß auf seinen bald darauf eingetretenen eigenen Tod geblieben. 14.

Leopold Ranke über Jakob I. und Karl I.

Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, von Leopold Ranke. Zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1860. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Selbst noch rascher als man von der anerkannt rüstigen Arbeitskraft des Verfassers erwarten durfte, ist der zweite Band des trefflichen Werks, dessen ersten Band wir bereits in Nr. 12 d. Bl. f. 1860 nach Verdienst gewürdigt zu haben glauben, der wissenschaftlichen Welt übergeben worden: gewiß zur allgemeinen Befriedigung.*) Der vorliegende Band, der sich als unmittelbare Fortsetzung des ersten ankündigt, zerfällt wie dieser in vier Bücher; ihr Inhalt ist von dem Verfasser selbst in Kürze folgendermaßen charakterisirt: 1) „Parlamentarische Irrungen in den spätern Jahren Jakob's I. und den frühern Karl's I.“; 2) „Unparlamentarische Regierung in England. Unruhen in Schottland“; 3) „Verflechtung der schottischen Irrungen mit den englischen und den allgemeinen“; 4) „Das Lange Parlament und der König bis zum Ausbruche des Bürgerkriegs“.

Wir schlossen unsere Besprechung des ersten Bandes mit der Bemerkung ab, daß wir gespannt wären, nach Angabe und Berücksichtigung der neuesten Literatur über den ersten Stuart auf dem englischen Throne, welches Urtheil der Verfasser über diesen Monarchen, den Prototyp der Stuarts sowol in kirchlich-religiöser Beziehung als in Absicht auf ihre Grundsätze über Fürstenmacht, über ihre innere und äußere Politik, aussprechen werde. Dieses Urtheil liegt jetzt vor uns; wir theilen es unsern Lesern in seinen wesentlichen Grundzügen mit: denn mag man nun beistimmen oder nicht, von Interesse ist es allemal, wenn man einen Historiker wie Ranke urtheilen hört. Einst in seiner Jugend war Jakob I. gewöhnt worden, den Fleiß seiner Schulstudien mit Leibesübungen zu unterbrechen; und wie er damals seine Tage zwischen gelehrten Studien und der kleinen Jagd im Parke von Stirling getheilt hatte, beides in Gesellschaft von Freunden und Genossen gleichen Alters, so fuhr er sein Leben lang fort. Nur ein paar Monate im Jahre hielt er in London oder in Greenwich aus: er zog Theobalds vor, und noch mehr entfernte Landsitze, wo er der Jagd obliegen konnte. Schon vor Sonnenaufgang war er in Bewegung in der Mitte einer kleinen dafür ausersehenen, geübten Jagdgefährten; er selbst war einer der geschicktesten unter ihnen: er meinte auch im Weidwerke mit Heinrich IV. wetteifern zu können. An unermüdlicher Fortsetzung seiner Studien ward er dadurch nicht gehindert. Nicht eigentlich allgemeine Wißbegierde trieb ihn dazu an, obgleich er dieser nicht entbehrte, sondern vor allem Theilnahme an der theologischen Controverse, welche die Welt beschäftigte. Die weitschichtigen Werke Bellarmin's**) hat er mehr als einmal durchgearbeitet und, um die Citate prüfen zu können, sich die alten Ausgaben der Kirchenväter und der Concilien von Cambridge schicken lassen: ein gelehrter Bischof stand ihm dabei zur Seite. Mit mancher eigenen Arbeit suchte er in den Streit der Meinungen einzugreifen. Er hatte die Eitelkeit, als der gelehrteste Mann in den beiden Reichen angesehen sein zu wollen, doch nur dahin brachte er es, für ein Magazin von allerlei Wissen zu gelten; denn die Eitelkeit pflegt durch Nichtachtung bestraft zu werden. In der That aber darf man nicht so klein von ihm denken. Seine Schriften tragen die pedantische Farbe der Zeit, aber unter den scholastischen Argumentationen stößt man doch auch auf gute Gedanken und Beziehungen. Die Bilder, deren er sich häufig bedient, entbehren der Feinheit des literarischen Gefühls, welches das Unschöne vermeidet, aber sie sind eigenthümlich und zuweilen treffend in ihrer Naivetät. Von Natur gründlich und scharfsinnig, wie er ist, bemüht er sich nicht ohne Glück, seinen Gegnern die Unhaltbarkeit der Grundlage, von der sie ausgehen oder die logische Unrichtigkeit ihrer Schlußfolge nachzuweisen. Hier und da nimmt man den Schwung eines auf fester Ueberzeugung beruhenden Bewußtseins wahr. Auch in der Unterhaltung suchte er von dem Besondern, sobald die Rede darauf kam, abzulenken und zu allgemeinen Betrachtungen überzugehen, ein Gebiet, in

*) Inzwischen ist auch der dritte Band erschienen, den wir ebenfalls besprechen werden. D. Red.

**) Bellarmin (geb. 1542, gest. 1621) war der geistreichste, gelehrteste Jesuit seiner Zeit, selbst in Rom gefürchtet. Unter seinen sehr zahlreichen Schriften hat sein sogenannter Katechismus den größten Einfluß ausgeübt bis auf unsere Tage. Persönlich war er mild und rechtlich.

dem er sich am meisten zu Hause fühlte. In den gelegentlichen Aeußerungen, die man von ihm aufgezeichnet hat, legt er gesunden Sinn und Menschenkenntniß an den Tag. Besonders ist es ihm eigen, Tugend und Religion unmittelbar mit dem Wissen zu verbinden: am meisten aus der Mittelmäßigkeit des Wissens scheinen ihm die Verirrungen der Welt zu entspringen: „Very wise men and very fools do little harm! it is the mediocrity of wisdom that troubleth the world — knowledge is a great step to goodness.“ *)

Den größten Werth legte er auf den Sinn für Wahrheit: den wesentlichsten Unterschied zwischen Tugendhaften und Lasterhaften sieht er in der innern Wahrhaftigkeit eines Menschen. Und gar manchen andern wohlerwogenen Grundsatz ruhiger Weisheit trägt er vor; sonderbar nur, wie wenig doch sein Verhalten demselben entsprach. Wenn man in einer seiner frühern Schriften liest, mit welchem Ernst er davon redet, daß ein Fürst die Talente prüfen und ihren Umfang ermessen, seine Beamten nicht nach Hinneigungen, sondern nach Verdienst anstellen sollte, so erwartet man ein in dieser Beziehung sorgfältiges und gewissenhaftes Regiment. Statt dessen findet sich, daß er immer Günstlinge hat, deren Verdienst niemand einleuchtet; er tritt zu ihnen in das seltsam gemischte Verhältniß eines Vaters, Lehrers und Freundes und gestattet ihnen Antheil an der Macht, die er besitzt. Von einer verderblichen Freigebigkeit gegen seine Umgebung konnte er sich bessern Entschlüssen zum Trotz nie losmachen. Wie bald waren die Kostbarkeiten verschleudert, welche Elisabeth angesammelt und hinterlassen hatte! Wie viele der Krone heimfallende Besitzthümer oder Einkünfte ließ er in Privathände übergehen! An Ordnung des Haushalts war bei ihm in England so wenig zu denken wie in Schottland; wie die Fürsten des 13. Jahrhunderts betrachtete er sein Königthum als eine Anweisung auf Vorrechte und Vortheile, an denen er seine Günstlinge und Diener Antheil nehmen zu lassen für gut hielt. Nicht selten verknüpften sich damit die widrigsten Misbräuche, z. B. auf Reisen bei der Versorgung des Hofs mit den ersten Lebensbedürfnissen: sie mußten um niedrige Preise geliefert werden; die Diener trieben mehr ein als man bedurfte und verkauften dann den Ueberrest zu eigenem Vortheil. Ein grotesker Contrast mit diesem Schmuz der Gewinnsucht seiner Leute ist es, daß sich Jakob von der idealen Bedeutung der königlichen Gewalt, die man damals mit metaphysischem Scharfsinne fast wie die Eigenschaften der Gottheit festzustellen suchte, von seiner Würde und der unbedingten Pflicht der Unterthanen die übertriebensten Vorstellungen ausbildete. Er hat damit selbst in Parlamentsreden den Widerspruch geweckt; in dem Landhausleben, wo ihm jeder mit unbeschränkter Ehrfurcht begegnete, machte er vollends kein Hehl daraus. Man bemerkte es als einen Unterschied zwischen ihm und Königin Elisabeth, während diese nur immer von der Liebe ihrer Unterthanen gesprochen hatte, daß Jakob dagegen unaufhörlich von dem Gehorsam redete, den man ihm nach göttlichem und menschlichem Rechte schuldig sei. Die Königin hatte es sich nie verdrießen lassen, nach gefaßtem Beschluß ihre Aufmerksamkeit auch auf die Ausführung im kleinsten zu richten. König Jakob besaß nicht diesen Eifer; in der Welt von Studien und allgemeinen Ansichten, in welcher er lebte, konnte er sich nicht zu eingehender Theilnahme an den Geschäften der Verwaltung oder der Justiz herabstimmen. Man hat ihn wol sagen hören, es sei ihm beschwerlich in einem vorliegenden Rechtsfall das Für und Wider ruhig erörtern zu hören; denn er könne dann zu keinem Urtheile kommen. Die Königin Elisabeth liebte tapfere Männer, ausgezeichnete kühne Charaktere; dem Könige fehlte es an allem Sinne für militärisches Verdienst, bei Männern von Unternehmungsgeist war ihm nicht wohl zu Muthe; er meinte nur solchen trauen zu können, die er durch Begünstigungen, Geschenke, Wohlthaten an sich gefesselt hatte. Die Königin galt als das Muster dessen, was schicklich und anständig sei; auf den Umgang mit wenigen Vertrauten eingeschränkt, bildete sich Jakob Liebhabereien aus, die als die Norm des Lebens gelten sollten; er selbst ließ sich gehen, er vernachlässigte sein Aeußeres, wie einst in Schottland so auch in England, und hing Eigenheiten nach, welche andern widerwärtig erschienen und ihm übel genommen wurden. Schon damals gab es, wenngleich lange nicht so ausgeprägt und für jede Verletzung empfindlich wie später, aber es gab doch ein Gemeingefühl für das, was in der guten Gesellschaft geziemend ist, in England; man verzieh es dem Könige nicht, daß er dagegen verstieß. So erschien dieser Fürst mit sich selbst in vollem Widerspruch: nachlässig, kleinlich und dabei von einem ganz ungewöhnlichen Stolz; ein Freund ceremonieller Pracht und zugleich zurückgezogener Einsamkeit; feurig und doch schlaff, genial und ein Pedant; begierig zu haben und rückhaltlos wegzugeben; zutraulich und gebieterisch; seiner selbst auch in kleinen Dingen des täglichen Lebens nicht Meister: er that oft, was er dann lieber nicht gethan haben wollte. Mit seinem Wissen und seinem Scharfsinn, dem hohen Flug seiner Gedanken verband sich eine moralische Schwäche, welche die Verehrung, die man bisher den Trägern der höchsten Gewalt gewidmet hatte und die ihm auch zu Theil wurde, mit Misachtung durchsetzte.

Das ist das Bild, welches der Verfasser mit seiner anerkannten Kunstfertigkeit von Jakob I. gezeichnet hat: es ist geistreich, das wird und kann niemand leugnen; wir fürchten aber, daß die theilweise groben Züge des historischen Originals eine Veredlung dadurch erfahren haben, die ihnen in Wahrheit nicht gebührt; es ist eine gewisse Milde über das ganze Bild verbreitet, die mit den einzelnen häßlichen Charaktererscheinungen und Thaten sich nicht wohl vereinbaren lassen. Es mag sein, daß die stuartfeindliche Geschichtschreibung nur den gehaßten Fremdling, den durch Heinrich's VIII. Testament vom

*) Der Verfasser hat diese Worte einem Manuscript des Britischen Museums entlehnt: „Wahrhaft kenntnißreiche Menschen und wirkliche Narren bringen wenig Schaden; die Mittelmäßigkeit des Wissens ist es, welche die Welt in Verwirrung setzt, Kenntniß dagegen ist ein mächtiger Schritt zur (sittlichen) Güte.“

Throne Englands Ausgeschlossenen in Jakob I. sah und daß diese Parteilichkeit auch auf das Urtheil der deutschen Geschichtschreibung nicht ohne Einfluß blieb *): wir halten dessenungeachtet die Charakterzeichnung Jakob's I. bei Macaulay und Keightley für naturgetreuer, als sie unser Verfasser gegeben hat; denn seine Behandlung Arabella Stuart's war feig und grausam, Raleigh's Verurtheilung ein schimpfliches Beispiel seiner Ungerechtigkeit und seines Kleinmuths, und in der Angelegenheit der Somersets betrug er sich mit größter Schändlichkeit. Die Wirklichkeit solcher Thatsachen schimmert kaum oder nur allzu schwach durch das Charakterbild, das uns der Verfasser von Englands erstem Stuart vorgelegt hat. Aber desto mehr müssen wir dem Verfasser in folgenden zwei Punkten beistimmen: Jakob hat den Ton für die Regierung der Stuarts angegeben und den Knoten der Geschicke seiner Enkel geschürzt. Es standen aber auch in jenem Zeitalter Kräfte gegeneinander auf und geriethen in einen Kampf, der, indem er sich in blutigen und schrecklichen Schlägen entlud, zugleich für die wichtigsten Fragen der europäischen Welt eine Entscheidung in sich trug. Von diesem Kampfe aber hatten die Stuarts weder ein richtiges Verständniß, noch waren sie ihm gewachsen, und das riß sie ins Verderben. Allein nicht ohne Theilnahme folgt man der Entwickelung der Geschicke des stuartschen Königshauses, sich der Erinnerung an das altgriechische Weisheitswort: „Die Blitze des Zeus treffen das Erhabene zumeist", nicht zu entschlagen vermögend. Auch England erlebte, wie Deutschland in dem Ausgange seiner Hohenstaufen, in dem Falle seiner Stuarts eine „königliche" Tragödie, nur freilich mit dem großen Unterschiede, „England trug sie nach oben, Deutschland nach unten".

Karl I., der zweite Sohn und Nachfolger Jakob's I. — der älteste Prinz Heinrich, auf den das englische Volk um seiner hohen Begabung willen die größten Hoffnungen gesetzt hatte, war im blühendsten Lebensalter gestorben — war bei seiner Thronbesteigung 25 Jahre alt. In der Kindheit ungesund und schwächlich — er litt unter anderm sein Leben lang an dem Gebrechen, mit der Zunge anzustoßen — hatte er sich doch übrigens kräftiger entwickelt, als man von ihm erwartete. Zu Pferde nahm er sich gut aus: man sah ihn Thiere schwerer Führung mit Sicherheit bändigen; er bestand im ritterlichen Waffenspiel; er traf sowol mit der Armbrust als mit der Flinte zum Ziele und lernte selbst eine Kanone laden. Der Jagd lag er nicht viel weniger unermüdlich ob, als sein Vater. Er konnte sich weder mit diesem an Geist und Kenntnissen, noch an energischer Lebendigkeit und populärem Wesen mit seinem verstorbenen Bruder Heinrich messen; aber von dem Vater, zu dessen Füßen zu sitzen er liebte, hatte er viel gelernt; die Neigungen des Bruders zu Werken der Kunst und experimentaler Naturwissenschaft — die Schmarotzerpflanze der Chemie, die Alchemie, blühte ja im 17. Jahrhundert an großen und kleinen Höfen, viel Gold und Verstand verdampfte damals in den Schmelztigeln alchemistischer Laboratorien —, vornehmlich die erste war auf ihn übergegangen. Und an sittlichen Eigenschaften war er sowol dem einen als dem andern überlegen. Er gehörte zu denjenigen jungen Menschen, von denen man sagt, daß sie keine Fehler haben. Seine strenge Haltung streifte an jungfräuliche Verschämtheit; aus seinen ruhigen Augen sprach eine Seele von Ernst und Mäßigung. Er besaß eine natürliche Auffassungsgabe auch für verwickelte Fragen; er verstand auch zu schreiben. Von Jugend an erschien er haushälterisch, nicht freigebig, aber auch nicht karg; in allem war er pünktlich. Alle Welt war der Unzuverlässigkeiten des Vaters, des unergründlichen und ewig schwankenden Geheimnisses seiner Absichten müde: von dem Sohne erwartete man mehr Offenheit, Aufrichtigkeit und Beständigkeit. Mochte auch die Frage, ob er entschiedener protestantisch sein werde als der Vater, mit Sicherheit nicht beantwortet werden können, so war doch so viel gewiß, daß er ein empfindlicheres Selbstgefühl für seine fürstliche Ehre besitze; das hatte er sichtbar den Spaniern und selbst dem Vater gegenüber bewiesen, als ihn die erstern bei der Bewerbung um eine ihrer Prinzessinnen in Madrid so schmachvoll zu täuschen suchten. Solchen Charakters und Wesens war der junge Prinz, der im Jahre 1625 den englischen Thron bestieg. Wer, dem die Geschichte in ihrem Ausgange nicht bekannt wäre, möchte ahnen, daß dieser Monarch 1649 sein Haupt würde unter das Henkerbeil legen müssen? Und dennoch kam es so. Es geschah, daß das eine von den britischen Reichen (Schottland) zu einer Selbständigkeit gelangte, welche der Krone allen wesentlichen Einfluß entriß; das andere (Irland) in blutigem, mit gräßlichen Unthaten befleckten Aufruhr für die katholische Bevölkerung dieselbe Unabhängigkeit zu erkämpfen suchte, die dort der protestantischen geworden, während in dem dritten und größten (England) eine Autorität zur Geltung kam, welche die königliche zu absorbiren trachtete. Der Verfasser hat die Entwickelung der Dinge ebenso ausführlich als klar und in ihrem natürlichen Zusammenhange geschildert. Er schließt den vorliegenden Band mit dem Bruche zwischen König und Parlament. Wir sind gespannt auf die Charakteristik Cromwell's, der bekanntlich in der neuesten Zeit diesseit und jenseit des Kanals theils verdammt, theils vertheidigt worden ist.

Karl Zimmer.

*) Die englische Geschichtschreibung ist überhaupt keineswegs frei geblieben von dem Einflusse politischer oder kirchlich-religiöser Parteirichtung. Man denke z. B. nur an den katholisirenden Lingard, von dem sich selbst ein Dahlmann nicht emancipirt hat.

Levin Schücking.

Die Marketenderin von Köln. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 4 Thlr.

Levin Schücking ist es geglückt, sehr schnell zu dem Rufe eines talentvollen und ungewöhnlich begabten Erzählers zu gelangen. Ob dieser Ruf immer und überall durch seine Leistungen begründet werde, ist uns jedoch mehr als zweifelhaft geblieben. Schücking ist ein ganz besonderer Novellist. Sein Auge ist stets auf sehr absonderliche, nie und nirgends gesehene Gestalten, auf

ganz eigenthümliche, meist sehr verzwickte Lebensverhältnisse, wunderliche Figuren, unerhörte Charaktere, auf alte unentwirrbare Baulichkeiten, fremdartige oder vergessene Sitten und Gebräuche und dergleichen Dinge mehr gerichtet, von welchen er annimmt, daß sie dem Leser so interessant sein müssen, wie sie ihm selbst sind. Wir glauben, er irrt hierin. Der urtheilsfähige Leser nimmt dergleichen Sachen, wie bei Walter Scott, wol mit in den Kauf; sein eigentliches Interesse aber ruht an einer ganz andern Stelle. Immer ist es doch das Leben, der Lebensgeist, der Conflict der Gedanken und der Charaktere, die Leidenschaft und ihre Kämpfe, kurz das Dramatische, was das eigentliche Interesse des Romans bildet und es umschränkt. In dieser Beziehung bieten die Romane des Verfassers meistens überaus wenig dar. Seine wunderlichen Menschenfiguren erinnern uns stets an die pompejanischen Bilder; sie stehen in der Regel starr und steif nebeneinander wie jene; unter allen diesen gemachten, studirten, mühsam erfundenen Gestalten geht meistens nichts oder doch sehr wenig vor; Schilderung folgt auf Schilderung, Bild auf Bild; aber für die Verwickelung der Handlung, für den Conflict dieser Charaktere unter sich, für das Ereigniß und seinen Wandel hat der Verfasser ungemein wenig Sinn. Der eine flieht, der andere verfolgt; plötzlich kehrt sich die Sache um; die Gestalten jagen, hetzen sich ab, aber aufeinander platzen sie nicht und so geschieht es, daß wir immer umsonst auf eine That zu warten haben. Der Autor hat entschiedenes Talent für Absonderlichkeiten, aber zeugt nun diese Abwesenheit des Dramatischen in seinen Erzählungen von Erfindungsgabe und Meisterschaft? Wir zweifeln. Nicht die Intention, nicht die Gabe der Schilderung, nicht die Instruction macht den Meister, nicht diese fehlen dem Verfasser; aber die dramatische Erfindung fehlt oder sie zeigt sich doch mühsam und schwerfällig bei ihm, und er bietet wenig, was für das Leben brauchbar ist, Lebensbetrachtung aber fast niemals.

Kurz vor seiner „Marketenderin" lasen wir Robert's „Schloß Hohenastenberg". Wie einfach, wie lebenvoll, wie natürlich treten hier alle Verhältnisse hervor, wie so ganz gewöhnlich selbst! Und doch welche Fülle von Interesse, welcher Reichthum an Lebensbeobachtung entwickelt sich aus diesen so naturwüchsigen Beziehungen! Hier dagegen, was treffen wir an? Eine Galerie der curiosesten Gestalten, alle unerhört, einzige Exemplare in der Natur, wenn überhaupt denkbar und möglich, die wunderlichsten Ereignisse und doch nirgends wahres Leben, nirgends ein den Leser ergreifendes Interesse, denn die Gestalten sind blos dazu da, ihre Curiosität zu zeigen und dann abzutreten. Ist das nun die Meisterschaft, die den Preis erringt? Goethe sagt: „Greift nur hinein in das Leben, und wo ihr's packt, da ist es interessant." Allein eben in das wirkliche Leben greift Schücking nicht; er greift wie in eine Rumpelkammer verwunderlicher Gestalten, in ein Wachsfigurencabinet seltsamer Caricaturen, er zeigt uns diese und damit genug! Wie gewöhnlich nimmt er auch in der „Marketenderin" als historischen Hintergrund seines Gemäldes die Französische Revolution und den kleinstaatlichen Jammer des Deutschen Reichs zu jener Zeit, besonders im Lande Westfalen; traurige Bilder, an welchen wir eigentlich schon genug und übergenug gesehen haben. Auf diesem Hintergrunde gruppirt er nun seine höchst seltsamen Gestalten; zuerst den wunderlichen Professor der Medicin und Kleinkrämer Bracht, den närrischen Studenten Hubert, den einäugigen und schrecklichen Jagdmeister Ripperda, anfangs ein Abbild des odysseischen Poliphem, der aber zuletzt ein Lafontaine'scher zärtlicher Vater wird, den blödsinnigen Freiherrn Lactantius von Averdonk mit seiner malerischen Zipfelmütze, den tollen Reichsgrafen, Tyrannen und Mädchenräuber, von Ruppenstein, den Vogt von Elsen, der nur den einzigen klugen Gedanken hat, von seiner viel klügern Gattin zu sagen: „Die Frau ist doch zu dumm"; und seine nicht minder seltsamen Frauengestalten, die wilde Gebharde von Averdonk, Marie, die verfolgte Tochter des Vogts und endlich Jungfer Traub, die Marketenderin, Bracht's Verwandte und die Geliebte des Studenten, der der Held des Romans ist — alles unmögliche, nie gesehene Menschen, Erzeugnisse einer mühsam arbeitenden, von Bildung überkünstelten Phantasie!

Wunderlich wie diese Gestalten ist denn auch, was sich in diesem Romane begibt. Nachdem der Verfasser seinen Helden viele Seiten lang durch einen unentwirrbaren alten Bau zu Köln geführt — eine besondere Liebhaberei des Autors, der er fast den vierten Theil seines Buchs widmet —, entdeckt dieser den Versteck des einäugigen Ripperda, der, aus Frankreich entflohen, hier mit Gebharde von Averdonk, seiner frühern Gattin, Zusammenkunft hat. Von einem „Hunde" gehetzt und verwundet, gelangt er nach Gebhardens Schloß, empfängt nachts den Besuch des blödsinnigen Barons Averdonk, der mit ihm Rabouge spielt und zwar um den Einsatz: wer an den andern eine Frage richten darf — welch wunderlicher Einfall! — flieht, gelangt fast sterbend zu dem Vogt von Elsen, der eben seine hübsche Tochter Marie in den Schloßdienst des tollen Grafen von Ruppenstein liefern soll, will diese retten, wird aber von dem Tollen als Soldat eingesteckt und dient als Chirurgusadjunct der gräflichen Heeresmacht, indeß Marie von der Mamsellmutter des Grafen in das Schloß abgeholt wird. Von hier befreit sie der Neffe Gebhardens, Franz von Aden, mit Ripperda's Hülfe, indeß Hubert, gefangen und auf den Tod angeklagt, von Traudchen Gymnich mit Hülfe österreichischer Soldaten, welchen sie sich als Marketenderin angeschlossen hat, aus dem Kerker befreit wird und natürlich die Braut heimführt. Dieser ganze Vorgang erregt, wie der Verfasser selbst in einem wunderlichen Schlußkapitel anerkennt, wenig die Gemüthsseiten des Lesers, da alles wider den Lauf der Natur geschieht und nichts zur Erwärmung und Belebung eines Seeleninteresses für die handelnden Personen von dem Verfasser versucht wird. Von dieser Seite bleiben wir vielmehr ohne alle Theilnahme an ihren Schicksalen und was uns an ihnen von Interesse sein kann, ist allein und ausschließlich

ihre Neuheit und ihre Sonderbarkeit. Ueber diese aber haben wir unsere Meinung bereits ausgesprochen und der Leser wird unsere Ansicht nun wol gerechtfertigt finden, daß der Verfasser in seiner Novellistik einen eigenen und absonderlichen Weg geht. Sein Talent für das Abenteuerliche und Ungewöhnliche, seine Gabe anziehender Schilderung verdorbener früherer Zustände und sonderbarer Sitten und Einrichtungen in seiner Heimat, ja selbst seine reiche historische Erkenntniß und seine Kunst, viel Instructives in seine Phantasiegemälde zu verweben, wollen wir hierbei nicht in Abrede stellen.

Auch diese Novelle, die in mancher Beziehung uns so mangelhaft erscheint, enthält in Bezug auf diese Gaben des Autors wieder viele beachtenswerthe Partien. Die Zustände in Köln um den Schluß des vorigen Jahrhunderts, der Hofhalt des tollen Grafen und Reichsverfechters Philipp III. von Ruppenstein, die Stellung des Adels im Lande Westfalen, der sogar noch die Rechte der alten „Feme" festhält und Verbrecher mit dem Freistuhle und dem „Weidenstrick" bedroht, das Auftreten der Franzosen am Rhein und die Zustände des geschlagenen österreichischen Heers, das Schloßleben in den rheinischen Landen und vieles andere, das in diesem Bilde an uns vorübergeführt wird, hat ein Recht darauf, uns augenblicklich zu fesseln. Ueber die Französische Revolution und ihren Ursprung z. B. hat der Verfasser eigenthümliche Gedanken. Der emigrirte Jagdmeister des Prinzen von Condé, Ripperda, sagt:

Sehen Sie, die ganze Geschichte war eben nichts weiter, als eine Intrigue des niedern, armen und verschuldeten Adels gegen den höhern. Fragen Sie sich nur, wer die Sache vorbereitet hat: die Philosophen, die der Adel sich als Werkzeuge auffütterte! Sie werden nie davon gehört haben, daß die Herren Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Holbach, Lamettrie, Beaumarchais dem Volke anhingen oder für ihre Lehren in den Cabarets gepriesen wurden. Sie trieben sich eben nur in den Gesellschaften des Adels um, der sie beklatschte und ihre Bücher verbreitete. Als der Lärm dann losbrach, wer stand an der Spitze? Menschen aus dem Volk? Bewahre! Herr von Mirabeau, Herr von Sieyès, Herr von Lafayette! Lauter Adel, der das Gesindel am Fädchen hielt, und gegen die fürstlichen Geschlechter der Rohan, Crequi, Latour, Mailly, Montmorency und Lamballe hetzte, bis der Sturm kam, der den hohen Adel zerschmetterte und den Thron zugänglich machte für jedermann!

An diese Stelle wollen wir gleich als eine andere Probe die Schilderung anschließen, welche der Verfasser von dem Einzuge der Sansculotten in Köln im zweiten Theile entwirft:

Es war eine seltsame Bande, diese siegreichen Truppen der Republik, welche kamen, das deutsche Kaiserreich über den Haufen zu stürzen. Zuerst rückten Jäger ein: sie sahen aus wie Mannschaften, die einen harten Feldzug mitgemacht haben, auszusehen pflegen, abgerissen, vom Wind und Wetter mitgenommen, aber doch wie geschulte Soldaten, uniformirt, gleichmäßig bewaffnet und marschirten, wenn nicht geschlossen, doch in einer gewissen Ordnung, Musik vorauf. Verwundersam aber war anzuschauen, was hinter ihnen drein marschirte, lange, lange Züge seltsamer Menschenkinder. Es war, als ob alle Zigeuner der Welt sich auf die Wanderschaft begeben und als ob sie sich dazu ausgerüstet, nachdem sie alle Tröbelläden des Erdenrundes vorher ausgeraubt! Die meisten waren kleine, schwarzäugige, gelbe Gesellen, der eine mit einem dreieckigen Hut und Federbusch auf dem Kopfe, der andere mit einer grauen Filzkappe bedeckt; der eine im Kittel, der andere in einer erbeuteten blauen Uniform, deren Schöße sich auf dem Marsche verspätet zu haben und erst mit dem folgenden Corps nachrücken zu wollen schienen. Hemden, Strümpfe, Schuhe schienen hier für abgelegte Vorurtheile zu gelten, was beibehalten, war zerlumpt, zerrissen, geflickt. Aber wenn sie auch im bunten Durcheinander daherzogen, über ihren Reihen schwebte doch ein unsichtbarer Geist der Disciplin und Ordnung; man ahnte, daß diese nachlässig einher schlendernden Haufen auf ernstes Commando im Augenblicke der Gefahr sich blitzschnell ordnen und in feste Glieder zusammenschießen würden.

Gern gäben wir noch als dritte Probe vorzüglicher Schilderung das Gemälde des Hofhalts Philipp's III. von Ruppenstein, allein das treffliche Bild ist kaum einer Verkürzung fähig und muß ganz genossen werden.

So verbindet sich denn auch in dieser Arbeit des Verfassers das Ungehörige und Tadelnswerthe mit dem Löblichen und Werthvollen, wie in den meisten irdischen Dingen. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß dem Verfasser viele treffliche Gaben eines Erzählers zur Seite stehen, allein auch ebenso gewiß, daß ihm zur Meisterschaft viel und Wesentliches fehlt. Diesen Mangel mit einem Worte zu bezeichnen, ist schwer: wir möchten ihn Natur oder Leben nennen; denn seine Erfindung, seine Charaktere, seine Situationen sind mühsame Studien, und selbst sein Humor, dies freieste Kind des dichtenden Geistes, ist gezwungen, erstrebt, mühsam gesucht, und hinterläßt statt eines erheiternden, meist einen peinlichen Eindruck. In der Reihe unserer Novellisten mag Levin Schücking daher immerhin einen namhaften Platz einnehmen; von sehr vielen andern aber wird er so lange entschieden überflügelt werden, als er mehr nach Bücherstudien, wie nach Naturstudien arbeitet und dem wirklichen Leben sein Recht verkümmert oder ganz vorenthält. 4.

Zwei Schriften über Urgrund und Ende der Welt.

Ich habe heute einmal wieder zwei recht absonderliche Schriften zu besprechen. Sie lagen mir schon ziemlich lange zur Seite, weil ich mich schwer entschließen konnte, sie einer besondern Beachtung zu empfehlen, und ich hatte sogar die Absicht, die Sache mit Stillschweigen abzuthun. Dies schien mir indeß doch nicht gerecht, darum greife ich die Arbeit an und hoffe bald damit fertig zu werden.

Beide Schriften treffen darin zusammen, daß sie den Blick ihrer Leser auf das Schöpfungsganze lenken, um darüber zu belehren, was es mit dem Uranfange und mit dem Ende desselben für eine Bewandtniß habe. Es sind also Schöpfungsgeschichten. Daran leiden wir nun allerdings durchaus keinen Mangel, indessen was wir davon besitzen, ist nach der Ansicht der Verfasser für gar nichts zu achten und paßt auch dem gegenwärtigen Standpunkte der Naturwissenschaften nicht mehr an. Sie wollen etwas ganz Apartes geben, woran bisjetzt noch niemand gedacht hat. Dies thun sie nun auch in der That und zwar auf eine höchst interessante eigenthümliche Weise. Wer die Bücher liest, wird davon gefesselt wie von einem gut erfundenen und gut durchgeführten Lustspiele.

Beide stimmen auch darin miteinander überein, daß sie im allgemeinen keine Einrede thun gegen die Kopernicanische Weltordnung und deren Vollendung durch Kepler und Newton. Sie bewundern das Große und Herrliche derselben mit sehr beredten Worten, glauben aber, daß damit noch nicht die volle Befriedigung erzielt worden sei, daß noch viele der wichtigsten Fragen

keine Beantwortung gefunden hätten und daß sie berufen und verpflichtet seien, das Fehlende gründlich nachzubringen.

Sie unterscheiden sich aber dadurch wesentlich voneinander, daß die eine hauptsächlich nur das Ende, die andere dagegen nur den Anfang der Schöpfung zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung macht. Dies ist ein glückliches Zusammentreffen, denn ohne voneinander gewußt zu haben, unterstützen sie sich gegenseitig in der Vollendung einer unvollendeten Welt-Schöpfungsgeschichte. Die denkende Welt wird ihnen für ihr edles Bestreben gewiß dankbar sein und wir schließen uns nicht aus, und wäre es auch nur um der geistigen Belustigung willen, wozu sie eine reiche Gelegenheit gegeben haben.

Sie unterscheiden sich auch in Hinsicht ihres Umfangs. Die eine enthält den sehr ausführlich gegebenen Inhalt auf mehr denn 20 Druckbogen, während die andere vorläufig nicht mehr als drei in Anspruch nimmt. Aber es ist sichere Aussicht vorhanden, daß auch diese kleine Differenz bald ausgeglichen werde, denn an Schreibelust gebricht es dem Verfasser der kleinern Schrift wahrhaftig nicht. Bei einiger beifälligen Zustimmung kann sicher noch Großes daraus werden. Ob nun unser Beifall dies veranlassen wird, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit auf die erste Schrift zu. Sie führt den Titel:

1. Die kommende Umgestaltung der Erde, als nothwendige Folge der frühern Erdrevolution. Erklärt und bewiesen aus den Vorgängen und aus dem Leben in der Natur im Zusammenhalte mit der Offenbarung von Georg Bandorf. Regensburg, Manz. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

In kurzen Worten ist die dem Buche zu Grunde liegende Idee etwa so auszusprechen. Es ist so gut wie gewiß, daß der Mond ursprünglich mit der Erde ein Ganzes ausgemacht habe, daß er davon ausgestoßen sei durch eine gewaltige Katastrophe des vulkanischen Erdinnern. Daneben ist es aber auch ebenso unzweifelhaft gewiß, daß der Mond wieder zur Erde zurückkommen muß, als nothwendige Folge der vorigen Revolution, und daß hierdurch eine noch viel gewaltigere Umgestaltung oder wol gar eine gänzliche Vernichtung der Erde in unabweisbarer Aussicht steht. Das Werk enthält also eine handgreifliche Prophezeiung des dereinstigen Untergangs der Erde. Eine solche Vorhersagung ist schon gar oft gemacht worden, aber das ist ganz neu, daß man dem Monde, diesem friedlich stillen Gefährten der Erde, dieses Unglück aufbürden will. Gewöhnlich sind dazu die Kometen, diese früher so sehr gefürchteten Zornruthen des Himmels, ausersehen. Auch hielt man einen solchen „Jüngsten Tag" nur vom moralischen Richterstuhle aus für nothwendig, da die sündhafte Menschenwelt vor dem zornerfüllten himmlischen Vater nicht länger mehr bestehen könne. Davon sagt indessen Bandorf kein Wort. Er hat blos den Mond im Kopfe, den er mit seiner erregten Phantasie immer näher und näher auf die Erde herabfallen sieht und den furchtbaren Ruck des Zusammentreffens schon im voraus empfindet. Fragt man nun, woher der Verfasser zu dieser Ansicht gekommen sei, so gibt das Buch besonders in seiner zweiten Hälfte eine vollkommen befriedigende Antwort. Er hat fleißig die Bibel studirt und dabei ganz vorzugsweise die Offenbarung St.-Johannis des Theologen zu seinem Nachgrübeln ausersehen. Wohin ein solches Versenken des Geistes führen kann, hat die Erfahrung traurig genug an der Bevölkerung der Irrenheilanstalten bewiesen.

Außer Vorwort und Einleitung zerfällt das Werk in sechs Kapitel: 1) „Ueber Erdkunde", 2) „Ueber die Grundformen der Erde", 3) „Ueber den Kreislauf in der Atmosphäre", 4) „Ueber Witterung und Periodicität", 5) „Ueber den Kreislauf in der Erde", 6) „Ueber die große Erdrevolution". Es kommen nun gar manche lesenswerthe und empfehlenswerthe Partien im Buche vor, und man sieht, der Verfasser hat sich einen reichen Schatz von Kenntnissen angeeignet, nur ist sehr zu beklagen, daß sie nicht zu einem vernünftigern Zweck benutzt worden sind. Die fixe Idee zu einer grausenerregenden Offenbarung vergiftet alles, und wenn dieselbe im Anfange des Werks noch sehr heimlich zurückgehalten wird, so erhält sie doch im Ausgange eine lästige zügellose Freiheit. Aber nun auch einige Proben, damit unsere Leser auch selbst urtheilen können.

Daß Ebbe und Flut der Erde hauptsächlich von der Anziehung des Mondes herrühre, entspricht nicht der Ansicht und der Revolutionstheorie des Verfassers. „Die Astronomen behaupten, daß die Kraft, mit welcher der Mond alle Körper auf seiner Oberfläche an sich zieht, fünfmal schwächer sei als auf der Oberfläche der Erde, sodaß eine Kugel z. B., auf dem Monde abgeschossen, fünfmal weiter oder fünfmal höher steigen und in fünfmal größerer Schnelligkeit dahinfliegen würde als auf unserer Erde. In Berücksichtigung der großen Ueberlegenheit der Erde über den Mond sowol durch Kraft als durch Masse, welche über neunundvierzigmal mehr beträgt, dann der Entfernung des Mondes, dessen ohnehin bedeutend geringere Anziehungskraft mit der Entfernung in eben demselben Verhältniß abnimmt, erscheint obiger Einwurf gerechtfertigt, welcher der Mondanziehungskraft solche Gewalt in dieser noch beträchtlichen Entfernung über die bedeutende Masse der Meere in Zweifel zieht, vielmehr abspricht, um so mehr, als nachgewiesen werden wird, daß dieses Steigen und Fallen des Meeres nichts anderes ist, als das gleich einem Pendel durch den Umschwung der Erde unterhaltene Hin- und Herschwanken des Meeres, welches als Folge einer frühern großen Katastrophe einst das Festland überflutete und derzeit nicht mehr zum Stillstehen kommen konnte, obgleich es in sein bestimmtes Becken zurückgekehrt, vielmehr hineingestürzt ist. Wenn diese Periodicität des Meeres im gewissen Einklange steht mit den Perioden des Mondes, so ist dies natürlich hervorgegangen aus einer und derselben tiefen Kraft, welche beide, Meer und Mond, betroffen hat und welche beide gleichzeitig so erschüttert hat, daß ihre Schwingungen sich noch begegnen, obgleich Jahrtausende bereits darüber weggezogen sind." Das ist ein Pröbchen von der fließenden und tiefsinnigen Behandlung des astronomischen Stoffs. Die Leser werden schon etwas dabei verweilen müssen, um den Sinn richtig herauszufinden und ihn ganz zu fassen.

Doch nun wenden wir uns etwas weiter zum Schlusse des Buchs, um zu sehen, wohin der Verfasser bei seiner Lebhaftigkeit getrieben wird. Er mahnt daran, daß dem denkenden Menschen bald die Gewißheit kommen müsse, daß nichts Irdisches von Bestand sei, daß hierbei die Vergänglichkeit und die Vernichtung Zweck und Ziel abgäbe. Er habe im ganzen Werke immer auf diesen Grundsatz der Natur hingewiesen. Es entstände nun die Frage, ob denn das Erdganze auch diesem Vernichtungsgesetz unterworfen sei. Diese kann der Verfasser natürlich nicht anders als mit einem Ja der innigsten Ueberzeugung beantworten und er geräth dadurch ordentlich in eine Begeisterung, die aber schreckenerregender Art ist. Er weiß es besser als die gescheidtesten Astronomen, daß der Mond schon Jahrtausende hindurch in einer fallenden Bewegung zur Erde hin begriffen ist und daher sich dieser immer mehr und mehr nähern müsse. „Diese Annäherung des Mondes zur Erde ist freilich jetzt sehr allmählich und nur aus mehr als zweitausendjährigen Beobachtungen erkannt worden. Sie entzieht sich den Wahrnehmungen der einzelnen auf dieselbe Art, als allenfalls ein einsames Licht in der Dunkelheit auf einer weiten Ebene, welches dem Standpunkte des Beobachters sehr langsam näher rückt, denn dieser kann nicht unterscheiden, ob das Licht still steht, ob es auf ihn zukommt oder ob es sich gar von ihm entfernt." Dann läßt er den Mond näher kommen und ein Verfinstern der Sonne bewirken, wie es bei den Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas und in der Offenbarung Johannis verkündet worden ist. Und zuletzt kommt auch das Zusammenprallen des Mondes mit der Erde. Es entsteht nun die Frage, ob wir uns von dieser Katastrophe wol eine Vorstellung machen können. „Allerdings", ist die rasche Antwort des Verfassers. „Ob sich aber auch eine richtige Vorhersage darauf gründen läßt, ist eine andere Frage, da uns unsere eigenen Untersuchungen wol schwerlich weiter führen werden als zu bloßen Vermuthungen." Er versucht es nun

das Bild der Vermuthungen auszumalen und zu beunruhigen. Es wird zunächst daran erinnert, was das für eine Wirkung habe, wenn zwei Körper mit großer Geschwindigkeit gegeneinander fahren, und hierin nimmt der gelehrte Verfasser auf einmal wieder eine recht alltägliche Sprache an; wir können unsern Lesern das Vergnügen nicht vorenthalten, den Verfasser selbst reden zu hören: „Sind es zwei harte Körper, die aneinander gerathen, so ist diese Bewegung immer mit einer gewissen Erschütterung begleitet. Wer ist wol noch nicht gefallen und hat dieses an sich selbst empfunden? Diese Erschütterung geht aber in Zerschmetterung der harten Körper über, wenn die Hast, d. h. die Geschwindigkeit, womit sie sich begegnen, mehr als gewöhnlich ist... Wenn zwei Locomotiven im vollen Lauf zusammenstoßen, wie leider schon oft geschah, so können bis ins Unerkennbare (?) gehende Zertrümmerungen einzelner Theile derselben vorkommen, wie der Beispiele mehrere vorhanden sind. Nun ist aber die Schnelligkeit der Locomotive gegen die Schnelligkeit bewegter Himmelskörper gleichsam verschwindend. Ein Zusammenstoß solcher muß also ungleich größere, unvergleichbar größere Erscheinungen darbieten." Man sieht hier in Gedanken, wie der Verfasser mit einem verzückten geistigen Blick dies innere Phantom schon klar vor Augen hat; aber er hält dennoch damit zurück und kommt erst einige Seiten später dahin, es mit Worten zu beschreiben. „Wie nur immer der Mond die Erde treffen mag, so kann es nimmermehr ausbleiben, daß der getroffene Theil der Erdschale sehr heftig, vielleicht bis in seine größte Tiefe erschüttert wird. Die nächste Folge wird nun diese sein, daß die Regelmäßigkeit in dem Kreislauf der Erde mächtig gestört wird, wodurch ganz sicherlich Gelegenheit gegeben werden könnte, daß sich die Erdbeben bis ins Unglaubliche steigern, bis sie selbst wieder einen Theil der Erdschale aussprengen. Allein — ist auch unsere jetzige Erde im Stande, einen etwaigen Substanzverlust wieder ergänzen zu können, wie es der Fall war, als ihr das erste mal ein Stück ausgetrieben worden ist? — Schwerlich. Wir haben wol keine Maßstäbe, um bemessen zu können, wie tief wieder die Erde zusammensinken kann, um den Substanzverlust zu ergänzen, das heißt die Continuität der Gesammtmasse wiederherzustellen; dagegen haben wir aber die bestimmte und öfters wiederholte Zusage, daß nicht mehr durch Wasserfluten alles Leben auf Erden vertilgt werden soll, was um so mehr und sicherer eintreten müßte, da das Misverhältniß zwischen Land- und Wasserfluten alsdann in viel mehr gesteigertem Grade auftreten würde, als es, nämlich dieses Misverhältniß, jetzt besteht."

Damit haben wir nun das finstere Schreckengemälde über „die kommende Umgestaltung der Erde", woran der Verfasser mit inniger Lust gewiß jahrelang gemalt hat, vor uns. Die dazu gebrauchten Farben sind recht bunt und anlockend gewählt, auch ist nirgends damit gegeizt; was nun aber den Geist des Ganzen betrifft, so sucht man ihn vergebens, man findet nur Verschrobenes, Verworrenes und Sinnloses. Ob es möglich ist, daß sich das Buch mit diesen Eigenschaften einen Kreis von Abnehmern verschaffen kann, müssen wir dahingestellt sein lassen. Eigentlich sollte man ganz entschieden hieran zweifeln, aber dennoch fehlt es nicht an Beispielen, wo der Erfolg mit der Erwartung gar nicht in Einklang zu bringen war, und dies kann auch hier zutreffen, da es der Welt nicht an Köpfen fehlt, welche sich gern bethören lassen wollen, welche in der Dunkelheit des Verstandes ihre Heimat und in der Abwesenheit der Vernunft ihr Glück finden.

Doch nun rasch zu dem andern Opus, damit wir wieder in unsere heitere Stimmung kommen, woraus uns der Schluß dieser ersten Besprechung zu bringen drohte.

2. Das Licht, der materielle Urgrund aller Dinge, oder die Bausteine des Weltalls. Ein Vortrag von Leopold Pohl. Oppeln, Clar. 1860. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser schreibt mit vielem Schwung ein sehr elegantes Deutsch. Er hat ganz die Gabe, das gebildete große Publikum zu fesseln und für seine Ideen zu gewinnen. Wenn er sich aber der Hoffnung hingibt, damit auch die Männer der Wissenschaft bekehren zu können, so ist er sehr im Irrthum. Das Raisonniren macht es allein nicht aus, auch selbst wenn es mit feiner philosophischer Geschicktheit zur Durchführung gebracht wird. Die Schrift beginnt mit einem starkbetonten Vorwurf gegen unsere heutige Naturwissenschaft, von der behauptet wird, daß sie nur groß sei in dem empirischen Auffinden der Gesetze, daß sie dagegen sehr wenig geleistet habe in dem Erforschen der wahren Ursachen dieser Gesetze. Man kann nun nicht leugnen, daß darin wol etwas Wahres liegt, aber man ist auch überzeugt, daß die Sache hier mit einer maßlosen Uebertreibung und Anmaßung ins Licht gestellt wird. Der Verfasser will der Naturwissenschaft nun nicht blos zeigen, was ihr fehlt, sondern er geht auch mit dem Plane um, ihr das Fehlende selbst zu geben. Seine Behauptung geht dann dahin: 1) daß es einen Stoff für die Bildung neuer Weltkörper geben müsse, welcher den ganzen anscheinend leeren Himmelsraum erfülle, und dem Gesetz der Schwere nicht unterworfen sei; 2) daß dieser Stoff unsichtbar sei, also der Durchsichtigkeit des Weltraums keinen Eintrag thue; 3) daß derselbe mit dem Lichtstoff identisch sei und sichtbar werde, wenn er sich wenigstens theilweise condensirt habe; 4) daß das Licht also materieller, stofflicher Natur und der materielle Urgrund aller Dinge sei; 5) daß der reine weiße Lichtstrahl bereits alle Elemente der Weltbildung und die Keime aller auf Erden wirkenden Kräfte in einer vom Schöpfer selbst bestimmten unabänderlichen Reihenfolge in sich trage.

Nach dem Lesen dieser Grundsätze wird jeder Sachverständige schon vollkommen fertig sein und die Schrift zur Seite werfen als eine nutzlose, verschrobene Arbeit. Wie es möglich sein kann, nach unserm heutigen Wissen über das Licht noch einmal zu dem endlich glücklich überwundenen Begriff einer Lichtmaterie zurückzukommen, ist kaum begreiflich. Der Verfasser thut sich aber hierauf recht viel zugute und gefällt sich darin, das Unbegreifliche begreiflich zu machen. Wir haben aber nicht Lust, uns mit der Sache weiter zu befassen, die bei Lichte besehen doch nur auf Wortmacherei hinausläuft.

Heinrich Birnbaum.

Touristenausflüge nach Südeuropa.

1. In das Land voll Sonnenschein. Bilder aus Spanien von Karl Freiherrn von Thienen-Adlerflycht. Berlin, Duncker. 1861. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Wander-Studien. Italien, Griechenland und daheim von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„In die Länder voll Sonnenschein!" hätten wir an Stelle der von uns gewählten nüchternern Ueberschrift unsere folgenden Mittheilungen überschreiben können; denn Spanien, wohin uns die erstverzeichnete, und Italien und Griechenland, wohin uns die zweite Schrift führt, sind die „Länder voll Sonnenschein", nach denen sich das Herz des gebildeten Germanen meist so innig sehnt und neigt wie die Pflanze nach dem Sonnenlicht. Goethe gesteht, daß ihn die Sehnsucht nach Italien, bevor er seine Reise dahin antrat, oft förmlich krank gemacht habe, sodaß er etwas Ordentliches zu vollbringen unfähig gewesen, und wenn wir von einem deutschen Heimweh sprechen, so könnten wir ebenso gut von einem Fremdweh, d. h. einem Weh nach der südlichen Fremde sprechen. Und sieht es nicht fast wie eine Ironie aus, daß wir Hyperboreer, die wir unter einem meist bewölkten Himmel leben, lichtes Haar, hellen Teint und himmelblaue Augen haben, während die Bewohner jener Südländer ganz umgekehrt und im Widerspruch mit Himmel und Sonne, mit schwarzen Haaren, dunkeln Augen und braunem Teint ausgestattet sind? Man sieht daraus, daß auch die Natur, die überhaupt gar nicht im Uebermaß gemüthlich ist, an schneidenden ironischen Gegensätzen ihre Lust hat.

Wir stellen gerade Thienen-Adlerflycht's Schrift „In das Land voll Sonnenschein“ (Nr. 1) voran, weil wir damit ein neues frisches Talent auf dem Gebiete der Touristenliteratur beim Publikum einführen und empfehlen können. Der Verfasser schreibt lebendig, anschaulich, einfach und dabei, ohne in moderner Touristenweise nach affectirten Wendungen und Ausdrücken zu suchen, keineswegs geistlos. Wie die ihm aufstoßenden Gegenstände sind, so schildert er sie, mit einem gesunden, für alles Edlere empfänglichen Realismus, ohne überschwengliche Touristentrunkenheit, aber auch ohne philiströse Grämlichkeit und Nüchternheit. Des Verfassers Reise führte ihn zuvörderst durch die baskischen Provinzen über Fuentarrabia, San-Sebastian, Tolosa u. s. w. Bei Gelegenheit San-Sebastians macht er die Bemerkung, daß es daselbst keinen Bettler gebe, während man die ganze Welt durchreisen könne, ohne eine zweite Stadt zu finden, deren Einwohner sich dieses Vorzugs rühmen könnten. Ueberhaupt rühmt er die Arbeitsamkeit und Arbeitskraft der Basken. Die baskischen Tagelöhner würden mit 1 Franc 25 Centimes für den Tag bezahlt oder, wenn sie beköstigt würden, mit der Hälfte, sie zögen jedoch in der Regel das baare Geld vor, nährten sich von Suppe und Brot und brauchten zwischen der Arbeit nur zwei Stunden Ruhe. Damit arbeiteten sie von Aufgang bis Untergang der Sonne und seien unbegreiflich in Ausdauer und unerreichbar in ihrer Tagesleistung. Der Franzose dagegen verlange höhern Lohn, wolle besser essen und weniger thun und fange ebenso leicht Lärmen an, als er schwer zu befriedigen sei. Ueberhaupt rühmt er, wie alle Reisende, den Spaniern die größte Mäßigkeit nach. In vielen Gegenden sei eine gebratene Ratte ein Leckerbissen. Der fleißige Catalone esse zu Mittag Sardinen oder andere gesalzene Fische, die ihnen englische und skandinavische Schiffe bringen, oder ein paar Eier. Zum Nachtessen werde ein Reisbrei, ein Nudelngericht oder ein Gemüse gekocht. In der Frühe nähme er leider Branntwein zu sich, der aus den geringern Weinen bereitet werde.

Die Reise geht dann durch Navarra. In Pampeluna wird der Verfasser von einem Hausknecht bedient, der ihn zu folgender Bemerkung veranlaßt: „Glaube niemand, daß dieser Jüngling mit aller Poesie Andalusiens auftrat. Sein Ebenbild findet sich weder auf der Leinwand eines Bamberger, noch auf der anderer Künstler, welche durch ihren Pinsel die Pracht der Natur des Südens und zugleich dessen blendende Trachten vergegenwärtigen. Pampeluna liegt in dieser Hinsicht sehr nördlich, und seine Hausknechte sehen gerade so aus wie die unserigen; ja derjenige, welcher mir erschien, stand, was sein Aeußeres betraf, noch weit unter ihnen. Ich saß ruhig auf meinem Stuhle, als er eintrat; mein Waschtisch stand mit den Gegenständen meines Gebrauchs mir gegenüber in der Ecke des Zimmers. Was that nun der Hausknecht? Wollte er aufräumen? O nein! Es war ein Feiertag, und er empfand das Bedürfniß, sich zu reinigen. Ich wurde nicht von ihm angesprochen, keiner seiner einfältigen Blicke wandte sich nach mir um, sondern er ging hin ohne weiteres, und über den beschränkten Begriff des Nießbrauchrechts an fremdem Eigenthum erhaben, wusch er sich Gesicht und Hände behaglich vor meinen Augen und benutzte dazu, nicht blos was ich schon gebraucht hatte, sondern auch was ich noch gebrauchen wollte.“

Der Verfasser führt uns dann durch Aragon und Catalonien nach Barcelona. Hierher fuhr mit ihm in derselben Berline ein junger Geistlicher, der sich neun Jahre auf einem erzbischöflichen Seminar befunden hatte und doch so wenig von der Welt wußte, daß er auf die eingeholte Erkundigung, woher der Verfasser gebürtig sei, diesen fragte: ob Alemannia in Frankreich liege? „Wenn ich mir“, bemerkt der Verfasser, „dies Einfaltszeugniß nicht alsbald aufgeschrieben hätte, so würde ich es heute selber fast nicht glauben.“ In Bezug auf die Theaterverhältnisse Barcelonas bemerkt der Verfasser: „Oft, ja nur zu oft bei einem Volke, welches die Calderon und Vega zu den Seinen zählt, findet man Uebersetzungen ausländischer Theaterstücke angekündigt, und wenn ich hinzufüge, daß sich in der Regel die werthlosesten Fabrikate der pariser Bühnenschreiberei-Industrie darunter befinden, so berühre ich damit Zustände, die wir, dank unsern Theaterintendanzen, auch im eigenen Hause wiederfinden.“ Man kann es den Franzosen kaum verdenken, wenn sie sich in der Einbildung wiegen, „an der Spitze der europäischen Civilisation zu schreiten“, da sie sehen, daß fast alle europäischen Bühnen von Petersburg bis Barcelona, und von London bis Pesth hauptsächlich von pariser Dramenfutter leben. Und woher diese wenigstens von der deutschen Kritik seit Decennien ehrenhaft, wenn auch erfolglos bekämpfte befremdliche Erscheinung, da doch weder in Barcelona noch London, weder in Berlin noch in Wien pariser Gesellschaftszustände in dem Kern der Bevölkerung vorherrschend sind? Aber eine Schmach bleibt es für Europa, daß Shakspeare und Calderon, Goethe und Schiller von Scribe und Compagnie, von Dumas Vater und Sohn u. s. w. aus dem Felde geschlagen werden.

Der Verfasser versetzt uns nun nach Valencia und er bemerkt hierbei: „Die Valencianerinnen, wenn auch einzelne reizend, däuchten mir doch nicht so allgemein und hervorragend schön, als es oft ausgesprochen wird. Eine volksthümliche Tracht findet sich unter ihnen auf dem Lande nicht mehr viel, und in der Stadt leider gar nicht mehr.“ Frankreich erobert, wie man sieht, noch mehr mit seiner Sprache, seinen Moden und Komödien die Welt als mit seinen Waffen. Auch die Männer von Valencia erschienen dem Verfasser nicht gerade immer schön; er fand darunter viele „mit kleinen stechenden Augen und dickem Gesicht“. Dagegen sagt er von den Malorcanerinnen, die er auf ihrer schönen, von Reisenden nicht eben sehr häufig besuchten Insel kennen zu lernen Gelegenheit hatte: „Wir verwunderten uns über die Menge dieser Mädchen, welche alle hübsch sind, und waren am Ende ebenso begierig, eins zu finden, von welchem wir hätten sagen können, es sei häßlich, als man anderswo nach einem schönen Kinde der Natur umherspäht. Die Mädchen von Soller haben große lebhafte braune Augen und schwarzes Haar. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht immer durch die Sonne verbrannt, sie erhält sich öfters unter dem Schatten der Orangen in rosiger Frische. Dagegen entgeht es dem aufmerksamern Beobachter nicht, daß die süße Frucht ihrer Gärten verderblich auf die Zierde des Mundes, die Zähne wirkt. Sie sind nicht sehr groß, aber lauter dralle Mädchen. Die munterste Natürlichkeit spricht aus jeder ihrer Bewegungen.“ Diese Beobachtungen machte der Verfasser als Zuschauer eines zu Soller gefeierten, einer historischen Tradition seinen Ursprung verdankenden Volksfestes, das ihm zum Schluß noch zu der Bemerkung Anlaß gibt: „Wie wir so in der sinkenden Nacht beisammensaßen, mußte uns wol der Gedanke kommen, daß auch bei uns in der Heimat manch schönes Volksfest gefeiert wird. In diese Erinnerung mischte sich aber auch ein schmerzlicher Gedanke, der, daß bei uns das Gezeche in der Regel die Hauptsache wird, und es kommt den Menschen ganz aus dem Sinn, daß man einen der Freude besonders geweihten Tag anders feiern könne als durch Essen und Trinken im Uebermaß.“ Im „Fluge“, wie der Verfasser selbst bemerkt, geht es dann durch Castilien nach Madrid, Aranjuez, Toledo, dann auf dem Schienenwege nach Alicante, auf dem Kurierdampfboot nach Barcelona, von hier auf der Eisenbahn bis Arenys de Mar, wo der Reisende zum letzten mal in einen spanischen Postwagen stieg, der ihn dann den Pyrenäen wieder entgegenführte. Ein baskisches Märchen „Maitagarri“ bildet den Schluß des Buchs.

Die mancherlei eingeschobenen Betrachtungen über Kunstbauten und Kunstwerke, die historischen Rückblicke u. s. w. wollen wir übergehen, ebenso die glücklicherweise nur kurzgefaßte Beschreibung eines Stiergefechts. Man hat dergleichen schon bis zur Uebersättigung lesen müssen. Der Verfasser bemerkt selbst: „Wenn es nicht eine gewisse Pflicht jemandes, der in Spanien gereist ist, wäre, von Stiergefechten zu erzählen, so würde ich dieselben nicht beschreiben, aus demselben Grunde, weshalb ich überhaupt über Madrid möglichst kurz bin. Sie sind schon viel und hinreichend geschildert.“ Instructiver ist das Kapitel „Ueber

die traurigen landwirthschaftlichen Zustände und deren Ursachen". Der Verfasser versichert, daß es heute, mit wenigen Ausnahmen, vielleicht in den Gebirgen, keine Wiesen mehr auf der Pyrenäischen Halbinsel gebe. Die Hauptursache der Verödung des Landes aber sei seine Waldlosigkeit. Schon das Frankreich jenseit der Loire sei schlecht bewaldet. Der Umfang seiner 26 südlichen Departements betrage 15,400000 Würfelhektaren; mit Wald bestanden seien davon nur 2,700000, d. h. 17 Procent; dagegen gebe es 4,200000 Würfelhektaren Heide. In Spanien gebe es so gut wie gar keine Wälder mehr oder vielleicht nur 1 Procent. Ein wunderlicher Aberglaube der Bauern hat, wenigstens in dem holzlosen Aragonien, auch das Seinige hierzu beigetragen. Diese dummen Leute hatten sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß auf der Eiche nicht blos Eicheln und Blätter, sondern obendrein Sperlinge wüchsen, und da die Sperlinge natürlich für schädlich galten, so wurden die Eichen umgehauen und zuletzt, da die Sperlinge trotzdem nicht verschwanden, auch alle Arten von Bäumen ausgerottet; sogar die Anlagen und Pflanzungen vor den Thoren Saragossas wurden fünfmal vernichtet, bis der Statthalter Pignatelli am Ende des vorigen Jahrhunderts verkündigen ließ, er werde jeden, der einen Baum künftig beschädige, an dem Galgen aufknüpfen lassen!

Noch eine Bemerkung des Verfassers über das Castilianische wollen wir mittheilen und damit unsern Bericht über vorliegendes Buch schließen. „Karl II. nannte es lingua de Dios, die Sprache Gottes", bemerkt der Verfasser. „Er hatte recht. Es ist nicht leicht eine schönere Sprache denkbar; selbst die unserige möchte schwer den Vergleich aushalten. Das Spanische (Castilianische) ist so kräftig und so weich, so tonreich und so melodisch, so klar und bestimmt und zugleich so dichterisch und erhaben. Die äußerste Kraft liegt in dem spanischen j; wir erreichen sie nicht mit unserm ch. Aus dem Arabischen scheint die Gewohnheit herübergenommen zu sein, für jenen Buchstaben einen harten Hauch zu gebrauchen. Die arabische Sprache liebt ungemein die Kehllaute. Nicht minder kräftig tönt in der spanischen Sprache das r. Das Spanische wird oft mit dem Italienischen verglichen. Dieses gleicht einem fortwährenden Gezwitscher; aber das Spanische ist wie Donner und Brausen, und kann doch auch wieder so mild sein, wenn die Guitarre klingt in den andalusischen Nächten. Namentlich weich ist z. B. das d am Schluß der Worte (Madrid); man hört es kaum, es ähnelt dem englischen th. Es ist unnachahmlich, diesen Buchstaben ich möchte sagen hinzusäuseln."

Der Verfasser der zweiten Schrift „Wander-Studien", von **Robert Waldmüller** (Edouard Duboc), ist bereits durch dichterische Leistungen und sein früheres poetisches Wanderbuch „Lascia passare" vortheilhaft bekannt. „Aus Stoffen noch bunterer — wenn auch hoffentlich nicht allzu bunter Art (bemerkt der Verfasser im Vorwort) reiht sich hier ein Stück Erlebtes, Gesammeltes, Beobachtetes an", und er spricht weiter den Wunsch aus: „Möge es allen denen willkommen sein, welche nach dem Kriegsgetöse und dem Pulverdampfe der letzten Jahre auch einmal wieder in der ruhigern Beleuchtung des nicht von Tag zu Tag Wechselnden die Fluren Virgil's und die Inseln Homer's mit einem Blick grüßen wollen." Er gedenkt in der Vorrede ferner des schönen Ausspruchs von Goethe: „Welche köstliche Empfindung müßte es sein, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle ebenso schnell durch einen elektrischen Schlag ausbreiten, ein solches Entzücken unter dem Volk erregen könnte, als diese Leute (Seiltänzer) durch ihre körperliche Geschicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menschlichen geben, wenn man sie mit den Vorstellungen des Glücks und des Unglücks, der Weisheit und der Thorheit, ja des Unsinns und der Albernheit entzünden, erschüttern und ihr stockendes Innere in eine freie, lebhafte und reine Bewegung setzen könnte"; und der Verfasser fügt hinzu: „In freie, lebhafte und reine Bewegung! ja das vor allem möchte sich mittheilen können; denn wer durchpilgerte je das Land der schönen Künste und der schönen Menschen, ohne sich solcher Wirkung auf das eigene «stockende Innere» bewußt zu werden! Wer sah die Stätte der höchsten menschlichen Bildung, wer weilte, wo Sokrates und Aristoteles lehrten, ohne nach jener «elektrischen Kraft» zu verlangen, welche auf alle die in ihm wach gerufenen Empfindungen übertragen könnte!"

Es ist nicht eine fortschreitende Reisebeschreibung, welche der Verfasser hier bietet, sondern eine Reihe von meist recht frisch und lebendig geschriebenen Betrachtungen über Gegenstände verschiedenster Art, denen sich auf seiner Reise seine Beobachtung oder sein Studium zuwandte. Gleich der erste Band eröffnet mit einer Skizze, die überhaupt zu den interessantesten Kapiteln des Buchs gehört, mit einer Betrachtung: „Ueber den Volksgesang in Italien". Proben italienischer Volkslieder sind in wohlgerathener rhythmischer Uebertragung, zum Theil auch mit Notenbegleitung, dem Aufsatz eingefügt. Im allgemeinen bemerkt der Verfasser, daß der Gesang eins der Kennzeichen sei, welches die Natur mit sichtlicher Parteilichkeit dem Italiener vor allen andern Nationen aufgeprägt habe, und er fährt dann fort: „In der That gibt es kaum ein Alter, das nicht singt, kaum einen Stand, der auf den tönenden Gebrauch der Stimme verzichtet, kaum einen Raum, der hierzu nicht für tauglich gehalten wird, kaum eine Zeit, die zum Schweigen verurtheilt. Nie fällt es einer Mutter ein, ihrem Kinde Stille zu gebieten, weil das Singen sich etwa im Zimmer nicht schicke oder weil Besuch da sei. Keine Herrschaft nimmt es der dienenden Cattina oder Nenette übel, wenn treppauf treppab ihr Lied durchs ganze Haus erklingt. Niemand findet Unziemliches in dem lauten Gesang eines Mädchens, das vom Brunnen Wasser oder vom Markt Gemüse holt. Und wenn der heimkehrende Bettler, nach kläglicher Tagesverrichtung, sein Lied singt, reut niemand der Bajocco, den die noch kurz zuvor so trostlose Bettlergeberde der Tasche des Spendenden entlockte. Auch das Pfäfflein singt, wenn es auf seinem Grauthier über Land trabt; der Urahn, dem man das noch nicht gehfähige Kind in die Arme gab, singt und bildet sich nicht ein, die alte Stimme thue es nicht mehr. Ja, wir erinnern uns einer armen Geisthirten, die unweit Castellamare in den blauen Morgen hineinsang, einen großen Blumenstrauß in der Hand und fröhlichen Auges, als sei ihr recht von Herzen wohl zu Muth, wenn sie so aus voller Brust singen könne."

Ueber die neapolitanischen Volksliederdichter macht der Verfasser folgende interessante Mittheilung: „Die Dichter der neapolitanischen Lieder neuern Datums sind theils Improvisatoren, theils Straßensänger, hin und wieder auch wirklich Berufene. Man liest auf den bessern fliegenden Blättern Namen wie Baron Zezza, il Cavaliere Raffaele Sacco, Pietro Durelli, Battista Callajanni; auf den mehr dem Gemeinkomischen gewidmeten dagegen Namen wie Mariello Bonito, E. del Preite, Agostino Clemente u. a. Auch ein Namensvetter des Dichters der «Gerusalemme liberata», der ja in Sorrent heimisch war, wird genannt: Totonno Tasso. Die meisten Compositionen sind von Pietro Labriola; sie haben viel Opernanklänge und gehen fast durchweg im Walzertakt. Die niedrigkomischen Canzonen enden häufig mit einem Appell an die Börse des Hörers und mit der Versicherung, daß des Sängers Kehle der Anfeuchtung bedürfe. Begreiflicherweise ist bei der zunehmenden Fülle dieser Volkspoesie das Bedürfniß und der Geschmack für classische Stoffe immer mehr verschwunden".

Der Verfasser drückt gegen den Schluß seines Aufsatzes den Wunsch aus, daß sein „flüchtiges Anbinden mit diesem bis heute allzu sehr vernachlässigten Gegenstande zu Forschungen eingehenderer Art, oder wo solche bereits gemacht sein mögen, zu allgemeinerer Nutzbarmachung der gewonnenen Ergebnisse" führen möge; dies interessante Gebiet empfehle sich um so dringender, „als die Verdi'schen Opernmelodien von Jahr zu Jahr die Quellen der ursprünglichen Volksweisen mehr und mehr verfälschen".

In einem zweiten Kapitel schildert der Verfasser die „südliche Natur"; in einem dritten halbhumoristischen „Aus dem

römischen Künstlerviertel“ das Leben und Treiben eines Grünlings von deutschem Künstler, der eben sein Mansardenatelier eingerichtet hat, und in einem vierten „Moderne Industrie im italienischen Antiquitätenhandel“ das Gewerbe der Bilder- und Statuenfälscher, wobei Kunstliebhabern und Bilderkäufern manche beachtenswerthe Winke gegeben werden. Der Kunst sind ferner die Kapitel „Kunst und Kirche in Italien“ und „Monumentale Sculptur in Italien“ gewidmet. In dem erstern erwähnt der Verfasser unter anderm, daß der Klerus in letzter Zeit unklug genug gewesen sei, dem Volke seine besten und unschuldigsten Freuden zu verkümmern. So habe man z. B. den Improvisatoren ein grausames Ende gemacht, sodaß auf offenem Markt noch kaum eines einzigen dieser ungefährlichen Vorleser habhaft zu werden sei, und auch die unschuldigen öffentlichen Volkstänze habe man in Rom verboten, während man auf den Bühnen das Ballet zulasse. Der Verfasser bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Wer deutsche Kirmestänze im Auge hat, der mag der Ansicht sein — obschon wir sie nicht theilen —, daß in der That wenig verloren würde, wenn diese Art Tanz ein Ende hätte. Aber jenseit der Alpen überhaupt kommt man mit dem Maßstab nordischer Ausgelassenheit nicht durch. Es ist ein unglaublicher Abstand zwischen unserm deutschen Bauern- oder Handwerkervolk und den gleichen Klassen in Italien. Schon die Mäßigkeit im Genusse berauschender Getränke bringt den Italiener gegen uns in den auffallendsten Vortheil. Man sieht keine Lustigkeit, welche ihre Ursachen auf dem Boden der Flasche nachweisen muß. Dazu kommt die große Zurückhaltung des weiblichen Geschlechts. Nie haben wir in Italien eins jener leicht geknüpften Verhältnisse zwischen Soldaten und weiblichen Dienstboten gesehen, das uns in Deutschland und Frankreich auf jedem Wege begegnet. Und zwar gilt diese Zurückhaltung nicht nur den Fremden, sie gilt nahezu im gleichen Maße den Einheimischen. So hat denn auch die natürlichste Annäherungsform der, im Spiel sich gegenübertretenden Geschlechter, der Tanz, in Italien keine jener rohen Seiten, an denen unser Volk wol noch jahrhundertelang zu glätten haben wird.“ In dem Kapitel „Eine Jesuitenkomödie in Rom“ beschreibt er eine zur Verherrlichung der heiligen Jungfrau veranstaltete Feier, wobei Jesuitenzöglinge in allen Zungen der Welt Vorträge hielten, darunter auch ein Deutscher in dem „nicht eben wohlklingenden“ Dialekt Siebenbürgens, der aber trotzdem rauschenden Beifall erhielt, und Signor Giuseppe Helfer aus Freiburg im schweizer Dialekt. Der Verfasser bemerkt hierbei: „Wir überzeugen uns zum hundertsten male, daß unsere reiche Muttersprache im Wohlklang den romanischen bedenklich nachsteht.“ Besser denkt, wie aus einer oben angeführten Stelle hervorgeht, der freilich wie es scheint besonders die starken Hauchlaute liebende Thienen-Adlerflycht von der deutschen Sprache, die er, was den Klang betrifft, fast dem Castilianischen ebenbürtig zu halten scheint. Zu bedauern ist es jedenfalls, daß gerade da, wo die Deutschen mit den Romanen zusammenstoßen, das Deutsche am mislautendsten und unfeinsten gesprochen wird. Ein folgendes Kapitel beschäftigt sich mit italienischen Theaterzuständen, die manches Wunderliche haben, und in dem letzten Kapitel dieses ersten Bandes beschreibt der Verfasser eine Reise über die Apenninen bei hyperboreisch rauhem Wetter.

Im zweiten Bande führt uns der Verfasser zunächst von Syra nach Athen und dann durch den Peloponnes nach Sparta. Einmal wurde der Reisende von einem jungen Arzt, dem Dr. Diamantopulo aus Kalabryta, in dem Dorfe Solos, dem Sommeraufenthalt der jungen Frau des Arztes, sehr freundlich aufgenommen in einem bescheiden, fast urzuständlich eingerichteten Hause. Luxus, um dadurch Wohlhabenheit oder exclusiven Geschmack zu zeigen, war hier nicht ausgestellt; weder an die Vornehmheit noch an die Gezwungenheit einer deutschen Sommervilleggiatur war hier zu denken. Die Fensterscheiben waren überall, sogar in dem Zimmer, welches für das eigentliche Staatsgemach angesehen sein wollte, mit Papierstreifen ausgeflickt. Diamantopulo hatte für Rechnung des Königs studirt, Deutschland, Italien und Frankreich gesehen und suchte sich noch immer alle erreichbaren französischen oder italienischen Uebersetzungen deutscher Werke von wissenschaftlichem Werthe zu verschaffen. Unser Verfasser war nicht wenig überrascht, seinen Wirth mit David Strauß' „Leben Jesu“ nicht nur vertraut, sondern sogar einverstanden zu finden. Bei Gelegenheit Spartas bemerkt der Verfasser: „Thucydides prophezeite, daß, wenn dermaleinst Sparta und Athen in Trümmern liegen sollten, die letztere Stadt durch den Glanz ihrer Ruinen den Eindruck machen werde: sie habe eine größere Bedeutung gehabt als Sparta selbst. Dies hat sich im vollsten Umfange bewahrheitet. Athen predigt noch heute dem Wanderer durch sein ragendes Parthenon, durch seinen Theseustempel, durch die zahllosen Spuren hohen Kunstsinns, welcher die attische Stadt vor allen andern Städten menschlicher Ansiedelung auszeichnete. Sparta dagegen ist vom Boden verschwunden. Das kriegerische Volk des Lykurg lebt in den Büchern der Geschichte, aber die von ihm vernachlässigte, Monumente schaffende Kunst rächt sich an Spartas Boden, indem sie auf die attische Nebenbuhlerin alle Blicke lenkt, die Stätte des kriegerischen Volks dagegen ohne mahnende und fesselnde Wegweiser läßt.“ Mögen diejenigen dieser Lehre eingedenk sein, welche in der Förderung der Kunst und in der Errichtung von Kunstbauten und Kunstwerken nichts als bloße Zeit- und Geldverschwendung erblicken wollen. Im ganzen sind übrigens des Verfassers Mittheilungen aus Griechenland nicht gerade von sehr hervorragendem Werth, mit Ausnahme der jedenfalls interessanten Mittheilungen über die deutsche Colonie Herakli bei Athen, welche zur Zeit des Baiernregiments angelegt wurde. Leider kommt sie immer mehr zurück. Zur Zeit der Ansiedelung bestand die Genossenschaft aus 32 Familien, jetzt ist sie auf 21 Familien oder etwa 100 Köpfe gesunken; drei Häuser sind eingefallen und niemand denkt daran, sie wieder aufzubauen. „Somit ist dies Unternehmen als verfehlt zu betrachten“, bemerkt der Verfasser, „und da es die Achtung, welche dem deutschen Namen allerorten zu wünschen ist, nur beeinträchtigen kann, so sollte dem Dinge je eher desto lieber ein Ende gemacht werden, es sei denn, man entschlösse sich höchsten Orts, nun das Kirchlein einmal steht, auch den Verhältnissen der Gemeinde in durchgreifender Weise aufzuhelfen.“ Leider haben deutsche Prinzen und Prinzessinnen meist an ganz etwas anderes zu denken als an die Hebung des deutschen Namens. Auch die Königin von Griechenland kümmert sich nicht um eine so plebejische Ansiedelung wie Herakli, sie begünstigt ausschließlich ihr Gut Carolinenhof und den üppig grünenden Palastgarten, „welcher für Athen ein wahres Paradies zu werden verspricht“.

Die zweite Hälfte dieses Bandes versetzt uns in den Kapiteln „Steirisches Almleben“, „Eine Bauernhochzeit in Steiermark“ u. s. w. auf deutschen Boden und unter deutsche Volks- und Sittenzustände, die freilich in jenen Gegenden nicht die besten sind. Leider hält der von uns Deutschen selbst erhobene Anspruch, das sittlichste Volk der Erde zu sein, den Thatsachen der Wirklichkeit gegenüber durchaus nicht Stich. In Steiermark und Salzburg kommen z. B. auf 1000 Seelen der Bevölkerung 7, in Oesterreich ob der Enns 5 und in Oesterreich unter der Enns (mit Wien) sogar 10 uneheliche Geburten, in Galizien dagegen nur 3, in der Bukowina, Krain und Ungarn nur 2, in der Lombardei nur 1½, in Siebenbürgen nur 1, in Venedig und Dalmatien sogar nur je ¾. Liegt dies für die deutsche Bevölkerung so ungünstige Verhältniß wirklich an der größern Laxheit der Sitten oder daran, daß deutsche Gemeindebehörden die Ansässigmachung, die Anlegung eines Hausstandes, die Verehelichung u. s. w. möglichst zu erschweren lieben? In Bezug auf Steiermark bemerkt der Verfasser selbst, daß die Armuth in der That hier fast niemals Aussicht habe, in jungen Jahren heirathen zu können. Unter den deutschen Provinzen macht übrigens Tirol (mit 2 unehelichen Geburten auf 1000 Seelen) in dieser Hinsicht eine bemerkenswerthe Ausnahme; woran liegt dies? Der tiroler Klerus wird nicht verfehlen, das Verdienst davon ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen.

In dem Kapitel „Ein unberühmtes Genie“ schildert der

Verfasser den Schulmeister F. L. Bittmann in dem obersteiermärkischen Dorfe Katrein, dessen Messen in steirischen Kirchen, dessen Walzer bei Processionen und Tänzen gern gespielt werden. Auch der Verfasser gibt zu, daß Bittmann's Compositionen naive Schönheiten enthielten, zugleich aber auch ein ernstes Streben nach contrapunktisch interessanter Fassung verriethen. Diesem „unberühmten Genie" schien, wie der Verfasser bemerkt, Goethe, der freilich überhaupt unter den steierischen Seelenhirten starke Gegner habe, ganz fremd zu sein; dagegen besaß er ein Exemplar Schiller'scher Gedichte, wol aber das einzige in meilenweiter Runde. Die zum Theil recht interessanten, den Schluß des Bandes bildenden und einem bisher ungedruckten Tagebuch einer Freundin Beethoven's entlehnten Mittheilungen über Beethoven wird wol niemand in einem Wanderbuche und einen Bericht darüber niemand in einem Referat über Reiseliteratur suchen, weshalb wir dieselben gelegentlich besonderer Notiznahme vorbehalten wollen. **H. M.**

Aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche.

Polykarpus von Victor von Strauß. Heidelberg, K. Winter. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bei einer Christenverfolgung wurde der Apostel Johannes aus Ephesus, wo er sich niedergelassen hatte, nach der Insel Patmos verbannt. Eine Tradition erzählt, daß er dort im Exil eine Offenbarung Gottes über die Zukunft seines Reichs empfangen habe und daß ihm in dem nämlichen Gesichte die Aufzeichnung jener Mittheilung befohlen worden sei. Das wundersame Buch, das auf diese Weise entstanden sein soll, ist zunächst an die sieben Hauptgemeinden der Asia proconsularis als Vertreterinnen der Gesammtkirche gerichtet, an die Gemeinden von Ephesus, Smyrna, Pergamus, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea, und der Herr befiehlt dem Seher, an den „Engel" jeder dieser Gemeinden ein besonderes Sendschreiben zu erlassen. Diese „Engel der Gemeinden" sind weder himmlische Geister, noch bloße Begriffe und ideale Gesammtheiten, es sind die Vorsteher, die obersten Leiter der Gemeinden, welche wir wenige Jahre später als Bischöfe bezeichnet finden. Von jenen sieben Sendschreiben des Apostels enthalten fünf Rügen und scharfe Vorhalte, und nur die beiden an die Gemeindeengel von Philadelphia und Smyrna Belobung und Stärkung. Vorsteher der letztern Gemeinde war Polykarpus. Was wir über die Persönlichkeit und Wirksamkeit dieses Mannes als historisch sicher beglaubigte Nachricht besitzen, ist außerordentlich wenig und dürftig, so wenig, daß, wenn jemand mit der biographischen Skizze des Polykarpus einen Journalartikel von mäßigem Umfange ausfüllt, er schon in der Kunst der Excurse und der Digressionen kein unerfahrener Neuling sein kann. Victor von Strauß hat ein Buch von einigen zwanzig Bogen geschrieben, welches sich den Märtyrer zum Vorwurf nimmt, oder sich doch wenigstens nach demselben benennt. Denn um den Leser über dieses seltsame Buch von vornherein zu orientiren, er wird in dem „Polykarpus" des Verfassers weder eine Biographie des Bischofs von Smyrna, noch eine Geschichte der Kirche jener Zeit finden; das Buch bietet Beiträge sowol zu einer Biographie als zu einer Arbeit der zweiten Gattung, außerdem aber findet sich in demselben noch eine Ueberfülle des verschiedensten, des mannichfachsten Inhalts. Weniger in Bezug auf die Form und Darstellung, die allerdings auch, wie wir sehen werden, zu gerechten Bedenken Anlaß gibt, als hauptsächlich in Bezug auf den materiellen Inhalt mangelt der Schrift jede organische Einheit.

„Geistliches muß geistlich geurtheilt werden", sagt Victor von Strauß auf S. 169 seiner Arbeit. Unsere Kritik pflegt nicht nach einer bestimmten Schablone ihre Urtheile abzugeben; wir tragen im Anerkennen wie im Verwerfen Umständen und Verhältnissen Rechnung, die billig eine Berücksichtigung erheischen dürfen. Die kirchengeschichtlichen und andern theologischen Werke, über welche wir in d. Bl. seit einer Reihe von Jahren berichtet haben, waren in nur zu vielen Fällen von der Art, daß wir uns in den Gedanken der billigen Rücksichtnahme völlig hineingearbeitet haben; wir wissen aus jener Beschäftigung sehr wohl, daß, um mit Victor von Strauß zu reden, die geistlichen Studien der Herren Theologen von heute der billigen Nachsicht der literarischen Kritik ziemlich benöthigt sind. Wir lassen jene nachsichtsvolle Rücksicht durchaus und im vollen Umfange walten, wenn wir, an die Würdigung der vorliegenden Schrift über Polykarpus herantretend, dieselbe im Nachstehenden für eine wenig gelungene Leistung erklären.

Eine Einleitung und sechs besondere Kapitel verbraucht Strauß, um dem Leser nicht klar und bestimmt zu sagen, nur um ihm erst anzudeuten, worüber er zu schreiben gedenke. Niemand, der die Einleitung und die ersten sechs Abschnitte gelesen, ist im Stande anzugeben, was die Aufgabe des Verfassers sein soll. Was sich in der „Einleitung" vorträgt, ist von einer verschwommenen Unklarheit, die jedes positive Verständniß häufig ganz ausschließt, oder es wird ein unerträglicher Wortschwall für Dinge zu Papier geworfen, die mit zwei Worten zu erledigen waren. Man vergleiche die folgende Stelle: „Nachdem Christus dann durch seine Wiederauferstehung vom Tode seiner Person und seinem Werke die unwiderleglichste Beglaubigung aufgeprägt, nachdem er sichtlich gen Himmel zurückkehrend, seine umgrenzte Menschennatur in die göttliche Daseinsform verklärt und erweitert hatte, wandte er sich mit dem Pfingstwunder in unsichtbarer Gegenwärtigkeit wieder zu den Seinigen zurück, indem er seinen Heiligen Geist über sie und in sie ausgoß und sie so zu sichtbaren Gliedern seines Leibes und Trägern seines Lebens und damit zum Hause Gottes und Tempel des Heiligen Geistes machte." Welch ein Haufen Wortspreu für ein winziges Weizenkorn Inhalt! In Kanzelvorträgen, Missions- und Erweckungspredigten unserer orthodoxen Schwarzröcke ist man allerdings dergleichen gewohnt, denn bei den Guten pflegt sich, wo die Begriffe fehlen, hülfreich eine salbungsvolle Phrase einzustellen; aber in einem Buche, das denn doch mit der Prätension einer wissenschaftlichen Leistung auftritt, ist ein derartiger Klingklang denn doch ungewöhnlich, wenn auch nicht unerhört.

An diese Einleitung schließt sich ein historisch-statistisches Tableau: „Asia proconsularis." Quellenstudien liegen den Schilderungen nicht zu Grunde, auch werden eingehendere Erörterungen vermieden, die Darstellung hält sich in allgemeinen Umrissen und Contouren. Der Mittelpunkt für jenen Städtekranz, für die umliegenden Orte und Landschaften war Ephesus, nicht allein seines ausgedehnten Handels wegen, sondern auch weil dort der weitberühmte Tempel und vielbesuchte Dienst der Göttin Artemis sich befand, endlich weil viele der obersten Provinzialbehörden dort ihren Sitz hatten. Den Aufenthalt und die Wirksamkeit des Apostels Paulus in Ephesus hat das dritte Kapitel zum Vorwurf; das vierte beschäftigt sich mit den Gemeinden in und um Ephesus. Es läßt sich nicht gut absehen, weshalb der Gegenstand in zwei getrennten Abschnitten behandelt worden, es müßte denn dem Verfasser darum zu thun gewesen sein, wie es in der That wirklich scheint, möglichst viel Raum zu verbrauchen. Das nächste Kapitel zeigt uns die Thätigkeit des Johannes in Ephesus, während das folgende auf die Irrlehren und Irrlehrer eingeht, die bereits im ersten Jahrhundert die christlichen Gemeinden zu verwirren begannen. Das Hereinziehen der altheidnischen Philosophie und Mythologie in das Christenthum (Gnostiker, Doketen) erklärt jene Erscheinungen. Es findet sich in dem Kapitel so manche ganz zutreffende und scharfsinnige Bemerkung, allein durchgehends leidet die Auseinandersetzung an einer Breitspurigkeit und an einem schwerfälligen Wortschwulst, die beide mehr abstoßen als anziehen. Beispielshalber lese man unter anderm die Sätze S. 17: „Nachdem die heidnische Welt durch einen vom Dunkel der Urzeit verhüllten Abfall Anschauung und Bewußtsein der persönlichen Einheit des unauflöslichen Lebens Gottes verloren hatte, konnten nur noch die in demselben zusammengefaßten Momente wahrheitlicher und mannichfaltiger (!) Mächte auseinanderfallend in ihr Bewußtsein treten, und da dies

nach einer im Zusammenhange der göttlichen Lebensmomente selbst begründeten Aufeinanderfolge geschehen mußte, so konnte ihr das Hervorgehen jener Mächte, die sich ihr als auseinanderfallende Persönlichkeiten darstellten, nur als Zeugungen erscheinen. Die neu in sie hereinwirkende göttliche Lebensmacht ward ihr ein von der vorigen erzeugter besonderer Gott. So bevölkerten sie den Himmel mit einander folgenden Götterdynastien und deren Untergöttern, denen allen eine theilweise relative Wahrheit an sich und eine vollständige Wahrheit der innerlichen Erfahrung zukam, ohne welche die Entstehung, der Fortschritt und das lange zähe Festhalten der Göttersagen unerklärlich wäre" u. s. w.

Im siebenten Kapitel lesen wir den Tenor des Sendschreibens an den Gemeindeengel zu Smyrna und einige begleitende Bemerkungen; das folgende überschreibt sich „Polykarpus' Jugend und Bischofsamt". Irenäus, von 178—202 Bischof von Lyon, ist nebst Eusebius die wesentlichste Quelle für Polykarpus, aber was beide überliefern, dürfte nicht überall genugsam beglaubigt sein, und ist überdies in seiner Summe, wie bemerkt, äußerst wenig. Auf Hypothesen sich stützend, läßt ihn Strauß im Jahre 82 zum Christenthum bekehrt werden, und zwar wieder nach Hypothesen in einem Lebensalter von 14 Jahren. Demnach wäre er bei seinem Tode, der 168 erfolgte, über hundert Jahre alt gewesen. Eine Notiz des Irenäus läßt Polykarp durch einen Apostel, vermuthlich durch Johannes, zum Bischof der Kirche in Smyrna eingesetzt werden. Nach Angabe dieses biographischen Materials erzählt Strauß wieder in einem besondern Kapitel Ueberlieferungen, welche sich auf die letzten Jahre des Apostels Johannes beziehen. Die Sachen sind ziemlich bekannt; Johannes sprach in den letzten Jahren zu der Gemeindeversammlung nichts als „Kindlein, liebet euch!"; er rettete einen Jüngling, der vom Christenthum abgefallen und Räuber geworden war u. s. w. Mit welchem Uebergangsgedanken das zehnte Kapitel zu den vorausgegangenen in Verbindung stehen soll, ist nicht zu erkennen; das Kapitel trägt die Aufschrift „Die heidnische Weltmacht". Auch hier werden einzelne werthvolle Gesichtspunkte hervorgehoben, aber die Wirkung wird durch den ungenießbaren Stil, durch das Ueberundüberladen von Wortgeklingel beeinträchtigt: „Den Heiden waren die göttlichen Lebensmächte nur nacheinander, vereinzelt und vielgespalten ins Bewußtsein getreten, weil ihnen die Erkenntniß der geistigen, in sich selbst gewandten Willens- und Lebenseinheit Gottes abhanden gekommen und seitdem verdeckt war. Ebendeshalb konnten sie dieselbe auch nur in ihrer Wendung nach außen, in ihrer Auswendigkeit, gleichsam an ihrer Naturseite erfassen, da wo sie in das Natürliche und Geschöpfliche hinübertreten. Da aber das Ethische, der göttliche Wille nur in der Einheit Gottes ist, so mußten sie, weil sie diese verloren hatten, dem entgegengesetzten, in die Aeußerlichkeit wider Gott getretenen Natur- und Weltprincip und den durch dasselbe waltenden unheimlichen und widergöttlichen Mächten verfallen. Der Sohn Gottes aber hatte seine ihm eingegliederte Christenheit von Anfang an berufen, die Herrschaft jenes Princips durch die Ausstrahlung und Weiterzündung des aus ihm selbst empfangenen göttlichen Lebens allgemach zu überwinden, und so aus dem Alten ein Neues zu machen. Dieselbe Aufgabe, die jeder in eigener Weise durch Christum für sich zu lösen hat, sollte die Christenheit in der Menschheit lösen." Bemerkenswerth erscheint, was der Verfasser in dem Abschnitt über die Christenverfolgungen bemerkt. Wir haben uns angewöhnt, jene Verfolgungen auf Rechnung der Grausamkeit und des Blutdurstes der römischen Imperatorenwirthschaft zu bringen. Dabei übersieht man aber, daß die Verfolgungen nicht blos unter jenen Scheusalen aus der Dynastie Cäsar's stattfanden, sondern auch unter den humansten und besten Kaisern, wie z. B. unter dem feingebildeten und auch als Staatsmann ausgezeichneten Trajan. Das Christenthum war den römischen Machthabern unverständlich und ihrem Weltstolz verächtlich; in ihm ahnte die heidnische Welt mit richtigem Vorgefühl ihren Todfeind. Von dem heidnisch-römischen Standpunkte aus hatten die Verfolger recht. Die philosophisch gebildeten Mächtigen gestatteten wol sich selber mehr oder weniger Unglauben an die alten Volksgötter, aber in richtiger Erkenntniß, daß keine Philosophie eine volksthümliche Macht werden kann, durften sie es nicht nachsehen, wenn man es sich herausnehmen wollte, den anerkannten Göttern Opfer und Anrufung zu versagen. Und wer gleiche göttliche Ehren dem Bilde des Kaisers verweigerte, trat dadurch mit dem anerkannten Staatsprincip in Conflict und kennzeichnete sich als Rebell. Die Ausbreitung des Christenthums mußte den Bestand der römisch-heidnischen Weltherrschaft gefährden.

Im nächsten Kapitel erhalten wir einige Mittheilungen über Ignatius und im folgenden einen Brief desselben an die Römer. Ein weiterer Abschnitt bringt einen Brief des Ignatius an die Smyrnaer, an welchen sich wieder im besondern Kapitel ein Sendschreiben des nämlichen Ignatius an Polykarpus anschließt. „Zwischenbemerkungen" leiten zu einem Briefe des Polykarpus an die Philipper über, welcher dann in einem unverhältnißmäßig langen Abschnitt commentirt wird. Wir sind außer Stande, weder dem Briefe selbst noch dem Commentar eine höhere Bedeutung beilegen zu können, müssen uns vielmehr darüber wundern, daß der Verfasser es für nöthig erachtet, ein so einfaches und leicht verständliches Schriftstück mit Interpretationen zu versehen, und zwar mit Interpretationen von so großer räumlicher Ausdehnung. Der Commentar reicht nämlich mit seinen „Fernern Betrachtungen" von S. 66—188 des ganzen Buchs. Das nächste Kapitel erzählt den Märtyrertod des Polykarpus; wir besitzen über denselben ein Schreiben, welches ein Augenzeuge namens der Gemeinde zu Smyrna an andere christliche Gemeinden richtete. Das Actenstück ist äußerst interessant und die Noten, welche Strauß zu diesem liefert, sind ungleich besser als die eben erwähnten Interpretationen zu dem Briefe an die Philipper. Ueber irgend zweifelhafte Punkte freilich läßt der Commentar von Strauß den Leser zweifelhaft; sich bestimmt und unumwunden zu einer Ansicht zu bekennen, vermeidet er, die Worte scheinen ihm mehr zu dem Ende da, die Gedanken zu verhüllen und unverständlich, als klar zu machen. Man nehme z. B. die Stelle auf S. 175. In dem Sendschreiben des Augenzeugen wird berichtet, daß sich ein Wunder bei dem Tode des Polykarp begeben; die Flammen hätten das Opfer nicht beschädigt, weshalb ein Gladiator Polykarp habe erstechen müssen; dem Holzstoße sei ein seltsamer Wohlgeruch entströmt und das Blut des Ermordeten hätte alsdann sofort alle Flammen gelöscht. Dazu macht Strauß die Bemerkung in seinem Commentar: „Solchen Wundererzählungen, die von glaubwürdigen Augenzeugen berichtet sind, lediglich stumpfen Unglauben entgegenzusetzen, ist keineswegs sonderlich vernünftig. Sie blos natürlich, d. h. aus Naturgesetzen zu erklären, ist, so scharfsinnig es auch geschehe, doch nur eine Ausflucht des Unglaubens, der nothwendig auch im letzten Grunde eine falsche, d. h. unvernünftige Naturansicht haben muß. Die Natur ist nicht durch sich selbst, sie ist nicht ein an sich Wesendes, sondern sie ist in jedem Moment in und durch den göttlichen Machtwillen das, was sie ist, und so, wie sie ist. Ihre Gesetze sind nichts als die in und an ihr in die Erscheinung tretende freie Bestimmtheit des göttlichen Willens. Dieser aber geht nicht in der Natur auf, sondern umfaßt in der unendlichen Fülle seiner Liebeszwecke vor allem deren concentrirteste Erscheinung, das Reich Gottes, in dessen Dienst auch erst die Natur frei erscheint, wenn der sie bestimmende Gotteswille für die Zwecke seines Reichs seine Freiheit in und an der Natur erweist, d. h. seine scheinbare Gebundenheit in ihr aufhebt; welche Gebundenheit nur eine andere Erscheinungsstufe desselben Willens ist und denselben Liebeszwecken dient, uns aber die Freiheit dieses Willens verhüllt, der in ihr ausgeht und gleichsam ausruht. Sobald aber der naturbestimmende Wille sich in sich selbst zurücknimmt und sich innerhalb der Natur als zugleich über ihr erweist, so kommt seine Freiheit zur Erscheinung, welche der Erweis seiner Wirklichkeit ist, und eben darin besteht das Wunder. Darum wirkt das wahre

Wunder in der Seele wie ein Blitz, der ihr plötzlich den lebendigen freien Machtwillen Gottes aufdeckt, seine Herrlichkeit zur Erscheinung bringt. Allein auch der Blitz schafft keine Augen, sondern setzt sie und ihre Sehkraft, um in seiner Wirkung wahrgenommen zu werden, voraus. Auf den in die bloße Verstandesreflexion gerathenen Menschen üben jedoch die scheinbar und relativ selbständigen Naturkategorien einen befangenden und beschränkenden Bann, der zwar innerhalb ihres Kreises die schärfsten und umfassendsten Wahrnehmungen und Erkenntnisse gestattet, aber die geistigen Augen für jene Blitze und deren wildes und belebendes Nachleuchten in der Weltgeschichte stumpf, unempfindlich und blind macht."

Man sollte glauben, ein Buch, welches sich nach Polykarp benennt, würde abschließen, nachdem es den Tod seines Helden erzählt hat. Dem ist jedoch nicht so. Kaum die erste Hälfte des Werks reicht bis zu dem Untergange des Bischofs. In der andern Hälfte entledigt sich Strauß einer Menge von Studien, die er auf verschiedenen Gebieten, in der Kirchen- und Culturgeschichte, im Kirchenrecht, in der Religionsphilosophie u. s. w. angestellt hat. Seine Arbeit ist nicht bedeutend genug, um es zu rechtfertigen, wenn wir in specieller Inhaltsrelation auf die einzelnen Kapitel eingingen. Es wird genügen, den allgemeinen Charakter dieser Untersuchungen über die katholische Kirche, den Papst, über die Verehrung und Anrufung der Heiligen, über Ueberlieferung und Autorität u. dgl. m. blos angedeutet zu haben. Die Darstellung ist auch hier meistens wenig genießbar; wie ungeheuerlich, wie monströs klingt z. B. die Definition des Begriffs „katholisch", der wir S. 191 begegnen: „Das Wort deutet auf ein Zusammenschließen, ein Einschließen und Ausschließen, und zwar sowol in der Breitenerstreckung der jedesmaligen Gegenwart, als in der geschichtlichen Längenerstreckung von Anbeginn der Kirche bis zu deren Vollendung." Wenn eine solche Definition kein „höherer Blödsinn" ist, gibt es dergleichen überhaupt nicht. Zur Sache findet sich vieles, was Anregung gewährt oder doch Billigung verdient. Die Auseinandersetzung namentlich über den Papst, die Zurückweisung speciell des Anspruchs, als sei der Primat des römischen Bischofs auf diesen durch Uebertragung und Vererbung der persönlichen apostolischen Gewalt und Autorität von seiten des Apostels Petrus überkommen, ist sehr lesenswerth; aber auch mit dem sind wir vollkommen einverstanden, was der Verfasser am Schlusse des Artikels von der Nothwendigkeit eines Primats nicht blos für die lateinische Kirche, sondern für die ganze Christenheit bemerkt.

Wir können schließen. Wen die Zustände und Entwickelungen der ältesten christlichen Kirche interessiren, und wer für diesen Gegenstand bereits eine gewisse Summe von Kenntnissen mitbringt, dem wird das Buch von Strauß zur Lectüre angerathen, wenn auch gerade nicht anempfohlen werden können. Die Arbeit enthält wol manches, was einerseits zur Beseitigung von Irrthümern geeignet ist, andererseits so manches, was zu weiterm Nachdenken anregt. Ueber den klaffenden Riß, der durch die ganze Composition hindurchgeht, und über den nur allzu oft abscheulichen Stil kann allerdings nichts hinweghelfen. Jener erstere Fehler entstand, er war unvermeidlich, weil der Verfasser sich über Inhalt und Umfang seiner Aufgabe wol schwerlich selbst klar war, er hatte die Aufgabe nicht begrenzt, er verarbeitete lediglich Material. Eine solche Methode schließt das Hervorbringen eines einheitlichen und geordneten Ganzen aus.

Thaddäus Lau.

Zur deutschen Münzgeschichte.

Deutsche Münzgeschichte von Johannes Heinrich Müller. Drei Theile. Erster Theil: Deutsche Münzgeschichte bis zu der Ottonenzeit. Leipzig, T. O. Weigel. 1860. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Aufgabe, welche der Verfasser des vorliegenden Werks sich gestellt, war in der That eine um so schwierigere, da es sich darum handelte, aus einem zwar nicht unbedeutenden, aber völlig ungeordneten Material ein Ganzes zu bilden. Die Lösung ist so glänzend erfolgt, daß man mit Sehnsucht der Fortsetzung des Werks entgegensehen kann. Ueber die Wichtigkeit desselben, namentlich für den Geschichtsforscher, bedarf es kaum einer weitern Bemerkung; handelt es sich doch um die Aufdeckung eines nicht unwesentlichen Theils der Culturzustände unserer Vorfahren, eines Gebiets, auf welchem erst in neuester Zeit gedeihliche Früchte geerntet sind. Völlig unentbehrlich erscheint dasselbe für den Münzsammler zur Entzifferung der ältern, oft völlig räthselhaften Münzen.

Höchst bescheiden bemerkt der Verfasser in der Vorrede, daß er nur Studien vorlegen könne, und weder überall Vollständigkeit und Gewißheit, noch eine Aufklärung aller Schwierigkeiten erwartet werden dürfe; behandle ja, wie dann weiter bemerkt wird, dieser erste Theil gleichsam das mythische Zeitalter des deutschen Münzwesens, während erst mit den Ottonen die eigentliche Geschichte eines selbständigen deutschen anfange. Mit diesem wird dann der zweite Theil beginnen, der mit dem Ausgange des Mittelalters schließt, während der dritte die neuere Zeit behandelt.

Zu dem Inhalte des Werks selbst übergehend, muß selbstredend die Besprechung sich hauptsächlich auf ein Referat des reichen und interessanten Inhalts beschränken; nur bei dem ersten Abschnitt: „Die ältesten Zeiten", haben wir uns ein näheres Eingehen nicht versagen können, da die Darstellung auch den Laien befriedigen wird. Der Verfasser leitet denselben mit folgender Bemerkung ein, die zugleich als Probe der vortrefflichen Darstellungsweise dienen mag: „Die Germanen, deren ältere Zustände wir jetzt unter dem Gesichtspunkte des Geldwesens betrachten wollen, standen in der Zeit, wo wir sie etwas genauer kennen lernen, noch auf der Stufe einfachen Tauschverkehrs. Dieser ging noch vorzugsweise darauf aus, die Lebensnothdurft zu befriedigen. Freilich ist der Inhalt des von dem Begriff der Lebensnothdurft gezogenen Kreises keineswegs überall ein gleicher, vielmehr ein nach den Verhältnissen sehr verschiedener; allein wenn wir die Eigenthümlichkeit des Volks, ferner die es umgebende Natur, die Bodenbeschaffenheit, das Klima, die Erzeugnisse, ferner das Verhältniß des Individuums zur Gesammtheit, den Verkehr im Innern und nach außen berücksichtigen, so muß es gelingen, nach Maßgabe der hierüber erhaltenen Nachrichten von dem Tauschverkehr und dem Geldwesen der Germanen eine wenigstens annähernde Anschauung zu gewinnen."

Nach einer zwar kurzen aber höchst interessanten Schilderung Deutschlands zur Zeit des Conflicts mit den Römern folgt dann die Erörterung der Frage: ob die Germanen eigene Münzen hatten, was ihnen an deren Stelle diente und was für fremde Münzen von ihnen benutzt wurden. Der Verfasser entscheidet sich dafür, daß sie keine eigenen Münzen hatten; „man tauschte", bemerkt er, „Gut gegen Gut, Vieh und Frucht, Waffen und Schmuck"; in Bezug auf letztern nennt er namentlich Halsringe, Armbänder und Fingerringe, von denen die erstern häufig mit den sogenannten Goldbracteaten, deren eine Seite oft mit Nachahmung der Münzen fremder Länder geprägt, behängt seien.

Hierauf folgt sodann eine detaillirte Erörterung über die räthselhaften sogenannten Regenbogenschüsselchen, die selbst Goethe so interessirten, daß er sie einer Besprechung unterwarf; sie werden vorzüglich in Süddeutschland oft zu Tausenden gefunden, selbst noch in den neuesten Zeiten. Die beiden Hauptansichten, von denen die eine dieselben für einheimische Münzen selbständigen Ursprungs hält, die andere dagegen für bloße Nachahmungen von seiten solcher Völker, auf welche auswärtige Cultur influirte, werden erörtert; der Verfasser gelangt demnächst zu dem Resultate, daß diese merkwürdigen Münzen celtischen Ursprungs und in die Zeit zu versetzen, wo in Gallien der römische Einfluß dem dortigen Münzwesen einen neuen Aufschwung gab.

In Bezug auf den Norden, namentlich auf die skandinavischen Länder, die Ostseeküsten und die nordwestlichen Gebiete Rußlands wird durch die zahlreichen Münzfunde die Verbindung dieser Länder unter sich und mit den Römern nachgewiesen; die

in diesen Ländern gefundenen Goldbracteaten versetzt der Verfasser in eine spätere Zeit.

Der zweite Abschnitt: „Anfänge des fränkischen Münzwesens", beginnt ebenfalls mit einer gedrängten historischen Darstellung der Zustände des fränkischen Reichs im Anfange des 5. Jahrhunderts, und deren Entwickelung. Indem wir auf die interessante Darstellung, wie das heimische mit dem fremden Elemente in Bezug auf Cultur, Gesetzgebung, Besteuerung u. s. w. sich einigt und verschmolzen wurde, verweisen, halten wir uns für verpflichtet, wenigstens nachstehende Momente hervorzuheben: „Die neuen Reiche, und so auch das fränkische, bildeten sich auf dem römischen Gebiete schrittweise, anfänglich zufolge kaiserlicher Duldung und Zugeständnisse, ohne Zweifel mit Gewalt oder durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse entrissen, die aber stets auf der einen Seite als eine Gewähr für den Besitz beansprucht, auf der andern Seite als Titel der Oberhoheit festgehalten wurden. Entsprossen im Schose des römischen Staats, haben sich diese neuen Königthume anfänglich zum großen Theil von seiner Substanz genährt, haben von seinem Leben gelebt und haben nicht aufgehört, wenigstens in der ganzen Dauer des 5. Jahrhunderts einen integrirenden Theil dessen auszumachen, was man noch immer diesen römischen Staat nannte. In dieser Zeit trugen jene Könige kein Verlangen, sich vom großen Reiche zu trennen, sie anerkannten dem Namen nach immer die Oberhoheit der Kaiser zu Rom oder Konstantinopel. Dabei waren dieselben freilich thatsächlich unabhängig in ihren Staaten, beherrschten sie ohne eingreifende Aufsicht des Oberherrn, gaben ihnen Gesetze, führten sogar mit den Kaisern Krieg, wenn die Umstände es so wollten.

„So konnten nun bei der stets noch berücksichtigten Hoheit des Kaisers im ganzen Reiche, auch in den von den Barbaren eingenommenen Provinzen, nur römische Münzen in Umlauf gesetzt werden, nnd die Einheit des Münzsystems im ganzen Reiche bestand in der That wenigstens seit der Regierung Konstantin's. Von dieser Zeit an verschwanden gänzlich die selbständigen Münzstätten, die während des 1. Jahrhunderts besonders in Griechenland und Asien gearbeitet hatten; es blieben nur die kaiserlichen Münzstätten, sie schlugen die Münzen mit dem kaiserlichen Bildniß, die ihren Umlauf in der ganzen damals bekannten Welt hatten. Und diese finden wir im 5. Jahrhundert auch in Gallien."

Die erste Umwälzung des Münzwesens findet der Verfasser darin, daß die Eroberer vielfach die römischen Münzen in schlechterer Qualität nachmachten, daß sie dann dieselben mit einem anfangs wenig bemerkbaren Monogramm versahen, dieses demnächst auf der Rückseite vergrößerten, daß hierauf statt des kaiserlichen Namens der des Königs gesetzt wird, und endlich der kaiserliche Typus ganz verschwindet und so eine völlige Reform, wenngleich allmählich, eintrat. Auch die Vorschriften in Bezug auf das Münzwesen nahmen einen gleichen Gang: man ließ anfangs die vorgefundenen römischen bestehen, selbst bei der spätern Entwickelung wurden nur solche erlassen, die im römischen Rechte basirten. In Betreff der Münzstätten bemerkt der Verfasser, es seien nur die kaiserlichen in Thätigkeit geblieben; als die vorzüglichsten hebt er Trier hervor, und nach dessen Zerstörung Arles und Lyon.

Der dritte Abschnitt behandelt „Die karolingische Münzgesetzgebung". Aus der Zeit der Merovinger, selbst unter Pipin, ist manches im Dunkeln, da die Quellen höchst mangelhaft sind; ja sogar aus der ersten Zeit Karl's des Großen finden sich nur einige wenige Andeutungen; erst mit dem Anfange des 9. Jahrhunderts zielt seine ganze Gesetzgebung auf die Herstellung normaler Zustände im Münzwesen, insbesondere beschränkt er die Zahl der Münzstätten und sucht durch eine gleiche Münze die verschiedenen Theile des Reichs enger zu verbinden. Die Münzstätten waren durch das ganze Reich vertheilt, sie befanden sich vielfach nicht in Städten, sondern auch an Orten, wo besondere Verhältnisse ihre Anlage erheischten; sie waren königlich, wurden von Staats wegen überwacht und standen unter Aufsicht der Grafen. Zwar existirten auch schon damals Münzstätten geistlicher Fürsten, sie waren aber im Grunde königlich, da die Inhaber nur die Nutznießung und vom Kaiser das Münzrecht erhalten hatten.

Aus der Regierung Ludwig's des Frommen hebt der Verfasser insbesondere hervor, daß er (825) eine vollständige Einheit der Münze durchzusetzen versuchte, zu dem Ende die Einführung einer einzigen Münze anordnete und einen Zeitpunkt festsetzte, bis zu welchem alle andern aufhören sollten. Ob und in welchem Maße diese Verordnung, welche man vielfach in allen Ländern bis in die neueste Zeit sich wiederholen sieht, zur Ausführung gelangt, bemerkt der Verfasser nicht.

Unter Karl dem Kahlen war das Münzwesen in große Verwirrung gerathen, die Gründe und die zur Beseitigung erlassenen Verordnungen werden erörtert; der beschränkte Raum gestattet nur zwei interessante Punkte zu erwähnen, daß nämlich das ganze Reich behufs der Münzpolizei in Districte getheilt und in jedem derselben Aufseher bestellt wurden, und daß die von ihm eingeführte neue Münze folgendes Gepräge hat: auf der einen Seite im Kreise der Name des Kaisers und in der Mitte das Monogramm des Namens, auf der andern der Name der Stadt und in der Mitte ein Kreuz.

Der vierte Abschnitt, welcher über „Das Münzrecht" handelt, gehört zu den interessantesten des vorliegenden Werks und ist meisterhaft behandelt, nur hätten wir gewünscht, daß manche allgemeine Bemerkungen weniger zerstreut eingeflochten, sondern vielmehr im Eingange in etwas geordnet vorgetragen wären. Es ist leider auch hier nicht möglich, das reichhaltige Material nur in etwas erschöpfend hervorzuheben, wir müssen uns daher darauf beschränken, einzelne Hauptpunkte ins Auge zu fassen, und hierzu gehört insbesondere der Uebergang des Münzrechts auf die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, die nach der Ansicht des Verfassers insofern auseinander zu halten sind, als dasselbe bei den erstern auf Privilegien, bei den letztern in der Regel auf Usurpation beruht.

Ueber den Ursprung und die Natur der Privilegien bemerkt der Verfasser, es seien den Geistlichen anfangs die Einkünfte von den königlichen Münzen zugewiesen; sie seien abhängig geblieben von den gesetzlichen Bestimmungen des Königs über Gepräge und Gewicht und hätten lange Zeit die Münzen immer noch im Namen desselben geschlagen. Mit der Verleihung des Münzrechts sei demnach im wesentlichen nur die Zuwendung der daraus fließenden materiellen Vortheile gemeint gewesen. In den ältesten Zeiten sei hierauf streng gehalten worden, erst allmählich hätten die Berechtigten ihre Befugnisse weiter ausgedehnt und selbständig verfahren, indem sie Zeichen mit aufgenommen hätten, welche die Münze als von ihnen ausgegangen kennbar gemacht hätten. „Die Geistlichkeit ließ sich", bemerkt der Verfasser, „öfter ihre Privilegien bestätigen, sie war sorgfältig in allen Dingen, die ihre Macht, ihre Stellung, ihren Einfluß betrafen. Ihre Urkunden wurden vorsichtig aufbewahrt, und darum haben wir trotz der zahlreichen und gewaltsamen Stürme der Zeit so viele derselben bisjetzt erhalten. Hatte sie keine Urkunde für die Ausübung irgendeiner Gerechtsame, so ließ sie sich eine solche nachträglich ausstellen: auch geschahen in dieser Beziehung mitunter Fälschungen. Bei ihrer geringen materiellen Kraft zum Widerstande hielt sie sich soviel wie möglich auf dem Rechtsboden, und ihr Archiv war ihr Rüsthaus, das sie in sorgfältigem Stande unterhielt."

Anders bei den weltlichen Fürsten: sie begannen gelegentlich auf eigene Faust auszuüben, was die Geistlichkeit im Gefolge von Privilegien sich erlaubte, ihnen fiel im Laufe der Zeit manches von selbst zu, ohne daß es einer Verbriefung bedurfte, daher weniger die Urkunde als die Münze selbst ihre selbständige Münzthätigkeit belegen.

Aus dem fünften Abschnitt: „Das Gepräge, die Münzstätten und ihre Beamten", kann es für die vorliegende Mittheilung hauptsächlich nur von Interesse sein, aus der reichhaltigen und manches Neue enthaltenden Darstellung hervorzuheben, was der

Verfasser über das Münzen aus der ältesten Zeit mittheilt; er bemerkt: „Das Münzen geschah lange aus freier Hand. Es diente dazu ein klotzförmiges Untergestell, auf diesem ein Amboß mit einer Vorrichtung zum Festhalten des Metallstücks, etwa in Form eines Vier- oder Dreiecks; auf diese legte man die Metallplatte, worauf vom Münzer mit der linken Hand ein cylinderförmiger Stempel mit dem vertieft eingegrabenen Bilde der Münze gesetzt und mit einem kräftigen Hammerschlage der rechten Hand dem Metallstück eingeprägt wurde. Späterhin bediente man sich zweier Stempel; statt des Vier- oder Dreiecks zur Rückseite nahm man einen zweiten Stempel, den man vermittelst eines längern spitzen Schwanzes in den Block einlassen konnte, auf dessen Oberfläche er dann durch einen Absatz festgehalten wurde. Derselbe wurde ebenfalls mit einer entsprechenden bildlichen Darstellung versehen." Diese mangelhafte Einrichtung hatte zur Folge, daß die Münze nicht selten unförmlich und undeutlich wurde.

Den sechsten Abschnitt: „Münzbenennungen", leitet der Verfasser mit einer Darstellung der Gold-, Silber- und Bronzemünzen der Römer ein, weil an diese die fränkischen sich in ihrer Entwickelung angeschlossen hätten; von besonderm Interesse sind die aufgestellten Gründe, weshalb unter den Merovingern vorzugsweise Goldmünzen geschlagen, wogegen mit geringer Ausnahme die Karolinger diese aufgegeben und sich nur der Silberprägung zugewandt hätten. Thatsächlich sei während der Herrschaft der erstern nur Goldgeld von den öffentlichen Kassen angenommen, während die von den Römern in den vorhergehenden Jahrhunderten geschlagenen Münzen von Silber und Bronze im gewöhnlichen Verkehr zugelassen seien. Seit Pipin ging dagegen ein neues, auf die Silberwährung basirtes Münzsystem in die Gesetzgebung über, man schlug fast nur Silberdenare, der Goldsolidus als gesetzliche Rechnungsmünze wurde nicht zugelassen. Den Grund dieser Revolution findet der Verfasser hauptsächlich darin, daß das Gold gegen das Ende der Merovinger Zeit seltener wurde, Silber dagegen in großer Masse zum Vorschein kam, insbesondere durch die Ausbeutung der einheimischen Bergwerke.

In Betreff der nun folgenden Darstellung der hauptsächlichsten, wirklich geprägten und als Rechnungsmünze dienenden Münzen müssen wir auf das Werk selbst verweisen. Auch die beiden letzten Abschnitte: „Gewicht und Werth der Münzen", sowie die „Preise" liegen außer dem Bereich dieser Darstellung; die außerordentliche Mühe, welche der Verfasser bei diesen beiden letzten Abschnitten aufgewandt, verdient alle Anerkennung.

Möge das vorliegende Werk eine recht weite Verbreitung finden und zur Aufmunterung dienen, in ähnlicher Weise mit Specialgeschichten einzelner Länder Deutschlands, an denen es noch durchaus fehlt, voranzuschreiten. 66.

Notizen.

Aus der deutschen Künstler- und Dichterwelt.

In Nr. 88 d. Bl. hatten wir auf Anlaß des Romans von J. Gundling „Henriette Sontag" den Fall erzählt, daß Karl Herloßsohn einmal für einen seiner Verleger unter Verschluß und Riegel in einem feuchtdunkeln Parterrezimmer habe arbeiten müssen. Das in Berlin erscheinende, zu seinen Zwecken gut geleitete „Neue deutsche Theater-Archiv" citirt die betreffenden Stellen und fügt dann folgende Mittheilungen hinzu: „Auch ein Zeitgenosse Herloßsohn's, wie dieser nach dem großen Vorgange Walter Scott's auf dem Felde des historischen Romans thätig, Alexander von Bronikowski, der Verfasser von damals vielgelesenen Romanen aus der polnischen Geschichte, kam durch seine «geniale» Art zu leben, dahin, daß er sich dem Buchhändler gewissermaßen verkaufen mußte. Gleichsam in der Gefangenschaft seines Verlegers mußte Bronikowski, wie sein Biograph erzählt, Romane schreiben, um die Vorschüsse zu tilgen, die ihn auch in die Zukunft hinaus wenig Freiheit erblicken ließen. Bei diesen Hemmnissen, doppelt unerträglich für einen Geist, der an größere Verhältnisse (Bronikowski's Vater war viele Jahre Generaladjutant des Kurfürsten von Sachsen, er selbst Major bei der Ulanengarde in Warschau) und eine ungebundene Lebensfreiheit gewöhnt, ist das Resultat seiner Thätigkeit noch zu verwundern. Nach Art der Genies ließ er Wochen und Monate vergehen, ohne eine Feder anzurühren, und in einzelnen Tagen wurde das Versäumte nachgeholt. Er starb, ohne die Selbständigkeit wieder zu gewinnen, die ihm eine freiere Entwickelung seiner Kraft möglich gemacht hätte. Ebenso ist auch Mozart, während er die Zauberflöte componirt hat, von Schikaneder in einer Art Clausur gehalten worden, wie Otto Jahn berichtet. Da Schikaneder wohl wußte, daß Mozart bei allem Eifer schwer zum Schreiben zu bringen war, so räumte er ihm, um auf ihn einwirken zu können, den kleinen Gartenpavillon im mittlern großen Hofe des Freihauses dicht neben dem Theater ein.... Allein dieser war auch bemüht, seinen Componisten bei guter Laune zu erhalten. Nicht allein zu Mittag, wo gut gegessen und getrunken wurde, mußte Mozart häufig sein Gast sein, er zog ihn auch in das Genußleben der lockern und leichten Gesellschaft, in welcher er (Schikaneder) verkehrte. Man kann sich wol erklären, wie damals der Druck der äußern Verhältnisse, die wachsende Noth im Hause, die bittere Stimmung über die Erfolglosigkeit aller seiner Bestrebungen den leicht erregbaren und für gesellige heitere Unterhaltung an sich empfänglichen Mozart für den Augenblick noch geneigter machen konnte, sich in den Strudel des genußsüchtigen Lebens hineinziehen zu lassen, welchem die Gesellschaft, mit der er durch seine Oper näher zusammengeführt wurde, ergeben war."

Das war nun freilich eine in ihrer Art gar nicht unangenehme Clausur, angenehmer jedenfalls als die zehnjährige Clausur des Dichters Schubart in den unter- und später überirdischen Gefängnissen des Hohenaspergs, oder die freilich nur vierzehntägige unfreiwillige Clausur Schiller's auf der stuttgarter Hauptwache, wo er nach Karoline von Wolzogen's Bericht den Plan zu „Kabale und Liebe" entworfen haben soll, weshalb sie auch meint, daß sich hieraus leicht die „etwas grellen Situationen und Farben dieses Stücks" erklären. Das Gleiche geschah einmal dem Grafen Platen in Baiern, weil er sich in Venedig zu viele Zeit für die Sammlung poetischer Stoffe genommen hatte. Mozart wurde vom Erzbischof von Salzburg mit den Titeln „Lump", „Lausbub" und „Fex" beehrt (wobei freilich nicht zu vergessen, daß deutsche Schriftsteller und Künstler leider nur zu oft in Streitsachen sich untereinander ganz ähnlicher Ehrentitel bedient haben) und vom Grafen Arco mit einem Fußtritt zur Thür hinausgeworfen, und Ludwig van Beethoven, der auf sein van mit etwas kindischer, aber bei seinem ganzen excentrischen Wesen verzeihlicher und vollkommen unschädlicher Eitelkeit den Anspruch auf adeliche Abstammung begründete, wurde deshalb denuncirt, erst vom wiener Stadtgericht, dann vom Stadtmagistrat, der sein Genie, seinen Namen und seine Leistungen weniger zu würdigen wußte, in kränkender Weise verhört, ihm auch schließlich die Vormundschaft über seinen geliebten Neffen zu seinem tiefsten Schmerz genommen. Denselben Beethoven wollte, wie Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" gelegentlich erzählt, ein Fürst in Wien zwingen, d. h. körperlich zwingen, seinen Gästen etwas vorzuspielen, ohne jedoch, wie begreiflich, den Künstler mit seiner Brutalität einschüchtern zu können. Man erkennt schon aus diesen wenigen Beispielen, in wie eigenthümlicher Weise in Deutschland nicht nur geringere Talente von dem oder jenem Verleger, sondern oft selbst die größten Genies von Hochgestellten behandelt und zu kunstheiterm Schaffen aufgemuntert worden sind. Man glaubt russische Geschichten zu lesen, nicht Berichte aus einem Lande der Cultur, Kunst und Wissenschaft.

Das anonyme Buch „Eyn Deutsch Theologia".

Ueber ein berühmtes anonymes Buch, dessen Andenken neuerdings in der 1857 erschienenen, sinnig und zart empfundenen Novelle „Deutsche Liebe" aufgefrischt worden ist, fanden wir in

Nr. 195 des „Neuen Frankfurter Museum“ in einem Aufsatz „Die Deutschordenskirche und das Deutschherrenhaus in Sachsenhausen“ von Senator Dr. Gwinner folgende interessante Angaben: „In dem Deutschordenshause lebte gegen Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts ein hochbegabter Mann, dessen Namen zwar unbekannt geblieben, von dem aber ein Werkchen in deutscher Sprache auf uns gekommen ist, welches Martin Luther zuerst theilweise im Jahre 1516 und vollständig 1518 unter dem Titel: «Eyn Deutsch Theologia», im Druck veröffentlicht hat. Luther bekennt in der Vorrede, daß ihm nächst der Bibel und des heiligen Augustin Werken kein Buch vorgekommen, aus dem er mehr erlernt habe, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge sind, als aus diesem Büchlein. Erst vor etwa zehn Jahren wurde ein aus dem Jahre 1497 stammendes Manuscript (Abschrift) dieses Werkchens in der fürstlich Löwenstein-Wertheim'schen Bibliothek zu Brombach (jetzt Kleinheubach) entdeckt unter dem auffallenden Titel: «Der Franckforter.» Bis zum Beweise des Gegentheils haben wir wol die patriotische Berechtigung, den Verfasser als ein frankfurter Kind zu betrachten. Aus dem Vorworte des Abschreibers ergibt sich, daß er, dem Vereine der mystischen Gottesfreunde des 14. Jahrhunderts angehörend, «ein deutscher Herre, ein priester und ein custos in der deutschen Herren Hus zu Franckfurt» gewesen. Seinen Namen hat er nach den Grundsätzen des erwähnten Vereins absichtlich verborgen.“ In einer Note erzählt dann noch der Verfasser: „Ebenso hoch wie Luther stellte den Verfasser der Philosoph Arthur Schopenhauer, welcher an dem gerade gegenüberliegenden Mainquai viele Jahre lebte und starb. In dem soeben die Presse verlassenden Lebens- und Charakterbilde Schopenhauer's bespricht mein Sohn die nahe Geistesverwandtschaft beider und erzählt die Aeußerung Schopenhauer's: So oft er von seinem Fenster das Deutsche Haus gegenüber sehe, freue er sich, dem Ordensbruder, der dort gewohnt, über ein halbes Jahrtausend hinweg die Hand zu reichen: so weit voneinander ständen in der Geschichte Leute wie sie. Auch war er der Meinung, neben Goethe verdiene in Frankfurt «der Franckforter» allein noch ein Denkmal.“ Der erwähnte Aufsatz des frankfurter Blattes ist übrigens dem unter der Presse befindlichen, manche neue Aufschlüsse versprechenden Werke „Kunst und Künstler in Frankfurt am Main vom 13. Jahrhundert bis zur Eröffnung des Städel'schen Museums“ entnommen. **H. M.**

Bibliographie.

Aimard, G., Die freien Schützen. Deutsch von W. E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ambros, A. W., Geschichte der Musik. 1ster Band. Breslau, Leuckart. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Archut, E., Ueber die jammervollen und wirren Zustände der Christenheit und die Lehre Christi, unparteiisch und wahrheitsgetreu, gegründet auf die Bibel wie auf die Schöpfungswerke. 1stes Heft. Berlin. Gr. 8. 4 Ngr.

Arrivabene, Graf G., Aus dem Leben eines italienischen Patrioten. 1820—1822. Denkwürdigkeiten. Mit 6 noch nicht gedruckten Briefen Silvio Pellico's und neuen biographischen Anmerkungen. Aus dem Italienischen von E. Burckhardt. Autorisirte Ausgabe. Gotha, Opetz. 8. 18 Ngr.

Auer, M. v., Der Bettler von Rom, oder Leben des armen Benedikt Jos. Labre. Mit 1 Titelbild. Stuttgart, Scheitlin. 1862. 8. 7½ Ngr.

Baudissin, Graf A., Zustände in Amerika. Altona, Mentzel. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Bonar, Worte an Seelsorger. Aus dem Englischen, mit einem Vorwort von A. Tholuck. Halle, Fricke. 16. 8 Ngr.

Börne, L., Gesammelte Schriften. Neue vollständige Ausgabe. 1ster Band. Hamburg und Frankfurt a. M., Verlag der Börne'schen Schriften. 1862. 8. 25 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Brunold, F., Bei der Knallhütte. Historischer Roman. Zwei Bände. Wriezen, Röder. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Burow, Julie, Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. Danzig, Kafemann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Hiemer, K., Die Einführung des Christenthums in den deutschen Landen. 6ter Theil. — A. u. d. T.: Die Einführung des Christenthums im westlichen und mittlern Norddeutschland. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kreuz, L., Der Wiedererweckte. Erlebtes und Erfundenes. Dem Erinnerungen des Freiheitskrieges geweiht. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 25 Ngr.

Kreuzhage, E., Die Tochter Jephtas. Lyrisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Mainz, Kirchheim. 16. 20 Ngr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. 12ter Jahrgang. 1862. Düsseldorf, Elkan, Bäumer u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Lebensgeschichte eines badischen Soldaten aus der Zeit des Aufstands 1849, von ihm selbst geschrieben im Zellengefängniß zu Bruchsal. Ein Bild aus dem Volksleben. Herausgegeben von K. Röder. Heidelberg, K. Groos. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, Gesammelte Novellen. Zwei Theile. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 2 Thlr.

Magon, F. C., Sabina. Ein Lebensbild aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Perthes, C. T., Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Das südliche und westliche Deutschland. I. Gotha, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Rieschke, A., Meine Reise nach London. Naumburg, Tauerschmidt. 1862. Gr. 16. 7½ Ngr.

Sjögren's, J. A., gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Historisch-ethnographische Abhandlungen über den finnisch-russischen Norden. Mit 1 lithographirten Tafel. St.-Petersburg. Gr. 4. 5 Thlr. 26 Ngr.

Smidt, H., Onkel Heinrich. Auf dem Leuchtthurm. Zwei Erzählungen aus dem Seemannsleben. Mit 4 Illustrationen von R. Geißler. Glogau, Flemming. 16. 10 Ngr.

Spielhagen, F., Problematische Naturen. Roman. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Durch Nacht zum Licht. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 1862. 5 Thlr.

Stelter, K., Gedichte. 2te, ganz erneuerte Auflage. Leipzig, Gnobloch. 1862. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strauß, D. F., Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— —, Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Thlr.

Tourte-Cherbuliez, Ein Sonntag. Aus dem Leben einer Arbeiterfamilie. Nach dem Französischen. Frauenfeld, Huber. 1862. 8. 7½ Ngr.

Vernunft und Glaube. Beleuchtung der römischen Glaubenssatzungen mit der Fackel der Vernunft. Nebst einem Anhang über Sittlichkeit, Staat, Kunst und Wissenschaft. Von einem Wahrheitsfreunde. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Versing-Hauptmann, Anna, Gedichte. Leipzig, Wigand. 16. 18 Ngr.

Vogl, J. N., Aus dem Kinderparadiese. Dichtungen. Mit 64 Illustrationen von W. Kranpa. Wien, Markgraf u. Comp. 8. 28 Ngr.

Das große Völker- und Naturleben. Physiognomische Züge aus fernen Welttheilen. Mit mehr als 100 Illustrationen. Braunschweig, Westermann. 1862. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Weber, H., Lieder eines Suchenden. Religiöse Dichtungen. Zürich, Schultheß. 8. 24 Ngr.

Winter, K., Vaterländische Sagen und Märchen. Mit 4 Bildern in Tondruck. Dresden, Meinhold u. Söhne. 18 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

DÜRR'S COLLECTION OF STANDARD AMERICAN AND BRITISH AUTHORS.

AUTHORIZED EDITION.

R. M. Bird: Calavar, or the Knight of the Conquest. 2 Vols.
W. C. Bryant: Poems.
J. E. Cooke: The Last of the Foresters.
Leather Stocking and Silk.
J. Fenimore Cooper: The Last of the Mohicans.
The Pathfinder.
G. W. Curtis: Nile Notes of a "Howadji"; or, the American in Egypt.
Prue and I. (Half Volume.)
R. W. Emerson: Representative Men.
Benjamin Franklin: Autobiography. With an Appendix.
Marion Harland: The Hidden Path.
N. Hawthorne: The Blithedale Romance.
Twice-Told Tales. 2 Vols.
The House of the Seven Gables.
G. P. R. James: Agnes Sorel. 2 Vols.
The Cavalier. 2 Vols.
The Old Dominion.
Leonora d'Orco.
Lord Montagu's Page. 2 Vols.
Revenge. 2 Vols.
Pequinillo. 2 Vols.
Henry Smeaton. 2 Vols.
The Fate. 2 Vols.
Grace Kennedy: Father Clement.
Anna Ross. Jessy Allan. Andrew Campbell's Visit.
H. W. Longfellow: Complete Works: Vol. 1. Poems.
Vol. 2. The Spanish Student. Evangeline. The Golden Legend.
Vol. 3. Hyperion.
Vol. 4. Kavanagh. Outre-Mer.
Vol. 5. The Song of Hiawatha.
Vol. 6. The Courtship of Miles Standish, and other Poems. (Half Vol.)
Ik. Marvel: Reveries of a Bachelor.
Dream Life.
J. L. Motley: The Rise of the Dutch Republic. 6 Vols.
E. A. Poe: Select Works: Vol. 1. Memoir. Poems. Tales of Mystery.
Vol. 2. Arthur G. Pym. Eureka.
W. H. Prescott: History of Philipp II. 1—3. Vol.
G. A. Sala: The Baddington Peerage. 2 Vols.
Miss Sedgwick: Married or Single. 2 Vols.
Jared Sparks: A Continuation to B. Franklin's Autobiography.
The Life of George Washington.
Mary E. Wormeley: Our Cousin Veronica.

Preis eines jeden Bandes ⅓ Thaler = 54 Xr. Rh. = 2 Francs (1 s. 6 d.). Jeder Band wird einzeln verkauft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas.

Soeben ist die vierte Lieferung dieses Kunst- und Prachtwerks erschienen, das von Th. Schade im Verein mit E. Leeder und H. Leutemann herausgegeben wird und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt ist. Die noch fehlenden zwei Lieferungen werden im Laufe des nächsten Jahres folgen.

Das Werk ist allgemein sehr günstig aufgenommen worden und eignet sich besonders auch zu Geschenken für die Jugend sowie für Erwachsene. Es wird 25 Blätter in Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Texte enthalten und in 6 Lieferungen zu 4—5 Blatt erscheinen. Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste bis vierte Lieferung (à 1 Thlr. 18 Ngr.) sind nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorräthig. Sie enthalten: Südamerika, Grossbritannien und Ireland, Russland, Italien; Spanien und Portugal, Frankreich, Niederlande und Belgien, Türkei und Griechenland; Vorderindien, Nordamerika, Dänemark, Die Alpen; Luft- und Meeresströmungen, Asien, Schweden und Norwegen, Schweiz.

In der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Rauhe Haus,

seine „Kinder" und „Brüder".

Mittheilungen von Dr. Wichern.

136 Seiten. 8. Preis 10 Sgr.

Vorstehende Schrift gibt eine übersichtliche Darstellung der Einrichtungen des Rauhen Hauses, und enthält namentlich ausführliche Mittheilungen über die in letzter Zeit so vielfach besprochene Angelegenheit der dem Rauhen Hause angehörenden Brüderanstalt und Brüderschaft.

In der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lebensbilder

aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Literatur.

Von

Dr. Friedrich Lübker.

Inhalt: Klopstock. — Hamann. — Claudius. — von Herder. — F. H. Jacobi. — Schleiermacher. — Claus Harms. — von Nägelsbach. — Gotthilf Heinrich von Schubert.

21 Bogen. Preis brosch. 1 Thlr. 12 Sgr.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von F. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 12. December 1861.

Varnhagen's Tagebücher aus den Jahren 1835—44.

Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Erster und zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 6 Thlr.

Bald wird es jährig sein, daß die Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen und fast noch mehr die dazwischen eingeflochtenen Auszüge aus des letztern Tagebüchern ein ganz ungewöhnliches, für ein deutsches Buch fast beispielloses Aufsehen erregten, nicht blos im deutschen Vaterlande, sondern auch im Auslande, während sie durch ihre Aufrichtigkeit in den zumeist betroffenen Kreisen Berlins Furcht und Entsetzen verbreiteten wie das plötzliche Aufspringen einer Pulvermine. Nun sind zwei ganze corpulente Bände dieser gefürchteten Varnhagen'schen Tagebücher, die Jahre 1835—44 umfassend, in die Oeffentlichkeit getreten, vollständig bis auf die hier weggelassenen Stellen, die bereits im Humboldt-Varnhagen'schen Briefwechsel veröffentlicht waren, und man hat sie richtig wieder in den darin zumeist verarbeiteten Kreisen sofort als ein „Schandbuch" denuncirt, ein Ausdruck, der insofern zu acceptiren ist, als jene Kreise darin allerdings ihre eigene Schande lesen.

Mit Recht sagt Ludmilla Assing, die Herausgeberin, die sich als solche durch Unterzeichnung ihres Namens unter der Vorrede legitimirt und bekennt:

Die vorliegenden Tagebücher beleuchten in ununterbrochener Folge unsere jüngste Vergangenheit. Was Varnhagen zunächst nur für sich selber niederschrieb, ist in der That eine vollständige Darstellung der preußischen Geschichte geworden, die hier sich unverhüllt und klar den Augen des Lesers darbietet. Während die ersten Blätter in Kürze den matten, schlaffen, gedrückten Zustand unter Friedrich Wilhelm III. zeigen, entrollt sich in den folgenden das ganze Gemälde der Regierung Friedrich Wilhelm's IV., mit all ihren verschiedenen Anläufen und Schwankungen, welche die Revolution von 1848 stufenweise vorbereiten und unabänderlich hervorrufen mußten. Vieles bisher Dunkle und Ungewußte ist hier zum ersten male aufgeklärt, das ganze preußische Staatswesen, der König, die Minister, die sich bekämpfenden Parteien, das Leben in der Gesellschaft, der Wissenschaft und Literatur so bis zum innersten Kern geschildert, wie dies kaum einem zweiten möglich sein dürfte; Varnhagen erhielt von allen Seiten die genauesten und zuverlässigsten Mittheilungen, und so verband sich in ihm mit seltenem Darstellungstalent, mit dem umfassendsten und durchdringendsten Geiste und dem sichersten politischen Blick die tiefste und schärfste Kenntniß der Lage der Dinge.

Sie bemerkt im Verlaufe der Vorrede in sehr treffender Weise ferner:

Die Entwickelung, die Varnhagen hier gleichsam unter den Augen des Lesers an seinem eigenen Menschen durchmacht — sie ist die Entwickelung, welche die letzten 15 Jahre im Volksgeiste im allgemeinen hervorgebracht haben müssen, wenn diese Jahre keine verlorenen sein sollen. Es ist die Entwickelung, die tausend andere wie Varnhagen an sich erlebt haben und die tausend andere an ihm nachleben und an ihm durchmachen werden, sich nach seinem Beispiele an der Lehrkraft der Ereignisse bildend.

Sie bekennt, daß sie es für eine „heilige Pflicht" gehalten habe, das vorliegende Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben, und sie wünscht:

Möge es weithin die Geister entzünden und erleuchten und tausendfältig den Sinn für Freiheit und Vaterland anregen und ausbreiten, dessen wir mehr als jemals bedürfen für die Kämpfe, welche die nächste Zukunft schon uns bringen kann!

Dann fährt sie fort:

Die Philister werden wieder zittern vor Schreck, die Reaction wird wieder schäumen vor Wuth, sich in ihrer Nichtswürdigkeit enthüllt zu finden; was liegt daran! Meine Feinde mögen sehen, daß es ihnen nicht gelungen, mich einzuschüchtern, und meine Freunde, daß ich getreulich und unbeirrt fortfahre, die Aufgabe, die mir geworden, zu erfüllen.

Darüber, daß Varnhagen selbst auf die Veröffentlichung seiner Tagebücher nach seinem Tode gerechnet und sie vorhergesehen habe, kann wol kein Zweifel bestehen; er hat sie als Vermächtniß der Herausgeberin hinterlassen, über das sie frei zu schalten haben sollte; überhaupt schrieb er wol nichts nieder, ohne die Möglichkeit künftiger Veröffentlichung vor Augen zu haben und ihm den Erlaubnißschein dazu mit auf den Weg zu geben. Und wozu hätte er gerade auf diese Tagebücher so viel Zeit und Mühe verwendet? Nur, damit sie ein todter Schatz blieben? Undenkbar! Ohnehin weiß man, daß Varnhagen von dem Publicationsrecht in Betreff nachgelassener Papiere die weitesten Begriffe hatte. Aber wol wäre darüber zu streiten, ob jetzt schon der rechte Augenblick zur Veröffentlichung dieser Papiere gekommen sei. Wir

haben irgendwo den Wunsch ausgesprochen gefunden, daß man damit bis nach Ablauf von vollen zwanzig Jahren hätte warten sollen. Wir wissen nicht, ob dies auch die Meinung und der Wunsch Varnhagen's gewesen; jedenfalls muß Ludmilla Assing, auf deren Gewissen die ganze moralische Verantwortung für diese Publication lastet, dies besser wissen als irgendein anderer. Immer ist zu berücksichtigen, daß die am härtesten in diesen Tagebüchern betroffenen Personen, welche die Hauptrollen in dem sich hier vor unsern Augen entwickelnden Drama spielten, bereits die kleine Wohnung bezogen haben, deren Wände aus der Oberwelt keinen Schall in ihren stillen Frieden eindringen lassen; ihre Ruhe wenigstens wird durch das über sie in diesen Tagebüchern gehaltene ägyptische Todtengericht nicht beeinträchtigt. Die Verfasser von Weltgeschichten haben auf den Grundsatz, daß man von den Todten nur Gutes reden solle, niemals viel Rücksicht genommen, und auch Varnhagen ist ein Stück von einem Weltgeschichtenschreiber. Viele der Zustände, die uns Varnhagen hier mit energischem Pinsel schildert, sind auch schon, trotz der wenigen seitdem verstrichenen Jahre, so weit überwunden und in die Ferne gerückt, daß zwischen jener Zeit und der unserigen ein Jahrhundert verflossen zu sein scheint und daß es fast eines Aufwandes von Glauben und Phantasie bedarf, um uns in diese wunderlichen Zustände als miterlebte zurückversetzen zu können. Andererseits ist die Partei, von der diese Zustände zumeist ausgingen, noch immer thätig und rührig; die Brücke ist hinter uns noch nicht ganz abgeworfen, sondern nur zum Theil abgebrochen; es ist noch nichts consolidirt; alles schwankt noch herüber und hinüber, und wenn diese Tagebücher noch wirklichen Nutzen bringen und in den Kampf der Gegenwart wirksam eingreifen, wenn sie nicht eine bloße historische Curiosität sein sollten, so war der gegenwärtige Zeitpunkt für ihre Veröffentlichung doch vielleicht der allerpassendste, den man nicht vorübergehen lassen durfte. Theodor Mundt, ein persönlicher Freund Varnhagen's, bemerkt in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Literatur der Gegenwart" (Leipzig 1853), daß Varnhagen manche Papiere „allzu vorsichtig" für die Zukunft zurückgelegt habe, und fügt dann treffend hinzu: „In der Regel bleibt von solchen Dingen nichts der Rede Werthes zurück, wenn sie nicht zur rechten Zeit genossen und verwerthet werden." *)

Von selbst drängt sich gerade bei einem Werke dieser Art dem Berichterstatter die Versuchung oder sagen wir besser die Nöthigung auf, den Charakter desjenigen, der diese Tagebücher niederschrieb, etwas näher ins Auge zu fassen, um zu wissen, welche Garantien uns der Mann für die Glaubwürdigkeit und den sittlichen Gehalt seiner Mittheilungen bietet. Wer mit denen, mit welchen er lebte und zum Theil in so vertraulichem Verkehr stand, daß er ihnen ihre innersten Herzensmeinungen ablockte, so streng ins Gericht geht wie Varnhagen, der wird sich gleichfalls eine strengere Untersuchung gefallen lassen müssen, als dies sonst der Fall zu sein brauchte. Die Herausgeberin stimmt begreiflicher- und entschuldbarerweise Varnhagen's Lob in etwas zu hohem Tone an, wenn sie von ihm in der Vorrede sagt:

> Neben der allgemeinen politischen Wichtigkeit dieser Tagebücher geben sie auch ein treues Zeugniß von Varnhagen's edelm und herrlichem Charakter; sein hoher Geist, seine Zartheit und seine Kraft, seine Anmuth und die zermalmende Schärfe seines Witzes, seine persönliche Gutmüthigkeit und Menschenliebe, sein unbestechlicher Wahrheitssinn, seine wahrhaft ideale Uneigennützigkeit zeigen sich in hundert Zügen.

Sicherlich lassen sich viele der hier genannten Vorzüge Varnhagen nicht abstreiten. Aber fragen wir, ob er das Zeug zu einem Staatsmanne hatte, der den großen Aufgaben und Forderungen seiner Zeit gewachsen gewesen wäre, ob er die Energie besaß, in gegebenem Falle so zu handeln wie er dachte und wie nicht gehandelt zu haben er andern zum Vorwurf machte, ob er ein festes politisches Princip hatte und fähig gewesen wäre, in einer hohen Stellung ein bestimmtes politisches Programm aufzustellen, ob er sich mit demselben Freimuth, demselben Unabhängigkeitssinn, derselben unerbittlichen Aufrichtigkeit, die in seinen Tagebüchern walten, auch im Leben gegen Hohe und Höchste geäußert und seiner Ueberzeugung mit gleicher Unerschrockenheit wie in seinen nachgelassenen Papieren Worte geliehen habe — fragen wir dies und anderes, so werden wir in das ihm von Ludmilla Assing gespendete unbedingte Lob nicht ohne Verwahrungen oder Beschränkungen einstimmen können. Wir wissen nicht, bis zu welchem Grade er gegen Personen, bei denen ein freies Wort vorzugsweise angebracht gewesen wäre, mit der Sprache herausgegangen ist; wir wissen nur, daß er in allem, was er noch bei Lebzeiten durch den Druck veröffentlichte, sich sehr reservirt und diplomatisch hielt, daß er sich den herrschenden Gewalten möglichst accommodirte und daß er über politische Größen wie über literarische Erscheinungen vielfach ganz anders schrieb, als er im stillen dachte. Mancher glaubte sich nach dem ihm von Varnhagen ausgestellten mündlichen oder schriftlichen Zeugnissen seiner ganz besondern Anerkennung zu erfreuen, während Varnhagen von ihm in Wahrheit doch sehr gering dachte und, wie es scheint, nur um das freundschaftliche persönliche Verhältniß nicht zu stören, ihm mit einigen anmuthigen Floskeln aufwartete. Wir wissen die Urbanität des Tons, der in Varnhagen's bei seinen Lebzeiten veröffentlichten memoirenartigen Aufzeichnungen, Bücheranzeigen u. s. w. vorherrschend ist, vollkommen zu würdigen; aber es geschah dies, wie nun aus seinen nachgelassenen Papieren hervorgeht, nicht selten auf Kosten der Aufrichtigkeit und wahren Herzensmeinung; er übertrug seine diplomatischen Feinheiten nur zu sehr auf seine Veröffent-

---

*) Die Zeitungen meldeten in den letzten Tagen Theodor Mundt's am 30. November in Berlin erfolgten Tod. Die Literatur und die große Sache der humanen Durchbildung aller Lebensverhältnisse verloren an ihm einen redlichen Anwalt, ich selbst, den er noch am Gedächtnißtage Schiller's, den 10. November, auf seiner letzten erfolglosen Gesundheitsreise nach Wiesbaden in Leipzig besuchte, einen unerschütterlich treuen Freund. Mundt's letzter historischer Roman „Czar Paul" wird uns später zu Bemerkungen über sein literarisches Wirken und vielleicht auch zu einzelnen Anführungen aus seinen an uns gerichteten Briefen Veranlassung geben.

lichungen, und wenn man fast wünschen möchte, daß er uns in seinen „Tagebüchern“ dann und wann mehr als geschieht, zwischen den Zeilen lesen ließe, muß man in seinen unter seinen Augen gedruckten Schriften nur zu viel zwischen den Zeilen lesen. Oder man müßte sich denn auch in Bezug auf Varnhagen's Schriften bei den Worten beruhigen, die Heine an einen Freund über ihn schrieb: „Varnhagen ist der erfahrenste Mensch, der die Verhältnisse und Personen am besten kennt. Achten Sie auf seine Worte, sogar auf das, was er nicht sagt. Sein Sprechen ist belehrend, sein Schweigen bildend.“ Von allen Schriftstellern, die über politische Fragen und Zeitverhältnisse schrieben, machte vielleicht gerade Varnhagen den damaligen Büchercensoren den wenigsten Verdruß und die wenigste Mühe. Mundt, der in seinem obenerwähnten Buche einige feingedachte Seiten über Varnhagen geschrieben hat, bemerkt in dieser Hinsicht: Varnhagen habe in seinen „Denkwürdigkeiten“ zugleich die „wichtigsten und unentbehrlichsten“ Ueberlieferungen zur Zeitgeschichte geben können, „wenn ihm nicht von der alten diplomatischen Schule, der er angehört, noch die Gewohnheit zurückgeblieben wäre, die eigentliche staatsmännische Weisheit im Verschweigen zu suchen“.

Dadurch freilich, daß sie uns seine innerste Gesinnung ohne alle diplomatische Verhüllung und persönliche Rücksicht in einem keineswegs sehr diplomatischen Stil zeigen, erhalten seine nachgelassenen Papiere und namentlich diese Tagebücher nur einen um so größern Werth und ein ganz besonderes Interesse. In diesen „Tagebüchern“ wenigstens hat er seine staatsmännische Weisheit nicht im „Verschweigen“ gesucht. Man darf in der That behaupten, daß Varnhagen in seinen spätern Briefen und in seinen „Tagebüchern“ denn doch nicht selten alle Haltung verloren und sich zuweilen maßlos derber, selbst vulgärer Ausdrücke bedient habe, welche mit seinem sonstigen geleckten Wesen gar sehr im Widerspruch standen und die ein gebildeter Mann nicht gern in den Mund oder die Feder nimmt. So schreibt er am 18. September 1844 in Betreff Eichhorn's: „Der Niederträchtige! Ja wohl! Es ist ein Jammer und eine Schmach, daß ein preußischer Minister sich so im Kothe herumsielt!“ Ein andermal: „Wartet nur, ihr Hundsfötter, die ihr seid, es wird auch eure Zeit kommen .... dann kann ein schönes Ausfegen anfangen, dann wird mancher Purzelbaum geschlagen werden! Noch im Grabe will ich mich darüber freuen!“ Ferner (am 6. März 1843) in Betreff der „Hofweiber“, welche auf die Gräfin Rossi (Henriette Sontag) vornehm herabsahen: „Elendes Weibervolk, übertünchte Laster und Gemeinheiten tragen sie frech zur Schau, und jedermann weiß, wie es ihnen vornen und hinten fehlt!“ Die orthodoxen Geistlichen nennt er ebenfalls kurzweg „Hundsfötter“ und Bunsen nennt er einmal einen „verächtlichen Halunken, eine Dreckgeburt“; in seinem „halbdurchsichtigen Schleim“ sei derselbe „herangekrochen an Staat und Kirche“ und habe beide „besudelt“; auch Münch-Bellinghausen, der Vertreter Oesterreichs, wird ein „Hundsfott“ genannt; Eichhorn, Savigny, Radowitz, Schelling, Ludwig Philipp, Guizot, Peel u. s. w. kommen kaum besser weg, die preußischen Diplomaten in Bausch und Bogen fast noch schlimmer, und mit offenbarer Schadenfreude werden die allerdings für die damalige Stimmung bezeichnenden rohesten berliner Witze und politischen Bänkelsängerverse mitgetheilt. Wir glauben denn doch, daß Varnhagen wenigstens solche Schimpfereien für die Veröffentlichung nicht bestimmt, sondern von der Redaction seiner „Tagebücher“ erwartet habe, daß sie dergleichen unterdrücken werde. Aber diese und hundert andere Stellen beweisen uns, daß wir doch wol recht hatten, wenn wir bereits in unserer Besprechung des achten Bandes seiner „Denkwürdigkeiten“ (Nr. 35 d. Bl. f. 1859) behaupteten, Varnhagen sei eine „viel heftigere, leidenschaftlicher bewegte, unter Umständen unversöhnlichere“ Natur gewesen, als seine Schriften und sein persönliches Benehmen bei nur flüchtiger Bekanntschaft ahnen ließen; er habe „im geheimen über die Menschen mehr bitter als mild geurtheilt“, und die geringste Meinungsverschiedenheit scheine hingereicht zu haben, „ihn innerlich mit Menschen zu verfeinden, die bis dahin seine ganze Sympathie besessen zu haben glaubten und gegen die er fortan vielleicht nur noch die gewöhnlichen Dehors beobachtete, während er gegen sie die heftigste Erbitterung im Herzen trug“. Dazu stimmen auch seine eigenen Worte, die er am 13. März 1844 niederschrieb: „Die Leute wissen nicht, wie sehr ich von Natur geneigt und befähigt bin zum Erkennen der Schwächen, zum scharfen Tadeln, zum streitsüchtigen Angreifen, und wie große Anstrengung mir nöthig war, diesen Hang zu überwinden.“ Oft genug beruhten seine Abneigungen sicherlich auf rein persönlichen Motiven, auf Idiosynkrasien, auf augenblicklichen ungünstigen Eindrücken, den diese oder jene Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte und die zu überwinden er sich nicht die Mühe gab oder nicht die Kraft hatte. Zu einem praktischen Staatsmanne war Varnhagen ohne Zweifel zu persönlich reizbar.

In demselben Referat sprachen wir bereits von einem Doppelwesen in Varnhagen, einem „diplomatisirend-aristokratischen“ und einem „rücksichtslos-demokratischen“. Diese Ansicht wird durch die vorliegenden „Tagebücher“ nur bestätigt, und es ist von Interesse, diese Doppelnatur bis in ihre verschiedensten Auszweigungen zu verfolgen. Er, der so herb, oft auch nur einer geringen Meinungsabweichung wegen, über die Menschen urtheilen konnte, war doch wieder des tiefsten Mitgefühls und der weichsten Empfindung fähig. Nachdem er im Lehmann'schen „Magazin“ Dickens' Erzählung von dem taubstummen und blinden, durch Dr. Howe mit so wunderbarem Erfolg unterrichteten Mädchen Laura Bridgman gelesen, schreibt er am 24. Januar 1843 die schönen Worte:

> Rührenderes und Erschütternderes habe ich nie gelesen! Dickens hat ein Meisterstück einfacher Berichtgabe geliefert, und seine hohe und reine Seele leuchtet hell und warm durch seine ruhigen Worte hervor. Ich mußte das Blatt weglegen und laut weinen; es war ein Durchbruch des heißesten Mitgefühls, der in der Schöpfung tief gegründeten Verwandtschaft alles Geschaffenen; ich rief leidenschaftlich zu Gott: Sie soll sehen, laß sie sehen, Allmächtiger! Oeffne ihre Augen, ihr Gehör! Laß sie sterben,

damit sie zu dir komme! Die prächtigste Entschädigung muß ihrer ja harren! Laß das grausame Dunkel enden! Und ist es denn mit irgendeiner Seele anders? Ist nicht auch die sinnbegabteste eingeschlossen, gehemmt, zu dunkeln Mühen verurtheilt? Die höchsten religiösen Betrachtungen reihen sich hier tröstend an!

Ueberhaupt erblicken wir in ihm auch in religiöser Beziehung ein Doppelwesen; auf der einen Seite ein Bewunderer Voltaire's, ein Anhänger Hegel's und ein fanatischer Gegner Schelling's, hielt er es doch andererseits wieder mit den alten Mystikern und Theosophen, mit dem Grafen von Zinzendorf, Angelus Silesius, Saint-Martin u. s. w.

Wir wissen wol, wie in unsern Tagen gerade das weichste, mildeste und humanste Gemüth dazu kommen kann, in lauter Säure verwandelt zu werden; wie viel mehr mußte dies vermöge seiner eigenthümlichen Stellung bei Varnhagen der Fall sein! Seine kurze diplomatische Episode in Karlsruhe hatte ihn die Menschen und die Verhältnisse nur von der erbärmlichsten Seite kennen lernen; seitdem war er Diplomat auf Wartegeld, in beobachtender Muße immer mehr Gift und Groll in sich ansammelnd, begierig nach gesellschaftlicher Auszeichnung und politischer Thätigkeit. Leider aber sah er sich in seinem eigenen Vaterlande verkannt und zurückgesetzt, während gerade Metternich seine Talente hochschätzte und ihn, wie Varnhagen selbst mit sichtlicher Freude erzählt, die „erste Feder Deutschlands“ nannte. Aber eine Gentz'sche Rolle in österreichischen Diensten zu spielen, dazu war er zu edel und zu stolz, zu specifisch preußisch, und so leistete er dem Fürsten nur gewisse confidentielle Dienste. Dies geschah z. B. im Jahre 1836, als der Fürst über das damals so gefürchtete Junge Deutschland Aufschlüsse zu haben wünschte. Hier galt es nun, ein entschiedenes Wort zu sprechen und den Fürsten von dem Alpdrücken zu befreien, welches ihm dieser literarische Spuk verursachte. Es ist aber sehr zu vermuthen, daß Varnhagen sich auch bei dieser Gelegenheit nur allzu diplomatisch verhalten haben wird, wie aus seinen Worten hervorgeht:

Ich sehe aus allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verständnisses zu gewinnen; mündlich könnte noch manches aufgehellt werden, aber schriftlich ist es nicht zu leisten. Dennoch werde ich versuchen, wie weit es gehen kann. Die Hauptsache wird sein, daß ich meine Ansicht kurz hinstelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürst glaubt, denn erweisen und durchstreiten läßt sich dergleichen nicht.

Im Jahre 1839 hatte er die schönsten Aussichten, wieder im Staatsdienst angestellt zu werden. Er schreibt am 10. October:

Heute sind mir Eröffnungen gemacht worden, die mir den Wiedereintritt in den Staatsdienst in glänzender Aussicht zeigen; ich wünsche diesen Wiedereintritt lebhaft; aber ich muß alles ablehnen, denn meine Seele verkauf' ich nicht, und kein Glück würde mir eins sein, wenn ich unter solcher Bedingung dazu gelangte!

Er fährt dann fort:

Schon früher zweimal nahte mir solche Versuchung. Als ich im Herbste 1819 von Karlsruhe nach Berlin gekommen war, und die größte Ungnade zu tragen hatte, sagte man mir geradezu, ich sollte nur den Staatskanzler verlassen, der doch nichts für mich thäte, ich sollte nur etwas schreiben, was den Gegnern desselben eine Bürgschaft meiner Gesinnung wäre, und gleich würden meine Verhältnisse sich herstellen, und eine glänzende Laufbahn mir offen sein! Der Staatskanzler, es ist wahr, hatte nicht den Muth mehr, etwas für mich zu thun, er war völlig zufrieden mit mir und schätzte mich, gab mich aber preis und folgte selbst einer Richtung, die er früher bekämpft hatte.

Er habe nun Rahel seine Ansichten umständlich erörtert, diese habe ihn umarmt und lächelnd gesagt: „Wir bringen es zu nichts, unsere Denkungsart hindert uns für immer“ u. s. w. Das zweite mal sei es hauptsächlich Ancillon gewesen, der ihn „verlocken“ gewollt, er (Varnhagen) sollte ganz der Seinige werden, von Bernstorff ablassen u. s. w. Varnhagen bemerkt weiter:

Es war freilich nicht klug, mich lieber an den abtretenden Bernstorff anzuschließen, und ich sah bald, wie sehr ich mir geschadet, aber Rahel's Zustimmung fehlte mir abermals nicht, und wie sehr sie den Werth des Ansehens, Einflusses und Wohlstandes kannte und alles dies trefflich zum Guten zu gebrauchen und zu genießen wußte, wie wenig andere Menschen, so stand ihr doch Gesinnung und innere Ehre über allem, und sie willigte in jede Entsagung, welche von diesen geboten wurde, mit freudiger Entschlossenheit. Wenn der Teufel all das Staats- und Hofwesen holt, mich soll er darin wenigstens nicht mitkriegen!

Er kommt später auf einen Punkt wiederholt zu sprechen; er schreibt am 16. October 1840:

Bei dem Meisten, was andere erlangen, danke ich Gott, daß es mir nicht wird. Gemeinen Ehrgeiz hab' ich nicht. Wenn ich ehrgeizig bin, so kommt's aus höhern Trieben, wobei die Person schwinden mag. Ich habe keinen Begriff davon, daß Niebuhr sich grämt und darüber weint, wenn er gethan sieht von andern, was auch allenfalls er hätte thun können. Führt ein anderer meine Aufgaben gut aus, so bin ich's herzlich zufrieden! Was ich wünsche, ist stilles, liebevolles Zusammensein mit denen, die ich aus innerm Rechte die Meinigen nennen darf! Tage des Friedens, der Thätigkeit, freie Natur, heitere Geselligkeit. Wird mir dies gewährt, so nehm' ich es auf jeder Stufe des Ranges an, als geringer Mann, in der engsten Beschränktheit; leider bietet es sich mir nicht da, wohin ich hinabsteigen kann, sondern nur in solcher Sphäre, wohin hinaufzusteigen mir jetzt nicht mehr vergönnt ist. Ich habe das Weltliche zu sehr versäumt, und versäume es noch; ich kann für mich nicht fordern, nicht bitten und suchen, es ist nicht meine Art.

Ferner schreibt er am 23. Januar 1841:

Die Verhältnisse sind einmal so schlimm; und ich kann mit gutem Gewissen auf diese Zeitumstände keine constitutionelle Bewegung gründen wollen. In jener frühern Zeit wäre ich mit Wilhelm von Humboldt, Stein, Beyme, Altenstein, Stägemann, Gruner, Oelsner, Ludwig Wieland, Weitzel, Eichhorn, Schleiermacher und vielen Aehnlichen gewesen; mit wem soll' ich jetzt sein? Mit der unwissenden, rohen Menge? mit der überdreisten, erfahrungslosen Jugend, die das Wort in den Tageblättern führt? Wie häufig muß ich Unsinn und Frevel anhören, der mich froh sein läßt, daß solcherlei noch nicht in Schrift und Wort mächtig werden kann! Diese Betrachtungen sind es, denen ich folge. Deshalb vermag ich im Augenblicke nicht einzustimmen in den unbestimmten Ruf nach Constitution, nach Reichsständen. Ueberdies möcht' ich dem Könige Zeit gelassen sehen, sich zu entwickeln und einzurichten. Er meint es gewiß vortrefflich, er hat große geistige Gaben, sehen wir doch erst, was er leisten wird, welche Gestalt seine Regierung annimmt. Die jetzige Verstimmung kann noch nichts entscheiden, das Gewölk zieht vielleicht vorüber, und der Tag steht als ein heiterer und segenvoller da. Ich möchte es dem Könige nicht zu Leide thun, jetzt von Constitution zu reden; aber wenn nicht dafür, so gewiß auch nicht dagegen; gar nicht, ist für den König am besten. Hielten mich nicht solche Betrachtungen zurück, und dann auch die Rücksicht auf mich selbst, meine verminderten Kräfte, meine alternden Jahre, so wäre ich gern bereit, ich leugne es nicht.

der constitutionellen Sache in Preußen den Rest meines Lebens zu widmen. Keine Gefahr, kein persönliches Misgeschick dürfte mich schrecken. Ohne Frau und ohne Kinder bin ich bei meinem Thun und Lassen allein betheiligt; Haß und Verfolgung, Bann, Verlust des Einkommens und Vermögens, Gefängniß sogar — was machte mir das? Und welch hoher Ehrgeiz, am Ende meines Lebens noch diese vaterländische Bahn zu durchlaufen, den Namen in der Welt berühmt zu machen! Die Lockung ist wahrlich nicht gering! Und ich weiß, ich könnte viel thun, ausrichten und anregen, außerordentlich viel! Es fehlt an einem Vertreter, der die Brücke hinter sich abwirft, und mit Geschicklichkeit, Maß, Klugheit — ich darf mir diese beilegen — die Meinungen zu führen unternimmt, sich an die Oeffentlichkeit wendet, Verbindungen knüpft! Alles das könnte mir sehr gelingen, und die Gegner würden sich besinnen, ehe sie brutal gegen mich verführen, und thäten sie's, nun so wäre meine Stellung nur um so größer! Für 1789, ja! Für 1793, um keinen Preis!

Früher schon, am 26. December 1840, schrieb er:

Die Liberalen sind vorlaut, und das dient den Ultras trefflich, den König auf ihre Seite zu bringen. Reizten die Liberalen den König nicht durch ihren Einspruch, so würden die liberalen Neigungen, die er doch wirklich hat, ihn von selbst den Ultras ablenken u. s. w.

Man sieht, Varnhagen stand damals noch auf dem Boden der Gemüthspolitik; er ist überzeugt, daß er, in den Staatsdienst eingetreten, viel, „außerordentlich viel" anregen und ausrichten könne, aber er möchte es dem Könige „nicht zu Leide thun, jetzt von Constitution zu reden". Er würde also als Staatsbeamter, als Vertreter der Regierung so wenig constitutionell gewesen sein wie alle Uebrigen, und einmal auf diesem Wege würde für ihn kein Stillstand gewesen sein, er würde sich bald abgenutzt und als „Reactionär" seine Reputation zu Grunde gerichtet haben. Und dies sah er wol ein und fürchtete es. Noch im Jahre 1844 rechtfertigte er gegen Cieszkowski seinen Widerwillen, als Mitglied der ständischen Ausschüsse zu wirken, mit den Worten:

Ich beweise ihm, daß ich als Mitglied unserer ständischen Ausschüsse — für die ich von vornherein ohne alle Eigenschaft bin — in der falschen Stellung sein würde, gegen meinen Sinn handeln zu müssen, ich müßte nämlich auf Rechten bestehen, die ich verwerfe, den Boden befestigen, den ich lockern möchte u. s. w.

Er tröstet sich damit, daß, wie er am 13. August 1842 bemerkt, seine Zeit noch nicht gekommen sei, „daß viele der Gegenstände, wegen deren jetzt gestritten wird, in der That meine Sache gar nicht sind, daß diese größtentheils noch gar nicht zur Sprache kommt". Im Hintergrunde spukte bei ihm nämlich der Saint-Simonismus. Er spricht am 29. August 1844 bei Gelegenheit der Gewerbeausstellung über die Fortschritte der Technik und des Handwerks, und bemerkt dann, ohne Zweifel sehr treffend:

Die Fortschritte sind groß, die Fülle des Erzeugens, der Wetteifer der Erfindung und des Fleißes verdienen alle Anerkennung; aber die große Menge, die Masse des Volks hat wenig Vortheil davon, geht unberührt nebenher! Selbst diese Dresch- und Säemaschinen, an unsere Bauern gelangen sie nicht. Der Vortrab unserer Civilisation, die Reichen und Gebildeten, verzehrt alles, und der nachziehende Haupttrupp oder gar der Troß kommt kümmerlich fort.

Dann aber fügt er hinzu:

In einer Saint-Simonistischen Volkswirthschaft würden alle diese schönen Sachen sogleich allen den Leuten zugute kommen, die davon Gebrauch machen könnten oder daran Gefallen hätten.

Mit einem Saint-Simonistischen Programm konnte Varnhagen freilich nicht in ein preußisches Ministerium treten! Er zog es daher vor, als finsterer Timon die Schritte der andern zu beobachten und aufs bitterste zu kritisiren, in Tagebüchern, im Gespräch, im Spazierengehen. „Spaziergang und Gespräch", ruft er einmal aus, „die ganze Bestimmung der Erdenbewohner! Beides täglich zu haben, wäre ich ganz zufrieden!"

Obschon sich Varnhagen in vorliegenden „Tagebüchern" wiederholt über die frechen und pietätlosen Ausbrüche eines Radicalismus, der nichts mehr als gültig anerkannte und sich später in Max Stirner's Behauptungen von dem Monopol des Ich und der Alleinberechtigung des individuellen Egoismus gipfelte, und über die Gefahren dieser Richtung aufs misbilligendste aussprach, so sprang er doch, als die Demokratie für eine Weile ein fait accompli zu sein schien, plötzlich zu dieser über und er, der feine Salonmensch, liebäugelte fast mit den berühmten „Bassermann'schen Gestalten"; doch meint Mundt vielleicht nicht mit Unrecht, es sei dies ein Zeichen gewesen, „daß der altgewordene Diplomat doch schon etwas die Witterung verloren hatte". Hätte Varnhagen diesen demokratischen Zug der Zeit nur als eine nothwendige Luftreinigung gelten lassen, so wäre dies ganz in der Ordnung gewesen; aber er scheint wirklich geglaubt zu haben, daß nun die Zeit zur Realisirung seiner Saint-Simonistischen Ideen gekommen sei. Dieser Annahme widersprach aber doch wieder die Selbstsucht, die Betonung des Ich und des Sonderinteresses, welche diesen Bestrebungen nur zu häufig anhafteten; denn man wollte wol die bisher bevorrechteten Klassen stürzen, aber selbst eine bevorrechtete, die allein berechtigte Klasse im Staate bilden.

Und wie wenig entsprach diese Koketterie mit der Barrikadenmiliz, von der er sich persönlich sicherlich so weit als möglich fern hielt, den vornehmen Lebensgewohnheiten und der exclusiven Anschauung Varnhagen's! Der Mittelstand namentlich erschien ihm erbärmlich. Er schreibt am 10. Februar 1840:

Ich dachte heute wieder scharf an eine frühere Wahrnehmung, wie falsch die gewöhnliche, allgemein verbreitete Annahme ist, daß der sogenannte Mittelstand den größten Werth habe, die wahre Kraft des Staats bilde, den stärksten Halt der Sitten u. s. w. Nein, alles geht in ihm unter, alles wird matt und klein, wo er herrscht. In der Fülle des Reichthums und der Macht, und in Armuth und Bedrängniß, in beiden Gegensätzen entwickelt sich Großes und Herrliches weit öfter und leichter, als im elenden Mittelstande.

Nur ist aus diesen Tagebüchern schwer zu ersehen, wann und wo Varnhagen, der nur mit der vornehmen Welt verkehrte, je Gelegenheit genommen hätte, der Armuth und Bedrängniß näher zu treten. Er schreibt am 5. Juli 1839:

Befriedigender Umgang kann nur unter großen Voraussetzungen bestehen, die der ähnlichen Weltanschauung ist eine der ersten, nicht der Gesichtspunkte — die können ganz verschieden sein —, aber der Gegenstände selbst, der Stoffe. Wenigstens ein beweglicher Geist ist erforderlich, der das Nichterlebte stets und leicht supplirt. Diese Vorzüge der vornehmen Welt werden

noch lange bestehen; die Macht der Mittel ist ganz auf dieser Seite, die Wirkung im ganzen ungeheuer, im einzelnen stets erkennbar. Die Kenntniß der französischen Sprache z. B. ist eins dieser Mittel; wem sie fehlt, der erscheint wie ein Geflügelter unter Flügellosen u. s. w.

Zum Beweise, daß wir nicht allein es sind, welchem dieser Widerspruch in Varnhagen's Wesen aufgefallen ist, citiren wir hier die Worte eines andern Blattes, der „Europa“, die auf Anlaß dieser „Tagebücher“ unter anderm bemerkte:

Er gibt sich als Liberalen, als Philosophen, und spricht doch von nichts lieber als von seinen vornehmen Bekanntschaften. Ebendieselben Menschen mit Sternen auf der Brust, deren geistige Leere er bespöttelt, entzücken ihn, wenn sie ihn freundlich anreden. In solchen Momenten wird er ganz Diplomat, ganz Hofmann. Kein hoher Besuch wird vergessen, sollte es auch weiter nichts zu notiren geben, als daß Fürst X., Graf Y. u. s. w. dagewesen. Dem Badeaufenthalte in Kissingen werden wegen der dortigen vornehmen Gesellschaft verschiedene Blätter gewidmet .... ausnahmsweise werden unter allen Prinzessinnen und Fürsten der Brunnenpromenade auch Bürgerliche erwähnt.

In der Regel spricht Varnhagen auch nur von denjenigen fürstlichen Personen schlecht, die ihn nicht in ihre Nähe zogen; von allen denen, die ihn ihrer Unterhaltung würdigten, ist er meist entzückt, und von der Großfürstin Helena scheidet er mit der Empfindung, „als ob zwei Ordensbrüder sich getroffen hätten“. Man lese nur die Erzählungen von dem Schnur- und Fangspiel in Kissingen (1840) und wie glücklich es ihn macht, daß er im Fangspiel die Königin von Würtemberg erhaschte und daß sie mit ihm laufen muß, oder die auf dem Kissinger Ball mit der Frau von Paschkoff und der Frau von Stolüpin ausgetauschten Scherzreden, wobei es heißt:

Dies kleine Begegniß war ungemein artig, durch die Umstände gehoben, durch die Schönheit und Eleganz der beiden Damen, durch ihre graziöse Laune. Die Königin sprach mit mir mehr als gnädig, warum ich so leicht bekleidet ginge, sie hätte mich ja schon gewarnt, aber sie sähe mich noch immer morgensfrüh bei größter Kälte im bloßen Leibrocke u. s. w.

Kein Wunder, wenn, wie Varnhagen selbst erzählt, eine Dame in demselben Jahre zu ihm sagte: sie könne nicht klug daraus werden, wie er eigentlich gesinnt sei, heidnisch oder christlich, monarchisch oder republikanisch, seine Aeußerungen seien aus allen Tonarten und ließen bald das eine voraussetzen, bald das andere. Varnhagen beliebte hierauf eine sehr diplomatische Antwort zu geben, und er fragt dann selbst: „Wie sollt' ich mich vertheidigen?“ Wir erfahren übrigens bei dieser Gelegenheit seinen Wahrspruch: „Geistesfreiheit in Bildungsformen!“ was freilich ziemlich unklar ausgedrückt ist, oder „Durch Bildung zur Freiheit!“ wobei sich schon eher etwas Solides denken läßt.

Wir können hier einen Aufsatz von Heinrich Laube: „Das Räthsel Varnhagen's“, in der wiener „Concordia“ für 1861 abgedruckt, nicht wol unberücksichtigt lassen. Laube gehörte jenem Jungen Deutschland an, für dessen besondern Protector, ja man möchte sagen Häuptling Varnhagen galt, das seinen und Rahel's Ruhm in jeder Weise auszubreiten suchte und mit dem er doch im Grunde auch nur diplomatisirte, um es zu seinen Zwecken zu benutzen, ohne, wie sich nun herausstellt, für dessen literarische Leistungen besondere Hochachtung zu hegen. Infolge seines persönlichen Verkehrs, den er mit Varnhagen während seines Aufenthalts in Berlin pflog, konnte Laube aber wol als ein Vertrauter desselben gelten, soweit von einem wirklichen vertraulichen Verhältniß mit einem Diplomaten wie Varnhagen überhaupt die Rede sein kann. Laube erzählt:

Zur liberalen Partei in allen Grundzügen gehörend, ja sie in mancher speculativen Kühnheit überflügelnd, behielt er doch eine ganze kleine Welt von steifen Wendungen, von submissen Formen und Gedanken eines Diplomaten bei, sodaß man ihn lange kennen mußte, um für all seine oft frappanten Uebergänge aus dem Freien ins Gesperrte und aus dem Conventionellen ins Natürliche das Verständniß zu finden. Zu Hause war er stets im dürftigen leinenen Schlafrock, und speiste er auf das einfachste in Gesellschaft der Wirthschafterin Dore; außer Hause erschien er stets im schwarzen Frack, mit dem Großkreuz des Zähringer Löwenordens geschmückt. Er, welcher voll Sarkasmus war gegen die Spielerei mit Decorationen, überschritt seine Schwelle nicht ohne diese Decoration.... Ebenso widerspruchsvoll erschien Varnhagen im Verkehr mit Personen verschiedener Stände. Mit Leuten, welche der damals antiliberalen Regierung nahe standen, war er sehr zugeknöpft. Darüber hätte man sich nicht verwundert. Aber er ging ein auf ihre engen Gesichtspunkte, er half sie motiviren, er vermied das Grundsätzliche, er war Diplomat. Das muß er thun, sagten seine Vertheidiger, denn der Gehalt, welcher ihm fortgezahlt wird, hängt ja doch nur an einem Haar; die bösartige Bemerkung eines Regierungsmannes kann am Ende einmal dieses Haar durchschneiden. Er ist ohne Vermögen; warum soll er sich einer Katastrophe aussetzen gegenüber solchen Leuten, die doch nicht bekehrt sein wollen!? Sie werden nie hören, daß er einen Grundsatz verräth! Nein, das that er gewiß nicht. Aber es blieb doch sehr merkwürdig, wie fachmäßig sein Betragen abgetheilt war.

Dieses „fachmäßige“ Verhalten will Laube auch in Varnhagen's persönlichem wie brieflichem Verkehr mit A. von Humboldt wahrgenommen haben; er findet es „künstlich, schmeichlerisch unfrei und eigentlich ganz ohne das Selbstgefühl, welches ihm ja doch zustand auch neben einem solchen Mann, und welches ein natürlicher Liberalismus sich selbst nirgends versagt“. Laube erzählt nun, wie er ihn zu Anfang des „kritischen Jahres“ (1848) zum letzten male etwa um die Zeit gesprochen, als die Bankete von Paris gegen das Ministerium Guizot von sich reden machten. Varnhagen kam ihm sehr ängstlich vor:

Er sah überall Gefahr, und zwar betonte er gegen seine Gewohnheit, daß er für Fürsten und Herrscher fürchte und daß er sehnlich wünsche, sie möchten sich mit guten Institutionen rüsten, um den Sturm bestehen zu können. Er war royalistischer und conservativer als ich ihn je gesehen.

Wie erstaunte nun Laube, im Herbste erfahren zu müssen, daß Varnhagen jetzt zur äußersten Linken halte und sehr schlecht auf diejenigen in der Paulskirche zu sprechen sei, die ein linkes Centrum zu bilden trachteten. Laube sucht sich dies in folgender Weise zu erklären:

Gerade weil er ein ganzes Leben in unerfülltem Wollen hat zubringen müssen, entsteht in ihm die hastige Ungeduld des Alters, nach keiner Richtung mehr ängstlich zu erwägen, keine Minute länger zu zögern.... Um nur nicht mistrauisch in seine Kräfte zu sein, hat er geglaubt, sich selbst überbieten zu müssen. Und nun die Freunde, welche alle nach gemäßigter Richtung gingen, diese Freunde waren ja doppelt stachelnd! Er hat ihnen zeigen wollen, und recht nachdrücklich zeigen wollen, daß e

> allein auf rechtem, consequentem Wege sei, und wohin treibt nicht die abstracte Consequenz!

Als nun Laube in den ersten funfziger Jahren wieder zum ersten male nach Berlin kam, besuchte er auch Varnhagen, trotzdem man ihm davon abgerathen hatte. Nach einiger Zögerung wurde Laube angenommen und von Varnhagen mit „peinlicher dürftiger Höflichkeit" empfangen. Sonst fand Laube sein Aeußeres nicht verändert; „er war", versichert Laube, „überhaupt in seinen ältern Jahren wohler als in seinen frühern". Ein Gespräch über literarische Gegenstände wollte nicht in Gang kommen; plötzlich aber, wie Laube erzählt,

> ehe ich mich dessen versah, hatte Varnhagen den vollständigsten Kampf eröffnet gegen die Grundsätze des Centrums, zu welchen ich mich bekannte. Weil ich ihn als einen sehr mächtigen Debater kannte, und weil ich ihn sehr heftig und leidenschaftlich fand, so entgegnete ich kühl und vorsichtig, und versuchte standhaft das Thema zu erhöhen und von persönlichen Bezeichnungen abzulenken — umsonst! Ihm war es gerade ein Genüge, das Persönliche so empfindlich wie möglich herauszukehren; er nannte fast schreiend Gagern und seine Genossen, und nannte ihn und sie ohne Umstände „Halunken". Hiermit war denn für mich ein weiterer Besuch und Austausch von Worten natürlich zu Ende. Ich stand auf und erwiderte in ebenso bestimmter Weise, daß ich es unschicklich fände, dergleichen anzuhören; er wisse sehr wohl, daß ich Gagern in jeder Beziehung hochachte und hochstelle, ja, daß ich selbst zu diesen Genossen Gagern's gehöre, und ich fände es unziemlich, jemand als Besuch anzunehmen, dem man solche Ausdrücke an den Kopf zu werfen habe. „Ich habe Sie auch nicht annehmen wollen!" rief er. — „Das wäre auch Ihre Schuldigkeit gewesen, die Pflicht gemeiner Höflichkeit hätte dies geboten. Leben Sie wohl!"

In welchem Strudel leidenschaftlicher Erregungen muß sich aber Varnhagen damals befunden haben, wenn er, der immer urbane, höfliche, vorsichtige Mann, gegen einen alten Freund der gewöhnlichsten Rücksichten, die man einem Besuchenden schuldig ist, so sich entschlagen konnte! Im übrigen versichert Laube noch, Varnhagen sei nicht ohne „Rachegefühl" oder um es mit dem mildern französischen Worte zu bezeichnen, nicht ohne „Rancune" gewesen.

Wie viel Widersprüche aber auch Varnhagen in sich vereinigt, wie kunstvoll er während des größten Theils seines Lebens diplomatisirt und wie großen Einfluß er auf sein Verhalten rein persönlichen Animositäten gestattet haben mag — in einigen Punkten ist er doch immer in eminentem Grade ehrlich und consequent gewesen: in dem Haß gegen alle Lüge und Heuchelei in politischen und religiösen Dingen zu rein persönlichem Zweck, gegen alle kleinliche Beschränkung der Geistesfreiheit, gegen alle Kastenprärogative, endlich und vor allem in seiner preußischen Gesinnung. Preußen ging ihm über alles; in ihm erkannte er den Musterstaat oder doch denjenigen, der es zu werden verdiente und dazu vorzugsweise berufen sei. Darum wollte er auch, daß nur wahrhaft geistesfreie, human gebildete, redlich und ehrlich gesinnte Männer die Geschicke dieses Staats leiten und ihn durch wahre Bildung zur wahren Freiheit führen sollten. Das Jahr 1840 leitet er mit folgender Betrachtung ein:

> Der Name Preußen, und der Sinn und Gehalt, welche dieser Klang fort und fort in mannichfachstem Reichthum für die Vorstellung aufweckt, erfüllen wahrlich mein Herz mit freudiger Glut. Ich empfinde die Macht eines Vaterlandes, einer tiefen Angehörigkeit, voll Ernst und Liebe. Nach allen Seiten finden dieser Ernst und diese Liebe lebendige Gestalt, an der sie sich wärmen und nähren. Die Fürsten und ihr Haus, die Staatsmänner und Helden, das Volk mit seinem bestimmten, oft nicht begünstigten Charakter, oft trägen Gang und dürftigen Geschick — ich fühle sie alle als die Meinen; wie sie sind, mir gehören sie, und ich ihnen, nothwendig und gern, wenn auch bisweilen unwillig, wie dies bei Blutsverwandten auch begegnet. Und wie glücklich, wie stolz und gerührt ist das Herz, wenn es in diesem Nächsten und Eigensten zugleich Gutes und Herrliches lieben und ehren kann! Mit welchem Entzücken weilt die Betrachtung auf den großen Fürsten, Friedrich Wilhelm dem Kurfürsten, Friedrich dem Könige! auf den Heldenscharen des Siebenjährigen Kriegs, des Befreiungskriegs! auf allem Löblichen, was in Gesetzgebung, Unterricht, Geistesbildung, Wissenschaften und Künsten und sonstigem Gemeinnutzen hier versucht und geleistet worden, auf allem Tüchtigen und Schönen, was in diesem Volk und Staate gediehen ist! Durch den Antheil an allem diesen Gewordenen und Werdenden, durch die tausend Beziehungen, die sich je mehr und mehr vervielfachen und verflechten, je mehr das Leben selbst sich größer und deutlicher vor dem Blick ausbreitet, wird auch das Kleinste werth und wichtig, und geschichtliche Forschung wie That ergreift mit gleichem Eifer den Stoff eines flüchtigen Moments wie eines dauernden Jahrhunderts.

Als er im Juli 1836 im Haag weilte, schrieb er:

> Hier in Holland übernimmt mich ein Gedanke, eine Ueberzeugung, die nicht rathsam wäre, laut zu sagen: ich denke immer, dieses ganze Land muß einmal preußisch werden, und wie es für Preußen fast nothwendig, so wird es für Holland glücklich sein. Bildung und Wohlstand würden unendlich dabei gewinnen. Wir haben wirklich den Völkern umher viel zu bringen, denen am meisten, die sich klüger dünken. Ich sehe es ein, ich, der ich uns nicht überschätzte.

Im August 1837 aus Hannover zurückgekehrt, begrüßt er

> mit Entzücken unsere Adler, unsere Farben, unsere Uniformen, unsere vortrefflichen Wege, gute Postanstalten, unser fleißig angebautes, in so vielen Beziehungen wohlgedeihendes Land. Auch für den König (setzt er hinzu) fühlt' ich mein Herz schlagen; für sein ganzes Haus, für die bestehende Ordnung der Dinge, die ja nicht immer so philisterhaft zu sein braucht, die auch einmal wieder genial sein kann.

Sein Preußenthum war auch wol hauptsächlich schuld, daß er mit denen nicht gehen mochte, welche Preußen in Deutschland statt umgekehrt Deutschland in Preußen aufgehen zu lassen trachteten; auch mochte er wol in den meisten Führern dieser Partei jene höhere und vielseitige Geistescultur, jene feinere ästhetische und humane Durchbildung vermissen, welche Varnhagen auch von dem politischen Manne verlangte. Erzherzog Johann's berühmte Worte: „Kein Preußen und kein Oesterreich mehr, sondern ein einiges Deutschland", findet er im Ausdruck „nicht glücklich", sogar „etwas taktlos", und er bemerkt:

> Darf er das im Namen Oesterreichs sagen? Schwerlich! Im Namen Preußens? Gewiß nicht! So weit sind wir noch nicht und dürfen wir nicht sein! Wir wollen recht sehr Preußen sein, und Deutsche freilich sehr gern, insofern wir erstere sind.

Am 17. October 1842 schreibt er:

> Brief und Buch von Moritz Carriere, aus Butzbach: „Der Kölner Dom als die freie deutsche Kirche." Er nimmt die Sachen für wahr, die ich für Täuschung halte. Für das Wohl und die Herrlichkeit des Vaterlandes glüht mein Herz, aber es gibt sich deshalb nicht jeder lockenden Vorstellung hin. Das Declamiren von der Einheit und Freiheit Deutschlands, das

Prahlen von seiner weltbildenden Bestimmung, ist mir völlig zuwider, und besonders die so erkünstelte, innerlich kalte Dombaubegeisterung u. s. w.

Hätte Carriere ausschließlich von einer „weltbildenden Bestimmung" Preußens gesprochen, so würde Varnhagen wahrscheinlich damit ganz einverstanden gewesen sein. Man darf diese preußische Gesinnung Varnhagen's keinen Augenblick vergessen; die Liebe zu seinem Vaterlande gibt ihm Worte des Zorns ein.

Hiermit sei es unserer Bemerkungen über Varnhagen's Charakter, seine Gesinnung und seine Stellung genug; es wird Zeit, daß wir zu dem mehr historischen Inhalte der vorliegenden zwei Bände übergehen. Dieser ist ein durchaus fesselnder und spannender, und wie ungerecht häufig auch das Urtheil Varnhagen's lautet, wie manches bloße Gerücht, wie manche blos erfundene Anekdote er auch in seine Darstellung verflochten haben mag, so wird man trotzdem zugeben müssen, daß das Gemälde trotz der theilweise zu schwarzen Farben im wesentlichen doch wahr sei. Wir Zeitgenossen haben ja das alles ungefähr so mit durchempfunden und mit durchgelebt. Auch Tacitus hat in vielem sicherlich übertrieben und zu sehr ins Schwarze gemalt, auch die übrigen Geschichtschreiber der römischen Kaiserperiode haben gewiß manches Gerücht, manche nur erfundene Anekdote für historisch ausgegeben, aber im ganzen haben sie die Zustände des damaligen Rom wahr, nur zu wahr geschildert; und diese Zustände Roms waren zwar bei weitem unsittlicher, schrecklicher, blutiger, aber doch wenigstens prächtiger, amusanter, großartiger, die Sinne betäubender. Nachdem der Gesandte von Bülow mit Varnhagen einmal, am 21. December 1839, über seine Kenntniß so vieler Verhältnisse, seinen Besitz so mancher Papiere gesprochen, äußerte Varnhagen: „Wohl, ich sitze an einer Pulverkammer; wenn ich einmal die Lunte anlege, fliegt halb Berlin auf, aber ich mit!" Diese Worte sind wirklich bis zu einem gewissen Grade zutreffend; es explodirt in der That in diesen beiden Bänden eine gewaltige Masse entzündeten Pulvers, von der freilich auch mancher weniger Schuldige versengt und geschwärzt wird.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Die vlämische Literaturbewegung.

Von der Schelde bis zur Maas. Das geistige Leben der Vlamingen seit dem Wiederaufblühen der Literatur. Biographien, Bibliographien und Proben. Von Ida von Düringsfeld. Drei Bände. Leipzig, Lehmann. 1861. 8. 4 Thlr.

„Das geistige Leben der Vlamingen!" das versprach etwas. In drei Bänden konnte viel „geistiges Leben" entfaltet werden, konnte man hoffen eine annähernde Antwort auf die Frage zu erhalten: Was hat es mit dieser so hundertfach besprochenen „vlämischen Bewegung" auf sich? Steckt eine „Nationalität" dahinter, welche befreit zu werden verdient? Welche Stellung haben und verdienen die Vlämen im belgischen Staatsganzen? Geht die Bewegung aufwärts oder abwärts, was läßt sich folglich für ihren weitern Verlauf conjecturiren? Zum allermindesten war der lernbegierige Leser berechtigt, sorgfältige Nachrichten über den Culturzustand der Vlämen, über ihre religiösen Zu- und Abneigungen; über ihr sociales Thun und Treiben, über ihre Kunstfähigkeit und Kunstleistung, ihre politischen Ideen und Ideale zu erwarten. Statt alles dessen gibt uns die Verfasserin eine vlämische Literaturgeschichte.

Und gäbe sie uns nur eine Literaturgeschichte, rollte sie nur das Bild des geistigsten Schaffens der Vlämen in irgendeiner bestimmten Periode, z. B. seit 1815, dem Stiftungsjahre der heutigen Nationalitäten, vor uns auf; zeigte sie uns Werden, Entwickelung, Ausweitung und Ausbreitung des germanischen Dialekts auf der niederdeutschen Ebene, gruppirte sie die Masse der literarischen Erscheinungen nach den vier Hauptprovinzen: Flandern, Antwerpen, Brabant und Limburg! Das wäre die Geschichte der vlämischen Literatur geworden, die etwa einen Band eingenommen hätte, welchem dann zwei andere Bände mit Belegen hätten folgen mögen. Nein, die sammelfleißige Verfasserin gibt uns lediglich eine vlämische Chrestomathie mit biographischen Notizen: das ist freilich noch weit bis zum „geistigen Leben der Vlamingen"!

Indem wir uns nun mit der Chrestomathie der Frau von Düringsfeld zu beschäftigen haben, wollen wir diese mit voller Gerechtigkeit behandeln und aus ihr, nur aus ihr, den Werth und Unwerth der vlämischen Bewegung beurtheilen. Dieses dreibändige Document soll unsere alleinige Richtschnur werden; wir wollen vergessen, daß und was wir sonst aus eigener Lectüre oder Anschauung wissen. So können wir hoffen, der Verfasserin und ihren Lieblingen, den Vlämen, gerecht zu werden. Wäre selbst dieser Maßstab bei uns ein künstlicher, so ist er doch bei 99 Hunderttheilen des deutschen Publikums der natürliche.

An Quantität läßt von vornherein die vlämische Literatur nichts zu wünschen übrig. Wir machen die Bekanntschaft von 182 Autoren, blos aus dem 19. Jahrhundert, aus einer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen Seelen! Das macht einen Schriftsteller auf 14000 Seelen, gewiß ein recht vortheilhaftes Verhältniß! Es ist wahr, 92 dieser Autoren sind in einem Anhange zusammengeworfen, alphabetisch biographirt, ohne Belegstücke aus ihren poetischen und prosaischen Leistungen, und unter diesen Anhangsrekruten figurirt seltsamerweise sogar der allbekannte niederdeutsche Philolog Jan Frans Willems! „Der Vater der Vlamingen", dem der Holländer Tollens poetisch nachschwur, „Von fern seiner Auffahrt nachzustreben, Zu streiten um wie du zu leben, Und um zu sterben rein wie du"; der Verfasser von 39 verschiedenen Schriften — im hintersten Anbau des Vlämentempels um Gottes willen einlogirt! Nach Abzug der 92 Relegirten haben wir es also nur noch mit 90 Persönlichkeiten zu thun: immerhin ein hübsches Contingent!

Heißt es der vlämischen Literatur zu nahe treten, sie in ein schlechtes Licht setzen wollen, wenn man ihr den einzig probehaltigen kritischen Grundsatz applicirt: Nur das Allgemeingültige, in specie das Schöne und Erhabene

hat das Recht uns zu beschäftigen? Die Wonnen und Leiden des Lebens, seine Räthsel und deren Lösung sind der Vorwurf aller Poesie, mag sich dieselbe des deutschen, englischen, italienischen, spanischen, französischen oder vlämischen Idioms bedienen. Und selbst an einer befreundeten und verwandten Nationalität, der alle unsere Sympathien gehören, rührt uns nicht das, daß sie Verse macht, Romane und Novellen schreibt, sondern das Gute, Wahre in kunstgerechter Form, welches sie in das fliegende Wort einhüllt. Wohin gelangen wir sonst, wenn wir larere, außerhalb der Aesthetik liegende Grundsätze zur Geltung kommen lassen?

In jedem Lande und Volke, z. B. Deutschland, gibt es außer der officiellen gedruckten Literatur, welche dem allgemeinen Genuß und Urtheil verfällt, eine kryptogamische, schweigsame Literatur, die niemals auf dem Markte erscheint, im Privatkreise entsteht, im Privatkreise vergeht. Wie viele deutsche Jünglinge, Studenten, Militärs, Techniker, Handelsbeflissene, wie viele Frauen und Mädchen, von der verliebten Gräfin bis zur empfindsamen Wäscherin und Nähterin, machen nicht Verse, weinen oder lachen allein oder mit andern darüber; wie viele Väter und Mütter besingen nicht ihr Neugeborenes, ihre Familiengeburtstage, Hochzeiten und Todesfälle; wie viele Tagebücher werden nicht gefüllt, in welchen etwas mehr steht als in einer Agenda oder einem Geschäftskalender! Ohne allen Zweifel, für manches Talent ist es zu bedauern, daß es sich nicht öffentlich producirt, manches Kryptogam ist würdiger als viele impertinente Phanerogame, Tulpen, Klatschrosen u. dgl. Aber alles in allem genommen, hätte jemand ernstlich den Gedanken, die latente Literatur an die Stelle der patenten zu setzen, oder wagte er die Behauptung, jene sei ebenso viel werth als diese?

Nein, die vlämische Literatur ist zum sehr großen Theil eine solche latente, kryptogamische Literatur, und Frau von Düringsfeld in ihrer Sympathie für die Vlämen hat sich dazu verleiten lassen, sie uns in Bausch und Bogen auf den Lesetisch zu werfen; sie hat durchaus nicht unterschieden zwischen Allgemeingültigem und sehr relativ Berechtigtem; sie hat den Begriff der vlämischen Literatur noch gar nicht festgestellt, was doch das allererste Erforderniß gewesen wäre. Dieses ist ein gewaltiger Fehler, selbst an einer Chrestomathie, der nicht nur Langeweile hervorbringt, sondern Unmuth erzeugt, das Interesse an dem wirklich Bedeutenden schmälert und dem ganzen Buche den bittersten Schaden anthut.

Dieser Grundfehler rächt sich am bittersten in der Lyrik und Dramatik, der Darstellung der Gefühle und der handelnden Leidenschaften, während er in der Epik, in Roman und Novelle, noch am erträglichsten ist, sintemal die Zuständlichkeiten, selbst in ihrer ordinärsten Einfachheit, wenigstens ein culturgeschichtliches, wenn auch nicht immer ein ästhetisches Interesse gewähren. Beginnen wir mit der Lyrik und halten wir uns noch einmal streng an das Gegebene.

Der Gesichtskreis der vlämischen Lyriker ist ein sehr beschränkter, meist von allen deutschen Lesern längst durchlaufener, und die Form steht fast durchgängig auf der vor-Lessing'schen Höhe; wir nennen hier „Form" die Fassung des Gefühls selbst, den Mantel des Bildes, nicht die äußere Sprachfertigkeit. So wird uns Ledeganck als ein Lyriker ersten Wuchses dargestellt, aber sein „Bettler" ist zum Sterben lang, zum Sterben gewöhnlich. Van Kerkhoven, „als Literat der thätigste von allen Vlamingen", bringt es bis zu folgender Apotheose des Vaterlandes:

> Kein Land ist schöner als das Land,
> Wo Freudigkeit und Schmerz
> Und süße Lust und bitter Leid
> Beweget unser Herz.

Weit besser ist desselben Verfassers „Schön und schöner", ein Uz'sches Gedicht, das nicht bis an Matthison reicht. Jan van Ryswyck versteigt sich bis zu Gellert'schen Scherzen über sich selbst und seine Familie; Theodor van Ryswyck, genannt der „Door", eine Günther'sche verkommene Natur, tritt mit dem larmoyanten „Armen Leiermann" auf; von seinem Besten, den „Eigenaerdigen Verhaln" (Originelle Erzählungen), erfahren wir blos — den Titel. Was sollen die deutschen Leser sagen, die da wissen, daß der Tod des Prudens van Duyse eine Nationaltrauer unter den Vlämen veranlaßte, wenn sie des Dichters „Christoforus" lesen? Schwerlich werden sie Lust bekommen mit dem Trauerspiel „Wilhelm Tell" nähere Bekanntschaft zu machen. Da sind ferner ein paar ganz gutmüthige, gefühlvolle Geistliche, van den Nest und Gezelle, von denen der erstere „Das Rauschen von dem schlanken Ried" recht fließend besingt. Dautzenberg aus Holländisch-Limburg ist eine lehrhafte Natur, macht deutsche wie vlämische Verse, ist dabei ein wahrhafter Germanomane; aber diese Ingredienzien bilden wahrlich noch keinen Poeten. Sollen wir seine Complimente auf uns sitzen lassen:

> Hat einer je sein Wort gebrochen,
> Der hat gewiß kein Deutsch gesprochen.

Uns dünkt, wir haben an der Börne'schen Kritik der Langbeiniaden genug:

> Die alten Deutschen waren
> Nicht schmeidig wie der Aal,
> Doch Löwen in Gefahren
> Und Lämmer beim Pokal.

Der vielschreibende und vieldecorirte Nolet de Brauwere, der aber ein echter Holländer ist, repräsentirt den behäbigen Conservativ-Liberalismus der vlämischen Satire, dehnt im unerschöpflichen Redefluß seine Antithesen stundenlang aus und bewegt sich zwischen Rabener's Witz und Wieland'schem Esprit. Wahrhaft fürchterlich sind die gekrönten Preisgedichte, welche die kunstfreundliche belgische Regierung bei gewissen feierlichen Gelegenheiten hervorlockt. Ein abschreckendes Exempel haben wir an de Geyter mit seinen „Wohlthaten der Unabhängigkeit", wo es vom Jahre 1848 heißt:

> Monarchenrang wird jetzt gehaßt, ihr Kinder,
> Und sollte ich in euerm Heil euch hindern,
> So bring' ich meine Herrschaft dar.
> So sprach der Fürst und legt' die Krone nieder,
> Doch bittend klang es: „Vater, nimm sie wieder,
> Die Belgier sind nicht undankbar."

Van Hasselt ist schon vollkommen zwieschlächtig, französischer Poet und als solcher von Alexandre Dumas vergaribaldisirt, dann vlämischer Dichter, der sich „öfter den Scherz macht, seine meisterhaften Uebertragungen aus dem Deutschen als eigene Hervorbringungen zu geben. Gewiß ist, daß ich unter dem Namen Jan van Limburg, welchen man mir als ein Pseudonym von ihm bezeichnete, mehrere Lieder von Heine fand." Wie weit wir jedoch von Heine entfernt sind, zeigt „Der alte Soldat":

> Mein Herz ist gebrochen
> In Kummer und Noth,
> Nichts kann ich mehr hoffen —
> Der Kaiser ist todt.

Was sich ungefähr liest wie ein Stabat mater nach einer Strauß'schen Galopade.

Was wir oben von der innern Form, vom Mantel der Idee sagten, wird recht anschaulich gemacht durch Jan van Beers und dessen „Jugendträume", von denen uns ein Prachtstück „Livarda" vorliegt. Der Stoff ist der älteste unter allen denkbaren: eine Mädchenseele wird aus dem Fegefeuer erlöst und von einem Engel gen Himmel getragen; unterwegs erzählte die Seele dem Engel, womit sie das Fegefeuer verdient habe: als ihr Geliebter starb, hat sie mit Gott gehadert. Noch einmal wünscht sie die Erde wieder zu sehen, gegen hundert Jahre Fegefeuer; sie erblickt den Geliebten, der mit einer andern gerade so zärtlich kost wie weiland mit ihr! Der Engel trägt Livarda zu den seligen Chören empor, indem er ihr versichert, ein einziger Augenblick solcher Qual wiege hundert Jahre Fegefeuer auf. Man wird uns nicht im Verdachte der Liebhaberei an derartigem Stoffe haben, der Dante zu Gesicht stand und schon Klopstock nicht recht kleidete; aber van Beers hat in der That eine Dante'sche Ader: Glut der Phantasie, Erhabenheit der Bilder, Gleichmäßigkeit im höchsten Schwunge; und da ist es denn doch wahr, was Ludwig Tieck sang, daß die Poesie „alles was sie will verschönen" kann.

Und nun erlasse man uns die Revue all der singenden und springenden, schlagenden und flötenden Waldvögel, der Finken, Grasmücken, Meisen und Spatzen, die sich auf dem vlämischen Parnaß hören lassen. Erlasse man uns die interessanten Details von Vor- und Zunamen der Väter und Mütter, des Civilstandes und der Ranglisten, von denen die drei Bände wimmeln. Ein Muster des Pikanten in dieser Beziehung ist die authentische Mittheilung über die „Lwelings", zweier poetischer Jungfrauen zu Revele:

> Sind wohlhabend, haben gutes Bier im Keller, tragen wol auch 'mal Crinoline, leben mit ihrer Mutter, einer äußerst wackern Frau, erfüllen ihre christlichen Pflichten, halten viel vom Spazierengehen, sind vollkommen bescheiden und wissen nicht, daß sie so gute Verse machen, empfangen die Fremden (Confratres von der Facultät) sehr freundlich, und — und —

Passons, und sagen wir ein Wort von der Dramatik. Trotz der Gedrücktheit der Stimmung scheinen die Vlämen, nach der Frau von Düringsfeld zu urtheilen, unbändig heiter zu sein; denn in ihrer Chrestomathie sind die Lustspiele und Possen fast ausschließlich vertreten, vom ernsten Drama finden sich, trotz der großen Zahl der Titel in den biographischen Notizen, nur zwei wenig maßgebende Fragmente. Wir constatiren hier eine große Lücke; denn das Schau- und Trauerspiel geht der Komödie vorauf, ist das ganze Pathos einer Literatur und Nation. Auch wäre an den abgedruckten Lustspielen bedeutend zu kürzen gewesen, falls es sich darum handelte, Raum zu gewinnen. Wir hätten z. B. die Bambocciade des Jan Jack Ducaju: „Willkommen, wann gehst du?" so plump wie der plumpste Jan Steen und offenbar nur auf den Gipfel des „Paradieses" berechnet, ohne Leidwesen entbehrt. Posseel's „Door" (Theodor van Ryswyck), der Bänkelsänger als Troubadour im „Freiheitskriege" von 1831, ist wie ein schonungsloser Adrian Brauwer in der Malerei, doch als Sittenspiegel des „Feldzugs von Löwen" auffallend interessant. „Rath und That" von E. Stroobant ist etwas gar leicht und inhaltslos, selbst als einactiger Scherz. Van Peene's: „Kaiser Karl und der Berchemsche Bauer" darf nicht beanstandet werden, da es zu dem Sagencyklus des 16. Jahrhunderts gehört, in welchem auch die Leys'sche Malerei wie festgebannt sitzt. Das Stück ist übrigens bühnengerecht und gefällig. Viel edler tritt freilich der alte de Vos (er ist von 1792) auf, dessen „Lustspiel von Ariosto" trefflich arrangirt und fließend in der Diction ist.

Aus dem ernsten Schauspiele bietet man uns zwei Scenen, eine aus Poelandt's „Wilhelm der Schweiger", die zweite aus dem „Don Juan" des Hendrickx. Die erstere ist eine Conversation zwischen dem Herzog Alba und brüsseler Rathsherren, gerade vor Ankunft des neuen Statthalters Medina Coeli; die letztere ein Dialog zwischen Don Juan und seinem Schwesterchen Luiza, allerliebst naiv und in fünffüßigen Jamben. Aber lieber wäre es uns jedenfalls, einmal einen vlämischen Knoten schürzen zu sehen, zu erfahren, wie höchste Leidenschaft auf Niederdeutsch redet.

Am ergiebigsten haben wir die Lectüre der Epik, des Romans, der Novelle, der realistischen Sittenschilderung gefunden. Hier haben wir lebendige Culturgeschichte, Ethnographie en action, wie die Franzosen sagen. Hier ist alles „Dorfgeschichte" und zwar mit vollem Recht, ohne jegliche Affectation; hier kann der Roman nichts anderes sein, während die deutsche „Dorfgeschichte" nach Wilhelm Meister eitel Reaction war. Natürlich läßt auch in diesem epischen Theil die Chrestomathie zu wünschen übrig; es herrscht viel zu wenig Auswahl, Kritik fehlt hier, wie im ganzen Buche. Von Hendrik Conscience erhalten wir eine Art Biographie. Proben seiner Schreibweise werden nicht mitgetheilt, unter dem Vorwande, seine Romane seien sämmtlich durch Uebersetzungen bekannt; und dann gibt man uns doch, unter dem Vorwande des Ungedrucktseins ein langweiliges moralisirendes Opusculum in Prosa: „Der Pilgrim in der Wüste", 29 Seiten lang, das einzige Stück, welches wir nicht auszulesen vermochten, von dem allerbedeutendsten Vlämen, der ein wahrer und wirklicher Poet ist, halb Walter Scott, halb Lesage, ein Mann von europäischem Namen!

Vom Einfachsten zum Zusammengesetzten fortschreitend, sagen wir, daß die einfachen Sittenschilderungen vertreten sind durch Olereau: „Der echte Sinjoor" (antwerpener Philister), und durch Pieter Crevisse: „Der Sachwalter." Niederländisch weitschweifig ist das alles, auch liegt das Salz unzerstoßen oben auf; aber es ist gesund und derb. Die Sittenschilderung wird zur Erzählung einer Begebenheit in Anton Bergmann: „Eine gute Partie", köstliches Genrebild. Ins Märchen im Sinne der Gebrüder Grimm schweift van de Velde ab mit seiner „Schwarzen Margriet". Zum gesunden Humor in der Erzählung erhebt sich Slenckr in „Miß Arabella Knor", der Biographie eines englischen Renners, der als brüsseler Heuerkracke endigt. Jan Renier Snieder's „Sohn des Scherenschleifers" verräth Talent zum psychologischen Roman, zur plastischen Darstellung zweideutiger frecher, antisocialer Charaktere. Sehr lebhaft in sittliche Conflicte eingreifend, räthselhafte Menschen schildernd ist Boone's „Schöne Frau auf dem Feldball".

Einer der bedeutendsten Vlämen, aber ebenso unsicher in der politischen Parteinahme, ist der antwerpener de Laet, der wol das Zeug zu einem guten Romane hat, wie sein „Doctor Droomenfeldt" beweist. Humor, Ironie, Witz, Sarkasmus ist in der oratio pro domo eines andern Antwerpeners, Vleeschouwer's, enthalten: „Ein Vortrag über Phrenologie", worin die französische Sprache Spießruthen läuft. Vleeschouwer hat auch einen „Faust" geschrieben, von dem wir gar zu gern ein paar Scenen gelesen hätten. Der eigentlich sociale oder besser socialistische Roman ist vertreten durch den Möbelschreiner Sleternam, ein wahrhaft acutes Talent, eins von denen, die sich selbst durch die Production aufzehren. „Eine Skizze aus dem Leben eines Arbeiters" heißt das Modell unsers Tischlerpoeten; dieser ist aber auch zugleich Aesthetiker, historischer Kunstkritiker, und was er über die beiden van Eycks sagt, verdient jedenfalls und trotz der flagranten Einseitigkeit des Vlämismus gelesen und überdacht zu werden.

So hat denn das deutsche Publikum an dem „Geistigen Leben der Vlamingen" eine Masse von Lesestoff erhalten, der noch viel schätzenswerther sein würde, wenn er sich auf Einen starken Band beschränkte und so auch der Kaste der Wißbegierigen zugänglicher würde. Die erwartete Monographie über die Bedeutung der „vlämischen Bewegung" ist keineswegs geleistet worden; dazu wird schärfere Kritik und mehr politisches Wissen gehören, als sie der Verfasserin zu Gebote stehen, ganz besonders aber auch größere Unabhängigkeit von literarischen Cliquen und gegenseitigen Beräucherungsanstalten, wie sie leider im Lande der Vlämen fast jedes Städtchen birgt; denn die bedeutendste literarische Eigenschaft „unserer niederdeutschen Brüder" ist, nach vorliegendem Buche zu urtheilen, die Eitelkeit, das Vergnügen daran, sich von der „Frau Baronin" besprochen, das heißt gelobt zu sehen. 51.

Kotzebue als „phénomène dramatique".

In welchem allgemeinen Rufe Kotzebue bei unsern Literarhistorikern steht, ist bekannt genug. Weniger bekannt aber vielleicht, daß er bei seinen Lebzeiten die allerwärmsten Lobredner fand. Zur nothwendigen Ausgleichung indeß müssen diese ebenso gut gehört werden als jene unbedingten Tadler. Wir citiren deshalb hier ein Urtheil über den ziemlich verpönten Dramatiker aus einem sicherlich wenig bekannten Buche. Dieses Urtheil hat wenigstens das für sich, daß es nicht einem fertigen Schulsysteme, sondern der unmittelbaren Wirksamkeit Kotzebue's entsprang. Das Urtheil ist bereits vor 60 Jahren geschrieben; wir geben es ohne alle weitere Kritik, wie gesagt behufs jener nothwendigen Ausgleichung der Ansichten, mit der es leider oft sehr schlecht bestellt ist. Das Nachfolgende steht in einem 1801 zu Berlin in französischer Sprache erschienenen Buche: „Tableau de Berlin à la fin du dix-huitième siècle", unter dem etwas herausfordernden Titel: „Phénomène dramatique!" Kotzebue also ein „phénomène dramatique"! Der Aufsatz lautet:

„Es lebt gegenwärtig in Deutschland ein Mann, dessen Ruhm sich über den ganzen Horizont verbreitet und der durch das Aufsehen, das er hervorruft, alle andern Meteore seiner Art verdunkelt. Dieser Mann versteht gleich sehr Thränen der Freude, wie der Reue, wie des Schmerzes, wie der Rührung durch ganz Deutschland, was sage ich, durch ganz Europa fließen zu machen. Seine Stücke sind in alle neuern Sprachen übersetzt. Sie werden an den Ufern der Newa wie an denen des Po, an der Themse wie am Ausflusse der Donau gespielt. Der nur in seine republikanische Freiheit und in seine republikanischen Dramen vernarrte Franzose weint und lacht bei den Dramen des Livländers. Der alles nach dem Gewichte seines Goldes und nach dem Maße seines Shakspeare abwägende Engländer läßt sich trotz seiner Geringschätzung aller ausländischen Productionen herab, die Stücke zu übersetzen, sie dem englischen Geschmacke anzupassen und sie, obschon sie in einem deutschen Kopfe geboren sind, nachzuspielen. Sicherlich findet sich der Name dieses Livländers ohne Unterbrechung an den Maueranschlägen aller Hauptstädte, von der Freien Reichsstadt Nürnberg in Franken, die sich rühmt, das früheste Theater Deutschlands und vielleicht der ganzen Welt gehabt zu haben, bis zur königlichen und halbrepublikanischen Stadt London, die heute, wie man sagt, wenn auch nicht das glänzendste doch wenigstens das neueste Theater des Welttheils besitzt (Drurylane). Dieser Mann ist sicherlich der B.(onaparte) der Theaterwelt. Gleichwie dem Kriegshelden in Europa nichts Widerstand leistet, so bereitet den dramatischen Erfolgen des Expräsidenten *) nichts ein Hinderniß.

„Diesem gleicht er noch in andern Beziehungen. Wie B. in seiner Abwesenheit Italien verlor, das er mit unendlich viel Mühe erobert hatte, so auch mein dramatischer Held; er hatte in einer beklagenswerthen Uebereilung, die ihn ein monströses, seitdem widerrufenes Buch **) hervorbringen ließ, beinahe alle Bühnen Deutschlands verloren, welche er wiederzuerobern jetzt im Begriffe steht. Nach dem Vorgange des italienischen Helden hat mein livländischer Held ein Aegypten gefunden. Anfänglich war es seinen Unternehmungen günstig und doch mußte er es in der Folge verlassen ohne den Ruhm einzusammeln, den ihm ein glücklicher Anfang in Aussicht gestellt hatte. Dieses Aegypten besteht an den Ufern der Donau ***), und seine Mamelukken sind

*) Im Jahre 1795 hatte Kotzebue (oder Herr von Kotzebue, wie er sich infolge seiner mit dem Adelstitel verknüpften Aemter schrieb) seine Entlassung als Präsident des Gouvernementsraths von Esthland genommen. Mit Rücksicht auf den längern Aufenthalt in Rußland wird er in vorliegendem Artikel mehrfach „Livländer" und „livländischer Held" genannt.

**) Das skandalöse, 1790 ohne Ortsangabe erschienene Schauspiel „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn", in dem ein großer Theil der literarischen Collegen in den Schmuz gezogen ward.

***) Im Herbst 1797 ward Kotzebue als Hoftheaterdichter nach Wien berufen. Doch hielt er hier nur zwei Jahre aus.

die Schauspieler N. N. gewesen. Anfangs besiegt durch die Berühmtheit, den Einfluß und die kühne Thatkraft ihres Gegners verließen sie das Schlachtfeld, aber in der Folge durch einige von den Ufern der Themse gekommene dramatische Hülfstruppen unterstützt, zwangen sie ihn, sich die Lorbern unter andern Himmelsstrichen zu suchen, unter denen sie weniger schwierig zu erobern und weniger verwelklich sein möchten.

„Klüglich hat er sich gleich B.(onaparte) zurückgezogen, in den Mantel des frühern Ruhms gehüllt. Jeder mit der deutschen Dramatik einigermaßen bekannte Leser hat ohne Mühe den berühmten Kotzebue errathen.

„Französische, italienische, spanische Leser, laßt euch nicht durch einen so fremdländischen und übelklingenden Namen abschrecken! Ich habe den Vorstellungen von Stücken dieses so fremdländisch genannten Mannes beigewohnt. Gleichwie die Menge der Maulaffen mit schlaffen und abgespannten Muskeln, gleichwie der glänzende Schwarm der Stutzer mit feinen und empfänglichen Nerven, endlich gleichwie jedes Wesen, das nicht vollständig für die Schönheiten der Natur und der Kunst unempfindlich ist, so habe ich mich dem Entzücken hingeben müssen, sintemal sich ihm alle hingeben. Ich habe hintereinander die Erregungen des Leids und der Freude miterfahren, denen das menschliche Geschlecht unterworfen ist, und das bei dem Anblick lebenswahrer und starker Gemälde der Vorzüge und Uebel der Menschheit, von denen dieser Schriftsteller die Quellen so vortrefflich kennt. Zwar hat sich eine Schar untergeordneter und vergänglicher Geister zusammengefunden, um den Fortschritten dieses dramatischen Riesen entgegenzutreten, der sich herausnimmt das Kaiserreich oder besser gesagt die Republik der Melpomene und Thalia an sich zu reißen und zu despotisiren. Diese Leute haben gegen alle seine Werke Sturm geläutet. Sie machen gegen alle seine Ketzereien Angriffe, indem sie ihnen das gesammte schwere Geschoß der Kunstregeln und Grundsätze seit Aristoteles bis auf Lessing und St.-Aubin entgegensetzen. Doch was thut der Unbesiegliche? Gleich B.(onaparte) geht er vor und behauptet sich trotz allen Hindernissen. Er zeigt sich mit einem neuen Werke, und die Menge seiner Widersacher zerstreut sich. Man spielt es und die Zuschauermenge beeilt sich es günstig aufzunehmen, und der Beifall erzeugt sich mit größerer Kraft denn jemals zuvor. Solcherweise ist er versichert den Geschmack des Publikums eingenommen zu haben, daß er es mit einer neuen Arbeit unter fremdem und unbekanntem Namen wagt, und siehe da, die Dilettanten wie die Kenner, das Publikum, das große wie das gebildete, täuschen sich darin nicht im mindesten, sondern überhäufen die Darsteller und demgemäß auch den Autor mit rauschendem Beifalle.

„Wozu, so möchte man fragen, in diesem «Gemälde Berlins» (der Verfasser meint damit den Titel seines Buchs) ein Artikel über diesen Schriftsteller, der weder durch Geburt noch durch Bürgerrecht ein Berliner ist? Dies macht, daß die Widersacher eines andern zu Hannover geborenen Schriftstellers (Iffland) nur bei dem Halbgotte von Kotzebue schwören, dies macht, daß dieses Phänomen gegenwärtig, da ich dies schreibe, in der preußischen Hauptstadt (vorübergehend) erschienen ist. Er wohnt heute auf der ersten Bühne Deutschlands einem Stücke seiner Feder bei und hat den Muth, seinen Ruhm persönlich einzustreichen bei dem Barte der Myrmidonen, welche ihn anzugreifen und an seinem Talente zu zweifeln wagen. Er ist nicht gekrönt worden und wird nicht gekrönt werden wie vor Jahren Voltaire auf der französischen Bühne, da sich die deutsche Begeisterung gemessener zu bethätigen pflegt; aber sein Name ist in aller Munde, aller Augen blicken auf ihn, aller Gläser richten sich auf den Platz, den er einnimmt und sein Lob bringt von Ohr zu Ohr!"

So konnte vor 60 Jahren jemand über Kotzebue schreiben, als habe damals weder Goethe noch Schiller gelebt. Als eine Kritik haben wir den Artikel jedenfalls nicht aufzufassen, als eine Kennzeichnung der damaligen Stimmung für den verschrienen Autor von „Menschenhaß und Reue" indeß sicherlich. Und das Allerinteressanteste daran ist gewiß die Vergleichung Kotzebue's mit Napoleon. **Emil Müller-Samswegen.**

Ein Künstlerroman.

Lukas Cranach. Historischer Roman von Hermann von Maltitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1860. 8. 4 Thlr.

Der Titel dieses Buchs läßt vermuthen, daß er in die Kategorie der jetzt wie Pilze aufschießenden Romane falle, welche eigentlich nichts anderes sind als umgeschriebene, für den Geschmack des großen Lesepublikums zurechtgemachte Biographien berühmter oder sonstwie interessanter historischer Personen. Dem ist jedoch nicht so. Er gehört vielmehr nach seiner ganzen Anlage und Ausarbeitung einer ältern Geschmacksrichtung an, so sehr, daß er in manchen Beziehungen sogar den Eindruck einer etwas altmodigen Composition macht, etwa wie ein Roman aus der Zeit, in welcher Tromlitz in Blüte stand. Damit ist er in seinen bemerkenswerthesten Vorzügen, wie in seinen wesentlichsten Mängeln charakterisirt. Wie viel auch die für die Menge arbeitenden Romanschreiber jener Zeit zu wünschen übrig ließen, von der Art und Weise, wie eigentlich ein Roman angelegt und gebaut sein muß, hatten sie unstreitig einen richtigern Begriff, als unsere jetzigen Faiseurs. Sie wußten, daß man durch ein bloßes Ausschreiben von Geschichtswerken, Memoiren, Biographien u. dgl. und Hinzuthun einiger Verzierungen und Ausschmückungen noch keinen Roman herstellt, sondern daß dazu vor allem eine den ästhetischen Bedürfnissen entsprechende Verarbeitung und selbständige Construction der aus der Geschichte oder dem Leben entnommenen Elemente nothwendig ist; und sie wußten dies nicht blos, sondern besaßen auch eine gewisse Virtuosität, irgendwelche historische Data mit Leichtigkeit zu in sich abgeschlossenen, nach gewissen Gesetzen verlaufenden Erzählungen zu gestalten. In ähnlicher Weise hat auch der Verfasser des vorliegenden Romans seinen Stoff zu behandeln gesucht. Was er daraus gemacht, hat im allgemeinen wirklich die Form eines Romans, denn es handelt sich darin nicht blos um eine Reihefolge von Erlebnissen von der Geburt bis zum Tode eines Menschen, sondern um eine wirkliche Verwickelung und Entwickelung verschiedener Fäden zu einem um ein bestimmtes Interesse sich bewegenden und einem gewissen Ziele zustrebenden Ganzen. Damit soll nicht gesagt sein, als ob er das, was er erstrebt, auch vollkommen erreicht habe; vielmehr lassen sich gerade vom Standpunkte einer die Totalität seiner Composition prüfenden Kritik viele Einwendungen gegen denselben erheben. Der Anfang desselben leistet, wie der Titel, entschieden der Vermuthung Vorschub, der eigentliche Mittelpunkt des Interesses werde Lukas Cranach sein. Dieser Erwartung entspricht jedoch der Fortgang nicht. Allerdings spielt Cranach eine wichtige Rolle in demselben, aber doch nicht die des eigentlichen Helden, d. h. nicht derjenigen Person, deren innere Entwickelung und äußere Erlebnisse den Hauptgegenstand unserer Spannung und Theilnahme bilden, sondern nur einer solchen, unter deren für die gute Sache segensreicher Mitwirkung die Entwickelung vor sich geht. Nach dem Eingange des Romans erwartet man es anders. Hier erfahren wir, daß sich Cranach, ein warmer Anhänger Luther's und der damals (1510) schon von ihm eingebahnten Richtung, mit Barbara, einer zwar trefflichen, aber in pfäffischen Vorstellungen befangenen Jungfrau, verheirathet, und es hat den Anschein, als sollten die aus diesem Gegensatz sich entspinnenden Conflicte den Hauptinhalt des Romans bilden. Diese sind jedoch ziemlich bald beseitigt und statt ihrer treten andere Conflicte in den Vordergrund, in denen es sich nicht um das Lebensglück von Lukas Cranach, sondern um das von Lorenz Bischer, einem Schüler Cranach's, und der von diesem geliebten Leonore, und in nicht geringerm Grade um das von Leonorens Aeltern, einem Franciscanermönch und einer heimlich von ihm geliebten Frau von Meyenburg handelt. Ein streng

einheitlicher Plan liegt also dem Roman nicht zu Grunde. Abgesehen hiervon aber beruht er doch auf einer im ganzen zweckmäßig angelegten und in mehrfacher Beziehung interessanten Verwickelung und entspricht jedenfalls dem Begriffe eines Romans mehr als ähnliche Productionen der Neuzeit.

Haben wir ihn oben mit den Erzeugnissen einer jetzt überwundenen Unterhaltungsliteratur verglichen, so soll damit nicht gesagt sein, als ob er nicht auch Eigenschaften besäße, wie sie dem specifischen Geschmack der Gegenwart entsprechen. Dahin gehört namentlich eine nicht unbedeutende Fülle historischen und culturhistorischen Materials, das vom Verfasser in denselben hineinverarbeitet ist. In dieser Beziehung ist er entschieden mit mehr Kenntniß und Achtung des thatsächlich Gegebenen gearbeitet, als die ältern Romane seiner Kategorie. In der Art und Weise, wie darin die damaligen Sitten und Zustände geschildert, Lukas Cranach als Mensch und Künstler gezeichnet und außer ihm noch andere historische Personen, z. B. Luther, Friedrich der Weise, Ulrich von Hutten, Justus Jonas, Karlstadt u. s. w., vorgeführt werden, sind die Früchte anerkennungswerther Vorstudien niedergelegt. Sehr stark nach einem frühern Geschmack schmeckt jedoch Form und Grundton der Darstellung. Hier zeigt der Verfasser mehr Behaglichkeit, mehr Gewissenhaftigkeit, mehr Respect vor sittlichen Principien, aber auch mehr Breite und Umständlichkeit, mehr Peinlichkeit und weniger Geschmack als man jetzt gewohnt ist. Die Anlage der Situationen und Conflicte ist in der Regel nicht übel; aber bei der Ausmalung weiß er in qualitativer wie in quantitativer Beziehung die rechten Grenzen nicht innezuhalten. Durch das Verlangen, möglichst starke Effecte hervorzubringen, läßt er sich verleiten, die Farben so grell und stark aufzutragen, daß viele Partien seines Romans nur noch für den unverfeinerten Geschmack genießbar sind. Dahin gehören namentlich die den Pater Michael und die Frau von Meyenburg betreffenden Scenen und die Anfechtungen, welche Leonore durch den Junker von Annendorf zu erleiden hat, und noch mehr die Charakteristik des Stiftsherrn Hundt. Aus Eifer, die Unsittlichkeit in ihrer ganzen Verächtlichkeit und Heillosigkeit zu zeichnen, läßt sich der Autor hier zu Extravaganzen fortreißen, welche seine Gemälde selbst mit höchst anstößigen, dem sittlichen Gefühl widerstrebenden Elementen versetzen. Die tüchtigsten und wohlthuendsten Partien des Buchs sind diejenigen, in denen Luther redend eingeführt ist. In diese ist so viel aus Luther's Schriften und deren Geist aufgenommen, daß man sich durch die gesunde Derbheit und Frische, welche sie dadurch erhalten, wirklich erquickt fühlen kann, wie denn überhaupt die Entschiedenheit und Wärme, mit welcher dieser Roman für die reformatorischen Ideen eintritt, einen wohlthuenden Eindruck macht und hierdurch in solchen Kreisen der Lesewelt, die ihre Geschichtskenntniß lieber aus Romanen als aus Geschichtswerken schöpfen, von gutem Einfluß sein kann.

11.

Notizen.

Die Pecht-Ramberg'sche „Goethe-Galerie".

Zu den Eigenschaften, durch welche Goethe und Schiller eu erschienen und die Blicke Deutschlands auf sich zogen, gehört uch die, daß sie unter den deutschen Dichtern zuerst eine Galerie ypischer, mit Fleisch und Blut angethaner und mit tief menschchem Inhalt gefüllter Gestalten aufstellten; denn dergleichen atte man bis dahin höchstens in einigen Balladen Bürger's, in vei oder drei Dramen Lessing's und nach anderer Seite hin in nigen komischen Romanen und Epen gehabt. Für die Phanfie und den Gestaltungssinn der Maler und Kupferstecher id denn auch die Dichtungen Schiller's und Goethe's von hodowiecki an bis jetzt eine reiche Fundgrube gewesen. Kein nternehmen dieser Art fand aber wol allgemeinern Beifall als die n der Verlagshandlung F. A. Brockhaus 1859 ins Leben gefene „Schiller-Galerie", und indem die Verlagshandlung und beiden Meister, welche dieses schöne Werk geschaffen, Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg, in dieser Anerkennung den schönsten Lohn ihrer Mühen fanden, fühlten sie sich zugleich auch ermuthigt, mit einer von Anfang an als eine nothwendige Ergänzung der „Schiller-Galerie" beabsichtigten „Goethe-Galerie" vor das Publikum zu treten. Die Aufgabe, welche der beiden Künstler bei Goethe harrte, nennt Pecht im Prospect eine vielleicht noch schwerere als diejenige, die sie in Bezug auf Schiller zu lösen hatten. Eine schwerere in gewisser Hinsicht ist sie allerdings, in anderer aber auch vielleicht eine leichtere, jedenfalls aber in rein künstlerischer Beziehung dankbarere, indem bei Goethe's Gestalten die Theaterattitüde gänzlich zurücktritt. Doch spricht sich hierüber Pecht selbst, wenigstens was die Goethe'schen Frauengestalten betrifft, in nachstehenden geistreichen Worten aus:

„Nirgends ist Goethe's Schilderung so zauberisch schön, so reich und mannichfaltig, so naturwahr, als wo er uns die Frauenwelt zeigt, eben weil diese von dem ihr innewohnenden Gesetz, also von der Natur selbst in viel höherm Grade bestimmt wird, als die Welt der Männer, die den Kampf mit der Natur zum Beruf hat. Die Goethe'schen Frauengestalten finden ihresgleichen nur in denen der Bibel und in denen Shakspeare's; sie gehören zu dem Schönsten, das die Poesie aller Zeiten und Völker geschaffen. Sie sind die dankbarste, aber auch die schwerste Aufgabe für den bildenden Künstler, weil sie bereits vom Dichter bis ins Kleinste, bis in die feinsten individuellen Züge vollendet und durchgebildet, von seinem Genius mit einem naiven Reiz, einer unwiderstehlichen Frische und Anmuth übergossen worden sind, neben denen jede Nachschaffung verblaßt."

Indem aber der Künstler hier, wie Pecht selbst weiter bemerkt, „aus dem unermeßlichen Reichthum der Natur" als aus seiner Quelle zu schöpfen hat, kann die hier zu lösende Aufgabe bei aller Schwierigkeit ihm nur eine noch zusagendere sein. Und wie sehr Pecht befähigt ist, Goethe'sche Frauengestalten in all ihrer natürlichen Anmuth zur Erscheinung zu bringen, zeigt in der soeben erschienenen ersten Lieferung besonders die liebliche Gestalt Gretchen's, in dem Momente dargestellt, wie sie auf dem Heimwege aus der Kirche begriffen ist. Außerdem enthält diese Lieferung die Gestalten des Faust, des Mephistopheles und Philinen's sowie ein schönes Bildniß Goethe's „in dem Augenblick, wie er bei der Ankunft in der Ewigen Stadt — im October 1786 — zum ersten mal die Juno Ludovisi sieht". Der Künstler hat sich hier, obschon er auch Tischbein's bekanntes eben damals gefertigtes Porträt zu Rathe zog, vorzugsweise an die herrliche, auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindliche, mehrfach auch in d. Bl. erwähnte Goethe-Büste von Trippel gehalten, die ihm, wie er weiter bemerkt, „alles das vollständig zu leisten schien, was man von einer Büste unsers Dichters verlangen darf, und die entschieden zu den gelungensten Werken unserer Plastik zu rechnen ist". Die Erläuterungen sind auch diesmal aus der frischen geistreichen Feder F. Pecht's, der seinen künstlerischen Intentionen stets die bezeichnendsten Worte zu leihen und unter anderm vom freien künstlerischen Standpunkt über den Charakter Philinen's aufs liebenswürdigste und pikanteste zu plaudern weiß. Wir bemerken noch, daß die „Goethe-Galerie" außer den Hauptfiguren aus des Dichters Romanen und Dramen auch noch ein Bildniß Goethe's im Alter bringen und mehrere, durch „Dichtung und Wahrheit" bekannt gewordene Persönlichkeiten aus dem Goethe'schen Kreise: Frau Rath, Cornelie Goethe, Friederike (aus Sesenheim), Lilli und Merck im Bilde vorführen wird.

Voltaire und die Familie Calas.

Wilhelm Mangold, außerordentlicher Professor der Theologie zu Marburg, gab heraus: „Jean Calas und Voltaire. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes um die Toleranz" (Kassel, Luckhardt, 1861). Die Schrift ist ein zum Zweck des Drucks erweiterter Vortrag, den der Verfasser am 1. März 1860 vor einem Kreise gebildeter Einwohner Marburgs gehalten hat, und gehört zu einer Reihe von öffentlichen Vorlesungen, welche eine Anzahl von Lehrern der marburger Universität im letzten

Winter veranstaltet hatten. In dem im October 1861 geschriebenen Vorwort bemerkt der Verfasser: „In diesen Tagen werden es 100 Jahre, daß der Tod des jungen Calas und die Folgen, die sich an dieses traurige Ereigniß knüpften, eine siegreiche Wendung im Kampfe für die Toleranz einleiteten; aber dieser Kampf ist noch nicht zu Ende gekämpft und deshalb schien es nicht ganz nutzlos, gerade in diesen Tagen im Streite der Gegenwart an die Leiden und Siege der ältern Vorkämpfer für die Grundsätze der Duldung Andersgläubiger zu erinnern.“ Wie man sonst auch von Voltaire's Charakter denken mag, so wird man doch nicht leugnen können, daß er sich in der Calas'schen Angelegenheit des höchsten Ruhms würdig gemacht und sein edles Ziel mit einer bewundernswerthen Energie und Zähigkeit und nicht ohne eigene Opfer und Gefahr verfolgt und erreicht hat. Der Verfasser bemerkt: „Seitdem er die erste Kunde von dem toulouser Justizmord erhalten und die persönliche Bekanntschaft des jungen Donat Calas in Genf gemacht hat, ist Voltaire der theilnehmendste Freund und großmüthigste Beschützer der Familie Calas. Er weint mit der weinenden Witwe und ihren Kindern, er unterstützt sie mit seinem Geld und seinem Einfluß, er schreibt Briefe für sie in alle Welt; er sammelt ihre Aussagen und die ihrer Freunde, welche zu Gunsten der Opfer der Ungerechtigkeit Zeugniß ablegen können; er wirbt ihnen die tüchtigsten Advocaten“ u. s. w. Von unsern großen Autoren wüßten wir allerdings kein solches Beispiel anzuführen, obschon es zu ihrer Zeit an schreienden Rechtsverletzungen in Deutschland wahrlich nicht gefehlt hat. Dabei geben wir gern zu, daß der Calas'sche Fall, weil dabei fast ausschließlich confessioneller Fanatismus und systematische Verfolgungssucht der Finsterlinge gegen eine andersgläubige Minorität im Spiele war, in jener Zeit der Aufklärung mehr als die in Deutschland verübten despotischen Willküracte zu einer solchen öffentlichen Theilnahme aufforderte. Uebrigens bewies sich auch in der Calas'schen Angelegenheit die stupide Wetterwendigkeit des gebildeten wie ungebildeten Pöbels, der erst gegen Calas und seine Familie raste, der aber, nachdem kaum das Opfer gefallen, seine Ansicht sofort änderte und laut die Meinung aussprach, daß Calas ohne Schuld gestorben sei. Den Hauptveranlasser des Justizmordes, den Schöffen („Capitoul“) David, erreichte später die Nemesis: „Er wurde“, erzählt der Verfasser, „1765 wegen der mancherlei Gewaltthätigkeiten, die er sich erlaubt hatte, seines Amtes entsetzt; durch Voltaire sah er sich der Verachtung der ganzen Welt preisgegeben; das Andenken an Jean Calas war ihm peinigend; alles dies wirkte zusammen, den stolzen Mann wahnsinnig zu machen. In seinem Wahnsinn stürzte er sich aus dem Fenster auf die Straße, um seinem elenden Leben ein Ende zu machen; sterbend soll er noch den Namen Calas ausgesprochen haben.“ **H. M.**

Bibliographie.

Heussi, J., Lehrbuch der Geodäsie. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft für Feldmesser, Militärs und Architekten. Mit ungefähr 500 in den Text eingedruckten Figuren in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Müller, K. H., Gedichte. München, Fleischmann. 16. 2 Thlr.

Nitsche, A., Abenteuer und Reisen. Schilderungen interessanter Erlebnisse in Afrika, Amerika, Asien und Australien. Mit 8 colorirten Bildern. Wien, Lechner. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ortloff, H., Das Zellengefängniß zu Moabit in Berlin. Gotha, F. A. Perthes. 8. 20 Ngr.

Pecht, F., und Ramberg, A. v., Goethe-Galerie. Charaktere aus Goethe's Werken. Funfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von F. Pecht. Erste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pellico von Saluzzo, S., Die Pflichten des Menschen. Uebersetzt von W. Plehn. Halle, Schmidt. 1862. 16. 8 Ngr.

Perger, A. Ritter v., Der deutsche Styl in seiner Entwickelung von der ältesten Zeit bis auf Schiller und Göthe. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Pfnor, C. F. C., Das Leben, die Natur und ihre Wissenschaften, vom philosophischen Standpunkte betrachtet. Eine Rückkehr der Metaphysik zur Natur und ihren Erscheinungen. Karlsruhe, Groos. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der sächsische Pitaval. Sammlung merkwürdiger Criminalfälle. Von einem Criminalbeamten. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr.

Pöls, K., Karl Aug. Döring's Leben und Lieder. Barmen, Bertelsmann. 8. 24 Ngr.

Renner, F. R., Die Tochter des Fabrikanten und die Fabrikarbeiterin. Ein Roman. Leipzig, Voigt u. Zieger. 8. 1 Thlr.

Rheiner, A., Das Lied vom Rhein. Ein deutscher Sang. Freiburg im Br., Mayer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roten, L. L. v., Wiederklänge aus dem Rhone-Thal. Gedichte. Augsburg, Schlosser. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rüfin, A., Schauspiele für Thierfreunde. Ein Cyclus dramatischer Darstellungen zur Bildung für Geist und Herz. Herausgegeben vom Dresdner Thierschutzverein. Mit 2 Abbildungen. Dresden, Zeh. 1862. 8. 12 Ngr.

Sauter, F., Teutschland zur Zeit der größten Schmach oder wie zur Zeit, da Teutschland seine Selbständigkeit verloren, Görres, Arnim und Brentano die Nation durch Hinweisung auf die glorreiche Vergangenheit für die höchsten Güter des irdischen Lebens: für Vaterland, Recht und Ehre zu entflammen suchten. 1ster Theil. Ulm. 8. 16 Ngr.

Schade, O., Altdeutsches Lesebuch. Gothisch, altsächsisch alt- und mittelhochdeutsch. Mit literarischen Nachweisen und einem Wörterbuche. 1ster Theil: Lesebuch. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Die Komödianten. Original-Roman. Vier Bände. Leipzig, Voigt u. Zieger. 8. 5 Thlr.

— — Männer und Frauen. Kleine Romane. Zwei Bände. Leipzig, Voigt u. Zieger. 1862. 8. 2 Thlr.

Shakespeare's, W., Sonette in deutscher Nachbildung von F. Bodenstedt. Berlin, Decker. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Sigwart, Schleiermacher in seinen Beziehungen zu dem Athenäum der beiden Schlegel. — Geschichte des Klosters und Seminars Blaubeuren. Blaubeuren. Gr. 4. 14 Ngr.

Stein, O., Die Erbin von Lotonsky oder Bruder und Schwester. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Thurm, Franz vom, Dios no quiso. Spanische Kriegs- und Friedensscenen. Vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wörner, E., Das Verhältniß des Geistes zum Sohne Gottes aus dem Johannes-Evangelium dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Politik „Nur nicht drängeln!“ Ein humoristisches Genrebild mit einem ernhaften Schluß. Von einem Abgestillten der „neue Aera.“ 1ste bis 3te Auflage. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 6 Ngr.

Die Protestanten sind Katholiken. Ein Wort an alle Herzen. Wien. Gr. 8. 12 Ngr.

Schuchardt, C., Die Goethestiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben. Mit einem Blick auf die neueste Kunstrichtung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weiß, S., Preußen oder Oesterreich? Eine politisch staatsrechtliche Abhandlung. Berlin, Weiß. 1862. 8. 10 Ngr.

Zur Verfassungsfrage Oesterreich's. Wien, Lechner. Lex.-8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 19. December 1861.

Varnhagen's Tagebücher aus den Jahren 1835—44.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Wie wir neulich bemerkt, gehen wir nun zu dem mehr historischen Inhalte der beiden Bände über. Gleich das erste Tagebuchblatt, das vom 11. August 1835, beginnt mit einer vorbedeutungsvollen Mittheilung; Varnhagen schreibt:

Die Volkswidrigkeiten dauern hier noch fort; daß man die Fenster beim Könige und der Fürstin Liegnitz eingeworfen, ist ein bedenklicher Fortschritt in der Dreistigkeit, früher wäre das nicht denkbar gewesen. Der Herzog Karl von Mecklenburg ist förmlich ausgezischt worden und mußte sich fortmachen. Die Leute riefen, die französische Revolution solle leben, Napoleon, die Freiheit, alles, was die Behörde verdrießen konnte.

Wer damals in Berlin war, wird sich erinnern, mit welchem schadenfrohen Jubel diese ungezogene Straßenemeute, die doch aber immer eine Volksäußerung war, fast allgemein begrüßt wurde, obschon es allerdings auch Leute, namentlich in den Beamtenkreisen und im Militär genug gab, welche der Ansicht waren, man hätte sofort mit Kartätschen unter die skandalmachenden Volksrotten feuern sollen. Der sich bis auf die einzelnen Prinzen und Prinzessinnen erstreckende Cultus des Royalismus schien ja äußerlich so wohl organisirt, so unantastbar, und nun diese Unbotmäßigkeit, diese Respectlosigkeit, dieser kreischende Volkshohn! Es waren sogar Verwundungen vorgefallen, es war Blut geflossen, unmittelbar vor den Portalen des großen königlichen Schlosses! Blutlachen auf dem bisjetzt so sauber gebliebenen royalistischen Pflaster der preußischen Königsstadt! Dabei genoß der König, mit dem man so viel durchgekämpft und durchgelitten, immer noch großer persönlicher Verehrung, obschon von eigentlicher Begeisterung dabei nicht die Rede sein konnte, da man alles gethan hatte, sie zu dämpfen und abzustumpfen, und militärische Schaustellungen, Revuen und Paraden nicht hinreichten, das Volk warm zu halten oder zu blenden. Man wollte sich nicht mehr gefallen lassen, daß sich, wie die Absicht zu sein schien, die Vaterlandsliebe ausschließlich im Cultus eines rein militärisch auftretenden Royalismus darstelle und concentrire. Officiellerseits schob man die Schuld wol auf die „ewigen Störenfriede", die Franzosen, und auf die so höchst unwillkommene Julirevolution; aber woher kam es denn, daß diese so große Zustimmung überhaupt gefunden hatte und noch im Jahre 1835 ihre kläglichen Nachorgien in Berlin feierte? Dabei zeigte sich während jener Emeute zum Erschrecken deutlich, wie politisch verwahrlost und verwildert die Menge war, indem sie nicht allein die französische Revolution und die Freiheit, sondern selbst Napoleon hoch leben ließ — Napoleon hoch leben, in Berlin, im Jahre 1835! Friedrich dem Großen ein Hoch zu bringen, hätte doch noch einen Sinn, eine preußische Tendenz gehabt!

Aber die Menge ist kaum ausschließlich dafür verantwortlich zu machen, am wenigsten das friedliche, seinem Erwerbe ruhig nachgehende und der Ruhe bedürfende Bürgerthum. Der Adel, der immer unzufrieden ist, dem das Königthum selbst es nie recht machen kann, der von alters her sich gewaltthätigen Handlungen mehr als ruhiger logischer Entwickelung geneigt zeigt, wenigstens ein großer Theil dieses Adels trägt zumeist die Schuld. Es braucht keine große Kenntniß der europäischen Revolutionen, um zu wissen, daß gerade der Adel, in Frankreich wie in Italien, in Spanien wie in Portugal, in Schweden wie in Rußland, in Polen wie in Ungarn stets am meisten bei allen Aufwieglereien und revolutionären Bewegungen betheiligt war und daß das moderne Königthum wol meist sehr unklug handelte, statt in den solidern und intelligentern Bestandtheilen aller Volksschichten, mit beleidigender Parteilichkeit in dem bloßen Ahnenadel seine Stütze zu suchen. Auch der deutsche Adel zählt sicherlich unter sich hohe Intelligenzen; aber ein großer Theil desselben, wegen seiner Schlagbereitschaft und Schlagfertigkeit sehr brauchbar im Kriege, ist doch in der Muße eines langen Friedens nur zu geneigt, seinem Ehrgeiz, seiner Herrschsucht und seiner Streitlust zu Liebe Unzufriedenheit hervorzurufen oder zu fördern, zumal da es an solchen Adelichen nicht fehlt, die in ihren finanziellen Angelegenheiten zerrüttet und auf das Fortunemachen angewiesen, bei der Schürung innern Parteihaders nur zu gewinnen hoffen. Vielleicht macht gegenwärtig der in frühern Jahrhunderten ebenfalls so auffässige

englische Adel in dieser Hinsicht die einzige hervorragende Ausnahme; er hat, nicht blos in einzelnen Mitgliedern sondern in seiner Totalität, seine Mission begriffen, die ihn darauf hinweist, höchstens nur so weit dem Parteiinteresse zu dienen, als dieses wieder dem gesammten Vaterlandsinteresse dient; auch der verstockteste Tory ist vor allem Engländer, nicht Junker, der dem Bürgerthum herausfordernd entgegentritt; er glaubt nur durch Verdienste und Leistungen, nicht durch die bloße Geburt Ansprüche auf eine einflußreiche Stellung im Vaterlande begründen zu können; er hat sich, mit einem Worte, gegen die Lehren nicht verschlossen, die ihm die Geschichte seines eigenen Standes warnend entgegenhielt.

Was dagegen Preußen betrifft, so enthalten vorliegende „Tagebücher" Beweise genug, daß gerade der Adel, wir wollen annehmen nur ein Theil desselben, dem vorigen Könige von Preußen Leben und Regieren schwer machte, den Geist der Unzufriedenheit nährte und durch Ausstreuung von hämischen oder possenhaften Anekdoten den Hof in ein lächerliches Licht zu stellen suchte. Denn so sehr, der gewöhnlichen Annahme nach, Friedrich Wilhelm IV. den Adel auch bevorzugte, so war diesem doch alles, was ihm gewährt wurde, noch immer nicht genug; der König hätte, ihrer Meinung nach, die Männer seines Vertrauens nur aus dem Adel wählen, die lange Linie des Beamtenheers hinunter alle einflußreichen Stellen mit Adelichen besetzen und den Männern der Kunst und Wissenschaft nicht den Vorzug vor den Epaulettenträgern geben sollen. Aber Friedrich Wilhelm IV., der unglücklichste und doch vielleicht der geistvollste und wohlmeinendste unter den preußischen Königen, zog einen Bürgerlichen, der Geist hatte, jedem Adelichen vor, der keinen hatte, und in politischen wie kirchlichen Angelegenheiten suchte er seinen eigenen Weg zu gehen, der nicht immer mit demjenigen zusammentraf, auf welchen ihn die sogenannte Junkerpartei gern hätte hindrängen mögen.

Dabei hatte Friedrich Wilhelm IV. eine verhängnißvolle Erbschaft angetreten; denn gestehen wir es nur, der größte Theil der Schwierigkeiten, die sich ihm von vornherein in den Weg stellten, stammt aus der falschen, mattherzigen innern Politik, die man während der letzten beiden Decennien der Regierung seines Vaters zu befolgen für gut befunden hatte. Trotz des Scheins von Liberalismus, den das Altenstein'sche Regime äußerlich zur Schau zu tragen wußte, war doch durch allerlei künstliche Vorrichtungen die Entwickelung der Kräfte furchtbar gehemmt. Alles war in einen militärisch-bureaukratisch-polizeilichen Mechanismus eingepreßt, und selbst der Hegelianismus, dessen auflösende Kraft man in seiner Blindheit verkannte und den man zu absolutistischen Zwecken ausbeuten zu können hoffte, trug für den Augenblick nur dazu bei, die Geister mechanisch in gewisse Formeln einzuschnüren und den Charakter allgemeiner Monotonie zu vermehren. Der unselige Tzschoppe, der noch im Jahre 1837 zum Rath erster Klasse ernannt wurde, und seinesgleichen trieben ihr verderbliches Wesen im geheimen fort. Eine ängstliche, ebenso hart beaufsichtigende als selbst beaufsichtigte Censur überwachte nicht nur jeden Gedanken, sondern selbst jeden einzelnen Ausdruck, ja jede einzelne Silbe.*) Nicht selten wurden damalige Redacteure vor den Censor John beschieden, um sich über eine ihm staats-, religions- oder sittengefährlich scheinende Phrase vor ihm zu verantworten und sie nach seinen Ansichten und Vorschlägen umzugestalten, wobei dann oft so wunderliches Zeug zu Tage kam, daß man lieber die ganze Phrase fallen ließ. Diese Verhöre dienten dem Censor zugleich auch zu förmlichen Lectionen und Moralpredigten, namentlich auch über die Moral Goethe's, vor welcher der Hofrath John in väterlicher Weise zu warnen gelegentlich nicht unterließ. Auch nur den Namen eines Mitglieds des Jungen Deutschland zu nennen war längere Zeit nicht erlaubt. Diese lächerlich-unwürdigen Censurverhältnisse unter Friedrich Wilhelm III. spielen denn auch in der betreffenden Partie der Varnhagen'schen „Tagebücher" eine hervorragende Rolle. Varnhagen schreibt am 21. Januar 1837:

Der Censurjammer nimmt auch kein Ende. Der Censor John ist erfinderisch in neuen Quälereien, er ist witzig in Anwendung stets neuer Chicanen, Bedenklichkeiten und Weitläufigkeiten. Wenn er nicht von Tollheit befallen ist und aus Verrücktheit handelt, so ist er ein infamer Schuft!

Ferner am 17. Juni 1837:

Kläglicher Censurjammer, unglaubliche Beispiele! Ekelhaft! In Böttiger's Lebenserinnerungen aus der frühern weimarischen Zeit, über Goethe, Lenz, Lavater u. s. w. hat der Censor Grano kurzweg alle adelichen Namen gestrichen, auch wenn nichts Schlimmes dabei vorkam; er meinte, man könne doch nicht wissen, ob solcher Familie die bloße Nennung nicht mißfällig sei.

Das Ungenüge an der Schlaffheit und Schwunglosigkeit der damaligen preußischen Zustände drückt sich auch sonst in Varnhagen's Tagebuchblättern vielfach aufs bitterste aus. Am 9. November 1836 schreibt er:

Seit dem letzten Kriege hat in Preußen der öffentliche Geist, das freie Leben, der heitere frische Sinn immerfort abgenommen. Die guten Eigenschaften und Anlagen dieses Staats und seiner Bewohner sind gleichsam verhüllt. Man muß aber nicht glauben, daß sie verschwunden sind. Kommt die Gelegenheit einmal, wo die Verhüllung weggezogen wird oder fällt, so wird man sehen, was alles da ist und hervortritt und man findet es wol gar im stillen gewachsen.

Er klagt an demselben Tage, die Behörden und Privaten, sofern sie hervorträten, ständen „so vorzugsweise servil, frömmelnd, beschränkt und mittelmäßig" da, „daß man aus diesen Lebenskreisen fast alles dieses Leben geschwunden glauben muß", und weiter:

Das Schlimmste in Preußen ist, daß alles stockt, daß keine

---

*) Hiervon erlebte ich selbst manche ebenso ärgerliche als ergötzliche Beispiele während meiner Redaction des „Berliner Conversationsblatt". Eins der ergötzlichsten ist wol folgendes. In Nr. 113 des genannten Blattes für 1836 hatte ich bei Gelegenheit eines schlechten Leihbibliothekenromans bemerkt, daß leider jetzt der „Narrenkönig", der „Leihbibliothekengott" die deutsche Literatur beherrsche. Der Ausdruck „Leihbibliothekengott" konnte im Zusammenhange nichts Zweifelhaftes haben. Unglücklicherweise censirte mein Censor damals gerade auch die Kataloge der berliner Leihbibliotheken, bezog den Ausdruck auf sich, strich die erste Silbe, und man las nun in der ausgegebenen Nummer „der Bibliothekengott" u. s. w.

Richtung lebendig und eifrig verfolgt wird, daß auf keiner Seite entschiedener Vortheil, frischer Gewinn ist, daß auch die am meisten Begünstigtsten ohne freudigen Trieb und kräftigen Genuß bleiben. Was gedeiht, gedeiht aus ganz allgemeiner Lebenskraft, ohne Absicht und Bewußtsein, gleichsam nur als Stoff eines künftigen Genusses und Zustandes.

Noch dunkler malt er, die hohnlächelnden dämonischen Mächte der Zeit witternd, die Zustände in dem Tagebuchblatt vom 6. Januar 1837:

Neuer Angriff auf den König der Franzosen. Am Hofe und in der Diplomatie hier ist große Bestürzung; im eigentlichen Publikum, d. h. die freien Leute, oder wo die gebundenen sich einen Augenblick als freie ansehen, macht man sich nichts daraus, ja lacht dazu. Eigentlich ist eine recht schlimme, ja furchtbare Stimmung in der Menge, schreckliche Gleichgültigkeit und dumpfer Trotz, der nur nachgibt, weil er muß, aber den Zeitpunkt erwartet, wo er es nicht mehr braucht.

Kann es auch eine furchtbarere Stimmung geben, als diejenige, die sich im Gelächter bei dem Angriffe auf das Leben eines Menschen, eines Königs ausdrückt? Er klagt ferner am 2. April 1837:

Ueber Adel und Aristokratie ist meine neueste Wahrnehmung diese: Sind die Vorzüge, welche die ersten Klassen haben könnten, aus ihnen gewichen, so sind sie in den geringern auch nicht zu finden; hier sind jetzt die Vornehmen knechtisch, aufgeblasen, geschmacklos prahlerisch, aber die Bürgerlichen, die sich zunächst an jene hinausdrängen, sind dies alles noch weit mehr, gegen jene kann man Empörung fühlen, gegen diese nur Ekel.

Die erbitterte Volksstimmung drückte sich auch so deutlich als möglich bei dem Leichenbegängniß des unpopulären Herzogs Karl von Mecklenburg aus. Das Volk, erzählt Varnhagen am 26. September 1837, habe sich nicht abhalten lassen, „Hurrah zu rufen und laute Schimpfreden gegen den Verstorbenen auszustoßen"; Frau von ** habe selbst gehört, daß ein Kerl ausgerufen: „Gott sei Dank, daß der Hund todt ist!" Immer mehr häufen sich die Klagen; er schreibt am 1. Februar 1839:

Auch die strenge Wissenschaft und Gelehrsamkeit kann den Einwirkungen der Tagesstimmung nicht entgehen, überall empfindet man Trockenheit und Dürre. Die Philosophie ist verketzert, die Theologie darf sich von den eingeführten Satzungen nicht entfernen, die Geschichte darf nicht reden, die Poesie ist verdächtig, und selbst in der Naturforschung und Arzneikunde merkt man den Einfluß eines nicht literarischen, sondern Behördenansehens.

Dann wieder am 7. December 1839:

How weary, stale, flat, and unprofitable,
Seem to me all the uses of the world.

Daß diese Worte Hamlet's mir den ganzen Tag im Kopfe herumgingen, möchte immerhin sein, daß sie aber meiner Stimmung unabweislicher Ausdruck geworden, ist arg und kläglich. In der That bin ich nahe daran, mit meinem hiesigen Leben Bankrott zu machen. Mit meinem hiesigen, denn die Schuld liegt mehr an Berlin, als an mir selbst. Wie ist der Ort durch bekannte Einflüsse zu Grunde gerichtet, auf wenigstens ein paar Generationen hinaus! Einfacher Wechsel kann hier nicht helfen; es muß erst wieder ein Zwischenspiel von Unglück eintreten, um frischen Raum zu schaffen. Der ganze Staat ist von hier aus angesteckt, mit Schalheit und Mattigkeit, Verdruß und Langeweile. Humboldt fühlt dies auch.... Politisches Leben ist nicht hier, das gesellige haben sie entartet, das literarische niedergedrückt, die Wissenschaft muß in ihren engsten Schranken wie in Klostermauern leben, der Geschmack ist verdorben, das Theater tief heruntergebracht. Soll uns etwa die schöne Gegend schadlos halten? — O Berlin, Berlin!

Ueber Friedrich Wilhelm III., unter dessen redlicher und gewissenhafter, aber auch engherziger und ordonanzmäßig-pedantischer Regierung, freilich in Uebereinstimmung mit den innern Verhältnissen fast aller übrigen europäischen Länder, die preußischen Zustände diese beklagenswerthe Richtung nahmen, machte der Bildhauer Director Schadow, der demselben Könige und der königlichen Familie doch viel verdankt zu haben scheint, Varnhagen verschiedene auffallende Mittheilungen. Schadow schilderte ihm zuvörderst den liederlichen Zustand Berlins unter Friedrich Wilhelm II., alles habe sich in Champagner besoffen, die größten Leckereien „gefressen", allen Lüsten gefröhnt; ganz Potsdam sei ein Bordell gewesen; Frauen und Töchter habe man, und zwar die größten Adelichen am eifrigsten, bei Hofe um die Wette angeboten u. s. w. Schadow erkannte sodann zwar an, wie wohlthätig auf jene Ueppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelm's III. gekommen sei, die stille Häuslichkeit, die Bravheit der Königin. Dann aber fuhr er fort:

Aber Friedrich Wilhelm III. war im Grunde kein angenehmer Herr, die Königin hat viel mit ihm ausgestanden, und gerade hierin ihre größte Liebenswürdigkeit bewiesen. Er war immer trocken, schüchtern, langweilig zum Entsetzen und besonders unschlüssig — ach Herr Jemine, was war der Herr unschlüssig, nicht die kleinste Sache war, über die er nicht gezweifelt, die er nicht aufgeschoben hätte, so lange es nur möglich war; er mußte zu allem gedrängt, gestoßen werden, und suchte doch immer bis auf den letzten Moment Ausflüchte.... Wo hat der Herr je einen seiner Brüder geliebt? Ach du lieber Gott, keinen einzigen hat er je leiden können, auch keine seiner Schwestern, sie waren ihm höchst gleichgültig. Doch war er mit Louis noch am besten. Nein, das war kein angenehmer Herr! Auch die Königin liebte er eigentlich ohne Zärtlichkeit, und das große Wesen, das man später von ihr gemacht, war ihm oft ärgerlich und genant.

Wir wissen nicht, wie viel hiervon wahr ist; aber das wissen wir, daß Friedrich Wilhelm III., wenigstens in seinem spätern Lebensalter, bei seinem öffentlichen Erscheinen den Eindruck eines finstern, mürrischen, menschenscheuen oder menschenfeindlichen Herrn machte, und nichts konnte verdrießlicher sein als die Art, mit der er Volkshaufen dankte, welche ihm bei Feldmanövern und ähnlichen Gelegenheiten ein Hoch zuriefen; es schien als errege ihm ein lauter Volksgruß nur Aerger oder Unbehagen. Dabei aber hatte er doch seine Freude an den schelmischen und koketten Nymphen und Sylphen des Ballets und die gewöhnlichsten berliner Lokalpossen sah er lieber als Shakspeare'sche oder Schiller'sche Tragödien. Er begriffe nicht, äußerte er, was die Leute veranlassen könne, Trauerspiele zu sehen, da sie ja genug Trauerspiele zu Hause hätten, was allerdings der Philistermisère gegenüber eine nicht ganz unangemessene Ansicht ist. Mürrisches Wesen schließt freilich ein gutes fühlendes Herz nicht immer aus, und so mag auch das förmliche, knappe, finstere Aussehen des Königs, das einen eigenthümlichen Gegensatz zu der immer freundlichen und wohlwollenden Miene des damaligen Kronprinzen bildete, manches schiefe Urtheil über ihn

veranlaßt haben. Uebelnehmisch und verdrießlich war er jedenfalls; auf seine Autorität hielt er ängstlich, und wer sie umging, dem trug er dies wol jahrelang nach. So ertheilte er dem Bildhauer Rauch viele Jahre hindurch keinen Auftrag und war aufs höchste auf ihn aufgebracht, blos weil er eine zweite Statue der Königin angefertigt hatte, ohne daß es ihm aufgetragen war. Man liest auch mit Erstaunen, daß die erste Aufführung des Goethe'schen „Faust" (1838), die man endlich durchgesetzt hatte, bei dem Könige und überhaupt in den höchsten Kreisen großen Anstoß erregte; man fand bei Hofe namentlich das Flohlied zu unanständig und war der Meinung, daß eine solche Dichtung wie der „Faust" nicht zu oft wiederholt, sondern in der Stille wieder beseitigt werden sollte.

Auch der Nimbus der Königin Luise wird durch eine Mittheilung A. von Humboldt's nicht wenig beeinträchtigt. Humboldt bemerkte:

Wer sie gekannt habe, der wisse recht gut, daß sie nicht der harmlose, liebevolle Engel gewesen, sondern äußerst selbstsüchtig, verschlagen, und daher versteckt, wie die mecklenburgische Familie überhaupt. Dies sei auch zum Theil auf ihre Kinder übergegangen. Der König hat sie öfters rüdoyirt, aber sie gab Anlaß dazu. Die Unglücksfälle des Jahres 1806 und bald nachher der unerwartet frühe Tod der schönen und doch immer liebenswürdigen und auch guten und gutmeinenden Frau haben einen Heiligenschein auf sie geworfen, der ihr eigentlich gar nicht paßte und dem Könige seltsam und oft unbequem war, den aber auch jetzt noch niemand angreifen dürfte und möchte.

Man darf übrigens nicht vergessen, daß sich die Königin Luise schlecht mit dem Prinzen Louis Ferdinand stand, dessen dissolut geniales Treiben ihr misfiel, und daß der Prinz ein intimer Freund der Rahel war. Solche persönliche „Bezüge" haben leider auf das Urtheil Varnhagen's öfters nur zu großen Einfluß geübt, und seine in diese „Bezüge" eingeweihten Freunde trugen ihm über Personen, denen er abgeneigt war, gern alles Nachtheilige zu, was, wie sie wußten, ihm angenehm zu hören war. Ohne Zweifel war der Königin Sinn früher nur zu sehr auf Aeußerliches gerichtet gewesen, aber das Unglück von 1806 reinigte und läuterte sie. Heinrich von Kleist schrieb über die Königin im Herbste 1806 aus Königsberg:

Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält.

Aus dieser die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III. betreffenden Partie der Varnhagen'schen „Tagebücher" theilen wir nur noch folgende drastische Stelle über die damalige preußische Diplomatie mit, welche Varnhagen am 8. März 1840 niederschrieb:

Gewiß hat keine Diplomatie eine solche Reihe schlechter und erbärmlicher Subjecte aufzuweisen, als die preußische in den letzten zwanzig Jahren. Verbrecher und Dummköpfe, Schufte, Wichte, Abenteurer, Lumpen, in beliebiger Abstufung! Anzufangen mit dem Bundesgesandten Grafen von der Goltz, der seine geheimen Instructionen locu dictaturae drucken ließ, bis herab zu Hrn. von Miltitz, Grafen von Schladen und Hrn. von Otterstedt; dazwischen der General Graf von der Goltz in Paris, Hr. von Schepeler in Madrid, Graf von Lottum im Haag, Schoeler von Ascheraden in Kopenhagen, Hr. von Hänlein — „der dümmste Mensch unter der Sonne", sagte Graf von Bernstorff —, der alte Küster in München, der junge Küster in Neapel, Hr. von Rochow in Stuttgart, Hr. von Martens in Florenz, Graf Voß in Neapel, Graf von Königsmark in Konstantinopel, dazu noch einen Troß von Leuten wie Hr. Küpfer u. s. w.! Eine schöne Wirthschaft! Und sind die Herren von Nagler, von Jordan und Dr. Bunsen wol sehr zu loben?

Auch der Kronprinz, jedenfalls eine sehr eigenthümliche, um einen Lieblingsausdruck Goethe's zu gebrauchen, „incommensurable" Erscheinung unter den Hohenzollern, taucht gelegentlich auf. Von ihm schreibt Varnhagen im März 1840:

Der Kronprinz ist in seinem Benehmen oft unerklärlich. Er faßt die ernsthaftesten Gedanken mit schnellkräftigem Urtheil, drückt die würdigsten Gedanken eigenthümlich und meist anmuthig aus, dann aber ist er plötzlich wieder ganz possenhaft, lacht unmäßig bei geringem Anlaß, springt, jauchzt, prustet, schreit jemand laut ins Ohr, und fragt dann: hab' ich Sie erschreckt? Ganz ähnliche Züge, wie sie von seiner Knabenzeit erzählt werden.

Es ist ganz unzweifelhaft richtig, daß mit Friedrich Wilhelm's IV. Regierungsantritt eine neue Aera für Preußen ihren Anfang nahm, trotz der pietistischen und aristokratischen Tendenzen, die man ihm schuld gab. Auf allen Gebieten regte es sich lebhaft, und der König wollte ohne Zweifel eine freiere Entfaltung der bisjetzt gebundenen Kräfte, nur gab er sich dem Wahne hin, daß er der entbundenen werde Herr bleiben und sie nach Gefallen werde leiten können kraft seiner königlichen Autorität wie seines Geistes. Aber für wen gab es noch eine Autorität? Bei wem war noch die dafür nöthige Pietät vorhanden? Das Respectwidrige war Charakter der Zeit, und jeder, nicht blos der König, hatte darunter zu leiden. Dabei war seine Verfahrungsweise voll Widersprüche. Er berief geistvolle Bürgerliche in seine Nähe, aber fast ausschließlich solche, denen man eine retrograde Richtung schuld gab, obschon einige von ihnen, z. B. Bunsen, eine genialere Weltanschauung hatten als diejenigen, von welchen sie angefeindet wurden; er zog Dichter und Künstler nach Berlin, aber, worüber Varnhagen mehrfach klagt, Veteranen, deren glänzender Name auf ihn zurückstrahlen sollte und denen er nur ein Polster unter das altersmüde Haupt schob; er beförderte Kunst und Wissenschaft, die ihm doch zumeist am Herzen lagen, wenigstens mehr als der „Racker von Staat", aber auch nur in der ihm zusagenden individuellen Richtung; er erleichterte den Journal-, Bücher- und Theatercensurzwang im Inlande, gab Werke über 20 Bogen frei u. s. w., aber er duldete es oder befahl, jedenfalls von seinen Umgebungen übel berathen, daß der ganze Campe'sche Verlag, daß misliebige Zeitungen in Preußen verboten wurden, womit man mehr einen Act der Rache als der Vorsicht verübte. Statt die wohlgemeinten Warnungsrufe der Zeitungen, die ja sehr oft von gediegenen, der Zustände vollkommen kundigen Männern bedient werden, zu beachten und sich zu Nutze zu machen, unterdrückte man sie, beraubte deren Eigenthümer mit einem Strich um Tausende und

vermehrte dadurch nur die allgemeine Misstimmung.*) Man berücksichtigte in seiner Blindheit nicht, daß die Endentwickelung der Dinge gar nicht in Deutschland, sondern anderswo lag, daß aber die Rückschläge auswärtiger Erschütterungen auf Deutschland und Preußen um so heftiger und gefährlicher sein mußten, je mehr man durch gehässige und unkluge Maßregeln dem Geiste des Mismuths Nahrung gegeben hatte. Des Königs Stellung war, wie Varnhagen wiederholt hervorhebt, zwischen den Parteien ohnehin die allerübelste. Der Bureaukratie, der Militärokratie, um sie so zu nennen, und dem Stockjunkerthum war er viel zu liberal, und den Liberalen zu illiberal, während die eigentliche revolutionäre Partei, die sich bereits im stillen zu organisiren anfing und kein Mittel unbenutzt ließ, um die Massen zu leiten oder auch irre zu leiten, auf der Lauer lag und von jeder auf der andern Seite begangenen Dummheit schlau ihren Vortheil zu ziehen wußte.

Der König bildet denn auch in dem Drama, das sich in Varnhagen's „Tagebüchern" vor uns abspielt, die hervorragendste Figur; er ist, sozusagen, immer auf der Scene. Wir müssen jedoch in Betreff seiner auf das Buch selbst verweisen, denn die Mittheilungen über ihn sind so reichlich, daß wir, um den Lesern ein einigermaßen genügendes Bild von ihm zu geben, sie alle abdrucken müßten, weil eine immer die andere ergänzt. Ohnehin mögen manche darunter allerdings von sehr zweifelhafter Glaubwürdigkeit sein. Die über ihn mitgetheilten Charakterzüge sind wol im Stande, ein gewisses Mitgefühl für ihn zu erwecken, welches selbst durch die mancherlei Wunderlichkeiten und Inconsequenzen, die dabei zu Tage treten, nicht verringert wird, da sie fast vermuthen lassen, daß sie Vorsymptome der Krankheit waren, welche den geistigen und körperlichen Organismus des sicherlich das Beste wollenden unglücklichen Monarchen, der den Glanz und Ruhm der Krone nicht durch bloße äußere Repräsentation und militärische Schaustellung, sondern durch königliche Generosität und geistigen Gehalt wiederherzustellen trachtete, schließlich aufrieb und zerstörte. Nur in seine berühmten Abendgesellschaften vergönnen wir uns einen Blick. Wollen wir den Zuträgern Varnhagen's trauen, so waren diese gar nicht sehr amusant. Varnhagen erzählt davon im Jahre 1842:

> Es wird wenig gesprochen, hin und wieder eine laute Frage, die eine laute Antwort nöthig macht, sonst nur leises Gespräch mit dem Nachbar; die Königin schweigt fast immer, der König zeichnet, oder nimmt auch wol einen Begünstigten abseits und spricht mit dem allein. Thee wird gemacht, nachher auf Strohunterlagen jedem ein Teller gesetzt und ein paar Schüsseln herumgereicht. Wenn vorgelesen wird, so sieht man das als eine Erleichterung an.

Im Jahre 1843 kommt er noch einmal auf diesen Gegenstand zurück; er schreibt:

> Uebrigens soll die gewöhnliche Abendunterhaltung am Hofe über die maßen trocken und dürftig sein, sodaß ein bischen Vorlesen zum Nothbehelf wird, für den König selbst ein bischen Zeichnen; außer Humboldt wagt niemand zu reden, und auch dieser gibt gewöhnlich nur Thatsächliches, nicht Gedanken. Ludwig Tieck, wenn er da ist, pflegt nur zu lesen, Steffens, der selten geladen wird, spricht mit Zagen obsequiose Dinge, und beide haben nicht viel mehr zu geben, nur Abgestandenes, zum hundertsten male Wiederholtes. Adjutanten und Hofdamen kommen wegen ihrer unfreien Stellung hierbei wenig in Betracht.

So etwas hörte Varnhagen gern, denn er war in den königlichen Kreis nicht zugezogen, und wie konnte es da anders als langweilig sein? Für diese Zurücksetzung entschädigte er sich in Kissingen oder Homburg durch die Complaisancen von Prinzen und Prinzessinnen kleinerer deutscher Staaten, von russischen Fürsten und Fürstinnen. Ueberhaupt wäre Varnhagen schwerlich der gefährliche Mann geworden, der er, und zwar erst nach seinem Tode, geworden ist, wenn man ihn um jeden Preis zu gewinnen gesucht hätte, obschon er um einen gewöhnlichen Preis, d. h. um bloßen Geldeswerth und Decorationen nicht zu haben gewesen sein würde. Aber man schlug wie bisher immer in Preußen gerade die Macht einer solchen Feder, einer solchen Beobachtungsgabe und einer solchen „Rancune", wie sie Varnhagen zu Gebote standen, für viel zu gering an. Es hängt dies freilich mit der in Deutschlands officiellen Kreisen überhaupt zur Schau getragenen Geringschätzung der Schriftstellerei und der Furcht vor ihr zusammen; es ist dies aber eine Geringschätzung sehr lächerlicher Art, welche sich an denen, die sie unterhalten, vielfach rächt und bestraft.

Werfen wir nun einen Blick auf die Umgebungen, die Mitacteure des königlichen Hauptacteurs! Wenn es sich wirklich so und durchaus nicht anders verhielt, wie Varnhagen es darstellt, so glich die höhere berliner Gesellschaft von damals einem Thierzwinger, wo sich wilde, wenn auch leidlich gezähmte Bestien anfletschen, anprusten, angähnen, hinterrücks einander die Krallen ins Fleisch schlagen und eine der andern den Fraß aus den Zähnen zu reißen suchen. Schon am 30. April 1840 schreibt Varnhagen:

> Der Geheime Legationsrath Eichhorn, sonst ein Anhänger Altenstein's, spricht von ihm mit bitterster Verachtung, als habe derselbe die katholischen Wirren zumeist verschuldet. Altenstein seinerseits spricht mit verachtungsvollem Hasse von Stägemann, der falsch und tückisch sei, und keine gute Faser in sich habe u. s. w.

Hr. von Nagler, der sich von Arndt's Wiedereinsetzung sehr verletzt zeigte, „schimpft" im Jahre 1840 auf Bunsen „geradezu". Ein andermal schreibt Varnhagen:

> Wunderbar, in wie kurzer Zeit der Minister Eichhorn alle Menschen gegen sich zu stimmen gewußt hat! Außer Ranke lobt ihn niemand. Seine Räthe sind erbittert gegen ihn, die Mehrzahl der andern Minister sehen ihn als einen Eindringling an, die hiesigen Gelehrten sind meistens unzufrieden mit ihm, selbst alte Freunde, wie Savigny, Steffens, die ihn der Verstellung

*) Die jüngsterfolgte Unterdrückung der „Rhein- und Lahnzeitung" hat bekanntlich in Niederwalluf und Halle Versammlungen von Mitgliedern des Nationalvereins hervorgerufen, in deren Beschlüssen namentlich auch die durch solche Verbote, polizeiliche Ausweisungen u. s. w. bewirkte Unsicherheit der Person, Beeinträchtigung der bürgerlichen Nahrung und Schädigung des Privateigenthums betont wurde. Die neue in Leipzig erscheinende „Mitteldeutsche Volkszeitung" enthielt in Nr. 72 hierüber einen beachtenswerthen Aufsatz: „Das Preßgewerbe und der Gewerbegesetzentwurf für die thüringischen Staaten."

und Falschheit beschuldigen; auch sagen schon einige Fromme, er meine es doch nicht aufrichtig mit ihrer Sache. Man behauptet, sogar der König habe schon Augenblicke der Reue gehabt, ihn zum Minister gemacht zu haben, er hätte viel lieber Bunsen.

Diesen ganzen Zustand, diesen „Krieg aller gegen alle", schildert Varnhagen am 14. Februar 1841 mit den Worten:

Was muß der König alles über sich ergehen lassen! Nicht nur Tadel, sondern rohen hämischen Tadel, schonungslose Gehässigkeit, boshaften Misverstand, absichtliche Verleumdung! Und im Grunde geht es jedem so, der in irgendeiner Art ausgezeichnet steht oder sonst bedeutend ist. Was hat nicht Goethe in seinen alten Jahren alles erleiden müssen von der umgebenden Gemeinheit, Eifersucht, Verkehrtheit und Dummheit! Sein Ruhm, sein Alter, seine ehrfurchtgebietende Stellung haben ihm nichts ersparen können, im Gegentheil, die Widrigkeiten herbeigezogen. Wie erging es Hegel, wie jetzt Tieck! Wie schimpfen die Leute voll Unverstand und Gehässigkeit auf jeden Mann im Amte! Es ist ein Krieg aller gegen alle, ein Mittelalter voll Fehden und Gewaltthaten, mitten im Frieden. Ich glaube sogar, der lange Friedenszustand ist schuld, daß die feindlichen Elemente, die sonst im Felde Tod und Wunden zu geben haben, sich auf die bürgerlichen und literarischen Verhältnisse werfen und da ihren Grimm auslassen. Dabei fühlt jeder seinen beklommenen Zustand, seine Gebundenheit, sein gereiztes Misbehagen, und macht sich Luft, wo und wie er eben kann, natürlich am seltensten da, wo er am liebsten möchte, am meisten da, wo es ihm nichts hilft und wo er daher nutzlos leidenschaftlich ist. Als letzte Zuflucht dienen die armen Schauspieler und andere Künstler und Schriftsteller. Es ist ein Jammer, wie jeder Mensch und jede Handlung und jedes Spiel nur da zu sein scheint, um zerlegt, beschmutzt und zerfetzt zu werden!

Varnhagen schreibt ferner im Jahre 1842: „Alles ist ein trübes Gemisch von Genuß, Ränken, Beterei, Falschheit in der höhern Verwaltungssphäre, und was geschieht, geschieht oft nicht um seiner selbst willen, sondern um weitere Zwecke zu verfolgen." Wendet er seinen Blick von Preußen auf die übrige europäische Welt, so findet er es auch da nicht besser; denn er schreibt in derselben Zeit: „In der übrigen politischen Welt herrschen eben solche Mächte; in Frankreich der schändliche Ludwig Philipp und der düster gleisnerische Guizot, in England die stolzen Tories mit dem gesinnungslosen Peel an der Spitze, den sie in der Wette rühmen als die größte politische Erscheinung." Er wittert daher, und er täuschte sich darin nicht, eine nahe bevorstehende Katastrophe. „Es ist", äußert er schon am 13. August 1842, „viel angehäufter Gärungsstoff nur leicht bedeckt. Heuchelei, Lüge, Halbheit, List und Betrug spielen auf der Oberfläche in allerlei Larven, aber ein scharfer, ätzender Volksgeist liegt wie auf der Lauer, um bei Gelegenheit dazwischenzufahren und all das Gesindel auseinander zu jagen." Immer grimmiger werden seine Anschauungen und Ausdrücke. Es heißt am 28. April 1844:

Die jetzigen Geisteskämpfe, das seh' ich klar, werden auf ihrem Felde nicht mehr geschlichtet, ihre Entscheidung fällt auf anderes Gebiet; es wird früher oder später zum Waffenkampf kommen.... Hier in Berlin ist der freche Hohn, mit welchem die Begünstigten sich ihres Vortheils überheben, geradezu empörend! Und dieselben Lumpen, welche gegen Marheineke, gegen jeden Hegelianer, gegen Nauwerck und Hoffmann jetzt übermüthig losfahren, sind schmiegsame Kriecher gegen alles, was mit äußerm Ansehen gegen sie auftritt, gegen Hofleute, Jesuiten, katholische Geistlichkeit, russische Militärtitel, jüdische Geldmacht! Zum Ausspeien!

Weiter schreibt er am 5. October 1844, einen höhern Schwung nehmend und seinen Befürchtungen in Betreff der kommenden Stürme düstere Klagen und aufrichtiges Bedauern beimischend:

Wenn ich das Treiben der europäischen Menschheit im ganzen betrachte, so bleibt mir kein Zweifel, sie geht ungeheuern Krisen entgegen, sie sucht angstvoll neue Formen. Die Bewegung ist allgemein, und jeder, auch wer sie hemmen möchte, fördert sie. Die Erde nicht nur verändert sich, auch der Himmel, unser Glaube, unsere Hoffnung suchen neuen Anhalt.... Mir ist nicht wohl zu Muthe, wenn ich an die künftigen Stürme denke, sie werden vieles umreißen, was mir theuer ist, sie werden den Boden mit Trümmern dessen bedecken, was mein Leben war. Schon jetzt ist vieles erschüttert, dem ich Bestand wünsche, schon jetzt liegt manches abgestreift und abgeschlagen auf dem Boden, was ich hoch grünen und blühen gesehen. Mir ist nicht wohl bei der Richtung, die jetzt alles geht. Und dennoch freu' ich mich jedes kräftigen Windstoßes, jeder rauschenden Woge, die das Gebräu der Lüge und Schlechtigkeit erschüttern! Ich sehe dem Weltwirrwarr, wie Shakspeare sagt, mit einem weinenden Auge und mit einem lachenden zu. Die Revolution, die mein Gefühl verwirft, erkennt mein Geist als nothwendig, und die Einsicht reißt zuletzt auch das Gefühl mit auf ihre Seite fort.

Bedeutungsvolle Vorgänge, mit denen sich die letzten Tagebuchblätter dieser beiden Bände beschäftigen, schienen den düstern Ahnungen und Vorhersehungen Varnhagen's nur zu bald recht zu geben: der Mordversuch Tschech's und der Aufstandsversuch der schlesischen Weber. Es waren noch mehr die Stimmungen und Gesinnungsäußerungen, womit diese Vorfälle aufgenommen wurden, als die Vorfälle selbst, welche bedenklich machen mußten. Ein auch von Varnhagen mitgetheiltes burleskes Lied im Bänkelsängertone vom Bürgermeister Tschech, wie man es zur Drehorgel oder bei dem Erklären einer gewöhnlichen „Morithat" singt, und ein Lied aus Schlesien, „Die Klagen der Weber", bezeugen am besten den Hohn, die Schadenfreude oder den Grimm in den untern Klassen, die Frivolität unter den Gebildeten, die das wirklich ruchlose Lied vom Bürgermeister Tschech mit Wohlgefallen nachsangen. Der Minister Graf von Arnim aber führte den Aufstand der vom Hunger gepeinigten Weber auf „literarische Aufreizungen" zurück, kanzelte den Schriftsteller Pelz dafür „fürchterlich" ab, ja beschuldigte Bettina von Arnim, „sie sei Ursache des Aufstandes, sie habe die Leute gehetzt, ihnen Hoffnungen erweckt, durch ihre Reden und Briefe und schon durch ihr Königsbuch!" Als ob die schlesischen Weber jemals das „Königsbuch" gelesen hätten oder fähig gewesen, Bettina's Sprache zu verstehen! Diese Herren, die sich im Alleinbesitz aller politischen Weisheit wähnten, hielten sich immer nur an Aeußerlichkeiten, an vereinzelte Abscesse und benutzten jeden unangenehmen Vorfall, um die verhaßten Schriftsteller zu denunciren; sie sahen nicht oder wollten nicht sehen, wo der eigentliche Sitz der Krankheit und daß sie eine allgemeine war, die sich unter gänzlich verkehrter Behandlungsweise nur immer weiter entwickelte und ausbreitete.

Auf Anlaß der Weberunruhen und des durch ihr

hervorgerufenen Vereins zur Erhebung der arbeitenden Klassen bemerkt übrigens Varnhagen mit Recht:

Der Staat rühmt sich, fromm, väterlich, weise, erfahren und umsichtig zu sein, alles am besten zu verstehen, für alles am besten zu sorgen, und siehe da! bei eingetretener Noth weiß er sich nicht zu helfen, muß geschehen lassen und gut heißen, daß ein Verein Wohlgesinnter sich bilde und Abhülfe für das Uebel suche.

Und ebenso recht wird man ihm geben, wenn er ein andermal bemerkt:

Unsere jetzige Stufe der Ausbildung wird einst Wunder und Staunen erregen, was alles für Barbareien, Dummheiten und Nichtswürdigkeiten wir neben den edelsten Empfindungen und höchsten Gedanken gehabt und geübt haben.

Im übrigen wird man nicht leugnen wollen — und es geht dies schon aus dem bisher Mitgetheilten hervor —, daß Varnhagen zu diesem „Kriege aller gegen alle" auch das Seinige redlich beitrug. Hätte er schöpferische Kraft besessen wie Goethe, so würde er sich ohne Zweifel wie dieser auf die Production zurückgezogen und die Angelegenheiten der Welt vom höhern objectiven Standpunkte angesehen haben; aber diesen Mangel an Productionskraft fühlend, und doch ehrgeizig, mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattet, geistig rührig und nach eingreifender, erfolgreicher Wirksamkeit begierig, warf er sich auf das Feld der Politik, auf Beobachtung der nächsten Verhältnisse und Personen, und da stieß er überall auf theils beschränkte, theils roh egoistische Bestrebungen, auf Nichtigkeiten, auf moralische Zersetzung. Er hatte schon in Karlsruhe in dieser Hinsicht die schlimmsten Erfahrungen gemacht und in den unsittlichen, wurmstichigen Kern aller politischen Verhältnisse geblickt, wie der neunte Band seiner „Denkwürdigkeiten" deutlich ausweist, und später in Berlin sollte er fast noch betrübendere Erfahrungen machen. Man fürchtete ihn als diplomatisches „enfant terrible", schob ihn beiseite und beförderte neben ihm einen nach dem andern, der es weniger wohl meinte und weniger Geist und humane Bildung hatte, zu einflußreichen Posten. Seine literarischen Leistungen sah er zumeist nur von der jüngern literarischen Schule anerkannt, die ihn sogar gern mit Goethe verglich, nur nicht von denen, bei welchen er am liebsten anerkannt worden wäre. Er verachtete die Belletristen, und doch wurde er selbst in den einflußreichsten Kreisen als ein halber Belletrist angesehen. Er klagt, und sicher nicht mit Unrecht:

Unsere Landsleute sind schrecklich; erst urtheilen sie nur nach Autorität, und dann wieder lassen sie keine gelten! Alles nur gebrochen, versplittert, zweideutig, mittelmäßig, bedingt, halb, kümmerlich — das ist deutsch! Wie frei, allgemein, gleichzeitig und vollständig ist ein literarischer Erfolg in Frankreich und in England! Wie wird der Autor seines Werks froh und, was noch mehr ist, seines Lebens!

Nur freilich, wenn man über ihn schrieb, so machte man es ihm, mochte man ihn noch so sehr loben, eigentlich niemals recht; ja schon jeder Ausdruck, der von seiner Art sich auszudrücken abwich, verdroß und ärgerte ihn. Wol wenigen mag es so schwer geworden sein, das Recht individueller Urtheils- und individueller Ausdrucksweise anzuerkennen als ihm.

So saugte er im Uebermaße Gift in sich und spritzte es wieder aus. Seine Verbitterung kannte zuletzt kaum noch eine Grenze. Wer zu einer politischen oder zu einer hohen wissenschaftlichen Stellung gelangt war, unterlag schon deshalb seinem Verdammungsurtheile, ohne Rücksicht auf sonstige Verdienste, Leistungen und Kenntnisse. Es ist fast unglaublich, wie wegwerfend er über Radowitz und Bunsen, diese „herzlosen Ehrgeizige" oder wie er sie sonst noch nennt, urtheilt. Eine besondere Antipathie hat er gegen Schelling, von welchem er, nachdem er mit ihm einmal bei Olfers zusammengetroffen, ein sehr unliebenswürdiges Porträt entwirft: Gesicht „viereckig, veraltert, gemein", Mund „groß und ungebildet" u. s. w. Er ruft in Bezug auf denselben Schelling aus: „Dergleichen Erbärmlichkeit soll an der Universität herrschen, im Staate! Wartet nur, es wird euch noch heimkommen!" Er freut sich sogar, daß die Studenten ihren Lehrer „dumm" und „jämmerlich" nennen, und ein andermal, daß er mit „Pochen und Scharren" empfangen worden sei. Ueber Tieck, der in der Sonne der königlichen Gunst seine alterschwachen Glieder und Sinne wärmte, erzählt er am 26. Januar 1843:

Ludwig Tieck ist noch immer leidend, sehr verdrießlich und auch schon mit seinem Verhältniß unzufrieden. Seine Unpäßlichkeit hat ihn dem Könige sehr aus dem Auge gerückt; er scherzt über den Geschmack des Königs, der an den Romanen der Madame Paalzow Gefallen findet und Bilder dazu bestellt; er findet diese Romane ganz abscheulich, verachtenswerth und schädlich, so arg wie nur jemals Bücher der Art bei uns gewesen; er schimpft aber auch auf alle andern neuen Erscheinungen, läßt nichts gelten und möchte allein herrschen.

Dann wieder erzählte ihm Humboldt: „Tieck spiele überhaupt eine häßliche Rolle hier, sei engherzig, lieblos, neidisch, sei der Feind jedes neuen Talents, jedes neuen und alten Ruhms." Eine Hauptzuträgerin war auch Bettina, die selbst ihren Schwager Savigny nicht schonte. Sie erzählte Varnhagen von gewissen Leuten „so komisch und unterhaltend, daß ein ganzes Publikum sich daran hätte ergötzen können", sie habe mit Cornelius auch schon Verdruß gehabt, sie verachte Rochow, Müffling und „alle diese Leute" u. s. w. Bettina las auch einmal einen an sie gerichteten Brief des Königs vor, worin sie „Rebengeländer-Entsprossene, Sonnengetaufte" genannt würde; Varnhagen findet diesen Brief „ausgezeichnet" und „eigenthümlich" geschrieben; später jedoch kommt er auf den Gedanken: „Hat mir Bettina das ganze Blatt vorgelesen, und richtig?" So suchte sie selbst ihre besten Freunde zu dupiren. Er bekennt auch einmal, daß er Bettina's Anspruch auf Wahrheit (in Betreff Goethe's und der Mutter Goethe's) allzu sehr berücksichtigt habe. Sie hatte ihm nämlich auf Anlaß ihres „Königsbuchs" das Geständniß gemacht, daß in den darin enthaltenen Aussprüchen der Mutter Goethe's „mit der Wahrheit auch Dichtung sei und daß sie den Anspruch auf buchstäbliche Wahrheit nicht mehr machen wollte", und er fügt hinzu: „Hätte sie dies bei ihrem ersten Buche aufgegeben, wie viel Widerspruch und Verdruß hätte sie sich erspart!" Dennoch fuhr Varnhagen fort, ihren anderweitigen Zuträgereien Glauben zu schenken.

Das Buch wimmelt denn auch von Anekdoten, die nur zum Theil beglaubigt sein mögen, die aber diesen beiden Bänden eine pikante Würze verleihen: Anekdoten über den König, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, über den König von Hannover, den König Ludwig von Baiern, den Kronprinzen von W., den Kurfürsten von Hessen, den Großherzog von Mecklenburg, Spontini, Bunsen, Eichhorn u. s. w., die auch bereits die Runde durch fast alle Blätter gemacht haben, weshalb wir auch auf sie nicht weiter zurückkommen wollen. Nur eine Anekdote aus der aristokratischen Gesellschaft wollen wir hier anführen. Varnhagen erzählt im Jahre 1843:

Die *sche Gesandtin wird hier nicht schön behandelt; sie ist überaus dick, und zwanglos munter, etwas sonderbar, allein das rechtfertigt nicht, daß man ihr so arg mitspielt, wie neulich geschah, wo man in ihrem Hause, an ihrem Tische, während eines festlichen Mahls eine Kröte heimlich herumzeigte, eine Kröte vom Conditor, die man für diese Aehnlichkeit bestellt hatte.

Eine Russin hatte derselben Dame den Beinamen „grand monstre aquatique" gegeben. Das wäre also der „feine Ton", dessen man sich in der hocharistokratischen Gesellschaft befleißigt!

Wollte man Varnhagen's Schilderungen ohne Abzug gelten lassen, so hätten, seit Eduard Gans' Tode, damals in Berlin nur drei Personen gelebt, welche berufen gewesen wären, den preußischen Staat vor den ihm drohenden Gefahren zu wahren: Alexander von Humboldt, Varnhagen selbst und — Bettina; schade, daß man diese drei nicht ins Ministerium berufen und z. B. Bettina zum Cultusminister ernannt hat, um ihre sogenannte „Schwebereligion" im preußischen Staate einzuführen. Wollte man ihm ferner unbedingten Glauben beimessen, so würde es mit dem deutschen Gemüth, dessen wir uns selbst berühmen, überall und in den höchsten Kreisen zumeist sehr übel bestellt sein. Thatsachen sprechen! Und in der That, wenn jeder, welcher bis zu seinem funfzigsten Jahre oder darüber hinaus den größten Theil seiner Lebenszeit in einer der Centralstätten des deutschen Culturlebens oder in mehreren derselben zubrachte, alles Ungemüthliche oder absolut Gemüthlose, was er las, hörte, mit ansah oder selbst erlebte, aufzeichnen wollte, so würde er damit sicherlich ein ganzes Bändchen füllen können; und es ist klar, daß auch der von Natur oder durch Bildung und höheres Bewußtsein Gemüthvolle nicht immer seines Gemüths Herr wird bleiben können, weil die Waffen im Lebenskampfe sonst zu ungleich sein würden. Sagte doch schon Goethe in seinen spätern Tagen, wo er die Abnahme des Gemüths in Deutschland schmerzlich zu empfinden begann: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von 30 Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder finden, jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eigenen und fremden!" Aber wir sind nur bis dahin wieder gelangt, Nachsicht mit den eigenen Schwächen zu haben, sie aber gegen die Schwächen anderer nicht walten zu lassen; Varnhagen's „Tagebücher" beweisen dies. Es scheint in der That so, als ob die höhere geistige Bildung in Deutschland mit dem Gemüth unverträglich sei und es als einen feindlichen Stoff ausstoße. Von der politischen Bildung gilt dies grundsätzlich; aber auch die literarische und wissenschaftliche Bildung scheint bei uns mit dem Gemüth auf dem Kriegsfuße zu stehen, während sie doch, wenn sie nicht Humanitätszwecken dient, im Grunde nicht viel werth ist. In dieser Hinsicht wie in mancher andern ist aus vorliegenden „Tagebüchern" viel zu lernen; wird man es thun? Wir fürchten, nein! Zwar sagte schon Jakob I., das Wissen sei ein mächtiger Schritt zum Gutsein; er wird darunter aber wol das rechte Wissen, die Weisheit des Wissens verstanden haben. Geht man auf dem bisherigen Wege fort, so wird man, fürchten wir, gerade in Deutschland noch Aergeres erleben, als man bereits erlebt hat. Aber was helfen Voraussagungen? Jedenfalls scheint uns so viel gewiß zu sein, daß, wenn die Zustände wirklich ganz so waren und sind, wie Varnhagen sie schildert, und wenn sie in dieser Weise auf einen humanen Geist, welcher er doch war, zurückwirken konnten, Kunst, Wissenschaft, Poesie und gesellige Bildung nur lügnerische, buntgemalte Tapeten sind, hinter denen im Getäfel der Wurm sitzt.

An Urtheilen über literarische Erzeugnisse der Zeit ist das Buch zwar nicht sehr reich, aber sie sind sämmtlich interessant, zum Theil sogar wichtig, und ohne die diplomatische Glätte seiner unmittelbar für den Druck bestimmten Bücheranzeigen. Man vergesse nicht, daß Varnhagen meist nur solche Bücher las, welche ihm zugesandt oder von Freunden besonders empfohlen wurden oder die gerade in den Blättern und unter den literarisch Gebildeten ganz besondern Lärmen erregten; Büchern und Autoren von wirklichem, aber stillerm Verdienste nachzuspüren und am literarischen Himmel weniger gekannte Sterne ausfindig zu machen, war wol nicht seine Art. So zeigte er auch hier dieselbe Exclusivität wie in der Wahl seines Umgangs. Bücher von Verfassern, die ihm persönlich antipathisch war, las er wol entweder gar nicht oder er las sie mit Voreingenommenheit, wenn nicht gar Widerwillen. Seine Kenntniß der Literatur der Gegenwart, sowol der belletristischen wie der wissenschaftlichen, war daher, wie wir glauben, nur sehr unvollständig und lückenhaft. Auch gesteht er einmal, daß ihm die Literatur nur als „Schale eines Lebenskerns" etwas werth sei.

Mit besonderm Interesse, aber auch vielem Aerger studirte er Gervinus' berühmtes und voluminöses Werk über die poetische Nationalliteratur der Deutschen. Seine Urtheile über dieses Werk lauten oft sehr scharf; er schreibt z. B. am 16. Juni 1838:

Neben der schweren feuchten Luft drückt mich das Buch von Gervinus (über deutsche Literatur); ich finde es überaus traurig, es erhebt nicht, es stimmt herab, und diese Gattung von Büchern ist die allerschlechteste(!), denn in diesem Grundfehler vernichten sich alle sonstigen Vorzüge. Der Mann hätte sich beschränken sollen, ein tabellarisches Handbuch zu schreiben, denn nur dazu hat er Zeugs, aber ganz und gar nicht zur Geschichtschreibung(!), wie sehr er auch dazu den Anlauf nehmen will. Welch ein Schwall von Unbedeutendem und Gemeinem,

in welchem er sich recht mit Lust aufhält, von dem er mit Beflissenheit die genaueste Kenntniß zeigen will! Und wie bleibt sein Urtheil äußerlich ohne Grundlagen philosophischer Aesthetik, ohne Ahnung des Genius! Wie dürftig sind seine Urtheile über Opitz, Scheffler, selbst über Flemming! Von Canitz und Besser spricht er ohne geschichtliche Einsicht, gerade als hätte er mit ein paar neuesten Tagesdichtern zu thun, die er in irgendeinem Blatte abfertigen müßte. Mit solchem Führer muß man keine Literatur durchwandern; der muß einem zuletzt verleiden. Nüchterner Verstand, der das Genie leugnet und im Mittelmäßigen und Schlechten belesen ist — was kann der uns bringen?

Wenn er aber auf eine Partie geräth, die wirklich ausgezeichnet ist, so zeigt er sich auch sehr bereit, dies in vollem Maße anzuerkennen. „Ueber Lessing und Herder", schreibt er am 23. September 1840, „ist Gervinus vortrefflich, auch schon über Klopstock. Von Lessing aber spricht er am besten. Den versteht er, den faßt er, und das ist wahrhaftig nicht wenig"; und am 26. September: „Der Abschnitt über Lessing im neuesten Bande von Gervinus gefällt mir mehr und mehr; überhaupt erscheint mir Gervinus in ganz neuem Lichte, seine Mängel bleiben zwar, aber seine Vorzüge wachsen ungeheuer." Aber was Gervinus über Goethe schreibt, erregt wieder sein höchstes Misfallen. Am 4. October sagt er:

Ich finde in Gervinus auf allen Seiten den Einfluß Goethe's, dessen Gedanken und Bilder eigentlich überall zu Grunde liegen, wenn sie auch großentheils gegen ihn dienen sollen. Einzelne Lichter Goethe's haben Gervinus auf die Bahn gebracht, auf der er schreitet. Ihm selber gehört vorzugsweise die ungeheuere Belesenheit, die ihn begleitet. Er hat Scharfsinn, Einsicht, Geist, aber an Goethe scheitert er, für den hat er nicht Geist und Liebe genug, und hier hilft ihm keine Belesenheit.

Am 26. October bemerkt er:

Er (Gervinus) verkennt Goethe, er hat nur beschränkte Fassungskraft für ihn, und hält falsche Vorstellungen und Maßstäbe hartnäckig fest. An der Art, wie er Schiller hebt und Goethe zu senken bemüht ist, erkennt man recht den Unterschied beider Männer; keins von beiden gelingt! Ich sehe aufs neue, wie sehr Goethe seinem Freunde überlegen ist.

Er tadelt ferner am 29. October 1841, daß Gervinus aus den kleinsten Geständnissen, Bemerkungen und Launen Goethe's sowol des Menschen wie des Dichters die größten Folgerungen ziehe, das Unbedeutende zur Wichtigkeit mache, und er fährt dann fort:

Es ist überhaupt ein Fehler des Buchs, alles nur in Verhältnissen und Gegensätzen zu sehen und den äußerlichen, künstlichen oft rein willkürlichen Zusammenhang festzuhalten, den wahren, innern aber nicht zu sehen. Daher verlieren hier alle Gestalten; das Individuelle wird gedrückt, das Talent miskannt, die Literatur, die Poesie sind ein Gemisch von Irrthümern, Versuchen, Fehlgriffen, Unzulänglichkeiten. Die eingestreuten Bewunderungen und Anerkennungen, die oft beinahe begeisterten Lobsprüche, welche reichlich eingestreut sind, helfen nichts, sie bleiben doch nur verloren in dem Verneinenden, Absprechenden. Das Hauptergebniß des Autors bleibt: „Mit der Literatur ist es aus, und es war nie viel damit." Daher auch der niederziehende Hang, der öde, trostlose Eindruck, den das Lesen dieses Buches gibt, die Misstimmung, die es zurückläßt. Auch spielt die Gereiztheit der politischen Stimmung des Verfassers überall ein, die göttinger Sache; wir sollen die Poesie aufgeben, unsere Thätigkeit auf Volk und Staat richten. Ferner sah ich den heidelberger Schlosser oft durchblicken, den mit den Ereignissen stets zankenden Historiker u. s. w.

Auch mit dem Gervinus'schen Urtheil über Jean Paul zeigt er sich wenig einverstanden. Kurz, obschon er gelegentlich wieder anerkennt, er staune das Gervinus'sche Werk an, er finde es wichtig und ehrenhaft, daß wir ein solches haben, es sei ein gewaltiges Werk u. s. w., so gesteht er doch, daß seit Niebuhr's drei Bänden Briefe kein Buch beim Lesen ihn so „ermüdet, verdüstert" habe, es sei ein „trauriges Lesen, wiewol spannend und aufreizend", und noch im September 1842 bemerkt er: „Ich sähe es gern noch mit an, daß eine falsche Autorität wie die von Gervinus zusammengeschlagen würde." Er meint ein andermal: „Einstweilen bleibt das Buch schwerfällig stehen, schon durch seinen Umfang wenig genießbar", und er fügt die etwas auffallende Bemerkung hinzu: „In meinem ganzen Kreise spreche nur ich davon."

Zuweilen greift er auch nach einem ältern von den Zeitgenossen vergessenen Buche zurück; er schreibt z. B. am 17. August 1843:

Ich lese den Roman von Schelling: „Nachtwachen. Von Bonaventura" (Penig 1805), und habe ganz den Eindruck davon, als läse ich ein Buch des Jungen Deutschland, ebenso unreif, willkürlich, unorganisch, ebenso talentvoll, aufblitzend und versprechend; auch an Keckheit fehlt es nicht. Im ganzen doch ein unglaublich schwaches Erzeugniß, und für Schelling allzu gering. Kein Mensch hier kennt das Buch, und Schelling und seine Freunde verschweigen es mit Fleiß.

Auch zu Lichtenberg greift er einmal zurück, und er sagt von ihm (1844):

Lichtenberg's „Gedanken und Einfälle" ergötzen durch den Witz, der in ihnen aufleuchtet, durch die Freiheit, mit der er, der eigentlich Zaghafte und Verzagende, sich an das Kühnste wagt; aber die Betrachtung, wie unglücklich er bei allem Geiste war, wie mislungen er sich vorkam, hat etwas Niederschlagendes, das mich ganz traurig stimmt. *)

Einmal liest er in Lessing, und auch diese Lectüre stimmt ihn traurig: „Der Ueberdruß und Mismuth seiner letzten Lebensjahre gibt einen schmerzlichen Eindruck!" schreibt er. Ueber Schleiermacher finden sich einige sehr anziehende und feine Bemerkungen, z. B. daß Schleiermacher's ganzer Stil „an seiner Uebersetzung des Plato und diese an dem unglücklichen Versuch, die griechischen Partikeln wiederzugeben", kranke. Er bemerkt ferner über Schleiermacher:

Schon die Misgestalt seines Körpers war für diese feine und schöne Seele eine grausame Einhüllung. Er empfand diese Widrigkeit tief, von der Jugend bis in das Alter. Er glaubte auch fest, daß dergleichen zurückwirke, und sagte einst in Halle, er getraue sich in allem, was er schreibe, ja fast in jeder Periode eine schiefe Richtung, einen mangelhaften Fleck, eine Spur von Gebrechen nachzuweisen. In seinen Beziehungen zu Frauen hatte er ohne Unterlaß diesen Uebelstand zu empfinden, zu bekämpfen.

Auf die Urtheile über den Philologen Hermann (den er 1839 in Kissingen kennen lernte: „Klein, trocken, unscheinbar, auf den ersten Blick ein deutscher Gelehrter; sein Blick aber scharf, sein Mund redegeübt, der ganze

*) Varnhagen hatte zwar selbst als Producent gar keinen Humor, aber er liebte mitunter humoristische Lectüre. So gesteht er in seinen „Denkwürdigkeiten", daß das Lügenbuch vom Münchhausen lange Zeit ihm ein Lieblingsbuch geblieben sei, und er sagt geradezu: „Das kleine Buch ist in der That ein Meisterstück deutscher Satire."

Gesichtsausdruck heiter, klug, selbstbewußt" u. s. w.), über Gentz, Görres, Stägemann, Rotteck u. s. w. verweisen wir auf das Buch selbst.

In diesem so dunkeln und doch so grell beleuchteten Nachtgemälde fehlt es übrigens, damit wir nicht ganz verzweifeln, doch auch nicht gänzlich an mildern Lichtblicken. Dahin gehört seine Pietät für Rahel, die er jedoch Scheu trägt, öfters zu nennen, und für Goethe, der ihm als ein „wahrer Lehrer, ein starker, kundiger Menschenführer" gilt. Er liest im Jahre 1836 Goethe's „Wan=derjahre" wer weiß zum wievielten male, und er bemerkt über den Eindruck dieser Lectüre:

Ich finde hundert seiner Sprüche und Schilderungen ganz biblischer Art und Kraft; der Dichter verschwindet fast unter dem weisen Lehrer, dem versöhnenden Vermittler, dem großen Verkündiger. Aber nicht nur das Größte und Wichtigste lehrt er, sondern auch im besondern und kleinen weiß er tausend Vortheile anzugeben, durch erfahrene Klugheit Schaden abzuwenden, Gewinn zu mehren. Ich habe mir in diesen Tagen Schätze und Rathschläge von ihm entlehnt, die dem nächsten Geschäfte der Viertelstunde wie vielleicht auch dem ganzen Jahre gleich heilsam sein werden. Große Gedanken und ein reines Herz sollen wir von Gott erbitten, sagt er einmal; wie schön! u. s. w.

Wir verweisen ferner auf das Urtheil über dasselbe Buch, und namentlich dessen „politischen Inhalt" (insofern Lothario an Befreiung des Landeigenthums arbeitet), welches im Tagebuchblatt vom 6. April 1838 enthalten ist und mit den Worten schließt:

Goethe verstand man nicht, und man versteht ihn nicht! Der wird noch lange nicht trivial werden! Da ich ihn schon jetzt so anders verstehe, als vor 30 Jahren, wie dürft' ich ihn zu verstehen hoffen nach 300 Jahren? Das Individuum erlebt das nicht, aber die Nation um so gewisser, diese wird die gereiften Früchte immer reichlicher pflücken, und sind deren auch ihr einige zu hoch und hart, nun so kommen noch später fremde Hände!

Am 21. November 1843 bemerkt er:

Drei große Männer werden gewöhnlich als Egoisten verschrien, welche diesen Vorwurf am wenigsten verdienen: Jean Jacques Rousseau, Friedrich der Große und Goethe. Sie hatten alle drei das empfindlichste Herz, hegten die zärtlichste, treueste Freundschaft, übten die allgemeinste Menschenliebe; wer das nicht aus hundert lebendigen Zügen erkennt, der weiß nichts von ihnen. Goethe habe ich als echten Menschenfreund persönlich erkannt, von den andern bezeugt es mir die Ueberlieferung.

Unter den Erregungen des Augenblicks scheint ihm übrigens, soweit sich aus den vorliegenden Tagebuchblättern erkennen läßt, später selbst Goethe in den Hintergrund getreten zu sein; im Gefühle seiner grimmigen Verbitterung, scheint es, wagte er nun nicht mehr, diesem humanen, milden Geiste so oft wie früher zu nahen; damit hatte er aber auch seinen Mittelpunkt, seinen Mittler zwischen ihm und der Menschheit verloren.

Zu den Lichtpunkten des Buchs gehören auch einzelne Sentenzen und Erfahrungssprüche. „Ich finde", sagt er einmal, „daß man in der Jugend allenfalls Leitung, Rath, Zuspruch und Unterricht entbehren kann, aber im Alter hat man das alles dringend nöthig! Lernen wird da zum höchsten Bedürfniß." Sinnig in Empfindung und Ausdruck ist folgende Stelle vom 23. Februar 1843:

Das Aelterwerden ist eine sonderbare Sache, man kann sich ordentlich mit einer Art Neugier darauf spannen, wie man die Welt und sich selbst am nächsten Tage, im nächsten Jahre fühlen werde. Wie in der Jugend, so auch gilt es im Alter stets neue Entdeckungen zu machen, und wahrhaftig nicht blos düstere, sondern auch freudige. Mir kommt es vor, als hätte man die rechte Stärke des eigenen Lebens, den vollen Ertrag desselben erst dann, wenn man es in der Mitte zusammenlegt, das Alter auf die Jugend, die Jugend auf das Alter zurückbiegt, und eins mit dem andern ergänzt, abschließt. Da dies nur im Gedankengebiete möglich ist, so ergibt sich von selbst, daß die höchste Lebensanschauung eine ideale ist.

Besondere Beachtung verdient auch folgende Stelle aus dem Jahren 1844:

Ich mache die Bemerkung, daß mittelmäßige, beschränkte, verzagte Menschen, die jede Mittelmäßigkeit willig anerkennen, vor jedem kleinen Geiste sich beugen, gegen keinen Menschen, gegen keine Stellung sich etwas herausnehmen, plötzlich gegen das höchste Talent, den größten Charakter, und die genialste Meisterschaft muthig werden und sich gegen diese den Tadel und die Ungebühr erlauben, deren sie sonst nicht fähig sind. Viele der Misurtheile über Goethe haben diesen verachtungswerthen Ursprung.

Dieser Art von beschränkten Leuten, welche gerade das Höchste frech antasten und das Mittelmäßige bestehen lassen, begegnet man übrigens noch öfter im geselligen Verkehr, als in der Literatur, obschon sie auch hier nicht fehlt.

Einmal, bei seinem Badeaufenthalt in Homburg, bemächtigte sich seiner, am 10. Juli 1844, eine eigenthümliche Stimmung. Er hatte sich auf eine Bank gesetzt und überließ sich nun den Eindrücken des Wetters, der Sonne, des Rauschens der Blätter. Er gedachte vergangener Tage, der vielen bedeutenden Personen, mit denen er 1809 und in den folgenden Jahren in Wien verkehrt hatte und die nun vom Alter hart mitgenommen oder bereits, und dies waren die meisten, ihm im Tode vorangegangen waren. Er schreibt:

Der damalige Prinz Philipp von Hessen-Homburg, welch anmuthige Erscheinung, und jetzt als regierender Landgraf, wie alt, wie verfallen, wie einsam in dieser seiner Residenz! Neipperg, Bentheim, Borel, Gentz, die Gräfin von Fuchs, Nugent, alles dahin! Ich dachte so lebhaft der einzelnen Vorgänge, was damals gerade wichtig war, worin das Leben sich gefiel, welche Aussichten, welcher Ehrgeiz, welche Wünsche dem einzelnen vorschwebten, was mich damals so mächtig erfüllte — Rahel, die einzige mir durch nichts in der Welt je verdunkelte Rahel! Die Sonne schien brennend auf das einsam gewordene Curhaus, auf die Orangenbäume, den grünen Rasen, die im Wehen der Luft hinschwankenden Blumen. Der Sonnenschein hat in seiner Heiterkeit etwas tief Schwermüthiges, ich finde das von je. Einen Augenblick duckte die Sonne, und eine dunklere Färbung lag auf allen Gegenständen, die Gegenwart brannte gleichsam weniger hell, und gegen die Gedämpftheit stach nun auch die Vergangenheit minder ab. Dieselben Vorstellungen, wie vorher, gingen mir durch den Sinn, allein die veränderte Beleuchtung hatte auch sie verändert, sie waren minder schmerzhaft, minder trostlos, und daß ich sie in mir nicht hatte erlöschen lassen, war mir lieb.

Mit dieser sinnigen Beobachtung scheiden wir von diesem Werke, welches trotz seines meist unheimlichen, schneidenden und zerschnittenen Inhalts doch unausgesetzt fesselt, beschäftigt, belehrt, straft und warnt. Vielleicht, wenn die Beleuchtung verändert würde, würden auch die durch das Buch in dem Leser hervorgerufenen Vorstellungen verändert werden, wie dies Varnhagen in Homburg an sich selbst beobachtete. Aber auch die grelle Beleuchtung schadet

nichts. Hat sie für den Leser etwas „tief Schwermüthiges“, dann um so besser; dann ist der Eindruck des Buchs derjenige, den wir von ihm auf jeden ernsten Leser ausgeübt wünschen möchten.

Hermann Marggraff.

Lebensläufe in Roman- und Novellenform.

1. Da ward aus einem Saulus ein Paulus. Lebensgang eines Theologen in den letzten Jahren seit 1848. Von Christian Wieduwillt. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 3 Thlr.
2. Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 2 Thlr.
3. Aus dem Leben eines Unbekannten. Von Karl Landsteiner. Freiburg im Br., Herder. 1860. 8. 1 Thlr.

„Lebensgang“, „Lebensweg“, „Aus dem Leben“, diese Prädicate führen die drei vorgenannten Bücher. Wir haben es da am Ende mit Memoirenromanen zu thun? Wir sagen nicht jedenfalls, aber doch vermuthlich. Memoirenromane: gibt es deren nicht die verschiedenartigsten? Memoirenromane: bergen sie in sich nicht eine Masse geschichtlichen Materials, aber auch zugleich der erfundenen Zusätze unendlich viele, in derselben Weise, wie es in vorgenannten Büchern sein möchte? Und dann, muß der Stoff jedesmal mit der großen Historie zusammenhängen? Kann sich ein Memoirenroman nicht auch aus der kleinen Historie eines durchaus ebenmäßigen und eigentlich alltäglichen Lebenslaufs herausspinnen? Ja wohl! Dann könnte es nur auffallen, daß gerade jetzt eine Unmasse des Memoirenhaften aus den Erlebnissen je welcher Personen auftaucht, die so gar wenig Heroisches oder auch nur Merkwürdiges von sich niederschreiben können.

Woher und wie das kommt? Die ausschließlich realistische Literatur will sich nnn einmal ganz und voll ausleben: das unsere erste Antwort auf die Frage. Eine vielleicht nicht umfassende, aber doch hinlänglich andeutende Antwort! Mit der specifisch dorfgeschichtlichen Literatur geht es mehr und mehr zu Ende. Sie hat sich fast ganz in die Provinzen geflüchtet, das hochdeutsche Element ziemlich aufgegeben und findet sich wol gar nur in niederdeutschen Dialekten wohl, in denen sie sich in voller ländlicher Ungebundenheit geben darf. Aber nicht nur mit ihr, auch mit dem der realistischen Literatur zuzuzählenden historischen Romane hat es bereits sein großes Bedenken. Der Begehr danach ist unendlich groß, die Production ebenso eilfertig; doch endlich einmal, wie ausgiebig auch die historischen Fundgruben und wie kaleidoskopartig sich auch zu überraschenden Situationen die historischen Thatsächlichkeiten ohne große Mühe zusammenschütteln lassen, hat bekanntlich alles ein Ende. Und so verträgt es das Publikum nicht, ebenso wenig als die Theaterzuschauer hintereinander etwa zwei verschiedene „Palm“ sehen mögen und vertragen können, wenn es heute unsertwegen etwa einen Roman „Trenck“, und morgen von einem andern Autor wieder einen „Trenck“ und übermorgen abermals einen „Trenck“ lesen und verdauen soll. Und auf dieses immer wieder dasselbe, nur in anderer Weise zugestutzt, läuft ein großer Theil des blos unterhaltenden historischen Romans leider hinaus.

Aber auch große Männer, deren Leben in Novellen- oder Romanform mit geringer romantischer Zuthat beschrieben werden könnte, wachsen nicht alle Tage auf den Bäumen. Bei der ungeheuern Massenproduction ist für das nach Unterhaltung suchende Publikum selbst ein Mann wie Stein oder Humboldt bald verbraucht. Also auch der rein biographische Roman wird zuletzt von der realistischen Literatur verschlungen und nun handelt es sich wieder darum, neue stoffliche Gruben aufzuthun, die sich so lange ausbeuten lassen, als eben das Publikum Geschmack an diesen neuen Fundgruben findet.

Nun siehe da, bedarf es denn immer des Lebens großer und bedeutender Männer? Steckt in ihnen immer ausschließlich das Erzählenswerthe? Sie sind ja für das reale Leben doch meist nur die Ausnahmen der Menschheit; das dem praktischen natürlichen Verstande dagegen zunächstliegende Regelmäßige findet sich weit mehr auf der Straße der Alltäglichkeit. Also nur frisch hineingegriffen in die Alltäglichkeit eines uns bekannten Menschen, dessen Thun wir unablässig beobachten konnten; oder besser noch, hineingegriffen in die Alltäglichkeit des eigenen Lebens. Ist nicht der höchste Triumph jedes Dichters die poetische Verklärung seiner eigenen Erlebnisse? Auf das Poetische können wir bei dem Roman zu Unterhaltungszwecken nicht den Accent legen. Dagegen die Wahrheit der Erlebnisse halten wir um so fester. Die Feder führen, wie es für zehn oder zwanzig Kapitel eines solchen Romans erforderlich, kann ja heutzutage der größte Theil der gebildeten, namentlich der weiblichen Welt. Es kommt dann nur noch darauf an, daß man etwas erlebt habe. Nun, erlebt hat jeder Mensch in seiner Weise die Hülle und Fülle. Wenn es dann nur darauf hinausläuft, diese Erlebnisse in irgendeiner Weise leserlich aneinander zu reihen, so darf es uns nicht wunder nehmen, wenn die „Lebenswege“ und „Lebensgänge“ massenweise hervortreten. Freilich wird so ein Lebensweg zuweilen zum Entsetzen langweilig sein, oder es wird ein recht detaillirt erzählter, nüchterner, von einem romantischen total aus dem Felde geschlagen. Diese Bemerkung drängt sich doch aber meist nur solchen Leuten wie uns auf, die gleich drei solcher Romane und zur Vergleichung nebeneinander haben, sich auch nicht enthalten zu urtheilen: „Sieht man nur auf das angenehm Fesselnde und romantisch Spannende, so wird unter den drei vorliegenden Romanen «Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen» den beiden andern entschieden den Rang ablaufen.“

Doch wir können vielleicht auf jene oben aufgeworfene Frage, „woher und wie das komme“, kürzlich noch eine andere Antwort geben. Die Zeiten sind ernst, blutig-ernst. Die dröhnenden Schritte der Weltgeschichte mahnen zur Einkehr des Menschen in sich selbst. Was natürlicher, als daß sich die Schriftsteller mit den social-politischen und social-religiösen Fordernissen der Zeit nicht blos an und für sich, sondern am liebsten in der unmittelbaren Rückwirkung auf die eigene Person beschäftigen; was natürlicher, als daß der einzelne sein Scherflein des Erlebten oder des Durchrungenen zu Nutz und Frommen der Gesammtheit möglicherweise in etwas zu präceptorischer Art darbringen möchte. Unser sociales Feld ist in nächster Vergangenheit durch das Jahr 1848 begrenzt. Mit den Wirkungen der damaligen Erhebung und Zersplitterung des volksthümlichen Geistes heben unsere Schriftsteller von heute gern an. Auch die Helden von Nr. 1 und 3 stehen auf diesem jungen Boden der Socialistik. Was indeß wunder nimmt, ist, daß diese Helden nicht etwa alte Männer sind, die das Jahr 1848 mit gereiftem Urtheil an sich vorübergehen ließen, sondern erst angehende Männer von dreißig oder dreißig und wenigen Jahren. Diese beiden jungen Helden, sie mochten im Jahre 1848 vielleicht 18, oder 20, oder 21 Jahre zählen, glauben aus ihrem eigenen Sein schon einen abgeschlossenen Lebensgang bieten zu können. Sie betonen absichtlich ein gewisses „Fertigsein“, sie zeigen gern eine gewisse Skepsis gegen den socialen Drang und Hang nach Fortschritt, sie fühlen warm für die Menschheit, aber von der Hoffnung, mit der sie als reifere Jünglinge das Jahr 1848 erlebten, ist blutwenig geblieben, so wenig, daß sie indirect das „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ fortwährend aussprechen. Wie wenn das nicht ein vereinzeltes, sondern ein charakteristisches Symptom einiger Jahrgänge der jungen Männerwelt wäre! Die wenigsten ahnen es und doch liegt auf einer großen Zahl dieser Männer von etwa dreißig und etwas darüber eine politische Müdigkeit oder sarkastische Ruhe: das Jahr 1848, das sie als aufstrebende, für das Gute und Hohe begeisterte Jünglinge fand, hat sie zu gewaltig enttäuscht.

Christian Wieduwillt, in dem wir wol mit Recht niemand als den pseudonymen Helden des Romans selbst vermuthen, bietet uns in Nr. 1 den Lebensgang eines Theologen in den letzten Jahren seit 1848. „Da ward aus einem Kneipbruder

ein Philister" ist der Roman betitelt. Ach nein: „Da ward aus einem Saulus ein Paulus." Aber es steht uns weder der Saulus noch der Paulus recht zu Gesichte und unwillkürlich denken wir immer wieder: „Da ward aus einem Kneipbruder ein Philister." Es ist eine bekannte Sache, daß der liebe Deutsche, wenn gewisse Jahre an ihn herantreten, plötzlich allen jugendlichen Hang über den Haufen wirft und sich kopfüber in das hineinstürzt, was mit dem schönen Worte Philisterthum bezeichnet wird. In jungen Jahren, o da wird renommirt und skandalisirt, da ist die Welt zu eng für die Brust des Titanen, da ist Schiller und Ideal, Ideal und Schiller das dritte Wort, und wehe da über ein Weilchen, da ist das alles nicht gewesen, da ist die unsterbliche Sucht zusammengeschrumpft auf das Bewußtsein, das ein In-Amt-und-Würden-stehen erzeugt, da zieht man den Kreis um sich so enge, bis man in diesem Kreise ehrenvoll in ganzer bürgerlicher Tugend allein dasteht. Vom einigen Vaterlande wird zwar viel phantasirt, daß aber die deutsche Natur mit dem unleugbaren Hange, in einem gewissen Alter allen jugendlichen aufstrebenden Muth außer Curs zu setzen und den Idealismus zu verpönen, dem einigen großen Vaterlande widerstrebt, das glauben wir meist nicht. Und doch zersplittern wir das Vaterland immer mehr mit diesem Streben, vor allen Dingen unsern Gesichtskreis auf einen bestimmten Raum zu beschränken. Im großen und ganzen geht das Vaterland jedes Deutschen so weit, als seine Bedeutung und sein Interesse reicht. Was jenseits liegt, das ist dem Philister unbequem, fast uns allen unbequem, insofern wir ja fast alle in einem bestimmten Alter nach dieser Mustergültigkeit und Unfehlbarkeit des Philisteriums streben. Christian Wieduwillt nun gar, oder der Theologe Gottlieb, der Held des Romans, darf darauf schon noch etwas fester pochen, als er in dies wohlbegründete Philisterium noch ein paar Jahre früher denn andere Menschen eintritt. Im übrigen entbehrt sein Lebenslauf all und jeder Eigenthümlichkeit. Der Studiosus Gottlieb ist im ersten Bande ein unmäßiger Kneipbruder, wird im zweiten ein Hauslehrer wie ihrer viele, die, obgleich sie des lieben täglichen Brotes wegen sich durchaus zum Hauslehrerthum bequemen müssen, doch über ihre Principalität fortwährend in schnöder Weise randglossiren, und im dritten Bande erhält er, ehe wir es vermuthen, eine Pfarre und selbstverständlich auch eine „Knarre"; es ist wie in einem schönen Schauspiel, in dem alles gut endet. Da ward aus einem Saulus ein Paulus: vermuthet man hier nicht einen zelotischen Prediger der orthodoxesten Richtung? Und nun sehe man sich diesen Prediger oder Vicar Gottlieb an, wie er im Buche genannt wird. Nichts von Zelotismus. Im Gegentheil, dieser Gottlieb macht sich über den strengen Orthodoxismus lustig und schwimmt vollauf im Wasser der gemäßigten Frömmigkeit, wie sie sich seit dem November 1858 in Deutschland wieder geltend macht. Wir möchten es beinahe verwegen nennen, wenn sich ein gutbestallter, wenngleich nicht gerade gutbesoldeter Landprediger, wo seiner Ueberzeugungstreue keine Gefahr droht, ohne weiteres einen Paulus nennt. Wenn das, nun dann zählen die Paulus im Lande nach Hunderten und auch die Saulus sind nicht gar zu fern, sintemal ein gut Theil theologischer Studenten, und trotz des Wingolf auf dem Haupte, nicht gerade das reine Ascetenthum zu verherrlichen pflegt. Nun liegt aber die Thatkraft eines Saulus so weit ab von der Thätigkeit oder vielmehr Unthätigkeit der meisten Studenten nach Art des Theologen Gottlieb, daß man sich nur darüber wundern muß, wie man Bier trinken, die Collegia schwänzen und Katzenjammer haben einen saulinischen Zustand heißen kann. Daß trotz des getrunkenen Biers, trotz geschwänzter Collegia und gehabten Katzenjammers schon nach wenigen Jahren die Pfarre und die unvermeidliche Knarre sich einstellen und den Vicar Gottlieb mit einem unendlichen Gefühl seiner Bedeutung und Würde erfüllen: nun, ist denn das Opfer und die Bekehrung, wodurch man seiner Gemeinde ein verständiger Prediger wird, so ungeheuer, wenn man zu gleicher Zeit vor Tausenden anderer Ringender und Kämpfender zu Amt und Brot gelangt? Damit hat weder Saul noch Paul zu schaffen; aber oben haben wir's schon gesagt: „Da ward aus einem Kneipbruder ein Philister", das mag als Devise passen.

Uebrigens, um uns vor dem Vorwurf der Ungerechtigkeit zu wahren, wir wissen dem Buche auch das Gute nachzureden. Das besteht hauptsächlich in des Verfassers frischem, fröhlichem Muthe, seinem Streben nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Offenheit, sowie in seiner Gemüthlichkeit, dies vielgeschätzte deutsche Wort in seiner gangbaren Bedeutung genommen. Aber leider fehlt dabei die liebe deutsche Kurzsichtigkeit im Bunde mit dem übermäßigen Selbstgefühl nicht, dessen Hintergrund sich gewöhnlich aus der lieben deutschen kleinstädtischen Klatschsucht aufthürmt. Der Verfasser mag es gar nicht glauben, daß sehr vieles von dem was er gibt, nur Geklatsch ist, weil er nie anderes als kleinstädtische Kreise gesehen. Er möchte dem angeschlagenen Tone nach gern für einen großen Humoristen gelten. Dazu fehlt ihm aber die tiefere Menschen- und Weltkenntniß. Und um deswillen ergeht er sich drei Bände in einem burschikosen Jargon, der auf die Länge fast an Galgenhumor streift. Sei es, daß die Vorliebe für die nur burschikosen Ausdrücke und das studentische Rothwelsch sein Fleisch und Blut vollständig durchätzte, sei es, daß er zu dieser unechten humoristischen Schreibweise nur aus übertriebenem Eifer nach Plastik des Ausdrucks griff; im einen wie andern Falle that er des Guten zu viel. Wir wollen die Beispiele nicht dutzendweise aufzählen, wo dies geschah; eins wird genügen. Zu verschiedenen malen streifen wir über die plebejische, im Munde eines theologischen Candidaten oder Vicars gewiß höchst unschöne Redensart: „daß sie der Bock stößt". Und nun gar von einer Mutter sprechen, die ob der Ankunft ihres lieben Sohnes weint, „daß sie der Bock stößt"; ist das nicht eine freilich gangbare, aber beklagenswerthe Verirrung des Geschmacks? Diese berührt uns um so unangenehmer, als gerade das herzliche Gemüthlichkeitselement des deutschen Kleinlebens verherrlicht werden soll. Da er indeß mit dieser Verherrlichung und der Preisgabe des Lebensgangs eines Theologen in den letzten Jahren gewiß nichts weiter als einiges Buchhändlerhonorar als Zuschuß zu seinem Vicariatsgehalte beabsichtigte, so möge, das wünschen wir sehnlich, die wirklich liebenswürdig gezeichnete Gattin ihrem Ehegemahl, dem pseudonymen Christian Wieduwillt, bei ähnlichen schriftstellerischen Versuchen etwas stark auf die Finger sehen, damit er in seinem Streben nach burschikoser Plastik nicht in eine unleidliche Manier verfalle.

Kaum trauten wir unsern Augen, als wir auf dem Titelblatte von „Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen" (Nr. 2) die geschätzte hamburger Firma Hoffmann und Campe angegeben fanden. Der Lebensweg einer Verlassenen oder ein ähnlicher Titel, hat er nicht so oft auf den specifisch-religiösen Erzeugnissen der Innern Mission gestanden, daß man sich ihn gar nicht anders als in Verbindung mit der Feder eines oder einer im Dienste der Innern Mission thätigen Schriftstellers oder Schriftstellerin denken kann? Und nun, wie kommt Hoffmann und Campe, der Verleger Heine'scher Werke zu dieser Tendenzliteratur? Als wir das Buch zuschlugen, da wußten wir weshalb. Weil in dem Buche nichts von jener eigenthümlichen, streng religiösen Tendenz zu finden, dafür aber Seite für Seite alle Ingredienzien, die zu einem durchaus fesselnden, das sittliche wie ästhetische Gefühl fast überall durchaus befriedigenden Romane der bessern Leihbibliothekliteratur erforderlich. Das war uns ferner klar: geschrieben hat den Roman eine weibliche Feder, sicherlich die Titelheldin selbst. Sie wählte die Bezeichnung „Lebensweg einer Verlassenen", oder ließ sie wählen, um das Buch von vornherein als ein memoirenhaftes zu charakterisiren und durch den Reiz, den jede Verlassene auf fühlende Herzen ausübt, die Sympathie des Lesers wach zu rufen. Aber mit demselben Rechte wie die geehrte Verfasserin dieser „Johanna" könnte auch die ehemalige berühmte berliner Sängerin Löwe, die jetzige Fürstin von Lichtenstein, oder eine andere junge Dame, die

hinterdrein zu Glanz und Ehren gelangte, obschon ihre Jugenderziehung sie dazu nicht berechtigte, ihren Lebenslauf „Lebensweg einer Verlassenen" betiteln. Denn wie unendlich viele müssen gleich dieser Gouvernante Johanna Jahre eines nicht ungetrübten Glücks durchmachen, freilich ohne hinterdrein wie diese Johanna noch als hohe Reichsgräfin zu enden.

Der Grundzug des ganzen Romans ist der romantisch-fesselnde; nicht der romantisch-phantastische, sondern der romantisch-reale. Jungen Damen wird man das Buch kaum in die Hände geben dürfen, sie lesen sich unfehlbar daran todt; nicht etwa daß Stoff und Darstellungsweise irgendwie Gift für das weibliche Gemüth enthielte, sondern weil ein unbefangener Sinn, hat er sich einmal in die Seiten des Buchs versenkt, kaum wieder davon loskommen kann. Das ganze Buch, namentlich der mittlere Theil ist geschrieben, als ob der Verlauf der Handlung gar nicht anders sein könnte; und trifft nun schon so ein Lebenslauf, wie dieser der Johanna, als ein Musterlebenslauf mit seinen hoffnungslosen Anfängen, seinen tröstlichen Fortsetzungen in der Liebe zu einem melancholischen aber reichen, reichsgräflichen Manne und der glücklichen gesegneten Ehe im alten reichsgräflichen Stammschlosse, in das Herz jedes jungen Mädchens mit fieberhafter Sehnsucht hinein, so vollendet diese fieberhafte Täuschung, wie sollen wir sagen, die Naturwahrheit der Darstellung, der man es überall anmerkt, daß sie wirklich Erlebtes zur Erscheinung bringt. Geht es uns doch stellenweise auch so, daß wir unsere ausschließlich kritische Pflicht ganz vergessen und uns wol gar in die Gefühle eines jungen Mädchens hineinversetzen, nur um den Zauber dieser hinreißenden Romantik in seiner vollen Tiefe zu kosten.

Den Hergang des Romans zu erzählen, müssen wir uns versagen. Genug, daß es sich um eine Erzieherin in einem reichsgräflichen Hause Böhmens handelt, die auf die interessanteste Weise die Bekanntschaft des von aller Welt infolge eines Hundebisses für periodisch wahnsinnig gehaltenen und auf einem einsamen Jagdschlosse lebenden Erbgrafen macht, ohne zu wissen, daß er der Erbgraf ist. Gegenseitige Liebe ist wol selbstverständlich, Chikanen von seiten der gräflichen Familie sind ebenso naturgemäß. Doch wir wollen nicht weiter erzählen, sonst möchten wir zu erzählen wirklich beginnen. Ein Vorzug des Romans liegt in der saubern und wahren Zeichnung der Charaktere, und selbst der kleine alte Bibliothekar Dr. Reimarus ward mit so naiven und herzlichen Zügen ausgestattet, daß man der weiblichen Feder zu dieser Sicherheit gratuliren kann. Lag also die Rücksicht der Verfasserin nahe, einen Lebenslauf, wie er sich den Hauptsachen nach in der Wirklichkeit abwickelte, in sehr discreten Strichen wiederzugeben, so versteht es sich trotz unserer Anerkennung von selbst, daß wir den Roman eben der Rücksicht wegen von der Bedeutung eines tiefgreifenden Kunstwerks freisprechen. Ueberhaupt fällt das Hauptgewicht des Werthes nicht gerade auf das letzte Drittel des Romans, das der schauerlichen Romantik und der wenig erhebenden Enthüllungen zu viel bietet. Aber wie dem auch sei, gelesen wird das alles Zeile für Zeile — und das soll ja doch für den größten Theil des Publikums und auch der Autoren den unantastbaren Werth eines Buchs feststellen.

Ein seltsames Buch, das unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Unbekannten. Von Karl Landsteiner" (Nr. 3), harmlos in die Welt tritt! Wirklich ganz harmlos? Harmlos insofern, als es in schlichter Weise den Lebenslauf eines jungen Mannes zu Nutz und Frommen Aehnlichgesinnter darlegen will. Doch aber auch theilweise sehr wenig harmlos, indem es unter einer endlosen Anzahl von Raisonnements und Randglossen über Politik, Religion und Socialismus den tendenziösen Charakter nur sehr selten verbergen mag. Aber, wird man uns entgegnen, verdient denn eine solche Natur, wie sie der Verfasser von Kapitel zu Kapitel immer durchsichtiger entwickelt, nicht die wärmste Anerkennung! Darf eine solche Natur nicht auch ihre eigenen Ansichten als maßgebend ansehen! Und wenn der Verfasser selbstgeständlich der Bedeutung seines confessionellen Bekenntnisses gemäß vom Katholicismus nicht abstrahiren kann, wenn er sein liebes Oesterreich gleichsam als den Mittelpunkt der Welt und der menschlichen Bildung hinstellt, sollte man mit ihm zu sehr rechten dürfen, nur weil er offen und ehrlich ausspricht, was seine Seele erfüllt? O nein, er soll es und darf es, das heißt, er soll und darf sprechen, wie es ihm ums Herz ist. Und wir enthalten uns wohlweislich aller rigorosen Bekrittelungen, weil wir jede aus voller Ueberzeugung stammende Meinung achten und es mit uns selbst schlecht bestellt wäre, sollten wir nicht auch unsere Ansicht haben, die einem andern nicht gar sehr behagen möchte.

Um was handelt es sich in dem Buche? Ein junger Mann, mehr noch Jüngling als Mann, Sohn einer Witwe, lebt auf einem Gute mit seiner Mutter ohne Lebenssorgen in einer ausreichenden Stellung als Buchhalter oder Verwalter. Aber das Jahr 1848 hat ihm mit seinen überspannten Hoffnungen den zufriedenen, genügsamen Sinn verrückt. Er fühlt sich in der kleinen Welt der Heimat bedrückt, er sehnt sich hinaus nach Thaten, nach Ruhm und Ehre. Seine Faustnatur will in der Fremde befriedigt sein; in welchen bestimmbaren Kreis der Thätigkeit sich indeß diese seine Faustnatur hineinbannen ließe, das bleibt dem jungen Manne völlig unklar. Auf geradem Wege, das sagt er sich sehr bald, kann er den Heimatsort nicht verlassen, also flieht er in einer Nacht, einen etwas wunderlichen Brief an seine Mutter zurücklassend. Nun, wohin flieht er? Wohin sonst als in die Stadt, die ein Oesterreicher für die schönste der Welt halten muß, in die Kaiserstadt an der Donau. Wie bald er da mit seinen wunderlichen Ideen Schiffbruch leidet, wie bald er da unter der Masse als Null verschwindet, das deutet er selbst indirect sehr gut durch die Einleitung zum dritten Buche (S. 129) an. Mit einem verzeihlichen Seitenhieb auf die norddeutsche Metropole heißt es da (und wohlgemerkt, nach einem Motto aus Glaßbrenner's „Verkehrter Welt"): „Wer der Meinung ist, daß es blos in der «Stadt der Intelligenz» an der Spree ästhetische Thees gibt, der irrt. Auch die südliche Metropole am Donaustrom erfreut sich gewisser Salons, in denen bei einer Tasse nicht genau unterscheidbarer Flüssigkeit geschöngeistert und kritisirt wird; auch im sonst so gemüthlichen Wien zeigen sich die ersten Symptome jener unseligen Epidemie, welche viele, viele Opfer fordert — die an Langeweile sterben. Und wie wird es drum gepriesen! Wie glücklich ist es jetzt, seitdem es aus der Zwangsjacke der Kindlichkeit und Frömmigkeit heraus- und in den modernen Schlafrock norddeutscher Bildung und Fadheit hineingefahren ist! Nun muß es eine Weltstadt werden!"

So der Verfasser! Stillschweigend zählt er sich zu den Personen, die im großen Wien jahrelang an Langeweile dahinsterben. Sein Verkehr mit Menschen erstreckt sich auf eine Sorte fadenscheiniger Existenzen, wie sie in Wien wie in Berlin zu Tausenden herumlungern mögen. Wovon er vier Jahre lang lebt, das erzählt der Verfasser nur obenhin, indem er einer kleinen Bureauanstellung Erwähnung thut. Als Herr „von" natürlich durchstreift er die Donaustadt, seine Erlebnisse aber sind Elend — Elend — Elend, — Jammer — Jammer — Jammer, großer wie kleiner. Seine Seele ist vergiftet, der Faustnatur ist durch die schlammige Existenz der hochstrebende Drang genommen: kein Wunder, daß dieser Natur ein frommer Pater aus dem Labyrinth hilft. Der Verfasser kehrt zurück in die Heimat, ohne etwas erreicht zu haben, er söhnt sich mit seiner Mutter aus und tritt wieder in seine vormalige Stellung ein. So das Bruchstück „Aus dem Leben eines Unbekannten".

Menschen, deren tiefere Natur Scrupel auf Scrupel häuft, deren unfaßbarer Drang nach Phantomen jagt, werden das Buch nicht ohne Interesse lesen. Wie viel Barockes und Seltsames auch hier und da eingestreut ist, der Verfasser gibt sich als einen warmfühlenden Menschen, dem man immerhin gern zuhören kann. Nur weshalb er die vielen Mottos aus dem „Narciß" zum besten gegeben, ist uns unerklärlich. Oder ahnt er nicht, daß er mit der Weltanschauung eines Narciß nichts

gemein haben darf! Der Verfasser legt seinem Buche selbst einen didaktischen Zweck bei. Wir haben deswegen nicht mit ihm zu rechten und belegen diesen Zweck ohne irgendeine Randglosse mit einem Abschnitt aus seinen Schlußworten: „... Jetzt aber muß ich Abschied nehmen von dir, geliebter Leser! Du bist mir gefolgt durch diese lange Erzählung, in welcher ich zeigen wollte, daß alle irrigen, vom einzig wahren Glauben abweichenden Lebensansichten durch das Leben selbst widerlegt werden, und daß Gottes Hand nirgends deutlicher erkannt werde als in der Harmonie zwischen Gesinnung und Schicksal!“

Die letzten Worte des soeben besprochenen Buchs drücken schon eine didaktische Richtung aus, die vorzugsweise als eine religiöse ausgelegt werden möchte. Doch tritt sie dort noch sehr verhalten auf, und wir möchten dem Landsteiner'schen Buche auch nicht gerade eine solche ausschließlich unterschieben. Es ist dazu noch zu viel eigentlich Socialistisches in ihm enthalten, und der Verfasser will auch sein Buch nicht à tout prix als ein der Innern Mission dienstbares angesehen wissen. Es ließe sich auch schwer sagen, ob die Innere Mission das Buch mit Nutzen verwenden dürfte. Eine ausgeprägtere didaktisch-religiöse Richtung indeß finden wir in den nachfolgenden drei, doch mit der Maßgabe, daß sich das zunächstfolgende den drei bisher besprochenen, die jedes in seiner Weise belehren wollten, und den noch später folgenden zwei gegenüber als ein vermittelndes anschließt. Dieses betitelt sich:

4. Innere Wege. Von Adele von Schkopp. Berlin, Evangelische Buchhandlung. 1860. 8. 1 Thlr.

Eine weibliche Feder hat die „Innern Wege“ aufgezeichnet. Was versteht man unter „innere Wege“, wenn sie als Titel novellistischer Arbeiten auftreten? Doch sicherlich Erzählungen, in denen der psychologische Theil den eigentlich unterhaltenden überwiegt. Aus weiblicher Feder dürfen wir eine große, starke psychologische Anlage und Vertiefung der Charaktere nicht erwarten. Auch Adele von Schkopp bietet sie uns nicht. Wenigstens wollen wir den psychologischen Theil ihrer vier Erzählungen keineswegs so tiefeingreifend erachten, um seinetwegen die Bezeichnung „Innere Wege“ als gerechtfertigt zu finden. Nun aber, wahr bleibt es doch, die Dame hat uns ein sehr leserliches, warm geschriebenes Buch geliefert, sehen wir von Einzelheiten ab, in denen an Stelle des Zufalls jedesmal der „Herr aller Herren“ als deus ex machina in die Geschichte eingreift. Wir werden dem entsprechend die „innern Wege“, also die Führung des Menschen, sein Wohl und Wehe, sein Wollen und Können nicht als aus der Natur eben dieses Menschen entspringend, sondern als eine Wirkung der göttlichen Gnade anzusehen haben. Darüber nun, wie schon oft gesagt, sind die Menschen verschiedener Ansicht; es hat aber jedenfalls etwas für sich, einer weiblichen, sich rückhaltlos an dieses Princip der göttlichen Gnade hingebenden Natur wie der der Verfasserin zu begegnen. Von ihren vier Erzählungen hat uns die letzte: „Die Freundinnen“, obschon sie nur „für junge Mädchen“ bestimmt ist, am meisten gefallen. Einzelnes darin ist äußerst fein und sauber skizzirt, anderes freilich, doch natürlich nur vom Gesichtspunkte eines dreißigjährigen Mannes, zu zärtlich und gefühlselig durchgeführt. Ihren wirklich schönen (man gestatte uns hier dieses eigentlich zu allgemeine Attribut) Blick fürs Leben bewährt die Verfasserin auch in der ersten Geschichte: „Eine Alltagsgeschichte.“ Seltsam, daß sie die Männer tiefer, inniger schildert als die Frauen und Mädchen! Oder sind die Männer darum eben nur nach einer bestimmten Schablone geschildert? „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen“, ist ein Titel, der zu einer der Geschichten paßt, weil er darübersteht, sonst könnte auch diese ebenso gut eine „Alltagsgeschichte“ heißen. Wir halten diesen „Bau des Herrn“ nicht gerade für mustergültig, ohne damit eine Frivolität sagen zu wollen, wenigstens hätte sich die Verfasserin weit kürzer fassen sollen. „Vater und Sohn“ endlich, ein Stück aus der französischen Kaiserzeit, liest sich nicht unangenehm, bietet auch manche feine Züge; doch möchte einer Dame zur psychologischen vollen Darstellung eines Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn aus demselben Grunde das Zeug fehlen, wie dem Manne zur Schilderung des seelischen Verhältnisses zwischen Mutter und Tochter.

---

5. Bilder aus dem Alltagsleben. Von Auguste Sievert. Halle, Mühlmann. 1860. 8. 7½ Ngr.
6. Gertrud. Eine Erzählung von Auguste Sievert. Halle, Mühlmann. 1860. 8. 15 Ngr.

Mit diesen beiden Arbeiten ein und derselben Verfasserin stehen wir auf dem Grunde jener oben schon berührten religiösen Literatur. Die Verlagsartikel der Mühlmann'schen Buchhandlung athmen zum großen Theil ein und denselben Geist, sie dienen der Innern Mission. So auch die genannten. Indeß ist es immer ein eigen Ding mit den geehrten Damen, die sich sans façon der Innern Mission anschließen. Damen sind nun einmal Damen, oder etwas derb deutsch, aber ohne böswillige Nebengedanken ausgesprochen, Weiber sind nun einmal Weiber, und das Weib ist so sehr auf das Detail des Lebens angewiesen, daß es den hohen Begriff, der der Innern Mission von ihrer rein culturhistorischen Seite innewohnen kann, nicht festzuhalten und durchzuführen vermag. So geht es denn auch meistens in den Büchern dieser Damen. Wie sehr sie auch gegen ein Leben ohne religiösen Hintergrund protestiren, sie können sich doch nicht enthalten, in ihren Glauben einen Haufen der allerirdischsten Dinge hineinzupacken. So wird sich eine schreibende religiöse Dame von dem Gedanken an das „Glück“ in seiner gewöhnlichsten und unreligiösesten Bedeutung kaum losmachen können. Gehört zum durchaus religiösen Leben vielleicht eine Liebe, die wie im Lustspiel trotz alledem mit der Heirath endet? Ach ja! Vielleicht ein hübscher, sauberer, guter, carrièremachender Mann? Ach ja! Vielleicht ein Haufen blondgelockter Kinder, die aller Welt Freude machen? Ach ja! Kinder, die sich wieder durchaus ehrenvoll verheirathen? Ach ja! Eine behäbige Existenz? Ach ja! Genug, wir könnten noch ein Dutzend solcher „Ach ja“ niederschreiben, und die Damen würden uns ansehen und — nicht verstehen. Auch Auguste Sievert würde es kaum zugeben, daß dies ein leiser Vorwurf für ihr Princip sei: wenn es komme, wie es kommen soll oder wie man es den irdischen Begriffen von Glück gemäß wünscht, so sei der Herrgott leicht zu loben. Wir wollen aber darum doch die Anspruchslosigkeit der Verfasserin anerkennen. Freilich darf diese Anspruchslosigkeit nicht so weit gehen wie in dem ersten ihrer beiden Bücher, den „Bildern aus dem Alltagsleben“, in dem zwar vom Alltagsleben sehr viel die Rede ist, die Bilder aber all und jedes poetische Interesse vermissen lassen. Wir zweifeln, daß sich unter den naiven Schriftstellerinnen viele finden möchten, die aus dem vollständigen Nichts des alltäglichen Lebens so naiv eine Geschichte machen möchten, wie dies Auguste Sievert gethan.

Die zweite Geschichte, „Gertrud“, verspricht schon ihrem Aeußern nach mehr und hält auch in der That mehr. Man begegnet da doch irgendwelcher Verwickelung; die Titelheldin ist sogar mit einem gewissen Aufgebot von psychologischem Scharfsinn angelegt. Worin liegt nun aber die Originalität der weiblichen Erscheinung Gertrud's, daß sie einer längern Erzählung von 180 Seiten den Namen geben dürfte? Bescheidenerweise müssen wir eingestehen, das nicht zu wissen. Einen Geliebten verlieren, weil man sich mit ihm nicht glaubt verständigen zu können, und ihn doch hinterdrein noch heirathen, nachdem des Geliebten erste Gattin das Zeitliche gesegnet hat, das gehört freilich zu jenen ewig alten und ewig neuen Geschichten, aber etwas tiefere psychologische Motive sind jedem Leser willkommen, wenn er an diesen alten neuen Geschichten neuen Reiz entdecken soll.

Noch ein eigenthümliches Buch liegt vor uns. Es hat mit den vorgenannten wenig oder gar nichts gemein, und doch glauben wir es nicht ohne Unrecht an diesen Schluß setzen zu dürfen. Es heißt:

7. Erlebnisse auf dem Gebiete der Strafjustiz und der Innern Mission. Von A. Freiherrn von Seld. Halle, Mühlmann. 1860. 8. 22½ Ngr.

Strafjustiz und Innere Mission! Aber welche Strafjustiz! Welche Innere Mission! Da ist nichts von Sentimentalität oder schönrednerischen Phrasen über das Elend der Menschheit zu finden. Dafür aber der praktische Sinn, der alles das thun will, von dem andere meist nur reden. In der Zerfahrenheit, mit der auf 250 Seiten 24 verschiedene Geschichten erzählt werden, und zwar ohne allen schöngeistigen Schmuck und Prunk, kann natürlich das rein künstlerische Element nicht zur Vertretung kommen. Ja offen gestanden, vom künstlerischen Standpunkte darf man Baron Seld's Geschichten nicht betrachten, will man nicht mehr als einmal empfindlich enttäuscht werden. Da sind Geschichten wie „Der Jude" oder „Der Pferdedieb", für die „gräßlich" und „greulich" nur die geeigneten Prädicate sind. Aber die Wirklichkeit ist nur zu oft gräßlich und greulich, und mehr als aus dieser Wirklichkeit seine Erlebnisse prunklos herauszugreifen, will ja Baron Seld auch nicht. Haben wir es mit einem wettergebräunten Gesicht und einer derben Natur zu thun, nun so versteht es sich von selbst, daß diese Natur, wenn sie zur Feder greift, nicht mit zimperlichen Sätzen um sich wirft. Aber hinter diesem wettergebräunten Gesicht leuchtet ein warmes Gefühl für die Leiden der Menschheit, und weil sich Baron Seld, der bekannte Baron Seld setzen wir hinzu, mit seinen aus uneigennütziger Liebe zur Menschheit geschöpften Erlebnissen auf dem Gebiete der Strafjustiz und der Innern Mission etwas zugute thun kann, deshalb wollen wir nach dem ästhetischen Werthe seines Buchs nicht weiter fragen, sondern nur die freundlichen Worte und den warmen Händedruck vermerken, die und den er aus uneigennützigem Triebe schon vielen Strafgefangenen zur Beruhigung geboten hat. **Emil Müller-Samswegen.**

Brehm's „Leben der Vögel".

Wie man es oft genug den Astronomen nachgesagt hat, daß sie über den Berechnungen ihrer Wissenschaft jener warmen Begeisterung und Andacht verlustig gingen, mit welcher der Laie seinen staunenden Blick zu den himmlischen Heerscharen erhebe, ein ähnlicher Vorwurf wird wol auch von nicht wenigen gegen die an Tiefe und Umfang von Tag zu Tag wachsenden Naturwissenschaften überhaupt erhoben. Man bedauert, daß da, wo man früher im ahnungsvollen Halbdunkel des Mysteriums andächtig schwärmen konnte, jetzt nur noch für das Auge des scharfblickenden Verstandes von dem nimmer rastenden Eifer der Forscher helles Licht verbreitet ward, daß dieses Licht nur leuchte, nicht aber auch erwärme.

Auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Literatur wird es nun gewiß nur wenige Schriften geben, welche geeignet wären, die Grundlosigkeit derartiger Vorwürfe so überzeugend nachzuweisen, als das Buch, welches vor kurzem unter dem Titel erschien:

Das Leben der Vögel. Dargestellt für Haus und Familie von A. E. Brehm. Glogau, Flemming. 1861. Ler.-8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Schon der Gegenstand des Buchs also ist freilich auch das Poetischste, was es neben dem Menschen in dem weiten Bereiche der Schöpfung nur gibt, der Vogel mit seinem goldenen Farbenspiel, seinem süßen Lied für Leid und Freud, dem kühnen Flug seiner Schwingen, der ihn am weitesten zu erheben vermag über das unvollkommene Stückwerk der Erde, am nächsten hin zu dem ewigen Sitze der Götter. Und von dieser Poesie ist der Verfasser durchdrungen bis in das Tiefinnerste seines Herzens; darauf deutet nicht etwa nur der Umstand hin, daß er einem jeden Kapitel zum Theil ein unsern besten Dichtern entlehntes, immer aber treffend und sinnig gewähltes poetisches Motto vorsetzt, nein, von welchem Bürger des großen Vogelreichs er auch immer sprechen mag, sei es von dem alltäglichsten, aber auch treuesten Begleiter des Menschen, von dem Sperling, bis hin zu dem gewaltigen Könige der Lüfte, dem Adler, überall tönt es uns wie ein liebliches, oft tiefergreifendes Lied entgegen, gesungen zum Preise der befiederten Mitbewohner unsers Welttheils.

So willig er aber auch dem Schwunge seiner Phantasie und dem Zuge seines von warmer Liebe für die Vogelwelt erfüllten Gemüths folgt, nie vergißt er darüber den strengen Forderungen der Wissenschaft Rechnung zu tragen, und an mehr als einer Stelle läßt er es deutlich erkennen, mit welchem gerechten Stolze ihn das Bewußtsein erfüllt, ein Forscher zu sein, dessen alleiniger Wahlspruch die inhaltsschweren Worte sind: „Forschen ist seliger als Glauben." Ebendaher steht er bei den meisten seiner Mittheilungen auf eigenen Füßen, ohne es jedoch zu verschmähen in der Besprechung derartiger Gegenstände, von deren Wahrheit er sich nicht mit eigenen Augen überzeugen konnte, anerkannten und namentlich angeführten Autoritäten zu folgen. War ihm doch solche Selbständigkeit mehr als manchem andern durch die Gunst seines Schicksals erleichtert, das ihn auf langjährigen Reisen gerade in solche Länder führte, die ihm die reichste Ausbeute für seine Wissenschaft gewährten, wie z. B. Frankreich, Spanien, Norwegen, Afrika und hier wiederum vorzugsweise Aegypten.

Der Gesammtinhalt des Buchs zerfällt in sechs Abschnitte, von denen die beiden ersten das leibliche und geistige Leben der Vögel behandeln, also Körper, Bewegungen, Stimme, Entwickelung, Charakter, Natur- und Kunsttrieb, Verstand und Gemüth. Der dritte Abschnitt führt uns ihre Heimat und ihren Beruf vor, während sich der vierte mit ihrem häuslichen und geselligen Leben beschäftigt. Besonders reich an allgemein beherzigenswerthen und zu tieferm Nachdenken anregenden Betrachtungen ist der fünfte Abschnitt, der sich das Verhalten der Menschen zu den Vögeln zur ausschließlichen Aufgabe gemacht hat. Der sechste Abschnitt, der den Schluß des Ganzen bildet, gibt in 50 Lebensbildern eine überaus anziehende Schilderung der interessantesten Vögel, bekannter und unbekannter, kleiner und großer, einheimischer und fremder.

Um aber zugleich eine Probe der frischen und lebendigen Schreibweise des Verfassers zu geben, sei es gestattet, gleich aus dem ersten dieser Lebensbilder, dem „Grauen Geier", einen Theil vorzuführen, und ob wir schon mehr auf gut Glück als nach längerer und ängstlicher Wahl gerade dieses Stück mittheilen, ja obgleich der Anfang mehr nur für starknervige Naturen besonders anziehend sein dürfte, sind wir doch überzeugt, daß ein jeder unparteiische Leser schon in diesem kleinen Bruchtheile die vorstehend gerühmten Vorzüge des Buchs finden wird. Der Verfasser erzählt:

„Auf einer dürren, pflanzenlosen Ebene am Fuße des Gebirgs liegt ein verendetes Säugethier. Es ist äußerlich noch unversehrt; aber der Leichnam zeigt, daß die Verwesung im Innern des Leibes ihr Werk schon begonnen hat. Die Todtenstarre ist vorüber, die Augen liegen tief in den Höhlen, die Oberhaut löst sich bereits hier und da, aus Mund und Nase fließt eine übelriechende Flüssigkeit. Im Innern der Höhlen gärt und braust es, die Stoffe verlassen ihre alten Verbindungen, um neue einzugehen; freigewordene Gase haben den Leib hoch aufgetrieben und streben nach außen, um ihren giftigen Hauch weithin zu verbreiten.

„Da erscheint noch am frühen Morgen ein Rabe über den nächsten Bergesgipfeln. Sein scharfes Auge erspäht schon von weitem das Aas; er schreit und nähert sich mit raschern Flügelschlägen, kreist einige mal um das gefallene Thier herum, senkt sich dann herab und betritt, die spitzen Schwingen zusammenlegend, in nicht allzu großer Entfernung von demselben den Boden; hierauf nähert er sich ihm rasch und umgeht es mehrere mal mit bedächtigem Spähen. Bald folgen noch einige Raben seinem Beispiel nach; aber auch andere Vögel finden sich ein.

Ein im Gebirge hausender Steinadler schießt sausend erdab und hüpft dem auch ihn anziehenden Fraße zu; ein Gabelweih zieht seine Kreise über demselben; mehrere schmuzige Aasgeier umschweben es bereits in sehr geringer Höhe. In Afrika finden sich auch wol Kropfstörche zu solcher Mahlzeit ein.

„Aber noch fehlen die Vorleger der Speise. Das Aas ist noch zu frisch, als daß es die sich regelmäßig zum Schmause einfindenden Hunde der nächsten Gehöfte gewittert haben könnten, und für die Geier ist es noch zu früh am Tage. Allerdings nagt die zuerst angekommene Gesellschaft hier und da an einigen Körpertheilen des gefallenen Thieres herum, allein die dicke Lederhaut desselben ist ihnen viel zu fest, als daß sie sich größere Bissen abreißen könnten; nur das eine, nach oben gekehrte Auge ist von einem Aasgeier aus seiner Höhle gezogen und verzehrt worden. Doch kommt die Zeit, in welcher auch die großen Geier auf Nahrung ausfliegen, allmählich heran: es ist 10 Uhr geworden; sie haben nun ausgeschlafen und ausgeträumt, und einer nach dem andern verläßt seinen Schlafplatz, nachdem er vorher sein ganzes Gefieder geordnet und geputzt hat. Zuerst streichen sie niedrig längs dem Gebirge hin; da sie aber nichts Genießbares dort ersehen können, steigen sie im Aether empor und ziehen hier in einer dem menschlichen Auge fast unabsehbaren Höhe ihre Kreise weiter. Einer folgt dem andern, steigt und fällt mit ihm, wendet sich, wie er, nach dieser oder nach jener Seite. So langen ihrer 30 in der Nähe des Aases an.

„Da gewahrt einer der Gesellschaft das Gewimmel in der Tiefe und läßt sich alsbald in Schraubenwindungen ein wenig herab, die Sache näher zu untersuchen. Sein unglaublich scharfes Auge gibt ihm bald ein klares Bild; er erkennt, daß er das Gesuchte gefunden hat. Jetzt zieht er die gewaltigen Flügel ein und überläßt seinen Körper den Wirkungen der Schwere. Sausend stürzt er mehrere hundert Fuß herunter, dann breitet er rasch seine Schwingen halb wieder aus, um nicht zerschmettert zu werden, wie es bei so hohem Fall unfehlbar geschehen würde. Schon in ziemlicher Entfernung vom Boden streckt er auch die Ständer lang aus und gibt seinem Fall eine schiefe Richtung nach vorn.

„Diesem ersten Ankömmling folgen alle übrigen großen Geier rücksichtslos nach; solange sie auf dem Aase sitzen, stört sie nichts mehr; selbst ein ihnen sichtbarer Jäger vertreibt sie nicht. Man hört jetzt alle Minuten lang das sausende Geräusch der herabstürzenden Geier, von deren Vorhandensein man vorher gar keine Ahnung hatte; denn auch das schärfste Auge nimmt die 9 Fuß klafternden Vögel in der unschätzbaren Höhe ihres Flugs nicht einmal als Pünktchen wahr!

„Sogleich nach Ankunft am Boden eilen die unbeschreiblich gierigen Vögel mit wagerecht vorgestrecktem Halse, erhobenem Schwanze und halbausgebreiteten, schleppenden Flügeln auf das Aas zu. Das kleinere Gesindel macht mit Ehrfurcht Platz; die etwa hinzukommenden Hunde werden mit furchtbaren Schnabelhieben empfangen und, so sehr sie auch knurren und die Zähne fletschen, zu schleunigem Rückzuge gezwungen. Die starken Raubvögel bleiben unbestritten Herren des Gebiets: dennoch aber entsteht unter ihnen selbst noch ein Gewimmel, Streiten, Zanken und Arbeiten, welches man gesehen haben muß, wenn man sich eine Vorstellung davon machen will. Zwei bis drei Schnabelhiebe zerreißen die Lederhaut des Aases und verschaffen den eingepreßten Gasen einen Ausgang; dann machen sich die starkschnäbeligen Geier eifrig über die Muskellage her, während die leichter bewaffneten Arten ihren langen Hals, so weit sie können, in die Höhlen einschieben, um die Eingeweide herauszufressen. Um zu Tage geförderte Därme wird wüthend gekämpft. Beständig kommen hungrige Geier frisch hinzu und stürzen sich unter die bereits Schmausenden, um sie womöglich von der köstlichen Tafel zu vertreiben. Das gibt dann wieder neuen Kampf, neues Lärmen, Beißen und ingrimmiges Gezwitscher; denn nur die bereits Gesättigten verlassen gutwillig das Mahl. Die schwächern Gäste sitzen, während die großen Herren beim Speisen sind, entsagend um die Gruppe herum, sind aber höchst achtsam auf den Hergang, weil sie wissen, daß ihnen von jenen doch zuweilen ein Bröcklein zugeworfen wird, natürlich ohne deren Willen, blos in der Hitze des Gefechts.

„Ein kleines Säugethier wird von dieser freßwüthigen Tischgesellschaft in wenig Minuten vollständig aufgezehrt; sogar von einem Rinde oder Kameel bleibt nach einer Mahlzeit wenig übrig. Die Gesättigten entfernen sich nur mit Widerstreben, wenn sie gleich 3—4 Pfund Fleisch im Kropfe haben sollten. Gewöhnlich laufen sie nicht weit weg, sondern bleiben schon nach wenig Schritten sitzen, um die Verdauung im Kropfe in träger Ruhe abzuwarten. Erst nach dieser fliegen sie zur Tränke, bei welcher sie dann gewöhnlich ebenfalls lange verweilen. Der Heimweg wird in den mittlern Nachmittagsstunden angetreten."

Wenn nun aber das Gelingen eines jeden Werks nicht nur von dem Fleiß und der Geschicklichkeit seines Urhebers abhängt, sondern dieser stets auch auf die Macht des Glücks angewiesen ist, so kann sich unser Verfasser wahrhaftig einer ganz besondern Gunst rühmen, in der er bei dieser oft so capriciösen Dame zu stehen scheint. Denn abgesehen davon, daß sie ihm einen Verleger zuführte, der keine Kosten gescheut hat, um das Buch auf das würdigste auszustatten, nein, er hat ihr auch Künstler, einen Georgy, Robert Kretschmer, Bädecker, Illner, zu danken, die auf 24 in Farbendruck hergestellten Abbildungen zum Theil wahrhafte Kunstwerke lieferten, wie z. B., um nur eins und nach unserer Ansicht allerdings das gelungenste hervorzuheben, die von Georgy gezeichneten „Schwäne am Weiher" jeder Bildersammlung zur schönsten und werthvollsten Zierde gereichen würden. Diesen Abbildungen sind übrigens noch drei Tafeln in gleichem Farbendruck beigefügt, welche 56 verschiedene Arten von Vogeleiern darstellen.

Möchte es uns durch vorstehende Worte gelingen, die Aufmerksamkeit recht vieler Leser Brehm's Buche zuzulenken. Auf das festeste sind wir davon überzeugt, daß sie alle im Geiste mit uns dem Verfasser dankbar die Hand drücken werden, der es verstanden hat, unserm Verstande ebenso wie unserm Herzen durch sein Werk einen so reichen und nachhaltigen Gewinn zu sichern.

Paul Möbius.

Zur Kenntniß der Alpenwelt.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dargestellt von H. A. Berlepsch. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Leipzig, Costenoble. 1861. Lex.-8. 3 Thlr. 26 Ngr.

Das schöne Wort Herder's:

> Gedankenvoll, verstandvoll ist die Schöpfung,
> Ein großes Herz, das Wärm' in alle Adern,
> In alle Nerven Glut der Fühlung gießt,
> Und sich in allem fühlet..... —

kommt als eine „Wahrheit" nirgends mehr zu unserer Anschauung und wird nirgends verständlicher, als im Angesicht der schweizerischen Hochalpen! Allmächtiger Wille und allumfassender Verstand prägen sich nirgends eindringlicher und ergreifender aus als vor diesen Gebilden vieltausendjähriger Wirkungen: Krystallisationen, Niederschläge, Hebungen, Senkungen, Ablagerungen der „gesetzmäßig" wirkenden Naturkräfte! Eben dies „Gesetzmäßige" aber zieht den Geist immer wieder zu der Betrachtung dieser Gebilde hin, und selbst wenn sie nicht so schön wären als sie sind, ihre „Gesetzmäßigkeit" allein würde den Menschengeist stets zu ihrer Erkenntniß, zu erforschender Bewunderung drängen und ihr ein unerschöpflicher Stoff sein!

Der Verfasser des vorliegenden trefflichen Werks hat es uns zu seiner Aufgabe gemacht, die Gesetzmäßigkeit dieser Bildungen zu ergründen und klar zu machen, und er thut dies aus einer Fülle gründlichster Kenntniß, wie sie selten angetroffen wird. Steht er nun auch mit diesem Wissen hoch über dem gewöhnlichen Dilettanten, dem Touristen, so nimmt er doch stets Rücksicht auf den Standpunkt eines solchen und bietet ihm die Anknüpfungspunkte für die Erweiterung und die Berichtigung seiner

mangelhaften Wissens. Seine Arbeit nimmt daher eine Mittelstellung zwischen der streng wissenschaftlichen Aufgabe und den Zielpunkten des geologischen Touristen ein und bietet nach beiden Seiten hin Genuß und Befriedigung. Er construirt uns das Alpengebäude nach wissenschaftlichem Plane; aber er zeigt uns auch die Resultate, die Thatsachen, in welchen dieser Plan sich unsern Sinnen kund gibt; er zeigt uns ihre Schönheit, hin und wieder selbst in werthvollen Illustrationen oder in poetischen Ergüssen, zu welchen sie Anlaß geben. Indem er auf diese Art die Trockenheit des Lehrsystems vermeidet, wird er uns zu einem stets willkommenen Führer in diesem großen Bauwerk der Natur, der unsere Phantasie anregt und das eigene Nachdenken des Beschauers erweckt, befeuert und unterhält.

Kein Land wird mit so völlig heterogenen Reisezwecken besucht wie die Schweiz. Der eine reist dahin, um sich an der Erhabenheit ihrer Natur zu erquicken, der andere, um den Comfort ihrer Gasthäuser und Pensionen zu genießen; der um Gesellschaft zu suchen, jener um allein zu sein; ein dritter besucht die Schweiz, um einen kühlen Sommer, im Winter um einen milden Winter zu finden; Frederike Bremer reist dahin, weil sie hier das reinste evangelische Wort auf ihren Kanzeln zu vernehmen hofft; ein anderer, um sich an frischer Butter und Milch zu erfreuen; ein siebenter, um im August Gletscher zu sehen und im Schnee zu waten; ein achter, um die schönen Luzernerinnen zu bewundern, das Alpenglühen zu sehen oder die berühmten Erziehungsanstalten für Gouvernanten kennen zu lernen u. s. w. Nun denn, allen diesen Zwecken hat ein Beschreiber der Schweiz Rechnung zu tragen, was eben nicht leicht ist. Unser Autor faßt vor allen Dingen die Naturseite der Schweiz auf. Er legt uns zunächst den Grundbau der Alpen auf 20 Seiten deutlich vor Augen. Im weitgestreckten Halbbogen durchziehen die Alpen das südliche Europa, fern hinausragende Landzungen nach Süd, West und Ost von sich ausstrahlend, Iberien, Italien, Griechenland, in sich selbst aber den Centralsitz jener großen Erdrevolutionen bergend, die diese Länder bildeten. Mag dieser Bildungsherd des europäischen Südens auch nur etwa den fünften Theil von dem Umfange des Himalajagebirgs einnehmen, die Naturwirkungen in ihm sind kaum minder kolossal als in jenem.

Diesem Herde nähert er sich nun Schritt für Schritt von dem nördlichen Flachlande her, zeigt uns die Erscheinungen erst des Molassegebiets, dann das der Eocenbildungen, Flysch, Nummulitensand, Kalk; hierauf die Kreidegebilde, Jurakalk, mit dem das Hochgebirge beginnt und mit dem die neptunischen Formationen schließen; endlich die Schieferalpen und deren Uebergang in die granitischen Centralmassen, dem Werke plutonischer Erhebung, welches die Culturgeschichte Europas bedingte, indem es sein Klima und sein Quellengebiet feststellte. Welch großes und doch faßliches Bild gewährt diese Darstellung — die physische Natur Europas und seine geistige Bestimmung, wie werden sie unserm Nachdenken in ihren Gegensätzen klar dargelegt und nahe gebracht! Welchen Blick werfen wir in die Schöpfungsoperationen der Natur, die standhaft nach einer Idee erst die Stoffe bewegt, um dann den Geist daraus zu entwickeln.

Nach dieser trefflichen Einleitung beschäftigen sich die folgenden Abschnitte mit den Einzelheiten jenes großen Bauwerks der Natur.

> Was uranfänglich ist, das ist auch unanfänglich,
> Und Unanfängliches nothwendig unvergänglich —

sagt Rückert, und ihm gilt der Granit für unanfänglich. Der Verfasser belehrt uns anders. Auch der Granit war ein flüssiges Gebilde, das durch Krystallisation Verschiedenartiges nebeneinander ausschied; die Chemie hat dies an dem Experiment mit dem Kochsalz und dem Salpeter nachgewiesen. Granit und Gneis sind dasselbe Compositum, nur das Mischungsverhältniß ist ein anderes. Auch der Granit verwittert, wie Grimsel und Sidelhorn nachweisen. Den Bergstürzen, den Karrenfeldern, den erratischen Blöcken, der Nagelflue sind hiernächst besondere Kapitel gewidmet, an anziehenden Nachweisen so reich wie die folgenden Abschnitte über die Bergbewaldung. Nebelbilder, Wetterschießen, das Hochgewitter, der Schneesturm, der Wasserfall, die Lauine, alle diese Erscheinungen, zum Theil illustrirt, füllen hiernächst besondere Kapitel auf das anziehendste aus. Es ist nicht jedem bekannt, daß und warum man mitten im stärksten Gewitter völlig unverletzt verweilen kann. Schlimmer ist die Situation zwischen zwei Gewittern, oben und unten oder an beiden Seiten; aber auch eine solche hat Referent selbst auf dem Pic du Midi einmal ohne Verletzung bestanden. Zuweilen werden hierbei ganz kurze Schläge wie Schüsse ohne Nachhall gehört; meistens aber vernimmt man nur ein Geräusch, wie von klappernden Nüssen.

Die Gletscher nehmen ein ausführliches Kapitel ein, das zu den lehrreichsten dieses Werks gehört und keine wesentliche Beziehung außer Acht läßt; die Laue, Lauwe, Lauine, in Tirol „Lähne", in Rhätien Lavigna, niemals aber Lawine im Gebirge genannt, bildet einen ebenso interessanten Abschnitt; erstaunlich sind z. B. die Wirkungen, welche der Verfasser von dem der Lauine vorangehenden Luftdruck in einzelnen Fällen berichtet und der z. B. stark genug war, in Entfernung einer halben Stunde die Kuppel der Klosterkirche von Dissentis niederzuwerfen.

Zu den interessantesten Abschnitten gehören ferner: das Alpenglühen, Ursachen und Bedingungen der Bildung dieses schönen Schauspiels; die Alpenpässe und die Hospitien, Geschichte und Thaten derselben, von welchen wir nur bemerken wollen, daß das Simplon-Hospiz jährlich zwischen 10—12000, das Bernhard-Hospiz aber zwischen 16—20000 Wanderer aufnehmen soll (?), während selbst das arme Gotthard-Hospiz deren 10000 aufnimmt, daher es denn Pestalozzi's Zuruf:

> So stehe denn, du schöne Gotteshütte.
> Du Bergpalast vor allen groß und theuer,
> Auf deinem Herd erlösche nie das Feuer! —

wohl verdient. Allein so anziehend alle diese Kapitel auch sind, an Interesse werden sie alle von dem Abschnitt „Alpenspitzen" doch übertroffen. Die Frage: Was will, was soll der Mensch da oben? beantwortet der Autor mit Tschudi's schönem Wort: „Es ist das Gefühl überlegener Geisteskraft, das ihn treibt, die Schrecken der Materie zu überwinden; es ist der Reiz des unendlichen Vermögens des intelligenten Willens über den Widerstand des Staubes... es ist vielleicht die Sehnsucht des Herrn der Erde, auf der letzten überwundenen Höhe im Ueberblick der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine freie That zu besiegeln." Die Besteigung sehr hoher Bergspitzen, nicht immer gleich lohnend, ist stets ein kostspieliges Unternehmen. Die Ersteigung des Montblanc mit den reglementmäßigen vier Führern kostet gegen 1000 Francs. Am frühesten unter allen wurde der höchste Gipfel Europas, der Montblanc, 14800 Fuß hoch, erstiegen, 1786 von Dr. Paccard aus Genf; viel später, 1804, ward die Ortlerspitz auf Veranlassung des Erzherzogs Johann, dann die Jungfrau 1811 von Gebr. Meyer aus Aarau, zuletzt von Studer aus Bern 1842 erstiegen. Alle übrigen Ersteigungen sind spätern Datums: das Finsteraarhorn ist 1846 zum ersten und letzten mal von Sulzer aus Basel, die Schreckhörner sind niemals erstiegen, denn die Ersteigung Anderson's 1857 wird mit Recht bezweifelt und frühere Versuche misglückten stets; das Wetterhorn galt lange für unersteigbar, 1844 ward der südlichste Gipfel, das Rosenhorn, von Dollfuß und Desor erreicht. Der Monte-Rosa ist in seinen niedern Gipfeln, deren er neun hat, 1819 von Vincent, 1820 von Zumstein erreicht; die höchste Spitze, das Gornerhorn, erreichte erst der Engländer Smith 1855. Aehnlich verhält es sich mit dem Tödi und andern Spitzen.

Der Verfasser berichtet dann von den Mühsalen solcher Unternehmungen, interessanten Noth- und Rettungsfällen, dem Verschwinden der Gebrüder Leonard auf dem Griesgletscher, des Dr. Bürstenbinder auf dem Oetzthalgletscher, Meuron auf dem Grindelwaldgletscher, von Schneebrücken und Eishängen u. s. w., belehrt uns über die Temperatur auf diesen Gipfeln und zeigt uns endlich diejenigen, deren Ersteigung vollen Lohn gewährt,

wie der Mont-Belan, Bernins und andere, während Jungfrau, Tödi und andere oft zu viel und also nur verworrene Bilder oder gefärbte Ansichten bieten.

Hiermit müssen wir unsere Andeutungen aus diesem bedeutendsten Abschnitt schließen, um noch der nun folgenden „Lebensbilder“ aus der Alpenwelt wenigstens mit einigen Worten gedenken zu können. Das Sennenleben, der Wildhauer, das Alpenhorn, der Geißbub, das Aelplerfest, der Jäger, der Holzschläger und Flößer, endlich das Dorfleben im Gebirge werden uns, meistens gut illustrirt, hier im Detail vorgeführt und mit so sprechenden Zügen geschildert, daß wir auch diesem Theile der Alpenschilderung mit großem Interesse folgen. Wir erfahren, wo der Bär noch anzutreffen ist, nämlich in Wallis und Graubündten, wo deren noch jährlich bis zwanzig erlegt werden, wo man Gemsen am nächsten zu sehen erwarten darf, nämlich auf der Kurfürstenalp über Wallenstad in St.-Gallen u. s. w., was „Ideal“ und was „Wirklichkeit“ vom Sennen-, vom Dorfleben der Alpen ist und wie dies stille und bescheidene Dasein der Aelpler verläuft, um endlich im Begräbniß zu enden. Und hiermit möge denn auch dies Referat unter vollster Anerkennung für den reichen Inhalt dieses vorzüglichen Werks enden, in dem Fleiß der Forschung mit musterhafter Darstellungs- und Vortragsweise Hand in Hand gehen, um einem weiten Leserkreise Genügendes zu bieten und das unsern Lesern in jedem Betracht warm empfohlen zu werden vollen Anspruch hat. 4.

Notizen.

Beethoven.

Das jüngst in Nr. 49 d. Bl. besprochene Werk Robert Waldmüller's: „Wander-Studien“, enthält am Schlusse des zweiten Bandes, wie wir schon anführten, auch interessante Mittheilungen über Beethoven, die zum Theil einem von dem Verfasser in Steiermark aufgefundenen Tagebuch entnommen sind. Sie stammen, wie der Verfasser bemerkt, von der Tochter eines Herrn de Rio, welcher im Jahre 1816 zu Wien einem Erziehungsinstitute vorstand, und sind ohne einen Gedanken an Veröffentlichung geschrieben, gewähren aber, wie der Verfasser weiter bemerkt, „vielleicht gerade in ihrer Formlosigkeit als ein kunstloser und wahrhafter Bericht um so größeres Interesse. Wenn einiges von dem, was die Schreiberin in ihrer bescheidenen Weise erwähnt, nicht neu ist, so wird man doch aus den kleinen Zügen manch guten Einblick in Beethoven's Wesen und Erdenleben erhalten.“ Wenn, wie wir neulich gelegentlich erwähnten, Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten“ erzählt, daß ein Fürst einmal in Wien Beethoven habe zwingen, „körperlich“ zwingen wollen, seinen Gästen etwas vorzuspielen, so erfahren wir aus diesem Tagebuche, wer jener Fürst gewesen. Doch scheint der Vorfall kaum so schlimm gewesen zu sein, als die Erzählung Varnhagen's vermuthen läßt, der dabei von einer „schrecklichen“ Stunde spricht, in welcher, so wenigstens kann man Varnhagen's Worte doch nur verstehen, besagter Fürst gegen Beethoven handgreiflich geworden oder handgreiflich zu werden bereit gewesen sei. In diesem Tagebuche heißt es nämlich: „In heiterer gesprächiger Stimmung erzählte uns Beethoven einmal von der Zeit, welche er bei Fürst Lichnowsky zubrachte. Von der Fürstin sprach er mit vieler Achtung. Er erzählte, wie einst der Fürst, bei dem während der Invasion der Franzosen mehrere dieser Gäste sich befanden, ihn wiederholt nöthigen wollte, ihnen auf dem Klavier etwas vorzuspielen, er sich aber fest geweigert habe, was eine Scene zwischen ihm und dem Fürsten veranlaßte, worauf Beethoven rücksichtslos und plötzlich das Haus verließ.“ Damals oder später äußerte Beethoven gegen die Schreiberin: „Mit dem Adel sei gut umgehen, aber man müsse etwas haben, worin man ihm imponire.“ Ein andermal klagte er über seine ökonomischen Verhältnisse und darüber, „daß man nur für den Schuster, Schneider und Metzger zu arbeiten habe“. Die Ehe war ihm wie jedes gebundene Verhältniß „unangenehm“; ihm erschien es weit „interessanter“, wenn ein weibliches Wesen, „ohne an ihn gebunden zu sein ihm ihre Liebe und mit ihr das Höchste schenkte“; er versicherte auch, er habe noch keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das eine oder andere den Schritt bereut hätte, und von einigen Mädchen, welche er in frühern Zeiten zu besitzen als ein Glück erachtet hätte, habe er in der Folge eingesehen, daß er sehr glücklich sei, daß keine derselben seine Frau geworden. Robert Waldmüller beschäftigt sich dann selbst mit Beethoven's „erotischer Seite“, und bemerkt, daß Ritter von Seifried behauptet habe, Beethoven habe nie in einem Liebesverhältniß gestanden, wogegen ein späterer Biograph Beethoven's, Wegeler, ganz im Gegensatz dazu versichert habe, Beethoven sei nie ohne eine Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen gewesen. Robert Waldmüller untersucht dies nun genauer; wenn er aber anzunehmen scheint, daß zwischen Beethoven und Bettina von Arnim (die er die „schöne“ Schwester Clemens Brentano's nennt, obschon diese „Caricatur von Mignon“, wie Gries sie nennt, wol schwerlich je eigentlich schön war, hierzu war sie zu geistreich) eine Art zärtliches Verhältniß bestanden habe, so täuscht er sich darin sicherlich. Bettina ist viel zu unzuverlässig, um auf ihre Mittheilungen irgend historischen Werth zu legen, und wie wir jetzt genau wissen, kam es ihr gar nicht darauf an, Briefe zu erdichten, die sie für solche ausgab, welche an sie gerichtet worden. Der Verfasser theilt auch ein mühsam versificirtes Sonett Beethoven's mit dem Anfange: „In tiefer Demuth will ich gratuliren“, und der weitern Verszeile: „Verwirkt ist längst mein hartes Erdenleben“, in Facsimile mit, und bemerkt dazu: „Es ist der Hochzeitsgruß Beethoven's an die verlobte Freundin. Wenige Monate vor Bettina's Tode wurde uns die wehmüthige Freude zu Theil, in Teplitz, wo sie Heilung suchte, jenes Gedicht von ihr mitgetheilt zu empfangen. Sie hatte es, um es uns im Original zeigen zu können, von dem Concertmeister Herrn Joachim in Hannover zurückentlehnt, und seitdem befindet es sich wieder in diesen des interessanten Schriftstücks so würdigen Händen. Durch die Gefälligkeit des Herrn Joachim sind wir in der Lage, es hier zum ersten mal nach dem in diesem Augenblick vor uns liegenden Original zu veröffentlichen.“

Soyous' „Geschichte der französischen Literatur im Auslande“.

In Paris bei Amyot erschien soeben in zwei Bänden: „Le dix-huitième siècle à l'étranger. Histoire de la littérature française dans les divers pays de l'Europe, depuis la mort de Louis XIV jusqu'à la révolution française, par *A. Soyous.*“ Wir kennen das Buch nur aus einem Bericht von A. de Circourt in der genfer „Bibliothèque universelle“, und hiernach scheint das dritte Buch des Werks, welches vorzugsweise über Friedrich den Großen und seine „Académie française“ handelt, für uns Deutsche von besonderm Interesse zu sein. Der Berichterstatter in dem genfer Blatte bemerkt, sich wahrscheinlich auf Soyous' Darstellung stützend, über Friedrich den Großen selbst: „Friedrich hat in allen Gattungen geschrieben, von der akademischen Abhandlung an bis zum politischen Pamphlet, von dem komischen Gedicht an bis zur dithyrambischen Ode; aber von allen seinen Hervorbringungen ist seine Correspondenz ohne allen Vergleich ebenso wol die umfangreichste als die gehalt- und geistvollste; sie allein würde für seinen literarischen Ruhm hinreichen; sie allein genügt schon, die Größe seines Genie, das zugleich gewaltsam und gemäßigt war und sich ebenso fähig zeigte, die Gestalt einer Welt zu verändern als in der Organisation eines Regiments oder in dem Reglement einer Schule genügende Beschäftigung zu finden, der Nachwelt vor Augen zu stellen.... Im Französischen zeigt sich Friedrich wahrhaft als Beherrscher der Sprache; er hat seinen eigenen Stil. Freilich ziemlich spät und mit vieler Mühe gelangte er dahin, die Sprache mit Vollkommenheit zu handhaben, den Schwulst wie die Gewöhnlichkeit zu vermeiden und sich klar, scharf und eindringlich auszudrücken; immer aber haftete ihm eine üble Neigung zu der Weitschweifigkeit und den Gewohnheiten des Sophisten an

womit er übrigens seinem Eroberungs- wie Negotiationssinn wunderbar gut zu Hülfe kam." Auf Rußland übergehend bemerkt der Berichterstatter: „Weder in den Erzeugnissen Katharina's noch in denen der Russen und der andern Slawen, die sich seit einem Jahrhundert unserer Sprache zu Schriftwerken bedient haben, darf man Hoheit oder Tiefe suchen. Muthwille, Keckheit, Koketterie, das alles drückt sich darin zum Bewundern aus, aber kein Schriftsteller gelangte zu jener gehaltreichen und kostbaren Eigenschaft, welche die Engländer, die darin vorzügliche Meister sind, mit dem Ausdruck to be in earnest bezeichnen." In den frühern Abschnitten des Werks beschäftigt sich Soyous mit England, Holland und der Schweiz, wo natürlich Rousseau und namentlich Voltaire eine hervorragende Rolle spielen, und im letzten Abschnitt mit den während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Holland, den österreichischen Niederlanden und in England in französischer Sprache geschriebenen Büchern, wie mit denen, welche in Paris erschienen, aber von Ausländern verfaßt wurden. Aus Circourt's Bericht geht übrigens nicht hervor, ob Soyous in seinem Werke die wichtigere Aufgabe zu lösen gesucht habe, nachzuweisen, welche Einflüsse die französische Literatur auf die einheimische Literatur und auf die Geistesbildung und die Sitten der betreffenden Völker gehabt habe.

H. M.

Bibliographie.

Abeken, B., Greifensee. Zwei Theile. Hannover, C. Rümpler. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Alsen, K. v., Aus alten und neuen Tagen. Berlin, G. Reimer. 8. 20 Ngr.

Armand, Sclaverei in Amerika oder schwarzes Blut. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Baudissin, Graf U., Ein Abenteuer auf der Eisenbahn. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen. Altona, Menzel. 1862. 8. 7½ Ngr.

Becker, J., Gedichte. Aus seinem Nachlaß. Leipzig, Wiedemann. 16. 22½ Ngr.

Birnbaum, H., Grundzüge der astronomischen Geographie. Vorlesungen für Gebildete. Mit 29 Holzschnitten. Leipzig, Hinrichs. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Illustrirte Ausgabe mit 14 Holzschnitten nach Zeichnungen von C. Koken, Randzeichnungen von Molthan. Nebst Titelbilde von C. Oesterley, in Stahl gestochen von A. Schleich und Titel in Farbendruck nach Zeichnungen von C. Scheuren. Hannover, C. Rümpler. 1862. Gr. 16. 2 Thlr.

Cassel, P., Hierozoicon. Die Thierwelt in heiliger Schrift, Legende und Sage. I. — A. u. d. T.: Der Schwan in Sage und Leben. Eine Abhandlung. Berlin, Rauh. Br. 8. 15 Ngr.

Cumming, J., Die große Trübsal oder Wie wird's auf Erden kommen. Aus dem Englischen. Nach der 9ten Auflage übersetzt. 1ster Band. Stendal, Franzen u. Große. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Czerwinski, A., Geschichte der Tanzkunst bei den cultivirten Völkern von den ersten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen und 9 alten Tanzmelodien. Leipzig, Weber. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fahne, A., Chroniken und Urkundenbücher hervorragender Geschlechter, Stifter und Klöster. 1ster Band. — A. u. d. T.: Urkundenbuch des Geschlechts Meschede. Mit 1 Ansicht, vielen Siegeln und Wappen auf 27 Tafeln und einem vollständigen Inhaltsverzeichnisse. Cöln, Heberle. 1862. 8. 2 Thlr.

Germania auf der Wacht. Deutsche Lieder zu Schutz, Trutz und Sangeslust in schwerer Zeit dem deutschen Volk. Gesammelt von K. F. R. Schneider. Wittenberg, Kölling. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

Gottschall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitssprüche aus Goethe's und Schiller's Werken. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. 1862. Br. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grant, J., Oliver Ellis oder die Füseliere. Ein Roman. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. 8. 2 Thlr.

Griesinger, T., Freiheit und Sklaverei unter dem Sternenbanner oder Land und Leute in Amerika. 1ste Lieferung. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1862. 8. 5 Ngr.

Joseph Haydn und sein Bruder Michael. Zwei bio-bibliographische Künstler-Skizzen. (Von C. Wurzbach von Tannenberg.) Wien. Gr. 8. 12 Ngr.

Heller, R., Ausgewählte Erzählungen. 3ter Band. — A. u. d. T.: Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des klassischen Weimar. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heyse, P., Annina. Im Grafenschloß. Andrea Delfin. Auf der Alm. Neue Novellen. 4te Sammlung. Berlin, Hertz. 1862. 8. 2 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Auswahl von Frauenhand. Hannover, C. Rümpler. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Kane, P., Wanderungen eines Künstlers unter den Indianern Nordamerika's von Canada nach der Vancouver's-Insel und nach Oregon durch das Gebiet der Hudsons-Bay-Gesellschaft und zurück. Autorisirte deutsche Ausgabe von Luise Hauthal. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Matthes. 1862. Lex.-8. à 10 Ngr.

Sickel, T., Beiträge zur Diplomatik. I. Die Urkunden Ludwig's des Deutschen bis zum Jahre 859. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Stimmen der Liebe. Gesammelt von A. Traeger. Mit 13 colorirten Illustrationen und 27 Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Hofmann. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 4. 7 Thlr. 20 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tjutschew's, F. J., Lyrische Gedichte. In den Versmaaßen des Originals dem Russischen nachgebildet von H. Noé. München, Fleischmann. 16. 16 Ngr.

Turgeneff, J. S., Das adelige Nest. Aus dem Russischen übersetzt von P. Fuchs. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Waagen, G. F., Handbuch der Geschichte der Malerei. 1ster Band. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1862. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Weller, E., Die maskirte Literatur der älteren und neueren Sprachen. I. Leipzig, Oehme. 1862. Hoch 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, C. A., Für die deutsche Polizei. Wider Hrn. Dr. Avé-Lallemant. Schwerin, Schmale u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Rostocker Hochverrathproceß vor dem Forum des Hamburgischen Niedergerichts. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Mordversuch gegen den Lehrer Wander vor den Geschwornen zu Jauer, oder: Wie ein Demokrat in Preußen vogelfrei erklärt wird. Neustadt. 8. 5 Ngr.

Reinkens, J., Meine Festschrift zur Jubelfeier der Breslauer Universität und die gegen mich gerichtete Bewegung im schlesischen Clerus. Eine Vertheidigungsschrift. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 10 Ngr.

Schaaff, F. W., Der deutsche Nationalverein und seine Zukunft. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Ngr.

Wichern, Das Rauhe Haus, seine „Kinder" und „Brüder". Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 26. December 1861.

K. L. Michelet's „Geschichte der Menschheit".

Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten von Karl Ludwig Michelet. Zwei Theile. Berlin, F. Schneider. 1860. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Ein vielverheißender, gewaltig-klingender Titel, unter dem dieses Werk erscheint. Es fragt sich, ob der Inhalt ihn rechtfertigt. Man erwartet nach demselben vielleicht etwas anderes, als das vorliegende Buch bietet. Mehr eine philosophische, eine geschichtsphilosophische Betrachtung, als eine rein historische Schilderung, einen Ueberblick über die Ideale, die Bestrebungen, die Gegensätze, die Strömungen, die den Ereignissen des genannten Zeitraums zu Grunde lagen, eine systematische Verknüpfung derselben, um Klarheit und Einsicht zu bringen in das thatenerfüllte Wirren und Weben des letzten Jahrhunderts. Das Werk erfüllt diese Erwartungen nur theilweise. Eine allgemeine Einleitung von 24 Seiten Länge stellt wol gewisse Grundprincipien auf, nach denen der Verfasser die Geschichte beurtheilen will, und am Ende wird eine Art von Construction einer Weltgeschichte der Zukunft auf der Grundlage der vergangenen gegeben. Der Hauptinhalt aber ist eine einfache Darstellung der Weltgeschichte in ihren bekannten großen Facten, mit einer mitunter recht detaillirten Charakteristik der hervortretenden Persönlichkeiten, während das reflectirende Element, das das Einzelne der Volksgeschichte mit dem Totale der Menschheitsgeschichte verknüpfen soll, sehr äußerlich und sparsam vertheilt nebenhergeht, namentlich im ersten Theile. Was die Einleitung betrifft, so stellt Michelet den auch anderweitig verbreiteten und getheilten Grundsatz auf, daß die Geschichte einen Lauf vollbringe, wie etwa die Sonne, daß sie im Osten aufgegangen, im Westen niedersteige, nach vollendetem Umkreis dort die Bildung der Menschheit zu ihrem Endziel führen werde. Amerika ist das Land, in dem der Gipfel des historischen Lebens erreicht wird. Der Ausgangspunkt der neuesten Geschichte ist deshalb für Michelet nicht die Französische Revolution, sondern die amerikanische Erhebung; die erstere ist ihm nur „eine ihrer Mutter nachlaufende Tochter", ohne dieselbe jemals erreicht zu haben. Europa ist zum Abschlusse der Weltgeschichte gekommen. Die Socialisten von den Gesinnungen eines Louis Blanc und Cabet stimmen mit den Rückschrittsmännern der Kirche, wie Stahl und seine Freunde, vollkommen überein, daß eine Gipfelung des schlechten Princips sich vollzogen, daß ein letzter Entscheidungskampf eintreten müsse. Wir leben in der Zeit der Revolutionen. Diese Revolutionen sind zum dauernden Zustand geworden in der Alten Welt und haben ihren Schluß in den nordamerikanischen Staaten gefunden. Das Ziel der Bewegungen in Europa sowol als in Amerika aufzuzeigen, ist die Aufgabe, die Michelet sich stellt.

Er geht auf den Ausgangspunkt der Weltgeschichte zurück und sagt, daß derselbe eine Unterwerfung unter „das Ansehen" gewesen sei, von dem sich das Menschengeschlecht durch geistige Entwickelung mehr und mehr befreit, gegen das es furchtbare Kämpfe zu bestehen gehabt, bis es in der freistaatlichen Verfassung Nordamerikas gänzlich davon frei geworden sei: das Ziel der Weltgeschichte sei das Herrschen der Mehrheit, mit andern Worten der Freiheit jedes einzelnen in Bezug auf sich selbst, wie den Staat, dem er angehört. Damit sei kein Ueberhandnehmen der menschlichen Willkür in ihrem Gegensatze gegen die ewige göttliche Vernunft ausgesagt, sondern im Gegentheil, der Mensch solle die göttliche Vernunft in sich zum Bewußtsein bringen, und das Menschengeschlecht so von innen heraus alle seine Verhältnisse mit Freiheit ordnen; wenn dieser Grundsatz anerkannt sein würde, würden alle Revolutionen aufhören. Das Princip der Freiheit sei das, wonach alles geistige Leben hinstrebe, während das natürliche blinder Nothwendigkeit gehorche. Die Weltgeschichte beginnt mit dem Zustande der Unterwerfung; alle Verhältnisse der Menschen bestehen, aber ohne aus der freien Selbstthat der Menschen zu stammen, sie ringen sich durch vielfache Kämpfe, werden durch Einzelwillkür bestimmt und oft entstellt und gehen endlich in Freiheit aus dem Innersten des Menschen hervor.

An zwei Halbkreisen von Völkern, deren einer das Alterthum, der andere die christlich-europäischen Völker

bis zur Französischen Revolution bildet, solle es sich bestätigen.

Das Alterthum im ersten Halbkreise lehrt blinden Gehorsam gegen die Naturmacht. Im Morgenlande geht alle menschliche Freiheit in göttlichem Ansehen auf; ohne das Zuthun des Menschen bestehen die göttlichen Güter von selbst; Königthum und Priesterthum sind bald in einer Person vereint, wie in China, bald steht das eine über dem andern, wie in Indien und Persien, immer stehen sie nahe beieinander. Die Selbstregierung bricht im classischen Alterthume durch und mit ihr Vaterlandsliebe, Kunst und Wissenschaft; dennoch war die Freiheit noch gebunden, das göttliche Ansehen des Orakels war die letzte Instanz. Als diese Autoritäten zusammenbrachen, fielen alle sittlichen Mächte und der Wille des Mächtigsten bekam Gewalt, die Willkür des einzelnen erlangte den Thron; so im Oriente, so in Rom; das bürgerliche Recht Roms, da es nicht aus sittlichen Motiven entsprungen, schützte in der Freiheit des einzelnen die Willkür des einzelnen. Ein Kampf der Willkür entstand; der siegte, dem die höchste Macht zur Seite stand, der Kaiser. Die Alte Welt hatte mit sittlicher Autorität begonnen, sie endet mit unsittlicher, das „Ansehen" hatte sich selbst überlebt. Die Freiheit des einzelnen, gestützt auf eine inwohnende Sittlichkeit, beginnt in den germanischen Stämmen. Die Schilderung, die Tacitus von ihnen macht, dient zum Belege, so das Unsichtbare der Gottheit, die Unabhängigkeit, die jeder in sein Heimwesen gekehrt sich bewahrte, die Staatenbildung als freiwillige Vereinigung in sich freier Complexe; alles ging aus freier Gesinnung hervor. Aber das Gefühl der Germanen war sich noch nicht bewußt, ihm fehlte das universale Element, es war noch in vereinzelte Willkür versunken. Die Menschheit bedurfte des Ideals, das ihr die göttliche Vernunft nicht nur als äußerlich ihr entgegenstehende Autorität, als außerweltliche Macht gegenüberstellt, sondern als inwohnendes Besitzthum des Menschen, als ein im Thun und Wirken einer menschlichen Individualität Beschlossenes und Dargestelltes aufzeigt. Der Glaube an das Dasein eines solchen gotterfüllten Menschen mußte der religiöse Glaube der Neuen Welt werden, so liegt der Glaube an Jesus Christus, als „sittlicher Wille des einzelnen, der sich für die ganze Menschheit aufopfert", tief im Bewußtsein der germanischen Welt. Diese Religion erwächst nicht in Germanien selbst, sondern sie kommt aus dem Oriente und Rom, der Gegenstand der Anbetung ist nicht mehr eine absolute außerweltliche Macht, sondern ein einzelner Mensch, „mit dem wir durch Liebe eins werden sollen". In Rom, wo die absolute Willkür des Kaisers schon göttliche Ehre gefordert, war der Schritt kein so großer und die kaiserliche Macht verband sich mit dem Christenthume, das aber eben in seiner äußerlichen, versichtbarlichten Menschenverehrung blieb, und an Stelle des gottmenschheitlichen Princips in Jesu die Autorität des Papstes setzt: eine Restituirung des Autoritätsprincips, die die Kirche auch in Verfall brachte.

Diese Gegensätze des germanischen und römischen Christenthums kämpfen im Mittelalter, vertreten durch den Kaiser und die Päpste, durch die Waiblingen und Welfen. Die Autorität als äußere sollte fallen, um als innere in der Brust der Menschen neu zu erstehen; beide Richtungen bestreiten einander und tauschen sich aus, indem durch das äußerliche Wirken der römischen Kirche der sittliche Kern der germanischen Menschheit gebildet und veredelt wurde, und die innere Freiheit reiner und klarer hervortrat. Es bändigte die Kirche die rohe Willkür der einzelnen, erstreckte sich auf alle weltlichen Gebiete und brach den Egoismus in den Schranken des göttlichen Sittengesetzes. Aber in ihrer Veräußerlichung, in der Geltendmachung ihrer Macht zu selbstsüchtigen Zwecken, verlor sie den innern Halt und Nothwendigkeit: die durch sie emancipirte germanische Welt reißt sich von ihr los: in Deutschland in der Reformation von 1517, während die Engländer dem in gleicher Weise handelnden Königthume in der Revolution von 1688 entgegentraten und die Amerikaner auf socialem Boden dasselbe thun und sich der ungerechtfertigten Bevormundung und Autoritätshandhabung des Mutterlandes durch die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 entziehen. Die Deutschen gingen in ihrem durch die Reformation begonnenen Wege nicht fort. Die Engländer haben sich wol die staatlich größte Freiheit erschaffen, haben aber zu viel Rechte des feudalen Mittelalters mit hinübergenommen. Die Amerikaner haben sich auf dem Boden der in der Sittlichkeit gravitirenden, individuellen Freiheit aufgebaut, und so mehr errungen als die beiden andern Umwälzungen; ihre That wird in Frankreich nachgeahmt, doch war es hier nicht sowol ein vorwiegend positives Schaffen, als ein Umkehren und Ringen des neuen Geistes mit alten Verhältnissen, ein riesenhafter Umsturz alles Bestehenden, nach welchem der neue Geist ein Neues zu schaffen hoffte. Dieser Umsturzdrang machte die Runde durch Europa und naht sich jetzt England.

Nun macht der Verfasser eine dreifache Eintheilung, seinen Stoff zu behandeln. Der erste Theil umfaßt die Geschichte Europas von 1789 an; der zweite die Amerikas von 1775 an; der dritte eröffnet die Aussicht auf die Zukunft, als Anwendung des errungenen Ziels der Weltgeschichte auf den Bund der ganzen Menschheit.

Damit schließt die erste Vorlesung, nachdem noch der Verfasser die Hoffnung ausgesprochen, daß auf den hochgehenden Wogen eines stürmischen Meers, das er zu durchschneiden habe, das Licht der Philosophie ihm leuchten werde, dem Schiffe der Menschheit durch Klippen und Riffe den rechten Weg in den Hafen zu zeigen; auch bei der Nacht der Zukunft solle der philosophische Gedanke nicht fehlen.

Wir haben mit Absicht diese erste Vorlesung genauer durchgenommen, theils weil sie das Programm des Ganzen bildet, theils weil sie entschieden am meisten von dem enthält, was dem Verfasser eigenthümlich ist, denn die Reflexion hört bald auf, um der Erzählung Platz zu machen. Niemand wird dieser Einleitung das Geistvolle die freie unabhängige Gesinnung absprechen können.

Ebenso sehr wird sich jeder von dem hoffnungsvollen, zuversichtlichen Idealismus erwärmt fühlen, der das Ganze durchweht, um so mehr, da in unsern Tagen so viele in ein weichliches, sentimentales Klagen verfallen, oder mit frivolen Späßen sich über die Lücken und Unvollkommenheiten der Weltverhältnisse, zumeist des Vaterlandes, lustig machen. Aber ebenso bedenklich muß auf der andern Seite das Schematisiren erscheinen, das in dieser Einleitung vorwaltet und welches das freie historische Leben, das ungebunden und mannichfach dahinströmt, in Formeln einengt, die doch wesentlich in der Subjectivität des Verfassers liegen. Es ist dies eine Art und Weise der Geschichtsbetrachtung, die die Hegel'sche Philosophie verschuldet hatte, und die in neuerer Zeit durch unsere großen Historiker so ziemlich überwunden ist. Nach derselben muß die Weltentwickelung diesen oder jenen Gang nehmen und die Ereignisse müssen dann hineingezwungen werden, mögen sie wollen oder nicht.

Doch wir gehen weiter: eine Schilderung der Zustände Europas, welche dem Drama der Französischen Revolution vorausgingen, bildet den Inhalt der zweiten Vorlesung. Von der Reformation Deutschlands ausgehend, gibt sie eine kurze, mitunter recht treffende Charakteristik der Staaten und Völker, um Triebfedern und Vorbedingungen jenes großen Umsturzes aufzudecken. Das Verknöchern des Protestantismus im 17. Jahrhundert, die gänzliche Auflösung desselben durch die Philosophie des 18. Jahrhunderts, welche ihrerseits wieder die empirischen Wissenschaften hervorrief, der Materialismus, der daraus sich entwickelte und allen Gottesglauben über den Haufen warf, der „Contrat social" Rousseau's, die freisinnigen, gegen das Königthum von Gottes Gnaden sich erhebenden Ansichten Friedrich's II., der religiös ein Freigeist, staatlich zuerst das öffentliche Wohl zu seinem Grundsatz machte und sich als dessen Diener ansah, die liberalen Bewegungen in Rußland unter Katharina II., geleitet durch den Grafen Sievers, der im Rousseau'schen Geiste regierende Joseph II., der mit dem Principe des allgemeinen Menschenthums seine Nation aus den Händen des Katholicismus zu reißen suchte und dabei freilich allzu kühn gegen das geschichtlich Gewordene anstürmte: sie werden uns in geschickter Gruppirung vorgeführt und ferner gezeigt, wie gerade diese drei liberalen Regierungen es sein mußten, die das polnische Reich theilten, das die Freiheit des einzelnen auf eine Spitze getrieben, welche im grellen Widerspruche stand mit dem System der drei genannten Staaten, den Völkern als Ganzem Glück und Wohl zu octroyiren, wie man den Kindern Arznei einflößt. Als Vertreter dieses Grundsatzes der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit nennt Michelet die Polen die Propheten der Zukunft. Er kommt dann auf die liberalen Bewegungen in den romanischen Ländern, so die Auflösung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV., die Kämpfe Aranda's in Spanien und Pombal's in Portugal, deren Erfolge jedoch ihr Leben nicht überdauerten; ähnliche Bewegungen in Toscana und Neapel hatten auch keine bleibenden Resultate. Ein Blick, den er schließlich noch auf die skandinavischen Reiche wirft, zeigt ein Mächtigwerden des Bauernstandes in Norwegen, eine Stärkung der Königsgewalt durch das Königsgesetz von 1660 in Dänemark, und unter Gustav III. in Schweden ein Zusammenhalten des Volks mit der Krone, das die Macht des im Reichsrathe versammelten Erbadels brach und dem Lande zu einer Verfassung verhalf, die aber Gustav III. keineswegs so hoch hielt, um auf Kosten der Volksrechte seine Macht nicht weiter auszudehnen. Das allgemeine Wohl konnte so von oben nicht geboten werden, und das Volk übernahm es selbst, nach den Grundsätzen der Philosophie seiner Zeit alle Verhältnisse neugestalten zu wollen, das Streben der Französischen Revolution.

Hier nun fängt die Geschichte an. Wie auch in dieser Vorlesung die drei Stufen Autorität, Willkür und allgemeine Freiheit bei allen Gelegenheiten und im Gange der Ereignisse aufgezeigt sind, so auch in dem Folgenden, doch unvermittelt und ohne rechten Plan, wie denn Michelet im Anfange wenigstens sich keineswegs als Meister der Geschichtschreibung zeigt. Sein Stil ist, wenn auch correct, doch ohne Leben, ohne plastische Gestaltung; die schwungvollere Haltung, die er von Anfang herein gezeigt, schwindet und macht einem dürren Aneinanderreihen von Thatsachen Platz, nur bisweilen durch eine philosophische Abstraction unterbrochen, die nach Grundsätzen der formalen Logik das Staatswesen eintheilt, z. B. auf S. 53 in die Kategorien der Einzelheit, Besonderheit und Allgemeinheit, aus dem dasselbe als vernünftiger Schluß, in welchem der allgemeine Wille als terminus major, mit dem einzelnen Willen, als terminus minor, durch den medius terminus der besondern Einsicht zusammengeschlossen wird, die dann wieder den drei Functionen der Gesetzgebung, Verwaltung und Ausübung entsprechen. Dergleichen soll vielleicht das geistige Band vertreten, aber das muß eben aus der ganzen Darstellung hervorgehen nnd nicht so mitten hineingestreut sein, damit man nur ja weiß, daß alles so zugeht, wie der Verfasser es in seinem Plane vorgezeichnet sieht. Die Anordnung des Stoffs, der Geist der Wiedergabe, das ist es, wodurch seine philosophische Anschauung zu Tage kommt, nicht daß er uns das Gerippe zeigt, um das sich dann das Fleisch und Blut des geschichtlichen Lebens legen soll.

Außerdem drängt sich im Stile des Verfassers ein auf die Spitze getriebener Purificationstrieb bezüglich der Sprache hervor. Es ist gewiß richtig, wenn wir uns mehr und mehr von jener widerlichen Angewöhnung des vergangenen Jahrhunderts, die jetzt selbst noch nicht ganz aufgehört hat, entfernen, französische Ausdrücke da zu gebrauchen, wo ein deutsches Wort ebenso viel besagt und den Begriff mit derselben Klarheit bezeichnet; aber es sind gewisse fremde Ausdrücke und Bezeichnungen schon so tief in der deutschen Sprache eingebürgert, ja es hat sich ein Begriff damit verbunden, den das zunächstliegende deutsche Wort nicht so umfassend, nicht so klar bezeichnen würde, und dabei thut man wol besser, das Wort zu lassen, wie es nun einmal gebraucht ist, ohne eine Verdeutschung

desselben zu versuchen. So wollen wir des Verfassers Worte wie „Umgestaltung“ für Reform, „Umwälzung“ für Revolution, „Freistaat“ für Republik, was übrigens doch kaum so ganz gleichbedeutend ist, gestatten; weniger jedoch „Glimmstengel“ für Cigarre, „erhalterisch“ für conservativ, „Straßenverrammelung“ für Barrikade, „Fernschreibeamt“ für Telegraphenbureau, „Flintenspieße“ für Bajonnete: eine Bildung, die wie Schießprügel und Kopfdeckel an die linguistischen Versuche der Fruchtbringenden Gesellschaft und Pegnitzschäfer erinnert. Außerdem ist der Verfasser in diesem Deutschthum nicht einmal consequent, denn er hat Worte, wie „Philosophie“, „Concordat“ u. s. w., die er ebenso gut hätte germanisiren müssen, als andere in unsere Sprache eingebürgerte Worte, ohne weiteres beibehalten.

Daß natürlich ein so geistvoller Mann wie Michelet nichts schreiben wird, was nicht von einer oder der andern Seite uns ein Interesse abgewinnen wird, versteht sich von selbst; daß auch in diesem Buche vieles vorkommt, was uns belehrt über manches bisher Räthselhafte, Zusammenhänge bringt, die wir bisher noch nicht geahnt, wird keiner leugnen; zumal zeigt sich das gegen das Ende im zweiten Theile, wo dem Verfasser der Stoff geläufiger zu werden scheint, und dadurch auch die Darstellung lebendiger und fließender zu werden beginnt.

Das Beste des Ganzen sind entschieden jene Schilderungen der Reaction nach den Freiheitsjahren, der Julirevolution, der Revolution von 1848, besonders sind die Berichte, die er über Preußen und seine Verhältnisse gibt, von hohem Interesse, je mehr er selbst Augenzeuge gewesen ist und je mehr er mit unbefangenem Auge und mit edelm, patriotischem Herzen die Schicksale beurtheilt, die über das Land sich aufrollten, nach kurzem Vorwärtsdringen so viele gerechte Wünsche und Bestrebungen wieder zurückstießen.

Der erste Theil hat uns, wie gesagt, weniger befriedigt; der Stil ist schwerfälliger, die Darstellung undurchsichtiger, die Schilderung der Französischen Revolution formlos und langweilig, die Charakteristik Napoleon's, trotz interessanter Züge, die Michelet mittheilt, im wesentlichen allzu doctrinär, allzu sehr über den Leisten seines historischen Schematismus gezogen, um ein lebendiges Bild von ihm zu geben; er wird hingestellt wie ein Triebrad in einer Maschine, wie ein Factor in einem Rechenexempel, so kalt und frostig ist sein Wirken und Thun.

Aus diesen Mängeln hebt sich der zweite Theil mehr und mehr heraus. Die Personen sind schärfer gezeichnet, das ganze geschichtliche Leben tritt klarer hervor. Namentlich erwähnen wir hier die gewiß sehr richtige Ausführung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen; das Tragische im Schicksale dieses geistreichen Monarchen, der edle Zug, der ihn immer beseelte, der aber von unedeln Parteigängern bald dahin, bald dorthin gerissen, in romantischen Einfällen, in ästhetisch-archäologischen Liebhabereien absorbirt worden war, treten uns hier mit erschütternder Gewalt entgegen. Ebenso muß man seine Beurtheilung Napoleon's III. nach vielen Seiten hin gutheißen, als den Leidenschaftslos-Besonnenen, der, auf den vierten Stand sich stützend, auf einer neuen Basis eine überwiegende Herrschaft in Europa ausübte; nicht minder seine unparteiische Darstellung des englischen Staatswesens, besonders in Bezug auf das Wahlsystem, wo er, bei aller Anerkennung des Freien und Großen, doch nicht das Unbewegliche und Unzeitgemäße desselben übersieht, das in starrer Ueberlieferung aus der Vergangenheit festgehalten zum Unrechte wird an der Gegenwart.

Vieles Treffende sagt der Verfasser in seiner kurzen Betrachtung der poetischen Größen seines Zeitraums, indem er, anknüpfend an die Feier des Schiller-Festes von 1859, demselben eine universale Bedeutung zuschreibt, als eines Moments, in welchem die Menschheit in der Feier des Dichters, der der Verherrlichung des Menschenthums vor allem Leben und Kräfte weihte, auch des Gedankens des Menschenthums in seinen großen Principien der unendlichen Persönlichkeit, der individuellen Freiheit sich recht bewußt geworden und weiter und weiter in demselben fortschreite. Der Fortgang in Schiller's geistiger Entwickelung ist mit großem Geiste nachgewiesen; das in sich befriedigte, in ruhiger Klarheit thronende Wesen Goethe's mit richtigem Urtheile ihm gegenübergestellt. Die Schilderung des Jungen Deutschland, besonders des charakterlosen, wenn auch noch so begabten Heine, der nun weiter nichts, als mit Verkennung alles Großen und Hohen, das Erbärmliche und Trostlose aufstechen und damit sein Vaterland selbst beschimpfen, verspotten und in Miscredit bringen konnte, schließt sich dem Frühern würdig an. Schwächer ist die Charakteristik Byron's und sehr wenig gelungen der Vergleich Deutschlands mit dessen Dichtung, „Manfred“, indem, wie jener den Incest mit seiner Schwester nicht vergessen könne, Deutschland niemals über die Erinnerung an das Mittelalter hinauskomme. Hier wird des Schlimmen doch zu viel gesagt; zuvörderst scheinen uns nur die Regierungen und der rohe Egoismus der feudalen Parteien in unserm Vaterlande dieser Schuld zu zeihen. Das Volk weiß sich davon frei, seine Bestrebungen während dieses Jahrhunderts, besonders in der letzten Zeit, geben Zeugniß davon, daß es nicht an den veralteten Trümmern hängt und herzlich gern davon loskommen möchte, wenn es auch Mittel und Wege, dies zu erreichen, noch nicht gefunden. Sodann ist es falsch, das Mittelalter mit einer schweren Sünde auf eine Stufe zu stellen; an und für sich bietet es des Großen, Gewaltigen und Herrlichen viel, es hat neben manchen Schatten seine strahlenden Lichtseiten und es wird dann nur ein Vorwurf für uns, wenn wir, wie es allerdings geschieht, seinen moderigen Leichnam aus dem Grabe holen und auf den Platz setzen wollen, der der frischen, warmblütigen Gegenwart angehört. Die übrigen Beziehungen, die hier Michelet herausfindet, wie die ganze Charakteristik der Tragödie, passen ebenso wenig und sind so unklar und verschwommen wie der „Manfred“ selbst. Den Verfasser entschuldigt dabei die allgemein bestätigte Erfahrung des Satzes: Omne simile claudicat.

Den Schluß bildet eine utopistische Construction de-

Aufgaben der Zukunft in ihrer idealen Verfassung, die voll Geist und Hoheit der Gedanken, nur zu willkürlich ist, zu wenig auf historischen Basen ruht und ins Blaue hinein operirt, wenig bekümmert, ob die gegebenen Bedingungen zu dem entworfenen Bilde stimmen. Sein anfangs erwähnter Grundsatz, daß die Geschichte von Osten nach Westen in bestimmten Bahnen fortgeschritten, einen ostwestlichen und nordsüdlichen Lauf verfolgt habe, tritt dabei aufs neue zu Tage; Amerika ist das Land der nächsten Zukunft, von ihm wird eine Verjüngung Europas ausgehen, wie durch die Berührung der östlichsten Küsten Asiens mit Amerika, ein neues Culturleben in Japan und sogar Sibirien angefangen und in Asien weiter fortschreiten soll. Australien, der Welttheil, den noch keine Cultur berührt, ihm ist das letzte Zeitalter der Geschichte aufbehalten, in ihm finden sich verstreut die Elemente jener Selbstherrschaft, die als das Wesen einer republikanischen Staatsform die vollkommenste, aus den frühern nothwendig hervorgehende, den Staat der Zukunft bilden mag. Ob das Wesen der allerdings wol in sehr losem staatlichen Verbande lebenden Menschenfresser zu solchen stolzen Aussichten berechtigt, wissen wir nicht, nur müssen wir dem Verfasser zu bedenken geben, daß die andern Culturvölker von Anfang an die Ahnung künftiger Größe durch vielerlei Anzeichen in sich trugen und erweckten, von denen bei jenen halbthierischen Stämmen keine Spur vorhanden ist.

Diesem letzten Abschnitte geht noch eine sehr fleißige Darstellung Amerikas, in seiner Geschichte, seinen Sitten und Einrichtungen voraus. Die betreffenden Kapitel zeugen von gediegenen Forschungen und enthalten, was das Material anbelangt, vieles Dankenswerthe. Mit seinen Urtheilen, wesentlich dieselben, die er schon in der Einleitung brachte, können wir ebenso wenig wie dort einverstanden sein. Dieselben Bedenken gegen des Verfassers Loblied auf Amerika drängen sich uns auch hier auf. Wir verkennen die stolze Freiheit, die trotzige Manneskraft nicht, die jenseit des Weltmeers emporblüht. Aber herrscht sie allein dort, kann man dieselbe Europa unbedingt absprechen, Europa der Neuen Welt gegenüber alt und abgelebt nennen, angesichts der jüngsten Ereignisse? Und dann, haben die Bürger Amerikas nicht das Beste aus Europa mitgebracht? Ist jenes alle Nationalität überschreitende Menschenthum nicht ein ganz nothwendiges Ergebniß einer staatlichen Zusammenfassung von Colonisten aus allen Nationen? Und ist jener Humanismus Amerikas wirkliche Wahrheit? Ist nicht die Sklaverei, die man in ihrer Schändlichkeit nicht ableugnen kann, ein Beweis dafür, wie weit man in Amerika noch entfernt ist, der menschlichen Freiheit ein Opfer zu bringen, die Idee über den rohesten Eigennutz siegen zu lassen? Sind nicht gerade die Deutschen, die ein heilsames, sittliches Element in die dortige Bevölkerung brachten, den Amerikanern ein Dorn im Auge? Wie viele Auswanderer hat man nicht betrogen, ausgesogen, dem Tode preisgegeben! Jenes reizende Bild der gegenseitigen Hülfe unter den Pflanzern, besonders der eingebürgerten den neu hinzukommenden gegenüber wird durch dergleichen Erfahrungen doch wesentlich entstellt, und der Verfasser fühlt es auch, er strengt seine Feder an, um durch anmuthige Erzählung uns nicht zur Prüfung des Inhalts kommen zu lassen.

Ebenso verfährt er mit der Sklavenfrage und Aehnlichem, wo er auch nicht recht fortkommt, dieselbe als nothwendig bezeichnet und ihr das bedeutsame Princip der Rassenerziehung zu Grunde legt, was entschieden nach den Anschauungen der Sklavenhalter nicht darin enthalten ist, da sie ihre Sklaven à tout prix in der Abhängigkeit und geistigen Unreife erhalten wollen, in der sie sich jetzt befinden. Gern geben wir dem Verfasser zu, daß in den Kämpfen der nördlichen gegen die südlichen Staaten in dieser Angelegenheit ein großer sittlicher Fortschritt liegt; aber wenn wir als Beispiel anführen, wo ein Abgeordneter der nördlichen Staaten, gegen einen der südlichen Sklavenstaaten äußert: „Laßt uns die freie Einfuhr und wir lassen euch die Sklaven!" so liegt, wie Michelet sagt, eine recht versöhnliche Gesinnung darin, aber doch sehr auf Kosten eines dritten.

Das gerühmte Aussichselbstentstandensein der amerikanischen Verfassung ist am Ende auch leichter zu erklären, als der Verfasser zugibt, denn erstens haben die Amerikaner so ziemlich tabula rasa gehabt und die negative Thätigkeit der Französischen Revolution bedurften sie niemals, sodann standen sie auf den Schultern der europäischen Staatsentwickelung und hatten von ihr gelernt, was zu thun, was zu vermeiden sei.

Gern geben wir zu, es sind die Grundsteine da, auf denen eine Verfassung sich erbaut, vollkommener als alle frühern, aber an und für sich hat die Neue Welt die Alte noch nicht überflügelt, ja muß immer noch von ihr lernen, von ihr sich geistige Bestandtheile zuführen lassen.

Das religiöse Gebiet als etwas Hervorragendes in Amerika zu bezeichnen, ist aber doch zu kühn, und dem Verfasser haben hier die Farben gefehlt, womit er diesen verzerrten, ungeordneten Zuständen einen erfreulichen Anstrich hätte geben können. Wenn man ihm auch beistimmen mag in seiner Ansicht über das Staatskirchenthum, wenn man aus vollem Herzen zugibt, daß die Freiheit der Sektenbildung gestattet sein müsse, wenn man auch das nicht leugnet, daß in Amerika jede religiöse Erscheinung, da kein äußerer Vortheil daran gebunden, ein Ergebniß innerer Ueberzeugung ist, so muß man doch auch gestehen, daß das, was sich dort entwickelt, nur eine Fülle von Einzelheiten abgibt, die eine gänzliche Unproductivität, eine Unfähigkeit innerlicher Fortentwickelung, bisjetzt wenigstens, allenthalben documentirt haben. Man müßte etwa das wunderliche Gewebe von Aberglauben, Fanatismus und fühlloser Lüsternheit des Mormonenthums hierher zählen, dessen Vielweiberei der Verfasser weislich verschwiegen, oder müßte sich erbaut fühlen durch die widerlichen Schauspiele der Erweckungen bei den Quäkern oder das todte Geplapper der Methodistengottesdienste, die, wie das steife, leblose Formenwesen der

anglikanischen Hochkirche, zudem ein Erbtheil der Alten Welt sind. Das wäre ein Unrecht sondergleichen, wollte man darin dem Mutterlande, namentlich dem protestantischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz, einen Vorzug streitig machen, der ihm von ganzer Seele gebührt, der in seinen Wirkungen, trotz mancher Schattenseite, sich nie verkennen läßt. Hier zeigt sich eine Ungerechtigkeit des Verfassers zu Gunsten seiner Ideen, der wir mit aller Kraft entgegentreten müssen.

Doch wir enden damit, obschon noch vieles der Erwähnung werth wäre; wir freuen uns trotz seiner Mängel des Werks, das eine große Aufgabe zu lösen unternommen, wenn es dieselbe auch nicht gelöst hat, genau genommen nicht einmal lösen konnte, da wir noch nicht auf jener Höhe der Zeiten stehen, von der die Weltgeschichte wie in der Vogelperspective unter uns liegt, und wir die großen Züge derselben, unbeirrt durch den tausendfach entstehenden und vergehenden Knäuel der Thatsachen wahrnehmen könnten. Selbst dem Philosophen gelingt es nicht, denn wenn auch sein System feststeht, niemals vermag er doch das geschichtliche Leben so in dasselbe zu formuliren und zu bannen, daß ihm sein freier Fluß nicht gehemmt wird und es doch in jenen Bahnen strömt, die der Philosoph ihm gezeichnet. Ein solches Werk wird die letzte Geschichte sein; zu dieser Erkenntniß gelangt, werden wir am Ziele aller Erkenntniß stehen; in der Zeit, die der Verfasser in schöner Begeisterung am Schlusse schildert, wo die Brücke zwischen Himmel und Erde wiederhergestellt, wo das himmlische Jerusalem zur Erde niederfahren wird, wo die Liebe die Selbstsucht der Parteien überwunden, das Christenthum in höchster Vollendung die Religion der Menschheit geworden ist, die, in sich selbst Darstellerin des göttlichen Geistes, in jedem Augenblicke sich bewußt ist, der Freiheit der eigenen Persönlichkeit und ihrer Gebundenheit in die große Gemeinschaft, der sie in ihrem Denken und Thun angehört und der sie all ihr Arbeit und Wirken schuldet. 44.

Reiseberichte aus dem Orient.

1. Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Drei Bände. Erster Band: Indien. Zweiter Band: Aegypten und Kleinasien. Dritter Band: Konstantinopel und Kleinasien. Von Onomander. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1859—60. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Der Orient ist noch immer ein ungelöstes Räthsel für uns. Die entsetzlichen Greuelscenen, deren Schauplatz Syrien vor einiger Zeit war, sind so wenig auf erkennbare Ursachen zurückzuführen als der große chinesische Volkskrieg und der blitzartig auftretende indische Aufstand gegen eine altgewohnte Herrschaft es war. Alle diese Ereignisse zeigen, indem sie die herrschenden Ansichten Lügen strafen, daß im Orient Lebenselemente thätig sind, von welchen sich unsere Staatsweisheit, welche immer nur von der Stagnation aller Dinge im Orient zu reden weiß, nichts träumen läßt. Es ist ein Herd von Geheimnissen, in den wir hier blicken, ein Glühofen von Leidenschaften, über die Europa völlig im Dunkeln ist, ein Ringen nach staatlicher Gestaltung, das jeden Tag die Karte der civilisirten Welt verändern und umgestalten kann, ohne daß wir von den bewegenden Elementen auch nur eine Ahnung hatten.

Es gibt wenige Bücher, die uns auf den Grund dieser Geheimnisse einen Blick thun lassen; denn flüchtige Touristenberichte und gelehrte Entdeckungsreisen fördern unsere Kenntniß in dieser Richtung der Regel nach nicht. Zu jenen wenigen Büchern gehört das vorliegende, das wir wol als eine von sachkundiger Hand entworfene raisonnirende Compilation vieler Berichte einsichtiger Reisender bezeichnen dürfen; es ist endlich ein Buch, das die großen Mysterien des Orients und besonders das große Räthsel der indischen Empörung anders und aus tiefer eingreifenden Motiven erklärt, als aus elenden „Fettlappen und Talgpatronen", die uns wie zum Hohn unsers Urtheils bisjetzt dafür dargeboten wurden. Ein großes Volk von 100 Millionen bringt seinen Wohlstand und seine Zuneigung nicht solchen Dingen zum Opfer, dafür müssen, wie jeder zugibt, wol ganz andere Motive maßgebend gewesen sein. Hier lernen wir sie kennen. Der Urgrund des indischen Aufstandes gegen die englische Herrschaft war die völlige Abweichung von den Regierungsgrundsätzen der Ostindischen Compagnie seit der Zeit, wo diese ihre alte Selbständigkeit durch den neuen Charter verlor. Die alte Regierung hielt nämlich im ganzen genommen stets an den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Heilighaltung der Verträge fest, und Misgriffe, wie die unter Lord Clyde oder W. Hastings, waren nur vereinzelt vorgekommen und bestraft worden. Unter dem neuen Regiment trat sofort das Gegentheil hiervon ein. Die Nützlichkeitspolitik nahm in Indien den Vordergrund ein. Unterdrückung, Annexionen, Nichtachtung der Verträge wurden Grundsatz der Regierung. Die neue Lehre von den unabweislichen Umständen fand zuerst in den Verwickelungen mit den Sikhs ihre Anwendung. Das Reich Rundschit Singh's wurde annectirt und bald folgten Nagpore, Jhansée, Sattarah und zuletzt Oudh mit zusammen 4 Millionen Pf. St. Einkünften. Zugleich wurde dasselbe System gegen reiche Privatleute angewendet und der Begriff des Eigenthums, im Orient vielleicht noch heiliger als bei uns, wich dem Recht des Stärkern und zwar mit Verletzung aller Erbsitte, der religiös begründeten Erbfolge und der Gesetze der Kaste. So gab die allgemeine Unsicherheit einem allgemeinen Hasse Grund und Nahrung. Den letzten Stoß gab Oudh, dessen zahlreiche Kriegerkaste meist im englischen Heere diente, aus dem sie nach beendigter Dienstzeit, Freisassen und Barone in ihrer Heimat, auf ihren Grundbesitz zurückzukehren pflegte, um ihre Ersparnisse in Ruhe zu verzehren. Diesen Besitz sahen sie plötzlich arg gefährdet, und dies — nicht aber die Fettpatronen — war die Ursache des Aufstandes, der aus einer längst vorbereiteten Verschwörung, jedoch zu früh, hervorbrach. Dieser Umstand, der Mangel an Einheit und die Energie Englands haben für diesmal zur Ueberraschung aller den Sturm beschworen; ob für die Dauer, das wird davon abhängen, ob das umgeänderte Regiment nun wieder zu den verlassenen Grundsätzen des Rechts und der Treue zurückkehren wird oder nicht.

Nachdenken, gute Beobachtung, Kenntniß der Sachen und gefällige Darstellung zeigen sich wie hier überall in den Schilderungen des Verfassers. So ist sein Gemälde von Kalkutta vorzüglich anmuthig und anschaulich, kein Idyll, wie wir deren viele haben, sondern die volle Wahrheit! Die Einfahrt in den Houghly, einer der zahllosen Mündungen des heiligen Stromes Ganges, der sich allmählich von 15 englischen Meilen Breite bis zu der einer halben Meile verengt, gewährt ein wundervolles Gemälde. Der Ganges ist der Schöpfer des Sumpflandes Bengalen, und als solcher ist er auch der Träger der gesammten indischen Götterwelt. Mahadoe sammelt seine Quellen im Himalaya; Siva, dessen Bart (die Wälder) den Strom aufnimmt und pflegt, gibt ihm den Segen mit und sendet ihn ins Land hinab und hier vermählt sich Brahmaputra mit der reinen Ganga, denn der Ganges ist weiblich; aber die Braut erschrickt vor dem unreinen Ocean und sie fließt in hundert Kanälen in das Land zurück: an diesem Sinnbilde entwickelt sich die ganze indische Lehre vom ewigen Kampf des Reinen mit dem Unreinen, ihre Wissenschaft und ihre Kastenwelt mit dem ganzen Wider-

ften einer sinnlosen Dogmatik. Von Fulta ab bedecken Wälder und Ortschaften beide Ufer des Hooghly; bei Gardenreech beginnen die paradiesischen Gärten und Villen der vornehmen Welt von Kalkutta, dann erreicht das Schiff die Stadt „der Paläste", die weiße Stadt, den europäischen Theil von Kalkutta, den das Viertel Duramtollah von der schwarzen Stadt der Hindu, ein Meer von Hütten von 700000 Menschen bewohnt, trennt. Welche Contraste begegnen uns hier! Während die weiße Stadt, in Tanksquare, Chowringhy, Fort William, der Esplanade u. s. w. Reihen geschmackvoller, zwei- und dreistöckiger Paläste, von Säulen getragen, mit flachen Dächern und reizenden Veranden geschmückt, entfaltet, zeigen die mittlern Viertel Haufen verfallener Holzschuppen, die zu dem Hüttenmeer der schwarzen Stadt führen und in die Dorfschaften Kidderpore u. s. w. ausgehen, welche die zahllose Dienerschaft beherbergen, die der Fremde hier nöthig hat. Denn unter 15—16 Dienern kann der Reisende hier nicht bestehen; die Arbeitstheilung der Kasten, welche z. B verbietet, daß der kleiderreinigende Diener einen ledernen Schuh auch nur berühre, die Speisen auftrage oder einen Brief besorge, macht dies durchaus nöthig. Der Verfasser entwirft uns nun von der Stadt, ihren Sitten und Lebensverhältnissen ein ungemein anschauliches Bild und macht uns mit anziehenden Persönlichkeiten und Charakteren bekannt. Wir gedenken unter diesen nur des Emir Mulradsch, des letzten Fürsten der Sikhs, eines schönen und gelehrten Hindu, der von Plato (Aflatuna), Aristoteles (Aristane) und Sekunder Sahib (Alexander) zu sprechen weiß und die Geschichte des Multan schrieb. Tempel und Pagoden von Bedeutung besitzt Kalkutta nicht, dagegen zeigt selbst die schwarze Stadt trotz ihres Schmuzes und ihres ärmlichen Aeußern in ihren Bazars und Kaufläden unendlichen Reichthum, Luxus und vorgeschrittene Industrie. Unter diesen Bazars ist der „Diebesbazar" eine Specialität ohnegleichen in der Welt: die Messe nämlich, wo alles gestohlene Gut in Kalkutta offen zum Verkauf ausgestellt wird und wo man für ein geringes Geldopfer sein geraubtes Eigenthum, das sonst auf keine Art wieder zu erlangen ist, von neuem an sich bringen kann.

So anziehend diese Schilderungen der indischen Metropole nun auch sind, so sind die Ausflüge des Erzählers in ihre Umgebung, auf welchen er uns den Hindu in Handel und Wandel und in seinen religiösen Verzerrungen kennen lehrt, doch fast noch anziehender. Barakpore und Chandernagor und andere „blühende Einöden", wie sie der Verfasser nennt, zeigen uns das ganze Wesen der Hindufamilie in seiner hohen Eigenthümlichkeit. Der Verfasser vergleicht sie mit der des Spaniers, und der Vergleich ist in vielen Punkten treffend. Der Sinn für ein freies Gemeindewesen aber ist dem Hindu tief eingeprägt; er gleicht hierin seinem germanischen Bruder und seine Zukunft wurzelt in diesem Triebe; ja das ganze riesenhafte Reich der Engländer in Indien ist nach des Verfassers Ueberzeugung nur durch die Pflege dieses Sinnes für eine freie Gemeinde zusammenzuhalten, seine ganze Politik muß hierauf beruhen. Alles was der Regierung zusteht, ist ein entschiedener moralischer Einfluß auf das Regiment dieser Gemeinden; damit muß sie sich genügen lassen: greift sie in die Herrschaft aller jener kleinen Fürstenthümer, Zemindaries und Dschagerdaries im Innern des Landes ein, so ist der Friede und mit ihm der sichere Besitz verloren: sie kann Richter sein, aber niemals Verwalter. Diese Grundsätze weist der Verfasser in zahllosen Fällen als allein richtig und zweckentsprechend nach; das Gegentheil dieser Maxime schuf den Aufstand des Jahres 1857, der ohne die Uebereilung von Mirut das englische Reich in Indien sicher gestürzt hätte.

Der Verfasser verläßt Indien, um über Ceylon und durch das Rothe Meer nach Suez, und von hier mit der „ägyptischen Post" über Steinblöcke, Schädelstätten und durch tiefen Sand im Karren dahinjagend, nach Kairo zu gehen, dessen trefflicher Darstellung der zweite Band seines „Orient" gewidmet ist. Am Ende dieser neunzehnstündigen Karrenfahrt ruft der Reisende aus: „Nie werde ich den Augenblick vergessen, wo das Nilthal vor uns lag und der Blick auf die Pyramiden fiel, die alles andere, nah und fern, weit überragten. Weder die hohen Minarete Kairos, noch die prächtigen Palmengruppen umher kamen in Betracht: stets kehrt der Blick zu jenen größten Menschenwerken zurück, die von Sakkara bis Schubra den ganzen Horizont beherrschen. Vor ihnen liegen die Steinbrüche der Pharaonen, das feenhafte Kairo mit seinen Kuppeln und Palästen und im gespenstigen fahlgelben Rahmen, der Sand der beiden Wüsten rahmt das Gemälde ein, in dem nur diese Riesen zu herrschen scheinen."

Das Bild Kairos, das der Verfasser hierauf entrollt, ist eine der Glanzpartien seines Reisewerks. Es ist die Stadt der Khalifen, die Metropole des Orients, die er vor unsern Augen erstehen läßt. Früher besuchte man Konstantinopel und studirte und beurtheilte den Orient nach dieser Stadt. Dies ist vorüber: Konstantinopel ist ein Bastard des Morgenlandes geworden, Sitte und Charakter des Orients sind hier zu Grunde gegangen, verkümmert, verzerrt; Kairo und Damascus aber sind die Kapitalen des Morgenlandes geworden. Die Kunstblüte des Sarazenenthums ist nur noch in Kairo zu erkennen; die naive Sitte, die Frömmigkeit, die Würde, der eigentliche Ehrenschatz des Orientalen ist nur hier erhalten: Kairo ist, wie Hr. von Prokesch sagt, weder Europa noch Asien, es ist „sarazenisch". Was es Merkwürdiges enthält, ist nicht fränkisch, nicht römisch, nicht griechisch, es ist Sarazenenwerk. Die bunten Lagen des Mauerwerks sind Nachahmungen der gestreiften Zeltdecken der Araber; die Treppen, die Kuppeln, die Arabesken, die hängenden Deckenverzierungen stammen geradeswegs von Bauwerken der Khalifen, des Ebn o Toloun und seiner Nachfolger ab; alles, was man sieht, ist dem Grundgedanken der sarazenischen Kunst, der Mannichfaltigkeit in der Einheit, entsprungen. So ist die edle Schönheit der Hassanmoschee (Hassanin) der Stolz dieser Kunst und der Fremde wird unwillkürlich von heiligem Schauer ergriffen, wenn er hier die immer ab- und zuströmenden Hunderte von Menschen, in Alter, Kleidung und Hautfarbe verschieden, in diesen herrlichen Räumen lautlos und würdevoll zur Andacht versammelt und im Gebet vertieft erblickt. Das Sarazenenthum verfiel, wie eine zu rasch entwickelte Blume schnell verblüht; aber seine Reste, wie sie Kairo uns zeigt, bleiben uns ehrwürdig: es umschloß kein bestimmtes Volk, sondern Stämme, die sich trennten, wie sie sich zusammengefunden hatten um das Banner des Islam; als dies Banner sank, war das Band der Stämme gelöst; seine Traditionen aber sind nirgends besser erhalten als in Kairo, das darum noch heute für die Metropole des Islam gelten muß, wie es im Punkte der religiösen Gelehrsamkeit und der Strenggläubigkeit, wie es in den frommen Uebungen des Islamismus unverkennbar ist. Von dem täglichen fünfmaligen Kirchenbesuch läßt sich der Bewohner Kairos noch heute nicht leicht zurückhalten, und die Züge zu und von den Moscheen enden niemals und die heiligen Orden und Brüderschaften blühen in diesem „Rom" des Islam mehr als irgendwo.

Die Wanderung zu den Pyramiden von Gizeh (des Cheops, Chephren und Mykerinos) am Rande der Libyschen Wüste auf einer etwa 40 Fuß hohen inselartigen Felsenfläche erbaut, bietet nichts besonders Neues dar. Memphis ist verschwunden, nur diese Grabstätten stehen; der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen, aller Erdengröße, ist hier der natürlichste und nächstliegende. Bei den Katakomben von Sakkarah sind Mumienstücke ein gewöhnlicher Handelsartikel; ein elendes Fellahdorf, Memph, in einem hübschen Palmenwalde, bezeichnet noch die Stelle der alten Hauptstadt Unterägyptens. Wo aber sind die riesigen Steinblöcke der alten Pharaonenstadt geblieben? Liegen sie unter den Getreidefeldern und Baumgruppen tief vergraben, die hier beginnen? Es ist ein ungelöstes Räthsel.

So lehrreich und anziehend auch die Darstellung von der Regierung Mehemed-Ali's und seiner Zerwürfnisse mit der Pforte in den folgenden Kapiteln ist, so können wir dem Verfasser darin doch nicht folgen. Sicherlich ist es zu beklagen, daß die Kämpfe des alten „Helden" nicht zur vollständigen Emancipation seines syrisch-ägyptischen Reichs führten; die Schrecknisse der orienta-

lischen Frage, dieser Sphynx der europäischen Diplomatie, hätten damit eine leichte Lösung gefunden, und wenn eben diese Diplomatie heute beim bloßen Nennen dieser Frage krampfhaft erbebt, so hat sie sich diese Buße ihrer Sünden selbst bereitet; denn die Fäden, an deren Entwirrung sie sich seit einem Menschenalter abarbeitete, wurden von ihrer eigenen Hand verschlungen! Doch wir lassen diese Frage fallen, um dem Verfasser auf seiner trüben und stürmischen Seereise nach Chios, dessen blühender Reiz ihn begeistert, und nach Smyrna zu folgen, wo seine kleinasiatischen Wanderungen beginnen. Der archäologische Theil seiner Berichte ist uns zwar aus Hamilton, Schubert und Prokesch schon mehr oder minder bekannt, indeß ist die Nachlese, welche er hält, doch ergiebig und dankbar anzunehmen. Für die Schilderungen von Sitte und Gesellschaft ist sein Bericht neu und anziehend. Die hohe Schönheit der Frauen, ein Product des unvergleichlich milden Klimas und der reinsten Luft, findet an ihm ihren Bewunderer, und er versichert uns, daß selbst die Nachkommen der Europäer an diesem Geschenk der Natur theilnehmen und daß das Ideal antiker Köpfe sich hier bei Griechen, Franken und Armeniern gleichmäßig verwirklicht. Es ist in neuerer Zeit vielfach ausgeführt worden, daß der Uebergang der ägyptischen in die älteste hellenische Kunst nicht durch unmittelbare Verpflanzung erfolgt, sondern durch eine altionische Sculptur vermittelt worden sei. Für diese Behauptung galt das bekannte Sesostris-Denkmal bei Nymphi für einen Hauptbeleg. Der Stil desselben ist nun unleugbar ägyptisch, allein die Form von Schild, Mütze und Sandalen scheint dem Verfasser doch darzuthun, daß es sich mehr um ein altassyrisches als um ein ägyptisches Kunsterzeugniß handelt. Das Pendant zu diesem uralten Denkmal, dessen Herodot gleichfalls gedenkt und das auf dem Wege von Ephesus nach Phocäa lag, ist noch nicht wieder aufgefunden. Eine anziehende Schilderung der Trümmer der „Städtefürstin" Ephesus, inmitten einer von Schilf und Dornen bewachsenen Einöde am Berge Paklyas, macht den Beschluß dieses Kapitels. Timur fand hier noch eine Stadt, die er zerstörte. „Das hehre Trümmerfeld von Ephesus", sagt der Verfasser, „brachte auf mich einen Eindruck hervor, der dem der Pyramiden gerade entgegengesetzt war; dort schien es mir, als stände die Zeit still, hier glaubte ich sie mit Blitzesschnelle an mir vorübereilen zu sehen, und die elenden Hütten von Ayasaleck drängten sich dicht an die Tempel und Palastreste der Städtefürstin, um dann in ewige Nacht zu versinken." Nach dieser beschwerlichen antiquarischen Reise sprechen uns die Bilder aus Smyrna in ihrer Anmuth frisch und belebend an. Aber Smyrna mahnt nicht blos an europäischen Comfort: es mahnt auch an Homer, und der Verfasser widmet dem ewigen Doppelgedicht und der großartigen und doch rein menschlichen Weltanschauung in ihm ein ausführliches Kapitel. Seine Grundansicht, daß der ganze Homer nur das Product des heroischen Zeitalters sein könne, theilen wir vollkommen; er sagt, daß die Annahme mehrerer Poeten aus verschiedenen Zeitaltern ebenso viel Wahrscheinlichkeit für sich habe, als die mehrerer Verfertiger des olympischen Zeus des Phidias! Die weitere Reise geht nun über Gallipoli nach Konstantinopel, „der schönsten Stadt auf Erden, solange man sie nicht betritt"!

Der dritte Band beschäftigt sich nun, einen nochmaligen Ausflug nach Kleinasien abgerechnet, vorzugsweise mit dieser Stadt, mit der Charakteristik der Türken, ihrem Gegensatze zum Abendlande, ihren politischen und gesellschaftlichen Zuständen. Von vornherein ist hierbei zu bemerken, daß der Verfasser sich als ein entschiedener Freund und ein warmer Lobredner der Türken zeigt, was in unsern Tagen ziemlich selten ist. Er preist vor allen Dingen und bei vielen Gelegenheiten ihre Frömmigkeit, ihre Gottergebenheit (Islam heißt wörtlich: Hingebung), ihre strenge Sittenlehre, ihre Redlichkeit in allem Verkehr, ihren regen Sinn für Wohlthätigkeit, kurz ihre gerade, unverdorbene Gesinnung. Einen Theil dieser Lobsprüche müssen wir zugeben: der ethische Theil des Islam läßt wenig zu wünschen übrig; wie aber steht es mit dem dogmatischen Bestandtheil? Ist die Werkheiligkeitslehre des Islam etwa zu rechtfertigen? Ist es die völlige Vernichtung der menschlichen Freiheitsidee, der Fatalismus, die Ansicht vom Weibe, das als ein Parasit der Schöpfung erscheint, dergestalt, daß das Weib nur durch den Mann selig werden kann? Ja, Misbräuche und rohen Aberglauben gibt es auch in christlichen Confessionen genug; aber, fragen wir, verschließt der Islamismus nicht fast alle Wege zu reinerer Gotteserkenntniß durch seine Exclusivität und seine dogmatische Abgeschlossenheit, seinen Formendienst und seine Wortgläubigkeit? Doch der Verfasser lobt eben alles, etwa wie Tacitus an den Germanen alles zu preisen fand. Zunächst stellt er Konstantinopel Kairo gegenüber. In derselben Weise wie Kairo das unverfälschte Erzeugniß eines ganz eigenthümlichen Zeitalters ist, gehört das heutige Istambol keinem an; wie dort in ungetrübter Klarheit im Einzelnen der Charakter des Ganzen wiederzufinden ist, sind hier nichts als Theile vorhanden, die zu keinem Ganzen passen. Konstantinopel ist weder dies, noch Byzanz, noch Stambul; cyklopische Mauern, griechische Säulen, römische Bogen, byzantinische Kirchen, fränkische Thürme, türkische Moscheen und Brunnen, italienische Paläste: alles erscheint hier dicht aneinander gedrängt in dieser vierundzwanzigmal belagerten und sechsmal zerstörten Stadt. Diese Verwirrung erzeugt bei dem Fremden oft völlige Rathlosigkeit: er erkennt nicht mehr, was er anschaut, und es bedarf nicht mehr des Lärmens von einer Million Menschen und des Geheuls von 10000 herrenlosen Hunden, um ihm Schwindel zu erregen; das Durcheinander von Pracht und Herrlichkeit, Schmuz und Elend, eine hochherrliche Natur und jämmerliche Trümmerhaufen verrichten diesen Dienst ohnedies.

Nachdem der Verfasser uns ein vollständiges Bild der Stadt, die Physiognomie der einzelnen Theile, die Bazars, die vorzüglichsten Moscheen u. s. w. vorgeführt, über die Stellung der Franken zu den türkischen Behörden, sowie über die Vorurtheile der erstern und ihre überspannten Besorgnisse manches Neue beigebracht, auch in die Geheimnisse des Familienlebens und die Gebräuche des Selamlik (Gesellschaftszimmers) interessante Blicke gethan hat, unterhält er uns durch die Schilderung kleiner Ausflüge und die Porträts einiger seiner nähern Bekanntschaften, des ehrenhaften Kaufherrn Schakier Effendi, des biedern Mehemed-Bei, eines echten Alttürken, der seinem Gast zu Ehren drei Pelze übereinander zieht und mit seinem alten Gärtner aus derselben Schüssel speist, griechische Theologen und tscherkessische Sklavenhändler von Schamyl's Stamm, ohne dabei politische Vorgänge, Gerichtsscenen und Hofgeschichten zu verabsäumen. Er bringt eben vieles und daher vielen etwas, ohne einen Gegenstand ganz zu erschöpfen. Hierauf wird ein neuer Ausflug nach Kleinasien unternommen, bei dem ein Theil der alten ionischen Zwölfstädte besucht und geschildert wird. Der Verfasser greift hierbei weit in die alte Zeit zurück und ergeht sich mit Vorliebe in der alten Geschichte dieses mächtigen Städtebundes, dem die Cultur des Menschengeschlechts bekanntlich so viel zu danken hat. Er legt dar, wie diese vom griechischen Continent aus in roher Zeit gegründeten Colonien, durch Lage und Klima begünstigt und gemischt mit einer an sich sanfter begabten Bevölkerung, der Ursitz der Kunst, der Poesie, ja selbst der Sprache der Hellenen wurden, wie sich hier die ionische Kunstschule bildete, welche Griechenland erst adoptirte, und wie von hier das geistige Reich der Philosophie (Thales) und der Wissenschaft seinen Ausgang nahm. Diese Erörterung, welche allerdings oft mehr in das Specielle verläuft, als wir erwarten durften, die sich Hannibal, Mithridates und die Parther zum Gegenstand nimmt und Herodot und Thucidydes kritisirt, beschäftigt ihn mehrere Kapitel hindurch und gelangt erst wieder bei der Heimkehr über Demisch am Tmolus, Kulah und Cutava zu den gegenwärtigen Zuständen zurück. Auf diesem Wege ist die Schilderung der Reste des alten Sardes, unsern von Birgeh, von vorzüglichem Interesse; ein Dorf Sart liegt nördlich von der Trümmerstätte, welche die Reste des Tempels der Cybele und der Akropolis kenntlich machen. Die räuberischen Zebeken, welch

das Gebirge bewohnen, machen den Besuch dieser Trümmer gefährlich. Auf dem weitern Wege nach Kutayah (Cotyäum der Römer), einer Stadt von 60000 Einwohnern, ist fast kein Punkt ohne seine interessanten Trümmerhaufen: das herrliche blühende Thal von Brussa aber schließt diese Wanderung erquickend ab, worauf der Verfasser über Gimlek nach Stambul zurückkehrt.

Hier endet dieser anziehende und lehrreiche Reisebericht, den niemand ohne Dank und Befriedigung aus der Hand legen wird, so inhaltreich, daß wir ihn nur zu skizziren vermochten. Sollten wir etwas an dieser bemerkenswerthen Arbeit tadeln, so wäre es der Umstand, daß der Verfasser offenbar zu viel auf einmal zu geben bemüht ist. Wenn unser Autor in einem und demselben Bericht und mit derselben Ausführlichkeit die Politik der Engländer in Indien und die Verwaltung Mehemed-Ali's von Aegypten, die Geschichte der ionischen Colonien, Cyrus, Alexander und Mithridates, die orientalische Frage und die sarazenische Kunsthistorie, die Gebräuche des türkischen Selamlik und der Empfang im Zelte eines turkomanischen Aga, die archäologischen Studien, zu welchen Sardes und Ephesus auffordern, und den Pfeifenbazar von Konstantinopel, Homer's Doppelgedicht und Krösus' und Polykrates' Reich und den Carneval von Smyrna zum Gegenstand seiner Darstellung macht: so überschreitet dies offenbar die Grenzen des Mannichfaltigen in der Einheit und er läuft Gefahr, dieselbe Verwirrung bei dem Leser hervorzurufen, in die er den Fremden in Stambul so richtig verfallen läßt. Diese Aneinanderreihung des Verschiedensten entzieht seinen Bildern viel von ihrer Frische: sie gibt den Eindruck des Zusammengelesenen und beschädigt den Autor selbst da, wo er es am wenigsten vermuthet. Von dieser Ausstellung abgesehen, verdient das Buch die dringendste Empfehlung als ein ungemein werthvoller Versuch, uns über die Geheimnisse des Orients, welche in den syrischen Greuelscenen neuerdings dem europäischen Verständniß so räthselhaft entgegentraten, einigermaßen aufzuklären und den Leser zu einem eigenen Urtheil zu befähigen, wobei wir freilich bemerken müssen, daß dies Urtheil zum Vortheil der Türken, an denen er so vieles, ja selbst ihre Kochkunst zu rühmen findet, ausfallen müßte, wenn wir seinen Andeutungen unbedingt zu folgen hätten.

2. Drei Monate im Orient. — Aegypten. — Palästina. — Syrien. — Persien. — Kleinasien. — Türkei. Von einem Nordländer. Leipzig, Lorck. 1860. 8. 10 Ngr.

Gegenüber dem vorangehenden ideen- und sachreichen Buche ist die vorliegende flüchtige Touristenarbeit mit wenigen Pinselstrichen zu erledigen. Die Briefe, aus welchen es zusammengefaßt ist, berichten, ohne auf Reflexionen oder specielle Erörterungen einzugehen, Tag für Tag von dem Erlebten und Gesehenen, ohne eine Verbindung mit dem Vorangehenden oder dem Nachfolgenden aufzusuchen, und so beschränkt sich das Verdienst des Buchs kurzweg auf das eines brauchbaren Wegweisers, dem nicht viel Bildung und wenig Reiz der Darstellung und der Sprache zu Gebote steht. Der Verfasser scheint selbst nicht mehr erstrebt zu haben. Er landet in Alexandria, dessen Profil er ausführlich zeichnet, besucht den Palast des Vicekönigs und gelangt am 16. Februar 1856 nach Kairo, wo auch er das Gefühl hat, in der Hauptstadt des Orients zu stehen und Europa hinter sich gelassen zu haben. Trotz des regen und lärmenden Straßenlebens, denn die Araber sprechen nicht, sondern sie schreien und heulen, macht die Stadt ihm doch den Eindruck eines erst jüngst von einem Erdbeben heimgesuchten Ortes, der Verfall und Ruinen überall darbietet. Die Gräber der Khalifen, die Pyramiden, die Hassanmoschee, die Bazars, die ernste, schweigende Umgebung, die Frauen, die häuslichen Zustände, die Armee beschäftigen den Verfasser vorzüglich. Große Reichthümer neben maßloser Armuth, Gastfreundschaft und Unzuverlässigkeit, Prunk und bettelhaftes Wesen, Gewalt und Druck unter dem Firnis europäischer Cultureinrichtungen, das Verderben des Pachtsystems für Staatsgüter und Abgaben, welches allerdings Dorfscheiks hervorbringt, die ihr Vermögen auf 300000 Thaler bringen, das aussaugende Rekrutirungssystem: alle diese Dinge berührt der Tourist flüchtig; am meisten klagt er über die Lügenhaftigkeit der Bevölkerung, niemand hält Wort, verlangt dies aber auch nicht von den andern; Zeitverlust kennt der Araber nicht; ob etwas heute oder in acht Tagen geschieht, gilt ihm völlig gleich; dabei kauft er das Schlechte, wofern es nur billig ist, denkt nie an eine Reparatur zu rechter Zeit, verfällt und läßt verfallen. Der Verfasser geht dann nach Jaffa, Ramla, Jerusalem, schildert im Heiligen Lande die bekannten Stätten und bringt den Ostersonntag in Bethlehem zu, wo überall das Blut des Osterlammes fließt und der sonst herrschende Schmuz den weißen Gewändern Platz gemacht hat. Merkwürdigerweise hat der Reisende hier und in ganz Syrien fortwährend mit Regen und schlechtem Wetter zu kämpfen und findet im April die Wege grundlos; die Sicherheit der Straßen ließ jedoch, dank den Baschi-bozuks, die hier als Polizei fungiren, nichts zu wünschen übrig. Auf dem Libanon wiederum schlechtes Wetter, auf den Höhen fiel Schnee, im Thale regnete es, der Sturm wüthete und die Kälte war furchtbar (am 4. April) bis Damascus. Hier besuchte der Verfasser Abd-el-Kader, dessen ganze Erscheinung Geist und hohen Muth ausdrückt, Eigenschaften, die er auch in Syrien wohl bewährt hat. „Von mehr als mittler Größe, sprechen seine Augen eine große und trübe Vergangenheit aus; Mund und Stirn sind streng, die Nase edel, seine Haltung überaus freundlich; er zeigte Interesse für alles und drückte mir zum Abschied die Hand." Aus dem Sittengemälde der Beduinen, das der Verfasser entwirft, theilen wir nur mit, daß jeder Stamm eine Art Wahlkönigin besitzen soll, die stets von einer Leibwache begleitet wird (!) und die den Stamm im Kampfe anführt; fällt sie, so löst sich der Stamm auf (!). Von Damascus geht die Reise durch das Beccathal nach Beirut, wo ein Ballfest beim Pascha beschrieben wird. Der Anblick Beiruts vom Meere aus, den Libanon hinter sich, ist zauberisch und übertrifft den des Golfs von Neapel. Smyrna und das Idagebirge, die Ebene von Troas und Konstantinopel füllen die nächsten Abschnitte angenehm aus. Der Verfasser sieht den seitdem verstorbenen Sultan nach einer Moschee in Skutari fahren. „Er ist eigentlich ein jämmerliches Männchen", sagt er, „sehr blaß und mager, sein Gang ist schwankend und unsicher, der Tod steht ihm auf der Stirn geschrieben; sein Anzug war die Uniform ohne Epaulette und Orden, ein schwarzer Paletot darüber. Desto reicher war sein Gefolge gekleidet." Von hier eilt der Verfasser zu den „süßen Wassern", wo bekanntlich an jedem Freitag im Mai eine Art Corso stattfindet, den die schöne Welt Stambuls im reichsten Costüm zu Roß und Wagen, in Zelten und auf Kissen hingelagert, längs dem schönen Kanal und am Wiesenufer auf- und niederwogend, verherrlicht. Hier sieht man die schönsten Rosse der Welt. Keine Spur von Unordnung; Anstand und Heiterkeit überall in der buntgemischten Menge! Auch einen Derwischtanz besucht der Verfasser und wir erfahren von ihm, daß dieser wunderliche Reigen das Sonnensystem versinnlicht und auf dem Wort des Koran beruht: alles dreht sich zur Ehre Gottes! was uns neu war. Zuletzt klagt der Autor über das Phlegma der Türken bitter: niemand kümmert sich um das Nächste, niemand weiß eine bestimmte Auskunft zu geben, sodaß sich durch Fragen zurecht zu finden rein unmöglich ist. Der geringste Ankauf erfordert daher die Hülfe eines Lohnbieners, und der Verfasser verbrauchte z. B. einen ganzen Tag, um eine einfache Holzkiste zu erhandeln, für welche ihm zuerst 80 Piaster abgefordert wurden und die er zuletzt für 30 Piaster erhielt, wie denn die Preise für solche Dinge hier fabelhaft sind. Nach einem Besuch des Bosporus verläßt er Konstantinopel und endet so sein Buch über den Orient, ohne von Persien, dem Titel zum Trotz, auch nur ein Wort gemeldet zu haben. 4.

Historische Romane.

1. Vor funfzig Jahren oder der letzte seines Hauses. Historische Novelle von F. B. Leipzig, Kollmann. 1860. 8. 25 Ngr.

„Es war zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts — 1808 und Anfang 1809 — die Wälder waren noch nicht ganz so gelichtet wie jetzt; in den tiefern Gegenden Böhmens gab es noch lange dichte Wälder, die sich für den überschauenden Blick wie in Nebel verloren" u. s. w.: so beginnt die vorstehende historische Novelle. Herr dieser und anderer Besitzungen war der Graf Eggenhof, residirend auf der uralten Feste Saczdin, ein stolzer, reicher Aristokrat, der letzte Zweig eines alten berühmten Geschlechts, in dessen Annalen mancher Zug ritterlicher Tapferkeit eingezeichnet war. Seine Gemahlin hatte ihm vor 18 Jahren, nach längerer unfruchtbarer Ehe, einen Sohn geschenkt, Gottward, nachdem der Gatte, gequält durch die ihm unerträgliche Aussicht, mit sich sein altes Geschlecht aussterben zu sehen, trotz aller Liebe zu seiner Gattin, sich mit dem Gedanken schon befreundet hatte, durch päpstlichen Dispens seine Ehe trennen zu lassen; denn ein jüngerer Bruder, Franz, der in unebenbürtiger Ehe mit Marien, der Tochter des Dorfschulmeisters Torbeck, kinderlos geblieben, war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als kaiserlicher Offizier in den letzten Krieg Oesterreichs mit den Türken gezogen und dabei in einer Schlacht gefallen. Marie hatte hierauf dem Manne ihrer ersten Liebe, dem Stellmacher Bernard, der dem vornehmern Bewerber früher hatte weichen müssen, ihre Hand gereicht, war aber auch in dieser zweiten Ehe, wegen Nahrungssorgen und unordentlichen Lebenswandels ihres Gatten, nicht glücklich geworden. Nach zwei Jahren verschwand dieser plötzlich und Marie genaß von einet Tochter, Mascinska, und starb im Wochenbett.

Bald nach Beendigung jenes Kriegs erschien jedoch unerwartet, hinter dem Rücken des Grafen, als Eremit verkleidet bei der Gräfin ihr Schwager Franz, und es ergibt sich, daß er in romantischer Liebe zu Marien, nachdem er zu seinem großen Schmerz sich überzeugt, daß ihr Herz noch am Gegenstande ihrer ersten Neigung gehangen, sie von den sie drückenden Fesseln zu befreien und bei der Unauflöslichkeit des katholischen Ehebundes den Entschluß gefaßt und ausgeführt hat, den Tod als Soldat auf dem Schlachtfelde zu suchen. Zu dem Ende war er dem kaiserlichen Heere in jenen österreichisch-türkischen Krieg gefolgt, und da er nicht erreicht, was er erstrebt, indem es ihm trotz aller Mühe nur gelungen, in einer blutigen Schlacht statt des Todes eine unbedeutende Wunde davonzutragen, hatte er den Umstand, daß ein Offizier seiner Statur, dessen Gesichtszüge durch einen Schuß völlig unkenntlich geworden, sich in seiner Nähe befand, benutzt. Diesem hatte er Papiere, die auf den Namen Franz lauteten, in die Brusttasche geschoben, und so war es ihm gelungen, in die Todtenliste eingetragen zu werden. Er selbst hatte sich vom kaiserlichen Heere entfernt und als Klausner verborgen. Zweck seines Erscheinens bei seiner Schwägerin ist, diese zu bitten, sich der armen verlassenen Marie und ihres Kindes anzunehmen, was die Gräfin auch verspricht, aus Furcht vor Verdacht bei allzu großer Theilnahme jedoch nur in beschränktem Maße erfüllt.

Der Leser fragt hier mit Recht, warum Franz, selbst angenommen, er habe aus Rücksicht auf die Seinigen von einem offenkundigen Selbstmorde abstehen wollen, sich den vorsätzlich aber umsonst gesuchten Tod in jener Schlacht nicht selbst gegeben habe. Er galt sicherlich als vom Feinde empfangen und würde alle spätern abenteuerlichen Mummereien unnöthig gemacht, aller Gefahr, noch als lebend entdeckt zu werden, vorgebeugt haben.

Wir rücken jetzt wieder, in Fortsetzung unserer kurzen Erzählung, in das Jahr 1809 vor und finden den Grafen bereits im ersten Viertel dieses Jahres als trauernden Witwer, denn seine Gattin war unerwartet schnell an einem Lungenschlage verschieden. Aber noch eins verdüsterte sein Gemüth, umwölkte seine Stirn. Entsprach schon die geistige wie physische Entwickelung im Laufe der Jahre nicht den gehegten väterlichen Hoffnungen, verriethen seine Reden und Beschäftigungen eine Vorliebe für eine einstige anspruchlose, friedliche Lebensbestimmung und nichts von den ritterlichen Anwandelungen eines Sprößlings der Eggenhofe; zeigten seine Gesichtszüge und sein mehr stämmiger und schlaffer, als schlanker und kräftiger Körperbau keine Aehnlichkeit mit den äußern Eigenschaften des Aelternpaares, sodaß den Grafen oft Zweifel beschlichen, ob er in Gottward auch sein eigen Fleisch und Blut vor sich stehen sehe; so ward er in dieser quälenden Unsicherheit noch mehr, sowol durch seine Schwester Leonide, einer verwitweten Baronin von D., die gekommen war, die Einsamkeit ihres Bruders zu erheitern, als durch eine dunkle, räthselhafte, wie von einem beunruhigten Gewissen zeugende Stelle des Testaments seiner Gattin und durch ein zu Gunsten Mascinska's, der Tochter Mariens, ausgesetztes Legat von 20000 Gulden bestärkt.

Um diese Zeit nun wird Mascinska von Gottward in männlichen Kleidern als Wilddieb im herrschaftlichen Forste betroffen, aufs Schloß gebracht, und dem Leser wird hier abermals als unbegreiflich vorkommen, daß Gottward vom Dasein dieses neunzehnjährigen, als ungewöhnlich schön und interessant geschilderten Mädchens hier die erste Kenntniß erhält, um so unbegreiflicher, da beide im Hause des alten herrschaftlichen Försters Wenzl häufig verkehrten. Ebenso auffällig ist, daß Gottward nicht, gleich Vater und Tante, von der Aehnlichkeit Mascinska's mit seiner verstorbenen Mutter betroffen wird, die so groß und sprechend geschildert ist, daß der Graf seine Gattin wiederaufgelebt vor sich zu erblicken glaubt und fortan nur noch die legalen Beweise, daß Mascinska seine Tochter sei, in seine Hände zu bekommen bestrebt ist.

Diese wichtigen Beweise hofft er durch Mittheilungen und Geständnisse des erwähnten alten Försters zu erlangen, von dem ebenfalls zweideutige, auf ein Eingeweihtsein in das Verhältniß Mascinska's zur gräflichen Familie hinauslaufende Aeußerungen zur Kenntniß des Grafen gekommen waren. Es begibt sich derselbe in die Wohnung Wenzl's, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, denn der Pfarrer des Dorfes, Pater Joseph, nimmt eben die Beichte des todtkranken Wenzl entgegen, welcher bald darauf stirbt, ohne den Grafen gesprochen zu haben. Nun wird der Pater Joseph aufs Schloß beschieden und gibt, gegen Abtretung des Legats von 20000 Gulden zu frommen Zwecken, dem Grafen den ersehnten Aufschluß, wobei folgender, hinter dem Rücken des Grafen verübte Betrug ans Licht gezogen wird.

Schwangerschaft und Entbindung der Gräfin wie Mariens, der verlassenen Frau des Stellmachers Bernard fielen ihrerzeit in dieselbe Periode; die Niederkunft der Gräfin mit einem Mädchen fand in Abwesenheit ihres Gatten nur wenige Tage nach der Mariens mit einem Knaben statt. Der Gräfin Mutter, die, begleitet von einer ihr ergebenen Hebamme ihres Orts, aus der Ferne zum Beistand ihrer Tochter herbeigeeilt war und gleich dieser wußte, daß des Grafen verstörtes und gequältes Gemüth nur durch das Geschenk eines Sohnes geheilt werden konnte, war noch in der Nacht der Niederkunft ihrer Tochter in das Dorf hinab an das Bett der bewußtlos in Fieberhitze bald darauf verscheidenden Marie geeilt, hatte dort mit Hülfe der bestochenen Hebamme, die auch Marien beigestanden, das mitgebrachte Kind ihrer Tochter gegen den Knaben der erstern vertauscht und gleich nach der Rückkehr auf das Schloß das widerstrebende Mutter- und Pflichtgefühl ihrer Tochter durch die Verkündigung der Geburt eines männlichen Sprößlings an die herbeigerufene gräfliche Dienerschaft niedergehalten. So ward die Tochter des Grafen Tochter des verschollenen Stellmachers und Enkelin des alten Schulmeisters, und Gottward, Sohn des Stellmachers, Erbe der Eggenhofe.

Nach diesen gleich ersehnten wie betrübenden Aufschlüssen glaubt der Graf mit der Anerkennung Mascinska's als Tochter nicht länger zögern zu dürfen. Was Gottward anlangt, der mit seiner neuen, ungünstigern Lebensstellung bekannt gemacht

worden war, trifft der Graf, mit Zustimmung Gottward's, folgendes Abkommen: Der Krieg mit Frankreich war vor der Thür und Oesterreich rief seine Jugend zu den Waffen. Gottward erhält durch Verwendung des Grafen in Wien die Erlaubniß, ein Bataillon Freiwilliger anzuwerben und das Commando desselben, welches auf Kosten des Grafen ausgerüstet wird. Der Graf hofft, daß Gottward durch irgendeine kühne Waffenthat sich auszeichnen und dann von der kaiserlichen Gnade einer Adoption mit Uebertragung des Namens Eggenhof statt des seinigen werde würdig befunden werden. Außerdem ist Gottward die väterliche, früher verweigerte Zustimmung zu einem ehelichen Bündniß mit Luise von Aßmann, einem Gesellschaftsfräulein Leonidens, für die er in heftiger Liebe entbrannt, zugesichert, und Gottward schließt sich bald darauf mit seiner Truppe dem Heere des Erzherzogs Karl an.

Eine Episode bildet nun das Erscheinen französischer Einquartierung auf dem Schlosse, geführt von einem Soldaten, der der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist und sich durch sein Gebaren und seine Promenaden im Dorfe dem Leser, wenn auch nicht den Bewohnern des Schlosses, bald als der vor vielen Jahren verschwundene Stellmacher Bernard verräth. Die Schlacht bei Wagram war nämlich geschlagen, Gottward in derselben gefallen und die Franzosen drangen bis Böhmen vor. Bei einem Besuche seines Ahnensaals findet der Graf den Soldaten Bernard in stummem Anschauen des Bildes Gottward's, das dort aufgehangen, versunken, und erfährt hier, daß letzterer durch die Hand Bernard's in jener Schlacht gefallen ist: eine Entdeckung, bei der mancher Leser wiederholt den Kopf schütteln wird, da eine so vollkommene Einprägung des Aeußern eines Gegners mitten im Pulverdampf und hitzigen Schlachtgewühl an das Unglaubliche streift.

So war denn auch dieser, auf Gottward gebaute Plan grausam zertrümmert und der arme Graf zog nun mit den Seinigen nach Wien, wo nach vier Jahren eine neue, allerletzte Hoffnung des Grafen, seinen Namen fortgepflanzt zu sehen, an dem seinem Hause einmal bestimmten Geschick ebenfalls zu Grunde geht. Mascinska hatte nämlich Hand und Herz einem Grafen Droste geschenkt, der als Offizier beim österreichischen Heere stand und der den Namen Eggenhof dem seinigen zuzufügen willig war. Aber auch er fiel in der Schlacht bei Leipzig. Ihm folgte bald darauf der Graf ins Jenseits, abgestorben für die Welt und ergeben in sein Schicksal — der letzte seines Hauses! Mascinska aber nahm den Schleier.

Haben wir geglaubt, den Lesern d. Bl. bei Beurtheilung dieser Novelle mit einem gedrängten Auszuge ihres Inhalts am besten zu dienen, da dieser sonst keinen faßbaren Stoff, weder historischer noch persönlicher Art, zu einer Besprechung bietet, so mögen uns noch einige Worte über ihre Beschaffenheit anzureihen erlaubt sein.

Außer den schon gerügten Unwahrscheinlichkeiten, die der Gläubigkeit des Lesers Gewalt anthun, ist uns fast nach jedem Gespräch der handelnden Personen eine oft bis ins Kleinliche gehende anatomisirende Schilderung des Eindrucks, den die Aeußerungen der Redenden gegenseitig aufeinander machen, störend erschienen. Des Erbebens, Erschreckens, Erbleichens und Erröthens ist kein Ende, Wirkungen, die der Leser nach Lage der handelnden Personen schon selbst errathen und bemessen kann und deren besondere Ermahnung zuweilen wol gestattet, ja geboten sein mag, die aber, an jeder Stelle wiederkehrend, auf uns wenigstens langweilend einwirkte. Ferner: wenn auch im Durchschnitt die Sprache und Anschauung der Dinge rein und edel zu nennen, ja Staffage und ländliche Scenerie nicht selten mit Meisterschaft durchgeführt sind, so streift doch hier und da die Ausdrucksweise ans Absonderliche und Geschraubte. So läßt sich z. B. der Stellmacher-Soldat Bernard, den der Graf Mörder seines eigenen Sohnes gescholten, wie folgt vernehmen: „Ich bin kein Gelehrter, Herr Graf, kein Mensch des privilegirten Gedankens; was ich mir eben an Gedanken herausgefunden, das sind die langen Schweife der Thatsachen, das ist, was das Nachregnen nach einem Gewitter. Die That an der Spitze, so zieht die Reflexion ein und garnisonirt als Weisheit. (!) Hätt' ich nicht ihn, so hätte er mich getödtet" u. s. w.

2. Abenteuer des Freiherrn von der Trenk. Nach dem Französischen. Leipzig, Lorck. 1860. 8. 10 Ngr.
3. Friedrich von der Trenck. Historischer Roman von A. von L. Drei Bände. Celle, Schulze. 1860. 8. 3 Thlr.

Wir fassen beide Werke für unsere kurze Besprechung zusammen, da sie einander ergänzen und das größere auf dem kleinern fußt. Das neue Interessante, was sie über die weltbekannten Schicksale des Titelhelden bringen, ist, daß das Liebesverhältniß des letztern zu der schönen geistreichen Schwester Friedrich's II. von Preußen, der Prinzessin Amalie, den wahren Grund zu den grausamen Verfolgungen Trenck's in dem Herzen des Königs abgegeben haben soll, indem dieser vorausgesehen habe, daß kein preußischer Gerichtshof in diesem Verhältniß ein Verbrechen entdeckt und daß Trenck wegen der angeblichen hochverrätherischen Correspondenz mit seinem Vetter, dem österreichischen Panduren-Trenck, sich vollkommen gerechtfertigt haben würde. Wir sind deshalb mit dem Vorworte des zweiten Werks vollkommen einverstanden, wenn es sagt, daß, man mag ein noch so aufrichtiger Bewunderer des großen, sonst mit seinem Wissen so gerechten Königs sein, wegen dieser That ein arger Flecken, auf seinem Charakter haftend, nicht übersehen werden kann. Trenck selbst hatte in seiner 1787 erschienenen Selbstbiographie dies Verhältniß aus zarter Schonung für seine hohe Freundin kaum angedeutet. Eine weitere Bereicherung sind die Schilderung und Abenteuer des Kapitäns von Schell, mit welchem Trenck von Glatz entwischte und der bis zu seinem Tode sein treuer Freund geblieben ist: ein Original, wie die Natur sie wol selten hervorbringt. Endlich wird noch jedermann mit Theilnahme die Anklage Trenck's vor dem pariser Revolutionstribunal aus dem Munde des blutdürstigen Fouquier-Tinville, sowie die muthige Vertheidigung Trenck's lesen, die ihm, eben weil sie zu rückhaltslos war, leider nicht den Kopf retten konnte.

Zu bedauern ist, daß über die Thätigkeit Trenck's während seines vierjährigen Aufenthalts in Frankreich, von 1790—94, nichts Näheres mitgetheilt werden konnte; denn wenn man auch erräth, daß sein Wirken politischer Natur gewesen sein mag, so sind uns doch damit, da Trenck Mitglied eines pariser Clubs war, die wahrscheinlichen Berührungen mit bedeutenden Persönlichkeiten sammt ihren Folgen vorenthalten geblieben.

Beide Werke sind willkommene Erscheinungen für Leihbibliotheken. In dem ersten sind, wie wir beiläufig bemerken, Wilich und Cottum statt Wylich und Lottum und Schlacht bei „Soran" statt Soor Fehler, deren sich entweder der Verfasser oder der Setzer und Corrector schuldig gemacht haben.

4. Der Herzog an der Leine. Von Hermann von Maltitz. Vier Theile. Berlin, Janke. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Thaten, Unthaten und Erlebnisse eines unwürdigen Zweigs des weltberühmten, uralten Welfenstammes sind für jeden deutschen Leser, der Sinn für die Zustände und Geschicke seines Vaterlandes in frühern Jahrhunderten im Busen trägt, vom spannendsten Interesse. Sie gewähren in den lebhaftesten Farben ein treues Bild des traurigen Verfalls, in welchen das heilige römische Reich deutscher Nation gerathen war. Trotz der harten Verpönung der Faustrechtsübung standen Landfriedensbruch, Wegelagerung, Raub und Mord auf den Landstraßen und schiffbaren Strömen, sowie Ueberfall der Städte in üppigster Blüte, verübt von einer rohen Ritterschaft, begünstigt, ja nicht selten getheilt von den eigenen Landesfürsten, die darin ein Mittel suchten und fanden, durch Hemmung des Handels und Gewerbfleißes das Aufblühen der Städte niederzuhalten. Die Kaiser, im Gefühl ihrer Ohnmacht, waren taub für die einlaufenden Beschwerden, und nur der Bannstrahl der Kirche

vermochte hier und dort dem Unwesen auf kurze Zeit zu steuern, wurde jedoch nicht selten durch Geldopfer auf seinem Wege aufgehalten oder bald wieder zurückgezogen, ohne daß die verübte Unbill gehörig gesühnt worden wäre. Selbst Bischöfe, wie die von Hildesheim, Halberstadt, Münster und Paderborn umgürteten sich mit dem Schwerte, befehdeten sich untereinander oder nahmen theil an den Kämpfen der Städte gegen den Lehnsfürsten und übermüthige Burgherren oder umgekehrt. Nur ein mächtiger Verein von Städten stand wie ein Fels im brausenden Meere, gewährte Trost für die Zukunft und zeugte von dem, was deutsche Kräfte mit rechtlichem Erwerb als Ziel vermöchten: die Hansa. Die in ihren Verband aufgenommenen Städte fanden in ihm Ersatz für den mangelnden Schutz des Reichsoberhauptes und wurden dadurch in den Stand gesetzt, dem Landesherrn und den Burgen Trotz zu bieten.

Der Verfasser des vor uns liegenden Werks, obgleich selbst einem alten Geschlecht angehörend, hat dies gewissenlose Treiben schlechter Landesfürsten und des spitzbübischen Adels mit rühmlicher Unparteilichkeit geschildert. Hören wir sein Urtheil über Geist und eigentliches Wesen des sonst nur zu oft von andern Federn als herrlich und preiswürdig gerühmten Ritterthums der Zeit — dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts — in welcher der Verfasser die Personen seines Werks handelnd auftreten läßt. Dies Urtheil zeugt zugleich von der Stimmung, in der der Roman selbst gehalten ist, weshalb wir für nöthig erachteten, es wörtlich auszuziehen: „Das Ritteralter charakterisirt sich durch die beiden Dinge, die Voltaire bespöttelt und verachtet, durch das Ritterthum und die Religion. In diesen beiden Elementen lag das damalige Leben begründet, das von den Zauberfäden der galanten und schwärmerischen Minne und den groben Zügen der materiellsten Roheit durchwoben war. Während das bürgerliche Leben sich in sanfter Sitte und stillem Fleiß abmühte, durch Familienglück und ehrlichen Besitz einen gesicherten Boden zu gewinnen, wurde es von Ritterthum und Kirche beherrscht und willkürlich behandelt; denn was die Raubgier der aller ehrlichen Arbeit entfremdeten Ritter nicht an sich riß, das wußten die nicht weniger habgierigen und trägen Geistlichen durch Angriffe auf die Gewissensruhe der in religiösen Vorurtheilen erzogenen Gemüther, durch List, Vorspiegelung und Androhung kirchlicher Strafen zu erreichen.

„Die zartern Züge jener Zeit in dem Zauber der Liebesschwärmerei und des galanten Minnedienstes, in der Freiheit des Ritterstandes und den geheimnißvollen Schauern des Aberglaubens hat die romantische Poesie bis zur Unwahrheit erschöpfend ausgebeutet. Halten wir uns in diesem Romane treu an die geschichtliche Wirklichkeit und treten wir in das Leben einer Zeit ein, die ohne künstliche, magische Beleuchtung uns ihre Menschengestalten und Ereignisse in ihrem wahren Charakter zeigen soll.

„Die Ritter waren die adelichen Streiter zu Roß und wurden für diesen Beruf schon früh ausgebildet. Mit dem siebenten Jahre wurde der Sohn als Edelknabe auf die Burg eines Vetters oder an den Hof eines ritterlichen Fürsten gebracht, der ihn durch einen besonders dafür angestellten Zucht- und Hofmeister — Bubenzüchter genannt — für das Waffenhandwerk erziehen ließ. Der Knabe wurde neben den Turn- und Kraftübungen zur Bedienung einer Dame angehalten, der er als Herrin mit feiner Galanterie der Ritter folgen, gehorchen, warten und wobei er denjenigen galanten Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht lernen mußte, welchen man vom Ritter erwartete. Ebenso lernte er aber dabei auch früh den eingebildeten Unterschied zwischen einem adelichen und bürgerlichen Weibe kennen und seinen höhern Geburts- und Berufsstand darin begreifen, daß nur das adeliche Fräulein und die Edelfrau die eigentlichen Gegenstände der ritterlichen Galanterie und feinen Sitte seien, und während er diese übte, betrachtete er das bürgerliche Weib nur als gute Beute seiner Lust und hielt sie der sanftern Ritterdienste, falls nicht wirkliche Liebe ihr Naturrecht geltend machte, für unwürdig.

„Mit dem vierzehnten Jahre rückte der Edelknabe zum Edelknappen vor. Als solcher hatte er das Amt, dem Ritter die Rüstung anzulegen, das Handroß vorzuführen, bei Tische aufzuwarten, hohen Gästen das Waschwasser zu reichen u. s. w. War der Edelknappe 21 Jahre alt, auch nach Gunst früher, so wurde er zum Ritter geschlagen. Jede Waffe, die er trug, hatte eine symbolische Bedeutung. Der Helm war das Symbol der Demuth, das Schwert war ein Bild des Kampfes für das Kreuz, die Sporen bezeichneten Anfeuerung zu edeln Gedanken und guter That. Es waren dies allerdings schöne und gutgemeinte Symbole, denen es aber ebenso erging wie allen aus alter und neuer Zeit: sie waren todte Worte ohne Lebensthat.

„In keiner Gegend war das Ritterwesen in ein so ehr- und sittenloses Raubritterthum ausgeartet als in den Gegenden der Leine, der Werra, der Ocker und überhaupt in den braunschweigischen, hannoverschen und hessischen Landen. Die darin gelegenen Burgen waren bloße Raubnester, die sich um so sicherer fühlten, als Fürsten selbst auf Raub und Mordbrennerei ausgingen ....

„Dies ist das skizzirte Lebensbild der adelichen Menschen jener Zeit, deren Rittertugend in Uebermuth, Fechten, Reiten, Lieben, Rauben, Wegelagern und Mordbrennerei bestand" u. s. w.

Gehen wir nun zu einer kritischen Schätzung des vorliegenden Werks über, so finden wir eine Haupteigenschaft, die den guten Roman bedingt, in reicher Fülle vorhanden: nämlich die Möglichkeit, den darin auftretenden Personen nachhaltiges Interesse abzugewinnen. Zu Seiten der zwei Hauptfiguren, dem bösen Herzog Otto von Göttingen und seiner Gemahlin, der frommen Margarethe von Jülich-Kleve, sind die mehr und weniger gewichtig in die Handlung eingreifenden Nebenpersonen alle Gestalten von Fleisch und Bein und deren Charakteristik mit meisterhafter Folgerichtigkeit durchgeführt. Wir nennen nur die wüsten, rohen Ritter Hanstein, Weserlingen, Schwiechelt, den listigen, verschlagenen Ranzau, den ebenso edeln wie tapfern Rönfurt, die Olga von Weserlingen, den neunzigjährigen, eisernen Landgrafen Heinrich von Hessen, den unglücklichen Prinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel, den versöhnlichen, schlichtenden Rathsherrn Werner Raden, den kalten, vorsichtigen Gildemeister Tile Freitag, den wahrhaft ritterlichen jungen Brauherrn Berthold Helmold nebst seiner Gattin Gertrud. Ebenso meisterhaft gezeichnet sind das Turnier zu Göttingen, die Volksscenen, die braunschweiger Blutnacht, in deren Folge die Stadt vorübergehend aus dem Bunde der Hansa gestoßen wurde. Als Curiosum und anziehenden Beleg für die Anschauungen der damaligen Zeit, sowie der großen Strafgewalt, die von Kaiser und Reich jenem mächtigen Bunde eingeräumt war, lassen wir einige der Bedingungen folgen, unter welchen die ersehnte Wiederaufnahme jener Stadt „in den Hansaverband gestattet werde: Die Stadt mußte Pilger nach Rom senden, um in St.-Peter Gott um Vergebung der Sünden für die Erschlagenen anzuflehen. Auch mußten ebenso viele angesehene Bürger getödtet werden, als Rathsherren in jenem Aufstande ihr Leben verloren hatten. Zwei Bürgermeister und acht gute Bürger mußten nach Lübeck kommen, in der Marienkirche dort ihre Andacht verrichten, barfuß und barhaupt in groben wollenen Bußgewändern, mit brennenden Wachskerzen in der Hand von der Kirche nach dem Rathhause ziehen und hier auf den Knien erklären, daß sie die Verbrechen am Rathe mit Frevelmuth begangen hätten und die Hansa um Gottes und der Jungfrau willen um Vergebung bäten."

Sollen wir uns dem im großen Ganzen sicherlich dankenswerthen Werke gegenüber einen schwachen, von manchen Lesern vielleicht nicht getheilten Tadel erlauben, so wäre es, daß den Bußübungen der frommen Margarethe etwas zu viel Feld eingeräumt ist, oder vielmehr der Beschreibung dieser Uebungen und der Empfindungen der Betenden bis in die kleinsten Details. Hier hätte wol oft eine kurze Andeutung genügt, während inmitten einer zu großen Breite und Ausführlichkeit die Hauptactionen selbst zu langsam und schleppend vorzurücken scheinen.

Daß Sprache und Ausdrucksweise in diesem Werke stets

rein, edel und geschmackvoll sich vorfinden, versteht sich neben den schon gerühmten Vorzügen von selbst und wir sehen einer Fortsetzung desselben mit Theilnahme entgegen. Eine solche müssen wir, trotzdem daß keine Andeutung einer solchen vorliegt, voraussetzen, denn der Schluß des Werks, soweit es vorliegt, ist kein genügender, befriedigender. 63.

Zur Charakteristik moderner Sittenzustände.

Ein Mitarbeiter von „Fraser's Magazine" schilderte und beklagte jüngst in einem Artikel „Manners and morals as affected by civilization" die sittlichen Uebelstände, die mit einem hochentwickelten Bildungszustande wie der unserige verbunden seien, und die Fortschritte, die seiner Meinung nach in Bezug auf sittliche Verderbniß diese Bildung gemacht habe und noch mache. Der „Spectator" habe zu der Zeit, als die Spring gardens of Vauxhall am meisten in Blüte standen, im Jahre 1729 einmal bemerkt: in den fashionabeln Cirkeln pflege alle Sittenstrenge so unbarmherzig verlacht zu werden, daß das andere viel schlechtere Extrem die gewöhnlichere Modethorheit sei. Der Verfasser des betreffenden Aufsatzes bemerkt nun: „Heutzutage wird Sittenstrenge vielleicht nicht verlacht, denn das laute, leicht hervorgerufene, herzliche Lachen unserer Vorfahren hat dem versteckten Spott oder der cynischen Verhöhnung Platz gemacht; aber versichern können wir mit aller Bestimmtheit, daß sittlicher Ernst als entschieden unfashionabel gilt." Um sich zu überzeugen, daß die Laxheit der Sitten im Wachsen sei, bedürfe es nur eines Besuchs der Oper, des Besuchs von Rotten-Row und Cremorne. Der Verfasser bemerkt dann weiter: „Geld ist jetzt das mächtigste Hülfsmittel, um einen Menschen in Stand zu setzen, Stellung und Einfluß zu gewinnen; und für diejenigen, welche Ehrgeiz, dabei aber nicht das entsprechende Element der Größe besitzen, ist Geld geradezu ein Gott geworden... Selbst das Verbrechen, wenn es Erfolg haben will, muß in diesen Tagen als eine Art Wissenschaft betrieben werden. Der Zeitgeist drückt sich, wie es uns scheint, aufs unzweideutigste in solchen Grundsätzen wie folgender aus: Ich will lieber einen gewandten Dienstboten von zweifelhaftem Charakter, als einen sogenannten braven Burschen in meinem Dienst haben. Ja, diese braven Burschen sind auf dem socialen Markt sehr, sehr tief im Werthe gefallen; Anerkennung als etwas Schönes findet jetzt nur noch die Ausbildung des Verstandes, nicht die des sittlichen Gefühls. Der Verstand ist allerdings von göttlichem Ursprung, aber wenn ihm nicht der Einfluß eines durchgebildeten Gewissens zur Seite geht, so kann er zu größerm Verderben gereichen als irgendeine andere Fähigkeit, welche menschliche Verkehrtheit in Gift und Fluch zu verwandeln vermag." Der Verfasser sagt weiterhin: „Ein betrügerischer Bankier, der euer Geld in Händen hat, ist nur ein schlechter Tausch für den Heighwayman, der euch auf der Hounslow-Heide euerer goldenen Uhr oder euerer gefüllten Börse beraubte, aber nicht jene dem modernen Schuft zu Gebote stehende Macht hatte, euch bis zum Grunde zu ruiniren und auszubeuten." Auch wundert sich der Verfasser darüber, wie es komme, daß das Menschenleben im Grunde innerhalb dieser Gesellschaft noch immer so wohlfeil sei wie vor Zeiten, obschon doch bei dem jetzigen Zustande der Polizei ein Mörder kaum Aussicht habe, dem Arme der Gerechtigkeit zu entschlüpfen. Dabei hat aber wenigstens doch England zum guten Theil jene innern politischen Kämpfe überstanden, die den Continent verheeren und in der Weise wie sie jetzt mit allen immer nur möglichen jesuitischen und denunciatorischen Chikanen geführt werden, wahrlich nichts zur sittlichen und gemüthlichen Bildung beitragen, uns eher einer gewissen Gemüthsbarbarei und Verwilderung entgegenzuführen und Kunst, Poesie, Humanität und Geselligkeitstrieb zu verwüsten drohen. Ein bedeutsames und für den Abstand zwischen jetzt und sonst bezeichnendes Symptom ist es sicherlich, daß es heutzutage undenkbar wäre, wie etwa Gellert, nur durch moralisches Schreiben und durch ein exemplarisch gewissenhaftes, rechtschaffenes und menschenfreundliches Leben Lehrer und einflußreiches Vorbild einer ganzen städtischen Bevölkerung (der leipziger) und ein Gegenstand der Verehrung für halb Deutschland zu werden; die Spötter, deren es damals auch wol gab, durften gegen Gellert nicht laut werden; heutzutage, wo allerdings wie in dem alten verdorbenen Rom so ziemlich alles für Geld, Titel und Orden feil und nach Geldeswerth geschätzt ist, würden sie den pauvern, schlichten, unscheinbaren, anspruchslosen Mann von allen Dächern herab verspotten dürfen. Führte doch zu Rabener's Zeit selbst die Satire den Kampf der Moral gegen die Unmoral, während sie ihn gegenwärtig häufig in umgekehrter Richtung führt. Wir weisen dabei auf einen Artikel der „Gironde" über die unsittlichen Zustände Frankreichs und besonders der französischen Metropole hin, auf den wir nur deshalb nicht näher eingehen, weil er bereits die Runde durch eine Menge deutscher Blätter gemacht hat. An Zuchtlosigkeit gibt eine gewisse, zu den wohlfeilsten Preisen in kleinen Heften in Umlauf gesetzte berliner Literatur der frivolen pariser gewiß nichts nach; nur ist sie plebejischer und gemeiner. Wir bemerken dies alles nicht, um Gellert'sche Moral zu befürworten, sondern nur um die inzwischen vorgegangene ungeheure Umwälzung auf geistigem und sittlichem Gebiete zu constatiren. Wol mit Recht bemerkte Varnhagen, es werde einst Wunder und Staunen erregen, „was alles für Barbareien, Dummheiten und Nichtswürdigkeiten wir neben den edelsten Empfindungen und höchsten Gedanken gehabt und geübt haben".

Wenden wir uns von Englands und des europäischen Continents Sittenzuständen zu denjenigen Nordamerikas, so begegnen wir auch da manchen sehr charakteristischen Erscheinungen, welche der gegenwärtige Krieg an die Oberfläche getrieben und der Welt vor Augen gestellt hat. Bekanntlich haben die deutschen Regimenter, man möchte fast sagen zum bloßen Hohn, auch Feldkaplane bei sich eingeführt, und sie nehmen dazu irgendeinen radicalen politischen Raisonneur, verdorbene Bierwirthe, vacirende Schauspieler u. s. w. Ueber einen solchen Feldprediger berichtet jemand aus dem Feldlager einem der gemäßigten deutschamerikanischen Blätter Folgendes: „Jetzt besitzen wir einen Feldprediger. Ich kann ihn nicht brauchen. Er kommt von St.-Louis, ist ein Turner und soll dort ein Kaffeewirth gewesen sein. Am 4. August kam er zu uns. Nachmittags wurde er uns vorgestellt. Alsdann trat Oberstlieutenant Sonderhoff auf und redete uns an mit den Worten: «Soldaten des neunten Ohio-Volontärregiments! Ich habe die Ehre, euch einen Regimentspfaffen vorzustellen, der für die Zukunft unser Seelsorger sein wird. Er hat auch eine Büchse mitgebracht für den Nothfall und hoffe, er werde euch angenehm sein.» Hierauf ergriff der vorgestellte Kaplan das Wort und hielt nachstehende Antrittsrede: «Kameraden, es ist mir die Ehre zu Theil geworden, von Oberst McCook, besonders aber von Major Willich, euch vorgestellt zu sein als euer künftiger Seelsorger. Ich setze voraus, daß ich es mit Leuten zu thun habe, die längst über jenen Humbug der Religion hinaus sind. Mit der Bibel in der Hand, dem Gesangbuch und dem fabelhaften Beten werde ich nie zu euch kommen. Mein Herrgott ist die Freiheit. Meine Seligkeit ist gut Essen und Trinken. Mein Trost ist der, den die Zukunft verspricht. Wenn die Trommel wirbelt zum Schlachtgedränge, so wird man mich nicht sehen hinter einem faulen Baumstumpen, nach Pfaffenart auf den Knien rutschen und beten. Ich habe eine Büchse mitgebracht und werde dann schießen helfen. Kameraden, hat einer von euch Kummer auf dem Herzen, bedarf er Trost, der komme zu mir. Ich werde ihm Trost und Linderung einflößen; aber nichts aus dem sogenannten Worte Gottes; nichts vom Herrgott, sondern aus der Geschichte der Vergangenheit. Ich bin ein Mann, auf den ihr euch verlassen könnt. Mein Geist ist vollkommen entwickelt; ich besitze Licht und Aufklärung.» Hierauf erfolgte ein dreifaches Hurrah und ein lebhaftes Hutschwingen vom Regiment."

Unsere Landsleute der radicalsten Sorte in Nordamerika huldigen, allen Symptomen nach, einem rohen und frivolen Materialismus, wie ihn die Welt noch nicht, selbst nicht zur römischen

Kaiserzeit gesehen hat, und man muß in Geduld abwarten, was er, wenn er zur Alleinherrschaft gelangen sollte, für unaussprechliche Entwickelungen und Gebilde im Staat und in der Gesellschaft hervortreiben wird. Eine der schlimmsten Unarten, deren er sich schuldig macht, ist der wüste Cynismus und der freche Hohn, womit er zu Werke geht. Jene „Regimentspfaffen" z. B. scheinen nur zu dem Zweck da zu sein, alles geistliche Wesen zu persifliren und zu parodiren, in der Manier des alten Kasperle, der auch, wie jener Feldkaplan des neunten Ohio-Volontärregiments, nur Eine Religion kannte, „gut Essen und Trinken". Diese Leute werden sich vielleicht auch gut schlagen, solange es ihnen nicht an Lagerbier fehlt, aber sie werden sich vermuthlich wie ihre Kampfgesellen von Bull's-Run nach „rückwärts concentriren", wenn ihnen dieses nationale Getränk ausgeht. Dabei haben jene Radicalen zum großen Theil deutsche Schulen, manche selbst deutsche Gymnasien und deutsche Universitäten besucht, was sie aber von diesen gerühmten Bildungsanstalten nach Nordamerika hinübernahmen, war ein cynischer Materialismus, der nichts von den höhern idealen Gütern, von Kunst, Poesie, Wissenschaft und Philosophie, sondern nur von Essen und Trinken weiß und alle Religion für eitel „Humbug" erklärt. Eine solche Erscheinung ist wohl geeignet, den Denkenden stutzig zu machen. Es wäre ja auch höchst ungerecht, wenn man die Radicalen in Nordamerika, die damit vielleicht sehr achtungswerthe Eigenschaften: Intelligenz, Fleiß, Arbeitsamkeit, Rührigkeit u. s. w. verbinden, einseitig und ausschließlich für diese Richtung verantwortlich machen wollte; diese reicht vielmehr hoch, sehr hoch hinauf, nur daß sie in diesen obern Regionen delicatere und gelecktere Formen annimmt, die sie freilich auch alle Augenblicke durchbricht, wie dies unter anderm auch manche neuere sogenannte „Aufzeichnungen" aristokratischer Lästerzungen und sonstige Handlungen und Aeußerungen aus jenen exclusiven Sphären nur zu deutlich bekunden.

Daß übrigens auch im Blenker'schen Hauptquartier ähnliche Eß- und Trinktendenzen wie beim neunten Ohio-Volontärregiment vorwalten, bezeugt ein in der „Zeit" mitgetheiltes Schreiben eines Augenzeugen, datirt Washington, Ende October 1861. Der Verfasser besuchte unter anderm auch das Feldlager der deutschen Regimenter, und er erzählt: „Die Division erstreckt sich bis nahe vor Fairfax Court House, wo sie den Vorpostendienst hat. Auf der von Washington dahinführenden breiten Straße kommen wir bald an ein größeres Haus, welches der General Blenker mit seinem Stab occupirt. Chef des Stabes ist jetzt Prinz Salm-Salm mit dem Rang von Oberst, von Radowitz als Oberstlieutenant; Generalquartiermeister der bekannte Dr. Schütte. Es geht hoch her in diesem Quartier: die Herren haben eine gastfreie Tafel, wie man sie in der Hauptstadt vergeblich sucht; das Wasser ist zu schlecht befunden, dafür ist Champagner tägliches Getränk. Prinz Salm-Salm soll schon erklärt haben, auf die Dauer würden ihm seine Mittel nicht erlauben, mit dem Herrn General Blenker Schritt zu halten." Man weiß übrigens jetzt, daß der Champagner im Blenker'schen Hauptquartier auf Regimentsunkosten geflossen ist; denn den neuesten Nachrichten zufolge hat Blenker wegen „gewaltsamer Erpressungen" seine Entlassung einreichen müssen und sie erhalten, und Dr. Schütte ist wegen angeblicher großer Unterschlagungen in eine Untersuchung verwickelt, obschon es immerhin denkbar wäre, daß amerikanischer Deutschenhaß und deutscher Landsmannsneid hier eine Intrigue angezettelt haben.

Naiv dagegen, wennschon für die nordamerikanischen Zustände charakteristisch, erscheint, was die „Memphis Avalanche" vom 12. September erzählt: „Eine der Compagnien aus Louisiana hatte im Treffen von Manassas ihren Hauptmann verloren. Die Compagnie wählte hierauf einstimmig an seine Stelle die Witwe des Gefallenen, und die Dame zog gestern in Uniform durch die Stadt, um den Befehl über die Compagnie anzutreten."

H. M.

Literarische Genremaler.

1. Picta et Scripta. Heitere Studien von Heinrich G. F. Mahler. Zwei Bände. Berlin, Kastner u. Comp. 1861. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Franz Trautmann's heitere Städtegeschichten aus alter Zeit. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 20 Ngr.
3. Wien, wie es war und ist. Federzeichnungen von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Wien, Hartleben. 1860. 8. 21 Ngr.

Die „Heitern Studien" Heinrich Mahler's erinnern vielfach an die Kossak'schen Federzeichnungen, ja sie haben einen weniger geschraubten Stil, einen natürlichern Humor zum Vortheil, wofür allerdings eigentlicher Witz, feine Pointen, die der berliner Janin zuweilen in unverfälschter Reinheit bietet, weniger bemerkbar sind. Diese literarische Porzellanmalerei, welche das Feuilleton Mode gemacht hat, und die darin besteht, über nichts allerlei Amusantes zu sagen, kann im Grunde einem wirklichen Talente auf die Dauer keinen Genuß gewähren; es kann entweder nur eine Art Erholung nach productiver Thätigkeit bilden oder eine Beschäftigung für sonst unfruchtbare Geister. Ueber Themata wie: Kartenstudien, Cigarrenphantasien, Crinoline, Frack und Hut sich des Längern zu verbreiten, und nur mit der Absicht, darüber etwas Witziges loszulassen, kann unmöglich ein Zeichen productiven Geistes sein. Der Verfasser der heitern Studien, der „Picta et Scripta", hat sich nun aber sichtlich in diesem Genre gefallen und tummelt mit guter Laune seinen Pegasus darin herum. Einige Skizzen sind sehr amusant und unterhaltend, aber die ganze Manier verräth gar zu sehr das Selbstbewußtsein eines günstig aufgenommenen Schriftstellers, der glaubt, daß seine Person mehr Reiz habe als die Gegenstände, über die er plaudert. Mahler hat sich mit seinen Soldatengeschichten vielen Beifall erworben und die paar im vorliegenden Buch enthaltenen Skizzen dieser Art gehören auch unstreitig zu den besten „Studien" desselben. In ihnen liegt der productive Geist eines Talents, welches wohl thäte, sich vor Verirrungen zu hüten.

Franz Trautmann's „Heitere Städtegeschichten" ahmen oft in glücklicher Weise den alten Chronistenstil nach. Der Verfasser weiß alte Sagen oder Geschichten, oft nur Anekdoten, mit einer behaglichen ansprechenden Naivetät zu erzählen, doch eigentlicher Humor ist in ihnen nicht anzutreffen. Einzelne Geschichten, wie „Die Krone von Ungarn", sind gar zu kunstlos: man sollte denken, sie seien aus einer alten Chronik abgeschrieben. Manierirtheit läßt sich überhaupt in diesen Geschichten genugsam sehen, und ob dies altdeutsche Erzählergenre wirklich so viel Freunde findet, um es eigens zu cultiviren, möchten wir wol bezweifeln.

Levitschnigg's „Wien wie es war und ist" bietet Skizzen von sehr mittelmäßigem Werth, die auch in nichts dem Titel, den sie führen, entsprechen. Man vermuthet Schilderungen des wiener Lebens der frühern und der jetzigen Zeit. Aber der Verfasser gibt ganz schlichte, oft gar nicht an die Lokalität nothwendig gebundene Erzählungen, deren anekdotenhafter Ursprung durch keine künstlerische Behandlung noch durch interessante Darstellung veredelt worden ist. Diese Art österreichischer Feuilletonistik gehört auch dem Wien an, „wie es war" und welche jetzt nur noch kümmerlich in den Souterrains einiger Vorstadtzeitungen ihr Leben fristet. Levitschnigg hat schon mancherlei drucken lassen, aber wir wollen glauben, daß es Besseres und Geistvolleres war, als diese wirklichen Papierkorbschnitzel, die dem Namen eines Schriftstellers nur schaden können. Und dieser häßliche, incorrecte, zerrissene Stil, der sich in den geistlosesten Phrasen breit macht! Am Ende denkt der Verfasser, er mache sehr geistreiche Bemerkungen, wenn er sagt: „Man kann sich irren!" und ohne Grund dazu eine ganze Zeile braucht, um dann in einer neuen Zeile mitzutheilen: „Dies geschah auch hier." Solche unnütze Einschiebsel, um nur Zeilen zu machen

und welche die flachsten subjectiven Einfälle enthalten, sind auf jeder Seite vorhanden. Es wäre schon ein bedeutender Fortschritt, wenn diese Unart aufgegeben würde.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notizen.

Englisches Urtheil über deutsche Literaturerscheinungen.

Die „Westminster review" machte im Octoberheft in der Abtheilung „Contemporary literature", von der französischen Belletristik zur deutschen übergehend, folgende Bemerkungen: „Es ist ein jäher Uebergang von der französischen zur deutschen Poesie. Kein Contrast kann größer sein als der Unterschied, welcher zwischen der Dichtkunst dieser beiden Nationen besteht, wenn es nicht etwa der ist, welcher zwischen der Art und Weise, wie beide ihre Dichter behandeln, stattfindet. Während in Frankreich namhafte Gedichte auch gelesen werden, so werden sie in Deutschland kritisirt und commentirt. Während eine Geschichte der poetischen Literatur in Frankreich ein ganz ungewöhnliches Vorkommniß ist, werden in Deutschland jährlich mehrere hervorgebracht. Die Deutschen müssen entweder ihre Dichter hintansetzen oder die Schriften über ihre Dichter. Wir fürchten, daß sie die erstern vernachlässigen, sonst würde nicht an letztern ein so großer Ueberfluß sein, und wir sind des Glaubens, daß in Berücksichtigung dieses Bedürfnisses Herr Moritz Rapp sein Werk «Das goldene Alter der deutschen Poesie» veröffentlicht hat. Der Unterschied zwischen diesem Werke und andern ähnlichen Charakters besteht darin, daß der Verfasser länger als gewöhnlich bei den sprachlichen Eigenthümlichkeiten Klopstock's, Lessing's, Schiller's und Goethe's verweilt. Das ist in seiner Weise interessant, aber wir können uns nicht denken, daß ein so kleiner Nutzen ein Werk, welches sonst überflüssig ist, zu einer uns willkommenen Erscheinung machen könne. Es gibt einige deutsche Dichter, über die wir lieber etwas Mehreres erfahren möchten, und Heinrich Heine ist einer von ihnen. In der Hoffnung, daß wir einige neue und anziehende Details über ihn in Erfahrung bringen möchten, griffen wir nach zwei Bänden Heine'scher Briefe, die sein Freund Friedrich Steinmann herausgegeben hat. Niemals vielleicht hat jemand mehr Ursache als Heine gehabt, zu beten, daß er vor seinen Freunden bewahrt bleiben möge. Ein werthloseres Ding als die Veröffentlichung dieser Briefe kann es nicht geben. Wir sagen dies nicht in Rücksicht auf den Skandal, den sie enthalten, im Gegentheil wir würden uns weniger enttäuscht gefühlt haben, wäre im Grunde ihr Inhalt für die Veröffentlichung gänzlich ungeeignet gewesen. In diesem Falle hätte man doch etwas gehabt, wovor man warnen und wogegen man Verwahrung einlegen könnte, statt etwas, worüber man gähnen muß. So wie sie sind, sind die Briefe von jener gewöhnlichen Sorte, welche der Ehre gedruckt zu werden nicht werth ist. Nur einige wenige sind vortrefflich und in fast allen findet man ein paar Federstriche, welche ihren Autor verrathen, aber die Mehrzahl derselben ist ganz gewöhnliche Waare." Der Berichterstatter findet einen Uebelstand für die gesunde und einheitliche Entwickelung der deutschen Literatur und Musik darin, daß jeder Kleinstaat und jede kleine Stadt in Deutschland gegenwärtig, ganz im Gegensatze zu der eigentlich classischen Periode unserer Literatur, ihre Favoritliteratur und ihre Favoritmusik hätten. Doch fügt er hinzu: „Wie schlecht übrigens der Zustand sein mag, in welchem sich die deutsche Literatur heutzutage befindet, so befindet sich diejenige Frankreichs in einem noch bei weitem kläglichern Zustande. Der Despotismus des Kaiserreichs scheint für den Augenblick die Intelligenz der französischen Nation in Schlummer gewiegt zu haben." **H. M.**

Ein Volksdrama.

Es ist als ein entschieden erfreuliches Zeichen zu betrachten, daß sich unsere Dramatiker mehr und mehr nationalen Stoffen und Gestalten zuwenden, nachdem sie lange genug in kosmopolitischer Gleichgültigkeit aus aller Welt Enden ihre Fabeln zusammengesucht. Schon von diesem Standpunkt aus ist ein neues Volksschauspiel: „Die Dithmarsen. Historisches Volksdrama in fünf Aufzügen", von Ludwig Köhler (Hildburghausen 1861), willkommen zu heißen. Das Stück behandelt den Kampf der Dithmarsen gegen König Johann von Dänemark und den historisch begründeten Sieg der erstern bei Meldorp im Jahre 1500. Ist schon die Wahl des Stoffs eine volksthümliche, so verdient die Gesinnung, in welcher das Ganze dargestellt ist, in hohem Grade das Lob einer patriotischen. Dabei ist es besonders anzuerkennen, daß den Verfasser seine eigene vaterländische Gesinnung nicht verleitet hat, den Gegnern ungerecht zu werden: König Johann, eine erfreuliche Figur in der Geschichte, ist auch von dem Dichter würdig gehalten worden. Ueberhaupt verdient es Lob, daß der alte Stoff nicht zu modernen Tendenzphrasen benutzt ist, vielmehr hat der Verfasser den Dingen ihr geschichtliches Colorit gelassen, und so macht der durchgehende Grundton der Vaterlandsliebe einen jedenfalls stärkern Eindruck, als wenn derselbe durch unwahre Absichtlichkeit verletzte. Was die dramatische Composition als solche anlangt, so wird sich dem Schauspiel Bühnenwirksamkeit nicht absprechen lassen. Einzelne Motive und Effecte erscheinen freilich als Reminiscenzen: aber die Zeichnung und Durchführung der Charaktere zeugt von einer festen Hand und das Ganze wird nicht verfehlen einen erfreulichen Eindruck zu machen. Dazu wird auch die poetische Sprache des Stücks das Ihrige beitragen. Auch daß das Drama, obgleich Volksdrama, in Jamben geschrieben, können wir nur billigen, da der Vers uns sofort über die Gewöhnlichkeit des alltäglichen Lebens hinaushebt, wie doch jedes Kunstwerk, auch das volksmäßigste, von Rechts wegen soll. So wünschen wir dem Schauspiel die verdiente freundliche Aufnahme und seinem Dichter Lust und Kraft zu fernerm Schaffen. **August Henneberger.**

Bibliographie.

Becker, A. W., Charakterbilder aus der Kunstgeschichte in chronologischer Folge von den ältesten Zeiten bis zur italienischen Kunstblüthe. Nach den Darstellungen der vorzüglichsten Kunstschriftsteller. Mit 187 Holzschnitten. Leipzig, Seemann. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Büchner, Luise, Frauenherz. Gedichte. Berlin, M. Hirsch. 1862. 8. 22½ Ngr.

Desanctis, L., Die Ehelosigkeit der Priester. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Maaßen. Duisburg, Ewich. 1862. 8. 8 Ngr.

Dreher, H., Betrogene Betrüger. Lustspiel in drei Akten. Wiesbaden, Limbarth. 8. 12½ Ngr.

Durand-Brager, Erinnerungen eines Rothhemdes. Vier Monate Feldzug unter Garibaldi in Sizilien und Neapel. Deutsch von E. Burckhardt. Mit 7 Illustrationen im Text. Gotha, Opetz. 8. 20 Ngr.

Edel, E., Kleine Welt. Hildesheim, Gerstenberg. 1862. 8. 1 Thlr.

Flygare, E., In der Fremde und Daheim. Skizzen und Novellen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von seiner Mutter Emilie Flygare-Carlén. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 41ster Jahrgang für 1862. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1862. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karl Erzherzog von Oesterreich, Militärische Werke. 1ste Lieferung. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.

Kastner, D., Religiöse Studien über die wichtigsten Fragen des Glaubens mit besonderer Berücksichtigung der Jetztzeit. Linz, Haslinger. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Krüger, K., Scarabaeus Magnus. Eine wundersame Historie aus der Chronika der Insekten. In muntere Reime gebracht. Glogau, Flemming. 1862. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

